Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Siebenunddreißigster Band.

Januar bis Juni.

1850.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

IX 6
BP 373.1 (37-38)
MAY 31 1938
Subscription Fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Allgemeines.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1850. 1.

Februar: Jeannette de Haza. 18.

März: Die Eintheilung der Menschheitsstämme, nach Carus I. 31. — Von der geistigen Beschäftigung in den Nachtwölkten. 34. — Die Veröffentlichungen des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig. 37.

April: Mirabeau. Historisches Drama in fünf Akten und mit einem Vorspiel, von F. Raupach. 48.

Portugal.

April: Der Portwein. 41.

Spanien.

März: Madrid und seine Bewohner. I. 32. — II. 33. — III. 36. — Die Städte und Wildnisse Andalusiens. 39.

Mai: Ticknor's Geschichte der spanischen Literatur. 56. — Zur Geschichte der Basken. 58.

Frankreich.

Januar: Die gemeinnützigen Gesellschaften. I. — Perrot. Nouilles und die Académie française. 9. — Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich. I. 14.

Februar: Napoleon und die Lieferanten seiner Armee. 13. — Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich. II. und III. 15. — IV. u. V. 16. — VI. 17. — VII. 18. — Der Kongreß von Erfurt, 1808. 19.

März: Ein Blick auf die französische Marine im Vergleich mit der englischen. 29. — Louise Aston und die französische Kritik. 36. — Ueber den Einfluß der Preßfreiheit auf die (französische) Literatur. 39.

April: Die Frauen Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert. Madame Geoffrin. 40. — Spanien und England. 42. — Ueber die Freiheit und die Zukunft der französischen Republik. 43. — Einfluß der Demokratie auf die französische Literatur. 44. — Der Verfall Frankreichs. 45. — 1833. 49. — Nicolas Poussin. 50.

Mai: Eine alte Stimme über die Republik in Frankreich. 53. — Zur sozialen Frage. I. Die Arbeiter-Vereine zur gegenseitigen Unterstützung. 2. Die Armuth der französischen Nation. 59.

Juni: Frankreich unter Napoleon und Ludwig Philipp. 66. — Politische Aphorismen, nach Salvandy. 67. — Bayonne und seine Bewohner. 69. — St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution. 73. — Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden. 78.

Italien.

Januar: Die Vermögens- und Grundsteuer im funfzehnten Jahrhundert. 6. — Das Parlament von Piemont. 8.

Februar: Ueber den Magnetismus in Italien und Frankreich. 23.

März: „Ueber geistige Erziehung", von Signora Ferrucci. 27. — Der General Allemandi über den lombardischen Aufzug von 1848. 36.

April: Das große Armenhaus zu Genua. 46.

Mai: Die Waldenser in Piemont. 57. — Warum es in Italien keinen grundbesitzenden Bauernstand giebt. 64. — Geschichte der Revolution in Italien im Jahre 1848. 65.

Juni: Monaco. Anfänge eines Genfer Touristen. 76.

Holland.

Februar: Die Katholiken in Holland. 18.

Belgien.

Januar: Hendrik Conscience's Jugendleben. 3. — Gent im vierzehnten Jahrhundert. I. Der Freitagsmarkt. 8. — II. Jakob von Arteveldt. 9.

Schweiz.

Januar: Die Philosophie der Freiheit. Zweiter Artikel. 1.

Februar: Zur Geschichte der Insurrection in Rheinbayern. 25.

März: Bilder aus der Schweiz. II. Die Heimatlosen. 32.

Mai: Bilder aus der Schweiz. III. Die Pfarre in Lützelflüh. 54. — Eine Geschichte des Sonderbundes. 55. — Die Bibliothèque de Genève über das Verhältniß der Kirche zum Staate in Preußen. 57. — Die geheimen Gesellschaften und der Kommunismus in der Schweiz. 58. — Ueber die Farbe des Wassers. 60.

England.

Januar: Shirley. 2. — Die Klöster des Orients. VIII. Drei Klöster im Nitrei-Gebirge. 2. — Ein Alphabet interessanter neuer Bücher. 3. — Eine astronomische Rundschau. I. 6. — II. 7. — Aus Elisabeth Woodville's Tagebuch. 1450. 7. — Eine astronomische Rundschau. III. 8. — Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell. 11. — Die Stammmutter der Herzoge von Devonshire. 12. — Die Röhrenbrücke Britannia. 13.

Februar: Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell. II. Lord Coke und Sir Matthew Hale. 16. — Ebenezer Elliot's Autobiographie. 17. — Currer Bell's Romane. 20. — Guizot's neuestes Werk über die englische Revolution. 21. — Zur Geschichte der Judenverfolgungen im Mittelalter. 24. — Zur Statistik der Presse. Das Personal einer Londoner Zeitung. 26.

März: Das Spitzbuben-Meeting in London. 27. — Macaulay's Geschichte von England. 28. — Beiträge zu einer Geschichte des englischen Eisenbahnwesens. 29. — George Fox, der erste Quäker. 30. — Die Armen-Quartiere in England. 33. — Punchiana. 34. — Das englische Drama der Gegenwart. I. Thomas Noon Talfourd. 37. — Eine Episode aus der Geschichte des Leuchtthurms von Eddystone. 38. — Das englische Drama der Gegenwart. II. Henry Marston. 38. — Punchiana. 39.

April: Aus dem Leben Wilberforce's. Erster Artikel. 41. — Das englische Drama. III. Henry Taylor. 42. — Die Wiege des Riesenpaares, Wissenschaft und Geschichte. 43. — Ueber die Reform der englischen Universitäten. 45. — Aus dem Leben Wilberforce's. Zweiter Artikel. 46. — Punchiana. 47. — Die Lehrsätze der neueren englischen Handelspolitik. 48. — Zur Geschichte der Mikroskopie. 48. — Das englische Straf- und Deportationssystem. 51. — Punchiana. 51.

Mai: Capitain Maconochie's neues Strafsystem. 53. — Der Katalog des Britischen Museums. 53. — Der Verlagsrechts-Vertrag zwischen Frankreich und England. 56. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der elektro-telegraphischen Verbindungen in England, Preußen und Amerika. 60. — Cathcart's Feldzüge von 1812 und 1813. 61. — Der Dichter Wordsworth. 62. — Einige Notizen über Bibliotheken des Auslandes im Vergleiche mit der des British-Museum. 63. — Täufen und Juden in den englischen Dramen zur Zeit Shakespeare's. 64.

Juni: Die Spielkarten. 66. — Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere. 67. — Punchiana. 68. — Der vierte Stand. Materialien zur Geschichte der Presse. 69. — Punchiana. 74. — Urquhart's „Säulen des Herkules". 75. — Eine Nordpol-Reise von Robert Goodsir. 76. — Ein englischer Tourist in Deutschland. Der schöne Brunnen in Nürnberg. 77. — Punchiana. 72. — Das Innere der englischen Bank. 78.

Digitized by Google

Dänemark.

März: Die Landestheile über Rendsburg. 30. — Fleistadt Wegener's Schrift gegen den Herzog von Augustenburg. 35.

April: P. Chr. Oersted: „der Geist in der Natur". 49.

Mai: Hans Christian Oersted. 61. — Der Sternen-Himmel nach H. Chr. Oersted. 65.

Norwegen.

Januar: Norwegische Literatur. 10.

Juni: Bemerkungen über die politische und materielle Lage Norwegens. 72.

Polen.

April: Graf Krasinski über die religiöse Geschichte der slawischen Nationen. 47.

Juni: Die Rückkehr zur Ordnung. 71.

Rußland.

Januar: Kaisan und seine Merkwürdigkeiten. 10.

Februar: Das Papstthum vom russischen Standpunkte aus. Denkschrift. 22.

April: Der Panslawismus. 52.

Juni: Memoiren des Generals Gordon. 68. — Rußland und der Slawismus. 70.

Türkei.

April: Die Türkei und ihre Zukunft. 32.

Mai: Die Türkei und ihre Zukunft, nach Ch. Macfarlane. Zweiter Artikel. 58. — Ein bulgarischer Abenteurer. 59.

Griechenland.

Mai: Griechenland und Lord Palmerston. 63.

Klein-Asien.

Juni: Entdeckung der Ruinen von Ur in Chaldäa. 68.

Palästina.

Januar: Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres. 12.

Georgien.

Februar: Tausend und Ein Tag im Orient, von Fr. Bodenstedt. I. 25. — II. 26.

Ostindien.

Januar: Sitten und Zustände der tamulischen Hindus und der ärmeren Klassen in Ostindien. Nach den Schilderungen eines Dänen. Gegenseitiger Empfang. Tamulische Sprache und Nationaltracht. Armuth der christlichen Tamuler. Tamulische Kasten und das Verhältniß der indischen Christen zu denselben. Tamulischer Adel und das Heer der Dienerschaft. 1. — Begräbnisse und Vergnügungen, Gaukler, das Zitherfest. Vermischung der Glaubenssekten. Moralität und Aberglauben. 2. — Ein Schlangenbeschwörer auf Ceylon. 4.

China.

Februar: Eine Reise von Schanghai nach der Stadt Hang-tschau-fu. 23.

Mongolei.

Juni: Ein tatarisches Festmahl. 73.

Süd-Afrika.

Februar: Das Kap-Land. 20.

Nord-Amerika.

Januar: Die Bibliotheken der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. 5. — Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten. I. 13. — II. 14.

Februar: Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten. III. 19.

März: Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten. I. 30. — II. 31. — III. 33. — IV. 36.

April: Lanman's Indianer-Sagen. 40. — Emerson's Repräsentativ-Menschen. 41. — Ein Amerikaner über England und die Engländer. 50.

Mai: Washington Irving's Leben Muhammed's und seiner Nachfolger. Die Eroberung von Jerusalem durch die Moslemim. 54. — Ein anglo-amerikanischer Humorist. Halliburton. 55.

Juni: Blumenlese aus neueren Reisebeschreibungen. 1. Kolonistenleben in Australien. 2. Naturprodukte Kaliforniens. 74.

Kalifornien.

Februar: Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849. 24.

Mexiko.

Januar: Abenteuer eines Amerikaners in Mexiko. Die Monte-Spieler. Mexikanische Straßenräuber. Ein Stilleben in der Tierra Caliente. 7.

Texas.

Januar: Ein neues Werk über Texas. I. Geschichte der deutschen Ansiedelungen in Texas und im Besonderen der durch den Mainzer Verein veranlaßten. 4. — II. Vortheile und Nachtheile deutscher Auswanderung nach Texas überhaupt. 5. — Aus Roemer's Berichten über Texas. III. Houston und seine Umgegend. 11.

Februar: Aus Roemer's Berichten über Texas. IV. Die deutsche Kolonie Neu-Braunfels. 16.

Mittel-Amerika.

Mai: Die Deutschen im Auslande. II. Die Deutschen in Mosikita. 36

Süd-Amerika.

März: Sitten und Zustände in Lima. Ein Picknik in Lima. Oeffentliche Gebäude in Lima. Ein Museum. Markt-Scenen. Ein politisches Todes-Urtheil. Die Marquesas-Inseln. 38.

Mai: Die Peruanische Republik. I. Eine Reise nach Peru. Die republikanische Staatsform. Das Land und seine Bewohner. 60. — II. Revolutionen unter der Säbel-Herrschaft. General Salaberry. 62. — III. Ein Nord- und ein Süd-Peru. Der peruanisch-bolivianische Bund. Krieg mit Chili. 64. — IV. Neue Revolutionen und Bürgerkriege. Die Rolle der Frauen in der Revolution. 70. — V. Peru revolutionsmüde. Fortdauernde Verschwörungen und Kämpfe der Parteihäupter. Castilla Präsident. 71. — VI. Die jetzige Verfassung der Republik. Europäer in Peru. 72.

Australien.

März: Die Deutschen im Auslande. I. Die Deutschen in Australien. 28.

April: Port Phillip im Jahre 1849. 44.

Polynesien.

Februar: Der fünfte Welttheil und seine Zukunft. 21.

Juni: Ein Besuch auf der Pitcairns-Insel. 72.

Mannigfaltiges.

Januar: Ein neuer Band von Thiers. 1. — Der Bachverein in London. 1. — Englische Uebersetzungen. 2. — Ebeneser Elliot. 2. — Die Versteigerung der Tieckiana. 3. — Neue Ausgrabungen von Ninive. 3. — Zur Geschichte der elektrischen Telegraphen. 4. — Karl Ritter's Vortrag über Palästina. 5. — Chinesische Gedanken über Schein und Sepn. 5. — Wilkinson's englisches Lehrbuch. 6. — Journal des indischen Archipels. 6. — Ein Wort über französische Staats-Theorieen, von einem Polen. 7. — Ein anderes Wort, von einem Franzosen. 7. — Die Republik ohne Republikaner. 8. — Odin und Thor in Schleswig. 8. — Die Kettenbrücke über die Newa. 9. — Russische Verschwörung. 9. — Die kalifornische Verfassung. 10. — Eine neue Nordpol-Expedition. 11. — Die Kunst im Norden durch Künstler beschützt. 11. — Der Giftmischer Wainwright. 12. — Die Säulen des Herkules. 13. — Erklärung, von Dr. Bialloblotzky. 14.

Februar: Englische Illustrationen. 13. — Schiller als Rathsherr und Heirathskandidat in Schweinfurt. 16. — Lord Jeffrey. 17. — Felix Mendelssohn's Briefe. 17. — Literarische Fälschungen in England. 17. — Nachdruck in England und Nord-Amerika. 17. — Castren über die Finnen. 18. — Abd el Kader in Frankreich. 18. — Blutige Schauspiele. 18. — Deutscher Constitutionalismus in Frankreich. 19. — Französische Roman-Tendenzen in

Digitized by Google

Deutſchland. 19. — Amerikaniſche Daguerrotypen. 19. — Ein amerikaniſches Luſtſpiel. 20. — Ein ſeltener Weinkauf. 20. — Gehet hin und thuet desgleichen. 20. — Der Bildhauer Steinhauſer in Philadelphia. 21. — Engliſche Schriften und amerikaniſche Leſer. 21. — Molière's Geburtstag. 22. — Houßaye's Rechtsgeſchichte. 22. — Ein homöopathiſches Honorar. 22. — Der Sozialismus und die Religion. 23. — Dr. Sinckler's Germania. 23. — Die älteſten chriſtlichen Inſchriften in Frankreich. 24. — Die Waldenſer in der Provence. 24. — Eugen Sue als ſozialiſtiſcher Schriftſteller. 23. — Eine Zeitungsente über Kamtſchatka. 26. — Die Times. 26. — Die ariſtokratiſche Demokratie. 26. — Eine demokratiſche Weltgeſchichte. 26.

März: Die Tauchnitzſchen Ausgaben engliſcher Autoren. 27. — Engliſche Bankroteure. 28. — Wichtige Erfindungen in Nord-Amerika. 29. — Amerikaniſche Politik. 30. — Karl Güßlaff über Handel und Gewerbe in China. 31. — Gottfried Schadow's Skulpturwerke. 32. — Zur Geſchichte des engliſchen Kabinets. 33. — Die Suspendirung eines Profeſſors während der Suspendirung ſeines Gedankens. 33. — Aphra Behn von L. Mühlbach. 34. — Ne quid nimis. 35. — Jüngſten Tages Pamphlete. 35. — Die emanzipirten Schriftſtellerinnen Deutſchlands. 35. — Arabiſche Dichtkunſt. 36. — Eine Univerſität in Neu-Holland. 37. — Oehlenſchläger's Todtenfeier. 38. — Southey. 38. — Neueſtes über Sir John Franklin. 38. — Die Goldmenge in Kalifornien und in Rußland. 38. — Currer Bell. 39. — Die Stadt New-York. 39. — Herman Melville. 39.

April: Der Maler Allan. 40. — Silber im Seewaſſer, im Steinſalz und in organiſchen Körpern. 40. — Frederike Bremer in Nord-Amerika. 41. — Zur Statiſtik der Stadt Boſton. 41. — Patrik Frazer Tyler. 41. — Engliſche Zeitungen. 41. — Bibliotheca Schütziana. 41. — Amerikaniſche Schriftſteller und Buchdrucker. 42. — Tichnor's ſpaniſche Literaturgeſchichte. 43. — Die Ungarn in Amerika. 43. — Der Hiſtoriker Prescott. 44. — Zeitungen in Amerika. 44. — Aelteſte Reiſebeſchreibungen. 44. — Häusliche Worte. 45. — Monk auf der franzöſiſchen Bühne. 46. — Kaiſer Fauſtin. 46. — Lamartine's ſchwarze Tragödie. 47. — Sir Jſambart Brunel. 48. — Zwei literariſche Capitaine in Nord-Amerika. 48. — Die Staats-Zoologen. 49. — Daniel Webſter im amerikaniſchen Senat. 50. — Neuer Telegraph. 51. — Schulunterricht in Nord-Amerika. 51. — Altruſſiſche Denkmäler. 52. — Volksgeheimniſſe und Stutzuhren. 52.

Mai: Ein Shakespeare-Theater. 53. — Ponſard's Charlotte Corday. 53. — Das Theater in Panama. 54. — Dan. Stern und die Februar-Revolution. 55. — Don Juan de Tenorio. 55. — Il Matrimonio Segreto. 55. — Die Würde eines engliſchen Poeta laureatus. 56. — Das franzöſiſche Volk. 56. — Talma's Denkwürdigkeiten. 57. — Die Zukunft der europäiſchen Heere. 57. — Lebrn Hadrian's IV. 57. — Zur Literatur der Muſik. 58. — Kunzmeyer. 58. — Monumenta Historica Britannica. 59. — Engliſche Bemerkungen über deutſche Muſik. 59. — Mond-Daguerrotypen. 59. — Graf Roſtopſchin in Berlin. 60. — Der ruſſiſche Feldzug von 1812. 60. — Granier de Caſſagnac. 60. — Der angelſächſiſche Volksſtamm. 60. — Die Nonne von Toulouſe. 61. — Dendrik Conſcience's neueſtes Werk in deutſchem Gewande. 61. — Uhl et Kaber in deutſchen Gedichten gefeiert. 62. — Ein amerikaniſches Buch von Alex. v. Humboldt. 62. — Die ſchweizer Konditoren in ihrer Heimat. 63. — Chalonda Marx. 63. — Philipp II., von Prescott. 64. — Zuſtand der Volks-Erziehung in England. 64. — Die Legende vom britiſchen König Lucius. 64. — Engliſches Urtheil über „eine Stimme aus Ungarn“. 65. — Programm der theologiſchen Geſellſchaft in Haarlem für 1850. 65.

Juni: John C. Calhoun. 66. — Zwei Expeditionen zur Aufſuchung Sir John Franklin's. 66. — Die Wiſſenſchaft im Dienſte Gottes. 67. — Libri und die franzöſiſche Regierung. 67. — Chineſiſche Zuſtände. 68. — Reiſen in Afrika. 68. — Transatlantiſches Verbindungsſyſtem. 69. — Die älteſten Zeitungen in Europa. 70. — Shakespeare und die Poſtſchüler in England. 71. — Die franzöſiſche Regierung und Lord Palmerſton. 71. — Ein engliſcher Verein für die Literatur der Juden. 71. — Zur Literatur über die Slawen. 71. — Ein „letzter“ Roman von Cooper. 72. — Miß Jane Porter. 73. — Ein Preß-Skandalofum in Schweden. 73. — Ein neues Schisma in der anglikaniſchen Kirche. 74. — Die Demokratie und ihre Kandidaten in Frankreich. 74. — Ein ſeltener Paſſagier. 74. — Talvi in Nord-Amerika. 75. — Engliſch-franzöſiſche Anekdoten. 75. — Aeronautik. 75. — Das franzöſiſche Zollſyſtem. 75. — Anzahl der Republikaner in Frankreich. 76. — Das franzöſiſche Eiſenbahnperſonenſpiel im Jahre 1848. 76. — Henriette Herz. 77. — Telegraphiſche Verbindung zwiſchen Nord-Amerika und Europa. 77. — Jenny Lewald in Frankreich. 78. — Ein Philoſoph unter dem Dache, Tagebuch eines Glücklichen. 78. — Die franzöſiſchen Maſchinenbauer und der Freihandel. 78. — Auſtralien in Berlin 78.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Wasserstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 1. Berlin, Dienstag den 1. Januar 1850.

Die Literatur des Auslandes. 1850.

Das letzte Jahr der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts findet Deutschland, findet Europa eben so zerklüftet und so voll Bangen in die Zukunft blickend, wie das erste Jahr dieses Säkulums den Welttheil und unser Vaterland fand.

„Edler Freund, wo öffnen sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord."

So rief Schiller einem politischen Freunde im Jahre 1800 zu, als hinter ihm die furchtbaren Ereignisse der französischen Schreckensherrschaft und vor ihm die trübseligen Jahre der französischen Gewaltherrschaft in Deutschland lagen, deren ganze Schmach er zwar nicht mehr erlebte, die aber dem am Busen der Geschichte genährten und groß gewordenen Dichter ahnungsvoll vor die Seele traten. Wie würde Schiller wohl die deutschen Zustände der Gegenwart ansehen, und welche Partei würde er als ein Mitlebender und Mitwirkender ergreifen? Ob vermag man sich in der That die Räthsel der Zeit zu lösen, wenn man sie an einen großen, von der Nachwelt verehrten Geist der Vergangenheit richtet und sie in seinem Sinne zu beantworten sucht. Schiller, mit seinem tiefen und warmen Gefühle für Freiheit und Recht, würde gewiß Allem, was in den beiden verflossenen Jahren geschehen, um Deutschland den ihm gebührenden Rang unter den mächtigsten und freiesten Nationen der Erde anzuweisen, mit Freude und Begeisterung gehuldigt seyn: aber mit zerrissenem Herzen würde er sein Haupt verhüllt haben bei den Gräueln, die zuerst in den Septembertagen Frankfurts und alsdann in den Oktobertagen Wiens verübt wurden. Mit der ganzen Gewalt seines hinreißenden Wortes hätte er die Männer, die im südlichen Deutschland die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, um eine Kaiser-Verfassung durchzuführen, für welche sie im Herzen nichts weniger als Sympathieen empfanden, die in Deutschland den Bruderkrieg entzündeten, um die Einheit des Reiches herbeizuführen, für Heuchler und Verräther des Vaterlandes erklärt. Schiller würde aber auch die schwankenden und unstaatsmännischen Gesetzgeber, die mit der einen Hand ihrem Lande das wieder nehmen, was sie ihm mit der anderen an Freiheit gewähren, die deutschen Duodez-Mazarins und Richelieus, welche mit unübertroffener Diplomatik jedes ihrer kleinen Königreiche zu einem Centralpunkte deutscher Selbständigkeit und Einheit zu machen bemüht sind, mit gebührendem Spotte gezeichnet haben. Seiner ganzen Geistes- und Gemüthsrichtung nach, würde Schiller, wenn er ein Mitglied des deutschen Parlamentes gewesen wäre, mit der Partei Gagern gestimmt haben, und mit der Partei Gagern hätte er auch Preußens Hegemonie in Deutschland anerkannt.

Aber ernst und bedenklich, wie wir jetzt an der Scheidelinie zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stehen, müssen wir dem beimgegangenen Sänger die eigenen Worte zurufen:

„Edler Freund! wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort!"

Haben wir etwa einen Frieden, unter dessen Schirm wir unsere Hütten ruhig bauen können? Ist es nicht vielmehr ein Zustand, der bei dem leisesten Anstoße von außen ein heilloser Parteien- und Bürgerkrieg zu werden droht? Haben nicht sogar diejenigen Männer sich schon entzweit, deren vereinte Kraft kaum hinreichen möchte, um die konstitutionelle Monarchie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen? Und schüren nicht gar jene Anderen, die sich für die Hüter des Ueberlieferten, für die Bewahrer der Legitimität ausgeben, die Kohlen, welche der ausbrechenden Flamme als Nahrung dienen werden? Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat ein so unsinniges Verfahren, ein solches Nichtslernen und Nichtsvergessen, seine anderen Folgen, als eine neue traurige Erschütterung aller Staats- und Familienverhältnisse gehabt. Nein, ein dauernder Frieden ist es nicht, der uns an der Scheidelinie der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begrüßt!

Und wo öffnete sich wohl der Freiheit in Deutschland ein Zufluchtsort? Wiederholt sich nicht in allen Staaten, in den kleineren wie in den größeren, dasselbe Schauspiel? Ist es nicht, als ob man sich überall gegen den geraden Weg verschworen hätte, der Deutschland allein zum Ziele führen kann? Gerade so unpolitisch, wie jene Parteien, denen zunächst das Amt der Beschwichtigung und der Friedensstiftung obliegen sollte, geben die vier deutschen Königreiche zu Werke, die mit ihrem eitelen und verblendeten Ankämpfen gegen die in der Natur der Dinge liegende Leitung der Politik Deutschlands durch das mächtigste deutsche Königreich nur denen in die Hände arbeiten, welche die staatliche Existenz der deutschen Monarchieen überhaupt und mit derselben den gesellschaftlichen Zustand von ganz Deutschland untergraben.

Nichtslernen und Nichtsvergessen ist auch hier Grundsatz. Abermals sehen wir, wie in Frankfurt, zur Zeit des Parlamentes, die Extreme sich verbinden. Preußen bietet allerdings die meisten Garantieen den Konservativen wie den Fortschrittsfreunden dar, aber ehe sie Preußens Hegemonie anerkennen, verbinden sich Herr v. Schmerling und der Fürst von Leiningen lieber mit Vogt und Schlöffel, die sicher, wenn ihr Prunzip den Sieg davontrüge, zunächst Oesterreich und dann Bayern mit Stumpf und Stiel ausrotten würden.

Doch nicht blos der Allianz mit Vogt und Schlöffel, sondern auch der Sympathieen ausländischer Feinde deutscher Macht und Größe dürfen Oesterreich und Bayern sich rühmen. Der Beweis dafür liegt und in allen Blättern vor, die der Deutschland feindlichen Gesinnung als Organ dienen. So lesen wir z. B. in Nr. 64 des „Nordischen Telegraphen", eines der heftigsten Gegner der deutschen Herrschaft in Schleswig-Holstein, einen aus Kopenhagen vom Dezember 1849 datirten Artikel „über die preußisch-deutsche Einheit und Dänemark", worin es heißt: „Die Rivalität Oesterreichs und Preußens ist die Stärke Dänemarks. Die Sache Dänemarks ist aber, genauer besehen, die Sache aller kleinen deutschen Staaten gegen preußische Uebergriffe." Unter den „preußischen Uebergriffen" versteht jedoch der Verfasser dieses Artikels nichts Anderes, als eine dem Ausland entschieden gegenüber tretende deutsche Einheits-Politik, die auch den Organen der französischen Umsturz- und Eroberungs-Partei ein Dorn im Auge ist und deshalb von ihnen stets bekämpft werden wird. Das Auftreten Preußens mit Festigkeit angegriffen wird.

Nur die besonnenen Blätter der konservativ-liberalen Partei in Frankreich und die unbefangenen Organe der gewigten Staatsmänner Englands sind, weil sie selbst dabei interessirt sind, das Deutschland ringsherum einig werde und erstarke, Preußens Verbündete in dem großen Bestreben, einen neuen deutschen Bund zu schaffen, der nicht blos ein Fürsten- sondern auch ein Völkerbund sey. Unter der Voraussetzung, daß Preußen auch in seinem inneren Staatsleben beharrlich auf der Bahn des Fortschrittes bleibe, erkennen sie die volle Berechtigung des zunächst von Preußen, Sachsen und Hannover ausgegangenen engeren Bündnisses an, in welchem sie zugleich die sicherste Bürgschaft gegen die Pläne des Radikalismus erblicken.

Und so ist es auch in der That! Soll der Freiheit in Deutschland ein sicherer Zufluchtsort gegründet werden, wird es nur unter der Aegide des Bundes geschehen können, der sich jetzt um Preußen schaart; aber auch nur dann wird es geschehen, wenn dessen Glieder sämmtlich von dem Gedanken der Größe und der Einheit des deutschen Volkes durchdrungen sind. Daß sie dies wirklich seyen, das mögen uns die Regierungsvorlagen in Erfurt beweisen. Nicht eine neue worthreiche Zusammenstellung aller Grund- und Menschenrechte, wie sie uns das Frankfurter Parlament gegeben, und wie sie in jedem freien Lande sich von selbst verstehen, erwarten wir dort: wohl aber Gesetze, deren Tüchtigkeit, Anwendbarkeit und Nachhaltigkeit eben so vom schlichten Landmann einleuchten, wie den vorurtheilsfreien, billigdenkenden Politikern aller Länder. Den beiden extremen Parteien brauchen sie nicht zu gefallen. Ja, unser ganzes Bestreben sollten wir namentlich in Preußen schon bei den Wahlen darauf richten, daß den beiden Extremen ein Spielraum gegönnt werde. Keinerlei Zugeständniß dem Radikalismus, der das ganze Gebäude unterminiren würde, aber auch keinerlei Zugeständniß den Männern von der äußersten Rechten, die dem übrigen Deutschland begründetes Mißtrauen einflößen und das Gebäude nicht zu seiner Vollendung kommen lassen würden.

O, wenn Erfurt der sicherer Port der deutschen Freiheit und sein Reichstag ein wirklicher Friedensstifter würde, dann hätte das Jahr des halben Säkulums eine große Aufgabe erfüllt, und mit einem eben so leichten Herzen würden wir es bereint entlassen, wie wir es mit schwerem empfangen haben!

J. Lehmann.

Frankreich.

Die gemeinnützigen Baugesellschaften.

Die Klage über zunehmende Unsittlichkeit ist wohl zu keiner Zeit mehr gehört worden, als gerade jetzt. Obschon man nicht zugeben kann, daß das Maß der Unsittlichkeit gegenwärtig ein größeres sey, als in früheren Zeiten; so kann man sich doch leicht erklären, woher jene Klage kommt. Die Stürme, welche

Digitized by Google

wir auf politischem und sozialem Gebiete jüngst erlebt haben und deren gewaltige Schwingungen noch fortdauern, haben die tiefen Schäden, an welchen die Menschheit größtentheils schon seit Jahrhunderten krankt, offen dargelegt. Wer nie das Elend recht gesehen, wer nie tief genug diesen Ursachen nachgeforscht hat, erblickt jetzt mit einemmale Noth, Elend und Unsittlichkeit in ihrer fürchterlichen Gestalt bei einander und meint, daß es vor Jahren doch nicht so gewesen sey. Gewiß nicht; Alles ist geworden, was es ist, und auch die Vorstellungen von dem, was unsittlich ist, haben sich mit der steigenden Intelligenz geändert, also, daß man gegenwärtig Manches für unsittlich erklären muß, was in früheren Zeiten nicht dafür galt, und umgekehrt.

Man hat von verschiedenen Seiten her bemerket, daß mit der Intelligenz auch die Unsittlichkeit gewachsen sey und hieran zugleich die Forderung geknüpft, die unbeschränkte Intelligenz als ein Privilegium des vom Glücke bevorzugteren Theiles der Menschheit zu betrachten und dem sogenannten niederen Volke nur ein bestimmtes Maß der Bildung zuzutheilen. Die Behauptung ist eine ganz ungerechtfertigte, denn Intelligenz ist gerade die einzige Waffe, mit der die Unsittlichkeit bekämpft werden muß, um sie zu vermindern; je intelligenter ein Volk im Ganzen und im Einzelnen ist, desto sittlicher muß es auch seyn. Was aber die Forderung betrifft, so ist sie nicht nur ungerecht und deßhalb selbst unsittlich, sondern auch unmöglich zu verwirklichen.

Daß so viel Unsittlichkeit herrscht, hat seinen Grund allein darin, daß ein großer Theil der Menschheit hinter der Intelligenz zurückgeblieben ist. Wessen Schuld aber ist das? — An meisten die des gebildeteren Theiles der Menschheit, dessen Pflicht es ist, den ungebildeten zu sich emporzuheben. Jede Zeit hat ihren Egoismus, und der Egoismus der früheren Zeiten bestand einerseits darin, daß man die Glieder der unteren Schichten der Gesellschaft für etwas weniger als Menschen achtete, andererseits aber, daß man glaubte, genug gethan zu haben, wenn man dem Volke gute Lehrer und Geistliche gäbe. Wer wollte leugnen, daß gute Schulen zur sittlichen Hebung des Volkes Wesentliches beitragen, dennoch können sie der Entsittlichung nur einen schwachen Damm entgegensetzen. Vieles muß sich in dem Bereiche des Volkes erst ändern, ehe die Schulen das wahrhaft seyn können, was sie seyn sollen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Erziehung durch den Schulunterricht nicht so mächtig ist, alle die traurigen und beklagenswerthen Umstände, welche bis jetzt die Jugend der niederen Volksschichten fortwährend umgeben und welche der Förderung der Sittlichkeit mit großer Gewalt entgegentreten, zu beseitigen. Die schlechte häusliche Erziehung und die traurigen Umstände, die hier in innigster Wechselbeziehung stehen, sind die hauptsächlichsten Faktoren der Unsittlichung: ist es erst gelungen, diese hinwegzuräumen, dann wird man weniger über Unsittlichkeit zu klagen haben. Das geht zwar nicht so rasch, aber es ist der einzige Weg, auf welchem dem Uebel begegnet werden kann.

Wer tiefer in das Elend der Menschen hineingesehen hat, wird gefunden haben, daß jene Ungleichheiten, welche vom Hochmuth „Loch der Menschheit“ genannt werden, weniger Verachtung, als tiefes Mitleid und herzliches Bedauern verdienen. Zweifle man nur ja nicht an der Bildungsfähigkeit auch dieses Theiles der Menschheit, glaube man nur ja nicht, daß der Mensch grundsätzlich das Böse lieber wolle, als das Gute, greife man vielmehr dem Gefallenen kräftig und liebreich unter die Arme, schenke man ihm Vertrauen und gebe ihm dann Gelegenheit, Gutes zu thun, so wird das Streben nach dem Guten in ihm immer reger werden. Darin lag die Schuld der früheren Zeit, daß der vom Glücke begünstigte Theil der Menschheit mit Verachtung auf das sogenannte niedere Volk herabsah und dasselbe seiner Hülfe nicht würdig achtete, vergessend, daß das Ganze leidet, wenn ein so großer und wichtiger Theil desselben krank ist. Man bürdete den Regierungen allein auf, was nur durch hingebende Liebe Aller erreicht werden kann, und hoffte das Uebrige von der Religion. Mit dem Predigen aber ist es hier nicht allein getha, Hülfe, thätige, kräftige Hülfe muß hinzukommen. — Das unvergleichliche neunzehnte Jahrhundert hat dies auch erkannt, sein Streben ist dahin gerichtet, die Schuld früherer Zeiten zu sühnen, dem Uebel der Unsittlichkeit an die Wurzel zu gehen und die unglückseligen Verhältnisse, in welchen ein großer Theil der Menschheit lebt, nach Möglichkeit zu beseitigen. In keiner Zeit hat es so viele wohlthätige Gesellschaften zur sittlichen Hebung des Volkes gegeben, wie jetzt. Frage man nur die Berichte über die Wirksamkeit der Klein-Kinderbewahr-Anstalten, der Vereine zur Besserung von Strafgefangenen, der Armen-Beschäftigungs-Anstalten, der Mäßigkeitsvereine u. dgl. m., und man wird zu der Ueberzeugung kommen, daß zwar des Elendes noch genug vorhanden, daß aber alle diese Vereine zur Beseitigung der Immoralität segensreich wirken und daß des sittlichen Unglücks weniger werden muß, je mehr derartige wohlthätige Gesellschaften an Ausdehnung gewinnen.

Deßhalb können wir mit jenen Phrasen am Weltschmerz leidender Frömmler, welche die Unsittlichkeit unseres Jahrhunderts geradezu als Folgen steigender Intelligenz bezeichnen, nicht übereinstimmen. Das 19te Jahrhundert steht sittlich höher, als die früheren, weil es der Unsittlichkeit mit der That begegnet, weil es die Unsittlichkeit aufsucht, um sie zu vernichten.

Zu den moralischen Bildungsmomenten sind jedenfalls auch die „gemeinnützigen Baugesellschaften“ zu rechnen. Im ersten Augenblicke könnte man glauben, daß, indem die Thätigkeit dieser Gesellschaften darauf gerichtet ist, armen Leuten gesunde und billige Wohnungen zu verschaffen, die Lage der arbeitenden Klasse nur in finanzieller Hinsicht verbessert würde: bei näherer Betrachtung findet man jedoch, daß der moralische Nutzen ein nicht unbedeutender ist. Es wird nicht uninteressant seyn, die Ansichten eines Franzosen über diesen Gegenstand zu hören. Der Volksrepräsentant Béchard drückt sich in seinem Buche, das so eben unter dem Titel: „die Gemeinde, die Kirche und der Staat in ihrer Beziehung zu den arbeitenden Klassen“, erschienen ist, über die Arbeiterstädte, wie die Häuser für Arbeiter in Frankreich genannt werden, folgendermaßen aus:

„Man schlägt gemeiniglich die Zahl der in Paris ansässigen Arbeiter auf 75,000 an, die Zahl der nichtansässigen beträgt 30,000, und von diesen sind etwa zwei Drittel Bauarbeiter. Die Zahl der Arbeiterinnen beläuft sich auf ungefähr 60,000. Hiezu rechne man, wenn man auf jede verheiratete oder im Konkubinat lebende Arbeiterfamilie zwei Knaben annimmt, etwa 100,000 Straßenjungen, die jedenfalls zu Anfang bereit sind; ferner 4000 Lumpensammler, industrielle Zigeuner, wovon die eine Hälfte wenigstens tief verderbt ist: und man wird begreifen, was für störende und gefährliche Elemente diese Bevölkerung von 263,000 Seelen in sich birgt, eine Bevölkerung, welche durch das Elend trostlos gemacht ist und die bald durch geheime Gesellschaften bearbeitet, bald durch die aufregenden Reden der Klubs entflammt wird.

„In einem von der Akademie gekrönten Werke sagt der Büreauvorsteher der Seine-Präfektur, Herr Frégier, diese Arbeiterbevölkerung sehr sorgfältig auseinander und glaubt, daß man von derselben 20,000 Männer und 20,000 Frauen, als zu den lasterhaftesten Klassen der Gesellschaft gehörend, absondern könne. „Es liegt nicht“, sagt er, „in meiner Absicht, zu behaupten, daß die Personen, welche ich zu jener Zahl gerechnet habe, alle in denselben Grade lasterhaft seyen, denn es giebt Abstufungen in ihrer Lasterhaftigkeit; aber was die Arbeiter betrifft, die ich von der großen Masse getrennt habe, so ist ihnen allen ein Laster gemein, nämlich das Laster des Trunkes, welchem über die Hälfte, etwa 17,000, in einem so hohen Grade ergeben ist, daß alles Menschliche darüber aufhört. In Betreff der Arbeiterinnen kann man annehmen, daß beinahe zwei Drittel zur untersten Stufe der lasterhaften Klasse gehören, wegen der Niedrigkeit ihrer Neigungen, wegen ihrer Unsittlichkeit und ihrer ganzen Aufführung.

„Die Lumpensammler anlangend, können wir etwa die Hälfte, also 2000, Frauen und Kinder mitgerechnet, unter den lasterhaften Theil begreifen. Diese Zahl, mit den ausgesonderten Theilen der obenerwähnten Klassen vereinigt, giebt eine Totalsumme von 56,000 Personen, welche die hauptsächlichsten Elemente derjenigen Bevölkerung ausmachen, die in den großen Städten die Pest der Menschheit bildet.

„Dieser Auswurf der arbeitenden Klassen wird übrigens gesäßlich durch seine Berührung mit dem lasterhaften Theile der nichtarbeitenden Klassen. Die gefährlichen Elemente der letzteren sind die Spieler, die öffentlichen Mädchen, deren Liebhaber und Beschützer, die Kuppelrinnen, die Landstreicher, Betrüger, Gauner, Taschendiebe, Diebe, Diebinnen und Hehler. Die mit Hülfe der Polizeiregister gesammelten Nachrichten, die Statistik der Kriminaljustiz und andere ähnliche Dokumente bringen die Zahl dieser verdorbenen Wesen bis auf 30,000. So hat also die Hauptstadt 86,000 Scheußliche, auf welche jede moralische oder polizeiliche Einwirkung so gut wie Nichts ist, fortwährend in ihrem Innern.

„Um dem Uebel abzuhelfen, welches aus der Anhäufung der Arbeiter in den großen volkreichen Städten entsteht; um eines Theils ihre Zerstreuung auf das Land, anderen Theils die Verbesserung ihrer Wohnungen, seyen es städtische oder ländliche, zu bewerkstelligen, müßte man die Gemeindevermögen freisinnig organisiren und dieselbe mit ausreichenden Mitteln versehen, zu gleicher Zeit aber auch die wohlthätigen Gesellschaften, welche sich bilden, um mit ihrem Einfluß und mit ihrem Gelde die Thätigkeit der Behörde zu unterstützen, begünstigen.

„Die Vertheilung der Bevölkerung zwischen Stadt und Land erregt mehrere wichtige Fragen, unter welchen besonders eine von unendlicher Bedeutung ist, nämlich die, ob man in Frankreich dem Ackerbau oder dem Gewerbe den Vorzug einräumen soll. Wir wollen nicht die Tiefen dieser Frage ergründen und die Theorieen Sully's und Colbert's zergliedern, wir wollen uns nur darauf beschränken, die außerordentliche Entwicklung unserer Gewerbethätigkeit und das damit gleichlaufende Vorschreiten der Wunde des Pauperismus festzustellen.

„Ein kräftiger Schutz, welchen man dem Ackerbau gewährte, weise Fesseln, welche man dem Maschinenwesen in den großen Kreisen der Bevölkerung anlegte, würden einen großen Theil des allgemeinen Uebels heilen können.

„Was die spezielle Frage der Arbeiterwohnungen betrifft, so können zwei Arten von Maßregeln genommen werden, Verwaltungs- und Gesetzgebungsmaßregeln. Für die einen sowohl als für die anderen wird man in den angelegenheiten Theil der Gemeinde und in der Lokalbehörde mehr Quellen und kräftige Hülfsmittel finden, als in der Centralbehörde.

„England und Belgien sind uns in dieser Beziehung vorangegangen. In Folge der vom englischen Parlament im Jahre 1844 angestellten Untersuchung über den Zustand der großen Städte und volkreichen Distrikte erfuhr man, daß zu London in dem Kirchspiel von Hanover-Square 1473 Familien nur 2175 mit 2510 Betten verlebene Räume bewohnten.

„Lord Ashley, jetzen Auimerksamkeit hiedurch erweckt wurde, beeilte sich im Vereine mit einigen angesehenen Mitgliedern der englischen Aristokratie, eine Gesellschaft für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen zu bilden. Diese Gesellschaft, mit einem Kapital von 100,000 Pfd. Sterl. versehen, hat schon mehrere Musterhäuser erbaut, worin sie Wohnungen von drei Räumen für eine wöchentliche Summe von 4 Fr. 35 Cent. bis zu 7 Fr. 30 Cent. vermiethet und die nach und nach zehn Sammelplätze des Elends, des Lasters und der Unordnung, wo oft Tag und Nacht zwanzig, dreißig, ja, vierzig Menschen zusammenwohnen, verdrängen werden. Dieses Beispiel fand in weitem Maßstabe Nachahmung, und der Versammlung der Mutter-Gesellschaft am 30. Januar 1846 theilte Lord Ashley mit, daß nicht nur zu London, sondern auch zu Edinburg, Glasgow, Bath, Brighton und Macclesfield die Gesellschaft und die Lokal-

Digitized by Google

Comités wetteiferten, Häuser zu bauen und zu billigen Preisen den Arbeitern gesunde und bequeme Wohnungen zu vermiethen.

„In Belgien beschäftigt man sich seit langer Zeit mit dieser Frage. Im Jahre 1838 wurde durch den Centralrath der Gesundheitspflege eine Commission ernannt, um den Zustand der Wohnungen der arbeitenden Klassen festzustellen und Mittel vorzuschlagen, dieselben zu verbessern. Ein belgischer Landwirth Ducpétiaux veröffentlichte und widmete im Jahre 1845 dem Kommunalrath von Brüssel und dem Centralrath der öffentlichen Gesundheitspflege eine mit Plänen begleitete Denkschrift, worin die Frage in gesundheitlicher, administrativer und finanzieller Beziehung geprüft wurde. Diese Denkschrift fand Beifall und wurde einer Kommission von drei Mitgliedern zur Prüfung übergeben. Während man noch dem Beschlusse entgegensah, bildete sich freiwillig eine Gesellschaft zu Lüttich unter dem Namen: „Gesellschaft für die Erbauung von Arbeiterhäusern." Diese Gesellschaft, deren Zweck es ist, den Arbeitern gesunde und billige Wohnungen zu verschaffen und ihnen die Mittel zu erleichtern, später Eigenthümer derselben zu werden, hat ihre Thätigkeit mit um so größerer Leichtigkeit begonnen, als in Belgien die Gemeindeerbleihen sehr ausgebreitet sind, und als die Gesundheitsmaßregeln ohne Dazwischenkunft der Centralbehörde von der Gemeindeverwaltung verordnet werden können. Eine ähnliche Gesellschaft hat sich neuerdings mit einem Kapital von 30,000 Thalern zu Berlin gebildet und bereits zwölf Häuser erbauen lassen.*)

„Das französische Gemeindegesetz, obwohl weniger reich an Hülfsquellen, als die belgischen und deutschen Gesetze, gewährt der Gemeindeverwaltung Leichtigkeit, ja, legt ihr selbst die Verpflichtung auf, über den öffentlichen Gesundheitszustand zu wachen, und der Cassationshof hat bereits mehreremale den verbindlichen Charakter der zu diesem Zwecke gegebenen und durch das Privatinteresse angegriffenen Polizeimaßregeln ausdrücklich bezeichnet.

„Man kann also ohne Ueberschreitung der Befugniß die Lücke des Gesetzes vom 22. Juli 1791 ausfüllen, welches, indem es die Verwaltung der möblirten Wohnungen von dem Gesichtspunkte der öffentlichen Ruhe und Sicherheit regelt, nichts über den inneren Zustand dieser Wohnungen verschreibt. Das Municipalkollegium, welches seinen Sitz zu Paris hat, das berathende Kollegium der öffentlichen Gesundheitspflege, das bei dem Ministerium des Ackerbaus und Handels am 22. August 1848 errichtet wurde, die Räthe und Kommissionen für die Gesundheitspflege, welche durch Ministerialbefehl in jedem Departement eingerichtet sind, können schon dem Municipalrathe einen Aufschwung geben, der von wohlthätigen Privatgesellschaften unterstützt werden würde. Die Gemeindeverwaltungen, im Besitz von Freiheiten und Hülfsquellen, ausgedehnter als die, welche sie jetzt haben, würden die Stadtviertel dadurch verbessern, daß sie Straßen durchbrechen ließen und denjenigen, welche Häuser für Arbeiter erbauen wollen, Beihraren bewilligten. Sie müßten die wohlthätigen Gesellschaften, welche sich bildeten, um den Bau, das Vermiethen und selbst den Ankauf dieser Häuser durch die Arbeiter zu erleichtern, mit Rath und That unterstützen.

„Eine Gesellschaft dieser Art, „die Gesellschaft der Arbeiterstädte", hat sich schon in Paris unter dem Schutze des Präsidenten der Republik gebildet, mit einem Kapital von 6 Millionen Frs. Ihr Zweck ist, den Miethern dieser Städte gesunde und lustige Wohnungen zu niedrigen Preisen zu verschaffen, als diejenigen, welche man für eine einzige Stube in ungesunden Häusern bezahlen muß. Die Wohnungen bestehen aus einer kleinen Küche und einer oder auch zwei Stuben; sie werden vermittelst Röhren erwärmt, die im Sommer zu Luftfängen (Ventilatoren) dienen. Die Gebäude werden drei Etagen hoch und von einander durch Höfe und Gärten getrennt. Das Erdgeschoß ist zu Waarenlagern, Läden und Werkstätten bestimmt. Jedes Haus soll vierzig bis funfzig Familien fassen; ein Waschhaus, ein Badehaus und ein Saal zur Aufnahme der Kinder, deren Mütter ihre Arbeit nachgehen, sollen in jedem Hause errichtet werden. Auch werden möblirte Zimmer im Preise von sechs, acht und zehn Fr. monatlich für solche Arbeiter und Arbeiterinnen eingerichtet, die nicht die Mittel besitzen, sich ein Mobiliar zu kaufen; ein Theil des Preises wird für die Zimmermiethe und der andere für die Bezahlung der Möbel, welche dem Miether nach vollendeter Zahlung gehören, angerechnet. Ein großer Saal soll zu einer öffentlichen Wärmstube eingerichtet werden, die zugleich als Arbeiter-Nachweisungs-Büreau benutzt wird. Die Arbeitgeber des Bezirks werden hier Männer von allen Gewerken antreffen. Die Arbeiter lassen sich beim Inspektor des Hauses einschreiben, der auch ihre Arbeitsbücher beglaubigt.

„Dieser Plan ist schon in Ausführung, und der Bau der Arbeiter-Cité des zweiten Arrondissements in den Straßen Petrelle und Rochechouart wird thätig betrieben. Die Mauern haben die vierte Etage erreicht und werden nächstens bedacht seyn. Die Entwürfe zu diesen Arbeiten, welche Herr Beugny leitet, sind sehr glücklich. Indem man viel Luft in die Höfe brachte, hat man ihnen das Grün der Gärten, welche die Cité begränzen, zu erhalten gewußt. Weite Treppen führen, in jeder Etage, zu großen hellen Gängen, in welchen die Eingänge zu den Wohnungen liegen, so daß man also leicht in alle Räume gelangen kann. Das äußere Ansehen des Hauses, obwohl ohne Glanz, entbehrt doch nicht einer gewissen Eleganz."

*) Diese Angaben stimmen ungefähr mit den im Finanzbericht der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft vom 31. August 1849 gemachten überein. Gegenwärtig beläuft sich das Kapital der Berliner Gesellschaft auf einige 60,000 Thlr.

Ostindien.

Sitten und Zustände der tamulischen Hindus und der ärmeren Klassen in Ostindien.

(Nach den Schilderungen eines Dänen.)

Fünftausend Menschen auf einer Quadratmeile ist in Europa schon eine sehr bedeutende Bevölkerung. In dem Gebiete von Tranquebar leben fünfundzwanzig Tausend Menschen auf einer Quadratmeile, und davon kommen auf die Stadt selbst nur zwei Tausend! Aehnliche Verhältnisse finden sich in Ostindien in vielen Gegenden. Handel und Industrie haben überdies seit dem Aufkommen der englischen Baumwoll-Fabriken an dem genannten, der dänischen Regierung gehörenden Orte ganz aufgehört. Wie nun solche Menschenmassen zu existiren vermögen, dürfte nicht uninteressant seyn, in Europa zu erfahren. Ein dänischer Missionair schreibt darüber manches Wissenswürdige in seine Heimat, und seine anspruchslose Darstellung enthält vielleicht darum Vieles, was man vergebens in den Berichten der Engländer sucht, weil es sich nicht wie diese in vornehmer Abgeschiedenheit von den untern Kasten Indiens gehalten, sondern die Hütten der Armen selbst fleißig besucht hat.

Gegenseitiger Umgang. Tamulische Sprache und Nationaltracht.

Am Morgen um vier Uhr war bei unserer Ankunft vor Tranquebar das ganze Schiff voller Eingebornen, die theils aus Neugierde, theils um zu handeln, theils auch um bei den angekommenen Europäern Dienste zu suchen, an Bord kamen. Hier hatte man reichliche Gelegenheit, die verschiedenen Physiognomien heller und dunkler Farbe, von der Schwärze des Negers bis faft zum Teint des Italieners, zu betrachten. Der Commissair mußte mitunter ein Ende (Tau) nehmen, um Platz zwischen ihnen zu machen, und da diese harte Behandlung mich schmerzte und ich äußerte, daß dies Schläge wären, lachte man über mich und meinte, ich würde dieses Volk besser kennen lernen.

Nachmittags hatte ich Zeit, einen Besuch in den Schulen auf den Ziegenbalgschen Pflanzen abzustatten. Welche herrliche Anlagen sind hier nicht gewesen! Jetzt ist Alles öde und verfallen, nur wenige Kinder in den Schulen und keine ordentliche Apparate zum Unterricht. Was für ein liebenswürdiges Ansehen haben nicht diese in ihren Bewegungen so leichten, halb nackten indischen Bübchen, wenn sie unter einer sich gekreuzten Beinen und mit ihren Palmenblättern (Ola-Olla) in den Händen im Sande sitzen, einige lesend, andere mit ihrem Stift über dem Nagel des linken Daumens schreibend. Wie rasch es ihnen von der Hand geht! Aber wie fremd sind nicht alle die Laute, die man hört, und wie verschieden die Aussprache von der, die man sich aus bloßen Lesen gebildet hat. Doch ich glaube nicht, daß sie mir so schwer fallen wird. Ich will es mir zur Gewohnheit machen und genau auf die Kinder hören, um von ihnen zu lernen, ehe ich sie zu lehren anfange. Die reine, vollkönene Stimme, mit der sie so deutlich jedes Wort bis auf die kleinste Nüance und einen jeden Buchstaben aussprechen, und die unglaubliche Geschwindigkeit, mit der sie die allerschwierigsten Laute in einer ganzen Reihe Sylben herzusagen vermögen, ist für einen Ausländer etwas ganz Wunderbares und Unnachahmliches. Aber es kann nichts helfen, ich werde Euch diese Proben von tamulischer Sprachfertigkeit, die ihres gleichen suchen, dadurch geben. Es wird Euch vielleicht beim Malabarischen schwindlig werden, wie einem gesunden Menschen, der den Kollegium viel Geld kostete und seinen Nutzen dafür erstehen. Er gab nämlich vor, daß es ihm unmöglich wäre, diese Sprache zu lernen, und daß er bei dem bloßen Anblick eines Buches mit tamulischen Blättern ohnmächtig würde; relata refero. Ich muß und werde indeß ernstlich mogen anfangen, bis ich es gelernt habe, und so weit bin ich, Gott sey Dank, schon, nicht mehr vor dem Gedanken zu erschrecken, daß es Malabarisch ist, was einst, zu Holberg's Zeit, Stile geweisen zu seyn scheint, da er es als etwas so Abscheuliches erwähnt. Es ist übrigens ein Glück, daß es jetzt so viele gewandte Sülbenstifter giebt, die indeß dem täglichen Umgange hier an Ort und Stelle die Mühe bedeutend erleichtern werden. Welche große und herrliche Bibliothek hier einst gewesen ist, davon kann sich Niemand zuhause eine Idee machen, der nicht die Ueberreste gesehen hat. Aber die verherrenden weißen Ameisen, Ratten, eine Art Insekten, welche Buchstaborion genannt wird, und ander depredatores, von denen man in einem englischen Buche liest, haben, ohne die Feuchtigkeit mitzurechnen, diesem ganzen Schatze den größten Theil seines Werthes genommen; es gänzlich zu vernichten und verdoben ist faft jedes Werk durch die schmähliche Verkümmerung und Gleichgültigkeit; doch es ist zu spät, hierüber zu schreiben: es war es schon, als man vor zwölf bis vierzehn Jahren darüber schrieb.

Den 8. März. Den ganzen Tag gestern lernte ich Tamulisch und bebrebte mich, meine Zunge so verkehrt und malabarisch als möglich zu biegen. Eine sprachgelehrte Dame hier am Orte, eine gute Freundin von H., nimmt sich meiner an, um mich zu einem richtigen „Guru" (Lehrer, Meister), wie sie sagt, zu machen. Ihr Unterricht kostet mich kein Geld, dagegen kommt mir der, den ich von den Eingebornen haben will, ziemlich theuer, und von dieser Seite werden mir Hindernisse genug in den Weg gelegt. Doch „never mind", sagen die Engländer.

Obgleich die Nationaltracht, ein weißes Gewand, um den Leib und über die Schultern befestigt ist, so haben doch die Frauenzimmer gern rothe, oft hochrothe, blaue, gestreifte und andere Anzüge nach der Mode. Die Wohlhabenden gehen auch ihren Kindern bunte Ueberwürfe à la Joseph. Die Heiligen (Swadaram Samiak), welche sich vor Anderen auszeichnen wollen, haben gelbe Kleider und sind mit Sandelholz und Asche von gebrannten Kuhdünger, als ein Zeichen der Buße, überstreut, ein wunderliches Mittel, mensch-

Digitized by Google

liche Reinheit an den Tag zu legen. Dazu haben sie einen Gebetskranz von einer Art Baumfrucht (Nuttirekkam) um den Kopf oder den Hals, ein oder das andere Amulet in einer silbernen Kapsel, am öfteren Lingam, zwischen Schilkern und Klendogen an den Arm gebunden, und je nachdem sich die Menge zu Sima's oder Wischnu's Sekte bekennt, haben sie verschiedene Zeichen an der Stirn, ein horizontales oder ein vertikales. Prächtige Kleider zu haben, die recht in die Augen fallen und mit goldenen Juwelen vom Kopf bis zur Zehe behangen zu sehn, ein Diadem auf dem Kopfe, Ketten um den Hals, Ringe in der Nase, an den Ohren, um die Arm-, Hand- und Fußgelenke, an den Fingern und Zehen, wird als ein eben so passender, wie anständiger Schmuck für Frauenzimmer betrachtet. Die Männer beschränken sich gewöhnlich darauf, Ohren oder Nase, Finger und Zehen mit eben dergleichen, worin Steine gefaßt sind, zu besetzen.

Armuth der christlichen Tamuler.

Ich bin seit meinem Antritt am 15. März etwas auf dem Territorium umhergewesen, habe die Schulen besehen und die Christen in den Dörfern besucht, aber ich habe nur wenig Erfreuliches davon zu erzählen, ausgenommen einen liebreichen und äußerst höflichen Empfang. „Das Haus ist das Ihrige", „in Ihren Füßen liegen", sind Redensarten, welche in den langen Tiraden vorkommen, mit denen die Bewohner den Gast begrüßen, wenn sie ihn als ihren Vorgesetzten ehren wollen. Leider ist Armuth und Elend nur zu sehr unter den lieben Christen verbreitet, die zur protestantischen Mission gehören. Aermliche, düstere, übel dünstende Hütten von Lehm oder Erde mit Dächern von geflochtenen Palmblättern sind die am entferntesten liegenden Wohnungen der Pariahs. Viele zeigen auf ihr Dach, wenn man zu ihnen von ihrem Gott spricht, und rühmend sind oft die Scenen, zu welchen die Armuth den Missionair ruft, um davon Zeuge zu sehn. Eine arme Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm hätte diesem beinahe einen gefährlichen Sturz am Kopf beigebracht, indem sie sich zu meinen Füßen niederwarf, eine andere brachte ein Zwergkind*) als Vorwand zu einem Almosen: eine dritte war eben erst davon gerettet, sich selbst zu entleiden, weil sie mit einer ganzen Horde unversorgter Kinder Wittwe geworden war. Diese gehören freilich zu den Bedürftigen, die auch Unterstützung von öffentlicher Seite durch die sehr nützliche Einrichtung zu erwarten haben, welche der frühere Interims-Gouverneur S. zum Besten der wirklich Nothleidenden veranlaßt hat; doch trifft man auch viele, die sich sonderbarer Mittel bedienen, um ihre Noth zu bewesten, und die man genau kennen muß, ehe man die bestende Hand ausstreckt. Eine alte Frau zeigte sich zu wiederholtenmalen mit einem Buche in der Hand, vor Alter und Schwäche zitternd, und zog aus ihrem Gürtel einen Lappen mit einer honigen Erdart, die, wie sie sagte, der Hunger für zu essen zwänge, und welche den schädlichen Einfluß haben soll, der nur zu natürlich ist, daß der Magen davon aufschwillt und die Verdauungswerkzeuge verderben. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sie erwachsene Kinder hatte, welche sie unterstützen sollten und konnten. Kläherlich war es mir faß einmal, einen großen starken 30jährigen Kerl aus dem Grunde um Hülfe bitten zu sehen, weil er seine Aeltern verloren hatte. Die Noth ist jedoch im Ganzen sehr groß für die arbeitende, besonders die ackerbauende Klasse, die nur in der Pflanz- und Aerndtezeit hinlänglichen Verdienst hat. Der Mangel ist jedoch an andern Orten in Indien noch größer. So wird erzählt, daß bei einer Almosenaustheilung, welche der bekannte Fürst Rundschit-Sing in Kaschmir veranstalten ließ, 23 Personen im Gedränge von den Bettlern erdrückt wurden! In Bengalen ist in trocknen Jahren oder nach großen Ueberschwemmungen bekanntlich oft Hungersnoth. Die Armuth unter den Christen in Tranquebar ist leidend geworden, seitdem sie ausmärtigen Almosen, welche der Missionsklasse zuströmten, ausgehört haben. Dem Vernehmen nach, müssen diese Menschen sich einen großen Theil des Jahres von Aas, Schnecken, wilden Früchten und einer Art Grabwurzel, welche Pillarisi heißt, nähren. Das Wunder also, daß solche elende Geschöpfe, obgleich dem Namen nach Christen, sich nur wenig um die Dinge bekümmern, die zum Reich Gottes gehören, ihre Kinder ungetauft liegen lassen und wie die Heiden nur zuweilen daran denken, was sie essen, trinken und womit sie sich kleiden sollen. Wohlhabender sind jedoch alle die Pariahs, welche im Dienst der Europäer stehen; diese und die besseren Kasten, welche zum Unterschiede Tamuler genannt werden, haben Häuser (einige sogar sehr gute) mit Grundmauer, im Viereck mit einem offenen Platz in der Mitte gebaut, einer Veranda im Innern und einer gleich nach außen zu, wo der Eingang ist, einem Vorbau auf hölzernen Säulen, die auf einer Mauerbank auf beiden Seiten ruhen.

*) Solche Zwergkinder werden Pillai genannt, sind gehören Mißbildungen und Krüppel zu den Seltenheiten. Es haben sich aber viele Europäer weiße Kakadus (Didges) oder Kaffernkühe. Die Anzahl der Christen ist so sehr ausgebreitet, daß sonnenne sie auf 40,000 geben. Davon aber, Armuth und Mangel abrechnet, z. B. Palmenzeugen, werden viele schiefe, krumm und lahm. Zum bekannte Leidensmangel ist diese Krankheit auch Siam ist zu Europa eingeführt worden. Ein Frauenzimmer mit einem Kopf, einem Ungeheuer Umfang, welche zu Kaufe stark, soll gespaltet und Mal Prinz gefunden worden sein. Ein Gott wurde in Bengalen mit zwei Köpfen und vier Füßen gebohren, welches ist der sonderbare Anfangung daher kommt, da diese Mißgeburt als ein Akt Brahma der Prädestinations Kalkutta in zwei Gouvernements, Bengalen und Ava, angesehen wurde.

Kamel. d. Bl.

Tamulische Kasten und das Verhältniß der indischen Christen zu denselben. — Tamulischer Adel und das Heer der Dienerschaft.

Der Unterschied zwischen Tamulen und Paeppern (Pariahs) bringt mich darauf, das verwickelte Kastenwesen zu berühren, in welchem es für die Europäer so schwer ist, sich zurechtzufinden, und welches sich in seine vollständige Ordnung bringen läßt, ohne alle Abtheilungen und Unterabtheilungen an den besonderen Orten und in den verschiedenen Gegenden Indiens zu detailliren. Unter den Christen hier, am Orte höre ich keinen anderen Hauptunterschied, als Tamuler und Paryper, welches voraussetzen läßt, daß die Paryper nicht Tamuler, sondern ein ganz anderer Volksstamm sind. Uebrigens weiß ich wohl, daß die familischen Christen sich selbst nach ihren Vorfahren aus früheren Zeiten rangiren und hiernach sich ein Theil Vellalen (Pillep), ein anderer Mudali, ein dritter Seddi, ein vierter Padrjasti benennen. Außerdem legen sich Viele den Namen Naick bei, welches anbentet, daß ihre Vorväter im Kriegsdienst gewesen sind. Alle diese Abtheilungen gelten noch unter den Heiden überall in der Umgegend von Tranquebar und gehören zu der alten Klasse Sudras oder Suttirer, welche Ackerbauer und Handwerker in sich fassen; denn die Kasten der Tschattrier (der Krieger) und der Vapyer oder Banpaner (der Kaufleute) werden nicht mehr erwähnt und scheinen in Süd-Indien wenigstens ganz ausgestorben; die Naicks und die Seddier sind ungefähr, was jene waren, doch vermengt mit den andern. Die Brahminen bilden eine ganz eigene und abgesonderte Corporation: doch haben auch diese verschiedenen Kastenrang, der sich auf das Alter, das Ansehen und den Reichthum der Familie gründet. Die Kuli-Brahminen sind die vornehmsten in Nord-Indien. Die bekannten Babus in Bengalen, zu welchen der berühmte Ramohun-Roy*) gehörte, werden zuweilen mit dem Radscha-Titel beehrt, doch meistens ihres Reichthums und Einflusses wegen, wie es auch bei diesem war. Die Brahminen wohnen für sich in eigenen Straßen, Agraram genannt; die Tamuler bei einen erwähnten Kasten in den Städten unter einander.

(Schluß folgt.)

*) Dieser berühmte indische Philosoph und Patriot starb sich den 20. November 1830 auf dem Landsitz und England ein und Jahr darauf in seinem 58. Jahre. Es wurde ihm da einem Monument errichtet, wozu man Kapitel gesammelt worden, die ihn so hoch erhielt.

Kamel. d. Bl.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Band von Thiers. Der kürzlich erschienene neunte Band der „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" von A. Thiers umfaßt die Erzählung der spanischen Tragödie Napoleon's, die bereits der größten Theil des achten Bandes gefüllt hatte, bis zum Vertrage von Bayonne, welcher die Räumung der Halbinsel bis zum Ebro zur Folge hatte, und dann bis zum zweiten französischen Feldzuge in Spanien, der mit der Einnahme des heldenmüthigen Saragossa, am 20. Februar 1809, endigte. Zwischen diesen beiden Abschnitten, welche das 31ste und 33ste Buch der Napoleonischen Geschichte bilden, ist das 32ste der berühmten Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Kongresse von Erfurt gewidmet, der, obgleich bereits vielfach beschrieben, doch unter der Feder des kunstreichen Darstellers manches neue Interesse darbietet, wiewohl natürlich immer vom nationalen Standpunkte des Verfassers und mit den Schattenseiten des französischen Kolorits. Wir theilen unseren Lesern vielleicht eine Episode aus diesem Kapitel mit und bemerken vorläufig nur, daß der Verfasser von dem Auftenthalte und der Wirksamkeit der Prinzen Wilhelm von Preußen, Brudrer Friedrich Wilhelm's III., in Paris, wo er im Jahre 1808 für die Erleichterung der schmählichen Last, welche Napoleon auf Preußens Schultern gewälzt hatte, arbeitete, mit großer Theilnahme und Anerkennung spricht. Wenn Thiers jedoch meint, daß es eine bisher noch gänzlich unbekannte geheime Stipulation des Vertrages über die Räumung Preußens durch die Franzosen mit Ausnahme der drei Oderfestungen im Jahre 1808 sey, wonach sich Preußen verpflichtete, seine Armee innerhalb zehn Jahren nicht über 42,000 Mann zu bringen, so ist dies ein Irrthum, da es bereits seit dem Jahre 1813 für Niemand mehr ein Geheimniß ist, welche zwingenden diplomatischen Motive die Generale Scharnhorst, Gneisenau und Boyen hatten, ihre im Jahre 1809 begonnene Reorganisation der preußischen Heeres auf so dorftäuge, geschickte und systematische Weise zu betreiben, wie sie sich hernach bei der Erhebung des Landes gegen den französischen Unterdrücker auf das erfolgreichste bewiesen.

— Der Bach-Verein in London. In diesen Tagen ist in London ein Verein unter dem Titel: The Bach Society gestiftet worden, der es sich zur Aufgabe macht, die Kenntniß der Werke Sebastian Bach's in England zu verbreiten (for the purpose of cultivating an acquaintance with the works of the illustrious John Sebastian Bach). Präsident der Gesellschaft ist der als Komponist in Rußland sehr Herr William Sternbale Bennett. „Der Name Sebastian Bach's", bemerkt ein englisches Blatt, „ist jedem Musikfreunde bei uns bekannt, aber auch wenig mehr als der Name. Selbst den Jüngern der Kunst sind seine Werke, mit Ausnahme der Fugen für Orgel und Klavier, fremd; seine Sonaten und Konzertstücke, seine zahlreichen Oratorien-Messen u. s. w., von denen viele an Majestät und Erhabenheit nie übertroffen wurden, sind so völlig unbekannt, als ob sie nie erstirt hätten. Sich zu dem Zwecke zu vereinigen, die Werke dieses großen Meisters zu studiren und sie dem musikalischen Publikum zugänglich zu machen, ist ein Unternehmen, welches unserer Kunstfreunde würdig ist und alle Anmunterung verdient."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Herr, Taffar, Briefstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 2. Berlin, Donnerstag den 3. Januar 1850.

England.

Shirley.

Ein Roman von Currer Bell.*)

Von dem Verfasser des im vorigen Jahre mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Romanes „Jane Eyre" ist kürzlich ein neues Werk, „Shirley", das eben so, wie das erstere, in Deutschland mit großem Interesse gelesen werden dürfte, erschienen. Wir entlehnen darüber dem geistreichen französischen Kritiker Eng. Forcade die nachfolgenden Bemerkungen.

„Jane Eyre" zu lesen, war der erste geistige Genuß, der mir seit jener gastlichen Revolution des Februars zu Theil geworden. Ich liebte diesen Roman, weil in ihm ein Hauch der Jugend wehte, der Neuheit, der Offenheit und jener Frische, die die Seele erhebt. Ich liebte ihn, weil er jeder sodann Abgeschmacktheit entbehrte, jedes Schönthuns der Convention, jeder entnervten Eleganz. Ich liebte ihn, trotz seiner Unbehülflichkeit, wegen seiner liebenswürdigen Keckheit. Ueberdies schenkt man jedem Buche ein besonderes Interesse, in dem der Autor seine eigene Person vertritt. „Jane Eyre" kündigte sich als Auto-Biographie an; aber der Verfasser war unbekannt. Wer war dieser Currer Bell? Mann oder Weib, Einer oder Mehrere? — Ein Mann, sprachen die Einen kurz ab: eine Frau wäre nicht im Stande, eine so starke, so herbe Figur zu zeichnen, wie diesen Rochester. — Es ist ein Verein von Schriftstellern, sagten die Anderen; es sind Bücher von Ellis Bell erschienen, von Acton Bell, und ein Band in Versen, betitelt Dichtungen von Currer, Ellis und Acton Bell. Es ist eine Frau, setzten die Scharfsichtigsten voraus, eine unterrichtete, muthige Frau, die den Kampf mit dem Leben ausgesuchten. Dieses durch die Pseudonymität erregte Aufsehen schrieb das Erscheinen eines englischen George Sand begierigen zu.

Wenn das erste Werk eines Schriftstellers ein solches Aufsehen erregt, so tritt sein zweites in den Kreis einer ungewöhnlicher Erwartung. Diese Prüfung ist bisweilen schwierig für solche Autoren, die, gleich Currer Bell, mit einem leidenschaftlichen Werke debütirten. Geschickte literarische Beobachter sind der Meinung, es gehe mit dem Leidenschafts-Roman, wie mit der Liebe: der Erste sey der beste, der einzig wahre; es sey das reinste Blut, das sich beim ersten Herzklopfen aus ihm ergieße; man begegne nicht zweimal dieser Selbstüberraschung im Schwunge der Empfindung, derselben Wahrheit im Schrei der Seele, derselben Frische, demselben Saft im Aufblühen der Beredsamkeit. Bei der zweiten Liebe, wie beim zweiten Roman, zügele die Ueberlegung die Leidenschaft; man ersetze durch Kunst oder Wissen diese schöne Unbedachtsamkeit, dieses wilde Feuer, diese liebenswürdige Unge schicklichkeit, die die Hindernisse hinwegmähen, während sie die Gefahr nicht ahnen. „Jane Eyre" z. B. war ein Buch voll von Unerfahrenheit und überströmend von Gefühl. Man sah, daß Currer Bell sechs viel angelegentlicher seyn ließ, gefühlt und, wenn ich so sagen darf, durchdrückt Thatsachen zu schildern, als eine Erzählung symmetrisch zu ordnen. Die Charaktere lebten, obgleich sie erzentrisch waren. Jane Eyre, Rochester, diese heftigen und unterdrückten, ausgebildeten und wilden Charaktere, litten, sträubten und empörten sich mit einer ergreifenden Wahrheit. Die Handlung war in der That nicht viel wahrscheinlicher, als jene Träume eines zwanzigjährigen Liebhabers sind, der der Geliebten tausend Gefahren wünscht, um Gelegenheit zu finden, ihr seine Hingebung darzuthun: Currer Bell läßt Rochester von Jane Eyre nicht eher zum Gemahle erwählen, bis er seinen Helden durch eine Feuersbrunst verwundet und entstellt hat. — Als Gefühlssache betrachtet, war Jane Eyre von einer strebenden und brennenden Wahrheit; als Intrigue war sie nach Art der Lustschlösser erbaut. Diejenigen, welche die Wahrheit der Charaktere und Leidenschaften tiefer ergreift als die Wahrscheinlichkeit der Handlung, waren daher begierig, zu erfahren, ob Currer Bell in seinem zweiten Werke sich nicht von seinen am wenigsten zu bedauernden Fehlern auf Kosten seiner besten Eigenschaften reinigen würde.

Noch ein anderes Interesse knüpfte sich an das Erscheinen von Currer Bell's neuem Romane. „Jane Eyre" wiederhallte von rebellischen Tönen gegen gewisse soziale Formen, von Worten der Unabhängigkeit, welche, gleich einer Drohung, die konservativen Kritiker in Harnisch jagen. „Jane Eyre" ließ vor Allem auf einen jener Alles wagenden Geister schließen, die einen schaudernd-wollüstigen Drang empfinden, mit den verbotenen Früchten des Gedankens zu spielen und mit den gefährlichen Mysterien des geselligen Lebens zu scherzen. Die Schriftsteller, welche die Machtpforten vor der alten englischen Gesellschaft abgeben, klagten dieses Streben unerbittlich an. Man machte „Jane Eyre" den Vorwurf, die Kühnheit gehabt zu haben, die Ehe und die Hierarchie der sozialen Verhältnisse anzugreifen. War das in diesem Romane nur ein zufälliges Spiel des Witzes? war es berechnete Absicht, ein System bei Currer Bell? Der zweite Roman sollte darüber Aufschluß geben.

So lagen denn die Fragen vor, die „Shirley" zu beantworten hatte: Ist Currer Bell ein Weib? Hält das Verdienst „Shirley's" den Versprechungen Wort, die „Jane Eyre" gelistet? und endlich ist Currer Bell in der That einer jener kühnen und rebellischen Geister, gegen welche das Unglück der Zeit den ehrlichen Leuten ein so gerechtes Mißtrauen einflößt?

Anvörderst ist Currer Bell — ein Weib: der Roman „Shirley" liefert dafür den sprechendsten Beweis. Dieses Buch wimmelt von Frauencharakteren, die nur einzig eine Frau in dieser Verschiedenheit, in dieser Feinheit zu nüanziren im Stande war. Die Sache der Frauen ist hier überall mit der Ueberzeugung und Kunst vertreten, die nur denen eigen sind, welche ihre eigene Sache führen. Betrachtet man diesen Roman als Sittengemälde, so könnte man ihn „Shirley, oder das Verhältniß der Frauen in den englischen Mittelklassen" nennen. Uebrigens hat sich der Autor in jenem wunderlichen Anfall weiblicher Ironie verrathen, den er seiner Heldin in den Mund legt: „Wenn die Männer uns sähen, wie wir sind, so würden sie ein wenig staunen; aber die Zeichen, die Durchdringendsten unter ihnen sind, was die Frauen betrifft, nur oft Täuschungen unterworfen: sie sehen nicht im wahren Lichte, sie täuschen sich in ihnen im Guten wie im Schlimmen. Das brave Weib ist in ihren Augen ein bizarres Wesen, bald Puppe, bald Engel; die böse Frau ist fast immer ein Dämon. Sie sind spaßhaft anzusehen, in der gegenseitigen Bewunderung ihrer Frauengebilde, wie sie da die Heldin einer Dichtung verehren, sey es Drama oder Roman, wie sie sie schön finden — göttlich! Schön und göttlich vielleicht — aber häufig durch und durch künstlich, falsch wie die gemachte Rose auf meinem Hut. Würde ich Alles sagen, was ich über diesen Punkt denke, würde ich meine Meinung über gewisse Weibercharaktere ersten Ranges in gewissen Werken ersten Ranges freimüthig aussprechen — man würde mich steinigen. — Sey dem, wie ihm wolle, erwidert Einer, die Heldinnen, welche die Männer erfinden, sind immer noch so viel werth, als die Helden von Weibern erdacht. — Bitte! keineswegs; die Weiber lesen mit ungleich mehr Wahrheit in den Männern, als umgekehrt. Ich könnte Euch das in einer Rundschau beweisen — sobald mir dazu einmal die Muße wird." — Diese Persiflage will zweierlei sagen, daß die Romane der Frauen wahrer sind, als die der Männer, und daß folglich — Currer Bell eine Frau ist.

Ich fürchte, daß „Shirley" nicht gerade der unwiderlegbare Beweis des ersten dieser Schlüsse sey. Es geht mit vielen Büchern wie mit einer Anzahl italiänischer Opern: man darf sie nicht pedantisch beurtheilen, darf sie nicht nach dem Maßstab ästhetischer Regeln bemessen, darf nichts von ihnen fordern, als eine angenehme Lektüre für einige Stunden. Die englischen Romane gehören im Allgemeinen in diese Kategorie. „Shirley" geht nicht darüber hinaus. Dieser Roman versetzt den Leser auf sehr angenehme Weise in ein anderes Land. Er belehrt, glaube ich, aus ungefähr dreißig Kapiteln. Ich kenne nicht das Yorkshire, wohin Currer Bell die Scene seiner „Shirley" verlegt hat; aber, obgleich Land und Gesellschaft nicht besonders anziehend für einen Ausländer erscheinen, so würde ich doch recht gern einen Monat dort zubringen, unter der Bedingung, täglich daselbst ein Kapitel der „Shirley" aufführen zu sehen, mit so liebenswürdigen Menschen, solchen Originalen, so seltsamen Erscheinungen leben zu können, wie die sind, womit Currer Bell seinen Roman bevölkert hat, und zu den lebhaften, energischen, bestimmten, poetischen, ja, phantastischen Unterhaltungen zugegen zu werden, welche dieses Buch anfüllen.

Versetzt Euch im Geist aufs Land, in den Norden Englands, in ein kleines Kirchspiel, das sich Briarmains nennt. Vergessen wir das Datum nicht, es ist gegen 1812. Hier hervorstechende Häuser giebt es dort: die Pfarrwohnung des Rektors, Mr. Helstone; die Manufaktur eines jungen Tuchfabrikanten, Robert Moore; das Wohnhaus von Fieldhead, einem jungen Mädchen, Shirley Keeldar, geboren, und das Haus eines alten Fabrikanten, Mr. Yorke genannt. Der Rektor, Mr. Helstone, ist ein kleiner Mann von funfzig Jahren, trocken, behend, aufbrausend, schäumender Tory, unerbittlicher Todfeind der Jakobiner, sehr ernüchtert, was das Kapitel der Ehe betrifft, und zwar durch eigene Erfahrung, dem nichts vom Friedens-Geiste seines Standes innewohnt, und der eine bessere Figur als in diesem an der Spitze einer Compagnie der Wellingtonschen Armee in Spanien spielen würde. Mr. Helstone hatte ein junges

*) Shirley. A Tale by Currer Bell. London, 1849. 3 Vols.

Digitized by Google

Mädchen, seine Nichte, bei sich aufgenommen und erzogen: Karoline Helstone, die man Carry aus Familiarität, Lina aus Zärtlichkeit nannte. Karoline ist ein nachgeborenes Opfer einer Heirat; ihr jetzt verstorbener Vater war ein Tangenichts, und von ihrer Mutter, die sie nie gekannt, welche aber noch lebt, hatte man seit langen Jahren keine Nachricht erhalten. Robert Moore, der Tuchfabrikant, ist Karoline's Vetter, der von ihr bewundert und im Stillen geliebt wird. Robert Moore ist von Mutterseite französischer Abkunft. Das ist eine energische Natur. Er will das durch einen Bankerott zerstörte Glück seiner Familie wiederherstellen, mitten unter den revolutionären Stürmen. Seine ganze Seele, sein ganzes Leben konzentrirt sich in diesem Vorsatz, den er gegen Widerwärtigkeiten aller Art mit heroischer Ausdauer und Beharrlichkeit verfolgt. Er lebt mit seiner Schwester, die mehr Französin als Engländerin ist, — einer Provinz-Natur aus Frankreich, mitten in das Allerengherzigste, was es in England giebt, versetzt. Die Gutsbesitzerin von Fieldhead, Miß Shirley Keelbar, ist die glänzendste Bewohnerin von Briarmains. Auch sie ist Waise und Herrin ihres Vermögens. Ihre Aeltern, die keinen Sohn hatten, gaben ihr einen männlichen Vornamen: Shirley. Ihr Charakter wie ihre Neigungen entsprachen der Männlichkeit ihres Namens. In ihr vereinigte sich alle Eleganz der Frau mit der ganzen Entschlossenheit des Mannes. Dieses zarte und dabei so muthige Geschöpf, von so freiem Geiste, so kühnem Willen und so kavaliermäßigem Wesen, wurde von ihren Freunden lachend der Kapitain Keelbar genannt. —Der Fabrikant Yorke ist ein Typus ganz eigener Art. Er ist reich und dabei Demokrat; er ist Geschäftsmann und hat dabei von seinem Aufenthalte auf dem Kontinente künstlerische Gelüste beibehalten; er ist Philanthrop und bedient sich trotzdem brutaler Redensarten, ironisch-egoistischer Ausbrüche, die sehr verletzend für seine Freunde sind; er ist verheiratet und klötert dabei die Ehe mit einem Ernste, auf den seine Frau mit vollkommenstem Einklang antwortet; er besitzt ein halbes Dutzend fürchterlicher Kinder, die das seltsamste Pröbchen einer presbyterianischen Erziehung liefern, so einsam, so egoistisch, so wild natürlich, wie sie nur ein Rousseau hätte träumen können. Yorke ist in dieser Briarmainschen Gesellschaft nur eine episodische Figur. Es giebt deren noch ganz anderer. Zuerst sind da drei Pfarrer und der Nachbarschaft: unzertrennlich wie die drei Biedertäufer des „Propheten". Außer diesen Pfarrern, die gute, lustige Gesellen sind, findet Ihr einen Schwarm protestantischer Frommen, arme, häßliche alte Jungfern, die sich gottgefälligen Werken weihen; steife förmliche Provinzial-Matronen, mit ihrer Brut von heiratsfähigen Töchtern; unglaubliche Arbeiter, welche die Sozialisten der Tavernen gegen Einfahrung der Maschinen aufhetzen, und endlich Gäste aus dem Süden Englands, die Shirley's Haus mit einem Anstrich von guter Gesellschaft verschönern. — Hat man Shirley gesehen, so möchte man darauf schwören, mit all diesen Leuten leibhaft verkehrt zu haben. Man ist Zeuge vom Aufstande der Arbeiter Robert Moore's gewesen; mit den Pfarrern hat man Puddings verschlungen und Krüge Ale's hinabgestürzt; man hat den Thee aus der sanften Hand Karoline's empfangen, die bescheiden neben den reichen Witwen Briarmains sitzt; man hat auf dem grünen, von den sanften Strahlen des Mondes beschienenen Rasen die glühenden Chimären Shirley's und die zarten Träume Lina Helstone's belauscht. All diese Scenen, all diese Gestalten, die mit einer peinlichen Genauigkeit beschrieben sind, haben ihre Reize; aber die damit verbundene englische Weitschweifigkeit bleibt immer ein Fehler. Mehr ist es, daß die einfachsten Details des gewöhnlichen Lebens in ermüdenden Wiederholungen einen gewissen poetischen Eindruck zurücklassen, der sich dem Gedächtnisse erhalten, wie häufliche Szenen in einer holländischen Bildergalerie. Es giebt Momente der Ruhe, der Stille und der Träumerei, wo die strömende Fülle süß schwelgend dieses Museum durchwandert, das die Eindrücke der Vergangenheit bewahrt. Die englischen Romanschreiber lieben es, solche Gemälde in ihren Werken anzubringen. Seit Richardson wirken sie in diesen reichhaltigen, aber monotonen Stoff ihre einfachen Geschichten ein. Man fühlt es heraus, daß diese Bücher in der Stille langer einsamer Abende geschrieben wurden, am wiederum an langen einsamen Abenden an dem traulichen heimischen Heerde gelesen zu werden. Diese Gattung von Literatur ist einfach, aber ich begreife, daß man sie liebt; sie ist zart, aber ich wundere mich nicht, daß sie ermüdet. Je nach der Disposition der Nerven wirkt das Opium auf Schlaf und Träume. Die Franzosen z. B. werden diesen ruhigen Analysen der inneren Gefühlswelt nie großen Geschmack abgewinnen; sie sind hierzu zu sehr Heiden oder zu sehr — Krämer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Klöster des Orients.*)

Nach Robert Curzon.

VIII. Drei Klöster im Athos-Gebirge.

Das Kloster Iveron ist bei weitem größer, als die „heilige Lavra", und konnte deinahe eine kleine befestigte Stadt genannt werden. Jede Front enthält über zweihundert Mönchszellen. Es mögen indessen im ganzen Kloster kaum hundert Mönche wohnen. Die Ringmauer bildet beinahe ein Quadrat und wird von vier bis fünf Thürmen überragt. Das Kloster wurde von Theodora, der Frau des Kaisers Romanus, gegründet und später von einem georgischen Fürsten und dessen Sohn, der Mönch wurde, erweitert.

Die Bibliothek ist die reichste der ganzen Gegend. Man gestattete mir, den archäologischen Schatz zu durchsuchen, und ich ward bald mit dem gelehrten Theile der Gemeinde bekannt, das heißt mit einem alten Mönche, der, neben anderen Aemtern, auch das eines Bibliothekars versah. Einige von den jungen Mönchen kamen von Zeit zu Zeit in die Bibliothek, nahmen mich dann und wann, wenn ich einen Band durchgesehen hatte, bei der Hand und fragten mich, auf die alten Pergamente zeigend: „Was habt Ihr davon, so viel vergilbte Bücher anzusehen?" Unter den Handschriften waren dundert in georgischer Sprache, die nicht weniger als achtzehn Zoll Höhe und sechs Zoll Dicke hatten. Sie schienen mir kirchlichen Inhalts zu sein. Besonders prächtig waren mehrere Abschriften der Evangelien mit sehr gut ausgeführten Bildern, aus dem neunten Jahrhundert stammend. Vergebens bot ich alle meine Beredtsamkeit auf, um die Mönche zum Verkaufe eines ihrer Bücher zu bewegen. Alles, was ich mithaben, war eine von meinem Freunde, dem Bibliothekar, verfaßte und geschriebene Geschichte seines Klosters.

Das Kloster Pantokratoras besaß ehemals eine große Bibliothek, die aber während der griechischen Insurrection zerstört worden ist. Ich sah nur noch den traurigen Ueberrest ihrer alten Herrlichkeit. Welcher Schmerz für einen Bücherfanatiker, für einen abenteuernden Ritter, wie ich, der allen Gefahren einer Reise durch das Athosgebirge getrotzt hatte, um da und dort den Händen unwissender Mönche eine Handschrift zu entreißen, die unter ihrer Pflege ungenutzt und unbewundert vermoderte! Man zeigte mir durch eine geöffnete Thür der Mauer den einen zerstörten Thurm, in welchem sich die Bibliothek befunden hatte. Noch sah ich unter den Ruinen manchen Band hervorschimmern, der mir unerletzt schien. Ich konnte nicht widerstehen, mich hinabzuwagen, obwohl mir die Mönche verschrieen, der eingedrungene Regen habe den Zusboden morsch gemacht. Mit wahrer Lebensgefahr unter dem Knacken der Dielen schritt ich längs der Mauer vorwärts, und wirklich gelang es mir, mit Hülfe eines Stockes einige Bände aus den Trümmern herauszufischen. Aber sie waren vollkommen von der Nässe verdorben, die Schrift war verlöscht, die Blätter zusammengeklebt, das Buch zerfloß mir unter den Händen. Solcher Nachlässigkeit hatten sich die dummen Mönche schuldig gemacht.

Das Kloster Batopeda ist das reichste auf dem ganzen Athosgebirge. Es liegt am Abhange eines Berges hart am Meere. Seine Gründung reicht bis hinauf zum Kaiser Konstantin dem Großen. Dieser würdige Fürst war nämlich einmal vom Aussatz befallen, und weil dagegen ein Bad in „jungem Blute" als sehr heilsam galt, so hatte er, um ein solches Bad zu beschaffen, befohlen, eine gewisse Anzahl von Knaben zu schlachten. Aber während man noch damit beschäftigt war, taugliche Subjekte auszusuchen, verkündigte eine Erscheinung dem Kaiser, er werde geheilt werden, wenn er das Christenthum annehme. Wirklich half ihm auch dieses Mittel, und die Kinder blieben leben. So erzählt Nicetas von Chorene. — Im vierten Jahrhundert ließ Julian der Abtrünnige das Kloster zerstören. Theodosius der Große richtete es wieder auf, aus Dankbarkeit für die Rettung seines Sohnes Arcadius, der aus seinem Schiff ins Meer gefallen war und durch Dazwischenkunft der heiligen Jungfrau an einer Stelle wohlbehalten ans Land kam. Deshalb wurde die große Kirche zu Ehren der Maria erbaut. Im Jahre 862 zündeten die Sarazenen das Kloster an, ermordeten einen Theil der Mönche, plünderten ihre Schätze und zerstörten die Mosaikbilder. Dagegen war das Bild der heiligen Jungfrau unzerstörbar und ist noch bis heute unangetastet. Im Jahre 1300 wurde das Kloster von zwei reichen Leuten aus Adrianopel, Nikolaus und Antonius, wiederhergestellt, die sich unter die Mönche aufnehmen ließen und unter der Säulenhalle der Kirche begraben liegen.

Diese Kirche besitzt viele alte Gemälde, deren Grund mit vergoldetem Silber belegt ist. Zwei davon sind aus der Sophienkirche, nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, dahin gebracht worden. Eine von den Kapellen ist zur Aufbewahrung des Gürtels der heiligen Jungfrau bestimmt, eine Reliquie, die für das Kloster eine ergiebige Einnahmequelle gewesen sein muß. Sie wurde nämlich in zwei Stücke zerschnitten und nach Griechenland und Kleinasien geschickt, so oft in diesen Ländern die Pest ausbrach. Man durfte sie nur berühren, um auf der Stelle von der Krankheit befreit zu sein, vorausgesetzt, daß man dem Ueberbringer des Gürtels eine kleine Erkenntlichkeit zukommen ließ. Ich fragte, wie das Kloster zu diesem Schatze gekommen sei, und man versicherte mir, der Gürtel stamme vom heiligen Thomas, der ihn von der Jungfrau bei einem Besuche, den er ihr nach ihrer Himmelfahrt gemacht, zum Geschenk erhalten hatte.*)

Die Bibliothek, obwohl reichhaltig, enthält nichts Merkwürdiges. Ich sah etwa dreihundert Mönche, die den Ort umgeben, wie der Possplatz einen kleinen Souverain. Als ich angekommen war, schlief der Abt eben; aber er war ein zu vornehmer Herr, als daß man ihn in einem Schlummer stören sollte, der nach einer guten Mahlzeit unumgänglich ist. Ich wurde von seinem Secretair empfangen, einem blassen, mageren Mönche, der mich unterführte. Ich merkte, daß er bei dem Abt in großer Gunst stehen müsse, denn während er mir die Zellen, die ungeheuren Korn-, Wein- und Oelvorräthe zeigte, kamen die Beamten dieser Departements an ihn heran, um sich vor ihm zu beugen und ihm die Hand zu küssen. Der Kellerausseher war ein alter schlauer Frater, mit grauem spärsamen Bart, der mir ganz ausfah, als wäre er seine Abende bei einer guten Flasche Wein recht angenehm zu verbringen. Nie sah ich, außer in einigen deutschen Schlössern, so ungeheure Fässer als in diesem Kloster. Das Oel wird in großen Marmorbehältern aufbewahrt, die wie Sarkophage aussehen. Einmal, zur Zeit eines Mißwachses, füllten sich jene Gefäße von selbst mit frischem Oel, ein Wunder, das am Eingange des Kellers auf einem großen Bilde dargestellt ist. Das Refektorium mit vierundzwanzig Marmortischen hat die Form eines Kreuzes und beherbergt oft an fünfhundert Tischgäste. Die Aebte hat nämlich diese Pachthöfe, deren Inhaber mit ihrem Ge-

*) Vgl. Nr. 156 des Magazins von 1849.

*) Der Brief der heiligen Jungfrau, der in der Kathedrale von Messina aufbewahrt wird, ist also minder wunderbar, da er wenigstens noch bei Lebzeiten von ihr geschrieben wurde.

Digitized by Google

finde zu Zeiten noch dem Kloster kommen, um den Segen des Abtes zu erbitten. Sechzig bis siebzig fette Mauleselt sind der Gemeinde zugehörig; eine bedeutende Anzahl von albanesischen Maulthiertreibern und Dienern wohnt außerhalb der Klostermauern. Diese Leute sind, anders wie ihre Brüder in Cypern, dumm und friedlich. Welches auch ihre Ideen über die jenseitige Welt seyn mögen, für diese sind sie überzeugt, daß kein lebendes Wesen mit erhobenen „Agumeno" von Batopedia zu Wichtigkeit gleichkömmt und sein Ort dem großen Kloster, das er leitet.

Ostindien.

Sitten und Zustände der tamulischen Hindus und der ärmeren Klassen in Ostindien.

(Schluß.)

Dagegen giebt es eine ganze Abtheilung Tamuler, welche Illuvanier oder die Kinkhands-Kaste heißen, die nicht dieselben Rechte haben, wie die vorigen, und bisweilen ernsthafte Zuftritte veranlassen, indem sie sich jene anmaßen wollen. So geschah es in Tranquebar im Jahr 1822, daß sich eine Person zum Theil mit höherer Erlaubniß im Palanquin tragen ließ und in mehrfacher Hinsicht sich ein vornehmeres Ansehen gab, als nach den bestehenden Gebräuchen ihr zukam. Sogleich war ein Auflauf unter den anderen Kasten, der jedoch ohne Mord und Brand endete, was sonst bei solchen Gelegenheiten stattzufinden pflegt. Manchmal können ein Paar Pantoffeln, ein Parapluie oder Parasol, welche Aethalichkeit mit denen haben, die höhere Kasten tragen, Anlaß zu großen Zwistigkeiten geben. Im Gegensatz zu diesen Illuvaniern rechnen sich die anderen tamulischen Kasten als solche zur rechten Hand (Balangkei), eine Eintheilung, die gegen vierhundert Jahr alt seyn soll, und um die Pareyer im Aufrufrsalle auf ihren Seite zu haben, haben sie diesen nebenbei den Ehrentitel Balangamattar ertheilt, welches eine rühmlichere Benennung ist, als das beschimpfende Pareyer. Die christlichen Pareyer haben aus dieser Ursache den Namen Balangamattar ganz adoptirt und werden so stets im täglichen Gespräch zum Unterschied von Tamulern genannt. Alle Christen haben Erlaubniß, sich der Gerechtsame der höheren Kasten nach ihren Mitteln zu bedienen, ohne daß es bei den Heiden Mißvergnügen erweckt, denn sie betrachten sie wie die Europäer als außerhalb des Kastensystems. Die sehr hinderlich auch dieses Kastenwesen in Bezug auf die Annahme des Christenthums, welches Kastenverlust mit sich führt, gewesen ist, so hat man doch auch die Meinung vertheidigen wollen, daß der Kastenunterschied die erste Veranlassung zum Uebergang vom Hindutismus zum Christenthum gegeben hat, da die Personen, welche entweder ihre Kastenrechte verloren hatten oder mit der Stellung unzufrieden waren, die sie im Verhältniß zu Anderen aus höheren Kasten einnahmen, wünschen mußten, einen getrennten Verein zu bilden. Daß die Pareyer, als der Ausschuß des Volkes, recht eigentlich sex plebis, nicht aus irgend einer bürgerlichen Rücksicht das Christenthum zu scheuen brauchen, folgt aus sich selbst, so wie sie es auch sind, welche den größten Theil der jetzigen christlichen Bevölkerung in Indien ausmachen. Wenn ich hinzufüge, daß keiner der Brahminen*) in Tranquebar das Christenthum angenommen hat, theils wegen ihrer Unwissenheit und ihrer Indifferentismus, theils wegen der großen Vorrechte, die sie in den heidnischen National-Verband vor allen anderen Kasten genießen, nicht blos in Bezug auf die Ehre, sondern auch auf den Vortheil, indem sie nämlich von den Pagoden (oder deren Revenuen und Opfern), wie die Leviten früher von dem Tempel, leben, wobei sie Erlaubniß haben, durch weltliche Handthierung sich Verdienst zu suchen, so glaube ich das jetzige Kastenwesen weitläufig genug geschildert und nicht nöthig zu haben, eine ganze Menge zerstreuter Notizen der unzähligen Zamilienzweige anzuführen, die sich hier jetzt ebenfalls Kaste nennen, wie die adeligen Familien zuhause, und sich nach dem Alter ihres Namens und der Ahnen eintheilen, doch verdient sich, mutatis mutandis, dem seelig sich es nie ärmliche Grafen und Barone, die wir hier haben. Der vornehmste tamulische Adel kann etwa mit „Secretairs zweiter Klasse" gleich gerechnet werden. Fast alle Tamuler lassen sich im Dienst der Europäer, entweder im öffentlichen oder privaten, nach ihrem Stand und ihren Fähigkeiten gebrauchen.

Zum Privatdienst der Europäer, außer den Ordonnanzen auf öffentliche Kosten, nach dem Rang mehr oder weniger, gehören ein Butler (Haushälter oder Kellermeister), Dobassen (Diener), und von den Pariahs: der Kuffinikar (Koch), Mosalchi (Kampenreiniger), die Apa (Kammermädchen) und Tannikari (Waschertau).

*) Nur mit einem Brahminen habe ich freundschaftlichen Umgang gehabt, demselben, der dem Prediger Ringeltaug die tamulische Sprache gelehrt hat. Ich besuchte ihn in einer langwierigen Krankheit und glaubte ihn dem Tode nahe, so matt und abgezehrt kam er bei mir ein. Ich sprach deshalb zu ihm über den Tod, zu welchem sein Alter und seine Schwäche ihm zu drohen schienen. Aber er antwortete ganz ruhig, er hatte und sehnte sich darnach, daß es dereinst sein Ende sein würde, und darum schon an den Schwanz der Kuh gebissen (eine allgemeine Sitte für einen sterbenden Brahminen), jetzt aber fühle er mit Sicherheit Kräfte und Leben zurückkehren, was auch wirklich geschah, obgleich er einige Jahre alt war, welches mit wenigen Ausnahmen das höchste Lebensalter in Indien ist. Er kam später oft mit seinem Sohn zu mir, um Sanskrit zu studiren. Sie wollten sich auf keinen mit Feder übergossenen Stuhl setzen, wie gern sie sich auch sonst sonstlich auf Sitte niederließen, sobald sie in die Thüre getreten waren. Der Sohn, der stets ohne einen Mikof von meiner Seite Platz zu nehmen pflegte, stand bisweilen eine halbe Stunde vor meiner Thür, ohne hineinzutreten, bis ich ihn geheißen hatte oder es sich melden lassen konnte. So abweichend sind ihre Begriffe von Höflichkeit von den Ansichten der Europäer.

Anmerk. d. Verf.

Zunctionen zugleich besorgen. So kann Butler und Dobad in einer Person, Koch und Masalchi in einer anderen vereinigt seyn. Die Wasserträu hat dagegen Verrichtungen mit dem Aufkehren, welche sich nicht mit der Reinlichkeit eines Kammermädchens vereinigen lassen. Jedes Kind hat fast immer eine Apa oder Kindermädchen, und später, wenn es ein Knabe ist, seinen Dobas. Fällt man ein Pferd, so muß man einen Pferdknecht haben, um es zu striegeln und zu satteln und überall seinem Herrn zu folgen, wohin er reitet; außerdem eine Grasfrau, Pillikari, um Gras zu sammeln, und eine Kolly, um die indische Pferdehohne zu kochen.

Ich habe für meine Familie nur einen Dobas, einen Masalchi, der zugleich Koch ist, eine Tannikari und eine Apa, nebst einem halben Pion für öffentliche Rechnung, da der Gouverneur nicht mehr als die Hälfte von den einnämen wollte, der früher bei C. Dienste gethan hatte. Kömmt nun hierzu ein Todykar oder Gärtner, um die Weinranken in meinem Hofplatz und dem Stück des Kirchhofs, welches mir als Garten angewiesen ist, zu pflegen, so habe Ihr eine vollständige Liste des ganzen Personals in meinem Dienst. Doch betrachten sich auch der Buttermann und die Milchfrau, der Waschmann, Wäscheplätter und der Todi oder Abhüter (der aber wegen des Palmen, in dem er bei der ganzen Nation steht, nicht genannt werden darf) alle als in unserem Dienste stehend und müssen folglich ihre Bezahlung für das, was sie ins Haus und vom Hause tragen, und für die damit verbundenen Arbeiten erhalten.

Begräbnisse und Vergnügungen. — Gaukler. — Das Pillaiterieft.

Die Cholera — wenn sie hier etwas Anderes ist, als eine Art Dysenterie — grassirt jetzt wieder auf den Dörfern umher, und Viele sind bereits ihre Opfer geworden, besonders die Armen, die schlechte Nahrungsmittel genießen und elende Wohnungen haben; doch greift sie auch die in demselben Strich wohnenden Wohlhabenderen an und hält sich in den Orten meist an einzelne Straßen. Mit den Todten macht man sich hier nicht so bedeutende Kosten, als bei den Begräbnissen zuhause. Man trägt sie in einem Sad an einer Stange zur Verbrennungsstätte, wo der Scheiterhaufen von einer Art flachem Torf errichtet ist, der von Viehdünger und Reisschalen bereitet und in der Sonne an einer Wand getrocknet wird, nachdem er in die Form runder Kuchen geklatscht ist. Viele haben keinen anderen Nahrungszweig, als den, solchen flachen Torf zuzubereiten, der im Preise steigt, je mehr Todte vorkommen, denn diese erfordern ihn in größeren Quantitäten, als er sonst von den Lebenden für die Küche gebraucht wird. Es ist begreiflich, daß die Todten auf diese Weise eher verlegt als verbrannt werden, und daß die Leiche langsam von einem gelinden Zeuer verzehrt wird, so daß man lange, nachdem das Gefolge den Scheiterhaufen verlassen, die inneren Theile des Gerippes braten sehen kann. Eine Person von der niedrigsten Kaste (Bobian genannt) hat das Geschäft, den Scheiterhaufen aufzusetzen und zu hüten, und ist aus diesem Grunde sehr verachtet, da Berührung von Leichen leibliche Verunreinigung mit sich führt, die im Bade abgewaschen werden muß. Doch was hier von den Leichenbegräbnissen der Armen gesagt ist, gilt keineswegs von denen der Vornehmen, die verhältnißmäßig sehr kostbar sind und mit Austheilung von Almosen und Ceremonien gehört werden. Die Gebeine, welche von dem Verbrennen übrig bleiben, werden in thönernen Gefäßen gesammelt und in den nächsten Fluß geworfen. Können sie zum Ganges gebracht werden, so wird die Seligkeit des Verstorbenen desto größer und gewisser, doch lassen sich die Mehrsten mit dem Kavari und seinen Armen begnügen. Den Kinderblattern gestattet man auch, allzuheftig große Verheerungen anzurichten, da die Eingeborenen, statt der Vaccinationen, bei den Pagoden der Mariamman Ceremonien vornehmen lassen.

Von Belustigungen giebt es hier nicht viele, an denen die Europäer Gefallen finden könnten: denn die theatralischen Vorstellungen und schlechten Marionettenkomödien sind zu mittelmäßig. Gewöhnlich, wenn von einiger Bildung betriebungen zu können, und sie sind noch größtentheils unverständlich, so lange man mit der Volkssprache und den nationalen Eigenthümlichkeiten unbekannt ist. Eine Ausnahme hiervon machen jedoch die Taschenspielerkünste der Chinesen, die wohl werth zu sehen und äußerst blendend sind, sowohl was die Behendigkeit dabei, als die verschiedenen Leistungen selbst betrifft. Desgleichen beliebigen Bären und Affenaufläge die Kinder sehr durch ihre Vorstellungen, so wie viele Herumläufer, welche Thiere in Käfigen zeigen, als Bisamkatzen, junge Füchse, Schakals u. s. w. Einige Leute bringen bisweilen aus dem Innern des Landes Pfauvögel auf Stangen getragen und können die Stimme des Pfaues so merkwürdig nachahmen, daß man nicht unterscheiden kann, ob es der Vogel ist oder der Mann, welcher schreit; aber sie blenden den armen Thieren die Augen und stutzen ihnen die Flügel, wodurch sie viel von ihrer Schönheit verlieren. Seltene Fische bekommt man auch manchmal zu sehen, Dintenfisch, Saubkumin, ein Fisch mit einem langen Schwanz, wie ein Peitschenschmip, und mehrere schöne Korallpflanzen, Polypen, Krabben, Schaalthiere und Sammlungen von allerhand echten und unechten Steinen.

Mit den katholischen Festen wird leider hier viel Mißbrauch getrieben, und sie werden von den Zrauenzimmern meistens wie eine Komödie betrachtet, so daß sie sogar bis in das französische Etablissement Karikal reisen, um denselben beizuwohnen. Auch viele Protestanten lassen sich Konfessions-Versehen zu Schulden kommen, indem sie Seelenmessen bezahlen, wenn sie in ihren Zamilien katholische Anverwandte gehabt haben. Es ist allgemein bekannt, daß ein paar Zrauenzimmer von der protestantischen Mission einem katholischen Heiligen, St. Antonius, einen Kopfschmuck verehrt haben, daß Viele Wallfahrten an verschiedene Orte thun u. s. w.

Im Monat Oktober wurde von den heidnischen Hindus das Zischerfest gefeiert, bei dem sich ein Fischer in Prozession unter einer Art Thronhimmel

Digitized by Google

von Leinwand, blumenbekränzt und von Trompeten- und Posaunenschall begleitet, herumführen ließ. Nachdem ihm ein Haken im Rücken befestigt worden, wurde er in einer Wippe oder einem Wagebalken zu einer bedeutenden Höhe hinaufgewunden, und so hängend, schwang er sich zur allgemeinen Befriedigung des Publikums im Kreise herum. Ganz berauscht war der Mensch entweder von Opium, Arrack oder Spre, wie die mehrsten indischen Gymnosophisten dieser Art. Diese Büßung rührt gewöhnlich von einem oder dem andern Gelübde her; bisweilen lassen sich Personen auch für eine unbedeutende Summe miethen, um diese Tortur auszuhalten. Mit derselben Gleichgültigkeit wird es betrachtet, wenn eine, auch mehrere Personen sich unter den Rädern von Dschaggernatz's Karren zermalmen lassen. Wenigstens lautet so die Nachricht über drei Personen, die sich in Powra bei Burdwan opferten. Etwas Aehnliches ist eine andere Grausamkeit, die in Dschelalpore bei Dakka vorgekommen seyn soll, wo der Opferpriester dem Mann den Kopf abhieb, welcher den Opferbock hielt und jenen der Göttin Kali, anstatt den Kopf des Bocks, in der Meinung opferte, daß er ihr angenehmer seyn würde.

Vermischung der Glaubenssekten.

Die Christen sind leider dem Heidenthum nicht völlig entrissen, weder was die Ceremonien, noch was das Kastenwesen betrifft. Sie lassen ihren Kindern mit denselben abergläubischen Gebräuchen, wie die Heiden, den Kopf abrasiren, wenn sie sie in die Schule schicken, bedienen sich bei ihren Hochzeiten des Tali, einer Art Amulet mit heidnischen Figuren (Lingam) an einer Schnur um den Hals, indem sie sagen, daß es für sie dasselbe ist, was das der Verlobungsring bei uns, der bei der Trauung in der englischen Kirche gewechselt wird. So muß ich mich nun in des Landes Sitte fügen und der Braut einen Tali reichen, um ihn nach der Trauung um den Hals zu hängen. Auf der anderen Seite haben die Heiden auch nichts dagegen, daß ihre Kinder in der Bibel unterrichtet werden, die in den Schulen eingeführt ist. Die Muhammedaner jedoch sind bigotter. Aus Mangel an Büchern, aus denen ihre Kinder früher in den Missionsschulen die zehn Gebote gelernt hatten, sieß ich bei der orientalischen Organisation der Schulen diese und anderes zum Lernapparat Zehlende auf Ollis oder Palmblätter zum Schulgebrauch schreiben, bis ich etwas gedruckt bekommen werde; dies hatte zur Folge, daß sie die Schulen verließen. Der Gouverneur machte mir deshalb den Vorwurf, diese Desertion durch die Einführung der zehn Gebote veranlaßt zu haben, bis er den richtigen Zusammenhang zu wissen bekam; doch erließ er ein Gebot gegen die Wiedereinnahme der fortgelaufenen Kinder, aber sie fanden sich wenige Tage nachher beßerungsgesinnt von selbst wieder ein. Die Muhammedaner lassen ihre Kinder auf eigene Kosten in der arabischen Sprache auf gemalten hölzernen Tafeln unterrichten, jedoch ist die Lehrart der Kinder nur gering, die sich auf diese Weise zu ihrer eigenen Schule halten. Sie haben auch größeren Nutzen vom sämmtlichen Unterricht, der in den Freischulen der großen Städte ertheilt wird. Diese Schulen sind für Jedermann zugänglich. Die Tamuler und Muhammedaner lassen ihre Mädchen nicht unterweisen, weil sie dies für unanständig ansehen. Für die niedrigste Klasse, die Parepey, ist eine eigene Schule für Knaben und Mädchen zu Pelipalepam in der dortigen Kapelle.

Moralität und Aberglauben.

Zur Beurtheilung der Moralität hier am Orte will ich anführen, daß während meines Aufenthaltes hier Mehrere wegen Dieberei ausgepeitscht wurden, worunter zwei Christen. Ein paar Menschen, die wegen Räuberei gefangen saßen, sind aus dem Arrest entlaufen. Ein Pavbaram, übrigens ein heiliger Mann, eine Art Bettelmönch unter den Heiden, ist wegen Meineids gestraft und aus der Kolonie verwiesen worden. Die Polizeisachen sind zu mannigfach und unbedeutend, um in Betracht zu kommen. Ich will blos im Allgemeinen bemerken, daß die Indier unter einander nicht so friedlich sind, als man in ihren Verhältnissen zu den Europäern die gute Meinung von ihnen haben kann. Sie fluchen tüchtig und schimpfen einander so gemein, daß sie deshalb häufig vor Gericht erscheinen müssen. Manchmal giebt es auch Schlägereien. Vor einigen Tagen begannen ein paar alte Weiber mitten auf der Straße einen Zweikampf; sie rissen sich an den Haaren und an ihren kurzen Ueberwürfen, so daß sie vermuthlich zuletzt ganz entkleidet dagestanden hätten, wenn nicht ein Pion (Polizeidiener) hinzugekommen wäre und sie aus einander gebracht hätte. Eine eben so gefährliche Fehde hätten wir das eine Mal fast in Meiner eigenen Stube unter unseren Dienstleuten erlebt. Ein mehrischer Pion, der seinem bei uns zu Mittag speisenden Herrn gefolgt war, hatte sich nämlich eine Kopfnadel von dem Turban unseres Dobas zugewendet und dieselbe wahrscheinlich verloren; denn er wollte eine andere zurückgeben, doch damit war der Dobas nicht zufrieden, der auch nicht zegen das Erbieten doppelter Erstattung von Seiten seiner christlichen Herrschaft sein Recht fahren lassen wollte. Es wäre beinahe ein Prozeß geworden, wurde jedoch noch von dem Richter in Güte beigelegt.

Einmal sah ich ein Gefecht jenseits des Stromes bei Drugamangalam, bei dem viele Zuschauer zugegen waren. Die Parteien rissen sich die Kleider vom Gürtel und stürzten auf einander los, während die Frauenzimmer sich der Schimpfwörter bedienten. Eine unter diesen war so vorgewitzelt, daß sie Sand auf ihren Kopf streute und Verwünschungen ausstieß, wobei sie fortfuhr, eine Staubwolke um sich her zu erheben, und mit den wüthendsten Geberden ausrief: „Manney pokha!" Möchte er doch sterben! eigentlich: „zu Erde werden."

Der Mord eines Kindes in Porepar durch einen sechzehnjährigen Knaben kam späterhin vor. Er war begangen worden, um das Kind verschiedener Geschmeide zu berauben, welche es um die Arme und Zuglederne trug. Der Mörder wurde nachher gehängt. Die gewöhnlichsten Verbrechen sind Kindermord und Aborte, durch gewisse Pflanzengifte hervorgebracht. Räubereien werden in der Nähe der südlichen Küstenstädte selten begangen, dagegen hört man oft von großen Räuberbanden sprechen, die im Innern des Landes, bei Wisianagrun, Visagapatnam u. a. O. hausen; die Banden unter dem Namen der Thugs sind bekannt. In Südindien heißen die Räuber Kaller, und bisweilen treiben sie ihr Unwesen als Palanquinträger mit ihrem Capitain auf den Schultern. Der unherziehenden Tomberkolle ist auch nicht so ganz zu trauen, und ist diese etwa eben so zu betrachten, wie die Zigeuner in Europa. Einmal wurde in Tranquebar eine solche Bande von der Polizei angehalten, welche mit Messern bewaffnet war und eine Tigerkluse, wahrscheinlich als eine Art Standarte, mit sich führte.

Die gottlose und grausame Sitte, die armen Wittwen mit ihren verstorbenen Männern verbrennen zu lassen, wird immer noch hier und da beobachtet. Doch ist sie nicht mehr so häufig und überdies in den letzten Jahren von der englischen Regierung verboten worden, trotz deren bisher beobigtem Prinzip einer strengen Neutralität in Bezug auf die religiösen Gebräuche des Landes. In Tandschore ist gerade in dieser Zeit eine Wittwe damit beschäftigt, sich zum Scheiterhaufen vorzubereiten. Der würdige H. und besonders seine Frau haben bei dieser Gelegenheit Alles versucht, die Unglückliche von ihrem Entschluß abzubringen, aber sie scheint nicht zu bewegen und in ihr Schicksal ganz ergiebig= niert zu seyn. Des Mannes Leiche ist eingesalzen worden, um aufbewahrt zu werden, bis die Erlaubniß vom Gouvernement eingeholt ist. Wenn diese kömmt, findet das Sutti statt. Von den Grausamkeiten der Hindus ist es nicht schwer, Beispiele anzuführen, da ihrer mancherlei Art sind. Die vielen Selbstsprenigungen überall in ganz Indien, die jährlichen Menschenopfer an Dschuganadens (Dschuggernath) Pagode, die häufigen Kindermorde ꝛc. erfüllen alle Bücher und Zeitungen mit ihren Berichten. Außerdem habe ich auch gehört, daß die Mütter, um sich von der Unbequemlichkeit der Pflege zu befreien, den zarten Kleinen, besonders solchen, die sie in einer unglücklichen Stunde gebo= ren glauben, Nelkenöhrer und Honig eingeben, welches eine bald und unfehlbar tödende Wirkung haben soll, da der Hals durch die scharfe Schale, welche stachelig wie das Gerstenkorn im ungedroschenen Zustande ist, inflammirt wird.

Der Aberglaube in Bezug auf böse Zeiten und das böse Auge ist unter den niederen Klaßen allgemein verbreitet und veranlaßt eben so viel Lächerlichkeiten als Grausamkeiten zur verminderlichen Verhinderung der unglücklichen Wirkung. Die Kalenderwurtheile äußern sich auf vielerlei seltsame und herzlose Arten. So erhielt ein armes verlungertes kleines Mädchen öfters im Garten bei M'r etwas zu essen; dies hatte aber nur die Erbitterung der Aeltern anstatt ihrer Dankbarkeit zur Folge, und in solchem Fall ist es schwerig, sich mit Leuten zu verständigen, die schlechterdings auf keine Gründe eingehen.

Mannigfaltiges.

— Englische Ueberſetzungen. Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin sind gleichzeitig in zwei englischen Uebersetzungen erschienen, die eine von Dr. Stebding*) und die andere von einer Dame, Miß Couper**). Als wir bald nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieser Briefe im „Magazin" auf das werthvolle Buch aufmerksam machten, prophezeiten wir ihm auch im Auslande Theilnahme und Anerkennung. Wir freuen uns, diese Prophezeiung in Betreff Englands so bald erfüllt zu sehen. Der allgemein menschliche Inhalt jener Briefe, ihr edler und zugleich derzlicher Ton, die achtungsgebietende Persönlichkeit des Schreibers sowohl als der Empfängerein der Briefe wurden bald auch von der englischen Kritik gewürdigt, und dies erregte dort zuerst den Wunsch nach einer Uebersetzung, der nun von zwei Seiten zugleich erfüllt worden ist. Dr. Stebding's Arbeit ist mehr ein Auszug und das Ganze in Einem Bande zusammengedrängt; die Uebertragung der Miß Couper ist getreu vollständig und dürfte überhaupt den Vorzug verdienen, da sie sich dem Originale mit großer Liebe und Treue anschmiegt.

— Ebenezer Elliott. Dieser im vorigen Monat im Alter von 65 Jahren verstorbene englische Dichter war ein Volksmann im wahren Sinne des Wortes. Ohne alle gelehrte Bildung, für den Kleinhandel erzogen und auch die längste Zeit seines Lebens darin thätig, ist sein Name zuerst im Jahre 1832 durch seine „Gedichte gegen die Kornge ſetze" (Corn-Law-Rhymes) in England bekannt und bald auch ungemein populär geworden. Er lebte in der Grafschaft Yorkhire, deren Hügel und Thäler, eben so wie ihre großen Fabrikstädte, in seinen Dichtungen mit überraschender Naturwahrheit sich abspiegeln, und das ist es auch hauptsächlich, was ihm, neben der politischen Tendenz seiner Verse, einen so populären Ruf gemacht hat. Man kann sagen, daß er der Anti-Cornlaw-League, als sie ins Leben trat, schon bedeutend vorgearbeitet hatte, und daß der Cobdensche Verein seine rasche Ausbreitung zum Theil der vorangegangenen Propaganda der Elliottschen Poesieen zu verdanken hatte. Eine seiner letzten Dichtungen war eine heftende Satyre auf den Sozialismus. Ebenezer Elliott war eine durch und durch gesunde Natur, die sich eben so gegen die hirnlosen Theorieen der Neuzeit, wie gegen die von den Altvordern überlieferten, unvernünftigen Mißbräuche der Gesetzgebung sträubte.

*) Letters to a Lady by the Baron Wilhelm von Humboldt, from the German, with an introduction. By Dr. Stebding.

**) Letters of William von Humboldt to a female friend. A complete edition, translated from the second German edition. By Catharine N. A. Couper. With a biographical notice of the writer. 2 vols

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Behr's Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Cassar, Behrenstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 3. Berlin, Sonnabend den 5. Januar 1850.

Belgien.

Hendrik Conscience's Jugendleben.

Unsere Leser kennen bereits den vlaamischen Dichter mit dem französischen Namen, dessen „Abendstunden" und dessen „Hugo von Craenhove" nicht blos ihm, sondern auch der Sprache, in welcher er schreibt, ein lebhaftes Interesse in Deutschland gewonnen haben. Hendrik Conscience, obwohl erst seit wenigen Jahren als Schriftsteller aufgetreten, ist Allen, die bis dahin in vlaamischer Sprache geschrieben, an Verbreitung seines Ruhes bereits zuvorgekommen. In seinen Schriften aber ist auch mehr, als in denen seiner übrigen belgischen Zeitgenossen, der Charakter seines Landes ausgedrückt. Er schreibt nicht blos, sondern er denkt auch vlaamisch, während andere in seiner oder in holländischer Sprache schreibende Schriftsteller von den Franzosen, denen sie nachahmen, sich eben nur durch das weniger gebildete Idiom unterscheiden, in welchem sie ihre französischen Gedanken dem Publikum mittheilen.

Conscience's neuester historischer Roman behandelt einen echt niederländischen Stoff, die Geschichte Jakob's von Artevelde, des freien und stolzen Bürgers von Gent im vierzehnten Jahrhundert, die zwar bereits vielfach zu Tragödien und Erzählungen benutzt worden, aber gleichwohl noch auf den Darsteller wartete, der sie mit allen Farben der Zeit, des Volkes, des Landes und des Ortes ausstattete. Conscience ist der Mann, der diese Farben wahr und künstlerisch zu mischen weiß. Man muß seine Volksscenen von Gent lesen, von denen wir vielleicht nächstens eine mittheilen, um sich ganz in das vierzehnte Jahrhundert, in das Treiben der gewerbreichen Stadt, unter die „Kerzingen" (Silben) des Freitagsmarktes versetzt zu fühlen. Wir wollen unsere Leser jedoch zunächst mit einer Episode aus des Dichters Leben selbst bekannt machen, weil sie zugleich einen Blick in das verkümmerte Dasein thun läßt, das bis zu diesem Augenblick noch der niederländischen Schriftsprache und Literatur in Belgien gewährt ist. Vielleicht ist dies eine innrette Aufforderung für einen oder den anderen unserer Landsleute, auch seinerseits etwas für die uns so nahe verwandte vlaamische „Letterkunde" zu thun.

Die nachstehende Skizze ist einer Einleitung zu dem Roman „Jakob von Artevelde" entlehnt, welchen O. L. B. Wolff, unter Mitwirkung des Verfassers, übersetzt hat, und der so eben in sechs Bändchen bei Karl B. Lorck in Leipzig erschienen ist:

„Gegen das Jahr 1811 verließ ein junger Adjutant in der damals kaiserlichen französischen Marine den Seedienst und erhielt eine Anstellung bei den Schiffswerften zu Antwerpen. Bald darauf vermählte er sich mit einer Bürgerstochter in seinem Wohnorte, und als die Franzosen 1815 Antwerpen auf immer verließen und Alles wieder auf den Friedensfuß gesetzt wurde, kam er auf den Gedanken, sein beschränktes Einkommen durch einen zu jener Zeit noch ganz unbekannten Erwerbszweig zu vergrößern: er kaufte nämlich abgetakelte und außer Gebrauch gesetzte Schiffe, zerlegte sie und verkaufte die einzelnen noch brauchbaren Theile wieder an Schiffsbauer. Dieses Unternehmen war von glücklichem Erfolge begleitet und setzte ihn in den Stand, seine Speculationen auch auf andere Gegenstände auszudehnen, was ihm um so lieber sein mußte, als seine Ehe war mit Nachkommenschaft gesegnet worden. Bereits am 3. Dezember 1812 hatte ihm seine Gattin einen Knaben geschenkt, der sich im Laufe der nächsten Jahre als ein zartes, kränkliches, sinniges, zum Nachdenken geneigtes, mitunter auch wohl etwas mürrisches Kind still entwickelte und in der Taufe den Namen Hendrik (Heinrich) erhalten hatte. Leider starb die Mutter schon, als derselbe eben sein siebenten Jahr erreicht. Seine unterlassen Kind fühlt sich nur zu leicht auf sich selbst verwiesen, dies mochte wohl mit dem kleinen Hendrik der Fall seyn; ein neuer Erwerbszweig, dem sich der Vater zwei Jahre später hingab, fing indessen an, ihn vermehrt zu beschäftigen, daß seine jugendliche Seele bald die Kinderspiele, wie die Kinderleiden, darüber vergaß. — Statt mit Schiffstrümmern ferner zu handeln, war der ehemalige Marine-Aspirant nämlich auf den Gedanken gekommen, Trümmer geistigen Lebens im Handel umzusetzen, und hatte seine Magazine mit altem Papier und namentlich mit alten Büchern, die er gleichfalls als Makulatur erstand, bis in die obersten Räume hinauf gefüllt. Dem Knaben bot sich nun eine überaus reiche Gelegenheit dar, seinen Hang zum Lesen zu befriedigen; Berge von Büchern lagen vor ihm aufgehäuft da. Er versäumte Nichts, sondern las unaufhaltsam: jedes Buch, dessen Aeußeres oder dessen Titel ihn reizte, wurde nicht eher wieder hingeworfen, als bis es gleichsam ein alter Bekannter war. Mit derselben unermüdlichen Begierde wurde Alles von ihm verschlungen: Gedichte, Romane, kurz, Werke des Gefühls und der Einbildungskraft zogen ihn jedoch bei weitem nicht so an, wie naturgeschichtliche, physikalische, geographische und andere streng wissenschaftliche Schriften. Das Geschriebene, das in einer so unbewachten und ungetregelten Lektüre verborgen lag, übte aber seinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; theils der reiche Wechsel, theils seine zarte Jugend schützten seine Seele vor dem verderblichen Hauche verbotenen Wissens.

So verflossen einige Jahre; da faßte der Vater plötzlich einen Widerwillen gegen das Stadtleben, kaufte ein Stück Land in der Nähe von Antwerpen, baute dort mit eigenen Händen eine Art von Einsiedlei und bezog dieselbe mit seinen beiden Söhnen. Das Gebäude war von einem großen Garten umgeben. Mit der Außenwelt kamen die Bewohner desselben gar nicht in Berührung, denn die nöthigen Lebensbedürfnisse wurden ihnen in das Haus gebracht, und die zwei Knaben waren ganz auf sich selbst verwiesen, wenn ihr Erzeuger, wie das häufig geschah, sie auf Wochen, ja, auf Monate lang verließ, um in belgischen oder französischen Häfen abgetakelte Schiffe aufzukaufen. Während solcher Perioden mußten die beiden Söhne für Haus und Heerd sorgen und sich in die Arbeiten für den Garten, wie für die Küche, theilen.

Diese Einsamkeit wirkte, wie das nicht anders seyn konnte, ganz eigenthümlich auf den jungen Conscience; wie früher einer Menge von Büchern, so wandte sich sein strebender Geist jetzt nur einem Buche zu, aber einem erhabenen, das noch kein Mensch auf Erden sich rühmen kann, das zu Ende gelesen zu haben, dem der Natur. Der mächtige Einfluß, den sie auf ihn ausübte, war ungeheuer und tritt uns auf allen seinen Schriften vorwaltend entgegen. Aus ihr schöpfte er jene warme Liebe für alles Erschaffene, jene innige und tiefe Gottesfurcht, jene reine Freude am wirklich Schönen und Erhabenen, die Allem, was seine Seele hervorbringt, den Stempel echter Liebenswürdigkeit und Humanität aufprägt.

Drei Jahre waren ihm in dieser Einsamkeit vorbeigezogen, da verheiratete sich sein Vater wieder. Die beiden, in fast gänzlicher Freiheit des eigenen Willens herangewachsenen Brüder widersetzten sich den Besehlen der Strengen, auf ein geregeltes Leben dringenden Stiefmutter, und es blieb am Ende nichts übrig, um den steten Zwistigkeiten und Klagen ein Ende zu machen, als sie in eine Erziehungs-Anstalt nach Antwerpen zu senden. Hier wachte in Hendrik die Liebe zu wissenschaftlichen Bestrebungen wieder auf, und er beschloß, sich dem Lehrerfache zu widmen. Die belgische Revolution von 1830 unterbrach jedoch ihn in seinen Studien: ihre Ereignisse übten einen mächtigen Zauber auf seine jugendliche, von vaterländischer Begeisterung überwallende Seele; er verließ die Schule und das älterliche Haus und nahm als Freiwilliger Dienste in der Brigade des Generals Niellon. Nachdem er mehreren Treffen und auch der unglücklichen Schlacht von Löwen beigewohnt, brachte er es binnen sechs Dienstjahren nur bis zum Sergeant-Major, aber er war zugleich der Dichter des Regiments, und in den französischen Liedern, die er für dasselbe verfaßte, mochte wohl Manches vorkommen, das ihn bei seinen Kameraden, aber nicht bei seinen Oberen beliebt machte, welche der damals im belgischen Heere nur zu oft sich offenbarende Geist der Insubordination stören mußte. Das Blaamische war zu jener Zeit zum verachteten Volksdialekte herabgesunken, und Conscience hatte damals nur geringe Ahnung davon, daß er einst dazu berufen seyn würde, der Bedeutendsten Einer zu werden, die diesem edlen, altgermanischen Idiom Rang und Würde einer Schriftsprache wiedergeben sollten. Ganz unbewußt war er dessen jedoch nicht, denn in einem Briefe vom 1. März 1830 schrieb er seinem Freunde J. A. de Laet, demselben, der sich später ebenfalls als ein Führer der vlaamischen Partei auszeichnete: „Ich sende Dir hier einen prosaischen Aufsatz . . . ich hatte ihn zuerst für mich in der Sprache unseres Landes verfaßt. — Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja, sogar Bildes. Gewinne ich je einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlaamische Literatur. Es ist das ein Traum, der mich bezaubert und sobald nicht verschwinden wird; mein vaterländisches Gefühl nährt diesen Willen." — Wie trefflich hat er Wort gehalten!

Die strenge Reform, welche in der belgischen Armee stattfand, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern. Das väterliche Haus, in das er nun zurückkehrte, bot ihm jedoch keine unabhängige Stellung dar, und er ging nach Antwerpen, um sich dort ein Unterkommen zu suchen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Entmuthigt durch unfruchtbare Anstrengungen und finster in die Zukunft blickend, die ihm nichts Erfreuliches darzubieten schien, fühlte er sich eines Tages auf das höchste aufgeregt, sein Geist beschloß in

Digitized by Google

strafter Spannung der Kampf gegen die Unguust der Verhältnisse. Er nahm sich vor, ein Buch in vlaamischer Sprache zu schreiben. Eine Stelle in Guicciardini's Beschreibung der Niederlande gab ihm die Idee, eine Reihe von Scenen aus der Zeit der spanischen Oberherrschaft zu entwerfen. So entstand sein Wunderjaar. Dieser Versuch fand eine günstige Aufnahme in Belgien, trug aber dem Dichter nur geistige Früchte, denn als er später mit dem Drucker abrechnete, war er bloßer nach Abzug aller Kosten, statt des Gewinnes, noch eine für seine Verhältnisse unerschwingliche Summe schuldig. — Jetzt drangen noch dann seine Aeltern in ihn, welche nur die schlimme Seite dieses unglücklichen Ausganges seiner Speculation sahen, sich ernstlich um eine Versorgung zu bemühen. Sein Vater fühlte sich nun so mehr dazu veranlaßt, als sich bis Familie seit der zweiten Heirat bedeutend vergrößert hatte und er sich außer Stand gesetzt sah, noch länger für den bereits erwachsenen Sohn zu sorgen.

Mit schwerem Herzen verließ nun einen Abends, nach einem Gespräche mit den Seinigen, in welchem er viel Bitteres hatte hören müssen, der talentvolle Jüngling auf immer das väterliche Haus. Seine ganze Habe bestand in zwei Franes und einigen Kleidern, die er, in ein Tuch geschlagen, unter dem Arme trug. Von trüben Gedanken gequält, richtete er seine Schritte nach Antwerpen, nicht wissend, was er beginnen solle. Da begegnete ihm in der Nähe der Stadt ein alter Schulkamerad, der, als er seine Geschichte erfahren, ihm Trost zusprach und ihn in das Haus seiner Aeltern führte. Diese nahmen sich, auf des Sohnes Zureden, seiner thätig an und sagten für ihn auf unbestimmte Zeit in einem Wirthshause der Vorstadt gut, so daß für seine nothwendigsten Lebensbedürfnisse gesorgt war. Von nun an schienen ihm hellere Sterne zu leuchten. Der berühmte Maler Wappers interessirte sich für ihn und wirkte ihm eine Audienz bei dem Könige aus, damit er diesem sein Buch überreiche. Fast wäre auch hier wieder die Hoffnung des jungen Conscience an einem geringfügigen Umstande gescheitert; er besaß nämlich keinen Anzug, in welchem er vor dem König erscheinen konnte; allein sein Gönner Wappers, der nichts halb thun wollte, half ihm hier mit seinen eigenen Kleidern aus. Oberst Joly — jetzt General — führte ihn nun zu dem Könige, der ihn huldreich aufnahm und ihm eine Unterstützung bewilligte. Dadurch ermuthigt, ergriff Conscience von neuem die Feder und veröffentlichte bald darauf ein zweites Buch, Phantasia, welches jedoch ganz das Schicksal der ersten Arbeit theilte, und zwar literarischen Erfolg, aber zugleich einen nicht geringen Schdo, den der Verfasser dem Buchdrucker nach der Abrechnung zu leisten hatte, mit sich führte. Eine magere Anstellung bei dem Provinzial-Archiv, mit einem Gehalte von 300 Fr., welche ihm zu Theil ward, gab ihm jedoch die Kraft, auf der einmal betretenen Bahn zu verharren. Er nahm seine Nächte zu Hülfe und schrieb einen historischen Roman in drei Bänden: **De Leeuw van Vlaenderen.** — Dieses Werk fand eine überaus günstige Aufnahme in Belgien und machte seinen Verfasser beliebt im ganzen Lande; aber trotzdem war der materielle Gewinn, den er von dieser vierzehnmonatlichen Arbeit zog, nach Abzug aller Kosten, die Summe von — — sechs Francs (1 Thlr. 18 Ngr.). — Conscience's Talent, Geist, Fleiß, Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit, wie er sie in demselben offenbarte, fanden allerdings die rühmlichste Anerkennung, erweckten ihm aber zugleich Haß und Verfolgung von Seiten der französischen Partei in Belgien, die in ihm einen der bedeutendsten Vorkämpfer des Vlaamischen erblickte, dieses Element um jeden Preis niederzudrücken wissen wollte und ihr Streben durch die damaligen staatlichen Verhältnisse Belgiens unterstützt und befördert sah.

Von neuem trübte sich nun der Horizont des Armen. Der schlechte materielle Erfolg seiner Unternehmungen hatte ihn in Gehverlegenheiten gestürzt, und er mußte sich voll Schmerz gestehen, daß die Feder nicht das Mittel sey, ihm eine sorgenfreie Lage zu bereiten. Er litt im Stillen und faßte plötzlich den Entschluß, die Schriftsteller-Laufbahn aufzugeben und sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Mit bewundernswürdiger Charakterstärke verwirklichte er diesen Plan, verdingte sich bei einem Gärtner als Gehülfe und führte dieses Leben Handjahr dreizehn Monate lang durch. Die Natur, der er nun wieder näher getreten, war sein einziger, aber auch sein kräftigster Trost. — Inzwischen sein Gönner und Freund Wappers verließ ihn nicht, sondern lenkte von neuem die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Königs Leopold auf ihn. Conscience erhielt das Amt eines Greffier bei der Akademie der schönen Künste zu Antwerpen und sah sich nun vor jedem Mangel geschützt. Von neuem ergriff er sich die Feder, und es folgten nun rasch auf einander Hugo van Etaruyove, eine Geschichte aus dem Mittelalter (deutsch von dem Verfasser dieser Skizze), seine Avondstonden, Het Boek der Natuur, — seine Geschichte Belgiens, Lambrecht Heusmans u. s. w. — Alle diese Leistungen erfreuten sich des verdientesten Beifalls, wurden in mehrere fremde Sprachen übersetzt und erwarben ihrem Verfasser einen europäischen Ruf; natürlich war auch ihr materieller Ertrag günstiger, als dies bei seinen früheren Arbeiten der Fall gewesen.

Hendrik Conscience wird aggregirter Professor an der Universität Gent, Professor und Lehrer der vlaamischen Sprache und Literatur bei den königlichen Kindern, Ritter des belgischen Leopolds-, des preußischen rothen Adler- und des bayerischen St. Michaelsordens, so wie Mitglied des königlichen Instituts zu Leyden.“

England.

Shirley.

(Fortsetzung.)

Diesesmal hat Currer Bell das Schleppende der Handlung nicht, wie in Jane Eyre, durch Sprünge der Leidenschaft unterbrochen. Es findet sich in Shirley weniger Unwahrscheinlichkeit, ungleich mehr Beobachtung im Studium der Charaktere, mehr Geschick in der scenischen Anordnung, vielleicht sogar mehr Kunst im Stile: desto schlimmer; es ist ein zweiter Roman; ich ziehe den ersten vor. Inzwischen hat Currer Bell, hier und da sogar die Dosis vergrößernd, einen der pikantesten Würzen seines ersten Buches beibehalten: die moralische Freiheit, den Geist der Widerspenstigkeit, das revolutionde Gelüste gegen gewisse gesellschaftliche Conventionen. Das Schlimmste Shirley's ist eine schalkhafte Herausforderung der Moralitäts-Censoren der Jane Eyre: „Die Geschichte ist zu Ende. Ich sehe den richtenden Leser vor mir, der seine Brille aufsetzt, um die Moral in dieser Erzählung zu erspähen. Es diese seinen Scharfsinn beleidigen, wollte ich ihm die Mühe durch Andeutungen ersparen. Gott helfe ihm bei seinen Forschungen.“ — Indem wir Shirley's Inhalt erzählen, werden wir selbst sehen, ob das Buch eine Moral hat, und ob diese Moral eine falsche ist. Aber zuvor wollen wir eines großen Verbrechens erwähnen, das man nicht verhehlen dürfte, Currer Bell zum Vorwurf zu machen: **Die Verabscheuung der Ehe.**

In neuerer Zeit haben die französischen Romanschreiber die Ehe mit so viel Heftigkeit, so viel Ausdauer und von so verschiedenen Seiten angegriffen, daß man unwillkürlich zu der Frage gelangt, ob es noch möglich sey, einen französischen Roman zu schreiben, in dem die Ehe gepriesen, geachtet würde. Die englische Literatur weiß keinen Roman auf, in dem dieselbe mit Geringschätzung oder Bitterkeit behandelt würde. Sind demnach die englischen Sitten reiner als die französischen? Haben im tiefsten Grunde die englischen Romanschreiber mehr Hochachtung als jene vor der heiligsten gesellschaftlichen Institution? — Ich will die Frage nicht auf diese Pohe stellen: ich werde mich vielmehr auf eine einfache literarische Beobachtung beschränken. Es existirt ein wesentlicher Unterschied zwischen den englischen und französischen Romanen. Die Engländer schildern in ihnen die gesetzigen Zustände vor der Ehe, die Franzosen nach derselben. Das ist das Wort des Räthsels, und dieser Unterschied ist nichts als der Beweis des Unterschiedes in den Sitten. In Frankreich beginnt die Entwickelung der Persönlichkeit, die Freiheit, kurz, das Leben des Weibes erst mit dem Augenblick der Ehe: man weiß, daß umgekehrt die englischen Sitten den jungen Mädchen eine Unabhängigkeit des Charakters, eine Freiheit des Willens und des Benehmens zugestehen, die mit dem Schritte zum Altar endet. In beiden Ländern trennt die Ehe das Leben des Weibes in zwei scharfe Theile: in England brendet sie dessen romanlichen Dasepn; in Frankreich führt sie es in dasselbe ein. Von diesem Augenblicke an erschließt sich der Französin die Kenntniß der Welt, ihrer Verantwortlichkeit, die Zufälle, die Abenteuer und die ersten Wünsche, wie die ersten Täuschungen, welche mit der Freiheit erwachsen. In der That findet man bei uns ungleich mehr romanesse junge Frauen als Mädchen. In beiden Ländern hat natürlicherweise der Roman das romanhafte Alter des Weibes beschrieben. In England begleitet er das junge Mädchen bis zum Altar, und folglich bereitet er nicht direkt das Reich der Ehe. Aus demselben Grunde nistet er sich im Gegentheil in Frankreich recht ins Herz derselben ein, zerreißt ihre Mysterien, entschleiert darin alle Charaktere und alle Banden, befreit den Drang nach Veränderung, und durch alles das faßet er die Heiligkeit der Ehe an und vermehrt die Sittenverderbniß durch die Ueberreizung der Einbildungskraft.*)

Doch zurück zu Shirley Keldar.

Wenn mit der Schärfe seines Geistes und der Kraft seiner Feder Currer Bell sich in diesen in England ungebahnten Weg geworfen, wenn er die häusliche Tragödie des Ehestandes beschrieben, die Scene seines Romans, wie die Franzosen, vom Salon in das Boudoir verlegt hätte und vom Boudoir in das Schlafgemach, so würde ich den heftigen Tadel begreifen, der seine Protestationen gegen einige unselige Sklavenbande der Ehe betroffen hat; aber ein paar einfache saltrische Züge, die das rein Zufällige der Situationen herbeiführte, verdienen diese Strenge nicht. Currer Bell hat nichts in den herkömmlichen Vorschriften des englischen Romans geändert. In Shirley fangen die Alten über die Ehe; so, aber die Jungen verheiraten sich. Currer Bell hat seinen Kritikern keine bessere Antwort zu geben.

„Shirley“ beginnt mit vieler Lebendigkeit in ganz neuen Scenen. Es war zur Zeit, wo die englischen Fabrikanten die Maschinen einführten. Dies hatte eine arge Krisis in den Manufaktur-Bezirken zur Folge. Ueberall lehnten sich die Arbeiter gegen die momentane Konkurrenz auf, die ihnen der Erfindungsgeist entgegenstellte. Sie sahen nicht ein, daß die Maschinen, statt die Zahl der thätigen Arme zu vermindern, nur die Zahl der Arbeiter noch vermehren würden. Das Fabrik zu gefährlichen Neuungen. Viele Maschinen wurden zerstört, mehrere Fabriken demolirt, einige Fabrikanten erschlagen. In Augenblick, wo „Shirley“ beginnt, ist das Wand: Robert Moore erwartet die Maschinen, die ihm im Laufe des Tages zugeführt werden sollen. Der junge Fabrikant zählt mit einer tiefen Seelenangst jede Minute dieses langen Wintertrabens. Robert Moore ist eine halsstarrige Natur, heftig, ganz und gar in den einen Gedanken eingezwängt, sein Glück zu machen. Er ist kräftig und verläßt sich auf sich allein und auf seine Kraft. Er besitzt einen eisernen Willen, und sein Wille allein ist ihm Gesetz; er duldet kein Hinderniß auf seinem Wege; von einer französischen Mutter geboren, ist er weder Engländer, noch Franzose: Er ist Fabrikant. Die arbeitende Bevölkerung verabscheut ihn aber eben so sehr als Fremden wie als ihren Herrn. Was kümmert das

*) Diese französische Schilderung läßt sich in deutscher Sprache, deren Eigenthümlichkeit es ist, derber und aufrichtiger das Kind seinen wahren Namen zu nennen, kurz und kündig etwa so geben: in England dauern die Verirrungen des weiblichen Geschlechts bis zur Ehe, und in Frankreich beginnen sie mit dem geschlossenen Segen; oder kurzer: In England duldet der Ehemann die Sünden des Mädchens, in Frankreich die der Frau.

Digitized by Google

ihn? er fragt nichts nach der Liebe seiner Arbeiter, er verlangt nur Fleiß und Gehorsam. Jeder Widerstand, weit entfernt, ihn niederzuschlagen, provocirt nur in ihm die Leidenschaft, ihn zu besiegen. Die Maschinen, die er erwartet, sind der Rettungsanker seines Vermögens. Er erzittert, denn endlich tönt das Rollen der Wagen an sein Ohr. — Sie langen an, aber — leer; sie wurden von einem Haufen Arbeiter angegriffen; die Maschinen sind zertrümmert. Moore hört sein Schicksal kalt und ruhig verkünden; sein Unglück beraubt auf seinen Lippen nur eine ironische Zuckung. Er wird nicht unterliegen. Inzwischen wird er die Anstifter der Zerstörung ergreifen und den Händen der Gerechtigkeit überliefern, dann seine letzten Hülfsquellen erschöpfen, um neue Maschinen anzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Die Philosophie der Freiheit.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben in unserem ersten Artikel bis hierher das Grund-Prinzip Secrétan's auseinandergesetzt und die unmittelbaren Folgerungen desselben angegeben. Wollten wir nun in unserer summarischen Uebersicht fortfahren, so hätten wir zunächst der Lehren zu gedenken, welche der Verfasser über den Ursprung des Geschöpfes, den Fall, die weltliche Natur, die Restauration des gefallenen Geschlechtes, die göttliche Dreieinigkeit und all die großen Fragen aufstellt, die sich an das Christenthum und an die zeitliche und ewige Zukunft des Menschengeschlechtes knüpfen. Wir hätten sodann Rechenschaft zu geben von des Verfassers Ansichten über die beiden Hauptlendenzen der Gegenwart, den Sozialismus und Individualismus, über die Theorie des Zoeschrittes und über die konfessionellen Streitfragen der christlichen Kirche. Wir würden endlich sehen, wie der Philosoph, indem er einzig und allein von den Prämissen der unwandelbaren Liebe Gottes und der unwandelbar gewollten Freiheit des Geschöpfes ausgeht und an die Konsequenzen dieser Prämissen die Ergebnisse der unmittelbaren Beobachtung der menschlichen Natur anknüpft, dazuthun sich bemüht, daß die allgemeinen Sätze des christlichen Dogmas auch nothwendige Sätze des Denkens überhaupt sind, wenn dieses Denken nämlich die Gewißheit der Nicht zu Nichtsthun nimmt. Es wäre uns unoeß zu weit führen, wollten wir dem Verfasser Schritt für Schritt folgen, um so mehr, als manche von der gewöhnlichen Anschauung abweichende Behauptungen uns des tieferen und richtigeren Verständnisses willen etwas näher auseinandersetzen sein dürften. Statt dessen erlaube man uns, von dem bereits Gesagten ausgehend, das Verhältniß darzulegen, in welchem die in der „Philosophie der Freiheit" gegebene Bestimmung des absoluten Prinzipes zu der christlichen Tradition steht.

In den Theorien des Alterthumes möchte man vergebens die Lehre von der absoluten Freiheit des Prinzipes des Antheilsuns suchen. „Die alte Philosophie ist weder über den Fatalismus, noch über den Dualismus hinausgekommen." Die Idee der göttlichen Freiheit ist hervorgegangen aus der Analyse des Glaubens an eine Schöpfung und an eine poskilve Offenbarung. Lehren, in welchen jene Idee deutlich eingeschlossen liegt. Hat diese Theorie jedoch, nachdem sie einmal zu Tage gefördert war, Aller Augen mit sener unmittelbaren Evidenz eingenommen, mittelst welcher gewisse Vorstellungen, einmal im menschlichen Geiste erzeugt, festgehalten und bei sich anhalten, daß sie gleichsam einen Theil seiner ursprünglichen Wahrheit auszumachen scheinen?

Die Geschichte der modernen Philosophie liefert die Antwort auf diese Frage. Nachdem man erkannt hat, daß die Idee der vollkommenen göttlichen Freiheit zur Zeit des Christenthumes und als dessen Ausdruß aufgetaucht ist, kann man in der geschichtlichen Reihenfolge der Zeiten, wenn man Descartes mit Spinoza und Leibnitz mit Hegel vergleicht, mit Sicherheit behaupten, daß bei den großen spekulativen Genies die Zulassung irgend eines Handelnden, wollenden Elementes in Gott mit der bewußten oder unbewußten, aber in allen Fällen irrelleg Annahme irgend eines Datums der christlichen Ueberlieferung unlöslbar vereint geblieben ist. Die moderne Vernunft geht also nicht ganz allein auf diese Idee los.

„Die Lehre von der Nothwendigkeit", sagt der Verfasser, „schwebt über den antiken Religionen, weil die Menschheit sich einem fatalistischen Joche unterworfen hat; auch sehen wir nicht, daß sich die alte Philosophie wirklich über die Idee der Nothwendigkeit erhoben. Die Freiheit Gottes zeigt sich darin wohl einen Augenblick, man weiß jedoch nicht, wofür sie kämpft; sie ist durchaus nicht gerechtfertigt und widerspricht der ganzen anderen Entwickelung. Die Stellung der christlichen Philosophie unterscheidet sich hiervon bestimmt und deutlich. Das wesentliche Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen, die Substanz des Menschenthums selbst ist durch die Thatsachen, welche das Christenthum begründeten, völlig umgewandelt worden; der Mensch ist der Freiheit wiedergegeben; auch er kann sich seitdem zur Vorstellung der Freiheit erheben. Diese Wandlung jedoch, wiewohl im gewissen Sinne allgemein, geschieht durchaus nur bei denen, welche sie wollen. In Folge der Wirkung des Christenthumes bilden sich, so zu sagen, zwei Menschheiten, und darum auch zwei Wissenschaften, zwei Philosophieen, deren Strömungen sich in demselben Bett fortwälzen, ohne je ihre Fluthen zu mischen. Getrennt und doch in einander verflochten und gegenseitig sich bedingend und nicht von einander loskömmend, ist die eine die christliche Philosophie, die andere die wiedergeborene und fortgesetzte alte Philosophie, welche sich dem neuen Prinzip mit täglich offener ausgesprochener Feindseligkeit entgegenstellt, ihm jedoch gerade durch diese Opposition nur noch mehr zur Geltung verhilft."

Die Idee der Freiheit erkennt also nicht nur die christliche Tradition als ihre historische Quelle, sondern diese Idee wird auch, hinsichtlich der dem Einfluß dieser Tradition unterworfenen Denker, nur von denen angenommen, welche sie annehmen wollen. Woher rührt dieser besondere Wollen? Der Verfasser giebt hier ausführliche und zahlreiche Erklärungen.

Die Pflicht ist eine absolute Gewißheit und die erste aller Gewißheiten; die Gewißheit der Pflicht begreift die Gewißheit der Freiheit in sich, ohne welche die Pflicht keinen Sinn hat; jedes System, welches die Freiheit Gottes leugnet, muß nothwendigerweise auch die Freiheit des Geschöpfes leugnen. Ich glaube also an die Freiheit Gottes, weil ich, um an die Pflicht zu glauben, an meine Freiheit glauben will; ich glaube daran, weil ich will, und ich will, weil ich muß; die Pflicht ist absolut, es ist ein Verbrechen, es zu leugnen, und ein Fehler, es beweisen zu wollen.

Dies ist die letzte Grundlage des Systemes der Freiheit: eine moralische Grundlage. Das moralische Gefühl ist es, welches den Verstand leitet, ihm das Ziel zeigt und ihn darauf loseinem heißt. Das reine, interessslose Denken, das kalte und alles Effektes bare Denken, welches nur den abstrakten Erkenntnißtrieb zum Motiv und die Logik allein zum Wegweiser hat, steuert nicht dorthin, steuert wenigstens nicht nothwendig dorthin. „Mein Hauptgrund ist immer der: Man muß die absolute Freiheit annehmen, um an die Wirklichkeit der unfreien zu glauben; man muß an unsere Freiheit glauben, um, was eben selbst schon eine Pflicht ist, an die Pflicht zu glauben. Ich fühle daher, daß die Nothwendigkeit, von Seiten des Verstandes aus betrachtet, gerechte Ansprüche auf Geltung machen kann."

Der Verfasser scheint zuweilen von seinem ursprünglichen Vorhaben, sein System durch das reine Denken begründen, seine Lehren als allgemein erweisbare Wahrheiten darstellen zu wollen, einigermaßen etwas abzukommen. Nichtsdestoweniger schreint uns seine Meinung, im Ganzen aufgefaßt, vollkommen klar und läßt sich vielleicht in folgender Weise resümiren:

Das System setzt voraus, daß man von der absoluten Realität der Pflicht, als von einer unerweisbaren und gewissen Prämisse, ausgeht. Ist diese Prämisse zugestanden, so gelangt man nothwendigerweise zur Lehre von der absoluten Freiheit des Prinzipes alles Seyns. Diese Lehre ist ihrem historischen Ursprunge nach christlich: wer jedoch an die Pflicht glaubt, dem stellt sie sich direkt erzieleu dar, auf eine rein dialektische und von jedem eigentlichen religiösen Glaubensprinzip völlig unabhängige Weise. „Die Annahme unseres philosophischen Systemes ist eine gezwungene oder freiwillige, eine obligatorische oder fakultative, je nachdem man es verstehen will. Fakultativ für den interessslosen, parteilosen, indifferenten Verstand, obligatorisch für die ehrlichen, ehrlichen Leute (die Biedermänner, pour les honnêtes gens)."

So ist das Verhältniß der Bestimmung des ontologischen Prinzipes zu der christlichen Tradition ganz genau festgestellt. Wir fragten uns indeß, zu welchen Ergebnissen man gelangen möchte, wenn man diese immer etwas sage Ehrbarkeit, Ehrlichkeit oder Wohlanständigkeit (honnêteté) und die Besähigung für dieselbe näher und schärfer zu prüfen suchte.

Die Konsequenzen dieses Prinzipes sind zu unmittelbar, um nicht auch unmittelbar wahrgenommen zu werden. Wenn es heißt: „Axel verpflichtet" („noblesse oblige"), so kann man von der Freiheit sagen: die Freiheit verpflichtet und verdammt. Der Fatalismus ist in allen seinen Abstufungen die Zuflucht eines so des Sieges, welcher das, was sein soll, mit dem, was ist, identifiziren will, wie der Trägheit und der Wollust, welche ein Interesse daran haben, die Wirklichkeit zu sein, die sie sich nicht stützen wollen, für unmöglich zu halten. Der Schüler Zeno's und der Nachfolgere Epikur's finden in der Theorie der Nothwendigkeit ein gemeinsames Terrain, auf dem sie sich treffen und verstehen. Um die Pflicht als absolut anzuerkennen und mit der Pflicht die Verantwortlichkeit sie alle Alte, die ihr widersprechen, bedarf es eines Grades von Muth und von Demuth, welcher in der sie den Glauben an die Freiheit erfordertlichen Ehrbarkeit nicht eine untergeordnete Tugend, sondern die Vereinigung der höchsten Tugenden setzt und von uns fordert. Wenn sich diese Tugenden, in ihrer vollen Ausdehnung, im Schooße der heidnischen Welt nicht zeigten, so folgt daraus, daß der Einfluß des Christenthumes nicht nur die objektive Quelle der Idee der Freiheit ist, sondern auch das subjektive Prinzip der Annahme derselben.

Wenn Gott sein ist, ohne daß irgend eine Wesenheit die Trageweile seiner Akte hemmt oder vereinigt, oder wenn sein Wille mit dem Guten identisch ist, so hat das Böse im absoluten Sinne (die Unordnung auf allen Gebieten) keinen Erklärungsgrund, weder in der schöpferischen Kraft, noch in einer Welt des Möglichen, welches jene Kraft begrenzt. Das universale Böse ist daher dem Geschöpf allein beizumessen, und da es sich in allen seinen irrlichen Verhältnissen und Beziehungen nicht durch die Betrachtung des wirklich existirenden individuellen Wollens allein erklärt, so ist das Denken hinsichtlich dieses Böses nothwendig zur Annahme einer Gesammtverschuldung, Solidarität, des ganzen Geschlechtes gezwungen, eines ursprünglichen Falles, in Folge dessen sich die Verkümmerung der gegenwärtigen Existenz von Grund aus änderten.

Muß jedoch, um diese Konsequenzen der Freiheit, folglich die Freiheit selbst, zuzugeben, das Denken nicht im Augenblicke des Zugebens schon jenseits der Verantwortlichkeit das Erbarmen, jenseits des Falles die Wiederherstellung erblicken? Ist der Glaube an die göttliche Verzeihung nicht nothwendigerweise in der ernsten Annahme der Sünde mit eingeschlossen? Suchte die heidnische Philosophie nicht eben, weil der alten Welt das Wort des Heiles gebrach, statt an die Freiheit zu glauben, ihre Zuflucht vor der anklagenden Stimme des Gewissens vielmehr ein zig im Fatalismus?

*) Vergleiche Nr. 135 des Magazins von 1849.

Den Glauben an das Erbarmen und die Hoffnung auf Heil und Erlösung annehmen, heißt, in demselben Maße auch die Thatsachen annehmen, auf welche sich derlei Verheißungen und Hoffnungen stützen. Wenn man diese Thatsachen nicht für gültig hält, so kann das reine Denken in den Hoffnungen der Menschheit, denen sie zum Grunde liegen, nur ein stets zu bekämpfendes Vorurtheil, eine falsche, nur angezogene Anschauung sehen, gegen welche der Geist nicht stark genug agiren könne, um sich wieder in die Lage einer wahren Parteilosigkeit zurückzubringen.

Wenn diese Betrachtungen nicht illusorisch sind, wenn die Annahme der absoluten Freiheit die Annahme der christlichen Hoffnungen voraussetzt, und wenn diese Hoffnungen sich ihrerseits nur vor einem Geiste, welcher die christlichen Thatsachen im Allgemeinen als wirkliche Thatsachen anerkennt, in voller Strenge rechtfertigen, so folgt daraus, daß die ehrbaren Leute, mit denen wir es zu thun haben, im Grunde Leute sind, welche schon von vorn herein ein Vorurtheil zu Gunsten der christlichen Dogmen hegen. Das Christenthum würde daher seine Stelle auf der Basis des Gebäudes selbst haben, und jener moralische Wille, der Erzeuger der ganzen Theorie, schlösse, wenn auch nicht einen eigentlichen Glauben, so doch wenigstens das Verlangen nach einem Glauben in sich, dessen Gegenstand vorher schon bestimmt worden. Logisch und geschichtlich geht der Fall ohne Zweifel der Wiederherstellung voran. Aber in der Reihefolge, nach welcher sich hier die Ueberzeugungen bilden, geht der Glaube an die Wiederherstellung dem Glauben an den Fall, der Glaube an das Erbarmen dem Glauben an die ganze Wirklichkeit der Sünde voran. Es ist unserer Meinung nach durchaus von Bedeutung, die Verschiedenheit jener Wege, auf denen die Verkettung der Ideen zu Stande kömmt, niemals aus dem Gesicht zu verlieren.

Es kam uns bei dem Studium der „Philosophie der Freiheit" zuweilen vor, als sey bei dem eben berührten Gegenstande eine doppelte Linie in der Entwickelung des Gedankens unserer Autors zu erkennen, und wir fragten uns, ob er nicht, wenn er seine Auffassung des Verhältnisses der Philosophie zur Offenbarung noch weit schärfer und strenger behandelt hätte, dahin gelangt wäre, die Auseinandersetzung seiner eigentlichen Theologie zu modifiziren. Gestatte man uns, diesen Umstand etwas näher zu beleuchten, um so mehr, als er den Theil des Buches, den wir ausserhalb unserer Besprechung liegen ließen, direkter berührt.

„Es ist", sagt Secretan, „eine andere Sache, das Christenthum zu ahnen und es, nachdem es uns gegeben worden, zu verstehen. Manche sind der Meinung, das Christenthum würde viel göttlicher seyn, wenn die Vernunft es begreifen könnte. Ich frage, ob diese Männer, deren Gesinnung ich sonst durchaus hochachte, sich eine richtige Idee von der Harmonie machen, welche in allen Theilen des wiedergeborenen Menschen herrschen soll, und von dem Einfluß, den das Christenthum selbst auf das Denken ausüben berufen ist? Nein, die Spaltung der Vernunft und des Glaubens kann keine ewige seyn; und warum diese Versöhnung aufschieben bis ins Jenseits? Das Ziel muß erreicht werden, oder die Menschheit bleibt zerrissen und zerklüftet. Die Menschheit muß also zum Verständniß des geoffenbarten Christenthums gelangen, damit das Werk der Wiedergeburt, der Umbildung, der Besserung und des Heiles, womit das Christenthum sich belastet hat, wirklich vollführt werde."

Wir sind ganz mit dem oben genannten Ziele einverstanden. Das Verständniß des Dogmas jedoch kann auf zwei verschiedene Weisen gedeutet werden.

Die Thatsachen, welche das Christenthum ausmachen, können durch ein Glauben angenommen werden, welches keineswegs die systematischen Deductsätze des spekulativen Denkens als seine Quelle erkennt. Aus diesen Thatsachen entspringen die Lehren, welche der Ausdruck oder die Bedeutung eben derselben sind, und die Metaphysik bringt sie in Rechnung, wie sie die Realitäten jeder Art in Rechnung bringen soll. Der Philosoph sucht dann das Verständniß des Christenthums zu erlangen, weil das Christenthum in seinen Augen eine Gesammtheit von Thatsachen ist, welche der Gegenstand seines Wissens werden, weil sie zuvor den Gegenstand seines Glaubens ausmachen.

Die Philosophie kann, indem sie ihre Bedingungen auf eine andere Weise faßt, auch den Versuch machen, wenn auch nicht die geschichtlichen Thatsachen der Offenbarung, so doch die in diesen Thatsachen manifestirten Lehren a priori zu rekonstruiren, d. h. die Lehren nur insoweit annehmen, als sie sich zugleich durch die metaphysische Folgerung derselben rechtfertigen und die Thatsachen nur auf Treu und Glauben der Lehren zulassen.

Mit anderen Worten, man kann von den Bedürfnissen des Gewissens direkt zu den christlichen Thatsachen übergehen, welche dann eine der Uebergrundlagen des Wissens werden, oder andererseits vom Gewissen zum System übergehen und dann erst durch Vermittelung des Systemes zum positiven Christenthum gelangen. Die Frage läuft darauf hinaus, zu wissen, ob die Dogmatik eine Wissenschaft ist, welche sich auf durch eine historische Methode zu beweisende und zu erklärende Thatsachen gründet, oder eine spekulative Wissenschaft, die sich konstruiren läßt.

Das Denken des Verfassers, wir wiederholen es, scheint uns zuweilen zwischen diesen beiden Wegen hin- und herzuirren oder vielmehr bald auf dem einen, bald auf dem anderen zu wandeln, ohne jedoch seine Vorliebe für den letzteren leugnen zu können. Hätte er entschieden den ersteren eingeschlagen, so hätte er sich jene Leser entfremdet, die da der Meinung sind, daß „die Philosophie nur, wie Bonald sagt, die Kunst sey, sich der Religion zu entschlagen."

Wäre er jedoch ausschließlich auf dem letzteren einhergeschritten, so hätte er von vorn herein unumstößliche Einwürfe in den Gesichtskreis der meisten Gläubigen hervorgerufen. Vielleicht wird seine etwas unentschiedene Stellung ihm gemeinsam verbundene Gegner aus beiden Lagern erwecken. Dies würde jedoch in unseren Augen kein Argument gegen seine Anschauungsweise seyn; denn wir sind nicht der Meinung, daß die Zahl der Angriffe ein Beweis des Irrthums sey, eben so wenig, wie und die Zahl der Anhänger die Wahrheit vollgültig erhärten würde. Aber es scheint uns, daß man, je größere Aufmerksamkeit man dem Werke Secretan's schenkt, desto mehr gewahrt, wie das Denken hinsichtlich des so wichtigen Verhältnisses der Philosophie zur Offenbarung darin weder hinlänglich scharf begränzt, noch fest genug begründet ist.

Diese Thatsache selbst ist lehrreich. Es findet sich hier um eine Hauptaufgabe für unsere moderne Einsicht, um eine Aufgabe, welche (vorausschickungen), wenn die revolutionairen Bewegungen vorüber sind, eine der ersten Beschäftigungen der gegenwärtigen Epoche abgeben wird. Diese Aufgabe gestellt, sie in ihrer ganzen Ausdehnung gestellt, Jedermann die Nothwendigkeit einer Lösung zur Erkenntniß gebracht und vielleicht Einigen auch eine Lösung geboten zu haben, ist unserer Meinung nach keines der geringsten Verdienste dieses Werkes, mit dem wir uns in diesen Zeilen beschäftigten. Die Zukunft wird zweifelsohne das wichtige Unternehmen fortsetzen und ein Endresultat zu erzielen sich bemühen.

Mannigfaltiges.

— Die Versteigerung der Tieckiana. Schon einmal ist in diesen Blättern der gegenwärtig stattfindenden Versteigerung der Tieckschen Bibliothek gedacht worden. Eine dabei vorgekommene Mystification des Publikums veranlaßt uns, noch einmal darauf zurückzukommen. Wir finden nämlich, daß auch hier, wie so häufig bei Auctionen geschieht, der Name eines berühmten Mannes zum Ausbängeschilde gebraucht wurde, um Hunderte von Büchern an den Mann zu bringen, die dieser nie in seiner Bibliothek gehabt hat. In dem Kataloge der Tieckschen Bücher-sammlung enthält ein sechzehn Seiten langer Abschnitt (pag. 196—211) einzig Werke über Amerika. Schon sind uns in Journalen Ausdrücke des Erstaunens und der Verwunderung über diese früher unbekannte Liebhaberei des großen Dichters zu Gesicht gekommen, und uns möchte fast beränken, als müßte Herr Tieck selbst über eine Neigung erröthen, die er gewiß nie gehabt, und sich über die Unkenntniß seiner eigenen Bibliothek verwundern, da er hier mehrere hundert Bücher katalogisirt findet, die er sicher nie besessen. Denn alle in diesem Abschnitte aufgezeichneten Bücher gehören aller Wahrscheinlichkeit nach zu der Sammlung des bekannten Forschers über Amerika, Herrn Ternaux-Compans, und hat dies auch der Anfertiger des Kataloges recht naiv durch eine Anmerkung unter Nr. 4388 verrathen, welche lautet: „Très-rare exempl. qui a passé de M. Heber à M. Ternaux."

— Neue Ausgrabungen von Ninive. Von Dr. Layard, dem englischen Kommissär bei den Ausgrabungen in Ninive, dessen Werk „Nineveh and its remains" im vorigen Jahre in London erschienen, und der seinem nach Asien zurückgekehrt ist, sind neuere Nachrichten aus Mossul eingegangen, wonach er dort am 30. September wieder eingetroffen war. Er hatte die Absicht, neue Ausgrabungen im Großen machen zu lassen, und erwartete zu diesem Zwecke nur noch die Ankunft der mit dem Werke bereits vertrauten Arbeiter, Restorianer aus den benachbarten Gebirgen. Kleinere Versuche, die er inzwischen neuerdings begonnen, hatten ihm bereits wieder zahlreiche Bastreliefs geliefert, deren Verrath ganz unverkennbar zu seyn scheint. Es befindet sich darunter ein sehr interessantes, nämlich die Darstellung der Zorfschaffung eines der gigantischen Stiere, wie sie in den Palästen und Tempeln von Ninive aufgestellt sind. Eine ungeheure Anzahl von Menschen zieht einen auf Rollen laufenden Schlitten, dem von hinten durch einen ungeheuren Hebebaum, an welchem lange Taue befestigt sind, nachgeholfen wird. Von diesem in vieler Beziehung werthvollen Kunstwerke wird, wenn es bei seiner Gebrechlichkeit — die neu aufgefundenen Sachen sollen nämlich durch Feuer gelitten haben — nicht nach Europa geschafft werden kann, jedenfalls von dem bei der Expedition befindlichen Maler Cooper eine genaue Abzeichnung und ein Gypsabguß verfertigt werden. Ein schönes Paar kolossaler Löwen von Stein, die sich in Nimrud befinden, soll nächstens nach England geschickt werden. Dr. Layard hat den Jesiden oder Teufels-Anbetern in der Nähe von Mossul bei Gelegenheit eines ihrer Jahresfeste einen zweiten Besuch abgestattet und ist zu aller ihren Ceremonien zugelassen worden. Bei diesem Besuche sah er auch den berühmten „Melek Taus", den ungeheuren Vogel von Erz, dessen Existenz an vielen Reisenden bezweifelt worden, und den er als einen überaus merkwürdigen Ueberrest aus früheren Zeiten darstellt. Unstreitig haben wir von Herrn Layard sehr bald eine Fortsetzung seines Werkes über Ninive zu erwarten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Reit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Expd. Lasker, Briefstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 4. Berlin, Dienstag den 8. Januar 1850.

Texas.

Ein neues Werk über Texas.

Seitdem die Schlacht von St. Jacinto die Befreiung der Provinz Texas von der mexikanischen Herrschaft entschied und dieses von der Natur gesegnete Land der Civilisation öffnete, hat es nicht an Reisenden gefehlt, die es zum Theil aus Bildungstrieb, zum Theil mit Niederlassungszwecken besucht haben. Von englischen und amerikanischen sowohl, als auch von deutschen Federn ist diese interessante Region zu wiederholten Malen beschrieben, und werden namentlich die Leser des Magazins sich eines anziehenden Berichtes erinnern, der uns vor einigen Jahren von einem preußischen Reisenden mitgetheilt wurde. Das Gediegenste, was in neuerer Zeit über Texas erschienen ist, möchte wohl das uns jetzt vorliegende Werk*) seyn, dessen Verfasser, Herr Dr. Roemer, auf einer mehrjährigen, vorzugsweise zum Zwecke geologischer Studien unternommenen Reise durch Nord-Amerika über ein Jahr lang (vom Monat Dezember 1845 bis April 1847) in jenem Lande verweilte. Außer einem naturwissenschaftlichen Anhange, in welchem sich Beiträge zur botanischen, zoologischen und geognostischen Kenntniß von Texas befinden, enthält dieses Buch als Einleitung eine höchst lesenswerthe Uebersicht der bisherigen Schicksale der deutschen Auswanderer, nebst Bemerkungen über die Rathsamkeit der Emigration nach Texas überhaupt, die wir hiermit wiedergeben wollen, indem wir uns einige Auszüge aus dem eigentlichen Reiseberichte vorbehalten.

I.

Geschichte der deutschen Ansiedelungen in Texas und im Besonderen der durch den Mainzer Verein veranlaßten.

Gleich in der ersten Zeit, als Texas überall fremder Einwanderung zugänglich wurde, kamen mit den Nord-Amerikanern auch Deutsche nach Texas und ließen sich einzeln in verschiedenen Theilen des Landes nieder. Mehrere Deutsche haben an dem Unabhängigkeits-Kriege der Texaner gegen Mexiko theilgenommen, und einer derselben (Ehrenberg) ist sogar der Geschichtschreiber dieser merkwürdigen Kämpfe geworden.

Diese deutsche Familien wohnen, zum Theil seit zehn bis zwölf Jahren, in dem mittleren Theile des Landes zwischen dem Brazos und Colorado, namentlich in der Nähe des Fleckens Industry und am Cumming Creek, überhaupt zu beiden Seiten der Straße von San Felipe de Austin nach La Grange. Die meisten bebauen selbst, oder mit Hülfe anderer weißen Leute, ihr Land. Nur einige wenige sind Plantagenbesitzer und Eigenthümer von Negern.

Obgleich nun jedes Jahr neue Einwanderer aus Deutschland hinzukrachte, so war ihre Zahl doch vergleichungsweise immer nur gering, bis sich im Frühjahre 1844 ein Unternehmen bildete, durch welches eine geordnete Auswanderung von Deutschen nach Texas in einem größeren Maßstabe beabsichtigt wurde. Dieses Unternehmen war der Verein deutscher Fürsten, Standesherren und Edelleute, welcher sich unter dem Namen: „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas" im Frühjahre 1844 in Mainz konstituirte.

Als Zweck des Vereins wurde in dem Programme vom 9. April 1844 Folgendes bezeichnet: „Die deutsche Auswanderung so viel als möglich nach einem einzigen günstig gelegenen Punkte hinzuleiten, die Auswanderer auf der weiten Reise und in der neuen Heimat zu unterstützen und nach Kräften dahin zu wirken, daß ihnen jenseits des Meeres eine neue Heimat geschirmt werde."

In demselben Programme wurde dann ferner angegeben, „nach langer sorgfältiger Prüfung habe sich der Verein dafür entschieden, daß Texas dasjenige Land sey, welches dem deutschen Auswanderer am besten zusagen möchte. Durch erfahrene Männer**) habe er das texanische Land bereisen lassen und so vollständige Aufschlüsse erhalten, daß er mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung seine Wahl habe treffen können."

Jedem erwachsenen männlichen Einwanderer wurden 160 Acker***) Land, jeder Familie 320 Acker als Geschenk des Vereins zu freiem Eigenthum durch den Verein zugesichert. In einem anderen in demselben Jahre durch den Verein veröffentlichten Aktenstücke, betitelt: „Bedingungen für die Einwanderer", wurde eine Menge der vortheilhaftesten Zusicherungen und der glänzendsten Angaben über die Zustände des Landstriches, wohin die Auswanderung gerichtet werden sollte, gemacht, in der Art, daß, die Erfüllung der ersteren und die Richtigkeit der letzteren vorausgesetzend, jeder Auswanderer, der sich dem Vereine anschloß, seine Zukunft in der That für gesichert halten mußte. Leicht und schnell fanden sich daher die 150 Familien, welche in dem ersten Jahre nur angenommen werden sollten. Sie kamen glücklich in Galveston an und wurden hier von dem Prinzen Karl zu Solms-Braunfels, dem von dem Vereine die oberste Leitung der Colonisation selbst übertragen war, empfangen. Inzwischen hatte sich schon jetzt ein wesentliches Hinderniß bei der Ausführung des ursprünglichen Planes ergeben. Das Land nämlich, auf welchem die Niederlassung erfolgen und welches angeblich einen 450 engl. Quadrat-Meilen großen, höchst fruchtbaren Landstrich im westlichen Texas begreifen sollte, hatte man von einem Franzosen, einem gewissen Bourgeois d'Orvanne, gekauft und diesem neben dem Kaufpreise außerdem einen Antheil an der Verwaltung der Kolonie zugestanden. Nachdem nun bereits die ersten Einwanderer in Texas angekommen, fand sich, daß jener angebliche Besitzer eines Königreiches nichts als ein leichtfertiger Abenteurer war, der nicht einen Acker Landes sein eigen nennen konnte. Unter der Vorspiegelung, Einwanderer darauf anzusiedeln, hatte derselbe allerdings früher von der texanischen Regierung einen sogenannten Grant (d. i. die Ueberlassung zu theilweisem Eigenthum gegen die Verpflichtung der Einführung einer bestimmten Anzahl von Emigranten) für einen gewissen Landstrich nordwestlich von San Antonio de Bexar erhalten, allein wegen Nicht-Einhaltung des für die Einführung der Einwanderer festgestellten Termins war der Grant längst erloschen und jeder Anspruch an das Land aufgehoben.

Während sich auf solche Weise der Verein unerwartet in der unangenehmen Lage sah, daß eine bedeutende Anzahl von Einwanderern auf seine Veranlassung sich bereits in Texas befand, aber kein Land vorhanden war, wohin sie hätte führen können, wurde im Juni 1844 ein zweiter Vertrag mit einem seit langer Zeit in Texas ansässigen Deutschen, Herrn Henry Fisher in Houston, in Betreff eines nördlich von dem Llano-Flusse auf dem rechten Colorado-Ufer gelegenen Landstriches, welcher dem genannten Herrn Fisher und einem anderen Deutschen, Namens Müller, gleichfalls als sogenannter Grant von der texanischen Regierung überlassen war, abgeschlossen. Die Käufer zahlten einen bedeutenden Kaufpreis und gestanden außerdem den Vertäufern einen gewissen Antheil an der Ausführung der Colonisation*) und an dem zu erwartenden Gewinne der ganzen Unternehmung zu. Dadurch waren aber die Schwierigkeiten für die erste Niederlassung keineswegs beseitigt. Es wies sich nämlich bald aus, daß der neu erworbene Landstrich viel zu weit von der Küste entfernt und von allen angebauten Theilen des Landes entlegen sey, als daß man es hätte wagen können, die Einwanderer unmittelbar dorthin zu führen. Diese augenblickliche Schwierigkeit löste der Prinz Solms dadurch, daß er ein an den Ufern des Guadalupeflusses, am Wege von San Antonio de Bexar nach Austin gelegenes Stück Land von einigen tausend Ackern kaufte und hier gewissermaßen als eine Etappe für die demnächstige Kolonisirung des eigentlichen Vereinsgebietes eine Niederlassung zu gründen beschloß. Die Wahl dieses Platzes, auf welchem sich seitdem der Flecken Neu-Braunfels erhoben hat, muß als eine höchst glückliche bezeichnet werden, und dieselbe erscheint als ein leichter Punkt in der an Mißgriffen und Irrthümern überreichen Geschichte der deutschen Colonisation in Texas durch den Mainzer Verein. Durch sie ist wenigstens ein Kleiner Theil des ausgedehnten Colonisations-Planes verwirklicht, indem eine Niederlassung von Deutschen gegründet ist, welche auch durch sich selbst fortbestehen wird und welche, wenn nicht Alles trügt, den Kern für eine ringsum sich ausbreitende deutsche Bevölkerung bilden wird. Ein passenderer Ort für eine derartige Niederlassung hätte, nach meiner Ueberzeugung und nach dem Urtheile vieler verständiger Amerikaner, im ganzen westlichen Texas nicht gefunden werden können. Möge hierfür wenigstens dem vielfach angegriffenen Prinzen Solms die gebührende Anerkennung zu Theil werden.

Jedem der ersten Einwanderer wurden in der neu anzulegenden Stadt ein Hausplatz, 1 Acker groß, und zehn Acker Land in der Umgebung der Stadt, unbeschadet der Ansprüche auf die 160, resp. 320 Acker in dem Grant, angewiesen, und die Leute, froh nach einem langen Umhertreiben in der Widmiß endlich eine bleibende Stätte gefunden zu haben, gingen guten Muthes an den

*) Texas. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physikalen Verhältnisse des Landes nach eigener Beobachtung geschildert von Dr. Ferdinand Roemer. Bonn. 1849. XIV und 464 S. 8. (Mit einer Karte von Texas.)

**) In der That hatten sich ein Prinz von Leiningen und ein Graf von Boos-Waldeck zu diesem Zwecke mehrere Jahre in Texas aufgehalten.

***) Ein amerikanischer Acker (acre) ist ungefähr um $1^1/_9$ Magdeburger Morgen; 640 acres bilden eine englische Quadratmeile.

*) Dieser Antheil an der Verwaltung der Kolonieen wurde in einem späteren von Herrn von Meusebach mit den Herren Fisher und Müller abgeschlossenen Vertrage gegen eine Geldentschädigung aufgegeben.

Digitized by Google

Bau ihrer Häuser und die Einrichtung ihrer neuen Heimat. Inzwischen stellten sich jetzt Schwierigkeiten anderer Art ein, welche von da an in immer erhöhtem Maße fortgedauert haben, und welche die unmittelbare und nächste Ursache des Fehlschlagens der ganzen Unternehmung geworden sind. Die Gesamtlist des Vereins fingen nämlich an sparsamer zu fließen, und die Verwaltung in Texas fand sich dadurch vielfach gehemmt, und in Verlegenheit gesetzt. Ein Kapital von mehreren hunderttausend Gulden, welches durch die Beiträge der Vereins-Theilnehmer aufgebracht worden, erschien in Deutschland den Unternehmern eine große Summe; wenn es sich aber darum handelt, in einem überseeischen Lande, in welchem viele Bedürfnisse doppelt und dreifach theurer sind, als in den meisten Ländern Europa's, Hunderte von Menschen Monate und selbst Jahre lang zu unterhalten, sie mehrere Tagereisen weit in das Innere eines fast noch wilden und menschenleeren Landes zu bringen und hier, wo jede Verbindung mit der Küste mit Zeit und Kostenaufwand verknüpft ist, mit allen zur Begründung einer neuen Existenz nothwendigen Bedürfnissen zu versehen, dann erscheint auch eine solche Summe nur klein und schwindet unter den großen Anforderungen rasch dahin.

Der Prinz Solms, wahrscheinlich die großen, die Weiterführung des Unternehmens begleitenden Schwierigkeiten voraussehend, hatte seine Entlassung als General-Kommissär gefordert. Ein Nachfolger wurde ihm in der Person des bisherigen preußischen Regierungs-Assessors Freiherrn O.,,n Meusebach aus Potsdam ernannt. Derselbe kam im Sommer 1845 nach Texas und übernahm die Leitung der Vereinsangelegenheiten. Dem Prinzen Solms, der nach Europa zurückging, mußten auch seine Feinde das Zeugniß mit auf den Weg geben, daß er uneigennützig und mit großer persönlicher Aufopferung sich des ihm gewordenen Auftrages zu entledigen gesucht habe. Dagegen fehlte es ihm allerdings an der für ein solches Unternehmen nothwendigen Geschäftskenntniß, welche sich durch die wohlwollende Absicht, seinen deutschen Landsleuten nach besten Kräften nützlich zu seyn, nicht ersetzen ließ. Im wenigsten würde er den erst mit seinem Weggange recht hervortretenden Schwierigkeiten und Bedrängnissen, welche aus dem fast sorglosen Geldmangel für die Vereinsverwaltung entsprangen, gewachsen gewesen seyn und in gleicher Weise, wie sein Nachfolger, durch geschäftliche Gewandtheit und durch ein erfinderisches Talent im Aufsuchen neuer Hülfsquellen und Auskunftsmittel zu begegnen gewußt haben.

Die ritterlich romanische Färbung seines Wesens, woraus ihm seine Freunde einen großen Vorwurf gemacht haben, scheint mir in seiner Weise so harten Tadel zu verdienen, denn mochten die Aeußerungen derselben für denjenigen, der nicht vielleicht Anschauungsweise und Gemüthsstimmung theilte, auch sonderbar und barock genug erscheinen, so waren sie doch im Grunde völlig harmlos und können dem Vereinsunternehmen in keiner Weise wesentlich nachtheilig gewesen seyn.

Weniger gleichgültig war die entschiedene Abneigung und Geringschätzung des amerikanischen Volkscharakters, welche der Prinz auch dem einzelnen Individuum gegenüber selten verhehlte. Es liegt auf der Hand, daß dadurch bei den schon überhaupt auf den Fremden eifersüchtigen Amerikanern eine feindselige Stimmung gegen das ganze Vereinsunternehmen hervorgerufen werden mußte, und wie sehr eine solche bei der vielfachen Abhängigkeit, in welcher sich neue Ankömmlinge in einem bald wilden Lande einer oft schon ansässigen und herrschenden Bevölkerung gegenüber befinden, dem Unternehmen nachtheilig und verderblich seyn konnte, ist unschwer einzusehen.

Meusebach begann seine Thätigkeit mit der Einführung einer geregelteren Geschäftsführung und einer mehr systematischen sorgfältigeren Rechnungsführung, so wie größerer Beschränkung der den Einwanderern bisher von dem Vereine gemachten Leistungen auf das unumgänglich nothwendige Maß. Die Ueberzeugung, daß nur, wenn die an sich der Gesetzartigkeit des auszuführenden Planes mit wenig entsprechenden Grundsätze des Vereins auf das sorgfältigste zu Rathe gehalten würden, ein glücklicher Ausgang für das Unternehmen zu hoffen sey, rechtfertigten diese Maßregeln. Dennoch riefen sie bei den Ansiedlern, wie bei den übrigen Beamten des Vereins, lebhaftes Mißvergnügen hervor und machten v. Meusebach's Verwaltung von vorn herein unpopulär. Freilich muß nicht vergessen werden, daß die Ansiedler für ihre auch über die kontraktlich festgestellten Bestimmungen hinausgehenden Forderungen und Ansprüche darin eine theilweise Begründung für sich hatten, daß seinerseits der Verein die den Einwanderern gemachten Versprechungen und Zusicherungen nicht alle erfüllt, vor Allem ihnen die für eine sofortige Bebauung geeigneten 320 Acker Land für jede Familie nicht hatte anweisen können. Die Ansprüche der Kolonisten auf fortdauernde Unterhaltung durch den Verein, bis dieses Versprechen der 320 Acker für jede Familie erfüllt würde, erheiten namentlich dadurch eine schreinbare Unterstützung. Aber bei einem Unternehmen, wie demjenigen des Mainzer Vereins, bei welchem sich so viele Schwierigkeiten in Europa nicht wohl vorher berechnen ließen, erforderten es wohl die Billigkeit und das beiderseitige Interesse, daß kein Theil zu starr auf seine kontraktlichen Rechte bestand, sondern beide Theile sich gegenseitig den Umständen gemäß Zugeständnisse machten. Diese Verständigung erfolgte jedoch leider nicht allgemein, und zwischen diesen der in ihren Erwartungen getäuschten Einwanderer und der Vereinsverwaltung bestand eine fortwährende Spannung, die in der Folge noch immer mehr zunahm.

Im Herbste desselben Jahres machte v. Meusebach eine mehrwöchentliche Expedition in das Indianergebiet nördlich von Neu-Braunfels, um einen Platz für eine zweite Ansiedelung auszuwählen. Eine Stelle nördlich vom Pedernales*), einem Nebenflusse des Colorado, etwa 90 engl. Meilen oder drei Tagereisen zu Pferde von Neu-Braunfels entfernt, wurde hierzu ausersehen; eine Fläche von mehreren 1000 Ackern wurde dadurch, daß man früher gekaufte sogenannte head rights (d. i. Ansprüche auf eine gewisse Anzahl Acker Land, welche von dem Staate Texas für geleistete Kriegsdienste an Privatleute verliehen wurden), hier soviele, für den Verein erworben. An dieser Stelle ist später der Flecken Friedrichsburg erbaut.

Bei der Rückkehr von dieser Expedition fand v. Meusebach in Neu-Braunfels die Nachricht vor, daß mehrere tausend Einwanderer in kürzester Zeit in Galveston eintreffen würden und zum Theil schon angekommen seyen. Er reiste sofort dahin ab, um die erforderlichen Maßregeln für die augenblickliche Unterbringung und Weiterschaffung der Einwanderer zu treffen. Dies war jedoch eine schwierige Aufgabe, denn unbegreiflicherweise hatte die Direction in Deutschland wohl Tausende von Menschen, aber kein Geld, um deren Verpflegung und Beförderung nach dem Orte der Ansiedelung zu bewirken, geschickt. Ein Irrthum konnte nicht der Grund dieser Versäumniß seyn, denn nicht einmal diejenigen Gelder, welche viele Einwanderer in Deutschland auf die Insicherung deponirt hatten, daß sie bei ihrer Ankunft in Texas auf ihr Verlangen sofort weiter ausgezahlt werden würden, waren geschickt. In Folge des letzteren Umstandes befanden sich Familien, welche zum Theil mehrere Tausend Gulden in Deutschland eingezahlt hatten, in Galveston angekommen ohne jegliche Geldmittel, geriethen dadurch in die größte Verlegenheit und haben zum Theil viele Monate lang ihre Zeit unbenutzt verlieren müssen, bis sie nach langen vergeblichen Bemühungen ihr gutes Eigenthum zurückerhielten. Dieses Verfahren der Direction in Deutschland, wonach man anvertraute Gelder den rechtmäßigen, durch falsches Borgeben getäuschten Eigenthümern zu deren größtem Nachtheile vorenthielt, kann nicht hart genug getadelt werden und hat bei den dadurch Betroffenen mit Recht die höchste Entrüstung hervorgerufen.

Inzwischen wurden die angekommenen Einwanderer allmälig von Galveston nach Indian Point, einem Hafen in der Lavaca-Bai gebracht, um von dort aus später zu Lande an den Ort der Niederlassung gebracht zu werden. Der Kredit des Vereins reichte noch gerade hin, um die Einwanderer in Indian Point für einige Monate mit den nöthigsten Lebensmitteln zu versehen. Das war aber auch Alles, was für den Augenblick geschehen konnte. Um die Transportkosten für die Reise in das Innere zu bestreiten, fehlte es an Geld, und selbst wenn das nöthige Geld die Mittel vorhanden gewesen wären, so durfte man es nicht wagen, Tausende von Menschen viele Tagereisen weit in das Innere des Landes zu bringen, ohne die Sicherheit zu haben, daß auch fernerhin die Geldmittel vorhanden seyn würden, um die Ansiedler dort mit Lebensmitteln zu versehen, welches Letztere natürlich an der Seeküste viel leichter und mit geringeren Kosten zu bewirken war. Inzwischen kam der Frühling des Jahres 1846 und damit die Wärme eines halbtropischen Klimas heran. Die armen Einwanderer lagen dicht gedrängt, nahe an breitausend auf einer sandigen, holz- und wasserarmen Küste in elenden dumpfigen Erdhütten oder unter Zelten, welche weder vor den südlichen Plagregen, noch den glühenden Sonnenstrahlen hinreichenden Schutz gewährten. Der lange Müßiggang und die Ungewißheit der Zukunft wirkten in furchtbarer Weise demoralisirend ein. Alle Bedingungen fanden sich hier zusammen, um den klimatischen Krankheiten Eingang und Nahrung zu verschaffen. Diese zögerten denn auch nicht, sich ihrer Opfer zu bemächtigen. Wechselfieber, Gallenfieber und Ruhr wurden bald allgemein, und die Sterblichkeit nahm in schreckenerregender Weise zu. Ein allgemeiner Nothruf erscholl, diesen Ort des Schreckens zu verlassen. Aber gerade jetzt war es schwieriger denn je, dies auszuführen. Der inzwischen ausgebrochene Krieg mit Mexiko nahm alle verfügbaren Transportmittel des Landes zur Zerschaffung von Proviant und Kriegsmaterial in Anspruch. Aber selbst, wenn Zahlungen in genügender Anzahl vorhanden gewesen, so wurde man es doch nicht haben miethen können, da es an Geld fehlte und der Kredit des Vereins jetzt bereits auf das äußerste geschwächt war. Ein Vertrag, den v. Meusebach mit Kaufleuten in Houston, den Gebrüdern Torrey, über Zerschaffung sämmtlicher Emigranten abgeschlossen hatte, blieb zum Theil deshalb erfolglos, weil das in dieser Jahreszeit sonst ganz ungewöhnliche, andauernde Regenwetter die Wege in den niedrigen Küstenlande unfahrbar gemacht hatte und namentlich an den Flußübergängen die Ochsenwagen wochenlang zurückhielt. In der Hoffnungslosigkeit, den gefürchteten Ort auf andere Weise zu verlassen, bildeten mehrere Hundert der Einwanderer ein Freicorps und zogen in den Krieg gegen Mexiko. Die übrigen machten sich jetzt einzeln oder familienweise auf den Weg nach Neu-Braunfels, der wenigen Wagen, die nun allmälig herankamen, sich bedienend, aber zum Theil ihr bis dahin sorglich gehütetes Eigenthum im Stich lassend. Erst auf dieser Reise von Indian Point nach Neu-Braunfels, die mit den schwerfälligen Ochsenwagen zum Theil mehrere Wochen dauerte, richteten Seuchen und Krankheiten die meisten Verheerungen an. Ganze Familien starben aus, und der Weg von der Küste nach Neu-Braunfels, längs dem Guadalupe-Flusse, wurde durch zahllose deutsche Gräber bezeichnet. Alle sittlichen Bande löste das Elend, und die Prairie ist Zeuge von Verbrechen gewesen, vor denen das menschliche Gefühl sich empört und welche den deutschen Namen in dem fernen Lande befleckt haben. Viele starben auf dem Wege, Andere erst, nachdem sie ihre siechen Körper bis nach Neu-Braunfels hinauf geschleppt hatten. Eine große Anzahl zerstreute sich in das Innere des Landes unter die amerikanischen Ansiedler und wurde nicht mehr gesehen. Noch Andere, denen Mittel es noch erlaubten, kehrten gebrochenen Herzens und muthlos nach Deutschland zurück. Sicher ist, daß in wenigen Sommermonaten des Jahres 1846 mehr als tausend von den etwa viertausend deutschen Einwanderern, welche seit dem Herbste 1845 unter dem Schutze des Mainzer Vereins nach Texas gekommen waren, gestorben sind, und daß nicht mehr als höchstens zweihundert wirklich auf Ländereien des Vereins angesiedelt worden.

*) Von dem spanischen Worte pedernal, Feuerstein, deren sich an seinen Ufern finden. Auf manchen Karten fälschlich Piedernales oder gar Perdinales geschrieben.

Digitized by Google

Von diesem Schlage hat sich die deutsche Auswanderung bisher nicht wieder erholen können, und seitdem ist die Zahl der Einwanderer aus Deutschland nur gering gewesen.

Im Laufe desselben Sommers hatte jedoch das Vereins-Unternehmen an anderen Orten einen etwas besseren Fortgang genommen. Neu-Braunfels war rasch heranzuwachsen und versprach, trotz aller Hindernisse, ein blühender Ort zu werden. Am Fredrichsburg gegründet und wuchs, ungeachtet hier die Schwierigkeiten noch viel größer waren, dennoch heran und zählte im Winter schon nahe an tausend Einwohner. Alles dieses wurde unter fortwährender Gefahr, die nur zuweilen durch unzureichende, kaum die dringendsten Gläubiger befriedigende Geldsendungen aus Deutschland verübergehend unterbrochen wurde, bewerkstelligt.

Im Januar und Februar des Jahres 1847 wurde durch v. Meusebach eine längst beabsichtigte Expedition in das eigentliche Vereinsgebiet oder den Grant nördlich von dem Llano-Fluße ausgeführt, über den es bis dahin an zuverlässigen Nachrichten durchaus fehlte. Es wurde dadurch bei mir und Anderen, welche an dem Zuge theilnahmen, die Ueberzeugung festgestellt, daß der bei weitem größere Theil jenes Landstriches unfruchtbar und für den Anbau ungeeignet ist, und daß also zu der weiten Entfernung von der Küste und den angebauten Theilen des Landes noch ein anderer wesentlicher Grund hinzukommt, welcher die Wahl jener Landstriches als Ort für spätere Niederlassungen in größerem Maßstabe als durchaus verfehlt erscheinen läßt.

Bald nachher habe ich selbst Texas verlassen und kenne den weiteren Verlauf des Vereins-Unternehmens nicht mehr aus eigener Anschauung, sondern nur durch vielfache und mündliche Mittheilungen. v. Meusebach legte, wie er es schon lange, und namentlich seit den gewaltthätigen Demonstrationen der Bewohner von Neu-Braunfels gegen ihn, beabsichtigt hatte, die Leitung der Vereins-Angelegenheiten nieder. Nicht lange nachher hat der Mainzer Verein seine Beamten und Agenten in Texas entlassen, und sein Grundeigenthum und seine Landansprüche sind auf eine andere Gesellschaft, „die deutsche Colonisations-Gesellschaft für Texas in Biebrich", übergegangen. Diese letztere wird, ohne die bedeutenden Geldmittel des Mainzer Vereins, noch weniger als jener im Stande seyn, das große, aber in seinen Grundlagen verfehlte Unternehmen durchzuführen.

In solcher Weise ist denn der umfangreiche, von vielen Vaterlandsfreunden anfänglich freudig begrüßte Plan des Mainzer Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas, welcher dahin ging, eine Colonisation von Deutschen in größerem Maßstabe in dem genannten Lande zu bewirken, als geschieht und aufgegeben zu betrachten. Die Zahl mißlungener deutscher Colonisations-Unternehmungen ist wieder um eine neue vermehrt.

England.

Shirley.

(Fortsetzung.)

Es giebt eine geheime sanfte Empfindung, denen sich selbst die durch das Leben abgehärtetsten Männer nicht entziehen können: sie macht sich geltend, wenn man sich in Momenten des heftigsten Kampfes gegen widerstrebende Hindernisse, wo Alles in Kopf und Herzen blutig streitet, von der Neigung eines jungen reinen Wesens umgeben, geschmeichelt, bewundert und vertheidigt fühlt; wie gern ruht man da aus, sich in die Kindheit zweier unschuldsvoller Augen versenkend, die Staunen, Neugier und den Wunsch, zu trösten, verrathen: süße Augenblicke, während deren die Schwäche die Kraft unterstützt. Den Tag, nachdem Robert Moore seine Hoffnungen vereitelt, sein Vermögen fast vernichtet sah, brachte seine kleine Cousine, Caroline Helstone, den Abend bei seiner Schwester zu. Caroline war achtzehn Jahre alt; eine rein-englische Schönheit: der jugendliche Körper leicht und biegsam: Augen und eine Stimme, die zum Herzen drangen: vollen-förmiges braunes Haar, das in Fülle um das kleine weiße und rosige Angesicht wogte; in all ihren Bewegungen, in jedem ihrer Blicke, in den Tönen ihrer Rede ein Ausdruck von Reinheit, Sanftmuth und jener Empfindsamkeit, die sich so schnell durch Betrachtung und Einsamkeit entfaltet! Moore erhielt sich unter Lesen junger Mädchens Gepläuder, das naiv, unverbrochen, tausendfach, häufig von jenen hellen Geistesblitzen durchzuckt war, die oft unbegreiflich durch die Seelen der unwissenden Unschuld fuhren. An diesem Abend entwaffnete Moore seine thatkräftige Energie und erstarrte in der Neigung dieses Kindes, das, ihn liebend, aufzuwachsen war. Er gab sich ganz diesen erquickenden und reinen Freuden hin:

Mysterien des Hauses, das Unschuld bewohnt,
Wo heiter Kinderlieben und Freuden wohn',
Wo namenloser Reiz unendlich thronet.
Der Zauß auf Gerichent Schweiz zeigen mochte:
Reinheit der ersten Tage . . . . . .

Nach dem Essen begann das endlose Geplauder, mit Lektüre abwechselnd. Karoline wollte Moore von den Sorgen seiner Geschäfte zerstreuen; sie bewunderte den Muth seines Charakters, aber sie wünschte, diesen Pläne zu erreichen, denn sie fühlte, daß Moore's Strenge gegen seine Arbeiter dessen Leben in Gefahr bringe. Sie moralisierte sanft, schüchtern, wie es ihre Art war. Als man sich zum Lesen setzte, fragte Moore, welchen Autor man wählen würde? Einen französischen?

„Ihre französischen Vorfahren", erwiederte Karoline, „reden weder so sanft noch so feierlich, als Ihre englischen; auch gleichen sie ihnen nicht an Kraft des Ausdrucks, Robert. Heute Abend werden wir ganz Engländer seyn: ein englisches Buch lesen."

„Ein Altes englisches Buch?"

„Ja, ein altes englisches Buch, ein Buch, das Sie lieben, und ich werde einen Gegenstand wählen, dessen Ton in Harmonie mit etwas in Ihrem Innern ist. Er wird Ihre Natur, Ihrer Seele mit Musik erfüllen; er wird, gleich einer geschickten Hand, über die Saiten Ihres Herzens fahren und es erklingen machen. Ihr Herz ist eine Lyra, Robert; aber in Ihrem Lebenslauf fehlt Ihnen ein Minstrel, der Sie zu stimmen verstehe, und so schweigt sie nur zu häufig. Lassen Sie den glorreichen William sich ihr nahen und sie berühren; passen Sie auf, wie er aus ihren Saiten die englische Kraft und Melodie herauszuzaubern versteht."

„Ja soll Shakespeare lesen?"

„Sie sollen seinen Geist erkennen, sollen seine Stimme in Ihrem Innern wiedertönen hören; sollen Ihre Seele der seinigen erschließen."

„Um mich zu bessern? wie? das soll wie eine Predigt wirken?"

„Das soll Sie ermuthigen, Ihnen neue Empfindungen einflößen; das wird Sie Ihr eigenes Leben lebhaft empfinden lassen, nicht nur Ihre Tugenden, sondern auch die verdorbenen, die lasterhaften Stellen Ihrer Natur."

„Gott! was schwatzt sie da", rief Hortensia, welche eben die Masken ihrer Steiderei nachzählte.

„Achte nicht darauf, liebe Schwester; laß sie reden: laß sie heute Abend alles sagen, was ihr einfällt. Sie gefällt sich zuweilen darin, hart über Meinen Bender herzuziehen: das unterhält mich; laß sie gewähren."

Karoline war auf einen Sinsyt gestiegen, hatte in einem Neal gekraut und ein Buch daraus hervorgelangt.

„Hier ist Shakespeare", sagte sie, „und zwar Coriolan. Nun lesen Sie und erkennen Sie aus den Empfindungen, die er Ihnen einflößen wird, wie Sie so klein sind, und doch zu gleicher Zeit so groß."

„So kommen Sie denn, rücken Sie zu mir her und verbessern Sie meine Aussprache."

„So soll ich wohl gar Ihre Lehrerin seyn, und Sie mein Schüler?"

„So sey's!"

„Und Shakespeare sey unser Studium, und Sie werden nicht den Franzosen spielen, den Sleptiker, den Spötter! Sie werden nicht das Verlagen Ihrer Bewunderung als ein Zeichen von Geist betrachten! Thun Sie das, Robert, so entreiße ich Ihnen Shakespeare, greife nach meinem Hut und gehe meiner Wege."

„Kommen Sie, setzen Sie sich, ich beginne!"

Während dieser Lektüre ließ Karoline mit unschuldiger Sorgsamkeit Robert Moore die Gefahren seines Charakters fühlen; denn Moore hatte im Bewußtseyn seines Rechts, im Gefühl seiner Unabhängigkeit, in dem Stolz seines Muthes und in seinem Haß und seiner Verachtung des rebellischen Volkes Etwas von dem hochfahrenden Wesen des Patrizierg, den Shakespeare so lebhaft aufzufassen verstand. Moore hörte ihre Unterweisung lächelnd bis zu Ende an, ja, es trat ein Augenblick ein, wo er sich über Karoline's Einfältigkeit beugte und einen brüderlichen Kuß auf ihre Stirn drückte. Erst sehr spät geleitete er seine Cousine nach der Pfarrwohnung zurück: Lina betrat dieselbe in einer seeuhigen Verwirrung, das Köpfchen von Thränen beraucht, das Herzchen angeschwellt von süßen Hoffnungen.

Ach! sie täuschte sich nicht lange über Robert's Gefühle. Schon am nächsten Morgen war Moore wieder ganz der Alte; wieder ganz jener heftige, ungestüm ehrgeizige Mann, der strenge, aufgebrachte, unzähmbare Kämpfer. Karoline fand seinen von Zärtlichkeit überströmenden Blick nicht wieder, fühlte nicht mehr den magnetischen Händedruck jenes bezaubernden Abends. Moore war ausschließlich mit seiner Fabrik beschäftigt. Er brach gewaltsam den Widerstand seiner Arbeiter, ohne sie zu beschwichtigen; er richtete neue Maschinen in seiner Fabrik ein. Sein geringes Kapital erschöpfte sich in diesen letzten Anstrengungen; er sah sich am Rande des Bankerotts, in dem schon das Haus seines Vaters gestürzt war. Sein Freund Yorke rieth ihm, eine reiche Erbin zu heiraten. In dieser Epoche entzweite sich Mr. Helstone, der nicht angestanden hatte, in dem Arbeiter-Tumult seiner Sub an Gefahr und Kampf an Moore's Seite zu genügen, mit diesem, wegen Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen. Moore gehörte gleich Mr. Helstone, die schlechte Gesellschaft machen, zur Oppositions-Partei und eiferte gegen die Minister. So wurde Karoline dem Anblick des Mannes, den sie liebte, entzogen. Das war der erste Kummer ihres Lebens. Ihre Liebe wuchs in ihrem Schmerz. — Während dieser Trennung richtete eine unerwartete Hülfe die Angelegenheiten Moore's wieder auf.

Dieses unverhoffte Glück erwachs ihm aus der Ankunft der Miß Shirley Keeldar, Eigenthümerin seiner Hüttenwerke zu Briarmains. Wir sagten schon ein Wort über Shirley. Sie besuchte zum erstenmal seit ihrer Kindheit ihre Besitzung in Yorkshire, den ruhigen, alterthümlichen und malerischen Wohnort zu Fieldhead. Nach dem Tode ihrer Aeltern war sie, noch in erster Kindheit, von ihrer Mutter Schwester, die im Süden England wohnte, aufgenommen worden. Shirley war in der Familie Symplon erzogen worden, unter dem Einfluß des Geistes und der Gesinnungen eines jüngeren Bruders Robert Moore's: Louis, der Lehrer des Sohnes ihrer Tante war. Ihre Rückkehr nach Briarmains zog drei Konsequenzen nach sich: sie lieh Robert Moore 3000 Pfd. Sterl., welche Summe den Kredit des hohen Fabrikanten wiederherstellte; sie füllte die Leere im Leben Karoline Helstone's aus, die auf der Stelle ihre intime Freundin wurde, und führte in ihrem Gefolge Personen und Ereignisse mit sich, die zur Entwickelung dieser Geschichte von hoher Wichtigkeit sind.

Shirley war ein anmuthiges Geschöpf, lebhaft, stark und glücklich; glücklich durch ihre Kraft, durch die Fülle Unabhängigkeit ihres Charakters, durch die Freiheit ihrer Einbildungskraft und eine Gesundheit der Seele, die ihre

Digitized by Google

freie Begleiterin war, sowohl im idealen als im realen Leben. Gleich allen gesunden Naturen konnte sie zu gleicher Zeit außer sich und in ihren Innern leben: sie war poetisch und zugleich weiblich und hatte dabei große Anlage zur Träumerei. Sie liebte die Aufregungen, der Aufregungen wegen, das Leben um des Lebens halber. Ihre vornehmen Manieren, das Ungestüm ihres Wesens, die Männlichkeit ihres Geistes bildeten einen reizenden Kontrast zu der ganz weiblichen Schwäche, dem bescheidenen Liebreiz, der entsagenden Sanftmuth der armen Lina. Shirley und Karoline waren unzertrennlich. Vereint durchlasen sie die Felder, vereint besprachen sie die delikatesten Punkte der Poesie und Politik junger Mädchen: vereint übten sie die kleinen Werke der Barmherzigkeit in dem Kirchsprengel Briarmains, ohne ihre unschuldigen Malicen den drei komischen Pfarrern zu ersparen, denen wir bereits erwähnt. — Eine neue Empörung brach unter den Arbeitern aus: sie griffen in der Nacht die Fabrik an; doch diesesmal war Robert auf seiner Hut: Soldaten verdichtigten die Fabrik. Die beiden Freundinnen wohnten mit denselben Mauern, beinahe mit derselben Besorgniß und Angst dem blutigen Kampfe bei. Karoline sah Moore wieder: es war zu ihrem Unglück. Bei den Bemühungen Moore's um Shirley fühlte sie sich vernachlässigt. Moore folgte dem Rathe Yorke's: er machte Jagd auf die reiche Erbin. Karoline glaubte ihn von Shirley geliebt und sank ganz getroffen auf's Krankenlager.

Karoline ward durch ihre Mutter gerettet, die sie in dieser verhängnißvollen Epoche ihres Lebens wiederfand: Letztere war eine jener schwachen, gutmüthigen, schmeichelnden Seelen, welche die lange Gewohnheit des Unterdrücktseyns, so zu sagen, in Zärtlichkeit auflöst. Die Analyse vermag kaum eine so zart gezeichnete Gestalt anzureuen, wie die der Pryor, der Mutter Karoline's, ist. Ich wünschte an dieser Stelle des Romans eine hinlänglich vollständige und dabei idyllische Scene gefunden zu haben, um sie hier wiedergeben zu können. Pryor war Shirley's Erzieherin gewesen, und so kam sie in ihrem Gefolge nach Briarmains. Die Schüchternheit, die Furcht, aufs neue zu leiden, die langes Dulden den schwergeprüften Charakteren einzuimpfen pflegt, hatte Pryor bisher fleiß abgehalten, sich mit ihrer Tochter zu vereinigen. Sie fürchtete in ihrem Kinde die Seele des Mannes wiederzufinden, der ihr Leben so im Innersten zerrüttet hatte. (Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Ein Schlangenbeschwörer auf Ceylon.

Bericht eines englischen Offiziers.

Gegen Ende des Jahres 1845 reiste ich von Madras nach Ceylon, sowohl um die frischen Seewinde zu genießen, die während des Sommers dort wehen, als um einige Freunde zu besuchen. Die Insel blühte damals unter der verständigen Verwaltung Sir Colin Campbell's; die Einwohner aller Klassen hatten in ihm einen wahren Freund, und überall herrschte Zufriedenheit und Lust. Der Tamtam erschallte alle Abend bis auf das Gebiet der umruhigen Landpauer; mit einem Worte, man war glücklich und gab sich der Freude hin. Das Einzige, was ich an Ceylon auszusetzen fand, war, daß sein Klima weder mit der Traurigkeit noch mit der Schwermuth sympathisirte. In England fühlt man sich an einem trüben und düsteren Tage, an einem Tage, wo die Nebel der Atmosphäre auch die Phantasie umwölken, zum Milord mit den Unglücklichen gestimmt; nicht so auf Ceylon, welche Insel man mit Zug und Recht immer heiter, immer lachend nennen kann. Nie bedeckt der Winter die reizende Landschaft mit seiner Schneehülle, kein Herbstwind beraubt die Bäume ihres Laubes, nie werden die Blüthen von dem Froste getödtet; in diesen unverwolkten Regionen sieht man nur glänzende Vögel, herrliche Muscheln und Blumen. Ceylon ist ein Abbild des irdischen Paradieses unter den verführerischen Farmen, wie sie nur die glühendste Einbildungskraft hervorzaubern konnte.

In Colombo, der Hauptstadt dieser Insel, traf ich einen Freund, der später sein Leben auf dem Schlachtfelde von Sobraon verlor, den Capitain Arthur Campbell, Sohn des Gouverneurs. Eines Morgens entdeckte er, als er eben ins Bad steigen wollte, eine ungeheure Klapperschlange, die einige Schritte von ihm zusammengekauert lag. Unter den Wendetreisen ist es durchaus nichts Ungewöhnliches, sich in der Nähe dieser gefährlichen Reptilien zu finden; falls man aber nicht auf sie tritt oder sie reizt, gehen sie höchst selten zum Angriff über. Da die eben erwähnte Schlange eine der größten ihrer Art zu seyn schien, so beschloß der Capitain, sie zu tödten und an das britische Museum zu schicken, und da er zugleich die Gelegenheit für günstig hielt, die oft gerühmte Macht der Schlangenbeschwörer auf die Probe zu stellen, so ließ er einen solchen holen, der nicht weit davon wohnte, und den man als sehr geschickt in dieser Kunst darstellte.

Groß war die Zahl der rothen Uniformen, die sich unter der Veranda des Capitains Campbell einfanden, um bei der Beschwörungsfeene gegenwärtig zu seyn. Wir hatten meistens gigantische Schirmpalmblätter zur Hand genommen, die uns als Schild dienen sollten, wenn der Feind unversehens einen Angriff gegen uns richten würde; allein der Geschichte lag ruhig in einem Hühnerstall im entferntesten Winkel des Hofes, den Zauber, der ihn erwartete, eben so wenig ahnend, wie ein unerfahrener Jüngling vom Lande, der zum erstenmal in den Salon der Schönen tritt, die seine Unschuld bethören soll.

Der Schlangenbeschwörer war ein alter Cingalese, welcher, indem er sich dem Hühnerstall näherte, jenen seltsam monotonen Gesang anhob, der allen Völkern des Orients gemein ist. Die Schlange ward unruhig, rollte sich auf und zeigte uns den ganzen Umfang ihres riesenhaften Körpers, der höchst zierlich schwarz und weiß gefleckt war: sie schien indessen nicht im mindesten geneigt, ihr Gefängniß zu verlassen. Der Cingalese zog sie daher am Schwanz aus ihrem Zufluchtsort und versuchte sich dann, ohne jedoch in seinem Gesang innezuhalten. Die Schlange, welche sichtbar immer unruhiger wurde, erhob sich auf dem unteren Theil ihres Körpers und reckte den Kopf, als ob sie auf ihren Feind losstürzen wolle: aber dieser, ohne im geringsten eingeschüchtert zu werden, stellte sich ihr entgegen und zog sich immer singend durch eine Seitenbewegung bis dicht an das Ungethüm, indem er ihm einen rothen Lappen am Ende eines Stockes hinhielt, was, nach seinem Gesicht zu urtheilen, es sehr zu reizen schien. Während etwa einer Viertelstunde setzte der Alte sein Manöver fort, ging, drehte sich um, sang, und ich begann nicht ohne Besorgniß dem Ende dieses seltsamen Zweikampfes entgegenzusehen. Der Mensch im Kampfe mit der Schlange — welche Scene konnte spannender seyn?

Die Schlange, die immer aufgeregter oder für den Zauber empfänglicher ward, betrefte die Augen starr auf den Menschen, seine Bewegungen sie zu folgen schien, und wenige das Haupt im Takt, als ob sie den Gesang des Cingalesen begleitete, der, obgleich ihnen ermüdet, doch voll Zutrauen in seine Kunst sich mit der Schlange allerhand Freiheiten erlaubte. Zuerst warf er ihr einen Bissen, dann ein Tuch und endlich ein Huhn zu, welches von der Schlange mit Gezisch empfangen und gebissen wurde. Das Huhn starb innerhalb drei Minuten: was den Menschen betrifft, so wagte der Unheil nicht, ihn anzugreifen. Wie groß war aber unser Schrecken, als der Beschwörer, gleichsam, um seinen Sieg zu beweisen, sich immer singend der Schlange näherte, sie berührte, ihr mit der Hand den Kopf und den Hals streichelte und dies zu unserem größten Staunen mehreremal ungestraft wiederholte.

Die Handlung hatte aber eine Stunde gedauert und war vor unseren Augen vorgegangen: wir konnten uns versichert halten, daß hier weder Betrug noch Taschenspielerei im Werke sey, da der Schlangenbeschwörer als einzige Kleidung ein Stück Zeug um die Lenden geschlungen hatte und nicht einmal ein Gewehr aus seiner Kunst machte. Sollte es einen magnetischen Einfluß geben, der sich auf die Thiere erstreckt, wie er auf die Menschen einwirkt? Es ist dies ein Gegenstand, der wohl ein genaues Studium zu verdienen scheint. (R. B.)

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der elektrischen Telegraphen. Das Athenaeum enthält folgende kuriose Mittheilung, die wir geradezu für eine Mystification erklären würden, wenn sie nicht, wie es scheint, von achtbarer Quelle herrührte. Es würde sich daraus ergeben, daß das Prinzip der elektrischen Telegraphen schon vor beinahe zwei Jahrhunderten bekannt war, indem das Werk, welchem der hier folgende Passus entlehnt ist, bereits im Jahr 1661 gedruckt wurde: „Ein anderes Beispiel einer verneinlichen Unmöglichkeit, welche vielleicht nicht so ist," schreibt nämlich Glanvill in seiner Vanity of Dogmatising, „ist eine Unterredung in der Entfernung vermittelst imprägnirter Nadeln. Daß man sich in sehr großen Entfernungen durch gleichgeeigten Verkehr besprechen sollte, gilt für eine Unmöglichkeit: indessen finden wir einige Winke in den Operationen der Natur, die uns die Wahrscheinlichkeit geben, daß es thunlich ist und sich ohne unerlaubten Beistand durch dämonische Mitwirkung (demoniack correspondence) ausführen läßt. Daß ein Paar Nadeln, gleichmäßig von demselben Magnet betrieben, die in zwei Zifferblätter gesetzt werden, welche sich genau gleichen und mit den Buchstaben des Alphabets umschrieben sind, dieses Wunder (this magnale) bewirken können, wird durch bedeutende Autoritäten behauptet. Die Art und Weise wird folgendermaßen dargestellt: Man lasse die Freunde, die sich etwas mitzutheilen wünschen, jeden ein Zifferblatt nehmen, und nachdem sie eine Zeit für ihre sympathetische Unterredung bestimmt, bewege Einer seine imprägnirte Nadel nach irgend einem Buchstaben des Alphabets, um ihre davon berührte Gefährtin wie ihr genau folgen. Wenn ich daher zu wissen verlange, was mein Freund mir berichten will, so habe ich nur die Buchstaben zu bemerken, die durch meine Nadel gezeigt werden, und sie in gehöriger Ordnung von dem sympathisirten Zeiger abzuschreiben, indem ich mich nach der Bewegung desselben richte, und ich kann versichert seyn, daß mein Freund das Nämliche auf dem seinigen bezeichnet hat, und daß die Worte auf meinem Papier von ihm diktirt sind. Obgleich nun ein Uebelstand in einem Punkte dieser Erfindung seyn mag, daß die so imprägnirten Nadeln sich nicht zu-, sondern von einander abneigen werden (wie der gelehrte Dr. Brown in seiner Pseudodoxia Epidemica bemerkt), so kann das nicht dem Hauptzweck dieser Art von geheimer Verbindung Eintrag thun, da man ja nur das Entgegengesetzte des von dem magnetischen Berichterstatter Angegebenen zu lesen und den Buchstaben zu notiren braucht, der von dem Punkte des alphabetischen Kreises, wohin sich die Nadel wendet, am entferntesten ist, und die Wirkung wird dieselbe seyn. Obgleich nun dieser wünschenswerthe Erfolg den Erwartungen wißbegieriger Forscher noch nicht entsprechen mag, so finden wir doch darin einen nicht zu verachtenden Fingerzeig, daß es durch irgend eine andere Art magnetischer Wirksamkeit später mit Glück versucht werden kann, wenn die magische Geschichte (d. h. die magnetische Wissenschaft) durch reifere Nachforschungen vermehrt sein wird, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die jetzigen Entdeckungen in der Ausführung sehr verbessert werden möchten."

Hierbei Titel und Register des vorigen Bandes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Prop. Cassar, Behrenstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 5. Berlin, Donnerstag den 10. Januar 1850.

Nord-Amerika.

Die Bibliotheken der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

Die „Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge among men" hat im Anfange dieses Jahres einen Bericht veröffentlicht,*) dem wir nachstehende interessante Notizen über die Bibliotheken der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika entnehmen:

„Die Summe der Bände in den öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten beläuft sich auf etwas über 1,294,000. Diese sind in 182 Bibliotheken vertheilt. Dreiundvierzig derselben enthalten jede über 10,000 Bände, neun über 20,000 jede und nur zwei über je 30,000. Die Bibliothek der Harvard University, die größte auf dieser Seite des Atlantischen Meeres, enthält zusammen mit den Bibliotheken der dazu gehörigen niederen und geistlichen Schule über 70,000 Bände. — Dieser Ueberschlag macht es uns möglich, eine vergleichende Uebersicht zwischen unseren Bibliotheken und denen Europa's zusammenzustellen. Ich muß hierbei jedoch erwähnen, daß es überhaupt äußerst schwierig ist, genaue statistische Nachrichten über Bibliotheken zu erhalten. In Bezug auf Frankreich, Deutschland, Belgien, Rußland und Spanien sind wir in Betreff von vergleichsweise genauen, was jedoch Großbritannien, Holland, Schweden, Dänemark und Norwegen betrifft, so sind die Anschläge nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen. — Der besseren Uebersicht wegen geben wir die zusammengebrachten Notizen in tabellarischer Form.

Vergleichende Uebersicht der Bibliotheken in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Rußland, den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, Dänemark, Belgien, Schweden, Spanien und Norwegen.

Name des Landes.	Datum der Angabe.	Anzahl der Bibliotheken.	Bände- zahl im Ganzen.	Anzahl der Bibliotheken mit mehr als 10000 Bänden.	Durchschnittliche Zahl der Bibliotheken von mehr als 10000 Bänden.	Anzahl der Bände in der größten Bibliothek.	Vergleichende Größe der größten Bibliothek, Deutschland gleich 1.
Deutschland einschl. Oesterreich und die Schweiz.	1845	103	3578980	68	80000	600000	136072
Frankreich	1844	241	4771000	121	35000	800000	143000
Großbritannien	1840	21	2001000	23	85000	420000	83000
Rußland	1843	120	1321115	16	69000	464000	28000
Vereinigte Staaten	1847	182	1294000	43	17000	70000	64000
Dänemark	1840	13	660000	5	123000	400000	330000
Belgien	1841	31	614722	16	33000	100000	133000
Schweden	1841	16	328000	7	43000	150000	120000
Spanien	1835	21	354557	5	57000	200000	30000
Norwegen	1842	14	157783	2	74000	126000	150000

Diese Tafel macht es uns möglich, mit einem Blicke die Anstrengungen zu überblicken, womit man in Europa und Amerika für allgemeine geistige Kultur, wie auch für Ausbreitung der Wissenschaften und literarische Untersuchungen, sorgt, so weit eben hierbei Bibliotheken als Werthmesser gelten können.

Zuerst sehen wir, daß in Hinsicht auf die Zahl der öffentlichen Bibliotheken Frankreich das einzige Land ist, das uns übertrifft. Hierbei kömmt noch in Betracht, daß die Angaben über Frankreich offiziell und sehr ins Einzelne gehend sind, indem jede Bibliothek von über 500 Bänden mitgerechnet worden ist, während unsere Schätzen oft viel größere besitzen, die in unserer Liste nicht mitbegriffen sind. — In Bezug auf die Gesammtzahl der Bände sind Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Rußland über uns. Wären jedoch die Bibliotheken unserer Distriktschulen mitgerechnet, so würden wir vielleicht Rußland noch hinter uns lassen. — In Betreff der durchschnittlichen Größe der Bibliotheken, die mehr als 10,000 Bände fassen, so wie in Hinsicht auf den Umfang der größten Bibliothek, sind wir die letzten von allen. In der Zahl der Bände, verglichen mit der Bevölkerung, haben wir blos noch Rußland und Spanien unter uns."

Diese vergleichende Darstellung zeigt uns, daß der Eifer, womit in den verenigten Staaten für Ausbreitung der Kenntnisse durch das Mittel der Bibliotheken gesorgt wird, sich auf einer anerkennungswerthen Höhe befindet. Bedenkt man daneben noch, wie wohlfeil Bücher überhaupt in Amerika hergestellt werden, und in was für ungeheurer Anzahl sie oft verbreitet sind, so wie auch die Ausdehnung der periodischen Literatur beleuchtet, so können wir wohl zugestehen, daß die Vereinigten Staaten in den Mitteln für allgemeine Kultur mit manchen älteren Nation Europa's einen Vergleich recht wohl aushalten können.

Texas.

Ein neues Werk über Texas.

II.

Vortheile und Nachtheile deutscher Auswanderung nach Texas überhaupt.

Das Mißlingen des umfangreichen Colonisations-Unternehmens des Mainzer Vereins kann übrigens nicht entscheidend für die Beantwortung der Frage seyn, ob eine Auswanderung Deutscher nach Texas überall angurathen sey. Vielmehr wird es zweckmäßig seyn, die Vortheile und Nachtheile dieser Frage ganz unabhängig von dem Ausgange jener Unternehmung ins Auge zu fassen.

Natur der Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche zu Gunsten einer Niederlassung in Texas sprechen, möchte ich die Milde und Schönheit des Klimas obenan stellen. Das Klima von Texas ist sicher eines der schönsten der Welt. Während des bei weitem größten Theiles des Jahres wölbt sich der Himmel in tadelloser Reinheit über den grünen Prairieen. Ein eigentlicher Winter ist unbekannt, und nur in einigen Monaten des Jahres sinkt bei Nordwinden die Temperatur zuweilen bis unter den Gefrierpunkt herab. Wenn aber unter einem so schönen Himmel zu leben, schon an und für sich für einen großen Vorzug gelten muß, so ergeben sich auch außerdem aus jener Milde des Klimas für den europäischen Ansiedler noch besondere sehr bedeutende Annehmlichkeiten und Erleichterungen. Wohnung und Kleidung sind viel leichter zu beschaffen, als in einem rauhen Klima mit harten Wintern. Die ersteren werden meistens leicht aus Holz erbaut, da sie fast nur Schutz gegen die Sonnenstrahlen und gegen den Regen, weniger gegen winterliche Kälte gewähren sollen. Außerdem können die Wohnungen von geringerem Umfange seyn, da manche Arbeiten ihre im Freien vorgenommen werden können, für welche in nördlicheren Gegenden eigene Räume des Hauses bestimmt sind. Der Ansiedler hat nicht nöthig, Stallungen für sein Vieh zu erbauen, denn dieses kann ohne Nachtheil das ganze Jahr im Freien zubringen. Nur für die Pferde werden wohl leichte Schuppen erbaut. Eben so wenig braucht er, wie dies in einem nördlichen Klima erforderlich, große Vorräthe von Viehfutter für den Winter einzusammeln, denn das Hornvieh findet auch in den Wintermonaten in den meisten Theilen von Texas seine Nahrung im Freien.

Ueberhaupt sind die außerordentlichen Vortheile, welche sich dem Ansiedler in Bezug auf Viehzucht darbieten, nicht hoch genug anzuschlagen. Die Prairieen sind die üppigsten natürlichen Weiden, welche irgend ein Land aufzuweisen hat, und bei der dünnen Bevölkerung des Landes steht fast jedem Ansiedler von dieser natürlichen Weide so viel zu Gebote, als er nur immer beanspruchen mag. Das Rindvieh gedeiht vortrefflich und ist Krankheiten fast gar nicht unterworfen. Nur hin und wieder geht ein Stück dadurch verloren, daß in eine durch zufällige Körperverletzung entstandene Eiterwunde die Fliegenmaden hineingerathen und sich so tief einfressen, daß der Tod erfolgt. Wartung und Pflege des Viehs ist so gut wie gar nicht erforderlich. Es sorgt Jahr aus Jahr ein, sich selbst überlassen und zum Theil meilenweit von dem Wohnorte seines Herrn umherstreifend, für seine Nahrung.

Kaum weniger als die Viehzucht begünstigen auch die natürlichen Verhältnisse des Landes den Ackerbau.

Vor Allem überhebt die vorherrschende offene, unbewaldete Beschaffenheit des Bodens den ersten Ansiedler jener schweren und namentlich in fast allen Theilen der nördlichen Staaten der Union unumgänglichen Arbeit des Ausrodens der Waldung. In Texas hat der Ansiedler, nachdem er das zur Bebauung bestimmte Feld mit einer festen pflanzenen Umzäunung (fence) zum

*) Reports etc. of the Smithsonian Institution, exhibiting its plans, operations and financial condition up to January 1. 1849 from the third annual report of the board of regents. Presented to Congress February 19. 1849. Washington, 1849. 8. 73 S.

Digitized by Google

Schuß gegen das frei umherlaufende Vieh umgeben hat, nur nöthig, mit einem schweren, mit 2 oder 3 Joch-Ochsen bespannten Pfluge den Rasen der Prärie umzubrechen und dann ohne Weiteres in das aufgebrochene Erdreich die Maiskörner oder anderen Samen hineinzupflanzen. Auf solchem einfach umgebrochenen jungfräulichen Boden habe ich, z. B. bei Neu-Braunfels, die reichlichsten Maisernten wachsen sehen. In einigen Prärieen, die nicht mit einer zusammenhängenden Rasendecke, sondern nur mit gewissen einzähligen Gewächsen bewachsen sind (den sogenannten weed prairies), ist, nachdem man die einzähligen Gewächse abgebraunt hat, sogar nur eine ganz leichte Auflockerung des Bodens nöthig, bevor man den Samen demselben anvertraut.

Von Düngen der Felder ist in ganz Texas keine Rede. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens in den meisten Theilen des Landes sichert auch ohne dieses für viele Jahre einen reichen Ertrag. Ein Mißwachs, wenigstens der Hauptgetraidearten, des Maises, ist unerhört. Nur bei der durch Negerhände kultivirten Baumwolle und dem Zuckerrohr kömmt zuweilen ein theilweises oder vollständiges Mißrathen vor.

Der geringe Preis, für welchen gegenwärtig noch Ackerland von Einwanderern in Texas zu erwerben ist, spricht gleichfalls zu Gunsten einer Niederlassung durch europäische Ansiedler. Für 2 bis 3 Dollar per acre ist namentlich im westlichen Texas, selbst in der Nähe schon angesiedelter Orte, fast überall Land zu kaufen, und in den entlegeneren Landestheilen ist der Preis noch niedriger, ja es kömmt nicht selten vor, daß Eigenthümer größerer Landstriche sich zu einer unentgeltlichen Ueberlassung von Land an Einwanderer erbieten, um nur durch den Anbau des abgetretenen Theils den Werth des Uebrigen zu erhöhen.

Endlich möchte auch darin noch ein westentlicher Vorzug liegen, daß es bei der bisher noch so dünnen Bevölkerung für Auswanderer einer bestimmten Nation leicht ist, mehr oder weniger geschlossene Gemeinheiten für sich allein zu bilden und so den Vortheil zu haben, unter ihren Landsleuten mit den Gewohnheiten und Sitten ihrer Heimat fortzuleben.

Auf der anderen Seite sollen hier die Nachtheile und Hindernisse, welche sich der Niederlassung von Europäern und namentlich den Deutschen, besonders im Vergleich zu einer Ansiedlung in den nördlichen Staaten der Union, entgegenstellen, keineswegs verschwiegen werden.

Vor Allem muß hier der Umstand vorangestellt werden, daß das Klima von Texas schon wegen seiner großen Verschiedenheit von demjenigen des nördlichen Europa's jede deutsche Constitution anfänglich mehr oder weniger angreift. Von denjenigen deutschen Einwanderern, welche während meines eigenen Aufenthalts in Texas in das Land kamen, könnte ich kaum einen einzigen nennen, der von fördenden Einwirkungen des Klimas auf die Gesundheit völlig verschont geblieben wäre.

Im besten Falle äußert sich diese Einwirkung nur in einer mehr oder minder fühlbaren Abspannung und Erschlaffung der Kräfte und einer mehr oder weniger auffallenden Abmagerung. Sehr oft habe ich deutsche Arbeiter über ihr körperliches Befinden sich dahin äußern hören, daß sie sich zwar über kein Uebel zu beklagen hätten, sich aber drei weitrem nicht so kräftig und zur Arbeit aufgelegt fühlten, als in Deutschland. Meistens kann man auch die schon länger in Texas ansässigen Deutschen von den neu ankommenden auf den ersten Blick an der bleicheren Gesichtsfarbe und der Magerkeit des Körpers unterscheiden.

Häufig macht sich aber auch die Einwirkung des Klimas nicht so allmälig und unmerklich geltend, sondern oft geht die Acclimatisation unter mehr oder minder heftigen und gefährlichen Störungen des Gesundheitszustandes vor sich. Gallen- und Wechselfieber, obgleich auch die angesiedelten Bewohner keineswegs verschonend, befallen doch vorzugsweise häufig die neu ankommenden Europäer, meistens bei kräftigen und vollblütigen Naturen mit größerer Heftigkeit und Gefährlichkeit auftretend, als bei anderen.

Ist dann die Acclimatisation in milderer oder heftigerer Form vollendet, hat sich die an ein nördlicheres Klima gewöhnte Natur des Körpers den Bedingungen des neuen, wärmeren Himmelsstriches angepaßt, dann ist zwar die Hauptgefahr für den neuen Ankömmling vorüber, aber gegen einzelne Krankheitsstoffe ist er darum keineswegs geschützt. Unter den herrschenden Krankheiten des Landes spielen Wechselfieber (fever and ague der Amerikaner), wie mehr oder weniger in allen südlichen und westlichen Staaten der nord-amerikanischen Union, die Hauptrolle. Obgleich selten unmittelbar tödtlich, werden sie doch durch öftere Wiederkehr verderblich und untergraben endlich selbst die stärkste Constitution. Sie sind an der Küste und in den niedrigen bewaldeten Flußthälern verbreitet, doch fehlen sie auch nicht in den höheren Theilen des Landes, wo die gewöhnlich für ihre Entstehung angegebenen Gründe anscheinend gar nicht vorhanden sind. Unmittelbar lebensgefährlich sind dagegen die hitzigen Gallenfieber, welche besonders in den heißen Sommermonaten in allen Theilen des Landes vorkommen. Sie haben einen außerordentlich schnellen Verlauf und fordern ein rasches Eingreifen durch energische Mittel. Ohne dieses werden sie oft schon nach vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden tödtlich.

Endlich pflegt auch besonders in den Herbstmonaten die Ruhr, und zwar zum Theil in sehr bösartiger Weise, verbreitet zu seyn. Erstlich in dem Grade allgemein und seuchenartig, wie sie im Sommer 1846 im westlichen Texas auftrat und namentlich so viele deutsche Einwanderer wegraffte, soll sie doch nach der Versicherung älterer Ansiedler bisher nicht in Texas gesehen seyn, und mochte dafür der Grund wohl in ungewöhnlichen besonderen Umständen zu suchen seyn.

Andererseits muß hervorgehoben werden, daß manche verbreitete Krankheiten des nördlichen Europa's in Texas fast völlig unbekannt sind. Namentlich kommen die in Deutschland so häufigen und oft verhängnißvollen Nerven- oder hyphösen Fieber fast niemals vor, und eben so selten sind Lungenkrankheiten, im Besonderen Lungenschwindsucht, welche bei uns so viele Opfer fordert. Ja, es fühlen sich sogar solche Personen, welche mit Brustbeschwerden behaftet aus einem nördlicheren Klima nach Texas kommen, auffallend erleichtert und werden oft völlig geheilt.

Dennoch muß man Texas im Allgemeinen für weniger gesund halten, als die Länder des nördlichen Europa's und namentlich Deutschland. Jeder Deutsche — wir wollen es trotz aller den Sinnen schmeichelnden Lieblichkeit des Klimas nicht verhehlen — der nach Texas einwandert, übernimmt ein nicht geringes Wagniß für Leben und Gesundheit. In jedem Falle ist diese Gefahr größer als für den Einwanderer nach den nördlichen und nordwestlichen Staaten der Union, z. B. Wisconsin, Illinois, Missouri u. s. w. Denn wenn auch dort das Klima einer deutschen Constitution im Allgemeinen weniger zuträglich ist, als das heimatliche, und der Ankömmling manchen krankhaften Einflüssen und namentlich auch den Wechselfiebern ausgesetzt ist, so treten doch die Krankheiten dort nicht in so heftiger und gefährlicher Form, wie in Texas, auf, und bei der geringeren Verschiedenheit des Klimas von demjenigen der Heimat geht die Acclimatisation hier doch leichter und gefahrloser vor sich.

Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß das Klima von Texas schlechterdings jedem Deutschen verderblich sey. Es leben vielmehr zahlreiche deutsche Ansiedler, namentlich im mittleren Theile des Landes zwischen Brazos und Colorado, seit zehn Jahren und länger, welche sich im Ganzen einer guten Gesundheit erfreuen. Aber freilich hat auch Niemand die Vielen gezählt, welche, mit jenen gleichzeitig in das Land gekommen, seitdem von Krankheiten fortgerafft sind.

Sicher ist auch, daß die namentlich im Anfange nachtheiligen Einflüsse des texanischen Klimas durch eine vorsichtige und passende Lebensart der Einwanderer zu einem großen Theile verhütet werden können. Eine mäßige Diät und möglichstes Enthalten von hitzigen Getränken, ferner die Vorsicht, während der heißesten Stunden des Tages sich nicht den Sonnenstrahlen auszusetzen, sind vorzugsweise anzuempfehlen.

In keinem Falle endlich ist das Klima von Texas einem Deutschen nachtheiliger, als dasjenige der benachbarten südlichen Staaten, namentlich Louisiana, Mississippi und Alabama. Vielmehr möchte, besonders im Vergleiche mit Louisiana, der Vorzug wohl sehr auf der Seite von Texas seyn. Solche breite, niedrige Flußthäler und ausgedehnte sumpfige Gegenden, welche in dem genannten Staate der Heerd ungeheurer Ausdünstungen sind, fehlen in Texas fast gänzlich. Namentlich sind im westlichen Texas sumpfige Gegenden oder stagnirende Gewässer völlig unbekannt.

Als einen zweiten, bei einer Ansiedlung in Texas wohl zu berücksichtigenden und besonders im Vergleich zu den nordwestlichen Staaten hervortretenden nachtheiligen Umstand müssen wir denjenigen hervorheben, daß die Verbindungen des Landes im Innern und mit der Küste sehr unvollkommen sind. Texas steht, wie schon früher bemerkt wurde, den anderen Staaten Nord-Amerika's rücksichtlich des Vorzugs natürlicher Wasserverbindungen bedeutend nach. Nur der Trinity- (Dreieinigkeits-) Fluß, ist, wenn wir von dem Red River und dem wenigstens in dem unteren Theile seines Laufes schiffbaren Rio Grande als Gränzflüssen absehen, in größerer Ausdehnung schiffbar. Kunststraßen oder Eisenbahnen besitzt das Land eben so wenig, und aller Verkehr findet auf Wegen statt, deren erste Anlage gerade so einfach wie ihre Unterhaltung ist, in der That nichts weiter sind, als Wegerichtungen durch die Wildniß, bezeichnet durch die Wagen- oder Pferdespuren der Vorgänger. Gerade so wie die westlichen Staaten im Flußgebiete des Mississippi ihr rasches Aufblühen großentheils den vortrefflichen natürlichen Wasserverbindungen zu danken haben, in eben dem Grade wird die Entwicklung und Ausbreitung der gewiß außerordentlich großen Hülfsquellen von Texas durch den Mangel solcher Verbindungen gehemmt und vergögert werden, und jeder einzelne Ansiedler wird mehr oder minder unter diesem allgemein nachtheiligen Umstande zu leiden haben, der sich um so mehr fühlbar macht, als gerade der gesundere und schönere Theil des Landes, der vorzugsweise zur Ansiedlung einladet, bedeutend von der Meeresküste entlegen ist.

Daß endlich Texas ein Sklavenstaat (slave holding state) ist, darf wohl als ein weiterer nachtheiliger Umstand, besonders im Vergleich zu den freien westlichen und nordwestlichen Staaten Nord-Amerika's, hervorgehoben werden. In allen Sklaven haltenden Staaten ist die Stellung des freien, selbstthätigen Ansiedlers, der nicht Sklaven-Eigenthümer ist, viel weniger angesehen als in den freien Staaten. Die Arbeit des freien Mannes ist viel weniger geachtet, und neben dem Sklaven bestehenden Pflanzer erscheint jener stets trotze oder weniger untergeordnet. Ganz abgesehen von der erwaigen Abneigung gegen die Negersklaverei werden sich aber verhältnißmäßig sehr wenige deutsche Einwanderer in der Lage befinden, sich selbst Neger zu kaufen. Die große Mehrzahl wird sich auf die Arbeit ihrer eigenen Hände verlassen müssen und daher von den erwähnten Nachtheilen betroffen werden.

Allgemein erscheint auch die Ansiedlung in einem Sklavenstaate deshalb weniger vortheilhaft, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß die freien Staaten viel rascher an Wohlbabenheit und Volkszahl zunehmen, und daß folglich auch das Eigenthum des Einzelnen schneller an Werth gewinnt.

Wägt man nun die Vortheile und Nachtheile einer Ansiedlung in Texas, und zwar besonders mit Beziehung auf eine Niederlassung in den nördlicheren Staaten, gegen einander ab, so müssen allerdings für denjenigen, welcher sich über die größere Gefahr für die Gesundheit hinwegsetzt, die Vortheile zu Gunsten von Texas überwiegend erscheinen. Wer dagegen jenen Nachtheil höher anschlägt und vorsieht, in einem gesunderen Lande, wenn auch unter größeren Anstrengungen, sich eine neue Existenz zu begründen, der muß die westlichen

Digitized by Google

und nordwestlichen Staaten, namentlich Wisconsin, Iowa, Illinois, Missouri u. s. w. zur Niederlassung wählten.

England.

Shirley.

(Fortsetzung.)

Doch das war nicht die einzige Person, die Shirley in den Zirkel zu Briarmains einführte: bald kömmt die Familie Sympson und mit ihr Louis Moore. Unter all diesen Leuten finden sich verschiedene Bewerber um Shirley's Hand: sie weiß Alle ab. Der Onkel Sympson, ein Mann von hoher Achtbarkeit, der den Kultus der Konvenienz mit wahrer religiöser Gewissenhaftigkeit pflegt, nimmt nicht geringen Aergernis an der leichten Art, mit welcher Shirley die bedeutendsten und ehrenwerthesten Partieen von der Hand weist. Was ihn besonders verdrießt, ist, daß Robert Moore im Orte für den begünstigten Anbeter gilt. Ueber diesen Punkt kömmt es zwischen ihm und seiner Nichte zu einer Erörterung, und auf welche Art ihm diese antwortet, das werden wir hier gleich sehen.

„Abweisen, ihn! Du, Du, Shirley Keeldar, Du hast in der That Sie Philipp Nunnely abgewiesen?" — „Ich habe ihn abgewiesen."

Der arme Gentleman flog von seinem Stuhle empor, lief und trabte im Zimmer umher.

„Oheim", sagte Shirley, „Sie ermüden mich. Ich gehe." „Weggehen! Nicht doch! Du wirst mir antworten. Welches sind Deine Ansichten?" „Worüber?" „Ueber den Ehestand." „Ruhig zu sepn und zu thun, was mir beliebt." „Was Dir beliebt? — Wie unpassend gesprochen! Du bist französisch, merke ich; Dein Geist ist von französischen Romanen verpestet; Du bist in französischen Grundsätzen ertränkt."

„Mr. Sympson, ich bitte, mich nicht zu beleidigen: Sie wissen, ich dulde dergleichen nicht." „Aber, Miß, Deine Gründe, Sir Philipp auszuschlagen:" „Ah! das ist mindestens eine vernünftige Frage. Ich werde mir Mühe geben darauf erwidern. Sir Philipp ist zu jung für mich; er kömmt mir wie ein Kind vor." „Sir Philipp zu jung? Er ist zweiundzwanzig Jahr alt." „Ich begehre zum Gatten einen Mann von dreißig Jahren, und der die Bernunft einer Vierzigers hat."

„So nimm einen Greis mit weißem Haar, mit kahlem Schädel." „Nein, wenn Sie erlauben." „Einen alten Schwätzer, den Du am Leitseil führen kannst, den Du an Deine Schürze bindest."

„Das könnte ich mit einem Kinde thun, aber es ist nicht meine Bestimmung. Sagte ich Ihnen nicht, daß ich einen Herrn vorziehe, einen Mann, in dem mein ungebändigtes Gemüth eine Oberherrschaft anerkenne, einen Mann, dessen Beifall mir eine Belohnung, dessen Tadel mir eine Strafe wäre, einen Mann, den es mir unmöglich wäre, nicht zu lieben, und leicht möglich, zu fürchten?" „Das wäre der Gemahl, den Sie vorziehen, Miß? Zeichnen Sie vielleicht nach der Natur?"

Shirley öffnete die Lippen, aber, statt zu sprechen, errötete sie.

„Ich muß Antwort haben", fuhr Mr. Sympson fort, der durch dieses Zeichen von Verwirrung sich ungeheuer ermuthigt fühlte. — „Es war ein historisches Gemälde, Onkel, nach mehreren Originalen." „Mehrere Originale! Gott sey uns bei!" „Ich war schon mehreremals verliebt." „Welch ein Cynismus!" „In Helden verschiedener Nationen." „Weiter?" „In Philosophen." „Sie hat den Verstand verloren!" „Klingeln Sie nicht, Onkel, Sie erschrecken die Tante." „Arme Tante! welche Nichte wird ihr da!" „Ich bewunderte Themistokles, Leonidas, Epaminondas." „Miß Keeldar...." „Ueberspringen wir einige Jahrhunderte: Washington war ein einfacher Mann, und dennoch gefiel er mir; aber, um von der Gegenwart zu reden...." „Ah! sind wir endlich da!"

„Um die Phantasie einer kleinen Personnanin aufzugreifen und auf die Wirklichkeit zu kommen...." „Die Wirklichkeit; da erwarte ich Sie, Miß!" „Um den Altar zu nennen, vor dem ich mich anbetend niederwerfe, um das gegenwärtige Idol meiner Seele zu nennen..."

„Ein bischen rasch, wenns gefällig wäre; die Stunde des Lunch naht, Du mußt beichten."

„Beichten! mein Herz ist ganz Geheimniß, ja, ich muß es öffnen. Ich wünschte nur, Sie wären Mr. Helstone, dann würden Sie besser mit mir sympathisiren."

„Ich verlange den Namen, Details...."

„Mein Held gleicht Mr. Helstone: sie sind Beide trocken, pünktlich, entschlossen; aber mein Held ist von Beiden der mächtigere; sein Geist hat die Tiefe des Meeres, die Gewalt seiner Fesseln, die Kraft seiner Wellen."

„Declamation! Miß Keeldar, wohnt diese Person in Briarmains?" antworten Sie gefälligst darauf."

„Lieber Onkel, ich will sie Ihnen nennen; ihr Name zittert auf meinen Lippen."

„So rede, Tochter!"

„Es ist leicht gesagt, Oheim: „Rede, Tochter", aber die Sache ist sehr tragisch: England hat dieser Mann ein wildes Geheul erschallen lassen, lieber Onkel, und einst wird es ihm noch mit Begeisterung Beifall zujauchzen. Das Aufpfeifen hat ihn nicht gerührt, der Applaus wird ihn nicht rühren."

„Ich sagte es ja, Sie hat den Verstand verloren, und so ist es!"

„Dieses Land wird sein Benehmen gegen ihn noch oft verändern: er wird sich stets gleich bleiben in seinen unwissen zu leitenden Diensten. Kommen Sie, Onkel: Sie sollen nicht länger in dieser Spannung bleiben: ich werde Ihnen seinen Namen nennen."

„Nenn' ihn endlich, oder..."

„So hören Sie denn! Arthur Wellesley, Lord Wellington!"

Mr. Sympson sprang wüthend auf; mit einem Satz war er aus dem Zimmer; aber er kam gleich wieder zurück, schlug die Thür und nahm wieder Platz auf seinem Stuhle.

„Miß! antworten Sie gefälligst kurz und bündig: Gestatten Ihre Ansichten Ihnen, einen armen Teufel zu heirathen, — einen Mann, der tief unter Ihnen steht?"

„Niemals einen Mann, der unter mir steht."

(Mit voller Stimme.) „Wollen Sie, Miß Keeldar, einen mittellosen Menschen freien?"

„Mit welchem Rechte fragen Sie das, Mr. Sympson?"

„Kennen Sie", sagte er, indem er sich sehr geheimnißvoll und mit einer feierlichen Miene zu ihr beug, „kennen Sie die Gerichte, die bezüglich Ihrer und eines Ihrer Unterthanen, eines Bankerottirers, eines Fremden, Namens Moore?"

„Wirklich?"

„Ich bas der Held, dem Ihre Eroberung gelungen ist?"

„Ihm jedenfalls mehr, als Einem jener, deren Sache Sie verfechten."

„Er ist es, den Sie heiraten wollen?"

„Er ist schön, voll männlichen Ernstes, er ist imposant!"

„Das sagen Sie mir so ins Gesicht! — Der elende Blaumänner! der niederige Handelsmann."

„Er hat Talent! er ist unternehmend, entschlossen. Er hat eine fürchterliche Stirn und das Aussehen eines Gebieters."

„Sie rühmt sich noch ihrer Wahl! Sie hält nicht hinterm Berge! Da ist weder Scham, noch Furcht!"

„Wenn Sie den Namen Moore aussprechen, so vergißt sich die Scham, die Furcht entflieht: die Moore kennen nur Muth und Ehre."

„Dieser Moore ist der Bruder des Erziehers meines Sohnes. Werden Sie sich Schwester titulieren lassen von einem — Schulmeister?"

Shirley maß den Frager mit großem, flammendem Auge.

„Nein! nein!" rief sie, „nicht für den Besitz einer Provinz, nicht für ein Jahrhundert! leben."

„Sie werden die Schwester des Herrn Louis Moore sepn!"

„Herr Sympson", sagte Shirley, „dieser widerliche Streit empört mich. Ich erwage ihn nicht länger. Ihre Gedanken, Ihr Ziel ist nicht mein Ziel, Ihre Götter sind nicht meine Götter. Wir betrachten die Gegenstände nicht in demselben Lichte; wir wägen die Sachen nicht mit demselben Gewicht; wir sprechen nicht dieselbe Sprache. Es ist besser, wir trennen uns. Nicht", fuhr sie mit Feuer fort, „nicht, daß ich Sie hasse. Sie sind ein rechtschaffener Mann; Sie wollen mein Glück auf Ihre Weise: aber wir können uns darüber nicht verständigen. Sie quälen mich mit dieser Art von Dimanuto-Tyrannei; Sie reizen meinen Charakter, Sie regen mich auf. — Was Ihre winzigen Grundsätze betrifft, Ihre beschränkten Regeln, Ihre mesquinen Vorurtheile, Ihre Abneigungen, Ihre Dogmen, so bitte ich Sie, verschonen Sie mich damit, Mr. Sympson; ich begehre sie nicht: bringen Sie sie der Gottheit zum Opfer, die Sie anbeten; wir waren ein anderer Glaube, eine andere Erleuchtung, eine andere Hoffnung als Ihnen!"

„Ein anderer Glaube! — Sie ist ungläubig."

„Ungläubig Ihrer Religion: Katholiken pflegen Gotte!

„Atheistin!"

„Ihr Gott, Sir, ist die Welt. In meinen Augen sind auch Sie, wenngleich nicht ungläubig, doch Götzendiener. Sir, Ihr Gott, Ihr Baal, Ihr fischgeschwänzter Drache richtet sich vor mir, gleich einem Dämon, auf. Sie und Ihres Gleichen, Sie haben ihm einen Thron errichtet, eine Krone aufs Haupt gesetzt, einen Scepter in die Hand gedrückt. Sehr, auf welche widerliche Weise er herrscht! Seht ihn sein Werk der Verderbestimmung üben, indem er Eben schließt! Er bindet die Jugend an das Alter, vereint den Starken dem Dummen, kettet das Leben an den Tod. In seinem Reiche herrscht der Hoß, — der heimliche Hoß; der Widerwille, — der Widerwille, der sich verstellt; der Verrath — der Familienverrath; das Laster, — das tiefe, stehliche, das häusliche Laster. In seinem Reiche erwachen die Kinder ohne Liebe zu ihren Aeltern, die selbst nie geliebt; sie reifen in einer Atmosphäre, die die Lüge verpestet. Ihr Gott hat den Vorsitz bei den Ehen der Könige: betrachten Sie Ihr königlichen Dynastieen! Ihre Gottheit ist die Gottheit der ausländischen Aristokratieen: analysiren Sie das spanische Blut! Ihr Gott ist die französische Ehe: was ist das häusliche Leben in Frankreich? — Alles, was sie umgiebt, stürzt sie dem Verderben zu: Alles zersplittert und artet unter ihrem Scepter aus. Ihr Gott ist der maskirte Tod."

Mr. Sympson war ganz aus einander.

„Diese Sprache ist fürchterlich. Meine Töchter können nicht länger mit Ihnen unter Einem Dache wohnen, Miß Keeldar: in dieser Verbindung liegt sichtliche Gefahr. Hätte ich das ahnen können! — Mit uns ist es aus! Wir sind geschiedene Leute!"

Er eilte zur Thür, kam zurück, sein Taschentuch zu holen, verschüttete seine Dose und verstreute den Tabak auf die Zuftreppiche. Tartar lag unglücklicherweise auf der Strohmatte. Mr. Sympson sah fast über ihn. Im Paroxysmus seines Zornes stieß er einen Fluch gegen den Hund aus und eine Grobheit gegen dessen Besitzerin."...

Das ist der stärkste Ausfall Currer Bell's gegen die Ehe: der Instinkt der Empörung giebt sich darin kund; aber es ist kein Motiv da, weshalb einen

Digitized by Google

Kehre zu verbrennen. — Im Schlusse dieses halb komischen, halb gefühlvollen Dialogs mußte Mr. Sympson glauben, daß Robert Moore der Mann nach Shirley's Herzen sey. Der gute Mann täuschte sich. Robert Moore hatte Briarmains seit einigen Monaten verlassen; er war nach der Stadt gereist, vor Gericht Zeugniß gegen die Zerstörer seiner Maschinen abzulegen, und ferner hatte seine verlängerte Abwesenheit noch einen unbekannten Grund. Er machte ein Geheimniß daraus. Auch er nämlich hatte an die Parteilichkeit Shirley's zu seinen Gunsten geglaubt. Bevor er zu den Assisen reiste, wollte er die Sache ins Reine bringen. Er erklärte sich Shirley, und zwar in jenem brüsken, bestimmten, Napoleonischen Ton, den er gern annahm, in jener den, abgeschmackten Art, welche zu sagen schien: Alle Welt weiß, daß Sie mich lieben, schöne Dame, ich meinerseits habe nichts dagegen, Sie zu nehmen. — Shirley erbebte unter der Last dieser Beleidigung: „Sie lieben mich nicht", sagte sie zu Robert, Thränen des gekränkten Stolzes vergießend, „und dennoch verlangen Sie, daß ich die Ihrige werde. Sie freien um mich, wie man la bourse ou la vie begehrt. Und so zeigen Sie sich, Moore?" — Shirley schien nicht minder die Achtung, das Vertrauen, die Bewunderung zu beweinen, die sie für Robert gehegt hatte, als ihre eigene Demüthigung. — Bei diesem Anblick erwachten in Robert's Brust alle edlen Gefühle wieder. Er bat Shirley um Verzeihung. Endlich gestattete sie ihm, ihre Hand zu ergreifen. Er bedeckte dieselbe mit Thränen, während sie unter Schluchzen zu ihm sagte: „Wir werden noch einst Freunde werden, dann werden Sie meine Handlungen und Beweggründe nicht mehr so grausam verkennen. Die Zeit wird Ihnen den Schlüssel zu all diesen überlieferen; Sie werden mich begreifen, und wir werden uns versöhnen." — Moore verließ sie mit dem Gefühl, als hätte er ein Verbrechen begangen, mit etwas im Herzen, was der Verzweiflung Kain's glich. Er schwur sich selbst, nie mehr um die Hand eines Weibes anzuhalten, wenn ihn nicht wirkliche Liebe zu ihr führe.

Robert hatte keine Ahnung davon, daß die Zutraulichkeit, die Gedorgung, mit welcher Shirley sich ihm nahte, nichts als ein Wiederschein der alten Neigung sey, die bereits länger Shirley mit Louis Moore vereinte. Dieser hatte im Grunde Robert's Charakter, aber er war durch höhere Einsicht geläutert, durch eine Blüthe der Poesie und Empfindung, die dem Zudringlichen eine unendliche Welt war. Er besaß einen mächtigen Einfluß auf Weiberherzen, da die Stärke seines Charakters seine übrigens Zärtlichkeit verdeckte. Er war das einzige Wesen, dessen Herrschaft Shirley anerkannte; sie entzündete ihre Gedanken in Louis' Bilden; sie gehorchte seinem Winke, ihrem Tartar gleich, unterwürfig und freudig. Louis liebte sie mit einer Gluth, die er unter einer unbeweglichen Stirn zu verbergen wußte. Nach der Scene, welche zwischen ihr und dem Onkel Sympson stattgefunden hatte, versuchte Letzterer seinen Zorn an dem Erzieher seines Sohnes auszulassen.

(Schluß folgt.)

Ein Alphabet interessanter neuer Bücher.

Die bekannte Buchhandlung John Murray in London (Albemarle-Street) kündigt zum neuen Jahre ihre Verlagswerke, worunter in der That die besten neueren Erscheinungen, auf folgende originelle, bisher, so viel uns bekannt, noch nicht dagewesene Art an. Unsere Leser erhalten damit zugleich eine bibliographische Uebersicht von neuen und interessanten englischen Büchern:

A BOOK LIST FOR THE YEAR 1850.

AUNT IDA'S WALKS AND TALKS. A Story-book for Children. With Woodcuts. 16mo. 5*s*.

BORROW'S (George) LAVENGRO, an Autobiography. 3 Vols. Post 8vo. (*In February.*)

CUNNINGHAM'S (Peter) HAND-BOOK of London. Past and Present *A New and Revised Edition.* Crown 8vo. (*Next Month.*)

DYER'S (Thos. H.) LIFE of JOHN CALVIN. With Extracts from his Correspondence. Portrait. 8vo. 15*s*.

EGYPT AND THE HOLY LAND. By Rev. J. A. Spencer. With Original Illustrations. 8vo. (*Next Month.*)

FORSYTH'S (William) HORTENSIUS. An Essay on the Office of an Advocate. Post 8vo. 12*s*.

GUIZOT (Mons.). On the Causes of the Success of the English Revolution, of 1640—88. 8vo. (*In January.*)

HISTORY of GREECE, Continued. By George Grote, Esq. With Maps. 2 Vols. 8vo. (*Next Week.*)

IRVING'S (Washn.) LIVES OF MAHOMED and of his Successors. 8vo. (*In January.*)

JUSTICES (The CHIEF) of ENGLAND. From the Norman Conquest to 1793. By Lord Campbell. 2 Vols. 8vo.

KUGLER'S HISTORY of PAINTING-ITALIAN SCHOOLS. Edited by C. L. Eastlake. *New Edition.* Woodcuts. 8vo.

LIVES of the LINDSAYS; Or, Memoirs of the Houses of Crawford and Balcarres. By Lord Lindsay. 3 Vols. 8vo. 42*s*.

MONASTERIES OF THE LEVANT. By Hon. Robert Curzon. *Second Edition.* Woodcuts. Post 8vo. 15*s*.

NINEVEH, and its REMAINS. By Austen H. Layard. *Fourth Edition.* Plates and Woodcuts. 2 Vols. 8vo. 36*s*.

O'BYRNE'S NAVAL BIOGRAPHY of Living Officers, from the Rank of Admiral to that of Lieutenant. Royal 8vo. 42*s*.

PAGET'S HUNGARY AND TRANSYLVANIA. *New Edition.* With Numerous Woodcuts. 2 Vols. 8vo. 24*s*.

QUARTERLY (The) REVIEW. Vol. 80. Being an Index to the preceding Nineteen Volumes. 8vo. (*In February.*)

RANKE'S HISTORY OF PRUSSIA. Translated from the German. By Sir A. Gordon. 3 Vols. 8vo. 36*s*.

SMITH'S (Dr.) CLASSICAL DICTIONARY, of Greek and Roman Mythology, Biography, and Geography. 8vo. (*In January.*)

TICKNOR'S (George) HISTORY of SPANISH LITERATURE. With Critical and Biographical Notices. 3 Vols. 8vo. 42*s*.

VOYAGES of COLUMBUS and of his Companions. By Washington Irving. Maps. 3 Vols. 8vo. 21*s*. 6*d*.

WILBERFORCE'S (Archdeacon) ON THE DOCTRINE OF HOLY Baptism. *Second Edition.* 8vo. 7*s* 6*d*.

YOUNG PERSONS. THE HEIRESS IN HER MINORITY. By Author of „Bertha". 2 Vols. 12mo. 18*s*.

ZA List of Mr. Murray's Publications may be obtained on application through any respectable Bookseller.

Mannigfaltiges.

— Karl Ritter's Vortrag über Palästina. Die Vorträge des Berliner „wissenschaftlichen Vereins", die am Sonnabend den 18. März 1848 — an welchem Tage, der vorgeschobenen Barrikaden ungeachtet, doch einige tapfere Zuhörer und Zuhörerinnen den Weg nach der verherrten Sieg-Allee gemacht hatten — durch den Lärm der Emeute unterbrochen worden, sind am Sonnabend den 3. Januar 1850, also nachdem sie während des ganzen Jahres 1849 pausirt hatten, wieder aufgenommen worden. Die Leiter des Vereins haben inzwischen das letztgedachte Jahr dazu benützt, den Geld-Ueberschüssen, die aus dem Ertrage der Vorlesungen früherer Jahre geblieben waren, diejenige Verwendung zu geben, welche dem populair-wissenschaftlichen Zwecke der gedachten Vorlesungen am meisten entspricht. Sie haben nämlich in Verbindung mit den Kommunalbehörden von Berlin in mehreren Stadttheilen Volksbibliotheken gegründet, wo sich der mittellose Handwerker, der nach Erweiterung seiner Kenntnisse strebende Arbeiter Unterhaltung und Belehrung zugleich verschaffen kann. Wir wollen wünschen, daß dieses mit verhältnißmäßig geringen Mitteln begonnene Unternehmen Würdigung und Unterstützung in weiten Kreisen finden möge. Inzwischen freuen wir uns, daß die Vorlesungen, welche den Grund dazu gelegt, von neuem ihren Fortgang haben und dadurch auch vielleicht dazu beitragen, daß das Gebäude fortgeführt und unter ein schützendes Dach gebracht werde. Würdig wurde der neue Cyklus durch einen Vortrag des Herrn Professor Karl Ritter über Palästina eröffnet, welches Land, nachdem ein Theil der europäischen Nachkommen des ihm ursprünglich angehörenden ältesten Volkes der Erde sich mit unrühmlicher Blasirtheit davon abgewendet — gerade die Aufmerksamkeit des jüngsten Volkes der Erde, der Nord-Amerikaner, mit überraschender Konsequenz auf sich gezogen hat. Seitdem der amerikanische Professor Robinson die beste neuere Reisebeschreibung über Palästina und Jerusalem geliefert, haben seine Landsleute nicht aufgehört, den Spuren seiner wissenschaftlichen Forschung zu folgen, und den neuesten Resultaten dieser Forschungen haben wir auch die interessante Vorlesung zu verdanken, welche Herr Karl Ritter am vorigen Sonnabend gehalten. Es ist nämlich die Geschichte einer im Jahre 1848 unternommenen amerikanischen Schiffs-Expedition auf dem Jordan und in das Todte Meer, die uns hier in klarster und anziehendster Weise vorgetragen wurde. Da wir selbst in diesen Blättern sehr bald einen Bericht über diese Expedition zu geben gedenken, so gehen wir in eine spezielere Darstellung des Vortrages nicht ein, dem wir es aber sicher zu verdanken haben werden, wenn dem von uns angekündigten Artikel ein lebhafteres Interesse von unseren Lesern geschenkt wird.

— Chinesische Gedanken über Schein und Sein. Im französischen Bijouterie-Handel ist die Wahrnehmung gemacht worden, daß derselbe in Europa und in Nord-Amerika in dem Maße sich vermehrt und bessere Geschäfte gemacht habe, als man das dazu verwandte Gold geringhaltiger und demnach die Gegenstände wohlfeiler herstellte. In China dagegen, wo die Franzosen mit ihren wohlfeilen Bijouterie-Waaren ebenfalls gute Geschäfte zu machen hofften, sind sie damit fehlgeschlagen gewesen. Was nicht vom feinsten oder wenigstens sehr hoch legirten Golde fabrizirt ist, das sehen die Chinesen nicht als Schmucksache an. Nur Diamanten und echte Perlen, nicht aber andere Edel- oder gar böhmische Steine haben Werth für sie. Vor einiger Zeit sandte ein Genfer Haus, das sehr bedeutende Geschäfte in Uhren macht, eine große Anzahl dieses schweizer Fabrikates nach China; die ganze Sendung mußte jedoch mit bedeutendem Verluste nach anderen Ländern geschickt werden, weil man im Reiche der Mitte das Gold für nicht fein genug erkannte und Niemand einen solchen „Scheinschmuck" anlegen wollte. Man sieht, die Chinesen haben sich auch in dieser Beziehung von den Gewohnheiten der guten alten Zeit noch nicht trennen können, während wir Europäer und nicht minder bereits die Nord-Amerikaner von dem Grundsatze der Franzosen, mehr zu scheinen als zu seyn, sammt und sonders angesteckt sind. . . .

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. Halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von sehr deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Cassar, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Sonnabend den 12. Januar 1850.

England.

Eine astronomische Rundschau.

Nach Fraser's Magazine.

I.

Seit Newton dienen die Gesetze der Schwerkraft — so weit die astronomische Beobachtung reicht — die Bewegungen der Himmelskörper zu bestimmen. Jede spätere Entdeckung hat diese Gesetze für den Bereich unseres Sonnensystems bestätigt und überdies gezeigt, daß sie auch in den fernsten Regionen des Himmelsgewölbes ihre Anwendung finden. Als der Planet Neptun an demselben Platze gesehen wurde, welchen die Rechnung als den seinigen angezeigt hatte, erhielt die Schwerkraft eine neue Würde — sie wurde Mittel der Entdeckung. Newton's zweihundertjähriger Ruhm leuchtete mit erhöhtem Glanze auf, und die beiden Astronomen, Leverrier und Adams, die seine Theorie so geistreich angewendet hatten, errangen seltene Ehre. Eine Entdeckung, welche die Gränze unseres Sonnensystems um das Dreifache erweitert und durch alleinige Hülfe der Berechnung zu Stande gekommen ist, setzt den Geist der neuen Zeit in das hellste Licht und ist ein glänzender Beleg für die Unträglichkeit der mathematischen Wissenschaft und der großen Gesetze des Weltalls, die Newton offenbart hat.

Im frühen Alterthum waren bereits die fünf Hauptplaneten bekannt. Man unterschied sie durch ihre Ortsveränderungen von den Fixsternen und nannte sie deshalb Wandelsterne.*) Indessen waren Jahrhunderte nöthig, um von diesen ersten astronomischen Begriffen zu einer Einsicht in den wahren Bau des Weltsystems zu gelangen. Galilei eröffnete durch die Construction seines Fernrohrs der Himmelskunde eine neue Aera. Von da begann jene Reihe von Entdeckungen, die in einem Zeitraum von dreißundert Jahren achtundzwanzig neue Welten in unserem Sonnensystem und in den Tiefen des Firmaments zahllose andere Sonnen aufwies. Diese Tiefen dehnen sich in solche Ferne, daß, wer inmitten derselben stände, unsere Sonne nur wie einen Nebelflecken sehen würde. — Zunächst bemerkte Galilei mit Hülfe seines Fernrohrs die vier Trabanten des Jupiter. Die Phasen der Venus gaben ihm eine Bestätigung seiner Ansicht vom Weltsystem. Gewisse Lichtpunkte, die er in dem dunkeln Theile des Mondes sah, ließen ihn auf das Vorhandensein von Mondgebirgen schließen. Die Flecken auf der Sonnenscheibe brachten ihn auf die Idee von der Umdrehung der Sonne. Er merkte ferner, daß sich an dem Saturn etwas Ungewöhnliches finde, konnte aber doch, selbst nach Verstärkung seines Teleskops, den Ring nicht genau erkennen. Diese Entdeckung war Huygens vorbehalten, der zugleich einen von den Trabanten des Saturn auffand. Jetzt verging eine Reihe von Jahren, bevor neue Sterne entdeckt wurden. Indessen feierte die astronomische Wissenschaft nicht. Tycho de Brahe zumal stellte Beobachtungen über den Mars an, die Kepler den Weg zur Formulirung seiner Gesetze von der elliptischen Bewegung bahnten. Diese Gesetze bezeichnen eine der merkwürdigsten Epochen der Astronomie. Aus ihnen schöpfte Newton die Data zu seiner Theorie der Schwerkraft.**)

Hiermit waren den Astronomen die Mittel an die Hand gegeben, die relative Masse der Planeten und die Elemente ihrer Umläufe zu berechnen. Auf diese Weise sind die astronomischen Tafeln entstanden, ein Werk von ungeheurer Arbeit, an welchem sich besonders eine Reihe berühmter französischer Mathematiker betheiligt hat.

Man denke sich die Sonne genau an die Stelle der Erde versetzt, so daß ihr Mittelpunkt in den der Erde fällt; es würde dann ihre Oberfläche fast bis an die Bahn des Mondes reichen. Diese ungeheure Masse übt auf die Planeten eine Anziehung aus, die dieselben (in Verbindung mit der ursprünglichen Bewegung der Planeten) in regelmäßigen elliptischen Umlaufsbahnen erhalten würde, wenn nicht die Anziehung, die unter den kreisenden Sternen selbst stattfindet, die Regelmäßigkeit jener Ellipsen störte. Diese Störungen, die freilich im Vergleich zur Länge der betreffenden Bahnen nur gering sind, folgen eben so, wie die Bahnen selbst, bestimmten Regeln und sind für jeden der Hauptplaneten berechnet worden.***) Mit Hülfe solcher Tafeln können die Astronomen auf Jahrhunderte wissen, welchen Ort am Himmel dieser oder jener Planet an diesem oder jenem Tage eingenommen hat oder einnehmen wird. Klar ist aber, daß, wenn von einem Himmelskörper, der noch unbekannt ist, Störungen veranlaßt werden, in den erwähnten Berechnungen Irrthümer entstehen müssen. Ein solcher Umstand war es denn auch, der die Leverrier'sche Entdeckung des Neptun herbeigeführt hat.

Es war nämlich seit Lalland unserem Sonnensystem kein neuer Stern hinzugefügt worden, bis William Herschell sein berühmtes Teleskop baute. Dieses riesige Instrument eröffnete seinem Erbauer den Blick in Fernen des Raumes, die vordem dem menschlichen Auge unerreichbar waren.

Als Herschell am 13. März 1781 das Bild der Zwillinge beobachtete, bemerkte er, daß einer von den Sternen größer und minder fell war, als die anderen. Da er ihn zwei Tage später an einer anderen Stelle sah, so glaubte er es anfangs mit einem Kometen zu thun zu haben. Bald aber ward ihm klar, daß er einen neuen Planeten entdeckt hatte. Er fand auch in kurzem sechs Trabanten, die denselben umkreisten. Anfangs war man der Meinung, der Uranus (so nannte man den neuen Stern gegen den Willen Herschell's, der ihm den Namen Georgsstern geben wollte) habe eine parabolische Bahn; Saron dagegen, ein Mitglied der Pariser Akademie, fand, daß seine Bewegung eher eine kreisförmige sey und seine Umlaufszeit zweiundachtzig Jahre betrage. Doch berechnete Lalande beinahe ein Jahr später nach einer von ihm erfundenen Methode die Elliptizität derselben. Novet gab die ersten Tafeln für den Uranus heraus. Mit den jetzigen Mitteln der Astronomie hätte man die elliptische Umdrehung des neuen Planeten schon einige Tage nach der Entdeckung berechnet gehabt. Im Jahre 1790 stellte die französische Akademie der Wissenschaften die Bestimmung der Störungen des Uranus als Preisaufgabe.

Der Uranus war freilich schon vor Herschell gesehen worden, wie die Tafeln ergaben, von Flamsteed 1690, von Mayer 1756, von Lemonnier 1760. Indessen hatten ihn diese Astronomen für einen Fixstern gehalten und bei der Unvollkommenheit ihrer Gläser ihn wieder aus dem Gesichte verloren. Delambre berechnete neue Tafeln für den Uranus, die drei Jahre lang mit der teleskopischen Beobachtung nur um sieben Sekunden differirten. Diese Differenz nahm aber zu, und es zeigte sich das Bedürfniß neuer Tafeln. Diese verfertigte Bouvart im Jahre 1821. Wie sorgfältig er aber auch die neuesten und die älteren Beobachtungen in Anschlag brachte, wie viel er auch auf die möglichen Störungen von Seiten der bekannten Planeten Rücksicht nahm — immer wollten Berechnung und Beobachtung nicht mit einander stimmen. Er kam daher auf den Gedanken, es müsse hinter dem Uranus noch ein unbekannter Planet liegen, dessen Einwirkung die unerklärlichen Abweichungen der Uranusbahn hervorbringe.

Die durch diese Voraussetzung verkündigte Entdeckung des Neptun bewahrheitete das Wort Campbell's: „Die kommenden Ereignisse werfen ihre Schatten vor sich her.“ Die Differenz zwischen den berechneten und den wirklichen Stellungen des Uranus wuchs bis zum Jahre 1837 auf so viel, als die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt. Im Jahre 1841 war der Zehler auf 96 Sekunden geometrischer Länge gestiegen. Man wurde demnach immer geneigter, die Existenz eines Planeten hinter dem Uranus anzunehmen, und mindestens sechs Astronomen hatten ihn vorherverkündigt, als Leverrier in Paris und Adams in Cambridge, ohne von einander zu wissen, die schwere und in ihrer Art ganz neue Aufgabe übernahmen, aus den Störungen, welche die Bahn des Uranus barbot, zu berechnen, wo sich an einem bestimmten Zeitpunkte der störende unbekannte Planet befinden müßte.

Schon im Jahre 1841 hatte Adams, damals noch Student in Cambridge, auf diese Art, das Problem zu stellen, aufmerksam gemacht; 1845 kannte er die Elemente des unbekannten Gestirns, seiner Uebergesung nach, so genau, daß er dem Professor der Astronomie zu Cambridge von dem königlichen Astronomen daselbst anfündigen konnte, es würde am 1. Oktober 1846 die mittlere Länge desselben 323° 2′ betragen, und sie hat, ihn dort aufzusuchen. Er hatte überdies berechnet, daß die Masse des Planeten dreimal die des Uranus übertreffen müßte und jener folglich den Glanz eines Sternes neunter Größe haben und leicht zu sehen seyn würde. Leider suchten die genannten Astronomen den Stern erst acht Monate später, als ihn bereits auf Leverrier's Aufforderung Herr Galle in Berlin gefunden hatte. Es wurde nun zwar anerkannt, daß Adams' Angaben vollkommen richtig waren; aber die Priorität der Entdeckung hat er an Leverrier abtreten müssen.

Der neue Planet ist etwa zweihundertmal größer, als die Erde, seine Geschwindigkeit sechsmal geringer. Er ist ungefähr 780 Millionen Meilen von der Sonne entfernt und empfängt demnach nur den dreißighundertsten Theil des Lichts und der Wärme, die unserem Planeten zukömmt. Dieser Lichtmangel

*) Von πλανᾶς, umherschweifend.

**) Dieses berühmte Newtonsche Gravitationsgesetz lautet bekanntlich: die Körper (himmelskörper wie irdische) ziehen sich an im geraden Verhältnisse ihrer Massen und im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernungen von einander.

Digitized by Google

wird vielleicht in Etwas ersetzt durch die Trabanten, deren man bis jetzt zwei bei ihm gefunden hat. Er hat überdies, gleichwie Saturn, einen Ring, der von ihm um ein Viertel seines Durchmessers absteht.

Der Lauf der Kometen beweiß, daß die Anziehungskraft der Sonne mindestens noch zwanzigmal weiter reicht, als die Bahn des Neptun. Es könnte also noch jenseits des Neptun Planeten geben, die vielleicht auf dieselbe Weise berechnet werden, wie dieser und, wenn sie groß sind und in Bezug auf ihre Entfernung dem Bodeschen Gesetze folgen, durch das Teleskop gesehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Shirley.

(Schluß.)

Louis Moore duldete die Unarten des guten Mannes nicht und zerbrach die Kette seiner Dienstbarkeit. Er wollte Fieldhead verlassen, aber zuvor noch einmal seine sanfte und stolze Schülerin sehen; daher ließ er sie mit seiner gewohnten Art von Ueberlegenheit ersuchen, sich auf sein Zimmer zu bemühen. Sie gehorchte ganz einfach. Louis selbst ergibt die folgende Unterhaltung:

„Ich setzte mich wie gewöhnlich an meinen Schreibtisch. Ich besitze die glückliche Eigenschaft, den Sturm meines Innern durch äußere Ruhe zu verdecken. Niemand, der mein unbeweigliches Gesicht beobachtete, wäre im Stande, durch eine Spur des Aufruhrs zu entdecken, der mein Herz bewegt, meine Gedanken verwirrt und meine Absicht zerstört. Es ist angenehm, die Gabe zu besitzen, seiner Zweck gemächlich und ausdauernd verfolgen zu können, ohne durch exzentrische Ausbrüche seine Umgebung zu beunruhigen. Es war jetzt beschlossen mein Plan; ein Wort von Liebe zu ihr zu sprechen, oder sie einen Funken der Glut, die mich verzehrte, erblicken zu lassen. Er ging diesen Morgen lebhaft dahin, Shirley näher zu erforschen, eine Zeile, ein Wort nur in ihrer Seele zu lesen. Bevor ich abreiste, wollte ich wissen, was ich zu erhoffen.

„In acht Tagen werden Sie allein in Fieldhead seyn, Miß Keeldar", sagte ich zu ihr.

„Ja, ich glaube, daß mein Oheim den Entschluß gefaßt hat, abzureisen."

Als ob sie meine Absicht und die meines Bruders gekannt hätte, fügte sie hinzu: „Seine Verwunderung überrascht Sie. Ich war gewiß, Sie in Ihrem Entschlusse ruhig zu finden. Sie kommen mir immer vor, als ständen Sie in der Welt, wie ein einsamer Gipfel im Walde, aufmerksam, nachdenkend. So ist Ihr Bruder auch. Sie beide könnten in die Ferne ziehen, ohne Heimat weit umher in den besten Forsten sagen; Ihnen wird es immer ganz gut gehen; der gefällte Baum wird Ihnen zur Hütte; der ausgerodete Wald wird Ihnen zum Acker; der Bäffel wird das Vieh Ihrer Flinte fühlen und mit gesenktem Haupte zu Ihren Füßen niederstürzen."

„Wer hat den Far West Ihren Gedanken enthüllt, Miß Keeldar? Haben Sie im Geiste mit mir gelebt, seit ich Sie nicht gesehen? — Haben Sie meine Träume belauscht? Haben Sie in dem Gedankenbuche meines Gehirns geblättert?"

Sie hatte eine Papierrolle, zum Lichtanzünden bestimmt, zerschnitten und warf nun Stückchen für Stückchen ins Feuer, indem sie sie nachdenklich verbrennen sah. Sie sprach nichts.

„Wie haben Sie, was Sie von meinen Absichten zu wissen scheinen, erfahren?"

„Ich weiß nichts; ich habe sie nur errathen: was ich sprach, war rein zufällig."

„Ihr Zufall ist Wahrsagung. Ich gebe mein Lehreramt auf. Ich werde nach Ihnen und Henry keinen Schüler mehr haben. Ich werde mich an keinen fremden Tisch mehr setzen, nicht mehr der Appendix einer Familie seyn. Ich bin jetzt dreißig Jahr alt; seit meinem zehnten Jahre war ich nicht frei. Ich liege solchen Durst nach Freiheit, eine so tiefe Sehnsucht, sie zu finden und mein Eigenthum zu nennen, einen so heftigen Drang Tag und Nacht, sie zu erobern und zu besitzen, daß ich nicht schauen werde, ihretwegen den Ocean zu durchschiffen: dort werde ich sie in den jungfräulichen Wäldern ergagen. Ich kenne kein Weib, das ich liebe und das mich begleiten würde; aber ich bin sicher, daß dort die Freiheit mich erwartet: Wenn ich sie rufe, wird sie in meine Hütte kommen und in meine Arme sinken."

Sie konnte mich nicht ohne Rührung zu reden hören. Sie war bewegt, und das war in der Ordnung; ich wollte sie bewegen. Sie war weder fähig, mir zu antworten, noch mich anzusehen; es hätte mich verdrossen, hätte sie das Eine oder das Andere vermocht. Ihre Wange brannte wie eine Purpurrose, deren Blätter die Sonne durchsaft. Ueber ihre weißen Augenlider und ihre gesenkten langen Wimpern erzitterte, was es nur Reizendes in einer von Schmerz und Freude gemischten Verwirrung giebt.

Bald war sie wieder Herrin ihrer Bewegung und unterdrückte ihr Gefühl. Ich sah, daß sie eine tiefe Empfindung erschütterte, und daß sie darüber triumphiren würde: — sie sagte sich. Ich las in ihrem Angesichte; sie sagte zu sich selbst: ich sehe die Erdenfülle vor mir, die ich nicht überschreiten werde; ich fühle, ich kenne den Punkt, bis zu welchem ich meine Empfindung enthüllen kann, und den Punkt, wo ich das Buch zuschlagen muß. Ich bin so weit gegangen, als wahre, freie, unbeflecte Natur erlaubt; da werde ich eingewurzelt stehen bleiben. Mein Herz kann brechen; so breche es denn; ich werde mich nicht entehren, nicht entehren das Weib in mir."

Ich weigerte seine Hand: Wenn sie arm wäre, läge ich schon zu ihren Füßen; wenn sie niedrig wäre, hübe ich sie in meinen Armen empor. Ihr Verlangen und ihr Rang sind zwei Greife, die sie von allen Seiten bewachen. Die Liebe erschüttert, begehrt und wagt sich nicht an sie; die Leidenschaft, die zu ihr drängt, erliegt; Treue und Hingebung fahren entsetzt zurück. Beim Angriffe ist nichts zu verlieren; alles ist Gewinn; und deshalb ist die Schwierigkeit unsäglich. — Schwierigkeit oder nicht; es muß etwas geschehen, etwas gesprochen werden. Ich kann und will nicht schweigend dastehen, diese bescheidene stumme Schönheit vor meinen Blicken. — So sprach ich denn und sprach noch immer ruhig. — Waren meine Worte auch noch so ruhig, so sprach ich sie doch mit einem bestimmten, beflen, tiefen Ton:

„Ich weiß es wohl, meine Lage wird eine seltsame seyn, mit dieser Nymphe der Berge, der Freiheit. Ich ahne ihre Verwandtschaft mit jener Einsamkeit, der ich mich einst vermählte, und von der ich jetzt zu scheiden im Begriffe stehe. Diese Oreaden sind eigenthümlich; sie nahen uns mit ätherischem Reiz, gleich der sternenreichen Dunkelheit; ihre Schönheit ist die Schönheit der Geister, ihre Grazie ist nicht die Grazie des Leibes, sondern die der Jahreszeiten, der Scenen der Natur. Es ist die frische Blume des Tagesanbruchs, die rothen Tinten seiner Reige, der Zriede des Mondlichtes, der wechselvolle Anblick des Gewölkes. Ich bedarf und verlange etwas Anderes. Ich bin kein Dichter. Wie glorreich die Natur auch sey, wie groß der Kultus auch sey, den ich ihr mit aller Kraft des Herzens weihe, so begegnete ich ihr doch lieber zwischen den Augen eines geliebten Weibes, als in den stolzen Blicken der erhabensten Göttin des Olymps."

„Nun wirbe auch schwerlich ein Büffel-Bersstrak nach Ihrem Geschmack zu verreiten verstehen", sagte sie.

„Ich will Ihnen sagen, wer es verstände: irgend ein junges Mädchen ohne Vermögen, ohne Verwandte, ohne Freunde, hübsch genug, daß ich sie lieben könnte, brav, bescheiden; eines solchen Wesens Herr möchte ich zuweilen seyn und dann ihr Gatte. Ich würde sie meine Sprache lehren, meinen Geschmack, meine Gedanken, und dann würde ich ihr mit meiner Liebe lohnen."

„Sie würden ihr lohnen! Herr der Schöpfung!" rief sie mit ironischer Miene.

„Ich muß meine kleine Waise finden; aber sagen Sie mir, auf welchem Wege, Miß Keeldar."

„Machen Sie eine Zeitungs-Annonce, aber vergessen Sie den Beisatz nicht, daß, gute Köchin zu seyn, die Hauptbedingung ist."

„Ich werde sie finden und werde sie heiraten."

„Sie, wirk", sagte sie, und ihre Stimme nahm plötzlich den Ausdruck der Verachtung an.

Das gefiel mir. Ich hatte sie dem träumenden Zustande entrissen, in dem ich sie anfangs gefunden. Ich wollte sie noch weiter treiben. . . . . .

„Ich werde meine Waise finden," sob ich weiter an.

Ihre Augen schossen einen Blitz, ihre Lippen öffneten sich, aber sie schloß sie wieder und wandte sich rasch um.

„Sagen Sie mir, sagen Sie mir, wo sie ist, Miß Keeldar?"

„Niemals." — Und sie machte eine Bewegung, mich zu verlassen. Konnte ich sie so scheiden sehen? Nein! Ich war zu weit gegangen, um nicht zu Ende zu gehen; ich war dem Ziel zu nahe gewesen, um es nicht zu berühren.

„Einen Augenblick!" sagte ich, indem ich meine Hand auf die Thürklinke legte; „wir haben eine lange Unterredung gehabt; doch noch ist das letzte Wort nicht gesallen. Nun ich bin es, es auszusprechen."

„Kann ich mich entfernen?"

„Nein; ich bewache die Thür. Ich zöge es vor, jetzt zu sterben, als Sie zu entlassen, ohne das Wort vernommen zu haben, das ich von Ihnen fordere."

„Und welches Wort wagen Sie von mir zu erwarten?"

„Das, welches ich zu hören brenne, das ich hören will und muß, das Sie nicht mehr zu verschweigen wagen."

„Mr. Moore, ich weiß nicht, was Sie sagen wollen; ich erkenne Sie nicht mehr."

Ich glaube selbst, ich glich mir nicht mehr selbst, denn ich flößte ihr Schrecken ein; ich mußte durch den Schrecken sie besiegen.

„Sie wissen, was ich sagen will, und zum erstenmal sehen Sie mich ganz, wie ich bin. Weit von mir habe ich den Lehrer gewiesen, ich zeige Ihnen den Mann, und bedenken Sie, daß er ein Gentleman ist."

Sie zitterte. Sie legte ihre Hand auf die meinige, gleichsam, um sie von der Thürklinke zu entfernen. Eben so gut hätte sie versuchen können, mit ihre zarten Hand an einander geschweißtes Metall zu trennen. Sie fühlte ihre Schwäche, wich zurück und erzitterte aufs neue.

Ich kömnte die Veränderung nicht beschreiben, die in mir vorging; aber ihre Aufregung sachte einen neuen Geist in mir an. Der Gedanke an ihre Güter und ihr Geld zerschmetterte mich nicht mehr; jene machten mir keine Sorgen mehr, dieses vermochte nicht mehr, mich zu schrecken. Ich sah nichts Anderes mehr als sie; ihre jugendliche und schöne Gestalt, ihren Liebreiz, die Majestät, die Beschedenheit ihres jungfräulichen Wesens.

„Meine Schülerin", sagte ich.

„Mein Lehrer!" antwortete sie mit leiser Stimme.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Sie hörte mit gesenkter Stirn; ihre Locken fielen über dieselbe herab.

„Ich habe Ihnen zu sagen, daß Sie während vier Jahren im Herzen Ihres Lehrers gewachsen sind und daß Sie jetzt unverlöschbare Macht besitzen. Ich muß Ihnen sagen, daß Sie mich mit einem Reiz umsponnen haben, der gegen meine Vernunft und gegen meine Erfahrung, der gegen den Abstand des Ranges und Vermögens siegreich kämpft. Ihre Miene, Ihre Worte, Ihre Bewegungen. . . . . Sie haben mir so unverhüllt Ihre Fehler und Tugenden gezeigt, — Ihre Schönheiten vielmehr, denn Tugenden ist ein zu strenges Wort. — daß ich Sie liebe, Sie liebe, liebe mit meiner ganzen Lebenskraft."

Sie wollte sprechen, aber sie fand kein Wort; sie machte eine Anstrengung,

Digitized by Google

ihre Fassung wieder zu gewinnen; aber umsonst. — Leidenschaftlich wiederholte ich ihr das Geständniß meiner Liebe.

„Nun denn, Herr Moore, was weiter?“ war ihre ganze Antwort, die einem Ton entfloß, den man ungeduldig hätte nennen können, wenn ihm der Bann nicht gefehlt hätte.

„Haben Sie mir nichts zu sagen? Hegen Sie keine Gegenliebe für mich?“

„Doch, ein wenig.“

„Quälen Sie mich nicht; das ist kein Spiel mehr.“

„Ich will auch nicht spielen; — ich will weggehen.“

„Weggehen? In diesem Augenblick sprechen Sie von Weggehen? Wie! mein Herz in der Hand hinwegtragen; die Sie auf Ihre Toilette legen, mit Ihren Nadeln stechen werden? Sie werden mich nicht verlassen, Sie werden nicht entfliehen; bis ich ein Pfand von Ihnen besitze — Versprechen um Versprechen — Ihr Herz für das meine.“

„Was Sie von mir verlangen, ist verirrt, verloren schon seit einiger Zeit. Lassen Sie mich gehen und es wiederfinden.“

„Sagen Sie, es sey, wo so oft Ihre Schlüssel sind, in meinem Besitz.“

„Sie müssen es wissen. Und wo sind meine Schlüssel, Mr. Moore? In der That, wahrhaftig, ich habe sie schon wieder verloren. Mrs. Gill verlangt Geld von mir, und ich habe nichts weiter als dieses Schoßpercentstück.“

„Sie zog die Münze aus ihrer Schürzentasche und zeigte sie in ihrer flachen Hand. Ich hätte mit ihr spielen können; aber mein Leben, Leben oder Tod war der Einsatz. Ich ergriff ihr Hand mit dem Schoßpercentstück und fragte sie: „Soll ich ohne Dich sterben oder für Dich leben?“

„Wie es Ihnen gefällig ist. Fern sey es von mir, Ihre Wahl zu bestimmen.“

„Von Ihren Lippen will ich es hören, ob Sie mich ins Exil stoßen oder zur Hoffnung ermuntern.“

„Gehen Sie nur. Ich kann's ertragen, verlassen zu werden.“

„Wirklich? auch ich, auch ich könnte es vielleicht ertragen, Sie zu fliehen; aber antworte, Shirley, meine Schülerin, meine Herrin, antworte!“

„Sterben Sie ohne mich, wenn Sie wollen! leben Sie für mich, wenn Sie es wagen.“

„Ich fürchte Dich nicht, kleine Tigerin. Ich wage es, für Dich zu leben und mit Dir, von dieser Stunde an, bis in den Tod. So besitze ich Dich denn nun! Du bist mein, und ich lasse Dich nicht wieder. Was liegt mir daran, wo meine Wohnung sey? Habe ich doch mein Weib gewählt. Bleibe ich in England, wird sie in England bleiben; durchfurche ich den Ocean, sie wird mich, über ihn weg, begleiten; unser Leben ist an einander gekettet, unser Schicksal vereint.“

„Und sind wir uns gleich, sind wir endlich gleich?“

„Du bist jünger, schwächer, unerfahrener, als ich.“

„Und wirst Du stets gut gegen mich seyn — mich niemals tyrannisiren?“

„Und wirst Du mich zu Athem kommen lassen? Weißt Du den Zauber jemals Ruhe, mit dem Du mich gefangen hast? O, lache nicht. Die Welt taugt in veränderter Gestalt um mich her. Die Sonne brennt wie glühendes Feuer. Der ganze Himmel scheint wie Sturmwind um mein Haupt zu kreisen.“

„Ich bin ein starker Mensch, aber wahrenth ich so sprach, schwankte ich. Die ganze Schöpfung erweiterte sich für mich. Die Farben erschienen mir viel lebhafter, die Bewegungen rascher, das Leben selbst lebendiger. Es war ein Moment, wo ich sie fast nicht mehr sah, aber ich hörte ihre holde, süße Stimme. Sie wollte nicht einen ihrer Reize aus Mitleid zurückhalten; vielleicht wußte sie nicht, was ich empfand.

„Sie nennen mich Tigerin. Erinnern Sie sich, daß die Tigerin ungezähmt ist“, sagte sie.

„Gezähmt oder wild, reißend oder unterwürfig: Du bist die Meinige.“

„Ich bin glücklich, meinen Hüter zu kennen: ich bin an ihn gewöhnt. Nur seiner Stimme werde ich folgen; seine Hand allein soll mich führen, zu seinen Füßen nur werde ich ruhen.“

Ich umfaßte sie und zog sie auf den Stuhl nieder. Ich setzte mich an ihre Seite: ich wollte sie noch ferner sprechen hören; nie schlürfte ich hinlänglich ihre Stimme, ihre Worte ein.

„Liebst Du mich sehr?“ fragte ich.

„Ach, Sie wissen es! ich werde Ihnen nicht schmeicheln.“

„Ich weiß es nicht halb genug: mein Herz verlangt nach seiner Nahrung. Wöhrest Du, wie ausgehungert nun weiß es ist, so würdest Du reden, es mit einem oder einigen guten Worten zu beschwichtigen.“

„Armer Tartar!“ sagte sie, indem sie meine Hand mit der übrigen streichelte; „armes Herz, mein harter Freund; der verzogene Günstling Shirley's, rufe jetzt!“

„Ich rufe nicht, bis ich Dir ein süßes Wort entlockt.“

Endlich gab sie es:

„Mein theurer Louis! bleib mir treu, verlaß mich nicht; mich kümmert das Leben wenig, verbringe ich es nur an Deiner Seite.“

„Noch etwas.“

Schnell wechselte sie die Unterhaltung. Es war nicht ihre Art, zweimal auf denselben Gegenstand zu kommen.

„Sir“, sagte sie, sich schnell erhebend; „schlimm für Sie, wenn Sie je mals wieder so nichtige Dinge erwähnen, als Geld, Armuth oder Ungleichheit. Es wäre sehr geschrieben, mich mit so unsinnigen Skrupeln zu peinigen; ich sage es Ihnen im voraus.“

Die Röthe stieg mir flammend ins Gesicht. Noch einmal wünschte ich, minder arm zu seyn, oder sie minder reich. Sie bemerkte meine Verstimmung und beschwichtigte mich. In meiner Qual fühlte ich einen Moment des Entzückens.

„Herr Moore“, sagte sie, indem sie einen sanften Blick auf mich heftete, einen Blick, so offen und so ernst: „lehren Sie mich und helfen Sie mir, gut zu seyn. Ich fordere nicht von Ihnen, mir die Lasten und Pflichten des Besitzthums abzunehmen, aber ich bitte Sie, mit mir treuen Wacht zu theilen und mich zu stützen. Ihr Urtheil ist sicher, Ihr Herz ist gut, Ihr Sinn ist gesund. Ich weiß, Sie sind weise, ich fühle, daß Sie wohlwollend sind, und ich glaube Sie auch gewissenhaft. Seyen Sie mein Lebensgefährte, mein Führer, wo ich unwissend bin, mein Lehrer, wo ich irre, mein Freund — immer.“

„Mit Gottes Hilfe, ja.“

Nach dieser gegenseitigen Erklärung ging die Sache rasch vorwärts. Robert Moore ward bei seiner Rückkehr nach Briarmains in der Nacht durch einen Schuß verwundet, den einer seiner früheren Arbeiter auf ihn abfeuerte. Er ward in das Haus seines Freundes Yorke gebracht, wo seine Heilung langsam vor sich ging. Die fromme Zärtlichkeit Karolinens konnte ihm nicht entgehen, und — er erwiederte sie. Der Roman schließt mit einer zweifachen Heirat.

Das ist das Skelett des „Shirley“. Ich sagte im voraus, daß die zarten und charakteristischen Eigenschaften dieses Buches der Analysis entgehen. Das Dramatische scheint besonders darin in der That zum geringsten Theil in den vorkommenden Begebenheiten: es besteht vielmehr in den Tausenden von moralischen Berührungen, in diesen Tausenden von Gefühlskleinigkeiten und sanften Regungen, die aus der geringfügigsten Ursache entspringen, und den leisesten Beziehungen von Personen, die dagurrotypartig mit ängstlicher Sorgfalt dem gewöhnlichen Leben abgelauscht sind. Man muß begreifen, daß in einem solchen Genre der Literatur das erste und hauptsächlichste Verdienst in der Vollendung der Einzelheiten besteht, in der Treue des Ausdrucks, dem Schwung und der Mannigfaltigkeit des Stils, der Natürlichkeit, dem Geist, den Launen des Dialogs und endlich in einer allgemeinen Grazie, welche die Aufmerksamkeit des Lesers einladet und rege erhält in diesem Familien-Labyrinthe, durch welches er bis zur Entwickelung hingeleitet wird. Currer Bell besitzt diese Eigenschaften im hohen Grade. Seine Sprache hat die Frische, das Unverbergsehene, die glückliche Verringung poetischer Anfregung und positiver Festigkeit, den Duft und die Bestimmtheit, die Kühnheit und Solidität, welche auch die Originalität seiner Ideen auszeichnen. Es ist ein Stil, in dem sich der Geist in seiner ganzen Frische, Kraft und Gesundheit spiegelt. Die erste Ursprünglichkeit abgerechnet, bieten ersten Satz, der, so zu sagen, die ganze „Jane Eyre“ durchströmt, diese jungfräuliche Flamme des ersten Romans, die man in „Shirley“ nicht wiederfindet, — dies abgerechnet, behauptet Currer Bell durch die Vorzüge seines zweiten Buches vollkommen den hohen Rang, den er mit seinem ersten Debüt unter den englischen Romanschreibern eingenommen hat.“

So weit der französische Kritiker, dessen Ansichten wir aus Achtung für sein bedeutendes Talent hier faß wörtlich wiedergegeben haben. — Wir haben den angezogenen Roman noch nicht gelesen und erlauben uns deshalb kein Urtheil. Durch den umfassenden vorliegenden Auszug aber, den der französische Kritiker uns gab, erhalten wir eine mindestens oberflächliche Anschauung der Entwickelung, wie der Schilderung der Charaktere, und da können wir nicht umhin, wenigstens an dem Auftreten Louis Moore's bedeutenden Anstand zu nehmen.

Nach den Andeutungen des Herrn Forcade soll hier ein edler Charakter gezeichnet seyn. Erscheint er so vor uns in seiner Erzählung der Eroberung Shirley's? Ist das die Hingebung eines wahrhaft liebenden Gemüthes? die Offenheit eines edeln Charakters? — Ohne von vorn herein über ihn belehrt, für ihn eingenommen zu seyn, müssen wir ihn für einen abgeleimten Verführer halten. — Mit dieser kalten Berechnung, mit diesem systematischen Umspinnen tritt kein liebendes Herz vor die Geliebte hin. „Er scheut ihren Rang“, aber er hat das Ansehen, durch ihn gereizt zu seyn: „er wünscht sie arm“, aber es scheint, als sage er nach ihrem Reichthum.

Sein Trotz erfüllt sie mit „Verachtung.“ — „Das gefiel mir“, sagt er, „ich hatte sie ihrer träumenden Stimmung entrissen, in der ich sie anfangs fand. Ich wollte sie weiter führen.“...

Ist das die Sprache des Herzens? Kaum die des reflektirenden Verstandes; am obersten nähert sie sich der egoistischen Spekulation. — Und dieser Mann will uns fünf Minuten darauf überreden, ihr Gefühlsmild der Gegenliebe hätte ihn rasend, schwanken gemacht! — Einer wir kann wohl seyn: Ein liebendes Herz kann nicht freikühren: ein Spekulant nicht vor Entzücken taumeln.

Wir können dem Charakter großes Unrecht thun, denn wir kennen ihn nur aus einer abgerissenen Stelle. Das Ganze haben wir nicht zur Hand; aber vielleicht gelingt es uns, den Leser bei Beurtheilung des Romans selbst auf diese Stelle aufmerksam zu machen, wo sein richtiges Urtheil dann entscheiden mag.

Jedenfalls liefern selbst die abgerissenen Bruchstücke so viel Treffliches, daß wir die Lektüre des Ganzen nur dringend empfehlen können.

Italien.

Die Vermögens- und Grundsteuer im funfzehnten Jahrhundert.

„Alles wiederholt sich nur im Leben!“ Dies ist eine Wahrheit, die sich auf alle Erscheinungen unseres politischen wie sozialen Lebens, wie neu und auffallend sie auch im ersten Augenblicke sich darstellen mögen, anwenden läßt. Wie die französischen Kommunisten bereits in den deutschen Wiedertäufern den

Digitized by Google

sechzehnten Jahrhunderts ihre Vorgänger finden, so müssen unsere und die französischen Widersacher der Einkommen- und der gleich vertheilten Grundsteuern in den Florentinern des funfzehnten Jahrhunderts ihre Vorbilder erkennen. Leider scheint es in Frankreich an einem Giovanni de' Medici zu fehlen, der in Florenz mit politischer Weisheit die Widerstrebenden zu begütigen wußte und der, wie wir zu hoffen Ursache haben, auch in Deutschland nicht ohne Nachfolger bleiben wird.

Bevor wir, was uns darüber Niccolo Machiavelli im vierten Buche seiner „Florentinischen Geschichten“ mittheilt, nachdem er über den Krieg zwischen den unter den Medizäern kämpfenden Florentinern und den unter Carmagnola's Leitung stehenden Mailändern berichtet:*)

„Dieser Krieg hatte von 1422 bis 1427 gewährt. Der bisherigen Abgaben müde, kamen die Florentiner überein, eine neue Anordnung zu treffen. In der Absicht, die Abgaben in richtiges Verhältniß zu den Vermögensumständen zu bringen, wurde verordnet, daß der Besitz damit belastet werden und, wer für hundert Gulden Eigenthum habe, einen halben Gulden zahlen solle. Da nun die Vertheilung Sache des Gesetzes, nicht der Menschen war, so kam auf die Schultern der mächtigen Bürger eine schwere Last. Auch waren sie dem Gesetze schon abhold, ehe es berathen wurde. Nur Giovanni de' Medici pries es offen, so daß es durchgesetzt ward. Und weil bei der Vertheilung die Güter eines Jeden summirt wurden, was die Florentiner accamastare nennen, so hieß man diese Vermögenssteuer Catasto. Dieses Verfahren legte zum Theil dem tyrannischen Malaten der Mächtigen Zügel an, weil sie nicht mehr früher die Gemeinden bedrücken und dann durch ihre Drohungen in den Rathsversammlungen zum Schweigen bringen konnten. So war diese Auflage nach dem Sinn der Menge, während die Mächtigen sich ihr sehr ungern fügten. Wie es aber geschieht, daß die Menschen nimmer zufrieden zu stellen sind und, sobald sie eine Sache erlangt, eine andere begehren: so verlangte das Volk, nicht sich begnügend mit der durch das Gesetz bewirkten Gleichheit der Steuer, man solle die früheren Jahre durchgehen, um zu sehen, was die Vornehmen, nach dem Verhältniß des Katasters, damals weniger gezahlt; es verlangte sodann, daß diese nach dem Maßstabe solcher zahlen sollten, welche, mit ungerechtlich hoher Steuer belastet, ihre Besitzungen zu verkaufen sich genöthigt gesehen hatten. Mehr noch als der Kataster setzte dieses Begehren die Vornehmen in Angst: um sich also dagegen zu schützen, hörten sie nicht auf, gegen den Kataster selbst zu reden, indem sie behaupteten, er sey durchaus ungerecht, weil dabei auch die beweglichen Güter in Betracht gezogen seyen, die man heute besitze, morgen verliere. Ueberdies gebe es viele Leute, die verborgen Geld besitzen, welches beim Veranschlagen nicht vorgefunden werden könne. Noch fügten sie hinzu: solche, welche der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wegen ihre eigenen Interessen aus den Augen lassen, müßten eine geringere Last tragen, indem ihre persönlichen Leistungen hinreichten; es sey nicht gerecht, daß die Stadt von ihrem Eigenthume und ihrer Arbeit zugleich Nutzen ziehe, während die Anderen nur Geld zu zahlen brauchten. Die, welche dem Kataster günstig waren, erwiederten darauf: wenn die beweglichen Güter sich veränderten, so könne auch die Steuer sich nach ihnen richten, und durch häufiges Wechseln könne man einem solchen Uebelstande abhelfen. Auf die, welche Geld verborgen hatten, brauche man nicht zu achten: denn vom Gelde, das keinen Ertrag gebe, könne man billigerweise keine Abgaben einziehen; sollte aber das Geld Ertrag leisten, so müsse es auch zum Vorschein kommen. Sey es ihnen nicht genehm, ihre Zeit dem Staate zu widmen, so möchten sie es bleiben lassen und sich nicht bemühen: es würden sich jederzeit wohlgesinnte Bürger finden, denen es nicht schwer siele, der Heimat mit Geld und Rath Hülfe zu leisten. Die Ehre und Vortheile, welche die Verwaltung verleihe, seyen überdies so groß, daß sie damit sich begnügen müßten, statt ihren Antheil am Tragen der öffentlichen Lasten zu verweigern. Das Gebrechen aber liege da, wo sie es nicht bekennen wollten: es mißfalle ihnen, daß sie nicht ferner ohne persönlichen Nachtheil Krieg führen könnten, da sie gleich den Anderen für die Kosten zu stehen hätten: wäre dieses Mittel früher bekannt gewesen, so würde der Krieg gegen König Ladislaus, wie der gegen den Herzog von Mailand, unterblieben seyn, beide zum Vortheil Einzelner, nicht aus Bevürfniß unternommen. Giovanni de' Medici beschwichtigte diese Auferegung, indem er zeigte, daß es nichts fromme, der Vergangenheit nachzuspüren, und man wohlthue, sein Augenmerk auf die Zukunft zu richten; wären die Auflagen in früheren Jahren ungerecht vertheilt gewesen, so müsse man Gott dafür danken, daß man ein Mittel gefunden, diesem abzuhelfen. Dies müsse die Stadt zur Eintracht bewegen, nicht aber sie in Zwietracht stürzen, wie die Untersuchung der ehemaligen Steuern und ihre Gleichstellung mit den jetzigen thun würde. Wer mit einem halben Siege sich begnüge, sey immer der Lügste: wer den Sieg zu weit verfolgen wolle, verliere oft. Mit solchen Worten beruhigte er die erregten Gemüther, und von Gleichstellung war nicht ferner die Rede.“

. . . . . .

„In dieser Zeit erkrankte Giovanni de' Medici, und da er die tödliche Natur seines Uebels erkannte, berief er seine Söhne Cosimo und Lorenzo und sagte zu ihnen: „„Ich glaube, die Zeit, welche Gott mir bei meiner Geburt bestimmte, ist abgelaufen. Ich sterbe zufrieden, denn ich lasse Euch reich, gesund und angesehen, so daß Ihr, wenn Ihr in meine Fußstapfen tretet, in Florenz geehrt und von Jedem gern gesehen leben könnt. Denn nichts beruhigt mich so sehr bei meinem Tode, als der Gedanke, daß ich nie irgend Jemand beleidigt, im Gegentheil, so viel an mir lag, Jedem Wohlthaten erzeigt habe. Euch ermahne ich, ein Gleiches zu thun. Wollt Ihr in Sicherheit leben, so nehmet an der Regierung so vielen Antheil, als Gesetze und Menschen Euch zugestehen: auf solche Weise werdet Ihr dem Neide wie den Gefahren entgehen. Denn was der Mensch sich nimmt, erregt Haß, nicht was ihm gegeben wird: immer werdet Ihr solche sehen, welche das Ihrige einbüßen, weil sie nach fremdem Gut begehren, und die, bevor sie verlieren, in anhaltender Beängstigung leben. Durch solche Kunst habe ich unter so vielen Gegnern, inmitten solcher Mißhelligkeiten mein Ansehen in dieser Stadt nicht blos bewahrt, sondern gemehrt. So werdet Ihr thun, folgt Ihr meinem Beispiele: handelt Ihr anders, so bedenkt, daß der Erfolg nicht glücklicher seyn wird, als er bei denen war, die zu meiner Zeit sich selbst zugrundegerichtet haben und ihre Familien.“ Bald darauf starb er (1429), zu großem Leidwesen der Stadt, wie er durch seine vortrefflichen Eigenschaften es verdiente. Giovanni de' Medici war mildthätig: nicht denen nur gab er Almosen, die ihn darum angingen, sondern oft daß er ungefragt der Noth der Armen ab. Er liebte Jeden, pries die Guten, bedauerte die Schlechten. Nie strebte er nach Ehren und erlangte sie alle. Nie betrat er den Palast, wenn er nicht gerufen ward. Er liebte den Frieden und scheute sich vor dem Kriege. Im Unglück Anderer unterstützte er, beim Glücke half er mit. Bereicherung auf öffentliche Kosten hasste er, während er zum allgemeinen Besten beitrug. In seinen Aemtern zeigte er sich wohlwollend: er war nicht beredt, aber von vollendeter Klugheit. Sein Aussehen ließ auf trübe Gemüthsart schließen, in der Unterredung aber war er heiter und spaßhaft. Bei seinem Tode war er reich an Gut, reicher aber noch an gutem Ruf und Liebe der Menschen. Seine Erbschaft, die der Glücksgüter nicht blos, sondern auch die der Geistesgaben, wurde von seinem Sohne Cosimo nicht nur in gutem Stand erhalten, sondern gemehrt.“

*) Vgl. Florentinische Geschichten, übersetzt von Alfred Reumont. Th. I. S. 276. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Mannigfaltiges.

— Wilkinson's englisches Lehrbuch. Von Herrn G. B. Wilkinson, dessen Werk über Irland vor einiger Zeit in diesen Blättern besprochen wurde, ist jetzt ein englisches Lehrbuch*) erschienen, in welchem er die Resultate seiner mehrjährigen Erfahrung als Privatlehrer der englischen Sprache in Berlin niedergelegt hat. Trotzdem, daß es nicht an Schriften dieser Art fehlt, ist doch die Arbeit des Herrn Wilkinson keineswegs als überflüssig zu betrachten, da die gewöhnlichen Schulgrammatiken theils etwas veraltet sind, theils an allzu großer Weitschweifigkeit laboriren oder nach einer wenig zweckmäßigen Methode eingerichtet sind. Das elementarische Lehrbuch des Herrn Wilkinson ist, wie schon aus seinem Umfang hervorgeht, eben nur ein für Anfänger bestimmtes Werk und macht somit keine Ansprüche darauf, den grammatikalischen Stoff der englischen Sprache in erschöpfender Weise zu behandeln, was den Verfasser jedoch nicht verhindert, manche Punkte zu berühren, die in anderen Sprachlehren übersehen werden und deren Unkenntniß die Barbarismen erzeugen hilft, deren sich der Deutsche nur zu oft schuldig macht, wenn er seine Gedanken in englischer Mundart auszudrücken versucht. Wenn wir daher auch nicht überall mit den Ansichten des Herrn Verfassers einverstanden sind, so können wir ihm doch das Zeugniß nicht versagen, daß er eine gewissenhafte, eine selbständige Idee verfolgende Arbeit geliefert hat, während so Manche sich damit begnügen, das schon oft Dagewesene in wenig veränderter Gestalt von neuem wieder aufzutischen.

*) Elementarisches Lehrbuch der englischen Sprache, von Geo. B. Wilkinson. Mit einem Vorworte von H. L. Ochsler, Stadt-Schulrath. Berlin, Verlag der Nicolaischen Buchhandlung. 1850. VIII und 120 S. 8.

*k *e.

— Journal des indischen Archipels. Unter diesem Titel (Journal of the Indian Archipelago) erscheint zu Singapore eine Monatsschrift, die jetzt bis zum dritten Bande gediehen ist. Daß ein gut redigirtes wissenschaftliches Journal auf einem Eilande gedruckt wird, welches noch vor vierzig Jahren unbewohnt war und später einigen hundert malayischen Fischern oder Seeräubern als Zufluchtsort diente, ist ein Beweis, welche Fortschritte die britischen Niederlassungen nicht allein in materieller, sondern auch in geistiger Hinsicht erzielen. Das Werk besteht aus Abhandlungen über die verschiedenartigen Gegenstände, die alle mit den Namen der Verfasser versehen sind; die jahrelichen Beiträge liefert der Herausgeber, Herr Logan, der sich namentlich als Sprachkenner und Statistiker auszeichnet. Dr. Oxley schreibt über Botanik, Ackerbau und Zoologie, Herr Little über Geologie, Naturgeschichte und medizinische Statistik, Oberst Lowe über die Geschichte, Religion, Sprache und Sitten der Malayen und Siamesen, wie man denn überhaupt in dieser Zeitschrift die gründlichen Nachrichten sowohl über den indischen Archipel mit Einschluß der Philippinen, als auch über die benachbarten Regionen von Siam und Cochinchina und die Serkästen des chinesischen Reiches findet, die seit unserlichen Zeiten mit den Bewohnern der malayischen Inseln in Verbindung stehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Dienstag den 15. Januar 1850.

Mexiko.

Abenteuer eines Amerikaners in Mexiko.

Die Monte-Spieler. Mexikanische Straßenräuber. Ein Stelldichein in der Tierra Caliente.

Ueber kein Ereigniß der neueren Zeit ist wohl verhältnißmäßig so viel geschrieben worden, als über den kurzen Krieg der Vereinigten Staaten mit der benachbarten Republik Mexiko. Man möchte fast glauben, daß die kleine amerikanische Armee eben so viele Schriftsteller als Soldaten gezählt habe, so zahlreich und mannigfaltig sind die literarischen Denkmäler, die ihren kriegerischen Heldenthaten errichtet worden. Die meisten dieser Schriften sind mit Märchen und Contemärchen, mit Schlachten und Belagerungen, mit Betrachtungen über die Zukunft der spanischen Race auf dem amerikanischen Kontinent, welche überall der geistigen und physischen Ueberlegenheit des angelsächsischen Geschlechts zu weichen bestimmt scheint, angefüllt, und würden wir es daher kaum für nöthig gehalten haben, unseren Lesern über ein neues Werk dieser Art zu berichten, welches vor kurzem unter dem sonderbaren Titel: „Los Gringos"*) zu New-York erschienen ist, wenn der Verfasser, ein Marine-Offizier, Namens Wise, es nicht vermiede, sich allzu sehr mit jenen schon zur Genüge besprochenen Gegenständen zu beschäftigen, indem er die militairischen Bewegungen und politischen Zeitumstände nur insofern berührt, als es die Erklärung seiner persönlichen Erlebnisse erfordert. Sein Bestreben ging dahin, eine pittoreske Schilderung der von ihm besuchten Länder, der charakteristischen Sitten ihrer Bewohner und der Abenteuer seiner Reise zu geben, was ihm im Ganzen auch recht gut gelungen ist.

Von dem sittlichen Zustande der Mexikaner entwirft Herr Wise ein nicht sehr einladendes Bild. Wie der französische Reisende Gabriel Ferry, aus dessen mexikanischen Skizzen wir jüngst eine interessante Episode mittheilten, malt er in grellen Zügen ihre Leidenschaft für das Monte-Spiel, ihren Durst nach Gewinn, ihren Aberglauben, ihre Rauflust. Monte ist das Lieblingsvergnügen jedes wahren Nachkommen der Conquistadores, da aber Monte nicht ohne Geld gespielt werden kann, so muß dieses verdient oder — gestohlen werden. Mit der Spielwuth verbindet sich daher auch der Diebstahl, eine Schwäche, welche die Mexikaner, wie die alten Dorier, kaum zu den Lastern zählen. „Der Spectator verschärft uns", scheidt der Verfasser, „daß zur Zeit Karl's II. kein ausgezeichneter Spitzbube unter vierzig Jahren zu finden war. In Mazatlan giebt es weit früher reife Genies. Für Essen, Trinken und Schlafen ist leicht gesorgt, da eine Handvoll Bohnen und die freie Luft eine ökonomische Lebensweise sind, die wenig kostet, aber einige Reale sind unentbehrlich, um an Festtagen zu spielen, und sintemal die Leperos nicht gar zu gern arbeiten, so entwickeln sie eine bewundernswerthe Kunstfertigkeit in der Aneignung fremden Besitzthums. Ich war den Klauen dieser ehrenwerthen Brüderschaft so lange entgangen, daß ich bereits anfing, an eine Art gastfreundlicher Schonung von ihrer Seite zu glauben — eine Illusion, die jedoch bald zerstört wurde. Einen Morgens machte Fräulein Rita mir ihren gewöhnlichen Besuch, von einigen jungen Freundinnen, in ihren schönsten Kleidern und Nikolas prunkend, begleitet, um mir anzuzeigen, daß ich zum Teveinte de la tripa eines von den Schlächtern der Stadt gegebenen Balles ernannt sey. Sie sagte mich, ob ich am Abend den großen Fandango mit ihr tanzen wollte, was ich natürlich zusagte. Pues hasta la noche, amigo mio! (bis zum Abend also, mein Freund!) riefen sie, indem sie hoch erfreut den Berg hinabhüpften. Nach Tisch schlenderten wir denn in Gesellschaft des Señor Molinero aus Zeit. Ein großes Zelt war in der Mitte eines offenen Raumes errichtet worden, einige kleinere daneben und zahlreiche Buden, die von Lichtern strahlten und aus welchen Musik und fröhliches Gelächter ertönte. Das Publikum war nicht sehr gewählt, und ich gebrauchte die Vorsicht, meinen Degen zum Theil auf der Scheide sozumachen. Wir besahen und bald in dem lustigen Kreise, Hand in Hand mit den Leperos und ihren Schätzchen, aus jedem Becher nippend, im wirbelnden Walzer einherbrausend, den raschen Jarabio tanzend — kurz, wir machten uns überaus lächerlich, als plötzlich ein gellender Pfiff durch den Degen aus der Scheide riß. Es wurden sogleich Recherchen angestellt, aber der Lepero war entkommen und nicht mehr aufzutreiben. Die Mädchen bedauerten mich, die arme Rita weinte, und obgleich sie Vicekönigin des Balls war, bestand sie darauf, fortzugehen; ich sprang also aufs Pferd, sie setzte sich vorn auf, und ich lawierte sie wohlbehalten an der Pforte ihrer kleinen Villa. Die Nacht war noch nicht bald verstrichen, und ich entschloß mich daher, dem Señor Carbia einen kurzen Besuch abzustatten, der jedoch nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausfiel, indem die wankelmüthige Göttin des Spiels mir diesesmal lächelte; um aber meinem Glück die Wage zu halten, nahm ein kecker Gauner die Gelegenheit wahr, mir eine werthvolle Pistole aus der Halfter zu stehlen, während mein Pferd mit einem Manne, der es bewachen sollte, im Patio stand. Ich hätte in dem Augenblick mit Freuden meinen Gewinnst hergegeben, um die Genugthuung zu haben, dem Labron den Inhalt meiner anderen Pistole durch den Leib zu jagen — nach und nach aber wurde ich ein vollendeter Philosoph, ließ mich jedenfalls unbarmherzig prellen und betrachtete es als mein Schicksal."

Wenn unser Verfasser sich auch gewaltig in sein Schicksal ergab, welches ihn dazu verurtheilte, von den Leperos bestohlen zu werden, so trieb er doch seinen Fatalismus nicht so weit, sich von den mexikanischen Straßenräubern ausplündern zu lassen. „In Mexiko", bemerkt er, „begegnen sich zwei Reisende niemals, ohne daß jeder nach seiner Pistole greift, da er nicht wissen kann, ob der andere ihn als Freund begrüßen oder als Feind niederschießen wird." Folgendes Abenteuer mag als Beispiel dieser Straßen-Rencontres dienen:

„In San Juan verschaffte ein reichliches Trinkgeld mir prächtige Pferde für mich selbst und einen kleinen Burschen, der Postillionsdienste verrieth. Nachdem ich mein wundes Bein mit Branntwein gewaschen, stieg ich zu Pferde und machte mich, trotz der Schmerzen, auf den Weg. Das Thier, welches ich ritt, bewegte sich in feurigem, aber leichtem Schritt, und ich legte mehrere Meilen zurück, ohne daß etwas vorfiel. Der größeren Bequemlichkeit halber hatten wir die Hauptstraße gewählt, die ein ebenes, wohlbebautes Land durchschnitt, welches auf beiden Seiten mit dichten Pflanzungen von Kaktus- und Aloebäumen besetzt war. Es mochte neun Uhr seyn, als mein kleiner Gefährte mich auf drei Reiter aufmerksam machte, die plötzlich ganz unerklärlicherweise ein paar hundert Schritt hinter uns auftauchten. Hay malo gente — es sind böse Gesellen, raunte er mir leise zu. Sie waren gut bewaffnet, hatten sich, wie die meisten Mexikaner, den unteren Theil des Gesichts mit farbigen Tüchern verbunden und, ungeachtet der außerordentlichen Milde oder vielmehr Wärme der Morgenluft, sich dicht in ihre Serapas gehüllt. Ich muß gestehen, daß ich hierin durchaus nichts Auffallendes entdeckte: das Land war offen, auf der Straße schien ein starker Verkehr stattzufinden, wir waren vor kurzem einem Zuge Pack-Maulesel vorbeigekommen, und in der Entfernung ließ sich eine Hacienda blicken; indessen glaubte ich doch den Wink meines aufgeweckten jungen Führers beachten zu müssen und befahl ihm, vorwärts zu reiten. Ich hatte nicht nöthig, ihm dies zweimal zu sagen: er warf einen schüchternen Blick hinter sich und gab seinem Pferde die Sporen. Nachdem ich kurze Zeit gewartet, sing ich gleichfalls an, schneller zu reiten, hatte aber kaum ein Dutzend Sätze gemacht, als eine laute Stimme mir Halt! zurief. Was giebt's? fragte ich, ohne anzuhalten. Su pasaporte, war die Antwort. Ich zog eine schwere Kavallerie-Pistole aus der Halfter, brachte mein Pferd zum Stehen und erwiederte: Hier ist mein Paß. Sie hielten sogleich etwa zwanzig Schritt von mir still, warfen ihre Serapas ab, und der Reiter, der mir am nächsten war, wickelte rasch ein Tuch von dem Schlosse seines langen Karabiners los; da es mir also schien, daß die Feindseligkeiten begonnen hätten, so zielte ich und gab Feuer. Er behauptet sich in diagonaler Richtung von mir — die Kugel, die saß eine Unze weg, traf ihn oben auf dem Brustkasten, und die wohlbekannten Eigenschaften, wodurch sich die von Monsieur Devisme an dem Boulevard Poissonnier verfertigten Waffen auszeichnen, berechtigten mich zu dem Glauben, daß sie ihm durch und durch ging. Ich sah seinen Karabiner zur Erde fallen und hörte ihn, beide Hände an die Brust gedrückt, ausrufen: Madre de Dios! Ich will sterben der Meinung, daß es Zeit für ihn sey, seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen, und fühlte einige Reue über das Vorgefallene, welche jedoch schnell genug verging, denn im nämlichen Augenblick knallten drei oder vier Schüsse, von denen zwei aus der Hecke kamen; da ich aber nicht einmal das Pfeifen der Kugeln hörte, so schloß ich, daß sie nicht bedeutend gut gezielt waren. Meinem Rosse Zügel und Sporen gebend, flog ich die Straße entlang. Nur einer von den Reitern verfolgte mich; ich zog daher meine zweite Pistole hervor und hielt plötzlich an, indem ich ihm zurief: Venga, mi compadre, para el cambio — Komm, Freund, und nimm Deine Revanche! Sobald er diese Bewegung wahrnahm, schoß er eine Pistole aus Geratheswohl los, spornte sein Pferd in das Dickicht hinein und verschwand mit aus dem

*) Los Gringos, or an inside View of Mexico and California, etc. By Lieut. Wise, U. S. N.

Digitized by Google

Gesicht. Er war zu entfernt, um ihn mit Sicherheit treffen zu können, sonst hätte ich den Galgen wieder um sein Futter gebracht. El diablo siempre cuya por los suyos (Der Teufel sorgt immer für die Seinigen), sagt ein altes spanisches Sprüchwort, welches sich an ihm bewährte. Noch einmal ließ ich meinem flinken Führer eingeholt hatte, setzen wir in unserer Eil nach. Allein die Gefahr war noch nicht zu Ende, denn bald darauf kam uns die Diligence zu Gesicht, und als wir uns näherten, sah ich zu meinem Erstaunen und Schrecken ein auf dem Kutschbock sitzendes Individuum ganz ruhig eine Muskete auf mich anlegen, deren Richtung er nicht veränderte, bis wir den Wagen aus den Augen verloren. Nun, dachte ich bei mir selbst, das ist doch etwas zu viel, erst einen Banditen zu erschießen und dann selbst für einen gehalten zu werden! — Ich stieg in einem kleinen Wirthshause in der Nähe einer weitläuftigen Hacienda ab, wo ich mein lahmes Bein in Muskal badete und meine Pistole lud; während dieser letzten Operation examinirte der Wirth, der etwas Schurkisches in seiner Physiognomie hatte, meinen Knaben, der mir nachher erzählte, daß der verwundete Spitzbube auf dem schwarzen Rosse ein gewisser Señor Zelipe sey, ein vertrauter Freund des Pulperia-Besitzers und überhaupt ein äußerst geachtetes Mitglied der Gesellschaft. Ich wurde indeß nicht wieder angegriffen und setzte meine Reise ohne Unterbrechung fort. Drei Stationen brachten uns spät am Nachmittag bis Quercetaro. Monsieur Ribaud, den ich auf der Straße traf und den ich mein Abenteuer mittheilte, rieth mir dringend, es ja nicht bekannt werden zu lassen, da es gar nicht unwahrscheinlich sey, daß ein Spießgeselle Don Zelipe's dich veranlaßt fühlen würde, ihn des Nachts oder auch am hellen Tage durch einen Dolchstoß zu rächen."

Gegen solche Scenen, die in allen ehemals spanischen Kolonieen zu den alltäglichen Ereignissen gehören, bildet die Beschreibung einer kleinen, zwischen dem Rio-Grande und dem Stillen Meer gelegenen Gemeinde einen erfrischenden Kontrast. „Acoponeta ist ein heißes Städtchen, halb von Lehm gebaut, mit einer geräumigen, von schönen Bäumen beschatteten Plaza, in der sich eine altmodische Kirche befindet. Es liegt nur wenige Stunden von dem Ocean, auf einem sandigen Boden, der jedoch unter den brennenden Strahlen der Sonne, wie die ganze Tierra Caliente, eine Menge tropischer Pflanzen hervorbringt: die Cassava, aus welcher Mehl bereitet wird, Bananen, Guavas, Melonen und viele andere Früchte. Die Bewohner dieser abgelegenen Distrikte, die in einer eigenen kleinen Welt leben, ohne die Kriege und Revolutionen zu beachten, die das Mutterland unaufhörlich zerfleischen, scheinen im wahren Sinne des Wortes das dolce far niente zu genießen. Sie sind zu arm, um die Habgier der Regierung auf sich zu ziehen, ihr Land erzeugt fast ohne Kultur alle Bedürfnisse des Lebens, sie wohnen in Lehm- oder Bambushütten, durch deren leichten Bau der Seewind dringt, um sie während der Siesta zu kühlen; die Weiber in ihren weißen musselinenen Camisettas und bunt gestreiften Basquinas, von Männern begleitet, deren ganzer Reichthum aus Pferd, Sattel, Sporen und Serapa besteht, tanzen den Fandango, spielen und trinken, bis die Fiesta zu Ende ist, ohne Furcht oder Sorge, außer vor dem scharfen Stahl ihrer heißblütigen Nachbars . . . Ich fand meinen Führer in der Plaza und ging mit ihm nach einem weißen, in einer Ecke liegenden Gebäude, welches die Inschrift: Fonda y Bilar trug. Es war Sonntag Morgen und außerdem ein hoher Festtag; ein kleiner, alter, spindelbeiniger, unebener Billardtisch war von lustigen Burschen umgeben, welche die in der Mitte des Tuchs angebrachten Kegeln eine nach der anderen niederwarfen; eine Pulperia war bei der Hand, und das Geklirr der mit Muskal und Aguardiente gefüllten Gläser schloß sich als musikalisches Accompagnement dem Klappern der Billardbälle an. Der Wirth war ein gesch[illegible]ges, wohlbeleibtes Männchen, dessen reinliche nette Kleidung, ungekreuzer Bart und ein gewisses seemännisches Rollen in seinem Gange mir den gegründeten Verdacht einflößten, daß er einst auf dem weiten Ocean gesegelt oder möglicherweise ein in den Ruhestand zurückgezogener Pirat sey. Er empfing mich sehr gastfrei, befahl einem flinken, schwarzäugigen kleinen Mädchen von zehn Jahren, nicht eher in die Kirche zu gehen, bis el Capitan gefrühstückt habe, und indem er mir eine Bettstelle in der Sala zeigte, auf der ein gegerbtes Fell ausgestreckt war, empfahl er mir, mich auszuruhen, bis er mir Pferde verschaffen könne. Von hier aus hatte ich eine gute Aussicht auf die Plaza. Haufen von bunt gekleideten Landleuten bewegten sich von Haus zu Haus, drängten sich in die von Baumästen errichteten Buden und kleinen Läden oder zerstreuten sich unter die hohen Bäume, indem sie Konfekt naschten, Einkäufe besorgten, Obst aßen, rauchten oder spielten. Bald fing die Glocke an, zum Hochamt zu läuten, und wie durch einen Zauberschlag hörte beim ersten Schall der eisernen Zunge jeder Verkehr auf: der Montéspiel wurde verlassen, Geld und Karten eingesteckt, bald verschwand Obst zu Boden geworfen, die schreienden Kinder gestillt, die caracollirenden Pferde von ihren Reitern gezügelt, der Lärm der Bälle und Gläser in dem Billar und der Tienda gedämpft, die Hüte ehrfurchtsvoll abgezogen, die Cigarillos aus dem Munde genommen, und das Summen und Murmeln unzähliger Stimmen ging plötzlich in tiefes Schweigen über. Dann, wie die kleinen Glöcklein mit ihren geräuschvollen Keplen in ein klingendes Spiel ausbrachen, bewegte sich die ganze Volksmenge, welche die Plaza anfüllte, mit entblößtem Haupte, den Sombrero in der Hand, nach der Kirche zu, die Orgel ertönte in feierlichen Klängen, die Rauchfässer wurden geschwenkt, und zahllose Kerzen funkelten im Schiffe der Kirche wie Sterne am Himmel, während Hunderte von Gläubigen voll kindlicher Andacht vor den Altären knieten, denen sie ihre Verehrung widmen."

England.

Eine astronomische Rundschau.

(Fortsetzung.)

Dieses Bodesche Gesetz, das auch bei der Entdeckung des Neptun eine nicht geringe Hülfe gewesen, ist kein Naturgesetz, sondern ein reiner Erfahrungssatz der Astronomie. Es lautet, wie folgt: Wenn man die Entfernung des Merkur von der Sonne = 4 annimmt, so ist die der Venus bedingt 7, wofür man sagen kann 4 + 3. Für jeden folgenden Planeten verdoppelt man die Differenz zwischen ihm und dem vorangehenden, und man erhält auf diese Weise für das Verhältniß der Planeten-Entfernungen von der Sonne folgende Tabelle:

Merkur	4 = 4
Venus	4 + 3 = 7
Erde	4 + 3 × 2 = 10
Mars	4 + 3 × 2^2 = 16
Ceres (als Repräsentant der mittl. Entf. der Asteroiden)	4 + 3 × 2^2 = 28
Jupiter	4 + 3 × 2^4 = 52 u. s. w.

Schon Kepler hatte die Bemerkung gemacht, daß der Zwischenraum zwischen Mars und Jupiter zu groß sey, und bereits vorausgesagt, daß dort einmal ein Stern gefunden werden würde. Nachdem William Herschell den Uranus entdeckt hatte, dessen Entfernung zu dem Bodeschen Gesetze paßte, behauptete der Baron v. Zach, daß der Planet zwischen Mars und Jupiter eine Umdrehungszeit von vier Jahren neun Monaten haben müßte, die in der That den Umlaufsperioden von einigen der kleinen Planeten entspricht. Was auch der Werth des Bodeschen Gesetzes sey, das keineswegs rigorös ist: ihm ist vornehmlich die Auffindung der kleinen teleskopischen Sterne zwischen Mars und Jupiter zuzuschreiben. Im Vertrauen auf das erwähnte Gesetz vereinigten sich deutsche Astronomen zu dem Ende, den fehlenden Stern zu suchen. Statt eines einzigen aber fand man allmälig acht. Der erste Tag dieses Jahrhunderts eröffnete die Reihe dieser Entdeckungen. Piazzi, ein Astronom in Palermo, war damit beschäftigt, ein Sternverzeichniß am Himmel zu berichtigen, als er im Bilde des Widders einen kleinen Stern erblickte, der seinen Ort gegen die übrigen merklich veränderte und folglich unserem Sonnensystem angehören mußte. Eine Krankheit befiel Piazzi, bevor er noch seine dritte Beobachtung über den unbekannten Stern berechnet hatte, und als er genesen war, hatte der Stern eine Stellung eingenommen, die ihn ein ganzes Jahr den eifrigsten Nachsuchungen entzog. Endlich fanden ihn Zach und Olbers nach Piazzi's Angaben wieder. Er erhielt den Namen Ceres.

Als Olbers die Ceres im Sternbilde der Jungfrau suchte, fand er einen kleinen, ebenfalls unbekannten Stern, der sich bald als einen Planeten auswies und Pallas genannt wurde. Da beide Sterne Bahnen von gleicher Form und gleicher Entfernung von der Sonne beschrieben, da sie ferner, zumal als Ceres wiedergefunden wurde, beide zu dem Sternbilde der Jungfrau gehörten, so glaubten die Astronomen sie für Stücke eines großen, durch irgend eine Explosion zertrümmerten Planeten halten zu dürfen, und vermutheten, noch mehrere solcher Stücke aufzufinden. Ueberdies hatte Olbers beobachtet, daß sich beide Bahnen im Bilde der Jungfrau und in dem entgegengesetzten des Wallfisches schneiden. Da nun aber die fraglich Zertrümmerung in einem dieser Sternbilder geschehen sey mußte, so waren alle Stücke nach den Gesetzen der Planetenbewegung gezwungen, am dritten Tage eines jedesmaligen Umlaufs wieder an die Stelle zurückzukommen, auf der sie sich getrennt hatten. Waren demnach noch andere Fragmente vorhanden, so konnte man ihnen entweder im nördlichen Theile der Jungfrau oder im westlichen des Wallfisches begegnen. Ungefähr zwei Jahre später wurde denn auch von Harding in Lilienthal bei Bremen die Juno und am 29. März 1807 die Vesta von Olbers fast genau an den angegebenen Punkten aufgefunden.

Viele Jahre vergingen, bevor diese Entdeckungen um fernere vermehrt wurden. Erst im Jahre 1845 gab Hencke in Driesen einen neuen Impuls dazu. Er entdeckte die Asträa und Hebe, während 1847 von Hind in London die Iris und Flora aufgefunden wurden. Von allen diesen kleinen Planeten hat Flora die kürzeste Umlaufszeit (3¼ Erdjahre), Pallad die längste (4½ Erdjahre).

Die Zahl der gegenwärtig bekannten Planeten beträgt sechzehn. Sie bewegen sich in folgender Ordnung um die Sonne: Merkur, Venus, Erde, Mars, Flora, Iris, Vesta, Hebe, Asträa, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun. Man darf annehmen, daß jenseits des Neptun und zwischen Mars und Jupiter möglicherweise noch neue Sterne werden entdeckt werden. Ist ferner die Meinung richtig, daß die Gruppe der acht kleinen Planeten aus den Trümmern eines einzigen großen besteht, so ist es auch wahrscheinlich, daß dieses Phänomen nicht vereinzelt dasteht. Die Myriaden von Meteorsteinen, welche jährlich im August und November auf die Erde stoßen und sich durch die Reibung mit unserer Atmosphäre entzünden, sind ohne Zweifel (?) kleine planetarische Körper, die sich um die Sonne drehen. Man kann sich vorstellen, daß der Ursprung dieser Meteorsteine dem der kleinen Planeten ähnlich ist, nur wird hier, wo die ursprüngliche Masse in so kleine Stücke zertrümmert wurde, die Explosionskraft größer gewesen seyn als dort.

II.

Sechs Kometen mit kurzen Umlaufszeiten kreisen um die Sonne. Jeder von ihnen hat seine besondere Eigenthümlichkeit. Der Entsche Komet, dessen Störungen zu einer genaueren Bestimmung der Masse des Merkur geführt haben, vollendet seine Bahn in etwa 1204 Tagen. So oft aber, als er wiederkehrt, erscheint seine Umlaufszeit ein gut Theil kürzer. Diese Beschleuni-

Digitized by Google

gung ist eine undichte. Man nimmt an, der Komet erfahre bei der geringen Dichtigkeit seiner Masse von dem Aether, der den Weltenraum erfülle, einen so großen Widerstand, daß seine absolute Geschwindigkeit verringert wird. Nun aber wirkt seine Schwere (v. d. sein Streben, zur Sonne zu gelangen) unvermindert fort. Es folgt hieraus eine größere Annäherung an die Sonne, eine kürzere Bahn, mithin ein rascherer Umlauf. Bevor diese Thatsache, nämlich die periodische Verkürzung der Kometenbahn, feststand, hielt man den Weltenraum für leer. Es ist indessen die Existenz eines Aethers seitdem noch durch die Verringerung der Bahn des Bielaschen Kometen bestätigt worden, dessen Umlaufszeit sechs und dreiviertel Jahre beträgt. Doch hat immerhin der festgenannte Komet, dessen Bahn zwischen Erde und Jupiter liegt, eine verhältnißmäßig geringere Beschleunigung erfahren, als der Enkesche, der sich zwischen Pallas und Merkur bewegt. Es geht hieraus hervor, daß das ätherische Fluidum, je näher der Sonne, desto dichter wird. Auch ist die große Anziehungskraft des Jupiter hierbei in Anschlag zu bringen.

Im Jahre 1846 zeigte sich der Bielasche Komet zum großen Erstaunen der Beobachter doppelt. Noch hat Niemand das Problem dieser Spaltung gelöst. Die Zwillingssterne gingen neben einander her, ihre Schweife waren parallel, die Köpfe durch einen Lichtbogen verbunden. Die Entfernung zwischen beiden Köpfen betrug etwa zwei Drittel vom Radius der Mondbahn. Anfangs war der neu hinzugekommene Kopf blaß, fast dunkel; bald jedoch nahm er in solchem Maße sowohl an Umfang, als an Helle zu, daß er den ursprünglichen merklich überstrahlte. Zugleich saß man nahe seinem Mittelpunkte einen Lichtpunkt, der wie ein Diamant glänzte und dann und wann funkelnder wurde; allmälig aber verlor der Stern sein Licht wieder und wurde dunkel, wie er gewesen war. Man berechnete, daß sein Umlauf etwad über acht Tage länger dauerte, als der seines Genossen, und schloß daraus, daß sich beide Sterne endlich ganz und gar trennen werden.

Im November 1843 entdeckte Faye einen Kometen, dessen Umlaufszeit acht Jahre beträgt. Man hielt denselben damals für den Lepellischen Kometen, der im Jahre 1770 gesehen worden war und der sich, nach seinem Entdecker, binnen fünf und einem halben Jahre um die Sonne drehen sollte. Leverrier hat die Unhaltbarkeit dieser Meinung nachgewiesen. Von allen Körpern unseres Sonnensystemes ist der Lepellsche Komet gerade derjenige, der in seinem Laufe durch die Einwirkung des Jupiter die meisten Störungen erfahren hat. Die Zorm seiner Bahn ist mehrermal eine andere gewesen. Vor 1770 war der genannte Komet nicht sichtbar, er wurde es erst durch die Anziehung des Jupiter. Dieselbe Anziehung aber hatte dann die entgegengesetzte Wirkung und änderte die Bahn des Lepellschen Kometen von neuem so, daß er nicht wieder in unser System zurückgekehrt ist.

Brorsen in Kiel entdeckte am 26. Februar 1846 einen Kometen mit einer Umlaufszeit von wenig mehr als fünf und einem halben Jahre, der wahrscheinlich ähnliche Störungen, wie der Lepellsche, erfahren hat. Am 20. Mai jenes Jahres kam er dem Jupiter soll eben so nahe, als einer von dessen Satelliten, und es mußte hier die Anziehung des Jupiter auf ihn zehnmal stärker seyn, als die der Sonne. Er wurde demnach sicher in eine bei weitem veränderte Bahn gelenkt.

Ein anderer periodischer Komet, der in Rom vom Pater de Vico am 22. August 1844 gesehen wurde, ist vielleicht aus derselben Ursache von seiner Bahn abgewichen. Die des Petersen in Neapel am 26. Juni 1846 entdeckte wird mit 1865 in seinem Perihelium erscheinen, denn seine Umlaufszeit beträgt sechzehn Jahre. Es war also die Anziehungskraft des Jupiter, welche den Lepellschen, Faycschen und Bielschen Kometen in unser Sonnensystem hineingezogen hat. Nach Leverrier sind die beiden letzteren über ein Jahrhundert darin verblieben und waren in dieser Zeit offenbar der Erde nahe genug, um gesehen werden zu können. Gegenwärtig, wo auf die Phänomene des Himmels die Augen so vieler und so geübter Beobachter gerichtet sind, könnte ein solches Uebersehen nicht mehr stattfinden.

Noch giebt es sechs andere Kometen mit längeren Umlaufszeiten, deren Wiederkehr zu erwarten steht. Nach einem Laufe von 77 Jahren 6 Monaten ist der berühmte Halleysche Komet fast an demselben Tage, den die Rechnung angegeben hatte, wieder in seinem Perihelium erschienen. Es war dies für die Astronomie ein um so größerer Triumph, als Neptun damals noch gar nicht und die Masse des Uranus nur unvollkommen gekannt war. Der Komet, den Olbers im Jahre 1815 sah, hat eine kleinere Bahn, als der Halleysche, denn er kehrt bereits nach vierundsiebzig Jahren in unser System zurück. Der vierte Komet mit langer Umlaufszeit, den der Pater de Vico 1846 beobachtete, hat sicher eine elliptische Bahn. Ueber die Zeit aber, in der er dieselbe durchmißt, sind die Gelehrten uneins; die Einen nehmen fünfundfünfzig, die Anderen neunundneunzig an.*) Zwei andere Kometen, die jüngst von Brorsen gesehen worden, stehen sicher, der erste in fünfhundert, der andere in achtundzwanzig Jahren, wieder. Der Komet von 1596 ist in allen seinen Beziehungen dem vom Jahre 1845 so ähnlich, daß man beide für einen und denselben Kometen hält, der in 249 Jahren seinen Umlauf vollendet. Wenn die Berechnung des Professors Argelander nicht täuscht, so beträgt die Umlaufszeit des großen Kometen von 1811 nicht weniger als 3066 Jahre.

Der Komet von 1262 scheint eins zu seyn mit dem von 1556. Man kann demnach in diesem Jahre seinem Wiedererscheinen entgegensehen. In dem erstgenannten Jahre war er in China beobachtet worden; der chinesische Geschichtschreiber spricht von ihm wie von einem Wunder und schreibt ihm einen Schweif von über hundert Graden zu. In Wien, unter der Regierung Karl's V., sah man ihn das zweitemal. Damals hatte er viel an Glanz eingebüßt; wird derselbe bei seiner nächsten Wiederkehr ganz verschwunden seyn, oder wird der Komet überhaupt wiederkommen? Wer kann sagen, welche Abstellungen ein Stern erfahren wird, der doppelt so weit, wie Neptun, von der Sonne entfernt ist? Künftige Geschlechter freilich werden auf den Störungen der Kometenbahnen das Dasein von Himmelskörpern in den unermeßlichen Fernen berechnen können, die dem menschlichen Auge unerreichbar sind. Bis jetzt ist von den Kometen mit langen Umlaufszeiten der Halleysche der einzige, dessen Bahn bekannt genug ist, um zu solchen Ergebnissen zu führen; aber dergleichungswerke ist diese Bahn noch klein.

Die Beobachtungen über den Halleyschen Kometen bilden einen der interessantesten Abschnitte in Sir Johns Herschel's berühmtem Werke von den Nebelflecken der südlichen Halbkugel. Als er am 28. Oktober 1837 diesen Kometen am Kap der guten Hoffnung sah, unterschied sich derselbe wenig von einem Stern dritter Größe und war mit einem kaum merklichen Schweife versehen. Am Abend des 29 den jedoch bot der Komet einen eigenthümlich veränderten Anblick dar. Sein Kern hatte sich stark verdichtet, war klein und glänzend geworden und auf seiner der Sonne zugekehrten Seite mit einem nach außen konveren, nebelscheinigen Bogen von 90° eng bezogen. Als der Stern nun sein Perihelium überschritten hatte, ging wiederum eine totale Veränderung mit ihm vor. Der Kopf ward wieder größer und leuchtete, nach Herschel's Ausdruck, wie eine Argandsche Lampe, die mit mattem Glase überdeckt ist. Im Innern dieses Lichtscheins aber war ein ganzer Komet in Miniatur sichtbar, der seinen eigenen Kopf, Kern und Schweif hatte. Letzterer glänzte besonders stark. Unzählige Sterne der verschiedensten Größen erblickte man durch des Kometen hindurch, von denen einige dem Kerne sehr nahe kamen. Das Merkwürdigste an dem Halleyschen Kometen war die staunenswerthe Geschwindigkeit, mit welcher sein Umfang zunahm. Am 23. Januar 1838 war der Kopf um ein Sechstel größer geworden: binnenzwanzig Stunden später um mehr als das Doppelte. Man sah ihn förmlich wachsen. Dabei blieben seine Theile in angemessenem Verhältniß zu einander. Am 28 sten verschwand der Schweif so weit, daß nur noch unregelmäßige und nebelhafte Streifen übrig blieben, die vom Kopfe aus divergierten. Zur selben Zeit trat der Kern als leuchtender, scharf begrünzter Punkt hervor und bot das Ansehen eines Jupiterstrabanten, der von einem Lichtnebel umgeben ist. „Es unterliegt bei mir kaum einem Zweifel" — schreibt Sir John Herschell — „daß der Komet durch die Hitze, die er in seinem Perihelium von der Sonne empfing, verdampfte und in durchsichtigen Dunst aufgelöst wurde, jetzt aber auf dem Wege ist, sich rasch wieder um seinen Kern zu verdichten."

Es scheint nunmöglich, durch die bloße Schwerkraft die Form, welche die Köpfe der Kometen zeigen, die Entwickelung ihrer Schweife, die Bahn, die sie „durchlegen", zu erklären, wenn die Schweife gerade in der Sonnennähe beständig von der Sonne abgekehrt bleiben. Fünf Tage, nachdem der Komet von 1680 sein Perihelium überschritten hatte, reichte sein Schweif weit über die Erdbahn hinaus und hatte in diesen kurzen Zeitraum in seiner Richtung eine Veränderung von 130 Graden erfahren. Diese Thatsachen deuten darauf hin, daß hier neben der anziehenden auch eine abstoßende Kraft wirke. „Nehmen wir an" — schreibt Derschell — „daß die Materie, aus welcher der Schweif gebildet ist, zugleich von der Sonne abgestoßen und vom Kometenkerne angezogen wird, so ist die Schwierigkeit der Erklärung gehoben." Giebt man Herschell's Hypothese zu, daß die Sonne fortwährend mit Elektrizität geladen sey, — und es liegt daran nichts Unwahrscheinliches — daß, wenn beim Durchgange des Kometen durch die Sonne seine Substanz verdampft, im Kometen das elektrische Gleichgewicht aufgehoben und der Kern negativ, der Schweif positiv elektrisch wird: dann läßt sich behaupten, die Sonnen-Elektrizität wirke auf die Bewegung des Schweifes gerade, wie ein positiv elektrischer Körper auf einen Nichtleiter, der an dem einen Ende mit negativer, am anderen mit positiver Elektrizität geladen ist.

Auch die Verdoppelung des Bielaschen Kometen beruht wahrscheinlich auf der Einwirkung einer abstoßenden Kraft, die über der Anziehungskraft das Uebergewicht hat. Dieses merkwürdige Verhalten wird sicher, wenn der Komet wiederkehrt, den Beobachtern einen neuen Gesichtskreis eröffnen. Es scheint ganz, als ständen wir am Vorabend einer großen Entdeckung, die über die Vorgänge in dem äthererfüllten Raume Aufschluß geben wird, und die Kometen werden die Boten seyn, durch welche die Tiefen des Firmaments uns ihre Zeichen senden, die Astronomen aber die Priester, die sie deuten werden.

Manche Kometen bewegen sich in unleugbar elliptischen Bahnen; indessen sind die Elemente derselben noch nicht mit solcher Sicherheit berechnet, daß man die Dauer ihrer Umläufe genau angeben könnte. Der schöne Komet von 1843 kömmt wahrscheinlich nach einem Laufe von 175 Jahren 127 Tagen wieder in seine Sonnennähe. Nach Bogueslawski ist er seit dem Jahre 74 dreißigmal erschienen, aber immer erst nach seinem Durchgang durchs Perihelium sichtbar gewesen. Man meint, er habe bei seinem letzten Durchgange die Sonne getroffen oder sey ihr wenigstens überaus nahe gekommen. Auch war damals seine Geschwindigkeit über 100 Meilen in der Sekunde. Wenn aber die Länge seiner Bahn 1300 Millionen Meilen (das Dreifache der Entfernung zwischen Sonne und Neptun) beträgt, so läuft er in seinem Aphelium, nach Bogueslawski's Berechnung, kaum mehr als 7 Fuß in der Sekunde, welche Geschwindigkeit für ausreichend gilt, wenn er im Jahre 1990 wieder zur Sonne zurückkehren soll. Vor seinem Durchgang durchs Perihelium war sein Schweif unsichtbar; nachher aber erlangte derselbe in einem Zeitraume von anderthalb Stunden eine Ausdehnung von über 400 Millionen Meilen. Diese ungeheure rasche Entwickelung des Schweifes deutet auf eine abstoßende Kraft von enormer Mächtigkeit, die durch die große Annäherung des Kometen an die

*) Ein junger deutschnischer Mathematiker, Clemens Peters, hat in einer der Londoner Akademie übereichten Preisschrift kürzlich die Umlaufszeit des Bielschen Kometen auf siebzig Jahre neun Monate angegeben.

Digitized by Google

Sonne erklärt werden muß. Dieser Komet hatte übrigens ein so lebhaftes Licht, daß man ihn am hellen Tage vollkändig sehen konnte. Ein anderer Komet, den Hind am 11. Februar 1847 entdeckte, war, obwohl klein, hundertmal glänzender, als ein Stern vierter Größe.

Arago hat die Anzahl der Kometen, die unser Sonnensystem besuchen, auf etwa sieben Millionen angegeben. Daher erklärt sich leicht, daß ihrer jährlich eine so große Menge gesehen werden, von denen übrigens die meisten nur teleskopisch sind. Im Jahre 1846 zeigten sich im Felde des Fernrohrs zwei, die indessen weit genug von einander abstanden und mit dem Bielaschen Kometen nichts gemein haben, dessen Verdoppelung bis jetzt ein allein stehendes Faktum ist.

(Schluß folgt.)

Aus Elisabeth Woodville's Tagebuch.
1450.

Dem jetzt gerade vierhundert Jahr alten Tagebuche eines schönen, nachmals auf den Thron gekommenen englischen Landmädchens sind die nachstehenden Bruchstücke entlehnt, die bereits vielfach gedruckt wurden, aber immer wieder mit neuem Interesse gelesen werden, da sie, obwohl ihre Echtheit keineswegs über allen Zweifel ist, doch von den einfachen Sitten der damaligen Zeit einen recht anschaulichen Begriff geben. Es ist die Geschichte eines einzigen Tages, die uns hier von Elisabeth Woodville im naiven Stil eines sechzehnjährigen Mädchens erzählt wird. Das von ihr hinterlassene Tagebuch soll in dem Kloster, in welchem sie starb, aufbewahrt worden und bis auf unsere Zeit gekommen seyn:

„Montags früh. Ich stand heute um vier Uhr auf und half Katharine die Kühe melken; Rathel, die andere Magd, hatte sich am gestrigen Abend die Hand auf eine fürchterliche Weise verbrannt; ich machte ihr Umschläge. Dem Robin gab ich Geld, damit er etwas aus der Apotheke hole.

„Sechs Uhr Morgens. Ich fand, daß das Rindfleisch zu weich gekocht war; das Bier roch sauer. — NB. Ich werde dem Koch einmal über seine Nachlässigkeit den Text lesen müssen; was das Bier betrifft, so will ich eine neue Tonne anstechen lassen.

„Sieben Uhr. Ich habe Mylady, meine Mutter, in den Wirthschaftshof begleitet. Wir haben daselbst fünfundzwanzig Manns- und Weibspersonen gefpeist. Roger bekam einen derben Verweis, weil er tückisch that, als er das übrig gebliebene Fleisch brachte.

„Acht Uhr. Ich ging ins Gehäge hinter dem Schlosse mit Dorothee, meinem Mädchen. Ich lief dem Thomy, unserem jungen Füllen, nach, erhaschte ihn und schwang mich darauf. Ich machte ungefähr sechs Meilen ohne Sattel und Zügel.

„Zehn Uhr. Wir aßen zu Mittag. — John Grey ist ein häßlicher junger Mensch — aber was geht das mich an? — Eine fromme Tochter muß wollen, wie ihre Aeltern wollen — John ist nur wenig. — Er sah mich oft recht zärtlich an. — Er sagte, die schönste Frau würde ihm nicht gefallen ohne eine sanfte und bescheidene Gemüthsart. — Ich hoffe doch, daß die meinige nicht unleidlich ist. Ich denke, es soll sich Niemand dieser über mich haben beschweren können, als etwa Roger. Aber er versteht auch unter allen unseren Knaben seinen Dienst am schlechtesten — John Grey liebt die weißen Zähne — meine sind ziemlich schön, und meine Haare sind schwarz wie eine Kohle. Ich will weiter nicht davon reden; es ist mir aber doch, als wenn John in dem Stücke dächte, wie ich.

„Elf Uhr Standen wir vom Tische auf. Die Gesellschaft wollte hinaus aufs Feld spazieren gehen — John half mir über alle Zäune und Gräben, und zweimal drückte er mir recht fennig die Hand. — Ich kann nicht sagen, daß ich irgend etwas gegen John Grey einzuwenden hätte. Er ist so geschickt in allen Leibesübungen, als irgend ein junger Edelmann in der Nachbarschaft. Seine Ehrerbietung gegen Mylord und Mylady, seine Aeltern, ist merkwürdig, und Sonntags wird er niemals die Messe verfäumen.

„Drei Uhr Nachmittags. In des armen Pächters Robinson Hause kam durch einen Zufall Feuer aus. John Grey schlug sogleich eine Sammlung vor, um dem armen Manne zu Hülfe zu kommen, und trug selbst nicht weniger als vier Schilling Sterling zu diesem liebevollen bei. Ich habe noch nie so viel Sanftheit in seinen Augen bemerkt, als bei dieser Gelegenheit.

„Vier Uhr. Ich bin beten gewesen.

„Sechs Uhr. Ich habe die Schweine und das Federvieh futtern lassen.

„Sieben Uhr. Wir setzten uns zum Abendessen, heute später als sonst, wegen des Robinsonschen Zufalls. NB. Die Gänsepastete war zu weich und der Schweinebraten über und über verbrannt.

„Neun Uhr. Die Gesellschaft liegt in tiefem Schlafe. Die letzteren Stunden sind mir daher langweilig vorgekommen. Ich habe mein Gebet noch einmal angefangen, weil ich das erstemal zerstreut in meinem Gemüthe war, von wegen der Gedanken an John Grey. Ich schlief ein; ich träumte von John Grey."

Hier noch einige Nachrichten über Elisabeth Woodville. Ihre Mutter war Jakobine v. Luxemburg, vermählte Herzogin von Bedford. Diese Dame opferte, wie Hume sagt, den Stolz der Zärtlichkeit auf und heirathete, als Wittwe, Sir Richard Woodville, der damals ein bloßer Land-Edelmann war, in der Folge aber zum Grafen von Rivers erhoben ward. Elisabeth, eine Frucht dieser Verbindung, heirathete Sir John Grey, Lord Ferrers of Groby, der in der Schlacht bei St. Albans (1455) blieb, wo er für die Partei Lancaster focht. Seine Güter wurden eingezogen, und Elisabeth zog sich als Wittwe auf das Gut ihres Vaters, nach Grafton in Buckinghamshire, zurück. Einmal jagte der König in dieser Gegend und besuchte die Herzogin von Bedford, die Mutter Elisabeth's. Die junge Dame, noch in Trauer, warf sich dem Könige zu Füßen und beschwor ihn, in Thränen zerfließend, Mitleid mit ihren Kindern zu haben. Ein so rührendes Schauspiel, so viel Schönheit machten einen lebhaften Eindruck auf das Herz des Königs, er ward sterblich in Elisabeth verliebt und bot ihr seine Krone an, obgleich der Graf Warwick, damals am französischen Hofe, wegen einer Vermählung dieses Fürsten mit Bona von Savoyen, der Schwägerin Ludwig's XI., in Unterhandlungen stand. Es ist bekannt, daß Warwick, durch den Schritt des Königs, den er als Mangel an Achtung betrachtete, beleidigt, ein Heer gegen Eduard anbrachte, ihn besiegte und gefangen nahm. Einige Zeit danach kam Eduard gleichwohl wieder auf den Thron. Die Königin starb im Jahre 1486 zu Southwark, wo sie auf Befehl Heinrich's VII, ihres Schwiegersohnes, in einem Kloster gefangen gehalten ward.

Mannigfaltiges.

— Ein Wort über französische Staats-Theorieen, von einem Polen. Dieses Wort, vor beinahe sechzig Jahren ausgesprochen, findet noch heutzutage seine volle Anwendung, und zwar auch mit Bezug auf die sozialistischen Systeme, die unter den Franzosen neuerer Zeit so zahlreiche Anhänger gefunden. Als nämlich auf dem polnischen Reichstage von 1791 der Verkauf der Starosteien in Antrag gebracht und dabei auf das Beispiel Frankreichs hingewiesen wurde, sprach Graf Ignaz Potocki die denkwürdigen Worte: „Hütet Euch, in solchen Stücken dem Vorgange einer in jeder anderen Hinsicht achtungswerthen Nation zu folgen. Die Fehler, die sie begeht, haben ihren Ursprung in einem einzigen Irrthum; sie betrachtet die Menschheit immer im Ganzen und verliert dabei die Theile aus dem Auge; sie will gerade Alle gerecht seyn und ist ungerecht gegen die Einzelnen; sie sieht die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft als ideale Wesen oder als geometrische Figuren an, mit denen sie nach abstrakten Systemen experimentirt, ohne auf die Menschen Rücksicht zu nehmen, wie sie in der Wirklichkeit sind. Wenn man, von einer Theorie ausgehend und daran streng festhaltend, über die Gesammtheit des Menschengeschlechts abspricht und dabei mit kalter Gleichgültigkeit über das Loos des einzelnen Bürgers sich erhebt, so vermag man wohl gewisse abstrakte und scheinbar unwiderlegliche Wahrheiten aufzustellen; aber in ihrer Anwendung werden diese Wahrheiten unfehlbar vielfache Ungerechtigkeiten nach sich ziehen — Ungerechtigkeiten, durch welche jene Prinzipien, wie logisch man unwiderleglich sie auch seyn mögen, mit unauslöschlicher Schmach bedeckt werden.*) Der kalte Verstand begreift und acceptirt solche allgemeine Wahrheiten allerdings; ein wahrhaft edles, von Tugend beseeltes Herz wird jedoch in den meisten Fällen Anstand nehmen, Grundsätze, die blos dem kalten Verstande zulagen, in Anwendung zu bringen."

(Ségur, Histoire de Frédéric Guillaume II., T. II. p. 353. **)

— Ein anderes Wort, von einem Franzosen. Herr v. Salvandy, Minister des öffentlichen Unterrichts unter Ludwig Philipp und ein sehr geschätzter Schriftsteller, hat kurz vor dem Ablaufe des Jahres 1840 eine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: „Zwanzig Monate, oder die Revolution und die revolutionaire Partei".***) Hauptzweck der Schrift ist, vor einem neuen Zerfalle der konservativen Partei zu warnen, weil die revolutionaire Partei nicht aufhöre, das Land zu bearbeiten und — wie es in der neueren Geschichte Frankreichs unzähligemal vorgekommen — nicht unterlassen würde, das Zerfallen der konservativen Majorität des Landes wie der Nationalversammlung zu ihren eigenen Zwecken zu benutzen. Der Verfasser weist darauf hin, daß ein sehr großer Theil des Inhalts seiner gegenwärtigen Schrift ein bloßer Abdruck dessen sey, was er bereits 1831 habe drucken lassen. Schon vor achtzehn Jahren hat Herr v. Salvandy die Franzosen in ähnlicher Weise wie heute gewarnt, aber weder der Schriftsteller, noch der Minister ist im Stande gewesen, die Krisis von 1848 abzuwenden. Der Verfasser tröstet sich mit dem Gedanken, daß er, „treu seinen Ansichten, auch nicht das Geringste, weder durch Worte, noch durch Handlungen, während der verflossenen achtzehn Jahr dazu beigetragen, die Franzosen noch mehr zu spalten und zu zerklüften." In dem, was geschehen, erblickt Herr v. Salvandy das Walten einer höhern Macht, wobei weder eine Verantwortlichkeit der Menschen, noch eine Recrimination der Parteien an ihrem Platze seyn würde. Allerdings ist es nicht die Schuld des Einzelnen, sondern der ganze Volkscharakter, was in Frankreich die Verantwortlichkeit der Zustände zu tragen hat. Aber es wäre doch traurig, wenn in diesem niederdrückenden Gedanken diejenigen, welche die moralische Kraft und zugleich physische Mittel besitzen, die Hände in den Schoos legen und die Sorge für das Wohl des Vaterlandes lediglich denen überlassen wollten, die sich von ihren Leidenschaften und ihrem Ehrgeize leiten lassen und dem so oft schon gemißbrauchten Nationalcharakter der Franzosen zu schmeicheln wissen.

*) Wer erinnert sich hier nicht der „logischen Grundsätze" der Jakobiner, denen der Redner, lange bevor sie mit ihrer vollen Konsequenz getheilt gemacht wurden, durch diese Worte die Ideal gesprochen. D. R.

**) Vgl. auch: F. J. Wenzel, Zwanzig Jahre preußischer Geschichte, S. 178.

***) Vingt mois ou la Révolution et le Parti révolutionnaire. Par M. de Salvandy, Paris, 1840.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 20, und bei Leop. Lassar, Friedrichsstraße Nr. 43), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 8. Berlin, Donnerstag den 17. Januar 1830.

Italien.

Das Parlament von Piemont.

Nach der Revue des deux Mondes.

Indem wir in Folgendem unseren Lesern ein Bild von dem parlamentarischen Leben Piemonts zu entwerfen versuchen, glauben wir nicht nur einen nicht unwillkommenen Beitrag zur Geschichte der modernen Staatsverfassungen zu liefern, sondern auch der Kenntniß der inneren Verhältnisse, der Sitten, des Charakters und hauptsächlich des politischen Bildungsstandes eines Landes, das durch seine wunderbaren Schicksale das Interesse von ganz Europa in den letzten Jahren für sich angeregt hat, auf die geeignetste Weise befördern und verbreiten zu helfen.

Nach der Räumung von Novara hat sich bekanntlich in Piemont eine reactionaire Bewegung kundgegeben. Mit Freuden begrüßte jeder besonnene, wahre Patriot in ihr die Vorläuferin einer besseren Zukunft, in der das Vaterland, wieder seinem früheren Wohlstand und Glücke zurückgegeben, frei seyn würde von jenen zügellosen Meuterern und geschwätzigen Advokaten, durch deren Uebermuth und Unerfahrenheit es völlig desorganisirt und dem Abgrunde nahe gebracht worden war. Doch bald sollte man vorläufig das Gegentheil erfahren. Jene berüchtigte demokratische Kammer war aufgelöst worden, und, merkwürdig genug, trotz der traurigen Erfahrungen, die man an ihr gemacht, trotz der ungeheuren Uebel, die sie über das ganze Land verbreitet hatte, ja, im Anblicke der noch blutenden Wunden und der zingefochtenen Söhne der Nation, sah man kurz darauf dieselben Abgeordneten zusammentreten. Nach den Regeln der Repräsentativ-Verfassungen sollte dieses Resultat der Bergangenheit und ihren Absichten eine Sanction geben. Dennoch war es nichts weniger als dies. Denn in den Augen eines Jeden, der Piemont zu jener Zeit gesehen hat, ist es außer allem Zweifel, daß, wenn der neue König die Constitution hätte ändern und die parlamentarische Regierungsform unterdrücken wollen, sich nur wenig Stimmen gegen ihn erhoben und protestirt hätten.

Um diese scheinbar paradoxe Behauptung richtig zu würdigen, muß man wissen, daß es vielleicht nirgends einen größeren Unterschied zwischen dem wahren Lande und seiner Vertretung giebt als in Piemont. Nicht daß ein beschränkter Census dort, wie in Frankreich vor dem Februar, jene zahlreiche Klasse von Bürgern, die man die Kapazitäten nennt, vom Staatsleben ausschlösse und die Leitung der Angelegenheiten einer schwachen Minorität überliefe; die sardinische Gesetzgebung ist vielmehr in Betreff der Wahl die freisinnigste, die man sich denken kann, obgleich sie nicht aus dem allgemeinen Stimmrecht entsteht. Ein sehr geringer Census, der Mangel an Bedingungen für die Wahlfähigkeit und die Berücksichtigung alles dessen, was nur die geringste Garantie für Bildung und Intelligenz bietet, scheinen dort das Stimmrecht auf breiter Grundlage eingesetzt zu haben. Aber was das Gesetz zu vermeiden gesucht, hat die Intrigue, Ignorance und Apathie der Bevölkerung zu bewirken gewußt. In der Regel stimmen vier Fünftel der Wähler gar nicht mit. Das sind größtentheils die Landbewohner mittleren Standes, friedfertige Leute, wenig eifersüchtig auf ihre Rechte, durchaus nicht sonderlich geschäftig für die Politik und am allerwenigsten geneigt, sich zu Verbreitern der Wahlzettel in ihrem Bezirke herzugeben. So werden die Wahlen einer sehr unansehnlichen Fraction der Stadtbewohner überlassen, jener unruhsamen und ungezogenen Bourgeoisie, die durch ihren beschränkten Geist und eigennützige Lebenswahrscheinlichkeit auf die leichteste Weise den Zöglern zur Beute werden. Diese freilich bemühen denn auch diese Lage mit einer wahrhaft skandalösen Unverschämtheit, indem sie, ohne allen Skrupel die Dummheit der Einen und die Leichtgläubigkeit der Anderen mißbrauchend, unter der einfachen Bezeichnung des demokratischen Comités von Turin völlig unbekannte Persönlichkeiten als die würdigsten und fähigsten Candidaten anpreisen. Dazu kömmt noch, daß das Gesetz nicht einmal die Anwesenheit der Hälfte oder des Drittels der Wählerzahl fordert, so daß die Wahlen öfters von wahrhaft lächerlichen Minoritäten vollzogen werden. So gab es einen Deputirten, der seine Ernennung einem halben Dutzend Wählern zu verdanken hatte, und in Genua, der zweiten Stadt des Königreiches, wo die politische Bildung schon weiter vorgeschritten, hat neulich Herr Manin, der Ex-Präsident der Republik von Venedig, mit nur 737 Stimmen den Sieg davongetragen.

Solche Resultate waren offenbar illusorisch und, wie wir noch bestimmter sagen können, berechtigten nicht im entferntesten zu einer richtigen Ansicht über die öffentliche Meinung in Piemont. Dennoch mußte dieses in Wahrheit am meisten conservativ und monarchisch gesinnte Land Italiens es sich gefallen lassen, wenn man es nach einem oberflächlichen Urtheil als einen Heerd der Revolution verschrie. Denn seit einem Jahre gab es sich in der That eine Vertretung, die wenigstens in ihrer Mehrheit nur aus Demagogen und greisenlosen Liberalen, aus theils blinden Werkzeugen und theils erklärten Agenten des Herrn Ruggini zusammengesetzt war. Diese Kammer hat nun seit dem Tage ihrer Installation nichts weiter zu thun gewußt, als die Regierung Schritt für Schritt zu bekämpfen, ihr mit einer fast kindischen Hartnäckigkeit entgegenzutreten, ihre Vorschläge zu verwerfen und ihre Beschlüsse unglaublich zu machen. Nicht ein einziges Gesetz ward in seinem ursprünglichen Sinne angenommen, nicht eine einzige Vorlage entging dem Schicksale der Zerstückelung und Verstümmelung jener rechtthaberischen Opposition. Allerdings war es nicht bei allen diesen Männern eine geradezu verwerfliche, aus nächternem Nachdenken entstandene Absichtlichkeit; vielmehr, das glauben wir gern, war die Zahl derer sehr gering, welche, die Tragweite ihres Benehmens berechnend, mit aller Ruhe ihre Opposition auf den Umsturz der Monarchie losstevern gesehen haben. Die meisten sind nicht sowohl der Schlechtigkeit, als der Unwissenheit und Dummheit anzuklagen; es waren unerfahrene Anfänger in dem constitutionellen Leben, die nicht begreifen konnten, wie ein Deputirter etwas Anderes tyun könne, als ein systematischer und halsbarriger Gegner der öffentlichen Macht. Opposition und Bürgertugend waren ihnen völlig identische Begriffe. Ja, selbst die Anhänger der Regierungspolitik schämten sich häufig, sich als ministeriell zu bekennen; man durfte einmal als ehrenhafter Deputirter nicht mit der Regierung einer Meinung seyn. So hatten die Rathgeber des Königs Viktor Emanuel nicht nur gegen eine kompakte und feindliche Majorität zu kämpfen, sondern konnten sich auch nicht einmal auf die andauernde Stütze ihrer Freunde verlassen, in deren Reihen öfters der Eine oder Andere unversehens aus purer angeblicklicher Caprice abfiel.

Freilich hat sich auch das Ministerium Manches zu Schulden kommen lassen; es hat namentlich den allerdings bedeutenden Fehler begangen, daß es mit der kleinen Schaar seiner Getreuen, die einige Wahlbezirke ihm noch zum Glück geschickt hatten, sich nie im voraus in Rapport gesetzt, sie nie für die parlamentarischen Manöver vorzubereiten und zu disziplinieren gesucht hat. Das ist besonders Herrn Pinelli vorzuwerfen, dem damaligen Minister des Innern, einem sonst sehr energischen, muthigen und für die schwierigsten Verhältnisse brauchbaren Manne, der aber leicht ungeduldig wird bei einer täglich wiederkehrenden Arbeit; eine sorglose Natur, ein poco curante, wie die Italiäner sagen. Darum begegnen wir auch einem wirklich kuriosen Schauspiel, wenn wir einen Blick auf jene abgerissenen und unzusammenhängenden Sitzungen und Debatten werfen. Zwischen der Rechten und dem Kabinet herrschte eine beständige Verwirrung, ein gegenseitiges Mißverstehen, das die lächerlichsten Quiproquos hervorbrachte, eine ganz natürliche Folge jenes Mangels aller vorhergegangener Mittheilung, und doch saßen auf dieser Seite der Versammlung Männer, die überall fähig und würdig wären, sich an die Spitze einer großen konservativen Partei zu stellen; wir nennen nur die Herren Balbo, de Cavour, Thaon de Revel ꝛc. Es fehlte ihnen nur Eines, das aber am besten ihren Anregungen Nachdruck und Eingang hätte verschaffen können, nämlich — Soldaten! — Einen schlagenden Gegensatz aber zu den Bänken der Rechten bildeten das linke Centrum und die Linke, die eine festgeschlossene und vollzählige Phalanx darstellten. Hier nun mitten in dem Regimentsstab der bärtigen Trybunen ergossen sich im weiten und breiten Redefluß, die Hand bei an die Hüfte gestemmt, die Herren des weiland demokratischen Ministeriums, die heutigen Führer der Opposition, die Sinceo, Ratazzis, Tecchios, Cadornas, lauter Ultraredne und anmaßende Mittelmäßigkeiten. Die einzigen Herren Dufta und Broffferio verdienen aus dieser inrpten Menge hervorgehoben zu werden; jener, ein Mann von Geschäftigkeit und gemäßigterer Natur, als seine älteren Kollegen, hat in der letzten Zeit sogar den Muth gehabt, sich zu bekehren gesucht, welche, besser kontinirt, nicht ohne Einfluß auf das Ministerium hätte werden können; während dieser, zwar exzentrisch, aber mit viel natürlichem Verstand und wahrer Beredsamkeit begabt, lange nicht denjenigen Einfluß auf die Versammlung hat, welchen Intrigue und donnernde Stimme seinen Kollegen Valerio verschafft haben.

Das ist aber auch das einzige Redneretalent in der Deputirtenkammer von Turin, wenigstens kann diese Bezeichnung auf jene leichten Phrasenverdrechsler und wütenden Deklamatoren, die ganze Sitzungen mit den unbedeutendsten Dingen auszufüllen suchten, doch wahrlich kein Anwendung finden. Was nun diese letzte Rüge betrifft, so darf freilich nicht unbeachtet bleiben, daß nach der Geschäftsordnung der dortigen Kammer die englische Manier eingeführt ist, gemäß der die Tribüne nur zu Berichterstattungen, Petitionen und Gesetzesvorschlägen dient, während sonst die Redner von Platze aus sprechen. Dadurch aber gewinnt die Diskussion leicht einen mehr familiären und vertrau-

Digitized by Google

lichen Charakter, und je sicherer sich der Redner hierbei fühlt, je weniger Heimlichkeit und Wahl des Ausdrucks bei einer solchen Rede aus dem Stegreif gesucht und verlangt werden kann, desto öfterer geräth er in die Versuchung, wenn auch nur unter der Form der Unterbrechung, seine Philippikas zu improvisiren. Daher sah man denn auch auf den Bänken dieser Kammer eine Menge kleiner Demosthenesse emporschießen, die sicher nie den Mund geöffnet haben würden, wenn sie erst die Stufen der Tribüne hätten besteigen müssen. Darum würde das Parlament von Piemont sehr wohl daran thun, wenn es statt der englischen unsere Diskussionsweise einführte. Mag auch die Tribüne etwas zu Feierliches haben, wenigstens erfordert sie eine gründliche Vorbereitung; auf der Tribüne kann sich nicht so leicht Jemand in die Debatte mischen, wenn nicht der Gegenstand in ihm früher zur vollständigen Klarheit und Reife gediehen ist; daß sich aber die Berathung in Piemont durch eine ruhige und präzise Form vor den vorbereitenden Diskussionen in den Büreaus auszeichne, ist wahrlich für das nationale Aufleben von nicht geringer Wichtigkeit.

So vergingen denn mehrere Monate, während welcher die Thätigkeit der Regierung vollständig gelähmt, man kann sagen, hinabgetaucht war in die Fluthen unnützer Worte. Vergeblich hatte der König Herrn d'Azeglio mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut und an die Spitze eines neuen Ministeriums gestellt, einen Mann von der größten Volksthümlichkeit in ganz Italien, der am besten die Verdächtigungen der Linken dämpfen und die constitutionellen Institutionen garantiren konnte; vergeblich war Herr d'Azeglio selbst bis an die äußerste Gränze der Gebuld und der Konzessionen gegangen, in der Hoffnung, seine irregeleiteten Gegner zur Besinnung zu bringen und es ihnen begreiflich zu machen, daß die Repräsentativ-Regierung nicht in eine Kriegsmaschine und ein Vertheidigungssystem verwandelt werden darf. Alles war vergebens; die Opposition schien es sich einmal vorgenommen zu haben, ganz allein alle seine traurigen Folgen verantworten, die ihre thörichte Hartnäckigkeit beinahe über das Land gebracht hätte.

Zu Anfang des vorigen Sommers nämlich war, wie bekannt, die österreichische Armee auf piemontesischem Boden kampirt, das Land offen, die Truppen desorganisirt, der Schatz leer, Genua von republikanischer Propaganda aufgewiegelt. Es handelte sich also um nichts weniger als um die gleichzeitige Befreiung des Landes von äußeren und inneren Feinden, als um die gleichzeitige Aufrechterhaltung der Integrität der Krone und der constitutionellen Verfassung. Diese doppelte Arbeit war schwer. Denn es konnte unmöglich Oesterreich, wenn es auch wenig geneigt nach der Vergrößerung seines Territoriums war, gleichgültig seyn, daß in dem Augenblicke, wo ihm übrigen Theile Italiens die Freiheit durch seine Siege unterdrückt war, vor seiner Thür eine freie Tribüne und eine Repräsentativ-Verfassung ungehindert bestehen bleibe; es machte auch gar kein Hehl daraus, daß es gern von seiner hohen Gesdroerung absehen wollte, wenn man ihm in Betreff dieses einen Punktes Zugeständnisse machen würde. Das Wiener Kabinet hat Alles aufgeboten, um zu diesem Resultate zu gelangen, und es steht fest, daß, wenn König Viktor Emanuel sich nur dazu hätte wollen bereit finden lassen, ein reactionnaires, den Plänen Oesterreichs genehmes Ministerium zu ernennen, das arme Piemont keine fünfundsiebzig Millionen zu bezahlen gehabt hätte. Aber zur Ehre dieses Fürsten sey es gesagt, daß er mit der größten Loyalität derglecchen Zumuthungen zurückgewiesen, während die Wahl seiner Rathgeber wohl am klarsten seine hohe Pietät gegen das Ehrbrecht seines Vaters bekundet hat. Was nun Herrn d'Azeglio betrifft, seinen so begeisterten Vorkämpfer für die italiänische Unabhängigkeit, so hat er, indem er seinen Namen unter den Traktat von Mailand setzte, indem er unter dem Druck der Nothwendigkeit seinen Gefühlen Zwang anthat, sich vollständig das Zeugniß geben können, daß er mit der territorialen Unabhängigkeit Piemonts auch die constitutionellen Prinzipien sicher gestellt; oder hatte wohl Jemand das Recht, zu reklamiren, während das Land, geschlagen und geplündert, nicht die Kriegskosten bezahlen konnte? Freilich die Kammer von Turin hatte vor allem Anderen nur einen recht lauten Schrei auszustoßen! Und was wollte sie denn eigentlich? Den Traktat umstoßen? Nun wohl; das Ministerium würde dann seinen Abschied genommen haben; aber der König, der dann nur zwischen einem Ministerium der Linken und einem absolutistischen hätte wählen müssen, würde sich wirklich nicht lange bedacht haben. Denn man konnte ihm vernünftigerweise nicht zumuthen, den Freunden Mazzini's Portefeuilles anzubieten und mit den Trümmern der Legion Garibaldi's den Krieg fortsetzen zu lassen. Er würde also gegen seine Gesinnung und Absicht genöthigt worden seyn, sich mit Männern zu umgeben, die in einer Allianz mit Oesterreich das Ziel ihrer absolutistischen Wünsche erblickt hätten. Hat die Opposition das etwa gewollt? — Nachdem sie lange genug in Declamationen sich ergangen hatte, begann sie endlich einzusehen, daß der Friede, wie er eben unterzeichnet worden, Alles war, was der traurige Zustand Piemonts nur irgendwie hoffen lassen konnte. Der Traktat wurde nunmehr vom König ratifizirt, die Kammer votirte die nöthigen Fonds für die Entschädigungszahlung an Oesterreich, und schon seine nächsten Weiter, als der Berathung gemäß, ihre endliche Zustimmung zum ganzen Vertrage, als sie auch damit Schwierigkeiten machte, anfange sie von einem Tag auf den anderen verschob, bis sie endlich, vom Ministerium gänzlich dringt gedrängt, zu dem merkwürdigen Resultat gelangte, daß sie bezüglich Traktat, den sie paragraphenweise angenommen hatte, bei der Gesammtabstimmung mit zweiundzwanzig gegen sechsundachtzig Stimmen zurückwies! — Die Opposition hat nun freilich vorgegeben, daß sie die Ratification von einer Gesetzesvorlage in Betreff der Naturalisation der lombardischen Emigranten, deren Zahl sich in Piemont bis auf 20,000 belief, abhängig mache. Und allerdings, wie sehr auch immer ein solches Gesetz bedenklich erscheinen möchte, da es mit einemmale Piemont zu einer Art italiänischer Schweiz, zu einem Asyl aller Verschworer der revolutionairen Nachbarschaft machte, es war nicht zu leugnen, daß Piemont doch eine solche Ehrenschuld an die Lombarden und alle übrigen Italiäner, die sich in dieselbe Unabhängigkeitsangelegenheit verwickelt hatten, abtragen mußte. Das Ministerium stellte dies auch gar nicht in Abrede, nur daß es die Naturalisation gewissen Regeln unterwerfen wollte. In diesem Sinne hatte es schon eine Gesetzesvorlage bei dem Senat eingebracht, von dem sie aber mit überwältigung gegen zehn zurückgewiesen worden war, und somit ward diese Gegenstand verfassungsmäßig auf ein Jahr vertagt.

(Schluß folgt.)

England.

Eine astronomische Rundschau.

III.

Die berühmte Herschelsche Familie hat sich um alle Theile der Astronomie die größten Verdienste erworben; wenn es aber darunter einen giebt, den man vorzugsweise ihr Gebiet nennen könnte, so ist es derjenige, der von den Fixsternen und Nebelflecken handelt. Sir William Herschell's Entdeckungen sind von ganz Europa gekannt; der Sohn hat das Erbe, das der Vater der Wissenschaft hinterlassen, vermehrt und vervollständigt. Seine Beobachtungen, die erst vor kurzem der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, lehren und die Tiefen des südlichen Himmels kennen, der vor ihm nur unvollkommen erforscht worden war. Nehmen nun das Buch Sir John Herschell's schon für die jetzt lebenden Astronomen vom größten Werthe ist, so wird es den Sternkundigen späterer Zeiten ein wahrer Schatz werden und bei den Veränderungen jener Regionen, die erst nach Menschenalteren vor sich gehen, einen festen Anhaltspunkt für die Rechnung und Beobachtung bieten. Eine Arbeit, wie sie Sir John Herschell unternommen, hat ein um so größeres Anrecht auf unsere Bewunderung und Erkenntlichkeit, als dazu eine weite Reise, ein jahrelanger angestrengter Fleiß nöthig war und dieselbe ohne allen Nebenzweck, aus der angestrengten Liebe zur Wissenschaft angestellt wurde.*)

In den Zwischenräumen, welche die Sterne von einander trennen, entdeckt das bewaffnete Auge eine Menge weißlicher Wölkchen von verschiedener Form und Größe. In einigen derselben läßt sich nichts weiter wahrnehmen, in anderen unterscheidet man Gruppen von Sternen; endlich giebt es noch welche, die man ganz und gar aus Sternen zusammengesetzt findet. Die Milchstraße besteht aus Myriaden von Sternen, deren unbeschimmte Schleine sie ihren Namen verdankt. Dasselbe ist der Fall bei vielen Nebelflecken. Die Zahl derer, die sich in Sterne auflösen, erscheint um so größer, je kürzere Instrumente man sich bedient. Sir W. Herschell glaubte, daß kein Nebelfleck unauflösbar sey, und das Teleskop des Lord Rosse hat neuerdings die Astronomen in dieser Meinung bestätigt. Es wäre indessen dennoch voreilig, zu behaupten, daß es gar keine eigentliche Nebelmaterie gäbe.

Vor W. Herschell kannte man 96 Nebelflecke und hatte einige von ihnen untersucht. Durch ihn sind 2500 alleln auf der nördlichen Himmelsphäre nach Lage und Zusammensetzung bestimmt worden. Seine Schwester, Karoline Herschell, verfaßte ein Verzeichniß ihrer rechten Aufeinander. Der jüngere Herschell vermehrte ihre Anzahl um 800. In seinem neulich herausgegebenen Werke beschrieb er, neben den schon früher gefehenen, 500 von ihm am südlichen Himmel entdeckte. Dieses Werk enthält Zeichnungen von den Merkwürdigsten, was der Himmel des Kapslandes darbietet, so daß spätere Astronomen an ihnen die Veränderungen werden wahrnehmen können, die im Laufe der Zeiten in Lage, Verrechtungsgrad und Form der Nebelflecke eingetreten seyn werden.

Die Nebelflecke sind in der That unzählbar und ihre Formen unendlich mannigfach. Indessen lassen sie sich doch in zwei unterscheidbare Abtheilungen zerlegen. Die einen nämlich bilden Flecken von großer Ausdehnung mit unregelmäßigen, oft abenteuerlichen Umrissen, die anderen sind bedeutend kleiner und haben eine mehr regelmäßige Gestaltung. Die Letzteren zeigen zuweilen das Ansehen von Kometen, oder sie sind ring- oder linienförmig. Im häufigsten stellen sie kugelförmige oder sphäroidale Gruppen von Sternen dar, deren innere Lagen dichter sind, als die äußeren. Je näher dem Mittelpunkte, desto mehr nähert sich ihre Anordnung der Kugelform. Im Centrum selbst sind die Sterne in solchen Massen angehäuft, daß sie ein sehr lebhaftes Licht ausstrahlen. Einige von diesen Gruppen, deren schimmernde Oberfläche kaum den zehnten Theil von der Mondscheibe beträgt, enthalten an 20,000 Sterne. Es ist nicht anzunehmen, daß sich diese Systeme im Weltenraume erhalten können, wenn sie in Ruhe sind. Es könnten die Sterne, die da zusammengedrängt sind, ihre Stellung zu einander nicht behaupten, wenn sie sich nicht bewegten. Bewegen sie sich aber nach dem Gesetze der Schwere, so muß die Komplizirung ihrer Bewegungen und Störungen alle Vorstellung übersteigen. — Am besten

*) Während der vier Jahre, welche Sir J. Herschell am Kap zubrachte, widmete er die Nächte der Beobachtung, die Tage der Rechnung und Verbesserung seiner Instrumente. Dabei fand er noch Zeit zu einer ausgedehnten Korrespondenz mit den Astronomen aller Länder der Welt und zur Absassung an den öffentlichen Angelegenheiten der Kolonie. Die Kosten dieser ehrenden Reise bestritt er aus seinem Privatvermögen. Er hatte, um sich die volle Unabhängigkeit in seinen Unternehmen zu sichern, die Gedankerleitungen des Herzogs von Northumberland zurückgewiesen und selbst die Ueberfahrt auf einem Staatsschiffe ausgeschlagen. Das man ihm zur Verfügung gestellt hatte. Nach seiner Rückkehr lasse er anderes. „Von der Zeitung“ — so schreibt er — „bemerkt, die Aerndte einzelnen, Thatsachen in Masse gesammelt sind, lassen sie die wichtigen Gesetze nicht auf die Berechnerklärung meiner Beobachtungen anwenden. Mit Freuden, so, mit Stolz nehme ich die Aufsicht an, sie dem Publikum in einer Vollständigkeit und Ausdehnung vorzulegen, die ohne die fürstliche Freigebigkeit des Herzogs von Northumberland eine ganze Reihe von Jahren hätte in Anspruch genommen haben.“

Die auf Jahre nach seiner Rückkehr verwendete Herschell vorzüglich dazu, das auf dem Kap gesammelte Material in Ordnung zu bringen. Dieser Zeitraum wird nicht zu lang erscheinen, wenn man bedenkt, wie ungeheure die Zahl der Beobachtungen war, und daß er auf Beobachtungen ohne Gehilfen angewiesen, Arbeit er sich selbst einen ungeheuren Namen nannte.

Digitized by Google

lassen sich die Sterne in denjenigen Nebelflecken nachweisen, die sich nur wenig von der Kugelform entfernen, während die elliptischen Nebelflecke, selbst wenn sie ausgedehnt und glänzend sind, der teleskopischen Untersuchung bedeutende Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Milchstraße umgiebt den Himmel wie ein Gürtel und theilt auf eigenthümliche Weise die Nebelflecke der beiden Hemisphären. In der nördlichen liegt, außer anderen zerstreut vorkommenden Nebelflecken, ein überaus großer, platter, mit unregelmäßigen Umrissen. Man denke sich die Milchstraße um den Horizont gelegt, so würde diese große Nebelplatte über den Kopf des Beobachters hinweg nach allen Seiten hinabreichen; am meisten aber nach der Seite des Nordpols. Ihre reichste und dichteste Partie liegt im Sternbilde der Jungfrau. Am südlichen Himmel herrscht, die Nebel des Magellan ausgenommen, eine große Gleichmäßigkeit in der Vertheilung der Nebelflecke. Es wechseln kleine Nebelflecke mit leeren Stellen ab. Sehr glänzend stehen sich hier die kugelförmigen Nebel dar, die sich in Sterne auflösen lassen. Sie werden von der Milchstraße durchschnitten, und Sir John Herschell will sie sogar zu ihr gezählt wissen. Die beiden Nebel des Magellan sind mit dem bloßen Auge zu erkennen. Ihr Licht ist so stark, als das der glänzendsten Strecken der Milchstraße. Bei Monschein freilich verschwindet der kleinere ganz, der größere fast. Sie hängen weder unter einander, noch mit der Milchstraße zusammen. Ihre innere Bildung ist jedoch dieselbe in beiden. Sie bestehen aus breiten Streifen oder aus unregelmäßig begrenzten Massen von Nebelstoff, der sich theils in Sterne auflösen läßt, theils nicht.

Die Nebelsterne sind im ganzen Himmelsraume zerstreut. Indessen hat man ihrer zwei auf der südlichen Halbkugel entdeckt. Man giebt diese Bezeichnung denjenigen Sternen, die mit einem leichten Dunstkreise umgeben sind. Häufiger kommen die sogenannten Doppelnebel vor, Nebelflecke, die einander berühren oder selbst theilweise verdecken. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hier eine Umdrehung des einen um den anderen stattfindet, wie dies bei den Doppelsternen der Fall ist, zu denen sie also ein Analogon bilden würden. Es ist dies ein Punkt, über den man sicher mit der Zeit ins Klare kommen wird.

Die Milchstraße zeigt sich am südlichen Himmel besonders reich und glänzend. Indem sie durch das „Einhorn" geht, ist sie breit, voll und gleichmäßig, bis sie sich in der Nähe des Wendekreises in mehrere Aeste theilt, die im „Schiff" wieder zusammengehen. Dann erscheint sie schmal, voll glänzender Punkte. Bei η des „Schiffes" theilt sie sich aufs neue, und im Südwesten des „Kreuzes" umschließt sie einen großen, dreieckförmigen, leeren Raum vom tiefsten Schwarz. Dies ist die unerklärliche von den dunkeln Stellen des tropischen Himmels, die von den alten Seefahrern „Kohlensäcke" genannt wurden. Dessenungeachtet jedoch enthalten dieselben eine Menge von kleinen teleskopischen Sternen, die nur von dem Glanze der sie umgebenden Milchstraße verdunkelt werden. Von da wird der Gürtel der Milchstraße wieder breiter und bleibt so bis α des „Centauren", wo er wieder in zwei Streifen auseinandergeht, die sich in der Nähe des „Schwans" vereinigen. Hier wechseln lichte und dunkele Stellen häufig mit einander ab und bieten im Glanze ihrer Helle, wie ihrer Schwärze, einen Anblick von unbeschreiblicher Erhabenheit. Im „Skorpion" und theilweise im „Bogenschützen" besteht die Milchstraße aus leuchtenden Wolken, die sich durch das Teleskop als Sternhaufen darstellen. Die Sterne sind in Massen, wie Sand, den man mit vollen Händen hingeworfen. Auch hier werden die Lichtwolken durch schwarze Räume getrennt. Unter diesen Sternen sieht man welche von den verschiedensten Größen, von der vierzehnten bis zur zwanzigsten und von da bis zur Nebelhaftigkeit. Eine Strecke weiter findet sich dieselbe Anordnung. Die Kleinheit der Sterne ist hier unmeßbar, und ihre Menge spottet jedes Versuches, sie zu zählen. Es sind ihrer millionenmal Millionen, und ein jeder von ihnen ist vielleicht eine Sonne, um die sich Welten drehen! — Der Bau der Milchstraße bietet die meiste Pracht und Mannigfaltigkeit an gewissen Stellen des „Skorpions", des „Bogenschützen" und des „Ophiuchus". Hier liegen die bereits oben erwähnten kugelförmigen Nebel, die von der Milchstraße durchschnitten werden oder, wie J. Herschell will, zu ihr gehören. In J. Herschell's Schilderung dieser Himmelsgegend findet sich folgende Stelle: „Keine Sprache, keine Beschreibung könnte einen richtigen Begriff geben von dem überraschenden Wechsel in Form und Helle, der sich hier dem Auge darbietet. Worte genügen nicht, um den Eindruck zu schildern, den die erhabene Schönheit dieses Schauspiels hervorbringt, wenn man rasch den Blick darüber hinwegschweifen läßt. Eine glänzende Reihe unzähliger Sterne eröffnet die Scene, dann entreißt sie sich so erhaben und so lieblich, daß, wollte ich die Ausdrücke auf diese Blätter übertragen, mit denen ich jenen Anblick in mein Tagebuch verzeichnete, mich meine Leser einen Ueberspannten und Phantasten nennen würden. Ich aber halte es für unmöglich, daß, wer nur ein Fünfchen Begeisterung für die Astronomie besitzt, in einer schönen Nacht den Theil des südlichen Himmels, der zwischen der Sekunden und dreizehnten Stunde rechter Aufsteigung und zwischen dem 146 und 149 Grade Pol-Distanz liegt, durch ein starkes Teleskop mit Ruhe betrachten kann. Die große Mannigfaltigkeit der Phänomene, das lebhafte Interesse, das sie anregen, der blendende Reichthum des Sternengrundes setzen den Beobachter außer Stand, kalt zu bleiben."

Der ungeheure Zwischenraum, der unser Sonnensystem von den Fixsternen und diese wiederum von einander trennt, hat unstreitig den Zweck, die Stetigkeit des ganzen Weltsystemes zu erhalten. So dient auch der Abstand der Planeten unter einander und von der Sonne dazu, die Störungen, die sie gegenseitig auf ihre Bahnen üben, in gewissen Gränzen zu erhalten. — Es sind gegründete Zweifel darüber vorhanden, ob es im eigentlichen Sinne des Wortes Fixsterne gebe. Sie mögen und sie erscheinen, weil sie so entfernt sind, daß es der feinsten Beobachtungen bedürfte, um ihre Bewegung nachzuweisen und dieselbe von derjenigen zu unterscheiden, welche sie für uns zu haben scheinen, weil unser ganzes Sonnensystem gegen das Sternbild des „Herkules" hin vorrückt. Diese letztere Thatsache ist schon von W. Herschell anerkannt worden, und seine Berechnungen stimmen in dieser Hinsicht mit denen von Vieren der ausgezeichnetsten Astronomen überein. Neuerdings ist das Faktum noch auf einem anderen Wege durch Herrn Galloway bestätigt worden. Das Ergebniß dieser Forschungen ist, daß die Sonne mit einer Geschwindigkeit von 400,000 engl. Meilen im Tage gegen das Sternbild des „Herkules" fortrückt.

Veränderliche Sterne nennt man diejenigen, die einem Wechsel des Glanzes und der Farbe unterworfen sind. Bei den Doppelfixsternen hat man diese Eigenthümlichkeit benutzt, um die Dauer ihrer Umläufe zu berechnen. Es giebt aber auch unter den isolirten Sternen sehr viele veränderliche. Sir William Herschell nimmt einen auf dreißig an. Sir John Herschell hat deßhalb, sowohl am Kap als in England, ein Verzeichniß entworfen, in welchem die Sterne nach ihrem Lichte geordnet sind, so daß die geringste Veränderung desselben bei diesem oder jenem Himmelskörper auf der Stelle angemerkt werden kann. Die große Anzahl der veränderlichen Sterne veranlaßt ihn in seinem neuesten Werke zu folgenden Betrachtungen:

„Ein bedeutendes naturgeschichtliches Interesse knüpft sich an diesen Gegenstand. Die geologischen Thatsachen nämlich lassen darauf schließen, daß die allgemeine Temperatur der Erde im Laufe der Zeiten große Veränderungen erfahren habe. Diese Veränderungen mußte eine fossilische Ursache zu Grunde liegen; aus einem bloßen lokalen Unterschied in der Vertheilung des festen Landes und des Wassers — wie Dyell annimmt — läßt es sich nicht erklären, wenn zu einer Zeit Gegenden, die unter jedem Breitegraden liegen, mit einer mehr als tropischen Vegetation bedeckt waren, während zu einer anderen Epoche große Strecken Mittel-Europa's, die sich gegenwärtig eines milden Klimas und einer ensprechenden Feuchtbarkeit erfreuen, unter Eisschichten von enormer Dicke vergraben lagen. Das Verhalten der veränderlichen Sterne bietet eine ungezwungene Erklärung dieser Thatsachen. Nehmen wir an, die leuchtende Kraft der Sonne habe, wie die anderer Fixsterne, während der geologischen Epochen um die Hälfte variirt, und es sey der Gang dieser Veränderung vor- oder rückschreitend gewesen, je nachdem uns die Beobachtungen eine höhere oder niedrere allgemeine Temperatur nachweisen — so haben wir eine Hypothese aufgestellt, die kein Astronom für unlösglich — kaum unwahrscheinlich halten wird, und die jedenfalls mehr für sich hat, als die Meinung, nach welcher die Sonne in fernen Jahrhunderten auf ihrer Bahn an einer Anhäufung von Sternen so nahe vorbeigekommen sey, daß deren Anstrahlung auf die Temperatur unseres Planeten einen fühlbaren Einfluß geübt habe.

„Freilich wissen wir nichts Sicheres über die wahre Natur der Licht- und Wärmestrahlungen, die von der Sonne oder den Sternen ausgehen. Das Wahrscheinlichste dünkt uns, daß ihnen elektrische Strömungen zum Grunde liegen, die den kosmischen Gesetzen gemäß den Aetherraum durchdringen, und an den Atmosphären der Gestirne eine der elektrischen Phosphoreszenz fähige Materie finden, dieselbe in Leuchtung versetzen, gerade so, wie unsere Nordlichter unter dem Einfluß der Strömungen der Erd-Elektrizität entstehen. Oder der Grund des Leuchtens läge in einer intensiven Verbrennung, die unangesetzt in den Stern-Atmosphären stattfände. Es müßten dann die durch die Verbrennung vereinigten Elemente immer wieder durch eine auf der Oberfläche der Gestirne wirkende Lebenskraft getrennt und in den Zustand der Verbrennbarkeit versetzt werden, gerade wie auf unserer Erdoberfläche durch die Lebens-Vorgänge in den Pflanzen das Resultat der Verbrennung, die Kohlensäure, in ihre Elemente zerlegt und so wieder die Möglichkeit einer neuen Verbrennung hergestellt wird. Uebrigens kömmt es uns hier weniger darauf an, die Ursache des Leuchtens und Wärmens der Sonne und der Sterne genau festzustellen; es genügt, zu zeigen, daß sich Phänomene, die denen, um die es sich hier handelt, ähnlich sind, aus gewissen Gründen erklären lassen. Warum sollen diese Gründe, wenn sie in einigen Fällen als wirkend anerkannt sind, nicht auch in noch einem analogen gelten dürfen?"

Veränderungen in ungeheurem Maßstabe gehen auf der Sonnenoberfläche vor sich. Das strahlende Fluidum, von dem sie umflossen ist, zeigt sich zuweilen in starker Aufregung, spaltet sich, nachdem es Jahrelang in gleichmäßiger Ruhe gewesen, an manchen Stellen und läßt Lücken von enormer Ausdehnung zwischen sich. Man nennt diese leeren Räume Sonnenflecken; sie finden sich niemals in den Polar- und selten in den Aequatorialgegenden der Sonne, sondern meiß zwischen beiden auf einem Gürtel von etwa 35 Graden Breite. Es scheint hieraus hervorzugehen, daß sie mit der Bewegung der Sonne um ihre Axe in Verbindung stehen. Sir John Herschell theilt diese Meinung. Sonnenflecken von eigenthümlicher Gestalt zeigten sich zu Ende des Jahres 1836 und Anfang 1837. Am 29. März sah man einen, der nach Herschell's Messung eine Fläche von 3,780,000,000 engl. Quadratmeilen einnahm. Der schwarze Mittelpunkt eines Fleckens, der am 25. Mai beobachtet wurde, hatte Raum für die ganze Erde gehabt, und noch wäre ein rehetlabler Platz zwischen ihr und seinem Rande leer geblieben. Kein Zweifel, daß so bedeutende Veränderungen an der Sonnenoberfläche einen entsprechenden Einfluß auf die Temperatur der Erde ausüben.

Belgien.

Gent im vierzehnten Jahrhundert.

Nach Hendrik Conscience.

Wir haben in Nr. 3 des Magazins d. J. auf Conscience's neuestes Werk, „Jakob von Artevelde",*) aufmerksam gemacht. Unserem Versprechen gemäß, theilen wir ein paar kurze Episoden aus diesem historischen Romane mit, in

*) Deutsch von O. L. B. Wolff. 6 Bdchn. Leipzig. Lord, 1840.

Digitized by Google

welchem das Bürgerleben der flandrischen Hauptstadt geschildert ist, wie es, dem Mittelthume gegenüber, früher als in den übrigen Gauen des großen deutschen Kaiserreiches, bereits im Mittelalter sich gestaltete. Man wird auch in diesen fragmentarischen Skizzen die Meisterhand nicht verkennen.

I. Der Freitagsmarkt.

Der Freitagsmarkt in Gent ist einer derjenigen Plätze, deren Anblick allein den Dichter in vergangene Zeiten des Ruhms und der Volksgröße zurückversetzt. Dieser Platz liegt da wie ein unermeßliches Blatt, auf welchem die ganze Geschichte der blaamischen Gemeinden geschrieben steht. Auf dieser Bühne von Flanderns Glück und Unglück, von Flanderns Macht und Erniedrigung hat der Grund hundertmal gebebt unter den Tritten der wählenden Menge; sein Boden hat das Blut unserer Väter in wüthenden Bürgerkriegen getrunken, die Luft hallte dort wieder von jauchzenden Siegesrufen, von rasenden Rachegeschrei, von Liebesgesängen für den Fürsten, von Verfluchungen der Tyrannen und glühenden Wünschen für Vaterland und Freiheit.

Was auch immer das Gemüth der trotzigen Genter bewegen mochte — sey es Freude, Leid oder Zorn — das Volk strömte stets aus allen Straßen nach dem Freitagsmarkt, als nach dem Platze, der Jedem zugehörte, und wo selbst der Bettler, wenn er Bürger von Gent war, sagen konnte: dies ist mein Eigenthum.

Durch lange Gewohnheit hatte das Volk sich eingebildet, daß auf dem Freitagsmarkte jeder Bürger, gleich viel ob arm oder reich, über die Angelegenheiten der Gemeinde und des Landes sagen könne, was er wolle, ohne daß es der Obrigkeit gestattet sey, den Genuß dieser Freiheit zu beschränken oder von Jemanden besonders zu bestrafen für Etwas, das sich auf dem Freitagsmarkte ereignet hatte. In der Meinung der Menge galt dieser Platz daher als ein freier Boden, auf dem Niemand zu gebieten habe, denn das Volk allein; was man in keiner anderen Straße oder auf keinem anderen Markte thun und aussprechen durfte, das sagte man laut und that es öffentlich auf dem Freitagsmarkte.

Bei Aufständen oder zur gesetzlichen Vertheidigung von des Volkes beeinträchtigtem Rechte versammelten sich hier die bewaffneten Mitglieder der Aemtungen oder Gilden, bereit, als eine eifersüchtige und mannhafte Gemeinde die Freiheit zu rächen, und wenn sie auch nur dem Scheine nach angegriffen worden war. Hier auch, vor dem Giebel des Hochhauses, schwor Gent seinen Fürsten Treue und legten diese den Eid ab, Flanderns Rechte nicht zu schänden.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte der Freitagsmarkt ein ganz anderes Aussehen als jetzt; die St. Jakobskirche, von allen anderen Gebäuden abgesondert, beherrschte den ganzen Platz, ohne daß ein einziges Haus ihre Aussicht hin an die Leie verhinderte. Dieser Tempel war von einer runden Mauer umschlossen, innerhalb welcher sich der Kirchhof mit seinen einfamen Gräbern ausbreitete; vier Zugänge durchkreuzten den Gottesacker, über die man bei Tage wie bei Nacht gehen durfte, sey es, um vor dem Beinhause zu beten, sey es, um seinen Weg abzukürzen. Vor dem Giebel der Kirche, in einiger Entfernung, doch gleichfalls in der Mitte des Marktes, stand der Collatienhof, ein altes Gebäude mit rundem Thurm, wo die Dechanten der Gilden zu allgemeinem Rathe, Collatie genannt, sich versammelten, um über alle Zunftangelegenheiten zu beschließen. Eine eiserne Galerie, der Ring geheißen, umschloß das Thürmchen wie ein Gürtel auf der Hälfte seiner Höhe. Jedes Stück Tuch, Leinwand oder Barchent, welches Freitags zu Markt gebracht wurde, und von dem die Zinder oder Geschworenen der Gilden urtheilten, daß der Stoff verfälscht oder schlecht genug gearbeitet sey, um dem Ruhme des Genter Gewerbfleißes Abbruch zu thun, ward zur Schande für seinen Verfertiger öffentlich auf den Ring gehängt. Die Häuser rings um den Freitagsmarkt sowohl, wie in den anderen Stadtvierteln waren, meist von Holz aufgeführt und mit Stroh gedeckt; einige derselben, die Wohnungen bemittelterer Bürger, hatten ein Ziegeldach und einen Giebel von Backsteinen, zwischen welchen hölzerne Bindebalken in großen Quadraten hindurchliefen. Die Fenster waren in Spitzbögen oder sonst vielgestaltig, alle jedoch durch einen aufsteigenden Pfeiler in zwei Hälften geschieden und durch geschickt eingefügte Glasscheiben verschlossen. — Es wäre thöricht, zu glauben, daß das für diese Wohnungen verwandte Baumaterial ihnen ein geringes Ansehen hätte geben müssen; dies mochte allerdings der Fall seyn bei den niedrigen Häusern, welche Arbeitern oder armen Bürgern als Wohnung dienten; aber die immer sehr hohen Bürgerhäuser entfalteten genugsam Pracht und Kunst, zum Beweise, daß Reichthum und Geschmack ihren Bau geleitet hatten. Diese Pracht bestand in erhabenem Bild- und Laubwerk, mit welchem alles sichtbare Holz des Giebels gleichsam überdeckt war, und in den ausgeschnitten Formen der verzierten Fensterbogen, unter welchen allerlei geschnitztes Laub- und Blätterwerk sich zu ringeln schien. Trotz dieser reichen Bauart und dem künstlichen Schmuck boten die Häuser von Gent dem Blicke des Beschauers nichts Gefälliges dar; über die ganze Stadt verschrie der braungraue Ton des verwitterten Eichenholzes und die fahle Aschfarbe des bald vermoderten Strohes.

In einem Winkel des Freitagsmarktes, nach dem Waeisheje zu, stand eine Art von Schloß, aus schwerem, schlechtem, blauem Schieferstein aufgebaut. In dem Vordergiebel desselben, der auf seiner ganzen Breite mit Eckfeinen gekrönt war, prangten schöne spitzbogige Fenster; an jeder Ecke des Giebels hing ein Thurm, Drommer oder Kessel genannt, der mit Schießlöchern versehen war. In diesem Schlosse wohnte das edle Geschlecht von Utenhove.

Solcher befestigter Häuser, die man Steine nannte, gab es viele in Gent; sie gehörten fast alle Edelleuten zu und waren dem Stadtrecht nicht unterworfen, indem sie als fürstliche Lehen unmittelbar von dem Grafen abhingen.

Es läßt sich denken, daß solche Steine, mitten in den Gemeinden aufgeführt, nichts Anderes waren als Festungen, aus denen die Lehnsherren das Volk beherrschten und unaufhörlich dessen Freiheit und Entwickelung bedrohten oder es niederhielten, wo es noch nicht aus seiner urfprünglichen Unmündigkeit sich erhoben hatte. Bei den eigentlichen alten Herrensehen auf dem platten Lande war dies auch wirklich der Fall; aber in der Stadt Gent hatte der Beistand des Gewerbfleißes und der Volksmacht schon lange Alles durchdrungen, sogar die felsenähnlichen Mauern der Steine. Die edeln Geschlechter waren dort in die Bürgerschaft getreten und redliche Glieder der Gemeinde geworden, dem Volke rathend und helfend bei der Entwickelung der Arbeit und der Freiheit. So war es gekommen, daß die Genter Edelleute — obwohl sinnlichtig ihrer Schlösser, als ihres unbeweglichen Eigenthums, unabhängig von der Schöffenbank — sich selbst sinnlichtig ihrer Personen unter das allgemeine Recht der Stadt Gent gestellt hatten. Sie nahmen in vollkommener Gleichheit an den Lasten und Pflichten Theil und genossen gleich Jedem die Vorrechte und den Schutz der mächtigen Gemeinde.

Wohl gab es einige Edelleute, ja, sogar ganze Geschlechter, welche diesem Vorbilde nicht gefolgt waren. Diese beklagten es sehr, daß das Volk so drohend sein Haupt gegen die Macht der Lehnsherren erhob, und da Frankreich damals noch das Land war, wo die Ritterschaft in ihrem vollen Glanze prangte und das Volk unwiderstehlich unterdrückte, so hatten sie ihre Hoffnung und ihre Neigung auf Frankreich gewandt, wähnend, daß von dort eine Macht ausgehen werde, die dem Hochmuth des Volkes Gränzen setze. In Flandern nannte man diese Edelleute, so wie überhaupt Alles, was französisch gesinnt war, spottweise die Leliaerds (die Anhänger der Lilien, des französischen Wappens).

Ursprünglich war es jedem Bürger verboten, in einem Stein zu wohnen; Ritter allein durften in einem befestigten Hause ihren Aufenthalt nehmen; aber im vierzehnten Jahrhundert war der Reichthum der Genter Bürger schon so hoch gestiegen, daß einige sich auch Steine gebaut oder von herabgekommenen adeligen Familien gekauft hatten.

Mannigfaltiges.

— Die Republik ohne Republikaner. Ein Pariser Korrespondent des englischen Athenaeum macht die Bemerkung, daß bei der kürzlich stattgefundenen Aufnahme des Herzogs von Noailles in der französischen Akademie so wenig Republikanisches in der ganzen Haltung der zahlreich besuchten Versammlung wahrzunehmen gewesen sey, daß man vielmehr des Shakespeareschen Wort (in „König Lear") „Every inch a King!" (Jeder Zoll ein König!) darauf hätte anwenden können. In der That giebt es nicht leicht einen unnatürlicheren, heuchlerischeren politischen Zustand, als den, in welchem sich Frankreich seit dem Februar 1848 befindet. Alles erkennt dort äußerlich die Republik und die republikanischen Formen an, und Niemand ist doch im Herzen für die Staatsform, wie sie durch die Verfassung von 1848 hergestellt worden. Jedermann, von dem Präsidenten Ludwig Bonaparte bis auf Proudhon herab, wartet vielmehr auf die erste günstige Gelegenheit, um seine eigenen politischen Ansichten und Ansprüche geltend zu machen. Charakteristisch ist dabei noch, daß keine Partei den Muth zu haben scheint, handelnd hervorzutreten, und daß vielmehr Alle von den Ereignissen, wie sie sich von selbst machen, eine Wendung zu ihren Gunsten erwarten. Auch dies trägt natürlich dazu bei, die französischen Zustände noch apathischer und widerwärtiger erscheinen zu lassen, als sie jemals früher vor oder nach einer Revolution waren. Allerdings kömmt auch manches Komische bei dieser Gelegenheit zu Tage. So erzählt jener Korrespondent des Athenaeum, der Herzog von Noailles habe sich augenscheinlich mit Absicht nicht des üblichen Ausdruckes „République des Lettres" (Gelehrten-Republik), sondern zu wiederholtenmalen des gesuchten Wortes „Empire des Lettres" bedient.

— Odin und Thor in Schleswig. Ein zweiter Theil der von Herrn Paul de Bourgoing herausgegebenen Studien über Sprachen- und Nationalitätskriege (Guerres d'idiome et de nationalité) hat sich Schleswig-Holstein zum Gegenstande gewählt. Herr v. Bourgoing (früher bekanntlich französischer Gesandte in München und Geschäftsträger in St. Petersburg) geht von der Behauptung aus, daß, selbst wenn man die Berechtigung der Deutschen auf die Länder, wo die deutsche Zunge klingt, zugeben wollte, Schleswig — das der Verfasser konsequent „Slesvig" schreibt — von diesen Ländern ausgenommen werden müßte, indem sowohl der Name des Landes, als der einen großen Theiles aller schleswigschen Ortschaften auf skandinavische Wurzeln und namentlich auf die nordische Mythologie — wie z. B. Odense von Odins-hoie, Thorlschell von Thors-kilde ꝛc. stamme — zurückzuführen sey und das berühmte Danewirke jenem deutschen Philologen unbekanndar als ein Dänenwerk sich darstelle. Odin und Thor sollen nun als Schiedsrichter in dem Streite zwischen Deutschland und Dänemark einschreiten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 24, und bei Hrn. Cassar, Breiteſtraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 9. Berlin, Sonnabend den 19. Januar 1850.

Frankreich.

Herr v. Noailles und die Académie française.

Wir erfuhren jüngſt durch die öffentlichen Blätter, daß man an Stelle des verſtorbenen Chateaubriand den Herrn v. Noailles zum Mitgliede der Akademie ernannt habe. Je berühmter der durch den Tod abgeſchiedene Dichter, Denker und Staatsmann war, deſto mehr mußte ſich natürlich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Neuwahl richten. In Folge deſſen haben ſich denn auch verſchiedene Stimmen erhoben, welche den Herr v. Noailles einer ſcharfen Kritik unterwarfen und dabei Gelegenheit nahmen, der Akademie ſelbſt ſo manche bittere Wahrheit zu ſagen. In der Presse unter anderen ſchwingt Eugène Pelletan, den unſerer Leſer ſchon früher in dieſen Blättern kennen lernten, die Geißel der Ironie, des Spottes und der Satire und theilt damit, allerdings ſo grauſde wie möglich, mannigfache Schläge aus, ſo daß aus dieſer und jener Perücke der erlauchten Vierzig gar bedenkliche Staubwölcken aufwirbeln. Die anmuthige Form des eben angedeuteten Artikels wird in gleichem Maße, wie der pikante Inhalt deſſelben, ſeine theilweiſe Mittheilung rechtfertigen. Hier iſt er:

„Wenn ich mich recht erinnere, hielt die „franzöſiſche Akademie“ am 24. Februar 1848 ihre letzte Sitzung. Sie nahm damals gerade, ich weiß nicht mehr, welche Berühmtheit zum Mitgliede auf; vielleicht fällt mir gelegentlich der Name noch ein.

Nun aber gab es an jenem Tage in Paris großen Lärm. Es wurde ſogar geſchoſſen!

Bei der erſten Salve ſtürzte oder vielmehr ſenkte ſich die Kuppel des Inſtituts, welche niemals ſo recht feſt und im Gleichgewicht ſtand, auf die erlauchte Verſammlung herab; Tribünen, Lehnſtühle, Pulte, Zuhörer, Maulaffen, Aufwärter, Dichter, Bildhauer, Tonkünſtler, Architekten, Chemiker, Geologen, Medaillenſchneider, kurz, Alles wurde durch dieſes Ereigniß gleichſam wie unter den Deckel eines Topfes gepreßt und blieb ruhig darunter begraben.

Im erſten Augenblick merkte man nichts von dieſer ſeltſamen Begebenheit, und ſpäter hatte man nicht weiter darauf Acht.

Erſt im zweiten Jahre nachher machte irgend Jemand, — wenn ich recht geſehen habe, war es ein gar tief gelahrter Herr, der ſich mit der Zählung der Wolken, als Vorarbeit zu einer künftigen Statiſtik verſehen, zu beſchäftigen ſchien, — machte, ſage ich, dieſer Jemand eines ſchönen Morgens, als er ſein Fenſter öffnete, die Bemerkung, daß eine Wetterfahne im Viereck fehle.

Es war die Wetterfahne des Inſtituts.

Er ſchickte ſich ſogleich an, die Behörde von dieſem Unfalle, welcher zu den Millionen Unfällen der Revolution noch hinzugekommen war, in Kenntniß zu ſetzen. Die Behörde theilte ihn dem Architekten des Palais mit; der Architekt rief die Baulente, die Baulente boben die Kuppel vorſichtig in die Höhe und fanden in dem Topf die Tribünen, die Lehnſtühle, die Pulte, die Toiletten, die Zuhörer, die Maulaffen, die Gelehrten, die Aufwärter, die Bildhauer, die Tonkünſtler, die Maler, die Graveure, Alles noch eben ſo vollzählig, eben ſo unbeſchädigt, eben ſo beim beſten Wohlſeyn, eben ſo genau in Reihe und Glied neben einander wie am 24. Februar. Es war dieſes eine wahrhaft hermetiſche Akademie-Schließung und Konſervirung geweſen, und nicht das kleinſte Atom hatte ſich verflüchtigt.

Was haben die Herren hier während der zwanzig Monate der Republik gemacht? Mein Gott! wie ich glaube, etwas ſehr Einfaches: ſie haben geſchlafen und ſind ſo bald nicht wieder erwacht! Mancher wird dieſes Phänomen vielleicht für unmöglich halten. Frage man indeß gewiſſe Naturforſcher; ſie haben Murmeltiere gekannt, welche noch länger ſchliefen.

Einer der erſten, welcher ſich ermunterte, war der treffliche Leverrier. Er ſchrieb auf der Entdeckung ſeines Planeten den tiefen Schlaf der Unſchuld. Während er ſich indeß hier unter Verſpaltz befand, einzig damit beſchäftigt, von ſeiner Firmamentreiſe auszuruhen, machte ſich der abſcheuliche Planet ganz ſacht aus dem Staube in die weite Unendlichkeit hinaus. Da ein ausreißender Stern, wenn er irgend einen Aſtronomen hinter ſich merkt, leicht zwei Milliarden Meilen in einer Minute zurücklegt, ſo fürchte ich gar ſehr, Herr Leverrier wird ſeine Entdeckung nicht mehr wiederfinden.

Sodann erwachte Pisconi. Man hielt ihn für verloren, weil man auf dem Bärenau der Pairskammer nun noch ſeinen ſeideren Ueberzug hatte finden können. Er hielt ganz einfach unter ſeiner Decke in Folge einer Rede des Herrn v. Broglie Mittagsruhe. Der folgende war Guizot. Er iſt äußerſt glücklich, ſich im Augenblick der Revolution in ſo anſtändiger Geſellſchaft befunden zu haben; denn er war Miniſter der vertriebenen Dynaſtie und demgemäß verpflichtet, dem Geſetz der Ereigniſſe zu verfallen. Wir hätten ihn im Intereſſe der Geſchichte Englands bedauert. Guizot iſt gewiß ein Geiſt von ungeheurer Gelehrſamkeit, den wie in der Akademie ſehr gern bewundern. Der vierte oder fünfte war Lenormand. Wir glauben ihn bei der berühmten Auflegung des Sonderbundes mit ſo vielem anderen Unrath für immer fortgekehrt. Der ſechſte, der ſiebente, der achte, der neunte, der zehnte waren, ... was ſoll ich ſagen? denn ſie tragen keine Unterſchrift, und zu nennen weiß ich ſie nicht. Kurz, endlich waren ſie alle wieder da, einer neben dem anderen, vom erſten an bis auf unſeren guten Saint-Marc-Girardin.

Alle erwachten ſie wieder zum Lichte mit derſelben ungezwungenen Behäbigkeit, als ob ſie ſich auf einmal gemeinſam aus einer Betrachtung erhöben. Vielleicht äußert ſich bei ihnen Denken und Schlafen ganz in gleicher Weiſe. Sie werden indeß nicht wenig erſtaunt ſeyn, als ſie bei ihrem Erwachen die Februar-Revolution erfuhren.

Das ſchlafende Auditorium der Tribünen erwachte gleichfalls; und die Damen und Toiletten erhoben ſich aus dieſer zweijährigen Ohnmacht. Die Augengläſer fingen wieder an zu ſpielen, wie in der guten Zeit der Monarchie. Indeß ſchien während dieſer allgemeinen Aufreſtehung der Zuhörerſchaft ein Akademiker, das Haupt auf ſeine Schulter geneigt, ungeſtört und ruhig weiter. Es war der gute Dupaty. Nachdem Herr v. Noailles ſeine Rede geſchloſſen, ſchlief er noch immer.

Man glaubte auch wohl einen Augenblick Herrn Thiers verloren zu haben. Beim Niederſtürzen der Kuppel nämlich, am 24. Februar, vermeinten mehrere Zeugen, ihn in der Sitzung der Akademie geſehen zu haben. Er konnte auch in der That nicht gut wo anders geweſen ſeyn; denn er, der letzte Miniſter der Dynaſtie, er, der Feind der Revolution, er, der Retter des Staates, befand ſich weder im Miniſterialgebäude, um die Jagd der Macht zu ergreifen, noch in der Deputirtenkammer, um auf der Rednerbühne für die Regentſchaft eine Lanze zu brechen, noch an der Spitze der Armee, um den Widerſtand zu organiſiren. Er war alſo augenſcheinlich mit unter den Trümmern des Inſtituts begraben. Man ſuchte den ganzen Schutt nach ihm durch, aber ohne den geringſten Erfolg. Herr Thiers bleibt nicht gern unter Trümmern liegen. Er hatte ſich glücklich durch ein Mauseloch gerettet.

Wenn er geſtern nicht in der Akademie erſcheinen zu müſſen glaubte, ſo geſchah dies darum, weil er Herrn v. Chateaubriand wegen einiger Unehrerbietigkeiten grollt, die ſich der berühmte Schriftſteller gegen ihn erlaubt hat.

So konnte denn nun endlich die am 24. Februar 1848 unterbrochene Sitzung am 6. Dezember 1849, Nachmittags um zwei Uhr, fortgeſetzt werden. Der neu Aufgenommene war Herr v. Noailles, der Aufnehmende Herr Patin. Letzteren Namen hätte ich nie ohne ein unemotechniſches Kunſtſtück behalten. Sie ſprachen alle Beide, verſteht ſich, Einer nach dem Anderen, und Folgendes war ungefähr der Sinn ihrer Reden .....

Vor Allem jedoch bekenne ich hier erſt meine tiefſte Hochachtung vor der auserleſenen Geſellſchaft, die ich vier Stunden lang vor Augen hatte.

Ich bege durchaus nicht das geringſte Vorurtheil gegen die Akademiker. Ich halte ſie, Alles in Allem, für Leute von guter Geſellſchaft, welche ſich auf dem Wege der Stimmenwahl vereinigt haben einzig zu dem Zwecke, in anmuthiger Behäbigkeit über ihre Angelegenheiten zu plaudern. Sie verſuchen allerdings auch von Zeit zu Zeit, ſich das Anſehen zu geben, als beſchäftigten ſie ſich, als entzifferten ſie das Lexikon einer unbekannten Sprache, wie da die „franzöſiſche“ heißt.

Nach acht Jahren der angeſtrengteſten Arbeit ſind ſie ſo mit Mühe und Noth bis zu dem Worte „Accorder“ gekommen. Da ſie ſich über dieſes Wort nicht verſtändigen konnten, ſind ſie dabei bis zum neuen Einverſtändniß (Accord) ſtehen geblieben.

Ich theile durchaus nicht auf ihre Koſten die Anſicht meiner Freunde. Ich weiß nicht, wer es war, aber ein geiſtiger Mitbruder des Journals l'Evenement äußerte geſtern noch: Warum wollen die Herren Akademiker nicht A. Dumas, Balzac, Alfred de Muſſet aufnehmen? Darum! .....

Nun, ganz einfach, weil dies Literaten ſind!

Die Akademie ziehet Rentiers, Leute, die ſich, wie ſie ſelbſt, von den Geſchäften zurückgezogen haben, vor. Was läßt ſich dagegen einwenden? Sie iſt Herrin ihres Hauſes, ſie erhält vom Staate eine Rede-Penſion, um in friedlichen Feierſtelde, an einem grünen Tiſch ein kleines Plauderkränzchen zu halten. Es ſteht ihr alſo wohl frei, wen ſie will, an den Tiſch zuzulaſſen. Sie hat Herrn Dupaty gewählt, um ihr Souplets vorzuſingen; ſie wird vielleicht morgen Herrn Véron wählen, um ſich Bruſtkrämpfen zu laſſen.

Digitized by Google

Ich muß also nur die Herren Dumas, Balzac und Musset tadeln, daß sie an die Pforte dieser Herren klopften. Sie sind durch ihren eigenen Fehler gestraft worden. Warum wollten sie sich in die Unterhaltung mischen?

Die Akademie gehört, wir können es nicht oft genug wiederholen, nun einmal nur den Akademikern. Sie können ganz nach Gefallen aufnehmen, dich, mich, den ersten Besten, ja, selbst einen Literaten von Talent, und Niemand in der Welt hat das Recht, darüber seine Verwunderung zu bezeugen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, habe ich meinerseits keinen wirklich ernsten Einwand gegen den Eintritt des Herrn v. Noailles in die Akademie vorzubringen. Er war in der alten Patrokammer ein gewandter, unterrichteter, geschmackvoller, würdiger Redner, welcher die Mäßigung im Ausdruck zur Höhe einer Talentes erhoben hatte.

Er gehörte zum Salon der Madame Récamier, welcher nichts Anderes als die Vorhalle für den Eintritt in die Akademie war. Er hatte in letzterer Zeit eine Geschichte der Frau v. Maintenon geschrieben, die wir selbst, als die Ersten, des verdienten Lobes würdigten.

Diese Geschichte ist in der That geschickt geschrieben, sorgfältig studirt. Wir können ihre Verdienste um so besser anerkennen, als wir keineswegs ihre Lehren und Anschauungen theilen.

Herr v. Noailles konnte ohne Hinderniß zur Unsterblichkeit der Straße Mazarin einziehen. Wenn er einen Sessel in der Akademie nahm, so war er doch deswegen kein Kommunist neuer Gattung, da der Herrn Alexander Dumas das Recht gegeben, ihm durch Wegnahme von zehn Morgen Landes vom Park der Maintenon Gleichheit mit Gleichem zu vergelten.*)

Wir machen also Herrn v. Noailles seine Erwählung für die Akademie keineswegs zum Vorwurf. Diese Wahl erscheint uns vollkommen in der Ordnung. Und noch weniger machen wir ihm seine Ansichten zum Vorwurf.

In Bezug auf Ansichten sind wir von Natur zur höchsten Accommodation geneigt. Wir wissen auf Persönlichkeiten einzugehen. Wir wissen, daß Herr v. Noailles nicht die Freiheit des Denkens besitzt.

Wir anderen Leute können denken, wie unser Jahrhundert; er muß denken, wie sein Name. Dem sobald er einen Schritt auf die Bahn des Denkens vorwärts thun wollte, würde er plötzlich verspüren, wie ihn eine ganze Reihe von Ahnen am Rockzipfel zurückzieht.

Er ist verpflichtet, immer einige Jahre im Rückstande zu leben, in der Hast seiner Familienerinnerungen. Ich begreife sehr wohl den geheimen Vertrag, den sein Geist mit der Ahnengruft unterzeichnen mußte. Der Ruhm des Adels beruht auf dem Tode, unserer auf dem Leben. Und weit davon entfernt, in Sachen des Denkens einen Stein auf das Opfer der Vergangenheit zu werfen, bedaure ich vielmehr ganz aufrichtig die Intelligenz und Weltanschauung eines Tagesblinde, welche dazu verdammt ist, immer nur untergehende Sonnen zu schauen.

Wenn ich aber einer Ansicht, die ich gleichsam als ein Gesetz des Geschickes, als ein dem Geiste aufgeprägtes, unerläßliches Racen-Merkmal ansehe, meine volle Ehrerbietung erweise, so ist es mir wohl auch gestattet, im Vorübergehen einige Doktrinen des Herrn v. Noailles zu berühren.

Ich will nichts gegen seine grämzenlose Apotheose Chateaubriand's sagen. Die Kanonisation gehört zu den Gebräuchen der Akademie. Herr v. Noailles hat sich eben nur dem Herkommen gefügt.

Ich kann indessen nicht umhin, die Gerechtigkeit der Parteien zu bewundern. Der Neu-Katholizismus besitzt nicht genug Verdammungsgeister gegen die Unsittlichkeit der Romane. Chateaubriand schreibt da einen, ich gestehe es gern, sublimen Roman, dessen Liebesdabel auf eine gedankliche Blutschande hinauskäuft; er verbindet es jedoch, einige Tropfen Weihwasser auf diese Schade der Poesie zu spritzen. Herr v. Noailles überschlürft gestern diesen Roman, Rene, mit Lobeserhebungen, und der Neu-Katholizismus klatscht mit beiden Händen Beifall.

Das ist die Rede unseres neuen Akademikers ferner Schmeicheleien in Bezug auf die Monarchieen und grollende Phrasen gegen die Revolutionen enthielt, ist ganz natürlich. Er schuldete diese Artigkeit den schönen Damen, welche in ihrem neuesten Modestaat, nämlich in hochroth-farbenen Atlas-Roben, rings auf den Tribünen saßen.

Wenn Herr v. Noailles, um das Prinzip der Legitimität zu erklären, denkt, eine Sache habe um so mehr Aussicht auf künftige Dauer, je länger sie schon wirklich gedauert, so bescheiden wir uns, hierüber eine andere Ansicht zu hegen.

Wir glauben nämlich, daß eine Sache, je älter sie ist, auch desto mehr Gefahr läuft, abzusterben. Wir wählen das, was das Beste, und nicht das, was das Aelteste ist. Darum ziehen wir die Lokomotive den Treckschuyten vor, trotz ihrer riesigen Anciennität, die sie schon zählen.**)

Wenn Herr v. Noailles das Lob des Autoritäts-Prinzipes in schönen Perioden ertönen läßt, so fragen wir ihn beklommen ganz einfach:

Was verstehen Sie unter Autorität? Ist es die Gewalt, die Polizei, die Armee, die Hierarchie? Erlauben Sie, dies ist Alles nur das Gewand und Rüstzeug einer Idee.

Man kann diese Dinge alle haben, ohne darum Autorität zu besitzen. Zehn Regierungen hinter einander haben dies bei uns bewiesen. Sie bestehen indeß, mein verehrter Herr, keineswegs materialistischen Ansichten über Ihr Prinzip. So geben Sie uns denn Ihre Definition! . . . In unseren Augen ist die Autorität die wirkliche, überlegte, anerkannte, von der Zustimmung des Volkes getragene Wahrheit.

Um nur ein Beispiel anzuführen, bemerken wir, daß, als Europa katholisch war, der Katholizismus die vorzugsweise und eigentliche Autorität genannt werden konnte. Als Europa liberal wurde, war der Liberalismus die wahre Autorität, und die Stärke neigte sich stets auf die Seite des herrschenden Gedankens. Die Revolutionen sind die Stunden, welche die Uebergänge bezeichnen.

Wenn Herr v. Noailles dem modernen Gedanken, dessen Diener wir sind zu sein rühmen, die Ruchlosigkeit, die Verbrechen, die Wirren und das Unglück der Gesellschaft beimißt, so möge er uns einen ganz ergebenen Vorbehalt gestatten.

War es etwa der moderne Gedanke, welcher das Edikt von Nantes widerrief, welcher die Gräuelthaten der Cevennen beging? Ich nehme hierüber den Großvater der Noailles selbst zum Zeugen. War er es, welcher das Erzbisthum Fenelon's dem abscheulichsten Schurken, der je Erzbischof gewesen, verlieh, dem Kardinal Dubois nämlich, da wir ihn wohl nennen müssen? Ist er es, welcher den Purpur der Kirche auf die Schultern dieses Menschen legte, den unsere heutige Gesellschaft unbekehrt auf die Galeeren verdammen würde? Ist es der moderne Gedanke, welcher die Nächte an dem Bacchanalienfeste der Monarchie verschwelgte? Ist er es endlich, welcher das Beispiel des Blutvergießens gegeben?

Dort die Autorität, — hier die Freiheit! . . . . Blicken Sie sich einmal einen Augenblick um und sehen Sie, hinter welcher von beiden Seie die längsten Leichenzüge bemerken!

Wenn Herr v. Noailles in einem etwas allzu heftigen Anfall von Frömmigkeit vor der ganzen Akademie ausruft: „Nachdem Pascal alle Wissenschaften erforscht und das Nichts derselben erkannt hatte u. s. w.“ so sind wir so frei, ihn zu unterbrechen und ihn daran zu erinnern, daß er vor der Akademie der Wissenschaften spricht, und daß der Baron Thenard niemals wird für einen Mann der Nichts gelten wollen.

Mag Herr v. Noailles immerhin unsere Prinzipien, unsere Gedanken, unsere Begeisterungsfähige und Prophetieen verwerfen; mag er einzig und allein nur einigen Bertrauten und Auserwählten, etwa wie man es in seinem Salon zu thun pflegt, Huldigung erweisen; mag er nicht nur in Guizot, welcher in der That ein Meisterwerk lieferte, einen großen Historiker erblicken, sondern auch in Herrn v. Barante, der nichts weiter gethan, als daß er den Froissard stückweise mit der Scheere abgeschnitten; mag er sogar aus Unachtsamkeit das Räucherfaß auf das Haupt des Herrn Thiers fallen lassen: wir nehmen uns aus all diesen Lobeserhebungen gerade das heraus, was uns eben beliebt, und gehen gern über diese üblichen akademischen Reverenzen hinweg.

Wenn Herr v. Noailles jedoch, indem er davon spricht, wie Chateaubriand sich unter der Armee Condé's befand, in der Zerstreuung die Prise vorbringt:

„Nachdem er den Feldzug, während dessen er in seinem Tornister das Gedicht trug, welches ihm als Harnisch gegen die Kugeln des Feindes diente, bis zu Ende mitgemacht hat u. s. w.“

so finden wir solcherlei Zerstreuung doch etwas sehr stark. Der Feind! sagt Herr v. Noailles in seiner Rede. Der Feind! — und es war doch die französische Nation, um so mehr, als wahrlich nicht ganz Frankreich sich in Koblenz aufstellt und unter den deutschen Fahnen stand. Der Feind! —, ein heldenmüthiges Volk von fünfundzwanzig Millionen, welches zur Vertheidigung seines Landes an die Gränzen eilt. Der Feind! — jene gewaltige Revolutions-Armee, welche die siegenden Adler Frankreichs durch ganz Europa trug. Der Feind! — Männer, wie Marceau, Hoche, Carnot, Kleber, Joubert, ja, wir, unsere Väter selbst waren es, denn es giebt wohl keine Familie, die nicht einen Tropfen Blut zum Heile des Vaterlandes geopfert.

Wir also waren die Feinde, wir, die wir nie eines Fußes Breite von unserem Vaterlande verkauft haben, und Ihr warst die Franzosen, Ihr, die öffentlichen und heimlichen Anreger der Revolutionszräuel; Ihr, die Ihr hinter den preußischen Regimentern nach Paris marschirtet; Ihr, die Ihr den Engländern Toulon überliefertet; Ihr, die Ihr über Frankreich einen unerbittlichen Kampf herausbeschwort, der erst bei Waterloo endete.

Wir können uns durchaus nicht zu dieser Theorie des Ehrgefühls (point d'honneur) verstehen, welche Herr v. Noailles gestern in der Akademie entwickelte, um eine mit dem Auslande verbundene Gränz-Emeute zu rechtfertigen.

In unseren Augen ist die Insurrection eben die Insurrection. Wir haben nicht zweierlei Maß für sie. Mag sie sich hinter ein Gebäude oder hinter eine Barrikade auf das Land legen, mag sie die Blouse oder die Uniform tragen, sobald sie auf die Gesellschaft Feuer giebt, ist sie überall gleichen Verbrechens schuldig.

Ich gehöre, Gott sey Dank! nicht zur Partei der Emeute. Ich gehöre nur zur Partei der Diskussion.

Wenn ich indeß auf meine Nachbarn blicke, so sehe ich, daß sie alle beide Blutflecken an ihren Kleidern haben; die einen aus den Tagen der Revolution, die anderen aus denen der Ehouannerie.

Wir wollen den Bürgerkrieg bei keiner Partei zu entschuldigen suchen und auf keine Weise, weder mit dem „Ehrgefühl“, noch mit irgend einem anderen Motiv. Lassen wir diese Dinge der Seite. Sprechen wir überhaupt leise: das Volk lauscht vielleicht an den Thüren der Akademie.

Nachdem wir einmal diese Vorbehalte kundgegeben, können wir sagen, daß Herr v. Noailles einen geschickten, interessanten, zuweilen wahrhaft beredten Vortrag gehalten, der im Allgemeinen nur, zweifelsohne aus Rücksicht auf sein Auditorium, etwas zu akademisch war.

Herr Patin antwortete ihm in einer verständigen und gemessenen Rede,

*) Anspielung auf verschiedene in der Zeit Ludwig's XIV. spielende Romanschilderungen von A. Dumas.

**) Allein die Lokomotive schon überholt weit und ihre Führung in unbeirrbarer Hand ist, so geben wir unbesorgt sie das ältere und endlich doch auch an das Zeit führende Treckschuyte vor. D. R.

Digitized by Google

welche in geschickter Weise das Lob des Herrn v. Fontanes, des Groß-Kanzlers der Universität, beibrachte.

So wurde die Sitzung bei einbrechender Nacht geschlossen.

Und nun, meine Herren von der Akademie, da Sie denn nun wieder aufgefunden und von jener langen Betäubung der Republik aufgewacht sind, wollen Sie sich wohl, und wäre es auch nur im Interesse des Friedens unseres armen Landes, von Zeit zu Zeit gütigst daran erinnern, daß es eine Februar-Revolution gegeben!*)

Italien.

Das Parlament von Piemont.

(Schluß.)

Insofern hatte also die Opposition mit jener Bedingung nichts weiter als eine Verfassungsverletzung vorgeschlagen, da dieser Gegenstand in dieser Session unmöglich mehr vorgebracht werden konnte. Nichtsdestoweniger verpflichtete sich das Ministerium, um jeden Grund einer Vorwandes zu entkräften, auf das feierlichste, daß es jenes Gesetz zu Anfang des nächsten Sommers von neuem einbringen werde. Aber nichts vermochte einen so wüthenden Eigensinn zu überwinden. Die Linke hatte durchaus die Krisis gewünscht und darum herbeigerufen, wiewohl man sich allerdings höchlich wundern muß, daß sie nicht einmal gewußt hat, wie sehr die Regierung von der öffentlichen Meinung förmlich dazu gedrängt worden, und dieser Lage der Dinge ihren Rutzen zu ziehen und die Verfassung nach ihrem Sinne zu ändern.

Endlich fand das Ministerium den richtigen Ausweg aus diesem Labyrinth; es bekreierte Schlag auf Schlag, erst die Vertagung, dann die Auflösung der Kammer. Nach der ersten Ordonnanz der Vertagung hatte zwar die Opposition sich noch mit der Hoffnung geschmeichelt, daß das Ministerium nicht weiter zu gehen wagen würde, und hatte daher schon mit verschiedenen Schritten und Bitten jenen Schlag abzuwenden versucht, der ihnen drohte. Aber je nachsichtiger und schonungsvoller das Kabinet früher verfuhr, um der Krisis zu begegnen, desto stärker mußte es sich jetzt zeigen, als sie wirklich dem Ausbruch nahe war.

Uebrigens hat das Ministerium seitdem vielfachen Tadel erfahren, daß es nicht sofort ein neues Wahlgesetz promulgirt habe, da das alte nur verfuchsweise als Ordonnanz von Karl Albert eingeführt worden und daher leicht wiederum auf dem Wege der Ordonnanz beseitigt werden könne. Aber das sind nichtige ganz verständige und gesetzliche Subtilitäten. Wozu denn heute sich in Spitzfindigkeiten verlieren, um nur den Schein der Legalität zu wahren, während man morgen schon gezwungen seyn kann, die Constitution selbst anzutasten? Daß man doch nie die Sache beim rechten Namen nennen will! Was man vorschlägt, und was, wir wissen es, vielleicht kommen wird, ist gerade ein Staatsstreich. Nun ist es aber schon eine Forderung der Klugheit, daß man Staatsstreiche so viel wie möglich vermeide, und wird man wirklich dazu gedrängt, so muß man sich wenigstens das Zugnüg ablegen können, daß man sich nur von dem höchsten Gesetz und Recht, dem der Staatswohles, habe leiten lassen. Darum finden wir wohl Gefallen an den übermäßigen Strupeln, die der König von Sardinien und seine Minister sich über diesen Punkt gemacht, um dann im Augenblicke der Gefahr mit desto stärkerem und reinerem Bewußtseyn das Vaterland zu retten. Oder wird etwa auch, nachdem der König in seiner letzten eben so treuherzigen wie begeisterten Ansprache an das Volk ein rührendes Zeichen seiner Rechtlichkeit niedergelegt, noch Jemand in ganz Italien und Europa seine Stimme gegen ihn zu erheben wagen, wenn er im Falle, daß trotzdem dieselbe demokratische Kammer mit demselben Geiste der Feindseligkeit nach Turin zurückkehrte, endlich jene Ketten zerbricht, in welchen ihn Legalitäts-Sophisten so gern gefangen hielten, wenn er mit einem Worte auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechts an die Meinung der ganzen Nation appellirt?

In diesem Sinne wird auch in der That das Wahlgesetz geändert werden müssen, wenn man anders jener aristokratischen Bourgeoisie, die sich seit zwei Jahren an die Stelle der früheren militairischen Nobleſſe dem Lande aufgedrängt hat, das Heft aus den Händen nehmen will. Nur bei dem allgemeinen Stimmrecht wird sich auch die ganze Nation an der Wahl betheiligen. Aber damit allein ist es nicht genug. Auch das Preßgesetz und Associationswesen bedarf der Reform, wenn die Zügellosigkeit nicht noch weiter ausarten und jede sichere Grundlage der constitutionellen Freiheit erschüttern soll. Diese drei Gesetzesvorlagen wird das Ministerium bei der nächsten Kammer einbringen müssen, wenn die Majorität ihm günstig seyn wird, oder auf eigene Verantwortlichkeit dekretiren müssen, wenn es von neuem zu einer Auflösung gedrängt werden sollte.

Wird nun das Ministerium die Majorität haben oder nicht? das ist heute die Tagesfrage in Piemont. Die Meisten behaupten freilich das Letztere und berechnen schon im voraus alle möglichen Folgen, sehen schon mit prophetischem Geiste die Insurrection, die Anarchie hereinbrechen, sehen den Bruch mit Oesterreich, eine neue Invasion und endlich den Ruin des Vaterlandes kommen. Nun, die Lage Piemonts ist allerdings eine sehr harte, aber so trostlos können wir sie doch nicht ansehen. Indem das Ministerium es noch einmal mit dem alten Wahlgesetz versuchte, hat es ohne allen Zweifel den Fall der Wiederwahl der letzten Deputirten vorgesehen und sich sicher in den Stand gesetzt, um mit starker Hand und sicherem Erfolg das Mittel anzuwenden, das es sich für die äußerste Noth reservirt hat. Ein neues demokratisches Ministerium und also ein neuer Vorwand zur Invasion ist demnach eben so wenig zu fürchten, als etwa das Gelingen einer Revolte in Genua, mit der man in letzter Zeit so gern die ängstlichen Gemüther Piemonts zu schrecken suchte, oder einer Emeute in den Straßen Turins. Denn in letzterer Beziehung würde die piemontesische Armee ihren: schon seit einem Jahre genährten und bis aufs höchste gesteigerten Erbitterung sicher in einer Weise Luft zu machen suchen, daß sie nicht so leicht zu zügeln seyn möchte. Doch wir gehen keineswegs die Hoffnung auf eine friedliche Lösung dieser verwickelten Lage auf. Das Ministerium hat unbedingt aus dem allgemeinen Gefühl der Beklemmung, das sich in der letzten Zeit unter dem Eindruck des erbärmlichen Benehmens der Kammer offenkundig gezeigt hat, den größten Vortheil gezogen, und indem es inzwischen auch die Stimme des Fürsten, die nie in Piemont ohne Wirkung geblieben ist, hören gelassen, indem es durch Klugheitsrathe die Wähler zur Betheiligung an der Wahl anzuspornen, ihnen ihre wichtigen Pflichten als Staatsbürger auf das eindringlichste in Erinnerung zu bringen gesucht, und indem es endlich den Beamten aufgegeben, nicht etwa für gemäßigte Kandidaten zu agitiren, sondern nur ihre Pflicht von jenen gewöhnlichen Wahl-Intriguen und Kabalen fern zu halten, — hat es auf die Gesinnung, auf das Gewissensyn und Selbstgefühl des Volkes einen Einfluß ausgeübt, dessen Bedeutung hoffentlich schwer in die Schale fallen wird.

Diese Energie und Kraftanstrengung des Ministeriums zeigt uns auch, von welchem richtigen Gesichtspunkte aus es die Lage der Dinge zu beurtheilen versteht, daß es namentlich weit entfernt ist von jenem Standpunkt der Optimisten, deren Ruhe und Zuversicht durch keine Beunruhigungen und Anzeichen erschüttert werden kann, deren patriotisches Gefühl keinen Zweifel an die Macht der konstitutionellen Institutionen aufkommen läßt und die daher selbst in dieser schweren Zeit der Krisis den Sieg der Regierung für ausgemacht halten. Diese Ansicht vertritt besonders Herr Balbo, der erst unlängst behauptete, das Ministerium könne durch Geduld und nach und nach seine Gegner vollständig besiegen und sogar eine Majorität erreichen. Freilich würde derselbe bei diesem Prinzip der Langsamkeit auch nicht vor mehreren hinter einander folgenden Auflösungen des Parlamentes zurückschrecken, in der festen Ueberzeugung, daß der gesunde Sinn des Volkes sich endlich doch trotz aller Wahl-Agitationen Bahn brechen werde. Aber der Herr Graf scheint vergessen zu haben, daß wohl die Festigkeit und Unerschütterlichkeit seines Charakters ein solches Vertrauen verdienen, daß er für seine Person wohl standhaft und klar genug seyn könne, um vielleicht mit Horaz ausjurufen:

Und stürzet dereinst auch die Welt hinab —
Ihr Trümmer unerschrocken mich Weltengroß!

Daß es aber mit dem vielgepriesenen „gesunden Sinn des Volkes" allerdings seine großen Gefahren hat, daß namentlich alle jene Versuche, öfter angewendet, keinen anderen Erfolg haben können, als bei den Gehirnen gewisse Fieberkrankheiten, bei denen drittem Anfalle der Patient unrettbar verloren ist; daß die Bevölkerung endlich abgekämpft und, um zur Ruhe zu haben, gleichgültig werden muß selbst gegen jede Beseitigung der Verfassung. Das wäre denn auch der größte Triumph Oesterreichs, das letzte Ziel seiner Wünsche in Betreff Piemonts! Darum wünschen wir von Herzen dem Unternehmen des Herrn d'Azeglio und seiner Kollegen den besten Erfolg; denn mit ihnen steht und fällt die parlamentarische Regierungsweise in Piemont, von ihrem Schicksale hängt das Schicksal der ganzen Halbinsel ab, die mit Recht heute dieses Königreich als die Zufluchtsstätte der italiänischen Freiheit ansieht.

*) Beider werden alle übrigen Franzosen noch lange genug an die Februar-Revolution zu denken haben. Wohl daher den Wenigen, die erst davon erinnert worden müssen! D. R.

Belgien.

Gent im vierzehnten Jahrhundert.

Nach Hendrik Conscience.

II. Jakob von Artevelde.

Der Freitagsmarkt war nicht immer der Schauplatz der Freude und des festlichen Gewühls; es giebt auch in Flanderns Geschichte trübe Blätter, die von des Volkes Elend und Erniedrigung erzählen.

Der 25. Dezember im Jahre unserer Herrn 1337 war ein kalter, widerlicher Tag; seit vierzehn Monaten wüthete eine gräßliche Hungersnoth im reichen Flandern. Diese Plage, hundertmal schlimmer als Pest und Krieg, hatte die Lebenskräfte des Volkes aufgezehrt und selbst die früher niemals ermüdigten Genien so ihrer geistigen wie ihrer körperlichen Kraft beraubt, daß ihnen keine Stärke mehr zu bleiben schien, um sich ein besseres Loos zu wünschen. Der Tod nahte sich ihnen wie ein Schlaf der Ermattung; er raffte täglich wie ein schleichendes Gespenst Hunderte von Schlachtopfern hinweg, und dennoch betrachteten ihn die unglücklichen Blaaminger mit jenem stumpfen, zweifelhaften Blicke, welcher verkündet, daß selbst die Liebe zum Leben in uns erstorben ist.

War es schon in Gent gräßlich, die verhungerten Arbeiter mit eingefunkenen Augen und verwilderterm Antlitz wie stumme Schatten durch die Straßen schwanken zu sehen, so zeigte sich dies noch entsetzlicher in dem Schicksal der armen Dorfbewohner, die bis dahin ihren Wohlstand und selbst Ueberfluß im Spinnen und Weben von Wolle oder Flachs gefunden hatten. Dort eilte der furchtbare Hungertod von Wohnung zu Wohnung, um den Arbeiter auf seinem ruhenden Webstuhl zu treffen, während derselbe Frau und Kinder vor seinen brechenden Blicken mit wahnsinnigen Schmerzen kämpfen sah: dort folgten Krankheiten und Pest der Hungersnoth auf dem Fuße nach, um noch die zu rauben, welche jene am Rande des Grabes gelassen hatte. So gab es Gemeinden, in denen die entsetzlichste Stille herrschte, als ob der Tod seinen einzigen Be-

Digitized by Google

wohner derschont habe, und wo in der That die Leichen ganzer Familien wie vergessen liegen geblieben waren. Man sah auf den Feldern Frauen und Kinder wie rasende Thiere die Kräuter aus dem gefrornen Boden reißen und tödtlich getroffen hinsinken, die trägerische Nahrung im krampfhaft verzerrten Munde. Ach! nichts war schrecklicher, als der Anblick dieses hoffnungslosen Kampfes einer heißgiern und zahlreichen Bevölkerung gegen Seuche, Pest, Kälte und Hungersnoth.

An jenem Tage zeigte der Freitagsmarkt auch in seiner ganzen Gräßlichkeit das Elend des Volkes. Auf demselben Platze, wo die Bürger von Gent so manchesmal in sanchenden Gewühl ihren Wohlstand und ihre Freiheit gefeiert hatten, lagen sie jetzt erschöpft, gelähmt und abgezehrt, den verwüstesten Blick auf den Boden gerichtet.

Am Fuße von St. Jakob's Kirchhofsmauer saßen viele Frauen und Kinder zusammengekauert, um sich vor dem schneidenden Winde zu schützen; sprachlos lagen sie da wie ein Haufen versteinerter Leichen, vor den Mauern, hinter denen ihr Grab vielleicht schon gähnte; keine Klage, keine Bewegung als allein der laute Fuß, den eine Mutter auf die Lippen ihres erstarrenden Kindes drückte, oder die Stimme eines Knaben, der mit dem Gesichte im Schooß versteckt die Worte: Brod, Brod! ausstrach, als ob der Boden ihn hätte erhören können. Bei dem Gotteshause zu St.-Jan'-in-de-Olie (St. Johannes im Oelberge) trauerten solche Haufen leidender Frauen, und längs allen Häusern, die sich von St. Jakob nach der Leie hinzogen, konnte man die verhungerten Bürger sitzen sehen, eben so niedergedrückt, wie die Frauen, und das Antlitz ganz in ihr Kleidung versteckt.

Darum kamen sie denn auf einen Markt, um dort mit der bittern Kälte zu kämpfen, während ihre Wohnungen ihnen zum mindesten Schutz, wenn auch nicht vor dem wüthenden Hunger, doch vor dem schneidenden Nordwind, darboten? Der Freitagsmarkt? Dort lebte das Volk von Gent ganz und gar, dorthin hatte es stets seine Freude gebracht, es brachte jetzt auch sein Elend und sein Leid dahin.

Unter dem Thürmchen vor dem Hochhause und weiter den Markt hinauf nach der Seite der Leie zu ändrte sich dieses gräßliche Schauspiel der Hoffnungslosigkeit und des tödtlichen Schmerzes; hier waren in zahlreichen Haufen die Bürger versammelt, in deren Herzen noch Feuer genug lebte, um Zorn zu nähren oder Rettung zu suchen. Hier schossen noch aus manchem Auge drohende Strahlen der Rachsucht gegen die Ursache von des Volkes Elend; hier sah man Fäuste sich krampfhaft ballen; hier hörte man blutige Drohungen und bittere Spottreden auf die Feigheit der Blaaminger.

„Sind wir Genter?" rief ein rohiger Blausärber in dumpfer Wuth. „Wir Genter? Ach, wir vergehen vor Hunger, unsere Kinder sterben wie junge Hunde, unsere Frauen liegen da am Kirchhofe wie das Schlachtvieh, das seinen Tod erwartet, und wir, wir stehen hier machtlos und fluchend."

„Aber, Lieben Compne, was können wir thun?" bemerkte ein Anderer mit muthlosem Ton. „Es ist keine Nahrung im Lande, wer soll uns denn Arbeit geben?"

„Was Ihr da sagt, Simon, ist eine Feigheit; die Gemeinde darf ihre Bürger nicht Hungers sterben lassen!" murrte ein Dritter.

„Ich!" seufzte Simon, „die Gemeinde hat viel gethan in dieser elenden Zeit; vor vierzehn Tagen hat sie noch eine Anleihe aufgenommen und tausend Pfund an die Gilden ausgetheilt. Unsere Zärdergilde hat hundertundsiebenundvierzig Pfund davon bekommen, und Ihr wißt es, Lieben, dann das Stadtviertel zum Dudenbergh hat auch hundert Pfund erhalten."

„Dort, dort ist Geld genug!" rief ein Walkmüller, indem er drohend auf den Utenhovestein wies, „aber es gehört Muth dazu, um es herauszuholen, Muth! und wir sind feigherzige Schafe."

Diese Worte überraschten die Zuhörer auf eine sonderbare Weise, und sie betrachteten den Walkmüller mit schmerzlichem Unwillen.

„Schweig!" rief Lieven Compne. „Ihr und Simon, Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Bettern, Plündern, was ist das für eine Sprache? — Ja, ich segne euch die Hand, die durch eine milde Gabe diesen armen Frauen und Kindern zu Hülfe kömmt und sie labt; aber was wir Männer, wir Genter haben müssen, ist das ein Almosen? Ist es Geld, das wir mit Gewalt rauben sollen? Sind wir denn Bettler oder Diebe? Nein, nein! Arbeit muß es sein, Arbeit und Nahrung. Ich will kein anderes Brod essen, als das ich im Schweiße meines Angesichts verdienen kann. So spricht ein Mann."

„Ja, ja! so spricht ein Mann, der gegessen hat!" antwortete der Walkmüller, „aber ein leerer Magen ist taub. Darum, das Schönreden kann wenig helfen. Keine vierzehn Tage mehr, und es wird sich anders gemacht haben in Gent: — und dann wollen wir einmal sehen, wie viele Stücke und wie viele Maß Wein in den Steinen versteckt liegen."

„Ein schlechtes Mittel!" seufzte Simon, „das stößt uns nur vom Rande in den Graben."

„Als ob es möglich wäre, tiefer zu fallen!" antwortete der Walkmüller lachend.

„Ja!" rief Lieven zornig diesem zu: „seyd Ihr es nicht, der gestern im Löwen-zum-Brunnen mit dem französischen Kaufmann getrunken und geplaudert hat?"

„Ja, wohl bekam es mir; dergleichen findet man zeit nicht alle Tage."

„Ah! dann begreif' ich, wo Ihr das tolle Geschwätz gelernt habt; — und nun erinnere ich mich, Ihr habt fünf Jahre in Frankreich gewohnt mit denjenigen, die sich erkaufen ließen, die blaamische Beberei nach Amiens zu bringen. Ihr dürft nach Eurer Stadt Ypern nicht zurückkehren, und Ihr seyd selbst kein Bürger von Gent, Ihr steht unter Ribaudenrecht!"

Der Walkmüller entbrannte bei diesem Vorwurf in heftigem Zorn; sein sah man deutlich an der Röthe, die seine Wangen färbte. Da aber Lieven ein sehr starker Mann war, der mit einem einzigen Faustschlag seinen schwächern Gegner zu Boden strecken konnte, so schluckte dieser seinen Aerger hinunter und antwortete spöttisch:

„Backt sie mit Schmalz, Eure gnädigen Herren, die Euren Schweiß und Blut in Turnieren und Gastmählern verpraßten und vergeuden; kriecht zu ihren Füßen und laßt Euch treten, bis alles Volk ausgesogen ist; dann habt Ihr nicht mehr, als Ihr verdient."

„Er spricht von den Leliaerds", bemerkte ein Zimmermann, „und er hat Recht; wir wollen denen schon ihre Rechnung machen!"

„Warum zeigt er denn auf Utenhovestein?" versetzte Lieven Compne. „Wißt Ihr denn, Ihr weggelaufener Ypperling, wer Sir Jan v. Utenhove ist?"

„Er ist ein Ritter und Verräcker des Volkes", murrte der Walkmüller.

„Verräcker des Volks?" wiederholte Lieven mit steigender Erbitterung. „Er ist Dechant der St. Georgengilde; er ist mein Mitgeselle in der Färberei und Finder unserer Gilde; er hat eine Schule gestiftet für die Kinder unserer armen Gesellen; er hat ein Gotteshaus für unsere armen Färber gebaut; er hat schon beinahe die Hälfte seiner Güter verpfändet, um für unsere Zunft die Hungersnoth zu mildern; er hat vielleicht fünfundzwanzig armen Bürgern das Leben gerettet, und gegen solchen Mann wollt Ihr zur Rache rufen?"

„Seht", sagte der Zimmermann, „dort steht er vor seinem Stein und schwatzt mit Tiste, dem Spinner."

„Ja wohl, seht doch!" rief Lieven, „er reicht dem armen Gesellen freundschaftlich die Hand."

„Ja, das ist Einer unter Tausenden", spottete der Walkmüller.

„Man sieht deutlich", entgegnete Lieven, „daß Ihr kein Genter seyd und weit her kommt. Weil Ihr in Frankreich das Volk ohne Freiheit von den Lehnsherren und Rittern unterdrückt saht, niedergebeugt unter der Last der Willkür und verarmt durch die Verfälschung des Geldes, wollt Ihr uns dasselbe vorspiegeln, was Ihr dort gehört habt. Aber nennt mir einen einzigen Genter Ritter, der sich nicht geehrt fühlt, ein Mitglied einer Gilde zu seyn, oder der sich weigerte, einem Zunftgenossen die Hand zu drücken, wenn sie ihm angeboten wird!"

„Ja", antwortete darauf ein Strobdecker, „das ist wahr, so weit es die Bacrnewpds, die Goethals, die Bertzeheins und Andere betrifft, welche von Vater zu Sohn Bürger von Gent gewesen sind. Aber wie ist es mit den Leliaerds?"

„Die Leliaerds, die sind weder Genter, noch Blaaminger."

„Und was sind sie denn?" (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Kettenbrücke über die Newa. „Zum erstenmal", schreibt man aus St. Petersburg, „so lange diese Hauptstadt steht und so lange die Newa strömt, ist es geschehen, daß Menschen von einem Ufer zum andern gelangten, während die Schollen des Ladoga-Eises ihren gewohnten wilden Durchzug hielten. Zwar war es nur eine beschränkte Zahl Personen, denen der Weg über die Gerüste der neuen Brücke offen stand, aber die merkwürdige Thatsache ist nun doch endlich ausgemacht und der unangenehme Quarkteig durch das Putersburger Leben, über den alle Jahre regelmäßig zweimal sich unerthalb Jahrhunderten so viel gesaukt worden — die Unterbrechung der Verbindung zwischen beiden Newa-Ufern — für ewige Zeiten abbeseit. Der 12. (24.) November 1849, an welchem diesmal der Eisgang begann, brachte also einen wichtigen Abschnitt in den Annalen der russischen Kaiserstadt, für deren innere Gestaltung dieser Brückenbau von unberechenbaren Folgen sein muß. . . . Der Anblick der Brücke während des Eisganges war interessant: unten die entfesselte rohe Naturkraft, der in ein empörtes Element verwandte Strom — oben nach den sein erkonnene Menschenwerk, das den fürchterlichen Ueberfand überhöpft, anstatt ihn brechen zu wollen. Dieses dünne, durchsichtige Sparrengewebe der Bogengerüste, das sich, nach amerikanischer Weise zusammengefügt, in gerader Linie von einem Pfeiler zum anderen zieht und, wie von unsichtbaren Händen getragen, über dem gähnenden Abgrunde schwebt, ist eine von den augenfälligsten Siegen des Geistes über die Materie."

— Russische Verschwore. Unter den einundzwanzig Verschworen, die jüngst in St. Petersburg durch die „unerschöpfliche Gnade des Kaisers", statt der ihnen „nach den Gesetzen" zukommenden Todesstrafe zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken oder zur Unterstechung unter das Militair verurtheilt worden, bemerken wir mehrere Namen, die in der russischen Literatur einen guten Klang haben, als den Novellisten Fedor Dostojewskji, dessen Roman „die armen Leute" vor einigen Jahren in diesen Blättern besprochen wurde, ferner den sinnigen Dichter Sergei Durow, die Herren Toll, Plesch'schejew und Konstantin Timkowskji (Uebersetzer Calderonischer Dramen). Auch bei diesem Unternehmen, wie bei der großen Verschwörung von 1825, scheinen sich daher vorzugsweise Männer der Intelligenz betheiligt zu haben, welche nun die Wüsteneien Sibiriens bevölkern helfen oder, wie der unglückliche Bestujew, unter den Kugeln der Tscherkessen verbluten müssen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Prov. Lesser. Breitestraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 10. Berlin, Dienstag den 22. Januar 1850.

Rußland.

Kasan und seine Merkwürdigkeiten.

Nach C. D. v. Arnim.*)

Der sogenannte Flüchtig-Reisende, der in früheren Jahren bereits seine „flüchtigen Bemerkungen" über Griechenland und die Levante, über Spanien und Süd-Frankreich, über Neapel, Sizilien, Malta und Sardinien in vier Bänchen dem Druck übergeben, hat diesen neuerdings zwei Theile folgen lassen, die jedoch nicht mehr den Süden Europa's, sondern den hohen Norden zum Gegenstande haben. Rußland ist es diesmal, worüber der Flüchtig-Reisende schreibt, der vort in den höheren Kreisen, wie fast überall, wohin ihn seine Reiselust geführt, ein willkommener Gast war. Er kam nach St. Petersburg gerade zur Zeit, als die Vermählung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Würtemberg stattfand, und als Oberschenk des preußischen Königshofes wurde Herr v. Arnim nicht blos zu allen Festen, die bei diesen Gelegenheit in Petershof und anderwärts gegeben wurden, zugezogen, sondern auch, wie diese sein Herrn v. Cuckne keinem anderen schriftstellernden Reisenden zu Theil geworden, mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Herr v. Arnim nicht wie sein französischer Vorgänger Freundlichen durch Feindseligen erwiedert. Die Leser kennen bereits die milde, harmlose Betrachtungsweise des Flüchtig-Reisenden, der nirgends gern Anstoß giebt und am wenigsten da, wo er gastlich aufgenommen worden. Mit den alle Pforten öffnenden Empfehlungen der Kaiserin versehen, wußte Herr v. Arnim von St. Petersburg, wohin er zur See über Stettin gegangen war, nach Moskau, Nishny Nowgorod und Kasan bis an die Gränzen Sibiriens, von wo er es jedoch vorzog, nach Petersburg zurückzukehren, um über Riga, Mitau und Königsberg die Heimreise anzutreten. Von den drei Abtheilungen des Buches umfaßt die erste die Hinreise und den Aufenthalt in der kaiserlichen Residenz, die zweite den Ausflug in das Innere des Reiches und die dritte endlich die Rückkehr. Jede dieser Abtheilungen ist mit besonderen Beilagen zur näheren Erläuterung der von dem Reisenden berührten Verhältnisse des kaiserlichen Hofes, der russischen Literatur, Industrie und Landwirthschaft ausgestattet.

Wir wollen unseren Lesern aus dem zweiten Abschnitte über die Stadt und die Universität Kasan Einiges mittheilen, das, wie flüchtig auch der Reisende selbst seine Bemerkungen immer nennt, doch mancherlei darbietet, was ein mehr als flüchtiges Interesse gewährt. Der Verfasser ist so aufpruchslos, daß er seinen Lesern in der Vorrede zuruft: „Lesen, sich an dem Gelesenen erfreuen und dann wiederum vergessen — das ist wohl Alles, was ich zu wünschen und zu hoffen berechtigt bin." Gewiß aber wird sich der „Flüchtig-Reisende" durch seine den Norden wie den Süden Europa's mit gleicher Gemüthlichkeit durchfliegenden Schriften auch in manchen Herzen ein freundliches Denkmal gestiftet haben.

Nachdem der Verfasser die Stadt Nishny Nowgorod und ihre berühmte Messe besucht hatte, reiste er durch das Land der Tschuwaschen, deren götzendienerische Gebräuche er und beschreibt, nach Kasan, dessen Nähe durch eine abgestumpfte Pyramide mit zwei Säulen am Eingange angekündigt wird. Ein Theil der Stadt selbst lag noch in Folge der zahlreichen Feuersbrünste, welche kurz vorher gewüthet hatten, in Asche. Ein anderer abgebrannt gewesener Theil war jedoch bereits wieder um so prachtvoller hergestellt. In dem Hotel eines Deutschen, Namens Hofer, stieg der Reisende ab, doch besann er sich kaum eine Viertelstunde auf seinem Zimmer, als der Polizei-Präsident (Polizeimeister) des Gouvernements, Oberstlieutenant v. Krüdener, eintrat, welcher den Ankommenen im Namen des Gouverneurs, Generals Baratinsky, einlud, einer an der Thür des Hotels bereitstehende Equipage zu benutzen und seine Wohnung im Gouvernementshause zu nehmen. Da die Kaiserin selbst Herrn v. Arnim der Generalin Baratinsky, einer gebornen Fürstin Abamelik, empfohlen hatte, so war schon die erste, wahrscheinlich durch die Meldung am Stadthore erhaltene Kunde von der Ankunft des Reisenden hinreichend, ihm eine so zuvorkommende Einladung zu verschaffen. Herr v. Arnim nahm diese jedoch erst für den folgenden Tag an. Mit Lassen nun den Verfasser selbst erzählen:

„Meine Uebersiedelung in das Haus des Gouverneurs erfolgte des anderen Morgens, nachdem derselbe mir noch vorher einen kurzen Besuch gemacht und höchst verbindlich seine Einladung wiederholt hatte. Die gegenwärtige Wohnung des Gouverneurs ist nach dem Brande des Gouvernementshauses, wenigstens für den Sommer, zwar noch in der Stadt befindlich, doch mehr eine auf der Höhe sehr anmuthig gelegene Campagne zu nennen, d. h. ein sehr bequemes Haus von zwei Etagen, zu dem eine Allee führt, und an das sich ein großer Garten schließt. Die Aussicht von dort ist sehr schön, denn man hat zu seinen Füßen eine weite Landschaft, in der sich im Frühjahr und Herbst jener früher berührte, Kasan umgebende See bildet. Ich bezog sogleich zwei sehr hübsche Zimmer und ging alsdann, der Frau v. Baratinsky mich vorzustellen. Schon die Kaiserin selbst hatte mir von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gesprochen, und wenn ich Alles so fand, wie sie gesagt, so ist es nöthig, des kaiserlichen Ausspruchs besonders zu erwähnen, damit man mich nicht etwa durch die mir während meines Aufenthaltes von dieser Dame und dem Gouverneur so vielfach gegebenen Beweise von wahrer ausgezeichneter Gastlichkeit für befohlen halten möge. Genug, daß ich mich sehr bald in ihrer Gesellschaft so heimatlich fühlte, als wenn wir schon lange Zeit mit einander in Bekanntschaft wären; denn das ist das Angenehme bei gebildeten Frauen, daß die Berührungspunkte in der Unterhaltung gleich so häufig werden, daß keine Lücke entsteht, da bald von der einen oder der anderen Seite sich wieder ein Gegenstand findet, der einen Anknüpfungspunkt des abgebrochenen Gespräches darbietet.

Da mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein konnte, so durfte ich aber auch nicht säumen, was nur immer Sehenswerthes war, aufzusuchen, und überzu erbot sich Herr v. Krüdener höchst bereitwillig als mein Begleiter. Jede Altere Stadt in Rußland, scheint es, hat ihren Kreml, und so ist es auch hier der Fall, und dorthin richtete sich zuerst unsere Fahrt.

Auch dieser Kreml ist, wie fast alle, geschichtlich merkwürdig, denn Kasan, diese alte tatarische Stadt, war das letzte Bollwerk des dahinsterbenden tatarischen Reiches und ward für unüberwindlich gehalten. Zumbetka, die letzte Königin, hatte auf dem Kreml ihre Residenz, wo man noch einen Theil des Schlosses sieht, in dem sie gewohnt, und wo ein neues, ziemlich weitläufiges Gouvernementshaus erst in den Mauern vollendet ist, das außer dem Gouverneur, wie zu Nishny, auch dem Kaiser, bei einem einstretenden Besuche Kasans, zur Wohnung dienen soll. Neben diesem Schlosse steht ein viereckiger Thurm, dessen verschiedene Viereck sich nach oben zu stets verkleinern und in eine hohe Spitze enden, und der sich auch den tatarischen Zeiten herschreibt. Von ihm geht die Sage, daß Zumbetka, in zärtlichem Einverständnisse mit einem russischen Fürsten, diesen aufgefordert gehabt, auch in Kasan seinen Wohnsitz aufzuschlagen; dies zu thun habe er sich indessen geweigert, da es dort keine griechische Kirche gäbe, worauf Zumbetka den Bau einer Kirche anzuordnen ihm das Versprechen gegeben habe. Den dieser Kirche wäre nun der Thurm zuerst beendet worden, als im Jahre 1552 die Einnahme durch Iwan Wasiliewitsch bewirkt ward.

So weit das Geschichtliche des Kremls. Die Aussicht von demselben ist wie von allen hochgelegenen Punkten Kasans sehr schön, und nachdem ich mich daran und an den alten und neuen Bauten sattsam erfreut, ging die Fahrt nach der sehr geräumigen und zugleich sehr reichen Kathedrale, deren Schätze gewiß nicht unbedeutend sind, wenn man annimmt, daß unter anderen Seltenheiten sich in Gold gebundenes und mit Steinen besetztes Evangelium allein einen Werth von sechzigtausend Rubel haben soll. Die Kirche erhält aber außerdem noch dadurch eine Wichtigkeit, daß der Erzbischof Juri, ihr Erbauer, im Jahre 1536 die dazu nöthigen Gelder aus freiwilligen Beiträgen herbeischaffte und noch im hohen Alter, von religiösem Eifer geleitet, sich nicht durch ein eingewurzeltes Podagra abhalten ließ, seine geistlichen Functionen zu verrichten, wovon zwei durch ein rundes Holz bezeichnet, in der Sakristei befindliche Krücken Zeugniß geben, die so eingerichtet sind, daß er sich das runde Holz um den Hals legte, mit beiden Händen die bis unter die Arme ihm reichenden Krücken hielt und der Art die Messe las.

Ueberhaupt scheint der religiöse Eifer, wahrscheinlich auch der der Bekehrung der Tataren, den christlichen Einwohnern der Stadt nie gefehlt zu haben, denn ihm verdankt eine andere Kirche, welche ich sah, ihre Entstehung. Der Hergang war folgender:

Peter der Große war in einer gegen die Türken begonnenen Campagne bei einem Kaufmanne einquartiert und schien eines Tages mißgenügt und voller Sorgen zu sein. Der Kaufmann bemerkt es und bringt in das Zarem Geheimniß, der ihm endlich verräth, daß es ihm am Nöthigsten zum Kriege, d. h. am Gelde, fehle. Der Kaufmann erwiedert, daß er damit aushelfen könne, und daß dreißigtausend Rubel an Gold und Obelisken (man kannte noch keine Papierrubel), eine für die damalige Zeit bedeutende Summe, zu des Zaren Befehl ständen. Der Zar nimmt das Geld mit Dank an, er schlägt die Feinde

*) Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Fünfter und sechster Theil. Auch unter dem Titel: Reise in's Russische Reich, im Sommer 1846, von C. D. v. Arnim (Zwei Theile in drei Abtheilungen und mit zwei Landkärtchen). Berlin, Aug. Duncker, 1849.

und so bereit, die Summe dem Kaufmanne wieder zurückzugeben, doch dieser weigert sich der Annahme und bestimmt das Geld zu einem Kirchenbau, und Peter der Große entreißt selbst dazu den Plan.

Doch bald sollte mir auch die Erklärung des pyramidalischen Monumentes werden, das ich Tages vorher von den Thoren von Kasan erblickt, und dazu war die Hinfahrt zugleich nützlich. Von neuem ging es also, durch auf leichter Troschke, den Asien Weg nach der Pyramide. Ein Gewitter und starker Regen waren im Anzuge, ich verließ mich indessen auf mein bisheriges Reisegläck, und es blieb mir getreu.

Diese Pyramide bezeichnet nun die Stelle, von wo aus Iwan Wassiliewitsch die Attacken gegen die Stadt leitete, die zu ihrer endlichen Einnahme führten. Da nun über zweihundert Jahre später noch eine Menge Gebeine von Freund und Feind, in Folge der vielen Kämpfe, um die Stadt herum gestreut auf dem Boden lagen, so befahl Kaiser Alexander, sie zu sammeln, auf einem Fleck zu begraben, einen steinernen mit Schädeln gefüllten Sarg darüber zu setzen und das Ganze in die neu zu erbauende Pyramide einzuschließen. Alexander's Ansicht war gewiß die richtige, wenigstens hat der Anblick von Menschenknochen auf einem früheren Schlachtfelde in mir stets ein unheimliches Gefühl erregt, und da die Pyramide mitten auf dem Felde überdies sich sehr malerisch ausnimmt, so wäßte ich nicht, was dagegen einzuwenden wäre.

Kaum kurz vor dem Diner war ich wieder auf mein Zimmer zurückgekehrt, wechselte meine Kleider und fand im Salon eine größere Gesellschaft, bestehend aus dem Kreismarschall und Kammerherrn Jeltschin, einigen Fremden und verschiedenen Angestellten. Zugleich ward ich der jüngeren Schwester der Frau v. Batalinsky vorgestellt, welche, mit einer vortrefflichen Altstimme begabt und jedenfalls von einem tüchtigen Singelehrer unterrichtet, uns noch denselben Abend die erfreulichsten Beweise des Zleißes gab, den sie auf Ausbildung ihrer so schönen Stimme gewandt hatte.

Das Wetter war wieder freundlich geworden, wir konnten im Garten den Kaffee einnehmen, wo ich auch noch Gelegenheit hatte, russische Industrie zu bewundern, denn der Adelsmarschall zeigte uns sehr schöne Proben von Leinwand und Tischgedeck, was auf seinen Gütern von den Leibeigenen verfertigt war. Denn während die Natur in Rußland wenigstens sechs Monate feiert, thut der Landmann nicht ein Gleiches, sondern die Bebauung des Bodens räumt den vielen Provinzen für diese Zeit der Arbeit in Manufakturen und Zabriken oder der Bearbeitung roher Stoffe im eigenen Hause den Platz ein. Rechnet man nun in den russischen Städten über zweitausend Fabriken, wovon allein auf Kasan hundertundfunfzig kommen*), so kann mit Sicherheit nach den ersten Berechnungen angenommen werden, daß, was in diesen gearbeitet wird, noch nicht ein Drittel von dem beträgt, was nonrussisch in den gewerbreichen Kreisen von Moskau, Wladimir, Kaluga, Kostroma, Nishny Nowgorod auf dem Lande während des Winters verfertigt wird. Und wenn diese auf dem Lande gefertigten Fabrikate gewöhnlich feinere oder vollere Stoffe sind, so beginnt sich ein anderer Theil der Bauern im Anfange des Winters nach den Städten, arbeitet in den dortigen Fabriken, wo namentlich die schönsten Gedwebstoffe verfertigt werden, und kehrt zum Frühjahre an seinen Pflug zurück. Daß bei einer so demokratisirenden Industrie der Bauer in den oben gedachten Provinzen daher reicher ist, als in denen, wo er blos für den Landbau lebt und während dieser Monate der Ausdruck des Getraides den Männern und den hübsche grobhalsige Spinnen den Weibern nicht die gehörige Beschäftigung giebt, leidet wohl keinen Zweifel. So viel über die Industrie des russischen Bauern.

Den neuen Verkehr ich mich in das gastfreundliche Haus des Generals Batalinsky, und hatte ich demgemäß die Hälfte des Tages angenehm verbracht, so sollte auch der Abend nicht unbenutzt verstreichen, denn bald stiegen wir in den Wagen, und als ich mich nach dem Ziele unserer Fahrt erkundigte, bekam ich zur Antwort, daß der russischen und nach der deutschen Schweiz. Also auch Kasan hat seine Schweiz. Der Name russische Schweiz ist natürlich, aber der Name deutsche Schweiz erfordert eine Erklärung. Kasan hat zwischen funfzig bis sechzigtausend Einwohner, wovon ein Drittel noch immer Tataren sind, die meist in einem besonderen Viertel wohnen. Zwei Drittel hingegen sind im Ganzen Russen, doch findet sich unter ihnen auch eine große Anzahl Deutscher, welche einerseits zur Universität gehören, zum größten Theile aber Handwerker, Kaufleute oder Künstler sind. Diese deutsche Kolonie hat sich auch und nach weggeführt und, wie es unter Landsleuten in jedem fremden Lande zu gehen pflegt, auch gesellige Vereinigungen geschlossen, und so ist die deutsche Schweiz entstanden.

Zuerst bei der russischen Schweiz angelangt, besahen wir uns darin die geschlossenen Gärten, bewunderten die verschiedenen Aussichten, die man sich dort durch Oeffnen des Laubholzes geschaffen, und besuchten alsdann die deutsche Schweiz, wo die Stille nur durch eine nicht weit von uns befindliche Kegelbahn unterbrochen ward, von welcher man oft die Zahl drei, vier oder zwei deutsch erschallen hörte. So nahe an der Route nach Sibirien machten die vaterländischen Töne einen eigenen Eindruck auf mich, aber auch hier, schien es, war ein gewisser Zwiespalt aufgebrochen, denn wenn man auf der einen Seite Alles angewandt hatte, um jedes nicht deutsche Element daraus zu entfernen, und selbst zu verhindern gewußt, daß Nichtdeutsche die dort gelegenen kleinen Landhäuser ankauften, so schien es, wollte die Mehrzahl, statt comme

*) Durch die unglaublich steigende Verdünnung in Sibirien sind auch zwei Bedürfnisse sprunghaften. Und so kommt unter Andrewen aus China blos ungeheure Masse von Baumwolle, welche jährlich gewöhnlich nach Rußland zur Messe ging. Aber die Fabrikanten von Kasan haben das direkt von China aus bei der roh gebauten zu verschaffen gewußt, verarbeiten es und, setzen dann die Produkte, die man sagt, 25 Prozent wohlfeiler nach Asien, wo sie durchaus mit seinem anderen Fabrikate, namentlich nicht mit den Englischen, in Konkurrenz treten.

eben nous, auch alles Höhere entfernen und, da es hier keinen deutschen Adel giebt, wenigstens keine höheren Bürgerlichen dulden. Viele waren sogar damit einverstanden, daß auch der Apotheker sich immitten der deutschen Schweiz ein Landgut gekauft habe. O derbefehrter, einfältiger Liberalismus so mancher Deutschen! In England, dem liberalsten, dem wahrhaft freiesten Lande der Welt, setzt man einen Stolz darein, den reicheren, den gebildeteren Ständen anzugehören, weil ganz natürlich, durch ihren Reichthum, durch ihre frühere Erziehung begünstigt, auch die Jugend besser und kräftiger erzogen wird, wogegen gerade in Deutschland so oft eine feindselige Gesinnung gegen Jeden herrscht, der, sey es durch seine Geburt oder durch sein Vermögen, einen höheren Standpunkt einnimmt, als die von der Natur minder ausgezeichneten Individuen der Gesellschaft.*)

Der Abend war herangerückt, es ging nach Kasan zurück, und beim Thee hatte ich Gelegenheit, mit zwei Professoren der Universität Bekanntschaft zu machen, von denen der eine, Herr Gorloff, Professor der Staatswirthschaftslehre, und der andere, der Rektor und Statsrath Simonoff, vorzüglich durch eine Reise um die Welt mit dem Capitain Bellingshausen bekannt, und zugleich Professor der Astronomie, welcher sehr freundlich meine Bitte aufnahm, die des anderen Tages besuchen zu dürfen und die Universitätsgebäude und verschiedene Sammlungen zu besehen.

Dem Worte folgte die That, denn als ich des anderen Morgens in den Universitätsgebäude erschien, fand ich schon Herrn Simonoff auf mich wartend, um mit mir sämmtliche Gemächer durchzugehen, in welchen ich gewiß manches Vortreffliche und Sehenswerthe erblickte.

Die Universität von Kasan, gegründet vom Kaiser Alexander im Jahre 1804, befindet sich in vier Gebäuden von großen Dimensionen und zählt augenblicklich vierhundert Studenten, von denen ein Theil auf Kosten der Regierung dort wohnhaft ist. Da ich auch hier Ferien antraf und daher die meisten Schüler verreist waren, die russischen Vorträge überdies mir doch nicht einleuchtend möchten vorgekommen seyn, so hatte ich dagegen die Gelegenheit, sämmtliche Hörsäle und Sammlungen genauer zu besehen und mich nach Allem, was ich nur zu wissen wünschte, speziell zu erkundigen.

Die Beschäftigung einer Menge chinesischer Seltenheiten, über welche der Professor Kowalevsky, zugleich Lehrer der mongolischen Sprache, gesetzt ist, und welcher selbst lange in Peking gewesen war, machte den Anfang. Diesen folgte das Herbarium, gezeigt von dem Professor Trojtzi, hierauf das zoologische Kabinet, und dann wurden die verschiedenen Auditorien durchgegangen, wo mich die Einrichtung sehr anfprach, das sämmtliche Pulte von Eisen waren, wodurch das sonst auf Universitäten, aber namentlich auf Schulen, so gewöhnliche Einschneiden der Namen und anderer die Rnugier oft nur zu sehr weckender Gegenstände vermieden ward.

Dann ging es zu dem Klinikum, das aber ebenfalls in diesem Augenblick geschlossen war, und dann zum chemischen Laboratorio, dem physikalischen Kabinete, voller dahin gehöriger Instrumente, und dann in die Apotheke, deren Chef, wie er mich versicherte, bei seiner Verbindung mit dem chemischen Laboratorio, stets an vierhundert Ingredienzien bereit zu halten hat, während ein gewöhnlicher anderer Apotheker, zum wenigsten in meinem Vaterlande, deren viel weniger und in kleineren Städten kaum einiger achtzig besitzt. Über die wichtigsten Sammlungen und wissenschaftlichen Apparate blieben bis zuletzt, und das waren ersttlich die orientalische Bibliothek, wie sie schwerlich eine andere Universität aufzuweisen hat, und hiermit in Verbindung die sehr große Münzsammlung, beide unter der Oberaufsicht eines Perlers, des Professor Kasimi-Beg, dessen merkwürdiges Benehmen in der wichtigsten Angelegenheit unseres Lebens, d. h. unseres Glaubens, ich hier kurz berühren will.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Gent im vierzehnten Jahrhundert.

Nach Hendrik Conscience.

II. Jakob von Artevelde.

(Schluß.)

„Nun, Jan, sie sind Franzosen", antwortete Lieven. „Sieht man sie je in Gent? Sie lassen nach Paris, um dem französischen Könige zu folgen und zu dienen. Za, die bessen das Böse schmieden, durch das Flandern jetzt ausgesogen und verarmt wird. Aber komme nur der Tag der Erlösung, und sie werden erfahren, was es heißt, sein Vaterland an den Fremdling zu verkaufen."

„Der Tag der Erlösung wird eben so gewiß kommen, wie gebratene Schweine vom Himmel fallen", scherzte der Walkmüller; „ich weiß aber noch nicht, wenn ich Euch zu reden höre, gegen wen oder gegen was Ihr zu Felde ziehen wollt."

„Gegen wen?" rief Lieven Compe. „Wer hat die englischen Kaufleute in Flandern festgehalten, und wer ist schuld, daß König Eduard die Einführung der englischen Wolle in Flandern verboten hat? Wer hat so unsere Tausende von Webestühlen zum Stillstehen und das nahrungslose Volk an den Bettelstab und zum Verbungern gebracht? — Das hat der König von Frankreich gethan, und der soll binnen kurzem erfahren, was der vlaamsche Löwe vermag, wenn er aufsteht."

„Ach! also gegen Frankreich?" sagte der Walkmüller lachend. „Dann bo-

*) Was ich im Jahre 1846 schrieb, wird im Jahre 1849 gewiß Niemand bestreiten, der den Verhandlungen in den preußischen Kammern gefolgt ist, wo der alter besonders Tagesordnete besonders Adel noch jetzt zur Zierlichkeit der Aussichte der Aristokratien Gleichheit und des geistigsten Adels über dessen zufällig höhere gesellschaftliche Stellung gebient hat. (Anm. des Verf.)

klage ich Euch. Bergeßt die Geschichte von Niklas Zanneken nicht. Ihr habt vielleicht Luſt, im Hemde, barfuß und mit dem Strick um den Hals ins Feld zu ziehen."

Er mußte wiſſen, daß dieſe Worte die Genter höchlichſt ergärnen würden, denn er hatte ſie noch nicht halb ausgeſprochen, als er ſich ſchon eilig entfernte, bereit, zu laufen, ſobald ihn Jemand verfolgte. Wirklich wollte ihm auch der Strohdecker nach, um ihm Hals und Beine auf dem Freitagsmarkte zu zerbrechen. Aber Lieven hielt denſelben zurück und ſagte: „Laß ihn gehen, Jan, er iſt nicht der Mühe werth; ich werde ihm ſchon heute Abends im Löwen-zum-Brauen ſeine Rechnung ſchreiben. Ich weiß es nicht, aber es ſollte mich nicht wundern, wenn dieſer fortgelaufene Hyerling ein bezahlter Spion der Franzoſen wäre."

„Ich ſehe in Allem nur noch keine Hülfe", ſeufzte Simon. „Der Streit zwiſchen Frankreich und England kann noch Jahre lang währen. Bis es entſchieden ſeyn wird, ob Philipp oder Eduard die franzöſiſche Krone trägt, können alle Weber, und was von der Weberei in Flandern leben muß, vor Hunger und Elend geſtorben ſeyn."

„Ich ſage Euch, daß das nicht geſchehen wird", rief Lieven Compne heftig. „Die Rolandsglocke wird ſtürmen, noch ehe die Woche zu Ende iſt. Wir werden zeigen, daß das Genter Blut nicht lügt, wenn man es auch zeit glaubt. Wir werden mit dem Könige von England anfangen, dann wird bald Nahrung genug im Lande ſeyn. Daß nur Einer komme, Einer, der Muth und Verſtand hat, zu rufen Flandern den Löwen: Nahrung, Nahrung! und Ihr ſollt ſehen, wie der Freitagsmarkt bewaffnete Genter ausſpeit. Hier ſtehen wir wohl ſechshundert auf dem Markte; wir ſind bereit, zu den Waffen zu greifen; Flandern iſt bereit, ſich aus ſeinem ſchmachvollen Schlafe zu erheben. Nur ein einziges Wort, nicht wahr? Nun denn, dieſes Wort . . ."

„Geht", ſagte Simon, indem er mit dem Finger vorwärts zeigte, „dort an der Serbodinsbrücke kömmt der weiſe Mann; o, daß er dieſes Wort ſprechen möchte!"

Derjenige, welcher mit dem Namen des weiſen Mannes bezeichnet wurde, kam von fern auf den Freitagsmarkt zugeſchritten. Er war ein Bürger von mehr als mittlerer Geſtalt, aus deſſen Geſichtszügen ſchon bei dem erſten Anblick hervorleuchtete, daß Vernunft und Weisheit ihm in der That reichlich von Gott beſchert waren. Unter ſeiner breiten, mit Runzeln durchzogenen Stirn, beſchattet von dichten Augenbrauen, glänzten ſeine braunen Augen, welche voll Ruhe nichts anderntren als Ueberlegung und Frieden des Gemüthes, deren Blick aber bei der geringſten Anregung gleichſam Feuer ſprühte. Seine Nase, mit großen beweglichen Naſenflügeln, verkündete Kraft und Muth, während ſeine minder ſcharf geſchnittenen Lippen Güte und ſanftes Mitgefühl verriethen.

Nach der Kleidung zu urtheilen, mußte dieſer Bürger reich ſeyn; denn er trug einen Mantel und ein Wamms von ſchwarzem Sammet, mit rother Seide geſtickert. Die Kappe, welche ſeinen Kopf bedeckte, war von dunkelbraunem Tuch, ſeine Beinkleider vom ſchönſten rothen Genter Tuch und ſeine Schuhe von gelbem Korduan. Da ſein Mantel ſich auf der rechten Seite öffnete, ſo konnte man ſehen, daß er am Gürtelriemen eine lederne Taſche trug und auf dieſer ein Dolchmeſſer.

Sobald dieſer Mann aus dem Zuwideſtege auf den Freitagsmarkt trat und ſein Auge von dem Anblick des ſchrecklichen Volksexlendes getroffen wurde, ſchien ein plötzliches Zittern ihn zu ergreifen, und Bitterkeit lagerte ſich auf ſein Antlitz. Dennoch ging er, aber langſam, vorwärts, den jetzt flammenden Blick auf den Boden gerichtet.

Um dieſelbe Zeit kam ein Stadtribaud aus dem Wolvesteg auf den Markt. Er hielt eine arme Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, an der Schulter und riß ſie mit Gewalt fort. Die unglückliche Mutter weinte heftig, während ſie wie wahnſinnig ihren Mund und ihre Wangen auf das Antlitz des Kindes drückte und deſſen Füße in ihren Buſen barg. Es war ein ſchrecklicher Anblick, dieſe bald wahnſinnige Frau ſo gewaltſam gegen die Kälte und die Hungersnoth kämpfen zu ſehen, welche das Kind ſelbſt in ihren Armen zu tödten drohten. Der Ribaud achtete nicht auf dieſen verzweiflungsvollen Streit; die Mutter ſchien auch nicht zu wiſſen, daß man ihr Gewalt anthat. Sie ließ ſich ruhig fortſchieben und ging mit ſchwankenden Schritten neben ihrem Führer her. In der Mitte des Marktes ward der Ribaud von dem weiſen Manne aufgehalten mit den Worten: „Ribaud, zerre die arme Frau nicht ſo! Was hat ſie denn Böſes gethan?"

„Ja, ich kann nicht daſür, Meiſter", ſagte der Ribaud ehrfurchtsvoll. „Es iſt eine Frau aus Deſtrem, die in Gent bettelte. Ich muß ſie, ich muß wollen oder nicht, aus der Stadt ſchaffen, und Ihr ſelbſt, Meiſter, daß ſie nicht gehen will."

Eine mitleidige Stimme hatte das Ohr der Mutter berührt. Jetzt hob ſie das Haupt empor und zeigte ein abgemagertes Antlitz, das trotz der ſahlen Farbe des Hungers noch Spuren früherer Schönheit offenbarte.

„Ach! Meiſter", rief ſie dem weiſen Manne zu, „ich bin eine arme Strumpfſtrickerstrau aus Deſtrem. Mein Mann und mein kleines Kosken ſind geſtern Nacht vor Hunger geſtorben; ihre Leichen liegen noch unbegraben in unſerer Wohnung. Ich floh, um mein liebes Agneteken vor dem Hungertode zu retten. Seht, da iſt es; aber es muß auch ſterben; denn man jagt uns fort. Gott, Gott! ach! läge ich doch ſchon erfroren, dann fühlte ich die Schmerzen in meinen Eingeweiden nicht. Aber mein Agneteken, mein Kind . . . ."

Sie unterbrach ihre Klage, um die Lüftchen des ſchon gefühllosen Kindes noch tiefer in den Buſen zu ſtecken. Plötzlich aber, als ob Etwas ſie überraſcht habe, hielt ſie inne und zeigte dem weiſen Manne das arme Geſchöpf, während heiße Thränen ihr aus den Augen ſtrömten.

„Seht, ſeht, Meiſter!" rief ſie mit einem gellenden Schrei; „mein Kind, mein Agneteken iſt todt!"

Dann wandte ſie ſich mit einem wahnſinnigen, bitteren Lachen zu dem Ribaud und ſagte: „Nun kommt, nun führt mich aus dem Thor, damit ich Agneteken zu ihrem Brüderchen lege. Morgen wird doch Alles mit uns vorbei ſeyn."

„Ribaud!" ſprach der weiſe Mann, „Ihr könnt Eures Weges gehen: ich will für die Frau ſorgen; Eure Pflicht iſt gethan."

Während der Ribaud, damit wohl zufrieden, nach dem Wolvesteg zurückkehrte, nahm der weiſe Mann das arme Weib bei der Hand und führte ſie nach der Ecke des Hochhauſes.

„Mutter!" ſagte er mit einer Stimme, die vor Mitleid zitterte, „weint nicht ſo bitterlich und beruhigt Euch; Eure Kind iſt nicht todt. Kommt mit mir; wir wollen Euer Agneteken heilen und die Pein in Euren Eingeweiden ſtillen. Ich werde Euch Beide vor Hunger und Kälte ſchützen. Ihr habt doch ſchon zu viel ausgehalten, nicht wahr?"

Die halb wahnſinnige Mutter ſchien dieſe Worte nicht ganz zu begreifen, betrachtete aber dennoch den weiſen Mann mit funkelnden Augen und mit einem erſtaunlichen Lächeln der Dankbarkeit, als ob Gott ſelbſt ihr Führer geweſen wäre. So ließ ſie ſich ſprachlos in ein Tuchlager neben dem Hochhauſe bringen. Auf die Bitte des weiſen Mannes eilte hier Alles zu ſeinem Dienſte herbei. Er ließ die Frau in einiger Entfernung von dem Feuer ſich niederſetzen und ſie mit Brod und Wein erquicken. Mittlerweile hatte er das erſtarrte Kind in die Arme genommen und ließ es jetzt von der Frau des Hauſes mit warmen wollenen Decken über den ganzen Leib reiben. Die arme Mutter war aufgeſtanden und ſah mit ängſtlicher Erwartung dieſen Bemühungen zu. Sie war jedoch körperlich ſo angegriffen, daß ihr Mund nur unverſtändliche Töne hervorbrachte.

Plötzlich entfuhr ihr ein Schrei; ſie riß das Kind aus den Armen ihres Retters und ſtürzte vor ihm auf die Kniee nieder, mit ſo unſinniger Freude ihm Dank zujauchzend, daß ſich ſelbſt auf der Wange des weiſen Mannes eine Thräne des Mitleids zeigte. — Agneteken hatte die Augen aufgeſchlagen, und ihr erſter Blick war wie ein belebigender Strahl in das Herz der Mutter gedrungen. — Der Tod hatte ſich wieder von dem Kinde entfernt. In der Eil, mit welcher der weiſe Mann dieſe Rettung hatte bewerkſtelligen laſſen, wie an ſeinen ungeduldigen Bewegungen merkbar man leicht, daß er Ehl hatte, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Nachdem das gute Werk vollbracht war, ſprach er leiſe einige Worte mit dem Herrn des Hauſes und ſagte dann zu der armen Frau, welche wie bewußtlos ihr Kind fortwährend küßte und ſtreichelte: „Gute Frau, Ihr könnt hier bleiben mit Eurem Kinde, und wenn Ihr nach Deſtrem gehen wollt, ſo ſoll Euch Verlangt, und was Ihr ſonſt braucht, gegeben werden. Habt nur guten Muth, liebe Frau."

Die arme Mutter ſprang auf und küßte ſprachlos die Hand des weiſen Mannes, bis dieſer nach einem allgemeinen Gruße das Haus verließ und wieder auf den Freitagsmarkt ging.

Hier ſah er ſich von neuem aufgehalten durch die Hauptmänner, welche bisher bei dem Hochhauſe geſtanden und ſich jetzt mit vielen Andern vor dem Tuchlager verſammelt hatten.

„Nun, Mynheer Jakob", rief Lieven Compne, „hat das feige Spiel noch nicht lange genug gewährt? Soll der letzte Blaaminger auf der Straße ſterben wie ein Hund? Wird Niemand kommen, der Verſtand und Muth genug hat, um das Land zu retten? Und Ihr ſelbſt, Mynheer Jakob von Arteveldе, Ihr, der weiſe Mann von Gent, könnt Ihr die Frauen dort am Kirchhof liegen ſehen, ohne daß Ihr ſagt: Es iſt Zeit, es muß Blut oder Arbeit geben!"

„Blut, Blut!" murrte Arteveldе in ſich ſelbſt hinein, indem er den Blick zu Boden ſchlug. Dann, das Haupt wieder emporrichtend, ſprach er: „Lieven! nicht Blut, Ihr Genoſſen: es iſt früh genug, wenn die unerbittliche Nothwendigkeit uns zwingt, auch zu vergießen."

„Es muß doch einmal ein Ende nehmen", ſagte ein Weber; „es muß Arbeit und Nahrung geben, oder die Rolandsglocke ſoll Sturm läuten, daß der Thurm davon bebt."

„Nein, nein", ſagte Arteveldе, „es ſoll beſſer geben. Ich weiß das Mittel, um Flandern ſeine alte Freiheit und Nahrung wiederzugeben; aber vorher müſſen wir erſt wieder Genter und Blaaminger ſeyn dürfen, einträchtig und überzeugt von dem Rechte unſerer Sache, mit männlichem Muthe und flaamiſcher Geduld das geſchändete Recht rächend, ohne feige Gewaltthätigkeit oder Unrecht zu üben."

Die ganze Schaar Handwerker hatte ſich rings um Jakob von Arteveldе zuſammengedrängt, um ſeine Worte zu vernehmen. Was er ſagte, ſchwellte ihnen die Bruſt an und machte ihnen die Augen von Hoffnung und Begeiſterung funkelnd: Niemand entgegnete jedoch Etwas auf ſeine Rede, und man ſah ihn fragend an, als ob man weitere Aufklärung erwarte. Er ſetzte nun ſeiner erſten Rede hinzu: „Ich wirklich noch keines Gentiſchen Blut in Euren Adern? Würdet Ihr es wagen, den Schwur zu thun, hier am Orte zu ſtreben oder frei zu werden, wie es unſere Väter waren?"

Ein verwirrtes Gemurmel von zornigen Reden und Betheurungen, nebſt einem ungeſtümen Emporſtrecken der Hände oder Ballen der Fäuſte, beantwortete ſeine Frage.

„Wohl denn, Genoſſen!" entgegnete Arteveldе gelaſſen, „wenn Ihr es wollt, ſo wird Flandern Freiheit und Nahrung haben. Es wird an unſerer Erlöſung gearbeitet. Selbſt inzwiſchen getroſt und habt flaamiſchen Muth."

Nach dieſem Gruße ſchritt Arteveldе zwiſchen den Handwerkern hin, die ihn ehrerbietig durchließen und ihm nachſahen, bis er hinter der Ecke der Bandeſtege verſchwand.

Er war ihnen jedoch kaum aus den Augen, als ein verwirrtes Gewühl unter ihnen ſtattfand. Alle bewogten ſich mit Ungeſtüm und ſchienen einen wichtigen Plan zu faſſen, bis das Lieven Compne plötzlich die Worte: „Freiheit und Nahrung!" mit mächtiger Stimme wie einen Aufruf über den Markt

Digitized by Google

sandte und jauchzend nach der Lange Munte lief. Dies war wie ein Zeichen, das Jeder verstand. Andere begaben sich über die Svrbovindebrücke entweder nach dem Stenbamm oder nach Overscheide. Viele begaben sich zu den spielenden Frauen und Kindern und riefen ihnen von fern mit freudigem Tone zu: „Freiheit und Nahrung! Freiheit und Nahrung!“

Plötzlich erblickte man, wie wenn die Posanne des Erzengels diese Todten aus ewigem Schlafe erweckt hätte, die zusammengekauerten Frauen und Kinder ihre Glieder ausstreckten, aufstehen und sich unter die wimmelnden Haufen der Handwerker mischen.

Bald nachher fand ein ungewöhnliches Wogen von Menschenköpfen auf dem Freitagsmarkte statt; man ging von einem Haufen zum anderen, erzählte sich überall, was der weise Mann gesagt habe, und rief: „Freiheit und Nahrung!“ Andere liefen in die angränzenden Straßen, um die Neuigkeit nach allen Vierteln der Stadt zu tragen, und binnen kurzem strömte das Volk, gleich einer eindringenden Fluth, aus allen Gassen nach dem Freitagsmarkte. Sie hatten keinen Hunger mehr, diese Blaminger; sie fühlten sich durch die Worte: Freiheit und Nahrung! gestärkt. Ein Stern der Hoffnung war vor ihren Augen aufgegangen, Muth und Kraft erfüllten ihre Herzen, und aus denselben Augen, welche thränenlang leblos auf den Boden gerichtet waren, zuckten nun mächtige löwenmuthige Blitze.

Trotzdem ließ sich indessen nicht bemerken, daß dieses zusammenströmende Volk die Absicht habe, sich Gewaltthätigkeiten zu überlassen. Im Gegentheil, die wildesten Gemüther schall sprachen hier von Gehorsam und von Ehrfurcht vor eines Jeden Recht. Gewiß, sie mußten etwas Besonderes im Sinne führen; denn nachdem sie einige Zeit verwirrt und mit brausendem Lärme sich unter einander bewegt hatten, begannen sie, Jeder nach der Gilde, zu der er gehörte, sich in große abgesonderte Schaaren zu ordnen. Man sah Sieben Compne mit begreiflichem Anblick noch immer hin und wieder laufen und wie ausgelassen Jeden ermuthigen zu dem Unternehmen, das man erproben wollte.

Norwegen.

Norwegische Literatur.

Unter dem Titel „Norwegische Sammlungen“ ist kürzlich in Christiania das erste Heft einer neuen historischen Zeitschrift erschienen. Der dänische Kritiker, dem wir diese Mittheilung entnehmen, stellt zunächst die Behauptung auf, daß die Geschichte der drei nordischen Reiche ein Ganzes ausmache, so daß dasjenige, was ein Gewinn und eine Bereicherung der Geschichte des einen der drei Reiche sey, es zugleich für die beiden anderen seyn werde, so wie auch ein fruchtbares Studium der Geschichte des einen, ohne Berücksichtigung der anderen Reiche, nicht gerackt werden könne. Dies finde ganz besonders Anwendung auf Dänemark und Norwegen, sofern die Gemeinsamkeit der Sprache und ein mehr als vierhundertjähriges Zusammenleben die Geschichte beider unaufhörlich an einander geknüpft haben. Es sey daher um so bedauernswerther, daß mit der politischen Trennung auch allmälig eine immer größer werdende Kluft in dem sonst so innigen literarischen Verkehr sich bildete. Mit Freuden begrüßt daher der Verfasser die Symptome einer Umkehr von jener feindseligen Richtung, welche sich in der neuesten Zeit in den Sympathieen Norwegens für Dänemark kundgeben, und gedenkt hierbei besonders des jüngst von Norwegen ausgegangenen Vorschlages, zur Förderung historischer Arbeiten, welche für beide Länder von Wichtigkeit sind, zusammenzuwirken und diejenigen Schriften, welche auf öffentliche Kosten oder von literarischen Gesellschaften herausgegeben werden, unter einander auszutauschen.

Was die „norwegischen Sammlungen“ betrifft, so hat sich im vorigen Jahre (1849) in Christiania eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, Urkunden zur Aufhellung der Geschichte Norwegens herauszugeben. Im Jahre 1839 würde mit dem sechsten Bande die Herausgabe der bekannten „Sammlungen zur norwegischen Volks- und Sprachgeschichte“, welche so wichtige Beiträge zur Geschichte Norwegens und Dänemarks und des Nordens überhaupt enthielten, unterbrochen. Als eine lange gewünschte und vermißte Fortsetzung hiervon können wir die jetzt begonnenen „norwegischen Sammlungen“ betrachten. Unter den Herausgebern finden sich mehrere Namen, welche in den historischen oder diesen verwandten Wissenschaften wohl bekannt sind, als Chr. Berg, P. A. Munch, Schweigaard, Chr. Lange, Unger, Aschehoug, Thorbe.s. s.w. Der Verein will besonders Urkunden über norwegische Geschichte während des Zeitraumes von 1537 bis 1814, mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet, herausgeben. Die Sammlungen erscheinen in Heften von zehn Bogen gr. 8. und werden den Subskribenten für 6 Sch. norw. den Bogen geliefert: höchstens sollen vier Hefte jährlich erscheinen, welche einen Band ausmachen, und wofür die Subscription bindend ist.

Das erste, wohlausgestattete Heft enthält manches Interessante. Wir erwähnen unter Anderem Edvard Edvardson's Beschreibung von Bergen, mitgetheilt von N. Nicolaysen. Die Handschrift ist zwar oft benutzt worden, namentlich in Bergens Beschreibung von Sagen und Jon, aber ansehnliche Theile derselben sind entweder niemals gedruckt oder benutzt, oder doch nur in wenig bekannten Zeitschriften verbreitet worden. Diese Stücke werden hier mitgetheilt. Darin findet sich unter Anderem ein Beitrag zur Reformationsgeschichte in Norwegen, ein anderer zur Geschichte des norwischen siebenjährigen Krieges und verschiedene kleinere Stücke. Die Quellen, aus welchen Edvardson hierbei geschöpft, bestanden in verschiedenen Schriften des bekannten Absalon Pedersen, so wie Pofnagel's Diarium, welche er mit vieler Treue und Ausführlichkeit wiedergiebt, so daß dadurch die Auszüge aus einigen derselben, welche in Suhm's Sammlungen mitgetheilt worden, berichtigt und vervollständigt werden können. — Ferner findet sich in diesem Heft, vom Archivar Lange zusammengestellt, ein Verzeichniß norwegischer Studenten auf der Universität zu Rostock während der Jahre 1419—1600, ausgezogen aus der Universitätsmatrikel in Rostock. Ein von D. N. Bech mitgetheilter Artikel liefert einen Beitrag zur Geschichte des merkwürdigen Hannibal Sehested unter Friedrich's III. Regierung. Endlich verdienen Urkunden über Finnmarken im Jahre 1667, mitgetheilt von Aschehoug, und Beiträge zur norwegischen Geschichte 1716—1719, mitgetheilt von Chr. Lange, hervorgehoben zu werden. Das letztere ist sehr ausführlich und beide sind interessant.

Wenn der dänische Kritiker, den lobenswerthen Anfang der „norwegischen Sammlungen“ rühmend, zur Unterstützung des Unternehmens von Seiten des geschichtsliebenden Publikums auffordert und es nicht für unbillig hält, daß der Staat die Gesellschaft unterstützt, so gedenken wir hierbei gewiß mit dankbarer Anerkennung der Munificenz unseres preußischen Königs, wodurch die Herausgabe der „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, in deutscher Bearbeitung“ geschieht ist.

Mannigfaltiges.

— Die kalifornische Verfassung. Kürzlich ist in San Francisco die Verfassung des neuen, dem nord-amerikanischen Bunde angehörenden Staates Kalifornien unterzeichnet worden, der auch bereits Deputirte nach Washington gesandt hat, um sich beim Kongresse anmelden zu lassen. Die Verfassung besteht aus zwölf Abschnitten und 152 Paragraphen, deren Inhalt im Wesentlichen mit dem der Verfassungen der nördlichen Freistaaten übereinstimmt. Das noch in den südlichen Freistaaten durch das Gesetz sanctionirte Sklaventhum ist in Kalifornien ausgeschlossen. Von den fünfundvierzig Mitgliedern der konstituirenden Versammlung, welche unter dem Vorsitze des Herrn Semple ihre Berathungen hielten, waren zwölf aus dem Staate New-York, vierundzwanzig aus den übrigen, und zwar meistens aus den nördlichen Freistaaten, fünf waren geborne Kalifornier und vier aus Europa. Diese Vier bestanden aus einem Spanier, einem Schotten, einem Irländer und einem Schweizer. Letzterer war kein Anderer, als der bekannte Captain Sutter, dem man die erste Auffindung und Bearbeitung der kalifornischen Goldminen überhaupt zu verdanken hat. Sutter war Captain der französischen Schweizergarde unter Karl X. und hatte in den Julitagen 1830 tapfer für seine Ehre und seinen Eid treu gekämpft. Nach der Thronbesteigung Ludwig Philipp's ging er von Paris nach Grenoble, von wo er mit dem Rufe eines strengen Royalisten nach Nord-Amerika sich begab, da er die Rückkehr in sein von Factionen aufgeregtes schweizer Vaterland verschmähte. Auf einer Wanderung über das Felsengebirge nach dem Oregon-Gebiete, wo er sich niederzulassen gedachte, war er später nach Kalifornien gekommen, das ihm hauptsächlich sein heutiges Glück zu danken hat. Dr. Semple, der Präsident der konstituirenden Versammlung, hatte noch vor fünf Jahren als Zimmermanns-Geselle für Sutter gearbeitet, als dieser in das Land kam. Später, als der Krieg der Vereinigten Staaten gegen Mexiko ausbrach, schloß er sich dem Heereszuge als Freiwilliger an, ward bald Offizier und machte den merikanischen General Vallejo zum Gefangenen. Letzterer befand sich ebenfalls in der konstituirenden Versammlung, und er, so wie Sutter, wurden von dieser beauftragt, den Herrn Semple auf den Präsidentenstuhl zu installiren.

Literarischer Anzeiger.

In allen **Buchhandlungen** und **Leihbibliotheken** ist zu haben der so eben bei F. Kubnt in Eisleben erschienene **höchst interessante Roman:**

Neue Deutsche Zeitbilder.

1. Abthlg. **Anna Hammer.** 3 Bde. Preis 3 Thlr.

Diese Zeitbilder, aus der Feder eines **Deputirten der aufgelösten Berliner und Frankfurter Nationalversammlung** geflossen, schildern das deutsche Leben in ergreifender Weise: sie führen uns das Garnisonleben vor und lassen uns einen Blick thun in die Mysterien der Justiz, wie in die geheimen Intriguen des Hofstaates, sie beschreiben uns die einförmigen Stunden und Tage im Kerker, die leidenschaftlichen Triebfedern einer Verschwörung und gleiten und in die Hütte des Landmannes, wie auf den geräuschvollen Markt der Oeffentlichkeit, bis endlich der Ausbruch der Revolution das Geschick des Staates und der speziell hervorgehobenen Charaktere entscheidet.

Der Name des Verfassers, der in allen Gauen Deutschlands einen guten Klang hat, der in der Tragödie des verflossenen Jahres oft genannt ist, muß verschwiegen bleiben, weil den berngenden Fragen der Gegenwart, in denen auch der Verfasser schmachtet, Rechnung getragen werden muß und weil der Dichter auf der Zinne der Partei gern sich, seinen Namen, sein Geschick vergißt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Expd. Lasser, Brüderstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Donnerstag den 24. Januar 1850.

England.

Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell.

Das in der Note angegebene Werk*) ist eigentlich als Ergänzung eines früheren desselben Verfassers, „die Biographieen der Lordanzler", anzusehen. In diesen konnten nämlich gerade die hervorragendsten juristischen Celebritäten keine Stelle finden, da einigen, wie Lord Coke und Lord Hale, eben weil ihnen die meist bevorzugte Mittelmäßigkeit abging, das große Siegel nicht einmal angeboten ward, andere, wie Lord Holt und Lord Mansfield, das Anerbieten entschieden zurückwiesen, weil ihnen die Functionen eines Richters für ehrenvoller galten. Es ist demnach die Absicht des Verfassers, in diesen Bänden eine Reihe von Lebensbildern der berühmtesten englischen Oberrichter vorzuführen. „Ich würde sonst", sagt er, „nicht glauben, mein Scherflein zur Verherrlichung der Verstorbenen, wie zur Belehrung des heranwachsenden Geschlechtes, beigesteuert zu haben."

Das Amt einer Oberrichters (Chief-Justice) war den alten germanischen Angelsachsen unbekannt. Mit Wilhelm dem Eroberer kam es ins Land, und das mochte zu dem Widerwillen der Bevölkerung gegen dasselbe nicht wenig beigetragen haben. Die Sachsen hatten eine entschiedene Antipathie gegen die Lehnsaristokratie. Mit welchen Augen mußten sie nun einen Beamten ansehen, der die Rechtspflege durch das ganze Land unter Aufsicht und Leitung hatte und dem eine ausgedehnte Civil- und Militairmacht zu Gebote stand. Unter acht Regierungen, über zwei Jahrhunderte, blieb dieses Amt auf demselben Fuße, bis endlich ein großer Gesetzgeber die gesetzlichen Institutionen Englands in die Form brachte, die sie noch heute nach Verlauf von sechs Jahrhunderten unverändert aufweisen — „eine Starrheit sonder Beispiel bei irgend einer anderen Nation."

Der erste Oberrichter Odo, Bischof von Bayeux, Halbbruder des Eroberers, gleich thatkräftig als Priester und Krieger, prangt in dieser Doppeleigenschaft auf einer Tapete in Bayeux in voller Rüstung mit einem Stabe in der Hand auf bepanzertem Rosse. Sein Benehmen, wie das seiner nächsten Nachfolger, war kaum geeignet, die Engländer mit der neuen Würde auszusöhnen. Das heftige Ringen nach Freiheit unter de Montfort bereitete unzweifelhaft die gesetzlichen Reformen vor, die Eduard I. den ruhmvollen Beinamen des englischen Justinian erwarben. Er schaffte das Oberrichter-Amt mit diesen maßloser Gewalt ab und beschränkte es auf die Ausübung rein richterlicher Functionen.

Den allgemeinerem Interesse ist der Name Sir William de Gascoigne's, und durch Shakespeare's „Heinrich IV." bekannt. Als gesetzlicher Beistand Johann's von Gaunt leistete er dem herzoglich Lancasterschen Hause schätzbare Dienste. Sachwalter des verbannten Heinrich v. Bolingbroke, ward er von diesem, der bei seiner Rückkehr den Herzogs- gegen den Königstitel vertauschte, als Oberrichter an die King's-Bench (Ober-Hofgericht) berufen. Jene Anekdote, die ihn den Prinzen v. Wales verhaften läßt, wird freilich von keinem Zeitgenossen erwähnt, und erst ein Jahrhundert nach dem Ereignis kömmt sie in Sir Thomas Elyot's „The Governor" vor. Indeß bewirkt dieses Stillschweigen der gleichzeitigen Schriftsteller sehr wenig. Denn gesetzt, es hätte damals an den mannigfaltigen Mitteln der Veröffentlichung, von denen unsere Zeit überfluet, nicht gefehlt: so würde man doch Anstand genommen haben, ein Geschichtchen in Umlauf zu setzen, das auf den Thronerben einen Schatten werfen mußte. Elyot aber, kein Novellist, bedürfte sein Buch Heinrich dem Achten, und das war, weiß Gott, kein Fürst, der sich eine solche Erzählung gefallen ließ, wenn er sie nicht für wahr hielt. Ueberdies wird sie von zwei sehr vornirten, aber vorsichtigen Juristen bestätigt, die, in ihren Jahrbüchern**) vergraben, über Gascoigne nichts weiter wußten, als was die sicheren Traditionen von Westminster-Hall ihnen darboten. Der Einwurf, daß Gascoigne vor Heinrich IV. gestorben wäre, beruht auf einem Irrthum; er überlebte vielmehr diesen um mehrere Jahre und bekleidete sein Amt noch unter Heinrich V. Nach einer langathmigen Untersuchung hält sich Lord Campbell für berechtigt, ein Verdikt zu Gunsten seines Schützlings abzugeben und zur Ehre seines Standes eine Thatsache festzustellen, die so vielen Chronisten, Geschichtschreibern, Sittenlehrern und Dichtern für eine ausgemachte Wahrheit gegolten.

Die folgenden Oberrichter haben wenig Anspruch auf unser Interesse, bis wir zur Regierungszeit Elisabeth's kommen. Indessen dürfte Lord Montague einer Erwähnung werth seyn, am wenigstens zu erfahren, in welcher Weise sein patriotisches Feuer von Heinrich VIII. gedämpft wurde.

„Kühne, thatendurstige Juristen warfen sich damals auf die Politik, und als 1532 ein Parlament eindersten ward, brehte Montague als Mitglied des Hauses der Gemeinen wieder gewählt zu werden. Die Bescheidung seines Wunsches wäre ihm aber bald schlecht bekommen. Gleich Sir Thomas More und Lord Bacon hielt er unklugerweise seine Jungfern-Rede gegen eine Subsidien-Bewilligung. Es war dasselbe Parlament, in welchem Thomas More zum Sprecher gewählt wurde und Wolsey seine Klage über den langsamen Fortgang der Ränz-Ehe vor das Haus der Gemeinen brachte. Montague glaubte eine günstige Gelegenheit für sein Debüt gefunden zu haben und machte einen heftigen Ausfall gegen den Eingriff in die Volksgerechtsame. Am folgenden Tage ließ ihn der König holen und empfing ihn mit der Anrede: Oho! Wollen Sie meine Bill nicht durchlassen? Der junge Patriot stürzte erschrocken aus Knie. Da trat Heinrich auf ihn zu, legte ihm die Hand auf den Kopf mit den Worten: Morgen um zwölf Uhr muß meine Bill durchgegangen seyn, oder Morgen um zwei Uhr ist dieser Dein Kopf vom Rumpf getrennt. Auf der Stelle war Montague von seinem volksfreundlichen Fieber geheilt und blieb bis an sein Ende ein standhaft ergebener Höfling."

Kaum dürfte es dem wildesten Romane gelingen, an Abenteuerlichkeit die Geschichte des Oberrichters Popham zu überbieten. „Zu Wellington 1531 aus einem Geschlechte des niederen Adels geboren, wurde er als Kind von Zigeunern gestohlen und blieb einige Monate bei ihnen. Seine angeregelten Sitten und seine geringe Achtung gegen fremdes Eigenthum, die in einer gewissen Periode seines Lebens vorherrschten, will man auf Rechnung dieser früheren Umgebung bringen. Die Räuber entkitzelten ihn und brannten ihm auf den linken Arm ein kabbalistisches Merkmal ein, das er mit ins Grab nahm. Aber seine Constitution, früher schwächlich, erstarkte durch diese Wanderleben mit seinen gesetzlosen Gesellen, und sein Körper entwickelte sich zu ungemeiner Größe und Gewandtheit. Von seiner Schuldbildung, bevor er ins Baliol College nach Oxford kam, schweigen die Nachrichten. Hier indessen war er sehr fleißig und wohlgelitten und legte einen guten Grund in der klassischen und theologischen Gelehrsamkeit. Allein in den Middle-Temple versetzt, um sich hier für seinen Beruf als Rechtsgelehrter vorzubereiten, gerieth er in schlechte Gesellschaft und vernachlässigte seine juristischen Studien. Theater, Spielhäuser und andere Vergnügungsplätze zogen ihn stärker an, als Vorlesungen und Disputirübungen. Eines Tages von einem Freunde nach Westminster-Hall eingeladen, um einen wichtigen Rechtsfall von großen Juristen besprechen zu hören, erklärte er: „Ich gehe lieber zu einer Disputation, die ich höher achte — zu einer Bärenhetze in Alsatia.")*) Unglücklicherweise waren es nicht leichte, flüchtige Verletzungen der Zucht und Sitte, mit denen sich die Jugend manches ausgezeichneten Mannes „die Hörner abstößt." Popham ging viel weiter. Er war nicht blos dem Trunke und dem Spiel ergeben, sondern stellte sich für die Mittel zu seinem maßlosen Aufwand zu verschaffen, theils um seinen Muth zu zeigen, machte er mit einer Bande verwogener Burschc aus benachem Hinterhalt Anfälle auf Wanderer und nahm ihnen Geld und Geldeswerth ab. Er rühmte ebenerein seine und seiner Leute Grosmuth und Höflichkeit, und wie sie, um jedem ernstlichen Zusammenstoß vorzubeugen, in so großer Anzahl auszögen, daß Widerstand unmöglich sey. — Das scheint seltsam genug; aber noch seltsamer klingt es, daß er, als Advokat und mit einer achtungswürdigen Frau verbunden, dieses gesetzlose Leben fortführte. Die fällige Gewalt war jedoch auch hier mächtig, nach dem schönen Wort unseres Goethe. Die liebenswürdige Gattin brachte es bei dem jetzt vierfachgirrigen Gatten endlich dahin, daß er den Entschluß faßte, seiner bisherigen Lebensweise zu entsagen. Bei einem prächtigen Mahle, zu dem er seine Spießgesellen einlud, nahm er von diesen Abschied, und von Stund an war er Tag und Nacht an den Studirtisch gefesselt.

Das glückliche Ergebniß dieser inneren Umgestaltung blieb nicht aus. Er wurde ein vollendeter Jurist, und selbst Coke, der auf alle seine Zeitgenossen, namentlich auf die „Buchgelehrsamkeit" eines Franz Bacon verächtlich herabsah, erkannte ihn als solchen an. Er stieg rasch und wurde 1571 Sachwalter ersten Ranges (Sorjeant). Den Festschmaus beging er mit ungemeiner Pracht,

*) The lives of the Chief-Justices of England, from the Norman Conquest to the death of Lord Mansfield. By John Lord Campbell. 2 Vols. London, Murray, 1849.

**) Year-books, die Akten im Westminster-Hall-Archiv von Eduard II. bis Heinrich VIII., die als Präzedenzien gelten.

*) Dieses Alsatia, bekannt, daß, mit seinen Zinnzinnen und den Gerechtigkeit im Komfick, in den damaligen Zeiten hier ein Asyl fand, können unsere Leser wahrscheinlich aus Walter Scheffalen, von W. Scott.

und die allen edlen gastgonser Beine, die dabei flossen, sind Phantasie, nach der Behauptung einiger Spaßvögel, in einer Nacht aufgefangen haben, als sie den Weg von Southampton in den Keller eines Londoner Alderman nehmen wollten. 1584 war er zum Sprecher gewählt, und in der Folge führte er als Kron-Anwalt die Untersuchung gegen Babington und dessen Mitschuldigen; 1599 wurde er Oberrichter. Obgleich nun mit den Verlockungen zu dem „Leben auf der Landstraße" wohl bekannt, gab es doch keinen strengeren Richter in solchen Fällen. Er war als „Galgenrichter" verschrieen. Gewöhnliche Diebstähle, besonders Straßenraub, durften von ihm keine Schonung und Milde hoffen. Sonst war er eben nicht grausam. Er blieb nicht ungerührt von dem Schicksal des hochbergigen Effex, und sein Benehmen sichte vortheilhaft gegen die Härte Coke's und Bacon's ab, die, lebenslang Todfeinde, sich die Hände reichten, um dieses edle Wild zu „baizen". Popham empfahl ihn der Begnadigung, die auch gewiß erfolgt wäre, hätte der verhängnißvolle Ring den Weg in die Hände Elisabeth's gefunden. Bei dem Verhör Sir Walter Raleigh's führte er mit großer Unparteilichkeit den Vorsitz. Bemerkenswerth erscheint, daß die Praxis des mündlichen Verhörs, worauf die Franzosen so hohen Werth legen, vielfältige Fragen vorgelegt: aber kein Scharfrichter durchschaute die Schlingen, und er benutzte sie gerade zu seinem Vortheil. Ein Beweis von der Unzuverlässigkeit dieser Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen, und — wie leicht sie unwirksam zu machen sind. — Popham leitete die Untersuchung gegen Guy Fawkes und Gesellen; jedoch präsidirte er noch bei einem Rechtsfall von allgemeinem Interesse, dem Verhör Garnet's. Im folgenden Jahre starb er.

Der Oberrichter Fleming, der ihm folgte, war kein schroffer Gegensatz. Der Minal Francy Bacon's in der fürstlichen Carriere, ward er diesem nicht von Ansehen, sondern von Premier-Ministern vorgezogen, und zwar „weil er ein reiner Rechtsgelehrter", d. h. ein zugerichteter, unverdrossener Packesel, war. 1595 erlangte er die erledigte Stelle des Ober-Staatsanwalt, so eifrig auch Bacon sich darum bewarb. Im Anfang der Regierung Jakob's I. zum ersten Präsidenten der Schapkammer ernannt, saß er mit bei dem Untersuchungsgericht in der Angelegenheit der Pulververschwörung, wo er die mißliche Regel für subalterne Richter in solchen Fällen beobachtete: „Weise dreinsehen und kein Wort sagen." Seine Erhebung zum Oberrichteramte wurde damit motivirt, daß er zwar „langsam, aber zuverlässig" sey. Und verlaßig war er allerdings, ein verlässiges Werkzeug in der Hand eines Monarchen ohne Würde und Gewissen. Zum Glück starb er unerwartet und machte dem Platz, der, trotz seiner mannigfachen Fehler und seiner Unlichtensswürdigkeit, dennoch den Namen des „großen Lord Coke" verdient, dessen Leben Lord Campbell von neuem behandelt. Auf diesen und auf Sir Matthew Hale werden wir in einem folgenden Artikel zurückkommen.

Rußland.

Kasan und seine Merkwürdigkeiten.

Nach C. O. L. von Arnim.

(Schluß.)

Professor Kasim-Beg, ein geborner Perser, und als tiefer Forscher in seinem Vaterlande geachtet, ward einst von persischen Geistlichen, da sich wahrscheinlich einige Zweifler eingeschunden, aufgefordert, öffentlich den Beweis zu führen, daß Mahammed der wahre Prophet gewesen und Jesus Christus der falsche sey. Kasim-Beg erwiderte, daß dies zu beweisen ihm für so lange unmöglich sey, bis er durch das Lesen der Bibel sich auch von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt habe. In dieses Begehren gingen nun die Schriftgelehrten ein, die Bibel ward ihm übergeben, und nachdem er sie hinlänglich studirt, trat er in die verdrießreiche Versammlung der Geistlichen und erklärte laut und unerschrocken, daß der Heiland der wahre von Gott gesandte Erlöser und Muhammed ein Lügner sey. Ein feenges Gesängniß war die Folge dieser Erklärung, aber welcher Prüfung unterzog er nicht, als er einst nach einer Leidensnacht erwachte, mit Thränen gemischte Küsse auf seinen Wangen fühlte und sich bald davon überzeugte, daß sein Vater weinend über ihm läge, ihn unsicht arme und ihn beschwor, den Glauben seiner Väter getreu zu bleiben. Jedoch ein Mann, den der Glaube beseelt, und der seinetwegen der Einsamkeit des Kerkers spottet, läßt sich selbst von seinem leiblichen Vater nicht so leicht irre führen. Kasim-Beg blieb daher drei einmal angenommenen Glauben getreu, und seine Haft ward dadurch gewiß nicht abgekürzt, ja, lebenstängliche Gefangenschaft würde wahrscheinlich sein Loos gewesen seyn, wenn ihn nicht englische Missionäre zu besseren gewußt, und Kasim-Beg ward Anglikaner, was er noch bis zu dem heutigen Tage ist.

Professor Kasim-Beg soll ein ausgezeichneter Gelehrter in seinem Fache seyn, aber so christlich er in seinen Gesinnungen ist, so orientalisch ist sein Aussehen, ein langer Bart bedeckt das Kinn seines höchst ausdrucksvollen Kopfes, und in seiner Kleidung ist er fast ganz der persischen Sitte treu geblieben. Er spricht von europäischen Sprachen nur russisch und englisch; französisch und deutsch sind ihm fremd geblieben.

Den Beschluß meines dreitägigen Besuches der Universität machte die Sternwärte, wo sich eines jener vier Fraunhoferschen Teleskope befindet, welche den Hegsenhaus so unglaublich vergrößern, und von denen die anderen drei Exemplare zu Berlin, Petersburg und Dorpat anzutreffen sind, wo das bloße: ich habe sie gesehen, und nicht: ich habe durchgesehen, eigentlich nichts sagen will; aber zu gleicher Zeit ward ich vert mit einem Instrument von der Erfindung des Professors Knorr bekannt, welches vermittelst einer damit verbundenen und nach Knorr's Anweisung von Breguet verfertigten Uhr durch schwarze Punkte, welche ein Zeiger macht, des anderen Tages uns genau davon in Kenntniß setzt, welche Temperatur in den letzten vierundzwanzig Stunden zu gewissen Zeiten stattgefunden hat. Das Instrument heißt Thermometrograph.

Die Beschtigung der Universität war zu Ende, ich dankte von Herzen Herrn Simonoff für die Ausdauer, welche er gehabt, mir alles Wissenswerthe zu zeigen, und begab mich nach Hause.

War der Morgen angenehm und schreiig verflossen, so sollte der Abend nicht nachstehen, und ein seltenes Schauspiel stand mir bevor. Denn kaum war das Diner beendet, als Frau v. Baratinsky uns vorschlug, zusammen nach der sogenannten Salle d'Hyle zu fahren, wo arme Kinder gespeist und weiblichen Geschlechts eine ihnen angemessene Erziehung erhalten, und wo ich die fleißigen Mädchen mit rothen Schleifen am Kopfe gespeist fand, wie denen das eine portrait und uns in wenigen Worten, jedoch russisch, einige Kenntnisse über die Anstalt gab. Alles schien in sehr guter Ordnung zu seyn, als wir eilten fort, weil nicht blos wir, sondern auch unsere verehrten Wirthinnen etwas ganz Neues zu sehen hätte, und dieses war, nach einem sehr kurzen Halt, enthalte in der tatarischen Salle d'Hyle, wo uns ein Polizeidiener, selbst Tatar, jedoch in Uniform mit dreieckigem Hute und Degen, begleitete, das Innere des Hauses eines reichen tatarischen Kaufmanns, welcher jedoch selbst nicht gegenwärtig, sondern zur Messe nach Nishny gereist war, so daß wir nur die weiblichen Bewohner antrafen.

Die Frauen der Tataren leben nämlich im Ganzen gleich anderen muhammedanischen Frauen, viel zuhause, nur, sonderbar genug, benutzen sie die Zeit der öfteren Abwesenheit ihrer Männer in Handlungsgeschäften, besonders zur Zeit der Messe von Nishny, um mit ihren Kindern und Freundinnen spazieren zu gehen. Daß dies ohne Wissen ihrer Männer, wie man behauptet, geschehen solle, ist wohl wahrscheinlich, denn da es sich ganz oft einmer und immer wiederholt, so könnte es nicht leicht ein Geheimniß bleiben. Schon Tages vorher hatten wir demzufolge einige von ihnen im Garten des Gouvernements gesehen, welche uns erst zu fliehen schienen, dann aber nach mehrmaligem Rufen und Bitten uns erwarteten und mit sich sprechen ließen, da einige sich ganz gut im Russischen ausdrücken, außer einer einzigen, mit einem Kinde auf der Arm, welche mir nicht einmal erlauben wollte, das Kind zu besehen, wahrscheinlich in der Furcht vor dem bösen Blick, den ich jedoch gleich meiner Sprache so sanft wie nur immer möglich zu machen mich bestiß.

Für diesen Abend hatte sich nun Frau von Baratinsky in dem Hause des eben erwähnten reichen Kaufmannes förmlich angesagt, und so wurden wir erwartet. Der Eintritt in das erste Zimmer bot uns nichts weiter Bemerkenswerthes dar, die Mobilien waren nichts mehr und minder, als wie man sie in wohlhabenden Häusern allenthalben findet, aber schon im zweiten Zimmer gewahrte man einen Alkoven mit einem runden Sopha darin, verziert mit musselinenen Vorhängen, reich und in orientalischer Art gestickt, die Tischdecke war von einem schönen seidenen, ebenfalls gestickten Stoffe, ein prächtiger Teppich fehlte auch nicht, und mehrere kleine Utensilien waren ganz orientalisch Aber im letzten Zimmer, was vielleicht mehr zur Häuslichkeit als die anderen gehörte, fand ein übermäßig hohes Bett, das unter einer ebenfalls sehr schönen gestickten seidenen Decke verhüllt war.

Der Tatar hatte zwei angetraute Frauen, von denen, wie es hieß, die ältere in diesem Beite schlief, und die andere eine Treppe höher die dritte war (ihm gestorben), beide in der freundlichsten Eintracht beisammen lebend, was wie ich glaube, bei den Muhammedanern in der Türkei höchst selten vorkommt, wo überhaupt nur reiche Leute mehr als eine Frau haben, die dann ihre verschiedenen Hotels bewohnen und sich gegenseitig aufrichtig zu hassen pflegen. Die tatarischen Frauen scheinen aber weichere Gemüthes zu seyn, und diesemal waren die beiden Frauen auch sehr verschieden an Jahren, denn die letztere mochte wor noch ganz jung zu nennen und war vermuthlich in allen ehelichen Pflichten die Schülerin der älteren. Beider Anzug war sich ähnlich, aber der der letzteren natürlich mit mehr Farbenpracht arrangirt. Weiche Stoffe mit weiten Aermeln bedecken den ganzen Körper, worüber noch ein anderer Ueberwurf hing, dessen Aermel aber kurz waren und den Reichthum des unteren Gewandes zeigten. Prächtig gestickte Pantoffeln waren an den Füßen zu sehen, aber das Charakteristischste, was sich besonders bei der jüngeren Frau grajös auszuahm, war der Kopfputz, denn die Haare waren geschmeidig, und sehr zierlich saß ein buntes Mützchen, das in der Mitte durch eine Nath getrennt, dicht an dem geflochtenen Haare liegend, links, gleich den Mützen der polnischen Frauen, herunterging und mit einer Trodvel unten verschen war. Doch das Auffallendste war der hintere Theil des Kopfes, von dem seidene, gestickte Bänder tief den Rücken entlang hinunterzingen, an welchen man nichts als vergoldete Rubel, immer zu zweien, erblickte, die ein eigenes Bild des Reichthums der Familie abgaben. An anderem Geschmeide, an Ringen und Ketten fehlte es auch nicht. Die ältere Frau sprach geläufig russisch, die jüngere schämte und lachte, trieb einige Koketterie, wollte ihren dunklen Schleier, der sie über dem Kopf trug, nicht ganz fahren lassen, gestattete es aber am Ende dennoch, daß man sie näher beäugelte, und war gegen uns Fremde sehr freundlich, nur der tatarische Polizeimann mußte am Eingange stehen bleiben und durfte sie nicht unverschleiert sehen. Ihr Gesicht war hübsch und angenehm, nur hatte das viele Roth und Weiß, was sich tatarische Frauen aufsagen, und zwar wahrscheinlich das Weiß, die Zähne völlig verdorben, so daß in einem Lande wie Rußland, wo weiße Zähne fast allgemein sind, die tatarischen Frauen durch die unglückliche Mischung der Farben, die sie auflegen, sich um den schönsten Schmuck einer Frau bringen.

Aber nicht blos zur Befriedigung einer oberflächlichen Neugier hatte man uns zu ersscheinen vergönnt, sondern eine kleine Collation sollte uns auch erfreuen, denn zuerst kam in hübschen Tassen der köstliche Thee, den ich in

Digitized by Google

unbekannten Leben genommen, denn eine Menge Süßigkeiten und zuletzt, o Muhammed! was würdest Du sagen, wenn Du es erblicktest, auch Champagner, den die modernen Türken einmal nicht für Wein ausgeben.

Noch einige andere tatarische Nachbarinnen, prächtig gekleidet, vergrößerten die Gesellschaft, und sehr ausgezeichnet von den beiden Gräfinnen von Gleichen behandelt, verließen wir das Haus, und ich sehr froh, etwas gesehen zu haben, was mir wohl niemals wieder in so angenehmer Begleitung zu sehen vergönnt seyn wird.

Feuersbrünste sind in Kasan sehr häufig, war doch noch vor einigen Jahren beinahe die ganze Stadt abgebrannt, welches theils durch die vielen hölzernen Häuser oder zum wenigsten hölzernen Hintergebäude, theils auch durch Unachtsamkeit verursacht wird; und so hatte ich gewiß Recht, wiederum einmal Alles zu befürchten, als des anderen Morgens mein Diener mit der Meldung: schon wieder Feuer, ziemlich früh in mein Zimmer stürzte. Ich eilte sogleich in den Garten, sah es auch, jedoch in großer Entfernung, in den unteren Theilen der Stadt brennen und wollte schon selbst hinellen, als ich Frau v. Baratinsky ganz ruhig im Garten spazieren gehend antraf, die mich versicherte, daß dergleichen leider sehr häufig wäre, daß aber die Einwohner gut und das Feuer sehr bald gedämpft seyn würde. Und dieses war auch der Fall. Denn nicht lange darauf erschien der Polizeimeister, um dem Gouvernour Bericht abzustatten, aber leider mit verbrannter Wange. Er hatte einem der Spritzenleute zugerufen, den Schlauch anders, als er that, zu halten, und da dieser es nicht gehört, sich voller Ungeduld quer durch das Feuer zu ihm gestürzt, um ihm die Direction des Schlauches zu bestimmen, und so war er selbst zu Schaden gekommen. Die wenigen Tage, welche ich noch zu Kasan verlebte, sah er sich auch genöthigt, stets ein Tuch um den Kopf zu tragen, und wir trieben ihm sehr, weil nach der Aerzte Aussage leicht die Rose daraus entstehen könne, sich zuhause zu halten, was er auch, wenn es sich verschlimmern sollte, zu thun versprach. Herrn v. Krüdener's Dienstleute, und ich möchte sagen, zugleich sein Eifer, mir gefällig zu thun, war aber so groß, daß er, trotz seiner Wunde, nicht allein wie immer den Tag über seinen Geschäften oblag, sondern mich auch veranlaßte, die Vorkehrungen gegen das Umsichgreifen des Feuers zu besichtigen, so wie sie, wie ich höre, in allen Städten Rußlands anzutreffen sind.

So hat Kasan fünf Thürme, von denen aus die Feuersignale gegeben werden, und in der Nähe dieser fünf Thürme sind einhundertundzwanzig Spritzenleute in Allem vertheilt. Hier stehen auch die Spritzen, die stets ausgeschirrten Pferde, die gefüllten Wasserfässer. Wir fuhren dem einen Thurme zu, Herr v. Krüdener hat mich, die Uhr in die Hand zu nehmen, er gab das Signal, und in zwei, sage, zwei Minuten war angespannt, und die Spritzen fuhren aus dem Thore.*)

Aber ehe ich mit Herrn v. Krüdener ausfuhr, hatte ich noch eine Ueberraschung anderer Art gehabt. Ich befand mich nämlich gerade auf meinem Zimmer, als Frau v. Baratinsky mich ersuchen ließ, für einen Augenblick zu ihr ins Nebenzimmer zu kommen. Ich folgte ihrer Einladung, und wie erstaunte ich, dort bei ihr den Woiswaischall zu finden, welcher, erfreut über das Lob, das ich seiner mir Tages zuvor gezeigten und damasinne Tischtuch, von ihm anzunehmen. Hierzu fügte Frau v. Baratinsky noch eine türkische musselinene Serviette mit reicher Stickerei; am selben Tage bekam ich noch von der vortrefflichen kasanischen Seife ein Geschenk, und so von mehreren Seiten reich bedacht, hatte ich bei der Abreise kaum den Platz, Alles, was man mir verehrt, auch gut verpackt nach Petersburg zu bringen, von wo ich später den größten Theil meiner Sachen zu Schiff nach Hause sandte.

Frau v. Baratinsky schlug mir darauf eine Morgenpromenade nach einer Erziehungs-Anstalt adeliger Fräulein vor, welche außerhalb der Stadt gelegen, und der vorläufig ein großes hölzernes Haus angewiesen ist, indem das dazu bestimmte steinerne Gebäude noch unvollendet ist, was noch meiner Ueberzeugung aber für einhundertundzwanzig Mädchen, worauf die jetzt wenigstens erst die Anstalt besteht, viel zu weitläufig angelegt worden. Wir fanden die Vorsteherin, Frau v. Sagoskin, im Saale, wo die jungen, ziemlich gekleideten und gesund aussehenden Mädchen so eben ihr Mittagsmahl einnahmen, besahen alsdann das schönen Baumreichen Park, der der Anstalt gehört, und von dem aus eine sehr liebliche Aussicht über die Niederung sich öffnet, und begaben uns nach einer Stunde Aufenthalt wieder zurück.**)

Aber noch denselben Morgen besah ich zwei sehr entgegengesetzte Anstalten, ein Frauenklöster und das Gefängniß der Stadt, die sich wohl nur darin ähnlich sehen, daß in beiden oft die Reue den Menschen ereilt.

Das Frauenkloster steht auf dem Platze, wo ein berühmtes Bild der Mutter Gottes, und wenn ich nicht irre, vasselbe, was späterhin nach Petersburg gebracht wurd, soll gefunden seyn; es hat zwei Kirchen, die eine für den Sommer, die andere, man weiß nicht warum, für den Winter, die aber beide nicht besonders schön sind, aber, wie immer in diesen Kirchen, mehrere Kostbarkeiten und Seltenheiten enthalten. Zwei alte, ziemlich häßliche Nonnen waren so eben mit Reinigung der einen Kirche beschäftigt und mein Aufenthalt im Ganzen nicht von Dauer. Eben so flüchtig besah ich nachher das nicht große Gefängniß, das indessen auch nicht größer zu seyn braucht, weil in Rußland ein Jeder, der über hundert Thaler gestohlen, nach Sibirien gebracht wird und nur während seines Prozesses in dem Orte, wo das Urtheil gefällt wird, verbleibt. Und so waren bis auf Beitrett Räuber und Mörder hier zu finden; selbst Ehebrecherinnen, gegen die man in Rußland sehr streng zu seyn scheint, saßen hier ihre Strafe ab.

Kasan ist der Mittelpunkt der großen Straße, auf der jährlich an hunderttausend Individuen nach Sibirien wandern, diesem Sibirien, vor dem bei uns von je an ein gewisses Grausen geherrscht hat, während auf der anderen Seite es jetzt den Geldhungerigen ein Eldorado ist und diesen wiederum eine Menge Künstler und Handwerker nachziehen, die dort ihr Glück zu machen hoffen, denn jene frühere Tänzerin aus Berlin war nicht die einzige Künstlerin, die als Putzsünstlin nach Sibirien zu reisen gedachte, sowenn ich fand deren, die sich auf allen nur möglichen Instrumenten dort zeigen wollten, und selbst hier in Deutschland zurückgeblieben, bin ich schon am Empfehlungsschreiben dortiger angesprochen worden. Aber auch über die Lage der Gefangenen, schrieb es, machte man sich einen anderen Begriff. Gefängniß ist und bleibt einmal Gefängniß und soll es auch seyn. Mörder, Räuber und Diebe haben weder dort noch hier ein angenehmes Loos, und vor falschem Mitleiden muß man sich sie hüten. Wie aber die eigentliche Lage der politischen Verbrecher ist, kann ich nicht genau bestimmen, nur kann ich mit Gewißheit versichern, daß, ist einmal die größere Zeit der eigentlichen Strafe verflossen, ihr Loos gemildert wird, und Anstellungen im Innern, wo ihnen aller nur möglicher Vorschub geleistet wird und sie hinreichend Land erhalten, das Endresultat ihrer Gefangenschaft ist. Dies sind die ungefähren Notizen, die mir von völlig unparteiischen Menschen darüber zugekommen sind, deren Echtheit ich nicht geradezu beweisen kann, die ich aber aus mancherlei Gründen für Wahrheit zu halten Ursache habe.''

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.*)

Houston und seine Umgegend.

Am 17. Januar Morgens hörte ich das pustende Geräusch der Hochdruckmaschine eines von Galveston kommenden Dampfbootes. Es wurde denselben ein Zeichen zum Anlegen gegeben, und nach einem raschen, aber herzlichen Abschiede von meinem freundlichen Wirthe befand ich mich wenige Augenblicke danach auf dem Wege nach Houston, nächst Galveston der bedeutendsten Stadt in Texas. Die Fahrt bis dorthin bot keinerlei Interesse. Der Arm der Bai wurde immer enger und das Fahrwasser immer seichter und schmaler. Es begann bereits dunkel zu werden, als wir in die Mündung des Buffalo Bayou einfuhren. Von den schönen Magnolia-Bäumen, die seine Ufer einfassen, bekamen wir nichts mehr zu sehen. Als ich am folgenden Morgen erwachte und auf das Verdeck trat, sah ich, daß unser Dampfboot ganz ruhig in einem engen, von 30—40 Fuß hohen, steilen Ufern eingefassten Gewässer lag. An dem Ufer waren ein paar große, hölzerne, ziemlich verfallen aussehende Gebäude sichtbar, die das Ansehen von Waarenschuppen hatten, und höher hinauf am Ufer sah man noch viele andere hölzerne Häuser. Auf dem Landungsplatze, der dadurch gebildet war, daß man das steile Ufer etwas abgeschrägt hatte, wartete bereits eine Anzahl Neger mit einspännigen zweirädrigen Karren, um das Gepäck der angekommenen Reisenden nach den Gasthöfen zu befördern.

Ich übergab einem derselben meinen Koffer und machte mich dann selbst zu Fuß nach dem „Kapitol", — das war der hochtönende Name des angeblich besten Gasthofs, — auf den Weg. Sobald ich den ziemlich steilen und schlüpfrigen Abhang erstiegen, befand ich mich in einer langen schnurgeraden Straße, deren Breite mir keinen Zweifel ließ, daß ich mich in der Hauptstraße von Houston befand. Die Häuser waren sämmtlich von Holz, von ganz gleicher Bauart, wie die in Galveston, nur sah Alles etwas verfallen und weniger nett und ordentlich aus, als dort. Fast jedes Haus der Hauptstraße war ein Kramladen oder Waarenmagazin, ein „Store", wie es hier ohne nähere Unterscheidung heißt.

Die Straßen waren ungepflastert und der Schmutz bodenlos. In den Seiten war zwar eine Art Damm für Fußgänger, doch an den Kreuzungspunkten der Querstraßen mußte man auch diesen verlassen und sich der schwarzen Masse anvertrauen, in der man bald bis an, bald auch mitunter (in einer Tiefe von 4 Zoll fehlen Grund fand. In diesem Umstande scheint mir denn auch die hier ganz allgemein und auch von übrigens ganz elegant gekleideten Herren befolgte Sitte, die Beinkleider in die Stiefel zu stecken, eine wohlbegründete Berechtigung zu haben.

Endlich am Ende der langen Straße kam ich zu meinem Hotel. Es war ein ziemlich ansehnliches zweistöckiges Gebäude, trug aber schon äußerlich, wie die meisten Häuser, die ich bisher hier gesehen, deutliche Spuren des Verfalls. Im Innern sah es noch schlechter aus, und viele Angeben deuteten darauf, daß ich hier an den Grenzen der Civilisation angekommen.

In ebener Erde befand sich ein ziemlich großes Zimmer mit weißen Wänden, in dessen Mitte ein eiserner Ofen stand, das sonst aber jedes Komforts entbehrte und von Mobiliar nur einige zum Theil zerbrochene Stühle enthielt. Eine Anzahl Männer, meistens mit groben wollenen Tuchröcken, zum Theil in den lebhaftesten, weißen, rothen und grünen Farben (sogenannten blanket coats), bekleidet und augenscheinlich Farmer, fand um den Ofen herum und war in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, deren Hauptgegenstand die Nachricht des erfolgten Anschlusses an die Vereinigten Staaten bildete. In einer Ecke des Zimmers lag verschiedenes Reisegeräth auf der Erde. Die großen, mit messingenen Buckeln beschlagenen Reisekoffer, die hier allenthalb sonst in Amerika gebräuchlich sind, hatten hierher ihren Weg noch nicht gefunden. Statt ihrer sah

*) Leider sind trotz aller vortrefflichen Vorkehrungen, wahrscheinlich allein der vielen hölzernen Häuser wegen, vor noch nicht langer Zeit wiederum über hundert Gebäude in den Vorstädten ein Raub der Flammen geworden.

**) Frau v. Baratinsky ist seitdem von der Kaiserin zur Ehrendamestine von sämmtlichen politischen Erziehungs-Anstalten im Reiche ernannt worden. Anm. des Verf.

*) Vgl. Nr. 4 und 5 des Magazins.

Digitized by Google

man nur leberne Satteltaschen und überhaupt nur leichtes Gepäck, wie es ein Reiter mit sich führen kann.

Nachher machte mir der Wirth, der mir wohl ansehen mochte, daß diese ziemlich rohen Umgebungen, deren Reize durch das beständige Ausspucken der tabakkauenden Gesellschaft keineswegs erhöht wurden, mir nicht sonderlich behagten, leise bemerklich, daß im hinteren Theile des Hauses noch ein anderes Zimmer sich befinde, welches etwas mehr Bequemlichkeiten biete. In der That führte er mich in ein recht anständiges Parlour (Gesellschaftszimmer) mit einem Teppich, einem Wiegenstuhl (rocking chair), dem unvermeidlichen Requisite amerikanischen Komforts, und — was mir bei der unangenehmen kühlen Witterung, welche seit dem Morgen eingetreten, das Wichtigste war — einem guten Kamin, in welchem ein lustiges Feuer brannte. Auch die aus nur wenigen Personen bestehende Gesellschaft war hier augenscheinlich eine gebildetere und auch äußerlich weniger rauh. Statt des groben, aus wollenen Pferdedecken verfertigten blanket coat herrschte hier der schwarze Frack, das allgemeine Attribut des amerikanischen Gentleman. Das Vorhandensein zweier dieses Zimmers, welches von den Inhabern des ersteren, wie nach einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft, niemals betreten wurde, war eines der stillschweigenden Zugeständnisse, welche so häufig in Amerika, ungeachtet der öffentlich überall ausgesprochenen und behaupteten völligen Gleichstellung aller Bürger, doch dem höheren Bildungsgrade gemacht werden.

Da das Wetter auch an den folgenden Tagen meistens kalt und unfreundlich war, so fand sich auch bei dem Kamin stets eine kleine Gesellschaft zusammen, aus deren Unterhaltung ich Vieles über das Land, welches ich zu bereisen im Begriffe stand, erfuhr. Die Gesellschaft bestand aus einigen Pflanzern vom Brazos, welche Bekleidungsgegenstände für ihre Neger einkaufen wollten; ferner aus einem Richter von La Grange, einer kleinen Stadt am Colorado, der auf einer Badreise, — einer sogenannten electioneering tour — um Stimmen für seine Wahl als Deputirter in den Kongreß nach Washington zu sammeln, begriffen war und mich, als er erfuhr, daß ich nach der deutschen Kolonie gehen würde, schon im voraus bei seiner eigenen bevorstehenden Anwesenheit deshalb ersuchte, dort sein Dolmetscher zu seyn und seine Bestrebungen bei meinen deutschen Landsleuten zu unterstützen, wobei er zugleich ein sehr günstiges Vorurtheil für die Deutschen aussprach, mit welchem Grade von Aufrichtigkeit, lasse ich freilich unentschieden.

Der Stand oder Lebensberuf einiger anderen Gäste wurde mir weniger klar; nur so viel entnahm ich aus ihren Reden, daß ihr Wohnort im westlichen Theile des Landes und in den äußersten Gränzansiedlungen seyn mußte, denn ihre Mittheilungen betrafen meistentheils die früheren Kämpfe der Ansiedler mit den Indianern und das jetzige Verhalten der letzteren. Diese mit großer Frische und unverkennbarer Wahrheit gemachten Schilderungen hatten für mich Neuling in diesem Lande, wo die Civilisation erst von gestern her datirt, einen ganz besonderen Reiz und erhöhten den Wunsch, jene Indianerstämme aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Die Gefahren und Drangsale, welche die ersten texanischen Ansiedler von den Indianern zu erleiden hatten, sind denen durchaus ähnlich, welche freiwillig jene Männer übernahmen, die im Anfange dieses Jahrhunderts das ungebrannte Thal des Mississippi dem Unternehmungsgeiste der angelsächsischen Race eröffneten, und nicht minder gleichen sich der unbeugsame Muth und die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit der an beiden Stellen diese Schwierigkeiten überwunden wurden.

Im Laufe des Tages kamen noch mehrere andere Reisende aus dem Innern an. Sie versicherten, daß die ganze Prairie bis zum Brazos hin unter Wasser stehe, und daß viele Creeks*) und Bayous swimming, d. h. nur durch Schwimmen, zu passiren seyen. Die eine Gesellschaft hatte im Laufe des Tages dreimal, eine andere sämmal mit ihren Pferden geschwommen. In jedem Frühjahre treten in dem ebenen Küstenlande diese Ueberschwemmungen ein, welche die Verbindung mit dem Innern des Landes faß ganz unterbrechen oder doch auf das äußerste erschweren. Zu Pferde ist zu solcher Zeit das Fortkommen allein möglich. Der Verkehr mit Ochsen- oder Pferdewagen hört faß ganz auf. Erhöhte Landstraßen mit Gräben zur Seite und Brücken an den nöthigen Punkten könnten diesem Uebelstande allein abhelfen, allein wer soll in einem noch so dünn bevölkerten Lande, wo die einzelnen Gehöfte oft halbe Tagereisen weit aus einander liegen, solche Straßen bauen und unterhalten? Ein anderer Hauptnachtheil ist der Mangel jedes festen Materials zum Straßenbau. Im ganzen ebenen Texas ist kein Stein zu finden, und auch im hügeligen Theile des Landes, so weit ich es selbst gesehen, hat man nirgends eine hinreichend feste, zum Straßenbau geeignete Steinart angetroffen. Eine solche findet sich erst da, wo die Ansiedelungen aufhören und das Indianerland beginnt, d. i. nördlich von San Antonio, Neu-Braunfels und Austin. Was bisher für die Anlage von Wegen in Texas geschehen ist, beschränkt sich lediglich darauf, daß man zwischen den Hauptpunkten des Landes die passendste Richtung des Weges bestimmt, die Ueberwasserungen ausgebauen und Abhalten an den oft sehr steilen Flußufern abgeschoben und hier und dort Fähren über die größeren Flüsse angelegt hat.

Bei zunehmender Bevölkerung und Wohlhabenheit des Landes werden ohne Zweifel Eisenbahnen die natürlichsten und zweckmäßigsten Verbindungen bilden. Für ihre Anlage ist das Land mit seinen weiten Ebenen und flachwelligen Hügelgegenden wie geschaffen. Sie werden um so nöthiger, da Texas in Bezug auf die natürlichen Verbindungen durch schiffbare Ströme gegen die übrigen Staaten der Union so auffallend von der Natur vernachlässigt ist.

Als ich am Abend schlafen zu gehen wünschte, führte man mich in eine Kammer, wo außer dem mir angewiesenen Bette noch zwei andere standen, welche, wie ich bemerkte, bereits von zwei schnarchenden, mir durchaus unbekannten Individuen eingenommen waren. Ich war in den Augenblick sehr geneigt, diesen Umstand als eine Schattenseite des texanischen Reisens anzusehen; später wäre ich oft gern zufrieden gewesen, wenn sich die Gemeinschaftlichkeit nicht weiter als auf das Schlafzimmer erstreckt hätte.

Am anderen Tage gestattete mir das Wetter, die Stadt und die nächste Umgebungen etwas näher kennen zu lernen.

Die Stadt wurde im Jahre 1836, gleich nach der Schlacht von San Jacinto, welche Texas für immer von seinem amerikanischen Feinde befreite, gegründet und erhielt ihren Namen nach dem gefeierten Anführer in jener Schlacht. Jetzt ist sie, nächst Galveston, der bedeutendste Platz des Staats, und ihre Einwohnerzahl mag gegen 3000 betragen. Sie verdankt ihr rasches Aufblühen allein ihrer Lage an dem Buffalo Bayou, der bis hierher für Dampfschiffe von ansehnlicher (?) Größe schiffbar ist. Dieser Umstand wird in für alle Folgezeit, wie auch immer die inneren Verbindungen des Landes sich gestalten mögen, eine gewisse Bedeutung sichern.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine neue Nordpol-Expedition. Auf Anordnung der englischen Admiralität ist eine neue Nordpol-Expedition, bestehend aus den Schiffen „Enterprise“ und „Investigator“, zur Aufsuchung des Capitains Sir John Franklin oder doch mindestens zur Ermittelung des Schicksales dieses ihres Seefahrers und seiner Reisegefährten abgegangen. Die beiden genannten Schiffe sind bekanntlich früher bereits unter dem Kommando von Sir James Ross in den Nordpol-Meeren gewesen; gegenwärtig werden sie von Captain Collinson geführt. Derselbe hat den Auftrag, in die Behringsstraße einzulaufen und nach der westlichen Seite der Melville-Insel zu gehen, wo man nach der Meinung von Ross und anderen Nordpolfahrern, Spuren von Sir John Franklin finden dürfte. Man vermuthet, daß der „Erebus“ und der „Terror“, die beiden von Letzterem befehligten Schiffe, in der Gegend von etwa 110° W. L. (von Greenwich) eingefroren seyen, wohin Sir James Ross, der den Weg durch die Barrowsstraße bis zum Kap Bunny genommen, nicht gedrungen war. Manche glauben inzwischen, daß eine Durchfahrt von der Behringsstraße nach der Westküste von Melville — ein Weg von beiläufig 900 engl. Meilen — gar nicht möglich sey, und daß, wenn sie gelänge, dadurch das seit Jahrhunderten ungelöste Problem der Auffindung einer Nordwest-Durchfahrt gelöst würde. In die Expedition des Capitains Collinson scheint sich demnach ein doppeltes Interesse: eine Aufklärung und eine Entdeckung. Unter Anderem ist diese Expedition auch mit einem neuen Apparat ausgerüstet, vermittelst dessen sie ihre Depeschen in den weiten Regionen des Pols verbreiten oder vielmehr ausstreuen soll, um auf diese Weise von sich selbst eine Nachricht zu geben, die nach Europa gelangen kann, oder auch den verschlagenen Sir John Franklin eine Nachricht zukommen zu lassen. Der Apparat besteht aus einem kleinen Luftballon, an dem eine langsam brennende Lunte von einem Zoll Länge befestigt ist; rings um welche viele Hunderte von bunten Papierstreifen an Drähten hängen. Auf diesen Papierstreifen, zu denen absichtlich kein weißes Papier verwandt worden, weil dieses auf Schneefeldern und Eisbergen unsichtbar ſeyn würde, werden vermittelst einer Handpresse die zu versendenden Depeschen gedruckt, welche von dem Ballon, je nachdem die Lunte weiter brennt, nach und nach herunterfallen. Jedes der beiden Schiffe unter Captain Collinson nimmt hundertundfünfzig solcher Luftballons und eine Handpresse mit. Man hofft, daß eine oder die andere von den vielen Millionen bunter Papierdepeschen, die man auf diese Weise in den Nordpol-Regionen fliegen lassen will, in die Hände von Menschen, namentlich von Eskimos, fallen und vermittelst derselben entweder dem Sir John Franklin oder den britischen Nordexplorungen an der Buhsonsbay zugehen werde.

— Die Kunst im Norden durch Künstler beschützt. Der bekannte norwegische Violinist Ole Bull hat in seiner Vaterstadt Bergen, welche bisher kein Theater hatte, ein solches auf seine Kosten erbauen, ausschmücken und zu dramatischen Aufführungen vollständig herstellen lassen. Demnächst hat er auf ein Jahr eine dänische Schauspieler-Gesellschaft engagirt, deren Besoldung für diese Zeit er garantirte. Vor einigen Wochen wurde dieses Theater mit Holberg's dreiaktigem Lustspiele „Heinrich und Pernonille“ eröffnet, welchem Mehul's Ouverture zur „Jagd Heinrich's V.“ (Le jeune Henri) voranging; am Schlusse spielte Ole Bull selbst seine berühmte Phantasie auf norwegische Volksweisen. Die städtische Behörde von Bergen hat den Künstler bei dieser Gelegenheit das Ehrenbürgerrecht ihrer Stadt verliehen. — In ähnlicher Weise hat vor kurzem Jenny Lind in Stockholm eine Gesangschule, in welcher unentgeltlicher Unterricht ertheilt wird, auf ihre Kosten einrichten lassen.

*) Creek ist eine in den ganzen Vereinigten Staaten übliche und auch von den deutschen Ansiedlern allgemein angenommene Bezeichnung für kleine Flüsse und größere Bäche. Für kleinere Bäche wird außerdem das Wort branch gebraucht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. Halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 12. Berlin, Sonnabend den 26. Januar 1850.

Palästina.

Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres.

Nach der Uebergabe von Veracruz im Mai 1847 befand sich der größere Theil der den Vereinigten Staaten gehörigen Flotte unbeschäftigt, als der Lieutenant Lynch von der amerikanischen Regierung den Plan zu einer wissenschaftlichen Expedition vorlegte, welcher die Umschiffung und vollständige Untersuchung des Todten Meeres umfaßte. Dieser wurde angenommen, der Lieutenant Lynch erhielt den Auftrag, die zu einer solchen Expedition nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, und zu Anfang des Monats Oktober ward der Tender „Supply", früher „Erusader" genannt, welcher dem Geschwader des Mittelmeeres Prodisson zuführen sollte, unter sein Kommando gestellt. Herr Lynch hatte nichts versäumt, um den Erfolg der beabsichtigten Expedition so viel als möglich zu sichern. Er hatte zwei metallene Fahrzeuge so anfertigen lassen, daß sie auseinandergenommen und zu Lande auf den Rücken von Pferden weiter geschafft werden konnten, und im Falle dies dennoch ernstliche Schwierigkeiten verursachen würde, waren zu ihrem Transport zwei Trucks oder flache Wagen konstruirt worden, nach dem Muster derjenigen, die man auf den amerikanischen Eisenbahnen gebraucht. Ferner waren Waffen- und Munitionsvorräthe, Instrumente, Zelte, Segel, Ruder, Lebensmittel, Küchengeräth mit besonderer Sorgfalt gewählt und die Schiffsmannschaft von dem Chef selbst ausgesucht worden; diese bestand aus zehn jungen, kräftig gebauten und an Beschwerden gewöhnten Amerikanern, welche sich verpflichtet hatten, während der Reise sich des Genusses starker Getränke gänzlich zu enthalten. Außerdem war Herr Lynch von seinem Sohn, der das botanische Fach übernommen, von dem Lieutenant Dale und einem Schiffsaboettten, Namens Aupick, begleitet; ihnen schlossen sich später in Konstantinopel Herr Bebow, in Bairut der Doktor Anderson und ein Syrier, Namens Antenny, an, welcher die Funktionen eines Dolmetschers versah.

Der „Supply" verließ New-York am 21. November 1847 und erreichte Smyrna am 18. Februar 1848. Von hier aus begaben sich die Offiziere der Expedition auf einem österreichischen Dampfschiffe nach Konstantinopel, um durch Vermittelung des amerikanischen Gesandten vom Sultan die Erlaubniß zur Reise durch einen Theil seiner syrischen Staaten zu erhalten. Herr Lynch wurde von Abdul-Medschid in einer Audienz empfangen, und der Großherr bewilligte ihm nicht allein das Verlangte, sondern bezeigte ihm auch seinen Antheil an dem Erfolg der Unternehmung, indem er den Wunsch äußerte, mit den Resultaten derselben bekannt gemacht zu werden. Am 3. März kehrte Herr Lynch nach Smyrna zurück, am 10ten reiste er von dort nach der syrischen Küste ab, und nachdem er in Bairut und an einigen anderen Punkten angehalten hatte, ankrete er am 28. März in der Bai von Acre am Fuße des Berges Karmel.

Nachdem die Mitglieder der Expedition, die Vorräthe, die Zelte, die Barken und deren Transportwagen ausgeschifft worden, errichtete man am Ufer der Bai ein Lager, während der „Supply" wieder unter Segel ging, um, seiner oben angegebenen Bestimmung zufolge, dem amerikanischen Geschwader im Mittelmeere Proviant zuzuführen.

„Mit sehr gemischten Empfindungen", schrieb der Lieutenant Lynch an diesem Tage in sein Tagebuch, „sahen wir ihn sich entfernen. Wird er uns wohl an diesen Ufer wiedersehen, wenn er zurückkehrt, um uns aufzunehmen? Werden wir jemals wieder sein reinliches, uns so werth gewordenes Verdeck betreten? Wie es auch kommen möge, wir sind in der Hand Gottes." Dieses unbedingte Vertrauen auf die Vorsehung zeugt von eben so vieler Frömmigkeit als Entschlossenheit, denn man hatte eben zu Saint-Jean-d'Acre den Tod des Lieutenants Molyneux erfahren, der, von der kürzlich herrschenden Cholera, den erneuten Angriffen eines Fiebers erlegen war, welches er von den Ufern des Todten Meeres mitgebracht hatte. Die sonst um die Zukunft wenig bekümmerten Matrosen benahmen sich weniger philosophisch und ehrlich als ihr Kommandant. „Man erzählte uns", schreibt John Jupp in seinem von Herrn Edward Monigue in Philadelphia veröffentlichten Tagebuch, „daß niemals eine das Todte Meer unternehmende Expedition ein glückliches Ende genommen habe. Den Bewohnern des Landes nach, waren alle Theilnehmer an solchen Expeditionen das Opfer ihrer Hingebung für die Wissenschaft geworden; die Einen, von ernsten Krankheiten befallen, waren in diesem verderblichen Klima umgekommen, die Anderen von blutgierigen Arabern gepfählert und ermordet worden; alle diese Thatsachen hatten sich vor so kurzer Zeit ereignet, daß der Mörder kaum die Klinge seines Schwertes abgewischt haben, der Dampf seiner Pistolen kaum verflogen und das Blut der Opfer weder von der Sonne getrocknet, noch von der Erde eingesogen sein konnte."

Als der „Supply" sich entfernt hatte, begann man den Transport der beiden Barken von der syrischen Küste nach dem See Tiberias. Die eine, die von Kupfer, wurde „Fanny Mason" genannt, die zweite von galvanisirtem Eisen bekam den Namen „Fanny Skinner". Man belud sie mit den Vorräthen und dem Gepäck der Expedition, bob sie dann auf die Transportwagen, vor welche die nöthige Anzahl syrischer Pferde gespannt wurde, und der Lieutenant Lynch gab selbst das Signal zur Abfahrt. Jetzt zeigte sich das erste Hinderniß: trotz aller angewandten Mittel, weigerten sich die ans Tragen gewöhnten Pferde, die Wagen zu ziehen; man wollte sie durch Ochsen ersetzen, die sich gewiß sügsamer gezeigt hätten, inwiefern waren letztere in dieser Jahreszeit so zu Feldarbeiten in Anspruch genommen, daß man davon abstehen mußte. Schon wollte der Lieutenant Lynch die Barken auseinandernehmen lassen, als ihm der Gedanke kam, die Pferde durch Kameele zu ersetzen. Zum größten Erstaunen der Eingebornen gelang dieser Versuch, indem die Kameele sich eben so brauchbar zum Ziehen schwerer Lasten als zum Tragen derselben erwiesen.

Nach einigen anderen glücklich überwundenen Schwierigkeiten ging die Expedition am 4. April von der Küste ab. Zunfzehn Araber begleiteten sie, nämlich ein Vornehmer aus Mekka, Scherif Hazza, ein schöner Greis, der im 73sten Gliede vom Propheten abstammt, von seinen Dienern gefolgt; ferner ein Beduinen-Scheik, Namens Akil, der von zehn gut bewaffneten Männern umringt war. Diese Karavane von Arabern mit schönen Pferden und langen Lanzen, von Seeleuten, hoch zu Roß stehend, von Kameelen, die mit Gepäck beladen waren, und anderen, welche die sonderbaren Wagen zogen, auf denen sich die metallenen Boote mit verhenden Flaggen befanden — gewährte einen originellen und malerischen Anblick. „Unser Zug", sagt Herr Lynch mit einem gewissen Stolze, „sah einem Triumphzuge ähnlich."

Trotz des guten Willens, der Gewalt und der Stärke der Kameele, konnte der Transport der Barken über die bergige Gegend, die den Tiberias-See von der Küste trennt, nicht ohne Mühe bewerkstelligt werden. Man mußte mehr als einmal Schlachten ausführen über Felsblöcke losfprengen, indem der gebahnte Weg nur für Maulthiere eingerichtet und daher bald zu schmal, bald zu abschüssig war, so daß man sich genöthigt sah, stellenweise einen anderen zu eröffnen. Als nun alle Hindernisse glücklich beseitigt waren und die Karavane ohne Unglücksfall auf den Anhöhen um den See angelangt war, fand noch eine letzte Schwierigkeit bevor — das Herablassen der Barken auf den See. „Jedermann wußte hier mit Hand anlegen", sagt der Lieutenant Lynch. „Mehr als einmal fürchteten wir, sie uns entgleiten und beim Sturze zerschellen zu sehen; dennoch gelangten sie ohne die geringste Beschädigung, in Gegenwart einer Menge von Zuschauern, mit wehenden Flaggen auf das bläuliche Wasser des Meeres von Galiläa. Die Araber sangen, klatschten in die Hände und verlangten Bakschisch (Trinkgeld); wir aber blieben ernst und enthielten uns jeder Anordnung, die, von christlichen Lippen gethan, zu einer Profanation geworden wäre (!). Die beiden „Fanny" schwammen leicht auf dem Wasser, geschmückt mit den Sternen und Streifen der ehrlichen Flagge, welche hienieden wohl (Eine wahrhaft amerikanische Kokosnußnatur!). Seit Joseph's und der Römer Zeiten hatte kein Fahrzeug dieses Meer befahren; während einer langen Reihe von Jahren hat nur ein einziger Kiel seine Oberfläche gefurcht."

Dieser einsame Kiel ist, wie es scheint, ein Boot, welches Lynch für 6 Pfd. Sterl. (41 Thlr.) kaufte um in Stand setzen ließ, um den beiden Barken das Gewicht der Bagage zu erleichtern. Man nannte ihn „Onkel Sam".*) Am 10. April ging die kleine Flottille zur Aufnahme des Jordans in folgender Ordnung unter Segel: Die „Fanny Mason" eröffnete den Zug, ihr zunächst folgte „Fanny Skinner", und „Onkel Sam", von Arabern geradert, bildete die Arrieregarde; die beferundeten Beduinen mit dem Vieh begleiteten den Zug längs dem Ufer, vom Lieutenant Dale beschligt.

Von diesem Augenblick an datirt sich der eigentliche Anfang der Expedition. Der Chef derselben theilte jedem der Offiziere und Botonisatre besondere Arbeiten zu: Herr Dale wurde mit der Anfertigung der allgemeinen topographischen Skizzen beauftragt; der Doktor Anderson mit den geologischen Beobachtungen und Sammlungen; Herr Bedow hatte die Landroute zu beschreiben und die Reise-Abenteuer zu erzählen; Herr J. Lynch sollte Pflanzen und Blumen

*) Bekanntlich die scherzhafte Personifizirung der Vereinigten Staaten, nach den Anfangsbuchstaben derselben, United States, gewöhnlich U. S. geschrieben. D. R.

Digitized by Google

zu dem Herbarium sammeln und Herr Aupick, Kommandant des „Fanny Mason", topographische Pläne des Flusses Jordan und seiner Ufer anfertigen. Der Lieutenant Lynch, der seine Flagge auf der „Fanny Mason" aufgepflanzt hatte, befahl sich die Reisen über den Lauf, die Geschwindigkeit, die Farbe und die Tiefe des Stromes, über seine Nebenflüsse, die Natur seiner Ufer und der Gegenden, welche er durchschneidet, über die Vögel und andere Thiere vor und führte außerdem ein Journal über alle Begebenheiten der Reise.

Mehr als acht Tage wurden darauf verwendet, den Jordan hinabzufahren, denn die Expedition erreichte erst am 17 ten, Abends, den Ort, wo die Pilger sich baden, und der etwas oberhalb des Todten Meeres gelegen ist. Während dieser acht Tage hatten sich die beiden Abtheilungen der Expedition in der Regel beim Einbruch der Nacht vereinigt und blieben zusammen gelagert bis zum Tagesanbruch. In Tiberias hatte man nur sehr mangelhafte und undeutliche Nachweisungen über den Lauf des Jordans erhalten können; indessen überzeugte sich der Lieutenant Lynch zu seinem größten Leidwesen vom ersten Tage an von der Existenz vieler und gefährlicher Stromschnellen. Ihm blieb nur die Wahl, entweder umzukehren oder sich pfeilschnell mitten durch furchtbare Katarakten hindurchzustürzen. Die Schwierigkeiten dieser gefahrvollen Schifffahrt waren so groß, daß die Böte am Abend des zweiten Tages sich erst zwölf Meilen in direkter Entfernung von Tiberias befanden; am Morgen des dritten Tages war man gezwungen, den armen „Dolek Sam" zu verlassen, da er zur Fortsetzung einer solchen Reise untauglich war. Den vielfältigen, heftigen Stößen beim Befahren des Jordans zu widerstehen, vermögen nur Fahrzeuge wie die, welche Lieutenant Lynch in Amerika hatte erbauen lassen, bei denen große Stärke mit großer Leichtigkeit verbunden ist. Zwar erlitten auch die beiden „Fanny's" ziemlich bedeutende Havarieen, ohne jedoch im geringsten leck zu werden, und wenige Stunden reichten hin, ihre stärksten Beschädigungen wieder auszubessern.

Der Dr. Robinson und Karl Ritter haben kürzlich den bedeutenden Unterschied zwischen dem Niveau des Tiberias-Sees und des Todten Meeres in Abrede gestellt — ein Unterschied, der nach den glaubwürdigsten Beobachtungen 984' beträgt. Der Dr. Robinson hat über diesen Gegenstand in der „Bibliotheca sacra" vom August 1848 eine Abhandlung veröffentlicht, deren Hauptinhalt folgender ist: „Das Resultat der Arbeiten des Lieutenants Symonds vom britischen Ingenieurcorps ergiebt, daß das Niveau des Todten Meeres 1311,5', das des Sees Tiberias 328' unter dem Niveau des Mittelländischen Meeres liegt. Da diese beiden Wasserdecken nur etwa ein Grad von einander entfernt sind, so folgt daraus, daß der Jordan, der von dem einen in den anderen fließt, 16,4' auf die Meile herabfällt. Unter den Strömen, deren Lauf untersucht worden ist, sind der untere Theil des Orontes, „der mit Gebäude über sein Felsenbett rollt", und der Missouri mit seinen großen Wasserfällen die einzigen, welche mit einer ähnlichen Schnelligkeit fließen; allein der Jordan hat, so weit man ihn kennt, weder Wasserfälle, noch Stromschnellen, und sein Lauf ist zwar reißend, aber gerauschlos. Dennoch könnte er, wenn er 984' in einer Entfernung von sechzig geographischen Meilen (engl.) herabfließt, drei eben so hohe Wasserfälle als der des Niagara bilden und dessenungeachtet noch eine mittlere Geschwindigkeit behalten, die der des Rheins in seinem stärksten Laufe, den Fall bei Schaffhausen inbegriffen, gleichkäme." Herr Robinson glaubt demnach, daß in der Berechnung des Niveau-Unterschiedes zwischen dem See Tiberias und dem Todten Meere ein Irrthum stattfinden müsse. Seine äußerst begründete scheinende Meinung stützt sich zuvörderst auf Thatsachen, die nicht existiren. Einmal ist der Lauf des Jordans weniger geräuschlos, als er es voraussetzt; vielmehr in sehr nahen Zwischenräumen von Katarakten und Stromschnellen unterbrochen, — die beiden „Fannys" haben deren siebenundzwanzig zurückgelegt, wobei sie ernstlichen Gefahren ausgesetzt waren, ohne eine große Anzahl von geringerer Bedeutung zu zählen, — ferner hat der Jordan so viele Krümmungen, daß, obgleich die direkte Entfernung zwischen beiden Seen allerdings nicht mehr als 60 Meilen beträgt, die Länge des Flusses ungefähr 200 Meilen ist, so daß er also durchschnittlich nur einen Fall von 6 Zoll auf die Meile hat. Die bedeutend tiefere Lage des Todten Meeres im Vergleich zu der des Sees von Tiberias ist jetzt von dieser amerikanischen Expedition durch wissenschaftliche Berechnungen und positive Beobachtungen außer allem Zweifel gesetzt, während vor kaum einem Jahre noch die kompetentesten Gelehrten sie aus ziemlich wahrscheinlichen Gründen bezweifelten.

Der Bericht des Lieutenants Lynch und das Tagebuch John Paßy's beschreiben umständlich die mannigfaltigen Ansichten, welche der Jordan während seines Laufes darbietet. Diese sind so zahlreich und abwechselnd, daß es schwer hält, ihren allgemeinen Charakter zu bezeichnen; einige Zeilen aus dem Journal John Paßy's werden eine Idee von dem Anblick der Landschaft geben. „Die Ufer des Jordans", heißt es darin, „sind mit einer prächtigen Vegetation bedeckt; der Boden ist nicht so kultivirt, als er es seyn könnte, wenn die Bedauer nicht Plünderung und Verbrennung ihrer Ernten durch die das Land verheerenden Banditen zu befürchten hätten. Außer in der unmittelbaren Nähe der Wasserfälle und Stromungen sind die Gewässer des Jordans klar und durchsichtig und gut vertheilt zur Befruchtung der von ihnen durchströmten Thäler. Man bemerkt darin eine große Menge Fische; an den Ufern aber entdeckten wir nirgends Spuren von Löwen und Bären, welche hier einst im dichten Gebüsche hausten, nur hin und wieder sieht man die Eindrücke von den Füßen der wilden Schweine."

Die weite und tiefe Ebene, durch die der Jordan sich schlängelt, ist im Ganzen unfruchtbar, ohne Bäume, selbst ohne Grün; die Berge und Hügel, welche diese Ebene umgeben, bieten größtentheils einen wilden und trostlosen Anblick dar. Man findet das üppigste Grün nur in den tiefsten Thälern und längs den Ufern des Stromes. Der Lieutenant Lynch macht folgende Beschreibung einer Landschaft aus dem mittleren Theil des Stromlaufes, etwas unterhalb von Wady Abjim:

„Das Ganze dieser traurigen Einöde hatte einen besonders wilden Charakter, der auf die Seele einen lebhaften, tiefen Eindruck hervorbrachte. Als wir diese Wildniß im vollen Glanz des Lichts und der Hitze betrachteten, erschien sie uns wie eine Feuersbrunst beim Einbruch der Nacht; jedes Einzelne dieses sonderbaren und seltsamen Schauspiels glaubte man durch ein Fernglas zu sehen.

„Die westlich liegenden Berge ragen im Schooße der Ebene hervor wie Inseln mitten im Ocean, dessen Wellen gegen ihre Ufer schlagen. Ihre steilen und selsigen Gipfel empfangen das Sonnenlicht schräg, und dunkle, scharf abgeschnittene Schatten bezeichnen die gegen ihre Strahlen geschützten Schluchten. Die Berge, am Fuße breit und massiv, werden immer kahler und kahler in Pyramidenform aus; obschon wir noch einige Stunden davon entfernt waren, sahen wir jede Kluft, jede Unebenheit daran eben so deutlich, als wären wir in ihrer unmittelbarsten Nähe; ihre auf einander liegenden Schichten gleichen den Blättern eines riesigen Buches, auf denen Gott mit seiner Hand die Geschichte der allmäligen Revolutionen, welchen er sie unterworfen, geschrieben hat. An der Südseite befinden sich die Bergspitzen und hervorragenden Massen in solcher Entfernung von einander, daß sie lufttastig erscheinen und sich vollständig mit dem Horizont als bleicher durchsichtiger Dunst vermischen.

„Die Ebene, welche sich am Fuße der Berge ausbreitet, war mit Hügeln und sehr vielen konischen Erhöhungen bedeckt; sie glich einem starr bewegten Meere; sie bot den Anblick eines unermeßlichen Schachbrettes dar, in welchen unregelmäßige Viereck mit Grün, ohne Ordnung über eine gelbrothe Farbe von unheilbarer Dürre vertheilt, die schwarzen Felder bildeten.

„Eine nordrige, blaßgelbe Kette von regelförmigen Hügeln bezeichnete die Gränze des höchsten Plateaus, unter welchem sich diese Ebene herabsenkte, deren Oberfläche, ebenmäßig vertheilt, zur Hälfte trocken und kahl, zur Hälfte in großen Zwischenräumen mit Weidenpflanzen und buschigen Erhöhungen bedeckt war.

„Noch tiefer lag das Thal des Jordans, des heiligen Stromes! An seinen Ufern findet sich eine fortwährende Vegetation; sein Lauf, eine glänzende Linie in dieser traurigen Einöde, macht tausend graziöse Krümmungen, der Tag längs seiner Ufer wird durch den Gesang zahlloser Vögel und durch das harmonische Gemurmel seiner Wellen erheitert; überall wird seine Schönheit schon durch den Abstand von der rauhen und kahlen Gegend, die er durchfließt, hervorgehoben."

Der amerikanische Reisende giebt über die Art, wie er die Stromschnellen durchschiffte, folgende Details: „Um 101 Uhr Morgens, nachdem wir die erste passirt hatten, hielten wir an, um aufmerksamer eine Kaskade von 11 Fuß Höhe, welche ein sehr verdächtiges Ansehen hatte, in Augenschein zu nehmen. In der Mitte des Strombettes war ein Wasserturz, der einen Winkel von ungefähr 60° bildete, und an seinem Endpunkte, genau, wo wir darüber mußten, richtete sich ein mächtig drohender Felsen empor. Um die Barken nicht in Stücke zerschellen zu lassen, war es nothwendig, sie beim Herabfahren fast senkrecht zu wenden. Unter diesem Wasserfall begannen zwei furchtbare Stromschnellen, jede von ungefähr 900 Fuß Länge, an deren weißer und bewegter Oberfläche ihn und wieder schwarze Felsenspitzen zum Vorschein kamen. Endlich bemerkten sich unter den beiden erwähnten Stromschnellen, wenigstens eine Meile entfernt, noch zwei andere, längere, die aber minder steil und schwirig waren.

„Glücklicherweise war die linke Seite des Flusses mit dichtem Gebüsch, ungefähr 3 Fuß hoch, an einer Stelle bedeckt, wo das Wasser eine Art Bergabgehänge gebildet hatte. Um die Burgeln dieses Strauchwerks gelang es einer der Leute, nachdem er den Fluß durchschwommen, ein mitgenommenes Seil zu befestigen. Wir konnten zwar nicht wissen, ob jene Burgeln stark genug wären, um einem etwaus heftigen Stoße zu widerstehen, indessen blieb uns keine andere Wahl. Um das Leben meiner Leute nicht aufs Spiel zu setzen, hinaufstragt ich mehrere der kräftigsten Araber, neben den Barken zu schwimmen und sie nach Möglichkeit bis außerhalb der Gefahr zu geleiten. Alsdann ich die Mannschaft ausschiffen, und nachdem die „Fanny Mason" an das Seil befestigt worden, ließ man sie, nach meiner Angabe, sanft bis an den äußersten Rand des Wasserfalles gleiten; je mehr sie sich der Stromschnelle näherte, desto unruhiger wurden ihre Bewegungen. Es entstand ein schwer zu schildernder Moment der Besorgniß. — Die Schiffsmannschaft hatte sich längs den Ufern, unterhalb des Wasserfalles in hinreichenden Zwischenräumen aufgestellt, um uns Hülfe zu leisten, im Falle wir in die Mitte des Flusses getrieben und durch die Strömung zu ihnen hingerissen werden sollten. Ich war mit einem Seemann allein in der Barke geblieben; eine große Anzahl Araber hielt sich fest an den Felsen geklammert, und, bis zur Hälfte des Körpers im Wasser stehend, waren sie mit einem weißen Schaum bedeckt, welcher seltsam gegen die dunkle Farbe ihrer Haut abstach; sie machten wilde Pantomimen, und ihr durchdringendes Geschrei vermischte sich mit dem Gezische des Wassers; fünf von ihnen klammerten sich an jeder Seite der Barke fest, um, so viel es ihnen möglich wäre, im Falle des Stoßes gegen den Felsen am Ende des Wasserfalls, einen gänzlichen Schiffbruch zu verhindern.

„Unterdessen schwankte „Fanny Mason" heftig in dem wilden Strome wie ein aufgescheuchter Vogel, der den Strick, an den er befestigt ist, zerreißen will. Als sie sich einen Augenblick gerade in die Höhe richtete, gab ich das Signal, das Seil loszulassen; sie fiel, tauchte unter, kam wieder zum Vorschein, glitt über den Felsen, ohne ihn zu berühren, passirte den Wirbel, der sich an seinem Fuße befand, und schoß nun, zur Hälfte voll Wasser, mit einer Schnelligkeit hinab, daß uns das Athmen schwer wurde. Von allen Seiten Geschrei und Anfeuerungen! Die Araber waren scheinbar stolzer und glücklicher über den Erfolg, als wir, indessen waren sie nur aufrieden, wir aber dankbar.

Zwei von ihnen hatten während des Falles losfassen müssen; sie waren von der Strömung ziemlich weit fortgerissen worden, bis wir sie aus dem Wasser zogen. Der Eine von ihnen hatte eine Kontusion erhalten, der Andere aber war gar nicht verletzt."

Ein anderer Theil der Fahrt auf dem Jordan, dem See Tiberias näher als jener gefahrvolle Wasserfall, wird folgendermaßen beschrieben: „Mehrere Stunden hindurch glitten die Barken mit Schnelligkeit stromab, unter tiefem Schweigen — dem Schweigen der Wüste; abwechselnd war die Landschaft von feierlicher Schönheit; zahlreiche Vögel liefen seltsame und mannigfaltige Konzerte hören; Bedeutzweige bildeten ein natürliches Geflecht über die Breite des Flusses, welches durch kriechendes Moos, durch rankende Gewächse vervollständigt wurde, mit denen sich eine Menge kleiner, silberweißer Blumen vermischte; die Felsenschwalbe umkreiste die Wasserfälle und verschwand unter den Wölbungen von Gras, um sich wiederum emporzuschwingen, während das harmonische Geräusch des reißend dahinfließenden Wassers wie Töne von Cymbeln und Oboen erschallte. (Fortsetzung folgt.)

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.

Houston und seine Umgegend.

(Schluß.)

Die Stadt liegt auf einer völlig ebenen, theils offenen, theils bewaldeten Fläche, deren gleiches, schon etwa sechzig Fuß über dem Meere liegendes Niveau allein durch den Buffalo Bayou unterbrochen wird. Der Boden dieser Umgebungen ist vorherrschend ein schwarzer Alluvialboden, an einigen Stellen doch auch sandig und da meist mit Zichtenwaldung bedeckt. Im Innern der Stadt stehen mir neben den vielen Läden und Waarenlagern besonders die zahlreichen Schenklokale auf. Einige davon waren für die Größe des Orts und im Vergleich zu den übrigen Umgebungen wirklich glänzend zu nennen. Durch weit geöffnete Flügelthüren trat man gleich von der Straße in einen geräumigen Saal, in welchem hinter einem Schenktische in langen Reihen die Kryställflaschen mit den verschiedenen Sorten von Feuerwasser — unter denen jedoch immer Cognac (Brandy) den Vorrang behauptet — mit Blumensträußen verziert, aufgestellt waren und ein gewandter Kellner (bar keeper) in weißen Hemdsärmeln, jedes Winkes gewärtig stand, um die verschiedenen einfachen und gemischten Getränke (an welchen letzteren die Amerikaner bekanntlich einen großen Reichthum besitzen), den Gästen zu kredenzen. Alles war darauf berechnet, zum Genusse anzureizen, und die That bewies, daß die Reizmittel nicht vergebens angewendet wurden; denn diese Lokale waren stets gefüllt, und sehr häufig sah man die Laden-Inhaber für einen Augenblick ihr Geschäft verlassen, um in dem nächsten dieser Lokale einen feurigen Trunk einzunehmen, welche Operation übrigens, da sie in Amerika immer schnell verrichtet wird, nur ganz kurze Zeit in Anspruch nimmt, dafür aber im Laufe des Tages oft ziemlich bedeutend wiederholt wird. Sonst bekömmt man in diesen Lokalen auch einzelne wahre Galgenphysiognomien zu sehen, die recht lebhaft an die früheren Jahre erinnern, wo hier in Houston — besonders in den ersten Jahren nach der Gründung der Stadt — ein Zusammenfluß von jeder Art schlechten Gesindels und verzweifelter Charaktere aus allen Theilen der Vereinigten Staaten stattfand und ein so wildes, zügelloses Treiben hier an der Tagesordnung war, wie es mit den besonderen Merkmalen nur an solchen äußersten Gränzorten der amerikanischen Civilisation vorkömmt. Im Ganzen herrscht gegenwärtig in der Stadt ein geordneter gesellschaftlicher Zustand, und die Gesetze werden allgemein geachtet.*)

Es befand sich augenblicklich auch eine Anzahl Deutscher in der Stadt, die von hier aus die Reise in das Innere des Landes zum Zwecke demnächstiger Ansiedelung antreten wollten. Die meisten derselben traf ich in der Wohnung des Herrn P. Fisher, eines seit vielen Jahren in Texas ansässigen Deutschen, von welchem und einem Herrn Müller der Mainzer Verein bekanntlich das Colonisationsrecht eines bedeutenden Landstrichs erworben. Derselbe hatte ihnen ein Nebengebäude und seinen Hof zur Benutzung überlassen. Auf dem letzteren war eine Menge Pferde, Maulthiere und Ochsen, welche zur Bespannung der mitzunehmenden Wagen dienen sollten, angebunden. Außerdem wurde hier an verschiedenen Stellen im Freien gekocht und gebraten. Das Haus war mit Menschen und dem verschiedenartigsten Reisegepäck vollgepfropft. Die meisten dieser Einwanderer waren junge Leute der gebildeten Klasse, vorherrschend dem Oekonomenstande angehörig und die Mehrzahl nicht ohne einige Mittel für die erste Einrichtung. Alle waren mit den Vorbereitungen für die bevorstehende Reise beschäftigt und Alle erfüllt von kreudigen Erwartungen und Hoffnungen.

Herr J., ein früherer Beamter des Vereins, befand sich gleichfalls hier und beabsichtigte in den nächsten Tagen mit einem Zuge von mehreren mit Kaufmannsgütern beladenen Wagen und einer Anzahl Personen, deren Beförderung wohl Reisegepäck er gegen eine Vergütung durch den Verein übernommen hatte, nach Neu-Braunfels oder nach der „Kolonie", wie es hier allgemein hieß, aufzubrechen. Da sich eine andere Reisegesellschaft zu Pferde nicht darbot, allein zu reisen aber für einen des Landes unkundigen Fremden aus mehreren Gründen weder rathsam, noch angenehm ist, so beschloß ich, mich diesem Zuge anzuschließen. Den Nachtheil der zu erwartenden längeren Reisedauer sollte mir die größere Bequemlichkeit, mit der sich Beobachtungen über das zu durchziehende Land machen lassen würden, aufwiegen.

Am Nachmittag des 23. Januars traten wir unsere Reise an. Der Zug bestand aus zwei beladenen Wagen, der eine mit vier, der andere mit zwei Pferden bespannt; aus drei deutschen Bauern, einem ehemaligen preußischen Jäger, der, nachdem böse Gläubiger ihm die Heimat verleidet hatten, jetzt in Texas, — wodurch wußte er freilich noch nicht — sein Glück zu machen beschlossen hatte; ferner einem angeblich früheren Zöglinge der Kadettenschule in Wien, der schon einige Jahre in dem Lande war und, nachdem er anfänglich als Arbeiter bei einem Farmer gewesen und später vom Cigarrenmachen geliebt hatte, die hochfliegenden Hoffnungen und Pläne, von denen die europäischen Ankömmlinge gewöhnlich erfüllt sind, schon in der rauhen Wirklichkeit ziemlich aufgegeben hatte; endlich auf dem Herrn J., der früher in Griechenland Straßenbauten geleitet, dann, in seinem bayrischen Vaterlande für seine philhellenischen Bestrebungen schlecht belohnt, dem allen Europa ganz den Rücken gekehrt hatte und nun durch verschiedenartige Handels- und andere Spekulationen rasch reich zu werden versuchte. Ich selbst war zu Pferde und hatte dadurch den Vortheil, mich nach Belieben mehr oder weniger von dem Zuge entfernen zu können.

Man hatte uns, des lange anhaltenden bisherigen Regenwetters wegen, schlechte Wege, wenigstens bis zum Brazos, vorausgesagt. Diese Prophezeihung fanden wir in reichlichem Maße bestätigt. Gleich beim Austritte aus dem Orte sahen wir die weite, ganz ebene Houston-Prairie wie einen unabsehbaren Sumpf vor uns liegen. Große Wasserpfützen folgten einer auf die andere, und an einigen Stellen standen sogar größere Flächen ganz unter Wasser. Das lange Gras war gelb und dürr. Auch die hier und dort zerstreuten Baumgruppen gewährten bei ihrer völligen Entlaubtheit kaum eine angenehme Abwechselung. Einen ähnlich trostlosen Anblick gewährt in dieser Jahreszeit das nördere Küstenland überhaupt, und Jemand, der nur dieses allein zu sehen Zeit gesehen, würde freilich einen sehr unvortheilhaften Begriff von dem Lande bekommen. In der That hat es sich ereignet, daß Personen, die mit der Absicht, sich dauernd niederzulassen, nach Texas gekommen waren, durch den traurigen Anblick der Houston-Prairie in dieser Jahreszeit so sehr abgeschreckt wurden, daß sie, die Gleichartigkeit der übrigen Landes voraussetzend, ihorn-streiche nach Galveston zurückkehrten und entrüstet das Land verließen, über dessen natürliche Schönheit man, nach ihrer Meinung, so lügenhafte Berichte verbreitet hat.

Mühsam und im Schritte zogen die Pferde die tief einsinkenden Wagen fort. Von Zeit zu Zeit blieben auch die Wagen ganz stehen, und dann bedurfte es der Hülfe und des Antreibens der Thiere durch alle Mitglieder des Zuges, um das Gefährt wieder flott zu machen. So rückten wir langsam fort, und die Dunkelheit brach herein, ohne daß das Ende der Prairie oder auch nur ein trockenes Plätzchen zum Niederlegen zu erblicken war. Ungeduldig über das langsame Fortrücken der Wagen, ritt ich endlich ihnen voraus, und nachdem ich wohl eine Stunde in der Dunkelheit dem kaum noch zu erkennenden Wege gefolgt war und daß die Hoffnung aufgegeben hatte, für die Nacht eine andere Lagerstätte als den Sumpf zu haben, da zeigte sich in der Entfernung ein Feuer, das die Nähe von Menschen in Aussicht stellte. Bald darauf ließ sich auch das Gebelfer eines Hundes vernehmen, und gleich darauf, eine kleine Anhöhe hinaufreitend, fand ich bei einem großen Feuer unter Bäumen eine Gruppe Männer gelagert; mehrere Wagen von der eigenthümlichen hahnförmigen Gestalt, wie sie in ganz Nord-Amerika zum Fortschaffen von Waaren und Früchten gebräuchlich sind, standen in ihrer Nähe. Es waren amerikanische Farmer vom Colorado, welche Mais nach Houston brachten. Nach gegenseitiger Begrüßung forderten sie mich freundlich auf, mich zu ihnen zu lagern. Ich tat, leite daher mein Pferd ab und setzte mich zu ihnen an das wohlunterhaltene Feuer. Sie hatten bereits ihre eigene Abendmahlzeit gehalten, erheilten aber sogleich einem Negerjungen den Auftrag, einige Stücke Speck für mich zu braten und ein paar Bataten (Sweet potatoes; Convolvulus batatus L.) in der Asche zu rösten. Dieser Auftrag wurde in kurzer Zeit ausgeführt, und da außerdem noch Maisbrod übrig geblieben war, auch die große, am Feuer stehende blecherne Kaffeekanne noch Kaffee in Menge enthielt, so hatte ich eine Mahlzeit, die mir, der ich in der Prairie schon jede Hoffnung, überhaupt noch etwas, zu diesem Abend zu essen zu bekommen, aufgegeben hatte, ganz vortrefflich erschien.

Nach der Mahlzeit breitete ich meine wollenen Satteldecken am Feuer aus und begann mit meinen neuen Bekannten zu plaudern. Sie sagten mir, daß die Stelle, wo wir uns befanden, Piney Point heiße, nur etwa neun engl. Meilen von Houston entfernt sei und häufig als erster Lagerplatz von den Fuhrwerken, die von Houston nach San Felipe am Brazos gehen, benutzt werde.

Erst nach zwei Stunden kam endlich auch einer unserer Wagen an; der andere war im Morafte stecken geblieben, und man hatte beschlossen, erst am folgenden Morgen, wenn die ermüdeten Zugthiere sich erholt haben würden, denselben nachzuholen.

Schon mit Tagesanbruch ließen am folgenden Morgen die Amerikaner ihre Ochsen durch den Negerjungen zusammentreiben, während sie selbst das ebenfalls wieder aus Speck, Maisbrod und Kaffee bestehende Frühstück bereiteten. Die Ochsen wurden angespannt, vier Zoch vor jeden Wagen, und unter ermunterndem Zurufe an das gehörnte Zugvieh setzte sich der Zug in Bewegung.

Auf solche Weise finden aller Waarenverkehr und die Fortschaffung der Landesprodukte in Texas statt. Viele Farmer beschäftigen sich in der Jahreszeit, wo die Feldarbeiten — die sich hier auf eine viel kürzere Zeit als in Deutschland beschränken — ihre Anwesenheit zu Hause nicht nöthig machen, mit Frachtfuhren. Dieses ist meistens eine einträgliche, ja, in den letzten Jahren,

*) Wir ersehen aus der Beschreibung des Herrn Roemer, daß sich die Physiognomie von Houston im Sinnen doch nur wenig seit 1839 verändert hat, wo diese ehemalige Hauptstadt von Texas von einem unserer Mitarbeiter besucht wurde, dessen Bemerkungen über dieselbe in einem früheren Jahrgange des Magazin (1842) zu finden sind. D. R.

wo der mexikanische Krieg und die starke deutsche Einwanderung alle irgend verwendbaren Transportmittel des Landes in Anspruch nahmen, sogar eine höchst gewinnbringende Beschäftigung. Dahin wurden auch das gewöhnliche Zugvieh, noch werden auch Pferde und Maulthiere gebraucht. Der große Vortheil bei der Benutzung der ersteren besteht darin, daß sie auf der Reise fast gar kein anderes Futter bedürfen, als das Gras der Prairie. Außerdem haben sie einen entschiedenen Vorzug vor Pferden und Maulthieren auf morastigem oder durch Regen aufgeweichtem Boden, indem sie mit ihren breiten Hufen weniger tief einsinken. Endlich ist auch ihr Ankaufspreis viel geringer, als der von Pferden oder Maulthieren, indem ein gutes Zugochsen 40—50 Dollar, ein Paar guter Zugpferde 150—200 Dollar kosten. Freilich ist dagegen die Langsamkeit der Ochsenfuhrwerke ein bedeutender Nachtheil. Ein mit vier Joch Ochsen bespannter Wagen, welcher 3000 Pfund ladet, legt auf einer längeren Reise im Durchschnitt nur zehn bis funfzehn engl. Meilen täglich zurück. Außerdem erfordert die Lenkung der Ochsen eine Längere Uebung. Von diesem letzteren Umstande haben sich deutsche Einwanderer, welche bei ihrer Ankunft in dem Lande sich ein Ochsenfuhrwerk zur Fortschaffung ihrer mitgebrachten Effekten anschaffen, häufig zu ihrem großen Nachtheile überzeugt. Nicht selten kam es während meines Aufenthaltes in Texas vor, daß solche Einwanderer ihre Wagen mitten in der Prairie stehen lassen mußten, um bei dem nächsten Farmer Hülfe zu suchen, weil die störrischen Ochsen entweder überall nicht zum Weitergehen zu bewegen waren, oder weil sie, zur Nachtzeit nicht gehörig bewacht, sämmtlich entlaufen waren. Vor Allem ist zu einer erfolgreichen Behandlung der Ochsen die Kenntniß der englischen Kommando-Worte, an welche sie gewöhnt und durch die sie sich mehr als durch die Peitsche lenken lassen, nothwendig. Ein besonderes Geschick bei der Lenkung der Ochsen zeigen die Neger, und es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, die Sicherheit und Leichtigkeit zu sehen, mit welcher 12jährige Negerknaben, die lange Peitsche in der Hand und unter beständigem Zurufe an die einzelnen Thiere, schwere, mit vier Joch Ochsen bespannte Wagen führten. Fast scheint es, als verständen sie es, wegen einer gewissen geistigen Verwandschaft, besser als die Weißen, sich in die Anschauungsweise des gehörnten Zugviehs hineinzudenken.

England.

Die Stammmutter der Herzoge von Devonshire.

In England erscheint jetzt ein Werk, das eben nur in England möglich ist, ein Werk, welches dazu bestimmt ist, die merkwürdigsten Umstände aus der öffentlichen und Privatgeschichte der britischen Aristokratie in populärem Gewande vorzutragen. Auf dem Kontinent würde ein ähnliches Werk dem größeren Publikum gewiß nur wenig Interesse einflößen; in England aber, wo die Aristokratie weder ein bloßer Posabel, noch eine factiöse Landjunkerkaste ist, sondern mit den ruhm- und bedeutungsvollsten Ereignissen der Nationalgeschichte in innigster Verbindung steht — in England, wo die Ehre der Freiheit, die steht ein Weltreich beschaukt, von den „kühnen Baronen" im Felde von Runnymede gegründet wurde, und wo später ein Simon von Montfort, ein Warwold, ein Fairfax, ein Russell die Sache des Volkes gegen das Königthum verfochten — genießt dieser Stand noch immer einer Achtung, sogar einer gewissen Popularität, die manche Erschütterungen überlebt hat. So scheint denn auch das Werk des Herrn Lillie Craik*) zahlreiche Leser zu finden, und wollen wir daraus als Probe einige biographische Details über eine berühmte englische Frau mittheilen, die als Zeitgenossin der Königin Elisabeth, auch viel von ihrem männlichen und herrschsüchtigen Geiste besaß.

„Die hervorragendste Stelle in der Familiengeschichte der englischen Pairie während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nimmt die berühmte Elisabeth Hardwick ein, welche nach einander Mistreß Barlow, Lady Cavendish, Lady Saint Loe und Gräfin v. Shrewsbury war. Die Volkssage weiß nach jetzt von ihrer Baulust und von den großartigen Schlössern, die sie zu Hardwick, zu Chatsworth und zu Oldcotes errichtete, zu erzählen; man kann sie auch als die Gründerin der beiden herzoglichen Häuser von Devonshire und von Newcastle betrachten; am denkwürdigsten ist sie jedoch als die Schöpferin ihres eigenen Glücks. Ihr Vater war ein einfacher country gentleman, John Hardwick, Esquire, von Hardwick in der Grafschaft Derby, wo seine Vorältern seit fünf bis sechs Generationen ein Landgut von etwa hundert Acern besaßen. Hier, an dem westlichen, hügeligen Rande des Waldes Sherwood, wurde Elisabeth, wie es scheint, geboren — wahrscheinlich im Jahr 1517 oder 1518. Sie hatte mehrere Schwestern, welche fast alle an benachbarte Gutsbesitzer verheiratet wurden, von denen aber keine sich zu höherem Rang emporschwang oder sich auf irgend eine Weise auszeichnete. Aller Ehrgeiz der Familie hatte sich in der Person Elisabeth's vereinigt. Indessen mag es auch ihren Schwestern nicht an Verstand und Schönheit gefehlt haben, da es gewiß nicht ihr Reichthum war, der ihnen zu anständigen Partieen verhalf, indem die ganze Mitgift, die der Vater einer jeden bewilligen konnte, nicht mehr als vierzig Mark oder kaum siebenundzwanzig Pfund Sterling betrug. Mit so bescheidenen Aussichten hatte Elisabeth Hardwick fast noch als Kind das Glück, einen der reichsten Landeigenthümer in Derbyshire zu fesseln. Wie es heißt, zählte sie erst vierzehn Jahre, als sie Robert Barlow, Esquire, von Barlow heirathete, der selbst nicht viel älter gewesen zu seyn scheint. Man erzählt daß diese Ehe die Folge eines Besuches war, den Fräulein Elisabeth bei einer Verwandtin in London, der Lady Zouch, machte, in deren Hause auch Barlow sich befand, der einer chronischen Krankheit wegen das Zimmer hüten mußte. Das junge Mädchen, welches das Amt einer Wärterin auf sich nahm, wurde hier seine bedauernswerthe Lage selbst einzige Gesellschaft und gewann, natürlich genug gar bald das Herz des Patienten. Es ist aber voranzusetzen, daß Barlow's Genesung bereits hoffnungslos war, als die Vermählung stattfand; diese würde den Umstand erklären, daß er, wie versichert wird, alle oder den größten Theil seiner Güter der Braut und ihren Erben vermachte.*) So viel ist gewiß, daß er kurz darauf, den 2. Februar 1533, mit Tode abging.

„Die reiche junge Wittwe eilte nicht sehr, sich wieder zu verheirathen. Erst vierzehn Jahre nach dem Ableben Barlow's, als sie ihr Alter bereits verborgen hatte, ging sie eine neue Ehe ein. Sie gab ihre Hand dem Ritter Sir William Cavendish, von Cavendish in Suffolk. Die Nachzeit wurde, wie Cavendish selbst in einem noch jetzt erhaltenen, sehr genauen Bericht über die Ereignisse seiner häuslichen Geschichte erzählt, zu Broadgate in Leicestershire, bei dem Marquis v. Dorset, am 20. August 1547 „um zwei Uhr nach Mitternacht" geheirat. . . . . Das Datum ihrer dritten Heirat ist unbekannt; jedenfalls war sie vor dem Jahr 1561 die Gattin des Sir William Saint Loe geworden, der als Capitain in der Leibwache der Königin Elisabeth dichte und mehrere schöne Herrschaften in Gloucestershire besaß. Lady Cavendish vertaugte, daß diese, wenn ihre neue Ehe kinderlos seyn würde, ihr selbst und ihren Erben, d. h. den mit ihrem früheren Gemahl erzeugten Kindern, zufallen sollten, an der verliebte Garde-Hauptmann stand nicht an, diese Bedingung einzugehen. Da sie nun von ihm keine Nachkommenschaft hatte, so kam es zu den Streitigkeiten ganzen Vermögens, während keine Kinder und Geschwister leer ausgehen mußten. Sein Todesjahr können wir nicht genau bestimmen.

„Der vierte Mann unserer Heldin war George Talbot, Graf von Shrewsbury,**) der aus einer früheren Ehe bereits Vater von vier Söhnen und drei Töchtern war. Es wurden hier mithin fünf Familien zusammengebracht — die Kinder Cavendish's von seinen drei Frauen, die des Saint Loe von seiner ersten Gattin und die Talbots — im Ganzen mehr als zwanzig Köpfe. In seiner Stellung konnte der Graf unmöglich so weit gehen, als sein schwacher Vorgänger, der Gardehauptmann, indem er seine Kinder zu Gunsten der neuen Frau und ihrer Nachkommen von dem ihnen gehörenden Erbtheil ausschloß; jedoch wußte sie ihren Zweck auf eine andere Weise zu erreichen. Sie gab den Grafen nur unter der Bedingung die Hand, daß er zwei von seinen Kindern mit zwei der ihrigen verheirate. Sein ältester Sohn, Francis, Lord Talbot, war schon vermählt; dem war nicht mehr abzuhelfen; allein dieser Umstand, der die Pläne der sorgsamen Mutter zu vereiteln schien, schlug am Ende zu ihren Gunsten aus, denn der junge Lord Talbot starb vor seinem Vater, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Unterdessen ehelichte der zweite Sohn des Grafen, Gilbert, ihre Tochter Mary, und seine älteste ledige Tochter, Lady Grace Talbot, ihren ersigeborenen Sohn, Henry Cavendish. Die Doppelheirat ging in Sheffield am 9. Februar 1568 vor sich, obgleich Mary Cavendish noch ein Kind von nicht ganz zwölf Jahren war. Nach einem kurzen Zwischenraum folgte das Ehebündniß der Aeltern: die neue Gräfin hatte nun drei Zeitgenossinnen ihr funfzigstes Jahr erreicht, und der Graf mochte ungefähr dasselbe Alter haben."

Auf solche Weise wurde das Glück der mächtigen Familie Cavendish begründet, deren Haupt, der Herzog von Devonshire, von seinen weitläuftigen Besitzungen in England und Irland ein jährliches Einkommen von nicht weniger als 300,000 Pfund Sterl. (2 Millionen Thlr. preuß.) beziehen soll. Man glaubt, daß Hardwick einen der Schlösser war, welche der Maria Stuart zum Gefängniß dienten; es muß dieses jedoch ein älteres Gebäude gewesen seyn, da das jetzige erst im Jahre 1599 erbaut wurde.

Mannigfaltiges.

— Der Giftmischer Wainwright. Vor kurzem starb, als Sträfling in Neu-Süd-Wales, Thomas Griffiths Wainwright, das Original des „Gabriel Varney" in Bulwer's bekanntem Roman „Lucretia". Durch mannigfache Talente ausgezeichnet, war er vor etwa zwanzig Jahren, unter dem Namen Janus Weathercod (Wetterhahn), ein beliebter Mitarbeiter an dem London Magazine und stand als solcher in vertrautem Verkehr mit Shelley, Godwin, Barry Cornwall, Leigh Hunt, Charles Lamb und anderen literarischen Notabilitäten jener Zeit. Das Verbrechen, welches ihm durch die allgemeine Stimme schuldgegeben wurde, war die Vergiftung seiner Schwägerin, eines blühenden Mädchens von neunzehn Jahren, dessen Leben er kurz vorher bei verschiedenen Assekuranz-Gesellschaften für enorme Summen (30,000 Pfd. Sterl.) versichert hatte; es gelang aber nicht, entscheidende Beweise dieser That aufzutreiben, und es war eine einfache Fälschung, um derentwillen er zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt ward. In Bulwer's Roman sind die Details dieser Kriminalgeschichte zwar mit einigen Ausschmückungen, aber im Ganzen ziemlich getreu dem wahren Sachbestande nach wiedergegeben.

*) The Romance of the Peerage, or Curiosities of Family History. By George Lillie Craik. Vols. I., II. and III.

*) Aber wenn Barlow, wie es oben heißt, nicht viel älter als seine Braut war, so ist er in nicht mündig gewesen und konnte die sehr auch seine Güter nicht vermachen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie einen Theil derselben gegen einfach als Mitgift (Heirathsgut) erhielt. D. R.

**) Dem deutschen Leser aus Schiller's „Maria Stuart" bekannt. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. Vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Dienstag den 29. Januar 1850.

Nord-Amerika.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

I.

Von Jahr zu Jahr vermehrt sich die Zahl der Werke, die sich mit den Institutionen, den politischen und sozialen Zuständen Amerika's beschäftigen. Dieser Literaturzweig scheint immer reichhaltiger zu werden, wie er die Aufmerksamkeit des Publikums immer mehr in Anspruch nimmt. Trotzdem ist die Summe von Kenntnissen, die man aus dieser Unmasse Bücher schöpfen kann, eine verhältnißmäßig geringe. In Frankreich und vor Allem in England sind die Vereinigten Staaten oft nur das gewesen, was man in der alten Rhetorik einen Gemeinplatz nannte, d. h. ein Behikel für Anspielungen und Raisonnements über alle möglichen Gegenstände. Man reiste dahin, nicht, um über das Gesehene zu berichten, sondern um neue Argumente zur Unterstützung seiner Partei-Ansichten aufzusuchen. Wer das Lob des allgemeinen Wahlrechts, der religiösen und bürgerlichen Gleichheit, des unentgeltlichen Unterrichts und der mäßigen Besteuerung von Amerika mitbrachte, war sicher, den Beifall der Edinburgh und der Westminster Review zu ärnten. Die torystischen Reisenden dagegen suchten jenseits des Oceans Waffen, um den Radikalismus zu bekämpfen, und als Mrs. Trollope die Lächerlichkeiten und Exzesse der amerikanischen Demokratie mit unerbittlichem Spotte geißelte, begrüßte die Quarterly Review ihre Diatribe mit Jubelgeschrei und dem frohlockenden Ausruf: „Das ist das Buch, welches wir seit lange erwartet haben!"

Politische und nationale Vorurtheile sind nicht die einzigen Ursachen, die so abweichende Meinungen über amerikanische Zustände veranlassen. Es ist immer nothwendig, zu wissen, mit welchen Schichten der dortigen Bevölkerung der Reisende am meisten in Berührung kam und in welcher Lage er sich befanden. Im Jahr 1841 wurde Sir Charles Lyell nach Boston eingeladen, um drei eine Reihe von Vorträgen über Geologie zu halten, eine Wissenschaft, die bei den Amerikanern sehr in Aufnahme ist. Der englische Geolog hatte den entschiedensten Erfolg und wurde von den angesehensten Männern des Landes mit Beweisen des Wohlwollens überschüttet. Nach seiner Rückkehr gab er einen Reisebericht heraus, der den Amerikanern äußerst günstig war, und in welchem er alles das mit Wärme lobte, was in den Vereinigten Staaten in der That Bewunderung verdient, namentlich die Organisation des öffentlichen Unterrichts und die Entwicklung des religiösen Lebens. Dieses Buch verschaffte dem Verfasser in Amerika eine ungeheure Popularität, und bei seiner zweiten Reise, im Jahr 1846, wurde er wie ein alter Freund aufgenommen. Schriftsteller, Aerzte, Theologen, Juristen, Staatsmänner und Privatleute wetteiferten in Artigkeiten für den britischen Gelehrten, um ihn in der guten Meinung zu befestern, die er von ihrem Lande gefaßt hatte. Man drellte sich, ihm alle Nachweisungen zu ertheilen, deren er bedurfte, und verschaffte ihm Mittel, seine Untersuchungen zu befördern. Welcher Reisende hätte sich von einem solchen Empfang nicht bestechen lassen? Trotz allem Scharfblick und aller Unabhängigkeit des Geistes, konnte Sir Charles Lyell sich einer Art von Bezauberung nicht erwehren, die ihn verleitet, die amerikanische Nation in Masse nach den ausgezeichneten Männern zu beurtheilen, von denen er stets umringt war.

Es ist übrigens nicht immer leicht, die Wahrheit über die Vereinigten Staaten zu erfahren. Will man nicht die allgemeine Aufmerksamkeit oder das allgemeine Mißtrauen auf sich ziehen, so muß man nie die Absicht durchblicken lassen, seine Reise-Eindrücke veröffentlichen zu wollen. Wer eine Kritik mag über ein ungünstiges Urtheil äußert, wird alle Thüren sich vor ihm schließen sehen und von einem moralischen Ostracismus getroffen werden. Der amerikanische Nationalstolz ist eben so reizbar als unverschämt; er kann nur durch unbegränzte Lob entwaffnet werden und rächt den Tadel wie eine tödtliche Beleidigung. Jeder patriotische Amerikaner hat dem Namen des Kapitains Marryatt ewigen Haß geschworen. Was Mrs. Trollope betrifft, die, mit liberalen Neigungen und dem Vorsatz, Alles zu bewundern, nach Amerika gekommen, bei ihrer Rückkehr nach England erklärt hat, daß das Schauspiel der amerikanischen Freiheit sie mit der Knechtschaft des alten Europa ausgesöhnt, so ist sie nicht mehr die Verfasserin geistreicher und unterhaltender Romane, sondern eine „verabscheuenswerthe Furie". Die grausamste Entlästhnung haben die Amerikaner durch Charles Dickens erlitten. Dieser Schriftsteller war in den Vereinigten Staaten ungemein beliebt; er ward dort mit großer Zuvorkommenheit behandelt; man drängte sich, ihn zu sehen, man riß sich um Theaterbillets an den Abenden, wo er das Schauspiel besuchte, man erstirmte förmlich die Dampfböte, auf welchen er Ausflüge machte; die Zeitungen hielten genaue Register über sein Thun und Lassen, sein Kostüm, sein Benehmen, seine Witzworte. Mußte dieser unbarmherzige Censor antidemokratischer Laster, dieser derbste Darsteller populärer Sitten nicht in den Vereinigten Staaten sein Ideal finden? Würde dieser britische Diogenes nicht in Amerika seine Laterne anzünden? Statt dessen enthielten die Amerikan Notes eine oft harmlose, oft ziemlich bittere Persiflage der amerikanischen Gesellschaft, und nur ein geringes Maß Lob mischte sich in die strenge Kritik. Seit diesem Tage hat Dickens seine ganze Popularität in Amerika eingebüßt; er ist nur noch ein mittelmäßiger, gallsüchtiger Stribler, und man beklagt den schlechten Geschmack derer, welche glauben, daß ein wenig Ungerechtigkeit neben sehr vielem Geiste bestehen kann.

Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen wir eben so wenig darauf rechnen dürfen, von amerikanischen Schriftstellern die Wahrheit über ihr Land zu erfahren, als von europäischen Touristen. Der Durst nach Lob wird bei jenem Volke durch zwei mächtige Ursachen hervorgebracht und entwickelt: durch die Jugend, die bei den Nationen wie bei Individuen voll von sich selbst ist, und durch den jeder Demokratie eigenen Uebermuth. Man mußte in Athen den Ort der öffentlichen Versammlungen verlegen, weil die Redner dem Volke den Kopf verrückten, indem sie dessen Blicke unaufhörlich auf ferne mit Schiffen gefüllten Häfen, auf seine ungeheuren Arsenale, auf alle Denkmäler seines Ruhms und seiner Macht lenkten. Ein solches Heilmittel ließe sich in den Vereinigten Staaten nicht anwenden; auf welche Seite man auch die Augen wirft, auf welchen Standpunkt man auch zu stellen mag, überall wird man von dem Anblick einer unerhörten Wohlfahrt, einer täglich wachsenden Größe ergriffen. Wir können es daher am Ende nicht übel nehmen, daß dieses Volk, durch den Ocean von der alten Welt, der Unthelferin des Ruhmes, getrennt, selbst in die Lobposaune stößt, die das Echo seiner Thaten über Land und Meer tragen soll. Die Schmeichelei mischt sich damit dann darein, und die verzeihliche Schwäche des Publikums wird von Sykophanten ausgebeutet. Von der Botschaft des Präsidenten an bis zum Rapport des letzten Postbeamten muß jedes amtliche Dokument von Lobpreisungen der Institutionen, der Sitten und der Prosperität des Freistaats überfließen. Sie bilden ein unerschöpfliches Thema für die Zeitungsschreiber und sogar eine Quelle, aus der der Gesellsche Stoff zu seinen Predigten entlehnen muß, wenn er ein beliebter Kanzelredner sein will. Was Wunder, daß die Literaten von der allgemeinen Epidemie angesteckt werden und sich ihren Einflüssen hingeben, um nur einen Beifager und Leser zu finden?

Man sieht also, wie schwer es ist, die reine Wahrheit aus den zahlreichen Berichten über die Vereinigten Staaten zu erwahren, und man darf nicht mehr über die Widersprüche erstaunen, die uns in denselben begegnen. Fast alle Beobachter, welche über dieses Land geschrieben, haben darin gefehlt, daß sie ein allgemeines Urtheil über einen äußerst komplexen Gesellschaftszustand aussprechen wollten. Panegyriker und Kritiker haben beide gewissermaßen Recht: man muß nur die von ihnen geschilderten Thatsachen zu unterscheiden wissen und nicht von dem Einzelnen auf das Ganze schließen. Es ist ein Anderes, die Wahrheit zu verläugnen, oder sie nur theilweise wiederzugeben. Wir halten Mrs. Trollope keineswegs für eine Furie, aber wir müssen bemerken, daß von ihrem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zwei volle Jahre auf Ohio kommen, und zwar zu einer Zeit, wo die Fortschritte dieses Staats in der Civilisation bei weitem nicht so bedeutend waren, als jetzt. Eben so kann Sir Charles Lyell, obwohl er sich auch an den Ufern des Mississippi noch günstig für die Amerikaner zeigt, bei seiner Rückkehr nach Boston nicht umhin, seine Zufriedenheit darüber auszusprechen, sich gleichsam wieder zuhaus und im Schooße der Seinigen zu finden. Es ist daher genau zu beachten, welche Strecke der Reisende eingeschlagen, mit welcher Klasse der Gesellschaft er am meisten verkehrt, in welchem Theil des Landes er am längsten verweilt hat, und man muß sich hüten, die Tragweite seines Urtheils über die Gränzen auszudehnen, die es einschließen, um dasselbe nicht zu günstig oder zu streng werden zu lassen. Aus der nämlichen Ursache ist jeder Vergleich zwischen den Vereinigten Staaten und Europa nothwendigerweise irrig. Ohne den ersteren oder dem letzteren Unrecht zu thun, kann man weder die älteren, noch die jüngeren Staaten der Union zum Vergleichungspunkt nehmen; nimmt man den amerikanischen Freistaat im Ganzen, so ist der Vergleich noch unmöglicher: es besteht durchaus keine Analogie zwischen dem alten Europa, mit seiner gleichmäßig (?) vertheilten Civilisation, und der zusammengewürfelten Bevölkerung Amerika's, welche alle Stufen der Kultur von der höchsten Gesittung bis zum wilden Romadenleben darbietet.

Wenn die Entwicklung der Vereinigten Staaten ein lobpsalmo und dauerndes Interesse für diejenigen besitzt, welche ihren Fortschritt mit Auf-

merksamkeit verfolgen, so rühet dies gerade von der Verschiedenheit verschiedener Civilisationen her, die hier eine so merkwürdige Erscheinung bildet. Die Vereinigten Staaten gewähren dem Beobachter ein beispielloses Schauspiel — das Schauspiel eines Landes, wo eine Ortsveränderung von etlichen Meilen hinreicht, um aus dasselbe Volk in den verschiedenen Stadien seines moralischen Lebens zu zeigen. Bisher war ein solches Schauspiel nur in der Geschichte vorhanden. Um und von der Art und Weise Rechnung abzulegen, wie sich die Kultur unter einer Nation verbreitete und fortpflanzte, wie diese Nation sich allmälig ausbildete und vervollkommnete, wie ihr Geist verfeinert, ihre Intelligenz erhöht, die Kunheit ihrer Sitten gemildert wurde, mußten wir verflossene Jahrhunderte mühevoll wieder zusammenbauen, tausend Autoren befragen, Tausende von Zeugnissen neben einander stellen, um durch so peinliche Untersuchungen festzustehen, welches der moralische Zustand eines Volkes zu einer gegebenen Epoche gewesen, und ihn dann mit einer anderen Epoche vergleichen, um aus zweifelhaften Data eben so zweifelhafte Schlüsse zu ziehen. Amerika bietet uns gleichsam verschiedene historische Perioden in einem gleichzeitigen Rahmen dar; — das Bild, dessen unvollkommte, fast vermischte Züge der Geschichtschreiber mühsam wiederherzustellen suchte, ist dort leibhaft und in ungeschwächtem Maße zu finden.

Von seinen Stadien ist eben so lehrreich für den Moralisten und den Politiker, als für den Geschichtschreiber. Es offenbart die Wege Gottes in der irdischen Verbreitung des Menschen und in dem Wachsthum seiner materiellen Wohlfahrt. Es beweist aufs augenscheinlichste, daß der Fortschritt ein natürliches Gesetz der Zeit ist, daß er sich um so sicherer und dauerhafter entwickelt, je weniger man danach strebt, seinen Gang gewaltsam zu beschleunigen. Die Vorsehung, welche die Pflichten des Menschen nach seinen Kräften und seine Lebensaufgabe nach der Dauer seiner irdischen Laufbahn gemessen hat, erkundet sich nicht, die Wirkung der Zeit zu antizipiren; die Geschlechter, die auf einander folgen, sind wie die Wogen des Meeres, die in regelmäßiger Ordnung fortrollen, sich weder überstürzen noch zurückbleiben. In ähnlicher Weise sehen wir die Civilisation sich allmälig über die Vereinigten Staaten verbreiten, wo Niemand sich zum Vorwand oder zum Lehrmeister der Gesellschaft aufwerfen und es unternimmt, ihr einen Weg vorzuschreiben, der schneller zum Ziele führt, als der von der Natur angewiesene. Es ist ein Strom, der von Osten nach Westen fließt und täglich neues Terrain gewinnt, aber an Tiefe verliert in dem Maße, wie er sich von seinem Abgangspunkt entfernt. Der Lauf dieses Menschenstromes ist so sicher und regelmäßig, daß man ihn im voraus berechnen und durch den Vergleich mit den verflossenen Perioden die Resultate der gegenwärtigen voraussagen kann. Die Kultur folgt der nämlichen Route wie die Bevölkerung. Die rohesten, am wenigsten gebildeten Bestandtheile des amerikanischen Volkes dienen als Pioniere der ganzen Nation und civilisiren sich nach und nach durch die Ankunft späterer Emigranten. Der halbwilde Backwoodsmann von Iowa und Wisconsin lernt von dem Ansiedler aus Ohio das Gesetz achten; die thätigen und unternehmenden Bewohner von Ohio empfangen aus Neu-England die Keime, welche den Geschmack für verfeinertere Sitten, den Durst nach Kenntnissen und das Verlangen nach intellectuellen Genüssen hervorbringen. Neu-England feinerseits hält seine Uebereinstimmung aufrecht durch seine ununterbrochenen Verbindungen mit der alten Welt und durch das natürliche Vorwärtsstreben einer schon weit vorgeschrittenen Gesellschaft.

Michel Chevalier hat in seinen „Briefen über Amerika" mit Recht auf die tiefe Kluft hingewiesen, die in den Vereinigten Staaten den Sohn des Nordens von dem Bewohner des Südens trennt und die, wenn nicht zwei verschiedene Menschenracen, doch zwei sehr von einander abweichende Spezies bildet. Obgleich Reisende haben die Richtigkeit dieser Bemerkung anerkannt, ohne jedoch wahrzunehmen, daß sich dieselbe auch auf die östlichen und die westlichen Staaten der Union anwenden läßt. Aus den ältern Staaten des Nordens und des Südens geht eine immerwährende Emigration hervor, die sich nach Westen richtet und ihren Weg durch mehr oder minder tiefe Spuren der Gesittung bezeichnet. In nachdem man Neu-England oder Virginien zum Ausgangspunkt wählt, kann man zwei Stufenleitern unterscheiden, auf welchen der Verschiedene, die Gesittung, der Zustand der Religion und ihrer Diener, die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Sicherheit der Person und des Eigenthums eine progressive Abnahme erleiden. Diese beiden Stufenleitern wären ungefähr für den Norden Massachusetts, New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Iowa, Wisconsin; für den Süden Virginien, die beiden Carolina's, Kentuck, Tennessee, Alabama, Mississippi, Arkansas und Texas. „Man begegnet", schreibt der Amerikaner Carey in seinen Principles of Political Economy, „auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten fast allen Abstufungen der Civilisation. In dem Theile, welcher an Mexiko gränzt und den Wilden zum Aufenthalt dient, kennt man kein anderes Gesetz als die Gewalt. Aus nach Osten wendend, finden wir in den südlichen Staaten die arbeitende Klasse im Zustande der Sklaverei. In Arkansas, Missouri und Mississippi, wo die Bevölkerung einen, zwei bis drei Köpfe auf die (engl.) Quadratmeile mit einer starken Beimischung von Schwarzen beträgt, führt der von Gerichtshöfen, Richtern und Gerichtsdienern entfernte Weise bis Waffen bei sich; er ist gleich bereit zum Angriff oder zur Vertheidigung; jeder Streit endet mit einem Kampf auf Tod und Leben. Die Achtung für das Gesetz existirt dort nur in einem schwachen Grade. Wenn ein Individuum Unrecht erleidet, so rächt es die Beleidigung selbst; wenn eine Gemeinde sich verletzt glaubt, so nimmt sie ihre Zuflucht zu dem barbarischen Verfahren, welches man das Lynch-Recht nennt. Weiter nach Osten fortschreitend, finden wir in Tennessee fünfzehn, in Kentucky siebzehn Einwohner auf die Quadratmeile. Vor dreißig Jahren war das Lynch-Recht in diesen beiden Staaten noch in voller Kraft, allein die Achtung für die Gesetze hat sich mit der Zunahme der Bevölkerung entwickelt. In Virginien und den Karolinas hat die Gesittung eine noch höhere Bildungsstufe erreicht, und in gleichem Verhältniß hat persönliche Sicherheit befestigt."

Palästina.

Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres.

(Fortsetzung.)

„Der Jordan selbst hat wenig verschiedene Ansichten dar; theils hat er sandige Hügel, theils schlängelte er sich zwischen niedrigen Ufern, häufig mit Bäumen und wohlriechenden Blumen bedeckt waren. An Stellen indessen boten außerordentlich pittoreske Gesichtspunkte dar; bald es ein wilder Strom, der sich von den Bergen herabstürzte, bald ein Schwarm singender Vögel; hier gewahrte man über üppiges Grün hinweg ferne Berge am äußersten Ende einer weiten Ebene; dort ergoß ein Bach sanften Murmeln seine krystallenen Wellen in das oft schlammige Bett des Jordans. Die hohen kalkigen Hügel, die einen Damm gegen Austretungen den, wenn im Winter und zu Anfang des Frühlings das Uebermaß des Schnees und dem Thauen des Todten Meere hinabfließt, verleihen der westlichen Ufer einen ganz eigenthümlichen Anblick; das linke oder östliche war flach und mit Weiden und Tamarindenbäumen eingefaßt, die von Zeit zu Zeit mit hohem Schilf und dichten Massen von Strauchwerk und Schlingpflanzen abwechselten. Wie sahen auf dem thonigen Ufer den frischen Eindruck von Tagen eines Tigers oder Leoparden, der hierher gekommen war, seinen Durst zu löschen. Ein andermal stürzte, als wir vorüberkamen, ein Eber mit dem Grunzen aus seinem Lager, dessen Lauf wie nach der Bewegung des Schilfes und dem Krachen der brechenden Zweige noch weithin verfolgen konnte.

„Die Vögel waren zahlreich, und oft, wenn wir aus dem Schatten an der Stille einer engen, mit Vegetation bedeckten Durchfahrt in einen breiteren, glänzenden hellen, vom Gekräusch der Stromschnellen wiederhallenden Raum einfuhren, wo die Vögel ihre schönsten Gesänge ertönen ließen, war es, wie der Herr Below sagte, als teäte man aus einem einsamen, kalten, schlecht eingerichteten Zimmer in den strahlenden, vergoldeten Saal, wo eine fröhliche Gesellschaft nach der Musik eines rauschenden Orchestres sich dem Tanze überläßt."

Die Zahl auf dem Jordan wurde ohne ernstliche Hindernisse von Seiten der in der Umgegend hausenden Araber ausgeführt, wobei wohl die angestellte Stärke der Expedition am meisten dazu beitragen mochte, jede feindliche Demonstration zu verhindern. An verschiedenen Punkten fand mit ihnen selbst ein freundschaftlicher Verkehr statt, aber im Allgemeinen machten sich die Theilnehmer der Expedition ganz falsche Begriffe von der Lage, dem Charakter und der Bildungsstufe der Araber: sie thaten ihnen das Unrecht an, sie mit den Indianern Nord-Amerika's zu vergleichen und sie für so wenig civilisirt zu halten, als die Joways, die Pawnies oder die Schwarzfüße (Blackfeet). Dieser grobe Irrthum tritt noch auffälliger in den Matrosenbriefen als in der Erzählung des Kommandanten hervor, indem Paßy natürlich weniger Erfahrung und Kenntnisse besaß, als der Lieutenant Lynch; auch geht er so weit, allen Ernstes zu berichten, daß die Araber erstaunt gewesen wären, die Räder auf dem Wasser ohne Füße sich fortbewegen zu sehen!

Alles, was sich bei dieser Expedition auf den Jordan bezieht, ist von merkwürdig. Die Untersuchung dieses Flusses verdient die Aufmerksamkeit von Theilnahme der ganzen gelehrten Welt. Bisher war der Lauf des Jordan zwischen dem See Tiberias und dem Todten Meere fast ganz unbekannt, indem man ihn nur in geringer Entfernung unter seinem Ausfluß aus dem See Tiberias und über seiner Mündung in das Todte Meer besahren hatte. Fanden sind, Dank der amerikanischen Expedition, alle Geheimnisse seines Laufes gedeckt. Die Untersuchung des Todten Meeres ist weder so neu, noch so umfassend, wie die des Jordans; jener See ist fast auf allen seinen Punkten bereits von verschiedenen Reisenden besucht worden, und auf der Zusammenstellung ihrer Beschreibungen war es möglich, sich eine hinreichend genaue Idee von seiner Gestalt, seiner Lage und seinen eigenthümlichen Naturerscheinungen zu bilden. Es bandelte sich daher auch weniger darum, ganz neue Entdeckungen über das Todte Meer zu machen, als um die Bestätigung der früheren; dies ist auch von Seiten des Herrn Lynch und seinen Gefährten treulich geschehen, und namentlich haben manche alte Traditionen ihre endliche Bestätigung gefunden. Das Todte Meer ist übrigens schon vor mehreren Jahren von einem Irländer, Namens Costigan, zu Schiff untersucht worden und zu derselben Zeit, wo einem Engländer, dem Flotten-Lieutenant Molyneux. Dieser Letztere ist ebenfalls den ganzen Jordan hinabgefahren, und wenn er noch länger gelebt hätte, um die Resultate seiner Beobachtungen zu veröffentlichen, so würde der Bericht des Lieutenants Lynch nicht dasselbe Interesse der Neuheit dargeboten haben. Uebrigens erkennt dieser bei mehreren Gelegenheiten die Prioritätsrechte seiner Vorgänger an; er gab sogar einer der Spitzen der in Süden des Todten Meeres liegenden Halbinsel den Namen „Borgebirge Costigan" und nannte die entgegengesetzte Spitze „Vorgebirge Molyneux."

Die amerikanische Expedition schiffte oder stationirte vierzehn 22 Tage auf dem Todten Meere; während dieser Zeit wurde dasselbe in allen Richtungen befahren, auch die südliche Gegend, wo noch kein Schiff hingekommen war. Alle interessanten Erscheinungen seiner Ufer wurden dabei mit größter Sorgfalt untersucht und seine Tiefe sondirt. In Hinsicht der Gestalt differirt die der Reisebeschreibung beigefügte Karte etwas von den früher angefertigten; die Breite des Sees ist gleichmäßiger, er ist am nördlichen Ende weniger schmal und längs der südlichen Halbinsel weniger breit. Außerdem ist er länger und

nicht so umfangreich, als man geglaubt; er hat eine Länge von vierzig Meilen und eine durchschnittliche Breite von ungefähr neun Meilen. Herr Lynch hat zwar sorgfältig alle Thatsachen und Beobachtungen von Tag zu Tag, sogar von Stunde zu Stunde notirt, indessen hat er es versäumt über sie nicht im Stande gewesen, seine Einbrüche und Bemerkungen zu generalisiren. Dies ist ein großer Mangel seines Buches; nur einmal während der langen Untersuchung des Todten Meeres scheint er den Versuch gemacht zu haben, die hauptsächlichsten Resultate dieses Theiles seiner Expedition zusammenzustellen.

„Wir hatten", schreibt er, „mit der größten Sorgfalt das Meer erforscht, seine geographische Lage bestimmt, eine genaue topographische Beschreibung seiner Ufer angefertigt, seine Temperatur, seine Breite und Tiefe, die Schnelligkeit seiner Zuflüsse festgestellt, Exemplare seiner Fauna gesammelt und Winde, Strömungen, Wetterveränderungen und Lufterscheinungen notirt. Diese verschiedenen Arbeiten und ein detaillirter Bericht über die Ereignisse unserer Fahrt werden eine bestimmte Idee von jenem merkwürdigen Wasserbecken geben.

„Ungefähr sechzehn Meilen vom Gipfel der Anhöhen, in nordöstlicher Richtung, liegt Hebron, in geringer Entfernung von welchem der Dr. Robinson den Culminationspunkt fand, welcher das Bassin des Mittelländischen von dem des Todten Meeres trennt. Es ist von Beni-Na'im her, dem vermeintlichen Grabe Lot's, welches an diesem Ufer liegt, daß, wie man glaubt, Abraham einen Blick „über alles Land der Gegend" warf und Rauch bemerkte, „wie ein Rauch vom Ofen."

(Schluß folgt.)

England.

Die Röhrenbrücke Britannia.*)

Als Herr Stephenson es unternahm, über die Menai-Straße eine Brücke zu schlagen, stieß er auf Hindernisse, die jeden Anderen zurückgeschreckt hätten, die er aber durch seine seltene Ausdauer überwand. Außer dem mißlichen Terrain war es besonders die Vorschrift der Admiralität, die ihm seine Aufgabe erschwerte. Die Brücke sollte nämlich 100 Fuß über den höchsten Stand des Meeres, ohne Gerüste oder Bogen, die möglicherweise die Schiffahrt hindern könnten, erbaut werden. Jeder verzweifelte an dem Gelingen dieses Werkes; nur nicht Stephenson. Lange Studien führten ihn darauf, daß er jedenfalls einen horizontalen Weg herzustellen hätte, welcher, aus sehr festem, aber zugleich auch aus sehr elastischem Material erbaut, die Passage, ohne die geringste Gefahr, ertrüge und dabei den Stößen des Windes am wenigsten nachgäbe; und endlich trat er mit seinem vollständigen Plane hervor. Die Brücke sollte aus zwei langen horizontalen Gängen in Form von Röhren bestehen, deren eine für die Hin-, die andere für die Rückfahrt bestimmt wäre. Die Tuben selbst wollte er vorläufig auf von Ketten gehaltenen Gerüsten erbaut und erst dann an ihren Bestimmungsort gebracht wissen. Er schlug ferner bei Construction der Röhren, welche aus fest an einander genieteten Eisenplatten bestehen sollten, die ovale oder elliptische Form vor, weil diese die Kraft des Windes am besten brechen könnte. Sobald alle Vorarbeiten gemacht wären, sollten die äußersten Enden der Tuben auf massiven Widerlagern ruhen, die mittleren Theile aber in der vorgeschriebenen Höhe sich an drei festgemauerte Thürme anlehnen. Stephenson wollte nun, ehe man an die Ausführung dieses Planes ginge, vorher durch genaue Experimente die Form, die Dicke und die Tragkraft der ungeheuren Galerieen feststellen: trotz der vielen Unkosten, die hieraus entstanden, ging man auf seinen Wunsch ein und setzte eine Kommission von drei bewährten, sachverständigen Männern (Fairbairn, Hodgkinson und Edwin Clark) zu diesem Behufe nieder.

Bevor wir indeß einige Resultate dieser interessanten Versuche kurz erwähnen, wollen wir zuvörderst für diejenigen unserer Leser, welche mit Untersuchungen dieser Art weniger vertraut sein dürften, das einfache Gesetz erörtern, nach welchem ein eiserner oder hölzerner Balken die ihm aufgelegte Last trägt.

Die Meisten glauben, daß der obere und untere Theil eines gewöhnlichen Dachbalkens gleich belastet sind. In der That aber wird jener mehr kompreßive, dieser mehr tensive — natürlich immer im Verhältniß zur Last — gedrückt, so daß, während die Theile der oberen Schichten heftig gegen einander gepreßt, die der unteren aus einander getrieben werden. Ein Beispiel mag dies näher erläutern und jede etwaige Unklarheit im Ausdruck entfernen.

Man nehme einen frischen, grünen Zweig; an diesem ist die Rinde in ihrem natürlichen Zustande überall gleich glatt. Wenn man ihn an beiden Enden fest hält und ihn so biegt, daß die konvexe Seite nach unten gerichtet ist, so zeigen sich hier, wie bei einem belasteten Balken, zwei einander entgegengesetzte Wirkungen. Die Rinde im Centrum der inneren Krümmung des Zweiges — die also dem oberen Theile des Balkens entspricht — zieht sich zusammen, während die Rinde der äußeren Krümmung heftig auseinander wird. Dieses leuchtet ein, daß das Holz des oberen (inneren) Theiles unter der Rinde zusammengedrückt, das des unteren (äußeren) ausgedehnt werden ist. Verfolgt man dieses Experiment weiter und biegt den Bogen, bis er zerbricht, so findet man, daß die oberen Splitter sich kreuzen, die an der äußeren Seite aber durch einen leeren Raum getrennt sind.

Man begreift ferner, daß diese entgegengesetzten Wirkungen der Kompression und Extension in dem Maße an Stärke verlieren, als sie sich einander nähern, bis sie sich endlich in der Mitte des Balkens neutralisiren; folglich sind die Wände des Balkens in diesem Theile völlig unnütz, da hier kein Widerstand zu leisten ist.

Sobald man also annimmt, daß die Hauptkraft des Balkens in seinem Widerstande gegen die Kompression und Extension besteht und daß der innere oder mittlere Raum verhältnißmäßig unnütz ist; so folgt, daß nur der obere und untere Theil ein festes Material erfordern oder, mit anderen Worten, daß man den Balken aushöhlen muß, sey er nun von Holz oder von Eisen.

Deshalb beschloß Stephenson, die Menai-Straße mit hohlen Tuben zu überbrücken, weil massive Balken von dieser Ausdehnung nicht nur nicht die erforderliche Tragkraft gehabt hätten, sondern ihren eigenen Gewicht erlegen wären. Ferner stellte sich bei diesen Versuchen ein merkwürdiger Unterschied zwischen Eisen und Gußeisen in Bezug auf den Widerstand gegen die Extension und die Kompression heraus. Der Quadratzoll Gußeisen kann einen Druck von 35—40 Tonnen (à 20⅓ Ctr.) und eine Tension von 3—7 Tonnen aushalten; der Quadratzoll Eisen dagegen einen Druck von 12—13 Tonnen und eine Tension von 16—18 Tonnen.

Indem man diese Experimente verfolgte, ergab es sich, daß die Kraft des Eisens an dem oberen und unteren Theile der Tuben sich wie 5 : 4 verhalten müßte, während bei der Construction aus Gußeisen die Proportion 5 : 1 gewesen wäre. Dennoch konnte er dieses Letztere in der Praxis nicht anwenden, weil man schwerlich Platten von 10—12 Fuß Länge und so geringer Dicke hätte fest an einander nieten können.

Nun suchte man die Form der Tuben zu konstatiren. Cylindrische Tuben gewährten nicht hinlänglichen Widerstand gegen die Kompression: sie geben in der Mitte nach, während sie sich an den äußersten Enden abplatteten und nach innen falteten. Elliptische Tuben erwiesen sich schon besser, gewährten aber noch nicht die nöthige Sicherheit, weil man auch bei ihnen bedeutende Veränderungen der ursprünglichen Form und eine verhältnißmäßige Schwäche des oberen Theiles wahrnahm. Man ging nun zu den rechtwinkeligen Tuben über, und die genauesten Forschungen bewährten diese als für den vorliegenden Zweck am geeignetsten; vierzig Experimente ergaben für die Stärke der drei verschiedenen Formen die Verhältnißzahlen 13 : 15 : 21.

Nunmehr mußte man darüber klar werden, welchen Grad von Stärke dieser Tubus haben sollte oder, in anderen Worten, welche Dicke für den oberen wie für den unteren Theil desselben erforderlich wäre. Die deshalb angestellten Versuche ergaben, daß, wenn man die Dicke nicht durch Zusammennieten mehrerer Platten bewerkstelligte, sondern diese vielmehr in einer Entfernung von 1—2 Zoll über einander anbrachte und dann den leeren Zwischenraum durch andere, kleine vertikale Bleche in rechtwinkelige Felder theilte, man einen Zuwachs von Kraft erhielte, ohne das Gewicht des Metalls vermehren zu dürfen.

Da dies große Vortheile versprach, wollte man Stephenson neue Experimente anstellen, um die Verhältnisse der großen Tuben daraus zu ersehen und das genaue Gleichgewicht des Widerstandes gegen die Kompression und Tension zu finden, wie auch die Modifikationen, welche hinsichtlich der Dicke an den verschiedenen Theilen der Platten nöthig seyen, je nachdem sie sich den Stützpunkten näherten oder sich von ihnen entfernten. Die Tuben wurden dabei überladen, bis sie brachen, und hier zeigte sich der Vorzug des zäheren Eisens vor dem spröderen Gußeisen; in den meisten Fällen erfolgte der Bruch langsam und allmälig, erst nach langem Knarren, einem sicheren Vorboten der nahen Katastrophe.

Das Hauptziel aller Experimente war, das Maximum von Kraft zu ergründen, das man der Brücke geben könnte, so wie den Theil davon, den man dazu anwenden mußte.

Das gewöhnliche Convoi einer Eisenbahn wiegt im Durchschnitt etwa eine Tonne auf den Fuß; die größte Entfernung zwischen den Thürmen der Brücke Britannia beträgt 460 Fuß; jede Last endlich, die gleichmäßig auf einen Balken drückt, übt auf diesen denselben Druck, den die Hälfte derselben gesammten Last auf das Centrum haben würde: folglich beträgt der größte Druck, den ein Convoi von 460 Fuß (dies ist also fast die doppelte Länge eines gewöhnlichen Convois) auf einen der größten Bäcken der Brücke hätte, 460 Tonnen für die ganze Ausdehnung dieses Faches oder 230 Tonnen für das Centrum. Um nun ganz sicher zu gehen, beschloß Stephenson, die großen Bäcken der Brücke so zu konstruiren, daß sie in ihrer ganzen Ausdehnung 4000 Tonnen tragen könnten oder 2000 Tonnen im Centrum, d. h. daß sie die erforderliche Kraft neunfach hätten. Bei dieser Construction erspare man die Ketten, die man für die Erbauung vorgeschlagen hatte und die gegen 150,000 Pfd. Sterl. (eine Mill. Thaler) gekostet hätten. Ueberdies war die Brücke gegen alle Eventualitäten gesichert: selbst einem Orkan konnte sie trotzen. Der größte Druck eines solchen wird auf 46 Pfd. für den Quadratfuß angenommen, und dies ergiebt nur einen Seitendruck von 277 Tonnen auf die ganze Fläche der Wand eines der größten Brückenfächer oder von 138 Tonnen auf das Centrum.

Es entstand jetzt die Frage, wo man diese großen Tuben erbauen und wie man sie dann an ihren Bestimmungsort bringen sollte. Hierüber wurde folgender Beschluß gefaßt: 1) daß sie hier fürzesten Galerieen, von je 230 Fuß Länge, die zwischen den Thürmen des Ufers und den Widerlagern der benachbarten Wellbaunen aufgebaut werden mußten, da zu erbauen seyen, wo sie später bleiben sollten; 2) daß die vier großen Galerieen, von je 472 Fuß Länge, welche über der Straße hängen sollten, auf hölzernen Gerüsten am Ufer von Carnarvon zu konstruiren seyen; 3) daß man diese Galerieen nach ihrer Vollendung auf Pontons an den Fuß der Thürme, an welche sie sich lehnen sollten, bringen und hier auf provisorische, gemauerte Widerlagen stellen müsse; 4) daß große hydraulische Pressen von ungeheurer Kraft sie dann an ihren definitiven Bestimmungsort schaffen sollten.

Bei den Eisenarbeiten wurden siebenhundert Arbeiter, bei der Erbauung der Thürme achthundert beschäftigt: die sonst verödete Gegend bot den Anblick eines sehr bewegten Lebens dar. Auf allen Wegen strömten auswärtem Besucher herbei, um dem Werke zuzusehen.

Die Galerieen bestehen, wie wir bereits gesagt, aus eisernen Platten,

*) Im Auszuge nach der Quarterly Review mitgetheilt.

Digitized by Google

welche durch Nieten und Klammern mit einander verbunden werden. Die Platten, welche die Decke, den Boden und die Seitenwände der höher angebrachten Kächer der Brücke bilden, sind natürlich leichter, als die bei weitem längeren zwei Kächer der Mitte. Bei den großen Tuben, die übrigens von einer mit den anderen gleichen Höhe und Länge sind, haben die Platten folgende Dimensionen:

Für den Boden: 12 Fuß Länge, 2 Fuß à Zoll bis 2 Fuß 8 Zoll Breite, $\frac{7}{8}$ bis $1\frac{1}{8}$ Zoll Dicke;

für die Decke: 6 Fuß Länge, 1 Fuß 9 Zoll bis 2 Fuß 1½ Zoll Breite, ½ bis ⅝ Zoll Dicke;

für die Seiten: 6 bis 6½ Fuß Länge, 2 Fuß Breite, ½ bis ⅝ Zoll Dicke.

Nachdem diese Platten mit der größten Sorgfalt zusammengeschmiedet worden sind, werden sie mit Dampf durch zwei ungeheure Cylinder getrieben, um hier die vollkommene Glätte zu erhalten und jede etwaige Unebenheit zu verlieren. Wenn nun diese Platten, deren größte etwa 7 Centner wiegt, vollständig eben sind, werden sie an einen großen Hebel gehängt. An dem kürzeren Arm desselben befindet sich, unter einer schweren Masse Eisen, ein kleiner Stahlstichel, den eine Kraft von 60—80 Tonnen bei jedem Schlage der Maschine in ein cylindrisches Loch von einem etwas größeren Diameter treibt, dieses Loch ist in einem gerade darunter befindlichen Amboß angebracht und dazu bestimmt, jenen Stichel aufzunehmen. Die Eisenplatte wird nun so mit ihrem Rande auf den Amboß gelegt, daß der herabgetriebene Stichel nach und nach auf eine Reihe vorher an den vier Seiten mit Kreide bezeichneter Punkte fällt, welche 4 Zoll von einander und um 1½ Zoll von dem Rande abstehen. So werden 4 Reihen Löcher, im Durchschnitt von 1 Zoll Diameter, mit der größten Leichtigkeit durch Eisenplatten, die ½—1 Zoll Dicke haben, gehobrt. Manche Hebel haben einen doppelten Stichel und bohren folglich zwei Löcher zu gleicher Zeit, d. h. vierzig in einer Minute.

Hierauf werden die Platten durch Klammern und Bandeisen verbunden und fest an einander genietet. Für sämmtliche Tuben der Britannia-Brücke brauchte man nicht weniger als 2 Millionen Riegelnägel, die im Durchschnitt 4 Zoll Länge, ¾ Zoll Diameter hatten und im Ganzen gegen 900 Tonnen wogen.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß sich an dem Tage, wo die Brücke Britannia flott gemacht werden sollte, Leute aus allen Welttheilen einfanden, um diesem seltenen Schaufpiel beizuwohnen. Wir wurden durch einen Beamten der Compagnie in einem Kahne an den Felsen geführt, auf dem der 230 Fuß hohe Thurm Britannia erbaut worden war. Der Felsen selbst stand ganz unter Wasser, und der Thurm, ein Meisterwerk des Herrn Forster, des Erbauers der Linie von Bangor nach Holyhead, ragte mächtig aus den Fluthen hervor. Die Außenseite dieses großartigen Baues, der mehr als 20,000 Tonnen wiegt, ist mit 148,625 Kubikfuß Marmor von Anglesey bedeckt und enthält im Innern 144,625 Kubikfuß Sandstein, durch welche eiserne Querbalken, im Gewicht von 387 Tonnen, laufen, um dem Ganzen eine größere Festigkeit zu geben. Auf Leitern erstiegen wir ihn und genossen von seiner Spitze eine herrliche Aussicht nach allen Weltgegenden.

Die vier Tuben, in einer Länge von 472 Fuß und der Höhe eines zweistöckigen Hauses, gewähren den Anblick einer großen Straße, drei derselben hatten einen rothen, der vierte, der bald an den Thurm, auf den wir uns befanden, gebracht werden sollte, einen grauen Anstrich erhalten.

Als wir von dem Thurme herabstiegen, verweilten wir einige Zeit, etwa 30 Fuß von der Spitze, bei der Dampfmaschine und dem Kessel, die hier aufgestellt waren, um auf zwei hydraulische Pressen, von denen wir weiter unten reden wollen, zu wirken. Etwa 107 Fuß von der Spitze hielten wir wieder wenige Minuten an, um in die große, mitten durch den Thurm Britannia gelegte Passage zu treten, wo sich die ankommenden und abgehenden Züge treffen müssen. Die äußersten Enden der Tuben müssen nicht nur fest an einander genietet seyn, sondern auch mit dem Gebäude unauflöslich verbunden werden. An den entgegengesetzten Enden dieser Tuben müssen sich auf gleiche Weise diejenigen anschließen, welche von den Weldhammen an den beiden Thürmen von Anglesey und von Carnarvon auslaufen: so daß jede der beiden Galerieen einen Tubus von 1513 Fuß bilden. Dieser Bau, der jedes andere Werk, das jemals aus Eisen gefertigt worden, an Größe übertrifft, wiegt 3000 Tonnen oder fast so viel, als zwei Schiffe mit 120 Kanonen und vollständiger Ladung. Stephenson wollte nun, um dieser Masse auch die erforderliche Tragkraft zu geben, die Enden des großen Tubus — nachdem nämlich die verschiedenen Theile der zwei parallelen Tuben so fest an einander genietet wären, daß sie nur einen einzigen bildeten — etwa 15 Zoll gesenkt wissen, indem man die provisorischen Jochträger, auf denen sie seit ihrer Erbauung ruhten, fortschaffte. Man hat berechnet, daß der Tubus durch diese einfache Operation um 30 Prozent an Kraft gewönne. Die ganze Länge der so vollendeten Brücke wird 1841 Fuß betragen: damit nun diese sich nach dem Wechsel der Temperatur dehnen und zusammenziehen könne, wurde eine gewisse Anzahl von gußeisernen Rollen und Kugeln auf Kanonenmetall — mit einem Diameter von 6 Zoll — auf angebrachten Rahmen über die beiden am Ufer befindlichen Thürme und die massiven Widerlager, die das Ende der Weldhammen bilden, angebracht: so daß sich die Tuben bei stärkender Fluth nach den entgegengesetzten Seiten frei bewegen können.

Als wir uns von dem Thurm Britannia entfernten, genossen wir eine vollständige Aussicht auf die gesammten Mauerarbeiten, die nicht weniger als 1,300,000 Kubikfuß Steine absorbirt haben. Das Aeußere ist überall mit grauem Marmor von Anglesey bekleidet; die Thürme am Ufer erheben sich 198 Fuß über dem Wasserspiegel und enthalten in ihren Querballen je 210 Tonnen Gußeisen; 4 kolossale Löwen aus demselben Marmor bilden, paarweise aufgestellt, den Eingang der Brücke. Wir wollen hier noch nachholen, daß der Transport der Tuben sich besonders Captain Claxton angelegen, und daß die Geschicklichkeit sich bereits bei einer ähnlichen Gelegenheit, als der „Great-Britain" zu Dundrum flott gemacht wurde, bewährt hatte. Nunmehr begann die Tuben an ihre Stelle zu bringen, und zwar vermittelst der hydraulischen Pressen.

Der hydraulische Cylinder wird, auf zwei starken eisernen Balken, durch Riegelnägel verbunden sind, eben so wie der Dampfkessel, etwa 14 Fuß über der Basis des Thurmes Britannia und 45 Fuß über der zukünftigen Lage der Brücke befestigt. Ringe um den Hals des Kolbstängels oder des eisernen Stempels, der etwa um 8 Zoll die Höhe dieses Cylinders übertrifft, ist starker, horizontaler eiserner Querballen von 6 Fuß 9 Zoll Länge, angebracht, ähnlich dem hängenden Joche, an welchem unsere Milchweiber ihre Eimer tragen, an den Enden dieses Balkens hängen zwei ungeheure eiserne Ketten, die etwa 8—9 Zentner Gliedern, zu je 7 Zoll Breite, 1 Zoll Dicke und 6 Fuß Länge bestehen. Diese Ketten, welche, um den Tubus an seinen Bestimmungsort zu bringen, je 145 Fuß Länge haben müssen, wiegen gegen 100 Tonnen.

Sobald diese Vorbereitungen getroffen und die Kessel hinlänglich geheizt waren, erhob sich der große Schlägel unter dem Drucke, der auf das unter ihm befindliche Wasser geübt wurde, über dem Cylinder langsam in die Höhe, etwa sich scheinbar um das an ihm hängende Gewicht zu kümmern: so stieg er etwa 30 Minuten und hob den Tubus 6 Zuß. Da er nicht mehr steigen konnte, wenn die großen Ketten sogleich durch eine starke Kraft unten an der Presse festgehalten. Man spannte nun das Wasser ab, der Druck auf den Schlägel hörte auf und dieser senkte sich durch sein eigenes Gewicht wieder auf seinen früheren Ort, von dem er ausgegangen war, herab; die Ketten wurden verkürzt und von neuem an sein Joch gehängt. Diese Operation währte etwa eine halbe Stunde. Hierauf bob der Schlägel, durch die allgewaltige Kraft des Dampfes getrieben, seine Last wieder um 6 Fuß. Da man zu gleicher Zeit eine neue an dem anderen Ende des Tubus verfuhr, wurde das Ganze etwa 30 Fuß gehoben. Plötzlich brach jedoch die größere hydraulische Presse — ein Unfall, wie man, wegen der Sprödigkeit des Gußeisens, durch keine Berechnung kommen kann — und die ungeheure Masse des Tubus fiel 7 Zoll herab; glücklicherweise hatte man die Vorsicht gehabt, bei dem Aufsteigen Steine und Balken darunter zu legen, und dies hielt den Tubus zurück. Der Schaden ist bald ausgebessert worden, und die endliche Aufstellung des ersten der vier Tuben wurde am 10. November glücklich vollendet. Man ist jetzt damit beschäftigt, die hydraulischen Pressen nebst dem anderen Apparat von dem Thurm zu Anglesey nach dem von Carnarvon zu bringen, und man hofft, wenn die Witterung und die Fluth es zulassen, den zweiten Tubus am 4. Dezember an seinen Bestimmungsort zu bringen. Die Arbeiten werden jetzt Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt, so daß man den einen der beiden Wege am 1. März 1850 dem Publikum zu eröffnen gedenkt.

Mannigfaltiges.

— **Die Säulen des Herkules.** So heißt ein von dem bekannten englischen Publizisten und Parlamentsmitgliede Urquhart gelehrtes Werk, welches so eben die Presse verlassen hat.*) Es enthält die Reisen des Verfassers durch Spanien und Marokko und theilt namentlich über letzteres sehr interessante Nachrichten mit, indem Herr Urquhart in Folge seines früheren mehrjährigen Aufenthalts in der Türkei (wo er als Legationssecretair bei der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel angestellt war) zur gründlichen Beurtheilung der politischen und sozialen Zustände in muselmännischen Ländern ganz andere Vorkenntnisse mitbringt, als die gewöhnlichen Touristen. Da jeder ein warmer Freund der Moslemim und Vertheidiger ihrer Rechte nimmt er auch für die Mauren und Araber in ihren Konflikten mit den europäischen Partei, wofür wir ihn um so weniger tadeln können, als Jene, wie auch ihren Anverwandten erhellt, gleich ihren türkischen Glaubensbrüdern gewiß viel mehr, England als ihren natürlichen Beschützer zu betrachten. „Wenn ich mich einen Krieg zwischen England und Frankreich erlebe", sagte ein Mann zu mir, der Verfasser, „werde ich zufrieden sterben." „Alle Muselmänner blicken nach England", sagte ein zweiter; „wir haben nur Gott im Himmel und England auf Erden." Ein alter algierischer Capitain erzählte, daß zur Zeit der französischen Eroberungskriege in Spanien er nachstehende Erklärung der brennenden Begebenheiten durch den spanischen Konsul erhalten habe: „Die Engländer hätten den Spaniern zwar Hülfe geleistet, indessen hätten die Stammväter dieses Geschlechts ihnen ein Papier hinterlassen, mit dem Befehl, sobald ein Nachkomme auf Erden erschiene, ihn niederzuwerfen, aber nie die Beute zu theilen: aus diesem Grunde hätten die Engländer den großen Napoleon zuerst auf Spanien, dann aus Spanien vertrieben, jedoch keines von diesen beiden Ländern für sich behalten." — Ueber den jetzigen Sultan von Marokko, Muley Abderrahman, bemerkt Herr Urquhart, daß er „in kleinen Dingen weise, in großen thöricht ist"; daß er das Geld über Alles liebt und sein Mittel scheut, sobald Geiz zu befriedigen, daß er aber nie sein Wort bricht, wenn er es einmal gegeben hat, und sich im Ganzen als ein milder Herrscher zeigt. In seinen Handelsgeschäften, die sich über jeden Theil seines Reiches erstrecken, beobachtet er die größte Ordnung und Gerechtigkeit.

*) The Pillars of Hercules. By David Urquhart, M. P. London, 1850. 2 Bde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

nlich erscheinen drei Nummern.
vierteljährlich. Preis 25 Silbergr.
vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr.
jährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für
ganze Jahr, ohne Erhöhung
allen Theilen der Preußischen
Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder
deutschen Buchhandlung (in Berlin
bei Veit u. Comp., Jägerstraße
Nr. 38, und bei Loup. Lassar, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen
Königl. Post-Aemtern,
angenommen.

14. Berlin, Donnerstag den 31. Januar 1850.

Frankreich.

Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich.

(Von Alford.)

I.

Mein dreimaliger, längerer Aufenthalt in England dürfte mich wohl
en Stand gesetzt haben, ein Urtheil, und zwar ein möglich unparteiisches
eil über die britische Nation abgeben zu können. Ich hoffe dabei weder
nglomanie zu verfallen, noch auch mich als einen unwissenden Franzosen
eigen. Einerseits geblendet und der Verstand, gegen ein fremdes Land ge-
i zu sein, andererseits klagt die Liebe zur eigenen Heimat lief in unserem
ühl begründet.

Unter den wirklichen oder scheinbaren Vortheilen, die ein Land über das
re haben kann, bemerkt der Reisende zuerst diejenigen, welche seinem Auge
em Augenblick, da er es verließ, fehlten. Ich habe zu zwei verschiedenen
n diese Erfahrung gemacht. Im Jahre 1836 fand ich in England nur die
erlegenheit seiner Industrie zu bewundern; ich sah da nur den Gegensatz zwi-
n seinen so reinlichen und lachenden Dorfschaften, welche gleichsam nach Plan
r die Fläche zur Augenweide hingestreute Fabriken erscheinen, und unseren
nutzigen, aus Strohhütten bestehenden Landansiedelungen; zwischen seinen sich
Garten-Alleen verschlingenden Straßen, auf denen man nur einen Spazier-
g zu machen glaubt, und unseren großen „monumentalen“ Straßen, die den
g stets zu verlängern scheinen; zwischen dem, so zu sagen, Unvollendeten
Unvollständigen, was die Civilisation Frankreichs bezeichnet, und der Voll-
amenheit der englischen Civilisation. Ich hatte nicht Augen genug für jene
lose Stadt, deren Dasein, als soziales Problem, den Geist in derselben
ise beschäftigt und schwindeln macht, wie gewisse astronomische Wahrheiten:
e Stadt, welche zwei Millionen Einwohner zählt und keine Gassenrinnen
nicht Augen genug für jenen soliden Luxus, von welchem Montesquieu
icht, und der nicht auf die Künsteleien der Eitelkeit, sondern auf die Forde-
gen der wirklichen Bedürfnisse begründet ist; für jene wunderbare Ordnung
er einer zahllosen Masse, wo der erste Anblick, wo der eines Ameisenhügels,
Verwirrung und tobenden Lärm darbietet, während man beim näheren
schauen sieht, wie jede Ameise mitten durch die Menge ihren Weg verfolgt
d da, wo es unmöglich schien, sich ruhig durchzuarbeiten.

Wir hatten die Revolution von 1830 nur erst sechs Jahre hinter uns. Wir
tten darin einen Sieg des Gesetzes über die Willkür zu sehen geglaubt, in-
m eine königliche Familie dem Prinzip des constitutionellen Königthums ge-
fert (?), ein alter König seiner Regierung wie Jakob II. entsetzt wurde, weil er
n Vertrag verletzt, der ihn mit der Nation verband. Wir waren sogar stolz
rauf, daß wir der freisten und konservativsten Nation Europa's in einer ihrer
chsten Thaten nachahmen konnten, und daß wir ihr auf unsere eigenthümliche
eise nachahmten, indem wir bei dem alten Könige die Aufrichtigkeit seiner
erbindung respektirten und ihn durch Ehrenzeichen bis an die Gränze ge-
ten ließen, nicht als einen verjagten König, sondern als einen Regierungs-
hef, dessen Empfindungen und Anschauungen mit denen der Nation unvereinbar
ren. Um was hatten wir damals England zu beneiden? Die besaßen
ne constitutionelle Monarchie, und zwar ohne den hohen Kaufpreis, mit dem
r unser Land zu bezahlen schien, ohne das Recht der Erbgeburt, ohne die
schnten, ohne die Dotationen seiner Hochkirche, ohne die hierarchischen Pferche,
n welche die verschiedenen Klassen dort abgetheilt sind. Es fehlte und also
nichts weiter, als uns eben so gut auf die Industrie und auf den Handel zu
werfen, als besser gebaute Dörfer, weniger alterthümliche und besser unterhaltene Straßen, weniger Ruinen neben Neubauten, ein seiner Monumente würdigeres Paris und einen minder flitterhaften Luxus zu besitzen. Wir konnten wohl in Bezug auf Alles, was das Wohlsein des Körpers betrifft, bei den Engländern in die Schule gehen; in Bezug auf sittliche Größe jedoch hatten sie Ihrerseits noch mancherlei von uns zu lernen.

Im Jahre 1849 kommt man eben kein Bedürfniß zu sehen, um anzuerkennen, daß uns noch mancherlei mehr fehlt, als 1836, und daß die Vortheile, die England über Frankreich besitzt, sich nicht blos auf ein etwas größeres äußeres Wohlbefinden reduziren. Da es noch nicht allgemein zugestanden werden, daß die Republik ein Fortschritt gewesen, so können wir, ohne schlechte Bürger zu sein, sagen, daß wir die England nachgeahmte und vervollkommnete constitutionelle Monarchie verloren haben, ohne irgend etwas von dem zu gewinnen, was man Holz sein „Comfort“ nennt, ein Wort, welches vor dem Februar 1848 fast französisch geworden. Wie sind wir nun auf unseren jetzigen Standpunkt gelangt, und wie ist England so geblieben, wie ich es 1836 gesehen, nämlich so ganz dasselbe und doch in seinem Fortschritt nach dem Besseren hin begriffen? Offenbar durch diese Talente, welche England abgehen, während wir sie besitzen, und durch die politische Intelligenz, die dort wieder in so hohem Grade vorhanden ist, bei uns dagegen leider so sehr fehlt.

Wir haben allerdings, was jedoch ein großer Unterschied ist, die Intelligenz, d. h. die Kenntniß der Politik.*) Wenn es sich darum handelt, über Regierungs-Angelegenheiten zu sprechen oder zu schreiben, das Verhältniß des Herrschers und der Bürger auseinanderzusetzen, die Güter der Freiheit und selbst der Ordnung herzuzählen und zu preisen, so dürfte schwerlich Jemand neben uns noch mit Erfolg auftreten können. Das Reich der Tribüne weiß nirgends Redner auf, wie nicht den unseren nachkämen. Die Presse leines freien Volkes kann sich mit der Kraft, der Lebhaftigkeit und dem Glanz unserer Journale vergleichen. Dies Alles jedoch ist nicht politische Intelligenz. Es herrscht zwischen diesen beiden Dingen derselbe Unterschied, wie zwischen Speculation und wirklicher Ausführung; das Eine ist die Theorie, das Andere die Praxis; die politische Intelligenz besteht darin, das, worüber wir mit Effekt sprechen, auch in die Wirklichkeit übertragen zu können; sie ist weit mehr eine Eigenschaft des Charakters als des Geistes.

Man erkennt sie in England auf der Stelle an zwei Zügen, denen wir im Mindesten nicht ähneln; es ist dies der Geist des Gehorsams und der Geist der Auforderung. Und das erscheint äußerst seltsam bei einem freien Volke, dem, trotzten auf der Erde, wie schon Montesquieu sagte und wie es heute noch wahr ist, Gehorsam, Aufopferung, — stehen diese Ausdrücke nicht in völligem Widerspruch mit dem Worte Freiheit? Beim ersten Anblick allerdings; wer jedoch tiefer über die Sache nachgedacht hat, für den giebt es keine engere verwandte Worte, weil sie von allen Dingen am wenigsten ohne einander bestehen können. Die politische Intelligenz ist nur die Tugend, Dinge, welche in der Theorie unvereinbar sind, auch in der Praxis neben einander und zusammen zur Erscheinung gelangen zu lassen; dem begreift man nicht, daß, die nichts der Freiheit so nahe steht, als der Geist der Auflehnung, das Gehorchen das einzige Gegengewicht gegen das Freisein ist? Und ist nicht eben so, daß nichts näher an den Egoismus gränzt, als die Freiheit, der Geist der Aufopferung das einzige vorbeugende Mittel gegen den Egoismus? So faßt das englische Volk diese Dinge auf. Die englische Freiheit ist nur eine frei angenommene Regel. England ist durch mehrere Zügel gehalten; aber seine eigene Hand hat sie angelegt. Wo kein Gehorsam existirt, giebt es auch keine Freiheit; wo der Geist der Aufopferung fehlt, wird der Egoismus die Freiheit bald vernichten. Es sind Gehorsam und Aufopferung alte, gemeinsame Fesseln bei Völkern, welche nur die Kenntniß der Politik haben; sie sind erhabene und unerschöpfliche neue Wahrheiten bei denen, welche die politische Intelligenz besitzen.

Der Engländer, sagte Swift, ist ein politisches Thier. Ich wüßte keine Formel, welche es schärfer und unumwundener ausdrückte, wie die politische Intelligenz gleichsam das Wesen und der Grundinstinkt eines Engländers ist. Ein solches Thier klügelt wenig über sein Recht und disputirt darüber gar nicht: es fühlt es. Es weiß, was es zu empfangen, was es zu geben hat. Es weiß es, wenn ich das Swiftsche Wort irgend richtig verstehe, klar und unmittelbar, wie das wirkliche Thier weiß, was es zu thun hat, und nicht erst darüber spricht. Während dies indeß nur ohne sein Wissen, nach einer allgemeinen Ordnung, von der es seine Kenntniß hat, handelt, sagt sich das politische Thier Swift's der Ordnung, die es selbst einrichtete, wiewohl es weiß, daß es sich auch nicht zu sagen brauchte, und es ist eben so frei, die Freiheit der Anderen sicher zu stellen, als die eigene zu genießen. Sey es nun Instinkt oder Verstand, ich zweifle, ob es in der Welt eine Geistesgattung giebt, welche so sehr für die Politik taugte, oder ob irgend ein sprechtreuendes Wesen, welches spricht, ohne zu handeln, seinen Nächsten eben so nützlich ist, wie dieses simple Thier.

Der erste und häufigste Beweis, welchen der Engländer von seiner politischen Intelligenz liefert, ist der, zu glauben, daß er Recht habe, wenn er nicht mit der Majorität übereinstimmt. So lange der Streit, d. h. die Debatte, dauert, schlägt man sich wacker, und wiewohl Niemand sein Recht übrsichreiten, so bedient man sich desselben keineswegs in blos sanfter Weise. Man geht bis zu jener äußersten Gränze, wo das Recht einer Jeden ganz nahe daran ist, das Recht des Nachbars anzutasten; sogar die Leiber mischen sich ein, und wie die Römer auf dem Forum, geben sich die Engländer auf einem Meeting

*) Der Verfasser unterscheidet hier zwischen Intelligenz politique und Intelligence de la politique.

Digitized by Google

mitunter auch einige Ehbogenpäße; man nimmt sich jedoch bald wieder zusammen, um nicht völlig aufgerieben: ein unbeschreiblicher Respect vor der Freiheit des Anderen fällt die Leidenschaftlichkeiten zurück; die Majorität rettet, und die Minorität unterwirft sich. Die Achtung bleibt unangetastet: man führt, das die Unterwerfung von heute um morgen bedingt und führt. Nach der Abstimmung hört man nichts von einer verleumderischen Aufzählung von Ignoranten, Bestechenen und Verkauften, wodurch etwa die gesetzlagene Partei den Beschluß der Majorität, dieser schönsten Errungenschaft der politischen Gesellschaften, zu verdächtigen und ihr Prinzip zu stürzen versucht. Die Majorität ist das Gesetz. Man unterwirft sich dem Gesetze und führt keinen skandalösen Prozeß gegen daffelbe. Heißt dies etwa anderen Sinnes werden? Keineswegs. Man wahrt seine Meinung bis für den nächsten Fall; inzwischen aber wartet und gehorcht man dem Gesetze, welches man nicht gemacht hat, und regreift sogar, wenn es nöthig wird, den Konsulatseckad zu seiner Vertheidigung.

Die politische Intelligenz ist diejenige in England nicht ausschließlich die Eigenschaft einer Klasse. In der Aristokratie, in der Bourgeoisie, im Volk, überall findet sich das politische Thier vor. Ich habe einigemal Gelegenheit gehabt, es ganz besonders in den mittleren Klassen zu beobachten, und kann daher seine Hauptzüge nach der Natur selbst zeichnen. Das praktische Verhalten der Personen führete mir dieselben vor Augen; die besondere Geläufigkeit einiger Einzelnen half mir sie besser sehen. Ich werde Einiges von dem, was ich hierüber weiß, im Interesse des allgemeinen Nutzens im Folgenden aufzeichnen.

Palästina.

Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres.

(Schluß.)

„Die Resultate unserer Sondirungen scheinen jene Stellen der Bibel zu bestätigen, wo der Verfasser der heiligen Schriften andeutet, daß das Bassin des Todten Meeres einst eine Ebene war, welche durch den Zorn Gottes sich gesenkt und mit Wasser angefüllt hat. In der That besteht der Meeresgrund aus zwei übereinanderwunden Ebenen, einer hochliegenden und einer tieferen, die erstere durchschnittlich 13', die letztere 1300' unter der Oberfläche gelegen. Die nördliche, welche die breitere und tiefere ist, wird in einer dem Bette des Jordans entsprechenden Linie von einer Schlucht durchschnitten, die wiederum an dem südlichen Ende des Meeres mit dem Wady-el-Zeib (Schlucht der Schakalen) zu korrespondiren scheint.

„Zwischen dem Dschabok und jener Bucht fanden wir eine jähe Vertiefung des Jordans; wenn sich in den Wasserläufen im Süden des Meeres eine ähnliche Vertiefung mit denselben vulkanischen Anzeichen findet, so wäre es außer allem Zweifel, daß der Ghor in Folge irgend einer außerordentlichen Naturumwälzung unter Wasser gesetzt worden, wobei wahrscheinlich ein heftiger Ausbruch und ein allgemeiner Brand des in der Ebene in Menge vorhandenen Bitumens vorangegangen ist. Ich werde dies bedauern, daß ich zu einer Untersuchung des südlichen Ghor bis an das Rothe Meer nicht bevollmächtigt war.

„Als unsere Beobachtungen haben und übergingt, daß die Berge früher als das Meer vorhanden waren, und wenn ich nicht irre, so hatten wir Alle beim Verlassen des Todten Meeres die Ueberzeugung gewonnen, daß die Städte der Ebene wirklich in der Weise zerstört worden sind, wie die heilige Schrift es erzählt."

Bevor die amerikanische Expedition das Todte Meer verließ, begab sie sich nach Kerak, hauptsächlich in der Absicht, die Mannschaft eine wenigen heilsame und ungesunde Luft einathmen zu lassen. Kerak ist von ungefähr tausend Christen bewohnt, die von drehundert Arabern, welche größtentheils in Zelten wohnen, die außerhalb der Stadt aufgeschlagen sind, in vollständiger Unterwerfung gehalten werden. Sie hatten den Bau einer Kirche angefangen, in der Hoffnung, sich dort zu versammeln, um ihre Gebete an den Allmächtigen zu richten und das Gebäude als Zufluchtsort für ihre Frauen und Kinder im Fall eines Handstreichs von Seiten ihrer Feinde zu benutzen; allein während der letzten sieben Jahre hatten die Hindernisse und der Streitsucht ihrer Verwalter und die Araber ihnen den Rath ihrer Aerzten gestohlen, und sie wandten sich daher in einem Schreiben, welches von unserem Verfasser mitgetheilt wird, an ihre Brüder in Amerika, um deren Unterstützung zu erbitten.

Die Theilnehmer der Expedition konnten diese arme Gemeinde, welche die Reisenden stets gut behandelt, nur loben; bei ihrer Rückkehr aber wurden sie ernstlich von einem Angriff der Araber aus Kerak bedroht. Glücklicherweise wurden ihre Befürchtungen, so gegründet sie auch waren, nicht verwirklicht, und da sie Lurze Zeit nachher mit der Untersuchung des Todten Meeres zu Ende gekommen waren, nahmen sie ihre Zelten, deren sie nicht mehr bedurften, aus einander. Sie schichten die Stücke, nebst einer so beträchtlichen Masse Sammlungen, daß zwei Kamele damit beladen wurden, nach Jerusalem, wohin sie sich auf dem Weg über Santa-Saba begaben. Ihr Aufenthalt in der heiligen Stadt war von kurzer Dauer; nachdem sie dieselbe in Augenschein genommen hatten, kehrten sie nach Jaffa zurück, um sich mit neuen wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Zu Saint-Jean-d'Acre theilte sich die Expedition; die eine Abtheilung segelte in einer türkischen Brigg nach Beirut, die andere kehrte über Nazareth nach Thabarah zurück, um den oberen Jordan bis an seine Quellen zu besahren. Ihr Zweck wurde erreicht, aber ohne Vortheil für die Wissenschaft, denn der Bericht des Lieutenants Lynch enthält nichts, was nicht schon bekannt war. Uebrigens sind die Quellen der Jordane schon so oft besucht und beschrieben worden, daß es schwer hatten würde, dort neue Entdeckung zu machen. Nachdem diese Untersuchung beendet, sandte sich die Mitglieder dieses Detachements nach Damaskus und Baalbek nach Beirut, wo sie sich wieder mit ihren Gefährten zu ihrem großen Bedauern trafen sie den „Supply" nicht an, dort erwarten sollte und von dem sie ärztliche Hülfe erwarteten. Lieutenant Dale und mehrere von der Mannschaft krank waren. Jnde sämmtliche Kranke nach wenigen Tagen, mit Ausnahme des genesenden, welcher demselben schleichenden Nervenfieber erlag, an dem Unterführer des Todten Meeres, Costigan und Molyneux, gestorben. Sein Tod erfolgte in einem auf dem Libanon, zwanzig Meilen von liegenden Dorfe, wohin er sich hatte transportiren lassen, in der das die Bergluft seine erschöpften Kräfte wieder beleben würde. Sie lichen Ueberreste wurden auf einem Franken-Kirchhofe zu Beirut. Lieutenant Dale war erst 35 Jahr alt; er war ein äußerst gebildeter und ein geschickter Ingenieur, der einige Jahre zuvor an der Vermessung der Vereinigten Staaten unternommenen Expedition um unter dem Kommando des Capitains Wilkes, theilgenommen hatte. rede zum Berichte der Lieutenants Lynch enthält die traurige Nachricht Gattin ist ihm seitdem in das Grab gefolgt, aber sein Name ist e Ehrfurcht für seine Kinder."

Acht Tage nach der Beerdigung des Lieutenants Dale, einen Me ihrer Vereinigung in Beirut, schiffte sich die amerikanische Expedition den „Supply" nicht länger warten wollte, auf einer französischen Brigg nach Malta unter Segel ging. Dort wurde sie am 12. September „Supply" aufgenommen, der sie in weniger als zwei Monat nach Am zurückbrachte. Ihre Abwesenheit hatte etwas länger als ein Jahr gedau

In der heiligen Schrift ist das Bassin, welches wir das Todte Me nen, niemals mit diesem Namen bezeichnet, sondern abwechselnd haup talisches Meer, bald Meer von Sodom, Meer der Wüste oder Salzme nannt. Von Josephus und den klassischen Schriftstellern wird es Asp genannt, wegen der großen Menge des darin enthaltenen Erdpech gegenwärtiger Name kömmt zweifelsohne von dem allgemein verbreiteten den her, daß kein lebendes Wesen in seinem Wasser erstikren könne. Z gelegentlichen Andeutungen des alten Testaments — denn im neuen ist nicht erwähnt — findet sich nichts, das gewissen Erzählungen, deren Ame heit seitdem nachgewiesen ist, zur Grundlage dienen könnte; im Gegen scheinen alle neueren Untersuchungen die Anfagen der heiligen Schrift bestätigen. Sobald wir uns aber von der eigentlichen Bibel zu den apokry schen Büchern wenden, betreten wir die Region der Fabel und der Lehrmeinung. Der Verfasser der „Weisheit Salomonis" sagt, indem er von Städten der Ebene spricht: „Verschiedene Beweise ihrer Verderbtheit haben bis auf den heutigen Tag erhalten; wirbelnde Rauchwolken steigen auf der Stelle der Hand Gottes getroffenen Erde; die Pflanzen tragen dort Früchte, welche niemals reifen, und eine Salzsäule erhebt sich dort, wie ein Denkmal des ungläubigen." Unterschien wir jede dieser drei angeführten Stellen.

Es ist in unzweifelhafter Weise gezeigt worden, daß der verwünschte Rauch nichts als ein sicher Nebel ist, den die unaufhörliche Verdunstung des Sees bildet und der von den Sonnenstrahlen nicht zertheilt wird. Der Lieutenant Lynch thut aber dagen Erwähnung. Man sieht ihn nicht allein Morgens: „zu einer bestimmten Stunde des Tages nimmt das Meer ein dunkles finsteres Aussehen an. Kein Lüftchen bewegt seine Oberfläche, sie bleibt ruhig und glatt, wie die eines Teiches. Seine Ausdünstungen bedecken es mit einer leichten und durchsichtigen Schleier, welchen Purpurfarbe stark mit der Farbe des Wassers kontrastirt, auf den er ruht; vermischt sich dieser Dunst mit der Wasser, so glaubt man in der Entfernung eine siedende Schwefelmasse zu erblicken. Das Todte Meer gleicht einer ungeheuren Kelle voll schmutzigen, aber unbeweglichen Metalls."

Die Sage von dem Feuer, die mit der von dem Rauch zusammenhängt, hat aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Ursprung in dem physischen Charakter der Gewässer des Todten Meeres während der Nacht. „Die Oberfläche des See", sagt unser Verfasser, „war vollständig mit einer phosphorischen Schaume bedeckt, und die sich gegen das Ufer brechenden Wellen verbreiteten ein Grabeslicht über die längs dem Ufer zerstreut liegenden todten Gebäude und Felsenfragmente."

Was die nie reifenden Früchte betrifft, so ist es augenscheinlich, daß eine gewisse Anzahl Pflanzen giebt, welchen die saftigen Ausdünstungen in die intensive Wärme des tiefen Bassins des Todten Meeres schädlich sind, und deren Früchte demgemäß nie zur Reife kommen; aber es existiren auch andere, welche, sich diesen Bedingungen fügend, gute Früchte geben können. Da die Reisenden das Todte Meer selten zur Fruchtzeit besucht haben, so fehlen sichere Angaben über diese unbestreitbare Thatsache. Der Lieutenant Lynch und seine Gefährten haben verschiedene Arten Pflanzen und Staudengewächse in voller Blüthe gesehen, die später vortreffliche Früchte getragen haben müssen. Jedenfalls sind die Ufer des Todten Meeres im Allgemeinen dürr und unfruchtbar, nur auf wenigen Punkten findet sich Vegetation, und man erkennt leicht, daß die salzigen Ausdünstungen und Niederschläge den vegetabilischen Leben eben so schädlich sind, als es das Wasser den animalischen ist. Von dem sogenannten Sodomsapfel, der nach Josephus ein den Todten Meer eigenthümliches Produkt war, hat Dr. Robinson eine gute Beschreibung gefunden; er ist nichts weiter als der Oshor der Araber, die Asclepias procera früherer Reisenden, die auch in Nubien, Arabien und Persien gefunden wurde.

Nach den lokalen Ueberlieferungen und den Erzählungen der Eingeborenen soll die Salzsäule, in die einst Lot's Weib verwandelt wurde, sich noch an jenen

den Orte befinden, wo die Metamorphose vor sich ging. Die amerikanische Expedition hat zwar keine Statue, wohl aber einen Salzblock entdeckt.

„Ihr unserem großen Erstaunen", sagt der Verfasser, „sahen wir an dem östlichen Ufern des Usdum einen hohen Pfeiler, der rund, von der Hauptmasse in Anschein nach isolirt, am Eingange einer tiefen, engen und hohen Bergschlucht stand. Wir begaben uns sogleich dahin, und dort angekommen untersuchte ich mit dem Dr. Anderson, der mit geologt war, dieses Naturwunder. Der Boden der Schlucht bestand aus nassem Erdreich, mit einer Lage Salz bedeckt, und in geringer Entfernung vom Wasser fanden sich Stücke Salz und Lorph. Der Pfeiler ist ein Stück festes Salz, mit kohlensaurem Kalk überzogen, vom cylinderförmig und hinten pyramidalisch; der höhere abgerundete Theil ist ungefähr 40 Fuß hoch, und er ruht auf einem länglichen Piedestal, das sich 30—60 Fuß über dem Niveau des Meeres befindet. Sein Volumen kommt in dem Maße ab, als er sich erhebt, so daß er nach dem Gipfel zu in Staub verfällt. Es ist eine durchweg krystallisirte Masse, durch einen Bogen der Seitenpfeiler mit dem nächsten Berge verbunden; das Ganze ist mit verbleibsetin einer hellen Steinfarbe bedeckt. Die eigenthümliche Form muß der Einwirkung des Winterregens zugeschrieben werden."

Der Lieutenant Lynch sagt kein Wort über den Zusammenhang, der zwischen Lot's Weib und dem beschriebenen Salzblock vorhanden sein könnte. Nur einer Anmerkung erwähnt er, daß Josephus von einer ähnlichen Säule gesprochen und die Meinung ausgedrückt hat, daß diese es wäre, welche aus Lot's Weib zur Zeit ihrer Verwandelung entstanden sey.

Die besondere Dichtigkeit und die salzigen Eigenschaften der Gewässer des Todten Meeres verdienen noch Erwähnung. Nach Einigen giebt die Dichtigkeit des Wassers solche Elastizität, daß der menschliche Körper nicht darin untersinken kann; ferner sollen die sich vorwährend darin auflösenden Stoffe beim Trocknen daran haften lassen, die daraus emporsteigenden giftigen Ausdünstungen sollen die seinem Ufer sich nähernden oder über seinem Spiegel fliegenden Vögel tödten. Ueber die Dichtigkeit des Wassers hat sich die Sage am wenigsten geläuscht; es ist mit salzigen und bituminösen Stoffen so stark geschwängert, daß es viel schwerer als das Wasser des Oceans ist. Der lange Aufenthalt der amerikanischen Expedition auf dem Todten Meere hat die Anstellung einer beträchtlichen Anzahl Versuche gestattet. Man war erstaunt über die ungewöhnlichen Widerstand beim Rudern und die Heftigkeit der Stöße, welche die Barken durch den Wellenschlag erlitten; es zeigte sich, daß die mit beladen Gewicht belasteten Fahrzeuge viel weniger tief gingen als auf dem Jordan, und daß sie bei stürmischem Wetter sich leicht füllten, indem die Wogen sich über ihre Ränder ergossen. Der Lieutenant Lynch hat die Dichtigkeit des Wassers untersucht und mit dem Wasser aus dem Atlantischen Meere verglichen; destillirtes Wasser als 1 angenommen, ergab das aus dem Atlantischen Meere 1,02, das aus dem Todten Meere 1,12; ersteres löste 3½ seines Gewichts an Salz auf, das zweite ein Sechstel, das des Todten Meeres ein Viertel. „Als wir den Jordan verließen", sagt er, „hatten wir sorgfältig den Gesang der Barken angemerkt; obschon sie mit derselben Last beladen waren, sitten sie auf dem Todten Meere sich um einen Zoll weniger als auf dem Flusse."

Herr Lynch bestätigt nicht ganz die von dem amerikanischen Reisenden Stephens mitgetheilten Beobachtungen über die Elastizität der Körper im todten Meere; indessen erwähnt er der Bäder, welche er genommen hat, wie folgt: „Es wurde mir sehr schwer, meine Füße hinreichend des Wassers zu baden; legte ich mich auf den Rücken, so zog die Kniee an und stellte die Hände darauf, so verlor ich sogleich das Gleichgewicht." Obgleich die letzte Erscheinung sich wohl in jedem Wasser auch selbst auf der Erde zeigen würde, ist es für Zweifel, daß die Körper auf dem Wasser des Todten Meeres leicht schwimmen. „Die Meisten von uns", sagt einer von den Seeleuten, „badeten und schwammen dort so leicht, daß sie ohne die geringste Mühe dabei ein Buch lasen rauchen oder eine Zeitung lesen können; es war in der That wunderbar, unter die Oberfläche zu kommen." Nach einem Bade in diesem mit so gewöhnlichen Eigenschaften ausgestatteten Wasser ist der Körper mit einer dicken, sehr unangenehmen Substanz bedeckt, die ein schmerzhaftes Jucken verursacht; wenn man mehrere Stunden darin zubringt, so geht die Haut ablösig ab. Als die Matrosen beim Rudern die Hände naß machten, sahen sie, daß diese sich mit Schaum bedeckten, und fühlten die Haut davon ölicht, fett und brennend werden.

Ungeachtet dieser Unannehmlichkeiten ist das Wasser des Todten Meeres, wie unser Verfasser behauptet, vollkommen erfrischend. Er schreibt die ekelhaften und schädlichen Ausdünstungen, die an seinen Ufern herrschen, nicht, wie Volyneux, dem Wasser selbst zu, sondern den Quellen und morastigen Sümpfen, die es umgeben, und vielleicht auch den Miasmen der stagnirenden Flüßen, die auf der flachen, es im Norden begränzenden Ebene gelegen sind. Seiner Meinung nach sind die der Oberfläche entströmenden, salzigen und geschwefelten Ausdünstungen eher heilsam, als schädlich, und da es nur sehr wenig Pflanzen und Staudengewächse längs seinen Ufern giebt, so kann die Luft nicht durch die Zersetzung der vegetabilischen Stoffe verdorben werden. Die an den Ufern des Todten Meeres herrschende glühende Hitze ist es, was den Aufenthalt dort gefahrvoll macht, wozu noch die Wirkungen seines scharfen und übrigen Wassers kommen. Diese beiden Ursachen bringen eine starke Reizung der Haut hervor, schwächen die Kräfte und erzeugen öfter sieberhafte Symptome. Ohne daß die Gesundheit der Mannschaft sichtbar gelitten hätte, schien sie nach vierzehn Tagen Alle unter jenen Einflüssen wie von der Wasserfucht gefallen; die Mageren waren dick geworden, die Dicken waren aufgedunsen; die Glieder bekamen lebhafte Farben, die schon Rothbäckigen wurden purpurfarben; die unbedeutendste Verletzung brachte ein Geschwür hervor, und die Leichen hatten den Körper mit kleinen Pusteln bedeckt.

Die Thiere, welche in dem süßen Wasser der in das Todte Meer fließenden Ströme leben, können natürlich in dem so wesentlich davon verschiedenen Salzwasser nicht existiren; die amerikanische Expedition hat aber auch die Behrheit der Ueberlieferung bewiesen, daß es überhaupt kein lebendes Wesen in seinem Schooße berge. Während der drei zugebrachten drei Wochen sahen der Lieutenant Lynch und seine Gefährten keinen einzigen Fisch, kein einziges Wasserthier. Noch mehr: einige von den Zuflüssen dieses Sees enthalten Salzwasser; sobald aber die Fische daraus in das Todte Meer kommen, fertben sie und schwimmen leblos auf der Oberfläche. „Unter der Linie einer scharfen Mikroskopes", sagt Lynch, „war es unmöglich, das kleinste Thierchen oder die geringste Spur von animalischem Stoff zu entdecken."

Wenn sich eine weit geringere Anzahl Erdvögel an den Ufern des Todten Meeres als an den anderen Seen findet, so ist das aus der sparsamen Vegetation zu erklären. Da es keine Fische oder sonstige Wasserthiere dort giebt, so finden sich auch keine Wasservögel. Indessen ist es seit lange bewiesen und wird jetzt von neuem bestätigt, daß die Ausdünstungen des Meeres die Vögel nicht tödten, welche hinüberzufliegen wagen. Man hat öfters wilde Enten ruhig auf dem Wasser schwimmen sehen: zwar fanden sich, wie von mehreren Reisenden erwähnt wird, und wohrr wahrscheinlich die Tradition ihren Ursprung hat, an den Ufern und auf dem Wasser des Todten Meeres häufig die Kadaver von Vögeln, und Herr Lynch selbst hat deren drei gefunden, jedoch meint er, dieselben wären vor Hunger gestorben.

Wie man aus Obigem entnehmen wird, gehört diese amerikanische Expedition zu den seltenen Unternehmungen, welche die Gränzen der Wissenschaft erweitern. Sie macht der Regierung, welche sie angeordnet, die größte Ehre, nicht weniger Allen, die daran theilgenommen und sie so ruhmvoll zu Ende geführt haben. Das Einzige, was zu bedauern, ist, daß der Kommandant der Expedition, der in jeder Hinsicht dieser wichtigen Sendung sich würdig gezeigt hat, mit der Veröffentlichung seines Berichtes ein wenig zu sehr geeilt und sich nicht die nöthige Zeit genommen hat, um uns auch sich selbst alle Geheimnisse des Jordans und des noch so wenig bekannten Todten Meeres zu offenbaren.

Nord-Amerika.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II.

Ein amerikanischer Schriftsteller, Herr Colton, erklärt die glückliche Lage seines Vaterlandes zum Theil aus dem Umstande, daß die der regelmäßigen Ordnung überdrüssigen Geister sich ihrer Herrschaft durch eine einfache Ortsveränderung entziehen können. Jene Menschen, welche die Erfüllung der sozialen Verbindlichkeiten als eine Last und nicht als eine Pflicht betrachten, denen das Gesetz eine Fessel ist, und die zufrieden sind, nichts von der Gesellschaft zu verlangen, wenn ihnen diese ihrerseits keine Opfer auferlegt, wandern, statt sich, wie in Europa, früher oder später in offene Empörung gegen die Gesellschaft zu setzen, nach den Wäldern des Far West aus, um, von allen Schranken befreit, nur sich selbst zu leben. Dort ist, wie der von uns angeführte Herr Carey gesteht, die Gewalt das einzige Recht, und wer sich selbst vertheidigen kann und von seinen Nachbarn unabhängig ist, hat nicht zu befürchten, daß man ihn wegen seiner Gesinnungen oder seiner Handlungen zur Rechenschaft ziehen werde.

Diese wilden Geister gehören in allen Ländern zu den seltenen Ausnahmen; es ist aber darum nicht minder wahr, daß die Urwüste und Prairien des Westens allen jenen kühnen, ungestümen, unternehmenden Charakteren, welche Gefahren und Entbehrungen jeglicher Art einem in den Schranken der Routine zugebrachten Leben vorziehen, das großartigste Feld darbieten, das sich ihre Thätigkeit nur wünschen könnte. Alle diejenigen, denen heftige Leidenschaften, oder Jugendfehler, oder auch einfache Uebertretungen der conventionellen Vorschriften inmitten einer strengen und noch immer etwas von puritanischen Einmerungen beherrschten Gesellschaft eine peinliche Lage bereitet haben, suchen in den Regionen des Westens Vergessenheit des Geschehenen und eine glücklichere Zukunft. Man rechne hierzu die Männer, die, in der Armuth geboren, sich schnell eine Existenz schaffen wollen und weder Kapital, Bildung, noch professionelle Geschicklichkeit; sondern nur kräftige Arme und einen energischen Willen besitzen, und man wird den Ausgangspunkt der jetzt im Entstehen begriffenen Staaten gefunden haben.

Nachdem diese ersten Ansiedler während eines einsamen Daseyns von mehreren Jahren eine Oeffnung in den Wald gehauen und einige Morgen Land urbar gemacht haben, überlassen sie oft ihre Eroberung einem neuen, etwas wohlhabenderen Ankömmling, um sich tiefer in die Wildniß zu versenken. Man trifft nicht selten in Illinois mit Greisen zusammen, die zu Anfang des Jahrhunderts von Neu-England oder Pennsylvanien ausgegangen sind und, alle zehn Jahre von dem Strome der unseren Emigration erreicht, von einer Station zur anderen den Raum durchwandert haben, der die Küsten des Atlantischen Meeres von den Ufern des Mississippi trennt. Wenn ein Stück Land angebaut worden, wenn Baumstammhütten (log-cabins) einen Theil des Waldes ersetzen, wenn Häuser von gezimmerten Balken (frame-houses) die Baumstammhütten verdrängt haben; wenn der Wunsch, eine Zeitung zu besitzen und mit der Gesellschaft von neuem in Verbindung zu treten, den am wenigsten von einander entfernten Wohnungen den Kollektivnamen eines Dorfes gegeben hat; wenn ein Postamt, diese erste öffizielle Kenntnißnahme einer verbundenen Gemeinde, von der amerikanischen Regierung errichtet ist, steht man den Prediger des Evangeliums ankommen, zuerst in temporärer Mission, dann auf

Digitized by Google

Kosten irgend einer religiösen Gesellschaft in eine feste Stellung eingesetzt; ihm folgen, einer nach dem anderen, der Rechtsgelehrte, der Arzt und der Schullehrer, welche der jungen Niederlassung die Anstrengung und die Bevollkommnungen eines vorgerückteren Sozialzustandes mittheilen. Jetzt wird eine Kirche erbaut, Schulen werden errichtet und der Gang des Fortschritts wird betreten, um von nun an nicht wieder verlassen zu werden. Wenn die Gemeinden sich vermehrt haben, vereinigt sich eine gewisse Anzahl zu einer Grafschaft,*) mehrere Grafschaften bilden ein Territorium, welches bald zu einem Staate heranwächst. Die Bevölkerung, unaufhörlich durch neue Ankömmlinge verstärkt, nimmt von Tag zu Tag mit einer Schnelligkeit zu, die über alle Begriffe geht. Zwischen 1810 und 1820 stieg die Einwohnerzahl von Ohio um hundertzweiundfunfzig Prozent; von 1820 bis 1840 vermehrte sie sich in jedem Dezennium resp. um einundsechzig und zweiundsechzig Prozent; in funfzig Jahren ist diese Bevölkerung von jehntausend Seelen auf eine Million gestiegen. Trotz dieses reißenden Wachsthums aber wird man doch leicht einsehen, daß eine verhältnißmäßig ziemlich lange Zeit verstießen muß, ehe der intelligente und gebildete Theil der Bevölkerung sich, wenn auch nicht in der Majorität, so doch in hinreichender Anzahl befindet, um einen wirksamen Einfluß auszuüben, und ehe der sittliche und intellektuelle Zustand der neuen Gesellschaft ihren Institutionen entspricht.

Schon vor dreißig Jahren wurde Missouri als Staat in die Union aufgenommen; dessenungeachtet ist noch vor kurzem in St. Louis, der bedeutendsten Stadt desselben, ein Haus kraft des Lynchrechts in Brand gesteckt worden. Wenn man zehn Jahre zurückgeht, so findet man in Ohio die letzten Spuren dieses Verfahrens. Es ist nicht sehr lange her, daß ein Präsident (Speaker) der gesetzgebenden Versammlung von Arkansas in öffentlicher Sitzung einen Abgeordneten der Gegenpartei erdolchte. Die mörderischen Angriffe und Gefechte mit Pistolen und Messern, die an den Gestaden des Oceans selten vorkommen, ereignen sich in Ohio schon häufiger und gehören in den Mississippi-Staaten zu den alltäglichen Begebenheiten. Jeder Streit artet dort in einen Kampf aus; es läuft keine öffentliche Versammlung ab, ohne daß Blut vergossen würde.

Solche Gewaltthätigkeiten und Ausbrüche der Rohheit dürfen von Seiten einer Bevölkerung nicht überraschen, wo die gebildeten Männer zu zählen sind und das civilisirte Element sich unter eine unwissende Menge verliert, die gewohnt ist, nur auf die Stimme der Leidenschaft zu achten. Diese Gesellschaft wird in kurzer Frist friedfertig und geordnet werden, und, indem sie die soziale Stufenleiter allmälig ersteigt, je mehr die Gesittung sich in ihrem Schooße ausbreitet, wird sie damit enden, sich den civilisirten Gesellschaften gleichzustellen. Wenn wir sagen würden, daß in Ohio die Schuldbildung viel weniger allgemein sey, als in Massachusetts und in Europa, und daß sie vor Allem in wissenschaftlicher Hinsicht sich auf einer weit niedrigeren Stufe befinde, so würde man dort über Verleumdung schreien und uns, den American Almanac in der Hand, die sechstausend Schulen Ohio's und seine zwölf Colleges oder Akademieen entgegenhalten. Diese Zahlen sind tröstlich für die Zukunft, beweisen aber nichts für die Gegenwart. Um mit einiger Genauigkeit die Summe der unter dieser Bevölkerung von mehr als einer Million Seelen verbreiteten höheren Bildung zu bestimmen, muß man vor Allem wissen, wie lange jene Unterrichtsanstalten bestehen, wie viele Zöglinge an ihren Lehrgängen theilnehmen und wie viele sie nach beendigter Erziehung verlassen haben. Ohio, welches mir immer als Beispiel anführen, weil es unter allen neueren Staaten sich am schnellsten entwickelt hat, ward im Jahre 1802 in die Union aufgenommen; die erste seiner zwölf Akademieen existirt seit 1809 und war bis 1819 die einzige; die übrigen sind erst seit dieser Zeit gegründet worden, so daß im Durchschnitt alle drei Jahre eine neue hinzukam. Sie haben im Ganzen nicht mehr als ungefähr funfzehnhundert Zöglinge gebildet; etwas weniger als neunhundert nahmen im Jahr 1848 an dem Unterricht Theil, und in keinem dieser Institute erreicht die Bibliothek eine Stärke von neuntausend Bänden.

Es liegt am Tage, daß, wenn das Geschlecht, welches das Land urbar macht und die ersten Häuser baut, auch die ersten Schulen errichtet, diese nicht von ihm selbst, sondern nur von seinen Kindern benutzt werden können. Die zweite Generation, welche in diesen Schulen den Primär-Unterricht empfangen hat, gründet ihrerseits Gymnasien und Universitäten, welche der dritten zugutekommen. Erst dann, also nach Verlauf einer ziemlich langen Zeit, beginnt die Zahl der Personen, die eines höheren Unterrichts genossen haben, sich zu vermehren, und die Elemente einer wahrhaften geistigen und moralischen Bildung sangen an, im Lande Wurzel zu schlagen. Indessen werden die Männer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Begabung noch immer zu den Seltenheiten gehören, weil, nach der Bemerkung des Herrn Carey, sobald ein Prediger, ein Jurist, ein Arzt bedeutenden Ruf erlangt hat, es in seinem Interesse liegt, dem jungen Staate den Rücken zu kehren und sich in einem älteren niederzulassen, wo die Bevölkerung dichter ist und wo er einen Schauplatz findet, auf dem er hoffen kann seine Talente mit größerem Erfolg geltend zu machen.

Es müssen demnach drei bis drei Generationen darüber vergehen, ehe die neuen Staaten sich in geistiger und moralischer Beziehung selbst genügen, ehe sich unter ihren Söhnen ein Kern bildet, der zur Beförderung ihrer intellektuellen Bedürfnisse hinreicht, ehe ihre Universitäten im Stande sind, den Unterricht nicht allein auf seinem gegenwärtigen Niveau zu erhalten, sondern ihn auf eine höhere Stufe zu erheben. Ohne die Mitwirkung, welche die älteren Staaten den jüngeren angedeihen lassen, würden daher die raschen und allgemeinen Fortschritte dieser letzteren auch gar nicht zu erklären. Es ist eine großartige Anwendung des gegenseitigen Unterrichts, die hier stattfindet. Die Bewohner der älteren Staaten bringen nach dem Westen nicht nur Kapital und praktische Geschicklichkeit, sondern auch eine umfassendere Geistesbildung, feinere Sitten, gesundere Ideen über die sozialen Verpflichtungen, die Gerechtigkeit und die Moralität und alle Früchte einer vorgerückten Kultur. Diese tägliche Berührung mit einem höheren Stadium der Civilisation läutert und verbessert den Charakter der älteren Ansiedler, und diese Verschmelzung zweier Elemente von ungleichem Werthe erzeugt eine Bevölkerung, welche die erste an Sittlichkeit und Kulturfähigkeit übertrifft. Der Fortschritt ist progressiv, weil die Staaten, aus denen die Emigration hervorgeht, keineswegs stationair bleiben; die Bildung entwickelt sich dort von Tag zu Tag und wird nicht nur allgemeiner, sondern auch gründlicher. Jede Emigration ist folglich, in Masse genommen, der vorhergehenden überlegen

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silberge. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 15. Berlin, Sonnabend den 2. Februar 1850.

Frankreich.

Napoleon und die Lieferanten seiner Armee.

Im neuesten Bande seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" theilt Thiers zwei charakteristische Briefe Napoleon's, vom 4. und 5. November 1808, mit, worin sich dieser über den Zustand seiner Armee in Spanien und über die Wirthschaft der Lieferanten beklagt, die nach einem Lande, wo es sehr vielen Wein und Ueberfluß an Getreide giebt, fast Nichts als Wein und Brod und dagegen für den bevorstehenden Winterfeldzug äußerst wenige Schuhe und Uniformstücke geliefert hatten. Wir haben auch in Deutschland das Unwesen und die Bereicherungs-Methoden der französischen Armee-Lieferanten kennen gelernt. Napoleon wollte diesem Unwesen bereits im Jahre 1808 ein Ziel setzen, indem er in den Armee-Depots und bei jedem befonderen Corps Handwerker-Ateliers, die sich ihre Bedürfnisse selbst beschaffen, einführen wollte. Seine Ideen darüber werden am besten aus den nachstehenden beiden Briefen zu entnehmen seyn:

An den Minister Dejean, Direktor der Kriegsverwaltung.

„Bayonne, 4. November 1808.

Beikommend finden Sie einen Bericht des Kriegszahlmeisters (ordonnateur). Sie werden daraus ersehen, wie nichtsnürdig man mich bedient. Ich habe bis jetzt erst 1400 Uniformen und 7000 Mäntel (capotes) statt 50,000 erhalten und 15,000 Paar Schuhe statt 120,000. Es fehlt mir an Allem; mit der Einkleidung geht es außerordentlich schlecht; meine Armee, die eben einen Feldzug beginnen soll, ist halb nackt, ja, sie hat gar nichts. Den Rekruten fehlt es an allen Stücken; Ihre Rapporte stehen blos auf dem Papier. Ich verurtheile vor Allem der Zuhrpern, die darum auch regelmäßig hätten abgehen müssen, und zwar mußte ein Offizier oder ein Kommissär an die Spitze jeder Transports gestellt werden; alsdann wäre ich der Zufuhren sicher gewesen.

„Beiliegend finden Sie Briefe vom Präfekten des Gironde-Departements und einen Bericht des Revuen-Inspecteurs Dufresne. Sie werden daraus ersehen, daß überall Diebstahl und Verschleuderung der Staatsgüter an der Tagesordnung sind. Meine Armee ist unbekleidet, und gleichwohl zieht sie zu Felde. Ich habe darum nicht minder ungeheure Geldsummen ausgegeben, aber es ist gerade so gut, als wären sie ins Wasser gewesen. Napoleon."

An den Minister Dejean, Direktor der Kriegsverwaltung.

„Tolosa, 5. November 1808.

„Die in Bayonne aufgestapelten Proviantgegenstände werden nicht verbraucht werden. Es fehlt in Spanien nicht an Lebensmitteln, besonders nicht an Schlachtvieh und Wein. Deshalb habe ich befohlen, daß die Reserve an Ochsen abgeschafft werde; sie ist unnütz, und es erwächst daraus eine Ersparniß von zwei Millionen.

„Was ich haben muß, das sind Mäntel (capotes) und Schuhe. Es würde mir an Nichts fehlen, wenn meine Befehle gehörig ausgeführt worden wären. Aber auch Einem meiner Befehle ist man ordentlich nachgekommen: der Zahlmeister-Kommissär (ordonnateur) ist nichts weniger als zuverlässig, und so hat man es mit lauter Spitzbuben zu thun. Nach Bayonne muß ein über allen Verdacht erhabener Zahlmeister geschickt werden. Auch will ich keine Lieferungsverträge mehr. Sie wissen, daß das Lieferantenwesen nur Betrügereien zur Folge hat.

„Den in Bordeaux abgeschlossenen Uniformen-Lieferungsvertrag habe ich kassirt. Schicken Sie dorthin einen Direktor, der die Sachen für meine Rechnung anfertigen läßt und dem der Präfekt Beistand leistet, welcher Letzterer zu diesem Zwecke die Lokalitäten und die Handwerker requiriren mag. Geben Sie nur stets von der Ansicht aus, daß Lieferungen nur abgeschlossen werden, um zu stehlen; daß es, wenn man bezahlt, keiner Lieferungsverträge bedarf, und daß das System der Regie stets den Vorzug verdiene.

„Wie es mit solchen Handwerker-Ateliers gehalten werden soll? Gerade so wie bei den Regimentern! An die Spitze des Etablissements stellt man einen rechtschaffenen Kriegskommissär, dem man drei oder vier Schneidermeister, als Beamte des Ateliers, unterordnet. Demnächst werden drei Stabsoffiziere von den in Bordeaux stehenden beauftragt, die Abnahme zu übernehmen und nur gute Uniformstücke anzunehmen. Zu allem diesen bedarf es keines Lieferungsvertrages, sondern lediglich Geld, das dem besagten Kriegskommissär zur Verfügung gestellt wird.

„Aus dem Dekrete werden Sie ersehen, daß es sich vorläufig nur darum handelt, einen guten Gehülfen für den Kriegskommissär zu beschaffen, der seinen Ruhm darein setzt, ein solches Atelier einzurichten und durchzuführen, wozu er einstweilen zweier guten Magazin-Aufseher und zweier ehrlichen und umsichtigen Schneidermeister bedarf, die aus den Corps auszuheben. Mit Hülfe dieser fünf Personen wird das Atelier vollständig herzustellen seyn und will ich eben so vortrefflich gearbeitete Uniformstücke liefern, als die der Garde.

„Was die Thätigkeit betrifft, so könnte man, wenn es seyn muß, täglich zehntausend Uniformstücke liefern, man brauchte nur dazu die Arbeiter aus ganz Frankreich zu requiriren. Wären Sie nach diesen Grundsätzen verfahren, so würde Alles vortrefflich gegangen seyn. Doch besser spät, als gar nicht. Zu Ihrer Regel bleibe Ihnen nun, daß ich keine Lieferungsverträge mehr will, und daß, wenn ich durch die Corps selbst nicht mehr werde arbeiten lassen, jene Methode befolgt werden muß. Napoleon."

Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich.

(Von Risard.)

II.

Man hat allerdings Recht, die treffliche Leitung der englischen Staatsangelegenheiten vorzugsweise der Aristokratie beizumessen; man pflegt jedoch in der Regel den Antheil, welchen die mittleren Klassen daran haben, als viel zu gering anzuschlagen. Die Macht der englischen Aristokratie ist im Abnehmen begriffen, keinesweges durch ihre eigene Schuld, denn sie hat nie aufgehört, auf dem Schlachtfelde wie im Rathssaal ihr Gut und Blut einzusetzen, sondern aus gewissen, allen Staaten Europa's gemeinsamen Ursachen, welche dasselbe auch, daß sie überall die mittleren Klassen und das Volk heben, die Aristokratieen verhältnißmäßig herabdrücken. Die englische Aristokratie fühlt dies und gesteht es ein; sie kann sich darüber beunruhigen, keinesweges jedoch läßt sie sich dadurch in Zorn bringen. Sie würde allerdings ergrimmen, wenn sie Schuld an jener Wendung der Dinge hätte; so aber erkennt sie die Macht der Verhältnisse an und gehorcht ihnen. Es ist dies durchaus kein Kampf, in dem sie etwa besiegt worden, sondern ein Plan der Vorsehung, vor welchem sie sich beugt. Die berühmte Korngesetz-Reform ist ein ganz gewaltiger Schlag gegen ihre Territorial-Macht; sie hat sich unterworfen; und wiewohl das von ihr zu bringende Opfer ein doppeltes war, nämlich eben so Geld, wie Macht, so hat nichtsdestoweniger der Patriotismus den Sieg davongetragen.

Ich weiß nicht, ob die Ereignisse dem englischen Adel nicht bald noch andere Prüfungen auflegen werden; sollte er indeß verschwinden, so werden die mittleren Klassen ihn ersetzen; sie sind bereit dazu. Letztere ziehen keineswegs gegen ihn zu Felde, noch machen sie ihn verächtlich; sie eignen sich weit mehr seine Eigenschaften, als seine Privilegien an, sie ahmen ihm lieber nach, statt ihn scherl anzusehen; sie machen es wie der Erbe eines großen Vermögens, dessen Besitzer noch lebt, aber schon alt und schwach wird: ohne den Tod des Besitzers zu wünschen, üben sie sich darin, das Vermögen zu verwalten. Sie haben der Aristokratie die Grundsätze und Kunstgriffe nachgeahmt, welche derselben jene hohe Macht erwarben und zugleich Englands Größe begründeten, förderten und sicherstellten; sie nahmen von derselben ihre Anhänglichkeit an die Religion an, ihre Treue gegen den König, ihren Stolz auf das Vaterland, ihre Aufmerksamkeit für die Leiden der unteren Klassen. Es giebt noch andere Eigenschaften, in denen die mittleren Klassen dem Beispiele der Aristokratie folgten; es reicht jedoch hin, zu unterfuchen, worin und inwiefern sie, rücksichtlich jener vier Punkte, Beweise ihrer politischen Intelligenz liefern.

Ihre Anhänglichkeit an die Religion ist sehr lebendig, es liegt diese Richtung im englischen Charakter überhaupt. Swift hätte seiner Definition noch das Beiwort „religiös" zufügen können. Es giebt kein Recht, auf welches die Engländer eifersüchtiger wären, als auf das, ihrer Weise religiös zu feyn und das Christenthum den Vorschriften ihrer Sekte gemäß zu bekennen. Daher die so große Mannigfaltigkeit der Kirchen in England; aber als ob in diesem Lande sogar das Schisma selbst die löbliche Kraft der Einigung besäße, befestigt diese Mannigfaltigkeit nur noch den Anschluß der Nation an das protestantische Prinzip, welches nichts weiter in sich begreift, als das Recht, in der Erklärung der heiligen Schriften von einander abweichen zu können. So wirkt das, was anderen Orten den Glauben zerstört, hier dagegen erkräftigend und aufbauend; es giebt in England viele Kirchen, aber nur Einen Protestantismus.

Die mittleren Klassen fassen die Angelegenheiten der Religion noch mit weit größerer Wärme auf, als die Aristokratie und das Volk. Alle Sekten sin-

Digitized by Google

den bei ihnen Anhänger. Und doch denken sie, während sie sich mit der Religion beschäftigen, stets noch an die Politik. Diese Sekten mißtrauen sich unter einander, alle sind sie einig im gemeinschaftlichen Mißtrauen gegen die bestehende Kirche oder, wie sie in der Sektensprache genannt wird, die Hochkirche. Man kämpft überall mit theologischen Sprüchen und Texten. Selbst die Frauen mischen sich in den Streit, und manche weghelfen Briefe, in denen die weibliche Einbildungskraft die Spitzfindigkeiten des Stoffes noch erhöht. Bei alledem spricht Niemand davon, die bestehende Kirche anzugreifen (*). Das Bestehende ist geheiligt. Den Respekt, welchen die Dissidenten der Lehre versagen, erweisen sie der Institution. Der übertriebene Sektengeist könnte sie intolerant machen, die Politik jedoch macht sie liberal.

Ich habe einmal höchst Charakteristisches beobachtet. Man weiß, daß die Hochkirche sich auf die Aristokratie stützt, ich meine hier die torystische Aristokratie; man sollte also glauben, die Dissidenten aller Sekten wären, bei der Unruhe, welche ihnen die Hochkirche bereitet, Feinde der Aristokratie, mit der diese Hochkirche eben gemeinschaftliche Sache macht, oder gehörten wenigstens alle zur Whigpartei. Keineswegs. Ich habe Dissidenten gesehen, und zwar mehr als einen, welcher zugleich der Hochkirche entgegenstand und zu den Tories gehörte, zugleich von den Bischöfen nichts wissen wollte und ein Freund der Lords war. Ein in England gewöhnliches, bei uns unerhörtes Beispiel, da bei uns Jemand, der mit seinem Pfarrer schlecht steht, gegen den Bischof ist, welcher den Pfarrer ernennt, und zugleich auch gegen die Regierung, welche den Bischof einsetzt. Es bedarf bei uns gar nicht einmal eines so starken Anlasses, um sich auf die Seite der systematischen Opposition zu stellen. Ein rücksichtsloser Jagdeifer, ein Mangel an Höflichkeit gegen einen Beamten, ein Wort zu viel, eine Unbesonnenheit, ein Mißgriff, ein Zufall, ein Nichts, ein Alles, ein Gedanke, ein Wort, ein Schweigen, ein Lächeln, ein Blick, ein Nichtblicken, ein Nichtlächeln, ein Nichtgedanke, ein Nichtwort, ein Nichtschweigen, ein Nichtnichts, ein Nichtalles, ein Gedankenstrich, ein Ausrufungszeichen, ein Fragezeichen, ein Punkt, ein Komma, ein Semikolon, ein Doppelpunkt, ein Absatz, ein Kapitel, ein Buch, eine Bibliothek, ein Nichtbuch, eine Nichtbibliothek, ein Nichtkapitel, ein Nichtabsatz, ein Nichtdoppelpunkt, ein Nichtsemikolon, ein Nichtkomma, ein Nichtpunkt, ein Nichtfragezeichen, ein Nichtausrufungszeichen, ein Nichtschweigen, ein Nichtwort, ein Nichtgedanke, ein Nichtblick, ein Nichtlächeln, ein Nichtalles, ein Nichtnichts, ein Nichtsein, ein Nichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, ein Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtn

machenden Angriff auf ein Prinzip, welches der Freiheit so nothwendig ist, sagte er, daß es der englischen Nation würdig gewesen wäre, dem Könige seine Versündigungen am Königthume zu verzeihen, nun nicht; wenn man die Hand an die Person legte, das Prinzip zu erschüttern. Der Mann des Gesetzes, welcher weit mehr die gesetzliche Frage mit die Krone als das gekrönte Haupt vor Augen hatte und nur als gutmüthiger Mensch und Christ den blutigen Akt beklagte, zog gerade auf der Nothwendigkeit des Prinzipes selbst die Entschuldigung des Opfers, das man ihm hatte bringen müssen, und er meinte, man habe das Amt des Königs dadurch, daß man ihm, dem treulosen und eidbrüchigen König, das Leben genommen, von neuem geweiht. Ich hielt mich nicht für kompetent, ihren Disput zu entscheiden. Das konnte auch ein Franzose von einigen vierzig Jahren, der indeß schon fünf Regierungswechsel in seinem Lande gesehen, über einen so wichtigen Gegenstand sagen? Meine beiden Sprecher besaßen die rücksichtsvolle Höflichkeit, mich nicht um meine Ansicht zu fragen. Ich begnügte mich, ihnen zuzuhören, und, obgleich Bürger einer Republik, bewunderte ich, daß zwei freie Menschen, freier als ich, so von der Vortrefflichkeit des Königthumes überzeugt waren, daß der Eine ihm seine Frevel gegen die Freiheit im Interesse der Freiheit selbst verzieh, der Andere dem Königsmord billigte aus Liebe zum Königthum.

Der so freie und so stolze Engländer nimmt nicht den mindesten Anstand, sich selbst unter eine Hand, welche nicht das Schwert führt, zu beugen. Aber, wenn er sich beugt, geschieht es, weil er es will: die Schönheit des Gehorsams besteht in der freien Einwilligung. Das Königthum ist in seinen Augen nur die Garantie der Freiheit, und er ehrt es in dem Maße, in welchem er das schützt, wofür es garantirt. Das Königthum steht hoch über allen Häuptern und ist gleichsam die Kuppel des großen Staatsdomes. Der Engländer sieht in dem Königthum den Dienst, den es erweist und zu erweisen gezwungen ist, und er gesteht der Person in Anbetracht der Nützlichkeit des Amtes viele Privilegien zu. Er hält es sogar für einen besonderen Beweis guten Tones, gewerbe zu seyn, denn das Amt inmitten der Versuchungen der Macht und der engen Schranken der Befugnisse ist keineswegs beneidet.

Eben diese überlegte Anhänglichkeit an das Königthum ist auch die Ursache, daß die mittleren Klassen mit der Aufrechthaltung des übertriebensten Privilegiums der Aristokratie, dem Rechte der Erstgeburt, einverstanden bleiben. Glaubt man etwa, es fehle der Nation an freiem Denkern, um die übrin Seiten dieser Einrichtung zu bemerken, oder an Geistern, die kek genug wären, sie anzugreifen? Die Majorität jedoch, wiewohl sie sehr gut weiß, inwiefern dieses Privilegium gegen die Natur verstößt, sieht, daß es in noch höherem Maße der Freiheit dient, indem es die Erblichkeit des Thrones durch die Erblichkeit der aristokratischen Familien befestigt. Die Majorate sind, vom Standpunkt der Freiheit aus betrachtet, fast mehr ein Eigenthum des Staates, als des Bürgers. Der Staat übergiebt sie dem Aeltesten, damit sie in seinen Händen die Stütze der Erblichkeit der Krone seyen. Die tragen übrigens ihren Theil an den Steuern und sind mit erblichen Lasten belegt, denen sich der zeitweilige lebenslängliche Besitzer nicht entziehen kann. Diese Verhältnisse verleiht Ehre englische Bourgeois richtig zu würdigen und bekrittelt im mindesten nicht die Guineen, welche der Aelteste auszieht, während seine jüngeren Brüder ihr Glück anderweitig zu suchen genöthigt sind. In den Aeltesten selbst erblickt er, statt eines Häufleins müßiggängerischer oder unfähiger Subjekte, die ihr Privilegium entehren, eine Klasse von Staatsmännern, welche die Politik nicht erst spät oder nur so nebenbei, sondern schon vom Beginn ihrer ersten Studien an lernen.

Ich will keineswegs eine Vertheidigungsrede für das Recht der Erstgeburt halten; ich sage nicht einmal: „Die Institution ist da gut, wo sie möglich ist;“ ich erkläre nur, wie die Engländer in so hohem Grade auf ihre Freiheit eifersüchtig sind, daß sie sich willig dem Königthum fügen, und daß sie das Erstgeburtsrecht dulden; und wie namentlich die mittleren Klassen and politischer Intelligenz die sogenannte Gleichheit zum Opfer bringen, während bei anderen Nationen durch das Streben nach Gleichheit die Freiheit zugrundegeht. Wir wollen auch keineswegs behaupten, daß diese Zustände in England von ewiger Dauer seyn werden. Wenn indeß einmal der Tag kömmt, wo die aristokratischen Privilegien fallen und wo das monarchische England das Amt eines Königs für unnütz erachtet, so werden wir auch dann ohne die mindeste Unruhe das majestätische Staatsschiff, vorausgesetzt, daß der alte Geist des Gehorsams und der Aufopferung mit am Steuer sitzen bleibt, selbst in den Stürmen der Republik dahinsegeln sehen.

Nord-Amerika.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II.

(Schluß.)

Was den ganz speziellen Werth dieser Bevölkerung Neu-Englands ausmacht, ist, daß sie die Eigenschaften zweier verschiedener Perioden verbindet — sie einer zugleich alten und jungen Gesellschaft. Mehr als zwei Jahrhunderte sind verflossen, seitdem die ersten Puritaner den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt und sich eine regelmäßige Organisation gegeben haben. Der soziale Zustand ist hier also ein fester, freiger, der über den Rest der Union alle Vortheile besitzt, die den alten Staaten, den neueren Gemeinden gegenüber, aus den Erfahrungen, den Anstrengungen, den Opfern mehrerer Generationen erwachsen. In täglichem Verkehr mit Europa, hatte Neu-England keine Lehrzeit zu bestehen, weil seine Gründer zu demjenigen Theil des englischen Volkes gehörten, der sich am meisten durch Bildung und Sittlichkeit auszeichnet. Seine Bevölkerung hat zugenommen, ohne an ihrer Reinheit zu verlieren, und unter der Herrschaft derselben moralischen Einflusses ihre ganze ursprüngliche Kraft bewahrt; sie hat alles Feuer, alle Energie der Jugend.

Die Sitten und Gewohnheiten Neu-Englands sind, mit Ausnahme einiger Eigenthümlichkeiten, denen des europäischen Mutterlandes vollkommen ähnlich. Man findet in Boston die Lebensweise, die Beschäftigungen und selbst die Vergnügungen der größeren englischen Provinzialstädte wieder. Eine fashionable Zeitung in London beklagte sich jüngst bitterlich darüber, daß die Liebhaberei für schöne Pferde in Großbritannien nachzulassen anfange, und daß man den Amerikanern erlaubt habe, mehrere der trefflichsen Renner von Epsom und Newmarket wegzukaperen; zugleich theilte sie eine lange Liste solcher Pferde mit, die von Privatpersonen aus Neu-England angekauft worden, welche sich weder durch die hohen Preise, noch durch die Schwierigkeiten der Ueberfahrt abschrecken ließen. Ein anderer dem Mutterlande nachgeahmter Zeitvertreib sind die Bäder. Der Strand von Newport und die Quellen von Saratoga*) theilen sich jeden Sommer in den Besuch der wohlhabendsen Familien der Vereinigten Staaten. Die Seltenheit oder vielmehr die fast gänzliche Abwesenheit aller Vergnügungen während der übrigen Monate des Jahres läßt die Sommerzeit als eine wahrhafte Glückperiode erscheinen; man entgeht auf einige Wochen oder Monde dem Zwange seiner Heimatsklubt, der eifersüchtigen Ueberwachung seiner Nachbarn; man kann seinen Reichthum genießen, das Vergnügen suchen und finden, ohne sich dem Tadel seiner Mitbürger auszusetzen. Der Aufenthalt in Newport und Saratoga bietet auch eine Gelegenheit dar, in die höheren Kreise der Gesellschaft einzudringen, allgemeiner bekannt zu werden und seinen Namen in den Zeitungen figuriren zu sehen. Die angesehensten Blätter der Vereinigten Staaten senden während der Saison einen ihrer Mitarbeiter nach diesen Badeplätzen, um ihnen täglich eine Liste der Angekommenen und Abgereisten zuzutheilen, die Konzerte, Bälle und andere Vorfälle zu beschreiben und die abgeschlossenen oder in Aussicht stehenden Heirathen anzuzeigen. Viele Mütter begeben sich in der That nur dahin, um ihre Töchter vorzuführen, und wenn die amerikanischen Schriftsteller, statt die englischen Sitten, die sie nicht kennen, zu travestiren, ihre Themata in der Heimat suchen würden, so könnten die Quellen von Saratoga und die Bäder von Newport die Stelle von Bath, Cheltenham und Brighton einnehmen. Man muß übrigens nicht glauben, daß in jenen beiden Vergnügungsörtern ein sehr heiteres Leben geführt werde; der größte Theil der Gesellschaft geht damit hin, das Fest vorzubereiten, welches sie beschließen soll, und wozu man gewöhnlich einen Maskenball wählt. Ein Comité wird zur Anordnung des Ganzen eingesetzt, ein zweites für das Orchester, ein drittes für die Contreläinge, ein viertes für die Decorationen, ein fünftes für die Erfrischungen. Der Preis eines Billets ist nie unter zehn bis zwölf Dollard, und in den Kostümen herrscht ein wahrhaft verschwenderischer Luxus. Die amerikanischen Journale verfehlen auch nicht, ein halb Dutzend ihrer mächtigen Spalten dem Verzeichniß der Theilnehmenden und einer genauen Beschreibung ihres Kostüms zu widmen, die oft von den in Frage stehenden Personen selbst geliefert wird. Es ist eine kuriose Thatsache, daß die schönen Amerikanerinnen bei diesen Gelegenheiten eine besondere Vorliebe für Charaktermasken zeigen, welche die Göttinnen der Mythologie oder die Heroinnen, Marquisen und Gräfinnen des ancien régime darstellen.

Was den begüterten Klassen Neu-Englands fehlt, nn den entsprechenden Schichten der alt-englischen Gesellschaft vollständig zu gleichen, ist jene Unabhängigkeit des Geistes, jene Freiheit des Auftretens, jene Eleganz in den Formen, welche sich in den aristokratischen Zirkeln Londons bemerklich macht. Es giebt jenseits des Oceans keinen privilegirten Stand, der für die übrige Bevölkerung als Muster und lebendes Beispiel dient, und durch welchen jene Ueberlieferungen und conventionellen Gebräuche verewigt werden, die man „guten Ton“ nennt. Nicht, daß es in Neu-England an reichen Privatleuten mangelt: es ist ihnen nur, so zu sagen, verboten, ihres Reichthums zu genießen. In Massachusetts, namentlich in Boston, findet man eine nicht geringe Anzahl Familien, die seit mehreren Generationen mit höchst bedeutenden Glücksgütern gesegnet sind; in New-York sind gar die Millionäre buchaus nicht selten; aber überall ist der Reichthum von einer Art moralischen Ostrazismus getroffen. Ein Hand in der Nähe der Promenade zu haben, welche den Namen Common Garden führt, ist das höchste Ziel eines Bostoner Krösus, und in einigen Straßen dieser Stadt werden daher Grundstücke eben so theuer verkauft, als in der Londoner City oder auf den Boulevards von Paris; wenn jedoch dieser Krösus seinen guten Ruf nicht einbüßen, von seinen Mitbürgern nicht verschrieen werden will, wenn er danach strebt, Abgeordneter zum Kongreß, Mitglied der Staats-Legislatur oder des Municipalraths, ja, auch nur Bezirksvorsteher oder Kirchenältester zu werden, so muß er sich nicht darauf beschränken, den geringsten Handwerker seiner Bekanntschaft zu grüßen — er muß ihm zuerst die Hand drücken und nach seiner Gesundheit fragen; er muß die einfachsten Kleider tragen und zu Fuße gehen. In ganz Boston zählt man keine zwanzig Equipagen und kaum eine einzige Familie, welche mehr als drei bis vier männliche und weibliche Dienstboten hätte, bei einem Hausstande, der in London oder Paris eine Domestikenschaar von funfzehn bis zwanzig Köpfen erfordern würde. Der Hausherr muß seine Thür stets für seine Nachbarn offen halten, ihre Besuche annehmen und erwiedern, mögen sie ihm angenehm seyn oder nicht, denn nur durch ein populäres Betragen kann er es dahin bringen, daß man ihm seinen Reichthum verzeihe.

Wenn wir von Neu-England nach den Staaten des Südens und Westens

*) Saratoga liegt übrigens im Staate New-York und nicht, wie hier angedeutet wird, in Neu-England. D. R.

Digitized by Google

übergehen, so sehen wir dort die Reichen unter einem noch härteren Drucke schmachten. Ein Volksvertreter klagte dem Sir Charles Dyell, daß er bei jeder Neuwahl genöthigt sey, seine am meisten abgetragenen Kleider anzulegen, wenn er seine Kommittenten besuchen wolle, und daß er, trotz der weiten Entfernungen, alle seine Gänge zu Fuß machen müsse, obgleich er einen Stall voll Pferde auf seinen Gütern habe. Ein anderer, der stets mit den Demokraten gestimmt hatte, war überzeugt, daß man ihn bei der nächsten Wahl unbarmherzig zurückweisen werde, da seine Tochter, als sie einige Tage in einer benachbarten Stadt verbrachte, von einer reichen Familie zum Ball geladen worden und dort in seidenen Schuhen und Spitzenhalben erschienen war. Am Tage nach dem Ball erhielt der Vater von mehreren seiner Wähler Briefe, die ihm meldeten, daß er künftig nicht mehr auf ihre Stimmen rechnen dürfe.

Die Reichen befinden sich also in den Vereinigten Staaten in einer Lage, welche in mancher Hinsicht an die der Juden im Mittelalter erinnert, und es ist leicht erklärlich, daß viele begüterte Amerikaner es unter diesen Umständen vorziehen, ihr Vermögen in Europa zu verzehren. Die zuhause Bleibenden sind gezwungen, sich allen Prunk, allen äußeren Schein des Reichthums zu versagen, und trösten sich, wie einst die Juden, durch den Luxus und den Comfort ihrer inneren, häuslichen Einrichtung. Die Fabrikanten in Lyon sehen ihre werthvollsten Stoffe nach Boston und New-York ab; die Wohnungen der reichen Amerikaner strotzen von Sammet und Seide, ihre Frauen und noch mehr ihre Töchter bedecken sich mit Perlen und Diamanten und bezahlen fabelhafte Preise für die geringsten Gegenstände der Toilette. In jeder etwas älteren Stadt findet man einen kleinen Kern wohlhabender Familien, die von den ersten Ehrenämtern ausschließen und, allen politischen Einfluß dem ruhigen Genusse aufopfernd, nur für sich und einen kleinen Kreis bilden, zu dem man mit vieler Mühe Zutritt erlangt; so ist es in Boston, in Philadelphia, in Baltimore, in Charleston. In New-York machen die Familien der alten holländischen „Patrone", welche jetzt die fünfzehnfache Millionäre unter ihren Mitgliedern zählen und welche man seit vierzig Jahren konsequent von allen öffentlichen Aemtern entfernt gehalten, die reichste und unzugänglichste Coterie aus, die vielleicht in der ganzen Welt zu finden ist.

Der bemerkenswertheste Charakterzug der Bevölkerung von Neu-England war sonst die Wärme und die Innigkeit des religiösen Glaubens. Dieser Zug beginnt jetzt, sich allmälig zu verlieren. Um ein gewisses Ansehen in den Vereinigten Staaten zu besitzen, um für einen achtungswürdigen Mann zu gelten, muß man dem Namen und der That nach zu irgend einer Religionssekte gehören. Es ist durchaus nothwendig, am Sonntag dem Gottesdienst einer beliebigen Gemeinde beizuwohnen; das ist aber auch hinreichend. Die Forderungen der öffentlichen Meinung sind die nämlichen geblieben; was jedoch die verschiedenen Sekten betrifft, so giebt es heute mehrere, deren Lehrsätze eine sehr erweiterte Denkfreiheit zulassen. Die wohlhabenderen Klassen in Massachusetts bekennen sich fast allgemein zur Sekte der Unitarier, deren Kirchen und Geistliche seit einem Vierteljahrhundert sich vorzehnfacht haben und die noch immer im Fortschritt begriffen ist. Einige Bemerkungen darüber werden nicht überflüssig seyn. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verbreiteten sich in Neu-England die Lehren der Universalisten, deren Name von dem ihnen eigenthümlichen Dogma herrührt, daß alle Menschen nach Ablauf einer ihrer Vergehen angemessenen Bußzeit der Erlösung theilhaftig werden. Diese Religionssparte, die von den anderen Protestanten der Laxität beschuldigt wurde, gewann bedeutenden Anhang und bahnte den Weg für den Unitarismus, in den sie sich aufgelöst hat. Im Gegensatz zu den Methodisten und Presbyterianern, die von jedem Individuum ein öffentliches Bekenntniß und klare Beweise des Glaubens verlangen, ehe sie es zum Abendmahl zulassen, behaupteten die Universalisten, daß weder der Geistliche, noch die Gemeinde im Stande seyen, den Einfluß der göttlichen Gnade auf das menschliche Gemüth zu erkennen, und daß, da das Abendmahl ein Mittel der gestigten Wiedergeburt sey, man es Niemanden verweigern dürfe, indem die Theilnahme an dem Sakrament die Anfänglingen im Glauben befähige und bisweilen zu Gott hinziehe, über die seine Gnade sich noch nicht ergossen habe. Sie reichten daher Allen, welche nicht einen offenbar ärgerlichen Lebenswandel führten, das Abendmahl, ohne sie den Bedingungen zu unterwerfen, welche die Geistlichen der übrigen Religionsbekenntnisse einhielten. Ihre Zortsichtte waren um so größer, als sie zwar die Gläubigen von einem Zwange erlösten, der ihnen längst beschwerlich geworden, aber nichts in den eigentlichen Glaubenslehren änderten: hierbei blieb man jedoch nicht stehen. Obwohl der universalistischen Doktrin das Prinzip zu Grunde lag, daß man Niemanden richten und immer das Beste für seine Mitmenschen hoffen müsse, so war es doch nöthig, die wesentlichen Punkte des Glaubens festzustellen, von denen man sich nicht entfernen könne, ohne aufzuhören, sich einen Gläubigen zu nennen. Nach und nach wurde die Lehre von der Erbsünde und der Gnadenwahl verworfen und in ihrem Gefolge die Nothwendigkeit der Sühnung durch das Blut Christi und der Wiedergeburt durch den heiligen Geist, den Spender der Gnade. Bald hörte man auch auf, zu bekennen, daß der Sohn und der heilige Geist überhaupt etwas mit dem Werke der Seligkeit zu thun hätten; der Universalismus schloß sich in dieser Weise den Socinianischen Lehrsätzen an, er entwickelte sich ferner unter dem Einflusse der englischen Propaganda, und zwischen den Jahren 1812 und 1815 pflanzte er offen die Fahne des Unitarismus auf. Er besaß damals bereits zahlreiche Anhänger in Neu-England.

Der Unitarismus verdankt seinen Erfolg nicht allein der Anziehungskraft einer Doktrin, welche, indem sie die Strenge der religiösen Gebräuche mildert, zu gleicher Zeit mehrere Dogmen fallen läßt, die die Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben erfordern; das Talent der unitarischen Geistlichen trug viel dazu bei. Sie waren und sind noch jetzt ihren Kollegen an Fähigkeit und wissenschaftlicher Bildung überlegen. Der Unitarismus ist die einzige Sekte in Amerika, die eine literarische und theologische Bewegung von einiger Lebhaftigkeit und Bedeutung hervorgebracht hat. Er besitzt nicht nur die beste Review und die besten religiösen Journale im Lande — er kann sich auch rühmen, einen Theologen erster Klasse in Norton, dem Verfasser des Werkes „über die Echtheit des Evangeliums", ausgezeichnete Prediger in Henry Ware und Dewey und den größten Kanzelredner und einflußreichsten Schriftsteller der Vereinigten Staaten in Channing erzeugt zu haben. Außerdem zählt er unter seinen Mitgliedern einen Theil der hervorragendsten Staatsmänner und Literaten Amerika's.

Die Unitarier, die wir namhaft gemacht haben, bekennen sich nicht alle genau zu denselben religiösen Meinungen. Das Prinzip des Rationalismus, welches am Grunde ihrer Doktrin liegt, hat nicht verfehlt, sich immer mehr zu entwickeln. Die ersten amerikanischen Unitarier hatten das Evangelium anerkannt und vertheidigt; sie acceptirten die Wunder im Glauben an die Einfluß und Wahrhaftigkeit der Apostel und als ein göttliches Zeugniß für die Echtheit der neuen Lehre. Bald räumten sie indessen ein, daß die Verfasser des neuen Testaments, als Menschen und daher auch mit menschlichen Schwächen behaftet, durch höhere Eingebung nicht gegen jeden Irrthum in den Thatsachen und dem Raisonnement geschützt seyn konnten. Die Stellen, aus denen die Dreieinigkeit hergeleitet wird und die sich auf die Gottheit Christi und die Persönlichkeit des heiligen Geistes beziehen, erklärten jene als Corruptionen des göttlichen Wortes und als Resultat einer fehlerhaften Auslegung; die menschliche Vernunft ward als Kriterium der religiösen Wahrheit betrachtet. Nachdem also um das Jahr 1830 die Kenntniß der deutschen Philosophie sich in Amerika verbreitete, sah man unitarische Theologen die Behauptung aufstellen, daß der Glaube sich nicht auf Wunder stützen dürfe, und daß man vielmehr die Wahrheit der christlichen Doktrin rationell beweisen müsse; daß die Bibel ein Gemisch von Wahrheit und Irrthum sey, und daß man folglich die Beweise für alles Wesentliche der Religion in der Vernunft zu suchen habe. Die führenden Geister sind in den letzten Jahren so weit gegangen, alle Religionen, mit Einschluß des Christenthums, für eine mehr oder minder ausgebildete, mehr oder minder vollkommene Entwickelung des religiösen Gefühls zu erklären, welches dem menschlichen Geiste eigen ist. Alle jene Männer, welche die Moral und den religiösen Sinn befördert haben, Moses, Minos, Zoroaster, um nur die älteren zu nennen, seyen einer höheren Eingebung gefolgt; Jesus von Nazareth sey dieses göttlichen Einflusses mehr als alle andere theilhaftig gewesen; es sey nicht wahrscheinlich, aber keineswegs unmöglich, daß sich einst Tages ein noch höher begabter Reformator vorfinden werde. Jesus Christus ist also nicht mehr ein Vermittler zwischen Gott und Menschen, sondern nur das bis jetzt vollkommenste Muster, das wir und in unserem Verkehr mit der Gottheit erwählen können.

Auf diese Stufe angelangt, hört der Unitarismus freilich auf, eine religiöse Doktrin zu seyn; er ist nur noch eine philosophische Meinung, die sich durch kein wesentliches Merkmal von dem Deismus unterscheidet. Er hat eine bedeutende Wirkung auf die Gesittesrichtung der Amerikaner ausgeübt, weil er von einem Prinzip der Toleranz und Milde ausging und weil seine Berufung auf die höchsten Eigenschaften der menschlichen Intelligenz und die unmittelbare Erkenntniß der Gottheit im Munde talentvoller und beredter Männer dem religiösen Indifferentismus einen weiten Spielraum gab. In seinen letzten Phasen hat der Unitarismus keine andere Richtschnur der Moral, als die Andeutungen des Gewissens, und wir fürchten daher, daß sich früher oder später Leute finden werden, die hieraus in der Praxis die gesährlichsten Folgen ziehen. Wir fürchten, daß Emerson, der in der Tugend und dem Genie einige Analogie mit Spinoza besitzt, auch eine andere, weniger beneidenswerthe Aehnlichkeit mit ihm haben werde, das Unglück, Jünger zu bilden, die in nichts ihrem Meister gleichen.

Es schien uns nothwendig, dieses Umstandes als einer Thatsache zu erwähnen, die geeignet ist, einiges Licht auf die intellektuelle und moralische Lage Neu-Englands zu werfen, — daß nämlich, wenn auch Niemand sich dem religiösen Verbande entzieht oder sich offen zum Indifferentismus bekennt, die unitarische Sekte die meisten Fortschritte von allen dort bestehenden Glaubensparteien macht und jetzt den sünften Theil der Bevölkerung, worunter fast die ganze wohlhabendere Klasse, zu ihren Anhängern zählt. Die Zukunft wird lehren, welche sittlichen und politischen Folgen aus dieser Thatsache hervorgehen werden. Es bleibt uns nun noch zu erwähnen, aus welchen Gründen die Wohlfahrt der Vereinigten Staaten noch keine Verminderung erfahren hat und noch auf lange Zeit einer solchen nicht ausgesetzt seyn dürfte.

Mannigfaltiges.

— Englische Illustrationen. Die bei Karl B. Lorck in Leipzig erscheinende Uebersetzung von Dickens' (Boz) neuestem humoristischen Roman „Lebensgeschichte und Erfahrungen David Copperfield's des Jüngeren" empfiehlt sich durch treffen Lesern besonders durch die derselben beigefügten lithographirten Zeichnungen des Originals von Hablot K. Browne. Wer ein aus dem Leben gegriffenes Bild der englischen Mittelklassen haben will, der muß diesen Roman mit seinen Illustrationen à la Hogarth kaufen. Ganz besonders haben uns „Unser Stand in der Kirche" und „Der Besuch auf einen Augenblick" zugesagt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mein u. Comp., Jägerstraße Nr. 23. und bei Leop. Cassar, Breitestraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 16. Berlin, Dienstag den 5. Februar 1850.

England.

Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell.

II. Lord Coke und Sir Matthew Hale.*)

„Wir kommen nun", sagt Lord Campbell, „auf den Mann, der bei seinen Zeitgenossen und noch jetzt für das größte juristische Orakel gilt; der das glänzendste Beispiel richterlicher Unabhängigkeit darbietet und dem wir einen der Hauptpfeiler unserer freien Verfassung danken. Leider ging ihm alle philosophische und ästhetische Bildung ab, und eine selbstische, hochmüthige und anmaßende Gesinnung war einen so tiefen Schatten auf seine Verdienste, daß diesen kaum Gerechtigkeit widerfahren ist. Abgestoßen von seiner engen kleinlichen Anschauungsweise; angewidert von der Form seiner Schriften, denen alle Methode und alle stilistische Rundung mangelt; schmerzlich berührt von Mitgefühl für die Personen, die er so schmählich behandelte, können wir leicht vergessen, daß — mit den Worten Lord Bacon's — „ohne Sir Edward Coke das Gesetz zu seiner Zeit ein Schiff ohne Ballast gewesen wäre;" daß, während alle übrigen Richter in feiger Unterwürfigkeit sich unter dem Befehl eines Fürsten beugten, der so gern den Despotismus unter den Formen gesetzlichen Verfahrens eingeführt hätte, er sein Amt seiner Pflicht zum Opfer brachte; daß er allen Lockungen, aller List und Gewalt des Hofes Karl's I. zum Trotz die Petition of Rights entwarf und einbrachte — eine Bill, die eine unbeschränkte Anerkennung der englischen Freiheit in sich faßt, die lebendiges Zeugniß ablegt gegen die gesetzlose Tyrannei der Regierung ohne Parlament, auf die man sich mit Erfolg berief, als die Parlamente wieder zusammentraten, und die bei der Revolution 1688 zur Basis wurde für den glücklichen, auf die Dauer gegründeten Bau."

Der folgende Bericht über seine Studien im Rechtsfache dürfte mehr Bewunderung, als das Verlangen erregen, sie zum Muster zu nehmen.

„Von der Arbeitsamkeit, der er sich unausgesetzt ergab, kann man sich in unserem weichlichen Zeitalter keinen Begriff machen. Jeden Morgen stand er um drei Uhr auf und machte sich im Winter selbst Feuer an. Er las Bracton, Littleton, die Jahrbücher, die Gesetzesausgabe bis zur Stunde der Gerichtssitzungen um acht Uhr. Er fuhr dann zu Wasser nach Westminster und wohnte den Gerichtssitzungen bis zwölf Uhr bei. Nach einem kurzen Mahle im Inner-Temple-Hall hörte er Vorlesungen mit an und studirte dann bis zum Abendessen um fünf Uhr." Nach Beendigung desselben nahm er Theil an Disputationen über schwierige Rechtsfälle, bei schönem Wetter in einem Garten an der Themse, bei regnichtem in den bedeckten Gängen nahe an der Tempelkirche. Zuletzt verschloß er sich in sein Zimmer und arbeitete an seinem Collectaneum, worein er, unter passenden Ueberschriften, Alles trug, was ihm der Tag Belehrendes und Merkwürdiges über Rechtswesen gebracht hatte. Mit dem Schlage neun Uhr ging er zu Bette, um dem Schlafe vor und nach Mitternacht gleiche Zeittheile zuzumessen. Das Leben desselben er nie; die Dichtungen Surrey's oder Spenser's zu lesen, erschien ihm als Zeitverschwendung. Für ihn hatte Shakespeare umsonst seine ewigen Schöpfungen hervorgerufen.

„Reichthum und Ehrenstellen strömten dem fleißigen Arbeiter zu. Und Burleigh, stets eifrig bemüht, die Tüchtigsten in den Staatsdienst einzureihen, spendete an Coke reichlich eine Gunst, die er seinem begabten Neffen Bacon hartnäckig verweigerte. Er ward Oberstaatsanwalt (Attorney-General) und bald darauf zum Sprecher gewählt. Seine Rede an die Königin bei der Parlamentsauflösung stieß scharf ab gegen die Petition of Rights, die er später einbrachte. Zu jener sagte er unter Anderem: „Unser Habe und unser Leben liegen zu unumschränkter Verfügung zu Eurer Majestät Füßen." Daß Staatsämter aus der jugendlich überwallenden freisinnigen Gluth im Alter zu der Erstarrung des kaltsinnigen Absolutismus herabsinken, ist nichts Ungewöhnliches; in Erstaunen aber setzt uns ein Mann, der in seinem früheren Leben sich zu solchen Ansichten bekannte und bei grauen Haaren und im siebzehnten Jahrhundert obenein mit solcher Kühnheit und Umsicht die Prinzipien der Freiheit vertrat. Es muß in dem Manne ein gediegener Kern gelegen haben, der seinem weit berühmteren Nebenbuhler leider abging. Das Alles jedoch kann weder sein brutales Benehmen bei den Verhören mit Esser und Raleigh, noch seine lächerliche zweite Heirat mit der jungen schönen Lady Hatton in Vergessenheit bringen. Er erscheint hier in einem um so verächtlicheren Lichte, als ihn nicht etwa leidenschaftliche Liebe dazu trieb, sondern theils die Begierde nach ihren ausgedreht'en Besitzungen und theils vielleicht hauptsächlich der Wunsch, seinem großen Rival, der selbst um die Lady warb und der mit Hülfe des Einflusses ihrer Familie ein furchtbarer Feind werden konnte, den Rang abzulaufen. Die Reibungen zwischen diesen beiden ausgezeichneten Männern nahmen immer zu, und Bacon hat uns davon ein recht anschauliches Bild in einem Zusammentreffen mit diesem „Tyrannen von Westminster-Hall" entworfen:

„..... Das that ich denn in den möglichst sanften und verständigen Worten. Der Herr Kronanwalt fing Feuer und sprach: Mr. Bacon, wenn Sie einen Zahn auf mich haben, reißen Sie ihn aus; sonst könnte er Ihnen mehr wehe thun, als alle Zähne in Ihren Kinnbacken Ihnen wohl je thun vermögen.

Ich (kalt). Herr Anwalt, ich achte, aber fürchte Sie nicht. Und je weniger Sie von Ihrer Größe sprechen, desto höher werde ich davon denken.

Er (mit unaussprechlichem Hohn). Ich halte es unter meiner Würde, über Größe mit einem Menschen zu streiten, der kleiner als klein, ja, als der Kleinste ist. — Gereizt wie ich war, begnügte ich mich, zu erwidern: Herr Anwalt, Sie stellen mich so tief, und doch war ich schon einmal Ihnen vor und kann es, wenn es der Königin gefällt, wieder einmal werden. Hierauf redete er ins Gelag hinein, was weder er, noch ich verstand; er sey als „Kronanwalt" geboren, und meinte endlich, ich sollte mich um meine Sachen und nicht um die der Königin kümmern; ich hätte nicht geschworen u. s. w.

Ich. Geschworen oder ungeschworen, das gilt einem ehrlichen Manne gleich; ich habe stets mein Amt in die erste und meine Person in die zweite Reihe gestellt; und bete zu Gott, Sie thäten desgleichen.

Er. Es wäre gut, wenn Sie sich einen ..... auf den Rücken heften ließen.

Ich. Das können Sie nicht, und Sie werden nimmer das Wild jagen, da Sie eine alte Spur verfolgen. — Es fiel seinerseits noch manches schmähende Wort, das ich mit gleichgültigem Schweigen beantwortete."

Beim Regierungs-Antritt Jakob's hatte Coke in den Hochverraths-Anklagen alle Hände voll zu thun; 1606 wurde er Oberrichter und verstieß bei mehr als einer Gelegenheit, wo er das Gesetz über den König stellte, hart gegen die Despotenlaune Jakob's. In dem ganzen Verlauf des Prozesses gegen die Gräfin von Somerset und Mitschuldige benahm er sich sehr ehrenvoll und stach darin höchst vortheilhaft von dem niederträchtigen und gemeinen Betragen Bacon's ab.

Jakob aber sah dies mit Verdruß und wahrscheinlich mit Furcht, und von Stund an war des Oberrichters Ungnade beschlossen. Als der König einst in Wuth die Richter nach Whitehall vor sich beschied und ihnen in der Prüdencesache die Frage vorlegte: Ob sie nicht im Fortgang der Angelegenheit bis zur Rücksprache mit Sr. Majestät einhalten würden? Da antworteten Alle einstimmig dreimal: „Ja!" Coke allein äußerte unerschrocken: „Wenn der Fall eintritt, werde ich thun, was sich für einen Richter zu thun ziemt." — Kein Wunder, daß nun seine ungnädige Entlassung wirklich erfolgte.*)

Die Richter in den Zeiten der Republik, wird uns versichert, waren „sehr gelehrte und achtungswürdige Männer." Das das Recht unparteiisch und zu Aller Zufriedenheit verwalteten." Das ist weit mehr, als von den meisten ihrer Nachfolger zu sagen ist. Einer jedoch macht eine rühmliche Ausnahme: Sir Matthew Hale, einer der unbescholtensten, gottesfürchtigsten, unabhängigsten und gelehrtesten Richter. Als Puritaner erzogen, gerieth es ihm zur Ehre, daß er, ungleich den so erzogenen Konformisten, die Anhänger dieser Sekte stets mit großer Liebe behandelte. Von seiner Gerechtigkeit und seinem Scharfblick zeugt folgende Anekdote: Sein Zechtmeister sagte zu ihm: Ich habe Euch nichts mehr zu lehren, denn Ihr seyd mir in meiner Kunst übergegen. Gut, antwortete Hale, Ihr sollt das Haus, in dem Ihr wohnt, zum Eigenthum haben, wenn Ihr mir in die Parade folget und mir einen Hieb beibringt. Nun thut Euer Bestes, denn ich halte Wort. Der Zechtmeister versetzte ihm auch nach einem kurzen Kreuzen der Rapiere einen tüchtigen Hieb auf den Kopf. Hale hielt sein Versprechen, nicht unzufrieden, um diesen Preis gelernt zu haben, Schmeichelei von Wahrheit unterscheiden, und benutzte die Erfahrung, sich früh den Schwarm speichelleckender Sykophanten vom Leibe zu halten. — Mit großem Ernst und Fleiß legte er sich auf das Studium der Rechte und arbeitete oft sechzehn Stunden des Tages. Sein Benehmen beim Ausbruch des Parlamentskrieges, räumen wir Lord Campbell ein, war feig und selbstisch. Für einen Helden hat er nie gegolten. Er entschied sich für keine Partei, diente unter dem Parlamente, dem Protektorate und stieg bis zum Oberrichteramte unter der Restauration. Das lag aber vielleicht mehr in seiner angeborenen Furchtsamkeit, als in irgend einem anderen Motiv; denn er wider-

*) Vgl. Nr. 11 des Magazins.

*) Deutsche Leser erinnern sich vielleicht der Karikatur des Oberrichters (Gottlieb, wie er dort genannt wird) Coke in dem Ziegler'schen Schauspiele: „Vorderemund." Sir Gottlieb Coke war eine der Glanzrollen des verstorbenen Ludwig Devrient in Berlin. D. R.

Digitized by Google

stand Cromwell und suchte nie Karl zu gefallen. Seine richterlichen Entscheidungen waren stets unparteiisch, und in einer Zeit der schmählichsten Bestechlichkeit war Hale der einzige unbestechliche Richter. Die Regierung, die er sich für seine Amtsführung vorzeichnete — und man hat guten Grund, zu glauben, daß er sich streng daran hielt — verdienen nach Lord Campbell's Aeußerung in „goldenen Buchstaben in Westminster-Hall aufgezeichnet zu werden."

Es mußte seinem milden Herzen sehr wehe thun, wenn die früher mit ihm Befreundeten unter Anklage der neuen Parlamentsalten vor seinen Richterstuhl geführt wurden, und wenn er mit den armen Quäkern und Baptisten so erbarmungslos verfahren sah. So erschien einst Tages die unerschrockene, hochherzige Elisabeth, Gattin des vortrefflichen John Bunyan, vor ihm und seinem Kollegen, Richter Twisden, um die Befreiung ihres Gatten, der im Bedford-Kerker schmachtete, zu erwirken. Der schroffe Abstand zwischen der wohlbekannten Milde Hale's und der grimmigen Strenge Twisden's trat hier recht auffallend hervor. Das edle treue Weib hellte ihres Gatten Sache recht eindringlich dar und bat um Gerechtigkeit. „Twisden", so erzählt Bunyan, „schnaupte sie an und bedeutete sie zornig, ich wäre überführt und könnte nur unter der Bedingung frei kommen, wenn ich das Predigen einstellte."

Elisabeth. Die Lords (des Oberhauses, an die sie sich gewendet hatte) sagten mir, die Befreiung stände in Eurer Hand, und Ihr gebt mir weder Erlösung, noch Trost. Mein Mann ist widerrechtlich im Gefängnisse, und es ist Eure Pflicht, ihn daraus zu befreien.

Twisden. Er ist nach dem Gesetze überwiesen.

Elisabeth. Das ist falsch! Denn als man ihm sagte: Bekennt Ihr Euch der Anklage schuldig? da antwortete er: Bei den Versammlungen, wo ich predigte, war Gott gegenwärtig.

Twisden. Will Euer Mann das Predigen einstellen, dann mögt Ihr ihn holen lassen.

Elisabeth. Mylord, das darf er nicht, so lange er noch ein Wort sprechen kann. Doch bedenkt, gute Lords, wir haben vier kleine Kinder, darunter eines blind ist, und so lange der Vater im Gefängnisse sitzt, haben sie nichts zu leben, außer was die christliche Milde guter Leute ihnen reicht. Auf die Nachricht von der Verhaftung meines Mannes fiel ich in Ohnmacht, und, jung und solcher Dinge ungewohnt, kam ich in Nöthen und nach acht qualvollen Tagen genas ich eines todten Kindes.

Hale. Armes, armes Weib!

Twisden. Die Armuth ist blos ein Vorwand; denn ich höre, daß Euer Mann bei seinem Herumreisen und Predigen mehr verdient, als mit seinem Gewerbe.

Hale. Was ist sein Gewerbe?

Elisabeth. Er ist Kesselflicker, mit Eurer Herrlichkeit Verlaub. Und eben weil er nur Kesselflicker und arm ist, darum wird er verachtet und bekömmt kein Recht.

Hale. Es beträgt mich aufrichtig, und doch kann ich Euch nicht helfen. Wir dürfen uns blos an das Wort des Gesetzes halten, und wie irrig auch dessen Ausspruch laute, wir haben keine Macht, ihn umzustoßen. Was Euer Mann gelagt, galt als Geständniß, und dann wurde er verurtheilt. Es bleibt Euch daher kein anderes Mittel, als entweder des Königs Begnadigung zu ersiehen, oder auf Revision der Akten anzutragen. Lassen sich dann die Anklage und das weitere Verfahren als widergesetzlich nachweisen, so wird das Urtheil umgestoßen und Euer Mann in Freiheit gesetzt. Eure bemitleidenswerther Fall thut mir in der Seele wehe; ich wünschte, Euch zu dienen, fürchte aber, nichts für Euch thun zu können."

„Wie wenig wissen wir Sterblichen, was zu unserem dauernden Glück ist! Wäre Bunyan freigesprochen worden, so hätte er sich wieder seinem früheren Gewerbe zugewandt und seine Mußestunden mit Feldpredigten ausgefüllt; sein Name hätte dann sein Zeitalter nicht überlebt, und für die religiöse Erleuchtung des Menschengeschlechtes hätte er wenig gethan. So aber schlossen sich die Kerkerthüren auf zwölf Jahre hinter ihm. Abgeschnitten von der Außenwelt, pflog er mit seinem Geiste Umgang, und von Ihm angeregt, der durch seine Berührung die Lippen Jesajas geheiligt hatte, schuf er die edelsten Dichtungen, deren Werth zuerst die Armen an Geist entdeckten, in deren Urtheil später die anspruchsvollste Kritik einstimmte. Sie trugen mehr dazu bei, Frömmigkeit zu erwecken und die Lehren christlicher Moral eindringlich zu machen, als alle gedruckten Predigten aller Prälaten der anglikanischen Kirche."

Ein anderer berüchtigter Prozeß, der der Herr von Bury, zeigt uns Hale in einem minder günstigen Lichte. Bei der Betrachtung solcher Fälle sollten wir indeß vorerst den Einfluß der Zeitvorstellungen auch auf die kräftigsten Geister und dann die Unvollkommenheit medizinischer Kenntnisse in jenen Tagen bedenken. Man wußte damals so wenig von der zahlreichen Klasse der sogenannten „nervösen Leiden", und wenn noch heutzutage das Publikum die angeblichen Wunder des thierischen Magnetismus anstaunt, wie mußten sie vor zweihundert Jahren auf die Menschenmas wirken! Wir geben hier den Auszug einer Zeugenaussage bei dieser Gelegenheit:

„Vor etwa sieben Jahren rief mich ein Geschäft außer dem Hause, ich hat dahrr meine Nachbarin Amy Duny, nach meinem Wilmchen, der noch an der Brust war, in meiner Abwesenheit zu sehen, und versprach ihr einen Penny für ihre Bemühung; schärfte ihr aber ein, ihm nicht die Brust zu reichen. Ich wußte wohl, daß sie, ein altes Weib, auf natürlichem Wege das nicht thun könnte; ich fürchtete es aber dennoch, weil sie seit Jahren schon im Geruche der Zauberei stand. Trotz meinem Verbote jedoch hatte sie das Kind gesäugt, das in derselben Nacht Anfälle von Ohnmachten bekam, und dies dauerte so mehrere Wochen zu meinem großen Schrecken. Ich ging nun zu einem gewissen Dr. Jakob, der zu Yarmouth wohnte und in der ganzen Gegend im Rufe stand, bedeuten Kindern zu helfen. Er rieth mir, den Knaben vor dem Feuer in ein Laken zu wickeln, und was ich dann in dem Tuche fände, sollte ich ins Feuer werfen. Das that ich noch in derselben Nacht, und da fiel aus dem Laken eine große Kröte, die auf dem Heerde hin- und herlief. Ich faßte sie mit der Zange und warf sie ins Feuer. Sie machte einen erschrecklichen Lärm, und nach kurzem erfolgte ein Knall, wie wenn eine Pistole losgegangen wäre, und ausstog die Kröte, ohne eine Spur zurückzulassen. Den anderen Morgen kam ein Mädchen, die Verwandte besagter Amy, zu mir und erzählte, in welchem traurigen Zustand ihre Muhme sey: Gesicht, Beine und Schenkel ganz verlengt, stße sie in ihrer Stube in bloßem Hemde allein, ohne einen Funken Feuer. Und halten zu Gnaden, Mylord, nachdem besagte Kröte verbrannt war, erholte sich meine Kind, ward frisch und gesund und lebt bis zur Stunde noch."

Das Zeugniß zweier Mädchen, die gar Sieck- und Nähnadeln von sich gaben, galt für noch schlagender, und die unglückseligen alten Weiber wurden gehängt. Aber wenn Sir Matthew Hale Tadel verdient, daß er auf die Vollstreckung des Urtheils drang, was sollen wir von Sir Thomas Brown sagen, von dem edlen, gelehrten Denker Brown, der in eben diesem Verhör aus freien Stücken das Zeugniß abgab: Der Teufel wirke in solchen Fällen auf die Leiber der Männer und Frauen durch natürlichen Einfluß. Wenn nun einer der gelehrtesten Aerzte seiner Zeit sich so entschieden über einen Gegenstand aussprach, worin ihm volle Urtheilsfähigkeit zuerkannt wurde — dürfen wir uns wundern, daß der Lord Oberrichter keine Ahnung hatte, er könnte hier einen Justizmord begehen? Zum Glück für Lord Hale's Charakter ist allzu große Leichtgläubigkeit bei diesem Anlaß kein einziger Fehler. Er lebte lange und hochgeachtet, verleugnete sich nicht als Barter's Freund zu einer Zeit, wo diese Freundschaft bei Hof ihm gefährlich werden konnte, und ging, so weit das Gesetz es ihm gestattete, den gehässigen Geist der Verfolgung zu mildern. Er starb fast an Tagen und Ehren, und — mit ihm schließt Campbell den ersten Band seines Werkes.

Frankreich.

Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich.

(Von Risard.)

IV.

Vor dem Könige, nach Gott und nach der Freiheit, liebt das englische Volk am meisten sein Land. Es hat diese Liebe die meiste hyzifische Verwandtschaft mit der Vaterlandsliebe der alten Römer, welche aus dem stolzen Bewußtseyn des römischen Bürgerthumes und der Freiheit hervorging. Der Engländer ist kein eitler, renommirender Bewunderer seiner Heimat, der auf alles Fremde mit Verachtung herabsieht, sondern er liebt sein Land und ehrt es in Wahrheit.

Ein Volk, welches nur eitel auf sein Land ist, pflegt gewöhnlich weder von seiner Vergangenheit, noch von seiner Gegenwart, weder von der Geschichte, noch von der Geographie desselben etwas Gründliches zu wissen; der Engländer dagegen, der sein Land mehr liebt, als er davon spricht, studirt von Kindheit an und weiß Alles, was im Verlauf der Zeiten geschehen ist. Der Engländer datirt seine, so zu sagen, „anständige" Geschichte nicht, wie andere Völker, erst etwa von irgend einer Revolution oder von einer Zeit her, in der gewisse neue Ideen zur Geltung kamen; er ist vielmehr schon auf die Thaten seiner urälteften Vorfahren stolz. Und während sich bei anderen Völkern sehr oft bloße Abenteurer Geltung verschaffen, gehört in England der Einfluß nur solchen Männern, welche Grundsätze haben, d. h. welche an gewisse Wahrheiten glauben, die älter sind, als sie selbst, und sie auch überleben werden.

Nichts ist in England charakteristischer, als der Respekt vor der Vergangenheit. In Frankreich empfehlen sich die Dinge durch ihre Neuheit; in England macht Alles Glück, was Old English, d. h. alt und englisch ist. Der Charlatanismus beträgt hier die Leute in umgekehrter Weise, wie anderwärts, indem er ihnen Neues für Altes anzieht. Die heimische Alterthumskunde gehört in England zu den verbreitetsten und beliebtesten Beschäftigungen, mit denen sich selbst Frauen besassen.

Ich stehe allerdings keineswegs dafür, daß sich dieser patriotischen Geschmacksrichtung nicht auch die Mode ein wenig beimischt. Es giebt kein Land, keine Zeit, die von aller Mode frei wäre. So will in England eine gewisse Schule, man solle alle Worte fremden Ursprunges und der englischen Sprache entfernen. Das Sächsische allein findet Gnade, als hat am meisten eingeborne, inländische Element. Man beweist, daß das Sächsische vollkommen für die geistigen Bedürfnisse des gegenwärtigen Englands ausreiche. Es giebt Priester, welche nur sächsisch predigen (?). Es geht diese Sucht allerdings etwas ins Lächerliche; allein sie hat auch ihre anerkennenswerthe Seite.

Ich bewundere hierbei nichts mehr, als die eigenthümliche Scham, welche die Engländer über gewisse klägliche Perioden ihrer Geschichte empfinden. Den schönsten Beleg hierfür liefernten mir die peinlichen und kleinlauten Urtheile, welche ich rücksichtlich der unumwundenen Schilderungen und Enthüllungen Macaulay's, namentlich in dem ersten Bande seines großen Geschichtswerkes, zu vernehmen Gelegenheit hatte. Niemand wird leugnen, daß eine solche Scham manche gute Früchte zu tragen im Stande seyn dürfte.

Außer der patriotischen Wißbegier der Engländer rücksichtlich der Vergangenheit Englands und außer der zarten Scheu vor den mißlichen Punkten in ihrer Geschichte, kennt kein Volk den gegenwärtigen Zustand seines Landes besser, als sie. Wie weit ist man in dieser Hinsicht in Frankreich zurück! Die Jugend Englands ist in der Geographie und Geschichte der drei Königreiche

Digitized by Google

aufs gründlichste bewandert; sie kennt die lokalen historischen wie statistischen Verhältnisse jeder Grafschaft, kennt deren Produkte, ihre Flüsse, ihre Laubwege und Eisenbahnstrassen, ihre nützlichen Einrichtungen, ihre Denkmäler u. s. w. So werden in England schon in die kaum erwachten Herzen die Keime des Patriotismus gelegt. Schon zu dem Kinde spricht Alles von seinem Vaterlande; die ersten Worte, welche es stammelt, sind Lobpreisungen Englands; seine Gebete sagen ihm, daß die englische Nation vor allen von Gott gesegnet ist; die Bücher, an denen es lesen lernt, sind voll von ihrem Namen. Ist das Kind zum Jüngling herangereift, so führt man seiner Einbildungskraft den Anblick der Freiheiten des englischen Volks und seiner kommerziellen Größe vor; man lehrt ihn den Pfaden seiner Schiffe durch alle Meere folgen und weist ihm die Vasallen seiner Industrie auf allen Kontinenten nach; man läßt ihn die Weltkarte studiren, damit er wisse, welchen Platz sein Vaterland darin einnimmt.

Die Anzahl der Bücher, welche sich die Aufgabe stellen, England den Engländern vor die Augen zu führen, ist ungeheuer groß. Es sind diese Bücher für alle Klassen berechnet und äußerst billig, während die anderen literarischen Erzeugnisse mehrentheils artifokratische Preise haben. Ich glaube, es giebt in England keinen irgend die Spur menschlicher Arbeit an sich tragenden Stein, keinen Maulwurfshaufen, den die Topographie noch kennen lernen sollte. In Frankreich brüstet man sich mit seinem Vaterlande, ohne es irgend näher zu kennen.

Und eben weil die Engländer in dieser Hinsicht ein so gründliches Wissen besitzen, sind sie so aufmerksam auf ihre innere Politik und so besorgt, da ihre Ansichten zur vorwaltenden Geltung zu bringen. Man kann auf ihre Geduld spekuliren, die Sachen in die Länge ziehen und temporisiren; aber man täuscht sie darum über ihre wahren Bedürfnisse eben so wenig, als es gelingen möchte, ihnen scheinbare oder falsche aufzuschwatzen. Jeder Engländer hat eine Anschauung über die innern Angelegenheiten des Landes, und es hält sehr schwer, ihn zur Aenderung derselben zu vermögen: allerdings versteht er dafür andererseits nur sehr wenig oder gar nichts von den auswärtigen Angelegenheiten. Er weiß dies aber sehr gut, hält sich keineswegs für kompetent und vertraut hierin ganz auf die Einsicht und den Patriotismus seiner Regierung.

Ganz Europa weiß, daß sich die englische Bourgeoisie gegen den Aufstand verwahrt. Er hat von vornherein seine Freunde in dieser Klasse der Gesellschaft. Es giebt in ihr Niemand, welcher daran dächte, die Chartisten zur Durchsetzung einer konstitutionellen Reform um Unterstützung mit der Faust zu bitten. Die Bourgeoisie weiß, daß solche Hülfstruppen sich nur auf ihre eigene Rechnung schlagen, und daß in jedem Bürgerkriege diejenigen, welche das Wenigste wollen, nicht lange die Herren dieser bleiben, welche das Meiste wollen. Wer erinnert sich nicht noch, wie sich im Sommer 1848 in der Umgegend von London auf der Ebene von Kennington über 200,000 Chartisten versammelt hatten, um ihre Zwecke, wenn nicht anders, mit Gewalt durchzusetzen, und wie sich auf der anderen Seite die Bourgeoisie in allen Straßen der Stadt zu einer Armee der Ordnung und legalen Freiheit zusammenschaarte?

V.

Diese flüchtige Erinnerung an einen großen Moment in der jüngsten Zeit führt mich auf den schönsten Beweis von der politischen Intelligenz bei den mittleren Klassen in England, nämlich auf die Aufmerksamkeit, welche sie den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen widmen. Es giebt zwei Armen-Budgets in diesem Lande, ein gesetzliches und ein freiwilliges, und demgemäß zwei Arten von Wohlthätigkeits-Uebung.

Um zunächst von ersterer zu sprechen, so weiß man, auf welch ungeheure Summe sich die Armentaxe beläuft. Ich lobe weder, noch tadle ich das Institut dieser Auflage. Ihre Wirksamkeit, ja, selbst ihre Sittlichkeit ist mehr als einmal angefochten worden; sie bietet einen reichhaltigen Stoff des Streites für die National-Oekonomen. Ich bin indeß von ihrer unmittelbaren Wirkung aufs tiefste gerührt; ich sah doch, daß man den Armen faktisch beispeang, den Hungernden Brod gab und so die Vorschrift des Evangeliums in Ausübung brachte.

Diese Abgabe ist nicht unbedeutend, und manche Familien leiden sehr unter der Last derselben. Viele, welche selbst schon auf dem Abhange zur Armuth stehen, können nur mit eigener Entbehrung denen, die ärmer als sie, zu Hülfe kommen. Was insbesondere die Klassen der Pächter betrifft, so wird ihnen unter der Herrschaft einer Reform, welche die englischen Häfen dem fremden Getraide öffnet, die Armentaxe vollends zum Ruin. Niemand indeß macht den Vorschlag zur Abschaffung dieser Steuer.

In jeder Ortschaft existiren eigens erwählte Armen-Aufseher, welche das Interesse des Armen mit den Hülfsmitteln der ihn Unterstützenden in Einklang bringen. Alle Wochen kommen diese Aufseher im Gemeinde-Hause zusammen. Wer irgend bedürftig ist, kann sich der ihrem Wohlthätigkeitstribunal stellen; sie examiniren auf möglichst zarte Weise, ob die Armuth von Mangel an Arbeit oder von anordentlicher Wirthschaft herrührt, und bestimmen dem Ergebniß gemäß, ob der eben Geprüfte in die Unterstützungs-Liste aufzunehmen ist oder nicht. Andere jährlich von der Ortsbehörde ernannte Wohlthätigkeits-Beamte (overseers) üben eine Art Oberaufsicht über die Armen des Pfarrsprengels; sie suchen häufig dem verschämten Armen die nöthige Hülfe zuzuwenden und ihm, wenn er kräftig und tüchtig ist, Arbeit zu verschaffen.

Das Armengesetz mag allerdings den Zorneswangen einer guten Oekonomie widersprechen, sedenfalls jedoch ist es ein Beweis einer guten Politik. Es beweist dem Armen öffentlich, daß die Gesellschaft, in der er lebt, sich mit seinen Bedürfnissen beschäftigt, und daß sie bemüht ist, den unvermeidlichen Uebeln, welche die Ungleichheit der Stellungen erzeugt, nach Kräften abzuhelfen; sie zeigt ihm in der ihm am nächsten stehenden Klasse eine Elite von ehrenhaften Leuten, welche, nachdem sie den gebührenden Theil der Taxe bezahlt haben, ihm noch ferner ihre Zeit widmen, um eine möglichst richtige Vertheilung zu erzielen, und die bald seine Klage vor ihrem Tribunal hören, bald in eigener Person ihn in seinem elenden Neste aufsuchen.

Die Arbeitshäuser sind eines der am meisten erörterten Armen-Institute. Ein unerklärliches Interesse zog mich immer wieder in diese Anstalten, wiewohl ich aus keiner Ferne, ohne ein höchst peinliches Gefühl zu empfinden, herausreise. Die Wohlthätigkeit hat in solchen Häusern allzu sehr das Ansehen der Gefangenschaft. Nichtsdestoweniger bieten sie manchen Vortheil dar. Es giebt nämlich eine ziemliche Anzahl Menschen, welche sich der öffentlichen Unterstützung in irgend einer Weise, z. B. durch Verbrechen, unwürdig gemacht haben, oder die z. B. als bestrafte Verbrecher schwer Arbeit bekommen können; überläßt man diese Leute ohne Weiteres ihrem Geschick, so treibt man sie gewöhnlich unwillkürlich dem Diebstahl in die Arme. Die englischen Arbeitshäuser sind speziell für solche Menschen und für die Arbeitsscheuen eingerichtet. Um den Preis eines Theiles ihrer Freiheit, deren sie sich unwürdig zeigten, werden sie unter einem friedlichen Dache von der Gesellschaft geschützt; sie verlieren hier aber weder ihre Eigenschaft als Engländer, noch als Christen ihr Recht auf gesitzige Nahrung; man schont ihre Kräfte, und sie können die Anstalt wieder verlassen, um, wenn sie es im Stande sind, auf leichtere Weise Brod zu erwerben.

Wie doch indeß auch die Verdienste der gesetzlichen Wohlthätigkeit in England anzuschlagen sind, so ziehe ich ihr die freie Wohlthätigkeit bennoch vor. Sie nämlich ist der eigentliche Stolz und die wahre Ehre der mittleren Klassen. Weder die Regierung, noch das Gesetz tragen hierzu irgend bei, ja, sie wissen meist nicht einmal etwas davon. Die Sache wird unmittelbar zwischen dem Hülfsbedürftigen und dem Hülfespender abgemacht. Die Beispenden haben ihre Augen stets offen, um am geeigneten Orte das Ihrige zu thun; sie vergewissen sich, wiewohl sie die Fluth des Elendes stets höher steigen sehen.

Die durch die freie Wohlthätigkeit gegründeten Anstalten sind zahllos. Wer irgendwie ins Elend hinausgestoßen wird, findet Aufnahme. Wo das Mitleid nicht mehr spricht, befiehlt das Bewußtsein der politischen Pflicht. Diese Pflicht öffnet die Hand des Geizigen, und der härteste Gläubiger wird manchmal der pünktlichste Schuldner des Armen. Es giebt wenig Orte, in denen man nicht einen oder mehrere solcher Etablissements zählt, und es erstirbt ein Städte, deren einzige Merkwürdigkeit in einem Armen- oder Krankenhause oder dergleichen besteht. Der Charakter der Wohlthätigkeits-Anstalten ist unter sich der verschiedenste, je nach den Bedürfnissen, nach dem Stande, dem Alter, dem Geschlecht der Aufzunehmenden u. s. w. Die architektonische Ausführung der benöthigten Gebäude läßt in der Regel nichts zu wünschen übrig.

Einige dieser Anstalten tragen die Inschrift „freiwillige Subscription", nicht um die Hand, welche giebt, zu zeigen, sondern um die, welche nicht giebt, einzuladen. Einige dieser Subscriptionen sind sortlaufende Verpflichtungen; sie gehen auf den Erben über wie eine Successionslast, und sie sind es, die man zuerst übernimmt. Die Namen der Donatare sind auf Marmortafeln im Sprechsaale solcher Gebäude eingegraben; sie toten andere an. Alles dies kömmt ohne die Mitwirkung des Staates zu Stande, des Staates, dieses Verstandeswesens, dem wir bei und zu Lande alles möglichs auf der Welt von uns zu verrichtende Gute auf den Hals bürden möchten. Nichtsdestoweniger giebt es eine große Menge Wohlthätigkeits-Häuser, welche die Aufschrift „königlich" führen. Der „König" hat hiermit allerdings nichts zu thun, man erwirbt ihn nur, als dem allgemeinen konservativen Prinzip, die Ehre dieser Bezeichnung. Ich kenne in dieser Art keine charakteristischere Inschrift, als die eines Londoner Hospitals „königliches freies Hospital für die kranken Hülfslosen (Royal free Hospital for the destitute sick)".

Das Budget der gesetzlichen Wohlthätigkeit in England hat man abgeschätzt; das Budget der freien Wohlthätigkeit ist unberechendar. Das individuelle Almosen bleibt nicht hinter der Gesammt-Wohlthätigkeit zurück; es ist nicht weniger kunreich und noch liebevoller; es zeigt sich zuweilen in Gestalt eines jungen Mädchens, welches die Hütten der Armuth betritt. Die Erlaubniß, den Armen Hülfe bringen zu dürfen, ist oft der Lohn der Jugend für irgend eine zur Zufriedenheit geleistete Pflicht.

In den Mittelpunkten der Industrie sind die Armen beknanntlich immer am zahlreichsten; nirgends ist daher auch die Wohlthätigkeit erfinderischer. Im ganzen Umkreise einer Fabrik werfen sich die bemittelten Leute selbst zu Beschützern aller Armen auf, welche die Unregelmäßigkeit der industriellen Arbeit hier erzeugen kann. Man kömmt denen zu Hülfe, welche durch den Stillstand der Fabrikgeschäfte plötzlich ihrer Arbeit beraubt werden; man lehrt die jüngeren Leute sich durch Sparsamkeit gegen derlei Wechselfälle zu waffnen und sicher zu stellen; man giebt nicht nur, um die Armuth zu erleichtern, sondern auch, um ihr vorzubeugen. Die Präventivsorgen sind vielleicht der rührendste Ausfluß der individuellen Wohlthätigkeit. Man theilt mannigfache Preise aus, man nimmt die kleinen Ersparnisse der Arbeiter in Empfang, unter dem Vorgeben, das Geld arbeiten zu lassen, während dessen die liebevollen und wohlthätigen Banquiers aus eigenen Mitteln die Zinsen wie das Kapital bereitschaftlich vermehren und so den Einlegern nach einer bestimmten Frist zurückerstatten oder ihnen Kleider oder andere nöthige Bedürfnisse dafür anschaffen.

In London existiren sogar öffentliche Wasch-Anstalten und Bäder für die Aermeren, arbeitenden Klassen, und diese Etablissements sind ganz allein von der Bourgeoisie ausgegangen. Ich habe diese Bäder selbst gesehen; sie sind aufs reinlichste und zweckmäßigste eingerichtet. Hier badet sich der Arbeiter um eine geringe Kleinigkeit an Geld, die er sonst vielleicht ohne Bedürfniß für ein paar Gläser Bier oder Schnaps ausgegeben hätte, genießt dabei der schönsten Bequemlichkeit und läßt zugleich seine Wäsche waschen, die er, wenn er sorgsicht, gereinigt, weiß und warm zurückerhält.

Digitized by Google

Eben so wie für die leiblichen Bedürfnisse der Armen gesorgt wird, ist man auch auf ihre geistige Unterhaltung, Erbebung und Entwickelung bedacht. Wir deuten indeß diesen Punkt nur an, weil uns eine nähere Darstellung zu weit führen würde.

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.

IV. Die deutsche Kolonie Neu-Braunfels.

Die Lage und Aussicht von Neu-Braunfels ist in hohem Grade anmuthig, und sicher hätte im ganzen westlichen Texas kein schönerer, passenderer Punkt für eine neue Ansiedelung gefunden werden können; zugleich hat die Lage etwas Eigenthümliches, verschieden von der irgend eines anderen Ortes, den ich bisher in Texas oder Nord-Amerika überhaupt gesehen hatte.

Die Stadt liegt auf einer kleinen, etwa 1 engl. Meile breiten und 1½ engl. Meilen langen, baumlosen Ebene, welche gegen Süden durch sanft ansteigende Hügel, gegen Osten durch den Guadalupe-Fluß, gegen Norden und Nordwesten durch den Comal-Bach begränzt wird. Neben dem Comal-Bach hinaus steigt, in geringer Entfernung, ein steiler, etwa vierhundert Fuß hoher Bergabhang auf, der sich mit Beibehaltung seiner nordöstlichen Richtung auch auf dem anderen Ufer der Guadalupe fortzieht und durch den schroffen Abfall und scharfen Umriß sich sehr bestimmt vor allen den niedrigen, sanft gerundeten Hügeln, welche man, von Houston quer durch das Land reisend, allein zu sehen bekömmt, unterscheidet. Ein dichter Wald bekleidet diesen Bergabhang; die Bäume zeigen jedoch nicht das saftige Grün der Bottom-Waldungen, sondern eine dunkel olivengrüne Farbe. Es sind nämlich sogenannte Cedern (Juniperus Virginiana L.; cedar oder red cedar der Amerikaner), welche im niederen Texas immer nur einzeln zwischen anderen Waldbäumen stehen und nirgends für sich allein einen zusammenhängenden Wald bilden.

Die Guadalupe, welche östlich an der Stadt vorbeifließt, ist ein etwa dreißig Schritt breiter, wasserreicher Fluß, der bei beträchtlichen Gefälle rasch und stürmisch über ein festgegr Bett dahinbraust. Ganz ungleich den Flüssen und Bächen im niederen Theile des Landes, hat das Wasser eine Reinheit und Klarheit, wie kaum die klarsten Alpenbäche sie zeigen. Ein ganz schmaler Streifen von Wald, der kaum ein Bottom zu nennen, fast den Fluß auf beiden Seiten ein. Gerade oberhalb der Stadt vereinigt sich mit der Guadalupe der Comal, welcher an Wassermenge ihr gleichkömmt, an Klarheit und an üppiger Bewaldung der Ufer sie noch bedeutend übertrifft. Der Comal entsteht seinerseits aus dem Zusammenfluß des Comal-Spring und des Comal-Creek, welcher dicht bei Neu-Braunfels stattfindet. Der unübertreffliche schöne Comal-Spring hat am Fuße des Bergrückens, kaum 4 engl. Meile von der Stadt, seine Quellen; der Comal-Creek dagegen ist ein unbedeutender, träge fließender Bach, der etwa zehn Meilen südwestlich von Neu-Braunfels aus mehreren unbedeutenden Quellen seinen Ursprung nimmt.

Die Stadt oder richtiger der Flecken Neu-Braunfels ist nach einem ganz regelmäßigen Plane angelegt. Alle Straßen kreuzen sich unter rechten Winkeln, und die Hauptstraßen laufen auf einen viereckigen, freien Platz, den Marktplatz, zusammen.

Dieser Plan trat freilich damals, als ich zuerst nach Neu-Braunfels kam, noch nicht sehr deutlich hervor, denn die Häuser, weit entfernt, dicht an einander zu gränzen und zusammenhängende Straßen zu bilden, erschienen vielmehr fast regellos in bedeutenden Abständen über die ganze Fläche zerstreut. Nur etwa die Hauptstraße, die sogenannte Seguin-Straße, zeichnete sich schon ziemlich bestimmt aus; denn wenn sie auch noch nicht zu beiden Seiten mit Häusern eingefaßt war, so waren doch schon die einzelnen Stadt-Plätze (town lots) von ½ Acker Größe, welche jeder der zur Zeit der Gründung der Stadt anwesenden Einwanderer erhalten hatte, meistens mit einer mehr oder minder guten Zaune oder Einfriedigung versehen.

Die Häuser waren von sehr verschiedener Bauart, da ein Jeder volle Freiheit gehabt hatte, dabei seinem besonderen Geschmacke zu folgen, und außerdem den Leuten die Erfahrung darüber, welche Construction für das Klima die angemessenste sey, noch fehlte. So sah man denn theils Blockhäuser, theils Häuser von Balken-Zachwerk mit Ausfüllung durch Lehmsteine, theils Bretterhäuser; auch Hütten, deren Wände durch senkrecht neben einander eingerammte Cedernpfähle und das Dach, statt der sonst überall in Amerika angewendeten hölzernen Schindeln nur durch ein Zeltuch oder ein paar Ochsenhäute gebildet wurden, waren zwischen den übrigen Häusern zerstreut.

Bei den meisten Häusern war wenigstens insofern die Bauart der amerikanischen Farmer befolgt, daß man vorn eine bedeckte Galerie angebracht hatte. Diese Galerieen sind in dem warmen Klima fast unentbehrlich, da sie einerseits die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen von dem Inneren des Hauses abhalten, andererseits auch einen luftigen kühlen Raum zur Verrichtung mancher häuslichen Arbeiten darbieten. Dagegen war die Mehrzahl der Häuser noch nicht mit einem Kamine versehen, obgleich dies bei den kalten Nordwinden im Winter so nothwendig ist und an keinem Hause der amerikanischen Ansiedler fehlt. Da die meisten Häuser im Sommer gebaut waren, so hatte das Bedürfniß der Heizung überall sehr fern gelegen, und außerdem erfordert das Erbauen eines zweckmäßigen Kamins eine Geschicklichkeit, welche die deutschen Ansiedler meistens nicht mitbringen.

Solcher Häuser und Hütten von verschiedener Größe mochten zur Zeit meiner Ankunft in Neu-Braunfels etwa achtzig bis hundert vorhanden seyn. Wie rasch ihre Zahl im Laufe desselben Jahres währenddessen, als ich in Texas war, zunahm, werde ich später anzuführen Gelegenheit haben.

In den meisten Häusern, so klein sie auch waren, waren mehrere Familien zusammengedrängt, und das Innere eines solchen Hauses, wo zwischen zum Theil noch unausgepackten Kisten Männer, Weiber und Kinder eingepferchi waren, glich zuweilen nicht wenig dem Zwischendecke eines Auswanderungsschiffes.

Gleich am Eingange der Hauptstraße fiel mir ein kleines Haus auf, an welchem drei kleine Tafeln mit folgenden Inschriften aushingen: „Apotheke", „Doktor K." und „Bäckerei". Die Vereinigung der ärztlichen Praxis und des Apothekergeschäftes ist in den Vereinigten Staaten, wo eigentliche gelernte Apotheker in unserem Sinne (mit Ausnahme weniger Deutschen in den größeren Städten) überhaupt nicht, sondern nur Drogueuhändler ohne alle wissenschaftliche Kenntniß vorhanden sind, ganz allgemein und hatte daher nichts Befremdendes für mich; dagegen war mir die Combination des dritten Geschäfts, „der Bäckerei", mit den beiden ersteren neu. Anfangs glaubte ich, der Bäcker sey ein Mitbewohner des von Arzte eingenommenen Hauses: allein von meinem Begleiter erfuhr ich, daß Dr. K. in der That die drei Geschäfte des Arztes, Apothekers und Bäckers in seiner Person vereinige. Inwiefern für das Publikum diese persönliche Vereinigung einer dreifachen Thätigkeit von Vortheil gewesen seyn mag, bin ich nicht im Stande, zu beurtheilen, da ich mich des ärztlichen und pharmazeutischen Beistandes des Dr. K. nicht bedient und nur die Erzeugnisse seines Backofens als ein sehr gutes Weizenbrod zum täglichen Gebrauch habe kennen lernen. Daß für ihn selbst die genannte Combination eine glückliche und erspriessliche gewesen sey, glaube ich daraus schließen zu dürfen, daß noch während meines Aufenthaltes in Neu-Braunfels sich neben dem alten Hause ein neues freundlicheres und geräumigeres erhob, in welchem sich der Doktor bald nachher mit einer jungen Frau, die er sich unter den Töchtern der Einwanderer erkoren hatte, ganz behaglich niederließ.

Rechtlich steht natürlich einer derartigen Ausübung mehrerer Gewerbe durch dieselbe Person durchaus nichts entgegen, da in ganz Nord-Amerika die völlige Gewerbefreiheit herrscht und keinerlei Art von Zunftzwang den Atlantischen Ocean überschritten hat.

An den der Hauptstraße liegt auch die evangelische Kirche des Ortes, ein mäßig großes Bretterhaus mit Fensteröffnungen, aber ohne Fenster, welches auf Kosten des Mainzer Vereins erbaut wurde. Dicht daneben steht ein kleines Häuschen, welches die bescheidene Wohnung des evangelischen Pfarrers, des Pastors Ervendberg, bildet, der nicht in gleicher Bequemlichkeit, wie die meisten seiner deutschen Kollegen, sein geistliches Amt ausübt, sondern bei einem ziemlich kärglichen, ihm bisher von dem Vereine gezahlten Gehalte Sonntags predigen, an den Wochentagen Schule halten und außerdem im Schweiße seines Angesichtes sein Maisfeld und seinen Garten bebauen muß. Mit aufrichtiger Achtung für den Mann hat es mich erfüllt, wie er seiner Gemeinde überall durch Arbeitsamkeit und in freudiger Ertragung der Entbehrungen und Beschwerden, welche von einer ersten Ansiedelung in der Wildniß unzertrennlich sind, vorangegangen ist und wie er namentlich auch während der traurigen Zeit, wo bösartige klimatische Krankheiten die Bevölkerung dezimirten, in wahrer Erkennung seines Berufes, überall Unterstützung und Trost zu gewähren unablässig bemüht gewesen ist. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Schiller als Ratheherr und Heiratskandidat in Schweinfurt. In dem trefflichen und bisher vom deutschen Publikum noch nicht nach Verdienst gewürdigten Briefwechsel Schiller's mit Körner*) ist eines Heirats-Antrages an Schiller gedacht, von dem bisher noch in keiner seiner Lebensbeschreibungen Erwähnung geschehen. Schiller selbst berichtet darüber folgendes in einem Briefe an seinen Freund Körner, aus Weimar vom 25. April 1788 (Band I. S. 286):

„Einen Spaß muß ich Dir doch erzählen, wenn es noch nicht geschehen ist. Vor einigen Wochen ist durch die hierte Hand die Anfrage aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thalern, die, setzt man hinzu, an Geistes- und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth sey, annehmen wolle. Die Stelle soll mich wöchentlich nur zwei oder drei Stunden kosten, und dergleichen Vortheile mehr. Wie ich mich dabei genommen, magst Du Dir leicht selbst einbilden; doch möchte ich eigentlich wissen, wie man auf mich gefallen ist. Da die ganze Sache mehr der Gedanke einiger Privatleute ist und man eigentlich nur sagt, daß, wenn ich mich melden würde, sie mir nicht schwer fallen sollte, so erkläre ich es mir so, daß das Ganze eine Idee der Person sey mag, die ich heiraten sollte. Diese hat vielleicht einige Lektüre, die ihr den Menschenzirkel um sie herum verleiden mochte, und da mag sie nun denken, daß sie mit ihrem hübschen Geld und der Localpeise einer Stelle einen Menschen fischen könnte, der auch andere Forderungen befriedigt. Der Zufall hat ihr von meinen Schriften einige vielleicht in die Hände gespielt, an denen sie Geschmack gefunden hat, und für einen Zurissen hält sie mich ohne Zweifel. So muß ich mir das Räthsel erklären, und der Meinung ist auch Wieland."

*) Berlin, Veit u. Comp., 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Donnerstag den 7. Februar 1850.

England.

Ebenezer Elliott's Autobiographie.*)

Bald nachdem mehrere „Korngesetz-Reime" mir einigen Ruf erworben hatten, wurde ich von verschiedenen Personen aufgefordert, eine Geschichte meines Lebens zu schreiben, was ich damals zu thun verweigerte, weil ich nichts Merkwürdiges von mir zu erzählen hatte und weil ich mir nicht bewußt war, irgend etwas gethan zu haben, das vernünftigerweise einen Menschen sechs Monate nach meinem Tode zu der Frage veranlassen könnte: „Was für eine Art Mensch war Ebenezer Elliott?" Ich legte indeß in die Hände meines Freundes Dr. G. E. Holland eine Reihe von Briefen nieder, in denen ich einige Ereignisse aus meinem frühseren Leben erzählte, welche vermuthlich auf die Bildung meines Sinnes und Charakters von Einfluß gewesen waren und für eine Lebensgeschichte nach meinem Tode nöthigenfalls zur Basis dienen konnten. Dem Rathe jetzt folgend, den ich vor mehreren Jahren verwarf, verleihe ich den Hauptinhalt dieser Briefe dem nachfolgenden Berichte ein. Der Theil meiner Geschichte, welchen ich im Begriff bin zu veröffentlichen, ist nicht derjenige, der am lehrreichsten seyn würde, wenn er so geschrieben wäre, wie ich allein ihn schreiben könnte, d. h. wenn ich offen und ehrlich genug wäre, ihn so zu schreiben, — was ich nicht bin. Nur zwei Menschen in unserer Zeit, Rousseau und Byron, haben die Wahrheit von sich gesagt, und wie sind sie belohnt worden? Doch die Zeit wird kommen, wo meine jetzige Abgeneigtheit, auf fürmische Tage zurückzublicken, sich vermindern wird; denn es liegt Macht und Hoheit in der Schilderung des redlichen Kampfes um Brod und der Kraft, welche die Noth dem Schwachen verleiht.

Ueber meine Geburt ist kein öffentliches Register vorhanden. Da mein Vater ein Dissenter war, taufte er mich selbst oder veranlaßte seinen Freund und Bruder Tommy Wright, den Barnsliser Kesselflicker, mich zu taufen. Aber ich wurde in der Neuen Gießerei zu Masbro', im Kirchspiel Rotherham, am 17. März im Jahre unseres Herrn 1781 geboren, und ich erzähle das Faktum so umständlich, damit über ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit kein Tropfen Streit erregender Dinte von künftigen Geschichtschreibern vergossen werden möge. Robert Elliott, meines Vaters Vater, war ein Kämpfer zu Newcastle an der Tyne, ein Mann in guten Verhältnissen, sonst hätte er seinem Sohne Ebenezer, meinem Vater, nicht eine nach damaligen Begriffen vorzügliche kommerzielle Erziehung geben und ihn den dortigen Eisenhändlern Landell und Chambers mit einem Honorar von 50 Pfd. Sterl. in die Lehre geben können. Seine Gattin, die sich des Hirtennamens Sheepshanks erfreute, war eine Schottin, welche ihren Ehemann unter strenger Zucht hielt: ein Umstand, der die Liebe ihres Gatten zu ihr nicht vermindert zu haben scheint, denn er bejammerte sie mit Thränen, als sie schon lange im Grabe lag, ja, bis zu seinem Todestage — besonders wenn er betrunken war. Die Ihnen meinen Großvaters Elliott waren — so erzählte man mir, und ich habe die Ehre, es zu glauben — Diebe, weder Schotten, noch Engländer, und lebten von dem Vieh, das sie Beiden stahlen. Daß meine Großmutter Vorfahren hatte, ist wahrscheinlich; aber was sie waren, darüber ist weder Urkunde, noch Ueberlieferung zu mir gelangt, was um so bedauernswerther ist, da meine Hauptverlegenheit beim Niederschreiben dieser Erzählung in dem Mangel an Materialien liegt. Berühmte Menschen sind dazu bestimmt, Bedürfnisse zu haben; aber fragt Euch selbst, Ihr Berühmten! wer könnte Eure Geschichte schreiben, wenn alle Kinder der Noth berühmt wären? Nachdem mein Vater Landell und Chambers verlassen hatte, wurde er Commis bei Walkers in Masbro'. Hier wohnte er bei einem Wundarzt, Namens Robinson, in dessen Hause er zuerst meine Mutter sah — die Tochter eines Landwirthe zu Ozzins bei Penistone, wo seine Vorfahren auf ihren fünfzig oder sechzig Acres eigenen Grundes und Bodens seit Menschengedenken lebten. Ich glaube nunmehr, meine Abkunft vollkommen auseinandergesetzt zu haben und, wenn auch nicht von sehr feinen, wenigstens von rechtschaffenen Leuten abzustammen, wie sie (täglich im Verhältniß spärlicher werdend) in diesen Tagen der „rohen Hunde auf einen Knochen" genannt werden.

Wenn berühmte Männer bestimmt sind, Bedürfnisse zu haben, so sollen sie auch Mißgeschicke, recht ordentliche, haben; einige von den meinigen wurden vor mir geboren; denn das ganze Leben meiner Mutter war eine Krankheit — eine Geschichte von Leiden, die der Tod gerechtigt — ein langer Seufzer. Doch säugte sie elf Kinder und zog acht derselben groß. Von ihr habe ich meine nervöse Reizbarkeit, meine verschämte Unbeholfenheit, meine jämmerliche Gereigtheit, Uebel zu anticipiren, welche das Daseyn zu einer einzigen Katastrophe machen, geerbt. Ich erinnere mich wohl, wie sie mich in eine Mädchenschule schickte, die unter der Leitung von Nanny Sykes stand, der schönen und braven Frau eines Trunkenbolds von Gatten, — wo ich mein ABC lernte. Dann wurde ich in die Hollinschule geschickt, damals unter dem Präsidium von Joseph Ramsbotham, welcher mich schreiben lehrte und nicht viel mehr. In jener Zeit war die Kunst der Gehülfenschaft*) noch nicht entdeckt, und da er selten weniger als hundertundfunfzig Schüler hatte, so machte natürlich Keiner als der von Natur Begabte viel Fortschritte. Um diese Zeit erzählte mir meine Mutter, welche eine ganz vorzügliche Träumerin und echte Traumgläubige war, eine ihrer Visionen. „Ich hatte unter mein Kopfkissen", sagte sie, „ein Hammelbein gelegt, und mir träumte, ich sähe einen kleinen, stämmigen, finsteren, unansehnlichen Mann mit schwarzem Haar, schwarzen Augen, dicker Plattnase und bockbeinen Beinen: 's war Dein Vater."

Und ein merkwürdiges Original war mein Vater, ein Mann von großen Tugenden, nicht ohne Fehler. Einer der letzteren hatte seinen Ursprung vermuthlich in einem gewissen abergläubischen Respect vor der kabbalistischen Zahl „drei". Ich spiele hiermit auf seine schlechte Gewohnheit an, seine Kinder, wenn er uns im Kanal badete, dreimal unterzutauchen und sie das drittemal ein paar Sekunden unter dem Wasser zu halten, wodurch er in mir einen Abscheu vor dem Ertrinken weckte, der mit meinen Jahren zuzunehmen scheint. Dieser grausamen Bobheit zu entgehen, mußte ich ihm durch freiwilliges Baden zeigen, daß ich es ohne seine Hülfe könnte; wofür es kam, daß ich einst beinahe ertrunken wäre. „Wie sehr schade!" habe ich später oft gesagt. Ich habe niemals einen Mann gekannt, der nur den zehnten Theil so viel Satire und Humor besaß, als mein Vater; er würde einen großen Komiker abgegeben haben. Er besaß auch ungewöhnlichen politischen Scharfsinn, der ihm in der Folge den Namen „Teufel Elliott" erwarb — einen Titel, der ihm, wie mir gesagt worden, noch von den Nachkommen der Personen beigelegt wird, welche damals die Armen hatten und den König ehrten. Er verließ die Herren Walker, um gegen ein Gehalt von jährlich sechzig Pfund nebst Wohnung, Licht und Kohlen in die Dienste von Clay u. Comp. in der Neuen Gießerei Masbro' zu treten. Dort in der Neuen Gießerei, unter der Stube, wo ich geboren wurde, in einem kleinen, kahlenähnlichen Wohnzimmer, jährlich grün gemalt und mit einem schönen Lichtwurzhang gefegnet — denn eine Fensterlaze gab es damals noch nicht — pflegte er jeden vierten Sonntag vor Leuten, die zwölf und vierzehn (engl.) Meilen weit kamen, seine furchtbaren ultra-calvinistischen Lehren zu predigen, und die Höle war rings umher besetzt mit spannelangen Kindern. An anderen Tagen, auf die wasserfarbenen Gemälde an den Wänden zeigend, ergötzte er sich damit, die Tugenden des gelehmäßten Cromwell und des „verschlossenen" Washington zu preisen oder, indem er sich vor Lachen die Seiten hielt, ironische Lobreden auf „den glorreichen Sieg der königlichen Truppen über die Rebellen zu Bunker's Hill" zu halten. Hier hat der Leser einen Schlüssel zu meinen späteren politischen Meinungen. Gab es je einen Menschen, der die Furcht nicht kannte, so war es der Vater des Korngesetz-Reimers. Von seiner Geburt bis zu seinem letzten Athemzuge wußte er, glaube ich, nicht, was es hieße, sich fürchten, außer vor der Armuth, von welcher er trübe Ahnungen hatte, die endlich, nachdem er Nominal-Eigenthümer der Gießerei von Clay u. Comp. geworden war und die Actionaire ihm ihre Antheile auf Kredit verkauft hatten, verwirklicht wurden.

Ich habe einige chronologische Sprünge gemacht, um auf die Eigenthümlichkeiten meines Vaters einen Anspruch begründen zu können: von meinen eigenen — oder vielmehr von gewissen leiblichen oder natürlichen Schwächen reden zu dürfen, auf welche; fürchte ich, Alles, was in mir oder meinen Handlungen poetisch ist, zurückzuführen ist.

„Ach, gefegnet sind die Schönen!" sagt Haynes Bailly und äußert damit eine Empfindung, der ich nur mit traurigem Gefühl entsprechen kann; denn in meinem sechsten Jahre bekam ich die Blattern, welche mich fürchterlich entstellten und auf sechs Wochen blind machten. Von den Folgen derselben bin ich niemals gehellt worden, und ich meine ihnen sowohl als der schwachen Leibesbeschaffenheit meiner Mutter meine Nervenschwäche bei. Wie gesagt letztere war, will ich dem Leser zu zeigen versuchen. Als ich noch sehr jung war — ich mochte zwölf Jahr alt seyn — verliebte ich mich in ein junges Frauenzimmer, Namens Ridgeway — jetzt Mrs. Woodcock, zu Munster bei Greasbro' — mit der

*) Die durch das Athenaeum so eben veröffentlichte Autobiographie des berühmten Dichters der „Corn-law-Rhymes" ist durch ihre ungewöhnliche nahe Offenherzigkeit so anziehend und bietet selbst in psychologischer Hinsicht so viel interessante Details dar, daß eine, wenn auch etwas gekürzte Uebertragung derselben gerechtfertigt erscheint.

*) Lancasterische Methode.

Digitized by Google

ich nie in meinem Leben ein Wort gesprochen, und von der ich bis diesen Tag nie einen Laut gehört habe; wenn ich jedoch glaube, sie stehe mich an ihres Vaters Hause vorübergehen, war es mir, als ob Gewichte an meine Füße gehängt würden. Muß ein Genie krankhaft seyn? — Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo ich die Ländlichkeit nicht liebte. War ich also mit einem Geschmack für das Schöne geboren? Noch denke ich, wie ich, als sieben- oder achtjähriges Kind, eine alte Biechpfanne mit Wasser füllte, sie mitten in ein kleines Gebüsch von Beifuß und Wermuth setzte, welches auf einem Steinhaufen im Gießereihofe wuchs, und mich daran ergötzte, die Reflexion der Sonne und Wolken und die Pflanzen selbst, wie an der Oberfläche einer natürlichen Quelle, zu betrachten. Ich stellte die Pfanne so, daß nur das Wasser sichtbar war, und selten selbst ich des Mittags, wenn die Sonne darüber stand. Aber ich hatte auch einen Hang zum Schaudervollen — eine Lebenslust, eine Wuth, das Unthätige der Gehängten oder Ertrunkenen zu sehen. Warum? weiß ich nicht, denn sie machten mir das Leben zur Last, indem sie mich überall verfolgten, mit mir einschliefen und mich in meinen Träumen quälten. Rührt dieser garstige Hang von natürlicher Schwäche her? Stand er in Verbindung mit meiner Neigung, Gräuel und Verbrechen zu beschreiben? — Durch einen merkwürdigen Umblick wurde ich dahon geheilt. Ein armer, unglücklicher Mann, der kein Obdach hatte, sondern in Kohlenschuppen und an ähnlichen Orten sein Nachtquartier hielt, war an einem dunklen Abend von der Glashütte nach einem Kruge Bier geschickt worden, fiel in den Kanal und ertrank. Nach etwa sechs Wochen kam sein Leichnam an die Oberfläche des Wassers — und ich lief natürlich hin, ihn zu sehen. Der Anblick, welchen er damals darbot, war bei Tag und bei Nacht, ich mochte allein oder auf der Straße, im Bett oder am Heerde seyn, mein beständiger Begleiter. Hatte diese krankhafte Neigung irgend eine Beziehung zu meinem Hange, allein zu seyn? Ein gesunder Mensch ist geselig; aber in meiner Kindheit hatte ich keine Kameraden. Obgleich die Nachbarschaft von Kindern wimmelte, war ich stets allein, und hierin liegt vielleicht der Grund, weßhalb man mich für ziemlich schwachköpfig hielt, und weßhalb ich wirklich weniger Ideen gehabt haben mochte, als andere Kinder meines Alters. Aber obgleich ich allein war, erinnere ich mich nicht, daß mir meine Einsamkeit je peinlich ward. Im Gegentheil — ich brachte meine Zeit ganz vergnügt damit zu, meine kleinen Schiffsflotten schwimmen zu lassen und meine Festungen an den Ufern des Kanals zu errichten. Dabei zeichnete ich mich durch meine Fertigkeit in mechanischen Künsten aus. Ich war der beste Drachenfabrikant und der beste Schiffbauer in der Gegend. Gewöhnlich besitzen Capitaine von Schaluppen und anderen Schiffen irgend ein Schiffsmodell. Solche Modelle borgte ich mir und brachte in einem Alter von etwa dreizehn Jahren ein Modell von einem Schiffe mit achtzehn Kanonen zu Stande. Allein mein Nachahmungstalent verschaffte mir keinen Ruhm, und dies darf nicht sehr Wunder nehmen. Neben meinen Bruder Giles gestellt, welcher schön war wie ein Engel, war ich die Thätlichkeit selbst, und keinen glänzenden Fähigkeiten gegenüber, mochte ich wohl wie ein Blödsinniger aussehen und mich selbst dafür halten. Als ich heranwuchs, nahm meine Vorliebe für die Einsamkeit zu; denn ich konnte nicht umhin, die Huldigungen zu bemerken, welche ihm dargebracht wurden, und die Verachtung zu empfinden, mit der man mich betrachtete. Indeß bin ich mir nicht bewußt, ihn jemals beneidet oder übersaupt nicht geliebt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich.

(Von Ribard.)

VI.

In dieser Weise also unterstützen die mittleren Klassen in England die Regierung, indem sie die Arbeit mit ihr theilen. Der Regierung liegt die Politik ob, der Gesellschaft Alles, was zur sozialen Pflicht gehört. In Frankreich unterstützen wir die Regierung ganz und gar nicht und erwarten doch Alles von ihr. Wir sind ihre peinlichsten Richter und ihre unthätigsten Helfer. Wir verlangen von ihr und namentlich von dem sie personifizirenden Manne, heiße er nun König oder Präsident, die Ruhe und die Bewegung, den Fortschritt und die sichere Dauer und den Frieden mit all jenem Glanze, welchem glückliche Kriege den Nationen verleihen: ist das Alles? Man höre weiter! Wir wollen den Staatslenker durch und durch insallibel und makellos, wir verzeihen ihm nicht die geringste unserer Schwächen, wir fordern von ihm Tugenden, die wir selbst nicht besitzen. Wie oft hat man nicht die auf Gewinn erpichtesten Menschen, Leute, die kein Mittel scheuen und, wenn das Gesetz es gestattete, ihren Schuldner selbst sogar verkaufen würden, gegen den Mangel an Uneigennützigkeit, den die oberste Behörde verrathen, in ergrimmter Weise zu Felde ziehen sehen! Welche Regierung, welcher Mensch wäre im Stande, alle diese Wünsche zu erfüllen, wäre tugendhaft genug, nie beim Volke diese zarten Bedenken aufkommen zu lassen? Ohne untere Mithilfe dürfte uns Niemand gut regieren können, und besäße er alle Fähigkeiten der Welt. Was die Verfassungen betrifft, so hat die vom Februar nichts gethan, wenn sie uns so läßt, wie wir waren, nämlich immer fordernd, verneinend, auf jeden Fehler lauernd und stets gereizt von gewissen grillvollen Leuten, denen es Spaß macht, uns mit unseren Behörden zu entzweien, so daß wir unsere Regierungen durch die Ihre, die wir ihnen von unserem Bedürfnisse nach ihnen geben, und zugleich durch den unbarmherzigen Krieg, den wir gegen sie führen, sobald sie sich unter der ihnen von uns aufgebürdeten Last bugen, in kurzer Zeit immer zugrunderichten.

Auf uns paßt — man verzeihe diese Anspielung auf das klassische Alterthum, — ganz genau ein Wort, welches Demosthenes vor zweitausend Jahren sagte: „Wollt Ihr alle Tage auf den Markt laufen und fragen: Ist Philippos todt? Ob todt oder krank, Eure Zehler werden Euch stets bald wieder einen neuen erwecken!“ Ganz eben so laufen auch wir umher und fragen: Was thut der Lenker des Staates? was will er? wohin wendet er sich? Möchten wir uns doch lieber darüber klar werden, was wir selbst thun, was wir selbst wollen, wohin wir uns selbst wenden! Wir sind es, die wir unsere Regierungen machen. Zählt man sich von Seiten der Regierung versucht, sich unserer zu entschlagen, so sind wir selbst schuld daran. Während wir uns suchen, folgt die oberste Macht ihren eigenen Eingebungen. Wir gehen oder stuemen vielmehr auf der einen Seite einher; sie geht auf der anderen, und die Spaltung ist fertig. Demosthenes dachte auch noch an einer anderen Stelle seiner Philippischen Rede an uns. „Was wird geschehen“, fragte er, „wenn wir in unseren Mauern bleiben und den Wühlern und Schreiern, welche gegen einander sozlesen und sich zerfleischen, müßig zuhören?“ Auch wir haben unsere Wühler und Schreier, auch wir haben, unter Anderem, unsere Zeitungen, unsere eigentlichen Schmeichler, welche jenen Athenienischen Wühlern aufs Haar gleichen. „Welchen Antrag“, fragten Letztere das Volk, „sollen wir in Eurem Interesse stellen?“ Unsere Zeitungen brauchen uns nicht erst zu fragen, was uns beliebt; wissen sie es denn nicht? Wir wollen nämlich nichts Anderes, als jeden Morgen etwas Schlimmes von unserer Regierung erfahren, um es den ganzen Tag über zu wiederholen. Und wenn der Artikel gut geschrieben ist, so gefällt er uns doppelt. So nährt die Presse in uns unser eitles Trachten, jene Herrschsucht, welche die Nationen auffrißt, während der edle Stolz ihre Dauer befestigt. Wir lieben allzu sehr die Schwierigkeit, eine liebenswürdige Schwäche, die ihre guten Seiten hat, die uns aber auch noch viele Regierungen kosten wird. Unsere Nerven impfen und ihre Empfindlichkeit und ihre Spitzfindigkeiten ein; die Abonnenten eines Journals sind fast eine Vasallen; sie werden für den Kriegsdienst gehalten und lassen sich tapfer gegen ihre eigenen Häuser führen.

Die Revolutionaire, ich meine die, welche gar keine Regierung wollen, sind lange nicht so schuldig, wie wir glauben. Schickt doch einmal ihren Anhiehern an Werk der Zerstörung ab; er ist bei weitem der kleinste. Man sagt, daß Niemand mehr über den Sieg von Februar erstaunt war, als gerade die Sieger. Offenbar ist dieser Ausspruch nicht ein Ergebniß der Bescheidenheit; diese Leute schätzen sich, wie man weiß, nicht eben allzu gering. Was bedeutet also dieses Erstaunen? Es gereicht ihnen zur Ehre. Die Sieger, welche über ihren Sieg erstaunen, sind ganz einfach zu anständig, zu glauben, sie hätten sich geschlagen. Die Sieger des Februars sind leider die Männer der Bourgeoisie, sind wir; und wenn wir einen Anderen sich des Sieges rühmen lassen, so geschieht dies nur, weil die Sache nicht nach unserem Wunsch ausschlug. Bekennen wir ganz ehrlich die Wahrheit. Wir allein, ja, wir, Bourgeois, machen und führen die Regierungen. Das Volk hilft uns dabei; es ist aber nicht die Partei, welche den Anfang macht: es flößt unser Zeitgeschrei aus, es geht unter unserem Banner ins Feuer. Die Anarchie mißfällt uns keineswegs so sehr, als es den Anschein hat, denn wir lieben Alles, was uns ihr in die Arme führt. Die Beweglichkeit, die Unstätigkeit, der Geist der Verleumdung, der Mangel an Respekt, alles das sind Zumeigungen zur Anarchie. Wir respektiren unsere Regierungen nicht, und das ist vielleicht der Grund, daß sie sich selbst nicht achten. Die schlimmste Versuchung für eine tugendhafte Frau ist die, zu wissen, daß sie nicht für eine solche gilt. Eben so ist nichts geeigneter, die Regierungen vom Pfade der Ehrenhaftigkeit abzulenken, als die stete Erfahrung, sich verkleidet zu sehen.

Ich weiß sehr wohl, was sich Alles anführen läßt, um die Verdienste der englischen Bourgeoisie einigermaßen im Preise herabzusetzen. Es ist sehr wahr, daß England bei seiner größeren Unabhängigkeit von der allgemein europäischen Politik weit mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst verwenden kann; daß es, je mehr geistige Freiheit es hat, sich selbst zu studiren, sich auch um so leichter genau zu kennen im Stande ist; daß es seiner Regierung mit weniger Unruhe folgen und sie mit größerer Unparteilichkeit beurtheilen kann, da es nichts für seine äußere Unabhängigkeit zu fürchten braucht; und es ist eben so wahr, daß die politischen Eigenschaften seiner Bourgeoisie nicht reine Tugend-Ausflüsse noch Dokumente heiliger Vollkommenheit sind. Das Wort „Politik“ bedeutet „Berechnung“. Zeigt nur eine gute Führung auf, und ich dispensire Euch von der Tugend.

Ein wenig Berechnung mischt sich stets auch in die besten Eigenschaften, und das schadet auch weiter nichts. Wenn ein biederer Mann über seine Tugenden nachdenkt, wenn er die innere Beruhigung fühlt, die sie ihm verleihen, und das Ansehen, welches sie ihm selbst in den Augen der Schlechten verschaffen, so billigt er sich durch diese Reflexion gleichsam selbst und ermuthigt sich; er summirt den Gewinn seines edlen Verhaltens zusammen, kurz, er „berechnet“. Hat seine Tugend darum weniger Werth? Eben so beharrt eine einsichtsvolle Nation bei ihren guten Eigenschaften, wenn sie gesehen hat, daß dieselben ihre Ordnung, ihr Glück und ihr Bestehen sichern.

Allerdings ist die Sorge der englischen Bourgeoisie um die Geringen nicht darchweg Wohlthätigkeit. Es mag sich sogar auch der Wunsch einschleichen, durch Gaben sene wilde Kraft, die, wenn sie aufbrauste, Alles mit sich fortriffe, nach Möglichkeit zu beschwören und zu verschönen. Soll die Bourgeoisie aber in blindem Egoismus lieber warten, bis man ihr das, wovon sie nichts freiwillig spenden wollte, gewaltsam entreißt? Und, angenommen, selbst ihre Wohlthätigkeit wäre nur Berechnung, ist es denn nicht immer noch eine bloße Spitzfindigkeit, seiner Beisheit, welche unser Glück gleichsam aus einem beträchtlichen Theil an Gütern für uns und uns und einer kleinen Spende davon für die Anderen zusammensetzt, den Namen der Tugend abzusprechen? Geben, d. h. sich etwas

entziehen; an dem, was man besitzt, den Theil des Anderen erkennen; eine Schuld, die man nicht unterschreiben hat, als die seinige gelten lassen; Gott durch die Hand der Armen einen Theil der Früchte der Arbeit, die er segnete, zurückerstatten, dem, welchen Bourvaloue in seiner erhabenen Vertraulichkeit „den Kassirer" der Armen nennt, seinen Zins bringen, alles das ist und wird stets Tugend seyn. Und stets wird die gleichsam grosgewordene und zum förmlichen Institut erweiterte Wohlthätigkeit die erste der politischen Tugenden eines freien Volkes bleiben.

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.

IV. Die deutsche Kolonie Neu-Braunfels.

(Schluß.)

In dem Marktplatze stand bisher nur ein einziges kleines Haus. An den hölzernen Pfählen, welche die Galerie desselben trugen, sah man gewöhnlich gesattelte Pferde angebunden, und unter der Galerie selbst bemerkte man meistens eine Gruppe von Männern. Es war dies die Hauptschenkwirthschaft des Ortes, den Herren v. C. und v. B., die zugleich im Dienste des Mainzer Vereines standen, gehörig. Das Ausschenken von geistigen Getränken ist überall in Texas ein einträgliches Geschäft und namentlich auch unter den deutschen Einwanderern. Denn die Gewöhnung an Branntwein, welche leider die Mehrzahl der deutschen Bauern und Handwerker schon mitbringt, wird durch das warme Klima nur noch mehr angeregt und besonders auch dadurch befördert, daß die Leute auf so manche andere angenehme Genüsse der Heimat, wie besonders die eines guten Bieres oder leichten Weines, und auf manche frühere Bequemlichkeit der häuslichen Einrichtung verzichten müssen. Da außerdem der Preis dieser geistigen Getränke im Verhältniß zu dem täglichen Verdienste gering ist, so ist es wohl erklärlich, daß die Schenkhuden häufigen Zuspruch erhalten. Leider ahnen die Leute meistens nicht, daß der Genuß des Branntweins in dem warmen Klima von Texas der Gesundheit unendlich nachtheiliger ist, als unter dem kalten, trachten Himmel ihrer deutschen Heimat. Das gewöhnlichste und billigste der in Amerika üblichen gebrannten Wasser ist der meistens aus Mais destillirte Whiskey, der unserem Kornbranntwein ähnlich ist. Noch beliebter ist bei den Amerikanern der Brandy oder französischer Cognac, der wohl nur zum geringen Theile aus Frankreich eingeführt, sondern meist im Lande selbst fabrizirt wird. Beide Getränke waren denn auch in den Schenklusen von Neu-Braunfels die herrschenden und wurden, nach amerikanischem Brauche, aus Biergläsern, mit Wasser verdünnt, getrunken.

Auch leichter französischer Rothwein, der in bedeutender Quantität nach Neu-Orleans eingeführt wird, war meistens hier zu haben, und dieser dürfte, mit Wasser verdünnt, wohl das für das Klima von Texas geeignetste Getränk seyn.

Am Sonntag pflegte in ehrn dem genannten Lokale regelmäßig nach einer Geige getanzt zu werden. Es ging dabei ganz wie in einer deutschen Bauernschenke zu, nur war die Anstrengung der Tanzenden noch ungleich größer als bei uns, da die Hitze in dem kleinen Lokale gewöhnlich furchtbar war. Nicht weit von diesem Schenklokale befanden sich noch zwei andere hölzerne Häuser, welche sich durch Größe vor den übrigen auszeichneten und noch einer besonderen Erwähnung verdienen. Das eine war der Kaufmannsladen oder Store, wie es auch bei den amerikanischen Deutschen überall heißt, der Herren Ferguson und Hessler, der einen beständigen Zuspruch von Käufern hatte und in der That so ausgerüstet war, um alle denkbaren Bedürfnisse und Wünsche der Käufer, freilich gegen ziemlich hohe, häufig um das Drei- und Vierfache mehr als in Deutschland betragende Preise, zu befriedigen. Man fand in demselben Gegenstände aus dem Gebiete des Eßbaren, wie der Luxusgegenstände: fertige Kleider und Schuhe, Sättel und Zaumzeug, baumwollene und seidene Stoffe, Handwerkzeug jeder Art und das ganze Heer von Gegenständen, welche unter dem Namen von Quincaillerie-Waaren begriffen werden. Diese Stores sind überhaupt bezeichnend für das Eigenthümliche der amerikanischen Ansiedelung, welche gleich mit der ganzen Errungenschaft der Civilisation und zum Theil selbst mit den Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens in die Wildniß vordringt und diese dadurch gewissermaßen überrumpelt und im Sturme nimmt, zugleich jene oft so merkwürdigen Kontraste zwischen roher Ursprünglichkeit und den Zeichen tausendjähriger Gesittung hervorrufend, welche den Europäer in den Wäldern des westlichen Amerika's überraschen.

Das andere hölzerne Gebäude war das Gasthaus des Orts, auch zugleich Schenkwirthschaft und Handlung. Der Inhaber desselben ist ein junger deutscher Graf, H. v. D., der, früher Jägerich in der preußischen Armee, in dem Jahre vor meiner Ankunft unter dem Prinzen Solms in Texas eingewandert war und eine solche praktische Lebensklugheit und Thätigkeit für die Begründung seines äußerlichen Wohlergehens entwickelt hatte, daß er in weniger als Jahresfrist mehrere tausend Dollars erworben hatte, — ein Ereigniß, welches in so kurzer Zeit herbeizuführen nur wenigen seiner Standes- und Amtsgenossen, die, ohne ihren sonstigen Eigenschaften zu nahe zu treten, gerade nach jener Richtung hin selten große Anlagen zeigen, gelungen möchte. Die Gast- und Schenkwirthschaft, welcher er vorzugsweise seine glückliche finanzielle Lage verdankte, hatte aus dem unbedeutenden Anfange ihren Ursprung genommen, daß er zur Zeit der ersten Gründung der Stadt ein in San Antonio gekauftes Faß Branntwein unter einem Zelte an die Einwanderer verzapfte.

Durch die Lage von Neu-Braunfels, auf dem Wege von San Antonio nach Austin, dem Sitze der Regierung, und durch die Ansiedelung zahlreicher Einwanderer der gebildeten Stände, die mit einigen Mitteln angekommen waren und noch keinen eigenen Hausstand begründet hatten, war jetzt dem Gasthause stets ein ansehnlicher Zuspruch geschert. Die den Gästen gebotenen Bequemlichkeiten waren freilich nicht sonderlich groß. Dagegen ließ die Leutseligkeit des gräflichen Wirthes nichts zu wünschen übrig, und wenn man ihn dem gemeinsten Arbeiter des geforderten Whiskey mit eigener Hand reichen sah, so mußte man zu der Ueberzeugung kommen, daß hier in der That das Land der völligen Gleichheit und Brüderschaft hergestellt sey.

Noch bleibt mir übrig, ehe ich die vorläufige Aufzählung der öffentlichen Anstalten von Neu-Braunfels schließe, auch noch einer Restauration oder eines Speisehauses Erwähnung zu thun, wie es in Europa auch wohl nicht viele geben mag.

Am Ende der Hauptstraße stand ein kleines Blockhaus mit einem einzigen innern Raume. Die Zwischenräume der unbehauenen Stämme waren in keiner Weise ausgefüllt, und die Circulation der äußeren Atmosphäre mit der Luft des innern Raumes fand am so ungehinderter statt, als auch eine Thüröffnung, aber keine Thür, vorhanden war. In der Mitte des innern Raumes befand sich ein langer Tisch, der auf Pfählen ruhte, die unmittelbar in den Boden eingeschlagen waren, denn statt eines künstlichen Fußbodens diente das Stück Prairie, auf welchem das Haus erbaut war. In gleicher Weise waren neben dem Tische ein paar rohe Bänke angebracht. Sonstiges Hausgeräth war im Innern des Hauses nicht bemerkbar. Dagegen brannte außen, unter dem vorspringenden Dache des Hauses, ein Küchenfeuer, und über diesem standen mehrere Töpfe und Pfannen. Ein wohlbeleibtes Frauenzimmer von mittleren Jahren wirkte an dem Feuer, das war die „alte Madame", selber angeblich Köchin bei einem kleinen südeutschen Fürsten und gegenwärtig Inhaberin dieser Prairie-Restauration. Die regelmäßigen Besucher ihrer Anstalt, denen auch ich mich gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft anschloß, waren etwa zehn bis zwölf junge Männer der gebildeten Stände, die Mehrzahl ehemalige Lieutenants, die wegen ungureichender Gage, wegen Mißverhältnissen mit Vorgesetzten und Kameraden oder endlich aus Lust an Abenteuern sich der neuen Welt zugewendet hatten; die Uebrigen theils verunglückte Studenten, ehemalige Kaufleute, Oekonomen u. s. w.

Dreimal versammelte sich täglich diese Gesellschaft in dem beschriebenen Lokale; um acht Uhr zum Frühstück, um zwölf zum Mittags- und um sieben Uhr Abends zum Nachtessen. In Bezug auf die Kochkunst hatte die „dicke Madame" ein gemischtes System, halb deutsch, halb amerikanisch, angenommen. Kaffee, Maisbrod und Rindfleisch waren die Hauptbestandtheile der Mahlzeiten; doch bekamen wir auch zuweilen wilden Puter und Hirschfleisch. Nach amerikanischer Sitte erhielten wir schon zum Frühstück warmes Fleisch, und zwar meistens Rindfleisch. Dieses letztere war augenblicklich das billigste Nahrungsmittel, da das Pfund nur drei Cent (d. i. etwa ein Sgr. und drei Pf.) kostete. Die Buchhalterei des Vereins, ganze Herden von Schlachtvieh auf einmal kaufend, ließ nämlich täglich ein oder mehrere Stück schlachten und verkaufte das Fleisch ohne eigenen Vortheil an die Kolonisten. Alle anderen Nahrungsmittel waren, da sie ohne Ausnahme aus größerer Entfernung herbeigeschafft werden mußten, hoch im Preise. Ein Bushel Mais (zweiundfünfzig Pfund schwer) kostete, wie auch während der ganzen übrigen Zeit, welche ich in Neu-Braunfels zubrachte, einen Dollar.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war für mich die Kleidung meiner Tischgesellschaft. Aus einer Theater-Garderobe hätte dieselbe kaum vervollständigter und zum Theil phantastischer entnommen werden können. Die Bestandtheile waren dem indianischen, dem mexikanischen, dem amerikanischen und deutschen Kostüme entlehnt, und ein ansehnlicher Theil war augenscheinlich freies Erzeugniß der individuellen Laune des Einzelnen. Als Kopfbedeckung sah man neben der deutschen Tuchkappe breitrandige, spitzpulaufende mexikanische Hüte oder auch wohl ein Phantasiegebilde, bestehend aus einem pelzverbrämten Barett, mit dem lang herabhängenden Schwanze des einheimischen grauen Fuchses daran. Der Rock bestand häufig aus gelbem Hirschleder und war — Indian fashion — mit zierlichen Franzen verziert. Oder es war eine Art Blouse mit bis fast zur Achsel aufgeschlitzten Aermeln, übrigens ein praktisches, für das Klima geeignetes Kleidungsstück, dessen Erfindung um Einführung von dem Prinzen Solms herrühren. Ein Gürtel, in welchem niemals Pistolen, ein Dolch oder wenigstens das breite landesübliche Messer, — das bowie knife, — fehlen durften, befestigte die Beinkleider über den Hüften. Als Fußbekleidung waren besonders lange, über das Knie reichende Wasserstiefeln beliebt, wohl weniger weil sie für das Klima zweckmäßig, sondern weil sie dem nun einmal herrschenden Geschmacke für das Groteske und Romantische entsprachen. Auch Schuhe oder Stiefeln von weichem, gelbem Hirschleder wurden getragen, die allerdings eine recht leichte und bequeme, aber freilich die Nässe nicht beträgende Fußbekleidung boten. Ein vollständiger, vom Scheermesser sehr bearbeiteter Bart bedeckte dabei in den meisten Fällen das Gesicht. Sporen, um jenen am liebsten mexikanische mit thalergroßen Rädern und einen Zoll langen Stacheln daran, vollendeten den Anzug.

War die Witterung kalt, so wurde statt des Mantels eine mexikanische bunkarbige wollene Decke (Mexican blanket) oder, in Ermangelung einer solchen, eine gewöhnliche weiße wollene Decke umgehängt und zwar häufig nach mexikanischer Art, so daß der Kopf durch einen kurzen Schlitz in der Mitte gesteckt wurde. Auch ein Büffelfell, die rauhe Seite nach außen, mußte häufig demselben Zwecke dienen.

Eine ähnliche Regellosigkeit und Romantik, rücksichtlich des Kostümes, bemerkte ich überall unter den jüngeren, in Texas neu eingewanderten Deutschen. Es schien, als wollten sie sich für den Zwang, den Mode und Sitte in der Heimat in jener Beziehung auferlegen, hier in dem Lande der Freiheit entschädigen. Auch war die fast gänzliche Abwesenheit gebildeter Frauen jener Rücksichtslosigkeit förderlich.

Digitized by Google

Außer denen, die mit zu unserer Tischgesellschaft gehörten, war zur Zeit meiner Ankunft noch eine Menge anderer junger Männer, von Erziehung und zum Theil angesehenen adeligen und anderen Familien angehörig, in New-Braunfels, welche alle mit der löblichen Absicht, ihr Glück zu machen, aber ohne sich über das „wie" überall vorher klar geworden zu seyn, nach Texas gekommen waren. Die meisten derselben hatten, außer einer mehr oder minder vollständigen Ausrüstung mit Kleidung, Wäsche, Waffen, Ackergeräthschaften u. s. w., auch noch einige Hundert Thaler Geld mitgebracht. Obgleich man gewiß nicht alle aus unehrenhaften Gründen ihre Heimat verlassen hatten und in jedem Falle die Mehrzahl mit dem festen Entschlusse hierher gekommen war, durch angestrengte Thätigkeit eine unabhängige Existenz zu begründen, so habe ich doch nur äußerst wenige dieses Ziel erreichen, vielmehr die meisten, noch während meines Aufenthalts in Texas, traurig unterge hen und verkommen sehen.

Der Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung ist einfach darin zu suchen, daß in Texas bis jetzt fast die einzige Beschäftigung, welche einen unabhängigen Lebensunterhalt sichert, der Ackerbau ist, dieser aber für jeden Ankömmling, der ihn nicht schon in der Heimat und zwar mit eigener Hand betrieben hat, oder der ein hinlängliches Kapital mitbringt, um sich Neger anschaffen und als Pflanzer den Landbau in größerem Maßstabe einrichten zu können, mit großen, in Deutschland kaum gedachten Schwierigkeiten verknüpft ist und namentlich im Anfange ein nicht gewöhnliches Maß von Ausdauer und Thatkraft erfordert. Während meines einjährigen Aufenthaltes in den deutschen Ansiedelungen habe ich eine bedeutende Anzahl deutscher Bauern und Arbeiter, die ohne alles Kapital ankamen, allein durch ihre eigene Thätigkeit in den Besitz kleiner Ackergüter kommen sehen, welche ihnen und ihren Familien zunächst die nöthigsten Lebensbedürfnisse und für die Zukunft die Aussicht auf Wohlstand und ein bequemes Leben sichern. Dagegen habe ich kaum zehn Leute der gebildeten Stände mit mäßigen Geldmitteln es dahin bringen sehen, daß nach Jahresfrist sie ein Haus und ein eingezäuntes Feld besaßen, und daß man die Erwartung hegen durfte, sie würden sich nun durch eigene Thätigkeit weiter helfen können.

Die ersten zur Begründung einer Farm oder eines Ackerguts erforderlichen Arbeiten sind die Errichtung eines Blockhauses und das Einzäunen eines Feldes, auf welchem man Mais pflanzen kann. Schon an der Ausführung dieser Arbeiten scheiterten gewöhnlich der Muth und die Ausdauer der genannten jungen Leute. Für die meisten, welche nie versucht hatten, ihre körperlichen Kräfte anzustrengen, war es zu niederschlagend und entmuthigend, zu dem Fällen und Spalten eines Baumes die doppelte und dreifache Zeit und eben so ein weit größeres Maß von Anstrengung nöthig zu haben, als der gewöhnliche Bauer oder Arbeiter. In den meisten Fällen entschied man sich dann dafür, diese ersten Arbeiten für das etwa noch übrig behaltene Geld durch gemiethete Arbeiter ausführen zu lassen, in der Voraussetzung, daß, wenn nur diese ersten Schwierigkeiten überwunden wären, man mit allem Uebrigen schon selbst fertig werden wolle. Allein auch hierbei fand man Hindernisse. Der Arbeiter, wenn man miethen konnte, waren nur wenige, da die meisten es vortheilhafter fanden, sich auf dem ihnen von dem Verein verkauften Abschlag gegebenen Lande selbst einzurichten, als für Andere zu arbeiten. Diejenigen, welche man haben konnte, forderten sehr hohen Lohn und thaten wenig dafür. Außerdem fehlte es an Zugvieh, um die gefällten Baumstämme fortzuschaffen; auch an den zur Bedachung der Häuser nothwendigen hölzernen Schindeln war Mangel, da das Schneiden derselben eine besondere Fertigkeit erfordert und die zu deren Bereitzung tauglichen Bäume in den Umgebungen des Orts selten geworden waren. Aber selbst wenn Einer es so weit gebracht hatte, ein Haus und ein eingezäuntes Feld zu besitzen, dann begannen hundert andere unvorhergesehene Schwierigkeiten sich zu zeigen. Es fehlte an Zugvieh zum Pflügen, oder, wenn es vorhanden, so erforderte das Umpflügen der bisher niemals von der Pflugschaar berührten Prairie besondere Uebung; außerdem mußte er sich, bis die erste Aernte gemacht war, mit gekauften Lebensmitteln erhalten und, wenn er, wie es bei der Mehrzahl der jungen Leute der Fall, unverheirathet war, auch noch sich selbst seine Speise bereiten und selbst für seine Wäsche sorgen.

Einer solchen Resignation waren nur wenige fähig, und außerdem reichten in den wenigsten Fällen die mitgebrachten Geldmittel so weit. So blieben denn die meisten mit ganz unbestimmten Erwartungen rücksichtlich ihrer Zukunft vorläufig unbeschäftigt. Der Mangel an Beschäftigung und an jeder Bequemlichkeit in den Häusern, wo sie ein Unterkommen gefunden hatten, führte sie in die Wirthshäuser, wo das Zusammensetzen mit anderen, die sich in gleicher Lage befanden, eine Art von Genugthuung gewährte. In den Wirthshäusern wurde der Rest der Baarschaft verzehrt, später die mitgebrachte Ausrüstung verkauft und endlich, wenn jede Hülfsquelle versiegt und ein fernerer Kredit nicht mehr zu erhalten, wurde zum Theil zu verzweifelten Mitteln gegriffen. Einige gingen als Freiwilliger in den Krieg gegen die Mexikaner; andere traten als Gemeine in das bestehende amerikanische Heer; noch andere suchten über Neu-Orleans andere Theile der Vereinigten Staaten zu erreichen oder kehrten über Galveston enttäuscht nach Europa zurück, wenn sie einen Capitain fanden, den sie durch das Versprechen nachträglicher Bezahlung der Passage bewegen konnten, sie mitzunehmen.

Möchten sich doch in Zukunft junge Männer der gebildeten Stände, ehe sie den Entschluß fassen, nach Texas auszuwandern, recht bestimmt darüber klar werden, was sie dort zu erwarten haben. Möchten doch Alle, welche nicht den festen Entschluß und die nöthige Befähigung besitzen, um sich als Ackerbauer dort niederzulassen, nicht dorthin gehen, wo sie statt des geträumten Glückes nur Enttäuschungen und ein trauriges Ende finden werden.

Mannigfaltiges.

— Lord Jeffrey. Am 26. Januar d. J. starb zu Edinburg Francis Jeffrey, Richter des schottischen Court of Session, bekannter aber als Gründer der Edinburgh Review. „Unter den Denkern und Beförderern der Intelligenz, deren sich unser Land zu rühmen hat", bemerkt ein englisches Blatt, „nimmt keiner einen höheren Rang ein, als Francis Jeffrey. Und wer war Jeffrey? Der Gründer einer Zeitschrift, ein anonymer Kritiker, der Urheber einer Literaten und daher anfangs verschrienen Partei. Er war der Leiter einer großen, obwohl langsamen moralischen Revolution. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts weren England und die Engländer mit einer so dichten und undurchringlichen Rinde torpfischer Vorurtheile überzogen, daß jeder liberale Gedanke davon abprallte. Es gab damals keinen merklichen Unterschied zwischen der politischen Temperatur von London und der von St. Petersburg. Französische Ereigne und Erfolge hatten einen so gründlichen Schrecken eingeflößt, daß man jede freisinnige Idee, als eines gallischen Ursprungs verdächtig, zurückstieß. In einer solchen Zeit versammelten sich in Edinburg, einem der Hauptquartiere des Torpidismus, einige kühne Geister, um eine Agitation zu beginnen, oder vielmehr um Gedanken wieder aufzurischen, die seit manchem Jahre geschlummert hatten. Eine Zeitschrift, die sie begründeten, nahm ihre anfangs schwachen Ergüsse auf, die aber allmälig kräftiger und gediegener wurden, bis die Edinburgh Review, welche mit der Stimme eines Kindes begonnen hatte, das ganze Reich mit ihrem männlichen Tone, ihren scharfsinnigen Untersuchungen, ihrem mächtigen Interesse anfüllte. Ihre Geschichte ist die eines langen Kreuzzuges, auf dem sie allzährlich Siege errang, Schritt für Schritt vorrückte und immer größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung gewann, bis die liberalen Ideen zu einer Fluth anschwollen, welche die Reform von 1830 bewirkte. Hiermit endete auch der Kreuzzug der Edinburgh Review, indem ihre Freunde, die Whigs, an Ruder kamen und die Aufgabe, das Volk zu belehren und anzuregen, auf neue Parteien und neue Schulen überging. Die Wirksamkeit Jeffrey's erstreckte sich daher nicht viel über 1830 hinaus, obgleich wir erst heute den Schluß seiner irdischen Laufbahn zu melden haben."

— Felix Mendelssohn's Briefe. Im Londoner Athenaeum vom 26. Januar lieft man: „Auf Ersuchen der Testaments-Exekutoren und der nachgelassenen Familie des Dr. Mendelssohn-Bartholdy machen wir hierdurch den Wunsch derselben bekannt, die Briefe des Verstorbenen zu sammeln, um in einer künftigen Zeit als Materialien zu einer authentischen Erinnerungsschrift an ihn zu dienen. Es darf wohl gehofft werden, daß diese Anzeige — die einen formellen Charakter hat — jeder anderweitigen Veröffentlichung solcher Briefe vorbeugen und viele Freunde von Dr. Mendelssohn in England veranlassen werde, Abschriften der Briefe, die etwa in ihrem Besitze sind, an eines der Mitglieder seiner Familie zu senden, und können solche Mittheilungen an den Verstorbenen Bruder, Herrn Paul Mendelssohn-Bartholdy,*) adressirt werden."

— Literarische Fälschungen in England. In demselben Blatte des Athenaeum reklamirt Herr W. R. Wilde in Dublin, Verfasser eines im Jahre 1845 erschienenen Buches über Oesterreich (Austria, its literary, scientific and medical institutions), gegen ein unverschämtes Plagiat, das sich ein Herr Edward P. Thompson an gegen dieses Werk gestattete, indem er kürzlich unter dem Titel „Austria" ein anderes Buch (bei Smith, Elder u. Comp. in London) herausgegeben, in welchem ganze Kapitel, Wort für Wort, sammt den statistischen Nachweisen, die sich Herr Wilde in Wien zu verschaffen gewußt hatte, nachgedruckt sind, ohne daß des Letzteren auch nur gedacht ist. Merkwürdig, daß dergleichen Fälle jetzt in England so häufig vorkommen; wir haben ganz kürzlich erst eines ähnlichen Falles in Bezug auf die Geschichte des Gebetbuches der anglikanischen Kirche erwähnt. In einem Lande, wo Bedsel- und Bankroten-Fälschungen so streng bestraft werden, sollten doch literarische Fälschungen nicht minder verpönt seyn.

— Nachdrucke in England und Nord-Amerika. Ein im Juni v. J. von dem englischen Schatzkammergericht (Court of Exchequer) abgegebenes Erkenntniß, „wonach Ausländer im Vereinigten Königreiche keine literarischen Eigenthumsrechte brauchen können", **) hat zur Folge gehabt, daß das kürzlich bei Murray erschienene „Leben Oliver Goldsmith's" von Washington Irving (Pr. 8 Shill.) bald darauf von zwei Seiten nachgedruckt wurde, und zwar zuerst in einer Ausgabe für 2½ Shill. und dann in einer anderen für einen Schilling (10 Sgr.), also noch viel wohlfeiler, als die der deutschen Typographie nicht sehr zur Ehre gereichenden Augenverderb-Ausgaben des Herrn Tauchnitz in Leipzig. Bisher hatten sich die nordamerikanischen Schriftsteller in England in ihrem literarischen Eigenthumsrechte vollkommen gesichert gehalten, obwohl ein solches für Engländer in den Vereinigten Staaten niemals existirt hat und dort alle Werke englischer Autoren sofort nachgedruckt werden. Nach jener Entscheidung des Schatzkammergerichts und nach dem Vorgange des wohlfeilen Nachdrucks eines in Amerika so populären Schriftstellers, wie Washington Irving, dürfte man wohl auch nun dort endlich die Nothwendigkeit der Abschließung von internationalen Verträgen gegen den Nachdruck erkennen.

*) in Berlin, wo das Athenaeum vermuthlich gelesen wird. D. R.

**) Eine Ausnahme bilden natürlich die Angehörigen solcher Länder, mit welchen besondere Verträge in dieser Hinsicht bestehen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Reit u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Sonnabend den 9. Februar 1850.

Jeannette de Haza.

In der Behausung des allen Naturforschern wohlbekannten Salinendirektors von Charpentier zu Bevieux im Kanton Waadt starb im Sommer des vorigen Jahres Heinrich Paris, der unter diesem Namen zuerst durch ein 1838 erschienenes Schriftchen: „Erste Eindrücke eines Laien auf der ersten Leipziger Kunstausstellung im Herbst 1837", Aufsehen erregt, hierauf 1842 in Paris ein mit dem grünblichen Zeuge gearbeitetes Lehrgebäude der französischen Sprache unter dem Titel: „Tableaux grammaticaux",*) mit einer eleganten Widmung an die Herzogin von Orleans herausgab, welche in der Revue suisse an Alexander Dimet einen günstigen Beurtheiler fanden, 1844 in Straßburg „Ephémères rhénanes" erscheinen ließ, im nämlichen Jahr auch ein deutsches, „Großmütterlein" betiteltes Gedicht. Der Ertrag der zwei letztgenannten Schriften sollte nach des Verfassers Absicht theilweise zur Stiftung eines Reise-Stipendiums für die höhere Ausbildung einer unvermöglichen, bereits bewährten deutschen Lehrerin in den Fächern des wissenschaftlichen und Sprachunterrichts, der Musik oder der bildenden Künste (mit Ausschluß des Theaters) verwendet werden und, wenn der Versuch gelänge, die Preisempfängerin ihm zum Gehäctnis von Goethe's Studienjahre in Straßburg, und zwar am Jahrestage seines Weimarschen Jubiläums, aus der Hand des dortigen Maire erhalten.

Wir sagten: Heinrich Paris; in Wahrheit aber war der Verfasser eine Dame, eine Polin, aus dem Großherzogthume Posen stammend, Fräulein Jeannette v. Haza. Nach dem Tode ihres Vaters, an welchem sie mit großer Zärtlichkeit hing, hatte sie ihre Heimat verlassen und sich nach Dresden gewandt, wo sie eine ziemliche Reihe von Jahren verweilte und gewiß noch in vieler Notabeln Andenken fortlebt; wir nennen unter ihnen den trefflichen J. W. Tittmann. Ihre Mutter ging eine zweite Ehe ein mit dem bekannten Adam Müller, österreichischem Generalkonsul in Sachsen. Bei ersinnen und weder, zu welcher Zeit Fräulein v. Haza nach Sachsen kam, noch in welchem Jahre sie Dresden verließ, um in Paris ihren Aufenthalt zu nehmen. In der kostspieligen und schwelgerischen Hauptstadt blieb sie, bei nur spärlich zufließenden Subsistenzmitteln, nur durch ihre Einfachheit, Genügsamkeit und Sparsamkeit gegen eigentlichen Mangel geschützt. Die Bestimmtheit, womit sie sich allerwärts zu bewegen wußte und aufzutreten pflegte, bewahrte sie im Verkehr mit Personen der niederen Stände vor einer Menge von Unannehmlichkeiten, welchen schutzlose Frauen so leicht auf Reisen und in der Fremde ausgesetzt sind, verschaffte, gepaart mit Weltersahrung und seltener Klarheit, Frische und Gediegenheit der Rede, ihr schnellen Eingang und Anerkennung im Umgang mit den höheren Ständen. Reiche Lebenserfahrungen hatten ihren Sinn und Blick männlich geübet, auf das Ernste, Praktische, wesentlich Nützende hingerichtet, wenn es auch für ihre Umstände oft nicht das Nützlichste war. In Dresden hatte man ihr angerathen, dem lukrativen Geschäfte des Novellen- und Romanschreibens obzuliegen; sie dagegen zog vor, ihre Kraft und Muße dem Ernst der Wissenschaften zu widmen und in diesen das ihr Mögliche zu leisten. Den „Ephémères" gab sie das Motto: „Ohne Rast, doch ohne Hast!" Es war der Wahlspruch, den sie auch sich und ihrem Streben gesetzt hatte. Das Bündlein erwuchs aus einem Herzensbedürfnis, wie denn offenbar oft, daß Henri Paris darin sein eigenes Geschick, seine eigene Geistesrichtung vor Augen hat — besonders in der zweiten Abtheilung, wo von den femmes célibataires gehandelt wird, den alten Jungfrauen, unfreiwilligen und freiwilligen, denen die Natur entweder einen zu männlichen Geist verliehen hat, um sich fremdem Willen unterzuordnen, oder ein männliches Talent, das nur den Eingebungen des Genius folgen mag, oder ein weites Herz, das im Leben von Wohlthun Befriedigung, nur darin Befriedigung findet. Mit dem höher begabten und freudigeren Theile derselben geht der Welt manche schöne Kraft ungenützt verloren. Die alten Jungfern fesseln der eigentliche Kitt, um die verschiedenen Theile des sozialen Gebäudes unter sich zu verbinden; man sollte auch in protestantischen Landen zu ihrer Unterbringung und Verwendung Klöster errichten (die Versasserin selbst war evangelisch); man sollte überhaupt alles Mögliche thun, um diese Verlassenen, je nach Begabung, nützlich für die Welt zu machen. Noch sie ihrerseits hierzu beizutragen gedachte, ist aus dem Obigen ersichtlich, und es war für sie ein erhebender Gedanke, durch die Ausführung ihrer Idee dem großen Dichter, mit dessen Familie sie in dauerndem Verkehre stand, noch im Grabe eine Huldigung darbringen zu können.

In der ersten Abtheilung der „Ephémères" bringt sie die Emancipation der Frau zur Sprache; aber diese Emancipation ist etwas himmelweit von dem Verschiedenes, was die Ueberspannten ihres Geschlechtes heutzutage darunter verstehen. Was sie damit meint, ist vielmehr Nicht-Emancipation. Die Bekanntschaft mit den Anhängerinnen des St. Simonismus brachte sie darauf, zu erklären, daß, wie überhaupt ein Jeder, was er ist, bleiben ganz sein soll, so auch das Weib, welches sich in die Ehe begiebt, seinem Manne angehört und darum nicht zugleich der Oeffentlichkeit (à une cause publique) angehören darf, widrigenfalls es eine Art sittlichen Ehebruchs begeht und solche Doppelstellung zu einer falschen, lächerlichen, fast unmoralischen wird; daß die Hausfrau, welche bis in die Nacht bei der Nadel sitzt, ihres Mannes, ihrer Kinder Wäsche ausbessern, aller Ehren werth, die Dame dagegen, die auf Bällen prunkt und darüber ihre häuslichen Pflichten verabsäumt, nur des Tadels werth sey. Anders die Unverheirathete, die sich der Gesammtheit zur Verfügung stellt und zu nützen berufen ist. Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen des Inhalts, die wir hier und da aus mündlicher Unterhaltung verwollständigten, um in Betreff der ferneren Schicksale der Verewigten das Erforderliche mitzutheilen.

Im Frühling 1844 kam Jeanne de Haza von Paris aus zum erstenmal in die Schweiz, wo sie aux Devens — so heißt Charpentier's reizende Wohnung oberhalb Bern — gastfreundliche Aufnahme fand. Zu jener Zeit machte ich ihre Bekanntschaft, und daran knüpft sich ein lebhafter, über zwei Jahre lang fortgesetzter Briefwechsel, der erst abgebrochen wurde, als ich die Ufer des Genfersees verließ und sie zur Uebersiedelung nach England sich anschickte. Sie brachte im genannten Jahr auch längere Zeit in Genf, Aarau und Zürich, hier meines Erinnerns bei dem bekannten Wilhelm Schulz, zu.

Verleidet wurde ihr der längere Aufenthalt in der Schweiz durch die ärgerne Parteienwuth, welche im nächstfolgenden März (1845) die radikale Faction zu dem berüchtigten Freischaarenzuge gegen Luzern trieb. Nach Paris zurückgekehrt, trug sie sich von jetzt an mit dem Plane, ihr pädagogisches Talent in England geltend zu machen. Bevor es jedoch zu dessen Ausführung kam, brach der Aufstand in Galizien aus. Nicht genug, daß hartnäckiges Augenleiden sie damals zu fast unerträglicher Unthätigkeit verurtheilte, wurde ihre Gesundheit durch die polnischen Blodthaten dermaßen erschüttert, daß sie auf ein langes Krankenlager sank. Sie suchte Genesung in Versailles. Von hier schrieb sie im Mai 1846: „Bis Mitte Juni bin ich in Versailles installirt, da meine Nerven so herunter sind, daß sie einer Restauration bedürfen, bevor ich die Katzlpartie unternehme. Sie können sich denken, wie mich die polnischen Angelegenheiten mitgenommen haben und noch mitnehmen. Solche Dinge im neunzehnten Jahrhundert!*) Ich habe ein permanentes Fieber davon. Nicht einen Namen sehe ich der Opfer, der mir nicht eine Jugenderinnerung zurückriefe. Und nun denken Sie, daß meine Familie mitten in dem Gräuel wohnt, mein bischen Habe dort befindlich, meine letzte natürliche Retraite sich dahin richten muß, so können Sie sich meine Stimmung denken. Daß bei diesem Sensen- und Ziegelregiment an Realisirung meiner Ideen nicht mehr zu denken ist und von Goethepflanzung und all dergleichen civilisirten Projekten nicht mehr die Rede seyn kann, begreifen Sie; also ich habe alle die um Verzeihung zu bitten, die ich mit „Ephémères" und „Großmütterlein" brandschatzte, und muß mich damit trösten, daß sie wenigstens keine Scharteke kauften. Werden wir nicht bis 28. August 1849 Alle massakrirt (was par le temps qui court gar nicht ausser dem Reich der Möglichkeit liegt), so habe ich noch immer 300 Fr. aus dem Büchlein zusammengeklöpert, die man alsdann dem „kleinen Waisengang" zu Ehren irgend einer „Kleinen" zutheilen kann. Da aber jetzt alle deutschen Kunstakademieen in Nazarenerbahnen sind, so ist noch die Frage, ob es — erlaubt seyn wird. Gott besser's!"

In England fand sie nicht, was sie suchte, und ihr Aufenthalt daselbst kann nur von kurzer Dauer gewesen seyn. Wir sind seitdem faß ohne alle Kunde von ihr geblieben, bis uns in diesen Tagen ein vorjähriges Blatt aus dem Kanton Waadt zu Gesichte kömmt, worin es kurzweg heißt: Mlle. Jeanne de Haza, originaire de Vienne (sic), décédée aux Devens. So also hatte sie, als nun auch Frankreich, Paris und ihre vierjährige Wohnung auf dem Magdalenenplatze ihr verleidet waren, bei Herrn von Charpentier ihre letzte Freistatt und Ruhestatt gefunden. Wir sind in diesen Augenblick außer Stande, zu sagen, ob sie am 28. August 1849 sich noch unter den Lebenden befand. E. K—r.

*) ou Analyse grammatique des principes de la grammaire française. Atlas de 16 tableaux avec texte explicatif et modèle d'exercices.

*) Und doch war es nur ein Präludium zu den Dingen, die da kommen sollten.

Digitized by Google

Frankreich.

Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich.

(Von Riford.)

VII.

Hat die französische Bourgeoisie den mittleren Klassen Englands in irgend etwas nachzuahmen? Ist eine solche Nachahmung möglich und ehrenvoll?

Es handelt sich hier durchaus nicht darum, zu verlangen, ja, nicht einmal zu hoffen, daß wir, da wir weder die Vortheile der Abgeschlossenheit, wie die Engländer, noch auch die Fälle ihrer äußeren Unabhängigkeit genießen, jene ausschließliche und ruhige Achtsamkeit auf uns selbst haben sollten, welche ihnen die allgemeinen Bedürfnisse ihres Landes nachweist und den Zeitpunkt der nöthigen Vorsorge angiebt, welche ihnen ferner erlaubt, den Fortschritt ohne Ungeduld abzuwarten und ohne Erschütterung ins Werk zu setzen, und welche sie endlich zwar sehr scharf, aber auch völlig unparteiisch über das Benehmen ihrer Regierung urtheilen läßt. Ist es denn aber nicht möglich, daß eine begabte Nation, wie die unsere, sich durch Einsicht und Ueberlegung die Eigenschaften, die sie nicht besitzt, ancigne oder wenigstens die, welche sie hat, vervollkommne? Giebt es denn nicht auch für die Völker, wie für die Individuen, eine Bildung, eine Erziehung durch die Zeit und die Erfahrung, welche die schlechten Neigungen verbessert und die guten entwickelt und befestigt?

England giebt und selbst ein Beispiel von dem, was die Erziehung vermag, um die Instinkte neu zu beleben und sie den anderen Eigenschaften eines Volkes anzureihen. Ich glaube, England keineswegs zu verleumden, wenn ich behaupte, man liebe daselbst die Künste nur mittelmäßig. Man braucht nur London zu besuchen, um sich davon zu überzeugen. Es fehlt England durchaus nicht an ausgezeichneten Künstlern; sie sind es aber in geringerem Grade, als seine Industriemänner und Politiker auf ihrem Felde. Dennoch weiß der Engländer, daß es für eine große Nation ruhmvoll ist, die Künste zu lieben. Auch geschieht in diesem Lande Vieles, um den Geschmack zu wecken, und man bringt nicht unbedeutende Opfer. Es ist nicht ohne Beispiel, daß ein englischer Bourgeois auch noch anderen Dingen Musik hört, als im Theater der Königin oder im Konzert, wo die Aufmerksamkeit eine öffentliche Pflicht ist. Wer weiß, ob nicht die Ueberzeugung, daß ein civilisirtes Volk Musik verstehen muß, auch die Engländer dahin bringen wird, daran besonderes Wohlgefallen zu empfinden, oder in dieser Kunst etwas Hervorragendes zu leisten? Die Mode führt zuweilen zum wirklichen Geschmack und Verständniß. Allerdings übt das Klima, der Erdstrich, welchen ein Volk bewohnt, eine große Macht aus; aber selbst Montesquieu, der dem Klima in den Gesetzen und Sitten so sehr Rechnung getragen, hat nie die Macht desselben über die der Vernunft gestellt. Eine gewisse Nation hätte sonst die beste Entschuldigung, zu sagen: Was kann ich für meine Veränderlichkeit! klaget das Klima an; kein Barometer weist stets auf gutes Wetter!

Vor etwa zwei Jahren hielten viele Franzosen ihr Vaterland für fähig, die constitutionelle Regierung Englands sich nach und nach ganz und gar anzueignen. Sie waren der Meinung, die politische Erfindung bestehe weniger darin, immer neue Verfassungs-Entwürfe aufzuarbeiten und wieder dem Untergange preiszugeben, als vielmehr darin, anderen politischen Gesellschaften ihre Vortheile abzusehen und in die Heimat zu verpflanzen; sie glaubten ferner, eine solche Nachahmung sey weder ein Charakterwechsel, noch eine Erniedrigung für ein Volk, sondern vielleicht nur ein Sieg seines Verstandes über sein Temperament. Sie haben sich gewaltig getäuscht!

Die Ereignisse verwiesen sogleich, daß wir dem Lande Utopien angehören. Ja, wir träumten; aber wir träumten die Ordnung durch die Freiheit, die Freiheit durch die Achtung vor der Freiheit des Anderen und durch den mäßigen Gebrauch aller nöthigen Rechte, den Fortschritt durch die Erörterung und friedliche Verhandlung und Ausgleichung; wir träumten ein friedliches Zeitalter. Wir sind erwacht, wie schon oft. Der Begriff der constitutionellen Regierung schwebte eines Tages schon einmal der Seele des Tacitus vor: er begrüßte ihn im Vorübertheile mit Wehmuth und wandte keinen Blick hinweg, wie von Etwas, was zu schön sey, um Existenz zu gewinnen. „Eine republikanische Form", sagt er traurig, „gebildet aus der Wahl und Vereinigung der drei Prinzipe, nämlich des monarchischen, aristokratischen und volksthümlichen, ist leichter zu loben, als zu realisiren; oder würde, wenn realisirt, keine lange Dauer haben" (Tac. Ann. IV. 33). Wir, glücklicher, als Tacitus, haben sie verwirklicht gesehen und hielten sie für dauerhaft.

Wenn das Ereigniß, welches uns so rauh erweckte, nur eine leere und eitle Form zertrümmert hat, so werden wir sie darüber trösten; wir werden aber, was man auch an die Stelle der Monarchie setzen mag, nie die den freien Ländern verheißenen Güter erlangen, wenn wir uns nicht den politischen Geist unserer Nachbarn aneignen. In der Republik, wie in der Monarchie, kann die Freiheit nur durch sich selbst geschützt werden, und es giebt, wir wiederholen es noch einmal, keine Freiheit ohne Gehorsam und ohne den Geist der Aufopferung. Erheben wir uns daher zu dem Entschluß, unsere richtige Erkenntniß in der Wirklichkeit zur Geltung zu bringen. Der Gehorsam steht den freien Völkern so wohl! Plato nennt ihn irgendwo die Tugend der edlen Herzen. Geben ist die Tugend, welche unmittelbar darauf folgt. Seyen wir tüchtig im Gehorsam und im Geben, aber rasch aus Werk.

Unsere Pflicht gegen die Geringen leidet namentlich keinen Aufschub. Frankreich bringt den arbeitenden Klassen ungeheure Opfer, und wir thun es mit französischer Grazie, was übrigens gar nichts schadet; aber wir können dennoch mehr thun oder wenigstens dem, was wir thun, größere Wirksamkeit verleihen. Die englische Wohlthätigkeit ist vielleicht weniger liebenswürdig; sie hat oft mehr das Ansehen einer äußerlichen Handlung, als das einer tiefen Herzensregung; aber sie ist weit wirksamer. Es ist übrigens ein großer Unterschied zwischen der individuellen Wohlthätigkeit und der zur Institution gewordenen Wohlthätigkeit. Hier liegt der eigentliche Schwerpunkt. Die Advokaten der arbeitenden Klassen haben uns ihn gezeigt; sie haben sich nicht an unser Herz gewendet; sie wollen nur unser Geld und die brutale Hand des Staates, um es zu nehmen und zu vertheilen. Ueber ihre Mittel hat man bereits gerichtet; das Prinzip der Wohlthätigkeit jedoch, als einer öffentlichen Pflicht, behält auch ferner seine Geltung.

Die Wohlthätigkeit wird durch Association öffentlich werden. Wenn die Hülfe direkt von den Gebern kömmt, ohne erst durch die Hände des Staates zu gehen, wird sie viel brüderlicher seyn. Warten wir nicht erst auf das Gesetz; das Gesetz würde das, was wir gegeben hätten, in Empfang nehmen und uns das Bewußtseyn und Verdienst des Opfers entziehen. Giebt es nicht noch genug zu thun? Kann man nicht Anstalten gründen, nicht dem Gemeinden Vorschüsse ohne Zinsen leihen und Geschenke geben, um in Zeiten des Bedürfnisses Arbeit zu schaffen, nicht Kassen stiften, in die wir selbst zuerst einen bedeutenden Fond legten, um dadurch die Ersparnisse des Arbeiters anzulocken? Sollte es da, wo so viel zu geben ist, an Mitteln fehlen? Bedenken wir, wenn wir frei bleiben wollen, daß diese Frage um die Geringen, die arbeitenden Klassen u. s. w. die Anarchie oder den Despotismus in sich schließt! Ich weiß, daß auf geschichtliche Analogieen nicht Alles zu geben ist; aber wie kann man ohne Beunruhigung in demselben Tacitus lesen, daß das, was das Volk für den Despotismus des Augustus gewann, was es dem Tiberius gehorchen machte, was es für Nero begeisterte, nichts Anderes war, als die Sorge dieser Fürsten für seinen Unterhalt, die sogenannte annonae cura? Der Despotismus der Kaiser ging auf der Frage über die Subsistenz des Volkes hervor. Ohne Zweifel sind wir mehr werth, als die Römer, und unsere Arbeiter möchten schwerlich, selbst nicht um Brod, die Freiheiten ihres Landes verkaufen; nehmen wir uns indeß wohl in Acht, das äußere Zeichen nicht irgend ein neues Ehrgeizgelüst, welches dem Volke diesen Kauf vielleicht anbieten könnte, erwecken und rechtfertigen. Hat die Freiheit immer nur Tibere und Neronen zu fürchten?

England.

Ebeneser Elliott's Autobiographie.

(Fortsetzung.)

Wenn ich auf die Tage eines wüthenden Torysmus, welche ich durchgemacht habe, zurückblicke und das damals fast allgemeine Streben erwäge, die bestehenden Gebräuche und Gesetze durch Angriffen zu verehren: so bin ich erstaunt, daß ein nervenschwacher Mensch, dessen erschrecke Einbildungskraft im Knaben- und Jünglingsalter mit Leichengesichtern einschlief, dessen erste Empfindung, wenn er sich erhebt, um eine öffentliche Versammlung anzureden, die ist, daß die Knie unter ihm wanken, im Stande gewesen ist, seine politische Integrität zu bewahren, ohne einen Glaubensartikel seines furchtlosen Vaters abzuschwören. Aber selbst in jenen Tagen war ich, wie mich dünkt, ein Freihändler — obwohl ich es nicht wußte. So barbarisch waren einige der damals im Namen des Gesetzes geschehenen Handlungen, und so schmerzlich war der Eindruck, den sie auf mich hervorbrachten, daß ich gewiß, als ich etwa sechzehn Jahre alt war, wenn ich die dazu nöthigen Fonds besessen hätte, nach den Vereinigten Staaten ausgewandert wäre; auch wäre ich, wie ich fürchte, nicht sehr gewissenhaft in meiner Auswahl der erforderlichen Mittel gewesen — so vollständig hatte die Auswanderungsidee von mir Besitz genommen, so leidenschaftlich hatte sie mein Gemüth erfaßt, und so poetisch hatte ich mit ihr Robinson Crusoe's Vorstellungen von Unabhängigkeit und Isolirung verknüpft. Es ist wohl erlaubt, wegen nicht begangener Sünden zu erröthen, und ich schaudere noch jetzt, nachdem ich fünfundvierzig Jahre älter geworden, so oft ich zufällig einem Nützlichkeitskrämer begegne, der zu mir sagt, „der Zweck heiligt das Mittel" — eine falsche Lehre und ein fataler Glaube, der so manchen unserer Mitbrüder und Schwestern, die einst unbefleckt waren wie die Engel, zum Fall gebracht hat. O, denkt hieran, Ihr Verführten und Ihr Verführer, selbst wenn Ihr Dorigkeiten seyd! Laßt Niemand glauben, daß Gutes, durch Böses erreicht, etwas Anderes als Böses seyn könne! — Ich muß indeß von diesen Abschweifungen zurückkehren.

Mein neunter Jahr bildete eine Aera in meinem Leben. Mein Vater hatte damals für meinen Onkel in Thurlestone eine große, etliche Tonnen schwere Pfanne gegossen, und ich nahm mir vor, ohne meine Aeltern mit meinem Vorhaben bekannt zu machen, mich in derselben dorthin zu begeben. Ein Rollwagen nebst einigen Leuten wurde danach geschickt, und gegen Sonnenuntergang kroch ich unbemerkt hinein, mich unter etwas Heu, das darin lag, versteckend. Die Reise ging vor sich. Ich habe es nicht vergessen, wie oft ich mich buckd das Zircelloch der Nacht und ihrer Sternschnuppen angerengt fühlte, bis ich in Thurlestone, gegen vier Uhr Morgens, ankam. Es ist merkwürdig, daß mir in meinem späteren Leben niemals ein Plan glückte, welchen ich nicht in ähnlicher Weise ausführte. Frage ich um Rath, so kömmt der Plan entweder niemals zur Ausführung, oder er gelingt nicht. Ich war noch nicht lange in Thurlestone gewesen, als ich mich wieder nach Hause sehnte — denn mein Herz war bei meiner Mutter. Hätte ich meinen Weg zurückfinden können, so würde ich gewiß zurückgekehrt seyn; und meine Unbeholfenheit plerzu (wenngleich etwas dadurch entschuldigt, daß ich in der Nacht gekommen war) bewirkte,

Digitized by Google

wie mich dünkt, daß ich wirklich ein sehr dumpfsinniges Kind gewesen seyn muß. Mein Onkel schickte mich in die Pensionner Schule, wo ich einige wenige Fortschritte machte. Sobald ich aus der Schule nach Hause kam, brachte ich meine Abende damit zu, vom Dintertheil des Gebäudes aus nach Holland Swaine zu blicken, denn ich hatte entdeckt, daß Masbro' über jenes Dorf hinaus liege, und so oft sich die Sonne zum Untergange neigte, hatte ich das Gefühl, als ob mir ein schweres Unrecht zugefügt wäre. Endlich, nach etwa anderthalb Jahren, kam mein Vater nach mir — und so endete mein erster Ausflug in die große Welt. Ist es nicht seltsam, daß ein Mann, der von seiner Kindheit an vom Besuche fremder Länder geträumt hat und noch immer in einem Alter von sechzig Jahren den Niagarafall zu sehen gedenkt, sich niemals zwanzig Meilen von Englands Gränzen entfernt hat und jetzt zum erstenmal die ländlichen Schönheiten von Cumberland, Wales und Schottland erblicken soll?

Nach meiner Rückkehr aus dem Lande der großen Pfanne wurde ich wieder in die Hollisschule geschickt, wo ich, nach meiner Gewohnheit in allen Zärtleu, diese kürzesten Wege zu meinem Ziele wählte — und der leichteste Weg, meine Summen addirt zu bekommen, war der, es durch John Roß für mich thun zu lassen. Diese Praxis, in ihren Folgen, erhöhte nicht wenig meinen Ruf der Geistesschwäche im väterlichen Hause. Doch ist mir der Eindruck geblieben, von meinen Schulkameraden bewundert worden zu seyn — weshalb? kann ich nicht sagen; denn ich balgte mich nie, und sie müssen mich wohl im Verdacht gehabt haben, in gelehrten Dingen nicht sehr bewandert zu seyn. Ich sage, ich balgte mich nie — und doch hollte mich mein Bruder Giles, wenn er in Gefahr war, stets heraus, um ihn zu schützen. — Nachdem ich bis zur Regel-de-tri gekommen war, ohne zuvor addiren, subtrahiren, multipliziren und dividiren gelernt zu haben, wurde ich von meinen verzweifelnden Aeltern in die Schule zu Dalton, zwei Meilen von Masbro', geschickt, und ich sehe in diesem Augenblick so lebhaft, als ob beinahe funfzig Jahre nicht an mir vorübergegangen wären, den Eidvogel am Don entlang schießen, als ich auf dem Schulwege, mein Mittagbrod über Stunden vor Mittagszeit verzehrend, über die Altwarker Wiesen wanderte. Aber, o Jammer, zu lesen, ohne buchstabiren gelernt zu haben. Des Lehrers Name war Brunskill — eines der besten lebenden Geschöpfe — eine Art von trübseligem, halbverhungertem Engel ohne Flügel, und ich habe Stunden lang, während mir Thränen über die Backen liefen, neben seinem Pult gestanden, gänzlich unfähig, auch nur eine richtige Zahl niederzuschreiben. Ich zweifle, ob er jemals argwöhnte, daß mir die ersten Regeln fremd waren. Ich wußte es wirklich nicht, daß sie notwendig wären, und hielt einen Jungen, der die gewöhnlichen Brüche addiren konnte, beinahe für einen Zauberer. Die Schule fürchtend, entfernte ich mich während der Sommermonate des zweiten Jahres heimlich von dannen und trieb mich in der Gegend von Dalton oder im Thrybergher Park umher, wo ich Eniencier fand, die ich irrthümlich für die Eier von wilden Vögeln hielt. Man brachte mich zu Mrs. Finch, als sie aber sah, was ich für ein Einfaltspinsel sey, ließ sie mich mit einem Verweis laufen.

Man wolle ja nicht glauben, daß dies glückliche Tage waren. Ich war äußerst elend. Ich zitterte, wenn ich der Heimat nahe kam, denn ich wußte nicht, wie ich die Fragen beantworten sollte, die, wie ich fürchtete, der Vater an mich richten würde. Bisweilen wich ich ihnen aus, indem ich mich ohne Abendbrod zu Bett schlich, was einem Knaben, der dafür gesorgt, sein Mittagbrod bald nach dem Frühstück zu verzehren, nicht zufagen konnte. Ich war indeß nicht im Stande, meinen Vater an der Entdeckung zu hindern, daß ich nichts kenne als vagabundiren — oder an dem Argwohn, daß meine langsamen Fortschritte mehr vom Nichtsthun als vom Mangel an Fähigkeit zum Lernen herrührten. Er ließ mich zur Strafe in der Giebserei arbeiten. Allein das Arbeiten in der Giebserei, weit entfernt, eine Strafe für mich zu seyn, befreite mich vielmehr von dem Gefühl der Erniedrigung, das mich so lange gedrugt hatte, denn es fand sich hier, daß ich nicht weniger geschickt sey, als andere Anfänger. Hierzu war ein ausreichender Grund vorhanden. Ich war nämlich von meiner Kindheit an mit den Prozeduren der Fabrik vertraut und ein genauer, wenngleich stiller Beobachter derselben gewesen. Der Erfolg seines Experiments beunruhigte den Experimentator — und er hatte guten Grund zur Beunruhigung; denn es zeigte sich bald, daß ich in der Schenke meine Rolle mit den besten Kunden um die Wette spielen konnte. Doch sand ich nie rechten Geschmad an der rohen Gesellschaft und den groben Genüssen des Wirthshauses. Meine Gedanken wanderten beständig nach den Kanalufern und meinen kleinen Schiffen, und — ich weiß nicht, warum, aber — ich baute stets meine Festungen, ja, auch meine Lustschlösser da, wo die Blumen am schönsten waren. Das „gelbe Liebfrauen-Bettstroh"*) (ich kannte damals nicht ihren Namen) war meine besondere Favoritin, und die Kanalufer waren damit übergoldet. Um diese Zeit bekam ich starke religiöse Eindrücke, und wenn Gottesdienst war, schlir ich selten in der Kapelle des Predigers Allard — ein Charakter, der zu Walter Scott's Schilderung von Dominie Sampson gestessen haben mochte. Aber bisweilen ging ich auch in die Masbrower Kapelle, um den Prediger Groves zu hören, einen der beredtesten und würdigsten Männer, den aber mein Vater (welcher ein Hauptsasser war) wegen irgend eines Nichts in der Dichiplin oder Lehre hasste. Ich war eines Sonntags auf dem Wege, glaube ich, ihn zu hören, als ich bei meiner Tante Robinson einsprach — einer Witwe mit drei Kindern und etwa dreißig Pfund Sterl. jährlicher Einkünfte, wovon sie (Gott weiß, wie!) anständig zu leben und ihren zwei Söhnen eine Erziehung zu geben verstand, welche sie endlich beide zu Gentlemen machte. Ich dachte, sie würde mich kalt aufnehmen. Sie wußte nicht, dünkt mich, daß ich eine oder zwei Nächte zuvor bemerkt gewesen war; aber ich war reuigen Herzens. Nach kurzem Stillschweigen stand sie auf und legte eine Anzahl Hefte von Sowerby's englischer Botanik vor, welche ihr Sohn Benjamin, damals bei Dr. Stainforth in Sheffield in der Lehre, monatlich kaufte. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen die schönen Kupferstiche auf mich machten. Ich betastete das Bild der Schlüsselblume, halb überzeugt, daß das Prachtstück auf den Blättern natürlich sey. Als sie mir das Buch wegnahm, fühlte ich mich unangenehm betroffen; allein sie nahm es nur fort, um mir zu zeigen, wie man die Figuren, indem sie an Licht gehalten werden, auf ein dünnes Stück Papier zeichnen könne. Als ich fand, daß ich auf diese Art in den Stand gesetzt würde, korrekt zu zeichnen, wurde ich auf einmal über die Gäste des Wirthshauses wenigstens am einen Zoll an innerer Größe erhoben. Zuerst gab ich mir Mühe, eine Kopie von der Schlüsselblume zu machen, unter welche ich (stets ein Freund schöner Worte) ihren lateinischen Namen, Primula veris vulgaris, schrieb. Von nun an ging ich, wenn ich zufällig eine Stunde Zeit erspartе, zu meiner Tante zeichnen. Doch sie hatte mir noch nicht den ganzen Reichthum ihres Benjamin gezeigt. Das nächste entzückte Wunder war sein Buch mit getrockneten Pflanzen. Als Columbus die neue Welt entdeckte, war er kein größerer Mann, als ich in jenem Augenblick, denn kein Zweifel kreuzte meinen Sinn, daß die Entdeckung nicht die meine wäre, und kein Americo Vespucci bestritt mir die Ehre derselben. Aber (ach, über die Stärke meiner religiösen Eindrücke!) von nun an fragte Prediger Allard oft, warum Ebenerser sich nicht in der Kapelle sehen ließe, denn ich brachte meine Sonntage mit Sammeln von Blumen hin, um sie abzeichnen zu können. Ich fand damals, wie jetzt, keinen Geschmack an dem wissenschaftlichen Theil der Botanik, deren Classificationen mir wie Vorbereitungen erschienen, Blumen ins Gefängniß zu schicken. Ich sing indeß an, mich für einen Mann zu halten; etwas Geheimnißvolles verbreitete sich um mich her. Die Leute hielten mich mit meinen Pflanzen an und fragten, was für Krankheiten ich kuriren wolle. Ich dachte jedoch keineswegs daran, daß ich hiermit die Kunst der Poesie lernte, die ich damals hasste — namentlich Pope's, dessen Gedichte mir Kopfweh verursachten, wenn ich sie laut vortragen hörte. Meine Wanderungen machten mich indeß bald mit den Nachtigallen in Basingthorpe-Spring — wo sie noch jetzt, wie man mir erzählt, lieblich singen — und mit einer prächtigen grünen, etwa drei Fuß langen Schlange bekannt, die mich an den schönen Sonntagsmorgen, gegen zehn Uhr, am Ende von Primrose-Lane zu erwarten schien. Sie wurde so vertraut, daß sie sich bei meiner Annäherung nicht mehr aufrollte. Ich habe mich oft auf die Bank neben ihr gesetzt, und wenn ich gehen wollte, pflegte sie nur die Schuppen hinter ihrem Kopfe oder die Haut unter denselben zu heben — und sie glänzten in der Sonne wie Feuer. Ich weiß nicht, wie oft dieses schöne und harmlose Geschöpf Gottes in meinen Schriften vorgekommen seyn mag, ein Dutzendmal wenigstens; aber wo ich auch immer mit seinen Stammgenossen zusammentreffen mochte, stets gedachte ich des Bildes meiner ersten Schlangenliebe.

(Schluß folgt.)

*) Galium verum L., gelbes oder wahres Labkraut.

Holland.

Die Katholiken in Holland.

Die Revue des deux Mondes bespricht in ihrem diesjährigen ersten Hefte mehrere kürzlich in Holland in französischer Sprache erschienene Schriften über die Beschwerden der niederländischen Katholiken. Letztere, welche zwei Fünftel der Bevölkerung des Königreichs bilden, beklagen sich über Zurücksetzung, namentlich in den Staatsämtern, die weder ihrer Wichtigkeit noch ihrer Zahl nach auf verhältnißmäßige Weise unter den Protestanten und Katholiken vertheilt seyn sollen. Die Letzteren, heißt es, seyen überall benachtheiligt, und zwar durch eine Coalition der Protestanten und der Rationalisten aller anderen Glaubensbekenntnisse, die zum Theil heimlich, zum Theil aber auch vor aller Welt Augen gegen den Katholizismus Partei mache. Wenigstens wird dies in einer in Amsterdam erschienenen „Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden seit ihrer Emancipation im Jahre 1798 bis auf unsere Zeit" behauptet. Hierauf sind zwei Erwiderungen erschienen, die eine etwas heftig und unter dem ironischen Titel: „Kritik einer Dichtung in Prosa, genannt Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden" (Arnheim, 1849) und die andere in ruhigerem Tone: „Briefe eines holländischen Protestanten an den Verfasser einer Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden." In der letztgedachten Schrift wird erklärt, daß, wenn die Katholiken in den verschiedenen Verwaltungszweigen nicht ihrer Zahl nach vertreten seyen, dies weniger der Parteilichkeit der Regierung, als dem Zustande des katholischen Theiles der Bevölkerung zuzuschreiben sey, welcher weit davon entfernt wäre, im richtigen Verhältnisse zu seiner Seelenzahl auch die intelligenten, wissenschaftlichen und finanziellen Kräfte des Landes in sich zu fassen. Bei dieser Erklärung haben sich inzwischen die Katholiken nicht beruhigt; vielmehr ist darauf, und zwar von einigen katholischen Mitgliedern der zweiten Kammer, entgegnet worden, daß auch diese Verkümmerung der intelligenten, wissenschaftlichen und finanziellen Kräfte des katholischen Theiles der Bevölkerung zum Theil ihren Grund in der Vernachlässigung und Zurücksetzung von Oben habe, wie denn auch das Beispiel Belgiens beweise, daß die dortigen, mit denen in den Niederlanden auf ganz gleicher Linie stehenden Katholiken, nachdem sie von der protestantischen Dormundschaft befreit worden, einen wahren Musterstaat herzustellen gewußt hätten.

Die Revue des deux Mondes findet sich nach dieser Darlegung des Sachverhältnisses zu folgenden verföhnlichen Betrachtungen veranlaßt: „Zu anderen

Digitized by Google

ren Zeiten hätten wir vielleicht an diesen Kämpfen, zu denen unser Land selbst das Beispiel gegeben, und die damals ganz harmlos schienen, ein lebhaftes Interesse genommen. Seitdem hat sich jedoch die Lage der Dinge geändert, und zwar für alle, große sowohl als kleinere Staaten, wo die alte europäische Gesellschaft durch die Ereignisse des Jahres 1848 erschüttert worden. Bald nach dem Ausbruche unserer Februar-Revolution empfand man bei uns die Nothwendigkeit der Einigung aller Kräfte, welche der Gesittung als Stützen dienen können. Unsere Philosophen sahen ein, daß sie die alten Vorurtheile gegen die Kirche aufgeben müßten; die Katholiken haben ihren Groll gegen Jene unterdrückt oder vertagt; beide Parteien haben sich bemüht, den Punkt aufzufinden, auf dem sie sich die Hände reichen konnten, während sie über das, was sie bis dahin getrennt hatte, einen Schleier warfen. Holland hat allerdings die Erspröße nicht empfunden, welche die Gesellschaft in Frankreich erschüttert haben. Gleichwohl ist jenes glückliche Land nicht isolirt genug vom übrigen Europa, es liegt dem verwandten Deutschland zu nahe, als daß die verderblichen Lehren, welche den Boden der Nachbarländer untergraben, nicht auch bald genug bis zu ihm dringen sollten. Alsdann dürften es die Holländer tief beklagen, daß sie über unfruchtbare Zänkereien den Schatz vernachlässigten, der in einem starken Glauben, in der religiösen Ueberzeugung und in der Achtung jedes aufrichtigen Bekenntnisses liegt. Mehr noch als der Katholizismus und die rationale Philosophie bei uns zu Lande, müssen sich der Katholizismus und der Protestantismus in Holland und Deutschland gegen das verderbliche Umsichgreifen des rohen Materialismus auf das innigste verbinden. Mögen daher die klarblickenden, gemäßigten Niederländer zwischen beiden Parteien einschreiten, bevor der Streit erbitterter wird, um sie hinzuweisen auf jene große Gemeinschaft der Pflichten, die eine gemeinsame Gefahr beiden Kirchen auferlegt. Im Grunde genommen, hat ja der Katholizismus, wie der Protestantismus, in Holland und anderwärts bei einer gegenseitigen Bekämpfung Nichts zu gewinnen und dagegen Vieles zu verlieren. Wir wünschen daher von ganzem Herzen, daß die Niederländer jene Konfessionsstreitigkeiten aufgeben mögen, bei denen in gewöhnlicher Zeit nicht viel herauskömmt, die aber in revolutionairen Krisen, wie die jetzige, höchst bedrohlich für die gesammte Civilisation sind."

Mannigfaltiges.

— Castrén über die Finnen. Die Petersbuerger Zeitung theilt einen von dem bekannten sibirischen Reisenden Castrén am 9. November 1849 zu Helsingfors gehaltenen Vortrag über den Ursprung des finnischen Volkes mit, der durch die vieljährigen Studien des Verfassers über diesen Gegenstand besonderen Werth erhält: „Die finnischen Völker", heißt es darin unter Anderem, „haben seit der Zeit, wo sie eine zuverlässige Geschichte besitzen, weit von einander getrennt, einige in Asien, andere in verschiedenen Theilen Europa's gewohnt. Man hat Spuren derselben in Skandinavien und Dänemark, in Deutschland und England gefunden. Eine nicht geringe Strecke Rußlands und des westlichen Sibiriens wird bis auf den heutigen Tag von finnischen Stämmen bewohnt. Der eigentliche Kern der Bevölkerung Ungarns gehört gleichfalls dem finnischen Stamme an.*) Berühmte Forscher haben die Vermuthung ausgesprochen, daß auch die ältesten Bewohner Spaniens, die Iberer, und deren Nachkommen, die sogenannten Basken, von finnischer Herkunft wären. Unterwirft man nun diese von einander so weit entlegenen Gegenden, welche die Sitze finnischer Völker ausmachen, einer Betrachtung, so kann man sich der Frage nicht erwehren: auf welcher Stelle der Erde mögen diese Volksstämme wohl noch mit einander vereint gelebt haben? Aus diesem Gesichtspunkte will ich die Frage über die Wiege des finnischen Volkes behandeln. Zu einer näheren Auseinandersetzung dieses Gegenstandes ist es von der höchsten Wichtigkeit, mindestens mit der größten Allgemeinheit die Verwandtschaftsverhältnisse der Finnen und des ganzen finnischen Stammes zu berühren. In dieser Hinsicht sind jedoch die Meinungen der Gelehrten sehr getheilt. Denn während einige die Finnen und ihre Stammgenossen zu der gelben oder mongolischen Race zählen, sind andere der Ansicht, daß sie zu der weißen, kaukasischen oder indoeuropäischen Race gerechnet werden müssen, und noch andere nehmen eine nördliche oder Polarrace an, zu der Finnen, Samojeden und viele andere Völkerschaften des Nordens gehören sollen. Mir will es scheinen, als müßten die finnischen, türkischen und samojedischen Völker eine in sich geschlossene Gruppe bilden, welche, so zu sagen, ein verbindendes Mittelglied zwischen der gelben und weißen, der mongolischen und der kaukasischen Race ausmacht. Die Verwandtschaft zwischen Finnen und Türken ist in der That schon längst von Sprachforschern angenommen worden, und auch unter den Naturforschern hat neulich Professor Retzius in Stockholm die genannte Verwandtschaft auf das bestimmteste anerkannt. Was den samojedischen Stamm betrifft, so ist dessen Verwandtschaft mit den Finnen zuweilen vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bezweifelt worden, der Sprachforscher kann jedoch nicht anders, als auch den Samojeden einen gemeinschaftlichen Ursprung mit Finnen und Türken oder Tataren zuerkennen." — Herr Castrén führt sodann fort, daß eben angedeutete Verwandtschaftsverhältniß durch die Uebereinstimmung in den Sitten, der Lebensweise, den Religionsgebräuchen, der Vorstellungsart jener Völker, namentlich aber aus ihren Nationalgesängen zu beweisen, von denen er einige interessante Proben mittheilt.

— Abd el Kader in Frankreich. Dieser tapfere Araber-Häuptling befindet sich bekanntlich seit nun zwei Jahren zu Pau in Bearn, im heutigen Departement der Nieder-Pyrenäen. Eben da hat kürzlich Herr C. Cynard, Neffe und Eidam des bekannten Genfer Philhellenen, einige Monate zugebracht und so vertrauliche Bekanntschaft mit dem Emir gepflogen, daß er den Versuch wagen konnte, ihn zum Christenthume zu bekehren, und zu diesem Zwecke sogar mehrere Abschnitte der heiligen Schrift mit ihm gelesen hat. Einen Profelyten an dem Emir zu gewinnen, dessen stolzeste Erinnerungen mit der Vertheidigung seines väterlichen Glaubens verknüpft sind, ist wohl schwerlich Hoffnung vorhanden; immer aber ist es ein Gewinn, wenn der Araberfürst in der unfreiwilligen Muße seiner Haft aus den Quellen selbst die Tiefe, Fülle und Hoheit der Christuslehre kennen und hochachten lernt, wovon er in dem blutigen Verkehre mit den Glaubens- und Freiheitsfeinden seines Volkes keine Ahnung erhalten konnte: auch so, nach seinem innern Menschen, ist er ein Bekehrter. Nächst dieser schönen Erinnerung brachte Herr Cynard ein zweites Angedenken an den Emir heim, dessen wohlgetroffenes und von Hebert in Genf lithographirtes Bildniß. Es ist von Herrn Cynard selbst aus dem Kopfe gezeichnet, aber nach jedem Besuche bei dem Häuptling verbessert worden, bis es zuletzt die vollkommenste Aehnlichkeit erlangt hat. Und wir trauen dieser Versicherung des glaubwürdigen Mannes um so bereitwilliger, als auch diesen edlen, feurig ernsten, geistvollen Zügen dasjenige zu ans spricht, was an dem Original, so wie es unsere Phantasie sich vormalen würde, nicht fehlen darf.

C. K—r.

— Blutige Schauspiele. Im vorigen Monat ist in London der schrecklichste, leider nicht vereinzelt dastehende Fall vorgekommen, daß in einer Menagerie ein junges, schönes Mädchen, die auf den Anschlagzetteln immer als „die Lion Queen" (Löwen-Königin) bezeichnet war und die zu den wilden Raubthieren in die Käfige stieg, wo diese dem Winke der Königin gehorchten, von einem wüthend gewordenen Tiger angefallen und getödtet wurde, um zwar im Beisein einer großen Menge von Zuschauern. Englische Zeitungen finden sich dadurch veranlaßt, an das Publikum die Bitte zu richten, in Ermangelung von Gesetzen gegen einen solchen in den meisten Menagerieen eingeführten Mißbrauch, selbst dagegen einzuschreiten und keine Schaustellungen der Art mehr zu besuchen, bei welchen sich Menschen für Geld dazu hergeben, ihre Köpfe in die Rachen von Raubthieren zu stecken, diese durch Vorhaltung und Bleiverentziehung von Speisen zur Wuth zu reizen u. dgl. m. Mit Recht wird von ihnen die Bemerkung gemacht, daß ein solches Schauspiel mindestens eben so widerwärtig und eines gebildeten Zuschauers nicht weniger unwürdig sey, als die früheren englischen Bererkämpfe, die blutigen spanischen Stierhetzen und die sonst so beliebt gewesenen Hahnengefechte. Leider aber geht der Stumpfsinn gewisser Müßiggänger so weit, daß eine Masse von Menschen nach jener Londoner Menagerie geeilt ist, um sich für Geld den Tiger anzuschauen, der die unglückliche schöne Löwen-Königin zerfleischt hat.

*) Obsich wirklich behauptet, möchte diese Meinung doch nicht ganz als unumstößliche Thatsache feststehen. Es ist übrigens eine Quarelle veraltet, die schon früher in diesen Blättern besprochen worden ist. D. R.

Literarischer Anzeiger.

Neuester Roman von Eugen Sue.

Les
Mystères du Peuple,
ou
Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges.

Tome premier.

In-8. Geh. 15 Ngr.

Die
Geheimnisse des Volks,
oder
Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

☞ Bei Vergleichung dieser Ausgaben des französischen Originals und der deutschen Uebersetzung mit anderen Ausgaben wird sich herausstellen, daß die eben angezeigten bei besserer Ausstattung bedeutend billiger sind. Die Fortsetzung sowohl des Originals als der Uebersetzung wird auf das schnellste geliefert werden.

Leipzig, im Januar 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 19. Berlin, Dienstag den 12. Februar 1850.

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.*)

Es war im Jahre 1808. Den Bemühungen des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders Friedrich Wilhelm's III., der sich mehrere Monate in Paris aufgehalten, war es endlich gelungen, Napoleon zur militairischen Räumung Preußens zu vermögen. Geheime Artikel, welche die Grundlage des desfallsigen Vertrages bildeten, mußten Preußens Wiederaufblühen auf lange Zeit hemmen. Dennoch war durch ihn der sehnliche Wunsch dieses Landes erfüllt, und der Napoleon's, durch diese Erfüllung Rußland sich willfährig zu bezeugen, trug nicht wenig dazu bei, seinen Entschluß zu leiten. Der Krieg mit Spanien und England, die steten Rüstungen Oesterreichs veranlaßten ihn, aufmerksame und sehnsüchtige Blicke auf Rußland zu richten. Mehr als je war seine ganze Spannkraft auf St. Petersburg gerichtet, wo die Lage der Sachen sich in nichts geändert hatte.

Alexander, stets von der Leidenschaft des Augenblicks beherrscht, schwärmte für Konstantinopel, seit Napoleon eingewilligt hatte, auf die Frage wegen Theilung des türkischen Reiches einzugehen. Konstantinopel erfüllte seine ganze Seele; diese Stadt allein lag ihm mehr am Herzen als die schönsten Provinzen Europa's, dem Konstantinopel bot Ruhm, Glanz und Nutzen zugleich. Aber diesen Schlüssel zu den Meerengen in Rußlands Hände zu geben, war gerade die letzte Konzession, zu welcher Napoleon sich verstehen wollte. Nie hatte er hierüber sich zusammend geäußert, und wenn er seinem Gesandten, Herrn v. Caulaincourt, gestattet hatte, derzleichen Wünsche anzuhören, so geschah es stets nur, um in dessen Antworten die Bedingung durchschimmern zu lassen, seinerseits Herr der Dardanellen zu werden als Anstausch gegen den Bosporus an Rußland, was dem Hofe von St. Petersburg nicht minder unbequem war. Dessenungeachtet verzweifelte Alexander nicht daran, den Widerstand Napoleon's zu besiegen.

. . . . . .

Während Napoleon Oesterreich mit seinen Fragen wegen der Rüstungen drängte und Preußen die Räumung seines Territoriums bewilligte, sandte er Herrn v. Caulaincourt einen Courier, um ihn zu bevollmächtigen, eine feierliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zuzusagen. Dieser hatte sie für Ende Septembers vorgeschlagen, wegen des Schlusses der Schiffahrt zu dieser Epoche, und Napoleon, dem diese Zeit zusagte, willigte ein. Alexander schien als Ort des Rendez-vous Weimar, seiner Schwester wegen, zu wünschen, oder Erfurt, der größeren Freiheit halber, die man dort genießen würde; Napoleon acceptirte Erfurt, ein Territorium, welches ihm nach der Zerstückelung Deutschlands geblieben war und über welches er noch nicht zu Gunsten irgend eines Fürsten des Rheinbundes verfügt hatte. Nachrem solchergestalt im Allgemeinen Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt waren, überließ er dem Kaiser Alexander die Anberaumung des Tages und der Stunde und ertheilte seine Befehle, wonach dieses Wiedersehen vom höchsten fürstlichen Glanz umgeben seyn sollte.

Noch waren am Rhein Detachements der französischen Garde. Eines ihrer herrlichen Grenadier-Bataillone wurde nach Erfurt kommandirt. Der Kaiser befahl, ein schönes Regiment leichter Infanterie, ein Husaren- und ein Kürassier-Regiment von den Truppen, welche aus Deutschland zurückmarschirten, auszuwählen und sie gleichfalls auf Erfurt zu dirigiren, um daselbst den Ehrendienst bei den Herrschern zu versehen. Er schickte Palast-Beamte mit den reichsten Kron-Möbeln dahin, um mit ihnen gleichmäßig und prächtig die größten Häuser der Stadt zu schmücken und sie zur Disposition der sich dort versammelnden Personen zu stellen, die aus Kaisern, Königen, Fürsten, Ministern und Generalen bestanden. Auch französische Literatur und Kunst sollten zum Glanz dieser Vereinigung mitwirken, weshalb ezging Ordre an die Administration der Theater, die ersten französischen Schauspieler und den Ersten von Allen, Talma, hinzusenden, um daselbst „Cinna", „Andromaque", „Mahomet", „Oedipe" aufzuführen. Napoleon schloß das Lustspiel aus, obgleich er die unsterblichen Werke Molière's nach Gebühr verehrte; aber, sagte er, man versteht sie in Deutschland nicht; man muß den Deutschen die Schönheit, die Größe unserer tragischen Scene vorführen, die sind sie zu begreifen eher fähig, als in die Tiefe Molière's einzudringen. — Endlich befahl er, einen wunderbaren Luxus zu entfalten, damit Frankreich nicht minder durch seine Civilisation als durch seine Waffen imponire.

Die Augen von ganz Europa waren auf diese merkwürdige Zusammenkunft gerichtet, denn Jedermann hoffte oder fürchtete etwas von ihren Resultaten; die Einen leugneten ihre Realisirung, die Anderen schwuren darauf, Jeder nach der Ansicht, die er davon hatte. Viele verkündeten auch das Ersscheinen des Kaisers von Oesterreich oder des Königs von Preußen, die nicht eingeladen waren; denn außer den Herrschern von Frankreich und Rußland hatte man nur solche Fürsten berufen oder deren Wunsch, zu erscheinen, berücksichtigt, von denen man Huldigungen und eine Vergrößerung des eigenen Glanzes erwarten durfte.

An all dem ungewissen Geschwätz der Neugierigen und Müßiggänger war nur so viel wahr, daß der zur Zusammenkunft festgesetzte Tag der 27. September war. Der Stand der Angelegenheiten erlaubte dem Kaiser Alexander die Reise, ja, drängte ihn sogar dazu; in Finnland fingen die Sachen an, sich besser zu gestalten, die Engländer hatten die Ostsee geräumt, und die Ereignisse im Orient überstürzten sich. Mit Freuden ging er so dem französischen Kaiser entgegen, von dem er die Erfüllung, wenu auch nicht aller seiner Wünsche, doch eines großen Theils derselben hoffte. Herr v. Romanzoff, die Erwartungen seines Gebieters theilend, wenn nicht noch feuriger als dieser selbst dafür erglühend, war mit der wichtigen Zusammenkunft nicht minder einverstanden, als der Kaiser selbst, und sollte ihn begleiten. Außer Herrn v. Romanzoff nahm Alexander noch seinen Bruder Konstantin, in seiner Eigenschaft als Militair, mit, ferner seinen höchsten Palast-Beamten, Herrn v. Tolstop, Bruder des russischen Gesandten in Paris, und noch einige seiner Adjutanten. Auch wollte er, um sich seine Beziehungen zum kaiserlich französischen Hofe zu erleichtern, daß Herr v. Caulaincourt nach Erfurt komme, da es ihm zur Gewohnheit geworden, ihn täglich zu sehen und sich mit ihm ohne Rückhalt zu besprechen. Nur Eines hatte er vor seiner Abreise verlangt, daß man ihm nämlich die Mittel böte, bei seiner Reise durch Königsberg den dort anwesenden Königspaare von Preußen einige Worte des Trostes zu sagen, denn obgleich der Räumungsvertrag daselbe hinsichtlich der Befreiung seines Territoriums von der Last fremder Truppen zufrieden stelle, so waren doch die pekuniären Forderungen sehr drückend. Dazu kam, daß Alexander die Schwäche hatte, die übrigens von einem guten Herzen zeugt, Jedem, den er sprach, etwas Angenehmes sagen zu wollen. Dieses Bedürfniß empfand er ganz besonders dem König und der Königin von Preußen gegenüber, deren Unglück ihm ein vorwährender Vorwurf war. Er bestand also darauf, ermächtigt zu seyn, auf seiner Reise durch Königsberg einige neue Erleichterungs-Versprechungen machen zu können, worauf Herr v. Caulaincourt, der über diesen Punkt alle Instructionen ermangelte, nur mit größter Vorsicht und Zurückhaltung einging; nachdem aber Alexander auch diesen Zweck theilweise erreicht, trat er seine Reise an, um den 27. September in Erfurt zu seyn, und blieb nur einen Tag am preußischen Hofe zu Königsberg.

In St. Petersburg tadelte die der Allianz-Politik feindliche Partei sehr bitter diese Zusammenkunft, indem sie sich zugleich der französischen Unfälle in Spanien höchlich erfreute, die Niederlage der Russen in Finnland vorherzusagte und mit Affectation die Leiden des russischen Handels beklagte. Nach den Unwürdigkeiten in Bayonne, sagte sie, so weit zu gehen, deren Urheber zu besuchen, sich mit ihm zu besprechen, und zwar ohne Zweifel, um Alles gut zu heißen, was er gethan, was er noch thun werde, sey nicht ehrenwerth. Der öffentreichische Gesandte hatte sich in dieser Beziehung eine Sprache erlaubt, der Einhalt gethan werden mußte. Der Hof der Kaiserin-Mutter hatte sich nur mühsam bezwungen, aber er hatte sich doch bezwungen gegenüber dem ausgesprochenen Willen Alexander's. Indessen konnte sich die Kaiserin-Mutter im Angesicht der Gefahren ihres Sohnes, an die sie wirklich zu glauben schien, nicht enthalten, Herrn v. Romanzoff mit bitteren Vorwürfen zu überhäufen; sie sagte ihm, er führe Alexander seinen Verderben entgegen, und daß vielleicht den Kaiser aller Reußen in Erfurt daselbe Schicksal erwarte, welches die unglücklichen spanischen Herrscher in Bayonne erellt habe. Endlich konnte sie es nicht überwinden, dem Kaiser selbst ihren Widerwillen gegen diesen Schritt zu bezeugen. Dieser suchte sie mehr als dankbarer Sohn, denn als absoluter Herrscher zu beruhigen, war aber tief im Innern verletzt, seine Handlungsweise und deren mögliche Folgen so schlecht beurtheilt zu sehen. — So seltsame Vorausfetzungen bewiesen zweierlei: die Verblendung der alten Höfe und die Kraft, welche Napoleon durch sein Benehmen zu Bayonne ihren Vorurtheilen verliehen hatte.

Alexander gab nichts auf diese Befürchtungen, reiste mit seinem Bruder

*) Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs. Band IX.

Digitized by Google

und einigen Adjutanten von St. Petersburg ab (die Herren v. Romanzoff und v. Caulaincourt waren ihnen vorausgeeilt) und legte den Weg mit eben so viel Einfachheit als Eil zurück. Es war zwischen ihm und Napoleon verabredet worden, daß Letzterer, der in Erfurt bei sich zuhause war, die materielle Ausstattung dieser großen Repräsentation übernehmen solle und Alexander keine Sorge bliebe, als pünktlich mit den Seinen einzutreffen. Letzterer reiste in einer einfachen Kalesche und schneller als der eiligste Courier. Den 18ten verweilte er in Königsberg und schien tief von der Trauer seines früheren Verbündeten erschüttert zu seyn, den er an der äußersten Gränze seines Reiches in den einfachsten, bescheidensten Verhältnissen lebend fand. Von da eilte er dann nach Weimar.

Ueberall, wo französische Truppen standen, ward den jungen Zaren ein glänzender Empfang bereitet. Die Armeecorps waren in ihrer schönsten Haltung unter den Waffen und jubelten ihm: „Es lebe Alexander! Es lebe Napoleon!“ Alexander ließ sie die Revue passiren, belobte ihr militairisches Aussehen, das ihrer Tapferkeit entsprache, und bezauberte sie durch seine unendliche Liebenswürdigkeit. Napoleon hatte ihm den Marschall Lannes, der zum Herzog von Montebello erhoben worden, entgegengeschickt, um ihn an der Gränze des Rheinbundes, der sich bis Bromberg erstreckte, zu empfangen. Alexander hatte den Herzog mit Freundlichkeit überhäuft und diesen allen Soldaten ganz und gar gewonnen, der trotz seiner revolutionairen Verbissenheit für die glänzende und wohlverdiente Anerkennung, die von der Höhe der Throne auf ihn floß, nicht minder empfänglich war.

Den 25. September kam Alexander in Weimar an, an welchem Familienhofe er bis zum 27sten, dem Tage der Zusammenkunft in Erfurt, verweilen wollte.

Napoleon seinerseits hatte Paris verlassen, von Allem begleitet, was sein Hof und seine Armee an Größen besaß. Herr v. Talleyrand gehörte zu den Personen, welche er vorangeschickt hatte; er sollte Zeremonien in Sprache und Haltung die Richtung geben, die an diesem Ort die geeignete schien. Obgleich Napoleon schon unzufrieden mit ihm war, gewisser Aeußerungen wegen, die Herr v. Talleyrand über die spanischen Angelegenheiten gethan, von denen er sich losgemachen suchte, seitdem sie anfingen, schief zu gehen, so wollte er ihn doch in seiner Nähe haben, um sich seiner vorkommendenfalls in verschiedenen delikaten Angelegenheiten zu bedienen, für die Herrn v. Champagny der Mann nicht war. Eine große Anzahl von Generalen und Diplomaten machten diese Reise mit. Druckschand war durch eine Masse getrockner Häupter repräsentirt. Der König von Sachsen hatte sich bereit, schon am 26sten in Erfurt zu erscheinen. Diese kleine Stadt, ehemaliges Besitzthum eines geistlichen Fürsten, gleich Weimar und vielen andern mit Städten beschäftigen Südens Deutschlands an eine unerschütterliche Stille gewöhnt, war plötzlich der Aufenthalt, der glänzendste Ort der Welt geworden, dicht bevölkert von Soldaten, Offizieren, Equipagen und strahlenden Livree-Bedienten. Als gewöhnliche Spaziergänger begegnete man hier Königen, Prinzen, vornehmen Herren des alten wie des neuen Regiments. Napoleon hatte im voraus Alles dahin gesendet, was dazu beitragen konnte, unter prachtvollen und eleganten Verzgnügungen den Ernst der Geschäfte zu verschleiern. Er selbst langte am 27. September, 10 Uhr Morgens, an. Nachdem er die Civil- und Militair-Behörden empfangen hatte, die aus der ganzen Umgegend herbeigeeilt waren, und nach ihnen die Diplomaten Europa's, die Potentaten des Rheinbundes und den König von Sachsen, verließ er um Mittag Erfurt zu Pferde, von einem ungeheuren Generalstabe umgeben, um dem Kaiser Alexander entgegenzureiten, der von Weimar in einer offenen Kalesche kam. Zwei Stunden von der Stadt begegneten sich die Cäsaren. Sobald Napoleon den Wagen erblickte, setzte er sein Pferd in Galopp, gleichsam um seine Sehnsucht besser auszudrücken. Als sie sich erreicht hatten, stiegen beide Kaiser ab und umarmten sich auf das freundlichste unter allen Anzeichen eines besonderen Vergnügens, sich wieder zu sehen; dieses Vergnügen war übrigens aufrichtig, denn, abgesehen von dem dringenden Bedürfniß, sich zu sprechen, gefielen sie sich in der That gegenseitig. Für Alexander und sein Gefolge waren Pferde bereit gehalten; so kehrten denn die beiden Kaiser reitend nach der Stadt zurück, Einer an des Anderen Seite, sich mit wahrer Herzlichkeit unterhaltend, nach Neuigkeiten von ihren gegenseitigen Familien fragend, als ob diese Familien gleichen Ursprungs gewesen wären und sich längst einander gekannt und geliebt hätten. Ihr Anblick entzückte die Bevölkerung, die aus der Umgegend herbeigezogen war, begierig, sie zu sehen, und glücklich, sie so freundlich vereint zu finden; denn darin erblickten sie ein Pfand, die furchtbaren Armeen nicht wieder zu sehen, welche zwei Jahre zuvor, um dieselbe Zeit und in derselben Gegend, ihre schönen Fluren verwüstet hatten.

In Erfurt angelangt, stellte Napoleon dem Kaiser Alexander sämmtliche Personen vor, die bei der Zusammenkunft zugelassen worden, und flug bei den Königen und Prinzen an; hierauf führte er ihn nach dem Palaste, der für ihn eingerichtet war. Bei Napoleon sollte täglich gespeist werden, denn er war es, der den nordischen Souverain als Gast empfangen. Den Abend wohnten Napoleon, Alexander, der Großfürst Konstantin, der König von Sachsen, der Herzog von Weimar, der Prinz Wilhelm von Preußen, so wie die ganze Masse regierender Fürsten und die beiderseitigen Personen des Civils und Militairs einem glänzenden Feste bei. Die Stadt wurde erleuchtet, und man sah der Vorstellung des „Cinna“ zu, die von den trefflichsten tragischen Schauspielern aufgeführt wurde, welche Frankreich jemals besessen. Die kluge Freundlichkeit des Augustus, welche die Parteien entwaffnet und sie seiner Macht verbündet hatte, war das Schauspiel, mit welchem Napoleon's Wille die Reihe der französischen Tragödien eröffnen ließ.

Man war übereingekommen, inmitten dieser Feste, so Morgens als Abends, sey es im Kabinet oder auf der Promenade, einige Zeit der Besprechung der wichtigen Angelegenheiten, die hier erledigt werden sollten, in ungestörter Ruhe zu widmen. Napoleon war hierüber mit sich einig, und sein Plan stand fest. Was die Türkei betraf, so war er von jeder Idee der Theilung zurückgekommen; er fühlte, daß es unmöglich sey, sich über diesen Punkt mit Rußland zu verständigen; wenn er Konstantinopel nicht gab, so gab er nichts, und hätte er das ganze übrige Reich bewilligt, denn für Alexander und noch mehr für Romanzoff bestand die ganze Frage einzig in den beiden Meerengen, und gab er Konstantinopel, so gab er hunderttach zu viel, denn er gab die ganze Zukunft Europa's hin, willigte in eine Eroberung, die seine eigenen alle zu verdunkeln drohte. Aber ihm schien, daß, indem er baar bezahlte, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, indem er auf der Stelle einen Theil des türkischen Territoriums opferte, was Rußland so sehnlich zu wünschen schien, er demselben eine hinlängliche Freude gewährt und es für den Augenblick befriedigt haben würde. (Fortsetzung folgt.)

England.

Ebenezer Elliott's Autobiographie.

(Schluß.)

Ich war nunmehr ein Individuum von einigem Ruf geworden, und wenn ich meine staunenden Bewunderer vermuthen ließ, daß ich meine Pfianzenbücher nicht aus zweiter Hand, sondern von den Pflanzen selbst kopirte, welche sie mich kennelen lehren — verzieht mir, gekränkter Geist der Wahrheit! denn der Stimme des Lobes war ich so lange fremd geblieben, und sie tönte so lieblich meinen ungewohnten Ohren, daß ich nicht umhin konnte, sie willkommen zu heißen. Aber meine getrockneten Pflanzen waren unleugbar meine eigenen, und so augenfällig war ihr Werth, daß selbst mein allgepriesener Bruder sich zuweilen herabließ, meinen „Hortus siccus“, wie ich pomphaft mein Herbarium nannte, anzusehen und zu bewundern. Um diese Zeit war es, als ich ihn das erste Buch von Thomson's Jahreszeiten zum ersternal lesen hörte, und er war ein Hauptleser, was er auch recht gut wußte. Als er zur Schilderung von Polyanthus und Auricula kam, wartete ich mit Ungeduld, bis er das Buch fortlegte; dann nahm ich es in den Garten, wo ich die Beschreibung mit den wirklichen Blumen verglich. Hier bot sich ein anderer neuer Genuß dar — eine Botanik in Versen! — ein Zeichen, daß die Tage der Bücherbrebe verschwänden. Allein mein früherer Geschmack an der Poesie war, wie der von Boston, dem Weber, der von allen Dingen am meisten „eine Scene zum Nasen“ liebte. Daher war mein erster poetischer Versuch eine getreimte Nachbildung von Thomson's Gewitterstrum in reimlosen Jamben. Ich wußte ganz gut, daß Schafe, nachdem sie getödtet worden, sich nicht mehr auf die Flucht begeben können; aber „der Reim“ schien der Meinung zu seyn, daß sie so geschildert werden sollten, und da er hartnäckig auf dieser Verkehrtheit beharrte, ging es nicht anders, als ich mußte meine Verse, nachdem der Blitz sie erschlagen, „bavonrennen“ schildern. Ich las das Wunder meinem Vetter Benjamin vor, bekam aber zur Strafe von ihm die unbarmherzigste Kritik. Gott verzeih' es ihm! ich konnte es nie. Auch konnte ich nicht umhin, die Ueberlegenheit wahrzunehmen, welche ihm seine Gelehrsamkeit über mich verschaffte, und niemals war ich so glücklich, als wenn ich ihn den griechischen Homer rezitiren hörte, von dem ich kein Wort verstand — und doch, nach dem Verlauf von beinahe einem halben Jahrhundert, ist seine Musik aus meiner Seele nicht gewichen.

Gern hätte ich auch das meinem Bruder Gites gespendete Lob getheilt: — aber ach, wie sollte das möglich werden? Bisher war ich feil und rund wie eine Kugel gewesen, — nun wurde ich bald blaß und mager. Meine Gesundheit litt sichtlich; aber ich hatte im Herzen beschlossen, die große Aufgabe der Selbstbelehrung zu versuchen. Ich kaufte mir eine Grammatik, war aber unfähig, eine einzige Regel, so mißsam sie auch dem Gedächtniß übergeben worden, zu behalten. Ich fand jedoch zuletzt, daß ich durch reifliches Nachdenken u. s. w. grammatikalische Fehler entdecken und berichtigen könnte. Die Pronomina machten mir am meisten zu schaffen, — wie noch jetzt. In diesem Augenblick weiß ich keine einzige grammatikalische Regel, und doch schneidle ich mit, setzt so korrekt schreiben zu können, wie Samuel Johnson, und bei einem größeren Autor, Samuel Bailey, Fehler entdecken zu können. Dem Erfolge aufgemuntert, kannte mein Enthusiasmus keine Gränzen mehr. Zur großen Freude meines Vaters entschloß ich mich, Französisch zu lernen, doch, obwohl ich meine Lectionen lernten und herlagen konnte, vermochte ich nicht ein Wort davon zu behalten, weshalb ich nach wenigen Wochen den Versuch wieder aufgab. Für diesmal indeß war ich glücklich in meinem Unglück, denn da mein Französisch-Lehrer die Sprache selbst nicht verstand, durfte ich die Schuld ihm beimessen, — was ich denn auch redlich that.

Lassen sich auch meine dichterischen Neigungen, wie es scheint, auf bestimmte Ereignisse zurückführen, so begann doch gezen das Ende meines vierzehnten Jahres eine gewisse Selbstthätigkeit meines Geistes. Doch wurden diese Anstrengungen durch einen Zufall von Wichtigkeit in der Geschichte meiner Erziehung begünstigt. Ein Geistlicher, Namens First, welcher an einem öden Orte, Middlesmoor, eine dürftige Pfarrstelle innehatte, vermachte meinem Vater seine Bibliothek. Diese enthielt, außer einer Menge griechischer und lateinischer Bücher, Barrow's „Predigten“, Ray's „Weisheit Gottes“, Derham's „Physiko-Theologie“, Young's „Nachtgedanken“, Hervey's „Meditationen“, Hemmyin's „Reisen“ und drei Bände des „Royal Magazine“, welche mit Ansichten von Bombay, Madras, dem Niagarafall, Pope's Villa zu Twickenham und mit schönen kolorirten Abbildungen ausländischer Vögel ge-

Digitized by Google

zierl waren. Meine Schriften verdanken allen diesen Büchern etwas; besonders dem Pater Hennepin, der mich vom Niagara zum Mississippi mit sich führte. Die Abbildung von Pope's Villa bewog mich, seinen „Versuch über den Menschen" zu kaufen — vermochte mich aber nicht, das Werk zu lieben. Im „Royal Magazine" fand ich die Geschichte eines Schiffbruchs bei einer Südsee-Insel, nach der ich, zwanzig Jahre früher als Scott sein „Lied des letzten Minstrels" dichtete, eine Erzählung in reimlosen Jamben schrieb. Mein nächster Schatz war Spenstone, der, wie mich dünkt, jetzt unterschätzt wird; dann folgte Milton — der mich lange fesselte. — Ich habe früher gesagt, daß ich stets den kürzesten Weg zu einem Ziele wählte; dieses Streben verleitete mich zu einigen Irrthümern, ist aber die Hauptursache meines endlichen Erfolges als Schriftsteller gewesen. Ich konnte niemals ein schwaches Buch durchlesen, weil mir Meisterstücke, die besten Gedanken der erhabensten Geister liebte; nach Milton kam Shakespeare, dann Ossian, darauf Junius, mit meines Vaters Jakobinismus als Kommentar, Pope's „gesunder Menschenverstand", Swift's „Erzählung von einer Tonne", Schiller's „Jungfrau von Orleans" und „Die Räuber", Bürger's „Lenore", Gibbon's „Verfall des römischen Reichs" und lange nachher Tasso, Dante, Mad. de Stael, Schlegel, Hazlitt und die Westminster Review. Allein ich habe ein seltsames Gedächtniß. Manchmal läßt es mich ganz im Stich — und doch wußte ich, als ich zwölf Jahre alt war, die Bibel fast auswendig, und in meinem sechzehnten Jahre konnte ich, ohne ein Wort auszulassen, das erste, zweite und sechste Buch des „verlornen Paradieses" wiederholen! Wenn ich nun jene Kraft besitze, welche man Genie nennt, wie groß müssen meine sittlichen Verschuldungen seyn — denn was habe ich geschrieben, das mit dem geringsten meiner glorreichen Muster einen Vergleich anstellen könnte? Aber ich besitze nicht jene erhabene Gewalt. Die Zeit hat in mir nicht Genie, sondern Eigenschaften entwickelt, welche in allen Menschen vorhanden sind und nur in den meisten verborgen ruhen. Ich kann nicht, wie Byron und Montgomery, Poesie aus meinem Herzen, als aus einem unerschöpflichen Born, schöpfen; und von meiner Unfähigkeit, mich, wie Shakespeare und Scott, mit den Charakteren anderer Menschen zu identifiziren, sind meine Zehngebuchten „Kerzonev", „Tauerydee" und ähnliche Mißgriffe als traurige Proben zu betrachten. Meine Gedanken sind ganz äußerlich — mein Geist ist der Geist meiner eigenen Augen. Ein Veilchen ist für mich ein Veilchen und nichts weiter; — ich liebe es gerade darum, weil es weiter nichts ist. In meinen Schriften findet sich nicht eine gute Idee, die mir nicht durch irgend einen wirklichen Vorfall, durch ein wirklich vor meinen Augen befindliches Object, durch irgend einen Gegenstand oder eine Begebenheit, deren ich mich erinnert, oder durch die Gedanken Anderer, die ich gehört oder gelesen, eingeflößt worden wäre. Wenn ich irgend eine dem Genie überhaupt analoge Kraft besitze, so ist es die, zu bewirken, daß die Gedanken anderer Menschen mir Gedanken an die Hand geben, welche, ob originell oder nicht, für mich neue sind. Vor einigen Jahren erfuchte mich mein trefflicher Nachbar, John Hepenstal, nachdem er mir die Kupferstiche von Audubon's „Vögel Amerika's" gezeigt, ein paar Verse an den Verfasser zu richten. Gern hätte ich diese Bitte erfüllt, aber ich war unfähig, eine Zeile zu schreiben, bis eine Sentenz in Rousseau ein ganzes Gedicht hervorrief und seiner Sprache die Farbe gab. In diesem Falle glich ich nicht einem Geistlichen, der einen Text sucht, um eine Predigt zu schreiben; denn der Text war nicht gesucht, sondern gefunden — sonst wäre er mir lägerhaft und unfruchtbar gewesen.

Von meinem sechzehnten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre arbeitete ich für meinen Vater so fleißig, wie nur irgend einer seiner Werkleute, und ohne anderen Lohn, als gelegentlich ein oder zwei Schillinge Taschengeld; wog jeden Morgen all die unvollendeten Gußstücke, wie sie gemacht wurden, und später in ihrem vollendeten Zustande ab und öffnete und schloß überdies den Laden in Rotherham, so oft mein Bruder zufällig krank oder abwesend war. Warum darf ich mich also nicht selbst einen Arbeiter nennen? Doch bin ich mir nicht bewußt, mich jemals so genannt zu haben; — wenigstens nie, um meine Gedichte, wenn sie schlecht waren, zu entschuldigen, oder, wenn gut, auf Bewunderung Anspruch zu machen. Es finden sich nur zwei Zeilen in meinen Schriften, welche den Leser in Stand setzen könnten, meine Lebensverhältnisse zu erraten. Ich schrieb sie, um zu zeigen, daß, was ich auch seyn mochte, ich nicht zum Genus „Mißkaufen-Verächter" gehörte — denn in diesem Lande der Kasten ist es den dem Mißkaufen Entsprungenen mit gutem Rocken auf ihren Leibern gewöhnlich nicht darum zu thun, auf Verwandtschaft mit raubhändiger Nützlichkeit Anspruch zu machen. Aber das Literat mache ich Anspruch, Autodidakt zu seyn; nicht, weil seiner meiner Lehrer je eine Seite der englischen Grammatik mit mir durchging; sondern weil ich aus eigenem Antriebe einige der besten Bücher in unserer Sprache, Originale und Uebersetzungen, und zwar nur die besten, las, indem ich mühsam meinen Geist an den höchsten Mustern bildete. Wenn ungelehrte Frauen und selbst Kinder gute Gedichte schreiben, so muß ich mich wohl darauf verstehen, der ich mehr als vierzig Jahre lang die Kunst studirt und geübt habe, oder ich muß in der That ein Dummkopf seyn.

Ich habe dem Leser eine Geschichte meines Knaben- und Jünglingslebens vorgelegt. Welche Entschuldigung kann ich dafür anführen, daß ich ihn mit diesen alltäglichen Ereignissen in der Geschichte eines alltäglichen Menschen belästige? Daß ich nicht für die Starken, sondern für die Schwachen schreibe, welche aus dieser Erzählung lernen mögen, daß man nie daran verzweifeln müsse, sich nützlich zu machen. — Noch ist die Geschichte meines Mannesalters und seiner Mißgeschicke (berühmte Leute haben eine Fertigkeit darin, unglücklich zu seyn und ihre Fehler Mißgeschicke zu nennen) zu schreiben übrig. Sie würde, selbst ehrlich geschrieben, nicht lehrreicher seyn, als die fast jedes anderen Menschen; doch ich vergesse, daß sie zum Theil eine Geschichte der schrecklichen Glückswechsel wäre, veranlaßt durch die plötzlichen Handelskrisen jener Tage „wo nur Schelme sich wohlbefanden und nur Thoren lachten — wo Diener ihre Herren an der Nase herumführten und an den Bettelstab gebrachte Herren im Elend starben — wo Menschen mit Schatten sochten und zu Boden geschlagen wurden — während in sprechlicher Ruhe der umschthare Sturm zunahm, am verhängnißvollsten, wo am wenigsten gefürchtet, und am nächsten vorüber, wo am wenigsten erwartet." Ich bin noch nicht vorbereitet — noch nicht genug durch die Zeit an Kopf und Herz verstelelt — um eine Erzählung zu versuchen; in deren Mittheilung ich nothwendig wiedermm Monate und Jahre eines lebendigen Todes durchleben müßte.

Man hat meinen politischen Gesichten den Vorwurf gemacht, daß ich bisweilen dieselben Gedanken und Worte darin wiederhole. Warum sollte ich aber nicht dieselben Gedanken und Worte wiederholen, wenn sie nöthig sind und ich bessere nicht finden kann? Es ist nicht meine Schuld, daß ich, stumpf und träge geboren, nur mit Mühe Gedanken und Worte finde. Ich halte mit meinem Stoffe Haus, weil ich geistig arm bin. Kein Mensch kann durch erborgte Gedanken seiner Größe einen Zoll hinzusetzen, aber jeder Mensch kann mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln thun, was er vermag; und wer möglich leben will, „muß für die Ewigkeit mit den Waffen der Zeit fechten." Bin ich in meinen Zwecken mißverstanden worden, so thut es mir leid; aber ich habe nie eine Sache vertreten, ohne daß ich erst die Prinzipien, auf welchen sie beruhte, kennen zu lernen versuchte. Beim Rückblick auf mein öffentliches Verhalten finde ich, daß ich wenig zu verlernen habe. Und wenn ich dereinst meine Rechnung ablege und der große Examinator, dessen Urtheile nicht irren, zu mir sagen wird: „Was thatest Du mit dem anvertrauten Pfunde?" kann ich getrost antworten: „Herr, hier ist es, und mit Allem, was ich hinzufügen konnte — indem ich mein Bestes that, aus Wenig viel zu machen."

Nord-Amerika.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

III.

Die reißenden Fortschritte der Vereinigten Staaten auf dem Felde der Kultur werden zum Theil durch moralische, zum Theil durch materielle Ursachen bewirkt. Unter den ersteren nehmen die durch das liberalste und umfassendste Unterrichtssystem beförderte Schulbildung und das auf wahrer Religiosität hervorgehende Sittlichkeitsgefühl die Hauptstellen ein. Es ist in der That fast unmöglich, sich in Europa einen Begriff von den Resultaten zu machen, welche die absolute Unabhängigkeit der Religion und die eben so absolute Säkularisirung des Unterrichts bewirkt haben. Der materiellen Ursachen giebt es mehrere, welche jenoch von den amerikanischen Schriftstellern und Statistikern oft ein wenig überschätzt werden. Daß sie durch die Abwesenheit eines großen Militairstaats der schweren und unproduktiven allen Lasten entheben sind, ist nicht zu leugnen; es ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn, wie in Frankreich, einem Lande alle Jahre ein Kapital von vier- bis fünfhundert Millionen ohne allen Nutzen verloren geht. In Folge dessen ist auch die Besteuerung viel leichter, als in Europa, obwohl in dieser Hinsicht zwischen den verschiedenen Staaten mancher Unterschied obwaltet. In Pennsylvanien z. B. sind die Auflagen so hoch, daß viele Kaufleute sich in New-Jersey niedergelassen haben und sich mit einem Comtoir in Philadelphia begnügen, um ihre dortigen Geschäfte zu verrichten. Alabama, dessen Wohlfahrt selbst in den Vereinigten Staaten ohne Beispiel war, fängt jetzt an, einen Theil seiner Bevölkerung einzubüßen, der nach Arkansas und Texas auswandert, um einer zu hohen Besteuerung zu entgehen.*)

Eine noch mächtigere und allgemeiner wirkende Ursache der materiellen Prosperität Amerika's ist indessen in dem Umstande zu suchen, daß man dort keine unproduktive Klasse findet, die sich nur damit beschäftigt, ihr Einkommen zu verzehren. Mit wenigen Ausnahmen fahren auch die reichsten Leute fort, sich an Handels- oder industriellen Unternehmungen zu betheiligen. Alle Kräfte der Nation werden auf diese Weise benutzt und in Thätigkeit erhalten. Ein Dampfverzug der Vereinigten Staaten, dem man in keinem anderen Lande begegnet, ist ferner die völlige Unabhängigkeit der Arbeit. In Amerika hat Jedermann, in jedem Augenblick seines Lebens, die Wahl zwischen der Arbeit und dem durch die Arbeit erworbenen Eigenthum. Wenn die pekuniären Bedingungen eines Gewerbes oder einer Arbeit nicht zusagen, bleibt unverweigert, nach dem Westen auszuwandern und dort auf der Stelle Eigenthum zu finden, unter der Bedingung, es im Schweiße seines Angesichts zu bebauen. Die Leichtigkeit, mit der sich der Arbeiter eine neue Existenz schaffen kann, hat zur Folge, daß in Amerika das Arbeitslohn weit höher ist, als anderswo, ohne daß das Leben theurer wäre. Ein gesetzter Arbeiter kann ohne Mühe 30 Prozent oder noch mehr von seinem Lohne sparen. Die Arbeit ist also vorzuladen ein Kapital, und zwar das Kapital, welches sich am allerschnellsten verzinst. Wenn man den Betrag dieser individuellen Ersparnisse zusammenrechnet, so erstaunt man über das enorme Kapital, welches alljährlich entsteht und sogleich produktiv wird. Erinnern wir uns der Worte Adam Smith's: „Ein großes Kapital mit kleinem Gewinn wächst schneller, als ein kleines Kapital mit großem Gewinn. Geld, sagt das Sprüchwort, erzeugt Geld. Wenn man ein wenig verdient hat, so ist es leicht, mehr zu verdienen; die große Schwierigkeit besteht darin, dieses Wenige zu verdienen." In den Vereinigten Staaten verdient

*) Nach den zuverlässigsten Angaben verhalten sich die Steuern in den Vereinigten Staaten (im Allgemeinen) zu denen in Preußen, Frankreich und Großbritannien wie 1 : 2 : 4 : 6. Es ist hierbei zu bemerken, daß Grund und Boden ganz steuerfrei ist, indem die hierfür Auflagen fast ausschließlich von den Gewerbetreibenden erhoben werden. D. R.

Digitized by Google

ein Jeder dieses Wenige, das zum Ausgangspunkte dient, aus welchem Kapitalien hervorgehen, und der Zusammenfluß dieser individuellen Ersparnisse bildet die großartigste und produktivste Kapitalienmasse, die je eine Nation zu ihrer Verfügung gehabt hat.

Dem amerikanischen Arbeiter bieten sich nicht allein die Mittel dar, Vermögen zu erwerben; die Erziehung, deren er genossen, die Kenntnisse, die überall verbreitet sind, haben ihn auch die Mittel gelehrt, es mit Nutzen zu verwenden. In Frankreich hat es großer Anstrengungen bedurft, um die arbeitende Klasse von den Vortheilen der Sparkassen zu überzeugen: selbst unter den kleineren Gewerbtreibenden wissen viele nichts Besseres mit ihren Ersparnissen anzufangen, als sie ihrem Notar zu übergeben, um auf Hypothek angelegt zu werden, oder sie bei einem Banquier zu deponiren. Die Landleute in Frankreich und auf dem ganzen europäischen Kontinent verscharren ihr Geld, vorausgesetzt nämlich, daß sie etwas haben. In den Vereinigten Staaten findet man diese Gewohnheit nur bei den deutschen Bauern in Pennsylvanien und anderen Gegenden: der amerikanische Arbeiter weiß vollkommen in den öffentlichen Fonds Bescheid und kauft Staatspapiere oder Actien, wenn er es nicht vorzieht, einen Antheil an dem Etablissement zu erwerben, bei dem er beschäftigt ist. In Lowell, jener merkwürdigen Fabrikstadt, betragen die auf solche Art den Werkleuten beiderlei Geschlechts gehörigen Antheile eine Summe von mehreren Millionen. Eine Sparkasse oder eine Bank ist überall zur Hand, in der man seine Ersparnisse niederlegen kann oder von der man erst eine, dann mehrere Actien kauft bis zu dem Tage, wo man hinlängliches Kapital gesammelt hat, um eine kleine Farm im Westen zu ersteben oder ein eigenes Geschäft anzufangen. Solche Banken geben nur schwache Dividenden, aber es gelingt ihnen leicht, ihre Auslagen durch die Anlegung der ihnen anvertrauten Summen und den Nutzen, den sie aus der Circulation ihrer Noten ziehen, zu decken, und in den kleinen Städten Neu-Englands befindet sich die Kapital fast ganz in den Händen der arbeitenden Klassen. Als Beispiel mag die Art und Weise dienen, in der die Actien einer Bank des Staates Rhode-Island vor einigen Jahren vertheilt waren.

Actien-Inhaber.	Zahl der Actien.
Frauen	2438,
Kleine Gewerbtreibende	2038,
Kaufleute	191,
Ackerbauer und Knechte	1245,
Arbeiter	673,
Matrosen	434,
Regierungsbeamte	438,
Sparkassen	1013,
Wohlthätige Anstalten	548,
Bergleute	307,
Gemeinden	157,
Kirchspiele	630,
Rechtsgelehrte	377,
Aerzte	336,
Geistliche	220.

Die Selbstthätigkeit der Arbeit führt also in den Vereinigten Staaten zur leichten Erwerbung und raschen Vervielfältigung des Kapitals; aber wenn der Amerikaner schnell zu dem „Wenigen" gelangt, dessen Adam Smith erwähnt, und es gut zu benutzen weiß, so liegt dies vor Allem daran, daß er arbeitsam, intelligent und mäßig ist, und er ist dieß, weil er gesittet und unterrichtet ist. Religion, Wissen und Arbeit — die vereinigte Wirksamkeit dieser drei großen Hebel erklärt, wie es uns scheint, den außerordentlichen Flor der amerikanischen Republik.

Es wird dem Leser vielleicht aufgefallen seyn, daß wir in unseren Betrachtungen nicht ein einzigesmal die politischen Parteien berührt haben, in welche das amerikanische Volk gespalten ist. Das Vaterland Washington's bietet das vielleicht beispiellose Phänomen eines Staaten-Verbandes dar, in welchem die Staatskunst und die Staatsmänner keinen irgendwie bemerkbaren Einfluß auf die Wohlfahrt des Volkes im Allgemeinen ausüben. Die Ursachen, welche die Entwicklung und den Aufschwung der amerikanischen Nation befördern, sind zu mächtig, als daß sie durch menschliche Bestrebungen in fühlbarer Weise beschleunigt oder verzögert werden könnten: diese Ursachen existiren und machen sich geltend, es mag nun die eine oder die andere Partei das Ruder führen. Nur eines von den Haupt-Interessen des Landes empfindet den Rückschlag politischer Zwischenfälle; je nachdem die herrschende Partei dem Schutzsystem günstig oder abhold ist, wird der Zollertrag in einer der nationalen Industrie vortheilhaften oder nachtheiligen Weise modifizirt. Dies ist die einzige Ausnahme, die wir anzugeben wissen.

Es zeigt sich hier die unverkennbare Wirkung der völligen Decentralisation, die allen Institutionen Amerika's zum Grunde liegt; ist aber die Aufgabe schon leicht, welche die Staatsmänner der Union im Innern zu erfüllen haben, so vermindert die exceptionelle Lage ihres Landes auch die Schwierigkeiten der äußeren Politik in nicht geringerem Maße. Man hat bereits vor langer Zeit die Bemerkung gemacht, daß die insularische Lage Großbritanniens seiner Politik eine große Unabhängigkeit verleihe, und dennoch sind die Interessen Englands durch Tausende von Banden an die des Kontinents geknüpft. Die Vereinigten Staaten sind, wie man wohl sagen kann, ebenfalls ohne Nachbarn; zur Schutzwehr dient ihnen aber nicht eine Meerenge, sondern der Atlantische Ocean, und sie haben kein, auch noch so entferntes Interesse, welches durch die Revolutionen der alten Welt berührt wird. Wo europäische Staatsmänner tausend Umständе zu berücksichtigen und die verwickeltsten Interessen in Erwägung zu ziehen haben, kann die Regierung der Vereinigten Staaten nach Belieben handeln: sie kann sich allen Anmaßungen, allen Empfindlichkeiten des Nationalstolzes bingeben; sie kann sogar Fehler begehen, ohne daß solche ernstliche Folgen hätten. Diese Freiheit des Handelns, welche die amerikanische Regierung besitzt, erleichtert ihr zwar die Verantwortlichkeit, die auf den Regierungen der europäischen Staaten lastet, vermindert aber in demselben Verhältniß die Bedeutung ihres Einflusses auf den Gang der Politik und auf das Wohl der Nation.

Mannigfaltiges.

— Deutscher Constitutionalismus in Frankreich. Von Aucillon's Werk: „Ueber den Geist der Staatsverfassungen und ihren Einfluß auf die Gesetzgebung" (Berlin, 1825) ist so eben in Dijon eine französische Uebersetzung erschienen.*) Als das Buch in Deutschland ausgegeben wurde, hätte wohl Niemand geahnt, daß nach einem Vierteljahrhundert die Franzosen es sich aneignen und mit Begierde lesen würden. „Für den Augenblick im Besitze einer sehr radikalen Staatsverfassung", sagt das „bibliographische Bulletin" der Revue des deux Mondes, „können wir in Frankreich vielleicht mehr als Eine gute Lehre schöpfen aus dem Buche eines aufrichtigen Staatsmannes von der gemäßigten Rechten." — Der französische Uebersetzer hat dem Buche eine Skizze über Aucillon's Leben und Wirken vorangeschickt, die mit Sachkenntniß und Anspruchslosigkeit abgefaßt ist. Bemerkenswerth ist übrigens auch, daß dergleichen Bücher jetzt in der französischen Provinz erscheinen, wo man sich bisher immer nur auf das Nachdenken der Pariser Lenangeber desparkirt hatte.

— Französische Roman-Tendenzen in Deutschland. Derselbe bibliographische Berichterstatter der R. d. d. M. sagt von Fran Ottilie Kapp, geb. v. Rappard, und von deren Roman „Manfred" (Berlin, K. Wiegandt, 1850): „Jenseits des Rheins nehmen die politisch-sozialistischen Blaustrümpfe täglich zu. Deutschland, das uns allezeit mehr entsteht, als man dort eingesteht, ferirlich mehr von unseren schlechten Eigenthümlichkeiten, als von den guten, hätte uns immerhin jenes Unkraut allein überlassen sollen. Die Novelle der Frau Ottilie Kapp, geborenen v. Rappard, obwohl Demokratin, aber vielmehr Demokratin, obwohl geborene v. Rappard, werden wir in einer allgemeinen Kritik der politisch-sozialistischen Blaustrümpfe näher besprechen. Es ist eine sehr tugendhafte Novelle, die sich gern das Ansehen geben möchte, aus der Zeit Dreyer-Dumiril's*) zu datiren, wenn nur nicht jeden Augenblick die Geschichte des Frankfurter Parlaments, des Aufstandes in Wien und sogar die Persönlichkeit Kossuth's eingemischt würde. Alles vom Standpunkt einer Idylle aufgefaßt, die nicht besonders amüsant ist. Es versteht sich von selbst, daß Frau Ottilie Kapp für die Emancipation der Frauen ist und sie mit Bestimmtheit erwartet, obwohl sie uns versichert, daß ihr der Kommunismus sehr zuwider sey. Nun, jedem Sünder sey Vergebung."

— Amerikanische Daguerrotypen. Der unter dem Namen Permanu Melville schreibende nord-amerikanische Schriftsteller, von dessen phantastischen Reise-Romanen „Typee", „Omoo" und „Mardi" wir in diesen Blättern bereits gesprochen, hat kürzlich ein neues Werk dieser Art unter dem Titel „Redburn: seine erste Reise" (Redburn, — his first voyage) erscheinen lassen. Man will darin eine Autobiographie des Verfassers erblicken, der als Schiffsjunge seine erste Seereise gemacht haben soll, und in der That tragen auch die Gedanken und die Abenteuer des Knaben Redburn zu sehr das Gepräge des Erlebten und Wahren, als daß ihre Erzählung aus einer anderen Feder, als aus der des zum Manne herangewachsenen Knaben selbst, geflossen seyn könnte. Seine Seeromane verhalten sich überhaupt zu den zahlreich vorhandenen Arbeiten dieses Genre, wie ein Lichtbild zu einem Phantasiegemälde. In dem letzteren mag unstreitig die Kunst und die Farbenpracht sehr bewundernswerth seyn; treu nach dem Leben schildert jedoch nur das erstere. Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung, wo Redburn zum amerikanischen Seemanne wird, verfällt er freilich auch in den allgemeinen Fehler seiner Landsleute, nämlich in die Uebertreibung und Ghorifizirung alles dessen, was amerikanisch ist; aber auch hier paßt noch das Gleichniß des Lichtbildes, indem die abgezeichneten Figuren sämmtlich dem Onkel Sam mit Pflumagen-Hut und Sporenstiefeln und mit seiner angeborenen Verachtung alles Europäischen, wie ein Ei dem andern, ähnlich sehen.

*) De l'esprit des constitutions politiques et de son influence sur la législation, par Aucillon. Ouvrage traduit de l'allemand par Ch. M., docteur en droit.

*) Verfasser des gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sehr beliebten, aber langweiligen Romans: „Lolotte und Fanfan", „Bleiner", „Bleeline" u. s. w., der sämmtlich ins Französische übersetzt wurden. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Ensslin, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Donnerstag den 14. Februar 1850.

Süd-Afrika.

Das Kap-Land.

Nach E. E. Napier.*)

Der Oberst-Lieutenant Napier gehörte zu der außerordentlichen Militair-Kommission, welche von der britischen Regierung in der Mitte des Jahres 1846 in Folge der damals vom Schauplatz des Kaffernkrieges eingegangenen traurigen Nachrichten mit speziellen Aufträgen nach dem Kap der guten Hoffnung geschickt wurde. Er war indeß als Offizier indeß auch schon mehrere Jahre vor den eben berührten Ereignissen längere Zeit in der Kap-Kolonie gewesen und hatte während dieses Aufenthaltes bereits einige Aufmerksamkeit auf die Geschichte derselben verwendet, so daß er genauere Kenntnisse über die gesammten dortigen Verhältnisse besitzt, als die meisten seiner Landsleute. Wir theilen im Folgenden unseren Lesern einige Bruchstücke aus seinem Werke mit. Hören wir zuerst einige interessante Kapitel über die Stämme der Eingebornen. Wir beginnen in umgekehrter Ordnung, in der Napier seine Portraits entwirft, mit der in physischer und geistiger Hinsicht am tiefsten stehenden Race.

„Zuletzt", schreibt Napier, „kommen die Baroad, jener Pygmäenstamm, welchen wir unter dem Namen Buschmänner oder Bosjesmans kennen, — die Obiquad, Souquas, Soaquad, Berg-Banditen oder Buschdiebe der alten Sagen und geschichtlichen Erinnerungen. Die Identität dieser Namen und Stämme kann nicht geleugnet werden; sie sind die ursprünglichen Besitzer des Bodens, wurden jedoch am meisten unter allen sie umgebenden Stämmen von den Europäern als die Parias und als der Auswurf des Hottentotismus gebrandmarkt. Ihre Hand war, wie die der Nachkommen Ismael's, stets gegen Jedermann erhoben, und Jedermann setzte sich bis auf den heutigen Tag stets gegen sie in achtsamer Selbstvertheidigung zur Wehr. So stand es um diesen unglücklichen und kleinen, aber bösartigen und allen seinen verwandten Nachbarn gefährlichen Stamm schon zu der Zeit, da die Europäer zum erstenmal anlangten, und so blieb es in seinen Verhältnissen, mit wem er auch später in Berührung kommen mochte. Der holländische „Boer", der Griqua, der Beitschuana, der Kaffer, Alle theilen sie tiefste Furcht und denselben Abscheu vor diesen Zwergbornen, welche, mit ihren kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, ohne Rücksicht auf Nation oder Farbe plündern und zerstören, während man sie von der anderen Seite zum Entgelt wie Raubthiere, denen sie in mancher Hinsicht so sehr gleichen, in förmlicher Jagd verfolgt und zerstreut....

„Die Zeit und die Berührung mit civilisirteren Völkern hat in ihrem Thun und Treiben, wie in ihren Gebräuchen, wenig Veränderung hervorgebracht. Der Buschmann plündert und zerstört, wenn sich ihm die günstige Gelegenheit darbietet, heutzutage noch eben so gern und grausam wie ehedem. Er wohnt heute noch zwischen unzugänglichen Bergen, in rauhen Höhlen oder Felsenspalten, auf der ebenen Karoo, in seichten Erdlöchern, die mit einem Stock ausgescharrelt und mit einer gebrechlichen Matte bedeckt werden. Er spannt heute noch seinen kleinen Bogen mit tödtlicher Wirkung und schießt seine vergifteten Pfeile gegen Menschen und Thiere ab. Er verschmäht jede Arbeit und bricht statt dessen, wenn er kann, in die Herden des Pächters ein, zerstört, unbekümmert, was ihm entgegensteht, wälzt sich mit Geiern und Schakalen unter den Leichnamen und Gerippen der Erschlagenen herum und schläft, wenn er sich bis an die Kehle vollgefressen, in lethargisch-dumpfer Dhmmacht, wie ein wildes Thier, bis ihn zuletzt endlich der Hunger austreibt, sich neue Beute zu suchen. Wenn er kein Herdenvieh rauben kann, verfolgt er in wilder Wuth die Bewohner der Wüste, thut sich ohne Unterschied an einem Löwen oder an einem Igel gütlich und begnügt sich, wenn ihm solche leckere Bissen fehlen, auch mit Wurzeln, Knollen, Heuschrecken, Ameisen oder einem in Wasser getauchten Stück Fell, oder legt sich auch, am seinen Hunger zu übergehen, schlafen. Ob diese prekäre Lebensweise auf die persönliche Erscheinung und Gestalt der Buschmänner Einfluß geübt hat oder nicht, ist schwer zu sagen; indeß kann man sich keine elendver und schauderlicher aussehenden Wesen denken, als sie. Die durchschnittliche Höhe der Männer ist bedeutend unter fünf Fuß, die der Weiber kaum vier. Ihre schamlose, fast völlige Nacktheit, ihre Fresswuth, ihre Unreinlichkeit und ihre Grausamkeit scheinen sie fast ganz und gar auf die Stufe der Thiere zu stellen, um so mehr, als die Töne ihrer Sprache dem Geschnatter der Affen ähnlicher klingen, als den Lautäußerungen menschlicher Wesen."

*) Excursions in Southern Africa etc., by E. Elers Napier. London, 1849. 2 Bde.

Von dieser niedrigsten Race der Welt kommen wir zu den Griquas oder Bastaards, eine Race, welche sich in raschem Schritt zu immer größerer Bedeutung für das Kap erhebt und dereinst auf die Ereignisse in Süd-Afrika sehr wahrscheinlich einen großen Einfluß ausüben wird. Dieser Stamm, dessen Name europäischen Ohren noch so ziemlich fremd klingen dürfte, hat seine Sitze an den Ufern des Gariep in einer Ausdehnung von 700 (engl.) Meilen. Er zählt bereits 15—20,000 Köpfe, von denen 3000 mit Schießgewehren bewaffnet sind. Die Griquas treiben Ackerbau und besitzen große Viehherden und viele Pferde. Sie sind außerordentlich kriegerisch, wie dies nach ihrem Ursprunge zu erwarten, und haben die Einfälle der wilden Horden schon mehr als einmal aufgehalten, namentlich jenen gefährlichen Völkersturm im Jahre 1823, als der wilde Chafa mit seinen siegreichen Zulahs alle Stämme des inneren Landes in Bewegung setzte. Ein so ritterliches Volk konnte daher weder den rohen Nachbarhorden, noch den civilisirten Fremdlingen lange unterworfen bleiben. Die englische Regierung erkannte seine Unabhängigkeit an.

Zwischen diesen beiden Racen steht der gemeine Hottentott, von denen in dem vorliegenden Werke eine treffende Schilderung gegeben wird. Oberst-Lieutenant Napier sagt:

„Kein Geschöpf ist geselliger als der moderne Totty; saßt ihn nach dem längsten und beschwerlichsten Marsch durch die dürre Karoo nur eine alte gebrochene Geige oder Maultrommel, seine „Brouw" (Dram), zwei oder drei lustige Gefährten mit einem mäßigen Vorrath von Liqueur oder Tabak bei sich haben, so wird er sogleich alle Mühen vergessen und, nur an der Lust des Augenblicks haftend, ein Feuer anzünden und trinken, schwatzen, singen und um die Flamme tanzen und so, ohne an die Anstrengungen des kommenden Tages zu denken, den größten Theil der Nacht verbringen. Bisweilen der Hottentot die Güter des Lebens, wenn er sie zufällig in seinem Besitz hat, außerordentlich zu schätzen weiß, so ist andererseits seine natürliche Indolenz wieder so groß, daß er sich selten entschließen wird, mit allen Kräften dazu zu trachten. Er zieht es oft vor, nach einer langen Reise, wenn er halb verhungert ist, sich lieber den „Hungergurt" enger zu schnallen, sich aufs Lager zu werfen und das Ringen des Magens zu verschlafen, als in einem benachbarten Pächterhof zu gehen und sich von da den Bedarf seiner Abendmahlzeit zu holen. Dieser obengenannte „Hungergurt" ist ein lederner Riemen, welchen die meisten Eingebornen des südlichen Afrika's um den Leib tragen. Er wird nach und nach verengt, wenn man Hunger fühlt und seine Mittel hat, im momentan zu stillen; und wiewohl ein Koffer oder Hottentot, wenn es ihm geboten ist, auf einmal mehr Fleisch hinabzuwürgen pflegt, als ein halbed Dutzend Europäer zusammengenommen zu verzehren im Stande sind, so kann er doch andererseits im Fall der Noth außerordentlich lange Zeit mit Hülfe jenes Riemens aller Speisen entbehren. Kurzum, der Hottentot der Gegenwart ist ein Gemisch der seltsamsten Anomalieen und scheint die größten Widersprüche und Inkonsequenzen der menschlichen Natur in sich zu vereinigen. Sorglos, liederlich und trunken, wie er gewöhnlich ist, läßt er sich doch sehr leicht handhaben und lenken, wenn man nur irgend seinen Charakter kennt und ihm gegenüber die nöthige, mit Güte gemischte Festigkeit zeigt, und obgleich man kein allzu großes Vertrauen in ihn setzen kann, so giebt er doch unter europäischer Disziplin und Leitung, wenn er nüchtern ist, einen guten und tapferen Soldaten ab, und so hat dieser Stamm denn in der That auch in dem letzten, wie in den früheren Kaffernkriegen, die größten Gefahren und Mühen bestanden."

Bei der Frage über den raschen Verfall dieser eingebornen Stämme geräth Napier in Eifer. Er leugnet, daß die Elemente zum Verfall der Schwarzen in der Ankunft der Weißen gelegen; die Gründe, die er seinerseits dafür angiebt, sind indessen nicht sehr überzeugend. Nach ihm sind zufällige Krankheit, Trägheit, mangelhafte Körperbeschaffenheit und Trunkenheit daran schuld. Stammen denn aber nicht die hitzigen Getränke und die dem Blöden am meisten gefährlichen Krankheiten gerade von den Europäern? Weiß man denn nicht, daß die Laster und Gebrechen, welche Amerika und Australien, wie die Küsten von Afrika entvölkerten, Laster und Gebrechen der Civilisation sind?

Gehen wir zu einem angenehmeren Thema über und hören wir folgende Skizze:

„Auf einer dieser Wanderungen", erzählt unser Verfasser, „stieß ich auf eine in einem entfernten und abgeschlossenen Thale liegende kleine, mit Stroh gedeckte Hütte. Erhitzt, durstig und ermüdet, nahm ich froh die mir von dem Besitzer dieses dürftigen Aufenthaltes, einem alten Manne, dargebotene Gastfreundschaft an. Er bewirthete mich mit Allem, was er zu bieten hatte, einem Schluck Milch, einigen Früchten und grobem Brod, und ergötzte mit während meiner Mahlzeit die Geschichte seines Lebens und seiner Zurückgezogenheit.

Digitized by Google

Mein Vater, dem Ansehen nach zwischen fünfzig und achtzig Jahren alt, ein Engländer von Geburt und für das Seemannsleben erzogen, war einer der wenigen übriggebliebenen Leute von der Mannschaft eines Schiffes, welches vor etwa einem halben Jahrhundert an dieser stürmischen Küste gescheitert. Nachdem er sich einige Zeit umhergetrieben, heiratete er zuletzt eine Eingeborne und ließ sich an diesem abgelegenen Orte nieder, wo er, „die Welt vergessend und von der Welt vergessen", glücklich und zufrieden schien einen so großen Theil seines Lebens zugebracht hatte, und wo er es, wie er sagte, auch zu enden wünschte. „Hier", sagte der alte philosophische Seemann in einem Gemisch von Englisch und Holländisch, „hier bin ich glücklich und verlange nach nichts weiter. Wenn ich verstimmt und verdrießlich bin, spatziere ich nach jenem Vorgebirge dort, setze, wie die wilden Wogen ein armes Boot peitschen und pich und theerwerfen, und sage mir: Das war Drin eigenes früheres Loos im Leben! Dann drehe ich mich um, werfe den Blick in diese einsame Schlucht auf meine Hütte herab, sehe meine Söhne auf dem Felde oder im Garten arbeiten, sehe meine Tochter mit ihren Kleinen spielen, sehe meine zwei Kühe und meine Ziegenherde: Rebellischer Schlingel, rufe ich mir dann regelmäßig zu, was brauchst Du noch mehr? — und wenn ich, wie immer, hierauf nichts zu antworten weiß, kehre ich glücklich und zufrieden zu meiner Pfeife und zu diesem, meinem sonnigen Plätzchen hier zurück."

Erlaube uns der Leser zum Schluß noch einen Auszug aus dem Napier'schen Werke, nämlich die Schilderung eines „gewaltigen Jägers", den der Verfasser kennen zu lernen das Vergnügen hatte.

„Meine Erkundigungen", heißt es, „belehrten mich, daß Herr Cumming (dies ist der Name des „gewaltigen Jägers") der Sohn eines schottischen Baronets war, daß seine Liebe zur Waidmannskunst und seine Jagdgelüste ihn in den Hochlanden schon in frühen Jahren in ernstliche Unannehmlichkeiten verwickelt hatten, daß er, um sich letzteren zu entziehen, eine Zeitlang nach Indien zur See gegangen, dann nach Hause zurückgekehrt war, nachdem er durch seine Freunde eine Offizierstelle bei den berittenen Kapschützen erhalten. Es scheint indeß, daß die engen Schranken militairischer Disziplin dem leidenschaftlichen Jagdliebhaber wenig behagten. Er nahm kurz nach seinem Eintritt ins Regiment, da man ihm zu einem Ausflug in das Innere des Landes die Erlaubniß verfagte, auf eigene Faust Urlaub und fand bei seiner Rückkehr, etwa zwölf Monate später, daß man seinen Namen bereits aus der Liste der Armee gestrichen hatte. Jedenfalls sagte die Lebensweise, die er eben wieder gewählt, seinem Geschmack mehr zu, als der einförmige Paradedienst, und man erzählt sich, er habe sodann mehrere Jahre lang einzig von dem Ertrage seiner Büchse gelebt, indem er gewöhnlich erst nach einer Abwesenheit von zehn oder zwölf Monaten nach der Kolonie zurückkehrte, seine Wagen beladen mit Elfenbein, Fellen und Straußfedern, durch deren Verkauf er in der Regel bei jedem solchen Ausflug mehrere Hundert Pfund gewann. Fernere Erzählungen gemäß nimmt er, wenn er sich auf diesen Expeditionen befindet, gelegentlich eben so das Kostüm wie die Sitten der Eingebornen an; gewöhnlich reist er in der Tracht eines Kaffern, und hält er sich in der Kolonie auf, so setzt er die Hottentott von Graham's Town öfter durch eine ganz exzentrische Kleidung in Erstaunen, z. B. durch die malerische Tracht des Mittelalters oder der Zeiten Karl's I. . . . .

„Wenige Tage später, als ich eben unter dem Schatten der jungen Eichen, welche die Hauptstraße von Graham's Town zu beiden Seiten säumen, umherschlenderte, erblickte ich einen athletischen jungen Mann, dessen ungewöhnliches Kostüm sogleich meine Aufmerksamkeit fesselte. Sein Anzug bestand aus einem Paar derben „Beldschenen", wilden Ueberhosen und weißem Hemd, ohne Weste oder Jacke; ein lederner Gürtel schnürte seinen Leib zusammen, während er auf seinem Kopfe einen breitkrämpigen Hut trug, geschmückt mit Schakalschwänzen und einer der prachtvollsten Straußfedern. „Das", dachte ich bei mir selbst, „muß der Mann sein, den ich zu sehen wünsche!" Ich schritt deshalb quer über die Straße und fragte ihn, ob sein Name nicht Cumming wäre? — Er bejahte es; ich stellte mich ihm sodann selbst vor und erzählte ihm, ich hätte so viel von seinen Unternehmungen gehört, daß ich nicht umhin gekonnt, ihn aufzusuchen und seine Bekanntschaft zu machen. Dabei bat ich ihn, von mir eine Büchse anzunehmen (die ich aus England mitgebracht, die mir jedoch zu groß und zu schwer war) und sie als eine meine so seltsame Einführung entschuldigende Gabe anzusehen. Ich hatte mir den „Löwenbändiger" ganz romantisch als einen schwarzen, behaarten, sonnverbrannten Gesellen mit einem Räubergesicht à la Salvator Rosa, mit einer Donnerstimme und dem Wesen eines Wilden in der Phantasie ausgemalt, kurz, mir in jeder Hinsicht einen wahren Moxof getränmt; wir war daher mein Erstaunen, als ich von alledem gerade das Gegentheil sah. Der mir stand ein edel aussehender junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren und mindestens sechs Fuß hoch, und obgleich er an Gestalt einem Herkules glich, so war sein Wuchs und Körperbau doch sehr leicht und elegant, sein Haupt schön geformt und üppig geschmückt mit seidenen und flachsfarbenen Locken, welche nachlässig um ein Gesicht von sast weiblicher Schönheit, von natürlicher Güte und dem sanftesten Licht blauer Augen strahlend, herabfielen, und als er sprach, klangen seine klaren und zarten Töne wie die Stimme eines Weibes. Der Art war die Erscheinung des großen Nimrod, und nachdem er sich für die, wie er meinte, unverdienten Komplimente über seinen Ruf bedankt, fuhr er mit demselben sanften und anziehenden Tone der Stimme fort; „Sie haben also gehört, ich führe ein sonderliches Wildnißleben; ich glaube indeß, so lange ich Niemanden zur Last falle, meinen Lebensplan nach eigenem Gutdünken wählen zu dürfen; denn während ich der umherschweifenden und abenteuernden Existenz, die ich stets über Alles liebte, nachhänge, gewinne ich das, was ich für einen Gentleman als nöthig ansehe, und was mich in den Stand setzt, meine Gelüste im äußersten Maße zu verfolgen. Meine Wagen sind gegenwärtig wieder mit Elfenbein, Fellen, Straußfedern und anderen Artikeln beladen, welche ich für mindestens tausend Pfund zu verkaufen hoffe. Dies ist der Ertrag einer fast ein Jahr langen Ergötzung, und wenn ich das baare Geld dafür in den Händen habe, kann ich davon einige Pferde und Ochsen, die ich eingebüßt, wieder ersetzen und mich in jeder Hinsicht zu einer neuen Unternehmung, zu neuem Gewinn und neuen sorgbaren Abenteuern ausrüsten. Wenn es Ihnen beliebt, fügte er hinzu, mit zu meinem Wagen vor die Stadt zu kommen, so werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen seinen Inhalt zu zeigen und Ihnen über Alles, was Sie irgend wünschen, Auskunft zu geben, oder wenn Sie es vorziehen, können wir zuerst einmal Ihre „Elephantenbüchse" prüfen. Ich bemerkte, als wir selbander gingen, ich hätte rücksichtlich seiner so wunderbaren Geschichten gehört, daß sie, wenn er sie nicht selbst bestätige, weit über meinen Glauben gingen. So hörte ich z. B., sagte ich, erst gestern Abend in einem Kreise von Freunden, Sie hätten muthig einen Löwen in seiner Höhle selbst nicht nur „gerauft", sondern ihn auch daselbst getödtet, und man habe Sie dort schlafend gefunden, und zwar mit dem Haupt auf seinen leblosen Gebeinen ruhend. „Dinge der Art", erwiderte er, „werden stets übertrieben, und der einzige Glaube, den ich beanspruche, ist der an meinen leidlich sicheren Schuß und an meine guten Nerven, zwei Dinge, die bei solchen Gelegenheiten freilich nicht selten dürfen. Was die Erzählung betrifft, die da behauptet, ich hätte in der Höhle des Löwen geschlafen, so habe ich mich meines Wißens nie als solch einen Daniel bewährt, — obgleich ich allerdings mehr als einmal geschlafen habe, während die Herren Löwen sich in so geringer Entfernung von mir auf Raub umhertrieben, daß ich von ihrem argen Gebrüll erwachte." — „Dürfte ich wohl bitten", sagte ich, „mir zu erzählen, wie Sie in eine so unangenehme Situation geriethen?" — „Ich fand", entgegnete er, „aus Erfahrung, daß die leichteste und sicherste Art, Löwen zu erlegen, darin bestehe, es aus einer Höhle oder einem Loche heraus zu thun, das tief genug ist, einen Menschen zu verstecken, und wenn ich ein großes Thier, z. B. ein Rhinoceros oder einen Büffel, an einem Sumpf oder Bach sehe, nahm ich oft zu dem eben angedeuteten Kniff meine Zuflucht. Das sich wurde ganz nahe bei dem erlegten Thier gegraben, und mit sinkender Nacht verschanzte ich mich darin und wartete, bis die wilden Bestien, die hier trinken kamen, sich an der von mir getödteten Beute vollgefressen hatten, wo sie dann von meinem Versteck aus leicht zu überrumpeln waren. Ich war zuweilen von den Zuzüchungen zu meiner Position so ermüdet, daß ich in der That einschlief und erwachte, wenn die Bestien sich um die zerlegbaren Reste jener Beute mit wildem Geheul stritten. Als ich einmal auch so aus dem Schlummer aufgefährt wurde, fand ich mich von fünf ungeheuren Löwen umringt, von denen es einem einfiel, über den Rand der Ausböhlung, die mich verbarg, herabzuschauen; eine volle Ladung in das Gesicht ließ ihn jedoch den Frevel einer so impertinenten Neugier mit seinem Leben büßen, und dieses Begegnig mag vielleicht zu der Geschichte von meinem Schlafchen in der Löwengrube Veranlassung gegeben haben."

Dieser verwegene Jäger fährt, wie Napier erzählt, ein vollständiges Tagebuch über Alles, was er sieht und thut. Wahrscheinlich ist er besser, als irgend ein anderer Lebender, über den Zustand der inneren Afrika's, über die Gestaltung des Landes und die Gebräuche und den Charakter der Einwohner unterrichtet, da er viele Hundert Meilen über die Linie, bis zu der irgend ein anderer Weißer gekommen, vorgedrungen ist. Wir brauchen nicht erst zu erwähnen, wie durch Mittheilungen aus jenem Tagebuche die Geographie, die Naturgeschichte und der Handel gefördert werden könnten.

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.

(Fortsetzung.)

Nachdem die ersten Augenblicke ihres Wiedersehens den üblichen Formen gewidmet worden, wandten beide Souveraine sich sofort den großen Gegenständen zu, welche sie beschäftigten. Alexander ging bald zu seinen gewöhnlichen Aeußerungen hinsichtlich des Ruhens, z. der Nothwendigkeit einer engen Vereinigung der beiden Reiche über. Er versicherte aufs neue, daß alle Eifersucht aus seinem Herzen verbannt sey, aber daß Frankreich allerdings sich außerordentlich vergrößert habe, und daß, wenn er seinerseits einige Ausgleichung wünsche, er dies weniger für sich, als für seine Nation thäte, um dieser die großen Veränderungen erträglich zu machen, die sich im Westen Europa's begeben. Der auffallenden Ereignisse in Bayonne, der plötzlichen Occupation Roms erwähnte er nur flüchtig, sich auf die Aeußerung beschränkend, daß die spanischen Prinzen, gleich dem Papst, traurige Personagen wären, die ihr Schicksal durch ihre Unfähigkeit verdienten und die sich durch ihre Verblendung in Widerspruch mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Europa gesetzt hätten. Allerdings, fügte Alexander hinzu, müsse man so gut wie er das System Napoleon's begreifen haben, um eben so leicht die Katastrophen zu billigen, von denen die Welt überrascht worden, und es sey daher nothwendig, daß auch im Orient großartige Veränderungen die Aufmerksamkeit der Russen auf sich ziehen, um sie von denen, welche im Occident stattfanden, abzuleiten. Was Frankreichs Feinde betreffe, so erklärte sie Alexander auch für die seinigen; denn auf Napoleon's Wunsch habe er England den Krieg erklärt, und was Oesterreich betreffe, so diehe ihm wenig zu thun übrig, um dessen erklärter Gegner zu werden, da er bereit sey, zu den drstimmtesten und imposantesten Manifestationen zu schreiten, um es im Zaum zu halten,

und genäge das nicht, von Worten zu Thaten zu schreiten, das heißt: zum Kriege, unter der Bedingung jedoch, daß man dem Wiener Hofe das ganze Unrecht des Angriffes überließe, ohne es auf sich selbst zu laden.

Diesen Verschwörungen gegenüber, antwortete Napoleon mit aller möglichen Herzensergießung und einer Darlegung völlig gleicher Ansichten. Er bethenerte feinerseits die größte Willfährigkeit zu jeder vernunftgemäßen Vergrößerung Rußlands, aber er verschanze sich hinter der Unmöglichkeit, auf gewisse Projekte einzugehen, und hinter den Verwicklungen, in welchen sich gegenwärtig beide Reiche befänden, und die es rathsam erscheinen ließen, in diesem Augenblicke keine zu großen Territorial-Veränderungen vorzunehmen, da deren bereits hinlängliche stattgefunden hätten, um nicht noch so wunderbare hinzuzufügen, wie z. B. die Theilung der Türkei sein würde, und vor Allem — deren gänzliche Theilung. Indem Napoleon nun in ihren Einzelnheiten die Projekte unterkuchte, welche so sehr den Geist Alexander's und des Herrn v. Romanzoff beherrschten, besprach er nach und nach die verschiedenen Theilungs-Vorschläge und zeigte sich, um Alexander desto leichter für seine Ansichten zu gewinnen, sehr peremptorisch sinschtlich Konstantinopels, das heißt, bezüglich der Besitznahme der Meerengen, und ließ sinschtlich dieses Punktes auch nicht den Schein von Hoffnung zu irgend einer Konzession. Dann setzte er die Schwierigkeiten der Ausführung einer solchen Unternehmung für Rußland selbst aus einander: Oesterreich würde nimmer seine Einwilligung dazu geben, welche Anträge ihm auch gemacht würden, ja, es würde der Theilung der Türkei selbst einen letzten verzweiflungsvollen Kampf verzeihen. England, Oesterreich, die bis in ihrem tiefsten Innern aufstehende Türkei, Spanien, ein Theil Deutschlands würden sich zu einem äußersten Kampfe gegen diese Umwälzung der ganzen Welt verbinden. Wäre es wohl der geeignete Zeitpunkt, den jetzt die beiden Reiche zu einem solchen Riesenwerke wählten? Rußland würde Hindernissen in Finnland begegnen, welches, gleich Spanien, beim ersten Blick so leicht zu unterwerfen geschienen; es hätte eine Armee an der Donau, welche ohne Zweifel hinreichen würde, den Türken die Spitze zu bieten, aber nur im geregelten Kampf, nicht im Falle eines allgemeinen nationalen Aufstandes; dann bliebe ihm nur eine geringe Macht Oesterreich entgegenzustellen. So müßte Napoleon Oesterreich, England, Spanien und diejenigen Theile Deutschlands, die eine Bewegung versuchen würden, ganz allein auf sich nehmen. Er könnte dies ohne Zweifel, denn er wäre gerüstet, seine sämmtlichen Feinde zu erdrücken, aber wäre es weise, so viel auf einmal zu unternehmen, und zu welchem Zwecke überdies? zu einem solchen, der durch erzwungene Größe thörichterfolg würde, und über den die beiden Reiche unter sich selbst nicht einmal einig werden könnten. Gab es dafür nicht etwas viel Einfacheres, viel Praktischeres, viel sicherer Zufriedenstellendes? Konnte man z. B. nicht sich über einige Erwerbungen verständigen, die man vorher bestimmt bezeichnete, wozu man von der europäischen Diplomatie leicht das Zugeständniß erhalten dürfte, selbst ohne die friedlichen Wege zu verlassen, und die auch die glänzendsten, die unverhofftesten Resultate für Rußland haben würden? Wenn es z. B. in Folge der Zeitereignisse Finnland, die Moldau und Walachei erhielte, würde es dann nicht unter der Regierung Alexander's den schönsten Regierungen, den an Territorial-Vergrößerungen reichhaltigsten gleichkommen? — Was Frankreich betreffe, so verlange es künftig durchaus nichts weiter. Spanien an Joseph, die geistliche Macht der Franzosen in Rom erfülle alle seine Wünsche. Nicht eine einzige Territorial-Veränderung wolle es mehr. Den Beweis hierfür zu liefern, sey es bereit, diejenigen Theile Deutschlands, welche ihm aus der Zertrümmerung Preußens noch übrig bleiben, unter die Fürsten des Rheinbundes zu vertheilen; seine natürlichen Gränzen genügten ihm, und selbst Spanien, dessen es sich bemächtigt, sey keine Eroberung, sondern nur ein Ausbau seines Föderativ-Systems, da, nach Allem, Spanien keine andere Veränderung erlitte, als, statt von einem Fürsten aus dem Hause Bourbon, hinfort von einem aus dem Hause Bonaparte, unabhängig und abgesondert regiert zu werden. Auch sey es keineswegs unmöglich, alle diese Vortheile für Rußland sowohl als für Frankreich, durch die Diplomatie und durch eine letzte Militair-Anstrengung der Russen in Finnland und der Franzosen in Spanien zu erringen. Uebrigens wären, Alexander wie Napoleon, Beide noch jung und hätten Zeit, zu warten und auf später ihre umfassenden Pläne auf den Orient zu verlagern.

In mehr als Einer Unterredung theilten sich die beiden Kaiser ihre Ansichten mit. Was Alexander betrifft, so hatte von dem Augenblick der Verweigerung Konstantinopels die ganze Theilung der Türkei ihren Reiz für ihn verloren. Es blieb nichts übrig, als diese ungeheure Frage, die das Schicksal der alten Welt entscheiden sollte, auf eine Zeit zu verlegen, wo Rußland dem Occident weniger Rechnung zu tragen haben würde; aber an die Stelle dieser gigantischen und nur zu Himärischen Projekte eine Realität, wie die Donau-Provinzen, gesetzt zu sehen, war denn doch auch ein Gegenstand, geeignet, den Zar zu befriedigen, wenn es nämlich nicht blos bei dem Versprechen bliebe, sondern dem Wort die That sicher, gleich auf der Stelle, folgte.

Als Alexander und Romanzoff auf dieses neue Arrangement einmal eingegangen waren, stürzten sich Beide mit einer unerhörten Leidenschaft auf die Idee, die Moldau und Walachei zu erwerben, und so wollten sie von Erfurt nicht mehr ein bloßes Versprechen, sondern eine Realität in die Heimat mitnehmen, die man bei der Rückkehr nach St. Petersburg sogleich veröffentlichen könnte.

Bis jetzt hatte Napoleon die momentane Occupation der Moldau und Walachei durch die Russen geduldet, aber doch nicht ohne einige Beschwerde über diesen Punkt, nicht ohne zu verstehen zu geben, daß die verlängerte Besetzung Schlesiens durch die Franzosen die abgedrungene Folge davon sey. Hiervon sollte nun weiter keine Rede mehr seyn. Frankreich sollte durch einen förmlichen Vertrag der Besitzergreifung der Donau-Provinzen Seitens Rußlands beistimmen und nicht nur bei Lösung dieser Frage mit Rußland gehen, sondern sie auch von der Türkei, Oesterreich, ja, selbst von England ratifiziren lassen, wenn es mit letzterer Macht zu Friedens-Unterhandlungen gelangte. In Folge dessen würde Rußland den Waffenstillstand mit den Türken brechen, seine Armee bis an den Balkan, ja, über denselben hinaus vorschieben bis nach Adrianopel und, wenn es seyn müßte, bis nach Konstantinopel, um der Pforte dieses Opfer zu entreißen. Wenn Oesterreich intervenirte, sollte es gemeinschaftlich angegriffen werden. Das England betraf, so war man mit dieser Macht im Kriege begriffen und konnte demnach keine neuen Maßregeln gegen dieselbe ergreifen; Napoleon wurde es überlassen, sie durch einen empfindlichen Streich, den er gegen sie auf der Pyrenäischen Halbinsel führe, zur Einwilligung zu zwingen.

Napoleon hatte dieser Idee nichts entgegenzusetzen. Auch sein Gedanke war es: auf der Stelle zu geben, denn er hatte die Nothwendigkeit begriffen, eine neue Leidenschaft im Herzen Alexander's zu erregen. Er wünschte nur einige Vorsicht in den Aeußerungen über die zu Erfurt gefaßten Beschlüsse, um nicht den allgemeinen Friedens-Versuchen zu schaden, die er ans dieser Zusammenkunft zu schöpfen gedachte. Er stimmte also im Prinzipe bei, daß Rußland sofort im Besitze der Moldau und Walachei träte; die Art und Weise, diese Angelegenheit zu veröffentlichen, war nun noch Sache der Redaction, die den Ministern der beiden Souveraine überlassen wurde.

Diese Punkte zu ordnen, war man während der ersten acht bis zehn Tage der Zusammenkunft beschäftigt, und obgleich die Nahn schon in ihren gegenseitigen Beziehungen große Aufmerksamkeit vorgewaltet hatte, so bezeigten sich doch die beiden Herrscher von diesem Augenblicke an ganz ungewöhnliche Zuvorkommenheiten: Alexander besonders schien die Freundschaft in die Politik zu übertragen; auf den Promenaden, bei Tafel, im Schauspiele zeigte er sich vertraulich, freundschaftlich, hingebend, ja enthusiastisch für seinen erhabenen Verbündeten, und wenn er von ihm sprach, geschah es mit einem Gefühle so hoher Bewunderung, daß Jedermann davon betroffen wurde.

Erfurt war der außerordentlichste Fürstenverein geworden, dessen die Geschichte jemals Erwähnung gethan. Zu den Kaisern von Frankreich und Rußland, dem Großfürsten Konstantin, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Könige von Sachsen, hatten sich die Könige von Bayern und Würtemberg gesellt, der König und die Königin von Westfalen, der Fürst Primas, Kanzler des Rheinbundes, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, die Herzöge von Hessen-Darmstadt, von Weimar, von Gotha, von Oldenburg, von Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin und eine Masse Anderer, die hier aufzuzählen zu weitläufig wäre, sammt ihren Kammerherren und Ministern. Sie speisten täglich bei Napoleon, Jeder nach seinem Range placirt. Des Abends fand Schauspiel statt, wozu Napoleon das vorhandene Theater hatte neu herrichten und dekoriren lassen. Den übrigen Theil des Abends brachte man beim Kaiser von Rußland zu. Da Napoleon bemerkt hatte, daß Alexander ein wenig schwer höre, so ließ er in die Mitte des Orchesters zwei Armsessel stellen, auf welchen beide Kaiser Platz nahmen; rechts und links waren Stühle für die Könige gesetzt; hinten, das heißt im Parterre, befanden sich die Fürsten, die Minister, die Generale, was zu dem Ausspruch Anlaß gab: es hätte sich in Erfurt ein Parterre von Königen befunden. Man hatte „Cinna" gegeben; man gab auch „Andromaque", „Britannicus", „Mérope", „Oedipe." Bei der Vorstellung des letzten Stückes überraschte ein Zwischenfall das Auditorium in gleichem Maße, als er es befriedigte. Alexander, an dem Napoleon feine Kunst, sich zu begeistern, nicht vergeblich gerühmt hatte, gab diesem einen öffentlichen Beweis der zartesten und liebenswürdigsten Schmeichelei. Bei den Worten Oedip's:

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux."

„Einen großen Mannes Freundschaft ist eine Gunst der Götter."

ergriff Alexander, auf eine Weise, daß es von allen Anwesenden bemerkt werden mußte, die Hand Napoleon's und drückte sie mit Ungestüm. Dieser Zug wirkte elektrisch auf die ganze Versammlung, und Stannen wie Bestimmung zeigte sich in jedem Blick.

Unter den Anwesenden befand sich auch Jemand, den all diese Freundschaftsbezeugungen, all dieser Glanz in tiefster Seele verletzte. Es war dies Herr v. Vincent, Repräsentant des österreichischen Hofes. Der offenbare Zweck seiner Sendung war, die beiden großen Souveraine, die sich so nahe an den Gränzen des Kaiserstaates befanden, im Namen seines Herrn zu beglückwünschen; der geheime jedoch, dasselbst zu beobachten und, wo möglich, das Geheimniß der Verhandlungen zu durchdringen. Zugleich beklagte er sich, freilich mit der größten Zartheit, daß man bei dieser feierlichen Zusammenkunft Oesterreich übergangen habe, und gab deutlich zu verstehen, daß, wenn der Kaiser Franz eingeladen worden wäre, er nicht gefaumt haben würde, zu erscheinen; daß seine Gegenwart den Glanz der Zusammenkunft nicht vermindert, seine Zustimmung den daselbst zu fassenden Beschlüssen nicht gemangelt haben würde.

Napoleon hatte schon im voraus die Haltung bezeichnet, welche dem österreichischen Gesandten gegenüber zu beobachten war. Zuvörderst war bestimmt, daß, um des Geheimnisses ihrer Verhandlungen sicher zu seyn, nur vier Personen daran theilnehmen sollten: die beiden Kaiser, Herr v. Romanzoff und Herr v. Champagny. Als Bier waren unsäßig, nur ein Wort der obwaltenden Geheimnisse preiszugeben: Alexander und Herr v. Romanzoff durch das Interesse ihres Ehrgeizes, Napoleon durch das seiner gesammten Politik und endlich Herr v. Champagny durch eine Verschwiegenheit, die über alle Proben hinausging. Selbst Herrn v. Talleyrand hatte man in Nichts eingeweiht, denn Napoleon mißtraute ihm täglich mehr, besonders in Bezug auf Oesterreich; man hatte ihm wohl vertraut, daß der Zweck der Zusammenkunft eine beabsichtigte gegenseitige Annäherung der beiden Reiche sey, daß man selbst die

Digitized by Google

Prinzipe, in denen sie sich zu vereinigen gedächten, nähre bestimmen wolle; aber der positive Gegenstand der Beschlüsse war ihm sorgsam verborgen worden. Herrn v. Bincent sagte man demnach auch nicht eine Silbe, und als er sich beklagte, daß man bei dieser feierlichen Gelegenheit seine Räcksicht auf seinen Gebieter genommen, erwiederte man ihm ohne große Schonung, daß dies die Folge von dessen unerklärlichen Rüstungen wäre; daß, wenn man einer Politik beizutreten wünsche, man sich ihr günstig zeigen, nicht aber den Schein auf sich laden müsse, die gesammten Kräfte des Staates gegen sie in Bereitschaft zu setzen; daß der einzige Vortheil, den Oesterreich aus solchem Benehmen ziehen könne, der wäre, täglich mehr von den ernsten Angelegenheiten Europa's zurückgedrängt zu werden, und daß der einzige Weg, wirkliche Sympathie und wahre Freundschaft zu finden, ihm mithin nur noch auf England offenstände.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Currer Bell's Romane.

So lange in Deutschland gelesen wird, haben die englischen Romane den Ehrenplatz neben den deutschen eingenommen, Richardson's „Pamela" hat mehr gegolten als „Sophiens Reisen", und unsere Lesbibliotheken enthalten gewiß mehr englische als deutsche Romane, natürlich in schlechterer Uebersetzung, denn die angelsächsischen Verlagshandlungen*) sind gegen Mißhandlung der deutschen Sprache äußerst gleichgültig. Die Verwandtschaft des englischen und deutschen Gemüthes macht es möglich, daß wir den Humor eines Boz, die philosophisch-Sentimentalität eines Bulwer und die langathmigen Liebes- und Familiengeschichten der weiblichen Autoren, an denen die englische Literatur so reich ist, verstehen und lieben können. Daß aber auch die effektverwöhnten Franzosen sich neuerdings dieser Lektüre zuwenden, liegt wohl auch an der Ebbe, welche durch die politische Krisis in ihrer belletristischen Presse entstanden ist. Die französische Kritik, welche in diesen Blättern (Nr. 2 u. f.) mitgetheilt wurde, beweist aber, daß die Franzosen kein Verständniß für die englischen Romane haben; das Urtheil über „Jane Eyre" ist nach unserer Ansicht, obwohl wir dem reich gespendeten Lobe beitreten, durchaus falsch und auch bei der Besprechung von Currer Bell's neuestem Roman, „Shirley", waltet bei dem französischen Kritiker dasselbe Mißverständniß vor. In beiden Werken ist keine Spur von George Sandschen Anfeindungen der Ehe oder Kämpfen gegen die bestehende Form der Gesellschaft, wie Herr Forcade behauptet. „Jane Eyre" ist sogar eine flache, unumstößliche Beweisführung, daß die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe aufrecht erhalten werden muß, auch wenn der Einzelne unverschuldet und unerträglar darunter leidet. Rochester, der an ein unwürdiges, in rohe Laster versunkenes Weib gekettet ist und sich deshalb berechtigt glaubt, das Gesetz zu umgehen, wird von Currer Bell in keiner Weise vertheidigt, im Gegentheil, das strengste Sittengesetz, wie es in dieser reine Seele einer Jungfrau geschrieben ist, wird an ihm ausgeübt durch Jane Eyre, seine Geliebte selbst. Sie entflieht vor ihm und kehrt nicht eher zu ihm zurück, bis es sein Unrecht gefühlt hat, bis es sein dem Wahnsinn verfallenes Weib aus dem brennenden Hause gerettet und bis er durch den Tod vollkommen seiner Pflichten entbunden worden ist.

Der Reiz dieses Romans liegt nicht in der Opposition gegen die Gesellschaft und den gewöhnlichen Lauf der Dinge, wie die französische Kritik irrthümlich annimmt, sondern in der Meisterschaft der Darstellung, die mit den einfachsten Mitteln unter den gewöhnlichsten Umständen das Seelenleben bis in seine innersten Geheimnisse nachzubilden versteht und die Verkettungen der ewig wechselvollen Menschenschicksale mit überraschender Wahrheit bis dahin darzu machen weiß. Ein guter Roman ist stets von neuem das Ei des Columbus, die Wahrheit scheint so einfach, daß man glaubt, Jedermann hätte sie darstellen können, und doch vermag nichts so ergreifend zu wirken, als sie, und Nichts ist ein so sicherer Probestein künstlerischer Gestaltung, als sie. Currer Bell versteht es sogar, in der verschlossen Seele des Kindes zu lesen; die Scenen, wo Jane Eyre als Waise im Hause ihrer herzlosen Verwandten geschildert wird, sind unübertrefflich, ein Kunstwerk der Moment, wo das Kind in das öde Sterbezimmer ihres Oheims grausam eingesperrt wird und fast der Furcht unterliegt. Das geheimnißvolle Element, welches den heiterern, leichten Kindern eine dunkle Stube zum Oel des Grauens macht, ist hierin wunderbar ergreifend dargestellt. Ueberhaupt weiß „Jane Eyre" sehr auf den Nervenreiz der Spannung und des Schauders; der finstere Geist, der durch die geheime Anwesenheit der Wahnsinnigen in Rochester's Schlosse waltet, bietet zu dramatischen Effekten reichen Stoff dar, und es soll uns nicht wundern, wenn eine geschickte Bühnenschriftstellerin nächstens daraus Nutzen zu ziehen weiß.

Wenn Currer Bell außer dem Zweck, einen fesselnden Roman zu schreiben, noch einen anderen hat, so ist es wenigstens nicht der, irgend eine staatliche Einrichtung herabzusetzen, sondern höchstens die Mißbräuche zu geißeln, die sich darin eingeschlichen haben, und zwar beginnt „Jane Eyre" so gemeint als beschränkt nur damit, die Behandlung der armen Gouvernanten, wie sie in dem stolzen England üblich ist, zu zeichnen und dem allgemeinen Tadel preiszugeben. Sie kann die Wunden da aufdecken, wo sie am meisten schmerzen, denn Jane Eyre ist die Verfasserin selbst, sie hat das bittere Leben englischer Dienstbarkeit als Gouvernante gekostet. Zuletzt war sie es im Hause des Schriftstellers Thackeray, dem die Erstlingswerk auch gewidmet ist, und von dem sie unzweifelhaft einige literarische Anleitung empfangen hat, vielleicht sogar auch den Stoff zu „Jane Eyre", wenigstens hat die Gattin Thackeray's lange wahrscheinlich in seinem Hause gelebt.

Die Manier des Lehrmeisters tritt übrigens ungleich deutlicher in Currer Bell's neuestem Roman, „Shirley" hervor; der Detailmalerei, die in „Jane Eyre" überall nur durchzog war, um das Bild vollständig und deutlich zu machen, bewirft in „Shirley" gerade das Gegentheil. Die Kleinigkeiten und die Masse genau beschriebener Personen, für die man kein Interesse fassen kann, lassen die Handlung und die Helden des Romans ganz in den Hintergrund treten, unklar verschwimmt das Ganze in unentwirrbare Weitläuftigkeit. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß einer der sobenden Berichterstatter sich vollständig durch die drei Bändchen hindurchgeleſen hat, es gehört wahrlich deutsche Geduld und Gewissenhaftigkeit dazu! Einzelne Stellen sind allerdings belohnend durch die Feinheit und Gemüthlichkeit der Auffassung, z. B. die Lebensbilder der beiden alten Jungfern, die sich durch Wohlthätigkeit einen Familienverband mit sämmtlichen Armen der Umgegend geschaffen haben. Currer Bell strebt überhaupt danach, die Frauenwelt zu mehr Selbständigkeit und Thatkraft anzuspornen; Shirley, das kräftig anmuthige, mannhaft entschlossene schöne Mädchen, ist wohl als Vorbild aufgestellt. Daß aber auch nicht entfernt an eine Emancipation der Frauen dabei gedacht ist, beweist Shirley's Unterordnung unter die Ehe und ihre Wahl eines sie überragenden Mannes. Die Schriftstellerin, die der französischen Negerfrau so naiv eine englische George Sand genannt hat, können wir mit dem besten Willen allen jungen Damen zur Lektüre empfehlen, wenigstens „Shirley"; „Jane Eyre" strellt schon eher an die Gränze, welche die strengen Engländer zu ziehen pflegen, deshalb hat bei ihnen der erstere Roman auch den Vorzug, sie stellen ihn neben Thackeray's beliebteste Werke. Die Vorliebe sie dieses Schriftstellers scheint sehr mit Unrecht auch auf deutsche Kritiker sich zu übertragen. Man hat ihn sogar mit Jean Paul verglichen, obgleich er keine Spur von dessen Gemüthstiefe hat, sein Witz ist gezwungen und unerquicklich, sein einziges Verdienst besteht darin, Daguerrotypen des englischen Gesellschaftslebens zu liefern.

Z. v. P.

Mannigfaltiges.

— Ein amerikanisches Lustspiel. „Fashion, or Life in New York", heißt ein Lustspiel, welches neulich auf dem Olympic-Theater in London mit großem Erfolge gegeben worden ist. Es erschien bereits im Jahr 1845 zu New-York und wird von den Amerikanern als ein treues, obwohl nicht geschmeicheltes Bild ihrer Sitten und Lebensweise anerkannt. Die Verfasserin, Mrs. Mowatt, hat die Schwächen und Lächerlichkeiten der amerikanischen Gesellschaft, die Vorliebe der Republikaner für aristokratische Einrichtungen und ihre ungeschickte Nachahmung europäischer Modethorheiten mit schonungslosem Spotte gegeißelt und dabei einige nationale Typen so treu nach der Natur gezeichnet, daß man dieses Stück das erste amerikanische Charakter-Lustspiel nennen kann.

— Ein seltener Wettlauf. Kurz vor dem 26. Dezember v. J. wurden die Einwohner von Castleawson (in Irland) durch die Nachricht in Bewegung gesetzt, daß ein Wettlauf zwischen einem reichen Gutsbesitzer jener Gegend, Lord Lucgan, und einem armen Weber, Namens James Keenan, stattfinden werde. Am bestimmten Tage versammelte sich eine zahlreiche Menschenmenge auf dem Platze, wo das seltene Schauspiel vor sich gehen sollte. Der Weber, ein Mann von vierzig Jahren, war barfuß und nur mit weißen Unterhosen und einer blauen Jacke bekleidet, während der Pair, ein hübscher neunzehnjähriger Jüngling, in höchst eleganter Kostüm mit lackirten Schuhen u. s. w. erschien. Der Preis bestand aus zehn Pfd. Sterl., und es handelte sich darum, eine Strecke von acht engl. Meilen in einer Stunde zurückzulegen; aber schon nach weniger als einer Viertelstunde war der Protestaneer seinem aristokratischen Mitbewerber um eine Viertelmeile voraus, und dieser hielt es daher für gerathen, den Kampf ohne Weiteres aufzugeben. Der Sieger ließ es sich jedoch nicht nehmen, seinen Lauf bis ans vorgesteckte Ziel fortzusetzen, welches er in einem Zeitraum von 53½ Minuten unter dem Jubelgeschrei der Zuschauer erreichte.

— Gehet hin und thuet desgleichen. Die Beamten der „Bank von England" haben vor kurzem den sehr löblichen Beschluß gefaßt, zu ihrem eigenen Gebrauch eine Bibliothek zu gründen, in welcher nicht blos Nachschlagebücher (books of reference), Werke vom Fach und belehrende Lektüre überhaupt, sondern auch unterhaltende Bücher und Zeitschriften angeschafft werden sollen. Es ist dies eine Maßregel, welche von allen öffentlichen Instituten nachgeahmt zu werden verdient, besonders auch bei uns auf dem Kontinent, wo leider seit dem Jahre 1848 so viele Privaten, zum Theil weil sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Politik richtete und zum Theil aus übertriebener Scheu vor allen entbehrlichen Ausgaben, sich von der Literatur gänzlich zurückzogen und diese, so wie den Buchhandel und namentlich auch alle literarischen Zeitschriften, ihrem eigenen Schicksal überließen.

*) Bei Dunckor und Humblot ist eine Uebersetzung von „Jane Eyre" erschienen, worin neben anderen Verstößen an Unterlagen (ein Eindringling) mit „Aufständer" übersetzt ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Sonnabend den 16. Februar 1850.

England.

Guizot's neuestes Werk über die englische Revolution.

„Welches sind die Ursachen des Gelingens der englischen Revolution im siebzehnten Jahrhundert?" — Dies ist der Gegenstand und der Titel einer gleichzeitig in Paris*) und in London**) französisch und englisch erschienenen Abhandlung des Herrn Guizot, von welcher auch bereits eine deutsche (mit des Verfassers Genehmigung veranstaltete) Uebersetzung bei Cotta angekündigt ist.*)

Obwohl der Verfasser weder auf dem Titel, noch in dem Buche selbst sagt, daß er darin zugleich die Ursachen des Mißlingens der französischen Revolution angebe, so supplirt sich dies doch jeder Leser von selbst. Den Engländern wird mit dieser Schrift eine historische, den Franzosen eine moralische Lehre dargeboten, aber auch wir Deutsche können, in der einen wie in der anderen Beziehung, daraus lernen. Uns eben so gut, wie den Franzosen, mag die englische Geschichte lehren, wie weise eine Nation handelt, die dem, was man Revolution nennt, ein Ende macht, sobald sie einerseits „für die wesentlichen, allen Staatsbürgern gemeinsamen Rechte" und andererseits „für die thätige und wirkliche Theilnahme des Landes an seiner eigenen Verwaltung" Bürgschaften erhalten hat. Und eben so, wie an die Franzosen, richtet sich auch an uns die Bemerkung Guizot's: „daß ein Volk, welches so unwissend über seine höchsten Interessen, daß es nicht weiß, wie die gedachten Bürgschaften eben Alles in sich fassen, was es bevorab oder verlangen sollte, niemals im Stande sein wird, eine Regierung zu begründen oder seine Freiheiten zu behaupten."

Vor beinahe einem Vierteljahrhundert hatte Guizot die beiden ersten Bände seiner Geschichte der englischen Revolution geschrieben. Seitdem hatte der Staatsmann seine Zeit gefunden, sein Lieblingswerk zu vollenden, und erst die Februar-Revolution hat ihm die dazu nöthige Muße wieder verschafft, so daß wir nunmehr den beiden letzten Bänden, zu welchen die gegenwärtige Schrift eine Einleitung bildet, entgegensehen können. Der Verfasser war in Frankreich der Erste, der auf die Aehnlichkeit der französischen und der englischen Revolution hingewiesen, und vermöge dieser Aehnlichkeit hatte er auch das Schicksal der Bourbonen vorhergesagt. In der friedlichen Vertreibung Karl's X. erkannte er nachmals das Seitenstück zu der Jakob's II. und in Ludwig Philipp einen zweiten Wilhelm III. Aber welche scheinbare Aehnlichkeit auch Personen und Zuständen in England 1688 und in Frankreich 1830 haben mochten — die Völker und ihr Nationalcharakter waren hüben und drüben verschiedenen Art, und daher auch der verschiedene Ausgang der beiden Revolutionen. Guizot macht, wie gesagt, die Schlußfolgerung nicht selbst, sondern überläßt diese dem Leser. Wer jedoch mit dem neuen „Discours" die Vorrede vergleicht, die der Verfasser 1826 zu seiner englischen Revolutionsgeschichte geschrieben und worin er mit solcher Begeisterung auf die Aehnlichkeit hinweist, der wird auch seine jetzige Bedmuth über die Unähnlichkeit, die sich ihm überall herausstellt, nicht verkennen.

Im Jahre 1826 schien es ihm, als ob die Engländer noch mancherlei von den Franzosen zu lernen hätten, ja, als wäre ohne die französische Revolution den Engländern selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen, was sie eigentlich durch ihre eigene Revolution erstrebt und erlangt hätten; gegenwärtig schickt er dagegen die Franzosen zu den Engländern in die Schule, um von ihnen zu lernen, nicht blos wie man nach einem bestimmten Ziele strebt, sondern auch wie man nicht darüber hinausläuft.

Seit dem Erscheinen der beiden ersten Bände sind dem Verfasser übrigens auch in Bezug auf die englische Revolution manche neue Gesichtspunkte eröffnet worden, und zwar hauptsächlich durch Carlyle's „Briefe und Reden Oliver Cromwell's" und durch Macaulay's „Geschichte der Revolution von 1688." Beide Schriftsteller hat er mit dem ihm eigenthümlichen kritischen, aber zugleich Alles klar und deutlich machenden Geiste in sich verarbeitet. Von neuem läßt er in der Einleitungsschrift die bereits in den früheren beiden Bänden von ihm behandelte Revolutionsgeschichte bis zum Tode Karl's I. an unseren Blicken vorüberziehen, allerdings nur in Umrissen, ohne daß man jedoch die Farben und die Details vermißt. Wir lassen hier von diesen Umrissen die Skizze Cromwell's folgen.

„Sektirer und Philosophen, Bürger und Soldaten, Parlament und Volk — Alle trugen gutwillig oder gezwungen dazu bei, Cromwell als groß erscheinen zu lassen, gleichsam um mit ihm größer zu werden. Die Republikaner der City von London, die ihm entgegengezogen waren, um ihn bei seinem Einzug in die Stadt anzureden, fanden selbst eine Genugthuung darin, ihm zu sagen: „Ihr seyd dazu bestimmt, die Könige mit Fesseln zu beladen und ihre Adeligen in Ketten zu legen." Verblendete, die nicht ahnten, daß diese Ketten sehr bald ihre eigenen Hände fesseln würden!

„Cromwell nahm solche Huldigungen und Herrlichkeiten mit einer wohlberechneten Demuth auf, die gleichwohl auch nicht ohne alle Aufrichtigkeit war. „Gott allein", sagte er unaufhörlich, „gebührt der Ruhm; ich bin blos ein schwaches und unwürdiges Werkzeug." Er wußte, wie sehr diese Sprache seinem Lande und seiner Partei zusagte. Er erging sich in solchen Redensarten über alle Maßen, um den Menschen zu gefallen, deren Vertrauen und Hingebung er dadurch noch erhöhte. Aber es war dies auch der Ausdruck seines eigenen innersten Gedankens. Gott, seine Allmacht, seine Vorsehung, sein beständiger Einfluß auf die Ereignisse dieser Welt und auf die Seelen der Menschen — dies waren für Cromwell nicht etwa kalte abstrakte Begriffe oder hergebrachte Traditionen, sondern es war sein wahrer Glaube; ein Glaube allerdings, der nicht sehr konsequent und anspruchsvoll war, der in den Verfuchungen des Lebens und bei seinen Bedürfnissen des Erfolges ihn in seinen Handlungen kaum irgendwie genirte, der aber gleichwohl im Grunde seines Herzens wohnte und seine Worte beseelte, wenn die Macht der Umstände over seiner eigenen Lage ihn eben erregt hatte. Ueberdies kostet es auch sehr wenig, sich demuthsvoll das Werkzeug Gottes zu nennen, wenn Gott auf seinem Werkzeuge den Heren der Nationen macht. Weder die Gewalt, noch der Stolz Cromwell's wurde durch seine Demuth irgendwie in den Schatten gestellt."

. . . . . .

„Was den Umfang und die Macht der Naturgaben betrifft, so ist Cromwell vielleicht der Merkwürdigste von den Dreien. Sein Geist war wunderbar erfinderisch, elastisch, prompt, entschieden und durchdringend; er besaß eine Charakterstärke, die durch kein Hinderniß irregemacht, durch keinerlei Konflikt ermüdet werden konnte. Er verfolgte seine Pläne mit einem Eifer, der unerschöpflich war wie seine Geduld, und zwar eben so auf den langsamsten und krummsten, wie auf den kürzesten und kühnsten Wegen. Auf gleiche Weise gelang es ihm, durch persönlichen und vertrauten Umgang die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen. Mit derselben Geschicklichkeit verstand er eine Armee und eine Partei zu leiten. Er hatte den Instinkt der Popularität und die Gabe der Autorität, und er hegte die Parteien eben so gewaltig, als er sie unterdrückte. Aber geboren mitten in einer Revolution und zur höchsten Macht gelangt durch eine Reihefolge heftiger Erschütterungen, war sein Geist von Anfang bis zu Ende wesentlich revolutionair, und selbst wenn er, durch Erfahrung belehrt, die Nothwendigkeit der Ordnung und der Regierung erkannte, war er doch außer Stande, die unerschütterlichen Sittengesetze, welche die einzige Grundlage einer geordneten Regierung bilden, zu achten und ins Leben zu führen. Vermöge der Fehler seines Naturells oder der Halbheitigkeit seiner Stellung mangelte es ihm bei der Ausübung seiner Macht an Regelmäßigkeit und Ruhe. Er griff stets sofort zu außerordentlichen Maßregeln, gleich einem Menschen, der von der Furcht vor Todesgefahren verfolgt wird, und durch die Gewalt der von ihm angewandten Mittel verlängerte und vermehrte er oft sogar die Uebel, die er zu heilen suchte. Die Einsetzung einer Regierung ist ein Werk, das einen regelmäßigeren und einen den ewigen Gesetzen der sittlichen Ordnung entsprechenderen Verlauf erheischt. Cromwell war wohl im Stande, die Revolution, zu deren Hervorrufung er so viel beigetragen, wieder zu unterdrücken, aber nicht, an die Stelle der Regierung, die er gestürzt hatte, eine neue aufzubauen."

Wir wollen jedoch nunmehr zu den wesentlicheren Gedanken des Buches selbst übergehen:

Der Verfasser stellt darin folgende zwei Thesen auf: erstlich daß die Bewegungsmänner der englischen Revolution im siebzehnten Jahrhundert in ihren Bestrebungen zur Errichtung der Republik über die Wünsche des Landes hinaus gegangen seyen, und zweitens daß die constitutionelle Monarchie, welche England nach und nach hergestellt, diejenige Regierungsform sey, welche die Gemäßigten gleich beim Beginne der Revolution im Auge hatten, obwohl damals weder die staatsmännischen Einsichten noch die politischen Tugenden vorhanden waren, welche diese Staatsform voraussetzt. Gleichwie heutzutage in fast allen europäischen Kontinentalländern, so hatten vor zwei Jahrhunderten

*) Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre; par M. Guizot. Un vol. de 182 pages. Paris, Maresq, 1850. Ein wohlfeiler Abdruck des französischen Originals (auf 96 S.) ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen.

**) On the causes of the success of the English revolution of 1640—88. A discourse designed as an introduction to the history of the reign of Charles I. By M. Guizot. London, Murray, 1850.

Digitized by Google

in England die Männer der Bewegung zweierlei Ziele im Auge: die Republik war das Utopien und die constitutionelle Monarchie das erreichbare Resultat. Ein Irrthum und ein unverzeihlicher Fehler einiger großen Männer jener Zeit, unter denen sich auch Milton befand, war es, das sie dasjenige, was ihrem Lande und ihren Zeitgenossen wahrhaft noth that, nicht begriffen. Herr Guizot erkennt in ihnen allerdings einen starken Geist, ein für ihr Vaterland und für die Menschheit schwärmendes stolzes Herz an, aber er wirft ihnen vor, daß es ihnen an einer besonnenen richtigen Beurtheilung der Situation mangelte, und daß sie von ihrem Ehrgeize sich hätten verführen lassen. „Der Gesichtspunkt der Revolutionaire", sagt er, „und zwar selbst der geschickteren, ist immer sehr kurz. Berauscht durch die Leidenschaft oder bedrückt durch das Bedürfniß des Augenblicks, ahnen sie nicht, daß das, was heute ihren Triumph ausmacht, morgen zu ihrem Sturze führen wird."

Als man nach dem Tode Karl's I. die Republik befestigen wollte, stieß das neue Regiment überall auf Widerstand. Anfangs war er nur passiv: aber nachdem die Parteien Zeit gehabt hatten, sich zu organisiren, kam zu der Zustimmungs- und Mitwirkungs-Verweigerung auch eine thätige Opposition. Cromwell selbst, erschreckt durch die Feindseligkeit der Republikaner in der Nation, trennte sich von den Männern, die seine Leidenschaften und Ansichten getheilt hatten. „Der Revolutionair verschwand und der Diktator kündigte sich an"; nicht etwa daß sein persönlicher Ehrgeiz sich die Diktatur zu seinem Zwecke gesetzt hätte, sondern weil es ihm nicht gelang, ein Parlament zu finden, mit welchem er leben und regieren konnte, obwohl gerade er, wie Guizot sagt, durch sein Genie belehrt und überzeugt war, daß die constitutionelle Monarchie, die Regierungsform, welche er nicht gewollt, die einzige sey, die in England von Dauer seyn konnte. Der Revolutionair par excellence führte die Contre-Revolution nicht ganz durch: er starb, ohne das zu thun gelungen war, dasjenige wieder herzustellen, was er zerstört hatte: ein Parlament und einen König, aber er hielt inne, und dieser wiewohl etwas verspätete Entschluß der Klugheit blieb nicht ohne wohlthätige Folgen für das Land.

Guizot schreibt die Wiederherstellung der Monarchie in England der Erschöpfung der Republik und des Protektorates zu, und zwar waren sie unter allen möglichen Formen und Combinationen erschöpft (wie dies heutzutage auch bald in Frankreich der Fall seyn wird). Mit immer wiederkehrendem Nachdruck rühmt der Verfasser dagegen den gefunden praktischen Verstand des englischen Volkes und seine unerschütterliche Anhänger in demjenigen, was es einmal als gut und heilsam erkannt hat. Die Restauration von 1660 hatte drei große Resultate gehabt: die Sache der Monarchie hatte gesiegt, aber die Sache der absoluten Monarchie war verloren; das Königthum konnte sich vom Parlamente nicht mehr trennen. Im Parlamente war das Unterhaus de facto überwiegend. Der Protestantismus, wie sehr er sich auch in Sekten spalten mochte, herrschte in England, und die Gewissensfreiheit, die jene Sekten selbst unterdrückt und gegen einander nicht geübt hatten, war unwiderruflich proklamirt. Dies war Alles, was die Nation verlangt hatte, und seit der Zeit wußte sie diese Güter auch gegen beide extreme Parteien zu wahren, indem sie einerseits der Reaction widerstand, als Karl II. und Jakob II. diese auf religiösem und auf politischem Gebiete versuchten, und andererseits der Anarchie, so oft die Radikalen und die Chartisten sich bemühten, die Staatsmaschine an einen jähen Abhang zu bringen und sie hier hinunterrollen zu lassen.

Die Geschichte der Minister Karl's II. theint dem Verfasser als lichtvolle Einleitung zu der der beiden Parteien, die seit jener Zeit, unter der Benennung Whigs und Tories, wechselsweise bald am Staatsruder, bald an der Spitze der Opposition über die Geschicke des Landes wachen, ohne den extremen Fractionen und den politischen Abenteurern, die sich dieser Extreme zu ihren Zwecken bedienen, irgend einen Einfluß auf die Regierung zu gestatten. „Zu Anfang", sagt Herr Guizot, „waren jene Parteikämpfe allerdings noch sehr ungeordnet und confus, aber bald traten die beiden großen parlamentarischen Parteien klar und deutlich hervor, eine um die andere nach der Leitung des Staatsruders strebend, wobei sie nach Grundsätzen verfuhren, die zwar nicht einander entgegengesetzt, aber doch wesentlich von einander abweichend sind." Die momentane Vereinigung dieser beiden Parteien war es, was die Revolution vollendete und schloß, indem durch sie die Stuarts vom Throne ausgeschlossen und Wilhelm und Marie auf denselben berufen wurden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.

(Fortsetzung.)

Die Stellung des Herrn v. Vincent wurde mit jedem Tage falscher, Napoleon gefiel sich darin, sie vollends peinlich, ja, oft selbst demüthigend zu machen, obgleich die äußerliche Höflichkeit nichts zu wünschen ließ; Alexander unterstützte ihn redlich bei seinen kleinen Malicen. Herrn v. Vincent blieb keine andere Zuflucht, als bei Herrn v. Talleyrand, der sich ganz der österreichischen Politik zuneigte und sich die erdenklichste Mühe gab, Herrn v. Vincent zu beruhigen, indem er ihm versicherte, daß gar nichts vorgiuge und man nur diese intime Freundschaft affektire, um den Frieden zu erhalten, dessen alle Welt so unumgänglich bedürfe. — Man verfammelte sich viel bei einer hervorragenden Dame, der Fürstin von Thurn und Taxis, Schwester der Königin von Preußen, die die glänzendste Gesellschaft um sich versamte, der selbst Alexander sich oft beigesellte. Da deutete man Alles an, was man nicht offen in den diplomatischen Konferenzen aussprechen wollte, und dies war eine der Ihren-Communicationen, die man häufig durch Herrn v. Talleyrand über sich ließ, wie man sogleich sehen wird. Dort wurde Verstand, Feinheit, Grazie entfaltet; man traf daselbst die deutschen Genies, einen Goethe, einen Wieland, die mit ihren erhabenen Gönnern, den Fürsten von Weimar, herübergekommen waren und sich hier unter Könige, Minister und Generale mischten. Da war es, wo man zu erfahren suchte, was man nicht wissen konnte, wo man in irgend einem hingeworfenen Worte einer großen politischen oder militairischen Idee nachspürte. Der arme Baron v. Vincent erschöpfte sich fruchtlos in Nachforschungen, Beobachtungen, Konjekturen aller Art, und seine schriftlichen Martern gereichten zum nicht geringen Ergötzen der beiden jungen Kaiser, die dadurch Oesterreich für sein nicht minder unbedachtes, als feindseliges Benehmen strafen wollten.

Die Ueberreinkunft mit Rußland war getroffen, der zufolge dieses in den Besitz der Donaufürstenthümer trat und dagegen seine Mitwirkung gegen Oesterreich zusicherte: so hatte Napoleon freiere Hand gewonnen und konnte noch in Erfurt einige bis dahin zweifelhafte Fragen über die Vertheilung seiner Militair-Macht lösen. Er befahl den sofortigen Aufbruch der schönen Division Sebastiani, die aus mehreren jener alten Regimenter gebildet werden sollte, welche nach Spanien bestimmt war, noch nicht nach Bayonne dirigirt waren. Dieselbe Ordre ertheilte er den Divisien Leval, ganz aus deutschen Hülfstruppen bestehend, so daß diese beiden Divisionen bis Ende Oktobers in Bayonne seyn konnten. Endlich bestimmte er, daß das fünfte Corps, welches nach Baireuth dirigirt worden, nun definitiv nach dem Rhein und von da nach den Pyrenäen marschiren sollte. Dann sagte er den drei Dragoner-Divisionen, die schon auf dem Wege nach Spanien begriffen waren, noch zwei andere bei und ließ in Deutschland Nichts als die Kürassiere und eine zahlreiche leichte Kavallerie. Diese Dispositionen waren eine natürliche Folge der Sicherheit, welche ihm das Einverständniß mit Rußland einflößte, und des lebhaften Wunsches, so schnell als möglich sich mit einer unwiderstehlichen Macht auf die Spanier und Engländer zu werfen.

Seit acht Tagen waren die Kaiser beisammen. Noch blieb die Redaction der geschlossenen Verträge abzufassen, und bei der neuen Leidenschaft, die sich Alexander's sowohl als des Herrn v. Romanzoff bemächtigt hatte, auf der Stelle ihres Triumphes zu genießen, war dies keine so leichte Sache. Um die Innigkeit, welche die beiden Monarchen mit jedem Tage mehr umschlang, durch Erörterungen über die Details der Verträge nicht zu stören, kam man überein, die weiteren Bestimmungen derselben den Herren v. Romanzoff und Champagny zu überlassen, und die Kaiser reisten am 6. Oktober auf einige Tage nach Weimar, wo ihrer schon seit lange die glänzendsten Feste harrten.

Napoleon's einziges Trachten ging auf den allgemeinen Frieden hinaus. So wenig diese Ansicht eine allgemein herrschende bei den Völkern war, so sprach sie sich doch in seinem ganzen Handeln aus. Er schloß das Bündniß mit Rußland, so schwer es ihm war; er wollte, daß die neu besiegelte Freundschaft in ihrem höchsten Glanze vor der Welt erscheine, um seinen offenen und geheimen Feinden zu imponiren. So sehr die Bedingungen bezüglich Finnlands und der Donau-Fürstenthümer auch geeignet waren, neue Unzufriedenheit bei Oesterreich und England zu erregen, so hoffte er doch, durch das Bündniß, auf diese Bedingungen eben errichtet, das Erstere hinlänglich einzuschüchtern, um es zum Schweigen zu nöthigen, und das alsdann isolirt stehende England zum Frieden zu zwingen. Dieses letzte Ziel zu erreichen, blieben ihm noch andere Mittel, und er zögerte nicht mit deren Anwendung. Zuvörderst wollte er England Friedensvorschläge machen, und zwar auf die feierlichste Weise im Namen beider Kaiser und auf eine so öffentliche Weise, daß ganz England davon unterrichtet würde; während dieser Zeit sollte, da er von Seiten Rußlands nun vollkommen beruhigt war, nur ein ganz kleiner Theil der großen Armee in Deutschland bleiben und der übrige sich ins Lager von Boulogne begeben. Er selbst wollte an der Spitze von 150,000 Mann nach der pyrenäischen Halbinsel eilen, sich mit der gesammten Armee daselbst, die sich auf 250,000 Mann belief, auf die ausgeschifften Engländer werfen und einen großen Schlag gegen sie führen. Mit diesen vereinten Mitteln hoffte er England zum Frieden zu bewegen.

In Folge dieses Planes hatte er im Sinne, England Vorschläge im Namen beider Kaiser zu machen, die, wie das Manifest lauten sollte, „auf Frieden und Krieg" mit einander verbunden wären, und eine allgemeine Anäherung auf das „uti possidetis" zu gründen. Diese Basis der Unterhandlung war eine bequeme, denn, indem sie England dessen See-Eroberungen, Malta einbegriffen, ließ, sicherte sie Frankreich sowohl Spanien als Neapel und Rußland die Donauprovinzen, so wie Finnland. Um erstere Rußland einzuverleiben, wollte man der Pforte erklären, daß Rußland diese Provinzen behalten würde, eine Erklärung, die man durch Anwendung der russischen Armee und durch französische Rathschläge zu unterstützen gedachte. Könnte man aber auf friedlichem Wege sich ihr Gehör verschaffen, so sollte Frankreich die Pforte an Rußland überlassen, bei welchem Handel das zu erwartende Resultat seinem Zweifel unterworfen blieb.

Ueber alle diese Punkte war man einig, und ihre Redaction konnte keine Schwierigkeiten darbieten, denn es giebt niemals Schwierigkeiten für den Ausdruck, wo es keine für die Idee selbst giebt. Aber es blieb noch ein wichtiger Punkt übrig, über den die Verständigung so leicht nicht war. Napoleon trat bestimmt und augenblicklich die Moldau und Walachei an Rußland ab, bestand aber auf Verschiebung des Vertrages um einige Wochen, weil, wenn die Türkei erführe, was man gegen sie im Schilde führe, sie England davon unterrichten, sich ihm in die Arme werfen könnte, und England, welches unverhofft in ihr einen neuen Alliirten erblicken würde, dürfte leicht im Bündniß mit Spanien, Oesterreich und der Türkei hinlängliche Chancen für einen neuen Kampf finden, um sich dadurch zur Ablehnung des Friedens zu entschließen.

Digitized by Google

wogegen man mit Aufschub weniger Wochen hoffen konnte, England zu Unterhandlungen zu drängen. War es nun einmal im Unterhandeln begriffen, so dürfte es ihm nicht so leicht werden, sich zurückziehen, da das englische Volk den Frieden wünschen musste, und wenn man ihm dann endlich die letzte Bedingung: Russland die beiden Provinzen zu lassen, welche es faktisch schon besitze, eröffnete, so wäre es zweifelhaft, ob es, einmal mit Friedens-Plänen vertraut, zu kriegerischen Ideen zurückkehren würde, und zwar einer Frage wegen, an der es persönlich keinen grossen Theil nahm. Die Schwierigkeit bestand also vorläufig nur in diesem Aufschub von wenigen Wochen, zu welchem man die russische Ungeduld verurtheilen wollte.

Der Kaiser Alexander verliess sich hierin auf seinen alten Minister, dessen Eifer zum mindesten dem seinen gleich. Herr v. Champagny nahm Rücksprache mit Herrn v. Romanzoff und fand diesen bereit, in Alles ohne Anstand zu willigen; als man aber auf die erwähnte Vorsichtsmassregel kam, die Mittheilungen an die Pforte zu verschieben, ward er unbeugsam. Herrn v. Romanzoff's Meinung zufolge war nach einem fünfsehnmonatlichen Warten, von Tilsit her, ein neuer Aufschub unmöglich zu ertragen. Seit fünfzehn Monaten hatte Frankreich dem russischen Kabinet Versprechungen gemacht, ohne eine zu erfüllen, und es so gezwungen, gegen die Türkei auf dem Fusse des Waffenstillstands zu verharren. Ohne das Einmischen Frankreichs, sagte Herr v. Romanzoff, würde man schon gegen den Balkan marschirt sein und die Türkei gezwungen haben, jene Provinzen abzutreten, welche sie nicht im Stande war länger zu behaupten und zu regieren. Alles, was Russland aus dem Tilsiter Vertrage entsprossen, sei eine Hemmung seiner Thätigkeit gewesen, und man habe dadurch zu viel gelitten, um sich ihm noch ferner zu unterwerfen; auch habe man den weiten Weg von St. Petersburg nach Erfurt, trotz gewaltiger Opposition, trotz finsterer Prophezeiungen und grosser Opfer an Würde, nur gemacht, um jenen verzweifelten status quo beendigt zu sehen.

Bergeblich erwiederte Herr v. Champagny, dass es sich ja nur um einen Aufschub von wenigen Wochen handle, dass man Couriere nach London senden wolle, dass die Antwort nicht auf sich warten lassen werde, dass man, wenn die Unterhandlungen mit England zu keinem erwünschten Ziele führen sollten, ungesäumt mit Anträgen in Konstantinopel vorschreiten könne. — Herr v. Romanzoff war taub für alle Einwürfe. — „Immer Aufschub", erwiederte er mit einer Art von schmerzlichem Ausdruck. „Für uns hat man immer nur Aufschub, während man sich weder in Madrid, noch in Rom einen solchen auferlegt. Ja, gälte es noch einen bestimmten Termin, nach dessen Ablauf alle Ungewissheit endete; sey's darum! Aber nein, man will und zwingen, und zu gebulden, bis die Unterhandlungen keine Hoffnung zur Verständigung mehr übrig lassen, und solche Unterhandlungen haben schon oft jahrelang gewährt. So kämen wir noch jahrelang aus dem Waffenstillstand mit den Türken nicht heraus."

Da Herr v. Champagny gewahrte, dass Romanzoff die neue Erwerbung als den Ruhm seiner letzten Tage betrachte, dass er bei weitem mehr Ansprüche mache, als Alexander selbst, so glaubte er die Rückkehr der beiden Monarchen erwarten und dem Kaiser der Franzosen selbst anheimstellen zu müssen, was sein persönlicher Einfluss auf den russischen Kaiser vermöge, um von ihm die Bewilligung zu einer Vorsichtsmassregel zu erhalten, die ihm unerlässlich schien.

Die beiden Kaiser hatten sich mit ihrer ganzen Suite von Königen und Fürsten für den 6. und 7. Oktober nach Weimar begeben und kehrten am 8ten zu ihren wichtigen Geschäften zurück. Zwischen Erfurt und Weimar befindet sich der Ettersburger Wald. Der Grossherzog von Weimar hatte in demselben eine Reihe zierlicher Zelte aufschlagen lassen, um sämmtliche gekrönte Häupter aufzunehmen. An diesen Zelten mussten Herden von Wildpret aller Art, Reh, Hirsche, Hasen, vorüberkommen, welche durch Rehe zurückgehalten worden und nun gezwungen waren, im Entstehen sich dem Feuer der Gäste auszusetzen, die zu diesem Feste geladen waren. Alexander hatte nie ein Gemetzel abgeschreckt, so sanft war die Natur seiner Neigungen; dennoch schoss er einen Hirsch nieder, und eine grosse Zahl anderer fiel unter dem Feuer dieser hohen Jagdgesellschaft. Ein glänzender Empfang harrte der beiden Kaiser in Weimar. Nach einem festlichen Mahle vereinte ein Ball die glänzendste deutsche Gesellschaft. Goethe und Wieland fanden sich ein. Napoleon verliess die Gesellschaft, um sich in einem Winkel des Saales mit diesen beiden berühmten deutschen Schriftstellern zu unterhalten. Er sprach mit ihnen vom Christenthum, von Tacitus, diesem Schrecken der Tyrannen, dessen Namen, sagte er lächelnd, er ohne Furcht aussprechе; er behauptete, Tacitus habe das düstere Gemälde seiner Zeit ein wenig mit starken Farben gezeichnet, und dass er als Maler nicht einfach genug sey, um ganz treu zu schildern. Dann ging er zur neueren Literatur über, verglich sie mit der alten und zeigte sich immer derselbe, in Bezug auf Kunst wie auf Politik, Beschäfter der Regeln, der vorgeschriebenen Schönheit, und bezüglich des Dramas, dem Shakespeare nachgeahmt, welcher das Tragische mit dem Komischen, das Schreckliche mit dem Burlesken vermischt, sagte er zu Goethe: „Ich bin erstaunt, dass ein grosses Genie, wie Sie, nicht die festbegrenzten Gattungen liebt (les genres tranchés)." Ein bedeutungsvolles Wort, das wenige Kritiker unserer Zeit im Stande sind zu begreifen.

Nach dieser langen Unterhaltung, in der er eine unendliche Grazie entfaltete, und wo er jenen eminenten Schriftstellern zu erkennen gab, dass er die höchste Gesellschaft ihnen opferte, verliess Napoleon sie, die, wie es nicht anders seyn konnte, von einer so grossen Auszeichnung sich nicht wenig geschmeichelt fühlten. In Erfurt wurden sie mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, eine Auszeichnung, die sie in jeder Hinsicht verdienten, und die durch die Verleihung an solche Männer nichts von ihrem Glanze verliert.*)

*) Hier folgt eine Schilderung, die wir aus Ehrengründen übergehen. Sie bemüht sich

Nach Erfurt zurückgekehrt, musste Napoleon sich mit den wichtigen Angelegenheiten beschäftigen, die ihn nach Deutschland geführt hatten und die von so weit her den Oberrichter Russlands angezogen. Er sprach davon mit dem Kaiser Alexander, vor Allem aber schärfte er Herrn v. Champagny Vorsicht ein und den Befehl, unverbrüchlich darauf zu halten, daß England nicht gleich bei den zu beginnenden Friedens-Unterhandlungen vorrelige Mittheilungen davon nach Konstantinopel mache. Was den russischen Erwerb der Donau-Fürstenthümer betraf, so bevollmächtigte er Herrn v. Champagny zur bestimmtesten, benzigenfalls Redaction für Russland, jedenfalls aber unter strengster Discretion, bis die Unterhandlungen mit England eingeleitet wären.

Nach mannigfachen Unterredungen zwischen beiden Kaisern gelang es Napoleon, die Ungeduld Alexander's zu besiegen. Dieser fügte sich seinen Wünschen, und um das edle Herz des jungen Zaren zu beruhigen, verstand sich Napoleon auch noch zu einigen Konzessionen. So ließ er auf das dringende Verlangen Alexander's von der preußischen Contribution zwanzig Millionen nach und bewilligte ein Jahr mehr als Zahlungsfrist, so daß Preußen, statt einhundertundvierzig Millionen in zwei Jahren, nur einhundertundzwanzig in drei Jahren zu zahlen hatte.

Die beiden Souveraine, welche sichtlich dahin strebten, sich gegenseitig zu gefallen, stimmten täglich mehr in ihren An- und Absichten überein; dennoch blieb ein höchst delikater Punkt zu erörtern, bei dem Napoleon die Initiative zu ergreifen scheute. Es handelte sich um eine Familien-Allianz, die ihrer politischen Verbindung, wenn auch nicht mehr Festigkeit, doch noch höheren Glanz verliehen hätte; mit einem Worte, um eine Heirat, die Alexander's Schwester mit Napoleon verbunden hätte.

(Schluß folgt.)

Polynesien.

Der fünfte Welttheil und seine Zukunft.

Sechzig Jahre sind jetzt verflossen, seitdem das erste Auslerlerschiff im Hafen von Sydney ankerte. Ein junger Seekadet, der noch als ergrauter Veteran am Leben ist, stand auf dem Verdeck, als jenes Jahrzeug von Portsmouth abgesegelte. Sein Kapitain klopfte ihm auf die Schulter und hieß ihn die Scheidenden wohl ins Auge fassen, da sie die Saaten eines großen Reiches mit sich führten. Diese kühne Prophezeiung scheint sich bereits ihrer Erfüllung zu nähern.

Vor etwas mehr als einem Jahrhundert brachte Anson in dem einzigen ihm aus seiner Flotte übrig gebliebenen Schiffe die Beute der goldbeladenen Galleone von Acapulco zurück und, was noch viel wichtiger war, mit Sorgfalt gesammelte Nachrichten über den ganzen damals erforschten Theil des Stillen Meeres. Die Summe dieser Kenntnisse war nicht groß. Obgleich seit fast zweihundert Jahren eine fortlaufende Kette spanischer Ansiedelungen sich längs der östlichen Küste jenes Oceans von Kalifornien bis Chile gebildet hatte; obgleich Merilo, Peru und die Philippinen dem spanischen Scepter unterworfen waren; so lag doch über dem Stillen Meer noch ein fast eben so dichter Schleier, als an dem Tage, wo Balboa auf seinem Marsch über den Isthmus von Panama dessen Wogen zum erstenmal erblickte. An der westlichen Gränze seiner Gewässer waren nur Japan, Formosa, die Philippinischen Inseln und Neu-Guinea und auch diese nur höchst unvollkändig bekannt. Von dem großen australischen Kontinent waren erst einige Punkte von den Holländern berührt worden. Von den zahllosen Eilanden, welche den Busen des Oceans besäen, hatten europäische Schiffer kaum ein Dutzend wahrgenommen. Ein paar Kühnfahrer schlichen von Zeit zu Zeit längs dem westlichen Ufer Amerika's, und einmal jährlich segelte eine einsame Galleone von Acapulco nach Manilla.

Welch ein Abstand zegen heute! Ein Territorium ein ein Staat des nordamerikanischen Staatenbundes haben sich in Kalifornien und Oregon gebildet. Gegen Norden liegen englische und russische Kolonien. Den Inseln, welche die unabhängigen Republiken Mexiko, Guatemala, Nicaragua, Costarica, Neu-Granada, Ecuador, Peru, Bolivien und Chile. Die Engländer haben sich an der östlichen Küste von Australien niedergelassen; die Holländer haben Neu-Guinea in Besitz genommen; die Philippinischen Inseln, sonst nur den Spaniern zugänglich, werden jetzt von allen europäischen Nationen besucht, und, obwohl Japan sich noch gegen alles Fremde abschließt, so fängt doch China an, sich den Europäern zu öffnen. Russische Kiele haben die Gewässer des Amur durchschnitten, und russische Ansiedelungen erstrecken sich von der chinesischen Gränze bis zur Beringsstraße. Die Sandwich-Inseln sind de facto eine blühende amerikanische Kolonie; Tahiti und die Marquesas stehen unter französischer, Neuseeland und die Auckland-Gruppe unter englischer Botmäßigkeit, während man auf den meisten anderen Inseln und Inselketten europäische Ansiedler trifft. Amerikanische und europäische Handelsschiffe segeln von Eiland zu Eiland, versorgen die Eingebornen mit den Erzeugnissen civilisirterer Na-

---

den Besuger Deutschlands auf Jena's Fildern von deutschen Fürsten gegebenes Fest, von welchem selbst der französische Geschichtschreiber sagt: „Il y avait un tel désir de plaire à Napoléon que pas-un n'hésitait-on ne propigeait à rappeler sol-même aux dieux plus terribles batailles gagnées par la France sur l'Allemagne." Und die Art und Weise dieses Erinnerungsfestes!!! — Wie schwärzen, um in einem Augenblicke, wo man in Preußen für Deutschlands Einheit schwärmt, nicht jenes Preußenlied mit Unwillen und noch etwas Aergerem zu erfüllen. Wie wollen der Kriecherei jener gefeierten Weiberund-Festel nicht weiter gedenken und nur noch rühmend der Großhat Napoleon's erwähnen, der, bevor er die Höhen von Jena verließ, diese unglückliche Stadt, welche während der Schlacht so viel gelitten, ein Geschenk von 300.000 Fr. zurückließ. Das that freilich nicht jeder Eroberer, und nicht Jeder kann es thun, aber darauf verwerfen wir jenen Kopf, daß sich in ganz Frankreich kein Franzose findet, der den Könige von Preußen oder dem Kaiser von Rußland ein Fest ausstände, in dem er, ihnen zu Ehren, den Plan der Schlacht von Leipzig oder Waterloo aufdinge. Und Aehnliches haben die Jena — deutsche Fürsten gethan!!! — Nun dann auf dieses Fundament — Großdeutschland!"

Digitized by Google

tionen und tauschen dagegen die Produkte ihres Bodens und ihrer Fischereien ein. Der Ocean ist weiß von den Segeln der Wallfischfänger. Die Südsee hat sich in wenig mehr als einem halben Jahrhundert von einer geheimnißvollen Region, in der einige kühne europäische Reisende nur ein paar wilde Stämme antrafen, in ein gedrängten, geschäftigen Markt für Kaufleute aller Welttheile verwandelt.

Die politische Wichtigkeit des Stillen Meeres hält mit seiner kommerziellen Bedeutung Schritt. Außer den unabhängigen Staaten an seinen östlichen und den europäischen Kolonieen an seinen westlichen Küsten, knüpfen sich auch an seine Inselgruppen Fragen, die zu mannigfaltigen Erörterungen Anlaß geben. Die halbcivilisirten Archipele von Hawaii (Owaihi), Tahiti und Neuseeland führen einen ausgedehnteren Handel. Ihre Verwaltung ist unter europäischem Einfluß organisirt worden; in ihren Häfen findet man europäische und amerikanische Handelsagenten. Das häufige Erscheinen der Wallfischfänger in den Schiffer-, Freundschafts-, Südsee- und anderen Inseln hat die Ernennung von Konsuln zur Folge gehabt und den Besuch von Kriegsschiffen veranlaßt, um die Streitigkeiten zwischen den Insulanern und ihren Gästen zu schlichten. Die lobenswerthe Gewohnheit der europäischen Abenteurer verschiedener Nationalitäten, sich unter einander zu zanken und ihre Landsleute an ihren Zänkereien zu betheiligen, hat sich auch im Stillen Meere nicht verleugnet. Die Sandwich-Inseln haben mehr als einmal höflich-drohende diplomatische Noten zwischen den Regierungen von Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten hervorgerufen. Vor wenigen Jahren hätte das ungebührige Benehmen einiger fürriger Missionäre und heißsporniger Seeoffiziere Frankreich und England beinahe in einen Krieg verwickelt. Klare, bestimmte Begriffe über die Rechte und Pflichten civilisirter Nationen in Bezug auf diese Länder sind durchaus nothwendig, nicht allein zur Aufrechthaltung des Friedens zwischen Europa und Amerika, sondern auch zur gerechten und humanen Behandlung der Eingebornen. Diese wilden Stämme haben ihre Rechte so gut wie aufgeklärtere Völker, obwohl sie nicht im Genusse und Besitz derselben sind; ein billiges und praktisches Völkerrecht für das Stille Meer muß sich auf den gesellschaftlichen Zustand gründen, welcher dort besteht. Dieser bietet einige merkwürdige Erscheinungen dar.

Die Hauptmasse der Bevölkerung wird auf allen Inselgruppen des Südmeeres durch die Ausschweifungen gelichtet, die sich zum Theil noch in demselben Zustande befinden, in welchem sie von Cook angetroffen wurden, zum Theil in ihren Sitten und ihrer Lage durch den Umgang mit Europäern mehr oder weniger bedeutende Modificationen erlitten haben. Ihr allgemeiner Charakter ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ihn hier zu beschreiben; die Einwirkung der europäischen Elemente ist es, die unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt.

Die ersten Europäer, die sich unter den Bewohnern Polynesiens niederließen, waren schiffbrüchige Seeleute, Deserteure von Kauffahrteischiffen und Wallfischfängern und flüchtige Verbrecher aus den englischen Strafkolonieen. Von dieser Menschenklasse konnten die Eingebornen sich wenig Gutes versprechen. In einigen Inseln lernten sie von ihr Seeräuberei treiben; in anderen wies sich jedoch ihr Einfluß als nicht unbedingt bösartig aus. Die entlaufenen Matrosen, die sich am Ufer der Cookstraße ansiedelten, ehe noch die Engländer den Versuch gemacht hatten, Neuseeland zu kolonisiren, waren durch ihre Furcht vor den Eingebornen gezwungen, sich eine Art Disziplin aufzulegen und mit den benachbarten Stämmen Ehebündnisse zu schließen, um ihre Freundschaft zu erwerben. Sie gewöhnten sich hierdurch an ein verhältnißmäßig ordentliches Leben, und es ist zu bezweifeln, daß die Aborigener durch den Verkehr mit ihnen zu einer höheren Stufe der Intelligenz gelangten.

Die Missionäre sind die nächste Klasse von Europäern, deren wir zu erwähnen haben. Ehe sich der europäische Handel nach Tahiti und den Schiffersinseln wandte, hatten englische Missionäre dort bereits Niederlassungen errichtet. Seitdem sind ausgedehnte Etablissements durch die Bemühungen der englischen Missionsgesellschaften in Neuseeland, durch die der amerikanischen auf Owaihi entstanden. Von den Hauptansiedlungen aus haben sich untergeordnete Missionäre über die anderen Gruppen verbreitet. Die bisher genannten Religionslehrer waren Protestanten; in den letzten Jahren haben zahlreiche römisch-katholische Glaubensprediger, meistens unter französischem Schutz, sich über Polynesien zerstreut. Es ist zweifelhaft, ob das Christenthum und die christliche Moral so tiefe Wurzel unter diesen Insulanern geschlagen haben, wie es seit Jahrhunderten in Europa geschehen; aber jedenfalls sind ihnen neue, verunreinigtere moralische und religiöse Ideen beigebracht worden, die nicht ohne Einfluß auf ihre Handlungsweise bleiben. Außerdem haben die Missionäre ihnen manche Künste des civilisirten Lebens gelehrt und sie einigermaßen mit den Conventionalitäten gesitteter Völker bekannt gemacht. Indessen hat alles Menschliche seine Kehrseite. Die Religionsstreitigkeiten der Protestanten und Katholiken, ja, die polemischen Zerwürfnisse unter den Missionären der verschiedenen protestantischen Sekten haben die Insulaner mit Staunen erfüllt und ungünstige Eindrücke hervorgebracht. Zuweilen haben auch die rohen und ungebildeten Sendlinge der englischen Missionen, durch die weite Entfernung von der Aufsicht ihrer Oberen befreit, sich ihren habsüchtigen Gelüsten mit einer Schamlosigkeit hingegeben, welche großes Aergerniß erregt hat.

Endlich haben wir noch einer Klasse von weißlichen Ansiedlern zu gedenken, die in eine höhere Kategorie gehören, als die entlaufenen Sträflinge und die Deserteure von Wallfischfängern und Kauffahrern. Es sind Leute, oft von guter Erziehung und Herkunft, welche eine exzentrische Geistesrichtung oder Glückswechsel veranlaßt haben, sich auf den Inseln niederzulassen, die von den Missionären schon einigermaßen civilisirt worden. Amerikanische Kolonisten dieser Gattung sind auf den Sandwich-Inseln in großer Anzahl zu finden, und viele Engländer von ähnlichem Charakter haben schon seit lange die nördliche Halbinsel von Neuseeland bewohnt. Einige hatten sich in Tahiti etablirt, ehe es von den Franzosen in Besitz genommen wurde, und es giebt fast keine Insel von Bedeutung, wo solche nicht gefunden werden.

Das europäische Element der polynesischen Gesellschaft, welches aus diesen drei heterogenen Klassen zusammengesetzt ist, hat einen wichtigen, zwar nicht unbedingt wohlthätigen, aber doch überwiegend günstigen Einfluß auf die Ureinwohner ausgeübt. Beide Racen harmoniren im Ganzen recht gut, und ein Mischlingsgeschlecht ist jetzt im Entstehen, dem eine große Zukunft bevorsteht. Allmälig verschwinden der kindische Aberglauben und die beschränkten Ansichten der Eingebornen, und sind ihnen auch die europäischen Laster nicht mehr fremd, so haben sie doch mit diesen europäische Ideen und europäische Moral kennen gelernt. In obiger Skizze ist nur die unorganische Mischung europäischer Einflüsse berührt worden; allein die Missionäre haben in mehreren Fällen die Insulaner aufgemuntert, sich eine bürgerliche Organisation nach europäischem Muster zu geben. Am besten ist dieser Versuch in Owaihi gelungen, wo ein regelmäßiges constitutionelles Königreich besteht, dessen Minister jedoch meistens Amerikaner und Europäer sind, und wo der amerikanische Einfluß vorherrscht. Der Fortgang ähnlicher Experimente in Tahiti und Neuseeland ist dort durch die Franzosen, hier durch die Engländer unterbrochen worden, welche letztere eine blühende Niederlassung gegründet haben, während erstere, dem Anschein nach, mit der Absicht umgehen, die Inselgruppe in eine Strafkolonie zu verwandeln.

So hat sich der Schleier gelüftet, der vor einem Jahrhundert die unermeßlichen Regionen des Stillen Meeres einhüllte. Ueberall ist die Civilisation mächtig vorgeschritten, und die Keime einer neuen bürgerlichen Gesellschaft sind gepflanzt worden, deren vollständigere Entwickelung im Schooße der Zukunft liegt. (D. N.)

Mannigfaltiges.

— Der Bildhauer Steinhauser in Philadelphia. Im Hause des bayerischen Konsuls, Herrn Hagedorn, in Philadelphia (so schreibt ein Nord-Amerikaner) sah ich kürzlich Steinhauser's neueste Arbeit, einen „Fischerknaben". Es ist ein Jüngling, der sich über die Felsen in idealer Stellung hinüberneigt, die Angel in der Hand und mit träumerischem Auge. Es scheint Goethe's Fischer zu seyn, den der Künstler, würdig seiner Aufgabe, dargestellt. Ein „Agnus Dei", den kindlichen Heiland darstellend, der auf der gewundenen Schlange steht, ist ebenfalls ein sehr anmuthiges neues Werk Steinhauser's. Der Künstler ist jetzt mit großer dreißig Zahre alt. Seine gefchätzte Arbeit, die allgemein als ein des Alterthums würdiger Meisterwerk angesehen wird, ist eine „Hero und Leander", welche die Akademie von Philadelphia kürzlich erworben hat. Leander ist eben an der Küste des Hellespont gelandet, die Brandung wälzt den Sand zu seinen Füßen; er sitzt auf dem Felsen neben Hero, der er mit begeisterter Huldigung ins Auge schaut, während sie, mit einem Arme sein Haupt umfassend und mit dem anderen auf seine Hand gestützt, ein Abbild der himmlischen Liebe der Griechen ist, wie denn das Ganze durch seine Anmuth und Poesie an die klassische Auffassung der Gestalten Amor's und Psyche's erinnert.

— Englische Schriften und amerikanische Leser. Elihu Burritt verwendet sich in nord-amerikanischen Blättern für einen in Amerika sehr populären englischen Schriftsteller, den Verfasser vieler Schriften über astronomische und andere naturwissenschaftliche Gegenstände, Dr. Dick in Schottland. Seine Schriften sind über ganz Nord-Amerika in unzähligen wohlfeilen Nachdrucken verbreitet, während er selbst in der größten Noth lebt. Einige junge Buchverkäufer in Boston haben sofort nach Lesung des Aufrufs 60 Dollars (84 Thaler) für den achtzigjährigen Dr. Dick zusammengeschossen. Auch dieser Zug wird den Amerikanern als Beweis vorgehalten, wie nothwendig es sey, mit England einen internationalen Vertrag gegen den Nachdruck abzuschließen.

Literarischer Anzeiger.

Guizot's Schrift
über die englische Revolution.

Bei mir erscheint so eben ein **Abdruck des Originals** von Guizot's Schrift: „Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?" so wie eine deutsche **Uebersetzung** derselben.

Durch alle Buchhandlungen ist sowohl das Original wie die Uebersetzung zu dem Preise von 10 Ngr. zu beziehen.

Leipzig, 4. Februar 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlungen (in Berlin bei Bell u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 7), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 22. Berlin, Dienstag den 19. Februar 1850.

Rußland.

Das Papstthum vom russischen Standpunkte aus.

Die Revue des deux Mondes enthält nachstehenden, angeblich von einem russischen Diplomaten verfaßten und dem Kaiser Nikolaus übergebene Denkschrift über die römische Frage, die jedenfalls charakteristisch genug ist, um auch in Deutschland mit Interesse gelesen zu werden. Früher bereits theilte die Revue eine andere Denkschrift desselben russischen Staatsmanns über die Bewegungen im westlichen Europa mit, die ebenfalls das Gepräge der Echtheit an sich trug und damals in mehreren Journalen besprochen wurde, da sie in der That einen tiefen Blick in die Geheimnisse der russischen Politik thun läßt. Beide Denkschriften will die Revue von einem französischen Diplomaten (vielleicht von dem gegenwärtigen Gesandten in Madrid, Herrn Bourgoing) erhalten haben.

Denkschrift.

Wenn es unter den Fragen des Tages oder vielmehr des Jahrhunderts eine giebt, die alle Abweichungen, alle Widersprüche und Unmöglichkeiten, gegen welche das westliche Europa streitet, in sich faßt und gleichsam wie in einem Brennpunkt konzentriret, so ist es sicherlich die römische Frage. Es kann dies, genaß der unerbittlichen Logik, die Gott gleichsam als ein verborgenes Gewicht in die Begebenheiten dieser Welt gelegt hat, nicht anders seyn. Die tiefe und unversöhnliche Spaltung, welche seit Jahrhunderten den Occident beunruhigt, mußte endlich ihren höchsten Ausdruck erreichen, sie mußte bis an die Wurzel des Baumes gehen. Es ist ein Ehrentitel, den Niemand Rom streitig machen wird: es ist jetzt noch, wie es immer gewesen, die Wurzel der westlichen Welt. Es ist gleichwohl zweifelhaft, daß, ungeachtet des lebhaften Antheils, den diese Frage erregt, man sich von Allem, was sie eigentlich enthält, genaue Rechenschaft gegeben habe.

Was wahrscheinlich dazu beiträgt, über die Natur und die Wichtigkeit der Frage, wie sie gegenwärtig liegt, zu täuschen, ist ersklich die vermeintliche Aehnlichkeit der jetzigen Ereignisse in Rom mit seinen früheren Revolutionen; dann auch die wirkliche Verbrüderlichkeit, welche die gegenwärtige Bewegung Roms mit der allgemeinen Bewegung der europäischen Revolution verknüpft. Alle diese Nebenumstände, welche dem ersten Anblick die römische Frage zu erklären scheinen, dienen in Wahrheit nur dazu, die Tiefe derselben zu verdecken. Nein, sicherlich handelt es sich nicht um eine Frage, wie jede andere, denn sie berührt nicht allein Jedermann im Westen, sondern sie überschwimmt ihn, so zu sagen.

Man behauptet nichts Paradoxes und man kann auch nicht der Verleumdung beschuldigt werden, wenn man versichert, daß zu dieser Zeit Alles, was vom positiven Christenthume im Westen noch übrig ist, sich, sey es mit Bewußtseyn oder sey es mit mehr oder weniger eingebildeter Zuneigung, dem römischen Katholizismus wieder zuwendet, dessen Papstthum in der Art, wie es Jahrhunderte gebildet haben, der Schlußstein und die Bedingung seines Daseyns ist. Der Protestantismus mit seinen zahlreichen Zweigen stirbt, nachdem er kaum drei Jahrhunderte gelebt hat, in allen Ländern, wo er bis jetzt herrschte, England allein ausgenommen, vor Altersschwäche; oder wenn er noch einige Lebenselemente in sich birgt, so trachten diese Elemente danach, sich mit Rom zu verbinden. Was die religiösen Doktrinen betrifft, die sich außerhalb der Gemeinden mit dem einen oder den anderen Glaubensbekenntniß erblicken lassen, so ist augenscheinlich, daß sie nur individuelle Meinungen sind, die hier nicht in Betracht kommen können. Mit einem Worte, das Papstthum ist die Säule, welche im Occident die ganze Verderwand des christlichen Tempels trägt, die nach dem großen Einsturz des 16ten Jahrhunderts und nach dem allmäligen Verfall, der seitdem stattgefunden hat, übrig geblieben ist.

Jetzt nun ist es diese Säule, welche man in ihrem Fundamente anzugreifen sich vorgenommen hat. Wie kennen die immer fertigen und bereiten Redensarten der Zeitungs-Presse und der offiziellen Kundgebungen gewisser Regierungen sehr wohl, deren man sich geschickt genug bedient, um die Wahrheit zu verdecken: Man wolle die religiöse Verfassung des Papstthums nicht angreifen; man denke sich vor sie, man achte sie und würde sie aufrecht erhalten; man bestreite dem Papstthum selbst nicht seine weltliche Macht, nur verlange man, ihre Ausübung abzuändern. Man werde von dem Papstthume nur solche Konzessionen verlangen, die als unumgänglich nothwendig anerkannt worden sind, und werde ihm nur vollkommen gerechte und billige Reformen auferlegen. — In diesem Allen liegt ziemlich viel Unredlichkeit und Täuschung.

Ist es nicht eine Unredlichkeit, selbst von Seiten der Aufrichtigsten, einreden zu wollen, daß ernstliche und aufrichtige Reformen, welchen das gegenwärtige Regierungssystem des römischen Staates unterworfen würde, nicht mit der vollständigen Säculärisation des Kirchenstaats endigen sollten? — Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger, als um eine Säculärisation; aber hierin liegt noch nicht die Hauptfrage. Diese stellt sich vielmehr dahin, daß man zu wissen verlangt, wem zu Gunsten die Säculärisation geschehen soll, d. h. welches die Natur, der Geist und die Bestrebungen derjenigen Macht, der man die weltliche Regierung des Papstthums übergiebt, seyn werden; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß das Papstthum unter der Vormundschaft dieser neuen Macht sortan zu leben berufen seyn wird. Ueber diesen Punkt aber giebt man sich den meisten Täuschungen hin. (Fortsetzung folgt.)

England.

Guizot's neuestes Werk über die englische Revolution.

(Schluß.)

Die englische Revolution ist im Gegensatze zur französischen eine gelungene zu nennen. Welches sind nun die eigentlichen Ursachen dieses Gelingens? Obwohl jede Seite der Guizotschen Schrift eine Antwort auf diese Frage giebt, so hält es der Verfasser doch für nöthig, seine Erklärung noch präciser zu fassen. Die englische Revolution, sagt er, ist gelungen, weil sie ein Akt reiner Abwehr und zwar der Nothwehr war. Sie ist gelungen, weil sie sich ein bestimmtes, klares Ziel vor Augen gestellt und weil sie, nachdem dieses Ziel einmal erreicht war, innehielt und sich für befriedigt erklärte, da sie eben kein geringeres Resultat, aber auch Nichts, was darüber hinaus lag, erstrebte. Sie ist gelungen, weil sie nicht durch Krawalle und Straßen-Exzesse (Barrikaden und Pflastersteine), sondern durch politisch organisirte Parteien, nicht durch den Sieg einer dieser Parteien über die andere, sondern durch einen Kompromiß zwischen beiden durchgesetzt wurde. Sie ist endlich gelungen, weil sie, vollsthümlich in ihren Prinzipien und Erfolgen, aristokratisch in ihrer Durchführung war. „Die Sache des englischen Volkes", sagt Guizot, „siegreich durch Vermittelung der englischen Aristokratie — das war das große unterscheidende Merkmal der Revolution von 1688 und gleich bei ihrem ersten Auftreten das Unterpfand ihrer Zukunft."

Noch heutigestages sind in dem politischen Charakter der Engländer die Züge nicht zu verkennen, die das Gelingen der Revolution von 1688 herbeigeführt. Noch heutigestages weiß das englische Volk, wie klein anderes, zu erkennen, welches die eigentliche Aufgabe der Zeit ist; darum nimmt es sich auch nie mehr als Eine Sache auf einmal vor; es begnügt sich einstweilen mit der einen Hälfte seiner Forderungen und rechnet, was die Befriedigung der anderen Hälfte betrifft, auf den Einfluß und die Macht der öffentlichen Meinung. Ist aber einmal die Stunde der großen Veränderungen herangekommen, so wartet man in den oberen Regionen nicht bis zu dem Augenblicke, wo sie von unten gewaltsam durchgesetzt werden, sondern man bietet sich dann gegenseitig die Hand dazu. Auf diese Weise sind vor unseren Augen mehrere friedliche Revolutionen in England auf dem Wege der Reform durchgeführt worden.

Wir schließen unsere Bemerkungen über die Schrift des Herrn Guizot mit einigen seiner meisterhaften, kurzen Charakterskizzen, wie wir oben bereits eine über Cromwell mitgetheilt. Wir geben zunächst die des General Monk, weil der Charakter dieses echt englischen Soldaten, dem Karl II. seine Restauration zu verdanken hatte, gewöhnlich von französischen und deutschen Historikern einseitig und falsch aufgefaßt wird, und lassen dann einige Worte über Wilhelm III. und Washington folgen.

„Es mußte endlich zu einer Entscheidung kommen. Alle Gewalten, alle Namen, welche die Revolution gemacht hatten, oder die von der Revolution gemacht worden, waren wiederholentlich einer Probe unterlegen. Kein äußerliches Hinderniß, kein nationaler Widerstand hatte sich ihren Versuchen, das Land zu regieren, entgegengestellt. Keinem von Allen war es gelungen; sie hatten sich gegenseitig aufgerieben. Alle hatten in jenen unfruchtbaren Kämpfen erschöpft, was sie noch an Kredit und Kraft aufzubringen vermochten. Ihre Nullität lag vor Aller Augen da. Gleichwohl blieb England unter ihrer Herrschaft. Unter jener langen traurigen Abwechselung von Anarchie und Despotismus hatte die Nation die Gewohnheit und den Muth eingebüßt, ihr Geschicke selbst zu ordnen. Cromwell's Armee war noch da; freilich außer Stande, eine Regierung zu schaffen, wohl aber um dieselben zu stürzen, die ihr nicht gefielen. Ein Mann der Armee war es inzwischen, ein Mann, der die Achtung

Digitized by Google

und das Vertrauen der Soldaten in hohem Grade genoß und außerhalb aller politischen Parteien stand, der dem Parlamente eben so wie dem Protektor und selbst dem Richard Cromwell bei seiner Erhebung gedient, Monk war es, der zuerst erkannte, daß für die Anarchie nur Eine Abhilfe möglich sey, und der es daher unternahm, sein übermüdetes Vaterland ohne Kampf und Erschütterung von dieser Anarchie zu befreien. Monk hatte in seinem Charakter nichts Außerordentliches, aber er besaß gesunden Menschenverstand und Muth. Kein Durst nach Ruhm, kein Ehrgeiz nach Macht erfüllte ihn; keine großen Pläne, keinerlei erhabene Ideen beseelten ihn, weder in Bezug auf das Land, noch in Bezug auf sich selbst. Aber einen tiefen Abscheu hatte er vor aller Unordnung und vor jenen öffentlichen Ausschreitungen, welche die Volksleiter mit schönen Redensarten bemänteln. Ohne Prunk, aber mit Ernst und Innigkeit lebte er seinen Pflichten als Soldat und als Engländer. Kein Charlatan, kein Deklamator, diskret bis zur äußersten Schweigsamkeit, ließen ihn Lüge und Verleumdung gleichgültig. Mit einer Kühnheit und Gewalt, die gleich unermüdlich waren, ging er auf das Ziel zu, das ihm zum Wohle Englands als das einzige heilsame erschien: nämlich auf die friedfertige Rückkehr der allein stabilen und regelmäßigen Regierung. Alles Uebrige war in seinen Augen ein Wirrwarr streitiger Fragen und selbstsüchtiger Parteikämpfe. Und es gelang ihm. Alle Fractionen der großen monarchischen Partei suspendirten, um ihn zu unterstützen, ihre alten Feindschaften, ihre blinde Eingebuld und ihre einander widersprechenden Prätensionen. Die Restauration ging wie ein sich von selbst verstehendes natürliches Ereigniß vor sich, ohne den Siegern wie den Besiegten einen Tropfen Blut zu kosten. Als Karl II. mitten unter unermeßlichen Acclamationen seinen Einzug in London hielt, konnte er in Wahrheit sagen: „„Sicherlich ist es mein Fehler, daß ich nicht schon früher zurückkam, denn ich habe bemerkt Niemanden gesehen, der nicht betheuerte, daß er meine Rückkehr immer gewünscht habe.““

*

„Weniger ausgezeichnet vielleicht durch Naturgaben, sind Wilhelm III. und Washington in dem Unternehmen, bei welchem Cromwell scheiterte, glücklich gewesen, indem sie das Gleichgewicht ihres Vaterlandes festgestellt und dessen Regierungsform begründet haben. Es gelang ihnen, weil sie selbst mitten in der Revolution doch die revolutionaire Politik stets verschmäht haben. Niemals kamen sie in jene fatale Lage, zuerst sich der anarchischen Gewalt als Fußschemels bedient und dann zur despotischen Gewalt, als zu einer Nothwendigkeit ihrer Macht, gegriffen zu haben. Sie haben sich gleich beim Beginne ihrer Laufbahn auf regelmäßigen Wegen und in den permanenten Zuständen der Regierung entweder schon befunden oder daselbst versetzt.

„Wilhelm war ein ehrgeiziger Fürst; es wäre thöricht, anzunehmen, daß er bis dahin, wo die Aufforderung aus London im Jahre 1688 an ihn gelangte, gar nicht den Wunsch gehabt, den Thron von England zu besteigen und vor den fast langer Zeit eingeleiteten Bestrebungen, ihn auf diesen Thron zu bringen, Nichts gewußt habe. Wilhelm folgte den Fortschritten, welche diese Bestrebungen machten, sehr aufmerksam; ohne an den Mitteln sich zu betheiligen, verschmähte er doch nicht den Zweck, und ohne sie direkt aufzumuntern, protegirte er doch diejenigen, von denen die Sache ausging. Sein Ehrgeiz war zugleich von der Art, daß er sich dem Triumphe einer großen und gerechten Sache, der Sache der religiösen Freiheit und des europäischen Gleichgewichts, mit Stolz weihte. Niemals machte übrigens ein Mann einen großen politischen Gedanken ausschließlicher zu seiner Lebensaufgabe, als es Wilhelm that. Das Werk, das er unternahm, war seine Leidenschaft, sein seine eigene Erhebung war für ihn blos ein Mittel zu jenem Zwecke. Welches auch seine Wünsche in Bezug auf die Krone Englands seyn mochten, niemals versuchte er, sie mit Gewalt oder durch Unordnung zu verwirklichen. Er besaß einen zu geraden, richtigen Verstand, um nicht den unheilbaren Fehler eines solchen Erfolges zu begreifen und dessen Verantwortlichkeit von sich zu weisen. Als ihm jedoch die Bahn durch England selbst eröffnet wurde, ließ er sich durch die Skrupeln des Privatmannes nicht mehr zurückhalten; er wollte den Triumph seiner Sache und zugleich selbst die Ehre des Triumphes krönten. Seltene und glorreiche Mischung weltlicher Geschicklichkeit und religiöser Frömmigkeit, persönlichen Ehrgeizes und der Hingebung für öffentliche Zwecke!

„Washington hatte keinen Ehrgeiz; das Vaterland bedurfte seiner Dienste, und er war groß, mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung, zuweilen sogar mit einer gewissen Anstrengung. Die Prüfungen des öffentlichen Lebens waren ihm peinlich; er zog die Unabhängigkeit des Privatlebens und ein ruhiges Gemüth der Abhängigkeit der Gewalt vor. Ohne Zögern übernahm er jedoch die Lösung der ihm von seinem Lande übertragenen Aufgabe, und indem er sich ihr unterzog, gestaltete er sich, sowohl dem Lande als sich selbst gegenüber, keinerlei Ausflucht, mit deren Hülfe er sich die Last erleichtern konnte. Geboren, um zu herrschen, obgleich er darin wenig Vergnügen fand, sagte er dem amerikanischen Volke, was er für wahr hielt, und behauptete er bei seiner Regierung das, was er als richtig erkannt hatte, mit einer oft so unerschütterlichen als ruhigen Festigkeit und mit einer um so verdienstvolleren Verzichtleistung auf Popularität, als er dafür nicht durch das Vergnügen am Herrschen entschädigt wurde. Obwohl der Diener einer jungen Republik, in welcher der demokratische Geist vorherrschend war, erwarb er sich doch das Vertrauen des Volkes gerade dadurch, daß er oft mit ihren Neigungen in Widerspruch ihre Interessen wahrnahm. Die Politik, die er bei Begründung der neuen Regierung befolgte, war so gemäßigt und doch zugleich so streng, so vorsichtig und zugleich so unabhängig, daß sie nicht eben von einer jungen Republik, sondern von dem Oberhaupte eines über einen alten Staat herrschenden aristokratischen Senates auszugehen schien. Der Erfolg, mit welchem diese Politik gekrönt ward, macht sowohl Washington als seinem Lande Ehre.

„Möge man nun das Geschick der Nationen oder das der großen Männer betrachten, möge es sich um eine Monarchie oder eine Republik, um eine aristokratische oder demokratische Gesellschaft handeln — immer geht aus den Thatsachen dieselbe Erscheinung hervor; ein definitiver Erfolg wird überall nur mit denselben Grundsätzen und durch dieselben Mittel erreicht. Der revolutionaire Geist ist eben so den Berühmtheiten, die er schafft, als denen, die er stürzt, gefährlich. Die Politik, welche die Staaten erhält, ist auch die einzige, welche die Revolutionen schließt und konsolidirt.“

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.

(Schluß.)

Napoleon hatte schon öfter daran gedacht, Josephine zu verstoßen, um eine Prinzessin zu ehelichen, die ihm einen Erben schenken könne, doch war er stets von diesem Entschlusse durch die Zuneigung abgehalten worden, die ihn an die Gefährtin seiner Jugend fesselte, nicht minder aber auch durch die Verlegenheit, welche ihm die Wahl bereitete. Doch er kam immer auf dieses Projekt zurück, und hier war es an der Zeit, sich mehr als je damit zu beschäftigen, da er an seiner Seite einen Herrscher hatte, auf dessen Allianz er seine Politik gründen wollte, einen Herrscher, der sah von seinem Alter war und heirathsfähige Schwestern hatte, deren Eigenschaften man rühmte. Wenn Napoleon eine solche Verbindung gelänge, sagte er zu sich selbst, so würde man ihn als unbezweifelten Herrn des russischen Hofes ansehen, man würde zittern und die Hand zum Frieden bieten. Indessen, ob er gleich Tag und Nacht an Alexander's Seite war und Beide bis auf den Punkt der intimsten Vertraulichkeit gelangt waren, so hatte doch Alexander dieses Gegenstandes, der ihn so lebhaft interessirte, nie erwähnt. Napoleon, der in seiner Größe Jeden, mit dem er sich verband, zu ehren glaubte, war zu stolz, den ersten Schritt zu thun ohne Gewißheit des Erfolges. Jeden Tag unterhielt er sich mit Alexander von ihrer Vereinigung, die, wie Beide versicherten, nichts mehr zu stören vermochte, denn ihre Interessen waren die nämlichen, und ihre Macht konnte Niemanden verletzen als England, das Beide zur See bekämpfte, oder Oesterreich, das Beide gleich bedrängten, der Eine dem Josefe, der Andere an der Donau, und so konnten sie keine anderen Feinde finden, als in Einem von diesen Beiden oder in Beiden zugleich. Dennoch hatten sie in der That alle Ursache, auf das innigste mit einander verbunden zu seyn. Dabei hatten sie hierzu noch persönliche Gründe, da sie sich gesehen, sich kennen und schätzen gelernt, da sie sich gegenseitig ihnen geworden waren, da sie durch Ansichten und Geschmack in Allem übereinstimmten, da sie Beide jung waren, Beide noch eine unermeßliche Zukunft vor sich hatten und Zeit genug, um selbst die Projekte auf den Orient, die sie für jetzt vertagt hatten, einst noch ins Daseyn zu rufen.

Romanzoff ist alt, sagte Napoleon, ihn drängt es, zu genießen; aber Sie sind jung, Sie haben Zeit, zu warten. — Romanzoff ist ein Russe der vergangenen Zeit, erwiederte Alexander; er hat Leidenschaften, die mir fremd sind. Ich trachte mehr danach, mein Reich zu civilisiren, als es zu vergrößern. Ich wünsche die Donau-Provinzen mehr für mein Land als für mich. Die weiteren, meinem Reiche nöthigen Territorial-Einrichtungen kann ich abwarten. Aber Sie, sagte er zu Napoleon, Sie sind sollen der großen Thaten genießen, die Sie vollbracht; sollen endlich aufhören, Ihr bisheriges Leben den Kugeln preiszugeben. Haben Sie nicht hinlänglichen Ruhm, nicht genügende Macht? Hatten Alexander, Cäsar deren größere? Genießen Sie, seyen Sie glücklich, und überlassen wir der Zeit unsere weiteren Projekte.

Auf diese Aeußerungen von Uneigennützigkeit erwiederte Napoleon durch Betheuerungen der Liebe zum Frieden und zur Ruhe. Alexander schien in Konstantinopel nicht mehr verwarrt zu seyn, und Napoleon hatte die Miene des Abscheues gegen Krieg, Schlachten und Eroberungen. So überließen sich diese beiden Fürsten, Arm in Arm um Erfurt herumschlendernd, in einiger Entfernung von den sie begleitenden Offizieren, der innigsten Vertraulichkeit, in der Alexander so weit ging, von seinen geheimsten Neigungen zu plaudern. Mehr als einmal kam man darauf zu sprechen, wie verdrießlich es sey, daß Napoleon keinen Sohn habe, und so nahe dem Ziele, wagte man es doch gegenseitig nie, es zu berühren. Der junge Zar hielt inne, obgleich ihm die Nebenarten, die unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden sowohl in Paris als in St. Petersburg über ein Heirats-Projekt zwischen Napoleon und seiner Schwester Katharina liefen, nicht unbekannt seyn konnten. Wenn Alexander diese Zurückhaltung beobachtete, so geschah es nicht, weil er, in seiner gegenwärtigen Eingenommenheit für die französische Allianz, nicht eingewilligt haben würde, seine Schwester Napoleon zu geben, oder daß er in dem Bund mit dem Besieger Europa's eine Mesalliance gesehen hätte; aber er fürchtete einen Kampf mit seiner Mutter, den er über diesen Punkt vorhersah, und er wagte nicht, etwas anzubieten, das er fürchtete, nicht gewähren zu können.

Napoleon, der den Grund dieser hartnäckigen Zurückhaltung nicht kannte, war nahe daran, sich verletzt zu fühlen und seine Empfindlichkeit sogar merken zu lassen, obgleich er ein ungemeines Interesse dabei hatte, in dem freundschaftlichen Verhältnisse zu Alexander zu erscheinen. Für einen solchen Fall und nur für einen solchen war Talleyrand's Anwesenheit von Nutzen in Erfurt; denn wie er fähig seyn konnte, Herrn v. Vincent die Geheimnisse des Kabinets zu verrathen, aus welcher Besorgniß Napoleon ihm auch nur deren geringsten Theil enthülle, so war er auch der Einzige, fähig, auf geschickte Weise anzudeuten, was man nicht aussprechen wollte; und um ehelich Verhältnisse zwi-

Digitized by Google

schen den beiden größten Potentaten der Welt zu berühren, konnte man wahrlich keinen geschickteren Zwischenträger finden.

So nahm der Kaiser seine Zuflucht zu ihm, um Alexander zu einer Aeußerung zu bestimmen, die er selbst nicht machen wollte. Herr v. Talleyrand, welcher besorgte, daß er es durch sein Einmischen in die Verhältnisse der kaiserlichen Familie mit einem oder dem anderen Theile verderben könne, hatte nicht die mindeste Neigung, bei einer Ehrfeindung mitzuwirken, die gleichwohl mehr oder weniger von der ganzen Welt vorhergesehen wurde und einen gangbaren Conversationsstoff in den Gesellschaften liefern. Um ihn gegen seinen Willen diesem Gegenstande zuzuführen, benahm sich Napoleon auf eine ganz eigene Art. — Sie wissen, sagte er zu ihm, daß Josephine Sie beschuldigt, sich unsere Ehescheidung angelegen sein zu lassen, und Ihnen deshalb einen tödtlichen Haß geschworen hat? — Herr v. Talleyrand verwahrte sich gegen eine solche Beschuldigung. Napoleon erwiderte ihm, daß er sich nicht so zu vertheidigen brauche, daß schon einmal die Zeit kommen würde, daran zu denken, daß, trotz seiner Neigung zur Kaiserin, er dennoch genöthigt sein würde, eine zweite Ehe einzugehen, die ihm einen Erben geben und ihn mit einer der ersten Herrscher-Familien Europa's näher verbinden könne, daß nichts in Frankreich als stabil erscheine, so lange man nicht die Zukunft gesichert erblicke, daß sie es im Augenblick keineswegs sey, denn Alles beruhe auf seinem Haupte, und daß es Zeit sey, bevor er ältere, eine Gemahlin zu erwählen, um einen Sohn zu erhalten. Eine solche Aeußerung konnte nicht ermangeln, direkt auf die Herrscher-Familie Rußlands hinzuweisen und auf eine eheliche Verbindung mit ihr. Herr v. Talleyrand bezüglichwünschte Napoleon vielfach wegen seines persönlichen Erfolges bei dem Kaiser Alexander, der mindestens dem gleichkomme, welchen er zu Tilsit errungen. In der That ward der junge Kaiser nicht müde, bei der Fürstin von Thurn und Taxis, deren Haus er fleißig besuchte, sich in bewundernden Aeußerungen zu ergießen, und zwar nicht nur über Napoleon's anerkanntes Genie, sondern auch über seine Geagie, seinen Verstand und seine Güte. — Es ist nicht nur der größte Mann, sagte er ohne Unterlaß, nein, es ist auch der allerbeste und der liebenswürdigste. Man hält ihn für ehrsüchtig und kriegslustig; dem ist nicht so; er führt nur Krieg aus politischer Nothwendigkeit und vermöge seiner Lage. — Das waren die Aeußerungen, welche Alexander machte, und die Herr v. Talleyrand Sorge trug dem Kaiser Napoleon zu hinterbringen. — Liebt er mich wirklich, erwiderte dieser, nachdem Herr v. Talleyrand geendet hatte, so liefere er mir davon den Beweis, indem er sich näher mit mir verbindet und mir eine seiner Schwestern giebt. Wie kömmt's, daß während unserer täglichen Herzens-Ergießungen er mir davon nie ein Wort gesagt? Deshalb scheint er so auffallend diesen Gegenstand zu vermeiden? — Es war einleuchtend, Napoleon wollte, daß Herr v. Talleyrand sich mit dieser Angelegenheit befasse und in ihr seine seltene Naturgabe, sich zu äußern oder Andere zu Aeußerungen zu veranlassen, entwickele. Herr v. Talleyrand nahm in der That die Sache auf sich und versäumte keine Zeit, den Kaiser Alexander auf diesen Gegenstand der Unterhaltung zu führen, wozu sich ihm hinlängliche Gelegenheit bot; denn dieser Fürst, der die kleine Koketterie besaß, Jedermann gefallen zu wollen, besonders geistreichen Leuten, und mithin Herrn v. Talleyrand mehr als allen Anderen, unterhielt sich gern und häufig mit ihm. Dieser wartete nicht die Gelegenheit ab, sondern provozirte sie; denn die Tage waren gezählt, und er hatte mit Alexander die gewünschte Unterredung. Nachdem er sich weitläufig über die Allianz geäußert, die in Erfurt die Basis jedes Gespräches bildete, kam er auf die Mittel, sie solider und augenscheinlicher zu machen, denn, um wirksam zu werden, mußte sie beides seyn. Das Mittel hierzu schien sich von selbst zu bieten; es bestand darin, dem politischen Bande noch Familienbande hinzuzufügen, eine Sache, die sehr leicht schien, da Napoleon im Interesse seines Reiches zu einem neuen Ehebande gezwungen war, um der Hoffnung auf einen Thronerben Raum geben zu dürfen. Und welcher großen Familie konnte er sich in diesem Verhältniß zweckmäßiger verbinden, als der, welche über Rußland herrschte und deren Oberhaupt sein innigstes Alliirter geworden war? — Alexander nahm alle diese Eröffnungen in der schmeichelhaftesten Weise für Napoleon auf. Er versicherte seinen lebhaftesten Wunsch, sich noch inniger mit ihm zu verbinden; denn da er ihn einmal zu seinem persönlichen Freunde gemacht, könnte es ihm nicht widerstreben, sein Schwager zu werden. Hier aber berührer er die Gränzen seiner Macht. Was man auch in St. Petersburg von dem Einfluß seiner Mutter spräche, sagte er zu Herrn v. Talleyrand, so wäre er doch Herr, alleiniger Herr; aber er wäre es, die Geschicke des Reiches betreffend, nicht die seiner Familie. Die Kaiserin-Mutter, die eine strenge und der höchsten Achtung würdige Fürstin sey, übe über ihre Töchter eine unumschränkte Herrschaft aus, welche sich von Niemanden daein. Wenn sie nun gleich, aus Rücksicht für ihren Sohn, über dessen gegenwärtige Politik schweige, so ginge sie doch nicht so weit, dieselbe gut zu heißen. Dieser Politik nun in ihrer Tochter ein Pfand der Zuneigung zu geben, diese Tochter auf den Thron zu senden, den Marie Antoinette einst eingenommen hatte, allerdings auf den Thron, der auf eine Weise wieder errichtet worden, daß er selbst die Höhe desjenigen überstrahle, auf welchem Ludwig XIV. geglänzt — würde ihrerseits eine Willfährigkeit voraussetzen, die er nicht zu hoffen wage. Alexander fügte hinzu, daß er nicht zweifle, seine Schwester, die Großfürstin Katharina, für diese Heirat, die sein Wunsch sey, zu bestimmen, daß er sich aber keineswegs schmeiche, auf seine Mutter gewinnen zu können, und sie durch die Anwendung seiner kaiserlichen Autorität zu zwingen, das sey etwas, was seine Kräfte überstiege. Dies sey der einzige Grund, weshalb er bisher über diese Materie so viel Rücksicht beobachtet habe; wenn es aber in den Intentionen Napoleon's läge, einen Versuch zu machen, so sey er bereit, doch ohne den Erfolg zu verbürgen. — Herr v. Talleyrand, der höchst befriedigt war, die Sache bis auf diesen Punkt geführt zu haben, glaubte, es sey nun an den beiden Souverainen, das begonnene Werk zu vollenden, und machte dem Kaiser Alexander begreiflich, daß es in dieser Angelegenheit wohl an ihm sey, das erste Wort zu sprechen. Nachdem aber Alexander die wahre Schwierigkeit offen dargelegt hatte, konnte für ihn eine Erwähnung dieses Punktes nichts Peinliches mehr haben, da er nicht mehr in die Lage kommen konnte, eine Verpflichtung zu übernehmen, welche zu erfüllen er nicht im Stande wäre; so sagte er denn zu, sich bei der ersten Unterredung mit Napoleon darüber auszusprechen.

In Erfurt sah man sich täglich, täglich mehr als einmal, und ward gedrängt, sich Alles zu sagen; denn das Ende der Zusammenkunft nahte heran. So äußerte sich Alexander, in einem jener Momente der Herzensergießung gegen Napoleon, über das delikate Kapitel, welches Herr v. Talleyrand berührt hatte, versicherte ihm, wie sehnlich er wünsche, den Banden, welche die beiden Reiche umschlängen, noch ein neues hinzuzufügen, wie glücklich er sich schätzen würde, ein Glied seiner Familie in Paris zu haben und dort eine Schwester zu umarmen, wenn Staatsgeschäfte ihn dahin führen sollten; aber er wiederholte Napoleon, was er bereits Herrn v. Talleyrand über die vorher zu besiegenden Hindernisse gesagt, über seine Hochachtung gegen die Kaiserin-Mutter und seine Rücksichten für dieselbe, die er nie zu verletzen sich überwinden könnte. Er verhehlte indessen, daß Mögliche zu thun, die Abneigung seiner Mutter zu bekämpfen, und gab zu verstehen, daß er vom befriedigten russischen Hofe Alles erwarten dürfe, und daß dieser es seyn würde, wenn die Nation es wäre. Diese Worte wurden mit Freuden vernommen, und Napoleon erwiederte darauf durch die herzlichsten Gegenversicherungen. Die beiden Kaiser versprachen sich einst noch mehr als Freunde, Brüder zu seyn. Ein neuer, noch nie wahrgenommener Ausdruck von Befriedigung spiegelte sich in ihren Zügen, und mehr als je schienen sie von einander entzückt zu seyn.

So nahte der zwölfte Oktober; man mußte sich endlich zu den letzten Schwierigkeiten der Redaktion entschließen. Die beiden Kaiser hatten ihren Ministern, den Herren v. Romanzoff und v. Champagny, Vollmacht zum Abschluß verliehen, und den zwölften kamen sie endlich über nachstehenden Vertrag überein, der aber tiefes Geheimniß unter ihnen bleiben sollte.

„Der Kaiser von Frankreich und Rußland erneuerten ihre Allianz auf feierliche Weise und versprächen sich gegenseitig zum gemeinsamen Frieden oder Krieg. Jede Eröffnung, welche Einem von ihnen zukäme, sollte sogleich dem Anderen mitgetheilt und nur eine gemeinsame und übereinstimmende Antwort ertheilt werden. Die beiden Kaiser kamen überein, England einen feierlichen Friedensvorschlag zu machen, der öffentlich und so auffallend als möglich sey, um dadurch die Zurückweisung dem britischen Kabinet um so schwieriger zu machen. Die Basis der Unterhandlungen sollte das uti possidetis seyn. Frankreich sollte nur einen solchen Frieden annehmen, der Rußland den Besitz Finnlands, der Walachei und Moldau sicherte. Rußland seinerseits sollte nur in einen solchen Frieden willigen, der Frankreich, von dem, was es schon besäße, abgesehen, die Krone Spaniens auf dem Haupte des Königs Joseph garantirte.

Sofort nach der Zeichnung dieser Convention sollte Rußland bei der Pforte die nöthigen Schritte einleiten, um auf friedlichem Wege oder mit Waffengewalt die beiden Donau-Provinzen zu erlangen; aber die Bevollmächtigten (und das war der Hauptpunkt der Uebereinkunft) die Bevollmächtigten und Agenten der beiden Mächte würden sich über die zu führende Sprache verständigen, um nicht die Freundschaft zu beeinträchtigen, welche zwischen Frankreich und der Pforte bestände.

Wenn ferner Rußland, in der Erwerbung der Donau-Provinzen, Oesterreich als bewaffnetem Feind begegnen sollte, oder wenn Frankreich durch feine Schritte in Italien oder Spanien einem Bruche mit Oesterreich ausgesetzt seyn dürfte, so würden Frankreich sowohl als Rußland ihr Kontingent liefern, um den Krieg gegen jene Macht zu führen.

Endlich, wenn der Krieg und nicht der Friede aus dieser Erfurter Konferenz hervorgehen sollte, so versprachen sich die beiden Kaiser gegenseitig ein Wiederstehen im Laufe eines Jahres."

Das war die Redaction, worin den zwölften Oktober früh Morgens die Herren v. Champagny und Romanzoff übereingekommen waren. Die doppelsinnige Phrase wegen der zu gebrauchenden Vorsicht, um nicht die zwischen Frankreich und der Pforte bestehende Freundschaft zu stören, war ein Modus, Rußland von jedem Russschub zu befreien, ohne sich deshalb zu ungestümen Schritten in Konstantinopel hinzugeben, welche sonst gleich im Anfang die Unterhandlungen in London hätten hintertreiben können.

Kaum hatte Herr v. Romanzoff den Händen des französischen Ministers diese so heiß ersehnte Beute entrissen, als er sich deren deßnitiven Besitz versichern wollte, indem er die sofortige Unterzeichnung erlangte. Inzwischen mußten doppelte Abschriften von diesem neuen gebeimen Uebereinkommen genommen werden; er hatte nicht die Geduld, abzuwarten, bis sie auf der Kanzlei des Herrn v. Champagny kopirt würden, und nahm, größerer Beschleunigung wegen, eine Abschrift bei sich selbst. Kaum war sie vollendet, als er in aller Eil Nachmittags sie von Herrn v. Champagny zeichnen ließ und dann, außer sich vor Freude, zu seinem Gebieter eilte, sie ihm zu übergeben.

Die Zusammenkunft zu Erfurt hatte ihren Zweck erreicht; die beiden Kaiser waren einig und, was die Hauptsache war, schienen es zu seyn. Alexander glaubte, endlich die Walachei und Moldau in seinen Händen zu haben, Napoleon glaubte, den jungen Kaiser zu halten, mindestens seß genug, daß seine Coalition gegen Frankreich möglich wäre, seß genug, um von Oesterreich bis zum nächsten Frühjahr nichts zu besorgen. Er hoffte sogar, aus dieser öffentlich verkündeten Allianz der beiden größten Mächte der Welt den Frieden erblühen zu sehen. Die beiden Monarchen waren mit einander vollkommen zufrieden; eine noch sußere Verbindung schien sich der jetzigen, rein politischen,

Digitized by Google

einst zugestellen zu wollen. Man kam überein, den 13ten noch der Freundschaft, den vierzehnten der Trennung und beide Tage den gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen zu weihen und sie zu benutzen, um die Diener beider Höfe mit Geschenken zu überhäufen. Da Alexander wohl einsah, daß Herr v. Tolstoy in Paris zu sehr die Haltung eines Soldaten angenommen, so ersetzte er ihn durch den alten Fürsten Karatin, einen wohldienenden Höfling, der ganz unfähig war, seinen Herrn mit Napoleon zu entzweien, und der gegenwärtig Gesandter in Wien war. Dagegen kam man überein, um die Unterhandlungen mit England mehr in der Nähe verfolgen zu können und die Schritte bei der Pforte möglichst wenig auffallen, daß Herr v. Romanzoff selbst nach Paris gehen sollte, um dort die Antworten zu erhalten und Erwiederungen darauf zu ertheilen ohne größeren Zeitverlust, als erforderlich war, damit sie von London nach Paris gelangten. Napoleon schrieb selbst eigenhändig in Erfurt den Brief an den König von England, der von den beiden Kaisern gezeichnet werden sollte, so wie auch die begleitenden Noten, um jeder Zögerung dadurch vorzubeugen.

Herr v. Tolstoy war in Erfurt. Napoleon wollte daselbst dessen Abberufungsschreiben entgegennehmen und ihm Gnadenbezeugungen spenden, die seiner Abberufung jenen Schein von Ungnade benehmen mußten. Er machte ihm das Porzellan von Sevres und die Gobelins zum Geschenk, die seine Wohnung zu Erfurt verziert hatten. Er überhäufte die gesammte Umgebung Alexander's mit Geschenken und Decorationen. Dieser zeigte sich nicht minder großmüthig, verlieh das St. Andreas-Band den Hauptpersonen des Napoleonischen Hofes und warf mit Portraits, Tabatieren und Diamanten um sich.

Der Einzige, der allen diesen Auszeichnungen fern blieb, war der Repräsentant Oesterreichs, Herr v. Vincent. Trotz der unsäglichsten Mühe, das Erfurter Geheimniß zu durchdringen, war es ihm nicht gelungen. Wohl wußte er, daß man Freundschaftsbezeugungen aller Art gewechselt, ja, daß man in einem förmlichen Vertrage die Grundsätze einer Allianz bestimmt habe; aber das eigentliche Geheimniß der Länder-Erwerbungen, die man sich gegenseitig zugestanden, der Negociationen, welche man unternehmen wollte, blieb ihm undurchdringlich, und er setzte sogar mehr voraus, als an der Sache war. Napoleon bewilligte ihm eine Abschieds-Audienz, in welcher er ihm die früher gemachten Vorstellungen wiederholte und noch einmal zu bedenken gab, daß Oesterreich stets so lange von den europäischen Angelegenheiten ausgeschlossen bleiben würde, als es den Serbin habe, zu den Waffen greifen zu wollen. Zugleich übergab er ihm nachstehenden Brief an den Kaiser von Oesterreich, der seine ganze Gesinnung enthielt:

„Erfurt, den 14. October 1808.

„Mein Herr Bruder! Ich danke Ew. Kaiserlichen Majestät für das mir durch Herrn Baron v. Vincent überlandte Schreiben. Ich habe nie an der offenen und geraden Gesinnung Ew. Majestät gezweifelt; aber dessenungeachtet beschreckte ich einen Augenblick, die Freundschaftsreden zwischen uns sich erneuern zu sehen. Es existirt in Wien eine Partei, welche Furcht erfüllt, um Ew. Majestät Kabinet zu heftigen Maßregeln zu bringen, welche die Ursache noch ungleich größeren Unglücks wären, als des schon stattgefundenen. Es hat bei mir gestanden, die Monarchie Ew. Majestät zu zerstückeln; ich habe es nicht gewollt. Was sie ist, ist sie mit meiner Bewilligung. Das ist der klarste Beweis, daß unsere Rechnung berichtigt ist, und daß ich nichts von ihr verlange. Ich bin stets bereit, die Integrität der Monarchie Ew. Majestät zu verbürgen; ich werde nie etwas gegen die wesentlichen Interessen Ihrer Staaten unternehmen, aber Ew. Majestät dürfen auch nicht wieder aufs neue in Frage stellen, was fünfzehn Jahre des Krieges beendet haben. Sie müssen alle und jede Proclamation oder sonstige Schritte untersagen, die den Krieg aufs neue hervorrufen. Die letzte Anstehung in Masse würde ihn erzeugt haben, wenn ich hätte bestürchten müssen, daß die Ausdehnung und die sonstigen kriegerischen Vorbereitungen in Uebereinstimmung mit Rußland stattgefunden hätten. Ich habe die Armee des Rheinbundes verabschiedet. Hundertlausend Mann meiner Truppen gehen nach Bologne, um meine Projekte gegen England zu erneuern. Ich warne Ew. Majestät, sich jeder Bewaffnung zu enthalten, die geeignet wäre, mich zu beunruhigen und zu Gunsten Englands eine Diversion zu machen. Als ich das Glück hatte, Ew. Majestät zu sehen, und den Vertrag von Pressburg abschloß, durfte ich glauben, daß unsere Angelegenheiten für immer abgethan wären, und daß ich mich dem See-Kriege hingeben dürfte, ohne weder beunruhigt, noch davon abgezogen zu werden. Möge Ew. Majestät denen mißtrauen, die Ihnen Gefahren für Ihre Monarchie vorspiegeln und dadurch Ihr Glück stören, wie das Ihrer Familie und Völker. Jene allein sind gefährlich, Jene allein rufen die Gefahren herbei, welche sie zu fürchten heuchetn. Durch ein gerades, offenes und einfaches Benehmen werden Ew. Majestät Ihre Völker beglücken, werden Sie selbst jenes Glückes genießen, dessen Bedürfniß Sie nach so vielfachen Unruhen empfinden müssen, und können Sie versichert seyn, in mir einen Mann zu finden, der seit entschlossen ist, niemals etwas zu unternehmen, das Ihre Interessen gefährden könnte. Mögen Ihre Schritte Vertrauen zeigen, und sie werden solches erwecken. Die beste Politik heutzutage ist Einfachheit und Wahrheit. Vertrauen Sie. Majestät mir Ihre Besorgnisse, wenn man Ihnen solche einflößen sollte, und ich werde sie auf der Stelle verscheuchen. Möge Ew. Majestät mir ein letztes Wort erlauben: daß Sie Ihrer eigenen Meinung folge und Ihrem eigenen Gefühl; beide sind weit über denen Ihrer Rathgeber erhaben.

Ich bitte Ew. Majestät, meinen Brief im guten Sinne zu lesen und nichts darin zu erblicken, was nicht das Beste und die Ruhe von Europa und Ew. Majestät bezwecke.

Napoleon."

Diesem eben so höflichen als stolzen Briefe fügte Napoleon aufs neue die förmliche Forderung der Anerkennung des Königs Joseph bei, als das sicherste Mittel, die wahre Stimmung Oesterreichs aus Licht zu fördern, es in sein System zu ziehen oder es in eine Verlegenheit zu bringen, aus welcher sich, sey es durch Frieden oder Krieg, zu ziehen, er es zwingen könnte, sobald es ihm gefallen würde, die Sache aufs Aeußerste zu treiben.

Die nach Erfurt geeilten Fürsten waren, nachdem sie sich von den beiden Kaisern beurlaubt, nach und nach wieder abgereist. Den 14ten, des Morgens, stiegen Alexander und Napoleon zu Pferde und verließen Erfurt in Mitte der von allen Seiten herbeigeströmten Bevölkerung und sämmtlicher unter den Waffen befindlicher Truppen, Einer an des Anderen Seite, wie sie die Stadt betreten hatten. Sie legten zusammen eine gute Strecke Weges zurück; dann stiegen sie ab, übergaben ihre Pferde den Bereitern, gingen noch einige Minuten auf und ab, wiederholten sich einander von neuem und kurz und bündig das, was sie sich schon so oft gesagt hatten, über den Nutzen, die Fruchtbarkeit, die Größe ihrer Allianz, über ihr Wohlgefallen Einer an dem Anderen, wie über ihren Wunsch und ihre Hoffnung, die sie umschlingenden Bande noch inniger zu befestigen, und dann umarmten sie sich mit schicklicher Bewegung. Obgleich ohne Zweifel in ihrer Freundschaft Politik, Ehrgeiz, Interesse vorwalteten, so war doch in diesem Gefühle nicht Alles Berechnung. Die Menschen, selbst diejenigen, welche am meisten zur Berstellung gezwungen sind, sind nie so aller Empfindung baar, als es sich die Feinheit der Masse einbildet, die scharfsichtig zu seyn wähnt, wenn sie überall nur das Schlimme voraussetzt. — Alexander und Napoleon verließen sich bewegt und drückten sich sehr wohlwollend die Hand, der Eine aus dem Wagen, der Andere vom Pferde herab. Alexander reiste nach Weimar und von da nach St. Petersburg; Napoleon nach Erfurt und Paris. Sie sollten sich nicht wiedersehen, und keiner ihrer damaligen Pläne, keiner sollte in Erfüllung gehen.

Als Napoleon nach Erfurt zurückgekehrt war, beurlaubte er die fürstlichen und übrigen Personen, welche noch dort waren, dann begab er selbst einige Stunden später seinen Wagen und ließ diese Stadt in drei Einsamkeit und tiefen Ruhe wieder, und der er sie für einen Augenblick gezogen hatte, um sie mit Leben, Glanz und Tumult zu erfüllen und sie dann ihrer gemächlichen Dunkelheit wieder zurückzugeben. Inzwischen wird sie stets ein unzuwollen Andenken bewahren als ehemaliger Schauplatz der Repräsentation der menschlichen Größe und Macht.*)

Mannigfaltiges.

— *Molière's Geburtstag.* Der Geburtstag Molière's wurde neulich im Théâtre Français mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begangen. Die bei dieser Gelegenheit aufgeführten Stücke waren „Les Femmes Savantes" und „L'Amour Médecin". In letzterem hatte Herr Alexander Dumas mit vieler Geschicklichkeit ein Intermezzo arrangirt, wodurch der Zuschauer sich nach dem Theater versetzt sah, wie es in den Tagen Ludwig's XIV. erschien. Die Gaslampen im Proscenium verschwanden, um einer Anzahl Talglichter Platz zu machen, die nach alter Sitte von dem Publikum angesteckt und gepuzt wurden; die Postis-mahres jener Periode ließen sich auf Armsessen an jeder Seite der Bühne nieder, und einer von ihnen setzte sich vorn gerade zwischen den Zuschauern und den Schauspielern hin. Diese Probe einer theatralischen Darstellung, wie sie vor zweihundert Jahren stattzufinden pflegte, war eben so unterhaltend als merkwürdig. Zum Schluß ward ein Divertissement in dem zur Zeit des Grand Monarque beliebten Stil gegeben, in welchem die berühmtesten Pariser Balletkänzer und Tänzerinnen mitwirkten.

— *Youhaët's Rechtsgeschichte.* Ein kürzlich in Paris erschienener „Versuch zur allgemeinen Rechtsgeschichte" (Essai sur l'Histoire générale du droit) von dem französischen Richter, Herrn Youhaët, wird allgemein als ein gelehrtes und achtbares Werk gerühmt. Der Verfasser unterstützt darin vom constitutionellen Standpunkte aus die Geschichte des Staates, der Gesellschaft, der Familie und des positiven Rechts insbesondere. Als Einleitung ist dem Buche eine Abhandlung über die Perfektibilität des Menschengeschlechtes vorangeschickt.

— *Ein homöopathisches Honorar.* Einer der berühmtesten Homöopathen in Paris ist neulich von einem bekannten General für seine ärztlichen Bemühungen auf eine höchst originelle Art belohnt worden. Der Jünger Hahnemann's hatte den alten Afrikaner eine Zeitlang ohne besonderen Erfolg behandelt, bis dieser endlich seine Ungeduld in sehr militairischen Kraftausdrücken zu erkennen gab. Der Homöopath bat, die Kur noch einen Monat fortzusetzen, allein auch diese Frist verstrich, ohne daß sich eine Besserung zeigte. Der Kriegsmann ward jetzt ernstlich böse; er warf die Streusandkapseln zum Fenster hinaus und schickte seinem Aeskulap folgendes Billet: „Herr Doktor! Ich habe nunmehr vier Monate damit zugebracht, Ihre Pillen zu verschlucken, die ein wahres Narrenkraut sind. Ich danke Ihnen dafür: behalten Sie sie für Andere. Als homöopathischer Arzt verdienen Sie jedoch auch ein homöopathisches Honorarium, und ich schließe daher ein infinitesimales Bruchtheilchen unseres Münzsystems bei." — Der Brief enthielt einen Centime.

*) so wie der Vergänglichkeit menschlicher, scheinbar noch so fest begründeter Entwürfe. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Sgr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Trop. Lasser, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Donnerstag den 21. Februar 1850.

China.

Eine Reise von Schanghai nach der Stadt Hang-tschau-fu.*)

Der ganze Landstrich im Westen von Schanghai ist von Kanälen und Flüssen durchschnitten, so daß man alle Städte und Flecken dieser Region zu Schiffe besuchen kann. Einige Kanäle gegen Westen und Süd-Westen von Schanghai führen nach den großen Städten Syan-kiang-fu, Sy-schan-fu, Nanking und weiter auf dem großen Kanal nach der Hauptstadt selbst. Andere wieder bilden die Hauptroute nach der tatarischen Stadt Tschapuh, nach Hangtschau-fu und mehreren bedeutenden Ortschaften, die, wie wir täglich finden, diese große und reiche Ebene besäen.

Mein Boot nahm eine südliche Richtung, indem ich die Stadt Hangtschau-fu zum Ziel meiner Reise gewählt hatte. Bei einem frischen Winde dahinfliegt, erreichten wir am ersten Tage den Mähau-See — eine Entfernung von 120 oder 130 Li (5 bis 6 deutsche Meilen) von Schanghai. Hier blieben wir die Nacht über und machten unser Boot an einem Pfahl fest, den wir in das grasbewachsene Ufer des Kanals einschlugen. Am folgenden Morgen brachen wir früh auf und gelangten Vormittags nach einer Stadt von beträchtlicher Größe, Ki-hin-yuen genannt; etwas weiter hin kamen wir nach einer zweiten ansehnlichen Stadt Ki-ping-fu, die mit Mauern und Festungswerken umgeben ist.

Diese Stadt scheint nicht viel kleiner zu seyn, als Schanghai, und enthält vermuthlich eine gleiche Anzahl Bewohner — 270,000. Ihre Mauern und Wälle waren früher ganz verfallen, sind aber jetzt wieder in guten Stand gesetzt worden. Meine Bootsleute sagten mir, daß die Regierungsbeamten in vielen Jahren die nöthigen Geldmittel zu diesem Zwecke nicht hätten aufbringen können; als aber die Engländer nach Tschapuh — welches nicht weit davon entfernt ist — vordrangen, ward das Volk auf einmal mit Beiträgen sehr freigebig und ließ die Vertheidigungswerke der Stadt aufs vollständigste wiederherstellen. Eine Anzahl alter Korn-Speicher von beträchtlicher Größe im Verhältniß zu der Tiefe des Wassers lagen neben der Stadt vor Anker und wurden, wie es schien, von den Eingebornen als Wohnhäuser benutzt. Einige waren indeß zur Hälfte mit Wasser angefüllt und, dem Anschein nach, ganz unbewohnt. Dschonken dieser Art sieht man bei allen bedeutenden Städten am großen Kanal liegen. Wenn sie zu alt sind, um im Dienste der Regierung verwandt zu werden, so zieht man sie bei der nächsten Stadt ans Ufer, wo sie als Wohnungen gebraucht werden; häufig verkaufen sie jedoch in den Kanal, dessen Fahrwasser sie versperren. Man sollte glauben, daß in einem Lande wie China, wo das Brennholz kostspielig ist, diese alten Dschonken verkauft und als einander genommen würden; dies ist jedoch nicht der Fall, und ohne Zweifel hat das Unterlassen einer solchen Verwendung irgend einen Grund, den nur die Chinesen genau geben wissen.

Wir hatten jetzt den großen Seidenbau-Distrikt Hang-tschau betreten, und der Maulbeerbaum war an den Ufern des Kanals, so wie in Gruppen über das ganze Land, zu erblicken. Auf der westlichen Seite von Ki-hing-fu wurde meine Aufmerksamkeit durch einen Begräbnißzug erregt, der nicht weit von der Stadtmauer lag. Der große Umfang desselben gab mir einen Begriff von der zahlreichen und dichten Bevölkerung der Stadt. Er war augenscheinlich schon seit mehr als einem Menschenalter benutzt worden, da viele Leichensteine in Stücke zerbrochen und mit den Särgen und der Asche der Verstorbenen vermischt waren. Diese „Schädelstätte" war aber kein öder Raum, wie jene Kirchhöfe, die wir bei uns zuhause in großen Städten sehen. Die Todten ruhten hier mitten unter Hainen, die mit Trauerweiden, Maulbeerbäumen, verschiedenen Arten Wacholder, Cypressen und Tannen bepflanzt sind. Wilde Rosen und Schlingpflanzen rankten sich über den Gräbern, und der ganze Platz bot einen zwar ernsten, aber freundlichen Anblick dar.

Indem wir die alte Stadt hinter uns ließen und eine westliche Richtung einschlugen, erreichten wir eine breite Wasserfläche von bedeutendem Umfang, welche vermuthlich ein Theil des berühmten Tai-ho-See's ist oder doch mit ihm in Verbindung steht. Das Wasser ist hier ziemlich seicht und größtentheils mit Trapa bicornis — einer Pflanze, die von den Chinesen Ling genannt wird — bedeckt. An dieser wächst eine Frucht von ganz seltsamer Gestalt, die sich nur mit dem Kopf und den Hörnern eines Ochsen vergleichen läßt; sie gehört zu den Lieblingsspeisen der Chinesen in allen Provinzen des Reichs. Ich habe drei verschiedene Spezies oder Abarten dieser Pflanze wahrgenommen, von welchen die eine sich durch eine sehr schöne rothe Farbe auszeichnet. Frauen und Kinder segelten auf allen Theilen des Sees in Bannen von derselben Größe wie unsere gewöhnlichen Waschkähne und sammelten die Frucht des Ling. Ich wünschte in der That keine zweckmäßigere Art, dieses zu bewerkstelligen, als vermittelst dieser Bannen, so roh sie auch scheinen mögen, indem die Fruchtsammler und deren Beute zu gleicher Zeit darin untergebracht werden können, und man sie mit Leichtigkeit durch die Massen Ling fortbewegen kann, ohne die Pflanzen im mindesten zu beschädigen. Nichtsdestoweniger machte der Anblick so vieler Menschen, die, jeder in seinem Waschkahn, auf dem See herumschwammen, einen unbeschreiblich lächerlichen Eindruck.

Nachdem wir den See verlassen, fuhren wir längs den Ufern des Kanals weiter, die, wie der größte Theil des Landes, mit Maulbeerbäumen bepflanzt sind. Der Seidenbau ist augenscheinlich die Hauptbeschäftigung der fleißigen Einwohner. Man braucht sich nur umzusehen, um die enorme Quantität, die das Land erzeugen muß, einigermaßen beurtheilen zu können. Zwei Tage lang, auf einer Strecke von wenigstens hundert (engl.) Meilen, sah ich fast nichts Anderes als Plantagen von Maulbeerbäumen. Sie scheinen mit vieler Sorgfalt angebaut zu seyn und waren im üppigsten Wachsthum, mit schönen großen und glänzenden Blättern. Wenn man bedenkt, daß ich in gerader Richtung das Land durchreiste, so kann man sich eine Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung dieses Seidenbau-Distrikts machen, der zum allerwenigsten einen Umfang von hundert Meilen im Durchmesser enthält. Und dies ist nur einer unter den vielen Seidenbau-Distrikten in China, obgleich allerdings der hauptsächlichste und beste.

Welche Quantität Seide von den Chinesen produzirt und verbraucht wird, geht aus der Thatsache hervor, daß, als nach dem Kriege mit England der Hafen von Schanghai geöffnet ward, die Ausfuhr roher Seide in zwei oder drei Jahren von etwa 3000 Ballen auf etwa 20,000 stieg; wobei zu bemerken — was auch von dem Thee gesagt werden kann — daß der Export, im Verhältniß zu dem, was die Chinesen selbst konsumiren, nur äußerst gering ist. Eine andere merkwürdige Thatsache, welche gleichfalls die außerordentlich starke Production beweist, ist die, daß die Mehr-Ausfuhr von 17,000 Ballen auf den Preis der rohen Seide und Seiden-Fabrikate nicht den mindesten Einfluß hatte.

Sze-mun-yuen, eine ungefähr 140 Li nord-östlich von Hang-tschau-fu liegende Stadt, war der nächste bedeutende Ort, den ich erreichte. Es ist dem Anschein nach eine sehr alte Stadt, hat aber keinen Handel und ist sehr in Verfall gerathen. Die Wälle waren ganz mit Strauchwerk bewachsen und an vielen Stellen eingestürzt oder in Trümmern verfallend. Der Ort hatte ohne Zweifel glücklichere Tage gesehen, die aber schon längst verflossen waren. Die Bootsleute versicherten mir, daß diese Gegend von Dieben und Räubern wimmle und daß es nöthig sey, den Nachts Wache zu halten, da man sonst vor Morgen gewiß etwas vom Boot stehlen werde.

Wir erreichten diese Stadt gegen drei Uhr Nachmittags. Der Morgen war kalt und regnicht gewesen, und die Leute, die alle bis auf die Haut durchnäßt waren, weigerten sich, den Tag weiter zu fahren. Ich mußte mich also bequemen, die ganze Nacht da zu bleiben, und eine unangenehmere und beschwerlichere habe ich nie verbracht. Nachdem es dunkel geworden, fingen meine Diener und die Bootsleute an, sich Geschichten von berühmten Seeräubern und Dieben zu erzählen, bis sie selbst Furcht bekamen und mir beinahe den Verdacht einflößten, daß ich mich in gefährlicher Gesellschaft befände. Es wehte ein starker Wind, und als er durch die verfallenen Mauern pfiff und heulte, vermehrte er den traurigen Eindruck, den sie auf mich hervorbrachten. Was jedoch am meisten zu unserem Ungemach beitrug, war der Regen, der fortwährend durch das Verdeck des Boots drang und unsere Betten durchnäßte.

Ehe ich mich niederlegte, ward es so verabredet, daß einer von meinen Leuten und ein Schiffer die Nacht über Wache halten sollten. Wie lange diese Wächter sich munter gehalten haben, kann ich nicht bestimmen; als ich indessen kurz vor Sonnenaufgang erwachte, schienen sie die Gefahren des Ortes, ausgenommen vielleicht in ihren Träumen, ganz vergessen zu haben, denn ich fand Beide fest eingeschlafen. Die anderen Leute lagen derselben Ursache halber in tiefem Schlummer, und Niemand schien uns, während wir der Ruhe pflegten, irgend eine Unbill zugefügt zu haben. Der Morgen war schön, ich weckte meine Begleiter, und wir setzten unsere Reise fort.

Unserer Fahrt hatte und drei Tage lang durch eine völlig ebene Region geführt, und erst in der Nähe der Stadt Syan-kiang-fu erblickten wir drei oder vier kleine Anhöhen. Von hier ab fing jedoch die Scene an, sich zu verän-

*) Aus den von Zeit zu Zeit in dem Athenaeum erschienenen Reise-Briefen des englischen Botanikers Fortune, dessen interessante Berichte über China wir schon in früheren Jahrgängen des Magazins auszugsweise mitgetheilt haben.

Digitized by Google

dern, — die Hügel und Berge, welche diese weite Ebene im Westen und Süden begränzen, wurden jetzt sichtbar. In dem Maße, als wir näher gegen Hangtschau-fu vordrangen, wurde die Vegetation mannigfaltiger, reicher, und das Land immer besser angebaut. Diese Gegend kann mit Recht „der Garten von China" genannt werden. Der große Kanal mit seinen verschiedenen Abzweigungen dient ihr nicht allein als Bewässerungsmittel, sondern erleichtert auch das Reisen und den Transport ihrer in anderen Provinzen so beliebten Erzeugnisse. Die im Hintergrunde sich erhebenden Berge, die schöne Bucht, welche beinahe bis an die Stadt hinaufreicht und sich weithin nach dem Ocean zu erstreckt, und der herrliche Fluß, der sich hier in die Bucht ergießt, tragen alle dazu bei, der Landschaft einen reizenden Anblick zu verleihen. Haine von Orangen, Kumquats (Citrus Japonica), Loquats, Pflaumen, Pfirsichen, Weintrauben und allen Früchten des mittleren China werden in der Nachbarschaft von Hang-tschau-fu angetroffen, welche mit derselben Sorgfalt gepflegt werden, die wir in Europa auf unsere Gärten verwenden. — In meinem nächsten Briefe werde ich einige Notizen über die berühmte Stadt Hang-tschou-fu und meine dortigen Abenteurer mittheilen.

R. F.

Rußland.

Das Papstthum vom russischen Standpunkte aus.

(Fortsetzung.)

Wir kennen den Göhendienst der Occidentalen für Alles, was politische Form und Mechanismus ist. Dieser Fetischdienst ist gleichsam eine neue Religion des Occidents geworden; wie würde man nun, ohne seine Augen der Erfahrung und jeder Augenscheinlichkeit verschließen zu haben, nach Allem, was sich in letzter Zeit ereignet hat, noch dazu kommen können, sich zu überreden, daß, in dem gegenwärtigen Zustande Europa's, Italiens und Roms, die ganz oder halb freisinnige Verfassung, die man den Papste gegeben haben wird, lange in den Händen einer gemäßigten Partei bleiben würde, wie man es sich träumt; daß diese Verfassung nicht vielmehr durch die Revolution angegriffen und zu einem Kriegswerkzeug umgebildet werden würde, mit welchem nicht allein die weltliche, sondern auch die geistliche Herrschaft des Papstes zugrundegerichtet werden könnte? Denn wollte man auch dem revolutionairen Prinzipe, wie der Ewige dem Satan, befehlen, nur den Körper des treuen Hiob zu plagen, seine Seele aber unberührt zu lassen, so würde dennoch die Revolution, weniger bedenklich als der Engel der Finsternis, die ihr gemachten Einschränkungen nicht beachten.

Jede Täuschung, jede Mißachtung in dieser Hinsicht ist unmöglich für den, der das, was den Grund des Streites im Westen ausmacht und was daraus geworden ist, wahrhaft verstanden hat. Das ganze Leben der Occidentalen ist ein widernatürliches, es ist eine Krankheit, die sich nicht erst von gestern herschreibt, sondern seit Jahrhunderten im Fortschreiten begriffen ist. Und wenn nur wenige Menschen das Gefühl von dieser beklagenswerthen Lage haben, in welcher sich der Westen Europa's befindet, so beweist dies nur, daß die Krankheit schon sehr weit vorgeschritten ist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß, was die römische Frage betrifft, der größte Theil der Interessen, welche Reformen und Konzessionen von Seiten des Papstes erheischen, aufrichtige, gerechte und billige Interessen seyen, daß man ihnen auch Genugthuung schuldig sey, und daß diese ihnen sogar nicht lange verweigert werden könne. Indeß so unglaublich ist das Mißgeschick der Lage, daß diese Interessen, die von einer ganz örtlichen Natur und von einer verhältnißmäßig geringen Wichtigkeit sind, eine unermeßliche Frage beherrschen und aufs Spiel setzen. So erschient, ganz aufrichtig gesagt, die römische Frage als ein Labyrinth ohne Ausweg; die päpstlichen Institutionen sind durch Offenlegung einer verborgenen Schadens nach einer Dauer von mehreren Jahrhunderten zu einem Lebensabschnitte gelangt, wo, wie man es gesagt hat, das Leben sich nur noch durch eine Beschwerlichkeit des Daseyns fühlen läßt. Rom, welches der Westen Europa's zu seinem Ebenbilde gemacht hat, befindet sich, wie dieser Westen, in einem Zustande, in welchem seine Existenz unmöglich ist. Dies ist die unerbittliche Logik, welche wie ein inneres Gesetz die Bogebenheiten dieser Welt regiert. Acht Jahrhunderte werden bald verflossen seyn seit dem Tage, wo Rom das letzte Band, welches daselbe mit der orthodoxen Tradition der allgemeinen Kirche verknüpfte, gebrochen hat.*) An jenem Tage hat Rom, als es sich sein eigenes Schicksal schuf, auch über das Geschick des Westens für Jahrhunderte entschieden.

Man kennt allgemein die dogmatischen Verschiedenheiten, die Rom von der orthodoxen Kirche trennen. Vom Standpunkte der menschlichen Vernunft erklären diese Verschiedenheiten nicht genügend die Kluft, welche nicht zwischen den beiden Kirchen, denn die Kirche ist nur eine, sondern zwischen den beiden Welten, welche diesen verschiedenen Punkten gefolgt sind, sich gebildet hat. Sie erklären nicht ausreichend, wie der Theil, der sich damals absonderte, nothwendig an das Ziel gelangen mußte, bei welchem wir ihn heute antommen sehen.

Jesus Christus hatte gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Nun, es handelt sich darum, zu verstehen, wie Rom, nachdem es sich von der Einheit getrennt hatte, sich berechtigt glaubte, in einem Interesse, welches das Papstthum mit dem Interesse des Christenthums selbst identifizirt hat, dieses Königreich Christi wie ein Reich dieser Welt zu organisiren. Es ist sehr schwer, wir wissen es wohl, in den Ihren des Westens diesem Worte die rechte Bedeutung zu geben. Man wird immer versucht seyn, dasselbe nicht im orthodoxen, sondern im protestantischen Sinne zu erklären. Zwischen diesen beiden Bedeutungen liegt der Unterschied, der das Göttliche von dem Menschlichen trennt; aber trotz dieser Trennung ist die orthodoxe Lehre, wie man anerkennen muß, nicht minder unvereinbar mit der Lehre Roms, und zwar aus folgenden Gründen: Rom, es ist wahr, hat es nicht wie der Protestantismus gemacht, es hat nicht den christlichen Mittelpunkt, der die Kirche ist, zu Gunsten des menschlichen, des individuellen Ichs unterdrückt, aber es hat diesen Mittelpunkt in das römische Ich absorbirt. Es hat die Tradition durchaus nicht geleugnet, es hat sich bewogen gefunden, dieselbe zu seinem Vortheil zu konstituiren. Eingriffe machen in das, was göttlich ist, heißt das aber nicht auch dasselbe leugnen?

Und hierin giebt sich diese Furchtbare, aber nicht zu leugnende Verknüpfung zu erkennen, welche den Ursprung des Protestantismus mit den Usurpationen Roms eng verkettet; denn jede Usurpation hat das Eigenthümliche, daß sie nicht nur Aufruhr erregt, sondern auch noch zu ihrem Ruhen einen Anschein der Berechtigung schafft. Die moderne revolutionaire Schule hat sich hierüber nicht getäuscht. Die Revolution, welche nur die Vergötterung desselben menschlichen Ichs ist, das seine volle und ganze Geltung zu erlangen strebt, hat nicht ermangelt, Gregor VII. eben so gut wie Luther als die Ihrigen anzuerkennen und dieselben als ihre glorreichen Ahnherren zu begrüßen. Die Stimme des Blutes hat zu ihr gesprochen, und sie hat den Einen adoptirt, wie sie den Anderen sich heilig gesprochen hat.

Aber wenn die augenscheinliche Verwandtschaft, welche die drei Glieder dieser Kette verbindet, selbst die Grundlage des geschichtlichen Lebens im Westen ist, so ist eben so unbestreitbar, daß man ihr keinen anderen Ausgangspunkt anweisen kann, als die Verkennung des christlichen Prinzipes, welche sich in der Organisation des Papstthums kundgab. In Jahrhunderten hatte die Kirche des Westens unter dem Schutze Roms sich ganz und gar dem Charakter eingeprägt, welchen das Gesetz ihres Ursprunges ihr angewiesen. Sie hatte aufgehört, mitten in der großen menschlichen Gesellschaft eine Gesellschaft von Gläubigen zu seyn, die sich freiwillig im Geiste und in der Wahrheit unter dem Gesetze Christi gebildet hat. Wahrlich, im ganzen Mittelalter war die römische Kirche nichts Anderes, als eine Kolonie, die in einem eroberten Lande angelegt worden.

Diese Organisation brachte der Kirche, indem sie dieselbe mit weltlichen Interessen in Zusammenhang setzte, so zu sagen, ein tödtliches Verhängniß; indem sie das göttliche Element in einen unsichtbaren und vergänglichen Körper aufnahm, hat sie demselben alle Hinfälligkeiten und Gebrechen des Fleisches gleichsam eingehaucht.

Von dieser Organisation ist für die römische Kirche die Nothwendigkeit des Krieges, des materiellen Krieges ausgegangen, eine Nothwendigkeit, die sie ein Jubiläum, wie die Kirche, einem absoluten Verdammungsurtheil gleichkömmt.

Aus dieser Organisation sind der Konflikt der Ansprüche und die Nebenbuhlerschaft der Interessen entstanden, welche seinen wahrhaft gottlosen und verruchten Zweikampf zur Folge haben mußten, der, seit durch das ganze Mittelalter zwischen Papst- und Kaiserthum hinziehend, in dem westlichen Europa selbst das Prinzip der gesetzmäßigen Gewalt bis auf den Tod verwundet hat. Von dieser Organisation schreiben sich so viele Ausschweifungen, Gewaltthätigkeiten und Abscheulichkeiten her, nun die materielle Macht, deren Rom nicht entbehren zu können glaubte, wenn die Einheit der Kirche geschützt werden sollte, zu fühlen. Aber nichtsdestoweniger hat diese materielle Macht aufgehört, wie sie aufhören mußte: sie mußte die vorgebliche Einheit der Kirche in Splitter zerbrechen; denn, und man wäre es nicht in Abrede stellen können, die Exzesse der Reform des 16ten Jahrhunderts ist in ihrem Ursprunge nur die Reaction derjenigen christlichen Gefühls gewesen, das sich nur zu lange schon gegen die Autorität einer Kirche, die es nur dem Namen nach war, gesträubt hatte. Aber wie, seit Jahrhunderten, Rom sich sehr sorgfältig zwischen die Kirche und den Occident gestellen hatte, so wollten die Häupter der Reformation, anstatt ihre Bestrebungen vor den Richterstuhl der rechtmäßigen und kompetenten Obrigkeit zu bringen, lieber an das Urtheil des individuellen Bewußtseyns appelliren, das heißt, sie machten sich zu Richtern in ihrer eigenen Sache. Das ist die Klippe, woran die Reform des 16ten Jahrhunderts gescheitert ist. Das ist die wahre und einzige Ursache, wodurch die in ihrem Ursprunge ehrliche Reform vom Wege abgewichen ist und zuletzt sich dis zur Verleugnung der kirchlichen Gewalt und folglich auch des Prinzipes jeder obrigkeitlichen Gewalt erstreckt hat. Und durch diese Bresche, welche der Protestantismus, so zu sagen, ohne Vorwissen gemacht, ist es geschehen, daß das antichristliche Prinzip in die Gesellschaft des Westens eindrang.

Dieses Resultat war unvermeidlich, denn das menschliche Ich ist, wenn es sich selbst preisgegeben ist, dem Westen nach antichristlich. Die Empörung, die Usurpation des Ichs, datirt sicherlich nicht erst vom 16ten Jahrhundert her; aber was damals neu war und was sich zum erstenmale in der Geschichte der Menschheit sich darstellte, war, daß man diese Empörung zur Würde eines Prinzipes erhoben sah, welches mit der Zeit als ein der menschlichen Persönlichkeit angehörendes Recht betrachtet wurde. Seit den letzten drei Jahrhunderten ist das geschichtliche Leben des Westens nur ein unaufhörlicher Krieg gewesen gegen Alles, was es in der alten Gesellschaft des Occidents noch Christliches gab. Diese Arbeit des Zerstörens und Niederreißens hat lange gewährt; denn bevor sie sich an den Verfassungen der Völker vergreifen konnte, mußte sie erst das, was den Mörtel ausmacht, den Glauben, aus den verbundenen Theilen herausgerissen haben.

*) Die russische Dorfschrift betrachtet als sowie die griechischen und russischen Theologen überhaupt) die römische Kirche als ein bloßes Schisma der griechisch-orthodoxen, welche sich allerdings ebenfalls die „katholische" Kirche nennt.

D. R.

Digitized by Google

Daß, was die erste französische Revolution immer zu einer merkwürdigen Epoche in der Weltgeschichte machen wird, ist, daß sie, so zu sagen, der Regierung der politischen Gesellschaft die Zukunft der antichristlichen Ihre feierlich verklündigte. Um uns davon zu überzeugen, daß diese Idee der eigenthümliche Charakter und gleichsam die Seele der Revolution sey; genügt es, zu untersuchen, welches ihre wesentliche Lehre sey; und diese neue Lehre, welche die Revolution der Welt gebracht hat, ist offenbar die Lehre von der Souverainetät des Volkes. Was ist die Souverainetät des Volkes anders, als die des durch die Zahl vervielfachten menschlichen Ich, d. h. als die Souverainetät, welche sich auf die Gewalt stützt? Alles, was nicht dieses Prinzip ist, kann nicht mehr Revolution heißen und würde nur eine rein relative und zufällige Geltung haben können. Deswegen ist, beiläufig gesagt, Nichts einfältiger oder selbst verrätherischer, als den durch die Revolution geschaffenen politischen Institutionen eine andere als diese Geltung beizutegen. Es sind dies nur Werkzeuge des Krieges, die zu dem Gebrauche, zu welchem sie gemacht sind, sich bewunderungswürdig eignen, die aber, außerhalb dieser Bestimmung, niemals in einer geregelten Gesellschaft eine rathsame Anwendung würden finden können.

Die Revolution hat übrigens selbst dafür Sorge getragen, uns nicht über ihre wahre Natur im Zweifel zu lassen, indem sie ihre Beziehungen zum Christenthum so formulirt: „der Staat, als solcher, hat keine Religion;" denn das ist das Credo des modernen Staates. Dies ist die große Neuerung, welche die Revolution der Welt gebracht hat; das ist ihr eigenthümliches wesentliches Werk, eine That ohne Beispiel in der menschlichen Gesellschaft. Das war das erstemal, daß eine politische Gesellschaft, am sich zu bilden, einen Staat annahm, der jeder höheren Gesetzesfraft vollständig fremd war, einen Staat, der erklärte, seine Seele zu haben, oder daß, wenn er eine hätte, diese Seele keine religiöse wäre. Denn wer weiß nicht, daß selbst in dem heidnischen Alterthume, dieser ganzen Welt, die vom Christenthume noch nichts wußte und die unter die Herrschaft der allgemeinen Tradition gestellt war, die Gemeinde, der Staat vor Allem ein religiöses Institut war? Es war gleichsam ein von der allgemeinen Tradition abgelöstes Bruchstück, das sich, indem es sich in einer besonderen Gesellschaft verkörperte, sich zu einem unabhängigen Mittelpunkt gestaltete, es war, so zu sagen, lokalisirte und materialisirte Religion. Die wissen sehr wohl, daß diese angebliche Neutralität in Sachen der Religion nicht aufrichtig von Seiten der Revolution gemeint ist. Sie selbst, sie kennt die Natur ihres Feindes nur zu gut, als daß sie nicht wissen sollte, daß ihm gegenüber die Neutralität unmöglich sey: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." In der That, um dem Christenthume die Neutralität darzubieten, muß man zuerst aufgehört haben, ein Christ zu seyn. Die Sophistik der modernen Religion scheitert hier an der allmächtigen Natur der Dinge. Damit diese Neutralität einen Sinn habe, damit sie etwas Anderes sey, als eine Lüge und eine Schlinge, müßte sich mit aller Nothwendigkeit der moderne Staat jedes Charakters der moralischen Autorität entkleiden, er müßte sich entschließen, ein bloßer Polizeistaat zu seyn, eine reine materielle Thatsache, die von Natur unfähig ist, irgend welchen moralischen Anspruch an den Tag zu legen. Wird man behaupten, daß die Revolution für den Staat, den sie geschaffen hat, und der sie repräsentirt, eine ähnliche, nicht allein bescheidene, sondern auch unmögliche Bedingung annimmt? Sie nimmt sie so wenig an, als sie, nach ihrer sehr bekannten Doktrin, die Inkompetenz des modernen Gesetzes in Sachen der Religion nur aus der Ueberzeugung entsprungen läßt, daß die sogenannte religiöse Moral, d. h. eine Moral, die jeder übernatürlichen Beglaubigung entbehrt, für die Geschicke der menschlichen Gesellschaft hinreichend sey. Dieser Satz kann wahr oder falsch seyn, aber es liegt darin jedenfalls eine Doktrin, und zwar eine solche, die für jeden redlichen Menschen der vollständigsten Verleugnung der christlichen Wahrheit gleichkömmt.

Dennoch, trotz dieser vermeintlichen Inkompetenz und der constitutionellen Neutralität in Betreff der Religion, sehen wir, daß überall, wo der moderne Staat eingerichtet ist, letzterer es nicht daran fehlen läßt, dieselben Rechte und dieselbe Autorität in kirchlichen Angelegenheiten auszuüben, wie die alte Macht für sich in Anspruch genommen hatte. So zum Beispiel in Frankreich, in welchem vorzugsweise logischen Lande, erklärt das Gesetz allerdings, daß der Staat, als solcher, keine Religion habe, aber in der Wirklichkeit nimmt es seinen Anstand, sich mit den vollkommen rechtmäßigen Ehren des allerchristlichsten Königs zu betrachten.

Wir wollen also die Wahrheit der Thatsachen wiederherstellen: der moderne Staat erklärt die Staatsreligion nur darum in die Acht, weil er seine eigene hat, und diese Religion ist die Revolution.

Jetzt, um wieder auf die römische Frage zu kommen, wird man die unmögliche Stellung, die man dem Papstthume zu geben gedenkt, indem man demselben die Pflicht auferlegt, für seine weltliche Macht die Bedingungen des modernen Staats anzunehmen, ohne Mühe begreifen. Das Papstthum kennt das Prinzip des modernen Staates sehr wohl, es begreift letzteren gleichsam instinktmäßig; denn das christliche Bewußtseyn des Priesters im Papste würde nöthigenfalls darüber Aufklärung geben. Es giebt keinen möglichen Vergleich zwischen dem Papstthume und diesem Prinzip, denn ein Vergleich hierin würde nicht ein einfaches Zugeständniß der Macht, sondern ein Abfall vom Glauben seyn.

Aber, wird man fragen, warum könnte der Papst nicht die Institutionen ohne das Prinzip annehmen? — Das ist auch eine der Täuschungen der sogenannten gemäßigten Meinungen, die für ganz vernünftig gehalten wird und doch unvernünftig ist; als wenn sich eine Institution von dem Prinzip, durch welches sie ins Leben gerufen worden ist, trennen ließe! als wenn das Materielle der ihrer Seele beraubten Institution etwas Anderes wäre, als ein todtes Gerüst ohne Nutzen! Uebrigens haben die Institutionen immer nur die Bedeutung, die ihr diejenigen beilegen, welche sie erhalten, nicht die, welche sie geben, besonders, wenn es auch letztere sind, die sie aufrichten.

Wenn der Papst nun Priester gewesen wäre, d. h. wenn das Papstthum seinem Ursprunge treu geblieben wäre, so hätte die Revolution seinen Einfluß auf dasselbe haben können, weil die Verfolgung seine Revolution ist: aber es ist das fremde und verderbliche Prinzip, mit dem das Papstthum sich identifizirte, welches letzteres ihren Schlägen zugänglich machte. Das ist das Pfand, welches das Papstthum seit Jahrhunderten, der Revolution im voraus gegeben hat. Hier zeigt sich augenscheinlich die unumstrickte Logik einer höheren Vorsehung. Von allen Institutionen, welche das Papstthum seit seiner Trennung von der orthodoxen Kirche zur Welt gebracht, ist keine, welche diese Trennung tiefer bezeichnete, keine, welche das Papstthum mehr zu beseitigen geeignet hat, als die weltliche Herrschaft. Und gerade diese ist es, mit welcher wir das Papstthum heute zusammenstoßen sehen. Seit langer Zeit schreibt hatte die Welt nichts dem Schauspiele Vergleichbares, welches das unglückliche Italien während der letzten Zeiten, die diesen neuen Mißgeschichten vorangegangen sind, dargeboten hat. Seit langer Zeit hat keine Lage, kein historisches Faktum diese seltsame Physiognomie gehabt. Es ereignet sich bisweilen, daß Personen sich, nahe vor irgend einem hereinbrechenden Unglück ohne scheinbaren Grund von einem Anfall wahnsinniger Freude oder rasender Fröhlichkeit ergriffen fühlen. Hier haben wir ein ganzes Volk, das plötzlich von einem Anfalle dieser Art ergriffen worden ist. Und dieses Fieber, dieser Wahnsinn wird seit Monaten unterhalten und fortgepflanzt. Es gab einen Moment, wo dieser Wahnsinn, wie eine elektrische Kette, alle Klassen, alle Bedingungen der Gesellschaft durchzog und sich zum Losungswort den Namen eines Papstes erkor.

Wie oft hat wohl nicht der arme christliche Priester im Hintergrunde seines Gemaches zusammenschaudern müssen bei dem Lärmen der Orgie, mit der man ihn zum Gott machte! Wie oft haben nicht das Beifallsgeschrei und die Ausbrüche der Begeisterung Zweifel und Besürzung in der Seele dieses Christen erwecken müssen, der einer sicherlichen Popularität zur Beute geworden war! Das, was heutzutage ihn, den Papst, berühmt machen mußte, war, daß er in dieser erstaunlichen Popularität und in dieser ganzen Begeisterung, so ungezügelt sie war, die Berechnung und eine tiefer liegende Absicht nicht verlernen konnte.

Das war das erstemal, wo man damit prunkte, den vom Papstthume getrennten Papst zu verehren; und das ist noch nicht genug gesagt: Alle diese Huldigungen, alle diese Verehrungen galten nur dem Menschen, weil man in ihm einen Mitschuldigen gegen die Institution zu finden hoffte; mit einem Worte, man wollte den Papst feiern, indem man aus dem Papstthume ein Freudenfeuer machte. Was aber in dieser Lage besonders furchtbar erscheinen muß, war, daß eine solche Berechnung nicht allein in der Absicht der Parteien lag, sondern sich auch in dem natürlichen Gefühl der Massen vorfand. Und nichts konnte sicherlich die ganze Unwahrheit und die ganze Scheinhaftigkeit der Lage besser bloßstellen, als die Huldigungen und die dem Haupte der katholischen Kirche zuerkannte Bergötterung in dem Augenblick dargebracht zu sehen, wo die Verfolgung gegen den Orden der Jesuiten mehr denn je wüthete. Das Institut der Jesuiten wird für den Westen immer ein Problem bleiben. Sie ist noch eines der Räthsel, wozu der Schlüssel anderswo ist. Man kann mit Recht sagen, daß die Jesuitenfrage zu sehr mit dem Bewußtseyn des Ordenrts zusammenhängt, als daß sie jemals in einer ganz genügenden Weise gelöst werden könnte.

Wenn man von den Jesuiten spricht und es versucht, sie einer billigen Beurtheilung zu unterwerfen, so muß man damit anfangen, alle diejenigen (und ihr Name ist Legion), für welche das Wort „Jesuit" nur ein Stichwort und ein Kriegsgeschrei ist, gänzlich außer Acht zu lassen. Von allen Vorurtheilungen, die man zu Gunsten dieses berühmten Ordens versucht hat, ist keine verderbter und überzeugender, als der Haß, der wüthende und unversöhnliche Haß, welchen ihm alle Feinde der christlichen Religion geschworen haben: aber, dies angenommen, kann man sich nicht verhehlen, daß die ausschließlichen und ihrer Kirche ergebenstten Katholiken, von Pascal bis auf unsere Tage, nicht aufgehört haben, von einer Generation zur anderen einen offenkundigen und unüberwindlichen Widerwillen gegen diesen Orden an den Tag zu legen. Diese Stimmung der Geister bei einem antireligiösen Theile der katholischen Welt dürfte vielleicht eine der in der Thal regrettendsten und traurigsten Situationen in der Welt die menschliche Seele befinden kann. Was kann man sich Traurigeres denken, als den Kampf, der im menschlichen Herzen geliefert werden muß, wenn es, getheilt zwischen dem Gefühl der religiösen Verehrung, diesem Gefühl der mehr als kindlichen Liebe, und der Evidenz unleugbarer Thatsachen, sich bestrebt, das Zeugniß seiner eigenen Gewissens zu verwerfen, um nicht die wirkliche und unbestreitbare Solidarität, die das Objekt einer Verehrung mit dem seines Abscheues vereinigt, eingugestehen? Dies ist jedoch die Lage aller treuen Katholiken, welche, blind durch ihre Freundschaft gegen die Jesuiten, sich eine Thatsache von der größten Augenscheinlichkeit zu verhehlen suchen, nämlich: die tiefe, die innerste Solidarität, welche diesen Orden, seine Bestrebungen und Lehren mit den Lehren und den Schicksalen der römischen Kirche verknüpft, und die absolute Unmöglichkeit, sie von einander zu trennen, ohne das darans eine organische Verletzung und eine arge Beschimpfung entsteht; denn wenn man sich von allem Vorurtheil, von jeder Parteinimmung oder selbst der Rationalität freimacht und das von christlicher Liebe erfüllte Herz sich aufrichtig die Frage vorlegt: „Was sind die Jesuiten?" so wird die Antwort, wir glauben es sehr, keine andere seyn, als: Die Jesuiten sind Männer voll eines brennenden, unermüdlichen, oft heldenmüthigen Eifers für die christliche Sache, die sich jedoch dem Christenthume gegenüber eines großen Verbrechens schuldig gemacht haben, und zwar haben sie, beherrscht von dem Egoismus, nicht als Individ-

Digitized by Google

dern, sondern als Orden, die christliche Sache so mit ihrer eigenen verknüpft geglaubt, daß sie in der Hitze der Verfolgung und in der außerordentlichen Bewegung des Kampfes das Wort der Herrn: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ so vollständig vergessen haben, daß sie dahin gekommen sind, den Sieg Gottes um jeden Preis, doch unbeschadet desjenigen ihrer persönlichen Genugthuung, zu suchen. Nun, dieser Irrthum, der seine Wurzel in der ursprünglichen Verderbniß des Menschen hat und der in seinen Folgen für die Interessen des Christenthums von einer unberechenbaren Wichtigkeit gewesen, ist nicht ein der Gesellschaft Jesu besonders eigenthümlicher. Diesen Irrthum, diese Befreundungen hat der Orden eben so mit der römischen Kirche gemein, als man sagen kann, daß er es gerade ist, welcher belebe, wie durch eine organische Verwandtschaft, mit durch Bande des Blutes, mit einander verkettet. Es ist diese Gemeinschaftlichkeit, diese Uebereinstimmung der Tendenzen, welche den Orden der Jesuiten zum konzentrirten, aber buchstäblich treuen Ausdruck des römischen Katholizismus macht und welche, um Alles zu sagen, es bewirkt, daß dieses Institut der römische Katholizismus selbst, aber im fixirenden Zustande, im Zustande der Handlung, ist. Und deshalb hat diese Orden, hin- und hergeworfen durch Verfolgungen und Triumph, durch Schimpf und Vergötterung, im Occident niemals hinlänglich unparteiische und religiöse Ueberzeugungen in seiner Sache gefunden oder finden mögen, um ihn schätzen zu lernen, noch eine rechtmäßige religiöse Gewalt, um ihn zu richten. Ein großer Theil der menschlichen Gesellschaft des Westens, der mit dem christlichen Prinzip schlechterdings zerbrochen hat, vergreift sich an den Jesuiten nur deshalb, um die Stöße, die eigentlich seinem wahren Feinde gelten, besser gegen diesen führen zu können. Das diejenigen Katholiken betrifft, welche Rom treu geblieben sind und die sich zu Gegnern dieses Ordens gemacht haben, so sind sie ohne Waffen gegen ihn, denn indem sie ihn angreifen, sehen sie sich immer der Gefahr aus, die römische Kirche selbst zu verwunden.

(Schluß folgt.)

Italien.

Ueber den Magnetismus in Italien und Frankreich.

Der Magnetismus oder, wie die Italiäner gewöhnlich sagen: il Mesmerismo hat bei ihnen bisher wenig Glück gemacht, wozu mit beitragen mag, daß die Ausübung desselben als Heilmittel, als ein Werk des Teufels, verboten war. Ein auf einen Magnetiseur neidischer Arzt durfte nur die geistlichen Behörden deshalb angehen; sofort ward jene Wirksamkeit des Ersteren in der Beichte verboten.

Aber in Folge der von Pius IX. beförderten Geistesfreiheit hat sich sogar ein Geistlicher gefunden, welcher dem thierischen Magnetismus das Wort redet. Es ist dies der Professor Taddeo dei Consoni, der, in Grosotto im Veltlin geboren, dem Orden der Patrizii angehört. Er studirte in Mailand und ward dort Professor am Gymnasium St. Ursula. Er machte sich zuerst als Schriftsteller durch ein System der Stenographie bekannt; dann schrieb er ein Werk zur Bekehrung der Juden, ferner gegen den Tabak; er ist auch Dichter und schrieb endlich im Jahre 1848 ein Werk über die Mnemotechnik.

Seine neueste Schrift „über die vorzüglichen Erscheinungen des Magnetismus, als Beweis für die Göttlichkeit der Seele, gegen die Materialisten“ (Saggio intorno ai principali fenomeni del Mesmerismo) beschäftigt sich wenig mit dem Magnetismus als Heilmittel, als mit der Thätigkeit der Seele, während der Körper schläft. Bisher hatten in Italien sich nur wenige Aerzte mit magnetischen Kuren abgegeben; ein Dr. Poeti hatte seine Bemerkungen am Krankenbette über diese Heilmethode bekannt gemacht, ohne damit viel Glück zu machen, und ein Herr Berati hatte sich ebenfalls oberflächlich damit beschäftigt. Der Verfasser, Professor Consoni, aber, welcher auf mehreren gelehrten Kongressen in Italien und anderen Ländern sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, machte vor kurzem eine Reise nach Afrika, um dort Versuche anzustellen, welche er in Florenz und Livorno vor Sachverständigen wiederholte und der Academie Tiberina in Rom vorlegte, wo ihn früher der Bann der Kirche getroffen haben würde.

Nach seiner Erfahrung bringt er durch sein durch Zeichnungen verdeutlichtes Magnetisirsystem dieselbe Wirkung der Unempfindlichkeit auf einzelne Theile des Körpers hervor, wie es durch das Aetherisiren auf den ganzen Körper geschieht, und zeigt, daß die besonderen Organe, auf welche der Professor Pacini auf dem ersten Gelehrten-Kongreß Italiens aufmerksam machte, die Leiter des thierischen Magnetismus sind. Er bringt starken Schweiß hervor durch Festhalten der Daumen des Kranken, wobei er demselben, wie bei allen Operationen, fortwährend in die Augen sieht. Den Somnambulismus bringt er hervor durch Auflegen der Hände auf den Kopf, das Hellsehen durch Streichen von den Augen bis zum Wirbel.

* * *

In Frankreich gehört der Magnetismus zu denjenigen Fragen, über welche die hohen Prälaten noch immer nicht einig sind. Der Bischof von Nancy, Herr Boudier, den die französischen Katholiken als den bedeutendsten jetzt lebenden Theologen ihres Landes betrachten, hat die Erklärung abgegeben, daß er es nicht wagen würde, diejenigen zu verdammen, die von der Wissenschaft des thierischen Magnetismus Gebrauch machen. Der Erzbischof von Rheims, Herr Gousset, Verfasser einer in den französischen Priester-Seminaren allgemein eingeführten „Théologie morale“, sagt in diesem Buche, daß man die Anwendung des Magnetismus dulden müsse, bis ich Rom darüber ausgesprochen. Der Kardinal-Erzbischof von Lyon, Herr v. Bonald, nimmt dagegen Anstand, in dieser Beziehung eine, auch seiner Meinung, zu große Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Ein in einem Lyoner Blatte kürzlich abgedrucktes Schreiben eines Kanonikus des dortigen Domkapitels, Herrn Des Garets, sagt ausdrücklich, daß Se. Eminenz der Herr Kardinal vor einiger Zeit zwar einem jungen Manne die Erlaubniß ertheilte, sich bei einem jungen Mädchen, welches alle Krankheiten durch bloße Berührung des Patienten erkannte und danach die Heilmittel verordnete, Rathes zu erholen; dies sey jedoch von Seiten des Kardinals nur geschehen, weil berichtet worden, daß jenes junge Mädchen, nachdem sie selbst vergeblich an viele Aerzte wegen ihrer Heilung sich gewandt, zur heiligen Jungfrau ihre Zuflucht genommen und durch inbrünstigst Gebet nicht blos die Erkenntniß ihres eigenen Leidens, sondern auch die der Krankheiten anderer Menschen erlangt habe. Später habe man in Erfahrung gebracht, daß das junge Mädchen von Zeit zu Zeit magnetisirt werde; seitdem sey aber auch keine neue Erlaubniß durch Se. Eminenz ertheilt worden.

Mannigfaltiges.

— Der Sozialismus und die Religion. Herr J. Trottet, der Verfasser einer in Paris erschienenen Schrift „über die soziale Frage“,*) nimmt zur Lösung der letzteren eine Ihre Schelling's und dessen neuerer Philosophie auf, indem er, von der immer allgemeiner anerkannten Idee ausgehend, daß unserem Zeitalter nicht anders, als durch eine wieder zu den Menschen zurückkehrende tiefe religiöse Ueberzeugung zu helfen sey, zugleich die Thesis aufstellt, daß, nachdem die erste Epoche des Christenthums den Namen und den Charakter des h. Petrus getragen, nachdem die zweite Epoche (das Zeitalter der Reformation) auf den h. Paulus sich gestützt, nunmehr die Epoche des h. Johannes gekommen sey, welche inniger, als die erste, und praktischer, als die zweite, die Liebe des Glaubens mit der des Gesetzes verschmelzen werde. Wie geben in Nachstehendem den Gedanken des Herrn Trottet noch vollständiger wieder. Das religiöse Prinzip ist, wiewohl bald mehr und bald weniger, doch zu allen Zeiten das alleinige befruchtende Element der menschlichen Entwickelung gewesen. Unter einer mit jedem Jahrhunderte weniger erklärlichen Form hat es den Gang der Geschichte bestimmt und in ihr das Zeugniß einer höheren Waltung niedergelegt. Politische Institutionen, die nicht in dem nährenden Boden des religiösen Gedankens ihre lebendige Wurzel hatten, sind ohne Lebenskraft geblieben und bald wieder untergegangen. Zu allen Zeiten mußte jedoch die religiöse Nahrung zu den Bedürfnissen der Gesellschaft, welcher sie gereicht wurde, in richtiger, entsprechender Beziehung sich befinden. Nun meint Herr Trottet, daß weder der Katholizismus, noch der Protestantismus, wie sie sich im Verlaufe der Geschichte erwiesen haben, der gegenwärtigen Gesellschaft genügen können. Beide hätten ihre Zeit gehabt; das Christenthum, als ein in der menschlichen Gesellschaft niedergelegter Keim, wandle die letztere unvermerkt um. Nur allmälig habe es sich von den sozialen Zuständen der alten Welt abgelöst. Der Katholizismus, der den Zeitaltern der Kindheit seine priesterliche Führerge geweiht, habe den äußerlichen und den legalen Charakter der Vorzeit beibehalten; der Protestantismus habe durch die höhere Idee der Rechtfertigung durch den Glauben zur geistigen Befreiung der christlichen Völker geführt, aber er scheine den Glauben nicht sie ein bloßes Mittel, sondern für den Zweck gehalten zu haben. Der Katholizismus und der Protestantismus seyen daher derselbe, der eine, sich seiner subsidiären Formen zu entledigen, und der andere, angurrkennen, daß der Glaube werkthätig sey und zwar die verrichtenden Werke auf Erden vollbringe. Beide, der Katholizismus und der Protestantismus, mögen sortan in der Menschenliebe zusammentreffen; damit werde das Johanneische Zeitalter erreicht und auf diese Weise die sogenannte soziale Frage am einfachsten und am nachhaltigsten gelöst werden.

— Dr. Strider's Germania. Mit dem vor einigen Monaten erschienenen dritten und vierten Hefte des dritten Bandes ist die erste Reihefolge dieses wortvollen „Archivs zur Kenntniß des deutschen Elementes in allen Ländern der Erde“ geschlossen.**) Herr Dr. Strider in Frankfurt a. M. ist Verfasser des rühmlichst bekannten Werkes: „Das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde“, und derselbe nationale Standpunkt, von welchem dieses Buch aufgefaßt ist, wird von dem Herausgeber auch bei seiner Zeitschrift festgehalten, die inzwischen nicht die Verbreitung gefunden hat, welche ihr im Interesse der Sache zu wünschen wäre. Die allen literarischen Unternehmungen ungünstige Zeitbewegung hat auch von der „Germania“ die Aufmerksamkeit des Publikums abgezogen, obgleich dieselbe durch ihren Inhalt kein blos vorübergehendes, sondern für deutsche Geschichts- und Sprachforscher, so wie für Freunde der deutschen Erdkunde, ein dauerndes Interesse darbietet. Seit dem Anfang dieses Jahres erscheint die „Germania“ mit der Zeitschrift „der deutsche Auswanderer“ verbunden.

G.

*) De la question sociale, ou des conditions de la paix intérieure, par J. Trottet. Paris, 1849.

**) Germania. Archiv ꝛc., im Vereine mit Mehreren herausgegeben von Dr. Wilh. Strider. Dritter Band. Mit einer Karte der deutschen Ansiedelungen in Süd-Rußland. Frankfurt a. M.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerations-Preis 25 Silberg. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Prop. Lasser, Behrenstraße Nr. 53), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Sonnabend den 23. Februar 1850.

Kalifornien.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849.*)

Wir sind unter dem 38sten Grad nördlicher Breite und fahren mit vollen Segeln und frischer Brise der Einfahrt zu, die in die Bai von San Francisco führt. Nichts ist für den, der so eben der langen Qual eines dreißigtägigen Aufenthaltes unter der brennenden Sonne der Tropen entronnen ist, angenehmer, als der erste Eindruck einer scharfen Kühle. Auch ist heute am Bord der „Pourfuivante" Alles in der heitersten Laune: Die sonst so rauhe Stimme des Capitains hat sich merklich gemildert, die Matrosen sind heute hurtiger in ihren Geschäften, und selbst die Passagiere, welchen seit langer Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung fehlte, erwachen aus ihrer Lethargie und führen lebhafte Gespräche mit einander.

Wir nähern uns ja auch einem der interessantesten und geheimnißvollsten Punkte des Erdballs. Wir sind dem Ziele nahe, wo sich für uns eine Frage lösen soll, die seit funfzehn Monaten die alte wie die neue Welt in eine wunderliche Verwirrung gesetzt hat. Wir wollen und überzeugen, ob die so viel gerühmten Goldgruben Kaliforniens nur eine großartige Betrügerei, ein sogenannter Yankee-Puff sind, oder ob Kalifornien wirklich das Land ist, welches alle Wünsche der heutigen Welt, nämlich Gold und nur Gold, einschließt.

Auf der ganzen Ueberfahrt konnte ich gewiß Zweifel nicht loswerden, und sie vermehrten sich noch, je näher wir dem Ziele unserer Reise kamen. Zu Valparaiso hatte man wohl das Vorhandensein der Goldminen außer Zweifel gesetzt und erkannte dasselbe als wahr an, aber man hielte sich ziemlich allgemein der, daß das Land ungesund wäre, daß dort weder Gesetz, noch Regierung existirte, und daß kaß kein Tag vergienge, wo nicht mehrere Menschen die nur mittelmäßigen Resultate mit dem Leben bezahlen müßten. Zu Taiti, einem Orte, der nur 40 Seetage von San Francisco entfernt liegt, auf den Sandwich-Inseln, die noch näher sind, begegnete man denselben Zweifeln, denselben Mißtrauen, aber auch derselben Neugierde. Jeder war auf dem Verdeck, wenn ein Schiff von dem Eldorado ankam, Jeder war auf neue Belehrungen begierig, und dennoch konnte sich Niemand einen völligen Begriff von dem wahren Stand der Dinge machen.

Wir sind nicht mehr als dreißig Meilen von der Küste entfernt, und schon erkennt man an der Zahl und an der Verschiedenheit der Flaggen, welche und begegnen, die Nähe eines großen Mittelpunktes der Geschäfte. Zu unserer Linken zeigte sich am Horizont ein großer französischer Dreimaster, dessen lange Ueberfahrt zu derselben Zeit, als die unsrige, zu Ende ging. Da, zur Rechten, ein englisches Schiff von Schang-hai mit einer ganzen Kolonie Chinesen am Bord. Wir konnten die bleichen Stirnen und die unterseeischen Gestalten dieser Bewohner des himmlischen Reiches in deutlichen Umrissen erkennen, als sie sich an die Verschanzungen drängten, um und vorüberfahren zu sehen und um die offenen Mündungen unserer schönen Fregatte zu bewundern. Uns ein wenig näher sahen wir einige chilesische Schiffe, die und durch Aufhissen ihrer Flaggen begrüßten. Ach, wie viele unter den Herzen, welche jetzt vor Freude und Hoffnung klopfen, werden, traurig und entmüthigt, vor dem Ende des Abenteuers, dem sie entgegengehen, zu schlagen aufgehört haben!

Der Wind fehlt und plötzlich, und dies zwingt uns, vor Eindruch der Nacht in geringer Entfernung von den Zarralonen die Anker zu werfen. Die Zarralonen sind zwei kleine, geteernt liegende Inseln, die, gleich den Drachen in der Sage, vor dem Garten dieser neuen Hesperiden Wache halten. Während wir so wider unseren Willen gefesselt sind und das Schiff mühsam unter dem Drucke einer starken Welle hin- und herschwankt, haben wir alle nöthige Muße, die Bewegungen mehrerer Rudel Wallfische zu beobachten, welche sich um uns her tummeln. Die Natur scheint es so gewollt zu haben, daß in Kalifornien Alles einen eigenthümlichen Charakter zeige; auch diese Cetaceen unterscheiden sich von allen anderen Gliedern der großen Familie, zu der sie gehören. Anderswo sieht man, daß Wallfische von einer dreimal ansehnlicheren Größe sich ohne großen Widerstand von zwei oder drei Geteerten, die in einem zerbrechlichen Fahrzeuge sitzen, daß diese selbst mit einem Schlage des Schwanzes zertrümmern könnte, harpuniren und fangen lassen. Der kalifornische Wallfisch hingegen ist nicht so gefälligen Gemüthes; sobald er die kleinen Fahrzeuge herankommen sieht, wendet er sich entschlossen gegen sie und zagt sie, wie es ihm gefällt. Durch einen für sie so neuen Muth überrascht und erschreckt, werden die Wallfischjäger sehr bald ihrer Arbeit überdrüssig, sie haben für immer den Kampf aufgegeben und lassen ihren schrecklichen Feind in Ruhe. Während diese Art von Thieren sich an der Küste Kaliforniens vermehrt, verschwinden sie allmälig in denjenigen Gegenden, wo sie keinen Widerstand zu leisten versuchen.

Die Einfahrt von San Francisco gleicht der von Brest. Sie ist eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite erbaut werden sollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrschen können, sie enthält außerdem genug Wasser, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderseite der Einfahrt angekommen, sieht der Reisende nicht einen Hafen oder einen See, sondern ein Mittelländisches Meer im Kleinen vor sich. Der Hafen von San Francisco könnte leicht alle Flotten der Erde in sich fassen — köstlicher Schatz für den „Bruder Jonathan" — und man muß sich wundern, daß ein so wichtiger Punkt so lange unerobert geblieben ist. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Insel ist ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es scheint, als wenn die Natur sie dazu bestimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derselbe schon so reich versehen ist. Herba Buena oder San Francisco liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenseits von dem alten spanischen Fort. Es ist heute eine Stadt von 30,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptstadt des Stillen Meeres zu werden verspricht. Bäder von Masten, die sich unabsehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marseille. Es liegen gegenwärtig mehr als dreihundertundvierzig Handelsschiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die sehr ansehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannschaften; selbst die Captaine sind an Land gegangen. Eine amerikanische Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieser Masse von Gütern. Wir schiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Bootsmann am Fuße des alten Forts aus. Hier ist kein Steuerbeamter, der unsere Taschen, unsere Felleisen und Packete umkehrt oder durchsucht.

Zu San Francisco, wo man vor funfzehn Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hatte, findet man heute eine Börse, ein Theater, Kirchen für jeden christlichen Kultus und eine große Anzahl Häuser von schönem Ansehen. Einige von ihnen sind von Stein, andere von Holz gebaut; die Façaden sind gewöhnlich mit Quadern gemalt. Die Straßen sind regelmäßig, und das Ganze macht einen guten Eindruck. Von zwei Seiten der Stadt ziehen sich längs des Strandes zwei unabsehbare Zeltreihen hin, die eine Stadt ganz neuer Art bilden, der eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Hier ruhen die Auswanderer zweier Welten, bevor sie an ihre Arbeit in den Minen gehen, ein wenig aus: Chinesen, Malayen und die ganze Bevölkerung, welche vor kurzem noch in den verschiedenen Inselmeeren Neuhollands wimmelte und der Botanybay zum Absatzetpunkt gedient hatte. Da findet sich ein früherer Justiz-Minister des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarste Räuber Kaliforniens, derselbe, welcher das berühmte Gefechnd, das die Bibelgesellschaften Englands und der Vereinigten Staaten als ein Meisterwerk menschlicher Weisheit verkündet haben, absatte. Da findet man Mörder, Straßenräuber, amerikanische Raubjäger brüderlich mit einander vereinigt. Das Schauspiel und das Drama, das letztere hauptsächlich, würden hier reichlichen Stoff schöpfen können. Unglaubliche Entweichungen und Abenteuer, die selbst die Einbildungskraft unserer fruchtbarsten Romanschreiber nicht ersinnen könnte, warten hier auf ihren künftigen Geschichtschreiber.

Schon die Stadt San Francisco gleicht einem ungeheuren Bienenstocke, in welchem ein fortwährendes Gesumme herrscht. Kutschen, Karren und Wagen bewegen sich durch einander, sie kreuzen sich, sie fahren von allen Seiten an einander. Zu beiden Seiten der Straßen, den Träumer, der sich in den Straßen von San Francisco verirrt; er klagt, während er sich seinen Meditationen hingiebt, bei jedem Schritte Gefahr, zerquetscht zu werden, ohne daß er vorher gewarnt worden ist. Große Reihe von starkem und knochigem Korpebau mit zuckerkuhlhaften Mienen auf den Köpfen peitschen und schlagen ihr Gespann, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Fußgänger zu richten. Eine schweigende Menge geht mit eiligen, aber doch vorsichtigen Schritten ihren Geschäften nach.

Alle Nationen der Erde sind in dem Handel von San Francisco reichlich vertreten; aber wie man es nicht anders hier erwarten kann, das amerikanische Element hat die Oberhand. Die amerikanische Gesetzgebung erlaubt einem Jeden, sich einzurichten, wie es ihm beliebt. Jeder ist in Folge dessen Makler, Spediteur, Banquier, Wechsler und Curator, Mehrere führen selbst diese Geschäfte alle zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, ob der Rhoder oder der Handelsmann von Havre, der Waaren zur Lagerung nach San Francisco

*) Von Herrn Dillon, französischem Konsul in San Francisco.

Digitized by Google

schickt, gute Geschäfte macht; aber so viel steht positiv fest, daß der Spekulant sich nicht damit zugrundrichtet, seine Courtage würde alle Kaufleute unserer europäischen Handelsplätze zufriedenstellen. Man kann seinen Verdienst ohne Uebertreibung auf fünfzig Prozent vom Brutto-Betrag eines jeden Verkaufs veranschlagen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß der Spekulant zu San Francisco schwere Lasten zu tragen hat. Außer der Theurung des materiellen Lebens in diesem Lande, wo ein Ei oft fünf und eine Kartoffel drei Franken kostet, betragen die Wohnungsmiethen zwischen 150,000—300,000 Franken. So beträchtlich auch immer die aus den Goldgruben erzielten Resultate sein mögen, so ist es doch unmöglich, daß sich ein solcher Zustand lange halten kann. Der Yankee trieb seinen Possen spielen à la Yankee). Gewiß war der Generat Jackson auf seinen berühmten Sieg bei New-Orleans über die Engländer dagegen ihren Landsleuten eine Heldenthat dieser Art erzählt. Man bringe drei Amerikaner auf eine wüste Insel, wo nur eine Wasserquelle zu finden ist: zwei von ihnen werden sich derselben bemächtigen und den dritten einen Tribut dafür verlangen, nachher sind alle drei ganz geneigt über den Yankee-Trick voller Freude. Das, was für den Augenblick den unbeweglichen Gütern in San Francisco einen trügerischen und übertriebenen Werth giebt, ist die große Anzahl von Spielhäusern, die hier ausgestreckt sind. Alle Ausgewiesenen von Frascati, von den Nr. 36 und 113 des Palais-Royal und von ähnlichen Etablissements in London, Berlin und Wien scheinen sich in diesen großen Lande des Spieles ein Stelldichein gegeben zu haben. Sobald ein Haus zu vermiethen ist, bemächtigen sich die Spieler desselben um jeden Preis, und die Bank nebst ihrem Gefolge, den Roulettespielern, wird sofort aufgestellt. Gegenwärtig giebt es zu San Francisco mehr als hundert Etablissements dieser Art, wo sich jeden Abend nach acht Uhr eine Menge von Landsmannschaften versammelt. Sandwichs-Insulaner, Malaiten, Chinesen, Malayen und Abenteurer aus allen Ländern drängen und stoßen sich um die Spieltische. Alles Volk der Erde scheint einen Theil seinen Abschaums in diese Kloake der Menschheit ausgeschüttet zu haben. Es giebt nichts Bekrenneuerers, als diesen Anblick, der sich jeden Abend in den Spielhäusern darbietet. Draußen eine ungeheure Menge, welche die Thüren belagert, drinnen erzwingen sich die dichtgepreßten Spieler einen Weg zum Spieltisch, und in ihrer ungeduldigen Begierde lassen sie es häufig genug zu Handgemengen kommen, die nicht blos mit Faustschlägen und Fußstößen endigen. Denn in Kalifornien wird eine leichte Beleidigung und selbst diejenigen ein unverdientes Aufsehen nicht setten mit einem Dolchstich oder einem Pistolenschuß erwidert. „Ruhe da unten!" schreit man von der Bank her, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr Herr, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr Herr, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr Herr, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr verdammten Schurken." „I'll make a hole in you" (ich werde Euch durchlöchern), schreit man von einem anderen Punkte; „may the devil take me if I don't" der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thue), das sind die kurzen, aber kraftvollen Bemerkungen, die von allen Seiten gewechselt werden. Einmal vor dem Spieltische angekommen, schmalzt der Arbeiter, der den größten Theil der Zeit in den Minen zugebracht hat, seinen gelben ledernen Gürtel los, giebt ihm einen leichten Schwung, und nachdem er das eine seiner Enden auf das grüne Tuch gelegt, läßt er mehrere Goldstücken auf den Tisch rollen. Der Banquier greift mit seinen langen, knochigen Hand zu, bemächtigt sich derselben, wiegt sie auf einer thun zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Werth in Unzen, zu 80 Franken, an. Man spielt, dieselbe Hand nimmt das Gold fort; man spielt wieder, und — dasselbe Resultat. Es ist selten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte seiner Arbeit und seiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Ich war zu einem der glücklichsten Spekulanten in San Francisco zu Mittag geladen. Er war ein Amerikaner, ein alter Bankerottirer aus den Vereinigten Staaten, welcher, vor etwa sechs Monaten in Kalifornien angekommen, sich schon als Besitzer eines Vermögens von einer Million Franken betrachten konnte. Unter den Tischgenossen befanden sich mehrere Offiziere der amerikanischen Armee und der Marine. Das Diner hatte sich bis zum Abend hingezogen, und einer der Offiziere erbot sich, mir als Führer durch die Stadt zu dienen. Ich nahm es an. Wir gingen in einig der besuchtesten Spielhäuser. Mit großer Mühe drängten wir uns zum grünen Tische vor. Ich zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche und warf es ohne Hoffnung auf Gewinn auf den Tisch. Ein noch junger Mann mit langem Barte und ernstem und gesetztem Aussehen präsidirte. Er war eben im Begriff, den Roulette einen Druck zu geben; er hielt damit inne, sah mich einen Augenblick an, nahm dann mein Geldstück, reichte es mit hin und sagte mit zuvorkommendem Lächeln: „Ich sehe, daß Sie hier fremd sind und noch keine Kenntniß von unseren Gebräuchen haben; wir spielen hier nicht mit Fünffrankenstücken, sondern mit Unzen; welchen Sie die Güte haben und Ihre hundert Sous zurücknehmen?" Er legte auf die letzten Worte einen leichten Nachdruck. Erstaunt über die liebenswürdigen Manieren des Banquiers, suchte ich Gelegenheit, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Er kam mit großer Zuvorkommenheit meinen Wünschen entgegen. „Sie wollen wissen", sagte er, „ob unsere Bank gute Geschäfte macht? Ich werde offen gegen Sie sein: sie macht ziemliche Geschäfte, ich nehme jedoch den heutigen Abend aus, der abschenlich gewesen ist. Wir werden sogleich schließen, und ich bezweifle, daß unser Gewinn seit acht Uhr sich bis auf 20,000 Piaster belauft. Glücklicherweise haben wir die vorhergehenden Nächte bessere Geschäfte gemacht; ohne dieses würden wir sehr zu beklagen sein, denn nur 20,000 Piaster an einem Abend zu gewinnen, das ist für eine Bank hierzulande viel zu wenig." Nachher erzählte mir mein Landsmann, denn das war er, daß er in den Pariser Klubs bis zu den Zum Begebenheiten eine bedeutende Rolle gespielt habe. „Wir verloren damals", fügte er hinzu, „das Spiel, und darum hielt ich es für besser, den Schauplatz zu wechseln."

Die Leidenschaft des Spiels ist nicht etwa erst durch die Amerikaner in Kalifornien eingeführt worden; zu jeder Zeit haben die Bewohner dieses Landes sich dem Spiele mit einer wahren Wuth hingegeben. In Mexiko ist es bis auf den heutigen Tag eben so. Das sogenannte Monte-Spiel giebt die meisten Liebhaber heran; aber auch das Roulette hat seine zahlreichen Anhänger; eben so das sogenannte Thierspiel, in welchem Thiere, die am Ende einer mit beweglichen Stäben versehenen Winde angebracht sind, in eine rotirende Bewegung gesetzt werden. Die Thiere halten nachher über gewissen Feldern an, welche die Bilder enthalten, die ihnen entsprechen.

Die Bevölkerung von San Francisco vermehrt sich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Theilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwichs-Inseln, Taiti, das ganze Inselmeer von Biti und Fidschi, so wie Neu-Seeland und Sydney, verlieren allmälig ihre weiße Bevölkerung. Alle diese fremdartigen Elemente haben sich in die große Masse der Arbeiter verschmolzen und sind größtentheils in den Minen. Erst beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu suchen. Im Sommer sieht man in San Francisco die größtentheils nur Geschäftslose, Schiffscapitaine und die, welche ihr Gut daselbst verkaufen wollen. Es ist selten, daß sich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Kalifornien gefolgt sind, auf die Straße wagen; doch ist jetzt nicht mehr so große Gefahr dabei, als früher. Seitdem das rein amerikanische Element die Oberhand gewonnen hat, ist es in dieser Beziehung besser geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geschlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Nirgends darf jetzt mehr zu San Francisco eine Frau ungestraft beleidigen. Uebrigens sind hier jetzt gewisse Industriezweige, welche die öffentliche Sittlichkeit in Europa mit ihrem strengsten Tadel treffen würde, in voller Blüthe; es vergeht fast keine Woche, wo nicht ein chilesisches oder amerikanisches Schiff, das von Spekulanten dazu gemiethet worden ist, eine Schiffsladung Weiber über die Stadt förmlich ausschüttet. Diese Art Frachtgut, verschierte man mir, soll in diesem Augenblick den meisten Gewinn abwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Das Papstthum vom russischen Standpunkte aus.

(Schluß.)

Aber nicht allein gegen die Jesuiten, diese lebendige Kraft des Katholizismus, suchte man die bald erkünstelte, bald aufrichtige Popularität, womit man den Papst Pius IX. bekleidet hatte, zu benutzen. Eine andere Partei noch rechnete auf den Papst, eine andere Mission war ihm noch vorbehalten. Die Anhänger der nationalen Unabhängigkeit hofften, daß, wenn das Papstthum zum Rutzen ihrer Sache erst säkularisirt sey, derjenige, welcher vor Allem nur Priester seyn soll, sich zum Bannerträger der italiänischen Freiheit machen würde. Die beiden lebhaftesten und herrschsüchtigsten Gefühle des gegenwärtigen Italiens also, der Widerwille gegen die weltliche Herrschaft des Klerus und der traditionelle Haß gegen den Fremden, den Barbaren, den Deutschen, nahmen zum Vortheil ihrer Sache die Mitwirkung des Papstes in Anspruch. Alle Welt vergötterte den heiligen Vater, aber nur unter der Bedingung, daß er sich zum Diener aller Welt mache, und dies in einem Sinne, der sich mit der christlichen Demuth nicht verträgt. Unter den Meinungen oder den politischen Einflüssen, welche sich so eifrig um seinen Schutz bewühten, indem sie ihre Mitwirkung anboten, gab es eine, die anfänglich Aufsehen erregte, weil sie einige Männer von literarischem Talent zu Dolmetschern und Aposteln gehabt hatte. Im Vertrauen auf die natürlich ehrgeizigen Doktrinen dieser politischen Theoretiker, welche das heutige Italien unter dem Schutze des römischen Pontifikats die Weltherrschaft wieder zurückfordern und zum drittenmale das Scepter der Welt wieder ergreifen, und zwar in dem Augenblick, wo das Papstthum bis in seine Grundvesten erschüttert war. Was aus dem Papste werden sollte? nun, damit war man auch schon im Reinen, man wollte ihm irgend Etwas wie ein christliches Chalifat als Entschädigung geben, das heißt, wohl verstanden, nur unter der Bedingung, daß diese neue Theokratie vor Allem in dem Interesse der italiänischen Nationalität handelte.

Man kann sich über ein solches Streben nach einem Hirngespinnste und noch dem Unmöglichen, welches die Geister unserer Tage beherrscht und das eines der unterscheidenden Züge unserer Zeit ist, nicht genug verwundern. Es muß doch unterschieden Züge unserer Zeit ist, nicht genug verwundern. Es muß doch eine wirkliche Verwandtschaft zwischen dem Schlaraffenlande und der Revolution geben; denn jedesmal, wenn die Revolution einen Augenblick ihrer Gewohnheit unterwerfen wird und etwas schaffen, statt zerstören will, fällt sie unfehlbar in das Reich Utopiens.

Endlich kam der Augenblick, wo da die Zweideutigkeit nicht mehr möglich war, das Papstthum, um sein Recht wiederzuergreifen, sich genöthigt sah, seinen angeblichen Freunden das Visir zu öffnen. Das war der Moment, wo die Revolution die Maske abwarf und unter den Zügen der römischen Republik erschien. Was diese Partei betrifft, so kennt man sie jetzt, man hat sie bei ihrer Arbeit beobachtet. Sie wäre die wahrhafte und rechtmäßige Vertreterin der Revolution in Italien. Diese betrachtet das Papstthum als ihren natürlichen Feind,

Digitized by Google

gegen den christlichen Elementen, das sie an ihm entdeckt hat; sie möchte es ganz gemüthlich unterdrücken, und zwar auf einem ähnlichen Bewegungswege, als sie auch die ganze Vergangenheit Italiens, alle historische Bedingungen seiner Existenz, die gleichsam vom Katholizismus durchrungen, durchwebt sind, unterdrücken möchte; sie will durch eine rein revolutionaire Abstraction die Existenz derjenigen Regierung befestigen, die sie auf den republikanischen Grundlagen des alten Roms errichten zu wollen vorgiebt.

Was jedoch in diesem tollkühnen Hirngespinnß sonderbar erscheint, ist, daß dasselbe, welches auch immer der tiefe antihistorische Charakter, wovon es ein Abdruck ist, seyn mag, seine sehr bekannte Tradition in der Geschichte der italiänischen Staatsentwickelung hat. Dieses Hirngespinnst ist nur die klassische Reminiscenz der alten heidnischen Welt, der heidnischen Civilisation. Die geschichtliche Ueberlieferung hat in Italien eine große Rolle gespielt, sie hat sich durch die ganze Vergangenheit dieses Landes fortgepflanzt, sie hat ihre Repräsentanten, ihre Helden und selbst ihre Märtyrer gehabt; aber sie hat auch, nicht zufrieden damit, fast ausschließlich seine Künste und seine Literatur zu beherrschen, es versucht, sich politisch zu konstituiren und sich der ganzen Gesellschaft zu bemächtigen. Und merkwürdigerweise ist diese Tradition jedesmal, wenn sie wiederaufzuleben versuchte, nach Art der Gespenster, unverändert in derselben Lokalität, in demselben Rom, erschienen. Ihre Erscheinung in der Gegenwart mußte das revolutionaire Prinzip wegen des antichristlichen Gedankens, der in ihr ist, nur willkommen heißen. Zeht ist diese Partei zwar geführt und die Autorität der Papstes dem Anschein nach wiederhergestellt worden; aber wenn irgend Etwas noch das Mißgeschick, welches die römische Frage einschließt, vergrößern könnte, so wäre es das zweifelhafte Attribut, welches durch eine Intervention Frankreichs hergestellt wird.

Die gewöhnliche Meinung in Betreff dieser Intervention sieht darin einen Staatsstreich oder eine Ungeschicklichkeit der französischen Regierung. Wenn es irgend etwas Wahres über diese Angelegenheit zu sagen giebt, so ist es dies, daß nämlich die französische Regierung, indem sie sich in eine an sich selbst unausführbare Frage einläßt, sich verpflegt hat, das diese Frage für sie unlösbarer ist, als sie für jeden Anderen. Es beweist dies nur von ihrer Seite eine vollständige Unkenntniß ihrer eigenen, wie der Lage Frankreichs. Im Allgemeinen hat man sich in Europa zu sehr daran gewöhnt, das Urtheil über die Handlungen oder vielmehr über den Willen zu den Handlungen der französischen Politik durch eine zum Sprüchwort gewordene Phrase auszudrücken: „Frankreich weiß nicht, was es will.“ Das kann wahr seyn, aber man sollte, um vollkommen gerecht zu seyn, hinzufügen: Frankreich kann nicht wissen, was es will; denn um zum Wissen zu gelangen, ist es vor allen Dingen nothwendig, daß man nur einen Willen habe, und Frankreich hat seit sechzig Jahren deren zwei. Es handelt sich hier nicht um eine Meinungsverschiedenheit in Sachen der Politik oder in andern Dingen, welche in allen Ländern vorkömmt, wo die Gesellschaft durch die Mißgunst der Umstände der Herrschaft der Parteien preisgegeben ist; sondern es ist etwas Wichtigeres, um das es sich hier handelt, es ist der dauernde Antagonismus, der nun schon seit sechzig Jahren, so zu sagen, die Tiefe des nationalen Bewußtseyns in Frankreich durchdringt. Die Seele Frankreichs ist getheilt.

Seitdem die Revolution sich dieses Landes bemächtigte, konnte sie es wohl zerrütten, anders gestalten und tief verderben, aber niemals konnte sie es sich assimiliren, noch wird sie das je können. Es giebt Elemente und Prinzipien in dem sittlichen Leben Frankreichs, die immer widerstreben werden, wenigstens so lange, als es noch ein Frankreich in der Welt giebt: das sind die katholische Kirche mit ihrem Glauben und ihrer Lehre, das sind die christliche Ehe und die Familie und selbst das Eigenthum. Andererseits, wie es denn vorauszusehen ist, daß die Revolution, die nicht allein ins Blut, sondern auch in die Seele der menschlichen Gesellschaft gedrungen ist, sich niemals entschlichten wird, das Genommene gutwillig zurückzugeben, und wie es in der Weltgeschichte keine Beschwörungsformel giebt, die auf eine ganze Nation anzuwenden wäre, ihr seyre zu beschreiben, das der Zustand des Kampfes, und zwar des geheimen und unaufhörlichen Kampfes, für lange Zeit die normale Bedingung der neuen französischen Gesellschaft geworden ist. Und darum befindet sich in diesem Lande, wo wir seit sechzig Jahren sich grundsätzlich einen revolutionairen Staat realisiren sahen, die Regierung stets zu einer falschen, unsicheren und von Gefahren umgebenen Lage verdammt. Eben so haben wir gesehen, daß seit dieser Epoche alle Regierungen Frankreichs, mit Ausnahme des Konvents zur Zeit der Schreckensherrschaft, wie groß auch die Verschiedenheit ihres Ursprunges, ihrer Doktrinen und ihrer Bestrebungen gewesen seyn mag, das gemein gehabt haben: daß sie nämlich alle, auch die vom Lebenne nicht ausgenommen, die Revolution vielmehr ausgehalten, als repräsentirt haben. Bis jetzt wenigstens sind alle an dem Werke gescheitert.

Wie kann nun also eine so bestellte Macht, die so wenig ihres Rechtes gewiß und so unentschiedener Natur ist, wenn sie bei einer Frage, wie die römische, intervenirt, auf einen einigermaßen glücklichen Erfolg rechnen? Indem sie sich zum Schiedsrichter oder zum Vermittler zwischen der Revolution und dem Papste anbot, konnte sie gar nicht hoffen, das zu vereinigen, was von Natur unvereinbar ist. Andererseits konnte sie keiner der einander gegenüberstehenden Parteien gewonnenes Spiel geben, ohne sich selbst zu verwunden, ohne, so zu sagen, eine Hälfte ihres eigenen Selbst zu verleugnen. Das, was sie also durch diese doppelschneidige Intervention erlangen konnte, war nichts Anderes, als daß sie das, was schon verwirrt war, noch mehr verwirrte, daß sie die Wunde verschlimmerte, indem sie dieselbe reizte. Und dies ist ihr auch vollständigst gelungen.

Welches ist denn in Wahrheit die Lage des Papstes seinen Unterthanen gegenüber? Welches ist das wahrscheinliche Schicksal, das den neuen Institutionen, die er ihnen so eben bewilligt hat, vorbehalten ist? Hier sind allein die traurigsten Aussichten geschrieftigt.

Welches ist die Lage? Es ist der alte Zustand der Dinge, derjenige, welcher der gegenwärtigen Herrschaft vorangegangen, der, welcher damals schon unter der Last seiner Unmöglichkeit sich zum Zusammensturz neigte, der aber jetzt durch Alles, was sich seitdem ereignet hat, unerträglich geworden ist: moralisch durch unermeßlichen Trug und Verrath, materiell durch die zusammengeschlossen Trümmer.

Man kennt diesen festerhaften Kreis, in welchem wir seit vierzig Jahren so viele Völker und Regierungen sich bewegen sehen: Regierte, welche der Macht Konzessionen gewähren, aber mit Widerwillen, gleichsam als würden sie durch einen unredlichen Schuldner auf Abschlag gezahlt; Regierungen, welche in den Bitten, die man an sie richtet, nur die Schlingen eines heuchlerischen Feindes sehen! Diese Lage, diese gegenseitige Gefinnungslosigkeit, die immer entschlichendi wieken muß, ist in der römischen Frage noch ungemein verschlimmert durch den besonders heiligen Charakter der Macht und durch die ganz ausnahmende Natur ihrer Beziehungen zu den Unterthanen. Denn noch einmal, in der gegenwärtigen Lage und auf dem Abhange, auf dem man sich, nicht durch die Leidenschaft der Menschen, sondern durch die Gewalt der Dinge befindet, treibt jede Konzession, jede Reform, wenn sie nur ein wenig aufrichtig und ernstlich gemeint ist, den römischen Staat unfehlbar in eine vollständige Säcularisation hinein. Die Säcularisation, darüber wallet kein Zweifel, ist die letzte Wendung der Dinge, und der Papst, ohne Recht, sie selbst in gewöhnlichen Zeiten zu bewilligen, weil die weltliche Macht nicht sein Gut, sondern das der römischen Kirche ist, könnte wohl jetzt noch weniger darein willigen, da er die Gewißheit haben muß, daß die Säcularisation, selbst dann, wenn sie als durchaus unvermeidlich bewilligt seyn würde, endlich nur zum Nutzen der nicht blos gegen seine Macht, sondern gegen die Kirche selbst verschworenen Feinde ausschlagen würde. Darein willigen, das hieße, sich der Abtrünnigkeit und des Verrathe zugleich schuldig machen. So viel, was die Macht betrifft. Was nun die Unterthanen angeht, so ist klar, daß der eingewurzelte Widerwille gegen die Priesterherrschaft, der den ganzen öffentlichen Geist der römischen Bevölkerung erfüllt, sich in jedige neuer Ereignisse nicht vermindern würde, und wenn einerseits diese Richtung der Geister für sich allein hinreicht, auch die großmüthigsten und redlichsten Reformen zu vereiteln; so kann andererseits die Erfolglosigkeit dieser Reformen nur die unendliche Erregung vermehren und die öffentliche Meinung in ihrem Hasse gegen die wiederhergestellte Macht befestigen.

Da sehen wir wirklich eine Lage vor uns, die wahrhaft beklagenswerth ist und die alle Anzeichen einer Strafe der Vorsehung hat; denn was kann man sich für einen christlichen Priester wohl für ein größeres Unglück denken, als das ist, sich so unheilvollerweise mit einer Macht belehnt zu sehen, die er nur zum Nachtheil der Seelen und zum Untergange der Religion ausüben kann? Nein, diese Lage ist zu arg, zu widernatürlich, als daß sie verlängert werden könnte; Strafe oder Prüfung, es ist unmöglich, daß das Papstthum noch lange in diesem Feuerkreise eingeschlossen bleibe, ohne daß Gott zu seiner Barmherzigkeit ihm zu Hülfe komme, ihm einen Ausweg öffne, einen wunderbaren, herrlichen und unerwarteten Ausweg, oder, wie möchten sagen, einen seit Jahrhunderten erwarteten. Vielleicht ist der Papst und die seinen Gesetzen unterworfene Kirche noch fern von diesem Auswege, vielleicht ist ihnen noch viel Trübsal und Angſalt vorbehalten, vielleicht aber ist das Ende dieser unglückvollen Zeiten nahe.

Bei dem Anblick dessen, was sich ereignet, in Gegenwart dieser neuen Organisation des Prinzipes des Bösen, Angesichts einer ganz ins Böse verstrickenen und mit dem Bösen bewaffneten Welt mit ihrer irreligiösen Kirche und ihrer revolutionairen Regierung, kann es da wohl den Christen irrezagt werden, zu hoffen, daß Gott die Kräfte seiner Kirche zu der neuen Arbeit, die er ihr anweist, stärken werde? Daß an dem Vorabende des Kampfes, der sich vorbereitet, er sie für würdig halten werde, die Fälle ihrer Kräfte wiederherzustellen, und daß er selbst zu diesem Ende auf zu seiner Zeit kommen werde, um mit seiner barmherzigen Hand die Wunde zu heilen, welche ihr die Hand der Menschen geschlagen hat, eine Wunde, die schon seit acht Jahrhunderten blutet?

Die orthodoxe Kirche hat an dieser Heilung niemals gezweifelt. Sie erwartet sie, sie rechnet darauf; nicht allein mit Vertrauen, sondern mit Gewißheit. Die sollte denn das, was im Prinzip Gind und in der Ewigkeit Eins ist, nicht über die Trennung in der Zeit triumphiren? Trotz der seit mehreren Jahrhunderten stattgefundenen und durch alle menschlichen Vorurtheile verstärkten Spaltung hat sie nicht aufgehört, zu erkennen, daß das christliche Prinzip in der römischen Kirche niemals untergegangen ist, daß es immer lebendiger in ihr gewesen, als der Irrthum und die Leidenschaft der Menschen, und eben deswegen hat sie die innerste Ueberzeugung, daß es stärker seyn wird, als alle seine Feinde. Sie weiß ferner, daß jetzt, wie seit Jahrhunderten, die Geschicke des Christenthums immer noch in den Händen der römischen Kirche sind, und sie hofft mit Vertrauen, daß diese ihr am Tage der großen Vereinigung das anvertraute Gut unverehrt zurückerstatten wird.

Möge es mir schließlich noch erlaubt seyn, eines Nebenumstandes zu erwähnen, der sich an den Besuch knüpft, welchen der Kaiser von Rußland im Jahre 1846 dem Papste machte. Man wird sich dabei vielleicht noch der allgemeinen Bewegung erinnern, die seine Erscheinung in der Peterskirche hervorrief — der orthodoxe Kaiser war nach einer Abwesenheit von mehreren Jahrhunderten nach Rom zurückgekehrt! — Man wird gewiß die gleichsam elektrische Bewegung, welche die Menge durchzuckte, als sie den Kaiser am Grabmale der Apostel beten sah, nicht vergessen haben.

Digitized by Google

Diese Bewegung war gerechtfertigt. Der knieende Kaiser war nicht allein; ganz Rußland kniete mit ihm nieder: hoffen wir, daß es nicht vergeblich vor den heiligen Reliquien gebetet haben möge.

St. Petersburg, den 1. (13.) Oktober 1849.

England.

Zur Geschichte der Judenverfolgungen im Mittelalter.

Es war ein im Mittelalter allgemein verbreiteter Wahn, daß die Juden, um ihre Verachtung gegen das Christenthum zu zeigen, christliche Kinder ihren Aeltern entführten und kreuzigten. Ein jüngst in London erschienenes Werk von Abraham Hume, unter dem Titel „Sir Hugo von Lincoln, oder Untersuchung über eine seltsame, die Juden betreffende Tradition, nebst Notizen über einige damit zusammenhängenden Volksposessen", behandelt ein derartiges Faktum, das sich in England zugetragen haben soll. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nämlich wurden die Juden von Lincoln angeklagt, sie hätten einen Knaben von zartem Alter, Namens Hugo, gekreuzigt und auf die oben angedeutete Weise getödtet. Es ist vielleicht wohl kein bloßer Zufall, daß man, wann und wo immer solche Beschuldigungen gegen die Judengemeinden vorgebracht werden, nachweisen kann, wie der gleichzeitige Regent des betreffenden Landes sich in bemselben Moment in Geldverlegenheit befunden. Sie fand es auch im Jahre 1255 um König Heinrich III. in finanzieller Beziehung äußerst schlecht. Sein Sohn, Prinz Eduard, hatte im genannten Jahre Eleonore von Kastilien Sein Sohn, Prinz Eduard, hatte im genannten Jahre Eleonore von Kastilien geheirathet, und man erwartete die Ankunft der Prinzessin im Herbst. Sie war durch Gesandte des Königs von Spanien angemeldet worden, und zum Empfang und zur würdigen Verpflegung dieser hatte Heinrich schon verschiedene Maßregeln von sich ganz widersprechender Natur, breite verschwenderisch, morgen knauserig, verfügt, Maßregeln, welche die Erschöpfung seiner Geduldtrel klar und deutlich bewiesen. Zu dieser Verlegenheit kam noch der Uebelstand, daß er im Interesse seiner Schwester, der Königin von Schottland, gewisse Unruhen zu unterdrücken hatte und deshalb an die Nordgränzen des Reiches reisen mußte. Da begegnete es glücklicherweise sür ihn den Juden von Lincoln, welche, wohlgemerkt, zu den wohlhabendsten des Landes gehörten, daß sie in diesem kritischen Moment den Knaben Hugo stahlen und kreuzigten. Sie wurden natürlich gestraft, und ihr konfiszirtes Vermögen half dem königlichen Schatz zur rechten Zeit wieder in die Höhe. — Die Oeffe dieser Gräuelthaten ist der gleichzeitige Chronist Matthew Paris; auch dürfte eine anglo-französische (Anglo-French, nicht anglo-normännische) Ballade, die wir über diesen Gegenstand besitzen, schon vor dem Schluß der Regierung Heinrich's III. verfaßt worden sein. Zweifelsohne gab die Verbreitung dieser Ballade durch wandernde Sänger zur Abfassung ähnlicher Gedichte in anderen Ländern Veranlassung, und man kann demnach die zuerst von Percy in seinen „Reliquien" publizirte, schottisch geschriebene Ballade „The Jewis Dochter" mit jenem anglo-französischen Gedichte in Beziehung bringen.

Daß der Mord eines Knaben damals vorgekommen, ist allerdings möglich; die That kann sogar wirklich von einem Juden vollbracht worden sein, selbst aus religiösem Fanatismus vollbracht worden sein, da kein Volk von dergleichen Gemüthsäußerungen freizusprechen ist; nachweisen läßt es sich jedoch keineswegs, daß dieser Mord irgend mit einer Absicht oder mit einem Beschlusse der ganzen jüdischen Gemeinde in Verbindung gestanden. Die solidarische Bestrafung liegt eben so sehr in den Begriffen einer rohen Zeit, als sie mitunter den nichtswürdigsten Plänen der Machthaber am besten entsprach. Wir können in dem vorliegenden Falle durch eine genauere Prüfung der Quelle und durch vergleichende Kritik sogar darthun, daß die armen Juden von Lincoln schon im Herbst des Jahres 1233 so grausam gemißhandelt wurden, während erst im März des folgenden Jahres die normale richterliche Untersuchung erfolgte, d. h. man erwartete sogleich, als man es nöthig hatte, eine gewisse Anzahl der Unglücklichen, wahrscheinlich die begüterten, und ließ dann erst die Sache näher prüfen, wobei sich natürlich die Schuld der Juden fest herausstellte, da man sie einmal schuldig haben wollte. Der Ermordeten waren damals achtzehn von zweiundzwanzig, die man nach London geschleppt und eingekerkert hatte; fünfundvierzig von ihnen hielt man noch länger im Gefängniß zurück, bis man sie endlich auf Erbrütte der von ihnen bekehrenen Minoriten (Friars Minors), eines Mönchsordens, der über den König viel vermochte, wieder frei ließ. — Hugo von Lincoln war übrigens nicht das erste Märtyrerkind Englands. Der Sage nach hatte schon früher unter der Regierung Stephan's ein Knabe, Namens William, denselben Tod in Norwich erduldet; Hugo's Ruhm verdunkelte indeß den des Vorgängers. Die Herausgeber der Ballade von Sir Hugo von Lincoln pflegen in der Regel mit großer Genauigkeit die durch Traditionen überlieferten, in anderen Ländern vorgekommenen Fälle von Kindermorden durch Juden herzuzählen; es entging ihrem Eifer indeß bisher fast die ähnliche Legende von St. Simon von Trient aus dem Jahre 1473. Schließlich die Bemerkung, daß Herr Abraham Hume in seinem neuen Werke im Ganzen eben nichts Neues gegeben, wie sich auch an seinen gelehrten Kenntnissen und an seinem kritischen Urtheil mancherlei Ausstellungen machen lassen.

Mannigfaltiges.

— **Die ältesten christlichen Inschriften in Frankreich.** Der Moniteur Universel publizirte kürzlich einen von Herrn Edmond Le Blant an den Minister des öffentlichen Unterrichts abgestatteten Bericht „über die Inschriften der ersten Zeiten des Christenthums in Gallien." Herr Le Blant hatte von der französischen Regierung gegen Ende des Jahres 1848 die Ermächtigung erhalten, unter ihren Auspizien eine Reise durch ganz Frankreich zu unternehmen, um in den öffentlichen Bibliotheken, so wie in den kirchlichen und städtischen Archiven, Nachforschungen in jener Beziehung anzustellen, und sein Bericht giebt nun Rechenschaft über den von ihm befolgten Plan und über die erlangten Resultate. Die Gesammtzahl der von dem gelehrten Archäologen zusammengetragenen Inschriften beträgt zweihundertachtundzwanzig, von denen siebenundneunzig, die zum Theil noch auf Denkmälern erhalten, zum Theil aber verschwunden sind, bisher niemals von irgend einem Schriftsteller erwähnt worden. Herr Le Blant ist den Spuren aller epigraphischen und Figuren-Ueberreste von der Römerzeit bis zum neunten Jahrhundert nachgegangen, in welchem letzteren die Ausrottung des Heidenthums und die Betreibung der Sarazenen den Christen-Verfolgungen und dem Märtyrerthum ein Ende machte, so daß nunmehr der christliche Gottesdienst in weniger verborgenen Tempeln gefeiert werden und überhaupt offen hervortreten konnte. Herr Le Blant hat auch den Gräbern von Christen zur Zeit jener Verfolgungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er will die Bemerkung gemacht haben, daß bei den Inschriften auf den Denkmälern dieser Gräber jede Erwähnung und jedes Symbol des neuen Glaubens vermieden worden sey, weil dies leicht den Gräbern eine Entweihung und den Hinterbliebenen Verfolgungen zugezogen hätte. Gleichwohl seyen diese Inschriften daran als christliche erkennbar, daß andererseits auch jede Erwähnung des Heidenthums, der Namen und der Laren, sorgfältig vermieden sey und eine gewisse Gepflogenheit der Wortwendungen sich bemerklich mache. Auch viele Sarkophage der ältesten christlichen Zeit, auf denen sich manche von den primitiven Symbolen und mysteriösen Zeichen der ersten Christen befinden, deren Minucius Felix gedenkt, hat Herr Le Blant seiner Forschung unterzogen. Leider sollen diese alten Sarkophage in Frankreich sehr häufig von der Unvissenheit zerstört und namentlich zur Anfertigung von Kalk verwandt worden seyn. In dem Museum von Arles befinden sich noch einige derselben; in Autun, wo sie früher sehr häufig waren, sind sie jedoch gänzlich verschwunden. Werthvolle Bruchstücke solcher Sarkophage finden sich zuweilen auch in größeren Gebäuden eingemauert. Manches, was Millin noch auf seiner archäologischen Reise 1805 gesehen, ist seitdem spurlos verschwunden. Herr Le Blant hat unter Anderem auch auf einer Bibliothek ein Exemplar der „Recherches curieuses" von Spon gefunden, in welchem dieser gelehrte Forscher des siebzehnten Jahrhunderts auf durchscheinendem Papierblättern eigenhändig einige alte christliche Inschriften verzeichnete, die er bei einer zweiten Auflage seines Werkes benutzen wollte, zu der es jedoch nicht gekommen ist. Es ist zu erwarten, daß Herr Le Blant von der französischen Regierung die erbetene Unterstützung erhalten werde, um die Arbeit, die er in seinem Berichte blos angedeutet, vollständig herauszugeben.

— **Die Waldenser in der Provence.** Abzweigungen der unter der Benennung „Waldenser" (französisch: Vaudois, wie die Bewohner des Pays de Vaud, Waadtländer) in Piemont lebenden protestantischen Gemeinden aus der vorlutherischen Zeit finden sich seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts auch im südlichen Frankreich, wo sie anfangs gastlich aufgenommen, nachmals aber, als in Folge der Reformation der Sektenhaß geweckt worden war, mit unerbittlichem Fanatismus verfolgt wurden. Ueber die Waldenser in der Provence hat Herr Louis Frossard kürzlich eine von gerichtlichen Aktenstücken begleitete kleine Schrift herausgegeben, die nicht ohne historisches Interesse ist.*) Die erste Einwanderung einer Anzahl waldensischer Familien aus Piemont fand hiernach in der Provence im Jahre 1493 statt. Geführt von den Edeln von Boulier-Lental und von Roccas-Sparvieres, ließen sie sich im Norden der Durance, am südlichen und nördlichen Abhange des Lebéron-Gebirges, nieder. Im Jahre 1506 ließ sich Ludwig XII. über die Lehren und die Sitten dieser Waldenser einen Bericht abstatten, der so günstig ausfiel, daß er rief, es seyen dies unstreitig viel bessere Menschen, als er und sein ganzes übriges Volk. Als jedoch unter Franz I. die Reformation in Frankreich täglich größere Fortschritte machte, ließ dieser König auch die Waldenser als Ketzer bezeichnen, die das Landesgesetz nicht dulde. Das Parlament von Aix erließ am 18. November 1540 ein Urtel, durch welches die vornehmsten Einwohner des Waldenser-Ortes Merindol zum Feuertode und dieser Ort selbst zur Zerstörung verurtheilt wurden. Der Baron d'Oppède übernahm die Execution dieses Urtels, und damit Niemand dem Strafgericht entgehe, befahl er die Niedermetzelung aller Waldenser in der Provence. Diese Niedermetzelung und das Urtel selbst wurden unter Heinrich II. der Gegenstand einer Anklage vor dem Parlamente von Paris, welches durch ein königliches Patent vom 17. März 1550 zur Führung des Prozesses autorisirt wurde. Der Baron d'Oppède, als Hauptangeklagter, gefänglich eingezogen, wurde inzwischen auf Verwendung des Papstes wieder in Freiheit gesetzt, bevor noch das Parlament über die Sache entschieden hatte. Der Herzog von Guise nahm sich der übrigen Angeklagten an, und so wurden denn auch diese, worunter der General-Advokat Guerin, freigesprochen. Später wurde zwar Guerin von anderen Richtern zum Tode verurtheilt, jedoch nicht wegen des Verbrechens von Merindol, sondern wegen Fälschung. Die Akten dieser Prozesse hat Herr Frossard genau durchgesehen und sie in Auszügen mitgetheilt.

*) Des Vaudois de Provence, par Louis Frossard. (1 Bd. von 200 S.) Avignon, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wilh. Comp., Jägerstraße Nr. 3, und bei Franz Vossen, Breitestraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 25. Berlin, Dienstag den 26. Februar 1850.

Georgien.

Tausend und Ein Tag im Orient, von Fr. Bodenstedt.*)

I.

Vor mehr als zwei Jahren haben wir in diesen Blättern des Verfassers Buch über den Kaukasus und den Tscherkessenkrieg angezeigt. Wir hatten ihn damals für einen in den russischen Offizierprovinzen heimischen Deutschen gehalten, der das, was er im Dienste Rußlands und in der nächsten Umgebung russischer Generale im Feldlager am Kuban Abweichendes von den in Europa allgemein verbreiteten phantastischen Bildern des Krieges mit den Bergvölkern wahrgenommen, mit ungezeichnetem Talente darzustellen verstand. Seit jener Zeit haben wir jedoch Gelegenheit gehabt, den Verfasser als einen vollbürtigen Deutschen, der gesellschaftlichen wie der politischen Anschauung nach, kennen zu lernen. Nach Rußland und nach dem Kaukasus hat ihn lediglich der Wissensdurst und die Lust an den Sprachen und an der Poesie des Orients geführt. Nachdem er in seinem im Jahre 1847 erschienenen Buche über die ethnographischen und politischen Verhältnisse der großen Völkerwiege des Kaukasus berichtet, kömmt er nunmehr auf ihr poetisches Leben und liefert uns in seinem so eben erschienenen „Tausend und Ein Tag im Orient" den Beweis, daß er bei Mirza-Schaffy, seinem „Lehrer der Weisheit" in Tiflis, nicht vergeblich in die Schule gegangen und, gleich Hafis, zu dichten, zu lieben und auch zu trinken verstehe.

In Wien, unter den gleichgesinnten Freunden, die sich im Jahre 1848 dem wilden Treiben der Straße entzogen hatten und vor den Gräueln der Wirklichkeit in das Reich der Phantasie sich flüchteten, waren einzelne dieser orientalischen Erzählungen und Poesieen aus dem Munde des Erzählers bekannt geworden; andere waren im Jahre 1849 im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" in Berlin zu lesen. Hier im Buche finden sich jedoch die zerstreuten Perlen zu einer reizenden Schnur aufgereiht, von welcher Mirza-Schaffy, der Weise von Gändscha, singt:

„Klingt ich ein Lied, klopft freudenreich
Das Herz der jungen Mädchen;
Denn Perlen sind die Worte gleich,
Gereiht auf seid'nen Fädchen!

„Und Thränen fließen auf daraus,
Von Hanni's Hand gewonnen —
Gleichwie aus jenem Blumenstrauß,
Den mir Zuleika schenkte.

„Erstaunt nicht, daß des Sängers Mund
So Herrliches vollbringe,
Und daß die Weisheit hier den Bund
Mit Jugendtollheit schlinge.

„Wißt Ihr, wer wie die Weisheit gab?
Sie kam vom reichen Orte:
Ich las sie ihren Augen ab
Und bildte sie in Worte."

Welcher Art aber die „Weisheit" ist, die „hier den Bund mit Jugendtollheit schlingt", das erfahren wir aus folgendem Glaubensbekenntnisse Mirza-Schaffy's:

„Mein Lehrer ist Hafis, mein Verband ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke,
Drum bin ich wohlgelitten in den Kreisen
Der Zecher, und sie nennen mich den Weisen.
Komm' ich — da kömmt der Weisheit Segen für;
Geh' ich — schon geht der Weisheit Segen mir;
Zieh' ich — wo steckt der Weisheit? fragen sie;
Bleib' ich — in lust'ger Weise schlagen sie
Laut Glas an Glas. Drum bitt' ich Gott den Herrn,
Daß er stets Herz und Hand die rechten Pfade lenke
Weitab von der Moschee und allen Bonzen fern,
Mein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke;
Daß ich dem Wahn der Menschen und ihrer Thorenheit ferne
Das Köpfchen werfen. Belagert im Becher Meines regelnde,
Um Wuchte der Gedanken daß ich umsonnen werne,
An ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
O, wonniger Empfinden, o, Andacht ohne Namen!
Wenn Kelches Feuerrosen mir Mark und Bein durchdrungen,
Ich die Gelübde halte und sie bis mich umschlungen,
Bestätigt und besiegelt — so möcht' ich sterben. Amen!"

*) Berlin, Decker, 1850.

Mirza-Schaffy könnte, wie man sieht, allenfalls auch in Europa in den Tempeln des modernen Pantheismus und der Emancipation des Fleisches einen trefflichen „Lehrer der Weisheit" abgeben. Was das Lieben und das Trinken betrifft, möchte er sogar von manchem deutschen Schüler noch übertroffen werden; nur im Punkte des Dichtens und Singens dürften es ihm diese nicht so leicht nachthun. Indessen finden wir in dem Buch auch noch andere Lehren, als die aus der „Schule der Weisheit". Wir wollen ihm einige kürzeren Skizzen entlehnen; zunächst eine, die uns den orientalischen Charakter der Stadt Tiflis recht malerisch vor die Augen führt und uns zugleich mit den dort wohnenden Deutschen bekannt macht:

„Uns zu Füßen liegt die Stadt mit ihren Palästen, Kuppeln, Thürmen und halb unterirdischen Saklia (Erdhütten), durchschlungen von schattenreichen Gärten, wo alle bei uns heimischen Obstarten, so wie die Pfirsich, die Feige, die Granate, der Lotus, die Maulbeere, Rebe, Quitte und Mispel, in üppiger Fülle gedeihen. In weiter Ferne verliert sich der die Stadt durchströmende Kyros (Kur) auf seinem Schlangenlaufe hinter grün bekleideten Hügelland, und hoch über uns wölbt sich der tiefblaue Himmel Georgiens.

„Wir steigen hinab vom Davidsberge, betrachten aufmerksam die zu seinen Füßen terrassenförmig hinter einander gebauten Saklis, kleine unansehnliche, aus rothen Steinen aufgeworfene Häuser ohne Fenster und jegliche äußere, noch innere Verzierung, und verwundert fragen wir: sind dieses die Muscheln, worin Georgia seine Perlen bei der Schönheit birgt?

„Das Licht fällt in diese Saklis von oben durch eine Oeffnung des platten Daches, welche zugleich als Schornstein dient, und bei schlechtem Wetter, wenn die Oeffnung geschlossen werden muß, herrscht im Innern nächtliche Dämmerung.

„Nachdem wir mühsam einige Saklis überstiegen, angebellt von ungehämmelten Hunden, und unter steter Gefahr, bei einem Fehltritte, irgend einer georgischen Familie unringelaufen von oben ins Haus zu fallen, gelangen wir in eine nichts weniger als reinliche Gasse, die uns wiederum auf einen freien Platz führt, wo das Gymnasium von Tiflis vor uns aufsteigt und uns daran erinnert, daß unter den Trogloditen des Landes auch Europäer hausen.

„Wir gehen an dem Gymnasium, einem kolossalen, ganz in europäischem Geschmack errichteten Gebäude, wo die Söhne des Gebirges zu treuen Unterthanen des russischen Thrones herangebildet werden, vorüber, und uns zur Rechten liegt der sich nach hinten terrassenförmig abflachende, prachtvolle Palast der Statthalter vom Kaukasus, mit seinem herrlichen, von asiatischer Ueppigkeit strotzenden, aber von europäischer Hand getreglten Garten. Dieser Palast wurde erbaut auf den Trümmern der alten, von Nostan gegründeten Burg der georgischen Könige.

„Wir gehen ein paar Schritte weiter und gelangen auf den Eriwanschen Platz, den eigentlichen Mittelpunkt der vornehmen Welt von Tiflis. Hier reichen sich Europa und Asien die Hand. Gegenüber den großen, ganz modernen Krongebäuden der Russen ziehen sich die wohnlichen, plattgedachten, galerieumwundenen Häuser der Armenier hin, welche gleichsam den Uebergang zu den rohen, halb unterirdischen Saklis der Georgier, Perser und Tataren bilden.

„Neben der tschadrverhüllten Georgierin wandelt die russische Beamtenfrau; neben dem wilden Kurden vom Ararat reitet der bornirte Kosak; zur Seite der moskowitischen Granröde drängen sich die zerlumpten Ruchsat (Lastträger) und Imeretki, Offetki und Lesghiskan.

„Wir überschreiten den Markt und winden uns durch die langen, krummen Straßen, wo die Schwertfeger, die Gewehrmacher, die Schmiede, die Schneider — kurz, die Vertreter aller Gewerbe ihre Thätigkeit in offenen Werkstätten entfalten. Hier kauft man um ein Billiges die berühmten kaukasischen Dolche (Kinschals), Degen (Schaschka's), Pulverhörner, Gürtel, Tuche, Tscherkessen und Schabracken.

„Diese immer belebten Straßen führen uns zu dem armenischen Bazar und von dort über den geräuschvollsten Markt von Tiflis zu dem hohen, umfangreichen Karavanserai, welches mit seinen vielen Zellen, Magazinen, Gallerien und Gewölben eine kleine Stadt für sich bildet und zu den prachtvollsten Gebäuden dieser Art im Orient gehört. Hier liegen die kostbarsten Erzeugnisse des Morgenlandes: Shawls, Seidenstoffe, Teppiche u. l. w., aufgehäuft, und es herrscht in diesen weiten Räumen vom Morgen bis zum Abend ein Menschengewühl, ein Sprachengemisch, eine Mannigfaltigkeit der Physiognomieen und Trachten, wie man selbst zur Messzeit in den lebhaftesten Städten Deutschlands nichts Aehnliches sieht.

„Unter den Männern finden wir eine Menge hochgewachsene, kräftige, schöne Gestalten; während die georgischen und armenischen Frauen, denen wir

Digitized by Google

im Bazar und dem Karawanserai begegnen, ihrer Mehrzahl nach einen häßlichen Gegensatz bilden zu den schönen Pilgerinnen, welche wir auf der Wallfahrt zum heiligen Davidsberge kennen gelernt haben. Denn auf den Märkten und Bazars lassen sich meistens nur alte Frauen sehen (in Tiflis gilt eine Frau schon für alt, wenn sie das dreißigste Lebensjahr überschritten) und so sehr die Georgierinnen in ihrer Jugend anmuthig erscheinen und hohen Persiens werth, so abscheulich ist ihre Häßlichkeit im Alter.

„Und diese schnelle Umwandelung wird hier nicht ausgeglichen durch jene aus höherer Bildung entspringenden Eigenschaften, welche bei uns auch häßliche und alte Frauen oft so liebenswürdig und angenehm im Umgange machen. Ueberhaupt gehört eine solche Häßlichkeit, wie man sie gewöhnlich bei den älteren Georgierinnen findet, bei uns zu den seltenen Ausnahmen.

„Wir verließen das große Karawanserai, worinnen, behufsam einer Karawane waarenbepackter Kameele ausweichend, unsere Schritte die Brücke zu, welche die beiden, durch den Kyros getrennten Stadttheilen verbindet, und indem wir auf „den Sand" gelangen (so heißt ein Viertel der Neustadt Awiabae), befinden wir uns mitten unter einer — deutschen Bevölkerung!

„Hier wohnen die eingewanderten Schwaben, hier ist die deutsche Kolonie von Tiflis, durch den Kyros getrennt von der übrigen Stadt.

„Aus dem Gewühl des armenischen Bazars und des persischen Karawanserai, aus den Speichern der Schätze des Orients, drückt von Menschen mit seinen sonnenverbrannten Gesichtern und langen, faltenreichen Gewändern, und umlagert von lastbeladenen Kameelen und Dromedaren, — sind wir urplötzlich in eine neue Welt versetzt und sehen vor uns ein rechtschaffenes Stück Schwabenleben, mit allem Zubehör von Sprache, Behausung, Stummelpfeife und blosen Hemdsärmeln.

„Bei diesen breitschultrigen, kraftkräftigen Argonauten des Neckars, die durch den Hellespont geschwommen, durch den Bosporus und das Schwarze Meer, die am Phasis gelandet und die Wälder von Kolchis durchzogen, um hier an den fruchtreichen Ufern des Kyros zu leben in Weingärten und Gottesfurcht, lassen wir uns nieder auf ein Stündchen, zu kurzer Erholung nach der langen Wanderung des Tages.

„Hier zur Rechten in dem kleinen, wunderlich aufgestülpten Hause, dessen Dach eine etwas klärere Hinneigung zur Erde verräth, als der Baumeister ursprünglich beabsichtigte, wohnt der ehrliche Salzmann, der Sandwirth von Tiflis.

„Kretet ein, aber bückt Euch ein wenig, um den Kopf nicht an der niedrigen Thüröffnung zu zerschlagen. Rechts ist das Billardzimmer; dort wird gespielt und geraucht von russischen Offizieren; aber hier zur Linken ist ein kleines, wohnliches, blaugetünchtes Gemach, das Herz Salzmanns allzeit für seine deutschen Landsleute bereitet hatte und das allen russischen und asiatischen Füßetritten unzugänglich bleibt. Doetzlin wenden wir uns!

„Ein kleiner, steifer Bursche, der allem Anderen eher ähnlich sieht, als einem „garçon d'hôtel", tritt uns entgegen. „Grüß Gott, alter Bursche! Was macht Herr Salzmann?" — Jetzt nich zuhause! — „So ruf' die Frau Salzmann her und bring' uns Wein, Kachetiner Abendröthe!"

„Das war der Name, den wir dem blutrothen Weine von Kachetien in feierlicher Taufe gegeben, weil und bei seinem Anblick immer ein heiliger Schauer überkam, wie beim Anblick der untergehenden Sonne.

„Frau Salzmann, die lindergesegnete Gattin des Sandwirthes, erscheint, wischt sich nach wirthschaftlichem Brauch erst in der weißen Schürze die fleißbeschäftigte Hand ab und reicht sie uns darauf mit freundlichem Willkommen.

„Frau Salzmann besitzt unter anderen trefflichen Eigenschaften auch die: den besten deutschen Eierkuchen in Tiflis zu backen. Sie hat dadurch nicht blos in der Nachbarschaft, sondern bei allen deutschen Kaukasus-Reisenden eine gewisse Berühmtheit erlangt. In jedem Reiseverk wird ihrer Erwähnung gethan. Sie weiß das und hält darauf, daß die Eierkuchen immer hübsch locker gerathen, damit ihr gutes Leumund nicht zu Schanden werde vor den Augen der Welt.

„In dem blauen Zimmer steht ein blaugedeckter Tisch; dort halten wir unsere Tafelrunde: Dem billigen Kachetiner folgt der theure Champagner; denn es gehört einmal zur europäischen Sitte in Tiflis, das Mahl durch Champagner zu beschließen, und diese Sitte muß sich Jedermann fügen, der für anständig gelten will, wie bei uns der Sitte des Frackragens und der weißen und gelben Glacéhandschuhe.

„Welcher deutsche Reisende, der in Tiflis gewesen, hätte nicht bei Salzmann auf dem Sande an der Tafelrunde gesessen und sich so begeistert am Kachetiner und Champagner, daß ihm beim Nachhausegehen in der mondhellen Nacht der ganze Himmel vorgekommen wie ein riesiges Tischlaken, und der Mond wie ein leuchtender Eierkuchen, und die Sterne wie funkelnde Gläser!

„So erging es auch und an jenem Abend, als wir, nach begeisternder Erholung von unserer Wallfahrt zum Davidsberge, den „Sand" verließen, um ins Innere der Stadt zurückzukehren. Kein Wölkchen trübte den lichtblauen Himmel, aber es lag in der Luft eine Wärme, als ob der saft sonnenhelle Mond Georgiens auch das Feuer der Sonne hätte. Die Straßen waren beinahe ganz menschenleer, der Bazar und alle Werkstätten geschlossen. Nur hin und wieder kauerte ein betrunkener Soldat, schwebte eine tief in die blendend weiße Tschoora verhüllte Georgierin an uns vorüber. Wir ließen die Straße links liegen, welche zu den kuppelbedeckten, heißen Schwefelbädern führt, denen Tiflis seine Entstehung und seinen Namen verdankt, und wandten uns in kürzester Richtung dem Eriwanschen Platze zu. Hier und da waren die Dächer von luftigen weiblichen Gestalten belebt, die, vom Mondlicht umflossen, in ihren malerischen Gewändern einen fernhaften Anblick gewährten. Balalaikatöne erschollen durch die Nacht, abwechselnd mit dem Klangesange georgischer Schönen. Doch wir durften nicht lange bei den lieblichen Bildern weilen, denn wir immer wie stehen blieben und die Mädchen und bemerkten, da verschwanden sie schnell vor unseren spähenden Blicken."

Kalifornien.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849.

(Fortsetzung.)

Wenn man es verfuchte, die Handelswelt von San Francisco zu zerlegen, so würde man viele seltsamen Elemente darin finden. Alle Geschäftsleute, die in New-York saliirt haben, alle durch die Gerichte verfolgten Bankerottirer, alle Projektenmacher und Abenteurer der Vereinigten Staaten haben sich auf dieses gelobte Land geworfen. „Sehen Sie den da", sagte mir mein Cicerone, der selbst ein Bürger der Union war, „das ist eines unserer größten Genies. Ehemals Chef des ersten Hauses in Baltimoor, faßte er den kühnen Plan, alles frische Fleisch zu monopolisiren, um es nur zu dem Preise wieder zu verkaufen, den er dafür festsetzen würde. Schon hatte er sich aller Herden von drei oder vier Staaten bemächtigt und war nahe daran, alle zu besitzen, als ein anderer Amerikaner, gleichfalls ein Mann von Genie, im entgegengesetzten Sinne zu spekuliren anfing. Der Kampf zwischen diesen beiden Helden war schrecklich und dauerte lange. Das Volk, welches bei uns für Alles, was einen großen Charakter zeigt, empfindlich ist, folgte dem Kriege mit ungemeinem Interesse; unglücklicherweise endete er mit einem vollständigen Untergange des Vermögens für beide Kämpfer." — „Es ist wahr", fügte mein Führer hinzu, „daß der eine sowohl, als der andere sich seitdem wieder emporgehalfen hat; denn der, welchen Sie da sehen, ist vor sechs Monaten ohne einen Sous hierhergekommen und hat jetzt schon wieder ein Vermögen von 300,000 Franken, sein Gegner ist noch glücklicher gewesen, aber schon bereiten sie sich auf diesem neuen Schauplatze zu einem letzten und noch fürchterlicheren Kampfe vor."

Was am meisten in San Francisco überrascht, ist die Seltenheit der Diebstähle, angesichts der Gelegenheit, die sich den schlechten Trieben einer unsittlichen Gesellschaft, an der es hier nicht fehlt, so reichlich darbietet. In allen Höfen der Privathäuser, vor den Thüren, in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, kurz, überall sieht man gegen Waarenhaufen, die von allen Punkten der Erde angekommen sind und, anscheinend ohne Schutz, ohne irgend welche Aufsicht umherliegen; dennoch haben die Diebe, die Freibeuter von Profession, welche die Stadt durchstreifen, niemals daran gedacht, Etwas zu berühren. Der Grund davon liegt darin, daß, wie viele andere Länder der Erde, Kalifornien seinen besonderen Straf-Kodex hat, einen Kodex, der von Allen angenommen und anerkannt worden ist. Es ist hier wohl erlaubt, sich eines Verschriftes oder eines Pistolenschusses in einer Rache-Angelegenheit sogleich auf den nahen Häusern oder aus den Zelten auf den Dieb hin zu fliegen: Kaufmann, Minirer, Schiffer, ein Jeder verläßt auf der Stelle seine Geschäftigung, um dem Diebe nachzueilen, dem Alle sind dabei interessirt, den Diebstahl zu verhindern. Und dennoch giebt es hier weder Gendarmen noch Soldaten, die für die Ruhe und Sicherheit des Ortes bemüht sind. Dies erweckt im ersten Augenblick ein Gefühl der Verwunderung und faft des Unwillens: man kann nicht begreifen, wie eine Regierung es an einer ihrer wesentlichsten Pflichten kann fehlen lassen, dergestalt, daß sie ein Land, das sich unter ihren Schutz gestellt hat, so ganz ohne alle Polizei läßt. Aber viele Dinge, die der Europäer nur mit Mühe begreift, scheinen dem Amerikaner einfach und natürlich: Nach seiner Meinung ist die Gesellschaft nur eine Gesammtheit von intelligenten und freien Elementen, wovon ein jedes sich durch eine Art eigenthümlicher Verwandtschaft nach seiner Stelle hingezogen findet. Die Dazwischenkunft der Civilgewalt, außer im höchsten Nothfalle, würde nach der Ansicht der Amerikaner dieses Bestreben nur in Unordnung bringen und die Schwerkraft hemmen; es ist besser, sich selbst mit der Unterdrückung gewisser Unordnungen in der Gesellschaft zu befassen, als diese Sorge dem Staat zu übertragen, in welchem letzteren Falle man immer unter eine Art polizeilicher Aufsicht gestellt sein würde.

Man muß erstlamen, welche Popularität diejenigen Männer zu San Francisco genießen, die persönlichen Muth und Tapferkeit zeigen. In der Gegend des Sacramento ist zur Zeit ein Alkalde, dessen Distrikt anfänglich allen schlechten Subjekten, welche von auswärts angekommen, zum Sammelplatze diente. Verbrechen waren hier häufig; aber der brave Alkalde hatte hier nun ein Pistol, das, wenn auch in manchen Fällen hart zu nennen ist, doch durch die Nothwendigkeit geboten war. „Gehängt!" war seine unverbrüchliche kurze Antwort, wenn man einen Schuldigen vor seinen Richterstuhl führte. Das Volk, welches die Functionen des Scharfrichters selbst verlag, ließ sich das nicht zweimal sagen: es hängte den Verbrecher. Dann ging man in vollkommen guter Laune an seine gewöhnlichen Geschäfte. Handelte es sich um einen Mord, um den Diebstahl eines Tuches, einer Tasche oder einer Pfeife, immer wurde derselbe Befehl gegeben: „Gehängt!" und immer wurde er buchstäblich ohne alle Vormerzeigkeit ausgeführt. Wenn Jemand zufällig die Bemerkung machte: „Aber der Angeklagte kann nicht schuldig seyn; höret doch erst seine Vertheidigung;" so sagte der Alkalde: „Ei was, ihr wißt es wohl, Bürger, das es keinen Unschuldigen unter Euch giebt. Wenn er auch das zu Rede stehende Verbrechen nicht begangen haben mag, so hat er doch hier oder an einem anderen Orte gewiß ein anderes Verbrechen begangen. Gehängt." Die Da-

Digitized by Google

beiſtehenden ſahen ſich lächelnd an, nahmen vollſtrecken ſie pünktlich den ihnen gewordenen Befehl.

Wenige Wochen vor meiner Ankunft in San Francisco war die Bevölkerung behufs der Wahl eines Abgeordneten nach Monterey zuſammenberufen worden; der Alkalde vom Sacramento wurde mit Stimmeneinheit gewählt. So viel ſteht feſt, daß, in den Vereinigten Staaten von Amerika ſowohl wie in der Türkei, in einer Republik wie in einer deſpotiſchen Monarchie, kein anderes Mittel zur Popularität führt, als ein feſter energiſcher Charakter, ein Wille, der ſich nur durch kühne That, nicht durch leere Worte kundgiebt. Was den Maſſen am meiſten widerſteht, iſt die Unentſchiedenheit und Schwäche des Charakters. Das Volk läßt ſich nicht durch den Schein beſtechen, es findet ſeinen Mann heraus. Wie die Amerikaner es verſtehen, nöthigenfalls Kühnheit und Entſchiedenheit zum Schutze des Geſetzes und der Ordnung zu vereinigen, davon mag folgendes Beiſpiel Zeugniß geben:

Es hatte ſich in der erſten Zeit, gleich nach Entdeckung der Minen, eine Geſellſchaft gebildet, die, aus Amerikanern, Franzoſen und Engländern beſtehend, den ſeltſamen Namen Hounds (Zughunde) angenommen hatte. Ihr Zweck war, durch freiwillige Beiträge Mittel zuſammenzubringen, mit welchen diejenigen ihrer Mitglieder, die kein Glück in den Minen gehabt und deshalb in ihr Vaterland zurückkehren wollten, unterſtützt werden könnten. Jedes Mitglied dieſer Geſellſchaft trug als Erkennungszeichen einen Streifen um den linken Arm. Anfänglich konnte man ſich über die Hounds nicht beklagen, ſie allein hielten die Ordnung zu San Francisco aufrecht und leiſteten der geſetzlichen Macht jedesmal, wenn man ſie zu gebrauchen ſuchte, kräftige Unterſtützung. Indeſſen bald entſtanden Streitigkeiten zwiſchen ihnen und den Chilieru, welche, indem ſie in Geſellſchaften arbeiteten und ſehr geſchickt bei dem Verfahren der Ausſcheidung des Goldes waren, reicheren Gewinn aus den Minen zogen. Die Hounds kündigten daher den Chilieru an, daß ſie die Gruben verlaſſen und ſich in ihr Land zurückbegeben ſollten, würden ſie ſich aber weigern, ſo müßten ſie ſich der Anwendung von Gewaltmaßregeln ausſetzen. In mehreren blutigen Treffen beſiegt, flohen die Chilieru nach San Francisco. Die Hounds folgten ihnen, jeden Tag entſtanden blutige Kämpfe, und weder Ruhe, noch Sicherheit gab es jetzt mehr in der Stadt, denn die Böſewichte aller Länder, welche die Unordnung witterten, miſchten ſich hinein, um Vortheil daraus zu ziehen. Man plünderte die Häuſer, man verbrannte Magazine, man beraubte Wein- und Branntweinlager, und dies Alles ungeſtraft. Die Bewohner von San Francisco ſahen theils gar Nichts, theils Unwohlen Einhalt zu thun. Nur die Engländer, einen kräftigen Schutz von Seiten des Staates gewohnt, wurden unwillig und proteſtirten gegen die ſtrafbare Gleichgültigkeit der Regierung von Washington. So ſtanden die Sachen, als ſich das Gerücht verbreitete, daß in einem Lager der Chilier von den Hounds die ſchenßlichſten Exceſſe verübt worden ſeyen, man habe mehrere Frauen, nachdem man ſie vor den Augen ihrer Männer ſchändlich gemißhandelt, ermordet, nachher aber Feuer in die Zelte geworfen und die Leichname verbrannt. Die Nachricht von dieſen Greuelthaten kam Abends in San Francisco an. Am anderen Morgen früh ging ein gewiſſer Brennan, der ſich unlängſt erſt hier niedergelaſſen hatte, nach einem freien Platze, indem er mit einer großen Glocke, die er in der einen Hand trug, läutete. Die Einwohner wurden hierdurch aufmerkſam und begaben ſich an denſelben Ort, um zu erfahren, was eigentlich vorginge. Brennan ſtieg alsbald auf einen Tiſch und redete die Menge, die jetzt dicht und zahlreich geworden war, mit feurigen Worten an. Es war nur ein Mann aus dem Volke, aber ſeine Rede ging durch Mark und Bein: „Wie ſind alſo träge, elende und ehrloſe Männer? Wie bleiben hier, krenzen die Arme und tragen die Naſe hoch, während eine Räuberbande nicht unter unſeren Augen die ſchändlichſten Grauſamkeiten verübt? Heute iſt die Reihe an den Fremden; aber morgen kann ſie an uns kommen. Wollen wir erſt ſo lange warten, bis dieſe Böſewichte auch unſere Frauen und Töchter geſchändet haben? Amerikaner, ich ſchäme mich Eurer; Ihr ſeyd feige und Egoiſten. Ich werde meine Familie und meine Habe zu vertheidigen wiſſen; ich gehe dieſen Augenblick nachhauſe, um mich mit meinen Piſtolen zu bewaffnen, und ich ſchwöre beim Himmel, daß ich dem erſten Hound, den ich treffe, den Schädel zerſchmettern werde. Möchten alle diejenigen unter Euch, welche noch ein ſühlendes Herz im Buſen tragen, mir folgen und es ſo machen, wie ich!“ Lauter, anhaltender Beifallsruf folgte dieſer Rede. Das Geſchrei: „zu den Waffen!“ ertönte von einem Ende der Stadt bis zum anderen. Franzoſen, Engländer, Deutſche, Amerikaner, Alle fanden ſich zu dieſem Kreuzzuge ein. Am Abend hatte man die Häupter der Hounds gefangen genommen, und der Alkalde vom Sacramento machte kurzen Prozeß mit ihnen: „Gehängt!“ ſo lautete das kurze Urtheil.

Von dieſem Augenblicke an iſt die Ruhe in San Francisco und der Umgegend nicht weiter geſtört worden. Nehrigens exiſtirt auch ſeit ſeit dem Monat September eine regelmäßige Polizei; ſie beſteht nur aus fünfzehn Perſonen, aber es ſind kräftige und entſchloſſene Männer. Sie ſtehen zu ihrem Zwecke vollſtändig aus. Die Zahl der Menſchen, welche täglich über das Meer in Kalifornien ankommen, kann man auf zweitauſend (?) anſchlagen. Jede Nation Europa's iſt in dieſer Auswanderungsbewegung reichlich vertreten. Man erkennt die amerikaniſchen Schiffe an den drei furchtbaren Hurrahs, welche Paſſagiere und Mannſchaft in dem Augenblicke hören laſſen, wo in dem Hafen Eldorado's die Anker geworfen werden. Ein einfacher Tagelöhner kann gegenwärtig hundertfünfzig Piaſter monatlich verdienen. Die Köche verdienen leicht 300 Piaſter den Monat, und die Handwerker, als Zimmerleute, Schmiede u.ſ.w., empfangen noch höheren Lohn. Jeder iſt in Kalifornien ſein eigener Bediente; Männer von mehreren Millionen müſſen ſich ihre Stiefeln ſelbſt putzen und alle dieſenigen Geſchäfte im Häuslichen beſorgen, die ſonſt den Dienſtknaben zukommen. Der Lebensunterhalt iſt für den Arbeiter nicht ſo übertrieben theuer. Das friſche Fleiſch, das im Ueberfluß vorhanden iſt, koſtet fünfundzwanzig Cents (zehn Silbergroſchen) das Pfund. Das geſalzene Rindfleiſch und der Zwieback, zwei Produkte, die noch nie auf dem Markte gefehlt haben, ſind nicht theurer als in Europa. Debaſche läßt ſich von den Spirituoſen ſagen, die ſich übrigens jetzt keines großen Abſatzes zu erfreuen haben. Vor wenigen Wochen ging es den Bordeauxweinen in gleicher Weiſe. Auf allen Plätzen ſah man die Kiſten mit Weinen liegen, aber Niemand wollte kaufen. Plötzlich warfen ſich die Minirer auf dieſen Artikel und kauften Alles, was ſich vorfand. Dieſe plötzliche Wendung verdankte man einem lügen Sprkulanten, der die Meinung verbreiten ließ, daß der Genuß aller Spirituoſe heftige Fieber veranlaßte, denen man aber durch fleißigen Gebrauch des Bordeauxweines entgehen könnte.

Es herrſcht jetzt zwiſchen den Arbeitern in den Minen das vollkommenſte Einverſtändniß. Franzoſen, Amerikaner, Engländer arbeiten in Frieden neben einander. Eine Hacke oder ein Spaten in der Nähe einer Grube zeigen an, daß dieſer Ort ſchon Eigenthum eines Anderen geworden iſt. Die Arbeiter gehen, wenn ſie dieſes Zeichen ſehen, ruhig weiter und ſuchen anderwärts einen Raum, der noch nicht in Anſpruch genommen iſt. Häufig verbreitet ſich die Nachricht, daß an dieſer oder jener Stelle außerordentlich viel Gold gefunden würde; ſogleich ſtrömt die Menge herbei und umſteht neugierig die Arbeitenden; aber Jeder achtet die erlangten Rechte und beſchränkt ſich höchſtens darauf, in der Nähe des gerühmten Ortes auch ſeine Nachgrabungen anzuſtellen.

So fremdartig auch das Leben in Kalifornien iſt und ſo ſehr es auch die Neugierde des Reiſenden erregen mag, ſo iſt es doch etwas Anderes, was ihn, ſobald er an den Ufern des Sacramento landet, unwiderſtehlich anzieht. Das iſt Wahrheit an dem, was die wunderbaren Beſchreibungen, die ſo ſehr die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben, von der Reichthum genommen haben, von den Goldminen Kaliforniens erzählen? Wird dieſer köſtliche Metall wirklich in ſo großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die ſich von allen Oeten Frankreichs, Deutſchlands und Englands nach Kalifornien wenden, hier das Glück finden, nach welchem ſie vielmehr traurig, krank und entmuthigt die Mittel erbetteln müſſen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieſer Fragen durchdrungen, habe ich Geſchäftsleute, Ingenieurs, amerikaniſche Militair- und Civilbeamten und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und Alle haben mir die vollkommene Wahrheit deſſen, was ich gehört hatte, beſtätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß geſtehen, daß das, was ich geſehen, die kühnſten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen geſprochen worden, ſo iſt dieſer Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Kalifornien nicht eigentlich von Minen ſprechen und folglich auch nicht von den zu machenden koſtſpieligen Ausgrabungen. Auf einer Ausdehnung von mehr als 150 Stunden im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, iſt ein mit beiſem koſtbaren Metall vollſtändig geſättigter Boden. Man braucht ſich nur ein wenig zu bücken, ſeinen Put voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächſten Bach zu gehen und die Erde auszuwaſchen, um Gold zu haben. Dieſe Thatſache, ſo außerordentlich ſie auch erſcheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück Alle erwartet, welche in dieſes gelobte Land gekommen ſind; es will geſucht und errungen werden. Obwohl es keine ſchwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaſchens klein und unbedeutend erſcheint, ſo wird der Reichthum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herauswaſchen, dieſes Alles wird ohne Zweifel auf den erſten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angeſehen werden; aber wenn der Augenblick kömmt, wo man ſich zur Arbeit gürten ſoll, wo man, getrennt von Steinesgleichen und den Annehmlichkeiten der civiliſirten Welt, ſich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hauſen, begeben ſoll; dann wird ſicherlich Manchem nicht gut zu Muthe ſeyn. Dann iſt es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe hinweiſen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um ſie nach dem Fluſſe oder Bache zu bringen, wo ſie ausgewaſchen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Laſt einer brennenden Hitze. Ich habe große nnd dem Anſcheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Francisco ganz aufgeloſt zurückkehren ſehen; ſie hatten aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es Viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100,000 Franken Gold in ihren geliebtesten Gütern nachhauſe tragen. Dies ſind im Allgemeinen Tagelöhner, deſertirte Matroſen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menſchlichen Dinge ſcheint hier umgekehrt zu ſeyn. Der einfache Arbeiter, der in ſeiner Heimat kaum ſo viel verdient, daß er die nothwendigſten Bedürfniſſe befriedigen kann, wird in Kalifornien ein Millionär, während der Mann der Wiſſenſchaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu ſterben, wenn ſie ſich nicht den Beſchäftigungen, die ihren beſonderen Fähigkeiten angemeſſen ſind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Kalifornien ſind plutoniſcher Erdbildung und ſcheinen erſt in verhältnißmäßig neuerer Zeit durch vulkaniſche Ausbrüche verwüſtet worden zu ſeyn. Die Ufer des Sacramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen verſehen iſt, erblickt der Reiſende hier nur ſegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtentheils durch flache Thäler getrennt ſind. In dieſe Thäler ergießen ſich jedes Jahr die Gewäſſer des Sacramento, und der zurückgebliebene Schlamm iſt goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede ſeyn — man operirt in dieſen ſogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelſt einer Maſchine, cradle (Wiege) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkeſſeln. Die Reſultate, welche man

Digitized by Google

auf diese Weise erhält, sind zuverlässig: der Ertrag ist im Durchschnitt nicht unter 12 Piaster (16 Sgr.) täglich für jeden Arbeiter, aber ich wiederhole es, um diese Ausbeute zu haben, muß man arbeiten, wie vielleicht nirgends in der Welt: man muß sich dagnügen mit einem Stückchen Speck, einem Zwiebod und einem Schlauch brakkigen Wassers. Nur der starke Arbeiter, der lange Zeit einen schweren Dienst ausgehalten im Stande ist, kann auf ähnliche Resultate rechnen.

Anders wird die Arbeit in den dry diggings (trocknen Gräben) betrieben. Da verfährt man ausschließlich vermittelst einer Hacke oder zugespitzten Eisenstange, die man in die Granitlage, nachdem von derselben die sie bedeckende Erde entfernt worden, einschlägt. Die Ausbeute ist hier weniger gewiß, aber auch bei weitem bedeutender. Man sieht oft Goldsucher ganze Tage arbeiten, ohne ein Körnchen zu Tage zu fördern; dann aber in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarten, treffen sie plötzlich ein sogenanntes Goldnest an, das, oft im Werthe von tausend Thalern, sie für alle Mühe entschädigt. Die Nachricht von dieser Entdeckung durchläuft alsbald die ganze Gegend. Von allen benachbarten Lagern läuft man zu diesem glücklichen Ort, man zerstreut sich um denselben her, man nimmt die mühevollsten Nachsuchungen vor, man verrichtet in wenigen Stunden eine wahre Cyklopen-Arbeit: ohne Erfolg; denn die Goldnester in den Dry-Diggings sind fast immer isolirt. Man kann annehmen, daß in der Zeit, wo die vulkanischen Bergspitzen und der Granitboden noch nicht mit vegetabilischer Erde bedeckt waren, das Gold durch starke Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmt worden sey und sich in die zufälligen Vertiefungen der Steinschicht abgesetzt habe. Für diese Annahme scheint die Form der Goldkörnchen zu sprechen, als haben abgerundete Ecken, was jedenfalls daher rührt, daß sie lange Zeit fortgerollt sind. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Zur Geschichte der Insurrection in Rheinbayern.

Die konservative Bibliothèque de Genève enthält eine Schilderung des pfälzischen Aufstandes, die von einem Augenzeugen herrühren soll. Es schreint uns von Interesse, die Urtheile kennen zu lernen, die in der Schweiz über die badisch-pfälzische Revolution ausgesprochen werden, da sich in ihnen das Maß der Gefahr finden läßt, welche die schwebenden Differenzen der Schweizer Regierung mit den deutschen Höfen für die Ruhe Europa's haben könnten. Wir theilen zu dem Ende das letzte Kapitel des erwähnten Artikels mit, das die Ueberschrift führt: Wie eine Revolution zu Ende geht.

„Am 14. Juni drangen die Preußen auf vier verschiedenen Wegen in die Pfalz. Und es war hohe Zeit. Denn schon begann die Zügellosigkeit unter den Demokraten einzureißen. Sie führten Geiseln mit sich, die mit ihrem Kopfe dafür hasten sollten, daß kein Feind die Gränze überschritte. Unter Pohn von der einen, unter Ungeheuern von der anderen Seite sieł die Fünfregierung. Der Preuße D'Esser machte Anstalt, die Diktatur zu ergreifen.

„Wir mögen hier kein Wort des Vorwurfs aussprechen über den jammervollen Rückzug, der nun vor sich ging, ohne daß man auch nur das Schwert zur Vertheidigung erhoben hatte. Wir machen auch keinedwegs die Einwohner der Pfalz dafür verantwortlich. Man schlägt sich einmal schlecht oder selbst gar nicht für eine schlechte Sache, wenn man nicht Soldat ist. Und so geschah es. Die Gemeinden, als sie die allgemeine Flucht der Demokraten gewahr wurden, empfingen den Feind mit Freudenbezeugungen. Der Prinz von Preußen hatte eine bequemere Eroberung, als er sich vorgestellt haben mochte. Die provisorische Regierung, wiewohl sie mehr, denn einmal, geschworen hatte, zu fliegen oder sich unter den Trümmern des Vaterlandes zu begraben, begrub sich keineswegs, sondern salvirte sich mit der Kasse nach Baden. Achtzehn Mainzer, die bei Kirchheim-Bolanden, und sieben Freischärler, die bei Annweiler fielen, waren die einzigen Opfer und zugleich die einzigen Kämpfer auf diesem Rückzuge des pfälzischen Volksheeres, bis dasselbe in Ludwigshafen einen Moment zu widerstehen wagte. Desertirte Linientruppen und Freischärler hatten sich daselbst verschanzt und hielten eine Welle den Angriff des Feindes aus. Bald aber drangen dennoch die Preußen in den Platz ein, und als dies in Mannheim die Badener sahen, zündeten sie die Rheinbrücke an und warfen glühende Kugeln nach Ludwigshafen, wo das prächtige Entrepot mit einer Menge der aufgespeicherten Waaren in Flammen aufging. Diese kleine unglückliche Stadt wußte also für die ganze Pfalz büßen.

„Sechs Tage nach dem Einmarsch der Preußen kam der Zärst von Thurn und Taxis mit einer bayerischen Armee; aber schon war der letzte Rest des Volksheeres bei Kuselingen auf badisches Gebiet übergetreten, um die klägliche Tragödie dort zu Ende zu spielen.

„Also um solch nichtigen Erfolg zu erreichen, hatte das arme Ländchen länger als einen Monat die Schrecken eines drohenden Krieges ertragen, war es von Abenteurern aller Nationen überschwemmt worden, mußte es sich eine fremde Invasion gefallen lassen und hätte sich, seinen deutschen Boden, beinahe in die Gewalt der französischen Republik gegeben. Oder waren die Opfer nicht zu groß, wenn man bedenkt, daß das Land dafür auch eine provisorische Regierung, Barrikaden, ein Volksheer, eine demokratische Constitution hatte, und das Alles binnen neunundvierzig Tagen? Wann werden die Völker endlich die Augen öffnen und nicht mehr die großen Kinder seyn, die man mit Redensarten, sey es in eine Zeit der Guillotine, sey es in eine des Standrechts, führt!"

Mannigfaltiges.

— Eugen Sue als sozialistischer Schriftsteller. Die Revue des deux Mondes spricht über den neuesten Roman von Eugen Sue folgendes Verdammungs-Urtheil: „Unter den Männern, die sich dazu hergeben, sozialistische Propaganda zu machen, deren Bücher den Katechismus oder die Hymne, die Legende oder den Roman des Kommunismus und der Demagogie bilden, giebt es besonders Einen, der die Benachtung aller Redlichen verdient, und das ist Herr Eugen Sue. Niemand hat sich über die gebildete Gesellschaft weniger zu beklagen gehabt, als dieser Schriftsteller. Seine ersten Romane, in welchen ein artistokratischer Tick vorherrschend war, ein Parfum von Byronismus hightlife und Dandysmus sehr mittelmäßigen Schlages, doch überaus eleganten Zuschnittes, wurden günstig aufgenommen, und der Name des Verfassers des „Salamandre", der „Vigie de Koat-Ven" wurde bald berühmt, obwohl er damals noch nicht schreiben gelernt hatte. Später hat ihm eine merkwürdige Geschicklichkeit in der technischen Anordnung und Interessetzung und sein anbestreitbares Talent, menschliche Charaktere gleich Decorationen mit theatralischem Effekt zu malen, einen maßlosen Erfolg verschafft. Hat sich nun Herr Sue damals wirklich mit den Leiden des Armen, mit den Problemen der Arbeit und der sozialen Noth beschäftigt? Nichts weniger als dies! Man hörte nur von dem Raffinement seines Luxus, von den überschwänglichen Phantasien seiner Verschwendung, besonders aber von seinem eitelen Bestreben, seine Erfolge dazu zu benutzen, um in jener bevorrechteten, glücklichen Welt, die er jetzt mit so gehässigen Farben malt, seinen Fuß zu fassen, wobei er es natürlich an vornehmer und grazioser Verspottung der „plumpen Bourgeoisie" nicht fehlen ließ. Die „Geheimnisse von Paris" waren anfangs nur auf die gewöhnliche Unterhaltung und auf die Spannung bei mit den niederen Kreisen der Hauptstadt bisher wenig bekannten Lesepublikums berechnet; erst später, als die verbrauchten Reizmittel nicht mehr vorhalten wollten, fiel es dem Verfasser ein, sozialistische Ideen zu Hülfe zu nehmen und eine Art von Binzeng de Paulo spielen zu wollen, der aber statt des Evangeliums die Lehren Fourier's und Considerant's predigte. Von den „Geheimnissen von Paris" bis zu seinem jetzt erschienenen „Geheimnissen des Volkes" war nur Ein Schritt. Das soll man nun von diesem Buche halten, das man kaum wagt, in den Buchhandlungen und Lesekabinetten öffentlich auszulegen, und das vielmehr durch Exemplare von Haus zu Haus im Lande umhergetragen und den Armen gegen einige Leckere Waare zum Kauf angeboten wird?*) Ja, in diesen Buche sind alle Lügen, alle Verleumdungen, alle Blasphemien, die irgend wann und wo gegen die Religion, das Königthum und den Adel, wie gegen die Grundsätze der Autorität, der Achtung vor dem Heiligen und der gesetzlichen Ordnung, ausgesprochen worden, zusammengestellt und nicht ohne Geschicklichkeit in eine Erzählung verwebt, wie sie Herr Sue so dramatisch und verführerisch auszuspinnen weiß. Es läßt sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie viele Abscheulichkeiten und Infamieen der Verfasser bereits in den ersten Lieferungen seines Werkes, so weit dasselbe bisher erschienen, zusammengehäuft hat! Für den einigermaßen einfichtigen und gebildeten Leser verlieren diese Abscheulichkeiten allerdings, gerade durch ihre Uebertreibungen, sehr viel von ihrer Gefahr und Bedeutung; die große Menge, in die das Buch hineingeschleudert wird, gehört jedoch leider nicht zu diesen Einsichtigen und Urtheilsfähigen. Man weiß nicht, soll man sich mehr vor Ekel oder mehr auch Verachtung abwenden, wenn Herr Sue uns seine Geschichte von dem durch drei rothe Mönche lebendig begrabenen jungen Mädchen erzählt, wenn er am Tage selbst der Februar-Revolution einen Kardinal auftreten läßt, neben welchem die Kardinäle von Lothringen (Guise) und Richelieu wahre Muster der Freisinnigkeit und Sanftmuth sind, und der mit seinem Neffen, einem Oberst von den Dragonern, über die Mittel sich unterhält, wie die Abgaben an die Entstehenden und die Zehnten wieder einzuführen seyen. Man lächelt mitleidig, wenn der Verfasser, der so unbarmherzig gegen Bischöfe und Kardinäle, so verschwenderisch mit Schimpfworten gegen die Geistlichen und die Ceremonien der christlichen Kirche ist, eine enthusiastische Begeisterung für die Erhabenheit des Druiden-Kultus an den Tag legt, oder wenn er, den blonden Haaren und gebogenen Nasen, als Kennzeichen einer herrschsüchtigen Race, den Krieg erklärend, in den Mund seines Helden, eines Mysters aller Tagenden und eines Kämpfers auf allen Barrikaden, einen merkwürdigen Abriß der französischen Geschichte legt, in welchem die Rechte des Proletariers, des Schülers von Cabet und Louis Blanc, im Namen des Brennus und der Gallischen Race zurückerlangt werden, welche zuerst von den Römern und dann von den Franken so abscheulich unterdrückt worden! Dies sind die historischen Kenntnisse, die unser Geschichten-Erzähler zur großen Erbauung seiner Leser an den Tag legt, und damit die Mystification vollständig sey, citirt er in den Anmerkungen neben den imposanten Gewährsmännern die zweideutigsten Namen: Augustin Thierry an der Seite des berühmten Jean Reynaud! Wahrlich, das Publikum, das an solcher Speise Geschmack findet, ist tief zu beklagen, aber noch tiefer zu beklagen ist die Zeit, deren unbedingte Verurtheilung darin liegt, daß Männer, die dergleichen Bücher geschrieben, zu ihren Lieblingsschriftstellern gehört haben!"

*) In Deutschland haben sich leider sehr anständige Buchhandlungen dazu hergegeben, die Verbreitung dieser sauberen Schanen aus dem französischen Volke zu besorgen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brir u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 53), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 26. Berlin, Donnerstag den 28. Februar 1850

England.

Zur Statistik der Presse.

Das Personal einer Londoner Zeitung.*)

Mit Ausnahme jener geheimnißvollen Regionen, welche man Theatercoulissen nennt, giebt es vielleicht wenige Etablissements, deren innerer Mechanismus dem großen Publikum unbekannter ist, als der der Morgenzeitungen Londons, dieser weiten Verhallen politischer Neuigkeiten, dieser umfassenden Chroniken der Zeitgeschichte. Wir Alle sind mehr oder weniger mit den Hauptzweigen der National-Industrie vertraut, fast Jeder hat einen Begriff von der Einrichtung eines Hochofens oder eines mechanischen Webstuhles, fast Jeder ist im Stande, über die Art und Weise Rechenschaft zu geben, wie man die Baumwolle in Manchester spinnt, wie man die Rasirmesser in Sheffield härtet. Man kann sich mit so manchen täglich in der Kunst und in der Industrie vorkommenden Prozessen bekannt machen, man kann die Verwandlung eines Erzblocks in unzählige glänzende Nadeln, des Sandes in Krystallglas, der Lumpen in Papier, des Eichenholzes in Schiffe — erlernen, aber die erfolgreiche Gründung und Leitung einer großen Londoner Zeitung ist eine ganz eigenthümliche Industrie, von der das Publikum sehr wenig weiß; sie erfordert mehr als jede andere eine geschickte Combination der verschiedenartigsten Elemente, große Kapitalien, unverdrossene körperliche Arbeit, eine unaufhörliche Thätigkeit, ein scharfes Urtheil, einen überlegenen Verstand, der zur unmittelbaren Erörterung aller vorkommenden Tagesfragen bereit ist, sie mögen moralischer, sozialer, politischer oder literarischer Natur seyn.

Um das Geheimniß einigermaßen aufzuklären, welches über die Mittel und das Verfahren herrscht, wodurch uns jeden Morgen beim Kaffee die Neuigkeiten der ganzen Welt mitgetheilt werden, wollen wir in Nachfolgendem eine kurze Beschreibung jenes riesenhaften, geistigen und materiellen Triebwerks geben, welches einen so großen Einfluß auf die Bewegung der Gesellschaft und den Fortschritt der Civilisation ausübt.

Alle Londoner Tagesblätter haben ihre Etablissements an der großen Ader, welche die City mit den westlichen Stadtvierteln verbindet, oder doch in unmittelbarer Nähe derselben. Einige dieser Neuigkeitswerkstätten befinden sich an der Straße, andere liegen in dunklen Nebengassen verborgen, um gleichsam besser den Grundsatz der Anonymität aufrecht zu halten, den man mit Recht oder Unrecht für eine wesentliche Bedingung des englischen Journalismus hält.

Das zahlreiche Personal einer Londoner Zeitung läßt sich in sechs Kategorien theilen, die indessen nicht so bestimmt geschieden sind, daß einige Beamte nicht zuweilen verschiedene Functionen zu übernehmen hätten. Die Grundlage des Etablissements bildet zuerst das typographische Fach, welches etwa sechzig Personen beschäftigt, dann das kommerzielle, dem der gewerbliche Theil, die Direction des Materials, die Annahme und Eintheilung der Anzeigen, die Herausgabe des Journals und das ganze Rechnungswesen obliegt. Dieses Fach beschäftigt, mit Einschluß einiger Personen, die in mehr oder weniger direkter Verbindung mit dem Unternehmen stehen, etwa ein Dutzend Beamte. Die dritte Stelle nimmt das Fach der Reporters oder Berichterstatter ein, deren hauptsächlichste Unterabtheilung die für die beiden Parlamentshäuser bestimmten zwölf bis sechzehn Stenographen bilden; ferner sind etwa sechs Stenographen draußtragt, dem Laufe der Gerichtsverhandlungen zu folgen, und regelmäßige Korrespondenten sind in den Hauptstädten der Provinzen sowohl, als in den Hafenstädten angestellt. Zu derselben Klasse müssen wir endlich noch die Menge unter dem Namen „penny-a-liners" bekannten Berichterstatter zählen, welche, ohne festen Gehalt zu beziehen, dem Journal den größten Theil der Lokal-Neuigkeiten, Unglücksfälle, Mordthaten, Feuersbrünste u. s. w. mittheilen, so wie eine Uebersicht der Sitzungen der untergeordneten Gerichte, namentlich des Polizeigerichts, liefern.

Die vierte Kategorie umfaßt die wichtige und kostspielige auswärtige Korrespondenz, welche seit dem Anfang der gegenwärtigen Wirren auf dem Kontinent eine beträchtliche Ausdehnung erhalten hat. Die Leser der englischen Zeitungen wissen, daß die Londoner Presse, außer ihren regelmäßigen Korrespondenten in den Hauptstädten Europa's, noch durch besondere Repräsentanten vertreten wird, welche sie nach fast jedem Schauplatz großer politischer und militairischer Ereignisse entsendet.

*) Nach Chambers' Edinburgh Journal.

Das Personal der eigentlichen Redaction besteht nicht allein aus den verantwortlichen Herausgebern des Journals, sondern auch aus allen dabei angestellten Original-Schriftstellern, den Verfassern der geheimnißvollen Leit-Artikel sowohl, als der literarischen, Kunst- und Theaterkritiken. Wie wir schon erwähnt haben, wird bei den großen Zeitungen das Prinzip der Anonymität streng aufrechtgehalten, so daß selbst die in anderen Beziehungen mit den inneren Angelegenheiten der Zeitung ziemlich vertrauten Personen über die Verfasser der Hauptartikel in Unwissenheit bleiben. Bei den musikalischen und dramatischen Kritiken ist dies nicht der Fall und wäre auch fast unmöglich, da die Hälfte der Theater- und Konzertbesucher die Berichterstatter der verschiedenen Zeitungen vom Ansehen kennen. Fast eben so verhält es sich mit den literarischen Rezensionen, welche oft von Stenographen herrühren, die Geschmack und Kenntnisse besitzen und die nicht selten auch den Auftrag erhalten, solchen Festen oder öffentlichen Ceremonien beizuwohnen, zu deren Beschreibung eine gewisse Feder wünschenswerth ist.

Diesen fünf hauptsächlichsten Kategorieen des zur Anfertigung und Herausgabe eines großen Tagblattes erforderlichen Personals schließt sich die sechste an, welche aus den Dienstleuten, den Austrägern, den Kommissionairen, den Boten, den Couvrieren, kurz, aus jener Menge von Subalternen besteht, denen ein großes derartiges Etablissement Nahrung giebt.

Nach dieser Aufzählung der verschiedenen Abtheilungen gehen wir zu einigen Einzelheiten derselben über. In den Druckereien jener Zeitungen findet man die geschicktesten, erfahrensten und gewandtesten Schriftsetzer Londons, vielleicht der ganzen Welt. Sie arbeiten stückweise, und manche verdienen bei bis zwei Pfd. Sterl. (20—27 Thlr.) die Woche; ihr durchschnittlicher Lohn ist jedoch zwei Pfd. zehn Shill. bis drei Pfd. (17—20 Thlr.) Die Arbeit eines Setzers bei einer Morgenzeitung fängt um 7—8 Uhr Abends an und dauert bis gegen 5 Uhr Morgens oder, nach dem technischen Ausdruck, bis die Zeitung „zu Bette gelegt ist." Zuweilen verlängert sich indessen seine Arbeit, wenn etwas Wichtiges vom Auslande erwartet wird, z. B. die indische Post; dann bleibt der Setzer in der Druckerei, um sofort zur Arbeit bereit zu seyn, oder er legt sich in seiner Wohnung angekleidet aufs Bett, um so lange auszuruhen, bis ein Bote athemlos mit der Nachricht zu ihm gelaufen kömmt, daß die Post angelangt sey. Eine charakteristische Eigenschaft dieser Schriftsetzer ist die merkwürdige Geschicklichkeit, mit welcher sie oft die unleserlichsten Schriftzüge entziffern. Man denke sich z. B. ein halbes Dutzend Kolumnen, den Bericht über irgend eine wichtige Provinzial-Versammlung enthaltend, welche in größter Eil, von zwei oder drei Schnellschreibern, während der Zahrt mit einem Extrazuge von Liverpool oder von Exeter nach London mit Bleistift geschrieben worden sind; ein solches halb verwischtes, halb unleserliches Gekritzel wird entziffert, gesetzt und korrigirt in dem Zeitraum von einer Stunde und wenigen Minuten! Dergleichen Kunststücke sind nichts Ungewöhnliches in den Büreaus der Londoner Zeitungen, und die Setzer derselben verdanken hauptsächlich die Geschicklichkeit, mit der ihnen Notizen mitgetheilt werden, dieser unglaublichen Geschicklichkeit der Schriftsetzer.

Das industrielle Fach bietet nichts besonders Merkwürdiges dar; wir wenden uns zu der wichtigen Klasse der berichterstattenden Stenographen oder Reporters, von denen die für die parlamentarischen Debatten angestellten die meiste Aufmerksamkeit verdienen.

Es würde überflüssig seyn, der hervorragenden literarischen und politischen Talente zu gedenken, welche aus jener kleinen und schmalen, über dem Sitze des Sprechers gelegenen Tribüne hervorgegangen sind. Man weiß, daß von Dr. Samuel Johnson an bis auf heute die Functionen der Berichterstatter über die parlamentarischen Debatten nicht selten durch Männer ausgeübt wurden, die selbst in der Literatur und der Geschichte Englands sich einen ruhmvollen Namen erworben haben. Wir fügen hinzu, daß die reichste Besoldung für diese Arbeit in vielen Fällen den Hauptheil eines Einkommens bildet, welches sich durch Berichte über manche andere, minder wichtige Zweige der periodischen und dramatischen Literatur vervollständigt. Es finden sich unter diesen Männern nothwendigerweise sehr verschiedene Kapazitäten und Talente; für Einige ist diese Beschäftigung Alles, für Andere ist sie nur ein Mittel, zu einer höheren Stellung zu gelangen. Nur eine ganz kleine Anzahl begnügt sich damit, geschickte Stenographen zu seyn, die bei weitem größere Mehrzahl strebt höher hinaus, und ist dieser Ehrgeiz gänzlich erklärlich bei Leuten, welche, mit den Vorzügen der Erziehung einen geschärften Verstand verbindend, vermöge ihrer Beschäftigung fortwährend mit Staatsmännern und öffentlichen Ereignissen in Berührung stehen. Mehrere unter ihnen besitzen schon eine gewisse literarische oder politische Berühmtheit und können mit Recht hoffen, einmal selbst

Digitized by Google

im Parlament Reden halten zu können, statt sich damit zu begnügen, dieselben nachzuschreiben.

Für jedes Journal befindet sich in der erwähnten Tribüne ein Schreibpult, an dem der resp. Berichterstatter vom Anfang bis zum Ende der Sitzung beschäftigt ist. Gewöhnlich folgen die Stenographen nach alphabetischer Ordnung auf einander; den Zeitraum, während dessen Einer im Dienst ist, nennt man „eine Tour". Die Dauer dieser Touren richtet sich nach der Abendzeit, bis wohin sie sich ihr Nachts beträgt sie eine halbe oder drei Viertelstunden, später gewöhnlich nur eine Viertelstunde bis zwanzig Minuten. In dieser Hinsicht hat jedes Blatt sein besonderes Reglement. Sobald ein Berichterstatter abgelöst ist, begiebt er sich in das Büreau, um seine Chiffern ins Reine zu schreiben. Eine Tour von drei Viertelstunden giebt gewöhnlich etwas mehr als zwei Kolumnen, in der für parlamentarische Debatten angewandten kompakten Form gedruckt; um solche zwei Kolumnen herzustellen, bedarf der Stenograph vier Stunden emsiger Arbeit. Es kömmt zuweilen vor, besonders wenn beide Kammern zu gleicher Zeit Sitzung halten und die Berichterstatter nach Verhältniß vertheilt sind, daß die Zeit zu kurz ist, um die stenographirten Zeichen vollständig in die gewöhnliche Schrift zu übertragen, und durch das Herausnehmen einer zweiten Tour wird manche derselbe Phrase abgekürzten. Kommen nun gar drei Touren vor, was nur in seltenen Fällen stattfindet, so erfordern diese eine mühsame und anstrengende Arbeit von sieben, acht bis neun Stunden; durchschnittlich kömmt aber für jede Sitzung etwas weniger als eine Kolumne auf jeden Berichterstatter. Der größte Theil der im Parlament gehaltenen Reden kann stark gekürzt werden. Man bezweckt sich damit, die große Menge der parlamentarischen Schwätzer zu analysiren; ihre langweilige Weitschweifigkeit, ihre häufigen Wiederholungen, ihre gedankenlosen Declamationen werden kondensirt und in grammatikalisches Englisch übersetzt, — was oft höchst nothwendig ist — so daß sie zwanzig Zeilen, welche im Journal die Wirkung einer kurzen, bestimmten und gedrängten Rede machen, den Kern und die Substanz einer langen, weitschweifigen und unzusammenhängenden Expectoration bilden, welche die Kammer eine halbe oder selbst eine ganze Stunde hindurch ermüdet hat.

Ein anderer Fall aber ist es, wenn der Reporter so unglücklich ist, eine Kammerstadtlität, einen Minister oder einen Oppositionschef, vor sich zu haben. Alsdann muß er die Rede fast Wort für Wort wiedergeben; wir sagen fast, denn es giebt vielleicht keinen Redner, bei dem die Berichterstatter nicht entweder dieselbe zwei- oder dreimal wiederholte Phrase wegzulassen oder einen in der Hitze der Improvisation unvollendet gelassenen Satz zu vervollständigen hätten. Auf der Stenographentribüne herrscht in dieser Hinsicht ein kritisches Redner-Verzeichniß, welches die Redner einzig und allein nach der Leichtigkeit abschätzt, welche ihr Stil und ihre Manier dem Berichterstatter darbieten. So ist Sir Robert Peel bei diesen Herren in großer Gunst, er drückt sich bestimmt und behändig aus, und wenn es sich um Zahlen handelt, die den Berichterstattern in der Regel viele Schwierigkeiten machen, so ist er vollkommen klar und verständlich; ja, bei wichtigen Fragen scheint er mehr den Stenographen zu diktiren als zu dem Auditorium zu sprechen. Sein Nebenbuhler, Lord John Russell, ist im Allgemeinen ziemlich langsam in seinem Vortrag, allein er ist nicht immer ganz deutlich, und die Construction seiner Phrasen läßt öfters, außer wenn er sich erwärmt und über sein Thema erhebt, Manches zu wünschen übrig. Sir George Grey spricht sehr geschwind, und es ist außerordentlich schwer, seine Vorträge wiederzugeben. Die Säge Sir Charles Wood's, des Kanzlers der Schatzkammer, sind häufig verwickelt und lückenhaft, was für seine Finanzvorlagen schlimme Folgen haben kann. Lord Palmerston ist ein ausgezeichneter Redner für die Stenographen; er spricht langsam, betont zur rechten Zeit, läßt die Kraft des Ausdrucks und des Epigrammes gut fühlen. Eben so ist es leicht, dem Vortrage Sir James Graham's zu folgen; dasselbe ist nicht von Herrn Gladstone zu sagen, dessen Rede nur eine reißende Fluth von Worten ohne oratorische Betonung ist, und der Argumente in weniger Zeit auf einander häuft, als Andere zu einfachem Geplander brauchen würden. Herr Macaulay, welcher, nachdem er in Edinburg durchgefallen, auf die Rednerbühne zurückgekehrt zu haben scheint, war ein von den Berichterstattern gefürchteter Redner; sein Vortrag war so schnell, daß man ihm kaum folgen konnte, während seine Sprache so reich und zugleich so gewählt war, daß die Weglassung eines einzigen Wortes die ganze Phrase verdorben hätte. Dieselbe Aufmerksamkeit erfordert Herr Sheil, der außerdem noch eine schwere, undeutliche und schreiende Aussprache besitzt. Herr D'Israeli macht zwar einem guten Reporter viel Arbeit, indem er klagt man im Allgemeinen nicht über ihn. Im Oberhause ist, in stenographischer Hinsicht nämlich, Lord Stanley vielleicht der unbedeutendste Redner; er spricht bewundernswürdig gut, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit. Lord Brougham ist gewöhnlich ruhiger, seboch machen seine Parenthesen den Berichterstattern viel zu schaffen. Lord Aberdeen ist leicht wiederzugeben, er ist bestimmt, bedächtig und klar in seinem Vortrage. Dasselbe kann man an Lord Lyndhurst rühmen. Die wortreichen Reden des Marquis von Lansdowne gewinnen stets, wenn sie um die Hälfte gekürzt werden; noch mehr aber die des Lords Montcagle. Der Graf Grey ist für die Stenographen ein vortrefflicher Redner; seine Ideen sind saßlich und werden in einer korrekten und bestimmten Sprache aus einander gesetzt. Dieselbe Gerechtigkeit muß man dem jungen Herzog von Argyle widerfahren lassen, dessen parlamentarische Laufbahn den Berichterstattern reichliche Arbeit verspricht.

Im Ganzen führt man auf der Stenographentribüne, obgleich die Beschäftigung dort oft höchst mühsam ist, ein sehr munteres Leben; es wird da viel gelacht und Witze und Bonmots oder Aus zu Tage gefördert. Die Reporter sind, im Allgemeinen, sehr gemüthigt in ihren politischen Meinungen. Es läßt sich annehmen, daß sie mit den Partei-Diskussionen zu vertraut selbst einer Partei anzugehören; zu den ernstesten Verhandlungen mache sie ironische Kommentare, deren Witz die politischen Gegner des Redners als diesen selbst erfreuen würde. Ueber drei Viertel der bei der Londonpresse angestellten Stenographen sind Schotten oder Irländer, während Engländer auf der Journalistentribüne in geringerer Anzahl anzutreffen sind.

Ueber die Schnelligkeit der an den Gerichtshöfen haben wir wenig zu sagen; es sind häufig junge Advokaten, welche ihre leere Zeit, in der sie auf Klienten warten, in dieser Weise ausfüllen.

(Schluß folgt.)

Kalifornien.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 184[illegible]

(Schluß.)

Die Abenteurer aller Länder und jeden Standes, die Faulen, die die ruinirten Kaufleute, die Land- und Seeoffiziere, die Gelehrten und geben den Dry-Diggings den Vorzug. Hier erhält man ja, wenn man Gefahr läuft, vor Hunger zu sterben, Resultate, welche die in den Z Sacramento weit übertreffen. Welche sonderbare Vereinigung bewirkt der Durst nach Gold! Ein Philosoph, der vor noch nicht langer Zeit zu York eine wohl überdachte, aber unglücklicherweise wenig beachtete Abhan über eine neue Organisation der menschlichen Gesellschaft in die Welt s hat, sieht sich hier in den Dry-Diggings gezwungen, mit einem aus de fängnissen von Sydney oder Hong-kong Entsprungenen Hand in Hand z ben. Es ist, als ob das Lamm und der Wolf zu derselben Quelle gehen sind, um zu trinken.

Seit kurzem hat man verschiedene Verfahren erfunden, die Goldkörner von der sie einschließenden Erde zu scheiden. Mehrere dieser Verfahrungsarten haben ihren Erfindern schon ansehnlichen Gewinn gebracht, obwohl sie für den Augenblick nur in dem Thale des Sacramento, also auf einem Raum das schon ausgewaschen ist, und wo sich verhältnißmäßig wenig Gold mehr findet, so operirt. Anderwärts verfährt man in der Weise, daß man das von ihrem natürlichen Bette ableitet und den Schlamm, welchen sie beim ihres hundertjährigen Laufes abgesetzt haben, wäscht. Eine Gesellschaft aus Advokaten und Medizinern von New-York besteht, hat in der Nähe Mormon-Island, an dem Orte, wo das Gold zuerst entdeckt wurde, Arbeiter dieser Art angefangen. Es ist das einzige mir bekannt gewordene Beispiel von einer Gesellschaft, die sich auf dem Boden Kaliforniens zu behaupten gewußt hat. Alle Gesellschaften, die sich mit so großem Aufsehen in den einigten Staaten, in England und Frankreich gebildet hatten, haben sich, so bald sie in San Francisco angekommen waren, von ihrem Ursprung losgesagt; und so wird es auch mit allen, die sich noch bilden sollten, gehen. Der Handwerker oder der Arbeiter überhaupt macht sich folgende sehr einfache und zutreffende Schlußfolge: Die Gesellschaft rechnet auf meine Arme, auf ihr Glück zu machen, und ich, ich muß mich von ihr unterhalten lassen. Schönen Dank! Warum soll ich mich ohne Nothwendigkeit zum Lohndiener eines Anderen machen, warum soll ich eine Rolle annehmen, die mir in meinen Bewegungen genirt und mich verhindert, in wenigen Wochen ebenso reich zu werden, wie die Anderen? — Den anderen Morgen ist unser Docker fern von San Francisco, er geht nach den Minen, und die armen Gesellschaften stehen da mit langem Gesicht, die Kontrakte in den Händen, ohne zu wissen, was sie damit anfangen sollen; denn die Ortsobrigkeit, die einzige Hülfe, die ihnen bleibt, ist außer Stande, in dieser Beziehung Genugthuung zu verschaffen. Die einzige Art der Association, die sich in Kalifornien hält, ist die Familie. Eine Familie, die aus sechs Jungen oder Mädchen besteht, welche alle zu arbeiten verstehen, würde zu San Francisco in sechs Monaten für 5—6000 Thaler Gold zusammenbringen können. Das Leben ist für an Entbehrungen gewöhnten Mann aus dem Volk nicht so übertrieben theuer, wie man es in vielen Berichten gemacht hat; der Zwieback und der Speck kosten gegenwärtig nur eben so viel als in den Vereinigten Staaten. Zu Miethen, es ist wahr, sind sehr hoch; aber man hat das Vergnügen, unter Zelten zu schlafen, die sich in unabsehbaren Reihen um die ganze Stadt herumziehen und, so zu sagen, die Vorstädte von San Francisco bilden. In dem Ort der Ausgrabungen sind die Lebensmittel lange Zeit außerordentlich theuer gewesen; ein Pfund Sardellen kostete eine Unze (22 Thaler), und die Flasche Branntwein bezahlte man mit 20 Piastern (28 Thaler). Jetzt sind sind alle zum Leben nothwendigen Speisen zu einem billigen Preise zu haben.

Wenn man die gegenwärtige Zahl der Minenarbeiter auf zweihunderttausend und den durchschnittlichen Gewinn eines Jeden auf täglich zwölf Piaster veranschlagt, so würde man eine tägliche Ausbeute von 2,400,000 Piastern oder drei Millionen Thalern erhalten. Diese Zahl, so erstaunenswürdig sie auch ist, bleibt noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Die Goldsucher, die Leute aus dem Volke, haben fast alle eine wunderliche Neigung zu heftigen Getränken; es kömmt nicht gar selten vor, daß Viele, sobald sie sich im Besitz von einigen Hundert Thalern sehen, ihre Arbeit auf mehrere Tage aussetzen, um dieser Neigung die Zügel schießen zu lassen. Die Folgen dieser Ausschweifung sind gemeiniglich die Fieber, welche weniger ihre Ursache in dem Klima als in dem unregelmäßigen Leben der Ausschweifenden haben; denn das Land ist durchaus nicht ungesund, und in San Francisco selbst ist die Luft so frisch, daß man nur wollene Kleider tragen kann. Das fast allgemeine Kostüm der Arbeiter besteht in einer Jacke von rothem oder blauem Flanell und einer Hose von grobem Tuche oder Leinwand.

Digitized by Google

Nach den Amerikanern machen die Franzosen den größten Theil der Bevölkerung Kalifornions aus; man findet ihrer gegen zehntausend, theils in der Stadt, theils in den Minen, und wir meisten machen ihr Glück. Mäßiger als Amerikaner und Engländer, entgehen sie, aus Mangel an Gelegenheit, allen jenigen Ausschweifungen, zu welchen sie sonst ganz besonders geneigt sind. Übrigens bleibt, hier wie anderwärts, der Reichthum nicht bei dem Menschen, welcher viel gewinnt, sondern bei dem, der wenig ausgiebt. Für den engen, wie für den amerikanischen Geschäftsmann ist das Vergnügen mit den Geschäften unverträglich; es giebt für sie keine Ruhe, keine Zerstreuung. Ich z. B. in San Francisco oft vor den Läden stehen geblieben, wo junge Leute aus New-York, kaum der Schule entwachsen und noch unbärtig, ihre Waaren mit einer Geschicklichkeit anpriesen, die dem besten Kommis in Paris alle Ehre machen würde. Man sehe nur das Mienenspiel dieses Kaufmanns, man höre nur auf die glückliche Wahl seiner Worte, auf die Lebendigkeit seiner Bewegungen; es ist nicht, als wenn er ein Taschentuch oder ein Beinkleid oder eine Büchse mit Sardellen anbietet, sondern als wenn er den Stein der Weisen hält, von dem er sich nur aus Menschenliebe trennen will. Junger Mann, wie oft habe ich Deine Beredtsamkeit, Deine unerschütterliche Kaltblütigkeit bewundert! Gehe hin, Du wirst Dein Glück schon finden.

Ich habe gezeigt, worin die Arbeit der Goldsucher in Kalifornien besteht. Man hat gesehen, wie günstig die Aussichten für den Handwerker, den Tagelöhner, überhaupt für den kräftigen Arbeiter sind. Einige kurze Angaben werden das, was ich über Kalifornien gesagt habe, noch vervollständigen. Ein Tagelöhner verdient in San Francisco wenigstens 150 Piaster, also 750 Franken, monatlich, und dafür kann er zu jeder Zeit Arbeit finden. Die Köche erhalten jeden Monat 3—400 Piaster und die Zimmerleute, Schmiede und Schlosser noch viel mehr. Während der Regenzeit, die vom Ende Dezembers bis Mitte Mais dauert, ist oft Ueberfluß an Händen vorhanden.

Wenn man die längere, aber weniger kostspielige Reise um Kap Horn nach San Francisco wählt, so thut man sehr gut, sich mit den Ärzten zu verständigen, daß sie die Erlaubniß ertheilen, so lange am Bord des Schiffes zu bleiben, bis man in der Stadt irgend ein passendes Unterkommen gefunden hat. Wenn der Mai vorüber ist, so hat es mit dem Unterkommen keine Noth, und der Auswanderer kann bei dem wirklichen Mangel an Menschenhänden in dieser Zeit seine Forderungen stellen. Man gebraucht zu der Reise um Kap Horn bis Kalifornien sechs Monate. Die Monate Dezember und Januar scheinen mir für die Reise am günstigsten zu sein. Der Weg von der Landenge Panama aus ist viel kürzer, aber auch bedeutend kostspieliger. Wählt man diesen Weg, so thut man am besten, wenn man sich nach New-York begiebt und dort sogleich am Bord der amerikanischen Dampfschiffe, die das Stille Meer befahren, einen Platz miethet. Ohne diese Vorsicht läuft man Gefahr, sich, aus Mangel an Gelegenheit nach San Francisco, zu Panama einige Monate aufhalten zu müssen. Von Havre bis New-York ist der Preis der Ueberfahrt ungefähr 450 Franken, von New-York bis Chagres 1000 und von Panama bis Kalifornien 1500 Franken für den ersten Platz. Außerdem wird man noch 500 Franken für Maulthiere und Nachen, die man bei der Reise auf der Landenge von Panama gebraucht, ansetzen müssen; so daß sich also die Gesammtkosten auf 3450 Franken belaufen würden. Man lasse sich aber nicht darauf ein, Waaren mitzunehmen; an San Francisco kann man gegenwärtig Alles zu annehmbaren Preisen erhalten.

Man hat mir versichert, und ich glaube es auch, daß sich die Minen von Kalifornien nicht so bald erschöpfen lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Folge dieser erstaunenswürdigen Entdeckung das Gold eine fühlbare Entwerthung erleiden wird. Die Industrie und die Künste werden künftig eine größere Menge von diesem edlen Metalle konsumiren, das auch mehr in der häuslichen Bedürfnisse eingehen wird. Das Tafelgeschirr der reichen Klassen war bis jetzt von Silber, man wird es auf Gold verfertigt werden. Diese geographische Umwälzung kann nicht lange mehr ausbleiben. In diesem Falle würde auch der Preis der Arbeit ein bedeutend höherer werden müssen. Die Entdeckung der Goldminen Kaliforniens ist übrigens nur eine Art Vorspiel von ähnlichen Entdeckungen, die man noch in Süd-Amerika, von dem durch die Spanier nur die Oberfläche ausgebeutet worden ist, wird machen können. Die europäische Auswanderung mag sich also wohl noch viele Jahre lang nach Kalifornien wenden, ohne befürchten zu dürfen, daß dieses reiche Land erschöpft werde. Die Nachkommen der alten Spanier, die aus Mexiko und Peru in dieses Land eingewandert sind und die noch eine zahlreiche Klasse in Kalifornien bilden, werden den Anstrengungen der Goldsucher vielmehr helfen, als entgegen seyn. Nachdem sie anfänglich die amerikanischer Regierung mit Widerwillen aufgenommen, fangen sie jetzt an, sich mehr einem Zustande anzupassen, der sie gleichsam wie durch einen Zauber bereichert hat. Ich bin selten einem schöneren als den spanischen Geschlechte in Kalifornien begegnet: die Männer sind groß, wohlgebaut und voller Energie; die Frauen haben schöne Haare von reinem tiefen Schwarz, eine üppige Gestalt und eine Haut, die an Weiße und Glanz mit der der Engländer rivalisirt. Das spanische Geschlecht, welches die Amerikaner lange Zeit mit Muth und Tapferkeit bekriegt hat, kann auf 10,000 Seelen geschätzt werden.

Man begreift leicht, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, wo man prüfen könnte, welchen Einfluß die Vereinigung Kaliforniens auf die politischen Geschicke der amerikanischen Union ausüben würde; aber was heute schon augenscheinlich dalingt, ist, daß dieses Land noch lange Zeit der alten wie der neuen Welt kostbare Hülfsquellen darbieten wird. Ohne Zweifel werden die Vereinigten Staaten von dieser neuen Eroberung Nutzen haben; jedoch sollen sie dadurch nicht allein genießen. Auch Europa soll seinen reichlichen Antheil haben, und vor Allem wird Frankreich, das schon durch eine zahlreiche Bevölkerung in Kalifornien vertreten ist, jeden Tag neue Gelegenheiten und einen neuen Vortheil finden, den Ueberfluß seiner Bevölkerung hierher fließen zu lassen.

Jetzt, wo ich Kalifornien verlasse, drängt sich in den Straßen von San Francisco noch in den Minen eine Menge französischer Auswanderer; eine große Zahl unserer Schiffe liegt auf der Rhede vor Anker. Neue Landungen von Havre, Nantes, Bordeaux und allen großen Häfen Frankreichs werden jeden Augenblick angekündigt. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Kalifornien sind in ihrem ersten Anfange: die französischen Produkte — vor allen Dingen der Branntwein, dieses große Produkt, welches für unsere nationale Schiffahrt das ist, was die Steinkohle für England und die Baumwolle für die Vereinigten Staaten — werden hier künftig einen ungeheuren und täglich wachsenden Absatz finden. Unsere Abreder werden sich an den weiten Weg gewöhnen, sie werden sich über die Prämien hinwegsetzen lernen, diese traurigen Hülfsmittel, welche den Schatz mit Schulden belasten, den Betrug ermuthigen und am häufigsten denjenigen, welchen sie helfen sollen, schaden. Wenn unser Handel ein wenig von der unternehmenden Thätigkeit, die er ehemals zeigte, wiederfindet, so wird der Antheil Frankreichs an dem amerikanischen Eldorado noch groß genug seyn, und wir werden dann ohne Neid die Flagge der Union an den Ufern des Sacramento flattern sehen.

Georgien.

Tausend und Ein Tag im Orient, von Fr. Bodenstedt.

II.

Dieser Episode aus des Verfassers Beschreibung von Tiflis lassen wir einige Anekdoten folgen, die er uns aus dem vorligen russischen Militairleben mittheilt und die wahrhaft charakteristisch sind, einerseits für die maschinenartige Mannzucht des russischen Soldaten und andererseits für die nicht minder wildverkannte Herzlichkeit der russischen Beamten:

„Im folgenden Morgen saß ich mit einem bebrandten Arzte, dessen Namen, der mich von meinen Wunden geheilt, gemüthlich in meinem Zimmer auf dem Sopha, den duftigen Tabak von Mingrelien rauchend und von Dorfschand und himmlischen Erinnerungen plaudernd. Dr. L. war, obgleich als Oberstabsarzt in russischen Diensten stehend, ein ehrlicher Deutscher, den das Schicksal vor fünfzehn Jahren aus der Heimat vertrieben hatte, in Folge einer freisinnigen Schrift, die drunt vielleicht selbst in Wien gedruckt werden dürfte, ohne dem Verfasser große Verlegenheiten zu bereiten.

Unser Gespräch wurde unterbrochen durch ein Klopfen vor der Thür. Ich öffnete, und herein schlich ein schmächtiger, elastisch angelegter Tatarenjüngling.

Nachdem er den üblichen Landesgruß, mit der rechten Hand flüchtig Brust und Stirn zu berühren — was sagen soll: hier ist mein Herz, hier mein Verstand, Beides leg' ich Dir zu Füßen! — wohl dreimal wiederholt hatte, verbeugte er sich fast bis zur Erde vor mir, und dann fragte er, mich schüchtern anblickend, ob ich der Alim von Feldjistan, der junge Weise vom Abendlande, sey? Er habe mir eine Botschaft zu bringen von Mirza-Schaffy, dem Weisen von Gändscha.

„Möge Deinen Schritten Glück folgen", erwiederte ich, „was ist des Weisen von Gändscha Begehren?"

Er sah sich spähend im Zimmer um, und dann zog er geheimnißvoll einen an mich adressirten Brief aus der Tasche. Ich eröffnete das selsam gefaltete Schreiben und las, wie hier in wortgetreuer Uebersetzung folgt:

„„Licht des Abendlandes! Säule der Weisheit!

„„Dein Freund, der liebende, lockengefangene, mit ein Paar englische Rasirmesser geschenkt habend, weil sie mir wohlgefielen: den Blick des Verlangens werfe ich auf Deine Schwerte, weil sie englisch sind und mir wohlgefällt. Blumen vor Deine Füße.

Ich übergab dem Burschen die Schere, mit einem Gruße an Mirza-Schaffy, und dem Wunsche, daß Lilien aufsprießen möchten aus den Barthaaren und Mandelbäume aus den Nägeln, die er damit abschnitte.

„„Das ist noch ein Ueberbleibsel einer Landessitte der alten Zeit"", sagte der Doktor, „„wo die bloße Neugierde: das gefällt mir! immer gleich den Besitz des Gefallen erregenden Gegenstandes nach sich zog. Du wirst hier zu Lande noch oft Augen und Ohren aufsperren müssen über das, was man Dich vorgeht, unter den Nasen sowohl, wie unter den Eingebornen. Bis Du schon einmal in dem großen Militair-Hospitale von Tiflis gewesen?""

„Nein."

„„Nun, so komm mit mir, ich habe ohnehin jetzt einige Krankenbesuche zu machen.""

Gern folgte ich der Einladung meines ärztlichen Freundes. Unterwegs erklärte er mir vorbereitend, welch eigenthümliche Behandlung die russischen Soldaten erdulden; wie schwer es sey, sie über den Sitz und die Ursache ihrer Krankheiten anzufragen, und wie es fast ganz dem Scharfsinn des Arztes überlassen bleibe, dem Uebel auf den Grund zu kommen. „„Ist einem solchen Kerl etwas im obren Theile des Körpers zugestoßen, gleichviel ob im Magen, im Rücken oder im Kopfe, so antwortet der Soldat regelmäßig auf die Frage, was ihm fehle: Das Herz thut mir weh. — sserdze bolit. — Sitzt das Uebel im unteren Körper, so lautet die Antwort: Der Fuß thut mir weh. — noga bolit.""

„Nach wenigen Minuten erreichten wir das ganz im europäischen Stile erbaute und eingerichtete Hospital. Als wir in den ersten Saal traten, erhoben sich alle Kranke, welche aufrechtstehen konnten, und stellten sich vor die Betten

Digitized by Google

hin, so prall und ernsthumm, wie auf der Parade, wenn irgend eine hohe Person zugegen ist.

„„Wie geht Dir's, Alter?““ fragte der Doktor den Ersten.

„„Das Herz thut mir weh!“ lautete die schicterne Antwort.

„„Zeige mir Deine Zunge!““ Der Soldat that, wie ihm geheißen, und brachte ein Stück Zungenfleisch zum Vorschein, das unmenschlich lang und breit aussah.

„„Was fehlt Die?““ erging die Frage an den Zweiten.

„„Das Herz thut mir weh!“

„„Streck die Zunge heraus!““ — Die Zunge verfehlte nicht, zu erscheinen.

Dem Dritten that der Fuß weh, d. h. er hatte eine Wunde in der Lende; aber das half nichts, er mußte ebenfalls mit der Zunge herausrücken.

Als wir sohergetheilt etwa ein Dutzend Zungen besichtigt hatten, klopfte mir plötzlich der Doktor auf die Schulter und rief: „„Zegt schau Dich um!““

Da fanden die armen Buesche der Reihe nach mit offenem Maule und ausgestreckter Zunge, als ob sie dem jüngsten Tag entgegenlechten.

„„Die Zungen zurück!““ erscholl jetzt der Kommandoruf des Doktors, und die Zungen verschwanden.

„Aber wie kannst Du Dich so über die armen Leute lustig machen!“ bemerkte ich meinem Begleiter.

„Du mußt die Regel nicht nach der Ausnahme beurtheilen““, entgegnete er, „„ich wollte Dir blos durch ein Beispiel veranschaulichen, wie weit der „gute Geist des Heeres“, die Disziplin der Soldaten geht. Den Kranken hat der Scherz nicht geschadet. In diesem Saale sind lauter Rekonvaleszenten, welche ohnehin in wenigen Tagen entlassen werden, und durch das Zungenausstrecken in Gegenwart des Oberarztes glauben sie sicherlich ihre Heilung um ein Bedeutendes gefördert zu haben.““

Als wir das Hospital verließen, begegnete uns Oberst J., ein alter Bekannter aus den Ostseeprovinzen.

Mein ärztlicher Freund empfahl sich, um noch einige Besuche zu machen.

„„Ein prächtiger Kerl““ — sagte der Oberst, dem Doktor nachsehend — „„ein prächtiger Kerl, aber zu ehrlich für unsere Verhältnisse! Der wird es nie zu etwas Rechtem bringen in Rußland. Uebrhaupt ist die goldene Zeit der Aerzte am Kaukasus vorüber, seit es mit dem Pestmachen nicht mehr geht.““

— Pestmachen? — Was wollen Sie damit sagen?

„„Sie leben schon seit Monaten am Kaukasus und wissen nicht, was Pestmachen ist?““ fragte der Oberst, zweifelhaft lächelnd.

Der Ausdruck war mir allerdings bekannt, aber ich wollte mich gern etwas genauer darüber unterrichten und verneinte deshalb die Frage.

„„Pestmachen!““ — fuhr der Oberst fort — „„ist eine Speculation, wie jede andere. Irgend ein im Innern des Landes wohnender Arzt sprengt bei dem ersten besten gefährlichen Krankheitsfall aus, es sey die Pest im Dorfe. Nun kennen aber die Einwohner aus Erfahrung sehr wohl alle Uebel, welche die Pest in ihrem Gefolge hat; da wird abgesperrt, verlegt, verbrannt, geräuchert und, der Himmel weiß, was noch alles. Um sich diesen unvermeidlichen Uebeln nicht aussetzen zu lassen, quälen die armen Leute den Arzt, doch die Pest bald wieder zu vertreiben, und versprechen ihm dafür Geld und Geschenke, so viel sie aufstreiben können. Findet er die Bedingungen annehmbar, so verschwindet die Pest, wie sie gekommen; im entgegengesetzten Fall wird offizielle Anzeige davon gemacht, alle Vorsichtsmaßregeln werden in Ausführung gebracht, bis der Bericht einläuft, es sey keine Gefahr mehr vorhanden. Der Arzt erhält dann für die Geschicklichkeit, mit welcher er dem Uebel abgeholfen, einen Orden, Rangerhöhung oder eine Belohnung anderer Art. In jenem Fall läuft die Speculation zu seinem Vortheil aus. Ich habe mehrere Pestärzte gekannt, die auf diese Weise ihr Glück gemacht haben und dabei zu Rang und Orden gekommen sind. Doch die Zeiten sind jetzt vorüber; auch waren die Deutschen in der Regel zu ehrlich und zu plump für diese Künste, wie überhaupt für alle Posten, wo man ein Auge zu- und eine Hand auf thun muß, um sein Schäflein zu scheeren. Machen Sie einen Polen oder einen Russen zum Oberarzt eines Hospitals, er wird Alles in der schönsten Ordnung halten und in wenigen Jahren ein reicher Mann seyn; nehmen Sie einen Deutschen zu solcher Stelle, Alles wird in Unordnung gerathen, und er wird noch obenein Schulden machen.““

„Das versteh' ich nicht recht.“

„„Und ich doch nichts leichter zu verstehen. Die ganze Kunst besteht darin, sich gut zu stellen mit dem Verwalter des Hospitals, d. h. man muß leben und leben lassen. Das kann aber ein Deutscher bei seinen wunderlichen Begriffen von Ehrlichkeit nicht. J. B. der Verwalter kömmt und sagt: Herr Doktor, es sind 9mehen nöthig für die Kranken. — „Wie viele?“ — Zweihundert Stück. — Das Geld wird ausgezahlt, und die Hemden werden gemacht. Nach vierzehn Tagen erscheint der Verwalter wieder und sagt: Herr Doktor, es sind 9mehen nöthig für die Kranken. — „Wie viele?“ — Zweihundert Stück. — „Wie ist das möglich? Wir haben ja erst vor vierzehn Tagen zweihundert neue Hemden gelaukt.“ — Die sind alle wieder verdorben. Ist's Ihnen gefällig, selbst nachzusehen? — Der Arzt ist gewissenhaft, sieht selbst nach und findet richtig zweihundert verdorbene Hemden. So geht es fort von Monat zu Monat. Der Verwalter wird reich dabei, der Arzt merkt den Betrug wohl, kann jedoch nichts dagegen machen, hat auch nicht immer Zeit und Lust, in die efelhaften Details einzugehen. Ist er hingegen klug genug, sich mit dem Verwalter zu verständigen, so geht Alles im besten Einklang, der Gewinn wird redlich getheilt, die Hemden sind immer ganz, die Kleidung der Kranken reinlich und ordentlich, kurz, alle Unannehmlichkeiten sind beseitigt. So läßt sich, trotz des geringen Gehaltes, Alles bei und vortheilhaft einrichten, man muß sich nur ein bischen in die Verhältnisse zu schicken wissen. In Moskau auf dem Polizei-Büreau kannte ich einen Herrn, der bei achthundert Rubel jährlicher Einnahme zwanzigtausend Rubel jährlicher Ausgaben hatte, und der Segen Gottes ruhte sichtbarlich auf ihm, denn er hatte niemals Schulden und wurde rund und dick dabei.““

„Aber erlährt die Regierung so etwas nicht?“

„„Die Regierung weiß das sehr gut, aber es liegt in ihrem Vortheil, die Sache scheinbar zu ignoriren. Denken Sie nur, welche ungeheure Summen dem Staate jährlich auf diese Weise erspart werden.““

Mannigfaltiges.

— Eine Zeitungsente über Kamtschatka. Die Brüsseler Indépendance enthält folgende kuriose Nachricht: „Die Kälte ist in Kamtschatka gegen Ende Dezember (?) so streng gewesen, daß der Gouverneur sich genöthigt sah, seine gewöhnliche Residenz Petropawlowsk zu verlassen, um sich nach seinem unterirdischen Palast Thepetofsk zu begeben. Dieser Wohnort, der etwa zwanzig Meter unter der Erde erbaut ist, kann den Gouverneur mit seiner ganzen aus mehr als zweihundert Personen bestehenden Suite aufnehmen. Er schließt Alles in sich, was zu den Bedürfnissen und den Annehmlichkeiten (an comfort) des Lebens erforderlich ist, seine Temperatur ist mild und gesund, das Tageslicht dringt zwar nicht dahin, aber zahlreiche Lampen verbreiten eine behändige Helle. Es ist selten, daß die Kälte in so hohen Grad erreicht, daß der Gouverneur eine Zuflucht in Thepetofsk suchen muß; geschieht dies aber, so bringt er in der Regel zwei und mitunter drei volle Monate dort zu, ohne es zu verlassen. Die wohlhabenden Einwohner des Landes haben ähnliche Asyle, in die sie sich während des Winters zurückziehen.“ — Natürlich ist dieser ganze Bericht eine Mystification, da man in Kamtschatka wohl Erdhütten, aber keine unterirdischen Paläste à la Tausend und Eine Nacht findet. Die können aber nicht begreifen, wie ein gewöhnlich so gut unterrichtetes Blatt, wie die Indépendance, sich dergleichen Märchen aufbinden lassen konnte, während doch, außer den älteren Werken von King, Lesseps u. A., unser Mitbürger, der Professor A. Ceman, noch ganz kürzlich so erschöpfende Nachrichten über Kamtschatka herausgegeben hat, daß es nicht mehr zu entschuldigen ist, wenn dieses Land als eine terra incognita betrachtet wird.

— Die Times. Welche grosartige Kapitalien zur Existenz eines der londoner Journale, deren innerer Mechanismus von dem in unserer heutigen Nummer begonnenen Artikel geschildert wird, erforderlich sind, beweist die Thatsache, daß die Times — allerdings das am meisten verbreitete jener Blätter — allein an direkten Steuern die Summe von 93,000 Pfd. Sterl. (630,000 Thlrn. preuß.) jährlich entrichtet, und zwar 60,000 Pfd. Stempelsteuer, 16,000 für die Steuer auf Papier und 19,000 auf die Annoncen. Trotzdem erklärt sich die Times selbst gegen die von mehreren Seiten beantragte Abschaffung dieser Steuern, welche scheinbare Ungerechtigkeit droch hauptsächlich von dem Umstande herrührt, daß gerade die enormen Kosten, mit welchen die Herausgabe einer solchen Zeitung verknüpft ist, den schon bestehenden Blättern eine Art von Monopol sichern, indem sich nicht so leicht Jemand zur Gründung eines neuen Journals entschließt, das für die ersten Jahre nur schwere Verluste verspricht, wofür die Unternehmer erst später durch die sich allmälig vermehrende Zahl der Abonnenten und der Inserate entschädigt werden können.

— Die aristokratische Demokratie. Herr B. des Oldres, Verfasser von „moralischen und politischen Betrachtungen über die französische Civilisation im 19ten Jahrhundert“ (Paris, 1849), sagt in diesem Buche unter Anderem: „Ich bleibe dabei, daß in Frankreich die Republik nicht aus Liebe zur Demokratie, sondern, da hier Jeder nur sich selbst meint, aus Liebe zur Aristokratie proklamirt worden. Im Grunde genommen, giebt es bei uns Niemand, der nicht in seiner Weise Aristokrat seyn will, und so haben wir denn eine Demokratie von Aristokraten. Ich habe es immer gesagt und bin jetzt mehr als je davon überzeugt, daß in der Religion Niemand intoleranter ist, als der Nichtsglaubende, und in der Politik Niemand despotischer, als die Anhänger der unbeschränkten Freiheit. Solche Leute sind im Stande, Euch einen Dolch auf die Brust zu setzen, um Euch zu dem Ausse: es lebe die Freiheit! zu zwingen.“

— Eine demokratische Weltgeschichte. Ein französischer Demokrat, Herr Agricol Perdiguière, hat so eben eine „Histoire démocratique des peuples anciens et modernes“ erscheinen lassen, in welcher er die großen Männer der alten wie der neueren Zeit einer historischen Kritik unterwirft, wie sie ihnen bisher noch nicht zu Theil geworden, nämlich vom demokratischen Standpunkte aus. Von diesem Standpunkte betrachtet, erscheinen z. B. Plato, Aristoteles, Zeno, Xenophon u. s. w., wie und Ihre Perdiguière beweist, als sehr untergeordnete, gemeine Seelen, und der liebe Gott selbst wird wahrscheinlich seine Welt umschaffen müssen, wenn er vor der demokratischen Kritik Gnade finden will.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbgr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 51), wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Sonnabend den 2. März 1850.

Italien.

„Ueber geistige Erziehung" von Signora Ferrucci.*)

Unsere Leser werden sich zweifelsohne noch an ein vor mehreren Monaten in diesen Blättern angezeigtes pädagogisches Werk von derselben Verfasserin erinnern. Es erschien damals in einer sehr stürmischen Zeit und führte den Titel: „Ueber die sittliche Erziehung der italiänischen Frau". Wir ließen den edlen und schönen Tendenzen, so wie dem praktischen Blick der Madame Ferrucci in unserer Beurtheilung volle Anerkennung widerfahren. Inzwischen hat die verehrte Schriftstellerin ihre Aufgabe weiter entwickelt und auch der Theorie der geistigen, der intellektuellen Erziehung ihre Feder gewidmet.

Signora Ferrucci ist eine italiänische Patriotin in der besten Bedeutung des Wortes; daher streben ihre Werke vorzugsweise, den zeitweiligen Bedürfnissen ihres Vaterlandes zu entsprechen. Ja, es sind dieselben sogar in ihrer Darstellung, in ihrem Stile der treue Abdruck der Ereignisse, Stimmungen und Schicksale, welche Italien in den Tagen, da sie niedergeschrieben wurden, bis ins Innerste bewegten. Auch unsere Verfasserin gehörte, als sie ihr Werk begann, zu denen, welche die glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft ihrer schönen Heimat hegten, und mußte später, wie alle Anderen, zu der traurigen Ueberzeugung gelangen, daß gegenwärtig hauptsächlich wegen Mangels an allgemeinem Sinn für Gesetzlichkeit das erwünschte Ziel noch nicht zu erreichen war. Ihr Herz ließ sich von der stürmischen Entwicklung tragen und pulsirte sympathetisch in allen Gefühlen von der Exaltation froher und erwartungsvoller Begeisterung bis zum grollenden Verdruß und zur schwarzen Niedergeschlagenheit.

„Man wird sich darum hoffentlich", sagt sie selbst auf den ersten Blättern ihres neuen Werkes, „nicht wundern, daß es diesem Buche an Einheit in der Auffassung, an Symmetrie und richtigem Verhältniß in den einzelnen Theilen, an Sicherheit und Harmonie im Stile gebricht; es stellt, als ein treuer Spiegel, das Bild meiner Seele dar. Und wie ich in weniger als einem Jahre aus den glänzendsten Hoffnungen in die größte Entmuthigung herabgesunken bin, und wie ich ein paar Monate lang zwischen den verschiedensten Anfregungen, zwischen Muth und Furcht, Zorn und Entrüstung hin und her schwankte, ganz in derselben Art und in demselben Maße sind meine Worte bald lebhaft und aufbrausend, bald voll Kummers und schmerzlichen Bedauerns. Meine Sprache ist, ich sehe es wohl, ungeblidet und ohne Feinheit (die Kunst vermag nichts gegen den Schmerz); ich hoffe indessen, daß sie den Gemüthern der Edlen nicht ganz mißfallen wird, weil sie die lebendige und aufrichtige Entrüstung, welche mich beherrscht, die glühende und unerschütterliche Liebe, welche ich für mein Vaterland hege und stets gehegt habe, unverhüllt und ohne Umschweife wiedergiebt. Italien kann einzig und allein nur dann das Ende seiner Leiden zu sehen hoffen, wenn die Liebe, die wir für dasselbe im Busen tragen, durch die Gesetze wahrer Gewissenhaftigkeit geregelt seyn wird."

Signora Ferrucci hat sich eine schöne und große Aufgabe gestellt, deren ganze Bedeutung und Schwierigkeit sie in vollem Umfange fühlt; sie hat sich einer Mission unterzogen, zu der sie verhältnißmäßig noch mehr Muth als Talent brauchen wird. Sie theilt in dem Folgenden ihre Pläne und Ansichten ihren Lesern mit, und man kann darans den Gang entnehmen, den sie in dem vorliegenden Werke verfolgt.

„In dem Buche (sagt sie), welches ich der „sittlichen" Erziehung widmete, habe ich die Mittel angegeben, durch welche wir für uns selbst zum Guten gelangen, und wodurch wir uns in den Stand setzen, unseren Kindern die Kenntniß desselben, so wie die Liebe dafür, mitzutheilen. Ich werde mich nun, und zwar unter Verfolgung eines fast gleichen Ganges der Entwickelung, zunächst mit dem beschäftigen, was die Bildung des Geistes vorzugsweise fördert, und hierauf damit, was uns fähig macht, die erworbenen Kenntnisse und die aus ihnen geschöpften Vortheile auch Anderen beizubringen.

„Wie man in jeglicher Kunst, in der man mit Glück vorwärtsreiten wünscht, zuvörderst den Stoff kennen lernen muß, den man zu bearbeiten, und die Beschaffenheit der Werkzeuge, deren man sich zu bedienen hat, so werde ich hier zuerst von der Natur der geistigen (intellektuellen) Fähigkeiten sprechen, sodann von den Vorsichtsmaßregeln, deren man bedarf, um jene fest und stufenweise sammt auf eines und dasselbe Ziel zu lenken. Ich werde mich also in dem ersten Bande, nachdem ich die Bedingungen angegeben, welche unsere Verstandesentwickelung fördern, so wie die Hindernisse, die sie aufhalten, über einige unserer Hauptfähigkeiten verbreiten. Im zweiten Bande sahre ich in demselben Gegenstande fort und versuche hierauf, darzuthun, wie eine gute Geisteskultur uns unsere Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, unseren Nächsten und gegen die ganze Gesellschaft erfüllen hilft. Wiewohl ich hiervon schon bei Gelegenheit der „Moral" gesprochen, so muß ich doch dasselbe Thema hier noch einmal bei Gelegenheit der „Vernunft" wiederholen, und ich werde mich bemühen, die dem Menschen obliegende Pflicht, sich in der Ausführung des Guten den Rathschlägen der Vernunft zu fügen und niemals den alle Schranken niederreißenden Leidenschaften zu überlassen, nach Möglichkeit ins Klare zu stellen. Dieses bis hierher Gesagte ist der erste Theil meiner sich auf die intellektuelle Bildung beziehenden Aufgabe.

„Ich werde in den Fall kommen, Mancherlei anzuführen, was sich eben so auf den Unterricht der jungen Mädchen wie der jungen Knaben bezieht, und ich werde dies abthätlich thun; denn da die Mutter ihre Kinder im frühesten Alter ohne Unterschied gemeinschaftlich erziehen muß und da sie in der Folge, wenn auch nicht die Lehrerin, so doch wenigstens die Leiterin des Unterrichts ihrer Söhne ist, so darf ihr nichts entgehen, was zur Erkräftigung und Entwickelung des Geistes beiträgt. Indem ich sodann von den allgemeinen und theoretischen Bemerkungen und von den auf die absolute Richtung des Unterrichts überhaupt sich beziehenden Regeln zu den besonderen und mehr in die Praxis eingreifenden Vorschriften übergehe, werde ich die Studien behandeln, welche am besten der Natur der intellektuellen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechtes konvenieren, und die Pflichten, welche diesem Geschlechte obliegen. Diese Abhandlung, die einen besonderen Band füllen soll, wird eine Ergänzung zum ganzen Werke bilden. Inzwischen werde ich die Feder nicht niederlegen, denn außer den Werken, die ich über die Literaturgeschichte Italiens und über einige Theile seiner bürgerlichen Geschichte, zum vorzugsweisen Gebrauch für Damen, zu veröffentlichen mich verpflichtet habe, gehe ich damit um, eine andere Arbeit zu unternehmen, die mir vom höchsten Nutzen zu seyn scheint.

„Ich werde mich nämlich an eine Prüfung der Prinzipien machen, die man der Erziehung des Volkes zum Grunde legen muß; ich werde die Lehren jener verwegenen Sophisten bekämpfen, welche, anstatt unter dem Volke das erfreute und versprochene Licht zu verbreiten, dasselbe vielmehr in die Finsternisse des Irrthums und in Abgründe stürzen, aus denen Tiefe es unmöglich wieder aus Tageslicht gelangen kann. In dieser Ueberzeugung, welche mit die Liebe zur Gerechtigkeit und zum Vaterlande, das sich noch mehr vielleicht von seinen sogenannten Vertheidigern als von den Fremden unwürdigerweise verleumdet und geschmäht sah, einflößt, werde ich Worte der Wahrheit an das Volk richten; ich werde ihm darthun, daß die Arbeit eine heilige Pflicht ist; daß der Mensch das Glück, nach dem es schmachtet, selbst in einer armen und bescheidenen Stellung erreichen kann, vorausgesetzt, daß er nach den Vorschriften der Tugend lebt, — und daß man für die Gesellschaft nimmer Frieden und eine heilsame Verbesserung erwarten kann, so lange die Menge es für recht und nothwendig hält, sich mit ihrer rohen Stimme in die hiesen Berathungen der aufgeklärten Männer zu mischen und die Anarchie der Zahl und der Stärke an die Stelle der Autorität der Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit zu setzen. Endlich werde ich durch schlagende und unwiderlegliche Gründe auf das einleuchtendste beweisen, daß nichts gewisser ist, als der Untergang aller Staaten, wo die Bürger immer von ihren Rechten, niemals aber von ihren Pflichten sprechen, wo sie sich ihre Wünsche und Ansichten von Führern diktiren lassen, welche sich des Volkes als eines Werkzeuges bedienen, um zum Despotismus zu gelangen und die, unter dem Vorwande, die Freiheit zu vergrößern, die Ausübung derselben beschränken oder sie zur Willkür umbilden, um sich durch derlei unwürdige Kunstgriffe den Pfad zur Tyrannei zu bahnen und die schon durch das Laster verdorbten Geister in völlige Sklaverei zu stürzen."

Der vor uns liegende Band besteht aus zwei Büchern; in dem ersten setzt die Verfasserin ihre Ansichten über die Erziehung des Geistes aus einander; sie bezeichnet die Mängel des gegenwärtig gebräuchlichen Ganges und die Mittel zur Beseitigung derselben und beweist die Wichtigkeit einer raschen und umsichtigen Reform. Sie stellt den Satz auf, man müsse beim Unterricht stets folgerichtig vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten; sie giebt die Natur der Belohnungen und Bestrafungen an, zu denen man die Zuflucht zu nehmen habe, um faule Geister anzuspornen; sie zählt sodann die Vortheile der Ordnung und einer guten Zeiteintheilung auf und spendet treffliche Rathschläge über die Mittel und Wege, der der Jugend angeborenen Bißbegier eine zweckmäßige Richtung zu geben. Nachdem sie uns die Nothwendigkeit und den

*) Della educazione intellettuale, libri quattro indirizzati alle madri italiane, per Caterina Franceschi Ferrucci. Torino, 1849.

Digitized by Google

Ruhen der Erkenntniß unserer mannigfachen Fähigkeiten dargethan, zeigt sie uns die belebende und reinigende Kraft der aus der Geistesthätigkeit erwachenden Wonnen. Sie unterscheidet im Verstande drei Hauptfähigkeiten, aus denen alle übrigen stammen, nämlich die Aufmerksamkeit, das Urtheil und die Vernunft; sie setzt die Begriffe von objektiven und subjektiven Ideen aus einander und lehrt uns, in welchen Fällen man vorzugsweise entweder die Synthesis oder die Analysis beim Unterricht der Jugend anzuwenden habe.

Das zweite Buch zerfällt in drei Kapitel, welche nach einander die Aufmerksamkeit (das aufmerksame Auffassen), das Urtheil und die Vernunft abhandeln. Die Verfasserin bezeichnet zuerst die Schwierigkeiten, welche sich der Ausübung der Aufmerksamkeit entgegenstellen, sodann giebt sie die Mittel an, diese schöne Fähigkeit zu befestigen und zu stärken, nennt die Gegenstände, auf welche man sie besonders zu wenden habe, und hebt hierbei namentlich die Nothwendigkeit hervor, über die Reinheit und Eleganz der Sprache zu wachen. Im zweiten Kapitel beschäftigt sich Madame Ferrucci mit dem Geschmack und seinen Beziehungen zum Urtheil, mit dem Irrthum und seinen Ursachen, mit der Ideen-Verbindung, dem Einfluß der Leidenschaften auf unsere Urtheile, mit der Klugheit, mit der für die Bildung und Leitung unseres Urtheils geeigneten Lektüre; endlich untersucht sie, als eine Uebung im Urtheil, die Frage nach den Gütern und Uebeln dieses Lebens und nach den hieraus resultirenden sittlichen Ergebnissen. Sie stellt zum Eingange des dritten Kapitels fest, daß die Mehrzahl unserer Leiden aus der Unkenntniß einer richtigen Anwendung unserer Vernunft herrühre. Sie mustert hierauf die verschiedenen Functionen der Vernunft; sie gedenkt besonders jener, welche es mit der Klassifikation unserer Urtheile zu thun hat, und giebt uns die Mittel an die Hand, wie man den Kindern eine richtige und gewandte Erörterungs- und Schlußweise beibringen könne, im Folgenden spricht sie von der Induction, von der Induction, von der Anwendung dieser Erörterungsform auf die Sittlichkeit und Aesthetik, von den Vortheilen der Reflexion, von den historischen und moralischen Wahrscheinlichkeiten, von dem sogenannten gemeinen Menschenverstande, vom Skepticismus, von der Autorität in Sachen der Lehre und des Glaubens, von der Bewunderung, vom Enthusiasmus, von diesen beiden Wirkungen auf die Vernunft, endlich von dem Ziele, welches sich die Vernunft stecken muß, um mit dem Willen des Schöpfers übereinzustimmen und dem Zwecke zu entsprechen, um dessenwillen sie uns verliehen worden.

Um den von der Verfasserin bei der Darlegung ihrer Prinzipien und Richtungen befolgten Gang besser zu verstehen, sey es uns gestattet, einige Seiten, in denen von der Anwendung der Induction auf die Aesthetik die Rede ist, in der Uebersetzung vorzuführen, um so mehr, als uns diese Partie wegen der Schärfe der Beobachtungen, der Klarheit und Fruchtbarkeit der Ideen, so wie wegen ihrer stilistischen Vorzüge, von wirklicher Bedeutung zu seyn scheint.

„Wir haben nun noch (sagt Madame Ferrucci) von einer anderen Anwendung der Induction (d. h. der folgerungsweisen Darstellungsmethode) zu sprechen, welche sich auf die uns angeborne Liebe zu dem schönen Ideal und auf den uns beiwohnenden Trieb bezieht, die Form und den Ausdruck desselben in die Wirklichkeit zu übertragen. Geschickt geleitet, gestattet uns die Induction, den edelsten Regungen unseres Herzens Genüge zu leisten, d. h. den Regungen der Liebe zum Guten und Rechten, wie ich dies schon bei Gelegenheit der sittlichen Empfindungen und Ideen dargethan habe. Es bleibt mir noch übrig, über Rolle bei der Aneignung und dem Hervortreten des Schönen darzulegen, wobei ich mich jedoch nur auf eine kurze, übersichtliche Darstellung beschränke, da eine tiefere Behandlung des Gegenstandes vielen Raum wegnehmen würde.

„Welches Ziel stellt sich der Dichter (um nur von einer der schönen Künste zu sprechen)? Zweifelsohne beabsichtigt er vorzugsweise, seinen Gedanken und Empfindungen eine Form zu verleihen, welche zu gleicher Zeit eine treue Nachahmung der Natur und eine lebendige Verkörperung des Ideal-Schönen ist. Durch welche Mittel strebt er dieses Ziel zu erreichen? Durch dieselben, welche ihm dazu dienten, den Begriff des Schönen und die Erkenntniß des Wahren zu erlangen. Ich will hiermit sagen, daß die Reflexion eben so für die Einbildungskraft die Quelle des Schönen ist, wie sie für den Verstand die Quelle des Wahren ist. Sie theilt sich in der Seele des Dichters in zwei Richtungen, welche nach verschiedenen Seiten laufen, um dann in einer einzigen wieder zusammenzutreffen, wie zwei Giesbäche, welche derselben Quelle entströmen, hierauf sich in der Ebene von einander trennen und, nachdem sie sich durch manche Flur geschlängelt, ihre Gewässer endlich wiederum vereinigen.

„Der doppelte Pfad, welchen der Geist des Dichters bei der Reflexion verfolgt, entspricht der Doppelnatur des Schönen, welches er darzustellen beabsichtigt. Da das Schöne zugleich sinnlich-faßbar und geistig-ideal ist, so würde es sich Niemanden vollständig zu enthüllen im Stande seyn, der es nur in einer der beiden Sphären, d. h. entweder in der Welt der Gedanken oder in der der Sinne, suchte. Eben so muß die Seele aus sich heraustreten, um mit der genauesten Aufmerksamkeit die Gegenstände der Außenwelt zu beobachten, muß sich sodann wieder in ihr innerstes Forum zurückziehen und da die Wirkungen beobachten, welche die äußeren Dinge auf sie hervorbrachten, muß sich an den durch das Gedächtniß hervorgerufenen oder durch die bewegliche Einbildungskraft geschaffenen Bildern halten und der Stimme der Leidenschaften ein aufmerksames Ohr leihen, um ihre flüchtigen Laute und lebendigen Worte zu erlauschen.

„Man wird es vielleicht für einen Irrthum halten, wenn ich der Reflexion einen Theil der Wirkungen der Begeisterung zuschreibe; ich glaube mich jedoch mit dieser Annahme völlig auf dem Felde der Wahrheit zu bewegen, und der Beweis hiersür scheint nur nicht allzu schwer zu seyn.

„Was verstehen wir unter jener plötzlichen und außergewöhnlichen Gluth, welche sich des Dichters bemächtigt? woher kömmt sie? was entzündet sie? Muß man ihr Prinzip in den Fähigkeiten unserer Seele suchen oder sie auf Rechnung einer absonderlichen und übermenschlichen Ursache schreiben? Gott liebt die Wunder nicht; denn er kann, da er die Ordnung liebt, nicht ohne eine besondere, unumgängliche Nothwendigkeit das wollen, was diese Ordnung irgendwie stört.

„Zweifelsohne erhebt sich der Dichter über andere Menschen, wenn er sich in dem Zustande fühlt, das Absolut-Schöne zu erfassen und es mit sinnlichen und lebenden Bildern zu bekleiden, und man kann von ihm sagen, was Aeneas von seiner Mutter sagte:

— Nicht Sterblicher Antlitz
Trägst Du, noch Kinder die Stimme des Menschen. . .
(Virgil, Aen. 1. B., 327. V.)

Der göttliche Hauch durchdringt dann in der That seine Gedanken; er hört in seinem Innern die süßesten Klänge einer himmlischen Melodie ertönen; aber nichts von alledem geht über die Gesetze der Natur hinaus. Die Begeisterung ist dem menschlichen Geiste eben so eigen, wie die Fähigkeit, über die ihm unterthänigkeit erscheinenden Geheimnisse nachzudenken; er sieht und betrachtet das Schöne aus denselben Gründen und auf dieselbe Art, wie er das Gute und Wahre sieht und betrachtet. Eine Emanation Gottes, entdeckt er in Ihn und durch Ihn, wenn auch verschleiert; den übersinnlichen Glanz der absoluten Schönheit, ganz so, wie er in Ihm und durch Ihn die Ewigkeit und das Unendliche erfaßt. Wenn sich der Dichter, von der Liebe beherrscht oder durch die Betrachtung erhöht, den ersehnten Schwingen der Einbildungskraft anvertraut, durchfliegt er mit ihr Regionen, deren Zeiterkeit nie getrübt werden, Regionen, wo die im reinsten Lichte strahlen, wo seltne Landschaften, schöne Thäler und lachende Blumenteppiche sich zu einem von übersinnlich schönen Wesen bewohnten Zaubergarten verschlingen; das schöne Ideal entschleiert sich ihm in seinem Glanze und seiner Reinheit, und während er in diesem Anschauen von einem höher unbekannten Entzücken durchschauert wird, stellen sich ihm Gedanken, Bilder und Worte in Menge dar, um die Urgestalt, die ihm erschienen, in einer sinnlichen Form und mit harmonischen Farben wiederzugeben. Der wie lernt er es, seine Figuren zur klaren Erscheinung zu bringen, wie lernt er es, den flotzen, drohenden, leidenschaftlichen Tönen die Laute süßer Anmuth und Schmeichelei folgen zu lassen, wenn nicht eben durch Reflexion? wer zeigt ihm das Geheimniß, die affektvollen, die zarten, die melancholischen Empfindungen und Stimmungen passend auszudrücken? wer warnt ihn vor der Klippe der Geschäftigkeit und Geschraubtheit, welche dem Geschmack für das Eleganten nahe liegt? Ist es nicht die Reflexion? Welcher anderer Führer kann ihn die Gegenstände und Beziehungen entdecken, welche zwischen den Gedanken und den Ausdrücken, zwischen dem Ton der Worte und ihrem Sinn liegen? Besitze er wohl ohne ihre Hülfe die Empfindung der feinen, leichten Nüancen, welche den Gedanken und dem Stile seinen Duft und Schmelz verleihen, den man mit dem zarten, schleierartigen Flaum, wie er auf gewissen Früchten liegt, vergleichen kann?

(Schluß folgt.)

England.

Zur Statistik der Presse.

Das Personal einer Londoner Zeitung.

(Schluß.)

Wir kommen nun an die Klasse der gelleuveln bezahlten Reporters (penny-a-liners). In London giebt es vielleicht funfzig Individuen, welche keine andere Industrie treiben oder andere Erisstenzmittel besitzen, als die, den Zeitungen Neuigkeitsartikel zu liefern. Diese Menschenklasse, die aus ziemlich heterogenen Mitgliedern besteht, ist leider durchwerkswoerther durch Thätigkeit und Kühnheit bei der Jagd nach Neuigkeiten, als durch Talent und Delikatesse. Unglücklicherweise beurtheilen viele ehrliche Bürger Londons das Personal der Zeitungen nach diesen Leuten, welche plötzlich, ohne daß Jemand weiß, wo sie herkommen, bei jeder Gruppe Neugieriger erscheinen und sich dreist als Vertreter der Presse verkünden, der sie aber durch ihr Aeußeres und durch ihre Manieren selten Ehre machen. Es ist zwar wahr, daß einige fähige Journalisten als beschriebene Neuigkeitssammler debütirt haben, jedoch bleibt kein talentvoller Mann längere Zeit in dieser Stellung. Solche untergeordnete Berichterstatter werden nur für die von dem Journal angenommenen und gedruckten Artikel bezahlt, welche durchschnittlich den zehnten Theil der gelieferten betragen. Da sie aber allen Morgenzeitungen Kopieen ihrer gesammelten Neuigkeiten übersenden, so haben sie Aussicht, für einen und denselben Artikel wenigstens bezahlt zu werden, was gewöhnlich mit 1½ Penny (1½ Sgr.) die Zeile geschieht. In ihrem Stil zu reden, reicht „eine gute Feuersbrunst" oder „ein guter Mord" oft hin, um mehr als die regelmäßig angefertigten Berichterstatter zu verdienen, und es steigert sich dies zuweilen in einer Woche auf 30—40 Pfd. Sterl. (200—270 Thlr.) Gewöhnlich sind diese Leute jedoch sehr unbeständig, geben das Geld eben so schnell oder noch schneller aus, als sie es verdienen, und selten besitzen sie noch etwas beim Eintritt der stillen Jahreszeit, in der keine politische Bewegung und folglich keine öffentlichen Versammlungen stattfinden, oder wenn es an Unglücksfällen und Verbrechen fehlt. Alsdann erfinden sie falsche Neuigkeiten und sogenannte Zeitungsenten; es wird von angeblichen Untersuchungen über Todesfälle berichtet, welche nie vorgekommen sind; ganze Stadtheile werden durch Kalastrophen erschüttert, welche nur in der Einbildung der Berichterstatter existiren. Der Coroner, Herr Wakley, hat einst öffentlich erklärt, daß von den zwölf Todtenschauern, welche ihm die Zeitungen an einem einzigen

Digitized by Google

Lage halten ließen, auch nicht eine Thatsache gefunden habe. Zu dieser Erklärung hatte ein merkwürdiger Umstand Veranlassung gegeben; mehrere Zeitungen hatten nämlich den Selbstmord eines jungen Mädchens erzählt, das von einem Verführer mit ihrem Kinde verlassen worden war, und diese Erzählung war mit so rührenden Details ausgemalt und von so romantischem Interesse umgeben worden, daß die Neugier und Sympathie des Publikums davon in hohem Grade erregt wurde. Wir befanden uns selbst an dem Abend, als der Bericht über diese Begebenheit einging, in dem Büreau einer Londoner Zeitung, und erinnern uns noch der Worte, womit und der Herausgeber auf einen der in dieser Erzählung zitternden Briefe aufmerksam machte: „Ist dies nicht", sagte er, „das erhabenste Pathos und zugleich die vollkommenste Wahrheit? Der größte Romanschreiber der Welt hätte nichts Schöneres, nichts Einfacheres, nichts Natürlicheres erfinnen können, als den schlecht geschriebenen Brief jenes armen Mädchens ohne Erziehung." Zwei oder drei Tage später entdeckte man, daß die ganze Geschichte nur ein Märchen gewesen war. Und dennoch hatte unser Freund wahrscheinlich Recht. Es ist selten, daß diese falschen Nachrichten von den Ueberbringern erfunden werden, sie sind einfach aus einigen alten, vergessenen Journalen oder aus einem obskuren Blatt der Kolonieen abgeschrieben und den Sitten und Lokalitäten der Hauptstadt angepaßt. Natürlich gebrauchen die Herausgeber der Zeitungen alle mögliche Vorsicht, um nicht auf diese Weise mystifizirt zu werden, erreichen aber nicht immer ihren Zweck. Dieser Klasse Berichterstatter gegenüber besitzen sie alsdann kein anderes Mittel, als beharrlich ihre Mittheilungen zurückzuweisen; von dem Augenblick an, wo der Schuldige merkt, daß solches geschieht, verständigt er sich mit einem Freunde, der ihm seinen Namen leiht, oder er nimmt einen fingirten Namen an, unter dem er so lange verborgen bleibt, bis seine alte Sünde vergessen oder verziehen ist.

Eine sehr charakteristische Eigenschaft dieser Leute ist die unvergleichliche Beharrlichkeit und unbezwingliche Energie, die sie beim Aufsuchen und Nachspüren passender Artikel entwickeln. Ist eine Feuersbrunst ausgebrochen, so sieht man sie mitten unter der Löschmannschaft. Ist ein großes Verbrechen begangen worden, so eilen sie sogleich nach dem Schauplatz desselben, um ein Protokoll aufzunehmen und alle Details zu sammeln, die sich zur Vertheidigung der Neugier des Publikums eignen. Sie besitzen vor Allem ein wunderbares Talent, die Selbstmorde zu entdecken. Die Unglücksfälle auf den Eisenbahnen haben ihnen ein reiches Feld eröffnet. Endlich vergeht kaum ein Tag, der ihnen nicht ein „bemerkenswerthes Zusammentreffen" oder einen „außerordentlichen Glückswechsel" zu werden gäbe. Im Allgemeinen findet man in den britischen Reiche vielleicht keine Menschenklasse, deren Arbeit mühsamer, deren Existenz unsicherer und deren Lebensart unregelmäßiger wäre.

In dem Fache der auswärtigen Korrespondenz sind seit einiger Zeit wesentliche Veränderungen vorgegangen. Vor der Februar-Revolution waren Paris, Madrid, Lissabon die Hauptsitze der auswärtigen Berichterstatter. Deutzutage ist ein Londoner Blatt gezwungen, Agenten für ganz Europa zu besitzen, von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meere, von dem Golfe von Biscaya bis zum Bosphorus. Die Funktionen eines Korrespondenten in Paris, diesem Centralpunkte, dem die anderen Orte stets untergeordnet waren, erforderten mehr Wachsamkeit als mühsame Arbeit. Die ganze Politik des Kontinents kraf gleichsam in Paris zusammen, und die Pflichten des Korrespondenten bestanden hauptsächlich darin, mit möglichster Schnelligkeit, oft durch Courriere, oft durch Tauben, die wichtigen Nachrichten zu expediren, welche von einem Augenblick zum anderen eintreffen konnten. Was seine regelmäßige Beschäftigung anlangte, so bot sie nichts sehr Ermüdendes dar; er hatte nur eine Uebersicht der Tagesneuigkeiten abzufassen, einige Auszüge aus den Artikeln der Morgenjournale zu machen und vielleicht die Büreaus des Ministeriums des Auswärtigen oder des Innern zu besuchen, um dort offizielle oder nichtoffizielle Nachrichten zu sammeln. Das war ungefähr der tägliche Geschäftsgang, aber die Wichtigkeit dieses Postens bedang überall in der äußersten Wachsamkeit, die der Korrespondent darauf verwenden mußte, die frühesten Nachrichten zu bekommen; auch war es seiner persönlichen Verantwortlichkeit anheimgestellt, zu beurtheilen, ob diese oder jene Neuigkeit die Kosten eines Expresses nach London werth sey. Deutzutage sind die Courriere durch die Eisenbahnen und die Tauben für einen Theil des Weges durch elektrische Telegraphen ersetzt worden. Selbst der oberflächlichste Zeitungsleser wird den Bericht der Pariser Korrespondenten weit umfangreicher als sonst finden. Von Allen, welche die Februar-Revolution in Frankreich verwünschen, hat wohl Niemand begründetere Ursache dazu, als die regelmäßigen Korrespondenten der englischen Zeitungen.

Die militairischen Reporter bilden eine besondere Klasse, welche durch die Bedürfnisse der Zeit entstanden ist. Mehr als einer jener Herren, welche ganz kürzlich das englische Publikum mit dem Verlauf des italiänischen und ungarischen Krieges bekannt machten, sind während der Feldzüge der Karlisten in Spanien im Feuer gewesen und waren mehr als einmal nahe daran, als Spione gehängt oder erschossen zu werden. Selbst im letzten Sommer bekamen sich einer unserer Freunde, der nach Schleswig-Holstein gesandt war, in Folge der Verhaftung eines von ihm expedirten Couriers, in einer sehr kritischen Lage, aus der er sich nur dadurch rettete, daß er einige Pferde zu Tode jagte und in einer Barke über den kleinen Belt nach Kopenhagen flüchtete. Das Amt eines Korrespondenten auf dem Kriegsschauplatz paßt nicht für Jeden, welche auf ihre persönliche Sicherheit bedacht sind und die Bequemlichkeit lieben. Um seine Pflichten vollständig zu erfüllen, muß ein solcher der Landessprache vollkommen mächtig seyn, ja, selbst das Patois der Gegend kennen, in der er sich aufhält. Er muß ein guter Gesellschafter seyn, geschickt, unternehmend, auf alle Eventualitäten gerüstet; er muß nöthigenfalls sein Essen selbst kochen und unter freiem Himmel, am Fuße eines Baumes binnächten können. Vor Allem jedoch muß er mit Leichtigkeit schreiben können und, ohne gerade die Gefahr aufzusuchen, genug kaltes Blut behalten, um ruhig seine Depeschen zu verfassen, wenn auch mitunter eine verirrte Kugel an seinen Ohren vorüberpfeifen sollte. Wir rathen hiermach den guten Leuten, welche nicht gern außerhalb ihres Bettes schlafen, welche bei Pistolenschüssen zusammenfahren und sich im Lustzug erkälten, den Aufstrag abzulehnen, die Kriegsgeschichte der Gegenwart als Augenzeugen zu beschreiben.

Die schon erwähnt, wird das größte Geheimniß über die Verfasser der Leitartikel beobachtet. Wenn sie zuweilen in den Zeitungs-Büreaus erscheinen, so ist es gleichsam inkognito und erregt man auch den Beweggrund, der sie dorthin führt, so wird er doch niemals zugestanden.

Was die Direction der Zeitungen betrifft, so besteht sie gewöhnlich aus einem Unter-Redacteur, dem ein zweiter zur Seite steht, und einem Redacteur für die auswärtigen Nachrichten, zuweilen auch aus einem für die literarischen und industriellen Berichte, endlich aus dem Herausgeber oder Haupt-Redacteur, der die Eigenthümer repräsentirt, eine allgemeine Ober-Aufsicht und eine gemeine Kontrole über alle Abtheilungen des Etablissements ausübt. Der Verfasser der Börsen-Artikel hat sein Büreau in der City und schickt jeden Abend seine Arbeit an das Journal.

Der Unter-Redacteur und sein Gehülfe begeben sich um 8 oder 9 Uhr Abends auf ihre Posten und einer von beiden ist sicher bis 4 Uhr Morgens beschäftigt. Sie haben die Berichte über die städtischen Tagesneuigkeiten anzuwählen, abzukürzen oder nach ihrem Ermessen zu ändern, die literarische und politische Korrespondenz des Journals zu redigiren und eine für den Haupt-Redacteur bestimmte Auswahl aus der Masse täglich eingehender Briefe zu treffen. Sie haben ferner eine große Anzahl Provinzialblätter durchzublättern, um daraus die bemerkenswerthesten Artikel zu entnehmen. Außerdem ist der Unter-Redacteur in festem Verkehr mit der Druckerei, die ihn stets von dem schon gesetzten Theil und von dem noch aufzuhinlekenden Raum in Kenntniß erhält. Bei vielen Zeitungen ist es Regel, daß jede zu druckende Zeile dem Unter-Redacteur zuerst vorliegt, wodurch dieser im Stande ist, den Verlauf der Arbeit genau zu bestimmen. Er muß noch die Arbeiten der Stenographen überwachen und im Falle, daß ein unvorhergesehener Umstand, z. B. eine plötzliche Krankheit, in diesem Theile der Redaction eine Lücke entstehen läßt, sich schleunigst mit einem anderen Journal in Verbindung setzen, um jede Verzögerung zu verhüten. Er empfängt einen Theil des in Geschäftsangelegenheiten Eingehenden, ist darauf bedacht, sich eine Uebersicht der stattfindenden öffentlichen Versammlungen, Diners u. s. w. zu verschaffen, hat das Auge auf Alles und wird außerordentlich in Anspruch genommen durch verschiedene Arbeiten, die dem Anschein nach unwichtig sind, jedoch im Ganzen einen wesentlichen Einfluß auf den Erfolg der Zeitung ausüben.

Die Funktionen des Redacteurs für das Ausland bestehen, wie schon der Name bezeichnet, darin, daß er die Berichte der auswärtigen Korrespondenten und Zeitungen redigirt; da hierbei oft viel zu übersehen ist, so muß er nothwendigerweise ein tüchtiger Linguist seyn.

Es bleibt uns noch über den Haupt-Redacteur der Zeitung zu sprechen. Sein Ansehen, so wie seine Verantwortlichkeit, ist groß; ihm werden alle zweifelhaften Fragen vorgelegt; der Unter-Redacteur theilt ihm fortwährend den Stand der Arbeiten mit; von allen wichtigeren Artikeln werden ihm von Zeit zu Zeit Probe-Abdrücke zugestellt. Er schließt alle Geschäfte und Verträge mit den Korrespondenten, den Stenographen u. s. w. ab; er empfängt alle Personen, die in wichtigen Angelegenheiten kommen, so wie solche, die in Betracht ihres Ranges oder ihrer Stellung nicht an einen Unterbeamten gewiesen werden können. Indessen ist das speziellere Fach des Haupt-Redacteurs das der leitenden Artikel. Diese kann er, wenn es ihm gutdünkt, selbst verfassen, doch ist er gewöhnlich zu sehr beschäftigt, um sich damit aufzuhalten; in der Regel giebt er nur den Verfassern die Themata und die Behandlungsweise an, während er bei der Einlieferung dasür Sorge trägt, den Artikeln im Ganzen die politische Färbung mitzutheilen, welche die aufschlußreiche Eigenthümer, deren Repräsentant er ist, angenommen haben. Der Haupt-Redacteur bringt gewöhnlich die Nachmittage in seinem Kabinet zu, kehrt gegen 10 oder 11 Uhr Abends dorthin zurück und bleibt hier oft so lange, bis der Druck der Zeitung begonnen hat, also bis gegen 5 Uhr Morgens.

Wir haben dem Leser die wichtigsten Triebräder eines Londoner Journals gezeigt, wir wollen hier eine kurze Beschreibung der in Bewegung gesetzten Maschine folgen lassen. Den größten Theil des Tages über ist das Etablissement fast ganz leer, nur in der Expedition sind einige Kommis mit Schreiben und mit dem Empfang der Annoncen beschäftigt. Gegen 4 Uhr erscheinen ein oder zwei Redacteure, sie öffnen und durchsehen die Korrespondenz und schicken die zur Veröffentlichung bestimmten Mittheilungen nach der Druckerei, damit die anlangenden Schriftsetzer diese vorfinden. Sie treffen auch ihre Einrichtungen zu den Leit-Artikeln des nächsten Tages und stellen den untergeordneten Mitarbeitern Instructionen darüber zu. Um 7 Uhr Abends fängt eigentlich die Arbeit an; drei oder vier Parlaments-Stenographen besinden sich schon an ihren Schreibtischen, die Pulte der Redacteure bedecken sich mit den eingelieferten Stadtneuigkeiten, mit Depeschen aus Zeitungen aus der Provinz. Abhandlungen fällt sich die Werkstatt der Schriftsetzer mehr und mehr, und um 10 Uhr ist die Arbeit in vollem Gange. Ein Dutzend Kolumnen der parlamentarischen Debatten sind vielleicht schon geschrieben, die Redacteure fertigen Manuskript für die Setzer an, und mehrere Schriftsteller in verschiedenen Stadttheilen sind mit den Leit-Artikeln beschäftigt. Nicht ein einziger Eisenbahnzug langt in der Stadt an, der nicht noch vom Druck frischte Zeitungen und Briefe aus der Provinz mitbrächte. Aus dem Auslande treffen die mit Eilboten gesandten Depeschen ein und werden dem Redacteur der auswärtigen

Digitized by Google

Nachrichten überwiesen. Die Bureaus sind zu dieser Zeit voll Glanz und Bewegung. Gegen Mitternacht ist die Hauptmasse der Nachrichten angekommen, die Beviertern holen aus dem Kabinet der Redacteure Körbe voll zurückgelegter Mittheilungen, der Faktor erhaltet seinen Bericht über die Menge des vorhandenen Stoffes, der Unter-Redacteur theilt dem Haupt-Redacteur den Stand des Ganzen mit, die Stenographen sind in größter Thätigkeit. Die Sitzung des Unterhauses verlängert sich vielleicht bis zwei Uhr Morgens, und die Reporter lösen sich alle Viertelstunde ab. Gegen drei Uhr geräth der Faktor in einen Zustand nervöser Aufregung, indem er an die ersten Eisenbahnzüge denkt; man ersucht die Schnellschreiber, ihre Ausgänge fertig zu machen und um jeden Preis zu schließen, man trifft eine letzte Auswahl des noch Mitzudruckenden oder bessen, was bis morgen verbleiben kann. Etwas nach drei Uhr ist die eine Seite der Zeitung im Druck, denn die Maschinisten heizen schon seit zwei Stunden die Maschine; in der Eil werden noch die letzten Korrekturen der Leit-Artikel und neuesten Nachrichten besorgt, und um 3½ Uhr schon fliegen die kleinen Wagen, mit den noch dampfenden Blättern beladen, im Galopp nach den Eisenbahnhöfen der verschiedenen Linien, von wo aus diese Zeitungen so schnell, als der Dampf sie forischaffen kann, über ganz Großbritannien verbreitet werden.

Das Spitzbuben-Meeting in London.

Die Zeitungen enthielten in diesen Tagen eine Notiz über ein Verbrecher-Meeting, das von Herrn Mayhew, Stadt-Korrespondent der Morning Chronicle, veranstaltet wurde, welcher unermüdlich thätig für die Hebung der sozialen Leiden ist und sich nicht scheut, in die Werkstätten des Lasters selbst hinabzusteigen, um die Mittel kennen zu lernen, wodurch das Verbrechen in seiner Wurzel zu ersticken wäre. Der Inquirer theilt darüber einen ausführlicheren Bericht mit, den wir hier wiedergeben:

„Ein Meeting, wie es noch nicht dagewesen, wurde vor kurzem in dem Schulzimmer der britischen Union abgehalten. Es wurde von dem Stadt-Korrespondenten der Morning Chronicle zusammenberufen und sollte einige der gemeinsten jugendlichen Diebe und Vagabunden, welche die Hauptstadt und das Land beherbergt beisitzen, an einem Orte versammeln. Obwohl privatim angeforbert, indem nur zwei Tage vorher in den verschiedenen Schlupfwinkeln und Höhlen des Lasters Einlaßkarten vertheilt worden waren, fanden sich doch nicht weniger als hundertundfünfzig Leute obigen Charakters ein. Anfangs betrugen sie sich sehr stürmisch und zügellos, gegen Ende aber wurden sie ruhig und selbst achtungsvoll in ihrem Betragen. Unter ihnen hatten neunzehn noch Vater und Mutter am Leben; neunundbreißig hatten nur Vater oder Mutter, und achtzig waren gänzlich verwaist. Von professionirten Dieben waren fünfzig dabei, von sechsundsechzig erklärten sich selbst für gewöhnliche Diebe. Die Nachricht, daß der größere Theil der Anwesenden aus Dieben bestehe, machte ihnen selbst anheiterndliches Vergnügen und wurde mit „brefschenn Applaus" aufgenommen.

Als sie erfuhren, daß einer unter ihnen, obwohl erst neunzehn Jahr alt, neunundzwanzigmal im Gefängniß gewesen sey, bauerte das Händeklatschen, Pfeifen und Bravorufen mehrere Minuten lang, und alle Jungen standen auf, um sich das ausgezeichnete Individuum anzusehen. Einige schrieben mit Kreide auf ihre Hüte, wie oft sie im Kerker gewesen wären.

Die Jungen wurden über ihre Lebensweise u. s. w. befragt, und ihre Antworten sollten von Allen, welche an dem Werke der zerlumpten Schulen (ragged schools) betheiligt sind, gelesen werden. Unser beschränkter Raum gestattet nicht, hierüber nähere Details zu geben.

Ein Bursche von etwa zwanzig Jahren wollte eine Angabe über die Kosthäuser (lodging-houses) improvisiren, die ihn, wie er erklärte, ins Verderben gestürzt hätten, aber er wurde sogleich durch den Ruf: „Herunter!" „Halt's Maul!" angegriffen — und diese Rufe wurden so allgemein und gellschaften in so drohendem Tone, daß er sagte, er fürchte sich, Enthüllungen zu machen, weil er sich dadurch vermuthlich zwei bis drei Dutzend von den anderen Kerlen auf dem Leib zöge (Große Verwirrung).

Der Korrespondent der Chronicle: Wirb es einen unter Euch beiehigen, wenn er etwas gegen die Kosthäuser sagt? (Ja, ja!) Und warum?

Eine Stimme: Sie werden nicht mehr Gesellschees hineinbringen lassen, wenn es gesagt wird.

Korrespondent: Aber möchtet Ihr nicht alle gern Euer jetziges Leben aufgeben? (Ja, ja, ja!) Nun, warum wollt Ihr nicht, daß das Kosthäuser-System, die Hauptursache Eures ganzen Elendes, geschildert werde?

Eine Stimme: Wenn Sie die Kosthäuser verschließen, wo sollen wir hingehen? Wenn ein armer Junge ins Arbeitshaus kömmt, kriegt er's Fieber und hungert noch obendrein.

Korrespondent: Habt Ihr nicht alle das Leben überdrüssig, welches Ihr führt? (Lautes Geschrei: „Ja, ja; wir wünschen uns zu verbessern!" erschallt aus allen Theilen des Zimmers.) Wie sehr Ihr die Schilderung der Kosthäuser fürchtet, so wißt Ihr so gut, wie ich, meine Freunde, daß Ihr in ihnen Eure Gesichten trefft und das Verderben zu solchen Orten, wenn nicht begonnen, doch gewiß vollendet wird. Läuft ein Knabe von Hause fort, so wird er dort ermuthigt und vor seinen Aeltern verborgen gehalten. Und werden nicht die Leute, welche diese Oerter unterhalten, auf Kosten Eurer Erniedrigung und Eurer Gefahr reich? (Lautes Geschrei: „Ja, ja!") Warum tretet Ihr nun nicht alle auf, nennt diese Lasterhöhlen beim Staat, der von den dort verübten Schändlichkeiten nichts weiß, und macht ihnen so auf einmal ein Ende? Es giebt nicht Einen unter Euch hier — nicht Einen, wenigstens unter den älteren Jungen — der nicht den Irrthum seines jetzigen Lebens erkannt hätte und nicht, ich glaub's wahrhaftig, rechtschaffen zu werden und sein Leben, wo möglich, durch ehrliche Arbeit zu erhalten wünschte. Ihr mochtet Euch ein Raubleben anfangs als etwas recht Angenehmes gedacht haben, aber Ihr wißt jetzt, daß ein Bagabundenleben voll von Leiden, Sorgen, Gefahren und Entbehrungen ist; Ihr seyd nicht so glücklich, wie Ihr es gedacht hattet, und sehr viele Eures jetzigen Lebens satt und überdrüssig. Dies höre ich von Euch allen. Sag' ich nicht die Wahrheit? (Von neuem das Geschrei: „Ja, ja, ja!" und eine Stimme: „Die Wahrheit, mein Herr, ist, wir sehen unsere Thorheit erst ein, wenn es zu spät ist.") Nun, ich und viele Hunderte und Tausende wünschen wahrhaft Euer Wohl und möchten gern etwas thun, um Euch zu einem rechtschaffenen Leben zu bringen. All oder fast all Euer Elend kömmt, wie ich weiß, von den schlechten Kosthäusern her — (Ja, ja, so ist's, Herr! so ist's!); und ich bin entschlossen, mit Eurer Hülfe ihre völlige Zerstörung zu bewerkstelligen. (Eine Stimme: „Das freut mich, Herr — Sie haben ganz Recht, und ich bitte Gott um seinen Beistand für Sie.")

Die älteren Burschen wurden nun gefragt, was sie wohl für das Geeignetste hielten, sie aus ihrer Erniedrigung zu befreien. Einige hielten Auswanderung für das beste Mittel, denn wenn sie in einer neuen Kolonie von frischem anfingen, so würden sie, ihrer Meinung nach, ihre schlechten Gewohnheiten, die ihnen in der Heimat jeden Zutritt zu einer Beschäftigung abschnitten, hinter sich lassen. Andere meinten, es würde ihnen schwer werden, schnell genug Arbeit zu bekommen, um daran verhindert zu werden, sich durch ihre alten Kniffe zu erhalten. Viele wünschten Hilfe zu ihrer Besserung wegen der Versuchungen, welche sie in England umgäben, für unmöglich, während noch Andere dieselben Versuchungen in der Fern wie zu Hause fürchteten.

Während dieser Vorgänge wurde einer der vergweifeltsten Charaktere — ein Junge, der sechsundzwanzigmal im Gefängniß gewesen war — von den Anderen dazu erwählt, einen Sovereign zu wechseln, um zu versuchen, ob er so ehrlich sey wie würde, das zurückerhaltene Geld zurückzubringen oder damit zu verschwinden. Beim Empfange ward ihm gesagt, daß, wenn er es vorzöge, damit auszureisen, nichts gegen ihn unternommen werden sollte. Er verließ das Zimmer unter dem Jubel seiner Gefährten. Als er ein paar Augenblicke abwesend gewesen war, richteten sich alle Blicke nach der Thür, so oft sie geöffnet wurde, und man erwartete mit Angst, ob er durch seine Rückkehr seine Glaubwürdigkeit bewähren würde. Niemals hat ein neue Versammlung ein solches Interesse verrathen. Viele stiegen auf die Bänke, um die erste Spur seiner Rückkehr gewahr zu werden. Offenbar war ihre Ehre auf dem Spiel, und Mehrere sagten, sie würden den Kerl morgen todtschlagen, wenn er sich mit dem Gelde fortmachte. Viele Minuten vergingen in athemloser Stille, und einige seiner Genossen fingen schon an, zu sagen, daß eine so große Summe Geldes eine zu starke Versuchung für den Jungen gewesen wäre. Endlich meldete ein entsetzlicher Beifallssturm seine Rückkehr. Das Entzücken seiner Kameraden brach immer wieder von neuem in laute Beifallsrufe aus, und der junge Mensch gab unter Triumphgeschrei das volle Geld zurück."

Mannigfaltiges.

— Die Tauchnitzschen Ausgaben englischer Autoren. Wir sind mit Rücksicht auf eine in Nr. 17 des „Magazins" von d. J. enthaltene gegentheilige Bemerkung über die mangelhafte typographische Ausstattung der in der Verlagshandlung von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig erscheinenden „Collection of British Authors" von Seiten des gedachten Herrn Verlegers aufgefordert worden, die in der neueren Zeit erschienenen Werke dieser Sammlung selbst zu prüfen, um das dort gefällte ungünstige Urtheil zu berichtigen. Wir müssen bekennen, daß sich das letztere in der That nur auf früher erschienene Werke der Tauchnitzschen Sammlung bezieht, vor denen wir den gleichgültigen in Paris bei Baudry oder Galignani erschienenen wohlfeilen Abdrücken der englischen Originale unbedingt den Vorzug einräumen mußten. Gern aber gehen wir zu, daß durch die in neuerer Zeit in der gedachten Sammlung erschienenen Werke, namentlich z. B. Macaulay's „History of England", Currer Bell's „Shirley" und Capt. Marryat's „Valery", die sich eben so durch weißes Papier, als durch scharfgeschnittene Typen und klaren, nicht zu kompreßen Druck auszeichnen, der Ausgabe, ein englisches Buch zu liefern, auf würdige Weise nachgekommen ist. Früher bereits haben wir das Verdienst, welches sich Herr Tauchnitz dadurch erworben, daß er, noch vor Abschließung des preußisch-englischen Vertrages gegen den Nachdruck, Ausgaben englischer Schriften veranstaltete, die die Rechte der Verfasser auch auf dem Kontinente wahrten, in diesen Blättern bereitwillig anerkannt. Mit Vergnügen erfahren wir daher jetzt, daß die Copyright-Editions des Herrn Tauchnitz nicht nur in Deutschland die Pariser Nachdrücke englischer Autoren gänzlich verdrängt haben, sondern in diesem Augenblicke auch den ganzen europäischen Kontinent fast ausschließlich mit den beliebteren Schriften der englischen Literatur versehen und sogar in Nord-Amerika den dortigen spottwohlfeilen Nachdrücken eine erfolgreiche Konkurrenz bereiten, indem man in New-York und anderen großen Städten der Union die Tauchnitz-Editions, wegen ihrer zweckmäßigen typographischen Ausstattung und großen Korrektheit, den sehr liederlich gedruckten amerikanischen Ausgaben vorzuziehen anfängt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Bendlerstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 28. Berlin, Dienstag den 5. März 1850.

Australien.

Die Deutschen im Auslande.

Von Karl Gutzkow.

I. Die Deutschen in Australien.

Unter schweren Geburtswehen wurden die ersten Ansiedelungen der Europäer in den reichen Fluren und Urwäldern Amerika's in das Daseyn gerufen, unter leichten auf dem Kontinent von Australien, wo die Natur mit minderer Kraft und geringerem Reichthum ihren Thron aufgeschlagen, wo sie schwächer im Schaffen und Zerstören ist, wo nicht zahlreiche und muthige Völker um jeden Fuß breit Erde mit den Eindringlingen kämpfen. Auch die Deutschen, obwohl in Masse weder zu den ersten Einwanderern in Nord-Amerika, noch zu denen in Australien gehörend, mußten trotzdem in dem ersteren Welttheile ihren Schmerzen- und Leidenzoll beitragen. Was sie in Brasilien erduldet haben, steht uns bei dem erst in neuerer Zeit begonnenen Zuge nach diesem Lande vor Augen, dergestalt aber ist, daß die Lage unserer armen deutschen Käuflinge in Nord-Amerika während des letzten Jahrhunderts eine eben so traurige, ja, noch entwürdigendere war, daß auch sie als Sklaven von der Privat-Industrie und den britischen Beamten gemißbraucht worden waren. Nichts dem Aehnliches in Australien. Die Achtung vor dem Menschen und die weise Erkennniß des wirklichen und dauernden Vortheils vor dem eingebildeten oder rasch vorübergehenden sind im angelsächsischen Volke zum Durchbruch gekommen. — In dem auf der westlichen Halbkugel liegenden Neu-Seeland dagegen, das zu Australien im weiteren Sinne gehört, entsprechen die Schicksale der ersten Einwanderer denen der ersten Kolonisten in Amerika und besonders in Nord-Amerika. In Neu-Seeland ist die Natur reicher, und eines der streitbarsten Völker hält seinen Boden besetzt. Auch hier waren die Opfer unter den Deutschen zahlreich, aber sie gehörten zu den ersten Einwanderern in Masse.

Die Haupt-Niederlassungen in Australien sind in Ost-Australien: **Neu-Südwales**, 1788 als Verbrecherkolonie gegründet; zu derselben gehört auch die Niederlassung an der Moretonbai im Nord-Osten und gewissermaßen das den südlichsten Theil Australiens umfassende, zwischen 1834 und 1836 besetzte **Australia felix**, das jetzt wieder eine vollkommen selbständige Kolonie, noch ein bloßer Bezirk des ersteren ist — in Süd-Australien: **Adelaide**, zwischen 1835 und 1836 gegründet, mit den Niederlassungen am Port Lincoln und an der Rivolibai — in West-Australien: die 1829 gegründete Kolonie am Schwanenfluß mit Australind und Königs-Georgs-Sund, südlich von dieser — in Nord-Australien sind mehrere Ansiedelungsversuche gemacht worden, von denen einige mißglückt sind, wie Fort Wellington und die Niederlassung auf der Insel Melville; welchen Fortgang dagegen Essington und Victoria haben werden, steht zu erwarten. In diesen Kolonieen kommt noch die Insel Van-Diemensland oder Tasmania, die 1803 von den ersten Kolonisten besetzt worden ist.

In ganz Australien ist Adelaide die einzige Kolonie, bei welcher jetzt schon von deutschem Leben die Rede seyn kann. Es werden eben große Anstrengungen von den bedeutendsten Grundbesitzern in Australia felix und namentlich von dem rühmlichst bekannten Wetzgarth gemacht, um einen Theil der deutschen Auswanderung dorthin zu lenken. Barnabel, in der Nähe von Portland, ist z. B. eine von schweizer Weinbauern gegründete Niederlassung. In seinem neuesten Bericht an die deutschen Auswanderer nach Australien und in seiner unerschöpflichen Lust beschenkt und bevölkert Herr Oelius Australia felix mit einigen Tausend (!!) Deutschen. Die deutschen Aerzte J. C. Godeffroy u. Sohn in Hamburg führen diese Angabe, der Richtigkeit entsprechend, in ihrem neuesten Bericht auf den zehnten Theil zurück. — Aehnliche Bemühungen gehen von Grundbesitzern in West-Australien aus, um deutsche Auswanderer für die Kolonie am Schwanenfluß und Australind zu gewinnen, deren Gedeihen vorausschlich geringer auszufallen wird, da das kultivirbare Land dort spärlich und in kleineren Strecken gefunden wird. In Neu-Südwales ist die Zahl der Deutschen nicht unbeträchtlich. In Sydney wohnen die meisten, die anderen sind über das Land zerstreut; in der Nähe dieser Stadt befindet sich eine Kolonie von deutschen Weinbauern. (Unter gewissen Formalitäten gewährt die englische Regierung deutschen Weinbauern von England ab die freie Ueberfahrt.) Die Deutschen in Sydney sind überwiegend Handwerker, als: Schneider, Schuhmacher, Goldarbeiter, Bäcker, Buchbinder, Tapezierer u. s. w.

In Süd-Australien, das jetzt 40,000 Einwohner zählen soll, wurde Ende 1848 die Anzahl der Deutschen auf 8000 angegeben, also auf ein Fünftel der ganzen Bevölkerung. Wir haben diese Angabe einer Prüfung zu unterwerfen.

Die Anzahl der nach Süd-Australien gegangenen Deutschen läßt sich durch die Veröffentlichungen der Bremer und Hamburger Behörden ziemlich genau feststellen. Denselben liegen nachstehende Angaben von 1846 an zu Grunde.

Von 1838 an bis 1841 gingen nach einer Mittheilung des Paufes Oelrichs in Bremen über diesen Hafen nach Adelaide in runder Summe (andere Angaben sind um einige Hundert Köpfe geringer, eine aus Australien sogar um 1200) 2000

Darauf kam es zur Krisis in dieser Kolonie durch die Landspekulanten. Die Folge davon war ein Verruf, in den die Kolonie kam und der die Auswanderung dorthin auf mehrere Jahre in Deutschland hemmte, dagegen gingen schon wieder, nach Herrn Oelrichs:

1844 über Bremen	450
1845 über Bremen	230
1846 über Bremen (nach amtlichen Berichten)	752
1847 über Bremen	699
1848 über Bremen	582
und über Hamburg	1123
In Summa	3836.

In dieser nach den höchsten Angaben berechneten Zahl kommen die aus Neu-Seeland nach Süd-Australien gegangenen Deutschen, angeblich 250,*) und ein paar Hundert, die über England und Antwerpen gegangen sind. Da diese aber kaum den Ausfall decken können, den die Zahl von 5836 durch die Gestorbenen und die erst im Herbste des Jahres 1848 nach Australien Abgegangenen erleidet, welche Ende des Jahres noch nicht an Ort und Stelle seyn konnten, so wird die Zahl von 6000—7000 Deutschen Ende des Jahres 1848 in Süd-Australien sicher eine richtigere seyn, wobei immer noch einer bedeutenden Anzahl von Geburten Rechnung getragen ist, um so mehr, als die erste Angabe von 2000 sicher zu hoch gestellt worden ist. In einer Anfrage der süd-australisch-irländischen (St. Patricks-) Gesellschaft unterm 14. Juli 1849 erlassen, wird die Anzahl der Deutschen in der Provinz Süd-Australien gegen 4000 stark angegeben und die sämmtlicher Einwohner auf mehr als 45,000. Diese an Ort und Stelle gemachte Angabe ist um so gewichtiger, als die Gesellschaft keinen Beweggrund hat, aus dem sie die deutsche Bevölkerung wissentlich zu gering anschlagen sollte.

Die Zahl der nach ziemlich sicheren Ermittelungen im Jahre 1849 nach Australien Ausgewanderten betrug

über Hamburg	1468
über Bremen	286.

Dazu kommen noch diejenigen Deutschen, die wegen der dänischen Blokade und aus anderen Gründen über ausländische Häfen nach Australien gegangen sind, deren Zahl gegen die über die deutschen Häfen gegangenen nur gering seyn kann.

Die Deutschen leben im Allgemeinen nicht vereinzelt, sondern, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in drei Gruppen in Süd-Australien. Die erste finden wir in der Hauptstadt Adelaide, wo sie ziemlich zahlreich als Kaufleute und Handwerker leben; in der Nachbarschaft der Stadt liegt das deutsche Dorf Klemzig. Die zweite hat die kleine zehn bis elf geographische Meilen nordöstlich von Adelaide angelegte Stadt Tanunda zum Mittelpunkte; zu ihr gehören die Dörfer Langmeil, Bethanien, Hoffnungsthal und andere kleine Niederlassungen. Die dritte endlich, fünf Meilen südlich von Adelaide am Berge Barker, wohnt in den Dörfern Lobethal und Hahndorf. — Die Deutschen haben auch hier wie in Nord-Amerika bewiesen, daß sie eben so glücklich als geschickt darin sind, den besten Boden zu erwerben.

Jene in undurchdringliches Dunkel gehüllte Macht, welche die Einen die Vorsehung, und die Anderen den Genius der Menschheit nennen, bedient sich mitunter wunderbarer Mittel, um ihre höheren Bildungszwecke der Menschheit durchzusetzen. Der Pfarrer Kavel aus Klemzig in der Neumark ist ein konfessioneller Mitschuft. Er glaubte, in seinem Alt-Lutherthume nicht nach seiner Façon selig werden zu können, und weil er es glaubte, so glaubte es seine Gemeinde auch. Während nun Pastor Kavel in Australien wiederum eine andere Formel, ein anderes Bekenntniß als die allein seligmachende Religion gefunden, hat der Anstoß, den er gegeben, dem deutschen Element einen festen Boden in Australien erobert. Die protestantischen Sektirer haben sich im Gefolge der neueren Kolonisationsgeschichte immer als die tüchtigsten Kolonisten

*) Da nach Neu-Seeland im Ganzen 1300 Deutsche gegangen sein sollen, so müssen wir noch mehr Gewicht über den Verlust der anderen. Es ist bekannt, welche traurige Wendung die Kolonisation in Neu-Seeland genommen hat, wie die Auswanderer ihr bezahltes Land nicht erhalten konnten, wie gehässige Kriege mit den Eingeborenen und falsche Loosungen die Kolonie beinahe gänzlich zugrundegerichtet hatten. Indem sich diese Zustände, neueren Nachrichten nach, der Besserung zuzuwenden, so ist es uns doch bis jetzt nicht möglich gewesen, etwas Sicheres über die Zahl der deutschen Opfer und über die der dort noch lebenden Deutschen und ihre gegenwärtigen Zustände zu erfahren.

Digitized by Google

gezeigt, und es ist nicht zu leugnen, daß die Unterordnung der Einzelnen mit ihren einander entgegengesetzten Ansichten, die, unbefriedigt ausgeführt, alle Kräfte neutralisiren, unter den Willen eines Einzelnen zu großartigen Ergebnissen führt, und daß der Rammende Glaube an eine großsendarte Religion allen denjenigen eine große Kraft zur Tragung und Ueberwindung von Leiden und Entbehrungen verleiht, die in sich keinen moralischen Halt haben, und so sind die meisten Menschen trotz aller schönen Redensarten. — Je größer die Schwärmerei, desto größer die Kraftentwickelung.

Wir kehren zu Kavel zurück. Seiner Gemeinde fehlte es an den nöthigen Mitteln. In der Fürstin von Reuß-Karolath fand er eine Beschützerin. Er reiste nach London und vereinigte sich dort mit Herrn Angas, Direktor der süd-australischen Compagnie. Im Jahre 1838 reisten 600 Alt-Lutheraner unter seiner Leitung von Hamburg nach Australien ab. Herr Angas gab ihnen bedeutende Vorschüsse auf die Ueberfahrt, die ersten Einrichtungen und die Versorgung mit Lebensmitteln und wies ihnen Ländereien zur Pacht an. Sie gründeten die Dörfer Klemzig und Hahndorf. Die so tieferschundeten Leute zahlten nicht nur die hohen landesöblichen Zehnten, sondern tilgten auch in einigen Jahren ihre Schulden und erwarben sich ein schuldenfreies Eigenthum, wobei sie den Acker Land bis zu 49 Thlrn. bezahlten. Nach Bromme besaßen sie bei ihrer Einschiffung in Hamburg zusammen 60,000 Thlr., bei ihrer Ankunft in Australien kaum 5000 Thlr., und die Hahndorfer Gemeinde machte allein für Lebensmittel 10,000 Thlr. Schulden. Im Jahre 1841 veranschlagte Herr Angas den Eigenthumswerth dieser 600 auf 134,000 Thlr. — Der Pastor Fritzsche aus Schlesien folgte mit seiner altlutherischen Gemeinde dem Prediger Kavel. Er gründete die Dörfer Bethanien, Lobethal und Langmeil. Ihm folgten nach mehrere Gesinnungsgenossen aus Schlesien, Posen und Sachsen, ihre Pastoren an der Spitze. Trotzdem gehört jetzt nicht die Mehrzahl der Deutschen in Süd-Australien dem altlutherischen Bekenntniß an, denn die meisten der in den letzten Jahren in besonders starker Anzahl nach Süd-Australien ausgewanderten Deutschen sind nicht aus religiösen Gründen dorthin gegangen.

Die gesellschaftliche Stellung der Deutschen in Süd-Australien ist eine im Ganzen befriedigende und besser als selbst in Nord-Amerika, wenn der Engländer gleich auch sehr dazu geneigt ist, sich für ein ausgezeichnetres Wesen zu halten. Die Gründe dieser höheren Achtung vor den Deutschen liegen offen; da die Masse der aus Deutschland flehenden Gauner und Schwindler den kürzeren Weg und das ergiebigere Feld in Nord-Amerika vorzieht und die Menge der durch die Verhältnisse verkümmerten Auswanderer die billigere Ueberfahrt nach Nord-Amerika kaum erschwingen kann, so ist Australien im Allgemeinen von denjenigen Auswanderern verschont geblieben, die dem deutschen Namen nicht zum Ruhm oder geradezu zur Schande gereichen. Konnten auch die altlutherischen Bauern mit ihrer Unbeholfenheit den Engländern keine Ehrenbezeugungen abgewinnen, so mußte doch ihr Fleiß, der ihnen schnell Eigenthum schuf, ihre moralischen Sitten und ihre strenge Religiosität ihnen die Achtung eines so betriebsamen und kirchlichen Volkes erwerben. Mögen nun auch gleich in neuerer Zeit manche nach Australien gegangene Deutsche gerade nicht geeignet sein, diese gute Meinung zu erhalten, so sind sie doch verhältnißmäßig nicht zahlreich genug, um den Charakter des deutschen Namens zu verdunkeln. Die deutschen Familien brachten gegangen, die durch geistige und gesellschaftliche Bildung durchaus befähigt sind, den englischen Kolonisten Achtung in jeder Beziehung vor dem Deutschen einzuflößen.

Als ein Zeichen deutschen Lebens erscheint seit zwei Jahren eine deutsche Zeitschrift. Wir haben dieselbe noch nicht zu Gesicht bekommen können; sie soll sich aber nach den eingezogenen Erkundigungen auf Anzeigen beschränken, ähnlich den Wochenblättern unserer kleinen Städte. Sehr begreiflich ist das Urtheil eines der geachtetsten anglo-australischen Schriftsteller, Francis Dutton, über die Deutschen in Australien. Wir bemerken, daß es zu einer Zeit abgefaßt worden (1845), wo die Alt-Lutheraner fast ausschließlich die deutschen Vertreter in Australien waren.

„Der Deutsche erwägt sorgfältig bei jedem Heller, den er angiebt, ob es nothwendig ist. Man sieht ihn nie in einem Wirthshause geistige Getränke verzehren. Er geht manche Meile zu Fuß nach der Stadt und trägt eine schwere Last von Gemüse oder was sonst nach dem Markte. Nachdem er seine Waare verkauft hat, holt er ein Stück Brod aus der Tasche, was er vom Hause mitgebracht und seine Frau gebacken hat. Der Verdienst des Tages muß schon sehr groß gewesen seyn, um ihn zu verleiten, sein mäßiges Mahl mit einem Glas Ale hinunterzuspülen, in der Regel aber ist es ein Glas Wasser. Dabei ist ihm aber wachsende Wohlhabenheit und ein dauernder Wohlstand sicher. — — Besonders in ihren Sitten, höchst betriebsam und ökonomisch, bilden diese deutschen Auswanderer einen wahrhaft unabhängigen und glücklichen Theil der Bevölkerung von Süd-Australien. Der oberste Gerichtshof kann Zeugniß ablegen für ihr allgemein ordentliches Betragen. Wie ich glaube, ist kein einziger Prozeß gewesen, in welchem einer dieser Deutschen eines schweren Vergehens überführt worden. Der Pfarrer Kavel, dessen Sorge für die zahlreichen, räumlich getrennten Niederlassungen der Deutschen nicht hoch genug gerühmt werden kann, genießt einen hohen Grad von Ansehen bei ihnen und wird mit großer Ehrfurcht von ihnen behandelt. Ohne jede andere als eine moralische Gewalt ist sein Einfluß bei ihnen so groß, daß er im Stande ist, bei Streitigkeiten oder bei der Bestrafung geringer Vergehen, volle Gewalt über sie zu üben, ohne nöthig zu haben, die Ortsbehörde zu Hülfe zu rufen. Der Schulhäge wird einfach ermahnt und mit vollständigem Erfolge von der Kanzel herab nach beendigtem Gottesdienste. — Sie sind sehr religiös. Ein gewisser Grad von Eifersucht ist unter ihnen gegen das Aufgeben in die englische Bevölkerung wach, und Ehen mit Engländern werden von ihnen nicht befördert. Als Arbeiter sind sie nicht mit denen aus England, Schottland und Irland in eine Linie zu stellen. Sie sind zu langsam, tänklich und zu stumpf von Fassungskraft (dull of comprehension), aber diese minder guten Eigenschaften werden durch ihren beharrlichen Fleiß und allgemein gutes Betragen überwogen.“ (Es ist bekannt, daß die deutschen Feldarbeiter in der Leistungsfähigkeit hinter den englischen, schottischen und irischen zurückbleiben, im Uebrigen aber werden der deutschen Sprache unkundige englische Arbeiter in Deutschland auch den Deutschen etwas dull of comprehension [ein Euphemismus für dämlig] erscheinen.)

Das Verhältniß der Deutschen zu einander scheint sich hier wenigstens bis jetzt besser zu gestalten als in Nord-Amerika, wozu vielleicht beitragen mag, daß bis jetzt fast nur Nord-Deutsche nach Australien gegangen sind, doch wird manchmal den Alt-Lutheranern vorgeworfen, daß sie sich gegen andersgläubige Landsleute unfreundlich benehmen.

Deutschland hat keinen Antrieb, die Auswanderung nach Australien zu befördern, der Nordheit davon kommt jetzt rein England zu gut, unter dessen Handelsmarine bisher Deutsch flagte. Ferner ist jetzt schon dieser Weltheil der Nebenbuhler Deutschlands in einem wichtigen Ausfuhrgegenstande, der Wolle. Bei der Bodenbeschaffenheit des Landes, das für eine dereinst starke Bevölkerung des sogenannten Kontinents nicht die nothwendigen Brodfrüchte zu liefern im Stande ist, und bei seiner günstigen Lage für den Handel auf der südlichen Hälfte der Erdkugel wird die Bevölkerung sich mit Erfolg, wie auf den Handel, auch auf die Industrie werfen und auch vielleicht auf diesem Felde als Nebenbuhler Deutschlands auftreten. Wie die Stellung des künftig unabhängigen Australiens zu Deutschland seyn wird, liegt im Schooße der Zukunft; wir wollen darüber keine Vermuthungen aufstellen, weil die Gestaltung der Zukunft von tausend Umständen und deren Benutzung abhängt. Nichtsdestoweniger ist es eine moralische Pflicht Deutschlands, den deutschen Kern, der sich einmal in Australien gebildet hat, den Verhältnissen entsprechend zu erhalten, zu kräftigen und dabei eingedenk zu seyn, daß es weise ist, unvermeidliche Uebel möglichst zu beschränken und aus ihnen den möglichsten Vortheil zu ziehen.*)

Italien.

„Ueber geistige Erziehung“ von Signora Ferrucci.

(Schluß.)

„Bei Manchen ist die Begeisterung von der leichtesten Erregbarkeit; sie lassen sich daher öfter, statt im Flug zur rechten Zeit anzuhalten, auf ihren Sturmflügeln in Gegenden tragen, die der Schönheit, der sie huldigten, und dem Ruf, nach dem sie trachteten, nur allzu fern liegen. Wenn auch einige ihre übermäßige Gluth dämpfen lernten und ein gewisses symmetrisches Verhältniß in ihren Compositionen wallen ließen, so bringen sie doch, im Fall sie sich nicht auch Mühe geben, die dem Gedanken entsprechendsten und ihn am meisten hervorhebenden Worte, Wendungen und Figuren aufzusuchen, auf die Gemüther ihrer Leser nie einen tief eingreifenden und dauerdaren Eindruck hervor: anstatt über ihre Gedanken ein günstiges Licht zu verbreiten, verhüllen sie dieselben in eine Art Wolke und begeben sich durch Vernachlässigung ihres Stiles aller Vortheile, die ihnen angeborne Kraft und natürliche Würde bereiten konnte. Ist es sich also bezweifeln, daß die Kunst, seine Gedanken gut anzuordnen und gefällig darzustellen, zum großen Theil das Ergebniß der Reflexion sey? Sehen wir nicht, wie unfertig und roh die Werke jener Schriftsteller sind, welche sich rhetorischerweise einbilden, die Vortrefflichkeit der Kunst bestehe einzig in der bloßen Natürlichkeit, und hingen reihe es hin, daß sich der Geist ohne Rücksicht dem in ihm plötzlich durch die Begeisterung erregten Drange überlasse? Man steht allerdings in den Schöpfungen solcher öfter einmal einen Blitz poetischen Schwunges aufschimmern, und man entdeckt darin deutliche Spuren einer schöpferischen Einbildungskraft und kräftiger Empfindung; aber man findet bei ihnen nichts von jener Kunst, welche die Wahrheit in einer Weise schmückt. Wenn man der Art bemerkt, wie wenig die Worte mit den Gedanken übereinstimmen, und mit wie traurigen Lappen letztere, so würdevoll und anmuthig sie auch sonst seyn mögen, bekleidet sind, so empfindet man jenes Gefühl der Mißstimmung, ich möchte fast sagen, der Antipathie, welches und der Anblick einer in schlechte Lumpen gehüllten Person erweckt, deren majestätischer Gang und imponirende Haltung mit einer so elenden Bedeckung in Widerspruch zu stehen scheinen . . . .

*) Es wird von dem Agenten für Auswanderer, Herrn Theiss, der Plan betrieben, einige Hundert junge deutsche Frauenzimmer nach Australien überzuführen. Wir können dem Unternehmen nur unsere Zustimmung aus menschlichen und nationalen Rücksichten geben, um so mehr, als in dem Auswanderungsplatze Adelaide sich ein Verein der angesehendsten Damen zum Zweck christlicher Frauenzimmer gebildet hat. Solche Einwandererinnen würden nicht nur täglich einen ansehnlichen Lohn erhalten, sondern sich auch bei dem Mangel an Frauen in der Kolonie bald gut verheirathen. Dadurch würde so manches Mädchen vor dem Elend, ja, selbst vor der Prostitution gerettet werden, denen bei dem geringen Verdienst, der im Vaterlande auf die Thätigkeit der Armen drückt, so viele von diesen Uebeln entgegengehen. Dabei bemerken wir, daß wir Kolonisten durchaus nicht alle ein glückliches Mittel zur Besserung von Verbrechern betrachten, wohl aber als eines, welches einen großen Theil der Last ihrer Erhaltung von der Gesellschaft nehmen und ihre Arbeitskräfte zum allgemeinen Besten verwenden kann, vorzugsweise aber als eins, welches geeignet ist, Verbrechen vorzubeugen, und daher möchten wir fordern, daß unter keiner Bedingung unfittlichkeit Frauenzimmer nach Adelaide übergeführt werden. Wir legen hier Angelegenheit denjenigen Vereinen und Einzelnen warm ans Herz, die ihre Mittel und ihre Sorge dem weiblichen Geschlechte widmen. Man kann auch entgegnen, daß durch eine solche Ueberschwemmung doch keine gründliche Verbesserung in der Lage der ärmeren Frauen zu ergielen sei, wie aber können wir erwarten, daß in unserer unvollkommenen Welt nun einmal nichts Vollkommenes zu erreichen ist, daß so alle wohlthätigen Vereine, Stiftungen, Einrichtungen u. s. f. unmittelbar nur Einzelnen und mittelbar, wenn auch nur in einem geringen Grade, Allen zugutekommen. Wie sind nun einmal zu einem immerwährenden Schaffen und Arbeiten verurtheilt, wenn wir irgend Etwas in der Welt erreichen wollen. — Es bliebe nun auch übrig, die nationale Seite dieses Unternehmens zu berühren, und diese können wir mit wenigen Worten erschöpfen: „Die Mütter sind die treuesten Pflegerinnen der Sprache und der Sitte ihres Volkes.“

Digitized by Google

„Das bis jetzt Gesagte mag hinreichen, um zu beweisen, daß man die Flamme der poetischen Begeisterung durch Studium und Nachdenken nähren müsse, damit ihr ein lebendiges, der Sonne an Wärme und Reinheit gleichendes Licht entstrahle.

„Alle Menschen besitzen die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, jedoch in verschiedenem Maße, weil sie, wie ich oben schon andeutete, das Urbild desselben in ihrem Geiste tragen. Jedoch verstehen es nicht alle, dem von ihnen erschauten Ideale Form und Farben zu geben; und dies rührt möglicherweise entweder von einem Mangel oder irgend einer Verstimmung der körperlichen Organe her, oder von einer unvollkommenen Verstandesbildung, oder von der Unkenntniß der Künste, welche uns durch Worte, Töne, Farben u. s. w. unsere Empfindungen und Gedanken ausdrücken lehren. Man muß nicht vergessen, daß die Verfassung der Seele, obschon in ihren wesentlichen Grundzügen gleich oder ähnlich, doch vielfach in den verschiedenen Fähigkeiten variirt, deren Entwickelung und Harmonie bei jedem Individuum wechseln und die eine so große Ungleichheit rücksichtlich ihres Umfanges und ihrer Kraft aufweisen. Es verhält sich in dieser Beziehung mit der Seele eben so, wie mit der Erde, welche, wiewohl die Fruchtbarkeit ihre wesentliche Eigenschaft ausmacht, nicht zu allen Zeiten und in jedem Lande eine gleiche Fruchtbarkeit zeigte; sie bringt vielmehr, je nachdem sie dürgelig, dürgig oder flach ist, hier Pflanzen hervor, welche besser im Schatten gedeihen, dort andere, welche vorzugsweise der Sonne bedürfen. Indem sich hier mit reichen Getreidefeldern, breitet anderwo üppige Rebengelände aus und nährt an sandigen und dürren Stellen nur nothdürftig das unnütze Farrenkraut und die traurige Binse.

„Indem wir es somit als ausgemacht annehmen, daß die Rezension uns die Wolken zerstreuen hilft, in welche das Urbild des Schönen zuweilen gehüllt ist, und daß sie und die Fähigkeit verleiht, Andere den Zauber und Glanz dieses Schönen empfinden zu lassen, wollen wir nun untersuchen, auf welche Weise wir die glücklichen natürlichen Anlagen mittelst der Rezension vervollkommnen und zum Vortheil der Kunst, deren Pflege wir uns gewidmet haben, verwenden können. Die Rezension übt sich, wie wir früher bemerkten, bald, zu sagen, außerhalb des Geistes, bald zwingt sie ihn, sich auf sich selbst zurückzubeziehen. Indem die Rezension ihn nöthigt, den Anblick des Universums, die Eigenthümlichkeiten der organischen wie der unorganischen Körper, die schnelle und unregelmäßige Aufeinanderfolge der Ereignisse des menschlichen Lebens, die fast zahllosen Abstufungen unseres Empfindens und die fast eben so unberechenbaren Ursachen, die ihnen ihre Kraft und ihr Leben geben oder nehmen, mit scharfer Aufmerksamkeit zu beobachten, vermehrt sie ganz beträchtlich die Schätze der Einbildungskraft. Wenn der Geist aber stets den äußeren und zufälligen Dingen nachläuft, kann er nicht die Fähigkeit erlangen, durch lebendige Bilder die absoluten Ideen, das flüchtige Empfinden und das launische Beleben darzustellen; er muß vielmehr, dem Reisenden ähnlich, welcher, nach endlicher Rückkehr unter das väterliche Dach, in der Stille des häuslichen Heerdes sich das Bild der Länder, welche er durchzog, und der Meere, die er beschiffte, ins Gedächtniß zurückruft und sie vor seinem Geiste, zuweilen schöner als in der Wirklichkeit, stehen sieht, er muß, wiederholen wir, eben so, nachdem er lange von Gegenstand zu Gegenstand geschweift ist, endlich zu sich selbst zurückkehren und über das, was seine Bewunderung erregte, so wie über die empfangenen Eindrücke überhaupt, nachdenken; dann wird er die verschiedenen Ansichten der Dinge unter einer lebendigeren Beleuchtung erschauen und mit größerer Kraft und Intensität die Wirkungen fühlen, welche sie auf ihn hervorgebracht haben. Die Reflexion vervollkommnet das Werk der Natur, weil sie, indem sie sich mit der Einbildungskraft verbindet und nach dem Belieben derselben edle, rührende, heitere, traurige oder angenehme Bilder erweckt, dem Dichter Formen und Gestalten darbietet, deren Schönheit weder unvollkommen, noch gewöhnlich, im Gegentheil vielmehr selten, ausgesucht und vollendet ist, und die dem treuen und wahren Ausdruck der Natur das Geheimnißvolle und Duftige des Ideales beifügen. In dieser Hinsicht gleicht unser Geist den Bienen, welche keinen Honig in ihre Zellen legen könnten, wenn sie ihn nicht vorher auf den Blumen gesammelt hätten. Da der Verstand indeß oder die Intelligenz von Natur frei ist, so hat selbige nicht immer der äußeren Eindrücke nöthig, um sich zur Reflexion zu erheben; sie denkt, grübelt und empfindet durch sich und in sich.

„Ich glaube, daß der Schriftsteller, welcher den Ursprung der Leidenschaften, ihre Wallungen, ihre Sprache, ihre Schmeicheleien und Verführungskünste, die gewandte Art und Weise, mit der sie sich gegenseitig unterstützen und sich hinter Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen der verschiedensten Gattung zu verstecken wissen, nicht in und an seinem eigenen Herzen studirt hat, für auch nie auf eine ihrer Natur entsprechende Weise darzustellen im Stande seyn wird. Wenn wir sie bei Anderen wirken sehen, zeigen sie sich uns selten in ihrer vollen Realität; denn der Beobachter entdeckt nicht stets die Ursachen, die ihnen Leben verleihen, noch auch die Effekte, die sie erzeugen; auch kann es vorkommen, daß List, Furcht oder Eitelkeit absichtlich eine Empfindung oder einen Gedanken verhüllen oder maskiren. Für uns selbst dagegen besitzen unsere Leidenschaften weder Geheimniß, noch Masken, wir sehen sie, wie sie in Wahrheit in unserem Herzen hausen, vorausgesetzt, daß wir, statt es zu machen, wie so viele Leute, welche aus Furcht vor der möglichen Scheußlichkeit derselben die Augen vor ihnen schließen, sie vielmehr mit festem Blick anschauen, sie von ihrem Ursprung an beobachten, genau das Ziel verfolgen, nach dem sie streben, ihre allmäligen Umwandlungen kontroliren und den Tumult, die Unordnung und den Kampf, den sie in unserem Herzen hervorzubringen pflegen, in seinem ganzen Umfange betrachten.

„Nur der, welcher sich selbst genau kennt, kann sich rühmen, die anderen Menschen zu kennen. Wenn man beim Nachdenken über die äußeren Thatsachen zu der Erfahrung gelangt ist, wie die natürlichen Neigungen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk sich nach dem Himmelsstrich, nach der Natur des Bodens, nach den Gewohnheiten, den Gesetzen, den religiösen, philosophischen und moralischen Lehren, die einen so mannigfachen Einfluß üben, von einander unterscheiden, so wird man bei sich selbst einkehren und, sobald man das wesentliche und dauernde, so wie das veränderliche und zufällige Moment seiner Neigungen erkannt hat, sogleich die Sprache zu finden wissen, welche einer bestimmten Leidenschaft eigen ist, und den Mantel sehen, in den sie sich hüllt, so wie den Schein, hinter den sie sich verbirgt. In solchem Falle, wie in vielen anderen, versteht unser Geist aus der Einheit die Mannigfaltigkeit zu entwickeln. Das Studium hat ihn schon gelehrt, was auf besondere Fälle, bei gewissen Gebräuchen, auf bestimmte Nationen paßt; wenn er sich dann nur selbst beobachtet, so entdeckt er, wie die Natur sich ausdrückt und operirt. Und er erlangt nicht allein eine richtige und klare Kenntniß der Sprache der Leidenschaften, sondern er erfährt auch selbst noch jene Wirkungen, welche sie in ihrem Auftodern auf den ausüben, der ihr Sklave geworden.

„Dies ist der Grund der Erhabenheit, zu der sich zuweilen der Dichter und der Redner erhebt, und daher rührt der außergewöhnliche Einfluß, den ihre Gedanken und ihr Stil auf Andere ausüben. Wenn sich der Schriftsteller mit Lebhaftigkeit das Gefühl vorstellt, welches er in der Brust eines Anderen zu erregen beabsichtigt, wird seine Seele so stark ergriffen, daß sie weint, erbebt, sich freut und grollt, und in der immer wachsenden Gluth seiner Leidenschaft bieten sich seinem Geiste die Worte und Züguren dar, um die Wallungen des Mitleides, des Zornes, der Freude oder des Abscheues, von denen er beherrscht wird, mit voller Wahrheit auszudrücken.

„Daraz ist nicht der Einzige, welcher dem Dichter die Worte zurief: „Wenn Du willst, daß ich weine, so weine selbst zuerst“: der große römische Redner, welcher besser, als irgend ein Anderer, die Mittel kannte, die Gemüther zu bewegen und zu überzeugen, berachtet es als eine Unmöglichkeit, die Geister der Zuhörer nach Belieben handhaben zu wollen, wenn man die Gefühle, die man bei den Anderen zu erregen beabsichtigt, nicht bei sich selbst empfindet. „Ihr werdet nicht erbauen“, sagt er, „daß sich derselbe Mensch so oft dem Schmerz und dem Zorn hingiebt und auf diese Art so vielen verschiedenen und einander entgegengesetzten Leidenschaften zur Beute wird, wenn Ihr Euch den erregten Einfluß vorstellt, den gewisse Bilder, gewisse Gedanken und gewisse Ereignisse auf Euch hervorbringen. Der Redner bedarf weder der Verstellung, noch der Masken, um sich heiter, traurig oder bewegt zu zeigen. Die Natur des ihm vorschwebenden Zweckes selbst, d. h. die Absicht, zu überzeugen und bei den Richtern und Zuhörern Zorn, Mitleid, Wohlwollen zu erregen, bewirkt, daß er selbst noch viel mehr erschüttert ist, als die, an welche er seine Worte richtet.“*)

„Jeder, der sich die so schwere Kunst, zu schreiben, anzueignen strebt, muß diese Stelle genau durchdenken und daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß er nie dauernde Erfolge erlangen kann, wenn er nicht all seine Aufmerksamkeit auf sich selbst konzentrirt; denn die Rezension ist es, welche uns den Charakter, die Aeußerungen, die Formen, die Listen und Kunstgriffe der Leidenschaften kennen lehrt.

„Man würde Unrecht haben, mir zu entgegnen, daß der Schriftsteller, da er nicht alle Gefühle des menschlichen Herzens erfahren haben kann, nicht im Stande sey, diejenigen auszudrücken, die er eben noch nicht empfunden; denn diese Gefühle, so endlos sie auch in ihren Abstufungen und Schattirungen sein mögen, beschränken sich, wenn man sie auf ihre wesentlichen Elemente reduzirt, auf eine kleine Zahl, da sie sich alle auf den Schmerz oder auf die Freude, auf die Hoffnung oder auf die Furcht beziehen. Wenn sich der Mensch daher mit den hauptsächlichsten Gefühlen vertraut gemacht hat, so wird er ohne Mühe zur Erfassung der übrigen gelangen, wobei ihn noch die Beobachtungen unterstützen, für die ihm die Gesellschaft oder die Geschichte ein reiches Feld bieten konnte, nämlich die Erkenntniß der Ordnung und Verkettung nicht nur der Ereignisse, sondern vor Allem der mannigfachen Aeußerungen unserer geistigen und sittlichen Fähigkeiten. In diesem Falle schreitet der Geist auf dem Wege der Induction vor, da er aus Gedanken, Prinzipien und Empfindungen, mit denen er vertraut ist, auf Gedanken, Prinzipien und Empfindungen, die er niemals in seinem Innern erfahren, Schlüsse zieht.

„Auf diese Vorstudien folgt der schöpferische Wurf, der heilige Enthusiasmus; das schöne Ideal entschleiert sich dem Genie, von blendendem Lichtglanz umstrahlt und unter Sängen und Klängen von Harmonieen ohne gleichen. Eine solche Gunst indeß wird dem Dichter nur dann zu Theil, wenn er sich durch gedultiges Studium und anhaltendes Nachdenken genügend vorbereitet hat, die plötzliche Inspiration zu empfangen und ihre herrlichen Früchte zu pflücken.“

Unsere Leser werden gewiß hinlänglich bemerkt haben, mit welcher Vorliebe Madame Ferrucci ihre Vergleiche von den Schauspielen der Natur entlehnt, mit welcher Wahrheit und wie hinreissend sie die Schönheiten derselben malt; sie enthüllt uns ihr Geheimniß in den folgenden Zeilen, und Niemand, der diese Worte gelesen, wird ihr seine Sympathie versagen oder sie des Gesuchten und der Uebertreibung zeihen.

„Wenn wir von einem edlen Menschen, der uns mit Wohlthaten überhäufte, nicht ohne sanfte Rührung reden, so dürfte ich mich schwerlich desselben Gefühles erwehren können, indem ich von der schönen Natur spreche, welcher ich die theuersten, zartesten und wahrsten Genüsse verdanke, die ich je in meinem Leben erfahren. Und wie es Jedem von uns Vergnügen macht, sich den Augenblick und den Ort, wo er eine geliebte Person zum erstenmal gesehen, ins Gedächtniß zurückzurufen, so vergegenwärtige ich mir mit unsäglicher Wonne die Jahreszeit, die Stunde, den Moment, wo ich die Schönheit der Landschaft zu empfinden und zu genießen begann. Während meiner unglücklichen Kindheit

*) Cicero, de oratore. II., 46.

Digitized by Google

war ich schwächlich, blind und aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubt; ich hatte keine Ahnung von dem lachenden Zauber einer blühenden Flur und eines heitern Himmels. An dem Tage, an welchem ich, nach allmähliger Wiedererlangung des Augenlichtes, an einen Ort geführt wurde, wo die Blicke weit über die Fläche, die sich mir zu Füßen dehnte, hinschweifen, und ich da zum erstenmal (wie im Leben werde ich diesen Augenblick vergessen!) die Wiesen, den Himmel, die Bäume, die Blumen sah: bald betrachtete mein noch schwaches, aber entzücktes Auge die bepflanzten Hügel und benachbarten Berge, folgte den Windungen eines in der Nähe rauschenden Flusses und entdeckte ganz in der Ferne den Aufriß des Meeres, welches den Horizont begränzte; bald hing es sich an die Wolken, welche die dem Untergange nahe Sonne zu verschleiern schienen, oder verweilte auf der mit zerstreuten Landvillen und reichen Anbau bedeckten Flur; — da, da fühlte ich in meiner Brust eine so lebendige Liebe für das Schauspiel der Natur erstehen und sich entzünden, daß weder die Jahre, noch die mannigfachen Geschicke meines Lebens sie je werden auslöschen oder auch nur schwächen können. Ich habe seitdem fremde Länder durchreist; ich habe Alles bewundert, was menschliche Kunst irgend Schönes und Erhabenes zu erschaffen vermochte, alle Schätze der Großen dieser Erde; aber ich habe nichts gesehen, was mich so hoch entzückte, wie ein kleines abgeschiedenes Thal oder ein einsamer Wald; ich habe nichts getroffen, was mich so bezauberte, wie die immer neuen Schönheiten der Natur, und nie hörte ich eine meinen Ohren süßere Musik, als die Harmonie, welche sich aus dem Schooße des Universums zum Throne des Schöpfers erhebt.

„Sollte Jemand den Ausdruck meines Gefühles irrig oder übertrieben nennen, so bitte ich ihn, zu bedenken, daß ich zahrlang blind war, und daß ich alle jene Eindrücke plötzlich und in ihrer höchsten Lebhaftigkeit empfing, während sie den Andern nach und nach auf Theil und durch die Gewohnheit schwach werden."

Wir schließen hier unsere Anführungen aus dem neuesten Werke der Signora Ferrucci und bemerken nur noch, daß dasselbe ganz vorzüglich den Damen zum Studium zu empfehlen ist, da es die Verfasserin in hohem Grade versteht, den trockenen Ernst pädagogischer Theorie durch eine anmuthige Darstellung zu mildern und vom Gefühl aus auf die Bildung des Verstandes zu wirken.

England.

Macaulay's Geschichte von England.

Von diesem schnell berühmt gewordenen Werke hat das „Magazin" bald nach seiner Bekanntwerdung auf dem Kontinent berichtet. Ob dabei auch der Bälauschen Uebertragung Erwähnung geschah, ist uns nicht erinnerlich. Von ihr erschien bereits zur Ostermesse 1849 im L. O. Weigelschen Verlag der erste Theil, und von einer zweiten Ausgabe (in kleinerem Format) ist kürzlich gleichfalls der erste Theil ausgegeben und versendet worden. Sogleich nach ihrem Erscheinen fand diese Uebersetzung in den weitest verbreiteten Blättern einstimmige Anerkennung und dankbare Aufnahme.

Diese Prüfte der deutschen Presse hat der Verleger, sagt ahnend, was ihm zugedacht sey, der vor mehreren Wochen erschienenen ersten Abtheilung der kleineren Ausgabe vordrucken lassen. Macaulay selbst sagt brieflich: „Die Bälausche Uebersetzung scheint mir vortrefflich. Ich bin kein Richter in Betreff der Feinheiten deutschen Stils. Aber mein Gedanke ist, so weit ich gesehen, vollständig erfaßt und klar wiedergegeben worden. Die Anmerkungen zeigen eine Kenntniß englischer Gesetze und Literatur, wie wenige Engländer sie erreichen." Diese Anmerkungen, einzig auf Verständigung der mit der Verfassung und politischen Sprache der Engländer unbekannten Leser berechnet, sind ohne Zweifel eine Bereicherung des Werkes, wie sie in solcher Weise von einem Geschichtsforscher und Professor der Politik und Staatswissenschaften kommen konnte, und schon durch seine Vertrautheit mit dem Stofflichen stand Bälau im entschiedenen Vortheil gegen alle anderen Uebersetzer. Der nun ferner Bälau's gründliche Kenntniß des Englischen, seine Gewandtheit, seine tüchtige Handhabung der Muttersprache kennt, mußte im voraus etwas höchst Gediegenes erwarten, erwarten von dem Manne, welcher sich bewußt ist, ein Meister wie Macaulay in historischer Kunst verdiene wohl auch einen congenialen Uebersetzer, der in der Vorrede selbst erklärt, „zum exquisitesten Genusse sey für ihn die Beschäftigung mit einem Werke geworden, worin sich Alles finde, was anderwärts so bitter vermißt werde: völlige Klarheit und Sicherheit, antike Ruhe, freudige Zuversicht und dem tiefen Freiheitsbewußtseyn die edelste stetische Weihe gefellt; darum auch habe er sich ihm mit großer Liebe gewidmet."

Es konnte demnach scheinen, als würde durch die Bälausche jede andere Uebersetzung überflüssig oder unrathsam gemacht. Dessenungeachtet hat sich in der Hand eines Herrn Heinrich Paret, Diakonus im Württembergischen, eine solche Uebersetzerfeder und in der Meyerschen Buchhandlung zu Stuttgart ein ordnlich gewinnsüchtiger Verleger gefunden, welcher à tout prix den Leipziger Kollegen auf dem Büchermarkte anszustechen und Herrn Bälau in der Meinung des Publikums zu diskreditiren eifert. Denn nicht um einfache, an sich nicht verwerfliche Konkurrenz handelt es sich bei dieser Stuttgarter, in gleichem Format gedruckten und zu gleichem Preise ausgebotenen Verdeutschung, sondern darum, die Vergängerin durch vermeintliche Nachweisung unrichtiger Ausdrücke und Wendungen, entstanden, wie es heißt, entweder aus sklavischer Abhängigkeit vom englischen Buchstaben, oder aus dem Mangel eines guten deutschen Stils, zu verdächtigen und ausser Kurs zu bringen. Zu diesem Zwecke wird aus den ersten hundert Seiten der großen Ausgabe ein langes Verzeichniß angeblicher Anglicismen zusammengestellt.

Der also Angegriffene hat nun zwar in einem Extrablatt (d. d. 19. Jänner) den Angreifer zurechtgewiesen oder vielmehr gelaugt, nicht zwar in bitterer Entrüstung — denn Professor Bälau ist auch durch Schimmereres nicht aus seiner natürlichen aussetze zu bringen, wohl aber nach Fetzer und völlig überzeugender Selbstrechtfertigung dadurch, daß er dem Gegner die eigene Dürftigkeit im Verständnisse des fremden Idioms schlagend nachweis und ihn, nichts weiter als die ersten anderthalb Seiten seines Fabrikats durchmusternd, in aller Gemüthsruhe die zur Blöße entblößt.

Es mag genug seyn, alle diejenigen, welchen die kede Stuttgarter Herausforderung zu Gesichte kömmt, auf diese oratio pro domo zu verweisen und zu eigener Einsichtnahme des Sachverhalts einzuladen. Freilich ist Macaulay keine Lektüre für das romandurstige deutsche Leserpublikum, dieses saugt sich lieber an Dumas, Sue, de Kock und derlei leicht ioll und voll. Indeß giebt es daneben auch ein Publikum, das zwar höhere Bildung draufsucht, aber, eigenen Urtheils baar oder bequemlich sich entschlagend, nicht weniger gierig nach der Waare langt, die ihm marktsprecherisch angepriesen und in die Hände gespielt wird. Und auf dieses scheint auch die Metzlersche Buchhandlung zu rechnen und zu spekulieren, bei dieser neuesten ihrer Spekulationen wohl auch so lange nicht mit baarem Verlust, als das Columniare audacter noch blinde Glaubige oder unvorsichtige Käufer findet. Wir unserestheils, bei der Sache nur sittlich betheiligt, bleiben es für Pflicht, zur weiteren Aufklärung dieses Falles beizutragen, wobei ein deutscher Verleger und ein deutscher Autor, diesmal sogar ein Geistlicher, gemeinschaftlich — pan nobile fratrum — die doppelte Nöge unwürdigen Eigennutzes und persönlichen Angriffes auf sich geladen haben.

E. K — r.

Mannigfaltiges.

— Englische Banknoten. Im königlichen Institut (Royal Institution) von London hielt am 15. Februar Herr J. Barlow einen interessanten Vortrag über die Anfertigung der englischen Banknoten, wobei er durch Vorzeigung der von der Bank zu diesem Behufe hergestellten Maschinen, die von den Arbeitern der Bank bedient wurden, eine eben so anziehende, praktische Erläuterung gab. Die englische Banknote hat ein sehr einfaches unscheinbares Aussehen, das sich, seitdem dieses Papiergeld zum erstenmale, gegen Ende des 17ten Jahrhunderts, ausgegeben wurde, wenig verändert hat, wiewohl die Qualität des Papiers und die Kunst der gestochenen Schrift in neurer Zeit außerordentlich vervollkommnet wurde. Hauptsächlich hatten diese Vervollkommnungen den Zweck, Fälschungen, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch überaus schwierig zu machen. Statt jedoch — wie dies häufig in anderen Ländern geschieht, deren Papiergeld, sowohl was den Druck als das Papier betrifft, sehr mangelhaft ist — auf denselben gehörige Erkennungszeichen anzubringen, sucht die Bank von England vielmehr ihre Noten durch keren überaus einfache charakteristische Kennzeichen zu verbessern. Namentlich ist das Papier ausgezeichnet: 1) durch seine Farbe, ein ganz besonderes Weiß, wie es weder in den Papierfabriken käuflich ist, noch zu irgend einem anderen Zwecke gebraucht wird; 2) durch seine Dünne und Durchsichtigkeit, wodurch insbesonder verhindert wird, daß von dem gedruckten Theil der Note Etwas durch Terpentin ausgewaschen oder mit einem Messer radirt werden kann, ohne daß sofort ein Loch entsteht; 3) durch seine eigenthümliche Anfühlung. Die englischen Banknoten besitzen eine gewisse Wolligkeit und Zähigkeit, die Jeden, der gewohnt ist, sie durch seine Hand gehen zu lassen, auch in den Stand setzt, durch den Taststinn allein echte von falschen zu unterscheiden; 4) durch das Wasserzeichen, das um so schwieriger nachzuahmen, als nur die geschickteften, mit den besten Werkzeugen versehenen Papierfabrikanten im Stande seyn würden, ähnliches Papier überhaupt hervorzubringen; 5) durch die drei unbeschnittenen Ränder der Banknoten. Ja jeder Papierform werden nämlich zwei Noten zugleich fabrizirt, die dann durch ein Messer von einander getrennt werden. Jedes andere zugeschnittene Blatt würde immer nur höchstens zwei unbeschnittene Ränder besitzen; 6) durch die Stärke des Banknotenpapiers, indem dieses nicht aus alten Lumpen, sondern aus neuen ungetragenen Leinen fabrizirt wird. Der Druck der Banknoten ist nicht minder kunstreich und fast unnachahmlich. Zuerst wird das Papier durch Wasser angefeuchtet, das durch seine Poren vermittelst des Druckes einer durch den Rezipienten einer Luftpumpe geschaffenen Atmosphäre getrieben wird. Die Druckerschwärze (Francfort black genannt) wird aus Leinsamenöl und den Schalen von Rheinweinbeeren angefertigt; sie liefert ein eigenthümliches, sammetartiges Schwarz, das an einzelnen Stellen auf der linken Seite der Banknoten besonders hervortritt. Die verschiedenen Ziffern und die Litterae der Banknoten werden ebenfalls auf besonders dazu eingerichteten Pressen gedruckt, die nach dem Dezimalsystems sich selbst reguliren. Die Combination des Typen- mit dem Platten-Drucke liefert nicht minder eine Garantie gegen Nachahmung, wozu ob dies allerdings ein Verbrechen, das auch von anderen großen Papiergeld-Druckereien (namentlich von Gb. Hänel in Berlin) mit großer Meisterschaft angewendet wird. Jede Note trägt die Unterschrift eines Bankkassirers, und auch mit Rücksicht darauf ist bereits bei der Fabrikation des Papiers dafür gesorgt, daß die Stelle, welche von der Feder des Schreibenden berührt wird, die dazu erforderlichen Eigenschaften in höherem Maße besitzt, als die bedruckten Stellen. — Fälschungen englischer Banknoten kommen jetzt äußerst selten vor und waren viel häufiger zu jener Zeit, als in England noch jede Fälschung dieser Art mit dem Tode bestraft wurde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerando-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. Bestellhalb. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Hrn. Cottel, Behrenstraße Nr. 7), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Donnerstag den 7. März 1850.

Frankreich.

Ein Blick auf die französische Marine im Vergleich mit der englischen.

Von einem französischen Seeoffizier.*)

Wenn jemals einer der wichtigsten Zweige der öffentlichen Macht dem bei weitem größten Theile der französischen Nation unbekannt geblieben ist, so ist es unstreitig die Marine. Abwechselnd Gegenstand einer vollständigen Vernachlässigung oder Opfer eines blinden Vorurtheils, entweder aus übelangebrachter Sparsamkeit verringert oder ohne gehörige Unterscheidung vergrößert; oft mit Heftigkeit angegriffen, aber immer unentschieden oder nachlässig vertheidigt, ist die Marine den mannigfaltigen Einflüssen des Augenblicks unterworfen gewesen. Trotz der vielen Angriffe jedoch ist sie in ihrer Entwickelung nicht stehen geblieben; sie hat nicht nur vor kurzem erst wirksame Dienste leisten können, sondern sie ist auch im Stande, diese Dienste zu jeder Zeit, wann sie gefordert werden, noch zu leisten.

Die französischen Marine-Angelegenheiten sind in der letzten Zeit immer nach dem wechselnden Winde, der von dieser oder jener gesetzgebenden Versammlung herwehte, geleitet worden; die nach einander folgenden Einrichtungen, welche die Marine erhalten hat, gewähren keine Aussicht auf eine lange Dauer. In der Marine läßt sich nicht plötzlich Neues gestalten; das allein giebt ein fruchtbares Resultat, was mehrere Jahre lang vorbereitet ist; nur Ausdauer und Beharrlichkeit der Systeme geben hier eine Garantie für gewöhnlichen Fortgang. Es ist zu verwundern, daß die Marine allen Wechselfällen hat widerstehen können und daß sie so wirksam daraus hervorgegangen, wie sie es heute ist. Wenn sie auch nicht die Entwickelung gefunden, die sie hätte finden können, so liegt dies lediglich an dem häufigen Wechsel der Institutionen und Regierungen Frankreichs.

Wie alle wenig gekannten Dinge, so ist auch die Marine Gegenstand ungerechter Beschuldigungen gewesen. Man hat gesagt: die Franzosen hätten keine Marine, und man hat es geglaubt. Man hat gesagt: das Vermögen des Staats würde vergeudet, weil man nicht im Stande wäre, über Millionen, die man für die Marine verausgabte, genaue Rechnung zu legen, und man hat es ebenfalls geglaubt. Man hat behauptet, die Handelsflotte sey nicht geschützt, den Kriegsschiffen fehlten Matrosen, die Schiffsgerätschaften wären in schlechtem Zustande, und man hat es nicht bezweifelt. Man hat endlich gesagt, die französische Marine wäre in allen Stücken geringer, als die englische, und man hat es immer für ausgemacht gehalten. Untersuchen wir, ob diese Behauptungen gegründet sind.

Indem man Frankreichs Marine-Verwaltung mit der englischen tadelt, hat man bewiesen wollen, daß die Engländer viel weniger Beamte hätten, als die Franzosen. Diese Meinung ist eben so irrig, wie so viele andere. Die Navy List enthält nicht alle Beamten der Marine-Verwaltung. Die englische Admiralität umfaßt in ihrem Geschäftskreise weder die Kolonien, noch die Artillerie der Marine, noch die hydraulischen Arbeiten. Wenn man von der Zahl unserer Beamten diejenigen, welche zu diesen Diensten verwendet werden, in Abzug bringt, so findet man allerdings, daß wir beinahe ein Viertel Civilbeamten mehr haben, als die Engländer; aber die englischen Beamten kosten trotz ihrer geringeren Anzahl dem Staate fast dreimal mehr, als die unsrigen. Sie sind zahlreicher in der Central-Verwaltung, aber weniger zahlreich in den Arsenalen. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß ein großer Theil der Arbeiten in London gemacht wird. Die englischen Kriegsschiffe haben jetzt, nachdem sie früher nur sehr mangelhafte Rechnungen gehabt, viel mehr Berichte und Listen anzulegen, als wir am Bord unserer Schiffe. Das Einzelne der Arbeiten ist dessenungeachtet nicht anders, als in Frankreich. Die Arsenale haben nur ihr Material zu verwalten, und das, was diese Verwaltung sehr vereinfacht, ist, daß man die Schiffe hier nur dann ausbessert, wenn sie nicht mehr benannt sind. Die Kriegsschiffe sollen grundsätzlich keine Reparaturen nöthig haben. Sie sollen während der drei oder vier Jahre, die ihre Ausrüstung vorhält, nichts kosten. Während dieser Zeit läßt man sie so wenig als möglich nach England zurückkehren. Bei uns hingegen ist es anders. Wenn ein Schiff in irgend einem Hafen Frankreichs ankömmt, so sind sogleich Ausbesserungen nöthig; es werden Verbesserungen und Veränderungen gemacht, die größtentheils unnütz sind und die gewiß unterblieben wären, wenn das Schiff sich außerhalb Frankreichs befunden hätte.

Daraus erwächst den Arsenalen eine große Verwickelung in der Verwaltung, viel und nur zu häufig unnöthige Arbeit und endlich ein Geld- und Zeitverlust, der, wenn man ihn berechnen wollte, sich auf keine kleine Summe belaufen würde.

Die geographische Lage der Häfen in Beziehung zu London und die Schnelligkeit der Beförderungsmittel tragen ohne Zweifel zur Regelmäßigkeit des Verdienstes in England Vieles bei. Welche Schnelligkeit des Handelns erwächst nicht aus einem elektrischen Telegraphen, von dem das eine Ende sich in dem Kabinet des Admiralitäts-Secretairs in London und das andere in dem Zimmer des Hafen-Admirals von Portsmouth befindet! Und bald werden auch die anderen Häfen sich desselben Vortheils erfreuen können. In fünf Stunden kann ein Mitglied der Admiralität nach dem entferntesten Hafen reisen, um sich zu überzeugen, ob die Befehle auch pünktlich ausgeführt sind. Das ist ein unbestreitbarer Vortheil der englischen Marine, gegen den wir nicht aufkommen können, und der bei dem Vergleich unserer Seemacht mit der englischen bedeutend ins Gewicht fällt.

Etwas Anderes noch, was der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit der Verwaltung ein mächtiger Hebel seyn muß, ist, daß die englischen Beamten fast dreimal so viel Gehalt bekommen, als die französischen. Wenn das Budget dort verliert, so gewinnt hier der Dienst merklich, denn in England werden Eifer und Thätigkeit förmlich tarirt, sie stehen im genauen Verhältniß zu dem Solde, den man dafür bezieht.

Sollen wir noch einen Unterschied angeben, der immer den Engländern zum Vortheil gereicht? Er liegt in ihrem ruhigen, besonnenen, schweigsamen Wesen. Ihre Verwaltung hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht nöthig, viel Lärmens zu machen. Von Kindheit auf gewöhnt, sich dem Gesetze zu unterwerfen, und zu warten verstehend, finden sie weniger drückende Fesseln in dem, was die gesetzlichen Formen mit sich bringen. Man weiß, daß sie nothwendig sind zum Wohle des Staates oder des Publikums, wie sie sagen. Man unterwirft sich, ohne zu murren. Könnten wir wohl unser Temperament in solcher Unterwerfung zwingen, und werden wir wohl jemals unseren Klagen, die nur zu häufig die Quelle trauriger, ungerechter Beschuldigungen werden, ein Ende machen können?

Der Unterschied in dem Rechnungswesen beider Länder wird allmälig geringer, weil die Engländer das ihrige jetzt vereinfachter, umständlicher angeordnet haben. Sie suchen durchaus nicht uns nachzuahmen; denn ihre Eigenliebe in Angelegenheiten der Marine würde das nicht dulden. Sie sind jedoch durch die Macht der Umstände dazu gezwungen worden. Sie folgen dem Drange, wie wir ihm gefolgt sind; er wird sie vielleicht eben so weit fortreißen, wie uns. Sie sind auf dem Wege dahin.

Nächst der Verwaltung ist das französische Marine-Ingenieur-Corps vor kurzem Gegenstand lebhafter Angriffe gewesen. Man hat es der Unthätigkeit beschuldigt; wir können indeß nicht zugeben, daß diejenigen, welche eine so schwierige Aufgabe, als der Bau eines Schiffes ist, lösen, unthätig sind. Weiß man nicht, aus welchen Reihen der Staat jene Baumeister wählt? Geschieht es nicht auf den talentvollsten Zöglingen der ersten Schule der Welt? Man hat Fehler angeführt; aber nur durch viele Versuche und Irrthümer hat man dahin gelangen können, dieses bewundernswürdige Bauwerk, das man ein Schiff nennt, hervorzubringen. Nicht allein durch Berechnung sind die verschiedenen Formen festgestellt worden, die man bei der Construction der Schiffe angewendet hat. Die Berechnungen haben oft Täuschungen verursacht, die uns theuer genug zu stehen gekommen sind; man muß aber die Erfahrung immer zu Rathe ziehen, man muß versuchen und nachher die Versuche mit den Berechnungen kombiniren. Wie vielen Irrthümern jeder Art ist man nicht bei der Lösung dieses Problems begegnet! Von Versuchen zu Versuchen, von Irrthümern zu Irrthümern, denn ich gebe zu, daß wir uns bisweilen geirrt haben, sind wir dennoch zu den glücklichen Resultaten gekommen, und es steht unbestreitbar fest, daß die Arbeiten des Marine-Ingenieur-Corps fast ohne Ausnahme die besten sind unter allen, die irgendwo gefertigt worden. Man hat England angeführt. Wahrlich, kein glänzender Vergleich, denn England hat weit mehr Zeiher in der Construction seiner Schiffe, als wir. Die Beispiele davon sind uns in großer Menge erinnerlich, und die Zahl von Broschüren, von Briefen an die Admiralität, von Zeitungsartikeln liefert alle Tage den Beweis dafür. Wer erinnert sich nicht der polemischen Briefe des Sir Charles Napier? Die beste Antwort, welche von der Admiralität dem exzentrischen Admiral gegeben werden konnte, war, ihn zu ermächtigen, ganz nach seinem Ermessen ein Dampfschiff erster Klasse bauen zu lassen. Dieses Schiff ist sehr mangelhaft, ja, schlechter als seinesgleichen, es beleidigt keineswegs die Schwierigkeiten, gegen welche sich sein Erbauer vorher so heftig erhoben hatte. Nach einer einzigen Expe-

*) Zu Verbindung mit anderen, im vorigen Jahrgange des Magazins enthaltenen Darstellungen zur Geschichte der französischen Marine dürften die nachstehenden Bemerkungen einen französischen Marine-Offizier für alle diejenigen von besonderem Interesse sein, die das Zustandekommen einer ähnlichen deutschen Flotte wünschen. D. R.

Digitized by Google

dition hat man es abgekakelt, und es ist wahrscheinlich, daß es keine großen Dienste leisten wird. Welche weise und beachtenswerthe Lehre, wenn sie nur nicht gar zu viel kostete, für alle unsere berechten Reformatoren! In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, theilt man mir einen neuen Brief des Admirals Sir Charles Napier an die Admiralität mit. Wie seine frühern Briefe, so läßt auch dieser alle Schiffe der königlichen Marine die Revue passiren; alle sind mangelhaft, noch schlechter als die unfrigen, nichts ist gut in den Arsenalen!

Es giebt auf beiden Seiten Uebertreibungen, ich gebe es zu. Das, was neulich in Frankreich gesagt worden, steht dem, was in England gedruckt wird, durchaus nicht nach. Das Uebermaß liegt indeß auf Seiten Englands. Wir wollen mit allem Ernste vergleichen. Es ist überall anerkannt, daß unsere Segelschiffe und überhaupt unsere großen Fahrzeuge einen bedeutenden Vorzug vor allen ähnlichen Schiffen der englischen Flotte haben, sowohl was den Bau, als was die Ausrüstung betrifft. Unsere Raumanordnung und unsere Verstauung sind in gewissen Stücken mangelhaft, aber dies ist ein untergeordnetere Punkt in der Unterhaltung, die uns beschäftigt. Was die Dampfschiffe betrifft, so sind die unfrigen im Durchschnitt nicht so gut wie die englischen. Die Ursache dieser Unvollkommenheit liegt in der Leichtigkeit und in den Hülfsquellen, die England für Maschinenarbeiten darbietet. Die ersten Stoffe, vorzüglich Eisen und Kohlen, sind hier im Ueberfluß und sind billiger als in Frankreich, und die Arbeiter, welche diese Stoffe gebrauchen, sind geübter und geschickter als die unfrigen, weil man in England dreimal mehr Maschinen baut als in Frankreich. Ungeachtet dieses Umstandes, wovaus man uns so ungerechterweise ein Verbrechen gemacht hat, besitzen wir einige Dampfschiffe, welche den englischen gleichkommen, wenn sie dieselben nicht übertreffen. Unsere Maschinen sind im Allgemeinen schwerfälliger und daher zum Bugsiren geeigneter. Man hat gesagt, daß unsere Dampfer nicht Segel genug hätten und daher, wenn sie dem Geschwader folgten, zu viel Kohlen verbrauchten. Hierin hat man Recht. Vor kurzem hat man die Marine-Verwaltung angeordnet, daß künftig der Dampf Ausnahme, das Segel aber Regel sey. Man wird auf diese Weise an Kohlen ersparen, was man an Schnelligkeit verliert.

Man hat gesagt, daß wir eine zu große Anzahl von verschiedenen Musterschiffen hätten: dies ist aber der schlagendste Beweis des Fortschritts. Es müssen noch gar viele Versuche in der Construction der Dampfschiffe gemacht werden. Einige sind sicherlich nicht gelungen; aber keines darf dem andern gleich seyn; denn Niemand hat bis jetzt es in diesem Fache zur Vollkommenheit gebracht; das neueste Schiff muß immer ein Fortschrittsversuch seyn. Die Fortschritte, welche eben so sehr von der Erfahrung, als von der Wissenschaft herrühren, haben die Mannigfaltigkeit der Versuche zur unvermeidlichen Folge. Es erwächst daraus bisweilen ein Nachtheil; indessen hat man von allen Schiffen, die den Anforderungen nicht vollständig genügt haben, noch einen ziemlichen Vortheil gehabt, denn alle liefen in der Flotte ihre Dienste, während wir in England mehrere dieser verunglückten Versuche sehen, die nicht einmal eine Ueberfahrt machen konnten.

Glaubt man, daß die Engländer nicht eine größere Menge von Musterschiffen, sowohl Dampf- als Segelschiffen, haben, als wir? Wir haben in Frankreich ein System der National-Bauart, das sich aus alten Zeiten herschreibt; wie haben die Ueberlieferungen eines schon seit langer Zeit organisirten Genie-Corps. Die Engländer gewießen keines bisher Vortheile. Bis in die letzten Jahre bestand kein festes System der Bauart, weder in ihren Ueberlieferungen, noch in ihren Bestimmungen. Noch neulich waren sie in Verlegenheit wegen der Auswahl unter den verschiedenen fremden Modellen, womit sie während des Krieges ihre Arsenale angefüllt haben, ob sie ein Schiff nach dem Plane dieses oder jenes französischen, dänischen, englischen, spanischen und holländischen Fahrzeuges bauen sollten oder nicht. Veränderungen waren wohl von Zeit zu Zeit an diesen Plänen durch irgend einen Sermann oder Zimmermann gemacht worden; aber man hatte sich noch zu keinem festen Plan entschließen, und die Verschiedenheit der Schiffe erforderte eine Verschiedenheit der sehr kostspieligen Ausrüstung. Bei Trafalgar hatte Nelson unter vierundsiebzig Schiffen sieben verschiedene Arten.

Dieselbe Verschiedenheit existirt noch heute. Die für die Construction der Dampfschiffe nothwendigen Versuche haben eine beträchtliche Menge von Musterschiffen zusammengebracht, und sattsich ist die Zahl derselben das Doppelte von den in der französischen Marine befindlichen Schiffen dieser Art. Zu einer gewissen Zeit haben wir uns, es ist wahr, ohne Ueberlegung und ohne vorangegangene Erfahrungen in weitläufige Bauwerke eingelassen, von denen Vortheil ziehen zu können, man lange Zeit bezweifelte; indeß, Dank den Versuchen und den allmäligen Verbesserungen, werden sie gewiß zu den tüchtigsten Beobachtungen unserer Flotte gehören. Eben so haben die Engländer, man möchte sagen, blindlings, zahlreiche und große Bauten von eisernen Schiffen unternommen, die sie heute durchaus verwerfen. Klüger und aufgeklärter durch eigene Erfahrungen, sind wir ihnen in dieser Hinsicht mit glücklicherer Vorsicht gefolgt, und wir haben nur eine geringe Anzahl von kleinen eisernen Schiffen, welche ihren Zweck vollkommen erfüllen.

(Schluß folgt.)

England.

Beiträge zu einer Geschichte des englischen Eisenbahnwesens.*)

Zu Ende des Jahres 1848 waren in England 5127 (engl.) Meilen Eisenbahn dem Verkehr geöffnet; 2111 waren in Arbeit, und von diesen wurden 320 im ersten Halbjahr 1849 vollendet. An Actien liefen beim Schlusse des Jahres 1848 um: 136,508,378 Pfund Sterling; 43,669,480 Pfd. Sterl. waren anderweitig als Anlehen aufgenommen worden. Seitdem wurden noch über 18,000,000 gezeichnet, so daß in diesem Augenblicke mindestens zweihundertzwanzig Millionen Pfd. Sterl. in den englischen Eisenbahn-Unternehmungen funirt liegen.

Dieses ganze ungeheure Kapital wurde binnen kaum zwanzig Jahren, also von einer einzigen Generation, aufgebracht, während gleichzeitig Handel und Industrie nach allen Seiten hin an Ausdehnung zunahmen. Die genannten Summen wurden verwendet auf Arbeitslohn, auf Ankauf englischen Grundes und Bodens und englischer Landesproducte, und jede vollendete Bahn hat zur Belebung der Industrie, zur Werthserhöhung des Eigenthums, zur Verschönerung des Lebens beigetragen. Es ist dies gewiß ein merkwürdiges Zeugniß von der eingebornen Thatkraft des britischen Volkes, ein Zeugniß, das durch die Fehler und Thorheiten, zu denen das Eisenbahnwesen Veranlassung gegeben hat, nicht umgestoßen werden kann. Freilich ist in diesem Augenblicke durch die kürzlich zu Tage gekommenen Betrügereien gewisser Spekulanten das Institut der Eisenbahnen beim englischen Publikum in Mißkredit gerathen. Wer aber die Sache genauer ansieht, für den werden die berührten Uebelstände nur eine vorübergehende Bedeutung haben und den wahren Werth des großartigen Werkes nicht schmälern können. Denn zunächst sind, was das National-Interesse betrifft, eine 3500 (engl.) Meilen Schienenweg gebaut worden, ohne daß der öffentliche Schatz einen Pfennig dazu herzugeben brauchte. Ferner steht dieses mit bloßen Privatmitteln hergestellte Unternehmen an Massenhaftigkeit sowohl, als an Nützlichkeit über den berühmtesten öffentlichen Bauwerken früherer Zeit, welche die Arbeit von Menschenalteren erforderten und durch die Gesammtkraft großer Reiche zu Stande gekommen sind. Trotz der Verschwendungen und Fälschungen, die verübt wurden und die vorzugsweise dem Mangel einer Kontrole von Seiten der Regierung zugeschrieben werden müssen, liegt es dennoch außer allem Zweifel, daß ein so großes Werk in so kurzer Zeit und mit denselben Kosten nur auf dem Wege der freien Privatbethelligung hat hergestellt werden können. Hätte der Staat von Anfang an die Eisenbahnbauten in die Hand genommen, so wären jetzt vielleicht die Hauptlinien mit halb so großer Geschwindigkeit und doppelt so hohen Fahrpreisen in Gebrauch und das Parlament müßte eine größere Summe, als gegenwärtig verwendet worden ist, votiren, blos um des Privilegiums willen, daß die öffentlichen Fonds den Bau der Eisenbahnen bezahlen und Staatsbeamte dieselben verwalten. Eine Vergleichung zwischen den königlichen und den Handels-Dampfschiffen liefert hierfür den besten Beweis.

Die Uebel, die das bestehende Eisenbahnwesen mit sich gebracht hat, werden durch jene Naturheilkraft weniger beseitigt werden, die, wie den lebenden Organismen, auch allen unabhängigen Körperschaften innohnt, und, wie große Unordnungen auch geschehen seyn mögen, jedenfalls haben die auf den Bau der Eisenbahnen verwendeten Millionen ein greifbares Resultat von unschätzbarem Werthe gehabt, das mit jedem Tage den Wohlstand und die Bildung des britischen Volkes mehr befördert. Indessen wird nun in den Eisenbahn-Unternehmungen auf lange Zeit Stillstand eintreten, als die erwähnten Mißbände noch nicht ausgeglichen sind, und es scheint der gegenwärtige Augenblick einen Abschnitt, und zwar den ersten, in dem Bestehen der Eisenbahnen zu bilden. Es wird deshalb am Orte seyn, einen Rückblick auf die bisherige Entwickelung derselben zu thun.

Noch ist die wahre Bedeutung des Eisenbahnwesens für die neueste Geschichte Englands wenig gewürdigt worden. Historiker von Fach aus der alten Schule gehen mit steifer Verachtung darüber hinweg; neuere mit mehr philosophischem Anstrich nehmen, wenn doch kömmt, bei dieser oder jener statistischen Zusammenstellung davon Notiz, der ein beschiedenes Plätzchen zwischen den Schilderungen der Partei-Grundsätzen und auswärtigen Händel, zwischen diplomatischen Enthüllungen und Kriegsthaten bewilligt wird. In dem Folgenden soll versucht werden, zu zeigen, welche Stelle in den Annalen der englischen Geschichte unserem Gegenstande gebührt.

Wenn wir die Ereignisse ins Auge fassen, die sich seit der französischen Revolution in England begeben haben, muß es einleuchten, daß den Thatsachen, mit denen sich bisher die Geschichte hauptsächlich beschäftigte, Dinge zu Grunde lagen, welche nur unvollkommen und selten in Betracht kamen, daß die Strömungen des politischen Lebens ihre Richtung von Kräften erhielten, die unter der Oberfläche desselben ihren Sitz hatten und in unabhängiger Wirksamkeit waren. Wenn nun hiernach ein Forscher bei der politischen Vergangenheit Belehrung für die Gegenwart sucht, so wird ihm die Mangelhaftigkeit der Geschichtsbücher in dieser Beziehung sehr empfindlich seyn. Betrachtet er den heutigen Zustand des britischen Reiches mit Hinblick auf irgend eine von den Fragen, vor welchen die alten Parteien-Streitigkeiten in Unbedeutendheit versunken sind und von deren Erledigung die Zukunft Englands abhängen wird, so wird er bemerken, daß noch Vieles zu lernen ist neben den auf der Hand liegenden Mitteln, durch welche Kriege unterhalten und Subsidien verschleudert werden konnten, und daß mit dem Steigen und Fallen der Parteien, mit dem ganzen Getriebe des constitutionellen Mechanismus blutwenig erklärt ist. Er sieht, was von Ministern und „Patrioten" gethan und gesprochen worden ist, in Kriegserklärungen und diplomatischen Unterhandlungen; aber, wie nothwendig dies Alles auch zu wissen sey, die Quelle der vergangenen Ereignisse und die gesuchte Belehrung für die Gegenwart läßt sich daraus nicht schöpfen. Was er nicht erfährt, ist: was die Masse des Volks inmitten der politischen Wechselfälle und Agitationen gethan, wie sie dieselben ertrug und auf sie zurückwirkte, durch welche Wunder England von Jahr zu Jahr fortschreiten konnte unter der Last, die aus politischen Rücksichten ihm auferlegt wurde, wie der heutige soziale Zustand, der im Guten, wie im Bösen, kein Analogon in früheren Zeiten hat,

*) Nach dem Londoner Athenaeum.

Digitized by Google

begann und sich entwickelte. Sieht er aber näher zu, so wird ihm klar werden, daß es nicht Staatsmänner und Feldherren waren, welche die Geschichte Englands gemacht haben. Diese mögen regieren können und konsumieren; aber die Quelle der Staatskraft, die Wurzel des Nationalreichthums liegt in den produzirenden Klassen. Und nun wird unser Forscher den Ursachen nachgehen, die den englischen Gewerbfleiß belebt und die Arbeit kürzer und billiger gemacht haben; und er wird eingestehen, daß ohne Dampfmaschinen und Kanäle, ohne Web- und Spinnmaschinen die Bauten und Triumphe Englands in den letzten fünfzig Jahren nicht möglich gewesen wären. Was Großbritannien so hoch gestellt hat unter den europäischen Ländern, sind ein paar von dem bürgerlichen Gewerbfleiß benutzte mechanische Erfindungen, welche die Geschichtbücher zur Zeit noch unter ihrer Würde halten, zu besprechen. Und doch kann daher die Macht, die Napoleon stürzte, die seit seinem Fall Kolonieen gründete, der Politik eine neue Gestalt, dem Handel neue Gesetze gab. Der Webstuhl steht im Hintergrunde aller Reformen, die den englischen Ministerien dieses Jahrhunderts abgedrungen worden; er ist der Hebel, durch den der achthundertjährige Bau des britischen Feudalwesens, allmälig aus seinem Fundament gehoben, in Trümmer stürzen wird. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob dies ein Glück oder ein Uebel wäre; aber daß dergleichen Umwälzungen bevorstehen, ist sicher und eben so sicher, daß sie hervorgerufen werden aus derjenigen Macht, die von der Schmiede und der Faktorei verterten wird.

Wo aber ist die Geburtsstätte dieser demiurgischen Gewalten? Wer waren die Männer, die sie ins Leben riefen? Wie entfaunden die ersten formlosen Ideen jener Erfindungen, und welche Hindernisse, welche Ermuthigungen haben sie gefunden, bevor sie zu abgeschlossenen, unwiderleglichen Erfahrungen wurden und ihre wunderbaren Früchte trugen? Vergebens forscht Ihr danach. Damals ahnte Keiner, daß durch die Neuerungen in der Werkthätte die Gestalt der Welt würde verändert werden, und die Urheber derselben blieben den ihren Zeitgenossen unbeachtet. Für uns sind diese Apostel der neuen Zeit unsichtbare Gestalten, die kaum aus der ungeschichtlichen Masse des Volks hervorragen; einige Experimente, ein paar Züge aus ihrem Leben sind Alles, was man von ihnen zu erzählen weiß. Von Arkwright wissen wir, daß er ein jämkliches Weib gehabt, und von Brindley, daß er Tage lang im Bette liegen blieb, wenn er über die Umgehung einer mechanischen Schwierigkeit nachdenken wollte. Von ihrer Persönlichkeit aber, von den Mühen, die sie überstanden, von den Erfolgen, die sie feierten, kurz, von Allem gerade, was wir über sie erfahren möchten, schweigen die Berichte. Noch unbestimmter ist unsere Kenntniß über die weitere Ausbreitung ihrer Erfindungen unter der Generation, die ihnen am nächsten stand. Niemand hatte ein Interesse dabei, aufzuzeichnen, wie allmälig Leben und Vermögen von Tausenden, von dem armen Weber bis hinauf zum Millionär der City, an die Arbeit der Maschinen geknüpft wurde — und jetzt, nun jene Zeit des ersten Umschwungs vorüber ist, sind die Spuren des Weges für immer verwischt, auf welchem der Uebergang in das Jahrhundert der Industrie gefchah. Heutigentages freilich lenget Keiner daran, daß jene Zeit eine der interessantesten in der sozialen Geschichte Englands ist, ja, daß das Gesammtleben der britischen Nation seit jenigen Jahren auf den Privatfleiß der Gewerbe beruht und von nun an für immer beruhen wird.

Mit der Erfindung der Eisenbahnen ward ein anderes jener Umwandlungselemente in die Nation geworfen, noch rascher in seinem Wachsthum, noch kräftiger in seinem Eingriff in die Gestaltung der Gesellschaft. Die Lokomotive und ihr gefügsamer Genosse, der elektrische Telegraph, hat in jedes Lebensverhältniß, in jede Arbeit, jeden Besitz und Verkehr Veränderungen gebracht — und doch stehen wir erst an der Schwelle dieser neuen Revolution. Wenige wird es geben, die den Einfluß nicht begreifen, den der weitere Fortschritt derselben auf den materiellen und moralischen Zustand der Völker üben muß. Auch konnten ihre Anfänge nicht mit derselben Unaufsamkeit übersehen werden, die bei anderen gewichtigen Veränderungen obgewaltet hat, welche langsamer ins Leben traten. Das Staunen, das die Eisenbahnen bei aller Welt erregten, die Einwirkung, die ihr Bau und ihre Benutzung auf die verschiedensten Interessen ausübten, die Großartigkeit der Geldspeculation, zu der sie Veranlassung gaben, das wilde Hasardspiel, zu dem sie zweimal (es ist von England die Rede) verleiteten, und dem zweimal die Strafe auf dem Fuße folgte — alles das hat auf die eine oder andere Weise den Blick der Menge auf die guten und schlimmen Folgen der neuen Entdeckung gerichtet. Ein ganzes Heer von Schriftstellern hat sich mit ihr beschäftigt, nicht zu gedenken der dicken blue books, die man sah, seit Staatsmänner, obgleich sie ansangs Widersacher der Eisenbahnen waren, sich um die Leitung derselben bewarben, nachdem sie gezeigt hatte, daß das Gedeihen des Unternehmens durch Hindernisse nicht zu hören war.

In all diesen Schriften aber sind diejenigen Geschäftsmänner nicht hervorgehoben, auf welche oben hingewiesen wurde. Sie enthalten eine Fülle von statistischem Material, Tabellen über die verwendeten Kapitalien, über die Zahl der Reisenden, Besprechungen von Statuten, von neuen Vorrichtungen an den Maschinen, Schilderungen von Unglücksfällen — alles Dinge, die zu wissen gut sind, die aber einem Geschichtsforscher wenig nützen würden, der etwa in hundert Jahren auf dem jetzigen Eisenbahnwesen auf die spätere Entwickelung der britischen Verhältnisse einen Schluß machen wollte. Seine Aufgabe wäre, zu zeigen, wie dasselbe entstanden, durch welche Mittel und Einflüsse, durch welche Gattung von Männern es binnen wenigen Jahren in Schwung gebracht wurde, kurz, er mußte ungefähr denselben Rachweis führen, der, wie oben gezeigt wurde, in der Geschichte der großen mechanischen Neuerungen des vorigen Jahrhunderts vollkommen vermißt wird. Jetzt wäre gerade noch Zeit zu vergleichen Untersuchungen, so lange die Erinnerung an die hauptsächlichsten Thatsachen noch frisch ist, so lange noch manche von den ersten Urhebern der Eisenbahn-Unternehmungen am Leben sind und die Gestorbenen, wie George Stephenson, im Andenken vieler Zeitgenossen fortleben. Die Statistik der Eisenbahnen ist nun hinlänglich erörtert; es wäre nun Zeit und dürfte bald zu spät sepn, ihre Gesammtwirkung auf das Land schriftweise zu verfolgen und die Einflüsse, die bei ihrer Entwickelung thätig gewesen sind, zu analysiren; denn unlengbar sind die Eisenbahnen jetzt über das Stadium der Kindheit hinaus.

Die Entstehung der Dampf-Eisenbahnen aus den Pferde-Eisenbahnen würde in einer solchen Skizze nicht abgehandelt zu werden brauchen. Es gehört dies schon mehr in die mechanischen Details. Die Eisenbahn, als ein Gegenstand der allgemeinen Geschichte, datirt vom Bau der Linie zwischen Liverpool und Manchester im Jahre 1825 und von dem ersten Versuche mit der Lokomotive im Jahre 1829. Die Geschichte dieses Unternehmens ist ein interessanter Beleg zu dem alten Worte von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen. Der Streit eines Liverpooler Kornhändlers mit der Agentur des Bridgewater-Kanals soll die erste Idee dazu gegeben haben, dem Wasserweg einen eisernen Konkurrenten an die Seite zu stellen. Stephenson's Genius rief dieselbe ins Leben. Kaum kann es eine interessantere Schilderung geben, als eine Charakterstiize dieses Mannes, der seinen neuen, weitgreifenden und kühnen Plan mit aller Klarheit seines Geistes erfaßt hat und vergebens nach den Worten sucht, ihn seinen Zeitgenossen überzeugend darzustellen. Besonders merkwürdig ist sein erstes Erscheinen vor dem Parlament, wo er mit seiner rauhen Handwerkersprache dem glatten, anscheinend verständigen Redefluß unwissender Männer unterliegt, die geradezu seine Ideen eine Verrücktheit nennen. Endlich nach langen Mühen und mit ungeheuren Kosten wurde die Erlaubniß erwirkt, das großartige Experiment anzustellen.

Nach der Schilderung der ersten Erfolge desselben müßte in einer Darstellung dieser Verhältnisse die Rede seyn von den Wirkungen, welche die erste Eisenbahn-Speculation in großem Maßstabe (im Jahre 1833) in der englischen Kaufmannswelt hervorbrachte. Trotzdem viele Betheiligte in ihrem Vermögen dabei ruinirt wurden, so war damals die Krisis doch weniger ausgebreitet und vor Allem weniger beschämend für den englischen Handelsstand, als die vom Herbste des Jahres 1845. — Hier müßte der Geschichtschreiber des Eisenbahnwesens auf die ursprüngliche Gestaltung der Gelderhältnisse desselben eingehen. Die Gründer der Eisenbahnen waren Geschäftsmänner, die von dem ersten Experimente, ganz abgesehen von dessen Bedeutung für das Allgemeine, einen Privatgewinn erwarteten, und deshalb betheiligten sie sich mit ihren Kapitalien dabei. Es waren zugleich Männer, die zunächst in derjenigen Gegenden wohnten, welche von den Bahnlinien durchschnitten wurden, während die Londoner Kapitalisten sich noch eine geraume Zeit fern hielten und scharfsinnig bedugirten, daß ein Jeder zugrundegehen müßte, der sein Geld in solchen Unternehmungen anlegte.

Erst als die Löwen der Börse ihre Prophezeiungen durch den glücklichen Fortgang der ersten zwei bis drei Bahnen widerlegt sahen, änderten sich diese Verhältnisse. Die Londoner Kapitalien strömten jetzt den Eisenbahnen zu; indessen auf ganz andere Weise, als dies bisher der Fall gewesen war. Der Geld in dieser Speculation anlegte, der that es nicht mehr eines höheren und sichern Gewinnes wegen, sondern er suchte einen augenblicklichen Nutzen durch Kauf und Verkauf seiner Betheiligung. Die Aktien wurden ein besonderer Handelsartikel und hatten in den Augen der Börsenmänner keinen anderen Werth mehr, als den einer Waare, die man mit Vortheil oder Verlust umsetzen konnte. Hierin lag die Hauptquelle alles Schwindels und Hasardirens, wodurch das wahre Wesen der Eisenbahn-Unternehmungen verdunkelt und ihnen ihre solide Grundlage genommen wurde. Der Aktienhandel, einmal in Aufnahme gekommen, verbreitete sich rasch nach allen Richtungen hin, und manche schlimme Wirkung, die er mit sich brachte, ist nachträglich an Orten und unter Betheiligung von Personen zu Tage gekommen, denen man eine Verbindung mit dem Schauplatze der Speculation nicht zugetraut hätte. Von dem Augenblicke an, da die Londoner Kapitalisten sich der Eisenbahnen annahmen, wurde die ursprünglich auf gesunden finanziellen Grundsätzen beruhende Unternehmung aus ihrem regelmäßigen Gange herausgerissen und in ein geschrliches Hasardspiel umgewandelt, durch das der eigentliche Zweck der Actien-Aufnahme zur Nebensache wurde. Aus dieser Lockerung des Fundaments der Eisenbahnen sind denn auch alle Geldkalamitäten und Mißbräuche hergeleiten, die sie im Laufe der Zeit mit sich gebracht haben.

Die Erbauung fernerer Linien, das Verhältniß der Actionaire zum Parlament, die Eisenbahn-Gesetzgebung, die hier eine schädliche Einmischung, dort einen schädlichen Mangel an Strenge und Aufsicht von Seiten des Staates feststellte, alles Dinge, die ein gut Theil Schuld an dem Ruin so vieler Spekulanten tragen, sind die weiteren wichtigen Momente in der Geschichte des englischen Eisenbahnwesens.

Der tolle Beitstanz, der im Jahre 1845 alle Klassen der britischen Gesellschaft ergriff, die Ausbreitung des Unwesens durch Buden und Industrieritter, die Theilnahme hochgestellter Personen an der allgemeinen schmutzigen Geldhatz und der endliche Sturz dieser wie jener — dies liefert Stoff zu einem Gemälde, das freilich wenig anfprechend, aber voll pikanter Einzelheiten und reich an moralischem Interesse wäre. Zudem würden wir für den unerfreulichen Eindruck einer solchen Schilderung entschädigt werden durch die unleugbaren praktischen Erfolge, welche das Eisenbahnwesen trotz aller Verirrungen und Ausschreitungen seiner Interessenten erreicht hat.

In diesen Anderungen lägt sonach eine kurze Uebersicht der Hauptmomente unseres Stoffes. Neben den Triumphen der Mechanik, der Ersparniß an Zeit, der Erleichterung des gesellschaftlichen und geselligen Verkehrs, neben den sozialen Veränderungen, die bereits eingetreten sind und noch erwartet werden können — neben all diesen Vortheilen für das Allgemeine mögen auch diejenigen eine Berücksichtigung verdienen, die sich in beschränkteren Kreisen herausstellen. So, um nur Eines zu erwähnen, kann jede Station wie ein Missionshaus angesehen werden, in welchem den daselbst beschäftigten Arbeitern

Digitized by Google

Pünktlichkeit, Ordnung und Nüchternheit durch die Wacht der eigenen Verantwortlichkeit und die schweigende Beredsamkeit des Beispiels gepredigt wird.

Dänemark.

Die Landeshoheit über Rendsburg.

Zu denjenigen Schriften, welche in letzter Zeit die dänische Presse in hohem Grade beschäftigt haben, gehört die des Etatsraths Wegener: „Von der Landeshoheit über das alte Rendsburg auf der Eider-Insel." Nachdem der Referent,*) dessen Darstellung wir hier folgen, auf die große Bedeutung des Werks, mit Rücksicht auf die Politik des Augenblicks, hingewiesen und seine Lektüre allen angehenden Diplomaten zum ernstlichsten Studium empfohlen hat, fährt er also fort: „Etatsrath Wegener handelt in der Hauptsache nur vom „alten Rendsburg" auf der Eider-Insel. Das das Kronwerk, welches nördlich von der Insel liegt, schleswigisch ist, daran zu zweifeln, wird wohl kaum einem vernünftigen Manne einfallen, und das Neuwerk, welches südlich von der Eider-Insel liegt, holsteinisch ist, räumt er sofort ein. Er unterscheidet sich dadurch bestimmt von den Parteimännern auf beiden Seiten: von den fanatischen Schleswig-Holsteinern, welche Holstein das ganze Kronwerk zueignen, weil es eine Festung mit dem übrigen Rendsburg ausmacht, und von fanatischen Dänen, welche aus demselben Grunde das Neuwerk für Schleswig in Anspruch nehmen. Wegener's Untersuchungen betreffen eigentlich nur die Insel-Festung oder Altstadt.

Diese Eider-Insel**) gehörte in der allerältesten Zeit zu dem nördlichen Festlande, welches das Kamp oder das Königskamp hieß, weil das Schleiland Krongut war. Eine alte Brücke verband sie mit dem Festlande Kamp und sicherte den Uebergang zur Insel von der Nordseite her, während der Uebergang von der holsteinischen Seite schwierig war. Wegener zeigt, daß die Brücke sehr alt gewesen seyn muß, und daß ein dänischer Königssohn im 11 ten Jahrhundert eine Schanze auf der Insel anlegte. Die Stelle, wo diese Schanze gewesen war, hieß im 12 ten Jahrhundert Regnoldsberg, ohne daß man weiß, weshalb oder nach wem sie so benannt worden ist: aber das erstemal, wo diese Stelle oder dieser Burgplatz in der Geschichte erwähnt wird, ist er faktisch ein dänischer Besitz und überaus leicht von der Nordseite zu erreichen, während er von der Südseite scharf gesondert ist. Am Schluß desselben Jahrhunderts, gerade im Jahre 1200, wurde der bisherige faktische Besitz durch einen förmlichen Vertrag zwischen dem dänischen Könige Knud VI. und dem holsteinischen Grafen Adolph III. Dänemark bestätigt. Die ganze Eider-Insel war demnach vertragsmäßig ein dänischer Besitz unter der dänischen Krone.

König Knud VI. führte Rendsburgs ältestes Schloß und die lange südliche oder eigentliche Eiderbrücke auf. Eine Stadt fing an, sich um die Südseite des Schlosses zu bilden. Schloß und Stadt hatten natürlich die dazu gehörige Gemarkung nördlich von der Eider-Insel auf dänischem Festlande; sie hatten eine Kirche im Kamp auf süd-jütischem Grund, und die Zollstätte in Rendsburg war eine dänische Gränzzollstätte: alles dieses ist unwiderleglich, und — bewiesen unwiderleglich, daß Rendsburg dänisch war.

Während des Verfalls des Reichs versuchten die Polsteiner, sich Rendsburgs zu bemächtigen oder wenigstens es von der Krone zu trennen und zum „Herzogthum in Jütland" (Herzogthum Schleswig) zu schlagen. Das letztere glückte. Durch ein schiedsrichterliches Urtheil von 1232 kam Rendsburg zum Herzogthum, d. h. es wurde aus einer unmittelbaren dänischen Besitzung eine mittelbare. Denn das Herzogthum war ein Lehen der Krone Dänemark.

Die Herzoge in Jütland (Schleswig) waren also im Besitz von Rendsburg, und von der Zeit an bis zu diesem Augenblick giebt es keinen Staatsakt, durch welchen das Herzogthum Schleswig oder mittelbar die Krone Dänemark ihr Eigenthumsrecht aufgegeben hat. Es ist unmöglich, ein einziges Zeugniß für ein solches Aufgeben anzuführen.

Aber die Herzoge von Jütland verpfändeten Rendsburg an fremde Herren, erst an die Markgrafen von Brandenburg, später an die Grafen von Holstein.

Die Verpfändung an die Grafen dauerte etwa hundert Jahre, und die Pfand-Inhaber regierten in dieser Zeit die Eider-Insel als holsteinisches Gebiet. Aber die Eider-Insel und Rendsburg wurde dadurch natürlich eben so wenig ein Theil von Holstein, wie sie, während der Verpfändung an die Markgrafen, Brandenburg war einverleibt worden. Die Grafen besaßen Rendsburg als Pfand; die Grafschaft hatte nichts damit zu schaffen, und in dem Augenblick, wo die süd-jütischen Herzoge die Pfandsumme hätten anbieten können, waren sie berechtigt, Rendsburg einzulösen. Dieses Schloß und diese Stadt konnten auch nicht von den Herzogen veräußert oder den Grafen zugeeignet werden, weil das Pfand niemals Gegenstand eines verjährten Besitzes und verjährter Besitz nie zwischen Staaten zur Anwendung kommen kann.

Aber im Jahre 1386 wurde der holsteinische Graf mit dem ganzen Herzogthum Schleswig belehnt und also auch mit Rendsburg. Auf diese Weise wurde das Pfand eingelöst. Der Pfand-Inhaber erreichte ein vollkommeneres Besitzrecht, und nun konnte auch nicht mehr die Rede von einem Pfande seyn. Der Herzog von Schleswig war nun wieder im Besitz von Rendsburg. Daß dieser Herzog zugleich Graf in einem anderen Lande seyn konnte, that nichts zur Sache.

Der dänische König Christian I. wurde auch Herzog in Schleswig, und Rendsburg ward sein. Sein Enkel König Christian III. befestigte die Stadt. König Christian IV. verbesserte die Festungswerke, und König Friedrich III. entwarf den Plan, Schloß und Stadt zu einer einzigen Festung zu vereinigen, welchen Plan König Christian V. im Jahre 1671 endlich ausführte. Keiner dieser Könige nahm übrigens eine Veränderung in der Administration, wie sie zur Zeit der Pfandschaft eingeführt war, vor. Das Justiz- und Polizeiwesen betrachtete Rendsburg wie eine holsteinische Stadt; das Kriegswesen dagegen wie eine dänische Festung. Daß es staatsrechtlich zu Schleswig gehörte, ward von Niemanden bestritten, also auch von Niemanden behauptet. Es bedurfte eines Anlasses, sich hierüber auszusprechen, da es sonst überflüssig war.

Dieser Anlaß kam von selbst im Jahre 1671, als König Christian V. das Staatsland unter der befestigten Stadt einzog, und nun folgten auch eine Reihe von Erklärungen in verschiedener Form, aber alle desselben Inhalts, nämlich: daß ganz Rendsburg auf der Eider-Insel staatsrechtlich zum Herzogthum Schleswig gehörte. Zuerst wurde auf dem südlichen Festungsthor eine Inschrift angebracht, welche mit großen vergoldeten Buchstaben Folgendes aussprach: Eidora Imperii Romani Terminus. Demnächst erschien ein königliches Reskript, worin der König dem Magistrate der Stadt die Jurisdiction über den eingezogenen nördlichen Theil der Insel überließ, „mit Vorbehalt", wie es hieß, der Uns, als Herzog in Schleswig, darüber zustehenden landesfürstlichen Hoheit." Drittens machte der königliche Amtmann Blome ein Patent bekannt, worin wiederum, unter der feierlichen Ueberlassung jener Jurisdiction, dasselbe wiederholt wurde. Viertens besaßt der König, daß das Kirchengebet für den Kaiser, welches in allen holsteinischen Kirchen abgehalten wurde, im alten Rendsburg nicht stattfinden sollte.

Dies war demnach eine vollkommen deutliche Proclamation der schleswigschen Landeshoheit über Rendsburg, und diese hat unbestritten nun bald zweihundert Jahre bestanden.

Damit glaubt Etatsrath Wegener seine Behauptung unwiderleglich erwiesen und seine Aufgabe gelöst zu haben. Doch hat er, nach einer bisher ungedruckten Handschrift, die er in der Beilage mittheilt, einen kurzen Bericht über die Erbauung des neuen Rendsburg nördlich und südlich der Eider hinzugefügt, und er zeigt am Ende seiner Schrift, daß die 1671 so vielfach ausgesprochene schleswigsche Landeshoheit über Rendsburg später durch eine Reihe öffentlicher Veranstaltungen in Erinnerung gebracht worden ist, nämlich: durch Rendsburgs Privilegien 1692; durch eine Bekanntmachung von 1778, betreffend die sechs unter das Amt zu Rendsburg gehörigen schleswigschen Dörfer; durch das Patent über die Kanal-Jurisdiction von 1797, und zuletzt 1848 und 1849 durch die Erklärung des dänischen Ministers des Auswärtigen an den preußischen Major Bildenbruch und durch die Bekanntmachung von Tillisch und Estenburg in Betreff des schleswigschen Postamtes in Rendsburg.

*) In der Berlingske Tidende.

**) Wegener's Schrift sind zur Erläuterung Karten beigegeben.

Mannigfaltiges.

— Wichtige Erfindungen in Nord-Amerika. Herr Henry M. Paine zu Worcester in Nord-Amerika hat, amerikanischen Blättern zufolge, die sehr wichtige Erfindung einer einfachen Vorrichtung gemacht, Wasser in großen Quantitäten in seine chemischen Bestandtheile von Wasser- und Sauerstoffgas aufzulösen. Er bewirkt dies vermittelst einer kleinen Maschine oder galvanische Batterie und ohne Anwendung von Metallen oder Säuren überhaupt. Durch Benutzung eines Dreihundertels einer Pferdekraft will er mit dieser Maschine in einer Stunde zweihundert Kubikfuß Wasserstoff- und hundert Kubikfuß Sauerstoffgas erzeugen. Herr Rufus Porter, früherer Herausgeber des „Scientific American", macht in einem Schreiben an die Washington-Union diese Erfindung bekannt, von welcher er die Erwartung aussprecht, daß sie auf entschiedene Weise dazu beitragen werde, das Problem der Direction des Luftballons, mit welchem er sich seit Jahren beschäftigt, zu lösen. Demnächst würde uns das Wasser auch den Leuchtstoff liefern, und wir würden des Steinkohlengases ganz entbehren können.

Eine andere, nicht minder wichtige Erfindung, die Herr Paine gemacht haben soll, ist die, das elektrische Fluidum eben so zu komprimiren, wie das Gas. Hierdurch würde die einst vom deutschen Bundestage belohnte, angebliche Erfindung des Herrn Wagner, die galvanische Batterie als bewegende Kraft zu benutzen, zu ihrer Verwirklichung gelangen. Wir zweifeln jedoch, so lange wir nicht authentischere Zeugnisse besitzen, an der Wirksamkeit der Paine'schen wie der Wagner'schen Erfindung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlungen (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Kaiserl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 30. Berlin, Sonnabend den 9. März 1850.

England.

George Fox, der erste Quäker.

England ist nicht mit Unrecht das Land der Extreme genannt worden, auch in Bezug auf die Religion oder vielmehr Reformation gilt diese Bezeichnung. Denn wie die englische Kirche einerseits am meisten vom Katholizismus beibehalten hat und sich ihm im Ritus am meisten nähert, so hat die Reformation auch andererseits gerade hier die merkwürdigste Erscheinung hervorgebracht und eine Sekte entstehen lassen, welche nicht nur dem Katholizismus schnurstracks entgegengesetzt ist, sondern auch von allen übrigen protestantischen Sekten, und zumal von der anglikanischen Kirche, bedeutend abweicht. Man könnte beinahe sagen, was die Juden unter den Völkern, das sind die Quäker unter den Protestanten. Wohl giebt es einzelne Erscheinungen unter den Sekten, welche phantastischer in ihren Ceremonien und wenigstens eben so abgezeichnet wie die Quäker in ihrem Kraftleben sind (ich erinnere hier z. B. an die Sekte der Neu-Irvingianer, der Zitterer u. A. m.), aber keine von diesen kann in Hinsicht auf Anzahl, Bedeutsamkeit, Wohlstand und Einfluß mit der besprochenen Sekte in Vergleich gebracht werden. Die Prinzipien dieser Sekte sind oft mißverstanden worden; um eine richtigere Kenntniß derselben zu verbreiten, hat Herr Josiah Marsh vor einigen Jahren eine populäre Biographie des Stifters der Sekte, George Fox, erscheinen lassen, und ist hierbei in der Westminster Review, der wir hier und da Bemerkungen entlehnen, vortheilhaft regalirt worden. „Der wahre Quäker", heißt es in der Westminster Review, „hat eine musikschöne Abneigung gegen Vermischung mit der Welt, deren Moden und Kunstzweifungen er grundsätzlich entsagt hat; der Besuch eines Pferderennens, des Theaters, eines Balles oder Konzerts, Jagd, Kartenspiel und Trinken sind ihm untersagt. Mit den ersten Religionslehren, die er empfängt, wird ihm diese Enthaltsamkeit eingeschärft, und mit der Dämmerung des Geistes fängt auch schon die moralische Erziehung an. Das sein der Stiftung der Sekte beibehaltene Kostüm ist ein Schutzmittel gegen die Uebertretung solcher moralischen Vorschriften. So hat also auch die sonst so verächtlich angesehene äußere Hülle ihren Nutzen. Man muß sich aber auch hier wie überall davor hüten, die Schale mit dem Kern zu verwechseln."

In allen Religionsgenossenschaften findet man sich mehr oder weniger gegen das bloße Formenwesen, und dieses von dem Inhalte zu scheiden, ihn in klarer Licht zu stellen und demselben nachzustreben, ist eigentlich der Anlaß und das Ziel aller reformatorischen Bestrebungen. Ein so löbliches Ziel hatte sich auch Fox gesetzt, und von ihm her datirt sich die Stiftung und das besondere Bestehen der Quäkergesetze. Er nahm das neue Testament allein zur Basis, verwarf alle Ceremonien eben so wie den geistlichen Stand und erklärte, der Gottesdienst sey ein geistiger Akt zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer, und bedürfe man dazu keiner menschlichen Bestandes, keiner menschlichen Erfindung. Vor ihm hatte noch kein Reformator so besonders die Aufmerksamkeit der Menschen auf den scharfen Unterschied zwischen dem alten mosaischen Gesetze und dem neuen des Evangeliums gerichtet und nachgewiesen, wie ersteres mit seinen Ceremonien und Verordnungen nur den Juden und ihnen allein gegeben worden sey und blos als Vorbereitungsschule zu einer geistigen Lehre gedient habe, welche dem alten Gesetze ein Ende machen und der Antheil der ganzen jüdischen Welt werden sollte. Auch hatte vor ihm Keiner einen so wahrhaft inneren, geistigen Gottesdienst, frei von jedem vorgeschriebenen Akt, jeder Gebetsformel oder Predigt, festgesetzt. Der Glaube allein an Christus genügte ihm nicht, sondern man müsse sich seiner Herrschaft im Herzen bewußt seyn, den Christus an sich fühlen und innehaben.

Seitdem das Christenthum zuerst von den Aposteln gepredigt worden war, hatte Keiner eine solche Lehre vorgetragen. Petrus, Johannes, Luther, Bezalle, Calvin, Wesley und ihre Tausende von unbedeutenderen Nachfolgern hatten alle ihre Ceremonien und Priester. George Fox allein war es, welcher Priester und Priesterthum verwarf und es wagte, das Recht eines menschlichen Vermittlers zwischen Gott und den Menschen zu leugnen. Kein Wunder daher, daß die Geistlichkeit sich wie ein Mann gegen den Quäker erhob und ihn als Atheisten und Verräther denunzirte, daß man ihn wie ein wildes Thier von Ort zu Ort jagte, daß er seiner Familie entrissen, in die schrecklichsten Gefängnisse geworfen, gepeinigt, verstümmelt und ermordet wurde.

Das Tagebuch von Fox zeigt, mit welcher Kühnheit er seine Lehren predigte. „Wenn ich", sagt er, „die Glocke läuten hörte, welche die Leute nach dem gethürmten Hause zusammenrief, so fühlte ich mich aus Leben getroffen, denn es war mir wie eine Marktglocke, welche die Leute zusammenruft, damit der Priester seine Waare zum Verkauf ausbieten könne. O, was für ungeheure Summen scharren die Geistlichen, vom höchsten Bischof bis zum niedrigsten Pfarrer hinab, durch den Handel, welchen sie mit der heiligen Schrift und ihren Predigten treiben, zusammen. Was für ein Gewerbe in der ganzen Welt ist mit dem ihrigen zu vergleichen? Und doch wurde die heilige Schrift unentgeltlich überliefert, befahl Christus seinen Jüngern, unentgeltlich zu predigen, und sprachen die Propheten und Apostel das Verdammungsurtheil über alle habsüchtigen Miethlinge aus."

Hier haben wir den Ursprung des Grundsatzes der Quäker, nach welchem sie eine bezahlte Geistlichkeit, welcher Art auch, verwerfen. Daher auch kömmt es, daß sie sich weigern, Zehnten oder sonstige Kirchensteuern zu zahlen, sich grundlos den gesetzlichen Strafen für solche Verweigerungen unterwerfen und ihr Leben deshalb oft im Gefängniß enden mußten. Ihrer 369 kamen auf diese Weise in England um.

Das Quäkerthum begründet sich besonders auf die Bibelstelle, „daß die Gnade Gottes, welche Heil bringt, allen Menschen erschienen, und daß die Offenbarung des Geistes Gottes jedem Menschen zu seinem Nutzen und Frommen zu Theil worden ist"; und es fragt sich, ob dies nicht in der That der eigentliche Geist des Christenthums und das Wesentliche desselben sey? Fox behauptet, daß, indem wir der inneren Belehrung des heiligen Geistes in uns getreu folgen, wir Gottes Volk werden und wir nur so zu einem klaren Verständniß der heiligen Schrift gelangen. Die Mission des George Fox, sagt sein Biograph, war nicht etwa die eines republikanischen Lehrers, in eine theologische Hülle verkleidet. Sie hatte nichts mit der bestehenden Macht, gleichviel, ob monarchisch oder republikanisch, zu schaffen, sondern lehrte Gehorsam gegen die Obrigkeit, indem sie Reinheit der Sitten einschärfte. Es war ein schlichter, ernsthafter und eifriger Versuch, den Rebel von Irrthum und Aberglauben, welcher die Bibel schon lange verdunkelt hatte, zu zertheilen; den Geist der Menschen von den Fesseln der Schulweisheit und den Subtilitäten polemischer Gottesgelahrtheit zu befreien; ihnen die wahre Beschaffenheit der Erlösung, welche das Evangelium allen Menschen anbietet, und von dem Glauben an Christum, der Reue nach Sünde und der Abgezogenheit von der Welt, nicht aber von äußeren Formen, Verordnungen oder durch irrende Menschen festgestellten Glaubensstzen abhängt, nachzuweisen. Er wollte Gewissensfreiheit, Duldung aller religiösen Meinungen und fügte sich überhaupt auf die goldene Lehre Christi, „Anderen so zu thun, wie wir wünschen, daß sie uns thun." Von diesem Grundsatze ausgehend, sind die Quäker, als ein Ganzes, allgemeine Menschenfreunde, und als solche widersetzen sie sich eben so sehr jeder Mißregel, welche die Rechte der Freiheit des Menschen gefährdet, wie sie oft die ersten sind, welche die zu seinem Wohle vorgebrachten unterstützen.

Nach dem verstorbenen Sir James Mackintosh ist das Tagebuch von George Fox eines der außerordentlichsten und lehrreichsten Dokumente in der Welt, und kann es Niemand durchlesen, ohne die Frömmigkeit des Verfassers zu verehren.

Die Stiftung und Begründung der Sekte, welche seinen Bemühungen allein zugeschrieben werden muß, bildet, nach Bancroft,*) eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte der Menschheit. Das Prinzip, welches Fox aufstellte, daß man die Wahrheit suchen müsse, indem man auf die Stimme Gottes in der Seele horch, entheist, nach der Ansicht des ebengenannten Historikers, eine moralische Revolution. Es stellte die absolute Freiheit des Gewissens fest, indem es den Götzendienst mit Füßen trat und den stärksten Protest gegen jede Form von Hierarchie einlegte. Es war das nämliche Prinzip, für welches Sokrates starb und Plato litt, und jetzt, als Fox es dem Volke verkündigte, wurde ihm überall der heftigste Widerstand geleistet, und Priester und Professoren, Magistratspersonen und Volk stürmten gegen ihn an wie die wüthenden Wogen des Meeres.

Nachdem er sich mit seiner gewohnten Schärfe vor dem Magistrat in Bezug auf die Geistlichkeit ausgedrückt hatte, wurde Fox als „Ketzer, Gotteslästerer und Verführer" ins Gefängniß geworfen, daselbst auf Befehl des Magistrats unter die niedrigste Klasse von Sträflingen eingesperrt, die Wärter worden dazu aufgemuntert, ihn mit der größten Brutalität zu behandeln, und so seit glaubten seine Feinde, seinen Untergang und Tod herbeiführen zu können, daß man ihn wie einen zum Tode Verurtheilten im Gefängniß besuchte.

Auch zu Carlisle erlitt er mehrere Monate lang eine ungeheure Gefängnißstrafe, und während man ihn schlug, „bewegte ihn der Herr, Psalmen zu sin-

*) Geschichte der Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

gegen, indem er von Freude erfüllt war." Hierauf holte der aufgebrachte Gefängnißwärter einen Geiger, um ihn zu belästigen, jedoch, während dieser spielte, überkämpfte ihn George Fox so sehr mit seinem Gesang, daß sie betroffen und bestürzt wurden und ihn sich selbst und seinem Genuß ungestört überlassen und bestärk

gewissen Grad der Wirksamkeit erhält. Letztere ist durchschnittlich dieselbe, wie die eines englischen Schiffes; sie ist stetiger, aber der öfter vorkommende Wechsel ist in der Praxis nachtheilig.

Wenn man die Wirkungen der französischen und englischen Schiffe vergleichungsweise schätzen will, so hat man zwei sehr wichtige Punkte wohl zu beachten: die Ueberlegenheit der Engländer in ihrer Disziplin und in ihrer Körperkraft. Erstere können wir nicht beneiden; sie ist nur erkünstelt, denn sie wird nur aufrecht erhalten in Folge oft grausamer Behandlung; die zahlreichen Peitschenhiebe widerstreben unseren Anstandsbegriffen und unseren Gefühlen. Trotz dieser sehr energischen Strafen, sind die Beispiele von schwerer Insubordination viel häufiger bei ihnen, als bei uns. Ueberdies ist in England öffentlich bekannt gemacht worden, daß diese Art Strafen unerläßlich wäre. In Frankreich, kurz vor dem Befehl der Regierung, der die Schläge mit dem Tauende abschaffte, bediente man sich des letzteren nur in den äußersten Fällen und mit der größten Vorsicht. Nur die Diebe wurden nicht geschont. Seit jenem Befehle üben die Schiffscaptaine selbst Justiz an den Dieben, und die Disziplin scheint nicht gelitten zu haben durch die Aufhebung einer Strafe, die thatsächlich schon lange abgeschafft war.

Wenn man die mittlere Körperkraft der Engländer mit der der Franzosen beziehungsweise in Zahlen ausdrückte, so findet man, daß sich jene zu dieser wie fünf zu vier verhält. Hieraus ergiebt sich, daß, obwohl unsere Schiffsmannschaften ein wenig zahlreicher als die der Engländer sind, was uns beständig zum Vortheil gemacht wird, diese doch eine viel größere Körperstärke repräsentiren, als die unsrigen, und wenn das Verhältniß zwischen den Mannschaften beider Nationen wie acht zu neun ist, so bleibt dennoch das Uebergewicht der Kraft noch auf Seiten der Engländer. Dieser Unterschied der Muskelkraft ist noch viel bemerkbarer am Bord der Handelsschiffe: er zwingt unsere Fahrzeuge, eine zahlreichere Mannschaft an Bord zu nehmen. Dies ist eine der Ursachen des hohen Frachtpreises bei unserer Handels-Marine und folglich auch eine Ursache für die Abnahme der letzteren.

Ich möchte aufhören, aber es sey mir erlaubt, noch einen Irrthum zu widerlegen. Man hat den Admiralitätsrath angegriffen. Jeder kann nach seiner Art die Zusammensetzung und die Befugnisse des Admiralitätsrathes auffassen; seit längerer Zeit sind verschiedene Entwürfe über diesen Gegenstand eingereicht worden. Jedermann nimmt man die englische Admiralität zum Muster, man will eine ähnliche haben, und ein Jeder setzt sie nach seinem Gutdünken zusammen. In England besteht diese Behörde gewöhnlich aus einem ersten Lord, aus vier Marine-Offizieren, einem sechsten Mitgliede, das Civilbeamter ist, einem ersten und einem zweiten Secretair. Es ist äußerst selten, daß der erste Lord Marine-Offizier ist; in der Regel gehört er dem Civilstande an. Die Admiralität ist durchaus kein permanenter Rath, wie man verschiedentlich hat, sondern alle Mitglieder desselben folgen dem Schicksale des Ministeriums, zu dessen Partei sie gehören: sie ist nichts Anderes, als ein Minister in sechs oder sieben Personen. Ein Punkt ist es, der noch entschieden werden muß, und in Frankreich ist man zur Negative geneigt, nämlich zu erfahren, ob eine Verwaltung von einem aus mehreren Personen bestehenden Rathe vortheilhafter geleitet werde, als von einem Minister. Die Meinungen sind in England über diesen Gegenstand getheilt, dergestalt, daß jahrelche Ausstellungen gegen das System gemacht worden sind. Der hauptsächlichste Einwand stützt sich auf den Mangel an wirklicher Verantwortlichkeit, der daraus folgt. Dies ist ein gewichtiger Grund für diejenigen, welche nicht glauben, daß die ministerielle Verantwortlichkeit eine Fabel sey. In dem letzten Briefe an den ersten Lord der Admiralität, welchen der Admiral Napier so eben veröffentlicht hat, ließt man: „Wie, Mylord, ist es möglich, daß die Angelegenheiten der Marine gut geleitet werden können durch vier Marine-Offiziere, deren Vorfahren ein Civilbeamter ist, der Nichts davon versteht? Die Marine ist der Liebling der englischen Nation, Niemand will ihre Wirksamkeit vernichtet sehen, und Niemand wird die Art und Weise, wie sie geleitet wird, vertheidigen."

Einen einzigen Vortheil hat, meiner Meinung nach, das englische System, und dieser ist nur einer für England: nämlich, daß es zweien Mitgliedern zusteht, — es müssen immer zwei seyn, um Etwas zu entscheiden, das dann erst Gültigkeit hat, — sich unverzüglich in jeden Arsenal zu begeben, um zu revidiren und Anordnungen zu treffen. Während diese beiden Lords von London abwesend sind, können zwei andere sich auch entfernen, um ihren parlamentarischen Pflichten nachzukommen, denn sie sind gewöhnlich Mitglieder des Parlamentes; bei der Central-Verwaltung bleiben immer noch zwei Beamte zurück, welche die laufenden Geschäfte verrichten. Dies ist, glaube ich, der einzige Vortheil eines Ministeriums, welches kommissarisch verwaltet wird, daß es sich gleichsam vervielfachen kann, und daß es die gesetzliche Machtvollkommenheit hat, sich zu theilen und so getheilt zu handeln. Eine ähnliche Organisation ist nicht verträglich mit unseren Ideen, und man findet bei uns kein Beispiel davon.

Es würde übrigens zu weit führen und unnöthig seyn, hier die Zusammensetzung und den Geschäftsgang der englischen Admiralität ausführlich zu beschreiben, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß wir sie annehmen. Wir streben nach einem Mittelsystem. Wir wollen einen eigenen Marine-Minister und einen permanenten Admiralitätsrath, der vor allem ministeriellen und parlamentarischen Wechsel gesichert ist; mit einem Worte, einen beständigen Rath neben einem wandelbaren Minister.

In dem Vorhergehenden habe ich immer England zum Punkte der Vergleichung genommen; ich habe aber dabei nur das berücksichtigt, was ich zur Widerlegung der unserer Marine gemachten Vorwürfe gebrauchen konnte. Man hat in der Nationalversammlung überhaupt die Vortheile angegeben, welche die Engländer vor uns haben, die Wahl der Beispiele ist jedoch keine glückliche gewesen. Ich habe selbst schlagendere angeführt; ich hätte mehrere in umgekehrtem Sinne anführen können. Die Vortheile, deren die Engländer genießen, sind zweierlei Art: die, welche aus der Art der Marine-Verwaltung entstehen, — sie sind nur gering, und es steht in unserer Gewalt, sie verschwinden zu lassen — und die, welche von Ursachen herrühren, denen wir unglücklicherweise nicht das Gleichgewicht halten können. Diese letzteren sind in großer Zahl vorhanden: die insularische Lage, welche eine große Küstenausdehnung darbietet und die Marine zu einer Nothwendigkeit macht; die geographische Lage der Kriegshäfen, welche ihnen erlaubt, sich sehr leicht mit der Hauptflotte in Verbindung zu setzen; die Handelsmarine, welche so beträchtlich ist, als die aller anderen Völker zusammengenommen; der unerschöpfliche Reichthum an Kohlen von der besten Qualität; der so ruhige, so ausdauernde und so geborsame Nationalcharakter; die erste Erziehung, welche Allen von Kindheit an Alles, was die Marine betrifft, so verständlich macht; der seemännische Geist, der unter allen Klassen der Gesellschaft verbreitet ist; die Achtung vor dem Gesetz, weil dasselbe von dem Souverain ausgeht und diesen repräsentirt; ein reichetes Budget, welches eine fast verschwenderische Besoldung für gelistete Dienste erlaubt; parlamentarische Einrichtungen, die dem Forschritt ein freieres Feld lassen u. s. w., und tausend andere Dinge noch, welche aufzuführen überflüssig ist, machen diese Vortheile aus.

Eine Sache indeß erfüllt mich mit Verwunderung und zugleich mit Stolz: nämlich, daß, ungeachtet aller dieser Vortheile, welche die Engländer genießen, trotz unserer unbestreitbaren Fehler der Organisation, trotz unseres Mangels an seemännischem Geiste, die französische Marine oft die Konkurrenz mit der englischen Flotte behauptet hat und daß ihre Inferiorität stets nur auf die Zahl der Schiffe begogen werden konnte. Ich begreife es, daß man die englische Marine bewundert, wenn man ihre Organisation anführt; denn auch ich bin davon begeistert gewesen. Es liegt in meinem Berufe, genau nachzuforschen, auch dem Kleinsten; im Anfange dieser Forschungen, voll von vorgefaßten Ideen, habe ich blind bewundert, was ich für Menschenwerk hielt, und was doch das einfache Werk der Natur war. Meine Ideen haben sich schnell geändert. Ich hatte bewundert, weil ich nur den Erfolg sah; ich bewunderte weniger, als ich die Hülfsmittel bemerkte, und noch weniger, als ich geschickt verborgene Fehler fand.

Auch die russische Marine habe ich, ungeachtet ihrer geringen Bedeutung, bewundert, weil hier die Mittel fehlen, und weil man eine Energie und eine Ausdauer ohne Gränzen anwenden mußte, um das zu erlangen, was man erlangt hat; aber die Regierungsform kömmt dabei zu Hülfe. Es giebt in Rußland zwei verschiedene Marinen, die des Baltischen und die der Schwarzen Meeres, wie wir ehemals eine Marine der Levante und eine des Atlantischen und Mittelländischen Meeres gehabt haben. Jede hat ihr besonderes und unabhängiges Budget. Die Verwaltung ist durch ein einfaches System erleichtert, welches in unseren Augen kostspielig, es aber durchaus nicht für die militairische Organisation der Russen ist. Sobald ein Schiff vom Stapel gelassen, werden ihm eine vollständige Ausrüstung und eine vollständige Bemannung gegeben. Diese Ausrüstung und Bemannung verbleiben demselben, welches auch die Wandlungen seyn mögen, die es durchmacht, bis zu seiner gänzlichen Auflösung. Es giebt in Rußland keine Budget-Kommissionen; der Kaiser selbst verreitt die Stelle derselben, mit dem Unterschiede, daß die Budget-Kommissionen nur die Macht haben, zu tadeln, während der Kaiser, wenn er auch ernstlich tadelt, doch zugleich die Macht hat, reichlich zu belohnen.

Ich habe nicht alle Irrthümer, welche in Betreff der Marine im Publikum verbreitet sind, nicht alle falsche Beurtheilungen, die täglich gemacht werden, widerlegt. Ich hätte gewünscht, in andere Details eingehen zu können, denn es ist zu wünschen, daß die Marine Allen bekannter sey, um weniger mißkannt zu werden. Aber man mußte es vermeiden, Ausdrücke anzuwenden und Einzelheiten zu beschreiben, die von dem Publikum nicht verstanden werden können; darum habe ich auch so viel als möglich die trockenen Zahlen vermieden. Nicht für die Seeleute schrieb ich; sie wissen, was die Beurtheilungen, die man über sie macht, gelten, und wofür sie kommen. Ich schrieb für Personen, denen die Marine eine fremde Sache ist; ich schrieb für alle Parteien, denn die Marine gehört zu keiner Partei; sie liebt das Gesetz und die Ordnung, weil es in ihrer Natur liegt; das ist ihr Glaubensbekenntniß: ich schrieb endlich für das Publikum, damit es wisse, daß es eine Marine hat, und daß diese Marine sich nicht in einem so tiefen Verfall befindet, wie man zu behaupten gewagt hat.

(R. d. d. M.)

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.*)

I.

Die amerikanische Nation ist die einzige in der Welt, von der man mit Grund behaupten kann, daß sie ganz selbständig fortschreitet. Dieser Umstand ist es, der sie von den Völkern Europa's so scharf unterscheidet und der uns ihre Lage und ihre Entwickelung so unerklärlich macht. In allen europäischen Staaten ist die materielle und politische Situation von den Maßregeln und der Initiative der Regierung abhängig: dies ist zum Theil selbst in England der Fall, obgleich von allen Ländern Europa's das Centralisationssystem dort am wenigsten vorherrscht und die individuelle Wirksamkeit den weitesten Spielraum findet. In den Vereinigten Staaten ist die Regierung Nichts und der

*) Als Fortsetzung und Ergänzung des in Nr. 13 die 19 des Magazins mitgetheilten Artikels über den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Bürger Alles. Die Regierung hat mit den öffentlichen Arbeiten nichts zu schaffen, und dennoch giebt es in keinem Lande mehr Kanäle, mehr Eisenbahnen, mehr Dampfschiffe, mehr telegraphische Linien. Die Regierung kann zu Gunsten der Kirche nicht über einen einzigen Dollar verfügen, und nirgends werden die Geistlichen besser bezahlt, nirgends haben die verschiedenen christlichen Gemeinden zahlreichere Gotteshäuser und freigebiger dotirte religiöse Anstalten. Der Ackerbau und der Handel haben von Seiten des Staates weder Unterstützungen, noch Prämien, noch Belohnungen, ja, nicht einmal Ehrenbezeugungen zu erwarten, und ihre Fortschritte sind eben so beispiellos als unaufhaltsam. Die Haupt-Interessen des Landes entwickeln sich also ganz unabhängig von der Regierung, und diese vermag eben so wenig einen günstigen als einen nachtheiligen Einfluß auf die Elemente der nationalen Wohlfahrt auszuüben. Die Regierung kann daher ungestraft schwach, indolent oder ungeschickt seyn; sie kann ohne Ansehen im Auslande und ohne Achtung im Innern seyn, ohne daß die amerikanische Gesellschaft ein vorübergehendes Uebel empfände, welches sich durch eine gute Wahl eben so leicht beseitigen läßt, wie es durch eine schlechte hervorgebracht wurde.

Die Hauptaufgabe der amerikanischen Regierung besteht darin, die Vereinigten Staaten den fremden Nationen gegenüber zu repräsentiren, und man wird begreifen, welche Freiheit des Handelns ihr diese Entstehung aller innern Schwierigkeiten gewähren muß. Ihre Aufgabe ist eben so einfach, wie die der europäischen Regierungen verwickelt ist. Nicht nur, daß eine verstehtte auswärtige Politik im Innern ohne Rückwirkung bleibt, sondern, da die Vereinigten Staaten keinen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's beanspruchen, so ist ihre Regierung der Mühe überhoben, einen solchen aufrechtzuhalten; es kann ihr im Grunde gleich seyn, ob sie mit einigen oder selbst mit allen Staaten der alten Welt auf gutem Fuße steht oder im Streite liegt: genug, wenn sie die Handels-Interessen der Republik zu überwachen und zu vertheidigen weiß. Das entschiedene Auftreten und der unternehmende Charakter der amerikanischen Politik erklärt sich nur dadurch, daß die Regierung von allen innern Sorgen befreit ist, weshalb sie in ihren diplomatischen Beziehungen ganz ungefesselt dasteht und eine Kühnheit, ja, einen Trotz entfaltet, den die europäischen Regierungen, welche tausend Interessen zu berücksichtigen, die wahrscheinliche Handlungsweise der benachbarten Mächte zu bedenken und innere wie äußere Schwierigkeiten zu fürchten haben, sorgfältig vermeiden müssen. In ihren Verhandlungen mit den schwächeren Republiken Amerika's legen die Vereinigten Staaten die ganze Anmaßung des Stärkeren an den Tag, der den Ohnmächtigen ungestraft unterdrücken kann; den europäischen Nationen gegenüber wissen sie kühn und geschickt die Vortheile zu benutzen, welche ihnen ihre isolirte Lage und das geringe Risiko, dem sie sich aussetzen, gewähren. Wenn die Staaten Europa's unter einander Krieg führen, so setzen sie ihren politischen Einfluß, die Integrität ihres Gebietes, ihre Unabhängigkeit und selbst ihre Regierungsform auf das Spiel. In der amerikanischen Union würde weder hingegen auch der unglücklichste Krieg höchstens einen Administrationswechsel hervorbringen; er würde ihr nicht einen Zollbreit Land kosten, und das Ganze würde auf einen mehr oder minder bedeutenden Geldverlust hinauslaufen. Welche Nation also, und wäre es selbst England oder Frankreich, wird sich anders als im äußersten Falle entschließen, mit den Vereinigten Staaten einen kostspieligen und schwierigen Kampf zu beginnen, in welchem die schönsten Siege nur unfruchtbare Lorbeeren bringen würden?

Die Stellung der Regierenden in Amerika ist folglich weit leichter und einfacher als in irgend einem anderen Lande, allein in eben dem Maße verringert sich auch ihr Ansehen, welches gewöhnlich im Verhältniß zu den Schwierigkeiten steht, die sie zu überwinden, und der Verantwortlichkeit, die sie zu tragen haben. Die Vereinigten Staaten haben mehreremal die durch Talent, Erfahrung und politische Rechtschaffenheit ausgezeichnetsten Männer ungestraft übergehen und äußerst mittelmäßige Leute zur höchsten Gewalt erheben können. Die Angelegenheiten des Landes haben darum keinen schlechteren Fortgang gehabt, aber die Nation hat unstreitig die Macht, die an ihre Spitze stehl, erniedrigt, indem sie den Besitz der höchsten Würde weniger von persönlichen Verdiensten als von der Volksgunst und den Combinationen politischer Parteien abhängig macht. Die Parteien selbst unterschieden sich in Amerika sehr wesentlich von den politischen Heerlagern, in welche die europäische Gesellschaft gespalten ist. Bei uns ist die Existenz der Parteien durch die Verschiedenheit ihres Ursprunges, ihrer Interessen und ihrer Absichten bedingt, und man kann hinzufügen, daß in einer Periode des Kampfes und der Gesahr, wie die jetzige, auch der Ehrgeiz seine unriegmäßige Seite hat. Unsere Parteien können nicht ohne Grund behaupten, daß sie in dem Triumph ihrer Ansichten nur die Rettung des Vaterlandes bewecken; in Amerika aber, welches der Rettung nicht bedarf, ist die Macht um ihrer selbst willen, um des Einflusses und der Ehrenstellen, die damit verbunden sind, fast das alleinige Ziel, welches die Parteien verfolgen. Die politischen Kämpfe erheben sich daher selten über die Höhe einer Intrigue, und ihre Wechselfälle werden durch persönliche Interessen und die kleinlichsten Rivalitäten hervorgebracht. Bisher hat das Glück ohne Unterlaß der jungen Republik gelächelt, indessen liegen hier die Keime eines Uebels verborgen, dessen Umfichgreifen verständige Amerikaner mit Besorgniß erfüllt. Sie empfinden gerechte Unruhe über die nicht sehr ehrenhafte Bereitwilligkeit, mit der gewisse Staatsmänner bei mehr als Einer Gelegenheit die wahren Interessen und den Ruf ihres Landes den ehrgeizigen Träumen und der eroberungssüchtigen Laune der Menge geopfert haben, indem sie die Popularität einer Tages höher schätzten als Treue und Glauben.

Die Invasion von Texas und vor Allem der mexikanische Krieg, in welchem die Vereinigten Staaten mit vielem Glück und bedeutenden Kosten eine immerwährende Quelle innerer Zwistigkeiten erkauft haben, sind treffende Beispiele. Nicht wenige Personen fangen daher auch an, sich ganz außerhalb der Parteien zu halten, und ein gewisses Odium haftet in der öffentlichen Meinung an denjenigen, welche die Politik gleichsam als Handwerk betreiben. Man hat, um sie zu bezeichnen, sieben oder acht verschiedene Benennungen erfunden, die auch „Stellenjäger“, „politische Spekulanten“ oder „Staatsmäkler“ übersetzt werden können.

Der große Einfluß, welchen individuelle Ansprüche und Rivalitäten in den Vereinigten Staaten auf die Handlungsweise und die Bewegungen der Parteien ausüben, trägt nicht wenig dazu bei, die amerikanische Politik den Europäern als eine Art von Räthsel erscheinen zu lassen. Jedermann weiß, was in England die Whigs und die Tories, in Preußen die Absolutisten, die Constitutionellen und die Demokraten, in Frankreich die Konservativen und die Sozialisten vorstellen. Jedermann weiß, worin diese Parteien sich von einander unterscheiden, was sie wollen, und vor Allem, was sie nicht wollen, und es ist für den einigermaßen aufmerksamen Beobachter immer leicht, die Beweggründe zu erklären und vorherzusehen, welche die Handlungsweise einer Partei unter gewissen Umständen und bei gewissen Fragen bestimmen werden. Wenn hingegen die Phasen der amerikanischen Politik vorliegen will, muß eine wahre Kenntniß vorhergehen, ehe er über das, was dort vorgeht, im Klaren ist. Nicht nur legen sich die Parteien allerhand phantastische und mitunter ganz sinnlose Namen bei, es giebt deren auch noch eine unendliche Anzahl, und die Ehrenlist: Whigs, Locofocos, Old-bunkers, Barnburners, Native Americans, Free-soilers, Abolitionists, gleichen eher den Sprüchwamen lustiger Brüderschaften, als den Benennungen ernster politischer Parteien. Wenn man die Unterschung etwas weiter treibt und sich bemüht, die speziellen Lehrsätze, das Regierungsprogramm dieser scheinbar so verschiedenartigen Fractionen zu erforschen, so findet man, daß sie in keinem wesentlichen Punkte von einander abweichen, und daß kaum ein Grund vorliegt, um dem amerikanischen Volke den Sieg einer oder der anderen Partei besonders wünschenswerth erscheinen zu lassen.*) Ist es demnach zu verwundern, daß das europäische Publikum die Schwankungen der amerikanischen Politik nicht begreifen kann und, da es die Macht unaufhaltig von einer Partei auf die andere übergehen sieht, dieser Wankelmüthigkeit der Volksgunst eine irrthümliche Auslegung giebt?

Mit wollen versuchen, einiges Licht in diesen Irrgang der amerikanischen Politik zu werfen. Seit 1844 scheinen die Vereinigten Staaten sich in einem Zustande des Uebergangs zu befinden, der unsere ernstliche Erwägung verdient; die politischen Streitigkeiten sind definitiv erledigt, und die Parteien setzen sich eher aus Hartnäckigkeit und um ihre Existenz zu verlängern fort, als in der Hoffnung, ihre Gegner zu besiegen. Neue Kämpfe bereiten sich jetzt vor, welche viel lebhafter und gefährlicher seyn werden, als die früheren; an die Stelle administrativer und politischer Fragen treten jetzt territoriale Interessen. Es eröffnet sich hier eine ganze Reihe ernster Schwierigkeiten, welche einst Tages selbst die Fortdauer der Union gefährden können.

Mannigfaltiges.

— Amerikanische Politik. Wir machen alle diejenigen, welche sich über die gegenwärtige politische Lage der Vereinigten Staaten näher zu unterrichten wünschen, auf die in unserem heutigen Blatte angefangene, der Revue des deux Mondes entlehnte Darstellung aufmerksam. Es giebt vielleicht nicht Viele, die eine klare Idee von jenen, auch für uns Europäer so interessanten Verhältnissen haben; man weiß zwar, daß sich eine ernste Krise in der amerikanischen Union vorbereitet, aber zur näheren Kenntniß des eigentlichen Sachverhalts und des Antagonismus der Parteien, der sich bei der neulichen Ueberwahl in so auffallender Art kundgab, reichen die mageren Zeitungsberichte bei weitem nicht aus. Der Verfasser des bemerkten Artikels, Herr Tuchenal-Claripy, hat auf wenigen Seiten eine so klare und verständliche Schilderung der politischen Zustände Amerika's entworfen, wie man sie in den bänderreichen Lucubrationen deutscher und englischer Reisenden nicht findet, die, ohne gründliche Sachkenntniß und von subjektiven Einbrücken beherrscht, bald, wie ein berühmter deutscher Gelehrter, Amerika als ein politisches Utopien beschreiben, in welchem die gebratenen Tauben der Freiheit den Lenten ganz ohne Sorge und Mühe in den weit geöffneten Mund fliegen, bald, wie die Familiens und Zivlers, als ein Land, in welchem alle Bande der sozialen Zucht gelöst sind und mit der Souveränetät des Volkes die gräulichste Anarchie an der Tagesordnung ist. Von diesen beiden Ansichten ist die erste eben so gutmüthig naiv, wie die zweite ungerechtfertigt und den Thatsachen widerstreitend ist, und die in anerkennungswerther Objektivität gehaltene Abhandlung unseres französischen Gewährsmannes ist daher um so schätzbarer. Mit dem von ihm dargebotenen Leitfaden versehen, wird man begreifen, um was es sich in den wichtigen Debatten, die in der gegenwärtigen Session des Kongresses stattfinden werden, handelt, und sie gewiß mit regem Interesse verfolgen.

*) Diese Behauptung ist in ihrer Allgemeinheit richtig. Da die Amerikaner alle Parteien ihrer gemäßigt theoretischen Grundsätze in der That ganz einverstanden sind, daß aber die Extreme der oben erwähnten politischen Fractionen sich, namentlich in der Praxis, allerdings zum Theil wesentlich von einander unterscheiden, wird von dem Verfasser selbst im Verlaufe seines Aufsatzes angedeutet.

D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstraße No. 54, und bei Leop. Lesser, Breitestraße No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 31. Berlin, Dienstag den 12. März 1850.

Die Eintheilung der Menschheitsstämme, nach Carus.

Wir sind noch im Rückstande mit der Anzeige einer auch vor unser Forum gehörenden kleinen, aber gediegenen Schrift, die einer der vielseitigsten deutschen Forscher auf den Gebieten der Natur und Kunst, Karl Gustav Carus, bei Gelegenheit von Goethe's hundertjähriger Geburtstagsfeier „über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung" (Leipzig, Brockhaus, 1849) herausgegeben hat. In unseren Blättern, in denen die Mannigfaltigkeit der Menschheitsstämme ein viel behandelter Stoff ist, haben wir auch oft bereits Gelegenheit gehabt, über die Systeme zu sprechen, nach welchen man es versucht hat, diese Mannigfaltigkeit zu regeln und abzuklären. Linné war einer der Ersten, der das bunt aufgehäufte Material sichtete, aber dabei lediglich von der in der geographischen Wissenschaft seiner Zeit angenommenen Eintheilung der Erde in vier Welttheile ausging, indem er die Menschheit in den rothen (amerikanischen), den weißen (europäischen), den gelblich gefärbten (asiatischen) und den schwarzen (afrikanischen) Stamm eintheilte. Aber schon eine oberflächliche Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner reicht hin, um das Ungenügende dieser Eintheilung augenfällig zu machen. Blumenbach war es, der mit seinen berühmten, in die Sprachen fast aller gebildeten Völker übersetzten Darstellungen der vergleichenden Anatomie zuerst bestimmte wissenschaftliche Anhaltspunkte zur Eintheilung des Menschengeschlechts gegeben, indem er den organischen Bau des menschlichen Körpers und namentlich den Bau des Schädels, als der Hülle des höchsten Geistesorgans, zur Grundlage seines Systemes machte. Von ihm rührt die auf dieser Grundlage beruhende Eintheilung in fünf Stämme, den kaukasischen, äthiopischen, mongolischen, amerikanischen und malayischen her.

Aber auch diese Eintheilung vermochte eben so wenig, wie die des Franzosen Bory de St. Vincent, die die Menschen nach ihrem Haarwuchs in schlichthaarige und krauthaarige absonderte und beiden Abtheilungen zusammen fünfzehn Unterordnungen gab, einen philosophischen Forscher wie Carus, der die Menschheit nicht nach blos äußerlichen Merkmalen, sondern von innen heraus auffaßt, zu befriedigen. Er suchte vielmehr nach einem tiefer liegenden Grunde, welcher, unter Berücksichtigung jenes Schwankens der Eintheilung, mit unwiderlegbarer Nothwendigkeit ein einziges Fundament nachweist und eben so in physiologischer wie in psychischer Hinsicht volle Befriedigung gewährt.

„Ich fand es endlich", fährt Herr Carus fort, „in dem nicht zu verkennenden festen Verhältniß des Hirntheiles zum Menschen als seinem höchsten und bedeutungsvollsten Gebilde. — Hatte ich es doch überhaupt für unerläßlich, in allen solchen auf tiefere Verhältnisse weisende Fragen immer zuerst das Urphänomen aufzusuchen, gleichsam an den Grundgesetzen dieser Schöpfungen sich zu halten und von da aus dann weiter zu forschen. Wer aber kann es verkennen, wenn er die Erde nach ersten und grundwesentlichen Beziehungen zu ihrem eigentlichen Lebenszweck, d. i. zur Sonne — betrachtet, daß zu allererst sich hier darstellt, wie fortwährend und in jedem Augenblick der Planet eines Theils tagesheil erleuchtet, anderen Theils in Nacht gehüllt und nach zwei Seiten von Dämmerung umfangen sey, welche immerfort in Morgen- und Abenddämmerung zerfällt!" — Diese vier Zustände sind es, welche überall stets wechselnd in einander übergehen — immerfort wandelt sich an jeder Stelle einerseits Morgendämmerung in Tag, und Tag wieder in Abenddämmerung, diese aber wieder in Nacht, welche selbst dann wieder von erster Dämmerung fortwährend verdrängt wird; also schwebt dann der gesammte Planet in raschem Wechsel seiner Lichtzustände im Aether dahin; was jedoch bei all diesem Wechsel nie sich ändert und was durchaus und immer charakteristisch dem Ganzen bleibt, ist, daß alle vier Zustände zugleich nie von dem Planeten weichen und kein Planet gedacht werden kann, an welchem nicht vier solche Zustände immerfort gleichzeitig vorhanden seyn müßten.

„Macht man dies Alles sich deutlich, so muß man wohl begreifen, daß ein Verhältniß, das in Wahrheit als Urphänomen jeder planetaren Existenz anerkannt werden muß, schlechterdings nicht ohne wichtigen Einfluß bleiben könne auf die Existenz aller Lebendigen auf diesem Planeten. Verfolgen wir ihr Leben, und überall tritt uns dieser Einfluß entgegen.

„Der große Gegensatz schon von Wachen und Schlafen, welcher alles Leben der höheren Geschöpfe bezeichnet und welcher selbst im Leben der Pflanzen mit schwachem, aber deutlichem Abglanz hervortritt,*) beruht mit allen seinen merkwürdigen Bedingungen von Blut- und Nervenleben überall auf jenen steten wichtigen Wechsel von Licht und Finsterniß an der gesammten Oberfläche der Erde. Doch mehr als dieses gehört es noch zu solcher Abhängigkeit, daß selbst in die Organisation und Lebensweise unzähliger Geschöpfe jener große Gegensatz eingreift, so daß wir hiernach genöthigt werden, zu unterscheiden einmal zwischen solchen, deren ganze Existenz durch und durch auf die Nachtheile verwiesen ist, indem sie entweder auf dem Boden der Gewässer oder im Innern von Felsen oder in der Tiefe der Erde, ja, selbst in dem Gewebe und in den Säften anderer Lebendigen, für immer ausgeschlossen vom Licht, verweilen, und denen, die möglicher an Licht und Luft gebracht werden sollten; dann aber wieder zwischen Geschöpfen, die zwar vorwiegend bestimmt sind, den Wechsel von Tag und Nacht zu erfahren, aber doch durch ihre Lebensweise ganz besonders auf einen von beiden Zuständen angewiesen werden. — Wie daher schon bei den Pflanzen gefunden wird, daß einige mehr bei Nacht und andere mehr bei Tag blühen, so tritt dieser Unterschied unter den Thieren nach Organisation und Lebensweise noch weit bestimmter hervor und hat längst Veranlassung gegeben, zwischen Nachtthieren und Dämmerungsthieren und Tagthieren zu unterscheiden.*)

Wie wäre es nun möglich, daß so große überall durchwirkende Einflüsse nicht auch das höchste Geschöpf der Erde — den Menschen — berührten; ihn, der zwar mächtiger und freier über Vielem steht, was andere Geschöpfe bindet, indeß irgendwie — und wenn nicht materiell, doch symbolisch — nicht weniger als andere den Bedingungen aller Lebendigen unterliegt! — Und so ist es auch hier! — Die Menschheit, die nur ein Reich, und zugleich nur eine Klasse, nur eine Ordnung und nur eine Gattung darstellt und nur so dem ungeheuren Reich der Thiere mit seinen vielen Klassen und Ordnungen und unzähligen Gattungen gegenübersteht, sie kann zwar nicht jenen allgemeinen Einfluß der vier großen unaufhörlich gleichzeitigen Zustände des Planeten dadurch abspiegeln und widerholen, daß sie besondere organisch verschiedene Gattungen von Menschen der Nacht und von anderen des Tages oder der Dämmerung darbietet, aber in merkwürdiger Symbolik ist wirklich eine große Vierzahlerung der Menschheit gesetzt, welche durchaus in ihrem letzten Grunde nur auf jenen vierfachen Zuständen des Planeten beruht. — Seitdem diese Gedanke mir vollkommen aufgegangen war, habe ich ihn sofort in meinem „System der Physiologie" ausgesprochen und entwickelt, werde jedoch hier Gelegenheit nehmen, manches Weitere darüber mitzutheilen, dessen zu gedenken dort weniger am Orte war. — Zunächst sehe ich aber hervor, wie sich auch in dieser Beziehung empirische Auffindung und theoretische Erfassung — wie immer, wenn beide auf ein naturgemäße Weise sich werden — sich treulich begegnen! — Denn nachdem denjenigen Forschern, welche erkenntet vom Licht der Physiologie, wirklich von innen heraus an die Eintheilung der ungeheuren Mannigfaltigkeit des Menschengeschlechts gingen, nothwendig vor jeder anderen die Wahrheit einer Viertheilung klar werden mußte, ergab sich dann, wenn man, von der Höhe einer allgemeinen Anschauung herabsteigend, generelle Zustände auf ein solches Spezielles anwendete, ganz genau dasselbe Gesetz. Jene erste blos empirische Auffassung hätte für immer den Nachweis des eigentlich höchsten und zurückziehenden Grundes entbehrt, wäre ihr die philosophische Betrachtung nicht entgegengekommen, und wie einst Oken**) schon fragte: „warum gibt es keine blauen und grünen Menschen?" so durfte man dann auch immerfort fragen: „warum könnte es nicht auch vier oder so gut wie drei, oder auch sechs oder neun Hauptstämme geben?"

„Wiederum aber hätte die scharfe empirische Forschung nicht von ihrer Seite jene Viertheilung mit gleicher Bestimmtheit darstellen können, so wurden wir abermals unbefriedigt geblieben sein, und ein Zweifel hätte Platz greifen können, inwieweit die volle Anwendung eines allgemeinen Gedankens auf die besondere Wirklichkeit erlaubt sey.

„Nach allen diesen einzelnden Betrachtungen rücken wir nun dem eigentlichen Ziele dieser Untersuchungen näher, und es wird jetzt das Erste seyn, noch eine Uebersicht der in obigem Sinne hierauf getheilten Volksstämme und ihrer Vertheilung an der Oberfläche der Planeten zu geben.

„Den obigen Anforderungen zufolge müssen sich also finden, einmal: Volks-

*) Nicht nur, daß viele Pflanzenblätter und Blüthen sich zusammenlegen und schließen, wenn die Nacht eintritt, andere Blüthen dagegen gerade sich dann erst öffnen, wenn der Tag entwichen ist, so hat schon Linné angegeben, eine Art von Blumenuhr zu konstruiren, indem selbst nach den verschiedenen scheinbar sieben- oder höheren Stunde der Sonne gewisse Blüthen sich öffnen.

*) Auch bei den Thieren kömmt zuweilen solch Hundewetter Leben, wie jenes Blühen der Tropischen Blumenwelt, vor. Alex. v. Humboldt erzählt namentlich von jenen Mexikanischen Affen, deren singulare Tagen immer regelmäßig, jede zu einer besonderen Stunde, den Menschen anstehen, so daß man es oft „auf die Minute ziehen" nennt.

**) Oken selbst machte einen ungeschickten Versuch, die Menschenstämme nach den Sinnesorganen in der Fünfzahl — in Augenmenschen, Nasenmenschen u. s. w., einzutheilen.

Digitized by Google

stämme, welche dem Lichtmangel — der Nacht der Planeten, entsprechen; es können keine anderen hierher gezogen werden als die körperlich und geistig unvollkommener ausgestalteten Neger — der äthiopische Stamm; — sie sind die Nachtvölker — durch dunkle, oft vollkommen schwarze Färbung bezeichnet. Ein andermal müssen sich finden: Volksstämme, welche der Erleuchtung — dem Tage der Planeten, entsprechen; es gehören augenfällig hierhin die kaukasischen, europäischen und in Asien bis zu den Pindus verbreiteten höheren Stämme, alle von mehr oder minder weißer Färbung, — es sind die Tagvölker. Zum dritten muß es geben Volksstämme, welche die Dämmerung des Aufganges in der Menschheit darstellen, — es sind die weitverbreiteten Völker des mongolischen Stammes, von welchem zugleich die malayischen Stämme abgeleitet werden können. Ihre Organisation wird in vieler Beziehung zwischen der der Tag- und Nachtvölker in der Mitte stehen und eine dunklere oder hellere gelbliche Färbung zeichnet sie aus — es sind östliche Dämmerungsvölker. Viertens und endlich müssen Volksstämme sepn, welche der Dämmerung des Unterganges entsprechen, in denen abermals eine mittlere Organisation und eine bald dunklere, bald hellere östliche Färbung vorherrscht, wohin denn die Völker gehören, deren Mitte der Toltekanische und Aztekische Stamm ausmachte, welcher einerseits bis zu den appalachianischen Stämmen, andererseits bis zu den Patagoniern und Feuerländern sich ausdehnt — es sind die westlichen Dämmerungsvölker der Erde.

„Man kann sich ein sehr gegensätzliches und in vieler Beziehung bedeutungsvolles Bild von den Verhältnissen dieser vier großen Volksstämme zur gesammten Erdoberfläche entwerfen, wenn man auf Planigloben die Verbreitung derselben je mit verschiedener Farbung über die Erstreckung des Festlandes hin aufträgt und zugleich die Erstarrungszonen der Erdpole und die durch Isothermen bestimmten mitleren Temperaturzonen bemerklich macht.*)

„Bei den ungleichen Erhebungen der Oberfläche des Globus, wo auf die nördliche Halbkugel so viel mehr Festland und auf die südliche Halbkugel ein so enormes Uebergewicht der Wasserbedeckung fällt, so wie bei der eben deshalb am Südpol so viel weiter greifenden Zone der Erstarrung, zeigt sich dann diejenige glückliche Zone, welche über größte Ausdehnung des Festlandes hin die dem höheren organischen Leben günstigen Verhältnisse darbietet, auch nicht unbeträchtlich nordwärts vom Aequator gerückt und gewährt dort zugleich eine für die Verbreitung der Menschheit besonders wichtige Gegend. — Sieht man dabei ab von den Colonisationen der Tagvölker, welche nach und nach und schon seit den spanischen Konquistadoren so viele, ursprünglich anderen Stämmen angehörende Gegenden für sich in Besitz genommen haben, und vergegenwärtigt man sich so das Allgemeine der Urbevölkerung, so bekommt man ein Bild, dem ähnlich, welches bereits Morton in seinem Prachtwerke über Amerika's Ureinwohner gegeben hat und welches dann wesentlich folgende Vertheilung der Menschheit zeigen wird. — Die Nachtvölker, namentlich über Afrika, mit Ausnahme von Nord-Afrika, sich ausbreitend und hinab gegen Süden über Australien, Van-Diemensland und einen Theil von Neuseeland (als Papuas) sich erstreckend. — Die Tagvölker, in der Gegend des Kaukasus in besonders reinen Formen erhalten, haben sich ausgebreitet bald in größerer, bald in geringerer Vollkommenheit ihres Typus über ganz Europa und haben die Gegenden von Asien, welche wir Persien, Arabien, Hindostan nennen, so wie den Norden von Afrika, vollständig eingenommen. — Die östlichen Dämmerungsvölker haben im Norden und Osten der angeborenen Erstreckung des asiatischen Kontinents Alles überzogen, finden in den mongolischen Stämmen von China, Japan, Tibet u. s. w. ihren Mittelpunkt und greifen dann im hohen Norden theils nach Amerika hinüber, während gegen Süden hinab sie als malayischer Stamm unzählige Inseln bewohnen und sonderbar bald mit dem Blute der Tagvölker, bald mit dem der Nachtvölker vermischt erscheinen. — Endlich die westlichen Dämmerungsvölker, sie, die wirklich dem Untergange zugewendet sind und ihrem Verlöschen mehr und mehr entgegengehen, sie waren ursprünglich auf ganz Amerika, mit Ausnahme seines hohen Nordens, angewiesen und werden in der Gegenwart mehr und mehr durch die Tagvölker verdrängt.

„Von hier an, wenn man so die Vertheilung der Bohrstätten von 900,000,000 Menschen zurest nur im Allgemeinen überblickt hat, eröffnet sich allerdings eine Fülle des reichsten Stoffs zu unendlichen Untersuchungen, und man braucht nur einigermaßen in diesen Gegenständen sich zu orientiren, um einzusehen, daß Werke dreimal größeren Umfanges als das von Prichard noch keineswegs ausreichen können, auch nur das Wichtigste aller dieser Gegenstände zusammenzufassen. — Das, worauf wir hier näher einzugehen gedenken, ist nun allein die Frage von der ungleichen Befähigung dieser so weitum wohnenden Stämme für höchte Entwickelung des Geistes."

Der Verfasser wirft nun von diesem Standpunkt einen Rückblick auf das zuerst von Blumenbach aufgestellte System der Schädelbildung, welches seine Theorie durch die Beobachtung bestätigt und in Verbindung mit anderen Beobachtungen über die Organisation der Haut, „welche, insofern sie erstes und allgemeinstes Sinnesorgan ist, für die Entwicklungen höherer Geistesthätigkeit am so wichtiger wird, je gewisser Gesicht und Gefühl die ersten, alles Vorstellungsleben orientirenden Sinne genannt werden müssen", und zu nachstehenden Resultate führt:

„Die Ungleichheit in der Befähigung zu höchster Geistesentwickelung stellt sich in den verschiedenen Stämmen in dem Maße heraus, daß die geringe Befähigung auf die Nachtvölker fällt, während die größere den Tagvölkern zu Theil geworden, die Dämmerungsvölker aber den deutlichen Uebergang zwischen beiden bilden."

*) Eine der Lavaterschen Schrift beigegebene Tafel zeigt diesen Gedanken in sichtiger Ausführung.

In einem zweiten Aufsatze werden wir Einiges von den weiteren Entwicklungen des Verfassers in Bezug auf das Verhältniß der Tag- und Nachtvölker zu den Dämmerungsvölkern mittheilen.

England.

George Fox, der erste Quäker.

(Schluß.)

Auch nach der Restauration wurden die Verfolgungen der Quäker fortgesetzt, und zwar lediglich von Seiten der Kundköpfe oder Kavaliere.

Fox wurde abermals zu Swarthmore wegen „der großen Versammlungen, die er halte," verhaftet und auch hier wieder mit Schmähungen und Verletzungen überhäuft. Diesmal verdankte er seine Befreiung der Verwendung der Margarethe Fell, einer Dame, in deren Hause er sich aufgehalten hatte und welche er später heirathete. Diese vortreffliche Frau ging nach London und wandte sich persönlich an den König für ihren mißhandelten Freund. Sie wurde sehr gnädig empfangen, und die Befreiung des Fox war das Ergebniß ihrer Verwendung. Der König hatte es jedoch nicht in seiner Macht, ihn unmittelbar zu befreien; er ließ ihn daher vermöge eines Habeas-Corpus-Befehles nach London bringen, damit seine Sache vor die Richter komme. Nun wollte aber der dortige Magistrat die Kosten der Begleitung nicht tragen und verlangte, Fox solle Caution stellen und versprechen, daß er zu einem bestimmten Tage in London einträffen wolle. Die Caution zu stellen, verweigerte sich Fox standhaft, jedoch versprach er, so man ihm erlauben wollte, mit einigen seiner Freunde nach London zu reisen, sich an einem zu bestimmenden Tage einzustellen und die Anklage-Akte selbst mitzubringen. Man entließ ihn darauf auf sein gegebenes Wort, der beste Beweis, wie ungerecht das Verfahren gegen ihn gewesen und wie falsch die Beschuldigungen waren. Auf der Reise besuchte er seine Freunde und hielt zahlreiche Versammlungen. Bei seiner Ankunft in London fand er einen großen Haufen Volks auf dem Charing-Cross-Platze versammelt, um das Verbrennen der Eingeweide der Richter des verstorbenen Königs mit anzusehen. Den folgenden Tag erschien er vor dem Oberrichter Foster und dem Richter Mallet, und nachdem er ihnen die Anklage gegen sich übergeben hatte, lasen sie dieselbe ruhig durch, bis sie zu den Worten kamen, daß er und seine Freunde die Nation in Blutschuld verwirren. Hier schlugen sie mit der Hand auf den Tisch. George Fox aber sagte zu ihnen: „Ich bin der Mann, gegen den diese Anklage gerichtet ist, doch bin ich hierzu so unschuldig wie ein neugeborenes Kind und habe sie selbst mitgebracht; auch sind einige meiner Freunde mit mir gekommen ohne irgend eine Wache." Die Richter bemerkten dann, daß er mit bedecktem Haupte vor ihnen stand, und sagten zu ihm: „Was steht Ihr vor uns mit Eurem Hute auf?" Er erwiederte, es geschehe nicht aus Verachtung vor ihnen. Da das King's-Bench-Gefängniß voll und für ihn kein Raum mehr war, so fragte ihn Foster: „Wollen Sie morgen um zehn Uhr wieder hier erscheinen?" „Ja," sagte er, „ob der Herr mich dazu stärkt." Da bemerkte Foster gegen den anderen Richter: „Wenn er so sagt und es verspricht, so können wir uns auf sein Wort verlassen." Hierauf entließ man Fox. Tages darauf wurde er in die Mitte des Gerichtshofes gebracht. Die Anklage wurde öffentlich verlesen. Das Volk war mäßig, die Richter überlegt und liebevoll. Das Verfahren glimpfte ihnen bei. Als sie aber zu der vorerwähnten Stelle kamen, schlug sie ihre Hände in die Höhe." Er verthedigte sich wie am vorhergehenden Tage und berief sich auf das Zeugniß, daß man ihn auf sein bloßes Wort ohne alle Bewachung und dem Gefängniß habe gehen lassen. Da kein Ankläger gegen ihn auftrat, so entließ man ihn auf den Wunsch und besonderen Befehl des Königs (Karl's II.).

Im Jahre 1663 besuchte Fox noch einmal seine vortreffliche Freundin zu Swarthmore. Sobald seine Ankunft unter seinen alten pershyterianischen Freunden kund wurde, so beriefen sie eine Versammlung und beschlossen, ihn abermals zu verhaften. Nur konnten sie sich nicht entscheiden, auf welche Beschuldigung hin es geschehen sollte. Es ereignete sich jedoch, daß man um diese Zeit viel von einer bevorstehenden Empörung im Norden sprach, und Fox, dem es stets um den Frieden zu thun war, hatte eine Adresse an die Landleute erlassen, worin er sie vor Betheiligung warnte und ihnen nicht nur die Ungesetzlichkeit der Sache, sondern auch den gewissen Untergang, den sie sich dadurch zuziehen würden, nachwies. Durch eine sinnreiche Verdrehung, die niemals bekannt worden ist, wurde dieses wohlwollende und patriotische Dokument als Grund zur Verhaftung angenommen, und dafür wurde er Grausamkeiten unterworfen, deren Erzählung den aufrichtigen Berichten der Inquisition gleichkommen dürfte. Die verschiedenen Behörde wahrend dieser Verfolgung hat Fox selbst auf eine so frappante Weise erzählt, daß man den Charakter des Mannes und die Art der Verfolgung am deutlichsten daraus ersehen kann, und wir nehmen daher seinen Aufsatz, einige Auszüge davon mitzutheilen. Bei der ersten Untersuchung war einer der Richter ein Katholik, und dieser fing damit an, George Fox zu beschuldigen, daß er Gott, die Kirche und den Glauben leugne.

„Nein", antwortete George Fox, „ich erkenne Gott, die wahre Kirche und den wahren Glauben an. Aber zu welcher Kirche bekennst Du Dich?" George Fox wußte wohl, welcher Religion er angehöre, und Middleton, welchen dieser Vorwurf reizte, drohte sich zürnend um und sagte: „Ihr seyd ein Aufrührer und Verräther!"

G. Fox. In wem sprichst Du oder wen nennst Du Aufrührer?

Middleton war jetzt so aufgebracht, daß es etwas lange dauerte, ehe er sich äußern konnte, endlich sagte er, er habe es ja ihm gesprochen.

G. Fox (mit der Hand auf den Tisch schlagend). Ich habe für die königliche Sache mehr gelitten, als zwanzig Dreiegleichen oder als irgend Einer, der sich hier befindet; denn ich habe sechs Monate lang im Gefängniß zu Derby

Digitized by Google

schmachten müssen, weil ich die Waffen gegen den verstorbenen König nicht ergreifen wollte. Oberst Hacken hat mich aus meiner eigenen Grafschaft wegen Komplotte, den König Karl im Jahre 1654 zurückzubringen, als Gefangenen zu Oliver Cromwell geschickt, ich habe nichts als Liebe und Wohlwollen für den König und wünsche sein und seiner Unterthanen ewiges Wohl.

Richter Mivdleton. Hat man so etwas gehört?

G. For. O, Ihr könnt es noch einmal hören, wenn Ihr wollt. Denn Ihr schwatzt alle vom Könige, aber wo warst Ihr in Oliver's Zeit? und was habt Ihr für ihn gethan? Ich liebe den König mehr und wünsche sein ewiges Heil und Wohl eifriger, als Ihr alle zusammen.

Richter Mivdleton. Bringt das Buch und laßt ihn den Eid der Treue und des Supremats schwören.

Dies war die gewöhnliche Falle, worin man die Quäker zu fangen suchte, wenn andere Beschuldigungen fehlschlugen. George Fox stellte ihm hier laut die schlaue Frage, ob er den Supremat-Eid geleistet habe, der er ein Katholik und Schwörer wäre; „was sind das betreff", setzte er hinzu, „wir dürfen gar nicht schwören, weil Christus und seine Apostel es verboten haben." Man entließ ihn wieder auf sein bloßes Wort, bis zur nächsten Lancaster-Session zu erscheinen. Er hielt sein Wort. Als man ihn vorrief, trat er wie gewöhnlich mit bedecktem Haupte ein.

Der Präsident. Wißt Ihr, wo Ihr seyd?

G. Fox. Ja, ich weiß es. Aber vielleicht belehrigt Euch mein Hut. Das ist etwas Nebrigres, das ist die Ehre nicht, die ich dem Richter erweise, denn die wahre Ehre kömmt von oben. Ich hoffe also, es ist nicht der Hut, in dem Ihr die Ehre sucht.

Präsident. Ja, wir sachen sie auch im Hut. Womit bezeigt Ihr dem Gerichtshof Eure Achtung, wenn Ihr nicht Euren Hut abnehmt?

G. Fox. Damit, daß ich komme, wenn man mich ruft.

Hierauf befahl man einem Gerichtsdiener, ihm den Hut abzunehmen. Er weigerte sich auch diesmal wieder, zu schwören, und wurde deshalb in Verfall gebracht. Ehe er hinausging, wandte er sich an den Gerichtshof und sagte: „Merkt es Euch alle, daß ich für die Lehre Christi und wegen Beobachtung seines Befehls gestraft werde."

Im März des Jahres 1664 wurde er vor den Richter Twisden gestellt. Als dieser darauf bestand, er müsse schwören, und ihn mit „Kerl" angesprochen hatte, erwiderte Fox: „Ich bin nicht Dein Kerl, ich bin ein Christ, und was Dich, den Greis und Richter, betrifft, so getraust es weder Deinem grauen Haar, noch Deinem Amte, da zu sitzen und Gefangene mit Spottnamen anzureden."

Der Richter. Was nun, ich bin auch ein Christ.

G. Fox. So bande deinlich.

Da ihn der Richter durchaus nicht zum Schwören bringen konnte, so wurde er abermals nach dem Gefängnisse gebracht, um daselbst die nächsten Assisen abzuwarten.

Fox fühlte sich durch das Wort Kerl so verletzt, daß er bald nachher eine Schrift herausgab, welche er an „alle Richter, was sie auch seyen", richtete und worin er nachwies, daß solche Ausdrücke hinwegwegen den Sitten der Heiden, Juden oder Christen gemäß seyen.

Im Juni desselben Jahres wurde er wieder zu Lancaster vor Gericht gestellt, und nachdem man ihn abermals wegen Verweigerung der Eidesleistung zu Rede gesetzt, sagte George Fox zum Richter: „Willst Du, daß hier heute schwören, daß ich den Eid verweigert habe?" Hierüber brach der Hof in Gelächter aus. Es betrübte Fox, so viel Leichtsinn am Gerichtshofe, wo solche feierliche Sachen verhandelt würden, wahrzunehmen; er fragte daher, ob der Hof ein Theater wäre? „Wo ist hier Ernst und Nüchternheit? denn diese Aufführung zweifelt Euch nicht."

Der Richter behauptete, die Geschwornen müssen ihn schuldig erklären, da er bei den letzten Assisen die Eidesleistung verweigert habe. Hierauf George Fox: „Was thut Ihr mit einer Form? Ihr mögt Eure Form nur wegwerfen." Und sich zu den Geschwornen wendend: „Es liegt auf Eurem Gewissen, so wahr Ihr es vor dem Richterstuhl des Herrn zu verantworten habt."

Der Richter redete die Geschwornen nochmals an, und sie sprachen das „Schuldig" aus, worauf Fox ihnen sagte: „Ihr sowohl, wie die Richter, habt Euch meinetwig gemacht, Ihr habt daher wenig Ursache, zu lachen, wie Ihr es eben gethan." Er mußte hierauf wieder in sein höchst elendes Gefängniß zurück. Den folgenden Tag wurde er mit Margarethe Fell, seiner alten Freundin und gegenwärtigen Leidensgefährtin, zusammen vor den Richter gestellt, und es entspann sich das folgende Gespräch:

Richter. Was habt Ihr zu sagen, warum ich den Urtheil über Euch nicht aussprechen soll?

G. Fox. Ich bin kein Advokat; dennoch habe ich viel zu sagen, wenn Du Geduld hast, mich anzuhören.

Da lachte der Richter, so wie Andere ebenfalls, und sprach: „Nun, was habt Ihr zu sagen?" und sich an den Hof wendend: „Er kann nichts sagen."

G. Fox. O ja, ich habe viel zu sagen, habe nur Geduld, mich anzuhören. Sollte der Eid den Unterthanen des Königs oder denen eines anderen Reiches vorgelegt werden?

Richter. Den Unterthanen dieses Reiches.

G. Fox. So sehet in der Anklage nach, und Ihr werdet finden, Ihr habt das Wort Unterthan ausgelassen; Ihr könnt mich also nicht zur Strafe dafür ziehen, daß ich den Eid nicht leisten will. — Man sah nach, fand es wirklich so, und der Richter gestand ein, es sey ein Irrthum.

G. Fox. Ich habe noch etwas Anderes, womit ich dem Urtheil Einhalt thun kann — setzet nach, an welchem Tage mit nach der Anklage der Eid vorgelegt worden seyn soll.

Man sah nach, und ein zweiter, bedeutender Irrthum stellte sich heraus. Einige Richter waren sehr empört hierüber, stampften mit Füßen und sagten: „Wer hat dies getan? Jemand hat dies vorsätzlich gethan!"

G. Fox. Sind nicht die Richter, welche diese Anklage beschworen haben, meinedige Männer im Angesicht des ganzen Landes? Dies ist aber noch nicht Alles, was ich zu sagen, warum das Urtheil aber auch nicht ausgesprochen werden sollte. In welchem Jahre des Königs ist die letzte März-Session gehalten worden?

Der Richter. Im sechzehnten.

G. Fox. In der Anklage heißt es im sunfzehnten.

Man mußte abermals den Irrthum eingestehen. Nachdem er dann noch einen Fehler im Wortlaute des Eides nachgewiesen hatte und weiter fortfahren wollte, unterbrach ihn der Richter und sagte, er habe genug, Fox brauche nicht mehr zu sagen.

G. Fox. Wenn Du genug hast, so verlange ich nichts als Gesetz und Gerechtigkeit von Dir; dem Gnade erwarte ich nicht.

Der Richter. Ihr müßt Gerechtigkeit und sollt Gesetz haben.

G. Fox. Bin ich entlassen und frei von Allem, was in dieser Angelegenheit gegen mich geschehen ist?

Richter. Ja, Ihr seyd frei von Allem, was gegen Euch geschehen ist.

Aber dann mit Heftigkeit auffahrend, rief er aus: „Ich kann Jedem hier den Eid vorlegen und will ihn auch Euch wieder vorlegen." Das that er auch wirklich, und nach einem heftigen Wortwechsel, worin Fox bei seiner Verweigerung beharrte, wurde er endlich vom Gefängnißwärter abgeführt.

Das Nachmittags wurde er wieder vorgebracht und hatte eine geraume Zeit unter den Dieben zu stehen. Seinen Hut nahm ihm der Gefängnißwärter ab.

Die Anklage lautete wieder „wegen Verweigerung der Eidesleistung".

Richter. Was könnt Ihr für Euch sagen?

G. Fox. Ich ersuche, daß man die Anklage verlese, denn ich kann nicht auf das antworten, was ich nicht gehört habe.

Der Gerichtsschreiber verlas sie also, und wie er las, sagte der Richter: „Nehmt Euch in Acht, daß sie nicht wieder falsch ist"; aber der Schreiber las sie so, daß Fox ihn kaum verstehen konnte. Als er fertig war, fragte ihn der Richter: „Was sagt Ihr nun zu der Anklage?"

G. Fox. Auf eine so lange Schrift und noch dazu in solcher Entfernung gelesen, daß ich nicht alle Theile derselben deutlich vernehmen konnte, weiß ich nicht, was ich sagen soll; willst Du mir aber eine Abschrift davon geben und Bedenkzeit lassen, so werde ich darauf antworten.

Der Richter war etwas betroffen, nach einer Weile jedoch fragt er: „Wie lange braucht Ihr?"

G. Fox. Bis zu den nächsten Assisen.

Richter. Was für eine Entschuldigung habt Ihr aber jetzt vorzubringen? Seyd Ihr schuldig oder nicht schuldig?

G. Fox. Ich habe mir keinswegs die hartnäckige Verweigerung, zu schwören, zu Schulden kommen lassen, und was die Dinge betrifft, welche im Eide erwähnt sind, als da sind feindliche Komplotte und Unterhandlung mit ausländischen Mächten, so lange ich sie gänzlich in meinem Innern. Dürfte ich überhaupt den Eid leisten, so könnte ich dies beschwören; ich habe aber nie in meinem Leben einen Eid geleistet.

Richter. Ihr sprecht gut, aber der König hat geschworen, das Parlament hat geschworen, die Richter sind geschworen, und das Gesetz wird durch Eide bewahrt.

G. Fox. Ihr habt hinreichende Uebung im Schwören der Leute gehabt, und Du hast erst neulich gesehen, wie die Richter und Geschworenen meinetwig wurden; und hättest Du im Buche der Märtyrer gelesen, wie so viele von ihnen sich geweigert haben, zu schwören, sowohl während der jetzt Verfolgungen, als auch in den Zeiten des Bischofs Bonner, so würdest Du gesehen haben, daß es nichts Neues ist, auf Gehorsam gegen den Befehl Christi die Eidesleistung zu verweigern.

Richter. So wollte ich, die Gesetze wären anders.

G. Fox. Unser Ja ist ja, und unser Nein ist nein, und so wir unser Ja oder Nein übertreten, so wollen wir dieselbe Strafe erleiden, wie die, welche falsch schwören. Diesen Anstrag haben wir an den König gestellt, und der König meinte, er sey billig.

Trotz alledem wurde Fox wieder nach dem Gefängniß gebracht, wo er bei der unmenschlichsten Behandlung den ganzen Winter über festgehalten wurde.

Nach einem fünfsehnmonatlichen Gefängniß in Lancaster wurde Fox nach Scarborough versetzt, wo er wieder zwölf Monate lang aus der bloßen Verfolgungssucht seiner Feinde in strengem Gewahrsam bleiben mußte. Endlich appellirte Fox an den König selbst und erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache bis zum Ende. Seine Anschuld und die Wunde seiner Verfolger waren dem König Karl sogleich einleuchtend, und er verordnete seine sofortige Freilassung.

Es ist um so mehr zu bewundern, daß Fox nicht eher an den König appellirte, als eine frühere Verwendung bei demselben für ihn den gewünschten Erfolg gehabt hatte.

Was Herrn Marsh's Werk selbst betrifft, so ist es von der Weitläufigkeit seiner Vorgänger frei; es hat keine Wiederholungen, welche es geschmacklos machen, und liefert gerade so viel von der Geschichte des Fox, als zum Verständniß und zu der richtigen Würdigung seines Charakters nöthig ist. Herr Marsh schildert Fox als einen Mann von unbeugsamer Rechtschaffenheit, unbesiegbarem Muthe, vollkommener Treue, unbezwinglicher Ausdauer, echter Frömmigkeit und unbezweifelter Loyalität; als einen standhaften Freund, als einen versöhnlichen Feind, als einen treuen Unterthan und besonders als einen

Digitized by Google

vollkommenen Christen. Einen so fleckenlosen Charakter hat die Einbildungskraft noch nie zu zeichnen vermocht, und indem wir ihn bewundernd betrachten, erhöht er uns selbst in dem Bewußtseyn unserer eigenen Menschenwürde und flößt uns Achtung vor einer Sekte ein, welche sich einen solchen Mann zum Vorbilde gewählt und seinen Tugenden nachstrebt. — Und wenn die Quäker durch die jüngste Enthüllung Macaulay's in Bezug auf Penn, den sie als den zweiten Stifter oder Begründer ihrer Sekte verehren, sich einigermaßen verletzt fühlen und er ihnen nicht mehr so makellos erscheinen kann, wie es bisher der Fall war, so dürfen sie sich mit dem Mann trösten, welcher den Gegenstand dieser Mittheilungen bildet, und an ihm sich erbauen.

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II.

Als vor mehr als sechzig Jahren eine konstituirende Versammlung berufen wurde, um die amerikanische Verfassung festzusetzen, fanden die heftigsten Debatten statt. Einen Tages, nach einem lebhaften Kampfe, der die Geister aufs höchste gereizt hatte, standen die Mitglieder auf, um aus einander zu gehen, ohne ihr Werk beendigt zu haben; da nahm Gouverneur Morris das Wort und appellirte in so rührender Weise an den Patriotismus seiner Kollegen, daß alle Erbitterung schwand und das Gefühl der Versöhnung die Oberhand gewann. „Hätte Gouverneur Morris geschwiegen", sagte später ein Augenzeuge, der Präsident geworden war, „so würden die Vereinigten Staaten niemals eine Verfassung gehabt, und ich würde niemals den Sig Washington's eingenommen haben." — Mit der Verfassung traten die beiden Parteien der Föderalisten und der Demokraten ins Leben, unter deren Banner das amerikanische Volk sich schaarte.

Die Föderalisten waren die erklärten Anhänger einer starken Centralmacht, deren Autorität sie vor Allem, selbst auf Kosten der Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten, befestigt wissen wollten. Ihrer Ueberzeugung nach, konnte Amerika weder gut verwaltet werden, noch eine kräftige und im Auslande geachtete Politik verfolgen, wenn die Handlungen der Exekutive durch die Souverainetäts-Ansprüche der verschiedenen Staaten beengt wurden. An der Spitze der Föderalisten stand Washington, der, trotz der Unparteilichkeit, die ihm seine Stellung auferlegte, nicht umhin konnte, seine Gesinnungen an den Tag zu legen. Die Erfahrungen des Revolutionskrieges, die Erinnerungen an die zahllosen Schwierigkeiten, welche ihm die Rivalitäten, die Zögerungen und die Unfähigkeit der einzelnen Staaten-Regierungen in den Weg gestellt hatten, ließen ihm die Einheit der Macht und die unbestrittene Oberherrlichkeit der Centralgewalt als nothwendig erscheinen. Die hervorragendsten Männer jener an ausgezeichneten Talenten und großen Charakteren so reichen Zeit bekannten sich zu denselben Meinungen. Der eifrigste von allen war Alexander Hamilton, der Haupt-Redacteur des Federalist und der rechte Arm Washington's während dessen ganzer Verwaltung. Gouverneur Morris, der uns so anziehende Memoiren über die französische Revolution hinterlassen hat, John Jay, dessen starker und entschlossener Geist seiner hugenottischen Abkunft Ehre machte, Aaron Burr, in dem der Ehrgeiz die glänzendsten Eigenschaften verdunkelte, und der, nachdem er seine Landsahn als Staatsmann begonnen, sie als Abenteurer endete, John Adams, der erste Nachfolger Washington's, gehörten sämmtlich zu dieser Partei. Alle diese Männer waren große Eigenthümer und an die aristokratische Lebensweise begüterter Pflanzer gewöhnt; sie hatten, zum Theil in den Kolonieen, zum Theil selbst in England, eine glänzende Erziehung erhalten; mit Wärme die Sache der Unabhängigkeit ergriffen, welche sie durch die ganze Kraft ihres Einflusses, ihrer Reichthümer und ihrer Talente unterstützten, waren sie gleich anfangs mit den wichtigsten Aemtern bekleidet worden; sie hatten fast Alle diplomatische Missionen verrichtet, an europäischen Höfen gelebt und einen Geschmack für elegante Sitten und feinen Ton zurückgebracht; kurz, es waren, wie ihre Gegner boshaft bemerkten, republikanische Evellente. Ihnen gegenüber trat ein Mann in die Schranken, der einen hohen Rang in dieser Pleiade hätte einnehmen können, den es aber nach dem ersten Platz verlangte. Thomas Jefferson verband mit großen Eigenschaften einen mißgünstigen, herben Charakter. Ein Verehrer Rousseau's, affektirt, gezwungen und anspruchsvoll wie dieser, erhob er die Rauhigkeit und Derbheit der Sitten zu politischen Tugenden. Ungeachtet seiner Einfachen, seiner Bildung und seines Vermögens, stellte er an der Spitze der Geschäfte eine erkünstelte Plumpheit zur Schau, über welche sein Freund Randolph, ein glänzender Redner, der es nicht für nöthig hielt, seine aristokratischen Gewohnheiten zu Gunsten seiner politischen Meinungen zu verleugnen, sich ohne Rückhalt lustig machte. Jefferson war es, der die demokratische Partei schuf und ihr den Namen gab.

Die Wahl dieser Benennung enthielt schon eine Anklage der Gegenpartei; ja, man ging so weit, die eigentlichen Gründer der Republik als Royalisten und Anhänger Englands zu behandeln. Die demokratische Partei benutzte die Eifersucht der Amerikaner auf ihre munizipalen Freiheiten, um durch eine geschickte Verbindung zweier wesentlich verschiedenen Gegenstände die Unabhängigkeit der Gemeinde im Schoose des Staats mit der Unabhängigkeit des Staats im Schoose der Conföderation für solidarisch zu erklären. Sie warf sich zum Vertheidiger der Staatenrechte gegen die angeblichen Uebergriffe der Centralmacht auf, indem sie das große Prinzip der Selbstregierung, self-government, zu ihrem Wahlspruch machte. Jeder Einzelne hat das Recht, sich selbst zu regieren und der Zweifel der Verfügung über seine Handlungen und seine Hülfsmittel nur in so weit zu entsagen, als es nothwendig ist, um sich der Mitwirkung seiner Nebenmenschen zu versichern. Diese Entsagung muß so viel als möglich zu Gunsten der Macht stattfinden, die in der nächsten Beziehung zu ihm steht. Das Hauptstreben ist also die Gemeinde, als die dem Individuum am nächsten stehende Macht; der Staat hat sich in nichts einzumischen, was die einzelnen oder sich zu einer Gemeinde vereinigten Individuen ausführen können; seine Mission läuft nur darauf hinaus, das zu Stande zu bringen, was über die Kräfte eines Individuums oder einer Association gehen würde. Nach innerlichen Grundsatz müßte jeder Staat, als eine vollständig organisirte Gesellschaft, auch die vollständige Freiheit des Handelns besitzen, und die Rolle der Centralmacht wäre nicht, die Leitung der Conföderation, sondern nur das Schiedsrichteramt zwischen den Staaten auszuüben, welche sie erwählt haben.

Wie beschränken uns darauf, die Doktrin der beiden Parteien in ihren Hauptumrissen anzudeuten; es handelte sich am Ende nur darum, die Verfassung in einem der Centralisation günstigen oder ihr widersprechenden Sinne auszulegen, und die Frage hatte fürs erste keine große praktische Wichtigkeit. Der talentvollste Schriftsteller und fähigste Diplomat der demokratischen Partei war ein Genfer, Herr Albert Gallatin, der erst vor wenigen Monaten gestorben ist und der die Abneigung gegen alle Centralisation aus seinem Vaterlande mitgebracht hatte.

Eine erste und entscheidende Niederlage erlitten die Föderalisten, als ihnen die Bitterwerwältung des Herrn Adams mißlang und Jefferson nach einem hartnäckigen Kampfe zur Präsidentschaft gelangte. Man hatte mit vieler Geschicklichkeit die prachtliebenden Gewohnheiten des zweiten Präsidenten gegen ihn auszubeuten gewußt. Dieser vereinigte in sich das Verdrießen der beiden Familien Quincy und Adams, die zu den wohlhabendsten in der Union gehörten und ihre Abkunft nicht nur bis zu den Gründern der Kolonie Neu-England, sondern auch sogar bis in das Mutterland, the Old Country, wie man es in Amerika nennt, verfolgen konnten. Er glaubte, daß man die Würde eines Oberhauptes der Republik durch einen gewissen äußeren Glanz heben müsse, und suchte in seine Audienzen eine Art von Ceremoniell und Etikette einzuführen, welche Jefferson als königlichen Prunk bezeichnete und zum Vorwand nahm, um dem Freunde Washington's seine Popularität zu rauben.,

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Karl Gützlaff über Handel und Gewerbe in China. Unser pommerscher Landsmann, der durch seinen vieljährigen Aufenthalt in China bekannte Missionär Karl Gützlaff, befindet sich jetzt in London, von wo er binnen kurzem auch in Stettin und Berlin, nach langer Abwesenheit, erwartet wird. Am 18. v. M. hielt Herr Gützlaff in der statistischen Gesellschaft in London einen Vortrag „über Akerbau, Handel und Gewerbfleiß in China", aus welchem wir einige Notizen mittheilen. Das Maschinenwesen, das auf dieser drei Gebieten in Europa eine so bedeutende Umwälzung hervorgebracht, ist den Chinesen noch gänzlich unbekannt. Die Geräthschaften und Werkzeuge, deren man sich dort bedient, sind vielmehr alle von der einfachsten Art. Herr Gützlaff mißt dies hauptsächlich dem Umstande bei, daß die Regierung keinerlei Unternehmungs- und Erfindungsgeist irgendwie begünstigt oder unterstützt. Besonders ist die Stagnation aller von dem menschlichen Geiste hervorgebrachten Thätigkeit in den Binnenländern China's wahrzunehmen, während in den Küstendistrikten und namentlich in Canton, wo die Chinesen mit fremden Nationen in Berührung kommen, doch manchertei Verbesserungen eingeführt sind. Die hauptsächlichsten Bergwerke des Landes liefern Gold, Silber, Zinn, Eisen, Blei und Kupfer, wovon das letztere in großem Ueberfluß vorhanden, jedoch von verhältnißmäßig geringem Nutzen ist, weil die Anwendung desselben zu gewöhnlichen Zwecken streng verboten ist, damit die zur Prägung der Landesmünze erforderliche Quantität nicht beeinträchtigt werde. Blattzinn (Stanniol) wird dagegen viel verarbeitet und muß oft mit einem gelben Anstrich die Stelle des Goldes vertreten. Eigene Silbermünzen besitzen die Chinesen gar nicht; die bei ihnen im Umlauf befindlichen sind spanische Piaster und amerikanische Dollars. Gold zirkulirt in Barren von zehn Unzen oder in Blättchen, welche letzteren sehr hoch im Preise gehalten werden. In der Glasfabrication haben es die Chinesen ziemlich weit gebracht; das in Peking fabrizirte steht dem böhmischen Glase nicht nach und liefert einen jährlichen Ertrag von 6—700,000 Thalern. Juwelier-Arbeit wird in bedeutendem Maße angefertigt, und Schmuckſachen werden von einem im Kyo-ten-Fluße sich findenden Edelsteine (gadestone) allein zu einem jährlichen Belaufe von 10 Millionen Thalern geliefert. Folgende sind die hauptsächlichsten Manufaktur-Erzeugnisse China's nebst ihrem ungefähren jährlichen Ertrage: Lackirte Waaren 4 Mill. Thlr.; mellirte Baumwollen- und Leinenwaaren (grass-cloth) 20 Millionen; Baumwollenwaaren (in welchen die Chinesen Ausgezeichnetes leisten) über 1000 Millionen; Seidenwaaren 80 Millionen; Halbseidenwaaren 25 Millionen; Wollenwaaren 20 Millionen; Schießbau 125 Millionen; Zischerei 600 Millionen Thaler. Der Binnenhandel ist durch die ungemein hohen Transitzölle und wegen des sehr eingeschränkten Wechselumlaufs und Bank-Geschäftes sehr erschwert. Seeräuberei und Schleichhandel herrschen in einem hohen Grade, und ihrem Umsichgreifen während der letzten funfzehn Jahre ist es zuzuschreiben, daß in dieser Zeit der Seehandel China's mindestens um den dritten Theil seines früheren Umfanges sich vermindert hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Prof. Lesser, Breitestraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Donnerstag den 14. März 1850.

Spanien.

Madrid und seine Bewohner.

Frei nach den Zusammenstellungen von Pascual Madoz.*)

I.

Madrid weist auf den ersten Blick vor allen europäischen Hauptstädten die besondere Eigenthümlichkeit auf, daß es weder ein des Ackerbaues beflissener, noch auch ein Handel oder Industrie treibender Ort ist. Rechnet man zwei oder drei königliche Domänen ab, so beläuft sich der jährliche Ertrag aus der Bewirthschaftung der Kommunal-Besitzungen auf kaum 40,000 Thaler. Es liegt dies keineswegs etwa an der Beschränktheit letzterer: Madrid ist von einem ungeheuren Gürtel großer Ländereien umgeben, wo man oft weder ein Haus noch einen Thurm sieht. Diese Vernachlässigung der Feldarbeiten erklärt sich daher, daß man in Castilien seit undenklichen Zeiten dem Hütungswesen eine ausnahmsweise Bedeutung eingeräumt hat. Im 16ten Jahrhundert besaß Neu-Castilien allein mehr als sechs Millionen Merinos, ohne die übrigen Arten von Herdenvieh zu rechnen, und überall, wo die „Mesta" erschien, machte sie eine Wüste. Als die Verpflanzung des Hofes nach Madrid, unter Philipp II., und der plötzliche hieraus entstehende Zufluß der Bevölkerung den Einwohnern eine bessere Benutzung ihres Bodens in Aussicht stellte, wurden die ungeheuren Waldungen, welche die Stadt im Mittelalter umgaben und welche ihr den Beinamen La Osaria (Bärenstadt) verschafft hatten, abgebrannt oder niedergeschlagen. Die Wasserläufe verschwanden und mit ihnen die besruchtenden Prinzipien des Terrritoriums, welches fortan nur ein ungeheurer Sandstrich zwischen den fernen Oasen von Aranjuez und Guadarrama war. Der Fortschritt der Madrider Bevölkerung selbst beschleunigte dieses Verschwinden der Wasserläufe. Madrid, welches im Jahre 1560, wo es zur Residenz erhoben wurde, nur 2300 Häuser besaß, zählte deren im Jahre 1597 schon 7000, und diese außerordentliche Entwickelung der Bauten konnte nur auf Kosten der zunächst liegenden Waldungen stattfinden. Die centrale Lage Madrids, welches unter allen Städten Spaniens von den beiden Meeren am entferntesten liegt, verfagte ihm gleichermeise jeden kommerziellen Aufschwung. Und noch weniger war Aussicht vorhanden, daß die Stadt ein industrieller Mittelpunkt werden könne; denn ihre Fabrikprodukte hätten die Kluft, welche sie von den ausmärtigen Märkten trennt, nur überspringen, um im Norden, im Süden, im Osten und im Westen auf die Fabriken-Konkurrenz von Segovia, Toledo, Talavera, Valencia und Leiia zu stoßen.

Nicht wenig auch trug die städtische Besteuerung dazu bei, die Thätigkeit der Madrider Bevölkerung herabzudrücken. Bis auf 1848 herab sehen wir, einige zeitweilige Ausnahmen abgerechnet, nicht nur auf den nothwendigsten Lebensmitteln, deren hoher Preis die ländliche Production extra muros paralysirt und intra muros auf die Löhne und Besoldungen zurückwirkt, sondern auch auf den Fabrikerzeugnissen und, was noch schlimmer ist, auf den für diese Fabrikationen zu verwendenden Rohstoffen einen so ungeheuren städtischen Zoll lasten, daß dadurch Handel und Industrie schon im Keim erstickt wurden. Dies ist jedoch noch nicht Alles: der Staat fügt unter der Form von Thor- und Consumtions-Abgaben noch eine neue Steuer hinzu, welche jenen Zollsatz verdoppelt, so daß jeder Bewohner durchschnittlich ungefähr acht Thaler an indirekten Lasten, welche die örtliche Consumtion und Production an den Thoren Madrids hemmen, zu tragen hat. Besagte beide Auflagen nehmen durchschnittlich dem Konsumenten in Madrid zweimal mehr als dem Konsumenten in Barcelona und dreimal mehr als dem in Cadix ab, und doch ist Madrid in Bezug auf Ackerbau, Handel und Gewerbe mit Barcelona und Cadix im mindesten nicht in Vergleich zu stellen.

Hierzu kömmt noch die seltsame Thorheit, daß man die städtischen Consumtionssteuern zu einer Hauptbasis für die Berechnung der direkten Abgaben gemacht hat. Demgemäß betragen letztere in der Provinz von Madrid durchschnittlich pro Kopf 32 Realen, in der Provinz von Barcelona dagegen nur 23 Realen. Noch über steht es mit den Gewerbe-Patenten: in Madrid zahlt der Inhaber eines solchen durchschnittlich 23 Thlr., während man in Cadix nur 14 Thlr. und in Barcelona gar nur 12 Thlr. dafür zu entrichten hat.

Unter diesen Umständen konnte Madrid nur zu der Rolle einer offiziellen Hauptstadt gelangen, ohne andere Handels- oder Gewerbszweige, als die, welche den unmittelbarsten Bedürfnissen des lokalen Verbrauches entsprechen. Die wirklich in Madrid vorherrschende Klasse mußte daher die seyn, welche sich direkt oder indirekt an die offizielle oder Beamten-Welt anschließt. Sey es nun gestattet, ihre numerische Bedeutung zu erörtern. Madrid ist nur unter dieser Bedingung politisch zu begreifen. Nach der von Madoz mitgetheilten Schätzung im Jahre 1846 zählt Madrid 49,000 Wohnungen mit einer Bevölkerung von fast 207,000 Seelen.

Mit Ausnahme der Tagelöhner (Tagearbeiter, Handlanger) und Dienstboten, trifft die Gewerbe-Abgabe in Spanien alle Beschäftigungen, die klassifizirt werden können und nicht offiziell sind, von Advokaten und Bankier bis zum geringsten Hausirer herab. Nach Madoz betrug die Zahl der Inhaber eines Gewerbe-Patentes in Madrid im oben genannten Jahre 16,700. Das Personal der Tagelöhner entspricht ungefähr 7000 Feuerstellen (Wohnungen). Die vier oder fünf Manufakturen, auf welche sich die Groß-Industrie in Madrid beschränkt, geben uns, mit Inbegriff der Druckereien, ein Tausend Arbeiter, theils Familienväter, theils unverheiratete einzeln lebende Leute. Was die Arbeiter betrifft, welche das Personal der tausend kleinen laufenden Gewerbe in Madrid bilden, so arbeitet der größte Theil auf eigene Rechnung und zählt mit unter der Masse der Patentirten; andere verfallen in die Kategorie der Tagelöhner; andere endlich leben bei ihren Arbeitsherren und werden in den städtischen Aufzählungen mit zu der Familie der letzteren gerechnet: hierher gehört die Majorität der Handlungsdiener. Man schätzt die Zahl der Kommis und Arbeiter, welche eine besondere Wohnung haben und zu keiner der vorhergehenden Kategorieen gehören, auf etwa 2000. Hierzu kommen noch 2300 Menschen, welche aller offiziellen Classification entgehen, als da sind das Personal der beiden Kammern, die Munzipalbeamten, die Gelehrten, die Schriftsteller, die Künstler u. s. w. Madrid zählt 6400 Privathäuser; aber mehrere dieser Häuser gehören entweder einer und derselben Person oder Leuten, welche unter den oben schon klassifizirten Gewerbtreibenden eingetragen sind, oder endlich Kapitalisten aus der Provinz, welche durch die Natur der letzten Kriegserreignisse veranlaßt worden, ihre Fonds auf städtischen Immobilien unterzubringen. Die Zahl der in Madrid wohnenden Hausbesitzer reduzirt sich somit auf 4400. Hierzu rechne man noch 600 Familien von außerhalb, welche in Madrid ihre Einkünfte verzehren. Dies beträgt im Ganzen 34,000 Domizilirte, so daß auf die Unverheirateten oder auf die Familienhäupter, welche von Staatsgehalten leben oder davon sodann zu leben gedenken, die Zahl von 15,000 Feuerstellen kömmt, was ungefähr dem dritten Theil der eingeschriebenen Bevölkerung entspricht.

Die verhältnißmäßig ungeheure Höhe der letzteren Zahl darf nicht überraschen: da die Art und Weise der spanischen Staatsverwaltung von außergewöhnliche Häufung der Beamten im Centrum der Regierung nöthig macht.*) In Folge dessen ist Madrid auch der Hauptschauplatz jener Stellensjagerei, die seit undenklichen Zeiten schon zu den schlimmsten sozialen Krankheiten Spaniens gehört und die sich in der letzten Revolutionsperiode nur noch vergrößert hat. Zu den aktiven Beamten und im eigentlichen Sinne sogenannten Sollizitanten (Anstuchern) kommt noch eine Anzahl von pensionirten oder zur Disposition gestellten Beamten, die mannigfacher Gründe halber in Madrid Wohnung genommen oder sich momentan dahselbst aufhalten. Die Fluktuationen dieses Personals vermehren oder vermindern die Bevölkerung Madrids seit 1833 in dem Zwischenraum weniger Jahre, je nach der Stellung der politischen Verhältnisse, oft um mehr als 30,000 Seelen.

Begreift man jetzt die politische Bergangenheit von Madrid, seinen gänzlichen Mangel an Initiative bei der Bewegungen der letzten dreißig Jahre, seine sprüchwörtlich gewordene Nachgiebigkeit gegen das fait accompli? Alles erklärt sich durch den fast völligen Mangel der großen Industrieen, dieser Treibhäuser des Aufstandes, und durch das verhältnißmäßige Uebergewicht der Beamten und Sollizitanten, des vorzugsweise passiven Elementes, welches stets nur mit gutem Vorbedacht die Partei, auf die es seine Existenz und seine Hoffnungen basirt, verläßt, jedoch, wenn selbe einmal bestimmt gefallen ist, um so rascher und eifriger der neuen Macht seine banale Ergebenheit zu Füßen legt.

*) Diccionario geografico-estadistico-historico de España y sus posesiones de ultramar, por Pascual Madoz. 16 vol. 4to. Madrid, 1845—49.

*) Madrid hat der Zahl nach mehr Beamte, als Paris, und verhältnißmäßig sechsmal mehr.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II. (Schluß.)

Der Krieg von 1812 mit England vereinigte bis zu einem gewissen Punkte beide Parteien, indem er die Nothwendigkeit einleuchtend machte, die Centralmacht nicht gar zu sehr zu schwächen; die verschiedene Verwaltung Madison's kam dieser Annäherung noch wirksamer zu Hülfe. Zu dieß Zeit fällt die Wiederherstellung der Bank der Vereinigten Staaten, deren im Jahr 1811 abgelaufenes Privilegium wegen der Opposition der Demokraten nicht erneuert worden war. Die föderalistische Partei hatte noch so viel Kraft, um im Jahr 1825 den jüngeren Adams zur Präsidentenwürde erheben zu können; aber dieses war auch ihr letztes Lebenszeichen. Die Wahl des Generals Jackson (1829) hat ihr den Gnadenstoß gegeben, und selbst ihr Name ist in den der Whigs aufgegangen.

Uebrigens hatten beide Parteien nach und nach ihre Häupter und ihr Terrain verändert. Man hatte sich so ziemlich über alle Fragen verständigt, welche den Gegenstand der ersten Streitigkeiten ausmachten. Keine von beiden Parteien war fernals gesonnen, an der Verfassung zu rütteln, deren Vorzüge durch die Prüfungen der Zeit bewährt wurden und deren moralische Autorität von Jahr zu Jahr zunahm; es hatte sich nur darum gehandelt, sie über einige Punkte zu interpretiren, die sie entweder nicht vorhergesehen oder nicht genau bestimmt hatte, und das Volk war in mehreren allgemeinen Wahlen berufen worden, sich indirekt über diese Punkte auszusprechen. Nachdem nun der von ihnen anerkannte souveraine Richter sein Urtel gefällt hatte, waren beide Parteien zu gute Republikaner und zu verständig, um die Sache von neuem in Frage zu stellen. Sie wußten aber auch, daß die Menge ein launenhafter Souverain ist, der es müde wird, stets dieselben Namen nennen zu hören, und sie trugen daher Sorge, den Kampf auf einen neuen Schauplatz hinüber zu spielen und neue Banner an die Stelle der durch Niederlagen diskreditirten Fahnen zu erheben. So trat Henry Clay statt des jüngeren Adams an die Spitze der Whigs, und neue Fragen wurden in Anregung gebracht.

Die Bank der Vereinigten Staaten war das letzte Interesse, welches die alten Föderalisten mit ihren Erben, den Whigs, gemein hatten. Die Errichtung dieser Bank ist der einzige ernsthafte Centralisationsversuch, den man in den Vereinigten Staaten gemacht hat, und ihre wichtigen Dienste, ihre gute Verwaltung konnten ihren Ursprung nicht in Vergessenheit bringen. Es ist dieß vielleicht das erste Beispiel eines vortrefflichen und unlabelhaften Instituts, welches stets die besten Resultate gab und welches man freiwillig dem Siege einer Theorie aufgeopfert hätte.*) Seine Vertheidiger machten anfangs den Nutzen einer großen Muster-Anstalt geltend, dessen Ruf überall verbreitet sey und der den Vereinigten Staaten als Regulator des Kredits und des Geldverkehrs diene. Auf diesem Terrain ward man bald durch örtliche Rivalitäten und die Eingebungen des Privat-Interesses geschlagen. New-York verzieh es der Bank nicht, daß sie ihren Sitz in Philadelphia hatte; die Banken der verschiedenen Staaten benedeiten sie um die Vortheile, die ihr aus den bei ihr niedergelegten Geldern der Föderal-Regierung erwuchsen; endlich hielten alle Spekulanten, welche, um ihren Gewinn und ihren persönlichen Einfluß zu vermehren, in jeder Grafschaft, in jeder Stadt eine Actienbank gründen wollten, es für unumgänglich nothwendig, ein Etablissement zu vernichten, das durch seine Mittel und durch das Zutrauen, welches sein Papier im ganzen Lande genoß, alle Nebenbuhler überflügelte. Die furchtbare Handelskrise, die auf den Sturz der Bank folgte, hat die Vorhersagungen der Vertheidiger dieses großartigen Instituts gerechtfertigt, und die von Zeit zu Zeit stattfindenden Zallissements der Einzelbanken haben die Wirkung gehabt, daß alle Anstalten dieser Art dem amerikanischen Publikum verdächtigt werden.

Nachdem man aufgehört hatte, die öffentlichen Gelder der Bank der Vereinigten Staaten anzuvertrauen, war man nun ein neues Depot verlegen, da die Einzelbanken keine hinlängliche Sicherheit darboten. Die Ermächtigung, welche man den Steuer-Einnehmern ertheilte, die bei ihnen eingehenden Summen einstweilen in Händen zu behalten, verleitete diese Beamten dazu, mit den Staatsgeldern zu spekuliren oder sich damit ins Ausland zu flüchten, und die Regierung ward durch wiederholte harte Lehren zur Vorsicht gemahnt. Es lag jetzt am Tage, daß die Bank der Vereinigten Staaten durch ihre Intervention sowohl Sicherheit als Oekonomie gewährt habe, und die Whigs versuchten, sie nicht als Handels-Institut, sondern als Werkzeug des Staatsschatzes wieder ins Leben zu rufen. Sie näherten sich bereits einem völligen Erfolge, als ihre Hoffnungen durch das Veto paralysirt wurden, welches der Präsident Tyler der Abstimmung des Kongresses entgegenstellte. Die Demokraten, denen dieser unerwartete Schritt des Herrn Tyler den Sieg verlieh, konnten die Schwierigkeiten nicht lösen und sahen sich selbst gezwungen, zur Unterbringung der Staatsgelder eine Zwitteranstalt zu schaffen, welche den Namen Unter-Schatzamt (Sub-Treasury) erhielt. Indessen ergaben sich die Whigs in ihre Niederlage, und es ist keine Rede mehr davon, die Bank der Vereinigten Staaten oder ein ihr ähnliches Etablissement wiederherzustellen.

Eine andere Frage war schon lange zuvor entschieden worden, hat aber Folgen gehabt, die noch heutzutage fortdauern; es war dies das System der „innern Verbesserungen", welches Herrn Clay eine Gelegenheit zu ruhmvollen Kämpfen gab, deren Resultat jedoch unglücklich ausfiel. Washington und sein Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl hatten dem Kongreß stets anempfohlen, die entstehende Industrie des Landes durch Einfuhrzölle zu schützen. Das amerikanische Volk hat einen unbeugsamen Widerwillen gegen alle direkten Steuern, und die Regierung war daher, sowohl im Interesse der öffentlichen Ruhe als des einheimischen Gewerbfleißes, auf indirekte Abgaben, namentlich auf Zollgebühren, angewiesen, welche glücklicherweise mehr als hinreichten, um die Staatsausgaben zu bestreiten. Als daher die Kosten des Krieges von 1812 abgetragen waren, als man nach einigen Jahren die während dieses Kampfes kontrabirte Nationalschuld getilgt hatte, fand sich der Schatz der Vereinigten Staaten im Besitz eines ziemlich ansehnlichen Ueberschusses, und es entstand die Frage, was damit anzufangen sey. Ein Staat ist nicht in derselben Lage wie ein Privatmann; er muß so viel als möglich das Kapital der Nation cirkuliren lassen, und es ist ihm nicht erlaubt, Schätze zu sammeln. War es nun passend, die Ueberschüsse der Bundes-Einnahme alljährlich unter die Einzelstaaten zu vertheilen? Der größte Theil würde den reicheren Staaten zugutgekommen seyn, welche ihn benutzt haben würden, um ihre Lokalsteuern herabzusetzen und auf Kosten des Gesammtstaats zu leben. Die Whigs schlugen vor, diesen Geldern eine produktive Bestimmung zu geben, indem man sie zu öffentlichen Arbeiten verwandte; man sollte damit Straßen bauen, die Flußschiffahrt verbessern und Kanäle zwischen den großen Binnenseen und den Hauptströmen des Landes graben. Clay überreichte dem Kongresse einen umfassenden, wohlüberlegten Plan, der die Vereinigten Staaten mit einem Netze von neuen und leichten Communicationen versehen hätte; er zeigte, daß Alles, was den Flor eines Theils der Republik beförderte, den Handel und die Betriebsamkeit der übrigen Provinzen heben und zum Wohle des Ganzen beitragen müßte.

Die demokratische Partei setzte allen diesen Maßregeln einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Sie bestritt der Central-Regierung das Recht, öffentliche Arbeiten auf dem Territorium der Einzelstaaten vorzunehmen. Sie behauptete, daß die Annahme des von Herrn Clay überreichten Entwurfs der Föderalgewalt einen verfassungswidrigen Einfluß gewähre, indem sie dadurch die Mittel erhalte, diesen oder jenen Staat zum Nachtheil der anderen zu begünstigen. Die Opposition siegte nach langem Kampfe, aber um diesen Sieg zu erringen, hatten die Demokraten das Terrain ihres Angriffes verändern müssen. Da sie vernünftigerweise das Gouvernement nicht verhindern konnten, den Ueberschuß der Einnahme zu nützlichen Zwecken zu verwenden, so traten sie dem Ueberschusse selbst durch die Behauptung entgegen, daß die Staats-Einnahme nie die Ausgaben übersteigen müsse. Sie stellten den Grundsatz auf, daß die Föderal-Regierung nur das Recht habe, den Steuerbetrag zu erheben, der zur Bestreitung des Ausgaben-Budgets oder zur Bezahlung der Staatsschuld, wenn eine solche existire, erforderlich sey. Jede Steuer, die man nicht zur Deckung der Verwaltungskosten oder zur Abtragung der Schulden des Bundesstaats gebrauche, sey ein unverantwortlicher und verfassungswidriger Eingriff in das Vermögen der Nation.

Diese Theorie, die nicht leicht zu widerlegen war, mußte natürlich großen Beifall finden; allein sie hatte die Unbequemlichkeit, daß sie das von den Whigs mit Eifer verfochtene Schutzzollsystem über den Haufen warf. In dem Schutzsysteme wird die Höhe der Zölle nicht so sehr nach dem von ihnen abgeworfenen Ertrage gemessen, als nach dem Grade des Schutzes, den man für die einheimische Industrie nothwendig glaubt. Der Schutz ist hier der Hauptzweck und die Einnahme ist nur eine Nebensache. Nach dem von der demokratischen Partei aufgestellten Prinzipe wurde hingegen der Einnahme der erste Rang angewiesen. Es kann nun aber recht gut vorkommen, daß eine Steuer, die eine hinlängliche Revenüe giebt, nicht doch genug ist, um die National-Industrie gegen ausländische Konkurrenz zu schützen. Der Parteieifrigkeit verwickelte sich also jetzt durch einen Antagonismus der Interessen, und zum erstenmal mischten sich Territorialfragen in die Politik ein. Die nördlichen Staaten, welche fast alle Manufakturen besaßen, neigten sich mehr und mehr zu der Whigpartei, deren Hauptstützen sie wurden; die Staaten des Westens, die ihr Getraide auszuführen wünschten, und die des Südens, die sich durch den Verkauf ihrer Baumwolle und ihres Tabacks an England bereichern, fürchteten, daß ein hoher Tarif die britische Regierung zu Repressalien veranlassen und ihrem Export-Handel schaden würde: sie sahen sich hierdurch bewogen, die demokratische Partei zu unterstützen.

Der Streit gewann nicht wenig an Lebhaftigkeit, sobald statt abstrakter Theorieen materielle Interessen in Frage kamen; er nahm sogar einen so heftigen und leidenschaften Charakter an, daß er die Existenz des Bundesstaats gefährdete. Die Forderungen des Nordens und des Südens schienen einen Augenblick so unvereinbar zu seyn, daß die Auflösung des Föderal-Vertrags allein eine gewaltsame Kollision verhindern könne. In dieser Krisis erwarb sich Herr Clay einen dauerhaften Ruhm, indem er als Vermittler zwischen die Parteien trat. Durch seine Geduld, seinen Wohnplatz,*) seine Interessen als Sklaven-Eigenthümer dem Süden angehörend und dabei anerkanntes Haupt der im Norden dominirenden Partei, war er besonders dazu berufen, eine Versöhnung herbeizuführen. Er wußte seine Freunde und seine Gegner zu wechselseitiger Nachgiebigkeit zu bestimmen, und die sogenannte „Kompromiß-Akte"

*) Wir müssen dieser Lobrede des Verfassers auf die United States' Bank gegenüber bemerken, daß ihre Verwaltung keineswegs so musterhaft war, wie er es von ihr rühmt. Es liegen uns in diesem Augenblick die näheren Data über den Gegenstand nicht mehr vor, allein der schmachvolle Bankerott, mit welchem dieses Institut nach Verlauf seines Privilegiums seine Existenz schloß, beweist zur Genüge, daß es mehr seine Mitgliedschaft in politischer Hinsicht möglich gewesen seyn oder nicht, seine Angelegenheiten in finanzieller Beziehung äußerst schlecht geführt haben müssen. D. R.

*) Henry Clay ist im Jahre 1777 in Virginien geboren, hat aber seit über vierzig Jahren sein Domizil im Staate Kentucky, wo er seine Musestunden auf dem schönen Landsitze Ashland verbringt, dessen Name dem amerikanischen Dichter eben so gut bekannt ist, wie der von Mount-Vernon und Monticello ihren Familiengliedern Washington's und Jefferson's). D. R.

Digitized by Google

von 1833 rettete die Integrität des Bundesstaats. Man hat allerdings nicht aufgehört, die Tariffrage von Zeit zu Zeit zu erörtern, und mehr als einmal sind, je nachdem die eine oder die andere Partei das Uebergewicht erlangte, die Zölle in einer Weise modifizirt worden, welche den der amerikanischen Industrie bewilligten Schutz verminderte oder erhöhte; indessen hat man sich niemals wesentlich von den Grundsätzen entfernt, die der Kompromiß-Akte zur Basis dienten.

In diesem, wie in den früher erwähnten Fällen, hat die Macht der Umstände eine Annäherung zwischen beiden Parteien hervorgebracht. Die demokratische Partei hat die Mitwirkung der Centralgewalt acceptirt und sie bisweilen sogar in Anspruch genommen, wo es sich darum handelte, öffentliche Arbeiten von bedeutendem Umfange zu beginnen oder zu unterhalten — wie z. B. bei dem neulich angeregten, für die westlichen Staaten so überaus wichtigen Plan einer Eisenbahn von den Ufern des Mississippi nach Kalifornien. Ihrerseits haben die Whigs ihren Entwurf, ein System der inneren Verbindungen auf Kosten der Union herzustellen, definitiv aufgegeben. Was auch ihre innere Ueberzeugung, ihre individuellen Meinungen über die Vortheile einer Nationalbank seyn mögen, keiner von ihnen denkt auch nur daran, die Bank der Vereinigten Staaten zu erneuern. Beide Theile sind durch das von dem allgemeinen Stimmrecht über sie ausgesprochene Urtheil zur Ruhe bestattet. Man kann daher mit Grund behaupten, daß alle Hauptpunkte, die vor zwanzig Jahren die Parteien trennten, nunmehr so ziemlich entschieden sind. Die Gegner haben ihre Waffen zwar nicht gestreckt, allein wenn man ihre Programme und ihre Erklärungen studirt, so ist es schwer, zu entdecken, worin sie eigentlich von einander abweichen. Es fehlt deshalb auch an Tadlern, welche meinen, der einzige Unterschied bestehe darin, daß die Einen im Amte sind und die Anderen es gern einnehmen möchten: ein Verhältniß, den man in England, wo, wie in allen constitutionellen Ländern, dergleichen Parteien nicht unbekannt sind, schon längst mit der Benennung der Ins und der Outs bezeichnet hat.

Zum Unglück ist dieser strenge Ausspruch nicht ganz von Wahrheit entblößt. Man muß die politischen Parteien der Vereinigten Staaten in ihrem alltäglichen Leben beobachten und nicht einzig und allein in den feierlichen Epochen, wo sie sich die erste Beamtenstelle des Landes streitig machen und eine jede von ihnen ihrem Kandidaten Millionen von Stimmen ertheilt. In diesem Augenblick stellen die Parteien das imposirende Schauspiel einer ungeheuren Völkerheeres dar, das mit einer wunderbaren Ordnung und Raschheit zur Abstimmung schreitet und mit derselben Ruhe, wenn auch nicht mit derselben Freude, den Sieg oder die Niederlage aufnimmt. Aber die Präsidentenwahl, die nur alle vier Jahre stattfindet, und die paar Tausend Aemter, über welche der Chef der Exekutivgewalt zu verfügen hat, würden nicht hinreichen, die Parteien in Athem zu halten, und man würde diese in Apathie verfallen oder sich auflösen sehen, wenn der persönliche Ehrgeiz nicht anderweo beständige Nahrung fände. Die Bemühungen eines Whig oder eines Demokraten sind nicht allein darauf gerichtet, diesem oder jenem Kandidaten zur Präsidentenstelle oder zu einem Sitz im Kongreß zu verhelfen, sondern auf den Sieg seiner Partei in dem Staate, dem Bezirk, der Gemeinde, worin er sein Domizil hat. Der Parteienkampf nimmt also hundert Gestalten an und verbreitet sich über alle Stufen der sozialen Rangleiter. Man kann in dem allgemeinen Kampfe besiegt und in seinem eigenen Staate Sieger seyn; in den Staatswahlen unterliegend, kann man in seiner Gemeinde die Oberhand gewinnen. Die Notabilitäten jeder Klasse finden daher eine ihren Verdiensten angemessene Belohnung; während die Talente erster Größe sich um einen Platz im Ministerium oder um eine diplomatische Mission bewerben, nehmen die Stärke zweiter Ordnung die Hauptämter der Einzelstaaten in Besitz, und die lokalen Beamtenstellen sind dazu bestimmt, den Eifer der untergeordneten Parteigänger zu belohnen. In jeder Gemeinde wird alljährlich ein Ausschuß gewählt, der den Auftrag hat, sich mit den anderen Organen der Partei in Verbindung zu setzen. Die Politiker von Handwerk spielen in diesen Ausschüssen die Hauptrolle; sie rufen ihre Bezirksgenossen zusammen, erwärmen die Laue, ermuntern die Schwankenden, um eine dicht gereihte Phalanx zur Schlacht führen zu können, und bis der Wahltag ihnen ein Aemtchen sichert, lehren sie von den Beiträgen, welche ihre Mitbürger zur Deckung der Comité-Ausgaben, zur Anschaffung der Fahnen, zur Bezahlung der bei ihren Festlichkeiten agirenden Musikcorps, die zu Feuerwerksküssen verbrauchten Pulvers u. s. w. aufbringen. In den größeren Städten wachsen diese Beiträge zu bedeutenden Summen heran, da sie nicht geringe Kosten zu bestreiten haben. In New-York ist der permanente Ausschuß der Demokraten im Besitz eines schönen Gebäudes, genannt Tammany-Hall, wo die Generalversammlungen abgehalten werden; der Hauptsaal kann mehrere Tausend Personen fassen. Wenn ein hervorragendes Mitglied der Partei nach New-York kömmt, so versteht man nie, ihm zu Ehren eine Prozession zu veranstalten. Mehrere Tausend Demokraten, in Kolonnen abgetheilt, die jede ein Musikcorps an ihrer Spitze haben, von Kanonen gefolgt, die von Zeit zu Zeit abgefeuert werden, holen die Häuptern der Partei von Tammany-Hall ab und ziehen damit an den Fenstern des Gastes vorbei. Man bringt ihm ein Ständchen, und die Luft wiederhallt von einem dreifachen Hurrahgeschrei. Der Gefeierte erscheint alsdann auf dem Balkon und hält eine Rede, die von seinen Anhängern, wenn sie auch nichts davon hören können, auf Treue und Glauben mit rauschendem Beifall aufgenommen wird. Der Zug setzt endlich nach Tammany-Hall zurück, nachdem er den Umkreis um die ganze Stadt gemacht, und die Führer wünschen ihrem Kriegsherre Glück zu der Begeisterung, die er gezeigt, und der guten Ordnung, die es beobachtet hat. Die Whigs lassen ihrerseits eben so wenig eine Gelegenheit vorübergehen, ihre Koryphäen auf ähnliche Weise zu feiren.

Diese gleichsam militairische Organisirung der Parteien in den Vereinigten Staaten macht ihre bewundernswürdige Mannszucht erklärlich. Es ist in der ungeheure Generalstab, welcher sich von den größeren Städten bis zu den kleinsten Dörfern erstreckt, der sie in den Stand setzt, mit so wunderbarer Raschheit, Einmüthigkeit und Ordnung zu handeln. Das Bedenklichste dabei ist nur, daß die beiden Generalstäbe auf Kosten des Gemeinwesens leben. Wir berühren hier eine wunde Stelle im Staatskörper der Republik. Der von uns geschilderte Zustand, der eine Menge Personen dahin führt, die Politik gewerbsmäßig zu betreiben, ohne andere Existenzmittel zu besitzen, selbst der Aemterjagd nicht geringen Vorschub und legt die Keime zu einer tiefen Demoralisation des Volks. Unter seinem Einflusse werden die Aemter zu einem wahren Handelsartikel herabgewürdigt. Die eigentlichen Ehrenstellen sind verschwunden; man hat sie alle mit einem Gehalt verbunden, um als polnische Belohnungen zu dienen. Sogar die richterlichen Behörden, die gewisser Garantieen der Moralität, der Kenntnisse und der Fähigkeiten am meisten bedürfen und bei denen eine gewisse Unabhängigkeit und Beständigkeit nothwendige Bedingungen scheinen, haben der allgemeinen Verwandlung nicht entgehen können. Die Parteien, denen es mehr um die Vermehrung der Wahlprämien, über welche sie zu verfügen haben, als um die wahren Interessen des Landes zu thun ist, sind stets darin einig, neue Aemter zu errichten, die Dauer der schon bestehenden zu vermindern und sie alle ohne Ausnahme der direkten Wahl zu unterwerfen. In dieser Hinsicht findet seit funfzehn Jahren eine allmälige Revolution statt, deren Fortschritte immer schneller werden; der Staat New-York, der vor drei Jahren eine Revision seiner Verfassung vornahm, hat den Grundsatz der direkten Wahlen bis auf die Richterstellen ausgedehnt, und der Konvent, der sich in diesem Augenblick mit der Umgestaltung der Constitution von Kentucky beschäftigt, will dort die nämliche Veränderung einführen. Man kann mit Bestimmtheit voraussagen, daß binnen einigen Jahren alle Richterstellen der Vereinigten Staaten während sechs werden. Die Erfahrung wird lehren, ob Justizbehörden, die sich alle drei, fünf oder sieben Jahre einer Neuwahl zu unterziehen haben, also eine Verbesserung der früheren Organisation zu betrachten sind. Indessen beklagt man sich in einigen Staaten, wo diese Reform schon seit mehreren Jahren eingetreten ist, über die Schwierigkeit, die Richterstellen gehörig zu besetzen; früher mit Eifer von allen verdienstvollen Männern nachgesucht, werden sie jetzt von jenen Rechtsgelehrten ausgeschlagen, der sich eines nur irgend bedeutenden Rufes erfreut.*)

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.**)

II. Die Heimatlosen.

Seit vielen Jahrzehnten ist die Schweiz auf Mittel bedacht, um theils sich selbst von einer drückenden Landplage zu befreien, theils zur Ehre der Menschlichkeit und zu ihrer Selbstverschiedenheit von den Augen Europa's das Loos der vielen Tausenden von Halbwilden zu bestimmen, denen zum Kulturleben die Grundbedingung, eine Heimat, fehlt und welche, wie mit einem Fluch behaftet, von Stätte zu Stätte wandern, ohne eine bleibende zu finden. Es ist lange Jahre hindurch seine Tagsatzung eröffnet worden, ohne daß der Gegenstand in Berathung gezogen und auf ein gesetzliches Uebereinkommen der Kantone unter sich hingearbeitet worde, freilich auch keine, wo nicht nach kurzen Debatten die Sache als nicht zu lösendes Räthsel wieder bei Seite geschoben oder auf die nächste Zusammenkunft verwiesen wurde. Bei den schweizerischen Partikularismus alten und neuen Datums kennt, wird nicht bestreitbar seyn, daß jedes Jahr den Hoffnungen der Menschenfreunde, den Bemühungen einzelner Regierungen, ja, selbst dem Gesammtwunsche des schweizerischen Volks eine neue Täuschung brachte. Denn daß die Schwierigkeit zur endlichen Lösung kommen müßte und möchte, bezahlen, hoffen, wünschten Alle; nur über die Art der Lösung ging man auch einander. Die jeweiligen Vertreter der Kantone, gebunden durch die auf der Heimat mitgebrachten Instructionen, meist auch selbst befangen in Rücksichten auf das spezielle Interesse dieser Heimat, vermochten sich zu keiner Zeit darüber zu vereinigen oder auch nur annäherungsweise zu einem allgemein liberalen Standpunkte zu erheben. Die bei anderen, das Gesammtvaterland betreffenden Angelegenheiten, ging man auch bei dieser von vorgefaßten Meinungen aus, und bei ihnen blieb man eisern trotzig stehen. War die mehrdringliche Heimat der Heimatlosen möglichst zu ermitteln schon eine schwierige Aufgabe, so zeigte sich noch schwieriger die, die Taufende derselben zu organisiren, sonach unter die Kantone und Gemeinden zu vertheilen, da ein verstärkter Zuwachs der Gemeindebevölkerung alle geltenden Ansichten und Verhältnisse, alle altvererbten Rechte, den ganzen Finanzhaushalt und Gemeindewohlstand zu untergraben oder zu gefährden schien, jedenfalls tief ins Leben der Stammbevölkerung einfluß. Es muß dabei ausdrücklich auch an den eifersüchtigen Stolz erinnert werden, womit der Schweizer sein Heimat- und Bürgerrecht zu betrachten pflegt.

So ist denn das Schicksal der Heimatlosen, deren Zahl wohl leicht derjenigen eines ansehnlichen Romadenstamms gleichkömmt, bis jetzt unentschieden und das alte traurige geblieben. Noch immer leben und ziehen sie wie vogelfrei durch die Welt und bringen die Nächte, des Winters wie des Sommers,

*) Der Verfasser scheint übersehen zu haben, daß diese Klasse keineswegs von neuerem Datum ist, sondern schon längst in Amerika gebot wurde; sie röhrt wohl hauptsächlich von der spanischen Besetzung der Richter her, welche die kumulativen Aemter, einzig zur Aufgebung einer lukrativen Pfründe würde. D. R.

**) Vgl. Nr. 144 des Magazins v. vor. J.

Digitized by Google

in Wäldern oder unter dem Gesträpp der See- und Flußufer zu, da verwellend, wo sie für längere Zeit ein dergendes Versteck finden, von dannen, wiederum durch Schluchten und Wälder, schleichend, wenn sie sich von Gendarmen, den freiwilligen und unfreiwilligen Schergen der Polizei, aufgespürt und aufgescheucht sehen. Sie sind ohne Paß und Heimatschein, ihre Kinder werden zwar getauft, aber in kein Kirchenbuch eingetragen, es wachsen diese auf ohne Schule und die nöthigste aller Unterweisungen, die religiöse. Das Folgende mag dienen, von dem Zustand dieser armen Wegelagerer ein ungefähres Bild und näherer Anschauung zu geben.

An der Stelle, wo der Fußpfad von Bevey nach Montreux den von Clarens nach Schloß Chatelard aufsteigenden Weg durchschneidet, am Ufer des gemeinhin genannten Torrent, der unweit Clarens in den Genfersee fällt, hatten im November 1843 zwei Familien Heimatlofer, zehn Köpfe stark, ihre Lagerstätte aufgeschlagen, hier geborgen durch dichtes Strauchwerk und überhangende Felsen. Freiburger Gendarmen hatten sie gezwungen, im Kanton Waadt eine Zuflucht zu suchen. Geraume Zeit hausten sie hier, und sogar Hoffnung wurde ihnen gemacht, den Winter über hier bleiben zu dürfen. Auf Verwendung des Prinzen Alexander von Preußen und seines Mentors, des Herrn v. Röder, hatte der menschenfreundliche Präfekt von Bevey, Herr v. Blonay, Schutz und Duldung zugelagt, so lange ihm seitens der Regierung keine Verantwortung daraus erwüchse, und seinem Beispiel folgte die unter seinen Befehlen stehende Distriktspolizei. Aus Besorgniß, die Sache möchte in Lausanne verrathen oder gefliffentlich dahin berichtet werden — denn Heimatlosen Schutz angedeihen, sie eventuell einer Kantonsgemeinde zur Laft fallen zu lassen, lief den Gesetzen schnurstracks zuwider — beobachtete man die möglichste Vorsicht. Man vermied, öffentlich von ihnen zu sprechen, man suchte sie in aller Heimlichkeit unter ihrem Zeltsendache auf, wo sie den Tag über ein Wachtfeuer unterhielten, dabei ihre Kost bereiteten und emsig Körbe flochten, und brachte ihnen sein mitleidiges Scherflein. In die Stadt herein, sey es, um Almosen oder um Arbeit zu suchen, wagten sie sich nur allmälig. Eines Sonntags jedoch wohnten die beiden Familienväter dem deutschen Gottesdienst in Bevey bei. Da nahm ich Gelegenheit, sie genauer zu beobachten. Bei jedem Worte der Predigt, des Gebets oder Liedes, das einigen Bezug auf ihr und der Ihrigen Schicksal haben konnte, strömten dem einen derselben helle Thränen über die Wangen, wie sehr er auch bemüht war, seine Rührung zu bemeistern und zu verbergen; man sah, das Gotteswort drang ein in dessen längst bekümmertes Gemüth, wie erfrischender Regen in lechzenden Boden. Die kleine Gemeinde war mit ihm gerührt und still erbaut, ohne dieses anders als durch den Ausdruck ihrer theilnahmsvollen Mienen zu bekennen.

Bei einem unserer Besuche äußerte die eine der Mütter: „Ich bin etwa 40 oder 43 Jahre alt. So lange ich mich zu bekinnen weiß, habe ich stets die nämliche Lebensweise geführt wie heute, und eben so meine Aeltern. Angetraut bin ich meinem Mann in Rom. Die da ist unsere älteste, Crescentia, funfzehn Jahre alt." Und sie zeigte bei diesen Worten auf ein hübsches und kräftiges Mädchen in ärmlicher Tracht, eben jenes, das uns schon von seinem mehrmaligen Erscheinen in unserer Wohnung per bekannt war. Die Kinder dieser zwei Familien, bei stetem Leben in freier Luft, waren alle durch und durch gesund und rothbäckig. Der Ertrag ihrer Korbflechterei sei sehr ergiebig aus, und auferdem wurden sie mit Wohlthaten überschüttet. Der Prinz und der Baron, damals auf dem Schlosse von la Tour de Peilz am Genfer wohnhaft, hatten alle zehn vom Kopf bis zuß neu kleiden lassen, und auch die Bewohner von Tadel, einem über der Felsenwand des Torrent und am Fuße des Schloßberges von Chatelard gelegenen Dörfchen, benahmen sich, trotz der panischen Furcht vor Sicherheitspolizei und Verantwortung, höchst menschenfreundlich gegen sie. Die Weiber des Dorfs vereinigten sich zu Fertigung der neuen Kleider, so daß binnen wenig mehr als vierundzwanzig Stunden Alles fertig war. Man brachte ihnen alltäglich zu essen. Ein Munizipal, trotz seines Amts, nahm sie des Nachts in seinen Stall auf, und hier befanden sie sich ihrer Meinung nach so wohl, daß sie die Thür öffneten, aus Furcht, sich zu verwöhnen. Die Schulmeisterin, die Deutsch verstand (und Deutsche waren diese Heimatlosen!) nahm täglich die Kinder vor und unterrichtete sie in Lesen und Religion. Röder und der Präfekt trugen sich ernstlich mit dem Plane, ihnen für die Dauer des Winters eine der vielen leer stehenden Sennhütten (chalet) einzuräumen. Aber diese edelmüthige Absicht wurde nicht erreicht. Was vier Stunden vom Regierungssitze vorging, war dort endlich zuchbar geworden, und es ging dem wohlwollenden Präfekten gemessener Befehl zu, seine schirmende Hand abzuziehen und die Verlassenen verjenigen der Gendarmen zu überantworten. Die radikale Fraction im Großrathe war es, welche zu Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen drängte, sogar Miene machte, Herrn v. Blonay zur Rechenschaft zu ziehen. Im ärgsten Regenwetter mußten die Unglücklichen von dannen über die Gränze, nicht einmal Zeit ließ man ihnen, die angefangene und beschlle Arbeit fertig zu bringen. Wie sahen sie nicht wieder.

Dem Erzählten ist nur Weniges hinzuzufügen. Bekanntlich wendet die Schweiz in jüngster Zeit der Heilung dieses blutig wunden Flecks eine verdoppelte Berücksichtigung zu,*) und sie wird ihn ohne Zweifel, trotz aller Gegenstrebungen der Sonder-Interessen, auf die eine naturgemäßeste und menschlichste Weise, durch Einräumung des schweizerischen Heimatrechts und Aufnahme in die Ortsgemeinde pro rata, heilen. Diese dies auch, den Knoten zerhauen, so würde sie doch die wachsende Gefahr dazu treiben und nöthigen. Denn nicht nur schwillt an sich mit jedem Jahre die Zahl jener Obdachlosen mehr und mehr an, sondern es stellen der Schweiz insonderheit auch die Vorgänge des Jahres 1849 eine Zunahme der Heimatlosigkeit durch fremde Flüchtlinge, deren sie sich weder durch Ausweisung, noch Zwangsmittel entledigen kann, in drohender Aussicht. Vermögen indeß diese Vorgänge zur schnelleren Erledigung einer hochwichtigen Angelegenheit beizutragen, so sind auch sie, wie betrübend in anderen Beziehungen, betrübend namentlich für Deutschland, nicht ohne verhältnißle Frucht geblieben im Interesse der Schweiz, im Interesse der Menschheit.

E. K—r.

*) Als Obiges nur eben niedergeschrieben war, brachte die „Allgemeine Zeitung" die Bestätigung. Am 21. Dezember v. J. hat der Bundesrath einen Beschluß, betreffend die Regulirung der Angelegenheit der Heimatlosen, gefaßt und den Ständen durch Kreisschreiben vom 10. Januar eröffnet, daß er gegenwärtig mit Entwurf eines bezüglichen Gesetzvorschlags beschäftigt sey.

Mannigfaltiges.

— Gottfried Schadow's Skulpturwerke. Wir einnehmen einer trefflichen Abhandlung Toelken's über den am 27. Januar d. J., 86 Jahr alt, verstorbenen Meister Schadow, die nachstehende Uebersicht und Charakteristik seiner hauptsächlichsten Skulpturwerke. Nachdem der ersten preisgekrönten Arbeit Schadow's, der von der römischen Akademie von San Luca prämiirten „Perseus und Andromeda", des marmornen Denkmals des Grafen von der Mark in der Dorotheenkirche von Berlin, der Marmorstatue Friedrich's II. in Stettin, der liegenden weiblichen Figur, die man in Paris für ein Werk Thorwaldsen's ansah, der Statue des Fürsten Blücher in Rostock und des Lutherdenkmals in Wittenberg erwähnt worden, welche Kunstwerke mehr oder weniger allgemein bekannt sind, fügte der Biograph Folgendes zum Theil mit Bezug auf einige weniger bekannte Arbeiten Schadow's hinzu: „Von den älteren Statuen des Wilhelmsplatzes, den Gruppen um das Bassin zu Sanssouci, den Genien der Königsbrücke, den Laternenträgern des Leipziger Platzes, den jetzt verschwundenen sentimentalen Philosophen an der Bibliothek — zu dem Viergespann des Brandenburger Thores, den Statuen Zieten's und der Prinzessinnen, den Reliefs des Münzgebäudes war ein unendlicher Abstand. In der Schule Taffaert's fand Schadow jene Pariser kokette Grazie, die zwar nach Diderot's Aufruf gern natürlich seyn wollte, allein die Natur nicht bewältigen konnte und deshalb in Sentimentalität verfiel. Es waren allegorische Opfer der Liebe und Freundschaft, der Treue und Zärtlichkeit in Marmorgruppen, die Taffaert für den Prinzen Heinrich gearbeitet hatte, wofür dieser nach Berlin berufen wurde, wo er bei der Anforderung, historische Statuen auszuführen, sich in nicht geringer Verlegenheit sah. Diesem gegenüber trat das immer lautere Begehren der unbedingtesten Nachahmung des Alterthums, unter Aufgeben aller volksthümlichen und naturgemäßen Eigenthümlichkeit. Besonders für die Skulptur schien diese antike Idealität eine unerläßliche Forderung. Schadow hatte die Selbständigkeit, von beiden Schulen sich frei zu halten. Die Natur allein war sein Vorbild und seine Meisterin. Vielleicht besaß niemals ein neuerer Künstler eine so gegenwärtige tiefgehende Kenntniß menschlicher Bildungen, als er. Wenn er an die Tafel trat, unmiß er mühelos eine lebensgroße Gestalt in jeder gegebenen Stellung mit höchster Genauigkeit und änderte sie mit gleicher Sicherheit nach den Bedingungen des Alters, der Gemüthsruhe, des schlankeren oder festeren Baues, von Knaben bis zum Greis, und eben so, wenn er ein Blatt von Hand nahm. Daher die feste Charakteristik seiner wenigen ganz ausgeführten Arbeiten. Entgegen stand ihm dabei die ältere militairische Tracht. Er wagte es, sie treulich nachzubilden, und gab in seinem Fürsten von Dessau gleichsam ein authentisches Dokument der alten Paradehaltung und Uniform, von den Kamaschen zum Generalshut. Vor Allen ist Zieten lebendig aufgefaßt. An einen Baumstamm gelehnt, schaut der kühne Reiterfechtere mit übergeschlagenem Bein und die Hand am Kinn, sinnend in die Ferne, allein die stramme Gestalt, der verwegene Blick, die auf den Säbel gestützte Hand kündigen an, daß er den gefaßten Plan unaufhaltsam ausführen wird. Für immer wird dieses Denkmal öffentlich Zeugniß geben von Schadow's Meisterschaft. Merkwürdig wird aber dabei noch ein anderer Zug. Er hatte den General gesehen, wie er in späteren Jahren vom Alter gebeugt neben dem König ritt. Sein Streben nach Wahrheit forderte ihn auf, auch dies auszudrücken, was ihm, zum Glück für das Denkmal, sein künstlerisches Gewissen unmöglich machte. Allein er findet es nöthig, sich deshalb ausdrücklich zu entschuldigen, ist aber auch eben so eifrig bemüht, der Schönheit und Anmuth gerecht zu werden, wenn ihm die Wahrheit der Natur dazu Anlaß giebt. Die seltenen Blätter nach Stellungen der Tänzerin Bigano sind unnachahmliche Muster der ungesuchtesten weiblichen Grazie. Vor allen bewundernswerth ist aber in dieser Hinsicht die Marmorgruppe der Königin Louise als Kronprinzessin in schwesterlicher Umarmung mit der Prinzessin Friederike, spätteren Königin von Hannover. Es ist dieses reizende, charaktervolle Werk durch Gegenstand, Gedanke und Ausführung an reinem Kunstwerth vielleicht Schadow's Meisterstück und würdig der Unsterblichkeit."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Lenz, Lesser, Behrenstraße Nr. 31, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Sonnabend den 16. März 1850.

England.

Die Armen-Quartiere in England.

Zur Vergleichung mit dem, was von den gemeinnützigen Baugesellschaften in Brüssel, Berlin und Paris geschieht (vgl. Nr. 1 des Magazins von d. J.) dürften nachstehende Notizen über die erste Baugesellschaft dieser Art, die im J. 1845 in London begründet wurde, von näherem Interesse seyn:

Diese Gesellschaft hat im St. Pancras große Gebäude errichten lassen, wovon die Baukosten auf eine Summe von 13,252 Pfd. Sterl. sich belaufen. Es enthalten diese Gebäude 110 Wohnungen, deren Miethung so gesucht ist, daß man eine große Anzahl derer, welche darum anhielten, hat zurückweisen müssen. Die Vortheile, welche für den Gesundheitszustand großer Städte aus der Verbesserung der Wohnungen der nothleidenden Klassen erwachsen können, ergeben sich aufs deutlichste aus einem der statistischen Gesellschaft vom Oberst Sykes eingereichten Bericht. Man wird sicher überrascht seyn, zu vernehmen, daß während der ganzen Dauer der Cholera-Epidemie in den der Gesellschaft gehörigen Gebäuden auch nicht ein einziger Fall vorgekommen ist, während die Seuche ringsum in der Nachbarschaft entsetzlich wüthete.

Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen St. Pancras und Church-Lane, dem armseligsten Theil des Kirchspiels St. Giles!

„Church-Lane ist nur 200 englische Fuß lang und 20 Fuß breit, und in einem so engen Raum befinden sich zweiundzweißig Häuser! Der Berichterstatter hatte seine Besuche auf hundert Familien ausgedehnt, welche aus 463 Personen bestanden, und für diese gesammte Menge hat er nur neunzig Betten vorgefunden. Im Durchschnitt rechnete man also fünf Personen auf ein einzelnes Bett. Mehrere Zimmer hatten gar zweiundzwanzig Bewohner, und für alle diese Leute kein Wasser, kein Abfluß der Unreinigkeiten, keine Kommodität: daher ein Schmutz, eine physische und sittliche Erniedrigung, die eines civilisirten Landes durchaus unwürdig ist.

„Nach schriftlichen Zeugnissen, welche in den Tagesblättern erschienen sind", fügt der Berichterstatter hinzu, „hat Ihr Ausschuß Gründe, zu fürchten, es sey dies ein Musterbild der beklagenswerthen Lage der Massen, die in den engen und schlecht gelüfteten Zimmern der Manufakturstädte oder in einer großen Anzahl ländlicher Hütten wohnen. In diesen jämmerlichen Quartieren sind die verschiedenen Alter und Geschlechter, Väter und Töchter, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, Erwachsene aus der Fremde, Männer und Frauen, Schwärme von Kindern, Kranke, Sterbende und Todte zusammengehäuft und so an einander gepreßt, daß selbst Thiere einen solchen Zustand nicht ertragen würden. Es ist rein unmöglich, daß irgendwie ein Anstand zu bewahren, jedes Gefühl von Schicklichkeit und Achtung vor sich selbst muß da verloren gehen und einer Sorglosigkeit, einer Gleichgültigkeit gegen alle Sitte, welche nothwendig aus der Verderbtheit der Gesinnung entspringen, Platz machen. Man benutzt sich wohl, mittelst der Erziehung der in diesen sittenverpestenden Nestern aufwachsenden Jugend religiöse, tugendhafte Grundsätze einzuprägen, in ihr den Sinn für Ordnung, Arbeit und Reinlichkeit zu wecken; wie sollen aber, fragen wir, diese Keime sich entwickeln inmitten der moralischen Verfunkenheit, die in diesen traurigen Wohnungen nur allzu reichliche Nahrung findet?"

Aus dem Register über die Sterblichkeit in Church-Lane und in den Gebäuden von St. Pancras während der Zeit, wo die Cholera in London wüthete, ist zu ersehen, daß Church-Lane bei einer weit geringeren Bevölkerung wöchentlich 6, 8 bis 10 Personen verlor, während in St. Pancras auch nicht ein einziger Sterbefall vorkam.

Mit Befriedigung wird man hören, daß erst seit kurzem eine neue zur Aufnahme für Arme bestimmte Anstalt fertig geworden ist. Es ist dies das Musterhaus von Spitalfields. Es ist sehr geräumig und besteht aus fünf Stockwerken. In den unteren Räumen befinden sich Bäder und Waschhäuser. Das Zimmer des Aufsehers, ein Gesellschafts- und ein Lesesaal nehmen das Erdgeschoß ein. Die übrigen Stockwerke sind getheilt in Schlafsäle und kleine Wohnzimmer. Welch eine Kluft zwischen solch einem Etablissement und jenen elenden, in feuchten, schmutzigen und ungesunden Orten belegenen Bretterhütten, welche Spekulanten in der Umgegend von London und anderen großen Fabrikstädten haben errichten lassen, seitdem die Handwerkerklasse so reißend schnell zugenommen hat: diese schmutzigen Höhlen schienen weit weniger bestimmt zur Beherbergung als zur Aufhäufung menschlicher Geschöpfe, welche in dem Maße zusammengepreßt waren, daß sie sich kaum rühren konnten. Die Verbesserungsversuche, die man neuerdings gemacht hat, verdienen sicher alles Lob, aber was wollen am Ende ein oder zwei Musterhäuser sagen, wenn man an den großen Umfang des Uebels denkt! Oft geschieht es nach dergleichen Versuchen, daß das Publikum sich nur allzu bald einredet, die Umgestaltung habe ganz prächtig begonnen, während jene Versuche aber nur dazu bestimmt sind, es die Möglichkeit eines besseren Zustandes erkennen zu lassen. Man läuft Gefahr, Church-Lane ganz zu vergessen, um blos an St. Pancras oder Spitalfields sich zu erinnern, als ob die Menge Nothleidenden schon darum erträglich einquartiert wäre, weil man etliche Hunderte von armen Leuten mit einer reinlichen und gut durchlüfteten Wohnung versorgt hat. So sehr wir das Bestreben jener edlen und hochherzigen Menschen bewundern, welche mit Inbrunst sich diesen frommen und mildthätigen Werken widmen, so legen wir doch die Ueberzeugung, daß hier die Dazwischenkunft des Gesetzgebers unbedingt nöthig ist, um eben auf einen höheren Standpunkt die Verpflichtungen zu erheben, deren sich die Gesellschaft gegen alle ihre Mitglieder entledigen muß.

Das Gemälde, welches Herr Buret über die Beschaffenheit der Arbeiter-Wohnungen in England entworfen hat, und zwar in einem Werke, welches den Titel führt: „Ueber das Elend der arbeitenden Klassen in England und Frankreich", ist noch weit beredsamer, als obige Schilderung. Jede bedeutende Fabrikstadt, sagt er, hat ihr Ghetto, ihre verwünschten, verabscheuenswerthen Quartiere, wohin der Aermste nicht dringt, welche der reiche Mann und der wohlhabende Einwohner kaum dem Namen nach kennen und die sie niemals besuchen. Daher kömmt es, daß sie kaum ihren Augen trauen, wenn die Berichterstatter von der spitzbubenhaften Gesellschaften ihnen diese traurigen Erscheinungen in ihrem vollen Umfang enthüllen. Die Armen-Quartiere in Manchester, Liverpool, Bristol, Newcastle, Leeds, Nottingham bieten einen eben so trostlosen Anblick dar, als die schlechtesten Distrikte im Kirchspiele St. Giles zu London. In Manchester giebt es ein Quartier, Namens Klein-Irland, eine Bezeichnung, die es mit vollem Rechte verdient, indem dort sich alle Schrecken vereinigt finden, welche man in Orten treffen kann, die menschlichen Wesen als Wohnung dienen. Jetzt aber hat jede große Stadt Englands ihr Klein-Irland, welches von Tag zu Tag zahlreichere Opfer verschlingt. Betritt man die reichen Stadtviertel, um in jene engen Gassen und in die von Dürftigen bewohnten Höfe zu dringen, so ist man außer sich vor Erstaunen über den ungeheuren Abstand, welchen diese Gesellschaft darbietet. Kaum noch würde man denken, die nämliche Menschengattung vor Augen zu haben, und der Geist hat Mühe, zu fassen, wie so schroffe Gegensätze bei einem und demselben Volke zusammentreffen können.

Wir lassen hier die Betrachtungen folgen, welche dieser Zustand der Dinge in Herrn Buret hervorgerufen hat. „Beim Durchwandern durch die schauerlichen Gegenden, deren wir eben Erwähnung gethan, sind wir aufs lebhafteste überrascht worden von den unbegreiflichen Mißverhältnissen des Eigenthumsrechts, Mißbräuche, die uns auf Schritt und Tritt der Anblick jener für die Unglücklichen gemietheten Wohnungen verrieth. Wie hatten unsere liebe Noth, uns zu erklären, wie es möglich wäre, daß die Grundeigenthümer die Macht und die Befugniß haben sollten, selbst im Schooße der Hauptstadt Großbritanniens in ihrem eigenen Interesse ein zweites Irland zu schaffen. Der Besitzer eines leeren Platzes läßt die Gebäude aufführen in einer Ordnung, wie ihm beliebt, ohne unter ihnen den Zwischenraum einer Straße zu lassen, ohne vorher das Terrain abzustechen, ohne sich an irgend eine der Vorschriftsmaßregeln zu kehren, welche die Gesundheit erheischt; er baut ganz nach seinem Wohlgefallen entweder anständige, massive Häuser, oder blose Bretterbuden, die selbst für die Aufnahme von Thieren noch zu erbärmlich sind, und keine Behörde tritt dieser Willkür entgegen, sie thut nichts, um die Ausübung seines Rechts zu regeln und zu beschränken." Herr Buret fordert demgemäß, daß, so wie es Gesetze zum Schutze der öffentlichen Gesundheit und Sittlichkeit giebt, eben dergleichen vorhanden seyen, welche den Eigenthümer vorpflichten, sein Haus in reinlichen Zustande zu erhalten und den Bewohnern desselben die zum Leben nöthige Luft zu verschaffen.

Die in England vorgenommenen Untersuchungen, wie diejenigen, welche in Frankreich durch die Herren Villermé, Blanqui und A. erfolgt sind, werden, wir fühlen uns glücklich, dies sagen zu können, zum Resultat haben, auf dem bloßen Schutz in dem, was die Gesundheit und die gute Beschaffenheit der Wohnungen betrifft, eine den fädtischen Behörden vom Gesetzgeber auferlegte Pflicht zu machen. Es haben diese Nachforschungen in England zu der Bill des Lord Normanby geführt, welche bestimmt ist, dem Uebel entgegenzuwirken, worüber Herr Buret sich mit Zug und Recht beklagte, in Frankreich zu dem Antrage des Herrn v. Melun. Wir werden die dringende Nothwendigkeit solcher Reformen um so mehr begreifen, wenn wir, anstatt uns von den Höhern der Armen fern zu halten und aufs Wort denen, welche sie beschreiben, Glauben zu schenken, öfter selbst hingehen, um durch eigene Anschauung zu prüfen, wie es da-

Digitized by Google

mit bestellt ist, und den Unglücklichen, die darin hausen, die Erleichterungen und Tröstungen zu bringen, welche wir ihnen schuldig sind. (Le Semeur.)

Spanien.

Madrid und seine Bewohner.

Frei nach den Zusammenstellungen von Pascual Madoz.

II.

Trotz ihres numerischen Uebergewichtes, und welche Sympathieen oder Antipathieen sie auch für oder gegen diese oder jene der zur Herrschaft gelangenden Parteien hegen mochte, wurde die Madrider Bevölkerung im eigentlichen Sinne doch stets von der unsichtbaren Gewalt jener fünfzehn Tausend geheimer Verschwörer mit fortgerissen, und letztere brachten, ohne daß sie sich erst zuvor unter einander zu besprechen nöthig hatten, in den Widerstand wie in die Bewegung die Einheit und gleichzeitiger Thätigkeitsäußerung eines gemeinsamen Interesses. Daher auch jene schnelle politische Belebung, welche Madrid ein so revolutionaires Ansehen verleiht und so sonderbar von seiner namentlos dumpfsinnigen Ergebenheit vor allen von außen her kommenden Pronunciamientos absticht. Jene unglücklichen Agitatoren mit der düsteren Miene, dem todtenden Blick und den geheimnißvollen Unterredungen, welche sich, bei jedem leichtesten Symptom, zu Tausenden mitten in der Stadt aufpflanzen, jene fürchterlichen Besucher der Puerta de Sol endlich, die mit einem einzigen Zucken der Augenbrauen die Börsen von Paris und London zittern machten, waren meist nur unglückliche Soldtaranten oder noch unglücklichere Pensionirte oder auf Wartegeld Gesetzte, welche sich mit leiser Stimme ihre Hungersbotenzüge mittheilten und gedultig in Wind und Wetter auf das Erscheinen der Zeitung warteten, die sie belehren sollte, an welche allerzüngste Macht sie ihre hunderste Bittschrift zu wenden hätten.

Madrid hat im Verlauf seiner Geschichte nur einen Tag wahrer Initiative gehabt, nämlich den 2. Mai 1808, als auf dem Platze des Palastes, bei den ersten Anzeichen des Komplotts von Bayonne, jener fürchterliche Schrei des Aufstandes ertönte, der bald über die ganze Halbinsel wiederhallte. Die Madrider erkannten, daß es sich diesmal um die Existenz des Thrones selbst handle, und dies ist der einzige Punkt, rücksichtlich dessen ihre sonst so flügsame Politik nicht hin- und herzuschillern versteht. Madrid begreift instinktmäßig, daß seine Existenz mit eine künstlicher ist, und daß die Anwesenheit und der Luxus seine Existenz nur einem Fremden anbedingt nöthig sind, um die Uebelstände seiner Lage einigermaßen auszugleichen. Indem so fest gerade im Centrum die monarchische Gesinnung vorherrscht, wurde es den spanischen Herrschern nicht allzu schwer, auch bedenklicheren Erschütterungen energisch zu widerstehen. Nebenbei sey es bemerkt, daß Madrid vorzugsweise dem Hause Bourbon seine Neigung zugewendet hat, und daß die Madrider, welche, vor der Erhebung ihrer Stadt zur Residenz, stets mit den Commeros verbunden waren, allzeit gegen das Haus Oesterreich einen entschiedenen Widerwillen hegten. Beweise für letztere Behauptung liefert die Geschichte in Menge.

. . . . . .

Wenn wir von dem politischen Verhalten Madrids zu seinen häuslichen Sitten übergehen, so wird uns auch in dieser Hinsicht eine Zahl mannigfacher Aufklärungen in dem Werke des Herrn Madoz an die Hand gegeben.

Wenn wir die Zahl der Häuser (immer nach den Angaben von 1846) mit der Zahl der Einwohner in Vergleich stellen, so kommen durchschnittlich beinahe acht Wohnungen und gegen zwiundbreißig Seelen auf jedes Haus. Dieses Verhältniß hat weder mit Paris, wo wegen der ungeheuren Masse der Bewohner eines Hauses keiner den anderen kennt, noch auch mit London irgend eine Analogie, indem letzterer Ort jener häuslichen Abschließungstheorie huldigt, welche, in den meisten Vierteln der Stadt, nur eine Familie unter jedem Dache duldet. Daher besitzt die spanische Hauptstadt eine ganz eigene Physiognomie. Die Gemeinsamkeit des Daches begründet in Madrid fast einen förmlichen Freundschaftsbund, an den sich allmälig auch die freundschaftlichen Beziehungen von außen anknüpfen, der Art, daß sich im Prado, im Theater, an der Puerta del Sol fast alle Leute derselben Standes grüßen und mit einander plaudern. Ein anderes statistisches Verhältniß wirkt gleichfalls mächtig auf die Madrider Geselligkeit. Die Altersperiode vom zwanzigsten zum dreißigsten Jahre, die Periode der Bälle, der Stelldichein, der „redenden" Sträuße und Fächer, ist in Madrid gerade diejenige, welche die meisten Repräsentanten zählt, nämlich 31,000 Köpfe (beiderlei Geschlechts), also ungefähr ein Viertel der ganzen Bevölkerung. Ich überlasse einem Jeden, sich vorzustellen, welche Brechen dieses eroberade Personal in die Schranken und Ummanerungen des Privatlebens schießt. Die elegante Leichtfertigkeit der spanischen Sitten überhaupt trägt hierzu noch das Ihrige bei. In Spanien ist die Liebe eine Sache der Wohlanständigkeit. Zwei Minuten lang neben einem jungen Weibe, namentlich einem jungen Mädchen, das durch Zufall auf dem Spaziergang oder auf dem Ball Eure Nachbarin geworden, zu weilen, ohne ein Geipräch anzuknüpfen, und fünf Minuten mit einer solchen Dame zu plaudern, ohne sie auf das glatte Terrain des Madrigals hinüberzuziehen, das hieße in Spanien gegen die beiden gewöhnlichsten Vorschriften der guten Lebensart verstoßen. Bei einem zweiten Zusammenkommen giebt man sich gegenseitig schon seinen Herz- und Schreznamen, und nicht selten kauft man sich, wenn man sich dreimal gesehen, gar amigo (Freund), ohne daß die Mutter oder die Mißhänftigen und Eifersüchtigen etwas dagegen haben können, ohne daß aber auch wieder auf der anderen Seite selbst die stärkste Etelkeit es wagen dürfte, Mißbrauch damit zu treiben. Der Fall wird nur dann rennt, wenn diese anmuthige Vertraulichkeit der Sprache bis zum Diminutivum vorschreitet, wenn der Amigo zum Beispiel zum Range des Amiguito übergeht. Dieses ito ist bei den Spaniern der eigentliche Rubikon des Gefühls!

Man ersieht hieraus leicht, daß Madrid bei solchen Elementen der Geselligkeit die castilianische Würde und Strenge sehr schlecht personifiziren muß, und in der That führt man hier ein heiteres und lärmendes Leben. Außer seinen Stiertheaten, welche fast jede Woche rinnal stattfinden, besitzt Madrid sieben Theater! Das Karneval dauert daselbst zweimal längere Zeit als in Paris. Von der Mitte des Herbstes bis zu Anfang des Frühlings würde sich jeder junge Madrider zu kompromittiren glauben, wenn er ohne eine Nase von Pappe auf dem Ball erschiene. Jenes entbehren die Madenbälle in Spanien der gehörigen Lebendigkeit und des frischen und keken Reizes; denn was bleibt einer unter der Maske zu sagen übrig, wenn man sich faß Alles sonst offen ins Gesicht sagen kann. Die Worte „Me conoces? — Te conozco!" (Kennst Du mich? — Ich kenne Dich!), welche man tausendmal hört, bilden fast den einzigen Boden der Intrigue. Ein einziger kleiner Umstand, eine echte Erfindung einer Chatochter, würzt die fade Einförmigkeit dieser Bälle mit einem gewissen Reiz: der größte Theil der Tänzerinnen nämlich erscheint gewöhnlich in Nonnentracht. Neben den lärmenahften Lustbarkeiten, welche die ganze Hauptstadt zusammenführen, genießt Madrid über auch der patriarchalischsten Zerstreuungen des provinzirlen Lebens. Die Landpartieen, die Prozessionen, die Feste der Schutzheiligen sind für die junge Madrider Bevölkerung sehr wertbe Stelldichein. Es werden dabei viele Bandons konsumirt und viele Seufzer ausgestoßen. Der Abend vor dem Neujahrstage macht vorzugsweise Epoche in der Geschichte der Herzen. An diesem Tage wirft man die Namen der Seufzenden beider Geschlechter abgesondert in zwei Urnen, zieht dann nach einander die Zettel jeder Urne der Art, daß je einem männlichen Namen immer ein weiblicher gefügt wird, und proklamirt so einen jeden der Spieler für ein ganzes Jahr zum offiziellen Anbeter der Señora, welche ihm durch diese Lotterie zugefallen ist. Nicht selten nimmt diese scherzhafte Galanterie ein ernstores Ende in ins! Doch zurück zur Statistik!

Das jährliche Maximum der Heirarten in Madrid trifft die Männer von einundvreißig Jahren und die Frauen von sechsundzwanzig Jahren, obwohl die Spanierin schon mannbar ist, wenn sie kaum aus den Kinderjahren getreten. Dieses lange Cölibat erklärt sich durch die Freiheit, welche die jungen Mädchen in Spanien genießen. Man muß indeß bekennen, daß die Spanierin gerade dadurch, daß sie nach freiem Belieben Huldigungen annehmen kann, stets unter der Aufsicht der Mevisanten, Mißgünstigen und Eifersüchtigen steht, welche gewiß die aufmerksamste und strengste Schutzwache bilden. Herze kömmt noch, daß das Feuer der Eitelkeit, welches bei ihr sorinwährend angefacht wird, andere Gluthen zurückdrängt. Endlich sind die Fenster der Erdgeschosse und die innerren Pförtchen der ersten Etagen, an denen die heiratsfähigen Mädchen Madrids ihren Liebhabern vertrautes Gehör geben, im Allgemeinen sehr solider vergittert.

Was dir männliche Jugend Madrids betrifft, so läßt sich die gute Einwirkung dieser Sittenfreiheit auf die Moral nicht bestreiten. Da die Unsittlichkeit hier vorausgesetzt, daß ihre Waffen unterliegen, nimmt sie sich nicht erst die Mühe, ihre Künste in Anwendung zu bringen; es giebt in Madrid kein Mittelding zwischen der reinen Liebe der Seufzer und Serenaden und dem feilen Straßenlaster. Wir bemerken hierbei, im Nachblick auf die sozialr Statistik, daß die unglücklichen Geschöpfe, welche dieses traurige Gewerbe treiben, keineswegs die anerwärts gewöhnliche cynische Dreistigkeit und Derbheit an sich haben. Die spanische Courtisane bewahrt, da sie hier nicht, wie anderwärts, offiziell von der allgemeinen Gesellschaft abgeschoert ist, noch immer das Dekorum dieser Gesellschaft; sie übertreibt es sogar, gleichsam als ob sie durch die gezwungene Prüderie ihrer Sprache und ihrer Manieren instinktmäßig die gewährten Vergünstigungen wieder zurücknehmen wollte. Der Fremde, welcher diesen Bühnen im Vertrauen auf den äußeren Schein mit Achtung entgegenkäme, würde an ihnen außer einer gewissen feinen Bildheit nichts zu tadeln finden. Ich mache eine Ausnahme rücksichtlich der Manolas, einer ausschließlich Madrider Gattung von lustigen Dirnen, welche die ernstesten und strengsten Spanier mit jener Nachsicht behandeln, die mir einem künstlerischen Volke der Grazie Alles verzeiht. Grazie ist indeß nicht das richtige Wort; es ist bei der Manola vielmehr eine gewisse, schwer zu definirende brutale und abstechende Originalität, welche allzumal aus einer absonderlichen Weise, die Mantille zu tragen, aus dem schweren und lascinen Rhythmus des Ganges, aus der riesenten Extravagität der Kleidung und aus der schwarzen und giftigen Keckheit des Blickes hervorgeht. Die Sprache der Manola ist der pittoreskes Ausdrucksweise der Pariser Possarde verwandt, nur mit dem Unterschiede, daß die Manola nie aus der Eleganz herausfällt. Das niedere spanische Volk hat einen entschiedenen instinktiven Widerwillen gegen alles Grobe, Rohe und Unedle. Der wüsteste Straßenkerl, wie wir ihn nur irgend in der elendesten Kneipe Madrids, Saragossa's oder Sevilla's sehen, hat in seinen Worten, seinen Geberden und Stellungen noch etwas vom Serenadenbringer, und man glaubt neben der rauhsten Säuferstimme noch Guitarrengriffe zu hören.

Die Manolas sind in Madrid so beliebt, daß sich unter sie auf den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen auch manche falsche einschleicht. Die echte Manola, die, welche bei den Stierkehen den Ton angiebt, und welche an Prozessions- und Hrligenfest-Tagen das lachende Publikum durch ihren unsinnigen bunten Kleiderluxus blendet, wenn sie mit ihrem Gefolge an den Ufern des Manzanares oder durch den Prado spaziercn fährt, — diese Manola ist eine ehrbare Mutter, die ihr Lebenlang nur Melonen aus „Hannover" und Orangen aus „China" verkauft hat und die mit mit Pomp ihre Töchter nebst deren Liebhabern protegirt. Letztere, die Töchter, schlagen keineswegs das Anerbieten eines Glases „Orangeade" bei dem ersten besten Kondiker an der Straßen-

che aus, aber es wäre vermessen, ihnen von Gefühlen zu sprechen, wenn man nicht eine Sammetweste mit Glashöpfen, eine seidene Schärpe um die Hüften und eine silberne Busennadel, die drei wesentlichen Abzeichen des „manolischen" Dandythums, trägt.

Die Manola zeigt übrigens einen ganz guten Geschmack, wenn sie den Manolo mit seinen „Possen" allen anderen Galanen vorzieht. Die Eleganz, welche bei den Frauen in Spanien durch alle Stände herrscht, hat sich rücksichtlich der Männer in die unteren Schichten des Volkes geflüchtet, welches sich selbige auch nach Kräften zunutzemacht. Während anderwärts der Arbeiter des Sonntags die „Bourgeois"-Kleider anzieht, geht der Bourgeois in Spanien an diesem Tage gern in dem Staate des Majo, des populären Dandy, einher. In Spanien ist das niedere Volk, ganz im Gegensatz zu anderen Ländern, aller Nachäferei der höheren Stände abhold, es ist stolz auf seine Eigenthümlichkeit und sogar ein wenig exclusiv. Um noch einmal auf die erwähnte Vorliebe der Manola für die Manolos zurückzukommen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß hierzu auch das Messer des Manolo das Seinige beiträgt. Manche Manola trägt die Spur desselben:

„. . . . . Und sie hat, ich weiß nicht,
Welchen Arzt in dieser Nacht
Dicht am Rand der Halsbandkrause."

Trotz dieses natürlichen Hanges der Manolos zum Gebrauch des Messers sind doch die originellen Angriffe auf Personen, welche im übrigen Spanien ungeschr zwei Drittel aller Verbrechen ausmachen, in Madrid weit weniger zahlreich als die Angriffe auf das Eigenthum. Ja, das Verhältniß der Anklagen auf Mord und Verletzung ist in Madrid geringer (1 auf 667 Einwohner), als in dem ganzen übrigen Districte seiner Gerichtsbarkeit (1 auf 536 Einwohner). Faßt man alle Verbrechen zusammen, so stellt sich das Verhältniß noch günstiger und ehrenvoller für die Manolos heraus. Die wesentlich plebejischen Viertel von Lavapiés, der Maravillas und der Wallitas weisen nur 1 Angeklagten auf 293 Einwohner auf, während im Mittelpunkt des Madrider Bildung, in den Vierteln des Barquillo, Rio und Prado, immer schon auf 150 Einwohner 1 Angeklagter kömmt.

Die verhältnißmäßig große Moralität der niederen Klassen Madrids hängt indeß, wie vielleicht manche Gegner des Unterrichts schließen möchten, keineswegs mit ihrer Unwissenheit zusammen, denn der Unterricht ist unter ihnen mehr verbreitet, als man glauben sollte. Die öffentlichen und privaten Elementarschulen der Stadt zählen gegen 6700 Knaben, von denen fast fünf Tausend unentgeltlichen Unterricht genießen. Da die Altersperiode vom 6ehnten bis zum vierzehnten Jahre als die betrachtet werden kann, welche dem Elementar-Unterricht zuspricht, und da diese Periode in Madrid gegen 8700 Knaben umfaßt, von denen etwa tausend auf die zweiundzwölfig Kollegien kommen, in welchen der höhere Unterricht ertheilt wird, so folgt hieraus, daß etwa nur der achte Theil der Kinder männlichen Geschlechts alles Unterrichts entbehrt. In Bezug auf die Mädchen ist das Verhältniß fast ganz dasselbe. Der höhere Unterricht erzeugt in Spanien nicht jene traurigen Konflikte der Eitelkeit und des Unvermögens, wie in manchen anderen Ländern. Es wird ihm nämlich durch die Klöster der weiteren Fortschritt, d. h. der Zutritt zu den Universitäten, außerordentlich erleichtert, indem hier die armen Studenten alle mögliche Unterstützung finden. So lernt das spanische Proletariat stets begreifen, daß die intellektuelle Gleichheit sich ganz gut mit der sozialen Ungleichheit vertrage. Man sieht in Spanien noch häufig, wie Leute, welche die Universität besuchten, zuletzt wieder zu irgend einem häuslichen Geschäft zurückkehren. „Ich ladelle", erzählt Gustad d'Alaur (Revue des deux Mondes vom 1. Februar 1850), „in Madrid einmal, in einem Speisehause, den Kellner, daß er wiederum mein Essen habe aubrennen lassen. Er erklärte mir höchst bescheiden, daß er nicht die Ober-Inspection der Oefen habe, und daß sich meine Argumentation daher auf eine „ignoratio elenchi" (so lautet das dritte der vom Aristoteles angeführten Sophismen) reduzire. Ein studirter Franzose würde sich lieber erschießen, als den Kellner spielen." Katastrophen verkannten Ehrgeizes sind in Spanien außerordentlich selten. In Madrid, wo fast alle aus der Bahn gerathenen oder verlornen Existenzen zusammenströmen, kommen jährlich nur zwanzig Selbstmorde vor.

Das Elend und nicht jene Genußsucht, jener Widerwille gegen eine niedere und obskure Stellung, welche z. B. in Paris jeder liberalen Erziehung anzuhaften scheinen, ist die wahre Erklärung der Zahl, welche uns oben das Verhältniß der Kriminalfälle bei den gebildeteren Klassen von Madrid angab. Der Mann des Madrider Volkes hat einerseits weniger Bedürfnisse und kann sie zugleich anderwerseits leichter befriedigen. Faß immer am Orte geboren (denn Madrid kennt, wie wir oben sahen, nicht jenes ungeheure Zuströmen der Arbeiter von außerhalb, welches an anderen großen Mittelpunkten stattfindet, veranlassen), empfängt der Sohn vom Vater meistentheils die nöthigen Existenzmittel. Die Tausende von Selbstständen vielmehr, welche die aristokratischen Viertel Madrids bewohnen, kommen von außerhalb, erschöpfen hier nach und nach ihre pekuniäre Habe und finden später nicht jene momentanen Hülfsquellen der Arbeit, welche ihnen die materielle Thätigkeit von London oder Paris darbieten würde. Die Nothwendigkeit, ihre Lage zu verheimlichen, um die Protektoren nicht abzuschrecken und den Nebenbuhlern die Spitze zu bieten, und ferner sogar die Humanität des spanischen Gesetzes, welches, indem es den zahlungsunfähigen Schuldner in gewissen Fällen beschützt, andererseits den Kredit so schwer macht, diese beiden Umstände kommen noch hinzu, die qualende Verlegenheit zu vermehren. Kurz, die gebildeten Klassen Madrids präsentiren sich der correctionellen und kriminellen Statistik mit dem doppelten Nachtheil, daß sie einerseits für sich allein fast das ganze Kontingent des Elendes stellen, und daß sich andererseits die Gelegenheiten, sich zu vergehen, hier weit mehr, als anderwärts, gehäuft finden. Wenn man dabei über etwas erstaunen muß, so ist es nicht darüber, daß man eben die Verbrechen in den höheren Schichten der Gesellschaft vorkommen sieht, sondern über die relative Moralität, welche jene Unglücklichen noch immer in dem stillen Kampfe zwischen dem sich verdergenden Mangel und der Rechtlichkeit beweisen.

Wir finden in der Liste der eines Patentes benöthigten Gewerbe und Beschäftigungen eine Zahl, welche ein trauriges Licht auf jenes geheime Elend wirft. Die Pfandleiher und der Trödelkram in allen seinen Stufen werden in der spanischen Hauptstadt durch 445 Patente repräsentirt. Es giebt hier also, abgesehen von den Wucherern und Winkelmäklern, eine wirklich ungeheure Menge jener zweifelhaften Existenzen, welche einzig davon leben, der inneren Blöße die Mittel zu verschaffen, sich mit äußerem Anstande bemänteln zu können. Gestalte man uns bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die öffentliche Wohlthätigkeit, an die sich einzig nur die niederen Klassen appelliren. Die Hospitäler, die Herbergen, die Arbeitshäuser und die anderen von der Kommune abhängigen wohlthätigen Anstalten gewähren nach den Umständen jährlich 25,000 Individuen eine entweder zeitweilige oder fortdauernde Unterstützung. Es ist dies beinahe der achte Theil der Bevölkerung: ein ungeheures Verhältniß, wenn wir bedenken, daß Madrid durchaus nicht jene schwanke Arbeiterbevölkerung zählt, welche in den großen Städten mancher anderer Länder fast allein das ganze Budget der öffentlichen Unterstützung absorbirt. Außer diesen Wohlthätigkeits-Anstalten besitzt Madrid noch gegen zwanzig andere, welche von Privat-Associationen angestattet und geleitet werden und welche 4—5000 anderen Individuen Beistand leisten. Kurz, Alles in Madrid wirkt zusammen, die unteren Klassen den schlimmen Eingebungen der Armuth, welche auf die mittlere Klasse einen so traurigen Einfluß üben, zu entziehen.

Die 656 Verbrechen oder Vergehen, welche jährlich in Madrid abgeurtheilt werden, entsprechen nur 1065 Angeklagten oder Beschuldigten. Man muß hieraus schließen, daß die unter Mehreren verabredeten Verbrechen und Vergehen, welche allein eine systematische Verderbtheit bezeichnen, in Madrid in verhältnißmäßig sehr geringer Zahl vorkommen. Die Frauen bilden unter den Angeklagten mehr als den sechsten Theil, und hierin besteht nicht der einzige Mangel an Galanterie, den sich die Statistik gegen das zarte Geschlecht erlaubt. Ferner liefern die Verbrecherinnen einen verhältnißmäßig größeren Theil der Beschuldigten, als die Unverbrecherinnen, d. h. die, welche noch nicht im heirathsfähigen Alter sind. Denn in der That Madrid auch kein sittlicher Präservatiu ist, so gewährt sie zur Entschädigung einen trefflichen Gesundheitsschutz. Mit Ausnahme zweier harmäckiger Cölibatäre, von denen (1846) der eine 105, der andere 107 Jahre zählte, finden sich alle Beispiele sehr hohen Alters in der heiligen Arche des Ehestandes vor. Uebrigens treten die Männer früher als die Frauen aus diesen langen Duo ab. Wir finden in der statistischen Verzeichnissen Madrids 13,173 Witwen und nur 3571 Witwer, so daß die Madrider Damen fast drei Chancen gegen eine haben, das Epitaphium ihrer Ehemänner absassen zu können. Nur in dem Alter von dreißig zu vierzig Jahren halten die Frauen mit den Männern gleichen Schritt; nach dieser Periode vermehrt sich die relative Sterblichkeit für die Männer so, daß sie von 80 bis 100 Jahren fast auf das Doppelte steigt. Nach dem hundertsten Jahre erst stellt sich das Gleichgewicht für beide Geschlechter wieder her, was allerdings dann wohl nicht erst der Mühe werth ist. Gegenwärtig (1846) kömmt drei Frauen die Ehre des höchsten Alters zu: zwei derselben zählen gegen 108, eine gegen 110 Jahr.

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

III.

Die kunstvollste Organisation und selbst die Vortheile, die man sich von dem Besitze der Macht versprechen kann, reichen nicht lange hin, eine Partei zusammenzuhalten, wenn sie nicht ein bestimmtes Prinzip vertritt oder wenigstens eine gemeinschaftliche Idee hat, die ihr zum Vereinigungspunkte dient. Die Politiker der Vereinigten Staaten sind daher seit einer Reihe von Jahren unaufhörlich auf der Lauer, um den geringsten Umstand zu erhaschen, der auf die öffentliche Meinung einwirken kann, und Jeder sucht im voraus die Richtung des Volkswillens zu erfahren, um sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die ihn an das Ziel seines Ehrgeizes führen kann. Als es klar wurde, daß die Jahne und unternehmende Bevölkerung den Westen die Einverleibung von Texas verlangte, brachten alle Parteien und alle Staatsmänner ihren Plan vor, wie diese Provinz zu erwerben sey. Nur sehr Wenige hatten den Muth, den Raubkrieg gegen Mexiko zu bekämpfen, und wenn die Eroberungsgedanken, die jetzt einen Augenblick eingeschlummert sind, die Volksmassen von neuem ergriffen haben, werden gewiß Parteihäupter, deren Programme schon fertig ist, die Besitzungahme der Insel Kuba und die Einverleibung von Kanada, möglicherweise sogar von allen britischen Kolonieen in Nord-Amerika fordern. Der General Scott, der zu den hervorragendsten Mitgliedern der Whigpartei gehört, hat bereits seine Hoffnung ausgesprochen, Kanada einst friedlich in die amerikanische Union eintreten zu sehen; General Cas, welcher Demokrat ist, hat sich erboten, es mit dem Schwert zu erobern. Aber lassen wir die Zukunft auf sich beruhen und kehren wir zur Gegenwart zurück, um durch ein Beispiel zu zeigen, mit welcher Schnelligkeit die Parteien den geringsten politischen Luftzug zu benutzen wissen.

Nach der Präsidentenwahl von 1844, in der die Whigs eine unerwartete

Niederlage erlitten, weil die beiden Staaten New-York und Pennsylvanien, deren sie sich sicher glaubten, den Demokraten eine kleine Majorität gaben, schrieben die Besiegten ihr Mißgeschick den Wahl-Intriguen ihrer Gegner zu; sie beschuldigten nicht ohne Grund die Demokraten, daß sie eine Anzahl Kanadier und eine noch größere Menge Irländer, welche das Bürgerrecht noch nicht erworben, hätten mitstimmen lassen. Es ist dies ein Betrug, der sich beständig wiederholt und der den Wahlen in den großen Seestädten alle Authentizität benimmt; man schafft die falschen Wähler zu Tausenden, indem man die täglich landenden Einwanderer zu improvisirten Bürgern der Vereinigten Staaten stempelt. Nichts ist leichter, als die Emigranten, namentlich die Irländer, zu überreden, sich schon am Tage nach ihrer Ankunft an den Wahlen zu betheiligen; ja, die Geschicklichkeit der „Stimmenmäkler" geht so weit, daß Paddy im Ernst glaubt, ein Recht dazu zu haben. Man erzählt, daß ein Irländer, dessen Wahlzettel bei einem Skrutinium zurückgewiesen wurde, mit Entrüstung ausgerufen habe, er sey den Morgen bereits in acht anderen Wahlbüreaux gewesen, und nirgend habe man ihm die Beleidigung angethan, sein „kleines Papier" zu refüsiren. Die zur Erwerbung des Naturalisationsrechts erforderliche Frist ist so kurz, daß die Municipalbehörden soll niemals Schwierigkeiten machen, das verlangte Certifikat auszustellen, und noch seltener ereignet es sich, daß der Wahlvorsteher auf die Vorzeigung eines solchen dringt, besonders wenn er die verdächtigen Wähler mit fliegenden Fahnen und wirbelnden Trommeln inmitten der Partei erscheinen sieht, der er vielleicht selbst ergeben ist.

In New-York und andern Hauptstädten sind die Einwanderer zahlreich genug, um einen fühlbaren Einfluß auf die Lokalwahlen auszuüben, und sie wissen hiervon Vortheil zu ziehen. Die Irländer namentlich haben sich sehr organisirt; sie stimmen in corpore bei allen Wahlen, setzen ohne Bedenken von einer Partei zur anderen über und streben nur, sich der untergeordneteren Aemter zu bemächtigen. Die demokratische Partei warb im Jahre 1845 angelegt, ihre eigenen Kandidaten in den südlichen Wahlen von New-York aufgestellt zu haben, um für diesen Preis die Stimmen der Irländer bei der Präsidentenwahl zu gewinnen. Diese Invasion der Fremden, die sich immer mehr ausdehnte, wurde den Amerikanern am Ende zur Last. Sie konnten es nicht ertragen, sich von neuen Ankömmlingen verdrängt zu sehen, die eben erst das Bürgerrecht erworben hatten und denen es zum Theil noch fehlte. Man protestirte lebhaft gegen den ungeheuren Einfluß, der auf die Angelegenheiten der Republik von Fremden ausgeübt wurde, denen eine unklare Großmuth alle Privilegien der geborenen Amerikaner eingeräumt hatte. Die Agitation ward immer größer, es bildeten sich Vereine, die die Modifizirung der Naturalisationsgesetze zu bewirken und bei den Wahlen nur geborne Amerikaner zu berücksichtigen. Die Whigs zollten dieser Bewegung ihren Beifall, und eines von ihren Häuptern, Herr Daniel Webster, ermuthigte durch seine Beredtsamkeit die neu entstandene Partei, welche den Namen der Native Americans annahm.

Indem die Whigs sich dieser Agitation anschlossen, hofften sie, daß sich dieselbe aber alle Theile der Union verbreiten würde, daß das Gefühl des Nationalismus die Menge mit sich fortreißen und ihnen zu vermehrter Popularität und vermehrtem Einfluß verhelfen würde. Eine Zeitlang sprach man daher von nichts Anderem, als von einer durchgängigen Reform der Naturalisationsgesetze, welche den Erwerb des Titels und der Rechte eines amerikanischen Bürgers erschweren sollte. Man kann sich denken, daß die neuen Ankömmlinge, die sich in ihren Hoffnungen und ihren Interessen bedroht sahen, nicht müßige Zuschauer blieben; sie gerietben ihrerseits in Bewegung und warfen sich ganz in die Arme der demokratischen Partei, die im Namen der amerikanischen Großmuth, im Namen der Gastfreiheit die Beschränkung des Naturalisationsrechts als unbillig, engherzig und unpolitisch bekämpfte. Indessen war die Bewegung im ersten Augenblick so mächtig, daß die Native Americans zu einer zahlreichen Heerschaar anwuchsen und in den Wahlen von New-York und Pennsylvanien die Oberhand gewannen. Mehrere Jahre nach einander war es unmöglich, ihnen die Mayorswahl in New-York streitig zu machen; allein dieser Erfolg war nicht von langer Dauer. Außerhalb der Städte, wo die Fremden eine vorübergehende Macht erlangt hatten, fand die Partei keinen großen Anklang. Die westlichen Staaten erklärten sich energisch gegen jede Aenderung der Naturalisationsgesetze; für sie ist die rasche Zunahme der Bevölkerung eine Lebensfrage, und statt neue Schranken aufzuwerfen, befreiten sie sich vielmehr, die alten wegzuräumen, so daß Michigan und Jowa trotz der Bemerkungen des Kongresses sogar darauf bestanden, einen Artikel in ihre Verfassung einzuführen, der den Fremden schon nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt im Lande alle bürgerlichen und politischen Recht verlieh. Die Abgeordneten dieser Territorien erklärten, daß sie eher ihre Aufnahme in die Union bis auf Weiteres aufsetzen, als diesen Artikel modifiziren würden. In einem neuen Lande bringt eine wachsende Bevölkerung die Sicherheit, den Ueberfluß und den Fortschritt mit sich; alle Elemente des Reichthums und der öffentlichen Wohlfahrt sind in ihr enthalten. Dieses ist das Geheimniß einer in Rücksicht auf die Fremden so liberalen Gesetzgebung.

Die entschiedene Opposition der jüngeren Staaten machte es dem Nativismus unmöglich, eine allgemeine Bewegung hervorzubringen, und die auf ihren Geburtsplatz beschränkte neue Partei ward bald durch ihre eigenen Erfolge zugrundegerichtet. Die Leichtigkeit, mit der sie den Fremden allen Einfluß auf die Wahlen abschnitt, bewies zur Genüge, daß die naturalisirten Bürger ihren Sieg allein der Nachlässigkeit oder der Zwietracht der Eingebornen zu verdanken hatten, und daß die als so drohend geschilderte Gefahr eine eingebildete sey. Die Partei der Nativos fiel eben so rasch zusammen, wie sie entstanden war, und in dem gegenwärtig zu Washington tagenden Kongreß befindet sich nur ein Mitglied, welches eigentlich zu ihr gehört, ohne sich im Uebrigen von den Whigs zu unterscheiden. In den letzten Wahlen spielten die Nativos nur eine unbedeutende Rolle, und man kann den Tag voraussehen, wo sie aufgehört haben werden, als Partei zu existiren. So kurz ist die Laufbahn einer Faction gewesen, die einen Augenblick im Begriff schien, die Republik in zwei feindliche Heerlager zu spalten, die aber, durch einen momentanen Schrecken ins Leben gerufen, von den Journalen unterstützt, von einigen Staatsmännern ermuntert und ausgebeutet, stets nur ein künstliches Dasein gefristet hat.

Eine andere, weit lebenskräftigere Idee, die bestimmt ist, eines Tages das alte Parteiengetriebe zu vernichten, begann zu derselben Zeit um sich zu greifen. Es ist hier nicht der Ort, die lange und merkwürdige Geschichte des sogenannten Abolitionismus zu schreiben; wir erwähnen nur, daß vor 1844 die Grundsätze desselben sich bereits seit zehn bis zwölf Jahren unter dem Schatten der Whigpartei bargen. Der ehrwürdige John Quincy Adams widmete sein bereitsalmed Alter ihrer Vertheidigung und Verbreitung, und es war das Geld der Whigs, welches die Abolitionisten-Journale gründete und unterstützte. Zum Dank für diesen Schutz stimmten die Abolitionisten bei allen Wahlen mit dem Whigs. Im Jahre 1844 trat hierin zum erstenmal eine Aenderung ein. Ein Streit war unter den Abolitionisten ausgebrochen; die heftigsten von ihnen hatten sich durch den bekannten Garrison hinreißen lassen, die Verfassung der Vereinigten Staaten für unmoralisch und antichristlich zu erklären, weil sie die Sklaverei duldete — man ging so weit, ihr den Eid der Treue zu verweigern und allen durch sie verliehenen Rechten zu entsagen, mit Ausnahme des natürlichen Rechtes der Petition. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte des englischen Kabinets. „Wenige Dinge", sagt Macaulay im zweiten Kapitel seiner Geschichte von England im 17ten Jahrhundert*), „sind in unserer Geschichte merkwürdiger als der Ursprung und der Wachsthum der Macht, die jetzt das Kabinet besitzt. Seit unvordenklicher Zeit waren die Könige von England durch einen Geheimen Rath unterstützt, welchem das Gesetz viele wichtige Functionen und Pflichten überwies. Mehrere Jahrhunderte hindurch bereith diese Körperschaft über die ernstesten und zartesten Angelegenheiten. Nach und nach veränderte sich jedoch der Charakter derselben; sie wurde zu umfänglich für das Beurtheilt der Förderung und Geheimhaltung. Der Rang eines Geheimeraths ward oft als ein Ehrentitel an Personen verliehen, denen Nichts anvertraut und deren Rath niemals verlangt wurde. Bei den wichtigsten Gelegenheiten wandte sich der König ausschließlich an einen kleinen Kreis seiner Minister. Die Vortheile und Nachtheile dieses Verfahrens wurden von Bacon sehr bald erkannt und mit seiner gewohnten scharfsinnigen Dialektik hervorgehoben; aber erst nach der Restauration Karl's II. fing das Publikum an, dem königlichen Conseil eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Politiker alten Schlages betrachteten noch lange Zeit das Kabinet als ein unconstitutionelles, freiheitsgefährliches Kollegium. Nichtsdestoweniger erlangte es doch mit jedem Jahre eine größere Wichtigkeit. Ja, mit der Zeit zog es den größten Theil der vollziehenden Gewalt an sich, und seit mehreren Generationen wird es nun als ein wesentlicher Theil unserer verfassungsmäßigen Regierung angesehen. Gleichwohl ist es aber, merkwürdig genug, immer noch etwas unserem Gesetzbuche gänzlich Unbekanntes. Die Namen der Lords und anderer Männer, welche Mitglieder des Kabinets sind, werden dem Publikum niemals offiziell angekündigt. Kein amtliches Protokoll wird über seine Sitzungen und Beschlüsse geführt. Auch ist die Existenz des Kabinets noch durch keine Parlaments-Akte je anerkannt worden."

— Die Suspendirung eines Professors während der Suspendirung seines Gehaltes. Herr Emile Deschanel, Professor am Lyceum „Louis le Grand" in Paris (ein naher Verwandter der in Berlin bekannten und geschätzten französischen Schauspielerin Mlle. Deschanel) ist durch eine Verfügung des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Herrn Parieu, vom 18. Februar d. J. von seinem Amte suspendirt worden, weil er in einer wissenschaftlichen Zeitschrift: „la Liberté de penser" einen Artikel „Katholizismus und Sozialismus" veröffentlichte, worin Angriffe auf die katholische Kirche und ein sozialistisches Glaubensbekenntniß enthalten seyn sollen. Das Werk Deschanel erst den Anfang seiner Abhandlung publizirt hatte. In dem Hefte jener Zeitschrift vom 15. Februar schloß der Verfasser den ersten Theil seines Aufsatzes mit den Worten: „Nach Herrn v. Montalembert giebt es heutzutage kein Mittelding mehr, und hat man nur zwischen dem Katholizismus und dem Sozialismus zu wählen. Da wir nun nicht mehr Katholiken, so folgt daraus, daß wir Sozialisten sind; wie und in welchem Sinne, das wollen wir nunmehr entwickeln." — Die Fortsetzung des Artikels und die weitere Entwickelung des Gedankens sollte in dem Hefte vom 22. Februar folgen; aber bereits am 18. Februar war Herr Deschanel vom Amte suspendirt.

*) Bd. I. S. 208 der Tauchnitz-Edition.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Erscheint täglich drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silberg. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 2, und bei Prof. Laffar, Brüderstraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Dienstag den 19. März 1850.

England.

Punchiana.

Ein grundgelehrter Aufsatz im Stuttgarter Morgenblatt (1849, 276) stellt Punch, als Dritten im Bunde, mit Faust und Don Juan zusammen, ihn namentlich als Repräsentanten des englischen Volkscharakters betrachtend, wie er denn auch mit seinem Schildknappen, dem Hunde Toby, in ganz England ein volksmäßiger Charakter ist. „Punch", heißt es ebendaselbst, „ist eine Verdrehung und Corruption aus Polichinello oder Pulcinello, was weiter auf die lateinische Wurzel pullus führt. Denn nicht nur spreche Punch mit einer krähenden oder Hähnerstimme, sondern auch erinnere sein ganzes Aeußere, die dünnen Beine, die schnabelförmige Nase, die beiden Höcker vorn und hinten durchaus an eine aufwärts und gerade gerichtete Hahnengestalt." Auch kräht er, sehen wir hinzu, seiner Hahnennatur getreu, Alles an, was ihm irgend Seltsames, Zweideutiges, Ungereimtes und Bösartiges aufstößt, und Toby neben ihm hilft ihm getreulich alle Reviere durchstöbern, die Höhen und Tiefen, die coins und recoins der Politik sogar. Kurz, er mengt sich in Alles, sticht Nase und Schnabel in Alles, will dabei auch allein Hahn im Korbe bleiben, weder seine Eier andern Hähnen unterlegt, noch seine Küchlein ohne Schadloshaltung verspeist wissen. Als daher vor Jahr und Tag Galignani's Messenger die schmachvollen Eier seines Landsmanns in die eigene Küche zu verführen und als „Punchiana" — also doch nicht mit vielfacher Ableugnung der wahren Vaterschaft — den Absentees und Stockaristern, seinem Publikum, als Nachtisch zu servieren begann, ließ es Punch geraume Zeit pindorisch geschehen; zuletzt aber krähte er laut auf und brütete zugleich boshafterweise, um das Etablissement, beziehentlich Nachdruckerei der Herren Galignani zu verschwindlichen, bei einer seiner Hecken einen Palast von lauter englischen Autorenschätzen aus. Von diesem Notabene machte der Messenger unter seinen Spolia opimia wohlweislich keinen Gebrauch. Soll es doch auch uns nicht abschrecken, es in ähnlicher Industrie dem Messenger nachzuthun; im Gegentheil gewärtigen wir uns eines beifälligen Gekrähes für unsere Freibeuterei, welche, statt den unsterben Götterhahn, wie die Pariser, um seines Leibes Frucht zu verkürzen, hoffentlich ihm und ihr zu einigen Bekannten und Ehren mehr verhilft, und decken uns im Uebrigen mit der Firma des „Magazins".

1.

Der elektrische Telegraph hat bereits Wunder und wird ihrer mehr und mehr thun. Die Leser des „Magazins" haben aus Nr. 4 d. J. nach dem Bericht des Athenaeum ersehen, daß eine Unterredung zwischen Entfernten vermittelst imprägnirter Nadeln keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehöre, sich vielmehr auch ohne den unerläßlichen Beistand dämonischer Mittel und Kräfte bewerkstelligen lasse, zugleich ersahren, gewiß zu ihrer Verwunderung, daß das Prinzip dieser Telegraphie (oder Telelogie) schon vor fast zwei Jahrhunderten bekannt war. Was werden sie erst zu demjenigen sagen, was Punch in Nr. 440 unter der Rubrik: „Kraft durch elektrische Telegraphen" bringt? Da zeigt sich das ammuthige Profil einer Dame, deren ihn behaglichen alten Lehnsessel, vor sich in beiden Händen ein Blatt, und zwar ein Notenblatt. Sie singt — kein Zweifel: es ist Jenny Lind, „unsere Jenny Lind", sagt Punch. Der dreifache Apparat auf der Tafel vor ihr, jeder mit aparter Bezeichnung, gehört eben der Telegraphie an. Miß Jenny, die zu gleicher Zeit und allerwärts Ersehnte, befleißigt diese Gelehrsamkeit auf die wunderbarste Weise vermittelst der metallenen Drähte. Im selben Moment giebt ihre melodienreiche Kehle Kadenzen in Ihre Majestät der Königin Victoria und ein paar Audienzen viele Hundert Meilen von da. Aber, Scherz beiseite! was uns Punch von Miß Jenny erzählt, ist vor der Hand weder Thatsache noch Fiction, nur die Konsequenz ist es der scharfsinnigsten Erfindung, welche nicht verfehlen wird, nächstens in die Reihe der Thatsachen einzutreten. Die Ehre der Erfindung gebührt — so gerecht ist Punch — nicht dem erfindungsreichen Albion, sondern „unseren amerikanischen Brüdern", wie sich zuerst den elektrischen Telegraphen bis zu dem Grade dienstbar gemacht haben, daß er, was z. B. in Boston gesungen oder aufgespielt wird, direkt nach New-York befördert, bald gewiß auch in alle anderen Theile der Vereinigten Staaten befördern wird. Darf uns, setzt der Schalk hinzu, nach solchem Erweise erstaunlichsten Scharfsinnes, nach diesem Triumphe beides, der Telegraphie und der Tonkunst, noch etwas Wunder nehmen, was von jenseits des Atlantischen Meeres kömmt? Nun aber endlich die Folgen der Erfindung, mit Hülfe der Telegraphie die Vokal-Musik in ferne Räume fortzupflanzen! Die nächste und gewisseste ist, daß auch unsere Sänger und Sängerinnen sich beeilen werden, an drei, vier, fünf Orten zu gleicher Zeit singend ihre Honorare zu verdreifachen, verfünffachen.

2.

Kennt man den Unterschied zwischen pin-money und needle-money? Beides bedeutet „Nadelgeld", jenes aber, das für die kostspieligen Launen und Rippchen der reichen Lady ausgesetzte Taschengeld, dieses den ärmlichen Tage- und Nachtlohn der Näherin, die mit ihrer Hände Arbeit ihr täglich Brod suchen und verdienen muß. Wo auch sände sich in grellerem Kontraste Nadelgeld und Nadelgeld neben einander, als im hochbeladen England? Diesen Kontrast veranschaulicht Punch (Nr. 441) in zwei Bildern, einander gegenüber. Die Lady sitzt in ihrem dressing-room und läßt sich so eben das üppige Haar in Flechten legen. Vor ihr auf der Toilette liegen alle Nichtigkeiten des Luxus, Essenzen und Bijoutrieren ausgebreitet, sie beduftet während der Kopfarbeit ein — zweifelsohne — Armband in Schlangenform, und dieses mag wohl kostbar und geschmackvoll seyn, denn sie beäugelt es mit sichtlichem Wohlgefallen und Kennerblick. Wenn dieser Anputz nicht den Brautlatz vorbedeutet, so geschieht er mindestens doch zu Ehren eines Hofballs. Währenddessen — doch nein! da ist's ja tiefe Nacht — sitzt die Näherin in ihrem kalt vom Monde, kalt von dem süß niedergedrungenen Tauglicht erleuchteten Kämmerlein. Findet der Mond den Weg ins Zimmerchen, so wird wohl auch der Wind ihn durch das lockere Fenster finden; wenn hier nicht, so doch gewiß durch die zerrissene Wand. Das Auge der Näherin ist unverwandt auf Nadel und Arbeit gerichtet, dieses Auge aber hohl und erloschen, angstvoll der Ausdruck ihres Gesichts: denn sie möchte gern mit ihrem Werk zu Stande seyn, d. h. den mühseligen Tag- und Nachtlohn vor Schlafengehen ihr eigen nennen, und wie dem Gesicht die quälende Angst, so sieht man der fleischlosen Hand leicht die bittre jedrende Noth an. Auf der Tafel liegen natürlich auch feine Kinkerlitzchen ausgekramt, nur etliche bereits gelernte Zwirnrollen und auch diese ein Anlaß zu neuer Sorge. Vielleicht arbeitet sie für ihre glückliche „Schwester in dem Herrn", die reiche Lady, nebenan.

3.

In Nr. 441 liegt John Bull der Länge nach ausgestreckt. Man sieht hier aufs genauste, von welcher respektabeln Rundung sein Bäuchlein ist, es bildet einen regelmäßigen Halbkirkel. Er hält die Augen geschlossen, denn nicht mag er die Gräuel schauen, deren herzzerreißendenswerthes Opfer er ist. Er liegt auch wie gebunden und verhext da und trägt doch weder Fuß-, noch Handfesseln. Man „zapft" ihn, um es kurz zu sagen. Dies meint schon die Ueberschrift: „horrors of boxing day". Denn boxing bedeutet unter Anderem auch des Abapfen des Baumsaftes, christmas box aber ein Weihnachtsgeschenk. Um die Sache sofort zu verstehen, bemerke man, daß Nr. 441 am 22. Dezember ausgegeben wurde, also Weihnacht vor der Thür war. Da freilich muß Sir John herhalten. Eine zahllose Menge Geister, alle von demselben Instinkt getrieben, macht sich an, um, auf ihm zu schaffen. Zum Glück sind sie insgesammt weit entfernt von der Zentnerschwere, auch wird ein solches Hühnchen nicht so leicht zerstreten. Unter den zapfenden Geistern ist augenscheinlich der Militairstand am reichsten vertreten, es wimmelt an der rechten Hosentasche, vorschein er Posto gefaßt hat, an Waffen-, Heim- und Tschakoträgern. Auf die Hosentaschen scheint es absonderlich abgesehen zu seyn: denn während an der jenseitigen linken, bis wohin die Aussicht von wegen des hochgebirgs nicht reicht, anscheinend Civilisten aller Klassen das Zapfen aus Leibeskraft betreiben, klettert dieselbe einer von ihnen am Gestänge des Gebirges zum unmittelbaren Eingang der Höhle rasch bereiter, wohl wissend, wo Bartel Most holt, und nur angestrengt darüber, daß ihm der Vorstand allein dominirt. Die Marine, da sie die Taschen rechts und links schon im Belagerungszustande sieht, scheint ihren Angriff auf das Haupt John Bull's sichten zu wollen, wenn sie nicht vielleicht schon mit der Arbeit fertig ist, wie der schwere Sack auf den Schultern der einen Seemanns zu vermuthen giebt. Einer der Zapfenden macht sich sogar daran, John Bull den Stiefel zu lüften, gleich als wenn derselbe ein Schrein geheimer Ersparnisse wäre. Allgemeine Heiterkeit liegt übrigens auf den Gesichtern der Gläubigergeister, deren man mehrere mit straffen Geldsäcken à 100 — 3000 Pfd. Sterl. entleiten sieht. Die Civilliste nimmt hier den inhaltschwersten Sack in Anspruch; „Königin-Tare" steht darauf, auf anderen Säcken steht Fenster-Tare, Einkommen- u. a. Taxen, Eisenbahn-Einzahlungen u. dgl. m. Heiterkeit ist jedoch auch auf den Gesichtern der Zwei zu lesen, die mit annoch leeren Beuteln auf der Zinne des Hochgebirges oder Halbkirkels, mit dem einen Fuße pironettirend,

Digitized by Google

stehen und dem Liegenden vernehmlich ins Ohr rufen: „Berstehst Ihr, John Bull?“ Gesicht und Pirouette verrathen, daß sie des Erfolges versichert sind. Nur Ein Mißvergnügter ist zu sehen, der Gepäcke, und außer ihm ein gar ernster Mann, der in weiten Schritten und der Ferne zugewandelt kömmt. Vielleicht ist es ein Bote aus dem Unterhause. Genug, auf der Schrift, die er dem Dalliegenden entgegenhält, heißt es: More taxes! (mehr Steuern!) Daß Sie John die Augen fest geschlossen hält, das hilft ihm nichts, dem Zapfen wird er nicht entgehen.

A.

Regierende und Prinzen pflegen von Alters her in Gegenwart ihrer Diener bedeckten Hauptes zu erscheinen, diese dagegen barhaupt. Ich weiß nicht, ob auch bei Staatsrathssitzungen. Nun ist Louis Napoleon ein Prinz und ein Regierender, gleichviel bei der Sache, ob regnant oder gouvernant. In der abgebildet vor uns liegenden Sitzung aber sitzt der Präsident, er allein enthblößten Hauptes auf dem Regierungssitze, seine fünf Räthe sämmtlich tief bedeckt. Diesen Verstoß gegen das Dekorum erklärt die republikanische Ungebundenheit und Souverainetät von unten auf nicht. Bei näherer Betrachtung findet sich, daß die Hüte unmittelbar auf der Nasenrummung der Minister aufstehen oder vielmehr in dieselbe halb vergraben sind. Ein menschliches Antlitz ist folglich nicht zu sehen, oder, wie bei dem dem Präsidenten zunächst Sitzenden — nach den Spanleuten zu urtheilen, ist es der Kriegsminister — etwas Schlimmeres als ein Menschenangesicht. Köpfe sind, kurz gesagt, gar nicht vorhanden, die Hüte also dienen nur, das menschliche Ebenmaß wiederherzustellen. Das κόρυθος nun implizirt das κορυθος. Kopflos aber, verstehert der boshafte Punch, will ja der Kaiserenkel seine Räthe, während sogar Caligula seinen Feinden wenigstens noch einen Kopf zugestand und wünschte. Daß es ihm mit seinem Begehren ernst ist, scheint selbst die Wand des Sitzungszimmers zu bezeugen, woran mit großen Lettern geschrieben steht: Code Napoléon. Es ist der neu-napoleonische Kodex der Kopflosigkeit, der hier zur Geltung gebracht werden soll, handgreiflich zur Sicherstellung des Präsidenten, der, wenn seine Minister ihren Kopf behielten, den seinigen zu verlieren leicht Gefahr liefe. Dies die neueste „idée napoléonienne“. — Wir lassen billigerweise Punch das Zufällige seiner Intinuation selbst vertreten. Ein Stichblatt, scheint es, muß er haben. Mit Daynan hat er endlich aufgeräumt, auch den großen Machthaber im Osten sattsam portraitirt: zur Abwechselung also kräht er einmal wieder seine bête noire in nächster Nähe an.

E. K—r.

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

III. (Fortsetzung.)

Es ist diese Klasse der Abolitionisten, welche dem Kongreß allzuhrlich eine Bittschrift zustellt, um die unmittelbare und unentgeltliche Aufhebung der Sklaverei im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten zu fordern, eine Bittschrift, die nicht einmal gelesen wird, da sie verfassungswidrig ist, indem sie einen Eingriff in die Souverainetät der Einzelstaaten verlangt. Seit 1844 hat diese Fraction sich an den Wahlen nicht mehr betheiligt. Die Hauptmasse der Abolitionisten faßt die Sache von einem ganz anderen Gesichtspunkte auf, sie begreift, daß es unmöglich ist, die Sklaverei in der halben Union wider den Willen mehrerer Millionen Bürger abzuschaffen, und daß man durch einen solchen Versuch nur eine Trennung des Vereinsstaates bewirken oder einen Bürgerkrieg herbeiführen würde. Man mußte sich also darauf beschränken, die Ausbreitung der Sklaverei zu verhindern, sie in ihren gegenwärtigen Gränzen zu erhalten und der Zeit, so wie der Konkurrenz der freien Arbeit, die Sorge überlassen, sie allmälig auszurotten. Das schnelle Wachsthum der freien Staaten sichert ihnen bereits eine Majorität im Repräsentantenhause und bald auch eine im Senat; würde sich nun die Abolitionistenpartei der freien Staaten bemächtigen, so könnte sie den Fortschritten der Sklaverei durch konstitutionelle Mittel Einhalt thun. Es war deßhalb nöthig, einen Aufruf an die öffentliche Meinung zu erlassen und ein Zeichen des Lebens und der Kraft von sich zu geben. In den nördlichen Staaten wußten die Abolitionisten sich schon zahlreich genug, um die Waagschale der Macht zu halten und derjenigen Partei, der sie sich anschlossen, zum Siege zu verhelfen. So hatten sie 1840 im Staate Maine, der für demokratisch gilt, den Whigs die Mehrheit gegeben, indem sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten; 1844 veranlaßten sie deren Niederlage, indem sie sich von ihnen trennten. Die Zeit war jetzt da, ein eigenes Banner aufzustanzen und sich zu einer unabhängigen Partei zu konstituiren. Man beschloß, weder für den Kandidaten der Whigs, noch für den der Demokraten, weder für Herrn Clay, noch für Herrn Polk, zu votiren, da sie alle beide Sklaven-Eigenthümer waren, sondern einen eigenen Kandidaten der Abolitionistenpartei, Herrn Birney, aufzustellen. Dieser erhielt im Ganzen etwa 160,000 Stimmen, wovon 15—20,000 im Staate New-York und 10,000 in Pennsylvanien; aber der Abfall reichte hin, um die Niederlage Clay's zu entscheiden, der in New-York mit 6000, in Pennsylvanien mit 3000 Stimmen in der Minorität war.

Die Wichtigkeit des der Sklaverei feindlichen Prinzipes war durch das Resultat der Präsidentenwahl von 1844 erwiesen. In den nördlichen Staaten breitete es sich auf Kosten der Whigspartei immer mehr aus und begann sogar die Reihen der Demokraten zu lichten. Der ganze Norden war bald in den Händen der gemäßigten Abolitionisten, welche sich jetzt Anhänger der Non-interference (Free-soilers) nannten. Sie drangen nicht allein in die gesetzgebenden Körper der Einzelstaaten, sondern auch in den Kongreß ein. Ihr Angriffsplan bestand zunächst darin, alljährlich die Aufhebung der Sklaverei in dem Föderaldistrikt Columbia zu beantragen, welcher ganz unter der Souveränität der Centralregierung steht. Die Abgeordneten der Sklavenstaaten bekämpften diesen Vorschlag mit Parteiwüthigkeit und Erbitterung, als ein für ihre Sicherheit gefährliches Beispiel und eine indirekte Verletzung der Verfassung, welche alle Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten verbietet. Um einen Kampf zu enden, der alle Jahre heftiger wurde und zu den schärfsten Konflikten Anlaß gab, einstens sich beide Kammern darüber, die Stadt Alexandria und den Theil des Föderaldistrikts, der bei Gründung desselben von Virginien abgetreten wurde, diesem Staate wieder einzuverleiben; hiermit aber noch nicht zufrieden, erneuerten die Free-soilers in jeder Session ihren Antrag, und es ist wahrscheinlich, daß der Kongreß jetzt dem Staate Maryland die zweite Hälfte des Distrikts zurückgeben wird, dessen Umfang sich alsdann auf die Mauern von Washington beschränkt. Wie wissen nicht, ob diese Maßregel hinreichen wird, um der von den Abolitionisten hervorgerufenen Bewegung ein Ziel zu setzen; da indeß die Zahl der Sklaven, die von den Abgeordneten und Senatoren des Südens nach Washington gebracht worden, nicht über zweihundert beträgt, so ist es augenscheinlich, daß die Abschaffung der Sklaverei in dem Föderaldistrikt, wenn man auch fortfährt, sie zu verlangen, keinen Verwand zur Verwerfung der südlichen Bündte der Union abgeben kann.

Die Anhänger des freien Bodens mußten natürlich der Annexation von Texas abhold sein, welche ein so ausgedehntes Gebiet der Sklaverei überliefern; sie bekämpften mit Wärme den mexikanischen Krieg, der von den Demokraten unternommen wurde, um dem Süden neue Provinzen zu geben. Der Unwille, den diese beiden Maßregeln in den nördlichen Staaten erregten, trug nicht wenig dazu bei, die Partei der Free-soilers zu verstärken und das sogenannte Wilmot-Proviso zu veranlassen. Als der Krieg ausgebrochen war, mußte der Präsident Polk um die dazu nöthigen Gelder beim Kongreß einkommen, worauf ein pennsylvanischer Abgeordneter, Herr David Wilmot, erklärte, daß er die Regierung nicht außer Stand setzen wolle, die Ehre des Landes zu vertheidigen, daß er aber auch die Mittel der Conföderation nicht dazu anwenden möchte, den Schandfleck der Sklaverei auszudehnen; er werde daher seine Zustimmung nur unter der Bedingung ertheilen, daß die Sklaverei in keine der Provinzen oder Territorien eingeführt würde, welche die Kriegsereignisse den Besitzungen der Vereinigten Staaten hinzufügen dürften. Diese Klausel, die man das Wilmot-Proviso nannte, ging im Repräsentantenhause durch, und jedesmal, wenn die Regierung einen neuen Kredit verlangte, wurde das Amendement des Herrn Wilmot den Bestimmungen der Bill angehängt. Der Senat hingegen, wo die demokratische Partei die Mehrheit behauptete, verfehlte niemals, das Proviso zu verwerfen, um die Anregung zu beschwichtigen, welche es in den südlichen Staaten hervorgebracht hatte. Letztere sahen alle Früchte des Krieges für sie verloren, wenn die Sklaverei in den eroberten Ländern verboten wurde, da sie den Bruch mit Mexiko nur deßhalb gewollt hatten, um die Conföderation mit einigen neuen Sklavenstaaten zu vermehren und dadurch das zu Gunsten des Nordens gehörte Gleichgewicht zwischen den beiden Fractionen der Union wiederherzustellen. Die Vertreter des Südens im Kongreß bekämpften daher das Proviso als einen Eingriff in die Rechte der künftigen Staaten, weil es eine Frage im voraus entscheidet, deren Lösung ihnen allein zukam. Mit wollen nicht in die Einzelheiten dieser stürmischen Debatten eingehen, die mehr als einmal die Räume des Kongresses in ein wahres Schlachtfeld verwandelten; wir begnügen uns damit, zwei Thatsachen hervorzuheben. In den Abstimmungen, welche über diese Frage stattfanden, trennten sich die Kammermitglieder fast immer in Abgeordnete des Nordens und Abgeordnete des Südens, ohne Unterschied der Partei, ein schlagender Beweis des täglich wachsenden Uebergewichtes der Territorial- über die Parteiinteressen. Die offiziellen Erklärungen, welche die gesetzgebenden Körper der zwei größten Staaten des Nordens zu Gunsten des Wilmot-Provisos abgaben, und die bestimmten Instructionen, welche den Abgeordneten derselben von ihren Kommittenten in dieser Sache ertheilt wurden, bewiesen ebenfalls die schnellen Fortschritte der Partei des freien Bodens.

Dieser Jüngstgeborne der amerikanischen Politik beschränkte sich nicht darauf, die Whigspartei aufzulösen, die ihn lange Zeit beschützt hatte und die schon durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Kämpfe und der Meinungen zur Annahme seiner Grundsätze vorbereitet war; er drang sogar in die Reihen der demokratischen Partei, deren politische Interessen sie bisher aufs engste mit den südlichen Staaten verbunden hatten. Man fand hier einen mächtigen Stützpunkt in den persönlichen Freunden des ehemaligen Präsidenten Martin Van Buren, der sich schon 1844 gegen die Annexation von Texas ausgesprochen hatte, und dessen Sohn, John Van Buren, einer der beliebtesten Redner der Demokraten im Staate New-York, sich zuerst von dieser Partei für die „Freiheit des Bodens“ erklärte. Bald entstand eine Spaltung unter den New-Yorker Demokraten; eine Fraction von ihnen wollte dem alten Bündnisse mit den Sklavenstaaten treu bleiben und erhielt den Namen Old-Hunkers, während die die Abtrünnigen mit dem Ehrentitel der Barnburners (Scheunenverbrenner) belegte, den die Sklaven-Eigenthümer allen Abolitionisten geben. Die Wichtigkeit dieser Spaltung zeigte sich bei Gelegenheit der letzten Präsidentenwahl. Als es sich darum handelte, Delegirte zu der allgemeinen Convention zu ernennen, die über den von der demokratischen Partei aufzustellenden Kandidaten entscheiden sollte, war man nicht wenig erstaunt, die New-Yorker Demokraten zwei Lager bilden und zwei verschiedene Deputationen nach der Versammlung in Baltimore schicken zu sehen. Nach langen Unterhandlungen und fruchtlosen Bemühungen, eine Versöhnung herbeizuführen, wurden die Abgeordneten der

Digitized by Google

Old-Hunkers zugelassen, während die der Barnburners sich mit einem Protest entfernten. Kurz nachher erfuhr man, daß eine Abolitionisten-Versammlung zu Utica im Staate New-York eindrucken worden, an der sich die Vertreter aller Staaten des Nordens, sowohl Whigs als Demokraten, betheiligten, und in der Martin Van Buren einstimmig zum Kandidaten der Free-soilers für die Präsidentenwürde der Republik ernannt wurde. Herr Van Buren nahm die Wahl an und gab der Partei des freien Bodens hiermit neue Wichtigkeit. Ein solcher Entschluß, von einem Manne gefaßt, der mit Recht für einen der vollendetsten Staatsmänner Amerika's gilt, der mehrermale Gouverneur des Staates New-York, dann Vice-Präsident und endlich Präsident der Vereinigten Staaten gewesen ist und der seinen politischen Ruf sowohl als sein persönliches Ansehen zu wahren hatte, war ein klarer Beweis, daß jene Partei in seinen Augen genug Kraft und Bestand erworben habe, um ihn einen Schritt wagen zu lassen, der sein Schicksal mit ihm innigen verband. Die Bewerbung des Abolitionisten Birney im Jahre 1844 war nur durch eine geringe Stimmenzahl unterstützt worden; die des Herrn Van Buren hatte eine ganz andere Bedeutung, und man fürchtete einen Augenblick, die Stimmen so getheilt zu sehen, daß die Ernennung des Präsidenten dem Kongreß zufallen würde.*) Der Siegernahm des Generals Taylor gab zwar den Ausschlag, indem er ihm die Volksmassen ohne Unterschied der Partei zuführte; dessenungeachtet erhielt Van Buren eine ansehnliche Minorität: sogar in Massachusetts, einem Staate, der den Whigs stets unwandelbare Treue bewiesen hatte, gewann der ehemalige Demokrat die Oberhand, und in den andern Staaten Neu-Englands hielt er dem General Taß wenigstens das Gleichgewicht, wenn er ihn nicht hinter sich ließ.

Die Resultate der Wahl von 1848 haben es einleuchtend gemacht, daß die Majorität in Neu-England für die Partei des freien Bodens gewonnen ist oder ihr doch in Bälde geschert sein wird, und daß die alten politischen Parteien ihrem gänzlichen Verfall entgegengehen. In New-York hat man versucht, die beiden Fractionen der Demokraten auszusöhnen; ein vorübergehender Frieden ist gestiftet worden, der aber bald von einem neuen und noch auffallenderen Bruch gefolgt wurde. Es scheint jetzt auch zweifel, daß bei der nächsten Präsidentenwahl der Kampf nicht mehr zwischen den Whigs und den Demokraten stattfinden werde, sondern zwischen den Gegnern und den Vertheidigern der Sklaverei. (Schluß folgt.)

Die Eintheilung der Menschheitsstämme, nach Carus.**)

II. Von der geistigen Befähigung in den Nachtvölkern.

„Mit einer gewaltigen Thatsache tritt und sogleich, indem wir nach dieser Seite und wenden, die Geschichte dieses Stammes entgegen — es ist die Thatsache seines Sklaventhums! — So weit ist es gekommen, daß der Begriff des Negers und der des Sklaven immer fast zugleich in uns auftaucht, sobald wir des Einen oder des Anderen gedenken; und noch so sehr mag ein höheres Mitgefühl für Alles, was Mensch heißt und in Sinn und Wort seinen höheren Beruf bewahrheitet, dazwischen sich stellen, doch ist es ein nie ganz abzuweisender Gedanke, daß ein Schicksal, welches einen ganzen Stamm der Menschheit in dunklerem Schatten stellt, als seine nächtliche Färbung — ihn nicht getroffen haben könnte, wäre seine Geistesbefähigung nicht eine niedrigere, als die aller anderen Stämme. — Gewiß haben wir alle Ursache, einen solchen Gedanken sich nicht zu weit ausdehnen zu lassen, und namentlich darf er nie abhalten, Alles aufzusuchen und herbeizuführen, was irgend beitragen könnte, allmälig dieses grausenvolle Schicksal von diesem Stamme zu wenden — in eigentlichem Sinne eine Erlösung desselben vorzubereiten und das, was an Befähigung zum Höheren in ihm gelegt ist, mehr und mehr zu fördern; allein bei alle dem bleiben unwiderlegliche Gründe genug übrig, welche uns nöthigen, der Menschen der Nachtseite mit dem des Tages und der Dämmerung nie ganz auf eine Linie zu stellen. — Ueberhaupt wenn irgend wo, so darf man bei den Schicksalen ganzer Völker den Ausspruch anwenden: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", dem entweder in dem, was sie wirklich von Befähigung nie besaßen, oder in dem, was sie wieder verloren und verdorben haben an materiellen und geistigen Besitzthümern, die ihnen einst zu Theil geworden waren, erscheint immer nur das äußere Symbol jener tief innerenn gehemmen Signatur ihrer eigenthümlichen und eingebornen Idee; und wie der innere Kern des Menschen es ist, der doch zuletzt sein Schicksal bestimmt, so verhält es sich auch im Leben der Völker im Allgemeinen. — Was nun die afrikanischen Neger betrifft, eben so wie die oceanischen — die Urbewohner Neuhollands und des Van-Diemenslandes, so zeigt sich ihre geringe Befähigung namentlich und überall in der höchst unvollkommenen Entwickelung geselligen Lebens, zu der sie es gebracht haben. Nie hat zu irgend einer Zeit eine nur einigermaßen höhere Staatsverfassung unter ihnen und aus ihnen selbst geschaffen werden können, nie haben sie eine Literatur oder einen Begriff höherer Kunstausübung und Kunstleistungen erhalten, und selbst unter den vielen einzelnen Beispielen ausgezeichneter Neger, deren Blumenbach schon eine ansehnliche Zahl gesammelt hat und zu denen die Neuzeit noch viele hinzufügte, ist einmal kein Einziger, welcher allein aus seinem Stamme hervorgehend bedeutend geworden wäre, denn immer nur angeregt durch den Einfluß der Tagvölker konnten sie höhere Bildung erreichen; — und ein andermal ist auch kein Einziger darunter, der man einem der großen Geister, ich will nicht sagen der Tagvölker, sondern selbst nur einem der östlichen Dämmerungsvölker — etwa einem Confucius, gleichstellen dürfte. — In Wahrheit, man müßte absichtlich die Augen verschließen, wenn man sich nicht überzeugen wollte, daß in diesen Verhältnissen sich vollständig wiederholte, was bei den obigen allgemeinen Betrachtungen über Verhältniß der Schädelformen der Neger gegen die der übrigen Stämme sich ergab! — Wie dort die Mittelzahl aus vielen Messungen allemal weit gegen die anderer Stämme zurückblieb, und obwohl einzelne geräumigere Köpfe bei Negern vorkommen, als bei manchen minder gut ausgestatteten Europäern, — so blieb doch auch da, selbst der glücklichst Ausgestattete, noch weit hinter dem in seiner Weise bevorzugten Europäer zurück. — Wie indeß — ebenfalls in der löblichen Absicht, gegen den Negerstamm überhaupt die mildesten und mitleidvollsten Gesinnungen hervorzurufen — schon Tiedemann das Gehirn des Negers irrigerweise dem des Europäers deshalb ganz gleichstellen wollte, weil Einzelne unter den Letzteren vorkommen, welche noch ungünstiger von der Natur bedacht waren, als selber organisirte Neger, so haben manche neuere Schriftsteller — namentlich die ausgezeichnetsten der für Ausbebung des Sklaventhums kämpfenden (wie der ehrenwerthe Thomas Fowell Burton) — zuweilen zu sehr die große Fähigkeit des Negers für geistige Entwickelung hervorgehoben und dadurch der Wahrheit Eintrag gethan. — Das harte Wort Franklin's, „der Neger ist ein Thier, welches möglichst viel ist und möglichst wenig arbeitet", es kann nicht durch solche Anpreisungen vorzüglicher Anlage die Lüge heraus, es muß vielmehr bekämpft werden dadurch, daß das, was von Anlagen wirklich in ihnen ist, erhoben, gefräftigt und — mit einem Worte — erzogen werde. — Wie gesagt, es steht in den Nachtvölkern keineswegs an einzelnen guten Köpfen; der geistliche Jac. Jo. Eliza Capitain, der Astronom Benj. Bannaker, der Artillerie-Offizier Hannibal und Andere mehr haben längst bewiesen, daß eine gewisse Stufe höherer Geistesbildung dem Menschen der Nachtheite, d. h. unter Einwirkung der höheren Kultur der Tagvölker, gar wohl zugänglich ist; — anderen Theils, wie bereits vor vierzig Jahren der wohlwollende Bischof Gregoire bewiesen hat, fehlt es unter ihnen auch nicht an Zügen vielfach bewährter Anhänglichkeit und Treue, allein, bei alledem, das, was wir höhere Seelenschönheit und wahre Geistesfreiheit und Macht nennen, danach wird man für immer vergebens unter diesem Stamme suchen, und da, wo sie allein auf sich selbst beschränkt blieben, ist auch ihre geistige Entwickelung immer eine geringe gewesen. Uebrigens wird selbst die Verschiedenheit, welche zwischen den oceanischen und afrikanischen Negern in Bezug auf Sklaverei sich steht, indem die Ersteren weder Sklaven machen, noch zu verkaufen versucht haben, während die Anderen, die von jeher allesammt die verachteten Sklaven ihrer eigenen Tyrannen waren, jetzt seit einem Jahrhundert den Sklavenhandel als rothe Industrie ihres Landes betrachten, — weder für die Einen, noch für die Anderen zum Vorzuge: die Ersteren nämlich beweisen dadurch nur, daß sie mit unbeschränkten Zeiten fortwährend dergestalt in einem so ganz rohen Naturzustande leben, daß selbst eine so nichtswürdige Einrichtung, als das Sklaventhum, von ihnen nicht begriffen wird, und die Letzteren zeigen wieder, daß sie nicht einmal das rohe Freiheitsgefühl, welches selbst dem Thier der Wüste eine gewisse Würde verleiht, und welches Jenen doch einigermaßen nachgerühmt werden kann, zu achten im Stande sind.

Ueberhaupt möchte ich hier noch auf zwei merkwürdige Züge in der Art von geistigem Dasepn, welches die Nachtvölker Afrika's führen, aufmerksam machen; Züge, welche deshalb von dem Psychologen beachtet zu werden verdienen, weil man sie als ganz rohe Keime ansehen darf von Richtungen, welche in höheren Kreisen der Menschheit in veränderter Form als Durchgangspunkte abermals vorkommen — ich meine eine besondere Geringschätzung des Lebens und ein eigener Entwicklungsgang gerade durch bestirte Knechtung zur Freiheit und doch einiger Art von geordnetem Staatsleben. — Was das Erstere betrifft, so tritt diese Mißachtung des Lebens am schärfsten hervor in dem Schlachten der zahllosen Menschenopfer, welches in vielen Stämmen seit langem üblich war und von so vielen Schriftstellern mit allen erkennbaren Details geschildert worden ist. Daselbe Morden, welches Dupuis schon Anfangs des 18ten Jahrhunderts ausmalt, schildern Laird, Giraud, Bowdich, Lander und Andere auch noch aus dem 19ten. So sagt Giraud: „Am Feste des Königs, welchem ich zu Dahomey 1836 beiwohnte, wurden 3—600 Unterthanen zur Feier des Tages geschlachtet. Einige wurden enthauptet, Andere, welche man von einer hohen Mauer herabstürzte, mit Bajonneten aufgespangen; Alles zur Belustigung."

Man könnte sagen, auch in einer solchen ungeheuren Mißachtung des Lebens liegt ein gewissed dunkles Bewußtseyn von der Unfeligkeit eines nicht zum eigentlich höheren Lichte des Geistes erwachenden Daseyns überhaupt, und wieder kömmt daher auch dies nicht vor, außer da, wo entweder (wie in diesen Stämmen) noch durch keinerlei Entwickelungsvorgang eine höhere Geistesbefähigung erreicht war, oder aber, wo (wie zu den verderbtesten Zeiten der späteren Kaiser Roms — oder im tiefsten Gräuel einer französischen Revolution bei den Septembermessen und dem Blutbade von Lyon) alles Höhere wieder verloren und verdorben worden war. — Was das Andere betrifft, so faße ich hier den seltsamen Gang der Gegebenheiten ins Auge, welcher mindestens einer kleinen Abtheilung des Negerstammes zu einer gewissen staatlichen Selbstständigkeit und Volksversassung verhalf, dadurch, daß er ihn zuvor in die härteste Knechtschaft geführt hatte; denn nicht sowohl innerhalb Afrika's selbst, wo die schwarzen Herrscher den härtesten Despotismus seit Jahrhunderten übten, sondern außer-

*) Im Fall bei einer Präsidentenwahl keiner von den Bewerbern die absolute Stimmenmehrheit erhält, hat, nach der Verfassung der Vereinigten Staaten, der Senat die Entscheidung zu treffen. Diese Ehrenwürdigkeit, in viel wie mir scheinen, mit einmal und zwar im Jahr 1825 eingetreten, wo der Senat zwischen den Herren J. Q. Adams, Clay und General Jackson zu wählen hatte und Letzterem den Vorzug gab, obgleich er weniger Stimmen für sich gehabt hatte, als der Held von Neu-Orleans. D. R.

**) Ueber mögliche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für geistige Entwickelung. Von Karl Gustav Carus (Leipzig, Brockhaus, 1849). — Vgl. Nr. 31 der Magazins.

Digitized by Google

bald ihres Landes, auf einem Eilande Westindiens, wo Tausende von Negern unter dem Joche weißer Kolonisten in den Plantagen arbeiteten — also freilich auch immer nur erst unter Berührung mit dem Stamme der Tagdölfer und selbst erst angeregt durch dessen großen Umschwung vom Jahre 1789 — konnte die Bewegung entstehen, welche zuerst einer Art von geordneter, höhere Freiheit und Entwickelung des Menschen anstrebender Republik das Dasepn gab. Hier war es sogar, wo eine der bedeutendsten Individualitäten unter den Negern, Toussaint l'Ouverture, als Triebfeder dieser Entwickelung hervortrat und zeigte, daß auch in diesem Stamme große Fortschrittsperioden nie verfehlen, große Persönlichkeiten hervorzurufen; denn gewiß, man kann diesen Manne, der, als Sklave 1745 geboren, später das Haupt der Republik von Haiti wurde, um zuletzt als Gefangener Frankreichs im Kerker zu Joux 1803 an Gift zu enden, nicht in den Erzählungen von Metral folgen, ohne eigenthümlich von seinem Schicksale bewegt zu werden.

Wenn ich übrigens sage, daß die beiden hier berührten besonderen Züge im Bilde des Stammes der Nachtvölker erinnern müßten an Manches, was in höheren Formen menschlichen Daseyns in anderer Weise sich wiederholt, so meine ich damit einestheils, daß auch hier viele Lagen vorkommen können, wo das leibliche Daseyn freudig daran gegeben und hintenangesetzt wird, weil irgend ein erhabener Zweck diese Hintansetzung fordert; wo dann freilich eine solche Geringschätzung des Lebens eine ganz andere Bedeutung erhält, als jene faß thierische Gleichgültigkeit; — anderntheils, daß auch in den edelsten Formen menschlichen Lebens wichtige Epochen einer höheren Entwickelung gerade an den Durchgang durch Pressungen der härtesten Art geknüpft erscheinen. Gerade in diesen Beziehungen daher darf man vielleicht annehmen, daß für den Menschen der Nachtseite, welchem das Eintreten in Sklaverei stets gewöhnlicher war, als allen anderen, nur die härteste Knechtung das Mittel werden konnte, das auch in ihm liegende Höhere zu erwecken und dadurch auch ihn endlich auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben.

Hat man nach allem Vorhergehenden der Menschenstamm der Nacht entschieden eine geringere Befähigung für höhere Entwickelung der Intelligenz, so darf deshalb keineswegs in Zweifel gezogen werden, daß eine besondere Sphäre irdischen glücklichen Lebens und eine Möglichkeit vorfeinerter moralischer Ausbildung auch ihm allerdings vorbehalten sey. Der typische Kopfbau des Negers zeigt ein minder entwickeltes Vorderhaupt, aber ein gut ausgebildetes Mittelhaupt bei einem gewöhnlich sehr stark ausgebauten Hinterhaupte. Zieht man die Lehren von der Grundbedeutung dieser Kopfgegenden dabei zu Rathe, so erhält man den Begriff eines Seelenlebens mit minderer Befähigung zu hoher Intelligenz, aber bei viel Gemüthlichkeit mit starkem Begehren und kräftigem Wollen. — Gerade diese Eigenthümlichkeit ist es denn auch, welche aus Allem, was die Forschung über innere Individualität dieses Stammes darbot, deutlich hervorging, und gar wohl steht man, daß in derselben eine Möglichkeit zu einem, wenn auch etwas materiellen, aber doch immer echt menschlichen Lebensglück gegeben bleibe, wobei freilich an die große Verschiedenheit zu denken ist, welche wieder unter den vielen Abtheilungen der einzelnen Stämme dieser nächtlichen Völker besteht. So z. B. die intellektuellen Fähigkeiten der Hottentoten, wenn man ihre Schilderungen bei Burchell oder bei Lichtenstein nachsieht, oder die elenden Gestalten der Papous und die Dalfarlaing ihres Lebens bei Freycinet, sie lassen immer nur auf eine halbthierische Existenz schließen, während dagegen der Stamm der Kaffern, so wie der der Ashantees, so ausgerüstet und auch so weit in gewissen geselligen Einrichtungen vorgerückt ist, daß bei geringeren Anforderungen ein gewisses Genügen des Lebens weit eher Platz greifen könnte, wenn nicht die grauenerregende despotische Rohheit, von welcher noch die neueren Berichte von Duncan fattsames Zeugniß geben, auch dort alles Bessere wieder vernichtete.

Dieses Alles sind Ergebnisse, wodurch wir mit großer Bestimmtheit abermals auf die im Eingange dieser Abhandlung erwähnte Nothwendigkeit größter Mannigfaltigkeit innerhalb eines jeden Organismus und so auch innerhalb des Ganzen der Menschheit geleitet werden, und wenn sich somit im Allgemeinen folgern ließ, daß unter den vielfach verschiedenen Menschheitsstämmen nothwendig einer der höchste und einer der geringste seyn müsse, so hat, glaube ich, schon das Vorhergehende bewiesen, daß wir die Nachtvölker wirklich als den geringsten (obwohl in sich immer noch großer Fortschreitung fähigen) ansprechen dürfen. Mehr noch stellt sich dieses Urtheil als begründet heraus, wenn wir noch einen Blick werfen auf das so wichtige Mittel aller geistigen Offenbarung, d. h. auf die Sprachen dieser Völker.

Die Sprache ist aber (wofür ich die höheren Gründe in meiner Entwickelungsgeschichte der Seele dargelegt zu haben glaube) überall die wesentlichste Bedingung des Zustandekommens der Erkenntniß; — denn die Idee und jede Vorstellung bedarf und erhält durch sie erst jene eigenthümlichen und wundervollen Aequivalente, mit denen sie innerlich allein zu gebahren und so dem, was wir den Gedanken nennen, Entstehung zu geben vermag. Man könnte sagen, das Wort sey jener Hammer Vulkan's, unter dessen Schlage aus dem Haupte Jupiter's die gerüstete Minerva, wie aus der Seele des Menschen der Gedanke, hervorspringt. — Die Sprache erfüllt nun diese ihre hohe Bedeutung auf zweifache Weise, einmal als gesprochenes Wort und ein andermal als geschriebenes Zeichen, als Schrift. So wenig aber das einzelne geschriebene Zeichen als solches irgend besonders geistbildend seyn kann, so wenig ist es das gesprochene Wort an und für sich — denn auch Thiere können lernen Worte aussprechen, ohne daß es ihnen weiter fruchtet; — vielmehr wird es immer als unerläßlich vorausgesetzt, daß das Zeichen sowohl, als der Laut des Wortes nur ein einzelnes Glied sey in einer großen Kette, eine Welle in einem weithin strömenden Flusse. — Erst in einer solchen höheren organischen Folge erschafft sich aus einzelnen Worten die Sprache, aus einzelnen Zeichen die Schrift, und je größer dieser Fluß, je länger jene Kette, je weiter verbreitet dieser Organismus ist, desto mehr wird auch die Sprache dann das Mittel zu einer hohen Entwickelung des Geistes; ja, das eine Mittel derselben fordert und hebt dann auch das andere — die höher gebildete Sprache fordert die Schrift, und die Schrift wäre nichts ohne die Sprache. Wirft man nun in dieser Hinsicht einen Blick auf die Sprachen der Nachtvölker, so stellen sie sich schon insofern als durchaus unvollkommen dar, daß keine derselben selbständig, d. h. ohne Beihilfe eines anderen Stammes, sich auch zu einem schriftlichen Zeichen — und wäre es auch nur eine Bilderschrift, entwickelt hat.*) — Auch die Sprachen in sich sind großentheils noch Zeugnissen der Reifenden weder sehr reich, noch tiefer ausgebildet, nur die der Howahs wird als sehr poetisch dargestellt. — Als Gegensatz zu den später zu erwähnenden amerikanischen Sprachen ist dagegen aufzuführen, daß die der einzelnen Negervölker wieder eine entschiedenere Verwandtschaft unter einander haben, was für einen gewissen größeren Fluß und mehr organische Verbreitung spricht. Von Ritter wird nach Marsden angeführt, daß die Sprachen der West- und Ostküsten von Afrika (also eine Entfernung von etwa 30° der Länge) so viel Verwandtes haben, daß höchst wahrscheinlich alle diese Völker sich verstehen könnten — und hierin liegt wieder eine gewisse Compensation der ursprünglich mangelnden Schriftzeichen dieses Stammes. Näher in die Abwägung der verschiedenen Zweige dieses Stammes gegen einander werde ich hier um so weniger eingehen, da gerade hierüber Prichard sehr vollständig sich ausspricht.“

Mannigfaltiges.

— Aphra Behn, von L. Mühlbach. Im Londoner Athenaeum vom 9. März wird L. Mühlbach's Roman „Aphra Behn“ rezensirt, der, weil er einen Stoff aus der englischen Geschichte (des verderbten Hofes Karl's II.) behandelt, das Interesse des britischen Kritikers auf sich gezogen hat. Die neuere deutsche Literatur muß sich jedoch wegen dieses Romanes aus der englischen Geschichte von dem ungeheilenen Rezeiwer sehr viel Böses nachsagen lassen. Es sey dies, meint er, blos eine kleine Probe von dem vielen ungewaschenen Zeuge, das die Deutschen herunzutage schreiben. Ungewaschenes Zeug! Wir müßten den Kritiker wirklich sehr ungalant nennen, wenn er in dem vorliegenden Falle nicht dadurch entschuldigt wäre, daß er L. Mühlbach für eine Mannsperson gehalten. Gegen Frau Louise Mundt wäre er gewiß artiger gewesen. Aber das kömmt davon her, wenn sich die Damen in Mannskleidern auf Kaffeehäuser begeben und unter männlichen Namen Bücher schreiben! Der Kritiker, welcher den Roman „Aphra Behn“ für eben so ungeschichtlich, als unsittlich und unwahr erklärt, kann sich nicht genug darüber wundern, daß sie sonst so sittenstrengen und wackeren Deutschen an solcher „den liederlichen Grazien und der cynischen Sentimentalität des jungen Frankreichs“ nachgeahmten Lektüre Geschmack finden können.**) Gegen die von der Verfasserin unter Anderem geschilderte Scene des englischen Weiberverkaufs — sie läßt nämlich Aphra Behn mit einem Strick um den Hals von ihrem Manne zum Verkauf auf den Markt führen — remonstrirt der Kritiker mit Recht, doch ist er sehr im Irrthum, wenn er glaubt, daß auch unterrichtete deutsche Schriftsteller solche Scherze der niedrigsten englischen Volksklassen für eine in England durch das Gesetz sanctionirte Sitte halten oder ausgeben. Der Rezensent schließt seine Kritik folgendermaßen:

„Wir würden dieser werthlosen und langweiligen Erdichtung des Herrn Mühlbach gar nicht gedacht haben, wenn sie mit ihren Fehlern und ihrer Abgeschmacktheit allein dastände. Wir mußten ihrer jedoch als eines widerwärtigen Probestücks einer leider nur allzu zahlreichen Gattung der deutschen Literatur gedenken, deren Umsichgreifen in unserer Zeit geeignet ist, denkende Geister besorgt zu machen für die Möglichkeit des Self-government (der Selbstregierung) in Deutschland. Wäre diese Art von Büchern, die unbezweifelt von der Mittelklasse dort viel gelesen und bewundert werden, ein wirkliches Kriterium der Sittlichkeit, des Anstandes und des Urtheils dieser Klasse, dann würde jene Aussicht in der That sehr niederschlagend seyn. Wir hoffen, daß dem nicht so ist, obwohl wir leider nicht leugnen können, daß eine Combination sittlicher und politischer Anschweifung das charakteristische Kennzeichen und der vorherrschende Zweck eines nur allzu großen Theiles der fälschlich sogenannten Liberalen unserer Zeit ist. Es ist dies ein Zustand, der von den Freunden der Sittlichkeit, der Literatur und der rationellen Freiheit auf gleiche Weise beklagt werden muß; denn diese Alle wissen sehr wohl, daß, welche lasterhafte Wünsche und thörichte Ideen auch oft in leeren Köpfen aufkeimen, keine derselben doch so durch und durch verkehrt ist, als die, wahre Freiheit in der Regierung eines Landes, wahre Würde im Nationalcharakter und wahre Trefflichkeit in Kunst oder Poesie auf der faulen Basis der Gesetzlosigkeit, der Verworfenheit und des Cynismus zu begründen.“

*) Nach Ritter (die Erdkunde, I. Theil S. 230) sind die Zoulahs (Alpenvölker am Südlande Afrika's) die ersten unter den Negern, deren Sprache mit europäischen Zeichen in Missionsschriften gedruckt worden ist.

**) Geschmack hat eigentlich nur der Verleger daran gefunden, und der hat es wahrscheinlich theuer genug büßen müssen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Leop. Lesser, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Donnerstag den 21. März 1850.

Dänemark.

Etatsrath Wegener's Schrift gegen den Herzog von Augustenburg. *)

Neue Materialien zur Beurtheilung der schleswig-holsteinischen Frage.**)

Es ist bereits mehrfach versucht worden, die Ereignisse in Holstein und Schleswig vom nationalen Standpunkte auf den der Verfolgung privater Interessen zurückzuführen und auch in vorliegender, in der Anmerkung näher bezeichneten, zu Kopenhagen in deutscher Sprache gedruckten Schrift sehen wir den Versuch hierzu, und wir müssen hinzufügen: amtlich gemacht, denn die Benutzung von Privatpapieren des Herzogs von Augustenburg, welche zum größten Theile auf dem Schlosse desselben in Sonderburg aufgefunden und von den Dänen mit Beschlag belegt wurden, ist der hinlänglichste Beweis dafür.

Ueber Einzelnes wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, da es uns hier nur darauf ankommen kann, ein Referat über die gewiß höchst merkwürdige Schrift mitzutheilen. Die Tendenz derselben ist im Allgemeinen dahin gerichtet, den Beweis zu führen, daß der Herzog von Augustenburg, indem er die Erhebung Holsteins lange vorbereitete und beförderte, damit den Zweck beabsichtigte, sich und seine Familie auf der bescheidenen Lage eines Gutsbesitzers zur Würde eines Souverains zu erheben.

Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste die Lösung der obigen Aufgabe, der zweite aber die darauf Bezug habenden Dokumente und Briefe enthält. Wir theilen hier eine Uebersicht des Inhalts mit und lassen demnach das Buch für sich selbst sprechen:

Erstes Stück. Gesammtstaatspläne. 1) Die sonderburgischen Fürsten, von denen die Augustenburger und Glücksburger abstammen, gehörten von Anfang an zu den nicht regierenden Linien des oldenburgischen Hauses, hatten auch niemals die Idee, in die regierenden Linien aufgenommen zu werden. Im 17ten Jahrhundert überließen sie der königlichen Linie die ihnen anheimgefallene Stammgrafschaft Oldenburg und verzichteten im Anfange des 18ten Jahrhunderts auf jeden Erbrecht an Schleswig, verzichteten ihre fürstlichen Erbländer an die Könige (von Dänemark?), ja, ließen Alles außer Acht, was ihnen noch einen Anspruch auf die landesherrliche Würde in Holstein und Schleswig hätte erhalten können. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts fingen sie jedoch an, ihr Augenmerk auf die dänische Krone zu richten, Friedrich Christian von Augustenburg wurde nämlich mit der einzigen Schwester des Kronprinzen Friedrich (VI.) verlobt, und es war damals höchst wahrscheinlich, daß die Nachkommen desselben, beim Ausbleiben der Linie des Kronprinzen, nach dem dänischen Königsgesetze, die dänisch-norwegische Krone nebst Schleswig erben würden, und am 26. Oktober 1786 unterzeichneten der Herzog Christian und seine Gemahlin eine feierliche Akte, in welcher ihren Nachkommen das volle Erbrecht nach der Lex regia zugesichert wurde, während sie erklärten, außer diesem hinterlei Recht an den Reichen oder Fürstenthümern zu haben.

2) Es ist nicht begründet, daß der Herzog von Augustenburg im Jahre 1806 gegen die Incorporation Holsteins in den dänischen Staat protestirt hat, weil ihm kein anderes Recht zustand, als das aus der Lex regia. Dagegen wachte die Familie allerdings auf mit Recht über ihr Erbfolgerecht in Dänemark, denn als der Herzog von Augustenburg sich 1817 mit der Tochter des Grafen Danneskiold vermählen wollte, erinnerte ihn seine Mutter daran, daß er Mehre auf den dänischen Thron habe und daher die Einwilligung des Königs erforderlich sey, eben so wiederholt sie ihrem Sohne im Jahre 1819, als der norwegische Löwe aus dem dänischen Wappen entfernt wurde, die Hinweisungen beseelen aus dem augustenburgischen Munde, indem dieses Haus nicht, wie das königliche, auf sein Erbrecht in Norwegen verzichtet habe. Die beiden augustenburgischen Brüder vergaßen dies auch niemals und richteten ihr Augenmerk fortwährend auf Dänemark; als den ersten Schritt hierzu betrachteten sie die Statthalterschaft in den Herzogthümern, sobald der alte Landgraf von Hessen sterben oder entlassen werden würde. Es wurden zu diesem Zweck Reisen nach Kopenhagen gemacht und Alles vorbereitet; indessen traute Friedrich VI. seinen Schwestersöhnen nicht recht.

3) Die Ereignisse des Jahres 1830 veranlaßten den Herzog und Prinzen aufs neue, Versuche zu machen, zur Macht zu gelangen, indessen schlugen sie damals einen ganz anderen Weg ein, als den spätteren, indem sie sich aufs heftigste gegen die Volkspartei erklärten; sie schrieben öfter an den König und machten ihn auf die unruhigen Demagogen, wie Ballmann, und unzuverlässigen Beamten (Spies, Horpp) aufmerksam und arbeiteten dahin, die Statthalterschaft zu erlangen, der Herzog bot dem Könige hierbei seine Dienste, sein Gut und Blut an. Auch der Prinz schrieb an den König, schilderte ihm jenen Demagogen und forderte ihn auf, die schärfsten Maßregeln zu ergreifen. Es kam jedoch gar nicht zu Unruhen, gleichwohl entschloß sich der König Friedrich VI., Provinzialstände einzuführen. Der Herzog entwarf dagegen ein Memoire und widersetzte die Einführung einer wirklich constitutionellen Verfassung; ja, er ging noch weiter, indem er darauf antrug, jedes der beiden Herzogthümer in kleine Distrikte zu theilen, mit Ständeversammlungen für jeden besonderen Distrikt, und er verdächtigte hierbei so wenig die Verbindung der Herzogthümer unter einander, daß er sein Projekt mit der Bemerkung empfahl, daß man dadurch ganz die Frage wegen der administrativen Verbindung der Herzogthümer oder der Auflösung dieser Verbindung umgehen könne. Damals war es also seiner Meinung nach staatsrechtlich nicht nothwendig, den beiden Herzogthümern eine gemeinsame Verfassung zu geben. Dem Staatsminister Stemann schilderte er ebenfalls: „den Alles verpestenden demagogischen Geist, welcher damit droht, alle seitherigen Formen und Gerechtsame niederzureißen"; wobei er bedauerte, daß der König seine Rathschläge nicht habe berücksichtigen wollen.

4) Der Herzog verfolgte jedoch seinen Zweck, da der König ihm nicht traute, und alle von ihm vorschlagten Männer blieben im Amte; ja, nach dem Tode des Landgrafen Karl von Hessen, 1836, wurde der Landgraf Friedrich Statthalter. Selbst auf dem ersten schleswigschen Landtage, 1836, hatte der Herzog noch keine Partei gebildet; als aber Paulsen seine Schrift: „Für Dänemark und Holstein" (Altona, 1836) herausgab und nachwies, daß das augustenburgische Haus nicht die nächste Erbfolgelinie in Schleswig und einigen Theilen Holsteins seyn werde, auch ihr im Kieffchen diese nicht zukomme, da wurde ein wunder Fleck berührt, und der Herzog verwahrte sich in einer anonymen Schrift, „die Erbfolge in Schleswig und Holstein" (Halle, 1837), dagegen und behauptete, daß er und seine Familie das ausschließliche Erbrecht auf das dänische Herzogthum Schleswig und das deutsche Herzogthum Holstein hätten. Hiernach würde das übrige Dänemark der Erbschaft folgen müssen, weil dieses immer Schleswig umfaßte.

Zweites Stück. Separatistische und Zeitungs-Agitationen. Seit jener Zeit folgte ein bedeutender Umschlag in der Politik des Herzogs, denn er wollte nun Dänemark mittelst Holsteins gewinnen, und daher mußte Holstein zu einem Schleswig-Holstein gemacht werden, denn Dänemark mußte entweder unterjochen oder sich mißschlepen lassen, wenn ein fremder Staat wie ein Keil zwischen die Inseln und Nord-Jütland hineingetrieben wurde. Für die Herzogsthümer selbst war die Verbindung nicht von großer Bedeutung; für die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft entgegen waren; sie gewannen bedeutend in constitutionellem Maß und machten ihn mit der Regierung unzufrieden, da diese das Privilegirte zu verdoppeln strebte. Als Friedrich VI. 1838 ein verunglücktes Zollsystem (? Steuersystem) einzuführen suchte und die Privilegirten entschädigte, versuchten die Augustenburger abermals vergebens, Unruhen zu stiften. Der Prinz von Noer schrieb an den Herzog: „Es geht mir im Kopfe herum, was man thun könnte, um dem Zollgesetze die größtmöglichsten Hindernisse in den Weg zu legen, und da habe ich denn gedacht, daß Abgeordnete der Ritterschaft und der Marschen in Holstein sich an den Bundestag wegen verletzter garantirter Rechte wenden sollten; geheim muß man es aber halten!" Dies half ihnen jedoch nichts, denn selbst Oldenburg nahm die Gesetze an. Mit besserem Erfolge verstheidigten im Jahre 1838 der Herzog und seine Freunde in der schleswigschen Ständeversammlung veralterte, dem Volke verhaßte ritterschaftliche Institutionen, welche die Regierung abschaffen wollte, und da die Regierung nicht durchdringen konnte, so machte er Adel und Volk mit der Regierung unzufrieden. Der Herzog verlangte außerdem, daß deutsche Sprache in den dänischen Kirchspielen selbst in der Kirche eingeführt würde, da aber

*) Ueber das wahre Verhältniß des Herzogs von Augustenburg zum holsteinischen Aufruhre. Eine aktenmäßige Darstellung nebst Beilagen aus den augustenburgischen Papieren. Von Dr. C. L. Wegener, königl. dänischen Etatsrathe, Geheimen Archivar, Ritterkreuzer phen. Kopenhagen. 1849. (Br. 1 Thlr.) Dritte Auflage.

**) Unserer in der schleswigschen Frage von Anfang an bewahrten Unparteilichkeit gemäß, stellen wir auch über diese dänische Schrift ein objektiv gehaltenes Referat mit, können jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß hierüber Thatsache bereits in der so eben erschienenen „Aktenmäßigen Darstellung der Geschichte der dänischen Politik seit 1806", von Droysen und Sommer, eine Widerlegung gefunden hat. D. R.

dies bei dem Widerspruche des Volks ihm nicht gelang, so versuchte er nun auch den Weg der heimlichen Agitation und in Zeitungen und Monatsblättern. Der Ausfall des Sprach-Antrags lehrte ihn, daß er nicht allein auf die Aristokratie, sondern auch auf das Volk, die Demokraten, wirken müsse, und der Plan wurde heimlich mit dem Pastor Hansen entworfen. Man begann mit dem „Altonaer Merkur“ und gewann später das wichtige demokratische „Ihrhoer Wochenblatt“. Der Herzog leitete den Plan und nahm alle Rapporte in Empfang. Man verfertigte Aufsätze wegen Einführung der deutschen Sprache in Schleswig, reichte Bittschriften ein, und Carstharfter mußte eine Schrift über das Successionsrecht in Schleswig, Holstein anfertigen; selbst der Schwager des Herzogs, der Graf Dannefskiold, machte es ihm zum Vorwurf, daß er, obgleich die Bewohner der Güter des Herzogs Dänen seyen, keinen dänischen Prediger oder Arzt eine Anstellung gewähren wollte.

Als Christian VIII. den Thron bestiegen hatte, welcher König dem Herzog persönlich wohlwollte, baute man sogleich Hoffnungen auf die Staatshaushaft. Graf Blome-Salzau rieth daher dem Herzog, den König nicht mißtrauisch zu machen; vorerst fuhr der Herzog jedoch in seinem Plane zu wirken fort. Die schleswigschen Stände hatten eine Petition eingereicht, daß die dänische Gerichtssprache dort eingeführt werden möge, wo sie Kirchen- und Schulsprache sey, daß aber die Kinder in den Schulen im Deutschen unterrichtet würden; dieses war ein innerer Widerspruch, aber der König genehmigte das Gesuch; der Herzog, dem dieses natürlich nicht recht war, wenn Schleswig-Holstein ein neuer deutscher Staat werden sollte, brachte es dahin, daß das Amt Nordburg gegen das Sprach-Edikt remonstrirte; er intriguirte bei den neuen Ständewahlen, daß die dänisch Gesinnten verdrängt wurden, und die Ständeversammlung 1840 beantragte die Aufhebung des Sprach-Edikts.

Die Zeitungs-Agitationen hatten indessen einen geringen Erfolg; dennoch ermüdete der Herzog nicht, als zum Ärgernisse der dänischen Volks und selbst der eigenen Partei der Prinz von Noer 1842 beim Abgange des Landgrafen Friedrich von Hessen die Statthalterwürde erhielt.

Drittes Stück. Demoralisirung von Oben in den Herzogthümern. Je weniger der Prinz-Statthalter namentlich öffentlich gegen die Regierung auftreten konnte, um so umfassender wurden nun die geheimen Machinationen. Der Herzog hielt es für zweckmäßig, ein deutsches Blatt in Apenrade zu gründen, und es glückte ihm mit einer zusammengebrachten Adresse an die Ständeversammlung. In der Ständeversammlung wurde der Abgeordnete Lorentzen, weil er sich der dänischen Sprache bediente, verhöhnt, außerdem sollte der Pastor Brag und ein Frauenzimmer, Namens Sophie (in Sonderburg bei der Partei „die treue Sophie“ genannt), eine Adresse gegen Lorentzen und Jepsen, die Abgeordneten der Stadt Sonderburg, zu Stande bringen, indessen mißlang dies, weil die Stimmung der Wähler entschieden für die Abgeordneten war. Die wichtigste Handlung des Herzogs während der Ständeversammlung war der berechnete Vorschlag: das Amt Hadersleben Nordjütland zu inkorporiren; der Herzog wußte im voraus, daß dieser Vorschlag auf Widerstand stoßen würde, und so war auch sein Wunsch, daß er nicht durchgehen sollte, man wollte aber zeigen, wie billig die Schleswig-Holsteiner seyen, und dann brachte man an, daß der dänische Theil des Herzogthums nur aus dem Amte Hadersleben bestehe; ferner wollte man einen Einspruch dagegen erhalten, um zu erweisen, daß auch das dänische Schleswig gegen Dänemark feindselig gesinnt sey. Beiser schlug die Proposition vor, sie fand allgemeinen Widerstand, in allen öffentlichen Blättern wurde die Sache angegriffen, und der Herzog hatte seine Absicht erreicht. — Während dessen suchte der Prinz-Statthalter den König zu beruhigen, selbst als beim Schlusse der Ständeversammlung in der Schlußungsrede die Worte „unter der Krone Dänemarks“ abschließlich ausgelassen wurden, suchte der Statthalter dies ebenfalls zu beschönigen.

Der Verfasser folgt nun Schritt vor Schritt den Bemühungen des Herzogs, durch die Presse die Unterthanen und Beamten des Königs in den Herzogthümern zu beaebreiten und zu demoralisiren, und belegt seine Behauptungen mit Aktenstücken.

Im Sommer 1843 unternahm der Herzog eine Reise nach Deutschland, um mit den deutschen Fürsten bekannt zu werden, während in der Heimat seine Agitationen fortgingen. Da der Sprachkampf zu nichts geführt hatte, so wurde nun die Idee der Lostrennung Schleswigs von Dänemark aufgefaßt und die Einverleibung in den deutschen Bund beschlossen, den sollten die Finanzen Schleswigs von denen Dänemarks getrennt und mit den holsteinischen vereinigt werden, und dies machte man nun zu einem Aufregungsmittel. Graf Reventlow sollte deswegen die Ritterschaft unter das Gewehr rufen. Bei dem Verständigen glückte dies jedoch nicht, wohl aber bei dem niederen Volke, welches namentlich bei der Anwesenheit des Königs in den Herzogthümern sich zu Excessen verleiten ließ. Auch eine Art Militair-Insurrection wurde in Szene gesetzt. Der Statthalter schilderte dem König diese als unbedeutend, schob die Schuld auf die in Kopenhagen gebildeten Offiziere, die Straßenbilden seyen, man müsse Offiziere aus guter Familie nehmen; er, wollte hierdurch die Söhne seiner Anhänger in die Armee bringen. — Die Eröffnung der Ständeversammlung von 1844 nahte heran, und man mußte auch hier für neue Aufregungsmittel sorgen. Die Regierung, um Vorfälle, wie die gegen Lorentzen, zu verhüten, erklärte, daß Deputirten, die der deutschen Sprache nicht mächtig seyen, der Gebrauch der dänischen gestattet sey; dies erbitterte, weil eine solche Berücksichtigung unnütz war, man konnte dies auch ohne Beschränkung gestatten; der Schleswigsche Verein sprach sich hierüber scharf aus, die Regierung mußte die Mitglieder in Untersuchung ziehen. Der Herzog tang ferner das Seinige dazu bei, die Aufregung zu vermehren, indem er einen Protest gegen die königlichen Worte entwarf. Der Präsident Zaft sollte ihn der Versammlung als seinen eigenen vorlegen und that dies auch, die Ständeversammlung begrüßte ihn mit Acclamation. Der König kam inzwischen nach Schleswig, und man versuchte es auf jene Art, ihn die Wahrheit nicht ahnen zu lassen; der Prinz wollte ihn, unter dem Vorgeben, er sey in Nord-Jütland nicht sicher, mit einer deutschen Garde umgeben, aber der König war so plötzlich in Hadersleben eingetroffen, daß dänische Bewohner des Landes ihn früher sprachen, bevor man dies verhüten konnte, und ihm Aufklärung gaben; er lehnte jeden Schutz ab, und die Unterfuchung gegen den schleswigschen Verein wurde aufgehoben.

Viertes Stück. Vergebliche Versuche bei den Regierungen. Die bisherigen Versuche des Herzogs waren nicht nach Wunsch gegliickt, und er versuchte es nun, die Fürsten Europa's in sein Interesse zu ziehen; demnach wurde eine Schrift verfaßt, die Sammer berausgab, um das Anrecht des Herzogs auf Schleswig-Holstein zu erweisen, indessen gestand selbst Sammer ein, daß es ihm in derselben nicht ganz gelückt sey, den Rechtspunkt festzustellen. Diese Schrift wurde an alle europäischen Höfe mit Ausnahme Rußlands versendet; hier aber ließ man auf noch größere Schwierigkeiten, weil die Diplomatie nicht so leicht hinter das Licht zu führen war, und so schrieb denn endlich Jasper an den Herzog, daß, da es ihm bei den Fürsten nicht glücke: „Möchte es Ew. Durchlaucht gelingen, den alten deutschen Michel auf die Beine zu bringen!!“ Also einen Aufstand in Deutschland zu bewirken. Man mußte Deutschland glauben machen, es vergieße sein Blut für seine eigene Sache, während der Zweck nur war, dem Herzog ein Land zu verschaffen.

Fünftes Stück. Die Volksmassen in Deutschland in Bewegung gesetzt. Die Massen in Deutschland waren bereits durch vielfache Agitationen in Bewegung gesetzt, und die Augustenburger brauchten nur die sich darbietende Gelegenheit zu benutzen. Dies versäumten sie auch nicht, und hierzu boten die Ständeversammlungen der kleinen Staaten vortreffliche Gelegenheit, indem die Agenten Adressen zu Stande zu bringen suchten, sich in die internationalen Angelegenheiten Dänemarks zu mischen; zuerst geschah dies in Braunschweig, da die Stände aber große Unkenntniß des Sachverhältnisses bewiesen, so ließ der Herzog von dem Obergerichtsrathe Esmarch eine Art Katechismus verfertigen, der zum Leitfaden dienen sollte. Ein zweites Mittel boten die Gesangvereine dar, die durch geeignete Lieder die Verwunst und Besonnenheit gefangen nehmen mußten. Ein drittes Mittel war das neue schleswig-holsteinische Wappen, welches überall vorgezeigt und angepriesen wurde. Der Prinz-Statthalter aber suchte den König fortwährend zu beruhigen und vorzubeugen, daß Alles gut gehe, die neuen Regimentsfahnen seyen nur den alten nachgebildet, es existire kein Staat Schleswig-Holstein, es sey ganz gleichgültig, ob die Zeitungen das Gegentheil behaupteten.

Endlich trugen alle Agitationen Früchte. Bei der Artillerie-Revüe in Rendsburg wurde ein dänischer Offizier gemißhandelt, die Aufregung sing an sich zu zeigen, den Könige gingen die Augen auf, und es wurde eine Kommission niedergesetzt, die Erb-Aufprüche der Augustenburger zu untersuchen; das Resultat derselben war der offene Brief vom 8. Juli 1846, in welchem Schleswig als vom dänischen Reiche untheilbar erklärt wurde. Der Herzog protestirte beim Bundestage, eben so der Prinz von Noer und der Herzog von Glücksburg; endlich mußte der Prinz von Noer auf dem königlichen Dienste scheiden. Die zwei älteren Brüder des Herzogs von Glücksburg dagegen erklärten, dem Könige treu bleiben zu wollen, da sie die Grundsätze des offenen Briefes für richtig anerkannten. In Neumünster wurde eine Volksversammlung gehalten, wo gerabezu Aufruhr gepredigt wurde, und die badische Kammer erließ eine Bannbulle; der Bundestag hingegen erklärte sich für inkompetent.

Im Auslande dauerten die Angriffe in öffentlichen Blättern fort, und man gewann die Massen; im Inlande wollte es jedoch nicht recht gehen, das Einzige, worauf der Herzog rechnen konnte, war die Ständeversammlung, und dort bewirkte er auch den Ausspruch der Verbindung Schleswigs mit Holstein; die Versammlung mußte sich selbst auflösen. Außer der Versammlung war er unglücklich, da die dänische Partei den Sieg bei den neuen Wahlen erlangte, auch glückte es nicht auf andere Art, die dänische Bevölkerung anderen Sinnes zu machen. König Christian starb, und der Herzog, der einsah, daß sich schwerlich seine Pläne durchführen lassen würden, schrieb einen loyalen Brief an den neuen König. Da brach die Revolution von 1848 herein, Deutschland erhob sich, der Herzog erkannte seinen Vortheil, und der Prinz rieth dem Herzog, loszubrechen.

Die weiteren Vorfälle lassen sich aus den Briefen nicht erweisen, da die spätere Korrespondenz wahrscheinlich von dem Herzoge mitgenommen worden ist. Die Vorgänge in den beiden letzten Jahren sind inzwischen bekannt und bedürfen keiner weiteren Auseinandersetzung nach dem Vorhergehenden.

Der zweite Abschnitt der Schrift enthält (auf 100 Seiten) dem Abdruck aller Original-Dokumente, die zum Beweise des im ersten Abschnitte Gesagten dienen, und wir müssen dem unparteiischen Standpunkte aus eingestehen, daß der Verfasser bei dem vorliegenden Material noch immer sehr rücksichtsvoll und weniger gereizt geschrieben hat, als man zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Jedenfalls ist das Werk ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte, und wir müssen vermuthen, daß die Regierungen Deutschlands allerdings, wenigstens in der letzten Zeit, Aufklärungen über den wahren Stand der Sache erlangt haben.*)

*) Der letzte Brief, mit welchem das Buch schließt, ist vom 28. Februar 1848 datirt und vom Prinzen von Noer an den Herzog von Augustenburg gerichtet. Er lautet mit Beibehaltung seiner ursprünglichen Schreibweise folgendermaßen:

„1848, 28. Februar, Abends 11 Uhr, Noer.

„Ich sende Dir einliegend die wichtigen Nachrichten und Pavis. Wo ist nun die Stätte des offenen Briefes geblieben? worauf die Dänen trumpfen? Schreck und

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

III. (Schluß.)

Wenn man noch andere Beweise für die Bewegung nöthig hätte, die sich aller Geister bemächtigt hat, so möge man nur das Benehmen der hervorragendern Staatsmänner beobachten, die in den Vereinigten Staaten zurückhaltender sind, als in irgend einem anderen Lande. (?) Während Herr Van Buren die ihm von den Abolitionisten angetragene Kandidatur annahm, erklärte Herr Clay, der stets sehr freisinnige Ideen über die Sklaverei geäußert hat, aber selbst Sklaven-Eigenthümer ist, in einem der Oeffentlichkeit übergebenen Sendschreiben, daß er den Augenblick gekommen glaube, um für die im Mittelpunkt der Republik gelegenen Staaten die Emancipation vorzubereiten. Kaum hatte diese Schrift die südlichen Provinzen durchflogen, wo sie die lebhafteste Aufregung verbreitete, als einer der einflußreichsten Männer im Lande, Thomas Hart Benton, der seit dreißig Jahren einen Sklavenstaat, Missuri, im Senate vertritt, sich weigerte, den Instructionen seiner Kommittenten gemäß gegen das Wilmot-Proviso zu stimmen, und sich vielmehr gegen die Einführung der Sklaverei in die neuen Territorien aussprach. Nach dem Schlusse der Session veröffentlichte Herr Benton ein heftiges, gegen das Haupt der Berechtigter des Sklaventhums, Herrn Calhoun, gerichtetes Schreiben und machte alsdann eine Rundreise durch Missuri, um in den Volksversammlungen seine neuen Ansichten zu rechtfertigen.

Die Präsidentschaft des Herrn Polk und die letzte Session des Kongresses nahmen also mitten unter der lebhaftesten Agitation ihr Ende. Herr Polk hatte eine provisorische Verfassung für Kalifornien vorgeschlagen, welches zum Range eines Territoriums erhoben werden sollte, bis es die nöthige Bevölkerung haben würde, um in die Reihe der Staaten einzutreten. Das Haus der Repräsentanten bestand darauf, diese provisorische Verfassung mit einer Klausel zu versehen, wodurch die Einführung der Sklaverei verboten wurde, und da der ernst diese Klausel fremdmal verwarf, wenn ihm die Bill wieder vorgelegt wurde, so endete die Session, ohne daß sich beide Kammern verständigt hätten, und Kalifornien ward ohne Gesetze, ohne Behörden, ohne Regierung sich selbst überlassen: ein schlagendes Zeichen der Erbitterung und Halsstarrigkeit der Parteien. In einer Debatte über diese Bill im Repräsentantenhause erhob sich ein Abgeordneter des Südens, um einen persönlichen Angriff auf seinen nördlichen Kollegen zu machen, die Freunde des Letzteren eilten ihm zu Hülfe, und die beiden Seiten des Hauses schienen im Begriff, sich in ein allgemeines Handgemenge einzulassen.

Als der Kongreß aus einander ging, traten die Senatoren und Abgeordneten des Südens zu einem Konvent zusammen, in welchem Calhoun beantragt wurde, eine Adresse an ihre Kommittenten über die Lage der Republik und über die dem Süden drohenden Gefahren zu richten. Während dieses Manifest die südlichen Staaten durchlief, organisirte sich im Norden die Bewegung im entgegengesetzten Sinne. Ein Konvent nach dem anderen wurde gehalten, um gegen die fernere Erstreckung der Sklaverei und die neue Ausdehnung dieser Geißel zu protestiren. Die heftigsten und für die Staaten des Südens verletzendsten Ausdrücke wurden, wie es scheint, geflissentlich, in den Beschlüssen angebracht, welche man in diesen Versammlungen faßte. Männer aller Parteien nahmen daran Theil und unterschrieben die für den Süden so beleidigenden Anträge. In dem zu Cleveland, im Staate Ohio, gehaltenen Meeting richtete der Demokrat John Van Buren eine Philippika gegen die Sklaverei, die an Heftigkeit Alles übertraf, was der Whig Daniel Webster jemals gesprochen hatte. Nur wenige Zeitungen erhoben sich, um daran zu erinnern, daß dieser maßlose Eifer zu einer Auflösung der Union führen müsse; nichts konnte dem Strome Einhalt thun, der sogar die Schranken der alten Parteimeinungen niedergerissen hatte, und elf Staaten gaben ihren Abgeordneten und Senatoren die bestimmte Anweisung, das Wilmot-Proviso in den Bills über die Verfassung von Kalifornien und Neu-Mexiko einzuschalten. Die Legislatur von Michigan, einem ganz demokratischen Staate, ist die erste gewesen, welche einen solchen Befehl an ihren Vertreter, den General Cas, ergehen ließ, dessen Aussichten auf den Präsidentenstuhl von der Unterstützung abhängt, die ihm die südlichen Staaten wegen seiner der Sklaverei günstigen Meinungen stets erhielt haben. Diese Uebereinstimmung der Whigs und der Demokraten des Nordens, ihren Abgeordneten ein dem Süden feindliches Votum aufzuerlegen, erhält eine noch größere Wichtigkeit durch die Stellung, welche die spitzmäusischen Anhänger der Bodenfreiheit im gegenwärtigen Kongresse einnehmen. Im Senat zählen sie zwar nur drei Mitglieder, dagegen sind sie im Repräsentantenhause dreiundzwanzig Mann stark, und diese Minorität, welche die Aufrechung der Sklaverei über alle anderen Fragen stellt, hat die Wagschale der Macht in ihren Händen. Die Partei der Whigs und die der Demokraten haben genau dieselbe Anzahl Stimmen; Alles hängt daher von der Entscheidung der Freesoilers ab. Gleich bei Eröffnung der Session sorgten sie dafür, ihre Macht an den Tag zu legen, indem sie den beiden Hauptkandidaten für die Sprecherwürde ihre Stimmen hartnäckig versagten und dadurch während einundreißig Balloträgen die Ernennung eines Vorsitzenden und die Konstituirung des Hauses unmöglich machten.

Unterdessen herrschte im Süden während des ganzen Sommers von 1849 eine aufrührerische Aufregung. Jede Post brachte aus dem Norden eine Drohung oder eine Beleidigung mit; die in den verschiedenen Staaten gehaltenen Konvente, die Berhandlungen der gesetzgebenden Körper, die Reden und Manifeste der namhaftesten Staatsmänner, diese schneidare Einigkeit einer Hälfte der Union, die andere Hälfte bis in ihre letzten Verschanzungen anzugreifen, Alles, was vorging, vermehrte den Zorn und die Entrüstung der Südländer. Es war siedendes Oel, welches man unaufhörlich ins Feuer goß. Bald ließen sich Stimmen hören, welche eine Trennung der Union verlangten. Die Redner und Publizisten des Südens ermangelten nicht, auf gemeinsamen Handeln zu dringen, in welchem sich alle Unterschiede der Parteien verwischten. Die Legislatur von Mississippi empfahl einstimmig den Widerstand gegen die Hetzereien des Nordens, und Whigs wie Demokraten erklärten sich gleichmäßen bereit, im Nothfall zu den Waffen zu greifen. Wenn man die von den Gouverneuren der Einzelstaaten an die gesetzgebenden Körper gerichteten Botschaften lieft, so findet man in allen dieselbe Sprache und dieselben Rathschläge, welche alle günstig aufgenommen und in gesetzliche Bestimmungen verwandelt wurden. Die Aufhebung der Sklaverei im Föderaldistrikt oder die Annahme des Wilmot-Provisos sollte als gleichbedeutend mit Trennung der Union betrachtet werden, die Vertreter der südlichen Staaten sollten in einem solchen Falle ihre Theilnahme an den Arbeiten des Kongresses einstellen, und ein allgemeiner Konvent dieser Staaten sollte einberufen werden, um die Mittel zur Auflösung eines Kontrakles zu berathen, den man zur Unterdrückung einer Hälfte des amerikanischen Volkes mißbrauchen wolle. Dies ist der wesentliche Inhalt der Beschlüsse, die fast gleichzeitig in allen Staaten des Südens gefaßt wurden. Kentucky, der einzige Staat, der wegen der sich dort bemerklich machenden Fortschritte des Abolitionismus den Vertheidigern der Sklaverei einige Unruhe verursacht hatte, sprach sich über diese Frage in einer für sie äußerst befriedigenden Weise aus, und der einflußreiche Staat Virginien war der erste, der das Beispiel zu jenen Resolutionen gab. Zwei Korypphäen der Whigpartei, der Senator Mangum und Herr Clingman, Abgeordneter von Süd-Karolina, erklärten in öffentlichen Ansprachen, daß der ganze Süden, mit Hintansetzung aller Partei-Streitigkeiten, sich um das gemeinsame Banner schaaren und seinen Feinden eine kompakte Schlachtordnung entgegenstellen werde.

Man sieht also, daß die beiden Fractionen des amerikanischen Bundesstaates dahin gekommen sind, sich als Feinde zu behandeln, und daß ihre Staatsmänner sich nicht nach ihren politischen Meinungen, sondern nach der von ihnen bewohnten Gegend vereinigen oder angreifen. Van Buren und Benton von der einen, Calhoun von der anderen Seite, welche alle drei Demokraten sind, bekennen sich gegenseitig mit weit heftigerer Erbitterung und Gehässigkeit, als sie jemals in ihren Kämpfen mit den Whigs gezeigt haben. Mangum und Clingman, beide Whigs, verdammen „als einen Akt der brutalsten und schimpflichsten Tyrannei" eine Maßregel, zu deren Gunsten der Whig Daniel Webster alle Pülsquellen seiner Beredtsamkeit erschöpft. Haben wir nicht das Recht, aus allen diesen Thatsachen zu schließen, daß die Territorialfragen in den Vereinigten Staaten immer mehr die Stelle der politischen einnehmen, daß geographische Eintheilungen die Theilung der Meinungen ersetzen und die Aufrechthaltung oder Abschaffung der Sklaverei bald die einzigen Losungsworte der Parteien sein werden?

Die Südländer sagen und glauben aufrichtig, daß nicht nur ihr Wohlstand, sondern ihre ganze Existenz von der Fortdauer der Sklaverei abhängt. Seit dem Augenblick, wo der Abolitionismus sein erstes Pamphlet veröffentlichte, haben jene alle anderen Rücksichten der Vertheidigung ihrer sogenannten „häuslichen Einrichtungen" geopfert, und ihr Wahlspruch war stets: Entweder die Sklaverei, wie sie ist, oder Trennung der Union. Man weiß, daß in ihrem Munde dies keine leere Drohung ist, und Niemand zweifelt an ihrem Entschlusse, eher einen eigenen Bundesstaat zu bilden, als ein System erschüttern zu lassen, welches sie für die Grundlage ihrer sozialen Organisation halten. Die Verwandlung, die heutzutage in den Parteien der Vereinigten Staaten vor sich geht, gefährdet also schon deshalb den Bestand der Union, weil sie die Annäherung des Tages beschleunigt, wo die Frage über Sepn oder Nichtsepn der Sklaverei das hauptsächliche, vielleicht das einzige politische Schlachtfeld abgeben wird. Welche Folgen wird nun die Erbitterung haben, der sich beide Theile hingeben — das wahnsinnige Geschrei, das im Süden wiederhallt, die Einberufung der Mills, die Verhandlungen der südlichen Landtage, welche die Grundlagen eines Sonderbundes entwerfen, die kalte Hartnäckigkeit des Nordens, dessen Bewohner, ja, dessen aufgeklärteste Staatsmänner sich in immerwährenden Herausforderungen zu gefallen scheinen, und dessen gesetzgebende Körperschaften, eine nach der anderen, ihren Vertretern ein Votum auferlegen, welches, wie sie recht gut wissen, die Fackel des Bürgerkrieges in das Land schleudern kann? Ein New-Yorker Journal, das alle Streitfragen aufzählte, welche die Eröffnung des Kongresses erwarteten, bemerkte neulich, daß man sich umsonst nach einem Auswege aus dieser schwierigen Lage umsehe, und schloß mit dem kummervollen Ausruf: „Die Gegenwart ist traurig genug, aber die Zukunft scheint noch drohender zu sepn."

Italien.

Der General Allemandi über den lombardischen Feldzug von 1848.*)

Der General Allemandi, damals Oberst in schweizerischen Diensten,

Moleke werden doch wohl etwas schwächt zu Muthe seyn. Die Privilegien des Landes werden doch wahrscheinlich bessere Aufnahme finden, wenn Revenüen über Besitzungen fordert.

„Wo bleibt Metternich mit seiner dummen Politique jetzt? Das Erste wird ja seyn, daß Frankreich die Herstellung der Mailand fordert, und todtsicher um den Italienern zu helfen. Preußen soll sich auch für seine Adelsprovinzen in Akt nehmen. Der König von Belgien kann auch einpacken. — Kurz, es ist jetzt Alles auf der Wippe!"

*) I Volontari in Lombardia e nel Tirolo l' Aprile del 1848; cenni storici del generale Allemandi.

Digitized by Google

war einer der ersten Offiziere, die der provisorischen Regierung von Mailand ihre Dienste anboten, nachdem der Volksaufstand die Oesterreicher aus dieser Stadt vertrieben hatte. Seit dem unglücklichen Ausgange des Befreiungskrieges ist auch er, wie fast alle anderen Anführer, auf mancherlei Art verdächtigt worden; am sich zu rechtfertigen, hat er einen Bericht herausgegeben über das, was er gethan, und das, was er gesehen hat, mit Hinzufügung der offiziellen Aktenstücke, die seinen Angaben zum Belege dienen. Es ist dies ein merkwürdiges Dokument, welches viel Licht über einige der Hauptursachen verbreitet, die das Mißlingen der italiänischen Revolution veranlaßten.

Am 28. März 1848 stellte Herr Allemandi sich dem Präsidenten Casati vor und ward sogleich eingeladen, das Kommando der Freiwilligen zu übernehmen, die für die Unabhängigkeit des Vaterlandes kämpfen wollten. Ein solcher Auftrag entsprach vollkommen den Wünschen des Generals, der in der Wärme seiner Begeisterung nichts Besseres verlangte, als gegen den Feind zu ziehen. Allein schon in seinen ersten Berührungen mit der provisorischen Regierung fand er, daß diese Behörde der wesentlichsten Eigenschaften ermangele, die zum Gelingen einer Revolution nöthig sind. Es fehlte ihr an Thatkraft und Entschlossenheit; ihre Maßregeln trugen alle den Stempel der Unsicherheit und der Schwäche. Zum Oberbefehlshaber der Armee hatte sie einen alten, mehr als siebzigjährigen Militair, Theodor Lechi, ernannt; an der Spitze des Generalstabes standen die Obersten Ferretti und Jacopetti, zwei Ueberreste der Armee von Italien, ohne die Rüstigkeit des Geistes und des Körpers, die einem Soldaten der Revolution unentbehrlich ist, und mit nur mittelmäßigen Kenntnissen ausgestattet. Zahllose Ordonnanz-Offiziere und Subalternchargen aller Art waren im Kriegsministerium angestellt, um an der Ausrüstung und Unterhaltung der Armee zu arbeiten, welche trotzdem in einem unvollendeten Zustande blieb, während die Freiwilligen im Angesichte des Feindes von Waffen, Munitionen, kurz, von Allem entblößt waren, was zum Feldlenst erforderlich ist. Das allgemeine Aufgebot, dieses einzige Hülfsmittel eines Volkes, das seine Nationalität wieder erobern will, kam nirgends zur Ausführung. Die Zahl der Freiwilligen vermehrte sich wohl von Tag zu Tag; statt aber den Enthusiasmus, der sich in allen Provinzen Italiens zeigte, zu benutzen, um einen gut organisirten Kern mit tüchtigen Anführern und strenger Disziplin zu bilden, verlor man die Zeit in müßigen Debatten, ließ einen Jeden sich nach Gutdünken den Titel eines Divisions- oder Brigade-Generals, eines Obersten oder Majors beilegen, und der Befehl zum Abmarsch wurde gegeben, ehe man Anordnungen getroffen hatte, die Soldaten, die man in den Kampf schickte, gehörig zu bewaffnen, zu kleiden und mit Lebensmitteln zu versehen.

Diesen wenig günstigen Aussichten zum Trotz ließ der General Allemandi seinen Eifer nicht sinken. Am 1. April ging er mit seinen Adjutanten von Mailand ab, um sich nach Brescia zu verfügen, wo die Freiwilligen ihr Hauptquartier hatten. Seine erste Sorge war, den Absolutismus zuvorzukommen, die unter seinen Offizieren entstehen konnten, indem er versuchte, den Mangel eines Disziplinar-Reglements durch das Point d'honneur zu ersetzen. In dieser Absicht ließ er sie eine Art von Erklärung unterzeichnen, in der sie sich verbindlich machten, den ihnen gegebenen Befehlen zu gehorchen.

Der General Allemandi sah ein, daß ein Truppencorps, wie das unter seinem Kommando stehende, im offenen Felde von nur geringem Nutzen seyn könne. Er beschloß daher, die Ebenen der Lombardei zu verlassen, um es nach einem günstigeren Schauplatz zu führen und, während die piemontesische Armee Peschiera belagerte, einen Einfall in Tyrol zu machen, um den Oesterreichern die Verbindungen mit Wien von dieser Seite abzuschneiden. Dieser Plan, der von der provisorischen Regierung in Mailand gebilligt wurde, sollte eben ausgeführt werden, als der General Allemandi von dem piemontesischen Feldherrn Befehl erhielt, bei dem Angriff auf Peschiera mitzuwirken. Er leistete ihm Folge; seine Freiwilligen benahmen sich gut und bemächtigten sich eines unweit der Festung befindlichen Pulvermagazins. Nach dieser Diversion erwarteten die Freiwilligen, um in Tyrol einzurücken, nur die Ankunft einiger Verstärkungen, vor Allem aber Kriegsmaterial und Proviant, die ihr Chef aufs dringendste verlangt hatte. Statt dessen kam der Befehl, alle Vorbereitungen einzustellen und die deshalbige Expedition aufzugeben.

Unser Verfasser eilte nach dem Hauptquartier Karl Albert's, in der Hoffnung, daß man seinen Entwurf hier besser würdigen und ihm den erforderlichen Beistand gewähren werde. Der König empfing ihn mit vieler Auszeichnung, lehnte aber die Zumuthung ab, seine Armee, die jeden Tag einer entscheidenden Schlacht entgegensah, durch die Absonderung von Hülfstruppen zu schwächen. Der Kaiserliche der Freiwilligen sah sich daher auf seine eigenen Kräfte beschränkt, und seine durch Mißhelligkeiten und Entbehrungen aller Art erschöpften Leute waren genöthigt, nach einem fruchtlosen Versuch, einen Aufstand in Tyrol zu erregen, sich auf Bergamo und Brescia zurückzuziehen, während er selbst, über die Hindernisse verdrießlich, die ihm die provisorische Regierung überall in den Weg stellte, seine Demission einreichte und nach Mailand zurückkehrte, um dort den wahren Stand der Sachen aus einander zu setzen und auf eine schleunige Reorganisirung des Corps der Freiwilligen zu dringen, das seiner völligen Auflösung entgegenging.

Die Hauptstadt war mit neu ernannten Offizieren angefüllt, deren Zahl für eine Armee von 60,000 Mann hingereicht hätte, aber man dachte nicht daran, die auf dem Schlachtfelde befindlichen Soldaten mit Kleidungsstücken, Nahrung und Munition zu versehen. Es geht aus der Erzählung des Herrn Allemandi zur Genüge hervor, daß die revolutionairen Häupter ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren; sie schienen zu glauben, daß die piemontesische Armee den Krieg allein führen könne, und begriffen nicht die Nothwendigkeit, eine Reserve von lombardischen Regimentern zu bilden, um im Fall einer Niederlage den Rückzug der Piemontesen zu decken und den Andrang des Feindes aufzuhalten. Statt ihre Anstrengungen auf den einzig wesentlichen Punkt, die Vertheidigung ihres Gebiets, zu beschränken, gaben die Häupter der Bewegung sich den beklagenswerthesten politischen Zerwürfnissen hin, indem sie einander ihre republikanischen oder monarchischen Gesinnungen vorwarfen und die kostbare Zeit in leeren Streitigkeiten verloren. Wie sehen hierin die Hauptursache des traurigen Ausganges der lombardischen Insurrection, den man mit Unrecht dem Verrath zugeschrieben hat. Herr Allemandi sucht zwar die Schuld auf die Reaction oder den sogenannten Codinismus in Turin zu schieben, es enthält jedoch aus seinem eigenen Bericht, daß die lombardischen Behörden den König von Sardinien nur schwach unterstützten, indem sie der auf seinem Rückzuge von Hunger und Elend aufgeriebenen wurde, die ihm mehr Schlachtopfer raubten, als die feindlichen Kugeln. Der Verfasser kann diese Thatsache nicht in Abrede stellen, und sein Geständniß dient nicht wenig zur Entkräftigung der Vorwürfe, mit welchen Karl Albert und die piemontesische Regierung überschüttet worden sind.

Mannigfaltiges.

— Ne quid nimis! Dr. Heinrich Barth's „Wanderungen an den punischen und cyrenäischen Küsten des Mittelländischen Meeres" (Berlin, Herz) finden wegen ihres wissenschaftlichen Zwecks und der die Schule Karl Ritter's nicht verleugnenden geographischen Studien der Verfassers bereitwillige Anerkennung im Londoner Athenaeum (vom 2. März). Gleichwohl räth das englische Journal dem Verfasser, sich bei einer Fortsetzung seines Werkes einer klareren und allgemein verständlichen Form zu bedienen, indem in dem vorliegenden Buche der Stil und die Construction der Sätze so verschränkt sey, daß der an sich schon trockene Gegenstand dadurch noch abschreckender für den Leser werde. In das Englische, fügt der Kritiker hinzu, könne der vorliegende erste Band gar nicht übersetzt werden, ohne vorher bedeutende Abänderungen, wo nicht gar eine vollständige Umschmelzung erfahren zu haben. — Bekanntlich weilt der gelehrte Reisende jetzt abermals in Afrika, wo er gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Overweg neue Forschungen im Interesse der deutschen Wissenschaft unternommen. Hoffentlich werden diese Berichte darüber nicht blos belehrend, sondern auch allgemein faßlich seyn.

— Jüngsten Tages Pamphlete. Der berühmte Thomas Carlyle giebt jetzt „Jüngsten Tages Pamphlete" (Latter-Day Pamphlets) heraus, die in seiner bekannten abstrusen Manier geschrieben sind und wegen ihrer eben so geistvollen als unsinnigen Paradoxieen von der einen Seite viel bewundert und von der anderen nicht minder stark verspottet werden. Sein „Pamphlet Nr. 2" hat die Mustergefängnisse (Model-prisons) zum Gegenstande und führt gegen die Philanthropen los, welche den Verbrechern die Strafe leicht machen und ihnen, unter dem Vorwande, sie zu bessern, unverdiente gute Tage bereiten. Hierin mag ein Körnlein Wahrheit seyn, aber die Sperre der Paradoxieen, in denen er die Behauptung ausstellt, daß jeder Verbrecher sofort gehängt, ersäuft oder erschossen verdrannt werden müsse, ist so arg, daß man darüber anmüßig das Buch aus den Händen wirft.

— Die emanzipirten Schriftstellerinnen Deutschlands. Die von der Revue des deux Mondes kürzlich angekündigte Abhandlung über die deutschen politisch-sozialistischen Blaustrümpfe ist nunmehr (in ihrem Hefte vom 1. März) erschienen. Sie ist aus der Feder des Herrn Alex. Thomas geflossen und hat sich einstweilen zwei unserer emanzipirten Damen, Frau Louise Aston und Frau Ottilie Kapp, geb. v. Reppard, zum Gegenstande erwählt. Fräulein Fanny Lewald, Frau Louise Mundt, geb. Müller (Mühlbach) und andere vielschreibende Zeitgenossinnen werden später folgen. Man hat es hier und da als einen Mangel an Galanterie bezeichnet, daß wir in diesen Blättern mehrfach bereits die beiderlei Urtheile englischer und französischer Kritiker über deutsche Schriftstellerinnen wiedergegeben. Aber dieser Vorwurf impliziert augenscheinlich eine Verkennung des Standpunktes jener emanzipirten Damen, die keine Galanterie, sondern Gerechtigkeit für ihr Geschlecht fordern, und diese läßt ihnen das Ausland, nach unserer innigsten Ueberzeugung, vollkommen zu Theil werden. „Alle Welt", sagt Herr Alex. Thomas, „weiß bei uns in Frankreich, daß sich zu dem Elend unserer Zeit überall auch die Aesthetik beigesellt, aber nur Wenige wissen, was das besagen will: französische Lächerlichkeit ins Deutsche übersetzt, und nun das Publikum damit bekannt zu machen, wollen wir ihm einige Bildnisse deutscher Schriftstellerinnen vorführen." Auch in Deutschland wissen zwar sehr Viele, was sie von unseren emanzipirten Schriftstellerinnen zu halten haben, aber nur Wenige wissen, wie sehr diese selbst in dem Lande, aus welchem sie sich ihre Weisheit geholt und wo die Emancipation der Frauen erfunden ist, verspottet werden. Zu Nutz und Frommen derjenigen, die dies nicht wissen, werden wir fortfahren, die Kritiker des Auslandes über den fernapyrobolischen Theil unserer Literatur mitzutheilen. „Es handelt sich dabei", wie Herr Alex. Thomas sagt, „weniger eigentlich um eine literarische Kritik, als um eine moralische Amputation, wobei der Schmerz nicht dem Operateur, sondern lediglich der Krankheit beizumessen ist."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Thlr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Prop. Cossar, Breitestraße Nr. 33), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 23. März 1850.

Spanien.

Madrid und seine Bewohner.

Frei nach den Zusammenstellungen von Pascual Madoz.

III.*)

Wir haben bis hierher die am meisten charakteristischen Züge der Physiognomie Madrids aufgezeichnet. Wer sie noch in wirklicher Lebendigkeit sehen will, muß sich beeilen, über die Pyrenäen zu pilgern; denn schon ist jene Physiognomie nahe daran, sich zu verwischen. Noch einige Jahre, und die breitsache Originalität Madrids wird größtentheils unter dem einförmigen Mörtelanstrich verschwunden sepn, in welchem bereits das sittliche, politische und materielle Aussehen der meisten europäischen Hauptstädte durch einander gemengt ist.

Schon wurde der Anfang gemacht: keine Rejas der Erkgeschosse mehr, hieß es, fort mit diesen ungeheuren Eisenkäfigen an den Façaden der Häuser; Diese herrlichen Rejas, welche des Abends summenden Bienenstöcken von Musikillen und Blumen glichen, umflattert von der jungen Männerwelt, und die des Nachts die officiellen Rendezvous-Plätze der Schmachtenden waren, unter dem wohlwollenden und verschwiegenen Auge des Sereno (Nachtwächters), der weniger damit zu thun hatte, den Spitzbuben nachzuspüren, als die Eifersüchtigen zu überwachen! Das Apuntamiento hat kürzlich, unter dem Vorwande der Gewerbsfreiheit der Straßen, jede Reja untersagt, welche nicht mindestens sechs Fuß hoch über der Erde aus der Façade vorragt. Begreift man wohl die perfide Toleranz dieses Verbotes? Jedem Almavida steht es, wie ehedem, frei, an den Gitter der Rejas zu klopfen, nur muß er dazu mindestens größer seyn, als ein Hellebardier der Königin; und die Madrider sind im Allgemeinen von keinem Wuchse, wie wir ebenfalls aus der Statistik ersehen. Es ist diese Maßnahme unbedingt ein großer Schlag für das harmlose und anmuthige Geplauder unter freiem Himmel, dieses mächtige Element der Madrider Geselligkeit. Dies ist indeß nicht Alles: die Speculation geht schon darauf aus, die Häuser Madrids übermäßig zu vergrößern, während ihre alte Beschaffenheit den Vortheil mit den Nachbarn so sehr befördert. Sollen wir noch hinzufügen, daß eine andere englisch-französische Neuerung, die der (Conversations-) Zirkel nämlich, den Madrider Salons ihre merkwürdigen Madrigalsprecher zu rauben beginnt? Würden nun die Damen noch, zum Entgelt, das Cigarrenrauchen in die Acht erklären, so würde es vielleicht für Madrid um den so lebendigen Roman des spanischen Lebens geschehen seyn, wo Pedo und Pedrimen sich stets einander Angesicht gegen Angesicht befanden. Eine andere Gefahr: in Folge des Fortschritts der gouvernementalen Stabilität, sieht Madrid nach und nach jene Tausende von Soldjtanten verschwinden, deren revolutionaire Strömungen es bevölkert hatten, und mit ihnen jene geschmeidigen und leichten Manieren, welche die erste Bedingung des Soldjtanten-Handwerks sind. So verschwört sich Alles, um den Madrider Sitten jene halbprovinzielle Familiarität zu rauben, welche ihren eigentlichen Reiz ausmacht. Die Schnelligkeit, mit welcher sich die Theater vermehren (es sind seit 1840 vier neue errichtet worden), ist in dieser Hinsicht ein nicht weniger beunruhigendes Anzeichen: das öffentliche Leben entwickelt sich nur zum Nachtheil der Privatverhältnisse.

Was die politische Seite betrifft, so wird Madrid ebenfalls von einer völligen Umgestaltung bedroht. Während jene Coalition systematischer Soldjtanten, deren schweigende Herrschaft die Stadt stets unter das jedesmalige offizielle Zaktum beugte, aus ihren Mauern verschwindet, desorganisirt die wohlberechnete Duldsamkeit der Regierung gegen die Besiegten aller früheren Regimes allmälig jene andere Coalition zurückgewiesener Soldjtanten und abgesetzter Beamten und Offiziere, welche in den Provinzen den Hauptheerd der Pronunciamientos bildete. So verschwindet einerseits aus dem Mittelpunkt die politische Thatlosigkeit, während auf der andern Seite draußen die politische Initiative aufhört. Diese Vertauschung der Rollen wird in nächster Zukunft bis auf den Grund durchgeführt seyn, indem man bereits angefangen, das herrschende Element anderer Hauptstädte, das Handels- und Manufaktur-Element, nach Madrid zu rufen.

Ja, trotz all der Hindernisse, deren wir oben gedachten, ist Madrid sehr nahe daran, ein großer Mittelpunkt für Handel, Fabrikwesen und selbst für den Ackerbau zu werden. So gekünstelt auch die Anfänge und Grundlagen waren, denen es seine Entwicklung verdankt, so haben diese Anfänge doch, durch konsequente Verfolgung eines und desselben Ziels, nichtsdestoweniger ernste und bestimmte Ergebnisse hervorgebracht. Bei sonst ganz gleicher Bedeutsamkeit dürfte eine Stadt, welche der Sitz aller Staatsgewalten ist, stets eine gewisse Aussicht haben, bei dem Verbesserungssystems, welches seit einigen Jahren alle großen Städte der Halbinsel, durch Verbindung derselben unter einander, zu beleben trachtet, in irgend welcher Art bevorzugt zu werden. Mithin kann Madrid schon, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, eine wirkliche Superiorität erlangen. Madrid ist, Alles in Allem, die volkreichste Stadt Spaniens und zugleich die, welche, als die am höchsten besteuerte, auch die höchsten Ansprüche machen darf. Der Einwohner der Provinz Madrid zahlt durchschnittlich 169 Realen (d. h. 11½ Thlr. preuß. C.) zur Gesammtsumme der direkten und indirekten Staats-Abgaben, somit das Zwei- bis Siebenfache dessen, was der Einwohner der anderen Provinzen zu entrichten hat.*) Der eigentliche Madrider selbst zahlt in Wirklichkeit noch weit mehr als 169 Realen; denn die ländlichen Distrikte der Provinz Madrid, welche mit in den Kreis unserer Durchschnittsberechnung gezogen wurden, sind im Allgemeinen ärmer und darum weniger besteuert, als die ländlichen Distrikte der anderen Provinzen. Für seine exceptionellen Abgaben hat Madrid aber auch exceptionelle Thätigkeitsmittel. Der Bürgerkrieg hat, indem er lange Zeit die Speculation der Hypothekifirung von Kapitalien auf ländlichen Grundstücken und Gewerbebetriebs-Institutenin der Provinz hemmte, und indem er über Gebühr die Börsengeschäfte vermehrte, in der Hauptstadt, dem natürlichen Mittelpunkt des Umsatzes und Wuchers, ungeheure Massen von baarem Gelde und Papier angehäuft, welche die allmälige Niederkehr und Befestigung der Ordnung auf nützlichere Bestimmungen lenkt; natürlich ist zugleich auch hier der Unternehmungsgeist aufgeweckt. Dahrt das finanzielle Fieber, welches für Madrid die Epoche von 1843—1847 bezeichnete. In dieser Periode sah Madrid, welches schon der Sitz von mehr als 200 Bergwerks-Compagnieen war, plötzlich fünfundneunzig Societätsprojekte für Anlegung und Nutzung von Banken, von Assekuranzen, von Unternehmungen in Handel, Ackerbau und Industrie jeder Art erstehen, mit einem nominellen Kapital von fast zwei Milliarden Fr. (500 Millionen Thlr. preuß. C.), deren Zahlungsraten auf kaum vier oder fünf Jahr ausgedehnt wurden. Es war ein förmlicher Wahnsinn. Die Pläne dieser Gesellschaften konnte nicht zur Konstituirung gelangen, und die, welche noch bestehen, erreichten dies nur dadurch, daß sie sich in zwei oder drei Zweige spalteten oder ihre Aktien-Ausgabe namhaft beschränkten; nichtsdestoweniger bleibt der erwähnte Umstand ein Beweis der ungeheuren Anspannung produktiver Kräfte, welche nur benutzt seyn wollen. Eine Stadt, wo sich zugleich die mächtigsten Einflüsse, die gebietendsten Bedürfnisse und die größten Massen disponibler Kapitalien konzentriren, wird schwerlich lange zu jener Rolle einer kommerziellen Sackgasse, welche Madrid durch die Schwierigkeit der Communicationen und durch die Mängel der Gesetzgebung geworden, verdammt bleiben; und in der That ist bereits ein Wort ausgesprochen worden, welches den Bann, der auf der spanischen Hauptstadt zu liegen schien, siegreich durchbricht. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Anlegung einer Eisenbahn von Madrid nach den beiden Meeren.

Schreie man hierüber durchaus nicht etwa laut auf: je mehr Spanien noch in Bezug auf Communicationswege zurückgeblieben, desto zugänglicher ist es für die Neuerung der Eisenbahnen: und wenn einmal, was Jedermann zufolge der Pyrenäen als nothwendig erachtet, Wege angelegt werden sollen, so räth die gesunde Vernunft schon, dabei dem vollkommensten Systeme den Vorzug einzuräumen. Ja, noch mehr: die Eisenbahnen sind von allen Verbindungswegen diejenigen, deren Ausführung in Spanien die wenigsten finanziellen Schwierigkeiten macht. Die Anlage und Verbefferung der gewöhnlichen Wege bietet allerwegen viel zu ferne und viel zu geringfügige Resultate, um Privat-Kapitalien anzulocken, und der Staat, die Provinzen und die Gemeinden in Spanien sind so verschuldet, daß sie diesen Unternehmungen nichts mehr als bedeutungslose Ansprachen widmen können. Eine Eisenbahn dagegen eröffnet der Speculation hinlänglich vortheilhafte und hinlänglich unmittelbare Aussichten, um eine Gesellschaft zu einer derartigen Anlage zu veranlassen. Der Staat kann dann ebenfalls noch eine wirksame Rolle dabei spielen. Ein unlängst publizirtes Gesetz hat die Kapitalien, welche den Bewässerungsarbeiten gewidmet werden, zeitweilig von jeder Abgabe befreit. Warum sollte man nicht ein Gleiches in Bezug auf die Kapitalien für Eisenbahnen thun? Der

*) Vgl. Nr. 32 und 33 des Magazins.

*) Nach Madrid ist die Provinz Sevilla am höchsten besteuert, nämlich mit 96 Realen pro Kopf im Durchschnitt, während in der Provinz Pontevedra (der mit Ausnahme der baskischen Provinzen am wenigsten besteuerten) auf den Kopf nur 28 Realen kommen.

Digitized by Google

Schatz würde auf der einen Seite nichts dabei verlieren, denn die Mehrzahl der disponiblen Kapitalien ist heut zutage unthätig, entgeht somit der Abgabe; auf der anderen Seite dagegen viel gewinnen. Stelle man sich nun einmal in Gedanken die ungeheure Zunahme der Production und Consumtion, d. h. des Stoffes der Besteurung, vor, welche durch die Erschaffung einer großen Eisenbahnlinie eintreten würde, in einem Lande, wo, aus Mangel an Communicationswegen, eine Waare, welche an einem bestimmten Orte spottbillig ist, oft an einem sieben bis acht Meilen entfernten anderen Orte ein förmlicher Luxusgegenstand wird! Der Staat sieht dies so gut ein, daß er nicht einen Augenblick zögerte, den konzessionirten Gesellschaften noch direktere Vortheile zu bieten. Da das definitive Gesetz über die Eisenbahnen, womit sich die Kammern noch lebhaft beschäftigen, erst erwartet wird, so hat der Kongreß grundsätzlich und einstimmig beschlossen, daß der Schatz diesen Unternehmungen ein Interessen-Minimum von sechs Prozent nebst einem Prozent jährlich zum stufenweisen Ankauf der eingerichteten Wege garantire.*)

Die mannigfache Beschaffenheit des spanischen Terrains und die Nothwendigkeit z. B. bei der Eisenbahnverbindung zwischen Valencia und Coruña über Madrid, drei große Gebirgsketten durchschneiden zu müssen, dies sind die einzigen und bekannten auseinbarsweisen Hindernisse. Man muß jedoch diesselben nicht in der Phantasie übertreiben. Die Erfahrung hat bewiesen, daß es oft weniger kostspielig war, Berge zu durchbrechen als Hügel; denn im ersteren Falle sind die Mauerarbeiten fast immer überflüssig. Nimmt man übrigens an, daß die Ueberwindung der topographischen Schwierigkeiten hier die allerhöchsten Anstrengungen erfordern sollte, so würde die konzessionirte Gesellschaft für diese Vermehrung der Kosten auf doppelte Weise entschädigt werden. Denn erstens würde sie, im Hinblick auf den bei dem gegenwärtigen Stande der Communicationswege geringen Ertrag der ländlichen Grundstücke, für den Ankauf des Terrains und für die etwaigen Entschädigungen an die Besitzer weit weniger zu verausgaben haben, als in anderen Ländern. Außerdem besteht die Hälfte des spanischen Bodens aus Hütungs- und Gemeintriften, die dem Staate, den Provinzen oder den Kommunen gehören, welche daher unentgeldlich selbst den größten Nutzen davon hätten, wenn sie den Durchgang einer Bahnlinie gestatteten. Zweitens könnte die Gesellschaft auf weit beträchtlichere Vortheile rechnen, als anderwärts. In England, in Belgien und selbst in Frankreich, wo die Eisenbahnen mit andern, immer noch nicht aufgegebenen Communicationswegen konkurriren müssen, haben sich die auf die Eisenbahnen angelegten Kapitalien äußerst wohl befunden. Wie gut würde es erst in Spanien um sie stehen, wo die neuen Straßen mit gar keiner ernsten Konkurrenz zu kämpfen hätten, und wo ungeheure Massen mineralischer, vegetabilischer und animalischer Schätze nur auf Transportmittel warten, um sich nach innen und außen zu ergießen!

Lassen wir indeß auch die schlimmsten Eventualitäten gelten, so wird das folgende Projekt sie doch alle zu Schanden machen. Ein englischer Ingenieur hat jüngst im Heraldo die Kosten der Errichtung und den Ertrag einer Eisenbahn zwischen Valencia und Segovia veranschlagt, indem er sich momentan mit einem einzigen Wege, der sogar schon einige der schwierigsten Punkte zu überwinden hätte, und mit einer Schnelligkeit von zwanzig englischen Meilen pro Stunde für die Passagiere und von vier englischen Meilen für die Güterfracht begnügte. Es ergiebt sich aus diesem Anschlag, daß der gegenwärtige Transportverkehr auf der ganzen Ausdehnung dieser Linie und auf ihren einzelnen Abschnitten schon hinreichen würde, den Actionairen 3 pCt. Zinsen abzuwerfen, nebst einem Ueberschuß, der nach und nach zur Vervollständigung der Anlagen und zum Bau eines zweiten Wegs verwendet werden müßte. Das Problem der spanischen Eisenbahnen reduzirt sich also auf folgende Frage: — kann man annehmen, daß, bei nur fünfmal größeren Schnelligkeit und einem dreimal geringeren Zahrgelde als heute für die Reisenden und bei einem sechsmal niedrigen Frachtpreise und einer unverhältnißmäßig höheren Schnelligkeit für die Güter, der Verkehr der Reisenden und Gütertransporte auf der Linie von Valencia nach Madrid und von Madrid nach Segovia abnehmen wird? So gestellt, ist die Frage unbedingt als bereits gelöst zu betrachten.

Durch die Eröffnung der Linie von Valencia nach Segovia wird die Verbindung Madrids mit beiden Meeren gewissermaßen schon vervielfacht, wenn sich selbst die Kapitalisten nicht auf eine Benutzung des herrlichen Hafens von Coruña, d. h. auf eine Verlängerung der Bahn von Segovia nach genanntem Orte, einlassen sollten. In Segovia nämlich träfe die Eisenbahn mit dem Kanal von Castilien zusammen, welcher sich hinter Valladolid in mehrere Arme spaltet. Einer dieser Arme, der schon bis Medina de Rio seco fertig ist, soll bis nach Zamora an der Gränze Portugals und sast bis an den Punkt fortgesetzt werden, wo der Duero, den ein sodann unvermeidlicher Zollverband dem spanischen Handel überliefern muß, schiffbar zu werden beginnt. Und somit wäre der Ocean beinahe gewonnen. Der andere Arm geht bis nach Alar del Rey, in der Richtung von Santander, und man hat bereits die Absicht, ihn durch eine Eisenbahn mit den benachbarten Häfen zu verbinden, wobei unter Anderem schon die Frage nach einer anderen Eisenbahn bis zum Kanale von Castilien sehr lebendig zur Sprache gekommen ist. Die Eröffnung der Linie von Valencia nach Segovia, welche die Wohlthat dieser Verbindung für Santander verzehnfachen würde, könnte letzteren nur beschleunigen, und so steht Madrid dann, und zwar diesmal auf spanischem Gebiete selbst, mit drei oder vier Häfen des Oceans in Verbindung. Dies ist indeß noch nicht Alles: sobald der Kanal von Castilien zur Hauptstraße einer großen transversalen Verbindung zwischen dem Norden und Süd-Osten Spaniens über Madrid geworden ist, wird sich der Kanal von Arragonien, welchen nur ein geringer Zwischenraum von jenem trennt, in kurzer Zeit an denselben anschließen; nun aber endet letzterer Kanal, nachdem er den Ackerbau und den Handel einer der reichsten Provinzen der Halbinsel belebt hat, nicht weit von dem Punkte, wo der Ebro leicht, bis zu seiner Mündung, schiffbar gemacht werden könnte: wiederum eine Anknüpfung Madrids an das Mittelmeer. Bleiben wir hierbei stehen: durch die Verwirklichung dieses Traumes, welcher, um zur Ausführung zu gelangen, nach den oben erwähnten Anschlägen, nur ein Risiko von 10 Millionen Thlr. Grundkapital erheischt, würde Madrid, eine Stadt, welche heutzutage von jedem Handelsverkehr ausgeschlossen ist, und zwar mitten in dem reichsten Lande Europa's und zwischen fünf oder sechs Provinzen, deren jede Produkte von höchster Nothwendigkeit liefert, welche der anderen absolut fehlen, würde Madrid, sagen wir, der Stapelplatz von zwei Dritteln des inneren Verbrauches und der natürliche Transito-Punkt eines großen Theiles des äußeren Handels seyn. Wir sprechen hierbei noch gar nicht von dem neuen Thätigkeitszuwachs, welchen die Verlängerung der Straßen, der Eisenbahnen oder Schiffswege, einerseits nach Frankreich, andererseits nach Andalusien und Estremadura, dieser Stadt in der Zukunft nothwendigerweise verschaffen würde.*)

Alle materiellen Errungenschaften greifen in einander. Die reibende Vermehrung der Kapitalien, das Sinken der Löhne, welches ein größerer Ueberfluß an Unterhaltsmitteln herbeiführen wird, die Wohlstheilung der Robstoffe, die natürliche Folge der Vermehrung, Schnelligkeit und Preisverniedrigung der Transportmittel, endlich die Eröffnung des weitesten Netzes von inneren Abzugskanälen, welches irgend eine europäische Hauptstadt eröffnen kann, werden Madrid unaudleiblich in das Gebiet ausgedehntester Manufakturthätigkeit hineinziehen. Die tausend kleinen individuellen Industrieen, welche sich heute im Dienst des lokalen Verbrauches hinfristen, werden sich entwickeln, sey es einzeln oder in Gemeinschaft unter einander, und die relative Verminderung ihrer Kosten im Allgemeinen, die natürliche Folge dieses Zorschrittes, wird ihrerseits der Hebel neuer Fortschritte werden. Madrid wird im Interesse seines Transito-Handels diese Erhöhung industrieller Bestrebungen sogar zu fürchten haben. Der Wagenbau, die Porzellan-, die Teppich-Fabrication und endlich die Metall-Arbeit sind die einzigen Industriezweige, welche in Madrid möglicherweise gedeihen können, ohne den anderen Elementen seiner künftigen Thätigkeit zu schaden. Die drei ersteren Industrieen genießen daselbst eines sicheren und naturgemäßen Gedeihens auf Grund des Luxus, welchen die Anwesenheit des Hofes und der Aristokratie und das Zuströmen pekuniärer Reichthümer in jeder Hauptstadt unterhalten. Was die Metall-Arbeit betrifft, so muß dieselbe wohl eine der Stadt Madrid wesentlich zustehende seyn, da sie bisher die tausend Hindernisse, welche sich ihr auf ihrem Gebiete entgegenstellten, glücklich zu überwinden im Stande war. Obwohl letzterer Umstand in der That beferemdend ist und sich nur aus dem Ueberfluß an Mineralien in beiden Castilien erklärt, sah Madrid, ungeachtet seiner Entfernung von den Seehäfen und Manufakturmittelpunkten, einer Entfernung, welche noch durch die gegenwärtige Schwierigkeit der Communicationen erhöht wird, nichtsdestoweniger vier große Metallwerke entstehen und gedeihen, welche die Anfertigung der komplizirtesten und größten Maschinen übernehmen und mit Erfolg durchführen konnten. Bisdarum eine Aufmunterung zur Errichtung einer großen transversalen Eisenbahnstraße. Sobald der Madrider Metall-Arbeit die Minen des Nordens, des Mittags und des Westens zugänglich und alle großen inneren und maritimen Abzugskanäle mit Madrid direkt verbunden seyn werden, wird dieselbe sich in ungeheurem Maße entwickeln.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

IV.

Ist es in der That wahr, daß schon die Stunde der Gefahr für die Vereinigten Staaten geschlagen hat, und daß jene ununterbrochene Wohlfahrt, von der sie nunmehr seit sechzig Jahren ein seltenes Schauspiel dargeboten haben, sich ihrem Ziele nähert? Wer das amerikanische Volk kennt und weiß, welche Energie, welcher praktische Sinn und gesunde Verstand ihm eigen sind, wird Müh haben, dies zu glauben.

Die Lage der Parteien, wie wir sie eben geschildert haben, ist allerdings nichts weniger als beruhigend. Die Abgeordneten des Nordens und des Südens sind mit den feindseligsten Gesinnungen in Washington angekommen, und das, was von ihren Absichten verlautete, möchte jede Versöhnung als fast unmöglich erscheinen lassen. Man hätte hoffen können, daß die Zeit sowohl die Einen als die Anderen zur Besonnenheit zurückführen und die Intervention verständiger Männer die aufgeregten Geister beschwichtigen würde. Die Irritirten der südlichen Staaten haben im Gegentheil den Entschluß ausgesprochen, der

*) Eine Zinsen-Garantie von Seite der spanischen Regierung ist bekanntlich nicht viel werth, und schwerlich dürfte sich das Ausland durch die dargebotene Lockspeise von sechs Prozent verleiten lassen, in die Mausefalle einer neuen spanischen Anleihe zu gehen. D. R.

*) Es hat sich bereits eine englisch-spanische Compagnie konstituirt, und zwar für eine Eisenbahn zwischen Madrid und Badajoz und später auch Lissabon mit einer Zweigbahn über Setubal. Die vorbereitenden Untersuchungen über diese Strecke haben dargethan, daß die Linie von Madrid nach Badajoz die ist, wo man am wenigsten topographische Schwierigkeiten zu überwinden haben dürfte. Spanien ist bereits durch die auf den Abschnitten von Barcelona nach Mataro und von Madrid nach Aranjuez gemachten Erfahrungen im Stande, diese Art von Arbeiten im voraus sicher zu veranschlagen.

Digitized by Google

Sache zu einer schleunigen Entscheidung zu bringen. Sie wollen, trotz der numerischen Uebergewichts der nördlichen Deputirten, dem Angriff zuvorkommen und auf die sofortige Berathung und Lösung der Sklavereifrage bestehen; aber am Tage nach der unglücklichen Abstimmung, die sie voraussehen, werden Senatoren und Repräsentanten zugleich ihr Mandat niederlegen und Washington verlassen. Da alsdann der Kongreß nicht beschlußfähig seyn wird, so müssen seine Sitzungen vertagt werden; das Budget kann nicht bewilligt werden, alle Geschäfte werden in Stockung gerathen. Die nächsten Wahlen werden dem Volke eine Gelegenheit geben, seinen Willen an den Tag zu legen, und die Staaten des Südens werden auferstehen nach Zeit haben, sich unter einander zu berathen und ihre Maßregeln zu treffen. Was die Abgeordneten des Nordens anlangt, welche dem Süden geneigt sind, aber bestimmte Instructionen empfangen haben, ihr Votum zu Gunsten des Wilmot-Proviso abzugeben, wie der General Caß zum Beispiel, so sind sie entschlossen, den Antrag zu bekämpfen und im Augenblick der Abstimmung ihre Demission einzureichen.

Wenn dieser Feldzugsplan befolgt wird, so verspricht er einige dramatische Scenen im Kongreß und eine bedeutende Bewegung in der ganzen Union. Werden die Free-soilers vor der kühnen Herausforderung, welche ihnen die Südländer entgegenschleudern, zurückweichen? Wenn sie in ihrer gegenwärtigen Bahn fortschreiten, so ist es um die Union geschehen. Dies ist es, was das Gespräch der Situation ausmacht, allein gerade die Unvermeidlichkeit einer solchen Katastrophe bestärkt uns in dem Glauben, daß der Kampf nicht stattfinden und daß ein Kompromiß den amerikanischen Bundesstaat vor der Auflösung retten werde.

Einer der bemerkenswerthesten Charakterzüge des angelsächsischen Geschlechts ist eine bis zur Hartnäckigkeit getriebene Ausdauer. Das amerikanische Volk, obgleich nicht so leicht, wie die südlichen Nationen, zu einer augenblicklichen Begeisterung entflammt, ist eines glühenden Fanatismus fähig. Wie sind daher allerdings der Meinung, daß, wenn die abolitionistischen Ideen sich der Bevölkerung des Nordens der Union vollständig bemächtigt hätten, diese Bevölkerung ihren Zweck selbst auf Kosten einer Bürgerkrieg und des gänzlichen Ruins ihrer südlichen Landsleute verfolgen würde; aber der Abolitionismus ist noch weit von einem solchen Triumphe entfernt. Die politischen Spekulanten haben ihm geschmeichelt und gedient, der Eine, um einen Sitz im Kongreß, der Andere, um eine Gouverneurstelle, der Dritte, um einen Platz in der legislativen Versammlung seines Staates zu erlangen, da sie recht gut wissen, daß in den Wahlkämpfen stets die thätigste, unternehmendste und am besten disziplinirte Partei die Oberhand gewinnt; sie haben jedoch die Masse des Volks, welche gewöhnlich hinter ihren Führern zurückbleibt, nicht mit sich gezogen. Die Bewegung ist durch den exaltirten Theil der beiden Parteien geleitet und unterhalten worden, durch Männer, die stets bereit sind, zu den äußersten Maßregeln hinzudrängen. Wenn aber der kritische Augenblick gekommen ist, wird man diesen die Entscheidung nicht überlassen, da das amerikanische Volk nicht gewohnt ist, inmitten der Gefahr die Besonnenheit zu verlieren.

Die Masse des Volks hängt aus Nationalstolz, aus Patriotismus und selbst aus Interesse an der Aufrechthaltung der Union. Es giebt keinen vernünftigen Amerikaner, der nicht begreift, daß es die Union ist, welche den einzelnen Staaten ihre Kraft und ihr Ansehen verleiht. Weil man an den Ufern des Sankt-Lorenzstromes und des Mississipi, an den Gestaden des Atlantischen Oceans und des Mexikanischen Meerbusens denselben Gesetzen gehorcht und dasselbe Oberhaupt anerkennt, ist das amerikanische Volk eine große Nation, die zu den mächtigsten auf der Erde zählt.*) Auf diesem ungeheuren Flächenraume hätten mehrere Nationen Platz, aber nehmen wir nun an, daß es zwei Bundesstaaten statt eines einzigen gäbe: die Rivalitäten, die Eifersüchteleien würden in Kriege ausarten, und hiermit würde die glückliche Lage der Vereinigten Staaten, der exceptionelle Zustand, der ihnen gestattet, sich ohne Armee, ohne Bürcaukratie und fast ohne Regierung zu behelfen, ein Ende nehmen. Ihre Sicherheit, ihre Macht und selbst ihre Freiheit würden durch denselben Schlag gefährdet werden. Es ist gewiß, daß die Liebe zur Union in den Herzen der Amerikaner weder erloschen, noch auch nur geschwächt ist, und ein allgemeiner Ruf wird sich erheben, um den Parteien im Namen des Vaterlandes eine Verständigung zu gebieten.

Die Elemente einer solchen Verständigung sind unstreitig vorhanden. Die Haupt-Streitfrage des vorigen Jahres war die Bill, welche Kalifornien zu einem Territorium erhob. Die Free-soilers, die im Repräsentantenhause die Majorität hatten, wollten in der provisorischen Gesetzgebung Kaliforniens das Verbot der Sklaverei aussprechen; die Südländer, von ihren Bundesgenossen unterstützt, ließen diesen Theil der Bill durch den Senat verwerfen. Wir haben schon bemerkt, daß, nachdem man das Gesetz von der einen Kammer in die andere zurückgewiesen, die Session zu Ende ging, ohne daß man hierüber einen Beschluß gefaßt hätte. Die Einwohner, die nicht ohne Gesetze und ohne Regierung bleiben konnten, nahmen ihre Angelegenheiten selbst in die Hände; sie beriefen einen Konvent, der eine Verfassung zu Stande brachte, und da sich ihre Zahl unterdessen so vermehrt hat, daß Kalifornien auf den Rang eines Staates Anspruch machen kann, so haben sie zwei Senatoren und Abgeordnete zum Hause der Repräsentanten erwählt, um ihre Verfassung dem Kongreß vorzulegen und die Aufnahme Kaliforniens in die Union zu fordern. Kein Einwurf kann hiergegen erhoben werden, ihre Verfassung verbietet die Sklaverei, aber es ist ja gerade das Fundamental-Prinzip der südlichen Staaten, daß nur der Einzelstaat selbst das Recht habe, über diese Frage zu entscheiden, die der Einmischung der Bundes-Regierung nicht unterliege. Als Jowa und Wisconsin in die Union aufgenommen wurden, hat man ihnen das Recht nicht streitig gemacht, die Sklaverei im Umfang ihres Gebiets zu unterfagen; den Bewohnern von Kalifornien kann es eben so wenig bestritten werden. Es reicht also hin, ganz einfach die Aufnahme Kaliforniens in die Union zu betreiben, um die Frage zu erledigen, welche voriges Jahr eine so große Aufregung verursacht hat.

Was Neu-Mexiko betrifft, das, gleich Kalifornien, den Vereinigten Staaten in Folge des letzten Krieges zufiel, so hat die mexikanische Constitution schon vor über dreißig Jahren die Sklaverei dort abgeschafft, und als die Einwohner beim amerikanischen Kongreß die Erhebung ihres Landes zu einem Territorium beantragten, verlangten sie zugleich, daß man das Verbot der Sklaverei aufrechterhalte. Dagegen forderten die Bewohner von Texas den größten Theil Neu-Mexiko's als ein ehemaliges Anhängsel ihres Staates zurück, und wenn ihre Reclamationen durch den Kongreß bestätigt werden, so wird die texanische Verfassung, welche die Fortdauer der Sklaverei ausspricht, auch für Neu-Mexiko Gültigkeit haben. Einige von den südlichen Staaten unterstützen Texas in seinen Ansprüchen, und sie alle widersetzen sich dem Verbote der Sklaverei in Neu-Mexiko, weil sie durch die neuen Sklavenstaaten, die sich jenseits des Mississipi bilden würden, den vermehrten Einfluß aufzuwiegen hoffen, den der rasche Anbau der an den großen Seen gelegenen Länder dem Norden zuwendet. Es wäre leicht, diese Frage bis dahin zu vertagen, wo die Zunahme der Bevölkerung Neu-Mexiko's es berechtigen wird, sich selbst eine Verfassung zu geben und, indem es in die Reihe der Staaten tritt, zwischen der Sklaverei und der Freiheit zu wählen. Clay, Benton und mit ihnen alle unparteiischen Männer des Südens erkennen, daß es unmöglich ist, einem Volke, welches sich der Sklaverei entledigt hat und sie nicht mehr dulden will, ihre Wiederannahme aufzuzwingen. Außerdem ist in Neu-Mexiko eine Amalgamation zwischen den Spaniern und den Negern, und zwischen diesen beiden Racen und den eingeborenen Indianern vorgegangen; der größte Theil der Bevölkerung ist gemischt, und es möchte nur wenige Leute geben, in deren Adern nicht einige Tropfen schwarzen oder indianischen Blutes rollen. Eine solche Bevölkerung wird niemals darein willigen, daß man die Sklaverei unter ihr herstelle, da sie hierdurch in denselben entwürdigenden Zustand versallen würde, dem der Mulattie in den Vereinigten Staaten auch dann preisgegeben ist, wenn alle Kennzeichen seiner Abkunft verschwunden sind. Die Bevölkerung von Neu-Mexiko wird daher, trotz ihrer numerischen Schwäche, jeder Maßregel dieser Art einen verzweifelten Widerstand entgegensetzen. Uebrigens macht die Natur des Bodens und die verhältnißmäßige Strenge des Klimas Neu-Mexiko zur Hervorbringung der einzigen Produkte untauglich, zu deren Anbau die Sklavenarbeit erforderlich ist, als Zucker, Reis, Baumwolle und Tabak. Man wird umsonst gegen die Natur anzukämpfen suchen, und die Sklaverei wird sich stets aus den Gebirgen von Neu-Mexiko in die fruchtbaren Ebenen von Texas zurückziehen. Lasse man daher lieber zwischen dem bewohnten Theile von Neu-Mexiko und den Gränzen von Texas einen Raum, der als neutraler Boden dienen kann. Texas ist viel zu groß für einen einzigen Staat und wird, wenn die Bevölkerung zunimmt, in mehrere getheilt werden können. Die Zahl der südlichen Staaten ist also nicht so beschränkt, wie man behauptet hat, und sie haben mehr Land zu ihrer Verfügung, als sie in langen Jahren urbar machen werden. Was den letzten Punkt betrifft, der die beiden Fractionen der Republik entzweit, die Abschaffung der Sklaverei im Distrikte Columbia, so haben wir schon angedeutet, wie er zu erledigen wäre; man müßte den Theil des Bezirks, der ursprünglich zu Maryland gehörte, diesem Staate zurückgeben und nur die Bundesstadt Washington ausnehmen.

Allein es reicht nicht hin, daß die Mehrzahl der ruhigen Bürger eine Verständigung wünscht; es reicht nicht hin, daß die Elemente einer solchen Verständigung vorhanden sind; ein Mann ist nöthig, der entschlossen ist, die Initiative zu ergreifen, und der so viel Ansehen genießt, daß alle Parteien seiner Stimme Gehör schenken. Welche Nation würde untergehen, wenn gute Absichten, ohne Talent und Autorität, die Völker zu retten vermöchten? Die Vereinigten Staaten besitzen diesen Mann des Schicksals in der Person des Herrn Clay, der schon zweimal durch seine Vermittelung eine Kollision des Nordens mit dem Süden verhindert hat, der den Missuri-Vertrag von 1824 und die Kompromiß-Akte von 1833 durchsetzte und den das amerikanische Volk gewohnt ist, den großen Friedensstifter zu nennen. Je jüngier der Kampf im Laufe dieses Jahres entbrannte, desto sehnsüchtiger richteten sich die Blicke nach Herrn Clay, und als man während der Cholerazeit seine schwere Erkrankung meldete, war die Bestürzung allgemein. Kaum wieder hergestellt, erklärte Herr Clay, daß er, trotz seiner zweiundsiebzig Jahre, den Platz im Senat wieder einnehmen wolle, den er vor zehn Jahren verließ, indem er von seinen Kollegen freierlich Abschied nahm. Er durchreiste einen Theil der Union, besuchte New-York, Philadelphia, Baltimore, wiederholte überall die nämlichen Worte der Versöhnung: überall kamen ihm Magistratspersonen, Volksvertreter, die Mitglieder aller Parteien, die ganze Bevölkerung entgegen, begleiteten ihn auf jedem Schritt und bildeten für ihn ein Gefolge, dessen gleichen niemals einem König zuringt hat, indem sie ihn nur hatten, sich so früh als möglich nach Washington zu begeben. Hat man jemals ein ruhmbedeckteres Schaufpiel erblickt, als das von einem großen Volke, welches, in einer Krise, die seine Institutionen zu bedrohen scheint, sein Heil von einem Greise erwartet, dem es sein unbegränztes Zutrauen widmet? In Baltimore vermochte Herr Clay die Zurückhaltung nicht länger zu behaupten, die er bis dahin gezeigt hatte, und in der Gemüthsbewegung, die ihm sein enthusiastischer Empfang verursachte, ließ er einen Theil seines Geheimnisses errathen. Er endigte eine improvisirte Rede, welche die ganze Stadt zum Auditorium hatte, mit folgenden Worten: „Wenn mein

*) Von einem solchen Gedanken ist freilich das deutsche Volk noch nicht überall durchdrungen, aber allmälig wird es auch dahin kommen, wie sehr sich auch ein gewisser Weltfischer und Weltdünglicher Dünkel dagegen sträuben mag. D. R.

Digitized by Google

Herz und meine Ergebenheit sich nicht geändert haben, so fühle ich doch, daß die Hand der Zeit schwer auf mir lastet, aber in jedem Fall und unter allen Umständen werden meine letzten Anstrengungen der Erhaltung der Union gewidmet seyn. Von welcher Seite der Sturm auch kommen möge, ich werde ihm die Stirn bieten, und er wird mich stets aufrecht finden, um unsere theure Republik zu vertheidigen." Indem der durch das Alter gebeugte Greis dies sprach, erhob er sich bis zur vollen Höhe seiner majestätischen Gestalt, und eine elektrische Bewegung durchzuckte den Volkshaufen, der in ein donnerndes Beifallsgeschrei ausbrach. „Vermt die Union", fügte Herr Clay hinzu, „und es ist um uns Alle geschehen. Unser Land wird seinen Geschichtschreiber nöthig haben, unsere Geschichte wird die von Griechenland seyn. Die verderblichen Bündnisse mit dem Auslande, die innern Zerrüttungen, die furchtbaren Bürgerkriege werden folgen, bis sich ein Militairchef findet, der die Rolle Philipp's oder Alexander's spielt. Ich hoffe, daß Gott uns eine solche Zukunft ersparen werde, und meine Bemühungen werden ohne Unterlaß darauf gerichtet seyn, sie abzuwenden." — Herr Clay trat erst zwei Tage vor Eröffnung des Kongresses in Washington ein; das Volk hatte achtundvierzig Stunden lang den Bahnhof belagert. „Als seine Ankunft verkündigt wurde", schreibt ein Augenzeuge, „erhob sich ein betäubendes Hurrah, von so lebhaften, fast wahnsinnigen Ausbrüchen der Freude begleitet, daß mitten in diesem Getümmel und dieser Verwirrung es unmöglich war, zu sagen, ob drei Viertel der Menge auf dem Kopf oder auf den Füßen standen. Nachdem die erste Bewegung vorüber war, öffneten sich die Reihen, um Herrn Clay Platz zu machen, und gelenkten ihn dann in der größten Ordnung bis zum National-Hotel. Vom Perron herab richtete Herr Clay noch einige Worte an das Publikum, welches sich hierauf ruhig und zufrieden entfernte."

Herr Clay ist also von neuem in den Senat der Vereinigten Staaten eingetreten, um dort eine Versöhnung zu bewirken, und er bringt etwas noch Mächtigeres mit als die Weisheit eines vollendeten Staatsmanns oder die Beredtsamkeit eines patriotischen Herzens: er bringt den Willen einer großen Nation, die ihn in seiner Zurückgezogenheit aufgesucht hat, um ihn zum Werkzeug eines nothwendigen Friedensschlusses zu machen. Wir glauben also, daß man den von Herrn Clay vorgeschlagenen Vergleich annehmen wird; sollte man ihn aber verwerfen, so halten wir es für gewiß, daß der General Taylor, ungeachtet seines vor der Wahl abgegebenen Versprechens, von dem dem Präsidenten zustehenden Veto keinen Gebrauch zu machen, seinem Worte untreu werden und zum Heil des Landes die ihm von der Verfassung gewährte Macht benutzen wird. Wenn ein Volk den festen Willen hat, sich selbst zu helfen, so kann es allen Stürmen trotzbieten. Die Vereinigten Staaten befinden sich in dieser Lage, und die gegenwärtige Krise wird ohne Zweifel überstanden werden; aber das Uebel ist permanent, und das Heilmittel wird nur vorübergehend seyn. Die Gefahr wird, wie gewöhnlich, alle zehn oder funfzehn Jahre wiederkehren, bis zu dem Tage, wo die Amerikaner mehr korrumpirt, die volksfeindliche Energie geschwächt, der individuelle Ehrgeiz unersättlicher und die Rivalitäten hartnäckiger seyn werden: dann wird die Zwietracht nicht mehr eine Schwanke in dem Patriotismus finden, und der Verfall der Sitten wird den Fall der Nation nach sich ziehen.

Frankreich.

Louise Aston und die französische Kritik.

Madame Louise Aston läßt in ihrem Romane „Revolution und Contrerevolution" (Mannheim, Grohe, 1849) den Fürsten Felix Lichnowsky eine Hauptrolle spielen. In ihrer Nichtachtung alles sittlichen Gefühls geht sie so weit, daß sie den feigen Meuchelmörder, der zuerst den Dolch in das Herz des Ermordeten gestoßen, zu einem funfzehnjährigen Sohne des Fürsten macht, der ausdrücklich von Spanien nach Deutschland gekommen, um seine und seiner Mutter Ehre an dem Vater zu rächen, der aber dabei zugleich als Werkzeug eines reactionairen Wiener Jesuiten, Namens Pater Angelicus, und einer demokratischen Buhlerin, Baronin Alice, handelt, welche Letztere augenscheinlich niemand anderes als die Verfasserin selbst seyn soll.

Wir lassen hier die Worte folgen, in welchen Herr Alex. Thomas in der von uns bereits erwähnten Kritik*) diese Dichtung der Madame Aston würdigt:

„Das beklagenswerthe Ende Felix Lichnowsky's hat alle seine menschlichen Fehler, welche zuzumachen ihm nicht mehr vergönnt war, mit einem schützenden Schleier bedeckt. Er ist auf Achtung gebietende Weise gefallen; nicht in den Staub gebeugt hat er sich vor dem Tode, den ihm meuchelmörderische Hände bereiteten, und wenn er einst auch hin und wieder im Angesichte der materiellen Genüsse und Interessen dieser Welt die alte Adels-Ehre verkannt hatte, so fand er doch den Henkern der Anarchie gegenüber die ganze Ehre eines tapferen Soldaten wieder. Die Nachwelt wird keine andere Forderung an dieses kurze Daseyn stellen; sie wird nur den Ruhm seiner letzten Augenblicke kennen.

„Madame Aston hat die Nachwelt besser belehren wollen. Sie hat den Muth gehabt, das blutbefleckte Leichentuch aufzuheben, um in den Geheimnissen des Todten zu wühlen. Sie hat jenen Schleier der Achtung und des Erbarmens zerrissen, der ihn gegen die Indiscretionen der skandalösen Chronik schützen sollte. Herausgegraben hat sie den Fürsten aus der blutigen Erde, wo er sich für theuren Preis das Recht erkauft hatte, in Frieden zu ruhen, und zu welchem Zwecke that sie dies? Um seinen Erlebnissen das Sujet eines Romans zu entlehnen, um auf seine Kosten den Bodensatz gemeiner Klatschereien zu einer Zotie für ihre indiskreten Erdichtungen zu machen. Mit einer förmlichen Wuth hat sie seinen hingeschwundenen Schatten herausbeschworen, um ihn in ein buntes, schmähliches Licht zu stellen und ihn mit ihren Beschimpfungen und Lästerungen zu verfolgen; mit einem fast unerklärlichen Zorn hat sie ihn verunglimpft und verleumdet. Ja, es ist kaum glaublich, daß die politische Leidenschaft allein diese weibliche Raserei veranlaßt habe. Man sollte vielmehr denken, daß man hier eine verlassene Geliebte vor sich habe, die ihrem Liebhaber Schwefelfäure ins Gesicht gießt — aber es ist das bleiche Antlitz eines Todten, aus das sie zu entehren Madame Aston sich das Vergnügen macht, und man weiß in der That nicht zu sagen, ob es ihr, beim Gegehen dieser Unwürdigkeit, mehr an Herz oder an Schamgefühl gemangelt.

„Die Unwürdigkeit ist um so auffallender, als sich die Denkungsart und die Rache des Weibes überall durch nur zu deutliche Merkmale erkennen lassen. Madame Aston hat sich nicht damit begnügt, uns darzulegen, daß Fürst Lichnowsky in politischen Dingen ein Meineidiger und ein Schelm war; nein, sie hat ihm noch ganz andere Vorwürfe zu machen, die in ihren Augen soll eben so schwer sind: er soll nämlich für seinen Haarwuchs eine zu kurze Stirn gehabt haben, und nicht einmal wahrhaft aristokratisch soll die Grazie gewesen seyn, mit der er seine gelben Glacéhandschuhe am Rande seines hutes in der Hand hielt! Giebt es wohl etwas Lächerlicheres und zugleich Widerwärtigeres, als solche Kammerzofen-Reminiscenzen, die noch einige Nadelthe dem Körper versehen, der von den Schein und Messern der Banditen verstümmelt worden, welche die angesprochenen Sympathieen der Madame Aston besitzen?

„Und auch dies genügt der Verfasserin noch nicht! Ihrer Rachsucht ist es nicht genug, Lichnowsky allein zu beschimpfen; in ihrem Buche zieht sie auch die Namen derjenigen noch lebenden Personen in den Koth, welche die unbezweifelt etwas zu ruchbar gewordenen Huldigungen jenes kühnen Abenteurer-Jägers empfangen haben sollen. Und wenn sie diese Namen auch nicht ganz ausschreibt, so verbirgt sie sie doch auch nur halb unter durchsichtigen Anagrammen. Man kann sich leicht einen Begriff von einer Rachsüchtigkeit machen, die der Verfasserin verstattet, sich gegen ihren Nächsten zu rächen, wie die geschilderten, herauszunehmen. Madame Aston hat es auch wohl nicht für eine zu große Freiheit gehalten, von ihrem Nächsten, und zwar von einem leibhaftig existirenden Nächsten, vielleicht von einem Schwachheiten zu berichten, die sie mit vollen Händen den phantastischen Schönen unterlegte, mit welchen sie ihren Roman bevölkert. Die Wirklichkeit mußte ihr sogar neben den unzähligen Geschöpfen ihrer Erdichtungen sehr blaß erscheinen, und die von ihr angeführte Herzogin von Nagas, eine liebende Dame, bleibt daher auch noch weit hinter der Baronin Alice zurück, die nur in dem Gehirn der Madame Aston existirt hat."

*) Revue des deux Mondes, „Deux dames romantiques d'outre-rhin."

Mannigfaltiges.

— Arabische Dichtkunst. Der gelehrte junge Orientalist Dr. F. Dieterici hat seine am 9. Februar d. J. im hiesigen wissenschaftlichen Verein mit so vielem Beifall gehaltene Vorlesung über arabische Dichtkunst nunmehr im Druck erscheinen lassen*), und wird dieselbe auch dem Laien eine eben so interessante als belehrende Lektüre gewähren. Der eigenthümliche poetische Charakter der Wüstenbewohner wird darin mit solchen, oft graphischen Zügen geschildert und in anziehender Weise durch die Naturerscheinungen motivirt, von denen sie umgeben sind. „Wie der Blume Leben", heißt es, „genau dem Boden entspricht, aus dem sie ihre Nahrung saugt, und ihr Kelch genau die Strahlenglanz anzeigt, die sie genährt, so ist auch die Poesie der Völker genau mit ihrer Heimat verwachsen. Wenn die persische Dichtung, die im Garten von Schiraz erblühte, wie von zarten Rosenduftnebeln gewebt, uns in den Rosengarten eines Sadi und unter dem Nachtigallenschlag eines Hafis wandeln läßt, wirft und die arabische Dichtung mitten in die Wüste, deren einsame Stille nur von der Beduinen kühnem Wassenruf, von der Schwerter Klang, vom Geschwirr der Lanze und dem Hufgedröhn der wilden Rosse erklingt." — Natürlich konnte der Verfasser in seinem für ein gemischtes Publikum bestimmten Vortrage nur einige der hervorragendern Erzeugnisse des von ihm behandelten Literaturzweiges berühren; da er jedoch, wie wir erfahren, beabsichtigt, ein größeres Werk über seine mehrjährigen Reisen in Aegypten, Arabien und dem heiligen Lande zu veröffentlichen, so wird er vielleicht hier Gelegenheit finden, sich in größerer Ausführlichkeit über dieses Thema auszulassen.

*) Ueber die arabische Dichtkunst und das Verhältniß des Islam zum Christenthum. Von Dr. Fr. Dieterici, Docenten an der Universität. Berlin, 1850. 39 S. 8.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden vom Inlande deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Dienstag den 26. März 1850.

Die Veröffentlichungen des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig.

Vortrag, gehalten im Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation.

Von Karl Gutzkow.

Der Gegenstand, den ich zunächst mit zur Besprechung gewählt habe, ist ein kleines Heft, „Aufrufe über Auswanderung und von Auswanderern für das Jahr 1850, von August Schulze, vollziehendem Direktor des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig". Ich würde mich nicht auf diese Besprechung einlassen, wenn der Titel des Verfassers nicht leicht dazu beitragen könnte, den in dem Buche flatternden Lockvögeln Gimpel in das Netz zu führen. Ich bin weit entfernt davon, Herrn Schulze irgend eine niedrige Absicht bei der Abfassung seines Buches unterzuschieben, sondern nehme nur einen Mangel an Urtheil oder an Wissen an, der in seinen Folgen auf die leicht zu verblendende Menge eben so verderblich und noch verderblicher wirkt, als die Spekulationen eines gewissenlosen, aber klugen Menschen. Die Sache, der unser Verein sich widmet, macht es uns allen zur Pflicht, ihr ohne Rücksicht auf Personen zu dienen, die man in ihrer Eigenschaft als berufene oder unberufene Vorsteherin nicht von jener trennen kann. Wenn ich im Laufe meines Vortrages gedrängt werde, ein Urtheil über solche zu fällen, so macht mir das wahrlich keine Freude, es ist ein Opfer meiner Pflicht für unsere Sache. Ich werde mich dabei in der Form der möglichsten Schonung befleißigen, aber nicht in der Sache, denn das ist eine verderbenbringende Schwäche, Hunderte ruhig ins Elend gehen zu lassen, um Einem oder dem Anderen nicht wehe zu thun. Ein Mensch, der so handelt, gleicht jenem spanischen Hofmanne, der eine Königin von Spanien am Kamin ohne Hülfe verbrennen ließ, weil ihm die Hof-Etikette verbot, die Königin zu berühren.

Die ersten einundzwanzig Seiten, von Herrn Schulze geschrieben, lasse ich ohne Anfechtung. Sie enthalten Nachrichten über die Wirksamkeit des Nationalvereins in Leipzig und einige statistische und andere Mittheilungen über den Stand der deutschen Auswanderung im Jahre 1849. Diesen schließen sich Briefe von Auswanderern an.

Der erste Brief ist aus Milwaukee von einem Glücklichen, der in Folge einer Prügelei oder etwas dem Aehnlichen auf die richtige Bahn nach Wisconsin gelenkt worden. Er hat daselbst eine Farm von 138 Ackern kultivirten Landes, 205 Ackern Waldlandes mit sehr guten Gebäuden, einem vortrefflichen Obstgarten und vollständigem Inventarium in nicht allzu weiter Entfernung für 2500 Dollars gekauft. Ist die Entfernung von Milwaukee nicht allzu weit, so hat er, anderen Preisangaben gegenüber, wirklich einen guten Kauf gemacht.

Der zweite Brief, aus Plinsburg, ist von einem noch Glücklicheren, einem deutschen Kaufmannsdiener, denn diese Klasse von Auswanderern ist bekanntlich in den Vereinsstaaten am übelsten daran. Nach fast eben so schrecklichen, aber kürzeren Leidens- und Irrfahrten, wie die des edeln Dulders Odysseus, lief auch er in den Hafen der Ruhe und des Glückes ein.

Der dritte Brief ist von einem zweiundzwanzigjährigen höchst glücklichen Tischlergesellen, der am 26. August 1849 unter Segel gegangen ist und am 1. Januar 1850 seine ersten Ersparnisse auf die Bank legen will.

An diesen Brief knüpft sich eine Berichtigung ireiger Ansichten über den Landverein in Amerika, die zwar manches Gute enthält, aber dazu verhalten muß, dem Leser wiederum ein paar Glückliche vorzuführen, die glücklich geworden sind, obwohl sie mit zu geringen Geldmitteln für Landankauf nach Amerika gekommen waren.

Der Berichtigung folgt eine Empfehlung von Texas, in welcher gesunde und der Gesundheit gefährliche Orte bunt durch einander gewürfelt sind. Und wenn Herr Schulze die letzteren auch nur wegen ihrer Fruchtbarkeit oder anderweitiger Vorzüge hervorhebt, so mußte er doch bedenken, daß er zur Belehrung von Lesern schreibt, deren Mehrzahl so feine Unterschiede nicht zu machen versteht; es war also seine Pflicht, die Ungesundheit solcher Orte besonders hervorzuheben.

Der nun folgende vierte Brief ist von einem Glücklichen am Lavacafluß. Letzterer ist zwar nicht sehr lang, dennoch ist es nicht so ganz gleichgültig, von welcher Stelle desselben der Brief kömmt. Der ganze Fluß ist ungefähr hundert englische Meilen lang und liegt seiner ganzen Ausdehnung nach in einem der ungesundesten Theile von Texas. Im Briefe erwähnte Nebenumstände lassen darauf schließen, daß er im unteren, ungesundesten Theile geschrieben ist. Dieser Glückliche in Texas scheint daher einer besonders glückliche Körperbeschaffenheit zu haben, die ihm der liebe Gott erhalten möge.

Texas ist überhaupt der verwundbarste Fleck in der Schriftstellerei des Herrn vollziehenden Direktors des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig. In einem früheren Hefte von ihm, „Kurze Belehrungen für Auswanderer", bietet er für Landspekulanten eine Menge Ländereien zum Verkauf aus, darunter mehrere, die zu den ungesundesten im östlichen und im angeschwemmten Theil des Landes gehören, auch u. A. 320 Acker an der verrufenen Bai von Galveston. Wenn er dazu die empfehlenden Beigaben der Landvertreter abdruckt, ohne Unwissende und Unerfahrene zu warnen, und einen der weniger gesunden Landstriche, die Grafschaft Milam, wegen ihrer gesunden Lust preist, so muß man doch billig mit seinen Begriffen von der Aufgabe eines vollziehenden Direktors eines philanthropischen Vereins zu Ende kommen. Und wenn man einen solchen auch seiner strafsichen Absichten zu zeihen berechtigt ist, so ist es doch klar, daß Unwissenheit, Schwäche oder Urtheilslosigkeit ihn nicht minder auf einem Irrwalt armer Auswanderer zu einem der Landbauder machten.

Was sagen aber die gerbten Zuhörer zu folgender wörtlich abgeschriebenen Stelle aus den Belehrungen, Seite 27: „Eine deutsche Gesellschaft hat Hunderte von Familien im Westen und Norden (?!) der hier zum Verkauf angebotenen Landstrich anlegen lassen. Diese Familien bilden nun schon eine Township, „Neu-Braunfels genannt, die an 6000 Seelen zählt. Südwärts dieses Theiles „ist eine große norwegische Ansiedelung. Ferner ist gegen Westen und Norden „eine zweite deutsche Ansiedelung, während überall aus dem Westen und Osten „der Vereinigten Staaten sich hier Farmer und Pflanzer niedergelassen haben, „welche alle sehr gut fortkommen."

Jeder Unbefangene, Jeder, der nicht die Karte im Kopfe hat, muß da glauben, dir angebotenen Ländereien liegen in der Nähe des durch seine gesunde Luft wohlbekannten Neu-Braunfels. Keineswegs. Sie liegen in der mehr dem östlichen, als dem westlichen Texas zugehörigen Grafschaft Milam und in der dem ungesunden Theile des Ostens zugehörigen Grafschaft Hopkins (Racoonbodes). Belagen wir die stilistische Ungeschicklichkeit des Herrn Schulze, weil sie unter dem Schilde eines Nationalvereins manchem deutschen Auswanderer sehr verhängnißvoll werden kann.

Es dürfte hier wohl am Orte seyn, um nicht neue Verwirrungen über die Zuträglichkeit des texanischen Klimas für deutsche Auswanderer anzurichten und falsche Ansichten zu verbreiten, etwas Begründetes über dasselbe anzuführen. Ungesund ist der östliche Theil und der flache meist angeschwemmte Boden an der Meeresküste, der ziemlich tief ins Innere sich erstreckt, theilweise auf dreißig bis sechzig, theilweise auf hundert engl. Meilen und mehr, ferner die Flußthäler mit angeschwemmtem fetten Boden (Bottom). In dem mittleren und nördlichen Theile von Texas findet man, von Osten nach Westen fortschreitend, einzelne gesunde Strecken zwischen den Flüssen Brazos und Colorado. Zwischen dem Colorado- und dem Guadelupeflusse und besonders nach Norden hin sind die gesunden Theile überwiegend, und das westlich von der Guadelupe liegende Land (im mittleren und nördlichen Texas) hat sogar einen Ruf wegen seines äußerst zuträglichen Klimas errungen. Dies ist das Ergebniß einer gewissenhaft vergleichenden Kritik der Berichte verschiedener Reisenden. Wir wollen uns nicht auf Kennedy beziehen; denn Kennedy hat eine zu offen ausgesprochene Vorliebe für Texas, und seitdem er sein Werk abgeschlossen, ist manches Jahr, reich an Erfahrungen in Betreff der Gesundheitszuträglichkeit, vorübergegangen. Ich will nicht die Mittheilungen der beim ehemaligen Kolonisvereine als Beamte oder Mitglieder angeworbenen Schriftsteller (Spring Solms, v. Schiß, Bracht u. s. w.) als rasch deuten anführen, weil man ihnen, obwohl in dieser Beziehung mit Vorsicht, den Vorwurf zu machen ist, Parteinahme für ihre im westlichen Texas liegende Kolonie machen könnte. Herrn Brommes's Urtheil entspricht dem unsrigen und im Ganzen auch dem jener Schriftsteller, und wenn Herr Brommer z. B. den Indsen vollenden oder wellenförmigen Bezirk für gesund anerkannt, während Herr Bracht ihm nachsagt, daß er die Erzeugung von Gallenfiebern begünstige, und daß nur das Hügelland gesund sey, so scheint uns, daß eine Begriffsverwechselung den Widerspruch zu Grunde liegt, und daß beide Herren sich ohne Zweifel verständigen werden, wenn sie gemeinschaftlich eine Gränze zwischen dem hohen, rollenden und dem Hügellande ziehen sollten. — Meine Aufstellung findet in dem kürzlich erschienenen Werke des Dr. Roemer, dem vortrefflichsten, welches die deutsche Literatur über Texas bis jetzt besitzt,*) ihre volle Bestätigung, wenn man die in der Einleitung des Buches mitgetheilten Wahrnehmungen über den allgemeinen Charakter des Klimas von Texas mit den im Werke zer-

*) Vgl. Nr. 4 f. des Magazins von diesem Jahr. D. R.

Digitized by Google

streuten Berichten über die Eigenthümlichkeiten einzelner Orte verglichen und bei einzelnen Bestürzung erweckenden Ereignissen in der ungefurchten Theilen des Landes die von dem Verfasser angegebenen Quellen weiter verfolgt. Meine Aufstellung findet schließlich ihre Bestätigung in einer Aufklärung des Colonial-Magazine, welche daselbe bei Besprechung eines neuen Werkes über Texas von Smith*) gegeben hat. Die wohlunterrichtete Redaction äußert sich, wie folgt: „Unsere Meinung ist die, daß die Europäer sich nicht in denjenigen Bezirken niederlassen sollten, welche von dem unteren Lauf des Rothen, des Sabine- und des Trinity-Flusses bewässert werden, und in allen den Bezirken, welche innerhalb 130 (engl.) Meilen von der Küste liegen. Jenseits des Guadelupe, westlich und nordwestlich, ist das Land ohne Zweifel gesund, besonders die Gegend um Gonzalez, San Antonio de Bexar und Austin. In diesen Bezirken ist die Luft einigermaßen trocken und trocken, und sie gehören zu den seltenen Punkten der Erde, die von einer südlichen Sonne erwärmt werden und keine Moskitos haben. Dasselbe kann von den noch weiter westwärts liegenden Bezirken gesagt werden, die bis zum lieblichen Thale des Medinaflusses sich erstrecken. Der Boden ist von großer Fruchtbarkeit, und den größten Theil des Jahres kann man im Freien schlafen, ohne üble Folgen davon zu empfinden. Doch gerade an diesen Stellen findet eine europäische Ansiedelung Hindernisse. Dieser Theil des Landes ist den Verwüstungen der Indianer ausgesetzt, und den Gefahren des Grängerlebens kann sich Niemand aussetzen, der Familie hat."

Das heißt mit andern Worten: durchschnittlich gesund ist das Land westlich der Guadelupe, durchschnittlich ungesund das innerhalb 130 Meilen von der Küste und noch höher hinauf an den östlichen Flüssen (Trinidad, Sabine und Red River).

Prüfen wir dagegen die einzelnen Theile in Bezug auf die Leichtigkeit des Erwerbes, so sind diesem die ungesunden Theile günstiger, als die gesunden.

Dem Bericht über Texas schließen sich unbedeutende Nachrichten über West-Virginien und Minesota an.

Der fünfte Brief ist aus Asheville im westlichen Nord-Carolina, auch von einem Glücklichen, der unter auffallenden Verwahrungen und kräftigen Ausfällen gegen die Landspekulanten nach langem Suchen „ein Kleinod" gefunden hat, „das bisher noch im Dunkeln verborgen lag." Das Kleinod wird ihm wahrscheinlich Niemand rauben. Das westliche Nord-Carolina theilt die meisten Vorzüge und Nachtheile mit dem angränzenden Ost-Tennessee, wo es mit den deutschen Ansiedlungen ebenfalls nicht vorwärts gehen will. An den Federn erkennt man den Vogel. Der Briefschreiber empfiehlt Einwanderern, sich einen Sklaven zu miethen oder zu kaufen, und preist das Glück der Negersklaven, die auch ein „bisher im Dunkeln gelegenes Kleinod" dort gefunden haben müssen, da seiner Meinung nach die meisten von ihnen die Freiheit nicht geschenkt nähmen. Länder, wo die Sklaverei herrscht, sind aber einmal Ackerbau treibenden freien Ansiedlern durchaus nicht zu empfehlen und dem Fortkommen derselben ungünstig, es sey denn, daß andere besonders günstige Umstände für deutsche Ackerbauer in das Gegengewicht fielen. Dazu gehören vor Allem die verhältnißmäßig geringe Zahl von Sklaven, die es möglich macht, die Sklaverei zu verdrängen und die schwarze Race zu abverdiren oder auf einen anderen Boden zu verpflanzen, nächstdem bestehende, der Sklaverei abholde deutsche Niederlassungen von ansehnlicher Stärke, welche gegründete Aussicht haben, sich als deutsche erhalten zu können. Diese beiden Forderungen finden wir z. B. im westlichen Texas und im südlichen Brasilien erfüllt. Tritt aber zu diesen günstigen Umständen nun noch der hinzu, daß die natürlichen Verhältnisse eines solchen Landes bei einem vernünftigen Vertrage mit Deutschland zu einem gegenseitig vortheilhaften Waaren-Austausch drängen, so liegt darin auch die Gewähr für die Erhaltung und Kräftigung der deutschen Nationalität in dem Lande der Ansiedlung. Diesen Vortheil gewährt die Colonisation im südlichen Brasilien, wenn sie in der angegebenen Weise durch einen Vertrag zwischen Brasilien und Deutschland geschirmt wird. Dieser fünfte Brief ist der letzte aus Amerika. Alle fünf fließen von dem Glück über, das die Auswanderer in Amerika gefunden haben. Die wier deutschen Auswanderungszeitungen theilen doch üble und gute Nachrichten ohne Ausnahme von den Auswanderern mit, mag auch die eine oder die andere einseitigen Richtungen folgen. Der Nationalverein wird unter den Briefen, die an ihn gelangt sind, gewiß auch solche haben, die minder Günstiges berichten. Warum werden nicht auch derartige veröffentlicht? Aus diesem Grunde kann jeder objektiv Urtheilende in dieser Schrift nur eine von jenen erkennen, welche die Leute zur Auswanderung verlocken, indem sie ihre Phantasie mit den Herrlichkeiten, die ihrer jenseits des Meeres warten, überfüllt und ihnen die Gefahren, durch die Viele zugrundegehen, verschweigt. Wenn in den mitgetheilten Erzählungen Einzelne auch Ungemach erduldeten, so war es kurz, und zum Ende ward ihnen die Hülle und die Fülle, und das entschieden. Ende gut, Alles gut. Für ein solches Wirken in der Auswanderungsfrage kann nur eine gewisse Gattung von Auswanderungsagenten und Rhedern Dank empfinden. So blühen der Nationalverein in Leipzig in die Lage, die verderblichen Täuschungen und Mißbräuche zu befördern, zu deren Bekämpfung er sich gebildet hat.

Wir kommen jetzt zu dem werthvollsten Theile des Buches, den interessanten Mittheilungen des Generalkonsuls Stakemann in Adelaide. Eingeleitet sind sie durch eine Polemik und den Vorwurf der Verdächtigung gegen den anonymen Verfasser eines in der Rudolfsblder „Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung" erschienenen Unsinns über Süd-Australien, der sich vor jedem einigermaßen geographisch Gebildeten durch sich selbst richtet. Nun aber treibt der Humor des Zufalls wieder sein lustiges Spiel, denn des Nationalvereins Vorstand scheint nicht zu wissen, daß der dort getadelte Verfasser dieses Machwerkes kein Anderer, als der von ihm mit glühenden Farben gemalte und als Unterschungskommissarius für Texas bestimmte Herr Trillig von Rordeck ist.

Arme Auswanderer! Herr Trillig v. Rordeck ist ein Schriftsteller wie Herr August Schulze, nur daß seine Phantasie noch lebendiger und seine Urtheilskraft noch schwächer ist. Dieses Urtheil berührt nicht im Mindesten seine persönliche Ehrenhaftigkeit, wir kennen ihn nur als Schriftsteller und als Verfasser von Colonisationsentwürfen. Zuerst trat er bei den Berliner Behörden mit dem abenteuerlichen Entwurf einer deutschen Kolonie in Patagonien auf; dann veröffentlichte er unter seinem Namen jenen Australien zerschmetternden folgenden Artikel in der eingegangenen „Berliner Zeitung" vom 21. und vom 24. Januar 1849 und gleich hinterdrein eine Broschüre über Dom Pedro de Rio grande do Sul, die sämtliche Provinz Brasiliens. Australien malte er als Hölle und Brasilien als Paradies. Im Besitz jener stilistischen Ungeschicklichkeit, die wir auch an Herrn Schulze zu bewundern Gelegenheit fanden, mußte seine Schilderung des Paradieses falsche Vorstellungen bei der Masse der Auswanderer erwecken, die in ihren Folgen dieß leicht ins Verderben führen können. Ich rechne es mir zum besonderen Verdienste an, solchen falschen Ansichten zuerst mit Entschiedenheit in der „Spenerschen Zeitung" entgegengetreten zu seyn. Andere Zeitungen erhoben ihre Stimmen ebenfalls. Nach vergeblichen Versuchen, sein Machwerk zu vertheidigen, verschwand Herr Trillig von Rordeck in Berlin auf der Oeffentlichkeit, wo er den Boden für seine Pläne verloren hatte. Wie wir sehen, hat er sich ein anderes Feld gesucht.

Indem ich hiermit dem Nationalverein in Leipzig*) ein Spiegelbild von Persönlichkeiten vorhalte, die er berufen hat, ihm und seinem wohlthätigen Streben Ausdruck zu geben, weiß ich, daß ich dadurch die meisten seiner ehrenwerthen Mitglieder augenblicklich unangenehm berühre, aber ich weiß auch, daß die meisten mir nach ruhiger Prüfung Dank wissen werden. Eine jede Sache, so auch die unsrige, leidet mehr, als durch die Feinde, durch gefährliche Freunde, durch die falschen ihren so, wie durch die unberufenen. Und wie es das Wasser nicht allein thut, so auch nicht der bloße gute Wille, sondern die volle Kraft des Geistes.

England.

Das englische Drama der Gegenwart.**)

1. Thomas Noon Talfourd.

Die Geschichte des Theaters in England bietet mehr als einen Punkt interessanter Betrachtung. Daß die Engländer einen wesentlich dramatischen Geist besitzen, läßt sich in Allem, was ihre Literatur nach den verschiedenartigsten Richtungen hin hervorbrachte, nachweisen. Ja, wir leben sogar der Ueberzeugung, daß unser ganzes modernes Drama überhaupt englischen Ursprunges ist. Denn keineswegs entkommt es der griechischen Tragödie, indem letztere eigentlich nichts Anderes als eine feenische Epopöe genannt werden kann. Noch weniger gleicht unser Drama der klassischen Kunst der Römer, Italiäner und Franzosen, und trotz der Behauptung Schlegel's und der romantischen Schule mag ich nicht zugeben, daß es die Shakespeare'sche Tragi-Komödie der Spanier unter seine Thmen zähle. Allerdings finden wir in den alten spanischen Repertoire eines seiner Haupt-Elemente, nämlich die Bewegung und die Leidenschaft; untersuchen wir indeß die Stücke Calderon's näher, so sehen wir in ihnen als einen Grundtypus die fast überall waltende Wiederholung gewisser traditionellen Masken, z. B. des Eifersüchtigen, der Kammerfrau, des verliebten Kavaliers u. s. w. Das Interesse seiner Dramen beruht weniger auf der Skizzirung der Charaktere, als auf der Entwickelung und dem Ausgang der Handlung. Die Ereignisse sind fast unabhängig von der Individualität der Personen.

Ganz anders verhält es sich mit unserem Drama, indem hier jede Zufälligkeit möglichst verbannt ist und Alles von den Charakteren abhängt. Individuelle Wahrheit ist sein Hauptziel, während die Künstler früherer Zeiten das Spezielle und Individuelle so viel als möglich zu verbannen strebten. Unser modernes Drama stellt sich die Aufgabe, die menschlichen Charaktere in all ihren Gegensätzen und nothwendigen Entwickelungen auf der Bühne vorzuführen.

Dieser positive Geist hat sich in England fast durchgängig in voller Geltung erhalten, und wenn der französische Geschmack auch eine Zeitlang seinen Einfluß ausübte, so war er doch nicht im Stande, die angeborne Natur zu unterjochen oder zu verwischen. Die neueren Bühnendichter Englands sind mit klarem Bewußtseyn zur Befriedigung der ursprünglichen Instinkte ihrer Nation zurückgekehrt.

Dennoch aber hat es die Gegenwart in England noch nicht zur Gründung einer eigenthümlichen theatralischen Schule gebracht. Das vorherrschend dramatische Element, die Malerei der Individualitäten, ist in den Roman und in die lyrische Poesie gedrungen. Es erschienen allerdings fortwährend Dramen, und darunter nicht unbedeutende Leistungen; es gelang jedoch bis jetzt noch

*) An account of a journey through North Eastern Texas, undertaken in 1849 for the purpose of Emigration, embodied in a Report etc. etc. by Edward Smith, M. D., L. L. D., R. A. etc. London, Hamilton and Adams. Es wird von der Redaction des Col. Mag. als ein leichtfertiges Machwerk behandelt. Der Sun vom 21. Januar liefert einen Auszug.

*) Wir heben bei dieser Gelegenheit noch hervor, wie höchst ungelegen es ist, wenn ein philanthropischer Verein sich mit dem Transport von Auswanderern und mit anderen Geschäftskreisen befassen will. Das muß er der von ihm zu überwachenden Prinzip Industrie überlassen. Von dem Augenblick an, wo ein solcher philanthropischer Verein in das Gebiet derselben übertritt, ist er hin, wie lange er auch sein Vorhandenseyn haben kann, verfallen.

**) Nach einer Abhandlung von J. Millard.

Digitized by Google

feinem Dichter, eine wahrhaft neue und lebenskräftige tragische Form zu finden. Es fehlt immer noch jenes Drama, welches im Stande wäre, unsere moderne Empfindungsweise mit den Ansprüchen der Bühne zu vereinbaren und eben so die Bedürfnisse der Gebildeten, wie zugleich den Geschmack des großen Publikums, zu befriedigen.

Ein großer Theil der neueren englischen Dramatiker wandte sich in nachahmender Weise zu den erhabenen Mustern des Elisabethanischen Zeitalters zurück, und es fand dies besonders in der Periode statt, da Sheridan Knowles einige nicht unbedeutende Erfolge errang. Die Einen hielten sich besonders an die scenischen Eigenschaften in den alten Dramatikern und an ihre mächtigen Combinationen in der Entwickelung der Handlung, die Anderen zogen es vor, die Phantasie und den pittoresken Zauber jener Poesieen in die Gegenwart zu verpflanzen.

So allgemein und vorherrschend diese Vorliebe nun auch jetzt noch im englischen Drama ist, so muß man indeß doch nicht glauben, diese Poesiegattung habe in England ganz und gar keine andere Bestrebungen in den letzten Jahren zu Tage gefördert. Es erstirbt vielmehr gegenwärtig vier oder fünf äußerst talentvolle Dramatiker, welche entschieden mit der Majorität gebrochen haben. Wenn es diesen Männern trotzdem bisher noch nicht glückte, die nöthige Popularität zu erlangen, so lag dies hauptsächlich daran, daß sie leider von einer Art innerer Tyrannei beherrscht werden, welche sie zwingt, den Erfolg nur auf eine gewisse, ganz in ihrer Persönlichkeit bedingte Weise zu suchen. Es sey uns gestattet, hier drei derselben einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, nämlich die Herren Talfourd, Maxfon und Henry Taylor.

Talfourd ist ein ausgezeichneter Advokat und verwendet nur seine Mußestunden, um der angeborenen Neigung zur Poesie zu gehorchen. Er hat bisher nur wenige dramatische Werke aus Licht gefördert, darunter drei Tragödien. Als er sein erstes Stück schrieb, dachte er im Mindesten nicht daran, es aufführen zu lassen. Der berühmte Schauspieler Macready jedoch erkannte den scenischen Werth dieses Werkes, brachte es auf die Bühne, und die von Beifall gekrönte Darstellung erwarb dem Verfasser die verdiente Anerkennung. Das Stück führt den Titel „Ion".

Obgleich dieses erste Auftreten schon in das Jahr 1836 fällt, so muß man doch bis vorthin, d. h. bis zum Erscheinen des „Ion", zurückkehren, um Talfourd in seinen Erfolgen, wie in seiner Eigenthümlichkeit, kennen zu lernen. In der Tragödie „Ion" ist nur der Titel und die Haupt-Situation des Stoffes dem alten Werke des Euripides entlehnt. Wir befinden uns in Argos zur Zeit, als eine fürchterliche Pest wüthet; die Götter strafen die Stadt für die Nachlässigkeit ihres Königs, und während die Greise im Tempel des Apollo um Abwendung des Uebels flehen, tropft der schwelgerische Adrastes, welcher seinen Untergang vor Augen sieht, inmitten prunkender Feste den Schätzen des Geschickes. Inzwischen verändert das Orakel, Argos werde nicht eher vom Pfeile des Apollo befreit, bis das ganze Geschlecht seiner Fürsten vertilgt worden. Mehrere Jünglinge verschwören sich gegen das Leben des Tyrannen Adrastes, unter ihnen auch Ion, der junge Adoptivsohn des Oberpriesters. Der Wille des Schicksals bestimmt Letzteren zur Vollstreckung des Mordes an Adrast. Da Ion eben im Begriff ist, die That zu vollziehen, erfährt er, daß Adrastes sein Vater sey. Während er zögert, führt ein anderer der Verschworenen den tödtlichen Streich. Noch aber sind die nöthigen Opfer nicht vollzählig; denn Ion gehört ja ebenfalls zu dem vom Himmel verdammten Geschlechte. Damit Argos von der Seuche befreit werde, muß auch er unterge hen, und er bietet sich selbst, während das Volk ihn als König begrüßen will, auf dem Altar den Göttern zum Opfer dar.

Die von dem Dichter gewählte Form ist, wie man sieht, durchaus nicht neu. Hierauf beruht auch seine Originalität keineswegs. Es ist überhaupt nicht recht zu sagen, wo selbige bei ihm zu finden, und doch liegt in seinem Werke eine gewisse Frische und Ursprünglichkeit, kurz, Etwas, was sich nicht auf dem Wege des Verstandes und der Logik bemessen läßt. Etwas, was die Natur allein nur schaffen kann. Dieses Etwas ist die Persönlichkeit Talfourd's, ein gewisser begeisterter Aufschwung nach der Höhe der sittlichen Schönheit. Durch das ganze Werk athmet eine edle Ruhe, und man wird bei Lesung desselben in eine Stimmung versetzt, wie man sie bei dem Gedanken an eine edle That empfindet. Der ganze Charakter des jungen Helden namentlich ist von einer wahrhaft durchsichtigen Reinheit, die uns im höchsten Grade anzieht.

Wir könnten nun fragen, ob dem Verfasser in seinem Helden das griechische Ideal vor Augen gestanden habe. Ion ist bei ihm der Typus der in ihrer Ueberzeugung unerschütterlichen, mit edler Milde gepaarten Festigkeit: der junge Held schöpft seine Kraft aus der angeborenen Güte und aus der Reflexion, welche sich des Lebens und seiner Freuden in voller Empfindung bewußt ist, dabei aber seinen Augenblick zögert, Alles dem Gebote der Pflicht zu opfern. Daß dies keine rein antike Anschauung ist, bedarf keines weiteren Beweises, um so weniger, als Talfourd sich selbst die Differenz zwischen seinem Werke und dem Charakter des Griechenthums durchaus nicht verheimlichte. Er fand, wie er eingesteht, die Aufgabe einer Reproduction der alt-griechischen Denk- und Empfindungsweise weit über seine Kräfte. Ob der Verfasser aber bei diesem Bewußtseyn recht daran thät, sich dennoch einen antiken Vorwurf zu wählen, ist eine andere Frage, und hiermit berühren wir den Punkt, in welchem sich die Ausstellungen, die wir an Talfourd zu machen haben, konzentrieren. Von einem Werke, welches uns in die Zeiten des alten Hellas zurückführt, müssen wir durchaus historische Treue verlangen, und das glückliche Streben nach der antiken großartigen Einfachheit und Symmetrie kann und durchaus nicht über den Mangel an antiker Anschauung trösten. Wir huldigen, während wir dies aussprechen, keineswegs einer bloßen antiquarischen Sucht; wir glauben nur, daß es gerade für uns Moderne von hohem Interesse seyn würde, wenn und ein Dramatiker, vom Standpunkte unserer modernen Einsicht aus und im Hinblick auf die Anforderungen und Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens, die geistigen Motive im Dichten und Trachten der alten Griechen verfahren und die seltsamen, obwohl gewiß nur scheinbaren Widersprüche den in Anschauungen jener wunderbaren Welt in lebendiger Gestaltung lösen wollte.

Die im „Ion" eingeschlagene Richtung Talfourd's widerholt sich gleichfalls in seinen beiden anderen Tragödien: „der Gefangene von Athen" und „das Blutbad von Glencoe"; und wiewohl letztere dem Stoff nach der modernen Welt angehört, so verleugnet sich doch in der Behandlung nirgend der grüßstrende Ton. Talfourd tritt somit gewissermaßen in die Fußstapfen Addison's und Racine's und giebt der Poesie ein Ziel, an welches Sophokles niemals gedacht hat. Anstatt ganz naiv die Menschen so darzustellen, wie er sie um sich her oder in der Tradition erschaute, will er vielmehr ein symbolisches Schönheits-Ideal zur Geltung bringen. Sein Ideal ist freilich nicht mehr das der Klassiker des vorigen Jahrhunderts, und das Schöne, welches ihn anzieht, beruht keineswegs auf den ceremoniösen Wendungen und der aristokratischen Haltung der Gesannten, sondern vielmehr auf dem Wesen der dargestellten Empfindungen selbst: dennoch aber besitzen seine Conceptionen immer nur ein abstraktes und metaphysisches Leben. Wenn er auch an manchen Stellen Seele, wahres Pathos und echt natürlichen Ausdruck zeigt, wie z. B. in der Scene, wo Ion vom Leben Abschied nimmt, so kömmt doch immer bald wieder, wie hier in der darauf folgenden Scene, das System zum Vorschein, und Ion, der Typus der moralischen Erhebung, spricht nicht mehr wie ein Mensch, sondern eben wie die moralische Erhebung selbst. Ganz in gleicher Weise bewähren sich seine übrigen Persönlichkeiten: es sind weder Charaktere, noch Römer, noch irgend andere wirkliche Menschen, sondern Gattungs-Embleme. Namentlich ist dies in seinen beiden letzten Stücken der Fall. Der Hauch, welcher noch den „Ion" durchwehte und belebte, ist hier verschwunden: man erblickt darum weit deutlicher den inneren Organismus der Behandlung, und das Gekünstelte, so wie die fast durchweg herrschende Emphase, kömmt zu Tage. Der Stil unseres Dramatikers charakterisirt sich durch eine stete Zeierlichkeit, durch jene überlegte Redeweise, welche die Präzision vermeidet, und die das, was sie sagen will, unter einem Schmuck verbirgt, welcher keineswegs dazu dient, die vom Dichter empfundenen feinen Gefühlsnüancen zu malen, sondern einzig und allein um der Herkömmlichkeit und des guten Tones willen seine Anwendung findet. Nichtsdestoweniger hat Talfourd ein ziemlich allgemeines Interesse erregt, wahrscheinlich darum, weil die Literatur bei seinem Auftreten vielleicht gerade einen Augenblick des Bedürfnisses einer, so zu sagen, ruhigeren Kunst empfand. Schwerlich jedoch wird seine Manier eine neue Schule gründen. Ein Idealismus, wie der seine, ist zu wenig fruchtbringend für den modernen Geist und steht überdies auf dem Sprunge, den Charakter der angelsächsischen Race völlig zu verleugnen. Der Angelsachse konstruirt sich niemals ein Ideal, um daran hangen zu bleiben, er schreitet stets vorwärts und wendet alle seine Kräfte an, zu beobachten und sich Rechenschaft von seinen Beobachtungen zu geben. Das Schöne im Sinne des Griechenthums hat sich zu keiner Zeit bei den Germanen einbürgern können. Es scheint, als ob die großen Linien des Parthenons und die majestätische Einheit der Athenienserischen Tragödien für ihre neugierige Thätigkeit zu rasch erschöpft wären. Sie haben in der Poesie, wie in der Baukunst, stets das Zusammengelegte gesucht; sie sehen es in ihrem Leben vor sich und wollen es daher auch in den Bildern derselben wiederfinden.

Spanien.

Madrid und seine Bewohner.

Frei nach den Zusammenstellungen von Pascual Madoz.

III. (Schluß.)

Die Zunahme der Bevölkerung und demgemäß auch der Consumtion, welche sich für Madrid aus seiner Umgebaltung in einen industriellen und kommerziellen Mittelpunkt ergeben muß, wird früher oder später auf seinen Ackerbauertrag zurückwirken. Die Unfruchtbarkeit der nächsten Umgegend ist nur eine scheinbare. Ueberall, wohin man sich ein wenig Wasser zu leiten bestrebte, ist von selbst eine prachtvolle Vegetation aufgeblüht, und an Wasser fehlt es hier wahrhaftig weit weniger, als man glaubt. In den niederen Gegenden findet man es fast unmittelbar unter dem Boden, und ganz geringe Bewässerungsmittel dürften hinreichen, dieses Tiefland in Gärten zu verwandeln. Und was die Fruchtbarmachung der höheren Plateaus betrifft, sollte es da nicht möglich seyn, mit wenigen Unkosten die zahlreichen Wasserleitungen zu benutzen, welche aus einem Umkreise von zehn bis zwölf Meilen die 137 Fontänen Madrids mit dem nöthigen Wasserbedarf versehen müssen? Zügen wir hinzu, daß eine seit mehreren Jahren schon bestehende Gesellschaft die Absicht hat, den kleinen Kanal von Guadarrama zu vollenden, welcher für die Bewässerung von mehr als 30,000 Quadrat-Mètres Terrain an den Thoren Madrids selbst sorgen wird.

Die intellectuelle Zukunft Madrids kündigt sich noch glänzender an, als seine materielle Zukunft. Die Revolution hat, indem sie die großen Unterstützten der Provinz zerstörte und ihre Trümmer, d. h. Lauseude und der Bargewerfene, geistig entwickelte Existenzen, nach der Hauptstadt trieb, die literarische und wissenschaftliche Oberherrschaft, welche Madrid seit fast dreihundert Jahren der Unwelsenheit des Hofes verdankte, sehr bestimmt bezeichnet und ausgesprochen. Madrid zählt gegenwärtig sechzehn Akademieen oder ähnliche Gesellschaften. Es giebt somit allerdings sehr viele Akademiker! Man sey indeß froh, daß Madrid unter den mannigfachen Manieen gerade eine besitzt, welche einen auf das Geistige gerichteten Geschmack des Publikums verräth. Wo sich ein

Digitized by Google

Publikum für Meisterwerke gebildet hat und solche erwartet werden, pflegen sie auch früher oder später zu erscheinen. Madrid beschränkt sich übrigens nicht blos aufs Warten; es hat schon Vieles hervorgebracht. Rauh ins politische Leben hineingerissen und gehn bis zwölf Jahre lang in tausend Wechselfällen umhergeworfen, welche keiner lokalen Klike Zeit ließen, Wurzel zu fassen, haben sich die spanischen Völker auf Kamen hingewiesen, die einer öffentlichen Bekanntschaft grossen, so daß es keinen einigermaßen ausgezeichneten Schriftsteller giebt, welcher nicht ins Parlament, d. h. nach Madrid, geschickt worden wäre. Keiner ist indeß seinem früheren Rufe untreu geworden; denn der spanische Schriftsteller, sey er Deputirter, Senator oder Minister, hält vor Allem darauf, Schriftsteller zu bleiben. In Folge dessen gehen auch die meisten bedeutenderen Werke der spanischen Literatur aus den Druckereien von Madrid hervor. Und eben darum auch konnte die Madrider Presse seit Antritt der neuen Regierung eine so überlegene Stellung gewinnen, wiewohl die Journale der Provinzen an den eigentlichen Mittelpunkten der revolutionairen Thätigkeit erschienen. Die literarischen Bestrebungen Madrids hätten sich noch weit schneller entwickelt, wäre nicht jene Lebensjugend-Manie dazwischen gekommen, welche den nationalen Schriftstellern auf dem Theater, in den Büchern und in den Feuilletons funfzehn Jahre lang den Platz streitig machte. Zu jüngerer Zeit scheint eine Reaction gegen dieses Uebel eingetreten zu seyn. Die hauptsächlichsten Journale von Madrid öffnen ihre Spalten auch widmen ihre Publizität vorzugsweise schon der einheimischen Literatur, und die Regierung hat so eben ein Theater zur ausschließlichen Darstellung nationaler Werke bestimmt. Bringen wir schließlich einige Zahlen-Angaben: eine Universität ersten Ranges, welche an fast 5000 Zöglinge den höheren Unterricht ertheilt, und von der jährlich fast 1100 Graduirte abgehen, ferner dreizehn Spezialschulen, vier Bibliotheken, einundzwanzig Archivsammlungen, zehn Museen, Sammlungen oder wissenschaftliche Depots, eine Sternwarte, vier nicht lyrische Theater, ohne die zahlreichen Liebhabertruppen zu rechnen, einundfunfzig Journale und periodische Sammelblätter aller Art, endlich unzählige Druckereien, deren eine einzige im Jahre 1847 fast 183,000 Bände in Umlauf setzte, bieten der intellectuellen Bewegung Madrids in ihren drei Hauptrichtungen, d. h. in der schönen Literatur, in der publizistischen Presse und in der Wissenschaft, abwechselnd Zuwachs, Materialien und Abzugskanäle.

Die eigentlich sogenannte Kunst besitzt ein musikalisches und deklamatorisches Konservatorium, drei lyrische Theater (Opernhäuser) und drei Museen. Es ist dies schon viel weniger, und das Innere, so wie der Gehalt, entspricht hierbei schon nicht sonderlich der Anschrift. Da es auch von vorn herein materiell unmöglich ist, das drei lyrische Theater, selbst wenn sie vortrefflich ausstuhlen, in einer Stadt, welche, bei hier anderen Theatern, wenig über 200,000 Seelen zählt, Geschäfte machen können, so gelang es Madrid bisher nicht, gute Sänger und gute Kompositen an seine Mauern zu fesseln. Man hört hier nur italiänische Oper, die fast immer von herumziehenden Gesellschaften bedient wird. Hierzu kömmt noch, daß sie den übrigen Theatern das Ballet zusetzt, welches in Paris und in London die Lockspeise ist, die einen guten Theil des Opernpublikums herauszieht.

Was die zeichnenden und bildenden Künste betrifft, so lebt Spanien ein wenig vom Ruhm der Vergangenheit. Die Revolution, welche die eigentlich sogenannte intellectuelle Bewegung so sehr anregte, hat der Malerei und der Bildhauerkunst harte Schläge versetzt, indem sie das gesammte Privatvermögen gewaltig zusammenschmelzen machte und indem sie die Klöster schloß. Fredertigo de Madrazo und zwei oder drei andere Meister halten indeß noch mit einem gewissen Glanze den alten Ruf der spanischen Malerei aufrecht, welche, wenn sie wiederersteht, nur in Madrid zu Tage kommen wird, da hier die reichsten und gebildetsten Liebhaber wohnen. Man kann in Madrid wohl gegen acht Privatgalerieen zählen, welche mehr als ein grosses Museum benehmen dürfte. Die Skulptur wird ebenfalls früher oder später in der materiellen Entwickelung, welche die Zukunft Madrid verspricht, bedeutende Förderung finden, um so mehr, als in Bezug auf die monumentale Kunst in der spanischen Hauptstadt noch Alles zu thun ist. Madrid besitzt keine merkwürdigen Gebäude, da es bis auf die Periode, wo Philipp II. den Sid der Regierung dahin verlegte, d. h. während der ganzen grossen Bau-Epoche Spaniens, vernachlässigt wurde. Wir nehmen nur das königliche Schloß aus, ein wahrhaft cyklopisches Bauwerk, woran mehr als eine Einzelheit den Vorwurf der Schwerfälligkeit verdient, das sich jedoch in seiner Gesammtansicht mit einer gewissen kolossalen Leichtigkeit von dem schroffen und spitzen Hügel, welchen die weiße Masse seiner noch nicht vollendeten Flügel krönt, emporhebt. Die wegen der Transportschwierigkeiten erhöhte Kostbarkeit des Steines trägt viel zur Armuth Madrids an interessanten Gebäuden bei. Mit Ausnahme einiger Granden-Hotels und der Bank, der einzigen architektonischen Werke von Bedeutung, welche die Madrider den Fremden zeigen können, verstehen die meisten Privatgebäude die Dürftigkeit ihrer Maurerarbeit unter ihren Gypsbapp, der, was noch schlimmer ist, unter ihrem gewöhnlichen Mörtelanwurf. Nichtssestoweniger hat Madrid das stolze Ansehen einer Hauptstadt. Die Ausschmückung seiner Promenaden, die Kostspieligkeit seiner vorzüglichsten Lonalinen, die zufällige Beschaffenheit seines Terrains, welches die Verzweiflung der Baumeister der Stadt ist, das den Anblick verbessernd jedoch durch seine äußere Mannigfaltigkeit für den Fremden bedeutend vergrößert und verschönert, endlich die wahrhaft grandiose Perspektive einiger Straßen, wo die Breite und Mächtigkeit des Ganzen die Aermlichkeit der Bauart im Einzelnen wieder aufwiegt, Alles erinnert daran, daß Madrid schon den erhabenen Stolz Philipp's II., den gebildeten Geschmad Karl's III. und die unvollendeten, dennoch aber fruchtbaltigen Gedankenconceptionen Napoleon's als Vergangenheit hinter sich hat.

Im Hinblick auf eine künftig noch einmal mögliche architektonische Pracht denkt Madrid vor der Hand nur an das unmittelbar Zweckmäßige und Bequeme. Die Stadt-Verwaltung unterbrückt die alten Dachrinnen, welche bei Regenwetter an die siebentausend kleine Wasserstürze auf die Vorübergehenden herabspieen; sie legt Abzugskanäle an, läßt die Straßen in der Mitte erhöhen, faßt sie mit Trottoiren ein und besorgt wöchentlich 3000 Fuß Pflasterung, bis alle 340 Straßen und 69 Plätze, im Umfang von 47,000 Fuß, vollendet sind. Diese Masse von Arbeiten, welche bis jetzt nur ein sehr geringes Defizit erzeugte, deutet den Umfang der zahlreichen Hülfsquellen an, welche die Kommune, wenn erst das Nothwendige gethan ist, dereinst zu Verschönerungen verwenden kann. Der Asphalt bürgert sich allgemein in Madrid ein. Die Gasbeleuchtung, wiewohl eine ganz neue Einrichtung, wird bald 9000 Flammen und Laternen aufgepflanzt haben, die jedoch kaum mit den Sternen zu wetteifern im Stande seyn dürften, da letztere unter dem herrlichen Himmel in wunderbarer Klarheit und Größe strahlen. Die außerordentliche Reinheit der Atmosphäre, welche den Beobachtungen der Sternwarte jährlich 251 schöne Tage gewährt, von denen 132 leicht bewölkt und 119 vollkommen hell sind, die Trockenheit der Umgegend, welche die geringste Feuchtigkeit gierig einsaugt, und ganz besonders die ausnahmsweise Lage Madrids in einer Höhe von 2000 Fuß über dem Meeresspiegel erklären jene optische Erscheinung. Der Tag zeigt noch andere Herrlichkeiten, hauptsächlich des Sommers. Madrid hat dann wahrhaft phantastische Stunden, namentlich des Mittags, wenn die gewöhnliche Verdünnung der Luft, die noch durch eine brennende Hitze, von zuweilen 38 Grad im Schatten, verdoppelt wird, die fernsten Perspektiven vergrößert und gleichsam an das Ende jeder Straße heranrückt, oder gar erst des Abends, wenn die schiefen Strahlen der Sonne, welche sich zwar schon in unbestimmte Tinten zersetzen, aber dennoch in lähmgrellem Anstag die durchsichtige Atmosphäre färben, sich in Kupferströmen über den schwarzen Schwarm von Mantillen ergießen, die dunkeln Baumwipfel weiß pudern und die Dunstgiorie um die alten Mythengötter an den Lonalinen des Prado in bengalische Flammen verwandeln. Diese klimatischen Verhältnisse werden der spanischen Hauptstadt stets ein eigenthümliches Gepräge sichern, selbst wenn ihr auch das Eindringen der englischen und französischen Sitten jede andere Originalität rauben sollte. Auch in politischer und sittlicher Hinsicht hoffen wir von der Zähigkeit des Madrider Charakters das Beste; hat denn das Klima allein selbst in dieser Hinsicht seinen bestimmten, dauernden Einfluß? So zweifeln wir sehr stark daran, daß der Sozialismus je in Madrid feste Burzeln fassen wird, und viele die Stadt auch das ganze Revolutionspersonal des Nordens in seine Mauern. Die Heiterkeit des Südens scheint jenen Gedanken-Entwicklungen absolut zu seyn. Der Lazarone in Neapel z. B. hätte tausendmal mehr Grund, Sozialist zu werden, als der Pariser Arbeiter, und dennoch ist dieser sonnenberauschte Lazarone noch konservativer, als selbst Metternich. Nächstdem ist der Privatsitten ist der Einfluß des Klima's noch sichtbarer: das ganz äußere, fast öffentliche Leben der mittäglichen Länder erzeugt und gestaltet zwischen den beiden Geschlechtern eine viel größere Freiheit des Benehmens und Verkehrs, als das wesentlich häusliche Leben der kalten Länder. Die Prüderie wurde in England geboren, in dem dämmerigen Halbtage eines dicht verschlossenen „Parlours“. Möchten die Madrider den Gesetzen ihres Klimas treu bleiben! Möchte jener Zoetschritt, welcher Madrid einst zur materiellen Thätigkeit von Paris und London erheben wird, ihm weniger „Respectability“, als London besitzt, einimpfen und mehr Beiheit übrig lassen, als Paris eigen ist!

Mannigfaltiges.

— Eine Universität in Neu-Holland. Englische Blätter melden aus Sydney, daß die dortige Legislatur (legislative council) die Gründung einer Universität beschlossen und dazu eine jährliche Summe von 5000 Pfd. Sterl., nebst 30,000 Pfd. Sterl. zur Errichtung der Gebäude, angesetzt hat. Das Lehrpersonal soll fürs erste aus einem Professor der klassischen Sprachen und der Mathematik bestehen, der als Rektor oder Vorsteher (principal) des Instituts fungiren wird und ein Gehalt von 800 Pfd. Sterl. bezieht, ferner aus Professoren der Chemie, der Naturgeschichte, der Experimentalphilosophie und Mechanik, und der Anatomie, Physiologie und Medizin mit 300—400 Pfd. Sterl. jährlich, zu denen später noch Professoren der neueren Geschichte und Staatswirthschaft, der lebenden Sprachen u. s. w. kommen werden. Einem jeden von ihnen sollen außerdem 100 Pfd. Sterl. zur Bestreitung der Ueberfuhrkosten bewilligt werden, so wie 100 Pfd. Sterl. für Wohnungsmiethe, bis man sie mit passenden Quartieren in dem neu zu errichtenden Universitätsgebäude versehen hat. Man hofft hierdurch Männer von gründlicher wissenschaftlicher Bildung für die junge Anstalt zu gewinnen, welche, den Universitäten des Mutterlandes unähnlich, einen ganz weltlichen Charakter haben, d. h. ohne Betheiligung der Geistlichkeit ins Leben treten soll, wahrscheinlich, um keiner der vielen in Australien lebenden Religionssekten zu nahe zu treten. Es scheint uns, daß manche deutsche Gelehrten, deren Stellung in der Heimat durch politische Verhältnisse unhaltbar geworden ist, hier einen Wirkungskreis finden könnten, in dem sie ihre Talente und ihr Wissen auf die vortheilhafteste Art geltend machen würden, um so mehr, als Männer wie Leichhardt dem deutschen Namen in jenen Regionen schon eine ehrenvolle Anerkennung erworben haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Französische Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Briefstraße Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 38. Berlin, Donnerstag den 28. März 1850.

England.

Eine Episode aus der Geschichte des Leuchtthurms von Eddystone.

Nach dem Nautical Magazine.

Die folgenden Blätter sollen kein unterhaltendes Geschichtchen, sondern eine Episode aus meinem Leben enthalten; vielleicht kann ich durch diese Mittheilung mein gedrungtes Gemüth ein wenig aufrichten. Bei größerer Muße und Ruhe gedenke ich meine Memoiren vollständig zu veröffentlichen.

Lange schwankte ich, ehe ich mich für einen bestimmten Beruf entschied und mich dem Seedienst zu widmen beschloß. Ich machte auf dem Dreimaster „Neptun" meine erste Fahrt, allein der einförmige Dienst verleidete mir bald die Handelsmarine: ich verließ daher das Schiff und schlug den Weg nach Plymouth ein, um hier auf der königlichen Marine ein Unterkommen zu suchen.

Als ich Devonport erreichte und hier kein segelfertiges Schiff fand, logirte ich mich in dem „Admiral Rodney" ein, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Indessen zeigte sich in meiner Börse nach vierzehn Tagen eine solche Ebbe, daß ich genöthigt wurde, mich ernstlicher nach einem Unterkommen umzuthun. Freimüthig bekannte ich dem Wirth meine Lage. Dieser rieth mir, unverzüglich nach Bristol zu reisen, wo ich wohl eher auf einen Kauffahrer Beschäftigung finden könnte; denn nach Plymouth würde wahrscheinlich so bald kein Schiff der königlichen Marine kommen. Während wir so plauderten, trat ein bejahrter Mann ins Zimmer: „Schon wieder hat ein Kerl, lieber Jem", sagte er zum Wirth, „Reißaus genommen! Gott verdamm mich, wenn das nicht schon der dritte seit zwei Monaten ist!"

„Ei! das wäre ja gerade etwas für Euch, junger Freund", sprach der Wirth zu mir gewendet, „wofern Ihr nicht vor einem Bischen Einsamkeit und einem regelmäßigen Dienst zurückschreckt." — Laßt hören! erwiederte ich — „Dieser Herr ist der erste Aufseher über den Leuchtthurm: ein Wächter hat ihn plötzlich verlassen. Wollt Ihr seine Stelle einnehmen? Was meint Ihr? Wenn ich mich nicht sehr in Euch irre, so hat Ihr dafür ganz geschaffen."

Ich war über diesen Vorschlag höchlich erfreut und wurde, da ich gute Zeugnisse beibrachte und keinen Konkurrenten hatte — was mir freilich etwas seltsam schien — sogleich engagirt. Der alte Inspekter sagte, er müsse mit mir auf sechs Monate kontrahiren, da er sich nicht jeden Tag nach Andren umsehen könnte; als ich ihm in meiner Freude erwiederte, ich wollte mich für ein ganzes Jahr verpflichten, wenn er es wünschte, lachten alle Anwesenden und meinten, vorläufig möchte ein halbes genügen; das Andere würde sich dann wohl finden.

Mein Wirth schilderte mir die Annehmlichkeiten der neuen Stellung und ich war ganz glücklich. Meine Vorgänger, dachte ich, müssen wohl zu den Menschen gehört haben, die nie ihr Glück zu würdigen verstehen, da sie einen so guten Posten leichtsinnig aufgeben. Aus Försorge konnte ich, um in künftigen Mußestunden vor Langeweile geschützt zu seyn, ein Spiel Karten, eine Spielbose und ein Liederbuch; für den Rest meines Geldes gab ich einen Abschiedsschmaus, der mit Gesang und Tanz beschlossen wurde. Wie viele Jahre sind seitdem verflossen! Dies waren meine letzten heiteren Stunden!

Am anderen Tage führte mich das Boot des Leuchtthurmes an meinen Bestimmungsort, wo wir ohne Schwierigkeiten landeten. Die Matrosen luden die mitgebrachten Vorräthe aus und fuhren ab. Ich machte mich sogleich mit meiner neuen Wohnung bekannt und begann mich einzurichten. Ich war vollkommen befriedigt und krunte mich, nach meinem bewegten Leben ein solch ruhiges Asyl gefunden zu haben. Mein Kollege war ein alter, ernster Schotte, von dem ich mir wenig versprechen konnte; er erklärte mir mit einer gewissen Freundlichkeit den Mechanismus des Apparats und ließ sich über meine verschiedenen Functionen so weitläufig aus, daß ich bald die größte Langeweile empfand. Der Rest des Tages verging indeß sehr gut, da ich noch nie das Innere eines Leuchtthurms gesehen hatte. Das Fundament bestand aus einem einzigen Block von Mauersteinen; hierauf waren vier über einander liegende Zimmerchen gebaut, welche die Laterne bestrich. Die zwei unteren Pieces dienten zu Vorrathskammern, die dritte zur Küche und die vierte enthielt unsere Betten. Der ganze Raum war sehr ökonomisch vertheilt, so daß man eben nicht viel Platz zur freien Bewegung hatte. Dies beschäftigte jedoch nicht lange meinen Geist; es schien mir weit angenehmer, in meinem bequem eingerichteten Zimmer zu wachen, als während einer kalten und regnerischen Nacht auf dem Verdeck eines Schiffes Posten zu stehen. Keine der vielen Mühseligkeiten, die ich zur See hatte ertragen müssen, drohte mir hier: ich brauchte nur eine Lampe zu besorgen und einige Stunden in einem bequemen Lehnstuhl zu wachen; ein warmes Bett und gute Nahrung entschädigten mich dann nach meinem Dienste.

Am Abend des ersten Tages stieg ich mit meinem Gefährten in das Gitterzimmer hinauf, wo er mich das Ansteken und Unterhalten des Lichtes im Leuchtthurme lehrte. Ich ließ ihn hierauf allein und begab mich nach unserem Zimmer; er hatte die Wache für den ersten Theil der Nacht, ich für den zweiten. Jetzt erst empfand ich zum erstenmale meine Einsamkeit, und indem ich etwas suchte, womit ich mich beschäftigen könnte, fielen meine Blicke auf die Bibliothek meines Kameraden, welche aus etwa zwölf Bänden bestand. Diese waren indeß meist religiösen Inhalts und zogen mich so wenig an, daß ich sie bald wieder an ihren Ort stellte.

Zwei Feuerröhre hingen an der Wand; ich nahm sie herab und putzte sie, nicht weil sie unrein waren, sondern um mich für einige Zeit zu beschäftigen. Sodann öffnete ich die verschiedenen Schübe, die sich im Zimmer befanden; aber ich fand nur einige Tafeln, auf denen die Signale des Leuchtthurmes abgebildet waren, ein diese erklärendes Buch, die Kleider meines Gefährten und andere unbedeutende Gegenstände. Oeffnungrachtet suchte ich mich bei guter Laune zu erhalten und stieg, obgleich ich keinen Hunger hatte, in unsere Vorrathskammer hinab, nahm mir ein Stück Pökelfleisch, machte mir ein Glas Grog und zündete meine Pfeife an. Ich dachte über mein vergangenes Leben nach und hielt diesen Augenblick für geeignet, um an die Ausführung eines längst gehegten Planes zu gehen, nämlich meine Memoiren zu schreiben. Ich freute mich über diesen Einfall und wollte gleich das Werk beginnen, aber in einer Stunde mußte ich auf die Wache ziehen, und ich verschob es für ein anderes Mal. Jetzt hielt ich es für das Beste, meinen alten Schotten zu besuchen und bei ihm zu bleiben, bis die Reihe an mich käme. Er las in der Bibel; es verdroß mich, daß mein einziger Gefährte ein solch finsterer, langweiliger, ungeselliger und bigotter Mensch war. Fast bereute ich es, meine neue Stellung angenommen zu haben; ich machte mir wenigstens Vorwürfe, daß ich mich nicht vorher über meinen Kollegen erkundigt hatte. Dieser mußte wohl meine üble Laune bemerkt haben, denn er legte das Buch fort.

„Hübt Ihr auf diesem Felsen niemals Langeweile?" fragte ich ihn, indem ich meinen Widerwillen gegen ihn überwand und mich zu ihm setzte. „Eurer Thurm ist doch eine gar zu öde und traurige Wohnung." — „„Ja"", antwortete er mir in ernstem Tone, „„man sieht sich hier bisweilen etwas verlassen; aber ich würde es überall auf der Erde thun, ich weder Aeltern, noch andere Verwandte habe; ich habe gelernt, mir selbst zu genügen."" — „Ihr könntet also meine Gesellschaft ganz entbehren?" versetzte ich. — „„Ihr müßt mir dies nicht übelnehmen; ich bin sehr zufrieden. . . .."" — „Ich habe mich also nicht getäuscht!" unterbrach ich ihn. „Uebrigens aber besinde ich mich in derselben Lage, wie Ihr, da alle meine Angehörigen bereits gestorben sind." — „„Trauriges Loos!"" fuhr der Schotte in einem mitdern Tone fort. — „Ja, das ist sehr wahr!" rief ich aus Furcht vor einer langen Predigt. „Die Menschen können nicht ewig leben!" — Ich suchte nun dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und ihn mit einigen Liedern und einigen interessanten Begebenheiten aus meinem Leben zu unterhalten, aber ich konnte ihn nicht aus seiner ernsten Stimmung reißen. Indeß die Stunde war verflossen, und der Alte verließ mich, nachdem er mir über die Lampe, den Reflektor und den Dienst noch manche gute Lehre gegeben hatte. Ich blieb eben nicht in der besten Laune zurück; nur die Erinnerung an mein früheres Leben auf dem „Neptun", wo ich mich unter dem rohen Schiffsvolk nie wohlgefühlt hatte, söhnte mich mit meiner gegenwärtigen Lage aus. Solche Betrachtungen beschäftigten mich eine Weile, aber bald empfand ich eine Unruhe, deren ich mich Herr werden konnte. Ich beschloß daher, mir ein Glas Grog und meine Spielbose, die ich vergessen hatte, zu holen, und stieg hinab. Ein kleines Geräusch, welches ich nicht vermeiden konnte, als ich vor dem Schlafzimmer vorbeiging, weckte den alten Wächter. „„Was giebt's!"" rief er mit furchtbarer Stimme. „„Was soll Ihr? Sprecht!"" — „Erschreckt nicht", erwiederte ich ihm. „Es ist nichts vorgefallen; ich hole mir nur meine Spielbose und ein Glas Grog!" — „„Was! Wegen solcher Kleinigkeiten wagt Ihr es, Euren Posten zu verlassen!"" rief mein alter Gefährte und rannte wie ein Wahnsinniger die Treppe hinauf. Ich holte mir, was ich gewollt, und kam dann zu meinem Schotten zurück, den ich wegen seines Zornes verspottete; ich hatte allerdings nicht recht gethan, aber das Verlassen war ja nicht groß, und sein Betragen kam mir deshalb ziemlich närrisch vor. Ich suchte ihn zu begütigen und zur Rückkehr in die Schlafkammer zu bewegen; ich versprach ihm, meinen Posten nicht mehr zu verlassen. Mit einem ernsten „Kann ich mich auf Euch verlassen?" kehrte er auch bald zurück. Sey es nun, daß der Grog zu wirken begann, sey es, daß ich noch von der vergangenen Nacht, die ich so heiter verlebte, müde war: ich fiel bald

Digitized by Google

in tiefen Schlaf und erwachte erſt mit Tagesanbruch. Ich ſtand auf, löſchte das Licht aus und ging zu meinem Gefährten. Nach dem Frühſtück hielt er mir im ernſten Tone meine Zahrläſſigkeit vor, drm ich mit Scherz begegnete; jedoch iſt mir ſpäterhin das Ende ſeiner damaligen Rede: „Wenn durch unſere Unachtſamkeit ein Schiff an den Felſen, die uns umgeben, ſcheitert, ſo kann uns der Tod jedes einzelnen Menſchen zum Verbrechen angerechnet werden, und wir ſind die Mörder!“ durch ſehr tragiſche Umſtände wirder lebhaft vor die Seele getreten. Damals machten indeſſen ſeine Worte keinen Eindruck auf mich; ich haßte ihn mehr, denn je. Doch wir ſollten an dieſem Tage einen neuen Streit haben. Ich hatte mehrere Gläſer Grog, nicht ſowohl aus Bedürfniß, als vielmehr um mich zu ſtärken, getrunken. Der Schotte merkte dies, verſchloß daher den Schrank, in dem unſere geiſtigen Getränke verwahrt wurden, und nahm den Schlüſſel zu ſich. Ich that, als ob ich es nicht bemerkte; als ich aber trinken wollte, bat ich ihn höflich um den Schlüſſel: er ſchlug ihn mir ab, indem er ſagte, er werde mir jetzt jeden Tag ſelbſt meine beſtimmte Portion geben. Dies ſagte mich in Harniſch; ich ſtoßte ihn am Arm, um ihn zur Herausgabe zu zwingen; aber ehe ich mich deſſen verſah, warf er den Schlüſſel ins Meer. „„Ihr wolltet Gewalt anwenden““, ſagte er mir barſch, „„da Ihr der Jüngere und Stärkere ſeyd. Da habt Ihr die Folgen Eures ſchlechten Betragens! Ihr werdet nun keinen Tropfen Grog mehr haben, wenn Ihr nicht das Schloß erbrechen wollt: ich wenigſtens würde es Euch widerrathen, da dieſes Euch ſonſt anklagen könnte. Ich werde es nicht thun, wenn Ihr ruhig ſeyd; denn ich bin kein Denunziant.““ — Ich gab dem Alten einen heftigen Schlag, und von dieſer Stunde an waren wir die bitterſten Feinde. Ich wagte in der That nicht, das Schloß zu erbrechen, ſondern verſuchte alle Schlüſſel, aber ohne Erfolg.

Der Zorn blinderte mich, über meine Lage nachzudenken: ich wachte bis Mitternacht, verſchloß mich dann in meine Kammer und ſchlief ein. Aber nachdem ich zwei oder drei Tage in einem ſtets ſeigenden Trübſinne zugebracht hatte, konnte ich mit nicht verhehlen, daß meine Lage unerträglich wäre. Meine Gedanken ſchweiften weit herum, ohne daß ich ſie auf einen beſtimmten Gegenſtand hätte fixiren können; meine Stimme erſchreckte mich, wenn ich ſingen wollte, durch ihren hohlen, dürftern Ton, meine Spielhoſe widerte mich an: mein Zuſtand war beklagenswerth. Ich war geiſtig und körperlich zu einer furchtbaren Ruhe verdammt, denn der enge Thorm umſchloß mich wie ein Käfig. Während die anderen Menſchen mit Thrcigleichen verkehren können, dachte ich, muß ich hier einſam mein Leben hindringen und habe nichts als den einförmigen Wellenſchlag des Oceans und die Ausſicht auf die unermeßliche Fluth zu meiner Zerſtreuung. Dieſe und ähnliche Gedanken vermehrten nur meinen Schmerz, und ich weinte bisweilen wie ein Kind, aber die Thränen gewährten mir keine Erleichterung. Jeder Tag ſchien mir eine Ewigkeit zu ſeyn, und wenn er ſich zu Ende neigte, fühlte ich keine Befriedigung, denn der folgende erneute ja nur meine Qualen. Ich hatte meine Uhr an einen Nagel aufgehängt, um beſſer die Flucht der Zeit wahrzunehmen; aber es kam mir vor, als ob ſich die Zeiger nicht von der Stelle bewegten. Ich ließ nun wohl einige Zeit vergehen, ohne hinzuſehen; allein wenn ich lange genug gewartet zu haben glaubte und hinblickte, merkte ich zu meinem größten Schmerz, daß nur wenige Minuten verſtrichen waren. Das Ticklack widerte mich immer mehr an; wohin ich auch die Uhr legte, überall hörte ich ihren Schlag, und endlich zerbrach ich ſie in einem Anfall von Zorn.

Ich hatte gehört, daß oft neugierige Reiſende den Leuchtthurm beſuchten; ich erwartete ſie mit Ungeduld; aber Niemand erſchien während meines Aufenthalts zu Eddyſtone. Meine Lage verſtoſſen ſo einförmig, daß ich nichts über ſie ſchreiben könnte, ſelbſt wenn ich es wollte. Die tödtliche Langeweile, die ich empfand, ließ mich endlich den Widerwillen gegen meinen Gefährten überwinden, und ich ermannte mich, ihn zu fragen, ob er mit mir ein wenig Karten ſpielen wollte.

„„Karten ſpielen? Was ſagt Euch an!““ rief der alte Schotte. „„Wißt Ihr nicht, daß alle Daſarbſpiele eine Erfindung des Teufels ſind? Sollte ich mein Seelenheil für einen ſolchen Zeitvertreib aufs Spiel ſetzen? Das verhüte Gott!““

Dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet; der Alte wurde mir nun vollends unerträglich. Er hätte mir mein Loos erleichtern können, wenn er weniger mürriſch geweſen wäre. Ich ſchwur ihm ewige Feindſchaft und verabſchene noch heute ſein Andenken, denn er war mein böſer Dämon. Oft war ich nahe daran, mein Leben gewaltſam zu enden, aber immer hielt mich die Hoffnung auf die Verbeſſerung meiner Lage zurück. Dieſe verſchlimmerte ſich jedoch mit jedem Tage: ein langſames Fiebrr verzehrte mich, Ohnmachten und beſtändiger Schwindel rieben mich völlig auf. (Schluß folgt.)

Das engliſche Drama der Gegenwart.

II. Henry Marſton.

Auch Marſton wurde durch Macready eingeführt und gilt gegenwärtig, da Knowles' Ruhm bereits der Vergangenheit angehört, für den bedeutendſten Vertreter des wirklichen Bühnen-Dramas. „Die Patrizierstochter“, — ſo hieß ſein erſtes mit vielem Beifall gekröntes Stück — iſt die Geſchichte eines Poeten von niedrigem Herkommen, welcher ſich in eine junge Patrizierin, die Tochter des Grafen von Lynterne, verliebt, von dem ſtolzen Vater abgewieſen wird und ſpäter, nachdem er ſich den Ruf eines großen Parlamentsredners erworben, ſeinerſeits die ihm nun von dem Grafen angebotene Verbindung mit ſeiner Tochter abweiſt. Noch ſpäter jedoch entdeckt Mordaunt (dies iſt der Name des Poeten), daß Lady Mabel durchaus keine Schuld bei der ihm ehedem zugefügten Beleidigung trage, und als der Graf, um ſeine todtkranke Tochter zu retten, ſich ſo weit erniedrigt, ſie ihm von neuem anzubieten, hat Lady Mabel gerade nur noch Zeit, ihm zu verzeihen.

Wie man erkennt, iſt die Grundidee dieſes Dramas ziemlich naiv gefaßt: es iſt einfach die Verherrlichung des Genies, wie man es mit achtzehn Jahren anſieht, d. h. des Genies, welches einzig und allein darum, weil es Verſe träumt, ſich zu Allem berufen fühlt, von der blinden Welt aber mit Mißachtung zurückgewieſen wird. Die beiden anderen Dramen Morſton's ſind im Verhältniß zu ſeiner „Patrizierstochter“ ein bedeutender Fortſchritt, bewegen ſich indeß ganz und gar in verſelben Bahn. Sie führen die Titel „Herz und Welt“ und „Strathmore“. In allen dreien herrſcht eine Antitheſe verwandter Natur. Für unſeren Dichter heißt: ein Drama konjiziren, nichts Anderes, als: den Kampf zweier Prinzipien konjiziren. Sein poetiſcher Inſtinkt iſt völlig mechaniſtiſcher Natur.

Marſton denkt weder an die Nachahmung der Griechen, noch an die Shakeſpeare's. Bei ihm iſt die Empfindung der Lebensſchaft das Vorherrſchende. Er ſchreibt aus vollem Herzen, er iſt zuweilen mächtig und immer intereſſant und hinreißend: ſeine Begeiſterung jedoch hat, das können wir nicht verſchweigen, viel von jener Jünglingsglut, welche Alles in plötzlicher Heftigkeit ergreift, weil ſie nur das Große deſſen iſt, was man beim erſten Anblick empfindet, der Eindrücke, die man empfängt, ohne daß man ſich erſt damit beſchäftigt, die Dinge des Lebens näher zu ſtudiren. Ueberhaupt verräth ſich die Jugend bei Marſton überall. Das Daſeyn beſteht für ihn ganz und gar im Kampfe, d. h. in der Thätigkeitsäußerung, welche vorzugsweiſe den nach Abenteuern und Aufregung begierigen Geiſt, den Geiſt der Jugend, anlockt. Sein Ideal iſt das der jungen Völker und jungen Naturen: es iſt nicht die Weisheit, welche alle Fähigkeiten unſeres Weſens unter ſich zu verſöhnen ſtrebt, es iſt die Ausſoperrung, die Energie, welche dem Unmöglichen trophieren und die Natur zu unterjochen, ihr wider ihren Willen das Geſetz eines ſolchen Stolzes aufzuzwingen. Während Talfourd in gemeſſener Rhetorik einherſchreitet, entdeckt Marſton dagegen nur oft allzu ſehr der Mäßigung und ſtürmt mit dem wilden Feuer eines Zwanzigjährigen dahin. Richtedeſtoweniger verbricht zwiſchen den Dichtern weyr als eine Analogie. Beide ſtreben nach Einfachheit und Einheit in der Dispoſition ihrer Werke. Jede ihrer Compoſitionen geht ganz und gar darauf aus, eine einzige Figur, eine einzige Conception, eine einzige Empfindung in den Vordergrund zu ſtellen. Uebrigens ſind Beide gleich weit von der wahrhaft dem Inneren des Menſchengeſchlechtes entnommenen Tragödie entfernt geblieben. Sie ſind keineswegs Lebende, welche ſich unter die Lebenden miſchen, welche unaufhörlich die Mittel und Wege derſelben ſtudiren, und in deren Buſen alles Treiben und alle Regungen menſchlichen Seyns wiederhallen. Der Eine ſteht jenſeits, der Andere diesſeits des Lebens. Erſterer gewahrt uns an einen etwas abgeſpannten Denker, welcher beobachtet hat, welcher die Welt kennt, ſie aber vergeſſen will, um ſich über etwas zu unterhalten, was er nie getroffen zu haben bedauert, und um ſich Viſionen vorzuführen, in denen er die Wirklichkeit korrigirt. Bei Letzterem glaubt man die Wallungen eines Herzens zu vernehmen, welches, ehe es die Welt kennen lernt, ſelbige mit ſeinen innerſten Bedürfniſſen im Einklang träumt. Man könnte ſeine Poeſie nicht mit Unrecht die „Metaphyſik der Sehnſucht“ nennen. Auch dürfte Marſton wohl von Beiden noch der am wenigſten „körperliche“ ſeyn. Eine jede der Perſonen Talfourd's iſt wenigſtens das Reſumé gewiſſer, einer weiten Klaſſe menſchlicher Individuen gemeinſamen Züge. Die Helden Marſton's dagegen ſind nur ſittliche Prinzipien unter allegoriſcher Form.

Man muß indeß gerecht ſeyn: Marſton hat in einer beſtimmten Hinſicht dennoch überhaupt einen Fortſchritt gemacht. Während die dramatiſchen Dichter rings um ihn her alle mehr oder minder der Uebergrenzung ſchienen, daß das Drama ganz und gar auf die alten Pfade zurückkehren müſſe, hat er wenigſtens gefühlt, daß unſere ſittlichen Sitten und unſer mehr konzentrirtes Leben ebenfalls ihre Ausſoperungen, ihre Symbole und ihren Heroismus beſäßen, allerdings nicht in ſo ſtürmiſcher und offen hervortretender Form, wie in der Vergangenheit, jedoch in tauſendmal mannigfacherer und der Poeſie nicht minder würdiger Geſtaltung. Er erwarb ſich das Verdienſt, mit Scharfblick und ganz richtig gefehen zu haben, wo dieſes neue Drama lag, und wenn gelang es ihm auch noch, was nicht weniger hochzuſchätzen, und mächtig für die ſittlichen Phänomene, die ſich am häufigſten nur in der Converſation verrathen, zu intereſſiren; dennoch muß ich um der Gerechtigkeit willen eingeſtehen, daß ich in ihm nicht die Anlage und Art und Weiſe des wahrhaft dramatiſchen Genies finde. In ſeinen Stücken treten Geſtalten auf, welche wohl, in gewiſſer Hinſicht, eigenthümliche Conceptionen oder, um mich ſchärfer auszudrücken, gleichſam ein Kommentar und eine Ueberſetzung ſeyn können, die der Dichter uns von dem Sinn der im Geiſte ſeiner Zeit und ſeiner Nation aufgefaßten Worte „Liebe“ und „Pflicht“ zu geben verſtand; allein vergebens möchte man in ſeinen Stücken das ſuchen, was nach der Anſchauung ſeiner Zeit und ſeiner Nation das eigentlich unterſcheidende Merkmal und Zeichen der wirklichen Welt iſt, die unendliche Mannigfaltigkeit und das bunte Durcheinander ſich widerſprechender und kreuzender Bewegungen, welche aus dem Zuſammenſtoß einer Maſſe genau charakteriſirter Weſen hervorgehen, von denen ſich nicht zwei gleichen und nicht eines mit den abſtrakten Typen unſerer Claſſificationen übereinſtimmt. Und wollte er ſelbſt ſich auch noch alle gute guten und ſchlechten Eigenſchaften, die irgend in unſerem Lexikon einen Namen tragen, perſonifiziren, ſo würde er, wie man wohl ſieht, nichtsdeſtoweniger keine Quellen bald erſchöpft haben. Die Eigenſchaft des wahren dramatiſchen Dichters beſteht unſeres Erachtens gerade darin, durchaus kein gattungliches Ideal zu haben und nicht zuerſt in ſeinem Geiſte z. B. die Liebe oder die Eitelkeit im Allgemeinen feſtzuhalten, ſondern ganz im Gegentheil für alle Eindrücke offen zu bleiben, Alles zu bemerken, ohne irgend abzuurtheilen oder etwas zu verachten, mit Einem Wort, kein Ding oder Weſen treffen zu können, ohne

daß die Eindrücke, welche er davon empfängt, ein ideales Modell dieser besonderen Wirklichkeit, eine ganz specielle Typische, nur diesem einen Dinge und Wesen zukommende Auffassung in ihm erzeugten und bildeten. Diese Eigenschaft des Genies, welche stets bei seiner Lektüre oder bei seinem Umgange mit den Menschen passiv thätig ist, fehlt Marston gänzlich. Er ist ein lyrischer Poet, ein leidenschaftlicher Moralist; die Gesetze seines Geistes sind nicht die jener Organisationen, welche die Gabe empfingen, in unerschöpflicher Fülle, wie die Natur, neue Formen und Combinationen zu schaffen.

Süd-Amerika.

Sitten und Zustände in Lima.

Aus den Secrets-Skizzen des amerikanischen Arztes Dr. Wood*) dürften einige über Lima das Interesse unserer Leser vorzugsweise anfprechen, da das gesellschaftliche Leben in diesem Theile Süd-Amerika's verhältnißmäßig wenig oder vielmehr noch gar nicht bekannt ist. Wir lassen unseren Reisenden selbst sprechen:

Ein Picknick in Lima.

Der Besitzer eines Landgutes in der Nähe von Callao hatte uns zum Frühstück geladen. Am frühen Morgen des dazu bestimmten Tages eilten wir zu Pferde auf den Schauplatz des Mahles. Hier fanden wir schon einen Theil der Gäste und die Familie unseres Wirthes: Frau, Großmutter, Kinder, bis auf die erwachsenen Töchter, die noch der Messe beiwohnten. Vorbereitungen im ausgedehntesten Maßstabe waren bereits im Gange: zwei Schafe lagen zum Braten bereit, und ganze Stöße gerupften Geflügels harrten des Koches weiterer Befehle, der indeß an einer offenen Feuerreise mit der Bereitung des „Caldo" in einem unermeßlichen Geschirr vollauf beschäftigt war. Dieses Caldo, eine Art Kraftbrühe, das, nach dem Kenner-Urtheil eines eingeborenen Zeitschmeckers, den Magen erwärmt und ihn zur Aufnahme der Speisen in gehörigen Stand setzt, ist der erste und unerläßliche Bestandtheil eines peruanischen Imbisses. Unter den Vorräthen bemerkte man eine reiche Auswahl von Weinen, Flaschen Liqueur, and, als Zugnoji pankischen Einflusses und einer Art Huldigung gegen pankischen Geschmack, setzte es auch nicht an Pfefferminze, Branntwein und Eis. Das letztere wird als gefrorner Schnee von den Anden gebolt und in Dünger aufbewahrt. — Wir befanden uns auf einem Badeplatz, wo zur Bequemlichkeit der Badenden eine Reihe kleiner Zimmer aus Matten aufgeschirrt war. Zu dem Zwecke des Tages hatte man die Zwischenwände entfernt und so das Ganze in einen schattig behaglichen Estaal umgeschaffen. Noch überschauten wir die viel versprechenden Vorarbeiten, als die erwarteten jungen Damen auf ihren Rossen anpranzten. Ihr Costüm unterschied sich von dem unserer Frauen nur durch den breitkrämpigen Guapaquil-Hut, dessen Kopf, der ganzen Höhe nach, von einem gestreiften Bande umwunden und mit einer gewaltigen Schleife an der Seite geschmückt ist. Der weitbauchige Caldo-Topf ward nun vom Feuer genommen, auf das eine Ende des Tisches gesetzt, und das Frühstück begann. Offenbar mußten die Grundsätze der Mäßigkeitsvereine diesen Theil unserer Erdball nimmer berühret haben; denn Wein und Liqueur schienen ein unentbehrliches Element des Frühstücks: nicht für das starke Geschlecht allein, auch das zarte langte herzhaft zu. So oft ich einer Dame zutrank, wurde mir aufs bereitwilligste Bescheid gethan. Ich fühlte mich in peinlicher Verlegenheit; denn es gilt als Ungeschicklichkeit, etwas Angebotenes bei Tische zurückzuweisen, und doch konnte diese Artigkeit, zu weit ausgedehnt, verderbliche Folgen haben. Ich half mir, so gut ich vermochte, und nahm öfter zu der minder drastischen Weinflasche Zuflucht. Von der Höflichkeit bei Tische, sich gegenseitig mit Leckereien zu bewirthen, wird häufig Gebrauch gemacht. Eine Dame steckt einen ausgelesenen Bissen auf ihrem Teller an die Gabel und reicht ihn einem begünstigten Tischgenossen, und dieser kann die ihm erwiesene Ehre nicht besser würdigen, als daß er eilig ein Gleiches thut. Diese Sitte schreint ein Erfatz für das Anstoßen zu seyn. — Nach dem Frühstück brannten Herren und Damen ihre Zigarren an, und diese dampften mit dem Anstand und der Lust eines alten Schmauchers. Die Gesellschaft wollte den Tag im Freien verleben und den Abend mit einem Tänzchen in des gutherzigen Wirthes „Chacra" beschließen; leider nöthigte uns der Dienst, bald nach der Beendigung des Mahls Abschied zu nehmen.

Oeffentliche Gebäude in Lima.

Kein einziges bietet irgend Bemerkenswerthes dar. In den untreibstehen Gewölben der Kathedrale wird ein vermeeker Körper als der Pizarro's gezeigt: allein quien sabe? (wer weiß es?) Die Räume der Inquisition sind jetzt vergittrte Kerker für die schwersten Verbrecher. Die Krankenhäuser sind unermeßliche Behausungen für Schmutz, Siechheit und Elend. Ein einziger Besuch in einer dieser Anstalten, wo Wahnsinnige massenweis, gleich wilden Thieren in ihren Käfig, in einen Hofraum zusammengesperrt sind, läßt einen unverwischbaren Eindruck tiefsten Abscheus zurück. Die einzige saubere und bequeme Stiftung zu Lima, die ich mich mein gutes Geschick führte, ist das Irrenhaus. Neugeborne, deren Aeltern anbekannt sind, werden in ihrer Wiege auf die Mauer der Anstalt hingesetzt; man nimmt sie sofort auf und verpflegt sie aufs sorgfältigste.

Ein Museum.

In demselben Gebäude befanden sich ein Museum und eine öffentliche Bücherssammlung, zu der der Zutritt zweimal wöchentlich frei ist. In dem Museum sind lebensgroße Bilder der fünfundvierzig Vice-Könige, mit Pizarro beginnend. Interessant ist hier der Wechsel der Costüme durch den Verlauf der Zeiten. Zuerst kommen die schwarzen Gewänder und die hohen Steifkragen: dann zeigt sich die Stickerei in stets wachsenderFülle, bis die Röcke der alten Dons ganz bedeckt davon sind, während Wamse, Hosen und Strümpfe im lustigen Hellroth schimmern. Allmälig verschwindet sie bis auf eine schmale Verbrämung, und nur die Hosen glänzen noch in der Purpurfarbe. Von den alten Vice-Königen wenden wir uns zu den Resten der viel ältreren und vielleicht sittlich größeren Indianer, zu den Mumien der Urbewohner, kann sein, der Inkas selbst. In derselben Stellung, wie sie aus ihren Gräbern genommen worden, sitzen sie, uns anstierend, in ihren Glasbehältnissen, die Schenkel nach dem Körper zu gebogen, die Beine gekreuzt und an die Schenkel gedrückt, die Arme über die Brust gelegt, die Ellenbogen ruhen auf den Knieen, und das Kinn wird von den Händen gestützt. Zu diesem Museum ist auch eine Menge „Huacos", Geräthe und Bilder von Thon, Gold und Silber, aus alten Gräbern hierher gebracht. — Die Bibliothek enthält etwa 26,000 Bände, angemessen geordnet, worunter manches schätzbare Buch.

Markt-Scenen.

Auf dem Marktplatze bemerkte ich einen jungen Menschen, in die graue Kutte der Barfüßer gekleidet, der einen ungeheuren Korb trug und ihn mit maschinenartiger Gleichgültigkeit vor jeden Haufen von Früchten oder Gemüsen hinsetzte. Kaum war er einem Blick auf die Verkäuferin — in der Regel eine „Cholo" oder Indianerin — und sie merkte einige Minuten eben so wenig auf ihn, dann griff sie nach der kleinsten Potate oder Zwiebel eine Schebe von einem Kürbis und warf die Gabe mit augenfälligem Widerstreben in den Korb. — Ich folgte diesem Sammler eine Zeitlang, und Jedermann schien es darauf anzulegen, ihn einige Minuten warten zu lassen, während er mit wohlgeübter Geduld sich in den Aufschub fügte. Kein Wort ward zwischen den Betheiligten gewechselt.

Zu Ruh und Behagen der Limaner fließen die Gewässer des Rimac durch ihre Straßen und führen glücklicherweise so manchen Unrath mit sich weg, den der „Turkey-Buzzard", der fleißige Gassenkehrer, etwa zurückläßt. Diesen Boget sieht man in großen Scharen, zahm wie Hausgeflügel, durch die Straßen wandern. Häufig kommen die Haustrauen der niederen Klasse nach dem Mittagbrod an die Kanäle, um hier ihre Tischgeschirre abzuwaschen.

Ein politisches Todesurtheil.

Kurz vor unserem Besuch war die Plaza-Pazia in Lima der Schauplatz einer politischen Hinrichtung, die die rascheste Thellnahme aller Bekannten ansprach. Es war einer jener stillen, ungrüßlichen Opfer, die dem Patriotismus, dem Prinzip oder dem Ehrgeiz bluten, dessen Gedächtniß von den Nahestehenden bewahrt, aber nimmer auf den Altar des Ruhmes erhoben wird. Ein Jüngling, Manuel Angulo, erregt, in der Absicht, sein Land zu reformiren, einen Aufstand. Obgleich nur mit dreißig Anhängern, ist er anfangs glücklich in seinem Unternehmen, wird aber zuletzt überwältigt, gefangen, in ein Fahrzeug im Hafen von Payta gesperrt, um von dort aus Land gebracht und erschossen zu werden. Die Offiziere eines vor Anker liegenden Kriegsschiffes der Vereinigten Staaten sahen die Sache als einen politischen Mord an und beschlossen, den Unglücklichen auf folgende Weise zu retten. Zwei Böte ihres Schiffes sollten wie zufällig dem Limaschen, das den Verurtheilten führen würde, auf dem Fuße folgen. Dieser sollte über Bord springen, von den rasch heranfegelnden Retern aufgenommen und unter der nothwendig entstehenden Verwirrung in Sicherheit gebracht werden. Dieser Plan wurde ihm heimlich auf einem Zettel mitgetheilt. An dem bestimmten Tage verließ der Gefangene das Schiff, um seinen letzten Gang anzutreten, zugleich setzten sich die Böte des amerikanischen Schiffes in Bewegung. Aber Angulo machte keinen Versuch zu dem rettenden Sprung, sondern wurde auf die Plaza geführt und erschossen. Ob er den Zettel erhalten, ist nicht bekannt worden.

Die Marquesas-Inseln.

Wer das blühere, dumpfe Leben der indianischen Urbewohner Amerika's auf die Bewohner der Marquesas übertragen wollte, würde sich eine unrichtige Vorstellung von diesen machen. Hier erblicken wir schöne, athletischer, dabei zarte und gelenkige Gestalten, die Farbe lichter und reiner, als die unserer Indianer; die Züge voll Leben, in denen sich jede Gemüthsregung kräftig ausprägt. Ihr Anzug besteht in einem saltigen Stück Zeug, um die Lenden geschlagen. Die Frauen tragen einen Mantel über die eine Schulter und über die Brust, der unter dem Arm an der entgegengesetzten Seite befestigt ist, so daß er sehr der Bewegung der Saik nachgiebt und nur geringen Schutz gewährt. Die meisten Frauen tragen Kränze von Laub und Blumen auf dem Kopfe, und haben mannichfige Zierde und Schmuck gegen die Sonnenstrahlen zugleich verleiht. Das schöne, glänzend schwarze Haar wird bei den Frauen meist am Hinterkopf in einen Knoten geschlungen. Die Männer scheeren einen Theil des Kopfes kahl, und den Rest der Haare lassen sie in einen oder zwei Knoten wie Hörner emporragen. Männer und Frauen tragen in den weit ausgedehnten Löchern der Ohrläppchen allerlei Dinge, Knochen, Stücke Schildpatt, Zähne u. dergl. Einige tragen Walrosszähne, andere weiße Blümchen, in ein Blatt eingebunden, um den Hals, andere schmücken sich mit Halsbändern von an einander gereihten, großen rothen Hülsen.

Das Tättowiren ist herrschende Sitte, der Alles, Mann und Weib, Alt und Jung, huldigt. Es wechselt bei den verschiedenen Individuen von wenigen zarten Linien an bis zu einem vollständigen, den ganzen Körper überziehenden Gewehen von künstlichem Muster. Einige unter den Frauen hatten blos ein paar

*) Wandering Sketches of People and Things in South-America, Polynesia, California and other Places: visited during a Cruise on board of the U. S. Ships Levant, Portsmouth and Savannah. By Wm. Maxwell Wood, M. D., Surgeon U. S. N. New-York, 1849.

feine Striche quer über die Lippen, andere Hände und Vorderarme sorgfältig gefärbt. Unter einem Trupp junger Mädchen, dem ich auf einer meiner Wanderungen begegnete, bemerkte ich einige, die ihre Arme in Zeug gehüllt trugen; von der frischen Tättowirung waren diese stark entzündet. Eine Lieblingszeichnung, die ich aber nur bei den Männern wahrnahm, ist folgende: Ein etwa zwei Zoll breiter Streifen nimmt an der einen Seite der Stirn seinen Anfang, kreuzt diese in diagonaler Richtung, geht über die Nasenwurzel bis zur Mitte der entgegengesetzten Backe in gleicher Höhe mit dem unteren Theile des Ohrs; von jeder Spitze dieses breiten Streifen an deren Ende läuft eine feine Linie quer über die andere Hälfte der Backe bis zum Nacken. Manche haben das ganze Gesicht mit dieser schauerlich grünen Farbe bedeckt, die bei alten Kriegern mit den rothen Augenlidern und weißen Augäpfeln ein gräßliches Ensemble bilden.

Mannigfaltiges.

— Oehlenschläger's Todtenfeier. „Die skandinavische Gesellschaft", schreibt das „Fädrelandet" vom 14. März, „hielt gestern Abend ihr Erinnerungsfest an Adam Oehlenschläger im großen Saale der Universität, welcher die zahlreichen Anwesenden kaum faßte. Vor der mit schwarzem Tuch und silberbetrimmt Flor ausgeschlagenen Rednerbühne stand auf einem hohen Piedestal Oehlenschläger's Büste von Thorwaldsen, mit einem Lorbeerkranze geziert, während sich zu beiden Seiten, auf niedrigeren Säulenschaften, Freund's Thor und Bissen's Kalypso anschlossen. Nachdem der Gesangverein, unter Mitwirkung einiger Mitglieder des königlichen Theaters, so wie eines Theil der königlichen Kapelle unter Anführung des Herrn Hofkapellmeisters Gläser, Oehlenschläger's Aerndtefest nach Berggreen's neuer Melodie aufgeführt hatte, bestieg der Präsident der Gesellschaft, Minister Clausen, die Rednerbühne, um das Fest einzuleiten. Er that dies in einer kurzen, schönen Rede, worin er besonders hervorhob, daß die Gesellschaft nicht zu einem Trauer-, sondern zu einem Erinnerungsfest zusammengekommen sey, um nicht sowohl bei dem Schmerz, um den der Verlust und bei der Persönlichkeit des Heimgegangenen zu verweilen, als sich vielmehr der Erinnerung an all das Große und Herrliche, das er hervorgebracht, der Anerkennung seiner Bedeutung, nicht blos als dänischer, sondern als nordischer Dichter zu erfreuen. Darauf führte der Gesangverein ein neues Gedicht von P. A., zu welchem Rung eine charakteristische, effektvolle Musik komponirt hatte, aus, und Professor C. Bauch trug nun eine umfassende, treffende und interessante Schilderung von Oehlenschläger's Dichterwirksamkeit vor, welche bald im Druck erscheinen wird. Das Fest schloß mit der Ausführung von drei Oehlenschlägerschen Dichtungen. „Das Lied vom König Hroar" aus „Hroar's Sage" (Musik von Rung), „das Heimweh" (von demselben komponirt) und „Harkemaal" aus „Olaf dem Heiligen" (Musik von Hartmann). Aber den eigentlichen Mittelpunkt der Gesellschaft wohnten dem Feste mehrere geladene Gäste bei, unter der denen man den schwedisch-norwegischen Minister Freiherrn v. Lagerheim, Oehlenschläger's Familie und seine Jugendfreunde, Bischof Münster und die Brüder Örsted, bemerkte."

— Southey. Bei Longman u. Comp. in London erscheint jetzt der voluminöse Briefwechsel des Dichters Southey, nebst einer Lebensbeschreibung desselben von dem Sohn des Verstorbenen, dem Rev. Charles Southey, die sich einer begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Autobiographie anschließt.*) Es finden sich darin manche interessante Details über die literarischen Verhältnisse in England zu Anfang dieses Jahrhunderts, indessen hat das Werk im Allgemeinen den Erwartungen des Publikums nicht entsprochen, da der Herausgeber es nicht verstanden hat, sein Material zweckmäßig zu bearbeiten und das Wichtigere von dem minder Bedeutenden zu sondern. Es geht übrigens aus der Korrespondenz Southey's hervor, daß er das den Poeten zugeschriebene Selbstgefühl im vollsten Umfang besaß; so äußert er sich unter Anderem über sein dermalen so ziemlich in Vergessenheit begrabenes Epos „Thalaba", wie folgt: „Trotz seiner Fehler, kenne ich kein anderes Gedicht, das auf einen Platz zwischen ihm und dem „Orlando" Anspruch machen könnte. Man lege es mit „Oberon" in die Wagschale; vielleicht, wenn ich die Wahrheit sprechen müßte, so würde ich sagen, daß ich den Vergleich mit Ariosto nicht zu scheuen hätte!" — Solcher Stellen kommen mehrere vor und geben in Verbindung mit der Neigung, die poetischen Erzeugnisse seiner Zeitgenossen, eines Walter Scott, Wordsworth, Byron, herabzuwürdigen, von dem Charakter des Verfechters seinen allzu vortheilhaften Begriff.

— Neuestes über Sir John Franklin. Mit der letzten amerikanischen Post sind Privatbriefe in England angekommen, welche melden, daß die auf Subscription betriebene Ausrüstung einer Expedition zur Auffindung Sir John Franklin's den besten Fortgang habe. Eine Summe von 34,000 Dollars (73,000 Thlr. preuß.) war bereits unterzeichnet worden, und die Sympathie des Publikums ist noch immer so groß, daß man mit Zuversicht darauf rechnet, binnen kurzem 100,000 Dollars zusammenzubringen. Wenn man diese großartige Freigebigkeit der Amerikaner in der Beförderung eines Unternehmens, welches nicht ihre Interessen, sondern nur ihr menschliches Gefühl in Anspruch nimmt, mit der Lauheit und Langsamkeit vergleicht, womit die Subscription zum Bau der für Deutschland so wichtigen, ja, unentbehrlichen Flotte sich, trotz aller patriotischen Aufrufe, seit zwei Jahren hinschleicht, so muß man gestehen, daß man jenseits des Oceans die Sachen doch ganz anders anzufangen weiß. — Welche fabelhaften Gerüchte über den unglücklichen Franklin verbreitet werden, sieht man übrigens daraus, daß ein in San Francisco erscheinendes Blatt unterm 29. Dezember v. J. die Nachricht mittheilt, daß eine englische Expedition ihn in der Prinz-Regenten-Einfahrt angetroffen habe, wo er vier Jahre lang eingefroren gewesen. Dieses ist offenbar nichts Anderes, als eine neue Version der bekannten, von den Eskimos erzählten Geschichte, die im vorigen Herbst so viel Aufsehen machte, aber durch die Nachforschungen des Sir James Ross widerlegt wurde. Eine ähnliche Bewandtniß hat es wahrscheinlich mit dem vor einigen Tagen durch den Globe veröffentlichten Bericht von der Ankunft Franklin's und seiner Gefährten in Kamtschatka, und es sollte uns leid thun, wenn dergleichen Märchen die Absendung der Expeditionen verzögern würden, die man zur Auffindung der Verschollenen angerüstet hat.

— Die Goldmenge in Kalifornien und in Rußland. Da über die Menge des in Kalifornien gewonnenen Goldes so viele übertriebene Gerüchte verbreitet werden, so ist es wohl von Interesse, einige Angaben, die auf offiziellen Ermittelungen beruhen, hierüber zu erfahren. Nach einem Schreiben, welches Alexander v. Humboldt durch Vermittelung des Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, Herrn A. Dannegan, von dem Direktor der Hauptmünze in Philadelphia, Herrn Patterson, erhalten hat, beträgt der Werth des in den ersten zehn Monaten des Jahres 1849 in Philadelphia vermünzten kalifornischen Goldes 34 Mill. Dollars. Nach einem späteren Schreiben an Herrn v. Humboldt von dem preußischen Gesandten in Washington, Herrn v. Gerolt, vom 15. Februar d. J., hat das von Anfang bis zu dieser Zeit gepräzte kalifornische Gold schon den Werth von acht Millionen Dollars, also das der letzten vier Monate von 4½ Millionen Dollars, so daß sich daraus ergiebt, daß die Gold-Ausbeute in Kalifornien in einem schnellen Steigen begriffen ist. Dennoch aber erreicht die Menge des kalifornischen Goldes die des russischen noch bei weitem nicht, denn diese beträgt jetzt jährlich 200 Pud Waschgold, in denen 1760 Pud (oder 61,600 Pfd. preuß.) reines Gold, an Werth 26,960,800 Thlr. (das preußische Pfund Gold zu 438 Thlr. gerechnet) enthalten sind; denn wenn auch die bedeutenden, schwer zu ermittelnden Quantitäten Gold, die von Kalifornien direkt nach England und Frankreich verschickt oder nach mexikanischen oder süd-amerikanischen Häfen angeführt werden, zu dem kalifornischen Golde noch hinzugerechnet werden müssen, so muß auch die russische Gold-Ausbeute um die Masse der heimlichen Ausfuhr vermehrt werden.*) Eben so wird auch die Größe der Goldlinmen, die im russischen Goldsande gefunden worden sind, weder von den kalifornischen, noch überhaupt von den Goldlinmen der Vereinigten Staaten erreicht. Der größte bis jetzt gefundene Goldklumpen von Kalifornien hat ein Gewicht von 15 Pfd. (180 Unzen Troy), da sich aber daran noch Steinmasse befindet, so wird sein Werth vom Dr. Jarnnn nur auf 2000 Dollars geschätzt. Er wurde von dem britischen Konsul gekauft. Nach der Münze von Philadelphia, wo er noch aufbewahrt wird, kam ein anderer von 80,28 Unzen Troy, an Werth von 1499 Doll. 80 Cts. Von Nord-Karolina wurde 1824 noch ein größerer von 28 Pfd. avoir-du-poids nach der Münze von Philadelphia gebracht und eingeschmolzen, sein Werth betrug 4850 Dollard. Das große Stück von der Goldwäsche Alexandrowsk im südlichen Ural hat aber bekanntlich ein Gewicht von 87 Pfd. russisch und 92 Solotnik oder fast 90 Pfd. preuß. Platin ist in sehr geringer Menge mit dem Gold in Kalifornien vorgekommen und seit bisher gänzlich in dem von Nord-Karolina und Georgia, dagegen sind Diamanten mit Gewißheit in Kalifornien nicht vorgekommen,**) haben sich aber vereinzelt und sparsam in den Goldwäschen der südlichen Allegkanis gefunden. (B. J.)

*) Life and Correspondence of the late Robert Southey. Vol. I. and II.

*) Bei der außerordentlich strengen Kontrole in Rußland und der dagegen in unvollständigen, ja, fast unmöglichen Kontrole in Kalifornien ist die Masse der heimlichen Ausfuhr beider Länder wohl nicht mit einander zu vergleichen. D. R.

**) In Silliman's Journal von 1849 finden sich ein Schreiben des Herrn Breant, der einen angeblichen kalifornischen Diamanten von strohgelber Farbe und Erbsengröße zeigen soll, ohne ihn aber näher prüfen zu können.

Literarischer Anzeiger.

Stimmen
aus dem Morgenlande,
oder
Deutsch-morgenländische **Frucht- und Blumenlese.**

Eine Sammlung von unbekannten oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von Dr. *C. R. S. Peiper.*

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im März 1850.

F. A. Brockhaus.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Thlr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Beer u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Brüderstraße Nr. 31, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 39. Berlin, Sonnabend den 30. März 1850.

Frankreich.

Ueber den Einfluß der Preßfreiheit auf die (französische) Literatur.

Nach der Bibliothèque Universelle de Genève.

Kaum hatte die Buchdruckerkunst einigen Aufschwung genommen, als die Vertreter der bürgerlichen und religiösen Gewalt über die möglichen Folgen derselben besorgt wurden. Der Trieb der Selbsterhaltung ließ sie die Gefahren ahnen, mit denen jene Waffe des Geistes sie bedrohte. Da sich aber Strafmittel, selbst die strengsten, als unzureichend erwiesen, so war es natürlich, daß man auf Präventiv-Maßregeln verfiel. Schon im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wurden ketzerische Bücher und Schriftsteller von Rechts wegen verbrannt; dessenungeachtet nahm die Zahl der Druckereien zu, und es wurde unmöglich, alle Schuldigen zu erreichen, zumal sich die meisten hinter den Schleier der Anonymität versteckten. Die Anhänger der Reformation überschwemmten Frankreich mit ihren Schriften und ließen sich durch keine Strafandrohung zurückschrecken. Deshalb wurde zunächst unter Heinrich II. verordnet, daß auf dem Titelblatt jedes Buches der vollständige Name des Verfassers, so wie Name und Wohnung des Druckers, angegeben seyn müsse. Im Jahre 1357 erschien das Verbot, anderswo drucken zu lassen, als in den privilegirten Druckereien (qu'en maisons ordonnées et accoutumées à ce faire). Unter Karl IX. wurde die Censur eingeführt und jeder Drucker und Buchhändler mit dem Tode bedroht, der Bücher, denen die königliche Genehmigung fehlte, in Umlauf setzen würde.

Diese Beschränkungen waren übrigens nichts Neues. Man würde sich sehr täuschen, wollte man annehmen, daß vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Schriftsteller volle Freiheit hatten, ihre Gedanken zu äußern. Bei den alten wie bei den neueren Völkern war die Unverletzlichkeit der Regierung auf diesen delikaten Punkt gerichtet, und obwohl keine positiven und gültigen Gesetze in dieser Beziehung bestanden, so hatten doch die Behörden, denen die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung oblag, die Aufgabe, einen Schriftsteller, dessen Meinung gefährlich schien, zu verfolgen. Die griechische Geschichte liefert hierfür mehrere Beispiele, die freilich nur Angriffe auf die Religion betreffen. In Rom jedoch war nach den zwölf Tafeln auf eine injuriöse Spottschrift Todesstrafe gesetzt. Nävius wurde ausgewiesen, weil er in Aristophanischer Weise die Häupter des Staates auf die Bühne gebracht hatte. Unter Augustus und Tiberius wurden viele Schriftsteller wegen Vergehen bestraft, die wir heute politische nennen würden.

Im Mittelalter finden wir dieselbe Unterdrückung, sobald irgendwo ein Lichtstrahl die Finsternis jener Zeit zu durchbrechen versucht. Abälard's Schriften wurden 1141, Arnold's v. Brescia Werke 1145 öffentlich verbrannt. Zu Ende des folgenden Jahrhunderts wurden die Pariser Buchhändler unter die Aufsicht der Universität gestellt und mußten sich höchst lästige Anordnungen gefallen lassen. Es ging so weit, daß sie ohne besondere Erlaubniß der Universität kein Buch verkaufen durften.

Man kann nun wohl sagen, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst den Keim einer Revolution in sich schloß, die, im Schlimmen wie im Guten, die fruchtbarste von allen gewesen ist. Daher erklärt sich auch, warum Franz I. anfangs in Zweifel war, ob er die neue Erfindung unterdrücken oder aufmuntern sollte. Er erkannte wohl ihre Wichtigkeit für den Fortschritt der Wissenschaften, aber er ahnte auch die furchtbare Macht, die er mit ihrer Unterstützung großzog. Zuerst bestätigte er die Erlaubnißscheine, die Ludwig XII. für den Vertrieb von Büchern gegeben hatte, dann schien es ihn plötzlich zu gereuen, und er faßte den Plan, das Drucken ganz und gar zu verbieten. Erst auf die dringlichsten Gegenvorstellungen ließ er sich bewegen, das Verbot insoweit zu mildern, daß er die Zahl der Druckereien für Paris auf zwölf festsetzte und allen Anderen verbot, die Buchdruckerkunst zu üben. In dieser Verordnung liegt der Ursprung zu den Patenten der Buchdrucker, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die Reihe der Edikte, die unter den verschiedenen Regierungen über den Druck und Verkauf der Bücher erlassen wurden, ist sehr bedeutend, erreicht aber noch nicht die Menge der Preßvorschriften, die seit der Revolution von 1789 herausgekommen sind. Alle Regierungen, eine nach der anderen, nahmen Aergernis an der Schreibfreiheit und fühlten sich früher oder später gedrungen, mit Strenge gegen die Verbreitung gefährlicher Lehren aufzutreten.

Es gab indessen gleich von vorn herein eine starke Partei, die sich für die Freiheit der Presse aussprach. Die Verfolgungen, welchen dazumal die Ideen der Reformation ausgesetzt waren, rechtfertigten gar sehr diesen Standpunkt, denn es war augenscheinlich, daß die Autorität auch die mindeste Erörterung kirchlicher Dinge unterdrücken wollte. Die Gemüther aber waren allzu begeistert für die neuen Lehren, als daß sie sich hätten die einzige Waffe, die ihnen gegen die Unterdrückung blieb, sollen aus Händen ringen lassen. Die absolute Preßfreiheit mußte in jener Zeit als der sicherste Weg zur Emancipation des menschlichen Geistes betrachtet werden. Der Despotismus, der die Denkfreiheit niederhielt, flößte sich auf die Unwissenheit der großen Menge. Kenntniß und Wahrheit aber scheinen gleichbedeutend, und es mochte Niemand glauben, daß die Bildung, die den Geist erleuchtete, auch zu Irrthümern führen könnte. Deshalb wurde die Forderung der Preßfreiheit der Vereinigungspunkt für alle edlen und gebildeten Männer, die durch Ausrottung der letzten Spuren seiner früheren Knechtschaft das Volk weiser und glücklicher machen wollten. Leider bemächtigte sich alsbald der Parteigeist jener Frage; anstatt das Für und Wider ruhig abzuwägen, mischten sich Leidenschaft und persönliches Interesse in den Streit, und es bewegte sich derselbe nur zwischen den beiden Extremen, ob Censur, ob Zügellosigkeit der Presse. Zwar hat man oft den Versuch gemacht, eine Versöhnung dieser Gegensätze herbeizuführen; aber die geschicktesten Gesetzgeber haben daran ihre Mühe verloren. Der Friede war immer nur von kurzer Dauer und der Sieg des einen oder des anderen Extremes unausbleiblich.

Wie das Problem zu lösen sey, soll hier dahingestellt bleiben. Der Zweck der folgenden Zeilen ist einzig der, zu zeigen, welchen Einfluß die größere oder geringere Freiheit der Presse auf die Entwicklung der Literatur, auf den geistigen und sittlichen Fortschritt der Völker geübt habe. Freilich läßt sich diese wichtige Frage hier nur oberflächlich berühren; aber selbst in ihren allgemeinen Umrissen erscheint sie von großem Interesse. Denn manche falsche Meinung kursirt über diesen Punkt, und es muß übertrieben seyn, wenn von den Einen die Preßfreiheit das höchste Gut, von den Anderen das schlimmste Uebel genannt wird.

Zunächst nun halten wir fest, daß die Buchdruckerkunst einzig ein materielles Werkzeug ist, mit der Bestimmung, die Verbreitung der Ideen zu fördern, welcher Art immer dieselben seyen. Sie schafft nicht, sie ist nur das für die Werke des Geistes, was Chausseen, Eisenbahnen, Dampfschiffe für die Produkte der Industrie. In diesem Sinne kann man sagen, daß sie den Gedanken fruchtbar macht, denn sie vermittelt den Austausch der Ideen zwischen Menschen, die sich sonst fremd geblieben wären. Aber hierauf beschränkt sich auch ihre Thätigkeit; schöpferische Kraft und eine unmittelbare Einwirkung auf die geistigen Fähigkeiten hat sie nicht. Wir sehen ja, daß schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst der Mensch den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Die Literatur besaß Meisterwerke, die noch nicht übertroffen sind, die Philosophie leistete Glänzendes, die Wissenschaft hatte Manches von den großen Geheimnissen der Natur entschleiert. Das Alterthum war gewiß nicht minder fruchtbar als die Neuzeit an kräftigen Geistern, die einen gewaltigen Einfluß auf ihr Zeitalter ausübten. Die erste Wohlthat der Buchdruckerkunst war die Wiederbelebung dieses Einflusses, die Verallgemeinerung, ja, man kann sagen, die Verewigung desselben. Indem die kostbaren Errungenschaften des menschlichen Denkens der Vergessenheit entrissen und aller Welt zugänglich gemacht wurden, wurde auch der Sinn für Bildung verbreitet und der Geschmack an geistigen Genüssen in einer Menge von Menschen hervorgerufen, die sonst vielleicht dieselben niemals kennen gelernt hätten. Als man aber dieses Mittel benutzte, um vor aller Welt Ohren religiöse Fragen zu besprechen, glaubten die Regierungen die Grundsätze gefährdet, auf denen ihre Autorität ruhte, und deren Beschützerin die Kirche war. Deshalb wurde ganz einfach verordnet, es könne kein Buch ohne Bewilligung des Königs erscheinen. Dieses Verfahren, den Uebeln der Presse zu begegnen, war gewiß sehr roh, denn es gab dem Staatsoberhaupte die Gewalt, jede geistige Entwicklung zu verhindern, falls es ihm einmal bequemer scheinen sollte, über ein unwissendes Volk zu herrschen. Indessen wenn auch logisch der Nachtheil auf Seiten des Volkes war, so war er doch praktisch auf Seiten des Fürsten. Es wurden Bücher im Geheimen gedruckt und zirkulirten ungefährdet, da das gebildete Publikum in solchen Dingen keinen Anstand nahm, sich zum Mitschuldigen und Hehler zu machen.

Schon ging man von den religiösen Fragen zu den politischen über. Man tastete das Prinzip der Autorität, ebensowohl im Staate als in der Kirche, an. Montaigne hat uns in den Reihen seines Freundes Boëtius ein Beispiel hinterlassen, auf dem hervorgeht, wie man schon damals zu den äußersten Konsequenzen der Forschritts-Ideen gekommen war und die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundvesten angriff. Man beschuldigt — beiläufig gesagt — oft die Reformation, durch ihren Grundsatz der freien Forschung an allem Uebel Schuld zu haben, das die grimmige Feindseligkeit gegen das Autoritätsprinzip seitdem über die Welt gebracht hat. Aber das hieße die Wirkung mit der Ursache verwechseln. Die Reformatoren thaten nichts weiter, als daß sie

Digitized by Google

der herrschenden Stimmung einen Ausdruck gaben. Diese Stimmung aber hatte ihre wahre Quelle in den Mißgriffen der kirchlichen Gewalt. Hätte die Kirche ihre Autorität würdig zu vertreten verstanden, hätte sie sich auf der Höhe der Zeit erhalten, ihre Mißbräuche selbst unterbrückt, das Anfsätige aus ihrer Organisation entfernt, so würden wir an Stelle des Protestantismus weise Reformen haben, die sich ohne Spaltung und Feindseligkeit einführen ließen. Dann wäre vielleicht die Freiheit in den Händen der Kirche das heilsamste Mittel des Fortschritts geworden. So aber stellte sich die Kirche auf ihre absolute Unveränderlichkeit, und es entbrannte ein Kampf, der aus Kosten ihre Civilisation nun schon drei Jahrhunderte gefährt wird. Die Presse, deren Thätigkeit bis dahin nur auf die Reproduzirung der literarischen Schätze des Alterthums und auf Herstellung von Büchern für den Kirchengebrauch gerichtet war, wurde das Rüstzeug der Protestanten in ihrem Kampfe gegen Rom, das Mittel, Anhänger für den Grundsatz der freien Forschung zu werben. Leider verbreitete sich dieser Grundsatz im Sinne der Menge in den Gedanken der Auflehnung gegen jede Autorität. Wenn der Mensch sich selbst überlassen bleibt, so weiß er auf einem neuen Wege, den sein Geist ihm aufgethan, niemals innezuhalten. Er denkt nicht an den Abgrund, dem er zueilt, bis irgend ein mächtiger Wille ihn aufhält und ihn oftmals zwingt, sogar noch hinter den Punkt zurückzugehen, von dem er ausgegangen war. Damit der Forschtrieb Wurzeln schlage und Früchte bringe, muß er Maß und Regel haben. Die Redensart von der Dehnung in der Freiheit ist eine sehr triviale, und doch wird sie so oft vergessen. Wenn gefährlicher Konsequenzmacherei, wenn müthender Declamation ein Zügel angelegt werden soll, gleich heißt es: das ist Tyrannei! das ist Knebelung des Gedankens u. s. w. Nun zeigt uns aber die Geschichte, daß die Zeiten, in denen der menschliche Geist seine Meisterwerke schuf, gerade diejenigen waren, in denen er mit dem Despotismus einer absoluten Gewalt, mit der Abhnlsamkeit einer herrschenden Kirche im Kampfe lag. Eben das Joch, das er abschütteln wollte, war ihm heilsam; es erweckte seinen Schwung und schulte ihn in der Form des Ausdrucks. So sehen wir die französische Literatur unter der despotischen Regierung Ludwig's XIV. ihren Höhepunkt erreichen.

Gewiß war es nicht ein Machtwort des Königs, das die großen Geister jener Zeit ins Leben rief. Der Aufschwung der Literatur hatte sich in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten vorbereitet. Aber er würde vielleicht nicht in dem Grade zu Tage gekommen seyn, ohne die Einwirkung einer Kraft, die alle geistigen Bestrebungen nach einem Brennpunkte hin leitete und ihnen Maß und Regel auferlegte. Ludwig's XIV. Herrschernwille zügelte die Anarchie in den Ideen; er vermehrte die Zahl der Presssgeiße zwar nur wenig; aber er ließ die vorhandenen mit größerer Machsamkeit ausüben, besonders wo es sich um religiöse und politische Schriften handelte. Da er inbesten zugleich viel darauf gab, für einen Beschützer der Literatur zu gelten und durch dieselbe den Glanz seiner Regierung zu erhöhen, so waren natürlich die Schriftsteller geneigt, vorzugsweise diejenigen Wege zu wandeln, die sie in die goldnen Hallen der königlichen Gunst führten. Die Meisten unter ihnen wurden Höflinge, und nur Wenige wagten, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Dennoch bezeichnen unsterbliche Meisterwerke jene Zeit, in welcher der menschliche Geist von neuem sich unter das Joch beugen mußte, das die Reformation zu zerbrechen versucht hatte. Die volle Freiheit scheint demnach zur Entwicklung der Literatur nicht unbedingt nothwendig. Vielmehr hat es das Ansehen, als sey ihr ein sittiger und geschmackvoller Despotismus, wie der Ludwig's XIV., zuträglicher. Dieser König besaß in hohem Grade das Gefühl von der Würde des Monarchen. Indem er die französische Gesellschaft unter seinen Willen beugte, glättete und bildete er an ihr. Seine Hof-Etikette, deren ernsthafte Kinbereien so vielen Stoff zur Satire geboten haben, förderte dieses Zweck nicht wenig. Es that zwar die Schönrederei dem wahren Pathos manchen Eintrag; aber sie verbreitete doch literarischen Geschmack und machte aus jedem Salon eine kleine Akademie, in welcher an der Vervollkommnung der französischen Sprache gearbeitet wurde.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Episode aus der Geschichte des Leuchthurms von Eddystone.

Nach dem Nautical Magazine.

(Schluß.)

Ich wollte thätig seyn, und mein lebhaftes Temperament rang beständig, sich aus der heillosen Apathie zu befreien, zu welcher ich verdammt war. In manchen Augenblicken glaubte ich wirklich, meinen Verstand verloren zu haben, da ich die schweifenden Gedanken nicht zusammenfassen konnte. In dieser Zeit suchte ich, so viel ich konnte, meine Zuflucht in dem Schlafe: auch wenn ich die Wache hatte, legte ich mich auf den Boden des Gitterzimmers, schlief und bekümmerte mich durchaus nicht um die Erhaltung des Lichtes. Diese systematische Nachtlässigkeit führte einen neuen Streit mit dem alten Schotten herbei. Als ich, etwa drei Wochen nach meiner Ankunft in dem Thurme, wieder die Wache hatte, war mein Gefährte brauzefernen und hatte mich in tiefem Schlafe gefunden. Beim Erwachen sah ich ihn neben mir stehen und in der Bibel lesen: er sagte mir weiter nichts, als daß ich, wenn es mir beliebte, hinuntergehen könnte: ich nahm ihn beim Wort und ging. Am folgenden Tage stellte er mich wieder über meine Pflichtvergessenheit zu Rede, und auf meinen Einwand, daß ich ein sehr leisen Schlaf hätte und gewiß bei dem geringsten Unfall, der dem Lichte zugestoßen wäre, erwacht seyn würde, fuhr er mich heftig an: „„Wie! Ihr wagt es noch, Euch zu vertheidigen! Wie, wenn die Gitterlage Feuer gefangen hätte? Wißt Ihr nicht, daß sich dies bereits einmal ereignet hat, daß das geschmolzene Blei in den Mund eines Wächters floß und der Arzt bei Besichtigung des Leichnams acht Unzen im Magen fand!““ — „Geht, alter Schwätzer!“ rief ich ihm zu. „Schreckt Euresgleichen mit solchen Erzählungen! Ich werde thun, was mir gefällt, und schlafen, wann ich will; hört Ihr?“

Er sah mit einiger Zeit starr ins Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen; dann nahm er das Signalbuch zur Hand, wählte zwei Zeichen aus und ging in die Galerie. Indessen kehrte er bald zurück, setzte sich an den Tisch und sagte mir, er habe so eben der Schaluppe das Zeichen gegeben und werde jetzt an die Administration schreiben, daß ich ihn nicht unterstütze. „Thut, was Ihr wollt!“ sagte ich gleichgültig. Ja, ich freute mich, obgleich mir Strafe drohte, aus meiner Lage befreit zu werden, und erwartete auf der Galerie in großer Spannung die Ankunft der Schaluppe; allein gewaltige Stürme hinderten das Boot, sich zu nahen. Mein Gefährte hatte inzwischen seinen Bericht geendet, ihn in eine Flasche gethan, die er sorgfältig verschloß und mit Wachs befirich. Am Nachmittag sah man, wie sich die Schaluppe umsonst abmühte, sich dem Thurme zu nähern; mein Gefährte gab den Matrosen das Zeichen, unter dem Winde beizudrehen. Als sie ruhig lagen, flog die Flasche in die See, und ich hatte die Freude, sie bald im Bereich der Schaluppe zu wissen. An jedem der drei folgenden Tage versuchte man die Schaluppe zu dem Leuchtthurm zu erreichen, aber alle ihre Anstrengung blieb erfolglos; am vierten und fünften hinderte sie ein heftiger Südostwind überhaupt am Auslaufen. Während dieser ganzen Zeit verlud der Alte allein den Dienst, weil er sich nicht auf mich verlassen wollte; mir war es sehr erwünscht, daß er mich meines langweiligen Geschäftes überhob, und die Hoffnung, mich bald ganz davon befreit zu sehen, vollendete meine Freude. Ich bemerkte nicht, daß die beständigen Wachen meinen alten Gefährten zugrunderichteten, da ich es vermied, ihn anzusehen.

Das Unwetter währte noch zwei Tage; am Abend des zweiten war ich kaum eingeschlafen, als ich durch den Schall der Lärmglocke, die durch einen Eisendraht mit dem Gitterzimmer in Verbindung stand, geweckt wurde. Ich stand sogleich auf, kleidete mich schnell an, lief die Treppe hinauf, indem ich eine gehrime Schadenfreude empfand, daß vielleicht auch dem sorgsamen Wächter etwas zugestoßen wäre; aber der Anblick, der sich mir bot, änderte meine Stimmung. Der alte Wächter hatte einen plötzlichen Anfall gehabt und lag ausgestreckt auf dem Boden: er schien viel zu leiden. „„Ich!““ stöhnte er, „„da seyd Ihr endlich! Was ich befürchtet, ist eingetroffen .... ich sterbe, junger Mann!““ — „Ihr redet irre“, antwortete ich ihm, nicht ohne eine Anwandlung von Furcht: „es kann um Euch noch so schlimm stehen, wie Ihr meint: fasset Muth.“ — „„Meine Kräfte schwinden .... ich habe mich zu sehr angestrengt, ich werde nicht mehr lange leben .... Was soll aus dem Leuchtthurm werden, wenn Ihr ganz allein seyd?““ „Denket nicht hieran: man muß sich zuvörderst mit Euch beschäftigen! Was kann ich für Euch thun? Welches Mittel würde Euch Erleichterung verschaffen? Verfügt über mich!“ — „„Alle Mühe wäre vergebens““, achzte er: „„nähret Euch mir und höret. Ihr müßt hier, wenn ich gestorben bin, die Wache haben. Wenn der Tag anbricht, meldet der Administration, daß die Schaluppe unter jeder Bedingung kommen müsse.““ — „Za wohl“, sagte ich, ohne weiter auf seine Worte zu achten, denn die Furcht, ihn sterben zu sehen, raubte mir alle Besinnung. Ich kauerte nun neben dem Kranken nieder und faßte ihn bei der Hand; sie war kalt. Es vergingen einige Minuten, in denen ich nicht wußte, was ich thun sollte. Das Gesicht des Kranken nahm einen seltsamen Ausdruck an, sein Zustand verschlimmerte sich ohne Zweifel. „Was soll aus mir werden!“ rief ich. „Ermuniert Euch!“ Er versuchte, einige Worte zu sprechen, aber ich konnte nichts verstehen. Plötzlich rief er mit vernehmlicher Stimme: „„Ich habe meine Pflicht gethan; ich konnte nicht mehr thun!““ Sein Gesicht verstärkte sich; er zitterte krampfhaft zusammen und wollte sich erheben, aber er sank erschöpft zurück, und mit den Worten: „„Der Leuchtthurm! der Leuchtthurm!““ verschied er. Ich rief ihn laut beim Namen, allein ich hörte nur den Wiederhall meiner Stimme: ich hatte einen Leichnam vor mir. In meiner Angst stürzte ich hinunter in die Schlafkammer, warf mich auf mein Bett und hielt mir die Ohren zu, weil ich ein Geflüster zu vernehmen glaubte. Erst mit Tagesanbruch schlief ich, von Angst und Müdigkeit erschöpft, ein; seltsamerweise hatte ich einen angenehmen Traum und erwachte lächelnd. Bald jedoch trat die graue Wirklichkeit vor mein Auge; ich wurde aufs neue meiner entsetzlichen Lage inne: früher war wenigstens noch ein menschliches Wesen in meiner Nähe, mit dem ich doch, sobald es nöthig war, verkehren konnte; jetzt war ich ganz allein, und mein Gefährte — — der Tod!

Ich wollte nun den letzten Willen des Todten erfüllen, stieg die Treppe hinauf, um die Schaluppe zu rufen, und gab mir Mühe, das Dasein des Leichnams ganz zu vergessen: indeß es war unmöglich, in das Gitterzimmer zu treten, den entseelten Körper, das gebrochene Auge wiederzusehen. Dessenungeachtet faßte ich den Entschluß, den Todten ins Meer zu werfen, um mich von den erschreckenden Phantomen zu befreien: ich fürchtete nur, den Verdacht des Mordes dadurch auf mich zu laden, zumal der letzte Bericht des Alten unter schlechtes Einverständniß berührt hatte, und gab mein Vorhaben auf. Ueber das Unterlassen des Signalfirens benutzigte ich mich weiter nicht, da dies ja doch ohne Erfolg geblieben wäre; denn das Unwetter tobte fort, und das Boot hätte nicht auslaufen können.

Der Tag verging auf diese Weise; der Abend nahte. Ich zündete das Licht nicht an, obgleich ich meine Verantwortlichkeit und die aus solcher Versäumniß entstehenden Folgen kannte; ich wagte nicht, das Zimmer zu betreten. Die Nacht kam; eine Nacht, die ich niemals vergessen werde. Ein furchtbarer Sturm wüthete; nur dann und wann drang das Mondlicht durch die dichten Wolken. Ich stand an einem geöffneten Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Dumpf vor mich hindrütend, sah ich in die schäumende Fluth, als ich plötzlich einen Lichtschimmer auf der Seite, von welcher der Wind kam, bemerkte. Indeß er verschwand, und ich bildete mir ein, daß ihn mich nur meine aufgeregte

Digitized by Google

Phantaſie habe ſehen laſſen: da zeigte es ſich aufs neue. Ich gelangte endlich ganz Gewiſſheit, daß es die Laterne eines Schiffes ſey. So lange ich es ſah, hoffte ich, es werde meinen Geſichtskraft ſchneiden, allein es änderte ſeinen gerauden Lauf nicht, und ich war überzeugt, daß es auf den Felſen laufnure, auf dem ich mich befand. Ein Gefühl des Entſetzens ergriff mich, und eine innere Stimme mahnte mich an meine Pflicht. Ich wollte nun ſogleich nach dem Lichte laufen und es anſchreien: ich hätte ohne Zweifel die Furcht überwunden, welche mir das Gitterzimmer einflößte; allein ich zog in Erwägung, daß kaum eine halbe Stunde hinreichen würde, um die Lampe in Ordnung zu bringen, da ſie ſo lange nicht gebrannt hatte, und daß das Schiff ſchon in wenigen Minuten an dem Felſen ſcheitern, oder, durch einen glücklichen Zufall, ihn umſchiffen müßte.

Das Schiff näherte ſich immer mehr und war kaum eine halbe Kabellänge von mir entfernt: die Matroſen mußten nunmehr gegen den verhängnißvollen Felſen fahren. Ich ſchrie aus Leibeskräften, aber das Gebrei des Sturmes und das Brauſen der Wogen übertönten meine Stimme. Nach wenigen Minuten vernahm ich ein gewaltiges Krachen: das Licht verſchwand, ein klägliches Gewimmer drang an mein Ohr. Das Schiff war geſcheitert und die Mannſchaft mit Allem, was ſich an Bord befand, in den Fluthen begraben.

Ich machte das Fenſter zu und ſank auf einen Stuhl; ich muß unmittelbar nachher ohne Bewußtſeyn geweſen ſeyn, denn ich erinnere mich an weiter nichts, als daß ich erwachte, da es bereits Tag war. Als ich nun aufſtehnen war, träumte ich mein Zimmer auf und ſuchte durch dieſe Beſchäftigung mein Gewiſſen zu betäuben; aber beſtändig vernahm ich in mir jene erſten Worte des Schiten: „Wenn durch unſere Unachtſamkeit ein Schiff gegen die Felſen fährt, die uns umgeben, ſo wird man uns für den Tod jedes Einzelnen verantwortlich machen; wir werden die Mörder ſeyn!“

Das Geheimniß, das ich in meiner Bruſt trage — dem Niemand, außer mir, kennt das traurige Ende des Schiffes und ſeiner Mannſchaft — dieſes Geheimniß läßt mir keine Ruhe. Ich fürchte immer, es zu verrathen, und dennoch möchte ich es Jemanden anvertrauen, um dadurch Ruhe zu erlangen: aber ich wage es nicht, und bis jetzt iſt es noch unbekannt, ob ich dieſe Blätter veröffentlichen werde.

Bald nach dem Untergange des Schiffes legte ſich der Sturm; das Meer wurde ſo ruhig, daß die Schaluppe den Hafen verlaſſen konnte. Zwei oder drei Männer landeten am Fuße des Leuchthurmes. „Ei!“ rief mir Einer zu, „Ihr ſeyd ein ſchöner Faullenzer! Ihr ſchlaft auf Eurem Poſten? Welches Unglück hätte geſchehen können, wenn das Licht indeß ausgegangen wäre!“ Mit einfuhr ein tiefer Seufzer, den die Matroſen der Reue über mein Betragen zuſchreiben. „Wo iſt der Schotte?“ fragten ſie. Auf meine Antwort, daß er geſtorben ſey, ſchauderten ſie zuſammen. „Sein Leichnam“, fuhr ich fort, „iſt noch in dem Gitterzimmer; dort iſt er auch verſchieden“ — und ich erzählte dann die einzelnen Umſtände.

„Da habt Ihr eine trübe Wache gehabt!“ ſagte der Offizier. „Ich dachte nicht, daß Ihr Euch in ſolcher Gage befändet, da ich ja die Laterne leuchten ſah.“

Wie ſeltſam dies auch mir damals klang, wie ſeltſam es überhaupt ſcheinen mag: der Offizier war von ſeiner Ausſage feſt überzeugt und hätte einen Eid darauf abgelegt.

Niemand wußte um meine fruchtbare Pflichtvergeſſenheit. Man erfuhr zwar, der „Jupiter“, ein Schiff der indiſchen Compagnie, habe nahe der Küſte Schiffbruch gelitten, aber Niemand dachte auch nur im entfernteſten daran, daß er vielleicht an dem Felſen von Eddyſtone geſcheitert ſey.

Meine Ohren erliefen mir in Anſehung deſſen, was ich erduldet, jede Strafe und begnügten ſich damit, mich fortzujagen. Ich war nun zwar froh, ſo gut fortzukommen, aber in meinem Gewiſſen nahm ich die drückende Laſt der Schuld mit, die ich durch meinen Leichtſinn auf mich geladen, und wie ſehr ich ſeitdem auch bemüht war, ein pflichtgetreues, arbeitſames Leben zu führen — der Felſen von Eddyſtone und das an demſelben geſcheiterte Fahrzeug ſtehen ewig, wie warnende Geſpenſter, vor meinen Augen.

Punchiana.*)

5.

Hinſichtlich des neulichen Angriffs auf Griechenland, ſagt Punch in Nr. 250, hat der Staatsſecretair des Aeußern eine traurige Gefühlloſigkeit gegen jene Jugendverbindungen (associations) dargethan, die wir in unſerem Schutzgott Liebgewonnen haben. Wir bereiten dieſen Mann nicht um ſeine Gefühle, der die Blokade des Piräus anzubefehlen vermochte, ohne traurvolle Erinnerung an Themiſtokles und Perikles, um nichts von Konon, Lyſander und Alcibiades zu ſagen. Lord Palmerſton ſollte ſich erinnern, daß wir Hellas all unſere geiſtige Kultur, ihm Sokrates, Xenophon und Plato, Pomer und Achilles ſchuldig ſind. Er würde Admiral Parker nicht geſondt haben, um Athen zu bedrohen, wenn er bedacht hätte, daß aus Griechenland wir unſer τύπτω, τύψω und τέτυφα, unſere erſten und zweiten Aoriſte, unſer τὸν ὃ ἀπαρεμβόμενος und unſer nie zu vergeſſendes πολυφλοίσβοιο θαλάσσης herleiten.**)

6.

„Die Türkei und ihr Geſchick“ iſt der Titel einer jüngſt erſchienenen, ſehr ins Schwarze malenden Schrift von Macfarlane, der bereits vor zwanzig Jahren durch ſein „Konſtantinopel im Jahre 1828“ Aufſehen erregte. Die Schrift verdankt ihre Entſtehung einem abermaligen Aufenthalte des Verfaſſers in Stambul. Von Titel und Buch nun nimmt Punch Gelegenheit zu einem Doppelſolbchen mit verſelben Ueberſchrift: „Turkey and its destiny.“ Da erblickt man links einen feiſt gemäſteten Truthahn (turkey) annoch in voller Kraft des Lebens und der Geſundheit; rechts einen ſtattlichen Herrn, der ſich ſo eben anſchickt, mit dem Gemäſteten und Gebratenen ſeinen eigenen Schmerbauch zu mäſten. Wer mag der Dicke mit der Linſchuldsmiene und der auf die Sitten emporgezogenen Brille ſeyn? Keine Andeutung, als nur die unverkennbare des Appetits, womit er Meſſer und Gabel in Bewegung ſetzt. Auch daß er Luſt und Kraft in ſich verſpürt, den Braten ganz allein zu verſpeiſen, iſt unverkennbar: nicht einen Gaſt hat er ſich zum Schmauſe geladen. Im Uebrigen läßt uns Punch rathen, wie weiland Klopſtock, als er die zwei Muſen die Laufbahn hinfliegen ſah, doch aus dem Geſichte verlor, ehe ſie das Ziel erreichten.

E. K—r.

Spanien.

Die Städte und Wildniſſe Andaluſiens.*)

Dem Reiſenden, welcher der Einförmigkeit der modernen Welt entfliehen will, bietet Spanien allein noch ein ruhiges Aſyl, und zwar beſonders der ſüdliche Theil deſſelben; denn Madrid und die Städte an der Küſte des Mittelmeeres fangen an, ihren eigenthümlichen Charakter zu verlieren und fremde Sitten anzunehmen. Andaluſien aber, welches Land den Gegenſtand des in der Anmerkung genannten Reiſewerkes bildet, läßt ſich noch von dieſer Einmiſchung ziemlich rein, und auf dieſes läßt ſich die Behauptung, die Herr Murray von ganz Spanien aufſtellt, mit beſonderem Rechte anwenden:

„Das tägliche Leben“, ſagt er, „iſt faſt noch ganz ſo, wie wir es aus Cervantes' und Leſage's Schriften kennen; die Landſtraßen, Wirthshäuſer, Diebe, Salons, Serenaden, Komplimente haben ſich ſo wenig geändert, daß man unwillkürlich die Werke jener unſterblichen Männer ſpoirt, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand beſchreibt: der genaue Beobachter traut anfangs kaum ſeinen Sinnen, wenn er Charaktere, wie Gil Blas und Don Quixote, wirklich um ſich ſieht. Er gewinnt endlich die feſte Ueberzeugung, daß Spanien das Land der Abenteuer iſt, und wird hierin durch den engern Verkehr mit dem Volke noch mehr beſtärkt.“

Herr Murray hat ſich lange Zeit in Andaluſien aufgehalten und konnte ſowohl wegen ſeiner guten Kenntniß der Sprache, wie auch ſeines offenen und freimüthigen Weſens, tiefer, als die früheren Reiſenden, in das Volksleben dieſer Provinz eindringen. Seine Bemerkungen ſind intereſſant, obwohl man hier und da einigen Mangel an genauer Kenntniß der romantiſchen Literatur des alten Spaniens bemerkt. Jedenfalls hat er aber ſeine Zeit und Hülfsmittel gut benutzt; ſein Buch gewährt eine ſehr angenehme Lektüre, und wir glauben nichts Beſſeres für die Empfehlung deſſelben zu thun, als einige Auszüge daraus zu geben.

In St. Lucar, das heute ſelten von den Fremden beſucht wird, führt uns Herr Murray die alten Scenen der comedias de capa y espada (Komödien mit Mantel und Dolch) vor; dieſe beſtehen in ihrem weſentlichen Charakter noch jetzt fort. „Wir finden eben ſo die traulichen Zuſammenkünfte zur Nachtzeit vor den vergitterten Fenſtern und dürfen des Abends nicht weit gehen, um einer in einen weiten Mantel gehüllten Geſtalt zu begegnen, die, den Hut tief in das Geſicht gedrückt, an den Häuſern hinſchleicht. Wenn wir vorübergehen, ſo hören wir wohl, wie ſich dieſe Geſtalt flüſternd mit Jemanden im Innern des Hauſes unterhält. Wer aber aus Neugierde länger verweilen wollte, den würde gewiß eine andere Geſtalt, die aus irgend einem Winkel hervor an ihn treten würde, höflich erſuchen, ſich nicht in fremde Angelegenheiten zu miſchen und, falls dies nichts hülfe, ſchertlich damit drohen, zu nachdrücklicheren Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſer Mann, welcher eine für die Spanier charakteriſtiſche Freundſchaft ausübt, indem er den Rücken des Freundes deckt, iſt auch bereit, ſeine Worte zu bethätigen. Wenn die Schöne durch ihre Reize berühmt iſt, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß unter den Rivalen blutige Raufereien entſtehen, die mit gefährlichen Verwundungen enden. Obgleich man dies mehr unter den niederen Klaſſen antrifft, ſo iſt es dennoch ſelbſt aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft nicht verbannt; denn das Geheimniſsvolle hat für die ſpaniſchen Liebenden aller Stände zu viel Reiz, als daß ſie nicht über ihre Intriguen, die immer ein romantiſches Gepräge an ſich tragen, einen Schleier zu werfen ſuchen ſollten.

„Wenn der junge Mann zufällig einer Schönheit begegnet, die ſein feuriges Herz entzündet, ſo folgt er ihr fogleich in die Straße, wo ſie wohnt, und verräth der Holden, wofern er ſie auf dem Balkon ihres Hauſes erblickt, durch eines jener ſtumm-beredten Zeichen, welche in den ſüdlichen Gegenden wohlbekannt ſind, ſeine Liebe oder ſchickt einen Liebesboten mit einem ähnlichen Auftrage an ſie ab. Aber die ſchönen Spanierinnen werden von ihren Müttern oder ihren Duenna's ſtreng bewacht und kennen nicht die Freuden der mit einem Liebenden traulich verlebten Stunden. Jedoch, wenn die Thüren geſchloſſen ſind und das ganze Haus in Schlaf verſenkt iſt, da erhebt ſich die ſpaniſche Schöne, um mit ihrem Liebhaber zu plaudern; ſie begiebt ſich in das Erdgeſchoß vor eine Gitterthür, wo der Geliebte ihrer harrt: vielleicht lächelt ſie, indem ſie an die unnütze Wachſamkeit der Aeltern denkt und jene Verſe für ſich wiederholt:

*) Vgl. Nr. 24 des Magazins.

**) Das τύπτω (ich ſchlage) mit ſeinen Ableitungen wird wohl auch den des Griechiſchen unkundigen Leſern und Leſerinnen des Magazins aus ihrer Kindheit noch erinnerlich ſeyn. Die beiden andern Citate ſind aus dem Homer und ſollen hier als Beiſpielungen auf den parlamentariſchen Wortereichthum und die Meerherrſchaft der Engländer dienen. Die erſten und zweiten Aoriſte ſind grammatiſche Tempora der griechiſchen Sprache, um etwas Vergangenes unbeſtimmt zu bezeichnen. D. R.

*) The cities and wilds of Andalusia, by J. Dunlap Murray. London. 2 vol. 8.

Digitized by Google

Madre, mi madre,	Mutter, o Mutter,
Guardar no puoels,	Du kannst mich nicht bewachen,
Pero si non me guardé,	Doch wenn ich mich nicht selbst bewache,
No me guardarás.	Du würdest mich nicht bewachen.

„Bisweilen, obwohl selten, begünstigen sogar die Aeltern solche Zusammenkünfte. Einst hatte ein Mädchen aus einer stolzen, alt-katholischen Familie mit einem Edelmann, der jedoch den Aeltern ihrer Tochter nicht ebenbürtig schien, ein Liebesverhältniß: die jungen Leute kamen auf die Art, welche ich eben beschrieben, häufig zusammen. Nach langer Zeit fing das älterliche Herz indeß an, milder gegen den jungen Mann gestimmt zu seyn; der allgemeine Ruf und der ehrenwerthe Charakter desselben schienen die Fehler der Geburt zu bedecken. Diese veränderte Gesinnung zeigte sich nun auf eine ziemlich seltsame Art: als sich nämlich der Liebende eines Abends gegen das Fenster lehnte, wo er gewöhnlich der Geliebten wartete, brachte ihm ein Diener einen Stuhl und ersuchte ihn im Namen seines Herrn, sich zu setzen. Dies währte mehrere Monate, bis ihm endlich förmlich angezeigt wurde, daß er nunmehr im Innern des Hauses seine Aufwartung machen dürfte: hiermit wurde er als der Verlobte (novio) des jungen Fräuleins anerkannt. Die jungen Leute konnten sich zwar jetzt zu jeder Tagezeit im Hause der Aeltern sehen, aber sie zogen dennoch die geheimen Zusammenkünfte vor."

Wir fügen hieran ein anderes Abenteuer, bei dem unser Reisende Augenzeuge war:

„Mittags hielt ich vor einem Gasthause, dessen Namen mir entfallen ist: ich war ermüdet und mich verlangte nach einem Frühstück. Vor der Thüre stand ein Trupp beladener Maulthiere; aus dem Innern schallte mir laute Lust und heitere Musik entgegen. Als ich eintrat, sah ich eine Menge meist junger Landleute beiderlei Geschlechts in ihren Festtagskleidern; vor ihnen tanzten zwei oder vier Soldaten mit eben so vielen schwarzäugigen Schönen bei dem Spiel der Guitarre den Fandango, indem sie ihre Kastagnetten schlugen. Ich ging durch die Menge in ein anderes Zimmer, wo die Aeltern der Versammlung auf an den Wänden herumlaufenden Bänken saßen. Da es ein Festtag war, so wurde der Wein nicht geschont, desto Wirkungen sich auch bald in der zunehmenden Redseligkeit und Lebendigkeit zeigten. Der Gastwirth war ein junger Mann, welcher jedes Glas selbst zu trebengen schien, wie man dies aus dem Glanz seiner Augen und der übrigen Haltung schließen konnte. Einer der Zecher verlangte etwas, aber der Wirth brachte es nicht, die Forderung wurde nun in zornigem Tone mit einer Drohung wiederholt. Wer wagt es, mir zu drohen? rief der Wirth, indem er in die Mitte des Saales trat und mit seinen Armen ein Maß Wein über dem Kopfe hielt. Ich! rief der Andere mit donnernder Stimme. Kaum war dieses Wort gesprochen, als das Maß gegen den Kopf des Zechers flog, welcher zum Glücke durch eine Wendung dem Geschosse auswich; das Maß zerbrach hinter ihm an der Mauer und verbreitete eine Wuth zu trennen. Während der folgenden zwei Minuten fand ein allgemeines Austheilen und Empfangen von Schimpfwörtern und Faustschlägen statt, bessen Ausgang man nicht vorhersehen konnte. Um die Scene zu vervollständigen, sprang die erschreckte Wirthin um die Kämpfenden herum, jammerte laut und betete manches Ave-Maria zu der heiligen Jungfrau. Endlich gelang es einigen Friedensstiftern, den Wirth und seinen Gegner zu trennen. Seyd Ihr jetzt Freunde? fragten die Umstehenden. Ja! riefen sie Beide und fielen einander um den Hals; die Gesellschaft nahm die alten Plätze ein, und die Ruhe war wieder hergestellt. Als ich aus dem Gasthause trat, fragte ich einen Maulthiertreiber, was er gemacht haben würde, wenn die Kämpfenden ihre Messer gezogen hätten und der Eine von ihnen tödlich verwundet worden wäre? — Ich hätte mich aus dem Staube gemacht, antwortete er, und alle Anderen hätten dasselbe gethan. — Und Ihr würdet den Menschen in seinem Blute zurückgelassen haben? — Allerdings, versetzte er, und das aus gutem Grunde; denn nach den alten spanischen Gesetzen wird derjenige, welchen man in der Nähe eines Ermordeten trifft, für schuldig gehalten, und er muß seine Unschuld beweisen, ehe er seine Freiheit wieder erlangt."

Mannigfaltiges.

— Currer Bell. Wir haben bereits früher erwähnt, daß es eine Dame ist, die unter diesem Namen die vielgelesenen englischen Romane „Jane Eyre" und „Shirley" herausgegeben. Gegenwärtig erfahren wir, daß die Verfasserin Miß Charlotte Bronte heißt und von dreien Schwestern, die sämmtlich in der literarischen Welt unter dem Namen Bell aufgetreten, die einzige noch lebende ist. Die eine ihrer Schwestern, Emily, nannte sich Ellis Bell und gab unter Anderem eine Sammlung von Dichtungen heraus; die zweite, deren Autor-Name Acton Bell war, hat den Roman „Wildfell-Hall" und noch einige andere leichte Sachen geschrieben. Beide starben jung, und zwar an der Schwindsucht. Es ist zu hoffen, daß sich die talentvolle Charlotte einer dauerhafteren Gesundheit erfreue und den Namen Currer Bell zu immer größeren Ehren bringe.

— Die Stadt New-York. Je größer und vollreicher diese Hauptstadt des westlichen Kontinentes wird, um so mehr verliert sie auch den Charakter der Jugendlichkeit und des Strebens nach sittlicher Vollkommenheit, der die Niederlassungen der neuen Welt vor denen der alten auszuzeichnen pflegt. Die Stadt New-York, jetzt ungefähr eben so bevölkert, wie Berlin oder Wien (mit etwas über 400,000 Einwohnern), bietet auch bereits ganz dieselben sozialen Erscheinungen hinsichtlich der Sittlichkeit und des Proletariats dar, wie diese Städte, überbietet sie aber noch, was das Raffinement des Lasters und der Gaunerei betrifft. Etwas, was den nach Amerika ausgewanderten Berliner Freiheitsschwindlern bei ihrer Ankunft in New-York ganz besonders auffiel, war, daß sie dort ein ähnliches, 600 Mann starkes Corps von Konstablern vorfanden, wie sie es in der Heimat verlassen hatten. Den viel angefochtenen Ausdruck des Ministers Kühlwetter, daß, je größer die politische Freiheit, um so nothwendiger auch eine Ueberwachung der Ordnung durch die Diener des Gesetzes sey, fanden sie gleich in der ersten Stadt des freien Amerika bestätigt. Aber auch jenes Corps von 600 Wächtern der gesetzlichen Freiheit ist nicht ausreichend, um in New-York dem Gesetze volle Achtung zu verschaffen. Mehrere Schriften, die vor kurzem über die Zustände dieser Stadt daselbst erschienen und deren Titel wir in der Anmerkung näher angeben, liefern ein sehr niederschlagendes Bild von dem Umfichgreifen der sittlichen Verderbniß in New-York.*) Ein amerikanisches Blatt behauptet, daß vielleicht keine andere Stadt der Welt dem Kriminalgeschichten-Erzähler so vielen Stoff darbiete, als diese. „New-York bei Gaslicht (dies ist der Titel einer der angeführten Schriften) ist in dieser Beziehung noch fruchtbarer, als New-York bei Sonnenschein. Die Bank der Kanaille ist dann zwar geschlossen, die Bank der Spieler um so thätiger; der ehrliche Geschäftsmann hat Feierabend gemacht, aber seinen Platz auf den Straßen und in vielen erleuchteten Häusern nehmen die Lungerer ein, welche es auf die Tugend und den Geldbeutel der Betrogner abgesehen haben. Der Neugierige, der alle skandalöse Kriminalgeschichten dieser Stadt lesen wollte, würde, wenn er auch nichts Anderes thäte, doch nicht damit zu Ende kommen."

Am 1. Dezember 1849 befanden sich in den drei Gefängnissen New-Yorks 1483 Sträflinge, d. h. 174 mehr, als an demselben Tage des vorangegangenen Jahres. Unter den Gefangenen von Auburn — einem Zellengefängniß — waren zwei Advokaten, ein Arzt, zehn Barbierer, zwölf Köche, 220 Ausländer, neunundvierzig, die einen guten englischen Unterricht (a good English education), und neun, die einen klassischen Unterricht genossen hatten, 555 unmäßige und 390 mäßige Trinker, vierundfunfzig Teetotalisten (Enthaltsamkeitsfreunde), 775 Tabackkauer; 264 waren Spieler von Profession gewesen, 320 hatten keine Wohnungsstätte gehabt, und achtundsechzig waren von ihren Frauen geschieden.

Im Jahre 1849 landeten in New-York 234,271 Passagiere, ungefähr ein Sechstel mehr, als 1848. Unter diesem Strome von Ankommenden befanden sich nur 13,668 Angehörige der Vereinigten Staaten, alle Uebrigen, nämlich 220,603, waren Ausländer, und zwar 112,591 aus Irland, 55,705 aus Deutschland und 32,307 aus verschiedenen anderen Ländern.

— Herman Melville. Dieser amerikanische Schriftsteller, dessen Werke („Typee", „Omoo", „Mardi" u. s. w.) in unserer Zeitschrift bereits mehrfach erwähnt worden, ist von einer Reise nach Europa kürzlich wieder in seiner Heimat angelangt. Natürlich hat er von dort neuen Stoff zur Bearbeitung in seiner eigenthümlichen Weise mitgebracht. Zunächst wird wohl ihm bei Bentley in London (und gleichzeitig in New-York) eine neue Marine-Darstellung unter dem Titel „White-Jacket, or the World in a Man-of-War" („Weißjacke, oder die Welt in einem Kriegsschiffe") ausgegeben. Der Verfasser beschäftigt sich darin mit Allem, was sich auf das Kriegsmarinewesen bezieht, und namentlich die in Amerika und England gleichzeitig angeregten wichtigen Fragen über Flotten-Reformen sollen darin zur Sprache kommen. Aus nahe liegenden Gründen dürfte dieses Werk des Herrn Herman Melville auch für Deutschland ein größeres Interesse haben, als seine früheren, bei uns noch wenig gekannten Arbeiten.

*) New York as it was. By W. A. Duer, L. L. D. 1849.
The Mysteries and Miseries of New York. By E. Z. C. Judson. 1850.
New York by Gas-Light. By G. G. Foster. 1850.
Annual report of Mr. Matsell, Chief of Police of New York. 1850.

Literarischer Anzeiger.

TAUCHNITZ EDITION.

LAST NEW PUBLICATIONS.

MACAULAY, HISTORY OF ENGLAND. 3 vols.
COUNTRY QUARTERS, by Lady Blessington. 2 vols.
SHIRLEY, by C. Bell. 2 vols.
THE CAXTONS, by Sir Edward Bulwer Lytton. 2 vols.

IN THE PRESS:

MACAULAY, historical and critical essays.
COPPERFIELD, by Ch. Dickens. Vol. 2.
PENDENNIS, by Thackeray. Vol. 2.

The price of each volume is ⅓ Thaler = 54 Xr. Rhen.
Complete lists may be obtained of every bookseller on the Continent.

BERNH. TAUCHNITZ JUN., LEIPZIG.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 3., und bei Leop. Lasar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Dienstag den 2. April 1850.

Frankreich.

Die Frauen Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.

Madame Geoffrin.

Unter dem Titel: „Women in France during the Eighteenth Century", hat die durch ihren Roman „Madeleine" vortheilhaft bekannte englische Schriftstellerin, Miß Kavanagh, ein recht anziehendes Werk herausgegeben, welches eine historische Uebersicht der französischen Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß, den die Frauen stets auf dieselbe ausgeübt haben, von den letzten Tagen der Frau v. Maintenon bis zur Glanzperiode der Bürgerin Talien enthält. Wie man weiß, sind die Emancipations-Ideen, die das schöne Geschlecht auf dem Kontinent seit einiger Zeit in Bewegung setzen, im prosaischen und praktischen England noch nicht zum Durchbruch gekommen, und unsere Verfasserin beschäftigt sich daher, ganz im Gegensatz zu manchen ihrer deutschen und französischen Kolleginnen, lieber mit dem ehrbaren Theil der Pariser Damenwelt, den Staels, Geoffrins und Rolands, als mit den Chataurour, Pompadours, Dübarrys, und wie die Heldinnen des leichtfertigen Zeitalters Ludwig's XV. alle heißen mögen. Wir theilen als Probe die Notiz über Madame Geoffrin mit, eine Frau, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast dieselbe Rolle in den litterarischen Zirkeln von Paris spielte, wie in neuerer Zeit die unvergeßliche Recamier.

* * *

Eine der wenigen Damen, welche Frau v. Tencin gegen den Schluß ihres Lebens bei ihren Soireen zuließ, war eine ruhige, anspruchslose Bürgerliche von mittlerem Alter, Namens Madame Geoffrin. „Sie kömmt zu mir, um zu sehen, was sie sich aus meiner Erbschaft zueignen kann", pflegte Frau v. Tencin mit einem Lächeln gegen ihre Freunde zu bemerken. Es war der Geoffrin in der That darum zu thun, persönlich mit den ausgezeichneten Männern bekannt zu werden, die im Hause der ehemaligen Nonne zusammentrafen, um nach dem Ableben der letzteren sie um sich selbst zu versammeln. Frau v. Tencin fühlte sich durch die Kenntniß ihrer Absichten keineswegs unangenehm berührt; sie empfing vielmehr ihre einstige Nachfolgerin mit Güte und gab ihr einigen nützlichen Rath. Folgende Lebensregel ist charakteristisch: „Man muß gegen Jeden, den man kennt, freundlich seyn; obgleich neun Personen unter zehn sich nicht um uns bekümmern, kann uns doch die zehnte vielleicht Nutzen bringen."

Als Frau v. Tencin starb, brachte die Bourgeoisie den lange gehegten Plan in Ausführung, ihr in der Herrschaft über die Pariser Gesellschaft zu folgen. Sie erweiterte die Sphäre, in der sich ihre Borgängerin bewegte, und bildete gleichsam einen neuen Zirkel, der mit dem der Madame du Deffand rivalisirte, zwischen der und unserer Geoffrin demzufolge ein offener und andauernder Krieg ausbrach. Der Zwist nach weltlicher Auszeichnung, welcher damals die Mitglieder aller Klassen der Gesellschaft beseelte, hatte Madame Geoffrin veranlaßt, ein „bureau d'esprit" zu gründen. Sie wußte, daß sie keine hervorragenden Talente besitze, durch welche sie selbst glänzen könne, und wünschte daher, als die Freundin und Beschützerin geistreicher Männer betrachtet zu werden. Ihr ganzer Ehrgeiz bestand darin, die ruhige Herrschaft über eine Art von litterarischem Hof auszuüben.

Madame Geoffrin war weder besonders witzig, noch auch sehr gebildet, da sie nicht einmal orthographisch schreiben konnte; aber Literatur und Philosophie waren damals Mode, sie huldigte dem Geiste ihrer Zeit und öffnete ihr Haus dem philosophischen Schwarme. Trotz ihrer mangelhaften Erziehung war sie für die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatte, vollkommen geeignet; ihr gesunder Verstand, ihr wohlwollender Charakter und ihre Menschenkenntniß befähigten sie auf eine bewundernswürdige Weise, die Mittel und Zwecke ihrer Gemüther, mit denen sie zu thun hatte, zu leiten und zu verbinden. Durch ihren Takt und ihr freundliches Wesen wurde ihr Haus bald einer der Haupt-Versammlungsplätze der feinen Welt. Ihre Macht stieg mit der Zeit so hoch, daß alle deutschen Höfe, die einigen Anspruch auf philosophische Bildung machten, Korrespondenten besoldeten, um über die in den Zirkeln der Madame Geoffrin erörterten Gegenstände zu berichten. Nachdem Katharina II. den russischen Thron bestiegen hatte, berief sie sich gleichfalls, einen Agenten an den Hof der Madame Geoffrin zu schicken, den man als die Hochschule des guten Tons betrachtete.

In den Vereinen von Literaten und Künstlern, die sie um sich versammelte, führte sie mit seltener Grazie und richtigem Urtheil den Vorsitz. Sie verstand es vor Allen, zur rechten Zeit zuzuhören und nicht über Sachen zu reden, die ihr nicht geläufig waren. Dabei war sie weit entfernt, die Rolle einer stummen Person zu spielen; sie hatte im Umgang mit Leuten vom höchsten Rang, die sie an sich zu fesseln wußte, jene eigenthümliche, sogar in ihrer Unkorrektheit glänzende Phraseologie erlernt, die als der style de grand seigneur bekannt war. Niemand übertraf sie in der Kunst, zu erzählen; ihre Sprache war klar, gedrängt und einen edlen so gesunden Sinn als scharfen Blick verrathend. Die Ihren der Madame Geoffrin gingen indeß nie über ihren Stand hinaus; sie war ihrem Wesen nach eben so eine bescheidene, verständige Bourgeoise, wie Madame du Deffand eine glänzende, epikuräische Weltdame war. Die Einfachheit ihres Aeußeren und die elegante Schmucklosigkeit ihrer Kleidung, die Art, in der sie ihren Haushalt mit allen Annehmlichkeiten des Luxus, von der Oekonomie des Reichthums frei, ausstattete, und ihre mit Sparsamkeit gemischte Wohlthätigkeit waren Alles Eigenschaften, welche die Mittelklassen der Gesellschaft, zu denen sie gehörte, bezeichnen. Ihr Witz war, wie ihre ganze Erscheinung, ruhig und anspruchslos; er hielt sich stets in einem gewissen Kreise und kleidete oft die sinnigsten Gedanken in eine einfache, fast triviale Form. Die Bonmots, die man von ihr aufbewahrt hat, sind meistens zu französisch, um einer Uebersetzung fähig zu seyn. Man sprach einst in ihrer Gegenwart von dem Abbé Trublet, einem Mann von geringem Talent, der aber durch den beständigen Verkehr mit Fontenelle und anderen geistvollen Leuten einen gewissen Takt und soziale Gewandtheit erworben hatte. „Ah!" sagte Madame Geoffrin mit ihrer gewöhnlichen Treuherzigkeit, „c'est un sot frotté d'esprit" — ein mit Geist übersirnißter Narr, möchte den Gedanken vielleicht wiedergeben. Dieses Witzwort hatte ungeheuren Erfolg, da der arme Abbé keineswegs beliebt war. Noch strenger ist ihre Bemerkung über Richelieu und Boisenon, die verderbtesten Charaktere eines verderbten Zeitalters: „Diese beiden Menschen sind nur die Schalen (épluchures) großer Laster." Aber ihr derbstmeßtes Wort, das eben so von der ihr eigenen Gutmüthigkeit als von ihrer Weltkenntniß Zeugniß giebt, ist dasjenige, welches sie an ihren Freund Rulhière richtete. Er hatte ein Werk geschrieben, das Enthüllungen über den Hof von St. Petersburg enthielt, und von dessen Veröffentlichung er ansehnlichen Gewinn zu ziehen hoffte. Madame Geoffrin, die im Gegentheil glaubte, daß dieses Werk ihn in Unannehmlichkeiten verwickeln könne, bot ihm eine namhafte Summe an, um es zu unterdrücken. Rulhière erwiderte mit einer derben Philippika gegen die Aberglaubigkeit, welche Geld anbiete, um die Wahrheit zu verbergen. Seine Freundin ließ ihn aussprechen und sagte dann ruhig: „Wir viel mehr verlangen Sie noch, Rulhière?" — Als dieß Anekdote von Rulhière selbst dem Fürsten von Schomberg erzählt wurde, rief Letzterer, einen Augenblick vergessend, mit wem er redete, voll Begeisterung aus: „Ah! c'est sublime!" . . . . .

Obgleich sie der Geistes-Freiheit, welche die Philosophen ihrer Zeit beanspruchten, ziemlich enge Schranken setzte, wurde doch Madame Geoffrin von ihren Freunden zärtlich geliebt. Wenige Frauen haben die Anhänglichkeit ihrer zwar brüsken, aber unverkünstelten Herzensgüte widerstehen können. Selbst diejenigen fanden ihre Diners und Abendgesellschaften zu angenehm, um sie nicht um den Preis einiger leichten Gefälligkeiten zu erkaufen. Inzwischen hat man Madame Geoffrin mitunter beschuldigt, ihre Herrschaft zu weit getrieben zu haben. Nicht damit zufrieden, der alten freien Anordnung einen Zügel anzulegen, wünschte sie oft, sich in die Privat-Angelegenheiten ihrer Freunde einzumischen; doch gelchah dieses immer, um ihnen mit Rath und That beizustehen. Sie war mit Recht stolz auf ihre vollendete Weltkenntniß, und da nichts ihrer gutmüthigen Eitelkeit mehr schmeichelte, als wenn man sich in schwierigen Fällen an sie wandte, so kränkte es sie eben so sehr, ihre Rathschläge zurückgewiesen oder mit Geringschätzung behandelt zu sehen. Es gehörte zu ihren Hauptgrundsätzen, daß arme Literaten sich unter keiner Bedingung verbrieten müssen. Wenn sich trotzdem irgend ein dürftiger Schriftsteller von ihrer Bekanntschaft einfallen ließ, Hochzeit zu machen, so zürnte sie ihm nicht wenig, endete aber stets damit, ihm ihren Schutz wieder zuzuwenden, seine Frau zu besuchen, seine Kinder zu pätscheln, falls er welche hatte, und Alles zu thun, was in ihrer Macht stand, um ihm die Nahrungssorgen zu erleichtern. Aber obwohl Madame Geoffrin eine thätige und uneigennützige Freundin war, besaß sie doch nicht das herrschsüchtige, verfolgende Gefühl, welches die Freundschaft zu einer Leidenschaft erheben kann. Ihre Freundschaft und ihr Wohlthätigkeitssinn ermangelten der Zanigkeit, welche diesen Empfindungen ihren größten Reiz verleiht. Sie liebte es eben so sehr, ihre Freunde zu verpflichten, als die Nothleidenden zu unterstützen; allein sie vermied den Anblick der Schmerzen, die sie erleichterte, weil sie jede Gemüthsbewegung fürchtete. Ruhig durchs Leben zu gehen, sowohl nützlich als geachtet zu werden und allem Ungemachen, allem Störenden möglichst auszuweichen — das war ihre großes Ziel. Unter

Digitized by Google

dem Edelmuth ihres Charakters verbarg sich ein gewisser Egoismus, der indessen zu menschlich ist; als daß man sie darum weniger schätzen sollte. Ihr Hauptfehler war moralische Furchtsamkeit; sie konnte viel für einen Freund thun, nur nicht sich um seinetwillen kompromittiren. Sie pflegte ihre Freunde nie in Gegenwart von Fremden zu loben; sie verscherzte, daß dieses nur Neid erregte. Eben so verthedigte sie sie nicht, wenn sie in ihrem Beisein angegriffen wurden, da man, wie sie meinte, ihre Feinde dadurch nur noch mehr aufreizte. Dieselbe Vorsicht gab sich in ihrem ganzen Benehmen kund. Madame Geoffrin war fromm, aber sie verheimlichte dies sorgfältiger, als andere Frauen ihre Liebeshändel. Sie ging inkognito in die Messe, hatte Zimmer in einem Kloster und einen Sitz in der Kapuzinerkirche — Alles jedoch unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses, und ohne daß ihre Freunde etwas davon wußten.

Der Reichthum der Madame Geoffrin erlaubte ihr, ihren Hang zum Wohlthun, der außerordentlich war, und ihren Geschmack für die Literatur zu befriedigen, ohne ihr Vermögen zu schmälern. Ihr Gatte, ein stiller und nicht sehr geistvoller Mann, ließ ihr in Allem freien Willen und begnügte sich damit, die Vorbereitungen zu den kostspieligen Festen zu treffen, die sie ihren Gästen gab, welche ihn meistens nur als „den alten Herren" kannten, „der in einer Ecke des Zimmers saß und kein Wort sprach."

Die Gesellschaft, die sich im Hause der Madame Geoffrin versammelte, bestand zum Theil aus Jüngern Voltaire's, zum Theil aus Anhängern Rousseau's; obgleich sie aber die Freunde des Genfer Philosophen um sich duldete, hatte sie doch eine sehr üble Meinung von seinem Charakter, dessen Heftigkeit und deklamatorischer Ton ihrem nüchternen Verstande nicht zusagen konnten. Wir haben schon bemerkt, daß Madame Geoffrin keine große Freiheit der Diskussion zuließ, aber sie mäßigte nur die Unklugheit ihrer Freunde, ohne daß sie dieselben zu leiten suchte, weil sie über die von ihnen erörterten Gegenstände selbst kein bestimmtes Urtheil hatte. Daher zeichnete sich, trotz der Vorsicht und Zurückhaltung der Wirthin, die Gesellschaft, die bei ihr einkehrte, durch die persönliche Unabhängigkeit ihrer Mitglieder aus. Madame Geoffrin gab zwei Diners wöchentlich, das eine für Künstler, das andere für Literaten. An letzterem nahmen d'Alembert und Mademoiselle de l'Espinasse Theil. Befreit von seinen ernsten, obwohl mit Liebe verfolgten Studien, legte d'Alembert jene offene, faß knabenartige Fröhlichkeit an den Tag, welche einst Madame du Deffand gefesselt hatte. Mademoiselle de l'Espinasse, ernster als ihr Freund und in der letzten Zeit etwas schwermüthig und ermüdet, brach mitunter ihr gewöhnliches Schweigen, um kurz, aber beredt über die von den andern Gästen berührten Themata zu sprechen. Marivaux, der in Allem, was um ihn vorging, eine Finesse sah und der seinen gewandten, aber von Einbildungskraft entblößten Geist marterte, um seinen Gesprächen stets eine sumreiche Wendung zu geben, war auch anwesend. Der kalte und zurückhaltende Thomas, dessen Ruf durch die flotze Gleichgültigkeit gelitten hat, die er für die Frauen seines Zeitalters empfand; der emphatische Raynal; Marmontel, der gelehrte Widersacher der Madame du Chatelet; ihr ehemaliger Liebhaber, Saint-Lambert; der scharfe, satirische Galiani und viele Andere, die jetzt vergessen sind, aber einst berühmt waren, befanden sich unter den Gästen der Madame Geoffrin. Sie führte bei diesen Diners mit ihrem gewöhnlichen Takt den Vorsitz, indem sie der Unterhaltung durch ein gelegentliches, dazwischen geworfenes Wort (in welcher Kunst sie excellirte) ihre Richtung gab oder ihr Ergötzen-Talent zur Erheiterung der Gesellschaft ausübte.

Außer dem Ruf, den ihr die Freundschaft genialer Männer verlieh, fehlte es der guten Geoffrin auch nicht an weltlichen Ehren. Als Stanislaus Poniatowski noch ein einfacher polnischer Edelmann war, kam er oft zu ihr, erwarb ihre besondere Gunst und gab ihr stets den Schmeichelnamen „Mutter". Er gerieth durch seine Verschwendungssucht in Schulden, wurde arretirt und nach Foet l'Evêque gebracht; sobald seine Freundin davon hörte, berichtigte sie augenblicklich die Forderungen seiner Gläubiger. Der Monarch vergaß die Verbindlichkeiten nicht, die der Privatmann empfangen hatte; als Stanislaus auf den polnischen Thron erhoben wurde, war eine seiner ersten Handlungen, an Madame Geoffrin zu schreiben: „Mama, Ihr Sohn ist König." Er lud sie zugleich ein, ihn in Warschau zu besuchen, und ungeachtet ihres vorgerückten Alters, gewährte sie seine Bitte. Ihre Reise durch Deutschland glich einem Triumphzuge; namentlich wurde sie von der Kaiserin Maria Theresia mit größter Auszeichnung aufgenommen. Diese Fürstin, welche im Begriff kand, ein engeres Bündniß mit Frankreich zu knüpfen, ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehen, ihre Hochachtung für die Nation zu zeigen, über welche ihre Tochter herrschen sollte. In Warschau angekommen, ward Madame Geoffrin aufs liefte geehrt, als man ihr im königlichen Palast ein Gemach anwies, welches ganz nach dem Muster des von ihr in Paris bewohnten eingerichtet war. Während ihres ganzen Aufenthalts bei ihrem Adoptivsohne brachte er sie mit derselben Zärtlichkeit und Galanterie. Auf ihrer Rückreise durch Wien sah sie zum zweitenmal Maria Theresia, die ihr die Erzherzoginnen vorstellte. Als Marie Antoinette Königin von Frankreich geworden war, erinnerte sie sich dieser Zusammenkünfte und gab es der Madame Geoffrin in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen. Man legte der bescheidenen Matrone eine solche Wichtigkeit bei, daß die kleinsten Details ihrer Reise nach Polen und die Briefe, die sie nach Paris schrieb, die ganze feine Welt von Paris während ihrer Abwesenheit beschäftigten. Sie erlangte sogar eine Art von politischer Macht durch ihre Beziehungen zu dem Fürsten Kaunitz, einem der vornehmen Fremden, die ihr Haus zu besuchen pflegten, und sie trug durch ihre Intervention dazu bei, die Schwierigkeiten zu heben, welche die Eskandschaft der Kardinals von Rohan am Hofe zu Wien erwarteten.

Nichts hatte gefehlt, was den Ehrgeiz der gutmüthigen und liebenswürdigen Bourgeoise befriedigen konnte, als die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Alters ihr das herannahende Ende verkündeten. Sie verstand die Mahnung und unterwarf sich mit gelaßter und ungebrochener Resignation ihrem Schicksal. Die letzten Tage ihres Lebens wurden jedoch durch den Streit der ihr befreundeten Philosophen mit ihrer Tochter, Madame de la Ferté-Imbault, getrübt, welche stets den größten Widerwillen gegen die ganze Schaar von Literaten geäußert hatte, die bei ihrer Mutter ein- und ausgingen und die, wie sie wußte, zum Theil von ihrer Großmuth lebten. Diese Dame weigerte sich, während der Krankheit ihrer Mutter d'Alembert, Morellet und Marmontel zu ihr zu lassen, aus Furcht, das letztere, wie die philosophischen Ultras jener Zeit oft thaten, sie an der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten verhindern würden. Ohne diesen Verdacht zu widerlegen, beklagten sich die Philosophen aufs bitterste über das Betragen der Madame de la Ferté-Imbault und führten eine so anangemessene Sprache, daß, als Madame Geoffrin sich theilweise von ihrem Uebel erholte, sie zwischen ihrer Tochter und ihren drei Freunden wählen mußte. Sie entschied sich natürlich zu Gunsten der Madame de la Ferté-Imbault und, ohne deren Handlungsweise ganz zu billigen, die eben so sehr gegen Takt und Klugheit verstieß, wie die der Philosophen gegen die Schicklichkeit, bemerkte sie mit einem Lächeln: „ihre Tochter habe wie Gottfried von Bouillon gehandelt, indem sie ihr Grab gegen die Ungläubigen vertheidigte." — Mit Ausnahme von Morellet, Marmontel und d'Alembert sahe sie fort, ihre Freunde wie gewöhnlich um sich zu versammeln, bis ein Rückfall ihrer Krankheit sie im Herbste 1777 hinraffte. Sie hatte ihr achtundsiebzigstes Lebensjahr erreicht.

Ueber den Einfluß der Preßfreiheit auf die (französische) Literatur.

Nach der Bibliothèque Universelle de Genève.

(Schluß.)

Auf diese Weise konnte in wenigen Jahren eine Arbeit zu Stande kommen, die bei andren Völkern mehr als ein Jahrhundert in Anspruch nahm. Alle geistige Thätigkeit war auf dieses Ziel, die Vollendung der Sprache, gerichtet. Es fichten ein allgemeines Bedürfniß, in der Republik der Wissenschaften die Ordnung an die Stelle der Anarchie zu setzen, und man kann nicht umhin, hierin den von oben gegebenen Impuls zu erkennen. Der sprachliche Ausdruck sollte mit der geschmackvollen Pracht, die den König umgab, in Einklang gebracht werden. Freilich mochte man dabei mit der zwar etwas derben, aber immerhin originellen und gedankenreichen Natürlichkeit des vorangegangenen Jahrhunderts zu kurzen Prozeß gemacht haben. Denn der französische Geist, ist er einmal in eine Richtung hineingerathen, thut Alles übermäßig und läßt nicht faß, bis er am Ende ist. So ward auch hier ein schweres Unrecht, daß dem Genius enge und unüberschreitliche Gränzen gezogen wurden. Es scheint, als hätte man damals vergessen, daß, wenn auch das absolute Ideal des Schönen und Wahren eins, unveränderlich und ewig ist, doch die Wege, die zu ihm führen, zahlreich sind, weil die unendliche Mannigfaltigkeit der Individualitäten die verschiedenften Anschauungs- und Ausdrucksweisen bedingt. Indessen obgleich dieser Tadel theoretisch gerechtfertigt ist, so ist er es in der Praxis doch nicht in demselben Maße. Den Systemen verdanken die Wissenschaften ihre schönsten Triumphe, und das Zeitalter Ludwig's XIV. beweiß, daß auch die Literatur durch eine systematische Richtung zu Meisterwerken gelangen kann. Boileau drückt dies in folgenden Zeilen seiner Art poétique sehr glücklich aus:

Enfin Malherbe vint, et, le premier en France,
Fit sentir dans les vers une juste cadence,
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit la muse aux règles du devoir.

Diese règles du devoir bezeichnen richtig den herrschenden Geist in der französischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts. Gewisse Formen wurden angenommen, und es war verpönt, über sie hinauszugehen. Der Parnaß befaß seine strengen Gesetze, wie die Monarchie. Es hatte dies freilich zur Folge, daß die öffentliche Meinung eine Art Tyrannei gegen die Schriftsteller ausübte, die sich dem literarischen Kodex nicht fügen wollten. Was originell war, mußte die allgemeine Uniform anziehen und das allgemeine Geleise gehen, oder es wurde nicht für ebenbürtig angesehen. Die Erklärung für diesen allgemeinen Gehorsam in Sachen des Geistes, noch dazu so kurz nach der Reformation, liegt wohl darin, daß damals das Streben der französischen Nation überhaupt auf Einheit gerichtet war und die Einheitsbestrebungen in der Literatur nur eine Seite dieser nationalen Tendenz ausmachten. Es ist unleugbar, daß die Preßfreiheit gerade das Gegentheil bewirkt hätte. Die Kräfte wären zersplittert und auf Streitfragen ganz anderer Natur verwendet worden. Die Sprache, anstatt der Hauptgegenstand literarischer Arbeiten zu werden, hätte sich nur zu einem Werkzeuge der Polemik entwickelt und jene Reinheit und Eleganz niemals erreicht, die ihr von den Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts gegeben wurde.

Ludwig XIV. übte übrigens keinen zu strengen Preßzwang aus. Mit welcher Kühnheit z. B. durfte Molière die großen Herren lächerlich machen, die privilegirten Klassen angreifen, obwohl dieselben sehr gut bei Hofe standen und des Königs Vertrauen besaßen. Sicher gaben manche von seinen Stücken in den Salons großes Aergernniß und riefen viele Anklagen hervor. Dennoch hielt der König Molière's Partei, entzog ihm seine Gunst nicht und gestattete die Aufführung des „Tartüffe". Freilich enthält sich Molière aller Declamationen; er spottet über die Menschen, läßt die Prinzipien unberührt und zeigt zu jeder Zeit große Ehrfurcht vor der königlichen Gewalt, die er wie eine Art Vorsehung darstellt, deren Amt es ist, die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten und Mißbräuche zu beseitigen. Indessen ist seine Satire doch so scharf, daß ein

Digitized by Google

Dichter, der unter der republikanischen Regierung von 1793 die damaligen Höflinge, das heißt die ehrgeizigen Heuchler und die Charlatane der Gleichheit, mit derselben Freiheit auf die Bühne gebracht hätte, schwerlich dem Schaffot entgangen wäre. Der Grund lag darin, daß eine Regierung, die sich stark fühlt, toleranter seyn kann, als eine andere, die jeden Augenblick in ihrer Existenz bedroht ist. Unter Ludwig XIV. hatte die Censur die alleinige Aufgabe, darüber zu wachen, daß die königliche Autorität unverletzt blieb. Dem König mußte mit Ehrerbietung gesprochen werden; mit dem Uebrigen nahm es die Censur nicht sehr genau. So ließ sie, um nur ein Beispiel anzuführen, eine Schrift von Bayhan, „la Dixme royale", passiren, in welcher, ganz wie es die heutigen Revolutionaire thun, statt aller anderen Steuern eine Einkommensteuer vorgeschlagen wird. Es geschahen auch unter dieser Regierung, obwohl sie die absoluteste gewesen ist, weit weniger Verurtheilungen wegen Preßvergehen, als unter den früheren und späteren. Zwar wurde der Druck des „Telemach" inhibirt und die schon gegebene Erlaubniß nach dem Erscheinen der ersten vier Bücher wieder zurückgenommen, weil man in mehreren Stellen einen Tadel der königlichen Regierung und ehrenrührige Anspielungen auf die Hauptpersonen des Hofes seyen wollte. Indessen ist es wohl als wahrscheinlich, daß die Suspension des „Telemach" nur dem persönlichen Hasse einiger Höflinge gegen Fenelon zugeschrieben werden muß.

Nach Ludwig's Tode, unter der Herrschaft des Regenten, trat am französischen Hofe an die Stelle des Etikettenzwanges die zügellosette Ausgelassenheit. Und wie am Hofe, so war es in der ganzen französischen Gesellschaft, und wie in den Sitten, so war es in den Ideen. Laut den Frömmlern nach der Mode wurden über Nacht Skeptiker und Atheisten nach der Mode. Die Literatur, immer noch mit Erfolg gepflegt, nahm allmälig einen philosophirenden Charakter an. Noch wurden die ästhetischen Regeln streng gefaßen; aber der Kreis der behandelten Ideen ward weiter. Man besprach mit Vorliebe dasjenige, worüber die Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts eine schweigsame Zurückhaltung bewahrt hatten. Anfangs ergriff die Regierung ihre Gegenmaßregeln; neue Edikte über die Presse wurden erlassen, und im Jahre 1744 erschien ein Reglement in 124 Artikeln, das die genauesten Verhaltungsregeln für Drucker und Buchhändler und sehr strenge Strafbestimmungen enthielt. Aber die Autorität des Gesetzes kann nicht aufrechterhalten werden, wenn die Vollstrecker selbst es nicht achten. Was man zu drucken verbot, sagte man laut und ungenirt in allen Salons, und das Leben der höchsten Kreise übertraf weit die Zügellosigkeit der verbotenen Bücher. Die Preßvergehen nahmen zu und blieben straflos. Es bildete sich eine Art von Freiheit, die, obwohl außerhalb des Gesetzes, dennoch wichtige Folgen herbeiführte. Die Kunst der Schriftsteller vermehrte sich, und ihre Kühnheit wuchs von Tag zu Tag. Die Moliosophisten der ausgesprochenen Ansichten wurde ein Mittel zum Erfolges sowohl für mittelmäßige Köpfe, als für Talente der ersten Ordnung. Uebrall stieß man auf Philosophie, im Roman, im Drama, in Gedichten, wie in der Geschichte. Die beiden größten Geister des Jahrhunderts bedienten sich der schönen Literatur als eines Werkzeugs zur Verbreitung ihrer Lehren und fanden nur zu viel Nachahmer. Voltaire und Rousseau bildeten zwei große Schulen, die sich, die eine durch Schärfe und Klarheit, die andere durch Schwung und kernigen Ausdruck, auszeichneten. Doch blieb die Verschlechterung des Geschmacks nicht lange aus. Die philosophische Declamation riß die ganze Literatur an sich, verfälschte das Gefühl und verwirrte das Urtheil. Sehr mittelmäßige Schriftsteller nahmen durch ihr Geschick in Auffindung von Paradoren die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch, das sich vom Schein der Neuheit blenden ließ. Dazu kam, daß darin Opposition gegen die Regierung lag, ein Grund mehr, um solchen Schriften in der damaligen Zeit begierige Leser zu verschaffen. So lange die Autoren für einen auserwählten Kreis von Gebildeten schrieben, deren Urtheil dem der Menge die Richtung giebt, so lange gedeiht und blüht die Literatur, aber sie verfällt, wenn sie von dorn herein auf die große Menge berechnet ist. Und dies geschah in Frankreich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. So wie die Censur lau wurde, erschienen unzählige Bücher von sehr zweifelhaftem Geschmack; die Literatur verlor ihren edlen und gemessenen Charakter, die Tragödie machte dem bürgerlichen Drama Platz. Je mehr der Ideenkampf in den Vordergrund trat, desto mehr verlor die Form an Werth. Mit den Gesetzen des Staates und ihren Grundlagen wurden auch die Gesetze der Aesthetik und die Autoritäten, auf denen sie ruhten, untergraben. Aus jener Zeit stammt das Wanken der gesellschaftlichen Ordnung, die sich seitdem noch nicht wieder hat befestigen können. Damals wurden die Quellen der geistigen und sittlichen Entwickelung vergiftet, und die meisten Schriftsteller wählten, statt der schönen Rolle des Volkserziehers, die der Volksschmeichler, um die Leidenschaften und Neigungen der Menge nach Belieben ausbeuten zu können.

Die Revolution, die unterdessen hereinbrach, stürzte die letzten Schranken, die der Freiheit der Presse noch im Wege standen. Aber die Folge davon für die Literatur war fast null; diese Freiheit hat zu keinem großen belletristischen Werke den Anstoß gegeben. Um zu fühlen, muß die Literatur unabhängig seyn, und gerade diese Unabhängigkeit setzte zur Zeit der Schreckensherrschaft. Es war nicht geradezu ein Gegenstand für die literarische Behandlung verboten, noch wurde eine Prämonie-Censur ausgeübt; aber der unabhängige Schriftsteller bezahlte mit seinem Leben das Recht, frei seine Meinungen zu äußern. Auch tragen die schöngeistigen Werke jener Zeit im Allgemeinen den Stempel jeder Bedeutungslosigkeit oder eines ekelhaften Servilismus. Man schmeichelt keinem König mehr mit ein paar überschwänglichen oder aus der Luft gegriffenen Lobbudeleien, man liebkost aber die herrischen Launen, die zahllosen Vorurtheile des souverainen Volkes. Erst als das Kaiserthum den französischen Geist wieder in ein regelmäßiges Bett zwängte, kehrte in die Literatur zum Theil die alte Würde zurück. Unter der Regierung Napoleon's, die doch weit empfindlicher gegen die Presse war, als die Ludwig's XIV., fand die Literatur um Vieles höher als in den zehn Jahren der Republik. Freilich war sie darum noch nicht mehr als ein blasser Abklatsch der Bellettristik des achtzehnten Jahrhunderts. Um so kräftiger und edler aber ist der Aufschwung gewesen, den sie unter der Restauration genommen hat. Zumal in den letzten sechs bis acht Jahren der bourbonischen Herrschaft zeigte sich in Frankreich ein frisches und bewegtes literarisches Leben. In diese Zeit fällt fortwährend auch der heiße und interessante Kampf der Klassiker und Romantiker. So schien es, als ob die strengen Vorgesetze die Blüthe der Literatur hegten und förderten. Da brach die Revolution von 1830 aus, die Censur wurde abgeschafft, und die erste Folge der Preßfreiheit, die dem Lande als eine große Wohlthat angepriesen wurde, war die Lähmung der Literatur, die seitdem in demselben Maße verfallen ist, als die politischen und sozialen Fragen von den Schriftstellern vorzugsweise behandelt wurden. Ein neuer Schlag für die französische Belletristik war die Revolution von 1848. Die meisten Schriftsteller haben sich auf den Journalismus geworfen, und in den letzten zwei Jahren ist fast kein einziges literarisches Werk von Bedeutung erschienen. Es darf demnach wohl behauptet werden, daß die vollkommene Preßfreiheit die Literatur mit Unfruchtbarkeit geschlagen hat.

Es ist eine soziale Forderung, daß, wie der Freiheit, zu handeln, auch der Freiheit, zu schreiben, eine Gränze gesetzt wird. Sonst könnte die Verkehrtheit Einiger die Existenz Aller in Gefahr bringen. Aber schwierig bleibt es immer, diese Gränzen zu bezeichnen und ihnen Achtung zu verschaffen. Wenn zu viel Strenge den Aufschwung des Gedankens unterdrückt, so ermuntert zu viel Nachsicht die Frechheit und eröffnet gefährlichen Sophismen ein freies Feld. Die volle Preßfreiheit würde bei der großen Mehrzahl der Leser einen hohen Grad geistiger Entwickelung voraussetzen; aber diese Bedingung ist nicht vorhanden. Nichts im Gegentheil ist minder haltig, als ein gesunder Urtheil und die Gewohnheit des Nachdenkens. Daher kömmt es, daß die ausschweifendsten Meinungen zahlreiche Jünger gefunden haben, und das Schriftsteller, die nicht sehr gewissenhaft sind, lieber sich an die Leidenschaften und Vorurtheile der Menge anlehnen, als ernste Vorstudien machen, die Arbeit und Beobachtungsgabe erfordern. Die Kunst ist fast aufgegeben, weil diejenigen, auf welche gewirkt werden soll, gegen die Meisterwerke derselben unempfindlich sind. Die Literatur sinkt und sinkt, bis sie dem Verständniß der Ungebildeten zugänglich ist, deren Beifall aus politischen Gründen gewonnen worden soll. Ist sie aber an diesem Punkte angelangt, so geht sie zugrunde an Mangel an Stoff. Geschichte, Dramen, Romane gehen einen viel zu ruhigen Gang, als daß sie noch lange das Interesse des Publikums fesseln könnten. Die Schriftsteller müssen sich auf die leidenschaftliche Partei-Polemik werfen, um wie von allen Seiten, selbst die Pfauenfeile an effekten erschöpft wird, so werden auch die politischen Declamationen bald der platten Mittelmäßigkeit anheimgefallen seyn, bis wieder einmal eine Zeit des Friedens kömmt und eine Zeit der Autorität, welcher Seite der Kämpfenden sie auch entnommen sey. Dann werden die Wogen des Menschengeistes, die heute stürmen und schäumen und allen Schaum des Hasses und Eigennutzes aufwühlen, sich klären und glätten und, wie ehedem, den blauen Himmel und die goldenen Sterne wiederspiegeln; dann werden, will ich sagen, die schönen Tage der Literatur zurückkehren.

Nord-Amerika.

Lanman's Indianer-Sagen.*)

Je weiter der gewaltige Strom europäischer Civilisation in der anderen Hemisphäre unwiderstehlich vordringt und nach einem nothwendigen historischen Prozeß die Elemente früherer Bildungsstufen in sich aufnimmt und aufhebt; je näher also die Zeit rückt, wo die ursprüngliche Physiognomie der indianischen Stämme nur noch in schriftlichen Denkmälern zu sehen seyn wird, desto dringender ergeht die Mahnung an die Zeitgenossen, die bald untergegangenen Geschlechter für die Nachwelt gerade in solchen Bildern beim Leben zu erhalten, in welchen sich die Eigenthümlichkeit eines Volkes am unverfälschtesten ausprägt: Volkslied und Volkssage sind solche Bilder. Das Verdienst des amerikanischen Herausgebers der „indianischen Sagen" ist somit anerkannt und zugleich unsere Rechtfertigung bei unseren Lesern ausgesprochen, daß wir ihnen einige Proben aus dem interessanten Buche mittheilen.

Die Entstehung der Wasserlilie.

Es geschah vor vielen, vielen Monden, daß ein alter und sehr berühmter Jäger des Pottawattamie-Stammes im fernen Walde auf den Tod lag. Er war allein auf seinem Lager von Laub; denn die Hand der Krankheit hatte ihn geschlagen, als er von einem Jagdzug heimkehrte. Unter den Kobbaeblättern, die er zurücklieh, war ein schöner Pictory-Pfeil, mit dem er eine große Anzahl Wild getödtet hatte. Die Spitze war aus einem reinen weißen Stein geschnitten, und die Federn, die ihn schmückten, waren aus den Schwingen des Scharlachvogels gepflückt. Dieser Pfeil hatte ihm bei manchen Gelegenheit das Leben gerettet und war mit so eigenthümlichen Kräften begabt, daß er einen Büffel durchbohren konnte, ohne von des Thieres Herzblut gefärbt zu werden.

Die schwerste Last, die dem sterbenden Indianer auf dem Herzen drückte, war der Gedanke, daß er seinen Pfeil nicht dem ältesten Sohne vermachen konnte. Er lag allein in der Wildniß, und er fühlte sich bei der Vorstellung sehr unglücklich, der Schaft seines Bruders könnte gar das Eigenthum eines Feindes werden, der, wenn Raben oder Wölfe sein Fleisch gegessen haben, ihm die

*) Indian Legends. By Charles Lanman. New-York, 1849.

Digitized by Google

Spur kreuzen würde. Aber einen solchen Gedanken konnte er unmöglich ertragen, und als das Dahrnuch der Nacht sich auf die Erde senkte, richtete er sein flammendes Auge auf den Nordstern, der ihn auf so mancher Gefahr begleitet hatte, und betete zum Herrn des Lebens, er wolle den Pfeil nehmen und in das freundliche Gestirn entführen. Noch ein Augenblick, und der unbekannte Jäger grub sein Haupt in das dürre Laub und — starb.

In der folgenden Nacht stob ein furchtbarer Windstoß über das Land, riß den Pfeil vom Boden und wirbelte ihn in die obern Lüfte hinauf. Eine seltsame Stille trat ein, und der Nordstern ward gesehen, wie er am Himmel zitterte. Wieder verging eine Weile, und ein betäubendes Getöse ließ sich am Firmamente hören, als der Abendstern seinen ewigen Wohnsitz verließ und auf den Nordstern stürzte, um im Zweikampf den Pfeil des großen Jägers zu gewinnen. Der Kampf war ein verzweifelter, und indem die beiden Sterne um den irdischen Preis fochten, fielen Funken weißen Lichtes von ihren Seiten und fielen in unzähligen Splittern auf die Landschaft, die jetzt unter dem Namen Lichtsplitter in den Flug, und der Herr des Lebens gab ihnen, daß sie sich verwandeln in die schönen Wasserlilien, die die zahlreichen Ströme des Westlandes schmücken.

Die treuen Bettern.

Ich spreche jetzt von zwei Chippeway-Jägern, die in den Staatsschwindbergen, in der Nähe des Superiour-Sees, lebten. Es waren die ältesten Söhne zweier Brüder und bekannt in ihrem Dorfe wegen der innigen Freundschaft, die zwischen ihnen bestand, und wegen ihrer Stärke in der Jagd. Sie waren sehr berühmt durch ganz Land, und in welchem Dorf sie von ungefähr kamen, baten die alten Leute sie, zu bleiben und ihre hübschen Mädchen zu heiraten; aber die Jäger lachten zu all dergleichen Vorschlägen, denn sie hatten einander das Wort gegeben, für immer ledig und frei zu bleiben.

Es war um die Zeit, wo das Laub fället, als die jungen Bettern von einer großen Jagd hörten, die in einem fernen Dorfe vor sich gehen sollte. Ein alter Krieger veranstaltete sie, der Vater einer schönen Tochter war und beschlossen hatte, daß der glücklichste Jäger sein Eidam werden sollte. Diese Kunde war den Bettern als Geheimniß mitgetheilt, und bei der Abreise von ihrem Dorfe sprachen sie kein Wort über ihren Entschluß. Zu gehöriger Zeit ging die Jagd vor sich, und reiche Beute ward gewonnen. Manches Jäger brachte zwei Bären heim, manches drei und vier Hirsche, aber die beiden Bettern erjagten jedweder fünf Bären. — Da nun keiner seinen Mitbewerber ausgestochen hatte, so entschied der alte Krieger: Wer ihm zehn Bärenfelle ins Haus bringt, der gewinnt als deßgleichen Freier die Hand seiner Tochter. Eine zweite Jagd begann, und aber der beiden Bettern brachte nicht blos die Skalpe von zehn völlig ausgewachsenen Bären, sondern obendrein einen reichlichen Vorrath ausgetriebenen Wildprets, das für der Zahlzeit des Häuptlings niederstarben. Die Schwierigkeit der Wahl war nun größer, als zuvor; aber, die Wahrheit zu sagen, keinem der jungen Freunde gar kein Verlangen, daß sie Weiber zu heiraten; ihre Tapferkeit aber besser ihre wundersame Kunst im Töden wilder Thiere zu zeigen, das allein lag ihnen am Herzen. Dieses absonderliche Benehmen setzte Jedermann in Erstaunen, am meisten aber den ehrwürdigen Krieger und seine liebliegstochter.

Die wichtige Streitfrage mußte jedoch gelöst werden, und der alte Krieger nahm zu allerlei Auskunftsmitteln seine Zuflucht, um endlich den zukünftigen Eidam zu bestimmen. Zuerst sollten die beiden Bettern mit einander ringen — sie thaten es, und selbander fielen sie in demselben Augenblick zu Boden. Nächstdem sollten sie ihre Gewandtheit im Sprunge beweisen; ein Stock wurde hoch in der Luft gehalten — und Beide setzten mit gleicher Behendigkeit darüber. Drittens sollten sie ihre Pfeile auf ein Paar zwitschernder Vögel abschießen, und wer den besten Schuß macht, der führt die Braut heim — die Pfeile flogen, und beide Vögel fielen zu Boden mit gebrochenem rechten Flügel. Zum Vierten sollten sie auf die Jagd der Eichhörnchen ausgehen, — sie thaten es, und Jeder brachte genau hundert dieser muntern Thierchen mit. Es trat sich nun, und man flüsterte davon im ganzen Dorfe, daß einer der beiden Bettern von dem Reiz des Mädchens, der unschuldigen Ursache so vielen Wettstreites, gerührt wurde, und als der Vater das herausspürte, beschloß er, noch einen Versuch zu machen. Er gab den Jünglingen auf, daß Jeder einen Ke-neoh oder Streitaxter tödte, und wer ihn mit der größeren Zahl wohlerhaltener Federn beschaffe, der solle als Schwiegersohn willkommen seyn. Die neue Probe ward gemacht; die ganze Summe der Federn war einundzwanzig, elf davon hatte der verliebte Vetter gewonnen. Das Mädchen wurde ihm nun, wie sich's gehört, zuerkannt; aber wie groß war das Erstaunen alter Dorf-Insassen, als er erklärte, den Preis nur unter der Bedingung annehmen zu wollen, daß ihm die jungen Leute des Stammes eine stattliche Wohnung aufbauen und mit den ausgezeichnetsten Speisen und Häuten versehen. Ueber diese Forderung waren die Jünglinge höchlich erbost; doch auf Anfrage gegen das indianische Prinzip ändereten sie ihren Sinn und schritten sofort zum Bau der neuen Hütte.

Inzwischen kam es herum, daß der unglückliche Vetter von seinem Gespielen beleidigt worden sey, worauf der beglückte Liebhaber ihn bei einer Bärenjagd auffuchte, in der Absicht, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Es zeigte sich jedoch, daß die eingetretene Kälte zwischen ihnen nicht weichen wollte, und während die Beiden einen abgelegenen Hügel hinanklommen, um dort für die Nacht ihr Lager aufzuschlagen, wurde der hintergangene Vetter plötzlich in eine große Feuerfliege umgestaltet, und in der Luft aufbrigend, erfuhr er bald eine neue Verwandlung; denn er wurde das, was jetzt unter dem Namen Nordstern bekannt ist. Der zurückgebliebene Vetter fühlte sich durch diese Trennung hart betroffen für den Bruch seines Gelübdes, verbannte sich aus seinem Geburtslande und führte ein einsames, trostloses Leben. Das Mägdlein, das er freien sollte, harrt inzwischen, wie man sagt, geduldig, aber umsonst der Rückkehr des längst verlornen Liebhabers.

Mannigfaltiges.

— Der Maler Allan. In den letzten Tagen des Februars verschied in Edinburg nach langer Krankheit der Präsident der schottischen Akademie der Künste, Sir William Allan, der als Maler eines bedeutenden Rufes genoß. Ein Mitschüler Wilkie's und Burnet's, verlebte er in seiner Jugend mehrere Jahre in St. Petersburg, wo er die Kunstsammlungen in der kaiserlichen Ermitage mit Nutzen studirte und von wo aus er einige Darstellungen russischer Scenen nach Hause schickte, die ihm zuerst einen Namen machten. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er mit Sir Walter Scott bekannt, der ihm seine Freundschaft schenkte, und von nun an widmete Allan sein Talent fast ausschließlich der Verherrlichung seines berühmten Gönners, dessen Werke und Person er zum Vorwurf seiner gelungensten Arbeiten nahm. In diese Kategorie gehören: „Der Mord des Erzbischofs Sharp auf Magus-Muir", „die Versteigerung der Maria Stuart im Schlosse Lochleven", „der Morgen des St. Valentin-Tages" (aus dem „schönen Mädchen von Perth") u. A. m. Vorzüglich Bewunderung erregte sein in der Ausstellung von 1843 gezeigtes Gemälde: „die Waise"; es stellt die Tochter Scott's neben dem leeren Sessel ihres Vaters in seinem Studirzimmer zu Abbotsford am Fußboden sitzend dar und wurde von der verstorbenen Königin Adelaide angekauft. — Allan war bis kurz vor seinem Ende mit einem großen Schlachtbild beschäftigt, zu dessen Thema er den Kampf der Schotten gegen die Engländer bei Bannockburn (1315) gewählt hatte; als seine Krankheit zunahm, ließ er sein Bett in das Atelier bringen, nun stets in der Nähe seines Werkes zu seyn. Hier arbeitete er so lange, bis ihm der Pinsel aus der Hand fiel, und da er zu schwach war, um auf sein Zimmer zurückgebracht zu werden, so starb er in seinem Atelier, im Angesicht seines letzten Gemäldes. Er war 1782 zu Edinburg geboren und befand sich mithin im achtundsechzigsten Jahre seines Alters.

— Silber im Seewasser, im Steinsalz und in organischen Körpern. Die Chemiker Malaguti, Durochet und Sarzeaud haben im Seewasser Kupfer, Blei und Silber gefunden und das letztere Metall auch in organischen Körpern nachgewiesen.*) Sie untersuchten Seewasser, das einige Meilen jenseits St. Malo geschöpft war, und konstatirten ihre Resultate durch die Prüfung der Tucus-Pflanzen an derselben Küste. In der Asche einiger von diesen fanden sie ein Hundertausendstel Silber, während das Seewasser etwas über ein Zehnmillionstel enthielt. Ist aber das Seewasser silberhaltig, so muß es auch das Seesalz seyn, so wie jede Substanz, von der dasselbe einen Theil ausmacht. In der That hat auch die Untersuchung in der gewöhnlichen Salzsäure und in der käuflichen Soda geringe Mengen Silbers nachgewiesen. Um nun zu zeigen, daß Pferdei nicht vordergehende Zufälligkeiten im Spiele sind, sondern ein konstantes Gesetz obwaltet, prüften die genannten Chemiker das Steinsalz in Lothringen, das aller Wahrscheinlichkeit der Ueberrest verschwundenen Meerwassers ist, und entdeckten das Silber auch hier.

Es fragte sich hernach, ob nicht allerhand Pflanzen vermittelst ihrer Wurzeln Silber in sich aufnehmen, das ihnen von dem unterirdischen Wasser in aufgelöstem Zustande dargeboten würde. Man konnte nämlich voraussetzen, daß dieses Wasser, das unter anderen mineralischen Beimischungen auch Chlorverbindungen enthält, das Silber aus seinen schwefelhaltigen Verbindungen ausschiede, wenn es auf seinem Wege dergleichen anträfe. Die Versuche, die mit einer Anzahl verschiedener Pflanzen angestellt wurden, haben erwiesen, daß in den vegetabilischen Geweben Silber vorhanden ist. Diese Thatsache setze eine zweite voraus, daß nämlich auch im Thierkörper Silber existire. Experimente mit bedeutenden Quantitäten Ochsenblut haben diese Voraussetzung bestätigt. Es sollte nun noch gezeigt werden, daß, wie die große Verbreitung des Silbers keine zufällige Ursache habe, sie auch nicht eine Eigenthümlichkeit der neueren Pflanzenwelt sey. Hier aber ergab sich, daß die Asche der Steinkohlen nicht so deutlich die Silbersparren erkennen ließ, als die Asche lebender Pflanzen.

Was nun das Blei und Kupfer betrifft, so konnten diese Metalle zwar nicht direkt im Meerwasser nachgewiesen werden; ihr Vorhandenseyn in demselben erhellte aber mittelbar aus der Untersuchung der Küstenpflanzen. Dieselben enthielten achtzehn Millionstel Blei und ein wenig Kupfer, woraus hervorgeht, daß, wenn die beiden Metalle im Meerwasser in so geringer Quantität gegenwärtig sind, daß sie den Reagentien entgehen, dieselben doch immer für die Assimilationskraft der Pflanzen existiren.

Um nun das Gesagte zusammenzufassen, so gehen aus den angedeuteten Untersuchungen folgende Thatsachen hervor: Seewasser, Steinsalz und organische Körper enthalten Silberreihen; Blei und Kupfer sind in gewissen Tucus-Arten vorhanden und folglich auch in dem Medium, in welchem diese Pflanzen leben.

*) Sitzung der Pariser Academie des Sciences vom 24. Dezember 1849.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlungen (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 41. Berlin, Donnerstag den 4. April 1850.

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Erster Artikel.

Der Name Wilberforce knüpft sich an eine heilige Sache und ist einer von denen, an die man mit innigem Behagen denkt. Zwar weiß das Leben dieses edeln Mannes kein effektvolles Ereigniß aufzuweisen, wie es auf der Schaubühne der Welt zu rauschendem Beifall hinzureißen pflegt; aber es war einem erhabenen Streben gewidmet, und seine geräuschlosen Begebenheiten erscheinen so durchdrungen von frommer Anmuth, daß sie des Lesers Seele erheben und läutern.

Die folgenden Angaben sind einer Biographie Wilberforce's entnommen, die von seinen eigenen Söhnen, Robert, Isaak und Samuel, geschrieben ist und fünf Bände umfaßt.

William Wilberforce, der Sprößling einer alten Familie der Grafschaft Yorf, wurde im Jahre 1759 in Hull geboren. Er hatte keinen Bruder, und von seinen drei Schwestern erreichte nur eine das reifere Alter. Er war klein und schmächtig, aber unter dieser schwachen Hülle lebte ein muthiger Charakter und ein gefühlvolles Herz, das von der Theilnahme für Andere erfüllt war. „Ich werde es nie vergessen" — schreibt eine Freundin seiner Mutter — „wie er, als ich krank lag, ohne Schuhe in mein Zimmer trat, um sein Geräusch zu machen, und leise sein lieblichen Köpfchen durch den Bettvorhang streckte, um zu sehen, wie mirs ging." Mit sieben Jahren kam er in die Schule seiner Vaterstadt. Seine Aussprache war damals schon so merkwürdig, daß ihn der Lehrer oftmals auf den Tisch hob und ihn zur Nachsetzung für seine Mitschüler laut lesen ließ. Er verließ die Schule, als sein Vater gestorben war (1768), und wurde nun der Aufsicht eines Oheims anvertraut. Derselbe brachte ihn in eine ziemlich schlechte Erziehungsanstalt, wo er, wie Wilberforce selbst sagte, „ein Wenig vom Alles, das heißt Nichts" lernte. Er blieb dort zwei Jahre.

Bis dahin hatten seine Verwandten auf seine religiöse Ausbildung wenig Rücksicht genommen. In London dagegen wurde seinem Geiste eine fromme Richtung gegeben. Seine Tante, eine eifrige Methodistin, zog ihn in einen Kreis religiöser Personen, deren Umgang und Beispiel von nachhaltiger Wirkung auf den Geist des Knaben gewesen ist. Seine Mutter aber war mit dem Anstrich von Pietismus unzufrieden, den ihr Sohn angenommen hatte, und nahm ihn wieder mit sich nach Yorkshire. Wilberforce verließ das Haus seines Oheims sehr ungern. „Ich liebe sie" — sagte er — „wie ein Sohn, und das Herz wollte mir fast brechen, als ich von ihnen schied." Fünfundzwanzig Jahre später schrieb er mit einem Anflug von seine Vergangenheit: „Wie doch die Hand Gottes mich sichtlich geführt hat, und oft auf Wegen, deren ich selbst nicht achtete! Ich mache, glaube ich, jetzt zum erstenmale die Bemerkung, daß meine Mutter, als sie mich aus meines Oheims Hause nahm, wahrscheinlich die Veranlassung war, daß ich mit Staatsmännern in Berührung kam und eine nützliche Rolle spielen konnte. Wäre ich dort geblieben, so würde ich allem Anschein nach ein Methodist von beschränkten Ideen geworden seyn. . . . ." Als er nach Hull zurückkehrte, ward er in eine lustige, vergnügungssüchtige Gesellschaft hineingezogen, in welcher er durch seine musikalischen Talente und seine Unterhaltungsgabe glänzte. Seine Lehrer sahen ihm das wüste Treiben nach, und seine Mitschüler suchten alle Keime der Frömmigkeit, die in ihm lagen, zu zerstören. „Nie wohl" — schreibt er — „haben fromme Aeltern sich so viel Mühe gegeben, ihren Kindern Religiosität einzuflößen, als sich meine Freunde gaben, den Geschmack an der Welt und ihren Freuden in mir zu entwickeln." Anfangs widerstand ihm die tolle Lebensweise; er mochte weder spielen, noch ins Theater gehen. Als man ihn aber fast mit Gewalt dahin gebracht hatte, ward er berauscht und berauscht und gewann die geselligen Vergnügungen lieb.

Indessen, trotz aller dieser Zerstreuungen, brach sein thätiger, auf das Ernste gerichteter Geist sich bronnoy Bahn. „In seinem vierzehnten Jahre", erzählt einer von seinen Mitschülern, „sprach er sich schon über die Abscheulichkeit des Negerhandels aus und hat mich einmal, ihm einen an die „Yorker Zeitung" gerichteten Brief auf die Post zu besorgen, in welchem dieser Menschenschacher von der moralischen Seite angegriffen war. Er liebte die Literatur" — schreibt derselbe Freund weiter — „lernte leicht Verse anwendig, und obwohl er seine Aufsätze immer erst im letzten Augenblick ausarbeitete, so waren sie doch immer die besten in der ganzen Klasse."

Wilberforce wurde durch den Tod seines Onkels und Großvaters Herr eines großen Vermögens. Er bezog die Universität Cambridge. Hier wartetern seiner neue Verführungen, und eben schon am Abend seiner Ankunft wurde er in den üblichsten Studentenkreis geführt. Es gelang ihm indessen, sich diesen Einflüssen zu entziehen, und in den beiden letzten Jahren seines Aufenthaltes in Cambridge war er der Mittelpunkt eines Zirkels strebsamer junger Männer. Seine Heiterkeit und Liebenswürdigkeit gewannen ihm in jedem Bekannten einen Freund. „Keiner" — sagt der Prediger Gisborne — „hatte, wie er, die Gabe der Unterhaltung; ohne eine Spur von Eitelkeit und Gegierdheit beherrschte er die Diskussion und war besonders glänzend in der Entgegnung. Sein Studentenzimmer war eben so gemüthlich, eben so aller Welt geöffnet, wie später sein Haus in London. Stets hatte er einen großen Vorrath süßer Kuchen zuhause, der allen Besuchern zur Benutzung freistand. . ." Seine Mitschüler vom College St. James sah er oft bei sich; sie sepen aber, meint er, unrechtlich mit ihm umgegangen. Während sie selbst fleißig arbeiteten, verführten sie ihn zur Trägheit, und zeigte er einmal Lust zum Studiren, so meinten sie, er werde doch kein Narr seyn und bei seinem Vermögen Mathematik oder andere für ihn unnütze Dinge treiben. Freilich hatte Wilberforce's Schulbildung auch manche Lücken; aber er befferte sich später nach Kräften, sie auszufüllen.

Wilberforce entschied sich noch seinem Austritt aus der Universität für das politische Leben und trat in seiner Geburtsstadt als Kandidat für die Parlamentsmitgliedschaft auf. Er erzählt von seinen Wahlmanövern ergötzliche Dinge, unter Anderem folgende Anekdote: „Zur Zeit meiner Bewerbung lebte in Hull ein Fischerhursche, Namens Johnny, der eine riesige Gestalt hatte. Ich möchte dem nicht gern die Hand geben, sagte ich zu einem Freunde, das hieße doch, sich zu viel vergeben für eine Wahlstimme. — Sie thun Unrecht, antwortete man mir, das wäre Ihr sicherster und flotzester Knappe, wenn es zu Schlägen kömmt. — Am Tage nach der Wahl kam Johnny an mich heran und sagte mir leise ins Ohr: „Ich habe den Menschen entdeckt, der gestern einen Stein nach Euch geworfen, ich werde ihn heute Abend unbringen." Ich machte ihm bemerklich, daß mich der Stein nicht getroffen habe und die Strafe doch etwas zu hart seyn würde, er solle es nur bei der Drohung sein Bewenden haben lassen."

Die Mahlzeiten, welche Wilberforce seinen Wählern in Hull und London gab, halfen ihm die Schüchternheit beim öffentlichen Auftreten besiegen. Er folgte damals auf den Tribünen fleißig den Sitzungen des Parlaments. Doch traf er auch Pitt, der, wie er, seine Lehrzeit in den Staatsobliegenheiten durchmachte. Sie waren schon in Cambridge mit einander bekannt gewesen; hier wurden sie innige Freunde. Pitt, der Geistreichste unter den Geistreichen, der auf jede Stimmung und Gedankenrichtung einzugehen verstand, zeigte, wenn er im vertrauten Kreise seiner Freunde war, die tollste Laune und Ausgelassenheit, und schwerlich mochte da Jemand den starken Trank in ihm vermuthen, der ihn im öffentlichen Leben auszeichnete. Die Freundschaft zwischen Wilberforce und Pitt ist niemals gestrübt worden; selbst dann nicht, als ihre politischen Ansichten aus einander gingen.

Wilberforce war mit ungeheurer Majorität ins Parlament gewählt worden. Dies machte, daß er mit großer Zuvorkommenheit in London empfangen wurde und in den ersten Klubs eine gesuchte Person war. Es wurde in diesen Gesellschaften stark gespielt, und Wilberforce ließ sich anfangs mit in den Strudel hineinreißen. In seinem Tagebuch aus jener Zeit findet sich hier und da die Notiz: „Verloren im Faro 100 Pfund." Durch einen Zufall wurde er von der bösen Neigung geheilt. „Wir können leider heute Abend nicht spielen", sagte ein Klubmitglied, „Sir Andrew, unser Bankhalter, ist nicht da. Aber, wie wäre, Wilberforce, übernehmen Sie sein Amt!" Er war es zufrieden und gewann 600 Pfund. Da diese Summe aber meist von jungen Leuten verloren worden war, die noch kein unabhängiges Vermögen hatten und von dem Verluste hart betroffen wurden, so beschloß er von diesem Augenblicke an, nie mehr eine Karte anzurühren.

Gleich bei seinem Eintritt ins Parlament erklärte er sich unabhängig, und selbst seine Freundschaft für Pitt konnte ihn nicht aus seiner Richtung bringen. In seinem Tagebuche aber spricht er von dem innigen Bedauern, das er fühlte, als er das erstemal gegen Pitt zu sprechen gezwungen war. Er widersband den Versuchungen des Ehrgeizes, wie der Schmeichelei. Von wenig jungen Parlamentsmitgliedern, die einen Klub der „Unabhängigen" gebildet und sich das Wort gegeben hatten, weder Aemter, noch Sinekuren, noch die Pairie anzunehmen, waren er und Banks die Einzigen, die diesem Gelübde treu blieben.

Wilberforce liebte die Natur über Alles, und saß mit thränenden Augen verließ er seinen Landsitz, wenn ihn die Eröffnung des Parlaments nach London rief. Da seine Güter in Yorkshire sein Herrenhaus hatten, so hatte er eine Besitzung am Ufer des Windermere in Westmoreland gemiethet. „Nie habe ich", schreibt er an seine Schwester, „diesen einfachen Aufenthalt verlassen,

Digitized by Google

ohne mich tugendhafter zu fühlen, und ich fürchte sehr, das Gegentheil ist der Fall, wenn ich aus London gehe."

Im Jahre 1783 reiste er mit Pitt und Elliot nach Paris. Der Hof war in Zonlainebleau, wo man die englischen Gäste sehr huldreich aufnahm. Man drängte sich um Pitt, um ihn über seine politischen Pläne auszuhorchen. Man ließ ihn selbst durch Vermittelung des Herrn von Bergennes merken, daß sich Demoiselle Necker, der ihr Vater eine Million zur vierjährtanzeit Pfd. Sterl. geben wollte, seine Beantwerdung gern würde gefallen lassen. „Ich bin bereits mit meinem Vaterlande vermählt", war Pitt's Antwort. Was Wilberforce betrifft, so empfing er dort den Dank des alten Franklin für die Wärme, mit der er sich im Parlamente dem Kriege mit Nord-Amerika widersetzt hatte.

Als Pitt nach England zurückgekehrt war, wurde er Premier-Minister und hielt mit starker Hand die Zügel der Regierung, indeß sich unter Fox eine Coalition bildete, die ihn zu stürzen drohte. Verschiedentliche Adressen an den König hatten dargethan, daß die öffentliche Meinung zu Gunsten Pitt's gestimmt war. Noch aber hatte sich die volkreiche Grafschaft York nicht ausgesprochen, und die Mitglieder jener Coalition setzten alle Mittel in Bewegung, um daselbst das Zustandkommen einer ähnlichen Adresse zu verhindern, zumal sie voraussahen, daß noch andere Grafschaften dem Beispiele Yorkshire's folgen würden. Die Mittelsmänner und die Freisassen, die unter dem amerikanischen Kriege zu leiden hatten, waren schon längere Zeit zur Erzielung gewisser finanzieller Reformen mit einander verbunden und traten nun in offene Opposition gegen die mächtige Aristokratie, die sie bisher fast ohne Kontrole regiert hatte. Die Fabrikanten zogen zielten zu den Tories.

Damals beschloß Wilberforce, obwohl er kaum weiter in der Grafschaft bekannt war, als in seinem Geburtsort, und ebenda nur etwa mit dem Dichter Mason in engerer Verbindung stand, daselbst einer Volksversammlung beizuwohnen, in welcher die Adressfrage zur Sprache kommen sollte. Der Tag war vorgerückt, das Publikum hatte bereits eine Anzahl Redner gegen die Adresse gehört, als Wilberforce den Saal betrieb, der die Rednerbühne vorstellte. „Das Weiter" — erzählt ein Augenzeuge — „war dermaßen schrecht, daß man fürchten mußte, das schmächtige Männchen würde vom Winde umgeworfen werden, und der Zudrang der Menge so groß, daß Menschen mit den besten Lungen Mühe hatten, sich sämmtlichen Versammelten verständlich zu machen. Er sprach indessen so schön und klar, daß das Publikum wie festgebannt seinem mehr als einstündigen Vortrag zuhörte. Die Höhe der Estrade war seiner kleiner Figur nichts weniger als günstig." „Ich sah" — schreibt Boswell an Dundas — „etwas wie einen Zwerg auf den Tisch steigen; aber in dem Maße, als ich zuhörte, wuchs und wuchs er, und bald war aus dem Zwerge ein Riese geworden." Noch während er sprach, kam ein Expresser an, der ihm folgenden Brief von Pitt überbrachte:

„Mein lieber Wilberforce. Morgen wird das Parlament aufgelöst werden. Die Sache wäre beinahe durch ein sonderbares Manöver verzögert worden. Es hat nämlich Jemand diese Nacht das große Staatssiegel entwendet; aber wir werden vor rechten Zeit einen parat haben. Ich schicke Ihnen hierbei eine Abschrift der Thronrede, die in zwei Stunden wird gehalten werden. Sie können davon als von etwas Geschehenem reden. Gang der Ihrige. Pitt."

Der Erfolg von Wilberforce's Rede war die Abfassung einer loyalen Adresse an den König, die von den Freisassen gegen die Adeligen durchgesetzt wurde.

Die ungeheuren Gedkosten, die eine bestrittene Kandidatur in der Grafschaft York mit sich brachte, hatten die bürgerlichen Bewerber bisher von derselben fern gehalten. Wilberforce wagte es, der Parlamentssitz nicht mehr für die Stadt Hull, sondern für die ganze Grafschaft zu beanspruchen. Dieser Plan schien für einen jungen Mann ohne Rang und Würden sehr kühn und der Erfolg so zweifelhaft, daß Wilberforce nicht einmal Pitt davon eine Mittheilung machte. Indessen erhielt er bei seinen Wahlreden rauschenden Beifall. „Wir wollen ihn zum Vertreter", riefen während einer solchen Rede die Freisassen. „Wilberforce und Freiheit!" wurde der Ruf einer anderen Wählerklasse. Eine Subscription ward eröffnet, um die Kosten der Wahl zu bestreiten, und trug 18,700 Pfd. Sterl. ein. So kam Wilberforce als Vertreter der Mittelklassen ins Parlament, und im Sinn seiner Wähler hielt er sich stets entfernt vom Parteigeiste, wie vom zügellosen Demokratie; in diesem Sinne geschah es auch, daß er die Aufhebung des Sklavenhandels verlangte und erreichte.

Im Oktober 1784 begleitete er seine Mutter und Schwester auf einer Reise nach dem Kontinent und brachte den Winter in Nizza zu. Auf ihrer Rückkehr nahmen sie den Weg durch die Schweiz. „Die Schweiz", sagte Wilberforce, „ist von allen Ländern das einzige, für das ich Englands aufgeben könnte." Seine Mutter war in Begleitung zweier jungen Nichten: er selbst hatte in seinen Wagen einen Professor aus Cambridge aufgenommen, dessen große Verdrücke das unerschöpfliche Ergötzen der französischen Haarkräusler war. Im Uebrigen war es ein sehr unterhaltender, gelehrter und frommer Mann. Wilberforce war erstaunt, als er die letztere Eigenschaft an seinem Gefährten wahrnahm. „Ich hätte mich beachtet", schreibt er, „ihn mit mir zu nehmen, wenn ich dies gewußt hätte; so wahr ist es, daß Gottes Hand uns ohne unser Wissen und Zuthun leitet." Sie führten Beide lange religiöse Gespräche mit einander, an denen Wilberforce allmälig so tiefen Antheil nahm, daß die Damen unfingen, über Vernachlässigung von seiner Seite zu klagen. Sie lasen miteinander die Werke von Doddridge, überlegten das Neue Testament aus dem Griechischen — kurz Wilberforce's Ideen nahmen eine völlig theologische Richtung. Nach langem Kampfe mit sich selbst, beschloß er endlich, sie er wieder nach London zurückgekehrt war, seinen Freunden von der Veränderung Kunde zu geben, die in ihm vorgegangen war. Der Eine ward seinen Brief ins Feuer, ein Anderer fiel die ganze Bekehrung für einen Akt der Zerstreuung, von der er in der Gesellschaft schon wieder werde geheilt werden; ein Dritter, der von Wilberforce wußte, daß er stets ein regelmäßiges Leben geführt habe, meinte, er habe übergeschnappt. Der einzige Pitt, obwohl er seine religiösen Ansichten nicht theilte, versicherte ihm, daß ihn nichts in der Freundschaft für ihn wankend machen könnte. Von dieser Zeit an führte Wilberforce ein genaues Tagebuch über seine Fort- und Rückschritte in der Frömmigkeit, über seine Handlungen und Gespräche, über die Bücher, die er las, und die Predigten, denen er beiwohnte. Er führte auch ein „Buch der Freunde", um seinen Umgang mit ihnen nutzbringender zu machen. „Die Einen" — schreibt er an seine Mutter, die sich über die Gemüthsrichtung ihres Sohnes brunruhigte — „werden ins öffentliche Leben geschleudert; den Anderen weiß das Schicksal einen kleinen Wirkungskreis an, und für jeden Stand giebt es demnach entsprechende Pflichten. Es ständ dem Staatsmann eben so schlecht an, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, als einen einsamen Bauern, ein Heer zu befehligen oder im Senate das Wort zu führen. Ich hoffe, liebe Mutter, daß diese einfache Bemerkung genügen wird, Deine Besorgnisse zu zerstreuen, wenn ich dann und wann mit mir allein zu seyn wünsche. In meiner Stellung wäre es geradezu eine Desertion, es hieße das mir von der Vorsehung anvertraute Amt verrathen, wenn ich nicht mit allen Kräften dabei ausharren wollte. Denke ich an meine vielen Pflichten, so bedaure ich etwas mich, daß ich meine Zeit auf Dinge dieser Welt verwende; ich bedaure, daß ich so viele Gelegenheiten muß vorbeigehen lassen, Gutes zu wirken. Mein beständiges Gebet ist es, Gott möge mich lehren, wie ich ihm mit größerem Eifer dienen und wirksamer meinen Mitmenschen beistehen könne."

Die Lockerung der Sitten und der religiöse Indifferentismus seiner Zeit gingen Wilberforce tief zu Herzen, und er hielt sich für berufen und verpflichtet, auf die Belebung der allgemeinen Moralität und Frömmigkeit hinzuwirken, zumal ihm seine Stellung einen Einfluß auf die höheren Klassen der Gesellschaft verlieh. Zu dem Ende machte er mehrere Rundreisen in den Provinzen und suchte Geistliche und alte Freunde für seinen Plan zu gewinnen. Unter Billigung des Königs gelang ihm endlich, eine Gesellschaft zur Verbesserung der Sitten zu gründen, der sich ausgezeichnete Männer aller Stände anschlossen. Diese Gesellschaft erlangte vom Parlament manches nützliche Gesetz, verhinderte so viel als möglich den Vertrieb unsittlicher Bücher, unterstützte die Konstabler in der Aufrechthaltung der Sonntagsfeier, in der Unterdrückung der Trunksucht, des Fluchens u. s. w. und wurde ein Stützpunkt für alle anderweitigen philanthropischen Bestrebungen.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Emerson's Repräsentativ-Menschen.

„Repräsentativ-Menschen", so nennt der geistvolle amerikanische Verfasser der in der Anmerkung näher bezeichneten Vorlesungen*) jene geistigen Mittelpunkte des Menschengeschlechts, in denen sich alle Bildungsgestaltungen einer Zeit sammeln; jene Spiegel, die irgend eine Geistesrichtung — gröbre sie der Denk-, der Willens- oder Gemüthssphäre an — in übersichtmäßiger Stärke reflektiren. — Der Gedanke, diese Repräsentativ-Menschen zur Anschauung zu bringen, ist von ungeheurem Umfange. Jeder große Volksstamm, der seinen Beitrag zur Civilisation geliefert, jedes theologische oder philosophische System müßte ihren Abgeordneten zu diesem Kongresse senden; Thaten und Ideen würden hier ihre Erklärung, die Lebensbilder, so zu sagen, der Kunst, der Moral, der Gesetzgebung ihre Darstellung finden. Da jedoch auf die nothwendig beschränkte Leinwand nur wenige Figuren gezeichnet werden können, so stößt man auf die Schwierigkeit einer angemessenen Auswahl. Hier dürfte nun Mancher mit Herrn Emerson, dessen Vorlesungen über Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon und Goethe handeln, rechten: Warum fehlt der „Glaube" neben dem „Zweifel"? Der „Mystizismus" hat seinen Platz gefunden, warum ist die „Religion" hier ausgegangen? Nach der „Liebe" sehen wir vergeblich uns um, obgleich die „Poesie" die ihr gebührende Stelle einnimmt. Und doch mögen diese Einwürfe kaum zu Worte kommen vor der genialen Auffassung und Behandlung Emerson's. Die erakkte, mitunter pythisch-dunkle Diktion macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Leser. Einige Stellen aus diesen Vorlesungen mögen dies belegen. —

In der Einleitung zu den Essays von Montaigne, in welchem Emerson das skeptische Element verkörpert sieht, heißt es:

„Die Dinge bringen immer ihre eigene Philosophie mit sich, sie heißt: Klugheit. Reiner erwirbt sich Eigenthum, ohne etwas Arithmetik mit in den Kauf zu bekommen. In England, dem reichsten Lande, das je existirt, hält das Eigenthum mehr, als in irgend einem anderen, persönlichen Vorzügen die Wage. — Nach der Maßgelt glaubt ein Mensch weniger, seugnet bestalb mehr: Wahrheiten haben dann etwas von ihrem Zauber verloren. Nach der Maßgelt ist die Rechenkunst die einzige Wissenschaft; Ideen sind aufregend, mordbrennerisch, wahnsinnige Phantasmen junger Menschen, die der solche Theil der Gesellschaft von sich weist; der Mensch wird dann nach seinen athletischen, thierischen Talenten gewürdigt. Spencer erzählt, Pope war eines Tages bei Gottfried Kneller, als dessen Neffe, ein Sklavenhändler, ins Zimmer trat. „Neffe", redete ihn Sir Gottfried an, „Du hast die Ehre, hier die zwei größten Männer der Welt zu sehen." „„Ich weiß nicht, wie groß Ihr seyn mögt"", versetzte der Guinea-Mann, „„aber Euer Aussehen will mir nicht gefallen. Ich habe oft einen Kerl, dem Ihr das Wasser nicht reicht, lauter Knochen und Muskeln, nun zehn Guineen gekauft.""" — So nehmen die Sinnenmenschen an den Ge-

*) Representative Men. Seven lectures. By Ralph Waldo Emerson.

Digitized by Google

lehrten Rache und zahlen Spott um Spott. Diese hatten sich zu Schlüssen hinreißen lassen, die noch nicht reif waren, und hatten mehr gesagt, als sie verantworten konnten; dafür machten sich jene über die Philosophen lustig und wogen Menschen nach Pfunden. Ihr Glaube ist: Senf beißt auf der Zunge, Pfeffer ist pikig, Scrrichjandhöllchen sind feuergefährlich, Wühlerei muß man aus dem Wege gehen, vor schlechten Zahlern die Podentaschen fest zuhalten, in einer Krise Ehre ist viel Verstand, und ein Mann wird zum Redner, wenn Ihr ihm ein gutes Glas Wein einschenkt. Seyd Ihr weichherzig und gewissenszart, so müßt ihr mehr Fleischspeisen essen. Luther, das ist ihr Mann, wenn er singt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang;*)

wenn er einem jungen Studenten, dem die „Präbefination" und der „freie Wille" viel zu schaffen machte, einen tüchtigen Zug aus der Flasche als Stillungsmittel anrath. — „Nerven", sagt Cabanis, „das ist der Mensch." — Mein Nachbar, ein lustiger Pachter im Bar-room der Weinschenke, meint, der rechte Gebrauch des Geldes sey, es sicher und schnell auszugeben. Ich für meinen Theil, sagt er, sage das Meine durch die Gurgel und befinde mich sehr wohl dabei. — Das Unbequeme bei dieser Denkweise ist nur, daß sie zur Abstumpfung und endlich zum Ueberdruß führt. Das Leben zehrt uns auf. Bleib kalt! In hundert Jahren ist Alles eins. Das Leben ist hübsch genug; aber wir werden froh seyn, es, und die Leute — uns los zu werden. Warum sich bärmen und plagen? Das Essen wird uns morgen schmecken, wie es uns gestern geschmeckt hat, und zuletzt kriegen wir es satt. Pah, sagt mein blasirter Gentleman aus Oxford, es giebt nichts Neues, nichts Bleibendes — aber was thuts? Mit etwas mehr Bitterkeit grollt der Cynifer: Unser Leben gleicht dem Esel, der mit vorgehaltenem Heubündel zu Markte genarrt wird; er sieht nichts, als das Heubündel. „Wie viel Roth, wenn wir in die Welt kommen; wie viel Noth und Nichtswürdigkeit, wenn wir hinausgehen; es lohnt sich kaum der Mühe, überhaupt darin zu seyn", sagt Bolingbroke. Ich kannte einen Philosophen dieses Schlages, der die Summe seiner Erfahrungen über die menschliche Natur auf das Faxit zurückzuführen pflegte: Der Mensch ist ein jämmerlicher Schuft, und daran schloß sich als Korollarium: Die Welt lebt von Schnurrpfeifereien, und so will auch ich leben. — Jedes Ding hat seine zwei Seiten, und über jede läßt sich Manches sagen. Wer könnte uns einen vernünftigen Skeptizismus verargen, wenn wir sehen, daß keine einzige praktische Frage mehr als eine annähernde Lösung zuläßt? Ist nicht die Ebetrage noch immer eine offene? Seit die Welt steht, wünschen sich, die im Käfig sind, hinaus, und die draußen, hinein. Der Bescheid des Sokrates an jenen Heirathslustigen: „Thue, was Du willst, und es wird dich reuen", hat noch heute seine Gültigkeit. Die ganze Gesellschaft zerfällt in Parteien in ihrer Ansicht vom Staate. Denkt an die offene Arbeitsfrage: hier die Anhänger der Konkurrenz, dort die Kämpen der Association. Die Großmüthigen wollen, daß Alle Theil an der Arbeit nehmen, das allein sey ehrlich, das allein biete Sicherheit; nur in des armen Mannes Hütte wohne Kraft und Tugend. Auf der anderen Seite aber hört man den Einwand: Arbeit verwüstet die schöne Menschengestalt, bricht den Geist. Die Arbeiter schreien: Wir haben keine Gedanken! — Kultur, wie unerläßlich! Ich kann auch den Mangel an Bildung nicht vergeben. Und doch verwischt die Kultur den schönsten Zug in der Menschennatur: die Ursprünglichkeit. Peerlich ist die Kultur für einen Wilden; aber laß ihn nur erst ein Buch lesen und stehe zu, ob es ihm dann möglich ist, nicht an Plutarch's Helden zu denken."

Was Emerson über Goethe sagt, wird schwerlich vor unserer Götzolatrie Gnade finden: „Ja möchte nicht behaupten, Goethe habe die höchste Stufe erstiegen, von wo herab der Genius seine Sprüche verkündet. Er hat die höchste Einheit nicht angebetet; er ist des völligen Aufgehens in das Sittliche unfähig. Es giebt edlere Saiten in der Poesie, als Goethe sie angeschlagen — Dichter von geringerem Talent, die einen reineren Ton haben und tiefer ins Herz greifen; dem Menschen kann Goethe nie theuer seyn. In ihm ist keine Dingebung an die Wahrheit; sie gilt ihm nur als Mag der Kultur. Goethe ist ein Mann, den Keiner bestehen, Keiner täuschen, dem Keiner imponiren kann. Von steifster Strenge und Sichtvorlengnung, hat er für alle Menschen nur einen Probierstein: Was kann ich von Dir lernen? Alle Güter werden nach diesem Stabe gemessen und abgeschätzt: Rang, Vorrechte, Gesundheit, Zeit, das Dasseyn selbst. Er ist der Typus der Kultur; Liebhaber aller Künste, Wissenschaften und Ereignisse; künstlerisch und doch kein Künstler; dem Geistesleben anhangend und doch dem Spiritualismus abhold. Es ist nichts, das er nicht zu wissen berechtigt wäre. Da ist keine Waffe in dem Rüstschrank des Weltgeistes, die er nicht in die Hand genommen hätte; doch mit dem entschiedenen Vorbehalte, sich keinen Augenblick von ihr verletzen zu lassen. Unter jedes Ereigniß, zwischen sich und den theuersten Besitz legt er einen Lichtstrahl. Nichts verbarg, nichts entzog sich ihm. Die lauschenden Dämonen saßen bei ihm, und der Heilige, der die Dämonen schaute; die übersinnlichen Elemente nahmen für ihn Gestalt an. Die Frömmigkeit leibst, sagt er, ist nicht Zweck, sondern nur Mittel: der lautere, innere Frieden, den sie giebt, mag uns zur höchsten Stufe der Kultur führen. Und sein Scharfblick, mit dem er in die tiefsten Geheimnisse der Kunst dringt, macht ihn noch mehr zur Statue. Wie Cicero die Frauen beauszte, der Verschwörer Heimlichkeiten auszuspähen, so dienen Goethe die eigenen Gemüthsregungen nur, um durch sie in die Kammeren fremder Herzen zu dringen. Feindschaften hat er nicht. Sein Feind magst Du seyn, wenn er nur unter dieser Bedingung von Dir Etwas lernen kann, wäre es auch nur ein Zuwachs an Erfahrungen, der ihm aus den Trümmern bei Deinem Sturze erblüht. Feind und Willkommen! aber Feind im hohen Stil. Er kann Niemand hassen; dazu ist ihm die Zeit zu kostbar. Antipathetische Gegnerschaften läßt er gelten; aber sie müssen den großartigen Fehden zweier Imperatoren gleichen: die Schwerter müssen sich über Königreiche kreuzen. — Er ist fragmentarisch, seine Productionen sind Gelegenheitsgedichte, eine Encyklopädie von Sinnsprüchen. Setzt er sich hin, ein Drama oder eine Erzählung zu schreiben, so sammelt und sucht er feine Bemerkungen, die ihm von hundert Seiten zuströmen, und so gut es gehen will, verarbeitet er sie zu einem Ganzen. Was sich gegen die Einverleibung sperrt, muß sich gefallen lassen, als Briefe, Tagebuchblätter und dergl. lose angehängt zu werden. Ein großer Theil, der gar keinen Platz findet, bleibt der Gnade des Buchbinders überlassen, der mag ihm eine beliebige Stelle anweisen. So locker daher auch der Zusammenhang in manchem seiner Werke ist, besitzen wir dennoch ganze Bände abgerissener Paragraphen, Aphorismen, Lernen u. A."

Portugal.

Der Portwein.

Wenn Du, mein lieber Leser, heutzutage das Unglück hast, eine mäßige Quantität sogenannten Portweins zu Dir zu nehmen, so muß der Verdacht in Die aufsteigen, daß man Dir ein künstliches Gemisch vorgelegt hat. Machst Du den Versuch öfter, so fragst Du Dich zweifelnd, ob denn das derselbe Wein ist, der das Lieblingsgetränk so vieler ausgezeichneter Männer der letzten Generation ausmachte, der Wein, von welchem Pitt und Dundas, Fox und Sheridan so manche Flasche konsumirten, den die Lords Eldon und Stowell die Irische und Rüstigkeit ihres Alters verdankten, von dem Sir William Grant, auch als er noch in Jahren war, täglich seine zwei Quart zu sich nahm? Als wir selbst uns das erstemal diese Frage stellten, waren wir zu der Annahme versucht, als seyen jene berühmten Personen mit besseren Constitutionen versehen gewesen, als unser heutiges Geschlecht. Die Zeichen, unter denen Pitt's Gesundheit zugrundeging, durften wohl auf den Gedanken bringen, daß sein Körper die Portwein-Diät nicht aushalten konnte, während sie Dundas' starker Natur vollkommen zusagte, und daß Pitt gewiß zehn und mehr Jahre länger gelebt hätte, würde er statt des Portweins Bordeaux getrunken haben, von dem im vorigen Jahrhundert gleichfalls ungeheure Quantitäten in England vertilgt wurden.

Diesen Zweifel, ob die Schuld, daß heutzutage der Portwein schlecht vertragen wird, an den Trinkern oder am Weine liege, löste uns ein Freund, bei dem wir dann und wann zu Tische waren. Er setzte uns Portwein vom reinsten Geschmacke vor, und als wir ihn fragten, wie man sich eben so guten verschaffen könne, meinte er, das scheine ihm nicht recht möglich, denn der feinige sey ein Privatgeschäft von einem Kaufmann in Porto, der im Uebrigen allen seinen Wein für den Handel „zurichte". Dabei übergab er uns ein kleines Buch,*) das von demselben Kaufmann verfaßt war, aus diesem, meinte er könnten wir lernen, wie man den Portwein fabrizire.

Wir gehen in Folgendem dem Leser einige Auszüge aus diesem Buche zum Besten.

„Es haben nicht immer dieselben Eigenschaften an dem Portwein für die besten gegolten. Man hat ihn bald herb, bald mild, bald fein, bald stark gewollt. Jede von diesen Eigenschaften verträgt sich mit der Reinheit; aber der Wein wird eine oder mehrere von ihnen von Natur in verschiedenem Grade besitzen, je nach dem Boden, der Lage des Weinbergs und der Fruchtbarkeit des Jahres.

„Leider haben sich unsere Weinfabrikanten angewöhnt, auf diese Thatsache keine Rücksicht zu nehmen, und produziren in jedem Jahre, es sey frucht oder trocken, kalt oder warm, so wie von jeder Traube und aus jedem Weinberge, eine und dieselbe „dunkle, schwere und süße" Sorte Wein.

„Wahrscheinlich hat der Geschmack eines besonders guten Jahrgangs, wie z. B. desjenigen von 1820, allmälig diese Stile hervorgerufen. Die Kunstente, bei denen der 1820ger besonders gefucht war, verlangten, daß man ihnen immer eben solchen liefere; da es aber bei der Seltenheit guter Jahre schwer hielt, mit reinem Wein diesem Verlangen zu genügen, so nahm man seine Zuflucht zur Fälschung.

„Die kleinen Händler fanden dabei ihren Vortheil. Denn wenn sie diesen Wein mit Benecarlo oder einem anderen schlechteren Rothwein verschnitten, so konnten sie Alles insgesammt für Portwein verkaufen. Bei der Bereitung des Regua**) ersetzte dieses Gemisch alle Ingredienzien mit Ausnahme des Wassers, und welche Zunge durch den Gebrauch starker und gemeiner Getränke abgestumpft war, für die mag der falsche Portwein jedem anderen mit noch so feiner Blume vorzuziehen seyn."

Hiernach geht der Verfasser auf das Verfahren ein, durch welches das „dunkle, schwere und süße" Gebräu hergestellt wird.

„Die Weintrauben, gute und verdorbene, werden unter einander in steinerne Bottiche geworfen, so lange mit den Füßen getreten, bis sie vollständig zerdrückt sind und darauf der Gährung überlassen. Ist die Gährung zur Hälfte vor sich gegangen, so wird der Wein aus dem Bottich in Fässer übergegossen und Sprit im Verhältniß von zwölf und mehr Gallonen (1 Gallone = 4 Quart) auf die Pipe Most (1 Pipe = 2 Orhoft) hinzugethan, wod die fernere Gährung bedeutend verlangsamt.

*) Der Amerikaner führt diese Worte in der Originalsprache an, und, was gewiß das größte Wunder, der amerikanische Setzer hat sie ohne Druckfehler wiedergegeben. D. R.

*) A Word or two on Port Wine, by J. J. Forrester.

**) Eine Art Gährwein.

Digitized by Google

„Nach etwa zwei Monaten wird dem Gemisch die Farbe gegeben. Man thut zu dem Ende eine anfehnliche Quantität Fliederbeeren in große Säcke, legt dieselben in Bottiche, gießt einen Theil des zu färbenden Weins darüber und tritt sie so lange, bis aller Färbestoff ausgedrückt ist. Das Quantum der Fliederbeeren schwankt zwischen dreißig und funfzig Pfund auf die Pipe. Hierauf erhält der Wein eine neue Stärkung von zwölf Quart Sprit auf den Orhoft.

„Jetzt ruht er zwei Monate und wird nach dieser Zeit zum Verkauf nach Porto gebracht. Hier wird ihm wiederum manches Maß Sprit zugesetzt. Liegt er neun Monate auf dem Fasse, so gilt er für reif zur Einschiffung nach England und bekömmt noch einen kleinen Sprit-Zusatz auf die Reise. Demnach wird der Wein erst nach einer Beimischung von wenigstens sechzig Quart Sprit auf den Orhoft für hinlänglich stark gehalten!

„Ein anderes Fälschungsverfahren ist folgendes. Man wählt aus verschiedenen Sorten die besten Trauben aus und läßt unreife, wie verdorbene, bei Seite. Man tritt sie, wie vorhin beschrieben, stört aber die Gährung erst, nachdem sie zu drei Vierteln vor sich gegangen ist. Im Fasse erhält der Wein vier Quart Sprit auf den Orhoft. Nach zwei Monaten zieht man ihn auf andere Fässer und gießt noch drei Quart Sprit und fünf Quart Jeropiga*) zum Orhoft zu. Darauf schickt man ihn nach Porto, wo noch zwei Quart Sprit per Orhoft seiner warten.

„Zwei Drittel mindestens von dem Portweine, der nach England gebracht und als ein- und zweijähriger verkauft wird, sind auf eine der angegebenen Weisen verfälscht. Beiläufig bemerken wir noch, daß die Sitte, den Portwein zang zu verschicken, für den Konsumenten nichts weniger als vortheilhaft ist. Der junge Portwein ist zu streng, um rein genossen zu werden; aber man giebt ihm durch süße Beisätze einen Schein von Reife, durch den sich ein unerfahrener Trinker leicht täuschen läßt.

„Was nun das letzte Drittel der Portweine betrifft, die nach England kommen, so ist freilich nur ein äußerst geringer Theil desselben frei von einer Beimischung von Jeropiga; aber wenigstens ist Alles ausgegohren und kein Zusatz vor vollendeter Gährung gemacht.

„Der Färbestoff der Trauben, der sich durch die Gährung entwickelt, variirt je nach der Sorte, ihut aber nichts zum Geruch des Weins. Die Zaebe schwankt zwischen blassem Rosa und tiefem Purpur, ist immer durchsichtig und ändert sich mit dem Reifenerden. Das Rosa zieht sich ins Kohfarbene, das Purpur ins Granatfarbene. Diese Farben erhalten sich dann.

„Der dunkelste von den angewandten Färbestoffen ist der Flieder. Er wird ohne Unterschied bei jeder Art Portwein angewendet und theilt ihm immer einen unangenehmen Kratzgeruch mit. Zunächst färbt er den Wein mattviolett; mit der Zeit wird daraus Ziegelroth, oder die sämtliche Farbe verschwindet ganz und die unvollkommene, die auf die praktische Wein im Anfang hatte, tritt wieder hervor.

„Schon lange ist man davon abgekommen, reinen, gut ausgegohrnen Portwein auszuführen — ganz geringe Quantitäten etwa ausgenommen. Seit einiger Zeit indessen werden gegen dieses verderbliche Fälschungssystem Schritte gethan, und es ist zu hoffen, daß dieselben von Erfolg seyn werden. Die englischen Wein-Konsumenten müssen den Portugiesen eine handgreifliche Lehre geben und ihnen beweisen, daß, wenn sie sich ihres Spiritus entledigen wollen, derselbe nicht unter der Gestalt von Portwein ausgeführt werden darf, und daß man Fliederbeeren und Melasse in England unendlich billiger kaufen kann, als sie in der Form von Portwein zu stehen kommen."

Der Verfasser der angeführten Schrift zeigt durch Zahlen, wie wenig Wein von erster Qualität im Douro-Thale gewonnen wird, und berichtet überdies, daß dieser wenige selbst immer noch mit schlechteren Sorten verschnitten wird. Würde man seinen Rath befolgen und sich die Merkmale einprägen, an denen der echte vom unechten Portwein unterschieden wird, so gäbe es bald nicht mehr Viele, die von den „schweren" portugiesischen Weinen reden.

„Das Schädlichste an dem sogenannten Portwein" — heißt es in einer anderen englischen Broschüre über diesen Gegenstand **) — „ist die Vermischung von unvollkommen gegohrenem Wein mit Spiritus. Freilich ist Alkohol auch im Weine enthalten, aber er ist darin in solcher Verbindung, daß er sogar heilsam ist, obgleich er ausgegohren und rein, oder auch selbst mit Wasser gemischt, sehr schädlich wäre. Unsere Aerzte wissen sehr wohl, daß der häufige Genuß des falschen Portweins und des Branntweins dieselben Folgen nach sich zieht: nämlich Verdauungsstörungen und Leberleiden. Was nun die Jeropiga betrifft, so mag man sich davon einen Begriff machen, wenn man liest, wie ein portugiesisches Wörterbuch dieses Wort erklärt. Jeropiga, heißt es dort, bedeutet: Ajuda, Clyster, Bebida medicinal. Der letztere Ausdruck bedeutet eine Arznei, die beiden anderen können einer Uebersetzung entgehen. Und solches Gebräu giebt man uns für vieles Geld und unter hochtrabendem Namen zu trinken!"

(Westminster Review).

*) Jeropiga ist ein Präparat aus 56 Pfund getrockneten Fliederbeeren und 60 Pfund Melasse auf 300 Quart Traubensaft und bald so viel Sprit.

**) Strictures on a „Word of truth on Port Wine".

Mannigfaltiges.

— Frederike Bremer in Nord-Amerika. Die schwedische Novellistin ist ihrer Landsmännin, der schwedischen Nachtigall, vorangezogen nach den Vereinigten Staaten. Von Jenny Lind, die im Laufe des Sommers in Begleitung der Herren Benedict und Belletti dort erwartet wird, unterhalten sich die amerikanischen Blätter bereits in allen Tonarten. Friederike Bremer bereist seit einigen Monaten die verschiedenen Staaten, und da ihre ins Englische übersetzten Romane auch in allen amerikanischen Leihbibliotheken zu finden sind, wo sie, wie bei uns, namentlich von den Frauen viel gelesen werden, so wird sie überall als eine große europäische Celebrität begrüßt. Vor kurzem war sie in Boston, wo sie von ihrem Begleiter, dem gerachteten amerikanischen Schriftsteller Herrn Sumner, unter Anderem nach dem Ständehause des Staates Massachusetts geführt wurde. Die Zeitung Salem Register erzählt bei dieser Gelegenheit Folgendes: „Als Miß Bremer in den Senatssaal eingetreten war, wurde sie dort den meisten anwesenden Senatoren vorgestellt. Einer derselben, der den Namen der Schwedin wohl noch niemals gehört haben mochte, hatte ihn so verstanden, als lante er Brimmer, und hielt sie deshalb für die ihm persönlich unbekannte Witwe des früheren, sehr ehrenwerthen Mayors der Stadt Boston, Herrn Martin Brimmer. Da er die Introduction der Dame für einen dem Andenken des verstorbenen Municipalbeamten dargebrachten Ehrenzoll ansah, so hielt er es für seine Pflicht, ihr seinerseits ebenfalls ein Kompliment zu machen. Er sprach daher zum nicht geringen Erstaunen der fremden Schriftstellerin mit ihr zunächst von dem jetzt in Boston so schlecht gewordenen Straßenpflaster, von der früher viel größer gewesenen Ordnung der Straßen-Polizei und Rinnstein-Reinigung und endlich von den bedeutenden Fluctuationen des Oelmarktes — worüber Miß Bremer am meisten erstaunt war — aber der ehrenwerthe Herr Martin Brimmer war nicht blos ein tüchtiger Mayor, sondern auch ein sehr angesehener Oelhändler gewesen und hatte sich als solcher das von ihm seiner Witwe hinterlassene, sehr bedeutende Vermögen erworben."

— Zur Statistik der Stadt Boston. Folgendes kann von der Nationalverschiedenheit der gegenwärtigen Einwohner der Stadt Boston einen Begriff geben: Unter den 5068 Kindern, die dort im Jahre 1849 geboren wurden, hatten 2540 Kinder irländische Väter und 2578 irländische Mütter. Nur 438 hatten Väter und 532 hatten Mütter, die in der Stadt Boston selbst geboren waren, und 582 Väter, so wie 316 Mütter, waren aus anderen Theilen des Staates Massachusetts. Aus den Neu-England-Staaten waren im Ganzen 1734 Väter und 1765 Mütter. Aus Deutschland stammten 149 Väter, aber nur 21 Mütter — ein Beweis, wie viel weniger Mädchen und Frauen bei uns auswandern, als junge Männer, doch ist daraus auch zu erklären, warum die Kinder der Deutschen in Amerika so bald ihren Aufprung verleugnen: die Sprache der Mütter wird nur zu leicht zur Muttersprache; 408 Väter und 132 Mütter waren aus den britischen Provinzen von Nord-Amerika, die also ebenfalls ein sehr bedeutendes Kontingent von Auswanderern an die Vereinigten Staaten liefern. Aus England stammten 131 Väter und 126 Mütter, aus Schottland 38 Väter und 33 Mütter und aus Frankreich 20 Väter und 10 Mütter. Die Anzahl der in Boston wohnenden Europäer schätzt man — mit Abrechnung ihrer in Amerika gebornen Kinder — auf etwas über 50,000.

— Patrick Frazer Tyler. Dieser rühmlichst bekannte Historiker, Verfasser einer „Geschichte von Schottland", der „Lebensbeschreibungen schottischer Berühmtheiten" (Lives of Scottish Worthies) und eines „Lebens Sir Walter Raleigh's", starb kürzlich zu Malvern in England. Durch Vermittelung Sir Robert Peel's hatte er vor einigen Jahren eine Staatspension von 200 Pfund Sterl. erhalten, die er bis an sein Lebensende genoß.

— Englische Zeitungen. Bentley's Miscellany berechnet den Umfang sämmtlicher im Jahre 1849 gedruckten englischen Zeitungen auf eine gedruckte Oberfläche von 1,466,150,000 Quadratfuß, die, wenn man sich ein eben so langes Papier ohne Ende denkt, hinreichend wären, um die Erde am Aequator beinahe sechsmal zu umgürten.

— Bibliotheca Schütziana. Unter diesem Titel hat der hiesige Buchhändler und Antiquar Herr Stargardt (Charlottenstraße 54) so eben ein Verzeichniß (Nr. III.) herausgegeben, welches eine „Theaterbibliothek aus Schütz's und anderer Sammlungen nebst Anhang" enthält, und in welchem der kundige Herausgeber nicht blos den Bücherliebhabern dieses Faches eine willkommene Auswahl theils sehr seltener, theils wegen ihrer Beziehung zum Zeitgeiste wichtiger Theaterstücke bietet, sondern auch durch manche bibliographische und biographische Notizen dem Literarhistoriker nützliche Nachweise giebt. Die Theaterstücke sind meist deutsche aus dem vorigen Jahrhundert, und ihre Vergleichung läßt einen sicheren Blick auf den Gang der dramatischen Kunst von der Gottschedschen Periode bis auf Schiller thun. Von Letzterem sind mehrere Stücke in erster Ausgabe, und die editiones principes der deutschen Klassiker sind jetzt sehr selten und werden in neuerer Zeit von den Bibliophilen zu hohen Preisen gesucht. Letzteres sieht man auch dann und wann in diesem Kataloge. Nr. 415 z. B. enthält: „Schiller, Don Karlos, Infant von Spanien. Karlsruhe 1788. Nachdruck der sehr seltenen ersten Leipziger Ausgabe von 1788" (Letzteres soll wohl 1787 heißen), und dieser Nachdruck ist mit 1 Thlr. 5 Sgr. angesetzt. Indessen sind gerade die ersten Werke von Schiller am seltensten, und von seinen periodischen Schriften werden vollständige und wohlerhaltene Exemplare wie z. B. „Thalia" und „Horen" zu sehr hohen Preisen gesucht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 42. Berlin, Sonnabend den 6. April 1850.

Frankreich.

Spanien und England.

Eine Parallele, nach J. J. Ampere.

Es ist mir niemals eingefallen, eine Parallele zwischen diesen beiden Ländern aufzustellen. Diese Parallele oder vielmehr dieser Kontrast hat sich mir von selbst dargeboten. Ich hatte Spanien besucht; der Seelenzustand, der gewöhnlich einem großen Unglück folgt, der uns vorwärts treibt, weil wir die Rückkehr fürchten, machte, daß ich in Cadix ein Dampfschiff bestieg, welches nach Lissabon ging und mich über Lissabon nach Southampton brachte; so wurde ich, ohne es eigentlich beabsichtigt zu haben, plötzlich von der südlichen Halbinsel nach England versetzt. Auf meinen vielfachen Reisen habe ich nie einen so schnellen und vollständigen Gegensatz kennen gelernt, wie er sich hier zeigte, vielleicht ließ mich eben dieser jähe Wechsel so lebhaft den Charakter der so gänzlich entgegengesetzten Länder auffassen, wie man die Wirkung zweier verschiedenen Farben durch ihre unmittelbare Zusammenstellung am besten beurtheilen kann. Es schien mir, als müßte ich den Eindruck, den dieser Gegensatz auf mich gemacht, durch eine kleine Schilderung wiedergeben, vielleicht füge ich in besseren Tagen etwas über die Natur der beiden Landschaften und Völker hinzu, und es gelingt mir dann, den Beobachtungen, welche dieses Studium mich hat machen lassen, durch diesen Kontrast den Reiz der Neuheit zu verleihen.

Ehe wir uns jedoch mit den Gegensätzen beschäftigen, wollen wir den Aehnlichkeiten einige Aufmerksamkeit widmen; es sind deren nicht viel, aber um wahr zu seyn, darf man sie nicht übergehen.

Spanien und England sind von Europa isolirt, dieses durch den Ocean, jenes durch die Pyrenäen; der Ocean indessen nähert die Länder einander mehr, als daß er sie trennt, und in unseren Tagen besonders sollte man im Widerspruch mit Horaz sagen: Oceanus sociabilis. Man gelangt in neun Stunden von Paris nach London; es erfordert mehr Zeit, die Bergkette zu übersteigen, welche sich zwischen Frankreich und Spanien erhebt. Die iberische Halbinsel ist eine wirkliche Insel, und die britische Insel gleicht einer Halbinsel, welche durch den Dampf mit dem Kontinent vereinigt wird.

Wenn man von der einen Seite Andalusien, von der anderen Island abrechnet, sind die beiden Königreiche von einem ernsten, stolzen Volke bewohnt, das, ruhig und zurückhaltend, eine stets sich gleich bleibende Würde aufrechtzuerhalten weiß. Es besteht ein eigenthümlicher Rapport zwischen beiden Ländern: jedes von ihnen hat seine Eibolisation und seinen Nationalcharakter auf die neue Welt übertragen, ein Theil Amerika's ist englisch, der andere spanisch. In den Vereinigten Staaten spiegelt sich die eine Hälfte Englands ab, nämlich das industrielle und kommerzielle England, von welchem das aristokratische und feudalistische England streng geschieden ist. Man denke sich den Tower und Westminster aus London fort und lasse ihm nur die City und die Docks, man stürze im Geiste die alten Kathedralen um, entwurzele die hundertjährigen Eichen von Windsor und die Zedern von Blenheim, man denke sich statt der Schlösser Warwick und Arundel die Dampfschornsteine und Werkstätten der Fabrikstädte; wenn dann noch die Städte Port, Durham, Chester, Oxford, jene Denkmale historischer Zeiten, verschwinden und statt ihrer Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield, in eine ewige Atmosphäre von Dampf gehüllt, und Liverpool in der fast unglaublichen Großartigkeit seines sich über die ganze Welt erstreckenden Handels allein stehen bleiben, dann hat man ein getreues Abbild der Vereinigten Staaten.

Im Grunde welchen die politischen Sitten und Grundsätze der Vereinigten Staaten nicht wesentlich von denen Englands ab; das self-government ging in Amerika dem republikanischen Gouvernement voraus, welches nur eine Entwickelung und Fortbildung desselben war. Jenseits des Atlantischen Meeres, an jener Küste, die ein jugleich erweitertes und verkleinertes England zu seyn scheint, herrscht noch der alte sächsische Geist, eben so bietet uns das amerikanische Spanien ein getreues Gegenstück des europäischen Spaniens dar. Mein trefflicher Reisegefährte, der Doktor Roulin, welcher das neue Granada vor dem alten gesehen hatte, war ganz betroffen von dieser Aehnlichkeit, die ihm auf jedem Schritte folgte und die ihn in einem ihm ganz neuen Lande ein bekanntes wiederfinden ließ. Spanien und England haben beide das Privilegium gehabt, sich auf dem Grund und Boden der neuen Welt zu verdoppeln und wieder hervorzubringen, welches Schicksal sie einerseits einander nähert, während auf der anderen Seite so vielfache Verschiedenheiten sie trennen.

Von diesen Verschiedenheiten eben möchte ich dem Leser ein treues Bild geben, so lebhaft, wie ich selbst es empfunden. Die sandigen und menschenleeren Ebenen Kastiliens und La Mancha's haben wenig Aehnliches mit dem fruchtbareren Boden der Wiesen von Hampshire, die dürren Ufer des Manzanarez mit den blühenden Gefilden, durch welche der Avon sich schlängelt, und die afrikanische Sonne Andalusiens gleicht eben so wenig dem trüben Gestirn, dem es oft an Strahlen fehlt, um damit den nebelerfüllten Theil der Erde zu erleuchten. Man sieht Spanien durch eine Staubwolke und England durch einen Nebelschleier. Die Art zu reisen ist eben so verschieden, als der Anblick der Ortschaften, die man durchreist; hier schwerfällige Diligencen, gezogen von acht mit Federbüschen geschmückten und mit Schellen behangenen Maulthieren, welche mit Geschrei und Gekläffe das neben ihnen her laufende Zagal antreibt; auf jeder Station eine Viertelstunde Zeitverlust, jede Nacht Aufenthalt im Wirthshause, obwohl die Nächte dort allerdings zuweilen um zehn Uhr beginnen und um Mitternacht endigen, abscheuliche Wege, wenn man nur etwas von den Verbindungs-Landstraßen entfernt; — dort dagegen nach allen Richtungen hin der prosaische und pfeilschnelle Eisenbahn-Waggon mit dem pünktlichen Geräusch der an einander rasselnden Räder und Schienen, die Lokomotive, welche heult und pfeift wie ein reißendes Thier, aber den Reisenden, der sich ihr anvertraut, ohne Aufenthalt bei Tag oder Nacht ans Ziel führt. Kein Land ist für die Anlegung von Eisenbahnen besser geeignet, als das mittlere Spanien, das, wie man weiß, unermeßliche Flächen birgt, aber wann wird es in Spanien Eisenbahnen geben? . . . Man hat es unternommen, eine solche von Madrid nach Aranjuez zu bauen, eine Strecke von nicht weniger als acht Meilen, aber dieser kühne Gedanke ist noch nicht zu Ende geführt worden. In England steht der Reisende überall fruchtbare Städte, schöne Dörfer, prächtige Schlösser, elegante Landhäuser, wohlunterhaltene Hecken und Zäune, und Bäume! ja, die schönsten Bäume der Welt! In Spanien haben selbst die bebauten Felder den Anstrich der Wüste, die Städte sind selten, Schlösser giebt es fast gar nicht, wenig Landhäuser, wenig Pachtgüter, und die Spanier scheinen sämmtlich die Meinung eines alten Bauersmannes zu theilen, der mir in einem Ton, den ich nie vergessen werde, sagte: „Unbewohnte Felder, das ist, was ich am meisten liebe!“ (Campos sin poblacion es mi passion!)

Die Erinnerungen an meine beiden Reisen bekämpfen sich gleichsam in meinen Gedanken. So gedenke ich z. B. meiner Ankunft in Bayonne zur Mittagsstunde eines heißen Junitages; ein Palmbaum, der erste, dem ich begegnete, verkündigte mir Andalusien; Lorbeer-, Rosenstöcke, wie in Griechenland und in Klein-Asien, blühten zwischen den Felsen; Orangenhändler und Wasserverkäufer umringten schreiend meinen Wagen; Alles war weiß von Staub, das Ganze machte den Eindruck glühender Hitze und blendender Gluth. Zugleich rufe ich mir die Wiesen in Windsor ins Gedächtniß zurück: ich sehe mich eines schönen ruhigen Abends lange den frischen grünen Ufern der Themse wandern, welche sich in der Dämmerung dahin schlängelt; schöne Schwäne gleiten ruhig auf ihren Wogen entlang, während Gruppen friedlicher Spaziergänger auf dem Rasen lustwandeln oder unter alten majestätischen Buchen ruhen. Es liegt eine unendliche Entfernung zwischen diesen beiden Bildern, die gleichzeitig in meinen Gedanken weilen, sie bezeichen sich auf zwei entgegengesetzte Pole, sie gehören zweien Welten an.

Ohne Zweifel giebt es auch in Spanien schöne grüne Waldungen und fruchtbare Regionen, z. B. die Gebirge im nördlichen Theil der Halbinsel, nahe bei Granada der durch den Lauf des Darro und des Xenil bezeichnete Strich, die Huerta (der Garten) von Valencia; eben so findet man auch in England wüste und unerfreuliche Landstrecken, wie die große Ebene von Salisbury, welche man passirt, um nach Stonehenge zu gelangen, und welche an die römische Campagna erinnert, aber es sind dies nur Ausnahmen, durch welche der Hauptcharakter des Landes nicht verändert wird. Die geographische Formation der beiden Länder ist wesentlich verschieden. Spanien wird von zähen, zackigen Felsen durchkreuzt, die man Sierras nennt, welches Sägen bedeutet; diese Sierras theilen das Land in mehrere ziemlich tiefe Bassins. In Großbritanien giebt es nur an einem Punkt eine ähnliche Theilung, es ist die, welche das südliche Schottland von dem nördlichen scheidet. (Fortsetzung folgt.)

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Erster Artikel. (Schluß.)

Wir haben oben gesehen, daß Wilberforce von Jugend auf die traurige Lage der Negersklaven zu einem Gegenstande seines Nachdenkens gemacht hatte.

Digitized by Google

Die Zeit, seine religiöse Richtung, die dahin gewendete öffentliche Meinung reißten in seinem Geiste den Gedanken, die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Befreiung der armen Neger zum Ziele seiner parlamentarischen Wirksamkeit zu machen. Seine glänzende Beredtsamkeit und seine politische Unabhängigkeit schienen ihn besonders zu diesem Werke der Humanität zu befähigen, und noch hätten ihm Muth und Ausdauer für diese schwierige Aufgabe gefehlt, wenn ihn nicht der Glaube erfüllt, getrieben und aufrechterhalten hätte. „Der Gott der Liebe" — schreibt er — „hat meinem Wirken zwei Ziele vorgeboren: die Verbesserung der Sitten und die Unterdrückung des Sklavenhandels." Pitt, der ihm wie einen Bruder hielt, ermunterte ihn in seinen Bestrebungen, die seinen geistigen Anlagen, wie seinem Charakter, entsprachen. Das Interesse für die Neger begann sich im Volke zu regen. Mildthätige Männer, zumeist Quäker, bildeten in London ein Comité, das die auf den Sklavenhandel bezüglichen Data und Aktenstücke zu sammeln hatte. Dies war eine wirksame Vorhalle für Wilberforce. Der Verein verbreitete ferner, um das Publikum wach zu halten, Schriften, in denen die Abscheulichkeiten des Sklavenhandels dargethan wurden. Denn nur, wenn das moralische Gefühl der gesammten Nation gewonnen war, konnte der Gegenbruch der Privat-Interessen überwunden werden, und günstig war es, daß der Leiter dieser großen Angelegenheit durch sein sanftes Wesen und seinen liebenswürdigen Ruf alle religiösen Bekenntnisse für seine Sache interessirte, deren vereinten Kräften Nichts widerstehen konnte.

Indeß wurde von Seiten der Gegner ein mächtiger Widerstand organisirt. Die „Westindier" hielten sich zusammen und prophezeiten von der Durchsetzung der Maßregel den Ruin der Handels-Marine und der Kolonieen. Trotz Pitt's Beistimmung war, wie dies in England bei nicht ministeriellen Fragen häufig geschieht, das Kabinet verschiedener Meinung über den Gegenstand.

Wilberforce feinerseits bereitete sich auf den Kampf vor, sammelte die statistischen Dokumente über den Handel mit Afrika vor Einführung und während des Sklavenhandels, die offiziellen Thatsachen über Behandlung, Anzahl der Sklaven u. s. w., veranlaßte Petitionen, Zeitungsartikel u. dergl. Diese Arbeiten nahmen seine Morgenstunden in Anspruch, während seine Abende dem Parlament gewidmet waren. Nie ließ er seinen großen Plan außer Augen; bei Freunden, in Gesellschaften, bei Tafel, überall ward er um Mitleid für die armen Neger und um Theilnahme an ihrer Befreiung.

Aber durch diese rastlose, aufregende Thätigkeit wurde seine Gesundheit, die schon seit lange wankend war, dermaßen geschwächt, daß die Aerzte erklärten, er habe kaum noch einen Monat zu leben, und ihn, nur um ihm überhaupt einen Rath zu geben, nach Bath schickten. Bevor Wilberforce dahin abreiste, mußte ihm Pitt feierlich versprechen, seine Sache weiter zu führen, falls er selbst sterben sollte. Gegen alle Erwarten gewann er seine Kräfte wieder. Sobald es anging, reiselte er sich von dem zerstreuenden Badeleben in die Ruhe seines Landsitzes am Bindermeersee, wo auch solgte ihm dahin ein Schwarm von Gästen, denen er sich nicht entziehen konnte. Sein Gewissen erschrak über diese unfreiwilligen Zerstreuungen. „Ich will mir" — schrieb er damals in sein Tagebuch — „für die kommende Woche meine Vorsätze aufzeichnen; gieb mir Kraft, o Gott, sie zu halten. Ich muß auf der Hut seyn vor der Gewöhnung der Verschwendung, der ich als Christ, der Sinnlichkeit, ich muß jede Gelegenheit ergreifen zu religiösen Betrachtungen und frommer Lektüre und stets der Pflichten gedenken, die ich als Christ, als Landesvertreter, als Sohn, Bruder und Familienhaupt zu erfüllen habe." Trotz all dieser Vorsätze zogen ihn seine Gäste in einen Strudel weltlicher Zerstreuungen, bis er sich gewöhnigt sah, seinen Lieblingsmuseenbau aufzugeben. — In London kam er in dieselbe Schwebe zwischen Ansprüchen der Gesellschaft und seinem Verlangen nach Zurückgezogenheit, und nun beschloß er, über die Verwendung jeder Stunde Buch zu führen, eine Kontrole, die er sich beharrlich auferlegte, bis seine Gewohnheiten größere Festigkeit erlangt hatten.

Am 12. Mai 1789, als er alle Vorarbeiten beendigt hatte, brachte er seinen berühmten Antrag im Parlamente ein. „Dienstag" — schreibt er — „bin ich nach der Stadt gekommen, schwach und wenig aufgelegt zur Arbeit; aber durch Gottes Gnade ward mein Antrag günstig aufgenommen. Ich habe vierundsechs Stunden gesprochen und war zwar nicht unmittelbar darauf vorbereitet, ich bin indessen so in meinem Gegenstande zuhause, daß ich immer vorbereitet bin. Meine Brust leidet; sonst geht es ziemlich. Die ermuthigt mich das in meinem Sieben, daß ich die Gemüther meiner Zuhörer der heiligen Sache, die ich verfechte, günstig stimmen kann!"

In dieser Rede, welche die Debatten über den Gegenstand eröffnete, schilderte er den Sklavenhandel als einen durch das Völkerrechts und Jedes auch Zeugniß und Zahlen die traurigen Wirkungen, die er auf Afrika und auf die Kolonieen geübt hatte. Zwar sind nur noch wenige Bruchstücke der Rede erhalten, aber der Eindruck, den sie auf jene Versammlung von Rednern hervorbrachte, ist Zeugniß genug für ihre Schönheit. Burke, fingerissen von Rührung, erhob sich und dankte Wilberforce im Namen des Hauses, der Nation und ganz Europa's, daß er mit solch überzeugender Kraft den Gegenstand beleuchtet habe. „So klar und so gewaltig" — schreibt derselbe — „war die Rede, daß ich keine der neueren Zeit und kein Muster der antiken Redekunst über sie setzen möchte."

„Mit wahrer, inniger Freude" — schrieb der Bischof von London an einen Freund — „berichte ich Ihnen, daß Wilberforce gestern im Unterhause den wichtigen Antrag auf Unterdrückung des Sklavenhandels gestellt und dabei eine Rede gehalten hat, die ich für die beste ansehe, welche je gehört worden ist. Sie dauerte über drei Stunden und machte einen tiefen Eindruck. Wilberforce wurde auf die edelste Weise von Pitt, Burke und Zor unterstützt, die übereinstimmend erklärten, der Sklavenhandel sey ein Vorwurf für England, und nur eine vollkommene Unterdrückung könne ein so monströses Uebel heilen. Jener war ein ruhmvoller für das Land. . . ."

Die Debatten begannen von neuem am 21. Mai; aber die Pflanzer erreichten es, daß die Entscheidung des Hauses aufgeschoben wurde, bis die Zeugen vor dem Parlament verhört seyn würden. Damit zog man die Sache in die Länge und erlangte die Vertagung bis zur nächsten Parlamentssitzung.

Um von der parlamentarischen Thätigkeit auszuruhen, begab sich Wilberforce nach Cowslip-Green, einer anmuthigen Besitzung der Miß Hannah More, wohin sich dieselbe aus der Gesellschaft zurückzegogen hatte, um ungestört ihrem Wohlthätigkeitssinne leben zu können. Die letztere Eigenschaft war es auch, die Wilberforce an dieser ausgezeichneten Dame am meisten schätzte. „Ich sollte einmal" — schreibt er — „einem Geistlichen in Yorkshire zu der Erlaubniß verhelfen, außerhalb seiner Pfarre wohnen zu dürfen. Er sey, meine derselbe, an das Londoner Leben, an einen gebildeten, wissenschaftlichen Umgang gewöhnt und sehe sich nun auf dem Lande von aller geistigen Bewegung abgeschnitten. Ich antwortete ihm, daß mein Gewissen mir nicht gestatte, sein Gesuch zu unterstützen, und führte ihm das Beispiel der Miß Hannah More an, die mit Johnson, Burke, Garrick, Reynolds u. A. in vertrautem Verkehr gestanden und diesen gewiß anziehenden Kreis von Freunden aufgegeben habe einzig zu dem Zwecke, ihre geistigen Gaben zur Verbesserung der Lage des armen Landvolks, zur Erziehung Tausender von unglücklichen Kindern zu verwenden."

Die Schwester der Miß More erzählt in ihren Memoiren, wie Wilberforce bei seinem oben erwähnten Besuche in Cowslip-Green den Anstoß zur Gründung wohlthätiger Anstalten in dem benachbarten Cheddar gab. „Die Versetzung sügte es" — heißt es daselbst — „daß Wilberforce mit seiner Schwester im August 1789 nach Cowslip-Green kam. Wir hatten ihn damals, vor seiner Rückreise nach die Zellen von Cheddar zu besuchen, welche die größte Sehenswürdigkeit der Gegend ausmachten. Er willigte nach einigem Widerstreben ein. Ich befand mich im Salon, alser von der Partie zurückkam, und, ein wenig stolz auf unsere Ungezogenheit, fragte ich ihn herausfordernd: „Nun, wie gefallen Ihnen die Zellen?" — „Sehr gut", antwortete er, „aber das Elend der Bolkes dort ist schrecklich." — Weiter sagte er nichts, ging in sein Zimmer, schickte seinen Bedienten fort und mochte auch die Erkundigungen nicht annehmen, die wir ihm zusandten. Wir glaubten schon, er sey unwohl, als er heiterer als je beim Abendessen erschien. „Miß More" — sagte er nach einer Weile — „es muß etwas geschehen für Cheddar." Er erzählte uns darauf, wie er den Tag hingebracht, welche Erkundigungen er über die Armen eingezogen. „Kein Prediger ist da" — sagte er unter Anderem — „keine Fabrik, kein Strahl geistiger oder materieller Tröstung, der die Nacht dieses Elends erhelle." Es wurde lange darüber hin- und hergesprochen, wie man dem armen Volke Beistand leisten solle. Zuletzt sagte Wilberforce: „Wenn Sie die Mühe übernehmen wollen, so werde ich die Kosten tragen." Einige Tage später verließ er uns. Wir entwarfen viele Pläne für Cheddar, um theilen benjenigen, der uns der beste schien, Herrn Wilberforce mit. „Ihren Plan" — schrieb er zurück — „stimm' ich vollkommen bei. Das Schwierigste wird nur seyn, wo man einen passenden Lehrer und eine Lehrerin bernimmt. Ich werde mir Mühe geben, welche zu finden. Was die Kosten betrifft, so werden Sie mir den besten Beweis von Vertrauen in meine Aufrichtigkeit geben, wenn Sie mich damit belasten. Jeder thut, was er kann. Ich habe mehr Geld, Sie mehr Zeit; seyen Sie mein Almoseníer . . . ." — Zur Zeit der Parlamentssitzungen gieb Wilberforce's Haus einem Hotel. Vom frühen Morgen an drängte sich die Menge in seinem Vorzimmer. Die ersten Besucher mußten gewöhnlich mit ihm speisen, und die letzten waren noch da, wenn ihn die Geschäfte schon aus dem Hause riefen. Wie alle Zimmer seines Hauses, war auch sein Vorzimmer mit Büchern umstellt. Die Erfahrung zwang ihn bald, die kleinen Bände gegen Folianten umzutauschen, da letztere sich nicht so leicht in die Taschen mancher Gäste verirrten. Die Mannigfaltigkeit der Gruppen, die man in seinem Vorzimmer antraf, war unterhaltend. Miß More verglich es mit der Arche Noah's, die reine wie unreine Thiere aufnahm. Hier saß ein Wähler aus Yorkshire, ein Fabrikant oder Pächter, weiterhin ein Kandidat fürs Unterhaus, dort ein Westindischer Prediger, da ein afrikanischer Missionär und zwischen ihnen ein Mann von hohem Rang, der eine Privat-Unterredung wünschte und dessen Name und Verstehen nicht war angekündigt worden.

Das Comité des Vereins für Sklaven-Emancipation speiste einmal wöchentlich bei Wilberforce, und seine parlamentarischen Freunde Clarkson und Dickson, die Pitt seine weisen Neger zu nennen pflegte, waren seine täglichen Gäste. Pitt selbst und seine Freunde waren so oft bei ihm zur Tafel, daß in Yorkshire das Gerücht umlief, man gebe ihm eine Pension für die Bewirthung der Minister. Gleich nach Tisch ging es dann ins Parlament. Wilberforce setzte sich aus diesem Gewirre von Geschäften nach einer kurzen Ruhe und ländlicher Stille. Er gestattete sich auch einen Ausritt wöchentlich, den er bei Pitt in Holwood zubrachte. Hier sah man die beiden Freunde vom frühen Morgen an mit der Hacke in der Hand und durch Feld- und Garten-Arbeit ihre geschwächten Körperkräfte üben und auffrischen.*)

Das englische Drama der Gegenwart.

III. Henry Taylor.**)

Taylor hat außer seinen Dramen und neben einem Bändchen Poesieen noch verschiedene prosaische Schriften erscheinen lassen, in denen er sich ganz klar als einen Mann der Beobachtung manifestirt. Nicht die logische Deduction, sondern die Erfahrung gilt ihm als die wahre Methode, und darum ist ihm

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

**) Dgl. Nr. 27 und 28 des Wegweiser.

Digitized by Google

alles Kitzeln, Spekuliren und Interpretiren zuwider. Daß diese Richtung seines Geistes ihm bei seinen dramatischen Bestrebungen große Vortheile an die Hand gab, läßt sich leicht begreifen.

„Zeige mir den Mann", rief Shakespeare, „den Mann, der sein Sklave der Leidenschaft, und ich will ihn in meines Herzens Tiefe, ja, in meines Herzens Herzen hegen!" Dieser Mann ist auch das Ideal Taylor's, der Held, dem alle seine Productionen gelten, und den er unter den verschiedensten Gestaltungen und unter dem Einfluß der mannigfachsten Verhältnisse zur Erscheinung zu bringen bemüht ist.

Die erste dramatische Studie Taylor's führt den Titel „Isaak Comnenus" und ist zugleich die einzige, welche er auf die Darstellung berechnete. Sie hält sich sehr treu an die Geschichte, wie sie im achtundvierzigsten Kapitel des großen Werkes von Gibbon erzählt wird. Durch die Eifersucht und das Mißtrauen des Kaisers Nicephorus in seiner Existenz bedroht, erhebt sich Isaak Comnenus gegen ihn an der Spitze seiner Genossen, stößt ihn vom Throne und giebt die Krone, die er selbst ausschlägt, seinem Bruder Alexis. Das leichtfertige Bedürfniß, zu urtheilen, ohne sich der Mühe der Prüfung zu unterziehen, der Geist des Widerspruches und des Kampfes ohne Ueberzeugung; Menschen, unfähig, in Frieden zu leben, weil sie es nicht verstehen, anständig und ehrenhaft zu sein; wüste Leidenschaften, welche nach dem Thörichten und Unsinnigen trachten und die, um es zu erlangen, sich in edle Spitzfindigkeiten und zwecklose Ränke zersplittern und verlieren: das sind die Dinge und Erscheinungen, welche uns Taylor in seinem Drama vorführt, und das ist, können wir hinzufügen, das morgenländische Kaiserthum vom Standpunkte der englischen Anschauung aus.

Seinen eigentlichen Ruf begründete Taylor mit seinem zweiten dramatischen Werke, „Philipp von Artevelde", einer dramatischen Chronik, aus zwei Theilen bestehend, deren jeder eine Art vollständiger Tragödie bildet. Das Gedicht ist der niederländischen Geschichte des 14ten Jahrhunderts entnommen und beginnt mit dem Moment, wo die Bürger von Gent in Folge der Niederlage von Nevele der Hungersnoth preisgegeben sind. Die Partei der Reichen arbeitet unter der Hand daran, unter jeder Bedingung die Gnade des Grafen von Male zu erkaufen; das niedere Volk ist entmuthigt. Van den Bosch, ein ehemaliger Diener Jean Ypond' und jetzt Anführer der „Weißfayen", giebt sich vergebens Mühe, sein Ansehen durch Terrorismus aufrechtzuerhalten; er fühlt, daß ein anderer Mann vonnöthen ist, um die Stadt zu beherrschen und zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen. Er denkt an den Sohn Jakob's Artevelde, an den jungen Philipp, welcher seine Zeit bisher damit zugebracht hatte, „unbekümmert zu leben und in der Lyd zu fischen", und er veranlaßt die Genter, diesen zum Anführer zu nehmen, in der Hoffnung unter seinem Namen die oberste Macht auch ferner üben zu können.

Von höher Bedeutung ist es, zu sehen, welche Stellung Taylor in seinem Drama bei der Beurtheilung des Kampfes zwischen den flandrischen Gemeinden und ihrem Lehnsherrn einnimmt. Die meisten anderen Schriftsteller unserer Tage hätten sich zweifelsohne auf die Seite der Empörung gestellt und in beschränkter Auffassung auf ihrem Feldzeichen einen gewöhnlichen Freiheitskämpen gemacht. Nicht so unser Dichter: er sieht mit tausend Augen, wie ein Argus. Für die Gewaltthätigkeit hegt er durchaus keine Sympathieen. Er weiß, daß die Gesetze, vor der man sich zu wahren hat, nicht ausschließlich bei der Autorität zu suchen ist. Er macht die genauesten Unterschiede in den mannigfachen Empfindungen der unterdrückten und zur Empörung getriebenen Bürger. Er läßt beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren und erhält sich bei voller Ruhe, wie ein Mann, der da einsieht, daß, um eine wohlgeschlagene Zukunft herbeizuführen, einerseits die Autorität den Geist der Insubordination zähmen, andererseits letzterer der Autorität die Mahnung ins Gedächtniß rufen mußte, daß ihr nicht Alles möglich sey. Ohne sklavisch irgend einer Sympathie oder Antipathie nachzugeben und ohne über die Werkzeuge der Weltgeschicke urtheilen zu wollen, gesteht er sich einzig darin, zu beobachten, wie die Gemeinden und die Lehnsherrschaft in Flandern im 14ten Jahrhundert das vorbereitetten, was der Genius der Geschichte wollte, und was weder die Endabsicht der Gemeinden, noch die der Herren war.

In seinem Helden hat Taylor keineswegs ein gewöhnliches Ideal personifizirt. Er studirte die Geschichte mit männlichem Geiste und männlicher Einsicht. Er sah und bewunderte in seinem Helden den Mann von Genie inmitten der Fluthen, welche eine Revolution des vierzehnten Jahrhunderts emporthürmte, das seltsame Schauspiel geistiger Macht mit allen Hülfsquellen, welche sie in sich selbst findet, um die sie umgebenden und einengenden Kräfte zu beherrschen und für ihre höheren Zwecke zu verwenden. Und das Ergebniß, wie der Geschichte, so seiner poetischen Gemälde, ist das, daß der große Mann, auch wenn er auf Seiten der empörten Massen steht, nur darum noch Herrschaft und Macht über die Ereignisse besitzt, weil er für die Neugestaltung eines Zustandes der Ordnung kämpft und seine ganze Stellung von diesem Standpunkte aus betrachtet.

Die letzte dramatische Dichtung Taylor's, „Edwin, der Schöne", versetzt uns in das zehnte Jahrhundert, mitten in den Kampf des angelsächsischen England zwischen dem Mönchsgeiste und der königlichen Macht, die ihrerseits von dem gegen das Cölibat aufstrebenden Theil der Geistlichkeit geschützt wurde. Dieses Werk der vollreifen Schöpferkraft unseres Dichters könnte ganz allein einer umfangreichen Betrachtung Stoff geben. Wir fassen uns kurz. Taylor kömmt in dem Drama „Edwin" von neuem auf seine Lieblingsidee zurück, nämlich auf die Darstellung des nach Selbstbeherrschung strebenden, seiner selbst mächtigen Mannes, wiewohl hier das Feld der Anschauung und Entwickelung ein ganz anderes ist, als in den beiden früheren Dichtungen. Er malt uns diesen Mann in dem Grafen Athulf, „dessen hoher Muth und fröhliche Lebendigkeit seine tiefe Klugheit verbergen, und dessen Einbildungskraft die Gefahren, die er indeß doch besteht, vielleicht noch vergrößert"; er malt ihn uns in dem Grafen Leolf, welcher ein Beweis an die Gestalt des Commenus erinnert; er malt ihn vor Allen in Dunstan, dem Bischofe von England, dem glühenden Apostel der katholischen Universalmonarchie, und es ist wunderbar, zu sehen, wie der Held sich unter den mannigfachen Einflüssen umwandelt und individualisirt. Dunstan ist vielleicht die glänzendste Kraft und Talentprobe Taylor's und um so höher anzuschlagen, als die Aufgabe hier einen Protestanten gewiß manche besondere Schwierigkeiten hatte.

Eine wahrhaft reiche innere Mannigfaltigkeit ist das Hauptmerkmal der Charaktere unseres Dichters, und dieselbe Eigenschaft herrscht auch in dem ganzen Umriß seiner Schöpfungen. Wenn er, wie oben und mehrfach schon angedeutet worden, ebenfalls in einer gewissen Hinsicht sein Ideal hat, so ist dieses Ideal doch durchaus keine gattungtüchtige Conception, aus der er alle seine übrigen Conceptionen ableitet. Es ist das Gesammtbild seiner Individualität, dessen, was er liebt, wie dessen, was er fürchtet; es ist das Gemälde, worin alle Kraftäußerungen und Bestrebungen, welche er in der Menschheit wahrgenommen, harmonisch vereint sind, und zwar nach den Gesetzen, welche alles das in sich begreifen, was Macht hat, ihn anzuziehen, ihm normal zu erscheinen. Das hohe sittliche Gefühl des Dichters bringt so überall durch; aber, weit entfernt, seiner Einsicht und Anschauung eine Vorschrift zu stellen, dient es nur dazu, den Kreis derselben zu erweitern. Es ist, so zu sagen, nur der Vergleichungspunkt, welcher ihm die verschiedenen Gattungen von Menschen, denen er im Leben oder in den Büchern begegnete, definiren hilft. Und hier müssen wir es als einen besonderen Umstand der Beachtung hervorheben, daß sich um die großen Zügen Artevelde's und Dunstan's in Taylor's Dramen eine zahlreiche Menge anderer Gestalten bewegen, von denen jede ihre bestimmte, eigenthümliche Charakterphysiognomie trägt.

Wie wir nun bis hierher gesehen haben, enthalten Taylor's Werke ein reiches Material für den denkenden Leser und werden nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf ihn hervorzubringen; ob unser Dichter aber denselben direkt auch auf die weit empfindenden Naturen machen wird, das ist eine andere Frage. Und hiermit wären wir denn bei dem Punkte angelangt, den näher zu bezeichnen, was Taylor selbst, um der höchsten Preis davonzutragen. Erlaube man uns, um uns gehörig verständlich zu machen, etwas weiter auszuholen.

Wenn wir die Neigungen der Gegenwart ins Auge fassen, so können wir sehr bald bemerken, daß es mit der sogenannten „satanischen" Schule, die den Anfang unseres Jahrhunderts beherrscht hatte, so ziemlich vorbei ist. Unsere ganze Literatur giebt heutzutage von einer Gesellschaft Zeugniß, in der das Jugendthum sich auf seinem Platze energisch zusammenrafft. Auf die Blasphemieen und auf die Aeußerungen künstlern Ueberdrusses folgten die Träumerei und der Zustand der Verzückung. Und wenn die Poesie auch im Ganzen nicht gerade tief in die Weltmysterien eingedrungen ist, so giebt sie doch gegenwärtig jedenfalls eine Reihe von Eindrücken wieder, welche unbedingt nur in einem gesunden Medium erspießen und gedeihen konnten. Die Frauen und die Kinder sind nicht mehr die einzigen, welche ihre Reimer besitzen, das läßt sich nicht leugnen; nichtsdestoweniger existirt eine Klasse von Menschen, welche, seit Byron wie zu Byron's Zeiten, selten in den neuen Gedichten und Dramen die dichterische Uebersetzung ihrer gewohnten Anschauungen und Neigungen getroffen hat. Ich meine hier die Denker, jene Leute, welche ernste Lektüre treiben, welche die Wissenschaften, die Geschichte und die Philosophie, studiren, welche die Menschen der Gegenwart durch die Menschen der Vergangenheit kommentiren und die bei all diesen Beschäftigungen doch nicht für innere Erregung unzugänglich sind. Diese Leute selbst waren dahin gekommen, zu glauben, die Genüsse der Kunst seyen nicht mehr für die Alter. Taylor hat es versucht, ihnen eine für sie gemachte Poesie zu geben, und es ist ihm vollständig gelungen. Man kann auf ihn das anwenden, was man von Dante gesagt hat, nämlich: „Seine Poesie enthaltet in geheimer Tiefe eine Philosophie, nimmt Entscheidung über die wichtigsten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich gezogen haben, über die Psychologie wie über die Aesthetik, über die Politik wie über die Philosophie der Geschichte, und doch sind seine Verse noch eine Musik, welche nur innere Schwingungen tönt." Man versteht, man erfaßt sie nicht, man fühlt sie; ich muß gleichwohl hinzufügen, sie sind kalt, und das, was sie in uns aufregen, sind keineswegs jene Bewußtseinse und Sehnsuchtsgefühle, welche die Wonnen und Leiden des wirklichen thätigen Lebens andmachen. Im „Edwin" scheint es, als habe Taylor schon die Stufe der geistigen Thätigkeit überschritten, deren natürlicher Ausdruck noch die dramatische Poesie sein kann. Sein Werk hat sogar seine Mittelpunktsfigur nicht. Es ist ein Gedicht ohne Held, eine Reihe von Gemälden; niemals war unser Dichter reicher an Beobachtungen, an selbst nirgends maskirischer und farbenreicher, als hier; dennoch aber ist das lebensthaftliche Interesse fast verschwunden. Kaum nimmt der Schriftsteller selbst noch Theil an den Hoffnungen und Bestrebungen seiner Personen; er studirt sie; die Scenen folgen sich, um irgend einen Zug damaliger Sitten zu accentuiren, einen Charakter zu erklären, oft allerdings auch, um einen auf Beifall berechneten künstlerischen Effekt hervorzubringen, einen Effekt jedoch, der fast immer nur durch das Medium der Intelligenz empfunden werden kann. Im Allgemeinen sehen die dramatischen Versuche Taylor's, um wirklich mit Lust genossen werden zu können, eine gewisse, ja, man kann sagen, eine ziemlich bedeutende Spannung des Geistes voraus. Wenn man nicht die Tragweite jedes einzelnen Zuges und die Absicht jedes Wortes empfindet, wird man schwerlich starke mit fortgerissen werden.

Man läßt sich aus all dem Gesagten schließen? . . . Daß der Verfasser des „Philipp von Artevelde" zwar ein großer Dichter ist, daß jedoch bei ihm jenes Gleichgewicht der Fähigkeiten, von dem er da und dort in seinen Werken

Digitized by Google

selbſt mit ſo großer Wichtigkeit ſpricht, theilweiſe durch das Vorwalten der Schärfe des Geiſtes geſtört wurde. Wenn er in vielen Punkten auch weit mehr weiß, als Shakeſpeare, ſo fehlt ihm doch ganz beſonders jene glühende Natur des alten Dichters, deſſen Buſen von allen Leidenſchaften und Gelüſten des menſchlichen Geſchlechts geſchwellt ſchien, d. h. jene Begeiſterungstrunkenheit des Bates, welcher, wie ein Orakel, Dinge ſingt, die ihm unbegreiflich kommen, und von deren Kenntniß ſein Verſtand kein Bewußtſeyn hat. Thomas Carlyle hat irgendwo eine bewundernswerthe Stelle über dieſes Chaos des inneren Wahnſinns geſchrieben, dem unſere Weisheit gleichſam nur als wohlthätige und friedliche Tagesſtätte dient; die menſchliche Welt hat auch ihr inneres Chaos ungezähmter Kräfte, welche ſich unaufhörlich anſtrengen, all ihre Federn auf einmal ſpringen zu laſſen, und jedes lebende Weſen, jeder Gedanke und jedes menſchliche Wollen ſind nichts Anderes, als unvollkommene Aeußerungen, unſertige Verſöhnungsverſuche dieſer Kräfte. Dieſe ſolche Maſſe eingeprefter Gluth, Shakeſpeare trug ſie in ſich. Wenn man ihn hört, glaubt man keines-weges, einen Beobachter zu vernehmen, der da erzählt, was er außer ſich wahrgenommen. Die Lavaglüſſe ſcheinen alle Lebenselemente aus der Tiefe ſeines Weſens hervorzubrechen, und ſie gehen und, während ſie ſich losreißen, eine Enthüllung des Abgrundes, der in uns ſelbſt iſt, und aus deſſen Tiefe wir eine bekannte Stimmen aufrauſchen hören, welche eine Ewigkeit nicht zu zählen vermochte. Taylor übt nur ſehr ſelten eine derartige Wirkung auf uns aus: er beſitzt dagegen eine Eindrucf machende Geiſtesbildung. Es ſcheint, als kenne er alle möglichen Combinationen der Leidenſchaft, als hätten alle Formen, unter denen ſich unſere Inſtinkte darſtellen, einen Abdruck, eine Spur in ſeinem Geiſte zurückgelaſſen, mit Einem Worte, als wiſſe er die Wirkungen aller geheimen Urſachen, trage jedoch nicht die urſachbaren Urſachen alles deſſen, was ſeyn kann, in ſich. Er iſt Künſtler; im Menſchen und in der Natur hat er das Bewußtſeyn des Unendlichen; allein er ahnt es nur inſofern, als er begreift, daß er es nicht begreift, und ſich überrascht fühlt — und ſeine ſo ſehr abſichtsvolle Poeſie läßt uns nicht der Art im Geiſte leben, wie wir in der Wirklichkeit leben können, weil ſie uns zu ſehr zum Nachdenken zwingt, während wir in der wirklichen Welt auf eine Stunde, die wir der Beobachtung widmen, zehn andere rechnen, in denen wir, ſo zu ſagen, ruhig ins Blaue hinein leben.

Wir wollen dieſe Eigenthümlichkeit der Darſtellung unſerem Dichter keines-weges zum Vorwurf machen; ſie iſt weniger die Schuld des Autors, als die der Umſtände. Andere dramatiſche Dichter verſtehen ihrerſeits wieder nur, das große Publikum zu feſſeln, und haben ſeinen jener bei Taylor bemerkten Vorzüge. Das engliſche Theater, ja, ſelbſt die ganze Literatur Englands befinden ſich in der That gegenwärtig in einem etwas ſeltſamen Zuſtande, indem ſich die Schriftſteller faſt durchweg in zwei Lager theilen, deren jedes, um auf ein gewiſſes Publikum zu wirken, auf den Beifall des anderen Theiles verzichten zu wollen ſcheint. Es iſt dies ein ganz abſonderliches Symptom unſerer Zeit: wir nehmen ſo eine ſich täglich erweiternde Kluft wahr zwiſchen der geiſtigen Entwickelung der Denker und der der Maſſen, eine Kluft, welche auf jedem Gebiet der menſchlichen Thätigkeit die Eingeweihten und Profanen immer mehr von einander trennt.

Von welchem Einfluß aber dürfte dieſer eigenthümliche Zuſtand auf die Zukunft des Theaters ſeyn? Der Dramatiker hat es zunächſt, um zu gefallen, mehr als jeder andere Schriftſteller nöthig, thatſächlich der Gedanken und Empfindungen mit ſeinem Publikum in enger Beziehung zu bleiben. Die Zuſchauer kommen ins Theater; ſie bringen eine gewiſſe Art, die Liebe, den Heroismus, die Tugend aufzufaſſen, mit, und wenn der Dichter ihnen einen Liebhaber darſtellt, der nicht nach den ihnen geläufigen Regeln der Liebe handelt, werden ſie verdrießlich und empfinden Langeweile. In Bezug auf dieſen Punkt hat ſich die Stellung des dramatiſchen Schriftſtellers gegen früher keineswegs geändert; das Publikum ſelbſt iſt jedoch ein anderes geworden. In uralten Zeiten beſtand es aus den Zöglingen der Schule, dann aus der Ariſtokratie, ſpäter aus der höheren Bourgeoiſie und heutzutage aus den großen, minder gebildeten Maſſen. Die eigentlich geiſtig wahrhaft entwickelte Minorität zieht ſich immer mehr zurück. Wie ſoll man nun dieſe wieder ins Theater zurückführen, wie zugleich die Denkenden und die Maſſen befriedigen? Das iſt die große und inhaltsvolle Frage, eine um ſo ſchwierigere Frage, als eben, wie oben ſchon angedeutet worden, niemals ein ſo tiefgehender und allgemeiner Zwieſpalt herrſchte, wie gegenwärtig. Zu Shakeſpeare's Zeiten gab es noch gewiſſe in allen Gemüthern vorwaltende Bedürfniſſe, Inſtinkte, Gedanken- und Empfindungsrichtungen, und es war nicht allzu ſchwer, mit einem und demſelben Motiv die Gelehrten und das Volk, die Reichen und die Armen zu befriedigen. Ganz anders heute. Die ſich von Stufe zu Stufe verzweigende Theilung der Beſchäftigungen und Berufe, der leichte Austausch der Arbeitsprodukte, der Schutz der Geſetze, welcher das Individuum von tauſend Nöthen befreit, alle dieſe Urſachen und zahlloſe andere geſtatten einem Jeden mehr und mehr, ſich in eine ihre Idee einzuſpinnen und nur eine Seite ſeines Weſens zu entwickeln. Was kann alſo der dramatiſche Dichter thun? Auf der einen Seite hat er ganz inſtinktive Naturen vor ſich, auf der anderen Geiſter, welche nur in dem Verlangen nach Wiſſenſchaft und Erkenntniß leben; hier eine Menge, welche nur durch etwas ihr Bekanntes oder höchſtens durch eine nur wenig abweichende Variante ihrer gewöhnlichen Vorſtellungen vom Menſchen und ſeinem Treiben angeregt werden kann; dort neugierige Beobachter, welche ganz im Gegentheil nach originellen Groſſen, Anſchauungen und Wendungen ſchmachten, weil ſie ſchon hundertlei verſchiedene Anſchauungen der Dinge kennen und ſich ihnen an hundertlei feinen Nüancen des Denkens und Empfindens befriedigt haben.

Wenn wir uns alle dieſe Umſtände lebhaft vergegenwärtigen, ſo möchten wir die freilich etwas kühne Behauptung wagen, daß gegenwärtig vielleicht der Moment gekommen iſt, wo die ſceniſche Poeſie, die Tragödie wenigſtens, einen Theil ihres alten Gebietes an andere Zweige der Literatur (z. B. an das dramatiſche Gedicht) abzutreten hat. Der Ehrwürfer, welcher ſich auf der Höhe der Wiſſenſchaft erhalten will, ſieht ſich gezwungen, nur für die Gelehrten zu ſchreiben; will er ſich an die Maſſen wenden, ſo kann er nicht daran denken, die Eingeweihten zu befriedigen. Ohne darüber weiter zu grübeln, was künſtige, ferne Jahrhunderte dem Theater noch vorbehalten, bin ich der Meinung, daß ſich der tragiſche Dichter noch lange Zeit in einem ähnlichen Dilemma befinden wird; ich behaupte dies um ſo beſtimmter, als auch er ein Wiſſender, ein Gelehrter iſt, deſſen Conceptionen durchaus unſer ganzes Wiſſen reſümiren müſſen, wenn ſelbige nicht bloße Abſtractionen und uns gleichgültige Phantome bleiben wollen. Die Richtung, welche Taylor genommen, iſt an ſich allein ſchon eine hinlänglich bezeichnende Thatſache. Obwohl er das bedeutendſte dramatiſche Talent der Gegenwart in England iſt und allein die Zähigkeit beſaß, dem Drama eine mit den Einflüchten ſeiner Zeit wahrhaft harmonirende Form zu geben, ſo verzweifelte er doch ſelbſt daran, ſeine Productionen mit der nöthigen Bühnenwirkung ausſtatten zu können. Es iſt übrigens nicht das erſtemal, daß eine ausſchließlich auf die Analyſe gerichtete Zrittendenz der Entwickelung des Theaters hindernd entgegentrat; wir haben dies ſchon z. B. in Holland geſehen, und es dürfte vielleicht keine ſo außerordentliche Erſcheinung ſeyn, wenn die Tragödie das Schickſal der Epopoe erlitte, welche nach Homer und Virgil ebenfalls einen Theil ihres Reiches: die Geſchichte und die Aſtronomie, abtreten mußte. Man denke hierbei jedoch nicht an einen Untergang der ſceniſchen Kunſt, davon iſt noch lange nicht die Rede. Das Bühnendrama kann noch, wenn es ſeine Sphäre gehörig beſchränkt, auf hohe literariſche Vorzüge Anſpruch machen, und es bleibt ihm, unter der Leitung einer empfindlichen und vorausblickenden öffentlichen Meinung, immer eine ſchöne Rolle, nämlich die, nach Möglichkeit die Intelligenz der Maſſen zu wecken, ohne ihre Leidenſchaften allzu ſehr aufzuregen.

Mannigfaltiges.

— Amerikaniſche Schriftſteller und Buchdrucker. Benjamin Franklin war bekanntlich in ſeiner Jugend Buchdruckerlehrling, Schriftſetzer und dann auch Buchdruckereibeſitzer. Allſährlich feiert daher die Buchdrucker-Innung in New-York ſeinen Geburtstag (17. Jan.) durch ein Feſteſſen, wobei es an Reden, Gelegenheitsgedichten ꝛc. nicht fehlt. Die Innung hatte zu der letzten Feier auch Herrn J. Fenimore Cooper eingeladen, der jedoch zu erſcheinen verhindert war und an den Präſes der Innung, Herrn Robert Bonner, folgendes Schreiben richtete:

„Meine Beziehungen zu Ihrer Kunſt, als Mann und als Knabe, ſind nun beinahe ein halbes Jahrhundert alt. Als eine Laune beginnend, ſind mir dieſe Beziehungen durch die Begegnungen meines Lebens zu einer ſehr ernſten Angelegenheit geworden. Erſt Dilettant und dann Schriftſteller, bin ich ſo vertraut mit den Typen geworden, daß ich ſie als alte Freunde betrachte. Herr Irving und Herr Paulding, um etwas älter als ich — ich weiß allerdings nicht, ob es recht iſt, dies zu ſagen, da der Eine noch Junggeſell und der Andere Wittwer, aber meine Leſer ſetzt mich ſtets in die Verlegenheit, die Wahrheit zu ſagen, was wohl die amiterpolitaniſche Eigenſucht ſeyn muß, da es ſicherlich die allerunpopulärſte iſt — alſo Herr Irving und Herr Paulding mögen vielleicht mehr Druckerfunken kennen gelernt haben, als ich, doch ich kann mich rühmen, zwei Generationen derſelben aus Einer Familie in meinen Dienſten gehabt zu haben. Ich glaube unter den amerikaniſchen Schriftſtellern einer derjenigen zu ſeyn, die am meiſten haben drucken laſſen. Wenn Ihre Kunſt bei uns zu Lande eine blühende geworden, ſo iſt die unfrige auch nicht zu verachten. Eine Literatur, welche als lebende Zeitgenoſſen Namen aufzuweiſen hat, wie Bryant — den ich verdienterweiſe immer an die Spitze ſtelle — Irving, Paulding, Halleck, Willis, Longfellow, Kennedy, Bird, Simms, Bancroft, Prescott und funfzig Andere, kann nicht mehr ignorirt werden. Mit baden Zuß gefaßt, und mit Gottes Hülfe werden wir den Platz zu behaupten wiſſen. Obwohl nicht jede Schwalbe den Sommer bringt, wie unſer zugendliches Vaterland gar zu gern glaubt, ſo beſitzen wir doch ſchon einen ſchönen und immer dichter werdenden Blüthenfrühling. Aber was würde trotz alledem aus uns werden, meine Herren, wenn wir Sie nicht hätten? Unſere Unſterblichkeit — da in Amerika ein halbes Jahrhundert ſchon hinreicht, um in hiſtoriſcher Beziehung eine Antiquität darzuſtellen, ſo dürfte es in literariſcher wohl billig ſeyn, ihm die Unſterblichkeit zuzugeſtehen — alſo unſere Unſterblichkeit verdanken wir Ihnen lediglich. Jedenfalls bedürfen wir einander gegenſeitig ſehr dringend, und dieſer Umſtand ſollte daher zwiſchen Buchdruckern und Schriftſtellern eine ewige Freundſchaft herſtellen. — Franklin und andere Berühmtheiten, die mit Ihrer Kunſt zuſammenhingen, werden in Ihren Toaſten mit Recht gefeiert. Ich bitte jedoch um die Erlaubniß, einen vorſchlagen zu dürfen, der ſich auf ein ſonſt vielleicht unbedacht bleibendes Mitglied Ihrer Kunſt bezieht: „„Der Druckerbursche (the devil), als das Band zwiſchen Schriftſteller und Buchdrucker; möge er mit wohlgefeilten Zähnen ſtets kommen und möge er eben ſo mit jedem Zehler wohlkorrigirt zurückkehren!““

Berichtigung. S. 137 des Morgenbl. Sp. 1. Z. 4: ſtatt Women lies Woman, und Z. 15: ſtatt Staats lies Staats.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 34), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 43. Berlin, Dienstag den 9. April 1850.

England.

Die Wiege des Riesenpaares, Wissenschaft und Geschichte.

Von H. Christmas.*)

Die Idee, über die allmälige Entwickelung der Wahrheit, wie sie aus dem Nebel der Unwissenheit und der Irrthums hervorbricht, Untersuchungen anzustellen, ist eine glückliche zu nennen. Wenige Beschäftigungen des menschlichen Geistes versprechen, auf eine so anziehende Weise sich zu belohnen, als das Bemühen, durch das ungewisse Dunkel eines entfernten Alterthums der Geburt der Wissenschaft nachzuspüren, zu entdecken, wie die Kenntniß von den Geheimnissen der Natur in dem Menschengeiste sich entfaltete.

Dieser Aufgabe hat Herr Christmas sich unterzogen, indem er dabei von den Vortheilen unterstützt wurde, welche ihm seine Stellung als Bibliothekar des Zions-Kollegiums gewährte. Er hat seinen Gegenstand mit großer Liebe behandelt; der Verfasser gleicht jedoch einem eifrigen Sammler von naturhistorischen Gegenständen, dem die Fähigkeit fehlt, seine Exemplare zu gruppiren, oder dem Chemiker, der zufrieden ist, eine ungeheure Anzahl Körper analytisch zu untersuchen, ohne die Geschlechtheit zu besitzen, irgend ein allgemeines Gesetz aus den Resultaten seiner Arbeit herzuleiten. Er unterhält uns mit schätzenswerthen Erörterungen, aber läßt sich in keine logische Prüfung ihrer wichtigen Bedeutung ein, indem er sie als die Wirkungen der geheimnißvollen Operationen des Geistes betrachtet, der stufenweise zum Bewußtseyn der Wahrheit und Schönheit, von welcher er umgeben ist, erwacht. In dem einleitenden Kapitel stellt er selbst sein Thema mit folgenden Worten dar:

„Welches ist das Riesenpaar, durch dessen Hülfe der menschliche Fortschritt gefördert worden? — Die Geschichte, welche uns die Erfahrung der Vergangenheit enthüllt. Die Wissenschaft, welche uns Macht über die Gegenwart verleiht, und welche beide in Verbindung unsere Zukunft bedingen. Aber diese mächtigen Riesen waren nicht gleich der Pallas in der Mythe, sie sprangen nicht erwachsen und in voller Rüstung gewappnet aus dem Gehirn eines gleichfalls mythischen Jupiter; sie hatten ihre lange und hülflose Kindheit, sie waren in fesselnde Windeln gewickelt, durch welche ihr Wachsthum aufgehalten wurde, und waren in eine Wiege gelegt, wo Schlangen den Versuch machten, sie zu vernichten, eben wie bei dem Sohn der Alkmene. In diesen Banden und in dieser Wiege schlummernd, wollen wir das Riesenpaar betrachten, es beobachten, wie es das giftige Gewürm erstickt und die Banden, die es fesselten, beseitewirft, und wollen ihm nachgehen, wie es hervorbricht zu vollem Leben und Thätigkeit unter der Sonne der Wahrheit. Diese Forschung wird auch seine herrlichen Kinder zu unserer Kenntniß bringen, und wir werden sie ihre berühmten Aeltern befreien und unterstützen sehen in der Aufklärung und Förderung des Geschlechtes, zu welchem sie gehörten."

Wir führen noch eine andere Stelle aus dem Schlußkapitel an, welche uns eben so wesentlichen Aufschluß über des Verfassers Ansichten giebt:

„Alchymie, Astrologie und Magie kommen uns wie ein Traum vor, und doch sind sie Träume von Philosophen, geschmückt mit Vielem, was groß und erhaben ist, angefüllt mit den Gebilden der höchsten Poesie, und tragen das Gepräge jener glänzenden Geister an sich, welche so wilde und doch so gewaltige Phantasieen verbreiteten. Aber sie haben auch noch einen stärkeren Anspruch auf unsere Beachtung, als ihre Schönheit; obgleich falsch an sich selbst, haben sie doch das Forschereisen wahrer Wissenschaft wesentlich unterstützt. Wäre es nicht auf Veranlassung der Alchymie geschehen — des zu hoffenden Reichthums, welchen eine vorgebliche Wissenschaft der Forschung als eine Lockspeise entgegenhielt, nie würde bis auf den heutigen Tag die Chemie — dieses tiefe Eindringen in die Natur der Werke Gottes — auf einer so stolzen Höhe gestanden haben; auch selbst die erhabene, unabhängige Aktronomie ist die Schwester und, man erlaube uns, es zu sagen, die jüngere Schwester der trügerischen Astrologie. Diese Wissenschaften blühten in großem Ansehen in früheren Zeitaltern, und ihr eigentlicher Ursprung ist in tiefes Dunkel gehüllt. Und doch giebt es zwei Vermuthungen darüber; die eine, welche unter ihren Anhängern viele Väter der Kirche und viele Gelehrte unter den Laien in allen Jahrhunderten zählt, ist, daß es in einer sehr frühen Epoche Personen gab, welche durch die Oeffnlichkeit ihrer Untersuchungen und eine Tiefe der Wissenschaft, welche selbst in diesem Zeitalter des Lichtes und der Forschung unbekannt ist, oder durch einen wirklichen Bund mit bösen Geistern übernatürliche Macht erlangt hatten, daß sie die sonst unwandelbaren Gesetze der Natur nach ihrem Belieben hemmen konnten und auf diese oder jene Weise eine Wissenschaft entdeckt hätten, durch welche die Elemente und selbst die Geister, die, wie man meinte, diese bewohnten und beherrschten, dem Willen der Sterblichen unterworfen waren. — Die zweite Ansicht schreibt diese ungewöhnlichen Wirkungen einem geistreichen und geschickt verborgenen Betruge zu, der auf Unwissenheit und groben Aberglauben eingewirkt habe."

Vorliegendes Werk enthält durchweg den Beleg dafür, daß die Ansicht des Verfassers sich zu jenen „Kirchenvätern" hinneigt, welche, ohne ihre Frömmigkeit und Tugend in Zweifel zu ziehen, doch nicht immer am rechten Platze befähigt waren, in Betreff der Wissenschaft oder Geschichte Meinungen aufzustellen. Bei dieser Richtung fängt der Verfasser mit der Hypothese an, daß Adam „mit einem vollkommenen Verständniß der Werke des Schöpfers begabt gewesen." Dieses eröffnet eine „schwierige Unterfuchung" (vexed question), welche mit dem Gegenstande des Werkes wenig zu thun hat. Mögen wir auch den ursprünglichen Anfang der Menschen als durchaus weise und rein ansehen, bei der Betrachtung der Geburt unserer Riesenpaares müssen wir immer von den Zeiten der Unwissenheit ausgehen, als die Befreiduzung rein thierischer Leidenschaften und Begierden den Geist in den Fesseln der Sinnlichkeit hielt und der Mensch in dichter Finsternis zwecklos vorwärtstappte.

Unter solchen Menschen müssen alle großartigen Phänomene der Natur Gefühle der Verwunderung und des Schreckens erregt haben, und unter diesen Einflüssen beschrieben, konnten sie natürlicherweise von Uebertreibung nicht frei bleiben. Auf diese Weise sind die Uebertieferungen der Wissenschaft und Geschichte wunderbar wild und romantisch geworden. Und doch haben sie einen Werth, indem sie uns die besondere geistige Richtung derjenigen Länder zeigen, in welchen sie als wirkliche Ereignisse gegolten haben. So giebt uns Herr Christmas, als er über Riesen spricht, folgende Legende über Og, König von Baschan:

„Die Traditionen der Juden erzählen uns, daß Sihon, König der Amoriter, und Og, König von Baschan, Brüder waren; Og war vor der Sündfluth geboren; sein Vater war der Engel Schamchiel, und die Riesen waren die Nachkommen der gefallenen Engel. „Og", sagt der Talmud, „kam nicht in der Fluth um, sondern suhr auf der Arche und war wie ein Deckel verschlossen, und er nährte sich von der Nahrung, die Noah ihm gab. Denn Noah hatte ein Loch in die Seite der Arche und reichte ihm seine tägliche Nahrung hinaus, nämlich tausend Ochsen, tausend Schaf und tausend Vögel, und eben so viel Maaß Fischfgetreides zum Trinken. Und dies gab Noah dem Og, und Og willigte ein, der Sklave Noah's und seiner Kinder nach ihm zu seyn." — Dies trägt viel dazu bei, unseren Begriff von der Geräumigkeit der Arche und der wunderbar großen Leibesgröße Og's zu erhöhen. Wir finden, daß Og sein Versprechen erfüllt und in seiner Eigenschaft als Sklave der Nachkommen Noah's mit lobenswerther Treue mehrere Menschenalter hindurch geblieben sey, und Eliefer, der Sklave Abraham's, war, wie uns erzählt wird, dieselbe Person. Was seine Größe betrifft, so weichen die Talmudisten darin sehr von einander ab; einige erzählen uns, daß die Sohlen seiner Füße vierzig Meilen lang waren, und daß er Abraham in seiner hohlen Hand verbarg. „Und es begab sich, als Abraham eines Tages Og schalt, daß Og heftig zitterte und wegen dieser übertriebenen Furcht ihm ein Zahn ausfiel; Abraham machte aus dem Zahne einen Ruhesitzt und saß darin alle Tage seines Lebens." Wegen nicht dergleichen wunderliche Traditionen in der Auffindung so enormer Knochen, wie sie neuerdings entdeckt sind, ihren Grund haben? Es würde nicht große Schwierigkeit machen, zu zeigen, daß eine sehr innige Verbindung stattfinde zwischen den Traditionen der Brahminen und den Deutungen, welche ein unwissendes Volk solchen befremdenden Ueberresten geben würde, als die sind, welche man aus den Gebirgen Asiens hervorgegraben hat.

Herr Christmas hat ziemlich ausführlich über die Probleme einer geheimen Arzneiwissenschaft, einer geheimen Naturgeschichte und einer geheimen Naturphilosophie gehandelt und und manche überaus merkwürdige Stellen aus alten Schriftstellern gegeben, welche die Ausbehnung des Glaubens an diese Dinge in verschiedenen Abschnitten der Geschichte der Menschheit darthun. Eben so haben wir zahlreiche Anekdoten, welche den Glauben an Astrologie, Magie und Alchymie, Wahrsagerei, Zauberei und Dämonologie erläutern. Jedoch hat unser Autor auffallendenweise überschen, uns eine Untersuchung zu liefern über den Einfluß des Volksglaubens an diese Dinge auf die Speculationen der Männer, welche sich dem Studium der Natur geweiht hatten. In den Werken der geschichteten Alchymisten, von Basil Valentin an bis zu dan Helmont und bis zu jener Zeit hinab, wo noch die Wahrheit mit dem Irrthum kämpfte, in den Schriften eines Glauber, Bayle, Stahl, und selbst bis zur Zeit Kirwan's

*) The Cradle of the Twin Giants, Science and History. By Henry Christmas. London, 1850.

Digitized by Google

wäre reichlicher Stoff zu Erörterungen über diesen Gegenstand zu finden gewesen. Auch in der Naturkunde hätte er die bänderreichen Werke jenes emsigen und treue Mühe scheuenden Beobachters Kircher, besonders sein Werk über „Magnetismus“ und „die unterirdische Welt“, studiren sollen, weil sie zahlreiche Beispiele von der Hartnäckigkeit darbieten, mit welcher der Mensch an dem Aberglauben sich anklammert. Die merkwürdigen und umfangreichen Schriften von Abrovandus und selbst seine sorgfältigen Beobachtungen über Gegenstände der Naturgeschichte würden ihm zur Lösung des Problems, das er sich vorgesetzt, großen Beistand geleistet haben.

Unser Autor meint ferner, die Astronomie habe, nachdem die dem Adam zu Theil gewordene Kenntniß verloren gegangen, wieder von der Betrachtung der Sonne, des Mondes u. s. w. angefangen. „Der chaldäische Schäfer, wenn er bei Nacht auf seinen Bergen wachte und über sich den heitren und wolkenlosen Himmel schauete, mag wohl entschuldigt werden, wenn er das Knie benigte vor diesen majestätischen Werken Gottes. In der Finsternis jener Zeit ist es schon etwas, solche erhabene Bilder von der Gottheit sich auszuleben, und wir haben guten Grund, zu glauben, daß in dem Geiste guter und nachentkender Menschen die Ueberzeugung von der Einheit des höchsten Wesens lebendig war. Solche Leute betrachteten diese schönen Welten als seine Diener, als hohe, erhabene Geister, voll Macht und Güte, und als Vermittler zwischen einer Ehrfurcht gebietenden Gottheit und seinen schwachen und endlichen Geschöpfen.“

Von hier aus nahm die trügerische Fiction der Astrologie ihren Ursprung. Ihre Spuren werden verfolgt durch die römische Geschichte hindurch von Horaz an, welcher davor warnt, bis zu Tiberius, dem seine Thronbesteigung, und zu Agrippina, der über Ermordung durch den eigenen Sohn vorhergesagt wurde, ja, bis zur Zeit der als Apotheln bekannten Katharina von Medici und Jakob's I. in England, dessen „Dämonologie“ den allgemeinen Glauben jener Zeit an die geheimen Wissenschaften bezeugt. Von Lilly und Sibly worden wir dann rasch hinweg zu dem jüngsten der Sterndeuter, dem berüchtigten Raphael, geführt, unter dessen Namen noch heutzutage ein astrologischer Almanach in London herausgegeben wird. In dieser „Recapitulation“ werden Alchymie und Magie nur im Vorbeigehen berührt, und Herr Christmas schließt mit den Worten: „Die Wissenschaft ist jetzt befreit von ihren Aberglauben und die Geschichte von ihren Fabeln. Die Zwillingsriesen haben ihre Wiege verlassen, und die Schlangen sind todt.“

Damit Manen wir jedoch nicht übereinstimmen. Frau v. Stael, eine genauen Beobachterin der menschlichen Natur, als Herr Christmas zu sein scheint, sagt: „Es ist eine betrübende Thatsache, daß, während das Menschengeschlecht in der Erwerbung neuer Kenntnisse beständig fortschreitet, es doch dazu verdammt ist, sich durch den Einfluß der Leidenschaften immerwährend in demselben Kreise des Irrthums zu bewegen.“ — Die Wiege ist verlassen, und die Bändeln sind beiseitegeworfen, aber die Schlangen sind nicht erwürgt. Die Kapitel über Mesmerismus, Somnambulismus und Homöopathie, mit den Bemerkungen darüber, sind ein hinlänglicher Beweis, daß der menschliche Geist sich immer noch vor ihrer Macht zu beugen hat, und daß bei dem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit die Wissenschaft sowohl, wie die Geschichte, vorsichtig zu Werke gehen müssen bei der Ueberwindung der Schlangen, welche zwar „verwundet“, aber sicher nicht getödtet sind.

Frankreich.

Spanien und England.

Eine Parallele. nach J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

England selbst, ausgenommen das Land Wales, welches in seinem Umkreis liegt, und einige etwas gebirgige Strecken in den mittleren Theilen des Königreichs, wie z. B. Derbyshire, bietet dem Auge des Reisenden nur wenige abgerundete und nicht sehr hohe Hügel dar; die verschiedenen Theile des Bodens sind nicht durch schwer zu überschreitende Barrieren getrennt, darum hat auch der Gemeinsinn, der in Spanien so langer Zeit bedurfte, um durchzudringen, und dies doch noch nicht vollständig erreicht hat, in England so schnell Wurzel gefaßt. Während Spanien sich noch immer nicht recht zu einem einzigen Reich verschmolzen hat, waren die sieben sächsischen Königreiche bereits im neunten Jahrhundert unter dem Scepter Egbert's vereinigt.

Die englischen Flüsse sehen ebenfalls der Communication kein Hinderniß entgegen, sie sind meistens nur von mittelmäßiger Größe, weder sehr breit, noch sehr tief, und fließen ruhig durch blumenbesäete Ufer in ihrem Bett dahin. Die Flüsse sind in England harmlose Kanäle, während sie in Spanien zu brausenden Strömen anschwellen.

Die Bevölkerung beider Länder weicht eben so sehr von einander ab, wie der Charakter ihres Bodens. Ich war während der Pferderennen zu Chester und erinnerte mich bei dieser Gelegenheit der in Spanien gebräuchlichen Stiergefechte; ich verglich in Gedanken den grünen Rasen Chesters mit dem Amphitheater zu Cadix, den afrikanischen Himmel als Kuppel über sich gewölbt. Ich sah die vor Verlangen glühende Menge, welche, in tausend Farben prangend, auf unzähligen Sitzplätzen auf und über einander getürmt, lange bevor das Schauspiel beginnt, sich dabei betheiligt und den kleinsten Zwischenfall mit lauten Acclamationen begrüßt; ich glaubte, das Lachen, das Pfeifen, die Aeußerungen der Bewunderung oder der Wuth bei jedem Abschnitt dieses schrecklichen Schauspiels zu hören; ich sah auch die traurige und abstoßende Seite dieses Gemäldes, das rinnende Blut, die Eingeweide der in den Staub niedergewerfenen Thiere, die unter dem Gewicht ihres Kampfrosses zerquetschten oder von dem Stier in die Höhe geschleuderten Piccadoros, denen es verboten ist, sich ernstlich zu vertheidigen, weil die Erwürgung des Opfers dem Torreador vorbehalten ist; endlich das Morden, welches sich sieben- bis achtmal wiederholt, eine Mehrheit, die ich durchaus verwerflich finde, die aber von der entzückten Menge mit Beifallsgeschrei belohnt wird. Diese Menge selbst bildet den merkwürdigsten Theil des ganzen Schauspiels, welches zugleich anzieht und abstößt, worin das Schreckliche mit dem Reizenden wetteifert und welches der Seele ein blendendes Gefühl zurückläßt, gemischt aus dem Lächeln der Frauen, dem Gluthstrahl der Sonne und den dunkeln Strömen des Blutes.

Am Fuße der alten Wälle von Chester, auf einer frischen grünen Wiese, Angesichts eines leichten Rebels, saßen und gingen friedlich eine Anzahl von Männern und Frauen, deren Aeußeres durchaus nichts Aufsallendes oder Malerisches hatte. Sie erwarteten geduldig den Anfang, der ihnen den Genuß eines eleganten und harmlosen Schauspiels bringen sollte; der Augenblick kam, und als die Pferde wie ein Blitz bei den Zuschauern vorüberflogen, bemerkte man unter diesen wohl manche Bewegung, hervorgebracht durch das Interesse für ein die anderen überflügelndes oder ein anderes durch glückliche Nebenbuhler zurückgelassenes Pferd, aber diese Bewegung verschwand mit dem Gegenstand, welcher sie erweckt hatte. Die eigentliche Spannung war anderswo zu suchen, verrieth sich aber nicht durch das leiseste Zeichen; es war die der Wettenden, welche unaufhörlich beträchtliche Summen gewannen oder verloren. Ein Gehinteresse lag diesem Vergnügen, wie fast Allem in England, zu Grunde. Ein anderes Merkmal Englands war eine Eisenbahn, welche über einen den Rennplatz begränzenden Viadukt führte; man sah die Züge durch die Luft sausen, wie zu einem Wettlauf mit den lebenden Lokomotiven, die fast überall von ihnen verdrängt worden; diesmal aber sollte die Dampfkraft nicht den Sieg davontragen, sie kam nicht der Schnelligkeit der Pferde gleich, welche sie fast zu überflügeln gewohnt ist. Es ist wahr, sie suchte hier nicht zu siegen; hätte sie es gewollt, so wäre es ihr leicht gewesen, den Preis zu erringen.

Mehr noch, als in den Vergnügungen, stellt sich die Verschiedenheit der beiden Völker heraus in dem, was den Menschen das Tiefste, das Heiligste ist, in der Religion. Bei dem Eintritt in eine spanische Kirche ist der Blick wie gebiendet durch den Luxus der Verzierungen und Ornamente, überall Gemälde, deren warmes, reiches, lebenvolles Kolorit, selbst wenn sie keinen reellen Kunstwerth haben, die Schule bekunden, aus der sie hervorgehen; unter diesen gewöhnlichen Malereien begegnet man auch oft Meisterstücken von Murillo oder Zurbaran. Bewundernswürdige Skulptur-Arbeiten in Holz offenbaren ein Talent, das man selten wo anders findet; besonders ergreifend ist die Pracht der Altargemälde, welche, unermeßlich groß, aus gemalten und geschnitzten Figuren zusammengesetzt sind, in denen die Vergoldung inmitten der Farben blinkt oder die Bildhauerkunst den Effekt ihrer Profile zu dem Schmelz der Farben und dem Relief der Statue gesellt. Dieser Schmuck ist mitunter überladen, macht aber immer einen glänzenden Eindruck. Tritt man dagegen in eine englische Kirche, was bietet sich dem Blick dar? kalte und nackte Mauern ohne Malereien, wenn nicht zuweilen im Hintergrund des Chors ein einzelnes Gemälde isolirt, gleichsam aus Mitleid dort zurückgelassen, hängt, wie ich es zu meinem Erstaunen in mehreren Kirchen, namentlich in Lincoln und Winchester, gefunden habe. Die einzige Zierde sind die Grabmäler, und was für Grabmäler! es giebt nichts Mittelmäßigeres, als wenigstens drei Viertel der Mausoleen in Westminster und der Trauermonumente in der St. Pauskirche. Welche schauerliche Kälte empfindet man hier, wie bedrücken die nackten Mauern, der Mangel jedes Bildwerkes, aller Zierrathen das menschliche Herz! Die Grabmäler rand herum haben nichts Erhebendes, nichts an ihnen mahnt an den Glauben, seine Mysterien, seine Erinnerungen; es ist ein Museum, und zwar ein von Meisterstücken enthlößtes Museum; es ist ein Tempel des menschlichen Ruhmes oder vielmehr des englischen Ruhmes, welcher sich mit seinen Heiligen und seinen Mietyrern umgiebt, d. h. mit seinen Staatsmännern und seinen Feldherren. In der That fühlte ich mich viel weniger zu der unsichtbaren und festen Gottheit hingezogen, die hier thront, als bei der bemalten und volksthümlichen spanischen Madonna, trotz allem Flitterwerk, mit dem sie der fromme Glaube ausstattet. Der eisige Eindruck, den mir das Meisterwerk von Wren verursachte, ließ mich die allerdings mit Schmuck überladenen Kapellen von Burgos, Sevilla und besonders von Toledo zurückwünschen. Das, was man in England den prachtvollen Kirchen der ebengenannten Städte entgegenstellen könnte, sind die Wunderwerke der gothischen Baukunst, die Kathedralen von Lincoln, von York, von Durham, von Salisbury, von Winchester, von Glasgow, welche alle einen verschiedenartigen und merkwürdigen Typus aufzuweisen haben. In Bezug auf mittelalterliche Architektur hat England keinen Vergleich zu fürchten. Ich werde sogleich auf die Kunst an sich selbst zurückkommen, in diesem Augenblick spreche ich nur von der Verbindung, die zwischen der der Religion gewidmeten Gebäuden und der Religion selbst stattfindet.

Die Kälte des Stils in der inneren Ausschmückung der Kirchen findet sich auch im Gottesdienste wieder. Ein Anderer ist es mit den volksthümlichen Predigten, die man des Sonntags auf den öffentlichen Promenaden Londons hört, und wie ich sie meinten in den Straßen Edinburgs von den unmittelbaren Nachfolgern der Walter Scottschen Puritaner gehört habe; aber der Gottesdienst, wie er in den Kirchen und besonders in den Episkopal-Kirchen gehalten wird, ist für mich der Inbegriff alles Eisigen und Kalten. Bei dieser Gelegenheit will eine Erinnerung in mir rege, der Worte zu geben ich mir erlauben werde, weil es einen Begriff von der Physiognomie des englischen Kultus geben wird.

Ich befand mich eines Sonntags in Durham und kam gerade in die Kirche, als der Gottesdienst beginnen sollte; ich gedachte, ihm beizuwohnen, da ich selten bemerkte, daß jeder Platz einen Eigenthümer zu haben schien, wandte ich mich an einen mit einem kleinen schwarzen Mantel bekleideten Herrn und fragte ihn, wo ich mich niederlassen könne. Er führte mich bis zum Chor und bezeichnete

Digitized by Google

mir einen Stuhl, welchen ich einnahm. Wie es in England überall eine Rangordnung giebt, so waren auch hier die Plätze ersten Ranges mit einem in Folio gebundenen Gebetbuch, die des zweiten mit einem in Quartformat und die des dritten mit einem kleinen Duodezbande versehen, alle drei elegant in Maroquin gebunden; mich hatte man auf den zweiten Rang und an das Quarto gewiesen. Der Gottesdienst nahm seinen Anfang mit Gebeten und Stellen aus dem Alten und Neuen Testament folgten ohne eine irgend motivirte Ordnung auf einander. Der katholische Gottesdienst bildet ein Ganzes, wenn ich mich so ausdrücken darf: ein heiliges Drama, welches einen Anfang, einen Fortgang, eine Entwicklung und ein Ende hat, aber hier war kein Grund vorhanden, diese frommen Uebungen nicht ad infinitum fortzusetzen. In der That kamen sie auch nicht zu Ende, sie wurden nur unterbrochen durch das Lesen einer Abhandlung über einen Theil der Kirchengeschichte; diese kalte Beredtsamkeit erfreute unsere Predigt. Da ich nun einmal in die Schlinge meiner heiligen Neugier gerathen war, mußte ich auch den Schluß der Ceremonie abwarten, welche zwei und eine halbe Stunde dauerte, denn an diesem Orte, wo Jedermann andewegt wie eine Bildsäule bleibt, wo man außer sich ist, husten zu müssen, wo sich einsthen faß Skandal verursacht, ist aufstehen und hinausgehen eine Unmöglichkeit. Der Bischof allein schien sich merkwürdigerweise des für mich sehr beneidenswerthen Privilegiums zu erfreuen, auf einige Zeit verschwinden zu dürfen, er that dies auf wenigstens eine Stunde und kam erst gegen das Ende der Ceremonie wieder zum Vorschein. Ich sah nicht eine einzige Person auf dem Volke in der Kirche; es ist mir noch nicht klar geworden, ob ihnen der Eintritt in dieselbe untersagt ist, aber gewiß scheint es, daß sie nicht dahin kommen. Die Methodisten nehmen die niederen Klassen in ihre Kapellen auf, da für sie, nach Dneham zu urtheilen, in den Kathedralen kein Platz ist.*)

Die spanischen Kirchen hingegen sind Allen geöffnet, des Bettlers Platz ist dicht neben dem des vornehmen Herrn. Es findet hier das entgegengesetzte Extrem statt, die Ungezwungenheit herrscht hier, wie in England die Förmlichkeit, und ich vermuthe, daß die jungen Engländerinnen, welche regungslos daſtehen, sich wie durch ein Triebwerk erheben und wieder niederlassen und während voller zwei Stunden ihre Augen nicht von ihrem Gebetbuch wenden, jedenfalls andächtiger sind, als die schönen Spanierinnen, die ich oft in den Kirchen von Cadir in schwarzer Mantille und mit zurückgewerfenem Schleier die Messe hören sah, indem sie ihre Augen und ihre Fächer unausgesetzt spielen ließen. Beiden Völkern wohnt Gefühl für Religiosität inne, jedes von ihnen faßt es nach seiner Art auf, aber es läßt sich keineswegs verkennen, daß bei allen beiden Gemüthsheit und äußerer Schein ihren Antheil haben. In England wird die Frömmigkeit oft durch eine Art religiöser Etiquette ersetzt; man betrachtet den lieben Gott etwa wie einen constitutionellen Herrscher, vor welchem man bei besonders feierlichen Gelegenheiten das Knie beugt, mit dem man sich aber im gewöhnlichen Leben wenig beschäftigt, einen Herrscher, für den man eine vermünftige Zuneigung empfindet, weil man in ihm eine Garantie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung erblickt, für den man aber keineswegs von der warmen und zärtlichen Liebe einer heiligen Therese erfüllt ist. Ich werde nie einen Engländer vergessen, mit welchem ich zufällig in einem Reisewagen zusammentraf. Es war am Sonntag; er zog seine Uhr und sagte darauf blickend zu mir: „Jetzt ist meine Frau in der Kirche.“ — „Sie betet für Sie“, sagte ich. Es schien betroffen von dieser etwas sentimentalen Voraussetzung **) und versetzte sehr kühl: „Mein Herr, es ist so unser Gebrauch“ (’tis a custom, sir).

Auch in der Religion, wie die Spanier sie auffaſſen, liegt Vieles von Konvenienz und äußerem Schein, wenngleich dies von einer ganz anderen Art ist. So sah ich einst eine prachtvolle Prozession durch die Straßen Madrids ziehen, an deren Spitze die bürgerlichen und militairischen Notabilitäten; der amtliche und materielle Theil der Ceremonie war sehr imposant, aber die Haltung und das Benehmen der dazu versammelten Menge waren nichts weniger als erbaulich. Selbst in dem Augenblick, wo das heilige Sakrament vorbeigetragen wurde, vermißte ich jene Regung der Andacht, welche in Italien bei ähnlichen Veranlassungen wie ein elektrischer Strahl die gerauschvoll lachende Menschenmasse plötzlich auf die Kniee wirft. Man gab kaum ein herkömmliches Zeichen der Verehrung, welches die allgemeine Fröhlichkeit nicht unterbrach, und ich glaube, daß manche der Anwesenden mit eben so, wie jener Engländer, auf Befragen gesagt hätte: das ist so unser Gebrauch.

Eine andere Aehnlichkeit, welche keinem der beiden Länder zu besonderer Ehre gereicht, — doch über dieses Kapitel hat auch Frankreich sich Manches vorzuwerfen — ist, daß beide Europa ein verabscheuungswürdiges Beispiel von Intoleranz und religiöser Verfolgungswuth gegeben haben. Wenn die Grausamkeiten der Inquisition die Annalen Spaniens entehren, so haben die Barbarien Heinrich's VIII., der Katholiken und Protestanten unbarmherzig auf demselben Scheiterhaufen verbrennen ließ, etwas noch Schrecklicheres, und eeitgliche Verfolgungen haben die glorreiche Herrschaft Elisabeth's nicht minder befleckt, als die verhaßte Regierung der blutigen Maria. Erst in der neuesten Zeit sind die Ausnahmegesetze, unter welchen die Papisten schmachteten, zum nicht geringen Entsetzen der frommen Protestanten beseitigt worden, ja, die englische Gesetzgebung enthält immer noch Strafbestimmungen gegen die Katholiken, die allerdings nicht mehr in Anwendung gebracht werden. Die Engländer nennen die Spanier eine bigotte Nation, aber ich habe in Spanien nichts gefunden, das der Wuth gliche, mit welcher eine Pietisten-Partei die Maßregel aufrnhm, die zum Zweck hatte, nicht etwa die Ausgabe der Briefe am Sonntag zu gestatten — wer könnte auch nur für einen Augenblick einen so entsetzlichen Gedanken hegen! — sondern nur einige Kommis zur Beförderung der an diesem Tage durch London gehenden Briefe anzustellen. Während ich in London war, sah ich die Mauern mit großen Plakaten bedeckt, auf welchen man wüthende Proteste derjenigen las, welche in dieser Maßregel das größte Unglück, die Entweihung des Sabbaths (es waren keine Juden) erblickten und die allgemeine Entrüstung gegen dieses ungeheure Verbrechen aussprachen. Ein Volk, in dessen Mitte der Abergläube selbst in der aufgeklärten Hauptstadt so in volle Blüthe steht, sollte nicht allzu streng den wenigstens mit mehr Poesie gewürzten Aberglauben eines anderen Volks beurtheilen, denn es giebt sicherlich nichts, was dem Buchstaben wie dem Geiste des Neuen Testaments mehr entgegen wäre, als der Sabbath-Fanatismus, der nicht mit der vernünftigen Beachtung des Sonntags verwechselt werden muß.

Was die Hauptstädte der beiden Königreiche betrifft, so würde man London Unrecht thun, wenn man Madrid damit vergleichen wollte. London kann man nur Paris gegenüberstellen; dieses hat zwar vor jenem seine Quais, seine Boulevards, seine herrlichen Monumente voraus, aber es bietet weniger Großartiges, hat nicht so breite Straßen, nicht so viel Raum und ist, mit einem Wort, nicht so imposant. Wenn man von London kömmt, macht Paris den Eindruck einer hübschen Provinzialstadt. Was Madrid anlangt, so ist es eine ganz moderne Hauptstadt, wo es nichts zu bewundern giebt, als einige schöne Sammlungen, zunächst eine Gemälde-Galerie, welche die Meisterstücke der spanischen und zugleich viele Meisterwerke anderer berühmter Schulen in sich schließt; dann das naturhistorische Museum, das in manchen Beziehungen zwar arm ist, aber einen großen Schatz, das antediluvianische Skelett des Megatheriums, besitzt, so wie eine Mineraliensammlung, welche in ganz Europa ihresgleichen sucht. Dennoch sind diese Reichthümer, die Gemälde ausgenommen, unbedeutend im Vergleich zu denen des Britischen Museums. Hier sind unter einem Dach vereinigt: die Meisterwerke, mit denen Phidias das Parthenon ausgeschmückt hatte, und welche Zeugniß ablegen von dem, was die griechische Kunst zu Athen in der Epoche ihrer höchsten Vollendung war; die Basreliefs des arkadischen Tempels von Phigalien, welche den gleichzeitigen Zustand der Kunst in den griechischen Provinzen beurkunden; die Basreliefs des von Artemisia ihrem Gatten gewidmeten Denkmals; das ägyptische Museum, das einzig in Europa daſteht; das assyrische Museum, welches mit zwar dem Pariser nachzustehen scheint, was aber nicht verschwert, es dennoch sehr bemerkenswerth zu finden; das ägyptische Museum, sehr reich und schön ausgestattet und trefflich geordnet unter der Leitung des Herrn Birch; die Sammlung griechischer Antiken, welche der Sorgfalt des Herrn Newton anvertraut ist, und die naturhistorischen Sammlungen von unglaublicher Pracht. Vermittelst ihrer Kolonieen, ihres Handels, ihrer Schiffahrt haben die Engländer ornithologische und konchyologische Schätze erworben, die eben so blendend für das Auge der Neugierigen, als interessant für die Studien der Gelehrten sind. Der Zudrang dieser Schätze ist dem Publikum dreimal in der Woche, im Sommer jedesmal neun, im Winter sechs Stunden lang gestattet, und man findet saſt immer eine zahlreiche Menge dort versammelt. Man vergesse nicht, daß die Bibliothek sich in demselben Gebäude befindet, und so vereinigt das Britische Museum in sich die Vorzüge des Louvre, der Bibliothèque nationale in der Straße Richelieu und der Sammlungen des Jardin des Plantes. Ich kenne keinen Ort in der ganzen Welt, wo man seine Zeit auf eine angiehendere Weise zubringen kann, als im Britischen Museum. Modell hat nichts dergleichen aufzuweisen, die Natur in seinen Umgebungen ist einförmig, das Klima rauh, die Stadt ohne einen bestimmten Charakter, und der nationale Typus ist nur in der Physiognomie und Kleidung des weiblichen Theils der Bevölkerung ausgeprägt. Die Bevölkerung Madrids und die von London sind, wie man leicht denken kann, weit davon entfernt, sich zu ähneln. Ich brauche mich nur, um diesen Kontrast lebhaft zu fühlen, im Geiste von der Puerta del Sol nach dem Strande zu versetzen; dies sind die belebtesten Punkte der beiden Hauptstädte. Dort seht Ihr eine Schaar von Müßiggängern aller Stände und Gewerbe, die Einen lagern entweder auf den Stufen einer Kirche, die Anderen gehen, harmlos plaudernd, die Cigarre im Munde, umher, um Gesune und Luft in vollen Zügen einzuathmen; hier hingegen befindet man sich inmitten einer geschäftigen Menschenmasse, welche nicht raucht, sich nicht aufhält, sich in keine müßigen Unterhaltungen einläßt, sondern schnell und geräuschlos wie ein mächtiger Strom in seinem Bett dahingleitet. Rechne man hierzu die Menge der Kabriolets, welche pfeilschnell dahinfliegen, eine Reihe von Omnibus, deren sich so viele auf allen Wegen befinden, daß man saſt in jeder Minute, wohin man auch immer will, einen für sich passenden findet, und man hat einen Begriff von dem Anblick, den ein großer Theil der Stadt bietet. Endlich durchkreuzt ein unaufhörlicher Zug von Dampfböten den Fluß und bildet gleichsam beweglige Quais, welche die wirklichen ersetzen, und von denen aus man zur Rechten und Linken die Stadt gleich einem Decorationsgemälde

*) Wie brauchen unsere Leser nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß diese Schilderung, neben manchen Wahrheiten, auch eine Saat Irrthümer enthält. Daß den unteren Klassen der Eintritt in die englischen Kirchen untersagt sein sollte, ist eine Idee, die man nur einem französischen Touristen zugutehalten kann; gegründeter ist es freilich, daß die Methodisten und andere Sekten der hochkirche einen nicht geringen Theil ihrer Herde absperrig machen. D. R.

**) Dieses scheint auch nur eine „Voraussetzung“ des feinen Amphre zu sein, da sich in der englischen Liturgie ein besonderes Gebet für Reisende (all that travel by land or by water) befindet und sein Reisegefährte daher keineswegs über die Verwunderung erstaunen konnte, daß seine Frau für ihn bete. D. R.

Digitized by Google

sich enthalten sieht und, wenn man die Themse hinabfährt, „einen Wald von Masten", d. h. einen Wald von wandelnden Bäumen, wie im „Macbeth". — Wer sich dieses Alles denken kann, ohne es gesehen zu haben, der wird eine Idee von der unglaublichen und ununterbrochenen Bewegung dieses Babylons gewinnen und zugleich die Gemälde Martin's verstehen, mit jenen Volksmassen und endlosen Zügen, welche sie anfüllen. Man geht nicht in den Straßen Londons spazieren; die schöne Welt besucht Hyde-Park im Wagen oder zu Pferde, die Mittelklasse geht eben dahin, um Reiter und Equipagen vorüberziehen zu sehen, oder um die Kinder frische Luft schöpfen zu lassen, aber es giebt nichts, was den Promenaden in der großen Allee der Tuilerien oder auf dem Boulevard des Italiens gleicht. Man vergleiche endlich das spanische Wort pasear, welches sich gemächlich zu ergehen scheint, und das in eine rasche Silbe zusammengedrängte walk.

Auf den Schöpfungsgrieß und die Kraft des englischen Volkes läßt sich dasselbe Motto anwenden, welches man auf dem Grabe des Erbauers der St. Paulskirche liest: Blickt um Euch, wenn Ihr ein Denkmal seines Ruhmes sucht! Ueberall Straßen von der Breite der Rue Royale und von der Länge der Rue St. Denis, Plätze, die einen Garten umschließen und die man Squares nennt, überall weite Räume, die den Eindruck der Größe, der Ausdehnung machen. Reine Barrieren, keine Mauern hemmen dieses ungeheure Aggregat von Menschen, welches sich in einem unendlichen Strom über die beiden Seiten eines großen Flusses verbreitet, vier Grafschaften umgehrnet, zwanzig Dörfer verschlungen hat und jetzt dreithalb Millionen Köpfe zählt. Dieses wunderbare schnelle Wachsthum nimmt auch kein Ende, denn in zehn Jahren, von 1839 bis 1849, hat die Bevölkerung sich um viermal hunderttausend Seelen vermehrt, und während des Monats Juli allein hat man vierhundert Häuser gebaut. Wer London in diesen letztvergangenen Jahren nicht gesehen, kann sich kaum einen Begriff machen von dem übermäßig vermehrten Betrieb, welchen die Einführung der Omnibus und die Benutzung der Eisenbahnen in England hervorgebracht haben. Alles ist jetzt in Bewegung, Jeder, der es irgend kann, versetzt sich von einem Ende Großbritanniens an das andere, und es ist sehr interessant, ein Volk von diesem Strudel hingerissen zu sehen, dessen Physiognomie dabei so ruhig bleibt und dessen Phlegma davon nicht berührt wird. Man gelangt von London in sechzehn Stunden nach Edinburg, in vierzehn nach Dublin. Hat man das Meer zu passiren, so findet man überall Dampfschiffe an den Landungsplätzen. Um eine Eisenbahn über die Meerenge zu führen, welche die Insel Anglesey von dem wälischen Lande scheidet, baut man jetzt hundert Fuß über dem Meeresspiegel einen Luftkunnel, den man eine Röhrenbrücke nennt. Die Blöcke, welche dieses Mondwer von Kühnheit stützen, gleichen den Thebanischen Säulen; man wird versucht, sie für das Werk eines civilisirten Titanenvolkes zu halten. Die ganze Brücke besteht aus vier einzelnen, deren jede 460 Fuß Länge hat; es ist dies beinahe die Höhe der großen Pyramide.

London ist nicht England, wie Paris Frankreich ist. Wenn wir die Hauptstadt verlassen, so finden wir Manchester, welches mit der Zeit vielleicht die Hauptstadt an Bedeutung erreichen wird und schon jetzt mit ihr zu rivalisiren beginnt, dann Birmingham, das durch seine mannigfaltigen Industriezweige sich selbst genügt, ohne der Metropole ihren Rang streitig zu machen, ferner Liverpool, dessen Docks, noch merkwürdiger, als die von London, lebhaft das Gefühl der Berührung mit allen Punkten der Erde hervorrufen. Das müßte bei seiner günstigen Lage auch Cadix thun, welches auf dem Wege nach Afrika, Amerika und Allen liegt, aber das schöne, auf Felsen thronende Cadix gleicht einer anmuthigen Todten, die unter Palmen entschlafen ist und deren weißes Leichentuch von dem Ocean benetzt wird. Zwar habe ich Barcelona nicht gesehen, aber ich glaube kaum, daß man dort eine so cyklopenhafte Thätigkeit findet, wie in Manchester, Leeds, Sheffield, besonders in Sheffield, dieser großen, mit tausend Essen verfehenen Schmiede, wo unaufhörlich die Räder der Maschinen sich drehen und der Schlag des Hammers tönt, wo eine Rauch-Atmosphäre fortwährend die Luft verdunkelt, während zwei Scheitte davon das schönste Grün der Wiesen in der Sonne erglänzt. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Freiheit und die Zukunft der französischen Republik.*)

Der Verfasser dieser Schrift gehört zu den katholischen Geistlichen, welche die Freiheitsideen anfangs freudig begrüßt haben, weil sie entweder ihren Triumph den Interessen der Religion für nützlich erachteten, oder weil sie hofften, die Kirche würde durch die Schwächung der weltlichen Macht an Kraft gewinnen. Aber diese Illusion war von kurzer Dauer; die Thaten, welche in der Schweiz, in Rom und an anderen Orten, selbst im Namen der Freiheit, gegen die Kirche verübt wurden, zeigten dem Priester die Gefahren dieser sogenannten Emancipation des Volkes. Dahin betrachtet er auch jetzt die französische Republik mit Mißtrauen; er stellt ihr keine große Zukunft und sucht darzulegen, daß, wenn die bürgerliche Freiheit die Quelle alles sozialen Glückes ist, die politische Freiheit dagegen immer Unglück und Anarchie hervorgerufen hat.

Die republikanische Staatsform ist dem französischen Boden fremd. Im Jahre 1793 wollte Marat 300,000 Menschen schlachten, um jene hier einzubürgern; im Jahre 1848 soll der öffentliche Unterricht die Bürger dafür bilden. So sehlt es also zu beiden Zeiten auf gleiche Weise an Republikanern, und man will die Republik durch künstliche Mittel begründen. Diese Mittel sind aber nicht allein unzureichend, sondern sie führen zu dem größten Despotismus. Frankreich will die Freiheit; es bedarf derselben: aber diese haben ihm die verschiedenen, nach einander folgenden Regierungsformen nicht zu geben gewußt, und am wenigsten vermag dies die gegenwärtige Republik. Die Demokratie zeigt sich hierin nicht verständiger, als die Aristokratie. Beide scheinen nicht das Wesen der wahren Freiheit zu begreifen, welche, unter dem Einfluß des christlichen Prinzips, im Schooße der Familie entstehen und von hier aus auf dieses Verhältniß des Einzelnen zum Staate einwirken soll. Beide wollen dieselbe im Gegentheil vom Staate ausgehen lassen, welcher sie nach Gutdünken den Einzelnen zumesse, das heißt in so kleinen Portionen, als möglich, um nicht die Gesammtmacht zu beeinträchtigen, da diese nur den Ehrgeiz der Führer befriedigen soll. Es ist merkwürdig, daß sich in Frankreich, wo seit sechzig Jahren das Wort „Freiheit" in Aller Munde ist, weder die Freiheit der Religion, noch die des Unterrichts, noch endlich die der Association entwickelt hat. Die Tendenz aller Regierungen ging beständig dahin, die Gewalt des Staates über die Kräfte des Einzelnen zu vermehren und zu erweitern; der Gemeingeist hat keine Fortschritte gemacht. Die politische Freiheit allein schien der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig, und das Volk, durch diese trügerische Hoffnung verführt, wich von dem rechten Wege ab, indem es unfruchtbare Reformen vornahm und in beständiger Bewegung blieb. Der Verfasser glaubt nicht, daß die republikanische Staatsform freilame Verbesserungen für Frankreich ins Leben rufen wird. In seinen Augen ist die christliche Monarchie die einzige Staatsform, welche der wahren Freiheit sichere Garantien bietet. Deshalb verlangt der Verfasser die Rückkehr eines legitimen und streng katholischen Monarchen. Aber dies allein würde höchstens der Wiederherstellung der Ordnung günstig seyn, ohne daß hierdurch an sich den wahren Wünschen und Bedürfnissen des Landes Rechnung getragen würde. Damit dies erreicht werde, muß der Fürst die nöthige Energie und den Wunsch haben, die Hindernisse zu überwinden und allem kleinlichen Parteigeiste zu widerstehen. Ohne diese Bedingungen würde die Legitimität eben so ohnmächtig seyn als die Republik. Frankreich hat schon oft die Regierungsform gewechselt, ohne sich besser zu befinden, so daß es wohl endlich Zeit wäre, sich nach anderen Mitteln umzusehen, um ihm die Reformen zu gewähren, deren es bedarf.

*) De la liberté et de l'avenir de la République française, par l'auteur de la lettre au Roi de Prusse. Paris, 1850.

Mannigfaltiges.

— Ticknor's spanische Literaturgeschichte. Das letzte Heft der North-American Review bringt eine auf der Feder des Herrn P. Preskott geflossene sehr lobende Kritik von des Amerikaners Ticknor „Geschichte der spanischen Literatur". Charakteristisch ist, daß der Rezensent, um den Werth des Buches besonders hervorzuheben, von demselben sagt: es werde gewiß, je es müsse ins Deutsche übersetzt werden. Ticknor, der seine Universitätsstudien in Göttingen und in Paris beendigte, ging bald darauf nach Spanien, wo er sich durch seine gründlichen Kenntnisse so bemerklich machte, daß die königliche Akademie der Geschichte in Madrid den jungen Mann zu ihrem Mitgliede ernannte. Es geschah dies im Jahre 1831. Bald darauf wurde Herr Ticknor in seinem Vaterlande zum Professor am Harvard-College ernannt, wo er über spanische, französische, deutsche und englische Literatur Vorlesungen hielt und unter seinen jungen Landsleuten einen so vorherrschenden Geschmack für romantische Dichtkunst, für die Geschichte des Mittelalters in Europa und für historische Monumente überhaupt verbreitete, daß man in den republikanischen Freistaaten bereits anfing, den Einfluß dieser Studien für etwas sehr Bedenkliches zu halten. Nachdem er sich diesem Berufe fünfzehn Jahre lang gewidmet hatte, ging er zum zweitenmale nach Europa, und zwar abermals nach Madrid, und seine jetzt erschienene „Geschichte der spanischen Literatur" ist die Frucht seiner dreijährigen Forschungen daselbst, in welchen er ganz besonders von den bekannten Professor an der Universität Madrid, Don Pascual de Gayangos, unterstützt wurde. Wir werden wohl noch Gelegenheit haben, auf das Werk des Herrn Ticknor zurückzukommen.

— Die Ungarn in Amerika. Ein anderer Artikel der North-American Review, der den „Racen-Kampf in Ungarn" zum Gegenstande und den Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Bowen, zum Verfasser hat, macht in Amerika kein geringes Aufsehen. Während nämlich die aus Europa herübergekommenen magyarischen Krieger in mehreren Städten der Union mit vielen Freundlichkeiten begrüßt und festlich aufgenommen wurden, bei welcher Gelegenheit besonders die Deutschen ganz überschwänglich waren, erschrint jene vielverbreitete gelehrte Zeitschrift mit einem historischen Artikel, worin nachgewiesen wird, daß die Magyaren, obwohl entschieden die Minorität in Ungarn bildend, alle anderen Volksstämme daselbst mit Gewalt hätten dominiren und noch ihren bald asiatischen und bald französischen Sitten und Anschauungen hätten eugeren wollen, daß daher Oesterreich vollkommen im Rechte war, als es sich der slawischen Völkerschaften in Ungarn angenommen und sein gutes Recht über die Regierung des Landes geltend gemacht habe. Natürlich geht der Rezensent nicht so weit, sich auch zum Apologeten des Generals Haynau zu machen, aber auch schon jene historisch-politische Daelegung hat einen Sturm von Invektiven gegen ihn in den Zeitungen der Locofocos (Demokraten) hervorgerufen, welche auch in Amerika bereits alle geschichtlichen Studien zu verhorreziren anfangen. Herr Bowen hat in einem an den Herausgeber des Daily Advertiser gerichteten Schreiben auf alle jene Invektiven mit Ruhe geantwortet und stellt die Beurtheilung seiner Ansichten den unbefangenen und von der politischen Tagwut nicht getrübten Zeitgenossen anheim.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Bogen, vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 44. Berlin, Donnerstag den 11. April 1850.

Frankreich.

Einfluß der Demokratie auf die französische Literatur.

Nach der Revue des deux Mondes.

Die Demokratie, hört man sagen, ist die unüberwindliche Ihee des neunzehnten Jahrhunderts, sie bringt durch alle Thoren der Gesellschaft, sie durchbricht alle Schranken, die sie aufhalten sollen. Aber wenn dem so wäre, wenn die Ereignisse der letzten Jahre so müßten gedeutet werden, dann ist nur zu fürchten, daß die Demokratie zum Siege gelangt, bevor sie einen leitenden Gedanken besitzt, der ihre Wirksamkeit regelt und fruchtbringend macht. Sie fühlt den Mangel selbst und gesteht ihn ein, denn sie sucht und sucht nach einem neuen Ideale, nach einem positiven Prinzip, nach einem Lebensgeist, der aus den rohen Naturkräften, die jetzt ihr Wesen sind, ein organisches Ganze mache. Was aber bis heute von ihr zu Tage gekommen, ist eitel blinde Nivellirungs- und Zerstörungswuth. Das hohe hat sie herabgezogen, das Festgegründete zertrümmert — nichts weiter. Was war ihr Wirken in der Politik? Die bewährten Regierungsweisen, die Schöpfungen des reifen Menschengeistes, sie sind von ihr zu Staub zerschlagen worden, und über diesem Staube der großen politischen Ueberlieferungen sprießen sich der Eigennutz und die Leidenschaften des Hungers, als wären sie eine neue Moral, der Haß gegen die höheren Stände, gleich einer Glaubenslehre, und die Anarchie, wie ein neues Staatsgrundgesetz. Und so hat die Demokratie auch ihend auf die Sitten gewirkt. Den lauernden Neid, die Dolche spitzende Eifersucht hat sie in den Verdrängten großgezogen, den Sinn für Familienleben in der Phrase der Brüderlichkeit, das Nationalgefühl in der Phrase des Weltbürgerthums erstickt. Und damit freute sie Salz und Asche auf den Boden, auf welchem ehedem Charaktergröße und Aufopferungsfähigkeit gediehen sind. Aber wie der Politik und der Sitte, so erging es auch der Literatur seit der Invasion der Demokratie. Der hereinbrechende Materialismus hat die Begeisterung, die Verwirklichung aller Unterschiede den Geschmack vernichtet. Schwung ohne Sittlichkeit, Logik ohne positiven Gedanken, phantastische Zerrbilder und Sophismen, das ist es, was die Literatur der Gegenwart ausmacht. Der treueste Ausdruck für diese Verkommenheit der geistigen Production ist das neueste Werk von Eugen Sue, „die Geheimnisse des Volks", bei dem man nicht weiß, was man zuerst verwerfen soll, ob Originalität, ob Keuschheit in Schilderungen und Meinungen, ob Takt und Geschmack.

Gefühl für das Schöne und Achtung vor der Wahrheit wollten nicht mehr verehrend im geistigen Leben. Sonst ward in Büchern gedacht und erfunden, um die Menschen durch eine angiehende Lektüre zu belehren und zu erbauen; jetzt geschieht es, um die Leidenschaften wach zu halten, die durch die politischen Ereignisse in den Gemüthern der Menge aufgewühlt worden sind. Für die Menge schreiben! Das ist das Losungswort der Autoren unserer Zeit, ob auch dabei der Geist entwunzt wird, die Anmuth der höheren Bildung verloren geht und nur Ein Kriterium für ein gutes Buch noch übrig bleibt — der Erfolg. Die allgemeine Verbreitung oberflächlicher Kenntnisse heißt zwar auch ein Stolz unserer Jahrhunderts, doch besser nennt man sie ein Zeichen von der Verderbnis des neuen Geistes. Sie bietet einen Tummelplatz für alle Unfähigen und Mittelmäßigen, für die schachernden Kleinhändler auf dem Markte der Ihren, für die eiteln Halbtalente, für die Verfasser von allerhand „Zeitgemälden", die über Philosophie schreiben, wenn Ihr es wünscht, über Geschichte, wenn es seyn muß, über Politik, wenn Ihr es lieber habt, die sämmtliche Revolutionen zu Romanen verarbeiten, wenn Ihr sie darum bittet, die bei allen Encyklopädien, bei allen Kompendien und Almanachen mitwirken, welche der hastige Spekulationsgeist in die Welt schickt. In hundertfacher Gestalt tritt die Mittelmäßigkeit auf und usurpirt das Reich des Gedankens, nennt sich hochgeboren und erklärt ihre Arbeiten für Berechtigungen zu Ruhm und Ehre. Mehr und mehr verschwinden aus der schöngeistigen Literatur künstlerischer Schwung, markige Einfachheit, kerniger Witz, und an die Stelle wahrer Originalität, edler Begeisterung und kräftiger Gedanken rücken grausige Zerrbilder, schwachsinnige, winkelnde Gefühle und verworrene Sophismen.

Für Einen, der das Ende sieht, mag wohl nichts schmerzlicher seyn, als wenn er sieht, wie dieser unaufhaltsame Verfall der Literatur selbst einen Geist ergriffen hat, in dem man gewohnt war, ein lebendes Abbild der Poesie zu erblicken. Ein solches Bedauern erregt Herr v. Lamartine, wenn man bedenkt, welche Verheerungen der Hauch aller bösen Lüfte des Zeitalters in dieser Dichterseele angerichtet hat, wenn man sich von dem Abstand Rechenschaft giebt, der zwischen seinen älteren und neueren Schriften herrscht. Die „Bekenntnisse" und „Raphael", Werke einer erschöpften, überreizten Phantasie, geben den Beweis, wie in ihm das moralische und ästhetische Gefühl zugleich gelitten hat. Es verlagt das Talent, wenn die sittliche Grundlage des Gemüthes morsch geworden ist. Mit cynischer Aufrichtigkeit, möchte man sagen, zerstört der Verfasser der „Bekenntnisse" und des „Raphael" die schönen Illusionen, die wir uns von seinem Herzen gemacht haben, und enthüllt uns eine frühreife Verderbnis, wo wir den schwärmerischen Anderen des Ideals zu sehen träumten. Raphael, sein Held, entläuft den ernsten Pflichten des Lebens und läßt sich von seiner nothleidenden Familie das Letzte zum Opfer bringen, um — Liebe zu schlürfen und zu schmachten zu den Füßen einer atheistischen Frau, die nichts sehnlicher wünscht, als seinem Verlangen zu willfahren, wenn es ihr nicht — eine ärztliche Verordnung verböte. Eine ärztliche Verordnung! Das ist die ideale Gestalt, die unter des Dichters Händen Pflichtgefühl und eheliche Treue annehmen. Und in dem jungen Manne, der den letzten Diamanten seiner Mutter verkauft, um ein paar Tage länger seine egoistischen Genüsse zu kosten, liegt der Keim zu Jenem, der auf einer anderen Bühne eine Revolution entfesseln kann, um dabei zu glänzen und seine Memoiren schreiben und von sich darin reden zu können, wie Cäsar. Raphael mag immer glauben, es komme nur auf ihn an, so könne er ein Demosthenes oder Cato, ein Tasso oder Mozart seyn, er deckt damit nur eine neue Misere unserer Zeit auf, das Uebermaß der persönlichen Eitelkeit. Je mehr das Ideale an Heiligkeit und Verehrung einbüßt, desto größer und allgemeiner wird die Selbstvergötterung. Mit siederhafter Past drängt sich die Persönlichkeit ans Licht, die eigenen Mängel gelten ihr für Bedienste, mit sich beschäftigt heißt ihr begeistert seyn, und der Dichter steigt auf den selbstgefertigten Dreifuß, um den Leser von seinem Chrgeiz, seinen kindischen Eitelkeiten zu unterhalten. Das ist ein Zug von der Gesunkenheit der moralischen und geistigen Würde in Frankreich, das ist das böse Uebel, von dem Herr v. Lamartine angeseckt worden ist, und das er nun weiter verbreitet.

Eine andere Personification des verdorbenen Geistes der neueren französischen Literatur ist Victor Hugo, auch Einer, der in hochnehmen Dünkel vor sich niederkniet und danach jagt, Aufsehen zu machen, gleichgültig, durch welche Mittel. Victor Hugo war immer ein sonderbarer Autor. Dem Dichter, meinte er, stände es frei, „an einen und an mehrere Götter, an Pluto und an den Teufel, oder auch an Nichts zu glauben", über eine soziale Wahrheit, wie über eine geschichtliche, nach Gutdünken zu verfügen und in Dramen die menschliche Gesellschaft umzuwenden, wie es ihm beliebt. Darum stellte Victor Hugo in seinen Trauerspielen den Heldenmuth und das Genie der Hofnarren und Lakaien der Verderbtheit der Könige und des Adels gegenüber und ließ die Tugend der Maitressen über die Laster der ehrbaren Frauen triumphiren. Leider aber nutzen sich die forcirten Gegensätze ab; man sieht sie im Theater aus, und es ist dringend nöthig, daß sie einen neuen Aufputz bekommen, wenn sie wieder „ziehen" sollen. Deshalb warf sich unser Dichter mit leidenschaftlicher Gier auf die nie versiegende, thränenreiche Quelle von erschütternden Gegensätzen, auf das Elend des Volkes, und seitdem deklamirt er auf der Tribüne der Nationalversammlung, so zu sagen, Melodramen, in denen symmetrisch die Partei des Klerus und die Partei der Fortschritts auf- und abgehen. Olympio war es überdrüssig, nur Shakespeare und Molière zu lyen, er will auch Mirabeau werden, wenn nicht mehr, weil ihn vielleicht die Lorbeeren Lamartine's nicht schlafen lassen. Nun geht er umher und studirt die Tribunenrolle ein, singt auf Sarkasmen, läßt Sichwörter und Phrasen vor seinem Geiste in Parade aufmarschiren, übt sich den Zorn ein und die Wehmuth und hat dafür die Genugthuung, daß seine Reden mit den demokratischen Kalendern durchs Land verbreitet werden. Sollte man nicht auch die „Lucrezia Borgia" und den „Angelo" mitsichten zur Hebung der Volksmoral? Zudem ist Olympio jetzt zu Voltaire bekehrt, den er ehemals einen genialen Affen nannte, und bekennt sich — wer sollte es glauben? — zu den Klitpheiten des Dictionnaire philosophique. Aber Voltaire, als er seinen unbetbrungenden Spott losließ, hatte doch wenigstens einen Kirrus vor sich, der im Besitze hoher Tärren und großer Reichthümer war; er schrieb vor dem Jahre 1793, und keine blutige Revolution warf ihre düsteren Schatten über seine Angriffe auf die Autorität. Gerechter gegen Voltaire, gerechter, als Victor Hugo, der ihn beschimpfte und nachahmt, wäre, wer von ihm glaubt, daß er mit seinem Lobe des Talmids, der die verbrauchten Tiraden verachtet, seine Bosheit-Nachkommenschaft verleugnet hätte, die nun schon seitzig Jahre seine Werke plündert. Ja, seine Ironie hätte vielleicht ihr Ziel getroffen, sicher aber würde er es nicht an blitzenden Pointen haben fehlen lassen, um jene Hochmüthigen und Verblühten dem öffentlichen

Digitized by Google

Gelüchter preiszugeben, die ihr liebes Ich auf allen Bühnen ausstellen und mit verratenen Sophismen und geträuflichen Hirngespinsten Parade machen, jene schmächtigen Zaklaitten, die heuchlerisch vom Gott und Freiheit deklamiren, jene großen Apostel der allgemeinen Moral, die den Ehebruch idealisiren und die Courtisanen mit dem Heiligenschein der Poesie umgeben.

Noch ist ein gemeinsamer Zug dieser ergentrischen Talente, daß die Macht der Ereignisse sie weder zur Besinnung bringt, noch rührt, noch einen Augenblick die hohe Selbstbefriedigung stört, in der sie leben. Sie sind heute, was sie gestern waren, verwegene und geschickte Phantasie-Spekulanten. Sie behängen sich pomphaft mit ihren ausgewaschenen Lumpen und scheinen gar nicht zu ahnen, wie sehr sie das sittliche Gefühl und die Würde der Literatur verhöhnen. Sie spielen mit dem Unglück ihres Landes, wie mit einem Stoff zu Romanen und Theaterstücken. Was kümmert es Herrn Dumas, einen von den Helden dieser literarischen Abenteurer, wenn Alles um ihn her wankt und zusammenbricht? Er wird getrost in einer Vorrede proklamiren, die Souveränetät der Kunst, zweifelsohne durch ihn repräsentirt, stehe über allen Stürmen des Jahrhunderts, und er wird weiter an seiner Roman-Mühle drehen, aus der schon tausend Plagiate, tausend Compilationen und fade Geschichten hervorgegangen sind, und die eben jetzt „das Halsband der Königin" produzirt, das beschreibenerweise schon beim fünfundzwanzigsten Bande innehält, aber er wird ein Reiseangebuch herausgeben, in welchem er, im Stil des „Monte-Christo" oder der „Filles, Lorettes et Courtisanes", die ungarische Revolution und das Unglück Venedigs beschreibt. Doch ein Verdienst hat Herr Dumas: er weiß der Misere des literarischen Lebens in Frankreich auch ihre spaßhafte Seite zu geben. Man möchte zuweilen am Ernst der Zeit, wenn man sieht, wie der Verfasser der „drei Musketiere" sich alter Tücher, von den Hyperbeln bis zum Rhein, im politischen Wirbeln bemüht und die Zeitungen mit lächerlich aufgeblasenen Briefen füllt, in denen er den Staatsmännern die Wahrheit sagt, den armen Staatsmännern, die so dumm sind, an seinen „Antony" Ueberschriften, an „Angèle's" heimlichen Entbindungen und an der hysterischen Mystik des „Grafen Hermann" keinen Geschmack zu finden.

In dem Maße nun, als es dem neuen Geiste der französischen Literatur an moralischem Halt fehlt, ist er wohlos gegen das böse Verhängnis, das ihm, hat er einen Reiz, eine Tugend abgeworfen, weiter! weiter! zurufe und ihn so von Opfer zu Opfer, von Entweihung zu Entweihung treibt. Hat man in der Kunst einmal das Maß verlassen, wo ist dann die Gränze der Uebrschreitung, wo ist das Maß der Unnatur? Das sittenlose Talent, das weder Seelenzustände, natürliche Stimmungen nicht zu beobachten, noch zu schildern vermag, wirft sich auf die Darstellung grober Genüsse, zügelloser Leidenschaften und gewinnt dabei Geschmack am Schmutzigen. Der beste Beleg hierfür ist, wie schon oben gesagt wurde, Sue's neues und häßliches Buch: „die Geheimnisse des Volkes". Klarer, als hier, hat das neue literarische Unwesen sich nirgends gezeigt; nie ist offener der Haß gepredigt, nie schamloser verleumdet worden. Das Werk ist ausklassirt mit bretagnischen Volksliedern, mit Citaten aus Thierry und Guizot: es soll, nach der Buchhändler-Anzeige, ein „Staunen erregendes Phänomen" sein und die „Verstöhnung der Bourgeoisie mit dem Volke" bewirken. Aber trotz dieser honigsüßen Redensart von der Versöhnung der Stände ist doch der Sinn der „Mystères du Peuple" kein Räthsel. Es liegt darin der Gedanke von der Theilung der Gesellschaft in zwei ewig feindliche Klassen, die der Autor gewöhnlich die „Unterdrückten" und die „Unterdrücker" nennt. Doch die Worte machen es nicht, und es ist damit nur ein wenig verhüllt jener fürchterliche Ausspruch wiedergegeben, der sich in Robespierre's hinterlassenen Papieren vorgefunden hat: „Wann wird das Interesse der Reichen mit dem des Volkes verschmolzen sein? Niemals!" Der ganze Zweck des Suchen Werkes ist, diesem Widerstreit die einschmeichelnde Form einer Romanze zu geben und ihn den Leidenschaften des Tages als lebendig in der Vergangenheit wie in der Gegenwart vorzuspiegeln. Neuern Haß verleiht er die kräftige Weihe der Tradition und gräbt, so zu sagen, diesen Wurzeln in den gesichichtlichen Boden ein. Aber ach, wie wird in den Händen dieses Schriftstellers die Geschichte gefnetet und beschmupt! Herr Sue geht zwar nicht allzu weit zurück, blos bis zu den Franken und den Galliern, zu Brennus und dem Druidismus, den er wieder einsetzt, wahrscheinlich um der Religion der Bedrücker eine Religion der Besiegten entgegenzustellen. Einer von den Helden der „Geheimnisse des Volkes" bekennt sich in der That zum Druidenthum und nennt seine Kinder Sacrovir und Velleda. Warum mag nun der Verfasser, da er doch einmal auf so gutem Wege war, nicht in den Fußstapfen Proudhon's dis zu Kain, dem ersten Sieger, und Abel, dem ersten Proletarier, zurückgegangen sein? — Die Erzählung beginnt einen Tag vor der Februar-Revolution, als eben der alte Kampf zwischen den Siegern und Besiegten wieder aufgenommen werden soll, und man kann sich denken, daß Tugenden und Laster ziemlich ungleich vertheilt sind. Die Nachkommen der Franken sind die steten Unterdrücker des Volkes; sie haben ihr Vermögen durch Raub erworben und begehen alle möglichen Verbrechen. Da ist ein Graf von Plouernel, ein Dragoner-Oberst, der aller lüderlichen Streiche fähig und dabei erbötig ist, jede Tyrannei mit seinem Säbel zu unterstützen. Dann sein Oheim, der Kardinal Plouernel, ein großer Bewunderer von „den reizenden Beinen" der Maitreffen seines Neffen und ein großer Politiker, der den Obersten in der Regierungskunst unterrichtet. „An die Schelle gefesselt", sagt er unter Anderem vom Volke, „abgeschlossen und verdummt, ist die Brut leichter zu zähmen, und dahin, daß es so komme, müssen wir streben." Das letzte Ziel dieser Politik der Franken enthüllt Sue in folgenden Worten: „Provokativste, Biedermannsthume aller Verbrechen gegen die Kirche und die königliche Autorität seit 1830, Urtheil und Hinrichtung binnen vierundzwanzig Stunden, eine Schreckensherrschaft, eine Bartholomäusnacht, wenn es sein muß! Frankreich wird daran nicht zugrunde gehen: im Gegentheil, es ist zu vollblütig, und dann und wann ein Aderlaß ist ihm ganz zuträglich . . ." Noch gehören zu den Franken „die Herzoge von der Hypothek, die Marquis vom Wucher, die Grafen vom Agio." Die Nachkommen der Gallier dagegen sind die Unterdrückten, die Leidetgenen, die Proletarier, die unter der Last der Erpressungen seufzen und einen unterdrückten Haß gegen das räuberische Geschlecht der Franken bewahren. Unter ihnen findet sich alles Genie, alle Tugend, aller Heldenmuth, und die Schaudbilder dieser Eigenschaften sind die Klubs, die Barrikaden und die geheimen Gesellschaften. Da ist Marie Lebrenn, ein Beispiel von der Verschbung der Bourgeoisie mit dem Volke, ein Kaufmann, der seinen Laden „zum Schwert des Brennus!" nennt, der am Tage Leinwand verkauft, am Abend den geheimen Gesellschaften präsidirt und dann und wann Declamationen hält über Organisation der Arbeit, über Demokratisirung des Kapitals, über Unmoralität der Konkurrenz und Tyrannei der hohen „Finanzbarone". Dann ist da Greg Dutrone, ein verabschiedeter Unteroffizier, ein Soldat aller geheimen Verschwörungen, ein Typus der stolzen Tugend des Volks, dessen Braut auch Arbeitsklassfleki der Prostitution in die Arme geworfen wurde. Ihm legt der Autor eine geschichtliche Vorlesung in den Mund, die vom „proletarischen Gesichtspunkte" aus die Thaten und Pläne der Könige, der Großen und ihres Verbündeten, des Klerus, behandelt. Noch ist eine Figur in dem Buche hervorzuheben: die „liebe, gute Alte", die Insurrection, wie Sue sie nennt. Da ist eine moralische Person des Romans, die aus jeder Zeile spricht, aus jeder Maske dieses Lügengewebes hervorsieht.

Und wie in dieser Mann, der die geschichtliche Wahrheit wissentlich verfälscht, der die hervorragenden Klassen der Gesellschaft systematisch verleumdet und die Wuth der Eifersucht und die Verzweiflung der Noth gegen sie zu Feld ruft? Es ist derselbe, der, als der Wind nach einer andern Richtung blies, ganz anders sein Segel aufspannte, um in den Hafen des Ruhm- und Geldverwebes einzulaufen. Es ist der Verfasser der „Vigie de Koat-Ven", der im Verfall des „alten monarchischen und religiösen Glaubens" nur im Verschwinden der sozialen Ungleichheiten die Quelle von allem Unglück des Jahrhunderts sah, der eine aristokratische Verachtung gegen gegen das „philosophische Geschwätz" und den „Demokratenwahnsinn", gegen die mäßigen Bürgerstelute und die Benager des Budgets. Sue muß ein verstecter Demokrat gewesen sein, als er in demselben Buche folgende Worte schrieb: „Die man anrotten mußte, das sind nicht die Barrikadenkämpfer, sondern jene Spekulanten, die, um zur Gewalt zu gelangen und die Beute unter sich zu theilen, eines Tages zum Volke sagten: Du bist souverain! . . . Das sind die Wahnsinnigen und die Schlechten, die mit ein paar hohlen und klingenden Worten, wie „Fortschritt" und „Aufklärung", in Frankreich und Europa die Anfänge einer fürchterlichen Anarchie heraufbeschworen haben." Und dies nannte der Verfasser der „Geheimnisse des Volks" seine unerschütterliche Ueberzeugung.

Die Verdorbenheit des ästhetischen und moralischen Gefühls, die in den „Mystères du Peuple" zu Tage kömmt, ist freilich nicht neu und unerhört in der Geschichte der französischen Literatur. Das siebzehnte Jahrhundert hatte seine Sitten- und Geschmacksverderber, die sogar mit ihren Werken Glück machten; aber trop ihnen erschienen zur selben Zeit der „Cid", die „Phädra" und der „Misanthrop". Die Sturm- und Drangperiode des achtzehnten Jahrhunderts hatte ihrer noch mehr. Das ferner ein Schriftsteller, wie Retif de la Bretonne, der in den Parfüer Spelunken seine Begeisterung schöpfte und seine Sprache bildete und an die Spitze seiner lüderlichen Bücher die Worte setzte: „Liebe Leser, ich überliefere Euch meine Moral, um einige Tage zu fubsistiren, wie mancher Engländer, der zum Tode verurtheilt ist, seinen Körper verkauft, das ein solcher Mann — meinen wir — auch den Weltverbesserer spielen will und seine Ideen über Umgestaltung der Gesellschaft ausspricht und dann und wann an den Mann bringt, das ist eben kein neue Misere. Neu ist es aber vielleicht, wenn solcher cynische Bürstinn sich, wie ein Ideal, in dem Gemälde ganzer Klassen selbst. Nun ist freilich nicht zu sagen, daß die neue Literatur in Frankreich den neuen Geist der Unmoral gerade zu geschaffen habe, denn sie ist vielmehr aus ihm hervorgegangen; aber ihr Verbrechen ist, ihn verbreitet, gemehrt und überboten zu haben.

Und wie alle Zeichen einer Zeit in einander greifen, so beobachten wir, daß in dem Maße, als die schöngeistige Literatur an ästhetischem und moralischem Gehalt verliert, die literarische Geldspeculation raffinirter und allgemeiner wird. Heutzutage sind die belletristischen Schriftsteller Fabrikanten. die bei ihren Erzeugnissen nicht den eigenen Geschmack, sondern den der Menge zu Rathe ziehen, die ihre Werke nach der gerade herrschenden politischen Meinung und sittlichen Anschauung herrichten, wie gewisse Waaren der Mode und Jahreszeit gemäß verfertigt werden. Selbst der edle Lamartine schickt den Leuten Subscriptionsbillen ins Haus und erklärt sich bereit, auch seinen sechzehnbändigen Roman auf Bestellung zu liefern, und was sind die „Mystères du Peuple" Anderes, als eine geschickt angelegte Speculation auf die eben im Volke herrschende sozialistische Schwärmerei? Will man die Analogie zwischen dem Bücherschreiben und einer fabrikmäßig betriebenen Industrie vervollständigen, so braucht man nur daran zu denken, daß vor nicht langer Zeit die Idee von einem literarischen „Recht auf Arbeit" verbreitet war, auf welches Jeder Anspruch haben sollte, der sich einen Beruf zum Schriftsteller einbildete. Auch die einstmalige Association der literarischen „Arbeiter" ist in schwungvollen Worten verkündigt worden. Es werden — sagten die Propheten — aus der Verschmelzung der Tausende von dichterischen Geistern neue Wunder der Kunst hervorgehen, poetische Riesenwerke, wie die gigantischen Epopöen der Inder. Und bringt nicht Herr Dumas schon heute seine literarischen Wunder mit Hülfe einer wirklichen Association zu Stande?

Digitized by Google

Alle angeführten Fehler der jetzigen französischen Literatur lassen sich dem Umsichgreifen der Demokratie Schuld geben: Mit ihr ist das Ueberwiegen der Schwärmerei über ruhige Ueberlegung, der Leidenschaft über die Würde, des kaufmännischen Geistes über den künstlerischen, der Selbstvergötterung über die Achtung vor sich und Anderen Stitte geworden. Die Demokratie glaubte nur die aristokratischen und sozialen Vorrechte anzufasten; aber sie hat mehr gethan, sie hat die Quelle auch der geistigen und moralischen Ueberlegenheit verstopft — sie hat den Adel des Geistes abgeschafft. Seitdem die hohen Geister von der Bühne geschieden, sind keine neuen aufgetreten, und die intellectuelle Bildung hat, je mehr sie an Ausbreitung gewonnen, um so mehr an Tiefe verloren. Es giebt allerdings benutzungte mehr Menschen, die denken, als früher, aber ihre Gedanken haben den Schwung und das Mark nicht, wie es die Werke früherer Autoren hatten. Das Traurigste an der Sache ist, daß man diese allgemeine Mittelmäßigkeit nicht als die Folge vorübergehender Einflüsse ansehen kann, sondern daß sie eine innere Nothwendigkeit des Zeitgeistes ist und von den Lobrednern desselben ebenfalls gepriesen wird. Ist aber die Demokratie dieser unübermindlichen Zeitgeist und bringt, so weit sie bis jetzt zu Tage kam, eine Verringerung der höchsten menschlichen Fähigkeiten hervor, so muß es wohl noch eine andere Weise geben, die Demokratie zu verwirklichen, eine Weise, die aus ihr einen Kampfplatz für den edlen Wetteifer der Geist- und Tugend-Begabten macht, oder sie ist nicht würdig, daß das Herz eines ehrlichen Mannes oder der Kopf eines Denkers sich ihrer annehme.

Spanien und England.

Eine Parallele, nach J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Die alten Kirchen und ehrwürdigen Schlösser nehmen saft einen eben so großen Raum auf dem englischen Boden ein, als die Maschinen und Fabriken, und eben dieser Contrast zwischen jenen an mittelalterlichen Monumenten so reichen England und dem industriellen England unserer Zeit giebt diesem Lande ein so reges Interesse für diejenigen, in deren Geist und Herzen mehr als Ein großer Eindruck Raum hat. Ich befand mich während einer Industrie-Ausstellung in Birmingham, und staunend und bewundernd betrachtete ich diese tausend Produkte des Gewerbfleißes, sah die Maschinen, welche das Eisen wie Butter zerschneiden und bearbeiten, es wie Baumwolle platt machen oder wie Papier falten, diese intelligenten Maschinen, welche gleichsam mit dem Menschen die Rolle wechselu, indem sie Alles, was schwer und komplizirt ist, übernehmen und ihm nur den rein mechanischen Theil der Arbeit lassen, wie z. B. das Hinlegen eines Riegels, worauf das geschickte Rad eine Figur schneiden soll, oder die Wiederanknüpfung zerrissener Fäden, während die Maschine, einer fleißigen und gewandten Arbeiterin vergleichbar, ruhig hin- und hergeht. Nachdem ich alles dies bewundert hatte, brachte mich die Eisenbahn in zwei Stunden nach Kenilworth, und hier, Angesichts eines der größten und schönsten Ueberbleibsel des Mittelalters, unherstreifend in den gigantischen Ruinen der Burg Leicester's, erfüllt von historischen Reminiscenzen an Elisabeth und von romantischen Erinnerungen an die arme Amy Robsart, träumte ich in Jahrhunderte weite Entfernung von Industrie und Dampfmaschinen' und war ihnen doch nur auf einige Meilen entrückt. Eine Viertelstunde später führte mich die Eisenbahn nach Warwick, einem anderen Schlosse aus dem Mittelalter mit allem Gepräge der Größe und Feudalherrschaft: aber hier ist das Mittelalter noch am Leben, es liegt nicht in Ruinen. Dicke mit Epheu bewachsenen Thürme, diese massiven verwitterten Mauern bergen das kostbarste Mobiliar, die werthvollsten Gemälde; wenn man durch ein zwischen jenen dieser Meisterwerke befindliches Fenster hinausblickt, bemerkt man, daß das Schloß von einem prachtvollen Park umgeben, auf dem Gipfel eines malerischen Felsens erbaut ist; unten am Fuße desselben strömt der liebliche Avon, der einige Meilen weiterhin Shakespeare's Geburtsstadt durchfließt. Man sieht auch von hier aus die berühmte Vase von Warwick, eine der schönsten Antiken. Kurz, Alles ist hier vereint, Kunst, Natur, Erinnerung, Alterthum, und dies nur anderthalb Stunden von den industriellen Wundern Birminghams!

Denselben Tag noch kann man Sheffield, dieses St. Etienne Englands, Hook und Lincoln mit ihren herrlichen Kathedralen besuchen; nach einem Spaziergang durch das schattige Durham, in dessen frühlichem Bischofsitz man unter grünem Laub die Thürme einer uns den Stempel verschiedener Zeitalter merkwürdiger Kirche hervorragen sieht, kann man Newcastle besuchen, sein großes Steinkohlenlager, sein schönes geologisches Museum, die merkwürdige sich in die Luft erhebende Brücke besichtigen und den Tag in Edinburg beschließen unter den zerbröckelten Gewölben von Holyrood, in Maria Stuart's Schlafzimmer. Bleiben dann noch zwei Stunden Zeit, so kann man nach Abbotsford, das durch Walter Scott geschaffene und unterblich gemachte Schloß, welches er „seinen dritten Roman" nannte, pilgern, sein Grab begrüßen, das so poetisch unter einem einsamen Säulengang der verfallenen Abtei Dryburg gelegen ist, sich auf einen Stein niederlassen, der sein Lieblingsplatz war und mitten unter den Träumern des unvergleichlichen Metrose sich befindet, oder den Gedanken folgen, welche sich unwillkürlich bei Betrachtung der eigenthümlich verzierten Säulen der Kapelle von Roslin dem Geiste aufdrängen.

Das Mittelalter und die Monumente, die es bekunden, stehen also in England immer der Gegenwart und der industriellen Thätigkeit, welche sie charakterisirt, zur Seite, und diese Opposition hat ihren Reiz; aber man muß gestehen, daß auch Spanien einen großen Reiz gewährt, den nämlich, die Jetztzeit ganz vergessen zu lassen, sich vollständig in das Mittelalter versetzen zu können, beim Anblick der krummen Straßen Toledo's und Philipp's II. Zagen und des köstlichen Schlosses Escurial sich den Betrachtungen der orientalischen Sitten und dem poetischen Reiz hinzugeben, den die Pomeranzenhäume Granada's und die alten Paläste der maurischen Könige niemals verlieren werden.

In England ist Nichts, das sich mit den drei Orten, die ich so eben genannt habe, vergleichen läßt. Toledo, die alte Stadt mit den Stellen, engen, krummen Straßen, erbaut auf einem Felsen, den der Tajo mit seinen röthlichen Wogen bespült und umgürtet, Toledo mit seinen Wällen, seinen arabischen Thoren, seinen Moscheen, seinen Synagogen, seiner prachtvollen Kathedrale ist das spanische auf die Jetztzeit übertragene Mittelalter. Weder in England, noch sonst irgendwo giebt es Etwas, das dem Escurial an die Seite zu stellen, diesem prächtigen Gebäude, welches halb Kloster, halb Palast ist, ernst und finster wie sein Erbauer Philipp II., ein Denkmal vergangener Jahrhunderte. — Ein Gefühl unendlicher Melancholie erfüllte mich, als ich in den quantenen Treppengewölben, wo jeder meiner Fußtritte widerhallte, umherirrte; indem ich die finsteren Gärten betrachtete, die kleinen von hohen Mauern umschlossenen Bassins betrachtete, bildete ich mir ein, Philipp II. einherschreiten zu sehen, bleich und düster, ein Schreckbild für die Menschen und vor dem Strafgericht des Allmächtigen zitternd. Dann trat ich in die Kirche, wo im Hintergrund des in feierlicher Dämmerung liegenden Schiffes, zu den beiden Seiten einer großen Galerie von rothem Porphyr, die knieenden Bildsäulen Philipp's II. und Karl's V. in Gold zu sehen sind; ich war saft niedergebrückt und beklobt durch dieses majestätische und zugleich so traurige, dieses glänzend ausgestattete und doch so düstere Gebäude. Einige Tage später war ich in der Kathedrale oder vielmehr in der Moschee von Cordova, und ohne den sie herumfallenden Chor, den man in die Mitte placirt hat, welchen sonderbaren Einfall ich nach dem Wunsche des mich begleitenden Sakristan durchaus bewundern sollte, hätte ich mich in Kahira, in der Moschee von Tulun, wähnen können, obgleich diese nicht so viele schöne Säulen aufzuweisen hat; man hat den gegen Mekka gerichteten Mirhab verschont, und die arabischen Mosaiken haben ihre ganze Frische bewahrt. Ein Muselmann könnte hier seine Andacht verrichten, wie ein Christ in St. Sophia. Sonderbarerweise haben zwei sich feindlich gegenüberstehende Religionen von einem Volke, das sie bevölschaun, das Wunderbarste ihrer Heiligthümer entlehnt.

Ich will es nicht unternehmen, die Alhambra zu beschreiben. Worte können unmöglich eine Anschauung von diesem mit tausend Launen der maurischen Kunst geschmückten Bauwerk geben, welches der unsterbliche Dichter des „Ritter der Abenterrages" so poetisch mit den köstlichen Stoffen des Orients verglichen hat, welche ihr Entstehen der Laugenweile des Harems verdanken. Doch kann ich der Alhambra nicht gedenken, ohne mich eines herrlichen Abends daselbst zu erinnern: ich sah den Mond aufgehen und im Ueberwogen nach und nach gleich einer beweglichen Lichtwasse die zierlichen Hallen, die schlanken Säulen, die bizarr gearbeiteten Löwen des Springbrunnens berühren, dann in den Gesandschaftshof eindringen, aus diesem das nächtliche Dunkel verdrängen und die herrlichen Zierden dieses Saales, wie eine fortlaufende Guirlande von silbernem Blätterwerk, zum Vorschein bringen. Welcher Genuß, den Mond zu belauschen, der sich in den kleinen Garten der Infantin Lindaraza hinabsenkt, die mächtigen Bäume zu betrachten, die ihre Spitzen in des Mondes Silberlicht baden, während weiter unten Granada's zerstreute Lichter erglänzen, zu gleicher Zeit mit einem Feuer, das man entzündet, um einen Zigeuner-Tanz zu beleuchten, und der Fackel, die ein Priester vor sich her tragen läßt, der durch die vor ihm niederknieende Menge daherschreitet, um einem Sterbenden das Abendmahl zu reichen!... Das Einzige in England, was mich an die Alhambra erinnerte, war das Schloß Windsor. Zwar ist viel sehr Unähnliches zwischen diesen beiden Monumenten des Mittelalters, doch besteht Windsor wie die Alhambra aus einer Anzahl durch Mauern mit einander verbundener Gänge und aus einem befestigten Schloß, das sich auf dem Gipfel einer steilen Böschung erhebt. Von der Terrasse Windsors aus sieht man die Spitzen der Bäume, welche unten gepflanzt sind, wie man von einem Fenster des Gesandschaftssaales aus die Wipfel der Bäume erblickt, die am Fuße des steilen Hügels wurzeln, auf welchem der Palast der Könige von Granada erbaut ist. Hiermit hört zwar jede Aehnlichkeit auf, doch muß ich noch hinzufügen, daß die Kapelle St. George zu Windsor in einem eben so reich verzierten gothischen Stil und saft eben so leicht und graziös gehalten ist, als die feenhaften Ausschmückungen der Alhambra.

Die Architektur, und zwar die des Mittelalters, ist, wie ich bereits gesagt habe, die einzige von den schönen Künsten, in der England excellirt. Doch Spanien der Bildhauerkunst scheint auf englischem Boden nicht zu gedeihen, auch Spanien hat, außer der schönen Holzschnitzerei, nichts der Art aufzuweisen. In der Malerei aber ist ein weiter Abstand zwischen beiden Ländern vorhanden. Die spanische Schule ist eine großartige; obgleich sie von der italiänischen und von der niederländischen manche Eindrücke in sich aufgenommen, ist sie nichtsdestoweniger eigenthümlich und originell. Murillo hat für sich die Schönheit des Lichtes, Velasquez das Kolorit, Zurbaran seine Mönchsscenen. Der Kontrast in der Literatur, welcher die Amadis und die pikaresken Romane voller Räuber- und Bettlergeschichten erschuf, welcher im Don Quixote das bis zur Narrheit getriebene Ideal der prosaischen Wirklichkeit gegenüberstellte, welcher in seinen weltlichen oder frommen Dramen das Lyrische mit dem Possenhaften fortwährend in Berührung bringt, derselbe Kontrast hat in der Malerei die unvergänglichen „Glorien" des Murillo hervorgebracht und diese Bettler, diese Kranken, in deren Mitte die heilige Elisabeth von Klarheit und Milde strahlt. Dergleichen Wunder der Kunst sucht man vergebens bei englischen Meistern. Hogarth ist ein geistreicher Maler, Satiriker wie Swift, Moralist und Prosaiker wie Addison. Reynolds hat Geschmeidigkeit, Kolorit, Gedanken, er ist zu

Digitized by Google

wollen kräftig, zuweilen grazios: er hat ein gutes Werk über die Kunst geliefert, und seine Malerei ist vortrefflich geschrieben. Klarman besitzt das Geheimniß einer effektvollen Einfachheit, der es weder an Größe noch an Kunstwerth mangelt, aber was ist dieses Alles neben Murillo und Velasquez!

Heutzutage ist die Kunst die schwache Seite der Engländer; vor ihrer rauhen Sprache flüchtet die Musik, und ihr Gehör ist noch barbarischer, als das der Franzosen. In der Architektur gehen sie vom Griechischen zum Gothischen über, indem sie bald das Alterthum, bald das Mittelalter (das letztere mit besserem Erfolg) kopiren und nichts selbst erfinden; aber wer erfindet auch jetzt in der Architektur? Ihre Malerei hat einigen Werdiensß in der Farbenmischung, welche zwar mitunter maniakalisch das zur Unmöglichkeit erscheint, indessen, wenn man die Brücken Londons passirt, zu einer Zeit, wo die Sonne nur halb den gelblichen Rauch und Dunst durchdringt, welcher über dem „unermeßlichen Kessel", wie Lord Byron sagt, schwebt, so bemerkt man gewisse Licht-Effekte, die sich auf den bizarr scheinenden englischen Gemälden wiederfinden; man glaubt gewissermaßen am Himmel Fragmente von Gainsborough's Pinsel zu erkennen.

Je weniger Kunstwerke die Engländer selbst schaffen, desto mehr kaufen sie; Herr Waagen, ein sehr kompetenter Kunstrichter, behauptet, daß die Hälfte der guten Gemälde, die überhaupt existiren, sich in England befindet, die andere Hälfte ist in der übrigen Welt vertheilt. Durch Lord Elgin, den ich für ein Attentat segne, das die Marmorwerke des Parthenon von tausend Zufällen gerettet hat, sind die Engländer im Besitz der schönsten Werke des Meißels. England hat Händel so lange und freundlich beherbergt, daß er in der Geschichte der Kunst fast für einen englischen Komponisten gilt; an keinem Orte werden die großen Compositionen von Palestrina, Haydn, Beethoven, Mendelssohn öfter als in England ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Australien.

Port Phillip im Jahr 1849.*)

Unter diesem Titel ist in London ein Werk erschienen, dessen Verfasser, Dr. Clutterbuck, eine aus eigener Anschauung hervorgegangene graphische Schilderung dieser jungen, aber schon so blühenden Kolonie giebt. Nach einer kurzen Notiz über die geographische Lage des Distriktes, welche zur Orientirung des Lesers beiträgt, führt er uns nach der Hauptstadt der neuen Provinz, die er folgendermaßen beschreibt:

„Vor etwa zwölf Jahren war das Land, wo die Stadt Melbourne jetzt erbaut ist, eine Wüste, und zwar eine von jahrelangen wilden Stämmen bewohnte Wüste, wo auch der munterer Kängaruh, der Emu und wilde Hund in solcher Menge vorhanden waren, daß sie den Eingriffen der Kultur ein ernstliches Hinderniß entgegensetzten. Welche Veränderung ist seit jener Zeit vorgegangen! Was ist nicht in dieser einst barbarischen Gegend durch britischen Unternehmungsgeist bewirkt worden! Vielleicht in keinem Welttheil hat ein großartiger Colonisationsversuch einen so schnellen und glänzenden Triumph erlangt, als in der Erbauung von Melbourne mit einer Bevölkerung von wenigstens 15,000 Seelen. Melbourne ist schön gelegen, auf einem abschüssigen Ufer, welches einen Theil der Bai überblickt, mit dem Flusse Yarra-Yarra im Norden. Auf der westlichen Seite ist ein großer Sumpf, den man einen See nennen kann, da er fast immer mit Wasser bedeckt ist, auf dessen Oberfläche zahllose Schaaren von Enten und anderen wilden Vögeln spielen. In seiner Bauart bietet Melbourne schon manche Anomalieen dar. Das felsfarne, unregelmäßige Aeußere nicht weniger Gebäude, sogar in der Hauptstraße, ist mit unseren Begriffen von Schönheit ziemlich schwer zu vereinigen, und wenn man auch hier und da recht anständige Bauwerke erblickt, so wird doch die Symmetrie gleich wieder durch elende breiterne Hütten gestört. Die meisten neueren Häuser sind zwei Stockwerk hoch und von Backsteinen erbaut, sie laboriren jedoch an dem Hauptfehler, zu wenig Luft zu seyn, was in einem heißen Klima besonders störend ist. Die Dächer der meisten Häuser sind mit Schindeln, eine geringe Anzahl mit Ziegeln bedeckt, im Gebäude größtentheils mit Baumrinde. Die Miethe ist hoch; ein Haus mit sechs Zimmern ist nicht unter 60 Pfd. Sterl. (über 400 Thlr.) zu haben. Als ich Port Phillip verließ, war kein einziges Haus unbewohnt, und neue Ankömmlinge fahen sich in die kostspielige Nothwendigkeit versetzt, ihren Aufenthalt in einem der Hotels zu nehmen. Für eine Hütte der beschriebenen Art mit nur drei kleinen Staben gab man gern zehn Schillings (faß 3½ Thaler) wöchentlich."

So kurz auch die Geschichte dieser reichbegabten Hauptstadt ist, hat sie doch mit dem Distrikt, dessen Mittelpunkt sie bildet, bereits von politischen Verfolgungen leiden müssen. Die älteren Theile der Provinz Neu-Süd-Wales blicken freiheitig mit neidischem Auge auf die raschen Fortschritte einer Niederlassung, in der sie einen künftigen Nebenbuhler voraussahen. Zehn Jahre in einem jungen Lande sind eben so viel als ein Jahrzehnt in älteren Gegenden, und das schnelle Aufblühen Port Phillips hat die Befürchtungen, wenn auch nicht die Mißgunst Sydney's gerechtfertigt, welcher durch seine legislative Versammlung der neuen Kolonie unverhältnißmäßige Lasten aufbürdete, ohne ihr dafür irgend ein Aequivalent zu gewähren. Die heiße Sonne Australiens ist der Geduld nicht sehr förderlich, besonders wenn man Unrecht zu leiden glaubt. Die Einwohner von Melbourne zeigten demgemäß, wie hoch sie die ihnen eingeräumte Stimme in der Legislatur von Neu-Süd-Wales schätzten, indem sie den Kolonial-Minister Lord Grey zu ihrem Vertreter ernannten. Diese etwas humoristische Kundgebung wurde von den gesetzten Kolonial-Beamten mit einiger Entrüstung aufgenommen, und Herr Latrobe, der Unterzeichnete von Port Phillip, war über solche Leichtfertigkeit so ungehalten, daß er den Vorschlag machte, die renitente Stadt ihrer Wahlrechte zu berauben. Die höheren Behörden gingen jedoch hierauf nicht ein; sie beschlossen vielmehr, die Kolonie von ihrer weiblichen Gefährtin zu trennen und ihr eine unabhängige Verwaltung zu geben.

In dem Werke des Herrn Clutterbuck befindet sich ein Kapitel, welches die besondere Aufmerksamkeit derjenigen verdient, die nach dem von ihm geschilderten Lande auszuwandern gedenken. Die wenigsten von den Reisenden, welche die südliche Hemisphäre besucht haben, sagen etwas Näheres von der Krankheiten, denen man dort ausgesetzt ist, wogegen unser Verfasser sich als Arzt vorzugsweise mit diesem Gegenstande beschäftigt. Fieber, Keuchhusten und einige andere Uebel sind in Australien unbekannt, indessen wird ihre Abwesenheit durch die Heftigkeit mehr als aufgewogen, womit die Lederkrankheiten und Schwindsucht auftreten. Trotzdem bietet jenes Land für Alle, welche die Versetzung mit einem rüstigen Körper ausgestattet hat, die aber im alten Europa kein hinlängliches Feld für ihre Thätigkeit finden können, die besten Aussichten dar. Das einzige Verbrechen lag bisher in der Möglichkeit, daß die britische Regierung darauf verfallen würde, es als Deportationsort zu benutzen; nach den letzten Ereignissen im Kaplande und den Parlaments-Verhandlungen, wozu sie Anlaß gegeben, dürfte jedoch diese Befürchtung als erledigt zu betrachten seyn.

*) Nach dem Colonial Magazine vom März d. J.

Mannigfaltiges.

— Der Historiker Prescott. Bei dem bekannten Londoner Verleger Bentley erscheint jetzt eine wohlfeile Ausgabe von Prescott's sämmtlichen Werken, welche die Geschichte Ferdinand's und Isabella's, die Eroberung von Mexiko und die von Peru umfaßt. Es giebt dies- oder jenseits des Atlantischen Meeres nur wenige Autoren, die in so kurzer Zeit eine so große und so wohlverdiente Popularität erworben haben, als Prescott, der, wenn er seinen reichen Gegenstand auch nicht ganz erschöpft, doch seine Vorgänger Solis und Robertson weit hinter sich gelassen hat. Der schwächere Theil seiner Leistungen, der sich auf die ältere Geschichte und eigenthümliche Civilisation der Azteken und Peruaner bezieht, kann in der That erst dann vervollständigt werden, wenn die bisher nur sehr oberflächlich erforschten Ueberreste jener Völker eine genaue und mit philosophischem Geiste geleitete Untersuchung erfahren, wie sie uns ein Lepsius für die vielleicht mit ihnen verwandten architektonischen Denkmäler der Aegypter geliefert hat.

— Zeitungen in Amerika. Wir haben bereits der zu San Francisco in Kalifornien gedruckten Pacific News gedacht, einer Zeitung, die dort seit einigen Monaten erscheint. Charakteristisch ist, daß der Eigenthümer dieser Zeitung bereits so viel Geld damit erworben, daß er sich eine Dampfpresse in den Vereinigten Staaten bestellen konnte. Mit gewöhnlichen Druckmitteln vermag er dem Verlangen nach Zeitungsnachrichten unter den Goldsuchern nicht mehr zu genügen. — In New-York erscheint jetzt auch (bei Secchi de Casali) eine italienische Zeitung, L'Eco d'Italia, die erste in dieser Sprache auf dem amerikanischen Kontinent. Eine mit einem Italiäner verheirathete Amerikanerin, die Marchesa Ossoli, früher unter dem Namen S. Margaret Fuller bekannt, trägt viel dazu bei, ihr Vaterland mit den Angelegenheiten Italiens näher bekannt zu machen.

— Aeltere Reisebeschreibungen. Die Hackluyt Society in London, eine Gesellschaft, deren Mitglieder einen jährlichen Beitrag von einer Guinee Jeder bezahlen, wofür sie einen Anspruch auf die von Zeit zu Zeit durch diese Gesellschaft im Druck herausgegebenen alten Reisebeschreibungen erhalten, hat kürzlich eine in den Jahren 1610—12 geschriebene „Geschichte einer Reise nach Virginien" (The Historie of Travaile into Virginia Britannia) herausgegeben. Verfasser dieser Reisegeschichte ist William Strachy, Kolonialsecretair unter Lord Delawarr, der als ein junger Mann nach Amerika gegangen war und bei den Bermudas-Inseln Schiffbruch gelitten hatte. Die Geschichte dieses Schiffbruches soll Shakespeare den Stoff zu seinem Schauspiel „der Sturm" geliefert haben. Die Indianer spielten zur Zeit Strachey's noch eine Hauptrolle in Virginien, und diese liefern ihm auch den meisten Stoff zu seinen Schilderungen. Früher bereits hat die Hackluyt Society folgende Werke herausgegeben: die „Beobachtungen von Sir Richard Hawkins auf einer Reise nach der Südsee im Jahre 1593"; „Ausgewählte Briefe von Christoph Columbus"; „Sir Walter Raleigh's Entdeckung des Reiches Guiana", und „Sir Francis Drake's Reise im Jahre 1595".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 45. Berlin, Sonnabend den 13. April 1850.

England.

Ueber die Reform der englischen Universitäten.

Man hat wiederum einmal einen Versuch gemacht, das auf den englischen Universitäten herkömmliche Unterrichtssystem zu erweitern. Vor einiger Zeit dehnte die Universität von Cambridge den Kreis ihrer akademischen Studien in sehr beträchtlicher Weise aus: — und im Lauf des letzten Monats schlug auch die Schwester-Universität Oxford eine ähnliche Richtung ein. Denn schon seit längeren Jahren hatte das Publikum seine Klagen über das enge und beschränkte Studiensystem auf diesen Anstalten laut werden lassen. In Cambridge hatten bisher die mathematischen Wissenschaften, verbunden mit einer sehr mäßigen Betreibung der klassischen Lektüre, in Oxford stets ausschließlich die alten Klassiker den Hauptgegenstand des akademischen Unterrichts gebildet. Jedes andere menschliche Wissen war ausgeschlossen. Die öffentliche Meinung sprach sich schon seit lange dahin aus, daß das weite Gebiet der modernen Wissenschaften, die moderne Geschichte und Aesthetik, nicht ferner mehr außerhalb des Kreises akademischen Unterrichts liegen bleiben könnten, und die Macht der öffentlichen Meinung hat zuletzt das bewirkt, daß die Universitäten selbst auf die Befriedigung dieses Verlangens eingingen.

Wir beabsichtigen, im Folgenden unseren Lesern in Kürze die Ergebnisse des Versuchs, welcher im jüngst verflossenen Dezember in Oxford hinsichtlich der Erweiterung des Studienkreises gemacht wurde, darzulegen, und wir hoffen, zu zeigen, daß eine weit allgemeinere Reform, als sie von den Universitäten, denen es hierfür an der nöthigen Macht gebricht, bewirkt werden kann, nothwendigerweise vorangehen muß, ehe letztere irgend zu einer neuen wissenschaftlichen Lebensfähigkeit gebracht werden können, oder ehe Männer der Wissenschaft daselbst hinlängliche Ermuthigung und Belohnung ihrer Thätigkeit zu finden im Stande sind.*)

Die jüngsten Verordnungen liefen, wie wir oben gesagt, darauf hinaus, den in Oxford gebräuchlichen Unterrichtsplan zu erweitern. Es geschah dies auch, wenigstens in der Theorie, mit theilweise gutem Erfolg. Statt zweier führte man drei Prüfungen ein, — und der Kreis der Studien wurde vergrößert. Rücksichtlich der ersten Prüfung, welche der Student zu bestehen hat, findet wenig Aenderung statt. Man wird nun noch neben den bereits herkömmlichen Gegenständen eine mäßige Kenntniß der Arithmetik, der Geometrie oder Algebra verlangen. Auch das zweite Examen dürfte im Ganzen dem Charakter des früheren zweiten entsprechen: hierbei sollen schon „Honores" ertheilt werden. Durch das dritte Examen treten die eigentlichen Hauptneuerungen ein, und hiermit wurde der Stimme der öffentlichen Meinung die bedeutendste Konzession gemacht. Man will vier neue Schulen (Kurse) errichten: zwei von diesen soll jeder Studirende absolviren, ehe er einen (akademischen) Grad erlangen kann, und jeder kann nach Belieben sich um die Honores in einer derselben oder in allen vier bewerben. In der ersten Schule, welche alle Studenten durchzumachen haben, behalten die gegenwärtigen Prüfungsgegenstände, jedoch mit gewisser innerer Erweiterung, den Vorrang, einschließlich einer speziellern Berücksichtigung der Geschichte und Philosophie; und obwohl hauptsächlich die alten Schriftsteller als Textbücher zu Grunde liegen bleiben, so soll es doch auch gestattet seyn, die verschiedenen Gegenstände nach neueren Autoren zu erläutern. In der nächsten Schule tritt eine Prüfung in der Mathematik und in der Physik (nach mathematischen Prinzipien) ein, und es finden hier Prüfungen für Honores in der reinen, so wie angewandten Mathematik statt. In der dritten Schule kommen Prüfungen in den Naturwissenschaften, mit Inbegriff der Mechanik, der Chemie und Physiologie. In der vierten Schule sollen — und dies ist der Gegenstand des heftigsten Streites geworden — Prüfungen in der Jurisprudenz und in der neueren Geschichte folgen. Die Gegenstände dieser letzteren Bestimmung wurden verworfen, und demgemäß bleibt das Ganze der betrachteten Reformen noch in suspenso, bis man sich über diese Angelegenheit gereinigt haben wird. Wir halten es nichtsdestoweniger für ausgemacht, daß die Stimme der öffentlichen Meinung durchdringen, und daß das Ganze dieser Aenderungen, wenigstens auf dem Papier, vom akademischen Senat angenommen werden wird. Obgleich diese Reformen noch lange nicht so umfassend sind, als man wünschen möchte, so muß man sie doch, vorausgesetzt, daß sie zur Wahrheit werden, als einen Fortschritt auf der richtigen Bahn dankbar hinnehmen.

Abgesehen hiervon, sind wir dennoch der Meinung, daß die vorgeschlagenen Reformen, wenn die übrigen Universitäts-Verhältnisse dieselben bleiben, niemals von praktischer Wirksamkeit seyn werden. Ein System, welches ausschließlich das Studium eines beschränkten Kreises von Gegenständen verfolgt, muß in seinem ganzen Umfang mobilisirt werden, ehe es zur Uebereinstimmung mit einem ausgedehnteren Unterrichtsplane gelangen kann. Die Einrichtung der Oxforder Hochschule hat das Studium der Klassiker, und zwar der Klassiker allein, zum Zweck. Alle Belohnungen und Preise gelten der erfolgreichen Pflege dieser Studien. Der ganze Einfluß der Universität macht sich in dieser einen Weise geltend. Um die Kraft der Schwierigkeit, auf die man stößt, gehörig würdigen zu können, erinnere man sich daran, daß gleichzeitig mit der gegenwärtigen Klassenliste Honores in der Mathematik ertheilt worden sind, daß aber keine Einrichtung für das Studium derselben bestand, und daß die Belohnungen und Preise der Universität dieser Wissenschaft entzogen wurden. Was ist der Erfolg gewesen? So sehr man auch die Bedeutung der Mathematik und ihre Wichtigkeit für den größten Theil der sich um öffentliche Stellen Bewerbenden anerkannt hat, so erfahren wir doch, daß die Zahl der Kandidaten für Honores in der Mathematik bei der letzten Prüfung zu Oxford nur fünf betrug. Hierbei berücksichtige man, daß, um dem Studirenden eine vierte Klasse zu sichern (worin die gewöhnlichen Honores bestehen), nichts weiter gefordert wird, als Tüchtigkeit in der Lösung quadratischer Gleichungen. Trotz der Honores bestand sich also dennoch das Studium der Mathematik in Oxford in der traurigsten Vernachlässigung, und man muß demgemäß folgern, daß, wenn die anderen Vorzüglichkeiten der Universität unverändert bestehen bleiben, das neue Statut, ein so großer theoretischer Fortschritt es auch genannt werden kann, eben so wenig Aussicht auf praktischen Erfolg hat, wie das Studium der Mathematik. Es existirt für das Studium der neuen Gegenstände weder eine gehörige Einrichtung, noch auch eine Belohnung. Kurz, das Hauptgewicht der wahren Wirksamkeit der Universität wird sich immer noch nach einer anderen Seite hin neigen. Zu einer gründlichen Umwandlung des gegenwärtigen Systemes besitzt die Universität nicht Macht genug. Die Einwilligung der Krone und des Parlamentes, welche in früheren Zeiten sehr häufig stattfand, obwohl sie nun schon seit zwei Jahrhunderten fern gehalten worden, ist heutzutage durchaus erforderlich, um die Universitäten mit den Ansichten und Anforderungen der modernen Zeit in Einklang zu bringen. Wir wollen den Lesern in kurzem die Hauptmißbräuche, für deren Abstellung unserer Meinung nach eine Regierungs-Kommission zu sorgen hat, vorführen, so wie auch die nöthigen Umänderungen, welche einer wirksamen Erweiterung des Unterrichtsplanes vorhergehen müssen, andeuten.

Damit zunächst die neuen Prüfungsgegenstände eine gute Aussicht auf Erfolg haben, ist es erforderlich, daß man sie verhältnißmäßig bei Vertheilung der verschiedenen Belohnungen und Preise, welche im Besitz der Universität sind, berücksichtige. Wenn die „Fellowship" einzig und allein nur auf Grund der Kenntniß in den Klassikern ertheilt wird, so ist es thöricht, zu erwarten, man werde auf die übrigen Gegenstände den erforderlichen Fleiß verwenden. Es wird durchaus nicht verlangt, jedem beliebigen Studiengefüll Vorschub zu leisten, sondern nur die Gegenstände, welche man zur Erzielung einer gesunden Ausbildung nothwendig erachtet, auch in voller Weise zur Geltung kommen zu lassen. Die neuen Studien müssen also aller bestehenden Vortheile genießen. Unvernünftig bleibt die Erweiterung nur eine rohe.

Die Nothwendigkeit, bei den Wahlen zur „Fellowship" auch noch auf andere Dinge, als die bloße Kenntniß der Klassiker, Rücksicht zu nehmen, ist ganz augenscheinlich, namentlich wenn man bedenkt, daß die gegenwärtige Art der Wahl den Studirenden durchaus keine „Tutors" liefern kann, welche nach Erforderniß in den verschiedenen Gegenständen moderner Studien Unterricht zu geben im Stande wären. Einer der ersten Punkte, welche das neue Statut ins Werk zu setzen hat, ist die Aufhebung des bestehenden Kollegien-Monopols, des Tutorenwesens. Es ist hinlänglich bekannt, daß die Universität selbst den Studirenden praktisch keinen Unterricht ertheilt. Der ganze Unterricht ist in den Händen der Kollegien-Tutoren, es sey denn, daß der Student die Mittel hat, sich Privat-Tutoren zu halten. Da nun aber gegenwärtig die Tutoren gewöhnlich aus den „Fellows" gewählt werden, wie sind, fragen wir, Tutoren für die verschiedenen Zweige des Wissens, welche in Zukunft Examinationsgegenstände in Oxford bilden werden, unter den Fellows zu finden? Die Durchschnittszahl der Fellows an einem Kollegium zu Oxford beläuft sich auf achtundzwanzig. Da mehr als die Hälfte von ihnen nicht anwesend ist, so reduzirt

*) Es dürfte dieser Nachweis im gegenwärtigen Moment um so mehr von Wichtigkeit seyn, als die Freunde des erweiterten Unterrichts ihre Sache nächstens mit vereinter Kraft vorm Parlament bringen werden. Wir vermissen übrigens in Bezug auf einige hier vorkommende technische Ausdrücke auf einen früheren in diesen Blättern mitgetheilten Artikel über den Universitäts-Unterricht in Irland.

Digitized by Google

sich die Zahl derer, aus welchen die Tutoren gewählt werden müssen, auf weniger als vierzehn. Der größere Theil der Kollegien hat indeß nicht einmal die Wahl, den Tutor aus der Hälfte dieser Zahl zu nehmen. Die Kollegien, welche eine größere Zahl von Fellows besitzen, sind genau die, welche eine geringere Anzahl von Nichtgraduirten haben. Einige Kollegien haben vierzig Fellows: aber auch solche Kollegien bieten, wie die anderen im Durchschnitt, nur sechs bis sieben Fellows, aus denen die Tutoren zu wählen sind. Wie will man nun, fragen wir, unter diesen sechs bis sieben Jndividuen Leute finden, welche fähig sind, in den verschiedenen Zweigen der literae humaniores, ferner in der Logik, Ethik, Politik, Poetik, in der alten Geschichte und den mannigfachen Hülfswissenschaften der genannten Gegenstände, endlich in der reinen und angewandten Mathematik, in sämmtlichen Naturwissenschaften, in der Jurisprudenz und in der neueren Geschichte Unterricht zu ertheilen? Man muß sehr kühne Hoffnungen hegen, wenn man unter sechs oder sieben oder auch selbst unter vierzehn Personen, welche die herkömmliche Qualifikation als Kollegien-Fellows besitzen, wirkliche Tutoren für alle diese Wissenschaften finden zu können glaubt. Die ist aber das neue Erziehungssystem im Stande, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun, wenn nicht für all die Zweige der Literatur und des Wissens, in denen Prüfungen stattfinden sollen, der nöthige Unterricht besorgt wird? Jeder richtig Blickende mußte erkennen, wenn er sah, wie die Herren in Oxford neue Prüfungsstatuten aufstellten, ohne sich um die Unterweisung in den hinzuzunehmenden Gegenständen zu kümmern. Glauben sie wirklich, der gegenwärtige Unterrichts-Mechanismus werde den neuen Zweck fördern? Oder sind die gegenwärtigen Statuten nur gemacht, um das Geschrei des Publikums abzuwenden, ohne daß man weiter daran denkt, sie praktisch einzuführen?

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Spanien und England.

Eine Parallele, nach J. J. Ampère.

(Schluß.)

Trotzdem ist nicht die Kunst, sondern die Politik das wahre Lebenselement Englands. Dort giebt es keine Sonderung zwischen allgemeinem und Privatinteresse, die Sache der Nation ist auch die des Einzelnen, und jede Stadt, jeder Flecken, jede Gemeinde kann sich selbstständig mit dem Gemeinwohl beschäftigen. Daher rührt das politische Leben, welches überall in England eine solche Thätigkeit entfaltet. In Spanien war ich erstaunt über den gänzlichen Mangel an politischem Leben, politischen Gesinnungen und Leidenschaften. Es giebt wohl in Madrid eine Versammlung, welche Reden hält und Gesetze macht; man findet dort auch Kaffeehäuser, in denen man Zeitungen liest, aber im ganzen übrigen Spanien schien mir die Masse des Volks vollkommen gleichgültig gegen Zeitungen und politische Reden, ja, ich habe in der Unterhaltung mit Spaniern, denen ich zufällig begegnete, nie die Spur irgend einer politischen Gesinnung entdecken können. Auf der Reise, in den Postwagen, sprach man oft von der Februar-Revolution, niemals aber von den zahlreichen Umwälzungen, die Spanien seit zwanzig Jahren hat erdulden müssen. Als ich in Sevilla anlangte, zeigte man mir, wie weit Espartero's Bomben geflogen, aber es war mir unmöglich, zu erfahren, ob die Ergebner dieses Vorfalls für oder gegen Espartero gestimmt seyen. Nicht, daß sie Furcht gehabt hätten, ihre Meinung laut zu äußern, denn es herrscht hier vollkommene Redefreiheit, und man spricht sogar oft mit großer Schärfe über das Privatleben der Königin, aber ich soll zu meinem Erstaunen, daß der Parteigeist vernichtet scheint. Das Ganze war mir ein Räthsel, bis ich endlich zu dem Schlusse kam, daß die schreiende so mühenden Partei-Kämpfe nur eine oberflächliche Bewegung waren, welche nicht bis in den Kern des Volkes drang, daß man nur den Bürgerkrieg gepielt habe, die große Menge aus Unthätigkeit und aus Geschmack am Abenteuerlichen, die Häupter, um den Einsatz des Spieles, die Macht, zu gewinnen, so daß ein Land, welches so lange das bewegteste in ganz Europa gewesen, das allerruhigste geworden ist, seitdem eine mächtige Hand die ergezigen Servuche Einzelner unterdrückt hat, deren Auftauchen die Oberfläche trübte.

So viel über die politischen Differenzen, nun zu den sozialen. Der Castillaner sowohl, als der Engländer ist stolz, dieser will in seiner Person den Gentleman, jener den Caballero geachtet sehen; aber sich für einen Caballero zu halten, steht Jedem frei, während, um ein Gentleman zu seyn, man vor allen Dingen des Geldes bedarf. Jn Spanien ist jeder von Adel, mein Führer in Granada dieß zufällig Ximenes und zweifelte nicht, daß er ein Verwandter des Kardinals dieses Namens sey. Die Sprache hat dort eine hochtrabende und aristokratische Form, man spricht zu einem Bettler oder Stiefelputzer stets in der dritten Person und wendet dabei den Ausdruck Usted (Abkürzung von vuestra merced) an, welcher „Ew. Gnaden" bedeutet. Jn England nennt man jeden, die Lords und Gibbosität ausgenommen, Sir, wie in Frankreich Monsieur, doch besteht nichtsdestoweniger ein sichtlicher Unterschied der Stände, nur ist dies ein stillschweigend anerkannter Unterschied, dem sich Jedermann unterwirft, und der Niemand beleidigt. Jeder nimmt den durch seine Stellung zur Gesellschaft bedingten Platz ein. Jn den öffentlichen Fuhrwerken z. B. ist es Niemanden untersagt, den Vordersitz auf der Jmperiale einzunehmen, aber er bleibt immer dem Gentleman reservirt, der Platz neben dem Kutscher, der für besten gilt, wird gewöhnlich, laut schweigender Uebereinkunft, dem angeboten, der Passagiere eingetrieben, und es fällt Niemand ein, ihn ihm streitig machen. Auch bemerkte ich, daß diese Standesperson zuweilen einige Worte an den Kutscher richtete, welcher bescheiden, aber ohne Unterwürfigkeit antwortete, indem er sich wie gegen einen über ihm Stehenden, aber nicht wie gegen einen Herrn benahm. Jn Spanien ist das anders, da herrscht die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — der Cigarre. Ein Bettler hält einen Granden von Spanien an mit den Worten: „Hacíame el favor de su candela!" oder er sagt auch gar nichts und ist dennoch sicher, daß der Grande ihm seine Cigarre zum Anzünden der seinigen bietet; übrigens steht der Bettler oft nobler auf, als der Grande von Spanien, in seiner Blöße liegt nichts Unbescheidenes, und die Zurückhaltung der Cigarre geschieht mit einer überaus höflichen Geberde. Kurz, die Gleichheit in Spanien hat nichts Arrogantes, die Ungleichheit der Stände in England nichts Erniedrigendes.

Der Kontrast, den ich zwischen beiden Völkern verfolge, giebt sich in ihrer Sprache und Literatur eben so kund, als in allem Uebrigen. Das spanische Jdiom ist das poliste, sonorste der neu-lateinischen, das englische das kürzeste, zusammengezogenste der germanischen Sprachen; das eine ist der Dialekt reicher Müßiggänger, deren einzige Beschäftigung darin besteht, auf den tönenden Widerhall ihrer eigenen Worte zu lauschen; das andere trägt den Anstrich eines energischen und vielbeschäftigten Volkes, welches keine Zeit zu verlieren hat und den eine einzige Silbe genügt, um seine Gedanken auszudrücken oder seinen Willen ohne den geringsten Aufschub kundzugeben. Welche prächtige Sprache ist die, in der eine Aichtscherre: despabilladeras, ein Löscher: apagador heißt! dagegen wie prompt und ausdrucksvoll muß die Sprache seyn, in welcher die Silbe dog bedeutet: „der Spur Jemandes folgen, wie ein Hund seine Beute verfolgt", oder wo man im gewöhnlichen Leben nur gebraucht für „Jemand nicht kennen wollen, um unangenehme Konnexionen abzubrechen."

Die Literatur jedes der beiden Länder hat aufrordentlich viel Nationales, obgleich keine von ihnen den Einfluß fremder erobernder Elemente verleugnen kann: England den der Normannen, Spanien den der Araber. Das eine, wie das andere, hat ein Theater von rein inländischem Charakter hervorgebracht, ohne dem Alterthume nachzuahmen: aber Shakespeare schildert die Leidenschaften, Calderon die Gebilde der Phantasie, jener ist ein großer Portrait- und Hiſtorienmaler, dieser ein herrlicher Musiker, welcher wundervolle dramatische Symphonieen komponirt hat; der Eine zeichnet mit treuer und kräftiger Hand die Charaktere, der Andere gefällt sich in der Darstellung unwahrscheinlicher Verfälle und fingirter Personen; der Eine endlich hat mit unübertrefflicher Tiefe alle Gefühle der Seele, ein einziges, und zwar das stärkste, das religiöse Gefühl, ausgenommen, gezeichnet, der Andere hat in den „Autos sacramentales" alle dramatischen Themata, welche er abwechselnd der Geschichte und der Fabel entlehnen, symbolisirt, um dann das Grundmysterium des Christenthums, die Menschwerdung, und die Hauptlehre des Katholizismus, die wirkliche Gegenwart, wiederzufinden. Cervantes ist ein Dichter von demselben Schlage, wie Shakespeare. Er hat das menschliche Leben durch zwei Typen, die es in sich schließen, repräsentirt, durch Don Quixote und Sancho Pansa, d. h. das Jdeal und die Wirklichkeit: er hat alle Erfahrungen, die seine Beobachtungen der menschlichen Natur ihn hat machen lassen, in dieses eine klassische Werk zusammengefaßt und veranschaulicht. Der Poet des Nordens hingegen hat die Schöpfe, welche er einer noch weit tieferen und vielseitigeren Menschenkenntniß verdankte, in einer Menge von romantischen und gewiß bewunderswerthen Schöpfungen seiner Feder vertheilt, aber vielleicht bietet keines von all diesen Werken, einzeln genommen, ein so vollendetes Ganze dar, wie der Don Quixote.

Die englische Literatur trägt mehr das Gepräge ihres heimatlichen Bodens, als die spanische. Ohne Schottlands zu erwähnen, wo man von Walter Scott zu Ossian, von den angelsauen Zeloren des ländlichen Dichters Burns zu der durch Shakespeare unsterblich gemachten „verwünschten Haide" übergeht, giebt es in England hunderte von Orten, in denen die schönsten Schöpfungen der nationalen Dichtkunst wurzeln. Der Dichter des jähen Gestades bei Dover ruft uns bei Schilderung desselben zurück, die Shakespeare im „König Lear" giebt, ein Schilderung, welche Engländer sowohl, als jeder Leser, Schwindel verursacht. Die Eichen und die grünenden Laubdächer Windsors rufen Erinnerungen an Pope's liebliche Muse hervor; die Ufer der Severn haben noch die ganze Frische, die sie den Gedanken Milton's eingeflößt, als er in der Blüthe seiner Jugend noch nicht die politischen Stürme kannte, die ihm später die Hölle offenbarten. Zur Erinnerung an Shakespeare besucht man das Gestade des Avon, dessen schöner Schwan er war; indem man die Lieblichkeit, Sanftmuth und Ruhe, welche die ganze Natur hier athmet, wahrnimmt, wird man vielleicht erstaunt seyn, daß in solcher Umgebung der Verfasser des „Hamlet", „Macbeth", „Othello" geboren ward, oder man erinnert sich, daß unter allen dramatischen Schriftstellern kein einziger die handelnden Personen mehr und sich selbst weniger hervortreten läßt, als Shakespeare, und daß auch Desdemona, Julia, Jmogen neben so vielen anmuthigen und zarten Gestalten ihm ihr Entstehen verdanken.

Wenn der Reisende von der Terrasse von Windsor aus die Thürme und Glocken Eltons erblickt, so wird ihm klar, warum Gray bei ihrem Anblick der ersten Verse seiner melancholischen Ode: „Ye distant spires, ye antique towers!" murmelte. Man findet auf jedem Schritt und Tritt in England Plätze, denen die Dichtkunst oder die Normandt heilige Erinnerungen aufbewahrt. Jn London selbst ist kaum ein Stadtviertel, das nicht ein schriftbares Andenken an einen berühmten englischen Schriftsteller aufzuweisen hätte; man zeigt dem Fremden den Platz, auf welchem das Theater des Globe stand, wo Shakespeare's Stücke zuerst gegeben wurden, und das literarische Kaffeehaus, in dem Johnson seine Urtheilssprüche ertheilte.

Auch der spanische Boden hat seine poetischen Erinnerungen: die Engpäße der Pyrenäen heißen noch heutzutage „Pforten", wie in den Rittergedichten der Vorzeit. Burgos zeigt noch den Koffer, auf welchen der Cid, wie die Geschichte berichtet, tausend Maravedis von Juden entlieh, welche ihn mit Ehre-

steinen gefüllt glaubten; nachdem der Eid das Geld wiedererstattet hatte, ließ er den Koffer Angesichts der Juden öffnen, zu ihrem großen Erstaunen war er mit Sand gefüllt, der Eid aber sprach: dieser Koffer enthielt mehr als den Werth von Edelsteinen, er schütz das Wort oder, nach der energischen Ausdrucksweise der Romanze, die Wahrhaftigkeit des Eid in sich! eine stolze und ritterliche Sprache in der That, aber zu unserer Zeit würde diese Nutzanwendung den Eid wahrscheinlich vor das Assisengericht geführt haben. Indessen giebt es der auf diese Weise populär gewordenen Orte in Spanien nicht so viele als in England. Man wird, indem man die spanischen Städte durchreist, öfter an den Franzosen Le Sage erinnert, der, obgleich er niemals sein Vaterland verlassen, sich dennoch die spanische Zeichnung ganz zu eigen gemacht hatte und, obgleich er in Form und Stil immer Franzose bleibt, doch alle seine spanischen Zeitgenossen weit übertrifft. Daß er ihnen nicht den Stoff zum Gil Blas verdankt, wie es der castilianische Stolz behauptete, ist jetzt erwiesen, aber daß man es geglaubt hat, ist ein großer Beweis und ein eben so großes Lob für die Treue, mit der Le Sage seine Gemälde entworfen.

Für das Ausland ist saft die ganze spanische Literatur im Don Quixote enthalten. Man sucht Don Quixote und Sancho Pansa unaufhörlich, und zuweilen glaubt ich sie in der That zu sehen, wenn ein magerer Offizier, den Helm auf dem Kopfe, auf einer Rosinante, welche höchstens einmal im Leben galoppirt hatte, vorbeireitet oder ein Bauer aus La Mancha sich nachlässig auf einem Nachtmaulthier des berühmten Granatiers hin und her wiegte. Alle Wirthshäuser erinnern an dieselben, welche der originelle Hidalgo für Schlösser hielt, alle Mädchen dazu erwecken das Andenken an die niedliche Maritorne, alle Windmühlen hält man unwillkürlich einen Augenblick lang für Riesen, und jede durch eine Staubwolke gesehene Heerde für die Armee des großen Königs Alifanfaron. Die Narrheit, mit der Cervantes seine Helden ausgestattet, erscheint nicht so unwahrscheinlich in einem Lande, wie dieses, wo man lange reisen kann, ohne einen Menschen oder ein Haus anzutreffen, wo nichts uns auf das wirkliche Leben zurückführt, wo der Gedichte Dulcinea's sich seinen phantastischen Träumereien hingeben konnte, ohne daß er von Pinsbiet in das Alltägliche oder von den Neckereien der Vorübergehenden unterbrochen worden wäre. Man versehe Don Quixote nach England oder Frankreich; nach hundert Schritten, die er gemacht, wäre er von einer staunenden Menge umringt und vor den Mairie oder Friedensrichter geführt worden; aber in den Wüsten von La Mancha konnte er sich ganz nach Belieben im Lande der Romantik ergehen und im Königreich Mikomikon glauben, bis er einen bewohnten Fleck Landes antraf, was selbst für die nicht von Don Quixote's Narrheit Besessenen immer saß eine Begebenheit ist.

Doch genug der Zusammenstellung dieser beiden Länder; es könnte den Leser ermüden, so, einen Fuß in Spanien, den andern in England, mit mir weiter zu reisen, ich will nur noch ein paar Worte in Betreff ihrer Zukunft hinzufügen. Beide sind, nebst Belgien, Holland und Rußland, bis jetzt die einzigen Länder, die von den politischen Ereignissen der neuesten Zeit nicht berührt worden sind; sollen sie wohl auch für die Zukunft von allen Umwälzungen gesichert sepn? Spaniens gegenwärtige Ruhe hängt von der Energie eines Mannes und von der Mäßigkeit der Parteien ab, die Leichtigkeit, mit der die Spanier bereit sind, sich in Aufstände oder Pronunciamientos zu stürzen, kann die unthätige und abenteuerliche Bevölkerung der Halbinsel wohl mit fortreißen. — Ist Großbritaniens Zukunft mehr gesichert? Indem man diese so ruhige, so regelmäßige Nation, von ihrem patriotischen Egoismus durchdrungen, mit ihrem tiefen Abscheu, ihrer Achtung vor Gesetz und herkömmlichen Sitten, welche auf unerschütterlichen Grundlagen ruhen, und durch das Bollwerk der sie umgebenden Meere auf ihrer Insel verschanzt, betrachtet, scheint es — wie Canning so bezeichnend und schön sagt — als könne sie, gleich einem politischen Arokus, alle Stürme entfesseln und über die Welt hinstürzen lassen, ohne selbst davon erschüttert zu werden; aber wenn man sie in der Nähe betrachtet, merkt man wohl hier und da Spalten, die das mächtige hundertjährige Riesengebäude durchfurchen, welches auf den ersten Blick so majestätisch und fest erscheint. Für die nächste Zeit, glaube ich, hat England in dieser Beziehung nichts zu fürchten, aber giebt es nicht auch entfernte und trotz ihrer Entfernung ungeheure Gefahren? Ist wohl diese äußere Macht, mit der Englands großartiger Handelsverkehr zusammenhängt, fest und sicher begründet? Wird nicht sein indisches Reich, das schon so groß und fortwährend im Zunehmen begriffen ist, sich mit der Zeit so ausdehnen, daß es einer anderen Macht begegnet, welche das Schicksal gegen Osten zu treiben scheint? Wird die zahlreiche Volksmenge, welche England zwar durch seine Macht im Zaum hält, deren Religion und Sitten es indessen nicht hat unterdrücken können, wird sie nicht, durch fremde Hülfe unterstützt, sich dereinst erheben vom Kap Comorin bis zum Himalaya? Der Aufstand von Vellora, so gefahrvoll für die englische Herrschaft in Indien, ist er etwa schon vorüber? Man sieht schon, wie das Kap die Verbrecher zurückstößt, die ihm das Mutterland aufzwingen will, wie die Jonischen Inseln nur durch Furcht vor der Strafe an sich halten, wie Kanada den Anschlag an die Vereinigten Staaten begehrt. Napoleon hatte, selbst vor Erfindung der Dampfkraft, einen Einfall in England für möglich gehalten, seitdem aber ihr er noch viel leichter denken, und wenn der Fall stattfände, so könnte eine ungeheure Bevölkerung von drei Millionen in Irland erheben, in diesem Irland, welches eine offene Wunde ist, für die es kein Heilmittel giebt. Die edelmüthigen Anstrengungen, in denen sich England jetzt erschöpft, um dem Uebel abzuhelfen, welches es selbst geschaffen, scheinen an dem Andenken früheren Unrechts zu scheitern. Es existirt in ganz England, sowohl in London, als auch in den Fabrikstädten, ein Elend, welches das unheige weit übertrifft; so viel auch die höheren Klassen thun, es zu bekämpfen (und der Himmel bewahre mich, ihnen dies abzusprechen, obgleich man ihnen nicht immer diese Gerechtigkeit widerfahren läßt), wird es ihnen doch nie ganz gelingen. Der Abgrund in den das Proletariat versunken, ist zu groß, als daß er durch die ungeheuren Summen, die man täglich hineinwirft, geschlossen werden könnte. Die wohlhabenden und eleganten Viertel Londons geben einen glänzenden Begriff von der Civilisation und dem Reichthum des Landes, aber sie finden einen entschiedenen und sehr traurigen Gegensatz in den Vierteln, in denen Pest und Hunger herrschen. Die Untersuchungen, die man hierüber, namentlich zur Zeit der Cholera, angestellt, haben traurige und schreckliche Ergebnisse geliefert, und weder der Staat, noch vielfache Privat-Anstrengungen können diesem Uebel steuern. Als ich eines Tages am Morgen die Docks besucht hatte und noch ganz erfüllt und geblendet von dieser unglaublichen Bewegung und gigantischen Thätigkeit war, las ich in einer Zeitung die Geschichte eines Mannes, der erst seine Frau und seine drei Kinder getödtet und dann sich selbst erhängt hatte, weil er kein Brod für sich und seine Familie fand. Es giebt in England eine Partei, die, obgleich sehr fern von Umsturz-Ideen, diesen doch vielleicht den Weg bahnt, es ist dies eine Bürgerpartei, welche, was für England etwas ganz Neues ist, der Aristokratie feindlich gegenüberstellt und danach strebt, das industrielle Interesse voranzustellen. Dies ist die Schule von Manchester; sie verlangt eine Reform, und der charlistische O'Connor schlicht sich diesem Verlangen an, kurz, in der Mittelklasse bereitet sich eine Revolution vor. Diese Mittelklasse, die bis jetzt noch der größte Rekrut vor der Aristokratie erschien, diese Leute, die sich nach dem Namen des Besitzers des Schlosses im Vorbeifahren von demselben erkundigen, nach dem Zeitpunkt seines Aufenthalts darin während der Jagdzeit, nach den Gütern, die er bei sich hat, diese Leute aus der Mittelklasse werden auf mehreren Punkten Englands durch andere ersetzt, die nicht von dieser Ehrfurcht vor der Aristokratie beherrscht sind, die nicht diese Vorliebe für das Vergangene theilen, die, mit einem Wort, in Allem die Veränderung und das Neue lieben, heiße es nun: Freihandelssystem, Wasserheilkunde, freie Gemeinde, Mäßigkeitsverein, phonetische Orthographie*), kurz, Alles, was rationell, und Nichts, das traditionell ist. In Birmingham vorzugsweise war es, wo Personen, die das Land genauer kannten, als ich, mich zu meinem großen Erstaunen von dieser Bewegung unterrichteten; ich hörte einen jungen protestantischen Prediger von großer Beredtsamkeit, populärem Ruf und anerkanntem Charakter gegen die Aristokraten donnern und für England das Herannahen der Republik prophezeien; von der Kanzel herab hörte ich ihn vor dem gewähltesten Publikum, aus den angesehensten Familien Birminghams zusammengesetzt, gegen den National-Fasttag eifern. Das sind, wenn ich nicht irre, Vorboten einer Radikalveränderung in den gesellschaftlichen Formen Englands.

Die Religion, welche die Stütze der Politik ist, steht noch unangetastet da; Niemand erhebt die Stimme gegen das Christenthum; Lord Byron, der es anzugreifen wagte, verlor dafür sein Recht auf einen Platz im Pantheon der berühmten Männer, der sich für Addison öffnete; der Dichter Shelley, der so verkehrt war, sich für einen Atheisten zu halten, sah seine Kinder durch den Staat von sich entfernt. Die am wenigsten gläubigen Personen kämpfen eifrig für die Heiligkeit des Sonntags; aber dieses religiöse Bauwerk ist aus sehr verschiedenen, sehr unhaltbaren Material zusammengefügt, es hat in seinem Spannwerk mehr als einen Riß und einen wurmstichigen Balken, in seinem Fundament mehr als einen durch die Zeit gelösten Stein. Die anglikanische Kirche will protestantisch sepn, ohne den Geiste einige Freiheit zu lassen, die Lehrsätze der deutschen Theologen, selbst verjüngen, die man in ihrem Vaterlande des Pietismus beschuldigt, schrecken die Gottesgelehrten in Oxford und stoßen ihnen Verdammniß und Absehen ein. Diese Behauptung von der Almacht der Kirche über die Vernunft, außerhalb des Katholizismus, ist ein unhaltbarer Satz, obschon sie mit großem Aplomb aufgestellt wird, und diesen blinden Glauben, den man, gegen alle Logik, in die Religion der freien Anschauung hineinpflanzen möchte, ist absoluter Unglaube eben nicht allzu fern. Der englische Protestantismus, zwischen den Puseyismus, der ihn dem Katholizismus, und den Unitarismus, der ihn der Philosophie nähert, gestellt, wird sich vergebens ab, sich an die Tradition, welche er von sich gestoßen, wieder anzuklammern; in Sekten getheilt, die sich wieder in einander zersplittern, wie z. B. augenblicklich der Methodismus, schwankt er und mit ihm die politische Gesellschaft, deren sicherste Grundlage er ist.

Jedenfalls sind diese Bewegungen ein Zeichen des Lebens, wenn nicht der Gesundheit, und die religiöse Ruhe Spaniens, welches seine Mönche gegroßert hat und dessen Philosophie erst im Werden ist, diese Ruhe kündet den Schlummer der Serie und aller intelligenten Fähigkeiten an; indessen ist diese Nation keineswegs todt, sie hat seit zwanzig Jahren einen großen Umschwung genommen, sie ist aus dem Mittelalter herausgetreten; gleich einer Puppe, die starr und schreinbar todt da liegt, wird sie vielleicht nach bewerkstelligter Verwandlung als schöner Schmetterling ihre Flügel entfalten. Wer sagt uns, daß für dieses leidenschaftige Volk, das während eines Zeitraums von acht Jahrhunderten als Vorkämpfer der Christenheit gestritten, nicht eine neue Aera anbrechen wird? Ihm fehlt weder Muth, noch Bildsamkeit, ihm fehlt nur der Impuls und ein Ziel; der Impuls ist gegeben, sobald das Ziel sich zeigt. Insofern gehen es in Spanien der französischen Nation keine ernsten Besorgnisse mit den politischen Parteienhaß, die Besitzer des Bodens erreichen nie den Grad von Elend, der den nordischen Proletarier drückt, und es kann noch viel Zeit vergehen, bis durch wachsende Bevölkerung und übermäßig entwickelte Industrie

*) Die phonetische Orthographie ist ein neues System, welches die zeigt, in der That wahrhaft deutsche Redtsbestreibung der englischen Sprache durch eine vortheilerte Methode reinigen will, die sich auf die natürliche Lautbildung gründet. Es sind bereits mehrere Werke nach diesem System herausgegeben worden, so wie eine Zeitschrift, welche den Titel: Phonetic Nus (News) führt.

D. F.

Digitized by Google

Spanien die Gefahr kennen lernt, die so viele andere Länder bedroht. Gegen Europa durch die Pyrenäen geschützt und durch das Meer zugleich mit Amerika und dem Orient verbunden, hat es eine unvergleichliche Lage. Man kann unmöglich an diesem Volke verzweifeln, das einst so groß war und auf seiner stolzen Stirn keine Spur eines von Gott Verworfenen trägt. Spanien hat wie England eine Vergangenheit, es hat nicht, gleich diesem, eine Gegenwart: welchem von ihnen wird die Zukunft gehören?

Der Verfall Frankreichs.

Unter diesem Titel hat ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, Herr Raudot, die Kühnheit gehabt, eine Schrift herauszugeben,*) in der er seinen Landsleuten zu beweisen sucht, daß Frankreich nicht mehr an der Spitze der Civilisation steht, daß es eher zurück-, als fortschreitet und von anderen Nationen weit hinter sich gelassen wird. Eine so harte Wahrheit muß die nationale Eitelkeit der Franzosen aufs tiefste verletzen, allein das Uebel ist schon längst offenbar, und sie werden sich kaum noch eine Illusion darüber machen können. Die Februar-Revolution hat den Schleier vollends gelüftet: ein einziger Windstoß hat hingereicht, um alle Garantieen zu zertrümmern, auf welchen die Größe und Wohlfahrt des Landes so fest gebaut schien; die Armee allein ist aufrecht geblieben, und man hat mit Entsetzen erkannt, daß sie der einzige Damm gegen die Anarchie, gegen die verderblichen Entwürfe der Sozialisten sey. Es ist also dringend nothwendig, auf heroische Mittel zu denken, von denen man sich eine rasche und entscheidende Wirkung versprechen kann; als erster Schritt hierzu aber muß man die Ausdehnung des Uebels mit dem rücksichtslosen Muthe des Wundarztes prüfen, der seine Operation vornimmt, ohne sich durch das Geschrei des Patienten stören zu lassen.

Diesen Versuch hat nun Herr Raudot gewagt. Sein kleines Werk enthält eine strenge Würdigung des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich. Ohne sich lezten Deklamationen hinzugeben oder nach tönenden Phrasen zu haschen, liefert er bestimmte, klare, meistens auf amtlichen Quellen geschöpfte Data und beweist durch den Vergleich mit anderen europäischen Ländern, daß Frankreich, von allen Seiten überflügelt, sich dem Untergange nähert. In der That, wenn man die verschiedenen Elemente betrachtet, welche die Macht eines Staates bilden, so bemerkt man leicht, daß die große Nation in allen eine mehr oder minder bedeutende Schwächung erlitten hat. Nachdem sie durch die Eroberungen Napoleon's anscheinlich vergrößert worden, ist ihr Gebiet so ziemlich in die Gränzen von 1789 zurückgetreten, während Rußland, Preußen, Oesterreich das ihrige arrondirt haben und England, außer seinen zahlreichen neuen Kolonieen, die ihm in Asien unterworfenen Besitzungen um das Dreifache vermehrt und die Zahl seiner dortigen Unterthanen auf 130 Millionen gebracht hat. Seit 1789 ist die Bevölkerung Frankreichs nur um 5—6 Millionen gestiegen; Rußland hat dagegen 37 Millionen, Großbritannien 15 Millionen, Oesterreich 11 Millionen und Preußen 10,500,000 gewonnen. Die französische Armee, obwohl in jeder anderen Beziehung vortrefflich organisirt, hat Mühe, ihre Kavallerie vollzählig zu halten, weil es ihr an Pferden fehlt. Die Marine befindet sich in einem Zustande, der ihr schwerlich gestatten würde, sich in einen Kampf mit England einzulassen. Der individuelle und öffentliche Reichthum ist weit davon entfernt, sich in Frankreich in demselben Verhältniß gehoben zu haben, als in Rußland, Oesterreich oder Preußen. Endlich legen die jährlichen Berichte über die Kriminal-Rechtspflege einen Schrecken erregenden Fortschritt der Unsittlichkeit dar. Es ist dieses eine Reihe von traurigen Thatsachen, über die man sich vergebend zu täuschen sucht. Besser wäre es, das Uebel anzuerkennen, welches sie bezeichnen, und seine Ursachen zu erforschen. Der Verfasser findet sie alle in dem Centralisations-Systeme, welches man so oft als die Quelle der Macht und des Ruhmes gepriesen hat. Er zeigt dessen beklagenswerthe Resultate in der Erschöpfung der Provinzen zu Gunsten der Hauptstadt, in seinem zahlosen Beamtenheere, das von der Centralgewalt abhängt, in dem Elend, welches Gegenden heimsucht, die einen blühenden Ackerbau treiben könnten, wenn man ihnen nicht die dazu erforderlichen Kapitalien und geistigen Kräfte rauben würde. Er beweist, daß die Centralisation zur Verbreitung kommunistischer Ideen und zur Verewigung der Revolutionen beiträgt, indem sie das Schicksal des ganzen Landes von dem Erfolg eines in Paris ausgeführten, kühnen Handstreiches abhängig macht. Indem er die drei hauptsächlichsten, daraus hervorgegangenen Institute, die polytechnische Schule, das System der öffentlichen Arbeiten und die Universität, einer Analyse unterwirft, weist er nach, daß man damit nur Monopole geschaffen hat, deren Vortheile ihre ernsten Mißstände nicht aufwiegen.

Von der anderen Seite paralysirt die übermäßige Zerstückelung des Bodens alle landwirthschaftlichen Unternehmungen und vereitelt alle Entwürfe zur Verbesserung der Lage der ackerbauenden Klassen. Jede Mastregel, wodurch man diesem Zustand der Dinge abhelfen möchte, wird durch die Centralisation zur Ohnmacht verdammt, und wenn man das Uebel nicht an seiner Wurzel angreift, so ist der vollständige Ruin des Landes unvermeidlich. Herr Raudot sieht daher kein Heil, als in administrativen Reformen, welche das Lebensblut, das sich im Mittelpunkt des Staatskörpers ansammelt und sich dort in gesährlichen Agitationen erschöpft, nach den Extremitäten ableiten müßten. Eine gute Organisation des Gemeindewesens scheint ihm der wichtigste Gegenstand, dem die Nationalversammlung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden hat, wenn sie das Land vor der Anarchie oder dem Despotismus retten will. Dieses ist das Ziel, das er allen Männern von Herz und Geist vorhält, welchen er zum Schluß den unglücklicherweise zu wenig gehörten Spruch ins Gedächtniß ruft: Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen. (B. U.)

*) De la décadence de la France, par M. Raudot, membre de l'assemblée législative. Paris, 1850. 8.

Mannigfaltiges.

— Häusliche Worte. Am 30. März ist in London das erste Heft einer Wochenschrift erschienen, welche den Titel: „Häusliche Worte" (mit dem Motto aus Shakespeare: Familiar in their mouths as Household Words) führt und von Charles Dickens herausgegeben wird, der sie mit folgender Vorrede eröffnet: „Der Name, den wir für diese Zeitschrift gewählt haben, drückt im Allgemeinen den Wunsch aus, den wir bei ihrer Herausgabe zumeist am Herzen haben. Wir trachten danach, im häuslichen Kreise zu leben und unter die häuslichen Gedanken unserer Feier gezählt zu werden. Wir hoffen, der Gesährte und Freund vieler Tausende von Leuten beiderlei Geschlechts, jenen Alters und Standes zu seyn, deren Antlitz wir vielleicht nie erblicken. Wir suchen in zahllose Wohnungen aus der bewegten Welt um und die Kunde von vielen sozialen Wundern, gut und böse durch einander, zu bringen, die jedoch nicht darauf berechnet sind, irgend Einen von uns weniger behaglich und ausdauernd, weniger tolerant gegen seinen Nächsten, weniger gläubig an den Fortschritt der Menschheit, weniger dankbar für das Vorrecht, daß wir in diesem anbrechenden Sommer der Weltgeschichte leben, zu machen. Kein kalter utilitarischer Geist, kein Fesseln der Seele an häßliche Wirklichkeiten wird unseren häuslichen Worten einen harten Ton geben. In den Herzen von Alt und Jung, von Reich und Arm möchten wir jenen Funken der Poesie anfachen, der, ist nach seiner Bartung, zu einer begeisternden Flamme sich entzündet oder zu einem trüben Schein herabsinkt, der aber nie (wehe, wenn es anders wäre!) erlöschen kann. Zu zeigen, daß in den alltäglichsten Dingen, selbst in solchen, die uns an der Oberfläche abstoßen, Poesie genug liegt, wenn wir sie nur aufsuchen wollen — die geplagtesten Handlanger an diesem rauschenden Arbeitsrade zu lehren, daß ihr Geschick nicht nothwendigerweise eine trübselige, schroffe Thatsache ist, ausgeschlossen von den Sympathieen und Genüssen der Phantasie — Höhere und Geringere auf dem nämlichen weiten Felde zusammenzubringen und sie gegenseitig zu einer näheren Bekanntschaft und einem freundlicheren Einverständniß zu stimmen, ist ein Hauptzweck unserer häuslichen Worte. Die mächtigen Erfindungen unseres Zeitalters sind, glauben wir, nicht alle materiell, sondern haben eine Art von Seele in ihren gigantischen Körpern, die sich in häuslichen Worten aussprechen läßt. Der Reisende, den wir auf seiner Eisenbahn- oder Dampfschiffsahrt begleiten, wird bofferentlich einigen Ersatz für Gegebenheiten, welche diese Generation übersieht hat, in neuen Verbindungen mit jener Gewalt finden, die ihn mit sich fortreißt, mit den Wohnstätten und der Lebensweise von Massen seiner Mitgeschöpfe, an denen er, dem Winde gleich, vorbeistiegt, so, sagar mit den thurmhohen Schornsteinen, die er Feuer und Rauch über die Landschaft ausspeien sieht. Die schwarzen Riesen, Sklaven der Lampe des Wissens, haben ihre Tausend und Eine Sage, so gut wie die Genien des Ostens, und diese, mit allen ihren wilden, grotesken und phantastischen Gestalten, in allen ihren verschiedenen Phasen des Ertragens, mit allen ihren verschiedenen rührenden Lehren des Mitleids und der Menschlichkeit, gedenken wir zu erzählen. Unsere häuslichen Worte werden nicht allein das Echo der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit seyn. Auch werden sie nicht nur die Hoffnungen, die Unternehmungen, Triumphe, Freuden und Leiden dieses Landes berühren, sondern theilweise auch die aller Länder auf Erden; denn nichts kann in einem von ihnen eine Stelle haben wahrhaften Interesses seyn, ohne alle anderen zu interessiren. Es ist uns bewußt, welcher Ehrgeiz darin liegt, mit Liebe und Vertrauen in so viele Familien aufgenommen, von Kindern und Greisen als ein Freund betrachtet, im Kummer wie im Glück von ihnen berücksichtigt zu werden, das Krankenzimmer mit lustigen Gestalten zu bevölkern, „welche Freude geben und Keinem schaden", mit dem harmlosen Gelächter und der sanften Thränen so vieler Herzen verknüpft zu seyn. Wir kennen die ernste Verantwortlichkeit eines solchen Vorrechts, seinen unermeßlichen Lohn, die Bibel, die es in Stunden einsamer Arbeit herandeschwört von Menschenmassen, die durch ein Gefühl der Sympathie bewegt werden, die feierlichen Hoffnungen, welche es in der Brust des Arbeiters erweckt, daß er am Ende vorwurfsfrei auf sein Werk werde zurückschen können, daß man sich in künftigen Zeiten seines Namens im Lande erinnern werde, und daß er von den theuren Gegenständen seiner Liebe mit Stolz geführt werden möge. Die zitternde Hand, welche diese Zeilen schreibt und schon in früherer Zeit manche häusliche Worte niederschrieb, ist hinlänglich vertraut mit solchen Unternehmungen, um sich mit ernstem Sinne und tiefer Ueberzeugung ihrer Wichtigkeit dieser neuen Aufgabe zuzuwenden. Einige Andauer des Fleißes, welches wir jetzt betreten, sind vor und da gewesen, und es giebt weiche, deren Rüstigkeit wir gern anerkennen und deren Gesellschaft wir uns zur Ehre schätzen. Aber auch andere findet man hier — Bastarde des Berges, schmutzige Franzen der rothen Mütze, Kuppler für die niedrigsten Lebensschaften der menschlichen Natur — deren Eristenz ein Vorwurf für die Nation ist, und diese zu vertreiben, werden wir uns zur höchsten Pflicht rechnen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 46. Berlin, Dienstag den 16. April 1850.

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Zweiter Artikel.

Rascher erkaltet das Mitgefühl, als persönliches Interesse. Der allgemeine Unwille, der durch die ersten Debatten über den Sklavenhandel gegen denselben erregt worden war, hatte sich beruhigt; die am eifrigsten seine Abschaffung betrieben, waren lau geworden, während die Gegenpartei alle Mittel in Bewegung setzte, an den kaufmännischen Eigennutz appellirte, die Thatsachen beschönigte und am Ende dem Publikum einreden wollte, ein Negerschiff sey eine wahre Arche des Heils, „die sehnsüchtige Freunde ihren abwesenden Freunden zuführe". Die Vertheidiger des Sklavenhandels hatten ungeheure Fortschritte gemacht, die Gräuel, die im Namen der Menschenrechte in Frankreich begangen wurden, kamen ihnen zugute, und es hielt immer schwerer, in dem englischen Volke die Begeisterung für eine Opfer erheischende humane Maßregel wieder zu erwecken. Alle Anstrengung, die sich in Folge der französischen Revolution in Bestindien kundgab, wurde den Abolitionisten schuld gegeben, und nach vier Jahren mühvoller Anstrengung sah Wilberforce mit geringer Hoffnung auf baldigen Erfolg den Tag herannahen, an dem er zum zweitenmal für seine unbekannten Schützlinge im fernen Afrika in die Schranken treten sollte.

Alle hervorragenden Talente, alle Beredsamkeit waren auf Seiten der Unterdrückung des Sklavenhandels; die Vertheidiger desselben stützten sich auf abgenutzte Argumente, aber sie hatten eine ungeheure Majorität schweigender Votanten auf ihrer Seite. Wilberforce sah sich deshalb genöthigt, von neuem an das Gerechtigkeitsgefühl und die Humanität der Nation zu appelliren. Seinen Bemühungen gelang es, den erkalteten Eifer wieder zu beleben. Es bildeten sich abolitionistische Vereine in den Grafschaften, und trotz des Schreckens, den der Aufruhr auf St. Domingo hervorrief, trotz der Mißstimmung, die man empfand, als der französische Konvent dem Sklavenbefreier Wilberforce die zweideutige Ehre des französischen Bürgerrechts zuerkannte, ward bemerkt die öffentliche Meinung insoweit gewonnen, daß zahlreiche Petitionen um Aufhebung des Negerhandels aus England und Schottland an das Parlament gelangten.

Um dieselbe Zeit wurde die Sierra-Leone-Gesellschaft gegründet. Man hoffte, durch die Einführung einer regulären Handels an der afrikanischen Küste den Sklavenhandel zu verdrängen und so allmälig der Kultur dort einen Weg zu bahnen. In diesem Sinne übernahm Wilberforce die Mitleitung der Gesellschaft.

Im Jahre 1792 erneuerte er seinen Antrag. Aber trotz Pitt's beredter Unterstützung wurde die augenblickliche Aufhebung des Negerhandels verworfen und die allmälige mit 238 Stimmen gegen 87 angenommen. „Man beglückwünscht mich von allen Seiten", — schreibt Wilberforce an seinen Freund Dey — „aber ich fühle mich in meinem Innerſten gekränkt und gedemüthigt. Jetzt gilt es, die Anstrengungen zu verdoppeln, um die allmäligen Abolitionisten in ihrer eigegen Bill zu fangen und einen so furzen Endtermin, als möglich, zu erwirken. Ich mindestens werde nie eine Maßregel des Parlaments unterstützen, die den Mord und den Raub sanctionirt."

Obwohl Wilberforce bei den Debatten stets eine versöhnliche Sprache geführt hatte und augenscheinlich von der reinsten Menschenliebe geleitet war, so fehlte es doch nicht an Verleumdern, die ihm die unwürdigsten Motive unterschoben. Mehreremal wurde er zum Zweikampfe herausgefordert, ja, man trachtete sogar nach seinem Leben; aber keine Anfeindung vermochte ihn seinem edeln Streben zu entfremden.

Im Jahre 1793 war der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen. Wilberforce, der vergeblich darauf hingewirkt hatte, ihn zu verhüten, hielt nach Robespierre's Tode den Augenblick zum Friedensschlusse für gekommen. Nur die Furcht, hierdurch der Opposition, die er nicht achtete, seine Unterstützung zu leihen, machte ihn in dem Entschlusse schwanken, öffentlich für den Frieden aufzutreten. Indessen sein Geist der Negierung, wo es ihm galt, der einmal erkannten Pflicht zu genügen, half ihm über alle Zweifel hinaus, und er griff das Ministerium an, trotz der Vorwürfe und Spöttereien, die er zu erwarten hatte.

Nur zwei Dinge gab es in Pitt's politischem Leben, die seinen Schlaf stören konnten, die Meuterei am Bord der Flotte im Nore und die erste offene Opposition seines Freundes Wilberforce. Wie schwer mußte diesem selbst der Abfall angekommen seyn! „Man muß" — schrieb er einige Jahre später — „an den Staatsgeschäften Antheil genommen haben, um zu begreifen, wie peinlich es ist, die zu bekämpfen, mit denen man immer übereinstimmen möchte, und wie wehe es thut, solche Pflichten zu erfüllen." Aber obwohl er sich dem Kriege widersetzte, so nahm er doch die Regierung gegen die heftigen Angriffe der Whigs in Schutz und gewann ihr in der Grafschaft York fast alle entgegenstehenden Stimmen.

Neben seinem Lieblingsplane beschäftigte ihn Alles, was zur Kräftigung des Christenthums dienen konnte, wie die Bibelgesellschaft, die Missionen, die Sittenreform u. s. w. So nährte er sich auch dem bekannten Bentham, trotz der Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Ansichten, und unterstützte ihn in den Gesetzvereigenheiten, in welche ihn sein Plan, ein panoptisches Gefängniß zu gründen, geführt hatte. „Niemand", schreibt er, „ist härter behandelt worden, als Bentham; ich habe diesen kräftigen Geist weinen sehen, als er auf der einen Seite von seinen Gläubigern gedrängt, auf der anderen von den Beamten des Schatzes immer und immer wieder abgewiesen wurde, obwohl er doch nichts verlangte, als was ihm zukam."

Ohne sich darum zu kümmern, ob man ihn einen Heuchler oder Frömmler nennen würde, arbeitete er mit Eifer seit mehreren Jahren an einem religiösen Werke, „das Christenthum der Weltleute". Das Buch erschien im April 1797. Seine Freunde hatten versucht, ihn von der Herausgabe desselben abzuhalten; sein Verleger hielt die Sache für eine schlechte Spekulation, denn es war damals wenig Nachfrage nach religiösen Schriften, und Wilberforce galt für einen liebenswürdigen Schwärmer. „Sie wollen Ihren Namen auf den Titel setzen?" fragte der Buchhändler, „dann können wir's mit 500 Exemplaren wagen."

Nach einem halben Jahre waren fünf Auflagen von dem Buche vergriffen und binnen zehn Jahren war es in fünf verschiedene Sprachen übersetzt worden. Seine Freunde waren entzückt von dem Werke selbst und von der Aufnahme, die es fand. „Ich danke Ihnen", schrieb Lord Muncaster, „von Grund meines Herzens für Ihr schönes Buch. Ich danke Ihnen zweifach, als Mensch und als Christ. Ich glaubte, Sie schon zu kennen; aber jetzt kenne ich Sie besser, mein theurer und vortrefflicher Wilberforce."

„Meine Seele ist freier" — schreibt er selbst — „seit ich mein — ich möchte sagen — mein Manifest veröffentlicht habe, seit ich meinen weltlichen Freunden deutlich gesagt habe, was ich von ihrer Aufführung halte, und wohin solche Sitten am Ende führen müssen. Ich werde mich jetzt leichter fühlen, wenn ich im Parlamente bin."

Burke las in dem Werke die letzten beiden Tage seines Lebens. „Ich habe vielen Trost daraus geschöpft", sagte er zu Mrs. Crewe, die damals bei ihm war, und noch einen Moment vor seinem Ende trug er dem Doktor Lawrence auf, Wilberforce seinen Dank zu überbringen. In dieser letzten Krankheit war Wilberforce einmal bei Burke gewesen, um ihm einen Brief zu zeigen, der ihn von der Flottenrevolte bei Portsmouth benachrichtigte. „Ich werke" — erzählt er — „diese Scene nie vergessen. Burke, blaß und verändert, lag auf dem Sopha, ihm zur Seite saßen Windham und Lawrence, die seinen Worten lauschten, als wären es Orakel. Nachdem er sich der Glaubwürdigkeit meines Briefes vergewissert, hielten wir Rath, was für die Regierung in diesem Falle am besten zu thun sey, und Windham überbrachte am Abend das Ergebniß unserer Konferenz von Bath nach London. Burke's Ansicht glich derjenigen, die Sir Charles Middleton in einem ähnlichen Falle hatte und die von Pitt oft als ein Beispiel von Festigkeit und rascher Entschließung angeführt wurde. Pitt und Lord Chatham stehen nämlich einmal Middleton rufen. „Schlechte Nachrichten von der Flotte", sagten sie zu ihm, „ein Schiff hat sich empört — was soll man thun?" Middleton, der sich immer dem Matrosenpressen widersetzt hatte und aus dem Marine-Ministerium geschieden war, weil er nicht solche Reformen durchsetzen konnte, die gewiß jener Meuterei vorgebeugt hätten, antwortete: „Sie wissen, wie sehr ich gegen die barte Behandlung der Matrosen eifre; nun aber einmal eine Revolte ausgebrochen ist, bleibt uns nur Eines zu thun, das ist, unsere Uebermacht zu zeigen. Man stelle auf jede Seite des meuterischen Schiffes eine Fregatte und schieße es in Grund und Boden, wenn es sich nicht auf der Stelle unterwirft." — „Eine schreckliche Maßregel", antworteten die Minister, „und wenn sie sich nicht unterwerfen?" — „Sie werden es, wenn das Entweder, Oder mit Festigkeit ausgesprochen wird." Er lieg ihnen noch einige Augenblicke der Ueberlegung, dann kam er zurück, eine Depesche in der Hand, und sagte: „Unterzeichnen Sie geschwind: die Post geht ab."

Aber die Meuterei, die eben ausgebrochen war und mehrere Monate hindurch das Land in Schrecken setzte, hatte schon zu große Fortschritte gemacht,

Digitized by Google

um sich so leicht beschwichtigen zu lassen. Der Geist des Ungehorsams theilte sich auch dem Landheere mit, und Wilberforce hielt diese Zeit für die kritischste, die er erlebt haben wollte. „Eine Empörung auf der Flotte!“ — schrieb er an seinen Freund Pey. „Erinnern Sie sich des ersten Kapitels in Cooper's erstem Bande? Wie das den Stolz niederdrückt und das Herz unserer Regierenden mit Schrecken erfüllt! Die Thoren, sie meinten, die Vorsehung selbst herausfordern zu können! Aber Gott erniedrigt, die sich überheben.“

Diese Ereignisse riefen ihn nach London zurück; aber es konnte ihm die Abreise nicht ungelegener kommen. Er hatte nämlich in Bath die Bekanntschaft der Tochter Isaak Spooner's gemacht und ging damit um, sie zu heirathen. „Das Loos ist geworfen“ — schrieb er, als er ihr Jawort empfing. „Ich glaube, daß wir prächtig zu einander passen. Sie ist wahrhaft christlich, gemüthvoll, vernünftig und sanft. Glück wie Unglück zu ertragen.“

Kurz nach seiner Heirat starb ihm sein Schwager, der Doctor Clarke, auf den er viel gehalten hatte. Sein Freund Elliot, Pitt's Schwager, sagte. „Ich fühle!“ — schrieb er — „Elliot's Verlust tief und werde ihn lange fühlen. Außer Thornton giebt es Keinen, den ich lieber und öfter zu Rathe zog. Sein Tod zerreißt die Fäden meiner Pläne nach allen Seiten hin. Wir hatten bunderterlei gemeinsame Projekte. Er war ein unentbehrliches Band zwischen Pitt und mir und um so fester, als dabei weder die Politik, noch persönliches Interesse ins Spiel kam, sondern lediglich die Gemeinsamkeit der Gesinnungen. Pitt ist ganz niedergeschlagen; er leidet um so mehr, als sein Geist empfindlicher ist.“. . . .

Um dieselbe Zeit brachte Wilberforce eine Bill beim Parlamente ein, durch welche die Zulassung der Katholiken zur Miliz ausgesprochen wurde. „Ich danke Ihnen“, schrieb ihm darauf Sir J. Lawrence, „daß Sie darauf bestanden haben, es müsse aus dem Eide der Miliz das Wort: „Ich bin Protestant“ wegfallen. Ich hoffe, nun wird nichts mehr mich hindern, meinem Vaterlande mein Leben zu weihen.“

Dieselbe Toleranz zeigte er bei allen Gelegenheiten. „Sie haben Recht, mein lieber William“ — heißt es in einem seiner Briefe an Smith — „wenn Sie glauben, daß nähere Beziehungen und milder gegen einander stimmen würden; aber mit Unrecht legen Sie mir Schroffheit gegen die Opposition zur Last. Ich benutze manchen Sonntag, mein Herz in dieser Beziehung zu prüfen. Lebhaft stelle ich mir vor die Seele, wie schwankend die Grundlagen politischer Meinungen, wie verschieden selbst bei Gesinnungsgenossen die Ansichten über die Anwendung ihrer Grundsätze sind. Ich versetze mich an die Stelle eines Mitgliedes der Opposition; ich versuche im Geiste seine Überreichtung, ich beurtheile Ereignisse und Personen von seinem Gesichtspunkte aus. Ich denke mir, wie das ewig erfolglose Opponiren eine Gereiztheit erzeugen, wie die wahren oder eingebildeten Leiden schmerzen müssen, denen der Gegner sich und die Seinigen durch die Regierung, die ihm unfähig oder böswillig erscheint, ausgesetzt glaubt. Vor Allem aber unterfuche ich den religiösen Gehalt eines jeden Parteiführers, um da Eins ich denn so viel Bedauernswerthes, daß ich nicht Einen ohne das innigste Mitgefühl betrachten kann. Aber wie sehr mich dies auch mit ihren Personen aussöhnt, so werde ich doch dadurch nicht abgehalten, die Folgen ihrer Politik zu bekämpfen.“

Eines Abends bewies ihm sein Verwalter, daß er weit reicher sey, als er glaubte. Abdab schrieb er an Mr. Moor, die mit ihm gemeinschaftlich mehrere Wohlthätigkeitsanstalten verwaltete: . . . „Meine Einnahmen sind im blühendsten Zustande, ich kann für Ihre projektirten Werke der Barmherzigkeit sämmtliche Kosten bergeben. Zunächst aber müssen Sie sich mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen, um Ihren Arbeiten mit ganzer Kraft vorstehen zu können. Sie müssen sich einen Wagen anschaffen und mir erlauben, da es den gemeinsamen Zweck angeht, das Geld dafür zu erlegen.“ . . . .

In seiner Jugend verschenkte Wilberforce sein Geld, wie ihm sein Herz gerade antrieb. Als er in spätren Jahren sein Leben nach höheren Grundsätzen regelte, setzte er einen bestimmten Theil, mindestens ein Viertel seines Einkommens, für wohlthätige Zwecke fest. In seinem seiner hinterlassenen Nothbüchher finden sich in dieser Beziehung einige für seinen Charakter bezeichnende Bemerkungen, z. B. „Gelieben an Rob. Wells 13 Pfund, die ich kaum wiedersehen werde. Er hat eine Frau und sechs Kinder, die er durch einen Handel mit alten Kleidern erhält. — Dem Dr. Shapman drei Pfund geschickt für ein Buch, das er mir ohne Umstände zugeschickt hat. Irving nennt ihn einen Ehrenmann. Er muß sehr unglücklich seyn, wenn er zu solchen Mitteln greift. — Dem Capitain S. fünf Pfund geschickt. Ein Ehrenmann in Noth muß mehr leiden, als ein Anderer. Noch zehn Pfund gegeben, die ihm, wie er sagt, aus aller Verlegenheit helfen werden. — An M. hundert Pfund geliehen: ein wenig ungern, denn ich meine, diese Art, seine Schulden zu bezahlen, wird ihn nicht sparsamer machen“, u. s. w.

(Schluß folgt.)

Ueber die Reform der englischen Universitäten.

(Schluß.)

Wenn die Wahl der Tutoren indeß stets wenigstens unter durchschnittlich vierzehn Fellows stattfände und diese, wohlgemerkt, einzig auf Grund ihrer litterarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit erwählt würden, so könnte man allenfalls noch auf ein einigermaßen günstiges Unterrichts-Resultat hoffen. Fassen wir aber einmal das Wesen dieser Kollegien-Fundationen, wie sie zu Oxford existiren, etwas näher ins Auge. Wer an Cambridge zu denken gewohnt ist, weiß gar nichts von der Natur des auf der Schwester-Universität herrschenden engen Fellowship-Systems. Es giebt in Oxford nur zwei Kollegien, auf denen die Wahlen, in der gebräuchlichen Praxis nämlich, nicht rücksichtlich der Geburt und des Alters beschränkt sind. Wir sagen „in der gebräuchlichen Praxis“, weil, obgleich der größte Theil der Kollegien durch die Statuten des Gründers beschränkt ist, einige doch auch durch das bloße Bestehen der Fellows selbst gegen die Absichten der Stifter beschränkt werden. Belege sind das Kollegium „Aller Seelen“ und wohl auch das Queen's-College. Die Fellows stellen von „Aller Seelen“ sind von dem Gründer, mit einer Ausnahme zu Gunsten seiner Verwandten, offen gelassen; aber die Fellows verlangen bei den Kandidaten die Eigenschaft aristokratischer Geburt. Die Fellowships all an dem Christ-Church-Kollegium sind, mit Ausnahme der zur „Westminster-Schule“ gehörigen, unbeschränkt; in der Praxis aber werden sie ausschließlich vom Dechant und den Canonicis ertheilt. Es mag über vorkommen, daß man mit Studenten Erwennungen gewisse Verbindlichkeiten belohnt; — die Erwählten jedoch sind diesen Ernennungen gewisse Verbindlichkeiten belohnt; — die Erwählten jedoch sind Nichtgraduirte. In der Praxis sind somit sämmtliche Fellowships, mit Ausnahme sind aller der von Oriel und Baliol, Beschränkungen verschiedener Art und Abstufung unterworfen.

Zuerst ist an zehn Kollegien von den neunzehn der Universität die große Majorität der Fellowships in Rücksicht auf die Geburt beschränkt. Kandidaten zu diesen Stellen müssen geboren seyn, einige in bestimmten Diöcesen, andere in bestimmten Grafschaften, — in einzelnen Fällen auf bestimmten Landgütern und sogar in bestimmten Familien. Kann man sich nun aber auf einer Universität irgend etwas denken, was den literarischen Charakter derselben mehr verleugnet und vernichtet, als Beschränkungen von so willkürlicher Natur? Wird an einer Universität ein öffentliches Kollegium gegründet, so steht es dem Gründer frei, die dabei fungirenden öffentlichen Lehrer auf die Bedingung, in einer bestimmten Grafschaft geboren zu seyn, oder auch auf noch engere Gränzen zu beschränken. Soll aber ein Fellowship als ein literarischer Preis betrachtet werden, wie abfurd ist es dann, auf öffentlichen Anstalten, wie die Universitäten, Preise einzutheilen, welche durch einige enge conventionelle Schranken begränzt sind. In Oxford müssen nun die Tutors nicht nur aus der kleinen Anzahl von vierzehn Individuen erwählt, sondern diese Individuen dürfen selbst nicht einmal nach Belieben aus der Universität entnommen werden. Es ist daher wohl klar genug, daß, so lange die Wahl der Fellows nicht völlig ungestaltet oder eine ganz andere Art des Unterrichts eingeführt wird, von den neuen Statuten nicht der geringste praktische Nutzen zu hoffen ist. Nichts kann seiner Natur nach wahrlich schlechter seyn, als Beschränkungen der Art, wie oben erwähnt worden; denn es giebt Oertlichkeiten, welche so stark bevacht sind, daß nur sehr schwer Kandidaten für offene Fellowstellen zu beschaffen sind, während andere so spärlich ausgestattet wurden, daß die daselbst Geborenen nur auf eine einzige der wenigen vakanten Fellowships Aussicht haben. Hierzu kömmt noch der andere Uebelstand, daß die Oberleitung der Universität Händen anvertraut ist, welche hierfür äußerst wenig Geschick und Beruf haben.

Eine andere Gattung von Beschränkungen, welche es nothwendig macht, einen jungen Menschen von seinem 18. neunzehnten Jahren entweder gleich zu einem Fellowship, oder zu einer Stelle, die zu einem Fellowship führt, zu wählen, erzeugt Uebelstände von kaum geringerer Bedeutung, als die bereits gerügten. Elf Kollegien sind dieser Beschränkung mehr oder weniger unterworfen. Einige dieser Kollegien verlangen nebenbei, daß die Kandidaten für Fellowships oder Scholarships in bestimmten Schulen erzogen seyn sollen. — Hier wird die Erwerbung zum Resultate bloßer Schüler-Fertigkeite gemacht. Die Belohnung wird an den Anfang, nicht an das Ende der akademischen Laufbahn gestellt. Welchen Sporn zum Fleiß hat ein junger Mann, wenn sein Glück schon gemacht ist und seine Fellowship mit geringer oder gar keiner Anstrengung erlangt werden kann? Diese Art von Fellows ist, mit einer oder zwei Ausnahmen, in Cambridge völlig unbekannt. Dagegen haben Oxfords größte Kollegien und seine in anderer Rücksicht am meisten offenen Fundationen Fellows der beschriebenen Art. Wie ist es möglich, daß die Prüfung eines Jünglinge von siebzehn bis neunzehn Jahren so geleitet werden kann, daß sie irgend ein Unterpfand für die Talente des künftigen Mannes zu bieten im Stande wäre? Ein sicherer Beweis für die Schiefheit und Nichtigkeit eines solchen Systemes ist der Umstand, daß viele von den Kollegien, welche am besten mit Stiftungen obenerwähnter Art ausgestattet sind, gerade den kleinsten Antheil an den öffentlichen Honoren erlangen. Bei der letzten öffentlichen Prüfung waren nicht mehr als der vierte Theil von Allen, welche Honores erwerben, Kollegien-Fundatisten. Als zu den Kollegien gehörig, wo es vorherrschende Sitte ist, Jünglinge gleich zu Fellows zu wählen oder, was nicht viel anders ist, für die zur Fellowship führende Scholarship, nenne ich besonders „New College“, „Christ Church“, „Magdalen“, „St. Johns“, „Jesus“ und „Pembroke“, welche, im Ganzen genommen, bei weitem die reichsten Fundationen an der Universität sind. Aus all dem Gesagten wird man daher erkennen, daß bei der Majorität der Kollegien von Oxford die Kompetenz eines künftigen Tutors auf die Qualifikationen, welche er als Schüler besaß, begründet ist.

Dieser Stand der Dinge war traurig genug unter dem alten System, — was sollen wir aber über ihn sagen, wenn wir die große Menge von Gegenständen, in denen der Tutor jetzt zu unterrichten haben wird, ins Auge fassen? Wir wiederholen also: — Das gegenwärtige Kollegienssystem verlangt, daß die Tutoren aus vierzehn Individuen erwählt werden sollen, wovon die eine Hälfte aus Jünglingen genommen wurde, welche nur Schüler-Qualifikationen mitbrachten, die andere vor der Wahl beweisen muß, daß sie an einem bestimmten Orte geboren worden. Die so gewählten Individuen haben den Studenten der Universität allen Unterricht zu ertheilen, welcher in den alten Klassikern, in der Mathematik, in der alten und neuen Geschichte, in der Ethik, Rhetorik, Politik, Poetik, in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, in der Jurisprudenz u. s. w. erfordert wird. Kann man nun noch

Digitized by Google

einen Augenblick daran glauben, das neu eingeführte Prüfungssystem könne bei der Fortdauer des herkömmlichen Tutorenwesens bestehen?

Man wird fragen: wie ist diesen Uebelständen abzuhelfen? Ich antworte ohne Weiteres: man gebe die Fellowships frei oder errichte an der Universität ein Lehrsystem durch Professoren, welche von den Kollegien völlig unabhängig sind. Oder besser: man thue Beides. Man erlaube und, hier nur noch einige Bemerkungen über die erstere dieser zu ergreifenden Maßnahmen.

Ich weiß sehr wohl, daß Manche große Bedenklichkeiten darüber hegen, ob der Staat irgend das Recht habe, rücksichtlich der beschränkenden Bestimmungen bei den bestehenden Kollegien-Fellowships, Einsprach zu thun, oder ob nicht vielmehr ein solcher Einspruch als eine Verletzung des Willens der Fundatoren anzusehen sey, indem man das Stiftungs-Kapital von den Zwecken, für die es der Orden bestimmte, lostrenne. In Bezug auf diesen Einwand bemerken wir zuerst, daß die Kollegien Institute sind, die sich auf öffentliche Autorität gründen und integrirende Theile einer anderen öffentlichen Corporation, der Universität nämlich, bilden. Die Universität gehört, als öffentliche Institut, gar keinem Privat-Körper an. Sie ist durchaus ein National-Eigenthum. Stiftungen also, welche mit der wichtigen Wirksamkeit der Universität in Zwiespalt gerathen, können durchaus nicht zu Gunsten irgend einer Privat-Interesse bestehen bleiben, noch auch darf ihre ursprüngliche Mangelhaftigkeit auf Grund dessen, daß man sie schon so lange ertragen, beibehalten werden. Wenn die gegenwärtige Einrichtung der Kollegien die Wirksamkeit der Universität hemmt, so muß diese Einrichtung umgeformt werden. Die Universität erblüht und blüht, ehe die Kollegien etablirt wurden. Die Studenten waren in zahlreichen „Hallen" untergebracht. Jener „Master of Arts" übte eine freie Tutorschaft. Die Wirkung der Gründung der Kollegien war die, daß die Universität gleichsam in die Kollegien versank. Die Kollegien hatten, der ursprünglichen Idee ihrer Stifter gemäß, keineswegs die Absicht, eine größere Anzahl von Studenten aufzunehmen, als die Mitglieder ihrer eigenen verschiedenen Stiftungen. Nach und nach jedoch griffen sie in die Functionen der Universität ein. Sie haben alle existirenden Hallen verdrängt, bis auf fünf, welche ganz genau nach den Grundsätzen der Kollegien geleitet werden. Fünf Sechstel der Studenten sind ihrer Sorge unterworfen und in Bezug auf die Tutorschaft ganz abhängig von ihnen. Das Kollegiensystem hat zudem die ganze Leitung der Universität den Kollegien-Fellows in die Hände gespielt, indem es ihnen einen reichlichen Unterhalt am Ort gewährt und sie so fast zur Majorität des anwesenden leitenden Körpers macht. Das Uebergewicht, welches die Kollegien in dem gegenwärtigen Universitätssystem erlangt haben, giebt ein thätlängliches Recht, aus ihren Statuten alle Bestimmungen zu streichen, welche mit dem Wohlverhalten der Universität in Widerspruch stehen.

Ein fernerer Grund für die Umgestaltung der alten Einrichtungen ist die seit den Zeiten der Stifter eingetretene durchgehende Umwandlung aller Verhältnisse. Es lag durchaus nicht in der Macht der Fundatoren, die Lage der Dinge, wie sie heute geworden, vorherzusehen und demgemäß die nöthigen Bestimmungen zu treffen. Denn man vergleiche den Geist und Grundgestanken ihrer Wohlthaten aus Schlüsse gieht. Es muß man annehmen, daß sie, wenn sie heute lebten, ihre Einrichtungen nach den Bedürfnissen dem Gegenwart modifiziren würden, wie sie dieselben damals eingethandenermaßen den Anforderungen ihrer Zeit entsprechend formten. Man sehe daher Alles, was die Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeiten erheischen, fest so an, als habe es mit in dem Kreise der Absichten des Fundators gelegen. Die lokalen Rücksichten und Bedürfnisse, welche die Fellowships auf bestimmte Distrikte beschränkten, sind nicht mehr vorhanden. England ist ein großes, auf der Basis gemeinsamer Interessen vereintes Ganze geworden. Jene Beschränkungen beibehalten, heißt nichts Anderes, als um des Buchhabens willen den Geist preisgeben. Außerdem vermuthe ich, daß die Fundatoren bei Feststellung dieser Beschränkungen nicht selten durch einen Blick und durch Rücksichtnahme auf die in verschiedenen Distrikten existirenden Klöster und deren Aushaltungsbeitrag bestimmt wurden. Ohne eine solche Annahme sind einige dieser Beschränkungen so absonderlich, daß man sie gar nicht erklären kann. Wenn dies wahr ist, so schwanden die Gründe für Aufrechthaltung des gegenwärtigen Systems überhaupt schon mit der Reformation.

Wir kämpfen für die Existenz eines Prinzipes, welches seit, wer weiß, wie langer Zeit schon zu unseren Gunsten entschieden worden ist. Kaum eines der Kollegien erfüllt gegenwärtig die ihm von seinem Stifter zugedachten Funktionen, so feierlich sie auch in den Statuten der Stiftung aufgezählt sind. Folgendes Beispiel möge dies beweisen. In allen vor der Reformation gegründeten Kollegien ist die Obliegenheit, Messen zu singen, einer der feierlichsten Aufträge und Bedingungen der Gründer. Einige Kollegien, wie z. B. All Souls, wurden samt den Statuten ganz speziell für diesen Zweck gegründet. In allen diesen Kollegien ist die Messfeier unter dem strengsten Befehl angeordnet, und zwar in so weitem Umfange, daß ein großer Theil der Zeit der Fellows hierzu in Anspruch genommen wird. Die Gesetzgebung hat nichtsdestoweniger diese Feier abgeschafft und verboten, ohne im Mindesten die anderweitigen Bestimmungen der Fundatoren zu beachten. Wenn die Gesetzgebung das Recht hatte, bei einem solchen Hauptpunkt Einspruch zu thun, so muß es ihr auch frei stehen, andere Abänderungen zu treffen, wenn es das allgemeine Wohl der Universität verlangt. Drei Jahrhunderte haben jenes Recht bestätigt; es ist nicht mehr ein Gegenstand der Theorie, sondern des Gesetzes. Unverrerstit haben manche Kollegien zu verschiedenen Zeiten ein ganz neues Statut betommen. Der Streit, ob man das bestehende System auf Gehorsam gegen die Stifter, die für diese und jene Zwecke Geld hergegeben, beibehalten solle oder nicht, ist also bereits längst entschieden. Kein Kollegium entspricht in seiner gegenwärtigen Stellung den Absichten seines Gründers. Wollte man diese Absichten mit Gewalt wieder zur Geltung bringen, so müßte man zu Zuständen zurückkehren, welche heutzutage theils absurd, theils unmöglich sind.

Die einzige Frage, die sich ein vernünftiger Mann stellen wird, lautet: Ist der gegenwärtige Zustand der Kollegien den Interessen der Literatur und Wissenschaft förderlich, — oder durch welche Art von Umgestaltung kann er diesen Interessen den nöthigen Vorschub leisten? (E. P.)

Italien.

Das große Armenhaus zu Genua.*)

Italien ist bekannt durch seine ungeheuren Wohlthätigkeits-Anstalten. Prachtvolle Paläste werden von Armen bewohnt, und die großartigsten Säle sind für die Kranken bestimmt. Am meisten dürfte in dieser Beziehung Genua, natürlich nach Neapel und Rom, zu erwähnen seyn, wo die vornehmsten Familien schon seit Jahrhunderten sich durch ihren Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnet haben, von denen besonders die Brignoli, Pirchi, Brovazza und Grimaldi genannt werden.

Als im Jahre 1637 (in Genua an der Pest (nach Muratori) an 70,000 Personen gestorben waren, hatte Emanuel Brignole für die vielen armen Hinterlassenen bereits gesorgt. Im Jahre 1653 fing er an, die Grundstücke zu dem großartigen Armenhause zwischen der ersten und zweiten Umwallung Genua's zu kaufen, und ließ durch den Baumeister Stephan Scaniglia den Bau des Armenhauses anfangen, wozu er 1661 die Summe von 100,000 Lire schenkte, so daß es schon 1662 bewohnt werden konnte. Im Jahre 1667 schenkte er zur Unterhaltung noch 130,000 Lire und vermachte in seinem Testament von 1677 dieser Anstalt die Hälfte seines ungeheuren Vermögens.

Dieses vier Höfe bildende Gebäude von sechs Stockwerken umfaßt einen Flächenraum von 19,000 Metres; die Hauptterrasse ist von weißem, die Rebentreppen sind von schwarzem Marmor; die große Halle ist mit zehn Bildsäulen der vorzüglichsten Bohlthäter verziert; die Kirche mit einer Madonna von Puget und einem Relief von Michel Angelo.

Diese unfreundliche Stiftung, durch bedeutende Geschenke im Laufe der Zeit vermehrt, macht es möglich, daß hier jeder arme Genueser Aufnahme findet, sobald ihn Alter zum Arbeiten unfähig macht. Die Geistlichen zeigen der Verwaltung die bedürftigsten an, worüber dann Nachforschungen gehalten werden. Außerdem werden alle Waisen und andere arme Kinder aufgenommen; die Knaben werden mit zwanzig Jahren entlassen, nachdem sie ein Handwerk erlernt haben; die Mädchen werden bei anständigen Familien in Dienst gegeben oder verheirathet; die Gebrechlichen oder Kranken aber können ihr ganzes Leben hier zubringen. Obgleich diese Stiftung während der Franzosenherrschaft sehr viele Kapitalien verloren hat, werden doch noch mit Unterstützung der Stadtverwaltung alle Armen hier aufgenommen, welche in Genua geboren sind oder hier drei Jahre gelebt haben.

Die Nahrung besteht in warmen Suppe, welche täglich zweimal gegeben wird, nebst einem Pfunde Weißbrot; alle drei Tage wird ein Becher Wein und alle Festtage Fleisch gegeben. Die Kleidung, von Wolle im Winter und Baumwolle im Sommer, ist sehr anständig. Jeder hat ein eisernes Bett mit einem Strohsack von den weichen Maisblättern, ein Bettuch und drei wollene Decken. Die Reinlichkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Die Unterhaltungskosten betragen auf den Kopf einundvierzig Centimes oder 2½ Sgr. täglich. Die in dieser Anstalt erkrankten Personen werden nach dem eben so großen Spital Pammatone gebracht, hierjenigen aber, welche nicht transportabel sind, werden hier verpflegt, und die Krankensäle sind vorzüglich gut gehalten. Dieses Armenhaus bildet eine eigene Parochie mit einem Pfarrer und drei Kaplanen. Die Aufsicht über die weiblichen Bewohner dieser Anstalt haben vierundzwanzig barmherzige Schwestern mit einer Oberin, welche in ihren Ordenstregeln viel Aehnlichkeit mit den französischen grauen Schwestern, aber von dem oben erwähnten Stifter Brignole eigene Statuten erhalten haben.

Uebrigens sind alle in diese Anstalt aufgenommenen Personen verpflichtet, zu arbeiten, zu welchem Ende besonders wollene und baumwollene Gewebe, so wie auch Leinwand, gefertigt werden. Außerdem werden von den weiblichen Bewohnern Stickereien und von den Männern Kleider verfertigt. Alle gelieferte Arbeit wird nach denselben Preisen wie in der Stadt berechnet; davon erhalten die Arbeiter drei Fünftel, die Anstalt aber zwei Fünftel. Von dem Verdienst der drei Fünftel der Arbeiter wird ein Fünftel in eine Sparkasse für Jeden zurückgelegt, welchen Betrag er bei seinem Ausscheiden baar ausgezahlt erhält.

Die große diese Anstalt ist, kann man daraus sehen, daß täglich durchschnittlich gegen achtzehnhundert Personen unterhalten werden. In einem der letzten Jahre waren am 1. Januar anwesend 594 männliche und 1091 weibliche Arme, dazu kamen im Laufe des Jahres 167 männliche und 272 weibliche, mithin 379; es gingen ab und starben 125 männliche und 236 weibliche, so daß am folgenden 1. Januar noch vorhanden waren 576 männliche und 1127 weibliche, im Ganzen 1703 Arme. Darunter befanden sich 77 Knaben und 97 Mädchen von 3—10 Jahren, 237 Knaben von 11—20 Jahren und 463 Mädchen dieses Alters. Da nur die arbeitsunfähigen Armen behalten werden, blieben von 20—32 Jahren nur vierundzwölfig; dagegen 228 weibliche Personen dieses Alters, welche kein Unterkommen hatten finden können. Von 32—50 Jahren waren 42 männlich und 167 weiblich; von da bis 70 Jahren waren 79 Männer und 112 Weiber. Von 71—80 Jahren waren

*) Vom Geheimen Justizrath Reigebaur.

Digitized by Google

73 Männer, wogegen die Bolder sich auf vierundvierzig vermindert hatten. Ueber 80 Jahre alt waren 24 Männer und 24 Weiber.

Auch außer dieser Anstalt bezahlt dieselbe noch für Andere deren Verpflegung, nämlich außer den 1360 armen Bewohnern dieser Anstalt des einen der letzten Jahre wurden 45 Kranke in dem Hospital Pommatino unterhalten, achtundvierzig in dem Hospitale der unheilbaren Kranken, drei im Irrenhause und 235 Kinder unter fünf Jahren, welche sich auf dem Lande bei den Ammen befanden, mithin wurde mit einigen Beurlaubten noch außer dem Hause für 374 Personen gesorgt, so daß sich die Gesammtzahl der von dieser Anstalt verpflegten Armen sich auf 1743 herausstellte. Im Hause selbst befanden sich gegen 100 Kranke, so daß eine Durchschnittszahl von 13 Kranken auf 100 der Bewohner der Anstalt ergab; der fünfjährige Durchschnitt ergab nur 9 Kranke und nur 5 Todte auf 100. Von den auf das Land zu den Ammen gegebenen Findelkindern starben nicht mehr als 1,27.

Körperliche Strafen finden nicht statt; die gewöhnliche Strafe besteht in abgesonderter Beschäftigung, wer aber dadurch nicht zu bessern ist, wird ausgestoßen; dies ist in manchem Jahre nur 3—20 mal geschehen, während auf anderweite Straffälle von 130 bis 200 vorkamen, namentlich 69 wegen Ungehorsam oder grober Nachlässigkeit, 19 wegen Schimpfworte, 16 wegen Diebereien, 24 wegen Zanksucht, 11 wegen Trunkenheit und 35 wegen anderer unbedeutender Vergehen, wobei zu bemerken, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der weiblichen Pfleglinge diese nur zur Hälfte der Strafsälle Veranlassung gaben. Im Durchschnitt werden jährlich nur 18 Mädchen aus dem Hause verheiratet; dagegen werden 177 derselben zu häuslichen Diensten verwendet, von den Männern 95. Für die Knaben vom 6ten bis 14ten Jahre ist eine Schule eingerichtet, von den Mädchen aber erhalten nur dreizehn Unterricht, welche es wünschen; die meisten ziehen aber vor, sich durch Arbeiten etwas zu verdienen.

Außer den 272 zu häuslichen Diensten gebrauchten Personen waren 110 so alt, daß sie nicht arbeiten konnten; es blieben daher zur Arbeit 169 männliche und 636 weibliche Pfleglinge. Davon waren dreißig Männer mit Wollengewehen, zweiundvierzig mit Leinwebereien, sechzehn als Schneider und sechzehn als Schuhmacher, die Uebrigen anderweit beschäftigt. Von den weiblichen wurden hundertfünfundneunzig Flachs und neunzehn Wolle, die andern fertigten alle Arten weiblicher Arbeit.

Ein Direktor mit zwanzig Beamten sührt die innere Verwaltung des Hauses mit den obenerwähnten zweiundzwanzig Nonnen und fünf Geistlichen, wozu noch fünf Diener kommen. Der jährliche Einnahme- und Ausgabe-Etat beträgt über 360,000 Fr., worunter die reine Einnahme von den Arbeiten der Anstalt (mithin zwei Fünftel derselben, da drei Fünftel den Arbeitern bleibt) 25,000 Fr. beträgt. Die Ausgaben für die Armen betragen 250,000 Fr., der Ueberrest geht auf die Verwaltungskosten und anderweiten Lasten der Anstalt auf. Die Leitung der Verwaltung erfolgt aber ganz umsonst durch eine Direction von neun Personen, deren Präsident der Marchese Gavotti ist, wozu auch ein Nachkomme des Hauptstifters, ein Marchese Drignole, gehört. Der Präsident widmet seine Zeit mit der größten Aufopferung beinahe ganz dieser Anstalt, und jeder der anderen Mitglieder steht einem besonderen Zweige der Verwaltung vor, so daß sie außer den häufigen Sitzungen sehr beschäftigt sind und sich wahre Verdienste um die leidende Menschheit erwerben.

Wie sehr der Wohlthätigkeitssinn in Genua noch jetzt vorherrschend ist, kann man daraus sehen, daß vor kurzem hier eine Abhandlung des Grafen Sanvitale über wechselseitige Hülfsgesellschaften herausgegeben ward, welche bald darauf eine andere Schrift über denselben Gegenstand von den Advokaten Michael Giuseppe Canale veranlaßte; es ist bereits, welcher die beste Geschichte der Republik Genua herausgegeben hat, die jetzt bis zum 15ten Jahrhundert fortgeschritten ist.

Mannigfaltiges.

— Monk auf der französischen Bühne. Wahrscheinlich ist es die Hinweisung Guizot's (in seiner letzten Schrift: „Warum ist die englische Revolution gelungen?") auf den Charakter des Generals Monk, was gleichzeitig zwei französische Bühnendichter, die Herren G. de Wailly und Paul Bermond, veranlaßt hat, den General auf das Theater von Paris zu bringen. Der Wunsch dieser Freunde der Civilisation und des intelligenten Fortschritts in Frankreich liegt sehr nahe, daß jetzt dort, wo die Zustände eine ganz ähnliche trostlose Gestalt haben, wie zur Zeit Richard Cromwell's in England, ein kühner Soldat wie Monk auftreten möge, um mit der alten Königsfamilie auch die alte Ordnung und den geschwornen Wohlstand des Landes zurückzuführen. Manche haben auch wohl bereits dem General Changarnier oder Lamoricière eine solche Rolle zugedacht. Jeder der beiden gedachten Dichter hat Monk zum Helden eines sogenannten „historischen Lustspiels" gemacht, von denen das eine im „Gymnase" und das andere im Vaudeville-Theater gegeben wird. Herr G. de Wailly hat sich treu an die Charakteristik Guizot's gehalten, die bekanntlich von der wegwerfenden Weise, mit welcher dieser General sonst von der historischen Kritik behandelt wird, sehr abweicht. Herr Paul Bermond dagegen, obwohl augenscheinlich von einer ganz ähnlichen royalistischen Sehnsucht beseelt, hat doch den ganzen Stoff mehr zum Vorwand genommen, um die Februar-Revolution und ihre Helden zu geißeln, welche Letzteren er nach den Bildnissen, die Thenu von ihnen in der von allen Zeitungen vielbesprochenen Enthüllungsschrift „die Verschwörer" geliefert hat, auf die Bühne bringt.

Jules Janin, der wahrscheinlich Guizot's Schrift nicht gelesen hat, spricht sich im Feuilleton des Journal des Débats (vom 8. April) sehr lobhaft gegen die Behandlung der Geschichte Monk's aus eines Bühnenstoffes aus. Von den bei ihm überwiegenden Sympathien für die Familie Orleans geleitet, ist ihm Monk, als Vertreter des in Heinrich V. personifizirten Legitimitäts-Prinzips, zuwider. Er möchte wohl eine Restauration des Königthums, aber er will sich den Uebergang von Karl Stuart auf Wilhelm III. ersparen und bleiben lieber folglich proklamirt sehen. Dergestalt zerspitztern sich freilich die konservativen Kräfte in Frankreich, und deshalb wird man dort auch wohl so bald nicht den Ausgang auf dem Labyrinthe finden, in welchem die innere Politik des unglücklichen Landes seit dem Februar 1848 umherirrt.

Mit Bezug auf das zweite Stück, worin die Erbärmlichkeiten der Februar-Helden treu kopirt auf die Bühne gebracht werden, spricht sich Janin folgendermaßen über solche dramatische Prangerstellungen aus: „Wir müssen dem Verfasser bekennen, daß wir es nicht als seiner würdig ansehen, wenn er die Männer des Februars, unter denen sich auch mancher Edle befindet, der seitdem seinen bitteren Irrthum erkannt hat, auf das Theater bringt, selbst nachdem sie uns in den Abgrund gestürzt, in welchem wir uns leider befinden. Ach, sie selbst sind ja Alle, gleich uns, in diesem Abgrunde! Zu dieser Stunde wissen sie ja, gleich uns — und zwar in noch betrübenderer Weise, weil bei ihnen die Gewissensbisse dazukommen — daß man nicht ungestraft mit dem Fanatismus, den Leidenschaften und der Lubelständigkeit der Massen spielt; sie wissen jetzt, daß das Volk von allen Tyrannen der willkürlichste und der grausamste ist; sie wissen jetzt, daß die Menge eine launenvolle, insolente, gierige und unversöhnliche Gebieterin, eine jener schamlosen und feilen Schönen, deren Lächeln selbst eine Beleidigung für jeden Gesitteten ist! Sie wissen dies, und jeder neue Tag, der uns noch bleibt, um frei zu leben, liefert uns neue Erfahrungen und Beweise dafür. Warum also anbarmherzig sein gegen Männer, die mehr noch durch ihren Stolz als durch Ehrgeiz verführt worden? Warum sie dem Spotte der Müßiggänger überliefern, die ihr Leben im Theater verbringen, und ist es nicht wirklich eine unnöthige Grausamkeit, so viele Männer vor wahrem Bedienste in ihrer allerdings etwas verspäteten Reue zu stören?"

— Kaiser Faustin. Vielleicht wird es unseren Lesern nicht ganz uninteressant seyn, ein authentisches Portrait des schwarzen Monarchen zu haben, der jetzt nicht nur in Hayti, sondern auch auf den Brettern des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin eine Rolle spielt. Wir entlehnen es dem amerikanischen Journal The Two Worlds. „Soulouque ist dem Anscheine nach ein dergiftiges Theile der Insel Hayti gebürtig. Er gehört zu den Schwärzesten seines Geschlechts. Von mittlerer Größe, mit breiten Schultern und einem gedrungenen, kräftigen Körperbau, zeigt er in seinem Betragen eine angenommene Freundlichkeit, hinter welcher jedoch ein wilder und grausamer Charakter hervorschimmert. Obgleich von heftigem Temperament, ist er kaltblütig und gefaßt in der Stunde der Gefahr und rasch und entschlossen in seinen Handlungen. Seine Gesichtszüge haben etwas Europäisches, und sein Haupt ist völlig rund. Er besitzt eine gewisse Würde und ist mehr ohne militairische Haltung. Als trefflicher Reiter bekannt, ist er hierauf so stolz, daß er sich nie öffentlich zu Fuße sehen läßt. Als bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit an ihm verdient Erwähnung, daß er ohne Hals gebildet zu seyn scheint und sein Kopf gleichsam ohne jenes nothwendige Zwischenglied auf seinen Schultern ruht, was der Majestät seiner Erscheinung nicht wenig Eintrag thut. Dagegen besitzt seine schwarze Ehehälfte in ihrem Aeußern durchaus keine ähnlichen Abnormitäten dar. Ihr Nacken ist zwar nicht eben dem des Schwanes zu vergleichen, sitzt aber anmuthig und in gehöriger Länge auf schön gerundeten Schultern, die einer Königin keine Schande machen würden. Ihr Antlitz ist hell und nicht ohne Ausdruck, obwohl mit den charakteristischen Zügen ihres Stammes versehen, und ihre Gestalt ist so schlank und zierlich wie irgend eine in den kaiserlichen Gemächern. Sie ist freundlich und herablassend, jedoch etwas brüsk in ihrem Benehmen, was zu einer haytischen Fürstin wohl verzeihlich ist. Als Gattin soll sie, nach dortigen Begriffen, vorbildlich seyn und ihren kaiserlichen Ehegemahl in strenger Zucht zu halten wissen."

Literarischer Anzeiger.

James englisches Wörterbuch, vierte Auflage.

In meinem Verlage ist so eben ausgegeben worden:

VOLLSTÄNDIGES WÖRTERBUCH DER ENGLISCHEN UND DEUTschen Sprache zum Gebrauch für alle Stände. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die neueste Literatur und Bezeichnung der Aussprache und Betonung nach Walker's und Heinsius' Grundsätzen. Von *Williams James*. Vierte Stereotypausgabe. 36 Bogen kl. Lex.-8. brosch. 1½ *Rthr.*

In dieser Auflage ist der deutsch-englische Theil neu stereotypirt und wesentlich verbessert und berichtigt worden, ein Umstand, welcher eine so allgemeine Verbreitung gefunden hat, in jeder Beziehung die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben.

BERNH. TAUCHNITZ JUN., LEIPZIG.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 5), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 18. April 1850.

Polen.

Graf Krasinski über die religiöse Geschichte der slawischen Nationen.*)

Ein seit mehreren Jahren in England lebender Pole, Graf Valerian Krasinski, hat sich die Aufgabe gestellt, die religiösen Bewegungen der slawischen Völkerschaften zu schildern, ein Unternehmen, wozu er durch seine Kenntniß der Sprachen und den Zutritt zu Quellen, die den Forschern des westlichen Europa im Allgemeinen nicht offen stehen, so wie durch seine Sympathieen mit den materiellen und intellektuellen Bestrebungen des großen östlichen Geschlechts, mehr als Andere befähigt ist. Das Unrecht, welches seine Stammgenossen in früheren Zeiten erlitten, scheint ihn jedoch mit einer gewissen Erbitterung erfüllt zu haben, die nur durch das Vorgefühl jener Größe, welche er ihnen in der künftigen Geschichte der Menschheit vorbehalten glaubt, gemildert werden kann.

Unser polnische Verfasser spricht überall seine ernstlichen, gewissenhaften Ueberzeugungen aus; er ist aber auch, wie wir von unserem neutralen Standpunkt aus beurtheilen können, in manchen Vorurtheilen befangen. Seiner Voraussetzung, daß die Deutschen als Nation gegen seine Race eine unüberwindliche Feindschaft hegen, vermögen wir nicht beizupflichten. Graf Krasinski ist noch nicht zufrieden mit der alten Rivalität zwischen einer Nation und der anderen — zwischen Sachsen und Böhmen, Polen und Oesterreichern — er will der Feindseligkeit einen permanenten Charakter geben, sie durch den Unterschied im Blut, in der Abstammung und in den Geisteskräften motiviren. Wäre dies auch wirklich der Fall, so sollten wir glauben, daß man am klügsten handeln würde, einen für beide Theile verderblichen Antagonismus der Vergessenheit zu übergeben; allein wir können seinem ganzen Raisonnement kein Gewicht beilegen. Daß ein solches Gefühl einst stattfand, ist wohl nicht zu bezweifeln: welches Land hat dergleichen Erscheinungen nicht dargeboten? Aber die Zeit hat das Werk der allgemeinen Friedensstiftung vollbracht oder es wenigstens seinem Ziele genähert; Sachse und Normann, Franke und Gallier, Slawe und Germane wohnen friedlich neben einander: „Czechen und Deutsche", sagte unlängst ein intelligenter Bauer einem englischen Reisenden an den Ufern der Moldau, „existiren nur noch in den Köpfen der Prager Studenten und Zeitungsschreiber. Hierzulande sind wir Alle Böhmen." — Es sind nur die Büchergelehrten, die in der Vergangenheit leben und ihren einsamen Enthusiasmus mit den Streitigkeiten und Gefühlen des Mittelalters nähren, welche diese Sprache reden und sich in diesen Träumen wiegen. Zum Unglück ist die Anzahl solcher Personen in allen slawischen Ländern bedeutend. Ausgeschlossen von jener thatenreichen Laufbahn, welche ein freierer religiöser und politischer Zustand ihnen öffnen würde, sind sie als letztes Hülfsmittel auf ihre historischen Studien angewiesen. Die Gegenwart ist ihnen verlegt, sie müssen sich in die Vergangenheit zurückziehen, und die Leidenschaften, die in Frankreich und England in Debattiren über lebendige Interessen Beschäftigung finden, erschöpfen sich an Gegenständen, welche längst für die ganze Welt, mit Ausnahme ihrer selbst, todt sind. Dennoch sind diese Bestrebungen nicht ganz verloren; indem sie ihr erstes Ziel verfehlen, erreichen sie ein anderes. Sie helfen uns den Pfad der Geschichte durch den Norden und Osten von Europa verfolgen und machen uns mit so Vielem in den Annalen der slawischen Nationen bekannt, was anziehend und belehrend ist, wenn es richtig dargestellt wird. Die folgende Parallele kann mit Nutzen studirt werden — freilich in einem sehr verschiedenen Sinne von dem, welchen ihr der Autor zu geben beabsichtigte:

„Die Unterdrückung, die von den Deutschen gegen die Slawen der Ostseeländer verübt wurde, überstieg bei weitem Alles, was dieser unglückliche Volksstamm im Süden von den Türken und im Osten von den Mongolen zu leiden hatte. In der That war das Verfahren dieser unglaublichen Nationen gegen die besiegten Slawen wahrhaft menschlich zu nennen, wenn man es mit dem vergleicht, das gegen dieselben Slawen von den christlichen Germanen befolgt ward. Die Mongolen, welche unter den Nachfolgern des schrecklichen Dschingis-Chan die norddstlichen Fürstenthümer Rußlands eroberten und die stets als der Gipfel von Allem, was grausam und barbarisch ist, geschildert werden, ließen den besiegten Christen nicht allein vollkommene Glaubensfreiheit, sie machten sogar die Ausnahme zu Gunsten der Geistlichkeit, daß sie diese mit ihren Familien vom Kopfgeld befreiten, welches der übrigen Bevölkerung auferlegt wurde. Eben so wenig raubten sie ihnen ihre Ländereien oder besahlen ihnen, die Sprache, Sitten und Gebräuche ihres Volks zu vergessen. Die muhammedanischen Osmanen ließen den unterjochten Bulgaren und Serben ihren Glauben, ihr Eigenthum und ihre lokalen Gemeinde-Einrichtungen, während die christlichen Fürsten Deutschlands sich in die Länder der Slawen theilten, die entweder ausgerottet oder provinzenweise zu Leibeigenen erniedrigt wurden. Die Türken bewilligten den Slawen, die gezwungen oder verführt zum Islam übergetreten waren (den Bosniaken), alle Rechte und Privilegien ihrer eigenen Nation, und diese von ihnen gelangten zu den höchsten Würden im Dienste der ottomanischen Pforte, sogar bis zum Westrat; die Verfolgungssucht der Deutschen aber erstreckte sich bis zu den christlichen Nachkommen ihrer Opfer. Der Knechtschaft verfallen, war es ihnen nicht erlaubt, sich in den Städten oder Dörfern niederzulassen, welche die deutschen Kolonisten in den ihnen abgenommenen Landstrichen bewohnten, und sie waren von allen Gilden und Handels-Corporationen ausgeschlossen. In Hamburg bestand ein Gesetz, welches von Jedem, der Bürger dieser Stadt zu werden wünschte, den Beweis forderte, daß er nicht slawischer Abkunft sey, und es sind noch viele offizielle Dokumente vorhanden, aus denen es klar hervorgeht, daß die Bedrückungen, welche die Slawen von ihren deutschen Herren erdulden mußten, noch lange nach der endlichen Unterjochung und Christianisirung dieses Volksstammes fortdauerten. Ein deutscher Autor erzählt, daß geraume Zeit nach Einführung der christlichen Religion jener Slawe, der auf der Landstraße getroffen wurde und keine genügende Ursache angeben wußte, weshalb er sich von seinem Dorfe entfernt habe, auf der Stelle hingerichtet oder wie ein wildes Thier todtgeschlagen wurde. Kein Wunder also, daß die slawische Sprache, die sich nach Westen bis zum Eiderstuße und nach Süden bis jenseits der Saale erstreckte, am Ende in diesen Gegenden ausstarb, indem die, welche sie redeten, entweder vertilgt worden oder die Nationalität verloren und sich in Deutsche verwandelt hatten. Indem ich den Mord eines Volkes durch das andere berichte, bin ich nicht den Anklagen des unterdrückten Theils gefolgt. Das Jammergeschrei des Opfers ist im Lauf der Jahrhunderte verhallt, und die Slawen der Ostsee hatten nicht, wie die Mexikaner, einen Irrlichtschall oder, wie die Peruaner, einen Garcilasso de la Vega, um der Nachwelt die ihrem Volke zugefügte Unbill zu überliefern. Und den Reihen der Unterdrückter selbst ist das Zeugniß gegen den von ihren Landsleuten verübten Missethaten geknommen."

Einige Angaben über das Verhältniß der Slawen vom deutschen Boden werden nicht ohne Interesse sepn. „Die Slawen, welche man ungefähr sechzig Jahre lang gezwungen hatte, sich den äußeren Gebräuchen des Christenthums zu fügen, empörten sich mit glücklichem Erfolg gegen ihre Tyrannen in demselben Jahre, in welchem die Normannen England eroberten. Sie zerstörten alle Kirchen und Klöster, opferten in Lübeck den Bischof von Münster ihren Göhen und vertrieben die Deutschen und Dänen aus ihrem Lande. Kruko, Beherrscher der Insel Rügen, den sie auf den Thron berufen, eroberte Pohstein und behielt es im Frieden, welchen die Dänen und Deutschen mit ihm zu schließen gezwungen waren. Die Slawen führten ihren nationalen Götzendienst wieder ein und erfreuten sich eines fast vierzigjährigen ununterbrochenen Friedens; zu Anfang des 12ten Jahrhunderts aber ward Kruko ermordet, und die Deutschen und Dänen erneuerten ihre Angriffe auf die Slawen, die bis 1168 den ungleichen Kampf bestanden. In diesem Jahre empfing ihr Herrscher Pribislav die Taufe, ward zum deutschen Reichsfürsten ernannt, und seine Nachkommen bilden in dem großherzoglichen Hause Mecklenburg die einzige echt-slawische Dynastie, welche noch existirt. Die Insel Rügen, das letzte Asyl der slawischen Unabhängigkeit und Abgötterei, ward im folgenden Jahre, 1169, von Waldemar I., König von Dänemark, erobert und die Einwohner zum Christenthum bekehrt. Die slawische Sprache schlich sich in der Nachbarschaft von Leipzig noch bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts hin; der letzte Mann, der sie in Pommern redete, soll im Jahre 1404 gestorben seyn. Zu Wahrow im Fürstenthum Lüneburg wurde sogar bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch Gottesdienst in slawischer Sprache gehalten. Die Bewohner des gleichfalls im Lüneburgischen gelegenen Distrikts Lüchow, der auch Wendland heißt, sprechen noch jetzt eine eigenthümliche Mundart, die mit vielen slawischen Wörtern vermischt ist. Die einzigen Slawen in Deutschland, welche ihre Nationalität erhalten haben, sind die Wenden der Lausitz."

Im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Landsleute, ist Graf Krasinski Protestant; daher seine Sympathie für die ersten Reformatoren der Kirche, einen Huß und Hieronymus von Prag, einen Ziska und Prokop. Ein großer und anziehender Theil seines Buches ist der romantischen Geschichte der Taboriten gewidmet und beschreibt ihren tapferen, fünfzehnjährigen Kampf gegen die

*) Lectures on the Religious History of the Slavonic Nations. By Count Valerian Krasinski. — Wir theilen eine Notiz über dieses beachtenswerthe Werk nach dem Londoner Athenaeum mit, dessen unparteiisches Urtheil ein Korrektiv für die mitunter etwas leidenschaftlichen und einseitigen Ansichten des unserm Lesern schon aus früheren Schriften bekannten Verfassers abgiebt.

Kriegsheere des Reichs und ihre endliche Unterdrückung, nachdem sie sich durch die bekannthaftigsten Thaten ausgezeichnet hatten. Die Sekten und Parteiungen in der russischen Kirche sind kurz, aber mit vieler Klarheit dargestellt. Ueber die Fanatiker, welche sich vor einigen Jahren an den Ufern der Wolga dem Opfertode weihten und sich gegenseitig umbrachten, wird nach dem bekannten Werke des Freiherrn v. Harthausen Bericht erstattet. Neuer war uns die Notiz über die Martinisten in Rußland, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Der Chevalier St. Martin ist nicht nach Verdienst gewürdigt. Es möchte jedoch die Gränzen dieser Vorlesungen überschreiten, hier die Biographie eines Mannes zu geben, der zu einer Zeit, als die atheistische Schule der Philosophie eine vollständige Herrschaft über die öffentliche Meinung in Frankreich erlangt hatte, unermüdlich bestrebt war, der reinen Lehren des Christenthums, obwohl mit einer ansehnlichen Beimischung von Mystizismus gefärbt, zu verbreiten. Er bemühte sich, seine Doktrinen durch den Einfluß der Freimaurerlogen zu unterstützen und ihnen eine religiöse und praktische Tendenz zu geben. Es gelang ihm nicht, diesen Zweck in seinem Vaterlande zu erreichen, obschon er in den Logen von Montpellier und Lyon einigen Erfolg hatte; aber seine Lehren wurden durch einen Polen, Graf Grabianka, und einen Russen, Admiral Pleschtschejew, nach Rußland verpflanzt, wo sie eine außerordentliche Wirkung hervorbrachten. Die Werke Jakob Böhm's und mehrere protestantischer religiöser Schriftsteller, wie Joh. Arndt, Spener und andere von derselben Schule, so wie die Schriften St. Martin's selbst, dienten dieser Gesellschaft als Zähler, welche Personen aus den höchsten Ständen zu ihren Mitgliedern zählte. Ihre Absicht war jedoch keineswegs, sich auf spekulative Religionssätze zu beschränken, sondern die Vorschriften des Christenthums thatsächlich auszuführen, indem sie das Gute beförderten, worin sie die größte Thätigkeit entwickelten. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich dabei nicht allein auf einfache Handlungen der Wohlthätigkeit, sie bedachten auch den Unterricht und die Literatur. Moskau war ihr Hauptsitz, und sie errichteten hier einen typographischen Verein zur Anfmunterung der Literatur. Um junge Männer von Talent zu bewegen, sich literarischen Beschäftigungen zu widmen, kaufte dieser Verein alle Manuskripte ohne Unterschied, ihr ihm gebracht wurden, sie mochten Prosa oder Verse, Original-Arbeiten oder Uebersetzungen seyn. Eine große Anzahl dieser Manuskripte, die es nicht verdiente, veröffentlicht zu werden, wurde vernichtet, aber sehr viele wurden auch gedruckt. Man beförderte vorzüglich die Herausgabe von Werken religiöser oder moralischer Tendenz, aber es wurden auch Schriften aus anderen Zweigen der Wissenschaft und Kunst gedruckt, so daß die russische Literatur sich schnell mit einer Menge Werke, dauphaftlich Uebersetzungen aus fremden Sprachen, bereicherte. Man legte auch eine großartige Bibliothek an, für welche mehr als 40,000 Pfd. Sterl. (270,000 Thlr.) verwendet wurden; sie enthielt vorzugsweise religiöse Werke und war Allen zugänglich, die sich zu unterrichten wünschten. Ferner wurde noch eine Schule auf Kosten der Gesellschaft gegründet, und junge, verdienstvolle Männer wurden mit den Mitteln versehen, ihre Studien im Inlande oder auf Universitäten des Auslandes zu vollenden. Unter den Mitgliedern dieses trefflichen Vereins zeichnet sich besonders Nowikow aus, der sich von Jugend auf mit Herz und Seele den gesitigen Interessen seines Vaterlandes gewidmet hatte. Er sing damit an, literarische Zeitschriften herauszugeben, welche nützliche Belehrung verbreiteten und Vorurtheile, Mißbräuche, kurz, Alles, was unrecht war, bekämpften. In der Folge gründete er ein gelehrtes Journal*) und ein anderes von populärerem Charakter, obwohl gleichfalls von ernster Tendenz, und bestimmte den Ertrag dieser Schriften zur Errichtung von Primärschulen mit unentgeltlichem Unterricht. Späterhin verlegte er seine Wohnung nach Moskau, wo er die ehrenwerthahte typographische Gesiellschaft stiften half. Jedes Mitglied des Freimaurer-Ordens beförderte diese hochherzigen Pläne, nicht allein durch pekuniäre Beiträge, sondern auch durch seine persönlichen Bemühungen, seinen Einfluß und sein Beispiel. Wenn man in irgend einer entfernten Provinz einen Mann von Talent entdeckte, so rufte man nicht eher, bis er einen angemessenen Wirkungskreis gefunden hatte. Es war auf diese Art, daß eines der thätigsten Mitglieder des Vereins, Herr Turgenjew, in einer entlegenen Stadthalterschaft einen vielversprechenden Jüngling antraf, der aber nicht die Mittel hatte, seine Gaben auszubilden. Turgenjew brachte ihn nach Moskau und stieß ihn an der dortigen Universität studiren. Dieser Jüngling war der berühmte russische Historiker Karamsin, eben so ausgezeichnet durch seinen edeln Charakter, als durch seine Talente. Der Eifer der Martinisten in der Unterstützung wohlthätiger Anstalten gab der Energie nichts nach, die sie in der Beförderung der intellektuellen Fortschritte ihres Landes entwickelten. Die Einen hatten mit Geld, die Anderen mit ihrer Zeit und Arbeit. Mehr als ein Martinist lieh es sich in buchstäblichem Sinne sein ganzes Vermögen kosten, um die gemeinnützigen Entwürfe der Gesellschaft zu unterstützen und die Leidra seiner Mitmenschen zu lindern. So handelte Lopuchin, ein Mann aus einer der ersten Familien in Rußland, der ein fürstliches Vermögen zu solchen Zwecken verwendete und seine eigenen Bedürfnisse auf die sparsamste Art befriedigte. Als Senator und Beisitzer des Kriminalgerichts in Moskau, war sein ganzes Leben den Schutze der Unschuldigen und Unterdrückten geweiht, wozu der Zustand der Rechtspflege in Rußland ihm häufigen Spielraum gab. Noch andere Beispiele könnten angeführt werden von Personen, die nicht allein große Beschwerden opferten, sondern sich auch die größten Entbehrungen auferlegten, um die edeln Zwecke der Gesellschaft desto wirksamer befördern zu können."

*) Hiermit ist vermuthlich die Древняя Российская Вивліоѳика (altrussische Bibliothek) gemeint, welche von 1773 bis 1789 herauskam. Gewiß dem-ein in jener russischen Literaturgeschichte über Nowikow, das „seinen unermüdlichen Anstrengungen zum Theil sein Entstehung. Trotz Beten zugeschrieben ist, welches so für unsere Literatur gegen Ende des 18ten Jahrhunderts bemerklich machte." Er starb im Jahre 1818. D. R.

Diese Bestrebungen sind jetzt aufgegeben worden, da der gegenwärtige Selbstherrscher aller Reußen die Festigkeit seiner Regierung eher in materieller Gewalt, als in moralischen Einflüssen zu suchen scheint.

Wir bemerken zum Schlusse, daß das Werk des Grafen Krasinski ein rühmliches Zeugniß für die Gediegenheit und außerordentlichen Beisenheit des Verfassers ablegt. Es wird ohne Zweifel allen denen willkommen seyn, die sich für den von ihm behandelten Gegenstand interessiren, und welcher ihr Ergebnisse seiner Untersuchungen benutzen werden, ohne seine politischen und historischen Urtheile und Ansichten in Allem zu unterschreiben.

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Seine Theilnahme war besonders denen zugewendet, die bessere Tage gekannt hatten und unerwartete Unglücksfälle erfuhren. Man sieht aus seiner Korrespondenz, wie viele Personen durch ihn vom Untergange gerettet, wie viele junge Leute, deren Namen jetzt in der Kirche oder im Gerichtssaale glänzt, durch seine Unterstützung den Weg zum Reichthum und zur Unabhängigkeit gefunden haben. Als im Jahre 1801 England von einer großen Dürre heimgesucht worden war, gab Wilberforce dreitausend Pfund über seinen Etat an die Armen. Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, auf einige Jahre seiner Sommerwohnung zu entsagen. „Wenn ich Bloomfield aufgebe" — schreibt er — „und mich sparsam einrichte, so kann ich den vierten Theil meiner Einkünfte für die Armen verwenden. Aber daß ich dann meine Freunde dort nicht mehr aufnehmen soll, auf die unsere häusliche Frömmigkeit einen günstigen Eindruck machen könnte, das ist für mich ein großes Opfer. O Gott, gieb, daß ich einen weisen Entschluß faße!" — „Unser liebenswürdiger Freund" — sagt Dr. Millward in einem Briefe — „ist die mitleidigste Seele, die ich kenne, und wie wird er saisch beurtheilt und verleumdet! Immerzu mißhandelt ihn, wir Ihr wollt; wenn er nur den Hunger des Volkes stillen kann, werdet Ihr ihm Zufriedenheit nicht hören."

Im Jahre 1803 waren von neuem die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausgebrochen. Wilberforce tadelte die englische Regierung, daß sie die Insel Malta für sich behalten wollte, anstatt sich darauf zu beschränken, die Unabhängigkeit derselben sicher zu stellen. „Malta ist gewiß eine wünschenswerthe Position, aber für unser Land ist das kostbarste der Güter die Redlichkeit. Daß sie uns bewahrt bleibe und keine Anmaßung sie besleck, darüber laßt uns wachen." In diesem Sinne sprach er im Parlament; man hörte ihn aber nur ungeduldig zu.

Bonaparte's Landungsplan veranlaßte einen Schrecken in England, von dem man auf dem Kontinent keine Ahnung hatte. Statt war für den Augenblick aus dem Ministerium getreten, und Wilberforce fürchtete, die Regierung werde nicht energisch genug die Vertheidigungsmaßregeln treffen. Er reiste darum nach York, um das Land zur Vertheidigung aufzurufen. Trotz der bewegten Zeit vergaß Wilberforce nie, ernste Gedanken und Herzensregungen zu kontrolliren. „Ich bin" — heißt es in seinem Tagebuch — „zu heftig gegen Addington (damaligen Premierminister) gewesen. Der arme Mann, wie viel Sorgen muß er haben. Ich, er gewißt der Friedens nicht, der mit beschieden ist!" — „Es war doch nicht recht, daß ich gestern die Parlamentssitzung verlassen mußte und in der Zeit Lord H. zu mir einlud. Beder in kleinen, noch in großen Dingen darf man gegen sein Gewissen handeln, wir gehen gar zu leicht unseren kleinen Neigungen nach und wollen es nicht merken, wenn unser Gewissen, wir von fern, uns einen Seitenblick zuwirft." — „Als ich in die Kirche ging, war ich bei Grant heraus. Wir sprachen darüber, ob ich das Haus neben dem seinigen kaufen sollte, und diese Idee, wie ich mir auch Mühe gab, sie zu verscheuchen, verfolgte mich die ganze Predigt hindurch. Lehre mich, Christus, die Dinge dieser Welt verachten und die Lumen der Eitelkeit durch Liebe überwinden!"

Aus Sorge für seine Gesundheit riethen ihm seine Freunde, sich von öffentlichen Leben zurückzuziehen. Aber es lag nicht in seinem Charakter, aus freien Stücken ein angefangenes Werk unvollendet liegen zu lassen. Indessen trog aller Mühe, wurde im Jahre 1805 die Bill von neuem im Unterhause verworfen. „O Gott" — schrieb er in sein Tagebuch — „lautere mich: ich war nicht würdig, das Werkzeug zu seyn zur Vernichtung jener schmachvollen Barbarei. Erbarme Dich, Herr, jener Kinder des Schmerzes, mache die Ungerechtigkeit anbören, deren Opfer sie sind!" Und an Lord Muncaster schrieb er: „Seit diesem Unglücksstage liegt mir eine Last auf dem Herzen. Das Bild der armen Schwarzen und ihrer Qualen verfolgt mich Tag und Nacht. In welchem Zeitalter leben wir! Moloch ist der Gott, vor dem wir uns beugen. . . Ich kann mir vor im Parlament, wie Lord Cornwallis in Virginien, umgeben von lauen Freunden und eifrigen Feinden."

Eine mißliche Frage ward gegen Ende der Parlamentssitzung verhandelt. Lord Melville wurde der Verschleuderung von Geldern in der Verwaltung der Marine angeklagt. Der Kommissionsbericht bestätigte das Defizit. Die Ehre der Regierung erforderte eine strenge Untersuchung. Pitt war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen; sein Ruf, das Vertrauen, das er genoß, standen auf dem Spiel. Bei alledem ließ er sich vom Parteigeist (die Opposition hatte sich der Sache bemächtigt) und von einem falschen Ehrgefühl verleiten, seinen Kollegen zu stützen und mehr als ein Vorthodoxer, denn als sein Richter aufzutreten. Wilberforce drang vergebens in ihn, seinem Charakter in dieser Angelegenheit nicht untreu zu werden. Er selbst, in der Ueberzeugung, daß der Ruf der Redlichkeit die sicherste Stütze der Regierung sey, und voll Unwillen über die Geneigtheit des Parlaments, aus Parteirücksichten das Zeugniß zu ver-

tuschen, erhob sich über alle kleinlichen Bedenken und sprach, wie Recht und Gewissen ihn hießen. Er sah Pitt gegenüber, der jeden durchdringenden Blick auf ihn richtete, der dem, wie man sagt, Lord Erskine jedesmal den Muth zur Gegenrede verlor. Wilberforce ließ sich nicht einschüchtern und forderte das Haus auf, die strengste Gerechtigkeit gegen Lord Melville zu üben. Seine Rede machte einen tiefen Eindruck. Lord Melville vertheidigte sich selbst, aber seine Weigerung, über die Verwendung der festgelegten zehntausend Pfund irgend eine Auskunft zu geben, wurde ihm verderblich. Das Haus entschied, daß er, ob er gleich seine Entlassung schon gegeben hatte, in Zukunft kein öffentliches Amt bekleiden dürfe, und daß dieser Beschluß vor den Stufen des Thrones niederzulegen sey. Wilberforce lehnte es ab, sich der hierzu ernannten Deputation anzuschließen. „Das Urtheil aussprechen" — sagte er — „zwang mich die Gerechtigkeit; aber es auch zu vollstrecken, könnte mich nur die Rache treiben. Wenn das Christenthum gebietet, einen desfegen Feind zu schonen, soll ich gehen und über einen unglücklichen Freund frohlocken?"

Wie später Lord Melville gegen ihn gesinnt war, erzählt Wilberforce mit folgenden Worten: „Wir hatten uns lange nicht gesehen; seine Freunde hatten mit harte Vorwürfe gemacht. Etwa ein Jahr vor seinem Tode begegnete ich ihm in einem engen Durchgang. Ich glaubte, er würde an mir vorübergehen, ohne mich anzusprechen. Er blieb aber stehen, drückte mir freundlich die Hand und fragte: Wie geht es, Wilberforce? Nicht tausend Pfund hätte ich genommen für diesen Händedruck. Seitdem sah ich ihn nicht wieder."

Der Kummer, den die Melvillesche Angelegenheit Pitt verursachte, erschütterte seine Gesundheit. Die gleich darauf eingetroffene Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und dem darauf folgenden Waffenstillstand waren ein Schlag für ihn, den er nicht überlebte.

„Es liegt" — sagt Wilberforce in einem Briefe — „sehr viel Rührendes in den Umständen, unter denen Pitt gestorben ist. Ich hatte immer und immer gehofft, am Abend unseres Lebens würden wir gemeinsam den Frieden genießen können — aber diese Hoffnung ist zerstümmert. Man sagt, er hinterlasse sechzigtausend Pfund Sterling Schulden. Dahinter muß irgend ein Betrug stecken. Denn er hatte ein jährliches Gehalt von zehntausend Pfund und gebrauchte, seinen Aufwande nach, etwa fünf bis sechstausend." — „Armer Pitt" — heißt es in einem anderen Briefe — „so mußtest Du am gebrochenen Herzen sterben. Aber war er denn, wie Lemay, Collins, Chatterton, verkannt und verlossen? oder, wie Suwarow, nach langen Diensten in Ungnade entlassen? Nein, ein Liebling des Königs und des Volkes, ist dieser Mann, als erste Person des Reiches, an Ehren zugrundegegangen. Ihr werdet es nicht glauben, aber ich verschere es Euch, daß der Eindruck dieses tranervollen Todes eine ganze Woche lang in London nachklang. Dann verfiel die Stadt zurück in die alte Frivolität. Noch war der Leichnam nicht im Grabe, als sie sich schon um die hinterlassene Beute rissen. — Ich war nicht glücklich in meinem Bemühen, seine Schulden durch eine Subscription seiner Verwandten, Freunde, Bewunderer und der Vieten aufzubringen, deren Glück er geschaffen hatte. Ich fürchte, ein Votum des Parlaments in dieser Sache ist ein schimmes Präcedens, auf das sich später auch Andere mit geringeren Ansprüchen zur Bezahlung ihrer Schulden berufen könnten. Ueberdies ist das Land im Augenblicke so belastet, daß man damit leicht Pitt's Andenken schaden möchte." . . .

Das neue Ministerium neigte zur Aufhebung des Sklavenhandels; auch die königliche Familie war ihr ziemlich günstig, die Sympathieen für die Sache, die eine Zeitlang geschwiegen hatten, regten sich wieder — kurz, die Angelegenheit nahm eine glückliche Wendung. Wilberforce erhielt unter anderen ermunternden und beglückwünschenden Zuschriften von einem reichen westindischen Pflanzer einen Brief, in dem es hieß: „Sie werden mich für abergläubisch halten; aber es ist mir in der That nichts geglückt, seit ich gegen Ihre Bill gestimmt habe. Nicht, daß ich Mangel litte, aber das Geld wird zu Blei in meinen Händen, es trägt nichts ein." . . .

Wilberforce gab, bevor sich das Parlament wieder mit der Frage beschäftigte, eine Schrift über den Sklavenhandel heraus, in der er alle Thatsachen und Argumente zusammenfaßte, auf die er sich seit zwanzig Jahren berief. Dieses Buch fand eine überaus günstige Aufnahme. Die Vertheidiger des Sklavenhandels waren übrigens darin so glimpflich behandelt, daß ihm ein Herr Barkey unter Anderem schrieb: „Sie verfahren mit ihren Gegnern so großmüthig, wie jener brelagnische Admiral mit den feindlichen Schiffen, die er erst zertrümmern und dann mit der größten Sorge retten ließ."

Die Bill ging bei den Lords durch. Im Unterhause wurde sie zur zweiten Lesung vorgelegt. „Welch feierlicher Moment" — sagt Wilberforce's Tagebuch — „endlich soll ich an die Erfüllung meines großen Lebenszweckes gelangen, nach welchem die Vorsehung seit 1787 meine Gedanken und Kräfte gerichtet hat! Wie preise ich Dich, Herr, für Deine Gnade. Laß ihr meine Dankbarkeit gleichkommen!" Von solchen Gefühlen durchdrungen, trat er ins Parlament am 23. Februar 1807.

Die Sitzung war sehr lebhaft: aber wie groß erst wurde die Bewegung, als beim Schlusse der Diskussion Sir Samuel Romilly auftrat und, sich an die jüngeren Mitglieder des Hauses wendend, ihnen zurief, aus diesem Beispiel zu lernen, wie viel höher die Belohnungen der Tugend über denen des Ehrgeizes ständen. Er schloß mit einer Vergleichung zwischen den Gefühlen des Kaisers der Franzosen in all seiner Größe, umgeben von einer Familie von Königen, und denen dieses erhwürdigen Mannes, der nun unter sein häusliches Dach zurückkehrt und, sein Haupt zur Ruhe legend, zu sich sagen kann: „Du hast den Sklavenhandel vernichtet!" Das Haus war zu hingerissen, daß es, seine Gewohnheiten vergessend, in einen dreimaligen stürmischen Beifall ausbrach.

Seine Freunde begaben sich in Masse zu ihm, um ihm Glück zu wünschen; es wurde jener Abend zu einer wahren Siegesfeier. „Nun Henry", sagte Wilberforce scherzend zu Thornton, „was schaffen wir jetzt ab?" — Die Lotterie, denk' ich, erwiederte gewichtig der ernste Freund. Suchen wir die Namen der sechzehn elenden Opponenten; hier habe ich schon, sagte William Smith, Wilberforce aber antwortete: Lassen wir die sechzehn Unglücklichen; denken wir nur an die edlen zweihundertdreiundachtzig, Jürwahr ein überschwenker Erfolg! Und keine Eigenliebe mischte sich in seine Freude. „Gott wird dieses Land segnen", rief er in prophetischem Tone, „ich doch schon am heutigen Tage die authentische Nachricht von einem Siege über die Franzosen angekommen."

In der That, der dunkle Himmel, der über England ruhte, klärte sich auf, und mit demselben Jahre, in welchem der Sklavenhandel verboten wurde, begann jene Reihe von Ereignissen, die mit Wellingtons Siegen und Bonaparte's Sturz geschlossen wurde.

Noch hatte die Bill zwei Stadien durchzumachen, und um nichts zu verabsäumen, reiste Wilberforce nach Yorkshire zur Betreibung seiner Wiederwahl. Eine Deputirtenwahl ist bekanntlich in England höchst kostspielig, zumal wenn man reiche Mitbewerber hat. Zunfzehn- bis zwanzigtausend Wähler müssen auf komfortable Weise nach dem Wahlort befördert und vierzehn Tage lang fekirt werden. Wilberforce erklärte geradezu, er könne einer Wahl wegen das Vermögen seiner Kinder nicht aufs Spiel setzen. Alsbald wurde eine Subscription eröffnet. Man entschied, es sey dies Sache der Grafschaft, und er selbst dürfe nicht einmal dabei unterschreiben. Aus allen Theilen Englands liefen Beiträge ein, und nach Verlauf einer Woche waren 64,455 Pfd. Sterl. unterzeichnet. — Die Anhänger seiner Mitbewerber kamen wohl eingeschult und in geschlossenen Reihen an, und am dritten Tage der Stimmgebung (poll) war Wilberforce noch der Vorletzte auf der Liste. Die Möglichkeit des Mißlingens' spornte den Eifer seiner Freunde. „Alle Fuhrwerke der Grafschaft", heißt es in einem Briefe aus jener Zeit, „sind requirirt, Schöne voller Wähler kommen den Fluß herab, selbst Esel haben die Ehre, die Kommittenten Wilberforce's zum Wahlplatz zu tragen, ungerechnet die Pwnderte, die zu Fuß ankommen. Die ganze Grafschaft ist in Bewegung. Für einen gewöhnlichen Reisenden wäre es unmöglich, jetzt hier einen Wagen oder ein Pferd in einem Gasthofe zu finden." — Die Irrsalen waren einmal entschieden, ihren Lieblingsverwiesen, wie sie dreiundzwanzig Jahre treulich vertreten hatte, nicht fallen zu lassen, und am vierten Tage war bereits der Erfolg außer Zweifel. Der Wahlkampf dauerte vierzehn Tage. Die Gegner hatten die Taktik angenommen, Wilberforce nicht zu Worte kommen zu lassen. — „Am zweiten Tage" — erzählt Thornton — „als Wilberforce einen widerhaarigen Punkt aufklären wollte, lärmte und tobte die Canaille, die von Mitren herübergekommen war, dermaßen, daß das Geschrei seine Stimme überdäute. Da rief man ihm von Seiten seiner Freunde zu: „Kabt's drucken, Wilberforce, kabt's drucken! sie mögen Euch leisen, wenn sie Euch nicht hören wollen!" — „Die und lesen!" schrie Wilberforce aus Lebenskräften. „Die könnt Ihr glauben, daß Euch, die einen Wilberforce Skandal machen, lesen können? Nicht Einer, ich sag' es, verstehr's, nicht Einer. Sie müssen jetzt zuhören, oder sie erfahren niemals, was ich will." Endlich drangen seine Freunde durch, und die Wahl fiel auf ihn. „Ein wahres Glück", schreibt er an Miß More, „daß ich in dieser Schlacht nicht Ruf, noch Gesundheit und Vermögen eingebüßt habe."

Nach dem Wahlsiege kehrte er wieder zu seinen philanthropischen Bestrebungen und seinen häuslichen Pflichten zurück.

Im Frühjahr 1814 ließ ihm Frau v. Staël durch Sir Samuel Romilly verschern, daß sie Niemandes Bekanntschaft so sehr zu machen wünschte, als die seinige. Der Herzog von Glocester, ein Vetter Georgens IV., bot ihm Zutritt an seinem Tische ein. — „Es ist keine Neugierde" — sagt hierüber das oft citirte Tagebuch Wilberforce's — „und dennoch fühle ich mich geschmeichelt. Wie schwer es doch ist, solche Gedanken sozuwerden! Frau v. Staël hat zum Herzog von Glocester gesagt, ich wüßte gewiß nicht, wie frommm sie sey. Ich will ihr jedes Buch lesen, um nicht nach einer vorgefaßten Meinung zu urtheilen. — Den 19ten. Gefprich beim Herzog von Glocester mit Frau v. Staël, ihrem Sohne und ihrer Tochter. Frau v. Staël ist gerade wie ihr Buch, nur weniger hoffnungsreich. Sie hat mich viel bekobt über die Unterdrückung des Sklavenhandels. Ganz Europa sey . . . bod, was verbringe ich die Zeit, solche Dinge niederzuschreiben. Sie lud mich zum Diner ein und bat mich, die übrigen Gäste zu bestimmen. Es wäre unartig gewesen, es abzuschlagen: indessen wirb mich das in einen Wirbel von Festlichkeiten stürzen, der weder meinem Körper, noch meiner Seele zuträglich ist. — Den 22sten. Ich habe an Frau v. Staël geschrieben und ihr die verlangten Werke geschickt. Ich weiß nicht, soll ich ihrer Einladung folgen oder nicht. Lady G. hat mir erzählt, daß viel darüber gestritten wurde, ob ich kommen würde. Man hat sogar Wetten für und gegen gemacht; aber Frau v. Staël meinte, es wäre sicher, daß ich käme, denn ich hätte ja gelagt. — Den 10ten. Ich bin wirklich bort gewesen. Es war ein reizendes Diner. Sie sprach vom letzten Endzweck der Schöpfung, nicht von ihrem Nutzen, sondern von ihrer Schönheit. Im Alter von fünfzehn Jahren Jahren schrieb sie Briefe über Rousseau, aber jetzt, im fünfzigsten, denkt sie ganz anders. Abends war eine glänzende Versammlung. Die Aufregung, in die ich versetzt wurde, wirkt noch heute in mir nach. Die gesäftigkeit muß solche Zerstreuung für junge Leute in aller Lebenslgkeit der Leidenschaft seyn. Ich möchte mich nicht oft in diese verführerische Welt wagen. Und dann kämen einem neben vieler pikanten Unterhaltung die häuslichen Freuden etwas fade vor. Sogte doch selbst der arme Paley, ich will hoffen, im Scherze: „Wer hat je mit seiner Frau eine Conversation geführt?" Ich werde, denk' ich, besser thun, mich fern zu halten von der glänzend leichtfertigen Gesellschaft der Frau v. Staël." Und diese Gesinnungen waren nicht etwa die Folge des vorgerückten Alters und mürrischer Stimmung. „Herr Wilberforce" — sagte Frau v. Staël zu Sir James Mackintosh — „ist der liebenswürdigste Mann, den ich in Ihrem Lande kennen gelernt habe. Man hatte ihn mir als den frommsten Mann Englands geschildert; ich finde aber in ihm den geistreichsten."

Digitized by Google

Als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in London waren, wurde er ihnen vorgestellt und bat sie, die Unterdrückung des Sklavenhandels bei den betreffenden auswärtigen Staaten zu betreiben. In dem Ende führte er auch Korrespondenzen mit berühmten Schriftstellern des Auslandes, mit Humboldt, Sismondi, Chateaubriand u. A. m., damit dieselben unter ihren Landsleuten die Frage erörterten. Selbst an Herrn v. Talleyrand richtete er eine Denkschrift über den Sklavenhandel.

In der That erreichte er auch, daß Frankreich die Wiedereröffnung von St. Domingo aufgab und den Negerhandel nördlich vom Kap Formosa untersagte. Indessen zeigte sich bald, daß diese Verfügung illusorisch waren. Mißverstand erfuhr, daß Schiffe, von denen mehrere Engländern gehörten, in Havre zum Sklavenhandel ausgerüstet wurden. Nie hatte er einen tieferen Gram empfunden. . . Aber Napoleon's feste Hand, als er von Elba zurückgekehrt war, setzte diesen Schmuggeleien ein Ziel. Er proklamirte die vollkommene und augenblickliche Aufhebung des Negerhandels.

Im Jahre 1824 wurde Wilberforce durch eine gefährliche Krankheit genöthigt, seine Entlassung beim Parlamente einzureichen. Er hinterließ seinem Kollegen Burton die fernere Vertheidigung der Neger, die Betreibung ihrer völligen Emancipation. . . „Gewiß wird" — antwortete der Letztere — „manches junge Talent zur Wahrung ihrer Rechte aufstehen; aber könnten Ihr ihm nur, wie Elisa, Euren Mantel überwerfen!"

Im Frühjahr 1833 kam Wilberforce nach London, um den Doktor Chambers zu konsultiren. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Ereignisse fand gerade damals die zweite Lesung der Sklaven-Emancipationsbill statt. Man kam zu Wilberforce und flehte ihn an, daß nun, nach einem Kampfe von funfzig Jahren, der Gesetzvorschlag angenommen sey. „Gott sey gepriesen!" — rief Wilberforce aus — „daß er mich den Tag erleben ließ, an welchem England sich bereit erklärt, zwanzig Millionen Pfund für die Aufhebung der Sklaverei herzugeben!"

Am Tage darauf entschlief er zum ewigen Leben. Eine Adresse, die von sämmtlichen Parlamentsmitgliedern unterzeichnet war, verlangte seine Beisetzung in Westminster. Am folgenden Tage begegnete man in London auf drei Personen einem Trauerzuge. Subscriptionen zu einem Denkmal wurden eröffnet. Besser traf es die Stadt York, die ihm zum Andenken ein Blinden-Institut gründete. Die Zeitungen in New-York und Westindien legten bei der Todesnachricht Trauer an. „Es findet die Frömmigkeit das gelobte Land, auf Erden wie im Himmel."

Punchiana.*)

7.

Französische und englische Polizei. Die englische lakonisch, wie eine telegraphische Meldung, die französische so langgezogen und hochtrabend, wie die Vorschaft eines amerikanischen Präsidenten. Der englische Polizeimann sagt kurz und schneidend: „Platz da!" Der französische nimmt seinen Hut ab und spricht in einnehmendster Weise: „Meine Herren, ich muß Sie bitten, die Circulation nicht zu hemmen." So z. B. geschah es, wie der Pariser Korrespondent der Times berichtet, gelegentlich der Tumulte bei Entfernung der Freiheitsbäume. Und der wüthige Mob zog alsbald die Hüte, verneigte sich und wich zurück. Hierüber Punch, wie folgt: Wenn Polizeidiener X den englischen Mob in dieser Art anredete: „Meine Herren, ich würde es als eine persönliche Gunst erachten, wenn Sie so gütig seyn und aus einander gehen wollten, denn Sie ahnen nicht, wie sehr Sie durch längeres Verweilen hier die allgemeine Circulation stören", — so sollte uns wundern, sept Punch hinzu, wenn Solches die nämliche Wirkung hervorbrächte, wie ein: „Nun, Leute, packt Euch." — Es wurde so eben der Pariser Freiheitsbäume gedacht. Ihrer Erinnerung widmet Punch ein Bild und ein Karmen. Jenes zeigt einen Schwarzdorn ohne Blätter, Blüthen und Zweige, an der Stelle dieser aber mit Bajonetten, Dolchen, Lanzenspitzen, Schwertern, Pistolen und Kanonenläufen besetzt. Dieses Karmen ist natürlich der Kommentar zu diesem Abbild bürgerlicher Freiheit.

8.

Nach Nr. 448 halten die Kommunisten Englands ein Meeting. „Demokratische und soziale Republik für immer!" lautet es da unter rauschendem cheers und obligaten Hurrahs. Bei diesen cheers werden spaßhafterweise je zwei und zwei Antagonisten zu einem par nobile fratrum zusammengespannt: Lord Stanley und Louis Blanc, Proudhon und der Herzog von Richmond, Sergeant Bolchot und Oberst Sidthorp. Auch Punch ist unter den Lauschern. „Nach Schluß der Sitzung", erzählt er, „gingen wir von dannen — ohne unser Taschentuch." Datte dies indeß vorausgesehen, da er unter der nobeln Gesellschaft mehrere der famosesten Gauner der Metropole aufsichtig geworden war.

9.

Das Thema „Nadelgeld", welches in Nr. 2 dem Punch entnommen war, erhält in dessen Nr. 444 zur Variation ein neues Doppelbild. Links auf demselben die Näherin (needlewoman) auf dem Weg abwärts ins Elend. Freilich, wenn London allein dreißig Tausend dieser unglückseligen Kreaturen beherbergt, welche, wie eine vorliegende Berechnung ihres respektiven Wochenverdienstes ausweist, kümmerlich an einer Brodrinde zehren oder dem Laster anheimfallen müssen, während sich von ihrem Fleiß der Wucher ihrer Arbeitgeber mästet, so muß wohl Aergerniß kommen, wie die Schrift sagt. Allabendlich schleichen Tausende derselben durch die Quartiere der Hauptstadt, bleich und abgehärmt, in kaum sattsamer Bedeckung, bittend und heischend um ein Stück Brod, oder sie wandeln auf noch anderen Wegen. In einer dieser Klassen gehört auch die Dargestellte. Die obere Beleuchtung, in ein Umschlagtuch gehüllt, schließt noch zusammen, und auch der Hut zeigt keine Spuren von Auflösung; aber je tiefer herab, desto abgerissener, und an Stiefeletten darbenden Schmerlich vor dem Eindringen von Wasser, Schmutz und Kälte schützen. Sie gleitet vor dem inhaltreichen Laden mit der Aufschrift „cordial gin" vorüber. Wohl mag der verführende Liqueur für eine Weile das Elend vergessen machen, welches „die harte Stiefmutter England" über dieses Geschlecht verhängt und ausgeübt. Aber für ihn hat unsere Näherin jetzt kein Auge. In ihren Zügen malt sich Scham und Angst: denn vor ihr steht ein hoher, stämmiger Mann, welcher, den Ueberrock bis zum Halse zugeknöpft, die Rechte strafend oder abmahnend gegen sie richtet und durch die Schärpe sich als einen Diener der öffentlichen Ordnung zu erkennen giebt. Um der unverkennbaren Scham willen ist noch nicht Alles verloren: sie ist jedenfalls noch eine bekehrungsfähige Anfängerin im Sündigen. Der Situation geht als Kommentar zur Seite ein Gedicht, „der Räthmächen Lebewohl" überschrieben, worin es heißt: „Also mühten wir uns, daß unsere Augen und ihrer Höhle traten, in schmutzigen und kalten Stuben; die Nadel zerarbeitet sich, bis wir starben, oder noch schlimmer — o Himmel, erbarme Dich! — Du weißt, wie öfter aus Mangel, als aus Lust, wir sündigten; o Nächte voll Qual aus schmählichen Gewinnd durch die dunkelnde Stadt! Leib und Seele gaben wir um Brod und wurden doch nicht satt." Nun, diesem Zustande hat England seit einiger Zeit seine volle Aufmerksamkeit und Theilnahme zugewendet. Man gedenkt, durch massenweisen Export der dreißig Tausend dem Jammer abzuhelfen, und wirklich sind jüngst in Gravesend achtundzwanzig Londoner Räthmädchen, denen zunächst eine zweite Ladung folgen soll, nach Port Phillip in Neu-Südwales eingeschifft worden. Jammer ein Anfang. Nur macht die Frage annoch großes Bedenken, ob es weise, ob es menschlich sey, den Kolonieen die Kufnahme und Besserung eines so moralisch wie physisch verfallenen Theils der Londoner Bevölkerung zuzumuthen. Punch betrachtet die Sache vom Standpunkt der Humanität aus. Der Räthertin haben, d. h. unter der Stiefmutter schlechter Tatel, steht auf dem zweiten Halbbilde die Näherin in der Fremde, die jetzt ihre Heimat geworden, gegenüber. Vor uns sitzt eine Mutter, nett gekleidet und an ihrem Jüngelchen sich ergötzend, das, von ihr unter den Armen gehalten, ihr diese, herzig lächelnd, entgegenstreckt, während das ältere Brüderchen neben dem Stuhle, froh theilnehmend, zuschaut. So auch der eben zur Ehür hereingetretene stattliche Vater, sich unbemerkt von der in Mutterliebe aufgehenden traut. Er kömmt offenbar von der Jagd; an der Seite hängen ihm Waidmannstasche und Kürbisflasche, hinter ihm lehnt die Flinte. Nächst dem obligaten Wohlstand an Kindern hat es die Familie auch zu anderem Wohlstand gebracht. Nahe bei der Wohnung halten Rinder und kleineres Vieh. Die einer Veranda ähnliche Wohnung und die Vegetation ringsum verrathen den warmen, gesegneten Himmelsstrich. „Unser Gehern war düster, doch unser Heute ist glänzend und schön; gefunden hat die Ausgewanderte fern vom Geburtslande Brod, Freunde, Arbeit und obendrein einen Mann", sagt des Liedes Schluß.

*) Vgl. Nr. 34 und 39 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Lamartine's schwarze Tragödie. Während man den schwarzen Kaiser Faustin auf die Berliner Bühne gebracht, hat Lamartine es versucht, einen anderen Neger von Hayti, Toussaint Louverture, zum Helden eines Trauerspiels zu machen, das zu Anfang dieses Monats auf dem Theater der Porte St. Martin in Paris gegeben wurde. Der Dichter der „Méditations" scheint jedoch eben so wenig für die dramatische, wie für die politische Schaubühne den richtigen Takt zu besitzen. Hier wie dort zuckt man über seinen Versuch die Achseln; hier wie dort hat er, statt tiefsichten Ernstes und erhebender Gefühle, tiefes Mitleid und ein spöttisches Lächeln erregt. Eben so wie die Februar-Revolution eine triviale Parodie der Juli-Revolution war, so erscheint der schwarze Toussaint als eine traurige Parodie des Cid und anderer Heldengestalten der französischen Bühne. Der Philanthropie, der Religion fehlt es an, keinen Unterschied zu machen unter den Menschen und die Schwarzen zu behandeln wie die Weißen, aber die Aesthetik kann dies nimmermehr, auch wenn die viehauferzüchtige Geschichte des Menschengeschlechtes nicht lehrte, wie tief die schwarze Race der weißen in geistiger und sittlicher Beziehung untergeordnet ist. Lamartine hat aus seinem schwarzen Helden ein wahres Muster aller Tugenden und das fleckenloseste Ideal sittlicher Größe gemacht, damit aber nur dargethan, daß er zum Theaterdichter gar keinen Beruf habe, denn auf der Bühne würde auch ein weißer Heros dieser Art, ein Mensch ohne alle Schattenseiten der Leidenschaft, unnatürlich erscheinen und den Zuschauer kalt lassen. Das Stück beginnt mit dem Singen der Marseillaise, die von den Negern auf der Bühne angestimmt wird und deren Text daher auch bereits von den Pariser die Benennung: „schwarze Marseillaise" bekommen hat. Als Beweis ihrer Anerkennung sangen dafür die im Parterre versammelten Freunde des Dichters am Schlusse des Stückes die Marseillaise von 1848, nämlich die von den Pariser Straßenjungen erfundene Melodie „Lampions! lampions!" in welcher sie Herrn Lamartine verhöhnten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lasser, Behrenstraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 48. Berlin, Sonnabend den 20. April 1850.

England.

Die Kehrseite der neueren englischen Handelspolitik.

Wir entnehmen einer längeren Abhandlung der Revue des deux Mondes, über die politischen Folgen der von Sir Robert Peel eingeführten Reformen des britischen Handels- und Schifffahrtssystems, die nachstehenden, allerdings von französischem Standpunkt aufgefaßten, aber im Ganzen sehr viel Richtiges enthaltenden Betrachtungen:

„Das englische Ministerium hatte sich für Schutzzoll oder Freihandel zu erklären, Lord John Russell und seine Kollegen haben letzteren erwählt. Herr Cobden und seine Freunde waren seit ihren großen Erfolgen im Jahre 1846 vom Kampfplatz zurückgetreten und beobachteten mit augenscheinlicher Geringschätzung die Anstrengungen der sich wieder konstituirenden torpistischen Partei; als sie aber Lord Stanley, den Herzog von Richmond, Herrn D'Israeli, den Marquis von Granby nach und nach die frühere Schaar um sich vereinigen sahen, welche durch das plötzliche Erkrümmen Sir Robert Peel's auf kurze Zeit zerfprengt worden; als sie die protectionistischen, mit stets wachsendem Erfolge sich wiederholenden Meetings, die Aufregung der Ackerbau treibenden Bevölkerung bemerkten und sahen aber acht Wahlen hinter einander zum Vortheile ihrer Gegner ausfallen sahen, haben sie es für Zeit gehalten, sich wiederum aus Werk zu begeben. Die Association für Wahl- und Finanzreform ist gebildet worden, neue Meetings worden abgehalten, und Herr Cobden hat seine Feldzüge von 1844 und 1845 wieder begonnen, jedoch mit weniger Begeisterung und ohne die früheren lebhaften Sympathien und die sonstige enthusiastische Aufnahme zu finden. Damals führte jeder Tag einen neuen Triumph für ihn herbei; er erging sich in der Entwickelung der neuen Doktrinen; er belehrte sich auf das Zeugniß jener berühmten englischen Schriftsteller, welche die Lehre von der politischen Oekonomie aufgestellt hatten; er wies auf die Zukunft hin, die seine Einbildungskraft mit den glänzendsten Farben ausschmückte. In diesem Jahre hingegen verhielt sich Herr Cobden mehr defensiv; er traf überall die Erinnerung an seine früheren Verheißungen und mußte erklären, wie so der gegenwärtige Nothstand seinen Versichern zu widersprechen schien; er mußte zugeben, daß die wohlthätigen Wirkungen des Freihandels auf den Preis einer mehr oder minder langen Krisis zu erkaufen wären, und daß die verführerischen Schilderungen, die er davon gemacht hatte, sich auf den Zeitraum beziehen, wo Alles wieder in den normalen Zustand zurückkehren würde. Ein solches Thema ist zur Verdolmetschung weniger geeignet, die Menge ist durch eine Apologie schwer zu begeistern. Es war aufgefallen, daß Herr Cobden, nachdem er verkündet hatte, Herrn D'Israeli mitten in der Grafschaft Buckingham, deren Repräsentant dieser ist, aufsuchen zu wollen, dennoch das Zusammentreffen mit ihm in Aylesbury unter freiem Himmel und an einem Markttage vermied und es vorzog, vor einer Versammlung von kaum sunfzig Personen in einem Wirthshause aufzutreten, und zwar am Abend des Tages, an dem der torpistische Redner, nur wenige Meilen entfernt, einer zahllosen, glänzenden Versammlung die Flucht seines Widersachers verkünden konnte. Ueber seine zweifelhaften Erfolge erbittert, hat Herr Cobden in einigen Manufakturstädten, z. B. in Leeds, wo er sich behaglicher fühlte, weil dort der Wohlstand größer ist, unklare Drohungen gegen die Protectionisten laut worden lassen, indem er erklärte, daß die Freihandelsmänner ihre Zuflucht zur Gewalt nehmen würden, wenn man die Abschaffung der Kornzgesetze wieder in Frage stellen sollte. Bald mußte er jedoch den begangenen Fehler erkennen, denn diese Drohungen fand anderseits beantwortet worden. So glitzte in York ein Pächter, in Gegenwart mehrerer Mitglieder des Ober- und Unterhauses und des Mayors von York, die Rede Cobden's und fügte unter rasendem Beifall hinzu, daß, wenn die „Baumwollen-Lords" jemals verkaufen sollten, die Zähne des Bürgerkrieges zu entfalten, die Pächter ihrerseits sich erheben und sich nicht eher beruhigen würden, bis Cobden gehängt sey und Herr Bright die Execution ausgeführt hätte. Niemals worden die heftigen Lebenschaften ungestraft angerufen. Wenige angreifende, drohende Worte des Herrn Cobden waren hinreichend, den Charakter dieser beiden sich gegenseitig verfolgenden Agitationen zu verändern. Die Protectionisten hatten zu Hinkley, einer kleinen Stadt, wo viel Schuhwerk fabrizirt wird und wo die Herabsetzung der Getreidepreise noch keine Lohnherabsetzung zur Folge gehabt hat, ein Meeting veranstaltet. Die Schuhmacher zogen von selbst an in der Stadt umher mit einem großen Strohe zwischen zwei Stücken Speck, worauf die Inschrift „Freihandel" sich befand. Hinterher wurde ein sehr kleines Brod, an dem ein Büschlein hing, getragen, worauf „Schutzzoll" geschrieben stand. Nach diesem Vorgange begaben sie sich in Masse nach dem Orte hin, wo die Protectionisten versammelt waren, und trieben diese aus einander. Nicht immer gingen die Dinge so friedlich ab; mehr als einmal haben die Landleute die Freihandelsmänner fortgejagt, und in den Manufakturbädten sah man die Arbeiter mit Steinwürfen die Versammlungen der Agrikulturisten sprengen, die Pächter in den Straßen einzeln anfallen und die sich nach den Meetings begebenden obrigkeitlichen Personen mit Koth bewerfen. Lord Talbot wurde in dem Augenblick, als er eine Pächter-Versammlung anreden wollte, durch einen Steinwurf schwer am Kopfe verletzt; der Mayor von Reading wurde faft sterbend den Händen einiger Wüthenden entrissen, von denen er niedergeworfen und mit Stockschlägen bedient ward, während er aus einer von ihm präsidirten Versammlung zurückkehrte. Herr Cobden hat auf seiner Rundreise in den Ackerbau treibenden Grafschaften Englands sich überzeugen können, welchen Aufschwung die Protectionisten-Partei genommen hat, so wie von dem Nothstand, der auf den Pächtern lastet, und von der Erbitterung, die unter ihnen hervorgerufen worden; er hat sehen können, wie leicht es seyn würde, die Manufaktur-Bevölkerung mit der Ackerbau treibenden in Kampf zu setzen. In den letzten Versammlungen will man in seinen Reden schon eine weniger herbe und gereizte Sprache bemerkt haben.

Das englische Ministerium ist nicht ohne Besorgniß den Fortschritten dieser doppelten Bewegung, aus der jeden Augenblick ein Zusammenstoß hervorgehen konnte, gefolgt. Beide Agitationen waren zu wichtig geworden, um dabei unthätig zu bleiben; es war durchaus nöthig, sich auf eine zu stützen, um der anderen die Spitze bieten zu können. Die Wahl konnte nicht zweifelhaft seyn. Der größere Theil der Whigs hat die vollständige Abschaffung der Kornzgesetze keineswegs gewünscht, indessen haben sie Alle dieselbe aus den Händen Sir Robert Peel's acceptirt und dafür gestimmt: die Rückkehr zum Schutzzollsysteme würde ein Rückschritt gewesen seyn. Die Whigs bilden eine beträchtliche Fraction im Unterhause, aber sie sind nicht im Stande, jemals für sich allein eine Majorität zu bilden: sie haben die Unterstützung der Radikalen und der Freunde Sir Robert Peel's dazu nöthig; eine Rückkehr zur Protection würde einen unversöhnlichen Bruch mit jenen beiden Fractionen herbeiführen, wodurch die Torys eine solche Ueberlegenheit über die Whigs gewinnen würden, daß ersterer, nach der Wiedereinführung eines Zolles auf Getreidem, die Regierung selbst in die Hände nehmen dürften. Das englische Ministerium mußte demnach auf Furcht, seine Stellung zu verlieren, sich für die Kornfreihaltung des Freihandels erklären. Es mußte eine engere Vereinigung der Whigs mit den Radikalen herbeiführen und zugleich das Mittel auffinden, den sich vorbereitenden Angriffen zu begegnen. Es hat seit dem Beginn der diesjährigen Session eine furchtbare und geschlossene Minorität gegen sich, welche ihm keine Erholung lassen wird. Lord John Russell verkennt nicht den Einfluß und die Mittel, welche dem großen Grundbesitz in England zu Gebote stehen; er hat die Torypartei nach der Wahlreform von 1831 in weniger als fünf Jahren sich wieder bilden und allmälig zu einer beträchtlichen Majorität anwachsen sehen; er weiß, daß bei dem gegenwärtigen hin und her schwankenden Uebergewicht ein unvorhergesehenes Ereigniß die Macht der Whigs leicht den Torys übertragen kann, während in diesem Augenblicke Nichts das Resultat einer allgemeinen Wahl voraussagen läßt. Er hat sich demnach entschlossen, seine gegenwärtige Stellung zu benutzen, um seine Partei für die Zukunft sicher zu stellen. Würde dem jetzigen Parlament eine neue Wahlreform beschlossen, so wären der steigende Einfluß der Handel treibenden Klassen und der sinkende Einfluß der Grundaristokratie bei den künftigen Wahlen die Folgen derselben. Lord John Russell, der noch im letzten Jahr gegen jedes Verlangen nach Reform und nach dem allgemeinen Stimmrecht kämpfte, hat sich entschlossen, das vorzuschlagen, was er vor sechs Monaten verwarf. Zu derselben Zeit, als sich die Nachricht der auf Herrn Billiers gefallenen Wahl zur Ueberreichung der Adreffe verbreitete, zeigte die Times auf halb offizielle Weise an, daß ein Paragraph in der Thronrede der Königin dem Parlamente eine Erweiterung des Wahlrechts empfehlen würde. Der ministerielle Entwurf ist jetzt in seinen Hauptdetails bekannt und wird eine beträchtliche Vergrößerung der Anzahl der Wähler zur Folge haben; die Allianz der Whigpartei mit den Radikalen würde hiermit durch ein neues Band fester geschlossen werden.*)

Die Torys haben gegen jede Erwartung diese Nachricht mit außerordentlicher Gleichgültigkeit aufgenommen. Sie schrinen über die Ausdehnung des Stimmrechts, selbst über das allgemeine Wahlrecht, seit der darüber in Frankreich gemachten Erfahrung ganz beruhigt. Sie schmeicheln sich, die ganze Land-

*) Bekanntlich haben sich diese Erwartungen nicht erfüllt, indem Lord John Russell jede Erweiterung des Wahlrechts in England entschieden und für nur für Irland beantragte, wo die furchtbare Hungersnoth und die damit verknüpfte Auswanderung die bisherigen Wahlberechtigten auf ein Minimum reduzirt haben.

D. R.

Digitized by Google

bevölkerung auf ihre Seite zu bekommen und dadurch ein unbestrittenes Uebergewicht zu erlangen. Uebrigens wissen sie recht gut, daß es sich noch nicht um allgemeines Stimmrecht handelt, und glauben von der Ausdehnung der Wahlberechtigung nichts zu fürchten zu haben. In vielen kleinen englischen Städten liegt der Kleinhandel in Folge des Nothstandes der Pächter gänzlich danieder; diese verringern nicht nur die Ausgaben für ihre Bedürfnisse, sondern beschäftigen weit weniger Arbeiter, indem sie alle Arbeiten zur Verbesserung ihrer Grundstücke ruhen lassen, und so verliert der unbeschäftigte, der Gemeinde zur Last fallende Tagelöhner die Mittel, den Kleinhandel zu befördern. Dem Protectionismus sind also Verbündete bis in die Reihen der Krämer geschaart.

Die Tory-Partei hat auch weniger die Ausdehnung der Wahlfreiheit, als die Vertheilung der Wahl-Bezirke zu fürchten. Ganz Irland zählt nicht so viel Wähler, als der westliche Distrikt der Grafschaft York, welcher durch Herrn Cobden vertreten wird. Sobald man die Zahl der Wähler bedeutend vergrößert, dürfte die protestantische Aristokratie einen guten Theil der irländischen Bezirke, über welche sie nach dem gegenwärtigen Wahlgesetze verfügt, verlieren; es handelt sich aber hauptsächlich darum, zu wissen, ob kein Verlust zur Aenderung der Wahlbezirks-Vertheilung in England gemacht wird. Durch die erste Reform wurde das Ernennungsrecht einer Menge von Dörfern, wo zuweilen vier oder fünf Wähler einen Deputirten wählten, entzogen und auf ansehnlichere Distrikte, welche nicht vertreten waren, übertragen. So erlangten Manchester und Liverpool das Recht, je zwei Deputirte zu ernennen, aber dasselbe Vorrecht erhielten auch vierundzwanzig unbedeutende Städte, die fast sämmtlich in Ackerbau treibenden Grafschaften liegen, wo die Torys einen überwiegenden Einfluß ausüben. Die Radikalen verlangen mit dem allgemeinen Stimmrecht zugleich die Regelung nach der Zahl der Bevölkerung: sie behaupten sich, daß die Grafschaft Buckingham mit 186,000 Einwohnern elf Deputirte ins Parlament sende, während die Stadt Manchester, welche 250,000 Einwohner zählt und zweimal so viel Steuern und Abgaben zahlt, als jene ganze Grafschaft, nur zwei Abgeordnete habe. Die Vertheilung der Deputirten nach der Volkszahl würde sicherlich die Vertretung der industriellen Städte bedeutend vergrößern.

Wir wollen nicht Muthmaßungen aufstellen, welche Vorschläge die englischen Minister, oder welche das Parlament machen werden, aber wenn die neue Reform auch nur auf eine Ausdehnung der Wahlfreiheit sich beschränkt, so wird sie sicherlich, indem die neuen Wähler einzig und allein auf der Klasse der Industriellen und Handeltreibenden hinzukommen, einen politischen Einfluß zum Nachtheil des Grundbesitzes hervorbringen. Dies ist ein bedeutender Schritt auf dem Wege, den man im Jahre 1831 eingeschlagen hat. Ehemals war das Wahlrecht ein ausschließliches Privilegium des Grundeigenthums; die Reform von 1831 machte indirekt der anderen Art Eigenthum Zugeständnisse, indem sie die Wahlfreiheit auf den größten Theil der industriellen Hauptstädte ausdehnte; die neue Reform aber, die das Wahlrecht nicht mehr vom Eigenthum abhängig macht, sondern von dem Beitrage eines bestimmten Antheils zu den öffentlichen Abgaben, sichZeden am y litischen Leben theilnehmen, der eine unabhängige Existenz hat oder zu haben vermeint. Dieser neue Schritt ist die nothwendige Folge der Abschaffung der Kornzesetze. In der That hat jene revolutionaire Maßregel zum Vortheil der englischen Industrie alle Interessen des Grundbesitzes gesprengt, so daß diesem nur der vorherrschende Einfluß in der Politik geblieben ist, weil er mindestens die Hälfte der Wahlkollegien in Händen hat und in fast allen übrigen eine ansehnliche Minorität besitzt. Läßt sich hiernach annehmen, daß der große, so angegriffene Grundbesitz nicht von allen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, Gebrauch machen wird, um die Macht wiederzuerlangen und eine ihm verderbliche Gesetzgebung zu ändern? Steht nicht vielmehr zu erwarten, daß er mit seinen unermeßlichen Hülfsmitteln früher oder später wieder in dem Parlament die Oberhand gewinnen wird, da er, wie Lord Georg Bentinck treffend von ihm sagt, verrathen, aber nicht geschlagen worden und als das Opfer einer Ueberraumpelung gefallen ist, weil achtzig Personen gegen ihre feierlichen Zusagen gestimmt haben. Um jenen Glückswechsel zu verhindern, giebt es nur ein Mittel, nämlich den Freihandel unter den Schutz derer zu stellen, welche durch ihn Vortheil haben, also die Klasse zur Theilnahme an den politischen Rechten heranzuziehen, welche vermöge ihrer Interessen der Industrie näher steht, als dem Ackerbau, um so eine neue Abtheilung Wähler zur Vertheidigung der neuen Gesetzgebung zu schaffen.

Wir sind demnach versucht, zu glauben, daß diese Maßregel, welche für die Sicherung einer längeren Lebensdauer des Ministeriums nothwendig scheint, für die Aufrechterhaltung der Kornhandelsfreiheit nicht unentbehrlich ist. Man giebt sich das Ansehen, als werde das Kabinet durch eine Coalition zwischen seinen Gegnern bedroht. In der letzten Session verkündete man von Monat zu Monat den Sturz des Ministeriums, weil die Torys bei den Fragen über die auswärtige Politik und über die Kolonieen mit den Anhängern Peel's stimmen würden. Das Ministerium hat dennoch stets eine bedeutende Majorität gehabt. Sollten nun in diesem Jahre die Torys bei denselben Fragen mit den Radikalen gegen das Kabinet votiren? Uns scheint dies nicht sehr wahrscheinlich. Man weiß schon, daß das Ministerium in Kolonial-Fragen den Plan der Radikalen fast ganz zu dem seinigen gemacht hat und allen Kolonieen eine fast vollständige Freiheit der Lokalverwaltung zugestehen wird. Es würden also dann noch die Angelegenheiten der Jonischen Inseln und der italiänischen Flüchtlinge, deren Ausschiffung der Gouverneur von Malta nicht gestatten wollte, zu erledigen seyn. In diesen Fragen, meint man, würden die Torys, um die Macht der Verlegenheit, mit den Radikalen votiren. Wir halten indessen diese letzteren nicht für geneigt, ihren festen Gegnern die Mittel zu liefern, das Kabinet zu stürzen, und sehen überhaupt keinen Gewinn in der Aenderung des Ministeriums; aber nehmen wir an, daß diese Hypothese eintrifft, so würden allerdings die Torys dadurch ans Ruder kommen. Wir zweifeln sehr, daß diese die Wiedereinführung der Schutzzoll-Gesetze unternähmen. Einige ihrer wärmsten Anhänger behaupten zuversteht, der Versuch mit dem Freihandel habe nicht lange genug gedauert, um maßgebend und entscheidend zu seyn. Selbst Herr D'Israeli hat gezögert, bevor er sich entschloß, für Wiedereinführung eines Schutzzolles zu sprechen, und hat dies nur mit augenscheinlichem Widerwillen gethan.

Die Häupter der Torys sind eben so patriotische als aufgeklärte Männer; sie verhehlen sich nicht, daß die Herabsetzung der Getreideprreise eine Existenzfrage für die Industrie ist, und daß diese ihren Sieg mit der Energie der Verzweiflung vertheidigen wird. Sie beurtheilt sich keineswegs über die Rückwirkung, die der Ruin des inneren Marktes auf sie selbst ausüben kann. Herr Jones, Kommissär beim Steuercamt, eine der ersten ökonomischen Autoritäten Großbritanniens, sagt in einem Werke über die Einkünfte Englands, daß der Ackerbau, nach Abzug dessen, was er für seinen eigenen Bedarf nöthig hat, für den Markt Erzeugnisse im Werth von hundert Millionen Pfund Sterling liefert. Wenn der Ackerbau nicht in blühendem Zustande ist, so besteht die gewöhnliche und leichteste Oekonomie der Pächter darin, die Zahl der beschäftigten Arbeiter zu verringern. Sie gelangen fast unmerklich dahin, den vierten Theil von den Kosten der Production zu ersparen; aber in kurzem reduziren sich die Produkte in demselben Verhältniß, und die Pächter bringen nur für fünfundsechzig Millionen statt für hundert Millionen auf die Märkte. So verschwinden fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling von dem innern Markt, also die Hälfte von dem Total-Betrage des auswärtigen Handels von England, welches ganz Kapital gegen Zubsistir-Produkte ausgetauscht worden wäre, ohne die ausfallenden Arbeitslöhne zu rechnen, die dem Kleinhandel Nahrung gebracht hätten! Solche Betrachtungen dürfen aber die englische Industrie nicht auf; die Versorgung des inneren Marktes ist für sie, wie die Redner der Ligue sagen, nur eine Kleinigkeit; um nicht der Anhäufung der Produkte zu erliegen, muß man die ganze Welt versorgen können. In Manchester giebt es Fabriken, die wöchentlich drei Millionen Metred Kaliko anfertigen können und denen es ein leichtes wäre, im Laufe eines Jahres ganz Frankreich damit zu bekleiden. Hierin zeigt sich zugleich die Größe und die Schwäche der englischen Industrie, sie muß entweder auf allen Märkten der Welt vorherrschen oder unterzehen. Jeder Fortschritt der auswärtigen Industrie ist ihr verderblich, und beunruhigt sie nur ihre Superiorität dadurch aufrechterhalten, daß sie die Unterhaltskosten ihrer Sklaven bis aufs Aeußerste verringert. Die Abschaffung der Kornzesetze sichert ihr vielleicht eine Frist von zehn Jahren, und sie wird sich den Preis so vieler Anstrengungen nicht entreißen lassen. Herr Cobden sagte vor drei Monaten in Leeds, wenn das Parlament von neuem das Brod besteuern und hierdurch den Ruin der Industrie bereiten sollte, so würde diese eine Million hungernder Arbeiter loslassen, und dann möge, wer da wolle, den Thron und die Nation retten. Für weniger gefährliche Aeußerungen büßt gegenwärtig ein irländischer Aufreizer im Exil auf den Bermudas-Inseln. Herr Cobden drückte sich in Sheffield, am 22. Januar, auf dieselbe Weise aus: „Wir sind nicht damit einverstanden, daß man uns zur Bezahlung der Steuern auffordert. Ich mache dies den würdigen Gentlemen bemerklich, welche in Croydon, in Reading, in Worcester bei ihren öffentlichen Versammlungen so viel Lärm machten und nebenbei die Freihandelsmänner durchprügelten; ich erkläre ihnen in kurzen Worten, daß wir nicht gesonnen sind, unser Brod von neuem besteuern zu lassen, und sollten sie auch eine Majorität im Parlament haben, so fordere ich sie nur heraus, dies zu wagen."

Die Engländer lassen sich stets von der Vernunft, niemals von der Eigenliebe leiten, es ist dies, was sie zu einer wesentlich politischen und der Schöpfung einer wirklichen Nation macht. Schnell und mit bewundernswerther Schärfe erkennen sie, was die allgemeinen Interessen des Landes erfordern; ohne Rücksicht auf die politischen Meinungsfarben und auf die Einschränkungen des Privat-Eigennutzes, unterwerfen sie sich den schmerzlichsten Opfern. Im Jahre 1815 wurden die Steuern auf die Getraide-Einfuhr zu einer Zeit festgestellt; man zögerte nicht, von der Gewalt Gebrauch zu machen, um die aufrührerischen Manifestationen und die Emeuten zu unterdrücken, welche dieses Gesetz hervorgerufen hatte. Man wird sich heute nicht in dieselbe Nothwendigkeit versetzen, weil die Zeiten sich geändert haben, und weil kein englischer Staatsmann die Verantwortlichkeit für einen Kampf übernehmen würde, bei dem der Sieg um den Preis des Ruins der englischen Industrie erkauft werden müßte. Das sind die Ansichten einiger Mitglieder der englischen Aristokratie, welche stets zu der Schutzzoll-Partei gehörten, sich aber ohne Zögern dem Gesetze der Nothwendigkeit fügen. Lord Barborough, bekannter unter dem Namen Lord Worsley, hat sich folgendermaßen darüber ausgesprochen: „Ich glaube, daß diejenigen, welche die Pächter aufmuntern, ihr Heil von der Wiederherstellung der Schutzzölle zu erwarten, sich selbst und Andere betrügen. Ich bin überzeugt, daß der Versuch, im Sinne der Schutzzollsysteme eine Steuer auf Getraide wieder einzuführen, welche zur Erreichung ihres Zweckes öfters prohibitiv werden würde, nur mit einer Niederlage endigen könnte, nachdem das Land in krampfhafte Aufregung gebracht und die Krime einer heftigen Erbitterung zwischen beide arbeitende Klassen des Königreichs geseet worden wären." Lord Drumlanrig erklärt in einem Briefe an seine Pächter, daß „nach seiner innigsten Ueberzeugung das Schutzzoll-System für immer verloren sey, und daß, ungeachtet des Nachtheils für seine persönlichen Interessen, er als ehrlicher Mann nur also sprechen könne." Er gesteht, daß in einem Lande, wie England, wo es eine so zahlreiche und so unglückliche Arbeiterklasse giebt, die Sorge für den Frieden und die öffentliche Ruhe es fordert, daß kein Versuch mehr zur künstlichen Erhöhung des Brodpreises geschehe. Auf dem Meeting zu Farborough erinnerte Sir H. Paslord daran, wie er stets das Schutzzollsystem nach Kräften unterstützt habe, und erklärte, daß er solches noch immer für eine so schwer besiegte Agrikultur-Bevölkerung, wie die Englands, nothwendig

halte: „Oeffnungsacht“, fügte er hinzu, „glaube ich es nicht mit meinem Gewissen vereinbar, in Ihnen die Hoffnung auf baldige Linderung durch Rückkehr zum Schutzzollsystem aufrecht halten zu können. Große Veränderungen, wie die Einführung des Freihandels, erfordern zu einer vollständigen Prüfung einen gewissen Zeitraum, und wenn ich auch zugeben muß, daß der Ackerbau sich in großem Nothstande befindet, so haben die übrigen Klassen der Gesellschaft das Geschehene noch nicht zu bedauern.“

Wir glauben nicht an den baldigen Sturz des Ministeriums Russell, aber auch nicht, daß, wenn solcher eintrate, er die Wiedereinführung der Getraidezölle zur nothwendigen Folge hätte. Es scheint uns, daß der große Grundbesitz sich der gegenwärtigen Agitation zur Bildung einer bedeutenden politischen Partei bedient; ohne Zweifel wird er darin die nach und nach wohl wiedererlangte Macht zur Einführung günstiger Maßregeln für den Ackerbau benutzen, aber er wird auf den direkten Schutz durch Eingangszölle früher oder später verzichten. Andererseits ist es augenscheinlich, daß die gegenwärtige Lage nicht länger dauern kann, ohne die englischen Ackerbauer zugrundezurichten, und Niemand kann mehr den Andrang des fremden Getraides auf die englischen Märkte als zufällig und vorübergehend ansehen. Die wahren oder vorgeblegelten Illusionen der Freihandelsmänner sind zerstört; sie geben zu, daß das Getraide sich schwerlich über den Durchschnittspreis von 40 oder 45 Sthll. heben werde. Wie wird man nun den Ackerbau zu Hülfe kommen? Ohne Zweifel wird man ihm gewisse Zugeständnisse machen, man wird einige der auf ihn drückenden Lasten aufheben; dieses Jahr beabsichtigt man, die Steuer auf Hopfen, die für die Landleute der Grafschaften Kent, Surrey und Middlesex so lästig ist, abzuschaffen, und will ferner eine Anzahl Steuern vermindern oder besser vertheilen. Das wirksamste und entschiedenste Heilmittel wird indeß stets die Herabsetzung der Pachtgerber bleiben. Man muß sich hierüber nicht täuschen; alle Abhandlungen der Journale, alle Reden der Whigs oder Anhänger Peel's über die in den Ackerbau einzuführenden Verbesserungen, so wie über die Möglichkeit, ohne Verlust Getraide zu 40 Sthll. den Quarter zu produzieren, sind nur lügenhafte Declamationen und verlorene Worte. Herr Cobden, Herr Bright, der Oberst Thompson sind aufrichtiger gewesen; obgleich es ihnen schwer werden mußte, ihren früheren Utopieen zu entsagen und eine solche Sprache zu führen, haben sie dennoch mit großem Muthe, Partei gegen die Grundherrlichkeit zu nehmen und diese als nothwendige Opfer der stattfindenden Veränderung zu bezeichnen. „Man bemüht sich“, sagte Herr Cobden in Bradford, „zwischen Eigenthum und Ackerbau eine erdichtete Solidarität aufzustellen. Kein großes nationales Interesse ist in Gefahr, sondern nur das Einkommen der Eigenthümer. Ackerbau und Ackerbauer sind bei dieser Frage nicht betheiligt, die Eigenthümer allein werden davon betroffen, mögen sie sich in ihr Schicksal ergeben. Das Land ist das erste Erforderniß zur Agrikultur-Industrie; die Pachtgrundherren sind heute in Verlust, weil sie für den Boden einen zu hohen Zins entrichten: mögen sie die Eigenthümer dahin bringen, ihnen das Land billiger zu überlassen, mögen sie sie nöthigen, ihnen den Pachtzins zu ermäßigen.“ Man stelle dem Oberst Thompson entgegen, daß die Pächter durch lange laufende Pachtkontrakte an die Eigenthümer gebunden wären und diese auf eine Entschädigung für den ihnen daraus erwachsenden Verlust Anspruch hätten. „Wenn sie uns von Entschädigung sprechen wollen“, antworete er, „so werden wir Wiedererstattung verlangen! Wir lassen sie das zurückgeben, was sie unrechtmäßigerweise vermöge der Getraidegesetze erlangt haben.“

Diese revolutionaire Sprache ist nicht ohne Echo in den Massen geblieben. Vor einem Monat dankte Lord Lennox den Wählern von Sherebam, die ihn auf sein Verlangen, den Schutzzoll-Prinzipien treu zu bleiben, ernannt hatten, und bewies ihnen, daß bei den gegenwärtigen Getraidepreisen die Landbauer offenbar Betrug hätten. „Setzet den Pachtzins herab“, riefen folglich mehrere Stimmen, und auf dem ganzen Wege nach der Stadt wurde er mit diesem Geschrei verfolgt. Es giebt kaß kein protectionistisches Meeting, auf welchem nicht einige Freihandelsmänner herbeieilen, um diesellben Worte hören lassen. Indessen verbreitet sich nicht unter diesen allein die Ueberzeugung, daß man dieses extreme Mittel anwenden müsse; wie wir gesehen haben, will Sir Robert Peel einen Theil seiner Einkünfte zur Verbesserung seiner Ländereien verwenden, in der Hoffnung, daß die Vermehrung der Erzeugnisse eine Herabsetzung des Pachtgeldes entbehrlich machen werde; trotzdem erklärt er sich bereit, wo es ihm nach Prüfung gerecht erscheint, eine Reduction der Pachtzinsen zu bewilligen. Lord Ipsteilon schlägt seinen Pächtern eine Art gegenseitige Versicherung vor: er ist bereit, alle ihre Pachtkontrakte aufzuheben und neue mit ihnen abzuschließen, welche nicht mehr eine bestimmte Pachtsumme feststellen, sondern diese jedes Jahr nach dem Durchschnittspreise der Lebensmittel taxiren. Lord Drumlanrig ist noch weiter gegangen und hat aufrichtig erklärt, daß, wenn der Stand der Dinge sich nicht ändere, den Grundeigenthümern nichts weiter übrig bleibt, als einen Theil ihres Einkommens zu opfern.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Mikroskopie.*)

Es scheint nicht, daß vor der Zeit des Engländers Hooke eine mikroskopische Beobachtung von irgend welchem Belang gemacht worden ist, obwohl den Alten die vergrößernde Eigenschaft der lichtbrechenden Medien vollkommen bekannt war. Hooke's „Micrographia“ setzt in Erstaunen durch die Genauigkeit, mit welcher der seine Bau gewisser Naturgegenstände darin wiedergegeben ist, und dieses Erstaunen wird noch vermehrt, wenn man bedenkt, wie unvollkommen das Instrument war, dessen er sich bediente. Es war dies ein rohes, zusammengesetztes Mikroskop, dessen Prinzip wegen seiner Unvollkommenheiten von den späteren Beobachtern verlassen worden ist, und das erst wieder in Aufnahme kam, als es durch wesentliche Verbesserungen eine zweckmäßigere Einrichtung erhielt. Doch bei allen Mängel in den Untersuchungsmitteln bürsten Hooke's Zeichnungen noch heute von Besitzern Powellscher, Rosscher oder Smithscher achromatischer zusammengesetzter Mikroskope mit Vortheil zu Rathe gezogen werden. So wahr ist es, daß es mehr auf das Auge ankommt, welches durch das Mikroskop sieht, als auf dieses selbst. Einen anderen Beweis für diese Behauptung liefert der größte jetzt lebende Mikroskopiker, Prof. Ehrenberg, der alle in seinem großen Werke über die Infusorien enthaltenen Beobachtungen mit einem Instrumente anstellte, das an vergrößernder Kraft und bequemer Handhabung weit unter den heutigen Tages gebräuchlichen stand.

Nächst Hooke war es Leuwenhoef, der sich um die mikroskopische Untersuchung große Verdienste erwarb. Er bediente sich ebenfalls nur einfacher Linsen. Ihm verdankt man die erste Beschreibung von thierischen Formen, die für das andewwahrste Auge unsichtbar sind. Er verfolgte außerdem manche von Hooke's Entdeckungen, und wir sehen in den Werken dieser beiden Naturforscher die Grundlagen jener Welt des Kleinen, die seitdem mit Hülfe des Mikroskops aufgebaut worden ist. Ihnen folgen Malpighi, Grew und Andere, die zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts glänzten. Nach dieser Zeit scheint gab Linné's Genius der Naturforschung eine andere Richtung. Man beschäftigte sich mehr mit der Classification und der Beobachtung der greifbaren Formen. Der Gebrauch des Mikroskops geriet fast in Vergessenheit und wurde, mindestens von den Neuern der Naturwissenschaft, vernachlässigt. Einzelne Bereicherungen der mikroskopischen Kenntnisse, die aus jener Zeit herstammen, verdankt man Trembley, Ellis, Swammerdam, Bonnet, Baker, Adams, Hill und Needham.

Obgleich nun das Mikroskop fast in allen Zweigen der Naturwissenschaft als Unterstützungsmittel des Auges gebraucht werden kann, so zeigte es sich doch von besonderem Werthe bei der Untersuchung der Gewebe, aus denen die Organe der Thiere und Pflanzen zusammengesetzt sind. Die Wissenschaft der Botanik, kann man sagen, verdankt ihm ihre Grundlagen. Von der Zeit, als Hooke zuerst den zelligen Bau gewisser Pflanzentheile entdeckte, bis auf unsere Tage hat die mikroskopische Beobachtung mehr oder weniger die Ansichten der Pflanzen-Physiologen geleitet. Robert Brown war es, der zuerst die Unentbehrlichkeit des Mikroskopes für das Studium der Pflanzenkunde nachwies. Er zeigte nämlich, daß man eine Pflanze, wenn man ihre Eigenthümlichkeiten und unterscheidenden Charaktere kennen lernen wolle, als ein Ganzes betrachten, daß man die Entwickelungsgeschichte aller Organe in ihrer Gesammtheit — nicht einzelner, wie es bis dahin geschehen war — auffassen und vergleichen müsse. Dies läßt sich aber nur mit Hülfe des Mikroskops erreichen. Denn, gleichwie die wichtigste Periode in der Entwickelung des menschlichen Lebens dem sterblichen Auge verborgen ist, so liegt dieselbe auch bei den Pflanzen der freien Beobachtung nicht offen. Brown, der — eine einzige Ausnahme abgerechnet — in seinem Vaterlande ohne Anerkennung blieb, fand würdige Schüler auf dem Kontinent, unter denen der gelehrteste und philosophischste Prof Schleiden in Jena ist. Derselbe hat die Beobachtungen Brown's wieder aufgenommen und erweitert und sich um die Gestichte der Zellenbildung bei den Pflanzen außerordentliche Verdienste erworben. Ferner haben in dieser Richtung gewirkt: Fries, Ehrenberg, Bauchet u. A. auf dem Kontinent, Ralfs, Jenner, Thwaites und Berkeley in Großbritannien.

In der Zoologie und der Anatomie und Physiologie der Thiere war das Mikroskop nicht weniger von Nutzen. Aufgrund von Leuwenhoef's Beobachtungen, mit denen eine neue Aera der Zoologie begann, unterschied Ehrenberg soft jede flüssigkeit und jeden Stoff, in welchem sich möglicherweise mikroskopische Thierchen vorfinden konnten. Seine Bemühungen waren von glänzendsten Erfolge gekrönt. Hunderte von neuen Thiergattungen wurden entdeckt und beschrieben und ihr Bau mit einer Genauigkeit angegeben, die der Anatomie mancher höheren Thiere noch fehlte. Von vielen dieser unsichtbaren Wesen zeigte es sich, daß sie verschiedenen Klassen des Thierreichs angehörten. Eine Gruppe zeichnete sich durch ihren vielen Verdauungssäcke und erhielt deshalb den Namen Polygastrica, eine andere, von höherer Organisation, durch ihre kreisförmige Bewegung (Rotifera); die Foraminifera, eine dritte Gruppe, erwiesen sich als Mollusken, während wieder andere mit den Hummern und Krabben Aehnlichkeiten zeigten und den Crustaceen zugerechnet wurden. Ehrenberg ließ es nicht bei der Untersuchung lebender Formen bewenden. Verschiedene Schichten der Erdoberfläche bargen die Ueberreste von untergegangenen Formen mikroskopischer Wesen. Jede Formation der Erdrinde nun hat ihre eigenthümlichen Thierchen, und so kann der Naturforscher an jedem Stäubchen derselben erkennen, aus welcher geologischen Periode sie herstammt.

Nicht minder merkwürdig war der Einfluß des Mikroskops auf die anatomische und physiologische Kenntniß von den Thieren. Mit seiner Hülfe wurden die feinen Bestandtheile der thierischen Gewebe bekannt. Das Blut — vor der Erfindung des Mikroskops eine homogene flüssigkeit — zeigt jetzt eine zusammengesetzte Natur. Man entdeckt darin durch das Mikroskop eine Menge von platten Kügelchen oder Scheiben, die dem Blut die rothe Farbe geben und seinen Hauptbestandtheil ausmachen.

Schleiden's Entdeckung über den Ursprung der Pflanzenzelle führte zu ähnlichen Forschungen in der Thierwelt. Hier war es Schwann, der die Entstehung aller thierischen Gewebe aus der Zelle nachwies. Diese Beobachtung brachte einen förmlichen Umschwung in der Physiologie hervor und gab der Anatomie eine neue Richtung. Die Masse von wichtigen Thatsachen und folgenschweren Entdeckungen, mit denen diese Zweige der Naturkunde in der

*) Nach Bemerkungen in den Practical Treatise on the Use of the Microscope by John Quekett. London.

neueren Zeit berichtet worden sind, verdanken wir zum großen Theile der Hülfe des Mikroskops.

Dabei ist das Mikroskop nicht allein ein rein wissenschaftliches Hülfsmittel; es hat auch seinen direkten praktischen Nutzen. So kann man die Zusammensetzung mancher Substanzen erkennen, wenn man unter dem Mikroskop polarisirtes Licht auf sie leitet. Durch mikroskopische Untersuchung der Flüssigkeiten des Körpers kann man in gewissen Fällen eine Krankheitsursache, durch die der Nahrungsmittel eine Verfälschung nachweisen. Manche Fragen der gerichtlichen Medizin, von denen ein Menschenleben abhängen kann, werden durch Anwendung des Mikroskops entschieden. Kurz, man kann sagen, was Augen für den Blinden wären, ist dieses Instrument für den Sehenden.

Mirabeau. Historisches Drama in fünf Akten und mit einem Vorspiel, von F. Raupach.*)

Politische Parteikämpfe sollen das neutrale Gebiet der Kunst nicht berühren. Sollte die Vermuthung, dem Interesse einer politischen Partei zu dienen, der neuesten Gabe der Raupachschen Muse entgegenstehen, so darf die Kritik von vorn herein dem Dichter die Genugthuung geben, daß seine Arbeit nicht in die Reihe der Tendenzstücke gehört, welche in jüngster Zeit den besseren Geschmack von den Bühnen verbannen zu wollen scheinen. Raupach's Drama ist wegen ästhetischer Mängel durch die Prüfungskommission von der Aufführung ausgeschlossen, schwerlich aus anderen Motiven, und der Dichter würde mehr Gnade gefunden haben vor dem Richter, den er jetzt zwischen sein Werk und jenen kritischen Areopag gestellt, wenn er ohne jeden Versuch zur Kaptivirung das öffentliche Urtheil hätte einholen wollen. — Raupach ist ein Freund historischer Stoffe, aber zugleich allzu sehr Sklave der Geschichte. Diese Unterwerfung unter das vorhandene Material wird dem Dramatiker eher verzieh en, der sich in entlegene Zeiten und fremde Verhältnisse versetzt: da behält auch die kahle Wirklichkeit noch einigen Reiz für uns; aber das Nahcliegende darf nicht in seiner Nacktheit vorgeführt werden: da muß der Dichter mehr als irgendwo die Gedanken ausweben, welche hinter den Thatsachen liegen, und die Charaktere darf er sich nicht willkürlich für seine Zwecke zurechtmachen.

Thatsachen und Charaktere sind demnach die bewegenden Elemente des Dramas, hier aber finden wir nur das ängstliche Bemühen jeder einzelnen Figur, sich auszusprechen. Der Held selbst übernimmt an mehreren Stellen die traurige Pflicht einer Selbstkritik und verfällt dabei in Cirkelei, Erzgeiz und Ruhmsucht. Hat Mirabeau in seinem kurzen Leben sich und von diesen Leidenschaften beherrschen lassen, so hat der Tod sie mit den anderen getilgt, die Geschichte sie in ihm, wie ihn selbst, motivirt, des Dichters Pflicht aber war es, sie zu verklären. Mochten sie thatsächlich durch seine Handlungen, aussprechen durfte er keine von ihnen; es war genug, daß er die Bewunderer seiner Thaten, die Schmeichler seiner Person so ruhig um sich duldete. Froches und Claviere haben dieses undankbare Amt übernommen. Letzterer spricht mit voller Verachtung, aber doch mahnend, wohl den Standpunkt aus, von welchem der Dichter den Helden angesehen wissen will, indem er sagt: „Sie haben das Schicksal Frankreichs und seiner Millionen für ein Jahrhundert auf sich genommen und sind der Menschheit wie der Weltgeschichte Rechenschaft darüber schuldig; überfreigt das nicht die Kraft und das Recht des Sterblichen, heißt das nicht überkühn greifen in die Nacht der Zukunft, wie über das Grab hinaus." Aus dieser Warnungsstimme tönnte man auf einen Helden schließen, der titanenartig nur vor den Blitzen Jupiter's, nur vor der eisernen Nothwendigkeit weicht, der sein Alles an seine Idee, an die Aufgabe seines Daseyns setzt. Auch dem Pose erscheint er so, wie Goethen liegen in den Worten der Prinzessin Lamballe:

Er ist von denen, deren bloßes Dasein
Sich umbewußt die Menschen unterwirft,
Die also hat schon von Natur besitzen,
Was Andre blos durch Kunst, durch Zwang erringen.
Ein solcher ist geborener Herr des Lebens,
Und mit ihm herrscht, wer sich ihm unterkraut.

Ohne hier mit dem Dichter über den poetischen Ausdruck für diesen Gedanken rechten zu wollen, müssen wir ihm zugestehen, daß er einen tüchtigen Charakter hat zeichnen wollen; was aber wird aus diesem, wenn er, nach so manchem Lobspruch, den er sich im Lauf der Handlung ertheilt, in seiner Sterbestunde in höchster Selbstzufriedenheit sagt:

Ich war des Staates Arzt,
Ich hatte mit dem Weltgeist mich verständigt
Und rühte menschlich, was er göttlich will,
Half' ich ihn mißverstanden — er ist schuld.
Was schuf er uns so groß und doch so klein! —

Und endlich sterbend spricht:

Ihr (der Geschichte) hinterlass' ich meines Daseyns Schatten,
Den Namen Mirabeau, sie sey gerecht
Und lege wahrheit Zeugniß ab, daß mir
Zum großen Manne nur die Zeit gebricht.

Ist hiermit nicht alles Frühere zerstört, das Bild zerrissen, das schon nur lose zusammenhing, da keine kühne That es hält und trägt? Ein Redner war Mirabeau, und Reden will der Dichter uns statt der Thaten bieten; sie können es werden, aber nicht wie hier, wo schwache Argumente der Pietät, welche die Hörer längst hinter sich gelassen haben, den morschen Thron stützen sollen. Daß Mirabeau in dieser Rede einen Augenblick über den Jakobinerklub vor dem Publikum siegt, würde mehr ein Zeugniß von der Schwäche des Klubs als von Mirabeau's Macht ablegen. In der Nationalversammlung hören wir ihn nicht, und doch wäre dort sein Platz, die Rede über das königliche Veto die Höhe des Dramas, der Kulminationspunkt der ganzen Dichtung gewesen. Das Gegenstück der Scene vor den Jakobinern ist die Unterredung mit dem Königspaar. Die Situation erinnert uns zu lebhaft an das Verhältniß Posa's zu Philipp II. und Elisabeth, diese Erinnerung aber eben ist es, welche ihre Wirkung abschwächt. Dort bebt der Abscheid zweier großer Seelen von einander und vom Leben erschütternd in dem Herzen der Hörer nach, hier spielen zwei dem Tode Verfallene mit dem Leben, das ihnen nur so lange noch gehört, als es die dunkle Nacht ihnen gönnt, welche schon geschäftig hinter einem dünnen Vorhang an dem Blutgerüste haut. Das Schafot selbst schenkt uns diesmal der Dichter, doch blickt schon überall das Antlitz eines Königsmörders durch, und der Abgrund ist geöffnet, der „Dame und Ritter" verschlingen soll. Die Königin erscheint nicht wieder nach dieser Scene, Mirabeau aber kirbt langsam hinsterbend vor den Augen des Publikums. Es ist zu oft schon gesagt, daß ein solches Ende unschön und damit unkünstlerisch ist, um es hier noch zu wiederholen; daß es aber da, wo der Held einen so großen Anlauf zur Unsterblichkeit nimmt, ein arger Fehlgriff ist, kann Niemand bestreiten. Der Held, der so endet, dessen Idee ist gewiß vor diesem leiblichen Tode gestorben, und es ist des Dichters Schuld, wenn er diesen Moment unbenutzt vorübergehen ließ.

Alle anderen Personen sind mehr oder minder nur Mirabeau's Staffage; sie fallen selbst in Widersprüche, um dem Helden überall zur Folie zu dienen. Der Hof, moralisch, ja, bigott gezeichnet, trägt keine Spur der frivolen Zeit; nur Mirabeau darf vor der Königin tändeln, und sie geht darauf ein. Der Priester, der mit Strenge seinen Hochmuth trägt und die Gedanken von der Beschaunng eigener Größe auf eine höhere Macht, die in dem Menschen waltet, ganz nach der Tendenz des Dichters, hinweisen will, verstummt vor des Beichtkindes gebieterndem „Still, Priester!" So ist nirgends innere Nothwendigkeit, sondern überall Mirabeau's Anerkennung die Triebfeder zur Entfaltung der blaß gezeichneten Charaktere. Ganz ohne Bedeutung gehen die Priester mit Talleyrand und Sieyes über die Bühne, und wirkungslos überreihen sich Robespierre und Danton in den wenigen Augenblicken, welche die Dichtung ihnen gönnt, ihre Wesenheiten in flüchtigen Worten anzudeuten.

Das Gesagte mag genug seyn für den Beweis, daß die vorliegende Arbeit uns, statt eines Dramas, ein interessantes Stück französischer Geschichte in dialogisirter Form vorlegt. Viel Schattengestalten sehen wir um einen Mann sich bewegen, dem aber auch das Wesentliche zur tragischen Größe fehlt. Drei Mächte sind es, welche historische Charaktere von Schlacken läutern: der Tod, die Geschichte und die Kunst. Dem ersten ist Mirabeau verfallen, die Geschichte hat gerecht über ihn gerichtet, aber seinen Dichter kann er noch nicht. J.

*) Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1850.

Mannigfaltiges.

— Sir Jfambart Brunel, „Eisenbarth", so lautete, ausgesprochen, der Vorname des am 12. Dezember v. J. im 81sten Jahre seines Alters in London verstorbenen Erbauers des Tunnels unter der Themse. Brunel war ein geborener Franzose und wanderte während der ersten französischen Revolution, als Royalist, nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika aus, wo er unter Anderem das Park-Theater in New-York erbaute und sich bald einen so bedeutenden Ruf als Architekt erwarb, daß er auf dringende Einladungen nach England ging, um dort mehrere sehr wichtige Bauten, wie z. B. die Docks in Portsmouth, zu unternehmen. Nach seiner Erbauung des Tunnels wurde er unter Lord Melbourne's Verwaltung zum Ritter geschlagen.

— Zwei literarische Capitains in Nord-Amerika. Ein Capitain Edward Ford in Philadelphia, der von mütterlicher Seite ein Abkömmling der Beauharnais und ein naher Verwandter des Herzogs von Leuchtenberg ist, hat seine Cousine, die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden, zum Gegenstand oder vielmehr zum Titel einer Novelle gewählt, in welcher er die Geschicke der Familie Beauharnais während der ersten französischen Revolution erzählte.*) Der Verfasser schreint ein etwas überspannter Kopf zu seyn, in welchem die romantischen Erinnerungen des alten Europa und die republikanischen Ideen des jungen Amerika bunt durch einander wirren. Ein noch konfuserer Kopf scheint jedoch ein in New-York lebender Capitain Byron zu seyn, der sich einen Sohn Lord Byron's nennt und dort allerhand skandalöse Memoiren, angeblich aus dem Nachlasse seines Vaters, herausgiebt.

*) Stephanie Beauharnais, the Duchess of Baden. A tale of the French revolution of 1789. By Capt. Edward Ford. Philadelphia, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 13, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Dienstag den 23. April 1850.

Dänemark.

H. C. Örsted: „Der Geist in der Natur".

Der um die Naturwissenschaften so hochverdiente Örsted hat unlängst obiges Werk als die reifste Frucht jahrelanger mühevoller Forschungen erscheinen lassen. Während dasselbe den Beifall des skandinavischen Nordens äußerte, ist der Verfasser beschäftigt, eine deutsche Originalausgabe zu veranstalten, deren Veröffentlichung binnen kurzem zu erwarten steht.*)

Wir hoffen den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen, noch vor dem Erscheinen der deutschen Uebersetzung, Gelegenheit geben, die nähere Bekanntschaft des interessanten Buches zu machen, und glauben diesen Zweck am besten zu erreichen, indem wir nach Anleitung des geistvollen dänischen Dichters und Naturforschers Karsten Bauch, der vormals Örsted's Schüler und immer einer seiner aufrichtigsten Verehrer gewesen, den erhabenen Ideenkreis des großen philosophischen Naturforschers darzulegen suchen.

„Die Abschnitte, aus welchen dieses Werk besteht, sind in sehr verschiedenen Zeiten geschrieben; dreißig Jahre trennen so die Rede, welche am Ende des Buches steht, von der nächst vorhergehenden Abhandlung; aber dessenungeachtet ist das Ganze so durchweg in demselben Geiste behandelt, daß man glauben sollte, die einzelnen Abtheilungen darin seyen eine unmittelbar hinter der andern angefangen und ausgeführt worden.

Um einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen, wollen wir ein wenig bei den Einzelheiten im ersten Gespräch, „das Geistige im Körperlichen", verweilen, und werden so vielleicht schon hier eine Ahnung von dem bekommen, was dem Gedankenweg des Verfassers zu Grunde liegt. In den übrigen Abtheilungen des Buchs können wir uns dann kürzer fassen.

Der Repräsentant des Verfassers, Alfred, beginnt mit dem vielleicht für Viele paradoxen Satz, daß er sowohl Materialist, als Spiritualist sey, — eine Aeußerung, die eigentlich erst dann recht verstanden werden kann, wenn man das ganze Gespräch durchgelesen hat, welches im Grunde nur ein Kommentar dieser Worte ist. Die Behauptung, welche im Anfang des ersten Gesprächs aufgestellt wird, daß all unsere Kenntniß der Dinge durch die Sinne geworben wird, ist sogleich darauf gerichtet, daß wir eigentlich nicht die Dinge selbst empfinden, sondern nur die Eindrücke der Dinge; wir empfangen also nur Wirkungen, welche wiederum ein Wirkendes, d. h. eine diese Wirkung hervorbringende Kraft, voraussetzen.

Also beruht die gewöhnliche Meinung von einem todten Aeußerlichen auf einer oberflächlichen, von der Wahrheit entfernenden Betrachtung. Nicht einmal ein Stein, der doch für einen ganz todten Körper gehalten wird, trägt einen anderen Körper, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen, denn er wird seit einem, wenn auch immer sehr wenig, von ihm zusammengedrückt; aber indem er zusammengedrückt wird, drückt er wiederum zurück, und nimmt man den belastenden Körper fort, so erweitert er sich wieder und nimmt, sofern kein Zerbrechen stattgefunden, seinen vorigen Platz ein. Dies kann das Auge zwar nicht sehen, aber die feinen Messungen, welche die Wissenschaft anzuwenden vermag, beweisen es doch hinlänglich. Dieser Gegendruck des Steins setzt eine Thätigkeit, eine Kraft voraus, wovon die Wirkung ausgeht; die Körper besitzen also eine Thätigkeit, wodurch sie ihre Stelle ausfüllen, und wenn man sie anfühlt, fühlt man eigentlich nur ihre raumerfüllende Thätigkeit. — Nun wird gezeigt, daß die sogenannte Festigkeit, welche oft, aber mit Unrecht, als ein unthätiges Seyn betrachtet wird, einem Naturgegenstand nicht unbedingt beigelegt werden kann. Derselbe Körper kann entweder fest, oder flüssig, oder dampf- und luftförmig seyn, je nachdem er von einer größeren oder geringeren Wärmemenge durchdrungen wird, und, wohl zu merken, eine grundliche Naturerforschung zeigt, daß dies von allen Körpern ohne Ausnahme gelte.

Hiermit scheint nun alle Beständigkeit in der Körperwelt vernichtet zu werden und die Möglichkeit von stets dauernden bestimmten Gestalten zu verschwinden. Nicht blos die Thier- und Pflanzenwelt sind der Vergänglichkeit unterworfen, sondern selbst der Erdball hat nicht blos seine bestimmte und komplizirte Bewegung um seine Achse und um und mit der Sonne u. s. w., sondern er verändert sich auch in großen Entwicklungsperioden, und seine Berge, Thäler und die festesten Körper nehmen natürlich an seinen Veränderungen Theil. Selbst die Berge und die härtesten Steine haben ihre Bildungszeit gehabt und sind in flüssigem oder dampfförmigem Zustande vorhanden gewesen; überdies sind sie auch den Umgestaltungen unterworfen, welche Luft, Wasser und Wärme mit sich führen; die unterirdischen Kräfte wirken beständig auf sie ein, die Gewässer, welche auf ihnen genährt werden, tragen gleichfalls zu ihrer Auflösung bei. Also haben selbst die Körper, welche Jahrtausenden zu trotzen scheinen, nur den Schein von Beständigkeit; denn nach einem größeren Zeitraum werden auch die Veränderungen an ihnen kenntlich werden; sie werden überdies den anderen Körpern gebracht und leisten sorglich Widerstand und drücken wieder, wobei sie eine beständige Wirksamkeit zeigen; durch Elektrizität und Magnetismus werden sie auch in ein beständiges Wechselspiel mit der sie umgebenden Welt gesetzt. So bestätigt es sich wirklich, daß es auf der Erde keinen Körper giebt, dem wir eine unbedingte Beständigkeit beilegen können. Dasselbe muß gewiß auch rücksichtlich anderer Weltkörper zugestanden werden, die sich ja auch, wie unsere Erde, während langer Zeiträume entwickeln und verändern.

Nun wird die Frage aufgeworfen: Wo ist da das Beständige (nämlich in der willenlosen Natur) zu suchen? Die Antwort ist: das Beständige sind die Naturgesetze (also selbst in der niederen Natur das, was den Charakter des denkenden und wirkenden Geistes trägt). Um dies anschaulich zu machen, richtet der Verfasser gerade den Blick auf einen der wechselndsten Naturgegenstände, nämlich auf einen fallenden Wasserstrom. Hier verwandelt sich zwar das Materielle, die fallende Wassermasse selbst, jeden Augenblick; das Beständige fand dagegen die Gesetze des Falls, der Tropfenverbreitung, der Schaumbildung, des beim Stürzen und Schäumen hervorgebrachten Lautes u. s. w. Der Verfasser deutet schon hier an, daß darin die am meisten geistige Seite des Gegenstandes liegt, indem er diesen Gesetzen, d. h. dem Beständigen in den Dingen, den Namen von Naturgedanken giebt; jedoch beschränkt er selbst gleich darauf im Laufe des Gespräches seinen eigenen Ausdruck, so daß dies kurz erste nur die Gedanken bedeuten soll, welche wir mit den Naturgesetzen verbinden; denn, sagt er, noch haben wir uns nicht ein Recht erworben, mehr zu behaupten.

Der Verfasser geht alsdann darauf über, zu zeigen, daß dieselben Naturgesetze unter veränderten Verhältnissen wirksam waren, nämlich in den Entwickelungsperioden des Erdballs. Er zeigt ferner, daß diese beständigen Naturgesetze vernünftig sind; und dies gründet er wieder auf die Thatsache, daß die menschliche Vernunft die wichtigsten Naturgesetze, die wichtigsten Entdeckungen gethan hat, bevor sie von der Erfahrung bestätigt wurden, so wie es, um ein paar Beispiele anzuführen, welche in einem späteren Abschnitt erwähnt werden, sörglich mit Leverrier der Fall war, der den Ort voraussberechnete und voraussagte, wo ein neuer Planet jenseits des Uranus gefunden werden müßte, und früher mit Gauß, der aus Beobachtungen weniger Tage die Bahn der Ceres berechnete. Diese beiden Berausgängungen hat die Erfahrung bestätigt. Etwas Aehnliches findet auch hinsichtlich des Luftschiffes, des Blitzableiters, Volta's Säule u. s. w. statt. Diese Beispiele können, wie wir sehen werden, durch einen wichtigen Beitrag auf des Verfassers eigenem wissenschaftlichen Leben vermehrt werden. So findet sich eine innige Uebereinstimmung zwischen den Natur- und Vernunftgesetzen, so daß jene wirklich halten, was die Vernunft verspricht.

Auf diesem Wege kömmt der Verfasser zu dem Resultat, daß die Welt und der Menschengeist nach denselben Grundsätzen hervorgebracht sind. Wären die Gesetze der Natur nicht in unserer Vernunft, so würden wir sie auch nicht fassen; wären die Gesetze unserer Vernunft nicht in der Natur, so würden wir sie ihr auch nicht anhüthigen können.

Wenn nun aber die Naturgesetze zugleich Vernunftgesetze sind, so bekömmt das Wort „ein Naturgedanke" eine ganz andere, im Wesen der Dinge begründete Bedeutung: es wird nämlich ein Ausdruck für die Vernunfthätigkeit, welche in der Natur selbst, unabhängig von unserer Auffassung, zur Erscheinung kömmt.

Darauf wird nachgewiesen, daß alle Naturgedanken einen innerlichen Zusammenhang haben und Theile eines Ganzen sind. Das Beständige findet sich da, wie gesagt, nicht in dem Sinnlichen, welches der Vergänglichkeit unterworfen ist, sondern das Beständige bleiben jetzt die Naturgesetze, worin eine verborgene Vernunft vorhanden ist und welche also als Naturgedanken in objektiver Beziehung betrachtet werden können. Uebrigens finden sich Grundkräfte in allen Körpern, die Verschiedenheit und das gegenseitige Verhältniß dieser Grundkräfte beruhen wieder auf Naturgesetzen oder Naturgedanken, d. h. mit anderen Worten: das Wesen der besonderen Dinge beruht auf Naturgesetzen, welche zugleich Vernunftgesetze sind. Alle die Naturgedanken, welche in einem Körper ausgedrückt sind, machen dessen Wesensgedanken oder Wesenseinheit, d. h. seine lebendige Idee, aus.

*) Schon zu wiederholtenmalen hat die Cottasche Verlagshandlung das baldige Erscheinen dieser deutschen Originalausgabe angezeigt. Auch die für Verbreitung dänischer Literatur unermüdlich thätige Lorck'sche Verlagshandlung in Leipzig hat, so viel wir wissen, gleich nach dem Erscheinen des Originals eine deutsche Uebersetzung vorbereitet.

Digitized by Google

Die Ideen der Natur werden nun in unzähliger Mannigfaltigkeit in unübersehbaren Zeiten ausgeführt; jedes Individuum ist eine solche Ausführung eines Naturgedankens. Was nun in den verschiedenen Endlichkeitsverhältnissen als Unvollkommenheit erscheint, muß uns, wenn es in seiner Ganzheit gefaßt wird, die Idee in ihrer Fülle zeigen.

Alle Gegenstände werden so zu verwirklichten Ideen, doch in der Art, daß jedes Individuum die Idee nur in einer höchst beschränkten Gestalt ausdrückt; aber die sämmtlichen unter eine Idee gehörenden Naturproductionen sind es, welche die Idee in ihrer Fülle ausdrücken. Allein jede solche in der Endlichkeit ausgedrückte Idee ist wieder ein Glied in einer höheren und umfassenderen. So hat sich die Erde, wie gelagt, in einer Reihe von Zeitalten entwickelt; in jedem sind eigene, der damaligen Erdentwickelung entsprechende Pflanzen und Thiere zum Vorschein gekommen, und nächstbeiwonniger weisen dieselben auf die jetzige Thierwelt hin und sind einander ähnlich, eben so wie verschiedene Ausführungen derselben Grundgedankens einander ähnlich sind; jedoch so, daß die spätere Ausführung die vollkommenste, die frühere dagegen die unvollkommenste ist.

Aber der Erdball ist wieder ein Glied in dem ganzen Sonnensystem, das ganze Sonnensystem ist wieder ein Glied in einer anderen, höheren Entwickelungsreihe u. s. w. Die Unendlichkeit von Ideen, welche so in beständiger Entwickelung sind, ist zuletzt in einer großen, leitenden Idee, d. h. in einer unendlichen, leitenden Vernunft, enthalten, und so wird nun das Geistige und Körperliche in einem einzigen Gotthrigedanken untrennbar verbunden.

Hinsichtlich der Einwendung, daß auch der Mensch hier in die Kette der Nothwendigkeit eingegriffen wird, muß bemerkt werden, daß der Verfasser nur seinen Gedanken vom Standpunkte der allgemeinen Naturwissenschaft entwickelt hat. Er erinnert indeß selbst daran, daß die in den übrigen Schöpfungen der Erde unbewußte und verborgene Vernunft sich im Menschen zum Selbstbewußtsein erhoben hat. Dadurch wird der Mensch frei, soweit dies in der Welt der Endlichkeit möglich ist. Ihre beginnt also ein höheres geistiges Reich, welches der Verfasser vollkommen anerkennt, das er aber innerhalb der Gränzen, die er sich gestackt hat, natürlich nicht weiter verfolgen und entwickeln kann.

Wir stehen nun am Ende des ersten Gespräches, das natürlich, wie jedes organische Ganze, auf einen gegebenen Kreis eingeschränkt sein muß; deshalb sind mehrere Fragen hier nur berührt, deren fernere Entwickelung anderen Untersuchungsorten angehört.

Im zweiten Gespräch, welches die Ueberschrift „der Springbrunnen" führt, wird gezeigt, wie die Seele, selbst wenn sie halbbewußt von einem Naturgegenstande hingerissen wird und sich so in Ahnungen und Träume verliert, doch stets, sofern der Eindruck als ein wohlthuender empfunden werden soll, die Einwirkung einer im Geheimen vorhandenen Harmonie erfahren muß, wodurch sich das Beständige in der Natur aber, mit anderen Worten, eine verborgene Vernunft offenbart.

Indem wir es hier erste dem Leser selbst überlassen, dem Verfasser auf seinem Wege weiter zu folgen, wollen wir hier auf eine andere Gedanken-Entwickelung desselben Verfassers hindeuten, worin er ein Seitenstück zu dem gegenwärtigen Gespräch liefert; wir meinen nämlich hier seine Betrachtungen über die Klangfiguren, in dem Abschnitt, der von dem Vergnügen handelt, welches die Töne hervorbringen. Eine Klangfigur heißt bekanntlich die Figur, welche dadurch entsteht, daß man, nachdem eine Metall- oder Glasscheibe mit Sand oder Feinemehl überstreut worden ist, in symmetrischen Punkten die Scheibe unterstützt und zwischen zweien derselben letztere mit dem Bogen streicht. Man hört dann einen tieferen oder höheren Ton, und zugleich steht man den Sand oder das Feinemehl sich so ordnen, daß eine regelmäßige Figur gebildet wird. Je symmetrischer die Unterstützung ist, desto voller wird der Ton und desto regelmäßiger die Figur; ein bloßer Schlag auf die Scheibe bringt dagegen nur unordentliche Staublinien oder Staubhäufchen hervor. Durch eine solche Klangfigur werden die inneren Erzitterungen, welche die Töne hervorbringen, und durch deren Wirksamkeit der Sand oder das Feinemehl nach bestimmten Richtungen geworfen wird, dem Auge anschaulich gemacht. Man sieht so, daß jener schöne und wohlklingende Ton das Resultat einer unendlichen Menge symmetrischer Erzitterungen, mit anderen Worten, eines reichen und doch geordneten inneren Lebens ist. Mehrere solche Töne verbinden sich nun wieder zu einer ganzen Melodie u. s. w., worin die Töne nach bestimmten Regeln und Verhältnissen geordnet sind, welche sich, sofern wir sie auf wissenschaftlichem Wege verfolgen können, mathematisch berechnen lassen. So sehen wir, daß der Sand, den uns die Töne gewähren, darauf beruht, daß eine Menge innerer Bewegungen, ein verborgener Reichthum von Kraftäußerungen nach mathematischen, d. h. Vernunftgesetzen geordnet ist. Diese Mannigfaltigkeit, worin die Forderungen der Vernunft doch befriedigt werden, wird nun zwar keineswegs auf dem Wege des Gedankens und Bewußtseyns von der Seele aufgefaßt, aber letztere wird von dem Gefühl einer geheimen, wunderbaren Herrlichkeit hingerissen; und da die Seele selbst ein Sprößling einer verborgenen und höheren Vernunft ist und deren Getränge in ihrem Innern trägt, so wird sie, noch lange bevor sie mit Hülfe der Wissenschaft den Grund dazu aufgefaßt hat, von der Ahnung einer tiefen Uebereinstimmung zwischen diesem harmonischen Leben und ihrem eigenen Wesen ergriffen. Hierin müssen wir den Grund suchen zu der wunderbaren Macht, welche die Töne in ihrer harmonischen Verbindung auf uns ausüben.

Dies giebt uns wieder ein Bild von der Wirkung des Genies auch in anderen Richtungen: denn darin besteht gerade die Herrlichkeit des Genies, und das ist der Grund zu der Macht, die es ausübt, daß es gleichsam in einem Nu eine unendliche Welt, einen organisch geordneten Reichthum überschaut, welchen der berechnende Gedanke kaum ich Stande ist nach Jahrtausenden vollkommen zu entfalten und aufzuzeigen, und doch fühlen wir, daß eine solche unendliche Welt in jenem raschen Geniewerk vorhanden ist.

Ganz nach denselben Grundsätzen, welche oben entwickelt worden sind, erklärt nun der Verfasser den Eindruck, welchen ein Springbrunnen hervorbringt; den stillen, halbträumenden Zustand, welcher entsteht, wenn so die Natur wie mit tausend Zungen zu uns redet; ein Zustand, worin die Seele bald undewußt in unbekannte Tiefen hernieder sank und eine große und mächtige Weltordnung ahnt, worin sie selbst auch ein Glied ist, und worin sie gleichsam einen Schutz gegen ein blos äußerliches und oberflächliches Dasepn findet.

In einem Springbrunnen findet sich nämlich, eben so wie in einer Klangfigur, eine regelmäßige Mannigfaltigkeit und eine zu einem harmonischen Ganzen verbundene Thätigkeit. Der aufsteigende Strahl scheint von einer Kraft zu zeugen, welche selbständig gegen die Gesetze der Schwere wirkt; schon hierdurch wird der Gedanke an eine vom Innern unabhängige, kühne Thätigkeit erzeugt. Dieser Wasserstrahl scheint an Dicke zuzunehmen, während er steigt, er zerspittert sich nämlich in mannigfaltige Tropfen, die zuletzt Zweige bilden, welche sich nun wieder nach den Gesetzen der Schwere herabbeugen. In allen diesen Wasserlinien ist die parabolische Linie vorherrschend die allgemeine Fallinie für alle schräg emporgeworfenen Körper). Einige Strahlen stellen sie vollkommen, andere annäherungsweise dar, so daß das Ganze sich um diese Linie ordnet. Aber nun besteht wieder jeder einzelne Strahl aus größeren und kleineren Tropfen, welche sämmtlich in bestimmten und regelmäßigen Umgestaltungszeiten ihre Figur verändern, so daß der Tropfen, welcher in dem einen Augenblick nach der Breite zusammengezogen wird, im andern sich der Länge nach zusammenzieht. So wie alle mit einer gewissen inneren Stärke schwingende Körper, werden auch diese unzählichen schwingenden Wassertropfen einen Laut erzeugen, den das Ohr auffassen kann. Von jedem Tropfen wird auch das Licht zurückgeworfen; aber jede Tropfenreihe ist aus großen Tropfen und aus ganz kleinen dazwischenliegenden zusammengesetzt; und diese verschiedenen Arten Tropfen werden nun auch das Licht auf verschiedene Weise zurückwerfen. So empfängt auch das Auge eine ganz bewegliche und doch geordnete Reihe von Lichteindrücken, und ungeachtet all dieser Abwechselung ist doch eine regelmäßige, in vielen Strahlen sich entfaltende Figur vorhanden, welche stehen zu seyn scheint, obschon das Wasser in keinem Augenblick in Ruhe ist. So also die Seele auch hier eine reiche innere, nach bestimmten und beständigen Naturgesetzen zu einem Ganzen verbundene Thätigkeit.

Der dritte Hauptabschnitt hat zur Ueberschrift: „Von dem Verhältniß zwischen der Naturentwickelung des Denkens und der Einbildungskraft." Der Verfasser tritt hier mit einem Vorschlag zu einer Vereinigung zwischen den Wirken der Einbildungskraft und den Resultaten der neueren Wissenschaftsmethode hervor. Es ist indeß eine unzweifelhafte Wahrheit, die schon öfter ausgesprochen worden, daß die Poesie (um ein Beispiel der Kunst zu nehmen, an welche der Verfasser wohl in diesem Abschnitt zunächst gedacht hat) am besten im Stande ist, dasjenige darzustellen, was sie am genauesten kennt. Daraus scheint dann zu folgen, daß der Dichter nur mit einer gewissen Vorsicht benutzen darf, was der Forscher gefunden hat, und daß er sich nicht allzu breit auf Gebiete wagen darf, über welchen ein Schleier ruht, den die Wissenschaft noch nicht ganz gehoben hat. Aber andererseits ist das Wohlbekannte gerade das, was am öftersten gebraucht worden ist, so daß der Stoff ihrer fast erschöpft zu seyn scheint. Das Beste bleibt es dann wohl, daß man seine Kenntnisse erweitert, daß man tiefer in das eindringt, was man früher nur oberflächlich kannte, und daß man sich innig das aneignet, was andere Künstler früher nicht so verstanden haben. Vornehmlich scheint eine gründlichere und tiefere, Naturkenntniß für den Dichter fruchtbringend zu seyn; denn sein Beruf ist es ja gerade, ein Auge für Alles zu haben, was sich in der Welt umher entwirft. Der Einwand, daß er durch das Aufsuchen von zu vielem Stoff und durch allzu gründliche Kenntniß der Dinge die Flügel der Phantasie allzu sehr beschweren würde, sagt nicht viel, wenn er wirklich ein Dichter ist; denn dann wird ihn sein Genius auch in dieser Hinsicht warnen und sicher leiten. Die Darstellung des Verfassers von den Veränderungen im Zoenkreise des Menschen, welche nothwendige Folgen der Entwickelung der Astronomie sind, lassen sich schwerlich widerlegen, und sie zeigt wenigstens, daß eine Götter- und Mythenwelt, welche nur als Denkmal an eine vergangene Zeit daßteht, aber nicht weiter im Bewußtseyn des Volkes wurzelt, sobald sie in Verbindung mit einem neueren Stoff gebracht wird, mit einer besonderen Kraft wirken kann. Etwas ganz Anderes findet dagegen statt, wenn eine längst vergangene Zeit und Denkweise aufgesucht werden soll; denn dann kann eine solche Welt, wenn man sie nur recht gründlich kennt, unzweifelhaft an ihrem Orte sehr und in ihrer relativen Bedeutung rücksichtlich der Vergangenheit, welche dargestellt wird, hervorreten. Was den griechischen Götter- und Mythenkreis betrifft, der eine allgemeine verständliche Bilderschrift bildet, worin die ideale Schönheit ihren entsprechendsten Ausdruck gefunden hat, so wird ihr der Verfasser, der einen so entwickelten Schönheitssinn hat, gewiß am wenigsten vor Allen den Platz streitig machen, den sie in den bildenden Künsten einnimmt. (Schluß folgt.)

England.

Die Kehrseite der neueren englischen Handelspolitik.

(Schluß.)

Man möge aber nicht glauben, daß es sich um ein geringes Opfer handele. „Man räth uns", sagte ein Pächter bei einem protectionistischen Meeting, „von

Digitized by Google

den Grundbesitzern einen Nachlaß von zwanzig Prozent zu verlangen. Ist es sicher, daß dies genüge, während die Herabsetzung des Getraidepreises jetzt sechsundzwanzig Prozent beträgt? Wenn wir die Eigenthümer zugrundegerichtet haben werden, können wir alsdann von ihnen noch Verbesserung der Ländereien und Vorsicht fordern?" Dahin wird es aber früher oder später kommen müssen; die gegenwärtige Krise des Ackerbaues wird nicht eher aufhören, bis die Klasse der Grundeigenthümer ein Fünftel, vielleicht ein Viertel ihres Einkommens eingebüßt haben wird. Dies würde der Ruin der grundbesitzenden Aristokratie sein. Unter dieser giebt es fast keine Familie, die nicht einen Theil ihrer Einkünfte mit Schulden, welche sie nicht zu tilgen im Stande ist, belastet hätte; einige Mitglieder des Oberhauses können nicht über den sechsten Theil ihres Vermögens zu den Ausgaben ihrer Familie disponiren; andere können ihren Rang nur vermöge ihres Gehaltes als öffentliche Beamte aufrechterhalten. Im Jahre 1848 hat man zum erstenmale den Chef eines herzoglichen Hauses vor dem Gerichtshof für insolvente Schuldner erscheinen sehen; der Herzog von Buckingham hat seine Kunstsammlungen, seine Bücher, sogar das reiche Mobiliar seines Schlosses in Stowe verkaufen müssen; sein Sohn, der Marquis von Chandos, dem er seine Güter verschrieben hat, dem Anscheine nach Erbe eines Vermögens von mehreren Millionen, besitzt in der That nur 2000 Pfd. Sterl. jährlich, wovon er eine Pension seinem Vater, eine andere seiner Mutter aussetzen muß; ihm und seinen Kindern bleibt kaum noch 3000 Thlr. jährlich. Wir zitiren diese Thatsache und diese Zahlen, weil sie in einem öffentlichen Prozeß sich herausgestellt haben; aber wie viel englische Große sind in ähnlicher Lage, ohne vor Gericht erschienen zu sein!

Es ist unnütz, uns weiter über die tiefe Erschütterung auszulassen, welche dieser plötzliche Verlust von einem Fünftel oder einem Viertel ihrer Revenüen in den Familien der Aristokratie hervorbringen müßte. Die schon enormen hypothekarischen Schulden würden noch anwachsen; mit den Jahren könnten sie außer jedem Verhältniß zu dem Werth und dem Ertrage der Ländereien, und man müßte in England verfahren, wie es in Irland geschehen ist, d. h. zu einer allgemeinen Liquidation des Grundeigenthums schreiten. Eine nothwendige Folge wäre die Abschaffung der Fideikommisse. Eine solche Maßregel würde aber die territoriale Grundlage der englischen Aristokratie zerstören; ohne das Oberhaus unmittelbar anzugreifen, würde sie ihm ihre Wurzel in der Gesellschaft nehmen. Der englische Adel würde nichts mehr sein, als eine Aristokratie der Geburt.

Die Abschaffung der Fideikommisse wird in England dasselbe Resultat wie ehemals in Frankreich hervorbringen, die Zerstückelung des Eigenthums. Um die Größe der hierdurch entstehenden Umwälzung begreiflich zu machen, genügt die Bemerkung, daß man in England auf 150 Einwohner nur einen Grundbesitzer zählt, daß die ganze Bodenfläche unter 40,000 Familien vertheilt ist, woraus durchschnittlich auf jeden Grundbesitz 364 Hektaren oder ein Drittel einer Quadratlieue (über 2000 preuß. Morgen) mit 35,000 Fr. (9000 Thlr.) Einkünfte kommen. Die ökonomischen Folgen einer solchen Umgestaltung lassen sich aus den in Frankreich dadurch bewirkten Erscheinungen entnehmen, wo die Production des Bodens seit 1789 sich verdreifacht hat, so wie aus den Veränderungen, die sich von Tag zu Tag in den nördlichen Departements herausstellen, in dem Maße, als die großen Besitzungen den kleinen Bauergütern Platz machen. Die Zerstückelung des Bodens bringt nicht blos eine fühlbare Zunahme der Production hervor, sondern erhöht zugleich den Wohlstand der Eingelnen durch Vermehrung der dabei erforderlichen Arbeit. Die Lage der Ackerbau treibenden Klassen wird sich in dem Verhältniß verbessern, als Pächter zu Eigenthümern und Tagelöhner zu Pächtern sich erheben; wir wollen hier indeß nur die politischen Konsequenzen einer solchen Umgestaltung in Betracht ziehen. Die Aristokratie — Whigs und Torys bilden hierbei nur eine Klasse — wird unstreitig ernstlich erschüttert werden. Die Fideikommisse sollen verhindern, daß durch Verschwendung, durch schlechte Aufführung, durch Thorheit eines Individuums die Früchte der Anstrengungen mehrerer Generationen zerstört und der Ruin einer Familie herbeigeführt werden, während sie andererseits durch Verewigung des Reichthums auch Einfluß und Macht verewigen. Ist diese Einrichtung abgeschafft, so werden die Stückgüter durch leichtsinnige Aufführung oder durch Unglücksfälle allmälig verschwinden. Jene großartigen Domainen, welche Tausende von Hektaren umfassen, werden zerstückelt werden, und den ungeheuren Ehrgeiz der Handeltreibenden, der Industriellen zu befriedigen, welcht heutzutage nicht zu einem königlichen Reichthum gelangen können, weil sie vom Grundbesitz ausgeschlossen sind und ihnen für ihre Ersparnisse nur die öffentlichen Fonds offen stehen. So wird der englische Bourgeoisie, welche in Folge der früher oder später eintretenden neuen Vertheilung der Aristokratie einen ansehnlichen Theil ihres politischen Einflusses entziehen wird, diese einst Tages auch in dem Grundbesitz ersetzen.

Die Mittelklassen werden hiernach statt der Aristokratie als überwiegende Macht auftreten. Die Anmaßung hat vor langer Zeit begonnen, und unser Jahrhundert wird sie vielleicht mit enden sehen; denn die Vorsehung scheint England das glückliche Privilegium auf langsame Reformen und behaglichen vorbereitete Fortschritte gewährt zu haben. Vor vierzig Jahren, als die englische Aristokratie auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht stand und die Tory-Partei für lange Zeit die Schicksalsleiterin Englands zu sein schien, sah und verkündigte schon ein Mann von sicherem Blick und scharfem Verstande die auftretgende Bewegung der mittlern Klassen. Im Jahre 1806 schrieb Francis Horner an den nachherigen Lord Jeffrey, daß For die Whig-Partei mit in das Grab getragen hätte, daß der Name, das Gespenst der Partei wohl noch fortbestehen würde, sie selbst aber todt sey. Weiter sagte er: „Ich kann mich trotz des Anscheins nicht des Gedankens erwehren, daß in der Mittelklasse dieses Landes eine breite Grundlage zur Bildung einer Volkspartei liegt, die auf den Meinungen, auf den Interessen, auf den Gewohnheiten jener zahlreichen Familien beruht, deren charakteristische Grundzüge wachsender Wohlstand, sorgfältige Erziehung der jüngeren Leute und strenge Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden bilden. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn diese Klasse ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung, welcher eine Regierung stets gehorchen soll, behauptet, aus ihr die wahre Demokratie hervorgeht."

Horner hatte Recht, die Whigs sind als einflußreicht Klicke geblieben, aber seit langer Zeit bilden sie keine Partei mehr. Nach Fox haben sie manchmal die Macht in Händen gehabt, doch konnten sie dieselbe nur getheilt ausüben, entweder mit O'Connell oder wie heutzutage mit den Radikalen (?). Niemals regierten sie vermöge ihrer eigenen Stärke, stets waren sie die Werkzeug der mittleren Klassen. Nach 1815 sah man in England die Ideen sich verbreiten, die in Frankreich durch die Revolution von 1789 erzeugt wurden, und zu deren Organ sich die Westminster Review machte, welche jetzt Jahre hindurch über die Säcularisation des Unterrichts, über das Verhältniß des Staats zur Kirche, über die gleiche Vertheilung der politischen Rechte und der politischen Einflusses schrieb. Dieselben Ideen wurden im Parlament durch eine Anzahl Männer vertreten, die, fast alle vermögend, glänzend erzogen, von scharfem Verstande, zum Theil mit großen Familien verwandt, sich nur in ihren Meinungen von der Aristokratie unterschieden. Sie spielten eine thätige und bedeutende Rolle zur Zeit der Katholiken-Emancipation und der Wahlreform; sie waren es, welche die Whigs zu dem Angriff gegen die irländische Hochkirche fortrissen. Seitdem sind einige von ihnen von dem politischen Schauplatz verschwunden, andere sind in die frühern Parteien aufgegangen; Herr Hume, der Senior des Unterhauses, Oberst Thompson, Herr Roebuck, Sir William Molesworth und einige Andere repräsentiren im gegenwärtigen Parlament jene früher einflußreiche, jetzt aber gesunkene Fraction.

Die Rolle der Vorkämpfer haben nunmehr die Männer aus der Schule von Manchester, die Gründer der berühmten Ligue, übernommen — die schlecht erzogenen Radikalen, wie ein satirischer Schriftsteller sie genannt hat. Diese sind nicht Männer mit philosophischen Ideen, die stets auf Prinzipien zurückgehen; sie behandeln die Ideologen mit derselben Verachtung wie Napoleon, sie berufen sich auf Thatsachen, sie rühmen sich, die Dinge nach ihrer praktischen Seite zu beurtheilen und die Politik wie die Geschäfte mit doppelten Büchern zu führen. Ihre Repräsentanten sind alle aus den beschiedensten Sphären der Gesellschaft hervorgegangen, durch Arbeit und Industrie zu Vermögen, durch dieses zum Einfluß gelangt; ohne freisinniger als die ursprünglichen Radikalen zu sein, befitzen sie mehr, als diese, die Eigenliebe des Emporkömmlings. Herr Cobden kann nicht zehn Minuten lang über Manchester und sein Landstrich, die Männer von Lancashire, sprechen, ohne dieses gedrängte, betriebsame, energische, willenskräftige Geschlecht zu rühmen, welches die Leitung Englands in seinen Händen zu haben verdient und sie auch haben wird. Die Männer von Manchester haben zuerst in der englischen Politik mit Unterschied und mit Eifersucht der Stände gebracht. Jeder andere Einfluß, als der aus persönlicher Arbeit, aus mühsam erworbenem Vermögen hervorgegangene, ist ihnen klig und verhaßt. Sie wollen die Nation in zwei Theile scheiden: „das aristokratische Moos und den alten Sachsenhumm", die Schmarotzerpflanzen, mögen sie Whigs oder Torys heißen, und die arbeitenden Klassen. Zwischen den Parteien machen sie keinen Unterschied, ihr Haß ist gegen Alle gerichtet. Wenn die Sprache des Herrn Cobden nicht durch die Politik gemäßigt wird, oder wenn er sich durch den Beifall seines Auditoriums hinreißen läßt, so bezeichnet er die Whigs nur als Abenteurer, die sich der Reformen zu bemächtigen streben, wenn solche der Ausführung nahe sind, aus Furcht, daß einige Brocken von der Gewalt oder einige aristokratische Spielereien in die Hände der Abkömmlinge der Sachsen fallen könnten. Vor einigen Monaten sagte er bei einem Bankett zu Wakefield: „Wir haben die Majorität nicht nöthig, um eine wohlfeile Regierung zu erlangen. Wenn die Bevölkerung Manchesters, Londons, Edinburgs, Lancashires und Yorkshires sie durch uns fordern wird, so werden die Whigs sie uns gewähren. Besitzen wir die Majorität, so würde die Königin uns ins Ministerium rufen müssen, und Ihr begreift, daß den Whigs damit nicht gedient wäre. Sie werden daher die Arbeit für uns verrichten, wie sehr es ihnen auch widerstreben mag." An demselben Tage sagte Herr Bright: „Was kümmern wir uns um Whigs und Torys? Unsere Väter waren gutmüthig genug, sich in deren Schlingen fangen zu lassen, wir müssen einst den politischen Schauplatz von allen Ueberlistigen reinfegen."

Solche Sprache ist ganz neu, vor 1837 ist sie niemals in einer englischen Versammlung gehört worden; sie verkündet den Ruin dessen, was man hundertundsechzig Jahre hindurch aufgebaut hat. Bis dahin hatte die englische Nation sich wohl in Parteien, aber niemals in Klassen getheilt. Indem sich ein Theil der Aristokratie vorzüglich auf Agrikultur-Interessen, der andere auf Handels-Interessen stützte, entstanden die Torys und die Whigs, aber in keiner Partei existirte eine dauernde Trennung nach irgend einer solchen Rangstufe. Die Aristokratie war stets bereit, jedoch durch Wissenschaft oder Talent ausgezeichnete Individuum in ihren Schoos aufzunehmen, so daß die politischen Zwischgliechen immer Duelle zwischen Parteien, niemals Kämpfe zwischen verschiedenen Klassen der Gesellschaft waren. Die Schule von Manchester bestrebt sich, diesen Zustand zu verändern; indem sie nur Classifications in die Politik einführt, stellt sie sich als alleiniges Organ des Volkselementes dar, während Whigs und Torys ausschließlich die aristokratischen Interessen repräsentiren. Dadurch werden die Kämpfe der Meinungen in Kämpfe der Klassen umgewandelt, und wer weiß, ob das, was jetzt die Bemühungen Weniger verhelzuführen suchen, nicht das Werk der Zeit und der Ereignisse seyn wird?

Wir wollen in dieser Umgestaltung der Parteien weder einen Vorboten des Unglücks für England, noch selbst ein Anzeichen des Verfalls sehen. Viel-

Digitized by Google

leicht ist es nöthig, daß die Handel treibenden Klassen zur Theilung des Bodens und der politischen Einflusses berufen werden, und daß die Entstehung einer großen Anzahl Eigenthümer ein unübersteigliches Bollwerk gegen den Sozialismus bilde, der in einem Lande reifende Fortschritte machen könnte, wo der Grundbesitz das Privilegium weniger Familien ist und so großer Reichthum sich neben so vielem Elend findet. Aber es ist nicht schwer, die Zeit vorherzusehen, in der die drei Whigs, in die Reihen der Torys getrieben, mit diesen zugleich die letzten Ueberbleibsel des aristokratischen Einflusses gegen die Mittelklassen vertheidigen werden; von diesem Zeitpunkt an wird sich die Herrschaft der Demokratie datiren und das Werk Sir Robert Peel's seine letzten Konsequenzen erreicht haben. In Gegenwart der vollendeten Thatsachen ist es eine müßige Frage, ob Sir Robert Peel bei der Abschaffung der Kornzesetze einer unerbittlichen Nothwendigkeit gehorcht hat, oder ob er in Folge einer Schwäche, der die größten Patrioten zuweilen unterliegen — um die von ihm bekämpfte Politik seiner Gegner nicht nachzuahmen, ed diesen noch zuvorthat und so die Stunde des Opfers beschleunigte? Gewiß aber ist es, daß er den Institutionen, die England 160 Jahre hindurch Wohlstand und Größe verliehen haben, den ersten und entscheidenden Stoß versetzt hat."

Frankreich.

1853.*)

Die verhaßte Republik war nicht mehr. Das allgemeine Votum hatte diese feine Mutter getödtet und die Monarchie hergestellt. Der Herzog von Bordeaux bekaupten den Thron seiner Väter. Der Rührigkeit der legitimistischen Partei und auch dem Gelde Rußlands, wie man sagt, war dies gelungen. Der Tyrannsseut, der frühere Prätendent, der zuletzt so unglückliche Konkurrent Louis Napoleon, besaud sich auf der Flucht. Nicht seinetwegen, sondern wegen des Einflusses seines Vetters, Napoleon Bonaparte, auf die republikanisch Gesinnten ward ein Verdammungsdekret gegen die Napoleoniden erlassen. Keinem der ehemaligen Anhänger des Gefallenen war es in den Sinn gekommen, das Wort zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Nach der in Frankreich üblich gewordenen Sitte verfuchten Alle, sich bei dem neuen Herrscher einzuschmeicheln. In den Warte-Sälen der Tuilerieen, welche ihre frühere Bestimmung erhielten, und wo Alles hofmäßig zuging, drängten sich haufenweise junge und alte Notabilitäten, von welchen es vielleicht keine einzige gab, die nicht wenigstens einen dreimaligen Regierungswechsel erlebt, drei Herren gedient und drei sich widersprechende Eide geleistet hätte.

Unmittelbar nach der Königswahl im Mai 1852 war die Versicherung ertheilt worden, daß die wohl erworbenen Rechte der Einzelnen von dem Regierungswechsel nicht im Mindesten zu leiden haben würden. Eine Zeitlang hatte man auch insofern Wort gehalten, als die ersten Entlassungen nur die Mitglieder der Familie Bonaparte trafen. Nach und nach aber dehnte sich die Exklusion rechts und links aus. Nicht die Napoleoniden allein, auch die Orleanisten fingen an, nothgedrungen Buße zu thun, einzusehen, wie Unrecht sie gehabt, den vorhandenen Stern nicht von Haus aus anzubeten. Für eine gefährlichere, jedoch hochmüthig verachtete Brut, für die Republikaner, Sozialisten und Kommunisten, galt eine andere Methode. Schon die frühere Regierung hatte diesen Parteien die Zügel beschnitten, jeden Antheil an der Regierung ihnen abgenommen. Sie in ihrer sonstigen Thätigkeit zu hindern, wurde nun ein außerordentlich umfangreiches Polizeisystem eingerichtet. Es verfügte über ein bedeutendes Personal von Agenten, die in alle Klassen der Gesellschaft unter allen möglichen Vermummungen drangen. So war es ein Leichtes, genau zu erfahren, wie ein Jeder dachte und sich äußerte. Wurde eine Persönlichkeit besonders verdächtig, so verschwand sie plötzlich aus ihrem Gesichtskreis. Es hieß, sie sey wegen aufrührerischer Redensarten oder Theilnahme an einem Komplotte oder an einem Akte, oder wegen Presvergehen verhaftet worden. War einmal die Haft da, so durfte von dolgender Entlassung aus derselben nicht die Rede seyn. Das erste Verhör ließ Monate lang auf sich warten; das zweite und dritte sollte Jahre auf sich warten lassen.

So verhielt es sich seit Abdankung des Herrn Thiers, des ersten Minister-Präsidenten des Königs Heinrich's V. Ihm war der Herzog von L . . . gefolgt, der Solches eingeführt. Indessen sorgten fromme Leute christlich für die Familien der Verhafteten. Zahlreiche Mitglieder des „Glaubensbundes" verbreiteten sich in der Hauptstadt sowohl wie in der Provinz. Da, wo sie Leid und Elend antrafen, boten sie geistigen Trost und materielle Hülfe an. Bei Frauen und Angehörigen von politischen Gefangenen thaten sich ihre Bemühungen besonders kund. Die Bedingungen, die sie zur Ertheilung regelmäßiger Unterstützungen stellten — hinsichtlich kriegt man eigentlich Nichts um Nichts — waren so einfache, daß es bei Gott sehr unrecht gewesen wäre, sie von sich zu stoßen. Von den Frauen verlangten sie die periodische Beichte, von den Männern die Theilnahme an gewissen frommen Sonntags-Konferenzen, und bei Kindern den Besuch der überall bereits eingerichteten Freischulen der Jesuiten. In kurzer Zeit hatten nämlich diese guten Väter ihre Glanzperiode in einem ganz anderen Umfange erreicht, wie damals unter Karl X. Die Februar-Revolution, der sie sich klugerweise sofort angeschlossen, hatte sie sehr weit gebracht. Die Kraft, die sie gewonnen und zu welcher Louis Napoleon durch stete Nachgiebigkeit vorzüglich beigetragen, sollte nun zum größten Ruhme der Kirche und des Thrones dienen. Man hatte sich die ungeheure Aufgabe gestellt, die Erziehung des ganzen Volkes ab ovo zu unternehmen und, in Verbindung mit einem strengen Polizei-Staate, der den verdorbenen Theil der Bevölkerung bändige, es in zehn Jahren so weit zu bringen, daß die angehende, das Alter der Vernunft erreichende Generation nur für Gott und ihren legitimen Fürsten Gedanken und Empfindungen hege. Sobann würde bald der unnütze Kram des Constitutionalismus bei Seite geschafft und die einzige bewährte Regierungsform, der Absolutismus, wieder eingeführt werden. Weniger gehörter dem Nachkommen Ludwig des Heiligen nicht. Es würden dann Frankreichs Klerus und Frankreichs König Hand in Hand gehen und, in Verbindung mit einem nachtigen nordischen Bundesgenossen, das übrige Europa, falls der Constitutionalismus Wahnsinn noch bei ihm spuken sollte, im Schach halten. Zu der Ausführung dieses Planes genügte es jedoch der Kirche nicht, faktisch die Oberhand in allen Verhältnissen zu behaupten: es kam ihr noch darauf an, dieser Zustand zu legalisiren. Hierzu schien es unentbehrlich, daß, außer den Entwürfen über Beschränkung der Presse, gänzliche Aufhebung des Versammlungsrechts, Herstellung der erblichen Pairie und Wiedereinführung der Majorate und Familien-Fideikommisse, noch ein Gesetz über bedeutende Sakrilegiums-Fälle der durchaus folgsamen Kammer vorgelegt würde. Es war auch schon entworfen.

In Deutschland verhielt es sich anders als in Frankreich.

Die Realisirung des Erfurter Reichstages im Jahre 1850, der entgegengesetzten Bemühungen Oesterreichs ungeachtet, hatte diese Macht unangreifbar und im höchsten Grade überzeugt. Ihre Ansprüche in der Frankfurter Bundesfommission wurden dermaßen immer unmäßiger. In der Ueberzeugung, daß Preußen sich wie gewöhnlich Alles gefallen lassen würde, drohte endlich einmal Oesterreich geradezu mit Krieg. Der Handschuh ward geworfen, und Norddeutschland, zum großen Erstaunen Europa's, bereite sich, den Handschuh aufzuheben. Beinahe zwei Jahre hatte der Kampf mit wechselndem Glück gewährt, als die preußisch-deutsche Diplomatie einen Waffenstillstand nebst Friedens-Präliminarien sich durch Rußland anrathen ließ und zugab. Dies war Oesterreich willkommen, denn es hoffte, frühere Erfahrungen eingedenk, durch Negociationen noch bessere Geschäfte als auf dem Schlachtfelde zu machen.

Im Uebrigen war der sogenannte Dreikönigs-Bund in seinen innern Verhältnissen günstig gestellt. Die vier bis fünf Jahre seit dem März 1848 hatte Deutschland eifrig benutzt, um sich aufrichtig im föderativen Sinne zu constitutionalisiren und alle entgegenstrebenden Hindernisse zu überwältigen. Handel und Gewerbe blühten. Ueberall sing man an, die kostbaren Früchte der erfolgreichen märzlichen Prüfungen einzuärndten.

Mannigfaltiges.

— Die Staats-Theologen. Wir entlehnen nachstehende Bemerkung einer Rede, die der berühmte amerikanische Staatsmann, Herr Webster, kürzlich im Senate der Vereinigten Staaten, und zwar bei Gelegenheit der Unionsfrage, gehalten. Es ist dies eine Bemerkung, die eben so gut im deutschen Parlamente, in der französischen gesetzgebenden Versammlung und in jedem anderen politischen Sprechsaale, wo man geneigt ist, das praktische Gute dem idealen Besseren hintenanzusetzen, am rechten Orte seyn würde:

„Es giebt Menschen", sagte Herr Webster, „welche der Meinung sind, daß die menschlichen Pflichten mit mathematischer Präzision zu erfüllen seyen. Das sittliche Axiom behandeln sie, wie einen mathematischen Lehrsatz, nehmen sie glauben, daß sich das, was recht, von dem, was unrecht ist, mit der ganzen Genauigkeit einer algebraischen Gleichung unterscheiden lasse. Keiner von ihnen übt daher eine allzu große Nachsicht gegen diejenigen, welche andere Meinungen hegen, als sie selbst. Sie sind immer geneigt, zu behaupten, das Rabe sey sey, was nicht vollkommen gut ist; das einer abweichenden Meinung oder dem Urtheil anderer Leute niemals ein Zugeständniß zu machen und keinerlei Kompromiß zulässig sey. Wenn ihre außerordentlicher Schärfblick sie in den Stand setzt, einen Flecken in der Sonne zu entdecken, so hatten sie dies für einen zureichenden Grund, die Sonne von dem Himmel herunterzureißen. Sie ziehen die Möglichkeit, in vollständige Finsternis hineinzurennen, dem dämmerlichen Lichte vor, wenn dieses himmlische Licht nicht absolut ohne die geringste Unvollkommenheit ist."

Wir wiederholen, daß diese Worte nicht allein auf Amerika anwendbar sind. Sie sind passen namentlich auf alle unsere Gegner der constitutionellen Monarchie, die bei jedem kleinen Mangel, den sie daran wahrnehmen — und wo ließe sich ein solcher an irgend einer menschlichen Einrichtung nicht nachweisen? — von Schein-Constitutionalismus einerseits oder von Untergrabung der Autorität andererseits deklamiren und deshalb dort die Republik und hier die Absolutie als unvermeidlich erklären. Eben so lassen sich jene Worte auf die Gegner des deutschen Bundesstaates anwenden. Weil er der Theorie der Einen und den Wünschen der Anderen nicht durchweg entspricht, will man ihn lieber ganz zerstören. Weit man das nach eigener Meinung absolut Beste nicht erreichen kann, weist man auch das relativ Gute zurück. Gewiß aber würden Staatsmänner, wie Webster, wenn sie über Deutschlands Fragen eine Stimme abzugeben hätten, nach dem, was in den vorstehenden Worten ausgesprochen ist, mit den praktischen und besonnenen Männern gehen, die jetzt in Erfurt versammelt sind und unter dem Vorantritte Preußens ein allmälig immer größer werdendes Deutschland ausbauen wollen.

*) Alle entschenen dieses Bruchstück einem so eben erschienenen Tendenz-Romane: „Die Rothen und die Blauen". Pariser Enthüllungsschriften von Dr. G. Ortlieb. Mannheim. Bremen, Verlag von Franz Schiedmann. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Herrn v. Comp., Jägerstraße Nr. 22, und bei Expd. Lastar. Bestellgeld Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 50. Berlin, Donnerstag den 25. April 1850.

Frankreich.

Nicolas Poussin.

Nicolas Poussin wurde im Juni 1594 zu Andelys bei Rouen geboren, zehn Jahre vor Corneille, seinem Landsmann, der im Verlauf der Zeit durch Größe des Genies, Gerathheit des Charakters, Kraft des Gedankens, Reinheit und Einfalt der Sitten sein Nebenbuhler werden sollte. Diese beiden mächtigen Geister, diese erhabenen Künstler, diese zwei Dioskuren eröffneten in Frankreich mit Glanz jenes so oft bewunderte siebzehnte Jahrhundert, dem es vorbehalten war, die trichten, mannigfachsten und erlesensten Früchte der großen Gedankenbewegung zu reifen, welche mit der italiänischen Renaissance begann und, an der Schwelle einer neuen Welt, mit dem Esprit des Lois und dem Contrat social endete.

Von der Jugend Poussin's wissen wir sehr wenig. Sein Vater, Jean Poussin, stammt ursprünglich aus Soissons, von einer guten, wahrscheinlich adeligen Familie, die jedoch während der Kriege des sechzehnten Jahrhunderts in Verfall gerathen war. Jean Poussin nahm in seinen jüngeren Jahren selbst an den Feldzügen Theil und heirathete in Folge der Belagerung von Bernay, bei der er gleichfalls thätig gewesen, Marie de Laisement, die Wittwe eines Prokurators dieser Stadt. Aus dieser Ehe entsproß Nicolas Poussin. Sein Vater, welcher von einer kleinen Pension lebte, ließ ihn in den damals gebräuchlichen Gegenständen unterrichten. Wenn man einer Sage trauen darf, so brachte der sonst sähige und fleißige Knabe einen guten Theil seiner Erctionsstunden damit zu, seine Bücher und Hefte mit Zeichnungen zu bedecken, die, wenn auch sicher unvorteilt, doch jedenfalls schon seine Anlagen verriethen. Quintin Varin, ein mittelmäßiger Maler zu Amiens, ahnte das Talent des jungen Poussin, ertheilte ihm einigen Unterricht und bestimmte seine Aeltern, den Knaben in seinen Bestrebungen freien Lauf zu lassen.

In Folge der Ermunterungen Varin's ergab sich der junge Poussin nun gänzlich der Malerei. Seine Fortschritte waren so reißend, daß er gar bald seinen Lehrer erreichte. Die künstlerischen Hülfsmittel, welche ihm seine nächste Umgebung darbot, konnten ihn nicht weiter fördern; er verließ daher seinen Geburtsort ohne Einwilligung, ja, vielleicht selbst ohne Wissen seines Vaters und langte 1612 in Paris an. Glücklicherweise wurde Poussin schon bei seiner Ankunft mit einem jungen Edelmann aus Poitou bekannt, welcher die schönen Künste liebte und ihm eine Wohnung in seinem Hause einräumte. Nachdem er längere Zeit in dem Atelier Ferdinand Elle de Maline's, einer ziemlich guten Portraitmalers, gearbeitet hatte, ging er in die Schule Lallemand's, eines nicht sonderlich bedeutenden Künstlers, über: sein wahrer Lehrer war, nächst seinem eigenen Genie, Raphael.

Die Werke Raphael's, ja, selbst die Kupferstiche nach ihm, waren damals in Frankreich noch äußerst selten, und nur der König besaß deren sechzehn, die ebenein noch nicht Jedermann gezeigt wurden. Durch seinen Beschützer erlangte Poussin die Erlaubniß, diese Werke, so wie die Giulio Romano's und anderer Gemälde der italiänischen Schulen, nicht nur zu studiren, sondern selbst nach Belieben zu kopiren.

Poussin machte zweifelsohne die glänzendsten Fortschritte, wiewohl uns hierüber kein sicheres Zeugniß aufbewahrt ist. Sein Beschützer, der wieder nach Poitou zurückkehren mußte, lud ihn ein, ihm zu folgen. Der junge Künstler entschloß sich hierzu, wenn auch mehr aus Erkenntlichkeit, als aus besonderer Lust und Neigung. In seinen Erwartungen aufs bitterste getäuscht, kehrte er, von Ort zu Ort wandernd, dürftig und krank, nach Paris zurück, begab sich jedoch bald darauf, um sich zu erholen, nach seinem Geburtsort Andelys, wo er ein Jahr lang verweilte. Aus dieser oder vielmehr aus der kurz vorhergehenden Zeit stammen wahrscheinlich die beiden (jetzt wohl verlornen) Gemälde Poussin's, welche man in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in der Kapuzinerkirche zu Bolsi sah, so wie die „Bacchanalien" auf dem Schloß Chevernì.

Wiederum in Paris angelangt, beschloß er, nach Rom zu gehen, kam jedoch nur bis Florenz, wo er es nach Frankreich zurückkehrte. Ein zweitesmal war er noch unglücklicher, indem er nur Lyon erreichte. Im Jahre 1622, wo er sich in Paris befand, wurde er von den Jesuiten, welche die Canonisation des heil. Ignatius und des heil. Xaverius feierten, aufgefordert, die Wunder der beiden Heiligen durch Gemälde zu verherrlichen.

Kurz vor dieser Zeit hatte Poussin die Bekanntschaft des italiänischen Dichters Marino gemacht, welcher sich eben in Paris aufhielt und an seinem „Adonis" arbeitete. Marino wünschte den Maler um das Jahr 1622 mit nach Rom zu führen. Poussin war jedoch damals nicht im Stande, Paris zu verlassen, entweder aus Mangel an pekuniären Hülfsmitteln oder weil er einige angefangene Gemälde, namentlich den „Tod der heil. Jungfrau", erst noch vollenden wollte. Das obengenannte Werk befand sich lange Zeit in einer der Kapellen von Notre-Dame und gehört nach dem, was wir davon erfuhren, nicht eben zu den vielversprechenden Leistungen des Künstlers, wiewohl die Kunst-Historiographen Félibien und Bellori es als eines der besten Gemälde seiner ersten Manier ansehen.

Endlich zu Anfang des Jahres 1624 finden wir Poussin in Rom. Der Ritter Marino eröffnete ihm die Kunstschätze des Palastes Barberini; pekuniäre Vortheile scheint Poussin von dieser Protection nicht genossen zu haben, denn er lebte lange in großer Armuth. Die römischen Kunstliebhaber, welche in die weiche Manier und in den brillanten Pinsel Guido Reni's vernarrt waren, fanden an Poussin's Malweise so wenig Geschmack, daß er seine Bilder um einen äußerst ärmlichen Preis zu verschleudern gezwungen war. Er wohnte mit dem Bildhauer Duquesnoi zusammen und half ihm kleine Figuren nach Art Wachsmodellen. Diese Beschäftigung übte unverkennbar einen großen Einfluß auf unseren Maler, dem man mehr als einmal eine gewisse Trockheit der Umrisse und einen, so zu sagen, etwas abstrakten Charakter der Formen zum Vorwurf gemacht hat. Vielleicht dürfte man auch nicht ganz Unrecht haben, wenn man behauptet, Poussin sey sich nicht überall der Gränzen zwischen der Malerei und Bildhauerkunst genau bewußt gewesen.

Zu Anfang seines Aufenthaltes in Rom wirkten vorzugsweise zwei Maler auf unseren Poussin, nämlich Tizian und Domenichino. Der Einfluß des Ersteren ist deutlich zu erkennen, z. B. an den beiden bewundernswürdigen „Bacchanalen" in der Londoner Nationalgallerie und mehr noch an einem Gemälde in der Galerie Colonna, welches eine Scene aus dem Decamerone darstellt. Die genannten Werke zeichnen sich vor allen anderen Schöpfungen Poussin's durch die Pracht und Schönheit des Kolorits aus. Dem Domenichino, dessen „Communion des heil. Hieronymus" unserem Künstler außerordentlich hoch stand, strebte derselbe besonders in der Kraft des Ausdrucks, in der Wahrheit der Zeichnung und in der Composition überhaupt mit glücklichem Erfolge nach.

Inzwischen (1629) verheirathete sich Poussin mit der Tochter seines Wirths und Landsmanns Dughet, Anna Maria, und verwendete die erhaltene Aussteuer zum Ankauf eines Hauses auf dem Berge Pincio, neben dem Hause des Salvator Rosa und dem des Claude Lorrain gegenüber. In diese Zeit kann man auch den Schluß seiner langen und mühevollen Jugend setzen. Nur bedeutende Werke beschäftigten ihn fortan; aber es vergingen noch einige Jahre, ehe er die Aufmerksamkeit der Römer und dann der übrigen Welt auf sich zog.

„Der Tod des Germanicus" ist das erste große Gemälde, welches Poussin aufgetragen wurde. Es ist auch die erste jener pathetischen Compositionen, in denen er später noch so Bedeutendes leistete. Die „Einnahme von Jerusalem", die „Errettung der Daucle aus dem Fellen" und die erste Reise der „Sakramente" hatten aus den Jahren des ersten Aufenthalts in Rom. Hierzu kommen noch zwei Werke vollendeter Reife, „das Manna" und der „Raub der Sabinerinnen". Poussin hat die letzteren beiden Schöpfungen allerdings übertroffen, keines seiner späteren Gemälde jedoch bietet seine Vorzüge und die ihm vorgeworfenen Mängel in höherem Grade zur Schau. Bielleicht entstand in derselben Zeit auch „das Bild des menschlichen Lebens", ein Werk, dessen genaues Datum uns sonst völlig unbekannt ist.

Wir deuteten schon oben an, daß sich der Ruf Poussin's nur langsam ausbreitete. Man sah unseren Künstler lange Zeit mehr für einen Denker als für einen Maler an. Er lebte sehr zurückgezogen und verwendete seine Mußestunden zu weiten und einsamen Spaziergängen in der Umgegend von Rom; auch saß er zuweilen mit Claude Lorrain zusammen und unterhielt sich mit ihm über Malerei oder über Alterthümer. Er hatte keine Schüler und nur wenig Freunde. Ohne Misanthrop zu seyn, liebte er die Einsamkeit und war ganz für dieses römische Leben geschaffen, dessen Einförmigkeit und Ruhe seinem Charakter und der Natur seines Genius zusagten. Daher man sich auch nicht wundern darf, daß ihn die ersten Einladungen, die ihn nach Paris beriefen, mit einem gewissen Schrecken erfüllten.

Ludwig XIII. ernannte Poussin zu seinem Hofmaler und ließ ihn auffordern, diesen Posten einzunehmen. So günstig die Bedingungen auch waren, die man dem Künstler gestellt hatte, so entschloß sich derselbe doch sehr schwer,

Digitized by Google

nach Frankreich zu gehen; vermuthlich sah er im Geiste die Intriguen voraus, die seiner, der die Ruhe so sehr liebte, daselbst harrten.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

H. C. Oersted: „Der Geist in der Natur".

(Schluß.)

Wir gehen nun zu der Abhandlung über, welche den Titel führt: „Das ganze Dasein ein Bernunftrathsel". Dieser Abschnitt entwickelt noch weiter, was in den frühern Abschnitten angelegt und begründet ist. Der Verfasser beweist nämlich hier, daß die Gesetze, welche durch das von der Erfahrung bereits gewonnene Denkvermögen so aufgefaßt werden müssen; und so gewiß wir Zwei und Zwei für ein vernünftiges Wesen, wo es auch seinen Wohnort habe, Fünf werden kann, sondern nothwendig Vier werden muß, eben so gewiß müssen die Gesetze der Schwere für einen Erdenbewohner, für einen Jupiterbewohner und für den vernünftigen Bewohner jedes anderen Weltkörpers in ihrem Grundwesen dieselben bleiben.

Ein vernünftiger Bewohner eines anderen Planeten muß also der Sterne, der Weltuhr Gang auf dieselbe Weise, wie wir, berechnen; auch für ihn muß die einfache Bewegung geradlinig, die krummlinige Bewegung von mehr als einer Kraft hervorgebracht seyn; auch für ihn muß ein schräg emporgeworfenes Körper eine parabolische Bahn beschreiben u. s. w.

Die Gesetze der Bewegung, der Anziehung (worin die Gesetze der Schwere auf die Weltkörper in ihrer gegenseitigen Beschleunigung angewandt werden) müssen so für das Universum gelten. Dasselbe muß auch hinsichtlich des Lichts der Fall seyn, welches überall denselben Gesetzen wie das irdische Licht gehorcht. (Dies schließt jedoch nicht aus, daß feinere und entwickeltere Sinne für Licht- und Tonwirkungen empfänglich seyn können, welche wir in solcher Art nicht fühlen können.) Etwas Aehnliches läßt sich von den Farben sagen; eben so müssen die Gesetze für die chemischen Verbindungen im Mineralreichen auf allen Weltkörpern eins seyn, da sich dieselben Grundkräfte überall finden — was ja schon die Allgemeine Anziehung beweist.

Es sey mir gestattet, hier in Kürze zu berühren, was der Verfasser in dieser Hinsicht schon in seinen frühern Vorträgen mit erstaunlicher Konsequenz nachgewiesen und durchgeführt hat. So giebt zwei Kräfte, welche über die ganze Natur verbreitet sind. Die zeigen sich als einander entgegengesetzt und doch nur verschiedene Entwickelungen derselben Grundkraft. In ihrer strengsten Wechselwirkung zeigen sich diese zwei Kräfte in den beiden entgegengesetzten Elektrizitäten; mehr gebunden kommen sie als die beiden Pole in der galvanischen Batterie und im Magnet wieder. Noch gebundener und körperlicher sind sie in den entgegengesetzten Reihen in der Chemie (als Sauerstoff und Wasserstoff, Säuren und Alkalien u. s. w.) vorhanden, und sie sind es, welche alle chemischen Verbindungen und Trennungen hervorbringen. Sie werden auch im Elektro-Magnetismus und der Magnet-Elektrizität, in der Flamme, in Wärme-Erscheinungen wiedergefunden; sie treiben gleichfalls ihr Spiel in den farbigen Strahlen, wo der violette und der rothe Strahl den polaren Gegensatz bilden. Derselbe Gegensatz findet sich im organischen Leben zwischen Muskel und Nerven wieder; kurz, überall entdecken wir ein ähnliches Spiel von Kräften, und die ganze Körperwelt ist dadurch entstanden.

Wir brauchen hier kaum hinzuzufügen, daß die allgemeinen Bedingungen des Körperlichen, Expansion, Begränzung und Gestalt, Kohäsion, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und Beharrungsvermögen, vom Verfasser sehr treffend die Willenslosigkeit des Unbelebten genannt, daß dieses Alles sich überall, so weit die Körperwelt reicht, wiederfindet.

Wenn aber selbstbewußte Wesen gleiche Naturgesetze zum Gegenstand ihrer Erkenntnißkräfte haben, so ist es auch nothwendig, daß diese Kräfte überall wesentlich dieselben sind.

Die höchste Vernunft, welche das Weltall hervorbrachte und regiert, hat sich nun auch im Materiellen abgeprägt, obschon sie hier verborgen und unbewußt ist, hingegen im Menschen (wie erlauben uns hier an das zu erinnern, was schon oben entwickelt worden ist) hat sich diese Vernunft als Selbstbewußtseyn aufgefaßt. Dies bringt eine Harmonie zwischen der Natur und der menschlichen Vernunft hervor, welche letztere auch in der Körperwelt ihre eigenen Gesetze wiederfindet. Aber eine höchste Vernunft muß sich so auch durch andere Weltkörper und deren Bewohner abgeprägt haben, weil auch diese aus derer ewiger Quelle entsprungen sind, und soweit sie sich selbst und die in der Natur vorhandenen Gesetze mit Klarheit aufgefaßt haben, müssen sie dieselbe Vernunft sowohl in sich selbst, als in der Welt umher wiederfinden.

Rücksichtlich des zweiten Theile dieser Abhandlung, welcher von der Uebereinstimmung der Schönheitsgesetze zur Universum handelt, können wir uns vielleicht kürzer fassen. Unser innerer Sinn ist ja auch nach denselben Vernunftgesetzen, wie die übrige Welt, gebildet und fühlt sich nur durch das befriedigt, was ein Gepräge der Vernunft trägt, selbst wenn dies nicht während des Genusses zum klaren Bewußtseyn kömmt, sondern mehr als Ahnung und unmittelbares Urtheil wirkt, worin der Geist antizipirend fühlt, was die Wissenschaft kann nach Jahrtausenden vollkommen ergründen und mit Genauigkeit berechnen kann. In jedem Gegenstande, den wir schön nennen sollen, muß der innere Sinn eine reiche harmonisch entwickelte Thätigkeit wahrnehmen, aber dies ist es ja gerade, was wir die dem inneren Sinn anschaulich dargebotenen Vernunftgesetze nennen können. Dieselben müssen dann alle Vernunftgeschöpfe, wo sie sich auch finden, anziehen, weil sie darin, ebenfowohl als wir, ihr eigenes innerstes Wesen anschauen und dessen Forderungen befriedigt finden. Die Symmetrie, welche zur Befriedigung unserer Schönheitsfoderungen nothwendig ist, ist ja gerade auf eine der Hauptformen des Denkens, nämlich auf die Einheit in Gegensätzen, gegründet: dasselbe Gesetz muß daher auch dasjenige seyn für jedes vernünftige Wesen, und der Ort, wo dieses Vernunftwesen wohnt, thut, wie gesagt, nichts zur Sache.

Der dritte Theil dieses Abschnitts handelt von dem gleichen Grundwesen der moralischen Natur in dem ganzen Weltall. Das, was in der Schönheit als ein Äußeres und Sinnliches sich angeschaut wurde, soll auch den Menschen in seinem Innersten durchdringen und da zur tiefsten Wahrheit werden, ja, wir sollen selbst harmonische Glieder in der großen Klangfigur werden, welche wir Welt nennen. Mit anderen Worten, jeder Mensch ist ein Glied in der großen Kette des Daseyns: er ist geboren, die Forderungen der Vernunft zu erfüllen, in Harmonie zu seyn mit dem Mittelpunkt, von wo alle Vernunft ausgeht, mit der lebendigen selbstbewußten Vernunft, die wir, in ihrer Persönlichkeit betrachtet, Gott nennen. Was ihn in der Kunst, in dem Leibe der Schönheit, schon so unwiderstehlich anzog, das soll nun das Ziel seines innersten, ernstesten Strebens, seiner tiefsten Wirksamkeit werden. Aber ganz dasselbe muß ja auch von den Vernunftwesen gelten, welche auf anderen Weltkörpern wohnen, denn sie gingen ja alle von dem nämlichen vernünftigen Grundwesen aus und sind also, ebenfowohl wie der Mensch, dazu berufen, auf dasselbe hinzuweisen und mit ihm in Harmonie zu treten. Daraus entsteht ein Bewußtseyn von Pflicht, der Begriff von Gerechtigkeit, von Achtung gegen die vernünftige Natur Anderer u. s. w. In dieser Richtung durchläuft nun der Mensch (und wohl auch die übrigen Vernunftgeschöpfe) eine höhere Entwicklungsreihe, worin das historische Leben (Gesellschaftsleben), oft unter wilden Kämpfen, sich entwickelt, und wozu die Perioden, welche die niedere Natur durchlaufen hat, die Revolutionen, wodurch die Weltkörper sich entwickeln, gleichsam das körperliche Vorbild liefern. Sowohl in der moralischen, wie in der physischen Welt wirkt ein allmächtiger Wille, eine unabhängige Vernunft, deren Zweck auch wir nach Kräften zu fordern uns bestreben sollen, indem wir uns erst alsdann im Einklang mit dem Daseyn befinden. Nichtsdestoweniger ist es das Loos der Endlichkeit, daß, so wie das freie Denken in seinem Beginnen oft von der Wahrheit abweicht, wir auch oft, jedoch gewiß durch unsere eigene Schuld, uns verfehlt fühlen, von Gutem abzuweichen.

Nun wird freilich der Begriff von Welt in unseren heiligen Büchern in einer anderen Bedeutung als hier genommen: es wird nämlich darunter das Leben verstanden, sofern es sich in die Endlichkeit verlieren hat, das Leben, welches seine Verbindung mit Gott vergessen hat. Diesem Leben soll nun der Mensch absterben; denn es ist ja gerade die Aufgabe des Menschen und aller anderen vernünftigen Geschöpfe, ihr Leben auf die wahre Harmonie zurückzuführen und so zu Gott zu leben und des höheren Lebens, von welchem er der Mittelpunkt ist, theilhaftig zu werden.

Im letzten Theile der Abhandlung gedenkt der Verfasser der Entwickelung der Wissenschaft in künftigen Zeiten, wo es dem Menschengeschlecht gelungen seyn wird, schon hier auf Erden in das ganze Weltall tiefer einzudringen und Verhältnisse in demselben zu ergründen, welche uns noch ganz unbekannt sind. Sehr nahe liegt nun die Vorstellung, welche der Verfasser hier nicht erwähnt hat, die aber unzweifelhaft in seiner Ansicht vom Leben begründet ist, daß nämlich die Menschen wahrscheinlich jenseits des Grabes mit den Bewohnern der anderen Weltkörper genauer verknüpft seyn werden, und daß wir uns immer mehr und mehr als Glieder in dem großen Vernunftreiche fühlen werden, indem wir uns im Bereich mit ihnen stets mehr und mehr der ewigen Quelle der Vernunft und des Daseyns nähern.

In der Rede, die das Buch schließt, und welche doch, was sicher nicht eine Bedrutung ist, gerade am früheften gedruckten worden ist, wird endlich die Pflege der Wissenschaft als Uebung der Religion betrachtet. Wir werden hier wieder, soweit es in Kürze geschehen kann, des Verfassers Grundgedanken mit seinen eigenen Worten wiedergeben. Bei aller Forschung, sagt er, ist es der letzte Zweck, daß zu seyn, was ein wirkliches Daseyn hat, und dasselbe ist in seinem reinen Glanze, getrennt von dem, was durch ein Scheindasein den Unausmerksamen täuscht, wahrzunehmen. Dem Pfleger der Wissenschaft wird bekannt seyn, was das Beständige mitten in allen Umwechselungen, das Urlose, das sich hinter allen den unzähligen, verursachten Gegenständen verbirgt, sey. Bald wird er dann erkennen, daß nur das Unabhängige auch das Beständige, und daß die wahre Einheit nicht davon getrennt seyn kann.

In der Körperwelt wechselt Alles: die Dinge, von deren Wirklichkeit sich die Menge am meisten überzeugt hält, haben kein festiges Daseyn und besitzen sich beständig auf dem Wege von der Geburt zum Untergange. Nur die Gesetze, wie gesagt, und die die Dinge hervorbringenden Kräfte sind das Bleibende. Aber die Kräfte können alle auf eine Grundkraft zurückgeführt werden. Die Gesetze erweisen sich als Ausdrücke einer Alles durchdringenden Vernunft. Fassen wir nun die Harmonie der ganzen Natur zusammen, so kommen wir nicht zu irgend einem bloßen Begriff oder zu einer Abstraction, sondern wir sehen, daß diese Vernunft und diese Kraft, welcher alle Dinge ihr Wesen verdanken, nur die Offenbarung einer lebendigen selbständigen Allvernunft ist; das Beständige sind dann nur Lebensäußerungen von ihm, der das Leben in

*) Den nicht vorhergehenden Abschnitt, „Absolutes und Endliches in ihrem Verhältniß zu den Naturwissenschaften", glauben wir hier übergehen zu können, weil er nicht in so enger Verbindung mit der ersten Gedankenreihe steht, die wir vorzugsweise hier verfolgen und auffassen wollen.

sich selbst hat, und Harmonie und Zusammenhang des Ganzen entspringen aus der ewigen Weisheit. So führt die wahre Naturbetrachtung zur tiefsten Demuth, Andacht und Liebe. Hat Jemand etwas Anderes in der Natur gelernt, fährt der Verfasser fort, so kömmt es daher, weil er sich in das Zerstreute und Mannigfaltige verlor und sich nicht zur ewigen Einheit der Wahrheit erhob.

Der Verfasser weist alsdann nach, daß wir dadurch, daß wir unseren Blick, soweit wir es nach unseren beschränkten Kräften vermögen, zum Allvollkommenen erheben, in ihm drei Grund-Eigenschaften oder richtiger Grundweisen erkennen: nämlich seine Selbständigkeit, als die anbegreifliche Grundlage des Alls; seine Wirksamkeit oder sein Leben, welches aus ihm selbst in aller Ewigkeit erzeugt wird; und endlich entwickelt sich aus beiden seines Wesens innere Harmonie, die, wie gesagt, nicht blos eine Eigenschaft, sondern ein lebendiges, wirksames Seyn ist. So kommen wir dann zu dem Standpunkt, welchen die Religion in dem Gedanken von dem dreieinigen Gott ausdrückt.

Wir begreifen nun noch besser das tiefe Gefühl von einem Göttlichen, welches uns bei der Betrachtung des Schönen durchströmt; denn hier ist ja gerade das göttliche Mysterium, welches uns mit früher geahnten, Selbständigkeit und Wirksamkeit, in harmonischer Verschmelzung vorhanden. Die wahre Schönheit ist da eigentlich ein Bild von Gottes eigenem Wesen, welches von dem verwandten Geist aufgefaßt wird und sympathetisch auf ihn wirkt und die Ahnung von dem Höchsten weckt, wozu derselbe sich aufschwingen kann. Dieses Bild Gottes soll auch (vgl. die vorhergehende Abhandlung) in unserem eigenen Innern entwickelt werden. Dies ist der höchste Grundsatz der Sittenlehre und der Religion. Dieses Gottheits-Bild sucht auch der Denker in der ganzen Schöpfung, und er kann, wofern sein Denken die rechte Tiefe hat, niemals bei dem Abgerissenen stehen bleiben, wie sich mit der bloßen Mannigfaltigkeit begnügen lassen, ehe er deren Verhältniß und Verbindung mit dem Ewigen erkannt. So führen Kunst und Wissenschaft zuletzt zu demselben Ziele, auf welches die Religion hinweist, und so begreifen wir erst recht die Begeisterung des Künstlers, die eine Ahnung von der künftigen Seligkeit enthält; so versteht man die Aufopferung des Mannes der Wissenschaft, wenn er, wie oft geschehen, Alles hingiebt, was dem Menschen lieb und theuer zu seyn pflegt, um Wahrheiten zu entdecken, deren Werth allein mittelst der reinen Wahrheitsliebe begriffen werden kann. Gleich wie Kunst, Wissenschaft und Religion im Anfange, in dem glücklichen Zeitalter der ersten Entwickelung, mit einander vereinigt waren, so sollen sie auch zuletzt einander wiederfinden, um nicht wieder getrennt zu werden.

Daß hierbei der Verfasser, obwohl in seiner Lebens- und Weltanschauung eine durchgreifende Einheit herrscht, doch sehr weit von der pantheistischen Lehre entfernt ist, daß er in Wahrheit einen lebendigen persönlichen Gott anerkennt, von welchem das Leben und die Gesetze der Vernunft ausfließen, dazu kann Niemand, der ihm auf dem Wege seiner Untersuchung gefolgt ist, in Zweifel seyn. Wie übrigens die Sünde, das Böse, in ein Werk gekommen sey, ist auch in dem Vorhergehenden angedeutet. Sodald nämlich ein oder mehrere Vernunftgeschöpfe ihr eigenes Wesen und ihre Stellung zum Ewigen verkennen und die große allgemeine Weltharmonie zu zerreißen streben, um ihr egoistisches Selbst zum Mittelpunkte ihrer Handlungen zu machen, so ist die Saat des Bösen in deren Innern ausgestreut, und es kann nicht fehlen, daß sie da bald emporwachsen und ihre unseligen Früchte tragen werde. Indessen werden vielleicht Einige fragen: Wie kann denn diese Natur-Offenbarung mit demjenigen vereint werden, was die heilige Schrift verkündet, und scheint sie nicht eigentlich derselben entgegen zu können? Seine Ansicht hierüber giebt der Verfasser nicht an dieser Stelle, doch kann Niemand, der die religiöse Richtung seines Innern kennt, daran zweifeln, daß auch das Christenthum seinen Platz in der von ihm gegebenen Weltbetrachtung finden muß. Auch widerstreitet es nicht im Mindesten seinen Ansichten, daß die Harmonie zwischen Gott und Welt, welche durch die Sünde gestört wurde, mittelst der göttlichen Barmherzigkeit und durch das heilige Mysterium, wodurch sich dieselbe zu erkennen gegeben hat, wieder angeknüpft werden könnte.

Selbst der, welcher gewohnt ist, einen anderen Weg in seinen Betrachtungen zu gehen, wird doch schwerlich die tiefe und bedeutungsvolle Konsequenz leugnen können, die sich in dem Gedankengange des Verfassers offenbarte. Noch stärker wird man hiervon ergriffen, wenn man seiner Wirksamkeit in einer langen Reihe von Jahren gefolgt ist und gesehen hat, daß er in dieser Zeit von der Idee, die er auch hier ausspricht, gleichsam getragen wurde. Reformirt, welcher schon früh Gelegenheit gehabt hat, seine Worte zu führen, kann bezeugen, daß die Ueberzeugung von der tiefen Grund-Einheit in der ganzen Natur schon damals sein innerstes Wesen durchdrungen hatte. Diese Ueberzeugung war schon damals so klar, daß er es als seinen festen und sicheren Glauben aussprach, daß eine Verbindung zwischen Magnetismus und Elektrizität müßte und würde gefunden werden, weil die Kräfte in beiden wesentlich dieselben, und weil die Gesetze ihrer Wirksamkeit so nahe und innig verwandt seyen. Dieselbe Stimme, welche Columbus zuführte, nach Amerika gefunden werden müsste, hat auch schon früh in Örsted's Brust gerufen. Auch auf ihn können Schiller's Worte angewendet werden:

> Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
> Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß;

denn seine große Entdeckung war schon in seinem ahnenden Genie vorhanden, ehe er sie ergriff und den Augen der Welt faktisch darstellte. Was er schon früh im Geiste gesehen, wurde zur anerkannten Wirklichkeit in seinen Händen. Aber dieses geistige Sehen ging wieder mit den übrigen Geistesblicken zusammen, welche ihn sein ganzes Leben hindurch geleitet haben, mit der Idee von der Grund-Einheit der Kräfte, der Vernunft, welche er, gleich einem echten wissenschaftlichen Seher, beständig verkündigt hat. So liegt, um wieder zu unserem früheren Bilde zurückzukehren, auch dieses Mannes Leben vor unseren Augen wie eine große Klangfuge da, worin alle die mannigfaltigen Theile, all seine reiche Forschung, alle seine vielen Erfahrungen sich harmonisch um einen bedeutungsvollen Mittelpunkt geordnet haben, und worin, wenn gleich nichts Einzelnes verstimmt worden, doch alles Stückwerk verschwunden ist.

Nord-Amerika.

Ein Amerikaner über England und die Engländer.

Wir haben unseren Lesern neulich (Nr. 41 des Magazins) einige Auszüge aus Emerson's Repräsentative Men mitgetheilt, einem Werke, das durch seine originellen, oftmals häufig sehr paradoxen Ansichten und Behauptungen, sowohl im Vaterlande des Verfassers als auch in England, Aufsehen erregt hat. Amerikanische Blätter geben jetzt eine von Emerson am 22. Januar d. J. in Newyork gehaltene Vorlesung über England, die, wie Alles, was von diesem geistvollen Denker herrührt, sich durch neue Anschauungen und ferner, mitunter aus Barocke streifende Ausdrucksweise bemerklich macht. Ihr Inhalt ist ungefähr folgender:

„Vor anderthalb Jahren", sagte der Redner, „bin ich von meiner zweiten Reise nach England heimgekehrt, und die Frage, die ich unzweifelhaft beantworten will, ist: warum England — England sey. Als ich in Liverpool landete, sieh mir Alles auf als vortrefflich und vollkommen in seiner Art. Ueberall ward das Auge von dem Anblick der höchsten Kultur getroffen. Ich war, das fühlte ich, im Reiche und in der wahren Heimat des gesunden Verstandes angekommen. Die Felder und Gärten haben ein so nettes und sauberes Ansehen, daß sie eher mit dem Pinsel gemalt, als mit dem Pfluge bearbeitet zu seyn scheinen. Man reiß dreimal so schnell, dreimal so leicht und dreimal so bequem als in Amerika. Ueber Seröme und Schluchten und durch drei Meilen lange Tunnels wird man mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel von Ort zu Ort getragen. Man ist von Allem umringt, was Comfort und Luxus darbieten kann; für alle materiellen Bedürfnisse wird in höchster Vollendung gesorgt. Lehrer aller Arten stehen und zu Gebote. Herschell und Faraday unterrichten für uns, Stephenson baut die Lokomotive, die uns von dannen führt, Wheatstone den Telegraphen, der unsere Gedanken in entfernte Räume trägt, Macready spielt für uns, die Times bringt die Neuigkeiten aus Klärschereien der ganzen Welt, und Soyer kocht. In London wird ein einfacher Bürger für wenige Schillinge wie ein Monarch bedient und mit einer behaglichkeit und Solidität umgeben, wie sie alle Monarchen in der Welt nicht erkaufen können.

„Wenn ein Amerikaner den Fuß zum erstenmal auf englischen Boden setzt, so glaubt er sich nach einer langen vergessenen Heimat zurückgekehrt. Die Bilder seiner Kindheit stellen sich ihm hier in der Wirklichkeit dar. Er sieht die nämlichen rothbäckigen, korpulenten, wohlwollenden, grobsinnlichen Engländer, deren Portraits er zuhause auf den Ziegeln des Kamins findet hat. Er findet sich wieder unter seinen Freunden, und seine Onkeln, Tanten, Vettern und Großväter sind da, um ihn willkommen zu heißen. Der Lastträger, der Kutscher, der Schirrmeister — Alle, die er erblickt, haben das stämmige, kräftige, derbe Aussehen und die gerade, ehrliche Miene, die er an jenen Bildern zu bewundern pflegte.

„Engländ hat Grund, sich seiner hoch kultivirten Bevölkerung zu rühmen. Keine Nation auf Erden kann sich in dieser Hinsicht mit ihm vergleichen. Trotz der gesellschaftlichen Uebelstände, der Armuth, des Verbrechens, giebt es in England eine größere Anzahl vollkommen entwickelter menschlichen Wesen, durchgebildeter Männer, abgerundeter, vollständiger, harmonisch geformter Charakterer, als irgend ein Land in der Welt aufzuweisen hat.

„Wenn wir den Ursachen dieser merkwürdigen Blüthe der Menschheit nachforschen, so müssen wir einen nicht geringen Einfluß dem Klima zuschreiben, das zu seiner Zeit weder so heiß noch so kalt ist, um die Arbeit im Freien zu unterbrechen. Jeder Tag ist ein Werktag. Die Bewegungen des Gewerbslebens werden durch keinen Winter gehemmt. Eine weitre Ursache ist der gute Stamm, dem die Bewohner Englands entsprossen sind. Die Kreuzung zwischen Briten und Sachsen war schon eine glückliche, noch mehr aber die mit den kühnen, abenteuerlustigen, unternehmenssten Söhnen Skandinaviens, den Normannen, die ihre besten Säfte in die Adern der Engländer hineingossen. Diese Mischung der Racen hat eine physische Kraft und Vollkommenheit hervorgebracht, die man anderswo vergebens suchen würde. Die Engländer wiegen durchschnittlich mehr, sind ebenmäßiger gebaut, haben eine bessere Gesichtsfarbe und schönere Züge als irgend ein anderes Volk. Man kann dies in allen Klassen, von dem Lord bis zum Lastträger, wahrnehmen. Die Kleidung der Engländer ist bezeichnend für ihren Charakter. Nirgends erblickt man eine solche Mannigfaltigkeit des Kostüms. Ein Jeder kleidet sich, wie es ihm gutdünkt, ohne sich an seinen Nachbar zu kehren. Er wöscht, rakirt und frisirt sich, nicht Anderen, sondern nur sich selbst zu Gefallen. Er mag einen Rock, ein Pferde, einen Shawl oder einen Sattel anlegen und tragen, es wird Niemanden anfechten. Er thut, was er will, nicht was Andere wollen, nur muß er diese nicht verhindern, desgleichen zu thun.

„Der Engländer zeichnet sich durch seinen Muth (pluck) aus. Er ist, wie sein eigener Renner, eben so feurig als ausdauernd. Sie haben Alle Herz — der Herzog von Wellington hat es, die Bischöfe haben es, die Times hat es. Man sieht es dem Engländer an, daß er seine Rechte zu vertheidigen weiß. Er weiß genau, was ihm gebührt, und läßt es sich in keinem Fall nehmen. Bei

allerdem iſt er nicht ſtreitſüchtig, und wenn er auf etwas ſtolz iſt, ſo hat er ein Recht, darauf ſtolz zu ſeyn. Unter den zweihundert jungen Leuten, die in Oxford ſtudiren, iſt ein Duell etwas Unerhörtes. Der Engländer iſt furchtlos, aber nicht zänkiſch; er wünſcht nicht, Andere zu beleidigen, ſondern nur, ſein eigenes Recht zu wahren.

„Mit einer ſo kernhaften Bevölkerung hat England keinen baldigen Verfall zu fürchten. Man hat oft behauptet, daß es mit dem britiſchen Reich auf die Neige geht, allein dieß iſt ein Irrthum; es beſitzt vielmehr alle Elemente des Wachſthums. London wird ſich bald über ganz Middleſex ausdehnen. Die Sammlungen des Britiſchen Muſeums ſind noch nicht geordnet; von dem Katalog der Bibliothek iſt nur der Buchſtabe A fertig. Die Nationalgalerie iſt zu klein, um alle Gemälde zu faſſen. Das Nelſon-Monument iſt erſt eben beendigt, und die neuen Parlamentsgebäude ſehen ihrer Vollendung entgegen, mittlerweil ihren Victoria-Thurm, der vierhundert Fuß hoch in die Luft emporſchießen ſoll. Die Londoner Univerſität nimmt mit eben der reißenden Schnelle zu, wie unſere weſtlichen Kollegien, und, wie in Amerika, wachſen neue Städte aus der Erde."

Nach einigen Bemerkungen über die außerordentlichen Fortſchritte der mechaniſchen Künſte in England — über Naſmyth's Dampfhammer, der ein Ei aufnachen kann, ohne es zu zerbrechen, oder einen Block Eiſen mit einem einzigen Schlage in eine dünne Platte verwandelt, über die Meſſerſchmiede von Rogers, welche Meſſer und Scheeren millionenweiſe von durchgängig egaler Güte verfertigt — kam Emerſon auf den engliſchen Nationalcharakter zu ſprechen. „Jeder Engländer", ſagte er unter Anderm, „iſt in ſeine eigene Atmoſphäre eingehüllt, die man nicht ohne Mühe durchdringen kann. So lange Du ihm nicht vorgeſtellt worden biſt, biſt Du für ihn nicht vorhanden, und ſelbſt dann begegnet er Dir in ziemlich kühler Weiſe; unterreden aber braucht er ſich nicht, wie er Die am beſten bienen kann, und wenn Dir ſeine Thür einmal geöffnet iſt, ſo biſt Du in ſeiner Familie zuhauſe. Was mich betrifft, ſo hat man mich nirgends mit ſolcher Aufmerkſamkeit behandelt. Es iſt immer bezeichnend, daß die Engländer den Fremden gram ſeyen; mag dies auch einſt der Fall geweſen ſeyn, ſo iſt es ein Vorurtheil, welches alle Tage mehr verſchwindet. Nikolaus von Rußland, der größte Despot in Europa, hielt ſich eine Zeitlang in England auf und zeigte ſich öffentlich, ohne vom Publikum ausgezischt zu werden. Der Pole und der Deutſche, der Ungar und der Franzoſe werden mit offenen Armen empfangen, wenn ihr eigenes Vaterland ſie verſtößt. Zehn Millionen werden mit ſeltener Freigebigkeit an Irland verſchenkt. Nie hat man fremde Arbeiter aus England vertrieben, wie in Frankreich nach der Februar-Revolution. Zeugt dieſes Alles von Haß gegen Fremde?

„Im Allgemeinen gehen die höheren Klaſſen in England den Ton an, und auch Kleinigkeiten erlangen hierdurch eine gewiſſe Wichtigkeit. Alles, was getban wird, muß auf die beſte Weiſe gethan werden, was bekanntlich auch die wohlfeilſte iſt. Der engliſche Nationalcharakter gewinnt ſowie ein bewundernswürdiges Gleichgewicht der Eigenſchaften und Laun in ſeiner Schärfe und Kraft mit dem feinſten Stahl verglichen werden. Der ſabbathaſte St. Georg iſt nicht der wahre Repräſentant Englands. Dieſer iſt eher zu ſuchen in dem Geiſtgeber, Gelehrten, Dichter, Mechaniker und Monarchen Alfred — dann in Cromwell und dem weniger bekannten William von Wycham, Biſchof von Winchester, dem Erbauer des Schloſſes Windſor, der zu ſeiner Zeit alle Mißbräuche bekämpfte und alles Gute förderte. Er war es, der in Winchester eine Schule und in Oxford ein Kollegium für ſechzig Studirende auf ewige Zeiten ſtiftete und in der Nähe von Winchester eine Anſtalt gründete, in der ein Jeder, welcher darum anſprecht, auf ewige Zeiten mit einem Maße Bier und einer hinlänglichen Portion Brod traktirt werden ſollte. Als ich in der Gegend war, fiel es mir ein, den Kredit des guten Biſchofs auf die Probe zu ſtellen; ich klopfte an die Thür, brachte meine Bitte an und erhielt das feſtgeſetzte Maß Bier und Quantum Brod, obgleich der Geber ſchon ſeit Jahrhunderten todt war!"

Im Schluſſe ſeiner Vorleſung, von der wir hier nur eine Skizze mitgetheilt haben, äußerte der Redner ſich dahin, daß England an geiſtiger Macht verloren, was es an materiellen Erfolgen gewonnen habe, daß alle idealen Tendenzen ihm fremd ſeyen, und daß Wordsworth und Coleridge in Amerika mehr geſchätzt würden, als in ihrem Vaterlande. Wir erlauben uns hiergegen nur zu bemerken, daß Letztere allerdings ihrem Verdienſte nach gewürdigt, obwohl nicht vergöttert werden, und daß der Beifall, den die Schriften des Herrn Emerſon ſelbſt in England gefunden, einen Beweis liefert, daß der Idealismus auch dort nicht ganz ohne Anklang bleibt, ſo ſehr man im Allgemeinen das Gebiet der praktiſchen Wirklichkeit den vorherhaften Regionen des Abſtrakten vorzieht.

Mannigfaltiges.

— Daniel Webſter im amerikaniſchen Senat. Unſer voriges Blatt enthielt einen Auszug aus einer Rede dieſes berühmten amerikaniſchen Staatsmanns, und wird es unſeren Leſern vielleicht angenehm ſeyn, einige Details über die Perſönlichkeit des Redners zu erfahren. „Durch die Höflichkeit eines Senators" — ſo ſchreibt ein Korreſpondent an den Redacteur des New York Commercial — „wurde es mir vergönnt, Herrn Webſter gerade gegenüber zu ſtehen. Ich habe daher jedes Wort gehört, jede ſeiner Bewegungen und jeden ſeiner Blicke beobachtet. Sowohl im Vortrag, wie auch vielleicht im Stoff, übertraf er ſich ſelbſt. Gluͤhende Beredtſamkeit, wie man ſie zuweilen nach einem Diner hört, war hier nicht an der Zeit, daher wurde auch keine ſolche angewandt. Es war auch nicht eine politiſche Anſprache, das Reſultat Jahr auf Jahr aufzuregen oder ihm Beifall zu entlocken. Es war keine von den Gelegenheiten, wo wie Bonmots, klaſſiſche Anſpielungen oder ſonſtige Blumen der Rede erwarten. Nein, es war ein ernſter Augenblick. Er ſtand vor den Senat der Vereinigten Staaten, und unbekümmert darum, was er eigentlich iſt, behandelte er ihn ſo, als ob er wäre, was er ſeyn ſollte. Die Frage, welche vorlag, war nichts weiter und nichts weniger, als die: „Soll die Union aufgelöſt werden oder nicht?" Iſt wohl je in unſerer Zeit eine wichtigere verhandelt worden? Gewiß nicht, und der Himmel gewähre, daß ſie nie wieder aufgeſtellt werde. Er ſprach drei Stunden lang. Das Außerordentliche dabei war, daß er nie auf ſeine Noten ſah, außer um Abſchnitten von Geſchäften und Auszüge aus ſeinen früheren Reden daraus zu entnehmen. Dirte übergab er dann ſeinem nächſten Nachbar, den Herrn Green, und bat ihn, ſie vorzuleſen. Er verſetzte nie einen Satz, d. h. er machte keinen Verſuch, die Phraſeologie, in die er einen Gedanken eingekleidet hatte, umzuändern, ſondern ſeine Rede floß dahin, wie der Miſſiſſippi ſich aus ſeinen Quellen ergießt, an Breite und Tiefe zunehmend, bis er im Ocean ſeinen Lauf beendigt. — Ich wußte zufällig, daß er beabſichtigt hatte, ſeine Rede über zwei Sitzungen auszudehnen. Er hatte nämlich gerechnet, daß er, dem Geſchäftsgange gemäß, nicht viel vor zwei Uhr anfangen würde; dann wollte er bis zur gewöhnlichen Vertagungsſtunde des Senats fortfahren und den folgenden Morgen ſchließen. Er hatte ſeine Noten auf einem halben Briefbogen vorbereitet; dieſe wurde er benutzt und mehrere andere Gegenſtände beſprochen haben; doch Herr Webſter trat zurück, und nun beſtieg Herr Webſter, ſeine Rede zu abkürzen, da er ſie nach denſelben Morgen zum Schluß bringen könne. Daher denn kam es, daß er ſeinen Notengang beibehielt legte und eine gänzlich freie Rede hielt, länger, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würde, und abſichtlich alles Schmuckes entbehrend.

„Er ſprach langſam und ſehr vernehmlich. Seine Stimme war in Ganzen laut genug, um in allen Theilen des Saales deutlich gehört zu werden, und erhob ſich nur zuweilen zu einer Höhe, welche Anſtrengung verrieth. Gegen den Schluß wurde er etwas warm, und der Senat gab zu erkennen, daß er die Kraft ſeiner Aeußerung fühle. Als er jedoch zu dem Gedanken an die Auflöſung der Union durch friedliche Trennung kam, glühten ſeine Augen wie Feuer, und ſeine Gebehrdung bezeugte die Stärke ſeiner patriotiſchen Gefinnungen. Seine ganze Haltung war hier bereder, als Alles, was er hätte vorbringen können. Nicht ein Laut — auch nicht der leiſeſte — unterbrach das Stillſchweigen zwiſchen ſeinen Perioden. Er ſtand aufrecht, ſeine funkelnden Augen auf Herrn Calhoun geheftet, auf den jetzt Aller Blicke gerichtet waren und dem Jedermann verſtohlene Lippen auf einmal trophoten. Ich würde ein treues Gemälde von dem Senat, in dem Augenblick aufgenommen, ſtundenlang anſchauen und ſtudiren können. Ein erhabenerer Tableau vivant erwarte ich niemals zu ſehen.

„Da war beſonders eine Stelle, die vorgeſchlagene ſüdliche Convention betreffend, welche die Verehrer Andrew Jackſon's, der „beim Ewigen" geſchworen, „dieſe Union muß und ſoll erhalten werden", und der jetzt in ſeinem Grabe zu Naſhville ruht, tief ergriff.

„„Ich glaube", ſagte Herr Webſter, „wenn die Convention überhaupt zuſammenkömmt, ſo wird es zu dieſem Zwecke ſeyn; denn gewiß, wenn ſie ſich zu einem der Union feindſeligen Verſammeln, ſo hat ſie einen höchſt unpaſſenden Ort gewählt. Ich erinnere mich, daß, als dem Frieden zu Amiens der Vertrag zwiſchen Frankreich und England geſchloſſen war, ein ernſter alter Engländer zum Redner, welcher die Friedensbedingungen nicht leſen mochte, da er ſie ſchimpflich für England hielt, ſich im Unterhauſe zahin ausdrückte, daß, wenn König Wilhelm Kenntniß von denſelben hätte, er ſich im Sarge umdrehen würde. Laſſen Sie mich dieſe Aeußerung mit ihrem ganzen Nachdruck und in ihrer ganzen Kraft Ihnen empfehlen, der ſich zu Naſhville einfinden wird, um über den Gedanken Andrew Jackſon's Mißvergnügen zu treffen, welche den Umfturz der Union dieſes Landes bezwecken ſollen."

„Die Wirkung, welche dieſe Worte auf die Zuhörer hatte, war nur der einen elektriſchen Erſchütterung ähnlich. Er brendete ſeine Rede, indem er des Dichters Beſchreibung vom Schilde des Achilles anführte, und ſetzte ſo mehrere. Ein enthuſiaſtiſcher Ausbruch von Beifallklatſchen folgte hierauf, obſchon die entzückte Menge ſich in der Gegenwart des Senats beſann.

„Die Senatoren traten aus allen Theilen des Saales heran, faßten ihn bei der Hand, machten ihm ein Kompliment und gratulirten dem Lande.

„Herr Benton ſagte ihm, ſeine Rede würde mehr dazu beitragen, die gefährliche Aufregung zu dämpfen und den Gedanken an Entzweiung für immer zu vernichten, als alle die Pläne zum Vergleich, welche von irgend einer Gegend den Vereinigten Staaten vorgeſchlagen worden wären und noch vorgeſchlagen werden könnten. Aehnliche Sprache wurde aus allen Gegenden, aus Oſt und Weſt, aus Nord und Süd, an ihn gerichtet.

„Sir Henry L. Bulwer ergriff ebenfalls ſeine Hand und ſagte: „Mein Herr, dies war eines der vollendetſten Muſter der Beredtſamkeit, welches ich je gehört habe, und würde jedem Staatsmann der Welt zur Ehre gereichen.""

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. Einzelne Stücke 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 53), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 51. Berlin, Sonnabend den 27. April 1850.

England.

Das englische Straf- und Deportationssystem.*)

Die Anwendung der verschiedenen Strafformen hatte bisher nicht den gewünschten Erfolg, weil hierbei auf den Wiedereintritt bereits bestrafter Verbrecher das Leben keine Rücksicht genommen worden war. Mehr beachtet dies die englische Regierung in dem Systeme, das sie bei den Deportirten anwendet, indem sie die Besserung des Verbrechers mit dessen Bestrafung zu verbinden sucht. Die einzelnen Abstufungen dieses Verfahrens sind: 1) die Einzelhaft, 2) die Zwangsarbeit, 3) die Deportation nach einer entfernten Kolonie, 4) das Auflegen gewisser Beschränkungen in dieser Kolonie.

Ehe wir hierauf genauer eingehen, wollen wir zunächst den Unterschied zwischen dem Absonderungs- und dem Absperrungssystem feststellen. Beide suchen dem verderblichen Einflusse, den die Verbrecher auf einander ausüben, dadurch zu begegnen, daß sie jedem Gefangenen eine besondere Zelle anweisen; während aber das Absperrungssystem dem Schuldigen jeden Verkehr, ja, sogar jede Beschäftigung verbietet, hindert jenes nur die Gemeinschaft der Verurtheilten unter einander, sucht jedoch durch Geistliche und durch Lehrer der verschiedenen Handwerke den Sinn für Religion und Arbeit zu wecken. Dieses Verfahren hat auch wohl über das erstere, welches man noch durch das Schweigesystem schärfte, den Sieg davongetragen. Leider zählt jedoch die Vertheilung der Verbrecher nach gewissen Klassen, ohne strenge Absonderung der einzelnen Individuen, nicht sowohl wegen der anerkannten Vortrefflichkeit, als vielmehr wegen der Wohlfeilheit, viele Anhänger in England. Hierzu kömmt eine gewisse Pietät; als man nämlich vor etwa dreißig Jahren zum erstenmale auf die vielen Uebelstände in den Gefängnissen aufmerksam wurde, lieferte dieses Verfahren allerdings für den Augenblick erfreuliche Resultate; nunmehr zeigt es sich aber unzureichend. Was sollte denn hierbei maßgebend seyn, wenn wir die einfache Trennung nach den Geschlechtern beiseitelassen? Ueber das Urtheil des Richters, noch das begangene Verbrechen kann und hier leiten; denn wer wollte leugnen, daß ein Schuldiger, der seines Urtheils harrt, weit verderblicher auf die Mitgefangenen wirken kann, als ein des Mordes Ueberführter! So lange wir also hierfür kein Kriterium haben, so lange wird eine Klassifizirung erfolglos seyn.

Das Absonderungssystem verhindert einerseits die gegenseitige Demoralisation, eine unausbleibliche Folge des steten Verkehrs der Verurtheilten unter einander und läßt eine strenge Disziplin zu, ohne daß man durch allzu häufige Strafen die Gemüther erbittern dürfte, andererseits setzt es und aber in den Stand, den Unterricht in der Religion und den einzelnen Handwerken an die Gefangenen zu ertheilen. Dabei ist die Einsamkeit, welche mit diesem Systeme verbunden ist, ein Gegenstand des Schreckens für die Verbrecher.

Wir wollen jetzt einige Einwürfe widerlegen, die man gewöhnlich gegen dieses System erhebt. Einige sagen wohl, daß ja hierdurch der Gefangene noch nicht gebessert werde. Dies ist allerdings wahr; aber von welchem anderen Systeme ließe sich nicht dasselbe sagen? Jedenfalls trägt das Absonderungssystem viel, mehr als jedes andere, dazu bei, da es die Verbrecher, wie wir bereits oben angegeben, für ein besseres Leben zu gewinnen sucht.

Ferner wendet man ein, daß die nach diesem Systeme Behandelten besser daran wären, als manche arme, aber ehrliche Arbeiter, der beständig mit Mangel und Entbehrungen zu kämpfen hätte: trotzdem klagen die Gegner, inkonsequent genug, dieses Verfahren einer zu großen Strenge an, welche zugleich den Körper wie den Geist zerrüttete. Was den ersten Vorwurf betrifft, so ist das vermeintliche Wohlbefinden durchaus nöthig, damit der Gefangene überhaupt seine Strafe aushalten kann; erst lange und sorgfältige Versuche haben das jetzt geltende Regiement festgestellt. — Wir geben nun auf den andern ein und bemerken, daß skrophulöse Ausschläge, Schwindsucht und Wahnsinn die vorzüglichsten Krankheiten in Pentonville wie in den anderen Gefängnissen sind. Wenn man die statistischen Berichte liest, so ist Pentonville freilich im Vortheil, aber man darf auch nicht außer Acht lassen, daß für dieses Gefängniß nur die gesundesten Verbrecher ausgewählt werden, und daß man hier die größte Sorgfalt anwendet. So glaubte man, der feine Staub könnte der Schwindsucht Vorschub leisten; man traf hiergegen die nöthigen Maßregeln, und nicht ohne Erfolg: im Jahre 1847 starben von 100 nur 14 an diesem Uebel und im Jahre 1848 nur 13.

*) Aus der Revue [illegible].

Allerdings schwächt eine lange einsame Haft den Geist; aber ein eingewurzeltes Uebel verlangt energische Heilung und weicht nicht vor mildern Mitteln. Die Einzelhaft bändigt die wildesten und rohesten Gemüther. Freilich ladet man durch ihre Anwendung eine große Verantwortlichkeit auf sich, und man muß sie nur mit großer Vorsicht verhängen; allein wir können hoffen, daß bald durch die Erfahrung festgestellt seyn wird, auf wie lange Zeit der Mensch, ohne Nachtheil für Körper und Geist, diese Strafe ertragen kann. Bis jetzt konnten sie die Meisten während 18 Monate, zwar ohne Gefahr für ihre geistigen Anlagen, aber mit Verlust der physischen Kräfte aushalten: eine Besserung nahm man indeß erst nach 11 Jahr wahr. Die Behörden haben jedoch festgesetzt, daß die Dauer dieser Haft nur in den seltensten Fällen ein Jahr überschreiten soll. Wir fehen also, daß unter allen Systemen dieses am geeignetsten ist, eine nachhaltige Besserung der Gefangenen anzubahnen.

Nur in Betreff der Kosten steht es dem Klassifizirungssystem nach. Bedenkt man aber, daß nichts so kostspielig ist, als das Verbrechen, und daß nichts so verderblich, als ein Gefängniß, in welchem die Verbrecher selbst nach bestimmten Kategorieen vereinigt sind, so wird man doch dem Absonderungssysteme den Vorzug geben müssen. Die jährlichen Kosten für einen Zellengefangenen betragen, den Bau für die Zelle eingerechnet; zwischen 133 und 233 Thlr., während ein gewöhnliches Gefängniß für Jeden 120—133 Thlr. in einem Jahre ausgiebt. Vergleichen wir hiermit einige annähernde Berichte über veräbte Diebstähle. Die Kosten aller 500 Gefangenen Pentonville's belaufen sich auf 10,000 Pfd. Sterl. jährlich, und dies ist oft das Ergebniß Eines Diebstahles. Der Stadtrath von Liverpool schätzt den Werth der im Jahre 1836 entwendeten Gegenstände auf 700,000 Pfd. Sterl. Nun sind in England und Wales etwa 40,000 Diebe; in den Gefängnissen sind etwa 12,000—20,000; ein solcher Mensch kann wenigstens sechs Jahre ungestraft sein Handwerk treiben und während dieser Zeit auf Unkosten der Gesellschaft im Ueberfluß leben: aus Allem geht hervor, daß die Besserung eines Verbrechers niemals zu kostspielig ist, und daß man jedenfalls das System befürworten muß, welches dies am meisten gewährleistet.

Diejenigen aber, die an eine Besserung von Verbrechern nicht glauben, wollen wir nicht mit langen Reden über die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe ermüden, sondern ihnen den trockenen Bericht des Herrn Wright entgegenhalten, der neun Jahre hindurch die Zuchthäuser zu Salford und Manchester besuchte und auf die Aufforderung einer Kommission des Oberhauses erklärte: „er glaube, daß von zwanzig Verurtheilten kaum sechs sich wieder dem Laster in die Arme werfen würden, wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, mit ihnen freundlich zu sprechen, ihnen gute Rathschläge zu ertheilen, ihnen Beschäftigung zu verschaffen und überhaupt eine Zeitlang für ihren Unterhalt zu sorgen."

Dies muß man beherzigen, wenn man eine im Gefängniß angebahnte Besserung vollenden will. Daß übrigens die wahrhafte Sinnesänderung eines Verbrechers keine Unmöglichkeit sey, beweiß folgender Bericht über die Gefangenen zu Pentonville, der einen Zeitraum von zwei Jahren umfaßt:

	1846.	1847.
Todes-, Krankheits- und andere Fälle	12 .	17
Beziehungsweise nach Port-Phillip geschickt	349 .	173
Wegen ihrer nur mittelmäßigen Aufführung nach Millbank	17 .	4
Als unverbesserlich auf die Pontons und nach Millbank	8 .	6
Im Ganzen aus Pentonville entlassen	386 .	200.

Also unter 586 Individuen nur 14 unverbesserliche!

Die Aufführung der Deportirten während der Fahrt und auch nach der Landung war in jeder Beziehung gut. Am 10. Mai 1846 schrieb der Regierungs-Kommissarius von Port-Phillip an Lord Grey, „er hoffe, man werde sie zu guten und nützlichen Kolonisten machen können", und die Bewohner des westlichen Australiens haben sogar erst vor kurzem um eine ähnliche Sendung gebeten.

Bei manchen verhärteten Missethätern würde indessen eine einjährige Haft, wie streng sie auch immer seyn mag, nicht genügen, um den Verbrecher einzuschüchtern oder an seiner Besserung zu arbeiten: deshalb wird er während der übrigen Zeit, zu der ihn der Richterspruch verurtheilt, zur Zwangsarbeit angehalten. Hier zeigt es sich dann, inwiefern er den guten, in der Zelle gefaßten Vorsätzen auch in der Gemeinschaft mit Anderen treu bleiben wird: man muß ihn deshalb Versuchungen aussetzen, die zwar stark genug sind, seine Gefühle zu prüfen, aber nicht, sie gänzlich zu vernichten. Außerdem hat diese gemeinsame Zwangsarbeit noch den Vortheil, daß man mit dem Ertrag die laufenden Kosten bestreiten kann. Wenn nun die Disziplin aufrechterhalten wird, und diese steht in der Hand der Direktoren, so bleiben auch andere

gute Folgen nicht lange aus; so hat z. B. in Van-Diemensland die militairische Besatzung von 1400 Mann auf 650 reducirt werden können.

Freilich liefern die Resultate der gemeinsamen Arbeit auf den Pontons noch nicht Erfreuliches; aber auch hier dürfte wohl die Zeit nicht fern seyn, in der man diese schwimmenden Gefängnisse aufgeben und die Verurtheilten in massiven Gebäuden auf dem Lande unterbringen wird, wie dies bereits zu Portland geschehen ist.

Wir haben die Uebelstände der Pontons bereits früher*) berührt und wollen uns begnügen, darauf zu verweisen.

Jedoch muß man den Verurtheilten irgend eine Entschädigung für ihre Arbeit geben, um ihren Eifer anzuhalten, wenn man sie nicht durch allzu häufige Bestrafungen erbittern will. Eine solche Belohnung muß wo möglich einen unmittelbaren Genuß mit einem zukünftigen Vortheil verbinden. Deshalb führt man ein bestimmtes Tagewerk ein; wenn nun der Gefangene während der Arbeitszeit mehr verrichtet, als ihm aufgegeben worden, so wird ihm dies in der Weise angerechnet, daß er für einen Theil Bezahlung erhält und dies auf Zucker, Taback und ähnliche Genüsse verwenden darf, um ihn anderen Theil aber seine Strafzeit verringert wird. Diese Reform war von unglaublichem Einfluß auf die Führung und die Thätigkeit der Verurtheilten; dies bestätigen die Berichte der einzelnen Inspektoren.

Der religiöse Unterricht versteht nur deshalb oft seinen Zweck, weil er oft weder zur rechten Zeit, noch von den geeigneten Personen, noch endlich in der rechten Weise ertheilt wird. Manche glauben, mit einem jeden Sonntag abgehaltenen Gottesdienst genug gethan zu haben, und halten, weil dieser nicht den erwünschten Erfolg zeigt, jede Einwirkung von Seiten der Religion für unmöglich, vergessen aber, daß dies kein Unterricht genannt werden kann. „In einigen Gefängnissen", sagt der Capitain O'Brien (im 14ten Bericht der Gefängnißaufseher), „findet nur ein formeller Gottesdienst statt, bei dem weder die heilige Schrift erläutert, noch überhaupt eine Erklärung der gewöhnlichen biblischen Ausdrücke vorgenommen wird. Männer und Frauen, die sonst nie eine Kirche besucht und die Wahrheiten des Evangeliums durchaus nicht kennen, verlassen die Kapelle, ohne daß sie guten Lehren, die sie vielleicht gehört, von ihnen gefaßt worden sind." Die Unwissenheit dieser Menschen im Gebiete der Religion ist kaum glaublich, aber nichtsdestoweniger leider wahr. Durch tüchtige und fähige Männer muß man diesem Uebel zu steuern suchen, wenn man die Verirrten wirklich auf den rechten Weg führen will.

(Schluß folgt.)

Punchiana.**)

10.

Das besprochenste aller Themata ist dermalen Protection und Freihandel. In jeder Nummer kömmt Punch darauf, in Prosa und in Versen, Scherz und Ernst, Karikatur und Wortspiel, persönlichen Neckereien und politischer Persiflage. Auf einem der beiden Bilder mit der Unterschrift: „Protectionskniff" (dodge) tritt ein tannenlanger Gutsbesitzer auf, erzählt wimmernd und stotternd, wie er und das Land durch Freetraders Sir Robert Peel und Mr. Cobden ruinirt sey, und steht schließlich seine lieben Freunde an, den armen Landeigenthümern noch ein klein wenig „Protection" zu erhalten. Ein andermal liegt ein kolossal feistes Individuum, den Hut neben sich, die Hände gefaltet, den wehmüthigsten Ausdruck im Gesicht, auf den Knieen und betteit um das Laib Brod, welches so eben der Bäcker aus dem Ofen oder ein Handwerksmann vom Bäcker bringt. „Ich sterbe Hungers und schutzlos" (unprotected), erinnert er. In der Unterschrift heißt es: „Schamlose Bettelei". Daß die Nahmädchen sich entschlossen haben, in allgemeiner Auswanderung eine bessere Heimat zu suchen, davon mißt Herr Jenkins die Schuld gleichfalls dem Mangel an Protection bei. „Erst sein sich", sagt er, „Ehefrauen, Schwestern, Basen und alle Welt ins Handwerk mengen, haben jene armen Schutzlosen nicht Brod, noch Arbeit mehr. Das die Folgen Eures Freihandels." Auf einem ferneren Bilde steht Dame „Agrikultur" mit ausstoßlem Gesicht zwischen den zwei gleichfalls personifizirten Antipoden, die nichts unversucht lassen, ihr System als das alleinseligmachende zu empfehlen. Aus der wohlbeleibten Dame wird in Nr. 449 ein allerliebstes junges Dämchen, in ländlicher Tracht und kurz geschürzt, mit Sandalen an den Füßen, behändertem Bäuchen, das nur den Scheitel deckt, verschämt gesenktem Blicke und den Zeigefinger unter dem Mäulchen; neben dem holden Kinde verschiedene Attribute der Landwirthschaft. Bei der Rechten hält es Herr Cobden, der Freihandelsmann — auch er hat sein Attribut: auf naher See einen Kauffahrer mit vollen Segeln — lächelnd und seines Sieges gewiß. Dies ist nun unverkennbar eine Liebeserklärung, wenn es auch nicht Mr. Punch verriete, der als Genius mit einer Rosengurlande über der Gruppe schwebt, nicht die untergesetzten Verse verriethen, worin Herr Cobden, seine Passion erklärend, Frieden und Fülle verheißt und, erwiedernd, das schöne Kind sein Jawort giebt und der „kalten Protection" zu entsagen gelobt. Zwischen Beiden, unmittelbar unter dem Genius, steht eine Art Opferaltar, woran ein vom Liebespfeil durchbohrter — Schinken oder Schöpskeule. Das Bild führt die Ueberschrift: „Des Freihändlers Valentine", d. h. Liebchen, mit Bezug auf St. Valentin, an dessen schon seit der Normannenzeit gefeiertem Namenstag (14. Februar) sich Liebende (meist aus der unteren Klasse) Geschenke und Liebesbriefe zuschicken oder zärtliche Gedichte widmen. Wer am Valentinstag ein Liebchen gefunden hat, nennt dasselbe seine Valentine, wie in unserem Bilde Mr. Cobden, oder auch umgekehrt ihren Beiten, wie eben da Mis Agrikultur in den Schlußworten: „Du sollst seyn mein Valentin; Rindfleisch, Bier und Hammelfleisch sende ich meinem treuen Valentin."

11.

In Nr. 450 nimmt Lord John Russell den Kolonieen das Maul. Er ist also ein Schneider, und seine Firma heißt: Russell u. Comp., Kleidermacher und Ausflatter (outfitters). Ausflattirt sind bereits der Inflasse vom Cap der guten Hoffnung, der Mann von Mauritius, Van-Diemensland, der Neuseeländer u. a. mehr, jeder in seiner Heimatstracht und durch sein Portrait die interessante Racen-Abstammung verrathend, worüber sich Carus (auch in diesen Blättern) so lehrreich verbreitet. Einige betrehen sich im Spiegel, andere werden von den Gesellen noch etwas zugestutzt. Aber die Hauptpersonen sind Lord John selbst und ein Australier, dem er so eben das Maß nimmt. Wohl bedarf der Australier ein neu Habit; denn er ist dergestalt über alle Analogie hinausgewachsen, daß ihm die bisherigen Pantalons fast nur noch bis ans Knie, die Aermel nur bis zum Ellenbogen reichen.

12.

Zur Zeit der Blutgerichte in Ungarn war Punch außer sich vor Entsetzen und Entrüstung. Haynau war ein tägliches Steichblatt, Tiger und Tigerissimo das gangbarste seiner Epitheta. Auch der junge Kaiser bekam gallbitter Pillen zu verschlucken. Dabei aber verschloß der unparteiische Satiriker die Augen keineswegs gegen anderer Leute Unthaten. Im Hinblick auf die zahllosen Auszeichnungen und Orden, womit neuerdings Haynau und Radetzky behängt wurden, sagte er: „Englands Minister fangen nachgerade an, dieses Kontinentalsystem zu kopiren. Den Lord-Oberkommissär der Jonischen Inseln machten sie zum Ritter des Bathordens. Doch wohl nur, um Sir Henry Ward mit solcher Beehrung zu brandmarken? Die Cephalonier rufen: unser Staathalter war zuvor schlecht genug; was haben wir jetzt zu erwarten, nachdem wir ihn für seine Abscheulichkeiten belohnt (rewarded) sehen?" — Auf seinen Gegenstand kömmt Punch in Nr. 454 zurück. Da heißt es unter der Ueberschrift: „A match for Haynau" (Haynau und seinesgleichen): „Nach Angabe der Times wurden einundzwanzig Personen standrechtlich gehenkt oder erschossen und dreiundsiebzig ausgepeitscht. Wo und von wem? In Ungarn? Eine neue Heldenthat Haynau's? Nein doch. In Cephalonia, unter britischer Autorität, nach Mr. Ward's eigenem Berichte, fanden diese soldatischen Exekutionen statt. Die neunschwänzige Katze wurde eigens zum Auspeitschen von Sir William Parker's Flaggenschiff erbeten. Die Bevölkerung von Cephalonia wird von der Times zu 70,000 angegeben, die Zahl der Todesvollstreckungen in Ungarn zu vierundfunfzig. Offenbar ist zwischen Haynau und seinen britischen Nebenbuhler ein wahlverwandtschaftliches Band. Die einundzwanzig Schlachtopfer auf Cephalonia überbieten die vierundfunfzig in Ungarn; aber Haynau hat das voraus, daß er auch Weiber ins Schuldbuch schreibt (scores). Haynau ist vielleicht mehr durch und durch Peitschenmann; aber die Frage ist doch, ob er nicht hinter unserem Landsmann zurückbleibt."

13.

„Die griechische Difficultät" führt das Hauptbild in Nr. 454 zur Unterschrift. Zur Rechten steht man einen henkenden Knaben in griechischer Tracht und Fez, einen Reifen in der Hand. Ja, er hault, daß es Steine erbarmen möchte. Zur linken sieht eine martialische Gestalt in Uniform und bedecktem Haupteb. Darüber liest man „Parker". Gewaltet man aber die Tagen und den Schweif und vollends das kazenartige Antlitz unter dem Admiralshut, so erkennt man die Bestie Leopard. Mitten zwischen beiden steht, Master Punch und ruft der Bestie zu: „warum packt Ihr nicht Einen von Eurem Kaliber (size)?"

14.

Unter den Individuen, welche Punch, wie man sagt, auf dem Strichе hat, nimmt auch der tapfere Oberst Sibthorp eine Stelle ein. So in einer der jüngsten Nummern dreimal. Das eine Mal im Bilde, wie es sprontstreichs der Parlamentssitzung enteilt, mit der Unterschrift: „Sibthorp hat kein Vertrauen zu irgend einer Partei." Weit ausholstreibt der rechte Fuß — den Regenschirm trägt er unter dem Arm, die linke Hand in der Hosentasche — die weiten weißen Pantalons reichen nur bis zu den Knöcheln und schlottern um die Beine — Rockschöße und sogar die Lorgnette hat der Sturm seiner Eile weit in die Lüfte zurückgeweht, aber der weiße Bul sitzt schieflings — das Gesicht ist so ganz vom Vatermörder umschnürt, daß nur ein Auge sichtbar bleibt, aber auch dieses sieht man die Past zu, womit Ehren-Sibthorp aus dieser Atmosphäre von Aufsichnderei und Schelmerei (humbug and roguery) zu entkommen strebt. — Ein anderes Mal läßt sich Sibthorp sehr heftig gegen Mr. Ewart's Antrag aus, Volksbildiothekеn anzulegen. Er liebe, erklärt er, Lesen durchaus nicht und habe es gehaßt, als er in Oxford war. Punch fährt fort: „Ein spanischer Autor erzählt eine seltsame Geschichte von einem Cyopherin, Namens Martin, außerordentlich fromm, aber ein unverbesserlicher Dummkopf. Vergebens machte dieser sich den Kopf weiß mit Studiren, bis ihm der heil. Isidor im Traum erschien und ihm ein Buch zu verschlingen gab. Darauf erwachte Martin als ein gelehrter Mann und schrieb das reinste Latein." — „Wie viel hätte die Welt gewonnen", schließt Punch, „wenn Sankt Isidor dem tapferen Oberst so einen Besuch gemacht hätte, als er in Oxford war!"

15.

Kein Engländer, meint Punch, stirbt gerade arm, denn er hinterläßt seinen Kindern seinen Antheil an der Nationalschuld.

Digitized by Google

*) Bgl. Nr. 123 des Magazins (v. rer. J.).

**) Bgl. Nr. 34, 39 und 47 des Magazins.

Frankreich.

Nicolas Poussin.

(Schluß.)

Poussin langte in den letzten Tagen des Jahres 1640 in Paris an und wurde mit großer Auszeichnung empfangen. Er ging sogleich an die Ausführung der ihm gewordenen Aufträge. Es waren dies: Titelblätter für eine Bibel und für einen Virgil, Cartons für die Galerie des Louvre und Entwürfe zu den beiden Gemälden „das Abendmahl“ und „die Wunder des heil. Xaverius“, so wie zu der „Taufe Christi“. Wir bemerken nebenbei noch, daß der König, welcher namentlich für seinen bisherigen Hofmaler Vouet nicht mehr sonderlich günstige Gesinnungen hegte, unserem Poussin in seinem Anstellungsbefehl die oberste und allgemeine Leitung sämmtlicher Arbeiten der Malerei und Ausschmückung in den königlichen Schlössern übertragen hatte.

Poussin verwendete den größten Theil des Jahres 1641 zur Vorbereitung der nöthigen Zeichnungen für die Galerie des Louvre. Unglücklicherweise hatte er wenig Kenntniß davon, daß man oft auch die besten Absichten sehr behutsam ins Werk setzen muß. Im Gefühl seines Auftrages und nicht geneigt, peinliche Rücksicht zu nehmen, ließ er die massiven und geschmacklosen Arbeiten Le Mercier's, des Architekten des Königs, ohne Weiteres herunterschlagen und machte sich diesen einflußreichen Mann zum Feinde. Aehnlich erging es ihm mit dem vlaamändischen Landschaftsmaler Fouquières, welcher die Ansichten der vorzüglichsten Städte Frankreichs zwischen den Fenstern der Galerie, oben an den Verbindungspfeilern, anzubringen hatte, und der alles Andere seinen Arbeiten unterordnen wollte.

Die geheimen Schliche und Ränke Le Mercier's und Vouet's fingen an, Poussin gegen das Ende dieses Jahres zu beunruhigen; sie kommten zwar seine Thätigkeit keineswegs, erfüllten ihn jedoch mit Unwillen und Verdruß. Er hoffte anfangs, durch seinen Fleiß und durch die Ergebnisse seiner Anstrengungen alle Bemühungen seiner Gegner zu Schanden zu machen. Als er jedoch wahrnahm, daß man höheren Orten wirklich niederen Verleumdungen und Verkleinerungen Gehör geschenkt, empfand er die bitterste Reue, in eine Verbindung getreten zu seyn, welche er nicht geradezu abbrechen wollte, die er indeß in ruhiger Weise auflösen zu können verzweifelte.

Er beschloß endlich, Urlaub zu verlangen, um seine Frau, die er in Rom zurückgelassen hatte, zu holen, und reiste im September 1641 ab. Die Unbilden, die er erduldet hatte, schienen ihm den Stoff zu seinem letzten Bilde, welches er in Paris malte, an die Hand gegeben zu haben: es stellt „die Zeit“ dar, wie sie „die Wahrheit mit sich fortnimmt, um sie dem Neide und der Verleumdung zu entziehen.“ Poussin sollte nicht mehr nach Paris zurückkehren; seine Korrespondenz beweist indeß aufs bestimmteste, daß er nur kurze Zeit in Rom zu weilen gedachte, daß es sein Hauptzweck war, seine Frau nach Paris zu bringen, und daß er keineswegs seinen Ruf in dem Ansehen am Pariser Hofe und Anderen irgend eine perfide Absicht verdarg.

Von den Arbeiten, welche Poussin für das Louvre entwarf, haben wir nur noch einige Reihen Zeichnungen, welche das Leben des Herkules vorführen. Die eigentlichen Denkmale, welche Poussin bei seinem kurzen Aufenthalte in Paris der Nachwelt hinterließ, sind die drei oben schon genannten Gemälde: „die Taufe“, „das Abendmahl“ und „der heilige Xaverius“, von welchen das letztere unstreitig das bedeutendste genannt werden muß.

Die Abreise Poussin's mochte wahrscheinlich nur zwei Menschen mit aufrichtigem Bedauern erfüllen, nämlich Philipp de Champagne und Lesueur. Ersteren kannte Poussin schon zur Zeit seines früheren zweijährigen Aufenthalts in Paris, indem er damals mit ihm eine Zeitlang im Luxembourg beschäftigt gewesen und durch eine innige, auf Aehnlichkeit des Charakters, des Talentes und des Geschmackes gegründete Freundschaft verbunden war. Lesueur (geb. 1617) war weit jünger, als die genannten Beiden. Er hatte Vouet verlassen und sich an Poussin, den er im höchsten Grade verehrte, angeschlossen. Aus Armuth war er verhindert, seinem neuen Meister nach Rom zu folgen; Poussin blieb ihm jedoch wie einem würdigen Schüler jährlich zugethan und hörte nicht auf, ihm von Rom aus mit Rath und That beizustehen.

Für die Kunst war es unstreitig ein großer Nachtheil, daß Poussin gezwungen wurde, Paris zu verlassen. Es ging so für die französische Malerei die letzte Möglichkeit verloren, sich kräftig an die italiänische Tradition des großen Jahrhunderts anzuschließen. Denn es bedurfte offenbar eines Mannes von Poussin's Autorität, um eine Schaar von Künstlern ohne Lehre und ohne Ueberlieferung zu einen, zu ziehen und zu leiten und auf diese Weise eine wahrhaft nationale Schule zu gründen. Nach gegenwärtig beliebter Art haben wir diesen schlimmen Folgen jener unglücklichen Abreise Poussin's, und wir können bemerken, daß sich die besten Künstlertalente zersplittern, indem sie alle möglichen Wege verfolgen und zuletzt dem Zufall preisgegeben bleiben.

Am 6. November 1642 langte Poussin wieder in seinem kleinen Hause auf dem Berge Pincio an, um es nicht wieder zu verlassen. Bald darauf erfuhr er den Tod Richelieu's, sodann den des Königs und zugleich den Rücktritt seines ehemaligen Gönners, des Herrn v. Noyers. Nachrichten, welche ihn mit tiefer Betrübniß erfüllten. Durch diese Vorfälle indeß kam man Poussin's Verhältnisse mit dem französischen Hofe alt in alter Form gelöst betrachten.

Von dieser Rückkehr Poussin's nach Rom, d. h. vom Jahre 1642 an, datiren die Kritiker und Biographen seine sogenannte zweite Manier. Man denke jedoch nicht etwa, es sey in unserem Künstler eine große Umwandlung vorgegangen: Poussin schritt nur in weiterer Konsequenz auf der früher, namentlich in den Gemälden: „das Manna“ und „der Raub der Sabinerinnen“, betretenen Bahn fort; milderte dabei aber seine Zeichnung, ohne indeß die gewohnte Genauigkeit irgend fahren zu lassen. Seine jetzt eben so gut, wie früher, durchdachten Figuren werden lebhafter, die Draperieen gewinnen an Weite und lassen das Nackte gewahren, ohne es zu drängen; endlich flammt die nun fast stets wiederkehrende Einführung bedeutender Landschaften in seine großen historischen Bilder aus dieser Epoche.

Es ist nicht unmöglich, daß die leidenschaftlichen Kritiken, denen Poussini u Paris preisgegeben war, auf die Entwicklung seines Genies einen günstigen Einfluß übten. Entschieden diese Angriffe, wie dies zuweilen gewiß der Fall war, auch gute Gedanken, so verstummte es Poussin sicher nicht, wenn der erste Groll verraucht war, sich dieselben zunutzezumachen. Kurz, wie dem auch sey, die ferneren Leistungen Poussin's unterscheiden sich von den ehedem in Rom und den in Frankreich vollendeten Gemälden, wenn auch nicht ganz und gar, so doch genug, um einem geübten Auge sogleich kenntlich zu seyn. Eines der ersten Werke, welches Poussin nach seiner Rückkehr nach Rom beschäftigte, war die sogenannte kleine „Entzückung des heiligen Paulus“.

Nicht lange nach Richelieu's Tode lud Herr v. Noyers, der durch Mazarin wieder auf seinen Posten berufen worden war, Poussin von neuem ein, nach Paris zu kommen, um die Galerie des Louvre zu vollenden. Poussin fand wenig Geschmack an dieser Aufforderung und lehnte sie ab.

In dieß Zeit, d. h. um das Jahr 1645, fällt wahrscheinlich auch die Vollendung jener bewundernswerthen Gemälde: „das Testament des Eudamidas“ und „der Bethlehemitische Kindermord“. Beide Werke, pathetische Vorwürfe, nach denen Poussin so leichtig strebte, sind so gewaltig und bedeutsam behandelt, daß sie sich würdig den besten Zeiten der Malerei anreihen.

Poussin glänzt in der Darstellung energischer Scenen, welche einen starken, mächtigen Ausdruck und leidenschaftliche Geberden erheischen. Nichtsdestoweniger glücken ihm auch anmuthige Gegenstände, deren Hauptersforderniß in einer gefälligen Gruppirung besteht. Weit weniger leistet er aber, wenn es sich darum handelt, das menschliche Antlitz für sich allein darzustellen, so daß dasselbe rücksichtlich der Wirkung auf seine eigene Schönheit angewiesen ist. Daher kömmt es denn auch, daß seine Madonnen, wiewohl einige derselben bewundernswerth sind, nicht nur jener mystischen Schönheit entbehren, welche die Malerei der heiligen Jungfrau zu verleihen pflegt, sondern sogar auch der natürlichen Schönheit eines jungen Weibes, das rührenden Ausdruck einer jungen Mutter. Dieses lebendige und stete Gefühl der Schönheit der menschlichen Gestalt, ein Gefühl, welches Raphael und die Florentiner in einem so hohen Grade besaßen, mangelt unserem Künstler fast durchgängig. Die Gesichter seiner Personen sind nur schön, wenn letztere als Nebenfiguren fungiren, und zwar der Art, daß er ihnen die unbeweglichen Züge, ja, selbst die Aehnlichkeit von Statuen verleihen konnte. Das drängende Bedürfniß, seine Hauptfiguren mit ausdrucksvollen Zügen auszustatten, hat ihn bei seinen kräftigen Vorwürfen zu großen Schönheiten, bei weichen Gegenständen zu unbedeutenden oder fast häßlichen Typen geführt. Als an ein Beispiel letzterer Art erinnern wir an das biblische Gemälde „Junge Mädchen (Rebekka) am Brunnen.“

Bei Gelegenheit des ebengenannten Werkes können wir nicht unerwähnt lassen, daß viele Gemälde Poussin's so sehr nachgedunkelt sind, daß man die ursprünglichen Töne zarterer Stellen nur in der ehemaligen Frische und Kraftfülle des Kolorits kann mehr zu erkennen im Stande ist. Man schreibt diesen Uebelstand zur Rechnung des durch die Bolognesischen Maler eingeführten und auch häufig von Poussin angenommenen Gebrauches der rothen und dunklen Leinwand. Künstler, wie Guerrino und die Caracci, konnten sich ohne Schaden eines derartig präparirten Malercuches bedienen, indem sie ihre ersten Anlagen und Untermalungen so pastos (derb) auftrugen, daß der Ton der Leinwand keine üble Wirkung mehr auf die Farben zu üben vermochte. Poussin malte in ganz anderer Weise und bediente sich seines leichten und dünnen Farben-Auftrages, daher die bedauernswerthe Veränderung. Außer den oben erwähnten „Jungen Mädchen“ sind in ähnlicher Weise unkenntlich geworden: „Moses, die Krone Pharao's mit Füßen tretend“ und „die Zauberer Pharao's, deren Stäbe in Schlangen verwandelt werden.“ Poussin hätte sich indeß gar wohl, überall dunkele Leinwand anzuwenden, namentlich da, wo der Vorwurf von vorn herein eine heitere Pracht und hellen Glanz des Kolorits zur Bedingung stellte.

„Die Ehebrecherin“ ist wahrscheinlich eines der letzten bedeutenden und durch und durch historischen Bilder unseres Meisters. Man kann es ebensalls als eines seiner Hauptwerke bezeichnen.

Die Bedeutung und Vortrefflichkeit Poussin's als Landschaftsmaler ist niemals in Zweifel gezogen worden. — Man glaubt gewöhnlich, der eigentliche Sinn für die Natur datire aus dem achtzehnten Jahrhundert von J. J. Rousseau her; man vergißt hierbei jedoch, daß die Literatur nicht das einzige Organ dieser Empfindungsweise ist, und daß sie dieselbe nur mit Hülfe sehr gewagter Figuren ausdrückt, welche ihr nicht eigentlich angehören und die sie aus dem Gebiete der Malerei entlehnte. Allerdings ist jenes tiefe Naturgefühl, welches eben die Natur für eine Realität hält, die ihre Bedeutung nur aus sich selbst entlehnte, ganz modern. Wenn es daher auch die Literatur dem Roussean verdankt, so müssen wir es hinsichtlich der Malerei doch bis auf Poussin zurückführen.

Unter den früheren großen italiänischen Malern gab es zwar ebenfalls schon bedeutende Landschafter; sie bedienten sich jedoch der Natur nur als eines sehr untergeordneten Hintergrundes ihrer Gemälde. Poussin dagegen ist in der Landschaft eben so ausgezeichnet, wie in der Historie. Ja, er brachte es in der Landschaft sogar zu einer noch größeren Ueberlegenheit und beherrschte hier alle seine Nebenbuhler der Art, daß man keinen derselben mit ihm vergleichen kann.

Die Landschaften Poussin's sind sehr zahlreich. Indeß muß man sich hüten, Alles, was in Museen, wie in Privatsammlungen, unter seinem Namen gezeigt

Digitized by Google

wird, für echt zu halten. Seine berühmtesten Landschaftsgemälde sind: „die Jahreszeiten", welche sich im Louvre befinden, und die acht großen (als Sammlung gestochenen) Landschaften, unter denen wir hervorheben den „Diogenes", den „Tod des Phocion" und den „Polyphem" in Madrid, so wie die „Umgegend von Athen" in der National-Galerie zu London. Auch dürfte eine Landschaft in der Galerie Sciarra, ein See mit Gebirge im Hintergrund und dem seine Prophezeiungen schreibenden Jeremias als Staffage, für einen der mächtigsten und poetischsten Werke Poussin's zu erachten sein.

Wenn der Umstand, ohne Nebenbuhler zu sein oder seine Nebenbuhler zu beherrschen, wie wir oben andeuteten, das Zeichen der höchsten Ueberlegenheit wäre, so würde bei Poussin der Landschafter noch über dem Historienmaler stehen; denn weder Tizian (so bedeutend er zuweilen auch als Landschaftsmaler ist), noch die Niederländer, noch selbst Claude Lorrain können ihm, streng genommen, verglichen werden; die Frage läßt sich indeß nicht in dieser Art stellen. Das Genie des Historienmalers Poussin wurde durch manche feindliche Verhältnisse und Umstände, deren wir im Verlauf andeutungsweise gedachten, gehemmt und gestört, so daß es mehrentheils aus dem richtigen, seinem natürlichen Hange entsprechenden Geleise wich. Der Landschafter Poussin dagegen hatte gegen nichts anzukämpfen. Vor seinen Augen lag eine stolze Natur ausgebreitet, und er empfing nichts von seiner Zeit, als einzig die trefflichen Beispiele der großen Italiäner des sechzehnten Jahrhunderts. Vielleicht dürfte Poussin auch heute noch als der bedeutendste aller Landschaftsmaler gelten.

Poussin starb zu Rom am 19. November 1665 im 72sten Jahre seines Alters. Er hatte die größte Hälfte seines Lebens außerhalb seines Vaterlandes zugebracht; er sah alle seine Freunde, die er sich in der Fremde erworben, ins Grab steigen und fühlte sich immer öder und verlassener, je mehr er seinem Ende entgegensank. Besonders betrübte ihn der Tod seines langjährigen Gönners, des Chevaliers del Pozzo, 1657, und seiner Frau, 1664, der treuen Geleiterin auf seiner Lebensbahn. Mit letzterem Ereignisse namentlich fällt auch das Aufhören seiner künstlerischen Thätigkeit zusammen; er verlank in die trübste Melancholie, und die Gebrechen des Alters stürmten zerstörend auf ihn ein.

Poussin hinterließ keine Kinder und vermachte sein erworbenes Vermögen im Betrage von 10,000 Thlrn. seinen armen Verwandten in Andelys. Niemand wird ohne die tiefste Rührung die letzten Briefe des greisen Künstlers an Herrn v. Chantelou, seinen Gönner in Frankreich, lesen, in denen er besonders seine Einsamkeit in Rom beklagt und über seine zitternde Hand, die dem immer noch dann und wann aufleuchtenden Geist nicht mehr gehorchen will, in schmerzlichen Worten jammert.

Wir besitzen drei Portraits von Poussin. Das beste, d. h. das, welches er 1650 für Herrn v. Chantelou malte, befindet sich im Louvre; die beiden anderen sind nur Wiederholungen des genannten. Poussin gehört nicht nur geistig zu der Familie der Corneilles, der Descartes und der Pascals, sondern auch gleichem Körperbau, indem er diesen Männern auch in den Zügen seines breiten, kräftigen und intelligenten Gesichtes ähnlich steht.

Poussin hat außerordentlich Vieles und Großes geleistet. Wir wissen von mehr als zweihundert Gemälden von seiner Hand, und doch ließ es sich niemals von Jemand behaupten. Er arbeitete sehr schnell und regelmäßig: des Abends zeichnete und komponirte er, und nachdem er seinen Morgenspaziergang gemacht, malte er ohne Unterbrechung bis zur Dunkelheit. Nichtsdestoweniger fand er noch Zeit, die Geschäfte seiner Freunde jenseits der Alpen in Rom zu besorgen. Er ließ Bilder für sie kopiren, kaufte für sie Vasen, antike Büsten, ja, sogar Handschuhe und Guitarren-Saiten.

Man kann nicht sagen, Poussin habe eine Schule gestiftet; dennoch gehört er zu jenen wenigen Meistern, die von den Künstlern stets mit hohem Nutzen studirt und von den Liebhabern am meisten bewundert werden. Seine einzigen unmittelbaren Schüler waren die beiden Dughet (seine Schwäger, Jean, der Kupferstecher, und Gaspard, der Landschafter, geb. 1613, gest. 1675) und Sebastian Bourdon (geb. 1616, gest. 1671). Dughet, der Landschafter, ist ein sehr großer Maler, leider aber trägt er einen Namen, Gaspard Poussin, der ihm schädlich wurde. Die bedeutendsten seiner Werke befinden sich in England. Was Bourdon betrifft, so darf man nur die Kupferstiche zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, daß die Lehren Poussin's für ihn nicht verloren waren. Die Werke dieses merkwürdigen Mannes, welcher zugleich Poussin und Salvator Rosa nachahmte, sind sehr ungleich, doch trifft man in ihnen Schönheiten ersten Ranges.

Man hat lange Zeit geglaubt, Poussin habe ein Werk über die Theorie der Malerei abgefaßt. Es ist diese Ansicht jedoch ein Irrthum, wie wir aus einem Briefe Jean Dughet's an Herrn v. Chantelou ersehen.

Gewiß wird man sich nun zum Schluß, wenn man das Leben Poussin's überblickt hat, fragen, wie seinem gewaltigen Geiste, diesem legitimen Erben Raphael's fehlte, um die Stufe einzunehmen, welche ihm eine so ungeheure Masse bewunderungswerther Werke anweist. Diese Zweifel nichts Anderes, als daß er um ein Jahrhundert zu spät geboren worden. Poussin mußte sich, anstatt sich dem natürlichen und allmächtigen Strome seiner Kunst hinzugeben, an die Wissenschaft wenden, mußte diskuriren und dabei kalt werden. Daher jenes Etwas von Absichtlichkeit und Gesuchtheit, welches ihn oft mit dem Grundprinzip der schönen Künste in Widerspruch bringt und uns daran erinnert, daß er einer mehr wissenschaftlichen, als poetischen Zeit angehört. Daher auch jener wiederholte Schwanken zwischen der Skulptur und Literatur, indem er von der einen mit der Schönheit der Formen den etwas zu abstrakten Charakter der Figuren, von der anderen die Freiheit, zugleich aber auch etwas Analytisches, Beschreibendes, kurz, dem wahren Begriff der Malerei Zuwiderlaufendes, entlehnte. Die Künste haben sich einmal in das Feld des Ideales getheilt; ihre Gränzen sind natürlich und gegeben und dürfen nicht verrückt werden. Diese Gränzen sind keine Fesseln, keine Sklaverei, sondern eine Kraft, und man überschreitet sie niemals ungestraft. Am wenigsten hat es die Malerei nöthig, bei der Bildhauerei Anleihen zu machen, da ihr an sich schon weit mehr Mittel zu Gebote stehen, als letzterer Kunst, wenn diese auch die ganze Gestalt körperlich darzustellen vermag.

Der Zug indeß, welcher die Künstler treibt, aus einem Gebiete in das andere überzuschweifen, muß ein sehr starker und zugleich sehr natürlicher sein, wenn ihm selbst ein Mann wie Poussin zu verschiedenen Zeiten seines Lebens und in einigen seiner wichtigsten Werke nachgab. Abgesehen hiervon, muß man anderwerseits dennoch die Macht seiner Originalität und die Sicherheit seines Geschmackes bewundern, welche ihm gestatteten, so, wie er es that, den damals in Italien herrschenden schlechten und verderblichen Richtungen zu widerstehen. Man sagt sich nicht oft genug, welch ein großes Unglück es ist, zu kommen, wenn die Tradition nicht mehr existirt und die Lehre, welche sie gab, schwieg. Statt von allen Seiten her unterstützt und gehoben zu werden, muß man Allen mißtrauen und zuweilen gegen Alles ankämpfen; man muß, um das, was man vielleicht zwanzig Jahre früher durch ein Wort erfahren und begriffen hätte, wieder zu erobern, tausend Kräfte verschwenden, die sonst zur Erhebung dienen konnten. Und dann hat die Frucht der Wissenschaft doch immer nicht die Schönheit, den Geschmack und die Vorzüge jener Früchte, welche an der fruchtbaren Sonne der Natur reifen. Denn und die natürliche Strömung nicht mehr trägt, so werden selbst die größten Talente von den Systemen fortgerissen, und wenn sie auch Kraft genug besitzen, letzteren zu widerstehen, so gehen sie doch aus dem Kampfe nicht der Art hervor, daß ihnen nicht später noch immer eine gewisse Steifheit anhaftete, welche eben durch die Natur des Kampfes selbst erzeugt wird.

(R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Neuer Telegraph. Ein Herr Thomas zu Norwich im Staate New-York hat einen Telegraphen ganz neuer Art erfunden, den er den elektrothermischen nennt und wofür ihm am 12. Februar d. J. ein Patent bewilligt wurde. Er gebraucht weder den Magnet, noch eine Galvanisirung, wie die elektro-chemischen Telegraphen von Morse und Bain, sondern wendet ein Prinzip an, das bisher nie zu einer solchen Vorrichtung benutzt worden ist. Als Haupt-Agens seiner Erfindung dient nämlich der Wärmestoff, der durch eine galvanische Batterie erzeugt und kontrolirt wird, und mit Hülfe des neuen Manipulators wird man, wie es heißt, in den Stand gesetzt, die jetzt zur Uebersendung telegraphischer Botschaften erforderliche Zeit um die Hälfte abzukürzen. — Uebrigens wurde der Vorschlag, den thermo-elektrischen Strom, und namentlich den durch Reibung von Wismuth und Antimon erzeugten, zum Telegraphiren anzuwenden, der Britisch Association bereits im Jahr 1845 von Herrn Paul Erman in Berlin gemacht. In dem Berichte dieser Gesellschaft für 1845 enthält ein Aufsatz: „On the influence of friction upon Thermo-electricity, by Paul Erman of Berlin", folgende Stelle über diesen Gegenstand: „Der elektrische Telegraph tritt jetzt in ausgedehntere Anwendung; er erfordert aber noch einen Apparat, der in seinen Wirkungen nicht immer sicher und außerdem kostspielig ist. Es wäre demnach vortheilhaft, diesen durch einen tribo-thermischen Telegraphen von rein mechanischer Wirkungsart zu ersetzen, denn indem man den Sperrhaken eines Räderwerkes auslöst, kann sehr leicht eine Reibung zwischen einer Wismuth- und einer Antimon-Scheibe eingeleitet und vermöge des dann entstehenden elektrischen Stromes in demselben Augenblick die Magnetnadel, die sich an dem entgegengesetzten Ende eines Leitungsdrathes befindet, in Bewegung gesetzt werden. Ich habe die Ausgleichlichkeit eines solchen Hergangs für ziemlich große Entfernungen außer Zweifel gesetzt, und wenn man berücksichtigt, daß ein Signal gebraucht, so würde er in Bezug gewährt, daß der Effekt der Reibung durchaus sicher ist, selbst wenn das Räderwerk mehrere Tage oder sogar Monate lang außer Gebrauch geblieben ist; während bei den Voltaischen Telegraphen ein Unwirksammetten der Verbindungen, nach einiger Zwischenzeit zwischen deren Anwendung, zu den nicht unwahrscheinlichen Hindernissen gehört."

— Schulunterricht in Nord-America. Die außerordentlich verbreitet und gut honorirt der Schulunterricht in einigen Staaten der amerikanischen Union ist, beweisen nachstehende Angaben, die wir einem Bostner Blatte entlehnen: „Der Staat Massachusetts (dessen Hauptstadt Boston ist) zählt 213,926 schulfähige Kinder zwischen 4 und 16 Jahren, von welchen 134,734, oder etwas über 62 Prozent die verschiedenen Schulen besuchen. Die Lehrer beziehen nicht weniger als 836,070 Doll. 69 Cents (1,170,500 Thlr.) an Gehalt, und die Pflege in den Schulen, so wie die Unterhaltung der Lehrmaterialien, erforderte 35,381 Doll. 64 Cents (49,400 Thlr.) jährlich. In meisten geschieht für die Schulen der Staat Boston, indem dasselbe für jedes Kind zwischen 4 und 16 Jahren 10 Doll. 65 Cents (15 Thaler) an Schulsteuer erhoben wird. Der Hauptstadt zunächst kömmt der Kanton (county) Suffolk, wo die Schulsteuer 10 Doll. 32 Cents (14 Thlr. 16 Sgr.) auf jedes schulfähige Kind beträgt. Am wenigsten für ihre Schulen thun zwei kleine Städte Savoy und Afsfield-Warwick, wo sich 8 große Garnspinnereien befinden und nur 1 Doll. 23 Cents (1¼ Thaler) an Schulsteuer pro Kind erhoben wird." — Der Unterricht wird bekanntlich in den amerikanischen Schulen Armen und Reichen gratis ertheilt. Die Lehrer und die Schulen werden vom Staate erhalten und zu diesem Zwecke die Schulsteuern erhoben.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 20. und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Dienstag den 30. April 1850.

Rußland.

Der Panslawismus.

Wir haben die Frage des Panslawismus in diesen Blättern schon öfter berührt, jedoch nur eben so weit, als die einschlagende Literatur Anlaß dazu bot. In ihrer Gesammtheit, insbesondere ihrem geschichtlichen Zusammenhange nach, ist unserer Wissens diese Frage noch nirgends behandelt, obgleich Cyprien Robert einen dahin gerichteten Versuch gemacht hat. Da in diesem Augenblick nicht nur süd-slawische Blätter einen ernsten Anfang machen, die Bedeutung und die letzten Zwecke des Panslawismus zu bezeichnen, ihn vorzubereiten, sondern auch deutsche Organe Betrachtungen über die Folgen der slawischen Propaganda anstellen in ihrer Beziehung auf Deutschland, so dürfte es an der Zeit seyn, jene Einigungsbestrebungen in ihrem Beginn und Verlauf darzustellen, um ein Urtheil über ihre Zukunft fällen zu können.

Noch vor kurzem war der Panslawismus weniger ein Gegenstand der Theilnahme, als vielmehr der Bespöttelung in Deutschland. Weiter hinaus, in Frankreich und England ahnte man kaum etwas von der Existenz einer dem größten Theile der politisch getrennten Slawen gemeinsamen Idee. Selbst in der Nähe erkannte man nicht die Bedeutung der erwachenden Richtung, von der die Slawen plötzlich zu sprechen und zu verstehen anfingen, daß sie ihren zerrissenen und zum Theil abgestorbenen Gliedern neues Leben einhauchen werde. Die Slawen selbst waren nur über das Was, nicht über das Wie? klar. Politische Vereinigung aller Stämme — das war die Losung slawischer Schriftsteller; über die Art des Zustandekommens war bei den durchaus verschiedenen Verhältnissen, unter welchen sie stehen, und den in manchen Punkten eben so verschiedenen Bedürfnissen Niemand erleuchtet genug. Indem man hierdurch gezwungen war, das letzte Ziel einstweilen weniger zu verfolgen, beschränkte man sich auf Vorbereitungen, welche den Wunsch einer slawischen Gesammtvereinigung nährten, kräftigen und, wo er noch nicht von selbst bemerkbar geworden war, wecken sollten. So lange Europa im Frieden ruhte, wirkten die Versuche der Panslawisten nur auf ihr nunmittelbares Gebiet; plötzlich aber, wie die europäische Politik durch mächtige Stürme ergriffen und umgestaltet wird, steht Europa, und am augenscheinlichsten Deutschland, unter dem Einfluß der im Slawenthume in die Erscheinung getretenen Idee. Ueberall steht die Nationalfrage, wie ehemals die Territorialfrage, im Vordergrunde, und durch sie werden die untergeordneten mitbestimmt. Die Absonderung der Nationalitäten, gilt für ein politisches Dogma, und man baut auf seine Heilighaltung den Frieden Europa's. In Böhmen, in Polen, in Italien, in Dänemark hat die Nationalität Kämpfe hervorgerufen, sie sind die mit Blut geschriebene Bekanntmachung für das Prinzip der Stammgenossenschaften. Dieses Prinzip, das man bei den Slawen a priori als richtig angenommen und dem übrigen Europa, insbesondere Deutschland, der vorzugsweise assimilierenden Nationalität, mitgetheilt hat, das im Allgemeinen auch vielleicht seiner Anlegung unterliegen und nur dann verurtheilt werden wird, wenn es sich ins Einzelne durchsetzen wollte, muß gleichwohl durch die Erfahrung bewährt werden. Wenn die Slawen sich konsolidieren, so muß das nach jenem Prinzip nicht heißen, daß sie Alles zu ihrer Vereinigung schlagen, was noch slawische Atome enthält, sondern daß sie die Vereinigung nur im Großen und Ganzen vollbringen. Nie wird es verhindert werden können, daß auf den äußersten Gränzen verschiedene Nationalitäten sich berühren und durchdringen — und würde solche totale Trennung bewirkt, sie wäre für alle Theile ein Unheil; das Prinzip, so verstanden, wäre eine Unwahrheit, eine Unmöglichkeit. Aber in Voraussetzung der Zähigkeit der Ziviome, sich gegenseitig zu assimilieren, verlangt das Prinzip in vernünftiger Auffassung weder, daß die Slawen Schiefen oder Westpreußen, noch daß die Deutschen das Elsaß zurückerobern. Daß dieses die Völker-Individualität schwende, den Nationalhaß verschärfe, die freie Entwickelung aller verschiedenen Lebenskräfte beförderude Prinzip der europäischen Politik eingetmpft worden — das ist die erste That des Panslawismus, welche sein unmittelbares Gebiet überschreitet und seine Bedeutung außerhalb desselben würdigen läßt.

Die ungleichen historischen Schicksale der slawischen Stämme haben es, wie gesagt, schwer gemacht, das einigende Band sogleich zu entdecken, demgemäß konnte die Vermirklichung der gehegten Wünsche nur auf dem Wege allmäliger Verständigung vor sich gehen. Diese selbst war bis zu der neuesten Epoche, in der die Politik des Bundes das Wort augenblicklich und überraschend entkräftete, eine fast ausschließlich literarische, so daß von einem literarischen Panslawismus gesredet wurde, der den politischen in seinem Hintergrunde habe. Gleichwohl hat die Idee des Panslawismus einen politischen Ausgangspunkt. Er wird in Rußland gefunden, und zwar kömmt dort der Gedanke einer slawischen Gesammtvereinigung in der Verschwörung vom Jahre 1817 bis 1825 zum erstenmale zum Vorschein. Der Grund zu dieser Verschwörung wurde durch junge Russen, welche aus Deutschland zurückkehrten, gelegt. Sie hatte verschiedene Zwecke, löste sich auf und bildete sich neu, je nachdem sie von einzelnen Persönlichkeiten beherrscht wurde — Hauptplan blieb indeß die Umgestaltung der russischen Regierungsform, die Einführung der Republik mit einem Präsidenten anas phrase. Auch Polen sollte sich mit der Entwerfung Konstantin's zur Republik umgestalten. Es hatte sich nämlich dem linken oder südlichen Comité der Verschwörung ein Bund der „vereinigten Slawen", von dem Lieutenant Borisoff und einem wolhynischen Edelmann, Ludwiski, gestiftet, angeschlossen, nach welchem der ursprüngliche Plan eine Erweiterung erhielt. In dem Borisoffschen Katechismus „für die Slawen" wird die Stelle bezeichnend: „Du bist ein Slawe, und in Deinem Vaterlande an dem Gestade der Meere, die es umfluten, des Schwarzen, des Weißen, des Baltischen und des Eismeers, wirst Du vier Häfen aufrichten." Nach dem Plane dieses Bundes sollten acht slawische Völkerschaften, Rußland, Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren, Dalmatien, Kroatien, Serbien nebst der Moldau und Wallachei, sich zu einem Föderativstaat vereinigen. Borisoff gab Versicherungen, daß der Bund weit verzweigt und von einem edeln Fürsten der Moldau gestiftet sey. Sämmtliche Bundesstaaten sollten eine republikanische Verfassung haben nach dem Muster der griechischen Freistaaten, welche hierbei überhaupt vorgeschwebt hatten; weshalb denn auch Pestel die Armee zur Herstellung der griechischen Nationalität benutzen wollte, um in Rußland selbst desto freiere Hand zu haben.

Das Nationalinteresse blieb bei dieser Verschwörung überall, manchmal freilich in etwas absonderlicher Art, durch. Es wurde auch die Herstellung eines besonderen jüdischen Staats von einigen Fractionen beabsichtigt, indem man annahm, daß die zwei Millionen Juden, welche Rußland und Polen gemeinschaftlich zählen, hinreichen würden, in Palästina ihre Selbständigkeit sich zu erhalten. Dorthin wollte man ihnen einen Weg durch die Türkei bereiten. Die slawische Nationalität sollte von fremden Elementen gereinigt werden, obgleich viele Deutsch-Russen bei der Verschwörung betheiligt waren. — Wie die russische Regierung vor dem Jahre 1825 seine Ahnung von der Existenz eines Komplotts hatte, eben so fern lag ihr jedes panslawistische Streben. Man war damals in den höheren Regionen noch gar nicht zum Bewußtseyn gekommen, daß Rußland zu den slawischen Staaten gehöre, und daß eine politische Union mit ihnen nothwendig sey. Rußland eroberte und unterwarf die slawischen wie die tatarischen Länder. Ein Prinzip der Assimilation erhielt Rußland erst durch die völlige Einverleibung Polens im Jahre 1831 und sei dieser Zeit erst beginnen die panslawistischen Bestrebungen der Regierung. — Polen selbst begann erst nach dieser Revolution an die Möglichkeit einer Gesammtvereinigung zu glauben, man hat hier der Idee sich jedoch noch nicht so völlig hingegeben, wie bei den Süd-Slawen. Einige haben es sogar unumwunden ausgesprochen, daß Polen seinen eigenen Weg gehen und nur so der Leitstern der übrigen Slawen werden könne, daß dagegen Rußland in ein System der Vereinigung der Slawen nicht hineingehöre. Am nachdrücklichsten hat dies neuerlich noch Mierostawski in seiner Schrift „Débat entre la révolution et la contre-révolution en Pologne", in der ein besonderer Abschnitt vom Panslawismus handelt, durchgeführt. Nach seiner Meinung ist Rußland der schroffe Gegensatz der westlichen Civilisation, seine vollkommen asiatische Färbung nicht geeignet, es in andere Beziehung zum Westen treten zu lassen, als im Verhältniß der Eroberung. Rußland selbst habe keine Nationalität, die Bevölkerung zersplittere sich in eine normännische, eine mongolische, eine byzantinische und eine slawische. Da könne es keine Gemeinsamkeit der Gefühle geben.

In der That hat erst seit 1832 Rußland sich nationalisirt, früher hatte es einen bald deutschen, bald asiatischen Anstrich, vom slawischen nur das Idiom, und dieses wurde den Bauern und Sklaven überlassen. Der Adel und das Gouvernement bedienten sich der französischen und deutschen Sprache. Und „wenn man", sagt Mierostawski — „damals vom russischen Thrgeiz sprach, so wied man auf die Gründung eines orientalisch-griechischen Kaiserreichs, nicht aber auf die Beherrschung eines slawischen Gesammtstaats hin." In der That verhielt man sich in Rußland vor dem Jahre 1830 streng nach den Worten im (wahren oder angeblichen) Testamente Peter's des Großen — und diese empfahlen die Eroberung Konstantinopels, erwähnten aber von einem einheitlichen Slawenthume nichts, weil man dieses damals nicht ahnte. Za, Alexander

ahnte es noch so wenig, daß er mit einer Art von Prophetie Rußlands Zukunft im Orient suchen zu müssen erklärte.

Seit dem Jahre 1830 ist in Petersburg eine ganz andere Richtung eingeschlagen worden. Da Polen ganz zur Provinz Rußlands geworden ist, so fehlt diesem die Brücke zu den übrigen Slawen nicht, und es ist nun selbst in seiner Meinung nicht nur ein slawischer Staat, sondern der Hauptrepräsentant seiner Race geworden. Aus dieser Meinung fließen die Bemühungen, auf den russischen Kaiserthron das Prädicat der slawischen Gesammtbeherrlichung zu übertragen. Sie wurden, einmal begonnen, konsequent fortgesetzt. — Die Reaction gegen diese rein politischen Bestrebungen, bei denen die Ueberzahl und die Macht entschieden sollte, ging von Böhmen und Serbien aus, hier besonders getragen durch Werke poetischer Begeisterung, dort durch die auf die Gegenwart angewandten historischen Forschungen der Gelehrten. Der Dichter Kollar war wohl der Erste, welcher die Idee der „slawischen Verbrüderung" ins Leben rief, und zwar in einer Dichtung, welche gar nicht diesen Zweck hatte. Indem er seine ungemeinste Gelehrte besang und nur nebenher den Gefühlen für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes Raum gab, lasen die Slawen darauf die Sehnsucht nach einer Vereinigung aller zerstreuten Genossen und die Begeisterung für die „Slawa". Der Gedanke mußte also wohl tief in den Herzen selbst schon liegen, und er gewann durch die zufällige Anregung einen weiten Boden. Kollar nahm ihn, als er den Erfolg seiner Dichtung bemerkte, mehr ins Bewußtsein, machte sich mit ihm vertraut und gab bald nachher seine kleine Schrift „über die Wechselseitigkeit der Slawen" heraus. Dieses Wort „Wechselseitigkeit" bezeichnet das, was die intelligente und bevormundende Poesie unter den Slawen wünschte, und es wurde zum Stichwort derselben gemacht.

— In Böhmen fand der Panslawismus seine eifrigsten Anhänger, die Slawen sahen ein, daß sie hier unter deutschem Einfluß nur durch solches Zauberwort zu retten seyen. Bleiben sie von den anderen Genossen abgetrennt in ihrer Verbindung mit Deutschland, so können alle Bemühungen um Wiederherstellung der halb erloschenen Nationalität nicht fruchten. Daher wollten die Tschechen einen Anhalt in den anderen Slawenstämmen suchen und durch die Literatur zunächst sich mit ihnen verbrüdern, da eine andere Verbindung nicht vergönnt war. Der literarische Panslawismus erhielt, indem er mit den Lebensfragen des Tschechenthums zusammenstieg, in diesem nun seinen eigentlichen Mittelpunkt. Er belebte die nationale Literatur auf eine wunderbare Weise und theilte ihr sein Ferment natürlich mit, so daß das Meiste, was die tschechische Presse liefert, einen panslawistischen Anstrich hatte. Es erschienen auch viele deutsche Broschüren, welche der slawischen Verbrüderung das Wort redeten und die Möglichkeit derselben beleuchteten; wie wir denn überhaupt die Erscheinung haben, daß böhmische Schriftsteller in deutscher Sprache für die slawische Nationalität auftreten, entweder um Deutschland mit der neuen slawischen Idee zu beferuden, oder weil diese tschechisch denkenden und fühlenden Schriftsteller nicht tschechisch schreiben können! Mehr Verpflichtung, als durch diese Thatsache, erhielten die panslawistischen Tendenzen aber durch die Werke, welche Ergebnisse gelehrter Forschungen waren. In Szafarzyk's „Slawischer Alterthümern" z. B. konnte man, wie in den übrigen Arbeiten dieses Gelehrten, die Nothwendigkeit des Zusammenschließens der slawischen Stämme fast historisch erwiesen sehen. Im gleichen Geiste wie Szafarzyk wirkten Jungmann, Palatzky und Celakowsky, zunächst ihr Augenmerk auf die tschechische Nationalität richtend, im Hintergrunde aber auf die Verbrüderung der Slawenstämme blickend. Nationalisirung und Panslawisirung wußten hier mithin in Eins zusammenfallen, ja, man kann sagen, daß die Idee des Panslawismus den Tschechen in Wahrheit zu einer neuen Literatur verholfen hat, indem sie das begeisternde Moment für die Schriftsteller bildete, die, allein auf ihren Fleck Erde verwiesen, gewiß nicht den Muth gehabt haben würden zu großen literarischen Schöpfungen. Unverreelelt haben diese, durch ihren inneren Werth ausgezeichnet und durch alle slawischen Stämme verbreitet, das Gefühl der Zusammengehörigkeit gekräftigt, indem sie durch die Ausbreitung der Schätze slawischer Wissenschaft, durch Entfachung einer beziehungreichen Vergangenheit dem Nationalcharakter schmeichelten und für die Idee der Vereinigung den gemüthsamen Nahmen einzunehmen suchten. Daher vermißt man nirgends, selbst in den von äußeren politischen Rücksichten freieren Schriften, eine gewisse Tendenz, die Tugenden des Nationalcharakters herauszuheben, die Schwächen zu beschönigen und auf die Nachbarn zurückzuwälzen. Dies liegt fast in der Natur der Sache, und man darf die slawischen Dichter nicht zu hart beurtheilen, wenn sie auf Kosten der Wahrheit ihrer Nation schmeicheln, oder, mit einem Worte, wenn sie parteiisch sind. Sie stehen im Anfange ihrer Geschichtschreibung, was sie über ihre Vergangenheit wissen, fließt meistens aus deutschen Quellen, ihre eigenen Chroniken sind verworren und unkundig. Bei den fortdauernden Kämpfen zwischen der germanischen und slawischen Nationalität nehmen sie also jedes Wort deutscher Schriftsteller als das von Feinden mit Mißtrauen auf und glauben gern, daß, wo sie Tadel trifft, er aus unreinen Motiven fließt. Und in der That ist nicht jede Nation so glücklich gewesen, unter ihren Feinden einen Tacitus zu finden. Die jetzige nationale Gährung, welche die meisten Erzeugnisse der neuesten slawischen Literatur tragen, hängt gewissermaßen mit einer Nothwendigkeit zusammen, gegen die, welche ihre Nationalität bedroht und geschändet haben, zu polemisiren. Die Literatur in ihrem jetzigen Zustande kann kaum auf dem Standpunkte vollkommener Freiheit und Unparteilichkeit stehen. Es würde ihr unfehlbar nachtheilig seyn, wenn sie ihn folglich einnehmen und den Gegensatz ignoriren wollte, der sie hervorgerufen hat. In ihm hat sie ihr eigentliches Lebensprinzip zwar nicht, aber ein Vehikel, es zu entfalten. Es ist auf dem Standpunkte strenger Nationalität wie auf dem des orthodoxen Glaubens; auch dieser setzt etwas Schlechter und Heterodoxes voraus, das er bekämpft und negirt, während er sich eine Art von Unsterblichkeit zuschreibt. Hört dieser Gedanke seiner Vorzüglichkeit zu, so ermüdet der ganze Glaube, und das, was er geschaffen hat, zerfällt. Auch das Nationalitätenverhältniß ist im Slawenthum mit einer Art von Fanatismus aufgetreten; hat er dieses Stadium überwunden, so muß er einen höheren und gereicheren Streben der Nationalität Raum geben. Diese Zeit steht für das Slawenthum zu erwarten. Die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit wird erst die Frucht der aus der angestrebten Individualisirung hervorgegangenen innerern Emancipation und Reinigung seyn.

Unter den Vorkämpfern des Panslawismus ist besonders Graf Thun (der österreichische Minister) zu nennen, der in deutschen Schriften die slawische Nationalität angelegentlich vertreten hat. Er hat sich sowohl der Czechen, wie der slawischen Genossen in Kroatien gegen die Bedrückungen der Magyaronmanen angenommen, welche vor einigen Jahren so viele Klagen hervorriefen. Dieses Mirea-Magyarenthum, dem Slawenthum so feindlich und doch gegenwärtig dem Besitze slawischen Bodens, hat seit längerer Zeit einen unerbittlichen Kampf gegen die Süd-Slawen geführt; ja, es hatte selbst die österreichische Regierung gegen dasselbe einzunehmen gewußt. Als die süd-slawische Literatur nach dem Jahre 1830, wie die czechische, zu erblühen begann, als Männer, wie Ljudewit Gaj, die Sprachforschung und Reinigung ihres Stammdialects sich zur Lebensaufgabe stellten, als sich das üppige Feld der „illyrischen" Nationalliteratur vor den Augen der eifersüchtigen Magyaren zu entfalten begann, da riefen sie den Arm der Obrigkeit gegen diese „Sonderbestrebungen" auf und leiteten den Zorn des Kaisers gegen dieselben, der denn auch wirklich die Benennung Illyrisch durch ein ungnädiges Handbillet verbot. Die wuchs gewaltige Zeit hat auch hier entschieden, alle slawischen Stämme Oesterreichs werden in allen ihren öffentlichen Angelegenheiten sich fortan der Nationalsprache bedienen, — die Nationalität ist in ihrem Rechte geschützt.

Die Magyaren sind gegen die Idee des Panslawismus feindselig aufgetreten, weil sie ihre Pläne kreuzte. Gelang es ihnen, Kroatien und Serbien, wie sie wollten, für die Dauer an sich zu schließen, so konnten sie einmal in guter Stunde von Oesterreich sich völlig abwenden und dennoch einen mächtigen Staat bilden. Wie wenig die magyarischen Bemühungen, die Süd-Slawen für sich zu gewinnen und von den Stammgenossen abwendig zu machen, gelohnen haben, zeigt sich jetzt in hellen Thatsachen. Es wurden vor einigen Jahren vielfache, jedoch nicht zu verbürgende Gerüchte verbreitet von dem Vorhalt russischer Emissäre in Ungarn, um für den russischen Panslawismus zu wirken. Dieser Pseudoslawismus, der von Petersburg ausgeht, läßt nämlich immer parallel mit dem ächten. Seine Tendenz war, sehr andere, augenblicklich den Berechnungen Rußlands liegende Vereinigung um jeden Preis zu vereiteln. In den Magyaren ließ dabei sich eine gute Bundesgenossenschaft finden, und man hat behauptet, daß die russischen Emissäre in Ungarn einen fruchtbaren Boden für sich gewonnen hätten. Natürlich konnte das Magyarenthum seine Beziehungen zu Rußland wenigstens als Drohung gegen das österreichische Gouvernement brauchen; um jenen aber Nahrung zu geben, war die fabelhafte Eroberung Kroatiens von unberechenbarer Wichtigkeit. Die politischen Netze, welche hier in den letzten Jahren gesponnen wurden, sind für jetzt schwer zu lösen, die nächste Zeit wird alle Sympathien und Antipathien klarer hervortreten und aus ihnen die früheren Plane deutlicher lassen, wenngleich sie der Vergessenheit anheimgefallen wären. Ein Franzose, der sich lange in süd-slawischen Ländern aufgehalten und in der Türkei die Entdeckung von dem Vordandenseyn von zehn Millionen Slawen zur großen Ueberraschung selbst der nördlichen Stammgenossen gemacht hat, der jetzt in Paris ein Katheder für slawische Literatur bekleidet, hat einige Aufschlüsse über den russischen Panslawismus gegeben, die hier nicht unwichtig sind. Cyprien Robert nimmt in seiner Schrift „les deux Panslavismes" (1847) es als ausgemachte Thatsache an, daß der Zar seine besonderen Absichten haben, wenn sie für seinen Panslawismus, der die Nationalitäten vernichten und sie in eine große gouvernementale Einheit einzwängen will, Propaganda zu machen. Derselbe Schriftsteller weiß aber auch seine eigenen Erfahrungen zugleich nach, daß eine solche Art der Vereinigung unter den Süd-Slawen nirgends einen Boden habe, daß sich dagegen alle Elemente vorfinden, welche die Bürgschaften einer dauerhaften, freien, selbständigen Genossenschaft enthalten. Sprache und Sitte seyen überall ein gemeinsames Band, sie seyen noch naturfrisch und nicht im Widerspruch, ob man das Leben in der Bulgarei oder Illyrien betrachte. (Fortsetzung folgt.)

England.

Das englische Straf- und Deportationssystem.

(Schluß.)

Bei dieser Zwangsarbeit nun können die Verurtheilten ihre gewöhnliche Strafzeit ohne Gefahr für Leib und Geist abbüßen.

Hierauf werden die Gefangenen nach einer entfernten Kolonie gebracht. Obgleich das Mutterland dieses Recht hat, so wird doch ein weiser Minister es nur mit der größten Vorsicht und steter Berücksichtigung des Wohls der Kolonieen thun. Freilich können wir und der Postmann hingehen, daß wir dieses Aushuhrartikel recht annehmbar und unbar machen und auf diese Weise das eigene Land reinigen und ein fremdes mit tüchtigen Menschen bevölkern, aber immer müßte man eine allzu große Anhäufung an einem Punkt vermeiden.

Die Kosten, die der Transport dem Lande verursacht, werden durch ein vom Grafen Grey festgestelltes Reglement bedeutend verringert werden. Die Einführung eines bestimmten Tagewerks macht es den Verurtheilten möglich, etwas zu erwerben, und hierdurch können sie selbst diese Kosten bestreiten, die

auf 15 Pfund Sterl. (100 Thlr.) festgesetzt sind, nach welcher Kolonie sie auch geschickt werden; Frauen und Kinder zahlen die Hälfte.

Eine besondere Berücksichtigung verdient noch die Vertheilung der Verurtheilten auf den Kolonieen. Den meisten wird man gewiß volle Freiheit geben können, wie dagegen in ihrem eigenen Interesse, wie in dem der Kolonie, eine Zeit hindurch noch mehr einer gewissen Kontrole halten müssen. Die Regierung hat nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, diese mit sogenannten provisorischen Pässen oder bedingten Erlaubnißscheinen zu entlassen. Viele werden zwar noch dem Zutheilungssystem, wonach die Regierung den Verurtheilten einem Privatmann zuweis, das Wort; allein die üblen Folgen, die sich bald zeigten, bewirkten dessen Abschaffung. Der Inhaber eines provisorischen Passes darf sich aus dem angewiesenen Distrikt nicht entfernen, steht unter polizeilicher Aufsicht und ist dem summarischen Verfahren der Behörden unterworfen; aber er kann sich hier auf jede beliebige Weise sein Brod verdienen.

Leider giebt es unter diesen Verbrechern auch unverbesserliche. Wir wollen nicht entscheiden, ob sie von Natur zum Bösen geneigt sind oder üble Gewohnheiten ihren Sinn so verkehrt haben, daß sie das Böse für gut halten. Sie sind gegen Strenge und Milde gleich abgehärtet, sie sind auch gegen die Lehren der Religion, und für sie wäre die Freiheit nur da, wo sich ungesehenes dem Laster zu ergeben. Diese, deren Anzahl glücklicherweise nicht groß ist, müßte man an einen festen, entlegenen Ort verdammen, denn sie niemals verlassen könnten.

Was die Deportation der Frauen betrifft, die zu den Männern in einem Verhältniß von 1 : 8 stehen,*) so bietet diese größere Schwierigkeiten. Die Einzelhaft und das Abführen der Frauen in eine entfernte Kolonie sind vermöge ihrer zarteren Leibesconstitution weit härtere Strafen, als für die Männer: zur Zwangsarbeit kann man sie nicht anhalten, weil alle bisherigen Versuche, sie zu vereinen, selbst nach einer gewissen Klassifizirung, nur dahin geführt haben, sie noch schlechter zu machen, als sie früher waren. Diese mußten also jedenfalls im Mutterlande ihre Strafen abbüßen und konnten nur mit provisorischen Pässen nach den Kolonieen gesandt werden. Eine Besserung kann man bei ihnen nur dadurch erzielen, daß man in ihnen die Mutter- und Gattenliebe weckt, Gefühle, die wohl schlummern, aber selten im weiblichen Herzen erstickt seyn können. Hr. Hampton versichert, daß die Führung dieser Frauen, nachdem sie verheirathet worden, eine sehr lobenswerthe gewesen sey. Wir dürfen aber nicht beschließen, daß diese Verpflanzung von Frauen nach den Kolonieen letztere nur mit einer Verbrecherrace bevölkern würde; denn in allen Kolonieen lebt noch der Wunsch, ihre Kinder nicht blos glücklicher, sondern auch besser, als sie sind, zu sehen. Ueberdies darf man nicht glauben, die Verbrecher seyen alle gutes Gefühles beraubt; sie haben vielmehr Liebe für ihre Kinder und sind auf sie stolz. „Ich habe wenigere Reitern gekannt", sagt der Kaplan von Pentonville, „welche ihre eigenen Kinder zum Stehlen angehalten hätten. Beispiele dieser Art sind wohl selbst unter der Pest des Volkes sehr selten."

Die Regierung sucht endlich auch zu hindern, daß irgend ein Ort eine ausschließlich schlechte Bevölkerung erhalte. Wenn wir die Zahl der Deportirten, die England jedes Jahr absendet, mit der Gesammtbevölkerung von Neu-Südwales oder mit den Freien, die jährlich einwandern, vergleichen, so finden wir, daß man jetzt nicht mehr die Rückkehr der alten Uebelstände zu fürchten hat. Als Neu-Südwales eine eigentliche Strafanstalt war, bildeten die Verurtheilten einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung; in Van-Diemensland machten sie die Hälfte aus. Dies hat sich jetzt sehr geändert. Die freiwilligen Kolonisten, deren es in Neu-Südwales im Jahre 1846 kaum 400 gab, wuchsen im Jahre 1847 auf 4610 und im Jahre 1848 auf 12,267 an. Wenn man nun bedenkt, daß bereits eine große Besserung unter den Verurtheilten eingetreten und daß die schlechte Bevölkerung mit jedem Jahre abnimmt, so kann man der Kolonie einen guten Fortgang vorherfagen.

Das Mißverhältniß der Geschlechter, das anfangs bestand, fängt auch an, sich allmälig auszugleichen.

Nichtsdestoweniger wird dieses Alles ohne Nutzen seyn, wenn man nicht gegen die Anhäufung der Gefangenen die strengsten Maßregeln ergreift. Im Jahre 1848 betrug die Anzahl der zur Deportation bestimmten circa 3300; von diesen wurden aber viele aus Gesundheitsrücksichten wieder in die Gefängnisse, in denen sie ihre Strafzeit anhalten sollten, zurückgeschickt, weil man fürchtete, sie könnten die Strapazen der Ueberfahrt nicht ertragen. Hier blieben sie so lange, bis sie die königliche Gnade, als Belohnung für ihre gute Führung, in Freiheit setzte. Auf diese Weise wurden nun 2340 nach dem Gefängniß von Millbank abgeführt, dem großen Central-Depot, das Alle aufnimmt, ehe den Einzelnen die bestimmten Straforte angewiesen werden. Nun hat sich bei der Abschaffung der Todesstrafe die Nothwendigkeit der einzelnen Strafgrade bewiesen, so daß also auch die Verurtheilungen zur Deportation seltener vorkommen. Man kann daher annehmen, daß die Regierung von jetzt ab jährlich nur über 2000 Verurtheilte zu verfügen haben wird. Das Gefängniß zu Pentonville kann davon etwa 300 aufnehmen; das zu Millbank, obwohl es zu gleicher Zeit als provisorisches Depot für die Massen dient, 700. Außerdem stellen die Gefängnisse in der Provinz eine Anzahl von Zellen, für den jährlichen Zins von je 6 Pfd. Sterl. (40 Thlr.), dem Staate zur Disposition. Die Anzahl derselben beträgt in den Gefängnissen von Maidstone, Leeds, Leicester, Preston, Northampton, Reading, Bath 746, in denen überall das Absonderungssystem befolgt wird, so daß also im Ganzen 1946 Zellen zu diesem Zweck vorhanden sind. Diese nehmen nun mit jedem Jahre zu, und die Regierung wird bald im Stande seyn, jeden Verurtheilten die ganze Probezeit — eine einjährige abgesonderte Haft — bestehen zu lassen.

*) Im Jahre 1848 wurden aus England und Wales 2064 Männer und 267 Frauen nach den Kolonieen gesandt.

Nach Ablauf dieser Probezeit wählt man aus den auf sieben Jahre Verurtheilten diejenigen aus, welche sich gut geführt haben, und schickt sie mit provisorischen Pässen nach den australischen Kolonieen, in denen es noch am meisten an Menschen fehlt. Diejenigen Verurtheilten aber, deren Gesundheitszustand weder die Deportation, noch irgend eine andere anstrengende Arbeit zuläßt, werden nach Portsmouth auf einen der Schiffe gebracht, die zu diesem Zwecke bestimmt sind, und bleiben bis nach Verbüßung ihrer Strafe oder ertheilter Freiheit hier. Die anderen erhalten, wenn sie sich während der einen Hälfte ihrer Strafzeit, in der Zelle oder bei den öffentlichen Arbeiten, gut betragen haben, provisorische Päße: bei den auf Lebenszeit Verurtheilten ist eine 24jährige tadellose Führung nothwendig. Indessen finden auch besondere Begünstigungen statt, so daß man diejenigen, die sich vorzugsweise auszeichnen, früher entläßt, allein das Minimum bei einem auf sieben Jahre Verurtheilten beträgt zwei Jahre.

In Irland haben sich in den beiden letzten Jahren die Verurtheilungen bedeutend vermehrt; während z. B. sonst etwa 600 Sträflinge dort waren, wies das Jahr 1848: 2698 nach. Eine große Ueberfüllung der Gefängnisse war die unausbleibliche Folge, und man berufte sich, diesem Uebel abzuhelfen. Eine bedeutende Anzahl dieser Unglücklichen wurde nach den Bermudas geschickt, einige Hundert nach kanger Haft mit provisorischen Päßen in die Kolonieen entlassen. Jedoch darf dies und wenige hinzukommen, da die meisten der Hunger zum Verbrechen trieb und man demnach mehr von ihnen hoffen kann, als von den gewöhnlichen Verurtheilten.

Diese Combination der verschiedenen Strafen, die alle gerechten Ansprüche befriedigt, trägt auch ihre Früchte: statt daß sonst nur Klagen über die Exzesse, welche sich Deportirte zu Schulden kommen ließen, bei den Behörden eingingen, erhalten wir jetzt von allen Seiten erfreuliche Berichte. Die Regierung sieht sich wieder in den Stand gesetzt, den Transport nach Neu-Südwales aufzunehmen, und hat von Van-Diemensland mehr als die Hälfte der Garnison zurückrufen können: ja, die Kolonisten von Port-Phillip machen weite Reisen, um einen aus Pentonville Entlassenen für sich zu gewinnen, und das westliche Australien hat das Mutterland gebeten, recht oft ähnliche Sendungen dahin zu schicken.*)

Die Behörden müssen daher sehr vorsichtig in der Wahl der Beamten seyn, denen sie die Ueberwachung der Verurtheilten anvertrauen, weil eine Nachlässigkeit von dieser Seite leicht die früheren Uebel heraufbeschwören und sie wohlgesinnte könnte, die Deportation von neuem zu verdrechen. Es darf die Gefängnisse nicht wieder überfüllt werden. Jedes berechtigten und die bisherigen Ergebnisse zu den besten Hoffnungen, und wir wünschen nur, die Minister möchten weder vor der Opposition, noch vor den anderen Hindernissen, auf welche auch die weisesten Maßregeln stoßen, zurückweichen. In Ermäßigung der großen Vortheile, welche aus diesem Verfahren entspringen, müssen wir Alles aufbieten, um dasselbe beständig fortsetzen zu können; wir müssen die Kolonieen dahin in unser Interesse ziehen, daß wir ihnen recht tüchtige Menschen schicken, die sie niemals zurücksenden werden. Wenn wir in dieser Weise nur weiter fortfahren, dann üben wir das große Werk wahrer Liebe, daß wir nämlich den gefallenen Mitmenschen thätig unter die Arme greifen, indem wir sie einer besseren Lebensweise zuführen. Dann werden wir die Menschen, denen längerer Aufenthalt im Mutterlande für dieses ein Unglück gewesen wäre, ohne Gefahr in die Kolonieen senden können, wo sie sich bald unter die neue und arbeitsame Bevölkerung mischen und den Rest ihrer Tage mit Ehren zubringen können.

(E. R.)

Türkei.

Die Türkei und ihre Bestimmung.**)

Unter der Aufschrift „Punchiana" haben wir bereits eine scherzhafte Notiz über das in der Anmerkung genannte Werk des Herrn Macfarlane gegeben, welches jedoch, namentlich im gegenwärtigen Augenblick, wo das öffentliche Interesse sich von neuem dem Orient zuwendet, eine etwas ausführlichere und ernsthaftere Erörterung zu verdienen scheint.

Es ist schon manches Jahr her, seitdem Herr Macfarlane mit der Türkei und die Türkei mit Herrn Macfarlane bekannt ist. Er hat sich dort zu verschiedenen Malen aufgehalten und ließ schon 1828 ein Buch über Konstantinopel erscheinen, worin er sich ziemlich ungünstig über die zu jener Zeit vom Sultan Mahmud versuchten Reformen äußerte und wenig Gutes von ihnen prophezeite. Indessen hatten ihn Personen, welche im Dienste der ottomanischen Pforte standen, versichert, das ein glücklicher Veränderung eingetreten sey, daß sich ein größer Fortschritt in Allem, was mit der guten Ordnung, Gerechtigkeit und Civilisation zusammenhängt, bemerklich mache, und daß vornehmlich seit der Thronbesteigung Abdul-Medschid's die Türkei ihrer Wiedergeburt mit starken Schritten entgegengehe; unser Reisende wollte sich daher mit eigenen Augen überzeugen, wie viel von allen diesen Herrlichkeiten gegründet sey mochte. Das Resultat der von ihm angestellten Untersuchung ist in dem jetzt herausgegebenen Werke niedergelegt, welches eine ausführende Darstellung der wirklichen Zustände des türkischen Reichs enthält.

Der Verfasser langte am 7. August 1847 in Konstantinopel an, verweilte dort einen Monat und unternahm alsdann einen Ausflug nach Brussa, einer

*) Wir sprechen hier natürlich nur von den australischen Kolonieen; die Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung hat allerdings in neuester Zeit gegen die Aufnahme von Verurtheilten sehr energisch protestirt.

**) Turkey and its Destiny. By Charles Macfarlane. London, 1850. 2 vols. 8.

Google

der großen Statthalterschaften Klein-Asiens. Diese Erkursion dauerte etwa drei Monate, worauf er im Dezember nach Stambul zurückkehrte; dann besuchte er noch Adrianopel und Nikomedien und verließ definitiv die türkische Hauptstadt am 10. Juli 1848. Sein Reisebericht schließt also einen Zeitraum von elf Monaten in sich, während dessen er verschiedene Theile des Reiches in Augenschein genommen hat.

Das Erste, was Herrn Macfarlane bei seiner Landung in Konstantinopel auffiel, war die Veränderung, die in der äußeren Physiognomie der dortigen Türken vorgegangen war. Ihre so edle und pittoreske Nationaltracht war verschwunden; der Turban hatte dem Fez, der majestätische Talar einem häßlichen, bis ans Kinn zugeknöpften Oberrock und die weiten Hosen den engen Pantalons welchen müssen — eine Metamorphose, die der ganzen Bevölkerung ein linkisches, höchst unscheinbares Ansehen giebt. Die Sitten haben sich allerdings gemildert, und die Türken geberden sich den Franken gegenüber nicht mehr mit jenem Uebermuth, wodurch Letztere einst genöthigt waren, sich in den Straßen der Hauptstadt durch Soldaten eskortiren zu lassen. Mit ihrem volksthümlichen Kostüm schienen die Söhne Osman's den Stolz und die Anmaßung verloren zu haben, welche sie in früherer Zeit karakterisirten; wenn man sie aber genauer beobachtet, so entdeckt man bald, daß die Barbarennatur in ihnen noch ungeschwächt vorherrscht, obgleich sie in Bezug auf die Fremden sich nicht länger in so schroffer Form zu äußern wagt. „Eines Morgens", sagt der Verfasser, „sahen wir in der Nähe des schönen Springbrunnens von Tophana einen griechischen Gärtner, welcher frische Feigen verkaufte. Das in seinem Korbe befindliche Obst war so schön, daß wir im Begriff standen, ihm etwas abzukaufen, als zwei türkische Wächter auf ihn losstürzten und ihn gewaltsam anpackten. Was hatte der Gärtner verbrochen? — Er hatte sein Obst einige Paras höher als die vom Gouverneur von Tophana festgesetzte Taxe verkauft. Aber, sagte der arme Grieche, meine Feigen sind von der besten Sorte — es sind wahrhaft köstliche Früchte, und Jeder wird dafür gern etwas mehr geben, als für andere, weniger schön gerathene. Was ist mein Verbrechen? Ich zwinge ja keinen Menschen, sie zu kaufen. — Die Wächter antworteten ihm, daß er das Gesetz übertreten habe, daß Feigen — Feigen seyen und alle zum nämlichen Preise verkauft werden müßten; weil er einen höheren Preis dafür gefordert habe, müsse er ins Gefängniß wandern. Hierauf zwangen sie ihn, sich den Korb auf den Kopf zu setzen, und, indem sie ihm einen Fußtritt gaben, damit er schneller vorwärts ginge, führten ihn die Diener des Gesetzes nach einer jener furchtbaren Zellen ab, in welchen man nicht einige Zeit verbringen kann, ohne sich eine oft tödliche Krankheit zuzuziehen. Ich weiß nicht, wie lange der arme Feigenhändler im Kerker schmachten mußte; aber es wurde mir von Leuten, die mit den Landessitten wohl bekannt sind, versichert, daß man ihn nicht eher herauslassen würde, bis die türkischen Polizeibeamten alle seine Feigen verzehrt, und ihn noch obendrein zu einer Geldstrafe verurtheilt haben würden."

Man sieht aus diesem Beispiel, daß die weltberühmte türkische Justiz noch in voller Blüthe fortbesteht und nicht ganz auf die christlichen Nachbarn der Osmanli's übergegangen ist, wie man nach den neuesten Ereignissen schließen möchte. Vor Allem während seines Aufenthalts im Pachalik Brussa hatte unser Verfasser Gelegenheit, die Nichtigkeit der mit so großem Prunk verkündeten Reformen, welche die Erhebung der Türkei auf ihren jetzigen Standpunkt bewirken sollten, zu beurtheilen. Ueberall traten ihm Zeichen des Elends und der Verwüstung entgegen: in Trümmern liegende Städte und Dörfer, schmutzige Hütten, welche verpestete Ausdünstungen verbreiteten, ungeheure Strecken Landes, die entweder ganz unbebaut waren oder nur spärlicher Ernteten der schlechtesten Getreidearten hervorbrachten; alle Gewerbe waren durch die Schikanen und Erpressungen der Behörden gelähmt, und die religiösen Verfolgungen dauerten trotz des Tatzimat oder der Verordnung, die den muselmännischen und christlichen Unterthanen des Sultans gleiche Rechte zusichert, noch immer fort. Die Steuern werden unter Stockstreichen erhoben, und den Bauern, der in Rückstand geräth, wird nicht selten ein Arm oder ein Bein entzwei geschlagen; er kann sich noch glücklich schätzen, wenn er dem Gefängniß oder der Confiscation entgeht. Die Beamten des Fiskus benehmen sich wie wahre Räuber, und es ist fast unmöglich, ihrer Habgier zu beherrschen. Unter dem Vorwande, den Zehnten einzutreiben, bemächtigen sie sich des besten Theils, wenn nicht der ganzen Aernte; sie gebrauchen ohne Schein falsches Maß und Gewicht und nehmen alle Pferde der Landleute in Anspruch, um das für die Marine bestimmte Bauholz nach den Häfen zu transportiren. Diese bluten und unverständigen Bedrückungen haben zur Folge, daß Armuth und Elend in Gegenden herrschen, die zu den fruchtbarsten auf der Erde gehören.

Die absolutistische Verwaltung der türkischen Behörden und ihr trauriges Resultat halten einen so starken Eindruck auf Herrn Macfarlane gemacht, daß er bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel beschloß, sich gegen einige hochgestellte Personen darüber auszusprechen. Da er ein Empfehlungsschreiben an Ali-Effendi, Minister des auswärtigen Angelegenheiten, erhalten hatte, den er bereits als Gesandten des Sultans in London gekannt, so benutzte er dies, um ihm die Thatsachen mitzutheilen, von denen er Augenzeuge gewesen oder über welche er genaue Auskunft geben konnte. Der Minister hörte ihn mit scheinbarem Interesse an, versprach, darüber nachzudenken, und entließ dann den englischen Beobachter mit ausgezeichneter Höflichkeit und der Einladung, ihn nächstens wieder zu besuchen; aber Herr Macfarlane bemühte sich umsonst, eine zweite Audienz zu erhalten — der Minister war nie für ihn zuhause.

Das ottomanische Reich geht seiner Auflösung entgegen; die Türken sind selbst davon überzeugt, und in ihrem Fatalismus ergeben sie sich ohne Widerstand in ihr Schicksal. Unser Verfasser hält daher und die Theilung ihres Landes für ein unvermeidliches und nahe bevorstehendes Ereigniß. Dies sey, meint er, die wichtigste Frage, die jetzt zu regeln wäre, und die europäische Gesellschaft werde nie ihr Gleichgewicht finden, bis ein Kongreß von allen Mächten der Christenheit entscheiden würde, welche Maßregeln man zu treffen habe, um jenen ausgedehnten und gesegneten Landstrich, dessen Reichthümer nur die befruchtende Hand der Thätigkeit und der Intelligenz erwarten, vom Joche der Barbaren zu erlösen und der Civilisation wiederzugeben. „Wir sind nicht länger Muselmänner", so hört man die Türken selbst sprechen, „der muselmännische Säbel ist zerbrochen, die Osmanli's werden von den Gläubigen aus Europa vertrieben werden und nach Asien zurückkehren müssen, wohin sie gekommen sind. Das ist Kismet! Wir können dem Schicksal nicht widerstehen!"

Das Werk des Herrn Macfarlane ist dazu geeignet, uns ein solches Schicksal als wünschenswerth erscheinen zu lassen. Die Ohnmacht der türkischen Nation liegt klar am Tage, und sie hat es nur der gegenseitigen Eifersucht der christlichen Mächte zu danken, daß sie noch immer auf der europäischen Seite des Bosporus herrscht. Diese Eifersucht wird vielleicht ihre Existenz bis zu einem Zeitpunkt verlängern, wo die politische Lage unseres Welttheils sich in günstigerer Art gestaltet haben wird; dann wenn der türkische Halbmond nur darum von den Thürmen der heiligen Sophia herschwänke, um dem moskowitischen Doppeladler Platz zu machen, so möchte die Civilisation nicht viel dabei gewonnen haben.

Mannigfaltiges.

— Altrussische Denkmäler. Die kaiserliche archäologische Gesellschaft von St. Petersburg macht bekannt, daß sie, auf den Vorschlag ihres Mitgliedes J. P. Sachorof, unternommen, eine Sammlung von Inschriften altrussischer Denkmäler bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts herauszugeben. „Nächst den Chroniken und Aktenrücken", heißt es in ihrer Bekanntmachung, „sind die Inschriften die wichtigste Quelle der russischen Geschichte; eine vollständige Sammlung derselben wird also wesentlich zur Aufklärung der russischen Alterthümer beitragen, namentlich zur Ergänzung der Geschlechtsregister, so wie zur näheren Zeitbestimmung von Kirchen- und Klostergründungen ihnen und manches Licht auf die Kunstgeschichte werfen, indem auf diese Weise vergessene Künstlernamen zu Tage gefördert werden. Auch über das Privatleben des russischen Volkes wird man mittelst der Inschriften Vieles erfahren, was man in Chroniken und Akten vergeblich suchen würde. Die Zahl alter, mit Inschriften versehener Denkmäler wird täglich geringer, und mit ihnen verringern sich die Hülfsmittel der Geschichte. Die archäologische Gesellschaft wendet sich daher an alle Freunde der Geschichte und der Alterthümer Rußlands im ganzen Umfange des Reichs mit der Bitte, ihr Inschriften mitzutheilen: 1) von Grabsteinen; 2) von Glocken; 3) von Heiligen-Bildern und Kreuzen; 4) von alten Gebäuden; 5) von Meßgewändern und Kirchengeräthen; 6) von Kanonen, Arkebusen und anderem Gewehr; 7) von metallenem Hausgeräth, als Trinkgeschirren, Schüsseln rc.; 8) aus alten Handschriften und Drucken. Die Gesellschaft wünscht, daß die Inschriften mit der größten Genauigkeit kopirt seyn möchten sammt den Monogrammen, Abkürzungen und Beizeichen. Unter der Adresse der kaiserlichen archäologischen Gesellschaft zu St. Petersburg sind Mittheilungen dieser Art zu versenden."

— Volksgehemmisse und Schauern. Mit Faben in diesen Blättern bereits mehrermal der widerwärtigen „Mysteres du Peuple" von Eugen Sue gedacht. Bekanntlich wird dieses Buch in Ermangelung eines orentlichen Verlegers, mit welchem Herr Sue seinen Gewinn nicht theilen mochte, durch Colporteurs im Lande umhergetragen und verkauft. Da dies jedoch noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben scheint, so ist der spekulative Verfasser, der sich damit zugleich bei den von sozialistischen Chimären erfüllten französischen Handwerkern zu insinuiren gedenkt, auf die Idee gekommen, jedem der ersten 60,000 Pränumeranten seines Werkes eine elegante Stutzuhr als Prämie zu verschreiben. Diese Stutzuhren sollen sämmtlich von der „freien Association der Uhrmachergesellen" angefertigt werden. Natürlich hat diese großartige Vorsorge für die arbeitenden Klassen Herrn Eugen Sue jetzt zum Abgotte des kleinen Pariser Handwerkers gemacht, besonders da er in seiner Ankündigung hinzugefügt, daß er bei jedem neuen Werke, das er künftig herausgeben werde, auf einen andern Gewerbszweig Rücksicht nehmen wolle. Er hat daher auch die erste Auflage, bei der nächsten Abgeordneten-Wahl in Paris die meisten Stimmen unter den sozialistischen Kandidaten zu erlangen. Wir zweifeln nicht, daß bald auch ein deutscher spekulativer Druckbogen-Fabrikant (vielleicht Herr Lindow in Berlin) die Idee des Herrn Sue für sich andrwalen werde. Bekannt ist die finnreiche Devise einer Sonnenuhr: „Ich zeige nur die heitern Stunden." Unter jene Stutzuhr des Herrn Sue könnte man mit Bezug auf die „Mysteres du Peuple" setzen: „Ich zeige nur die düstern Stunden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Brüderstraße Nr. 8.), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Donnerstag den 2. Mai 1850.

England.

Cap. Maconochie's neues Strafsystem.

In Folge eines Antrags, welcher Lord John Russell vor einigen Wochen im Parlamente gestellt, ist ein neues Comité zur Untersuchung des Gefängnißgesetzes und der Behandlung der Sträflinge ernannt worden, und so ist die Aufmerksamkeit des englischen Publikums von neuem auf diesen wichtigen Gegenstand gerichtet. Bei dieser Gelegenheit nimmt das Athenaeum Anlaß, einige darüber erschienenen Schriften zu besprechen, wovon wir die des Capitains Maconochie namhaft machen wollen. Sie führt den Titel: „Verbrechen und Strafe. Das Marken-System" (Crime and Punishment. The mark system.). Es würde überflüssig seyn, unseren Lesern die Bemerkungen vorzulegen, welche das Athenaeum der Rezension der gedachten Schrift voranschickt, denn wem wären nicht die verschiedenen Strafstheorien neuerer Zeit bekannt? Doch können wir nicht umhin, einzugestehen, daß wir der Ansicht des Rezensenten vollkommen beitreten, wenn er hinsichtlich des Mangel an Erfahrung als Hauptursache der Fortpflanzung einer verbrecherischen Bevölkerung ansieht und die Besserung der Volksbildung andererseits als das mächtigste und wirksamste Mittel, dem Uebel zu steuern, anerkennt. Von den drei Strafstheorien unterstützt er nämlich diejenige, welche die Besserung des Sträflings zum Zweck und Ziel hat. „Denn diese", bemerkt er richtig, „involvirt Alles, was die anderen vom Guten und Wohlthätigen in sich enthalten, stößt diejenigen Grundsätze aus, welche schädlich sind, und trägt selbst neue Elemente zur Construction eines Ganzen hinzu. Einen Verbrecher zu bessern, ist freilich nicht so leicht, wie ihn zu strafen; wenn wir aber überhaupt Zutrauen zu seiner Besserungsfähigkeit haben — und es ist viel gewagt, diese irgend einem Wesen, das noch menschlich ist, abzusprechen — so wird sich eine solche Verfahrungsweise am Ende nicht nur edler, sondern auch verständiger, ökonomischer und wirksamer erweisen und überdies einen geringeren Aufwand sowohl von moralischer Kraft als auch von Geldsystem erheischen. Die Strafe übt nicht immer einen abschreckenden Einfluß aus. Der Schmerz kann läutern; aber die Erfahrung lehrt, daß der, welchen der Mensch über seinen Nebenmenschen verhängt, ihn eben so häufig abhärtet und erniedrigt. Eine blos gesetzliche Strafe kann niemals so nachdrucksvoll auf die geistige und physische Organisation wirken, wie eine von der Natur auferlegte; und wenn die Strafe nicht erweicht, demüthigt und bessert, so ist es eben so sehr ein Verbrechen wie ein Irrthum, sie anzuwenden."

Ein noch höherer Grund aber ist es, welcher den Rezensenten dazu bestimmt, die Besserungstheorie zu unterstützen. Er ist nämlich der Ansicht, daß die Gesellschaft, welche Armuth erzeugt und die größte Unwissenheit zuläßt, durch ihre Einrichtungen Laster und Verbrechen auf eine gewisse Klasse vererbt und daher selbst eine unabweisbare Pflicht gegen ihre Delinquenten hat. Wir kennen weder in unserer politischen, noch in unserer sozialen Verfassung eine Klasse, welche für immer zu Pariahs bestimmt wäre. Der Verbrecher ist es viel häufiger durch äußere Umstände, angerorbte moralische Krankheit, lasterhafte Gesellschaft oder Unwissenheit, als durch verderbten Willen; oft ist er das Opfer von Verhältnissen, denen Zaffeln er sich gern entzogen wäre, wenn der Ausweg ihm offen stände und Rettung möglich wäre. Manche Ursache des Uebels könnte durch heilenden Einfluß beseitigt werden; der erste und kräftigste wäre — die Volkserziehung. Schulen sind wohlfeilere Maschinerien als Gefängnisse und Bastonsalten; und es entspricht den menschlichen Ideen von Moralität und Gerechtigkeit weit mehr, die Schwachen auf ihrem Wege abwärts anzuhalten, als ihrem ersten Vergehen aufzulauern; denn mit dem ersten Schritt (nach dem bekannten Sprüchwort: ce n'est que le premier pas qui coute) wird das Herz schon zerrissen und verknäckert und das Gewissen abgestumpft. Um aber auf Maconochie's System zurückzukommen, so ist dessen Grundidee, wie das bei allen großen Reformen der Fall, sehr einfach. Das gegenwärtig bestehende Kriminalgesetz setzt für jedes Vergehen eine bestimmte Zeit Strafe an. Capitain Maconochie schlägt eine bestimmte Arbeitsstrafe vor. Harte Arbeit soll das Verbrechen sühnen, soll das Mittel zur Besserung werden. Die Idee ist edel und überdies in Einklang mit der Natur selbst. Neu ist sie zwar nicht; auch gesetzt der Capitain ein, daß er sie einer Stelle in Dr. Bhately's*) Brief an den Grafen Grey verdanke. Sie findet sich auch schon in Beccaria angedeutet, und bei Paley**), welcher dem Italiäner viel nachgeschrieben hat, ohne es jedoch anerkannt zu haben, kömmt sie beinahe mit den nämlichen Worten, wie bei dem noch lebenden Erzbischof, vor. Aber die praktische Erfahrung, welche der Capitain gehabt, hat ihn erst recht von der Richtigkeit der Idee überzeugt und ihn in seiner Ansicht befestigt. „Qui laborat orat", sagt ein altes Sprüchwort der Mönche, und es enthält eine tiefe Wahrheit. Arbeit besitzt eine läuternde und stärkende Kraft, welche besonders bei rohen Naturen ans Wunderbare gränzt. Uebrigens ist das Marken-System eine Reform im Apparate sowohl, als auch im Prinzip. Hier folgen im Kurzen die leitenden Vorschläge des Autors selbst: 1) die Dauer der Strafe soll nach Arbeit und gutem Betragen, verbunden mit einem Minimum, nicht aber Maximum von Zeit, anstatt, wie jetzt, nur nach Zeit gemessen werden. Der Zweck dieser Einrichtung soll nämlich seyn, die Freilassung des Verbrechers von seinem nachherigen Betragen und Charakter, und nicht von der Beschaffenheit seines ursprünglich begangenen Verbrechens, abhängig zu machen. Denn nur jene interessieren die Gesellschaft, und nur auf sie kömmt es an, ob man ihn ohne Gefahr frei lassen kann. Dieses aber, das Verbrechen selbst nämlich, ist eine unabänderliche Thatsache, und wir können bei den verschiedenen Naturen und Versuchungen selten das Maß von Böswilligkeit, welches ihm zu Grunde lag, richtig abschätzen, oder, wenn wir es können, so sind wir dennoch nicht im Stande, die ihm gebührende Strafe dagegen abzuwägen. 2) Die Arbeit, welche gefordert wird, soll durch Marken repräsentirt werden, d. h. eine bestimmte Anzahl solcher soll der Sträfling, je nach Verhältniß seines ursprünglichen Vergehens, verdient haben, ehe er frei gelassen werden kann. Je nach dem Betrage der Arbeit, welche er verrichtet, soll ihm ein Theil der Marken täglich zugutegeschrieben werden, und erst, nachdem eine mäßige Summe derselben für seinen Unterhalt und als Strafe für etwaige schlechte Aufführung abgezogen worden ist, sollen ihm die übrigen bynuß seiner Freilassung angeschrieben werden. Hierdurch wird nämlich versucht, ein Schicksal in seine eigenen Hände zu legen, ihm eine Art Lohn zu geben, ferner eine Art Geldbuße (statt Schläge, Ketten oder einsames Einsperren) für etwaige Vergehen im Gefängniß aufzulegen, ihn die Bürde seiner eigenen Verpflegung fühlen zu lassen und, während er noch in Fesseln ist, an eine Sparsamkeit zu gewöhnen, welche die Befreidigung der jetzigen Wünsche späteren Vortheilen nachsetzt und ihn, wenn er wieder auf freiem Zuße ist, am besten gegen einen abermaligen Fall zu schützen vermag. 3) Um diese moralischen Antriebe zu verstärken, sollen die Gefangenen in kleine Gruppen, etwa von je sechs, mit gemeinschaftlichem Interesse, vertheilt werden, so daß jeder Einzelne für die Anderen sowohl, wie für sich selbst, arbeite und eine gewisse Selbstverleugnung übe. Dadurch hofft man freundliche und gesellige Gesinnungen, statt jener buchaus selbstsüchtigen, welche den Verbrecher gewöhnlich charakterisiren, und die besonders in der Einsamkeit einer anzusammenhängenden Menge erzeugt werden, einzuflanzen und anzubauen. Auch sucht man, auf diese Weise, schon im Gefängniß eine, wenn auch schwache Art häuslicher Bande ins Leben zu rufen, dem Starken ein Interesse für die Schwachen beizubringen, so daß jener diesen deistechen möge und die Bilanz der Strafe hergestellt werde; ferner jedes Vergehen unpopulär, weil es der Gesammtheit schädlich, und gutes Betragen populär zu machen, weil es ihr vortheilhaft ist, wodurch in Allen ein Esprit de corps, aufs Gute gerichtet, entstehen solle. Wenn diese verschiedenen moralischen Impulse gehörig organisirt sind, soll man nur Zutrauen in sie setzen und so wenig direkten Zwang als möglich zur Erreichung der Zwecke, die man dabei im Auge hat, anwenden. Denn diese zwei Triebfedern zur Handlung werden für wesentlich antagonistisch gehalten und können nicht mit Nutzen in großem Maße verbunden werden. Wenn auch physischer Zwang vorhanden seyn muß, wo sich viele Sträflinge beisammen befinden, so ist es doch gewiß, daß, so wie die häufige Zuflucht zu demselben an und für sich einen moralischen Zeplee beweist, sie auch bald deren mehr hervorrufen wird. Ein solches System eignet sich auch am besten, den Verbrecher auf seinen Wiedereintritt in die Gesellschaft vorzubereiten. Hierüber bemerkt Capitain Maconochie: „In unseren jetzigen Strafsanstalten halten wir die bloße Unterwerfung und den bloßen Gehorsam für zu wichtig. Wir machen die Disziplin darin militairisch, wobei wir einen Unterschied übersehen, welcher im Marken-System speziflich hervorgehoben ist, und welchem man niemals Aufmerksamkeit genug schenken kann. Der letzte Zweck der militairischen Disziplin ist der, die Menschen daran zu gewöhnen, in Gemeinschaft zu wirken, die Straf-Disziplin hingegen will sie darauf vorbereiten, es einzeln und getreunt zu thun. Wo die Zwecke solche entgegengesetzte sind, sollte freilich auch das Verfahren verschieden seyn; wir brobachten jedoch ein und daßselbe, und so ist das Resultat auch danach. Ein guter Gefangener, hat man gesagt, ist gewöhnlich ein schlechter Mensch, und unter den obwaltenden Umständen ist das leicht zu

*) Erzbischof von Dublin.

**) Moral and Political Philosophy. (London 1822) S. 373.

Digitized by Google

erklären. Menschen, welche Wochen, Monde und Jahre lang unter einem strengen, äußerlichen Druck gehalten und im Verhältniß, wie sie sich ihm unterwerfen, gelobt und aufgemuntert werden, müssen natürlich jeder anderen Form des Drucks, sobald sie sich darbietet, nachgehen. Sie gehen als Schwächlinge ins Gefängniß hinein, denn sonst würden sie wahrscheinlich nicht dahin gekommen seyn, und verlassen es noch geschwächter. . . Harte Arbeit, wenn sie willig verrichtet wird, wirkt heilsamer (auf Körper und Geist), als beinahe alle anderen Strafmittel zusammengenommen."

Das Marken-System empfiehlt sich endlich noch dadurch, daß es den Sträfling noch über das Gefängniß hinaus bedenkt und ihm die Mittel an die Hand giebt, seinen Platz in der Gesellschaft ohne Gefahr wieder einzunehmen. Es ist leicht, auf Personen zu stoßen, welche nie das Innere eines Gefängnisses gesehen haben, aber sehr schwer, solchen zu begegnen, welche es nur einmal gesehen haben. Kein Wunder, denn erst strafen wir den Verbrecher und dann bringen wir ihn der Gesellschaft in demselben nackten Zustande wieder auf, welchen zu ertragen, denn das bewirkt sein vorhergegangener Fall, es nicht Kraft genug besitzt. Der Hunger ist ein furchtbarer Feind des Sittengesetzes. Und wenn er schon auf Leute von Erziehung einen gewaltsamen Einfluß auszuüben vermag, was muß er nicht erst über Menschen, welche keine Erziehung genossen, von lockeren Grundsätzen und schwacher Einsicht sind, vermögen! Die Erfahrung lehrt, wie vergebend die Versuche sind, das Gewissen in Menschen, welche unwissend und von Hülfsmitteln entblößt sind, zu erwecken. Es ist, als wollte man Blöcke mit Rasirmessern schneiden. Diese Betrachtung ist es, welche den Capitain Maconochie veranlaßt, darauf zu dringen, daß dem Sträfling in jedweder Anstalt eine Gelegenheit geboten werde, sich noch vor seiner Freilassung durch Extra-Arbeit eine kleine Summe zu erübrigen, wodurch er sich, bis er Beschäftigung findet, erhalten könne. Nichts ist wichtiger, als daß er dies im Stande seg. Aber weder dürfen ihm die Mittel dazu gesichert, noch die Gelegenheit, sie zu erwerben, aufgedrungen werden. Auch soll ein erlies Verbrechen keine Entschuldigung für außerordentliche Begünstigung oder Sympathie seyn. Einmal im Gefängniß, sollte der Sträfling sich aus seiner Lage heraus und in die Mittel hineinarbeiten müssen, sich nachher sie immer fern davon zu halten. Er sollte vom Anfang bis zum Ende fühlen lernen, daß sein Schicksal in seinen eigenen Händen liegt. Das ist strenge Gerechtigkeit, aber auch eben so gut Gnade. Denn es wird an freiwillige Anstrengung gewöhnen, und diese ist sowohl der sicherste Beweis der Besserung, als auch die sicherste Gewährleistung für die fernere und stete Bewahrung der Sittlichkeit und des guten Charakters.

Rußland.

Der Panslawismus.

(Fortsetzung.)

Die Hauptsache ist, daß diese Gemeinsamkeit zum Bewußtseyn kömmt; die slawischen Stämme haben selbst bis zur Zeit des Panslawismus nicht gewußt, wie nahe sie einander stehen. Dieses neu aufgegangene Bewußtseyn kann Rußland nicht zerstören, darum soll es benutzt werden. Der Strom der intellektuellen Regungen soll auf die russische Mühle gelenkt werden — das ist die Arbeit der Agenten. Man hat in Petersburg geglaubt, dies sey durch eine analoge, als durch eine konträre Bewegung, die man künstlich eingeleitet, durchzusetzen, und um in dem Bemühen glücklich zu seyn, hat man die Zeitverhältnisse weiße benutzt, die mit Deutschland sich berührenden Slawen in ein Mißverhältniß zu demselben zu bringen. Die Meinung z. B. wird von Vielen getheilt, daß bei der Einverleibung Krakau's in Oesterreich die russische Regierung sich den Schein einer großherzigen Resignationstrakt habe geben wollen, während es gegen Oesterreich, als den Staat, dessen Gebiet die Gränzen von Galizien erweitern halfen, die Gebietterung der Slawen um so mehr zu steigern hoffte. Unmöglich sind auch alle die Gerüchte erfunden, nach denen russische Agenten in den Gränzländern umherstreifen, um unter den Slawen Unzufriedenheit gegen nicht-russisches Gouvernement auszusäen, offenen Widerstand gegen dasselbe, Empörung vorbereiten zu helfen und die Regierung zu Gewaltmaßregeln zu nöthigen. Alle Konflikte der Slawen mit deutschen Regierungen, das Morden in Galizien, wie die Entwaffnung der Insurgenten in Posen, werden, im russischen Interesse ausgebeutet, als Beförderungsmittel der Sympathieen für den Selbstherrscher aller Reußen angenommen.

Teodhem, daß dies eine unter den Slawen, insbesondere unter den Polen, weitverbreitete Meinung ist, giebt es wunderbarerweise doch immer noch einen Theil, der mit gewissen Hoffnungen auf Rußland hinblickt. Sie haben vor einigen Jahren den Namen der Russomanen erhalten. Diese Partei, welche mit offenen Augen nicht sehen will und nicht begreift, daß Rußland mit seiner Politik die ganze soziale Bewegung, welche das Slawenthum im Sinne hat, paralysiren müßte, handelt verrätherisch an den eigenen Brüdern und einigt schon jetzt ihren Rache nicht. Am Bäesten ist diese Partei, leider! in Polen, hier, wo der russische Pol seit Katharina immerfort seine Werkzeuge hatte. Nirgens ist die Apostasie so systematisch betrieben worden, wie hier; ein neuer polnischer Philosoph hat daher die Apostasie selbst als ein Beförderungsmittel des reinen Polenthums erfaßt, von der freilich sehr prekären Grundlage ausgehend, daß die Nation, durch die Abschnellichkeit des Verraths geschreckt, durch den Ekel one ihm müsse gehellt werden. Unter den neuesten Apostaten ist der Vielschreiber Adam Gurowski der bemerkenswertheste Eiferer für den russischen Panslawismus gewesen. Seine Nation hat ihn von sich gestoßen, wie er sie zuerst treulos verlassen hatte, und der Graf Gurowski hat keine Heimat mehr.

Polen hat den Panslawismus nur von seiner gefährlichen Seite kennen gelernt — daher fanden sich nur so allmälig die Sympathieen für ihn. Das Aufgehen in Rußland war immer das Ziel derer, die ihn predigten, und die Besorchtung der Anderen, die ihn verwarfen. Auch die Emigranten nahmen an der Idee des Slawischen Gesammtstaats keinen Theil; den Demokraten war Polen zu groß und hehr, als daß sie ihm nur eine Stelle innerhalb eines bekümmten Verbandes gönnen sollten, die Reisbokraten ahnten die Gefahr, welche der Staatenbund, dessen Verfassungsform gewiß eine republikanische werden müßte, dem monarchischen Prinzip bereiten würde. Ohne Zweifel würde die Ahnung sich bewieklichen, da man die Panslawisten von Anfang her mit einer gewissen Begeisterung hat vom Amphitkyonenbunde sprechen hören; dagegen täuschten sich die polnischen Demokraten, wenn sie annahmen, daß Polen nur in der Isolirung groß seyn und werden könne. Die umfassendste Selbständigkeit und die freieste Gelbstthätigkeit der Bundesglieder ist wenigstens einbweilen das Ziel der Apostel der Vereinigungslehre, und wäre Beides gefährdet, so hätte Böhmen gewiß eben so viel aufs Spiel zu setzen, als Polen.

Noch im Jahre 1843 sprach der Kok, eine Posener Zeitschrift, von der man annahm, daß sie das Haupt-Organ der Reform-Partei war, mit großer Kühlheit vom Panslawismus, in dem der Gedanke einer slawischen Gesammtvereinigung zwar festgehalten wurde, jedoch so, daß Polen darin duchaus seinen eigenen Weg beeslge. Die Polen können nicht vergessen, daß ihre Boleslaws einst Böhmen und Mähren beherrscht haben, und daß sie einst ein Volk von 22 Millionen Seelen gewesen sind. Sie würden sich mit Begeisterung der Idee der Vereinigung hingeben, wenn man sie selbst an die Spitze derselben stellen und ihre Sprache zur gemeinsamen Schriftsprache aller Slawen machen wollte. Da aud die anderen Slawen auf ihre Geschichte und ihre heimischen Institutionen stolz sind und von einer anderen Hegemonie in der Vereinigung nicht die Rede gewesen ist, als von der, welche das Uebergewicht der moralischen Kraft geben möchte, so hat in Polen ein Theil, und zwar der, welcher die soziale Frage des Slawenthums nicht begreift, sein Augenmerk noch immer auf Rußland gerichtet. In den Aufstandsversuch von 1845 sei eine Episode, welche dafür ein neues Zeugniß gab. Es vereinigten sich nach glaubwürdigen Aussagen damals in Warschau mehreee angesehene Männer, deren Namen selbst genannt werden, zu einer Vorstellung an den Kaiser Nikolaus in Beziehung auf die Lage der polnischen Provinzen. Sie zogen auch Männer aus den Großherzogthum Posen an sich, welche jener Vorhaben im Namen der Bevölkerung versicherten. Diese ganze Gesellschaft hat, wie versichert wird, durch die russischen Gesandtschaft in Berlin an den Kaiser den Antrag ergehen lassen, sich zum Beschützer alles Polen aufzuwerfen und die vom Königreiche durch Preußen und Oesterreich getrennten Provinzen zu reklamiren. Der Gedanke, daß Rußland ein Recht auf das gesammte Polen habe, ist nicht neu, der Kaiser Alexander trug sich mit ihm und schmeichelte den polnischen Magnaten, wenn man dem sonst wohl unterrichteten Mochnacki glauben darf, damit, daß Polen ein Ganzes werden und dann unter russischer Oberpoheit sich wohl befinden solle. Seine Verheißungen hatten neben dem Erfolge, daß sie das Vertrauen zur russischen Regierung mehrten, die Liebe zur Selbständigkeit aber schwächten, noch den, daß im Jahre 1831, als Alexander sich in Pulawy, dem Sitze des Fürsten Czartoryski, der jenes Projekt, wenn nicht hervorgerufen hatte, doch begünstigte, befand, mehrere Hundert Exekleute aus Galizien und Preußen dem Kaiser die Bitte überbrachten, sie mit ihren Brüdern, die unter seinem Scepter stehen, zu vereinigen. Alexander nahm diesen Vorschlag beifällig auf, und Fürst Joseph Poniatowski übersandte seine Zustimmung zu demselben nach Pulawy. „In dem Befindhum seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten" — bemerkt Mochnacki — „führte also der Kaiser deel Tage hindurch den Titel eines Königs vom ungetheilten Polen." Napoleon selbst kannte diesen Plan, dem er nicht offen entgegentrat, ohne sich für ihn zu erklären. Erst, als er die russischen Truppen bei Auserlitz geschlagen hatte, bekämpfte er das Projekt, und das neue Königreich fiel darum in seinem Entstehen wieder zusammen. Später hat aus unbekannten Ursachen, vielleicht auf persönlicher Gereiztheit, auch Czartoryski den Wünschen Alexander's entgegengewirkt, der es gern sah; wenn man ausserhalb an die Sympathieen glaubte, welche die Polen für seine Regierung hätten. Als er das Projekt nicht mehr brauchen konnte und im Jahre 1806 den König von Preußen für eine Coalition gegen Frankreich gewinnen wollte, übersandte er ihm zum Beweise seiner Rechtlichkeit die Original-Unterschriften jener Polen, welche als preußische Unterthanen sich unter seine Botmäßigkeit hatten stellen wollen. „Nur die Folgen der Schlacht bei Jena", heißt es irgenwo, „schützten die verrätherischen Personen vor der Rache Preußens." Faß die in die letzten Regierungsjahre Alexander's bezeichnete Selbstläuschungen einer Partei über die Wohlthaten eines einheitlichen russischen Gouvernements für ganz Polen; erst unter seinem die Polen weit rücksichtsloser behandelnden Nachfolger schwanden die Pläne der Russomanen. Um so mehr war man daher mit Recht überrascht, daß das unselige Projekt, ganz Polen in die Hände Rußlands zu spielen, im Jahre 1845 von neuem auftauchte.

Die Urheber des so verrätherischen Unternehmens mochten eine zweifache Berechnung anstellen. Einmal, Polen müße für sich, im Interesse seiner Integrität, sich einem einzigen mächtigen Schutzherrn und allen Bedrückungen, welche damit verbunden wären, fügen. Damit erreiche es eine Selbstthätigung, die bei der gegenwärtigen staatlichen Trennung der Theile unmöglich sey; außerdem werde die Eifersucht Preußens und Oesterreichs gegen Rußland geweckt werden, und dies würden die Polen benutzen können, wenn einst für sie die Stunde der Erhebung käme, welche um so unfehlbarer gekommen müße, wenn sie nur gegen einen Feind gerichtet sey. Die andere Berechnung mochte lediglich dahin gehen, Preußen zu schrecken und sein Verfahren gegen die Insurgenten zu mißbilligen. In beiderlei Hinsicht lassen bei dem Projekt sich nicht auf-

richtige Sympathieen für Rußland erwecken, vielmehr war es eine bloße Kriegslist, deren Gelingen freilich eine Menge sehr darodex Voraussetzungen hatte. Man kann indeß wohl annehmen, daß die Insurgenten oder die Verschwornen im Allgemeinen den ganzen Plan mit derselben Indignation zurückgewiesen haben, mit welcher Mieroslawski die Sophismen der „Lettre d'un gentilhomme polonais sur les massacres de Galicie adressée au prince de Metternich" niedergeschlagen hat, welche einen Anschlag Polens an Rußland befürworteten.

Die neuesten Unglücksfälle der Polen haben sie mit dem Gedanken einer Allianz zwischen Verbrüderung mehr befreundet. Sie haben sich überzeugt, daß ihre Insurrections- und Befreiungsversuche, wie sie angelegt werden, fruchtlos ausfallen müssen, daß die nationale Kräftigung nicht erreicht werden kann durch die äußere Gewalt, sondern durch eine soziale Operation. Der Sozialismus kann ihnen nur wahrhaft kommen, wenn sie ihn, meinen sie, in seiner weitesten Ausdehnung nehmen, wenn sie damit nicht allein stehen bleiben. Von dieser Seite aus beleuchtet, erscheint ihnen der Anschlag an die Süd-Slaven als eine Nothwendigkeit. Während in Polen, obgleich es keinen dritten Stand hat, sondern diesen durch den Klein-Adel und die Juden ersetzen lassen muß, doch der Kampf der Stände schon durchgekämpft ist, besteht unter den Süd-Slawen noch der ursprüngliche Gemeindezustand, in dem der einzelne Landbauer nicht Eigenthum, sondern nur einen Besitz am Gesammt-Eigenthum der Gemeinde hat. Diese Erhaltung der Urzuständе, analog denen im alten Germanien, wo man auch kein Privat-Eigenthum an Grund und Boden kannte, macht den Slawen des Nordens Muth und giebt ihnen die Aussicht einer sehr leichten Durchführung des sozialen Prinzipes, welches sie bekennen. Vielleicht ist es nur die Meinung der slawischen Gelehrten, aber sie besteht: daß nämlich das Slawenthum durch Realisirung des Sozial-Prinzipes über Europa mächtig werden müsse. In diesen Gedanken vereinigen sich die meisten Panslawisten, welche allerdings mit Befangenheit über die sozialen Verhältnisse des Westens urtheilen, dem sie nicht mehr die hinreichende moralische Kraft zuschreiben, daß er die bevorstehende Reorganisation der Gesellschaft durchsetzen oder nur ertragen werde.

Wie der neuesten polnischen Revolution, die in Paris und Versailles unter dem Einfluß der Sozialisten geeint war, nur sozialistische Ideen zu Grunde lagen, so hat das demokratische Polen auf diesem Wege annähernd auf die Tendenzen des Panslawismus stoßen müssen, und man kann annehmen, daß der größte Theil der Bewohner Polens und Galiziens für ihn gewonnen ist, während in Rußland Prinzip selbst wenig davon transpirirte. Die slawischen Theile, welche sich unter constitutionellen Formen leben, wissen, wie es scheint, die neuen Haalsökonomischen Grundsätze ohne Unterlaß zur Entwicklung bringen.

Ein Hauptinteresse des Panslawismus, das Diese bedeutlich macht, ist der in der slawischen Familie selbst bestehende sprachliche und religiöse Dualismus. Ein Theil der Slawen gehört der orientalischen, ein anderer der occidentalischen Kirche an. Die Schriftsprache fußt, indem jene Seite ein dem griechischen sich nähendes Alphabet, diese das lateinische hat, nicht durch das Ganze Verständniß und Eingang. Es fällt also ein mächtiger Hebel der Verständigung, ein Hauptmoment der „Wechselseitigkeit" (vzaimnost) fort, und die Arbeit der Slawisten wird unendlich erschwert durch solche Spaltung. Daher hat man in der Sprachfrage auf Beseitigung der Schwierigkeiten gedacht und insbesondere die Einführung eines gemeinschaftlichen Alphabets befürwortet. Die Meisten haben sich für das der slawischen Apostel Methodius und Cyrillus entschieden, das vorzüglich in der Slowakei in Schap genommen wird, wo ehemals, vor tausend Jahren, der erste Panslawismus, nämlich der religiöse, auftrat. Der slowakische Dialekt, welcher der Sprache der alten Cyrillischen Liturgie, die als jodte betrachtet wird, noch am nächsten steht und zwischen den fünf slawischen Haupt-Dialekten: dem slawonischen, dem illyrischen, dem böhmischen, dem polnischen und dem russischen, die Mitte hält, würde danach die meiste Berechtigung haben, zur Gesammtsprache erhoben zu werden. Eine andere Partei hebt den Wohllaut und die Biegsamkeit, wie die Verbreitung der polnischen Sprache, hervor und möchte sie zur Gemeinsprache machen. Noch wird der polnische Dialekt von elf Millionen Seelen gesprochen, und die Gesammtzahl der Slawen, welche im Gegensatz zu Rußland stehen, dessen slawische Bevölkerung auf einundfunfzig Millionen angenommen ist, beträgt schsundzwanzig Millionen, abgesehen von den Slawen der Türkei. In fast gleichem Verhältniß stehen die dem griechischen Kultus anhängenden Slawen zu den lateinischen, was jene indeß an Zahl übertreffen, das, verlieren sie durch das unter ihnen selbst bestehende Schisma, indem die kleinere Hälfte unirt ist, also zu den Katholiken zählt, die größere der griechisch-russischen Kirchenform anhängt. Wenn die Slawisten aber die Bevölkerung nicht nach Religion und Nationalität zählen, sondern nach den Sympathieen berechnen, so fallen sie für Rußland nur siebenundvierzig Millionen Köpfe. Die slavische Race in Oesterreich, Ungarn und der Türkei berechnet Robert auf 10 – 12 Millionen: er stellt somit, allerdings nicht allzu genau, den Polen 22 – 25 Millionen zur Verfügung, indem er 12 – 13 Millionen Ruthenier ihnen zuzählt, die sich von ihnen nicht wesentlich unterscheiden. Auf diese Weise hat er 45 Millionen anti-russischer Slawen berausgebracht, so daß ein Gleichgewicht hergestellt würde. Das ganze zwölf Millionen Russen oder Ruthenier keine russischen Sympathieen zeigen, wird von dem meisten Slawisten angenommen. Die genauesten Nachweise über die slawischen Bevölkerungs-Verhältnisse hat Szafarzyk in seinem „Narodopis" gegeben, wo sie Jeder nachlesen kann. Es genüge hier hinzuzufügen, daß die meisten Nichtslawen sehr überrascht waren, als sie plötzlich durch ihn den Nachweis von dem Vorhandensepn von 87 Millionen Slawen in Europa erhielten.

Für die Slawen hatte die Größe dieser Zahl etwas Bezauberndes, und sie haben, auf sie gestützt, mit verzeyeltem Muthe die Zuversicht ausgesprochen, daß einer so breiten Nationalität noch eine reiche Zukunft bevorstehe. Wenn Rußland auf diese sammelte Gesammtheit kaum so kann es doch vorzugsweise auf das Griechenthum. Durch Maßregeln glaubt die russische Regierung dem orientalischen Systeme dienen zu können. Sie strebt eine Einheit des Glaubens und Ritus an, um in diesen Punkte die Slawen an einander zu binden und sich ihre Sympathieen zu sichern. Das russische Gränzsperrungssystem hängt, wie hieraus unwiderruflig hervorgeht, mit dem russischen Panslawismus innig zusammen. Die Verrechnung der slawischen Sympathieen, wie sie durch die Statistiker geschieht, zeigt indeß die Erfolglosigkeit des Gränzsperrungssystems für ferner liegende politische Zwecke. Der griechische Ritus wird zwar in katholischen Gegenden ausgebreitet, aber seine theilweise gewaltsame Einführung schafft doch eben so wenig gute Russen, wie beauchbare Elemente für das einstige panslawische Jarenreich. — Dabei ist nicht zu leugnen, daß ein großer Theil der occidentalischen Slawen noch eine gehrime Sehnsucht nach dem griechischen Ritus hegt, dem sie ehemals anhingen und dessen Aufgeben sie noch als ein nationales Unglück betrachten.

Böhmen, Mähren und Schlesien hatten einst die griechische Kirchenform; als das Land von Deutschland aus förchtig reformirt wurde, wurde es auch erobert und entnationalisirt. Diese Erinnerung ist es, welche das Deutschland benachbarte Slawenthum ihm so feindselig macht, und wäre es eine andere Macht, die den Glanz der griechischen Kirche ausbreiten könnte, als Rußland, sie würde dem occidentalischen Elemente des Slawenthums unzweifelhaft gefährlich werden. Auf jene historischen Erinnerungen scheint Rußland aber seine Pläne zu bauen, leidem es slawisch geworden und seitdem seine Gelehrten bemüht gewesen sind, zu beweisen, daß Slawisch und Russisch identische Begriffe seyen. Dieses Absurdum hat man allerdings ernstlich verfucht. Wenelin und Bulgarin haben in mehrfachen Schriften durch künstliche Interpretation historischer Dokumente den Nachweis zu liefern sich bemüht, daß alle Slawen ohne Ausnahme von Rußland, als der gemeinsamen Stammmutter, auszegangen seyen. Von denselben Schriftstellern wurde die russisch-schismatische Kirche als die einzig orthodoxe der Slawen dargestellt. Die russische Sprache wurde als die reichste und wohllautendste unter allen slawischen Dialekten gepriesen, der polnische Dialekt als weichlich und matt ausgegeben. Herr Ubrialoff, den auch Robert erwähnt, hat sogar mit vielen Anderen die Behauptung aufgestellt, daß die Geschichte Polens ohne die russische nichts sey. Die offizielle Schriftstellerei hat nie verfehlt, mit den stolzesten Phrasen für Rußland zu fechten und Polen als sein unbedeutendes Anhängsel zu verkleinern. Von dem Uebergewichte Rußlands waren selbst polnische Apostaten durchdrungen, und der vorgenannte Gurowski wagte in seiner Schrift: „La vérité sur la Russie", es ohne Scham auszusprechen: „la Russie, qui se croyait, on chemin à la suprématie slave, — la Russie, ennemie de l'Europe — la Russie est destinée à devenir la mère et la tutrice des Slavons." Rußland sey der einzige Staat, der mit Weltgefühlen von sich sagen könne: ego sum, qui sum, und es werde viel den Satz: qui maris politur, rerum potitur, angehemmt Peter's des Großen Testament vollstrecken. Unter solchen Voraussetzungen hat denn auch derselbe Gurowski, der nun einmal als eine Autorität in der Frage des Panslawismus erwähnt werden muß, in seiner Schrift „Quelques pensées sur l'avenir des Polonais" — die düstere Prophezeyung niedergelegt, daß es in Polen und demnächst im Slawenthume bald keine katholische Kirche und keine polnische Sprache geben werde, weil Rußland durch seine Natur gezwungen sey, diese Elemente zu absorbiren. Das Richtige dieser Prophezeyungen und der Prahlereien von der Ueberlegenheit Rußlands ist im Jahre 1843 in einem Sendschreiben an den Grafen Gurowski von einem deutschen Schriftsteller dargethan worden. Französische Schriftsteller, unter ihnen Bonald, haben die Phrasen der russischen Diplomatoren, wie eines Derzawin, der Rußland anredet: „o Ros!" schagni — i waja twoja waslenna" (R., einen Schritt vorwärts, und Alles ist Dein), mit dem nöthigen Nachdruck zurückgewiesen. Am rückschlossten hat der polnische Emigrant Mochnacki die innere Schwäche Rußlands aufgedeckt und sein Unvermögen, das Slawenthum zu lenken. Seine Hauptmängel sind die nationale Zersplitterung, die kirchliche Desorganisation, die künstliche Gestaltung der moralischen Zustände, insbesondere der Zwischenzeit, der Literatur, die seine volksthümlichkeit, sondern ein Halbsemitisel der Regierung, seine feldständige, sondern Nachahmung französischer und deutscher Muster ist. Mit diesen Mitteln imponirt Rußland den übrigen Slawenstämmen am so weniger, als es ihnen leicht geworden ist, auch das künstliche Gewebe der Geschichte zu zerstören, mit welchem Rußland zum Vortheil seiner Prädcendz sich damhüllen wollen.

Die Resultate böhmischer Geschichtsforschung, soweit sie für den Panslawismus in Betracht kommen, stehen in weit höherem Ansehen, als die der russischen, und die ganze literatur Böhmens überwiegt die der russisch-orthodoxen Gebiet. Einen viel selbstständigen Antheil hier auch das Volk an derselben nimmt, beyeugt die Wirksamkeit des „czechischen Museums", der sogenannten „musica ceska", eines Instituts, das, aus freiwilligen Beiträgen Aller gebildet, das Erscheinen werthvoller nationaler Schriften für das Volk und die Wissenschaft erleichtert.

Ein ähnliches Institut besteht auch in Serbien. In Polen freilich fehlt es noch, doch die Literatur ist unendlich reicher, als die russische, auch ohne solches Hülfsmittel, selbst ohne Universitäten. So überwiegt die Literatur aller (?) Slawenstämme die der russischen, und es ist nicht anzunehmen, daß jene sich von dieser jemals werden beherrschen lassen. Schon früher ist von der Einrichtung eines slawischen Gesammt-Organs, das entweder in einem oder mehreren Dialekten erscheinen sollte, die Rede gewesen, die bisherigen Hindernisse scheinen in der Mangelhaftigkeit des buchhändlerischen Verkehrs gefunft werden zu müssen. Die „slawischen Jahrbücher" zu Leipzig, welche zwar den Zweck hatten, der Idee des Panslawismus Vorkämpfer zu seyn, standen lange dem eigentlichen slawischen Leben zu fern, als daß sie diesen Erscheinungen würdig reflektiren könnten, jetzt ist ihre Wirksamkeit in Prag noch nicht aufgefallen. Anfangs wurde unzweifelhaft seine Hilfe anbieten für jedes Unternehmen, das den

Panslawismus in seinem Sinne beguͤnstigte; es hat ja bereits fuͤr andere Zwecke Organe im Auslande gegruͤndet. Seine Schriftsteller haben das slawischen Laͤnder durchmessen, unter dem Vorgeben, ihre Alterthumskunde zu bereichern, um ihren Planen Eingang zu verschaffen, zunaͤchst bei den Gelehrten; denn der gesammte Panslawismus war doch in seinem Ursprunge uͤberhaupt nichts als ein Gebaͤude der Gelehrten. „Strosef und Pogodin“, sagt Cyprien Robert, „haben sich in dieser Hinsicht waͤhrend der letzten zehn Jahre als unermuͤdliche Apostel gezeigt.“ Es lepen, meint er, besonders die suͤdlichen slawischen Staͤmme, welche das russische Kabinet sich zu unterwerfen trachte. Seit fast einem halben Jahrhundert habe es die schismatischen Slawen Oesterreichs und der Tuͤrkei mit seiner speziellen Protection umgarnt. Versprechungen, reiche Geschenke, nichts werde gespart, sie zu gewinnen; gewebte Schmuckstoffen, von Rußland geschickt, fuͤllten ihre Kiechen; ihre schoͤnsten liturgischen Bucher lepen Geschenke des heiligen Synods von Petersburg. Die angesehensten Personen in Illyrien und Boͤhmen lepen, um so zu sagen, durch die Huldigungen der russischen Agenten, gefuͤhrt. Die Prager Gelehrten erhalten vom Zar allerlei Gratificationen: Brillantringe, selbst die Decorationen des Annen-Ordens als Lohn fuͤr ihre der slawischen Literatur geleisteten Dienste. „Unter dieser rein literarischen Propaganda“ — fuͤhrt Robert fort — „wissen die russischen Agenten die thaͤtigste politische zu verbergen. Im Namen der Unabhaͤngigkeit der ganzen Race rufen sie die unterworfenen Slawen des Suͤdens zu einer Coalition mit dem Zar gegen ihre Unterdruͤcker auf.“ Zu solcher Weise wollen sie einen Panslawismus herstellen, der sich unter dem Scepter der Romanows gruppirt, dem das Protektorat der verschiedenen Staͤmme uͤbergeben sey. — Slawische Schriftsteller, die es viel besser meinten, haben vielleicht selbst einer so gefaͤhrlichen Ihee Nahrung gegeben, insbesondere Kollar, als er in seiner Dichtung „Slavy Dcera“ eine Vereinigung aller Slaven aufgestellt, so daß Rußland das Haupt (!), Polen das Herz, Boͤhmen und Illyrien die Extremitaten bilden sollten. Vielleicht daß Rußland in diesem Systeme sich besser als Magen eignen wuͤrde; Polen selbst aber muͤßte noch mehr fuͤr die Vereinigung thun, wenn es sich zum Herzen derselben machen wollte. Seine russenfreundliche Partei muͤßte erst ablehen, damit die fortgelepten Mystificationen mit den großen und gnaͤdigen Absichten des Zars einen einheitlichen Streben nicht weiter hinderniß wuͤrden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine alte Stimme uͤber die Republik in Frankreich.

Im Jahre 1796 war Frankreich, wie heute, bekanntlich eine Republik, und eben so, wie heute, schwankte man auch damals, ob man diese Regierungsform beibehalten solle oder nicht. Eine kleine Broschuͤre aus jener Zeit: „Essais sur l'état actuel de la France. 1. mai 1796, par B. F. A. Fonvielle“, spricht sich fuͤr die Beibehaltung aus. Gleichwohl wurde nach einigen Jahren die Republik unter allgemeiner Zustimmung des Landes wieder zu Grabe getragen. Hoͤren wir uͤbrigens die Worte von 1796, die auch auf das heutige Frankreich manche treffende Anwendung enthalten:

„Ich gestehe“, sagt Fonvielle, „ich wuͤrde nicht den Muth gehabt haben, unsere gegenwaͤrtige Lage, wenn es in meiner Gewalt gestanden haͤtte, um den Preis all der schrecklichen Uebel, die wir erdudet, zu ertaufen. Romulus sammelte ein Haufchen uͤberlichen Gesindels, um sein Rom zu bauen; ich zweifle, ob ein anfaͤnglicher Mann unter diese Gruͤnder einer spaͤter so maͤchtig gewordenen Republik gehoͤrt haben moͤchte; als jene Raͤuber und Verbrecher aber Buͤrger geworden, als sie Gesetzen unterworfen waren, haͤtte ich sehr gern ihr Landsmann und Mitbuͤrger heisen wollen.

„Wenn mich die gegenwaͤrtige Regierung beschuͤtzt, wenn sie mir mit ihrem Worte „Freiheit“ keine Schlinge gelegt hat, wenn sie ihre Verheißungen erfuͤllt, wenn meine Meinung wahrhaft frei, mein Eigenthum wahrhaft geachtet, meine Person wahrhaft geschuͤtzt ist, warum sollte ich mich ihr nicht unterwerfen? Kann ich unter irgend einer Regierung etwas Hoͤheres erlangen? Ich werde also ohne Erroͤthen sagen: mein gegenwaͤrtiges Ich ist das einzige, womit ich mich zu beschaͤftigen ein Recht habe. Und wenn mein sittliches und geistiges Wesen waͤhrend unserer Wirren nicht das war, was es heute ist, so wird meine Resignation und Ergebenheit vielleicht durch die Hoffnung auf dauerhafte Ruhe allein schon verdienstvoller, und vielleicht auch findt meine Ermahnungen um so eindringlicher und empfehlenswerther in den Augen derer, welche, wie ich, alle jene Irrthuͤmer und Wahrheiten, die man ihnen sechs Jahre lang mit Feuer und Schwert predigte, von sich wiesen. Diese sowohl, wie ich, wollen doch wenigstens fuͤr etwas gelten und gerechnet werden. Die Revolutionen entfernen aus dem Mangel an Voraussicht und Vorsicht und aus der Schwaͤche; sie werden von der Unfaͤhigkeit und dem Eigendunkel begonnen, von den feuerfesten Geistern vergiftet, vom Verbrechen entehrt, von der blinden Hartnaͤckigkeit in die Laͤnge gezogen, von der Ermattung beendet; die Beispiele verbessert ihre Wirkungen, und welche Folgen sie auch haben mogen, so ziehen doch zuletzt die anfaͤnglichen und eyelichen Leute allein die etwaigen Vortheile daraus. ..... Teachen wir fernerhin mit aller Klugheit danach, uns jenem Antriebe nach Veraͤnderung standhaft zu widerstehen. Das wir auch immer in jaͤngster Zeit gethen und erdudet haben, so wird man doch niemals Frankreich den Vorwurf machen koͤnnen, seine Laster lepen ihm zur Sitte geworden („Quae fuerant vitia mores sunt“. Senec. Epist. 39.); — und deshalb in Zukunft keine Unbeständigkeit, kein Schwanken mehr, kein Vertrauen mehr auf Marktschreier und Windbeutel, keine Buͤrgerkronen mehr fuͤr Diebe und Moͤrder! Moͤgen die Wohlgesinnten beschuͤtzen, und die Revolution ist beendet. .....

„Die Regierung wird fuͤhlen, daß sie die Republik nur dann halten kann, wenn sie sich den anfaͤndigen Leuten hingiebt; das sind niemals diejenigen, welche die Revolutionen suchen und hervorrufen. Jener Zustand der Dinge, wo sie sie das gerechnet worden, was sie weeth sind, wird sie genetzt und bereit finden, diesen Zustand aufrechtzuerhalten; die vorzuggweise sogenannten Patrioten jedoch sind die geborenen Feinde eines jeden Regierungssystemes. Ihnen ist die Verwirrung, das Chaos, ein noihwendiger Bediefniß. Wenn die Fuͤhrer ihr Gluͤck gemacht haben und sich nach und nach zuruͤckziehen, so kommen sie (die Patrioten) in zweiter Reihe und werfen sich ins Zeug, um auch ihrerseits ihr Gluͤck zu machen. Sie revolutionisren fuͤr die Republik, wenn eine andere Regierungsform am Ruder ist; sie revolutionisren wieder fuͤr diese, wenn sie die Republik errungen haben. Wenn die Regierung dies nicht fuͤhlt, wenn sie die Rotte der Wuͤhler nicht unterdruͤckt, so wissen wir ihr nichts weiter zu sagen: sie waͤre dann selbst revolutionair; sie wuͤrde sich selbst stuͤrzen wollen, und man koͤnnte in diesem Falle den Vers des Phaͤdrus auf sie anwenden: „Sie haben Ohren und hoͤren nicht, sie haben Fuͤße und gehen nicht“ (wir sagen, wohl gemerkt, nicht noch hinzu: „sie haben Haͤnde und greifen nicht“!) Wir jedoch, wir anfaͤnglichen Leute, wir Republikaner ohne Ueberschwaͤnglichkeit, wir muͤssten dann ein wachsames Ohr, einen marschfertigen Fuß und ..... die Haͤnde in unseren Taschen haben! ....“

Schließlich noch eine kurze, ebenfalls unsere Zeiten beruͤhrende wichtige Bemerkung aus der angefuͤhrten Broschuͤre von 1796:

„Dat man nicht die Beobachtung gemacht, mit welchem Leichtsinn alle Verfammlungen (die Nationalversammlung, die Legislative u. s. w.), eine nach der anderen, ihre Hand an das Ruder des Staats legten, ohne zuvor das Schiff, welches sie leiten sollten, zu untersuchen, und wie sie sich auf das Meer der Revolution hinausstuͤrzten, ohne sich erst darueber zu vergewissern, ob sie dieser Weg uberhaupt nicht mitsammt dem Schiffe verschlingen werde? Es schreint uns, als ob jede Legislatur durch diese Unklugheit die Verantwortlichkeit der vorhergegangenen Legislaturen auf ihr Haupt geladen habe, und als ob diese Buͤrde einen Tages die Kraͤfte derjenigen uͤberschreiten werde, welche dereinst gerade von der besten Absicht beseelt ist, wenn man eben nicht an die Gefahren eines solchen Prinzipes blinder Billigung denkt, aus dem vielleicht in diesem Augenblicke alle jene Schwierigkeiten, welche die gegenwaͤrtige Regierung hemmen, hervorgegangen sind.“

Mannigfaltiges.

— Ein Shakespeare-Theater. Ein Herr William Wilson in London ist neulich mit einer Broschuͤre hervorgetreten,*) in der er ein eigenthuͤmliches Projekt entwickelt. Es besteht darin, ein Theater auf oͤffentliche Kosten zu erbauen, wo einzig und allein die Werke Shakespeare's, „des groͤßten Sittenlehrers der Welt“, aufgefuͤhrt werden sollen, und dessen Eintrittspreise er so niedrig gestellt haben will, daß es fuͤr Alle zugaͤnglich seyn moge. Im Gegensatz zu dem jetzt in England gangbaren System, nach welchem die Vorstellungen gewoͤhnlich um 7 Uhr anfangen, um bis Mitternacht oder gar noch spaͤter zu dauern, schlagt er vor, an jedem Abend nur ein einziges Stuͤck zu geben, wobei es trotzdem, wie er meint, bei der Reichhaltigkeit des Shakespearescheen Repertoirs nicht an Mannigfaltigkeit fehlen werde. Das Ganze soll unter der Leitung eines von der Regierung ernannten Comites stehen und das Personal, mit einem tuͤchtigen Regisseur an der Spitze, auf die Dauer engagirt werden. Daß eine solche Einrichtung eben so vortheilhaft fuͤr das Publikum seyn wuͤrde, als fuͤr die dramatische Kunst und die Kuͤnstler selbst, iß wohl nicht zu Frage zu stellen, und wenn man bedenkt, daß Shakespeare's Meisterwerke unter allen Umstaͤnden ihre alte Anziehungskraft geltend machen und zu den sogenannten Kassenstuͤcken zaͤhlen, so duͤrfte das Unternehmen auch in pekuniaͤrer Hinsicht ein guͤnstiges Resultat versprechen.

*) A House for Shakspere. A proposition for the consideration of the Nation. By William Wilson. London, 1850.

— Ponsard's Charlotte Corday. Der Verfasser der „Lucrece“ hat dieser antiken Heldin ein modernes Seitenstuͤck geben wollen, doch iß der Erfolg, den seine vor kurzem in Paris zum erstenmale aufgefuͤhrte „Charlotte Corday“ davongetragen, weit hinter dem der „Lucrece“ zuruͤckbleiben. Man gesteht dem Dichter eine große Bedeutschung der Sprache, ein entschiedenes Talent der Versification, einen unverkennbaren Reichthum an poetischen Bildern zu, aber es fehlt ihm nicht blos an jeder dramatischen Technik, sondern auch an aller organisirenden Schoͤpferkraft, welche allein in die Formen und Bilder der Sprache, wie in die Gestalten auf der Buͤhne, Geist und Leben zu bringen vermag. Obwohl der Dichter die Haͤupter der „Montagne“ und der „Gironde“ in seinem Drama auftreten laͤßt, hat dasselbe doch die Zuschauer kalt und ohne Theilnahme gelassen. Es iß, sagt ein Kritiker sehr bezeichnend, als ob Theramen (in Racine's „Phaͤdra“) die „Geschichte der Girondins“ erzaͤhlte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 30, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße No. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 54. Berlin, Sonnabend den 4. Mai 1850.

Nord-Amerika.

Washington Irving's Leben Muhammed's und seiner Nachfolger.

Die Eroberung von Jerusalem durch die Moslemim.

Das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung war eine Epoche moralischer Erstarrung, die jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu verdunkeln schien. Kunst und Wissenschaft waren überall verschwunden. Es hatte sich höchstens noch eine kleine Anzahl von Denkmälern und Ueberlieferungen aufrechterhalten, deren Schönheit man aber nicht zu empfinden und deren Werth man nicht zu schätzen wußte. Das römische Reich neigte sich zum Untergang. Die Gothen hatten die Barbarei in Spanien eingeführt, die Lombarden sich in den fruchtbaren Gefilden Italiens festgesetzt. Im Norden und Westen errichteten wilde Horden auf den Trümmern der alten Civilisation ein neues, aus ihren heimatlichen Steppen und Wäldern gebrachtes System. Die größte und dringendste Gefahr aber war im Orient vorhanden. Der Parther Kosru II. bedrohte mit seinen Götzendienern nicht nur das oströmische Kaiserreich, sondern auch das Christenthum und Alles, was von dem früheren Kulturstande übrig geblieben war. Zur selben Zeit befleckten die verderbtesten Sitten den Hof und die Kirche, Mörder und Courtisanen setzten sich auf den Thron der Cäsaren, das Heidenthum machte sich wieder geltend, und die Engel und Heiligen traten an die Stelle der untergeordneten Gottheiten des alten Olymp, worin der christliche Gott nur noch den ersten Platz einnahm.

Es war inmitten dieser zerfallenen und der Auflösung nahen Welt, daß sich aus den Tiefen der arabischen Wüste eine unbekannte Stimme hören ließ, welche die Worte aussprach: „Es giebt keinen andern Gott, als Gott, und Muhammed ist sein Prophet.“ In denselben Jahre erschienen zwei Männer mit dieser Botschaft an den Höfen der beiden Monarchen, welche sich im Osten feindlich gegenüberstanden. Herakllius, der weder Muhammed, noch Arabien kannte, behandelte den Boten mit der Höflichkeit, die er als Grieche seinem Gaste schuldig glaubte, machte ihm einige Geschenke und schickte ihn wieder nach Hause, ohne recht zu wissen, in welcher Absicht er zu ihm gekommen war. Kosru nahm den Gesandten in anderer, nicht minder charakteristischer Weise auf. Als man ihm den Brief vorlas, welcher anfing: „Im Namen des allgnädigen Gottes, Muhammed, Sohn des Abdallah und Gesandter Gottes, an Kosru, König von Persien“, rief er: „Was! mein Sklave wagt es, seinen Namen dem meinigen vorzusetzen!“ riß das Schreiben dem Dolmetscher aus der Hand und zerriß es in Stücke. Die Antwort wurde nicht nach Medina, sondern an den Statthalter des Königs in Jemen geschickt: „Ich habe erfahren“, daß es darin, „daß sich in Medina ein Wahnsinniger vom Stamme Koreisch befindet, der sich für einen Propheten ausgiebt. Heile ihn von seiner Narrheit, oder schicke mir seinen Kopf.“ Als die Boten Muhammed's wieder in Medina eintrafen und ihm verkündeten, daß der große König sein Sendschreiben zerrissen habe, ohne es zu lesen, entgegnete er: „In gleicher Art wird Allah sein Reich zerstücken.“ Und diese Worte waren in der That prophetisch. Weniger als zehn Jahre nachher herrschten die Statthalter des Wahnsinnigen in Jerusalem, Alexandrien und Damaskus nicht minder, als in Mekka und Medina.

Das glänzende Bild dieser Ereignisse, das von der Meisterhand Washington Irving's entworfen worden, bietet ein lebhaftes Interesse dar. Der großartige Charakter Muhammed's wird darin um so klarer entwickelt, als sich der Verfasser ganz auf die Rolle des unparteiischen Geschichtschreibers beschränkt und nicht, wie die Mehrzahl seiner Vorgänger, ihn von einem einseitig religiösen Standpunkte und nur als einen ehrgeizigen Betrüger schildert. Er betrachtet ihn vielmehr als einen Mann von hoher geistiger Organisation, mit einer entschiedenen Hinneigung zum Mystizismus, bei dem die bis zur Raferei exaltirte Begeisterung einen wirklichen Fanatismus erzeugt hatte, der an seine eigene Inspiration glaubte und selbst zuerst von der Echtheit seiner vermeintlichen Offenbarungen überzeugt war. Diese Meinung hat in der That Manches für sich und trägt dazu bei, dem Buche einen Reiz zu geben, den es nicht besitzen würde, wenn es Muhammed nur als einen auf die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen spekulirenden Heuchler darstellte. Das Einzige, was man Herrn Irving vorwerfen könnte, ist, daß er nicht immer die Kritik walten läßt, die für den Geschichtschreiber so nothwendig ist, um die Wahrheit von den Legenden und abergläubischen Traditionen zu sondern, die das Hauptmaterial einer solchen Biographie ausmachen.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Art und Weise zu beurtheilen, in der Washington Irving sein Thema behandelt hat, wird es am besten seyn, ihnen ein Kapitel seines Werkes als Probe vorzulegen. Wir wählten dazu die im zweiten Bande enthaltene Beschreibung der Eroberung von Jerusalem durch den Chalifen Omar:

„Die siegreichen Moslemim ruhten sich in Damaskus einen Monat lang von den Beschwerden des Krieges aus, während dessen Abu-Obeidah beim Chalifen anfragen ließ, ob er die Belagerung von Cäsarea oder von Jerusalem unternehmen solle. Als derselbe sich über bei Omar zu rathen, angemöchlich zu letzterem zu schreiten; denn Solches, bemerkte er, sey die Absicht der Propheten gewesen. Der Zug gegen Jerusalem ward von den Moslemim als ein heiliger Krieg betrachtet, da sie diese Stadt als den alten Sitz der Prophezeiung und Offenbarung verehrten, der in inniger Verbindung stehe mit der Lebensgeschichte des Moses, Jesus und Muhammed und geheiligt sey durch die Grabmäler so mancher von den alten Propheten. Der Chalif folgte dem Rathe Ali's und befahl Abu-Obeidah, die Armee nach Palästina zu führen und Jerusalem zu belagern.

Sobald Abu-Obeidah diesen Befehl empfing, entsendete er fünftausend Mann unter Yesid-Abu-Sofian, um die Belagerung vorzubereiten, und schickte ihm fünf Tage hindurch bedeutende Verstärkungen nach. Die Bewohner von Jerusalem sahen die Annäherung dieser furchtbaren, einen so großen Schrecken über den ganzen Orient verbreitenden Eroberer, ohne einen Ausfall gegen sie zu unternehmen oder sich in Unterhandlungen einzulassen; indessen pflanzten sie Wurfmaschinen auf ihre Wälle und rüsteten sich zu einer energischen Vertheidigung. Yesid näherte sich der Stadt und forderte sie mit Trompetenschall zur Uebergabe auf, indem er die gewöhnlichen Bedingungen, Annahme des wahren Glaubens oder Entrichtung eines Tributs, stellte; Beides wurde mit Verachtung verworfen. Die Moslemim würden sogleich zum Sturme geschritten seyn, wenn Yesid hierzu Befehl erhalten hätte: da solches aber nicht der Fall war, so schlug er ein Lager auf und wartete, bis ihm von Abu-Obeidah die Weisung zukam, die Stadt angreifen, wenn er die nothwendigen Vorbereitungen getroffen habe.

Am Morgen, sobald der Hahn krähte, war das muselmännische Heer geordnet, die Fahnen hielten, jeder an der Spitze seiner Schaar, das Morgengebet, und wie mit einem Impuls wiederholten Alle mit lauter Stimme den Vers aus dem Koran: „Trete ein, o mein Volk! in das heilige Land, welches Allah für Dich bestimmt hat.“

Zehn Tage lang machten sie unablässige, aber vergebliche Angriffe; am elften brachte Abu-Obeidah die ganze Armee ihnen zu Hülfe. Er fertigte sogleich eine geschriebene Aufforderung an die Einwohner der Stadt ab, worin er sie ermahnte, die Einheit Gottes, die göttliche Sendung Muhammed's, die Auferstehung und das jüngste Gericht anzuerkennen oder dem Chalifen zu huldigen und ihm Tribut zu zahlen — „sonst“, so schloß der Brief, „will ich Männer gegen Euch führen, welche den Tod mehr lieben, als Ihr Wein und Schweinefleisch liebt, und ich werde, so Gott will, nicht eher ablassen, bis ich Eure kampffähigen Männer ausgerottet und Eure Kinder zu Sklaven gemacht habe.“

Diese Aufforderung war an den Magistrat und die vornehmsten Einwohner von Aelia gerichtet; so hieß Jerusalem nach dem Kaiser Aelius Hadrianus, der die zerstörte Stadt wieder aufgebaut hatte.

Sophronius, der christliche Patriarch oder Bischof von Jerusalem, erwiderte, daß dies die heilige Stadt und das heilige Land sey und, wer sie in feindlicher Absicht betrete, ein Verbrechen in den Augen Gottes begehe. Er fühlte sich um so eher ermuthigt, den Belagerern trotzzubieten, weil man die Mauern und Thürme der Stadt sorgfam befestigt hatte und die Besatzung durch Flüchtlinge aus Jermuk und verschiedenen Theilen Syriens verstärkt worden war. Außerdem hatte Jerusalem schon an sich eine feste Lage, indem es von tiefen Schluchten und einem gebirgigen Landstrich umgeben war, und mehr als Alles wurde der Muth und die Ausdauer der Bewohner durch den frommen Gedanken gehoben, daß sie das Grab Christi vertheidigten.

Vier Wintermonate vergingen; alle Tage fanden blutige Scharmützel statt; die Belagerer wurden durch Ausfälle beunruhigt, und den Wurfmaschinen beschossen und von der rauhen Witterung belästigt, setzten aber mit unermüdlicher Standhaftigkeit den Angriff fort. Endlich ließ sich der Patriarch Sophronius von den Wällen aus in eine Unterredung mit Abu-Obeidah ein. „Wißt Ihr“, sagte er, „daß diese Stadt heilig ist, und daß, wer ihr Gewalt thut, die Rache des Himmels auf sein Haupt niederruft?“

„Wir wissen“, entgegnete Abu-Obeidah, „daß sie das Haus der Propheten ist, wo ihre Körper beerdigt sind; wir wissen, daß sie die Stätte ist, von wo aus unser Prophet Muhammed seine nächtliche Reise nach dem Himmel unter-

Digitized by Google

nahm; wir wissen auch, daß wir eher würdig sind, sie zu besitzen, als Ihr, und wir werden die Belagerung nicht aufheben, bis Allah sie in unsere Hände liefert, wie er es schon mit so vielen festen Plätzen gethan hat."

Da der Patriarch sah, daß alle Hoffnung verloren sey, so willigte er ein, die Stadt zu übergeben, unter der Bedingung, daß der Chalif sie persönlich in Besitz nehme und den Capitulationsvertrag unterzeichne.

Als diese ungewöhnliche Forderung dem Chalifen hinterbracht wurde, hielt er mit seinen Freunden Rath. Omaran verachtete das Volk von Jerusalem und wollte die von ihm gestellten Bedingungen verwerfen, aber Ali stellte die Heiligkeit und Wichtigkeit des Ortes in den Augen der Christen vor, die sie bewegen könnte, ihn zu entsetzen oder aufs äußerste zu vertheidigen, wenn er mit Schmach bedroht würde. Außerdem, fügte er hinzu, werde die Anwesenheit des Chalifen die Armee nach der langwierigen Belagerung und den Strapazen eines Winterfeldzuges beleben und mit neuem Eifer erfüllen.

Die Worte Ali's hatten ihr Gewicht beim Chalifen, obwohl einige arabische Schriftsteller vorgeben, daß er dauptsächlich durch eine seit alten Zeiten in Jerusalem gangbare Ueberlieferung bestimmt wurde, der zufolge ein Mann seines Namens, seiner Religion und persönlichen Erscheinung die heilige Stadt erobern sollte. Was auch seine Beweggründe seyn mochten, der Chalif entschloß sich, die Uebergabe Jerusalems in Person entgegenzunehmen. Er ernannte daher Ali zu seinem Stellvertreter während seiner Abwesenheit von Medina, und, nachdem er in der Moschee gebetet und dem Grabe des Propheten einen frommen Besuch abgestattet hatte, machte er sich auf den Weg.

Die Reise dieses mächtigen Herrschers, der bereits das Schicksal von Königreichen in seiner Hand hielt, und dem die Reichthümer des Orients als Beute verfallen waren, ist bezeichnend für den ursprünglichen Charakter des Muhammedanismus, dessen Erfolge zum Theil dadurch erklärt werden. Er ritt auf einem rothen oder hellbraunen Kameel, um welches ein Quersack (Alforja) geschlungen war, mit einem ungeheuren Beutel oder Ranzen an jedem Ende, ungefähr wie die heutigen Sattelkästchen. Eine von diesen Taschen enthielt Datteln und getrocknete Früchte, die andere eine Speise, genannt Sowik, welche nichts Anderes war, als getrocknete oder gefotene Gerste, Reis oder Weizen. Vor ihm hing eine lederne Flasche oder ein Schlauch mit Wasser und hinter ihm ein hölzerner Teller. Seine Gefährten aßen, ohne Unterschied des Standes, mit ihm aus derselben Schüssel und zwar, nach orientalischer Sitte, mit den Fingern. Des Nachts schlief er auf einer am Fuße eines Baumes ausgebreiteten Matte, oder unter einem gewöhnlichen Bedouinenzelt von Filztuch, und trat nie seinen Marsch an, ohne das Morgengebet verrichtet zu haben.

Während er in diesem einfachen Aufzuge durch Arabien reiste, nahm er überall die Klagen des Volkes entgegen, half den Beschwerden ab und theilte mit gefundem Urtheil und strenger Hand Gerechtigkeit aus. Es wurde ihm gemeldet, daß ein Araber zwei Schwestern geheirathet habe, ein unter den Söhnen diesem nicht ungewöhnlicher Gebrauch, der aber den Muhammedanern verboten war. Omar ließ den Schuldigen nebst seinen beiden Weibern vor seinen Richterstuhl treten und hielt ihm sein Vergehen vor; Jener aber stellte es in Abrede, daß er gegen die Verordnungen des Propheten gehandelt habe. „Du lügst", erwiderte Omar; „Du mußt eine Deiner Frauen verstoßen oder Deinen Kopf verlieren."

„Schwarz war der Tag, wo ich einen solchen Glauben annahm", murmelte der Schuldige. „Welchen Nutzen hat er mir gebracht?"

„Komm näher zu mir", sagte Omar, und als er zu ihm trat, gab ihm der Chalif zwei tüchtige Hiebe auf den Kopf mit seinem Wanderstabe. „Feind Gottes und Deiner selbst", fuhr er fort, „mögen diese Schläge Dich bessern und Dir eine Lehre seyn, mit größerer Ehrfurcht von dem durch Allah eingesetzten und durch das beste seiner Geschöpfe verkündeten Glauben zu sprechen."

Er befahl alsdann dem Delinquenten, zwischen seinen beiden Frauen eine Wahl zu treffen, und da der Mann unschlüssig schien, welche von ihnen er vorziehen solle, so wurde die Sache durch das Loos entschieden, und der Chalif entließ ihn mit folgenden Abschiedsworten: „Wer sich zum Islam bekennt und ihn nachher abschwört, wird mit dem Tode bestraft; nimm Dich also wohl in Acht. Was aber Deinen Weibern streitet, die Du von Dir gethan, wenn ich jemals erfahre, daß Du sie wieder angerührt hast, so laß ich Dich steinigen."

An einem anderen Orte sah er eine Anzahl Leute durch die siegreichen Moslemim der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt, als Strafe dafür, daß sie mit dem Tribut im Rückstand geblieben waren. Da er bei näherer Untersuchung fand, daß sie ganz ohne Mittel seyen, so befahl er, sie in Freiheit zu setzen, und, indem er sich vorwurfsvoll an ihre Dränger wandte: „Leget Niemanden mehr auf, als er tragen kann", sprach er, „denn ich habe den Propheten Gottes sagen hören, daß, wer seinen Mitmenschen in dieser Welt ein Leid thut, mit dem Feuer Dschehennam's bestraft wird."

Als er noch eine Tagereise von Jerusalem entfernt war, kam ihm Abu-Obeidah entgegen, um ihn nach dem Lager zu geleiten. Der Chalif setzte seinen Weg mit gesiemender Bescheidlichkeit fort, indem er nie seiner Pflichten als Priester und Lehrer des Islams vergaß. Am Morgen sagte er die gewöhnlichen Gebete her und hielt eine Predigt, worin er von der Sicherheit derjenigen sprach, welche Gott auf den rechten Weg führe, aber planlose, daß für Solche keine Rettung sey, welche Gott irreleiten würde. Ein alter christlicher Priester, der vor ihm saß, konnte sich nicht enthalten, gegen die Lehre des herrschgewaltigen Theologen zu protestiren. „Gott leitet Niemanden irre", sagte er laut.

Omar würdigte ihn keiner direkten Antwort, wendete sich aber zu den Umstehenden mit dem Machtspruch: „Schlagt jenem alten Mann den Kopf ab, wenn er seine Worte wiederholt." — Der Greis war klug genug, zu schweigen. Gegen das Schwert Islams war aller Streit vergebens.

Als Omar sich dem Lager näherte, sah er eine Anzahl von Arabern, welche die einfache Tracht ihrer Heimat abgeworfen und sich in die Seidenzeuge Syriens gekleidet hatten. Er erkannte die Gefahr dieser entehrenden Verweichlichung und befahl, sie sogleich wieder durch den Staub zu schleppen und ihnen die seidenen Gewänder vom Leibe zu reißen.

Sobald er Jerusalem erblickte, erhob er seine Stimme und rief: „Allah Akbar! Gott ist mächtig! Gott gebe uns einen leichten Sieg!" Dann ließ er sein Zelt aufschlagen, stieg von seinem Kameel ab und setzte sich auf die Erde nieder. Die Christen drängten sich um ihn, voll Verlangen, den Beherrscher dieses neuen und unwiderstehlichen Volkes zu sehen, welches im Begriff schien, die Erde zu unterjochen. Die Moslemim, die einen Mordversuch befürchteten, wollten sie in der Entfernung halten, aber Omar verwies ihnen ihre Furcht. „Nichts wird mir uns geschehen, was Gott nicht verordnet hat. Mögen die Gläubigen Ihm vertrauen."

Auf die Ankunft des Chalifen folgte sogleich die Capitulation. Als die Abgeordneten von Jerusalem zu einer Unterredung mit ihm zugelassen wurden, waren sie erstaunt, diesen gesürchteten Machthaber in einem kahlköpfigen, einfach gekleideten Mann zu finden, der unter einem Zeltzelt auf der Erde saß.

Die Bedingungen der Uebergabe wurden von Omar schriftlich aufgesetzt und dienten später als Muster für die Anstifter der Moslemim bei anderen Eroberungen. Die Christen durften keine neue Kirchen auf dem von ihnen übergebenen Gebiete errichten. Die Kirchthürmen mußten den Reisenden offen stehen und den Muhammedanern sowohl bei Tage als bei Nacht der Eingang gestattet seyn. Es durfte zwar geläutet werden, aber ohne Glockenspiel, und keine Kreuze durften in den Kirchen aufgepflanzt, noch öffentlich in den Straßen gezeigt werden. Es war den Christen nicht erlaubt, ihre Kinder aus dem Koran zu unterrichten, noch öffentlich von ihrer Religion zu sprechen, noch Proselyten zu machen, noch ihre Verwandten an der Annahme des Islams zu hindern. Sie durften keinen Theil der muselmännischen Tracht, weder Kappen, Pantoffeln, noch Turbane anlegen, noch ihr Haar wie die Moslemim tragen, und mußten sich immer durch ihre Gürtel auszeichnen. Sie sollten die arabische Sprache nicht zu Inschriften auf ihren Siegeln benutzen, weder nach muselmännischer Art grüßen, noch muselmännische Namen führen. Sie mußten beim Eintritt eines Moslem aufstehen und ihn nicht eher wieder setzen, bis er Platz genommen. Sie sollten jeden muselmännischen Reisenden drei Tage lang umsonst bewirthen. Sie durften keinen Wein verkaufen, keine Waffen tragen und im Reiten keinen Sattel gebrauchen, und endlich durften sie Niemanden unter ihr Gesinde aufnehmen, der bei einem Moslem gedient hatte.

So herabwürdigend waren die Bedingungen, die der heiligen Stadt Jerusalem, einst der Ruhm und der Schrecken des Ostens, durch den Führer einer Schaar von wandernden Arabern auferlegt wurden. Es waren die Bedingungen, welche die Moslemim während ihres fanatischen Siegeslaufs im Allgemeinen vorschrieben. Unaussprechlicher Hohn und Abscheu gegen ihre religiösen Widersacher bildeten eine der Hauptstützen ihres Glaubens.

Nachdem die Christen sich zur Uebergabe unter diesen Bedingungen entschlossen hatten, erhielten sie vom Chalifen eine eigenhändige Urkunde, in der ihnen die Sicherheit ihres Lebens und Vermögens, die Benutzung ihrer Kirchen und Ausübung ihrer Religion gewährt wurden.

Omar zog zu Fuß in die einst glänzende Hauptstadt Salomo's ein, in seiner einfachen arabischen Tracht, den Reisestab in der Hand und von dem ehrwürdigen Sophronius begleitet, mit dem er sich vertraulich unterhielt, indem er sich nach den Alterthümern und öffentlichen Gebäuden erkundigte. Der würdige Patriarch bethauelte den Eroberer mit aller äußeren Ehrfurcht; wenn man aber dem Berichte eines christlichen Historikers trauen darf, so verabscheute er in seinem Herzen den schmutzigen Araber, dessen Kleidung von grober, mit Schaffell geflickter Wolle ihm besonders zuwider war. Er konnte seine Entrüstung nicht mehr unterdrücken, als sie die Kirche der Auferstehung betraten und er den Chalifen in seinem unsläthigen Aufzuge mitten im Tempel Platz nehmen sah. „Wahrlich", rief er aus, „das ist der Gräuel der Verwüstung, von dem Daniel weissagte, daß er das Heiligthum schänden würde."

Der Geschichtschreiber sügt hinzu, daß Omar, um das Aeußerste zu thun, das Patriarchen zu beleidigen, einwilligte, das ihm dargebotene reine Gewand anzulegen, das seiner eigenen Kleider gewachsen werden.

Ein Beispiel der strengen Durchführung seines Wortes wird bei Gelegenheit dieses von Omar den christlichen Tempeln gemachten Besuches erzählt. Während er sich mit dem Patriarchen in der Kirche der Auferstehung befand, schlug eine der für den muselmännischen Gottesdienst bestimmten Stunden, und er erkundigte sich, wo er beten könne. „Wo Ihr jetzt seyd", erwiderte der Patriarch. Doch Omar weigerte sich deshalb und verließ die Kirche. Der Patriarch führte ihn zu der Kirche Konstantin's und breitete eine Matte aus, damit er dort niederknieen möchte; aber er lehnte es zum zweitenmal ab. Als er hinausging, kniete er nieder und betete auf der Treppe, die von dem östlichen Thore hinabführte. Nachdem er dieses gethan, wendete er sich zu dem Patriarchen, um ihm den edelmüthigen Grund seines Verfahrens zu erklären. „Wenn ich in einer von den Kirchen gebetet hätte", sagte er, „so würden die Moslemim sie in Besitz genommen und in eine Moschee verwandelt haben." Ja, er hielt die von ihm in Bezug auf die Kirchen gewährten Bedingungen so gewissenhaft anrecht, daß er dem Patriarchen eine Urkunde gab, wodurch es nur einem Moslem auf einmal gestattet ward, auf der Treppe zu beten, wo er sein Gebet verrichtet hatte. Der Eifer der Gläubigen ist jedoch stärker gewesen, als ihre Achtung für sein Gebot, denn eine Hälfte der Treppe und die Pforte wurden später einer Moschee einverleibt, die man über der Stelle baute, die er zufällig geheiligt.

Der Chalif suchte hierauf den Platz auf, wo einst der Tempel Salomonis

Digitized by Google

gestaltet hatte und wo er eine Moschee gründete, die in späterer Zeit, von den nachfolgenden Chalifen vergrößert und bereichert, eines der schönsten Religionsgebäude des Islams ward und nur der prächtigen Moschee zu Cordova nachstand.

Die Uebergabe von Jerusalem fand im siebzehnten Jahre der Hedschra statt — im sechshundertsiebenundreißigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung."

Rußland.

Der Panslawismus.

(Schluß.)

Noch vor wenigen Jahren waren solche Mystificationen im Gange, es erneuerte sich plötzlich wieder das Gerücht von einer Ausdehnung des kaiserlichen Protectorats über alle ehemals polnischen Provinzen, Nikolaus werde eine allgemeine Amnestie ertheilen, alle Emigranten zurückrufen, alle Verurtheilten in Sibirien freilassen. Es ist uns wunderbar, das dort, wo viel gelogen wird, desto mehr geglaubt wird, und das solche Gerüchte, mitten im Frieden erfunden, unter Umständen, welche durchaus den Gedanken an so durchgreifende politische Maßregeln nicht begünstigen, eine größere Menschenmasse in Aufregung zu setzen vermögen. Selbst vor nicht langer Zeit ging das unwahre Gerücht, der Kaiser Nikolaus habe eine Gesandtschaft nach Paris abgehen lassen, um wegen völliger Einverleibung des gesammten Polens in Rußland Unterhandlungen mit der Republik zu pflegen.

Hätte Polen dem Panslawismus fester angehangen, so hätte es die neuesten, ihm so günstigen Verhältnisse besser benutzt. Aber weder dem Aufstande von 1848, noch dem von 1845 lag die Idee zu Grunde, das Interessen der Gesammtheit zu vertheidigen seyen, so sehr man auch bestissen gewesen ist, jene gräulichen Attentate auf die Rechnung der Panslawisten zu setzen. Nur die Enthusiasten, welche mit einem Hurrah unter Jahrhundert das „Jahrhundert der Slaven" preisen, wittern überall die Saat von ihrem Samen. Wie weit russische Emissäre bei den neuesten Metzeleien ihre Hand im Spiele gehabt haben, ist noch nicht zu ermessen. Uebertreibungen enthalten die Gerüchte von ihrer aufgezogenen Thätigkeit in Posen, Krakau und Galizien gewiß. Ein Plan war aber den Insurgenten zuverläßig von ihnen weder suppeditirt, noch von diesen entworfen; die Emporung im Posenschen, wie in Krakau, das Castiglione von neuem beschrieb, war sowohl zwecks, als planlos. In Galizien wurden schwerlich Reformen auf verfassungsmäßigem Wege vorbereitet, ein solcher Weg wäre auch anderen Provinzen zu empfehlen gewesen; auf ihm würden sie für sich, wie für ihre Stammgenossen, möglich gearbeitet haben. Das Blutvergießen hat sich nicht nur bitter gerächt an seinen Urhebern, sondern es hat auch dem Panslawismus selbst einen Stoß gegeben, der schwer zu verwinden seyn wird.

Nachdem die vereinzelten Versuche einer Regeneration mißglückt waren, nahm man doch zu den anderen Genossen seine Zuflucht. Die Panslawisten traten zum erstenmal mit einer entschiedenen politischen Tendenz auf. In den ersten Tagen des Mai wurde von Prag aus an die Slaven, zunächst der österreichischen Monarchie, die Aufforderung erlassen, sich zum 31sten desselben Monats dort zu versammeln, um über Fragen des gemeinsamen Wohls sich zu verständigen. Ohne eingeladen zu seyn, fanden auch Männer in Prag sich ein, welche kurz vorher zu dem polnischen Nationalcomitis in Posen unglücklich operirt hatten. Eine Konsolidirung der Slaven mochte nun ihnen das einzige Rettungsmittel für ihre bedrohte Nationalität scheinen. Die Tendenz des Slaven-Kongresses, der nicht eine für Deutschland ganz erfreuliche Erscheinung war und von der deutschen Presse unfreundlich begrüßt wurde, war nach der Darstellung, welche ein Mitglied desselben von ihr gegeben hat, nicht so verwerflich, wie man sie annahm. Der Verlauf der Verhandlungen wurde nicht abgewartet, die feindselige Kritik kam ihnen zuvor. Der Slaven-Kongreß, heißt es in einem Bericht über denselben, wollte die Idee der Gerechtigkeit und der Verbrüderung der Völker verwirklichen. „Der Czeche wollte nur, daß seine Nationalität nicht in der deutschen, der Serbe, Kroate und Slowake wollte, daß die seinige nicht in der magyarischen untergehe; der Pole wollte sein Vaterland, um er erkannte das Russinen heiliges Recht an auf deßen eigene Nationalität." Die Slaven verwahren sich feierlich gegen die Bezmuthung, daß der Kongreß auf eine Gefährdung der deutschen Nationalität ausgezogen, die Deutschen wie die Magyaren habe man in ihren Rechten achten wollen, der Kroate und Slowake wären selbst nicht abgeneigt gewesen, unter Voraussetzung gleicher politischen Berechtigung mit den Magyaren in den Staatsverband zu bleiben. Die Polen aber hätten, dahin habe unbedingte ihre Zuftruction gelautet, überdies bei dem Kongresse noch das Amt des Vermittlers zwischen den Slaven Ungarns und den Magyaren übernehmen wollen, weil sie beiden Theilen mit ihren Gefühlen nahe ständen.

Insbesondere kamen auf den Kongreß folgende Propositionen zur Sprache: Böhmen und Mähren sollten zusammen einen Staat, Oesterreichisch-Polen mit dem von Polen bewohnten Theil Oesterreichisch-Schlesiens einen zweiten demokratisch organisirten Staat bilden. Die Serben, Kroaten und Slowaken verlangten für sich gemeinsam nur für den Fall staatlicher Selbständigkeit, daß die Magyaren ihrer Nationalität im Verbande die Gleichstellung verfagten. Diese Stämme wollten insgesammt unter dem Scepter der herrschenden Dynastie eine Föderation bilden. Posen dagegen sollte bis zur einstigen definitiven Lösung der polnischen Frage unter preußischer Oberhoheit einen besonderen Staat ausmachen. Den Slaven der Türkei sollte politischer Freiheit, den Polen in Preußen, Litthauen und Schlesien der Schutz ihrer Nationalität errungen werden. Den nichtslawischen Theilen der österreichischen Monarchie wollte der Kongreß anheimstellen, ob sie an der Föderation theilnehmen wollten oder nicht.

Der Kongreß suchte seine Gedanken in einem Manifeste an die europäischen Völker niederzulegen. Er wies hin auf die Heiligkeit der Nationalität und die Gefahren ihrer Verletzung, auf die gleiche Berechtigung Aller und auf die Wirkungen der Demoralisation, welche die Unterdrückung erzeuge, auf die Unhaltung eines dauernden Friedens, auf das Verschwinden der stehenden Heere, das nicht erfolgen könne, so lange den Nationen noch die Heiligkeit vorenthalten würde, er wies endlich hin auf den mächtigen Zeitgedanken der Verbrüderung, und daß, so wie die Zwietrachten im Staate sich frei machten, auch die Staaten neben einander sich gegenseitig befreien müßten. Diesem Manifeste schloß ein ähnlich lautendes an den Kaiser von Oesterreich sich an, worin die Slawen der österreichischen Monarchie noch ihre besonderen Wünsche aussprachen. „Der dritte Akt" — heißt es in dem Berichte des Dr. Malik — „war die Urkunde der Föderation der verschiedenen Slawenstämme der österreichischen Monarchie zum gemeinsamen Schutz ihrer Interessen. Der Kongreß arbeitete in drei Sectionen. Die erste war die czechisch-slawische für Czechen, Mähren und Slowaken; die zweite die polnisch-russische für Polen und Russinen; die dritte für die Süd-Slawen, die Kroaten, Serben, Slowänen und Dalmaten. Zwischen diesen einzelnen Sectionen — heißt es — habe die leichteste Verständigung geherrscht, und es sey nur in slawischen Sprachen verhandelt worden, während im Plenum das Deutsche ausheilfen mußte."

Ehe die Arbeiten des Kongresses zu Ende geführt waren, wurde derselbe von einer Katastrophe betroffen. Er hatte, wenngleich dies seine Mitglieder in Abrede stellen, nicht versäumt, auf die Bevölkerung der Stadt Prag sowohl, als auf die Czechen des ganzen Böhmens im Sinne einer slawischen Reorganisation einzuwirken, und diese Einwirkung hatte augenscheinlich das Zustandekommen der Wahlen für die deutsche Nationalversammlung hintertrieben. Böhmen sollte vom deutschen Bunde getrennt werden — dieses Ziel und andere Nebenumstände vereinigt, hatten auch Prag zum Orte des Kongresses erwählen lassen.

Das Gouvernement, Unruhen und gewaltsame Auftritte von der czechischen Bevölkerung fürchtend, ließ ansehnliche Militairmassen in Prag und der Umgegend konzentriren. Der Kongreß mußte sich dadurch auf eine unangenehme Weise eingeengt sehen, und, wie es scheint, auf seine Veranlassung wurde am Pfingstsonntage von der akademischen Legion eine Deputation an den Kommandirenden, Fürsten Windischgrätz, abgeschickt, um Auskunft über den Zweck der vielen militairischen Vorkehrungen einzuziehen. Schon am Tag darauf fielen bei der Feier eines gegen das Volksfest verbotenen und die Bürgerwehr herangezogenen war, die ersten Konflikte vor durch ein Verrat, das eine Rotte dem Fürsten Windischgrätz wegen der anzuwiderndem Antwort brachte, welche von ihm der Deputation ertheilt worden war. Als der Aufruhr weiter griff, selbst Verlauf zu schlagen, nicht unsere Sache ist, gab das Militair eine Salve auf das czechische Museum, in welchem die Sitzungen des Slawenkongresses gehalten wurden, in der Stadt wurden Barrikaden errichtet, vom Militair dagegen ein Gasthof beschossen, in dem viele fremde Slawen wohnten, und ein anderer, welcher die polnischen Kongreßmitglieder aufgenommen hatte. Darous geht hervor, daß das Militair-Kommando die Mitglieder des Kongresses, wenn nicht als die Urheber, doch als die eifrigen Beförderer des Aufstandes betrachtet hat. Dies ergiebt sich noch deutlicher daraus, daß, als die Kanonade begann, die Slawisten in ihren Hotels cernirt und vom Ausgange abgehalten, Dienstag aber bereits aus der Stadt verwiesen und unter polizeilichem Geleit bis nach Dresden geführt wurden.

Dieses blutige Ereignis zu Prag war das neueste Lebenszeichen der Panslawisten. Sie haben über Deutschland Wehe gerufen, daß es ihre schönsten Pläne, ihre Hoffnungen, ihren Frieden vernichte. Aber Deutschland kann seine Feinde nicht lieben. Wann die erbittertsten Beförderer slawischer Nationalität in ihrer Dumpf Deutschland zum Zwerge zusammenschrumpfen lassen, wenn sie seine National-Ehre antasten und ihm feindselige Gesinnungen hegen und offenkundig erwecken, kann wohl Deutschland nie ein Freund der slawischen Einheit und Größe werden können. Den redlichen Patrioten, welche die Wiederherstellung ihrer Nationalität ohne Kränkung der Nachbarn wollen, können deren Sympathieen nicht fehlen.

In Oesterreich hat der Gedanke des Panslawismus seine Wiege, wir haben dort auch seine letzteren bemerkbaren Regungen wahrgenommen. Für Oesterreich und Rußland hat unter allen dem slawischen Elemente benachbarten Staaten dieses Phänomen die größte Bedeutung. In ihm vielleicht begegnen sich diese beiden großen Nachbarn, Oesterreich, indem es den geschichtlichen Entwicklungsprozeß fördert durch Freigebung nationaler Existenz und Eingemeinden durch constitutionelle Verfassungsform, Rußland durch die Macht des Glaubens, mit der es bereits so große Eroberungen gemacht hat. Für den von beiden die Früchte trefflicher ausfallen werden? Darüber mag die Zukunft entscheiden. Die zu bestimmen, bevorst es einen geistigen Kampfs, in welchem der Siegen wird, welcher dem natürlichen Gange der Dinge den geringsten Zwang anthun wird. Alle Slawen sind orgwöhnlich, selbst gegen ihre Freunde, noch mehr gegen ihre aufgeregungenen Protectoren, weil sie eifersüchtig auf ihre nationale Selbständigkeit sind, wie kaum ein anderes Volk. Man darf sich darüber nicht täuschen, der slawischen Einheit, wenn sie erreicht wird, geht ein Zustand der strengsten Individualisirung voran. Auf diesem Wege stehen wir die Stämme alle. Sie sondern sich von einander, um sich zu reinigen. Sie wollen zunächst nicht Slawen, sondern Czechen, Slowaken, Serben seyn. Wir halten diesen Weg für den natürlichen, für den Weg, welchen die Politik der großen Mächte zu begünstigen hat. Sehen wir hin, wie das kleine Ruthenenvolk sich sammelt und am Widerstande gegen seinen unmittel-

Digitized by Google

darfen Feind, den Polonismus, schlich erstarkt. Die ruthenische Nation ist im Jahre 1848 erfunden, sagt Sophir, und in der That traute man diesen zerstreuten Fragmenten keine Lebenskraft mehr zu. Durch gegenseitige Friction werden diese kleinen Nationalkörper in Oesterreich erst gefunden und sich erkräftigen, wie Kroatien an seinem Nationalkampf mit dem Magyarismus stark geworden. Dann erst, wenn alle einzelnen Slawenstämme sich auf sich selbst gestellt, wenn sie eine Geschichte haben, wenn ihre Traditionen wieder ins volle Leben zurückgerufen sind, wenn sie den Stolz ihrer eigenen Poesie, ihrer eigenen Wissenschaft empfinden — dann hat die slawische Union Bedeutung und vielleicht eine große Zukunft. Aber sie hat davon nichts, wenn das ganze Element nur als Masse unter ein Scepter vereinigt werden sollte, um den Saum der großen grünen Steppe im Osten Europa's zu bilden. Wenn der Panslawismus sich als die fruchtbare Idee erweisen soll, um nach den Hoffnungen der Slawisten im Osten eine neue Kultur-Epoche Europa's heraufzuführen, dann darf er nur eine Einheit bringen, welche die Integrität aller Stämme wahrt. Sollen sich alle die frischen Bäche in einen Strom ergießen, um russische Mühlen zu treiben, dann kann die slawische Wissenschaft und Poesie diesen Gedanken nicht mehr tragen. Dann dürfen aber auch wir Deutschen in ihm nicht ein neues Lebenszeichen erblicken, an dessen Gestaltungsprozeß wir selbst Genuß haben, sondern, wenn das Slawenthum ein geographisches Konglomerat in der Hand eines eroberungssüchtigen Despoten wird, dann ist es das drohende Schwert über dem Haupte der europäischen Civilisation.

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.

III. Die Pfarre in Lützelflüh.*)

Heiß brannte die Sonne in den ersten Nachmittagsstunden des 10. Juli auf unsere ihr preisgegebenen Häupter, als endlich der Postwagen, der uns von Bern brachte, vor dem Stationshause zu Burgdorf Halt machte und uns von der beißen Höhe der Imperiale zur ebenen Erde förderte. Die in Burgdorf Zurückbleibenden traten in die ansehnlichen Räume des Posthauses ein, das, in geringer Entfernung vor dem Stadtriangang gelegen, eine heitere Aussicht auf Stadt und Schloß gewährt, wofselbst in den Jahren 1798 — 1804 Pestalozzi mit seinem Völklein hauste. Ein Cabriolet erwartete uns Lechzenden, auch Erfrischung, meinem Auge und Gaumen eine lang entbehrte Erscheinung. Verhältniß wies uns der Burdorf, der mit uns getommen war, das deutsche Getränk von sich, als ihm es angeboten wurde, und bestellte Zuckerwasser; wie Uebrigen hießen es froh willkommen, ob es auch weder vom Münchner Bockeller stammte, noch für das Nürnberger Jammerthal gebraut war. Nach empfangener Labe und vorsorglicher Anempfehlung meines hier zurückbleibenden Gepäcks trat ich, jetzt allein, bei mildestem Sonnenschein die Zufwanderung ins Emmenthal an, an deffen nordwestlichem Ausgang das gierliche und wohlhäbige Burgdorf liegt. Die Emme ist, gleich der aus dem Bal d'Enfremont in der St. Bernhardsregion dem Rhone zufrömenden Dranse, ein schnell und gefährlich anschwellendes Berggewässer und that im August 1837 gräuelvolle Verwüstungen das Thal entlang bis Burgdorf und weiter angerichtet. Diese Scenen mehrtägigen Jammerd hat der Pfarrer in Lützelflüh in einem eigenen Büchlein: „die Wassernoth im Emmenthal", aus beweglichst geschildert. Dieser Pfarrer heißt Albert Bitzius, ist 1797 zu Murten geboren, wo sein Vater gleichfalls Pfarrer war, hat in Bern und Göttingen studirt und ist seit 1832 Pfarrer im Emmenthal. Sein Katorname aber ist „Jeremias Gotthelf", der vielbeliebte und weitgenannte. Zu diesem wollte ich heute, seiner brieflichen Einladung Folge gebend.

Der Weg bis Lützelflüh an der Emme hinauf beträgt von Burgdorf weg etwas mehr als eine deutsche Meile. Es ist die Straße ins Entlibuch und nach Luzern. Das Entlibucher Thal bewässert die von der Berner Emme wohl zu unterscheidende kleine oder Luzerner Emme, die der Reuß zufließt und Zeugin blutigen Streits im Freischaarenzug von 1845 war. Hier trägt das Land den Charakter romantischer Alpennatur. Idyllisch dagegen ist derjenige des Bernischen Emmenthals, Fruchtbarkeit und Wohlstand durch Viehzucht, Obst- und Ackerbau der Schmuck und Segen des anmuthigen Landes. Ob auch nicht schthurlich Milch und Honig darinnen fließt, kömmts Einem beim Anblick der fetten Triften und Kühe doch glaublich vor, zumal da in dem Emmenthaler Käse, einer reizverlaufen Kraftkist, solcher Glaube bereits sichtbare Gestalt gewonnen hat. Kaum einem ergiebigeren Boden hatte Horaz vor Augen, als er (Carm. I. 17) sang:

Ille tibi supis
Manabit ad plenum benigno
Ruris honorum opulenta cornu.

Zu dieser Naturbetrachtung gesellt sich leicht noch eine andere. Wenn ein junger Theologus, der nun freilich ich nicht war, drei Stroße zieht, sich trümmend von der Pfarre, die ihm, des Schweißes der Edeln werth, bereinst als Preis beschieden, wie möchte ihn nicht ein Sehnen ankommen, in dieses Thales Gründen lieber als anderswo seine Werk- und Lebensstätte aufzuschlagen! Wie würde sich dieses Sehnen steigern, wenn er in eine der von Weingeländ, Obstgehegen, Blumen- und Gemüsefülle besäumten Pfarrwohnungen einträte und die Behaglichkeit alda, den schönen Frieden und den allerlei Lebenskomfort drinnen und draußen zu betrachten Gelegenheit fände! Kramer junger Theologus! in gründerer Linie steuert der Jünger der Themis einem Ministerpostem zu, als Du nach jener Dorfpfarre, welche so liebevoll und roftig in Deine Träume hineinleuchtet. Oder daß Du vielleicht, wie ich in meiner Jugendzeit, von einem Pfarrer vernommen, dessen tägliches Gebet und Motto, womit er seine Bibel und sein Gesangbuch beschrieb, lautete:

Gott bes Himmels und der Erden,
Laß mich Pfarrer in Kohren werden.

nicht aber zugleich vernommen, daß, als nach Jahren sein Gebet wirklich in Erfüllung gegangen war, die erbetene Pfarre nicht sowohl ein Blumen- und Fruchtfild, als ein Dornenfild für ihn wurde? Mitten unter behaglichen Träumen ahnt Deine Seele nicht, in welches Thal voll frechter, kalter Nebel, auf welche ferne von schneidenden Winden umfauste Höhe, oder in weiche sandige Steppe, worin keine Gaisblattlauben grünen, Dich über kurz oder lang die derbe Rothwendigkeit entführt. Darum ermanne Dich bei Zeiten und schreib' am Eingang Deiner Herzenskammer ein frommes „Befiehl, Du Deine Wege" an. Ist ja die Welt überall des Herrn. Dann wirst Du auch die Lützelflüher Pfarrer, die in des Dorfes Mitte so schmuck vor uns liegt, ohne Mißgunst und eitle Sehnsucht schauen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Das Theater in Panama. Seitdem der Isthmus von Panama die Heerstraße nach dem Goldlande Kalifornien geworden ist, haben sich die Amerikaner mit ihrem gewöhnlichen spekulativen Geist in jener Gegend festgesetzt und suchen sie, in Erwartung einer künftigen „Annexation", möglichst nach ihrem nationalen Muster zu reorganisiren und für ihre Zwecke auszubeuten. Es versteht sich von selbst, daß sie damit angefangen haben, eine Zeitung herauszugeben, da dies bekanntlich zu den ersten Bedürfnissen einer amerikanischen Bevölkerung gehört, und auch den satt in jeder Nummer des Panama Star mitgetheilten Thatsachen kann man den Einfluß ermessen, den sich die Amerikaner bereits dort erworben haben. Wir lassen jedoch die politischen Notizen des Star beiseite, um ihm eine Beschreibung des in der Stadt Panama befindlichen Theaters zu entlehnen:

„Zu den seltsamsten Erscheinungen dieser merkwürdigen Stadt gehören die dramatischen Vorstellungen, die man hier seit drei oder vier Wochen gegeben hat. Das Theater ist die Kirche eines alten Klosters und liegt dem Jesuitenkloster gegenüber. Von dem ganzen Gebäude stehen nur noch die vier Wände, das Dach ist schon vor langer Zeit eingefährzt. Einen Theil der Trümmer hat man von dem ungepflasterten Fußboden fortgeschafft, die Zuschauer wirken sich darauf die anderen und nehmen ihre Sitze, wo sie sie finden. Obsleich in weiten Zwischenräumen kampen hoch an den Wänden hängen, ist doch nur die Bühne erleuchtet, das Publikum bleibt im Dunkeln. Dies erhöht das Pittoreske der Scene. Die sinkenden Gestirne des Firmaments schimmern mit hellem Glanz am Himmel im tiefen, unbewölkten Blau; die wilde Vegetation, deren Samen durch die Vögel und Winde auf den zerbröckelnden Mauern gesäet worden, wirft von den Seitlichen hin- und hergewebt; die verschiedenen Sprachen und Kostüme der einzelnen Gruppen, die aus Engländern, Amerikanern, Franzosen, Deutschen, Spaniern, Indianern, Negern und Eingebornen der weit entfernten Inseln bestehen — die männlichen und grotesken Gesichter der Heiligen und Märtyrer, aus der phantastischen Einbildungskraft irgend eines finsteren Enthusiasten in längst vergangenen Zeiten entsprungen, welche ernsten Blickes auf die Entwerfung ihrer Heiligthums herabblicken — alles dieses erscheint in lebendigem Kontrast mit den glänzenden Lichtern und Farben der Schaubühne, den schimmernden Lyzägen, dem lebhaften Spiel und dem munteren Dialog des Stückes und bietet ein höchst romantisches und interessantes Bild dar. Man versetzt sich dabei in Gedanken in die so verschiedenartigen Scenen zurück, die einst in dieser Kirche am Meeresgestade stattfinden mochten, wo die blechen Nonnen längs den hallenden Korridoren einherschritten, um ihren feierlichen Abendgesang anzustimmen. Aber diese Zeiten sind vorüber, und nun — horch dem munteren Bolero!

„Nach dem Beifall zu urtheilen, womit man die Vorstellungen aufnimmt, müßten wir sie vortrefflich nennen: wirken wir jedoch den Maßstab anlegen, der an anderen Bühnen fungirt ist, so fürchten wir, daß wir die Bühnenwitzler und Schauspieler des „Teatro" in Panama ziemlich mangelhaft befunden werden dürften. Sie sind indeß lebhaft und natürlich, und da das Personal seine Rollen meistens gut einstudirt hat, so erscheint es in den leichteren dramatischen Stücken in recht vortheilhaften Licht. Obgleich wir Manches bemerken, was uns an die Theater der Heimat erinnerte, als das Geplauder zwischen den Aufzügen, die schrammenden Bitten der Lakaiendarstellenden um Tourmenmerken, sobald Jemand herauskömmt, die Blässet, um welche sich eine jungrige Schaar drängte — so gab es doch andere Erscheinungen von sehr verschiedener Art. In dem Parkett selbst ist hier keine Abtheilung: Vornehm und Gering, Schwarz und Weiß, Jung und Alt, der halbnackte Lepero und der zierliche Caballero sitzen alle beisammen unter einander gemengt, wie Kraut und Rüben. Die Annehmlichkeit dieser Einrichtung wird keineswegs dadurch verbessert, daß von Vielen während der ganzen Vorstellung geraucht wird. Bei dem Allen wähnten wir indeß nicht, wie ein Abend in Panama angenehmer verbracht werden kann, als wenn man einer Vorstellung der spanischen dramatischen Gesellschaft beiwohnt."

*) Vgl. Nr. 144 v. J. und Nr. 22 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 11, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 55. Berlin, Dienstag den 7. Mai 1850.

Nord-Amerika.

Ein anglo-amerikanischer Humorist.

Halliburton.*)

Die Werke des anglo-amerikanischen Romanschriftstellers Halliburton unterscheiden sich von den Werken anderer Schriftsteller durch ihre Originalität; der Eindruck, den sie auf den Leser machen, ist ein eigenthümlich gemischter. Man findet in ihnen jedesmal das Interesse einer Reisebeschreibung mit dem Zauber eines Sitten-Romans vereinigt. Neben bekannten Typen, neben Bemerkungen, die sich allen Ländern und Zeiten genau anpassen, sind possierliche Figuren gestellt, humoristische Idyllen und Gemälde in Hogarth's Weise. Man denke sich eine Reihe von Skizzen, die nur durch einen künstlichen Rahmen vereinigt sind, und man hat eine Idee von den Werken Halliburton's. Ihre Composition ist nicht gut zu nennen, aber sie enthalten des Treffenden sehr viel; überdies erscheinen sie ganz buntscheckig durch das amerikanische Kauderwälsch, durch englische Provinzialismen, durch das Neger-, Fischer- und Matrosen-Geschwätz, welches abwechselnd anzutreffen ist. Es sind nicht eigentliche Sittengemälde; denn man findet kein vollständiges Bild: es sind vielmehr grelleraute Züge, unzusammenhängende Anekdoten, die aber die Sitten einer Nation besser darstellen, als die gelehrten Beschreibungen gewisser Reisenden, oder als die abstrakten Schöpfungen unserer meisten Romanschreiber. Halliburton ist auch Philosoph, ja, um so mehr, als er keine Theorieen oder Systeme aufstellt; er ist der treueste Spiegel eines großen Theiles der Menschheit und würde uns besser als Herr Clay sagen können, welchen Geschicken Amerika entgegengeht.

Unser anglo-amerikanischer Romanschreiber hat nicht, wie die Reisenden und Touristen, wie die Jergliederer und die gleichgültigen Geschichtschreiber, ein bestimmtes System; er gehört zu keiner bestimmten politischen Partei, er beurtheilt die Völker nicht vom Standpunkte eines Whigs oder Torys; er gehört keiner besonderen Religionsgesellschaft an; er ist nicht Demokrat, wie Miß Martineau, noch Radikaler, wie Charles Dickens, noch Aristokrat, wie der Verfasser von „Hochelaga", noch derber Patriot, wie Fenimore Cooper. Ihn kümmern die Parteien wenig, was gehen ihn die Leidenschaften und die Menschen an; überall, wo er Stoff zur Beobachtung findet, da unterrichtet er sich, da malt, da beschreibt er. Wenn Ihr von den tiefsinnigen Betrachtungen über die Zukunft der Welt ermüdet seyd, wenn Ihr zu gleicher Zeit Lust habt, die Luckungen der Nationen zu beobachten und von Minute zu Minute ihre Absichten und ihre Wünsche zu bewachen, so öffnet Halliburton. Er ist kein Pedant, und das ist für unsere Zeit ein unbestreitbarer Vortheil; er giebt wenig Details über den amerikanischen Handel, über die englische Marine, über die politische Lage des neuen Welttheils; er langweilt nicht mit Klagen oder närrischen Phantasieen, sondern er zeigt die Menschen, wie sie reden und denken. Man wird sich bei ihm besser über die der angelsächsischen Race eigenthümlichen Fehler als über die Finanzen belehren, mehr über die Gebräuche in den Tavernen und über die Kannegießerei an öffentlichen Orten als über die in der letzten Session votirten Bills. Er wird uns lehren, wie der mechanische Theil einer Nation, ihre Gesetze, Einrichtungen und selbst ihre Ideen erschreklich trügen, wie im Gegentheil die Gewohnheiten, die Sitten, die Unterhaltungen viel besser das wirkliche Leben ausdrücken. Wenn man hinter den Erzählungen Halliburton's auch kein mit allen Geschützen bewaffnetes System erblickt, so fühlt man doch einen ernstlichen Beobachter der Bestrebungen seiner Zeit, einen Philosophen, wenn nicht einen Metaphysiker, heraus.

Halliburton ist ein Engländer aus den Kolonieen des nördlichen Amerika, er scheint den größten Theil seines Lebens in Neu-Schottland zugebracht zu haben, um so mehr, als er von England als ein sehr unterrichteter Mensch spricht, der seine Kenntnisse nicht aus zweiter Hand erhalten hat. Obwohl er der Abstammung nach Engländer ist, so hat er doch bei der Beurtheilung der Amerikaner niemals die übelwollenden Ausdrücke und die nicht sehr liebevollen Spöttereien, welche die englischen Schriftsteller gegen dieses Volk an den Tag legen. Er ist frei von jedem Vorurtheil in Betreff der Amerikaner. Er liebt sie nicht, aber er haßt sie auch nicht; er kennt und schildert ihre Halsstarrigkeit, ihre Vorsicht, ihre unermüdliche Thätigkeit, ihre Gewinnsucht, ihre Großsprecherei, ihre Grobheit und endlich ihr Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften. Was Neu-Schottland und die Kolonieen betrifft, so geht er nicht so weit, daß er über der Ehrfurcht, welche er vor seinem großen Vaterlande, England, hat, die kleinen Oerter, wo er gelebt, vergäße. Er liebt seine Landsleute, die Blauasen (wie die Bewohner Neu-Schottlands genannt werden), und mehr als einmal macht er England den Vorwurf, die Menschen, welche die englische Sprache in den äußersten Theilen der neuen Welt sprechen, verlassen und gering geschätzt zu haben. Er hat in diesem gemäßigten kritischen und politischen Geiste einen Brief an Lord John Russell verfaßt, der die Vorrede zu seinem Buche „das Leben auf dem Dampfschiff" bildet. Er beschreibt mit einem für und oft langweiligen Wohlgefallen die kleinsten Details des Privat- und gesellschaftlichen Lebens dieser fernen Länder. Sein letztes Buch zum Beispiel ist ein ausführliches Gemälde der Sitten Neu-Schottlands und der benachbarten Kolonieen.

Der Stil und die Manier Halliburton's sind englisch. Washington Irving und Cooper ahmen nur nach, sie suchen zu der verlassenen Quelle zurückzukehren. Halliburton geht von dieser Quelle selbst aus; er ist wie ein Bach, der, von einem großen Flusse ausgehend, durch das Land sich schlängelt, am irgend ein anbebautes Winkelchen zu bewässern. Der Bach hat nicht den Anblick eines Flusses, er dringt sich mit den ländlichen Oertern, die er durchläuft, in Harmonie; sinderlei seine Gewässer kommen aus den Flüssen, sie haben seine wesentlichen Eigenschaften und seine Farbe.

Man wird jetzt die Eigenthümlichkeiten dieses Talentes begreifen. Sein berühmtestes Werk ist der schon erwähnte „Uhrmacher"; das neueste Produkt desselben ist nicht weniger der Aufmerksamkeit würdig, als seine früheren: es ist betitelt „der alte Richter". Es ist eine Reihe von Lebensbildern der Bewohner Neu-Schottlands und der benachbarten englischen Kolonieen. Wir wollen davon einige mittheilen, um das, was über Halliburton gesagt worden, zu veranschaulichen:

Ein reicher Kaufmann, Namens Channing, hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem Gouverneur der Kolonie, Sir Hercules Sampson, ein glänzendes Gastmahl zu geben. Dieser nahm die Einladung an. Während einer ganzen Woche wurde das Haus des unglücklichen Geschäftsmannes um und um gekehrt, um es für den feierlichen Empfang auszuschmücken. Die Kaskerollen wurden polirt, die Fenster gewaschen, das Silberzeug geputzt, und die prächtigsten Kleinodien aus Koffern und Schränken hervorgesucht. Kurz, das ganze Haus unterlag einer Umgestaltung von Grund aus. Endlich ist der ersehnte Tag da. Sir Hercules Sampson findet sich mit seiner Gemahlin, Lady Sampson, deren Toilette immer voll der auffallendsten Gegensätze ist, seiner Tochter, Miß Sampson, die nur mit den Lippen spricht, und seinen beiden Adjutanten, Sir Edward Dumpkopf und Mr. Trop, bei Herrn Channing ein. Sir Edward Dumpkopf ist eine anbetungswürdige Persönlichkeit von Ignoranz und Albernheit, er spricht nicht ein Wort, ohne bei jeder Gelegenheit den Ausdruck: „excellent" auszurufen, er hat es geistreich gefunden, allen Worten eine sinnlose Endung von seiner Erfindung hinzuzufügen. Mr. Trop ist ein unangenehmer Wichling, der die beleidigendsten Dinge zu erfinden und zu entdecken weiß. So zum Beispiel wird er sich mit vieler Offenherzigkeit nach dem Zeitpunkte erkundigen, wo die Provinz aufgehört hat, eine Strafkolonie zu seyn, und wenn man ihm entgegnet, daß sie das niemals gewesen sey, so wird er antworten, daß er zu entschuldigen wäre, wenn er es geglaubt hätte, weil die Sitten und Gebräuche dieses Volkes ihn zu dem Gedanken veranlaßt hätten — u. s. w. Kurz, man unterhält sich einige Augenblicke vor dem Diner, und Folgendes ist die komische Eröffnungsrede dieser komischen Festlichkeit.

Einige Personen der Gesellschaft nahmen noch dem Beispiel Seiner Excellenz Platz; aber der Gouverneur, der sich neben Mistreß Channing gesetzt hatte, war unruhig, und es schien ihm etwas unbequem zu seyn. Zuerst reigte er sich auf der Ottomane, worauf er saß, ein wenig vorwärts, dann legte er sich hinten über, so weit er konnte, endlich stand er auf und drehte sich um, damit er sich von der Ursache der Unbequemlichkeit, die er empfand, überzeugen konnte, und rief alsbald aus:

„Ach, mein Gott! ich habe die Katze getödtet! Giebt es wohl etwas Seltsameres? Die beklagenswerth ist das!"

Mrs. Channing sagte, daß die Katze nur verwundet wäre.

„Verzeihen Sie", antwortete er, „ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie nur verwundet sey, dann würde es noch einige Hoffnung geben, sie zu retten, aber sie ist eben so gewiß todt, wie Julius Cäsar."

„Ich habe sie selbst aufgezogen", fuhr sie fort . . . und . . . .

„Oh! wenn Sie dieselbe selbst aufgezogen haben, so mußte sie ein Lamm gewesen seyn, und dann ist es um so betrübender für mich; ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung! Mein Gott! Es ist fürchterlich!"

*) Nach Philarete Chasles.

Digitized by Google

Mrs. Channing bemühte sich noch, den Gouverneur zu entschuldigen. — „Es war ja nur ein ganz gewöhnliches Thier, Excellenz, und ich" . . .

„Ja, ein gewöhnliches Thier, wirklich", erwiederte der unerschütterliche Gouverneur; „aber es ist wahr, daß meine Augen nicht wieder von der Verletzung geheilt worden sind, die sie ehemals in Aegypten erhalten haben."

„Es wird wieder zu sich kommen; ich versichere Sie, Sir Hercules."

„Niemals! Niemals! theure Madame", sagte der Gouverneur. „Ihre Katze, selbst wenn sie funfzig Leben statt neun in sich hätte, wird niemals wieder zu sich kommen."

Hier kam Lady Sampson dazwischen. Eine große Lobpreiste hervorzuheben, besaß sie die todte Katze und lobte sie als ein sehr schönes Exemplar von einem Hausthiere; dann, nach einer genauern Prüfung, rief sie aus: „Aber woher haben Sie denn diese schönen Augen genommen, meine liebe Mrs. Channing, und diese glänzenden und scharfen Klauen? Sie sind prächtiger, als ich je gesehen habe, wo haben Sie dieselben her?"

Lady Sampson war eine begeisterte Bewunderin der Hausthiere und drängte ihre Freundin, ein echtes Exemplar einer Angora-Katze, das sie ihr am folgenden Tage schicken würde, anzunehmen. Sie bäte, sagte sie, einen prächtigen Schwanz wie der eines spanischen Hundes, einen buschigen Schwanz, der, ihrer Meinung nach, das schönste Ding von der Welt wäre. Sie fragte dann eine Dame, die neben ihr saß, ob sie nicht auch Katzen-Liebhaberin sey, ihre diese antwortete, daß sie beschämt wäre, ihre Unwissenheit zu bekennen, sie hätte noch keine Katze aufgezogen, u. s. w.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.

III. Die Pfarre in Lützelflüh.

(Schluß.)

Des stattlichen Dorfes Kirche und Pfarrhaus ruht auf mäßiger Erhöhung oberhalb und zur Linken der Fahrstraße, woran sich das Dorf allmälig anlegend hinzieht, das Wirthshaus, wo ich zunächst mein Absteigequartier nahm, am oberen Ende des Dorfes. Zur Pforte des Pfarrhauses gelangt man durch einen wohlgepflegten Gemüse- und Blumengarten, an welchen links ein geräumiger unzäunter Rasenplatz, mit Laube in der Ecke, stößt. Hierher geleitete mich nach herzigem Empfange die Familie, Hausfrau, Tante und Kinder: bald kam uns auch der ehrwürdige Hausherr nach, eine markig gedrungene Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kerngesunden, durch keine Lunabration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher Stirn. Sie war auch seine Rede: ernst und gewichtig, ohne Wortreichthum, wie eines Mannes Rede, auf dessen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, bieder zig, anregsam, Vertrauen um Vertrauen tauschend. Auf der Bank der Gartenlaube vermittelte sich unsere Bekanntschaft: da verbrachten wir in ernstem Zwiegespräch den Rest des Nachmittags, bis wir zu Tisch gerufen wurden. Das Innere des Hauses ist deutsch sauber, einfach und doch geschmückt. Still traulich bei aller Geräumigkeit. In der wählichen Schweiz ist der Salon zu jeder Stunde aufgeräumt, mit geschmackvollen Teppichen belegt und Fremde aufzunehmen bereit. Gastfreiheit ist das nicht und soll es nicht sein. In den deutschen Kantonen dagegen herrscht annoch die altgewohnte Hospitalität, womit man unbefangen und zutraulich den einkehrenden Gast zur Familie rechnet, wenn er irgend es verdient. So wollte es vorlängst die Herzogin Dorothea von Kurland in der Schweiz gefunden haben, und sie hat Recht, obgleich die Tagebücher von Prinzessinnen und Gräfinnen heim Urtheil über Land und Leute in der Regel nicht den sicherſten Maßstab bieten. Auch nachdem die deutsche Emigration es vielfach mit der deutschen Schweiz verdorben hat, ist die vortige Gastfreundlichkeit noch immer nicht zur Antiquität geworden. Sie fand ich auch im Pfarrhause zu Lützelflüh. Ein wohlthuender Anklick ist ein Familienkreis, worin das Oberhaupt eine vorlängst anerkennung seines Rechtes, Werthes, Wirkens und Verdienstes gegründete Machtvollkommenheit übt, vor welcher sich ehrerbietig die Seinen beugen, ohne daß dabei ihre individuelle Freiheit beeinträchtigt oder ihnen der süße Stolz verkümmert wird, solch einem Oberhaupte anzugehören. Auch dieses Anblicks ward ich theilhaft. Herr Jeremias Gotthelf wohnt, waltet, herrscht unter den Seinen, wie ein Patriarch der frommen Vorzeit, ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater eines Häufleins in der Zucht und Vermahnung des Herrn aufwachsender Kinder, und glücklich sind die Seinigen mit ihm. Kaum der Verschreiung bedarf es, daß dieses Scepter der Weisheit, Liebe, Zucht und Kraft, sagen wir lieber: der Furcht Gottes, welche der Weisheit Anfang ist, auch in der Gemeine Lützelflüh bei Alt und Jung vollkommene Anerkennung findet, zum weitern Beweise, daß, wie der Hirte, so die Herde.

Verkörpert, dünkt mich, ist in ihm der altheterische Republikanismus, der, seit berufend auf den soldaren Ehrenbogen Tell's und Zwingli's, aller weltlichen und geistlichen Zwingherrschaft abſagt, nicht weniger feierlich jedoch gegen die zeitgemäße Tyrannei von unten her protestirt, welche nicht nur den schadhaften Oberbau mit ihrem noch gebrechlicheren Zimmerwerk zu ersetzen, sondern auch die Jahrhunderte lang erprobten Grundpfeiler in Kirche und Staat zu unterwühlen droht. Solche Tyrannei bekämpft Jeremias Gotthelf auf Kanzel und in Schriften, hier in ungehuldener und schärfster Sprache geradeaus, dort, wie es der Pastoralklugheit ziemt, in defensiver Aufhellung und immerdar verweisend auf das Eine, was noththut, so kampfesmuthig dabei und so siegesgewiß, daß kein Oekan, der über die Länder hinbraust, ihn aus dem Gleichgewicht zu heben oder seine Gemüthsruhe zu erschüttern vermag. Denn einmal ist ihm ausgemacht, an dem Bollwerke, zu dessen Fuß auch er berufen, werden sich fruchtlos brechen alle stolz aufgethürmten Wogen der Zeit. Fürs zweite schaut er mit zwei erleuchteten Augen, wie zuletzt doch zu Spott und Schanden werden, die im tollen Vertrauen auf eigene Kraft und Weisheit den Streit anheben wider das, was „sie sollen lassen stahn." Mit passivem Widerstand jedoch, meint er, sey lange nicht genug gethan, und darum hält er Predigten pro, schreibt er Bücher, zahlreiche Bücher contra. Mit letzteren haben wir es im Nächſtfolgenden zu thun.

Fruchtbar ist dieser Volksschriftsteller wie kein anderer. Von dieser Fruchtbarkeit innerhalb einer Zeitraums von zwölf Jahren liefert den schlagendsten Beweis das dankenswerthe Verzeichniß seiner sämmtlichen, theilweise sehr voluminösen Schriften, welches dem zweiten Theile der „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz" (Berlin, bei Springer, 1850) beigedruckt ist. In der Zeit, wo ich seine persönliche Bekanntschaft machte, war seine Wirksamkeit bereits für den Berliner Verein zur Verbreitung von Volksschriften gewonnen. Diesem Verhältniß verdanken ihre Entstehung: „Der Knabe des Tell, Geschichte für die Jugend"; „Käthi die Großmutter"; „Hans Joggeli der Erbvetter"; „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter"; ferner die schon früher herausgekommenen, jetzt für das deutsche Volk bearbeiteten „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", ein treffliches Werk in vier Theilen; endlich die schon erwähnten „Erzählungen und Bilder", worin auch die zuerst in den „Elsäßer Neujahrsblättern" von 1843, dann besonders gedruckte Volksnovelle: „Die Christen eine Frau gewinnt" aufgenommen ist. Letztere Erzählung und die gleichfalls schon erwähnte „Wassernoth im Emmenthal" begleiteten mich als Gastgeschenk ihres Verfassers bei der Rückfahrt in die Heimat. Am gleiche Zeit (1846. 47) erschienen für Rechnung eines älteren Volksschriftenvereins, des Zwickauer, in zwei ansehnlichen Bänden „Jakob's des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", auf welche ich unten zurückkomme, und im verwichenen Jahre ist bei G. Mayer in Leipzig „Doktor Dorbach der Bühler" ans Licht getreten. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Herr Bigius meines Wissens mit dem „Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf", der 1839 in zweiter Auflage herauskam, darin auch zuerst als Pseudonymus. Schrinen will mir, ohne daß ich darüber mündliche Auskunft begehrt habe, daß der Verfasser beide Namen mit ausdrücklichem Bezug gewählt habe: den ersteren nicht sowohl, weil er Jeremiaden schildert, wie in der „Armennoth"; „Duvoll, vom Branntweinlaster"; „Die fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen"; der „Wassernoth"; auch den „Leiden und Freuden" und anderen, sondern weil, wie sein Namensbruder, der Prophet, auch den Trümmern von Juda, so auch er als Straf- und Bußprediger in konkreten Fällen den Satz: „die Sünde ist der Leute Verderben" bewahrheiten will. den Namen Gotthelf aber als apostolische Mahnung, wo Noahde und Nöthe auf das Elend Nöthen zu helfen sey. Ueberall ist es ihm zu Trotz des armen Volks, um seine Erhebung, Besserung, Erziehung auf Grund und Boden der Evangelii zu thun. Namhaft zu machen bleiben noch von seinen Schriften die schadhändigen „Bilder und Sagen aus der Schweiz"; „Wie Anna Bäbi Jowäger haushaltet" (eine der gelungensten); „Ein Spydeerteraum"; „Eines Schweigers Wort an den schweizerischen Schützenverein"; „Der Goldtag, oder die Wirthschaft nach der neuen Mode". Sie und die nächst oben verzeichneten sind insgesammt zu Buzdorf oder Bern, Solothurn, Zürich und Frauenfeld verlegt worden.

In jeder dieser Schriften offenbart sich eine Kenntniß des Weltlaufs, der Volksſitten, des menschlichen Herzens, seiner Schwächen, Nöthen und Bedürfnisse; Alles ist so vortrefflich gezeichnet, entwickelt und motivirt, Alles auch mit so praktischem Blicke aufgefaßt und hingetrichtet auf das Streben nach den Naturgemäßen, Erreichbaren, Nothwendigen, wahrhaft Guten und Pächten, daß man am Schlusse eine Biographie, nicht eine Fiktion gelesen zu haben meint. Sieht man von Personen ab, so ist auch nichts darin, was nicht dem wirklichen Leben des Volkes entnommen wäre. Erfahrungen sind die Scenen, worin das Elend im Volke oder die Gemeinheit, Rohheit und Verworfenheit geschildert werden, welche das Elend bedingen oder aus ihm kommen; die Sprache, womit die Thoeheiten, Tollheiten und Gottlosigkeiten der Kinder dieser Zeit gegeißelt werden, oft einem zermalmenden Hagelwetter gleich. Man denkt sich wohl noch hier und da die deutsche Schweiz als das Land der Unschuld, Biederkeit und patriarchalischen Sitte, wie man sie als das Eldorado bürgerlicher Freiheit und als Wunderland der Naturschöpfungen zu betrachten gewohnt ist. Aber ach! nur die Natur ist vielfach gebliehen, alles Andere ist längst dahin, und wahrlich nicht allein in Folge politischen Wühlens während der letzten Dejennien; auch die Freiheit ist nichts minder, als die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes." Wer zu wissen verlangt, wie es mit Sitten und Gesinnung im Berner Lande stehe, der betrachte sich die Sittenmalerei in „Schulmeisters Leiden und Freuden"; daß sie naturgetreu sey, bekätigte Herr Bigius auf mündliches Befragen seufzend. An Scenen von Rohheit und Verderbtheit aber reihen sich in unseres Autors Schriften — ich verweise auch hier auf „Schulmeisters Leiden und Freuden" — tief ergreifende Schilderungen, daß der Natur, daß der Menschenherzens, daß irgend einer Lebenslage, Schicksalsrungen „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, von allem Hohen, was Menschenherz erhebt", so zart gedachte und anmuthvoll ausgeführte Schilderungen, daß wohl mancher Autor, er müßte denn in seines Lieb herauschenden Gefühl nicht über sein eminentes Selbst wegkommen können, für die Beseelegung, ein paar solcher Seiten gemacht zu haben, einige Bändchen seiner Meditationen hingeben würde.

Meißner und Berliner Deutsch schreibt Meister Jeremias freilich nicht, am wenigſten Hegelisch Deutsch. Ein Purist wird auf jedweder Seite Verstöße gegen hochheutsche Construction oder stockpetrelische Sprech- und Schreib-Idio-

Digitized by Google

tismen finden. Noch weit mehr mag an dieses Autors Schlagwörtern und Kernsprüchen, die allerdings manchmal so derb dreinschlagen, wie die alten Schweizer vor Sempach, Granson und Murten, ein durch unsere nordbeutschen Zierlichkeiten verwöhnter Geschmack zu tadeln haben. Auch läßt sich nicht leugnen, daß der Abstand schweizerischer und deutscher Volkssitten groß genug ist, um die fremdartige Malerei in den Versafferes Bildern hier und da unverständlich zu lassen oder das Interesse an Einzelnem zu mindern. Hiezu kömmt endlich des Verfassers religiös-politischer Katechismus, der jedem radikalen Ueberfrorn eben so schonungslos als derbedi den Text liest, der aber, scheint es, mehr als je seit 1848 tauben Ohren, zumal unter uns, gepredigt wird. Genug, manchem zärtlichen Leser hierzulande wollten z. B. „Jakob's Wanderungen" nun und nimmer munden, wenigstens des vielen „Schimpfens" darin halber nicht munden, und eine seitdem verblichene Illustration der vorjährigen sächsischen Kammer konnte sich nicht genug über das „erschlechte" Buch, nebenbei auch über das dafür verwilligte Honorar ereifern. Anders und mit gesunderem Blick hat über seinen Werth das Volk der unteren Klassen geurtheilt. Denn sicherem Vernehmen nach wird unter den vielen Zwidaner Volksschriften keine so begierig gekauft, gelesen, als Jeremias Gotthelf's „Jakob". Das Volk kös sich nicht an grammatischer Dnichsuiten, nicht an etliche minder verständliche Ausdrücke und Provinzialismen, noch weniger an die grobkörnige Ausdrucksweise. Aus der nicht minder als der Kern natürlichsigen und vollkommen zu ihm passenden Hülle weiß es mit richtigem Instinkt den schmad- und nahrhaften Kern herauszufühlen, herauszulesen. Und die Sprache ist ja doch dem Wesen nach die nämliche, die das Volk unter sich. auf Berufsreisen, in der Schenke, in guten und bösen, vernünftigen und unvernünftigen Stunden zu reden pflegt, und wer sie mit ihm redet, wer darin des Volkes Notdurft, Angst, Gebet und Hoffnung ausdrucksvolle Worte zu geben weiß, hat auch als Autor und als Mensch des Volkes Herz gewonnen. Was nun den Jakob insbesondere anlangt, so ist dies ein deutscher Handwerksgesell, der nicht nur in der Schweiz herumwandert, sondern auch durch die ganze Ton- und Sittenleiter des „souverainen Unverstands" hindurch muß, bis er, radikal von Radikalismus, Kommunismus und Sozialismus geheilt, ohne darum zum Mucker, Heuchler, Reactionair und Ultramontanen zu werden, zur Großmutter in die Heimat zurückkömmt und aus deren Mund noch mehr das ominöse: „Jakob, Du bist und bleibst doch ein Esel" zu hören bekömmt, auch ein tüchtiges Kapital, Einsicht, Erfahrung und Besonnenheit im Kopfe, ein gleich respektables an Nächstenliebe, Gottesliebe, Christengtauben, dem wiedergefundenen Erdtheil seiner seligen Aeltern, im Herzen, auftreten zwei kerngesunde Fäuste, die ihm von früh bis Abends unverdrossen das tägliche Brod und mehr als dieses schaffen, heimbringt.

Sei alles Obige denn aufgenommen, als bescheidener Nachruf, den ich dem Pfarrhause in Lützelflüh zum Dank für die genossene Gastfreundschaft nach Jahren widme. Als ich daselbst am folgenden Mittag zu Tische saß und mich noch einmal an dem Anblick der froh aufblühenden Kinder weidete, rief mich inmitten des Mahls die von Luzern rückkehrende Post ab. Da galt kein längeres Verweilen. In gefälligste Worte mußte Dank und Abschied von den würdigen Pfarrleuten gefaßt werden. Seit gestern war ich reicher um ein schönes Lebensbild und ding es auf in meines Herzens Schrein, erfüllt, als ich mich trennen mußte von den theuer Gewordenen, die Hoffnung eines frohen, lehrreichen, später Erinnerung werthen Tages, womit ich gekommen war. Draußen aber regoß sich der Regen in Strömen vom schwarz umlagerten Himmament, und die Emme schwoll zusehends an, mit das grausige Bild der Augusttage von 1837 vergegenwärtigend. Schon füllte sie die Wölbung der Brücken aus, worüber der Weg uns führte, und der ärmliche Wagen, ein chaise de cote, wie mans im Kanton Waadt nennt, schüttete weder Züge, noch Oberleib gegen das eindringende Unwetter. Durchnäßt langte ich in Burgdorf, durchnäßt in Kilchberg an, wofelbst die Bern-Basler Post die unsrige aufnahm, um nach eilligem Umkleiden die Weiterreise gen Basel anzutreten. Eines nur vermochte das Unwetter nicht zu trüben: das heitere Bild der Pfarre in Lützelflüh.

E. K—r.

Eine Geschichte des Sonderbundes.

Die Bibliothèque de Genève enthält einen kurzen Artikel über die neulich erschienene „Geschichte des Sonderbundes" von Crétineau-Joly*), dem bekannten Verfasser der „Histoire des Jésuites", der natürlich von seinem Standpunkt aus als Apologet jenes Bundes auftritt. Es ist interessant, hierbei wahrzunehmen, wie sich die streng protestantische Bibliothèque den Ansichten des streng katholischen Schriftstellers über diesen Gegenstand anschließt.

„Der Sonderbundskrieg", bemerkt sie, „wird in der Geschichte als eine der ernstesten Begebenheiten unserer Zeit dastehen. Es war in der That die erste Kraftprobe der europäischen Revolutionspartei, welche, durch einen so leichten Sieg ermuthigt, nicht anstand, das Signal zu einem allgemeinen Umsturz zu geben, indem sie an der Schweiz einen erwünschten Bundesgenossen für den Kampf und im unglücklichen Falle dort einen Zufluchtsort, eine Citadelle, einen Sammelplatz zu finden hoffte. Herr Crétineau-Joly, der zuerst in die Schranken tritt, um die Ereignisse dieses ungerechten und leidenschaftlichen Krieges zu verfolgen, hat die volle Wichtigkeit seines Gegenstandes begriffen; er hat alle Materialien gesammelt, die nur aufzutreiben waren, und man erkennt bei der Lektüre seines Buches, daß ihm Mittheilungen von Männern zugegangen sind, welche den Gang der radikalen Bewegung in den verschiedenen Kantonen der Eidgenossenschaft genau beobachtet haben. Er giebt daher trotzdem, daß er die Dinge vom Gesichtspunkt des Ultramontanismus aus betrachtet, eine ziemlich treue Idee von der Lage, wie sie im Ganzen aufgefaßt werden muß, und zeigt überhaupt mehr Unparteilichkeit, als man von dem Verfasser der „Geschichte der Jesuiten" erwartet haben würde. Das Gemälde, welches er von den Wühlereien der geheimen Gesellschaften entwirft, bietet ein großes Interesse dar; man findet darin eine Menge wenig bekannter Einzelheiten und merkwürdiger Enthüllungen, deren Glaubwürdigkeit durch die als Beleg angeführten authentischen Aktenstücke verbürgt wird.

„Herre Crétineau-Joly ist überzeugt, daß namentlich in den letzten zehn Jahren die Schweiz als das Laboratorium fungirt hat, in welchem die Pläne der radikalen Propaganda Europa's geschmiedet und ihre Wirkung vorbereitet wurden. Er schildert sie als von einigen politischen Flüchtlingen bearbeitet, die zu Gunsten ihrer Sache den untergeordneten Ehrgeiz der Führer des schweizerischen Radikalismus geschickt zu benutzen und die Keime der Zwietracht zu entwickeln wußten, die unglückseligerweise im Schooße des durch die Verträge von 1815 wiederhergestellten Bundesstaates nur zu üppig wucherten. Diese für die Revolutionsmänner der Schweiz wenig schmeichelhafte Darstellung, welche sie zu Agenten einer fremden Partei herabwürdigt, deren Leitung sich in den Händen Mazzini's befindet, scheint daß zu einem gewissen Punkte durch die Angaben bestätigt, die Herr Crétineau-Joly über die Wirksamkeit der geheimen Gesellschaften und über den Antheil, den die Haupt-Demagogen von Bern, Genf, dem Waadtlande, Freiburg u. s. w. daran genommen haben, vorlegt. Die vollkommene Aehnlichkeit der Portraits, die er von einigen derselben zeichnet, beweiß übrigens, daß er aus sicheren Quellen geschöpft hat, und scheint ein gründliches Studium der Persönlichkeiten, welche die schweizerische Revolution auf den Schauplatz geführt hat, so wie ihrer Schriften und Paublungen, angedeuten. Mir können jedoch nicht sagen, daß die Männer der Gegenpartei mit derselben Richtigkeit des Blicks gewürdigt sind. Der Verfasser vermengt hier etwas zu absichtlich das Nationalgefühl, welches die Bevölkerung der Urkantone beseelte, mit den engherzigen Ansichten, den Vorurtheilen, den nicht abzuleugnenden selbstsüchtigen Interessen und heftigen Leidenschaften, von denen die Mehrzahl ihrer Anführer erfüllt war. Um wahr zu seyn, muß sogar gestehen, daß von beiden Seiten ein blinder Parteigeist herrschte, der die Stimme des Patriotismus übertäubte, dessen weise Rathschläge einige Kantone, als Neuchatel, Basel, Genf, umsonst gellend zu machen suchten. Man sieht, daß es gewisse Punkte giebt, die der Verfasser nicht gut verstanden hat, was indessen nicht Wunder nehmen darf, wenn man an das Chaos heterogener Elemente denkt, die sich in diesem inneren Kampfe durchkreuzten und vermischten: aber eben deshalb hätte er besser gethan, sich sofcher Urtheile zu enthalten, wie er z. B. über den General Dufour und andere Offiziere der Föderal-Armee fällt. Dieses wäre um so billiger gewesen, da, während er die Konservativen so streng tadelt, welche durch die Nothwendigkeit ihrer Stellung gezwungen waren, gegen den Sonderbund zu ziehen, er zu gleicher Zeit die katholische Partei von Genf mit seltener Nachsicht behandelt, welche, seinen eigenen Worten zufolge, „die Stütze der Revolutionairs vom 7. Oktober ward, die Revolte wie eine Hoffnung aufnahm, auf die Besiegten Jener sah, welche fielen, weil sie sich der Unterdrückung widersetzt hatten, von der die Katholiken des Sonderbundes bedroht wurden, thaen dieses loyale Benehmen durchaus nicht zum Verdienst anrechnete und für sie nur bittere Vorwürfe hatte, während sie Zagy mit Dankbezeugungen begrüßte."

„Diese bisher unerklärt gebliebene Handlungsweise hätte es wohl verdient, daß der Verfasser gesucht hätte, ihre geheimen Motive darzulegen, da sie nicht ohne Einfluß auf spätere Ereignisse gewesen ist, und wir glauben, daß der Tag kommen wird, wo deren Urheber einer strengen Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhl der Geschichte unterliegen werden. Durch eine offene Besprechung dieser Frage würde das Buch des Herrn Crétineau-Joly gerechtere Ansprüche auf das öffentliche Vertrauen gewonnen haben. Trotz dieses Mangels jedoch und ungeachtet mancher Ungenauigkeiten, welche übereilte Arbeit verrathen, giebt es das vollständigste Bild, welches wir bis auf diesen Augenblick über die Ursachen und die Resultate des Sonderbundkrieges besitzen."

*) Histoire du Sonderbund, par J. Crétineau-Joly. Paris, 1850, 2 vol. in-8.

England.

Der Katalog des Britischen Museums.

Ueber diesen Gegenstand finden wir im Athenaeum folgende interessante Notizen:

1) Das Nachschlagen. Ich kenne keine Bibliothek, wo man so leicht nachschlagen kann, wie im Britischen Museum. Diese ist die einzige Bibliothek, wo man gedruckte Zettel für die Bücher giebt: eine Einrichtung, welche Irrthümern vorbeugt, dem Leser viel Zeit erspart und ihn in den Stand setzt, seinen Zettel so zu registriren, daß er sich in der Zukunft um so leichter darauf beziehen kann, anstatt den Katalog noch einmal für das nämliche Buch durchsuchen zu müssen. Im Auslande haben viele Bibliotheken gar keinen Katalog für die Leser offen, und so kann es vorfallen, daß man ein Buch, worau einem besonders gelegen ist und von dem man weiß, daß es in der Bibliothek vorhanden ist, blos deshalb, weil der Bibliothekar oder seine Gehülfen sich die Mühe nicht nehmen wollen, danach zu suchen, gar nicht zu sehen bekömmt. In Neapel schreibt der Leser den Titel des Buches, welches er zu haben wünscht, nieder; dann hat er vor der Borre zu warten, wo er von einem Haufen Personen, so ungeduldig wie er selbst, gestoßen nnd gedrängt wird, bis Jemand erscheint, um ihm den Zettel abzunehmen; nach langem Suchen wird ihm das

Werk endlich ausgehändigt, und er hat sich durchzudringen, so gut er kann, um Hinausgekommen. Eben so wollte ich neulich mehrere Werke, welche sich nicht im Britischen Museum befinden, auf der öffentlichen Bibliothek zu Paris suchen. Es war jedoch kein Katalog zur Einsicht des Publikums da, und man sagte mir, ich möchte die Titel auf verschiedene Streifen Papier schreiben und diese einzeln einhändigen. Nachdem ich den ersten eingereicht und eine Viertelstunde gewartet hatte, fand ich, daß ich auf diese Weise mehrere Tage verlieren müßte, wenn es noch dann gelänge, die Gehilfen durch Schmeichelei zu bewegen, mir so viele Bände zu reichen, wie ich im Museum in zwanzig Minuten bekommen könnte, und so gerauscht, verließ ich die Bibliothek, ohne je wieder dahin zurückzukehren. Ein anderer großer Vortheil, welchen das Britische Museum gewährt, ist der, daß man dem Leser gestattet, so viele Werke auf einmal zu haben, als er bedarf. Die, welche die Bibliothek häufig besuchen, müssen oft einen ganzen Tisch, gewöhnlich für acht Leser hinreichend, vollgimmt Büchern bedeckt, gesehen haben, welche ein einziges Individuum benutzt. Im Museo Borbonico zu Neapel gestattet man den Lesern nur Ein Werk auf einmal, und ist es mit Kupferstichen versehen oder schlecht gebunden, so macht man noch besondere Schwierigkeiten.

Auch kann man das Britische Museum länger benutzen, als die meisten ausländischen Bibliotheken. Auf dem Kontinente sind sie gewöhnlich von 8 oder 9 Uhr des Morgens bis 12 oder 1 Uhr des Mittags für den Leser offen. Einige, jedoch nur sehr wenige, sind auch des Nachmittags ein oder zwei Stunden geöffnet. Nur eine, die Bibliotheca Magliabechiana zu Florenz, ist in dieser Beziehung noch liberaler, als die unsrige in ihrer Einrichtung; denn diese ist sowohl im Sommer, wie im Winter, auch des Abends offen, und die Lesezimmer sind gut besucht, vielleicht von bald so vielen Lesern, wie das Britische Museum. Es würde gewiß sehr vortheilhaft für die Leser seyn, wenn die Lesezimmer auch bei uns, unter was für Beschränkungen auch, wie z. B., daß man nach Sonnenuntergang kein Buch mehr verabreiche, wenn solches nicht vorher bestellt war, des Abends offen wären.

2) Alphabetischer Katalog. Wir können nur dankbar seyn für das sorgfältige Studium, welches zu dem zwar etwas zu abstrusen und strengen System, das im Katalog des Britischen Museums beobachtet wird, geführt hat, wenn wir es mit den veralteten Methoden vergleichen, nach denen man noch jetzt in einigen ausländischen Bibliotheken verfährt. So z. B. werden die Bücher in der ursprünglichen Sammlung des Vaticans und der Laurenziana zu Florenz unter dem Taufnamen des Autors eingetragen und die Titel ohne Unterschied lateinisch angegeben. Von der ursprünglichen Sammlung des Vaticans sprechend, muß ich auf einen anderen Punkt aufmerksam machen, nämlich, daß man hinzugekommene Sammlungen, wie interessant es auch seyn mag, sie getrennt zu halten, dennoch in Einen Katalog eintragen sollte, damit man das Nachschlagen erleichtere. Statt dessen finden wir im Vatican nicht weniger als acht verschiedene Sammlungen, von denen jede ihren besonderen Katalog hat, und ein Fremder, welcher hingeht und den Katalog der Vatican-Sammlung verlangt, kann die Bibliothek verlassen, ohne nur zu ahnen, daß sich unter demselben Dache noch sieben Sammlungen befinden, deren Inhalt ihm gänzlich unbekannt ist. — Wie unbefriedigend dies auch seyn mag, so ist es doch in anderen Bibliotheken noch schlimmer; denn in vielen sind die Kataloge nicht einmal vollendet, und oft werden sie nicht ausgegeben. In Bologna erhielt ich erst auf die Empfehlung eines Freundes und nach großer Schwierigkeit die Erlaubniß, den sehr reichhaltigen, aus etwa 30—40 Bänden bestehenden Katalog der Handschriften zu durchsuchen. Dieser Katalog besteht nur aus sogenannten Buchhändlerstreifen, und ist daher eigentlich ein gefiegeltes Buch für die Mehrheit der Studirenden. Der Katalog der Handschriften in der berühmten Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ist, wie ich glaube, von derselben Art, aber unvollendet; dies war wahrscheinlich eine von den Ursachen, warum ich ihn, trotz der stärksten Empfehlungen, nicht zu sehen bekommen konnte. In Venedig wünschte ich einige Nachforschungen in Dokumenten anzustellen, welche sich auf die Alterthümer der früher zur venetianischen Republik gehörigen Inseln beziehen, da ich glaubte, daß solche in dem dortigen Archiv aufbewahrt seyn müssen. Als ich mich deshalb an die Behörde wendete, hieß mich der Secretair einen Brief schreiben, welchen er dem Gouverneur vorlegen wolle, und ich sollte in 8—10 Tagen die Antwort haben. Zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch später, daß die Bittschrift an die Polizei geschickt worden war, anstatt dem Gouverneur empfohlen worden zu seyn, und als ich meinen Paß verlangte, wurde ich von der Polizei ausgefragt, was für einen Zweck ich denn bei meinem Gesuche gehabt habe?

3) Klassifizirter Katalog. In diesem Punkte stehen wir unseren Freunden auf dem Festlande nach. Manche Bibliothek hat dort einen Catalogue raisonnée, und das System wird stets allgemeiner. In der Magliabechiana werden die Bücher, gleichviel ob gedruckt oder im Manuskript, nur nach Klassen geordnet, was gewiß nicht so nützlich ist, wie eine alphabetische Ordnung. In Venedig wird das doppelte System befolgt, und hierdurch kann man nicht nur jedes Buch finden, dessen Verfasser man kennt, sondern auch solche, deren Verfasser man nicht kennt. Ein noch besseres System ist allerdings das eines alphabetischen Katalogs oder Index rerum, wie in Watt's „Bibliotheca Britannica"; aber das würde mit einem großen Kosten- und Zeitaufwand verbunden seyn. Ein klassifizirter Katalog andererseits würde sogleich brauchbar seyn und nur wenig kosten, und bedenkt man die offenbaren Vortheile eines solchen Systemes für den Gelehrten, so glaube ich, daß, ob man einen Index rerum beabsichtigt oder nicht, man doch einen klassifizirten Katalog sofort anfangen sollte. Folgendes Schema würde nach meiner Meinung das wünschenswertheste seyn, um das Werk anzufühlen. Die Titel der verschiedenen Klassen sollten erst von kompetenten Autoritäten sorgfältig bestimmt werden; dann, wenn die Bücher klassifizirt sind, könnten die Kataloge Blatt für Blatt gedruckt und, je nach dem Geschmack oder dem Studium der Käufer, einzeln verkauft werden. So könnte z. B. ein Architekt Seite 1 und 2 der Abhandlungen über Architektur, Seite 1 und 2 der illustrirten griechischen Architektur, einen Monat später Seite 3 und 4 der Abhandlungen u. s. w. kaufen, während ein Arzt vielleicht blos die über Pathologie und ein Advokat die über Jurisprudenz suchen würde. Obgleich es auf diese Weise Jahre lang dauern würde, ehe der Katalog vollendet ist, so würden wir doch den Nutzen davon sogleich genießen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß, anstatt große Ausgaben zu verursachen, es eine vortheilhafte Speculation sein dürfte.

Mannigfaltiges.

— Dan. Stern und die Februar-Revolution. Die Berliner „Nationalzeitung", die namentlich in ihren Betrachtungen über die französischen Ereignisse und in ihrem Artikel Paris die antigouvernementale und antifoziale Seite ihrer Politik vollständig hervorkehrt, bringt in ihrem Blatte vom 2. Mai (Abends) einen lobpreisenden Artikel auf ein kürzlich von Daniel Stern herausgegebenes Buch: „Histoire de la Révolution de 1848". „Daniel Stern" ist bekanntlich der Autorname der Frau Gräfin d'Agoult, die lange mit dem Virtuosen Liszt in den vertraulichsten Verhältnissen gelebt und die, nachdem sie ihren Ruf und ihre Stellung in der Gesellschaft verscherzt hat, nun keinen Anstand nimmt, diese in ihren Grundlagen anzugreifen. Leider ist dies die Geschichte vieler geistreicher Menschen, zu denen Daniel Stern allerdings gezählt werden muß. Wie wollen, als einen Dämpfer auf das, was die „Nationalzeitung" von ihrem Buche sagt, hier Einiges von den kritischen Bemerkungen folgen lassen, welche die Revue des deux Mondes darüber macht:

„Welches ist der Zweck dieses Buches? Hat sich Daniel Stern blos das Vergnügen machen wollen, die Niederlage einer Gesellschaft zu schildern, deren Feindin zu seyn sie unstreitig ihre guten Gründe hat? Hat sie sich ihre Stelle unter den demagogischen Sibyllen und im Falle des Sieges die Dankbarkeit der Sozialisten im voraus sichern wollen? Wahrlich, es finden sich gar viele in den Reihen jener gewaltigen Stürmer des alten gesellschaftlichen Baues, jener salbungsvollen Tröster des Volkes in seinen Leiden, für deren Beistand und Trost das Volk höflichst danken würde, wenn es wüßte, um welchen Preis es sich diese Bundesgenossen erkauft hat. So mancher Fluch auf das Schicksal und seine ungleichen Gaben, so manche uns räthselhaft erscheinende Verwünschung der wohlhabenden Klassen finden ihre Erklärung in einem vergeudeten Vermögen und in einem verlorenen guten Namen. Ja, sey nur immer voll Zorn gegen die Mißbräuche und Unsittlichkeiten dieser Welt — wir wissen schon, Ihr findet nur darum die Gesellschaft nicht mehr Eurer würdig, weil sie nichts mehr mit Euch zu thun haben will. Leider weiß dies das Volk zu wenig, und daher läßt es sich immer von neuem bethören von jenem heuchlerischen Weltschmerz."

— Don Juan de Tenorio. Dieses religiös-phantastische Drama des Don José Zorrilla, dessen in vielen Bühnen, als des spanischen Urstoffes zu Molière's und Mozart's „Don Juan" bereits mehrfach gedacht worden, ist jetzt in einer gelungenen deutschen Uebersetzung erschienen.*) Der Bearbeiter ist ein in Mexiko lebender Deutscher, Herr G. H. de Wilde, der den Eindruck des Stückes auf der mexikanischen Bühne kennen gelernt und sich daher auch auf dem deutschen Theater einen Erfolg davon verspricht. Wir möchten dafür allerdings nicht einstehen, zweifeln jedoch nicht, daß das gedruckte Drama nicht blos für Literaturgeschichtsfreunde, sondern auch für die Leser überhaupt Interesse haben wird.

— Il Matrimonio Segreto. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der Text dieser lieblichen Oper, welche den seltenen Vorzug hat, sowohl Kenner als Laien in der Musik zu befriedigen, und mit der auch unsere italiänische Truppe ihre diesjährige Saison auf eine recht gelungene Art beschlossen hat, einem früh verstorbenen englischen Kustspiel entlehnt ist, das von Garrick und den Altvern Colman gemeinschaftlich verfaßt wurde und denselben Titel (The Clandestine Marriage) führt. Der italiänische Libretist hat sich fast in allen Punkten genau an das englische Original gehalten, nur daß er die komischen Zarben etwas stärker aufgetragen und die ohnehin etwas gedehnte Intrigue zusammengedrängt hat, um aus der fünfaktigen Komödie ein zweiaktiges Singspiel zu machen. So ist Lord Ogleby — früher eine Glanzrolle Garrick's — mit Sir John Melvil zu einer Person (Conte Robinson) verschmolzen worden, wodurch diese natürlich einen anderen Typus erhielt und der gutherzige alte Geck sich in einen neunhalanten Weltmann verwandelte, der „non la l'amore come un pleboo." Die Katastrophe jedoch ist beinahe wörtlich nach dem Original gegeben, mit dem einzigen Unterschiede, daß bei der Entdeckung des heimlichen Ehebündnisses statt der Tochter — der Vater in Ohnmacht fällt.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler, Stechbahn Nr. 3, Jägerstraße Nr. 56, und bei Leop. Voß, Breitestraße Nr. 29), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 9. Mai 1850.

Mittel-Amerika.

Die Deutschen im Auslande.

Von Karl Gutzlaff.

II. Die Deutschen in Mosküia.

Robert Karl Friedrich, von Gottes Gnaden (by the grace of God) oder vielmehr durch Englands Gnade, König von Mosküia, lieber Mann, Vetter und andere trefflige Gemahte, was bei einem wilden König gerade nichts Außerordentliches ist, und litt, was noch weniger außerordentlich ist, oft an Geldmangel. Im Uebrigen war er so übel nicht. Trat nun sein Leid seiner Liebe in den Weg, so überkam ihn eine melancholisch philosophische Stimmung, und er gelangte dann zu einer vollkommenen Erkenntniß der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, seine Liebe ausgenommen. In dieser Stimmung war es gut, mit ihm Geschäfte abzuschließen; man konnte dann von ihm Strecken Landes, so groß wie ein deutsches Großherzogthum, für ein Billiges an Geld und Rum kaufen. Die Käufer hatten aber dennoch zu theuer bezahlt, da ihnen die Waare später wieder abgenommen wurde, und der Rum war einmal vertilgt.

Unter diesen Landabtretungen waren zwei von bedeutendem Umfange. Die erste, ungefähr 108 geogr. Meilen, an der Katarakta-Lagune, besaßen die Capitaine Willock und Alexander, die andere, ungefähr 187 Geviertmeilen, um den Patoskfluß mit Zubegriff seiner Mündung, war dem Kaufmann Rennie aus London bewilligt worden. Dazu kam ein Stadtplatz am Kap Grazias a Dios, der ebenfalls verkäuflich war. Die erste Bewilligung war in den alleinigen Besitz des Capitains Willock übergegangen, die zweite in den der Herren Brown, Passenger und Upton in London.

Von London aus wurden Versuche gemacht, dieses Land in Berlin zu verwerthen, vorzugsweise das Küstenstück. Es fanden sich bald Leute, die im Jahre 1843 einen Verein zur Ausbeutung einer Speculation auf das Mosküiagebiet bildeten. Der Plan soll der gewesen sein: „es sind Ansiedler auf das zu erforschende Gebiet zu setzen und einflußreiche Personen für den Verein zu gewinnen, so daß der Staat die zu gründende Kolonie mit einem angeworbenen Gemisch für die Unternehmer an sich kauft.“ — Unter den hervorragenden Persönlichkeiten des Vereins nennen wir den Justizrath Robert, den Regierungsrath Zellechner und mehr hinter den Coulissen den durch seine mannigfachen Spekulationen bekannt gewordenen Geheimerath Wedell. Es gelang dem Vereine, den Prinzen Karl von Preußen und den Fürsten von Schönburg-Waldenburg in der Art für das Unternehmen zu gewinnen, daß sie Anfang des Jahres 1844 bedeutende Summen für eine nähere Untersuchung des Willockschen Gebiets hergaben. Dieselbe wurde in die Hände der Regierungsräthes Zellechner, des Dr. Müller und des Kaufmanns Hesse gelegt. Der Bericht ist eine gut geschriebene Zusammenstellung, deren Verfasser nur etwas an der Höhrerdichtheit leidet, d. h. er sieht nur, wo die Sonne scheint, und läßt die eigentliche Colonisationsfrage außer Acht. Das Buch mit seinen Irrthern und Vorzügen ist so reichend beleuchtet worden, daß es mich nöthig ist, hier ausführlicher darüber zu besprechen. Daß die Berichterstatter sich für die Rechtmäßigkeit der Besitztitel erklärt haben, kann ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden, da die Regierungs-Kommissare von Mosküia erst später die Schenkungen des 1842 verstorbenen Robert Karl Friedrich für ungültig erklärt hatten.

Das zum Verkauf gestellte Gebiet, einen Theil des Nord-Ostens von Mosküia bildend, ist gerade der ungünstigste Theil des Landes für eine Colonisation durch Europäer, denn es besteht aus niedrigem, angeschwemmten und überschwemmungen ausgesetzten Lande und ist daher unter dieser Breite eine immer thätige Werkstatt für die Erzeugung von schädlichen Dünsten. Dagegen wären Kap Grazias a Dios und die Mündung des Patoskflusses geeignete Stellen für Handelsniederlassungen, wenn das Hinterland eine starke Bevölkerung hätte. Nur an zwei Stellen finden sich an der langen Küste von Mosküia Landstriche, die für eine Colonisation durch europäische Landarbeiter geeignet sind: den einen bildet eine von der Küste an steigende Hochebene mit guten Häfen zwischen dem Bluefield und dem San Juan; den anderen, ein bis nahe der Küste sich hinziehenden Gebirgsland, findet man im Nordwesten zwischen dem Black- und dem Romanflusse. In diesem, auch Land der Hopad-Indianer genannt, hatte der Schotte Mac Gregor 1820 einen Colonisationsversuch gemacht, dessen gänzliches Mißlingen nicht dem Klima, sondern der unsinnigen Leitung zur Last fällt. Ein späterer Versuch an derselben Stelle, von einer britischen Gesellschaft unternommen, hatte gleicher Ursachen wegen dieselben schlechten Erfolge (vgl. Thomas Young, a narrative of a residence on the Mosquito shore during the years 1839, 1840, 1841).

Unsere Untersuchungskommission hat in Central-Amerika ein theures Andenken hinterlassen. Ihr Schiff war an der Küste von Mosküia gescheitert. Dadurch wurde sie zu einer Anleihe in Salze genöthigt, die bis jetzt noch nicht bezahlt worden, da es noch nicht endlich feststeht, wer diese Kosten zu tragen hat. Zur Ehre des preußischen und deutschen Namens wünschen wir, daß diese Sache endlich abgewickelt werde.

Trotz der glänzenden Berichte, welche die Kommissen nach ihrer Rückkehr in Berlin veröffentlicht hatte, trotz des Eifers und der angestrengten Arbeit der Unternehmer, der Bemühungen eines Perrn v. Winterfeld, eines Mannes von durchaus unklarer Stellung und abenteuerlichem Lebenslaufe, trotz der Broschüren des Herrn Reber und trotz des von ihm in Königsberg gegründeten Vereins wollten sich weder Leute finden, welche ihr Geld in dem Unternehmen anlegen wollten, noch Kolonisten mit Mitteln. Vergeblich suchte Perr v. Winterfeld einen bestehenden philanthropischen Auswanderungsverein für seine übeln Pläne zu pressen; vergeblich wurde in Zeitungsberichten den Leuten vorgefchwindelt, daß der Verein das künftige Land für 400,000 Thaler gekauft hätte und 10,000 Berliner nach Mosküia anfrechen wollten u. s. f. — Ehrenmänner engrissen das Wort und bekämpften den Unfug; ihnen schlossen sich solche an, deren Colonisationspläne durch den in Rede stehenden beeinträchtigt zu werden drohten. Oeffentliches Gespött und Aergernis nahmen so überhand, und einzelne Anhänger des Mosküia-Unternehmens betrieben ihre Angelegenheit in so unanständiger und unverschämter Weise, daß die Regierung sich endlich veranlaßt sah, die bestehenden Gesetze gegen die Verleitung zur Auswanderung in Erinnerung zu bringen, obwohl sie früher das Unternehmen unterstützt haben soll. Der Prinz Karl und der Fürst Schönburg zogen sich zurück.

Es waren endlich 1846 zwei Auswanderungs-Gesellschaften nach Mosküia, die eine in Berlin, die andere in Ostpreußen, zu Stande gekommen, welche eben so thöricht in ihren Mitteln, als unsinnig in Betreff ihrer Grundlage waren.

Die ersteren, gegen sechzig Köpfe stark, war von Winterfeld und einem gewissen Schaepel, seinem Schreiber, zusammengebracht worden. Den Auswanderern wurde von diesen sünfhundert Morgen Landes und ein reichlicher Viehstand versprochen. Worauf v. Winterfeld dieses Versprechen begründete und wo in Mosküia dieses Land lag, haben wir nicht in Erfahrung bringen können; er selbst besaß weniger als nichts. Mehr Verwunderung aber, als diese hohlen Versprechen, erweckt uns die beschränkthörige verjenigen, die sie für bare Münze nahmen. Was v. Winterfeld eigentlich beabsichtigt hat, wissen wir nicht, Berichte der von ihm Betreffenen sprechen deutlich genug von den Gegenstände der Spekulation habe mißbrauchen wollen, und wir bemerken dazu, daß vor kurzer Zeit in Brasilien am Amazonenstrome eine Schiffsladung Deutscher förmlich verkauft worden ist.

Am Juli (?) 1846 hatte sich die Gesellschaft auf dem Schiffe „Jever“ in Hamburg eingeschifft und war anfangs September auf der dänischen Insel St. Thomas gelandet (wir folgen hier dem Bericht eines Mitgliedes der Gesellschaft im „Hamburger Freischiff“ 1846, Nr. 42, der Winterfeld und Schaepel in den schwärzesten Farben schildert). Die dreiundfunfzig Mitglieder besaßen bei ihrer Ankunft auf der Insel noch dreihundert Dollars, während die Kosten der Ueberfahrt nach der Mosküiaküste sich auf tausend Dollars beliefen. Thörichtvolende Menschen nahmen sich der Unglücklichen an und klärten sie über den Wahn der von ihnen beabsichtigten Colonisation und die Gesetzlichkeit des (Kaufen) Küstenlandes auf. In Folge dessen weigerte sich die Gesellschaft, ihren Führern ferner zu folgen. Diese vermerkten das sehr übel, wollten sich „die Opfer ihrer Speculation“ nicht entreißen lassen und stimmten einen hohen Ton an. Als man ihnen aber bemerkte, daß die dänischen Behörden für Leute, wie sie, feste und sinstere Kerker hätten, entfernten sie sich mit noch vier Anderen nach der spanischen Insel Vieques (Crab-Island), einer Verbrecherstation. Die wackeren Einwohner von St. Thomas beschränkten sich indessen nicht auf bloßen Rath, das deutsche Haus Biemann, Bollinger u. Comp. veranstaltete eine Sammlung, die in drei Stunden siebenhundertfünfundzwanzig Dollars einbrachte. Die Mehrzahl der Auswanderer wurde auf der Insel unterzebracht und zwölf, hoffnstet und mit einem Reisegeld versehen, nach Bangor in Nord-Amerika geschickt. So endete die Berliner Expedition nach Mosküia.

Unter der Führung des Referendarius Gorkowski und unter der moralischen Mitbetheiligung des vorhin genannten Reber ging die Brigg „Brisk“, Kapitain Lademacher, am 14. Mai von Pillau mit 121 Personen, größtentheils Künstlerinnen, ab, darunter waren nur neunundzwanzig arbeitsfähig und unter den Anderen sogar einige Krüppel. Die Leute waren noch unentschieden, ob sie nach Texas oder Mosküia gehen wollten. Nach heftigen Streitigkeiten entschieden sie sich unterwegens für Letzteres, und sie beschlossen, entweder beim

Digitized by Google

Kap Gracias a Dios oder drei Bluefields zu landen. Der Capitain hatte nur auf eine Zahrt von drei Monaten gerechnet, da er aber das Fahrwasser nicht kannte, so langte er erst nach vier Monaten, am 18. September, im Hafen von San Juan, dem südlichsten Theile des beschriebenen Gebietes von Mosquitia, an. Der erste Theil der Reise wurde in sehr gemüthlicher Weise vollführt. Die Auswanderer kehrten in Dänemark, Norwegen und Madeira ein. Am letzteren Orte legten sie sich sogar acht Tage vor Anker. — Aus der Versetzung der Nordlüfte entsprangen ein Glück und ein Unglück zugleich für die Auswanderer. Der Mangel an Lebensmitteln, den sie am Bord des Schiffes ausgestanden waren, legte in Mehrere von ihnen den Keim des Todes, während wahrscheinlich Alle darauf gegangen wären, hätte sie der Capitain nach den nördlichen Niederungen geführt. Vorsorglich trennte sich in San Juan mit sieben Anderen, den gebildeten Ständen angehörend, von der Gesellschaft. Diese gingen nach Costa-Rica und Nicaragua. Drei Auswanderer waren unterwegs gestorben, und Einer war nach Europa zurückgegangen. Hundertundneun schifften sich nach Bluefield ein, wo sie am 1. Oktober in gänzlicher Mittellosigkeit eintrafen. Hier nahm sich ein edler Mann, ein wahren Engländer im besten Sinne des Wortes, der englische General-Konsul Walker, ihrer an. Das war um so nöthiger, als sich der Capitain bald nach der Ausschiffung mit dem Schiffe heimlich entfernt hatte. Es hielt schwer, Nahrungsmittel zu beschaffen; denn die Einwohner, Neger, Mulatten und Mosktiter, als Mitglinge von Negern und Indianern auch Sambos genannt, sind arbeitscheu und dem Trunke ergeben; sie ziehen nicht mehr Nahrungsmittel, als sie selbst verbrauchen. Walker hat daher gegen 4000 Thaler ausgeben müssen, nur um die Leute vor dem Hungertode zu retten. Er that mehr, er siedelte sie bei der Stadt Bluefield an, wo sie eine eigene Vorstadt gründeten, welche sie dem Prinzen Karl von Preußen zu Ehren Karlsdat nannten. Jeder Ansiedler erhielt zunsorgt einen kleinen Garten und das Material zum Bau einer Hütte.

Es dürfte hier am Orte seyn, die Lage der Stadt Bluefield zu schildern, weil diese zum Theil spätere Erscheinungen unter den deutschen Ansiedlern verursacht hat. Die Stadt Bluefield (Bluefield) liegt an dem westlichen Ufer der Bluefield-Lagune, einige englische Meilen sowohl vom Hafen, als auch von der Mündung des Bluefieldflusses, ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß über dem Wasserspiegel. Die Vorstadt Karlsdat wurde nördlich von der Stadt in gleicher Höhe angelegt (Hinter der Stadt erhebt sich das Land in sanfter Neigung bis zu achthundert Fuß bei dem Aberdeenhügel, einem klimatisch besser geeigneten Punkte für eine deutsche Niederlassung.) In einer so niedrigen Lage, wie der von Karlsdat, können, wenn sonst nicht ungünstige örtliche Ursachen vorhanden sind, deutsche Handwerker und Kaufleute in den tropischen Gegenden sich ziemlich wohl befinden, aber keine deutschen Landarbeiter. Es ist möglich, daß auch auf einzelnen solchen niedrig gelegenen, örtlich besonders bevorzugten Landstrichen diese für Zorrkommen finden und sich akklimatisiren können; bis jetzt sind aber noch keine genügenden und keine günstigen Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht worden. Für Landarbeiter sind nach den Untersuchungen der gewissenhaftesten Reisenden eine Höhe nach Umständen von 1000—2000 F. nothwendig und zuträglich erst eine von 2000— 4000 F. an. Der nordamerikanische Bergwerksdirektor Burkhart hält die Höhe von 1000 Fuß in dem an der nördlichen Gränze des Wendekreises gelegenen?) Mexiko für die menschlichen Gesundheit zuträglichste. Es treten zu der Höhe eine Menge von bedingenden Verhältnissen für die Gesundheitszuträglichkeit eines Landstriches hinzu, deren Erörterung und jedoch hier zu weit führen würde. Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß da, wo der Weizen auf den Hochländern des tropischen Amerika gedeiht, auch der deutsche Feldarbeiter sich wohl befindet. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Ein anglo-amerikanischer Humorist.

Halliburton.

(Schluß.)

Dies ist der Prolog des Diners, wir wollen jetzt den Epilog sehen. Es ist nicht mehr Sir Herrules Sampson, der Gouverneur, diesmal ist es der Assistant Sir Edward Dumpkopf, der die Kosten davonträgt. Mit Sampson fingt und bittet Sir Edward, ihr eine Arie auszuwählen.

„Ach!" sagte Sir Edward, „das reizende kleine Lied, das Sie so himmlisch und so göttlich sangen; es fängt mit den Worten an: „O, sing mir noch einmal dies Lied!"

Himmlisch und göttlich sind starke Ausdrücke, überdies, wenn sie der Stimme einer Person gelten. Sie war damit zufrieden und begann: „Sing mir noch einmal dies Lied." Mit Ausnahme ihrer Fehlers in der Aussprache, sang sie ausreichend gut, denn in der Regel machen es die Damen gut, wenn ihnen geschmeichelt wird.

„Excellent!" rief der Baronet. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Es ist vortrefflich; aber es giebt ein schönes kleines Lied, das singt so an: „Sing mir noch einmal dies Lied." Würden wir wohl so glücklich seyn, das zu hören?"

Miß Sampson sah ihn an, um zu sehen, was er sagen wollte: aber, ach! sein unverändertes Gesicht sagte nichts. Kalt und glänzend wie Mondeslicht, trug seine Physiognomie immer ihren gewohnten unterscheidenden Ausdruck. So war sowerbar genug, sie hatte eben erst dieses Lied gesungen, und doch wechte er sich so bestimmend aus. Ist es sein Scherz, oder wünscht er wirklich, noch einmal zu hören? Die jungen Damen, bei dem sanften Temperament, wie es Miß Sampson hatte, nehmen gern die ihren Wünschen angenehmste Auslegung an, und sie sang das Lied von neuem in ihrer besten Art und mit glänzendem Erfolg.

„Excellent", sagte Sir Edward, „aber ich bitte Sie, noch nicht aufzuhören; es giebt einen kleinen Gesang, den ich Sie einmal habe singen hören. Es ist eine schöne Sache; im Vaterland, es ist eine Erfrischung, solche Töne zu hören."

„Welcher Gesang ist es denn?" fragte das junge Mädchen entzückt, ihren galanten und reizenden Freund anblickend und einen dramatischen Sang auf dem Piano ausführend. „Welcher ist es?"

„Wenn ich mich nicht irre: „Sing mir noch einmal dies Lied." Ihre Augen verdunkelten sich plötzlich, sie war nahe daran, umwohl zu werden, u. s. w."

Nun, ist das nicht eine prächtige Karikatur, dieser Sir Edward?

Sind diese Sitten nicht ganz englisch? ist es nicht diese Eremtrizität, diese Seltsamkeit, dieselben ungeheuren Schmeicheleien, alles dies nur noch exzentrischer, sonderbarer und humoristischer gemerden durch die Entfernung? Ist es nicht, als wenn man eine ganze Provinzialbildung, die an das Lächerliche streift, fühlte? Man würde gar nicht glauben, daß wir in Neu-Schottland sind, man würde sich vielmehr einbilden, das diese Scene in irgend einer Provinz Englands vorginge, unter reichen Kaufleuten, Bürgern der Vorstadt von London und einigen zurückgekommenen Mitgliedern der Gentry, wäre es nicht der Schluß, der uns die Verschierung giebt, daß wir uns zu Halifax befanden.

Wir wollen jetzt zu einem Bache übergehen, das betitelt ist: „der BriefbruteI, oder das Leben auf einem Schiffe", und das als eine Fortsetzung des „Uhrmachers" erscheint. Sam Slick, die Hauptperson, ist jetzt bei dem Kabinet von St. James Gesandtschafts-Attaché. Er ist eine vornehme Person, die ihre ganze Wichtigkeit fühlt. O Sam Slick, welches schöne Muster eines Demokraten bist Du! der alle Uhrmacher hat immer noch dieselben Ränke, dieselbe Verwegenheit, dieselbe Zweifelsucht; aber er hat nicht mehr dieselbe Unbefangenheit, welche inmitten aller dieser Ränke und dieser Zweifelsucht glänzte. Heute ist Sam Slick gekünstelt, er fühlt den Emporkömmling. Er ist groß und spreche. Er, der ehemals so diplomatisch und spitzfindig war, der nie etwas gewiß versprach und der immer verrechnete, versprecht jetzt immer und berechnet nicht mehr, selbst nicht seine Ausdrücke: er ist ausgezeichnet grob. Lord John Russell heißt für ihn Johnny Russell; er hat neulich bei Norfolk oder bei Russell gespeist. Ein Republikaner, wie er, hätet sich wohl, vor die Eigennamen die Titel Graf oder Herzog zu setzen. In diesem Buche fangen die alten Eigenschaften Slick's an, ungeheure Fehler zu werden. Er ist jedoch noch sehr unterhaltend mit seinem Calvinismus und seinem Haß gegen England. Er ist seh überzeugt, daß Amerika das unverreichte Land der Welt ist; in dieser Beziehung ist er ein vollständiger Amerikaner, nicht mehr ein Amerikaner aus Franklin's Zeit, sondern ein würtiger Zögling von Jefferson und besonders von Jackson, dessen Namen er fortwährend im Munde führt. Man muß es nur sehen, mit welcher Begeisterung er den rühmlichen Namen Bunker-Hill ausspricht, mit welchem pinselrühmenden Eifer er von seinen patriotischen Erinnerungen redet: „O! dieses Ihr schon von der Gallerie bei Orleans gehört, wie die Yankees Helden fänden einen solchen Streich spielten? — O, Sie kann die Engländers ist Ochs und der Name des Franzosen Frosch — u. s. w." Zwischen England und Irland weiß er keinen anderen Unterschied als den, daß es in England den ganzen Tag, in Irland aber Tag und Nacht regnet. Seinen politischen Meinungen fehlt es übrigens nicht an Menschenverstand, man erkennt darin den kräftigen gesunden Menschenverstand der angelsächsischen Race, die einzige Eigenschaft, welche die Amerikaner von ihrem Mutterlande bewahrt haben: ihre politischen Beurtheilungen sind ergötzlich durch ihren Humor. Ja, Sam Slick hat unsere Zeit gut beurtheilt: „Der Unterschied", sagt er, „zwischen einem Tory, einem Whig, einem Radikalen und einem Chartisten besteht, ist folgender: Ein Tory ist ein ganzer Dreimann, ein Dreimann vom Kopf bis zur Fußspitze, der alle Tage ein weißes Hemde anzieht; der Whig ist auch noch ein Dreimann, viel weniger streng als der Tory, er zieht nur alle zwei Tage ein reines Hemde an; der Radikale ist kein Dreimann und wechselt nur alle acht Tage das Hemde; was den Chartisten betrifft, so ist er ein ekelhaftes Wesen, das nur ein Hemde besitzt und dasselbe nur anzieht, wenn es in Fetzen zerfallen ist." Gottbreicher, verständiger, siebenkeltaber Sam Slick!

Um über die nördlichen Einfälle, den Geist, den Patriotismus und die Beherrscherinnen Sam Slick's besser urtheilen zu können, wollen wir ihn selbst hören: Wir befinden uns auf dem Dampfschiffe, welches ihn nach England führt. Auf eine Unverschämtheit, die Sam Slick gegen England vorbringt, antwortet sein Reisegefährte:

„Verzeihen Sie, Herr Slick, daß ist noch nicht die Stimmung, mit der Sie England besuchen sollten."

„Und welches sind denn die Stimmungen", erwiederte er mit vieler Wärme, „in welchen sie und besucht haben? Verdammtes Volk! Denken Sie an Dickens. La Fayette ausgenommen, hat es jemals einen Mann gegeben, der bei uns so viel gegolten hat, als Dickens? Und wer war denn Dickens? Er war kein Franzose, ein Freund unserer Nation; er war kein Landsmann, der Rechte an uns hatte; er war kein Kolonist, der, obwohl Engländer dem Namen nach, dennoch Amerikaner von Geburt, so zu sagen, eine Art Halbbruder ist. Nein, er war ein verstockter Engländer und, was das Schlimmste ist, ein englischer Schriftsteller, indessen, weil er ein gedrungener Mann war, weil der Greift das Universum zum Gegenstande, die Welt zum Vaterlande und das menschliche Geschlecht zum Leser hat, und weil er mich ein Bürger dieses oder jenes Staates, sondern ein Bürger der Gesammtheit ist, so haben wir ihn gut aufgenommen, haben wir ihn gefeiert, haben ihn begleitet und geehrt; hat er aber dafür uns gedrt? Was hat er bei seiner Rückkehr über uns gesagt? Lesen Sie sein Buch. Nein, lesen Sie es nicht, denn es ist nicht lesenswerth. Hat

Digitized by Google

er ein einziges Wort über diese Aufnahme in seinem Buche gesagt? In diesem Buche, welches gelesen wird, übersetzt und noch in ganz Europa gelesen wird, hat er ein Wort über diese Aufnahme gesagt? Antworten Sie, werden Sie es können? Sein Gedächtniß war schlecht, er verlor es mit der Seekrankheit. — Aber sein Notizbuch war wohlbehalten unter Schloß und Riegel, und die Schweine von New-York, und der Mann, den die Ratten im Gefängniß treffen, und der grausame Mann von Kentucky und alle diese Geschichten waren dem Gedächtnisse nicht anvertraut: Dies Alles war notirt und wurde gebraucht.

„Aber darauf kömmt es nicht an. Wenn Jemand in England wegen meines Vaterlandes mit mir Händel sucht oder mir nicht die Stellung giebt, auf welche ich in England und in der Gesellschaft als Attaché unserer Gesandtschaft ein Recht habe, so werde ich, wie Cooper sagt, auch Krieg führen. Ich kann ein Licht eben so gut putzen, als Ihr es anzünden könnt; zündet eine Orange auf, ich werde sie mit der Kugel schälen, und machet werde ich sie theilen. Jude, Japan, Du Schelm, schwarzer Teufel, stinkender Neger, was hast Du da?"

„Einen Apfel, Herr."

„Nimm Deinen Hut ab und lege diesen Apfel auf Deinen Kopf und dann halte Dich feinstens, an der Oeffnung dieser Thür, und halte Dich fest, oder Du könntest die Aussicht haben, Deine Kappe gekämmt zu sehen."

Darauf ein Pistol aus seinem Mackintosh ziehend, ging er mit Entschlossenheit auf die andere Seite des Bereichs und prüfte sein Zündpulver.

„Großer Gott, Herr Slick", sagte ich erschrocken; „was wollen Sie thun?"

„Ich will", sagte er mit einer großen Kälte, aber zu gleicher Zeit mit Zerstigkeit, „diesen Apfel da durchbohren."

„Das ist schändlich, Herr", sagte ich. „Wie können Sie nur an so etwas denken? Nehmen Sie nur an, daß Ihr Schuß fehlgeht, und Sie tödten diesen unglücklichen Jungen."

„Ich kann so etwas nicht annehmen, mein Herr, ich kann nicht fehlen, ich kann nicht fehlen, wenn ich versuche. Halte Deinen Kopf recht, Jude, und wenn ich auch fehle, was liegt daran? Der unbeschützte Amalekiter kostet keine dreihundert Dollars. Bist Du bereit, Jude?"

„Ja, Massa."

„Sie sollen das nicht thun, mein Herr!" sagte ich, seinen Arm mit beiden Händen ergreifend. „Wenn Sie diesen Apfel zu schießen versuchen, so findet keine Beziehung mehr zwischen uns statt. Sie sollen sich über sich selbst schämen, mein Herr!"

„Massa", sagte Jude, „lassen Sie ihn Feuer geben; er wird mir auch nicht ein Haar krümmen. Ich habe nicht die geringste Furcht. Er macht es öfter zur Unterhaltung so. Massa ist ein großer Schütze; er fehlt niemals. Lassen Sie ihn den Apfel schießen, Massa."

„O! Ja", sagte Slick, „Jude ist ein Christ. Er ist eben so gut wie ein wohler Engländer; es ist dasselbe Fleisch, nur ein wenig schwärzer; es ist dasselbe Blut, nur ist es nicht eben so alt. O ja, ein Engländer und er sind Brüder in jeder Hinsicht."

Genug. Slick findet endlich für gut, seinen unglücklichen Sklaven zu schonen. Aber ist dies nicht eine merkwürdige Unverschämtheit und Prahlerei? Welche Verachtung des menschlichen Lebens! Das ist ein Republikaner, ein Demokrat, der die Worte Gleichheit und Brüderlichkeit immer im Munde führt. Menschen, beliebte Slick, nehmt ein Beispiel daran, bekommt Ihr Europäer. Die Systeme Fanny Macker, die Doctrinen Proudhons, die Civilisation selbst ist ein Mantel. Das, was allein Wahrheit hat, ist die menschliche Natur; was es Wahres giebt, sind die Gefühle, die Leidenschaften; was echt und klingend wie eine Münze ist, sind die Interessen und Absichten der Völker. Was nützt die amerikanische Verfassung, ihr Senat und ihr Präsident? Was von Wichtigkeit ist, sind die Städte, welche erbaut werden, die Comtoirs, die sich bilden, die Interessen, welche in den Kampf treten, die wilde Persönlichkeit, welche trotz des Westens Brüderlichkeit eine ganze Menschenrace zu einem Faßhemmel macht, die Sklaverei erhält, um niedrige Mühen zu ersparen und um schneller seine Geschäfte zu besorgen. Danken wir es also Sam Slick, daß er uns zu der Wirklichkeit und zu den wahren amerikanischen Interessen geführt hat, die wir nimmer durch eine freie und demokratische Masse hindurch erkennen; danken wir auch Herrn Halliburton, daß er uns die Absichten, welche Amerika und die englischen Kolonieen selbst nach einem gemeinsamen Ziele hin treiben, offenbart hat, und wünschen wir, daß er fortfährt, uns lange und eben so angenehm über sein Land und über die Gegenden, die er besucht hat, zu belehren.

Spanien.

Ticknor's Geschichte der spanischen Literatur.

In Nord-Amerika hat sich seit den letzten zwanzig Jahren eine rege Theilnahme für spanische Geschichte und Literatur kundgegeben. Der Grund dieser Erscheinung mag in dem Bestreben der Amerikaner liegen, sich einen Antheil an der Glorie des Columbus anzueignen, wodurch sie natürlich auf das Land seiner Wahl geführt werden mußten, auf jenes Castilla y Leon, für das er, wie es auf seiner Grabschrift heißt, „eine neue Welt gefunden hatte." Freilich ist der Zusammenhang zwischen dem großen Entdecker und den nord-amerikanischen Freistaaten, von denen er nicht einen Zoll breit sah, etwas lose, und man könnte mit demselben Rechte z. B. Alexander den Großen und die Besitzungen der ostindischen Compagnie in Beziehung zu einander bringen. Aber die Völker lieben es, sich der Verwandtschaft mit großen Namen der Vergangenheit zu rühmen, und zumal bei den Amerikanern, deren Geschichte so jung ist, erscheint es natürlich, daß sie in dieser Absicht eine Gelegenheit herbeiziehen, wenn vielleicht auch etwas entfernt liegen sollte. Die gebildete Welt kann sich übrigens zu der Vorliebe der Amerikaner für das Adoptiv-Vaterland des Columbus nur Glück wünschen; denn sie ist dadurch bereits mit den anziehenden Werken eines Washington Irving und mit Prescott's werthvollen historischen Büchern beschenkt worden. Hierzu tritt nun ein neues Werk, das, wie wir kürzlich angedeutet, unzweifelhaft eine bleibende Autorität behalten wird, die „Geschichte der spanischen Literatur" von Ticknor.*)

Es ist diese Arbeit die vollständigste, die bisher in irgend welcher Sprache über die Literärgeschichte Spaniens erschienen ist. Spanien selbst hat kein Handbuch aufzuweisen, das seine ganze Literatur umfaßte, mit Ausnahme etwa einer mit werthvollen Anmerkungen und Zusätzen versehenen Uebersetzung des rühmlich bekannten Bouterwekschen Werkes, die doch aber nicht als eine spanische Original-Arbeit gelten kann. Die hervorragendsten Schriften der Spanier über ihre National-Literatur, z. B. die von Nicolas Antonio, Sedaño, Puerta, Sanchez, Velasquez, Sarmiento u. A., behandeln nur gewisse Zeitabschnitte oder einzelne Zweige derselben. Auch die Werke, die in deutscher, englischer oder französischer Sprache über diesen Gegenstand erschienen sind, stehen dem Tichnorschen an Fülle des Materials, an antiquarischer und bibliographischer Gelehrsamkeit bedeutend nach. Die Studien, die der Verfasser über seinen Stoff gemacht hat, sind so erschöpfend, daß in den literarischen Schätzen Spaniens für einen späteren Bibliothekar schwerlich eine Nachlese übrig geblieben ist. Da aber manche werthvolle Ueberreste der castilischen Literatur äußerst selten und schwer zu beschaffen sind, so muß Herr Ticknor nicht weniger Geld und Zeit, als Fleiß, auf seine Forschungen verwendet haben. Uebrigens beschränken sich seine Kenntnisse keineswegs auf sein spezielles Feld. Er zeigt sich vielmehr als einen Kenner der gesammten europäischen Literatur und insbesondere vertraut mit vielen alten und den meisten neueren englischen, französischen und deutschen Werken. Endlich verräth es den durchgebildeten Freund der schönen Literatur, daß er die ihm vorangegangenen Bearbeiter seines Stoffes mit der liebenswürdigsten Courtoisie behandelt.

Außer der bereits erwähnten Vollständigkeit in den Details hat das Werk von Ticknor noch das Verdienst, den Zusammenhang jener literarischen Periode Spaniens mit den gleichzeitigen politischen Ereignissen der Halbinsel nachzuweisen. Ferner finden sich darin sehr interessante Biographieen der einzelnen Autoren, werthvolle Abhandlungen über den provenzalischen Dialekt und den Einfluß der Troubadours auf die Entwickelung der spanischen Literatur und belehrende Schilderungen alter Institutionen Spaniens, unter denen besonders die der kirchlichen Mysterien und Autos und der ursprünglichen Einrichtung des spanischen Theaters hervorzuheben sind.

Damit diesem Lobe aber auch die Schattenseite nicht fehle, so sey bemerkt, daß der gelehrte Verfasser in Allem, was die Poesie betrifft — und dies ist gerade die reichste Seite der spanischen Literatur — einen auffallenden Mangel an Gefühl für die Schönheiten derselben bekundet. Mit trockenem Gelehrsamkeit spricht er von den alten castilischen Romanzen und hat kein Wort für die glühende Phantasie, von der sie durchdrungen sind. Mit dürrem Formalismus klassifizirt er Lope's und Calderon's Schauspiele und rechtet mit den Dichtern über Unwahrscheinlichkeiten, Anachronismen und geographische Schnitzer, vergessend, daß das poetische Drama, ein dichtgewebte der festellosen Phantasie, das Erzeugniß einer wissenschaftlichen Kritik nicht verträgt, und daß man unmöglich den Maßstab des neu-engländischen Puritanismus an die Schöpfungen des glühenden Südens legen kann.

Schließlich sey es gestattet, eine Stelle aus dem lehrreichen Werke hierherzusetzen. Wir wählen dieselbe, mit welcher die traurige Zeit der Inquisition eingeleitet wird:

„Die Bücher, die in der ganzen nun folgenden Periode erschienen, tragen sämmtlich die Zeichen einer niederdrückenden Unterwürfigkeit. Die kriechend servilen Windungen der Autoren, die Menge von Certifikaten, in denen sie sich die orthodoxe Tendenz von den Schriften bescheinigen lassen, die in gar keiner Beziehung zur Religion stehen, die Anspänge, in denen sie für etwaige unbewußte Verwachgkümmerungen der kirchlichen Autorität oder für zu ausgedehnte Benutzung der klassischen Mythologie um Verzeihung bitten, liefern traurige Beweise nicht allein für die Sklaverei, in welcher der menschliche Geist in Spanien gehalten wurde, sondern auch für die Verderbniß und Verkrüppelung, in die er durch die langjährige Knechtung verfallen war. Es wäre aber ein großer Irrthum, wollte man diese Eigenthümlichkeit der spanischen Literatur einem direkten Einflusse der Inquisition und der politischen Gewalt zuschreiben, die mit physischer Kraft die ganze Gesellschaft im Druck erhalten hätten. Dergleichen würde nicht möglich gewesen sein. Keine Nation hätte sich solche Tyrannei gefallen lassen, am wenigsten eine so stolze und ritterliche, wie die spanische unter Karl V. und in der ersten Regierungszeit Philipp's II. Jene beträchtende Erscheinung war seit länger verbreitet. Ihre Begründung lag in dem all-castilischen Charakter, in dem mißleiteten, übergespannten Glaubenseifer, der mit so großem Ruhm gegen den über Europa hereinbrechenden Muhammedanismus gefochten, und in der soldatischen Treue, die mit so großer Aufopferung die spanischen Fürsten gegen ihre Feinde geschützt hat. Diese beiden Eigenschaften sind in keinem Lande so in den Volkscharakter übergegangen, als in Spanien. Die Unterwerfung der Spanier unter einen unwürdigen Despotismus und die sie charakterisirende Bigotterie wurden demnach nicht die Folgen der Inquisition und der tyrannischen Regierung, sondern Inquisition und Despotismus gingen hervor aus der irregeleiteten Frömmigkeit und Unterthanentreue. Eine Civilisation, in welcher diese Elemente überwiegen, kann zwar

*) History of Spanish Literature, by George Ticknor. 3 vols.

Digitized by Google

manches Glänzende und Edle darbieten, aber sie ist nicht ohne ihre sehr schlimme Schattenseite; denn es gehen dabei die schönsten Eigenschaften der Menschennatur verloren, jene Tugenden, die im häuslichen Leben entwickelt werden und in der Uebung der Künste des Friedens zu Tage kommen. Die scheinbaren Widersprüche nun, denen wir in dem Nationalgeist und der Literatur Spaniens zur Zeit seiner höchsten Blüthe begegnen, lassen sich nur ausgleichen, wenn wir sie auf die genannten beiden Grundzüge des ritterlichen Volkscharakters zurückführen. Wie finden zu gleicher Zeit die Inquisition auf dem Gipfel ihrer Macht und das Ritterspiel auf dem Gipfel seiner Popularität. Wir sehen Philipp II. und seine nächsten Nachfolger mit der niederdrückendsten Strenge regierern, während Quevedo seine witzigen Satiren und Cervantes seinen humoristischen „Don Quixote" schreiben. Aber je näher wir zusehen, desto deutlicher wird uns, daß hinter diesen Widersprüchen eine moralische Verkommenheit verborgen liegt. Die spanische Nation und ihre besten Schriftsteller waren fröhlich und guter Dinge, weil sie die entwürdigenden Fesseln, die ihnen angelegt waren, nicht fühlten. Mit leichtem Herzen entbehrten sie die edelsten Güter und die höchsten Zwecke des Lebens, befangen, wie sie waren, in ihrer Loyalität und Bigotterie.*)

England.

Der Verlagsrechts-Vertrag zwischen Frankreich und England.

Dieser Vertrag, schreibt ein Korrespondent des Athenaeum, ging vom vorigen Minister Herrn de Tocqueville aus, der dessen Ausführung seinem Nachfolger, dem General de la Pitte, überließ. Eine Zeitlang jedoch wurde das Dokument, welches bereits weit vorgeschritten war, dem Carton aux oublis überwiesen, und es hätte da bleiben können, wenn nicht gewisse Individuen, welche dabei betheiligt sind, die Aufmerksamkeit des Ministers ganz besonders darauf gelenkt hätten. Auf ihre Vorstellung zog er den Gegenstand in Betrachtung und legte das Dokument der Akademie vor. Die Mitglieder verweigerten es aber, eine Meinung auszusprechen, indem sie darauf drangen, daß die Sache vom ganzen Institute untersucht werden solle. Man zog den Präsidenten des Cercle de la Librairie, Herrn Pagnerre, zu Rathe; dieser billigte den Vorschlag und nahm die Bedingungen des Vertrags, als dem Interesse der Corporation, welche er repräsentirt, günstig, mit Dankbarkeit an. Hierauf schickte der Minister das Dokument an sämmtliche fünf Akademien, welche das Institut bilden. Jede von diesen hat zwei Abgeordnete ernannt, und diese zehn sollen eine Kommission des gesammten Instituts ausmachen, deren Aufgabe es nun ist, das Dokument zu prüfen und dem Institute bei seiner Generalversammlung im gegenwärtigen Monat (März) darüber Bericht abzustatten. Man scheint nicht daran zu zweifeln, daß der Bericht günstig ausfallen wird. Es ist von Wichtigkeit, daß man sich um die Wohlfahrt unserer Literatur zu thun ist, auf welche Nachricht aufmerksam zu machen. Dies ist der Angelpunkt für britische Autoren und Verleger, sich zu bemühen, daß ihr Interesse in Paris vertreten werde, so daß, während die französische Autorität bei der Arbeit ist, kein einseitiger Arrangement beschlossen, sondern der Grund zu einem bleibenden Gesetze gelegt werde, welches den Autoren beider Länder die Gegenseitigkeit des Eigenthumsrechts auf eine wirksame Weise zu sichern vermag.

Die Verlagsrechtsfrage zwischen England und Amerika hat eine Gestalt angenommen, welche die Frage, so weit dieses Land betroffen ist, erledigt. Herr Murray, welcher glaubte, amerikanische Autoren hätten eine Art von Schutz hier, sich dadurch bewegen, Herrn Irving für die Erlaubniß zur Herausgabe seiner Biographieen des Goldsmith und Mahomet Geld zu zahlen. Die Zahlung aber und die Erlaubniß waren unnöthig und nichtig; denn Herr Murray hatte ein unbezweifeltes Recht, beide Werke ohne irgend ein Verständniß mit dem Verfasser nachzudrucken. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Streit ohne das kostspielige Verfahren, welches die Buchhändler bei dieser Gelegenheit beobachtet, sich einander den Rang abzulaufen, abgemacht worden wäre. Drei verschiedene Buchhändler haben jeder ein Irving's „Life of Goldsmith" und drei verschiedene Verleger haben jeder ein Irving's „Life of Mahomet" erscheinen lassen. Das Resultat davon wird seyn, daß die großen Londoner Häuser, wobei dem Herrn Irving, noch irgend einem amerikanischen Autor für den Verlag ihrer Werke Geld zahlen, sondern die amerikanische Literatur dem beliebigen Nachdruck der Herren Antleeze, Clarke und P. G. Bohn überlassen werden.

So eben ist dem Unterhause ein Bericht über den Betrag der Einfuhrsteuer für ausländische Bücher, welche vom 5. Januar 1840 bis zum 5. Januar 18 0 eingezangen, vorgelegt worden. Er lautet, wie folgt:

Für	das	am	5. Jan.	1842	abgelaufene Jahr 8493 Pfd. Sterl.
Für	"	"	"	1843	" 7878 " "
Für	"	"	"	1844	" 9011 " "
Für	"	"	"	1845	" 9481 " "
Für	"	"	"	1846	" 10492 " "
Für	"	"	"	1847	" 9201 " "
Für	"	"	"	1848	" 8843 " "
Für	"	"	"	1849	" 7762 " "
Für	"	"	"	1850	" 7751 " "

*) Wir verweisen auf die Uebersetzungs-Anzeige am Schlusse des Blattes.

Mannigfaltiges.

— Die Würde eines englischen Poeta laureatus. Mit dem am 23. April (dem Todestage Shakespeare's und Raphael's) erfolgten Ableben des gefeierten Dichters William Wordsworth ist in England wieder die Würde eines „Poet Laureate" (gekrönten Dichters) vakant geworden, die bis vor einigen Jahren der ausserdem seines Vaterlandes kaum gekannte Robert Southey bekleidet hatte. Das Athenaeum sagt: „Es scheint jetzt an der Zeit zu seyn, dieser bloß nominelle Amt, dessen Verrichtungen dem Zeitalter der Hofnarren angehören, welche letzteren sogar in höherem Range und größerer Achtung als die Hofdichter standen, gänzlich eingehen zu lassen. Hätte der Titel überhaupt noch irgend eine Bedeutung, so würde er den Dichter gewissermaßen als Parasiten darstellen; da er aber gar keine Bedeutung mehr hat, so sollte man ihn, gleich dem übrigen mittelalterlichen Rumm enschanz, mit welchem er zusammenhing, in die Rumpelkammer werfen. Wir stimmen der Times bei, welche der Ansicht ist, daß die mit dem Amte verbundenen Einkünfte in eine Pension verwandelt werden könnten, die ohne Beigabe des lächerlichen Titels demjenigen lebenden Dichter verliehen wird, den — wie es bei dem Laureatenthum der Fall war — „der König am meisten zu ehren wünscht." Bei dieser Gelegenheit erfahren wir übrigens, daß die vakant gewordene Jahresrente, gleichviel unter welchem Titel, wahrscheinlich Herrn Tennyson zu Theil werden wird. Wir unserseits glauben jedoch deshalb nicht daran, weil das poetische Talent des Herrn Tennyson bereits durch eine jährliche Pension von 300 Pfd. belohnt worden. Die Kumulirung der wenigen pekuniären Hülfsmittel, welche das Land seinen literarischen Berühmtheiten gewährt, in einer und derselben Person würde ein großes Unrecht gegen die Kollegen des Herrn Tennyson involviren, das keineswegs in dem außerordentlichen Hervorragen seines Talentes eine Entschuldigung finden würde."

— Das französische Volk. Man spricht vom französischen Volke immer als von einer Einheit, „aber es giebt", sagt die Revue des deux Mondes, „zwei ganz verschiedene französische Völker in unserer unglücklichen Stadt Paris und vielleicht auch im ganzen unglücklichen Frankreich: eins, das arbeitet, den Acker baut, fabrizirt, Handelsgeschäfte macht, Schiffahrt treibt und überhaupt den nationalen Boden durch seine Thätigkeit befruchtet; und ein zweites Volk, das sich unaufhörlich regt und bewegt, das seine Arbeitsscheu und seine Laster gern auf Frankreichs Rechnung stellen möchte, das sich beständig aus allen Umwälzungen herausarbeitet, aus allen Ergezigen von verworrener Gesinnung erkruttet, das seine Stärke in der verderblichen Nachsicht unserer Gesetze und in der noch viel verderblichern Nachsicht der Ansichten findet, das sich durch Nichts in der Welt mehr begeistern läßt, weil in seinen verdorbenen Gemüthern keine Reue und kein sittlicher Ernst mehr aufzuwecken vermag. Glauben wollen, daß zwischen diesen beiden Völkern jemals ein Friede oder auch nur ein Waffenstillstand möglich sey, wäre ein großer Irrthum, der nach und nach allen denjenigen, die ihn theilten, den Untergang bereiten würde. Was man im Gegentheile wünschen muß, ist, daß sich die beiden Völker mehr und mehr von einander trennen, daß das wahre Volk sich nicht mehr mit jenem falschen Volke vermische, daß es daselbe weder zu seinem Führer, noch zu seinem Verbündeten mache, daß es nicht mehr schweige, während jenes schreit und lärmt, sondern daß es diesen Lärm durch die mächtige Stimme der Wahrheit ersticke. Dies allein ist wünschenswerth, und darin allein ist Heil zu finden, nicht aber in den Versuchen einer unmöglichen Versöhnung und in ehrlmüthigen, aber chimärischen Hoffnungen, die an unerfüllichen und daher nie zu befriedigenden Begierden scheitern."

Also dahin ist es bereits in Frankreich gekommen, daß der eine Theil des Volkes unverschämt genug ist, den andern gegenüberstellt. Und dieses Geständniß über die Beschaffenheit des Volkes, das sich einst so gern die „große Nation" nennen hörte, kömmt aus dem Munde von Franzosen selbst, die jetzt mit einer Art von Bewunderung auf jedes andere Volk hindlicken, das nicht das französische ist. Wahrlich, ein abschreckendes Beispiel, als dieses, hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben!

Literarischer Anzeiger.

Uebersetzungsanzeige.

Zu meinem Verlage erscheint nächstens von dem im Dezember 1849 gleichzeitig in London und New-York aus Licht getretenen, von allen Fachkundigen mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommenen Werke

History of Spanish literature by *George Ticknor*,

die Frucht dreißigjähriger Studien, europäischer Reisen und kostbarer Sammlungen, eine wortkundige deutsche Bearbeitung von Dr. N. H. Julius in Hamburg. Dieselbe wird durch die bereits zugesagte Beihilfe des Herrn Ferdinand Wolf in Wien und anderer gründlicher Kenner und Förderer der spanischen Literatur, durch die eigenen reichhaltigen Sammlungen des Bearbeiters sie bereits, so wie durch die Benutzung des erst 1849 in Holland erschienenen gelehrten Werkes von Dozy über arabisch-spanische Literatur, selbst einiger Bände vor dem englischen Original vielfaltig werden.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 24, und bei Prop. Lesser, Behrenstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 57. Berlin, Sonnabend den 11. Mai 1850.

Schweiz.

Die Bibliothèque de Genève über das Verhältniß der Kirche zum Staate in Preußen.

Wir theilen in Nachstehendem die Ansicht eines auch in Preußen hochgeachteten gelehrten Genfers, des Herrn Professor Ch. Monnard, mit, der seine Landsleute schon bei vielen Gelegenheiten über die Zustände Deutschlands und insbesondere auch Preußens zu belehren suchte, welches Letztere er durch seinen längeren Aufenthalt in Bonn als sein zweites Vaterland lieben gelernt hat:

„Die Frage über die religiöse Freiheit oder über das Verhältniß der Kirche zum Staate hat sich in unseren Tagen fast in allen Ländern, die mehr oder minder durch die neuesten Ereignisse erschüttert worden sind, aufgedrängt. Wir wollen uns hier weder in politische, noch in religiöse Streitigkeiten einlassen, sondern dieses Verhältniß, vom geschichtlichen Standpunkte aus, ein wenig aufzuhellen versuchen.

Die Frage, ob die Kirche vom Staate zu trennen sey oder nicht, wurde eigentlich schon unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III., wiewohl nicht in dieser alternativen Form, gestellt. Die protestantische Kirche war ehedem in Preußen freier, als in vielen anderen Ländern; sie erkannte zwar das Staatsoberhaupt auch für das ihrige an, aber der Monarch übte seine kirchliche und politische Gewalt getrennt von einander aus. Unter Friedrich II. wurde diese doppelte Gewalt zu Einem Ganzen vereinigt, oder, richtiger, die kirchliche Oberhoheit des Königs wurde von nun an nur ein Attribut seiner Souverainetät. Während der gekrönte Schüler Voltaire's einen geistigen Genuß darin fand, den Grundsätzen einer Philosophie, welche in ihrem Resultate die moralischen Bande der Familie und der Gesellschaft lockerte, öffentlich zu huldigen, setzte der König dem Verfall der Sitten und der schwindenden Ehrfurcht gegen den Herrscher die kirchliche Disziplin entgegen, deren wohlthätigen Einfluß auf die Erhaltung der Ordnung er kannte. Aber das Religionsedikt Friedrich Wilhelm's II. schmächte diese; der Zwang, den man anwendete, um die Herrschaft der Religion herzustellen, erzeugte religiöse Zwiefreerei.

Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg,*) beschloß er, einen für das Volk heilsamen Gebrauch von seiner Gewalt zu machen; aber gute Absichten ändern nicht das Fehlerhafte eines irrigen Prinzipes, noch halten sie dessen Konsequenzen auf. Während der Napoleonischen Druckes wandte sich natürlich das Herz des Volkes der Religion zu, es suchte in der heiligen Schrift Trost und Hülfe; der König sympathisirte hierin ganz mit seinen Unterthanen und verbannte dieser wahren Erkenntniß die sittliche Kraft, die ihn im Leiden aufrechthielt und seine spätere Erhebung möglich machte. Als er sich nun wieder im Besitz seiner Macht sah, wollte er den Einfluß der Religion auf das Volk noch mehr befestigen und deshalb zunächst eine Reorganisation der protestantischen Kirche in seinen Staaten vornehmen. Er ernannte im Jahre 1814 zu diesem Behufe eine geistliche Kommission, welche natürlich die Anforderungen der Gegenwart berücksichtigen sollte. Diese fand bald, daß der Klerus einer durchgreifenden Verbesserung am meisten bedürfe, weil der Geist des Zweifelns jeden heiligen Eifer in ihm verdrängt und eine religiöse Verflachung herbeigeführt hatte. Der König und die Kommission stellten daher eine Umgestaltung der Kirchenbehörden selbst für nöthig, und eine Verordnung vom 30. April 1815 stellte die Provinzial-Konsistorien mit einer ausgedehnten Kompetenz über Kirche und Schule wieder her.

Eine solche Einrichtung widersprach indeß dem allgemeinen Organismus des Staates; der König nahm die Verordnung zurück, trennte den Kultus und den Unterricht von dem Ministerium des Innern und vereinte das Portefeuille dieser beiden Zweige dem Baron v. Altenstein. Dieser schien nämlich unter allen damaligen Staatsmännern am besten das religiöse und selbst das christliche Leben zu verstehen; indessen war er noch mehr mit den nöthigen Verwaltungsmaximen vertraut, als von dem freien Geiste des Christenthums durchdrungen. Ganz im Widerspruch mit dem Willen des Königs, der sich gewöhnlich mehr durch die Gerechtheit seiner Absichten, als durch die Beherrlichkeit, diese zu vertheidigen, auszeichnete, ging die Leitung der geistlichen Angelegenheiten fast ganz in die Hände der Regierungsgewalt über. Der administrative Absolutismus des Ministers unterstützte besonders einen Wunsch des Königs, aber nicht auf die rechte Weise. Wir meinen die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen. Diese war das Hauptaugenmerk des Ministers geworden. Der König nun wollte durch diese Union keineswegs eine Konfession beeinträchtigen, sondern nur eine dem wahren Christenthume entsprechende, gemeinsame evangelische Kirche begründen. Er erklärte auch in der Verordnung vom 27. September 1817 ausdrücklich, daß die Union in seinen Augen nur dann einen Werth haben würde, wenn sie von der innersten Ueberzeugung ausginge und wenn sie ein Werk des Zwanges, noch des Indifferentismus wäre. Der Name „Evangelische Kirche" gefiel Allen; der Zweck der Liturgie war weniger auf die größtmögliche Vereinigung der beiden Glaubensgemeinden berechnet, als vielmehr darauf, den Gottesdienst und die Predigt auf ihre ursprüngliche Bedeutung, an jedem Sonntag nämlich die Grundwahrheiten der Religion ins Gedächtniß zu rufen, zurückzuführen. Diese Liturgie sollte indessen Niemanden aufgezwungen werden, sondern der Ueberzeugung eines Jeden anheimgestellt seyn. Allein der König wurde schlecht unterstützt; die nationalsüchtigen Jakobiten, welche die Mehrzahl bildeten, führten die Liturgie theils mit Gleichgültigkeit, theils mit Widerwillen ein und verabsäumten es, das Volk über die Absichten des Monarchen aufzuklären. Sie erregten gelüstentlich Zweifel bei dem Volke, die zu einem höchst verderblichen Separatismus führten. Der Minister v. Altenstein überließ der Wissenschaft die Sorge für die innere Reinheit der Kirche, verlangte aber für den Staat das Recht, über die Formen zu entscheiden, unter denen die Religion und die Kirche in der Gesellschaft auftreten müßten. Er ließ also die Presbyterien und Synoden in Vergessenheit kommen und beschränkte die Konsistorien auf die rein wissenschaftliche Function, die Predigtamtskandidaten zu prüfen. Er behandelte die Annahme der Liturgie als Polizeisache und wandte Zwangsmittel an, wo er auf Widerstand traf; so verletzte er die religiöse Freiheit und die Rechte der Kirche, welche der König stets geachtet wissen wollte.

Der Kampf zwischen dem Gewissen und der Gewalt war, wie immer, ein langwieriger und heftiger; der Druck allein bewirkte sogleich die Abwendung von der Kirche, in deren Namen man solchen Zwang übte. Es bildeten sich geheime Versammlungen, die sich, trotz aller Verfolgung, vermehrten. Ein Pastor in Breslau hat um die Benutzung einer Kirche, in welcher er, neben dem öffentlichen Gottesdienst, den herkömmlichen begehen konnte, wurde aber mit Härte abgewiesen. Das alte Lutherthum erwachte wieder, breitete sich aus und waffnete sich gegen den Religionszwang. Der König befragte daher im Jahre 1830 die Geistlichkeit über die Mittel, diesem separatistischen Unwesen Einhalt zu thun; diese schlug geistige Gegenmittel vor, aber der Minister zog eine strenge Polizei vor, welche die gehegten Verfassungen aufrecht hielte. Seine Bramin verfuhren mit unerträglicher Härte; der Zudringlichste, Meisse, so wie die Gerichtshöfe überhaupt, erkannten das Recht der Separatisten an, und es entstand somit ein Konflikt zwischen der richterlichen und polizeilichen Gewalt. Bis zum J. 1838 zählte man nicht weniger als 548 Städte und Dörfer, in denen zahlreiche, höchst achtbare Familienväter sich weigerten, an dem öffentlichen Gottesdienste Theil zu nehmen und ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken: die Polizei konnte mit aller Strenge nichts ausrichten, sondern führte nur den Ruin der besten Familien und maßenhafte Auswanderungen herbei. Nun suchte man die Letzteren so viel, wie möglich, zu beschränken; aber auch dies blieb ohne Erfolg. Endlich bemühte sich die Regierung, welche wohl die schlechte Wahl in den Mitteln, aber nicht die Gehterhaftigkeit des Prinzipes einsah, sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie zwischen den verführten und den verführenden Separatisten einen Unterschied machte und gegen diese mit der äußersten Strenge verfuhr. Man setzte Geistliche so lange ins Gefängniß, bis sie versprachen, keinen den Statuten der Kirche entgegengesetzten Akt vorzunehmen. Eine Deputation von Lutheranern der verschiedenen Provinzen erhielt bald nach ihrer Ankunft in Berlin den Befehl, sofort zurückzureisen. Eine andere Petition derselben um volle Freiheit ihrer Kirche, zugleich mit einer ernsten Verwahrung gegen die revolutionairen Absichten, die man ihnen zumuthete, wies der Minister des Innern gleichfalls in unfreigen Zorn zurück. Nun erst begann ein offener Krieg zwischen den Agenten der Regierung und einer großen Anzahl über alle Provinzen zerstreuter Bürger. Die Macht mußte endlich dem Rechte weichen; im Jahre 1837 stellten zwei Minister dem Könige die Unzweckmäßigkeit des bis dahin verfolgten Systemes vor. Eine Kommission aus Mitgliedern der verschiedenen Ministerien sollte neue Vorschläge machen. Diese erkannte zwar als das einzige Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe die religiöse Freiheit an, glaubte aber nicht, daß diese unter den gegebenen

*) Herr Monnard bemerkt, daß er die einzelnen Thatsachen, die sich auf den Gang der Regierung beziehen, aus der mit großer Unparteilichkeit verfaßten Schrift des Geh. Regierungsrathes Dr. G. Eilers: „Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben", genommen habe.

Verhältnissen ohne Weiteres gestattet werden könnte. Sie empfahl dem Staate „Nachsicht und Aufsicht" gegenüber den Dissidenten; aber hierin lag eine Halbheit, die nicht zu dem gewünschten Ziele führen konnte.

Der Minister v. Altenstein griff, in dem Glauben, daß die politischen Bestrebungen sich der religiösen nur als Deckmantel bedienen, zu sehr falschen Maßregeln. Die Zeit hat allerdings die Dissidenten gerechtfertigt, indeß man muß wiederum bedenken, daß sehr oft in solchen Fällen religiöse Bewegungen auch die sozialen Verhältnisse erschüttern.

Das Uebel verschlimmerte sich. Der Kronprinz schrieb im Jahre 1839 an den Minister v. Altenstein: „Indem man zu politischen Maßregeln seine Zuflucht nahm, hat man die Natur der religiösen Ueberzeugung und ihre Kraft völlig verkannt; daher hat das Uebel den Gipfel erreicht. Die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens stellt Preußen gerade zu einer Zeit nach innen und außen bloß, wo Alles die Beschäftigung Deutschlands zur Einigung mahnt. Der Irrthum, die Erbitterung werden von selbst fallen, wenn man der evangelischen Kirche ihre gesetzmäßige Freiheit zugesteht."

Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron im Jahre 1840 bestieg, war die Kirche in arger Zerrissenheit; allein der König hatte schon früher über diese große Aufgabe reiflich nachgedacht, und die leitende Idee in ihm war, die Nation durch die Entwickelung ihrer Kraft und die Mittel, welche ihm die erbliche Monarchie darbot, zu einer wahrhaft menschlichen Freiheit zu führen. Er hoffte die moralischen Uebel durch moralische Mittel zu heilen und nicht durch constitutionelle Formen, die, wie er dacht, nur gewisse politische Garantieen böten, ohne die Menschen zu bessern. Die Minister jedoch und die Beamten, welche dies nicht für möglich hielten und außerdem von artistokratischen Vorurtheilen befangen waren, begriffen den König nicht. „Aber der zukünftige Geschichtsschreiber der letzten acht Jahre", sagt Herr Eilers, „wird jene Absichten klar darlegen müssen. Wenn man ihre Spur nicht findet, dann wird man die Hindernisse beklagen, welche der König gefunden." Der König begriff den gegenwärtigen Stand und die Bedürfnisse der protestantischen Kirche;*) er sah bei der Mehrzahl ihrer Glieder eine Folge Philosophie statt des reinen Glaubens. Die Vereinigung des Glaubens und der Wissenschaft schien ihm nur möglich, wenn beide ganz frei wären; er wollte daher die Kirche von den Fesseln befreien, die ihr durch einen Mißtrauch der Gewalt aufgelegt worden waren, und die Oberaufsicht des Herrschers auf die früheren Gränzen beschränken oder selbst auf diese Würde verzichten, sobald sich aus der freien Entwickelung der Kirche eine tüchtige Autorität bildete; endlich wollte er in allen evangelischen Kirchen Deutschlands das Gefühl ihrer gemeinsamen Interessen anregen und die Differenzen ausgleichen.

Der neue Regent wählte Eichhorn zum Kultusminister, einen Mann, der seine Ansichten theilte und der sich um Preußen als Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dadurch große Verdienste erworben hatte, daß er die schwierigen Verhältnisse mit den benachbarten Staaten, in Folge der durch den Wiener Kongreß verfügten Territorialveränderungen, regelte. Sein Bestreben, das gemeinsame deutsche Interesse über das der einzelnen Staaten zu setzen, zog ihm seitdem die Ungnade des Wiener und Münchener Kabinets, so wie das Mißtrauen der Staatsmänner aus der alten Schule, zu; aber seine Thätigkeit und Geschicklichkeit, so wie seine Verbindung mit Schleiermacher und Neander, machten ihn für das neue Amt ganz geeignet.

Der König und sein Minister waren Beide aufrichtig und wieder die Politik, welche sich der Religion nur als Mittel bedient; sie lehren vielmehr der Ueberzeugung, daß die von jedem Deutsche freie Religion am meisten zur sittlichen Hebung eines Volkes beitragen könnte: deshalb befolgten sie ein neues System. Sie wollten der Kirche eine Verwaltung geben, welche sie in ihrer freien Entwickelung nicht hindere: ein geistliche Behörden, hinlängliche Vertretung in den Synoden, innigen Gemeindeleben sollten die drei Grund-Elemente seyn.

Diese wahrhaft hohe Idee stieß auf Hindernisse. Der Gedanke einer gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate, der zunächst in Frankreich Eingang gefunden, und den in Deutschland, selbst jetzt noch, nur die Gegner der Kirche in Schutz nehmen — dieser Gedanke konnte und sollte damals natürlich nicht verwirklicht werden. Die wahrhaft Frommen wollen auch dies durchaus nicht, sondern nur, daß die Kirche in ihrer Entwickelung frei sey; überdies ist in Preußen die Geschichte des Staates und die der protestantischen Kirche so eng verbunden, daß ihre Trennung fast einem Gewaltstreich gleich käme. Dieser Staat fügte nicht den Thron auf den Altar, aber die auf das Evangelium gegründete moralische Macht ist das erste Prinzip seiner Stärke; daher hat man nicht mit Unrecht diejenigen, welche seine alte Vereinigung mit der Kirche zu drehen versuchten, der absichtlichen Schwächung des Staates selbst beschuldigt.

Andere Männer, unter ihnen alte Beamte, welche Eichhorn beibehalten zu müssen glaubte, hielten die Einheit der Kirche mit dem Staate für nothwendig wegen der Einheit der Verwaltung, oder, mit anderen Worten, sie glaubten, daß eine starke Regierung nur mit der Subordination der Kirche unter den Staat bestehen könnte. Diese waren gewohnt, die Kirche durch Cirkulare und Ordonnanzen regiert zu sehen, und sie konnten sich nicht zu der Idee einer organischen Entwickelung derselben erheben.

In der Kirche selbst erregte der Plan einer Belebung derselben bei einem Theile der Geistlichen, welche einem trockenen und kalten Rationalismus huldigten, heftigen Widerspruch. Die Sorge für die Seelen, die christliche Erbauung, das geistige Leben, diese Begriffe dünkten ihnen mittelalterlich, und sie selbst hielten sich für zu aufgeklärt, als daß sie das Volk durch dergleichen Handlungen in die alte Finsterniß, zu Gunsten einer Regierung, welche sie des Pietismus anklagten, wiederum stürzen sollten.

Außerhalb der Kirche erklärten die Philosophen die neue Reform für eine Zeitgeburt; sie verdammten einen Glauben, der auf etwas Uebernatürlichen gerichtet sey, und forderten als höchsten Grundsatz die vollkommene Freiheit des sittlichen Menschen.

Solche und ähnliche Hindernisse hätten sicher Jeden zurückgeschreckt, nicht aber den König und seinen Minister; in dem Bewußtseyn ihrer reinen Absichten und der Ueberzeugung von dem politischen und moralischen Einfluß ihrer Reform traten sie der öffentlichen Meinung entgegen.

Jede Reform muß von einer genauen Kenntniß der gegenwärtigen Lage der Dinge ausgehen; es wurden also besonders über folgende drei Punkte Forschungen angestellt: 1) Ueber das Verhältniß der Theologie zur Philosophie, so wie über die in der ganzen Kirche vorherrschende theologische Richtung. 2) Ueber die Art der praktischen Thätigkeit des Klerus. 3) Ueber die Religiosität und die dogmatischen Tendenzen des größeren Theiles der christlichen Gemeinden.

Das demokratische Prinzip der reformirten Kirche sollte statt des aristokratischen der lutherischen, welches Alles von den Konsistorien ausgehen ließ, eingeführt werden. Die neue Verfassung bildete neben den Konsistorien eine hinlängliche Vertretung in den Distrikts-, Provinzial- und General-Synoden. Die Majorität im Ministerium war dagegen, und es bedurfte der Beharrlichkeit und Festigkeit des Königs, um diesen Widerstand zu bekämpfen. Die Synoden wurden bestragt, und sie entschieden sich mit Majorität für die liberalen Ansichten des Königs und seines Kultusministers. Auf diese Weise war eine freie, einige, dem Staate nicht untergeordnete Kirche begründet, als die gewaltige Erschütterung des Jahres 1848 den Staat in seinen Fundamenten wankend machte.

Zu dieser Zeit erönete der Ruf nach Trennung der Kirche vom Staate durch das ganze aufgeregte Deutschland; aber nicht überall ertönte er aus reinem Munde. Indessen, welches auch immer die nächsten Resultate dieser Bewegung seyn mögen, die Freiheit der protestantischen Kirche, nicht ihre Trennung, ist gerettet, und den Königen gebührt der Ruhm, gezeigt zu haben, daß diese Freiheit das einzige Mittel gegen die der Kirche durch die Oberherrschaft des Staates zugefügten Uebel sey, und somit endlich diese Freiheit selbst vorbereitet und ins Leben gerufen zu haben."

Mittel-Amerika.

Die Deutschen im Auslande.

Von Karl Gutzlaff.

II. Die Deutschen in Moskitia.

(Schluß.)

Walker sorgte wahrhaft väterlich für die Deutschen, er überwachte ihre Arbeiten und ordnete ihre Lebensweise. Nichtsdestoweniger brachen im Anfange viele Krankheiten unter ihnen aus, eine Folge der Entbehrungen auf dem Schiffe und des übermäßigen Genusses frischer Früchte, den Walker nicht immer verhindern konnte. Auch da waren er und seine vortreffliche Gattin wieder die treuesten Krankenpfleger unserer unglücklichen Mitbrüder. Auf seinen Befehl leistete der englische Arzt Dr. Green ärztlichen Beistand, welcher Letztere mit 700 Dollars in Arbeit sich von den Deutschen bezahlen ließ. So beschränkte sich die Zahl der Todten in den ersten drei Monaten auf sunfzehn, worauf ein sehr günstig zu nennender Gesundheitszustand eintrat. Um den Ansiedlern Erwerb zu verschaffen, ordnete Walker einige Straßenbauten an, für deren Kosten die Eingebornen aufkommen mußten. Eine gepflasterte Straße in Bluefields ist ein Denkmal ihres Fleißes. Diese Arbeit hatte aber auch eine üble Kehrseite. Die trägen Indianer begannen die Deutschen, welche für sie arbeiteten, als untergeordnete Wesen anzusehen und zu verachten. Unter diesen that sich jedoch ein Herr v. Tempsky, ehemaliger Fähnrich im vierten Regimente, hervor. Er wurde zum Gouverneur des unmündigen Königs ernannt und zeichnete sich rühmlich in einigen Gefechten wegen Gränzstreitigkeit gegen die Truppen von Honduras und Nicaragua aus.

Von dem Wohlbefinden der Kolonisten hatte sich A. v. Bülow während eines zweimonatlichen Aufenthalts überzeugt. Sein Werk „Mustwanderung und Colonisation ꝛc." enthält anziehende und ausführliche Mittheilungen. Die Ansiedler hatten eine eigene freie Munizipal-Verfassung,*) bildeten eine Miliz mit preußischer Uniform und waren von den lebhaftesten vaterländischen Gesinnungen beseelt. Die frühere preußische Regierung kümmerte sich aber trotz ihrer Bitten nicht um sie, denn sie mochte das grundsätzlich als ein Zeichen des beschränkten und naseweisen Unterthanenverstandes ansehen, wenn Deutsche oder Preußen für ihr Vaterland im Auslande wirken wollten. Der Gustav-Adolph-Verein hatte ihnen nicht einmal einen Geistlichen gesandt. Walker hat nicht einen Pfennig als Vergütigung von der preußischen Regierung erhalten,**) wogu diese, wenn auch nicht juristisch, doch moralisch verpflichtet war, nicht einmal einen Dank oder einen Orden vierter Klasse. Der Verfasser der Broschüre „Ost-

*) Kein Land gewährt Ansiedlern größere persönliche Freiheit, als Moskitia, wenn solche mit den Mitteln zu ihrem Fortkommen ausgerüstet sind; es müssen aber Männer seyn, wie die ersten amerikanischen Ansiedler in Texas, die nichts fürchten und sich überall nur auf sich selbst stützen.

**) Nachdem dieser Ehrenmann verstorben ist, trage man der Wittwe ihre Ehrenschuld ab. Möge diese gerügt werden, wie die Schuld in Baiern. Es kann der Nation nicht gleichgültig seyn, von welcher Art der preußische und deutsche Ruf im Auslande ist, und hier handelt es sich nur um ein paar tausend Thaler.

Digitized by Google

*) Man vergleiche Art. 12—19 der Verfassung, die Ortsvorsteherwahl mit dem obigen Berichten das Verhältniß der Kirche zum Staat regeln.

preußen auf der Moskitoküste" berichtet von der Ankunft des Pfarrers Pfeiffer und des Herrn Reinecker, welche angeblich im Auftrage des Prinzen Karl von Preußen 1847 in Karlsbad eingetroffen waren. Es ist und nicht möglich gewesen, etwas Näheres über diese Personen und ihre Aufträge zu erfunden.

Walker fand am 12. Februar 1848 bei einer Expedition gegen die nicaraguanische Besatzung in San Juan seinen Tod in den Wellen. Sein einflußreicher Nachfolger war der Dr. Green, ein beschränkter Kopf, voll von politischer Eifersucht gegen die Deutschen. Auf den Befehl seinen Herrn hatte er den Deutschen gute Dienste geleistet; als er sein eigener Herr geworden war, behandelte er sie scheinbar und strebte danach, sie niederzudrücken. Besonders richtete sich seine kleinliche Eifersucht gegen Tempelt und den Kaufmann Schetter. Ersterem wurde sogar sein Gehalt nicht ausgezahlt. Im August kam der neue Generalkonsul Christie an, dessen sich Herr Green sofort mit seinen Einflüsterungen bemächtigte. Dessenungeachtet versprach er, Herrn v. Tempelt und den Deutschen auf ihre Beschwerden gerecht zu werden, und bewog den Ersteren, von San Juan zurückzukehren, wohin er sich begeben hatte. Christie unternahm bald darauf größere Reisen in Central-Amerika. Da Green kam wieder ans Ruder, und die Deutschen traten wieder in die alten üblen Verhältnisse.

Vom Mutterlande verlassen, roh behandelt von den Engländern, gehudelt von dem farbigen Gesindel, wurden die Deutschen von Melancholie und Heimweh ergriffen, welche verderblicher auf den Gesundheitszustand wirken, als ein ungünstiges Klima. Ihre Gärtchen versahen sie höchstens mit den nothwendigsten Lebensmitteln. Sie konnten nicht vorwärts kommen. Um ihre Arbeitsfertigkeit zu verwerthen, fehlte ihnen die Nachfrage; um Land anzukaufen, mehr aber noch, um sich Sämereien und Pflanzen zur Erziehung der als Handelsartikel gesuchten Kolonialwaaren anzuschaffen, mangelten ihnen die Mittel. Wenn Walker leben geblieben wäre, so würde er auf die eine oder andere Art für sie gesorgt haben. — Wäre es ihnen möglich gewesen, auf die moralische Stufe der Eingeborenen hinunterzutreiben, so hätten sie sich leidlich ziemlich wohl befinden können. Die Melancholie griff jedoch, durch die Aussichtslosigkeit verstärkt, immer weiter und tiefer um sich und nahm durch die klimatischen Einflüsse eine eigenthümliche Beschaffenheit an. Der Kaufmann Belchor schrieb darüber: „Das Blut dieser Leute verarmt nach und nach, so daß nur die Wassertheile übrigbleiben." Von der Stimmung, welche unter den Kolonisten herrschte, können wir keine wahrere Schilderung geben, als die nachstehenden, einem Briefe des Herren Brosheit entnommenen Zeilen:

„Das Klima und die Witterung liessen sich wohl noch ertragen, aber wir sind zu verlassen von aller Welt, denn Keiner kümmert sich nur uns im alten Vaterlande. Das Plätschen ist zu klein, was man uns bewilligt hat, unser Leben können wir darauf nicht fristen, wie sehen uns daher genöthigt, für Geld zu arbeiten, und da kannst Du Dir wohl denken, wie dürftig es uns seyn muß, für einen halbwilden und ungebildeten Indianer zu arbeiten, wie Deutsche und Preußen! Der Indianer faulenzt den ganzen Tag umher, verschimt und verspottet uns, aber sieht übermüthig wie ein großer Herr auf uns herab, weil er mehr zu seyn glaubt, als wir, auch sind sie gegen uns ungefällig im höchsten Grade, so daß wir uns recht schalich von hier fort sehnen; könnten wir für uns allein bestehen, so würden wir weit fort von hier in die Wälder gehen; aber fort müssen wir von hier, nach Gegenden hin, wo mehr Deutsche sind."

Unter diesen Verhältnissen wurde die Ansiedler Mitte dieses Jahres durch Verzug und Sterbefälle bis auf funfzig heruntergekommen, von denen fünfundzwanzig nach Costa-Rica gegangen sind, wo sich ihnen auf den Kaffeepflanzungen des Herrn Beschor günstigere Aussichten bieten. Das ist die Geschichte von dem Anfang und dem Ende der ersten deutschen Ansiedlung in Moskitia.

Wir sind noch immer der Meinung und haben das in unserer kleinen Schrift „Wie und wohin? Die Auswanderung im Interesse Deutschlands und der Auswanderer" ausführlicher begründet, daß in Moskitia und Central-Amerika überhaupt deutsche Niederlassungen den Nationalreichthum und die Interessen Deutschlands und das Wohl der dorthin Auswandernden mächtig fördern können; freilich werden aber solche Unternehmungen von anderen Leuten und mit anderen Mitteln angegriffen werden müssen. Es kommt dabei überwiegend auf das Wie an, d. h. auf die Wahl der Niederlassung, auf die Persönlichkeit und die Erfahrung der Führer, auf die Auswahl unter den ersten Ansiedlern, auf die Gediegenheit, auf den Nachhalt im Vaterlande u. s. w. Bis kräftiger Leichtsinn und fröhliche Begierden ins Spiel kommen, wird jedes Unternehmen mißlingen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir ohne Hehl aussprechen, daß die Berliner Colonisationsgesellschaft für Nicaragua und Costa-Rica mit ihren verführerischen und unsichtigen Plänen und den Verheißungen des Herrn v. Bülow, der sie unterstützt, wenn sie, was wir jedoch nicht im entferntesten zu vermuthen berechtigt sind, sich selbst untreu werden sollte. Was aber diejenigen Kolonisten betrifft, welche nach diesen Ländern gehen, die die nothwendigen Vorarbeiten gemacht sind, zu deren Bevölkerung sich die obengenannte Gesellschaft vereinigt hat, so können wir ihnen keinen günstigen Erfolg vorhersagen.

Anhang.

Deutsche Literatur über Moskitia.

Bericht über die im höchsten Auftrage u. s. w. bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes, erstattet von der dazu ernannten Kommission (Bettschner, Walker, Pfeiffer). Berlin, 1845. (Weniger zu lobeln in dem, was es enthält, als in dem, was es verschweigt. Den besten Theil des Werkes bilden die Auszüge aus den Schriften englischer Reisenden. Seite 6 im Bericht angeführt.)

v. Bülow, Alex. Auswanderung und Colonisation im Interesse des deutschen Handels. Berlin. (Das Werk enthält sehr werthvolle Mittheilungen über Mosquitia.)

Kretschmar, das deutsche Kolonisirungs-Projekt an der Moskitoküste. Königsberg, 1845. (Nicht mehr als ein Auszug aus dem Kommissionsbericht, indeß ziemlich gut übersetzt.)

Kröger, C. W. Die Colonisationsgesellschaft in Königsberg zur Gründung einer deutschen Kolonie auf der Moskitoküste in Mittel-Amerika. Königsberg, 1846. (Auch ein Auszug, wie das vorige, aber noch reicher mit Referenzen ausgestattet, als unser, aber sehr übersichtsgängig; mehr von Eifer, als von Einsehen in das Wesen der Kolonisationen gegeben.)

Obsternden auf der Moskitoküste. Bericht eines mit der Königsberger Expedition nach der Mosquitoküste ausgewanderten Ostreichers (J. E. Schulz) u. s. w. Königsberg, 1848. (Der Walker's Tode und zu einer Zeit geschrieben, wo den Ansiedlern noch goldene Hoffnungen leuchteten. Der Verfasser ist seitdem in Ostreich, und darum ist das traurige mit Absicht aufgeschwiegen. Er nennt z. B. das Land sehr gesund, meint aber, daß die Regen schadlich seyen, während der Regen einer der hauptursachen von dem der Gesundheit gefährlichen aber gutträglichen Klima eines Landes ist.)

Die Mosquito-Küste und Texas. Vollständige und unparteiische Beschreibung beider Länder und ein unentbehrliches Handbuch für Auswanderer. Chemnitz, 1846. (Der platte Nachdruck eines geographisch Unwissenden.)

Eine genauere Kunde von den Flüssen, Buchten, Halen, Bürgerlingen u. s. f. giebt das Werk von Strangeways „Sketch of the Mosquito Shore". Edinburgh, 1820.

Italien.

Die Waldenser in Piemont.*)

Ueber wenige historische Gegenstände sind so viele Werke geliefert worden, wenige haben eine heftigere Polemik hervorgerufen, als die Waldenser. Diese Thatsache könnte nur diejenigen Personen Wunder nehmen, welche die Dinge, wenn man sich so ausdrücken darf, vielmehr nach ihrer äußeren Größe, als nach ihrer Wichtigkeit in intellectueller und moralischer Beziehung beurtheilen. Die waldensischen Thäler Piemonts zählen kaum eine Bevölkerung von 20,000 Seelen; sie sind weder wegen ihrer Reichthümer, noch wegen ihrer malerischen Schönheiten, noch wegen ihrer Industrie, noch endlich wegen des Ganzes, den das Genie verbreitet, und der hinreichend ist, ein ganzes Volk zu verherrlichen, merkwürdig: sie erweden nicht, wie die belgischen und sondardischen Thäler, das Andenken jener großen Waffenthaten, die das Geschick von Nationen entscheiden, und dennoch, trotz der vollständigen Geringfügigkeit der Rolle, welche dieses Völkchen in den Dingen dieser Welt spielt, nimmt dasselbe in der Geschichte der Menschheit eine nicht unbedeutende Stelle ein.

Die grausamen Verfolgungen, welche die Waldenser erduldet, und die unerschütterliche Beständigkeit, mit welcher sie ihren Glauben behauptet haben, das sind ihre der Aufmerksamkeit und dem Interesse der Menschheit würdigen Eigenschaften.

Wie hat ein unbekanntes Völkchen, schwach an Zahl, an Talent und Reichthum, überall von Feinden umgeben, wie hat es den Päpsten und der Macht der Fürsten, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatten, jede Ketzer vom Erdboden zu vertilgen, widerstehen können? Deshalb alle diese Verfolgungen? Um welche Interessen handelte es sich bei diesem Kampfe zwischen dem Papstthum und der Sekte der Waldenser, welche bride sich den Namen der ursprünglichen Kirche Christi beilegen? Dergestalt sind die Fragen, welche die Geschichte der Waldenser erregt und die auf dieselbe ein so lebhaftes und allgemeines Interesse richten lassen.

Rom allein kann sich die Schuld beimessen, daß dieser lange und blutige Streit von einer solchen Wichtigkeit geworden ist. Ohne Zweifel berührt es das Wesen des Christenthums gar nicht, daß in der Kirche die Form unveränderlich sey oder nicht, wenn nur das Dogma sich in seiner ursprünglichen Reinheit erhält. Darin wird sich immer die göttliche Religion von den durch Menschen erfundenen Glaubensslehren unterscheiden, daß bei diesen die Form eben so wichtig ist, als die Doktrin. Für das Heidenthum ist das Fleisch der Hekatombe, welches auf den Altären pampft, das Allerheiligste; für den Christen hingegen ist es das Herz, und zwar das sich zum Opfer darbietende Herz. Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig. Wenn Christus seine Lehren an gewisse Formen gebunden hätte, so würde es sicherlich dieselben eben so genau, wie die Glaubensätze, angegeben haben, und die heiligen Schriften, was ein Jeder weiß, sehen Nichts über Kultus, Organisation der Kirche, Priesterherrschaft und Kirchendisciplin fest.

Aber während die römische Kirche verschert, in allen Punkten nach göttlicher Verordnung zu handeln, und sich auf ihre feste Unfehlbarkeit beruft, stützen sich die Waldenser auf die Tradition und auf die heiligen Schriften; um die Uebereinstimmung ihres Kultus mit dem der ursprünglichen Kirche darzuthun. Die Autorität der römischen Kirche und folglich auch das Papstthum haben sich immer bei der Erörterung ihrer Macht so verwirrt, daß sie nicht wieder herauskommen konnten. In augenschrinlicher diesen wurde, desto mehr bemühte sich die römische Kirche, die Unterschung über ihre Rechtsbeständigkeit zu unterbrechen; sie wollte, sagte sie, die Ketzerei vertilgen! Die Beharrlichkeit der Waldenser ließ ihr auch kein anderes Mittel übrig.

Dieser Kampf hat mehr als siebenhundert Jahre gedauert. Schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts erschien Eberhard v. Bethune, daß die Waldenser darum so genannt würden, weil sie das Thal der Thränen bewohnten: Kreuzzüge, Metzeleien, Dragonaden, Gewaltthätigkeiten der rohesten Art, verbunden mit Verfolgungen der Civilgewalt, welche die unglück-

*) I Valdesi, cenno storico sulla origine, progressi e condizione civile e religiosa delle popolazioni conosciute sotto questo nome. Memoria storica, per Amedeo Bert, ministro del culto valdese etc. Turin, 1849.

lichen Bewohner gleichsam als außer dem Gesetz betrachtete; Verleumdung, die Haß erregt, und Strafrechtsfälle, die denselben ermuthigt — dieses Alles wurde aufgeboten, um Christen zu vertilgen, nur allein deshalb, weil sie unerschütterlich ihren Glauben bewahrten.

Man muß diese traurigen Erzählungen in dem Werke des Herrn Bert lesen, wo sie mit einer beredten Einfachheit gegeben werden.

Und wenn der Leser mit tiefem Schmerze seine Blicke von diesem fürchterlichen Schauspiele auf das Glaubensbekenntniß der Waldenser richtet, um sich die schrecklichen Verfolgungen zu erklären, so findet er nur die evangelische Darlegung einer Religion der Hoffnung und der Liebe, und er faßt sich mit Schauder, wie es möglich ist, daß eine so bekagenswerthe Lage der Dinge sich bis auf unsere Tage, ja, bis zum 17. September 1848, wo das Edikt Karl Albert's den Waldensern Schutz gab, erhalten konnte. Unsichtbare Gnade, die bei ihnen den lebhaftesten Dank erregt! Jetzt erst werden sie als menschliche Wesen betrachtet und behandelt! Nun erst wird ihnen ihr Glaube nicht mehr von Christen zum Verbrechen gemacht werden.

Die Geschichte der Waldenser ist die des Sieges einer Idee über die rohe Gewalt. Herr Bert hat sie mit einer des Gegenstandes würdigen Einfachheit geschrieben. Keine Tiraden, keine poetischen Ergüsse, keine effektvollen Phrasen. Die Thatsachen allein sprechen, und sie reden laut genug, um das Herzchen volksthümlich zu machen. Das ist ein Verdienst, welches man dem Verfasser um so höher anrechnen muß, als ihm, der zu dieser verfolgten Sekte gehört, Sohn eines Pastors und selbst Pastor ist, bei der Erzählung der langen und schweren Leiden seines Volkes einige Bitterkeit wohl verzeihlich gewesen wäre. Aber kaum findet man einige dieser Züge, welche die Seele mit ihrer schrecklichen Wahrheit durchdringen, wie bei der „edeln Expesion":

„Wenn unter ihnen ein Mensch gefunden wird, dessen reine Seele Jesum Christum liebt und fürchtet, so nennen sie ihn einen Waldenser und halten ihn für des Todes schuldig."

Unter den diesen Geschichten der Waldenser ist die des Herrn Bert die erste, welche in italiänischer Sprache veröffentlicht worden ist. Sie hat den Zweck, die im Volke vorhandenen Vorurtheile gegen diese Sekte zu beseitigen, oder vielmehr, dieselbe kennen zu lehren; denn, wie der Verfasser sagt, in den meisten Gegenden Italiens kennt man sie nur dem Namen nach, und selbst in Piemont, dem Vaterlande der Waldenser, hat man über sie noch die unvollkommensten und irrigsten Ansichten. Es ist nicht mehr die Zeit, es ist wahr, wo Höflinge ihre Fürsten glauben machen konnten, wie dies mit dem Herzog Karl II. der Fall war, daß die Waldenser nur ein Auge auf der Mitte der Stirn hätten, und daß ihr Mund (ohne Zweifel der Ausgleichung wegen) mit vier Reihen Zähnen versehen wäre; aber in moralischer Hinsicht sind die Vorurtheile nicht weniger absurd.

Eine Thatsache, welche es verdient, gleichfam als ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit, der öffentlichen Aufmerksamkeit übergeben zu werden, ist, daß die Bittschrift, welche sechshundert Piemontesen an den König Karl Albert richteten, um die vollständige Emancipation der Waldenser zu erlangen, von mehr als siebzig Geistlichen der katholischen Kirche unterzeichnet war. Am 17. Februar 1848 bewilligte Karl Albert diesen unglücklichen Leuten die politische, bürgerliche und religiöse Gleichstellung. Ein prächtiges Fest verherrlichte am 27. Februar diesen Akt der Gerechtigkeit. Einige der angesehensten Männer Piemonts nahmen an der rührenden Kundgebung Theil; an ihrer Spitze fanden der Graf Cäsar Balbo, Verfasser der „Hoffnungen Italiens", und der Marquis Robert v. Azeglio, Bruder des als Publizisten und als Staatsmann so ehrenvoll bekannten Maximo v. Azeglio. Gebe Gott, daß die Waldenser, nachdem nun die fortwährenden und so schmerzlichen Opfer ihres Glaubens aufgehört haben, sich die Sitten bewahren, welche sie zu einem so würdigen Gegenstande des allgemeinen Interesses gemacht haben. (B. U.)

Mannigfaltiges.

— **Talma's Denkwürdigkeiten.** Unter diesem anziehenden Titel und mit dem Zusatze, daß sie von dem berühmten Mimen selbst geschrieben seyen, hat Herr Alex. Dumas so eben ein Werk von vier Bänden erscheinen lassen.*) Niemand zweifelt jedoch, daß Talma höchstens einige fragmentarische Notizen aus seinem Leben hinterlassen habe, und daß es die Feder des vielgewandten Herausgebers selbst sey, der man nicht blos die Form, sondern auch den größten Theil des Inhalts der vorliegenden Memoiren zu verdanken hat. Letztere unterscheiden sich auch durch Nichts von der gewöhnlichen Art und Weise des Herrn Alex. Dumas, die Dinge anzuspinnen und vorzutragen. Meistens sind es alte Anekdoten, die bereits vor vielen Jahren gedruckt worden und hier blos neu aufgetragt erscheinen. Zur Abwechselung ist auch eine Liebesgeschichte des jungen Talma eingeflochten — eine Liebesgeschichte, wie sie in jedem Romane des Herrn Dumas vorkömmt; sie ist eben so überspannt, als unwahrscheinlich, und paßt daher auch am wenigsten in eine Biographie, die aus den Papieren des Verstorbenen selbst zusammengetragen seyn soll. Was über die Zeit Napoleon's in diesen Memoiren vorkömmt, trägt ebenfalls den Stempel des Gemachten; nicht ein einziger Zug des ersten Konsuls oder des Kaisers wird ermähnt, der nicht vollkommen bekannt wäre, und doch hatte Talma jahrelang sehr nahe Beziehungen zu Napoleon. Das Buch ist sehr weitläufig und splendid gedruckt, so daß sein Inhalt füglich zu einem einzigen Bändchen hätte zusammengezogen werden können. Allerdings würde dann aber auch Herr Dumas nicht so viel Honorar erlangt haben, als er wahrscheinlich dafür bekommen hat.

— **Die Zukunft der europäischen Heere.** „L'avenir des armées françaises" heißt eine vom französischen General Noguet so eben herausgegebene Schrift,*) worin hauptsächlich die Straßen- und Barrikadenkämpfe des Jahres 1848 zum Gegenstande der Betrachtung gemacht sind. General Noguet hat die Geschichte dieser Kämpfe zu einer ästhetischen Belehrung für die Armee benutzt, wie der preußische Oberst Graf Waldersee die Geschichte des vorjährigen Straßenkampfes in Dresden. Die verschiedenen Mittel, einen Volksaufstand zu unterdrücken, die Maßregeln zur Vertheidigung oder zum Angriffe in verbarrikadirten Städten, die einzelnen oder exceptionellen Anordnungen und Dispositionen, welche die Anwendung des regelmäßigen Militairs gegen eine insurgirte Bevölkerung erheischt — dies sind die in dem gedachten Werke behandelten Fragen, die leider in unseren Tagen noch sehr häufig zur Entscheidung gebracht werden dürften. Der Verfasser erblickt in dem stehenden Heere den Beschützer und Vertheidiger der Gesellschaft und der Civilisation unseres Jahrhunderts; er erwartet in nächster Zukunft keine ausländischen, aber desto mehr innere Kriege, und daher der von ihm gewählte Titel seines Buches.

— **Leben Hadrian's IV.** Ein englischer Katholik, Namens Raby, hat eine Lebensbeschreibung Nikolaus Breakspear's herausgegeben, des einzigen Engländers, der, unter dem Namen Hadrian IV., den päpstlichen Stuhl bestiegen hat.**) Die Jugend dieses merkwürdigen Mannes ist mit einer Art von Geheimniß umgeben, welche dazu beiträgt, seinem Leben einen romantischen Anstrich zu geben. Sein Vater war ein Mönch in St. Albans, der, man weiß nicht aus welcher Ursache, einen unnatürlichen Haß gegen den Sohn gefaßt hatte, dem er allen Beistand entzog, so daß sich dieser von Almosen nähren mußte. Durch sein eigenes Verdienst stieg der Jüngling zu den höchsten geistlichen Würden empor. Seine beiden Jahre brachte er zum Theil in Schweden und Norwegen zu, wohin man ihn geschickt hatte, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Ueber diese Sendung hat er einen Bericht geschrieben, der für die Geschichte jener Länder unschätzbar seyn würde, wenn er nur zu finden wäre; daß er unter den literarischen Schätzen des Vatikans verborgen liegt, ist wahrscheinlich, da Münter, der ihn ohne Erfolg aufsuchte, nicht sehr eifrig in seinen Nachforschungen gewesen zu seyn scheint. Als Papst ist Hadrian, außer seinen Streitigkeiten mit dem Kaiser und den Republikanern Roms, in protestantischen Ländern und in Italien selbst am meisten durch das außerordentliche Interesse bekannt, welches sehr fein Schlachtopfer, Arnold v. Brescia, empfunden wird. Herr Raby nimmt, wie es bei einem Katholiken natürlich ist, für den Priester gegen den Philosophen Partei; in seinem Eifer vertheidigt er sogar den Justizmord des unglücklichen Arnold gegen die „sentimentale Verseinerung des jetzigen Zeitalters." Wie er versichert, wären die Letzten des italiänischen Reformators für „die zeitlichen und ewigen Interessen der Gesellschaft verderblich" gewesen, und der Papst habe nicht mehr als seine Pflicht gethan, als er sie mit Feuer und Schwert bekämpfte.

*) Mémoires de Talma, écrits par lui-même, recueillis et mis en ordre sur les papiers de sa famille par Alex. Dumas. 4 vol. Paris, 1850.

*) Paris, J. Domaine, 1850.

**) Pope Adrian IV. An historical Sketch, by Richard Raby.

Literarischer Anzeiger.

Zu meinem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Histoire de la révolution d'Angleterre,

depuis l'avénement de Charles Ier jusqu'à sa mort, précédée d'un

Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre

par

M. Guizot.

2 vol. In-8. Broché. 2 Thlr.

Der entstrebte **Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre** erscheint bei mir in besonderer Ausgabe französisch und in deutscher Uebersetzung zu dem Preise von 10 Ngr.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

In unserem Verlage erschien:

Nouveautés françaises,

eine Bibliothek der interessantesten Erscheinungen der französischen Literatur von geringerem Umfange, namentlich auch auf dem Gebiete der Journalistik.

Ausgegeben wurde bis jetzt:

François le Champi, comédie par G. Sand (7½ Ngr.). — Scènes de l'Amérique du Nord en 1849, par J. Tolmer, 2 livr. (13 Ngr.). — La Bavolette, par P. de Musset (10 Ngr.). — Ismaël Er-Raschydi, récit des bords du Nil, par Th. Pavie (6 Ngr.).

Solche Anerkennung und billiger Preis empfehlen diese Sammlung, auf welche Lesezirkel und Lesebibliotheken noch besonders aufmerksam gemacht werden.

Leipzig, im April 1850.

Associirtes Mendelssohn.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Bell u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Dienstag den 14. Mai 1850.

Spanien.

Zur Geschichte der Basken.*)

Nach der Revue des deux Mondes.

Die Basken, von verschiedenen Autoren Cantabrier, Euskarier, Euskaldunen genannt, nennen sich selbst Eskualdunae oder ursprünglicher Euskaldunac.**) Ihre Sprache, das Escuara oder Euskara,***) zeigt durchaus keine Verwandtschaft mit den übrigen europäischen Idiomen. Unterschieden von allen ihren Nachbarvölkern durch physische Eigenschaften, Sitten und Einrichtungen, waren sie es ehedem auch durch ihre Traditionen und religiösen Begriffe. Die alten euskarischen Sagen sprechen, nach der Behauptung einiger Schriftsteller, von dem Untergange einer früheren Welt, aus welcher nur wenige Menschen übrig geblieben wären, „wie die vergessenen Oliven, die nach der Aernte noch an den Bäumen hängen.“ Zu ihnen gehörte Aitor, der Stammvater der Euskaldunac. Mit seinem Weibe in eine unzugängliche Grotte zurückgezogen, sah Aitor ein Jahr lang dem Kampfe des Wassers und Feuers zu. Der Schrecken aber hatte ihn so bewältigt, daß er Alles vergaß, was er von seinen Aeltern über den früheren Zustand der Welt mochte erfahren haben. Ja, er vergaß selbst die Sprache und war genöthigt, eine neue zu erfinden. Die Söhne Aitor's stiegen in die Ebene hinab, verbreiteten sich rasch und gründeten mächtige Nationen; aber sie bewahrten treu die Religion und die Sprache ihres Vaters, „des Alten der Berge“. Der große Gebendienst ist den Euskariern immer fremd gewesen. Sie verehrten ein höchstes Wesen, Jaa-on-Goicoa, und begannen und schlossen den Tag mit Gebeten an ihn. Sie brachten ihm durch Vermittelung ihrer Stammesältesten Früchte zum Opfer; aber errichteten ihm keinen Tempel. Die religiösen Feierlichkeiten, die übrigens sehr einfach waren, fanden an gewissen astronomischen Zeitabschnitten statt, und zwar unter derselben Eiche, wo die Alten Recht sprachen und die öffentlichen Angelegenheiten der Nation beriethen. Die Basken glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an Lohn und Strafe nach dem Tode. In ihren Augen war der Tod nur ein langer Schlaf, und sie nannten das Grab „das Bett der großen Ruhe“.

Ein Volk, dessen Religion immer spiritualistisch war, mußte sich leicht zum Christenthum bekehren lassen. Auch behaupten die Basken, das erste christliche Volk gewesen zu seyn. Ihre nationalen Ueberlieferungen passten ohne Zwang in die neuen Glaubensketzereien. Die Euskarier haben, so zu sagen, Beschlag gelegt auf die von den anderen Spaniern erhobenen Anklagen eines uralten Ursprungs. Diese nämlich erklärten die unmittelbaren Abkömmlinge Noah's für ihre Ahnen, ohne indessen eine feststehende Meinung über die Zeit zu haben, in welcher diese Kolonisten nach Spanien gekommen wären. Mariana, Joseph Moret u. A. schließen sich der Annahme des Alfons Tostat an, der aus einer 1073 geschriebenen Legende herausliest, Tubal, der Sohn Japhet's, habe sich 131 Jahre nach der Sündflut auf dem Westende Europa's niedergelassen, und von hier aus sepen später ganz Europa, die nördlichen Küsten Afrika's und selbst ein Theil von Asien bevölkert worden. Andere Autoren, wie Ponce de Leon, Manuel de la Huerta u. s. w., bestehen darauf, daß die Söhne Japhet's auf ihrer Reise von Ost nach West zuerst in Mittel-Europa Ansiedelungen gegründet hätten und erst 335 Jahre nach der Sündflut Tarsis, Tubal's leiblicher Bettet, in Spanien eingewandert sey. Die beiden Meinungen erregten ihrer Zeit einen heftigen Streit. Von jeder Seite stützte man sich auf Stellen der heiligen Schrift und rief am Ende die Kirchengerichte um Entscheidung an. Sehr weise entschieden dieselben, daß beide Annahmen die Wahrscheinlichkeit für sich hätten, aber nur eine die Wahrheit enthalten könne. Dieser Ausspruch wurde ein Glaubensartikel, und es wäre bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts für keinen spanischen Schriftsteller rathsam gewesen, einen anderen Stammvater anzuerkennen, als entweder Tubal oder Tarsis, denn leicht hätte es sich die unbequeme Kritik der Inquisition für solchen historischen Leichtsinn zuziehen können.

Die Basken, die sich als die einzigen Ueberreste der alten iberischen Völker ansehen, ermangellen nicht, sich das Ergebniß jenes Streites anzueignen. Ihre unbestimmten Ueberlieferungen wurden in eine Art christlicher Mythologie umgewandelt. Den Aitor machten sie zum Noah. Er wurde somit der Stammvater der Basken und diese wiederum die Väter der ganzen Welt. Ist nun die baskische Sprache, wie das Volk meint, wirklich die Sprache Adam's und Eva's? Manche Schriftsteller, z. B. der Abbé d'Hiarce, halten es für möglich, daß sie Noah nach Biscaya gebracht habe. Wie dem aber auch sey, sie ist jedenfalls „allen anderen überlegen an Reichthum und Bezugungsfähigkeit *) und dem Menschen so natürlich, wie das Bellen dem Hunde und dem Ochsen das Brüllen.“ In der That spricht jeder Mensch, der zu sprechen anfängt, baskisch. Die kindliche Laute: papa, titi, mama, caca, die sich bei so vielen Völkern wiederfinden, sind das reinste Euskarisch und bedeuten: Essen, Brust, Saugen, Unreinlichkeit. Das euskarische Alphabet ist schon allein eine ganze Offenbarung: es heißt Jesus. Die fünf Vokale in der natürlichen Reihenfolge bedeuten den Urzustand der Welt. J, A, O in ein Wort verbunden, drücken das Leben, die Fleischwerdung des Geistes, Anfang, Mitte und Ende aus. Jao, heißt es in dem Werke des baskischen Priesters Chabe, ist der einzig wahre Name Gottes, der in den ältesten Zeiten den Patriarchen des Südens offenbart, von den jüdischen Leviten und römisch-celtischen Priestern verstümmelt, aber bis auf den heutigen Tag von den Euskariern rein bewahrt wurde.

Indessen, abgesehen von allem Uebertriebenen und Unsinnigen, was in diesen und ähnlichen Ruhmredigkeiten der Basken liegt, kann doch nicht geleugnet werden, daß ihre Sprache sehr merkwürdig und eigenthümlich ist. W. v. Humboldt ist der Meinung, daß sie sich mit keinem indo-germanischen Idiom in Zusammenhang bringen lasse. Die einzigen Sprachen, zu denen sie vermöge ihres grammatischen Baues eine gewisse Verwandtschaft habe, seyen einige amerikanische. Andererseits hat der Abbé d'Hiarce in einem von Péron verfaßten Wörterbuche der Sprache von Van-Diemensland mehrere Wörter nachgewiesen, die in Form und Bedeutung vollkommen baskisch sind. Im Uebrigen ist die baskische Sprache für Ausländer fast gar nicht zu erlernen. Nach dem genannten Abbé verwandeln sich z. B. Haupt-, Für- und Beiwörter in Zeitwörter, und diese wiederum in Haupt- und Beiwörter. Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen, Interjectionen, selbst die Namen der Buchstaben lassen sich deklinirten und konjugiren. Jedes Hauptwort hat sechs Nominative und zwölf Kasus, die Beiwörter haben ihrer sogar zwanzig. Das Hauptwort nimmt eine andere Form an, je nach dem Zustande der Person oder Sache, die es bezeichnet. Ein Zeitwort unserer Sprache kann auf 26 verschiedene Weisen ins Baskische übersetzt werden, je nachdem die Handlung oder das Seyn, welches durch das Berbum ausgedrückt wird, oder sein Object movifiziert ist. Ferner giebt es vier verschiedene Conjugationen, je nachdem man zu einem Kinde oder zu einer Frau, zu einem Gleichgestellten oder einem Oberen spricht. . . . Diese Citate aus dem Werke des Abbé d'Hiarce über die Basken mögen genügen, um die Behauptung desselben zu widerlegen, daß das Euskarische leicht zur Weltsprache gemacht werden könne. Dasselbe ist auch stets auf die Basken beschränkt geblieben, und diese haben wohl leicht Spanisch und Französisch gelernt, aber ihre Nachbarn niemals das Baskische.

Eine Geschichte, die spätestens 335 Jahre nach der Sündflut anfängt, muß natürlich manche Seltsamkeit enthalten. So erscheinen bald neben den Patriarchen Männer ganz anderen Ursprungs. Nach dem Tode des Tarsis wählten die Euskarier einen gewissen Geryon zum Könige, der zwei mächtige Städte baut, Girona im Norden und Cadix im Süden. Als er aber despotisch zu regieren anfängt, empören sich die Unterthanen gegen ihn und rufen sich Osiris, den König von Aegypten, zu Hülfe. Geryon wird auf den Gefilden von Tarifa bei der Meerenge von Gibraltar geschlagen und getödtet. Ihm folgen seine drei Söhne, indessen erweisen sie sich dem Vater ähnlich und lassen den Osiris durch Typhon umbringen. Orus, der libysche Herkules, kömmt auf die Nachricht hiervon aus dem Innern Scythiens herbei, fordert die drei Brüder zum Einzelkampf heraus, tödtet sie und errichtet zum Andenken an den Sieg die beiden Säulen, die nach ihm benannt sind. Zwei Waffengefährten des Herkules, Hispalis und Atlantis, besiegen nach einander den spanischen Thron. Siculus, der Letzteren Sohn, regiert zugleich über Spanien und Italien und behandelt seine Unterthanen tyrannisch. Nach seinem Tode fällt die Herrschaft auf das Geschlecht des Tarfis zurück. Abdus, ein König aus dieser Dynastie und ein großer Gesetzgeber, entsagt freiwillig dem Throne und macht 1014 vor der Gründung Roms's Iberien zu einer großen Föderativ-Republik. Von ihm

*) Aus einer Reisebeschreibung des Naturforschers Lautreloges.

**) Zusammengezogen aus Eskuen-aldo-dunac (ein Volk, das eine geschickte Hand hat).

***) „Sprache der Hand“ — „Geschicklichkeit“.

*) Nach Don Pablo de Abarlos (Apologia de la lengua bascongada) giebt es im Baskischen über vier Millionen ein-, zwei- und dreisilbige Wörter. Dabei besitzt diese Sprache Wörter, die bis sechzehn Silben haben.

Digitized by Google

stammen alle Herzoge oder Oberhäupter der einzelnen Freistaaten, so wie alle Helden, auf welche Spanien stolz ist. Und noch heute regiert, nach den Autoren, denen die obigen Angaben entnommen sind, in Spanien eine euskarische Familie: die Königin Isabella stammt in direkter Linie von Tarsis und Noah ab.

Es ist Schade, daß sich die baskischen Geschichtsforscher zu solchen Uebertreibungen haben hinreissen lassen; wären sie umsichtiger zu Werke gegangen, so hätten sie sicher manche merkwürdige Entdeckung gemacht. So z. B. findet man in der euskarischen Sprache den Ursprung vieler Namen von Flüssen, Bergen, Provinzen und Ortschaften, wo gegenwärtig keine andere Spur des baskischen Stammes mehr vorhanden ist. Und gerade die Ortsnamen, die am seltensten eine wesentliche Aenderung erfahren, gelten mit Recht für die besten Zeugenzeige, wenn man die Spur einer verschollenen oder von ihren Sitzen verpflanzten Völkerschaft verfolgt. Durch ihr Verbindung der aus diesem Umstande gewonnenen Data mit einigen Stellen in griechischen und römischen Geschichtschreibern werden wir zu der Annahme geführt, daß der baskische Stamm ehemals eine weit größere Ausdehnung hatte, als gegenwärtig. Es ist wahrscheinlich, daß er einen großen Theil Italiens, die Ostküste Galliens und ganz Spanien innehatte und sich mit den Lidyern (den Stammvätern der heutigen Berbern) in den Besitz der Inseln des Mittelmeeres theilte. Den Völkern dieses Stammes wird von einigen Autoren der Name der Ibrrier beigelegt. Sie scheinen früh einen gewissen Grad von Kultur besessen zu haben. Sie hatten eine Schrift, und ihr Alphabet, das unzweifelhaft dem phönizischen nachgebildet war, glich dem einiger asiatischen Völkerschaften.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Die Türkei und ihre Zukunft, nach Ch. Macfarlane.

Zweiter Artikel.*)

Man macht dem Verfasser dieses Werkes bei seiner mangelhaften philosophischen Bildung, bei seiner nüchternen Anschauungsweise, die ihn niemals über das Gewöhnliche sich erhebt, niemals aus dem engen Kreise, worin eine vorgefaßte Meinung ihn gefangen hält, sich herausreißen läßt, die Zähigkeit streitig, über die Türkei und ihre Zukunft ein entscheidend gültiges Wort zu sagen. Aber selbst die strengste Kritik muß seinem Buche das Verdienst einräumen, daß es durch eine genaue Darstellung des türkischen Lebens, in allen Beziehungen, des Lesers Interesse durchweg anspricht. Wir sehen uns daher veranlaßt, noch einige Auszüge desselben zu geben.

Hören wir zunächst eine Parallele zwischen den Türken von 1828 und 1847.

„Die Türken in Konstantinopel sahen allerdings bei weitem weniger türkisch und bei weitem mehr europäisch aus, als im Jahre 1828. In ihrer äußeren Erscheinung war das Malerische und Imposante fast verabgekommt. Der aufgezwungene Wechsel in ihrem Anzuge hatte ihnen ein ärmliches, schäbiges Aussehen gegeben. Ohne den schreiendrothen Fez — an sich eine gemeine, unzierliche Kopfbedeckung — konnte man sie für Fraukeu halten, die von schlechten Schneidern bedient sind und selten ihre Kleider ausbürsten lassen. Ein blauer Frack, bis ans Kinn zugeknöpft, und schmutzige, große Beinkleider, nicht weiter, als wie sie tragen — das war die herrschende Mode. Zu meiner Zeit hatte Sultan Mahmud den saltenreichen, faltenlosen Gewändern und den weiten Sachbrinkleidern den Krieg erklärt; dennoch war das Vorurtheil zu Gunsten geräumiger Schenkelbekleidung bestehen geblieben, und ein schäbiger Wicht ward immer noch mit dem Namen: „Enghose, Knapphose" gebrandmarkt. Jetzt dagegen sah man in einer alten Tracht nur das gemeine Volk, die Ulemas, die Derwische und einige altfränkische Landleute in dem europäischen Gebirge oder im Innern Kleinasiens. Es kostete mich oft Mühe und Nachdenken, einen Moslem von einem Raja zu unterscheiden. Vor zwanzig Jahren konnte man sie unmöglich verwechseln. Denn, abgesehen von den scharfen Merkmalen, die Anzug, Kopfbedeckung und Fußbekleidung an die Hand gaben, erkannte man den Moslem auf den ersten Blick an der aufgeblasenen Gesprreiztheit, dem hochmüthigen Herabschauen, dem beleidigenden Gebahren. Die heutigen Türken scheinen ihren Stolz und das Gefühl ihrer Wichtigkeit verloren zu haben. In der That sind sie der ruhigste und bescheidenste Theil der Bevölkerung. Ihr früheres pahiges und rauhes Wesen scheint auf die armenischen Serafs, und was zu diesen gehört, übergegangen zu seyn. Wo ich früher oft beschimpft und mehr als einmal vom türkischen Pöbel angespieen worden, begegnete man mir jetzt aufs höflichste. In den Bazars begegneten wir einigen fränkischen Damen, fremdländisch gekleidet, unverschleiert, ohne Begleitung, sorglos umherwandeln und ihre Einkäufe machen. So gingen sie über die Galata-Brücke, den schönsten Spaziergang in der Gegend, und von dort wieder zurück unter den Türken, hier und da mitten durch Truppen, unbelästigt, unangetastet. Früher war es für eine europäische Dame ein ernstes, sehr gewagtes Unternehmen, den Fuß von Stambul zu passiren."

Von dieser vortheilhaften Aufenseite bestechen, war unser Verfasser schon geneigt, in das allgemeine günstige Urtheil über die Türkei einzustimmen, als er nach und nach sich zu überzeugen Gelegenheit fand, daß selbst in Konstantinopel die Reformen mehr Schein als Wesen seyen.

Erst auf seinen Ausflügen nach dem asiatischen Pashalik Brussa leuchtete ihm jedoch die volle Wahrheit ein.

In dem Gouvernent des Pashaliks, Mustapha Nuri, fand er das Musterbild eines türkischen Großbeamten. „In Brussa", sagt Herr Macfarlane,

„sprachen Eingeborne und nicht selten Franken so über ihn, wie es ihnen der eigene Vortheil eingab. Hörte man diejenigen, die mit ihm oder für ihn Geschäfte machten, die von ihm einen Gewinn hoffen oder schlau genug waren, ihn durch seinen Khaja-Bey oder sonst einen Günstling zu lenken: so war er die Blume aller Paschas. Andere dagegen, die entweder nicht so eingeweiht in diese Künste oder nicht so glücklich in ihrer Anwendung waren und ihre Pläne von Mustapha durchkreuzt sahen, verschrieen ihn als den habgierigsten Tyrannen und den schlimmsten Pascha, den sie je gekannt. Ich ließ vor der Hand keines dieser Urtheile auf mich einwirken. Bei unserem ersten Eintritt in die Stadt befiehl mich der Schein des Sohnen von Ordnung und Ruhe so sehr zu seinen Gunsten, daß ich einige Zeit mein Ohr allen üblen Berichten verschloß; aber die Wahrheit brang endlich von allen Seiten ein, und alle Parteien, mochten sie von dem Pascha Nutzen gezogen haben oder nicht, stimmten darin überein, daß sein erster Beamter oder Khaja-Bey der vollendete Schurke sey, bestechlich, raubsüchtig, grausam, gewissenlos und wegen seiner empörenden Laster in der ganzen Provinz verrufen. Auf jedem Schritt durch die Straßen stießen wir auf Polizeidiener, die einen Unglücklichen ins Gefängniß schleppten, zumeilen um angebrichtete Bergehungen, meistens um Schulden oder Rückstände an Abgaben, am Charadsch oder Kopfsteuer. Häufig waren die Verhafteten mit Stricken gebunden, zuweilen mit Ketten beladen; saß immer aber wurden sie von den Scherganen der Gewalt auf brutalste gemißhandelt. Eines Tages wurde ein armer Grieche angehalten, der seine Charadsch-Quittung nicht bei sich hatte. Er hätte die Steuer bezahlt, behauptete er, und die, die ihn angehalten, wußten es recht gut, daß sie bezahlt wäre. Wahr oder nicht; was aber folgte, empörte jedes Gefühl. Ein Polizeikneckt führte mit seinem Knittel gegen des Griechen Kopf einen so gewichtigen Streich, daß der vorgehaltene Arm entzweibrach, und in diesem Zustande wurde der Unglückliche ins Gefängniß geschleppt. Die Rajas, besonders die Griechen, die eben so gefürchtet wie gehaßt werden, sind freilich bei weitem schlimmer daran, als die Türken; frei jedoch von ähnlicher Behandlung sind diese keineswegs. Wie sahen oft Türken gebunden und gefesselt und um kein anderes Verbrechen, als um Schulden. In einer Nacht ward im Bazar einem alten Türken, wie jenem Griechen und aus keinem triftigeren Beweggrund, der Arm zerschlagen. Nie verhafteten die Tuskeijes einen Menschen ohne führten ihn ins Gefängniß ab, ohne ihn sak bis auf den Tod zu prügeln. Alles das war ein offener Bruch des Tzäimät und im schreienden Widerspruch mit Reschid-Pascha's Manifest von Gul-Chane — das man wie zum Spott „die türkische Bill-of-Rights" genannt —: aber kein Mensch wagt es in Brussa, von dem Tzäimät zu sprechen. Zu welcher Zeit wir auch durch die Pforten des Regierungspalastes gingen, immer sahen wir entweder Gefangene einbringen oder Gruppen verzweifelter Weiber auf dem Boden kauern, einer Vorlassung bei dem entsetzlichen Polizeichef harrend, um für die Befreiung ihres Gatten, Söhne, Brüder Bitten oder klingende Argumente anzuwenden.

„In einem Kreise von Landesbewohnern zu Musal gingen die Erzählungen von den Grausamkeiten und Bedrückungen der Ueberschüsse (Steuern-Einnehmer) die Reihe herum. Dem Einen hatten sie Wagen und Pflug, den Anderen sogar das Saatkorn, einem Dritten den geringen Hausrath und das Kochgeschirr gepfändet; bei einer Gelegenheit hatten sie Kupfergeschirr im Werth von vierhundert Piastern auf eine Schuld von zweihundert gepfändet. Der Gepfändete ging nun hin und bezahlte die volle Schuld, erhielt aber sein Eigenthum nicht zurück, und als er nun Vorstellungen machte und gar in Hitze gerieth, bekam er eine tüchtige Bastonade obendein. — Der Mann, der diese Geschichte mit Thränen der Scham und des Zugeimmd erzählte, war einer der jüngsten in der Gesellschaft, ein hübscher Bursche mit offenem Gesicht. Er erzählte die Sache, und alle Gegenwärtigen bezeugten ihr Mitgefühl. Ein verständiger Grieh, der Obdabasch selbst, bemerkte, daß ihm sein Kain Baar besser ergangen, und daß, ohne auch nur einen Heller schuldig zu seyn. Die Ueberschüsse über vorherbestimmte noch beim Eintreiben des Zinsforns, indem sie ihr eigenes größeres Maß mithringen und so den Zehnten bedeutend erhöhen. Geringe Getreideverkäufen weisen sie zurück und nehmen nur vom Besten. Die Einnehmer der Grundsteuer (die nicht verpachtet, sondern vom Pascha und den Mudirs der Dritschaften erhoben wird) machen sich der kein Unwillenheit zuzuhe und geben ihnen als Empfangschein irgend welchen Wisch, der etwas ganz Anderes enthält, als er besagen soll. — Einer in der Gesellschaft verfluchte, er würde lieber seinen Weinberg eingraben lassen und seine Weinstöcke bis auf den letzten ausraufen, als sich länger von den Einnehmern quälen lassen, die ihm gerade so viel abpreßten, als der Ertrag werth ist. Ein Anderer wollte aus demselben Grunde seine Maulbeerbaumpflanzung aufgeben. Bitter geklagt wurde noch über den Spanndienst. Der Wald, sagten sie, ist unser Freund, er giebt uns Feuerung und Licht, aber er ist zugleich unser Feind; denn es werden darin zu des Paschas Gräften Bäume gefällt, und unsere Ochsen müssen sie an die Küste ziehen. Heute ist angefagt, zwanzig Paar Ochsen zu stellen, um einen Riesenbaum an den Bestimmungsort zu bringen. Im ganzen Dorf sind keine zwanzig Joch vorhanden, und die Forderung ist daher unerschwinglich: liefern wir auch den Acker unbestellt, obgleich die Zeit der Bestellung vor der Thür ist, so sind wir es doch nicht im Stande, werden es aber zu entgelten haben. Und arbeiten wir uns, Mensch und Vieh, zu Tode, lohn haben wir nicht dafür. Ja, es ist ein böser Stern, in der Nähe eines Waldes geboren zu seyn."

Ueber zwei sehr wichtige Punkte hat sich Herr Macfarlane unbetreitbare Gewißheit verschafft: 1) In dem kleinasiatischen Theile des Reiches mindestens, wahrscheinlich aber in der ganzen Türkei, ist die Zahl der eigentlichen Türken in stetem Abnehmen, die der Rajas dagegen, besonders der Griechen, in fortwährendem Wachsthum; 2) gleichen Nachtheile mit dieser numerischen Abnahme hält die moralische Kraft, die sich in der steigenden religiösen Lauheit äußert.

*) Turkey and its destiny. Vgl. Nr. 32. des Magazins.

„Es gehört zu den Seltenheiten, daß eine arme türkische Familie mehr als Ein Kind erzieht; dagegen haben arme Griechen und Armenier sehr zahlreiche Nachkommenschaften. Mancher arme Türke erklärt ohne Anstand, er könne nicht genug aufbringen, ein Kind zu ernähren. Töchter sepen eine unnütze Last, und die Söhne entreiße ihnen die Regierung gerade in dem Alter, wo sie anfingen, dem Hause nützlich zu seyn, um Soldaten aus denselben zu machen. Die Conscription ist der Schrecken und Abscheu der türkischen Frauen. Die griechischen und armenischen Matronen haben nichts zu fürchten, da die christlichen Rajas in dem Heere nicht dienen dürfen. Zudem sind diese, obgleich unter erschwerter Last zu Boden gedrückt, durch industrielles und geistiges Uebergewicht in besserem Stande, als die türkischen Bauern, und gedeihen verhältnißmäßig, während ihr moslemischer Nachbar am Hungertuche nagt. Gewaltsamer Abtreiben der Geburt gehört bei den türkischen Frauen zu den alltäglichen Vorkommnissen.

„Auf einer Reise machte ich die Bekanntschaft zweier Türken. Der ältere, obgleich frei von Fanatismus und den christlichen Franken hold, war nichtsdestoweniger durch und durch Moslem und zu Zeiten ein andächtiger. Ich kann freilich nicht verbürgen, daß er das vom Koran vorgeschriebene fünfmalige Gebet täglich verrichtet; das Abendgebet indeß sahen wir ihn nie versäumen. Wenn es Zeit war, ging er an das östliche Ende seiner Galerie, kniete nieder, neigte die Stirn bis an den Boden, stand dann auf, und mit dem Gesichte gen Mekka gekehrt, betete er mit allem Anschein tiefster Andacht und Innbrunst. Ich faßte darum trotz größerer Vertrauen zu ihm. Halil, seinen jüngeren Bruder, dagegen, ein Kind der „reformirten" oder „mengeschulten" Zeit — denn sah ich niemals beten, mindestens so lange er mit uns reiste. Ueberhaupt bemerkten wir auf der ganzen Reise kaum dreimal einen Türken beim Gebete. Diese Veränderung war mir unerwartet. Ich konnte mir nicht denken, daß der religiöse Indifferentismus der Hauptstadt so weit verbreitet oder daß die Masse der alten Moslemim und Bauern die frommen Gewohnheiten ihres früheren Lebens aufgegeben habe. Wie anders war es vor zwanzig Jahren! Da machte ich keine Tagereise durch das Land, ohne an der Heerstraße oder auf einsamem Hügel Moslemim bei ihrer Andacht zu erblicken."

Nach Konstantinopel zurückgekehrt, setzte sich Herr Macfarlane, wie schon bemerkt, mit einigen Ministern der Pforte in Verbindung, theilte ihnen das Ergebniß seiner Beobachtungen in dem Paschalik Brussa mit und legte ihnen die Nothwendigkeit besserer Maßregeln ans Herz.

„Der Zutritt zu diesen Großen war eben nicht leicht, denn fast alle wohnen jenseits des Wassers, in der eigentlichen Stadt, und ihre einzige Sprechstunde lag zwischen acht und zehn Uhr Vormittags. Man mußte daher früh auf den Beinen seyn, in der kalten, nebligrauhen Luft sich durch den Straßenschmutz arbeiten, entweder in einem paar Kothfischen oder auf dem Rücken eines Kleppers mit Mistio von Hals und Bein. Die Entfernung war oft sehr beträchtlich und der Weg immer abscheulich und von lebensgefährlicher Schlüpfrigkeit. An einem Morgen lag der Schnee hinter dem Palaste des Seraskier so hoch, daß ich bis übers Knie darin einsank. Dann hat jeder große Beamte sein regelmäßiges, dichtgedrängtes Levee, wo man unter seltsam bunten Gewühl in einem Vorzimmer, bebend vor Frost, harren muß. Wenn ich mit dem Mißgeschick verschont wurde, hier lange vor Kälte zu klappern, so verdankte ich dies muthmaßlich dem Umstande, daß die bangrige Dienerschaft, die auf solche Geschenke angewiesen ist, von einem Engländer — und selten vergebens — ein reichliches Bakschisch erwartet. Diese Besuche seyen in der That die Börsen bedeutend in Contribution. Ein Dutzend oder so dieser dienstbaren Geister begleiten Euch bis an die Treppe und sprechen die Zauberformel „Bakschisch" aus. Aus einer sehr vornehmen Pfortdienern Hause kam ich selten unter 30 Piaster weg. So oft Lord Cowley mit Sir Stratford Reschid Pascha seine Aufwartung machte, kostete es ihn 300 Piaster. Sr. Herrlichkeit war blos Geschäftsträger; wenn Sir Stratford Canning, der vollen Gesandtenrang hält, beanspruchte man ein weit höheres Bakschisch."

Folgendes ist die lebhafte Schilderung eines solchen Besuches.

„Mein erster Besuch am 26. Dezember 1847 galt der zweiten Person im Kabinete. Ich habe keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen: es war der Minister der Auswärtigen, der kurz zuvor in London so wohlbekannte Ali Efendi, des Sultans Geschäftsträger, der, für die Absassung einer der langweiligsten Staatsschriften, die jemals aus einer Feder geflossen sind, jetzt auf dem Punkte steht, zur Paschawürde befördert zu werden. Er hatte sein Leben in Armuth und Dunkelheit begonnen, war als niedriger Schreiber in den Dienst der Pforte getreten, und hier von Reschid mit Ehren überhäuft, wurde er dessen rechte Hand. In London war ich mit ihm durch die Vermittlung beiderseitig befreundeter Personen in Berührung gekommen und überbrachte ihm jetzt ein Empfehlungsschreiben von dem Fürsten Kallimachi, seinem Nachfolger auf dem Gesandtschaftsposten zu St. James. Seit den Tagen des witzigen Napolitaners Abbate Galliani, der sich die Maskirprobe von einem Diplomaten nannte, gab es kein so witziges Menschenkind in der Diplomatie, wie diesen Reis Efendi. Ein Pygmäe an Körperlänge, von wunderlamer Schmächtigkeit, war er, was die Italiäner una virgula, ein Comma, nennen; ju einem Semikolon bei sich in der That nicht Stoff genug dar. Er sprach das Französische fließend und korrekt, so daß unser Gespräch unter vier Augen ungehört von der wiederwärtigen Vermittlung eines Dragomans sich fortspann. Er verstand jedes Wort, das ich mit ihm sprach, und mit ungemeiner Feinheit, das von seinen Lippen kam. Da war kein Mißverständniß, ja, nicht die Möglichkeit eines solchen; ich hielt ihn an seinen eigenen Worten fest. — Er empfing mich sehr höflich in einem morokkalen, erdärmlichen Zimmer; er in seinem warmen Pelze, indeß ich unglücklicherweise meinen Ueberzieher im Vorgemach zurückgelassen hatte .... Er wußte, ich sey ein Schriftsteller und Verfasser eines Werkes über die Türkei, das seiner Zeit Aufsehen gemacht habe, Er sprach die Hoffnung aus, daß, da mit meiner legten Anwesenheit die Civilisation in den Grobherrn Staaten so weit vorgeschritten sey, mein Urtheil über diese bei weitem günstiger lauten werde. Ich sagte ihm, ich würde mit Freuden jeden wirklichen Fortschritt berichten; ich wäre in der Hoffnung aus England gekommen, es thun zu können, und hätte die größte Achtung vor Sir Stratford Canning, der seine freundliche Gesinnung für die Türkei so offenkundig zu Tage legte. — Er hatte erfahren, daß ich mehr denn drei Monate auf einer Reise durch große Paschalik Brussa zugebracht, und wünschte zu wissen, wie ich über den Zustand dieser Gegend denke. „Mit mir können Sie ohne Rückhalt (sans gêne) sprechen." Ich war keineswegs „genirt"; sagte ihm jedoch die Wahrheit mit all der Zartheit, die sich mit Offenheit und Ehrlichkeit verträgt. Noch war ich nicht völlig überzeugt, daß ihm die Wahrheit unangenehm seyn würde; und sollte es anders auskallen, dann hätte ich ohnehin nichts mehr mit ihm zu thun. Ueberdies war mir das Herz voll von all den Ungerechtigkeiten und Leiden, wovon ich in Allen Augenzeuge gewesen, und ich hatte den Grdanken nicht ganz aufgegeben, daß eine ehrlicht Darstellung die Regierung zu heilsamen Maßregeln bewegen könnte, zumal diese größtentheils ohne Gelvopfer und durchaus mit keiner Beeinträchtigung ihrer Würde verbunden waren. Wo ich Gob ertheilen konnte, that ich es mit Wärme, legte aber auch freien mildernden Ziraß auf die Gemälde von Weh und Elnsetzen. Ich zeigte ihm das Elend des Bauernstandes, das rechtlose Verfahren der Staatspächter, die verderblichen Folgen des übermäßigen Zinsfußes. — Er horchte mit anscheinender Aufmerksamkeit und machte sich und meiner Bemerkungen, die mir von aufrichtiger Theilnahme zu zeugen schienen. Er unterbrach mich öfter mit den Ausrufungen: Das ist schlimm! Das ist unrecht! Das ist gegen das Täzimat und gegen die bestehenden Gesetze! Dem muß abgeholfen werden! — Er dankte mir, sprach er endlich, für meine Mittheilung und sey überzeugt, ich hätte sie als Freund der Regierung gemacht. Beim Abschied zeigte der Minister des Auswärtigen seine Abnahme der Höflichkeit, lud mich vielmehr ein, den Besuch zu wiederholen, erbot sich, mich, wenn ichs wünschte, beim Wesir einzuführen. Ich sah des Mäuseleins Gesicht nicht wieder; er hatte genug von mir gesehen. Das nächste Mal, das ich zu ihm ging, war er verlagt — war er sehr beschäftigt — war er gerade im Begriff, zur Pforte zu gehen; und da ich mir die Gewißheit zu verschaffen Gelegenheit hatte, daß das Alles erdichtete Vorwände waren, so kam ich niemals wieder zu ihm."

Ueber die gegenwärtige Stellung Rußlands zur Türkei bemerkt der Verfasser:

„ . . . Der Zar mag eine Invasion des strebenden Reiches im Auge haben; ich weiß nicht, ob er sie hat, glaube auch nicht, daß irgend wer in England mehr Kunde über diesen Punkte besitzt, als ich. Ich weiß nur, daß der Versuchung schwer zu widerstehen ist, und daß die Langmuth, die Nikolaus zeigt, als seltenes Wunder in der Geschichte erscheint. Wer dieses große Ereignis: die Auflösung des ottomanischen Reiches, als einen Segen für die Menschheit und die Civilisation erwartet, kann keinen Augenblick bei dem Gedanken stehen bleiben, daß Rußland alle diese, unbevölkerten zwar, aber unermeßlichen, ergiebigen, reichen und schönen Landschaften besitzen soll. Die Vertheilung muß und wird an einem gar nicht fernen Tage der Entscheidung eines Kongresses aller christlichen Staaten anheimfallen. Kann ein solcher Kongreß ins Leben treten, ohne daß die Schrecken des Krieges unter den christlichen Mächten vorhergehen, so wird der Vortheil ungeschmälert, der Segen vollkommen seyn. Führt Krieg, so lang Ihr wollt, aber dann muß er zuletzt doch kommen: zu einem Kongreß und zur Vertheilung der Türken, als derrschender Macht, aus Europa und einem großen Theile Kleinasiens. Wenn die Welt jetzt an den Zügen ist um wie Alle auf eine barbarische Einrichtung trachten, so müssen wir über die türkische Frage auch zu einer Entscheidung kommen. Bleibt sie unentschieden, so wird sich auch unsrer Einrichtung als unvollkommen erweisen, die Türkei wird ein stehender Casus belli bleiben, der jedes Jahr zum Frieden der Christenheit mit Unterbrechung droht."

Obgleich manches Gemälde türkischer Zustände von unserem Verfasser unbezweifelt die Farbe eingreifendster Verurtheile an sich trägt, obgleich sich eine tiefere Auffassung der Türkei und ihrer Zukunft denken läßt, als dieseinige, die uns das Buch darbietet: so kann dem Schlusse, zu dem er kömmt, in seinen Hauptzügen die Richtigkeit nicht abgesprochen werden. Die neuesten Umstände haben das Wohlwollen für die Türkei beträchtlich gesteigert. Das Benehmen der Pforte in der Sache der mapparischen und polnischen Flüchtlinge hat unsere Verwunderung hervorgerufen, und diese edle Aufwallung umhebt uns einigermaßen den wirklichen Streitpunkt, und der ist: Ist das türkische Reich ein gutes oder schlimmes Ding? Sind dieses Stück Erde und die Millionen seiner Bewohner bei der Fortdauer jenes Reiches besser oder schlimmer daran? — Auf diese Frage, scheint es, ist blos Eine Antwort. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß Aller, die mit der Türkei bekannt sind, giebt es keinen Fleck auf der Erdfläche, der durch Unordnung so verwüstet und niedergedrückt wäre. Layard und Macfarlane sind darüber einig. Im „nominalen Todeskampf" — um einen Ausdruck der Edinburgh Review zu gebrauchen — ist die Türkei seit fünf Generationen begriffen; trügen aber die Zeichen nicht, so ist die Katastrophe vor der Thür. Einerseits sehen wir, wie die slawischen Provinzen sich enger und enger an Rußland schließen, und andererseits, wie uns Herr Macfarlane belehrt, sterben die eigentlichen Türken überall aus und machen den Griechen und Armeniern Platz. Sollte die Stunde der Auflösung bald schlagen, so werden diejenigen, die auf das Verfahren der Mächte schwören, diesem Ausgang nur mit geringem Leidwesen entgegensehen.

Digitized by Google

Schweiz.

Die geheimen Gesellschaften und der Kommunismus in der Schweiz.

Wir haben kürzlich (Nr. 35 des Magazins) einer Geschichte des Sonderbundkrieges von Herrn Crétineau-Joly gedacht, der über diesen Beginn des europäischen Kreuzzuges gegen die Sache des Gesetzes und der Ordnung merkwürdige neue Aufschlüsse ertheilt. Seitdem ist ein zweites Buch in französischer Sprache erschienen, das die demagogischen Umtriebe in der Schweiz zum Gegenstande hat. Es führt den Titel: „Studien der Anarchie unserer Zeit, der Kommunismus und das junge Deutschland in der Schweiz, von A. Pennequin.*) Die über ganz Mittel-Europa verbreiteten demokratischen Klubs und geheimen Gesellschaften, deren Leitung von der Schweiz ausgeht und deren Oberen sich zum Theil dort und zum Theil in England und in Frankreich befinden, werden in diesem Buche nach Materialien geschildert, über deren Echtheit kein Zweifel obwalten kann, da sie zum Theil von Eingeweihten selbst (wir erinnern nur an das bekannte Buch von Karl Marx) publizirt worden, doch sind sie hier so übersichtlich zusammengestellt, daß sie eine förmliche Geschichte des Demagogismus, besonders des deutschen, in der Schweiz bieten. Eine in diesem Lande selbst erscheinende Zeitschrift, die Genfer Bibliotheque Universelle, drückt sich bei Gelegenheit einer Kritik des gedachten Buches folgendermaßen aus:

„Seit etwa zwanzig Jahren ist die Schweiz das von den Revolutionairen auserwählte Laboratorium, wo das Werk der Auflösung der Gesellschaft präparirt wird. Der gastliche Boden unseres Landes ist der Sammelplatz der politischen Flüchtlinge aller Länder geworden, die daraus den Mittelpunkt ihrer thätigen Propaganda gemacht haben. Besonders die Deutschen haben hier ein leicht zu verführendes Publikum in den zahlreichen Handwerkern ihrer Nation, die von Stadt zu Stadt wandern, um gewisse Professionen zu betreiben, für welche die Schweiger keinen Geschmack haben. Bald gelang es ihnen, unter sich Vereine zu bilden, deren anscheinender Zweck lediglich die Herbeischaffung von Mitteln zu ihrer Unterhaltung und Belehrung, so wie eine gegenseitige Unterstützung in Fällen unverschuldeter Verarmung, deren wahre Aufgabe jedoch die Verbreitung von Umsturz-Ideen und die Organisirung einer Art von Armee war, welche die Pläne der Häupter in Ausführung bringen sollte, sobald der zum Handeln günstige Augenblick gekommen war. Um dieses Resultat sicherer zu erreichen, bewirkte man des Schutzes der Kantons-Regierungen, welche täglich dem Verlangen der auswärtigen Mächte nachgeben und die Flüchtlinge ausweisen konnten. Es kam also zunächst darauf an, im Innern der Schweiz Revolutionen hervorzurufen, und so verband sich denn der Einfluß der geheimen Gesellschaften mit den Umtrieben der Radikalen, was sehr bald den Triumph der Letzteren herbeiführte.

„Aber während auf diese Weise der Erfolg der propagandistischen Pläne fast unzweifelhaft schien, schlug sich in die Reihen der Propaganda selbst Zwietracht ein. Die kommunistischen Tendenzen veranlaßten heftige Debatten, in Folge deren eine Spaltung eintrat, welche die Häupter nicht zu hindern vermochten. Von diesem Augenblicke ab verloren die geheimen Gesellschaften sehr viel von ihrer Stärke und fingen sie an, dem Volke in der Schweiz Mißtrauen einzuflößen. Herr Pennequin bemerkt mit Recht, daß selbst in den radikalsten Kantonen der Kommunismus keine Sympathie gefunden. Wenn er hier und da vielleicht auch einige Verirrte, leichtsinnige Menschen, einige Ehrgeizige von niederem Schlage verführte, so hat er sich doch nirgends als Partei zur Geltung bringen können. Es ist dies eine Thatsache, die sich übrigens sehr leicht erklären läßt, sowohl durch das Vorherrschen der ackerbauenden Bevölkerung, als durch die außerordentliche Theilung der Grundeigen in der Schweiz. Dieses Land, welches das Signal zu der revolutionairen Erschütterung des Jahres 1848 gegeben, wird vielleicht auch das erste sein, in welchem eine wahrhaft volksthümliche Reaction gegen die unglückseligen, die gesellschaftliche Ordnung bedrohenden Lehren des Sozialismus zum Durchbruch kommen wird.

„Allerdings ist die Schweiz auch das Land, wo diese Lehren am offensten gepredigt worden und wo man demzufolge am besten hat beurtheilen können, was an ihnen sey. Die Ausfälle, die Herr Pennequin aus den Schriften von Weitling und Marx, so wie aus dem Briefwechsel mehrerer Anderen, mittheilt, sind vollkommen genügend, um den Ekel und den Abscheu zu erklären, den sie allen ehrlichen Leuten, gleichviel von welcher schweizer Partei, einflößen mußten. Es herrscht darin der gemeinste Materialismus, der sich keinen anderen Zweck setzt, als die Befriedigung sinnlicher Begierden und niederer Leidenschaften. Gelderpressungen und Orgien, dies ist in zwei Worten das System jener vorgeblichen Reformatoren der Gesellschaft. Wenn man sieht, daß der Kommunismus zu solchen Resultaten führt, so kann man ihn in der That für nichts weiter als eine Art moralischer Cholera halten, gegen deren Ausbreitung sich gewiß bald von allen Seiten unübersteigliche Schlagdämme erheben werden. Als letztes Symptom des demagogischen Fiebers, scheint er von der Vorsehung dazu bestimmt, die Völker zu den Ideen der Gottesfurcht, des Gehorsams und der Ordnung zurückzuführen.

„Die Schrift des Herrn Pennequin liefert uns ein sehr treffendes Bild von den Intriguen, deren Schauplatz die Schweiz gewesen, und die so außerordentlich viel zur allgemeinen Erschütterung von Europa beigetragen. Gleichwohl ist der Verfasser von einer sehr wohlwollenden Gesinnung für das schweizer Volk beseelt, welches er nicht mit jener wühlerischen Minorität verwechselt, die die Umstände benutzt hat, um sich der Gewalt zu bemächtigen. In der That nähert sich die Herrschaft der Letzteren ihrem Ende. Das Nationalgefühl ist in diesem Augenblicke bereits wieder überwiegend in den Kantonen, und wenn nicht etwa eine unglückselige Intervention den natürlichen Gang der Dinge unterbricht, so wird die Schweiz binnen kurzem von selbst wieder die Wege des wahren Liberalismus einschlagen, welcher gleich weit von den alten Mißbräuchen des oligarchischen Regiments, wie von den unheilvollen Ausschreitungen der revolutionairen Anarchie, entfernt ist."

Mannigfaltiges.

— Zur Literatur der Musik. Freunde der Musik und einer gediegenen Würdigung dieser Kunst machen wir auf eine so eben von dem rühmlich bekannten französischen Kunstkritiker P. Scudo herausgegebene Sammlung von Aufsätzen aufmerksam.*) Es werden darin die Werke sowohl der französischen, als der italiänischen und deutschen Schule besprochen; kein berühmter Name, von Mozart und Beethoven bis auf Meyerbeer und Donizetti, fehlt in dem Buche, und auch sehr viele Virtuosen, Sänger und Sängerinnen haben ihre Stelle darin gefunden. Das „Magazin" hat bereits öfter Gelegenheit gehabt, Einzelnes von diesen Aufsätzen, die früher in der Revüen abgedruckt waren, zu übertragen. Es gehörten dahin namentlich die geistvollen Artikel, die wir im vorigen Jahrgang (Nr. 67 u. ff.) über Meyerbeer's „Prophet" und (Nr. 139 u. ff.) über Angelika Catalani mitgetheilt. Herr P. Scudo, ein Schüler des berühmten Choron, ist selbst Musiker und hat seinen Geschmack nach den Werken der großen Meister aller Zeiten gebildet. Frei von allem Parteigeist und Coterieewesen, ist er kein ausschließlicher Parteigänger irgend einer Schule, sondern bewundert aufrichtig, was jede derselben Schönes darbietet, und verwirft er das Unschöne überall, wo er es antrifft, wenn es auch noch so anspruchsvoll und originell (wie z. B. in den Compositionen von Berlioz) auftritt. Er gehört zu den wahrhaft gebildeten Geistern, die, wie er sich ausdrückt, an die Vorsehung und an die menschliche Vernunft glauben und die auch in der Kunst aufsuchen, was sie vom Leben fordern: die Verschönung der Freiheit mit der Ordnung, dieses große Problem unserer Zeit. In der Musik, wie in der Literatur und im Staatsleben, gehördret der Kampf, der zwischen diesen beiden Elementen ausgebrochen, die höchsten menschlichen Errungenschaften, und nur in ihrer Versöhnung liegt die Gewähr für die Bewahrung des Höhepunktes, den das Menschengeschlecht erreicht hat. In der Musik, wie in der Literatur und im Staatsleben, haben die Neuerer, welche das Joch der Routine abschütteln wollten, nicht immer die nothwendige Gränzlinie der Ordnung einzuhalten gewußt und deshalb die Gesetzlosigkeit mit der Freiheit verwechselt. Die Grundsätze des Schönen und des Wahren aus den Augen verliert, schlagen solche Neuerer den Weg ein, den ihnen ihre Phantasie als den besten bezeichnet, und ist es ihnen weniger darum zu thun, ihr Publikum durch anmuthige oder ergreifende, als durch überraschende und verblüffende Effekte zu gewinnen, wobei von einem die Seele erhebenden, großen sittlichen Zwecke nirgends die Rede ist. Diese materialistische Tendenz hat sich in der Musik auf gleiche Weise bei den Komponisten, wie bei den Virtuosen, kundgethan. Berlioz wird von dem Verfasser als ein Beispiel der Ersteren und Liszt als eines der Letzteren bezeichnet. Beides sind Männer von unbestreitbarem großem Talent; der Eine aber wie der Andere ist nur allzu geneigt, das Wesen zu opfern für die Form, den Gedanken preiszugeben für den Ausdruck. Ihr ganzer Verdienst besteht darin, Schwierigkeiten, die sonst unüberseiglich schienen, überwunden zu haben, aber diese Schwierigkeiten liegen ganz außerhalb der Gränzlinien des Wahren und des Schönen, die allein in der Kunst maßgebend, d. h. von derjenigen Bedeutung sind, welche das Gesetz der Ordnung in der sittlichen Welt hat. Nach der Ansicht des Herrn Scudo, hängt die Musik mit der sittlichen Entwicklung des Menschengeschlechts auf das Innigste zusammen und soll sie, eben so wie die Literatur, zur Bildung der Seele beitragen, deren Freuden und Schmerzen, deren Hoffnungen und Befürchtungen sich in ihr abspiegeln. Läßt sie diesen Zweck außer Augen, dann wird sie zu einem bloßen sinnlichen Genusse, der, wie mannigfaltig und glänzend er auch gemacht werden mag, doch die Seele endlich ermüdet und keinerlei bleibenden Eindruck in ihr zurücklässt. — Wir glauben durch diese Charakteristik den Leser eingeladen zu haben, das Buch selbst kennen zu lernen, das die Gedanken, die wir hier zusammengestellt, in allen seinen Betrachtungen festhält und durchführt.

— Runnymede. Der Korrespondent eines englischen Blattes drückt sein Erstaunen darüber aus, daß Runnymede, der Ort, wo die Magna Charta, jene Grundlage der englischen Freiheit, vom König Johann ausgefertigt oder ihm vielmehr abgezwungen wurde, nie durch ein Monument oder auch nur durch den einfachsten Denkstein bezeichnet worden ist, während man doch so viele andere, verhältnißmäßig gleichgültige Begebenheiten durch prächtige Denkmäler verherrlicht hat. Die Stelle, wo jener Akt stattfand, wird jetzt als Rennbahn benutzt und ist durch ein unförmliches Gerüst noch mehr verunziert.

*) Etudes sur l'anarchie contemporaine, le communisme et la Jeune-Allemagne en Suisse, par Amédée Pennequin. Paris, 1850.

*) Critique et Littérature musicales, par P. Scudo. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 16 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 59. Berlin, Donnerstag den 16. Mai 1850.

Frankreich.

Zur sozialen Frage.

Die Revue des deux Mondes enthält eine Kritik des Berichts, den die von der Legislative zur Prüfung derjenigen Mittel, die der Staat zur Linderung der Noth der unteren Klassen ergreifen könnte, niedergesetzte Kommission veröffentlicht hat. Die Kritik rührt von dem gelehrten Staats-Oekonomen M. Chevalier her und tadelt an dem Berichte, daß er mehr negativ — gegen die Vorschläge der Sozialisten — als positiv gehalten sey. Wir entnehmen ihr zwei Abschnitte, in denen sich der humane und freimüthige Geist des berühmten Verfassers wieder recht deutlich bewährt.

1. Die Arbeitervereine zur gegenseitigen Unterstützung

haben sich, trotz der schönen Idee, die ihnen zu Grunde liegt, in Frankreich nicht immer gesegnet erwiesen. So wie sie gegenwärtig meistens eingerichtet sind — das heißt, nur aus Arbeitern bestehend und nur von Arbeitern verwaltet —, wurden sie bei Gelegenheit zu politischen Vereinen, in denen soziale Fragen ausschließlich vom Standpunkte der Arbeiter aus besprochen wurden. Man knüpfte daselbst die Beschwerden an, die man gegen die Arbeitgeber hatte oder zu haben glaubte, und tauschte seine staatsökonomischen Ansichten aus, die nicht gerade immer aus unverdächtiger Quelle geschöpft waren. So regte man sich gegenseitig auf, und das war in der That eine trübselige Gegenseitigkeit. Die Heftigeren warfen sich zu Führern auf und schüchterten die Anderen ein, die sich nicht übergezogen ließen. Bald gewannen die geheimen Verbindungen Einfluß auf die Unterstützungsvereine und entfremdeten sie unter dem plausiblen Vorwande, den traurigen Folgen der Arbeitslosigkeit zu begegnen, ihrem ursprünglichen Zwecke. Demgemäß wurde den Arbeitern eine größere Beisteuer auferlegt, denn es genügte nun nicht mehr, in Krankheitsfällen eine Unterstützung bereit zu haben; man mußte vielmehr sehr große Summen ansammeln, und diese benutzte man dann zu Zwecken, die der großen Mehrheit der Beisteuernden aufgezwungen wurden und der öffentlichen Ordnung gefährlich waren. So konnten massenhafte Arbeitseinstellungen durchgesetzt werden, die für die Masse der Betheiligten immer ohne Erfolg blieben und nur für die wenigen herrschsüchtigen und arbeitscheuen Führer von Nutzen waren. Hin und wieder haben sich die Unterstützungsvereine geradezu in Werkzeuge des Bürgerkrieges verwandelt. Die Gesellschaft der Mutuellistes und Ferrandiniers in Lyon und St. Etienne ist bekannt. Im Anfange waren dies sehr lobenswerthe Gesellschaften; im Jahre 1834 aber lieferten sie das Kontingent zu den Aufständen, welche die Fabrikstädte im Südwesten Frankreichs verheerten.

Wenn ein Arbeiterverein zur gegenseitigen Unterstützung bei mäßigen Beiträgen einen guten Zweck erreichen will, so muß er sich genau auf die Hülfeleistung in Krankheitsfällen beschränken und darf weder bei Arbeitslosigkeit Unterstützungen verabreichen, noch Pensionsgelder bewilligen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im anderen Falle die Kassen nicht bestehen konnten.

Wenn dergleichen Vereine auch Mitglieder aus den wohlhabenderen Klassen enthielten, so würde dadurch manchem Uebelstande vorgebeugt werden. Die Verwaltung würde besser kontrolirt und einsichtiger gehandhabt, und es könnte nicht geschehen, daß die Sonds, die dazu bestimmt sind, den erkrankten Arbeiter und seine Familie vor Mangel zu schützen, zur Unterhaltung politischer Verbindungen und zur Besoldung wühlender Agenten verwendet werden. Der Fluch unserer Zeit ist, daß man es erreicht hat, die Gesellschaft in zwei getrennte Lager zu theilen, auf eine Seite die Bourgeoisie, auf die andere die Arbeiter zu stellen. Obwohl Beider Interessen solidarisch sind, stehen sie einander doch bald in offener, bald in versteckter Feindseligkeit gegenüber. Ihre Wiedervereinigung wäre das Zeichen, daß die französische Revolution geschlossen, die französische Gesellschaft gerettet ist. Alles, was diese Annäherung befördert, muß daher mit Eifer ergriffen und begünstigt werden. Hierher gehörte nun aber sicher ein Institut, in welchem Bürger und Arbeiter freiwillig vereinigt sind und sich als Genossen an einem Werke der Wohlthätigkeit betheiligen, das den bedürftigen Klassen zugutekäme und von ihnen selbst mit erhalten würde. Es läge darin gewiß manche Veranlassung zur Versöhnung der Gemüther. Folgendes Beispiel mag zeigen, daß eine solche Erwartung keine hohle Redensart ist. In Nantes besteht eine Société industrielle, die neben anderen gemeinnützigen Einrichtungen einen Arbeiterverein zu gegenseitiger Unterstützung ins Leben gerufen hat, der durch Beiträge von Arbeitern und Bürgern erhalten wird. Im Jahre 1834, als Lyon in vollem Aufstande begriffen und Paris der Schauplatz einer fürchterlichen Emeute war, herrschte auch in Nantes eine dumpfe Gährung. Man stellte zur selben Zeit eine Dampf-Sägemaschine auf. Die Säge-Arbeiter, die sich in ihrem Erwerbe bedroht sahen, beschlossen, sie zu zerstören. Die geheimen Verbindungen, die damals über ganz Frankreich verbreitet waren und jedes Symptom von Aufregung für ihre Zwecke ausbeuteten, trieben sie dazu an. Wäre das Vorhaben ausgeführt worden, so hätte es gewiß in weiten Kreisen die traurigsten Folgen nach sich gezogen. So aber legte sich die Société industrielle ins Mittel. Perr Decharille, der Vorsteher des erwähnten Unterstützungsvereins, rief die Säge-Arbeiter, die Mitglieder des Vereins waren, zusammen, und seinen Worten gelang es, sie zur Ruhe zurückzuführen.

2. Die Armuth der französischen Nation.

Man schlägt vor, die Armenhäuser, die Armenschulen, die Blinden- und Taubstummen-Institute zu vermehren. Das wäre Alles recht schön, aber zu dem Ende müßte man die Steuern erhöhen, und Frankreich ist schon zu sehr belastet: es ist zu arm dazu. Das Geld über die Arbeit der Kinder in den Fabriken ist ein Gesetz der Humanität; aber zunächst sind es die Aeltern, die sich ihm widersetzen. Sie können von dem Erwerb ihrer Kinder nicht entbehren, sie sind zu arm. Eben so scheitert die Errichtung von Strafkolonieen für jugendliche Verbrecher und anderer philanthropischer Anstalten an der Unzulänglichkeit der öffentlichen Mittel. Der Kredit, den die Berichter der Fundamental-Prinzipien der Volkswirthschaft mit einem Federstriche auf die Arbeiter ausgedehnt wissen möchten, derselbe Kredit fehlt selbst tüchtigen Fabrikanten und Landwirthen, weil (neben anderen Gründen) kein Kapital vorhanden, weil die französische Gesellschaft arm ist. Die Colonisation würde daselbe Hinderniß finden, der Bau von gesunden Arbeiterwohnungen und hundert andere Unternehmungen dieser Art desgleichen.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser National-Armuth; sie ist der Knoten der ganzen sozialen Frage. Was heißt: die Nation ist arm? Die Brutto-Einnahme der Gesellschaft, der Fonds, von dem sie lebt, indem sie ihn fortwährend durch ihre Arbeit erneuert und vermehrt, ist zu beschränkt, um den Wohlstand der ganzen Nation zu begründen. Da nun einmal die Betheiligung dieser Brutto-Einnahme nach jenen Grundsätzen geschehen ist, auf denen die bürgerlichen Einrichtungen aller europäischen Staaten beruhen, so mögen die öffentliche und die Privat-Wohlthätigkeit sich anstrengen, wie sie wollen, um den Antheil des Armen zu vergrößern: dieser Antheil bleibt gering und unzureichend, und das nicht allein im Verhältniß zu den Ansprüchen der Nothleidenden, die freilich in Augenblicken revolutionairer Leidenschaft übertrieben seyn können, sondern selbst gegenüber den bescheidensten Anforderungen der Menschenliebe. Er bleibt unzureichend, weil dies unvermeidlich ist von dem Augenblicke an, wo das Gesammtvermögen der Nation im Verhältniß zu der Anzahl der dabei Betheiligten zu gering ist. Die derzeitigen Reformatoren haben fast alle den Grundsatz aufgestellt, man müsse den Gewinn der Arbeit anders vertheilen, als es bisher geschehen ist. Aber diese Reformatoren sind in einem verderblichen Irrthum befangen, der, wenn man ihm freies Spiel ließe, Frankreich in einen unermeßlichen Abgrund stürzen müßte. Die Prinzipien, nach denen zur Zeit der Arbeiterstreiks in Frankreich vertheilt ist, sind diejenigen, die einer freien Gesellschaft gegiemen; sie sind ein Ausfluß der Freiheit selbst. Die Gesellschaft kann sich ihnen nur entziehen, wenn sie der Freiheit entsagt, und die vermeintliche Organisation der Arbeit, die man statt ihrer einzuführen gedachte, hätte nichts organisirt, als die Knechtschaft und das Elend Aller. Ideen, Grundsätze wären nicht mit solcher Wuth angegriffen worden, wenn man bedacht hätte, daß sie, gleich allen sozialen Prinzipien, nicht unwandelbar sind und mit dem Fortschritt der Sitten selbst fortschreiten können.

Die Verbesserung der Lage des Volkes im Allgemeinen und der eines jeden Arbeiters in den Städten oder auf dem Lande insbesondere hängt von dem Ertrage der Kollektiv-Arbeit der Nation und der jedes Einzelnen ab. Die Aufgabe ist demnach, die Arbeit Aller und die eines Jeden fruchtbringend zu machen. Ist dies erreicht, dann kömmt das Uebrige, nämlich der Wohlstand der Nation und des Individuums, von selbst. Wenn die Staats-Oekonomen in einem Satze einig sind, so ist es der, daß in demselben Maße, als im Verhältniß zur Menschenzahl die Gesellschaft aus ihrer Arbeit mehr Gewinn zieht, in eben dem Maße auch der Antheil wächst, der dem Arbeiter davon zugutekommt. Alle Welt hat dabei Vortheil, der Arbeiter aber den meisten. Es ist dies eine tröstliche Wahrheit für den Nothleidenden, eine beruhigende Erfahrung für den Menschenfreund, wie für den Staatsmann, der in der Noth eine Ursache zu Revolutionen sieht und in der Versöhnung der Interessen den Frieden der Se-

Digitized by Google

Spanien.

Zur Geschichte der Basken.

(Schluß.)

Man hat vielerlei Konjekturen aufgestellt, um die Ureinwohner Spaniens in eine von den großen Völkerfamilien einzureihen, in welche die kaukasische Rasse eingetheilt wird. Einige haben sie zu den Celten, Andere zu den Finnen, noch Andere zu den Semiten gerechnet; Meinungen, die mit gleichem Rechte verworfen und angenommen werden können. So viel aber scheint feststehen, daß die Iberier bereits in den vorgeschichtlichen Zeiten den Boden bewohnten, auf dem wir noch heute ihre Ueberreste, die Basken, vorfinden.

Die Iberier mögen zuerst einen Gebietsverlust erlitten haben, als sich die Ligurier, vom Flusse Ligos (Lobre?) kommend, der Küste zwischen der Rhone und Italien bemächtigten. Später fand der Einfall der Celten statt, deren Nachkommen sich den ganzen Westen Europa's innehaben. Die Celten, tüchtige und kriegerischer, als die Euskarier, verdrängten dieselben überall und nöthigten die Uebriggebliebenen, in den wilden Schluchten der Pyrenäen einen Zufluchtsort zu suchen. Dort bildeten sie mehrere kleine konföderirte Republiken und hielten, durch die Oertlichkeit begünstigt, fernere Invasionen von sich ab.*) Von den historischen Zeiten an sehen wir alle Eroberer dieser natürlichen Festungen vergeblich angreifen. Karthager, Römer, Gothen, Franken, Sarrazenen verfuchen sich einander, die Basken zu unterwerfen, und schlagen sie auch wohl zuweilen in offener Schlacht, verwüsten ihre Thäler und legen ihnen einen Tribut auf. Indessen ist diese Unterwerfung immer nur temporär und nominell; nie verlieren die Euskarier ihre Nationalität oder nehmen Sitte und Sprache der Ueberwinder an. Im Grunde genommen, waren sie für die letzteren immer eher Bundesgenossen, deren man schonen mußte, als wirkliche Unterthanen. Stets steht man sie auf der Lauer, ihre vollkommene Unabhängigkeit wiederzuerlangen; sie ergreifen jeden jede Gelegenheit, blutige Rache zu nehmen, und mehr als einen Ort giebt es, der im Lande der Basken mit so viel Stolz genannt wird, als Roncesvall. Dessenungeachtet werden mit der Zeit die konföderirten baskischen Republiken den Nachbarreichen einverleibt, immer jedoch unter Zusicherung besonderer Privilegien und ohne Aenderung ihrer alten Sitten und Gebräuche.**) Von allen baskischen Gebieten haben Biscaya und Guipuzcoa Sprache; Sitten und Einrichtungen ihrer Vorfahren am besten erhalten, und es ist gewiß eine seltsame Erscheinung, mitten im 19ten Jahrhundert hart an der französischen Gränze eine Gegend zu finden, in welcher das Mittelalter noch in voller Blüthe steht.

Die Freiheiten der Basken, die unter dem Namen der Fueros eine politische Berühmtheit erlangt haben, betrafen zu gleicher Zeit die Beziehungen zu der spanischen Krone und die innere Organisation jeder Provinz. Der König von Castilien war Oberlehnsherr: man gelobte ihm Treue, er erhob einen geringen Zins von gewissen Grundstücken und dem Ertrage der Gisenhütten, und die ganze Bevölkerung mußte ihm beistehen, falls ihm ein Feind das Land fiel. Dagegen waren die Provinzen frei von jeglicher Abgabe oder Steuer und bewilligten an Mannschaften und Geld nur, was ihnen gutdünkte. Guipuzcoa, das an der äußersten Gränze lag, hatte auf seinem Gebiete einige feste Plätze, wo die spanischen Könige eine Garnison hielten. Es erhielt auch einen General-Gouverneur, der in San Sebastian residirte. Aber dieser Beamte hatte keine eigene Gewalt, sondern mußte sich über die Vertheidigung des Landes — den einzigen Gegenstand seiner Einmischung — mit den Alkalden verständigen. Was Biscaya betrifft, so bestand eines von seinen wesentlichen Rechten darin, daß es auf seinem ganzen Gebiete weder königliche Truppen, noch Festungen gab, und das selbst der König, wenn er in gewisse Städte einzog, seine bewaffneten Begleiter bis auf eine festgestellte Anzahl draußen lassen mußte. In ihrer inneren Verfassung unterschieden sich Guipuzcoa und Biscaya in gewissem Betracht von einander; doch hatten sie das Gemeinsame, daß, abgesehen von den allgemeinen Freiheiten, freie Stadt, ja, jedes Dorf eine besondere und unabhängige Verwaltung, so wie spezielle Gesetze und Privilegien, hatte. Die baskischen Provinzen waren in der That eine Konföderation von einer Menge kleiner Republiken (infanzonaden), die jede ihre Abgeordneten zu der allgemeinen Provinzialversammlung (alzaa) schickte. Dieser lag die Verwaltung der allgemeinen Provinzial-Angelegenheiten, die Feststellung der königlichen Gerechte und die Aufrechthaltung der Fueros ob.

Während zu dieser Nationalversammlung war jeder baskische Grundbesitzer. Das Feudalwesen hat bei den Euskariern niemals bestanden. Zwar waren alle Bewohner von Guipuzcoa adelig von Geburt und genossen in Spanien alle mit dieser Eigenschaft verbundenen Rechte; auch übertrugen gewisse biscayische Städte ihren Einwohnern dergleichen Rechte; aber diese Privilegien galten nur außer Landes, das heißt im übrigen Spanien. Selbst die höchsten Titel, sie einer baskischen Familie von dem spanischen Könige verliehen wurden, waren für dieselbe kein Grund der Auszeichnung unter ihren Mitbürgern. Die Verfassung erkannte keinen Adel an. Um ein Amt zu bekleiden, brauchte

*) Zur Zeit der punischen Kriege waren die Bewohner der Euskarien die Landsleute und die Bundesgenossen. Die Basken sind direkte Nachkommen der Letzteren.

**) Selbst die Bewohner der Terre de Labourt (des französischen Baskes) waren von jeder Auflage frei; außer daß sie jährlich 253 Livres 10 Sols bezahlen und eine Schenkung ausleisten. In der Revolutionszeit verloren sie ihre Privilegien. — Im spanischen Antheil wurden der „Herr von Biscaya“ — eine andere Zeit wurde dem König von Castilien oder nicht zugestanden — durch eine feierliche Eide am Autenbaume von Guernica vereidigt. Einen leichte es am Thore des Pilaos von der Nationalversammlung, den zweiten in San Thomas vor dem Altare, den dritten unter der berühmten Eiche von Guernica vor den baskischen Junten, den vierten auf einer der drei Steinbrücke in Bermeo.

Digitized by Google

man nur Acheco-yama, d. h. Pausbesitzer, zu seyn, und selbst ein Ausländer, der dort Grundbesitz erwarb, gelangte dadurch zu allen politischen Rechten. Alle Gewerbe waren gleich geachtet; es gab kein schimpfliches. Die Gleichheit der Bürger war vollständig. Wenn z. B. in San Sebastian das Ayuntamiento einen Ball gab, so kam man Niemanden besonders ein, sondern lief an die Ecken anschlagen: Heute Abend ist Ball! worauf ein Jeder hinging, dem es beliebte. Diese patriarchalischen Sitten erstirren zum großen Theil heute noch. Je mehr freilich die Basken sich mit der Nachbarbevölkerung vermischen, desto mehr greift der Geschmack an Standesunterschieden und Ueberhebungen um sich. Indessen steht man noch immer in den sonntäglichen Gesangs- und Tanzkränzchen Leute von den verschiedensten Berufen und gesellschaftlichen Stellungen in der größten Ungezwungenheit sich mit einander vergnügen.

Die baskischen Furos waren durch den Krieg des Don Karlos in ernste Gefahr gerathen, entgingen derselben jedoch durch den Vertrag von Bergara und die weise Mäßigung der spanischen Regierung. Sie haben in der That nur zwei leichte Beschränkungen erfahren. Ein Dienst von caraboineros (Gendarmen) wurde in den baskischen Provinzen errichtet und die Zollinie bis an die französische Gränze vorgeschoben. Trotzdem werden Zucker, Salz und Taback, welche Gegenstände in den übrigen Spanien sehr hoch besteuert sind, für den Verbrauch der Baskos fast frei eingeführt. Auch darf die spanische Regierung, nach wie vor, weder einen Soldaten aushehen, noch einen Rekrutirungsbefehl einzelnen ohne Bewilligung der Stände, und jeder Versuch, das spanische Besteuerungs- oder Rekrutirungssystem einzuführen, würde unzweifelhaft eine neue Revolution zur Folge haben.

Ein Volk, bei dem jeder Einzelne zu jeder Zeit an den geringsten Einzelheiten seiner inneren Verwaltung Theil nimmt, besitzt wahres politisches Leben. Es wird sich viel um die eigenen Angelegenheiten, wenig um die seiner Nachbarn kümmern. Bereit, jeden Angriff von außen abzuwehren, wird es wenig Neigung haben, einen Einfluß jenseits seiner Gränzen zu erwerben. Wenn seiner Verfassung und Sitte den Bürgern eine wirkliche Gleichheit sichern, so wird daraus eine fast einförmige Entwickelung derselben hervorgehen. So erscheint denn auch der euskarische Stamm im Laufe seiner Geschichte. Er ist niemals unterjocht, noch erobernd gewesen. Man trifft ferner bei ihm weder große Armuth an, noch übermäßigen Reichthum. Ein allgemeiner Wohlstand, der hauptsächlich auf den Landbau gegründet war und auch theilweise dem Seehandel verdankt wurde, scheint jederzeit in diesem Lande geherrscht zu haben. Von herumdenkwürdiger Anlage für jedes Gewerbe, das Muth und Gewandtheit erfordert, sind die Basken lange Zeit die besten Seefahrer der Welt gewesen und behaupten ihren alten Ruf noch heute. Zur Mittelalter verstanden sie sich allein auf den Fang der Wallfische, die dazumal in den spanischen Meeren sehr häufig waren. Bei der Verfolgung derselben haben sie zweifelsohne diejenigen Ansiedelungen an den französischen Küsten angelegt, in denen sich noch gegenwärtig baskische Elemente nachweisen lassen. Sie sollen bei allen Expeditionen bis nach Island und Grönland vorgedrungen seyn und selbst die Küsten von Neufoundland und Kanada schon hundert Jahre vor Entdeckung Amerika's besucht haben.

Der euskarische Stamm zeigt eine ausnehmend schöne Körperbildung, deren hervorstechende Merkmale ein runder Kopf, eine breite, gewölbte Stirn, eine gerade Nase, ein kleiner Mund, ein feingeschnittenes Kinn, ein ovales, nach unten engeres Kinn, große schwarze Augen, schwarze Haare und Augenbrauen sind. Ihr Teint ist dunkel, ihr Wuchs mittel, aber sehr proportionirt; Füße und Hände sind klein und zart geformt. Dieser Typus hat sich, zumal in den Gebirgsdistrikten, auffallend rein erhalten. In den baskischen Gesellschaften kann man immer auf zwanzig prächtige Gestalten höchstens ein minder angenehmes rechnen. Besonders die Frauen zeigen, wie dies übrigens bei allen nationalen Typen beobachtet wird, die eigenthümlichen Reinheiten ihres Stammes. Ihr regelmäßiges und doch lebhaftes Gesicht, ihre ausdrucksvollen Augen, der halb geöffnete, ein wenig spöttisch gezogene Mund, das lange, in Zöpfen herabhangende oder, gleich einem Diadem, um den Kopf gewundene Haar müssen dem Gleichgültigsten Bewunderung abnöthigen. Dazu kömmt ein Ebenmaß in Hals und Schultern, um das manche Herzogin eine baskische Bäurin beneiden möchte, und es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß selbst im Gange der ärmlichsten Agnadoras, die schwere Wasserkrüge auf dem Kopfe tragen, etwas von der wilden Majestät einer Diana zu finden ist. Die Männer sind vielleicht minder schön, als die Frauen; aber im Ebenmaß der Körperformen und in der hohen Anmuth ihrer Bewegungen stehen sie ihnen nicht nach. Sieht man diese Menschen, die ihre eigene und Anderer Würde so gut zu wahren verstehen, so versteht man die Achtung, die sie den spanischen Königen einflößen mußten; in der That, die Basken sind eine Nation von Edlen.

Der sittliche und geistige Charakter des Volkes entspricht seiner äußern Erscheinung. Eine ausgesprochene Reinlichkeit verräth die Selbstachtung, von der die Basken durchdrungen sind. Das Gefühl der Unabhängigkeit und die Liebe für zu ihrem Lande sind die höchsten Triebfedern ihres Thuns. Stolz auf ihren Ursprung, drücken sie gering von ihren spanischen und französischen Nachbarn; indessen sind die Gastlicher und Gutsitzer ganz besonders Gegenstand ihrer Mißachtung. Unternehmend und thätig, verstehen sie leicht ihr Vaterland, aber nur, um bereichert wiederzukehren. Sie sind ein ausgezeichnete Arbeiter, eben so geschickt, als fleißig, und diese Eigenschaft allein sichert ihnen in einer industriellen Zeit, wie die unsrige, für eine vielleicht nicht ferne Zukunft das Uebergewicht über die anderen spanischen Provinzen.

Sie haben einen lebhaften und durchdringenden Geist und neigen deshalb zum Scherze, selbst zur Spottsucht. Auch das Gefühl für Dichtkunst, zu der sich zumal ihre Sprache, in welcher die Reime und Gleichklänge überaus häufig sind, ganz besonders eignet, ist in den Basken sehr entwickelt. Oft geschieht es, daß bei gemeinsamen Festen zwei Dörfer eine Art von poetischen Wettkämpfen aufführen. Die Improvisatoren bilden Lager sordern sich heraus und halten Zwiegesprache in Versen, die bald gesprochen, bald nach Nationalmelodieen (sorsicos) gesungen werden. Das geringste Ereignis wird zum Stoff eines Liedes, das sich bald durchs ganze Land verbreitet und eine starke Waffe gegen kleine Uebelstaten abgiebt. So z. B. macht jeder verrathene oder betrogene Liebhaber ein Lied auf seine Geliebte, und diese kann Wochen lang nicht aus ihrem Hause gehen, ohne daß ihr selbst der letzte Straßenjunge die Arie von ihrer Untreue vorpfeift. Diese poetische Ueberproduction hat freilich auch ihr Nachtheiliges. Die neuen Gedichte verbreiten zu rasch die alten, und man muß zu den Greisen in den Gebirgsdörfern gehen, um sich noch ein Lied zu verschaffen, das aus den Zeiten Karl's des Großen stammt und von den alten Traditionen der Euskaldunac erzählt.

Türkei.

Ein bulgarisches Abenteuer.

Der bekannte russische Reisende Kowalewskij, aus dessen „Wanderungen zur See und zu Lande" wir unseren Lesern schon in früherer Zeit einige Proben mitgetheilt, und der sich vor kurzem durch die Entdeckung von Gedsehan im Nilthale (über welche er ein eigenes Werk veröffentlicht hat) einen ausgebreiteteren Ruf erworben, giebt jetzt in der Petersburger Bibliotheka dla Tschenija recht interessante Skizzen seiner Reisen in der europäischen Türkei, von der Donau bis zu den Dardanellen, welche eine Beschreibung der Bulgarei, Rilla'd, Adrianopels und Konstantinopels in sich schließen. Wie die Franzosen in ihren beliebten Impressions de Voyage, weiß der Verfasser seine Erzählung durch mitunter eingestreute Anekdoten und dialogistische Scenen pikant zu machen, wodurch freilich auch der Uebelstand entsteht, daß die Gränze, welche die Reisebeschreibung von dem Roman trennen müßte, nicht immer eingehalten wird.

Ein romantisches Abenteuer, dessen Helden ein bulgarisches Mädchen war, wird von Herrn Kowalewskij folgendermaßen erzählt:

„Auf dem Rückwege nach Rissa hielten wir in Pojarazy an, einem von den Dörfchen, mit welchen dieses herrliche Thal besäet ist. Unser Führer ließ uns im Hause seines Schwiegervaters abtreten, wo er selbst wohnte; es war dies eine Art von Besuch bei dem gutmüthigen Bulgaren, der uns auf der Reise so manchen Dienst geleistet hatte. Außerdem fühlten wir eine lebhafte Neugier, seine Frau zu sehen, von deren Schönheit und romanhaften Schicksalen unsere Pferdetreiber uns viel erzählt hatten. Der alte Bulgare, der den Besuch erwartete, empfing uns mit wahrhaft slawischer Gastfreiheit. Bald erschien auch Helena, die schöne Helena, in der vollen Bedeutung dieses Wortes, ungeachtet ihres Kostüms, das bei weitem nicht so pikant ist, als die Tracht der Bulgarinnen des Balkans. Es besteht aus einem Demde mit weiten Aermeln, an den Schultern und der Brust mit Stickerei von farbiger Wolle verziert; zwei bunte wollene Schürzen ersetzen den Unterrock, indem die eine vorn, die andere hinten angebunden ist; um den Kopf ist ein Tuch gewunden, und welchem die schönen, glänzendschwarzen Haare hervorschimmern, wozu noch ein Halsband von verschiedenartigen türkischen, österreichischen und altrömischen Münzen und endlich schwere, mikgestaltete Holzschuhe kommen. Alles dieses, nebst einem von der Sonne gebräunten Teint und durch Arbeit rauhgewordenen Händen, konnte die Schönheit Helena's eben nicht sehr hervorheben, und nichtsdestoweniger mußte sie selbst dem verfeinerten Geschmack eines Europäers auffallen. Unter den Gebirgsslawen habe ich nicht selten ähnliche Muster der Schönheit angetroffen; ein hoher, schlanker Wuchs, große, schwarze Augen, dichte, regelmäßige Brauen, eine römische Nase und eine gewisse Würde, ein Adel in allen Zügen setzen den Reisenden in diesem Lande der Knechtschaft und der Erniedrigung unwillkürlich in Erstaunen. Helena, oder Jelenka, wie sie genannt wurde, konnte als ein lebendiges Beispiel solcher Schönheit dienen.

„Die Bulgarinnen des Gebirges tragen des Winters und zuweilen, an großen Festtagen, auch des Sommers noch den Subun, eine Art von Kaftan ohne Aermel, aus weißem Tuch, aber ungeschickt und häßlich gemacht; er wird in drei Theilen gemacht, so daß alle Umrisse des Körpers ein eckiges Ansehen erhalten, welches den Wuchs der Frauen ungemein verunstaltet, während die einfachen Demden, wenn sie ihre Reize auch gerade nicht erhöhen, sie wenigstens nicht verbergen.

„Die Geschichte Helena's ist eine von denen, die hier öfters vorfallen, nur daß es nicht Allen gelingt, sich so gut aus der Schlinge zu ziehen, als unserer Heldin. Sie wurde von Jakub-Pascha gesehen; wie sich dieses ereignete, kann ich nicht sagen: gewöhnlich verbringt man die Christenmädchen vor den Blicken der Türken wie die Taube vor dem Habicht, und daß sie nicht von freien Stücken sich dem Pascha in den Weg stellte, beweist das Folgende. Wie dem auch seyn mochte, nur kam bald darauf ein Bulgare aus Rissa, der im Marschall Jakub's diente, abwegs nach Pojarazy hereingelaufen und berichtete, daß der Pascha dem Ajan von Rissa befohlen habe, einige Mann Soldaten zu nehmen und sich in einer wichtigen Angelegenheit nach Pojarazy zu begeben: welche hiess war, hatte der Bote nicht gehört; allein nach dem Charakter Jakub's und der Heimlichkeit, mit der er seine Befehle gegeben, zu schließen, mußte wohl ein Frauenzimmer im Spiel seyn. Sobald diese Nachricht sich verbreitete, eilte Jeder, der eine hübsche Tochter oder eine, die er für hübsch hielt, hatte, sie aus dem Hause zu schaffen, mit der Weisung, sich an einem sicheren Ort zu verbergen. Die Einwohner dachten anfangs, sammt und sonders mit ihren Habseligkeiten in die Berge zu fliehen, überlegten aber, daß Jakub versprochen habe, sie zu beschützen und nicht zu plündern, und da sie sich keiner Schuld be-

Digitized by Google

wußt waren und auch nicht mit ihrer ganzen Habe und ihren kleinen Kindern fliehen konnten, so beschlossen sie endlich, zu bleiben. Was geschehen würde, müßte geschehen, und vielleicht sey es am Ende nur ein blinder Lärm.

„Die Pobjarazer hatten nicht lange zu warten. Nur zu bald erschien der Ajan und mit ihm einige zwanzig Kawassen, die sich geradeswegs zum Vater Jelena's begaben. „Du hast eine Tochter?" — Ja. — „Wo ist sie?" — Bei ihrer Schwester, die hundert Werst von hier verheiratet ist. — „Du lügst! Gestern hat man sie noch im Dorfe gesehen." — Das mag seyn; gestern war sie noch hier, aber diesen Morgen vor Tagesanbruch ist sie abgereist.

„Der Ajan hätte nicht Anstand genommen, hundert Werst zu reiten, allein es war möglich, daß er auch dort die Gesuchte nicht finden würde, und Jakub wollte bald Mista verlassen. Allerdings konnte es aufgeschoben werden; aber der Pascha liebte nicht den Aufschub in solchen Sachen und noch weniger, seine Beute fahren zu lassen. Der Ajan ritt also an den Vater Jelena's.

„Unterdessen versammelten sich die Dorfältesten beim Subascha (Vorsteher), um Rath zu pflegen, wie man den Vater Jelena's retten könne. Sie kamen überein, daß sich der Subascha in der Nacht zum Ajan begeben und ihm eine so ansehnliche Summe, wie nur aufzutreiben war, anbieten solle, wenn er den armen Alten freigeben wolle. „Mein Kopf ist mir lieber als Dein Geld", antwortete der Ajan; „wenn ich ohne das Mädchen zum Pascha komme, so bin ich verloren! Morgen soll der Alte auf die Folter; da wird er Alles gestehen." — Unterdessen beheizt er das Geld auf Abschlag seiner fernern Dienste.

„Der Subascha berichtete der Versammlung den schlechten Erfolg seiner Sendung. Die Aeltesten ließen den Kopf hängen. Es war für sie eine schwere Nacht, noch schwerer aber für den armen Vater Jelena's. Er bereitete sich vor, am morgenden Tage alle Qualen der Folter auszuhalten, seit entschlossen, eher zu sterben, als den Zufluchtsort seiner Tochter zu offenbaren. Niemand im Dorfe schlief in dieser Nacht ein Auge, mit Ausnahme der Kawassen, die nach einem lärmenden Feste auf fremde Kosten sich schlafen gelegt hatten. Plötzlich, um Mitternacht, erschallte der Ruf: Albaneser! Albaneser! Das Dorf loderte von allen vier Ecken auf, wie dies gewöhnlich bei ihrer Erscheinung der Fall ist, und beim Biederschein des Brandes sah man hier und da lange Flinten und Jatagane glimmern. Die Kawassen hatten kaum noch Zeit, auf die Pferde zu springen und sich mit ihrem Ajan sporenstreichs davonzumachen, die nachdem sie zwei oder drei Todte auf dem Platze gelassen. Die Albaneser sprengten geradeswegs auf das Haus zu, welches der Vater Jelena's bewohnte, ohne auf dem Wege dahin etwas anzurühren oder Jemanden ein Leides zu thun, was übrigens die Dorfbewohner erst später bemerkten. Ihnen voraus jagte ein flinker Reiter, der kaum funfzehn Jahre zu zählen schien, da auch nicht der leichteste Flaum sein Antlitz beschattete. Er sprang rasch vom Pferde und eilte ins Haus. Ein Schrecken ergriff ihn, als er Niemanden dort fand; er stürzte die Treppe hinauf — in der Bodenkammer lag, an Händen und Füßen gebunden, ein Greis, dem er sich um den Hals warf: der Jüngling war Jelena selbst.

„Jetzt klärte sich Alles auf. Jelena hatte sich im Walde versteckt, aber indem sie einer Gefahr auswich, gerieth sie in eine andere. Eine Schaar Haiducken*) bemerkte und umringte sie. Zum Glück befanden sich darunter einige Leute aus Pobjaraja, welche sie erkannten und nicht zugaben, daß die anderen sie beleidigten. Jelenka erzählte den Haiducken die ganze Geschichte und beschwor sie, ihren Vater zu retten; allein wie sollte man dies anfangen? Den Greis mit Gewalt zu befreien, war nicht schwer, aber es war vorauszusehen, daß der Pascha eine solche That nicht ungerächt lassen werde; sie selbst fürchteten zwar seinen Zorn nicht, doch hatten Viele von ihnen Verwandte und Kinder im Dorfe, und außerdem würde die Rache Jakub's sich nicht nur auf das Dorf, sondern auf den ganzen Bezirk entladen. Die Haiducken ersannen daher eine Kriegslist. Kurz vorher hatten sie eine kleine Schaar Albaneser niedergemacht, und es fehlte ihnen also nicht an albanesischen Kleidern und Waffen; sie beschlossen nun,*) sich zu verkleiden und den Angriff auf das Dorf unter der Gestalt von Albanesern auszuführen. Wie wir gesehen haben, wurde ihr Unternehmen durch den vollständigsten Erfolg gekrönt. Um das Geschehene noch mehr zu verheimlichen, verließen einige Familien ihre Wohnungen und begaben sich mit den Haiducken in die Berge und Wälder; die Zurückgebliebenen verbreiteten natürlich das Gerücht, daß die Albaneser sie fortgeschleppt hätten. Jakub verließ bald darauf Mista, und Jelenka kehrte daher mit ihrem Vater nach Hause zurück; acht Tage später verheiratete sie sich mit dem Anführer der Haiducken während des gedachten Ueberfalls — bewiesen freiwilligen Landmann, der in der ganzen Zeit, die er mit und verbrachte, nie ein Kind beleidigt, noch ein einziges rauhes Wort ausgesprochen hat."

*) Die Haiducken sind Straßenräuber oder vielmehr Bauern, die, um dem türkischen Druck zu entgehen, in die Berge flüchten und dort ein unabhängiges Bagatellenleben führen.

*) Wahrscheinlich ist dies eine Anspielung auf einen kürzlich auf Wien berichteten Vorgang dieser Art. Die Presbyterung des Athenaeum war ingwischen auch in Berlin eingetroffen.

D. R.

Mannigfaltiges.

— Monumenta Historica Britannica. Auf Antrag des Parlamentsmitgliedes Herrn Hutt ist dem Unterhause kürzlich ein Bericht über die Kosten vorgelegt worden, welche der Druck und die Herausgabe dieser großartigen Sammlung von Materialien für die englische Geschichte verursacht haben. Es erhellt daraus, daß 750 Exemplare gedruckt worden sind, deren Kosten sich auf 9742 Pfund Sterling belaufen; von diesen hat man nur 46 Exemplare verkauft und 58 verschenkt, wovon einen an den Ritter Bunsen und eines an die Bibliothek des Königs von Preußen — wahrscheinlich die königl. Bibliothek in Berlin. Es bleiben also mehr als 600 Exemplare zur Verfügung der Record Commission, und da das Publikum im Allgemeinen wenig Lust zeigt, sich dieses kostspielige und nur den Fachgelehrten interessirende Werk anzuschaffen, so wird der Vorschlag gemacht, den noch übrigen Theil der Auflage unter die verschiedenen öffentlichen Bibliotheken des Landes, so wie unter diejenigen Literaten zu vertheilen, die sich speziell mit dem Quellenstudium der englischen Geschichte beschäftigen.

— Englische Bemerkungen über deutsche Musik. Das Londoner Athenaeum vom 4. Mai enthält sehr bittere Bemerkungen in Bezug auf den musikalischen Geschmad der Deutschen und insbesondere der Berliner. Der Korrespondent des gedachten Blattes hatte ihm nämlich über Madame Viardot-Garcia's gegenwärtiges Gastspiel in Berlin geschrieben und ihm dabei bemerkt, daß, während Herr Tichatschek hier kaum beachtet werde, das Publikum vor Entzücken ganz außer sich gerathe, sobald irgend ein wohlmattir der Tänze mit seinen Armen und Beinen durch die Luft segle. „Es kann uns blos", sag das Athenaeum, „als Erklärung dienen, warum es den Opernkomponisten in Deutschland so seltsam ergeht, warum z. B. Marschner vergessen werden kann, während ein Flotow von Kiel bis nach Cilli gefeiert wird. Genug wird uns die nächste Post auch einen Bericht darüber bringen, wie Herr Meyerbeer in Berlin, als Komponist des „Prophoten", auf der Bühne bekränzt worden, und zugleich das Verzeichniß derjenigen Personen, die sich in der Prozession befanden.") Möglich, die Herren v. Raumer und andere gleich hochgebildete Touristen werden — selbst im Angesichte unserer Londoner Kritiker (shop-keepers) und deßen, was sie für die Begründung musikalischer Institute getban, und im Angesichte unserer königlichen italiänischen Oper, zu deren Unterstützung die Regierung Nichts thut — sehr wohl thun, sich über England schlechten Geschmack nicht eher wieder laut zu machen, als bis sie bessere Beweise für den guten Geschmack ihres eigenen Landes beibringen können. Bei dieser Gelegenheit finden wir uns übrigens veranlaßt, anzufragen, was denn in Leipzig und überall sonst in Deutschland aus den Mrdl. Stiftungen zum Andenken Mendelssohn's geworden, die man bei dem Leipziger Konservatorium hat begründen wollen? Der englische — oder, um es richtiger zu bezeichnen: Jenny Lind's — Beitrag ist, wie wir vernehmen, bei der Bank niedergelegt und wartet nur auf eine anderseitige ähnliche Manifestation drüben auf dem Kontinent." — In der That ist die Verehrung für den verstorbenen Komponisten in England viel inniger und nachhaltiger als in seinem Vaterlande. So lesen wir in demselben Blatte des Athenaeum die Ankündigung, daß die „Musical Union" in London nächstens unter Leitung des Violinisten Ernst zwei nachgelassene Kammerwerke Felix Mendelssohn's, ein Quartett und ein Quintett, zur Aufführung bringen werde, daß Mrs. Anderson die Ballad habe, seine Chöre zum „Oedipus" in England zum erstenmal hören zu lassen, und daß endlich auch ein hier noch nicht bekanntes Finale zur (unvollendet gebliebenen) „Lorelen" nächstens öffentlich aufgeführt werden werde. „Mit diesen Compositionen", so schließt die Anzeige, „und mit einem Psalm aus 6-moll möchten wir wohl Alles gehört haben, was der Genius Mendelssohn's in Tönen geschaffen, doch dürfen wir auch die „Hochzeit des Camacho", eine Jugendarbeit, nicht vergessen, die es vielleicht ebenfalls verdient, neu belebt zu werden."

— Mond-Daguerreotypen. In einer der letzten Versammlungen des wissenschaftlichen Vereines von Cambridge in Nord-Amerika wurden der Gesellschaft fünf Daguerreotypbilder der Oberfläche des Mondes vorgelegt, die Herr Humphrey zu Canandaigua im Staate New-York aufgenommen hatte. Das erste Bild wurde durch den Apparat in zwei Minuten gefiefert. Diese Zeitdauer war jedoch zu lange, denn während derselben hatte sich die Stellung der Erde zum Monde so sehr geändert, daß die Form des letzteren auf dem Bilde zu einer ovalen Figur sich verschob. Die zweite Platte hatte zwar nur eine Minute lang die Strahlen des Mondes aufgenommen, doch hatte der letztere auch hier eine ovale Form. Minder war dies schon bei der dritten Platte der Fall, welche nur dreißig Sekunden dem Monolicht ausgesetzt gewesen war. Auf allen diesen Bildern waren die Gestaltungen, welche die Mond-Oberfläche darbietet, in einander verschwommen. Auf der vierten Platte jedoch, die nur drei Sekunden ausgelegen, waren diese Zeichnungen klar und deutlich; die Figur war rund und die Darstellung der Oberfläche so vollkommen, daß die Platte, wenn man sie durch ein Mikroskop betrachtete, ganz so erschien, wie der Mond, durch ein Fernrohr beobachtet. Das fünfte Bild war in einem Minimum von Zeit, nämlich in einer halben Sekunde, hergestellt, bot jedoch wenig mehr, als einen Schatten oder einen Anhauch des Mondes dar. Sämmtliche Bilder sind in der Nacht vom 1. September v. J. wenige Stunden vor dem Eintreten des Vollmondes, aufgenommen worden. Sie liefern den Beweis, daß das Mondlicht ganz nach denselben chemischen Prinzipien wirkt, wie das Sonnenlicht, und werden vielleicht auch anderwärts zu ähnlichen Versuchen, so wie zu neuen Beobachtungen dieses interessanten Begleiters der Erde, Anlaß geben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Sgr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Sonnabend den 18. Mai 1850.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.*)

1. Eine Reise nach Peru. — Die republikanische Staatsform. — Das Land und seine Bewohner.

Noch vor einigen wenigen Jahren mußte man sich, wenn man aus einem europäischen Hafen nach Süd-Amerika zu gehen gedachte, in Geduld in die Uebelstände einer langen und beschwerlichen Reise ergeben. Man schiffte sich in Havre oder Bordeaux ein, und zwar auf einem, wenn auch guten, doch in der Regel ziemlich beschränkten Handelsfahrzeuge, welches, trotz des Titels eines „Packetbootes", meist noch viel zu wünschen übrig ließ. Nach einer Fahrt, die zuweilen länger als hundertzwanzig Tage dauerte, erreichte man den Hafen von Valparaiso, das gewöhnliche Ziel einer solchen Reise. Heutzutage legt man den ganzen Weg in einigen Wochen zurück. Alle Monate geht ein treffliches Dampfschiff von Southampton ab, um in der Bai von Chagres Anker zu werfen, nachdem es auf seinem Course die Bermudas-Inseln und Portorico, Haiti und Jamaika begrüßt hat. Während man früher die bisherige Langeweile anzuhalten wußte, ist gegenwärtig durch die mannigfachsten Hülfsmittel des englischen Comforts, in Verbindung mit den glänzendsten Ansichten auf die Natur der schönsten Küstenstrecken, für genügende Unterhaltung gesorgt, bis man, da man eben nicht mehr wie sonst das Kap Horn umsegelt, auf der Ostseite der Landenge von Panama anlangt.

Natürlich ist hier die Reise noch nicht zu Ende. Sobald der Passagier das europäische Dampfschiff verlassen, wird er von halbnackten Indianern in einen ihrer aus einem einzigen Baumstamm gefertigten Kanots aufgenommen und langsam auf dem kleinen Flusse, dem die Stadt Chagres den Namen gegeben, hinaufgeschoben. Es ist schwer, zu sagen, ob die alte oder neue Welt andererseits noch ähnliche majestätische Eindrücken aufweist, wie hier auf dem Wege von Chagres nach Panama. Der Fluß, auf welchem das gebrechliche Kanot dingelitet, verliert sich bald in unabsehbare Wälder. Nach allen Seiten hin verliert sich das Auge in ungeheure Tiefen üppigen Grüns, über welchem sich ein prachtvoller, warmer und blauer Himmel entbreitet. Affen, Papageien, tausend Vögel mit buntglänzendem Gefieder wiegen sich auf den Aesten der mächtigen Bäume, indem sie ihr gellendes Geschrei in das abgemessene Plätschern des Ruderschlages mischen. Das Rohrdickicht und das Moor, welche den Fluß säumen, haben auch ihre Bewohner; es sind dies Reiher, welche berechneten Schrittes auf dem feuchten Schlamm einherspazieren, sodann ungeheure Krokodile, welche mit offenem Rachen schlafen und von weitem am Boden liegenden Baumstämmen gleichen. Von Strecke zu Strecke erhebt sich zwischen den Bäumen, inmitten eines kleinen halb urbar gemachten Feldes, eine indianische Hütte, das einzige Anzeichen, welches den Reisenden noch daran erinnert, daß er in diesem ungeheuren Wälderreiche nicht ganz allein ist.

So gelangt man in die kleine Stadt Cruces, eine Gruppe elender Häuser, wo man das Kanot verabschiedet, um auf Maulthieren zu Lande weiter zu reisen, aber immer fort durch große Wälder, bis nach dem noch einige Meilen entfernten Panama. Diese Stadt ist heutzutage allerdings nur erst ein bloßer Reisepunkt, eine Durchgangsstation; ihre Lage jedoch, gerade auf der Gränze von Nord- und Süd-Amerika, versprecht ihr eine ungeheure Zukunft. Sie erhebt sich im Hintergrunde einer breiten, mächtigen Bai, auf einem flachen, öden, sumpfigen und darum für die Europäer sehr ungesunden Terrain. Von hier aus nun gehen andere Dampfschiffe, welche mit den europäischen in Verbindung stehen, nach den verschiedensten Richtungen weiter, namentlich nach Kalifornien und nach Peru. Während Kalifornien bereits hinlänglich in Europa bekannt zu werden beginnt, ist Peru noch immer in einen dichten Schleier gehüllt. Es dürfte daher von hohem Interesse seyn, letzteres Land näher ins Auge zu fassen, um so mehr, als es das seltsame Schauspiel einer Gesellschaft darbietet, welche eben auf der vollständigen Anarchie aufbaute und zu einer gegeregelten Verwendung ihrer Kraft und seiner Thätigkeit übergeht.

Wenn ein Land Europa's es je vergisse, welcher Art die Stellung der Arbeiter in einer freien Regierung seyn soll, so würde das Beispiel Peru's hierüber die nöthigen Fingerzeige geben. Wir wissen sehr wohl, daß eine gute Armee für die Aufrechthaltung der konservativen Prinzipien von hoher Bedeutung ist; wir haben es jedoch noch nicht erfahren, bis zu welchem Grade die anarchischen Leidenschaften mit der militairischen Macht Mißbrauch treiben können. Die Geschichte Peru's wird es uns lehren: sie wird uns auch noch eine andere Gefahr freier Länder aufweisen, nämlich die Abwesenheit fester Grundsätze seitens der Autorität, welche an der Spitze steht. Peru hat übrigens hierin starke Aehnlichkeit mit der Mehrzahl der spanisch-amerikanischen Republiken. Was uns am ersten bei den Revolutionen Süd-Amerika's in die Augen springt, ist der Umstand, daß die oberste Gewalt hier noch mehr durch ihre Unbeständigkeit, als durch ihre Unsicherheit, in Verfall und Verachtung geräth. Man fand eines Morgens in Lima die Worte: Esta casa se alquila al mes (dieses Haus ist monatsweise zu vermiethen) an die Thür des Präsidenten-Palastes geschrieben. Und in der That vergingen kaum einige Monate, ohne daß der zeitweilige Inhaber durch eine Revolution aus seiner Wohnung vertrieben wurde. Das Emporkommen der mittleren Klassen, deren Einfluß in den republikanischen Staaten Süd-Amerika's der Herrschaft der spanischen Aristokratie folgte, war für die meisten dieser Staaten eher ein Unglück, als eine Wohlthat. Diese Klassen waren durchaus nicht für die große Rolle, welche ihnen aufgedrängt wurde, vorbereitet, und ein Häuflein obskurer Intriguanten machte sich unter dem Banner derselben nicht die Ehren, sondern die Vortheile der obersten Macht streitig. So wurde die Herrschaft der untergeordneten Mittelmäßigkeiten mit Hülfe der geoffen Worte Freiheit und Constitution ins Leben gerufen, und der Name Republik diente einem unbaemherzigen Despotismus zum Vorwand. Einige Männer der Ordnungsliebe stellten sich in einen der prächtigsten und reichsten Erdstriche; die ungeheuren Hülfsquellen dieser vorzugsweise gesegneten Länder wurden von Irrwirrhänden verschlendert oder zugrundegerichtet. Mit wenigen Ausnahmen dachten die Häupter der spanischen Republiken mehr daran, auf jede Weise ihre ephemere Diktatur zu verlängern, als dem Lande eine besser Zukunft zu bereiten. Daher die lange Reihe von Bürgerkriegen und Militair-Revolutionen, welche in den meisten dieser Republiken auch jetzt noch immer fortdauern; daher jene fürchterlichen Krisen, welche ein mehr allmäliger Uebergang vom Despotismus zur Freiheit den Völkerschaften von Süd-Amerika erspart hätte.

Die Nothwendigkeit eines solchen Ueberganges hatte dem berühmten Befreier des spanischen Amerika's sehr deutlich vor Augen geschwebt. Nach den Schlachten von Junin und von Ayacucho glaubten sich die alten Unterthanen Spaniens frei, weil sie ihre Herren verjagt hatten. Bolivar wußte jedoch sehr wohl, daß sein Werk noch lange nicht vollendet sey; er hatte seine Mitbürger befreit, aber ihnen noch nicht die nöthigen Regierungen eingesetzt, und hiermit begann eigentlich der schwerste Theil seiner Arbeit. Im ersten Enthusiasmus des Sieges aus von Haß gegen den Despotismus Madrids durchdrungen, hatten die Süd-Amerikaner die Republik proklamirt. Bolivar wünschte eine weniger den Sitten und Erinnerungen der spanisch-amerikanischen Gesellschaft entgegenstehende Regierungsform. Sein geheimer Wunsch war die Gründung eines ungeheuren süd-amerikanischen Kaiserreichs mit einem französischen Prinzen an der Spitze. In Folge dessen wurde Bolivar von seinen Generalen, ja, auch von seinen Freunden und Nebenbuhlern angeklagt, er strebe selbst nach dieser Krone, woran er sicher nicht dachte. Die letzten Tage des „Befreiers" von Süd-Amerika waren traurig, und es starb nicht aus Alter, sondern aus Gram. Seine Gegner hatten den Sieg davongetragen, und in allen alten Kolonieen Spaniens war die republikanische Regierungsform eingeführt worden. Man hatte Präsidenten ernählt und Verfassungen entworfen. Von diesem Moment an aber begannen die traurigsten Zerrüttungen, und es war leicht vorauszusehen, daß sie nicht so bald enden würden. In den fechsundzwanzig Jahren, welche seit der Schlacht von Ayacucho (1824) verflossen sind, hat das ehemalige spanische Amerika unter seinen gesetzlich installierten Häuptern nur einige wenige Tage der Ruhe genossen. Um hier nur von Peru zu sprechen, so ist die Geschichte dieses Landes von seiner Emancipation an bis zum Emporkommen des Generals Castilla in trauriger Weise bedeutungsvoll. Vielleicht haben sich mitgend anderswo die Ursachen der Anarchie so zahlreich und so mächtig gezeigt. Und wenn diese Ursachen auch heute zum Theil ihre Wirkungskraft verloren haben, so dürfte es doch nicht nutzlos seyn, dieses seltsame Labyrinth der Revolutionen und Kämpfe, in welche eines der blühendsten Länder Süd-Amerika's durch die unkluge Initiative einiger ehrgeizigen Chefs gestürzt wurde, näher zu beleuchten. Es ist übrigens ein den peruanischen Revolutionen gemeinsamer Charakterzug, daß die Fragen um die Personen den Prinzipienfragen vorausstehen. Was konnte so die Regierung seyn, wo sich persönlicher Ehrgeiz allein zu politischem Einfluß erhob? Wieder, Unsicherheit, Beständigkeit, kurz, Alles, wodurch die Macht effektiv begründet wird, ging ihr ab. Man hielt so lange zu einem bestimmten Chef, als man mit ihm in die Höhe zu kommen hoffte; man ließ ihn fahren, ja, man verrieth ihn, sobald sich das Glück einem Nebenbuhler günstiger zeigte. Um den Willen des Landes machten sich die

*) Nach der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

Republikaner von Peru am allerwenigsten Sorge. So unangenehm auch persönliche Konflikte erscheinen, so ist es doch gut, hier ihre Geschichte kennen zu lernen. Wir schicken zu richtigerem Verständniß und zu besserer Würdigung eine kurze Darstellung des Einflusses der Racen und des Klimas auf die Entwickelung der Vorgänge voraus.

* * *

Peru dehnt sich längs des Stillen Meeres hin, vom 3. bis zum 21. Grad südl. Br., zwischen dem Flusse Zoa und der Wüste von Atacama, welche es im Mittag von Chili trennen, und dem Flusse Tambes, der es im Norden von Ecuador scheidet. Zum Osten gränzt es an Bolivia, an den großen Titicaca-See und erstreckt sich bis zu jenen weiten Strichen, wo, längs des Maranon und Ucayali, noch ununterworfene Indianerstämme wohnen, um deren Beherrschung sich Portugal und Spanien, wiewohl es sich sehr wenig lohnte, ehedem lange Zeit bestritten. Die Hauptstadt von Peru, Lima, hatte sich unter der spanischen Botmäßigkeit zu einer hohen Stufe des Reichthums, des Luxus und der Macht emporgeschwungen, wovon jetzt noch einige glänzende Ueberbleibsel Zeugniß geben. Als Residenz der Vice-Könige, als Hauptort eines ungeheuren Reiches, welches sich über die ganze Westküste von Süd-Amerika ausbreitete, zählte Lima gegen 80,000 Einwohner und schien für alle Zeit die erste Rolle in der Geschichte der spanischen Kolonieen der neuen Welt spielen zu müssen. Mehrere große Familien hatten sich in dieser Stadt niedergelassen, weil die Bevölkerung hier aufgeklärter und verfeinerter war, als in den meisten übrigen Ortschaften Süd-Amerika's. Trotz des Despotismus von Madrid, welches mit der Unterdrückung der geistigen Kultur in seinen Kolonieen auch das Streben nach Unabhängigkeit niederhalten wollte, war im Jahre 1551 eine Universität in Lima gestiftet worden. Man kann noch die großartigen und schönen Gebäude sehen, welche diese Universität auf dem ehemaligen Inquisitions-Platze innehatte. Die Inquisition war nämlich auch bis nach Lima gedrungen, wiewohl ihr daselbst nur wenige Opfer in die Hände fielen. Das Gebäude, worin das furchtbare Tribunal seine Sitzungen hielt, erhob sich dicht neben der Universität; beide Paläste sind heute ihrem Einsturz nahe. Aus der Inquisition hat man ein Stadtgefängniß gemacht, da die Kerkerlöcher ohnehin schon eingerichtet waren; die verwaiste Universität hört heute keine andere Reden mehr, als die der Abgeordneten der Republik, welche sich alle zwei Jahre, zur Zeit des Zusammentritts des Kongresses, in ihrer Kapelle, zu Füßen einer in eine Tribüne umgewandelten Kanzel, versammeln.

Der Theil Peru's, welchen das Stille Meer bespült, ist im Ganzen dürr und nackt. Man muß hier keineswegs jene Großartigkeit, jene Macht der Vegetation suchen, welche man in anderen Ländern America's bewundert. Die Cordilleren, welche diese saudigen Küsten beherrschen, strecken hier und da ihre Kalkblöcke bis in die Fluthen hinaus. Diese Gebirge bilden ein dürreres Amphitheater, welches verschiedene Etagen dem Ocean gegenüber hinlaufen. Zwei fast parallele Ketten ziehen sich von Süden nach Norden; ewiger Schnee bedeckt ihre traurigen Gipfel, welche der Reisende auf den Dampfschiffen, die in großer Zahl und zu jeder Zeit die Küsten Süd-America's bestreichen, von fern erblickt. Ein paar kleine Flüsse jedoch, die von Ost nach West strömen, verbreiten einige Frische über diese öde Landschaft. In allen Thalschluchten und Einsenkungen, wohin ihre Wasser dringen, wachsen Bananen, Orangen- und Citronenbäume von der Höhe junger Eichen und bilden frische Oasen auf dem grauen Felsgrunde. Zwischen jedem dieser kleinen Thäler herrscht eine wahre Sahara, und der Raum zwischen den beiden Parallelketten der Cordilleren ist auch nur eine Reihe dürrer Hügel und Plateaus, wo man sehr selten auf Spuren von Kultur stößt. Auf diesen unfruchtbaren Höhen verliebt der Indianer sein armseliges, einförmiges und sorgloses Dasepn, inmitten zahlreicher Herden von Lamas und Alpacas, deren Wolle er alle Jahre an die in ihm von den Küsten emporsteigenden Kaufleute verhandelt. Hauptsächlich aber verbergen sich in den dürrsten Schluchten dieser Gebirge, in den abgelegensten Gründen jene mit Recht in der ganzen Welt berühmten Silber-, Eisen-, Kupfer-, Quecksilber- und Blei-Minen; hier suchten die Spanier ehedem jene Barren, mit denen sie ihre Galleonen befrachteten; hier findet der Bergbau heute noch das Silber, welches Peru auf Jahre hin für Waaren und Produkte des alten Kontinents nach Europa schickt.

Dies ist der Anblick und Charakter der Cordilleren in ihrer westlichen, den Ocean berührenden Ausdehnung. Der östliche Theil ist der Anfmerksamkeit des Reisenden nicht weniger werth. Am Fuße dieser Abdachung beginnt das weite Plateau des Amazonenstromes, wo sich schon die riesige Vegetation Brasiliens zeigt. Diese prächtigen Landstriche sind bis heutzutage der Herrschaft der Europäer entgangen; ein paar nomadisirende Indianer bewohnen sie allein. Die Chipeos, die Caparachos und die Antis sind die Hauptstämme, denen die Nachkommen jener Leute, welche Pizarro bekriegte, angehören. Wiewohl sich dann und wann beherzte Missionäre hierher wagten, um das Christenthum und die Kultur zu verbreiten, so weit man doch noch sehr wenig von den wilden Bewohnern der Ufer des Amazonenstromes und seiner vorzüglichsten Nebenflüsse, des Ucapali, des Beni und des Madeira. Nur das Eine kann man behaupten, daß sie, wenn sie bis auf diesen Tag ihre Unabhängigkeit gegen die Anstrengungen der europäischen Herrschsucht vertheidigten, keine Spur der Civilisation der alten Inkas bewahrt haben.

Der Zweig und Abhang der Cordilleren, welcher an den Amazonenstrom gränzt, ist indeß der schönste Theil Peru's, und ihm dürfte vielleicht die glänzende Zukunft aufbewahrt seyn, wenn ihn unsere Dampfboote, auf den großen Flüssen Süd-America's emporsegelnd, so zu sagen, erst in direkte Verbindung mit Europa bringen und den Anbau unserer Industrieprodukte gegen alles lange vernachlässigte natürliche Reichthümer bewerkstelligen werden. Die Spanier waren nicht sonderlich für diese Reichthümer eingenommen und die Gebirge der Küste sagten ihnen mehr zu, als die des innern Landes, da sie in zu geringer Zahl angelangt waren und andererseits die Verbindungen hier allzu beschwerlich sind. Das spanische Peru, wenn ich mich so ausdrücken kann, umfaßt nur den schmalen Landstreif, welcher sich von Chili bis Ecuador an den Küsten des Stillen Meeres erstreckt. Hier erhoben sich auf einem wirren Terrain von Berg und Thal die großen spanisch-amerikanischen Städte, und zwar fast alle am Meere, welcher die Schiffe der Metropole unablässig durchfurchten. Hier konzentrirt sich auch das politische Leben Peru's. Die verschiedenen Phasen dieses bewegten Lebens entwickelten sich am Fuße jener rauhen Gebirge, abwechselnd bald in Arequipa, bald in Cuzco, bald in Lima. Wir wollen diesen Schauplatz des großen Dramas, welches wir vorzuführen gedenken, noch etwas näher betrachten.

Die Gestalt Peru's reicht fast schon hin, um seine vielen Revolutionen zu erklären. Die Städte liegen in großen Zwischenräumen aus einander, auf dem Lande in Schluchten begraben oder an der Küste des Oceans verloren, und können nur schwer ein gemeinsames Leben führen. Diese großen Bevölkerungsmittelpunkte, mächtige Hauptorte nebenbuhlerischer und eifersüchtiger Provinzen, sind oder waren wenigstens noch vor ganz kurzer Zeit unter sich kaum durch höchst elende Communicationswege verbunden. Mehr als einmal träumten Arequipa und Cuzco sich als unabhängige Republik zu erheben. An diese Provinzial-Hauptorte schlossen sich andere, unbedeutendere Städte an und unterstützten sie in ihren Plänen als treue Genossinnen, anstatt sie daran zu hindern: es waren die Ortschaften Tacna, Puno, Cerro und endlich die zahlreichen Häfen des Stillen Meeres, deren Wichtigkeit mit jedem Tage stieg, nämlich Arica, welches fast alle Erzeugnisse von Bolivia ausführt, Iquique, welches und seinen Salpeter liefert, Islay, von wo die Wollen von Collao kommen, Pisco, dem die Chincha-Inseln gegenüber liegen, wo unsere Schiffe den Guano laden, Callao, der Hafen von Lima, und Payta, in dessen Nähe die peruanische Baumwolle wächst. Uebrigens sind diese Städte mit einem kleinen Gebiethe in der Runde die einzigen bewohnten Orte von Peru. Das übrige Land ist wüst, und einige Gruppen von Hütten an den Ufern der Flüsse ausgenommen, die kaum den Namen von Dörfern verdienen, trifft man in den alten Reiche der Inkas nur hier und da noch ein paar Poststuben, wo einige elende Pferde für den etwaigen Bedarf der Courriere oder Reisenden bereit stehen. Denn nur zu Pferde kann man das Innere des Landes besuchen: nirgends giebt es Chausseen oder Fahrwege, und man muß sich mit dürftigen Fußsteigen begnügen, welche oft an den gefahrvollsten Abgründen hinlaufen. Die Nacht kann man höchstens in einer armen indianischen Hütte zubringen, wenn man überhaupt noch so glücklich ist, einen solchen Nuhepunkt nach den Mühen des Tages zu finden. Stelle man sich nun einmal vor, welcher Art eine Insurrection in einem Lande seyn muß, wo die Residenz und die hauptsächlichsten Städte so vollkommen getrennt sind, wo die Beziehungen der centralen Oberbehörde zu den Provinzen durch solche Hindernisse gehemmt sind. Es läßt sich behaupten, daß diese Revolutionen, welche Peru durchstürmten, mit leichter Mühe unterdrückt worden wären, wenn die Regierung mit der nöthigen Schnelligkeit hätte handeln können. So aber mußte sie es erleben, daß sich die Militairchefs, welche die Präfekturen der einzelnen Bezirke innehatten, nach Belieben gegen sie empörten. Diese Chefs können sich, wenn sie wollen, fast unabhängig machen; es findet sich stets eine Masse Mißvergnügter, welche ihnen Unterstützung zu bieten bereit sind. Sobald einmal ihr Plan feststeht, heben sie Truppen aus, lassen sie Auflagen eintreiben und marschiren unter dem ewigen Vorwand, daß „die Constitution verletzt sey", nach der Hauptstadt. Das ist der gewöhnliche Anfang einer peruanischen Revolution, und der zweifelen ein Bürgerkrieg entstehe, und sie hat immer nur das eine Ergebniß hat, daß sich ein Chef dem anderen unterwerfen muß.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Ueber die Farbe des Wassers.

Nach der Bibliothèque Universelle.

Nirgends ist die schöne blau-grünliche Farbe des Wassers reiner, als in Island. Die Betrachtung jener ruhigen, klaren, von einem leichten Dunst umhüllten Gewässer war es daher auch hauptsächlich, was Herrn Professor Bunsen zu folgenden Bemerkungen angeregt hat.

Das in chemischer Beziehung reine Wasser ist durchaus nicht, wie man allgemein glaubt, farblos. Bielmehr hat es eine rein blauliche Farbe, die aber erst sichtbar wird, nachdem das Licht durch eine ziemlich tiefe Wassersäule hindurchgetrennen ist. Die Richtigkeit dieser Thatsache kann man leicht beweisen, und zwar durch folgendes Experiment. Man nimmt eine Glasröhre von zwei Zoll Breite und sechs Fuß Länge, macht sie ganz kohlschwarz bis ungefähr einen halben Zoll vom Ende entfernt, wo man sie mit einem Stöpsel verschließt, füllt sie mit chemisch reinem Wasser, stellt sie in vertikaler Richtung über einen weißen Teller und sieht einige Stücklchen weißen Porzellans hineinfallen. Sieht man nun hierbei von oben in die Wassersäule hinein, so übersieht man sich deutlich, daß die Porzellanstückchen, die nur durch ein von unten kommendes weißes Licht beschienen werden können, die Farbe eines reinen Blaus angenommen haben, welchen Intensität in dem Maße abnimmt, als die Wassersäule kleiner wird, bis endlich die Schattirung so blaß wird, daß man sie nicht mehr bemerken kann. Auch kann man die blaue Färbung sehen, wenn man einen weißen Gegenstand auf den Boden jener Wassersäule legt, in welche das Sonnenlicht nur von oben eindringen kann, und ihn vermittelst einer kleinen, in der schwarzen Tünche angebrachten Seitenöffnung betrachtet. Wie schlichen also darans, daß die blaue Farbe jetzt, nachdem sie schon so oft im Wasser beobachtet worden, nicht mehr als anormal erscheinen kann.

Digitized by Google

Aber es drängt sich uns natürlich die Frage auf: „Warum sieht man diese blaue Farbe nicht überall? Warum findet sie sich nicht in mehreren Seen? Darum zeigen zum Beispiel die Seen der Schweiz, die Geyser in Island und die südlichen Seen daselbst alle Abstufungen des Grüns, während die Gewässer des Mittelländischen und Adriatischen Meeres oft von so dunklem Blau sind, daß es mit Indigo verglichen werden kann?“ Auf alle diese Fragen kann man leicht mit dem Verfasser antworten, daß die Reinheit und Tiefe des Wassers wesentliche, ja, nothwendige Bedingungen für seine natürliche Farbe sind. Fehlen sie, so fehlt zugleich auch die blaue Färbung. Die kleinste Quantität von farbigen Elementen, die das Wasser aus Sand oder Koth an sich zieht, die kleinste Quantität abgelöster Dammerde, der Reste von einem dunklen und hart gefärbten Boden — alle diese Umstände sind hinreichend, um die Farbe des Wassers zu verändern oder zu verderben. — Bekannt ist z. B., daß das Wasser eine gelblich rothe Farbe annimmt, wenn es durch Niederungen fließt, in denen Boden sich in Folge des Rothes, der sich an verschiedene Steine ansetzt, oxydirte Eisentheile befinden. So hat jede noch so geringfügig scheinende Beschaffenheit der Umgegend einen bedeutenden Einfluß auf die bestimmte Schattirung der Farbe des Wassers.

Wahrscheinlich sind die ungeheuren Bäche der Eisberge Islands, welche der Reisende in jenen verlassenen, weg- und brückenlosen Gegenden zu seinem großen Verdruß findet und die er auf einer Furth passiren muß, so unbeschädigt und von einer so milchweißen Farbe in Folge der gewaltigen, vulkanischen Felsstücke, welche, nachdem sie von den ungeheuren Massen der niederfahrenden Gletscher in einen weißen Staub zerrieben sind, als Koth und weißer Sand nach dem Meere geführt und dort so niedergelegt werden, daß sie große Deltas bilden. Auf dieselbe Weise entsteht in den sumpfigen Gegenden des nördlichen Deutschlands die Farbe der kleinen Seen, welche ihnen die todgeweihte, vom Tauwein kommende schwarze Dammerde giebt. Jene Gewässer erscheinen oft bräunlich oder schwarz, wie die Gewässer der meisten Höhlen der Eifel und der Auvergne, wo die finsteren, dunkanischen Felsen den Reflex des einfallenden Lichtes einschränken. Man wird also leicht einsehen, daß eben nur da, wo jene störenden Einflüsse nicht bestehen, die Farbe des Wassers in ihrer ganzen Schönheit sich zeigen muß. In den Gegenden, wo das Minimum jener unvermeidlichen Umstände am vollkommensten erreicht ist, zählen wir besonders die blaue Grotte von Capri, in dem Busen von Neapel. Dort hat nämlich das Meer bis auf eine sehr große Tiefe eine so merkwürdige Klarheit, daß man selbst die kleinsten Gegenstände ganz genau auf jenem so klaren Boden bemerken kann, und zwar in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß. Das ganze Licht, welches in die Grotte fällt, muß, da ihr Eingang in einem steilen Felsen mehrere Fuß über dem Niveau des Meeres liegt und erst an der Oberfläche desselben sich öffnet, die ganze Tiefe des Meeres durchdringen, wahrscheinlich mehrere hundert Fuß, bevor es von dem klaren Grunde her in der Grotte reflektirt werden kann. Daher bekommt das Licht durch die Einwirkung der ungeheuren Wasserschicht, durch welche es geht, eine so dunkelblaue Färbung, daß die finsteren Wände der Grotte in dem schönsten Blau erhellt zu seyn scheinen, und daß sogar die Finger und andere Gegenstände, von welcher natürlichen Farbe sie immer auch seyn mögen, wie mit einem klaren Blau gefärbt zu seyn scheinen, als ob sie auf der Oberfläche des Wassers lägen.

Ein ähnliches merkwürdiges Beispiel zeigt sich bei den Gletschern Islands, eben so wie denen der Schweiz, und beweist, daß das Wasser selbst in seinem dichten Aggregatszustande seine ursprüngliche Farbe nicht verliert. — In einer Entfernung von mehreren Meilen kann das Auge auf den platten Höhen des Jokull die Gränzen unterscheiden, welche das bläuliche Eis der Gletscher von den unvereisbaren weißen Schneeflächen trennen, die sich bis zum Gipfel jener Berge erheben. — Prüft man jene Gletscher näher, so wird man überrascht von der Reinheit und Durchsichtigkeit des Eises, welches oft in ungeheuren Massen ganz frei von Lufteinflüssen und heterogenen Beimischungen zu seyn scheint, und dessen weite Spalten und Höhlungen von allen nur möglichen Schattirungen kolorirt sind, von dem hellsten bis zum dunkelsten Blau, je nach der Dicke der Schicht, durch welche das Licht gegangen ist. Die blaue Färbung der wolken- und dunstfreien Atmosphäre ist wahrscheinlich die Folge einer ähnlichen Ursache, wenn es nämlich richtig ist, von der Farbe des festen und flüssigen Wassers auf eine ähnliche des Dunstes desselben zu schließen. Betrachten wir nun alle diese Thatsachen, so zweifeln wir keinen Augenblick, daß die blaue Farbe des Wassers keine besondere und blos zufällige Eigenschaft desselben sey. Diese natürliche Farbe des Wassers läßt uns auch jene hellgrüne Färbung erklären, welche sich in den Steinzeichen-Quellen Islands sogar noch dichter zeigt, als in den Seen der Schweiz; denn durch die Vermischung mit der gelben Farbe des Eisenoxyds, das sich in den Bänken jenes Wasserbeckens befindet, entsteht hier dasselbe Grün, wie in den Seen der Schweiz durch den Reflex des Lichts auf einen gelben Boden.

Man begreift demnach, daß das natürliche Blau, welches immer mehr an Intensität zunimmt, je tiefer die Wassermasse sich wird, die Wirkung jenes Reflexes auf gelben Boden stören und endlich die grünliche Farbe so gut wie gänzlich verdrängen muß. Die grüne Grotte, welche man auch an den Ufern von Capri findet, liefert einen frappanten Beweis von der Genauigkeit dieser Auseinandersetzung. Hier wird nämlich die grüne Farbe durch den Reflex des äußeren Lichtes hervorgebracht, das, durch eine sehr geringe Tiefe gehend, auf den gelblichen Kalkstein des Bodens und der Wände dieser Grotte fällt, während die gelbliche Farbe sofort verschwindet durch den Einfluß der bedeutenden Tiefe, durch welche das Licht, das die blaue Grotte erleuchtet, gehen muß. Hier erfreut, wie gesagt, die Farbe eines reinen Blaues jenen Grün, welches man in der am wenigsten tiefen Höhle bemerkt, obgleich das Wasser und die Felsen in beiden von einer und derselben Beschaffenheit sind.

England.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der elektro-telegraphischen Verbindungen in England, Preußen und Amerika.

Herr Bishop hat zu Ende des vorigen Jahres der British Association eine Abhandlung vorgelegt, in der er sich die Aufgabe gestellt, die drei großen elektro-telegraphischen Systeme, welche gegenwärtig in England, Preußen und Amerika bestehen, mit einander zu vergleichen und ihre relativen Vorzüge und Nachtheile zu beschreiben.

In England, wo die Drähte auf Stangen, welche in bestimmten Zwischenräumen an einer Seite der Eisenbahnen stehen, angebracht sind, stellen sich folgende Nachtheile heraus: 1) Wenn die Maschinen oder die Wagen auf dem Geleise kommen, werden die Stangen umgeworfen, die Drähte zerrissen und die ganze Verbindung unterbrochen; 2) durch die atmosphärische Elektrizität entstehen unregelmäßige und unbestimmte Abweichungen der Zeiger in den telegraphischen Anstalten von Cooke und Wheatstone, abgesehen von anderen zufälligen Störungen in einigen Theilen derselben; 3) im Winter können, wie es z. B. bei dem South-Eastern Telegraphen diesmal wirklich der Fall gewesen, durch die Schneesturme die Stangen mitsammt den Drähten umgeworfen und dadurch eine bedeutende Unterbrechung in der Fortpflanzung der Mittheilungen bewirkt werden; 4) es finden sich oft Leute, welche aus Bosheit oder Muthwillen die Drähte durchschneiden oder verderben und so die größten Störungen verursachen; 5) wenn zwei Drähte einmal schlecht an einander geklöthet sind, so werden die Mittheilungen vollständig von ihrer richtigen Bahn abgeleitet; 6) dieses System der offenen Drähte kostet nicht weniger, als 150 Pfd. Sterl. auf tausend Fuß und eine jährliche Ausgabe auf Reparatur; 7) in Folge dessen muß ein sehr hoher Tarif für die Besorgung von Depeschen angesetzt werden; 8) endlich ist viel Zeit erforderlich, um vollständig die Leitung des Telegraphen zu erlernen, so daß, wenn einmal der Telegraphenwärter aus irgend einer Ursache verhindert ist, seine Function zu erfüllen, Niemand ihn ersetzen kann.

In Beziehung auf den Tarif werden folgende Thatsachen hinreichen, um die Vorzüge der ökonomischen Telegraphen nachzuweisen:

In Amerika kosten zwanzig Worte auf eine Entfernung von 500 Miles nur 1½ Thaler, während in England die telegraphische Gesellschaft für diese Depesche dasselbe bezahlen läßt auf 60 Miles, d. h. auf eine achtmal kleinere Entfernung, ja, von der South-Eastern Gesellschaft wird ganz dasselbe für eine Entfernung von 20 M. oder den 25sten Theil von 500 M. gefordert.

Eine Mittheilung von neunzig Worten kann in Amerika von Washington nach New-Orleans, eine Entfernung von 1716 Miles, für 14 Thlr. besorgt werden; die englische Gesellschaft begnügt sich nämlich mit dieser Summe für dieselbe Nachricht auf eine Entfernung von 200 M. und die South-Eastern Compagnie für eine Entfernung von weniger als 100 Miles.

Die elektrischen Telegraphen sind gegenwärtig in England über ungefähr 2000 Miles verbreitet, während eine eben so große Strecke weit die Eisenbahnen noch ohne Telegraphen sind. Herr Bishop drückt die Hoffnung aus, daß in kurzem wohl alle Hauptstädte des Königreichs durch den Telegraphen unter sich verbunden seyn werden, weil das System der unterirdischen Telegraphen sich sehr gut auch ohne Eisenbahnen unter gewöhnlichen Fahrstraßen anwenden läßt.

Das unterirdische System ist in Preußen bereits zur Ausführung gekommen, wo 319 deutsche Meilen, also 1493 englische, auf diese Weise gegenwärtig mit elektrischen Telegraphen versehen sind. Ein einziger Draht, von Gutta-Percha umgeben, ist ungefähr zwei Fuß tief in die Erde eingegraben und mit den Batterieen und Instrumenten auf den verschiedenen Stationen in Verbindung gesetzt. Ein Signal- und ein Korrespondenz-Telegraph, welche beide durch einen einzigen Draht bedient werden, sind auf jeder Hauptstation in Thätigkeit. Uebrigens hat sich jene unterirdische Einrichtung durch die Erfahrung von einigen Jahren schon vollkommen bewährt.

Nachdem der im Jahre 1844 ernannte Kommissar der preußischen Telegraphen sich entschlossen hatte, nur den unterirdischen Modus für die Regierungs-Telegraphen anzuwenden, begannen diese schon im Juli 1845 ihre Thätigkeit, worauf deutlich genug hervorgeht, daß man hier nicht lange Bedenken getragen hat, dieses System in Anwendung zu bringen. In Oberberg steht das preußische System mit der gegenwärtig noch nicht vollendeten Telegraphenlinie nach Triest über Wien in Verbindung. Auch von Seiten der Kosten empfiehlt sich das preußische System ganz besonders, denn diese übersteigen nicht die Summe von 40 Pfd. Sterl. (270 Thlr.) auf 1000 Fuß.

Das amerikanische System ist merkwürdig wegen der Ausdehnung, die es schon gewonnen hat: es erstreckt sich nämlich über 10,311 Miles, welche weniger als 20 Pfd. Sterl. auf 1000 Fuß gekostet haben. Es besteht in einem einzigen in bestimmten Zwischenräumen von Stangen getragenen Eisendrahte, welcher sich weil über die Gränzen der Eisenbahnen fortzieht, wodurch aber so vielfache Beschädigungen und Verletzungen vorkommen, daß es einen ganzen Gegenstand giebt in Betreff der Reparaturen, welche von den Bewohnern jener Gegenden, die mit den nöthigen Utensilien versehen sind, ausgeführt werden müssen, und wofür sie keinen andern Lohn bekommen, als die freie Benutzung der Telegraphen für ihre persönlichen Mittheilungen. Der kürzeste Kurs in Amerika die kürzeste Taxe für einige Cents eine Depesche auf eine ziemlich beträchtliche Strecke verbreiten.

Nach der Prüfung der drei gegenwärtigen Telegraphensysteme scheint das von Preußen das einfachste, wirksamste und billigste, denn in letzter Beziehung fallen hier die jährlichen Reparaturen fort, die für die Drähte der oberirdi-

Google

unanwendbar sind, während sie in England und Amerika den verschiedensten Arten von Zerstörung ausgesetzt sind.

Mannigfaltiges.

— Graf Rostopitschin in Berlin. Der bekannte Graf Rostopitschin, Gouverneur von Moskau im denkwürdigen Jahre 1812, machte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. eine Reise nach Berlin, deren von ihm selbst verfaßte Beschreibung erst neulich im russischen Journal Moskwitjanin veröffentlicht wurde. Man findet darin einige pikante Eingeständnisse über die damaligen Zustände Preußens, welche durch die eigenthümliche Persönlichkeit des Verfassers ein besonderes Interesse erhalten. Wir theilen, der Kuriosität halber, die Bemerkungen Rostopitschin's über das Berliner Theater mit: „Es giebt hier zwei Bühnen; die eine heißt die Oper, die andere das deutsche Schauspiel. Opern wurden zu meiner Zeit auf Mangel an Sängern nicht gegeben; man sagte mir, daß der große Friedrich, der mit den Jahren den Geschmack für Musik verloren hatte, in der letzten Zeit seines Lebens aufgehört habe, ausgezeichnete Künstler nach seiner Hauptstadt zu rufen.

„Auf einem großen Platze, genannt Halle des Gendarmes, hat Friedrich zwei Gebäude errichtet, von welcher er das eine zu einer reformirten Kirche, das andere zu einem Theater bestimmte.*) In diesem Hause giebt man täglich abwechselnd Trauerspiele, Lustspiele und Opern. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's wurde das deutsche Theater Mode, weil der König seine Muttersprache liebte und oft selbst das Schauspiel besuchte. Die Decorationen und Anzüge sind sehr alt und ärmlich. Wer die deutsche Sprache gut versteht, findet in ihren dramatischen Werken mehr Verstand, Einfachheit, natürlichen Witz und treue Darstellung der Volkssitten, als Menschenkenntniß und leidenschaftliche Handlung. Der Lieblingsschriftsteller zu meiner Zeit war Schiller, Verfasser der Trauerspiele „Don Karlos“ und die „Räuber“. Vollkommen nationale Stücke besitzen die Deutschen nur wenige. Da sie, vielleicht aus Patriotismus, ihre eigenen Laster und Schwächen nicht lächerlich machen wollen, so entlehnen die Dichter ihre Themata anderen Nationen. In der Tragödie ahmen sie Shakespeare nach und gebrauchen höchst drastische Mittel, um Schrecken, Mitleid und Gelächter unter den Zuschauern zu erregen. Um aber die Schönheiten des deutschen Dramas zu fühlen, muß man sich an die Lebensweise und die Sitten des Landes gewöhnen, da sonst die als Studenten gekleideten Liebhaber, die wie Kükkuken aussehenden Liebhaberinnen, das stete Essen auf der Bühne, das Tabakrauchen und Bierdrinken, die Schlafröcke und Schlafmützen dem Fremden sehr lächerlich vorkommen. Die Pantomime und die Geberden der Schauspieler sind höchst ausdruckvoll, obwohl mitunter etwas seltsam. Der beste tragische Schauspieler in Berlin ist Fleck, der eine schöne Stimme und ein vortheilhaftes Aeußere hat. Gute Schauspielerinnen habe ich nicht gesehen; die Tochter des alten Direktors Doblin (Döbblein), eine dicke, alte Person, glich eher einer Amme, als einer jungen Prinzessin. Das Parterre ist immer mit Offizieren angefüllt, jungen Müßiggängern, welche oft so laute Gespräche führen, daß man die Schauspieler nicht hören kann. Im Allgemeinen zeigt das Berliner Publikum wenig Geschmack für das Theater; es trägt noch den Stempel seines Ursprunges von den alten Deutschen, welche den Römern so viel zu schaffen machten und, sich nur mit den Waffen beschäftigend, die Künste und Wissenschaften verachteten. Ein Lieblingsstück, welches stets volle Häuser zog, heißt: „Graf Waltrong oder Subordination“ (?) — ein Beweis, wie sehr Berlin von militairischem Geiste durchdrungen ist.“

— Der russische Feldzug von 1812. Zu den vielen bereits vorhandenen pikhorischen oder romantischen Schilderungen dieses eben so durch seinen pomphaften Beginn, wie durch sein grauenhaftes Ende, einzig in der Weltgeschichte dastehenden Feldzuges ist so eben noch eine neue sehr anziehende Darstellung aus der Feder eines französischen Soldaten erschienen, der an dem Kampfe wie an der Leitung des Rückzuges einen nicht unerheblichen Antheil gehabt. Der gegenwärtige Generallieutenant v. Fezensac, damals Oberst des 4ten Linienregiments, welches in Rußland zu dem unter dem Oberbefehle des Marschalls Ney stehenden dritten Armeecorps gehörte, das bei dem Rückzuge der Franzosen die Arrieregarde bildete, hat in dieser Eigenschaft vielleicht mehr als irgend ein Anderer, der diesen Feldzug überlebte, Gelegenheit gehabt, die Ereignisse beobachten und das Ganze zu übersehen. Seine Schilderung**) trägt ganz den Charakter des Selbst-Erlebten und macht dadurch einen um so größeren Eindruck. Das Regiment des Herrn v. Fezensac war nach beendigtem Feldzuge auf zwanzig Fusiere und eine ungefähr eben so große Anzahl von Unteroffizieren und Gemeinen reduzirt, die obendrein größtentheils ohne Waffen waren. Von den 500,000 Mann, welche die große Armee bildeten, als sie in Rußland einrückte, kamen kaum 70,000 über die Weichsel zurück; mehr als 300,000 waren todt und etwas über 100,000 den Russen als Gefangene in die Hände gefallen.

*) Wir brauchen wohl für die mit der Geschichte Berlins vertrauten Leser nicht erst hinzuzufügen, daß diese Angabe unrichtig ist, da wohl die beiden Tempel auf dem Gendarmenmarkt, nicht aber das Schauspielhaus — auch nicht in der Gestalt, in der es Rostopitschin gesehen — von Friedrich erbaut wurden. D. R.

**) Journal de la Campagne de Russie en 1812, par M. de Fezensac, Lieutenant-Général. Paris, 1850.

— Granier de Cassagnac. Von diesem konservativen Schriftsteller ist so eben eine „Geschichte der Ursachen der französischen Revolution“ (Histoire des causes de la révolution française) in vier Bänden erschienen, worin er ganz neue Gesichtspunkte, als die bisher allgemein geltenden, hinsichtlich dieser Ursachen aufstellt. Namentlich will er weder die philosophischen, noch die demokratischen Einflüsse des achtzehnten Jahrhunderts als solche Ursachen gelten lassen. Auch behauptet er, daß es nicht sowohl der Geist der ersten konstituirenden Versammlung, als der des französischen Königthums selbst gewesen, der die Initiative der großen Emancipationen des Jahres 1789 ergriffen habe. Wir werden auf dieses Werk zurückkommen.

— Der angelsächsische Volksstamm. Im Jahre 1620, schreibt ein amerikanisches Blatt, zählte der angelsächsische Volksstamm etwa sechs Millionen Köpfe und beschränkte sich auf England, Wales und Schottland; jetzt gehören ihm mehr als sechzig Millionen menschlicher Wesen an, die auf allen Inseln und Kontinenten des Erdbodens angesiedelt sind und sich mit unerhörter Schnelligkeit vermehren. Die schwerfälligen Völkerschaften und wilden Menschenracen, welche die Kontinente von Amerika, Afrika, Asien und die Inseln des Oceans innehatten, werden rasch von ihm absorbirt oder verdrängt. Wenn keine große physische Revolution eintritt, um seinen Fortschritt aufzuhalten, so wird er in weniger als 150 Jahren achthundert Millionen Seelen in sich schließen, welche alle dieselbe Sprache reden, dieselbe Literatur und Religion besitzen und denselben charakteristischen Geistesstempel an sich tragen werden. Das angelsächsische Blut wird sich mit der ganzen Bevölkerung der Erde vermischen. Aber die englische Sprache ist noch ausschließender und überwältigender, als das Blut dieses Stammes. Wenn eine Gemeinde anfängt, englisch zu sprechen, so ist sie bereits halb angelsächsisch geworden, ehe noch ein Tropfen angelsächsischen Bluts in ihren Adern fließt. Irland ist nie von England aus kolonisirt worden, wie Nord-Amerika oder Australien, aber dennoch sprechen fast alle seine sieben bis acht Millionen Einwohner schon die englische Sprache, als Vorbereitung zu ihrer gänzlichen Absorbirung durch das angelsächsische Element. Ueberall gewinnt die englische Sprache den andern Mundarten den Vorrang ab und macht die, welche sie reden, für die Absorbirung empfänglich. Die jüngere Generation Oberindiens lernt jetzt diese Sprache, und wahrscheinlich werden innerhalb funfzig Jahre fünfundsechzig Millionen menschlicher Wesen von asiatischem Stamme sie auf jenem Kontinent reden. Eben so ist es in den Vereinigten Staaten. Ueber 30,000 Auswanderer aus Deutschland und andern Theilen des europäischen Festlandes kommen hier alljährlich an. Sie können vielleicht nicht ein Wort englisch sprechen, wenn sie an unseren Küsten landen, aber nach Verlauf von einigen Jahren nehmen die Sprache wenigstens theilweise mächtig. In unseren Schulen sitzen ihre Kinder auf denselben Bänken mit denen der eingebornen Amerikaner und vermandeln sich, wenn sie aufwachsen und sich mit dem Rest der Bevölkerung vermischen, in vollständige Angelsachsen. So werden alle Völkerschaften der Erde allmälig dem Geiste dieses Stammes assimilirt und unterworfen. Der Enkel manchen jungen Mannes, der diese Zeilen liest, kann den Tag erleben, wo er zu einem Volke von achthundert Millionen menschlicher Wesen gehören wird. Die Einigkeit, Einheit und Freundschaft derselben werden von den Beziehungen zwischen Großbritanien und den Vereinigten Staaten abhängen. Ihre Harmonie wird die Harmonie zweier Welten seyn. Wenn sie ihre Pflicht gegen einander und gegen die Welt erfüllen, müssen sie das vereinigte Herz des mächtigen Stammes werden, den sie vertreten und dessen unzählige Adern sie mit dem Blute des moralischen und politischen Lebens anschwellen. Auf ihre innige Verbindung mehr, als auf alles Andere, ist die Wohlfahrt der Menschheit, der Friede, der Fortschritt und die Freiheit der Welt gegründet.

Literarischer Anzeiger.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

Dieser Bilder-Atlas besteht aus 500 in Stahl gestochenen Blättern nebst einem erläuternden Texte und ist jetzt beendigt.

Die frühern Abnehmer können ihre Exemplare durch Beziehung der ihnen fehlenden Lieferungen (im Ganzen 120 Lieferungen, Preis der Lieferung 6 Ngr.) vervollständigen und erhalten dann zugleich den Text gratis.

Es erscheint jetzt eine **neue Ausgabe** in 10 Abtheilungen, die nebst dem Texte, wie die Ausgabe in Lieferungen, 24 Thaler kostet. Der Einband in Meppen und in Pracht-Einbänden wird besonders berechnet. Jede Abtheilung kann auch einzeln bezogen werden.

Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Exp. Lasar. Bredereiche Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Dienstag den 21. Mai 1850.

Dänemark.

Hans Christian Oersted.

Wir haben in Nr. 49 und 50 des Magazins eine Uebersicht des trefflichen Werkes „der Geist in der Natur", von H. C. Oersted, mitgetheilt. Seitdem ist nun auch die dort von uns angekündigte deutsche Uebersetzung dieses Buches im Verlage von Karl B. Lorck in Leipzig erschienen. Herr Dr. K. L. Kannegießer, dem wir bereits viele gelungene Uebertragungen aus dem Dänischen und Schwedischen zu verdanken haben, hat auch diese Arbeit, die wegen der eigenthümlich ungezwungenen Schreibart Oersted's ihre Schwierigkeiten hatte, in ansprechender Form geliefert. Er wurde dabei von einem in Berlin lebenden dänischen Gelehrten, Herrn P. L. Möller, unterstützt, nach dessen Berichten über das Buch auch unser Referat über den „Geist in der Natur" abgefaßt war, und der nunmehr die deutsche Uebersetzung des Werkes mit einer interessanten Lebensskizze des berühmten Verfassers berrichert hat. Wir lassen aus der letzteren, deren Hauptmomente in Deutschland noch wenig bekannt sind, hier einen Auszug folgen:

„Hans Christian Oersted wurde 1777, wie im folgenden Jahre sein Bruder (der berühmte Rechtsgelehrte und in neuerer Zeit auch Minister), in der kleinen Stadt Rudkjöbing auf der Insel Langeland, wo der Vater Apotheker war, geboren. Die Umstände der Aeltern waren dürftig, und es konnte deshalb, selbst wenn es dem kleinen Ort nicht fast gänzlich an Bildungsanstalten gefehlt hätte, für den Unterricht der Kinder nur mangelhaft gesorgt werden. Doch lernten sie von einem geborenen Deutschen in der Nachbarschaft frühzeitig Deutsch verstehen und sprechen. Der ältere Bruder besuchte sich aus einem alten Schulbuch selbst das Rechnen und theilte sogleich dem Bruder dieses neuerworbene Wissen mit. So verbreiten die beiden wißbegierigen Knaben, durch gegenseitigen Unterricht und Mittheilung sich bildend, mehrere Jahre im älterlichen Hause. Später lernten sie von Privatlehrern auch etwas Latein. Hans Christian wurde aber im zwölften Jahre vom Vater zur Mithülfe in die Apotheke gezogen, wo er bald an den chemischen Arbeiten große Freude fand. Doch verschlang er nebenbei eifrig die belletristischen und geschichtlichen Bücher, die ihm in dem vereinsamten Orte in die Hände fielen.

Die Brüder bemerkten jedoch bald, daß sie, durch ihr glückliches Naturell und den steten Anstausch des erbeuteten Wissens unterstützt, mit ein wenig Nachhülfe wohl das Abiturienten-Examen machen könnten, um an der Kopenhagener Universität den Drang ihrer nach Bildung und Wissen unersättlich lechzenden Seelen vollends zu befriedigen. Es gelang. Im Jahr 1794 kamen sie nach Kopenhagen, wo sie anfangs freilich recht kümmerlich leben mußten, aber sie fühlten in sein neues Bedürfniß, als sich fleißig in den Studien zu vertiefen, und machten mit glücklichem Erfolge die zwei ersten Examina. Sie bekamen Unterstützung aus Staatsmitteln und erwarben sich das Zeugniß durch Stundenunterricht. Jetzt trennten sich aber ihre geistigen Wege. Einem frühzeitig sich bekundenden Drange folgend und die sie umgebende Welt fast vergessend, versenkte sich der jüngere Bruder in die Philosophie und die Rechtswissenschaften, der ältere in die Astronomie, die Physik und die Medizin. Doch blieben sie noch immer beisammen wohnen, theilten sich auch immer die Resultate ihrer verschiedenen Studien mit, suchten aber anßrr dem Hause sehr wenig Umgang. Selten hatte die Universität zwei Studenten gesehen, die, alle Vergnügungen eines jugendlich bewegten Lebens fast nicht kennend oder geringschätzend, nur dem ernsten Wissenschaftsleben sich mit solchem Heißhunger ergaben und daran ihre Freude hatten. Unter den anderen Studenten mochten sie wohl durch ihr Stilles, etwas unbedsolenes Wesen Aufsehen erregen und nicht immer dem Jugendwig entgehen, aber der stets steigende Ruf ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit flößte zugleich staunende Achtung ein. Der fast einzige Umgangsfreund der Brüder war der ein paar Jahre jüngere, mit ihnen den entschiedensten Kontrast bildende, in jugendlich genialem Uebermuth leicht aufgeregte, immer Funken sprühende Oehlenschläger, dessen Schwester später der jüngere Oersted heiratete. Diese Freundschaft des jugendlichen Kleeblatts hat sich seitdem in ungeschwächter Innigkeit und Frische bis auf die letzte Zeit erhalten, wo die beiden Brüder den berühmten Dichter, an dessen glänzender Entwickelung sie von früher Jugend den nächsten und thätigsten Theil genommen, zur letzten Ruhestätte begleiteten.

Es war aber das Zugendleben jener drei Jünglinge ein so schönes, an geistigen Fülle, gegenseitigem Wetteifern und gemeinsamem genialen Streben so reiches, wie es in der Geschichte nur höchst selten vorkommt. Bekanntlich, und dies war als ein entschiedenes Glück zu betrachten, fiel ihre Jugend eben in die größte geistige Gährungsperiode, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat; von Frankreich aus begann in der Politik, von Deutschland aus in der Philosophie und Poesie eine neue Aera; überall herrschte das regste geistige Leben, Steffens trat, nach seiner Rückkehr aus Deutschland, in Dänemark mit einer Reihe geistreicher Vorlesungen als Verkünder der neuen philosophischen und poetischen Evangelien auf, und in der allgemeinen europäischen Frühlingsfonne reiften jene drei dänischen Geister schnell und mächtig heran. Hans Christian Oersted, ex officio Menziner, aus Neigung Naturforscher, schien sich auch der allgemeinen, besonders hier im Norden neuen, ästhetischen Richtung an und erwarb sich schon 1797 den Preis der Universität (eine goldene Medaille) durch eine Beantwortung der ästhetischen Preisfrage: „über die Gränzen der poetischen und der prosaischen Sprache",*) wachte gleichzeitig das pharmaceutische Examen, gewann im folgenden Jahre auch durch eine medizinische Preisabhandlung die Prämie und zeigte in seiner Doktordisertation (1799), über „die Architektonik der Naturmetaphysik", daß er mit großer Klarheit und geistiger Reproduktionskraft nicht nur den positiven Inhalt seiner Wissenschaft, Physik und Chemie, durchforscht, sondern auch das Ganze in eine universelle, naturphilosophische Anschauung aufgenommen hatte, die sich nicht unfruchtbringend gewissen geltenden Systemen anschloß. In der Naturmetaphysik hatte er sich in wesentlichen Punkten von Kant emanzipirt, und in einer Kritik von „Gadolin's Einleitung zur Chemie" stellte er eine neue, später allgemein angenommene Theorie von den Alkalien auf. Jetzt übernahm er (1800) die Verwaltung einer Apotheke und hielt Vorlesungen über Chemie und Naturmetaphysik.

In demselben Jahre erfand der Italiäner Volta die „galvanische Säule" und stellte sie als einen Meilenzeiger im Wendepunkt zweier Jahrhunderte auf. Der Galvanismus trat jetzt als eine der gewaltigsten Naturkräfte hervor, die überall die Jünger der Wissenschaft zu neuen Versuchen einlud. Auch Oersted war hierin sehr thätig, und seine ersten Versuche führten ihn sogar zu neuen Entdeckungen rücksichtlich der großen Wirksamkeit der Säuren beim Hervorbringen galvanischer Elektrizität und des Verhältnisses der durch die Leiter der Säule an beiden Polen entwickelten, entgegengesetzten Wirkungen, indem er zeigte, daß diese, Säuren so wie Alkalien, in der Proportion hervorgebracht werden, worin sie sich wechselseitig sättigen.

Voller Begeisterung und Sehnsucht, in die neue Welt des Wissens tiefer einzudringen, trat er 1801 seine erste Reise ins Ausland an, und nie ward wohl eine Zeit anregender und befruchtender für einen strebenden Geist. Brown hatte die Medizin in ein Zeitalter verwandelt, und der ungarische Chemiker Winterl hatte ein neues System in seinem gestürzten Werk „protusionen" aufgestellt, auf welches das deutsche Publikum, von dem es anfangs wenig Notiz nahm, durch eine Kritik aufmerksam gemacht, seine jungen Dämen vorbehalten war. Mit den meisten wissenschaftlichen Celebritäten in Deutschland trat Oersted damals persönlich in freundschaftliche Beziehung und sand überall die günstigste Aufnahme, indem zugleich seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und sein reger Geist frappirten und sein jugendlich frisches, fast kindliches Aeußere und Benehmen ihm Aller Herzen gewannen. Unter den vielen ausgezeichneten Männern, mit welchen er in Deutschland verkehrte, sind besonders zu nennen: Schelling, die Gebrüder Schlegel, Zichte, Schleiermacher, Tieck, J. Werner, Fr. Baader, Erman, Klelmeier, Rumford und die Mineralogen Hausmann und Weiß. Vor Allen schloß er sich jedoch dem berühmten Physiker Ritter an, der sich zu jener Zeit eben auf der Höhe seines Ruhms befand. Oersted bekam später Gelegenheit, ihm einen besonderen Dienst zu erweisen. Als er sich 1802—1803 in Paris aufhielt, wo er die französische Sprache und Literatur eifrig studirte und sich aneignete, hatte Ritter die Entdeckung seiner „Ladungssäule" gemacht und schickte Oersted die in seiner eigenthümlich-dunklen Sprache darüber verfaßte Abhandlung, mit dem Auftrag, sie ins Französische zu übersetzen, um bei dem jährlichen Preis des französischen Instituts zu konkurriren, was dieser auch that, und zwar so gut, daß Ritter nachher erklärte, „die Uebersetzung besser als seine eigene Schrift zu verstehen." So vollständig hatte sich Oersted's schmiegsamer Geist vorher mit dem Gedankengang und der Methode des deutschen Physikers vertraut gemacht. Die Entdeckung wurde zwar damals von dem Institut nicht nach Verdienst beachtet, fand aber später gerechtere Anerkennung.

Ueber Brüssel, Leiden, Harlem und Amsterdam kehrte Oersted von Paris (1803) in die Heimat zurück. Man betrachtete ihn hier noch immer mehr als

*) Auch war es ihm, bis auf die spätere Zeit, immer ein Bedürfniß, interessante physikalische Gedanken, oder was sonst sein Gemüth bewegte, in kleine Gedichte zu formen und aufzuzeichnen.

Digitized by Google

Naturphilosophen, weniger als Physiker, und so konnte er nicht die, obgleich erfolgreiche, Professur der Physik erlangen; doch bekam er aus öffentlichen Mitteln auf drei Jahre ein Gehalt von 300 Bankthalern und zum Experimentiren die selbe Summe. Der Universität war damals durch Feuersbrunst ihr physikalisches Cabinet verloren gegangen, doch bekam er glücklicherweise eine Privatsammlung von Instrumenten, mit welchen er vor einem zahlreichen und gebildeten Publikum Vorlesungen über Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus, über Wärme, Licht und Verbrennung hielt, und zwar nach der von ihm so genannten dynamischen Theorie, welche alle chemischen Wirkungen auf denselben Grundkräften verleitet. Gleichzeitig gab er mehrere Abhandlungen deutsch und dänisch heraus, von denen die bedeutendsten waren: „Die Reihe der Säuren und Basen“ (in Gehlen's Journal), und vor allen seine „Betrachtungen über die Geschichte der Chemie“, welche letztere mit seinem wissenschaftlichen Leben im innigsten Zusammenhang stehen und sowohl beziehend für seinen eigenen Entwickelungsgang, wie für die Natur seiner Geistesrichtung im Allgemeinen, sind.

So weit auch der Ursprung der Chemie in die Zeit zurückgeht, so sung ist sie dennoch als Wissenschaft. Der bekannte Stahl († 1734) trat mit dem ersten chemischen Systeme hervor, dem phlogistischen, das auf die falsche Hypothese von einem in allen Körpern supponirten „Brennstoff“ basirt war. Dieses System hielt sich gegen ein halbes Jahrhundert, bis man die verschiedenen Luftarten zu unterscheiden gelernt und es, durch Lavoisier's große Entdeckung über die atmosphärische Luft, von dem antiphlogistischen verdrängt wurde. Von beiden Systemen hatte sich Oersted, der Reihe nach, als Kind und Jüngling angezogen gefühlt; er war aber noch nicht 24 Jahr alt, als er durch Winterl's Werk, die Voltaische Entdeckung und Ritter's Fortbildung derselben, sich veranlaßt sah, beide aufzugeben, um sich ihm elektro-chemischen anzuschließen. Doch mit dem ihm eigenen Billigkeitsgefühl suchte er noch in einer besonderen Vorlesung das Wahre in allen diesen Systemen nachzuweisen und zu einer gerechten Anerkennung der Verdienste jener ausgezeichneten Männer hinzuweisen, welche sich gegenseitig am eifrigsten bekämpft hatten, indem er zeigte, daß jede Theorie denkender Männer von der objektiven Vernunft Etwas enthält, während die volle Wahrheit, den Gesetzen für die Entwickelung des Geistigen auf Erden gemäß, keinem besonderen Zeitalter vorbehalten ist.

Oersted's geistvolle und anregende Vorlesungen, besonders aber die Bekanntmachung seiner neuen Versuche über die „Klangfiguren“,*) bahnten ihm endlich 1806 den Weg zur physikhen Professur an der Universität Kopenhagen. Jetzt steigerte sich seine Thätigkeit in jahrelangen öffentlichen und privaten Vorlesungen; es gelang ihm, seine Instrumentensammlung bedeutend zu vergrößern, und er war unermüdlich im Experimentiren. Er wurde Lehrer an der Landkadetten-Akademie, hielt Vorlesungen für die Abjoints des Generalstabes und gab 1809 sein „Lehrbuch der mechanischen Physik“ (1844 bedeutend erweitert und umgearbeitet) heraus. Das Erscheinen des chemischen Abschnittes wurde theils durch seine Reisen, theils durch die allgährlichen Forschritte der Wissenschaft verzögert. Während dieser eifrigen, ja, begeisterten Thätigkeit für seine in steter Entwickelung begriffene Wissenschaft erhielt er sich als Privatmann in einem geistvollen und anregenden Umgangskreise, wozu die Besten seiner Zeit gehörten, unter ihnen sein Bruder, Steffens, Oehlenschläger und dessen spätere Gegner, der witzige Dichter und Kritiker Baggesen, durch welche er auch mit den philosophischen und ästhetischen Regungen der Zeit in lebhaftem Verkehr erhalten wurde. Auch Fichte, der, um Ruhe zu genießen, 1807 einige Zeit in Kopenhagen verlebte, gehörte zu diesem Kreise.

Eine neue Reise nach Deutschland und Frankreich unternahm Oersted 1812—13. In Berlin hielt er sich längere Zeit auf und gab hier, von Niebuhr dazu angetrieben, seine „Ansichten der chemischen Naturgesetze“ heraus, die er in Paris ins Französische übertrug. Man erkennt aus dem französischen Titel, wie schon damals seine Gedanken sich nach einer Richtung hin fixirten, in der es ihm durch eine große Entdeckung bald gelingen sollte (unter deren schon jetzt als weitumgreifendste sich zeigenden Resultaten es hier genügen mag, auf den elektro-magnetischen Telegraphen hinzuweisen, welcher ohne Oersted wahrscheinlich jetzt noch nicht existirte), seinen Namen weltberühmt zu machen.

Nach seiner Rückkehr im Jahre 1814 heiratete er; aus seiner Ehe gingen drei Söhne und vier Töchter hervor. Seine rege Theilnahme an allem geistigen Leben verwickelte ihn in einen heftigen literarischen Streit mit Grundtvig, indem er mit dem Enthusiasmus seiner Ueberzeugung die naturgesetzliche Nothwendigkeit und die unbesiegbare Urkraftkraft gegen die ultramontane Paradoxie jenes Schriftstellers vertheidigte, der die Grille hatte, in einer übrigens geistvollen „Weltchronik“, der Bibel, und zwar in ihrer buchstäblichsten Deutung, als ausschließlichen Maßstab zum Abertheilen über geschichtliche Männer und Begebenheiten zu verwenden. In einem Universitätsprogramm, auch vom Jahre 1814, über „die ähnliche Kunstfprache der gothisch-germanischen Sprachen“, gab Oersted eine Reihe sinnreicher Andeutungen in einer nationalen, von der bisherigen griechisch-französischen emanzipirten, wissenschaftlichen Terminologie, welche schon zum großen Theil populär geworden ist, heraus, und in einer Festrede Skelle er, vielleicht mit Anspielung auf den Stockorthodoxen Grundtvig, die Anerkennung der Wissenschaft als einen Religionsgehalten dar. Uebrigens füllten Vorlesungen, deren er mehrere Winter allwöchentlich fünf Stunden hielt (darunter deutsche für das corps diplomatique), seine meiste Zeit aus. Er führte eine monatliche Vorlesung ein, die er bis auf diesen Augenblick fortlegt, worin er allmälig alle in der experimentalen Naturwissenschaft an den Tag kommenden Entdeckungen mittheilt und erklärt; auch erfand er um diese Zeit ein galvanisches „Kupferbatterieapparat“, sammt einer neuen Methode, Minen zu sprengen. 1816 und 1819 unternahm er im Auftrage des Königs, begleitet von dem später als ausgezeichneter Geognost bekannt gewordenen Hofrinter, Forchhammer, die bisher vernachlässigte, mineralogisch interessante und zwar an Eisenstein und Steinkohlen reichhaltige Insel Bornholm.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

I. Eine Reise nach Peru. — Die republikanische Staatsform. — Das Land und seine Bewohner.

(Schluß.)

Das sind die Vortheile, welche zunächst die Gestaltung des peruanischen Grundes und Bodens der Anarchie an die Hand giebt. Hierzu kommen noch drei andere Umstände, die das Ihrige beitragen helfen, um in Peru eine Bewegung zu unterhalten, welche einzig und allein nur durch den festen Willen seines gegenwärtigen Präsidenten beendigt werden konnte: ich meine die Nebenbuhlerschaft der Städte, die Nebenbuhlerschaft der verschiedenen Einwohnerstämme und endlich die schlechte Organisation der Armee.

Als alte Residenz der spanischen Aristokratie ist Lima, wie es sich herausgestellt hat, die nothwendige Hauptstadt, der nothwendige Mittelpunkt der Regierungsgewalt. Zwei andere Städte jedoch machen Lima dieses Vorrecht streitig und bieten den Erlassern militairischer Pronunciamientos treffliche Stützpunkte. Es sind dies Arequipa und Cusco. Arequipa ist gleichsam die Hauptstadt des südlichen Peru. Etwa zwanzig Meilen vom Meere entfernt und durch eine Sandwüste von ihm getrennt, erhebt sich diese Stadt an den Ufern des kleinen Flusses Chile, inmitten einer prächtigen Landschaft, welche eine Art Oase zwischen den sandigen Küstenstrecken und den oden Plateaux der Cordilleren bildet. Ein heute erloschener Vulkan, dessen Lava jedoch einstmals einen großen Strich des Landes bedeckte, der Mitti, ragt über die Häuser von Arequipa empor und macht namentlich des Nachts mit seinem nächtigen, von ewigem Schnee gekrönten Gipfel den Eindruck eines die schlummernde Stadt beschützenden Riesen. Arequipa zählt gegen 25,000 Einwohner. Man findet daselbst eine kleine Anzahl Neger, viele Indianer und einige weiße Familien, welche hier, wie überall in Amerika, die Aristokratie bilden. Im Allgemeinen ist der Menschenschlag hier schöner und kräftiger, als in Lima, und wenn letztere Stadt sich ihres Civilisationsvorrisses, den sie durch ihre Berührung mit dem Auslande erhalten, rühmt, so ist ihr doch Arequipa an wahrer Intelligenz und Energie seiner Bevölkerung bei weitem überlegen.

Eine noch schärfer hervortretende Rivalität kennt Cusco und Lima. Cusco ist die vorzugsweise indianische Stadt, die alte Hauptstadt des Reiches der Inkas. Hier ist noch Alles voll der alten Erinnerungen. Die Trümmer der alten Metropole ragen überall zwischen den Neubauten der modernen Stadt empor. Einige Gebäude von ihrem Umkreise entfernt erblickt man auf einer mächtigen Höhe die riesigen Ueberreste des Schlosses, welches die Inkas einst bewohnten. Unversehrt ist nur der berühmte Tempel der Sonne stehen geblieben, den man in eine christliche Kirche umgewandelt hat. Diese Indianer denken heutzutage noch immer daran, das Joch Lima's und der verhaften Weißen abzuschütteln und das zerstörte Reich Manco-Capac's wiederherzustellen.

Die Rivalität der Neger ist in Peru noch viel unversöhnlicher, als die der Städte; letztere ist vielleicht nur die Maske der ersteren. Hinter der Antipathie z. B., welche die Küstenbewohner und die Bewohner des Gebirges oder Serranos trennt, merkt man ganz deutlich den immer in dumpfer Stille fortdauernden Kampf zwischen der unterjochenden und der unterjochten Gesellschaft. Die Berge sind hauptsächlich von Indianern und Mestizen bewohnt, während die weiße Race sich vorzugsweise in der Nachbarschaft des Meeres aufhält. Der Serrano blickt mit Verachtung auf eine Bevölkerung herab, welche ihm an physischer Kraft nachsteht, und die Einwohner Lima's würden im Stolz auf ihre halbeuropäische Civilisation errötben, sich mit einem Serrano zu vergleichen, dessen Name allein schon in ihrem Munde fast eine Beleidigung ist.

Man kann in Peru drei Hauptracen unterscheiden, die sich, um möglicherweise die wirkliche Einheit des peruanischen Volkes herzustellen, noch ahnungsweise unter einander vermischt haben: es sind die Weißen, die Mestizen und Indianer und die Neger. Die weiße Race ist bis auf den heutigen Tag die überlegene geblieben, die aristokratische Race vom sangre azul (vom blauen Blut), wie man in Lima sagt. Trotz der in den republikanischen Verfassungen Süd-Amerika's festgestellten Gleichheit hat der Kultus des Adelthums alle Revolutionen überlebt. Wie konnte es auch anders seyn? Die herrschende Aristokratie ist die der Farbe, die ausschließlichste von allen, die sich auch am wenigsten mésallirt. Die weiße Race verachtet die Mestizen und die Indianer, wie die Neger; sie betrachtet die Einen als ein erobertes, die Anderen als ein gekauftes Volk. Der Unterschied ist in ihren Augen gering, und sie hält mit einem peinlichen Stolz die Schranken aufrecht, welche sie von der übrigen Bevölkerung trennen.

Indeß haben die Mestizen, namentlich die von indianischem Blut, die Cholos, seit der Emancipation wichtige Stellen in der Armee und in der Regierung inne. Einer von denen, welche in Peru eine große Rolle gespielt haben, der General Santa Cruz, stammt mütterlicherseits von den alten Kaziken oder indianischen Häuptern. Bald nach der Eroberung sogar sah man die Spanier mit den vornehmsten eingeborenen Familien in Verbindung treten, und die Grafen von Montezuma, deren Name phantastisch den Ursprung andeutet, gaben Mexiko einen seiner letzten Vice-Könige. Der Unabhängigkeitskrieg hatte den

*) Populär-philosophisch dargestellt in einem Dialog, „über das durch die Töne hervorgebrachte Vergnügen“.

Digitized by Google

Ergeiz der Mestizen auf. Die Peruaner von weißer Race eröffneten ihnen, um sich ihrer Hülfe zu versichern, die Aussicht auf die Gründung eines neuen großen Reiches, eine Zoefsetzung des Reiches und der Herrschaft der Inkas, deren vergangene Herrlichkeit noch in dem Gedächtniß aller Indianer von Peru lebt. Die Revolution Bolivar's wurde so für sie gleichsam eine bewaffnete Reaction gegen die Eroberung Pizarro's. Die Indianer und die Söhne der Indianer erhoben sich daher in Masse, und ohne diese mächtige Dazwischenkunft des eingebornen Stammes hätten die Spanier niemals ihre Kolonieen verloren. Zur Belohnung für die geleistete Hülfe wurden die Mestizen zum politischen Leben zugelassen, besten Rechte und Pflichten sie bisher nie gekannt hatten. Man vertraute ihnen wichtige Posten an, und da sich eine große Anzahl der vornehmsten Familien, besonders in Lima, nach der Unabhängigkeits-Erklärung geberdete, als wolle sie sich von der neuen Regierung fernhalten, so machten sich die Mestizen diesen hochmüthigen Indifferentismus zu Nutze, um die ihnen anvertrauten Stellen zu bewahren. Den Weißen würde es übrigens auch schwer geworden sein, ihnen diese Stellen wieder zu entreißen; denn die militairische Macht ist in Peru Alles, und die Indianer bildeten damals, wie heute, die Majorität der Armee.

Der Cholo ist der Sohn der Indianerin und des Weißen; er ist klein und untersetzt; er hat eine niedere Stirn, ein breites und plattes Gesicht, vorspringende Backenknochen, schwarze, straffe und harte Haare, eine gelbe Farbe, kurz, alle Merkmale der ursprünglichen Bewohner des Landes. Er ist faul und verschlagen, sanft und sorglos, wie der Indianer. Diejenigen Cholos, welche sich nicht in den Städten niederlassen konnten, führen ein elendes Dasein auf irgend einer kleinen Chacra (Meierei) mitten in den Cordilleren. Andere leben auch vom Fischfang und wohnen an der Küste des Meeres in kleinen Dörfern an irgend einer einsamen Bucht. Die Schwarzen sind in Peru nur in sehr geringer Zahl vorhanden; aber ihre Nachkommen, die Samdos, und der Vermischung mit den Weißen hervorgegangen, sind über das ganze Gestade verbreitet. Der Samdo ist lebhaft, intelligent, thätig, aber verdorben und boshaft. Er verachtet den Indianer, er verabscheut den Weißen. Den Samdos verdanken die Küstenfährte ihre geschickten Arbeiter.

Dies sind die Hauptitypen, welche sich gegenwärtig in der peruanischen Gesellschaft vorfinden. Sollte eine vollständigere Vermischung zu Stande kommen, so müßte Peru einmal eine jener langen Perioden der Ruhe und des Glückes genießen, welche allein langgenährten Haß auslöschen und die örtlichen Rivalitäten beseitigen können. Leider aber ist der Kampf der Racen nicht die einzige Ursache der Ordnungslosigkeit in Peru; ich habe oben schon ein andere angedeutet, nämlich die schlechte Organisation der Armee.

Die peruanische Armee von heute ist sehr verschieden von der, welche in dem großen Unabhängigkeitskriege im Felde stand. Damals erhob sich die Bevölkerung in Masse und marschirte unter der Leitung braver und erfahrener Offiziere, von denen mehrere in den Reihen der Spanier selbst die Disziplin und die Kriegskunst erlernt hatten. Heute verhält sich die Sache ganz anders. Die Indianer, welche von keinem nationalen und amerikanischen Interesse mehr angetrieben werden, nehmen am Dienst nur Theil, wenn sie gewaltsam dazu gezwungen werden. Ohne Liebe zu einer Regierung, welche nicht sie ihre Väter ist, würden sie ihre Sache auch gar nicht mit jenem Muth, von dem sie ehemals den Spaniern gegenüber Beweise gegeben, zu vertheidigen verstehen. Die Offiziere sind noch schlechter, als die Soldaten. Durch Intrigue und in Revolutionen ernannt, oft vom einfachen Kadetten an bis zu den Obersten und den Generalen ohne Kenntniß der ersten Elemente der Kriegswissenschaft, einzig tauglich, mit ihren großen Federbüschen und vergoldeten Uniformen in den Straßen umherzuspazieren, sind sie unmöglich im Stande, ihren Untergebenen Vertrauen einzuflößen, um so weniger, als sie nicht selten, wenn es zum Kampfe kömme, zuerst davonlaufen.

Die peruanische Armee besteht aus dem niedrigsten Volke und wird durch „Pressung“ rekrutirt. Wenn man irgend ein Depot vervollständigen will, so schickt man zahlreiche Patrouillen durch die Straßen der Städte und läßt ohne Weiteres alle Indianer und alle Samdos anfgreifen, welche die Waffen tragen können. Die Unglücklichen werden sofort in die Kaserne geschleppt, eingeschrieben und eingekleidet. In ein paar Tagen übt man sie im Exercitium und in der Handhabung des Gewehres ein und schickt sie sodann an die verschiedenen Corps, wo sie die erste best Gelegenheit zum Desertiren abwarten. Gewöhnlich ist es eine Schlacht, welche ihnen die Gelegenheit bietet. Der Tumult und die Unordnung, welche ihr folgen oder vorangehen, leisten den Absichten der Missvergnügten, welche jede peruanische Armee in sich zählt, die beste Hülfe. Jeder ergreift dann einen günstigen Moment, um die verhaßte Montur abzuwerfen und wieder Hirt in den Gebirgen oder Arbeiter in der Stadt zu werden. Dies hindert jedoch, nach dem Siege, den Oberbefehlshaber keineswegs, die pomphaftesten Proclamationen zu erlassen, die selbst die kühnsten Wendungen castilianischer Prahlerei übertreffen. Die Tage von Ayacucho und von Marengo werden durch die hohen Thaten der Peruaner in Schatten gestellt! Nie hat eine Armee vollführt, was sie so eben vollführten! Solche Leute zu befehligen, ist des Feldherrn Stolz! Ganz Europa richtet die Augen auf sie, und die Welt wird mit Staunen und Bewunderung die Nachricht ihres Sieges vernehmen! . . . . Zu gleicher Zeit aber läßt man, um die Lücken, welche, wie wir anderwärts, nicht alle der Tod gemacht hat, auszufüllen, die Gefangenen in die Reihen der siegreichen Armee eintreten, wo dieselben nun, wenn der Krieg fortdauert, gegen die Partei kämpfen müssen, für die sie sich noch gestern schlugen. Was kümmert es auch den Indianer, ob er unter dieser oder jener Fahne sicht! Ein Chef gilt ihm so viel, wie der andere; von dem Tage an, wo er unter die Fahne tritt, ist er nur noch ein Werkzeug in den Händen des Ehrgeizes. Indeß gebricht es dem Cholo keineswegs an Muth. Er ist kräftig, unermüdlich und nüchtern. Etwas Mais und einige Cocablätter (zum Kauen) genügen ihm für den ganzen Tag. Mit Hülfe der Disziplin und guter Offiziere könnte man zweifelsohne die lobdarsten militairischen Eigenschaften bei ihm entwickeln.

Nichts ist seltsamer, als der Abmarsch einer peruanischen Armee, welche ins Feld zieht. Weiber und Kinder schreiten zwischen dem langen Soldatenzuge, welcher sich in der von dem Zührer bestimmten Richtung fortbewegt. Esel und Mauthiere mit Gepäck folgen der Kolonne und werfen sich jeden Augenblick zwischen die Reihen. Uebrigens hat man für Nichts Vorsorge getroffen: es fehlt an Allem, an Lebensmitteln und selbst an Sold. Auch lebt man fast immer auf Kosten des Landes, durch welches man marschirt, und die gewöhnlichen, unter dem Namen „Rabonas“ bekannten Gefährtinnen des Soldaten ersetzen für ihn die militairische Verwaltung. Der Gebrauch, die Frauen mit ins Feld zu nehmen, ist indianischen Ursprunges. Wollte man sich hierin nicht fügen, so würde es unmöglich sepn, einen einzigen Mann bei den Fahnen zu erhalten. Die Rabonas, ob Gattinnen oder Beischläferinnen, sind stets um den Soldaten, sie folgen ihm auf seinen beschwerlichsten Märschen, indem sie zuweilen ein Kind auf ihren Schultern und ein anderes an ihren Kleidern hängen haben. Die peruanische Armee hat unter dem General Santa Cruz schon die zwanzig Lieues an einem Tage im Gebirge zurückgelegt, ohne daß die Frauen irgend hintenan blieben. Diese Ausdauer ist wahrhaft merkwürdig. Die Rabona ist indeß weniger die Frau, als die Sklavin ihres Soldaten. Obwohl oft gepräglet und gemißhandelt, rührt sie doch das von ihr bereitete Mahl nicht eher an, als bis ihr rauher Gefährte es mit ihr theilen will. So hart und aufreibend dieses Leben auch ist, so scheint die Rabona es doch zu lieben. Kehrt der Soldat in seine Kaserne zurück, so folgt sie ihm auch dorthin und besorgt für ihn auch dort das Hauswesen. Wenn der Befehl zum Ausmarsch von neuem gegeben wird, so macht sie sich freudig auf den Weg. Der Marsch einer von diesen unerschrockenen Weibern begleiteten peruanischen Armee ähnelt so ziemlich jenen Wanderungen der alten indianischen Völker, welche durch das Eindringen der weißen Race aus ihren Sitzen vertrieben wurden. Ein peruanischer General führt so nicht bloße Regimenter, sondern ganze Völkerschaften hinter sich her.

Nebenbuhlerische Eifersucht der Städte, desgleichen der Racen und schlechte Organisation der Armee, das sind die drei Hauptursachen der Unordnung. Die Geschichte Peru's seit der Emancipation wird und zeigen, wie sie bald hinter einander abwechseln, bald zugleich ihren traurigen Einfluß äußern. Soll dieses Land also zu ewigen Kämpfen und Anfregungen verdammt sepn? Ich glaube es nicht; und es wird, nun auf diese Frage zu antworten, hinreichen, wenn ich, nachdem ich seine Revolutionen erzählt habe, auch die Keime des Glückes, des materiellen und geistigen Fortschrittes vorführe, welche doch der weiteren Entwickelung nahe zu sepn scheinen.

England.

Cathcart's Feldzüge von 1812 und 1813.*)

Wir haben hier ein rein militairisches Geschichts-Werk oder vielmehr eine Reihe von Betrachtungen über die verschiedenen Phasen der Kriegsgeschichte von dem Einfall Napoleon's in Rußland bis zum Schlusse des Feldzuges von 1813. Der Verfasser hatte die beiden Gelegenheiten, sich über die von ihm geschilderten Ereignisse gründlich zu unterrichten. Sein Vater, Lord Cathcart, ging kurz vor Ausbruch des Krieges als britischer Gesandter nach St. Petersburg, und nachdem er sich dort bis zum Rückzuge Napoleon's über den Niemen aufgehalten, befand er sich während des ganzen deutschen Feldzuges im Gefolge des Kaisers Alexander. In jener Zeit war der Verfasser, ein neunzehnjähriger Jüngling, Lieutenant in einem Garde-Regiment und wurde seinem Vater als Adjutant beigegeben. „Bis zur Capitulation von Paris im Jahre 1814 war er beständig mit der Armee und in der Lage, allen Kriegs-Operationen als Augenzeuge beizuwohnen und ihre eben so interessanten, als belehrenden Details kennen zu lernen. So hatte er auch das Glück, oft große Schlachten gewinnen oder verlieren zu sehen, in welchen Napoleon persönlich kommandirte.“

Das Werk des Obersten Cathcart ist demnach hauptsächlich für militairische Leser bestimmt, doch enthält es Manches, was auch für den friedlicheren Theil des Publikums nicht ganz ohne Interesse seyn wird. Hier z. B. ist eine graphische Skizze des französischen Kaisers und seiner Umgebung durch ein Fernrohr am Morgen der Schlacht von Bautzen:

„Es war ein schöner Sommermorgen am 21. Mai; Alles war ruhig, und selbst der Knall eines Flintenschusses, gelegentlich längs der ausgedehnten Linie der vorgeschobenen Posten abgefeuert, ließ sich nur selten hören. Bei Tagesanbruch waren wir auf dem Platze; der Kaiser von Rußland und der König von Preußen befanden sich schon auf einer Anhöhe vor der Front, im Centrum der Schlachtordnung. Unterdessen hatte sich der Feind in Bewegung gesetzt und schien seine Hauptkräfte auf den Höhen unmittelbar vor Bautzen zu sammeln und unseren linken Flügel oder unser Centrum zu bedrohen. Napoleon selbst war ganz deutlich zu sehen, von seinem Generalstabe umringt und augenscheinlich mit der Anordnung seiner Truppen beschäftigt. Während die Vorbereitungen getroffen wurden, stieg er vom Pferde und ging auf und ab, mit den Händen über dem Rücken gekreuzt, im Gespräch mit den Offizieren seiner Suite. Alle meine Fernröhre waren auf ihn gerichtet; das beste derselben,

*) Commentaries on the War in Russia and Germany in 1812 and 1813. By Colonel the Hon. George Cathcart. London, 1850.

Digitized by Google

welches dem Lord Cathcart gehörte, war besonders gesucht und wurde bei dieser Gelegenheit sowohl vom Kaiser Alexander, als von dem König von Preußen benutzt. Obgleich die beiden feindlichen Generalstäbe nicht außer dem Bereich ihres resp. Geschützes waren und Napoleon selbst den russischen Batterien zugesetzt war, hatten die Alliirten doch zu viel Artigkeit, um ihn durch einen Schuß in seinen Betrachtungen zu stören. Berthier und Andere wurden erkannt, aber Einer von der Gruppe, mit dem Napoleon sich angelegentlich zu unterhalten schien, indem er dabei oft auf die Karte blickte, blieb den Mitgliedern des alliirten Hauptquartieres ein Räthsel; er trug eine heilgelbe Uniform, und noch vielen Hin- und Herreiten schloß man, daß es kein Anderer sein könne, als Murat, der ein großer Freund des Putzes war und sich in allen möglichen Kostümen produzirte. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß zwei so wichtige Umstand, weil die Gegenwart Murat's bewies, daß die italiänischen Märungen ziemlich weit vorgeschritten waren; außerdem würde seine persönliche Wirksamkeit als ein thätiger und geschickter Kavallerie-Offizier vermehrte Wachsamkeit von unserer Seite erfordern. Diese Ueberzeugung wurde bis zu einer viel späteren Stunde des Tages gehegt, wo wir durch Gefangene oder Deserteure erfuhren, daß der Mann im gelben Rocke niemand Anderer, als ein sächsischer Potillon sey, den die Franzosen als Wegweiser gebraucht hatten und bei dem sich Napoleon noch den Namen der verschiedenen Dörfer erkundigte."

Ueber die beiden Kriegssysteme, das alte und das neue, welche durch die Napoleonischen Kriege in Konflikt gebracht wurden, sagt der Verfasser Folgendes: „Während des vorigen Jahrhunderts befolgten alle militairische Nationen Europa's in ihren Feldzügen ungefähr dasselbe System, welches vielleicht zu der Zeit Gustav Adolph's zuerst eine feste Gestalt annahm und seine höchste Vollendung unter Friedrich dem Großen erreichte. Die hauptsächlichsten Charakterzüge dieses Systems waren die Aufstellung allgemeiner Linien und die Bewegung in Linie; und obwohl die Evolutionen, die zu diesem Zweck vorgenommen wurden, gewöhnlich in offenen Heerfalten stattfanden und langsamer und förmlicher waren, als die, welche man heutzutage in derselben Absicht ausführet, so bilden sie noch immer die Grundlage aller neueren taktischen Systeme. Marlborough, die Marschälle Ludwig's XIV., Friedrich der Große und die gleichzeitigen Anführer der kaiserlichen Armeen wußten, wie es scheint, allgemeine Linien-Bewegungen mit einer Leichtigkeit und Präzision auszuführen, welche die jetzigen Armeen kaum erreichen, noch weniger aber übertreffen können, selbst die britischen und österreichischen nicht ausgenommen, deren Militairbehörden dieses System nie vernachlässigt oder ganz aufgegeben haben. Zu Anfang der französischen Revolution, im Jahr 1790, besaß Frankreich zahanse und in den Kolonieen ein stehendes Heer von etwa 200,000 Mann, das sich in einem guten Zustande und vollkommener taktischer Ausbildung nach dem von uns erwähnten Systeme befand; allein die Freiheits- und Gleichheitslehren sind der militairischen Disziplin sehr nachtheilig, und es gelang ihnen bald, die Armee zu demoralisiren. Neue Anstellungen von Jünglingen, in denen die revolutionaire Gährung alle sittliche Kraft zerstört hatte, traten in die Reihen ein, und die methodischen Theorieen, nach denen man bisher verfahren, konnten nicht mehr befolgt werden. Andere Maßregeln waren erforderlich, um die überlegene Anzahl in den Stand zu setzen, den Sieg über die übertegene Disziplin der Gegner davonzutragen. Ein neues System wurde daher um diese Zeit angenommen, und obgleich Napoleon auch die taktische Geschicklichkeit benutzte, wenn sie ihm zu Gebote stand, und ihren Werth vollkommen zu schätzen wußte, so gewährte ihm doch seine thätige Laufbahn nie die Muße, sie gehörig auszubilden; er war daher genöthigt, das System zu befolgen, welches die französische Revolution zuerst hervorgerufen hatte und welches durch sein außerordentliches Genie verbessert und ausgebeutet wurde. Es bestand im Wesentlichen darin, daß er auf die Wirksamkeit großer, konzentrirter Truppenmassen vertraute, die er als Reserve aufstellte und so viel als möglich vor dem Feinde verborgen hielt. Nachdem er diese mit sicherem Blick und mit besonderer Rücksicht auf ihre spätere Verwendung stationirt hatte, war er gewohnt, die Operationen mit Verschiebung zahlreicher leichter Truppen längs seiner ganzen Fronte anzufangen (entamer l'affair»), während Artillerie, gehörig unterstützt und bewacht, sich an verschiedenen Punkten zeigte und eine planlose Kanonade unterhielt. Der Zweck dieser ersten Bewegung war oft nur der, die Gegner über seine wahren Absichten zu täuschen und sie zur Aufstellung ihrer ganzen Streitkraft längs einer ausgedehnten Front zu verleiten. War dieser Zweck erreicht und hatte man eine hinreichende Kenntniß von der Position und der Lage des Feindes erlangt, so ward der entscheidende Moment ergriffen, um überlegene Massen, mit einem Schwarm von Tirailleurs als Vorhut und von der Konzentrirt aufgestellten Artillerie gedeckt, auf einen schwachen oder unbewachten Punkt der feindlichen Position zu werfen und dadurch den Sieg herbeizuführen, der durch starke Kavallerie-Attheilungen vollendet wurde."

Schließlich theilen wir das Urtheil mit, welches Oberst Cathcart über die militairischen Eigenschaften und Vorzüge der verschiedenen Armeen fällt, die er im Laufe der von ihm geschilderten Feldzüge als Gegner oder Kriegsgenosse kennen lernte, und welches, von einem so kompetenten Richter herrührend, besondere Aufmerksamkeit verdient.

„Die Franzosen", sagt er, „ein sprüchwörtlich tapferes und erregbares Volk, sind glänzend und furchtbar im Angriff. Werden sie zurückgeschlagen, so findet in der Regel eine eben so heftige Reaction statt, die verderblich werden könnte, wenn man nicht Sorge trüge, eine Reserve bereit zu halten. In diesem Falle werden sie leicht wieder gesammelt, und ihr lebhafter Muth ist bald wieder hergestellt. Die Russen sind weniger erregbar; gleichwohl werden sie beim Angriff in Zaylerkeit und Ausdauer von den Truppen keiner anderen europäischen Nation übertroffen, wobei sie den Vortheil haben, daß sie des Schreckens unfähig scheinen und, obgleich zurückgeworfen und geschlagen, niemals gezwungen werden können, in Verwirrung vom Schlachtfelde zu fliehen. Die preußischen Heerhaufen, die bei diesen Campagnen betheiligt waren, bestanden meistens aus sehr jungen Soldaten. Ihre Offiziere waren von einem Enthusiasmus durchdrungen, der sie zu den glänzendsten Thaten befähigte. Im Fall einer Niederlage stellten sich die Wirkungen einer augenblicklichen Unordnung und Verwirrung, denen alle jungen Truppen unterliegen, weniger fühlbar bei ihnen heraus, als bei den Franzosen; aber obwohl sie bald wieder Stand hielten und ihre patriotische Begeisterung von neuem aufloderte, konnten sie doch mit dem Stoizismus der Russen im Unglück nicht wetteifern. .. Die eigentlichen Oesterreicher waren vortrefflich disziplinirt und tapfer, aber der Insanterie dieser Nation schien es im Vergleich mit den Franzosen und Preußen an Energie zu fehlen, und in ihren physischen Mitteln konnten sie sich mit den kräftigen russischen Soldaten nicht messen. Die Böhmen schienen etwas gesunder und stärker zu seyn, wobei jedoch in ihrem Charakter nicht sehr von ihren österreichischen Waffengefährten ab. Die ungarische Insanterie war beaden in Energie und physischer Kraft entschieden überlegener, und das aus Kriegern dieser Nation gebildete, auserlesene Grenadiercorps suchte in der ganzen alliirten Armee seines gleichen."

Mannigfaltiges.

— Die Nonne von Toulouse. „La Religieuse de Toulouse", so heißt ein historischer Roman in zwei Bänden, den der berühmte Feuilletonist des Journal des Débats, der Verfasser des „Barnave", Jules Janin, so eben hat erscheinen lassen. Es ist eine Geschichte aus der Zeit Ludwig's XIV., eine Lebensgeschichte der Gräfin von Mondonville, die sich durch Gründung eines unter dem Namen „Maison des Filles de l'Enfance" bekannten Mädchen-Stiftes einen Ruf erworben und die ihr Leben in einem Nonnenkloster geendigt hat. Die Gräfin von Mondonville war eine Freundin Arnauld's, des berühmten Kanonikus von Port-Royal, der wegen seines Jansenismus aus Frankreich verbrieben wurde. Ihn und, als seinen Gegensatz, den Hof Ludwig's XIV. weiß Janin vortrefflich für das Interesse seines Romans zu benutzen, der voll Bewunderung für die Institution des Königthums ist und, bei aller Theilnahme für die wegen ihrer Glaubensmeinungen verfolgten Jansenisten, gleichwohl die Rothwendigkeit kirchlicher Autorität und das Gefahrvolle des Rüttelns an derselben mit glühenden Farben schildert. Janin ist augenscheinlich durch die Februar-Revolution aus einem sonst ziemlich leichtfertigen und um die Schicksale seines Landes wenig bekümmerten Literaten zu einem ernsten, von der Warte der Zeit beforgt in die Zukunft blickenden Schriftsteller geworden. In seinem Jahrhundert Ludwig's XIV. ist bereits das Jahrzehnt der Revolution im Keim enthalten, und mit Wehmuth nimmt er in seinem Buche von der Monarchie schon zum Untergange sich neigenden Sonne Frankreichs Abschied. Von derselben Wehmuth ist auch die Vorrede erfüllt, worin er an seine eigene Jugendzeit erinnert, in welcher er mit allen jungen heißen Rednern Frankreichs so schöne Hoffnungen auf eine große Zukunft des Landes gehegt — Hoffnungen, die leider durch die Stürme der neueren Zeit gänzlich gebrochen wurden. Seine Anhänglichkeit an die Familie Orleans spricht sich auch in dieser Vorrede auf eine ehrenwerthe Weise aus. Noch ist nicht alles Gefühl für das Hochstehende und Edle in Frankreich untergegangen; wenigstens haben wir keinen Grund, die aufrichtige Gesinnung des Verfassers dieses Buches zu bezweifeln.

— Hendrik Conscience's neuestes Werk in deutschem Gewande. Der belgische Dichter Conscience war, wie so viele andere Dichter, in neuerer Zeit verstummt; aber es war bei ihm nicht wegen Theilnahme an politischen Wirren, denn gerade in den Niederlanden war Dichtern und Schriftstellern Ruhe vergönnt, während um sie her in allen Ländern der Krieg auf dem Felde, der Tribüne und der Presse die Schriftsteller entweder selbst in den Wirbel der Ereignisse riß oder ihnen wenigstens den Leserkreis auf den kleinen Maßstab verrenzte. Conscience war krank. Erst vor kurzem trat er wieder mit einer interessanten Erzählung, „der Rekrut", hervor, von welcher die Berlagshandlung (Kiesling) selbst zugleich eine vlaamische und eine deutsche Ausgabe veranstaltete, letzte jedoch in einem fast lächerlich unbequemen Formate. Dagegen erschien so eben in Leipzig bei Lorck eine Uebersetzung von D. L. B. Wolff in kl. Oktav, welche den Vortheil hat, daß sie in handlicherem Bibliothek dieses unbegreiflich vielbeschriebenen Uebersetzers bildet. Der „Rekrut" ist eine der schönsten Blüthen der Haide, auf welcher er entsprossen, er ist eine Dorfgeschichte der rührendsten Gattung. Es ist nicht so viel Handlung, Philosophie und gesunder säublicher Verstand darin vorgetheilt, wie in den Auerbachschen Dorfgeschichten, aber er ist voll von zarter Poesie, Menschenkenntniß und Moral. Außerordentlich wohlthuend ist der Umstand, daß man hier nicht, wie in anderen neueren Erzählungen, auf Verbrechen, Laster und Elend stößt, das vielmehr Tugend, Gesinnungsadel und Liebe mit den eindrucksvollsten und einfachsten Farben der Wahrheit gemalt sind. Von allen den handelnden Personen ist kein einzigee schlecht, höchstens daß ein Fechtmeister dramatisirt, es ist aber auch viel weniger Verwicklung und Spannung auf den Ausgang da. Conscience sagt ausdrücklich, daß die Erzählung auf einer wahren Begebenheit beruhe, und wir würden sie auch ohne diese Erklärung für wahr gehalten haben, da sie so wahrscheinlich ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 31, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. Berlin, Donnerstag den 23. Mai 1830.

England.

Der Dichter Wordsworth.*)

Der berühmte philosophische Dichter Englands, William Wordsworth, hatte zu Rydal-Mount in der Grafschaft Westmoreland, unter seinen heimatlichen Seen und Bergen, am 23. April d. J., im einundachtzigsten Jahre seines Alters. Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß der Todestag Wordsworth's mit dem Geburts- und Todestage Shakespeare's zusammentrifft.

William Wordsworth wurde zu Cockermouth in Cumberland am 7. April 1770 geboren, besuchte das Gymnasium in Hawkshead und vollendete seine Studien auf der Universität Cambridge. Seine Aeltern hatten ihn für die Kirche bestimmt, aber die Poesie und andere Beschäftigungen zogen ihn von dieser Laufbahn ab. Seine freie Begeisterin durchs Leben war die Dichtkunst, sein Amt das eines königlichen Stempel-Distributeurs für die Grafschaften Cumberland und Westmoreland, zu welchem Posten er durch die Vermittelung seines Freundes Sir George Beaumont und seines Gönners Lord Lonsdale ernannt wurde.

Als Dichter trat Wordsworth zum erstenmal im Jahre 1793 mit einer Epistel in Versen unter dem Titel: „An Evening Walk" (ein Abend-Spaziergang) auf, die von bemselben Verfasser herausgegeben wurde, bei dem sieben Jahre zuvor Cowper's „Task" erschienen war. Gleich darauf veröffentlichte er „poetische Skizzen, entworfen auf einer Fußreise durch die italiänischen, graubündener, schweizer und savoyischen Alpen." Diese Bewunderung dieser Gedichte unter den jüngeren Leuten der damaligen Zeit erregten, geht aus folgendem Passus in der „Biographia literaria" von Coleridge hervor: „Während meines letzten Studienjahres in Cambridge lernte ich das erste Buch des Herrn Wordsworth, die „Descriptive Sketches", kennen, und seitem, vielleicht nie, ist das Aufsuchen eines originellen Dichtergenius am literarischen Horizont so sichtbarlich verkündet worden." Die beiden Dichter, welche sich damals noch Fremd waren, trafen im Sommer 1796 zu Netter-Stowey in Somersetshire zum erstenmal zusammen. Coleridge befand sich damals in seinem vierundzwanzigsten, Wordsworth in seinem sechsundzwanzigsten Jahre. Gleiche Neigungen scheinen bald eine vertrauliche Freundschaft zwischen ihnen herbei, und im Jahre 1798 machten sie, von Wordsworth's Schwester begleitet, eine Reise nach Deutschland.

Wordsworth's nächstes Werk war der erste Band seiner „lyrischen Balladen", der im Sommer 1798 bei Joseph Cottle in Bristol erschien, welcher das Verlagsrecht für dreißig Guineen kaufte. Das Publikum nahm davon wenig Antheil, und Cottle mußte bei dem Handel zufrieden. Zu, er legte einen so geringen Werth auf das Buch, daß, als er das Verlagsrecht der bei ihm erschienenen Werke auf die Herren Longman und Comp. in London übertrug, er die „lyrischen Balladen" mit in den Kauf gab, ohne eine besondere Vergütung dafür zu fordern. Später kam das Verlagsrecht wieder an Cottle zurück, der es an den Verfasser abtrat, und dieser hatte vor seinem Tode die Genugthuung, das Werk auch in pekuniärer Hinsicht nach Verdienst geschätzt zu sehen.

Verstimmt, obwohl nicht entmuthigt durch den schwachen Erfolg seiner „lyrischen Balladen", ließ Wordsworth mehrere Jahre verstreichen, ehe er wieder vor das Publikum trat. Er wußte jetzo diese Zeit zu benutzen, indem er reiflich über das Wesen der Poesie nachdachte und ihre Prinzipien ergründete. In demselben Jahre, welches von dem Flasko seiner „Balladen" Zeuge war, schrieb er den „Peter Bell", von allen seinen Gedichten dasjenige, welches von der Kritik schonungslosesten behandelt wurde. Als er es veröffentlichte — denn er behielt es im Pult, bis es, wie er sagt, beinahe maforens geworden — war der Name des Verfassers schon bekannter, und man überhäufte ihn mit spöttischen Bemerkungen.

Im Jahre 1803 verheirathete sich Wordsworth mit Miß Mary Hutchinson in Penrith, und ließ sich unter seinen geliebten Seen nieder, zuerst in Grasmere, dann in Rydal Mount. Die spätere Domizilirung Southey's in derselben romantischen Gegend und die öfteren Besuche Coleridge's bei seinen Brüdern in der Dichtkunst gaben Anlaß, diese drei ausgezeichneten Männer, die durch ähnliche Bestrebungen und Tendenzen an einander gezogen waren, mit dem Namen der Lakisten*) zu bezeichnen. „Sie gründeten", wie die Edinburgh Review, ihre heftigste Gegnerin, schrieb, „eine Schule weinerlicher und mißstimmiger Poeten, welche sich an den Seen umhertreiben."

Unterdessen stieg Wordsworth's Ruf zwar langsam, aber sicher, und im Jahre 1807 gab er zwei neue Bände seiner Gedichte heraus. In den Monthly Literary Recreations dieses Jahres befindet sich eine Rezension derselben von Byron, damals ein Jüngling von neunzehn Jahren, der noch nicht als Dichter aufgetreten war. „Die vor uns liegenden Poesien", heißt es darin, „sind von dem Verfasser der „Lyrical Ballads", einer Sammlung, die nicht unverdienterweise ein unbenanntes Maß des öffentlichen Beifalls erlangt hat. Die Muse des Herrn Wordsworth ist charakteristisch durch einfache und stiefende, obwohl mitunter unharmonische Verbildung, starke, oft unwiderstehliche Berührungen an das Gefühl und adelsvolle Gesinnungen. Das gegenwärtige Werk kömmt seinen früheren Arbeiten vielleicht nicht gleich, doch besitzen viele von den Gedichten eine angeborne, natürliche und unerkünstelte Grazie, die sich sehr von den falschen Zierathen und gesuchten Hyperbeln so mancher gleichzeitigen Sonettenschreiber unterscheidet. „Das Lied von dem Zelte in Brougham-Caste", „die sieben Schwestern", „Margarethe's Leib" haben alle Schönheiten und wenige von den Mängeln des Verfassers. Am wenigsten seiner würdig sind die Gedichte, welche den Titel „Moods of my own Mind" (Launen meines Gemüths) führen. Wir hätten es lieber, wenn diese Launen nicht so häufig wären." — Dies ist eine Perle von Byron's Kritik, wie denn überhaupt das Publikum bis in die neueste Zeit durch die kaustischen Bemerkungen der Edinburgh Review, die heftende Satire Byron's und die geistreiche Parodie der Wordsworth'schen Schreibart in den „Rejected Addresses" über seinen wahren Werth irregeführt wurde.

Im Herbste 1814 erschien Wordsworth's „Excursion", die von den Regensten eben so ungünstig aufgenommen wurde. „Das geht nun und nimmer an" — this will never do — war die Einleitung, mit der die Review dieses Gedicht begrüßte. Wer für sich selbst zu denken wagte, wußte es nach Verdienst zu schätzen, aber nur Wenige hatten den Muth, ihre Meinung frei heraus zu sagen. Jeffrey rühmte sich überall, daß er es in der Geburt erstickt, es zermalmt habe. „Er die „Excursion" zermalmen!" rief Southey. „Sagt ihm, daß er eben so leicht den Berg Skidaw zermalmen könnte." Coleridge hatte gewünscht, daß die beiden ersten Gesänge der „Excursion" getrennt unter dem Titel „die verlassene Hütte" erschienen wären, wodurch der Verfasser manche triviale Einwürfe beseitigt hätte, welche zur Zeit gegen den fragmentarischen Charakter des Gedichts erhoben wurden.

Während die „Excursion" die Kritiker noch in Athem hielt, trat „Peter Bell" auf den Schauplatz, um eine noch größere Meinungsverschiedenheit zu erregen. Der Verfasser fühlte, daß dieses Gedicht wegen seines ungewöhnlichen Inhalts und der noch ungewöhnlicheren Gestalt seines Helden einiger Protection bedürfe, und er suchte sich daher durch den Namen Southey's zu schützen, mit dem, wie er in der Widmung sagt, sein eigener oft in guten und bösen Tagen erschienen war. Die Spötter lachten noch lauter als zuvor; auch die Verehrer des Dichters waren anfangs etwas bestürzt, und es fand nur Trost in einem Sonett, welches er als Nachahmung des Miltonschen:

A book was writ of late called „Tetrachordon",

schrieb, und das, wie folgt, lautet:

Buttrich „Peter Bell" erschien in diesen Tagen
Ein Buch: — Gemüthlos der Stoff — der Tod! — so gut
Wie irgend, was selber von Robin Hood
Erzählt wird, oder Ann, in alten Sagen;

Doch Stöße, die sonst schon viel vertragen —
(O Schauer selbst erhöht sie die Wuth! —)
Ergossen, wie der Schwan-Harpyen Saat,
Den Borden und den Helden laut aus Kragen!

Du wilder Schwärmer, der Du die zuletzt
Erfreut in Haid' und Thal hast hier Leben,
Beachte es nicht! Mein, wenn Dich irgend jetzt
Der Menschen Lob, so mögest Du erbeben
Drin gressen Haupt und Dich erkennen doch
Der Ehren, die Dein Dichter Dir gezollt! —

Lamb dankte dem Dichter für sein teilsames, aber anziehendes Gedicht und fragte zugleich, wo „der Fuhrmann" geblieben sey, den Wordsworth ihm schon 1806 im Manuskript vorgelesen hatte und der ihm noch als eine angenehme Erinnerung vorschwebte. Durch die Bemerkung des Freundes aufgemuntert, beschloß Wordsworth, den „Fuhrmann" zum Druck zu befördern und er erschien 1815 mit einer Widmung an denselben Freund, der so e

*) Vgl. Nr. 28 des Magazins.

*) Von Lake, See, einem Wort, das sich auch im Gothischen (Loch), Deutschen (eine Lache) und Lateinischen (lacus) wiederfindet.

Digitized by Google

darüber geurtheilt hatte. Ein anderes Gedicht aus dieser Periode, das von seinen Bewunderern noch beifälliger aufgenommen wurde, war „die weiße Priesterin von Kyllhone", deren Stoff in einer von Percy veröffentlichten Ballade, „der Aufstand im Norden", und in einer mit der schönen Landschaft um Bolton Priory verknüpften Tradition zu finden ist.

Ein neues bedeutendes Werk war „der Fluß Duddon", der in einer Reihe herrlicher Sonette beschrieben wird, die einige der schönsten Verse unseres Dichters in sich schließen. Es erschien im Jahre 1820 und wurde von dem Verfasser seinem Bruder, dem ehrwürdigen Dr. Wordsworth, dedizirt. Das Thema ward, wie es scheint, von Coleridge angegeben, der unter seinen vielen unerfüllten Vorsätzen die Absicht hatte, ein Gedicht „der Bach" zu schreiben — eine Idee, die er gewiß auf eine weitherzigere Art ausgeführt haben würde. Der „Duddon" trug viel dazu bei, Wordsworth's Ruf auszubreiten, und eine neue Auflage seiner Gedichte wurde allgemein verlangt. Die Sarkasmen, welche Byron in seinem „Don Juan" gegen ihn richtete, als:

> Freund! glaub' an Milton, Dryden, Pope tief;
> Auf Wordsworth, Coleridge, Southey schau'n nur Ketzer:
> Diesen der Geist blieb' ist verlassen,
> Der Zweite trunken und der Dritte ein Schwätzer. . . . . .

und dergleichen, thaten ihm nur wenig Schaden. Das Publikum hatte sich jetzt, wie früher schon eine geringe Zahl Auserwählter, überzeugt, daß unter einer ganz neuen Form und in Verbindung mit einigen ziemlich haushackenen Phrasen eine reiche Ader der herrlichsten Poesie in Wordsworth's Gedichten verborgen liege, wie sie im ganzen Bereich der englischen Literatur nicht zu finden sey. Der Verfasser erfuhr zugleich die Wahrheit seiner eigenen Bemerkung, daß kein wirklich großer Dichter im ersten Augenblick seinen Zeitgenossen angenehmen Ruf erlangt habe.

Wordsworth's letztes Werk von Bedeutung war „Yarrow Revisited, and other Poems", welches 1835 herauskam, aber seinen Ruhm nicht erhöhte, wenn es ihn auch keineswegs verminderte. Einige der vorzüglicheren Gedichte sind Zusätze zu seinen Erinnerungen einer Reise durch Schottland, die man stets zu den schönsten seiner Werke gezählt hat.

In demselben Jahre wurde Wordsworth zum Hofrichter von Miniferium Peel eine Pension von 300 Pfd. Sterl. (2000 Thlr.), nebst der Erlaubniß, sein Amt als Stempel-Distributeur zu Gunsten seines Sohnes niederzulegen. Die übrigen fünfzehn Jahre seines Lebens waren daher noch weniger ereignisvoll, als der frühere Theil seiner Laufbahn. Einige Abwechslung wurde jedoch durch eine Reise nach Italien hervorgebracht, die er in Gesellschaft seines Freundes Crabb Robinson unternahm. In poetischer Hinsicht lieferte dieser Ausflug keine bemerkenswerthe Ausbeute.

Nach Southey's Tode wurde Wordsworth zum Hofdichter ernannt — eine angemessene Wahl, wenn ein solcher Posten überhaupt noch für unsere Zeit paßte. Nur ein einzigesmal verrichtete er die Functionen seines Amtes, und zwar bei Gelegenheit des Besuches, den die Königin der Universität Cambridge abstattete. Er schrieb eine Ode, die zwar sehr dunkel, aber nicht besonders poetisch ist. Man kann sie als ein neues Beispiel betrachten, daß die Muse nie bei dem Dichter einkehrt, wenn er sie nicht freiwillig anruft.

Wordsworth war allerdings darin unglücklich, daß sein Verdienst erst dann erkannt wurde, als die Zeit sein Haar gebleicht hatte; andererseits aber war ihm das Glück beschieden, sein hohes Greisenalter im vollen Genuß des glänzendsten Rufs zu verleben, den seine jugendlichen Träume ihm je vorgespiegelt hatten. Seine Bewunderer haben vielleicht ihre Abgötterei zu weit getrieben, indessen, als es nicht zu bezweifeln, daß er stets eine hohe Stelle unter den britischen Dichtern einnehmen wird. Sein Stil ist einfach, kunstlos, aber kräftig, seine Bilder sind männlich und diskriminatiss, seine Gedanken sowohl edel als gefühlvoll und seine Bilder eben so poetisch als treffend. Als Sonetten-Dichter wird er kaum von Milton übertroffen. „Es scheint mir", sagt Coleridge, „daß Wordsworth mehr von dem Geiste eines großen philosophischen Dichters besitzt, als irgend Einer, den ich je gekannt habe oder der sein Leben in's Leben in England erschienen ist; doch bin ich der Meinung, daß er nie aus der beschaulichen Rolle hätte treten sollen, die ihm von der Natur, ich möchte sagen ausschließlich, angewiesen worden. Sein wahrer Titel ist: Spectator ab extra (Zuschauer von außen)."

Wordsworth's Dichtungen sind reich an Stellen, die sich auf alle Phasen des menschlichen Lebens beziehen; der Nachwelt aber wird er nicht so sehr durch seinen „Peter Bell", den „blöhsinnigen Knaben" oder den „Luthmann" bekannt seyn, als durch die „Excursion", die „Laodamia", „Tintern Abbey", einige zwanzig von seinen Sonetten, sein „Glöckleinchen" und den „Harrow". Die Züge des Dichters werden durch Chantrey's vortreffliche Büste verewigt werden.

Dänemark.

Hans Christian Oersted.

(Schluß.)

Endlich kam das Jahr 1820, von welchem Oersted's großer Ruhm datirt, von ihm selbst „das glücklichste seines Lebens" genannt. Es gelang ihm, durch einen jener Glückswürfe, die, wie damals ein deutscher Gelehrter sich äußerte, „kaum alle tausend Jahre in das Loos eines Sterblichen fallen", seinen Namen und den seines Vaterlandes in der ganzen wissenschaftlichen Welt wiederhallen zu machen. Er entdeckte den „Elektro-Magnetismus" oder das Gesetz der Wechselwirkung zwischen elektrischen Körpern und dem Magnet. Die eigentliche Entdeckung dieses bisher ganz unbekannten Naturgesetzes, die in den wenigen seitdem verflossenen Jahren schon außerordentliche Wirkungen hervorgebracht hat, entwickelte sich zwar während einer Vorlesung einer Privatsinnium, das er im Winter 1819—20 für einige Provincialzuhörer hielt; die erste Idee aber, deren volle Existenz jetzt endlich zur Thatsache wurde, trug er schon lange in sich herum, und schon 1813 hatte er in dem obengenannten Werke, „Ansichten der chemischen Naturgesetze", die Ahnung von einer nahen Verbindung der elektrischen, galvanischen und magnetischen Strömungen geäußert. Ist, meinte er, der Galvanismus nur eine verborgene Form der Elektrizität, so kann der Magnetismus auch nur Elektrizität in einer noch verborgeneren Form seyn; und seine Bestrebungen gingen jetzt dahin, zu erforschen, ob nicht die Elektrizität, in galvanischer Form, eine merkliche Wirkung auf den Magnet üben möchte. Seine fortgesetzten Experimente bewiesen die Wahrheit seiner Vermuthung von dem Einfluß der Voltaschen Ströme auf eine magnetische Nadel. Er meinte mit Grund, daß gleichwie ein von einem starken elektrischen Strome durchdrungener Körper nach allen Seiten Licht und Wärme ausstrahlt, so dürfte es sich auch mit der darin supponirten magnetischen Wirkung verhalten. Die Erfahrungen, daß der Blitz in Magnetnadeln, die er nicht getroffen, die Pole verändere, schienen es zu bestätigen. Doch war noch immer die wahre Richtung der Wirkung unbestimmt; es gelang ihm aber diese jetzt vollständig festzustellen. In der Vorlesung, wo ihm die Entscheidung seiner lang gehegten Ahnung, wie die erfüllte Hoffnung eines Adepten, oder die Empfängniß in der Dichterkeele, sich mit unabweisbarer Wirklichkeit herannahte, lud er, augenblicklich dem Vortrag unterbrechend, die Zuhörer gleich zur praktischen Prüfung ein, und schon der erste Versuch zeigte sich glücklich, wenn auch die Wirkung zu schwach war, um gleich das Gesetz zur vollen Geltung zu bringen. Man sah jedoch, daß das Glas von dem elektrischen Strom wie von jener magnetischen Wirkung durchdrungen wurde.

Seit zwei Jahrhunderten hatte man abwechselnd die Meinung angenommen und verworfen, daß Elektrizität und Magnetismus durch dieselben Kräfte hervorgebracht werden; doch alle Anstrengungen, um den Beweis für die Uebereinstimmung zu finden, waren vergeblich gewesen. Oersted brachte es jetzt durch seine nach einigen Monaten mit einer sehr großen galvanischen Kette von Kupferbasen, Zinkplatten und verdünnter Säure besetzt unternommenen Versuche zur vollständigen Evidenz, daß um den elektrischen Leiter immer ein magnetischer Kreis darauf sich befindet, und daß der elektrische Strom immer nach einem gewissen Gesetz auf die Richtung der Magnetnadel ganz bestimmte und gleichartige Einwirkungen ausübt, wenn er nicht eben durch die Nadel, sondern neben derselben geht. Der Elektro-Magnetismus war hiermit, nicht als eine Besonderheit, sondern als allgemeine Naturkraft, die in allen Körpern sich zu offenbaren vermag, in die Natur eingeführt. Ein gedrängter lateinischer Bericht über die Entdeckung und die vorhergehenden Versuche wurde gleichzeitig nach allen europäischen Hauptstädten der Wissenschaft geschickt, und der größte und schönste Lohn eines Erfinders wurde Oersted dadurch zu Theil, daß seine Entdeckung bald die Physiker aller Länder beschäftigte, durch eifrige Forschung und wiederholte Versuche erweitert wurde und in schnell auf einander folgenden neuen Entdeckungen sich fruchtbar zeigte, so daß sie jetzt die Grundlage einer neuen Hauptabtheilung der physikalischen Lehrbücher bildet. Ruhm und Ehrenbezeugungen strömten jetzt von allen Seiten auf ihn ein, von vielen gelehrten Gesellschaften wurde er zum Mitglied ernannt, die London Gesellschaft der Wissenschaften schickte ihm die Copleyische Medaille und das französische Institut als außerordentliche Anerkennung eine ähnliche, den Preis der mathematischen Klasse, 3000 Fr. an Werth. . . . Es muß indessen neben dieser Hauptbegebenheit seines Lebens ausdrücklich daran erinnert werden, daß Oersted's Verdienste um die Experimentalphysik sich keineswegs auf dieses einzige Phänomen beschränken, obwohl dasselbe die übrigen verdunkelt hat. In den folgenden Jahren veranlaßte ihn die Arbeit an einer neuen Ausgabe seiner Physik zu sehr wichtigen neuen Versuchen über die Zusammendrückung des Wassers, und er erdachte für diese ein neues Instrument, wodurch man zu einer sicheren Methode gelangte, dropsdare Flüssigkeiten zusammenzudrücken. Später glückte es ihm durch wiederholte Versuche, die bisher bezweifelte Gültigkeit des sogenannten Mariotischen Gesetzes (für Zusammendrückung der Luft) auch für große Drucke sicher nachzuweisen, bis auf den Punkt, wo die Gasarten tropfbare Flüssigkeit werden. Er bezweifelte das Vorhandenseyn eines Metalls in der Theorie und erfand eine Methode, es aufzuspüren, ferner eine neue Methode, aus den Orpden Chlorüre hervorzubringen *).

Auf einer mit öffentlicher Unterstützung 1822—23 unternommenen dritten Reise nach Deutschland, Frankreich und England beschäftigte er sich hauptsächlich mit den neuesten Entdeckungen über das Licht und brachte eine Menge wichtiger Instrumente mit sich zurück. Nach seiner Heimkehr stiftete er die „Gesellschaft zur Verbreitung der Naturlehre", welche z. B. durch ihre Zöglinge öffentliche Vorlesungen in den wichtigsten Städten des Landes halten läßt. Er hielt 1823—24 einen Kursus französischer Vorlesungen, reiste 1828 nach Norwegen und nach Berlin, wo er einen Vortrag in der Gesellschaft der Naturforscher hielt, wie 1830 gleichfalls in Hamburg; 1834 besuchte er in Göttingen Gauß, um dessen neue Beobachtungen über den Magnetismus kennen zu lernen, was ihn zur Errichtung eines magnetischen Observatoriums in Kopenhagen antrieb. An den seit 1839 alle drei Jahre in je einem der nordischen Reiche stattfindenden „skandinavischen" Naturforscherversammlungen nahm er auch thätigen Antheil und hielt hier verschiedene Vorträge, z. B. über die „Physik des Schönen", einen seiner Lieblingsgedanken, welcher wieder mit einem anderen Lieblingsgedanken in Verbindung steht, den der Leser in dem „Geist der Natur" näher entwickelt finden wird*), nämlich seine an die Leib-

*) Z. B. in der Abhandlung „Über das Verhältniß zwischen der Naturanschauung des Denkens und der Einbildungskraft."

Digitized by Google

nische Harmonia praestabilita erinnernde Theorie von einer klar nachweisbaren Uebereinstimmung des gesammten Systems der Naturgesetze mit den Gesetzen der menschlichen Vernunft.

Er wurde, was seine äußere Stellung betrifft, Secretair der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Professor ordinarius, correspondirendes Mitglied der Wissenschaftsakademie des französischen Instituts, Direktor der polytechnischen Schule zu Kopenhagen, welche er selbst durch seinen persönlichen Einfluß bei Friedrich VI. ins Leben gerufen hatte, Ritter der Ehrenlegion (1837), Konferenzrath (1840), Ritter des preußischen Ordens pour le mérite dans les sciences et les arts (1842), bekam 1843 aus Erlangen das Ehrendiplom als Doktor med. und 1847 das Großkreuz des Dannebrog.

Seine so ausgedehnte und vielfach getheilte, praktische Wirksamkeit verhinderte ihn indessen nicht, an der Entwickelung der dänischen Literatur und des später erwachten politischen Lebens fortwährend anregenden und thätigen Antheil zu nehmen. Die bedeutendsten Zeitschriften enthielten häufig Beiträge von seiner Hand, und 1829 trat er mit Eifer als Mitbegründer und Mitarbeiter einer bis 1838 bestehenden literarischen Monatsschrift auf, eines sehr verdienstvollen Unternehmens, wodurch dem damaligen geistlosen Treiben der dänischen Kritik, das wie ein feindlicher Strom den gesunden Sinn für Wissenschaft und Kunst gefährlich bedrohte, endlich eine Grenze gesetzt wurde. In den verschiedenen Zweigen von Aesthetischen und wissenschaftlicher Erörterung, die er hier lieferte, wie in anderweitig gehaltenen Abhandlungen und Aufsätzen, zeigte sich immer eine mit seltener Fähigkeit vereinte Regsamkeit, die Anregung und besonders die Naturwissenschaften zu popularisiren und in den weitesten Kreisen fruchtbar zu machen. So blieb uns sein ganzes langes Leben ein seltenes Bild von unermüdlicher Thätigkeit, von aufrichtigem und tiefernstem Streben. Ein größeres lyrisch-didaktisches Gedicht von ihm, „das Lustschloß", ins Deutsche übersetzt von dem Prediger der deutschen Gemeinde in Kopenhagen, Johannsen, erschien 1836.

Als Universitätslehrer war er immer durch sein anspruchsloses Benehmen, seine leichtverständlichen, fast gemüthlichen und doch immer von unverkennbarer Begeisterung durchathmenden Vorträge sehr beliebt. Aelteren wie jüngeren Studirenden kam er immer, wenn Jemand wissenschaftlicher Erläuterung und Hülfe bedurfte, mit großer Freundlichkeit entgegen, und in vielen Fällen äußerte sein wohlwollendes Herz, wo gute Anlagen mit materiellen Hindernissen zu kämpfen hatten, sich noch thätiger. Die ganze jüngere Generation in Dänemark, nicht blos Naturforscher, sondern Gebildete überhaupt, waren seine Schüler. Und nicht auf die Männer allein verbreitete sich sein Wirken, er war auch der Erste, der anfing, populär wissenschaftliche Vorträge für Damen zu halten, wobei es ihm wohl zu Statten kam, daß er die poetischen und ästhetischen Interessen, die seine reich begabte Jugendperiode bezeichneten, nie aufgab. Er hatte hierzu den Vortheil, wodurch er auch nicht selten an Alexander v. Humboldt erinnert, daß seine Auffassung immer frisch und lebhaft, seine Darstellung nicht nur belehrend, sondern auch angenehm wurde. In Dänemark, mit seiner einzigen Universität, bilden alle Leute von Bildung mehr als anderswo fast Eine Familie, und von den Tausenden, die in fast einem halben Jahrhundert der Reihe nach seine Vorlesungen besuchten, hat ein Jeder nicht nur Früchte und Anregung von seinen Worten nach allen Gegenden mitgebracht, sondern auch ein liebes Bild seiner freundlichen Persönlichkeit, die oft mit solchem Interesse und so naiver Freude in die Gegenstände des Vortrags und der gezeigten Experimente aufging, daß sie nicht fehlen, bei lebhaftem Auffassollen der Ideen oder der Phantasie, von schelmbarer Lustigkeit und Heiterkeit erregenden Distractionen ergriffen wird, wie ihr aber so eigenthümlich sind und so durchaus unverfänglich erscheinen, daß die Zuhörer sie nicht einmal vermissen möchten.

Als seit 1834 in der dänischen Politik die liberal-konstitutionellen Ideen sich zu regen und die alten Formen zu lockern begannen, schloß sich Oersted, während sein Bruder, der später Minister wurde, sich gradweise, unbefangen der besonnenen Bewegung an, wirkte durch seine Popularität unter den Studenten bei Anfregungen verhältnigend und besänftigend ein, wurde 1835 Mitbegründer der „Gesellschaft für Preßfreiheit" und begrüßte bei der Thronbesteigung des Königs Christian VIII., in einer sehr freisinnigen Rede, diesen Fürsten, dem er wegen gemeinschaftlicher Neigung zu der Naturwissenschaft näher stand, als Kenner und Beförderer der erweiterten freien Ideen des neuen Zeitalters. Dessenungeachtet mußten Oersted's Stellung und Hauptneigungen als Mann der Wissenschaft ihn verhindern, an dem sich entwickelnden politischen Leben direkt theilzunehmen, während er doch immer mit lebhaftem Interesse auch die hier sich berührenden Natur- und Vernunftkraft betrachtete.

Aus seinen vielen ältteren und neueren Abhandlungen hat er kürzlich die hier dem deutschen Publikum vorgelegte Auswahl veranstaltet, die schon von der dänischen Kritik mit einstimmigem Beifall aufgenommen wurde, und die nicht nur durch ihren wissenschaftlichen Werth, sondern auch als treues Abbild der Eigenthümlichkeiten und Hauptrichtungen der Oerstedschen Denk- und Anschauungsweise, eine anziehende Lektüre darbietet. Indem er die Phänomene seiner ganzen Naturbetrachtung angeordnet und populär darstellt, sühret er hier den Leser wie den selbst zu einer vernünftigen Auffassung der Natur im Großen wie im Kleinen. Als die wichtigsten und interessantesten der hier mitgetheilten Abhandlungen dürften wir vielleicht die über „Aberglaube und Unglaube, der Naturwissenschaft gegenüber", und „das ganze Dasein als Vernunftreich" besonders hervorheben. Weit entfernt, irgend einem Naturalismus das Wort zu reden, führt er uns durch wahre Erkenntniß der Vernunftgesetze in der Natur zu einer höheren Wirklichkeit als der der sichtbaren Natur: ja dem Gebiete des höchsten Geistes, als dem Ursprung jener Gesetze, die sich für die ganze Schöpfung, wie alle Himmelskörper gleich zeigen und folglich auf ein das Ganze beherrschendes und belebendes Vernunftreich hinweisen. In der Großartigkeit der sich bestehenden oft fast spielend entwickelnden Anschauungen, wo der Leser zum Schluß von den getroffen Resultaten überrascht wird, im Anerkennen der Bedeutung der Phantasie für den Naturforscher und in deren auf Sprache und Formen bemerkbaren Einfluß erinnert Oersted, wie oben erwähnt, zuweilen an Humboldt; nur daß die Lieblingswege Beider, auf welchen sie sich am Ziele begegnen, verschieden sind. Oersted geht mehr den intuitiv-philosophischen Weg, er wagt es, die Gränzen der Natur zu überschreiten, um ihren Zusammenhang mit der ewigen Vernunft nachzuweisen, und legt z. B. an das Wahre, Gute und Schöne die Kritik der Naturreiher, um durch äußerlichen wie innerlichen Wahrnehmen die allgültigen Gesetze der Entwickelung jener Ideen in der Mannigfaltigkeit des Daseyns aufzufinden. Und immer behält er den Mittelpunkt der großen Einheit aller Gedanken, die würdigere Gotteserkenntniß im Auge, zu welcher alle Wege der Gedanken führen müssen, indem er sowohl gegen die Anfechtungen der theologischen Supernaturalisten, wie gegen die phantasielosen naturalistischen Empiriker mit Begeisterung und Zuversicht seine Wissenschaft und sein Streben vertheidigt.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

II. Revolutionen unter der Säbel-Herrschaft. — General Salaberry.

Der erste jener ephemeren Diktatoren, welche sich so schnell an der Spitze der peruanischen Republik folgten, ist der Präsident La Riva-Agüero. Der Sieg von Yncucho stellte die Unabhängigkeit Peru's fest, und die Spanier schickten sich an, das Land zu verlassen. La Riva-Agüero sollte nun eine kurze Erscheinung auf dem Präsidentenstuhle sein. Ein Oberst Lafuente, den man bei allen Erschütterungen der jungen Republik wiederfinden wird, sah sich kaum seine geworbenen Macht gegenüber, als er auch schon die erste jener Militair-Verschwörungen anzettelte, dem Wiederkehr Peru noch so oftmals erschüttern sollte. Die Verschwörung glückte, und da die Truppen sich gegen La Riva-Agüero ausgesprochen hatten, mußte ihm der Kongreß einen Nachfolger geben. Seine Wahl richtete sich auf den Großmarschall Lamar (im August 1827). Dies lag jedoch gar nicht in der Neigung des Obersten Lafuente, welcher sich der Präsidentur zu bemächtigen gesonnt hatte, in der That aber mit seinem Siege nur den Rang und die Stelle eines Brigade-Generals erlangte. Der unermüdliche Verschwörer ging sogleich wieder ans Werk, und eine neue Militair-Intrigue stürzte den Präsidenten Lamar, während er eben beschäftigt war, Columbia zu betriegen; denn zu dem Bürgerkriege begann sich für Peru schon die Geister jener nicht minder beliagenswerthen Kämpfe zu gesellen, welche die spanischen Republiken, statt sich unter einander zu verbinden und beizuspringen, unter den einheimischen Parteihäuptern gegen einander führen. Auch diesmal blieb Lafuente's Ehrgeiz unbefriedigt. Man ernannte ihn zum Divisions-General. Einer der beiden Generale, mit welchen er sich gegen Lamar vereint hatte, der General Gamarra (der andere war der General Santa Cruz), wurde zum Präsidenten erwählt. Von diesen drei Leuten war der, welcher zur obersten Macht gelangte, unfehlbar der mittelmäßigste. Santa Cruz hatte einige Eigenschaften eines Regierungshauptes in sich, und er, auf solche Weise sich für dieses verunglückte Unternehmen dadurch, daß er sich zum Präsidenten von Bolivia ernennen ließ. Was Lafuente betrifft, so bekundete derselbe, von einer Mulattin und einem Spanier aus Neugrenada erzeugt, in seiner Person den Typus eines jener thätigen und unternehmenden Kreolen, welche die Unzulänglichkeit der ersten Erziehung durch eine seltene Lebhaftigkeit des Auffassungsvermögens und des Verstandes ergänzen. Anfangs Lieutenant in der spanischen Armee, war er Capitain geworden, sodann Oberst, indem er sich den Patrioten anschloß, und General durch sein förmliches Organisiren der militairischen Pronunciamientos. Uebrigens hatte Lafuente, der als Offizier nicht gerade sonderlich viel taugte, auch mehr als einmal Verdacht gegen seinen Muth erregt.

Die Präsidentschaft Gamarra's machte allzu viele ehrgeizige Leute mißvergnügt, als daß sich hätte Ruhe über Peru verbreiten können. Ein Militair-Aufstand, welcher im Jahre 1830 in Cuzco ausbrach, konnte nur in dem Blute seines Hauptes, des Obersten Escobedo, erstickt werden, indem man denselben ergriff und mit den hauptsächlichen Verschworern erschoß. Es brachen zahlreiche Unruhen an verschiedenen anderen Punkten des Landes aus, und Gamarra erreichte das gesetzliche Ziel seiner Macht (am 16. Dezember 1833) nur unter Schwierigkeiten aller Art. Der Kongreß wählte nach ihm den General Orbegoso.

Orbegoso gehörte zu einer der besseren Familien Peru's, war ihm von jeher herein die Sympathieen der ganzen alten Spanischen, noch durch ihre Reichthümer und ihren moralischen Einfluß überwältigenden Aristokratie verschafft. Keiner der Vorgänger Orbegoso's hatte die Mittwirkung dieser Aristokratie erringen können. Bis auf diesen Tag gehörte sogar auch die Mehrzahl der durch die Revolution emporgekommenen Männer nicht der weißen Race an. Noch jung und mit all den glänzenden Eigenschaften begabt, welche den Massen gefallen, machte sich Orbegoso, einerseits schon durch die Aristokratie unterstützt, anderseits auch unter dem Volke eine starke Partei. Seine Präsidentur begann unter günstigen Auspizien. Eine von dem Ex-Präsidenten Gamarra und dem General Bermudez angezettelte Militair-Verschwörung hatte die Hauptstadt einen Augenblick eingeschüchtert; dieser kurze Triumph diente jedoch nur dazu, den Einfluß Orbegoso's zu befestigen. Die Bevölkerung zeigte sogleich, was sie vom Dienst der Bajonnette hielt; sie erhob sich allgemein, sagte die

Digitized by Google

Garnison nach einem blutigen Kampfe davon und führte den Präsidenten, der sich während des Kampfes in die Festung von Callao zurückgezogen hatte, am 29. Januar 1834 in Triumph zurück.

Man konnte hierin eine entscheidende Manifestation erblicken; es war jedoch nur der erste Anfang des Bürgerkrieges. Gamarra, welcher die Verschwörung eingeleitet hatte, hielt sich im Innern des Landes an der Spitze beträchtlicher Kräfte. Die Lage der Dinge blieb daher, trotz der Ereignisse von Lima, wichtig genug, um die äußersten Maßregeln nöthig zu machen. In diesem Augenblicke versuchte es auch ein Mann, welcher später die erste Rolle in Peru spielen sollte, sich als Theilnehmer an das durch die Verschwörung Gamarra's eingeleitete Drama zu mischen; dieser Mann war der General Santa Cruz, welcher, wie oben schon erwähnt, Präsident von Bolivia geworden und der jetzt Orbegoso das Anerbieten machte, ihn gegen Gamarra zu unterstützen. Der Eifer des Generals Santa Cruz war nicht ganz hoch. Er besaß ein Organisationstalent, welches allen Bedürfnissen der peruanischen Gesellschaft zu entsprechen schien. Die Präsidentschaft von Bolivia genügte Santa Cruz nicht; er bedurfte eines größeren Schauplatzes, und diesen konnte ihm nur Lima bieten.

Orbegoso zögerte lange Zeit, ehe er das Anerbieten des Santa Cruz annahm. Der Bürgerkrieg begann selbst schon vor der Einschiffung der Bolivianer. Der General San-Roman, Gamarra's Unterfeldherr, schlug unter den Mauern von Arequipa (2. April 1834) den General Nieto, welcher in diesem Platze eine Division für Orbegoso befestigte. Der General Nieto hatte, jedoch zu spät, die Unterstützung Santa Cruz's erbeten. Orbegoso, welcher selbst an der Spitze seiner Truppen Lima verlassen, war gegen einen Genossen Gamarra's, den General Bermudez, nicht glücklicher gewesen. Die Revolution drohte daher auf allen Punkten zu siegen, als ein unerwarteter Umschwung, wie man ihn nur in Peru erleben kann, eintrat. Das Armee-Corps, welches Bermudez beschligte, erklärte sich unmittelbar nach dem Siege über Orbegoso für diesen und ging sogar so weit, ihm seinen General auszuliefern, welcher verbannt wurde. Ein anderes revolutirtes Corps, unter dem Befehl des Obersten Guillen, folgte demselben Beispiel; die Stadt Cuzco unterwarf sich ihrerseits ebenfalls, und Orbegoso konnte, nach Lima zurückgekehrt, seine Macht von neuem fester als je begründet glauben. Ein Dekret der Verbannung auf immer wurde gegen Gamarra und gegen San-Roman erlassen. Santa Cruz hatte keine Gelegenheit zur Intervention gefunden; er tröstete sich ohne Mühe, denn er wußte, daß diese Gelegenheit früher oder später doch kommen würde.

Orbegoso konnte sich inzwischen einige Illusion über die Wichtigkeit seines Triumphes machen. Alles schien auf Rückkehr der Ruhe und des Vertrauens hinzudeuten. Am 19. Juni 1834 wurde eine neue Constitution proklamirt; man verringerte den Bestand der Armee bedeutend. Dies Alles war jedoch nur ein kurzer Waffenstillstand. Der Krieg, welcher dieser momentanen Ruhe folgte, sollte für Peru viel wichtigere Folgen haben, als irgend eine der früheren Krisen.

Das Zeichen zu diesem Kriege wurde durch eine Empörung gegeben, welche in Puno ausbrach und die den Präsidenten nöthigte, außerordentliche Kräfte zu reklamiren. Mit diesen Kräften ausgerüstet, verließ Orbegoso am 10. November Lima und wendete sich gegen Süden. Der Marsch Orbegoso's diente indeß unglücklicherweise nur dazu, neue Verschwörungen hervorzurufen. Am 1. Januar 1835 erhob sich die Garnison von Callao und proklamirte den General Lafuente. Diese Bewegung, die man ohne sonderliche Mühe unterdrückte, war nur das Vorspiel einer viel furchtbareren Empörung. Unter den Befehlshabern, welche Orbegoso in Lima zurückgelassen hatte, befand sich der Oberst Salaberry. Dieser Offizier genoß das ganze Vertrauen des Präsidenten; er war weit entfernt davon, es zu verdienen. Salaberry brachte schon längst nach der Diktatur; es war ihm gelückt, sich in der Armee eine Partei zu machen. Die Empörung von Callao bot ihm eine Gelegenheit, die er eiligst ergriff. Nachdem er diese Festung den Parteigängern Lafuente's entrissen hatte, setzte er sich selbst darin fest und versorgte sich reichlich mit Lebensmitteln, Waffen und Kriegsbedarf. Diese Offizier genoß das ganze Vertrauen des Präsidenten; er war weit entfernt davon, es zu verdienen. Salaberry brachte schon längst nach der Diktatur; es war ihm gelückt, sich in der Armee eine Partei zu machen. Die Empörung von Callao bot ihm eine Gelegenheit, die er eiligst ergriff. Nachdem er diese Festung den Parteigängern Lafuente's entrissen hatte, setzte er sich selbst darin fest und versorgte sich reichlich mit Lebensmitteln, Waffen und Kriegsbedarf. Die schwache Regierung zu Lima nahm es auf sich, Salaberry in seiner Kommandantenstelle, die sie ihm nicht entreißen konnte, zu bestätigen. Auf seinem usurpirten Platze anerkannt, zog Salaberry, unter verschiedenen Vorwänden, den größten Theil der Garnison von Lima an sich nach Callao. Er schlette sie durch glänzende Versprechungen, und als er sich seiner Soldaten sicher wußte, erhob er selbst die Standarte der Empörung. Man bedarf in Peru eben nicht sehr großer Armeen, um eine Regierung zu stürzen. Salaberry stand an der Spitze von 600 Mann, als er gegen das damals von Truppen entblößte Lima losmarschirte und beselbst ohne Widerstand einrückte. Allerdings wurde er dabei heimlich von den Parteigängern Gamarra's unterstützt, welche in ihm ein bequemes Werkzeug zur Erreichung ihrer Absichten zu finden hofften. Ihr Gedahren öffnete ihm aber bald die Augen. Er war keineswegs der Mann, der ungestraft mit sich ein solches Spiel treiben ließ. Er beschloß, seine Herrschaft durch den Schrecken zu sichern. Den vornehmsten Familien wurde eine Anleihe auferlegt; ein Dekret konfiszirte das Eigenthum aller Ausgewanderten, wenn sie nicht binnen vierzehn Tagen zurückkehrten; ein anderes Dekret verpflichtete, unter Androhung der strengsten Strafen, alle Defecteure, alle abgedankten Offiziere, sich unverzüglich wieder unter die Fahnen zu stellen. Er versammelte auf diese Weise eine beträchtliche Armee um sich.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Abd-el-Kader, in deutschen Gedichten gefeiert. Der Baum der schönen Literatur ist von den Stürmen der politischen Jahrezeit fast gänzlich entblättert; wenn sich einmal noch ein frisches Reis findet, welches das Blühen nicht lassen kann, so wird es gewiß jetzt mehr als jemals das Lage erquicken und den stets wieder erwachenden Sinn für Poesie neu beleben. Es scheint, als ob am Rhein, wo unsere Reben wachsen, auch unsere Dichter besser gedeihen. Der liebliche Blüthenstrauß von Amaranth, den uns Oskar v. Redwitz von dort gesendet hat, ist in Mainz und Köln gepflückt worden und hat bereits in wenigen Monden den glänzendsten Erfolg, zwei schnell vergriffene Auflagen, erlebt, ein Erfolg, der unsere daheim zagenden Dichter hoffentlich ermuthigen wird, ihre vermittelnde Hand zu bieten, wenn ein junges Talent sich ihnen anvertrauen will. In einer anderen Rheinstadt, in dem künstlerischen Düsseldorf, hat sich ein solches in der Stille entwickelt, und zwar auf einem Boden, der durch literarische große Erinnerungen wie zur Poesie geweiht scheint; in dem Park zu Pempelfort, wo der berühmte Jacobi seine Freunde, die Dichterfürsten, empfing und seine philosophischen Romane „Woldemar“ und „Allwill“ schrieb. Es ist seine Enkelin L. Jacobi, die Tochter seines einzigen Sohnes, auf die seine poetische Ader übergesprungen ist. Zuerst verbanken erlesene Märchen, wahre Schatzkästlein der Kinderwelt, ihre Entstehung, und jetzt liegt ein reicher Sonettenkranz vor uns, den sie mit dichterischer Hand um das edle trauervolle Haupt einer halb vergessenen Größe gewunden hat; sie feiert den französischen Gefangenen Abd-el-Kader, den das Geschick zu einem echten Balladenhelden stempelte. Mit kräftiger Zeichnung und orientalischer Färbung wird der Kampf und Untergang des energischen, wildromantischen Volksstammes geschildert, dessen vergötterter Führer und Held so lange Zeit Abd-el-Kader war. Die Dichterin hat es trefflich benutzt, daß die Farben des allerneuesten weltgeschichtlichen Dramas, die Wendung der Dinge in Frankreich, sich fast unmittelbar an die Zeit anknüpfen, wo ihr Held den europäischen Boden betrat. Louis Philipp's letzte politische Verständigung war der Vertrag, gegen den gefangenen Emir; die Nachricht seines Sturzes dringt in dessen Kerkermauern wie ein Posaunenton eines Weltgerichts. Gern theilen wir aus diesen ergreifenden Momenten des Gedichtes unseren Lesern Proben mit, aber da es sich jetzt noch nicht um die Oeffentlichkeit gerichtet ist, so fühlen wir uns zu der Rücksicht verpflichtet, nicht die glänzendsten Effekte zu verrathen, und begnügen uns, durch die malerische Beschreibung der Hafenstadt Toulon die Begabung und Sprachgewandtheit unserer Dichterin zu bethätigen:

Toulon, Toulon! ein üppig weites Thal.
Das nachzieht hohe Berge landwärts grünen,
Birgt es im Felsenschooß den dunklen Mienen
Und holde Reben sammelten sonder Zahl.

Inmitten bunter Herden süßen Hirten
Auf Wiesenflummet, umgrünt von Zaun und Hecke;
In tausend Bäumen prangt ein duftig Meer,
Um Schmetterling und Biene zu bewirten.

In dieser Gottheit, dieser goldnen Fülle
Drängt sich der wüste Gott gewaltig an,
So liegt Toulon in frühmorgenlicher Stille.

Gruppirt wie Athene, da sie kam,
Als sie den Jammerschild zur Erde machte,
Das feinem dustern Schicksal nicht entrann.

Es kränzt die Stadt ein Wall von hohen Mauern,
Die Mauer kränzt der Thürme steiler Wald,
Und breiter Graben bergen die Gewalt
Der festen Werke, die nach außen lauern.

Die Hafenbäumme ragen in Gestalt
Von dreien, dunkeln, wetterschwungnen Bauern,
Auf deren Seiten steile Kastellen thronen
Mit reichem, unheilbrohendem Gehalt.

Durch ihr die Rüstung, durch der Rüstung Krone —
Die Eisenlast erhebt als blutger Tod,
Des Schmiedes Augen darren in die Ferne.

Die dunklen Höhlen blitzen bremend Roth.
Kennst Du die Augen und die Wunderstirne?
Wie sie sich senken, thront gramis Noth!

— Ein amerikanisches Buch von Alex. v. Humboldt. Crosby und Nichols, Buchhändler in Boston, kündigen in amerikanischen Blättern folgendes Buch an: „Gedanken und Meinungen eines Staatsmannes. Auszüge aus den Briefen des Freiherrn v. Humboldt, Verfassers des „Kosmos“, der „Ansichten der Natur“ ꝛc. ꝛc.“*) Ein Mehreres über den Inhalt des Buches haben wir bis jetzt nicht erfahren; wir vermuthen jedoch, daß, wenn nicht eine Verwechselung mit Wilhelm v. Humboldt vorliegt, das Ganze ein Puff ist, ein Ausklängschild, um Käufer anzulocken.

*) Thoughts and opinions of a Statesman. Being extracts from the letters of the Baron von Humboldt, author of „Cosmos“, „Aspects of Nature“ etc. etc. etc. Boston, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Prop. Lassar, Behrenstraße Nr. 5.), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Sonnabend den 25. Mai 1850.

Griechenland.

Griechenland und Lord Palmerston.*)

Der erste Streit zwischen Griechenland und England hatte seinen Ursprung in einer Weste, die von dem Reitknechte des englischen Gesandten getragen wurde. Es handelte sich darum, ob diese Weste, in der der Reitknecht nach dem Gefängniß abgeführt ward, weil er einen Polizisten mit Wasser bespritzt hatte, eine Livree-Weste sey oder nicht. Nach mehrwöchentlichen Berathungen entschied der griechische Hof, daß, obgleich er die in Rede stehende Weste nicht für eine Livree-Weste halte, er dennoch, in Betracht, daß der britische Gesandte sie für seine Livree erklärt habe, zu jeder Konzession bereit sey, die erforderlich wäre, um die verletzte Ehre Großbritaniens zu sühnen. Es hatte nicht viel daran gefehlt, daß die Weste dem Parlament als corpus delicti wäre vorgelegt worden.

Man sieht, daß die ganze Geschichte eine sehr lächerliche war, aber trotzdem ist es nicht zu bezweifeln, daß die Verhaftung des Reitknechts mit Vorbedacht und in beleidigender Absicht geschah. Man wollte den englischen Gesandten in den Augen des Volkes herabwürdigen und die englische Regierung nöthigen, ihn abzurufen. Jedermann in Griechenland wußte, daß der Reitknecht arretirt worden; nur Wenige waren davon unterrichtet, daß sich die griechische Regierung entschuldigt habe; ja, die griechischen Beamten leugneten alle die gegebene Genugthuung mit solcher Bestimmtheit, daß nur der Anblick eines in Ketten vor dem britischen Gesandtschaftshotel in Athen stehenden Polizei-Offizianten die Bevölkerung davon überzeugt und die Ehre Englands wieder hergestellt haben könnte. Eine Scene anderer Art wurde zum Ergötzen des Hofes und des diplomatischen Corps aufgeführt. Bei einer theatralischen Vorstellung im Palast König Otto's wurde der britische Gesandte ohne Staht ausserhalb des Hofzirkels gelassen und mußte dem ganzen langen Schauspiel stehend beiwohnen. Diese Art von physischer Folter hätte manchem Diplomaten übel bekommen können; Sir Edmund Lyons soll sich jedoch über dieses öffentliche Zeugniß der Gesinnungen des beschützten Griechenlands für das schützende England durch den Gedanken getröstet haben, daß die Zeit der Rache auch für ihn bald kommen werde.

Kurz darauf wurde der Monarchie in Griechenland ein Schlag zugefügt, von dem sie sich niemals erholen wird. In einer Londoner Morgenzeitung erschienen Angriffe auf die Person des Königs Otto, kühner und schonungsloser als die boshaftesten Schmähungen eines Junius. Diese Mittheilungen rührten, wie man vorgab, von einem anonymen Korrespondenten in Athen her, welcher der Welt verkündete, daß Seine Hellenische Majestät, obgleich von Lord Palmerston erwählt und mit einer Anleihe von 2,400,000 Pfo. Sterl. unterstützt, außer Stande sey, Allerhöchstihr Königreich zu regieren — daß ein dahin lautendes Certifikat von verschiedenen Civil-, Militair- und Medizinalbeamten im Dienste König Otto's unterzeichnet worden, und daß sich dieses Certifikat in den Händen König Ludwig's von Bayern befinde. Diese seltsame Mittheilung würde in Griechenland unbeachtet geblieben seyn, wenn man sie nicht zum Gegenstand der Unterhaltung gemacht und die Aufmerksamkeit der griechischen Staatsmänner darauf gezogen hätte. Endlich wurde die Sache von der griechischen Presse aufgenommen und ein großes Geschrei erhoben. Drei von den Bayern, die man als Unterzeichner des Certifikats namhaft gemacht hatte, veröffentlichten unterm 3/4. Juni 1839 eine Widerlegung, die in den griechischen Zeitungen abgedruckt wurde. Die Medizinal- und Militairbeamten, von denen diese Widerlegung ausging, erhielten sogleich ihren Abschied und verließen Griechenland. Seitdem hat nicht viel über dieses Gegenstand verlautet. Alle, die dabei betheiligt waren, scheinen sich der Sache von ganzem Herzen zu schämen, und das Publikum hat nie den Schlüssel zu dem Geheimnisse gefunden.

Als Herr Wyse voriges Jahr als britischer Gesandter in Athen anlangte, war schon die Lunte an die Mine gelegt, welche Lord Palmerston anzünden wollte. Er suchte umsonst die griechische Regierung zu Konzessionen zu bewegen, die einen offenen Bruch verhindert hätten. Sein verhöhnliches Benehmen flößte den Ministern König Otto's den Glauben ein, daß Lord Palmerston sich fürchte, zum Aeußersten zu schreiten, und in einer unglücklichen Stunde glaubten sie sich des Sieges gewiß. Die einzige Alternative, die, nach König Otto's Meinung, den Engländern offen stand, war, ihren Gesandten von Athen zurückzurufen. Aber selbst wenn Lord Palmerston's Charakter eine solche Maßregel hätte voraussetzen lassen, so mußte sich König Otto erinnern, daß der Vertrag von 1832, der die griechische Monarchie ins Leben rief, England auch verpflichtet, über sie zu wachen. So verblendet war aber der Hof von Athen, daß man schon die Modificationen in Erwägung zog, die nach Abreise des britischen Gesandten in der griechischen Constitution vorzunehmen wären. Als jedoch die Stunde herannahte und Lord Palmerston's Forderungen mitgetheilt wurden, sahen die griechischen Minister die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes ein und würden sich ergeben haben, wenn nicht der Gesandte der französischen Republik diese Konjunktur benutzt hätte, um den Privatvortheilen König Otto's zu schmeicheln und die Leitung der Sache zu übernehmen. Der griechische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Londos, ist ein Mann, der seiner Stelle durchaus nicht gewachsen ist. Sein Bericht an die Kammern über den Gegenstand des Streites wimmelt von falschen Angaben. Herr Thouvenel überredete diesen unglücklichen Minister, Lord Palmerston zu trotzen und auf den Schutz Frankreichs und der europäischen Presse zu rechnen. Der französische Gesandte wußte, daß er sich den Stern und das große blaue Band von Otto's Erlöser-Orden sichern, daß er aber zugleich dem Handel und den Finanzen Griechenlands ernstlichen Schaden zufügen und den Ruin vieler griechischen Kaufleute veranlassen würde. Als sollte den Gesandten nie erlaubt seyn, Orden von den Souverainen zu empfangen, an deren Höfen sie beglaubigt sind. Die Wohlfahrt ganzer Nationen wird von ehrenwerthen Männern oft für Sterne und Ordensbänder geopfert.

Wir müssen übrigens bemerken, daß die Finanzen Griechenlands unter der Regierung König Otto's in so vollständige Unordnung gerathen sind, daß sein Thron dadurch gefährdet wird. Eine große Veränderung muß bald in der Regierung Griechenlands vorgehen. Bereits im Jahr 1848 war ein ernster Aufstand dort ausgebrochen. Die britische Diplomatie wurde beschuldigt, die Insurgenten heimlich aufzumuntern, und mehrere Tage lang erwartete man stündlich die Flucht König Otto's aus seiner Hauptstadt. Als der volle Umfang des Uebels und die Anarchie, die dem Lande in Folge des wahnsinnigen Benehmens der griechischen Opposition drohte, in England bekannt wurde, änderte Lord Palmerston aus seinen Stücken seine Politik und schickte den tüchtigsten und besten englischen Diplomaten, Sir Stratford Canning, nach Athen, um den Thron König Otto's zu retten. Wenn ein Thron einigen Werth hat, so ist der König von Griechenland der britischen Regierung etwas Dank für die großen Dienste Sir Stratford Canning's schuldig, der in seinen Bemühungen, Griechenland von der Anarchie zu retten, mit einer heftigen und gewissenlosen Opposition von Seiten der englischen Agenten in Athen zu kämpfen hatte.

Am Schlusse des griechischen Revolutionskrieges war die Nation in mehrere Gesellschaftsklassen getheilt, deren Ihre uns Lebensweise sich eben so sehr entgegenstanden, als ob sie zu verschiedenen Völkern gehört hätten. Diese Klassen waren erstens die Bauern, von denen sehr viele ihr eigenes Land kultivoren und oft die einzigen wohlhabenden Leute in der Provinz sind. Zweitens die Primaten oder Eigenthümer, die sich nicht persönlich mit dem Landbau beschäftigen. Diese Männer dienten unter den Türken als Steuer-Einnehmer und hatten die Leitung der öffentlichen Geschäfte; sie besuchen gern Kaffeehäuser und bilden politische Vereine unter dem gegenwärtigen konstitutionellen Centralisationssysteme. Diese Klasse ist nicht ohne Bildung, aber ihr moralischer Charakter wird durch den Glauben korrumpirt, daß sie berechtigt ist, auf Kosten des Publikums im Müßiggang zu leben. Sie hat durch das Wahlgesetz von 1844 bedeutenden politischen Einfluß gewonnen. Kleinlich wußte durch Einschüchterung, Bestechung und die Erschaffung zahlloser Aemter diese ganze Kaste zu erkaufen und sich zum Herrn fast aller Wahlbezirke in Griechenland zu machen. Die dritte Klasse besteht aus der zahlreichen Schaar von Griechen, die aus verschiedenen Provinzen der Türkei auf das hellenische Gebiet übergesiedelt sind. Man findet darunter die fähigsten und gebildetsten Leute im ganzen Lande, allein die servilen Grundsätze der Phanarioten und die Stellenjägerei, mit der sie sich hauptsächlich abgeben, hat sie äußerst unpopulär gemacht und ihre Nebenbuhler, die Primaten, in den Stand gesetzt, sie durch ein Dekret der Nationalversammlung von allen ämtlichen Anstellungen auszuschließen. Die vierte Klasse ist das Militair, welches gleichfalls in großer Anzahl vorhanden ist, da seine Reihen durch eine Menge Personen vermehrt worden sind, die nie Kriegsdienste gethan, aber militairischen Rang als Belohnung für politische Dienste erhalten haben. König Otto macht Secretaire zu Generalen und Kommissare zu Obersten, und Zinnsoldaten, Manuelsreiter und Bediente bilden ungefähr die Hälfte des Offizierpersonals einer Armee, die, wenn man den griechischen Zeitungen trauen darf, auf 21 Gemeine einen Offizier zählt.

*) Wir theilen diesen interessanten Artikel nach Blackwood's Magazine mit, ohne die Ansichten desselben unbedingt zu unterschreiben, da der Verfasser offenbar zwar sehr gut unterrichtet ist, aber die Griechen und ihre Regierung von einem feindseligen parteiischen Standpunkt aus betrachtet. D. R.

Digitized by Google

Die verbündeten Mächte gaben den Griechen einen König, einen Hof, eine Regentschaft, die weniger einig war, als ihre eigenen Capitani, Bürgerkriege, Staatsschulden und einen Nitterorden, um fremde Diplomaten zu bestechen: aber weder eine Landstraße, noch eine Brücke oder eine Fähre wurde in einem Lande eingeführt, welches mit Bergen und gefährlichen Strömbächen angefüllt ist und großentheils aus Halbinseln und Inseln besteht. König Otto, dem die Bürgerkriege drei Millionen und seine Paläste eine Million Pfd. Sterl. gekostet haben, hat in seinem ganzen Reiche keine funfzig Meilen Wege, die für einen mit Essen besparnten Karren fahrbar sind. Es existirt nicht einmal eine Chaussee von Athen nach Korinth oder eine Fähre nach den Inseln des Archipels. Darf es uns also Wunder nehmen, wenn die Griechen ihre Regierung verachten und den drei Schutzmächten mißtrauen, welche ein solches Gouvernement eingesetzt haben? Aus diesem Grunde ist auch eine 15,000 Mann starke Militair- und Polizeimacht nicht im Stande, die Ruhe und Ordnung unter einer Bevölkerung von 920,000 Seelen aufrechtzuhalten. Das Resultat des politischen Experimentes, als welches man die Gründung der griechischen Monarchie betrachten muß, macht den Staatsmännern von England, Frankreich und Rußland wenig Ehre.

Unter der türkischen Herrschaft befand sich die Lokalverwaltung zum größten Theil in den Händen der Griechen. Dies trug außerordentlich viel zur Erhaltung ihrer National-Existenz bei, flößte aber den schwachköpfigen Bayern Verdacht ein, und unter dem Schilde der drei Mächte wurden die Griechen durch die Regentschaft ihrer Municipal-Einrichtungen beraubt. An ihre Stelle trat ein System lokaler Oligarchieen, welches noch vorherrscht.

Die Wahl des Bürgermeisters und der Rathsmänner ist einem Wahlkollegium anvertraut, das zur Hälfte aus den Personen besteht, die den höchsten Steuerbetrag zahlen. Hier wäre nun ein achtungswerthes Element vorhanden, um es aber durch ein servites abzuschwächen, wurden alle Individuen hinzugefügt, welche Orden erhalten haben. Selbst diese respektabel-servile Körperschaft hat nicht das Recht, den Bürgermeister zu wählen, sondern nur drei Kandidaten zu ernennen, aus denen der König den Beamten auslusht, der die Interessen der kleinen Gemeinde wahrnehmen soll. Der auf diese Weise ernannte Bürgermeister bleibt drei Jahre im Amt und bezieht einen anständigen Gehalt aus den städtischen Fonds. Sehen wir nun, wie dieses System zu constitutionellen Zwecken in der Hauptstadt des hellenischen Reichs ausgebeutet wird. Attika sendet vier Abgeordnete in die legislative Kammer, und da diese Abgeordneten monatlich 250 Drachmen erhalten und die Sitzungen der griechischen Kammern permanent gemacht haben, so ist eine Deputirtenstelle so viel werth, als das beste Landgut in Griechenland. Da nun aber diese unermüdlichen Gesetzgeber durch allgemeines Stimmrecht erwählt werden, so muß man, um eine regierungsfreundliche Majorität zu erhalten, die Wahlen vermittelst der Oligarchie leiten, die in den Municipal-Aemtern angestellt ist. Dieses bietet keine großen Schwierigkeiten dar, indem es unter der albanesischen Bevölkerung von Attika, welche die echt griechische an Zahl überwiegt, nur Wenige giebt, die lesen und schreiben können. Selbst unter der griechischen Bevölkerung der Stadt Athen zählt man mehr Regierungsbeamte und Arbeiter, die keine Steuern entrichten, als unabhängig gestellte Bürger. Die Mittelklassen und die Freunde der Ordnung sind von allem Einfluß ausgeschlossen, da sie keinen Theil an der Municipalverwaltung haben. Die Lokal-Einkünfte von Attika, welche drei- bis viermal hunderttausend Drachmen jährlich betragen, werden daher einer Beamtenpartei zu beliebiger Verwendung überlassen, unter der einzigen Bedingung, daß sie bei den Wahlen die ministeriellen Kandidaten unterstütze.

Ueber den griechischen Senat haben wir nur wenig zu sagen. In einem Lande, wo kein einziges Element einer Aristokratie zu finden ist, würde eine Kammer offenbar mehr Sicherheit gegen Bestechung und Corruption gewähren, als zwei. Der griechische Senat ist weder aus Eroberern, noch aus unabhängigen Privatmännern, noch aus Mitgliedern der höheren Geistlichkeit, noch aus Rechtsgelehrten zusammengesetzt. Um sich zum Senator zu qualisiziren, muß man einen bestimmten Zeitraum im Staatsdienst zugebracht haben; da aber die Aemter gewöhnlich von Menschen verwaltet werden, die kaum nothdürftig lesen und schreiben können, so hat dies zur Folge, daß die Unwissenheit einer Mitglieder den Senat zu einer gesetzgebenden Körperschaft völlig untauglich macht, während die Elemente, auf denen er besteht, ein noch gefügigeres Werkzeug des Ministeriums aus ihm machen, als die zweite Kammer. Gestern ließ er sich noch von Koletsi zu seinen Zwecken mißbrauchen — morgen wird er vielleicht Maurokordatos zu Gebote stehen. Er würde ein Gegenstand der Verachtung sepn, wenn er nicht ein kostspieliges Mittel wäre, das Volk zu unterdrücken.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

II. Revolutionen unter der Säbel-Herrschaft. — General Salaberry.

(Schluß.)

Der General Orbegoso hatte, von den Vorgängen in Lima benachrichtigt, gegen Salaberry eine Abtheilung von 300 Mann geschickt, welche in Pisco unter dem Befehl des Generals Valle-Riestra landeten. Zu derselben Zeit marschirte der General Miller, ein geborner Engländer, welcher den Unabhängigkeitskrieg mitgemacht hatte, an der Spitze einer zweiten Division von Cusco ab, und zwar nach Janja, wo Orbegoso seine Streitkräfte vereinigen wollte. Salaberry, welcher nur einige Hundert Mann zählte, schien verloren, als plötzlich die Division Valle-Riestra, die zu Pisco ans Land gestiegen, sich erhebt und ihren General ausliefert, welcher schimpflicherweise erschossen wird. Zugleich mit diesem Ereignis verlassen die Städte Puno, Aycucho und Cusco die Sache Orbegoso's und beschließen, sich unter einander selbst zu verbinden, sich von Lima zu trennen und an dem bevorstehenden Kampfe gar keinen Antheil zu nehmen; die Truppen, welche Miller kommandirte, verlassen diesen gleichfalls und erkennen die neue Bundesregierung an. Der General Nieto allein unterstützte noch, in dem Departement Libertad, die Sache Orbegoso's. Salaberry marschirte gegen ihn mit 450 Mann, und auch dieser General wurde ihm von seinen eigenen Truppen ausgeliefert. Endlich erklären sich noch die Kommandanten der Kriegsfahrzeuge für Salaberry und stellen ihre Schiffe unter seinen Befehl. Alle diese Verrätereien, die schmachvolle Frucht der verderblichen Politik dieses kühnen Häuptlings, bedecken die Geschichte des peruanischen Soldatenthums und sicherten Salaberry doch nur eine vorübergehende Uebrlegenheit.

Arequipa allein widerstand ihm. Orbegoso, welcher sich hier mit 2000 Mann befand, sah sich demnach zu schwach gegen seinen Feind und mußte darum die Hülfe von Santa Cruz in Anspruch nehmen. Diesmal waren die bolivianischen Truppen bereit. Der General Santa Cruz, welcher seit lange schon den Augenblick abwartete, in Peru einzurücken, konzentrirte sogleich seine Streitkräfte an der Gränze. Gamarra war bisher noch in Bolivia, wohin er nach seinem verunglückten Revolutionsversuch geflohen, zurückgehalten worden. Santa Cruz suchte in ihm einen Hülfsgenossen. Indem er ihm volle Freiheit gab, in seine Heimat zurückzukehren, wo er noch auf zahlreiche Parteigänger rechnen konnte, schloß er mit ihm und Orbegoso einen Vertrag, nach dem sie sich alle drei gegen Salaberry vereinigten. Sogleich nun auch erklärten sich die Truppen in Cuzco für Gamarra, und er übernahm den Oberbefehl über dieselben. Eine zweite Abtheilung, unter dem Obersten Larenas, trat gleichfalls zu ihm über, und dieselben Soldaten, welche sich vor wenigen Tagen erst für Salaberry erklärt hatten, fielen von diesem ab, wie sie von Orbegoso abgefallen waren.

Salaberry indeß ließ sich nicht einschüchtern. Er antwortete auf die Proclamationen seiner Feinde mit einem Dekret „des Kampfes auf Tod und Leben gegen die Bolivianer", vereinigte seine Truppen in einem verschanzten Lager unweit Lima's, in dem kleinen Dorfe Bella-Vista, und entschloß sich zum kräftigen Widerstande. So schwach seine Mittel auch gegen die der Verbündeten erschienen, so blieb ihm doch noch eine Möglichkeit des Erfolges. Es war nämlich nicht anzunehmen, daß das Einverständniß im Lager seiner Feinde lange dauern würde. Der vorherrschende Gedanke des Generals Santa Cruz ging immer darauf hinaus, Bolivia und Peru mit einander zu vereinigen und selbst an die Spitze dieses Bundes zu treten. Dieser Gedanke, den er schon seit dem Jahre 1828 nährte, als er mit Lafuente und Gamarra gegen den Präsidenten Lamar revoltirte, zählte sehr viele Parteigänger. Wahrscheinlich wurde Santa Cruz durch die geographische Lage seines Landes, welches nur den elenden Hafen von Cobija besitzt und darum im Handel außerordentliche Hemmung erlitt, zuerst auf diese Idee einer Verbindung geführt. Zugleich sollte Peru, damit Bolivia in der Verbindung nicht als ein bloßes Anhängsel dieses viel größeren und reicheren Staates erscheine, in zwei Republiken getheilt werden, deren Hülfsquellen, getrennt, etwa so ziemlich denen Bolivia's gleich kämen.

Nachdem Santa Cruz seine Pläne dem General Orbegoso mitgetheilt hatte, wurde zwischen Beiden ein neuer Vertrag in diesem Sinne geschlossen. Gamarra hatte kaum hiervon Kenntniß erlangt, als er auch schon im Geheimen dem General Salaberry Hoffnung machte, er werde sich mit ihm gegen die Bolivianer verbinden. Wäre Salaberry darauf eingegangen, so hätte er Santa Cruz vielleicht widerstehen können, er wußte jedoch, daß mehrere seiner eigenen Offiziere dem Gamarra ergeben waren: er fürchtete, von diesen verlassen und geopfert zu werden; er schrieb es daher aus. Gamarra, welcher sich schon an der Spitze ziemlich beträchtlicher Streitkräfte befand, glaubte sich nun allein halten zu können und trennte sich offen von seinen bisherigen Verbündeten. So waren auf einmal drei Parteien, drei verschiedene Regierungen in Peru vorhanden: Orbegoso in Arequipa, Salaberry in Lima und Gamarra in Cuzco: ein trauriger Zustand, in welchem sich das unglückliche Land seit der Vertreibung der Spanier so oft befand.

Ehe man gegen Lima marschirte, lag Santa Cruz Alles daran, erst Gamarra zu vernichten, welcher seine Macht in den Departements von Cusco und Puno bereits zu befestigen begann. Die bolivianischen Truppen setzten sich demnach, mit denen Orbegoso's vereint, gegen ihn in Bewegung. Die Schlacht fand im Gebirge statt, bei dem kleinen Dorfe Yanacocha, am 13. April 1835. Gamarra erlitt eine vollständige Niederlage, und die Departements, welche ihn wieder anerkannt hatten, mußten sich dem Sieger unterwerfen. Er selbst floh, ohne erst den Versuch einer Sammlung seiner Truppenreste zu wagen, nach Lima, wo er noch Anhänger hatte.

Wiewohl Salaberry es ausgeschlagen hatte, sich mit Gamarra gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, so war der Untergang eines Chefs, der eine so mächtige Diversion zu seinen Gunsten machen konnte, nichtsdestoweniger doch für seine Sache ein furchtbarer Schlag. Ohne sich indeß entmuthigen zu lassen, und mit einer Charakterstärke, welche wenige peruanische Generale in so mißlichen Verhältnissen bewiesen, beschloß Salaberry, nun selbst seinen Feinden entgegenzugehen. Ein Dekret rief alle waffenfähige Mannschaft von 19—40 Jahren unter die Fahnen. Als Salaberry so 4300 Mann um sich versammelt hatte, brach er sein Lager von Bella-Vista ab und wendete sich gegen die Departements des Südens. Sey es nun, daß er Gamarra nach der Niederlage von Yanacocha für völlig unschädlich hielt, oder fühlte er vielmehr die

Digitized by Google

Nothwendigkeit, ihn schonen zu müssen, kurz, er hatte Gamarra in Lima mit einem gewissen Wohlwollen bei sich aufgenommen und war sogar so weit gegangen, ihm die Präsidentschaft des Regierungsrathes, den er bei seinem Abmarsch zurückließ, zu übertragen. Gamarra, der zuerst mit seinen Anerbietungen von Salaberry abgewiesen worden war, glaubte, die neue Stellung nun keinerleiweg ebenfalls ausschlagen zu müssen, und gab vor, er wolle ins Privatleben zurückkreten. Er zählte selbst unter denen, welchen Salaberry die wichtigsten Posten übertragen hatte, Leute, die seiner Sache anhingen, und wartete daher: es war jedoch schwer, einem so mißtrauischen Chef, wie Salaberry, seine Absichten lange zu verbergen. Kaum waren einige Wochen verstrichen, als ein Befehl kam, Gamarra nebst fünf seiner wärmsten Parteigänger gefangen zu nehmen. Man führte sie nach Pisco, wo sich das Hauptquartier der Armee befand, machte ihnen den Prozeß, und sie wären gewiß erschossen worden, wenn Salaberry nicht gefürchtet hätte, sich durch einen solchen Spruch einen Theil seiner Soldaten zu entfremden. Man verdammte sie zur Deportation nach Costa-Rica (13. Oktober 1837).

Der General Santa Cruz war seinerseits auch nicht unthätig geblieben. Nachdem er in Cuzco, welches ihm nach der Niederlage Gamarra's die Thore geöffnet, eingezogen, begab er sich nach Arequipa, wo er, seiner Ehre einer Verbindung Peru's mit Bolivia treu, selbst der Errichtung des neuen süd-peruanischen Staates zu präsidiren beabsichtigte. Derselbe sollte die Departements von Cuzco, Apacuqo, Puno und Arequipa umfassen. Am 26. Oktober sollte in Sicuani eine Versammlung stattfinden, um die Grundlinien der neuen Verfassung zu entwerfen, und Santa Cruz war nicht abgeneigt, bei dieser Gelegenheit den Einfluß der Anwesenheit seiner Armee geltend zu machen.

Währenddessen herrschte in Lima die furchtbarste Verwirrung. Salaberry hatte, um die allzu schwachen Reihen seiner Armee zu verstärken, beim Abmarsch aus Lima alle Leute mit fortgeschleppt, welche sonst mit der Polizei und mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit beauftragt waren. In den Stürmen des Bürgerkrieges hatten sich sogar in der Umgegend der Hauptstadt Banden sogenannter Montoneros gebildet, eine Art Guerillas, welche sich, unter dem Vorwande, die Sache Orbegoso's zu vertheidigen, den abscheulichsten Plünderungen, denen keine Gewalt mehr Einhalt thun konnte, in voller Zügellosigkeit überließen und die Regierung selbst bedrohten. Die Sachen gediehen bis auf den Punkt, daß der Oberst Solar, welcher für Salaberry in Lima kommandirte, in der Besürchtung, jenen Montoneros bei einem ernstlichen Angriff nicht widerstehen zu können, allen seinen Beamten den Befehl gab, sich nach Callao zu begeben und dahin die Regierung zu verlegen, um sie vor einem Handstreich nach Möglichkeit sicherzustellen.

Callao ist, wie wir schon wissen, der Hafen von Lima, etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt. Er besaß damals wenig Bedeutung; die Spanier hatten jedoch eine herrliche Festung daselbst angelegt, deren Lage auf der einen Seite die Rhede, auf der andern den ganzen offenen Weg bis nach Lima beherrschen kann. Dahin nun zog sich Solar mit der Familie Salaberry's und den wenigen Soldaten, die ihm geblieben waren, zurück. In Folge dessen fiel Lima, von allen Truppen entblößt, am 26. Dezember den Montoneros in die Hände, und es wären schon die größten Exzesse vorgefallen, wenn die ans Land gesetzte Bemannung der fremden Kriegsschiffe nicht durch ihr Einschreiten die Ruhe der Stadt aufrechterhalten hätte. Die Ankunft des Generals Vidal, welcher die Anführung dieser Banden übernahm und sie zu organisiren versuchte, schien einige Ruhe in Aussicht zu stellen. Vergebens bemühte sich der Oberst Solar, auf die übrigegene Disziplin einer Soldaten geftügt, Lima zu überrumpeln: der Haß, welchen die Regierung Salaberry's hervorgerufen hatte, war so groß, daß sich die ganze Einwohnerschaft bewaffnete; Solar wurde schmählich zurückgeschlagen und genöthigt, sich von neuem in seine Festung einzuschließen. Endlich kehrte der General Orbegoso selbst zurück und hielt am 9. Januar 1838 seinen Einzug in Lima. Seine erste Sorge war, die Citadelle von Callao zu belagern, die sich auch sogleich auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Die Familie Salaberry's sand auf der französischen Fregatte „Flora" Aufnahme und ging mit derselben nach Chili ab.

Vorr diesem Tage an neigten sich die Angelegenheiten Salaberry's sehr rasch ihrem Untergange zu. Der General Pardowsa, welcher für ihn im Departement Libertad eine Abtheilung von 300 Mann befehligte, verließ seine Sache. Zugreifen waren die Kräfte, welche Salaberry von Lima mit fortgeführt hatte, noch unverseyrt, und er rechnete auf sie, wiewohl sie an Zahl sehr zurückstanden. Es kam zum Treffen zwischen seinen Truppen und denen des Generals Santa Cruz bei dem kleinen Dorfe Socobaya, einige Stunden von Arequipa. Salaberry wurde vollständig geschlagen. Er sieh in die Gewalt seines Feindes, wurde mit acht seiner vornehmsten Offizere zum Tode verurtheilt und erschossen. Nach Empfang dieser Nachricht zögerte auch die Flotte nicht, sich zu unterwerfen.

So endete die Revolution, welche am 23. Februar in Lima die Regierung Orbegoso's gestürzt und dem Lande in weniger als einem Jahre so vieles Unglück bereitet hatte. Sie war von allen denen, welche in Peru bisher stattfanden, eine der unselgsten und strafbarsten. Nichtsdestoweniger hat man seit einigen Jahren, nämlich seit dem Sturze von Santa Cruz und der völligen Vernichtung seiner Partei, das Andenken Salaberry's zu reinigen und zu verherrlichen gesucht: man wollte aus diesem Ausgeblick von den Bolivianern unterdrückten peruanischen Unabhängigkeit machen. Es lagen diesen Bestrebungen zwei ganz verschiedene Empfindungen zu Grunde, nämlich verletzte National-Eigenliebe, wod nach den Niederlagen von Junacocha und Socobaya sehr leicht zu erklären, und dann Oppositions- und Reactionsgeist gegen Santa Cruz und die Männer, die er erhöht hatte, ein um so stärkerer und lebendigerer Reactionsgeist, als der Kampf sich selbst nach dem Falle des Protektors noch fortspann zwischen den genannten Letzteren und den Restaurationsmännern, welche mit Gamarra emporkamen. Die Geschichte wird sich bei Beurtheilung Salaberry's auf keinen dieser beiden Standpunkte stellen. Welchen persönlichen Muth er auch gezeigt, von welcher Energie er auch während des Kampfes gegen die Bolivianer Proben abgelegt haben mag, man kann in ihm doch nichts Anderes sehen, als einen strafbaren Ehrgeizigen, welcher, um die oberste Macht an sich zu reißen, seinen Anhang nahm, sich gegen seinen gesetzlichen Chef, gegen seinen Wohlthäter und Freund aufzulehnen und das Land in Bürgerkriege und Revolutionen zu stürzen, von denen es sich kaum wieder erholte. Uns kann wird auch das Blut des Generals Valle-Riestra, welchen ihm verführte Truppen überliefert hatten, als ein unauslöschlicher Schandfleck an seinem Namen haften bleiben.

England.

Einige Notizen über Bibliotheken des Auslandes im Vergleiche mit der des British-Museum.

Ein Korrespondent des Athenaeum hatte in demselben über die mangelhafte Verwaltung der National- (königlichen) Bibliothek in Paris, so wie der meisten übrigen Bibliotheken des Festlandes, im Vergleiche mit der des Britischen Museums Klage geführt. Hierauf erwiderst ihm nun ein anderer Korrespondent (Herr Barlow) Folgendes: „Ich habe selbst die Nationalbibliothek zu Paris häufig besucht und jedesmal so viele Bücher bekommen, als ich verlangte, und zwar so schnell, wie es die Umstände erlaubten. Auch habe ich oft auf der Bibliothek zu Neapel gelesen und hatte mich nur ein einziges Mal über dasjenige zu beklagen, was der Schreiber erwähnt, weil ich nämlich nicht wußte, daß es im oberen Stock noch ein großes Zimmer giebt, wo man lesen kann und für ein kleines Douceur, welches man dem Kustoden zusteckt, mit so vielen Büchern versehen wird, als man zu haben wünscht, selbst Werke mit Kupfern nicht ausgeschlossen. In diesem Zimmer habe ich häufig meine Landsleute und andere Fremde angetroffen. Die Bibliothek zu Neapel ist jedoch kein gutes Beispiel von den italiänischen Bibliotheken im Allgemeinen, ja, selbst nicht von denen des Königreichs der beiden Sicilien insbesondere.

„Die öffentliche Bibliothek zu Palermo ist eine der bestverwalteten, die ich kenne: hier ist die Leichtigkeit, mit der man Bücher erhält, und die Höflichkeit und Aufmerksamkeit gegen Fremde ganz das Gegentheil von dem, was wir zu Neapel finden. Sie ist bis 4 Uhr wenigstens bis 3 Uhr offen, während die zu Neapel, so wie das Museum, um 2 Uhr geschlossen wird: wenigstens war das die Regel, als ich vor acht Jahren in Neapel wohnte. Von andern öffentlichen Bibliotheken zu Paris sagt Ihr Korrespondent gar nichts, auch hören wir nichts über sie in Genf. Da er aber behauptet, die Bibliothek des Britischen Museums sey die einzige — vermuthlich in Europa, oder in der ganzen Welt — wo man gedruckte Zettel für die Bücher giebt, so sollte er doch wohl alle anderen Bibliotheken gesehen haben.

„Auf der Magliabechiana zu Florenz scheint Ihr Korrespondent es bequemer gefunden zu haben. Diese Bibliothek ist seit einigen Jahren auch des Abends offen gewesen; sie ist aber hierin nicht die einzige auf dem Festlande. Eine andere, nicht weit von Florenz — zu Pisa — ist ebenfalls des Abends offen. Dies mag sehr bequem für Studenten seyn, scheint mir aber in Bibliotheken, welche besonders für Gelehrte und Literaten bestimmt sind, durchaus nicht nöthig zu seyn, da diese ihre Abende gewöhnlich mit etwas Anderem hinbringen, als auf der Bibliothek über Folianten zu liegen. Die Bibliothek von St. Geneviève in Paris, welche die Studentenbibliothek par excellence ist, ist auch Abends offen oder pflegte es wenigstens vier Stunden lang zu seyn.

„Die Beschuldigung gegen alle ausländischen Bibliotheken, daß man nicht bekommen kann, was man verlangt, ist, da sie sich lediglich auf eine Vergißerung begründet, welche zuweilen auf der Nationalbibliothek zu Paris vorkömmt, ungerecht; denn eine solche Vergißerung fällt meines Wissens sonst saft nirgends vor, selbst nicht in den anderen öffentlichen Bibliotheken zu Paris, nicht in den deutschen und nicht in den italiänischen Bibliotheken. Nicht nur auf der Magliabechiana zu Florenz, sondern auch auf den großen Bibliotheken zu Ferrara, Bologna, Ravenna, Pisa, auf der Minervabibliothek zu Rom, auf den Bibliotheken zu Turin, Genua und anderen Orten, so wie auf den kleineren Bibliotheken, von denen es in Italien so viele giebt, zu Sienna, Arezzo, Perugia, Pistoia, Lucca u. s. w., kann der Leser so viele Bücher haben, wie er verlangt, mit der Bedingung jedoch, daß er nicht mehr behalte, als er wirklich braucht. Auch in Bezug auf die Dauer der Stunden, während welcher die Bibliotheken auf dem Festlande offen sind, kann das Schreiben, auf das ich mich beziehe, zu Irrthümern Anlaß geben. Sie ist länger oder kürzer in verschiedenen Ländern, hängt sehr von den Sitten und Gebräuchen ab und ist in Hauptstädten länger, als in Provinzial- und kleinen Städten. Da sich der Schreiber nur auf das Britische Museum bezieht, so hätte er auch seinen Bericht auf die Hauptstädte Europa's beschränken sollen; dann wäre er nicht haben sagen können, die Bibliotheken auf dem Festlande seyen gewöhnlich von 8 oder 9 bis 12 oder 1 Uhr offen. Wäre er auf der Nationalbibliothek zu Paris geblieben, so würde er vor 3 Uhr nicht gehört worden seyn. Sie ist nämlich von 10 bis 3 Uhr offen; eben so die Genevièse (ich rede von 1839). Zu Dresden kann man von 9 bis 1 Uhr lesen; in Berlin von 9 bis 4 Uhr; in München von 8 bis 1 Uhr; in Wien von 9 bis 6 Uhr (so sagte mir wenigstens der Kustos; in Förster's „Handbuch" heißt es: von 9 bis 2 Uhr); in Turin von 9 oder 10 bis 3 Uhr; in Florenz von 9 bis 2 Uhr; in Rom (auf der Minerva) 5 Stunden täglich; in Neapel von 9 bis 2 Uhr; in Palermo von 9 bis 3 oder 4 Uhr; in Athen von 9

Digitized by Google

bis 3 Uhr. Nur in Provinzialstädten, sowohl in Deutschland wie auch in Italien, werden die Bibliotheken um 12 oder 1 Uhr geschlossen; in Frankreich jedoch richten sie sich nach der Hauptstadt. Erst müssen wir ähnliche Bibliotheken haben; dann wird es Zeit genug seyn, auch diese mit denen auf dem Festlande zu vergleichen. Um unsere große Nationalbibliothek zu einer öffentlichen zu machen, kömmt es übrigens nicht so sehr darauf an, wie lange man auf dem Festlande lesen kann und wie viel Bücher man auf einmal erhält, sondern darauf, daß man sie, wie es auf dem Festlande Brauch ist, sie allen wohlgesitteten und anständigen Menschen zugänglich macht."

Mannigfaltiges.

— Die schweizer Konditoren in ihrer Heimat. Ueber ganz Europa und jetzt sogar auch bereits über einen Theil von Amerika sind die fleißigen Graubündner verbreitet, die uns so vortrefflich Schokolade und so wohlschmeckende Haselnuß bereiten. Wer kennt nicht Josty, Stehely, Giovanoli, Spargnapani ꝛc. in Berlin, und wer hat nicht auch in anderen Städten gern ihre Kunstgenossen aufgesucht, bei denen man sicher ist, neben gutem Kaffee auch immer eine Auswahl von Zeitungen und Journalen zu finden? Es dürfte daher unseren Lesern von Interesse seyn, auch über die besondere Heimat dieser wackeren Leute etwas zu erfahren, und dazu bietet sich Gelegenheit dar in einer kürzlich in Genf erschienenen kleinen Schrift „über Graubünden und das Ober-Engadin", von W. Rey.*) Der Verfasser, Ingenieur in eidgenössischen Diensten, hat im Auftrage des Generals Dufour trigonometrische Messungen einiger Höhepunkte der bündner Alpen ausgeführt gehabt und ist bei dieser Gelegenheit in das von Touristen und Reisebeschreibern wenig oder gar nicht besuchte Thal gekommen.

Der Kanton Graubünden hat mehr als irgend eine andere Gegend der Schweiz seine alte Physiognomie, die ursprüngliche Einfachheit seiner Sitten und ein charakteristisches Gepräge sich bewahrt, wozu noch die eigenthümliche rumanische Sprache (roumanche) kömmt, die hier, in dem alten Rhätien, fast ihre einzige Stätte hat und gleichwohl den Bündnern das Beispiel ist, durch welches sie sehr bald und sehr fließend die drei benachbarten Sprachen: Italiänisch, Französisch und Deutsch, sprechen lernen. Diese Sprachgewandtheit trägt wohl auch sehr viel dazu bei, daß die Einwohner so häufig ihre Berge und Thäler verlassen, um sich im Auslande Geld zu erwerben und Vermögen zu sammeln. So wie sie dieses Zweck erreicht haben, pflegen sie in der Regel, mit geringen Ausnahmen (von denen namentlich Berlin einige anfzuweisen hat), nach ihrer Heimat zurückzukehren, wo sie ihr früheres, oft mit schwerer Arbeit verbundenes Landleben vorziehen, ohne sich die Bequemlichkeiten und Genüsse zu gönnen, die ihnen ihr Reichthum gestatten würde.

„Der Engadiner", sagt Herr Rey, „weiß, wie kein anderer Sterblicher, die hehe Schlaglahne und das tiefkrie Kaschwerk zu bereiten; mit seinen Kuchen und Pasteten begleitet er den Seefahrer auf dessen Entdeckungsreisen in ferne Länder und trägt er bis nach Kalkutta und Australien die Geheimnisse des gefüllten Bonbons und des kunstreichen Zuckergusses. Für seine eigene Person ist er jedoch von der strengsten Einfachheit. Er hat etwas vom Spartaner, der, nachdem seine Nase den Dampf der kostbarsten Gerichte eingesogen, diese den Sklaven überläßt und zu seiner schwarzen Suppe und einem Stück Wildpret nachhause geht. Es kann wohl seyn, daß der beständige Anblick der Genäschigkeit vornehmer Leute die bündner Konditoren angewiesen und sie gegen Alles, was von Zucker ist, mit stoischer Resignation waffnet; es ist auch möglich, daß ihre frühere Handtierung so mühselig war, daß sie mit der Zeit einen Abscheu vor Allem bekommen, was darauf Bezug hat; genug, ihre Mäßigkeit in Allem, was diese Art von Genüssen betrifft, ist merkwürdig. Diese geht so weit, daß man nicht allein die Kunst der Pasticten- und Kuchenbäckerei im ganzen Thale so gut wie gar nicht kennt, sondern daß auch das frische Brod, das tägliche Brod des Reisenden, dort fast nirgends zu finden ist. So gehts zu dem Dorfe, in welchem ich wohnte, die reichen Leute nur achtmal im Jahre und die Armen gar nur dreimal jährlich frisch gebacken, so daß man am Ende jeder Periode harten Brodes, selbst in den guten Häusern, mit der Hade, gleich den Holzhauern, in die Laibe Brod hineinschlug. Man scheute sich sogar, von Dingen zu sprechen, die an die Kuchenbäckerei erinnerten, und schien das Wort Konditor gänzlich in den Bann gethan zu haben. Eine Menge Leute sprachen von ihren Geschäften und ihren Etablissements an diesem oder an jenem Orte bis nach Brasilien und Otindien, aber Niemand kompromittirte sich so weit, dieses gemeine Etwas, dessen süße Erzeugnisse der Leser gewiß zu schätzen weiß, bei seinem Namen zu nennen."

— Chalonda Marz. Wir haben in dem vorstehenden Artikel der alten rumanischen Sprache im Engadin-Thale, der Sprache unserer aus Graubünden stammenden schweizer Konditoren, gedacht. Wir geben in Nachfolgendem eine Probe dieser Sprache; es ist ein Frühlingslied, ein Lied zur Verabschiedung des rauhen Winters und zur Bewillkommnung des heiteren Lenzes, das die Knaben an einem Volksfesttage, am 13. März, durch die Gassen der Dörfer ziehend, zu singen pflegen. Eine ähnliche Prozession derangestalten die Knaben auch in manchen Orten Deutschlands, namentlich in der Stadt, wo diese Zeilen eben geschrieben werden (zu Glogau in Schlesien), an dem der Charwoche vorangehenden Sonnabend, indem sie, unter Absingung eines Liedes und mit Stöcken bewaffnet, eine vollständig bekleidete Puppe mit sich herumführen und diese dann jubelnd in das Wasser werfen. Hier nennt man das gewöhnlich, „den Tod austreiben", und zwar soll es ein alter Gebrauch, zur Erinnerung an das Aufhören einer Pest, seyn, die einmal bis zu jenem Sonnabend vor der Charwoche gewüthet. Wir glauben jedoch, daß die Knaben-Prozession in Schlesien, eben so wie die in der Schweiz, nichts Anderes, als eine Verabschiedung des düsteren Winters, ist, der mit der Puppe in den wieder vom Eise frei gewordenen Strom geworfen wird.

Was das Lied im Engadin-Thale betrifft, so beweist schon der Tag, an dem es gesungen wird, sein Name, wie uralt es ist. Es heißt nämlich „Chalonda Marz", was nichts Anderes, als das römische Calendae martii ist, und wird am 13. März (dem 1. März des alten Kalenders), also an einem Tage gefeiert, an welchem wohl in Rom, nicht aber auf den bündner Alpen der Winter aufzubören und das Frühjahr anzufangen pflegt. Bekanntlich begann mit dem 1. März das neue Jahr der Römer, und der „Chalonda Marz" ist also, wie die Sprache der Engadiner überhaupt, ein noch im Munde des Volkes erhaltener Ueberrest des Römerthums. Das Lied lautet:

„Chalonda Marz, chalond' Avril,
Laschai las vachas, our d'sul,
Las naiv sebmarschederla,
Et Perlin crocchs,
Dait' nus quaichosena, ch'ei Segnor s'haurdesocha."

„Der März ist da, der April beginnt,
Laßt aus den Stall die Kühe gehwind;
Der Schnee schmilzt hin,
Das Gras wird grün,
Uns schenkt etwas, auf daß Euch segne Gott!"

Der Verfasser der „Bilder und Sagen aus Graubünden" (in der zu Chur erscheinenden „Bündner Zeitung") giebt uns von dem Feste des Chalonda Marz nachstehende Beschreibung:

„Am 13. März Morgens versammelt sich die männliche Schuljugend der Gemeinde auf dem Platze; groß und klein, fünf- bis sechsjährige Buben, die kaum die angehängte Schelle nachschleppen können, bis zum vierzehnjährigen Knaben, der, auf sein Altersvorrecht stolz, die hölzerne Klapper zu führen berechtigt ist. Jeder Knabe, mit Ausnahme der Rottenführer, welche die Klappern tragen, hat eine Schelle umgehängt, und zwar um den Hals durch einen Riemen, woran sich eine Hebe, ein hölzerner Knebel, befindet, mit welchem die Hände des Knaben die Glocke in Bewegung erhalten. Am Sammelort wird die ganze Compagnie durch den Altersprädominen geordnet. Voraus geht derjenige, der das Glück hat, die größte Glocke zu tragen, dann einzeln hinter einander die größeren Knaben und zuletzt die kleinsten, oft kennens vor Kälte und Angst im Stande, mit den rothgefrorenen Händchen ihre Glocke zu bewegen. Neben diesen her spazieren, ordnend und holz, wie der bärtige Wachtmeister, die älteren Knaben mit der Klapper, bald wie Adjutanten die Vorhut leitend, bald die Nachhut ausmusternd. Als den Helden des Tages, ist es ihnen besonders vergönnt, das „Chalonda Marz, chalond' Avril" anzustimmen. Nun setzt sich der Zug in Bewegung, die Schellen läuten lustig, die Klappern machen einen Heiden-Spektakel, Alles jauchzt und jubelt, und von Haus zu Haus zieht die lustige Jugend, mag's schneien oder stürmen, mag die Sonne scheinen oder mag es regnen. An diesem Frühlingstag haftet mancher alte Aberglauben. So heißt es, daß, wenn die Kinder den „Heufuck" umgehen, der aber von allen Seiten angeschnitten seyn muß, und auf den Stock selbst treten, dies dann demselben eine längere Dauer gebe.

„Die Wohnhäuser im Engadin hängen mit der Scheune und dem Stalle zusammen, und man gelangt von der Hausflur auf die Scheune und in den Stall. Die Knaben treten daher, Einer nach dem Anderen, durch die Hausthür ein, gehen in die Scheune, umgehen den „Heufuck" (falls er an Schwindsucht leidet, und kehren dann in derselben Ordnung zurück, um im Hause des Nachbars dasselbe zu thun.

„Dies nennt man „umar oura il chalonda Marz", den März-Anfang ausläuten.*) Am 13. März werden dann auch die Hausmütter, welche selbst Knaben unter der Gesellschaft haben, gebeten, den Chalonda Marz in ihrem Hause zu feiern. Es ist nämlich Sitte, daß Eine von den Hausfrauen den Knaben acht Tage lang das, was sie am zweiten Tage in den Häusern eingesammelt, zum Mittag als Speise bereitet, die dann Alle zusammen genießen. Die Reihe geht umher, und so wehrt sich selten eine Mutter, deren Söhne unter der läutenden Gesellschaft sind, die Mühe zu übernehmen. Arm oder reich, beschäftigt oder unbeschäftigt, einmal müssen sie heran, und obwohl manche Aus- und Zulage damit verbunden ist, obwohl eine so zahlreiche kleine Gesellschaft viele Mühe und Gedult erfordert, machen sich doch die meisten Frauen ein Vergnügen daraus, dieser alten Sitte zu genügen. Nur einzelne, moderante Damen, welche die hohen Anklänge der Civilisation besucht haben, rümpfen das Näschen und wissen nicht, daß diese Gebräuche, von Urältern her ererbt, alte Familienbilder in Bauerntracht sind, die uns an unsere Ahnnt erinnern."

*) Les Grisons et la Haute-Engadine, par W. Rey. Genève, 1850.

*) Oura, vom lateinischen hora, hat augenscheinlich den Weg durch das deutsche „Uhr" gemacht, wie überhaupt in dieser römischen Sprache zahlreiche Wörter deutsch sind; so das oben vorkommende „sun" (und), das Verbindungswörtchen „oder" und vieles Andere.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Leop. Cassirer, Breitestraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 64. Berlin, Dienstag den 28. Mai 1850.

Italien.

Warum es in Italien keinen grundbesitzenden Bauernstand giebt.

Vom Geheimen Justizrath Dr. Reigebaur.

Das ausgezeichnete Talent, welches die Normannen bei ihrer Niederlassung auf der Nordküste von Frankreich und später in England sowohl, als in Sicilien zeigten: sich fremde Sitten anzueignen und sich selbst als Eroberer beliebt zu machen, hatten schon früher auch die Gothen bei ihrem Auftreten in Italien entwickelt. Das Anlehnen von Theodorich in Italien ist nicht das eines verwüstenden Barbaren, sondern vielmehr eines weisen Gesetzgebers; hier kann ihm verdankt Italien die Wiederherstellung des Ackerbaues, der schon nach Plinius durch die großen Güter-Komplexe gelitten hatte. Noch schlimmer war dies unter den abendländischen Kaisern geworden; die unbebauten Felder waren so häufig, daß sie an die Nachbarn vertheilt wurden, mit der Bedingung, daß ihnen auch ihre bebauten Aecker genommen werden würden, wenn sie jene nicht anbauten.

Die Kolonen hatten so wenig Vortheil davon, den ihnen überlassenen Acker als Emphyteuse zu bauen, daß ein entsetzlicher Kolon nach dem Gesetz der Kaisers Theodosius oben so wie ein entlaufener Sklave bestraft wurde. Theodorich hob dieses Gesetz auf und bewirkte eine Freizügigkeit, welche vorher so wenig erlaubt war, daß der Patron selbst dann einen Kolon zurückfordern konnte, wenn er Sohad oder Geistlicher geworden war. Die Vertheilung der großen Landgüter hatte deren Benutzung vermehrt, denn seit Odoacer war der dritte Theil aller Ländereien den fremden Mitgen gegeben worden, denen die Gothen folgten. Diese aber wurden als arianische Ketzer leider von der katholischen Geistlichkeit gehaßt, daher Justinian seine Eroberung Italiens möglich machen konnte, welcher die den Gothen vertheilten Güter einzog und anderweit in Erbzins gab. Dies ist die Meinung des gelehrten Grafen Carlo Bandi di Vesme zu Turin in seiner gekrönten Preisschrift über das Eigenthum in Italien von dem Falle des römischen Reiches bis zur Einführung des Lehnswesens.*)

Der gelehrte Herr Verfasser meint, daß die Italiäner von den Gothen besser behandelt wurden, als von den Griechen; diese setzten über die meisten Städte einen Militairbefehlshaber, Dux, Herzog; derjenige, der von Narses in Lucca angestellt ward, ist auch nach seinem Namen bekannt; dabei begünstigten die griechischen Kaiser die Bischöfe, besonders den von Rom, welches auch durch die Longobarden gelitten, nachdem Agilolf durch seine Gemahlin, die bayerische Theodelinda, von der arianischen zur katholischen Religion bekehrt worden war, was aber der Papst mit Unbank belohnte, indem er die Franken herbeirief, nachdem mehrere der sechsundzwanzig longobardischen Herzoge sich schon von ihren Königen ziemlich unabhängig gemacht hatten. Während sich hier das longobardische Lehnswesen vollkommen ausgebildet hatte, war auch der Zustand der Landbauer verändert worden. Der Verfasser beweist, daß das Verhältniß der alten Kolonen sich in das der Aldionen umgewandelt habe, welche aber ohne die Erlaubniß ihres Patrons ihr Eigenthum nicht verkaufen konnten, wogegen das Laudemium entstand; aus der griechischen Emphyteusis entstand aber die Feldgiebt, und bei beiden wurden, neben Abgaben an Früchten auch Geld, Dienstleistungen bestimmt, woraus später die Frohnden, Angarien, hervorgingen; das Resultat aber war dennoch, daß der Landbau in Italien gegen die alt-römische Zeit große Fortschritte machte. Die größeren römischen Grundeigner wußten den dritten Theil ihrer Aemter an die longobardischen Lehnsherren als Tribut zahlen, unter welche sie vertheilt waren; doch waren auch Römer zu longobardischen Herzogen ernannt worden; dagegen war die römische Municipal-Verfassung der Städte untergegangen, sowohl in den Städten, welche unmittelbarer Eigenthum der longobardischen Könige waren, als in denen, welche den Herzogen gehörten.

Der gelehrte Verfasser beleuchtet die diesfallsigen gründlichen Arbeiten der deutschen Gelehrten v. Savigny und Leo; er zeigt, wie unter Odoacer ein Drittel der Grundstücke vertheilt worden, unter den Longobarden aber sehen wir die Eroberer den Grundherren ihr Eigenthum lassen und sich mit einem Drittel der Früchte begnügen, während nur das Staatseigenthum und das vieler Kirchen vertheilt wird. Auf diese Weise blieben die Privatrechte unberührt und die römischen Gutsherren freie Leute, so wie die Pisanischen Schiffs-Eigenthümer unter der Longobarden Herrschaft. Nicht selten kam es übrigens vor, daß die römischen Gutsbesitzer durch einen Vertrag sich von der Zahlung des dritten Theiles als Tribut durch Abtretung eines Theiles ihrer Grundstücke befreiten. Uebrigens blieben die römischen Gesetze noch lange für die Eingebornen in Kraft, bis die Longobarden sich beinahe ganz mit den Italiänern identifizirt hatten, welche unter den Herzogen als untergeordnete Verwaltungsbeamte mehr zerstreut unter der römischen Bevölkerung lebten, so wie als Besitzer der vertheilten Staatsgüter oder der konfiszirten Güter der feindlich gesinnten römischen Besitzer.

Mit der Herrschaft der Franken wurden statt der Herzoge Grafen als Verwaltungsbeamte, aber mit weit kleineren Bezirken, eingeführt, welche zugleich Richter waren, wogu sie Schöffen zuzogen, die in Italien Iudices genannt wurden. Die Grafen der Grenzbezirke wurden Markgrafen genannt, später die Beamten der größeren Grafschaften, endlich diejenigen, welche mehrere Grafen unter sich hatten; auch pflegte man diejenigen Grafen, welche an den Orten aufgestellt waren, wo sonst Herzoge gewesen waren, Herzoge zu nennen, wie zu Mailand und Bergamo; der von Lucca ward bald Herzog, bald Graf genannt; auch nannte man die Markgrafen bisweilen: größere Grafen. Dabei blieb eben der alte Gebrauch, daß jede Nation nach ihren eigenen Gesetzen beurtheilt ward. Doch da seit Karl dem Großen alle Freie, mochten sie Franken, Longobarden oder Römer seyn, zum Heerbann herangezogen wurden, verwischte sich dadurch am besten der Unterschied der Nationalitäten.

Allein nach dem Tode des kräftigen Karl machten sich seine Beamten, die Grafen der verschiedenen Städte und die Markgrafen größerer Provinzen, von seinen Nachfolgern unabhängig; Berengar, Graf v. Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto, Beide durch ihre Verheirathungen mit dem Kaiserhause verwandt, waren zuerst die bedeutendsten, so daß die Kaiser genöthigt wurden, den anderen Beamten stets mehr Rechte einzuräumen, um gegen sie ein Uebergewicht zu haben; doch wie derverblieb dies den Kaisern ward, zeigte bald die Tochter des Markgrafen von Toskana, Ermengarde, und Marozzia, die Witwe eines anderen toskanischen Markgrafen, welche selbst Päpste einsetzte, was nur den Kaisern zukam. Aus denselben Gründen wuchs die Macht der Bischöfe und der freien Grundbesitzer, selbst die schwächeren Grafen mußten sich in den Schutz der mächtigeren Bischöfe begeben, wenn sie nicht von den mächtigen Markgrafen unterdrückt werden sollten.

Die Kaiser selbst beförderten daher gern die Macht der Bischöfe, und in den Städten, wo Bischofssitze waren, ward die Jurisdiction der Bischöfe vorherrschend, und die Kaiser zogen dies vor, nachdem sich ihre Grafen erblich gemacht hatten; so daß dem Bischof von Verona die Jurisdiction über die Markgrafschaft Trient übergeben ward. Die Kaiser, besonders nachdem unter den Ottonen sie wieder aus eigener Macht Päpste einsetzten, hatten auch auf die Macht der Bischöfe mehr Einfluß. Aus diesem Wettstreite der Gewalt gingen endlich die Verfassungen der freien Städte hervor, wogu Mailand, Cremona und Asti die hervorragendsten Beispiele des Anfangs gaben; um so mehr da die Kaiser selbst die Städte mitunter von der richterlichen Gewalt der Grafen ausnahmen. Otto I. gab diese Befreiung an die Städte Asti, Parma, Iqui, Vercelli, Cremona, Novara, Lodi, Bologna u. a. m. Florenz erhielt von ihm dasselbe Recht mit der Ausnahme eines Vierthelfhofes auf sechs Miglien. Auf diese Weise wußte die Monarchie gegen ihre vermeinten Stützen Hülfe bei den bisher unterdrückten Bürgern suchen.

Nach dem Tode Otto's III. brachte Arduin, Markgraf von Ivrea, mehrere Bischöfe auf seine Seite und ließ sich in Pavia zum König von Italien krönen; um seine Macht zu befestigen, bewilligte er den Grafen und Bischöfen große Vorrechte, besonders die Erblichkeit den Ersteren. Kaiser Heinrich II. that dasselbe, um sich Verbündete zu gewinnen, und so kam es, daß seit jener Zeit, zu Anfang des ersten Jahrhunderts, in den Städten die Bischöfe und außerhalb derselben die Lehnsherren in Italien unumschränkte Herrscher wurden. Sein Nachfolger Konrad ließ dem Erzbischofe Eribert von Mailand die unbeschränkte Gewalt über die Stadt; diese empörte sich aber 1036, und in der dem Erzbischofe gelieferten Schlacht blieb sein Bundesgenosse Oberich, Bischof von Asti, womit die Macht der Städte in Italien anfing, wo übrigens damals schon überall das Lehnswesen eingeführt war. Der Verfasser führt Verordnungen der griechischen Kaiser an, welche schon, ehe sie ihre letzten Besitzungen in Italien verloren, ähnliche Einrichtungen trafen, und sogar die Normannen liefen sich mit den ersten Eroberungen belehnen, die sie in Italien gemacht hatten.

Daß die neben dem Lehnswesen bestehende Macht der Bischöfe in den Städten endlich gebrochen ward, erläutert der Verfasser damit, daß die Bischofswahlen Veranlassung wurden, diesen geistlichen Herren so viele Konzessionen abzuge-

*) Der Ritter C. Vesme, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Turins, beschäftigt sich jetzt viel mit Herausgabe von Palimpsesten des Codex Theodosianus, welche von Robbio auf die Turiner Bibliothek gekommen waren.

winnen, daß sie endlich sich selbst um alle weltliche Macht brachten, welche ihnen die geistlichen Grafen oder Richter zugestanden hatten. So hat auch hier das Bürgerthum die italiänischen Städte vor dem Schicksale der deutschen Souverainetät der Bischöfe, selbst der Aebtissinnen, bewahrt, in welchem Streite nur wenige, wie Köln, nicht unterlegen haben.

Diese Verhältnisse hatten es in Italien dahin gebracht, daß das Eigenthum meist dem Verkehr entzogen war und die größeren Komplexe nicht gehörig getheilt werden konnten, so daß wenige Eigenthümer, meist nur Pächter, das Land bauten, daß noch jetzt bei weniger weit zu großen Wirthschaften viele Grundstücke nur von armen Pächtern in zu kleinen Parzellen benutzt werden.

Der gelehrte Graf Dandi di Dedum hat seine verdienstlichen Forschungen mit sorgfältiger Aufführung seiner Quellen, worunter die Arbeiten der deutschen Gelehrten billig genannt werden, bis dahin fortgesetzt, wo das Lehnswesen in Italien überall seinen festen Fuß gefaßt hatte. Die große Zeit Italiens war die des Aufblühens der freien Städte, welche gern unmittelbar unter dem Kaiser gestanden hätten, wie die deutschen, treuen, freien Reichsstädte, welche nie gegen den Kaiser waren, während Jene in dem Streite der geistlichen mit der weltlichen Macht zum Theil auf die päpstliche Seite gebracht, und aus Ghibellinen Guelfen wurden; so daß auch diese Stütze für den Kaiser verloren ging, nachdem die Lehnstreue der Ritter längst sich in dem Kaiser feindselige Unabhängigkeit und Erblichkeit verwandelt hatte.

Seitdem haben sich die Gesetze der Geistlichkeit ins Unendliche vermehrt, die Theilung des Bodens ist daher noch weniger möglich geworden und damit die Vermehrung der Lastenden, so daß in Italien ein Bauernstand, aus Grund-Eigenthümern bestehend, eigentlich nicht vorhanden ist. Meistens wird der herrliche Boden nur von Pächtern gebaut, selten in größeren Wirthschaften, sondern in kleinen von armen Pächtern; daher bei allem Fleiße dieser armen Leute der Ertrag bei weitem nicht so ist, wie er seyn könnte, wenn auch der Zustand des Landbaues in Italien viel besser ist, als zur Zeit der letzten weströmischen Kaiser, wo die meisten Felder unbebaut lagen und nur zur Pflege benutzt wurden, die Unordnung aber so groß war, daß in manchen Gegenden verboten war, Pferde zu halten, damit die Räuber sich ihrer nicht bedienen könnten.

Spanien hat seit dem Verkauf eines bedeutenden Theiles der geistlichen Güter solche Fortschritte im Landbau gemacht, daß es jetzt Getraide ausführt, obwohl noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Zufuhr von außen nothwendig war. Italien war auf dem Wege des Fortschrittes, allein die dazwischen kommende französische Revolution hat Alles überstürzt, und so dürfen wohl noch lange die ungeheuren Güter der Geistlichen dem freien Verkehr entzogen bleiben.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

III. Ein Nord- und ein Süd-Peru. — Der peruanisch-bolivianische Bund. — Krieg mit Chili.

Der Sieg von Socabaya brendet eine erste Periode der Geschichte von Peru, die nämlich, wo unabläßige Militair-Intriguen der obersten Gewalt jede Wirksamkeit und Autorität rauben. Dieser Sieg schließt jedoch keineswegs das Zeitalter der Revolutionen; aber er gestattete, indem die Regierung Peru's jetzt in kräftigere Hände gelangte, schon einige erfolgreichere Bemühungen, das wankende Staatsgebäude zu befestigen. Uebrigens ist die Präsidentur des Generals Santa Cruz mehr durch äußere Kämpfe mit den Nachbar-Republiken, als durch Bürgerkriege bemerkenswerth. Es ist dies schon ein Zeitschritt.

Mit dem Siege bei Socabaya war Santa Cruz Herr der Verhältnisse geworden. Die Versammlung von Sicuani, welche im vorhergehenden Jahre des Bürgerkrieges wegen nicht stattfinden konnte, wurde sogleich auf den 16. März 1836 berufen. Der erste Akt dieser Versammlung war, die Errichtung der Departements Moquegua, Arequipa, Puno, Cusco und Apacucho zu einem unabhängigen Staate, unter dem Namen „Süd-Peruanischer Staat", zu proklamiren. Die neue Republik sollte sich mit Nord-Peru und Bolivia durch ein Föderativband vereinigen und der General Santa Cruz die oberste Leitung unter dem Titel „Protektor" erhalten.

Von den ewigen, in Lima ausgebrochenen Militair-Aufständen ermüdet, suchten die Departements des Südens, indem sie sich vom nördlichen Peru trennten, die Ruhe, deren sie so sehr nöthig hatten, und sie hofften, selbige durch eine getrennte Verwaltung zu erlangen. Die Stadt Cusco wurde zum Sitz der Regierung erkoren. Als Hauptstadt des alten Reiches Peru unter den Inkas, war sie fast ganz und gar von den Nachkommen der Indianer bewohnt. Indem man ihre Stadt zu der Spitze eines unabhängigen Staates setzte, schmeichelte man ihrer Eigenliebe. Es schien ihnen, als erlangten sie hierdurch etwas von ihrem uralten Glanze wieder, und der Gedanke eines neuen indianischen Reiches mischte sich abermals in ihre Träume.

In Bolivia wurde die Errichtung der süd-peruanischen Republik nicht minder günstig aufgenommen. Denn der Vertrag, welcher diese Republik mit Bolivia vereinte, mußte in letzterem Lande, durch Eröffnung von Absatzkanälen, d. h. Häfen, den Handel, so wie den Werth aller Produkte, verdoppeln. Ueberdies war es sein eigener Präsident, welcher an die Spitze des Bundes zu treten im Begriff stand, und der bolivianische Einfluß sichen darum vorzugsweise geltend; daher denn auch die große, in Sicuani proklamirte Akte mit lauten Aufrufungen der Freude und der Hoffnung begrüßt wurde.

Es fand jedoch nicht zu vermuthen, daß man diese Akte eben so in Lima und im Norden Peru's aufnehmen würde, weil so in Folge des von den Trennden errungenen Sieges reiche Beute verloren gingen. Da indeß für den Augenblick wenigstens jeder Widerstand unmöglich war, so beruhigten sich die Gemüther nach und nach endlich; man berief eine andere Versammlung auf den 15. Juli nach Huaura, um nun auch den neuen aus den nördlichen Provinzen bestehenden Staat zu konstituiren. Die Departements des Amazonenstromes: Junin, Libertad und Lima, wurden zu einer besonderen Republik gemacht, welche den Titel Nord-Peruanischer Staat annahm. Der Einfluß des Generals Santa Cruz war auch hier mächtig gewesen, und man proklamirte ihn zum Protektor des Bundes, während Orbegoso in Lima und der General Herrera in Cusco das Präsidium führen sollten. Die beiden Letzteren waren in der That nichts mehr, als Unterbeamte von Santa Cruz.

So fand dieser endlich am Ziel seiner langen Bemühungen. Er hatte in seiner Hand die Regierung der beiden Republiken Peru und Bolivia vereint. Lima wurde seine Hauptstadt; er war daran, die erste Rolle in Süd-Amerika zu spielen. Sein Ehrgeiz lief hauptsächlich darauf hinaus, die Aufmerksamkeit Europa's, welches er bewunderte und zugleich beneidete, auf sich zu ziehen. Er wollte gleichsam als der echte Nachfolger Bolivar's erscheinen, als der Mann, dem es vorbehalten gewesen, das durch den Libertador begonnene Werk fortzusetzen und zu beenden, indem er die Völker, welche Bolivar nur befreit hatte, staatlich konstituirte. Auch rief er eine große Zahl Fremder zu sich, denen er häufig die wichtigsten Stellen anvertraute. Zugleich nahm er in seinen Verhandlungen zu den diplomatischen Agenten europäische Formen an und affektirte eine Absichten der Art, wie man sie bei seinen Vorgängern nicht immer gefunden hatte. Endlich gewann die von ihm geleitete Verwaltung einen festeren und strieren Gang, und trotz der Kriege, welche seine Anstrengungen so oft hemmten, ja, ihn zuletzt endlich selbst vernichteten, machte das Land unleugbare Fortschritte.

Man hat indeß der Regierung des Generals Santa Cruz mit vollem Grund einen schweren Vorwurf gemacht. Da er nämlich häufig, um seinen Feinden, im Innern wie nach außen zu, widerstehen zu können, in Geldverlegenheit gerieth, faßte er den argen Beschluß, die Silbermünzen umzuprägen und sie mit beinahe einem Drittel Zusatz zu legiren. Er hoffte, diese Münze sich leicht wieder und der Circulation zurückziehen zu können; aber dieser Tag, den er nahe glaubte, erschien niemals, er erlag selbst den Anstrengungen seiner Feinde, und das von ihm geschaffene schlechte Geld ist in Peru und in Bolivia geblieben und wird leider von Tag zu Tag noch vermehrt.

Der innere Friede war überall hergestellt; und es blieb Santa Cruz nur noch übrig, sein Werk zu befestigen. Unglücklicherweise sollten ihm neue Schwierigkeiten, die er gar nicht erwartet hatte, in den Weg treten. Chili, welches von den Unruhen in Peru den besten Vortheil gehabt und sich im ganzen europäischen Handel in seine Häfen, namentlich nach Valparaiso gezogen hatte, Chili fürchtete diese vortheilhafte Stellung zu verlieren, wenn die Ruhe in Lima zurückkehrte. Zudem erlieh Santa Cruz ein Dekret, welches Chili direkt berührte, indem es die Zahlgelder, welche einen seiner Chili's Häfen berührt hatten, ohne zuvor in einen dahen Port's einzulaufen, einer starken Abgaben-Erhöhung unterwarf. Natürlich ging nun eine große Anzahl von Schiffen vorüberwegen nach Callao, welches ihnen den vereinten Markt von Peru und Bolivia bot, einen weit wichtigen und ausgedehnteren Markt als Chili anbieten konnte. Für letztere Republik lag hierin also eine Frage von hoher Bedeutung. Sie sah keine andere Lösung, als den Untergang der Konkurrenz, und den Sturz des Diktators Santa Cruz. Der Krieg wurde beschlossen; an Vorwänden konnte es natürlich nicht fehlen.

Der General Freyre, Präsident von Santiago und nach Peru berufen, hatte in Callao heimlich zwei Schiffe ausgerüstet, mit denen er an den Küsten von Chili zu landen bemüht gewesen, um daselbst die Verwaltung des Generals Prieto zu stürzen. Es ist schwer anzunehmen, daß der General Santa Cruz nichts von dem Unternehmen des Generals Freyre gewußt habe; aber es ist eben so sicher, daß er ihn auf keine Weise unterstützte. Chili glaubte, Repressalien ergreifen zu müssen, und wiewohl Freyre in seinem Unternehmen gescheitert war, so schickte man doch ein Kriegsschiff, die Brigg „Achilles", nach Callao. Dieweil als bekanntestes Schiff eingelaufen und ohne daß irgend Jemand den Verdacht böser Absichten schöpfen konnte, kaperte die chilianische Brigg in der Nacht vom 21. zum 22. August 1836 plötzlich drei peruanische Kriegsfahrzeuge, welche sich auf ihrer eigenen Rhede überrumpeln ließen. Nun war aber zuvor durchaus keine Kriegserklärung von der Regierung zu Santiago an Peru erfolgt, so, nicht einmal eine Reclamation rücksichtlich der Angelegenheit des Generals Freyre. Erst am Tage nach diesem Piratenstreiche ließ der Kommandant der Brigg „Achilles" nach Lima berichten, daß die Wegnahme der drei Schiffe aus dem Vorhalt weil ernstlicher Feindseligkeiten sey. Man begreift, welche Wirkung diese seltsame Erklärung hervorbringen mußte. In den ersten Ausbruch seines Zornes ließ der General Santa Cruz den chilianischen Gesandtschaftsrath gefangen nehmen. Allerdings wurde er bald wieder in Freiheit gesetzt; aber zu gleicher Zeit empfing er seine Pässe mit der Weisung, augenblicklich das Gebiet der Republik zu verlassen.

Inzwischen schickte Chili, um die Drohungen des Befehlshabers des „Achilles" zu unterstützen und die Feindseligkeiten fortzusetzen, ein Geschwader unter der Anführung des Admirals Blanco ab, welches auch bald an Eingange der Rhede von Callao erschien. Chili wollte offenbar den Krieg; um wenigstens aber nach einem gewissen Schein von Mäßigung zu bewahren, gab es seinem Geschwader einen bevollmächtigten Minister und Gesandten, Egaña, bei, um eine Ausgleichung vorzuschlagen. Es war am 31. Oktober 1836, als das chilianische Geschwader bei Callao ankam. Der General Santa Cruz, welcher fühlte, daß sich seine Macht nur im Frieden befestigen könne, war geneigt, Egaña zu empfangen. Die Konferenzen begannen; aber man mußte sehr bald

die unmöglichkeit einer Verständigung einsehen. Peru konnte die erniedrigenden Bedingungen, welche Chili ihm stellte, nicht annehmen, und España ließ sich nicht auf das geringste Zugeständniß ein. Um noch einen letzten Versuch zur Erhaltung des Friedens zu machen, schlug ihm Santa Cruz vor, ihre Differenz den fremden, in Lima anwesenden diplomatischen Agenten zur Entscheidung vorzulegen und sich ihrer Bestimmung zu fügen. Diese Eröffnung wurde wie die anderen zurückgewiesen, und von diesem Augenblick an war der Krieg zwischen den beiden Republiken unvermeidlich. Er wurde erklärt am 28. December 1836, und kurze Zeit darauf vereinte sich auch noch die Argentinische Regierung mit Chili, um das peruanisch-bolivianische Bündniß zu zertrümmern.

Die Vorbereitungen zum Kriege hinderten Santa Cruz nicht, sich thätig mit der definitiven Organisation der drei vereinten Republiken zu beschäftigen. Er wußte sehr gut, daß er seine inneren Feinde noch weit mehr als seine äußeren zu fürchten habe. Die chilianische Flotte war zweifelsohne der seinen überlegen, namentlich seit der Wegnahme der drei Schiffe durch den „Achilles"; aber Peru und Bolivia konnten eine ansehnliche Landmacht stellen und alle Punkte ihrer offenen Küsten mit leichter Mühe gegen etwanige Einfälle schützen. Für ihn handelte sich Alles um die Erhaltung der inneren Ruhe. Daher sah man ihn auch unablässig vom Norden zum Süden, von Peru nach Bolivia, von einem Punkte des großen Reiches zum anderen eilen; er glaubte seine Anwesenheit aller Orten nothwendig. Zugleich wurde eine Versammlung nach Tacna berufen, um die Verfassung der verbündeten Republiken zu redigiren. Der General verfügte sich zu eigener Person dahin, sowohl um zu präsidiren, als auch um seine Kräfte im Süden zu vereinen und die Vorbereitungen zu den Vertheidigungsmaßregeln gegen einen möglichen Einfall von Seiten Chili's anzuordnen.

Die Versammlung von Tacna bethätigte dem General Santa Cruz den Titel eines „Bundes-Protektors", den ihm die Versammlungen von Sicuani und von Huaura ertheilt hatten. Sie ließ jedem der drei Staaten seine besondere Regierung und setzte darüber eine General-Regierung ein, bestehend aus einem Kongreß mit zwei Volkskammern, welche sich alle zwei Jahre abwechselnd in einer der drei Republiken versammeln sollten. Die Ernennung des Ober-Protektors fand dem Kongreß zu und sollte alle zehn Jahre erneuert werden; der abgehende Protektor konnte jedoch wieder gewählt werden. Dies waren die Hauptbestimmungen der zu Tacna vollzogenen Verfassung; es war nur noch die Ratifikation durch einen jeden der drei Staaten einzuholen. Unglücklicherweise hieß die neue Bestimmung auf Hindernisse, die man am allerwenigsten erwartet hatte. Während der Abwesenheit des Generals Santa Cruz hatte sich in Bolivia eine starke Opposition gegen ihn gebildet. Der Kongreß, unter dem Vorsitz von Calvo, barg in seinem Schooß eine mächtige Partei, welche das Bundessystem zurückwies. Diese Partei, mit den von Santa Cruz für Lima kundgegebenen allzu günstigen Tendenzen unzufrieden, fürchtete, Bolivia werde von Peru absorbirt werden, einst Tages seine unabhängige Nationalität verlieren und zur Provinz des glücklichen Nebenstaates herabsinken. Dem Bundesvertrage drohte daher gleich nach seinem Abschluß schon die Auflösung. Santa Cruz glaubte, sich unverzüglich nach Bolivia begeben zu müssen; er konnte sich jedoch überzeugen, daß unter den gegenwärtigen Umständen jede Diskussion Gefahr drohe. Er suchte die Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß er den Kongreß auf unbestimmte Zeit vertagte.

Schon vorher hatte er den momentan so mißlichen Verdrängungen des bedeutendes Opfer bringen müssen. Die für die innere Verwaltung zu treffenden Reformen waren fest sein Hauptangenmerk gewesen, und namentlich die Gesetzgebung, deren Umgestaltung am meisten drängte. Auch hatte er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Lima einen neuen Civil-Kodex veröffentlicht, größtentheils im Geiste des französischen Kodex abgefaßt, welcher das Labyrinth der bisher in Peru herrschenden spanischen Erlasse und Bestimmungen ersetzen sollte. Die Anwendung dieses Kodex stieß auf eine starke Opposition, namentlich in der Verwaltung und bei den Gerichten, welche nun ihre alte Routine aufgeben sollten, und auch bei der Geistlichkeit, deren zahlreiche Privilegien beschränkt worden wären. Eine Deputation, an deren Spitze sich der Erzbischof von Lima befand, begab sich zum Protektor, um Abänderung des neuen Kodex zu erbitten. Santa Cruz, dessen Herrschaft noch nicht hinlänglich befestigt, glaubte für den Augenblick nachgeben zu müssen. Es wurde eine Kommission ernannt, um die Bestimmungen nochmals zu prüfen, und man verschob die Anwendung derselben vorläufig bis auf Weiteres. Bei dem Sturze des Protektors jerrörten seine Feinde aus Haß gegen den Neuerer Alles, was er festgestellt hatte; daher denn auch mit ihm der erwähnte Kodex, der übrigens aller Orten auf allgu viele Opposition stieß, nothwendigerweise gänzlich verschwand.

Während Santa Cruz die Provinzen von Peru durchreiste, um überall die innere Ruhe zu sichern, hatte Chili seine Rüstungen beendigt, und im October 1837 erschien seine Flotte vor dem kleinen Hafen von Pornillos, bei Quilca, wo sie 2800 Mann Infanterie und 600 Mann Kavallerie ans Land setzte, welche unverzüglich auf Arequipa los marschirten. Zu schwach, um zu widerstehen, zog sich die Garnison dieser Stadt in die Gebirge zurück, wo sie auf die Ankunft des Santa Cruz wartete, welcher sich nach in Bolivia befand und sich beeilte, seine Truppen zur Zurückweisung des Einfalles zusammenzuziehen. Er langte an der Spitze beträchtlicher Streitkräfte an; er hatte jedoch, um die Chilianer zu vernichten, gar nicht einmal nöthig, ihnen eine Schlacht zu liefern. Wie haben die Lage von Arequipa bereits oben beschrieben. Zwischen der Küste und der Stadt dehnt sich, etwa zwanzig Stunden breit, eine ungeheure Sandfläche hin, die man erst durchschreiten muß, um nach Arequipa zu gelangen. Auf der anderen Seite sind die Cordilleren, deren Durchgang wenige Leute leicht gegen eine ganze Armee vertheidigen können. Die Chilianer, welche nicht weiter vorzudringen im Stande waren, sahen sich demgemäß zwischen jener Sandwüste und den in überlegener Zahl vorrückenden Soldaten des Santa Cruz eingeschlossen. Ueberdies noch durch Krankheit geschwächt, waren sie gänzlich unvermögend, sich zu schlagen. Der Admiral Blanco befand sich somit ganz in den Händen seines Feindes; er begriff, daß er den Weg der Unterhandlung einschlagen müsse. (Schluß folgt.)

England.

Türken und Juden in den englischen Dramen zur Zeit Shakespeare's.

Nach J. P. Collier.

Das Athenaeum enthält einige für die Geschichte des alt-englischen Dramas nicht unwichtige Bemerkungen des Herrn Collier, als Herausgeber und Kommentator Shakespearescher Stücke auch deutschen Lesern rühmlichst bekannt, die in unserem „Magazin" einen Platz verdienen. Sie beziehen sich auf den von Shakespeare sowohl, als anderen Spritstellern, gebrauchten Ausdruck „to turn Turk" und auf die Rolle, welche die Juden in den alten englischen Stücken spielen.

„Die Redensart „Türke werden" kommt zweimal bei Shakespeare vor (in „Hamlet" und in „Viel Lärm um Nichts"): Niemand jedoch hat bis jetzt eine genügende Erklärung derselben gegeben. In der von mir besorgten Ausgabe habe ich, — in Verbindung mit der Stelle in „Hamlet", Akt III, Scene 2: „Wenn der Rest meiner Pabe mit mir Türke würde" — mich mit folgender kurzen Bemerkung begnügt: „Diese Phrase von ebenem solchem mit einer völligen Umwandlung gleichbedeutend gewesen zu sepn; und sie findet sich bei verschiedenen gleichzeitigen Schriftstellern." Die gleichzeitigen Schriftsteller, welche ich im Sinne hatte, waren Dekker, Massinger und Cooke, der Verfasser des als „Greene's Tu Quoque" bekannten Stückes. Reed, im Hinblick auf eine Stelle bei Deller:

— — Verdammt ist ich,
Wenn wiederum Ihr Türke werdet. —

— sagt uns: „Türke werden", scheint ein gewöhnlicher Ausdruck gewesen zu sepn für „die Gesetze der Kameschheit verlassen"; aber weder Reed, noch Dyce, welcher ihn anführt, bringt eine Beweisstelle für diese Ansicht bei, und ich glaube, Beide wären in große Verlegenheit gerathen, auch nur eine einzige zu finden. Gifford (Massinger II. S. 222) drückt sich schon genauer aus, indem er sagt: „Türke werden" war ein bildlicher Ausdruck für eine Umwandlung des Standes (der Lebensstellung) und der Meinung"; meine Bemerkung jedoch, „daß es mit einer völligen Umwandlung gleichbedeutend gewesen", wird durch eine Autorität gestützt, welche ich sogleich anführen werde und die auch den Ursprung der Redensart erklärt. Sie wird zum erstenmal für diesen Zweck citirt, — und ich habe sie erst jüngst gefunden.

Ich meine nämlich die alte Komödie „Die drei Mädchen von London"; über deren Autorschaft einiger Streit obwaltet, weil wir, obgleich sie auf dem Titelblatt als „von R. W. (d. h. vielleicht Robert Wilson) geschrieben" bezeichnet wird, nichtsdestoweniger am Ende beider Drukausgaben (denn sie erschien zuerst 1584 und dann wiederum 1592) die Worte lesen „Finis, Paulo Bucke", — als ob dieser Buke sie verfaßt habe. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Paul Buke war ein Schauspieler und lebte bei den Blackfriars (siehe „Leben der Schauspieler in Shakespeare's Stücken", S. 131) oben dem Theater, und das Vorkommen seines Namens am Ende der „drei Mädchen von London" erklärt sich durch die Annahme, daß er die Absicht aussertigte, welche gedruckt wurde und die er unterzeichnete, um ihre Echtheit zu bekräftigen, nicht aber, um Wilson seiner Autorschaft dieser vollsthümlichen Komödie zu berauben.

Am Ende des Stückes kommt eine Scene vor zwischen Geronimo, Mercadorus und einem türkischen Richter, welcher zeigt, daß, wenn ein Christ die Lag es in der damaligen Anschauung) in der Türkei darauf einging, „Türke zu werden", er sich dadurch von allen bekannten Verbindlichkeiten befreite —; mit „der völligen Umwandlung" des Glaubens bewerkstelligte er zugleich eine „völlige Umwandlung" in seinen Vermögensverhältnissen; — und darum die Erklärung des Ausdrucks bei „Hamlet": „Wenn der Rest meiner Habe mit mir Türke würde." Der Held meint, daß, wenn der Rest seiner Habe ihm anteren werde oder verloren ginge, er sich deanoch dadurch erhalten könne, daß er eine Stelle bei einer Schauspielerbande bekäme."

Geronimo ist ein Jude, welchem Mercadorus, ein Kaufmann, eine beträchtliche Summe Geldes schuldet; — und es ist hierbei zu bemerken, daß, so oft ich wußte, dieses Stück das erste existirende gedruckte Drama ist, in welchem ein Jude vorkommt. Stephen Gosson sagt in seiner „School of Abuse" 1579, daß ein Stück unter dem Titel „der Jude" im Bull gespielt worden; es ist dieses Stück jedoch nicht bis auf uns gekommen; möglicherweise war es das Original von Shakespeare's „Kaufmann von Venedig" und malte, wie letzterer Werk, die blutdürstigen Gesinnungen des Wucherers." In den „drei Mädchen von London" begegnen (welche vielleicht gleichzeitig mit Gosson's „School of Abuse" zu Tage kamen) ist der Jude eine vom Charakter des Shylock ganz verschiedene Person und beweist zugleich, daß die Juden doch nicht immer in dem Lichte dargestellt wurden, wie wir sie in Shakespeare und Marlowe erblicken. Dies ist an sich wichtig; meine Absicht ist jedoch nur einzig und allein die Erklärung jenes Ausdrucks in „Hamlet", und ich werde zeigen, daß der hier und in anderen Dramen vorkommende Ausdruck „Türke werden" sich auf jene Art von Bekehrung bezieht, welche, wie man annahm, die Türken an den Christen, um sie zum Koran zu bekehren, verkauften, indem Letztere eben durch den Glaubenswechsel der Zahlung aller ihrer Schulden entgehen konnten.

Digitized by Google

Gerontus könnt vor den „türkischen Richter" und klagt, daß Mercadorus (welcher gebrochen Englisch spricht, was bei dem Juden nicht der Fall ist) ihm eine bedeutende Summe schulde, um deren willen er ihn habe verhaften lassen. Die drei genannten Personen unterreden sich nun in folgender Weise:*)

Richter. Sie Gerontus, Ihr wißt, daß, wenn Jemand seinen Glauben, seinen König, sein Land verkauft und Mynhammedaner wird, alle seine Schulden bezahlt sind: es ist dies das Gesetz des Reiches, und Ihr könnt nichts dawider haben.

Gerontus. Das ist mir bekannt, geehrter Richter, noch wollen wir jemals unseren Gesetzen grollen.

Richter. Senior Mercadorus, ist es wahr, was Gerontus so eben uns erzählt?

Merc. Mein Herr Richter, wahr sein Alles, nichts von mir sein sollen verhehlt!

Doch ich Türke wollen werden, und darum ich kommen hier.

Richter. Dann ist's Thorheit, noch Worte zu verlieren. Senior Mercadorus, tretet näher mir.

Legt die Hand auf dieses Buch und sprecht, was ich sage, hinterdrein.

Merc. Recht gern, mein Herr Richter, ich bereit schon sein.

Ger. Doch nicht aus Glaubenseifer, um meinen Geld's Gewinn allein.

Richter. Sprecht: Ich, Mercadorus, entsage ausdrücklich vor der ganzen Welt meiner Pflicht gegen meinen Fürsten, meiner Achtung vor meinen Aeltern und meiner guten Gesinnung gegen mein Land.

Merc. Und ferner noch erkläre ich und beschwöre ich, treu zu sein diesem Lande mein Leben lang; und dereinst verlassne ich den christlichen Glauben.

Ger. Haltet ein, gestrenger Richter! Was thut Ihr, Senior Mercadorus, bedenkt!

Zahlt mir das Kapital, die Zinsen seyen Euch geschenkt.
Wird Zins doch bei Euch Christen verwilligt, so gut wie in der Türkei.
Drum achtet Euren Glauben und meidet den Schein, mich zu betrügen dabei!

Merc. Nichts, nichts von Zinsen; nichts von Kapital.

Ger. Dann zahlet die Hälfte, noch habt Ihr die Wahl!

Merc. Nichts Hälfte, nichts Zehntel: ich wollen Türke werden, ich sagen!

Ich sein der christlichen Religion satt, und darum nicht wollen länger ertragen.

Ger. Gut, wenn es so steht, wie ich sehe, so wäre mir grauenvoll des Volkes Geschrei,

Daß Du meinethalb Deinen Glauben vertauschtest, d'rum geh' ich Dich frank und frei

Und erkläre vor dem Richter und der ganzen Welt, daß Deine Schuld getilget sei!

Merc. O, Sir Gerontus, für Euer Anerbieten ich danken, von Herzen treu.

Richt. Doch, Senior Mercadorus, Ihr werdet nun aber, meine ich, doch noch Türke werden!

Merc. Senior, nein; ich meinen Glauben tauschen jetzt für nichts auf Erden.

Richt. So ist's denn wahr, was Gerontus gesagt: Ihr thätet's um des Geldes halber mehr,

Als aus Eifer oder gutem Willen der Türkei zur Ehr'!

Merc. O, Sir, Ihr nicht mich beleidigen müßen;

Ihr nicht richten sollen mein Gewissen.

Richt. Wer dies gesehen, der richtete wohl und spräche zu der Wahrheit Ruhm:

Hier suchen Juden zu glänzen im Christenthum und Christen im Judenthum! —

Auf diese Weise entgeht Mercadorus sowohl der Zahlung der Schuld, als auch dem Wechsel seines Glaubens, den er schon aufzugeben bereit war, bis sich der Jude dazwischen legte und sieder Kapital und Zinsen fahren ließ, als daß der Christ seinem Glauben auf so schimpfliche Weise entsagen sollte. Wir sehen also hier den ersten bekannten Juden auf unserer Bühne, und zwar einige Jahre vor der Ankunft Shakespeare's in London und lange Zeit früher, als der große Dichter den Charakter seines Shylock schuf, — wir sehen in Gerontus einen Juden, welcher den uneigennützigsten Edelmuth entwickelt und das bewundernswertheste Beispiel christlicher Milde giebt. Es ist daher nicht wahr, daß die Bekenner des hebräischen Glaubens auf unserer alten Bühne stets als Ungeheuer an Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit dargestellt wurden, wie sie Shakespeare im „Kaufmann von Venedig" und Marlowe in seinem „Reichen Juden von Malta" erscheinen.

Die Aehnlichkeit des Namens Gerontus in der „drei Mädchen von London" mit dem des „Gernutus" in der Ballade, die man in die Zeit vor Shakespeare's Drama setzt (siehe Percy's „Reliques" I, 226), ist der Beachtung werth; aber auch hier sind die Charaktere der beiden Israeliten einander ganz entgegengestellt; denn während Gernutus auf seinem Pfunde Fleisch besteht, will Gerontus lieber all' sein Geld verlieren, als den Vorwurf auf sich ziehen, er habe den christlichen Kaufmann zur Abschwörung seiner Religion gezwungen."

*) Dieser Dialog ist zum Theil in einer Art von monströsen Knittelversen geschrieben, die wir möglichst beibehalten haben. D. U.

Mannigfaltiges.

— Philipp II., von Prescott. Der rühmlichst bekannte amerikanische Geschichtschreiber H. Prescott, dem wir bereits eine treffliche Geschichte Ferdinand's und Isabella's (der Katholischen) von Spanien verdanken, hat jetzt auch eine Geschichte Philipp's II. in drei Bänden vollendet. Der unter uns lebende wackere Uebersetzer der Prescott'schen Geschichtswerke mag wiederum seine Feder spitzen; jedenfalls dürfen wir von den gründlichen Studien des Verfassers, von seiner genauen Kenntniß der spanischen Literatur und von seiner ruhigen Würdigung der Thatsachen und der Menschen manche neue Aufschlüsse über die Zeit und die Regierung Philipp's II. erwarten.

— Zustand der Volks-Erziehung in England. Wir entnehmen folgende Notizen einer der letzten Nummern der Household Words von Charles Dickens: „Wenn wir das ganze (?) nördliche Europa, mit Einschluß von Schottland, nebst Frankreich und Belgien (wo sich die Erziehung auf einer mittelmäßigen Stufe befindet) nehmen, so finden wir, daß auf je 24 Einwohner ein Kind gerechnet werden kann, das die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernt, während in England nur ein solcher Zögling auf vierzehn Personen kömmt. Man hat die Behauptung gemacht, daß es heutzutage in England und Wales gegen 3,000,000 Individuen giebt, die weder lesen, noch schreiben können, d. h. fast der vierte Theil der Bevölkerung. Ferner, daß von den Kindern zwischen fünf und vierzehn Jahren mehr als die Hälfte keine Schulanstalt besucht. Diese Angaben würden kaum glaublich scheinen, träfen wir nicht in unserem täglichen Leben Fälle von Unwissenheit an, die uns erschrecken würden, wenn wir nicht so sehr daran gewöhnt wären. Wohin wir uns auch wenden, stiert uns die Unwissenheit, nicht immer mit der Armuth verbunden, ins Gesicht. Ein Blick auf die Gazette, in die Liste der aufgelösten Societätsbauungen, zeigt uns fast in jedem Monat unglückliche Menschen, die sich vielleicht im Golde wälzen, aber in Unwissenheit verschlammen, und statt ihrer Namensunterschrift sich dem Experimento crucis unterziehen müssen. Die Anzahl von Geschworenen, besonders in den ländlichen Distrikten, die nur mit einem Kreuz unterzeichnen können, ist ungeheuer. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, Gemeinde-Akte von großer lokaler Wichtigkeit durch dasselbe demüthigende Zeichen von Personen entheilt zu sehen, von denen Einer sie nicht nur als angezeichnete, sondern auch als vermögende Leute charakterisirt. Eine Hausfrau braucht nur die ihr von den Gewerbtreibenden zugestellten Rechnungen nachzuschlagen, um Hieroglyphen zu entdecken, die sie zu arithmetischen Räthseln machen. Kurz, die Zeugnisse von der niedrigen Stufe, bis zu der die einfachsten Grundlagen der Erziehung in unserem Lande gefallen sind, haben durch ihre Alltäglichkeit aufgehört, unser Erstaunen zu erregen. Wir können nicht durch die Straßen wandeln, in eine öffentliche Versammlung treten oder die Zeitungen durchstreifen, ohne daß der finstere Schatten der Unwissenheit über uns schwebt."

— Die Legende vom britischen König Lucius. In einer neulichen Sitzung der Alterthumsforscher-Gesellschaft (Society of Antiquaries) in London hielt der berühmte Geschichtschreiber Hallam eine Vorlesung über die Frage, ob der britische König Lucius das Christenthum gegen Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung angenommen habe, wie von einigen mönchischen Schriftstellern versichert wird. Herr Hallam bezweifelte zunächst, ob Lucius, der angeblich König von Süd-Wales gewesen ist, überhaupt existirt habe, noch mehr aber, daß er durch einen Gesandten des Papstes oder Bischofs von Rom getauft worden, dessen Missionäre erst vier Jahrhunderte später nach England vordrangen. Wie es scheint, ist Rennius der älteste Autor, der von dieser Geschichte spricht, während Gildas und selbst Beda, der über Alles, was sich auf die Einführung des Christenthums in England bezieht, mit so gewissenhafter Umständlichkeit berichtet, ganz von einem solchen Ereignisse schweigt. Aus diesen und vielen anderen Gründen, die von Herrn Hallam mit erschöpfender Gelehrsamkeit entwickelt wurden, kam er zu dem Schlusse, daß es nie einen Lucius, König von Britannien, gegeben habe, und daß seine Bekehrung mithin in das Gebiet der Fabel gehöre.

Literarischer Anzeiger.

Bei J. Kuhnt in Elberfeld erschien vom Verfasser des mit so vielem Beifall aufgenommenen Romans „**Anna Hammer**":

Neue deutsche Zeitbilder. 2. Abth. **„Josephe Münsterberg".** Ein Roman der Gegenwart in 3 Bänden. Preis 3 Thlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen und von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Don Juan Tenorio.

Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen von *Don José Zorrilla.*

Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.**

8. Geh. 1 Thlr.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 65. Berlin, Donnerstag den 30. Mai 1850.

Dänemark.

Der Sternen-Himmel, nach H. Chr. Oersted.*)

Nachdem wir über die treffliche Sammlung Oerstedscher Abhandlungen im Allgemeinen berichtet und auch eine Lebensskizze des berühmten Verfassers mitgetheilt, werden und die Leser des Magazins gewiß Dank wissen, wenn wir sie mit der Auffassungsweise des dänischen Physikers, dessen Buch die lebhafteste Theilnahme verdient, durch eine zusammenhängende Darstellung bekannt machen. Wir wählen dazu seine Abhandlung „über das Verhältniß zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft", die ebenfalls als ein Versuch zu betrachten ist, das große Problem unserer Zeit: die Versöhnung der individuellen Freiheit mit der sittlichen Weltordnung, zu lösen. Der Verfasser zeigt uns den Sternen-Himmel, zunächst, wie er vom Naturmenschen, und alsdann, wie er von der Einbildungskraft und dem denkenden Geist aufgefaßt wird, und knüpft daran eben so tiefe, als jedem Verständige zugängliche Betrachtungen.

* * *

„Es ist natürlich der klare, wolkenlose Sternen-Himmel bei ruhiger Luft, auf welchen ich die Aufmerksamkeit hinwenden will. Der Eindruck, welchen er hervorbringt, hat etwas Gemeinsames für alle Menschen; aber die Stärke und Klarheit desselben ist nicht blos anderen nach den verschiedenen Natur-Anlagen, sondern auch nach den verschiedenen Entwicklungsstufen, worauf Jeder steht. Auf deren Verschiedenheit wollen wir hier vornehmlich die Aufmerksamkeit hinlenken; zuerst müssen wir uns jedoch von dem Rechenschaft ablegen, was da rein Gemeinschaftliches für alle Menschen ist.

Die Größe des Eindrucks, welchen der gestirnte Himmel hervorbringt, braucht nur erwähnt zu werden. Sie ist von einer so die Sinne treffenden Natur, daß sie zu allererst bei Jedem sich geltend macht: selbst dem Menschen, welcher zu allermeist auf dem Standpunkt der bloßen Sinnlichkeit steht, bei dem also die erwachende Vernunft am wenigsten ihre geheimen Winke in die sinnliche Auffassung mischt, muß der gestirnte Himmel als das Größte erscheinen, was er kennt; aber die große Ausdehnung würde uns todt und leer vorkommen, wenn sie nicht von zahllosen Sternen belebt würde. Das Licht, womit sie vom Himmel strahlen, wird uns doppelt bedeutungsvoll bei der Dunkelheit der Erde; gerade dies, daß wir nichts von allen den Gegenständen sehen, die uns an die einengenden Verhältnisse des Alltäglichen und alles des Vergänglichen erinnern, was sonst sich in unserer Umgebung geltend macht, läßt die Seele sich erweitern und schärft den Sinn für das Licht aus einer höheren, größeren, minder vergänglichen Welt. Die Herrlichkeit des Lichtes tritt auf eine für uns eigenthümliche Weise hervor; seine belebenden und wohlthuenden Wirkungen haben es stets zum herrlichsten Bilde des Lebens und des Guten gemacht; unter dem klaren, milden, nie blendenden Sternenlichte, das nur in unmerklichem Grade uns andere Gegenstände vor Augen führt, wo es aber, so zu sagen, nur das Licht selbst ist, das sich zeigt, haben wir ein Gefühl, als ob Licht und Leben und Glückseligkeit nur dort in der Ferne sey, aber Dunkelheit, Tod und Schrecken hienieden. Es versteht sich, daß eine gewisse Art einseitigen Denkens dieser Auffassung leicht eine ganz falsche Deutung geben könnte, aber das Gefühl, welches die Anschauung in dem ungetrübten Sinn weckt, hat hiermit nichts zu schaffen.

Zu alledem kömmt die tiefe, gleichsam fühlbare Stille der Nacht, während welcher wir eben so schwach durch das Ohr wie bei der milden Sternenbeleuchtung durch das Auge an die niedere Welt erinnert werden. Kurz, es ist kein zufälliges Spiel der Einbildungskraft des Menschen, das ihn unter dem nächtlichen Himmel zur Andacht geweckt hat, sondern es ist ein in der Natur der Dinge tiefbegründetes Gefühl.

Wie verschieden hiervon ist nicht die Mondscheinsnacht! Die mildeleuchtende Scheibe nöthigt uns nicht, wie die Sonne, das Auge niederzuschlagen, sondern zieht es nach sich hin und dadurch zum Himmel empor. Inzwischen überstrahlt sie das Licht der Sterne so sehr, daß diese weit weniger unsere Aufmerksamkeit fesseln, zum Theil sogar durchaus nicht gesehen werden, und dagegen zeigt sie uns genug von der Erde, um uns daran zu hindern, sie ganz zu vergessen; so schwebt Sinn und Gedanke zwischen Himmel und Erde mit unbestimmter Richtung, aber voll sanfter Schwärmereien.

Betrachten wir nun die Gestalten, welche diese Grundauffassung auf den verschiedenen Standpunkten des Menschen annimmt. Wir können uns leicht die Weise vorstellen, wie der ganz ungebildete Mensch die Größe des Sternenhimmels fühlt: das hohe Gewölbe breitet sich aus über die ganze Erdfläche, welche er kennt, und erhebt sich über alle Wälder und Berge. Sein Maßstab ist gewiß viel zu klein für den Himmel, aber er bleibt ihm doch das Größte, was er kennt; die Sterne sind für ihn nur Lichtpunkte, aber die Klarheit und Reinheit ihres Lichtes werden nicht unterlassen, auf ihn zu wirken. Der Gegensatz zwischen dem lichten Himmelsgewölbe und der dunklen Erde, die Stille und die daraus entspringende Seelenruhe haben etwas in der Sinnlichkeit so Begründetes, daß diese Eindrücke ihm auch nicht fremd werden können.

Denken wir uns nun einen Menschen, bei dem das Nachdenken und der Beobachtungsgeist einigermaßen zu einer Mirksamkeit gelangt sind, so wird schon sein Maßstab für die Größe des Himmels gewachsen seyn. Er hat sich einige Sterne besonders gemerkt, die er wiedererkennt, und namentlich müssen einige ausgezeichnete Sternenpaare, welche einander nahestehen, seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; er hat sie über seinen Bergkuppen erblickt, er hat sich diesen genähert und gesehen, wie ihr Abstand zu wachsen schien! Aber der Abstand der beiden Sterne schien unverändert; dieser mußte folglich so groß seyn, daß sein ganzer zurückgelegter Weg im Vergleich damit nichts zu bedeuten hatte; er hat nun einen größeren Maßstab, der seine Vorstellung von dem Himmel erweitert. Er hat darauf gemerkt, daß alle irdischen Dichter schwächer und schwächer erscheinen, je größer ihre Abstände werden, und daß sie in einem mäßigen Abstande völlig verschwinden; aber die Lichter des Himmels, von welchen er weiß, daß sie vielmal weiter von ihm sind, als die fernsten Berge, stehen da so rein und klar, als ob sie zu einer anderen Ordnung der Dinge gehörten. Er hat dergleichen Schlüsse in den Stunden des Nachdenkens und der Beobachtung gemacht; aber die Erinnerungen an diese Ergebnisse begleiten ihn auch in den Stunden, wo er sich ruhig den großen Eindrücken der Natur überläßt.

Denken wir uns nun den Menschen auf der Stufe der Bildung, wo er schon einen Anfang astronomischer Wissenschaft gewonnen hat, so z. B. wie er bei den Chaldäern gewesen seyn kann, so erhält die Betrachtung des Himmels eine neue Größe und Fülle. Er weiß nun, daß es dort unter den kleinen Lichtern des Himmels Wandelsterne giebt, welche ihren vorgeschriebenen Gang zwischen denen gehen, deren Platz am Himmelsgewölbe ein fester ist. Es ist ihm bekannt, daß diese, eben so wie Sonne und Mond, ihren geordneten Gang haben. Die ältigen Beobachtungen dieser Geschlechter haben zu einiger Kenntniß von dem ungleichen Abstande dieser wandelnden Himmelskörper geführt; während er sich dem reinen Eindrucke der Himmelsbeschauung hingiebt, wiederholt er sich gewiß nicht alle die Kenntnisse, welche die Frucht der Untersuchung des Geschlechts sind, zum Theil vielleicht seiner eigenen; aber sie bleiben seiner Anschauung eben so gegenwärtig, wie es die Erinnerungen an die gewöhnlichen Lebenserfahrungen im Alltagsmenschen sind. Sein Maßstab ist wieder weit größer, als auf dem vorhergehenden Standpunkte; für ihn ist schon der Abstand des Mondes angehener groß im Vergleich mit allen Abständen hier auf Erden, und doch sehr nahe im Vergleich mit den anderen Himmelskörpern, an welchen der Mond oft vorübergeht und sie unserem Auge verbirgt. Jeder fühlt, wie der Gedanke von der Größe des Himmels hier gewachsen und bedeutungsvoller geworden ist; aber der große Gedanke an eine Ordnung in den Himmelsbewegungen, und zwar an eine für die Erde folgenreiche und wohlthätige Ordnung, kömmt hier dazu. Es ist der Gedanke einer vernünftigen Leitung außerhalb der Erde, einer höheren Vernunft, welche hier hervortritt, obgleich der menschlichen Natur gemäß nicht ohne manche fremde Beschaffenheit. Auf dem früheren Standpunkte hat die Einbildungskraft den leeren Raum der Kenntniß dadurch ausgefüllt, daß sie einen Sonnengott den leuchtenden Feuerwagen des Tages über den Himmel führen und Nachts im Schooße des Meeres ausruhen ließ. Der Mond empfing gleichfalls seine Wagengetheit. Diese Vorstellungen verschwinden schon auf dem Standpunkte, wo sich die erste astronomische Wissenschaft bildet, obgleich sie sich noch lange im Volke erhalten, nicht blos bei den Unwissenden, sondern auch bei denen, welche mit vieler anderen Bildung nicht die reinen, welche auf der strengen Himmelsbetrachtung geschöpft wird. Dagegen erhob sich der Gedanke noch nicht zu der Einheit der göttlichen Leitung; jedes von den wandelnden Himmelslichtern bekömmt seine eigene Gottheit, ausgeschmückt mit irdischen Eigenschaften. Der unermeßliche Einfluß, den die Sonne auf die Erde, und die nicht unwichtige Bedeutung, welche der Mond auf sie, sowohl durch sein Licht wie durch seinen Zeitvorschlag, hat, ließ leicht den Gedanken aufkommen, daß auch die anderen Himmelslichter nicht ohne Einfluß auf die menschlichen Verhältnisse seyn dürften. Dieser Ge-

*) Der Geist in der Natur, von Hans Christian Oersted. Deutsch von K. L. Kannegiesser. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller, und mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Leop. Lassar, 1850.

danke mußte um so viel mehr Wurzel fassen, als man nicht darauf fallen konnte, dem Himmel irgend eine Bedeutung zuzuschreiben, ausgenommen mit Rücksicht auf die Erde. Wenn auch die Götter ein höherrd Daseyn hatten, so waren es doch Götter der Erde, und diese Erde war der Mittelpunkt des Ganzen. Da sie nun darauf, den kleineren unter den wandelnden Himmelslichtern einen Einfluß auf das Schicksal der eingelnen Menschen zuzuschreiben; so entstand denn die Sternendeuterei, die eine so reiche Unterhaltung in den menschlichen Thorheiten fand. Man sieht leicht, daß eine Sonnen-Abdeutung oder eine ganze Himmelsandeutung zu diesem Standpunkt paßt, aber daß dagegen Bleibt in der frühreren Zabelzehre nur daneben als Ueberbleibsel aus einer andren Zeit, welches man der Menge nicht zu nehmen wagte, bestehen konnte.

In Betreff des Himmelsbaues mußte man auch auf diesem Standpunkte noch sich eine falsche und zu beschränkte Vorstellung bilden, obgleich sie weit größer war, als auf den vorhergehenden. Erst dachte man, daß das ganze Himmelsgewölbe sich um die Erde drehte, und daß die wandelnden Himmelslichter ihre Bahnen auf diesem Gewölbe hatten; es anderd als fest zu denken, ließ man sich nicht einfallen. So war die Veste des Himmels, das Firmament, das auf starken Säulen ruhte, z. B. den höchsten Bergen; aber später sah man ein, daß jedes von den wandelnden Lichtern seine Bahn in einem anderen Abstande von der Erde hatte; man mußte jedem sein eigenes Gewölbe geben, ein durchsichtiges Krystallgewölbe, und über allen diesen das Gewölbe der festen Himmelslichter, den reinen Feuerhimmel, den Sitz der höchsten Unveränderlichkeit. Alle diese mußten sich um eine gemeinschaftliche Achse drehen. Man bekam so sieben Himmel für die wandelnden Himmelslichter, einen achten als Sitz für ein ewiges Licht und eine ewige Unveränderlichkeit.

Während wir nun mit unserem Wissen über diesen Standpunkt weit hinausgeschritten sind, müssen wir uns selbst doch gestehen, daß der Geist, welcher mit diesen Kenntnissen genöhnt war, den Eindruck des Himmels in einer weit mächtigeren Größe und Fülle empfangen mußte als auf der vorigen Entwickelungsstufe und vor allen dazu einen Gedanken an die göttliche Leitung mitbringen, der mit allen seinen Irrthümern doch erhebend und belehrend war.

Die Zorisschrift, welche die Astronomie seit der hier besagten Zeit bis zu der Kopernikanischen machte, bildeten in sich selbst keinen neuen Standpunkt. Die Entdeckungen, welche allgemach hinzukamen, waren nicht zahlreich und noch weniger sehr eingreifend, außer insoweit, daß sie den Astronomen immer größere Schwierigkeiten zeigten, die Beobachtungen mit ihren Grundgedanken von dem Weltgebäude zu vereinen; aber außerdem war eine neue Welt-Auffassung durch den Christenthum hinzugekommen. Das Weltgebäude wurde nun als das Werk des einen alleinigen Gottes betrachtet. Es ist wahr, daß diese Ueberzeugung schon früher auf einem kleinen Kreis der Erde und bei einigen höher begabten, unter den Heiden zerstreuten Männern geherrscht hatte; doch war haben uns dadurch nicht von der Zeitfolge abbringen lassen wollen. Der Gedanke ward im Christenthume reiner, die Erhebung zu Gott höher und herrlicher; aber man verdankte hier nicht der Astronomie. Dagegen muß es dieser zugeschrieben werden, wenn die christliche Einbildungskraft in den vielen Himmelsgewölben zu einer Reihe verschiedener Wohnungen für die Seligen Platz fand.

In der neueren Zeit, von Kopernikus an bis jetzt gerechnet, können wir allerdings mehrere Standpunkte unterscheiden, aber alle in diesem größeren Zeitraume erworbenen Einsichten finden sich so verkettet, daß wir den klarsten Ueberblick dadurch finden werden, indem wir uns sofort auf den Standpunkt unserer eigenen Zeit stellen. Haben wir das, was von hier aus gesehen wird, durchschaut, so können wir, wenn wir es wünschen, uns leicht auf die früheren Standpunkte dieses Zeitalters zurückversetzen.

Die Betrachtung des Himmels hat nun einen ganz neuen Charakter gewonnen: die festen Himmelsgewölbe sind verschwunden, die Erde ist nicht mehr der Mittelpunkt, sondern eine schwebende Kugel unter unzähligen anderen; die Erde selbst ist in den Himmel aufgenommen. Es ist ein ganz neuer Eindruck von Größe, den wir nun von der Betrachtung des Himmels gewinnen. Wir haben Messungen und darauf gegründete Berechnungen, welche uns Abstände zeigen, gegen welche Millionen Meilen kleine Größen sind. Der Unendlichkeit kann darüber und betrachtet die Sache mit Vertrauen oder Zweifel, je nach Umständen; aber es hat auch unter den Uneingeweihten geistreiche Männer gegeben, welche mit eingebildeter Ueberlegenheit diejenigen verspotteten, welche an der Betrachtung dieser Zahlengrößen Freude fanden: Große und Kleines, haben sie gesagt, sind ja bloße Verhältnisse; verglichen mit einer Haaresbreite ist die Elle groß, gegen eine Meile nur klein; und was ist wieder eine Meile gegen den Umkreis der Erde! Man findet ja solchemeise für jede Größe noch eine andere, gegen welche sie nur klein ist! Ist es denn nicht kindisch, sich über die großen Zahlen der Astronomie zu freuen! — Alles dies würde richtig seyn, wenn es sich hier um abstrakte Zahlen handelte; aber dies ist durchaus nicht der Fall: nur als Bezeichnungen von Gliedern in dem als ein organisches Ganzes betrachteten Weltsystem haben diese Zahlengrößen ihre Wichtigkeit.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

III. Ein Nord- und ein Süd-Peru. — Der peruanisch-bolivianische Bund. — Krieg mit Chili.

(Schluß.)

Santa Cruz hielt sich in Puncarpata auf, einer kleinen, eine Stunde Arequipa entfernten Stadt, als er die Eröffnungen des chilianischen Jüngeren entgegennahm. Er fühlte mehr als je das Bedürfniß des Friedens; er hatte sich immer danach gesehnt; er hörte daher die gemachten Vorschläge leider mit allzu großer Bereitwilligkeit an und forderte viel zu wenig genügende Garantieen, um die Bedingungen des mit Blanco geschlossenen Uebereinkommens sicher zu stellen. Konnte man wohl als bestimmt voraussehen, die Regierung von Santiago werde nach der Befreiung der chilianischen Armee aus ihrer mißlichen Lage sich nun auch durch das Wort ihres Generals für gebunden halten? Ohne sich allzu sehr mit dieser Frage zu beschäftigen, unterzeichnete Santa Cruz am 17. November 1837 den Friedensvertrag, welcher zwar für beide Theile ehrenvoll war, jedoch nicht die Vortheile für Peru ergab, welche Santa Cruz hätte erzwingen können. Der Admiral Blanco zog sich zurück und segelte ruhig ab. Vierzehn Monate später bewerkstelligten dieselben Truppen, deren Santa Cruz geschont hatte, eine neue Landung bei Lima und erzangen den Sieg von Jungay, welcher der politischen Thätigkeit des Protektors ein Ziel setzte.

Nach Blanco's Abfahrt begriff Santa Cruz zu spät den Fehler, welchen er begangen hatte. Chili ratifizirte den zu Puncarpata geschlossenen Vertrag nicht, und der Krieg begann, nachdem er einen Augenblick geruht hatte, lebhafter, als je. Chili wollte das peruanisch-bolivianische Bündniß um jeden Preis zerstören. Es fürchtete die Konkurrenz, welche der Hafen von Callao dem von Valparaiso machen konnte; es fürchtete vor Allem die überlegenen Talente des Generals Santa Cruz, und es sah, um das Uebergewicht im Handel zu behalten, kein anderes Mittel, als den Krieg. Der General Santa Cruz war daher gewöhnt, die Waffen abermals wider seinen Willen zu ergreifen.

Das feindliche Geschwader, aus fünf Fahrzeugen bestehend, unter dem Befehl Postego's, zögerte nicht, sich vor der Rhede von Callao zu zeigen (am 3. Mai 1838.). Es war indeß zu schwach, um ernstliche Furcht vor einer Landung hervorzurufen, wenn es sonst im Innern ruhig blieb. Unglücklicherweise konnte man schon seit lange eine dumpfe Gährung im nord-peruanischen Staate gewahren; man hatte hier nie den Bund und die Abtretung der südlichen Departements gebilligt. Gamarra zählte immer noch viele Anhänger, notwendige Feinde des Generals Santa Cruz, welche sogar geneigt waren, sich mit den Chilianern gegen ihn zu verbinden. Letzterer rechneten auf diesen Zwiespalt. Die Gegenwart einer bolivianischen Armee in der Nähe von Lima, die vielfache Besetzung der wichtigsten Aemter durch Bolivianer, welche man trotz des Bundesvertrages dennoch immerfort als Fremde betrachtete, hatten das Nationalgefühl der Peruaner verletzt, und der Bund wurde mit mehr durch diese Keime des Zwistes, als durch die Waffen Chili's besiegt. Endlich leitete der Krieg, den man einzig und allein gegen Santa Cruz gerichtet glaubte, vorzugsweise auf den Departements des Nordens, welche ihm am wenigsten ergeben waren. Die späte Anerkennung des Bundes durch den bolivianischen am 30. Mai 1838 in Cochabamba versammelten Kongreß war keineswegs eine Entschädigung für die Schläge, die ihm in Lima versetzt wurden. Es fand hier ein Revolutionsversuch statt; er wurde unterdrückt; die öffentliche Meinung jedoch zeigte sich darum nicht weniger gegen das Bundessystem eingenommen, und alle Anhänger der gestürzten Regierung, alle Ehrgeizigen, welche nur in einer Revolution das Mittel sahen, emporzukommen, arbeiteten eifrig daran, den Haß der peruanischen Bevölkerung gegen die Bolivianer anzuschüren. Sehen stand der General Nieto, der militairische Befehlshaber des Nordstaates, mit dem chilianischen Admiral im Einverständniß. Die nach Chili entflohenen Generale Gamarra und Lafuente unterhielten geheime Korrespondenzen mit den Mißvergnügten und ermunterten das Kabinet von Santiago in seinem Landungsprojekt. Sie rechneten auf Unterstützung desselben seitens ihrer Parteigenossen und suchten dieserhalb den Krieg so darzustellen, als wäre er nicht der Kampf einer Nation gegen die andere, sondern als einen Streit zweier Parteien, von denen sich die eine auf die Bolivianer, die andere auf die Chilianer stütze. Um den üblen Eindruck einer fremden Invasion so viel als möglich zu mildern, hatten sie noch dahin gewirkt, daß exilirten peruanischen Offizieren mehrere wichtige Stellen in der chilianischen Armee übertragen wurden, wie sie selbst in ihre Reihen einzutreten gedachten.

Hierauf erklärte sich auch der General Ordegoso gegen das Bundessystem, sey es nun, daß er seine Macht in Nord-Peru unter dem Protektorate von Santa Cruz zu sehr beschränkt glaubte, sey es, daß ihm die Interessen des Landes eine Aenderung seines Verhaltens anempfahlen. Der General Santa Cruz, den seine Stellung zu einer abwechselnden Anwesenheit an den verschiedensten Orten der beiden Republiken nöthigte, besann sich in diesem Augenblick gerade im Süden von Peru, seine Feinde hatten freien Spielraum. Die dem Protektor ergebenen geblieben Truppen sahen sich gezwungen, Lima zu verlassen, und sie zogen sich nach Callao zurück. Die Chilianer fanden den Moment für eine Landung günstig, und sie benutzten ihn. Sie hatten eben Verstärkung erhalten. Nachdem sie einige Zeit vor Callao gekreuzt, ließen sie in die kleine Rhede von Ancon ein, einige Stunden nördlich von Lima, und landeten daselbst unter der Anführung des Generals Bulnes am 8. August 1838.

Hier zeigte sich nun wieder eine der so häufig in der Geschichte Peru's vorkommenden Verwickelungen. Ordegoso hatte sich gegen Santa Cruz und das peruanisch-bolivianische Bündniß erklärt; er dachte indeß keineswegs daran, eine das Gebiet Peru's angreifende Armee in Freundschaft aufzunehmen. Lafuente und Gamarra, zwei unverbesserliche Verschwörer, befanden sich überdies in den Reihen der Angreifenden. Mehr bedurfte es nicht, um Ordegoso zu bestimmen, an der Spitze von 2500 Mann gegen die Chilianer zu marschiren. Ordegoso trennte seine Sache gänzlich von der des Bundes und ging auf eigene Rechnung gegen die Feinde von Santa Cruz in den Kampf.

Am 17. August wandten sich die Chilianer auf die Straße nach Callao, in der Entfernung einer und einer halben Stunde von Lima. Am 21 fein fand

eine entscheidende Schlacht unter den Mauern von Lima selbst statt. Die peruanische Armee schlug sich gut, aber sie war viel schwächer an Zahl; überdies nahm ein bedeutendes Corps unter Nieto, welches mit Bulnes im Einverständniß war, am Kampfe keinen Theil; die Truppen Orbegoso's erlitten eine vollständige Niederlage, und Lima fiel in die Gewalt der Chilianer. Der General Gamarra ließ sich unverzüglich am 24. August, durch eine Versammlung von Notabeln, welche Bulnes zu diesem Zwecke rasch berufen hatte, zum vorläufigen Präsidenten proklamiren. Orbegoso schloß sich anfangs in die Citadelle von Callao ein, flüchtete sich dann aber an Bord der französischen Fregatte „Andromeda". Erst am 10. November erschien der General Santa Cruz, nachdem er seine Truppen vereint hatte, vor Lima an der Spitze von 10,500 Mann. Bulnes glaubte nicht, ihn erwarten zu müssen, und zog sich in der Richtung von Huauca zurück; aber anstatt ihn sogleich zu verfolgen und aufs Meer zurückzuwerfen, verlor Santa Cruz eine kostbare Zeit in Lima, welche den Chilianern gestattete, sich zu befestigen.

Santa Cruz war, während er in Lima verweilte, mit einem Plane beschäftigt, dessen Ausführung seinen Erwartungen keineswegs entsprach. Nicht damit zufrieden, die Chilianer aus Peru zu jagen, wollte er vor Allem ihre Flotte zerstören; da er ihnen selbst aber keine eigene entgegenzustellen hatte, begünstigte er die Bemannung und Ausrüstung von Korsaren- oder Kaperschiffen, welche sich vorzugsweise aus den entlassenen Matrosen aller Nationen, die hier ihr Glück machen wollten, rekrutirten. Man kaufte Handelsfahrzeuge und flattete sie für den Krieg aus. Mit Kaperbriefen versehen und unter peruanischer Flagge, sollten sie auf alle Fahrzeuge von Chili Jagd machen und seinen Seehandel zerstören. Ein Franzose, Blanchet, von Santa Cruz zum Schiffscapitain ernannt, erhielt den Oberbefehl über diese Korsaren, und derselbe lief sogleich aus dem Hafen von Callao aus. Die ersten Unternehmungen waren glücklich; Blanchet wurde kühn und wagte es, das gesammte chilianische Geschwader anzugreifen. Das Glück schien ihn anfangs auch hierbei begünstigen zu wollen. Blanchet hatte sich selbst mit dem chilianischen Admiralschiff in Kampf eingelassen und war durch die Ueberlegenheit seiner Artillerie bereits dahin gelangt, letzterem starken Schaden zuzufügen, so daß er nun leicht zur Enterung schreiten konnte, als er plötzlich tödtlich getroffen zu Boden sank. Durch den Tod ihres Führers entmuthigt, gab die Mannschaft den Kampf auf; beide Schiffe trennten sich, zufrieden, sich gegenseitig zu beobachten, und ohne das Feuer von neuem zu beginnen. Die peruanischen Korsaren zogen sich nach Callao zurück; der Tod Blanchet's jedoch hatte sie desorganisirt. Es entstand unter diesen Leuten und Glücksrittern aus allen Nationen Streit, und man mußte die Fahrzeuge wieder entwaffnen.

Es war dies ein harter Schlag für Santa Cruz. Die Chilianer blieben Herren des Meeres, und man hatte kein Mittel mehr, sie anzugreifen. Er entschloß sich endlich, Lima zu verlassen und gegen Bulnes, der noch immer bei Huauca stand, zu marschiren. Die Kräfte des Diktators waren denen seines Feindes allerdings überlegen, und der Sieg schien unzweifelhaft; leider aber herrschte schon lange im peruanischen Lager der Verrath. Die beiden Armeen trafen sich bei dem kleinen Dorfe Jungay (am 20. Januar 1839), einem von da an berühmt gewordenen Orte, denn von der hier gelieferten Schlacht datirt der Untergang der Protektorat-Regierung und der Sturz des Generals Santa Cruz. Während des Kampfes zeigte dieser übrigens keineswegs jenen Muth und jene Kaltblütigkeit, deren es so sehr bedurfte. Seine Unterbefehlshaber verriethen ihn; er wurde vollständig geschlagen, eilte, ohne sich um die Ueberbleibsel seiner Armee zu kümmern, nach Lima und verlangte neue Unterstützung. Von den drei Staaten, welche den Bund ausmachten, war ihm Nord-Peru, wie wir schon erwähnten, am wenigsten günstig, und es war eine seltsame Verblendung, hier noch einer solchen Niederlage Hülfe finden zu können. Die Agitatoren, welche er einen Augenblick niedergehalten hatte, sahen in seinem nahen Sturze nur eine Gelegenheit, sich von neuem zu zeigen, sich bei politischen Schauspielen zu bemerklichen und nun ihrerseits aus Ruder zu gelangen. Mehrere von ihnen waren auch mit den Chilianern im Einverständniß; keiner dachte daran, sie zurückzuweisen. Sie nahmen sogar die Miene an, als sähen sie in ihnen nicht Feinde, welche in ihr Gebiet eingefallen, sondern Verbündete gegen die Ohnmacht der Bolivianer. Es ließ sich voraussehen, Peru werde einst den Jahrestag der Schlacht von Jungay als einen Sieg feiern.

Da Santa Cruz von Lima nichts erlangen konnte, begab er sich nach Arequipa, wo er ein Reservecorps zurückgelassen hatte. Er wußte, daß der Süden eine günstigere Stimmung für ihn hegte, als der Norden, und schmeichelte sich, auf die mittäglichen Provinzen gestützt, seiner Sache bald wieder aufzuhelfen. Er sah sich auch in der That wieder an der Spitze eines neuen Heeres; das südliche Peru war noch im Besitz aller seiner Quellen, und hätten die Einwohner dieser Provinzen wirklich aufrichtig zu Santa Cruz gehalten, so wären die Chilianer wahrscheinlichermeise wieder zurückgeschlagen worden; in Amerika jedoch sind die Freunde, die sich für einen bestehenden Chef opfern möchten, noch viel seltener, als irgend anderswo. In Arequipa wie in Lima waren alle die kleinen persönlichen Gefühle des Ehrgeizes schon in Bewegung; jeder dachte nur an den Vortheil, den er möglicherweise aus einer Veränderung der Politik ziehen könnte, und die Sache der Vertheidigung gegen einen feindlichen Einfall erlag auch hier den Privat-Interessen. Der General Santa Cruz mußte sich zuletzt, von seinen Soldaten von neuem verrathen, mit Mühe und Noth auf ein englisches Kriegsschiff flüchten, am 23. Februar 1839. Einige Tage darauf zog der General Gamarra wiederum in Lima mit den Chilianern ein, und die Bolivianer überließen ihm die Citadelle von Callao, welche sie bis dahin besetzt gehalten.

So endete das peruanisch-bolivianische Bündniß. Es konnte auch nicht anders kommen, da es keinem Menschen möglich gewesen wäre, die zahllosen in diesen Ländern waltenden Eifersüchteleien und Rivalitäten zu ersticken. Nicht die chilianische Intervention, sondern die Gewalt der Umstände hat es zertrümmert. Hätte Santa Cruz auch bei Jungay gesiegt, so wäre er doch später selbst von vielen oder wenigstens sein Nachfolger gestürzt worden. Das Gebäude konnte kein Bestehen haben, es fehlte ihm der Grund. Um in den Händen eines einzigen Mannes so ausgedehnte Länder mit so zuwiderartigen Elementen zu vereinigen, mußten dem Protektor einschüchternde und ganz zuverlässige Unterbeamte zu Gebote stehen und eine Flotte von Dampfschiffen, um rasch mit seinen Kräften an bedrohte Stellen zu gelangen. Santa Cruz konnte nicht einmal auf seine Flotte von Segelschiffen zählen, welche sich im Gefühl ihrer Schwäche seit dem Erscheinen des chilianischen Geschwaders nicht mehr zu zeigen wagte. Der widersetzliche und ehrsüchtige Geist seiner Unterbefehlshaber ließ ihn überdies allzu deutlich erkennen, wie wenig sie sein Vertrauen verdienten.

Nach den Bestimmungen der auf dem Kongreß zu Tacna votirten Verfassung sollte die Bundesregierung abwechselnd in jedem der verschiedenen Bundesstaaten ihren Sitz haben; in der That jedoch hatte Santa Cruz Lima zum fast vorwährenden Sitz des Protektorats gemacht. Er schien einen großen Schauplatzes zu bedürfen, wo ihn ganz Amerika sehen konnte, und in Rücksicht hierauf hatte er allerdings seine Wahl aufs beste getroffen; aber vom politischen Standpunkte aus beging er einen großen Fehler. Als Heerd ewiger Intriguen und Revolutionen war Lima die letzte Stadt, wo er seine Macht fest zu begründen hoffen durfte. Stets von den Peruanern als ein Fremder angesehen, verletzte Santa Cruz wider Willen das Nationalgefühl derselben, während er sich durch den Lima ertheilten Vorzug auf der anderen Seite auch den Eifer der Bolivianer, seiner wärmsten Anhänger, entfremdete. Und wurde Bolivia nicht in der That auch zu einer zweiten Rolle verurtheilt? So hatte Santa Cruz in beiden Ländern seinen Sturz vorbereitet.

Italien.

Geschichte der Revolution in Italien im Jahre 1848. *)

Die allgemeine Erhebung Italiens, beschleunigt durch den Einfluß der französischen Februar-Revolution von 1848, war das Resultat sehr verschiedener Ursachen, die, um richtig gewürdigt zu werden, eine vollständige und genaue Geschichte der verschiedenen Staaten, aus welchen dieses Land seit dem Jahre 1815 besteht, erfordern würden. Man müßte nachweisen, wie bei den einen die belagerungswerthafte Verwaltung, bei den anderen der Druck der Fremdherrschaft dazu beigetragen hat, die Keime der Unzufriedenheit an den Tag zu legen und die gebildeteren Klassen in die Reihen einer thätigen und unruhigen Opposition zu treiben, welche die extremsten Grundsätze der Demokratie zu den ihrigen machte, während der übrige Theil der Nation den Worten der Unabhängigkeit und Freiheit fremd blieb. Die Reformversuche, welche von einigen italiänischen Fürsten gemacht wurden, haben nicht die nöthige Unterstützung gefunden, weil sie weder verstanden, noch von dem Volke gewünscht wurden und weil sie keineswegs den Forderungen der Anhänger einer radikalen Umwandlung entsprachen. Herr Ricciardi, der zu den Letzteren gehört und selbst eine Rolle in den Begebenheiten Neapels gespielt hat, legt in der Kürze die dem Jahre 1848 vorhergegangenen Thatsachen aus einander. Er ist ein heftiger Demokrat, dessen entschiedene Meinungen im Allgemeinen weder Beifallsfreie, noch Mißvergnügte auf politischem Gebiete zulassen. Er beurtheilt die Menschen und Dinge von seinem Standpunkte mit einer derben Freimüthigkeit und weiß Alles, was ihm als eine Abweichung von dem demokratischen Prinzipe erscheint, in welchem er allein die Quelle der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit sieht, mit Verachtung zurück. Der Liberalismus ist in seinen Augen nur eine belagerungswerthe Täuschung, eine Art Lüge, vermittelst welcher sich Fürst und Volk Hülfsmittel zu Dingen bieten, die sowohr Zeit und aber das Gegentheil ihrer entgegengesetzten Tendenzen zu täuschen suchen.

Mit solchen Ueberzeugungen kann Herr Ricciardi kein vollständig unparteiischer Geschichtsschreiber sein; wie könnte er es übrigens auch, wenn er von Begebenheiten spricht, an welchen er selbst den lebhaftesten Antheil genommen und deren unglücklicher Ausgang ihn von neuem in die Verbannung geführt hat? Dennoch ist sein Buch, obwohl es das revolutionairer Sprache trägt, und vielleicht gerade deshalb, lesenswerth; denn es enthält vortreffliche Data über den Stand der Meinungen in Italien, über die Uneinigkeiten zwischen den Häuptern der Bewegung und über die Ursachen, durch welche der Enthusiasmus, der das ganze Volk von einem Ende der Halbinsel bis zum anderen beseelt hatte, so schnell erloschen war. Eine Aufwallung war augenscheinlich viel mehr das Resultat der Wirksamkeit geheimer Gesellschaften als eines Bedürfnisses der Freiheit und der allgemein gefühlten Unabhängigkeit. Die große Mehrheit der Nation blieb theilnahmlos und schien dem Kampfe als einfacher Zuschauer beizuwohnen. Die Kämpfenden selbst waren in zwei Kategorieen getheilt: die Einen waren von dem einzigen Wunsche beseelt, die Fremdherrschaft zu stürzen; die Anderen hofften, das ganze Land von der Wurzel bis zum Gipfel zu revolutioniren, um zur nationalen und demokratischen Einheit zu gelangen. Ersteren schien die Beihülfe der Fürsten angenehm, ja, selbst wünschenswerth; die Letzteren hatten es sich dagegen vorgenommen, alle bestehenden Regierungen über den Haufen zu werfen. Unter den Revolutionairen selbst herrschte auch keine vollständige Uebereinstimmung, denn man sieht, daß Herr Ricciardi nicht alle Ideen Mazzini's theilt, und daß Jeder nach

*) Histoire de la révolution d'Italie en 1848, par J. N. Ricciardi, ancien député au parlement de Naples. Paris, 1850.

seinen eigenen Eingebungen handelt. Hieraus wird es klar, daß die italiänische Sache verloren gehen mußte; die republikanische Partei gewann zwar die Oberhand, führte aber sehr bald eine Reaction herbei, gegen welche sie sich nicht zu halten vermochte.

Herr Ricciardi kömmt öfter auf die gegen Karl Albert gerichteten Anklagen zurück; was Pius IX. betrifft, so ist er der Meinung, daß der Charakter dieses Mannes als Papst ihm nicht erlaubt hätte, anders zu handeln, als er gethan, und daß es eine Thorheit sey, irgend welche Reformen von einem solchen Herrscher zu erwarten: Rom müßte, um frei zu seyn, vor allen Dingen darauf Verzicht leisten, der Sitz des Papstthums zu seyn.

Der König von Sardinien, die Zielscheide der bittersten Vorwürfe, nachdem er anfänglich als ein Held gepriesen worden war, verdeutet, glauben wir, weder die übermäßige Ehre, noch diese unwürdige Behandlung; seine Geschichte scheint uns ganz einfach einen neuen Beweis von der Unbeständigkeit der Volksgunst und von der Eil, mit welcher in der Zeit der Revolution die öffentliche Meinung von einem Extrem zum anderen überspringt, zu liefern. Was den Papst anlangt, so glauben wir, daß die Beurtheilung des Herrn Ricciardi eine ganz richtige ist. Offenbar konnte Pius IX. auf seine weltliche Macht nicht Verzicht leisten, ohne die Interessen der Kirche, wie sie seit Jahrhunderten besteht, in Gefahr zu bringen. Bei seinem ersten Schritte auf diesem Wege mußte es ihm klar werden, wohin er führen konnte. Sobald er die Existenz des Papstthums bedroht sah, wurde es für ihn eine gebieterische Nothwendigkeit, dasselbe zu vertheidigen. Der glückliche Erfolg der Republikaner war ohne eine religiöse Revolution unmöglich, und die Sorgfalt, mit welcher sie es vermieden, die Frage auf dieses Gebiet zu versetzen, beweist hinreichend, wie wenig Italien dazu vorbereitet war, die Verfassungen zu empfangen, womit man dasselbe beschenken wollte. Damit die durch Herrn Ricciardi eingestandenen Grundsätze den Sieg davontragen, war nicht allein der Sturz der katholischen Hierarchie, sondern auch die Erweckung eines tiefen, aufgeklärten, thätigen Glaubens nothwendig, der sich der Massen bemächtigte und durch sein Feucht hringendes Handeln die nationalen Sitten änderte. Das ist das Werk der intellectuellen und moralischen Emancipation, welche nothwendig der Einrichtung der politischen Freiheit vorausgehen muß, unter welcher Form übrigens man auch dieselbe realisiren wolle.

(B. U.)

Mannigfaltiges.

— Englisches Urtheil über „eine Stimme aus Ungarn." Bei Duncker in Berlin — schreibt die Daily News — ist ein vortreffliches Werk über Ungarn von einem Herrn Schlesinger erschienen, welches den Titel „Eine Stimme aus Ungarn" führt. Der Verfasser ist ein Oesterreicher, der sich während der Ereignisse der letzten zwei Jahre in Ungarn aufhielt. Er ist dem Lande, seinem Volke und seinen Heiden zugethan, da er aber keinen persönlichen Antheil an dem Kampfe nahm, so hat er durchweg die Unparteilichkeit und Besonnenheit des Urtheils bewahrt, die in aufgeregten Zeiten den Memoiren der handelnden Personen fehlt und aus begreiflichen Gründen fehlen muß. Der Sieg der Oesterreicher und Russen setzte ganz Europa in Erstaunen, und er wurde allgemein dem Verrathe Görgey's zugeschrieben. Nachdem man Herrn Schlesinger's Werk gelesen, lernt man die Geschichte Ungarns besser verstehen und einsehen, warum so viel Heldenmuth nur mit einem raschen und vollständigen Fall endete. Die Ungarn sind ein ritterliches Geschlecht, tapfere Kämpfer, Männer von Herz und nur dem Impuls des Augenblicks folgend. Aber zu ihrem Unglück sind sie Eroberer im eigenen Lande und haben das Bewußtseyn dieser Stellung nie verloren. Der Magyar hat seinen nationalen Gott und glaubt selbst ein Privilegium auf den Himmel zu haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß der Magyar die anderen Stämme, die neben ihm im Lande wohnen, verachtet oder mißhandelt; wir wissen auch, daß es Ungarn war, welches Europa das Beispiel gab, die exceptionellen Gesetze gegen die Juden abzuschaffen.*) — Doch war dies nur in den letzten Tagen seines Unabhängigkeitskampfes, in der Reichstagssitzung vom 28. Juli, ein paar Wochen vor der Capitulation von Villagos, als die Magyaren der ungarischen Kammer zu spät die gesetzliche Gleichheit der verschiedenen, ihr Land bewohnenden Nationalitäten anerkannten. Die ritterliche oder, wenn man will, aristokratische Charaktere ist dem Magyaren bis zum ärmsten Bauer hinab eigen. Er ist die Quelle der edelsten Eigenschaften, aber auch mancher Excentricitäten von weniger lobenswerther Art und namentlich der Uhnigung gegen die Arbeit. Jedes Frühjahr wandern Schaaren von slowakischen und mährischen Bauern ein, um das Land zu bebauen; jeden Herbst kehren sie wieder, um die Ernte einzusammeln. Die Rosßtreten oder Ellkos, die so muthig und so poetisch sind, bringen ihre Zeit nur damit zu, durch das Land zu jagen. Sie geben treffliche Husaren ab, die auch der besten Infanterie furchtbar werden können, aber, um eine tüchtige Armee zu bilden, sind vor Allem wahrhafte, gut eingeschulte Soldaten erforderlich und nicht Leute, die nur zum Vergnügen und aus Enthusiasmus fechten. Es giebt keinen poetischeren Anblick, als die magyarischen Reiter, wie sie sich auf den Feind stürzen, als ob der Kampf ein bloßes Spiel wäre; aber Leute, die so kämpfen, laufen Gefahr, das Ende des Spiels weniger lustig zu finden, als den Anfang. Wenn die Schlacht hartnäckig und anstrengend wird, möchten wir lieber an der Spitze einer österreichischen oder russischen als eines ungarischen Corps stehen. Wer nicht gewohnt ist, zu arbeiten, weiß natürlich auch nicht zu gehorchen. Und, was das Schlimmste ist, wer nicht zu gehorchen weiß, versteht noch weniger zu kommandiren. Dies ist die wahre Ursache, warum Ungarn den letzten Feldzug so unglücklich führte; vom ersten Augenblick an versagten die Generale der Regierung des Landes den Gehorsam. Kossuth gab dem General Moga den Befehl, Jellachich anzugreifen und auf Wien zu marschiren; Jener handelte, wie es ihm gutkünfte, und that weder das Eine, noch das Andere. Später war es eben so mit Görgey. Dieser General gehorchte nie den Befehlen der Civilgewalt. In der Regel ignorirte er sie vollständig, und wenn er dies nicht konnte, so versprach er zwar, zu gehorchen, that aber das Gegentheil. Das Militairpersonen glauben sollten, den Krieg besser zu verstehen, als „ein Avokat", ist wohl natürlich; wenn jedoch ein Regent, ein Diktator, außer Stande ist, die Truppen im Gehorsam zu erhalten, so muß das edelste Unternehmen fehlschlagen. Die ungarischen Sitten und Gewohnheiten erklären es aber hinlänglich, wie Görgey es wagen konnte, die ihm gegebenen Befehle zu mißachten. Als das Band der Disciplin einmal gelöst war, erlag der ungarische Heldenmuth der Mannszucht, die in den Reihen der Russen herrschte und die das österreichische Heer selbst in seinen größten Unfällen nicht verlassen hatte. Das Buch des Herrn Schlesinger ist uns und der Schilfel zu vielen Malen gewesen, was in der neuesten Geschichte Ungarns räthselhaft schien. Wenn wir auf dieselbe zurückschauen, so sind wir geneigt, das Ende der Laufbahn Görgey's weniger tadelnswerth zu finden, als deren Anfang, da der Erfolg, der seinen ersten Ungehorsam begleitete, ihn zur Fortsetzung seines unabhängigen Benehmens ermuthigte, während doch nichts, als gemeinsames Handeln unter Leitung eines einzigen, höheren Gedankens, das Vaterland retten konnte.

*) Dies war bekanntlich in Frankreich schon durch die Revolution von 1789 und in Deutschland gleich nach der März-Revolution geschehen.

Programm

der Teylerschen theologischen Gesellschaft in Haarlem, für 1850.

Die Directen der Teylerschen Stiftung in Haarlem hat, nebst den Mitgliedern der ersten Abtheilung, in einer Versammlung, gehalten am 7. November v. Js., ein Urtheil ausgesprochen über eine deutsche Abhandlung zur Beantwortung der Preisfrage für 1848, über die von den Tübinger Theologen behauptete objective Differenz zwischen der Lehre und Richtung des Apostels Paulus und der übrigen Apostel. Einstimmig wurde ihr der Preis zuerkannt. Die Eröffnung des versiegelten Namenzettels machte sie als Verfasser bekannt Eberhard Victor Loman, Dr. philos., Diakonus in Waldbingen, Königreich Würtemberg.

Ferner wurde die folgende Frage zur Preisbewerbung aufgelegt:

„Die erste Abtheilung der Teylerschen Stiftung machte im Jahre 1805, durch die Auflösung einer Preisfrage über die Wirksamkeit der Missionsgesellschaften in der zwei letzten Jahrhunderten, viele zum Gegenstande einer verschiedenartigen Erörterung und erhielte den Preis dem Herrn Jakob Hafner für seine eingesandte Arbeit.

„Der Verlauf so vieler Jahre, die großen Fortschritte der Missionsgesellschaften, die dadurch natürlich geänderte Wichtigung dieser Gesellschaften, die noch immerhin getheilten Meinungen über die Beliagkeit, die Verdienste und Verpflichtung zu dem Mitwirken auf, so wie über die beste Art und Weise, um es zu fördern — dieses Alles macht es wünschenswerth, daß diese in das Leben der christlichen Welt so tief eingreifende Frage aufs neue einer gründlichen Behandlung unterzogen werde. Die Teylersche Stiftung glaubt vorzüglich den Verhältnissen unserer Zeit zu entsprechen, wenn sie die Aufmerksamkeit der christlichen Welt abermals auf diesen höchst bedeutsamen Gegenstand hinleitet. In dieser Absicht stellt sie die folgende Frage zur Beantwortung:

„Wie erwiesen sowohl die durchgehende Lehre des N. Testamentes, als die bestimmten historischen Zeugnisse, daß die Ausbreitung der Christusreligion unter nicht-christlichen Völkern (der sogenannte Heidenmission) eine eigenthümlicher Grundpflicht der Kirche sey, welche Christus gestiftet hat, und demnach als eine heilige Pflicht auf ihr und auf ihren einzelnen Mitgliedern ruht? Was geht daraus hervor zur Beantwortung der Frage nach dem Antheil, den die Kirche oder die Gemeinde an diesem Werke nehmen muß? Welche sind die Ergebnisse einer genauen Untersuchung und Würdigung dessen, was durch die Missionsgesellschaften früherer und späterer Zeit zur Ausbreitung des Christenthums unter Juden, Muhammedanern und Heiden geschehen ist und noch fortwährend geschieht? Und welche Belehrungen, Warnungen und Ermuthigungen sind daraus herzuleiten zu Bestreff der besten Mittel, um das vorgesteckte Ziel unter den genannten Völkern zu erreichen?"

Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von Fl. 400 an innerem Werth.

Man kann sich bei der Beantwortung des Holländischen, Lateinischen, Französischen, Englischen oder Deutschen einer mit lateinischen Buchstaben bedienen. Auch müssen die Verfasser mit einer anderen Hand als der des Verfassers geschrieben, vollständig eingefaßt werden, die seine unvollständige zur Preisbewerbung zugelassen werden. Die Zeit der Einsendung ist auf den 1. Januar 1851 festgesetzt. Alle eingesandten Antworten sollen der Gesellschaft als Eigenthum anheim, welche der gedruckt, mit oder ohne beigefügte Uebersetzung, in ihre Werke aufnimmt, so daß die Verfasser sie nicht ohne Erlaubniß der Leitung herausgeben dürfen. Auch behält die Gesellschaft sich vor, von den nicht gekrönten Antworten noch Gebrauch zu machen, mit Verschweigung oder Meldung des Namens des Verfassers, doch mit letzten Falle nicht ohne seine Zustimmung. Auch können die Einsender nicht anders Abschriften ihrer Antworten bekommen, als auf ihre Kosten. Die Antworten müssen nebst einem versiegelten Namenszettel, mit dem Motto der Abschrift versehen, eingesandt werden an die Adresse: Fondsstelsels van wijlen den Heer P. Teyler van der Hulst, te Haarlem.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 56. und bei Trop. Lasser, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 66. Berlin, Sonnabend den 1. Juni 1850.

Frankreich.

Frankreich unter Napoleon und Ludwig Philipp.

Nach Louis Napoleon und L. J. Banbe.*)

Die Demokraten in Frankreich sind eifrig bemüht, die Vortrefflichkeit der Republik in schönen Phrasen darzuthun, während die Triebfeder aller ihrer Handlungen der Eigennutz ist. Jeder Sozialist glaubt, daß der Staat ihn ernähren müsse, sey es dadurch, daß er ihm Arbeit verschafft oder in deren Ermangelung ihm unterstützt: auf diese Weise macht man das vom Staate gewährte Almosen zu einer schuldigen Verpflichtung und untergräbt unter dem Vorwande, die öffentliche Hülfsleistung zu organisiren, alle Arbeit. Wenn doch lieber diejenigen, welche das Volk oft in ihren Schriften langweilen, mit gutem Beispiel selbst vorangingen, statt daß sie dasselbe aufregen und jeder Arbeit zu entfremden suchen! Dieses muß fühlt wohl, daß es nur unter einer verständigen und starken Regierung gedeihen kann, aber es irrt oft in der Wahl seiner Führer, da es für jeden Eindruck empfänglich ist. Ob nun ein solches Volk, welches bei einer guten Lektung die erste Stelle unter den Nationen einnehmen kann, gewinnt, wenn es sich als Republik konstituirt; ob es dadurch seine Zukunft fest begründet oder nicht; ob es sein Glück oder sein Unglück dadurch herbeiführt — darüber entscheidet die Zeit: so viel indeß ist gewiß, daß sich die Republik in ihrer ganzen Organisation dem nationalen Charakter anpassen muß. Eine Verfassung, in welcher unsere Leidenschaften das Staatsruder führen, würde uns nur des baldigen, gewissen Untergangs verdürgen: die Geschichte giebt und hierfür die klarsten Beweise. Nicht Rußland, Preußen und Oesterreich waren es allein, welche Polen aus der Reihe der Völker gestrichen: das liberum veto seiner Verfassung hat dies besonders bewirkt. Wenn nun gleich Frankreich nur durch sich selbst fallen kann, so würde doch ein längeres Verharren in den Irrthümern, durch die es leidet, es ins Verderben stürzen. Wofern wir daher von der Vorsehung noch nicht dem unausbleiblichen Untergange geweiht sind, werden jene Irrthümer weder dem natürlichen Verstande, der uns innewohnt, noch unserer Anhänglichkeit, lange Zeit an der Anarchie Gefallen zu finden, für die Dauer widerstehen.

Was hätte die Nation im Februar 1848 ausführen können, als die Monarchie in der Krise, welche unter einer starken Hand das Ende einer lange verborgenen Krankheit gewesen wäre, den Kampf verlor! Sie nahm, weil sie nichts Besseres hatte, die Republik an; dieser aber erkannten gerade in den Republikanern ihre ärgsten Feinde: während zehn Monate schadeten sie ihr um die Wette und legten durch ihre Herrschaft am schlagendsten ihren Unwerth an den Tag. Da nahte der 10. Dezember heran; die eben gemachte Erfahrung hatte ihren Zweck nicht verfehlt. Die Nation wollte nicht, daß ihr Präsident nur einzelnen Klubs, sondern der Gesammtheit genähge; sie fühlte besonders lebhaft das Leere und Gefährliche von Institutionen, welche von Zeit zu Zeit die ganze Zukunft in Frage stellten und eine verderbliche Unsicherheit aller Rechtsverhältnisse zur Regel machten; sie gedachte endlich der Vergangenheit, wo sie, vor etwa funfzig Jahren, von ähnlichen Uebeln gehetzt worden war. Der Name Napoleon's war es, an den das Volk die Begründung seines Glückes knüpfte; die schönen Erinnerungen an das Kaiserreich tauchten in den Herzen von sechs Millionen Menschen, wie eine Protestation gegen die Gegenwart und ein Ruf an die Vergangenheit, wieder auf. Diese Wahl konnte nicht als eine Zustimmung zu den Ideen und Wünschen der konstituirenden Versammlung genommen werden. Diese irrte sich auch so wenig in der öffentlichen Meinung, daß sie die Verfassung von 1848 nicht erst dem Lande zur Bestätigung vorlegte, wie dies zur Zeit der ersten Republik, des Konsulats, des Kaiserreichs und der hundert Tage geschehen war, sondern sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dem Erwählten des Volkes ihre Abneigung zu zeigen. Das allgemeine Stimmrecht hatte das durch Napoleon gehellige Prinzip der Autorität zu dem seinigen gemacht, und die Popularität dieses großen Namens, die ihm erst nach dem Tode zu Theil wurde, war der Ausdruck des Volkswillens. Dies mußten am 10. Dezember Alle begreifen und einsehen, welche berufen waren, an der Regierung thätigen Antheil zu nehmen. Derjenige nun, dessen Ansicht über die Politik Napoleon's und am meisten interessirt, hat drei Bände: „Ueber die Exekutivgewalt und die legislativen Versammlungen" veröffentlicht, die jetzt, wo er einen Theil seiner Pläne verwirklichen kann, von besonderem Gewicht sind. Louis Napoleon hat sich während seines Exils, wie während seiner Gefangenschaft, mit einem grünlichen Studium unserer Verhältnisse beschäftigt. Nicht Jedem ist es gegeben, sich über die unzähligen Widerwärtigkeiten, die mit einer umfassenden Schriftstellerei verknüpft sind, hinwegzusetzen; Doppertrikter würden leicht in dem angeführten Werke Ideen und Systeme finden, deren Konsequenz sie auf ganz andere Resultate führen möchte, als die, welche die gegenwärtige Regierung erstrebt. Glücklicherweise liefern die Thatsachen einen so vollkommenen Kommentar, daß seine Zweideutigkeit zurückbleibt. Der Zusammenstoß großer Begebenheiten, die Ausübung der Macht verstehen selten, einen geraden Verstand und ein gesundes Herz auf das Richtige hinzuführen; man entdeckt, indem man sich zu einem höheren Standpunkt erhebt, Ursachen und Wirkungen, die man mitten unter der Menge nicht bemerkte; der Geschichtskreis wird heller und weiter; man erkennt die Richtigkeit der Kritik und die Schwierigkeit des Handelns und thut dann oft selbst mit voller Ueberlegung, was man bei Anderen mit der größten Bitterkeit getadelt hat.

Unter vielen scharfsinnigen Bemerkungen und interessanten Thatsachen, welche das Kaiserreich betreffen, war es der Hauptzweck unseres Schriftstellers, zu zeigen, daß nur die Politik Napoleon's dem Volke die Vollkommenheit und die Dauer der Repräsentativ-Verfassung gewähren könnte, und bemüht er sich, der Glorie des Kaisers die einem liberalen Reformator, dem nur die Zeit zur Realisirung seiner Pläne gefehlt hätte, schuldige Popularität hinzuzufügen. In der That hat Napoleon niemals nach einem vergänglichen Tagesschein, wie die Königin Christine von Spanien, der Papst Pius IX., der König Karl Albert, der Großherzog Leopold in Italien und andere Souveraine, gestrebt. Er sah weiter und richtiger, als sie Alle, er wollte Besseres und fühlte in sich die Kraft dazu. Zunächst traute er wenig der Tugend und der Brauchbarkeit politischer Versammlungen und noch weniger dem Glauben des Volkes an sie; ferner glaubte er das Volk durch Beschränkungen nicht gerecht genug vertheilt, und man muß gestehen, daß die Geschichte seiner Zeit ihn leicht dazu führen konnte. Er hatte die konstituirende Versammlung, trotz ihrer großen Arbeiten, die legislative Versammlung, trotz ihrer kurzen Dauer, den Konvent, trotz der Ströme Blutes und der durch ihn geretteten Unabhängigkeit des Landes, dem Volke gleichgültig, ja, verhaßt werden sehen; als er endlich am 18. Brumaire mit der durch die Verfassung des Jahres III geschaffenen Behörden stürzte, deren Richtigkeit er durchschaut. Mit Recht war er über das bisherige Treiben im Innern entrüstet: die Finanzen sand er zerrüttet, die Armee ohne Sold, die Vendée, Anjou und die Bretagne von Bürgerkriegen zungerissen, völlig organisirte Räuberbanden im Lande, Syon in Aufruhr, Beschäftigte in allen Zweigen der Verwaltung und ganz Frankreich auf's Aeußerste bereit, nach innen und außen bloßgestellt: so hatten die durch den Konvent begründeten Gewalten das Land, trotz einer neunjährigen, ruhmreichen Kriegführung, verheert. Er ließ daher die Versammlungen unbeachtet und versuchte den Lebten, welche sie theils veranlaßt, theils ruhig mit angesehen hatten, ohne ihren Rath abzuhelfen. Zuvörderst änderte er das bisherige Wahlgesetz, welches die Zadel der Zwietracht in das Land geschleudert hatte; gerade unter ihm, als man dem Volke wenig von Freiheit sprach, war es im Besitz derselben: die kräftige Regierung Napoleon's hat am klarsten gezeigt, wie die Ordnung in Frankreich zu erstreben sey.

Ferner konnte das kriechende Benehmen der Versammlungen gegen Napoleon diesem keine große Idee von ihrem Werthe geben; er behandelte sie auch, wie sie es verdienten, und dachte nicht daran, sie aus dem Zustande der Ohnmacht, in dem sie sich zu gefallen schienen, zu erheben. Alles dies nahm das französische Volk freudig hin, weil es in der Festigkeit Napoleon's die beste Garantie für das Gedeihen des Landes hatte. Das Volk wandte sich in allen Angelegenheiten an den Kaiser selbst, und dies berechtigte ihn wohl, sich für den wirklichen Repräsentanten Frankreichs zu halten.

Das Unglück bei Waterloo brachte ihn mit der parlamentarischen Regierung in neuen Konflikt; er suchte hier vergebens einen Stützpunkt. Er dachte nur daran, den Feind zurückzuwerfen, während die Kammer der Abgeordneten einen anderen Zweck verfolgte: sie disputirte über die Herstellung der alten Verfassung, als die fremden Truppen die Höhen des Montmartre bereits erstiegen hatten, und hielt sich in ihrem Wahne seinen römischen Senatoren gleich, welche auf ihren kurulischen Stühlen ruhig die Ankunft der Gallier erwarteten: kurz, sie arbeitete recht absichtlich den Plänen der Feinde in die Hände und sah in dem Unwetter nur eine erwünschte Gelegenheit, den Steuermann ins Meer zu werfen. Konnte dies Napoleon eines bessere Idee von dem parlamentarischen Regime beibringen? Wie wollen ihm nicht barchaus freunde Gefühle beilegen; dies könnte nur seine wahre Größe vermindern. Als er alle

*) Preprint, Staatsrath unter Ludwig Philipp und Herausgeber des Temps während der Juli-Revolution, theilt diese Betrachtungen in Form einer Rezension der im vorigen Jahre erschienenen gesammelten Schriften Louis Napoleon's, des gegenwärtigen Präsidenten der französischen Republik, mit.

Digitized by Google

Macht in seiner Person konzentrirte, that er dies nicht, um sich später derselben zu begeben; denn ungeheurer Ehrgeiz und Liebe zu seinem Lande waren die hervorstechendsten Momente seines ganzen Charakters. Am treffendsten hat Sieyes, als er am 19. Brumaire die erste Sitzung der Kommission für das exekutive Konsulat verließ, dieses Wesen mit folgenden Worten bezeichnet: „Meine Herren, Sie haben nur einen Obren; der General Bonaparte will Alles thun, kann Alles thun und wird Alles thun.“ Frankreich wäre glücklich gewesen, wenn ihn dieses unerschütterliche Vertrauen nach Wissen und nach Macht nie über die Schranken der Gesetzlichkeit und Klugheit getrieben hätte! Es ist also weder wahr, noch wahrscheinlich, daß Napoleon die Zukunft seines Vaterlandes auf die parlamentarische Regierung, für welche er gar keine Achtung hatte, begründet und seine Laufbahn mit einem so gewaltigen Widerspruch zu seinem ganzen Wesen beschlossen wollte.

Seine Ueberzeugung, sein Glück, sein Ruhm sind anderer Art. Um der Gesellschaft die bürgerliche Gleichheit zu verschaffen, gab er seinen Code civil; um den Gesammt-Interessen des Landes zu genügen und den Staat zu befestigen, organisirte er im Jahre VIII das Verwaltungssystem. Hiermit glaubte er die Errungenschaften der Revolution dem Volke in Wahrheit zu sichern, und die Geschichte beweist, daß gerade diese Institutionen tiefere Wurzel gefaßt haben, als irgend eine parlamentarische Einrichtung. Die neueste Zeit ist reich an Erfahrungen, wie leicht man Verfassungen aufs Papier bringen kann, wenn man weder dem Charakter des Volkes, noch der Beschaffenheit des Landes, noch endlich den Forderungen der Zeit Rechnung tragen will; aber ein zerrüttetes Land, wie Frankreich im Jahre 1799 war, mit kräftiger Hand zu organisiren, daß trotz einer 14jährigen, ununterbrochenen Kriegführung die Finanzen sich heben, Handel und Gewerbe aufblühen, daß es zweien Invasionen widersteht, die bitteren Folgen dieser Revolutionen verwindet — dies war das Werk eines Napoleon, und kein Anderer, als eben er, war ihm gewachsen. Diese mächtige Organisation hat auch bisher allen Umwälzungen Stand gehalten, und nur ihr haben wir Frankreichs Macht zu danken. (Schluß folgt.)

Dänemark.

Der Sternen-Himmel, nach H. Chr. Oersted.

(Schluß.)

Gleichwie die Größe des Ballistes, blos nach Ellenmaß genommen, nichtssagend, aber sehr bezeichnend ist, wenn das Thier als Glied in der Thierreihe betrachtet wird, so ist es auch mit den astronomischen Zahlengrößen, nur nach einem unvergleichbar größeren Maßstabe. Die Natur der Sache bringt es doch mit sich, daß wir hier unseren Gegenstand näher mit Rücksicht auf dieses Maßverhältniß betrachten müssen. Bei unseren Messungen gingen wir immer von bekannten sinnlichen Größen, und namentlich von unserem eigenen Körper als Maß, dem Daumen, der Handbreite, der Armlänge, der Spannenlänge, dem Schritt, dem Zug, aus; nach diesen ungefähr wurden alle anderen Maße bestimmt. Die Meile, oder welche andere Einheit man als Wegtänge wählen will, ist nur eine Vervielfältigung dieser Maße, z. B. des Zuges oder des Schrittes. Der Umfreis der Erde oder ihr Durchschnitt ist abermals eine Wiederholung der Einheit der Wegtänge, und so fahren wir selbst weiter fort, das Maß zu teyn, sogar wenn man einen Maßstab, wie das Meter oder die Pendellänge, gewählt hat; denn dieß führt doch die Einbildungskraft das Maß auf uns selbst zurück. Aber haben wir erst den Durchschnitt der Erde nach den Maßeinheitern des Alltagslebens festgestellt, so bestimmen wir die Abstände im Sonnensystem nach Erdbiameter und die der Fixsterne nach Sonnen-Abständen: so geht denn, wenn man so sagen darf, ein sinnlicher Leitfaden durch die Maßbestimmungen der Wissenschaft. Aber die Einbildungskraft bearbeitet die Maßverhältnisse noch weiter, um sie sich anzueignen; für sie ist der Erdball gegen das Sonnensystem wie ein kleines Sandkorn gegen einen großen Berg, und wiederum das ganze Sonnensystem gegen das System der Sonnen, welche das Sternengewimmel der Milchstraße uns verräth, wie ein Tropfen gegen das ganze Meer; und selbst dieses große System von Sonnen ist gegen ein noch höheres, wie ein im Sonnenscheine schwebendes Stäubchen gegen die ganze Erdkugel: aber dieselbe Einbildungskraft ist auch erfüllt von den Erinnerungen an die Untersuchungen, welche zeigen, daß alle diese Größen eine zusammenhängende Reihe von in einander eingreifenden Daseynsgliedern ausmachen, von welchen das eine das andere bedingt, und alle von demselben Ganzen bedingt werden. Nun wohl, bei dieser Einbildungskraft nicht einen unaussprechlich größeren Maßstab für den Sternen-Himmel, als man ihn haben konnte auf den früheren Entwickelungsstufen des Menschengeschlechtes? und ist nicht diese Größe, im Zusammenhange mit ihren mannigfaltigen inneren Gliedern betrachtet, im höchsten Grade inhaltsreich, wenn wir sie auch für den Augenblick nur als ein System von Größen betrachten?

Gleichwie die tiefere Einsicht uns den mit Weltkugeln und Weltbewegungen erfüllten Raum ins Unendliche erweitert, so geschieht es auch mit ihrem Daseyn in der Zeit. Unter den vielen Veränderungen in den Bewegungen der Weltkörper, welche in einem gewissen Zeitlauf vollendet werden und dann wieder von neuem beginnen, giebt es einige uns bekannte, deren Perioden sich über viele Tausend Jahre erstrecken: die Zurückwechslung der Sonnenwendepunkte vollendet z. B. einen Kreislauf in 25,600 Jahren: in den sehr verwickelten Wechseln, welche mit der Schräge der Ekliptik vorgehen, findet sich eine Periode von 40,350 und eine andere von 92,930 Jahren. Noch weit länger muß die Zeit seyn, welche unser Sonnensystem zu seinem Umlauf in dem höheren System gebraucht, zu welchem es zunächst gehört. Zwar ist diese Zeit uns noch nicht bekannt, aber mit der vollkommensten Sicherheit können wir sagen, daß Jahrtausende darin nur kleine Größen sind. Nimmt die Einbildungskraft hier wieder den Menschen und die Zeit des Menschengeschlechtes zum Maßstab, so stellt sich ihm eine Dauer der Natur dar, wovon das kurzsichtige Fassungsvermögen des Alltagslebens keine Vorstellung giebt, da es sich entweder stumpf an das Vorhandene, als etwas Todtes und Stillstehendes, hält oder über diese Bergängtichkeit des Endlichen verzweifelt, worin das Beständige seinem Blick entgeht. Nur der Gedanke und die von den wissenschaftlichen Denken befreundete Einbildungskraft steht durch das Sternenbild die Ewigkeit schauenden.

Die Wissenschaft bleibt nicht stehen bei den unwirksamen Größen: wir unterschieden sie nur, der Betrachtung wegen, auf einige Augenblicke von den wirksamen Gegenständen, um zu seiner Zeit den Blick desto umgebreiter auf das Ganze hinwenden. Alle aufgeklärten Menschen wissen jetzt, daß jeder Planet eine Kugel ist, wie der unsrige; aber es ist eine bemerkenswerthe Folge der herrschenden Geistesleitung, daß bei dieser Gedanke eine so geringe Stelle in der Vorstellungswelt der Meisten einnimmt, in welcher bestenfalles Strecken mit Meinungen und Einbildungen überwachsen sind, welche er verdrängen würde, wenn man ihn in seiner ganzen Fülle auffaßte. Es ist nicht genug, zu wissen, daß die anderen Planeten unserer Erde gleichen, daß viele derselben sogar weit größer sind, man muß sich auch mit diesem Gedanken beschäftigt und ihn verarbeitet haben. Was haben wohl die großen Weltbegebenheiten für solche Menschen zu bedeuten, welche blos einmal davon gehört haben, aber deren Geist sich nicht häufig zu ihnen zurückgewandt, bei ihnen verweilt, sie sich ausgemalt hat! Für Solche kann est die elendeste Stadtneuigkeit ein größeres Interesse haben, als Unternehmungen, welche das Schicksal der Welt verändert haben; aber dies läßt sich mit den gehörigen Veränderungen und mit Anerkennung der hohen Bildung, welche man bei verständigen Astronomischen Denken doch in anderen Richtungen haben kann, auch auf die Kenntniß des Weltgebäudes anwenden. — Aber es ist nicht genug, daß man oberflächlich etwas davon weiß. Derjenige, welcher die Himmelsbetrachtung recht genießen will, muß mit dem lange vertraut seyn, was sie uns lehrt: er muß die Berge des Mondes gesehen und sich über die schöne Kunst gefreut haben, womit man nach ihrem Schatten und nach der Ordnung, worin ihre Gipfel beleuchtet werden, ihre Höhen messen kann, und von da muß er seinen Blick zu den Planeten gewandt und sich überzeugt haben, daß auch deren Oberflächen nicht glatt seyn können, sondern Berge und Thäler, wie die Erde und der Mond, dreißen müssen; er muß bisweilen versucht haben, in Gedanken auf fremden Planeten zu leben; er wird z. B. vom Jupiter die Erde vor sich wie einen kleinen Planeten scheinen gesehen oder durch vergrößernde Werkzeuge ihren Mond gesucht und gefunden, er wird bei die raschen Umwechselungen von Arbeit und Ruhe in dem nicht einmal zehn Stunden langen Tage gefühlt, und dagegen den langen Tag der Jahreszeiten gehoben haben, welcher daraus folgen muß, daß das Jahr dort mehr als elf Erdjahre beträgt; er wird die Sonne wie eine Scheibe mit fünfundzwanzigmal so kleiner Oberfläche, als sie uns darbietet, gesehen haben, aber auch in dem wechselvollen Schein von vier Monden gewandert seyn; er wird auf den großen Wanderungen der von ihm gewählten Kugel in einer fünfmal so großen Bahn, als die der Erde, manchen mehr umfassenden Blick in den Weltraum hinaus gethan haben, wovon er freilich nur einen Traum zurückbringt. Der Geist muß nicht ermüden, von hier über unser Sonnensystem hinaus zu schweifen und in jedem Fixstern eine eigene Sonne zu sehen, umgeben, wie die unsere, von wandelnden Kugeln, die von ihr ihren eigenen Tag und ihre Nacht, sammt Frühling, Sommer, Herbst und Winter, empfangen. Er muß sich hier vor Augen stellen, daß rs Gesammtordnungen giebt, worin die Sonnen auf gleicher Weise Glieder sind, wie die Planeten in unserem Sonnensystem, daß diese Gesammtordnungen wieder Glieder sind in höheren, und so fort, so daß der Gedanke nirgends stehen bleiben darf. Wer vertraut mit diesen Gedanken gelebt hat, der wird hier nur in flüchtigem Umriß angedeutet haben, den werden die Erinnerungen daran unter den nächtlichen Himmel begleiten und ihm den Eindruck berechern und beleben. Sollte Jemand, der dies nicht fühlt, im Vertrauen auf eine mächtige Gesichtsentwickelung in anderen Richtungen sich berechtigt glauben wollen, diesen gering zu achten, so würden wir ihn daran erinnern, daß der tiefsinnige Malebranche, nachdem er eine Tragödie von Racine gehört hatte, sagte: Das beweist sie?

Wir haben unsere Aufmerksamkeit noch nicht hingewandt auf der Charakter, den der Gedanke an die Bewohner anderer Weltkugeln den Eindrucke des Sternenhimmels giebt; aber indem wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die unendlich mannigfaltigen Verwunderungen hinwenden wollen, welche in diesem Raume gestreut sind, tritt uns eine in den tiefsten Arten auf der verschiedenen Formen geäußerte Bezauberung entgegen, daß allein auf der Erde verwunderliche Geschöpfe sich finden, und daß es im ganzen Daseyn keine anderen gebe oder gegeben haben sollte, als die Menschen. Nimmt man die Sache ganz abstrakt, so kann man sich leicht die Möglichkeit denken, daß die Schöpfung auf unserer Erde ihre höchste Spitze erreicht hatte, und daß sich auf keiner anderen Kugel als auf ihr Wesen fänden, in welchen die Vernunft zum vollen Selbstbewußtseyn erwacht wäre. Bleibt man hierbei stehen, so kann man leicht durch Gründe, welche außerhalb der Sache liegen, z. B. poetische oder religiöse Anschauungen, sich bestimmen lassen, dieser Möglichkeit Wahrscheinlichkeit oder gar Wirklichkeit beizulegen; aber betrachtet man die Sache in ihrem ganzen Zusammenhange mit dem übrigen Daseyn, so wird sehr abstrakte Möglichkeit sich in der größten Unübereinstimmung mit der Wirklichkeit zeigen. Wir können hier nicht weiter gehen, als in einem raschen Ueberblicke an Vieles zu erinnern, was dazu dienen kann, diejenige Widersinnigkeit hervorzurufen, worin der Mensch neben den höchsten Platz einnehmen, sog einziges Vernunftwesen seyn kann. Werfen wir einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte der Erde, so

sehen wir darin eine Reihe von Naturaltern, worin jedes folgende neue und mehr als die früheren entwickelte Geschöpfe hervorgebracht hat, und wo nicht eher als in der letzten Umwälzung oder dieser Umbildung das Menschengeschlecht auftrat, welches Egoismus man gewiß zu gefährlich verwunden würde, wenn man irgend eine Vermuthung äußerte, daß es vereinst wieder einem vollkommneren Geschlecht Platz machen sollte. Wir wollen uns bewegen lieber daran erinnern, daß unser ganzes Sonnensystem sich gleich der Erde in einer Reihe von Naturaltern entwickelt hat, und daß jeder Planet eine Reihe von schöpferischen Umbildungen durchgangen habe, also gleichwie die Erde seine Reihe von Geschöpfen haben muß, nur mit den großen Verschiedenheiten, welche die Naturstellung eines jeden mit sich führet. Würde es nun nicht eine sonderbare Behauptung seyn, daß weder die von der Sonne entfernteren Planeten, welche älter, noch die ihr näheren, welche jünger sind, einen so hohen Entwickelungsgrad erreicht haben sollten, wie die Erde? Doch, es ließe sich wohl etwas finden, diese Behauptung zu beschönigen, obgleich es kaum eine ernstliche Prüfung aushalten würde; will man jedoch den Vorrang des Menschen in seiner ungeheuren Ausdehnung über das ganze Weltall aufrechterhalten, so muß man noch viel weiter gehen. Unser Sonnensystem ist ja nur ein kleines Glied in einem weit größeren System, mit welchem es sich nach denselben Gesetzen entwickelt haben muß, nur mit dem Unterschied, welcher aus diesen unaussprechlich größerem Maßstab und aus der größeren innren Mannigfaltigkeit folgt, welche es als ein System von Sonnensystemen haben muß. In jenem derselben muß doch wohl der Grundgedanke der Erdkugel und eben so des Menschen wiederkehren, wenngleich in anderen Ausführungsweisen; aber hier sollte wiederum die Vermuth nicht zum Selbstbewußtseyn erwacht seyn, weder auf den Globen, welche die Erde repräsentiren, noch auf irgend einem von allen den anderen?! Doch wir können bei diesem System nicht stehen bleiben; es ist wieder nur ein Glied eines höheren, und auch hier sollte keine Entwickelung so weit gehehen seyn, daß die Vernunft zur Selbsterkenntniß kam?! Der Gedanke steht hier noch nicht still, er muß sich fortgesetzt in immer größeren Systemen erweitern; aber überall in dem ganzen Daseyn außer der Erde soll er nur eine Wüste sehen, wohin kein denkendes Wesen jemals dringt?! Es ist vielmehr in der Natur der Dinge begründet, daß die Vernunft zu jeder Zeit in ihrem erkennenden Selbstbewußtseyn auftreten mußte, nicht blos auf Einem Punkt, sondern in seinem der großen Weltglieder, nur auf verschiedenen Entwickelungsstufen, von welchen die, welche dem Menschen zu Theil geworden ist, kaum von uns selbst als die höchste betrachtet werden wird, wenn wir die Unvollkommenheit unserer Kenntnisse recht erwägen, sowohl hinsichtlich ihrer Sicherheit als ihres Umfanges und ihrer inneren Fülle. Neben der reichen Freude über das Wissen, das wir im Stande gewesen sind uns zu erwerben, liegt das tiefste Verlangen nach einer höheren Einsicht, deren Möglichkeit uns entgegenglänzt. Sollten wir das ganze Daseyn als eine lebendige Vernunftoffenbarung in der Zeit und im Raum betrachten, so müßten wir uns denken, daß zu jeder Zeit die verschiedenen Entwickelungsstufen darin sich verspielt zeigen, dergestalt, daß einige Glieder darin noch Nebelhälle sind, andere sich schon zur Tropfbarkeit verdichtet, andere einen festen Kern erlangt haben, und so weiter bis zu den höchsten Entwickelungen, und von da wieder zurück bis zu den Gliedern, welche sich in einem finsterlichen Zustande befinden auf dem Wege zu ihrem Untergange. Will man dagegen annehmen, daß nur auf der Erde allein die selbstbewußte Vernunft in der Schöpfung hervortritt, so steht es doch fest, daß es eine unermeßlich lange Zeit gab, welche wir aus ihren Hinterlassenschaften kennen, worin der Mensch noch nicht vorhanden war; in all dieser unermessenen Zeit hätte da kein Wesen seyn können, das erkennend und denkend das Daseyn auffaßte? Jeder versuche, ob dieser Gedanke ein gründliches Durchdenken erträgt!

Wir wir jetzt einfinchtend sagen, daß der, welcher die hier hervorgehobene Ueberzeugung von der über das ganze Daseyn ausgebreiteten Leben mitbringt, den Sternenhimmel mit einer ganz anderen Fülle von Gedanken und Bildern betrachten muß, als der Unkingeweihte, und daß seine Einbildungskraft ein weites Feld für ihre Schöpfungen hat.

Wir haben davon gesprochen, daß Alles in der Welt sich nach Gesetzen richtet, und daß dies Vernunftgesetze sind. Diese Wahrheit wird kaum von Jemand geleugnet werden; aber die Einsicht zeigt sie in einer höheren Klarheit. Man denke sich, daß der, selbst Erforschung der irdischen Bewegungen ihm die eben so einfachen wie nothwendigen Gesetze gezeigt hat, welche darin herrschen, jetzt sieht, daß die ungeheuren Massen, welche den Himmelsraum durchwandern, durch dieselben Kräfte und Mittel zu Bällen gebildet und dahin gebracht sind, von der Kugelgestalt abzuweichen, und in ihren bestimmten Bahnen gehalten werden. Er muß der Anwendung dieser Grundgedanken durch tiefsinnige, aber dabei weitlaufige Berechnungen folgen, und endlich sieht er, daß alles das eintrifft, was die Berechnung gelehrt hat. Was der Gedanke verspach, das hält die Natur. Muß er nicht fühlen, daß er mit einerleibt ist als ein theilnehmendes Glied in den ewigen Gedanken der Welt?

Er wird auch keine wirkungslose Leere sehen in den ungeheuren Abständen zwischen den Weltkugeln. Der Raum ist erfüllt mit Aether und durchdrungen von der anziehenden Kraft, durch welche das ganze Weltall zusammengehalten wird. Der Aether ist selbst ein Meer, dessen Wellen das Licht sind, das große Vereinigungsmittel, das durch unermeßliche Abstände der einen Kugel Botschaft bringt von der anderen, dem einen Sonnensystem von dem anderen; es hat und desto mehr gelagt, je vollkommener wir gelernt haben, es zu verstehen, und versprecht, in der Zukunft uns mehr Geheimnisse zu enthüllen; in einer Weltoffenbarung nach dem größten Maßstab bestätigt es uns, daß unser Daseyn nicht allein steht, sondern mit dem ganzen Weltall zusammenhängt; in einer gleichen Umfassung, aber in einer anderen Richtung giebt eine gründliche Kenntniß von der allgemeinen Anziehung und dieselbe lehre. Der Beobachter wird getragen, durchdrungen, belebt von der ganzen Natur und wirkt selbst, wenn auch in noch so geringem Maße, auf sie zurück.

Man denke sich die Einbildungskraft des Himmelsbetrachtenden in Nacht befruchtet mit der ganzen ihrer angedeuteten Gedankenwelt, und man wird fühlen, daß Größe, Erden und Gedankenfülle des Daseyns, kurz jenen mächtiger Gottheits-Inhalt in seine Seele hineinstrahlen muß mit dem Himmelslichte, das sein Auge trifft.

Schon das hier aufgestellte Beispiel, obgleich es nur eines von den vielen ist, dürfte doch genug seyn, um zu beweisen, daß die Auffassung der Natur, bei der wir uns von ganzer Seele ihrem Genusse hingeben, eine desto größere Kraft und Fülle hat, je mehr wir die Bildung dazu mitbringen, welche nur durch das wissenschaftliche Denken oder doch durch dessen wohlverstandene, im Zusammenhang begriffene Ergebnisse erworben werden kann."

England.

Die Spielkarten.

Die historischen und literarischen Data, aus denen sich eine Geschichte der Spielkarten zusammenstellen läßt, sind zahlreicher und mannigfaltiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Im Allgemeinen wird heutzutage angenommen, daß die Spielkarten aus dem Orient stammen, und es ist sicher, daß sie dort bereits in sehr früher Zeit in Gebrauch waren. Diese Meinung wird auch durch den Namen bestätigt, den sie ursprünglich in Italien trugen. Man nannte sie naibe, während sie in Spanien und Portugal naipes hießen. Wörter, die aus dem orientalischen Ausdruck für „Prophezeiung, Verheißung" hergeleitet sind. Indem man diese Beziehungen mit dem Gewerbe der Zigeuner in Zusammenhang brachte, wurde man zu der Meinung geführt, daß diesem Volke der frühzeitige Gebrauch der Karten zuzuschreiben sey. Von den Zigeunern wäre er dann auf die Sarazenen und von diesen auf die Völker des Westens übergegangen.

Sehr wahrscheinlich wird der orientalische Ursprung der Spielkarten durch die Thatsache, daß in den Romanzen des elften bis dreizehnten Jahrhunderts, in denen mit der größten Ausführlichkeit alle Gebräuche und Zeitvertreibe jener Zeit beschrieben werden, ihrer nicht die geringste Erwähnung geschieht. Ferner ist die Aehnlichkeit zwischen den Karten in ihrer einfachsten Gestalt und dem Schachspiel, das unerkanntermaßen im Orient erfunden wurde, unverkennbar. Die ersten Kartenspiele bestanden aus sechsundvierzig Blättern, unter denen der König, der Ritter und der Bube die einzigen Figuren waren; die übrigen hatten nur einen Zahlenwerth und hießen gemeine Soldaten. Im Schachspiel, das heißt in seiner ursprünglichen Form, fanden wir ebenfalls einen König, einen Wesir, einen Reiter und die Pions (indische Fußsoldaten). Der einzige Unterschied war, daß bei den Karten die Figuren, anstatt zwei-, viermal vorhanden waren.

Eine andere Unterstützung findet die Annahme eines orientalischen Ursprungs des Kartenspiels in dem Gange, den dasselbe durch die europäischen Länder genommen hat. Es war nämlich früher in Spanien und den Südländern Europa's bekannt, als im Norden und Westen. Hebräische Spuren führen darauf, daß man erst in Italien, dann in Deutschland, Frankreich und Spanien Karten spielte. Die italienischen Karten wurden, wie man genau weiß, im Jahre 1299 mit Bildern versehen; man kann also annehmen, daß sie schon vorher daselbst in Gebrauch waren. Eine merkwürdige hierher gehörige Stelle findet sich in Rutlis „Geschichte des Hofenbandordens". Es wird von dem Wirthschaftsbedürfniß aus dem Anfang des Jahr. König Eduard's I. (1272) angeführt, in welcher der Posten verzeichnet: „Für das Spiel: die liebe Königin VIII sh. V d." Hiernach schließt der Verfasser, daß das Kartenspiel zu jener Zeit in England in Gebrauch gewesen sey, „eine Voraussetzung, die wohl gerechtfertigt ist, da wir von keinem in Europa gebräuchlichen Spiele wissen, in welchem der Könige vorkamen, ausgenommen das Kartenspiel." Später heißt es dann: „Eduard I. spielt sich fünf Jahre in Syrien auf." Dieses Citat stimmt nicht nur mit der Meinung, daß die Karten schon vor 1299 in Italien bekannt waren, sondern läßt auch die Annahme zu, daß Eduard das Kartenspiel im Orient gelernt habe.

Indessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß, außer in jener Rechnung König Eduard's, bis nach dem Jahre 1500 diese Belustigung von englischen Schriftstellern höchst selten erwähnt wird. Chaucer, der im Jahre 1400 starb, erzählt von den gefeilten Unterhaltungen der Engländer, ohne dabei des Kartenspiels zu gedenken. Dagegen muß dasselbe 1464 schon sehr bekannt gewesen seyn, da in den Parlaments-Akten dieses Jahres die Spielkarten als ein verbotener Einfuhr-Artikel aufgeführt werden. Unter der Regierung Heinrich's VII. war ihr Gebrauch wahrscheinlich allgemein, denn es wird den öfteren Verbissen dieses Königs im Kartenspiel berichtet.

Die Untersuchung alter Gewohnheiten und geschichtlicher Belustigungen, die von entfernten Völkern entlehnt sind, wird sehr durch die mannigfachen Abänderungen erschwert, welche dieselben bei ihrem Durchgang durch verschiedene Länder erfahren haben. Der ursprüngliche Charakter läßt sich dann kaum mehr wieder herausverlangen. Douce in seiner Abhandlung über den alt-englischen Mayentanz macht dieselbe Bemerkung in Bezug auf seinen Stoff und führt als ein anderes Beispiel das Schach- und Kartenspiel an, deren beider Ursprung er nach Indien oder China verlegt, von wo sie die Araber entlehnt hätten, die sie dann wieder den Europäern überlrugen.

Die bei Mehbildern, so wurde ehemals bei Spielkarten von Zeichnern und Malern auf die Verschönerung viel Kunst und Geschmack verwendet. Die

Charakter-Karten, die, wie oben bereits gesagt wurde, der König, der Ritter und der Bube waren, prangten in Purpur und Karmoisin und waren nicht selten auf Goldgrund gemalt. Der Preis war natürlich solcher Arbeit angemessen, und der Gebrauch stand demnach nur dem Adel und den reichen Bürgern zu. Als jedoch die Deutschen, denen Literatur, Kunst und Wissenschaft so viel verdanken, den Holzdruck auf die Karten anwendeten (zwischen 1351 und 1360), wurde das Kartenspiel auch für die mittleren und unteren Klassen zugänglich. Die Einführung der Metallplatten machte die Fabrication noch einfacher, denn da man für jede Farbe eine besondere Platte benutzte, so sparte man auch die Arbeit des Kolorirens, wenn nicht etwa eine besondere Verschönerung angebracht werden sollte. Man schreibt die Erfindung dieses Verfahrens den Italiänern zu, von denen es die deutschen Kartenfabrikanten angenommen hätten.

Von den Deutschen wurden vielfache Veränderungen an den Figuren angebracht und manche Spiele erfunden. Hier ist besonders das „Lanzknecht" zu erwähnen, das einer außerordentlichen Popularität genoß und z. B. in Frankreich bis zu den Zeiten Molière's und Regnard's und wohl noch länger, als an dreihundert Jahre, mit Leidenschaft gespielt wurde.

Die erste Erwähnung der Karten in Frankreich findet sich in den Annales de Provence um 1361. Der Bube wurde, scheint es, damals Tochim genannt, welcher Name einer Räuberbande entlehnt war, die zur Zeit die Grafschaft Benaissin verheerte. Nach einem längst entwerten romanischen Manuskript indessen müssen die Karten schon zwanzig Jahre früher (also wenigstens 1340) in Frankreich bekannt gewesen sein. Der Hauptgrund, warum man den Franzosen die Erfindung der Spielkarten zuschreibt, war das Vorhandensein einer Reihe auf jenem Bilde. Intessen fällt dieses Argument zusammen, wenn man sich erinnert, daß dasselbe Emblem in früher Zeit schon auf römischen Zierbildern vorkommt und an den Scepztern und Kronen der spätren deutschen Kaiser im Mittelalter, so wie an denen der englischen Könige vor dem Einfall der Normannen, gesunden wird. Nicht allein sprechen diese Thatsachen gegen die Meinung von dem französischen Ursprung der Kartenspiels, sondern es läßt sich sogar nachweisen, daß gerade die ältesten französischen Karten, von denen noch Proben vorhanden sind, keine Lilien auf ihren Bildern haben. Die Karl. VI. erfunden haben soll, werden von gelehrten Autoren in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts verlegt. Sie empfahlen sich übrigens zum königlichen Gebrauch durch ihre imposante Größe (sie waren dreimal umfangreicher, als unsere heutigen Karten) und ihre schönen Illustrationen.

Sehr interessante Proben von Karten finden sich unter den historischen Merkwürdigkeiten im British-Museum. Sie sollen aus dem Jahre 1440 stammen. Zu dieser Sammlung gehören auch vier Karten, die wahrscheinlich 1480 angefertigt sind und zufällig in dem Deckel eines alten Buches, das man 1842 gekauft hatte, gefunden wurden.

Die Einführung der Spielkarten in Spanien wird hinter 1332 gesetzt; indessen giebt es hierfür keine evidente Beweise, und man kömmt wahrscheinlich der Wahrheit näher, wenn man diesen Zeitpunkt um funfzig Jahre vorrückt. Die erste authentische Anzeige von dem Umsichgreifen des Kartenspiels in Spanien ist das Verbot desselben durch den König Juan I. von Castilien (1387).

Der Umstand, daß alle Gewinnspiele als eine Art von Kriegführung angesehen werden können, tritt besonders an dem Schach- und Kartenspiel hervor und unterstützt die Annahme, daß das eine nur eine Modification des anderen ist. Einige Schachstücke nehmen, die Karten dürften ursprünglich den Zweck gehabt, die vier Klassen der Gesellschaft darzustellen, den Adel, die Geistlichkeit, die Kaufleute und die Bauern, so daß Pique eine Lanze und folglich den Ritterstand bedeute, Coeur den Klerus (d. h. mit Hülfe eines Wortspiels, indem man sich unter den Geistlichen die ganz do choeur, den geistlichen Chor, denkt), Carreau (das so viel ist, wie Diamant, und auch im Englischen diamond heißt) den Handelsstand, und Trefle (trifolium, das Kleeblatt) die Landleute. Für Trefle sagte man, ohne daß die angedeutete Beziehung darunter läge, im Englischen auch club und im Spanischen baste (Knüttel).

Spätere Bezüdnerungen werden den galanten Franzosen verdankt. Sie verwandelten das zweite Bild, den Ritter, in eine Königin. Die Pique-Dame, die in den früheren Zeiten des Kartenspiels Pallas hieß, wurde zur Jungfrau von Orleans, welche die „Weisheit" vertreten sollte, während die anderen Königinnen die Namen Argine, Esther und Judith erhielten und Geburt, Frömmigkeit und Tapferkeit bedeuteten. In manchen Spielen jedoch sagte man statt Esther Rachel. — Die Könige wurden dargestellt als David (Pique), Alexander (Trefle), Karl der Große (Coeur) und Cäsar (Carreau). Der für diese Herren interessirt, der wird ihre Namen unter denen der nine worthies wiederfinden, die so oft in den alten englischen Schauspielen und auch bei Shakespeare („Verlorne Liebesmühe" A. 5, Sc. 2) erwähnt worden.

Von den Buben, die ursprünglich als Diener (valets) der Ritter auftraten, wurde der von Pique Ogier, von Coeur La Hire, von Carreau Hektor, von Trefle Lancelot genannt. Ogier war ein Paladin Karl's des Großen und La Hire ein berühmter französischer Ritter aus der Zeit Karl's VII., als sich das Kartenspiel vergleichungsweise noch in der Kindheit befand.

Die spanischen und die italiänischen Spiele bestanden, wie die deutschen, nur aus 48 Karten, indem bei den einen die Aß, bei den anderen die Zehnen fehlten. Mawe, ein Spiel, das in einem Epigramm John Harrington's erwähnt wird, wurde mit 36 Karten gespielt, noch andere gab es, bei denen alle Karten von Eins bis Sechs weggeworfen wurden und also nur achtundzwanzig übrig blieben.

Die Figuren auf unseren jetzigen Karten werden von einigen Schriftstellern auf chinesische Vorbilder zurückgeführt, sie tragen aber wahrscheinlich nur die Spuren der alten rohen Holzschnitte aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Die zahlreichen Anspielungen auf das Kartenspiel, die sich bei allen Schriftstellern der Shakespearischen Zeit vorfinden, beweisen die große Verbreitung dieses Zeitvertreibs in England. Selbst in Kanzelreden war dieses Verwiegen der Karten, als gesellschaftliche Unterhaltung, bemerkbar, wie das Beispiel des Bischofs Latimer zeigt, der die technischen Ausdrücke des Spiels in seinen Predigten benutzt und z. B. von sich sagte „er gebe das Christenthum herum" (dealing out Christianity). Der Anachronismus Shakespeare's, wenn er im „König Johann" Jemanden vom Kartenspiel reden läßt, mag wohl damit entschuldigt werden, daß Johann's Regierung der von Eduard I. so nahe voranging. Wenn aber die Karten als eine Zerstreuung in „Titus Andronicus" und „Antonius und Kleopatra" erwähnt werden, so ist das sehr spaßhaft. — Unter der Regierung Jakob's I., berichten wir schließlich, war es ganz gewöhnlich, daß sich die Zuschauer im Theater an einem „ermüthlichen Rubber" vergnügten, während die Darstellung vor sich ging.

Mannigfaltiges.

— John C. Calhoun. Der kürzlich verstorbene, hochgeachtete amerikanische Staatsmann John C. Calhoun hat ein großes Werk über die amerikanische Verfassung hinterlassen, worüber er die vier letzten Jahre seines Lebens gearbeitet hat. Der Name Calhoun's wird in seinem Vaterlande dem eines Washington, Franklin, Jefferson und Adams an die Seite gestellt. Bedrter, im Leben manchmal sein politischer Gegner, hat ihm nach dem Tode eine ausgezeichnete Lobrede im Senat gehalten. „Er war", sagte Webster, „der geborne Leiter einer großen politischen Partei. Genie und Talent waren in ihm auf eine seltene Weise vereinigt. Das ganze Land hat seinen umfassenden, kräftigen Geist anerkannt. Seine Beredtsamkeit oder die Art der Darlegung seiner Gefühle in öffentlichen Versammlungen ging mit seinen geistigen Eigenschaften auf das innigste zusammen; sie war eben so klar als kräftig, zuweilen unübertroffen, immer aber streng, unter Verwerfung alles Flitterns und nicht zugend nach Bildern. Seine Macht bestand eben in der Einfachheit seiner Darstellung, in der Gediegenheit seiner Logik und in dem Ernst und der Energie seines Ausdrucks. Dies sind die Eigenschaften, die ihm das Vorrecht verschafften, während einer so langen Reihe von Jahren sehr oft öffentlich zu sprechen und doch immer sofort die allgemeinste Aufmerksamkeit zu finden. Wer ihn sah und hörte, glaubte einen römischen Senator aus Rom's bester Zeit zu sehen und zu hören." — Nach dieser Charakteristik ist es wohlthuend und zugleich für den Stamdpunkt der Amerikaner bezeichnend, wenn ebenfalls ein Landsmann, Herr Dr. Stevens, von ihm rühmend sagt: „Gleich einem anderen hochstehenden Staatsmanne, den Amerika kürzlich verlorn, gleich Gallatin, ward Calhoun im Studium der Bibel erzogen und hat er während seines ganzen Lebens den hohen Werth der heiligen Schrift gefühgt. Als General Taylor zum Präsidenten gewählt wurde, war ich es, der von Calhoun beaufträgt wurde, ihm seine große Genugthuung darüber zu erkennen zu geben, daß ein so religiös denkender Mann gewählt sey, um welchen sich alle christlich gesinnten Männer und Patrioten reihen könnten. Wahrlich, Calhoun kann uns ein Beweis und ein Beispiel seyn, wie sehr es den Staatsmann ziert und um wie vieles größer er ihn macht, wenn er zugleich in der Erkenntniß Gottes erzogen ist und darin behauret."

— Zur Aufsuchung Sir John Franklin's haben im Laufe des Mai-Monats zwei neue Expeditionen die englischen Küsten verlassen. Die erste, von der Regierung ausgerüstete, besteht aus den beiden Segelschiffen „Resolute" und „Assistance", welche von zwei Dampfböten begleitet werden, die den Auftrag haben, sie ins Schlepptau zu nehmen und durch die offenen Stellen im Eise der arktischen Gewässer zu bugsiren. Diese Dampfböte sind mit Maschinen von sechzig Pferdekraft versehen und haben dreifundert Tonnen Steinkohlen am Bord, welches zu einer sechswöchentlichen Fahrt mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von sechs Knoten die Stunde hinreicht. Chef der Escadre ist der Capitain Austin, ein erfahrener Offizier, der bereits verschiedene Entdeckungsreisen, sowohl in den arktischen, als in den antarktischen Meeren, mitgemacht hat. — Die zweite Expedition ist durch Privatmittel unter Mitwirkung der Lady Franklin zu Stande gekommen und dem Kommando des Capitains Forsyth anvertraut worden. Auch die amerikanische, zu demselben Zwecke bestimmte Expedition, deren Ausrüstung hauptsächlich durch den New-Yorker Schiffsrheder Grinnell betrieben wurde, wird nächstens segelfertig seyn und nach der Baffins-Bai abgehen. Sie ist von der britischen Admiralität mit Abschriften des von dem Capitain Washington verfaßten Wörterbuchs der Eskimo-Sprache versehen worden, und es verdient Bemerkung, als Beweis, welches Interesse von allen Seiten an diesen Bemühungen zur Auffindung des unglücklichen Franklin genommen wird, daß, als die britisch-amerikanische Dampfschiffahrts-Compagnie, mit deren Schiff „Cambria" das erwähnte Wörterbuch versendet werden sollte, den Inhalt des betreffenden Packets erfuhr, sie jede Vergütung für den Transport desselben ablehnte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Loffer, Briefträger Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 67. Berlin, Dienstag den 4. Juni 1850.

England.

Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere.

In einer Zeit, wo mit Ernst an die Errichtung einer deutschen Flotte gedacht wird und die gährenden Zustände in staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen uns täglich mahnen, daß zu allen Dingen, die ein gedeihliches Ende gewinnen sollen, fester Wille, kraftvolle Ausdauer und selbstverleugnende Vaterlandsliebe noththun, kann es nicht ungeeignet erscheinen, eines Werkes zu gedenken, welches uns einen freien Blick in das Wesen der englischen Marine und in das Leben eines Mannes gewährt, der die höchsten Tugenden eines treuen, aufopfernden Staatsdieners mit den liebenswürdigsten persönlichen Eigenschaften verband. Das in Rede stehende Werk erschien bereits vor einigen Jahren und enthält die öffentliche und Privatkorrespondenz des Vice-Admirals Lord Collingwood, welche G. L. Newham Collingwood herausgegeben und durch Nachrichten über den Admiral bereichert hat. In einer Anzeige dieses Buches, welche in der Britain Chronicle erschien, heißt es:

„Der Herausgeber von Collingwood's Korrespondenz übergiebt die Briefe dieses trefflichen Mannes der Oeffentlichkeit in der Ueberzeugung, daß man nicht leicht irgendwo Gelegenheit finden möchte, ein so vollkommenes Bild von einem englischen Seeman und dem eigentlichen Zustande der englischen Kriegsflotte zu gewinnen. Dies ist wirklich der Fall. Die Privatbriefe des berühmten Admirals geben Zeugniß, daß er alle Eigenschaften besaß, welche erforderlich sind, um ein Schiff zu bekehligen, eine Flotte zu leiten und einen Feind zu unterwerfen; ja, mehr als dies, was fermt ihn darin nicht nur als einen vollkommenen englischen Seemann, sondern auch als einen vollkommenen englischen Gentleman kennen, als großmüthig, gefühlvoll, verständig, edel, brav, theilnehmend, einfach und ehrenwerth.

„Diese seltenen moralischen Vorzüge, dieses geistige Uebergewicht und nicht rohe Härte und Strenge sind es, welche dem Befehlhaber eines Schiffes, bei der Beherrschung der zügellosen Schiffsvolkes und in den vielfachen schwierigen Lagen, in welche er oft geräth, seine sichere Stellung sichern."

Collingwood war Captain des „Excellent" bei der Flotte im Mittelmeer, zur Zeit als Lord St. Vincent vor den Griff des Aufruhrs unterredete, welcher im Nore zum Ausbruch gekommen war. Er bewunderte, mehr als irgend ein anderer Offizier, das Verfahren seines ausgezeichneten Befehlshabers und vertrat die Maßregeln, welche dieser ergriff, mit größtem Eifer und Erfolg. Dies wußte der Admiral so gut, daß er die unbeugsamsten Leute nach dem „Excellent" zu senden pflegte. „Schickt ihn Collingwood", sagte er, „der wird ihn zur Ordnung nöthigen." Ja, während auf anderen Schiffen häufig Strafen stattfanden, beherrschte Captain Collingwood das seinige einzig durch die ihm eigene moralische Kraft und erhielt die Disziplin aufrecht, ohne zu einer Verurtheilung schreiten zu müssen, ja, fast ohne irgend eine körperliche Züchtigung anzuwenden, und blieb dermaßen er während einer langen, höchst beschwerlichen Dienstführung und unter Mühen, wie sie sonst nicht auf der englischen Marine erduldet worden sind.

Einst schickte man ihm einen Seeman von dem „Romulus", der eine Kanone des Vorderdecks mit geladener Mündung gegen das Hinterdeck gerichtet, sich mit brennender Lunte daneben gestellt und erklärt hatte, er werde unter die Offiziere feuern, wenn er nicht das Versprechen erhalte, keine Strafe erleiden zu müssen. Bei dieses Seemanns Ankunft auf dem „Excellent" sagte Captain Collingwood, in Gegenwart vieler Schiffsleute, mit großem Ernste zu ihm: „Ich kenne deine Sinnesart, hätte dich, mein Schiffsvolk zu Insubordination verleiten zu wollen; mein Vertrauen zu meiner Mannschaft ist so groß, daß ich überzeugt bin, nach Verlauf von einer Stunde weiß ich stets, was du vorhast. Beträgst du dich in Zukunft gut, so werde ich dich behandeln, wie die Uebrigen, und nicht beachten, was auf einem anderen Schiffe vorfiel, doch merke wohl, versuchst du Aufruhr anzuregen, so lasse ich dich augenblicklich in ein Faß stecken und in's Meer werfen." Bei der Behandlung, welche diesem Manne auf dem „Excellent" widerfuhr, wurde er ein guter und gehorsamer Seemann und gab nie mehr Anlaß zu Klagen.

Um den Erfolg eines solchen Verfahrens ganz zu würdigen, mögen hier einige von Collingwood's eigenen Worten stehen: „Welch' großer Theil des Schiffsvolkes sind Bösewichter jeder Art, jedes Verbrechens fähig, und welche Missethaten haben wir nicht von den teuflischen Berathungen und dem Einfluß solch' einer Masse Friedensstörer zu fürchten, wenn sie die Oberhand gewinnen!"

Je mehr seine Erfahrungen im Kommando und seine Kenntniß der Menschen wuchs, desto größer wurde sein Widerwille gegen körperliche Strafen. In der letzten Zeit seines Lebens verstrich oft ein Jahr, ohne daß er seine Zuflucht dazu nahm. Der Pflicht, dabei gegenwärtig zu seyn, überhob er sich nicht; dies erregte ihn indeß so sehr, daß er stets den folgenden Tag still und in sich versunken war. — „Ich möchte um Deinetwillen Captain seyn!" rief Lieutenant Clavell eines Tages einem Matrosen zu, der seine Schuldigkeit nicht that. Bald nachher klopfte ihn Jemand auf die Schulter; er sah sich um und erblickte den Captain, der ihn gehört hatte und sagte: „Ich bitte Sie, Clavell, was hätten Sie gethan, wenn Sie Captain gewesen wären?" — „Ich hätte jenen Mann tüchtig durchprügeln lassen." — „Nein, das hätten Sie nicht gethan, Clavell", entgegnete er ihm, „das hätten Sie nicht gethan, ich kenne Sie besser." — Von dem Schiffsvolke versuchte er, sie müßten dem jüngsten Seeknaben so unbedingten Gehorsam leisten, wie ihm selbst; jede Spur des Gegentheils werde er auf das strengste ahnden. Führte nun ein Seeknabe Klage, so kündigte er dem Beschuldigten für den nächsten Tag seine Strafe an, rief in der Zwischenzeit den Knaben zu sich und sagte zu ihm: „Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Fehler auf Ihrer Seite, doch gleichviel, ob dem so sey oder nicht, ich ich doch überzeugt, es würde Ihnen zu Herzen gehen, einen Mann, der Ihr Vater seyn könnte, um Ihretwillen bestraft und beschimpft zu sehen, und es wird mir eine ganz Meinung von Ihrer Gesinnung geben, wenn Sie morgen bei seinem Erscheinen um Gnade für ihn bitten." Wurde nun diesem Rathe mit einem Erbrüte Genüge geleistet, so machte Captain Collingwood schleunige große Schwierigkeit, Gnade zu gewähren, sagte aber endlich: „Dieser junge Mann hat so menschenfreundlich für dich gebeten, daß ich, in der Hoffnung, du werdest sein Wohlwollen mit schuldigem Danke erkennen, für diesmal deinen Fehler vergessen will."

Die Strafen, die er anstatt der Peitsche anwendete, waren verschiedener Art und wie sie jetzt zum Glück dem Seedienst allgemein angewendet werden. Er gestattete den Schuldigen nicht, am Gottesdienste Theil zu nehmen, oder verwendete sie zu allerlei reinedrigenden Dienstleistungen, so daß sie, zum Gelächter und Spott des Schiffsvolkes, alle Augenblicke auf das Deck gerufen wurden. Dem Bestraften etwas höchst Empfindliches, so daß es seine Wirkung nirgend verfehlte.

Dem alten Sprüchwort treu, welches Unordnung dem Müßiggange zuschreibt, suchte er seine Leute in Zeiten der Unthätigkeit zu beschäftigen. Dies geht aus mehreren seiner Briefe hervor, und er sagt einmal in solcher Beziehung: — „Mein Sinn ist stets darauf gerichtet, wie ich mein Volk beschäftige, sowohl um ihrer Gesundheit willen, als um Unfug zu verhüten. Kürzlich haben wir uns musikalische Instrumente verfertigt und haben nun ein recht gutes Chor. In den Mondscheinnächten tanzen die Seeleute, und es herrschen Frohsinn und Fröhlichkeit, als ob wir in Wapping wären. In einer Nacht zerstörten die Ratten die Dudelsäcke, die wir uns gemacht hatten; sie fraßen die Bälge, leiden nun aber dafür auch Noth, denn wir haben uns Katze allerlei Fallen aufgestellt und üben Vermichtungsdrieg geschworen."

Waren seine Leute krank, so besuchte er sie sogar als Admiral noch jeden Tag und speiste sie von seinem Tische; wurden sie besser, so übergab er sie der Aufsicht des Lieutenants, der die Morgenwache hatte, nun ließ sie täglich zu sich kommen, um sich mit eigenen Augen von ihrem Ergehen zu überzeugen. Folge dieses Benehmens war, daß die Seeleute ihn wie ihren Vater betrachteten und auch so nannten; wechselte er ein Schiff, so sah man oftmals die Mannschaft in Thränen über sein Weggehen. Bei alledem hat es nie einen Mann gegeben, der sich weniger um Gunst bemühte, weniger offen sprach, als er, und mehr verachtete, was man gewöhnlich Popularität nennt. Nie war er zu nachgebend, nie aber auch gestattete er sich over Anderen eine grobe over heftige Sprache: „Wissen Sie den Namen eines Mannes nicht", sagte er zu seinen Offizieren, „so nennen Sie ihn Seemann und rufen ihn nicht: „Hr da!" over in ähnlicher Weise; es ist beleidigend und anpasend." — Bei Gelegenheit der Unordnüe mag hier hinzugefügt werden, daß er nach der Begebenheit im Nore den größten Widerwillen gegen das Wort Aufruhr hatte. — Kamen Klagen über Unordnungen vor, die mit dem Namen Aufruhr bezeichnet wurden, so rief er aus: „Aufruhr! — Aufruhr auf meinem Schiffe! ist das möglich, so muß es meine und aller Offiziere Schuld seyn. Es ist eine Sache wichtigster Art und muß streng nachgeforscht werden." Seine Ansicht hiervon machte meist, daß der Offizier die Sache leichter darstellte oder ganz darüber wegging.

Sein Benehmen gegen seine Offiziere war ähnlicher Art. Vollständige Kenntniß in allen Gebieten des Seewesens und richtiger und schärfer Blick ließen ihn auf seinem Schiffe schnell alles Ungehörige wahrnehmen. Sein Tadel in solchen Fällen, wenngleich kurz und in der Sprache eines feinen Mannes vorgebracht, wurde immer tief empfunden, so daß er vielen Offizieren, namentlich den jungen und nachlässigen, ein Gegenstand der Furcht war und

Google

Alle ihn als einen strengen Zuchtmeister betrachteten. — „Ich habe Ihnen eine Stelle gegeben", sagte Lord St. Vincent zu Lieutenant Clavell (welcher damals dem Captain Collingwood ein völlig Fremder war, nachher aber sich nicht wieder von ihm trennte, bis er ihn zum Capitain auf dem „Excellent" ernannte), „gedenken Sie aber daran, daß Sie zu einem Manne kommen, der Ihnen diese Stelle morgen wieder nehmen wird, falls Sie sich schlecht betragen."

Einige junge Capitaine der Flotte suchten ihre eigene Unkenntniß und Nachlässigkeit durch große Strenge gegen ihre Untergebenen zu verbergen und veranlaßten dadurch starke Insubordination ihrer Mannschaft. Bei diesem Anlaß schreibt Lord Collingwood an die Admiralität: „Wir haben kürzlich zwei Kriegsgerichte gehabt, bei welchen es zweifelhaft erschien, ob das Verfahren eine Grausamkeit oder eine Thorheit sey. Die einzige vorgebrachte Vertheidigung waren Jugend und Unerfahrenheit; diese Jugend und Unerfahrenheit aber ist es, welche die Eltern und die heiligsten Interessen unsers Vaterlandes gefährdet."

Mit einer solchen Strenge verband Admiral Collingwood die größte Leutseligkeit, that Alles, was in seiner Macht stand, um seine Officiere zufrieden zu stellen, und suchte in jeder Weise ihr Wohl zu fördern. Denen, welche ihm sich wurden durch treue Pflichterfüllung, was immer der Weg war, seine Achtung zu gewinnen, erwies er theilnehmende Freundschaft und unbegränztes Vertrauen.

Die Seekadetten behandelte er mit väterlicher Sorgfalt, examinirte sie selbst jede Woche und sagte, nichts werde ihn mehr betrüben, als wenn ein junger Mann auf seinem Schiffe untauglich sein sollte. Aeußerungen, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, finden sich in mehreren seiner Briefe. Dort schreibt er einmal:

„Der junge — scheint mir ein gutes, sanftes Kind zu seyn, und ich will thun, was in meiner Macht steht, um seine Kenntnisse zu erweitern und sein Wohl zu fördern. Er studirt bei mir Geometrie, und ich suche ihn an seine Bücher zu fesseln. Es ist sehr zu bedauern, daß man ihn, da er zum Seedienst bestimmt war, nicht in der Schiffsbaukunde hat unterrichten lassen."

„Herrn —'s Sohn will ich mit Freuden hierher nehmen und nach Kräften für ihn sorgen. Ist er in der Schiffahrtskunde unterrichtet worden? — Hat sein Vater ihn zum Seedienst bestimmt, so wusste er ihn im zwölften Jahre in eine mathematische Schule geben. Die Knaben machen sehr geringe Fortschritte auf dem Schiff, wenn sie von Navigation nichts verstehen. Funfzehn Jahre ist zu spät zum Beginn; nur sehr Wenige thun in diesem Alter noch gut zur See. Scharrt Herr — bei seinem Entschluß, so soll er nicht länger zögern. Ehe sein Sohn indeß Schiffahrtskünste zu studiren beginnt, muß er in der Trigonometrie ganz fest seyn. Hat der Knabe Neigung zum Zeichnen, so ist dies von großem Gewinn und muß gefördert werden."

In den Verhältniß zu seinen Vorgesetzten bewährte Collingwood nicht minder Festigkeit. Er bezeigte ihnen Achtung, brauchte nie solche aber auch für sich noch Mehrere seiner Stellung und seines Charakters. Unnöthige Beschäftigungen, die sie ihm bereiteten, wußte er auf passende Weise zu rügen, und gestattete sie sich fehlerhaft, als er Admiral war, gegen seine Untergebenen nie.

Klagen über Unbedeutendheiten und Zurücksetzung in Dienstsachen finden sich zuweilen in Collingwood's Briefen, öfter auch Aeußerungen der Freude über die Anerkennung, welche er gefunden. Das Vorherrschende darin aber ist die lebhafteste Sehnsucht nach Frau und Kindern, nach seinen Freunden und einem ruhigen Leben.

Im Februar 1802 ging er zu den Seinen nach Morpeth, doch nur für kurze Zeit. Der Tag, an welchem er sie wieder verließ, ist nicht angegeben, in dem Bericht aber, den er selbst von seinem Leben giebt, bemerkt er: „Seit 1793 bin ich nur ein Jahr daheim gewesen; meine eigenen Kinder kennen mich kaum, weil indeß Kraft und Gesundheit mir gestatten, meinem Vaterlande zu dienen, glaube ich, ihm diese widmen zu müssen, und diene ich ihm mit Erfolg und Glück, so wird es meinen Kindern nicht an Freunden fehlen." Im Mai wurde er zu dem Großadmiral nach Brest gesandt, welches Admiral Cornwallis beseßigte, und dieser sagte bei seinem Eintreffen: „da kömmt Collingwood, der Letzte, der mich verließ, und der Erste, der mich wieder aufsuchte."

Collingwood's Hauptleidenschaft waren Geschützwerke; er pflegte sich zu eigener Uebung Aufgabe aus den Büchern zu machen, die er las, und diese Aufgabe und die Randbemerkungen, welche er dazu gab, waren zum Theil mit seltener Bündigkeit und Kraft abgefaßt. Einer der bedeutendsten Diplomaten, der in häufigem Notenwechsel mit ihm stand, sagte einst: Ich weiß nicht, wo Lord Collingwood seinen Stil erlernt hat, er schreibt aber besser, als Einer von uns. War er daheim, so besuchten seine Freunden in dem Umgange mit den Seinen, in Lektüre und in der Beobauung seines Gartens, der auf dem Damme an den schönen Ufern des Wansbeck-Flusses gelegen war. Dieser Beschäftigung widmete er manche Stunde. Einst sagte sein Bruder, der, gleich ihm, Admiral war, ihn lange vergebens im Garten und fand ihn endlich mit dem alten Scott, seinem Gärtner, dem er herzlich zugethan war, in der Tiefe eines Grabens, den sie voll Eifer abtaten. In solcher Weise, einfach in seinen Neigungen und Bedürfnissen, empfand er die fortgesetzte Trennung von den Seinen und die Entbehrung eines gemüthlichen Lebens sehr tief, und als er vollends im Kriegsdienste seine Beschwerlichkeiten mehr fand, weil er ein Zusammentreffen mit dem Feinde durchaus nicht mehr zu verwerkstelligen vermochte, stieg die Sehnsucht immer höher, und er wünschte ungeduldig den Frieden herbei. So sagte er zum Beispiel: „Betreut von Allem, was mir theuer ist, gerieht es mir zu großem Trost, zu hören, daß meine geliebte Sarah und ihre Kinder wohl sind. Möchte der Himmel geben, daß es Friede würde, damit ich zurückkehren und den Ueberrest meiner Tage mit ihnen verleben könnte, durch ihre Liebe beglückt. Wahrlich, der unausgesetzt schwere Dienst ist ein großes Opfer. Alles, was das Herz entfernt und den Geist erhebt, giebt man dahin und lebt im beständigen Kampfe mit den Elementen oder mit Stimmungen, die eben so unfreundlich und unbeugsam sind. Wenn wir einmal ans Land kommen, werden wir großer Nachsicht bedürfen, denn lange Zeit an unbedingtes Herrschen und Befehlen gewöhnt, macht uns Widerspruch ungeduldig, und wir werden untauglich für den seinen Verkehr des ruhigen Lebens."

Als ein Beweis, wie unsicher die häuslichen Freuden eines Seemannes sind, mögen hier zwei kurze Aufsätze aus den Briefen an seinen Schwiegervater stehen:

„Sarah wird Ihnen erzählt haben, wann und wie wir uns trafen. Es war eine Freude für mich, die ich nicht zu schildern vermag, und so kurz unser Zusammenleben dauerte, bot es mir doch Ersatz für tausendfachen Leid, welches ich ihretwillen erduldet. Ich hielt für möglich, daß sie Donnerstag kommen könne, als ich um zwei Uhr gemeldeten Befehl erhielt, mit allen bereit Gegenden Schiffen augenblicklich in See zu gehen; ja, hätten wir nicht ein Kriegsgericht gehabt, so wäre ich diesen Tag fortgegeangen. Dieses Gefecht hielt mich fast bis gegen die Nacht auf, und ich beschloß in der Ungewißheit über ihre Ankunft, bis um acht Uhr auf dem Lande zu warten. Dort ab sah zu Mittag bei Lord Nelson, und während wir am Tische saßen, brachte man mir die Nachricht von ihrem Eintreffen. Ich flog in das Gasthaus, wohin ich meine liebe Frau beschieden hatte, und fand sie und die kleine Sarah so wohl, als ob ihre Reise nur einen Tag gedauert hätte. Ein höheres Glück, als ich seinen Abend genoß, kann kein menschliches Gemüth empfinden. In der Dämmerung schied ich und ging in See; Lord St. Vincent war indeß so gut, mir zu versprechen, ich solle nach Plymouth, sobald ich bei der Flotte entbehrt werden könne.

„Sie haben von meiner Sarah gehört, wie kurz unser Zusammenleben war, wie schnell wir uns trennen mußten. Es schmerzt mich, wenn ich jetzt daran gedenke; das Herz bricht mir fast. Nach solch' weiter Reise konnte sie mich nur wenige Stunden sehen, konnte mit kaum die Begebenheiten ihrer Fahrt erzählen, während ich nicht Zeit fand, ihr nur die Hälfte von dem auszusprechen, was mein Herz bei diesem Beweis ihrer Liebe empfand. Dennoch bin ich dankbar, daß sie sie und mein süßes Kind gesehen. Es war segenreich für mich und beruhigte mein Gemüth, welches vorher sehr erregt war. Sie wiedergesehen, bleibt mir wenig Hoffnung, wenn uns nicht ein Sturm in den Hafen treiben sollte, denn die französische Flotte ist mit Zurüstungen beschäftigt, was uns zwingt, sie nahe zu beobachten. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Frankreich unter Napoleon und Ludwig Philipp.

Nach Louis Napoleon und J. J. Baude.

(Schluß.)

Die Fehler Napoleon's waren nur ein Ausfluß seiner großen Eigenschaften, denn nie war ein Geist konsequenter, als der seinige. Er hatte die Verwaltungsmaschine nach seinem Ideal in ihrer Einheit und Totalität konstruirt; jede Nadel darin war die Bewegkraft oder die nothwendige Ergänzung für das, in welches es eingreifen sollte: kurz, alles Unnütze war verbannt. Ihr zur Seite standen einzelne Behörden, welche das Ganze überwachten und jede übertreibende Bewegung hinderten: dies waren der Staatsrath, die Provinzial- und Stadträthe. Sie wurden indeß nicht gewählt, sondern aus den Würdigsten ernannt; sie waren der den Staat leitenden Ihre untergeordnet, aber von jeder Tyrannei einer gesinnungslosen Masse frei; sie hatten zwar nur eine berathende Stimme, wurden aber immer mit Achtung über das ihnen zurückgestellte Gebiet gehört. Napoleon wies nie einen verständigen Rath zurück, wußte aber keinen unbegründeten Widerspruch. Der Mann, welcher sein Ziel so fest ins Auge faßte, konnte nicht zwei, in ihren Prinzipien wie in ihren Wirkungen, durchaus verschiedene Kräfte neben einander schaffen; er konnte nicht die administrative Organisation, welche unserem Lande und unserem Charakter vollkommen entspricht, zugleich mit dem parlamentarischen Regime, das aus der besonderen Beschaffenheit der englischen Nation entstanden, zugleich gelten lassen. Solche er, der überall Einheit erstrebte, diese gerade da hintansetzen, wo sie am ersten nothwendig ist? Dann hätte Napoleon anführen müssen, Napoleon zu seyn. Ueberhaupt muß man die Freimüthigkeit anerkennen, mit welcher er seine Regierungsmaximen äußerte. Nie deutete er darauf hin, daß er etwa auf die Versammlungen zählte, nicht einmal, als er sich an das Volk beim Antritt des Konsulats wandte (am 4. Nivose des Jahres VIII.). Mehr vertraute er den Verwaltungsräthen, welche, fremd der allgemeinen Politik, in unmittelbarem Zusammenhang mit den lokalen Interessen sind, welche sie vertreten sollen; er wollte, daß ihr Rath jeder Zeit gehört werde, und bewies ihnen alle Achtung. Jedoch auch hier zeigte er sich streng, wenn sie ihre Befugniß überschritten. Als z. B. der Provinzialrath der oberen Garonne in seiner Sitzung von 1807 das Steuersystem seiner Kritik unterwarf und zwischen den ehemaligen Landsassen von Languedoc und den Departementsräthen ihre Vergleichung anstellte, erklärt er durch den Minister eine Rüge, die in der unverzeihlichen Mißachtung enthalten. Wie haben zur Folgerung daraus hervor: „Die Minister des Provinzialrathes müssen, wie alle Bürger, dem Gesetze unbedingt gehorchen. Der Kaiser hört Jeden nur über das, was in seinen Kreis gehört; er will, daß die Gerichtshöfe Recht sprechen, ohne über das Gesetz selbst zu debattiren, und daß der Provinzialrath auf nichts Anderes sehe, als wie die Gesetze und die Dekrete der Regierung in den Departements befolgt werden."

Diesen Wirkungskreis theilte er den verschiedenen Versammlungen zu und sprach darüber sich frei in verteuflicher Unterhaltung, wie bei öffentlichen Akten, auf gleiche Weise aus. Ich gebe hier die von einem seiner Minister kurz gefaßte Uebersicht eines Gespräches, das die verschiedenen Verhältnisse seines Lebens betraf: obgleich hierin die Politik eine große Stelle einnimmt, gewährt er doch

des parlamentarischen Regimes mit seiner Hilfe. Wir wollen dieses in mehr als einer pittlich merkwürdige Aktenstück vollständig wiedergeben.

„Im Abend des 24. April 1813 in St. Cloud.

Der Kaiser hatte etwa drei Viertelstunden mit dem Herzog von Cadore, dem Grafen von Ségur und mir geplaudert; seine eigenen Lebensverhältnisse waren das Thema des Gespräches. Er hatte von seiner zarteften Jugend an einen großen Wissenstrieb. Mit seinem verjüngten Jahre zog er sich von allen Zerstreuungen zurück und widmete seine ganze Zeit eigenen Studien. An Sprachen fand er wenig Gefallen: das Lateinische und Deutsche sagten seinem Geschmack nicht zu, und er vernachlässigte beides; mehr Fleiß verwendete er auf die Mathematik und erhielt hierin auch oft die ersten Prämien. Als ein alter deutscher Offizier, der zugleich in seiner Muttersprache unterrichtete, sah, daß der junge Bonaparte in der Mathematik eine Präwie erhalten hatte, ohne im Deutschen fortschritte zu machen, sagte er eines Tages zu ihm: „Ich sehe wohl, daß man in der Mathematik den Preis davontragen kann, wenn man auch sonst sehr dumm ist."

„Mit gleicher Liebe beschäftigte er sich der Geschichte; es verdroß ihn indeß, daß man diese allzu sehr auf militairische Verhältnisse und die Interessen der regierenden Häuser beschränkte. Anfangs zog ihn Rousseau, sowohl durch seinen Stil, als auch durch seine Ideen, an; später las er mit größerer Vorliebe Voltaire's Schriften. Für jeden wirklichen Unterricht hatte er ein glückliches Gedächtniß; Verse dagegen konnte er nie sehr leicht behalten.

„Als er dann die Schule verließ, strebte er dem ersten Augenblick, auch in seiner untergeordneten Stellung, die Achtung, welche umfassenden Kenntnissen stets zu Theil wird. Damals war es Mode über Alles, nur nicht über sein Fach zu sprechen. Er wußte sich gut in Gesellschaften zu benehmen und galt schon damals für sehr unterrichtet. Bald wurde er in den militairischen Rath berufen und lieferte hier Berichte über alle wichtigen Fragen.

„Im vierundzwanzigsten Jahre leitete er die Belagerung von Toulon, und ihm allein verdankte man die Eroberung dieses Platzes. Im folgenden Jahre machte er seinen ersten Feldzug in Italien; noch ahnte er nicht seine künftige Größe, sondern glaubte sich nur an den ersten militairischen Bärden berufen. Erst nach der Schlacht bei Lodi (1796) richteten die Vorgänge in Frankreich und den benachbarten Staaten seine Aufmerksamkeit auf die Politik. Damals, da sich mehre eigenen politischen Combinationen machte, sagte der Kaiser, und in mir die Kraft verspürte, Frankreich seinem Verderben zu entreißen, wurde ich dem Direktorium feindlich gesinnt.

„Als er aus Italien nach Paris zurückkehrte, sah er die öffentlichen Verhältnisse noch nicht auf einem solch' schlechten Standpunkt, daß ihm die öffentliche Meinung die nöthige Kraft verliehen hätte. Mißgriffe der Direktoriums und besonders Siepes wollten ihn zu rascher Bewegung; er sah sich aber nur als das Schlachtopfer der nächsten Verschwörung, ohne die Mittel zu haben, sie zu verhüten oder zu bekämpfen. Er wollte einerseits, daß man bei den Kriegsereignissen seine Abwesenheit empfände, und daß diese Abwesenheit die Phantasie beschäftige. Aegypten war das Land großer Erinnerungen und Bestrebungen; er setzte daher die Expedition dorthin durch. Bis zu seiner Abreise pflegt er sich so viel wie möglich in der Zurückgezogenheit, beschäftigte sich mit den Wissenschaften und arbeitete fleißig, um auch in dieser Beziehung seinen Zug interessant zu machen. Der Einbruch, den in Europa und Asien seine Feldzüge in Aegypten machten, ist nie verwischt worden.

„Während dieser Zeit war eingetreten, was er vorhergesehen hatte. Die innern und äußeren Angelegenheiten standen äußerst schlecht, und sein Ruhm hatte sich in dem Maße gemehrt, daß alle Klassen des Volkes ihn allein für den Retter aus der täglich wachsenden Noth hielten. Er wurde daher bei seiner Rückkehr aus Aegypten mit größerem Enthusiasmus empfangen, als der heilige Ludwig nach seinem ersten Kreuzzuge. Damals fühlte er es, daß das Direktorium gegen ihn nichts vermochte, und er suchte nur den Stürzen der unausbleiblichen Revolution zuvorzukommen.

„Im dreißigsten Jahre wurde er unter dem Titel eines ersten Konsuls Souverain von Frankreich; drei nach einander erlassene Aufrufe an die ganze Nation bewiesen, daß man ihm allein vertraute.

„Er schreibt sein großes Glück seinen ausgezeichneten Studien und seiner rastlosen Thätigkeit zu."

Seltsame Widersprüche! .... Die Revolution von 1789 sollte und hat parlamentarischer Regime führen, um jetzo Jahre später vernichtet es Napoleon unter dem Beifallsruf der ganzen Nation. — Er fiel im J. 1814; Frankreich gab sich andern Machthabern für die Charte hin. Doch nach kaum zehn Monaten riß derselbige, dessen Leben und dessen Ruhm die wahre Verwirrung des Repräsentativsystemes sah, unter dem Jubel des Volkes von Cannes nach Paris. — Dieser große Akteur ging bei Waterloo unter; wir trösteten uns hierüber, und nachdem wir uns zwanzigen Jahre hindurch an das constitutionelle Dogma von der ausschließlichen Verantwortlichkeit der Minister gewöhnt haben, vergagen wir mit einem „Es lebe die Charte!" den König, dem diese Charte seine Unverletzlichkeit zuschrte. — Die Kammern machen sich endlich selbst zum Herrscher; Alles geht nach Majorität. Die Republik wird proklamirt. .... Die Nation wählt sich direkt, wie sie sagt, eine Vertretung von neunhundert Gliedern — nach kaum fünf Wochen wird sie mit bewaffneter Hand angegriffen, und die Republikaner selbst zielen gegen die Volksrepräsentanten. — Endlich fehlt der exekutiven Gewalt ein Haupt; da ergänzt ein Mann am Horizont; der ihn führt, ist in keiner Berührung mit dem Lande, und seine einzige Empfehlung ist die, der Nachkomme jenes Mannes zu seyn, der Alles vorgangenste, aber zugleich auch der Held des 18. Brumaire gewesen, der während fünfzehn Jahren dem Senat, der Legislatur, der Preße Stillschweigen auflegte — und dennoch sehnt sich das Volk nach ihm.

Hier Und die Thatsachen. Welche Folgerungen lassen sich daraus ziehen?

Wie soll man, wenn der Staat einmal wirklich konstituirt ist, die inneren Wirren verhüten; welche ihm von Zeit zu Zeit durch die Minoritäten bereitet werden? Wohin können jene maßlosen Schwachungen und die sittwidrige Mäßsucht zu dem, was oben ganz beiläufig schien, endlich führen? Sollte das parlamentarische Regime, welches wir einem fremden Volke entlehnt haben, unserem Nationalcharakter wenigster entsprechen, als dies viele erhabene Geister und warme Patrioten geglaubt, oder selbst Montesquieu, wenn er und sagt, das Großbritannien zu überlassen.*) Recht haben? Werden sich die souverainen Versammlungen schneller unter uns abnutzen, als die Souveraine? Besonders die großen Thaten, welche wir durch Napoleon im Krieg und Frieden vollbracht, und die regen Sympathien, welche wir für ihn empfanden, daß er hierher allen Geschehenen am besten unserem Volkscharakter kannte? Werden wir endlich wieder einmal zu einem ruhigen Zustande gelangen, oder haben wir dies für immer verscherzt?

Die vielen Verfassungen, welche wir seit dem 22. Juni des Jahres 1789 gehabt haben, geben uns für die Beantwortung dieser höchst wichtigen Fragen einen weiten Spielraum, und werden wir die Wahrscheinlichkeitsberechnung auf die Verfassung von 1848 an, so verwirrt dies unsere Aussicht in die Zukunft um so mehr. Allein wie groß immer die Fehler, die Ohnmacht und die Unpopularität der Versammlungen gewesen; wie wenig Groll auch die Franzosen gegen Napoleon hegen, der jene so geringschätzig behandelt: derjenige würde unsere Zeit verkennen, welcher riethe, hierin dem Kaiser zu folgen. Der Schwerpunkt auf beiden Seiten hat sich geändert. Diese Versammlungen werden sich nur in Mißkredit bringen und sich auflösen können; sobald die schlechten Beschäftigungen der Repräsentativsysteme werden dieses selbst nicht vermichten. Sie einer oder der andern Form wird es noch lange für die Exekutivgewalt die Wünschbarkeit der Dauer oder das Mittel des Untergangs seyen; ihre gegenseitige Aufgabe bleibt es, sich zusammen zu erhalten oder zu vernichten. Eben dies liegt derjenigen der beiden Gewalten, welche am meisten im Stande ist, die andern zu leiten, die Pflicht einer seltenen Mischung von Würde und Festigkeit, von Muth und Klugheit, von Umsicht und Thatkraft auf, denn es wäre traurig, wenn die seit dreiundzwanzig Jahren hierüber gemachten Erfahrungen für die gegenwärtige Regierung nutzlos seyn sollten. An uns Allen aber, die wir der constitutionellen Monarchie mit Aufrichtigkeit anghangen und die alte Königsfamilie auch in der Verbannung achten, die wir uns heute nicht mehr unser Bedauern darüber verhehlen, daß wir unsere Beschwerden nicht zur rechten Zeit erhoben — an uns Allen ist es, dem Lande zu sagen, wie sich das Unwetter gebildet, was die Regierung geschwächt, und ihm die Klippen zu zeigen, an denen wir gescheitert sind. Eine solche aufrichtige Darlegung unserer Fehler wird sehr belehrend seyn, denn es wäre ein sinnloser Eitelkeit, Alles, auch die Irrthümer, welche die Katastrophe des Februars hervorbrachten, verschweigen zu wollen.

Wenige Theile der Geschichte sind lehrreicher, als die Begründung, die Blüthe und der Sturz der Monarchie von 1830; in dem Ereignisse, das zwei Jahre Leben rief, steht man die Keime ihres Untergangs gerade durch die Schuld derjenigen aufsprießen, welche sie hätten ersticken sollen, sich entwickeln durch die strafbare Nachsicht der Regierung und endlich, zum Unglück für diese, aufblühen. Die politische Suprematie, welche, mit Ausschluß von Staatsanderzig Millionen Franzosen, in Wahrheit durch die Nationalgarde in Paris ausgeübt wurde, mußte in dieser Gesellschaft besonders brachten, so wie die Mängel des Unterrichts- und Verwaltungsgesetzes in das reife Licht gestellt werden. Denn man strebt genau die Ursachen des allmäligen Sinkens der Regierung Ludwig Philipp's untersucht, so erkennt man, daß das Hauptübel in seiner allzu großen Nachgiebigkeit gegen die Kammer und dem übermäßigen Einfluß, welchen er dieser einräumte, bestanden. Ungerechtfertigte wird dieser Fürst oft beschuldigt, der erkrankten Gewalt einen zu weiten Wirkungskreis gegeben zu haben; wohl ihm und uns, wenn er diesen Vorwurf nur einigermaßen verdient hätte! Frankreich hat seit dem Jahre 1789 zum Ueberfluß gesehen, daß es die constitutionelle Fiction von der Unverantwortlichkeit des Königs schlecht verstyt; ja, es scheint fast, daß er eine den ihm obliegenden Verpflichtungen entsprechende Gewalt übe. Dies hat sich in allen unsern Revolutionen bewährt, und wenn Ludwig Philipp das Wesen und die Anwendung der Pflichten, welche unser Nationalcharakter dem Staatsoberhaupte auflegt, besser begriffen, wenn er seine Würdigkeit und Thatkraft mehr den öffentlichen Angelegenheiten zugewandt hätte, wenn er ersterschlichter auf seine Souverainetätsrechte gewesen wäre, wenn wohl wäre er sich den Thron und dem Vaterlande seine Zukunft gerettet haben. Staat helfen mehr die Regierung und selbst die Vertheidigung gegen den Wagemuthen der Kammer überlasse, und für die Minister war es dem engen Kreis des Palais Bourbon das enge Loos, wenn sie sich hier nur die Majorität gesichert hatten, so kümmerten sie sich wenig um das Andere; sie dräumpften aber waren muthlos, so nachdem die Sitzung günstig oder ungünstig für sie ausgefallen war. Sie wurden durch die Zudringlichkeit der Deputirten aller Parteien so in Anspruch genommen, daß sie kaum für ihre die wichtigsten Posten bekleidenden Untergebenen zugänglich waren, und es blieb ihnen keine Zeit für ihre andern Geschäfte übrig. Der Mißbrauch des parlamentarischen Einflusses ist am so verderblicher, als oft die einzelnen Parteien bei ihrer Stimm-Abgabe nicht immer das allgemeine Beste leitet; er wirkte entnervend auf den öffentlichen Dienst, und Gleichgültigkeit, Mißtrauen und Unzufriedenheit, traurige Beispielen des Verfalls, zeigten sich bei allen Stamten der Regierung. Die öffentliche Meinung wurde von dem Ministerium, welches nur in den 450 Abgeordneten das Volk sah, wenig beachtet, und es entging ihm, das das Land, aus Mangel an kräftigen, verständigen Führern, vom rechten Wege abirrte. Das Ministerium stützte sich nur auf die Kammer, welche der behändige Rad von

*) Esp. de Lois. Buch 7, Kap. 8—7.

Digitized by Google

einer Reform, der mehr gegen sie selbst, als gegen die Regierung gerichtet war, wohl über ihre eigene Schwäche hätte belehren sollen. Wenn indessen die Minister des letzten Königs im Hinblick auf sich bescheiden seyn müssen, so können sie stolz sich ihren Gegnern gegenüberstellen; die dynastische Opposition hat in der That nur destoorganisirend gewirkt, nachdem Menschen beschäftigt und das Uebel, welches sie zu heilen vorgab, noch verschlimmert; nur den neuen Republikanern war es vorbehalten, sie durch ihre Fehler weit zu übertreffen.

Politische Aphorismen, nach Sakyandy.*)

Die politische Ordnung beruht auf einem Grundprinzipe: auf dem Umstande nämlich, daß die rohe Einzelkraft, durch die Thatsache der Gründung der Gesellschaft selbst, feierlich abgedankt wurde. Der Staat, welcher den die konstituirte Gesellschaft ist, erhält sich nur durch diese unwiderrufliche Abdankung, durch das Verbrechen, sich einzig vor einer gesetzlichen Autorität, vor regelrechten Ausgleichungen, vor einem öffentlichen Recht, dem mehr oder minder vollkommenen Bilde des von der Gesellschaft erfaßten und verehrten absoluten Rechts, zu beugen. Jede Verschwörung, die darauf ausgeht, ihre besonderen Phantasieen an die Stelle des gemeinsamen Gesetzes zu stellen, welches auch sonst immer ihre nähreren Bestimmungen und Modifikationen seyn mögen, thut nichts Anderes, als daß sie die Fahne der Empörung gegen die wesentliche Bedingung der politischen Ordnung, gegen die erste Garantie der sozialen Ordnung erhebt, welche ja die Herrschaft des Rechtes, die Abschwörung der Gewalt ist.

Was für den ganzen Körper des Volkes wahr ist, wird es um so mehr für die einzelnen Parteien seyn. Jede Partei kann die Aufrechthaltung des öffentlichen Rechtes so gut wie die Majorität selbst reklamiren. Das öffentliche Recht bindet auf gleiche Weise den Starken und den Schwachen; es gehört auf gleiche Weise Allen. Es kömmt wenig darauf an, ob die Formen, in deren Namen es verletzt werden soll, etwas mehr oder weniger scheinbar, etwas mehr oder weniger tägerhaft sind. Es heißt dies Lurzweg das menschliche Gewissen verleyen. In welchem Falle auch immer sich der Fürst oder das Volk befindet, stets läuft die Sache auf Tyrannei hinaus. Das Einschreiten und der aktive Wille der Mehrzahl würde keine Entschuldigung seyn: denn die Zahl wäre zu wieder die Gewalt; die Zahl ist nicht das Recht, sie ist nicht die Souveränetät. Es giebt keine Souveränetät gegen jenes höchste Recht, von dem wir so eben gesprochen. Das heißt mit andern Worten: wehrt in den Majoritäten, noch im Schwert liegt gesetzliche Autorität, sondern im Recht, in der Gerechtigkeit: und hieraus folgt, daß die Zwistigkeiten, durch welche politische Familien nur allzu oft getrennt werden, nur Einen billigen und richtigen Abschluß haben, — den Vergleich.

Kann man nun wohl glauben, man werde den Gesellschafts-Vertrag und seine souveränen Regeln, das Recht, die Gerechtigkeit, die Vergleiche, sicher stellen, wenn man die gesetzliche Macht den Händen von Klassen anvertraut, welche nur die Gewalt kennen und die immer bereit sind, in privaten wie in öffentlichen Zwisten, diese wilde Schiedsrichterin zur Erledigung der fraglichen Punkte eintreten zu lassen?

Werdet Ihr den Schatz der moralischen Interessen, den Schatz der Erinnerungen, des Ruhmes, der Glaubensbekanntnisse ausschließlich jenen Klassen zur That anvertrauen, welche immer noch gewohnt sind, ohne Gestern, ohne Morgen zu leben, jenen, denen es noch nicht glückte, der Wohlthaten des Staates, der Einfuhr und Bildung theilhaftig zu werden, jenen, welche nur allzu oft von beschränkten und einseitigen Ansichten völlig beherrscht werden, jenen, welche heutzutage den größten Theil der Zeit in unseren Städten verleben, fremd dem Glauben und dem Kultus des Vaterlandes?

Werdet Ihr die Sorge für die Erhaltung der materiellen Reichthümer der Nationen und der Klein das Eigenthum den Klassen übertragen, welche nichts zu verlieren haben, und in deren Gemüthern unter dem thätigen Einflusse so vieler feindlicher Grund-Elemente unbekannte und zerstörende Leidenschaften gähren?

Nein, nein! unter solchen Bedingungen kann die Ordnung nimmer gedeihen. Die Regierung der Völker, welche Form sie auch haben mag (und wäre es auch die des allgemeinen Stimmrechtes), muß ganz entschieden dem Eigenthum und der Einsicht, der Bildung, den Talenten, dem Verdienst, diesen letzten unantastbaren Adelstiteln unserer unabhängigen Zeitalters, gehören. Die Region, welche diese Güter in sich faßt, kann allein die Macht handhaben, weil sie damit einen Allen heilsamen Gebrauch machen wird; sie wird die ewigen Gesetze der sozialen Welt begreifen und aufrechterhalten. . . .

Die Freiheit ist von allen Errungenschaften des Menschengeistes die edelste und erhebendste; zugleich aber auch die allerzerbrechlichste. Sie kam erst in Griechenland zur Welt, als auf Erden der Despotismus bereits zwei Jahrtausende geherrscht hatte. Und auch heute noch hat sie sich erst unter einigen wenigen begünstigten Himmelsstrichen eingebürgert. Wessen Händen will man diesen heiligen Schatz anvertrauen, wenn nicht derer, welche schon einen viel größeren und älteren, den der Wissenschaft und der Einsicht, den Schatz der Civilisation selbst, besitzen? Diese allein werden sie zu leiten wissen. Die Freiheit ist eine Tochter der Höhen und muß aller anderen Otten zugrundegehen.

Wenn Ihr einmal Eure Institutionen auf ihre gesetzlichen Grundlagen gestellt habt, so bleibt es sich gleich, ob Ihr die Geschicke derselben der Monarchie oder der Republik anvertraut. Zwei Konsuln können ein Volk zu Herren der Welt machen; das haben wir bereits erfahren. Zehn Archonten, ein Doge, ein Landammann können unter ihrem Mantel die Ordnung und die Gesetze beschützen. Man sieht dies seit dreitausend Jahren in der Geschichte. Nur das Eine hat man unter der Sonne noch nie erfahrt, daß ein Volk von unten herauf gesäubert und gut gezeitet worden ist; von unten heraus geführt und frei! Das käme einer auf ihre Spitze gestellten Pyramide gleich; kein Wunder der Welt könnte sie aufrecht stehend erhalten.

Die Republik ist bei und nur darum so übel berüchtigt, weil die Partei, welche sie predigt, sie nie anders als im Sinne der Demagogie aufzufassen versteht; hieraus folgt, daß die, welche sie fürchten, selbe immer mit der rothen Mütze, mit nackten Armen, voll Zerstörungsgelüste und demgemäß endlich absehulich, unsinnig, unmöglich sehen. Sie haben von ihrem Standpunkte aus ganz Recht. Die Demokratie artet, ohne mächtige Gegengewichte, nothwendigerweise in Anarchie aus. Sie hat nur Ein Mittel, ihrem Geschick zu entgehen, nur Ein Mittel, die Ordnung zu retten, nämlich den Despotismus; und daher kömmt es, daß sie zuletzt, matt und blutriesend, immer an diesem Ziele anlangt, sich im Schatten des Despotismus zur Ruhe begiebt.

Mannigfaltiges.

— Die Wissenschaft im Dienste Gottes. H. Chr. Oersted schließt eine an die Studirenden der Universität Kopenhagen bei Gelegenheit des Reformationsfestes gehaltene Rede mit folgenden herrlichen Worten: *)

. . . „Tief prägt Euch denn das Gefühl Eures hohen Berufs ein, Ihr edlen Jünglinge, die Ihr heute als Mitbürger unseres wissenschaftlichen Verbandes aufgenommen werdet! Nur die Ueberzeugung, daß Ihr als Diener der Wissenschaften zugleich Gott dient, vermag den Muth und die Kraft beständig in Euch aufrechtzuerhalten, die Euer Beruf erfordert, und die Ihr vergebens in äußeren Aufmunterungen suchen würdet. Das Recht thum, dessen Glanz für die Meisten so anlockend ist, nicht Eurer Bestrebungen höchstes Ziel seyn dürfe, muß schon Jeder von Euch gefühlt haben, der mit Ueberzeugung die Bahn der Wissenschaften gewählt hat; denn es ist allzu augenscheinlich, daß kein Weg weniger zu diesem Götzen der verblendeten Sterblichen führt. In der Ehre, ich meine nicht die des Augenblicks, sondern die, welche einen Mann über die Wogen der Zeit zu fernen Geschlechtern trägt, würden Manche von Euch vielleicht einen reichlicheren Lohn finden; und es ist wohl nicht zu leugnen, daß man in einer gewissen Hinsicht mit einem der herrlichsten und frommsten Dichter des verflossenen Jahrhunderts sagen kann, daß ein unsterblicher Nachruhm ein großer Gedanke, ein würdiges Ziel ist für des Edlen Schweiß; aber wenn des Mannes Unsterblichkeit nicht von einer höheren Unsterblichkeitshoffnung getragen würde, wenn sie nicht ein irdischer Wiederschein eines ewigen Lebens wäre, was wäre sie da anders, als ein leeres Lufgebilde, ein Schatten, der von keinem Körper herkäme; ein Regenbogen ohne Verheißung, der und durch die Tropfen des irdischen Stoffes nicht den Glanz eines höheren Lichtes zeigte? — Nein, nur die Ueberzeugung, daß unsere Erkenntnißkraft ein Streben ihn zur wahren Wirklichkeit, zu dem wahren Leben, zu der wahren Harmonie ist, kann Euch die rechte begeisterte Beischeitslibe geben. Nur das Gefühl, daß Ihr Werkzeuge seyn zur Befestigung des Gottesreiches auf Erden, wenn Ihr Kenntnisse verbreitet, kann Euch die rechte, unerschrockene Lust geben, Eure Brüder zum höheren Lichte, zur höheren Erkenntniß zu führen. Seht, meine jungen Freunde, das ist der hohe Beruf, zu dem Ihr Euch zu bilden begonnen habt. Seht mit heiligem Ernste Eure Bestrebungen fort, und Ihr werdet für Euch selbst eine Freude erlangen, welche die Welt nicht geben kann, nun Euer Wirken wird Segen über das Vaterland ausbreiten und heilbringend seyn für die ganze Menschheit!"

— Libri und die französische Regierung. Herr G. Libri, der bekannte Mathematiker und Bibliophile, von dessen Streit mit der französischen Regierung wir unsere Leser bereits unterhalten haben, hat neuerdings von London aus eine Protestation erlassen gegen das durch die Gerichte von Paris gegen ihn verhängte Verfahren, das er als durchaus willkürlich und gesetzwidrig darstellt. Die im Moniteur Universel durch Herrn Boucly veröffentlichte Beschuldigung, daß Herr Libri Bücher und Handschriften der Königlichen Bibliothek in Paris unterschlagen, ist von ihm bekanntlich, soweit diese Bücher und Handschriften namentlich gemacht waren, durch Zeugnisse geachteter Männer widerlegt worden. Gleichwohl hat die Anklagekammer des Pariser Assisenhofes die Papiere und die Bibliothek des Herrn Libri in Beschlag nehmen lassen, ohne, wie es der Code vorschreibt, ein Inventar darüber aufzunehmen und einen Kurator zu bestellen, der über die Interessen des Angeklagten wacht. Herr Libri behauptet, daß dadurch nicht blos die Mittel zu seiner Vertheidigung ihm genommen seyen, sondern auch seinen Feinden, die ihn seit Begründung der Republik aus politischen Motiven verfolgt, Gelegenheit gegeben sey, ihn rechtlos zu machen und völlig zu verderben. Herr Libri erklärt, daß er sofort selbst nach Paris gehen würde, wenn er nicht bei der Willkür des französischen Gerichtsverfahrens Alles zu befürchten hätte, weshalb er auch den Justizminister vorher um ein salvum conductum angeht. In London, wo sich Herr Libri inzwischen verbreitet hat, scheint er nicht blos sehr ruhig zu leben, sondern auch in allgemeiner Achtung zu stehen.

*) Aus dem schon 1830 erschienenen, gegenwärtig neu aufgelegten und umgearbeiteten Werke: Vingt mois, ou la révolution et le parti révolutionnaire, par Mr. N. A. de Salvandy.

*) Vgl. die Abhandlung: „Die Wissenschaftstoilette als Religions-Aufklärung" in dem Buche: „Der Geist der Natur, von H. Chr. Oersted". Leipzig, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2 Thlr. 20 Sgr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 24, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Donnerstag den 6. Juni 1850.

Rußland.

Memoiren des Generals Gordon.

Wir haben bereits im vorigen Jahrgang des Magazins (Nr. 112) das Erscheinen der Memoiren des als Feldherrn Peters des Großen bekannten Schottländers Gordon angezeigt und unseren Lesern versprochen, ihnen daraus einige Auszüge vorzulegen, wenn es uns gelingen sollte, ein Exemplar dieses in Moskau gedruckten Werkes*) zu erhalten. Dies ist nun zwar nicht geschehen, doch giebt uns ein ziemlich ausführlicher, in der russischen Zeitschrift „Sowremennik" mitgetheilter Bericht Gelegenheit, unserem Versprechen nachzukommen. Es entsteht hierdurch allerdings der Uebelstand, daß wir die gegebenen Auszüge aus dem Russischen ins Deutsche zurückübersetzen müssen; da indeß das „Tagebuch" Gordon's ursprünglich in englischer Sprache abgefaßt und erst gegen Ende des 18ten Jahrhunderts von dem berühmten Stritter ins Deutsche übertragen worden ist, so kann schon ohnehin von Originalität des Stils keine Rede seyn.

Patrick Gordon ward im Jahr 1633 in der Grafschaft Aberdeen aus einer alten Familie geboren, welche später die herzogliche Würde erlangt und deren Häupter, der Marquis von Huntley und der Graf von Aberdeen, noch jetzt zu dem höchsten Adel Schottlands gehören. Die Gordons bekannten sich im siebzehnten Jahrhundert zur katholischen Religion, waren eifrige „Kavaliere" und mußten für ihre Anhänglichkeit an Karl I. und Karl II. gar manche Verfolgungen erleiden. Patrick theilte ganz die Ansichten seiner Verwandten und verließ, um der Herrschaft Cromwell's und dem Joche der verhaßten Presbyterianer zu entgehen, in seinem sechzehnten Jahre das Vaterhaus, welches er nicht wiedersah. Nachdem er sich in Danzig ausgeschifft hatte, begab er sich nach Braunsberg, um in das Jesuiten-Kollegium aufgenommen zu werden. Aber der Unterricht hier ward seinem lebhaften Geiste bald zuwider, und er dachte schon heimzukehren, als er veranlaßt wurde, nach Warschau zu reisen, in der Hoffnung, eine Anstellung in dem schottischen Regiment des Fürsten Radziwill zu finden. In dieser Erwartung getäuscht, ging er nach Posen und dann nach Hamburg, wo er in schwedische Dienste trat. Er nahm an dem Kriege von 1635 zwischen Polen und Schweden Theil, gerieth im folgenden Jahr in Gefangenschaft und erhielt die Freiheit unter der Bedingung, polnische Dienste zu nehmen; noch in demselben Jahre aber frei er wieder in die Hände der Schweden, und 1639 zum zweitenmal in die der Polen, und wechselte jedesmal mit der Gefangenschaft auch den Dienst. Diese seltsame Erscheinung giebt den Charakter der damaligen Miethlingstruppen, namentlich der Schottländer, klar zu erkennen und rechtfertigt vollkommen die Schilderung, welche Sir Walter Scott in seinem „Dalgetty" von ihnen entwirft. Von ihrem Vaterlande entfernt, kümmerten sie sich wenig um den Gegenstand des Streites, an dem sie sich betheiligten; stets unerschrocken und muthig in Gefahren, betrachteten sie den Krieg als ihr Handwerk, und es war ihnen gleichgültig, unter welcher Fahne sie kämpften. „Wir sind Soldaten der Fortuna", sagten sie mit Devereux; „wer das Meiste bietet, hat uns." — In der polnischen Armee stieg Gordon bis zum Capitain-Lieutenant. Der Friede von Oliva machte den Kriegs-Operationen ein Ende, und er rüstete sich bereits wieder zur Rückkehr nach Schottland, als er mit dem russischen Gesandten in Warschau, Leontjew, bekannt wurde, der ihm den Antrag machte, in die Dienste des Zars zu treten. Gordon willigte ein und kam 1661 nach Rußland, wo er die übrigen achtundzwanzig Jahre seines Lebens bis zum Tode denselben zubrachte. Als Major in den russischen Dienst aufgenommen, erreichte er durch seine Verdienste und Tapferkeit den Rang eines General en chef.

Gordon lebte in Rußland unter drei Regierungen, die alle an innerem Veränderungen und Reformen reich waren: unter Alexis Michailowitsch, Theodor Alexiewitsch und Peter dem Großen (bis 1699); alle Vorbereitungen, die zur Entwickelung der neuen Größe des Landes nothwendig waren, sanden vor seinen Augen und zum Theil unter seiner Mitwirkung statt. Er konnte den Gang dieser wichtigen Ereignisse genau verfolgen und den Kampf zwischen dem asiatischen und europäischen Elemente beobachten, der schon bei Lebzeiten des Alexis begann und dessen Ausgang durch seinen kräftigeren Sohn entschieden wurde. Er war der Freund und Mitarbeiter des genialen Monarchen, der die Menschen nur nach ihren Fähigkeiten, nicht nach ihrer Abkunft schätzte, der ihm mit eigenen Händen die Augen zudrückte und mit Thränen seiner Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte folgte.

Das Tagebuch Gordon's geht von seiner frühesten Jugend bis zu seinem Todesjahr; ein Theil desselben, der von 1667 bis 1677 und von 1678 bis 1684 reicht, ist indessen verloren gegangen, so daß von acht oder neun Büchern nur noch sechs vorhanden sind. Wer von diesen erhielt der Graf Alexander Strogonow vor etwa achtzig Jahren von den Nachkommen des Generals und übergab sie dem Historiographen Müller, der ihnen noch zwei im Moskauer Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten aufgefundene Bücher hinzufügte. Seitdem sind sie von mehreren Schriftstellern im Manuskript benutzt worden; im Druck sind jedoch bisher nur einige Fragmente in russischer Sprache erschienen, und die jetzt veröffentlichte deutsche Uebersetzung ist die erste vollständige Ausgabe der Gordonschen Memoiren oder wenigstens des übriggebliebenen Theils derselben. Sie ist auf Kosten des Fürsten Obolenski, Direktors des kaiserlichen Archivs in Moskau, veranstaltet und besteht aus zwei Bänden, wovon der erste mit dem Jahr 1678 abbricht und der zweite den Schluß des „Tagebuchs" bis zum Jahre 1699 enthalten wird.

Der Bericht, den Gordon über seine Feldzüge gegen die Polen, Schweden und Türken giebt, ist in Bezug auf die damalige Kriegführung und militairische Organisation äußerst interessant; wir ziehen es jedoch vor, die Beschreibung seiner Ankunft in Rußland mitzutheilen, welche ungefähr in folgender Weise erzählt wird:

Am 2. September 1661 kam Gordon mit seinen Geschirren in Moskau an und miethete sich ein Quartier in der deutschen Slobode (Vorstadt). Am 5ten ward er dem Zaren im Palaste Kolomenskoje vorgestellt und zum Handkuß bei Seiner Majestät zugelassen. Der Zar dankte bei dieser Gelegenheit Gordon für seine freundliche Behandlung der Russen, die in polnische Gefangenschaft gefallen waren, und versicherte ihn seiner Gnade. Zwei Tage nachher ließ der Bojar Miloslawski, Schwiegervater des Zaren und Chef des auswärtigen Amtes, Gordon und den anderen mit ihm nach Moskau gekommenen Offizieren sagen, daß sie sich Nachmittags außerhalb der Stadt auf dem Tschertorisy-Feld einfinden möchten. Dort besaß er ihnen, die bereitstehenden Lanzen und Musketen zu nehmen und ihm zu zeigen, ob sie diese Waffen zu gebrauchen wüßten. Gordon, über ein solches Ansinnen erstaunt, bemerkte, daß die Pflichten eines Offiziers in der Ausübung der Truppen, nicht aber in dergleichen Exerzitien bestünden. Der Bojar aber erwiederte kurz, daß ein Jeder, der im russischen Heere dienen wolle, selbst den besten Obersten nicht ausgenommen, sich einer solchen Prüfung unterwerfen müsse. Gordon mußte sich also fügen und ging zur völligen Zufriedenheit des Bojaren alle Manöver mit Lanze und Muskete durch, worauf er nach Hause zurückkehrte. Am 9ten wurde Gordon zum Major und seine Begleiter zu andern Chargen im Infanterie-Regiment Crawford ernannt. Es wurde ihnen derselbe monatliche Sold bestimmt, wie Anderen von gleichem Range; außerdem erhielten sie beim Eintritt in den russischen Dienst Geschenke, und Gordon namentlich fünf Rubel an Geld, eben so viel in Pelzwerk, vier Stück Tuch und acht Stück Damast — die Uebrigen im Verhältniß ihres Ranges. Allein der Chef (kaiserliche Secretaire) besorgte die Auszahlung dieser Sachen von Tag zu Tag auf; er wollte erst die gebräuchlichen Sporteln haben, die er sogar als sein Recht betrachtete. Da Gordon nichts von dieser Sitte wußte, so gerieth er zwei- oder dreimal mit dem Djak in Streit, und als er seine genügende Antwort erhielt, beklagte er sich bei dem Bojaren, der dem Djak einen leichten Verweis gab. Aber der Verweis paßt nur wenig, und Gordon brachte seine Klage zum zweiten- und drittenmal vor. Endlich sagte er dem Bojaren: Ich weiß nicht, wer hier die Macht hat, Du oder der Djak, nur das weiß ich, daß Deine Befehle nicht ausgeführt werden. Dies brachte den Bojaren auf. Er ließ seinen Wagen halten (denn er wollte eben ausfahren), rief den Djak zu sich und drohte ihm mit einer strengen Bestrafung, wenn Gordon wieder Anlaß zur Klage haben sollte. Sobald der Bojar sich entfernt hatte, trat der Djak zu Gordon heran und fing an, ihn zu schelten. Gordon antwortete in gleichem Tone, indem er hinzufügte, daß er nur noch daran denke, so schnell als möglich aus Rußland wegzukommen. Mit diesen Worten ging er nach der deutschen Slobode zurück, seit entschlossen, ein Land zu verlassen, in welchem man ihn so behandelte. Seine Absicht war, sich ins auswärtige Amt (inostrannoy prikas) zu begeben und um seinen Abschied zu bitten. Dieses Gesuch wollte er dadurch motiviren, daß der russische Gesandte Samarina Irontsew, mit dem er in Polen seinen Dienstkontrakt geschlossen, ihm die Auszahlung des Soldes in Silber oder anderer Münze von gleichem Werthe, nicht aber in Kupfer und Rauchwerk, versprochen habe — und ferner, daß er das russische Klima nicht vertragen könne. Der Djak, der

*) Zagadki des Generalen (sic) Patrick Gordon, zum erstenmale vollständig herausgemacht durch Fürst M. A. Obolenski und Dr. Poselt. Erster Band. Moskau. 1849.

von Gerson's Vorhaben hörte und den Zorn des Bojaren fürchtete, wandte sich an Crawford mit der Bitte, ihn zurückzuhalten. Am folgenden Morgen traf der Oberst mit Gordon zusammen und bewilgte sich, ihn zum Bleiben zu bewegen, aber vergebens. Als sie Beide auf die Straße hinaustraten, erschien ein Podjatschi (Kanzelist) mit Gerichtsdienern und dem Befehl an Gordon, nach dem Prikas zu kommen; wenn er nicht gutwillig käme, sollte er mit Gewalt hingebracht werden. Gordon gehorchte, erschien in ihrer Begleitung im Prikas und wurde von dem Ober-Diaken, Tichon Nikitytsch höflich empfangen und zum Sitzen genöthigt. Nach einem freundschaftlichen Gespräch bot er Gordon das für ihn bestimmte, aus Geld, Zobelfellen, Tuch und Damast bestehende Geschenk an; dieser aber schlug es aus, mit der Bemerkung, daß er seinen Abschied zu nehmen wünsche. Der Ober-Diak war ein äußerst kurtesiger Mann; er suchte Gordon durch verschiedene Gründe von seinem Entschluß abzubringen und schickte unterdessen zu dem Obersten, der sich in der Nähe befand. Beide führten dann Gordon beiseite und erklärten ihm, daß er sich durch sein Abschiedsgesuch ernstlich schaden könne. Die russische Regierung würde glauben, daß, da er aus einem feindlichen Lande (Polen) komme und katholisch sey, er nur die Absicht gehabt habe, Rußland auszuforschen und dann zurückzukehren. Wenn man daher etwas an ihm bemerke, das Verdacht erregen könne, so würde man ihm nicht nur den Abschied nicht ertheilen, sondern ihn gar nach Sibirien oder einer anderen entlegenen Provinz schicken, von wo er nimmer heimkehren werde. Dies setzte Gordon in solchen Schrecken, daß er sich dazu verstand, die Geschenke anzunehmen.

Man sieht aus dieser Erzählung, daß die russische Büreaukratie sich bereits im 17ten Jahrhundert durch dieselben edeln Eigenschaften auszeichnete, welche sie noch heutigentages zieren — eine Moral, die, so nahe sie auch liegt, von unserem Gewährsmann, dem Sowremennik, aus begreiflichen Gründen ignorirt wird. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die Censur, die, der gewöhnlichen Annahme entgegen, vor dem Jahr 1848 bei unseren östlichen Nachbarn in mehr als einer Hinsicht ziemlich tar war und Manches passiren ließ, was, auf preußische Zustände angewendet, von den biesigen Censoren unbedingt gestrichen worden wäre, seit jener Zeit außerordentlich streng geworden; namentlich scheint man die französische sozialistische Literatur ganz in den Bann gethan zu haben, und die Werke George Sand's, Eugen Sue's u. A., welche die Spalten der „vielbelesenen" Petersburger Journale auszufüllen pflegten, erscheinen jetzt entweder gar nicht oder nur in verstümmelter Gestalt. Ob dies ein Gewinn oder ein Verlust für die russischen Leser ist, wollen wir nicht entscheiden; so viel geht wenigstens daraus hervor, daß die Ideen, die im westlichen Europa gähren, auch in Rußland einigen Boden gefunden haben müssen, da man so ernstlich darauf bedacht ist, sie im Keim zu ersticken. Daß einige Schriftsteller, die man als die Pariei des „jungen Rußlands" bezeichnen konnte, bei der neulich entdeckten Verschwörung betheiligt waren, haben wir schon angedeutet.

England.

Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere.

(Fortsetzung.)

Welch' große Mühen die Verantwortlichkeit für Alles, was geschieht, einem Befehlshaber auferlegt, zeigt, was der Heransgeber hier beifügt:

„In dieser Zeit brachte er häufig die ganze Nacht auf dem Halbverdeck zu — eine Pflicht, welche er sich in wichtigen Lagen bis in die letzten Jahre seines Lebens auferlegte. Oft sagte er in solchen Fällen zu seinem Freunde Clavell, der sein volles Vertrauen genoß, sie dürften diese Nacht das Deck nicht verlassen; und sachte dieser Offizier ihn zu überzeugen, daß kein Grund hierzu vorhanden sey, da gute Wache gehalten werde, daß er sich zu viel biete, daß er von Anstrengung fast erschöpft sey, so entgegnete der Admiral: „Ich fürchte, Sie sind es, Sie haben Ruhe nöthig, legen Sie sich zu Bett, Clavell, ich will allein wachen." Oft schliefen sie zusammen auf einer Kanone, und Capitain Collingwood stand von Zeit zu Zeit auf, den Horizont mit seinem Nachtglase zu durchstreifen, damit der Feind nicht im Dunkeln entschlüpfe."

Collingwood besaß in hohem Grade die einem Anführer so nöthige Ruhe und unerschrockene Gelassenheit. Die Schilderung seines Benehmens am Tage des Sieges bei Trafalgar mag dafür als Beispiel dienen.

Man hat gesagt, sein Mann sey in den Augen seines Kammerdieners ein Held; daß dies nicht unbedingt wahr sey, beweist der Bericht, welchen der Herausgeber durch Herrn Smibert, Admiral Collingwood's Kammerdiener, erhielt: „Ich trat", sagt dieser, „bei Tagesanbruch in das Kabinet des Admirals und fand ihn schon auf und gekleidet. Er sagte, ob ich die französische Flotte gesehen hätte, und als ich es verneinte, befahl er mir, danach auszuschauen, indem er hinzufügte, wir würden bald einen bedeutenden Theil davon erblicken. Gleich darauf bemerkte ich eine große Zahl Schiffe unter dem Winde, doch konnte ich nicht umhin, mit noch größerem Interesse den Admiral zu betrachten, welcher sich unterdessen mit einer Mahe rasirte, die mir in Verwunderung setzte. Er kleidete sich an diesem Morgen mit besonderer Sorgfalt, und als er bald nachher Lieutenant Clavell begegnete, sagte er ihm, er solle seine Stiefeln anziehen. „Sie hätten besser gethan, gleich mir, in seidenen Strümpfen zu kommen, denn dringt uns eine Kugel ins Bein, so hat der Chirurg leichtere Arbeit." — Er ging weiter, das Verdeck zu mustern, ermunterte die Seeleute, ihrer Pflicht zu Ehren zu thun, und sprach, indem er sich an die Offiziere wendete: „Wohlan, meine Herren, lassen Sie uns heute etwas vollführen, was die Welt dem Andenken aufbewahren mag."

Ungefähr zehn Tage vor dem Treffen hatte er seine Flagge von dem „Dreadnought" eingezogen, dessen Mannschaft unter seiner täglichen Aufsicht so unausgesetzt in Handhabung des groben Geschützes geübt worden war, daß nur wenig Schiffscompagnieen in gleicher Schnelligkeit mit ihr seuern konnten. Oft hatte er seinen Leuten gesagt, wenn sie in fünf Minuten zwei wohlgerichtete Salven losfeuern vermöchten, so könne kein Schiff ihnen Widerstand leisten, und dies gelang ihnen durch häufige Uebung endlich in drei und einer halben Minute. Obschon er indeß eine Mannschaft verließ, welche unter seiner eigenen Aufsicht so gut einexerziert war, gewann er doch bei dem Tausche; denn der „Royal Sovereign", dessen Führung er übernahm, kam eben erst von England, sein Kupfer war noch völlig blank, und er übersegelte daher weit die anderen Schiffe der Division unter dem Winde. — Lord Nelson hatte dem „Royal Sovereign" signalisirt, bei dem zweiten Schusse von der Nachhut aus durch die Linie des Feindes zu brechen. Da Admiral Collingwood jedoch bemerkte, jenes Schiff sey ein Zweideck und das, welches ihm voraus war, ein Schiff vom ersten Range, wich er in so weit von der Order ab, daß er zum Angriff auf das letztere losging, welches Admiral Alva's Flagge trug. Während er darauf zusteuerten, wurde das wohlbekannte telegraphische Signal gegeben: England erwartet, Jedermann werde seine Schuldigkeit thun, und Admiral Collingwood bemerkte, er wünsche, Nelson gäbe keine Signale mehr, sie wüßten Alle, was sie zu thun hätten; als man ihn jedoch auf den Inhalt dieser Mahnung aufmerksam machte, drückte er große Freude aus Bewunderung aus und ließ die Offiziere und die Schiffsmannschaft davon unterrichten.

Capitain Blackwood bat Lord Nelson (aus Sorge für die Erhaltung eines so aufschätzbaren Lebens), er möge noch einigen Schiffen den Vorrang gestatten, und dieser bewilligte endlich dem „Temeraire", ihm voraus zu segeln, widerrief indeß gleich darauf diese Order, setzte der „Victory" mehr Segel bei und behauptete seinen Platz. Der „Royal Sovereign" war weit voraus, als Clavell bemerkte, die „Victory" spanne ihr Focksegel aus. Er zeigte dies Admiral Collingwood, von jenem Weiteifer getrieben, der zwischen den Geschwadern, und namentlich zwischen den beiden obigen Schiffen, herrschte, und bat, ein Gleiches thun zu dürfen: „Noch", antwortete der Admiral, „sind die Schiffe unserer Linie nicht weit genug an uns heran, um ein solches Manöver zu rechtfertigen, dalten Sie sich indeß bereit." Das Focksegel und die großen Ziehtaue wurden bemannt, und der Admiral sah, wie Lieutenant Clavell's Blicke gespannt auf ihm ruhten; nach zehn Minuten gab er ihm einen Wink, und dieser eilte zu Capitain Rotheram, ihm zu sagen, daß der Admiral wünsche, er möge alle Segel aufsiehen.

So ward Order ertheilt, auszulaken und aufzuspannen; das Schiff, welches in wenig Augenblicken unter einer Menge Segeln war, kam schnell vorwärts, und der Admiral ermahnte die Offiziere, Acht zu haben, daß die Mannschaft sich auf dem Deck niederlege und ruhig halte, als der „Zougneur", das Hinterschiff der „Santa Anna", sich plötzlich vorlegte, um den „Royal Sovereign" am Durchbrechen der Linie zu verhindern. Dies gelang ihm nicht. Collingwood befahl dem Capitain Rotheram, gerade auf den Franzosen zuzusteuern und sein Bugspriet wegzunehmen; der „Zougneur", der dies verhüten wollte, setzte sein großes Marssegel auf, ließ den „Sovereign" durch, während er gleichzeitig sein feuern begann, und der Admiral gab Order, eine Kanone loszudrennen, die sein Schiff mit Rauch bedeckte.

Zu dieser Zeit war das nächste englische Schiff etwa eine Meile von dem „Royal Sovereign" entfernt. Lord Nelson, der ihn beobachtete, wie er allein in die vereinigte Flotte hineinsegelte, sprach zu Capitain Blackwood: „Sehen Sie, wie der brave Collingwood sein Schiff ins Gefecht bringt. Wie beneide ich ihn!" und Collingwood dagegen, der seinen Befehlshaber und Freund wohl kannte, that die Aeußerung: „Was würde Nelson darum geben, hier zu seyn!" während Admiral Villeneuve bei dem tollkühnen Heransteuern der englischen Anführerschiffe an dem Ausgange des Kampfes zweifelte. Der „Royal Sovereign" feuerte, an der „Santa Anna" vorüberstreifend, eine und eine halbe Salve nach ihrem Spiegel, rih ihr fort und tödtete und verwundete ihr hundertmal Mann. Mit dem Steuer hart an Steuerbord, stellte er sich so dicht neben sie, daß die niederen Segelbäugen der zwei Schiffe sich in einander verwickelten. Der spanische Admiral aber erkannte, daß der „Royal Sovereign" lewärts angreifen wollte, daher vereinigte er seine ganze Kraft am Steuerbord, und das Gewicht des Geschützes der „Santa Anna" war so groß, daß der „Sovereign" sich bei ihrer ersten Salve auf die Seite legte. Seine Focksegel und Ziehtaue waren nun schon weggeschossen, da bemerkte Admiral Collingwood ein Bramsegel, welches über den Gang des Schiffes herabhing, und forderte Lieutenant Clavell auf, ihm zu helfen, daß er es herunterjage: „Wir können es noch ein andermal anwenden", sprach er, worauf beide Offiziere es sorgfältig aufrollten und ins Boot legten.

Ungefähr eine Stunde war verstrichen, und noch hatte kein anderes englisches Schiff sich ins Gefecht dringen können, als Capitain Rotheram (dessen Tapferkeit an jenem Tage, ungeachtet der vielen an ihm sich kundgebenden Beweise von Muth, doch Staunen erweckte) zu dem Admirale trat, seine Hand ergriff und sprach: „Ich wünsche Ihnen Glück, sie sinken auf der „Santa Anna" das Feuer und werden sich sogleich ergeben müssen." Wirklich hoffte man am Borde des „Royal Sovereign" auf die Freude, einen spanischen Admiral inmitten einer Flotte von dreiundbreißig Segeln noch vor Zukunft irgend eines anderen englischen Schiffes gefangen zu nehmen; doch die „Santa Anna", obschon durch das unausgesetzte Feuer des „Sovereign" in furchtbares Gedränge gebracht und dem unvermögend, weiter etwas zu thun, als daß sie von Zeit zu Zeit eine Kugel auslandete, hielt den Kampf standhaft aus, vertrauend auf die Hülfe der nahe liegenden Schiffe, welche das englische Schiff umschwärmten, ohne Zweifel in der Absicht, es zu zerstören, ehe seine Freunde ihm Beistand leisten könnten. Der „Zougueur" stellte sich an des „Sovereign" Leeseite, und ein anderer fran-

pösischer Zweideckter kreuzte sein Bug, während gleichzeitig zwei spanische Schiffe an seinem Bug waren; eine zu große Zahl, um ohne gegenseitige Beschädigung auf ein einzelnes Schiff feuren zu können.

Der Admiral befahl Capitain Wallace, einen übermaß tapferen Offizier, seine Seetruppen vom Hinterdeck abzuwiesen, damit sie nicht unnöthig dem Feuer ausgesetzt sein möchten; er selbst aber blieb weit länger dort. Als er endlich ins Halbverdeck herunterstieg, musterte er die Mannschaft, schärfte ihnen ein, nicht eine Kugel ins Weite zu schicken, sah selbst zu, ob die Kanonen gut gerichtet seyen, und lobte die Seeleute, besonders einen Schwarzen, welcher später blieb, zur Zeit aber, als er neben ihm stand, jedesmal genau in die Stückpforte der „Santa Anna" schoß. Der „Bougueur" drängte sich so nahe an die Seite des „Sovereign", daß er ihn fast berührte, als jedoch die kurzen Feldstücke des englischen Halbverdecks auf ihn gerichtet wurden und er einige Doppelladungen gerade in sein Vorder-Castell bekam, zog er sich ein wenig zurück und schickte dem „Sovereign", außer dessen Bereiche er dort lag, ein zerstörendes Raketenfeuer zu, bis der „Tonnant" heranzueilte und ihn nahm.

Während eines solchen Gefechtes ist es unmöglich, die Zeit irgend einer besonderen Begebenheit genau zu bestimmen, und ein sehr ausgezeichneter Offizier erzählte dem Berausgeber, alle seine Sinne wären dabei so sehr in Anspruch genommen worden, daß es ihm schien, die Schlacht habe nur eine halbe Stunde gedauert. Demnach sind die Meinungen über die Zeit, welche der „Royal Sovereign" allein im Kampfe war, sehr verschieden. Admiral Collingwood glaubte, es wären zwanzig Minuten gewesen, Andere geben einen viel längeren Zeitraum an. Unterdessen fegelten die englischen Schiffe in größter Eil vorwärts, ihm Beistand zu leisten, oft zweifelhaft über sein Schicksal und doch erfreut, wenn sie seine Flagge ruhig über dem Dampf und Rauch vom Gefechte der „Santa Anna" wehen sahen. Einer seiner tapferen Freunde, die zu seinem Beistand eilten, der Capitain des „Tonnant", erzählte oft, mit welchem Staunen er den „Royal Sovereign" betrachtet, als er sein Feuer eröffnete; er verscherte, seine Aufmerksamkeit sey dadurch in solchem Maße gefesselt worden, daß er einige Minuten meinte, ihm selbst liege einzig ob, zuzuschauen und zu bewundern.

Die „Santa Anna" ergab sich um 1½ Uhr, gegen die Zeit, wo Admiral Collingwood die Nachricht von Lord Nelson's Wunde überbracht wurde. Dem „Royal Sovereign" war durch die Schiffe, welche ihm zu Seiten und vor seinem Bug lagen, an Masten und Segeltauen so viel Schaden zugefügt, daß er seine Stellung nicht verändern konnte. Admiral Collingwood rief daher den „Euryalus", beauftragte ihn, sein Schiff ins Schlepptau zu nehmen und die nöthigen Signale zu geben. Er sandte Capitain Blackwood ab, den spanischen Admiral an Bord des „Euryalus" zu geleiten; da sich jedoch fand, daß er am Tode lag, kam Blackwood mit dem spanischen Capitain zurück. Dieser Offizier war schon vorher nach dem „Royal Sovereign" gekommen, seinen Degen zu überliefern. Dort angelangt, sagte er einen der englischen Seeleute, wie das Schiff heiße, und als er hörte: Royal Sovereign, entgegnete er, die Hand auf eine Kanone legend, in gebrochenem Englisch: „Ich dänk, es sollte der Royal Devil heißen."

Das Gefecht war noch allgemein, als Capitain Blackwood, dem Admiral Collingwood die Kunde von Lord Nelson's Wunde mitgetheilt, nach der „Victory" eilte, um, seinem Worte treu, zu seinem Freunde zurückzukehren. Dort angelangt, sah er das Boot, welches Admiral Collingwood die Nachricht gebracht hatte, und hörte auf seine Nachfrage, Lord Nelson sehe noch; als er aber hinunter zu ihm eilte, war der Held eben verschieden.

Lord Nelson, der gegen alle seine Untergebenen ein edles, würdiges Benehmen beobachtete, hatte zu Admiral Collingwood in dem schönsten Verhältniß gestanden. Als ein Beweis dafür mögen hier die Worte stehen, die er ihm am 3. Oktober 1805 schrieb, als er ein Zusammentreffen mit dem Feinde erwartete:

„Ich sende Ihnen meinen Angriffsplan, so weit er entworfen werden darf, bei der Unsicherheit, mit der die Stellung des Feindes sich muthmaßen läßt. Ihnen, theurer Freund, aber bleibt völlige Freiheit in Beziehung auf diese meine Absicht, und ich Ihrem Urtheil überlassen, ob sie solche zur Ausführung bringen wollen. Zwischen uns, theurer Collingwood, kann keine Eifersucht obwalten, wir haben Beide nur ein Ziel im Auge — das, unsere Feinde zu vernichten und unserem Vaterlande einen glorreichen Frieden zu ereingen. Kein Mann kann einem anderen mehr Bereitwilligkeit schenken, als ich Ihnen schenke, und keiner Ihren Diensten mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Ihr aufrichtiger alter Freund

Nelson."

Collingwood dagegen, der nach Lord Nelson's Tod den Schlachtbericht an die Admiralität zu liefern und über das Ende des Feldherrn Nachricht zu geben hatte, sagt bei diesem Anlaß:

„Nicht nur beklage ich mit der ganzen britischen Flotte und der ganzen britischen Nation den Verlust ihres Oberbefehlshabers, den Verlust eines Helden, dessen Name unsterblich ist und dessen Andenken seinem Vaterlande ewig theurer bleiben wird, sondern mein Herz ist auch mit dem tiefsten Schmerz erfüllt über den Tod eines Freundes, mit welchem ich auf das Innigste verbunden war, durch Jahre langen vertrauten Umgang und volle Kenntniß seiner großigen Vorzüge, die ihn der seltensten Leistungen fähig machten. Es ist ein Schmerz, bei dem selbst das ruhmvolle Ereignis, welches sein Ende herbeiführte, nicht den Trost gewährt, den er vielleicht gewähren sollte."

Nach Lord Nelson's Tode wurde Collingwood nicht nur als sein würdigster Nachfolger im Kommando betrachtet, sondern auch als der Mann, von welchem der Fortbestand des wachsamen Schutzes von Englands Küsten, der das Wohl des Landes bedingte, mit sichrester Zuversicht erwartet werden konnte. Als er hierauf Hauptbefehlshaber der Flotte wurde, welche die Manöver und Pläne Napoleon's überwachte, der damals auf Ausführung seines gedrohten Einfalls sann, waren Collingwood's Thätigkeit, sein Geist, sein Geschick in diplomatischen Verhandlungen und seine unausgesetzten Bemühungen sicherlich das unübersteiglichste Hinderniß für die Ausführung jener Vorhabens. Seine Verdienste in dieser Hinsicht scheinen gehörig gewürdigt worden zu seyn. Die Admiralität erkannte, wie gefährlich und schwierig es sey, einen Anderen an seine Stelle zu setzen, denn seine wiederholten Gesuche, nach Hause zurückkehren zu dürfen, fanden kein Gehör; er sah die Seinen nicht wieder und genoß nur wenige Monate des häuslichen Glückes, welches er so hoch schätzte, während eines saß ganz im Dienste verbrachten Lebens.

Seine Freunde hatten ihn aus Rücksicht für seine Gesundheit oft zur Heimkehr gedrängt. Dienstpflicht aber war ihm ein so strenges Gebot, daß er nicht von seinem Posten wollte, bis er genügend erseßt sey, und er antwortete stets, sein Leben gehöre seinem Vaterlande. Endlich wurde sein Körper durch die Arbeit und Anstrengung des harten Seedienstes, dem bei solch' hohem Posten eine umfassende Korrespondenz, Aufrechthaltung der Disziplin und Leitung einer ausgedehnten Flotte oblag, völlig erschöpft, und er war in einem sehr leidenden Zustande, als er am 25. Februar des Jahres 1810 in dem Hafen von Mahon vor Anker ging. Die Aerzte hofften ihm dringend empfohlen, zu verlassen, ob mäßige Bewegung zu Pferde ihm heilsam sey, und er begab sich deßhalb gleich ans Land, mit seinem Freunde Capitain Hallowell, der ihn begleitete, um sein zu pflegen. Es war indeß zu spät, er konnte nicht die geringste Anstrengung mehr ertragen, und da man ihm vorschlug, er müsse nach England, wenn er sein Leben erhalten wolle, übergab er am 3. März das Kommando der Flotte dem Contre-Admiral Martin. Die beiden folgenden Tage versuchte man vergebens, die „Ville de Paris" aus dem Hafen von Mahon herauszuwerfen; am 6ten endlich sprang der Wind westwärts um, das Schiff gewann das Freie und steuerte England zu. Als Lord Collingwood erfuhr, daß er wiederum in See sey, schöpfte er eine Weile über seine erloschenen Kräfte und sagte: „Wohl möchte ich jetzt leben, um den Franzosen noch einmal zu begegnen."

(Schluß folgt.)

Punchiana.

16.

„Bezahle baar, was Du kaufst, und Du kömmst nie in Schulden!" sagt Franklin, sagt Joseph Hume, sagt jeder tüchtige Haushalter, — sagt jedenfalls auch Herr Friedrich Harkort. Ist dies wahr bei Individuen, wie weit wahrer nicht, auf Regierungen angewendet! Würde England eine Nationalschuld haben, wenn es jederzeit das Baargeldsystem befolgt hätte? Kein Land würde nach diesem Grundsatz Krieg anfangen, bis es Geld genug hätte, um die Kosten zu decken. Ja, käme es bei allen Nationen zur Geltung, so würde Nichts sicherer zur Abschaffung des Krieges führen. Die beste Friedensgarantie ist baar Geld, dies ihr Präsident, Vicepräsident, Mitglieder, Secretair, alles Mögliche. Die einzige Schwierigkeit ist nur, zu wissen, wo es finden. Ja, die große aller Schwierigkeiten im Leben, sagt Punch ein andermal. Baar Geld ist nie wanks in Bereitschaft bann, wenn man es braucht. Es ist gleich einer Frau, die da sagt: „bin gleich bereit", und doch die Treppe hinunterrennt, ihre Handschuhe, ihr Taschentuch oder sonst etwas zu holen. Ihr warten zehn Minuten, eine halbe Stunde, bis Ihr zuletzt, des Wartens müde, ohne sie geht. So ist es auch mit baarem Geld. Ich habe gewartet mein Lebenlang, kann ich (d. h. Mr. Punch) sagen, so daß ich nun auch von dannen gehe ohne baar.

17.

In Nr. 457 führt uns Punch in seine Industrie-Ausstellung von 1850. Die Räume sind aufgethan, und er macht selbst den Führer. In der Rische rechts erblickt man, mit übergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend, einen Handwerksmann bei angestrengter Arbeit. Er schafft: Stiefeletten und Scheere lassen einen Schneider in ihm erkennen. Wie müht sich der ehrs Mann! Gewiß, er arbeitet nicht nur, er ist auch sein Stückchen Brod im Schweiße seines Angesichts. An ihn reiht sich ein verkümmerter Schuhmacher, alt und eingefallen, dem Aussehen nach auch blind, daher von einem Kind geleitet, das ihm wohl bereits fehlt. In der nächsten Nische begegnet uns ein Arbeiter mit Spitzhacke in der Hand, womit er ein Gemäuer demolirt, auch er mühselig und beladen, wie man seinem müden, schon 73 Jahre zählenden Gesicht anmerkt. Noch weiter links auf ärmlichem Sessel eine Nähterin mit abgehärmter Wange und entblößten Armen, Lappen auf ein zerfetztes Gewand setzend. Dies alls des industriösen Mr. Punch Ausstellung im staufenden Jahre. Er selbst sieht sehr ernsthaft darein; auch der an seiner Seite Wandelnde, ein anständiger Herr (vielleicht Lord Ashley), drangvollschmigt obige Industrieproben mit theilnehmendstem Gesicht. Entmuthigt ist jedoch Punch nicht. „In verbessern anno 1851", heißt es in Parenthese unter dem anständigenden Schiffe. Das heißt ja wohl: im nächsten Jahre hat sich der Himmel ins Mittel geschlagen und den Zänkundstreiglgeist nebst dem Schuster zu ihren Vätern versammelt, den Schneider aber und die Nähterin hat Menschenhülfe entweder ins Spital gebracht oder in irgend eine Kolonie exportirt.

18.

Punch ist nie ohne Hoffnung, und Lord John bestärkt ihn darin. Auf einem Bilde ist dieser als Knabe Herkules vorgestellt, indem er die geringsten Nattern Nationalschuld und Sklavenhandel erwürgt am Halse gefaßt hat und, wie der weitgeöffnete Rachen zeigt, nahe daran ist, zu erwürgen.

19.

Also wahr, daß auch Hellas Schienenbahnen anlegt? Punch versichert es. Sie haben, sagt er, dort das alte Wort zunichtegemacht: „Non licet omnibus

nalen Corinthum, d. h. nicht ist Asien (omnibus) gestattet, Korinth zu betreten." Denn dort hält ja ein Korinthischer Omnibus, zur Rückfahrt bereit, so wie der Zug anlangt.

20.

Ein amerikanisches Blatt erzählt von zwei jungen schönen Mädchen aus Florida, die nach Kalifornien gegangen sind und für eigene Rechnung Gold suchen, mit einziger Unterstützung eines alten Negers. Das älteste ist noch nicht zwanzig alt, beide also, und zwar im doppelten Sinne, „minors", minderjährig und Schatzgräber (miners). Das Schatzgraben des weiblichen Geschlechts, sagt Punch, beschränkte sich bisher auf Männerherzen. Damit hat es oftmals große Quantitäten des kostbaren Metalls gewonnen, und für unglücklich erachtete sich diejenige, die mit ihrer Goldgräberei nicht wenigstens so viel zu Tage förderte, als an einem Trauringe befindlich ist. Wenn das schöne Geschlecht nun auch in dem Herzen der Erde Eroberungen unternimmt, so überschreitet es seine natürliche Operationslinie. Punch mißbilligt also das Beginnen der Damen aus Florida und warnt seine eigenen Landsmänninnen vor der kalifornischen Goldsaat. Diese haben, meint er, ihren Sacrament daheim in den Nisi-prius Court oder dem Schöffen- und Schwurgericht. Gesetzt, es handelt sich um Bruch eines Ehrversprechens, so ist allda vollständiger Schaden-Ersatz gewiß. Gleich einer Schöpferkelle weiß diesen die Silberzunge des Anwalts in schönster Weise aus den Taschen vorreiliger Versprecher herauszuwölken. C. K—r.

Klein-Asien.

Entdeckung der Ruinen von Ur in Chaldäa.

Wir haben in diesen Blättern bereits öfter von den merkwürdigen Entdeckungen und Ausgrabungen der Herren Botta und Layard in Mossul gesprochen, wo sie das alte untergegangene Ninive wieder zu Tage gefördert haben. Durch diese Entdeckungen aufgemuntert, hat ein anderer wissenschaftlich gebildeter und von Liebe für die biblischen Urkunden beseelter Europäer eine nicht minder interessante Nachforschung unternommen, die ebenfalls bereits von Erfolg gewesen und worüber wir nachstehendes Nähere erfahren:

In England eingetroffene Briefe aus Bagdad besagen, daß Herr Loftus, ein gradierter Geolog, welcher der Kommission zur genauern Feststellung der türkisch-persischen Gränzen beigegeben ist, auf seiner Reise nach Bassora die selbst in Kleinasien sehr wenig, in Europa aber noch gar nicht näher gekannten und bisher blos von wenigen Reisenden beschriebenen Alterthümer von Nieder-Chaldäa aufgesucht hat.

Die Ruinen des alten Ur-Kasdim — heutzutage Cherkat genannt — wo die in der Genesis erzählten Ereignisse aus dem Leben Abraham's sich zugetragen, nehmen einen unermeßlichen Raum ein und bieten ein außerordentliches Interesse für Bibelfreunde und Alterthumsforscher dar. Auf einem abgeschlossenen Platze, der, allem Anscheine nach, ein öffentlicher Begräbnißort gewesen, hat man eine große Anzahl sehr alter Särge gefunden, die nach der Form und den Dimensionen des menschlichen Körpers in Gips gegossen, mit einem sehr glänzenden Firniß überzogen und mit einer großen Anzahl von Figuren in erhabener Arbeit verziert waren und die sich obenhalb vermittelst eines ovalen, ebenfalls verzierten Deckels öffneten. Ein Krug von mittler Größe war an jedem Sarge durch eine Kette befestigt.

Nach der Erzählung der Einheimischen finden sich in diesen Gräbern oft antiker Goldschmuck, Edelsteine und andere Ueberbleibsel einer unvordenklichen Zeit und Kunst. Diesen Gräber, die Herr Loftus selbst untersuchte, enthielten jedoch nichts mehr von solchen Kostbarkeiten, da die Araber vor ihm diesen Ort besucht und Alles unterwühlt hatten. Er hat inzwischen eine Anzahl von Ziegeln mitgenommen, die mit keilförmiger Schrift bedeckt sind, Stücke von gebrannter Erde, welche die Form von Kinderhörnern haben und ebenfalls mit solchen Charakteren versehen sind, endlich mehrere Bruchstücke einer schockeligen, mit langen Inschriften bedeckten Pyramide, gleich derjenigen, die Layard in Nimrod gefunden und die sich jetzt auf dem Britischen Museum in London befindet.

Allgemein ist unter den Einwohnern des Landes die Tradition verbreitet, daß Cherkat der Geburtsort Abraham's sey; jedenfalls steht aber fest, daß es das alte Ur Chaldäer ist. Von früheren europäischen Reisenden sind diese Ruinen zwar ebenfalls schon erwähnt worden, doch hatten sie sie nur aus der Ferne gesehen, weil sie in der Regel wegen der häufigen Ueberschwemmung des Umgegend und wegen der gefährvollen Nachbarschaft der Chefel-Araber unzugänglich sind. Herr Loftus ist demnach der erste Europäer, der diese Wiege der Erzväter betracht und in der Nähe besichtigt hat.

Unter den Ruinen von Hamman-Ali hat Herr Loftus auch eine mit keilförmigen Inschriften versehene Basalt-Statue gefunden. In Hamgetr, jenseits des Euphrats, findet sich ebenfalls eine kolossale Statue, die wahrscheinlich einen Gott der Chaldäer darstellt; sie ist jedoch in einem so unförmlichen, verwitterten Zustande, daß es nicht mehr der Mühe verlohnt, sie nach Europa zu schaffen.

Die Kommission, zu welcher Herr Loftus gehört, hatte noch die Aufgabe, die Gränze von Sofiana festzustellen, und wird bei dieser Gelegenheit den ganzen Landstrich passiren, in welchem sich zahlreiche halbdürre Ruinen befinden. Da der Kommission, von der türkischen sowohl, als von der persischen Regierung, große Autorität verliehen ist und sie daher auch mit größerer Sicherheit ihre Untersuchungen anstellen kann, als es bisher irgend einem Reisenden in diesen Gegenden verstattet war, so sind unzweifelhaft noch andere Entdeckungen von ihm zu erwarten, die auf die früheste Geschichte von Ninive und Babylon neues Licht werfen werden.

Der alte Orient, die Wiege des Menschengeschlechts und der religiösen, wie der sozialen und künstlerischen Bildung, scheint in unserer Zeit von neuem aus seinen Ruinen erstehen zu wollen. Nachdem eine Periode der Skepsis und der Selbstüberschätzung menschlicher Weisheit an den in den heiligen Schriften enthaltenen Grundpfeilern der Religion so lange gerüttelt, daß das ganze Gebäude einzustürzen und unter seinen Trümmern die Gesellschaft und ihre Civilisation zu begraben droht, geschehen in unserer eigenen Mitte, wie im fernen Orient, Ereignisse und Entdeckungen, welche nicht blos die sittlichen Grundwahrheiten der biblischen Urkunden, sondern auch ihre einfachen Erzählungen und Völkersagen bestätigen. Möchte dies doch ein Zeichen der Rückkehr zur ewigen Quelle der Wahrheit und der Freiheit seyn!

Mannigfaltiges.

— Chinesische Zustände. Ein englisches Blatt enthält eine interessante Korrespondenz aus Hongkong über den Tod des Kaisers von China und die Neuerungen, die in Folge desselben im „himmlischen Reiche" erwartet wurden. „Die Bande", heißt es unter Anderem, „welche die chinesische Gesellschaft seit Jahrhunderten zusammenhielten, sind schon locker geworden, und es nähret sich rasch die Zeit (wenn sie nicht schon eingetreten ist), wo eine große Veränderung in der relativen Stellung der Regierenden und der Regierten stattfinden muß. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Grundsätze einer freien Verfassung jetzt in allen Versammlungen der Literaten besprochen werden, und daß das junge China bereits einen nicht geringen Einfluß auf die Politik und die Handlungsweise der chinesischen Regierung ausübt. Die Literaten, wie sie in den öffizjellen Aktenstücken genannt werden, nehmen allmälig die Stellung der französischen Encyklopädisten im achtzehnten Jahrhundert ein, welche eine soziale und politische Revolution vorbereiteten. Die neuesten Ereignisse tragen dazu bei, diese Revolution in dem tausendjährigen Staatsgebäude China's zu beschleunigen. Die verwitwete Kaiserin, die am 23. Januar gestorben ist, war den Grundsätzen der Literaten entschieden abhold, und da ihr Ratschläge beim Monarchen großen Gewicht hatten, so mußten alle Reformen an ihrem Widerstande scheitern. Ihrem Abtreten von der politischen Schaubühne ist am 25. Februar der Tod Seiner himmlischen Majestät des Kaisers Taoukoang selbst im 68sten oder 69sten Jahre seines Alters gefolgt — eines Fürsten, dessen Regierung durch Ereignisse von weit größerer Wichtigkeit bezeichnet wurde, als die irgend eines seiner Vorgänger. Der verstorbene Kaiser war immer friedfertig bis zur Schwäche und bethätigte diese Gesinnung mehr als einmal den Vorstellungen seiner Räthe zum Trotz. Der neue Monarch ist jung und zudem anmaßend und eigenwillig; so haben mir wenigstens die Hoffeste in Peking versichert, die ohne Zweifel in diesem Punkte am besten unterrichtet sind. So zu sagen, im Schooße der Literaten aufgewachsen, ist der junge Kaiser Hih-tsch'ha von ihren Ideen durchdrungen, und obgleich der Thron seine Ansichten vielleicht modifiziren wird, so wird er sich doch in jedem Fall zu bedeutenden Konzessionen genzwungen sehen."

— Reisen in Afrika. Ein Korrespondent der Times theilt einige interessante Nachrichten über Richardson, den unternehmenden afrikanischen Reisenden, mit. „Herr Richardson", sagt er, „verließ Tripoli am Charfreitag, um ins Innere von Afrika vorzudringen. Der Transport des zum Beschiffen der Seen bestimmten Bootes ist eine Quelle großer Sorgen und außerordentlicher Schwierigkeiten gewesen. Es muß eine vier Monat lange Reise durch die brennenden Sandwüsten Afrika's zurücklegen, ehe es den See Tschad erreichen kann. Der in Malta kommandirende Admiral hat ein vortreffliches Fahrzeug bauen lassen, mit breitem Deck und leicht wie ein Kork im Wasser. Herr Richardson und seine deutschen Reisegefährten begeben sich zuerst nach Murfuk, über Mighesi, eine von Europäern noch nicht versuchte Route, dann von Murfuk nach Ghat und durch das Land der Tuaricks nach Air und Ughatschy, wo sie auf den Gränzen von Sudan das Ende der Regenzeit abwarten wollen, während der in den Wendekreisen alle Arbeit aufhört. Sobald die Fieberzeit vorüber ist, wird Herr Richardson mit den Doktoren Barker und Overweg nach Kanon und Tuktaton, den Hauptstädten Sudans und des Reichs der Fellentaten, gehen. Dann gedenken sie Schwäche und Noth Dornu zu wenden, um die Gewässer des Tschad-Sees zu erforschen; sollte dem Boote unterwegs ein Unglück begegnen, so werden sie ein neues konstruiren, zu welchem Zwecke sie mit allem nöthigen Schiffbau-Apparat versehen sind. Nachdem man den Tschad untersucht hat, werden die Doktoren Barker und Overweg sich von Herrn Richardson trennen; die beiden Ersteren haben die Absicht, weiter östlich nach den Mondgebirgen und der Oststäfte von Afrika vorzudringen, während der Letztere auf der früheren Bornuer Route nach dem Mittelländischen Meere zurückzukehren gedenkt. Herrn Richardson erwartet man in etwa anderthalb Jahren wieder in Tripoli zu sehen; was jedoch die Rückkunft seiner Gefährten betrifft, so kann deren Zeitpunkt auch nicht einmal annähernd bestimmt werden." — Unter dem Dr. Barker ist natürlich Niemand anders als Herr Dr. Barth gemeint, der, wie unsere Leser schon aus Nr. 149 des Magazins vom vorigen Jahre wissen, sich an der von Richardson und Overweg nach dem Tschad-See unternommenen Expedition betheiligt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Berlin 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Sonnabend den 8. Juni 1850.

England.

Der vierte Stand.

Materialien zur Geschichte der Presse.*)

Die Macht der Presse, dieser geistigen Waffe, vor der sich Könige und Völker beugen, ist eine Erscheinung, die sich gleichsam vor unseren Augen entwickelt hat. Diejenigen, die ihr am meisten widerstreben, müssen sie doch als eine vollendete Thatsache anerkennen und ihr sogar den Tribut ihrer Huldigung darbringen, indem sie sie für ihre Zwecke auszubeuten suchen. Darum ist die Geschichte der Presse von der Geschichte der Civilisation, des Fortschritts und der gesetzlichen Freiheit ungetrennlich. Die Presse war die Rüstkammer, in der die Pfeile geschmiedet wurden, die das alte gesellschaftliche System über den Haufen warfen und durch seinen Sturz einen neuen Zustand der Dinge ins Leben riefen. Die Presse wird es aber auch seyn, welche die Welt am wirksamsten vor den wahnsinnigen Systemen des Sozialismus und des Kommunismus bewahren wird. Die Geschichte der Presse ist heutzutage die Geschichte der Menschheit.

In England wurde die erste regelmäßig erscheinende Zeitung im Jahre 1622 herausgegeben. „Als die Regierung Jakob's I. sich ihrem Schlusse näherte, als Ben Jonson Hofhistoriker war und die Freunde Shakespeare's seinen erst vor kurzem flüchtig gefundenen Tod betrauerten, als Cromwell noch in Huntingdon die Bierbrauerei betrieb, Milton, ein sechzehnjähriger Jüngling, sich in lateinischen Versen versuchte und Hampden ruhig auf seinem Landsitz in Buckinghamshire lebte, wurden die Bürger von London eingeladen, auf ihr erstes Zeitungsblatt zu abonniren. Wie haben keinen Grund, zu bezweifeln, daß der kleine Rhyther der unzähligen mächtigen Blätter unserer Zeit im Jahre 1622 in der Hauptstadt zur Welt kam, und daß ein gewisser Nathaniel Butter an der Spitze der sinnreichen Spekulanten stand, welche mit dieser Novität hervortraten. Seine Gehilfen in dem Werk waren, wie es scheint, Nicolas Bourne, Thomas Archer, Nathaniel Newberry, William Sheffard, Bartholomew Downes und Edward Allde. Diese sämmtlichen Namen sind auf den ersten Exemplaren der ältesten Zeitung: The Weekly News (wöchentliche Neuigkeiten) zu lesen. Das ältereste von diesen Blättern, welches vom 23. Mai (1622) datirt ist, hat die Namen Bourne's und Archer's auf dem Titel: so wie man aber weiter forschet, nimmt Butter die hervorragendste Stelle in der Genossenschaft ein. Er war vermuthlich der Verfasser oder Redacteur, die Anderen nur die Verleger, und unter verschiedenen Titeln und, wie es scheint, mit nur geringem Erfolg blieb er bis zum Jahre 1640 in der Zeitungspresse thätig."

Butter war von Profession ein Zeitungsschreiber (News-letter writer) — d. h. ein Mann, der eine kleine Zahl Abonnenten für ein bestimmtes Honorar mit einer wöchentlichen, handschriftlichen Uebersicht der neuesten Nachrichten auf dem Gebiete der Politik, des Handels und wohl auch der Literatur versorgte. Ben Jonson und Shirley haben seltsame Karikaturen dieser Leute und ihrer Art, das Geschäft zu betreiben, entworfen. Aber der Satire zum Trotz blieben sie noch lange unentbehrliche Personen und erhielten sich, so unglaublich es auch scheinen mag, bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Unter Georg I. und II. war Dyer's Weekly Letter, wie Walter Scott bemerkt, das Orakel der torystischen Landjunker, die durch seine Vermittelung erfuhren, was im Parlament und anderswo vorging. Das Original-Manuskript des Redacteurs wurde von seinen Schreibern kopirt und die Abschriften mit der wöchentlich von London abgehenden Post versendet. Die Tagesneuigkeiten wurden zum Theil aus den in den Kaffeehäusern einkaufenden Gerüchten zusammengestellt, und es fand oft vor, daß der Korrespondent seine Gönner um eine nachträgliche Gratification aufrach, wegen der Kosten, womit der Besuch dieser Sammetplätze der „feinen Welt" verknüpft war. Sparen von solchen Zeitungsblättern existiren noch heutigentages in Irland, wo mehrere Journale den Titel News-Letters führen.

Die Erlaubniß zur Veröffentlichung der Parlamentsdebatten mußte erst durch lange Kämpfe errungen werden; auch jetzt ist sie nur geduldet, nicht förmlich sanctionirt, und die Reporter können auf Antrag eines einzigen Mitgliedes ausgeschlossen werden. Der Kampf begann schon unter Karl I., und das lange Parlament stellte einen förmlichen Censor oder sogenannten Licenser an. Cromwell und sein Rath waren der Preßfreiheit weniger günstig, als der Religionsfreiheit. Oeffentungsrechter gewann die periodische Presse zuerkennt an Kraft und Ansehnung, und es wurden ziemlich regelmäßige Berichte über die parlamentarischen Verhandlungen abgestattet. Mit der Restauration aber trat ein strenger Repressivsystem ins Leben, und eine Parlaments-Akte belegte die Herausgeber mißliebiger Schriften mit den härtesten Strafen. „Das neue Statut wählte sich bald einige Schlachtopfer aus, und auf der Nichtstätte von Tyburn ging die Execution eines unglücklichen Buchdruckers vor sich. In einer Oktobernacht des Jahres 1663 machte sich der Licenser L'Estrange auf, um einer eingegangenen Denunciation zufolge nach verdotenen Druckschriften zu suchen. Er hatte vier Gehülfen mit, Namens Dickinson, Mabb, Bickham und Storp, welche auf L'Estrange's Befehl ihren Weg nach Cloth-Fair nahmen. Dies war Milton's Versteck in bösen Tagen gewesen, und hier lebte jetzt ein anderer heterodoxer Gesinnter, der Buchdrucker John Twyn, den man der Behörde als den Verbreiter unerlaubter Gedanken angezeigt hatte. Als die Thür nach halbhündigem Klopfen von dem unglücklichen Wirth geöffnet wurde, postirte sich Bickham an der Hinterthür, ein anderer vorn, während die übrigen Beamten das Haus durchsuchten. Man hatte sich bemüht, die strafbarsten Blätter zu vernichten; ein Theil derselben war in ein benachbartes Haus geworfen und der Sod aufgebrochen worden. Genug wurde jedoch vorgefunden, um die Anklage zu begründen. Twyn's Lehrburiche trat als Zeuge gegen seinen Herrn auf, und die Richter waren bereit, dem Sergeant Morton beizupflichten, der als Staatsanwalt fungirte und Twyn des Hochverraths beschuldigte. Das verpönte Buch wiederholte nur die so oft unter der Republik vorgebrachten Argumente: daß es eben so gut die Pflicht des Volks als der Magistratspersonen sey, die Rechtsopflege zu handhaben und anzuüben, und daß, wenn die Magistratspersonen das Recht verletzten, Gottes Gesetz das Volk ermächtige, die Gerechtigkeit ohne sie und gegen sie zu vollstrecken. In seiner Vertheidigung sagte Twyn, daß er allerdings die Schrift gedruckt habe; es seyen wohl scharfe Reden darin, doch habe er nichts Uebles daran gefunden; das Manuskript wäre ihm durch die Magd einer gewissen Calvert zugestellt worden, und er habe vierzig Schillings für den Druck erhalten. Er führte dabei zu seiner Entschuldigung an, daß er arm sey und eine Familie habe, für die er Brod verdienen müsse. Alles dieses half ihm aber nichts; die Jury erklärte ihn für schuldig. „Ich bitte demüthig um Gnade", rief Twyn, als das schreckliche Wort ausgesprochen wurde; „ich bin ein armer Mann und habe drei kleine Kinder; von der Schrift habe ich kein Wort gelesen." — „Ich will euch sagen, was Ihr thun müßt", entgegnete der Oberrichter Hyde, an den diese Bitte gerichtet war; „bittet die um Gnade, die sie gewähren können: nämlich Gott und den König." — „Ich flehe Euch an, ein gutes Wort für mich bei Seiner Majestät einzulegen", schrie der unglückliche Delinquent mit klägticher Stimme. — „Knüpf' ihn auf, Henker!" war die einzige Antwort, und Hyde fuhr fort, ihm sein Urtheil vorzulesen — ein Urtheil, das noch jetzt unter Brut gerinnen macht. „Ich spreche es aus tiefster Seele", sagte der preßfeindlichste Oberrichter, „daß wir uns des größten Glückes in der Welt erfreuen, unter einem so gnädigen und guten König zu leben (man erinnere sich, daß dieses unter Karl II. gesprochen wurde!) — und Du, Twyn, der Du ihn in Deiner Verzensverstockung beleidigt, verdienst keine Gnade." — Nach einigen ähnlichen devoten Redensarten und der Erklärung, daß es hohe Zeit sey, ein Exempel an den Leuten zu statuiren, welche den Königsmord predigten, verordnete er, daß Twyn auf einer Schleife nach dem Richtplatz geschleppt werden solle; dort solle man ihn aufhängen und lebendig abschneiden, den Körper auf eine Weise verstümmeln, deren bloße Erwähnung der Anstand verbietet, die Eingeweide herausnehmen „und, während Ihr noch lebt, sie vor Euren Augen verbrennen; dann soll Euch der Kopf abgehauen werden und sammt dem Körper, nach Vertheilung desselben, den ferneren Verfügungen unterliegen, die Seine Majestät zu erlassen geruhen wird." — „Ich flehe Euch Lordschaft an", rief Twyn in seiner Verzensangst von neuem, „meinen Zustand zu bemitleiden und Euch für mich zu verwenden." — „Nicht für meinen eigenen Vater würde ich mich verwenden", entgegnete der blutdürstige Richter Hyde in der Grausamkeit seiner Herzens, „wenn er bei einem solchen Vergehen betroffen wäre!" Und der unglückliche Buchdrucker wurde nach Newgate zurückgebracht, welchen Kerker er nur verließ, um zum Tyburn geführt zu werden, wo das Urtheil bis auf's Haar vollstreckt wurde, sein Haupt und seine Glieder aber wurden auf Lubgate, Aldersgate und die anderen Thore Londons aufgepflanzt, um dort zu faulen und zu vermodern."

Das Verbot, die Parlaments-Debatten zu veröffentlichen, führte natürlicherweise zu ihrer heimlichen Verbreitung, woraus parteiliche und einseitige Berichte entstanden. „Die Data, welche zu den Berichten nöthig waren, konnten nur von Mitgliedern geliefert werden, und Niemand würde sich der Gefahr ausgesetzt haben, die mit der Herausgabe unerlaubter Druckschriften verbunden war, der nicht ein starkes Interesse daran hatte, das Publikum mit der Angelegenheit, um die es sich gerade handelte, bekannt zu machen. Einer

*) The Fourth Estate: Contributions towards a History of Newspapers, and of the Liberty of the Press. By F. Knight Hunt. London 1850. 2 vols.

Digitized by Google

von diesen unconsirten Berichten wurde auf Anlaß der Debatten veröffentlicht, die im Oberhause im April und Mai 1675 über eine Bill stattfanden, welche „zur Verhütung der Gefahren, die von übelgesinnten Personen herrühren können", eingebracht ward. Der Philosoph Locke schrieb eine Uebersicht dieser Debatte, auf Wunsch des bekannten Grafen von Shaftesbury und nach den ihm von diesem Ehrlmann gelieferten Angaben; sie erschien unter dem Titel: „Brief eines Mannes von Rang an seinen Freund auf dem Lande", und wurde mit Begierde gelesen, zum großen Aerger des geheimen Raths, der die Schrift durch den Henker verbrennen ließ. Graf Shaftesbury selbst schrieb in der Folge, was man heutzutage Parlamentsberichte nennen würde. Zu diesen gehört der „Brief eines Parlamentsmitgliedes an seinen Freund über die Verhandlungen im Unterhause während der letzten, am 13. Oktober 1675 begonnenen Session." In der Liste derjenigen, welche die Vorgänge im Parlament bekannt machten, ehe das Gouvernement ihre Veröffentlichung durch die Zeitungen gestattete, muß auch Andrew Marvel nicht vergessen werden. Dieser patriotische Volksvertreter übersandte seinen Kommittenten in Hull von 1660 bis 1678 regelmäßigen Bericht über die Ereignisse einer jeden Sitzung. Architell Grap, der wichtig Jahre lang Mitglied der Derby war, hat gleichfalls Berichte über die Verhandlungen von 1688—1694 geliefert, und diese Aufzeichnungen über das, was in der gesetzgebenden Versammlung des Reiches zu zu einer Zeit geschah, wo es den Organen der Presse noch verboten war, ihrer Thätigkeit zu erwähnen, bilden jetzt die wichtigsten Materialien, die uns für die Geschichte jener Periode vorliegen."

Jakob II. that natürlich Alles, was in seiner Macht stand, um die Presse zum Schweigen zu bringen, aber ein Sieg, den die Sternkammer Jakob's I., die Proclamationen Karl's I., die Parlaments-Akten Cromwell's, die Censurvorschriften und fiskalischen Anordnungen, die Executionen und Einkerkerungen Karl's II. nicht erreichen konnten, war diesem gekrönten Zanatiker noch weniger beschieden. Die Presse, sagt Macaulay, wurde bald nach der Revolution von der Censur befreit, und gleich darauf fiel die Regierung unter die Censur der Presse. Denn wir dies auch wohl annehmen, so kann es doch Wilhelm III. und seinen Ministern nicht zum Verdienst angerechnet werden; sie waren der Presse eben so wenig hold, als ihre Vorgänger und als die Regierungen im Allgemeinen, die sie beim Falle sie ein nothwendiges Uebel halten. Durch die schwankenden Verhältnisse der Zeit und durch das Bedürfniß aller Parteien, sich ihrer Hülfe zu versichern, hatte die Presse an Macht gewonnen; aber man suchte sie bald von neuem zu beschränken, und die Censur-Akte wurde wieder ins Leben gerufen. Die veränderten Umstände hatten diese jedoch ihrer früheren Wirksamkeit beraubt, und sie starb am Ende eines natürlichen Todes.

„Sir John Knight's Rede gegen die Bill zur Naturalisirung protestantischer Ausländer war durch die Tories gedruckt und in Umlauf gesetzt worden, worauf das Unterhaus den Beschluß faßte, daß besagte Rede, weil sie falsche, skandalöse und aufrührerische Bemerkungen und Ausdrücke enthalte, durch den Henker verbrannt werden solle. Der Sergeant-at-Arms begab sich nach dem Schloßhof, um der Ausführung dieses Befehls beizuwohnen. Gegen Ende desselben Jahres ward eine Klage vor das Unterhaus gebracht, daß ein Zeitungsschreiber, Namens Dyer (s. oben), sich erkühnt habe, in einem seiner Blätter der parlamentarischen Verhandlungen zu erwähnen, und wegen dieser Verletzung der Privilegien des Parlaments erging an ihn der Befehl, vor den Schranken des Hauses zu erscheinen; er gehorchte, räumte beim Verhör seine Schuld ein und mußte niederknieen, während der Sprecher ihm seine große Frechheit verwies. Das Unterhaus faßte nachher den Beschluß, daß „kein Zeitungsschreiber (news-letter writer) sich unterfangen solle, in seinen Briefen oder anderen von ihm verbreiteten Blättern über die Debatten oder irgend welche Verhandlungen des Hauses zu berichten."

„Unterdessen wurde die Zahl der Journale immer größer. Von der Erscheinung des Public Intelligencer im Jahr 1661 bis 1688 kamen im Ganzen über siebzig Zeitungen heraus. Einige von ihnen hörten schon nach den ersten Nummern auf, andere hatten einen besseren Fortgang, und eine von ihnen, die London Gazette, existirt noch heute. Während der wichtigen mehr als dreißig Jahre nach der Revolution von 1688 entstanden nicht weniger als sechsundzwanzig neue Zeitungen. Das Wort Reform ward zuerst in dem Titel eines von Dr. J. Bellwood gestifteten Journals gebraucht, welches den Titel: Mercurius Reformatus hieß. Andere Revisäten kamen auch zum Vorschein, und um der vermehrten Konkurrenz zu begegnen, mußten die Journalisten ihre ganze Erfindungskraft aufbieten. So zeigt die fliegende Post im Jahr 1695 an, daß, „wenn irgend ein Gentleman Lust habe, seinen auf dem Lande wohnenden Freund oder Korrespondenten mit dieser Uebersicht der öffentlichen Angelegenheiten zu erfreuen, er sie von J. Salisbury, im Hause zur aufgehenden Sonne in Cornhill, erhalten könne, und zwar auf einem Bogen Schreibpapier, wovon die Hälfte leer ist, um ihm die Bequemlichkeit zu gewähren, seine Privat-Angelegenheiten oder Bemerkungen über die Tagesneuigkeiten darauf einzutragen." Wir sehen aus dieser Notiz, daß die News-letters noch nicht vergessen waren, was auch durch eine andere von Zchabod Dawks im Jahr 1696 herausgegebene Zeitung bestätigt wird, die in Schreibschrift und auf Postpapier gedruckt war, um einem gewöhnlichen Briefe zu gleichen, indem ein Theil leer gelassen wurde, den der Absender vor Postschluß ausfüllen konnte." (Schluß folgt.)

Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere.

(Schluß.)

Am Morgen des 7ten erhob sich ein bedeutender Sturm. Der Freund des Admirals, Captain Thomas, trat zu ihm und sagte, er fürchte, die Bewegung des Schiffes werde ihn beunruhigen. „Nein, Thomas", antwortete er, „ich bin in einem Zustande, wo nichts in der Welt mich mehr beunruhigen kann, ich sterbe, und ich denke, es muß Ihnen und Allen, die mich lieben, tröstlich seyn, zu sehen, wie leicht mein Ende ist." In einem der Umstehenden gewendet, äußerte er, er habe sich so sehr als möglich gemüht, sein ganzes vergangenes Leben an sich vorübergehen zu lassen, und könne zu seinem Trosse sagen, daß nichts darin ihn irgend beunruhige. Er sprach von den fernen Seinen und von dem unerschöpften Kampfe, in welchem sein Vaterland verwickelt war, immer aber mit Ruhe und vollständiger Gottergebenheit. In diesem glücklichen Seelenzustande nahm er von den Umstehenden liebevoll Abschied und verschied ganz ohne Todeskampf am Abend desselben Tages, um sechs Uhr, in einem Alter von neunundfunfzig Jahren und sechs Monaten.

Herr Macauly, der Bandarzt der „Ville de Paris", sagt in seinem Bericht: „Die, welche bei dem Tode des Admirals gegenwärtig waren, seine Fassung und Ergebung beobachteten, werden dessen lange mit Bewunderung gedenken. In seinem Augenblick von des Lords gänzender Laufbahn zeigte sich sein Charakter in schönerem Lichte, als bei dem Prunkaben seines Endes. Wird auf dem Kranken- und Todtenbette, — wo Eyrgeiz, Verlangen nach Ruhm und die Interessen des Lebens schwinden — der wahre Werth des Menschen offenbar, so hat sicherlich seines Mannes Charakter vort sich rühmlicher bewährt, wie der des ewig Lord Collingwood. Als er sah, daß sein Aittel half und der Tod ihm nahe, ließ er keinen Seufzer hören, keine Klage über sein vergangenes Leben, kein Wort der Sorge wegen der zukünftigen, starb mit einer Fassung und Kraft, die selten erreicht und nie übertroffen worden ist."

Nach Lord Collingwood's Tode fand sich, daß alle Theile des Körpers, mit Ausnahme des Magens, völlig gesund waren, und ist zu glauben, daß er, früher von der Flotte abberufen und zu den Gemächlichkeiten des Lebens zurückgeführt, noch lange erhalten worden wäre. Die Art des Dienstes, welche nothigte, zu lauren und zu wachen unter Sorgen des Geistes und Anstrengungen des Körpers, machte es den Schiffen ganz unmöglich, in einem Hafen Erholung zu suchen, und die Mannschaft entbehrte dadurch der Ruhe, oft auch der gefunden Nahrung von frischem Fleische und Gemüse. In einer Periode seines Lebens war Lord Collingwood zweiundzwanzig Monate in See, ein Zeitraum, welcher in der Geschichte des Seedienstes seinesgleichen nicht hat, und ein Beweis von Muth, der fast unglaublich war. — Er besaß einen Gleichmuth, den nur der kennt, wer ihn unter den vielen Mühen seines Berufs beobachtete. Vielleicht verdeckte er von Anderen zu sehr dieselbe gleichmäßige Achtsamkeit, welche er unabläßig übte. Bei solchen Anlässen äußerte er Ungeduld und Mißvergnügen, immer aber in der Sprache eines feinen Mannes. Deren Schwierigkeiten oder Gefahr ein, so blieb er ruhig und gefaßt in einem Grade, welcher zu Bewunderung hinriß. „Der Admiral sprach mit mir", erzählt Herr Gmide, sein Kammerdiener, „inmitten der Schlacht bei Trafalgar und wenige Minuten nach ihrem Ende, keinmal aber bemerkte ich die mindeste Veränderung in seiner gewohnten Weise, zu resp. Dies machte mir einen Eindruck, den ich nimmer vergesse, ich erstaunte, wie ein Mann, dessen Geist mit so verschiedenen Dingen von höchster Wichtigkeit erfüllt war, mich mit Ruhe und Gleichmuth auf das Liebevollste um mein Befinden befragen und von gewöhnlichen Dingen reden konnte, als ob nichts von Bedeutung vorgefallen wäre."

Die religiösen Ansichten des Admirals standen in Uebereinstimmung mit seinem Charakter und Wesen, waren ruhig, verständig, fromm, ohne allen Schein. Jeden Sonntag wohnte er dem Schiffsgottesdienste mit ernster Aufmerksamkeit bei. Gestattete das Wetter nicht, sich auf dem Deck zu versammeln, so pflegte er in seinem Kabinet in einem Andachtsbuche zu lesen. Glaubig und dankbar erhob sich sein Gemüth zu Gott, und er bewährte seine Gesinnung durch liebevolles Betragen gegen die Menschen.

Diese Religiosität, verbunden mit eifrigem Streben nach Pflichterfüllung, und heiße Vaterlandsliebe waren es, welche ihn bewogen; ruhig und treu auf seinem Posten auszuhalten, bis sein Körper der Anstrengung unterlag.

Die große Zahl Briefe, welche das Werk enthält, von dem wir hier einen gedrängten Ueberblick zu geben suchten, legen Zeugniß ab von dem, was wir berichten, von dem weiten Kreis der Berufsgeschäfte, die Lord Collingwood zu üben hatte, wie von seinen persönlichen Vorzügen, und wir können uns nicht versagen, hier noch einige kurze Anzüge aus seinen Briefen an seine Frau mitzutheilen, da sie uns geeignet scheinen, das Bild von der besonderen Eigenthümlichkeit des Admirals in einer Weise zu ergänzen, für welche sich im Laufe unserer Gesammtberichtes nicht Raum fand.

„Ouvrn" jur Cee. den 17. Februar 1806.

„Die Brigg ist von Newcastle angekangt, sie hat mir Deinen höchst willkommenen Brief gebracht, und mein Herz ist erleichtert durch die Nachricht, daß es Dir wohlgeht. Drei Monate sind verstrichen, ohne daß ich einen einzigen Brief von England erhielt, und ich verlebte dadurch böse Tage. Zudem quält mich die Unsicherheit mit den Stand der Flotten und Geschwader und der Gedanke, daß sie mir entschlüpfen und ins Mittelmeer segeln möchten. Wenn es doch Briefe wäre, und ich könnte mich von den Sorgen erholen, die jetzt auf mir lasten. Ich habe Dir viele Briefe geschrieben, ohne daß ich Erbebliches zu melden hatte, denn die Welt, in der Du lebst, ist mir so fremd, als ob ich ein Bewohner des Mondes wäre."

„Ouvrn" auf der Höhe von Cadix, den 21. März 1806.

„Noch weiß ich nicht, wann ich einen Brief absichicken kann, schreibe Dir aber, weil ich es gern thue und weiß, Du würdest es freundlich aufnehmen, wenn ich Dir auch nur sagte, daß es mir wohlgeht.

So weit entfernt, kann ich Dir wegen der Erziehung unserer Lieblinge keinen weiteren Rath ertheilen, als daß nicht der kleinste Stillstand darin eintreten darf. Sie sind in dem Alter, wo Kenntnisse erworben werden müssen, und große Achtsamkeit ist erforderlich bei der Wahl der Bücher, die sie lesen,

damit sie nicht ihre kostbare Zeit verschwendeten, Unsinn und Romane zu lesen, von denen die meisten weit nützlicher dienen würden, einen Kapaun zu fangen, als eine junge Dame für die Welt zu bilden. Wie glücklich sollte es mich machen, könnte ich mich jetzt nur eine halbe Stunde mit Dir über diesen wichtigen Gegenstand unterhalten! Ich habe Dir fürwahr viel zu sagen. Einige Offiziere hier sind so bekümmert, wie ich, daß sie nicht nach England zurück dürfen. Doch was kann geschehen? Die Admiralität sagt mit nicht ein Wort wegen der Preisen, der Beförderungen der Offiziere oder wegen sonst eines Gegenstandes. Nie hatte und habe ich etwas Anderes im Auge, als was ich dem allgemeinen Besten am dienlichsten erachte. Ich strebe nicht, mehr Macht oder Reichthum zu erlangen, als ich besitze, noch habe ich Verbindungen irgend einer Art, die mich von dem geraden Wege meiner Pflicht abzulenken vermöchten. Ich habe weder Söhne, noch Vettern, deren Beförderung ich durch eine fener Listen zu erreichen suchen sollte, denen ich immer Feind war, und irre ich, so ist mein Kopf und nicht mein Herz daran schuld. Nicht alle Leute urtheilen so nachsichtig über meinen armen Verstand, wie Du, keines Menschen Urtheil aber schmeichelt mir so sehr. — Aus Lloyds Kaffeehaus habe ich nichts über die Seeseite gehört; was im Oktober geschah, ist eine alte Geschichte; — ich muß etwas zur Sommerunterhaltung zu Stande bringen."

„Euren" zur See, den 29. März 1806.

„Endlich habe ich Deine Briefe erhalten und bin wahrhaft erfreut, zu hören, daß es Dir wohlgeht. Der „Pompée", Sir Sidney Smith, brachte mir alle Papiere, Briefe und Orders, die sich in den letzten vier Monaten in Portsmouth angehäuft haben, und diese Verkümmniß hat solch' endlose Verwirrung veranlaßt, daß ich nie im Stande sein werde, Alles wieder zu ordnen. Mein einziges Begehren war, daß Landley unter den Beförderten sein möchte, und ich schrieb deshalb ausdrücklich an Lord Barham; aber es ist nicht geschehen. So kann ich sagen, daß sie nicht einen Offizier meinetwegen ernannt haben, denn Clavell gab ich eine Stelle, die durch einen Todesfall erledigt war, und bei der die Admiralität nichts zu bestimmen hatte. All' die jungen Männer verlangen, nach England zurückzukehren, da ihr Dienst so in ihren Fortkommen gehindert hat, und ich fühle mich so gekränkt, wie nur möglich. Ueberdies bin ich benmruhigt durch die Masse der zu beseitigenden Geschäfte; oft wache ich die halbe Nacht, um Anordnungen zu treffen, und bin in den letzten zehn Tagen nicht von meinem Schreibepult aufgestanden, kaum um die Sonne zu sehen.

Wegen Mr. Chalmer's Familie habe ich noch Pläne geschrieben. Er hinterließ eine Mutter und einige Schwestern, die vorzugsweise auf das gestellt waren, was dieser würdige Mann und tapfere Offizier von seinem Solde für sie ersparte. Er fand neben mir, als er die Todeswunde empfing. Eine große Kugel durchschnitt seinen Körper fast, und er legte sein Haupt auf meine Schulter, indem er mir sagte, er sey din. Ich hielt ihn, bis zwei Mann ihn fortrugen, und empfing seine Segenswünsche: sonst konnte er nichts mehr sprechen; als sie ihn aber in die Höhe nahmen, wünschte er, zu leben, damit er den Bericht von dem Gefecht in einer Zeitung lesen könne. Er lag in der Tauenkommer unter den Verwundeten, bis die „Santa Anna" die Segel strich, stimmte in den Freudenruf ein, welchen dies veranlaßte, und starb mit diesem letzten Laute auf seinen Lippen.

Schrieb ich Dir nicht, wie ich am Bein verwundet wurde? — Ein Splitter traf mich, ein ziemlich derber Schlag. Ueberhaupt habe ich eine tüchtige Menge Stöße bekommen, von verschiedenen Seiten her; einen in den Rücken, den ich für den Lufthauch einer großen Kugel halte, da ich nichts sah, was ihn veranlaßt haben könnte: Du weißt, daß fast Alle auf dem Halbverdeck und dem Hintertheil des Schiffes getödtet oder verwundet wurden, mich, meinen Gehilfen und meinen Sekretair Mr. Cosway ausgenommen, der mir nächst Clavell nützlicher war, als irgend ein Offizier.

Die erste Frage der Spanier war nach meiner Wunde, und sie schienen sehr erstaunt zu seyn, daß ich es leicht nahm, denn als der Captain der „Santa Anna" an Bord gebracht ward, blutete sie, war geschwollen und mit einem Tuche verbunden. Seit Du mir gesagt hast, daß meine Berichte bewundert werden, bin ich sehr begierig, Dir eine zweite verbesserte Auflage zu schicken."

Frankreich.

Bayonne und seine Bewohner.*)

In unserer Alles gleichmachenden Zeit, die durch das gegenseitige Verkehren und Kneinanderreiben alles Besondere und Abweichende verwischt, fällt Bayonne mit seiner lokalen, abstechenden Färbung dem Reisenden um so schärfer ins Auge und zieht ihn mächtiger an, als irgend welche Stadt in den hochcivilisirten Mittel-Europa. Bayonne bildet den Mittelpunkt und Hauptort der französischen Basken.**) Freilich ist Bayonne nicht der Ort, wo die Sitten und Eigenheiten dieses Urvolkes am besten zu studiren sind; die Stadt ist zu weltläufig und wichtig, um ihm ausschließlich zu gehören. Gleich Brest in der Mitte einer rein bretonischen Bevölkerung ist auch Bayonne durch seine südlichen Einflüsse in den Kreis ringsumher hinausgedrängt worden; ein guter Theil fremder Zuzügler mischte sich mit den Urbewohnern, brachte neue Elemente herein und vervollständigte so seinen Charakter und seine Physiognomie. Indeß trägt faß Alles, was das Reisenden Auge begegnet, die basknische Grundfarbe und giebt dem Ganzen einen eigenen malerischen Reiz. Das benachbarte Spanien steuert zu dem Gemälde einen kräftigen Pinselstrich bei, der besonders den Nordländer höchlich interessirt; hier kömmt er zum erstenmal in Berührung mit jenem verhältnißmäßig abgeschlossenen Volke, das für unsere Phantasie in ein romantisches, abenteuerliches Gewand gehüllt ist. Einlich hat selbst das französische Element, bedingt von der besonderen Lage und Thätigkeit des Ortes, Charakter und Physiognomie von so eigener Art, wie sie keine französische Provinzialstadt aufweist. Bayonne hat durchaus keine politische Farbe. Während all' der Bewegungen, die Frankreich in der Neuzeit erschüttert haben, war es vielleicht die einzige Stadt von Bedeutung, die von allen Stürmen unberührt blieb. Die Bayonner kümmern sich vielleicht darum so wenig um das Treiben ihrer eigenen Regierung, weil ihr Wohl und Wehe größtentheils von den Maßregeln einer anderen abhängt. Eine Veränderung in den spanischen Zollgesetzen steigert das Interesse in Bayonne höher, giebt ihrem Fürchten und Hoffen größere Spannung, als der Wechsel einer französischen Dynastie oder die Einführung einer neuen Constitution in Paris.

Der Handel von Bayonne, das heißt der Handel, wie er in den offiziellen Berichten und in den statistischen Tabellen angegeben, ist weit einfernt, das zu seyn, was er früher gewesen. Von einem Depot ist Bayonne zum Transitoplatz herabgesunken. Vor zwanzig oder dreißig Jahren reiße ein spanischer Kaufmann selten über den Adour hinaus. Er kam nach Bayonne, seine Einkäufe machen. Dieser Handel erhob eine zahlreiche Klasse von Kaufleuten zu blühendem Wohlstande. Mit der Zunahme des bequemen Verkehrens und Reisens hörte diese Geschäftsweise auf, die Spanier gehen jetzt größtentheils an die Quelle und machen ihre Einkäufe unmittelbar bei den Fabrikanten.

Einer der wichtigsten Handelszweige aber blüht in Bayonne noch so üppig, wie jemals, und hat auch so lange keine Verkümmerung zu fürchten, so lange es der spanischen Regierung gefällt, die Augen gegen ihr barbarisches Handelsrecht zu schließen. Als Schutzzoll-System hat keinen anderen Erfolg, als jeden Handel, selbst dem Schleichhandel, zuzugewerkschen. Zur Verfolgung der Einschwärzer muß sie ein unzähliges Heer von Grenzwächtern halten, die bei ihrer relativen Besoldung einen Zufluß willkommen heißen, der ihnen zur Einschläferung ihrer Wachsamkeit hin und wieder geboten wird. Und wenn ein Spanier überdies zu wählen hat zwischen der Bezahlung fürst Thun und der Belohnung für Nichtthun, wird er lange unschlüssig seyn? Bei so bewandten Umständen gehen nun die verschiedenen englischen und französischen Waaren nach Spanien, jene hauptsächlich über Gibraltar, diese über die pyrenäische Gränze in so regelmäßiger Unregelmäßigkeit, wie man es nur wünschen kann. Das Resultat des spanischen Prohibitiv-Systems ist, daß bei diesem ungesetzlichen Verkehr Betheiligten in existlichen, den ehrlichen Kaufmann auf den Sand zu setzen, die Staatseinkünfte durch die Unterhaltung einer zahlreichen Schaar von Beamten und Söldlingen zu erschöpfen, den Preis der Waaren für die Konsumenten zu steigern und endlich das Land aller wohlthätigen Einflüsse, die bei einem gesetzlichen Verkehr mit Frankreich und England nicht ausbleiben würden, muthwillig zu berauben.

Vor einigen Monaten stieß ich auf eine Schmugglerbande zwischen den Hügeln. Es war bei der Casa de Brosssitte, einem einsamen Hause in dem romantischen Thale gleichen Namens, dicht an der Gränze hinter dem Pic du midi de Pau. Die Bande mochte aus vierzig Köpfen bestehen, mit einer fast gleichen Zahl Maulthiere und Bergsteyer. Sie kamen aus Frankreich und waren im Begriff, die beträchtliche Menge schwerer Ballen und Kisten, die rings um das Gebäude zerstreut umherlagen, nach Spanien einzuschwärzen. Von den französischen Douaniers hatten sie zeit nichts zu fürchten. Die Casa war der letzte Haltpunkt, bevor sie den beschwerlichen Zug durch das Gebirge antraten. Die verschiedenen Packe mußten nun eingerichtet und aufs angemessenste vertheilt, die Leute durch Nahrung und Rast gestärkt und die passende Stunde zum Aufbruch abgewartet werden. Es war ein reges, knappantes Bild mitten in dieser gebirgigen Oede. Malerisch, fremdartig allerdings: aber weit mehr interessirt von jenen selbstgesponnenen phantastischen Gruppen furchtbarer Schmuggelbanden, denen man nur mit Lebensgefahr in ihren Lagern begegnen könnte, die einem harmlos neugierigen Touristen unbedenklich das Lebenslicht ausblasen, sände sich auch hinterher, daß er kein Zollspion gewesen. Die geschäftige Menge, die von ihrem Werke eine Weile ausblickte, um und einen freundlichen Gruß zuzurufen, sahen um seinen Stroh gefälschter aus, als ein Zug bepackter Lastträger in Thames-Street; ehrlicher mögen diese seyn, friedlicher gewiß nicht. Auch hatte es mich bei den Ausrufen, daß irgend ein Vorfall bei ihrer Expedition sie in die Nothwendigkeit setzen dürfte, eine mehr kriegerische Haltung anzunehmen. Ich hatte einige Stunden zuvor ihre offiziellen Gegner auf der anderen Seite der Gränze gesehen: ein halbes Dutzend eben so schäbiger, ausgewergelter Söldlinge, die nicht Lebenskraft genug zu haben schienen, ihre schlotternden Glieder umherzutragen oder unter einer sonnigen Mauer den Kampf bei ihren von Schmutz bekleideten Karten durchzufechten. Um einen Napoleon — eine Summe, die ein verständiger Trödler in Monmouth-Street schwerlich für die gesammte Garderobe der ganzen Gesellschaft geboten hätte — würden diese Mauthelden ihre Seelen dem Gottseydeuns verkaufen.

Schwieriger ist schon die Einschwärzung spanischer Güter nach Frankreich, und einige Dergsteig, die die Schmuggler einschlagen, um den französischen Douaniers aus dem Wege zu gehen, sind wahrhaft schreckenerregend. Ich darf mich einst ziemlich selten Auges und einer sicheren Hand rühmen, und doch konnte ich nur auf Händen und Füßen angstrengt, keuchend Pfade erklimmen, die diese Menschen mit schweren Lasten auf dem Rücken beschreiten. Daß sie aber, thätig und verwegen wie sie sind, dennoch hin und wieder gegen die muthsammen französischen Grenzwächter den Kürzeren ziehen, bewiesen die Päßen Anschläge von Versteigerungen defraudirter Güter an den Thüren des Bayonner Zollgebäudes. Indeß kömmt die Contrebande aus Spanien in gar keinen Betracht gegen die Menge französischer Waaren, die ihren Weg nach der Halbinsel finden.

*) Von einem britischen Touristen.

**) Ueber diesen merkwürdigen Volksstamm vgl. unser Magazin Nr. 38 „Zur Geschichte der Basken".

Malerischer und interessanter sind die Scenen allerdings, die das Leben und die Abenteuer der Schmuggler in den Gebirgen darbieten; aber auch der Schleichhandel, wie man ihn in Bayonne treiben kann, zeigt „Thaten und Bilder" von nicht minder überraschender Art. Er kann in drei Klassen getheilt werden. Die erste und ursprüngliche ist, daß ein Schleichhändler oder eine ganze Gesellschaft dieses Schlages Waaren einkauft, sie durch die Gebirge führt und sie, so gut es geht, wieder verkauft. Da nun dieses Geschäft reichen Gewinn abwarf, suchte das „behaglich daheim sitzende" Kapital, wie es das bei allen Industriezweigen thut, auch diese mächtige Ader für sich auszubeuten. Die reichen Kaufleute beschaffen die Güter, und der Schmuggler, „dem Kampfe und dem Wetter trotzend", arbeitet für sie um einen festgesetzten Preis. Freilich ist von einem buchstäblichen Kampfe, außer dem mit den Elementen, selten die Rede; doch hat schon mancher ernste Strauß dem armen Schwärzer seine gesunden Glieder gekostet. Das ist die zweite Phase der Contrebande. Die fortschreitende „Theilung der Arbeit" hat nun das Geschäft zu seiner dritten und höchsten Stufe gefördert. Es bilveten sich vermittelnde Glieder, eine Art Schleichhändler-Agenten. Dieser übernimmt, für eine gewisse Vergütigung, die Waare von dem Kaufmann und fördert sie an einen gewissen Spediteur in Spanien. Ein solcher Agent steht mit allen Schmugglern in Verbindung, kennt sie genau, weiß, inwiefern nicht nur ihre Ehrlichkeit, sondern auch ihre Solidität eine sichere Bürgschaft bietet, wenn die Sache schief ausgehen sollte; denn manche Häupter der Schmugglergesellschaften sind Leute von ansehnlichem Vermögen und im Stande, für jeden Verlust, den eine Beschlagnahme oder sonst ein Unfall verbreiflichen könnte, gut zu seyn. Uebernimmt der Schwärzer kein Risiko, so ist natürlich sein Anspruch geringer. — Diese Methode des Schleichhandels ist jetzt die vorherrschende, und die Operationen werden danach mit einer Sicherheit und Regelmäßigkeit ausgeführt, daß es eine Freude ist für jedes Herz, dem Zollhüter und Zollgefälle ein Gräuel sind. Es giebt Nichts, was ein Bayonner Schleichhändler-Agent nicht unternähme nach Spanien einzuschwärzen; keine Schwierigkeit in Hinsicht auf Umfang und Gewicht der Colli schreckt ihn, und dennoch ist die Höhe der Prämie, die er anspricht, tief unter aller Erwartung.

Bayonne ist durchaus keine „ville monumentale". Es besitzt sehr wenig sinnlich anschauliche Denkmäler der Vergangenheit. Die wichtigsten Ereignisse seiner Geschichte waren kriegerischer Natur, und der Krieg hinterläßt keine Spuren, auf die das Menschengeschlecht will Freuden blickt. Indessen wird kein Beschauer von der Höhe der geschichtlich merkwürdigen Citadelle head das Gemälde gleichgültig betrachten, das sich hier seinen Augen entrollt. — Da, wo die Nive mit dem breiten Aboue, in den sie fällt, ein scharf zugespitztes Knie bildet, und dann über das südliche Ufer der Nive wie über das nördliche des Aboue hinaus liegt Bayonne. Der zwischen die Flüsse eingekeilte Stadtheil heißt „Petit Bayonne"; an dem nördlichen Ufer des Aboue, der die Departements Basses Pyrenées und Landes scheidet, liegt St. Esprit, eigentlich eine Vorstadt, die aber ihren besonderen Maire hat. Ueber St. Esprit, weiter nach Norden, erhebt sich die Citadelle und beherrscht beide Städte, den Lauf der Flüsse und den Hafen. Unmittelbar unter der Stadt schwillt der Aboue zu einer wahrhaft majestätischen Mündung an, die besonders bei hoher Fluth mehr einem ausgedehnten See als einem Flusse gleicht. Am südlichen Ufer streckt sich eine der lieblichsten Baumpflanzungen beinahe eine Meile in die Länge hin, und diese Allées marines, der Spaziergang der Bayonner, ihr Stolz und ihre Lust, würden sie um keine Stadtpromenade in der Welt vertauschen. — Von der Citadelle hat nun das Auge unmittelbar unter sich zuerst die Cité mit ihrer gothischen Kathedrale, klein, aber von malerischer Form; ein Werk der Engländer, so wie alle Kirchen von Bedeutung in diesem Theile Frankreichs — dann der Hafen mit seiner Flotte, zu wenig allerdings, um in einem statistischen Bericht zu figurieren, aber vollkommen ausreichend, um dem Gemälde einen schönen Zug mehr zu geben — ferner der prächtig breite Aboue mit seinen baumverdämmten Ufern, und weiterhin gegen die Mündung nach Westen die dunklen Massen der angebauten Fichtenwälder — dann die mit Landhäusern übersäeten Hügel, die sich auf der Offseite um die Stadt wie ein Kranz winden — und endlich, um das Tableau durch den großartigen Zug zu vollenden, erheben die französischen und spanischen Pyrenäen im Hintergrunde ihre schneebedeckten Häupter und schließen den Prospekt im Süden ab.

Am Abend ging ich ins Theater, in der Erwartung, hier den beau monde von Bayonne zu finden. Man gab „die keusche Susanna". Was bei diesem der heiligen Schrift entlehnten Sujet mehr hervorsticht: die Profanation, das Sittenbeleidigende oder die Dummheit — ist schwer zu sagen. Man gab mir zu verstehen, daß die Ankündigung dieser Oper die züchtigen und gesitteten Kleinstädter abgeschreckt habe. Und in der That sie gaben sich damit das Zeugniß, daß sie mehr Geschmack haben, als die hochgebildeten Pariser, die diese Oper zu einer von Erfolg gekrönten stempelten. Ja, die guten Bayonner hatten Recht, daß sie „die keusche Susanna" vor leeren Bänken spielen ließen. Seltsam genug in Betracht des Stoffes der Oper, waren die wenigen Besucher meist Juden. Sie sind sehr zahlreich in Bayonne und gehören zu den Reichen. Die besten Logen in dem kleinen, aber netten Hause, wurden mir als diejenigen bezeichnet, die von jüdischen Familien für beständig gemiethet werden. Bis 1831 hatte kein Jude die Erlaubniß, in Bayonne zu wohnen; nur in St. Esprit wurden sie geduldet, wohin sie bei Sonnenuntergang sich zurückziehen mußten. Vielleicht bringt ihnen der Zeiten weiterer Verlauf die Emancipation, die ihnen bis jetzt noch versagt ist: die völlige Aufnahme in die Gesellschaft ihrer Mitbürger.

Mannigfaltiges.

— *Transatlantisches Verbindungssystem.* Der lange schwebende Plan der britischen Regierung, ein vollständiges System der Communication durch Dampfschiffe mit Westindien, Mexiko, Brasilien und dem Stillen Meere zu organisiren, ist so eben zum Schlusse gebracht worden. Folgendes sind die Hauptbestimmungen desselben: 1) Es wird eine große Hauptlinie von Dampfern — oder, wie es die Times mit Recht nennen, eine „große Dampfbrücke" — direkt von Southampton nach der Erdenge von Panama eingerichtet. Alle vierzehn Tage soll ein Dampfschiff erster Klasse, welches zwölf bis vierzehn Knoten die Stunde zurücklegen kann, von Southampton abgehen und zuerst bei der Insel St. Thomas anlegen, seine Distanz, die es in ungefähr zwölf Tagen durchmessen wird. In der Bai von St. Thomas werden drei Zweig-Dampfer in Bereitschaft seyn, welche ihre respektiven Briefpakketen empfangen und damit sogleich in folgenden Richtungen abgehen: einer nach Havanna und dem mexikanischen Meerbusen, der zweite nach Portorike, Haiti, Jamaika, San Jago de Cuba, Honduras, Nicaragua u. s. w., der dritte nach den Antillen und Demerara. Nachdem der Haupt-Dampfer auf diese Weise seine Zweig-Kelleisen abgegeben, wird er von St. Thomas direkt nach der kleinen Stadt Chagres an dem Isthmus von Panama fahren. Hier wird er die Felseisen landen, die zur Beförderung über den Isthmus bestimmt sind, und dagegen die aus dem Stillen Meere angekommenen in Empfang nehmen, worauf er seine Rückreise antritt. In St. Thomas eingetroffen, wird er dort wieder die drei Zweig-Dampfer vorfinden, deren Rückkehr von den drei obenerwähnten Routen so eingerichtet seyn wird, daß sie (außer wenn ihnen ein Unfall begegnen sollte) immer zur gehörigen Zeit an Ort und Stelle sind, um die Felseisen von dem Haupt-Dampfschiff zu empfangen und resp. an daselbe abzuliefern, welches also bei seiner Ankunft in Southampton die Post vom Stillen Meere und den drei westindischen Routen mitbringt. Man berechnet, daß durch dieses System der direkten Dampfschifffahrt eine Beschleunigung von zwölf bis sechzehn Tagen in der Verbindung mit allen dahin bestehenden Häfen erzielt wird. 2) Um eine korrespondirende Einrichtung für die Küsten des Stillen Meeres zu Stande zu bringen, beabsichtigt die Admiralität, einen Kontrakt mit der Pacific Steam Navigation Company wegen einer vierzehntägigen Post auch auf von Panama und Valparaiso an der Stelle der jetzigen monatlichen Dampfer abzuschließen. Dieses wird Chagres, und folglich England, in nähere Verbindung mit der Westküste von Süd-Amerika bringen, während es möglich ist, daß in der Folge ähnliche Einrichtungen bis nach Kalifornien und der Nordwestküste von Amerika ausgedehnt werden können. 3) Nach Brasilien wird eine selbständige Dampfpaketlinie eingerichtet, deren Schiffe alle Monat von Southampton nach Funchat (Madeira), Santa Cruz (Teneriffa), Porto Praya (Cap Verde), Pernambuco, Bahia und Rio Janeiro fahren werden. Von Rio Janeiro wird ein Zweig-Dampfer nach Montevideo und Buenos Ayres abgehen. Die Admiralität hat den Vorschlag, in Lissabon anzulaufen, nicht genehmigt; dies ist zu bedauern, indem der Vortheil des Verkehrs zwischen Portugal und Brasilien dadurch den Kontrahenten verloren geht. Es ist indeß zu vermuthen, daß ein Zweig-Paketschiff zwischen Lissabon und Madeira gegeln wird, welches theilweise denselben Zweck erfüllen würde. Die Entfernungen zwischen England und den brasilianischen Häfen werden sich nach den erwähnten Maßeregeln auf folgende Zeiträume reduziren: Nach Pernambuco achtzehn bis neunzehn Tage, Bahia zwanzig bis einundzwanzig Tage, Rio Janeiro vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Tage. Allein die wichtigste Eigenschaft dieser brasilianischen Linie ist die Möglichkeit ihrer künftigen Ausdehnung nach dem westlichen und südlichen Afrika. Porto Praya ist nur 710 Meilen von Sierra Leone entfernt, welches demgemäß sehr leicht durch einen Zweig-Dampfer zu erreichen wäre; während ein anderer Zweig-Dampfer von Porto Praya nach dem Kap die süd-afrikanischen Besitzungen Englands dem Mutterlande auf fünfundzwanzig Tage nähern würde. Was die Periode betrifft, wann dieses weitumfassende Verbindungssystem ins Leben treten wird, so hängt sie theilweise ab, wie viel Zeit vergehen muß, bis die nöthigen Vorbereitungen zu dem Bau neuer und der Ausbesserung alter Dampfschiffe getroffen sind. Man hofft, daß die brasilianische Linie zum August oder September d. J. ferig seyn wird; und obgleich es ein Jahr dauern würde, bis man mit dem Bau sämmtlicher Dampfer, welche zu der vorgeschlagenen Route nach Westindien und dem Stillen Meere gebraucht werden, zu Ende seyn kann, ist es dennoch wahrscheinlich, daß ein Theil des Planes demnächst mit den bereits vorhandenen Schiffen in Ausführung gebracht werden dürfte. Die Summe von 240,000 Pfd. jährlich, welche die Regierung gegenwärtig der West India Mail Company für die Beförderung der westindischen Post zahlt, wird, wie man behauptet, hinlänglich seyn, um die Unkosten des ganzen Unternehmens zu decken, und außerdem wird noch eine Ersparniß von 30,000 Pfd. jährlich stattfinden, welche jetzt zur Unterhaltung der zwischen Falmouth und Brasilien fahrenden königlichen Briggs verausgabt werden. — Wir bemerken zum Schluß, daß die Realisirung dieses großartigen Projekts das lange gefühlte Bedürfniß, einen Kanal durch die Erdenge von Panama zu ziehen, zu einer gebieterischen Nothwendigkeit erhöhen wird.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 36, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 5), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 70. Berlin, Dienstag den 11. Juni 1850.

Rußland.

Rußland und der Slawismus.

Die Revue des deux Mondes beschließt in einem aus der Feder Desprez' geflossenen Artikel mit der vorsichtigen Ueberschrift das Verhältniß Rußlands zu den nationalen Föderationen. Ideen der slawischen Stämme und will ihren Lesern die Wichtigkeit dieser Frage vor Augen halten. Es ist allerdings von großem Interesse, die russische Politik nach ihrer nationalen Seite zu durchschauen, man würde sich täuschen, wenn man glaubte, sie ganz erkannt zu haben: sie ist uns — sie ist vielleicht Rußland selbst ein Geheimniß. Schwindet so sicher und konsequent, muß ihren bestimmenden Beweggründen nach diese Politik sich in einem wunderbaren Dilemma befinden. Man bittet sich auch in Rußland ein, daß da, wo Rußland — der Mittelpunkt der Erde liegt, nun in der That, wenn man die Erde nicht blos geographisch, sondern nach dem Gehalt der Nationen und dem Fortschritt der Kultur mißt, so mächtig Rußland das Reich der Mitte seyn. Es steht auf der Grenzscheide zwischen europäischer und asiatischer Kultur, dieser Lage nach muß seine Politik eine vermittelnde seyn. Es verschmelzen sich damit gewissermaßen von selbst, daß sie zugleich eine schwankende ist. Jede vermittelnde Rolle, sie mag im Großen oder im Kleinen, in der Politik, wie im gemeinen Leben, gespielt werden, verlangt ein Nachgeben nach zwei entgegengesetzten Seiten. Es fragt sich, ob die russischen Staatsmänner selbst klar darüber sind, wo der Schwerpunkt des großen Reiches, ob er im Süden oder im Westen liege. Peter der Große richtete sein Augenmerk gleich stehe auf Konstantinopel, wie auf die westliche Nachbarschaft, und alle Nachfolger haben sich zu Volkstrebern seines letzten Willens gemacht. Sie haben die Waffen nach dem Balkan, wie nach dem Kaukasus, nach den Donau-Fürstenthümern, wie nach Krakau getragen. Diese territoriale Erweiterung scheint uns nicht geeignet, der künftigen russischen Politik ein Gepräge von größerer Bestimmtheit zu geben. Es lockt hierhin, es lockt dorthin — die „weltgeschichtliche Mission" zu verleugnen. Dies ist der Punkt, auf welchem Rußland und Oesterreich die offenste Parallele bieten oder doch gewiß einmal bieten werden, wenn in Rußland, was unausbleiblich ist, sich einmal der Geist der Völker regen wird. Wie Oesterreich über die Größe seines historischen „Berufs" seinen staatlichen Schwerpunkt in der That schon eingebüßt hat, wie es nicht weiß, ob es treu und in aller Hingebung mit Deutschland gehen oder seine künftige Konstituirung auf die Verkraft der Slawen bauen soll, und daher beide Theile mit gleicher Zärtlichkeit umfaßt — so muß und wird die russische Politik sich nicht rücksichtslos zu entscheiden wagen zwischen der westlichen Civilisation mit ihren „warmblütigen" Errungenschaften und der physisch-kräftigen Barbarei des Ostens.

Es scheint den russischen Staatsmännern unter Nikolaus ein leiser Gedanke dieser gefahrvollen Situation, welche das Land innerlich zu zerreißen droht, aufzudämmern, das Bedürfniß nach innerer Konsolidirung erwacht. Das Reich soll zu einer Nation umgeschaffen, es soll ihm ein innerer geistiger Zusammenhang gegeben werden. Zu diesem Behufe hat man zwei Momente ergriffen, die Kirche und den Slawismus. Diesen Sauerteig hat man in die großen Gliedmaßen des Staats zu kneten versucht, um aus allen seinen betretenen Bestandtheilen einen neuen Teig zu kneten. Man knetet fleißig daran, doch aber das Gebäck, das da herauskommen wird, darf man sich keine Illusionen machen; es ist möglich, daß es wieder aus einander fällt, ja, wahrscheinlich.

Für gewisse Epochen mag der Leim halten zwischen Slawismus und Mongolismus, wir sind sogar berechtigt, von dieser Ehe die äußere Größe des Kaiserreichs abzuleiten, aber das Widersprechende vereinigt sich nur durch eine mächtige Hand, und diese ist Rußland bis jetzt so glücklich gewesen in seinen Kaisern zu finden.

Das mongolische Element, ein nivellirendes, knechtisches, den Despotismus begünstigendes — das slawische freiheitlich, ja, individualistisch, das sind Widersprüche, die seine spontane Beziehung auf einander haben. Aber Eines ist, was übergreift, und wodurch beide sich ergänzen, der Mongolismus ist organisirend im Großen, dem Slawismus fehlt die gestaltende Kraft für den Staat. Er kann wohl eine Gemeinde gründen und uns ein wunderbar anziehendes Bild der Familie aufstellen; dies kann der Mongolismus nicht, aber ein Tamerlan entwickelte Staatsmarimen und schuf Staatsverbände, welche die Nachwelt bewundert hat. Wo diese beiden sich gegenseitig ergänzenden Momente zusammenstoßen in der ursprünglichen Unmittelbarkeit der Völker, da konnten sie Großes schaffen, aber sie können sich nicht mehr vereinigen in einem Volksgeiste, der sich im Lichte der europäischen Civilisation bespiegelt, in dem namentlich der Same germanischer Zucht und Sitte hatten gedeihen ist, wie bei allen abendländischen Slawen.

Um nach diesen einleitenden Worten, die unserm Standpunkt andeuten sollten, auf Herrn Desprez selbst zu kommen: er sieht auf gleichem Boden, wenn es sich darum fragt, ob der Slawismus eine Zukunft haben werde durch Rußland oder durch seine slawischen Antagonisten, er entfernt sich vom demselben durch seine Meinung von den wahren Quellen des Slawismus und der Form, in welcher die große Frage zu lösen wäre.

Wir finden die Franzosen oft als übermäßige Bewunderer des Fremden, aus Unzufriedenheit über ihre eigene Lage verliebt in Zustände, die bei ruhigem Blute sehr wenig begehrenswerth erscheinen. Anquetil Duperron, ein Mann, der zu großem Ruf bei den Gelehrten wie bei den Politikern gelangt ist, malt die orientalischen Zustände mit Farben, die Alles überstrahlen, was europäischer Geist je hervorgebracht hat. Ein patriarchalisches Familienregiment, Freiheit der Religion und des Kultus, Recht und Gesetz, Alles hat er dort so angetroffen gefunden, daß ihm genauen mußte vor dem französischen Despotismus. Eben so verliebt ist Desprez in die slawischen kindlichen Zustände, zumal in ihre sozialen und kommunistischen Einrichtungen. Es sind dies gewiß Dinge, welche Herr Desprez nur aus den anmuthigen Schilderungen der Slawisten oder auch unterrichtigen aus denen Parthanten's kennen gelernt hat, Dinge, die sehr für die Ursprünglichkeit der slawischen Stämme sprechen, aber noch keineswegs als Behikel der slawischen Gesammtmacht und Einheit Bedeutung haben. Wir bezweifeln uns auf das, was wir früher hier zur Würdigung dieser Zustände angeführt haben.

Der Verfasser verräth deutlich, daß die neueste polnische Literatur ihm seine Gedanken über den Slawismus eingegeben hat. Mickiewicz, Krasinski und besonders dessen „ungöttliche Komödie", so wie Garczynski, nennt er selbst als Autoritäten. Er kömmt dann auch so ziemlich mit den polnischen Schriftstellern in ihren Ansichten über Rußland überein, solche natürlich, wie Herr v. Bezza, beistellgesetzt.

Wir werden Herrn Desprez selbst sprechen lassen und angeben, wie weit wir ihm folgen können, wie weit nicht:

„Rußland" — sagt er — „steht nicht auf dem Boden der slawischen Traditionen, wie sie die Wissenschaft aus dem Dunkel der Zeiten hervorgeholt, und wie wir sie noch in einzelnen Theilen des slawischen Bodens in vollem Leben sehen. Der Absolutismus ist das Produkt der Invasionen Dschingischan's und des langen Anfenthaltes der Mongolen inmitten des russischen Volkes. Was aber die russische Verwaltung angeht, so ist sie das Erzeugniß der Einschwärzungen aus dem Westen, begonnen durch Peter den Großen, des Centralisationssystemes und der österreichischen Bureaukratie. Der nationale Geist läßt sich weder in der höchsten Gewalt, noch in der Verwaltung erkennen", wie sagen hinzu: noch in der Armee, die wiederum ein Produkt ausländischer Generale ist.

„Man muß gestehen, daß diese bizarre Verbindung des Mongolenthums mit occidentalischem Wesen in der Person Peter's der Großen Rußland das gegeben hat, was die anderen Slawen noch nicht besitzen, ein Regierungs- und Verwaltungssystem, das zugleich starr und einheitlich ist. Es ist nicht weniger wahr, daß Peter der Große die russische Idee aus ihren regelrechten und natürlichen Geleise getrieben hat, daß er sie gewissermaßen verstümmeln mußte, um sie zu disziplinirren. Das ist das Geheimniß des Kampfes zwischen der fremden und der einheimischen Idee, eines Kampfes, der selbst bis in das Gewissen der Regierung sich fortsetzt. Dieser Kampf nahm, wie bekannt, eine ergreifende und dramatische Form an in der Familie Peter's des Großen, zwischen Peter selbst und seinem Sohne Alexis. Dieser junge Prinz war Russe durch Erziehung und Lebensrichtung; der slawische Geist athmete und litt in ihm. Sein Herz, von einer natürlichen Neigung ergriffen für Alles, was slawisch war, empfand einen unwiderstehlichen Schrecken im Angesicht der fremden Sitten, welche an Stelle der vaterländischen traten. Das war die Ursache zu Alexis' Flucht. Er kehrte ins Vaterland zurück auf Versprechungen hin, die nicht erfüllt wurden, und starb in seinem Kerker an Gift; aber sein Gedanke ist mehr als einmal wiedergekehrt, die Nachfolger Peter's des Großen zu quälen: er erschien vor den Augen Katharina's in der Person ihres Sohnes Paul, eines ehrenwerthen, religiösen Prinzen, der ein wahrer Slawe und begabt war mit einem durch Unglück ungebeugten Geist; dieser selbe Gedanke hat auf Alexander's Charakter jenen Hauch von Liberalismus und Melancholie geworfen, der ihn unter allen Fürsten seines Hauses auszeichnet."

Desprez findet, daß dieses sentimentale Zug sich fortwährte in den Aus-

Digitized by Google

suchen der slawischen Verwandtschaft, dem Bestreben, alle Völker dieses Stammes unter dem Schutze des russischen Absolutismus zu vereinigen. Der slawische Geist aber nehme seine Kräfte anderswoher, und der czechischen, illyrischen, polnischen Schule. Hier habe eine neue Doktrin ihren Ursprung, die gewaffnet sey, mit dem öffentlichen Slawismus Rußlands auf den Kampfplatz zu treten. Das Kriegstheater sey ein sehr weites, es beginne an den Gestaden des Aralischen Meeres und reiche bis zum Ural, in die Nachbarschaft China's, es umfasse den Boden zweier Kaiserreiche: Türkei, Oesterreich, Rußland.

„Achtzig Millionen Slawen, in zwei Lager getheilt, unter zwei Fahnen, sind die Soldaten. Es ist uns nicht gestattet, diesem Kampfe gleichgültig zuzusehen."

Herr Desprez will nun die Fundamentalinien der religiösen und sozialen Organisation des Slawenthums, das er keineswegs für eine Nachbildung occidentalischer Ideen hält, ziehen. Es unterscheide sich von diesen eben so sehr, wie von dem Systeme des Zarismus. Dies nachzuweisen versucht er zuerst in

Religion und Kunst.

„Der Slawismus", heißt es, „ist die Reaction gegen den Mechanismus russischer Institutionen einerseits und den abstrakten Nationalismus des Westens andererseits, zwei Erscheinungen, die einander auf mehr als einem Punkte begegnen; er hat vielmehr das Ansehen einer Religion, als einer Philosophie: in dem Sinne, welchen Herr Cousin diesen Worten beilegt, zieht der Slawismus seinen Geist und seine Kraft mehr aus der spontanen, als aus der reflektirenden Vernunft. Er trägt, wenn man will, die Fehler seiner Geburt an sich. In einigen Strichen wird er verschwommen und vag, aber er wird sich immer erfüllt zeigen mit religiösem Ziel, wird durch seine Vorgänge sich einem mehr oder weniger orthodoxen Mystizismus anschließen, aber er wird immer das bleiben, was keine Nation der Welt ist, christlich in der That und Gesinnung (!)."

Desprez billigt es, daß die slawischen Schriftsteller die Theologie als eine Fessel des christlichen Geistes betrachten, sie erhalten sich, nimmt er an, dadurch ihre lebendige Zärtlichkeit für die Kirche. „Nimmt man die Messianisten aus, die dem Illuminatismus verfallen sind, haben sich die Slawen nie dem ohnmächtigen und lächerlichen Versuche hingegeben, neue Kirchen in Stelle der bestehenden zu gründen. Nichts ist weniger verträglich mit dem slawischen Geiste, als die Revolution (?), d. h. die Sucht radikaler Neuerungen, heftiger Prozesse, welche die Völker gewaltsam von ihren Traditionen losreißen. Der Slawismus läßt seinen unseren Fortschritt der Zeiten zu, als den, der seelisch durch die regelmäßige Bewegung der bestehenden Einrichtungen vermittelt wird; er gestattet nicht, daß dieser Prozeß einen anderen Ausgangspunkt nehme, als einen religiösen, noch daß dieses religiöse Prinzip ein anderes sey, als das Prinzip des von der Theologie befreiten Evangeliums.

„Nach der Religion ist es die Kunst, welche in den Augen des Slawismus die größte Bedeutung hat. Der zweite nach dem Priester ist der Dichter. Beide leiten ihr Recht, die Völker zu unterrichten, aus derselben Quelle ab, der religiösen Begeisterung. Wehe dem Dichter, der in seinem Genie nichts sähe, als das Mittel für eitles Vergnügen oder eitlen Ruhm.

„Das, was den Priester macht, die Verbindung des Glaubens mit der That, das ist es auch, was den wahren Dichter macht. Wiclewicz hat mit Grund bemerkt, daß Puschkin, der Russe, diesen Bund des Heiden vorempfunden hat, ohne ihn aber so erhaben zu fassen, als der Dichter der „ungöttlichen Komödie". Die Theorie Puschkin's schwankt unbestimmt zwischen der egoistischen Theorie der Kunst um der Kunst willen und der des gläubigen Dichterfoldaten. „„Wir sind nicht da"", sagt Puschkin, „„um die gemeinen Volksleidenschaften anzubeuten, nicht, um uns dem Publikum schlicht zu machen, nicht, mit den rohen Massen zu kämpfen. Mir leben von Inspirationen, wir verbreiten sie in Harmonie und in Gebet."" (Fortsetzung folgt.)

England.

Der vierte Stand.

Materialien zur Geschichte der Presse.

(Schluß.)

Die Regierung der Königin Anna war einer der merkwürdigsten Zeitabschnitte in den Annalen der britischen Presse. Sie wurde durch ein Gesetz bezeichnet, welches den Schriftstellern das Verlagsrecht ihrer Werke sicherte, durch die Erscheinung der ersten täglichen Zeitung, durch die Betheiligung von Literaten ersten Ranges — eines Addison, Swift u. A. m. — an der Journalistik, durch die Einführung des Zeitungsstempels und der Steuer auf Annoncen und endlich dadurch, daß der unsterbliche Verfasser des „Robinson", der treuherzige Daniel de Foe, wegen eines Zeitungsartikels zu der ehrenvollen Auszeichnung des — Prangers erhoben wurde, während man einen anderen Journalisten, den braven und unglücklichen Tutchin, aus Rache für seine beißende Polemik, überfiel und ums Leben brachte. Die Entstehung des ersten Tagblattes ist wichtig genug, um eine nähere Erwähnung zu verdienen.

„Es war dies ein Fortschritt, der dem Zeitalter vorbehalten war, in welchem die Siege Marlborough's und Rooke's, die politischen Kämpfe Godolphin's und Bolingbroke's, die Schriften Addison's, Pope's, Prior's, Congreve's, Steele's und Swift's eine geistige Thätigkeit in der Nation hervorriefen, die ihr nicht länger gestattete, von einer Woche zur anderen auf die Kunde von den Zeitereignissen zu warten. So entstand im Jahre 1709 eine Morgenzeitung unter dem Titel Daily Courant. Es existirten damals in London bereits achtzehn Wochenschriften, unter denen Titeln wie einen beitischen Apollo, einen Briefträger (Postman), eine Abendpost, ein General-Postskriptum und ein Städtisches Intelligenzblatt (City Intelligencer) finden. Der Herausgeber der Evening Post giebt seinen Lesern am 6. September 1709 zu bedenken, daß sie drei bis vier Pfund Sterling jährlich für geschriebene Zeitungsberichte auslegen müßten — d. h. für die News-letters, die, wie gesagt, noch immer mit den gedruckten Zeitungen konkurrirten — während ein Blatt für eine viel geringere Summe zu haben sey. Nicht nur durch ihr öfteres Erscheinen begannen jetzt die Journale, ihre Vorgänger zu übertreffen, sie nahmen auch eine höhere politische Stellung ein und strebten, sich ein anständiges Aeußere zu geben, obgleich sie in diesem Punkte noch ärmlich genug waren. Die ersten Zeitungen hatten nur allein Neuigkeiten ohne allen Kommentar mitgetheilt; späterhin finden wir Blätter, welche politische Diskussionen ohne Neuigkeiten enthalten. In den nach dem Jahr 1700 erscheinenden Zeitschriften sind diese beiden journalistischen Elemente öfter vereinigt, und der Geschichtschreiber Dallam ist geneigt, dies als die Periode zu betrachten, in der „regelmäßige Zeitungen" zuerst politische Wichtigkeit in dem constitutionellen System Englands erlangten. Dasselbe Jahr, welches das erste englische Tagblatt ans Licht treten sah, zeichnet sich auch durch die Entstehung einer Klasse von Schriften aus, die zu jener Zeit als Journale betrachtet wurden, obgleich sie nicht eigentlich in die Kategorie der Zeitungen gehören. Sie erschienen in bestimmten Zwischenräumen, berichteten mitunter über Tagesereignisse, enthielten Annoncen, und als der Zeitungsstempel eingeführt wurde, unterlagen sie ihm eben so, als ihre ausschließlich politischen Kollegen. Es waren dies: der Schwätzer (Tatler) im Jahr 1709, der Zuschauer (Spectator) 1711, der Vormund (Guardian) und der Engländer 1713, der Freifasse (Freeholder) 1715. Obgleich jetzt als besondere Werke bekannt, erschienen sie ursprünglich in einzelnen Bogen, wie ihre Nummern beweisen, und die in der Bibliothek des britischen Museums aufbewahrten Originale geben davon Zeugniß, daß sie, außer den schon geschriebenen Abhandlungen, die noch heute mit Vergnügen gelesen werden, Berichte über Tagesneuigkeiten und Anzeigen enthielten."

Trotz aller Fortschritte, hatten jedoch die Verfolgungen der Presse keineswegs aufgehört. „Als Anna zehn Jahre das Scepter geführt hatte, ließ sie eine Botschaft an das Parlament ergehen, worin unter Anderem gesagt wurde, daß man mit großer Freiheit lästernde und skandalöse Schmähschriften veröffentliche, die einer guten Regierung zum Vorwurf gereichen würden, und daß es dem Parlament obliege, ein Heilmittel zu finden, welches dem Uebel gewachsen sey. In Antwort darauf verfaßte das Unterhaus, sein Aeußerstes zu thun, um „dem Mißbrauch der Preßfreiheit" zu steuern, und es ward demgemäß am 12. Februar 1712 beschlossen, daß das Haus in der folgenden Woche zu einem Plenar-Comité zusammentreten solle, um diese wichtige Frage in Erwägung zu ziehen. Die vorgenommene Berathung wurde jedoch immer wieder aufgeschoben, bis die Sache im Monat April in einer ernsteren Gestalt vor das Parlament kam. Der Herausgeber des Daily Courant hatte es gewagt, die Denkschrift der holländischen Generalstaaten abzudrucken (7. April 1712); dies wurde dem Parlament angezeigt, welches die Schrift für einen frechen Tadel der Beschlüsse des Hauses erklärte, und da Samuel Buckley, der Redacteur und Drucker des Daily Courant, bekannte, daß er die erwähnte Denkschrift übersetzt und gedruckt habe, so wurde der Sergeant-at-Arms angewiesen, den Delinquenten in Verhaft zu nehmen. Am folgenden Tage (12. April) faßte das Haus einige starke Beschlüsse in dieser Angelegenheit, aber jeder direkte Versuch, die Freiheit der Presse zu beschränken, scheiterte an dem Widerstande einer mächtigen Partei, und man bemühte sich daher, diesen Zweck auf eine hinterlistigere und eben dadurch wirksamere Art zu erreichen. „Einige Mitglieder des großen Comités der Mittel und Wege", sagt der Geschichtschreiber des Parlaments, „gaben ein besseres Mittel an, mißliebige Schriften zu unterdrücken, indem man nämlich eine hohe Steuer auf alle Zeitungen und Flugblätter legte." Dieser Rath wurde befolgt. Einer langen, auf Seife, Papier, Pergament, Leinen, Seide, Kattune, Lotterieen und so weiter bezüglichen Akte wurden einige kurze Paragraphen angehängt, und die Presse war auf einmal gelähmt. Durch diese Paragraphen wurde eine Stempelsteuer von einem halben Penny auf jeden halben Druckbogen oder weniger gelegt, die für einen ganzen Bogen auf einen Penny stieg, und anderdem ward jede Annonce mit einer Steuer von zwölf Pence belegt. Diese Steuern sind nie aufgehoben, sondern vielmehr von Zeit zu Zeit erhöht worden, und die Presse leufzt noch heute unter ihrer Last. Auf die Zeitungen, die unter der Regierung der Königin Anna herauskamen, hatte die Halfpenny-Steuer eine außerordentliche Wirkung, viele mußten sogleich eingehen, während mehrere der Ueberlebenden in ein Blatt zusammengeschmolzen wurden. Zu bemerken, die unter dem Druck der neuen Gesetze litten, gehörte auch der Spectator, dessen Preis natürlich erhöht werden mußte; hierdurch ward der Absatz vermindert, und im folgenden Jahr (1713) hörte dieß vortreffliche Zeitschrift auf."

Wir nähern uns jetzt einer Periode, wo die englische Presse entschiedener als je für ihre eigene Unabhängigkeit und für die Freiheit und die Rechte des Volkes in die Schranken trat. Das Ober- und Unterhaus benützen sich nun die Wette, durch konstitutionelle oder unconstitutionelle Mittel alle Berichte über ihre Verhandlungen zu unterdrücken. Gefängniß- und Geldstrafen wechselten mit einander ab. Wir haben oben gesehen, daß ein Zeitungs-Redacteur auf Befehl des Unterhauses arretirt wurde, weil er eine von den Generalstaaten herrührende Denkschrift übersetzt hatte; einen anderen ließen die Pairs in Newgate einsperren und eine Geldbuße von hundert Pfund Sterling einrichten, weil er es gewagt hatte, dem Publikum zu melden, daß die edeln Lords ein Dankvotum an den Admiral Vernon und einige andere Offiziere erlassen

Digitized by Google

pätten! — Da indeß die Regierung unter Georg I. und II. noch nicht völlig befestigt war, so gewann die Presse unter Größeren Einfluß. Glücklicherweise war ein Kron-Prätendent vorhanden, und jede Partei suchte das Volk auf ihre Seite zu bringen, wozu sie sich der Presse bedienen mußte. Seit der Thronbesteigung Georg's I. wurde eine kurze Skizze der Parlaments-Verhandlungen in Boyer's Register veröffentlicht; hierauf folgten umfassendere, obwohl noch immer ziemlich magere Berichte in dem London Magazine und dem Gentleman's Magazine, bei denen Guthrie, Johnson und Hawkesworth als Reporter fungirten. Im Jahre 1758 sagte Johnson in dem Idler: „Keine einzige Klasse von Schriftstellern hat sich in der letzten Zeit so sehr vermehrt, als die der Zeitungsschreiber. Vor nicht vielen Jahren war die Nation mit der einzigen Gazette zufrieden, aber jetzt haben wir in der Hauptstadt Blätter für jeden Morgen und jeden Abend."

In den ersten Regierungsjahren Georg's III. entwickelte die gouvernementale und antigouvernementale Presse eine außerordentliche Thätigkeit. Im Interesse Lord Bute's wurde das Journal The Briton gegründet, dem aber schon in der folgenden Woche der weltberühmte North Briton entgegentrat, welcher in ungefähr einem Jahre den ministeriellen Sirdenten gänzlich aus dem Felde schlug. Unter der Leitung von Wilkes trug die Presse bald darauf in der Frage wegen der Gültigkeit allgemeiner Verhaftsbefehle einen glänzenden Sieg davon, und ihrer Macht bewußt, entschloß sie sich endlich, offen gegen die vom Unterhause in Anspruch genommenen konstitutionswidrigen Privilegien aufzutreten und vollständige Berichte über die Verhandlungen desselben abzudrucken. Mit dem Oberhause wagten es die Journalisten fürs erste nicht, anzubinden, aber glaubten vielleicht, an einem Feinde genug zu haben; auch mochte der Pomp und die Feierlichkeit, mit der sich damals die Lords in ihrer Amtstracht und nicht selten in Gegenwart des Königs zu versammeln pflegten, ihnen einigen Respekt einflößen. Aber das Unterhaus war die Volksvertretung, seine Mitglieder waren dem Volke verantwortlich, und die so eben in Middlesex stattgefundene Wahl mußte auch den Bornirtesten überzeugen, daß das Volk nicht nur die Macht besitze, sondern auch entschlossen sey, sie zu gebrauchen. Aufgemuntert durch Wilkes, Townsend, Oliver, Cooke und Andere, ließen die Reporter ihre Berichte erscheinen. Der Erfolg ist bekannt. Die Drucker erhielten Befehl, sich vor das Unterhaus zu stellen; sie weigerten sich, Folge zu leisten, und der Sprecher sandte seine Beamten aus, sie in Verhaft zu nehmen. Miller, der zuerst Arretirte, wurde zum Alderman Wilkes in Guildhall gebracht, welcher ihn nicht nur entließ, sondern auch aufforderte, den Parlamentsboten wegen eines gewaltsamen Ueberfalls zu verklagen, und den Staatssekretair für das Innere hiervon in Kenntniß setzte. Ein zweiter Buchdrucker, Thompson, wurde dem Alderman Oliver vorgeführt und gleichfalls entlassen. In dem Annual Register lesen wir Folgendes: „Der Drucker der Londoner Abendpost ward am 15. März in seiner eigenen Wohnung von einem Boten des Unterhauses arretirt. Er schickte sogleich nach einem Constabler, und da der Lord-Mayor eben am Pobagra krank lag, so wurden sie zu ihm nach dem Mansion House gebracht, wo auch die Aldermen Wilkes und Oliver gegenwärtig waren. Der stellvertretende Sergeant-at-Arms erschien ebenfalls und verlangte im Namen des Sprechers, daß man ihm sowohl den Boten als den Buchdrucker auslieferte. Dies verweigerte der Lord-Mayor, der ihn fragte, wegen welcher Verbrechen und auf welchen Befehl der Buchdrucker verhaftet worden sey? Der Beamte erwiederte, daß es auf Befehl des Sprechers geschehen. Man fragte dann weiter, ob der Verhaftsbefehl durch eine städtische Magistratsperson bestätigt worden; als dies verneint wurde, verlangte man, das Dokument zu sehen, welches nach einer langen Debatte vorgezeigt wurde, und da der Vertheidiger des Buchdruckes die Ungültigkeit desselben bewies, so beschlossen die drei anwesenden Magistratspersonen, ihn der Haft zu entlassen. Hierauf kam seine Klage wegen Ueberfalls und ungesetzlicher Gefangenhaltung vor, die Thatsachen wurden dargelegt und bewiesen, der Bote ward aufgefordert, Bürgschaft zu stellen, und als der Sergeant dies verweigerte, unterzeichneten der Lord-Mayor und die beiden Aldermen einen Verhaftsbefehl gegen denselben; sobald dies geschehen war, willigte der Sergeant ein, Bürgschaft zu stellen, welche auch angenommen wurde."

Das Unterhaus war über diesen Vorfall außer sich. Der Lord-Mayor und die Aldermen Townsend und Oliver, als Parlamentsmitglieder — Wilkes war als solches nicht anerkannt — erhielten ein Tadelsvotum und wurden nach dem Tower abgeführt; allein die Vertagung des Parlaments gab ihnen bald die Freiheit wieder. Sie wurden von der Volkspartei im Triumph eingeholt, aber die Freudensbezeugungen, die den Mayor auf seinem Rückwege nach dem Mansion House begleiteten, waren nur die schwächsten Tropfen des Sieges, den er hatte erringen helfen. Seitdem sind die Parlamentsverhandlungen ohne Unterbrechung oder Anfechtung bis auf den heutigen Tag gedruckt worden. Eine förmliche Erlaubniß hat das Parlament nie gegeben; aber es hat nicht mehr gewagt, dem Volke das Recht streitig zu machen, von den Handlungen seiner Vertreter Kenntniß zu nehmen und über sie Gericht zu halten.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.*)

IV. Neue Revolutionen und Bürgerkriege. — Die Rolle der Frauen in der Revolution.

Der Sturz der Regierung des Generals Santa Cruz macht Epoche in der Geschichte von Peru. Trotz seiner Fehler und Irrthümer, muß dieser Mann nicht mit den Intriguanten niederen Ranges, mit den Begünstigern und Pflegern der unanhörlichen Militair-Revolutionen dieses Landes verwechselt werden. Santa Cruz war diesen Abenteurern nicht nur an Verstand und Einsicht, sondern auch vorzüglich an amerikanisch nationalem Gefühl überlegen. Einzig und allein mit der Größe seines Vaterlandes beschäftigt, wußte er sein Ziel, wenn auch nicht mit der ganzen wünschenswerthen Geschicklichkeit und Festigkeit, so doch wenigstens mit einem gesetzlichen und edlen Sinne zu verfolgen, den man nicht verkennen darf. Auch hat er in dem Lande, welches er regierte und das er heute nun nicht mehr bewohnt, ein Andenken hinterlassen, wie es keiner seiner Vorgänger besitzt. Eine Periode der Anarchie war der Herrschaft des Santa Cruz vorangegangen; eine nicht weniger traurige Periode folgte ihr; sie sollte indeß nichtsdestoweniger zu einer Zeit der Ruhe und des Fortschrittes führen. Der Sturz des Generals Santa Cruz, welcher, wie wir sahen, durch den Verlust der Schlacht bei Yungay herbeigeführt worden, brachte die Partei der sogenannten „Restaurateuren" ans Ruder des Staates, und der General Gamarra wurde zum Präsidenten ausgerufen. Diese Partei, deren Häupter sich einen Augenblick zum Sturz der bestehenden Regierung vereint hatten, spaltete sich jedoch selbst sehr bald, und die zweite Präsidentschaft des Generals Gamarra ward noch mehr durch Verwirrungen und Empörungsversuche beunruhigt, als die erste.

Die Freunde des Generals Santa Cruz, wiewohl einen Augenblick versprengt, waren noch zahlreich und mächtig, und der Expresident konnte, namentlich in Bolivia, die Hoffnung hegen, eines Tages wiederum an die Spitze der Regierung zu gelangen. Im Laufe des Jahres 1841 stürzte eine Empörung den General Velasco, und der größere Theil der bolivianischen Provinzen proklamirte von neuem den General Santa Cruz; die übrigen erkannten den General Ballivian an, seinen Unterstellvertreter und Freund, der jedoch seine Interessen nicht in allen Städten mit denen des Protektors verband. Die Regierung von Lima, einig und allein aus den Restaurateuren gebildet, wurde durch diese so leicht gelungene Revolution nothwendigerweise ebenfalls erschüttert. Man gab dem Präsidenten Gamarra sogleich außerordentliche Vollmacht, und die durch zahlreiche Anhebungen neu verstärkte Armee erhielt Befehl, bis an die äußerste Gränze zu marschiren und eine beobachtende Stellung einzunehmen. Dies war eine direkte Drohung gegen Bolivia. Gamarra, noch nicht mit dieser Herausforderung zufrieden, rückte in das Gebiet der bolivianischen Republik ein, unter dem Vorwande, die Revolution daselbst zu ersticken. Er drang bis La Paz vor und wollte da den Willen Peru's diktiren. Santa Cruz dürfte um seinen Preis mehr in Chuquisaca, der Hauptstadt von Bolivia, ein Kommando führen.

Bei den Amerikanern ist das Nationalgefühl eines der lebendigsten. Im Angesicht des peruanischen Banners, welches auf ihrem Gebiet wehte, und jenen Soldaten gegenüber, welche sie zu Yanacocha und Socobaya besiegt hatten, vereinigten sich die in zwei Parteien gespaltenen Bolivianer wiederum. Die Parteigänger des Santa Cruz verbanden sich ohne Zögern mit den Anhängern Ballivian's; letzterer hatte den Vortheil, sich an Ort und Stelle zu befinden; einstimmig wurde ihm der Oberbefehl übertragen, und die Schlacht von Ingavi (1841), wo Gamarra fiel, krönte die edle und patriotische Anstrengung der Bolivianer mit hohem Ruhm, indem ihre besiegten Gegner dadurch bis über die Gränzen der Republik zurückgeworfen wurden.

Durch diesen Sieg, den er mit einer sehr kleinen Zahl über einen mächtigen Feind errang, gestärkt, hatte der General Ballivian wenig Mühe, sich im Besitz der Macht, welche ihm von den Santa-Cruzisten im Drange der Umstände momentan übertragen worden, zu erhalten. In Peru fand sich die Partei des Santa Cruz nicht mehr vereinigt, die günstige Gelegenheit, welche ihr der Tod Gamarra's zu bieten schien, zu benutzen. Hier, wie in Bolivia, wurde die Sache des Hauptes dieser Partei durch seine Entfernung blosgestellt. Santa Cruz konnte oder wollte sich nicht entschließen, eiligst an der Küste von Peru, in den ihm am meisten ergebenen Departements, zu landen. Freilich hatte Gamarra auch, ehe er Lima verließ, an einen solchen Fall gedacht und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Gleich nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Bolivia war der Präsident des Staatsrathes, Menendez, nach den Bestimmungen der Verfassung, mit der Exekutivgewalt betraut worden. Hierin lagen jedoch keineswegs die Hauptschwiernisse für Santa Cruz, und man muß sich wundern, daß er nicht entschlossener die so schwachen Banden anvertrauter Macht zu entreißen strebte.

Nach der Niederlage von Ingavi und dem Tode Gamarra's war es die Pflicht des Menendez, unverzüglich den Kongreß zusammenzurufen, um die Ernennung eines neuen Präsidenten der Republik ins Werk zu setzen. Menendez zögerte, dieser Pflicht nachzukommen. Er wollte die oberste Macht behalten und suchte den Zusammentritt des Kongresses nach Kräften zu verzögern. Er begriff nicht, daß er dadurch den nach dem Tode Gamarra's neu erwachenden Bestrebungen des Ehrgeizes die Waffen gegen sich selbst in die Hände gab. Die Agitatoren wünschten in der That nur einen Vorwand, um über Verletzung der Konstitution schreien zu können. Nach der Niederlage von Ingavi war eine neue peruanische Armee auf die Beine gebracht worden, und der General Lafuente hatte den Oberbefehl erhalten. Menendez sah nicht, daß es Ehrbietung für ihn die Schläge dieses ehrgeizigen Chefs waren. Lafuente beeilte sich, mit Ballivian zu unterhandeln, statt ihn zu bekämpfen, und schickte sich an, das Gewicht des Einflusses seiner Truppen bei der Wahl des neuen Staatsoberhauptes geltend zu machen. Menendez erkannte endlich den Fehler, den er begangen hatte, indem er diesem unermüdlichen Verschwörer den Oberbefehl über die peruanische Armee übertrug. Aus dieser Gefahr zu begegnen und unter dem Vorwande eines möglichen Krieges gegen Ecuador, ließ er unverzüglich eine

*) Vgl. Nr. 90 u. ff. des Magazins.

Digitized by Google

zweite Armee aufbieten und herzaute sie Torrico, einem noch jungen Generale ohne politische Antecendenzien und nur bekannt durch einen Kavallerie-Angriff, welcher ihm einen großen Ruf verschafft hatte. Dieser sonst mit geringen Fähigkeiten begabte, aber von Ehrgeiz aufgeblasene Mann glaubte, wie so viele Andere, allein im Stande zu seyn, die Republik zu retten. Die erste Sorge Torrico's, sobald er seine Armee hatte, war die, Menendez zu stürzen. Letzterer mußte nach Chili fliehen (16. August 1842).

Genau genommen indes, giebt es im Grunde nichts Freiheitseres noch wenniger Revolutionaires, als diese peruanischen Revolutionen. Die Verschwörung schreibt einige Zeit im Stehen hin, geschützt durch das tiefste Geheimniß und durch die unverbrüchlichste Verschwiegenheit. Die Rollen sind bestimmt, die Proclamationen vorbereitet, die Posten vergeben, die Belohnungen in Aussicht gestellt; am festgesetzten Tage erlassen sodann die Truppen, ein Regiment oder auch nur einige Compagnieen, ihr Pronunciamiento: fünf oder sechs der einflußreichsten Personen werden in ihren Wohnungen gefangen genommen, die anderen verbergen sich: einige General-Aviatanten galoppiren mit Befehlen durch die Straßen. Alsbald schließen sich alle Thore, das Wort „Revolution" läuft von Mund zu Mund: einige neugierige, meist unbekümmerte Köpfe zeigen sich allein an den Fenstern: die Proclamationen werden angeschlagen, und die Revolution ist gemacht. Die Hefe des Volkes, welchem man einige Gelüste und Poco-Brauntwein giebt, begnügt sodann den neuen Staatschef mit lautem Lebehoch, damit die offizielle Zeitung am anderen Tage, wie das feierlender Gebrauch ist, sagen kann, „das ganze Land habe der Regierung seinen Beifall zugejauchzt." Diese Scene wiederholt sich fortwährend, und nur die Namen wechseln.

Während Torrico seine Revolution in Lima machte, that Lafuente ein Gleiches im Süden; nur verstockte er sich hinter den Namen des Generals Vival, seines Unterbefehlshabers und zweiten Vicepräsidenten des Staatsrathes, welcher sich als solcher zum Oberhaupt der Nation proklamirte unter dem Vorwand, das Menendez, dessen Sturz er noch nicht erfahren, ganz und gar von Torrico und seinen Soldaten beherrscht werde, und das der erste Vicepräsident, Zigarroa, durch sein Alter und sein übles körperliches Befinden unfähig sey, das Ruder des Staates unter so mißlichen Verhältnissen zu handhaben. Die Prätendenten standen beide an der Spitze einer Armee: es war klar, daß das Loos der Waffen allein zwischen ihnen entscheiden könne. Und so geschah es auch. Torrico brach von Lima auf und ging selbst seinem Feinde entgegen. Er traf ihn bei dem kleinen Dorfe Aqua-Santa im Oktober 1842: in diesem Kampfe jedoch rechtfertigte Torrico, wiewohl er dem Gegner an Kräften überlegen war, keineswegs den Ruf des Muthes, den er sich bei einer früheren Gelegenheit erworben hatte. Vollständig geschlagen, eilte er, so schnell er konnte, zu Roß nach Lima zurück, nur von Wenigen seiner Offiziere begleitet, sprengte ohne Verzug durch die Stadt nach Callao, nm sich über Bord und Kopf an Bord der französischen Kriegsbrigg „Bodis" zu stürzen. In Süd-Amerika sind die Kriegsschiffe und die Häuser der Konsuln die allgemeinen Asyle, wohin sich die geschlagenen Größen, die Anstifter verunglückter Revolutionen, die politischen Abenteurer aller Art flüchten, um momentan ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Von da gehen sie in irgend ein benachbartes Land, wo sie sich anflechten, sich verabreden, sich unter einander verständigen, mit ihren Freunden und Parteigängern im Vaterlande korrespondiren und ruhig und in Sicherheit den günstigen Moment für eine neue Revolution abwarten. Bei dem Mangel jedes politischen Prinzipes, jeder das bloße persönliche Interesse überwiegenden Idee, existiren in Peru allzu oft nur zwei Parteien: die, welche am Ruder des Staates stehen, und die, welche sich desselben bemächtigen wollen, wobei die Ersteren sich im Namen der Verfassung vertheidigen, die Anderen sie im Namen der Verfassung angreifen, gestützt auf die immer überaus zahlreiche Masse von Mißvergnügten niederen Ranges.

Bei Gelegenheit dieser unabläßigen Revolutionen müssen wir wohl auch ein Wort über die Rolle sagen, welche die Frauen dabei spielen. Geistvoll, lebhaft, ränkesüchtig, ihren Männern im Allgemeinen bei weitem überlegen, verstehen es die Damen von Lima, nach Belieben sich gegen die festesten Entschlüsse zu reagiren, und leiten kaltblütig oft die wichtigsten Begebenheiten ein. Begeisstigt durch ihr eben so bizarres als anmuthiges Kostüm, welches von ihrer ganzen Gestalt nur den Stern ihres großen schwarzen Auges sehen läßt, können sie sich darauf hin verlügen, ohne erkannt zu werden, kommen sie Alles sehen, Alles unterstützen, überall intriguiren. Auch hat in Lima nie eine Revolution stattgefunden, in nie ein Pronunciamiento erlassen worden, ohne daß nicht die Frauen dabei am meisten betheiligt waren. Sie sind es, die ihre Männer aufreizen, sie drängen, sie entflammen, ihre Anhänger in Feuer setzen, ihre Gegner irre machen, sür Alles Vorsorge treffen, Alles für den Sieg vorbereiten. Da sie unter ihrer Saya y manto (dies ist der Name ihres unverletzlichen Gewandes), unter einer Maske, welche die öffentliche Meinung gewissermaßen heilig geworden hat, Alles thun können, so lassen sie nicht die geringste Gefahr, sich oder ihre Familie zu kompromittiren; hochstens erachten sie es, wenn sie lunglück haben, für klug, sich auf ein paar Monate in eines der zahlreichen Frauenklöster von Lima einzuschließen. Diese Klöster sind das sicherste und zugleich bequemste Asyl: denn keine Macht wirte es wagen, selbige zu verletzen, und die politischen Wühlerinnen von Lima können hier ihre Intriguen durch Briefwechsel fortsetzen, zuweilen sogar auch noch unter dem Schutze der Saya hinaus schleichen.

Mannigfaltiges.

— Die ältesten Zeitungen in Europa. Der gelehrte Kustos am Britisch Museum, Herr Thomas Watts, den die Fremden und namentlich die Deutschen, welche die Bibliothek dieses Instituts besuchen, eben so wegen seiner außerordentlichen Gefälligkeit, als wegen seiner ausgebreiteten Sprach- und Bücherkenntnisse zu schätzen wissen, hat so eben über den Herausgeber oder vielmehr Verfertiger der angeblich ältesten englischen Zeitung eine Notiz veröffentlicht, welche wir als eine interessante Nachschrift zu dem in unserem heutigen Blatte beendigten Artikel über den „vierten Stand" betrachten dürfen. Herr Thomas Watts hat nämlich bereits vor längerer Zeit (1839) nachgewiesen, daß die von vielen Literarhistorikern und unter Anderem auch wieder von Pauß in seiner (1845) erschienenen „Geschichte des deutschen Journalismus" erwähnte, älteste englische Zeitung The English Mercurie — angeblich 1588, bald nach dem Untergange der berühmten spanischen Armada, gedruckt — von welcher sich in der That einzelne Exemplare in mehreren Nummern mit diesem Datum in deutschen Bibliotheken finden, nichts weiter als ein hoax, eine im vorigen Jahrhundert aufgeführte Mystification, sey. Aeußere und innere Gründe, namentlich aber eine im Britischen Museum befindliche Handschrift des gedruckten English Mercurie, hatten Herrn Watts auf diese Entdeckung geführt, die seitdem von allen englischen Literaturforschern anerkannt wurde, wenn auch unser Landsmann Pauß, beiläufig bemerkt, sich seit sechs Jahre hinter noch keine Notiz davon gewonnen hat. In seiner gegenwärtigen Abhandlung*) weiß nun Herr Watts den wahren Verfasser des English Mercurie von 1588 nach, der Niemand anders war, als der im Jahre 1790 verstorbene englische Staatsminister Philip Yorke, Graf von Hardwicke, älterer Sohn des Lordkanzlers dieses Namens. Philip Yorke muß jedenfalls ein sehr gelehrter und talentvoller Mann gewesen seyn; denn außer der sehr geschickt abgefaßten englischen Zeitung des vierten Jahrhunderts, hat er auch die „Athenienischen Briefe" geschrieben, die früher, als Barthelemy's Anacharsis, Leben und Sitten der alten Griechen im Gewande der Darstellung eines zeitgenössischen Reisenden auf sehr anmuthige Weise schilderten. Die Briefe sollten von einem Gesandten des Königs von Persien geschrieben seyn, der sich während des Peloponnesischen Krieges in Athen aufhielt, und waren angeblich in einer von einem Juden, Moses den Meschobab, veranstalteten Uebersetzung aus dem Alypersischen in der kaiserlichen Bibliothek zu Fez in Marokko aufgefunden worden. Die erste Auflage dieser Athenienischen Briefe war zu London 1741 und 1743, jedoch nur in wenigen, für Freunde bestimmten Exemplaren erschienen. Eine zweite, später gedruckte Auflage war ebenfalls nur hundert Exemplare stark, und erst 1798, mehrere Jahre nach dem Tode des Verfassers, ward auch eine größere Auflage für das Publikum gedruckt. Der English Mercurie von 1588 ist, allem Anscheine nach, mit der ersten Auflage der Athenienischen Briefe in einer und derselben Offizin, bei James Bettenham, St. John's Lane in London, um das Jahr 1743 gedruckt worden.

Herr Thomas Watts fügt dieser Notiz auch noch einige allgemeine Betrachtungen über die Entstehungsgeschichte der Zeitungen hinzu. Wichtig ist namentlich der übrigens schon früher bemerkte Umstand, daß das Wort Gazzetta, das in sehr viele Sprachen (auch in das Englische) übergegangen, auf den italiänischen Ursprung der Zeitungen hinweist. Der verschiedene Arten von Neuigkeitsblättern folgten auf einander vom 15ten bis zum 19ten Jahrhundert, die nach Herrn Watts folgende Unterscheidungs-Merkmale haben: 1) Berichte über einzelne öffentliche Begebenheiten der damaligen Zeit; 2) Berichte in Einer Publication über verschiedene neuere Ereignisse, die keine andere Verbindung mit einander haben, als daß sie sich in demselben Zeitraume zugetragen, so daß sie bei ihrem Erscheinen den „Neuigkeiten des Tages" bildeten; 3) Berichte, gleich den der zweiten Klasse, jedoch in einer Reihefolge von Nummern herausgegeben. 4) Berichte, gleich denen der zweiten Klasse, jedoch nicht blos in einer Reihefolge von Nummern, sondern in bestimmten Zwischenräumen erschienend. — Das Britisch Museum ist im Besitze des ältesten deutschen Blattes, welches bereits den Namen Zeitung trägt, und zwar aus dem Jahre 1526. Es ist betitelt: „New Zeytung", und giebt Nachricht von der großen Schlacht zwischen der Türken und Ungarn bei Mohacz. Auffallend sind aber auch noch einige andere Berichte aus Polen, Rom ꝛc. darin. Eine ganz ähnliche Benennung hat ein deutsches Blatt aus dem Jahre 1534 mit der Ueberschrift: „Neue Zeytung was sich pegt verschienen Tagen mit des Prinzen Ankunft in Engelland und mit der Schlacht in Italie, auch mit dem großen Kriege zwischen der Röm. Kayl. Majestät und dem Französischen König zugetragen hat." Der Prinz, dessen Ankunft in England gemeldet wird, ist der nachmalige König Philipp II. von Spanien, dessen Vermählung mit der Königin Maria in diesem Blatte beschrieben ist, das außerdem noch vielerlei andere Tagesneuigkeiten enthält. Herr Watts ist der Meinung, daß das Blatt wahrscheinlich einer Reihefolge ähnlicher Blätter angehöre, die von Zeit zu Zeit erschienen seyen. Der Druckort ist auf demselben nicht angegeben. Das, was Herr Watts bei dieser Gelegenheit über die charakteristischen Merkmale sagt, die eine bloße „Relation" von einer „Zeitung" unterscheiden, und worin er sowohl von Pruß als von Anderen abweicht, scheint uns vollkommen begründet.

*) Zuerst im Gentleman's Magazine, Mai 1850, und danach in brieferem Abdruck erschienen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 52, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Donnerstag den 13. Juni 1850.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

V. Peru revolutionsmüde. — Fortdauernde Verschwörungen und Kämpfe der Parteihäupter. — Castilla Präsident.

Lafuente, welcher ganz allein bei Aqua-Santa den Oberbefehl geführt, hätte sich nun mit leichter Mühe der Präsidentur bemächtigen können. Er zog es vor, sich durch die Schein-Legalität des Generals Vidal zu decken, um ließ die Wahlen und den Zusammentritt des Kongresses anordnen. Er hoffte, auf gesetzlichem Wege zur Oberherrschaft zu gelangen um sich so eine moralische Kraft zu geben, die er sonst nicht gehabt hätte; da die Verwaltung Vidal's jedoch in fortwährender Kette grausamer Härte auszartete und dabei von völliger Unfähigkeit zeugte, so wurde die öffentliche Meinung sehr bald dagegen erbittert, und Lafuente, den man sehr deutlich hinter Vidal erkannte, mußte notwendigerweise alle Folgen dieser Unpopularität tragen. Indeß wäre er vielleicht dennoch gewählt worden, wenn sich nicht die bei Jungay besiegte Santa-Cruzistische Partei von neuem erhoben und, ohne den Expresident, der sich immer noch vorsichtig in Guayaquil aufhielt, voranzuschieben, den General Vivanco, Präfekten von Arequipa, einen verständigen, aber mit der Geschäftsführung wenig vertrauten jungen Mann, Plätze proklamiren lassen. Die Armee selbst, unter dem Befehl des Generals Pezet, erkannte Vivanco an, und Vidal sah sich gezwungen, sich zurückzuziehen, ohne selbst einen Vertheidigungsversuch zu machen, und indem er die oberste Gewalt dem ersten Vicepräsidenten des Staatsrathes, Figuerola, einem schwachen Greise, überließ, dessen Unfähigkeit er vor wenigen Monaten erst selbst ausgesprochen hatte. Diese sächerliche Regierung dauerte drei Tage, nach deren Verlauf Figuerola beiseitegeschoben wurde, und der General Vivanco zog, aller Orten anerkannt, einzig als Sieger in Lima ein.

Die neue Verwaltung begann unter den günstigsten Vorzeichen. Trotz ihres schlechten Ursprunges hatte man Vertrauen zu ihr. Es schien, als müsse man viel von einem Mann erwarten, welcher den Irrthümern aller früheren Regierungen fast ganz fremd geblieben, und der übrigens alle vom Lande seither schon lange erheischten Reformen ins Werk zu setzen versprach. Sogar das Wort „Regeneration Peru's" wurde häufig in den Mund genommen, und die jungen Leute besonders wiederholten es mit stolzem Vertrauen; aber gerade dieses von der Schmeichelei unterhaltene Vertrauen, dem sich der etwas leichte und oberflächliche Sinn des Generals Vivanco allzu blind überließ, wurde die erste Veranlassung der Fehler, welche er beging und die endlich seinen Untergang herbeiführten. Der junge Präsident nämlich, welcher anfangs, wie er vorgab, nur eine provisorische Regierung führen wollte, und der sich mit dem bescheidenen Titel eines Direktors begnügt hatte, wagte es, an den Gang seiner Verwaltung zu erleichtern, durch ein ganz einfaches Dekret diese Verfassung, für deren Vertheidigung er die Waffen erhoben hatte, umzuändern. Anstatt nun nach diesen ersten Fehler wenigstens schleunigst die Zusammenkunft des Kongresses zu veranlassen, berief er aus eigener Machtvollkommenheit, die allmälig fast schon eine diktatorische geworden, nicht den Kongreß, sondern eine konstituirende Versammlung. Und dennoch vermochte keiner dieser seltsamen Akte, das Land zur Empörung zu bringen, — so stumpft sich in der That der politische Sinn bei revolutionsmüden Völkern ab! Vivanco fiel, mit Einem Worte, nicht, weil er die Verfassung unterdrückt, sondern weil er etwas sehr Nützliches und Nothwendiges unternommen, d. h. weil er es, ohne erst die feste Begründung seiner Macht hinlänglich abzuwarten, gewagt hatte, Hand an die Armee zu legen, einer es sogleich reduziren und reformiren wollte. Allerdings war diese Reform unerläßlich, und die öffentliche Meinung, welche sich täglich mehr gegen das Soldatenthum aussprach, verlangte sie mit lauter Stimme; aber sie war schwierig und besonders damals nicht zeitgemäß. Nichtsdestoweniger unternahm es Vivanco, in blindem Vertrauen auf sein Glück, sie sogleich auszuführen. Zeuge von all dem Bösen, das die Armee dem Lande so oft angethan, hatte er die Idee gehabt, ihr Stelle durch eine wohlorganisirte Nationalgarde zu ersetzen, eine Idee, der Jedermann Beifall gezollt hätte, wäre er nur stark genug gewesen, sie zu verwirklichen. Er war es noch nicht und erregte nur durch seinen unklugen Versuch unnützerweise das Mißfallen und die Unzufriedenheit derer, welchen er seine Erhebung verdankte, und die sofort Vorbereitungen zu seinem Sturz trafen.

Einer der ersten Anstifter des Aufstandes war der General Ballivian; ehemals ein Freund von Santa Cruz, hatte er gegenwärtig dessen Stelle in Bolivia inne. Ballivian suchte die Macht Vivanco's auf jede mögliche Weise zu untergraben. Die unpopuläre Armee war unzufrieden und schien den General Torrico zurückzuwünschen, in der festen Ueberzeugung, daß Letzterer nie die Reformen, mit denen sie jetzt von Vivanco bedroht wurde, unternommen hätte. Der Präsident von Bolivia hatte keine große Mühe, sich mit dem General Torrico zu verständigen. Eine ziemliche Anzahl Peruaner war seit der Schlacht von Ingavi in Bolivia geblieben. Ballivian überließ sie ihm; man sagte einige neue Aushebungen hinzu: Torrico stellte sich an ihre Spitze, schickte zahlreiche Proclamationen an die Armee voraus, deren Rechte er, wie er sagte, gegen Vivanco schützen wolle, marschirte über die Gränze und drang auf peruanischem Gebiet vor. Er hoffte, hier seine alte Partei von neuem zu ermuthigen und alle Mißvergnügten an sich zu ziehen, indem er ihnen den ersten Vereinigungspunkt bot. Das ist, wie wir wissen, der gewöhnliche Gang der Revolutionen in Amerika; diesmal jedoch scheiterte der Revolutionsversuch vollständig, zuerst, weil sich in den Gebieten, in welche Torrico einbrang, keine Truppen befanden, sodann, weil sein Name im Lande von geringem Einfluß war. Dennoch hatte dieses unbesonnene Unternehmen alle Folgen für Vivanco's Regierung; denn es absorbirte seine ganze Aufmerksamkeit in einem Augenblicke, wo auf einem anderen Punkte des Gebietes eine viel größere Gefahr drohte.

Die Stadt Moquegua hatte niemals die Direktorial-Regierung anerkennen wollen. Sie war kraftvoll im Namen der verletzten Verfassung aufgestanden, und ihre Bewohner hatten allein schon mehreremale die gegen sie geschickten Truppen siegreich zurückgeworfen, als der General Castilla, der von Vivanco eben nach Chili verbannt worden, glücklich von dem Schiffe, welches ihn trug, entwischte, sich nach Moquegua begab, den Oberbefehl über die Nationalgarden, welche sich daselbst schlugen, übernahm und sogleich auch hier mit den Generalen Nieto und San-Roman, unter dem Namen einer „constitutionellen Junta", eine Oppositionsregierung einsetzte. Diese anfangs als unbedeutend angesehene Bewegung erlangte bald eine solche Wichtigkeit, daß Vivanco den Kriegsminister selbst, den General Guarda, an der Spitze von 3000 Mann, d. h. mit einer für Peru sehr starken Armee, nach Moquegua abschickte. Bei der kleinen Stadt San-Antonio fand ein Zusammentreffen statt, und der General Guarda wurde, sey es, daß unter Vivanco's Truppen Verrath herrschte, sey es, daß es dem Führer an Thätigkeit fehlte, nicht nur geschlagen, sondern auch gezwungen, schimpflich die Waffen zu strecken und seine ganze Armee einem Feinde anzuliefern, der ihm an Zahl weit untergeordnet und nicht einmal hinlänglich bewaffnet war. Hiermit änderte sich die Lage der Dinge vollständig. Fast alle Gefangenen, d. h. fast die ganze Armee Guarda's, wurde, nach peruanischer Sitte, der Armee Castilla's einverleibt, und so befand sich dieser General plötzlich an der Spitze beträchtlicher Streitkräfte und im Besitz von Waffen und Munition aller Art, woran es ihm vorher so sehr gefehlt hatte.

Dies war die Lage der Dinge im Süden von Peru, als ein neuer Vorfall die Autorität des Generals Castilla noch mehr befestigen half. Man erfuhr plötzlich, daß der General Santa Cruz habe in den kleinen Hafen von Mejillones landen wollen und sey gefangen genommen worden. Santa Cruz hatte immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, sich noch einmal der Oberherrschaft zu bemächtigen. Während seine Partei den General Vivanco in Lima proklamiren ließ, war er nicht minder in Bolivia thätig, wo eine weitverzweigte Verschwörung zu Gunsten des Expresidenten nur auf seine Ankunft wartete, um auszubrechen; aber auch diesmal fehlte es Santa Cruz an Energie oder an Entschlossenheit: die Verschwörung wurde entdeckt, und zwei seiner Neffen, unter Anderen, büßten ihre Anhänglichkeit an ihn mit dem Leben. Indeß war die Santa-Cruzistische Partei so stark, daß die auf einen Augenblick verretirte Verschwörung von neuem in Gang kam. Beschämt, zweimal durch seine Abwesenheit die günstige Gelegenheit zur Wiedererhöhung versäumt zu haben, brach Santa Cruz, welcher übrigens auf den Gouverneur von Lima rechnete, endlich von Guayaquil auf, um im Süden von Peru zu landen. Unglücklicherweise hatten die Winde seine Ankunft verzögert, und als er das Schiff verließ, war Castilla fast schon Herr der Dinge. Wo Santa Cruz Freunde zu finden hoffte, traf er nur Gegner. Fast unmittelbar nach seiner Landung fiel er ihnen in die Hände und wurde durch Castilla der chilianischen Regierung überliefert, in Folge eines zwischen dieser Regierung, Bolivia und der constitutionellen Junta geschlossenen Vertrages. Anfangs blieb Santa Cruz in der kleinen Stadt Chillian gefangen, erhielt sodann aber seine Freiheit wieder, jedoch unter der Bedingung, Amerika für immer zu verlassen. So mußte er begreifen, daß seine politische Rolle für immer ausgespielt sey.

Digitized by Google

Nach der Schlacht von San-Antonio erkannte der ganze Süden von Peru den General Castilla an. Arequipa, Lima und die Departements des Nordens dagegen gehörten Vivanco. Letzterer hob hier eine zweite Armee aus, stellte sich diesmal selbst an die Spitze und marschirte nach Arequipa, wo er sein Haupt-Quartier aufschlug und das er zum Mittelpunkt seiner Operationen machte. Seine Kräfte wurden seinen Feinden überlegen, besser bezahlt und überhaupt besser ausgerüstet; auch erwartete Jedermann eine Schlacht, und Vivanco schien in der That den Vortheil davontragen zu müssen. Das Glück jedoch erklärte sich bald gegen ihn. Der Präsident von Peru war ein sehr mittelmäßiger General und von einer merkwürdigen Unentschlossenheit. Anstatt Castilla anzugreifen, beschränkte er sich einige Monate lang auf Hin- und Hermärsche quer durchs Gebirge. Bei diesen unnützen Operationen verlor er durch Desertion und Krankheiten einen großen Theil seiner Soldaten und mußte sich zuletzt unter den Mauern von Arequipa selbst mit seinen ermüdeten, demoralisirten Truppen einem thätigen, ungeschwächten und kühnen Feinde gegenüber in die Enge getrieben sehen. Auch schien der Erfolg des Kampfes nicht weiter zweifelhaft zu seyn, als ein neues in Lima gegen Vivanco erlassenes Pronunciamiento ihn noch entscheidender machte.

Als Vivanco von Lima aufgebrochen war, um selbst den Oberbefehl über seine Armee zu übernehmen, hatte er, unter dem Titel eines Präsesten und mit der ausgedehntesten Vollmacht, einen bisher noch in der Revolutionsgeschichte seines Landes unbekannten, aber außerordentlich fähigen und einflußreichen Mann zurückgelassen, Don Domingo Elias, dem er alsdann seit lange schon all seine Mittel an Truppen und Geld, um den Kampf aushalten zu können, verdankte. Zweifelsohne in der größten Angst um seine durch den drohenden Sturz Vivanco's von Grund aus gefährdeten Handelsstädte und ungeheuren Besitzungen, entschloß sich Elias, selbst den letzten Schlag gegen den Diktator zu führen, indem er ihn „für unfähig erklärte, länger den Beistrissen der Nation entsprechen zu können", und zugleich provisorisch die Exekutiv-Gewalt übernahm (am 17. Juni 1844).

Vivanco blieb nun nur noch Eines zu thun übrig: endlich dem Castilla eine Schlacht zu liefern und durch einen möglichen Sieg seiner so oft durch Zehler und Zögern blosgestellte Sache wieder in die Höhe zu helfen; als Sieger wäre ihm Lima unbedingt wieder zugefallen. Arequipa war ihm ergeben; seine Armee blieb trotz ihrer Verluste noch zahlreich: er konnte sich jedoch nie zur richtigen Zeit entscheiden, und während er mit planlosem Wechsel seiner Stellung eine kostbare Zeit verlor, gerietben einige seiner Compagnieen mit den Irailleuren Castilla's bei Janahuara ins Handgemenge und wurden so heftig zurückgeschlagen, daß andere Compagnieen ihnen zu Hülfe eilen mußten. Castilla, von der andern Seite, unterstützte die Seinigen, und ohne daß Vivanco einen einzigen Befehl gegeben hatte, ja, sogar ohne es hindern zu können, entspann sich der Kampf zwischen den beiden Armeen, ein wirrer und von Seiten der Truppen des Direktors ganz ordnungsloser Kampf. Nach einem kurzen Widerstande liefen Letztere aus einander und eilten nach Arequipa zurück (am 22. Juli 1844).

Besiegt, faß ohne gekämpft zu haben, floh Vivanco mit einigen ihm besonders ergebenen oder am stärksten kompromittirten Offizieren nach Islay. Er hatte hier drei vor ihrer Schiffe liegen, die er zu bestiegen beabsichtigte, um nach Lima zu eilen und möglicherweise den Don Elias daselbst noch einmal für sich zu gewinnen; das Geschwader indeß verweigerte ihm den Gehorsam, da es ihn jetzt besiegt und ohnmächtig wußte. Die Führer der Schiffe beeilten sich im Gegentheil, Castilla ihre Ergebenheit zu melden; und Vivanco märe Letzterem unzweifelhaft in die Hände gefallen, wenn er sich nicht eiligst auf einen der Dampfschiffe gerettet hätte, welche allmonatlich von Valparaiso nach Callao fahren. Vivanco konnte daher noch letzteren Hafen erreichen, wurde jedoch von Elias nach Central-Amerika verbannt.

Inzwischen befand sich einer der Unterbefehlshaber Vivanco's, der General Echenique, an der Spitze von achthundert Mann in dem Departement Junin; auf das neue Pronunciamiento des Elias war er gegen Lima aufgebrochen, in der Hoffnung, diese neue Partei in ihrer Gewalt zu erstürzen und dem Diktator die Hauptstadt zu erhalten; Elias jedoch hatte sich daselbst schon hinlänglich befestigt. Er hatte sich während seiner Verwaltung die Liebe des Volkes zu erwerben gewußt. Er forderte es daher auf, Lima zu vertheidigen. Indem er sich auf geschickte Weise der ersten Idee Vivanco's bemächtigte, nämlich die Armee durch die Nationalgarde zu ersetzen, organisirte er eine solche mittelst der Waffen und Equipirungen aller Art, welche er von Anfang an gegen Castilla bestimmt hatte, und stellte sich kühn an die Spitze der Bourgeois-Partei gegen den militairischen Despotismus, welcher das Land schon seit so langer Zeit verwüstete. Als Echenique, der keinen Widerstand erwartete, unter den Mauern der Stadt erschien, mußte er die absolute Unmöglichkeit eines Einzuges erkennen und nach den Cordilleren zurückmarschiren, wo er durch Krankheit, Noth und Desertion mehr als die Hälfte seines Armeecorps verlor.

Von dieser ersten Gefahr befreit, jedoch ohne Unterlaß auf Vertheidigungsmaßregeln bedacht, schickte Elias an Castilla, dem er ohnehin schon den größten Dienst erwiesen hatte, Kommissärien, die mit ihm unterhandeln und einen Vergleich herbeiführen sollten. Er hatte niemals ernstlich daran gedacht, die oberste Gewalt selbst zu behalten; nach den Schlachten von San Antonio und von Janahuara war übrigens jeder Widerstand unmöglich; die Grundlagen der Verständigung konnten daher leicht gefunden werden. Da Castilla immer im Namen der Verfassung gekämpft hatte, verlangte er nur, um sich auch hierin an diese zu halten, Elias solle die oberste Gewalt an Menendez, als Präsidenten des Staatsrathes und einzigen gesetzlichen Regierungs-Chef seit dem Tode Gamarra's, zurückgeben. Menendez, welcher in Folge einer von Elias erlassenen Amnestie schon auf dem Rückwege nach Lima begriffen war, fand sich so durch ein seltsames Glücksspiel plötzlich wieder an die Spitze des Staates gebracht; es war jedoch klar, daß Elias der eigentliche Chef bleiben sollte, wenigstens bis zur Ankunft Castilla's. Dies aber wollte Menendez nicht begreifen. Wiederum von schlechten Rathschlägen und hohlem Dünkel verführt, versuchte er im Gegentheil eine ganz unmögliche Opposition, mußte sich jedoch nach einigen Tagen zurückziehen und unter dem Vorwande krankhaften Befindens die oberste Gewalt in die Hände des Vicepräsidenten Figuerola niederlegen. Dieser, ein Greis von fast achtzig Jahren, ernannte den Elias zu seinem Geschäftsführer und gab von jetzt an nur noch seine Unterschrift her.

Inzwischen schritt man überall zu den Waffen für die Präsidentur der Republik. Das Resultat konnte nicht zweifelhaft seyn, und wenn Elias, dessen Partei in Lima und in den nördlichen Departements vorherrschte, sich auch einen Augenblick lang einige Illusion hatte machen können, so sollte er sich doch bald wieder eines Besseren besinnen. Noch immer übrigens von den Freunden Vivanco's heftig angegriffen und wenig an die leidenschaftlichen Kämpfe der Parteien und politischen Interessen gewohnt, zog er sich endlich, seiner Rolle überdrüssig und von Mißmuth erfüllt, zurück. Figuerola that ein Gleiches. Menendez konnte nun, folgerichtigermaßen, ein drittesmal die oberste Macht an sich reißen und sie bis zu dem Augenblicke behalten, wo der General Castilla zum Präsidenten der Republik berufen wurde.

Hiermit endet die Geschichte der letzten Revolutionen von Peru; bis auf diesen Tag wenigstens wurde die Präsidentschaft des Generals Castilla noch nicht von seinen Gegnern, welche die verunglückte Republik unter seinen Vorgängern erschüttert, beunruhigt. Mit dieser Frage beschäftigen haben, und durch welche Mittel wird Peru befähigt werden, der Rückkehr der alten Verwirrungen vorzubeugen? Einige schließlich Worte über die Republik und über ihre gegenwärtigen Regierungs-Institutionen werden diese Frage vielleicht beantworten.

Rußland.

Rußland und der Slawismus.

(Fortsetzung.)

Alle Kunst ist zunächst unmittelbar. Sie schafft und wirkt, ohne sich des Grundes bewußt zu werden, von dem sie ausströmt, noch des Zieles, zu dem sie dringt. Die slawische befindet sich auf dieser Stufe der Unmittelbarkeit. Lyrik und Epik sind die Formen, unter denen sie ins Daseyn tritt. Es fällt uns dabei nichts auf; so bringt es die Entwickelung aller Nationen mit sich, das diese Stufen durchgemacht werden, und daß auf ihnen Kunst und Religion noch in innigster Gemeinschaft leben. Eine Eigenthümlichkeit des slawischen Volkscharakters erkennen wir darin nicht, aber wir erkennen daraus, daß ihm noch ein langer Weg zu durchlaufen bleibt, bis er zur Höhe der geistigen Entfaltung gedeiht, daß auf diesem Wege noch viele Katastrophen und Gehaltungsprogesse liegen werden, und dies ist es, was den wahren Grund der Hoffnungen des Slawismus ausmachen sollte. Nicht die Befestigung in der Orthodoxie, nicht die blinde Ergebung unter das überlegene Privilegium sollte diese Hoffnungen stärken, nicht die sorgfältige Verschließung gegen die großen Gedanken der Civilisation, die moderne Philosophie. Die geistige Abtödtung, welche eine Folge dieser übelverstandenen Selbstbeschränkung wäre, würde die Slawen vielleicht geschickt machen, sich unter ein gemeinsames Joch zu beugen, in eine Einheit einzutreten, die ihnen durch den mächtigsten Stamm aufgezwungen wird — aber ein freies und blühendes Nationalleben wird sich ohne Vermittelung der aufklärenden Ideen, welche aus dem nahen Kontakt mit dem Westen einströmen, nicht gestalten.

Es läßt sich erklären, wie ein Franzose, im Ungestüm der Verherrungen, welche philosophische Systeme oder Einfälle, die sich nichtsdestoweniger als Systeme der Civilisation geben, angerichtet haben, an dieser Art von Civilisation verzweifeln und in tiefster Seelenzerrissenheit die slawischen Stämme um ihre halb patriarchalischen Einrichtungen beneiden kann; aber deshalb behält doch die Aufklärung immer ihren Werth, und ohne sie — keine Emancipation der Slawen und keine echte Gemeinschaft zwischen ihnen.

Der Slawismus in staatlicher und sozialer Beziehung.

„Die Doktrinen der modernen Slawisten über bürgerliche und politische Gesetze (führt Perry Dedyrez fort) haben bis jetzt nur theilweise Anwendung gefunden. In Polen, in Böhmen, in Kroatien, wie in Rußland, steht die slawische Tradition unter dem Einfluß fremder Ideen. In Polen ist es die lateinische Idee des Ritterthums, später der französische Liberalismus, welche den nationalen Geist beherrscht haben; in Böhmen ist er tief erschüttert durch die Berührung des Deutschthums. In Kroatien haben deutsche und magyarische Ideen zugleich ihn eingetreibt. Sondedar, gerade in der Türkei, unter dem Joche des Islams, haben sich die slawischen Ueberlieferungen am freiesten erhalten. Es paßt in die Prinzipien türkischer Civilisation, den unterworfenen Racen eine Art Selbstständigkeit zu lassen, ihnen zu gestatten, daß sie ihre Sprachen reden, nach ihrem Glauben und ihren Gewohnheiten leben. Unglücklicherweise sind die türkischen Slawen nie zu einem hohen Grade von Aufklärung gedieben. Zerstreut, ohne Band, haben sie den einem Tage zum anderen gelebt, und so bieten sie der Wissenschaft nichts, als die Elemente der nationalen Ueberlieferung. Wenn aber Bildung und Poesie diese Elemente denen annähern, welche sich in den anderen Stämmen erhalten haben, so möchten sie in ein imaginäres Band aufgenommen werden, in das Ideal einer neuen Gesellschaft.

Man weiß, daß eine gewisse Anhängstlichkeit an die Vergangenheit einer der Elemente des Patriotismus der Slawen bildet. Auch haben sie auf das

Digitized by Google

System, welches man das historische nennt, ein größeres Vertrauen, als auf das der Nationalisten, Constitutionellen oder Radicalen.

Der Geist der Zügellosigkeit, der Discussion, der constitutionelle und parlamentarische Geist, welcher sich der occidentalischen Völker bemächtigt hat, hat bei den slawischen noch keine Aufnahme gefunden. Man kann nicht ohne Bewegung die Einfalt, die Homerische Würde betrachten, welche die väterliche Familien-Souverainetät in diesem Lande aus dem Schiffbruch aller Souverainetäten gerettet hat.

Tretet unter das niedrige und seelliche Dach des serbischen Bauern oder Knäsen; Ihr werdet überall dieselben Sitten, dieselben ehrwürdigen Traditionen finden, unter deren Herrschaft der Vater, das wahre Haupt der Familie, in der Fülle seines durch seine eigene Natur begeichneten und begränzten Rechtes gebietet.

Diese natürliche, legitime, heilsame Kraft, am häuslichen Heerde respektirt, erscheint auch wiederum in der Gemeinde. Im größten Theile des civilisirten Abendla ndes ist die Gemeinde nichts, als eine Vereinigung von Individuen; bei den Slawen ist sie eine Vereinigung von Familien. Bei uns besteht die Familie nicht als politisches Element, dort hat sie dagegen eine offizielle Existenz; sie ist das konstituirende Element zugleich für die Gemeinde und für den Staat, insofern er selbst die größere Familie ist.

Dieses organische Prinzip hat seine Anwendung in den demokratischen Gesetzen des türkischen Serbiens gefunden. Die alte Constitution Polens könnte uns auch hier und da verringerte Spuren davon aufweisen. Ja, wir finden die bedeutendsten Ueberbleibsel davon in Rußland selbst, unter der Herrschaft der Sklaverei. Ein Reisender, dessen unparteiische und gewissenhafte Autorität wir gern anrufen, Herr v. Harthausen, hat die Organisation der russischen Gemeinde beschrieben, indem er den Zustand der Krondauern darstellt. „Die Gemeinde hat" — sagt er — „drei Abtheilungen, Dorf, Landgemeinde, Kanton. An der Spitze jedes Dorfes steht ein Starost (Aeltester), der von den Bauern selbst gewählt ist. Ihm sind beigeordnet desajatskie (Zehentmänner), von zehn Familienvätern durch Stimmenmehrheit gewählt. Diese Erwählten des Volks bleiben ein Jahr in Junction, obgleich sie der Regel nach jeden Monat wechseln müßten. Die kleinen Dörfer haben nur einen Zehentmann. Die Beigeordneten haben keine Emolumente, der Starost dagegen empfängt einen Sold, der sich jährlich auf hundertfünfundsiebzig Bankrubel beläuft. — Die Landgemeinde besteht aus fünf, bis sechshundert Familienvätern. Ehedem gehörte die Vorsteherschaft von Rechts wegen dem ältesten Starosten der Gemeinde, jetzt sendet jedes dazu gehörige Dorf zwei Deputirte zur Wahl des starschina ab, der jährlich einen Sold von dreihundert bis vierhundert Papierrubeln bezieht. Diese Gemeinde ist verpflichtet, die Rekruten zu stellen, deren Zahl jährlich durch einen Ukas festgesetzt ist. Mehrere Landgemeinden zusammen bilden einen Kanton, dem ein golowa (Haupt) vorsteht, durch Stimmenmehrheit auf drei Jahre gewählt. Der Chef des Bezirks ist verpflichtet, schriftlich seine Ansicht über die Wahl des Golowa anzuforschen und ihn der Domänenkammer zuzuweisen, welche ihn dem Gouverneur präsentirt. Diesem letzteren steht das Recht der Bestätigung und der Verweisung des von den Bauern vorgeschlagenen Kandidaten zu. Der Golowa kann nach Ablauf der Zeit neu gewählt werden, wenn während der ganzen Dauer seiner Amtsführung keine Klage gegen ihn erhoben ist. Er hat einen Jahrgehalt von 600 Rubeln Assignationen oder ein Aequivalent derselben."

Nach diesem Familienprinzip, das als Zundament der Gemeinde dient, ist nichts bemerkenswerther, als die „Brüderlichkeit", welche im Schooße dieser Vereinigungen herrscht. Ich spreche nicht blos von dem mächtigen Geist der Solidarität, der, besonders in Serbien, die freien Glieder dieser demokratischen Gemeinwesen eng mit einander verknüpft; selbst in Rußland ist etwas von diesem wahrhaft slawischen Geist der Ungunst der Zeiten und den Berührungen des Despotismus entgangen. Die Attributionen der russischen Gemeinden erstrecken sich gewöhnlich auf alle Beziehungen der Bauern unter einander, und wie schwer macht die undestimmte Organisation des Eigenthums im Reiche des Zaren diese Beziehungen! Gleichwohl giebt es nach den Berichten derer, welche die russischen Gemeinwesen in Thätigkeit gesehen haben, nichts Brüderlicheres und wahrhaft Christlicheres, als die Verhandlungen dieser kleinen Mächte mit einander. Herr v. Harthausen hat uns davon anziehende Bilder gegeben. Nach seinen immer so bekommen und treuen Beobachtungen schafft das Prinzip, auf welches die Theilung des Bodens bei den Bauern basirt ist, so wie die ganze männliche Bevölkerung eine kollektive Einheit bildet, auch eine Territorial-Einheit, die nicht Eigenthum der Individuen, sondern der Gesammtheit ist. Jedes zu ihr gehörige Individuum hat das Recht, für seinen Theil eine gleiche Quantität Boden zu seiner Nutznießung zu verlangen. Die Wälder, die Weiden, die Jagd- und Fischereirechte bleiben, da sie nicht getheilt werden können, ungetrennt zum Gebrauch Aller. Felder und Wiesen aber sind wirklich getheilt. Wie nun aber Aecker von verschiedener Fruchtbarkeit und ungleicher Entfernung mit der Möglichkeit theilen? Natürlich ist es schwer, Jedem genug zu thun. Hält aber ein Gemeinwesen sich für berechtigtheilig, so wendet es sich an die Gemeinde, die, wenn sie die Beschwerde für begründet ansieht, es aus den Reserveländereien entschädigt.

Trotz dieses nugenauen Abkommens, trotz der fortwährenden Konfusionen, trotz der jährlichen oder noch wenigstens bei jeder Volkszählung erneuerten Theilung, kraft des blinden Looses vollzogen, herrscht der Geist der Brüderlichkeit zwischen den Gliedern dieser aemeinen russischen Gemeinde nicht auf zu herrschen. Jede Familie bildet in sich ein organisches Element der Gemeinde, und alle vereinigt bilden eine Association, für die sie so vollkommene Solidarität anerkennen. Es könnte von Interesse sepn, zu untersuchen, welche ökonomische Einrichtungen ganz speziell aus dieser Zwee gemeinheitlicher Solidarität entspringen; man würde bemerken, daß in gewissen Theilen des slawischen Territoriums, wie in der Bulgarei, diese Idee zu eben so sinnreichen, als wohlthuenden Anordnungen geleiden hat, deren erstes Resultat darin besteht, den Lügenhaftigkeit vorzubeugen. An vielen Orten übernimmt die Kommunalkasse, deren Inhalt Zolleinnahmen ausmachen, die dem Vorsteher der Provinz überwiesen werden, auch die Vermaltung der Spar-, Darlehns- und Unterstützungskassen, die man für Wittwen, Waisen oder arme Bauern, zur Anschaffung eines neuen Inventariums, angelegt hat. Der öffentliche Schatz ist ebenfalls geregelt; der herrschende Geist der Solidarität und Gerechtigkeit erleichtert ihn; es ist eben so sehr ein privater, wie ein öffentlicher; das abstrakte Wesen, das man Staat nennt, und in dessen Leben sich oft die Individuen für Nichts achten, ist unterwirft niegendrd. Wenn die Gemeindebehörde leibt oder schenkt, weiß sie, daß sie es im Namen der Familie thut, welche sie repräsentirt, eben so begreift der Umpfangende seine Verpflichtungen gegen diese.

Wenn diese Kommunal-Einrichtungen, die ganz naturgemäß der slawischen Civilisation entsprungen und ihr und da sich mit wunderbarer Kraft erzeugen, wenn diese glücklichen Munizipalitäten einem vollkommenen politischen Systeme angehörten und nicht, in Rußland besonders, gänzlich entartet wären durch ihre Vermischung mit den Prinzipien des Despotismus, der Eroberung oder der Aristokratie, sie würden die besten Früchte tragen, würden den slawischen Stämmen eine wunderbare Originalität und Fruchtbarkeit geben. Unglücklicherweise ist das kleine Fürstenthum Serbien die einzige slawische Bevölkerung, die sich politisch nach freiheitlichen und demokratischen Prinzipien hat konstituiren können, es ist der einzige Landstrich, in dem die slawischen Traditionen sich fast unbeschränkt in ihrer Weise haben ausbilden können; aber das ist nur ein Slawenthum in Miniatur, und sonst überall seufzt die slawische Gemeinde, lebensthätig genug, um den Wechsel der Jahrhunderte und der Regierungsformen zu überstehen, unter der fast unbeschränkter Souverainetät oder fremder Eroberung.

Was den slawischen Staat betrifft, so hat bis jetzt noch kein Theil sich in seiner Totalität konstituiren können; er existirt in der Wirklichkeit nicht; wir sind angewiesen, ihn in den Büchern zu suchen. Zu ihrer Genugthuung sprechen die Schriften der Slawisten auf jeder Seite den Gedanken aus, der ihnen zum Zundament dienen soll, den Gedanken der Nationalität. Dieses Wort enthält Stoff zur Kontroverse. Um jede Verwirrung zu vermeiden, muß man zwei Arten von Nationalität unterscheiden: die, welche Erzeugnisse geschichtlicher Entwickelung sind, durch allmälige Vermischung und Assimilation mehrerer Racen, und solche, die aus freier Ausbildung einer und derselben Race hervorgehen. Einheit der Sprache ist hier das unterscheidende Zeichen. Die Nationalität, so gefaßt, ist, nach den Slawisten, das einzige legitime Fundament des Staats. Damit behroben sie zwar jede Aggrezation der Völker, die auf das Prinzip der Eroberung baßrt ist, und in diesem Sinne sind sie revolutionair. Sie subtituiren dem Eroberungsprinzipe aber jedesmal ein anderes, das wesentlich konservativer Natur ist und zugleich neue Territorialfreige für immer unmöglich macht. An dem Tage, wo Europa auf das Prinzip der Nationalität und Race konstituirt ist, verschwindet das Ungemach, das jetzt in seinen Eingeweiden wühlt, und macht einer neuen internationalen Harmonie in der Geschichte der Menschheit Platz. (Schluß folgt.)

Polen.

Die Rückkehr zur Ordnung.

Nachdem es in der Presse ausgebraucht, hat in ihr auch die öffentliche Ordnung wieder zahlreiche Anwalte gefunden. In Frankreich eröffneten die Schriften Guizot's und Thiers' den Reigen, in Deutschland schloß sich ihnen eine Reihe von Werken an, die jedoch mehr oder weniger speziellen Zwecken dienten — jetzt hat auch Polen sein Kontingent für die „Ordnung" geliefert. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß diese Schrift, welche den Titel*) „Retour à l'ordre" trägt, ein einsames Gewächs auf polnischem Boden ist. Sie ruht, wie mehrere Schriften ähnlicher Richtung, von Herrn v. Brzza, dem Sohne des gleichnamigen Ministers unter Stanislaus August, her. Der Verfasser bekundete schon längst eine gewisse Hinneigung zum preußischen Gouvernement, insbesondere zu unserem Könige, und hat dies aufs neue dadurch zu erkennen gegeben, daß er seine Schrift dem Herrn v. Mantteuffel, als dem Manne der Ordnung, gewidmet und in ihr die geschichtliche Mission unseres Königs als eine sehr erhabene charakterisirt hat.

Dem Verfasser erscheint noch fortwährend, zumal von Frankreich her, die staatliche Freiheit, wie die Ordnung, ja, die Existenz der Gesellschaft, gefährdet, und er sieht sich nach Heilmitteln um, und nach den Organen, die zu ihrer Anwendung berufen sind. Sein Auge fällt zunächst auf den König von Preußen; dieses Land hat ihm in Deutschland nach allein die Fülle physischen und moralischer Kraft, es hat in Deutschland die Anarchie unterdrückt, es muß sie vertilgen, ihre Quellen verstopfen. Zeind aller Palliative, dringt der Verfasser auf einen radikalen Reinigungsprozeß, die Erinnerungen der Revolution, ihr Ausdruck, das allgemeine Wahlrecht sollen verschwinden, die Staaten sollen sich auf soliden konservativen Grundlagen wieder aufrichten und kräftigen. Darum muß man den falschen Zeit-Ideen der Prozeß gemacht werden, der Kontinent muß sich vor Allem gegen Frankreich, wohin das Gift ausströmt, verschließen.

Um desto wirksamer alle diese Maßregeln durchzuführen, würde Preußen

*) Vollständig lautet Verfasser: „Retour à l'ordre, lettre adressée à S. E. M. le Baron de Manteuffel etc. par un homme politique."

Digitized by Google

sich mit Rußland aufs engste zu verbinden haben, nur mit Rußland, ja nicht etwa mit England. Ueber Lord Palmerston's Politik urtheilt Herr v. Berga genau wie die „Neue Preußische Zeitung“: sie sey durchaus revolutionair und dem niedrigsten Eigennutz inspirirt. Palmerston müsse die Agitation auf dem Kontinent unterhalten und schüren, um dem englischen Handels- und Industrie-Interesse alle die Vortheile zugängig zu machen, deren die politische Aufregung das übrige Europa beraube. Aus keinem anderen Grunde habe er London zum Asyle aller politischen Flüchtlinge Europa's gemacht. In dieser bunten, aus allen Nationen zusammengesetzten Gesellschaft befinde sich die Werkzeug neuer Umbruchpläne, und der Kontinent habe sich daher gegen die verrätherische Politik Englands eben so vorsichtig zu wahren, wie gegen die französischen Sozialtheorien und ihre Bollwerker, die nimmer rastenden Rothen.

Also eine Allianz Preußens mit Rußland.

Wir haben unter den polnischen Schriftstellern nie große Staatsweisheit gesucht, aber wir haben unter ihnen auch nicht einmal Männer von einer mäßigen und den Umständen nach möglichen Politik gefunden. Nur die Extreme gehen sich offen kund. Auf der einen Seite wird der blinde Kampf gegen die Legitimität, gegen die Contre-Revolution und insbesondere gegen Rußland, als den Erbfeind der freiheitlichen Gestaltung Europa's, gepredigt, auf der anderen erscheint der Zar als der Hort der europäischen Zukunft.

Es braucht kaum der Bemerkung, daß eine durch Allianzen geschützte Ordnung gleich ihr einer erzwungenen, und daß eine Ordnung dieser Art weder zur Beruhigung führt, noch überhaupt Dauer verspricht. Ein unbewachter Augenblick würde die Bande des unterdrückten Volksgeistes lösen; und gewiß, wenn Deutschland Grund zu einer Revolution hätte, es würde dieselbe auch durchführen. Bisher haben es die Regierungen nicht mit dem aufständischen Volke zu thun gehabt; dem Kern der Nation ist der revolutionaire Sinn ein fremder geblieben. Wer kann nun rathen, auch ihn gewaltsam zu entzünden, indem man Preußen an Rußland aufgiebt. Eine Allianz mit Rußland eingehen, wie sie Herr v. Berga im Sinne hat, heißt schlechterdings, die preußische Politik der russischen unterordnen — oder könnte sich Jemand einbilden, Rußland werde sich nur brauchen lassen, um die Insurrection zu ersticken, ohne seine Politik als die bestimmende für die europäischen Verhältnisse geltend zu machen? Der müßte die russische Diplomatie nie beobachtet haben. Eine Regierung, die noch in allerneuester Zeit ein zweifelhaftes Recht gegen die Türkei durchsetzte gegen den Widerspruch zweier Großmächte, ohne auch nur den mindesten Rückhalt an einer europäischen Regierung, außer der österreichischen, für sich zu haben, — eine solche Regierung wird Deutschland ohne Lohn nicht retten, eine der ihrigen entgegengesetzten Politik nicht prävaliren lassen.

Ohne der Dienste Rußlands für Deutschland uneingedenk zu seyn und ohne den Werth seiner Freundschaft für jetzt und die Folge zu unterschätzen, kann man in einem zu engen Bande zwischen Rußland und Preußen nur Gefahren sehen. Die Interessen beider Länder gehen in der That vielfach auseinander. Treffen sie auch in der Aufrechthaltung der staatlichen Ordnung zusammen, so liegt doch zwischen russischer und preußischer Ordnung ein weiter Unterschied. Es wäre sogar ein Unglück, wenn beide sich je identifiziren. Enge Bündnisse pflegen die Folgen zu haben, daß eine Gemeinschaft der Begriffe und Formen eintritt, unter der nothwendig der eine oder der andere Theil leidet. Rußlands Widerstreben gegen die parlamentarische Regierungsform würde kaum ohne Rückwirkung bleiben.

Uebrigens stoßen sich die Systeme in ihrer gegenwärtigen Gestalt gegenseitig von selbst ab; es wäre nicht einmal möglich, bei voller Integrität derselben, eine Gemeinschaft, welche auf die inneren Verhältnisse der beiden Länder reflektirte, einräumen zu lassen. Etwas Anderes ist es, wenn Staaten sich gegen den äußeren Feind verbinden, dazu bedarf es keiner inneren Harmonie; die gemeinsame Gefahr bindet sie, und alle Aufgaben sind in die Gewalt der Waffen gelegt. Wenn sich zwei Staaten verbinden wollten, in ihrem Innern die Emeute zu bekämpfen, so wäre die erste Voraussetzung ein verwandtes Regierungssystem, eine gemeinsame staatliche Grundlage. Rußland würde, im Kampfe für unsere Existenz begriffen, eben so wenig unsere Verfassungsformen respektiren, wie Preußen im umgekehrten die russischen. Die Verwirrung würde sich nur steigern, statt überwunden zu werden, und die Regierungen selbst würden nicht einmal mehr wissen, wie sie mit ihrem eigenen Volke daran sind.

Die dauerhafte Ordnung konstituirt sich nicht durch materielle Gewalt. Sie beruht auf der Herrschaft der Grundsätze und Ueberzeugungen. Diesen, so weit sie in der Bevölkerung zum lebendigen Ausdruck kommen, Geltung zu verschaffen, darin liegt die eigentliche „Rückkehr zur Ordnung“. Die wahrhafte Ordnung muß sich von selbst ergezugen auf der Grundlage von Gesetzen, welche der Ausdruck des Volkswillens sind, sie ist nicht das Erzeugniß einer Partei oder einer Regierung. Das ist nicht die höchste Aufgabe, sie zu erhalten, sondern sie organisch hervorgehen zu lassen aus den bestehenden Einrichtungen, damit die Bevölkerung sich nicht bloß äußerlich in sie fügt, sondern sie liebgewinnt und selbst für sie einsteht, wenn sie bedroht ist.

Wer die „Rückkehr zur Ordnung“ will, der empfehle nicht bewaffnete Gewalt, sondern die Erweckung der Ordnung als Mittel der Freiheit. So aufgefaßt und angewandt, wird die Ordnung an Verehrern nicht ärmer seyn, als ihre lockende Schwester.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare und die Hofdichter in England. Es ist in Vorschlag gebracht worden, die kürzlich durch den Tod Wordsworth's erledigte Staatspension einer Hofdichterin (poeta laureatus) mit dem Shakespeare-Denkmal in Stratford zu verbinden. Bekanntlich ist vor etwa zwei Jahren das Haus Shakespeare's in seiner Geburts- und Todes-Stadt angekauft worden, um es mit einigen anderen persönlichen Erinnerungen an den Dichter als ein Nationaldenkmal zu erhalten. Man hatte geglaubt, daß durch die Subscription, die damals veranstaltet wurde, so viel zusammen kommen würde, um auch einen Kultus des Hauses anstellen zu können. Dies war indessen nicht der Fall, und so glaubt man denn jetzt die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, die Regierung, die bisher noch nichts für das Andenken des großen Dichters gethan, zu jener Verwandlung der Hofdichter-Pension in einen Shakespeare-Preis zu veranlassen. Gewiß müßte es auch einen ganz anderen Werth für die künftigen laureati haben, wenn ihre Pensionen, statt an die Geschichte der Poetasten und Poltwerge anzuknüpfen, mit dem Andenken des größten britischen Dichters in Verbindung gebracht wären.

— Die französische Regierung und Lord Palmerston. Lord Palmerston hat nicht viel Freunde in der europäischen Diplomatie; sein klägliches Verfahren gegen Griechenland und gegen die französische Vermittelung war nicht geeignet, diese Antipathieen zu tilgen. Bei dieser Gelegenheit hat sich der Groll der konservativen Presse Frankreichs gegen den britischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten wieder einmal Luft gemacht, und das Journal des Débats, dessen graziöse Maßhaltung eine europäische Berühmtheit erlangt hat, schleuderte gegen denselben einen Ausfall, worin der edle Lord in sehr transparenten Ausdrücken abwechselnd als ein Lügner, als Teufel und als wüthender Stier bezeichnet wird, vor dem die politische Welt sich hüten müsse. Aus einem Werke des Herrn v. Haussonville über die auswärtige Politik der Juli-Regierung erfährt man, daß die Mißstimmung zwischen dem französischen Kabinet und dem Whig-Minister älter ist, als die orientalische Frage. Schon im Jahre 1835 intriguirte, nach dieser Quelle, Lord Palmerston gegen den französischen Einfluß in Athen, und zwar bekämpfte er damals den Gedanken an eine griechische Constitution auf das Entschiedenste. Der Zärst Metternich hätte über diesen Gegenstand eine vertrauliche Unterredung mit dem Grafen St. Aulaire, dem damaligen französischen Gesandten in Wien, der, mit dem Charakter des edeln Lords schon lange vertraut und zugleich den Insinuationen des österreichischen Diplomaten mißtrauend, mit großer Vorsicht äußerte: „Man muß seine Freunde mit ihren Fehlern lieben und nicht zu sehr auf sie rechnen, weil man sich sonst leicht täuschen könnte. Wenn auch Lord Palmerston uns zuweilen einen maltäsischen Streich spielt, so bleibt er doch unser Freund und muß es bleiben, in unserem eigenen Interesse, wie in dem des gesammten Europa. Ja, ich bin überzeugt, wenn ich Ihnen einen Strohhalm überreichte, der unsere Verbindung mit England darstellte, so würden Sie sich hüten, ihn zu zerbrechen.“ — „„Gewiß!““ antwortete Fürst Metternich. „„Eher möchte ich ihn zur Eisenstange erstarken sehen. Sie mit England entzweien! Das wäre so schlimm, als wenn wir uns mit Rußland entzweiten. Doch müssen Sie sich nichtsdestoweniger vorsehen. Nichts ist nützlicher, als die Verbindung des Menschen mit dem Pferde. Doch muß man der Mensch und nicht das Pferd seyn.““

— Ein englischer Verein für die Literatur der Juden. Das Athenaeum berichtet, daß in London kürzlich ein zum größten Theil aus Israeliten bestehender Verein zur Erforschung und Ausbeutung der in den englischen Bibliotheken vergrabenen literarischen Schätze der Juden zusammengetreten. Die betreffenden Werke sollen entweder im Originale oder in Uebersetzungen, je wie mit Anmerkungen versehen, herausgegeben werden. Der erste, nächstens erscheinende Band soll eine Einleitung zur Geschichte der jüdischen Literatur enthalten, wahrscheinlich von dem beim British Museum angestellten deutschen Gelehrten, Herrn Zedner, dessen kürzlich nach einer in der Parkeilschen Sammlung befindlichen alten Handschrift herausgegebener „Kommentar Eben-Esra's zu dem Buche Esther“ die Veranlassung zur Begründung des neuen Vereines gegeben. Zum Vorsitzenden des Letzteren ist bis zur definitiven Konstituirung des Vorstandes Herr Zaudel in London erwählt worden.

— Zur Literatur über die Slawen. Herr H. Desprez, dessen Betrachtungen über Rußland und den Slawismus wir unseren Lesern mit einigen Anmerkungen mitgetheilt, hat diese und andere Ideen über die slawischen Völker in Oesterreich, Rußland und der Türkei, so wie über die Magyaren und Rumainen (Wallachen), in einem Buche zusammengestellt, das so eben in zwei Bänden im Druck erschienen.*) Im letzten ungarischen Kampfe hatte Herr Desprez in zahlreichen Journal-Artikeln entschieden Partei für Jellachich und die Slawen genommen, und auch sein jetziges Buch ist nicht frei von dieser Parteinahme. Gleichwohl glauben wir nicht, daß sich der Verfasser sein Urtheil durch äußere (russische oder österreichische) Einflüße habe oktroyiren lassen.

*) Les progrès de l'Autriche et de la Turquie, histoire contemporaine des Illyriens, des Magyars, des Roumains et des Polonais, par M. H. Desprez. 2 vol. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler & Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Loop-Cassier, Briefstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Sonnabend den 15. Juni 1850.

Oceanien.

Ein Besuch auf der Pitcairns-Insel.*)

Im Februar 1848 verließ das Kriegsschiff „Calypso", zu welchem ich gehörte, Valparaiso, mit dem Auftrage, verschiedene Inseln des südlichen Stillen Meeres zu besuchen, uns mit den dortigen Konsuln und Missionären in Verbindung zu setzen und ihnen allen Beistand zu gewähren, der in unserer Macht stand. Als es unter den Einwohnern von Valparaiso und den auf der Rhede liegenden Schiffen rauchbar wurde, daß wir auch nach der romantischen Insel Pitcairn bestimmt seyen, erhielten wir von allen Seiten Geschenke, um sie unter die Insulaner zu vertheilen. Die Einen gaben Bibeln, Gebet- und Gesangbücher, die Anderen Bibel, Kleidungsstücke, Medikamente, Tauc, Garn, Fischangeln und Haken, Aexten- und andere Werkzeuge; kurz, es herrschte ein allgemeiner Wetteifer, wer am meisten liefern sollte.

Nach einer angenehmen Fahrt tauchte am 9. März Pitcairn am Horizonte auf, und wie sich die Entfernung zwischen dem Schiff und der Insel verminderte, stellte sich letztere als ein hoher, steiler Felsen dar, der sein Haupt gen Himmel emporstreckte. Ein heftiger Wind, mit Regen vermischt, erlaubte uns nicht, noch am heutigen Tage zu landen, und wir waren daher sehr erfreut, ein Wallfischboot von der Insel auf das Schiff zukommen zu sehen, von einigen kämmigen Ruderern durch die Brandung getrieben, welche, sobald sie uns ansichtig wurden, um Erlaubniß baten, ihren Schiff anlegen zu dürfen. Unter ihnen befanden sich die wohlbekannten Namen Christian, Quintal, Adams und Young, und Alle drückten ihre Freude aus, ein englisches Kriegsschiff zu betreten und englische Gesichter zu erblicken. Der Capitain gewährte ihnen gern die Bitte, die Nacht am Bord zu verbringen, und ihre Erzählungen vertrieben uns den Abend in höchst angenehmer Weise.

Am 10 ten gingen wir ans Land und wurden mit vieler Herzlichkeit empfangen. Der Strand von Bounty-Bai war mit männlichen Einwohnern bedeckt, und 200 Fuß oberhalb des Landungsplatzes hatte sich die weibliche Bevölkerung versammelt, um ihre Freude über unsere Ankunft an den Tag zu legen. Unter den Frauen waren die angelsächsischen Gesichtszüge vorherrschend. Männer, Weiber und Kinder drängten sich um uns und gleiteten uns nach ihrer Niederlassung. In jedem Hause waren Ferkel, Hammelzeln, Taro und Kartoffeln für unsere Bewirthung zubereitet; als Getränk wurde Kokosnußmilch verabreicht, da Wein oder spirituöse Getränke nur in Krankheitsfällen gestattet sind. Alles, was unsere Wirthe für schenswerth hielten over womit sie uns Freude zu machen glaubten, wurde uns gezeigt, als die Punkte, an denen sich irgend ein für sie merkwürdiges Ereigniß zugetragen hatte, und die Ueberbleibsel der Meuterei von dieser Insel. Es war für sie ein Festtag, und sie bemühten sich, es auch für uns einen solchen zu machen.

Der Anfang zu der Niederlassung ist in eine steile Felswand eingehauen und daher bei nassem Wetter äußerst glatt und gefährlich. Die Niederlassung selbst liegt auf dem nordwestlichen Abhang der Insel, ungefähr 300 Fuß über den rauschenden Wogen. Die Häuser, aus denen sie besteht, sind planlos umher zerstreut; einige überblicken den Ocean, andere verbergen sich unter dem Schatten der schlanken Palme und der weitausgebreiteten Pisang. Jede Familie besitzt ein Haus; ein größeres Gebäude hat die dreifache Bestimmung einer Kirche, eines Versammlungssaales und einer Schulstube, gleichsam als Zeichen, daß das Glück dieses anziehenden Völkchens auf Religion, Gerechtigkeit und Erziehung gegründet ist. Die Häuser haben eine steinerne Unterlage, indem ein Raum freigelassen wird, um das Wasser ablaufen zu lassen, das während der Regenzeit bis zu einer hohen Flutz anschwillt; die Wohnungen selbst aber sind von Holz, und das Dach besteht aus Blättern des wohlriechenden Pandanus. Die Zimmer sind gedielt und ringsum mit Bänken versehen, nach Art der auf den Schiffen gebräuchlichen, aber viel größer; eine von diesen ist für jedes Mitglied der Familie bestimmt, ein querüber gezogener Vorhang schließt ihn von den Uebrigen ab, und ein kleines Fenster, das sich nach außen öffnet, giebt dem Lichte und der Luft Einlaß. Tische, Schemel, auch wohl Stühle bilden das Ameublement. Dass zum Bau dieser Häuser benutzte Holz ist hauptsächlich Mico und Tapan, welche besonders fest sind und von denen verschiedene Kleinigkeiten gemacht und mitunter verkauft werden. Früher hatten die Häuser außer dem Erdgeschoß noch einen oberen Stock, aber die Erfahrung hat bewiesen, daß ihre gegenwärtige Bauart am besten für das hiesige Klima paßt.

Die Bevölkerung von Pitcairn belauft sich jetzt auf 140 Personen, worunter 71 männlichen und 69 weiblichen Geschlechts. Von diesen sind 47 unter fünfzehn Jahr alt, nämlich 24 Knaben und 23 Mädchen. Von der ersten Generation der Pitcairn-Insulaner befanden sich noch sechs am Leben: Arthur Quintal, George Adams, seine drei Schwestern, und Mary Christian, die Tochter Fletcher Christian's, welche jetzt 43 Jahre zählt.*) Vier von den Einwohnern sind Fremde: Sulvane, eine von den Otahitierinnen, die mit der „Bounty" hierher kamen, und die jetzt achtzig Jahre alt seyn mag, G. Nobbs, der vor zwanzig Jahren mit dem Schooner „Valparaiso" auf Pitcairn anlangte und in der dreifachen Eigenschaft eines Geistlichen, Arztes und Schulehrers unschätzbare Dienste leistet, John Buffett und John Evans, die im Jahre 1823 mit dem Wallfischfahrer „Cyrus" nach der Insel kamen.

Die Religion der Insulaner hat die Lehren der englischen Kirche zur Grundlage und die Bibel, nebst dem Common-Prayer-book, zur Richtschnur. Zweimal wöchentlich, am Sonntag und Mittwoch, wird Gottesdienst gehalten; die Mittwochs sind insbesondere der Erklärung der heiligen Schrift gewidmet. Sonntag Abends wird den jüngeren Mitgliedern der Gemeinde der Katechismus gelehrt. Ihre Begriffe von religiösen Gegenständen sind einfach und naiv. Es war eine Freude, bei ihren Tischgebeten zugegen zu seyn; das Schweigen, welches ringsum herrschte, während der Aelteste von der Gesellschaft mit gefalteten Händen einen Segen sprach, gab von der tiefen Ehrfurcht Zeugniß, die sie gegen Alles, was mit der Religion zusammenhängt, hegen. Ihre Kranken behandeln sie mit der liebreichsten Sorgfalt, und sie bemühten sich auch nach Kräften, den auf unserem Schiffe befindlichen Patienten zu helfen, indem sie ihnen geröstete Ferkel, Pisangfrüchte, Kokosnüsse und anderes Obst brachten. Die Regierung ist in den Händen eines Oberrichters (chief magistrate) und zweier Rathmänner. Der Oberrichter wird jährlich durch Stimmenmehrheit erwählt, und zwar haben sowohl männliche als weibliche Einwohner nach ihrem achtzehnten Jahre ein Votum. Die Ehe versteht auch unter diesem Alter das Stimmrecht. Es steht dem Oberrichter zu, einen von den Rathmännern zu ernennen; den zweiten wählt das Volk. Bei Streitigkeiten wird ein Geschworenengericht von sieben oder weniger Mitgliedern einberufen, denen die Sache vorgelegt wird, und von deren Entscheidung keine Appellation stattfindet. Kläger und Angeklagter haben das Recht, die Geschworenen zu verwerfen oder anderen an deren Statt ernennen zu lassen. Bei Ankunft eines britischen Kriegsschiffes werden Streitsachen oft dem Richterspruche des Capitains anheimgestellt, aber mit selten besuchen Kriegsschiffe diesen kleinen Fleck im unermeßlichen Ocean. George Adams, Sohn des verstorbenen Patriarchen John Adams, ist der gegenwärtige Oberrichter, dessen Sohn John und William Quintal sind die Rathmänner. Es existirt ein Gesetzbuch, welches das Gerichtsverfahren und die Strafen vorschreibt; der Stil, in welchem diese einfachen Verordnungen abgefaßt sind, erinnert lebhaft an die Kriegsartikel der britischen Marine, die ohne Zweifel dem Gedächtnisse John Adam's vorschwebten, als er sie entwarf. Sie passen ganz für ein unschuldiges, dem Naturzustande nahes Volk mit wenig Bedürfnissen; künftige Anforderungen sind nicht berücksichtigt, damit der Gesetzgeber nicht die That ereigne. Familienväter sind verpflichtet, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wo sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden; die älteren lernen auch Geschichte und Geographie. Mit Ausnahme der ganz jungen Kinder und der alten Susanne können alle Einwohner lesen und schreiben. Wie schon erwähnt, wird das ansehnlichste Gebäude in der Niederlassung zur Schulstube benutzt. Als die „Calypso" sichtbar wurde, waren die Einwohner gerade hier versammelt, um über die beste Methode zu berathschlagen, den jahrlichen Rasten, welche die Insel heimsuchen und große Verheerungen anrichten, den Garaus zu machen. So wie jedoch der weiße Punkt am Horizont bemerkt wurde,

*) Die Geschichte dieser Insel wird unseren Lesern schon aus früheren Reisebeschreibungen, namentlich aus Otto v. Kotzebue's Reise um die Welt, so wie aus Bowen's Gedicht: „The Island, or Christian and his Comrades", bekannt seyn. Im Jahre 1787 ward der Capitain Bligh mit dem Schiffe „Bounty" nach den Gesellschafts-Inseln geschickt, um den Brodfruchtbaum nach Westindien zu verpflanzen; in Otahiti lebte sich das Schiffsvolk auf, besuchtigte sich des Fahrzeuges und segelte damit nach Pitcairn, um dort, vor aller Verfolgung geschützt, in der Gesellschaft der reizenden Otahitierinnen ein unabhängiges Leben zu führen. Bald aber brachen zwischen den Engländern und einigen otahitischen Männern, die sie mitgenommen hatten, um Ehrverletzungen zu vergelten, Streitigkeiten aus, die mit gegenseitigen Mordthaten endeten, so daß zuletzt nur ein einziger Engländer, John Adams, am Leben blieb, den das erste Schiff, welches im Jahre 1808 die Insel berührte, in der Mitte eines auf seinen eigenen Kindern und denen seiner umgekommenen Gefährten dastehenden Volkchens verfand. D. R.

*) Dieses muß wohl ein Irrthum seyn, da Fletcher Christian, der Anführer der Meuterer, schon im Jahr 1793 umkam. D. R.

hörten alle Debatten auf, und man gab sich der freudigen Erwartung hin, Kunde zu haben, wie es in der fernen Welt aussehe. Die Ankunft eines Schiffes ist für die Insulaner stets ein Feiertag, obgleich sie niemal nicht wußten, daß es ihnen so kostbare Geschenke mitbringe.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Rußland und der Slawismus.

(Schluß.)

„Gott selbst hat den Unterschied der Racen geschaffen, er hat ihnen mit den ihnen eigenthümlichen Instinkten ihren besonderen Beruf vorgezeichnet. Gott hat also gewollt, daß die Race der letzte entscheidende Grund der großen Ereignisse, d. h. der Staaten, werde. Die Geschichte hat und zwar dieses Gesetz als ein oft verletztes gezeigt, zugleich aber läßt sie uns die Strafen schauen, die der Verletzung im Laufe der Zeiten gefolgt ist. Da, wo die Eroberung eine Race über die andere gesetzt hat, muß der Besiegte endlich seine angeborenen Rechte zurückgewinnen. Es ist der Genius der ursprünglichen Race, der nach und nach das Uebergewicht erhält. Gallien unterlag der doppelten Herrschaft des Römers und des Franken; doch am letzten Ende siegte der alte gallische Gehalt, und Frankreich gelangte nicht eher auf den Höhepunkt seiner nationalen Energie, als an dem Tage, an welchem der Gallier den Römer und Sigambrer abvorbirt hatte.

„Das ist der Gedanke der Slawen über die Racenfrage; sie machen sie selbst zur Grundlage des Staates. Wenn man Rußland ausnimmt, das seit Jahrhunderten das Eroberungssystem verfolgt und nicht aufgehört hat, es anzuwenden, ist es gewiß, daß die Slawen, bewundernswerthe Soldaten, an Muth würdige Rivale der unsrigen, keine Eroberer sind. Die Ehre des Kampfes schreint ihnen mehr zu seyn, als der Vortheil des Sieges. Betrachtet die Tschechen in Böhmen, die Bulgaro-Serben, die Polen, selbst in der Zeit ihrer Macht. Die Geschichte zeigt sie uns im Kampfe mit Deutschland, den Ottomanen, den Russen, aber wir finden sie immer nur damit beschäftigt, den Krieg von ihren Gränzen fernzuhalten, anstatt Andere zu bekriegen (?), immer demselben Gedanken folgend: sich innerhalb der Gränzen ihrer Nationalität und ihrer Race abzuschließen.

„Das ist also ein Gefühl, das nicht blos den Theoretikern des Slawismus angehört; wir finden es in den Annalen dieser Völker als eine der ursprünglichen und traditionellen Ideen wieder, welche das Erbe und das Genie einer Race durch die Jahrhunderte bilden.

„Nachdem die Basis und die Umgränzung des Staates festgestellt sind, bleibt ein letztes Problem zu entscheiden: welches wird die politische Form dieser Verbindung seyn? Unter welcher Regierung wird sie stehen? Alle slawischen Völker haben unter dem Königthum gelebt; aber die königliche Gewalt war verschieden nach Zeit und Ort. Vom Jarismus bis zur polnischen Monarchie ist ein großer Schritt. Jedoch hat das Wahlkönigthum in der Geschichte der Slawen im Allgemeinen prävalirt, und diese Regierungsform, eine Art Konsulat, verträglich mit der Demokratie, würde vielleicht auch noch heute die Neigungen der Slawen fesseln. Diese Neigung ist übrigens keine bloße Phantasie; sie ist die logische Konsequenz der Idee des Slawismus über die Autorität der Genies. Der Gedanke des Landes inkarnirt sich im Menschen, und dieser Mensch gelangt durch die Acclamationen des Volkes zur höchsten Gewalt. Diese Art, große Geister aufzufassen, hat ein Analogon darin, was ein tiefer englischer Denker, Thomas Carlyle, als den Kultus der Heroen bezeichnet hat. Die Carlyle, so haben die slawischen Schriftsteller immer an die göttliche Mission überlegener Geister geglaubt, sie haben die Achtung vor großen Individualitäten immer als die erste Bedingung des Lebens und der Größe der Gesellschaft betrachtet: sie haben immer die konstitutionellen Maschinen für unnütze Werkzeuge gehalten, da sie ohne die Macht und das Geschick der Arme sind, welche sie in Bewegung setzen. „„Was den berühmtesten Athener am Schlafen verhinderte"", sagt A. Mickiewicz, „„war weder ein Buch, noch eine Ihre, es war Miltiades, ein Mensch gewordenes Ideal. Cäsar weinte nicht, wenn er Bücher las: das sind träge Naturen, die über Büchern Thränen vergießen: Cäsar weinte vor der Statue Alexander's.""

„Dieser Kultus des Genies endet nothwendig entweder mit dem Wahlkönigthum oder dem lebenslänglichen Konsulat. Und dem Punkte war man bei den Polen zugeschritten vom Anfange ihrer Geschichte bis zur Regierung Poniatowski's, und das ist heute die Form der höchsten Gewalt auch bei den Serben. Ihren Regierungseinrichtungen nach stehen die Serben dem so weit von der erblichen Monarchie entfernt, wie von der beschränkten Präsidentschaft der Republiken.

„Wohl erkennen die Slawen dem Heros, dem Haupte des Staates, eine umfassende Autorität zu, aber sie verwechseln niemals absolut die gesetzgebende mit der vollziehenden Gewalt. Der gewählte Chef des Staates kann die Gesetze nur mit Uebereinstimmung des Landes machen. Zwar leiden die Slawen nicht an dem den Völkern des Occidents so gefährlichen Brüderstreit, bei jeder Gelegenheit und über Alles Gesetze zu machen. Die sozialen Besetzungen sind bei ihnen einfacher. Die legislative Gewalt hat in ihren Vorstellungen nicht die Bedeutung, wie bei uns. Sie existirt jedoch und wohnt zugleich in den Repräsentanten des Volkes und in der vollziehenden Gewalt. Die Repräsentanten werden gewählt, wie die Verwalter der Gemeinde, durch deren Familienväter. Wer zu diesen nicht gehört, zählt gar nicht mit.

„Die Familie ist die Basis der politischen wie der Gemeinderechte. Hat der Slawismus durch dieses Mittel nicht das schwere Problem des Wahlrechts gelöst? Indem er das Prinzip der Familie über das der rationellen Besitzung, so wie über das materialistische des Vermögens, setzt, hat er wenigstens der Wahl einen tiefen, einfachen und moralischen Charakter gegeben. Die Familie ist eine konkrete, greifbare Idee, sie ist das erste und konstitutive Element jeder menschlichen Gesellschaft, sie ist der Keim der Race und der Nationalität, wie der Gemeinde. So war es natürlich, daß ihr auch die Grundbasken der Regierungsmaschine zu machen.

„Die Repräsentanten des Landes, also durch das direkte Votum der Familienväter bezeichnet, versammeln sich um den Monarchen zu einem General-Kongreß, und in Uebereinstimmung mit diesem Kongreß hat der Fürst Gesetze zu geben und zu regieren. Gleichwie aber der Fürst einen wesentlichen Antheil an dem Justanvekommen der Gesetze hat, so hat seinerseits der Kongreß einen beträchtlichen Einfluß auf die Ausübung der Exekutivgewalt. Der Fürst wählt aus dem Schooße dieser Versammlung nicht nur seine Minister, sondern auch einen Senat oder Staatsrath, unter dessen Mitwirkung alle administrativen und politischen Maßregeln vorläufig diskutirt werden. Dieser Senat ist ein ständiger Staatsrath, der den Willen des Fürsten beschränkt, indem er ihn erleuchtet. Die General-Versammlung kontrolirt und revidirt, billigt oder verwirft die Maßregeln, welche der Fürst im Einverständniß mit seinem Staatsrath ergriffen hat.

„Die modernen Slawisten trennen sich in diesem Punkte beträchtlich von der alten polnischen Verfassung; sie wollen keine oligarchischen Versammlungen, vor Allem aber wollen sie diesen Versammlungen keinerlei Privilegien zugestehen, welche an das verderbliche Liberum veto erinnern könnten. Die Landesrepräsentation, wie sie dieselbe verstehen und wie sie zum Theil bei den türkischen Serben besteht, ist durchaus eben so demokratisch in ihrem Prinzipe, wie die Repräsentativ-Versammlungen in den Ländern des Occidents. Sie hat jedoch keine despotische Autorität und keine Initiative. Seinerseits kann der Souverain, obgleich dem Anschein nach mit einer fast absoluten Gewalt ausgerüstet, in Wahrheit Nichts ohne den Rath und Beistand seines Staatsrathes, der das Band bildet zwischen der General-Versammlung und dem höchsten Magistrat.

„Wenn nun der slawische Staat sich einst konstituirt, so wird es auf dreifacher Grundlage geschehen: der Familie, der Gemeinde, der Race. Das wird wenigstens die Form der Gesellschaft seyn, und was die Form der Gewalten angeht, so wird sie dergestalt kombinirt seyn, daß sie dem gewählten Staatsoberhaupt eine sehr weite Autorität läßt, ohne es von einer sorgfältigen Kontrole zu entziehen. Man giebt ihm eine große Macht, weil, nachdem man gewählt hat, man ihm große Ueberlegenheit des Geistes und Charakters beilegt; aber man schenkt ihm um so mehr Vertrauen, je mehr Verantwortlichkeit er nothwendig hat, je strenger die Rechenschaft ist, welche er dem Lande von seinen Handlungen ablegen muß. Er besitzt das Recht der Initiative, aber er übt es nur auf eigene Gefahr unter strengster Ueberwachung.

„Frei von den pomphaften Abstractionen, welche die Theoretiker des Occidents erfunden haben, um die Leere ihrer Systeme zu verhüllen, schließen die Slawen sich in ihrer politischen Gesetzgebung, wie in Religion und Kunst, den wahrhaft wesentlichen Minken der Natur an und vertrauen mehr auf die Macht des Geistes, als auf die raffinirter Combinationen, suchen mehr ihr Heil in der menschlichen Thätigkeit, in der Ergebung, im Heroismus ihrer Führer, als in dem klug ersonnenen Mechanismus kluger Gesetze. Es wäre überflüssig, ihnen in die Anwendung dieser Prinzipien auf die verschiedenen Zweige der politischen Gesetzgebung zu folgen. Die Prämissen sind gegeben, die Schlüsse machen sich von selbst. Der Slawismus hat wenigstens das Verdienst, ein Ensemble zu bilden, dessen sämmtliche Theile eng mit einander verbunden sind durch logische Verkettung. Wir verkennen endlich nicht, daß auf den ersten Anblick die Slawen den Schein haben, als marschierten sie in den Zupftapfen eines Joseph de Maistre vorwärts; in der That aber nehmen sie einen ganz anderen Weg schon durch ihre Unterscheidung zwischen Christenthum und Theologie. Sind sie andererseits von der Geschichte inspirirt, so wollen sie doch keineswegs zu den Gedanken und Formen des Mittelalters zurück, denn sie verwerfen die Feudalität und sehen Gleichheit der Familien und Racen als Prinzip. Sie verfallen nicht in das entgegengesetzte Extrem, sie glauben an die Vorzüge der menschlichen Intelligenz, ohne ihr Verachtung und den Krieg zu predigen, und geben, ohne den Rationalismus zu verdammen, doch der unmittelbaren Vernunftthätigkeit keinen so weiten Raum. Wenn sie die Berufenheit belagen, in welcher das Christenthum liegt, so gestatten und wünschen sie, daß es aus derselben erhoben werden möge durch einen von der Kirche geweihten Akt des Geistes. Sie streben nach einer gewissen Form der Demokratie; aber sie erklären zugleich, daß das Regiment dieser Demokratie von Rechte wegen den von der Natur erwählten Geistern gehöre, welche sich im Schooße der Gesellschaft erheben.

„In der Politik, wie in Kunst und Religion, wissen die Slawen also den reflektirenden Verstand mit dem unmittelbaren zu vereinigen, das Gefühl mit dem Wissen, und wenn sie laut von der Ohnmacht des Rationalismus sprechen, wer kann sich heute darüber wundern? Kurz, sie wollen Nichts, als die Vernunft auf dem Gebiete des Abstrakten und Absoluten zurückhalten, um sie zur Beobachtung und Achtung der Natur hinzuführen.

„In dieser Weise nehmen die Slawisten ihre Stellung gegenüber dem offiziellen Panslawismus. Um ihn zu bekämpfen, hüten sie sich sehr wohl, Hülfe zu suchen bei den Theorieen des Occidents. Ihre Fundamental-Argumente entlehnen sie der slawischen Geschichte. Gestützt durch das Studium einfacher und ursprünglicher Empfindungen, erheben sie sich über den philosophischen Horizont des Jarismus, ohne das sie aufhören, in direkter Beziehung zu bleiben mit dem innersten Leben und den Ideen der Massen. Durch die Anstrengungen,

Google

welche er macht, um die Leitung dieser Bewegung zu ergreifen und in seinen Kreis zu ziehen, enthüllt der Panslawismus selbst den liberalen Slawisten ihre Nichtigkeit und ihre Macht. Er stellt ihnen Regierungstheorien entgegen, deren Haltlosigkeit man nicht verkennen kann. Die Slawisten antworten mit anderen, natürlicheren, nationaleren, tieferen Theorieen. Der Slawismus und der Panslawismus sind ja nicht stille Phantasieen, die ein System suchen. Die ganze Macht und der ganze Ehrgeiz Rußlands verbergen sich unter diesen Worten; alle Erinnerungen, alle Furcht, alle Hoffnung der slawischen Völker, der Illyrier, Tschechen oder Russen, konzentrieren sich in der Doktrin der liberalen Slawen. Die letzte Revolution, welche den Krieg Ungarns und jene furchtbare Bewaffnung hervorrief, in der man die Polen gegen die Illyrier und Tschechen kämpfen und umgekehrt die Russen sie eifrig unterstützen sah, diese Revolution, die eigenthümlichste von allen der letzten Zeit, hat auf einen Augenblick die Slawisten von ihrem Kampfe gegen den Panslawismus abgelenkt. Dies war noch nicht das Ende des Kampfes, es war eine derjenigen Situationen, wie sie und die Zeitgeschichte manchmal zeigt hat, in welchen der Panslawismus verliert, den Slawen seine eigenmächtigen Ziele zu bieten. Was Rußland in anderer Zeit gethan hat, die Slawen des türkischen Serbiens zu gewinnen, dasselbe hat es neuerdings wieder unternommen, um die Kroaten und Tschechen an sich zu fesseln.

„Am Ende dieses Krieges sah diese beiden Systeme, nachdem sie bei Gelegenheit unter denselben Fahnen gekämpft, ein jedes wieder auf sein eigenthümliches Terrain zurückgegangen; sie haben ihre Stellung und ihre Rolle wieder eingenommen. Man weiß, welche Taktik in diesem Augenblick die liberalen Slawen anwenden. Diese Taktik ist ihnen seit längerer Zeit durch die Gewalt der Umstände vorgeschrieben. Sie verfolgen dieselbe mit Beharrlichkeit, zumal seit den letzten Revolutionen. Sie besteht darin, jedes Unabhängigkeitsprojekt zu vertagen und sich enger als je einerseits mit Oesterreich, andererseits mit der Türkei zu verbinden. Die Slawen hoffen, daß unter der Begünstigung dieser Politik und der Hülfe der Zeit sie einst auf dem Boden dieser beiden Reiche die Doktrinen des Slawismus werden verwirklichen und mit dem Beistande dieser beiden Regierungen ihnen ein selbständiges Dasein geben können. Wenn der slawische Bund nur erst diese Konsistenz gewonnen hätte, wenn er ein thatsächliches und lebendiges Monument geworden wäre, dann würde er die Drohungen oder die Zärtlichkeiten des Panslawismus nicht im Geringsten zu scheuen haben.

„Schon sehen die Türken ihn ohne Furcht sich in Serbien befestigen und konsolidiren. Oesterreich kann seinerseits ohne Gefahr nicht verhindern, daß er sich in Kroatien und Böhmen entwickelt und organisirt. Dieses slawische Ideal, das zugleich im Strahle des Alterthumes und der Jugendkraft im Angesichte des finsteren russischen Kolosses sich zu erheben strebt, ist es nicht eine der wunderbarsten Erscheinungen, welche die Zukunft den Philosophen und Staatsmännern verspricht?"

Man kann die ganze Größe dieser Erscheinung würdigen, ohne so sehr ins Ideale zu malen, als Herr Desprez, und ohne sich über die in der Sache selbst liegenden Widersprüche hinwegsehen. Vieles erscheint in den nationalen Einrichtungen weniger als ein Vorzug vor der Civilisation, wenn wir daran denken, daß andere Nationen die Standpunkte selbst sind einnehmen, auf denen die Slawen stehen, daß der nothwendige Gang der Geschichte ihnen aber nicht gestattet hat, dieselben für immer fest zu halten. Es ist z. B. nicht möglich, dieselbe Uniformität des Kirchenglaubens zu erhalten gegen die andringende Strömung neuer Ideen, so wohlthätig auch die kirchliche Einheit für die nationale Einigung bleiben wird; im Grunde könnte aber zu große Starrheit hier mehr schaden als nützen. Glaubenslehren haben das Eigenthümliche, daß sie sich gegenseitig am meisten bekämpfen und ausschließen, die einander am verwandtesten sind. Brächte der Krieg zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche aus, so wäre dem Slawismus sein Grab gegraben. Hier können nur die Ideen der Aufklärung, Duldung und der Humanität vermittelnd wirken; ihrem Einfluß allein kann es gelingen, den, wenn auch schwindar ruhenden, aber doch gewiß nicht aufgegebenen Kampf zwischen dem römischen Papst und dem russischen Cäsaropapst zu mildern und die Wunden, welche er schlägt, zu heilen. Niemand darf den Slawisten rathen, sich gegen die Ideen der Civilisation, und nämen sie auch von Westen her, zu verschließen. Ihre gegenwärtige Philosophie freilich hat ihre Quelle im Gemüth, trägt eine gereizte Stimmung gegen den modernen Rationalismus. Aber wir in Deutschland haben auch Epochen einer sensualistischen und mystischen Philosophie gehabt, und wir haben sie verlassen. Die Slawisten werden gleichfalls nicht bei ihr stehen bleiben; sie ist der Russland der jetzigen Tage der Dinge, sie ist noch keine reine Philosophie, sie ist gegenwärtig noch Empfindung und Dichtung.

Wo wir auch slawische Philosophie entdecken, man sieht ihr den Kampf an, sich von der deutschen Lehrmeisterin loszureißen. Der Rationalismus wird nicht so wohl aus Unglauben, als aus Berechnung bekämpft, man wird sich seiner für die Dauer nicht erwehren können, und gewiß wird das philosophische System ihrer seinen Abschluß erlebt haben, als die slawische Einheit eine Thatsache geworden ist.

Ueber dieses, noch jenes philosophische System wird aber den Slawismus zu einem geordneten Staat umschaffen; dies wird mehr oder weniger von den Umständen abhängig bleiben, und wahrscheinlich werden auch kriegerische Waffen ihren Antheil zu seiner Zeit daran nehmen. Am wahrscheinlichsten aber wäre der Versuch, mittelst einer gemachten Philosophie, statt einer naturgemäß erzeugten, die Gemüther zu lenken und ein System der Kirchlichkeit mit ihr zu stützen, dem man innerlich selbst nicht mehr anhängt. So erscheint uns wenigstens das Philosophiren der slawischen Schriftsteller, als ob sie nicht wagten, die Kirchenlehre anzutasten, weil sie das Volk und der Sphäre derselben nicht herausziehen mögen. Wo nun, wie in Polen, ein gebildeter und ein verwahrloster Stand einander gegenüberstehen, trifft diese Philosophie nur auf das Bewußtsein einer Volkssitte; die große Zahl, welche sich über die Kirchenlehre und die Priester gegen das Priesterthum hinwegsetzt, bleibt davon unberührt. In Böhmen, auf welchen Herr Desprez so vielfach Bezug nimmt, würde eine Philosophie noch weniger Glück machen, die dem Nationalismus den Krieg erklärt. Die Tschechen sind durch ihren innigen Kontakt mit germanischer Bildung durchaus Rationalisten und freisinnig in kirchlichen Dingen. Es ergiebt sich daraus nur, daß die slawischen Völker nicht auf gleiche Linie zu stellen sind, und daß der Versuch, sie insgesammt in ein System einzuzwängen, sie eher von der Einigung zurückstoßen, als diese fördern würde.

Dagegen hebt Herr Desprez in Rücksicht auf das künftige Verfassungsleben dieser slawischen Staatengruppe einen Gedanken hervor, der volle Beachtung verdient. Er verwirft das constitutionelle System des Westens und will das Slaventhum bewahrt wissen vor dem Geiste der Disharmonie, der hier die Elemente des Staates zerbröckelt.

Gewiß paßt dieses System für die Slawen am wenigsten auf dem Entwickelungspunkte, welchen sie gegenwärtig einnehmen. Was aber an seine Stelle setzen? Die Wahlmonarchie, antwortet Desprez. Das Experiment wäre ein gewagtes; wohin Polen durch die Wahlmonarchie gekommen, wir sehen es. Aber es liege sich dem Monarchen vielleicht eine andere Macht geben, als die war, welche die polnischen Wahlkönige besaßen. Diese hatten ihre ursprüngliche Macht an die Parteien abgetreten, deren Unterstützung sie brauchten, sie selbst waren auf einen leeren Schein heruntergekommen, waren und blieben Werkzeuge dieser oder jener Partei, hatten die eine durch die andere unterdrücken — und zerrütteten endlich durch Intriguen das Land.

Ein schönes Bild ist das, welches Desprez von dem Fürsten entwirft, der, durch Acclamation des Volkes berufen, auf den Thron steigt, aber werden in dem neuen Staate, und leben seine verschiedenen Stämme in der innigsten Gemeinschaft, die Parteien fehlen? Wird es dort Bürgschaften geben gegen ihre Machinationen? Freilich ist die Wahlmonarchie den Slawen eigenthümlich durch die Tradition geheiligt. Aber es sind alle Völker durch die Wahlmonarchie hindurchgegangen, und sie haben sie verlassen müssen, ja, sie sind erst unter unabhängigen erblichen Herrschern zu ihrer Größe und Bedeutung gelangt. Polen ist gerade dadurch, daß es den umgekehrten Weg ging, gefallen. Es wäre vorgeblich, jetzt diesen Weg von vorn anzufangen. Das Slawenthum wäre vielleicht nie in so viele Theile aufgelöst worden, wenn das Königthum sich in ihm zu dauernder absoluter Macht erhoben hätte. Dem jetzigen Streben nach politischer Einheit wäre eine reelle und haltbare Grundlage gleichfalls nur durch einen festen Mittelpunkt zu geben. Einen Bund slawischer Republiken, und darauf wurde das Wahlkönigthum des Herrn Desprez doch immer hinauslaufen, halten wir für ganz undenkbar. Die slawischen Volksstämme drängen noch ungeformt einer ordnenden und organisirenden Disziplin. Sie steht in der That in Polen, wie in Serbien, die patriarchalischen Sitten dieses kleinen Landes sind ein vortrefflicher Anknüpfungspunkt für die weitere und höhere Ordnung, aber sie ersetzen nicht jenen Organismus, der den Staaten zur Selbstständigkeit und zur Erfüllung ihrer Aufgaben als Glieder einer großen Staatenkette verhilft. Polen ist gewissermaßen das entgegengesetzte Extrem von Serbien, hier haben sich die organischen Elemente am wenigsten erhalten, dagegen war Polen ehedem zur weitesten politischen Ausbildung vorgedrungen. In der Familie und Gemeinde aber erkennen wir hier nicht das Bild, welches uns von Serbien entworfen ist.

Diese Mängel der Organisation, ja, diese Widersprüche selbst, sie erfordern eine starke Hand, um ein slawisches System zu verwirklichen, eine Hand, welche zunächst alle physischen Kräfte anzuziehen vermöchte, um jenem System eine materielle Basis zu schaffen. Kongresse werden eben so wenig eine slawische Einheit begründen, wie eine deutsche. Ehe nicht für diese Idee der Mittelpunkt in einem Volksstamme oder einer Individualität gefunden ist, werden zwar die gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Stammgenossen sich immer mehr stärken und vervielfältigen können, aber ihre Einheit wird immer eine ideale bleiben. Eine gastfreie Persönlichkeit auf den Punkt gestellt, an welchem die Stämme sich die Hände zu reichen denken, könnte den dagen Vorstellungen ein bestimmtes Gepräge geben und die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit befestigen. Die Slawisten müßten sich eben so centralisiren und konsolidiren, wie die Panslawisten, und sich nicht scheuen, die Staaten der Disziplin zu durchlaufen; sie dürfen selbst vor der Unterwerfung unter eine absolute Macht nicht zurückbeben, wenn sie ein festes Ganze werden und der russischen Propaganda die Spitze bieten wollen.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

VI. Die jetzige Verfassung der Republik. — Europäer in Peru.

Endlich ist für Peru ein neues Zeitalter angebrochen. Das von Revolutionen erwüstete Land ruht seit einigen Jahren wenigstens unter einer festen Hand und unter einer einsichtsvolleren Verwaltung aus. Der General Castilla, der selbst nur als Soldat tüchtig ist, hat die Klugheit, fähige und erfahrene Menschen an sich heranzuziehen, um sich ihrer Rathschläge und ihrer Einsicht bedienen zu können. Man denkt indeß nicht ohne Besorgniß an den Moment, wo der Präsident von Peru, welcher, nach den Bestimmungen der neuen Constitution, nicht wieder wählbar ist, die oberste Gewalt einem vielleicht

weniger glücklichen Nachfolger überlassen wird. Das republikanische Süd-Amerika sollte wahrhaftig doch alle Revolutionen satt haben. Was haben ihm alle jene Pronunciamientos, die seine Geschichte erfüllen, eingebracht? Nichts, als Blutvergießen, Finanzzerrüttung, und Zertrümmerung der Existenz einzelner Familien und des Wohlstandes des ganzen Landes; sodann Verfassungen, welche ein Kongreß improvisirt und die ein Dekret wieder umstößt, — unnütze Stücke Papier, deren Inhalt unentwickelten Völkern, die ihn nicht einmal verstehen, höchstens zum Spiel dienen kann. Peru allein hat seit fünfundzwanzig Jahren schon so viele Verfassungen gehabt, daß ihrer Zahl kaum anzugeben ist. Ich werde mich darauf beschränken, die Hauptbestimmungen derjenigen anzugeben, welche jetzt das Land regiert, und die durch den Kongreß zu Huancayo nach dem Sturze von Santa Cruz proklamirt wurde.

An der Spitze des Staates steht ein auf sechs Jahre gewählter und mit der Exekutivgewalt betrauter Präsident. Ihm zur Seite befindet sich ein permanenter Staatsrath, welcher die Gesetze vorberreitet und dessen Präsident den Präsidenten der Republik in Abwesenheits- oder Krankheitsfällen vertritt.

Der Kongreß, aus zwei Kammern, einem Senat und einer Deputirtenkammer bestehend, wird durch allgemeines Stimmrecht erwählt und versammelt sich alle zwei Jahre. Die Sitzungen dauern kaum einige Monate. Der Präsident eröffnet sie in Person mit einer kurzen Darstellung der Lage des Landes, welche jeder Minister, für seinen Verwaltungskreis, später in einer gedruckten Denkschrift weiter ausführt und den Mitgliedern des Kongresses einhändigen läßt. Der Kongreß stimmt sodann über die ihm vorgelegten Gesetzvorschläge ab, ratifizirt die Handels- und Friedenstraktate und beschäftigt sich mit allen an ihn gestellten Fragen von höherem Interesse. Alles Andere überläßt das Land der Exekutivgewalt, welche de facto noch viel mächtiger ist, als man nach dem Wortlaute der Verfassung vermuthen sollte.

Die Republik ist in Departements getheilt, an deren Spitze ein zugleich mit Civil- und Militairmacht versehener Präfekt steht. Er hat unter seinem Befehl den Führer der Departementstruppen (comandante de armas), ferner die Unterpräfekten, welche die Kreise oder provinzen verwalten, sodann die Alkalden oder Ortsvorsteher, im Allgemeinen endlich alle Munizipalbeamte. An den Hauptorten der Departements befindet sich unter Anderem ein höherer Gerichtshof, an welchen man von den Gerichten erster Instanz appellirt, und dessen Urtheile nur durch den obersten Hof, der in Lima residirt, kassirt werden können.

Die Finanzquellen Peru's beschränken sich fast nur auf den Ertrag der Zölle, welche oft sehr hoch sind, und zu denen seit einigen Jahren noch der sehr einträgliche Verkauf des Guano auf den Chincha-Inseln gekommen ist. Diese Einnahmen müßten hinreichen und würden in der That auch wirklich für die Bedürfnisse des Landes hingereicht haben, wenn ihm nicht durch die häufigen Revolutionen mehr als einmal außerordentliche Lasten auferlegt worden wären. Die drückendste dieser Lasten ist die der Militairs aller Grade und der Dramen jeder Art, welche jede Revolution erschafft, kassirt und wieder anstellt, und denen man fortwährend Ruhegehaltsbeiträge (monte pio) zahlen muß, welche die Mittel des Staates erschöpfen. Es giebt in der That wenig Länder, wo die Armeezahl so groß ist, wie in Amerika, wo man schneller zu öffentlichen Posten gelangt und sie leichter verliert. Eine Revolution hebt einen Mann, die nächste stürzt ihn schon wieder; die Folge hiervon ist, daß sehr viele von den Emporgekommenen, indem sie ihres möglichen baldigen Falles eingedenk sind, bei der ihnen anvertrauten Verwaltung mehr ihre eigenen Interessen, als die des Staates wahrnehmen. Treue und Ehrlichkeit gehören nicht gerade zu den hervorstechenden Eigenschaften der peruanischen Beamten.

Ein solcher Stand der Dinge dauert sicherlich fort bis reine Reformen und erklärt nur allzu deutlich die Geschichte Peru's seit seiner Unabhängigkeit. Leider sind hier Reformen nöthig, welche die Zeit allein im Werk setzen kann. Nicht blos die Institutionen, sondern auch die Sitten müssen sich in Peru umwandeln. Seit 1824 z. B. den Zustand einer peruanischen Armee geschildert. Man hat ihre Chefs durch Ränke und Verschwörungen zur obersten Macht gelangen sehen, um durch andere Ränke und Verschwörungen wieder zu fallen. Mehr als alles Andere hat vielleicht diese Herabwürdigung der militairischen Autorität dazu beigetragen, das Land zu demoralisiren. Verlezung von Revolutionen, deren Helden, Spielbälle oder Opfer sie nach den Umständen werden, wissen die Führer der peruanischen Armee nicht einmal durch Muth das Verbrechen ihrer Erhebung oder die Schande ihres Falles auszutilgen. Leider müssen wir auch noch über andere Körperschaften, welche nicht minder, als die Armee, auf ihre Ehre und Würde und auf ihren moralischen Einfluß bedacht sein sollten, ein eben so strenges Urtheil fällen: wir meinen die Geistlichkeit und die Civilbehörden. Hier ist die Reform noch weit nöthiger, weit unerläßlicher, wie Jedermann in Peru weiß. Ehe die Regierung selbst erfolgreich daran zu gehen im Stande sein dürfte, könnte die Presse vielleicht sehr viel thun, um diese Reform vorzubereiten, wenn die Journalistik in Lima, anstatt sich ewig zu persönlichen Beschuldigungen herzugeben, welche meist mit groben Injurien-Prozessen enden, die große Rolle, die sie spielen könnte, besser begriffe.

Es ist indeß, trotz aller üblen Verhältnisse und Einflüsse, nicht in Abrede zu stellen, daß sich Peru, namentlich seit einigen Jahren, auf dem Wege der Fortschrittes befindet. Was fehlt diesen schönen Ländern Amerika's einzig und allein, um von Tag zu Tag reicher und blühender zu werden? Vor Allem Ruhe und Frieden. Ganz im Gegensatze zu unserem alten Europa, wo der arbeitende Mensch selbst nicht immer sicher ist, Brod für seine Familie zu erwerben, bedürfen die jungen Staaten Amerika's vielmehr der Arbeiter und eröffnen der Thätigkeit des Menschen ein unbegränztes Feld. Hier fehlen dem Lande die Arme, nicht den Armen das Land. Die Regierungen sollten sich daher, wenn sie ihre wahren Interessen besser verständen, aus allen Kräften bemühen, europäische Auswanderer an sich zu ziehen. Trotz der Entfernung würde die Auswanderung gewiß sehr gern ihren Abfluß in ein Land nehmen, wo sich der Arbeiter mit leichtigkeit täglich drei Thaler und mehr verdienen kann. Unglücklicherweise aber existirt, und dies war immer so, bei der spanischen Race ein feindliches Vorurtheil gegen die Fremden, und dieses Vorurtheil herrscht in Peru noch eben so, wie in ganz Süd-Amerika. Eine verständige Regierung jedoch müßte eine derartige gehässige Tendenz auf jede mögliche Weise bekämpfen.

Dieses Vorurtheil, welches die Auswanderer allerdings entmuthigen muß, erstreckt sich indeß, zur Ehre der Peruaner sey es gesagt, keineswegs auch auf die eingelnen Reisenden: diese werden sehr wohlwollend aufgenommen, ja, oft sogar mit einer Gastfreundschaft, welche ihnen wenige andere Länder bieten könnten; aber in Masse genommen, werden die Engländer, die Franzosen, die Italiäner, kurz, alle Europäer, welcher Nation sie auch immer angehören, gründlich von der Gesammtheit der Nation verachtet, welche sie nur als eine Nothwendigkeit duldet und mit größtem Vergnügen bei günstiger Gelegenheit vom amerikanischen Boden verjagen möchte. Ich weiß, daß die Europäer sich den Amerikanern gegenüber oft großes Unrecht vorzuwerfen haben; es ist jedoch nicht jenes Unrecht, welches die Amerikaner ihnen unterschieben. Die Amerikaner leiden nämlich der Ueberzeugung, die Europäer kämen nur zu ihnen, um sie auszuplündern, wir nähmen ihnen das Silber, welches wie für unsere Seiden, Leinen und Stoffe aller Art kaum Lande führen, zu ihrem eigenen Schaden fort, und sie wären viel reicher, wenn sie uns nicht kennen gelernt hätten. Sie vergessen ganz das, was wir ihnen geben, sie sehen nur das Metall, welches wir bei ihnen suchen; und das Metall, das Gold oder Silber, ist noch in den Augen einer großen Anzahl Menschen der einzige und alleinige Reichthum eines Landes.

Diese thörichten Ideen und die Vorurtheile gegen Europa, welche die natürliche Folge jener sind, werden sicher nach und nach verschwinden. Amerika wird bei fortschreitender Aufklärung begreifen, daß es Europa's bedarf, wie Europa Amerika's benöthigt ist. Die Völker sind nicht dazu geschaffen, sich zu isoliren, sondern um sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. Amerika bedarf das, was wir nicht besitzen: nämlich die Rohstoffe, welche unsere Fabriken nähren, und die unsere Fahrzeuge von dort holen; es bedarf dagegen der Erzeugnisse derselben Fabriken, welche es noch nicht herstellen kann, ja, für deren Herstellung es sogar noch lange Zeit kein Interesse haben wird. Amerika und Europa müssen sich die Hände reichen, wenn sie beide glücklich werden wollen. Es giebt übrigens für die spanische Race von Süd-Amerika einen weit verwegeneren und furchtbareren Feind, als die Europäer: nämlich die angelsächsische Race der Vereinigten Staaten. Diese hat sich jüngst der Hälfte Mexiks's bemächtigt; sie spricht schon ganz laut davon, daß sie noch vor dem Ablauf von dreißig Jahren bis nach Panama gedrungen sein wird, und wer weiß, wie sie einst stehen bleibt? Das ist eine Gefahr, worüber die spanisch-amerikanische Bevölkerung nachdenken mag. Welchen Damm werden sie den Anglo-Amerikanern entgegensetzen, wenn sie sich nicht durch europäische Einwanderungen verstärken und befestigen?

Die Politik, welche die spanisch-amerikanischen Freistaaten zu befolgen haben, läßt sich daher in ein paar Worte zusammenfassen: materielles Glück, intellektueller Fortschritt. Dieses doppelte Ziel, welches das spanische Amerika seit seiner Befreiung niemals hätte aus den Augen verlieren sollen, wird selbiges nur mit Beihülfe der Auswanderungen aus Europa erreichen: das spanische Amerika mag überlegen, ob es noch länger den traurigen Weg der Absperrung, welcher seinen Untergang herbeiführt, fortwandeln oder die Einwanderungslust ermuthigt will, welche ihm allein eben so die kommerzielle Größe, wie die politische Unabhängigkeit, sichern kann.

Mannigfaltiges.

— Ein „letzter" Roman von Cooper. Unter dem mysteriösen Titel: „Die Wege (oder Weisen) der Stunde"*) hat der bekannte amerikanische Novellist Cooper einen neuen Roman vom Stapel gelassen, den er dem Publikum als sein letztes Werk ankündigt. Seine zahlreichen Leser, die er seit einem Vierteljahrhundert allsährlich mit einer oder mehreren Erzählungen erfreut hat, werden diese Anzeige gewiß nicht ohne Bedauern vernehmen, sich aber vielleicht mit der Hoffnung trösten, daß es damit nicht so ernst gemeint sey und seinem letzten Auftreten ein allerletztes folgen werde. In der vorliegenden Arbeit zeigen sich noch keine Spuren von Altersschwäche; sie ist so interessant wie irgend eines seiner früheren Werke, obwohl die ganze Intrigue aus einem Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten besteht. Die Handlung geht zwar in Amerika vor, und die Sitten und Gebräuche, die Schwächen und Gemeinheiten des amerikanischen Volkes werden mit der gewöhnlichen Meisterschaft und mehr als der gewöhnlichen Bitterkeit des Verfassers geschildert; allein die Helvia, Mary Monson, ist offenbar ein Geschöpf aus dem Zentlande und seine Bewohnerin dieser Erde. Trotzdem aber, daß man keinen Augenblick an die Wahrheit oder auch nur an die Möglichkeit ihrer Aktionen glauben kann, weiß sie und eine so lebhafte Theilnahme einzuflößen, daß wir nicht umhin können, ihnen bis ans Ende des Buches zu folgen.

*) The Ways of the Hour. By James Fenimore Cooper. London, 1850. 2 vols.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Cassel, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 73. Berlin, Dienstag den 18. Juni 1850.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.*)

Wir glauben, vor dem 24. Februar ging die deutsche Literatur ihren regelmäßigen Gang. Die Begeisterung der Freiheit, die Hoffnung auf constitutionelle Reformen war für die Sterbenden ein Sporn. Boght den Ungerathenen, die ein Ideal verfolgen und von der Hoffnung eines nahen Sieges getragen werden! Es ist, als ob ein geheimnißvolles harmonisches Gesetz alle ihre Bewegungen lenkte. Das Aufbrausen von 1830 hatte sich allmälig gelegt, und eine Phalanx junger Schriftsteller, die ihre Begeisterung auf das dem Vaterlande vorgesteckte Ziel richtete, machte große Fortschritte in der öffentlichen Meinung. Von den Romanen des jungen Deutschlands bis zu den Dorfgeschichten Auerbach's, von der unsinnigen Philosophie der Hallischen Jahrbücher bis zu den neuesten Schriften einer Strauß ist der zurückgelegte Weg mit den glücklichsten Transformationen bezeichnet. Ich behaupte damit nicht, daß schlechte Bücher und strafwürdige Lehren verschwunden wären. Im Gegentheil, die Hegelsche Demagogie war bis zur äußersten Gränze ihrer Theorieen gelangt, und der begeistertste ihrer Tribunen, Herr Max Stirner, hatte Deutschland mit seinem wilden Lärm in Schrecken gesetzt. Es ist jedoch gewiß, daß, ungeachtet der Wuth der extremen Parteien, die öffentliche Meinung sich mit einer bemerkenswerthen Konsequenz entwickelte, und daß die Literatur die verschiedenen Phasen dieses Fortschritts getreu widerzugeben.

Das Jahr 1848 sollte jene Gesetzlichkeit, die von Sieg zu Sieg zur gewonnenen Eroberung ihrer Rechte vorgeschritten war, gänzlich unsanft aus ihren Phantasieen rütteln. Die Schlachtordnung wurde zerrissen, die geschlossenen Reihen wurden gesprengt, und Abenteurer, die man allmälig nach hinten zurückgeworfen hatte, bewaffnigten sich bis zur Zahne. Länger als ein Jahr herrschte seitdem ein unermüdendes Durcheinander. Eine unerhörte Verwirrung war dieser schönen Disciplin gefolgt; bald waren es ungereimte Hirngespinnste anstatt der ehemaligen Triumphe, bald Bornirtheit, Zweifel, Muthlosigkeit, welche den Glauben erweckten, daß die liberale Armee für immer zerstreut wäre. Von einer Seite war es die Demagogie, von der anderen der Despotismus, mit einem Worte: zu derselben Zeit, wo das Jahr 1848 dem deutschen Bunde ernstliche Verfassungen brachte, schien die Partei, welche seit zehn Jahren dieses Ziel verfolgte, die Partei der Wissenschaft, der Freiheit und des Fortschritts, vernichtet zu seyn. Die Literatur bot lange Zeit nichts als den Bürgerkrieg dieses trübseligen Anblicks dar. Vielleicht indessen wird dieser furchtbare Sieg nicht alle die Folgen haben, die man fürchten darf. Ja, ich bin überzeugt, die Verirrung der Geister wird in einem Lande wie Deutschland nicht lange anhalten. Schon seit der Mitte des vorigen Jahres verkündet die geistige Bewegung die Rückkehr des Lebens. Die Literatur, die Philosophie, die ernsten Arbeiten des Gedankens haben nicht ohne Aufsehen ihr unterbrochenes Tagewerk wieder begonnen. Was speziell die politische Literatur betrifft, so hat sie schon zwei von einander verschiedene Perioden durchgemacht, nämlich die der Thorheiten und die der Reue: die eine erfüllt das Jahr 1848, die andere beginnt mit 1849. In der ersten sehen wir, wie die Schriftsteller sich jenen prunkvollen Täuschungen, welchen ein ganzes Volk unterlegen war, blindlings hingeben; wir sehen, wie sie an den Besprechungen, den Triumphgesängen der Demagogie und den Verherrlichungen der Revolutionstage den lebhaftesten Antheil nehmen. In der zweiten Periode ist der Traum vergangen; die Augen wurden klar, man sah die krasse Wirklichkeit vor sich, man mußte die drohende Zukunft befürchten und man fing an, sich der knabenhaften Verblendungen, welchen man beinahe ein Jahr lang gefrönt hatte, zu schämen. Es ist ein Zustand des Hellsehens eingetreten, der bei dem größten Theile der Nation einen Abscheu gegen die wilden Strömungen der Revolution erregt hat. Glückliches Anzeichen! Deutschland war mehr als ein anderes Land den politischen Schwärmereien ausgesetzt gewesen; seine Erfahrungen im politischen Leben waren noch zu neu, als daß nicht das Gefühl der Wirklichkeit auch bei den besten Geistern durch das Wiederanknüpfen alter Hirngespinnste hätte verdunkelt werden können. Die Ausübung constitutioneller Rechte wird diesen Land erst lehren, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen, die Schwierigkeiten, welche es besiegen will, zu messen, die Erfahren der gegenwärtigen Lage zu beschwören und endlich seine Freiheiten gegen die Unternehmungen oder vielmehr gegen die Gewaltthätigkeiten der Demagogie zu vertheidigen. Ueber diese beiden Perioden, welche ich als die der Thorheiten und die der Reue bezeichnete, will ich die Schriften der Publizisten, der Philosophen und selbst der Dichter fragen, und wir wollen sehen, ob wir aus ihnen die Anzeigen einer besseren Zukunft folgern können.

Die größte Begebenheit in Deutschland nach der Märzrevolution ist ohne Zweifel die Berufung des Frankfurter Parlamentes gewesen. Alle Hoffnungen und Wünsche, die ganze Aufmerksamkeit der deutschen Länder waren auf eine Nationalversammlung gerichtet, die Bundeswerke verfprach und — wie ein Klub endigte. Die revolutionaire Berufung jenes Parlamentes sollte den beiden lebhaftesten Leidenschaften des modernen Deutschlands Genüge thun, nämlich dem patriotischen Stolze und dem mächtigen Triebe, danach aufzuretten. Man kann sich also nicht wundern, daß ein so neues und wichtiges Ereignis eine vorzügliche Stelle in der literarischen Bewegung des Jahres 1848 einnimmt. Die Frankfurter Versammlung hatte die außerordentliche Aufgabe, Deutschland in die ruhmreichen Bahnen des staatlichen Lebens einzuführen; sie sollte jene fieberhafte Thätigkeit, welche sich unnöthigerweise in den Büchern aufgerieben, auf die Bühne des Lebens bringen. Die Gelehrten sollten nicht mehr Geschichte schreiben; ihr Beruf war es jetzt, Angriffe von ganz Europa Geschichte zu machen. Schöne Entwürfe! Naive Hoffnungen! sie sind dahin, ohne ihre Befriedigung erhalten zu haben! Es geschah, wie es in den Zeiten der Revolutionen so oft geschieht, von Allem, was man sich vorgenommen hatte, gerade das Gegentheil. Den Demagogen verdanken wir es, daß Deutschland bei seinen Versuchen ermüdete, und daß uns von dem Frankfurter Parlamente nichts mehr und nichts weniger geliefert worden ist, als — eine Bibliothek.

In dieser Büchersammlung finden wir zuerst lebende Bilder, bisweilen glänzende Skizzen, die in der Eil hingeworfen sind, um die Neugierde des Publikums zu befriedigen. Einer der Koryphäen des jungen Deutschlands, dessen Talent sich seit fünfzehn Jahren bedeutend entwickelt hat, Heinrich Laube, giebt uns in zwei Bänden alle die greifbarsten Artikel, welche er zu jener glorreichen Zeit des deutschen Parlamentes in der „Augsburger Zeitung" veröffentlichte. Sein Buch führt den Titel: „das erste deutsche Parlament". Was den Verfasser vor allen Dingen interessirt, ist die äußere Erscheinung dieser Versammlung; er beschreibt und das Auftreten der Deputirten, ihre Haltung und ihre Geberden beim Sprechen; er giebt uns ein Bild von den stürmischen Bewegungen in der Paulskirche und von dem ganzen Verhalten der Parteien zu einander. Man sucht aber bei ihm seine Geschichte der Debatten oder ein aufmerksames Studium der Parteien und ihrer Doktrinen; wir haben es hier nur mit einem Touristen und einem Dramaturgen zu thun. Das Eintreten, das Hinausgehen, die Kleidung, die Scenerie, dies Alles sind Punkte, worin Laube seinen Triumph sucht. Selbst da, wo er es unternimmt, den politischen Gang der Versammlung zu reproduziren, schreibt er mehr eine Chronik, als Geschichte. Im Uebrigen kann man dem Verfasser einen lebhaften Geist und eine äußerst geschickte Feder nicht absprechen. Sein Buch ist eine Reihe von dramatischen Episoden, die sich in anmuthiger Bewegung vor dem ergötzten Auge des Lesers entwickelt; eine Galerie wohlgetroffener Portraits, in welcher überall eine geniale Auffassung und die elegante Leichtigkeit des Künstlers zu finden ist. Das Schriftchen hat in Allem den Erfolg gehabt, den der Verfasser wünschte. Er wollte dem Publikum ein lebhaftes Bild von einer Versammlung geben, die der Gegenstand so vieler und, ach! so bald zerstörter Hoffnungen und der brennendsten Neugierde war. Es ist ihm gelungen; und alle Leser Wiens, Leipzigs und Berlins sah mit großem Vergnügen dem geistreichen Führer bei den Besuchen in der Paulskirche gefolgt. Obschon die Politik für ihn eine Nebensache ist, so repräsentirt Laube doch die damals in Deutschland am meisten verbreitete Ansicht; seine Sympathieen waren für die Deputirten und die Doktrin des Centrums. Dieses wollte die Souveränetät des Parlaments und wies zugleich den republikanischen Geist von sich. Die Republik als etwas Unmöglliches in den gegenwärtigen Bewußtsein des deutschen Volkes verwerfen, dabei aber von der anderen Seite die constitutionellen Monarchieen verdächtigen, indem man sich weigerte, mit ihnen wegen Herstellung der deutschen Einheit zu vereinbaren, das war die wahrhaft unbegreifliche Unklarheit der Majorität des Parlamentes. Hier wäre nur ein Entweder-Oder an der Stelle gewesen. Was sollte denn Deutschland werden unter der Herrschaft dieser Nationalversammlung, die weder Republik, noch Monarchie haben mochte? Diese eigenthümliche Stellung der Majorität hatte jedoch jenes, ich weiß nicht welches, Eigenthümliche, was dem Stolze des deutschen Volkes gefällt. Es war zufrieden, daß es bei der Konstituirung einer Centralgewalt

*) Wir ziehen es vor, diesmal unsern französischen und größtentheils französischen Kritiker vollständig, statt, wie sonst, in Auszügen, wiederzugeben. Wir zweifeln nicht, daß unsere lieber seinen Betrachtungen mit Theilnahme folgen und seine ihn und wieder vorkommenden feinern Zweifchmer gern übersehen werden. D. R.

Digitized by Google

Frankreich nicht koperte, und diese einzige Idee genügte, seine Begeisterung zu entzünden. Es brach in Jubelgeschrei aus, als es sah, wie seine Lieblinge, welche in kurzer Zeit viele Staatsmänner geworden waren, die Revolution durch so neue Wege führten. — Lande's Buch drückt die Meinung dieser Majorität mit Offenherzigkeit aus, dieser Majorität, welche, ohne die Systeme ihrer Häupter deutlich zu verstehen, nichtsdestoweniger von der unbestimmten, aber ausserordentlichen Rolle geschmeichelt war, die man ihr zu ihrem Obsitz angewiesen hatte.

Das Centrum selbst hat unter den Deputirten, die zu Frankfurt tagten, seine zahlreichen Organe gehabt. Ich will hier nur eines erwähnen. Die „Erinnerungen an die Paulskirche, von Biedermann" enthalten sehr interessante Schriftstücke über die Organisation der Partei.

Robert Haym ist ein ernster, und aufrichtiger Berichterstatter der Bezahlungen des rechten Centrums, der Ausleger und eifrige Vertheidiger seiner Anträge in allen wichtigen Verhandlungen gewesen. Haym muß man als einen tüchtigen Charakter achten: er hatte zu Berlin auf dem denkwürdigen Landtage von 1847 gesessen,") und sein Buch, in welchem er die Reden und die Redner in dieser ersten preußischen Abgeordnetenversammlung beschreibt, macht sowohl seiner Vaterlandsliebe, als seiner Intelligenz alle Ehre. Das Bild, welches er in Frankfurt zu zeichnen hatte, („die deutsche Nationalversammlung bis zur Kaiserwahl"), war weniger klar und hatte überdies für einen Geist, der aufrichtige Reformen wünschte und bei welchem die Illusionen der deutschen Einheit von keiner langen Dauer waren, wenig Anziehendes.

Um die Literatur der Parlamentes zu vervollständigen, müssen wir hier auch der Manifeste der äußersten linken Erwähnung thun; die vorzüglichsten sind: der „Tod des Parlamentes, von Bruno Bauer"; „die Geschichte der deutschen Revolution, von Zimmermann"; die verschiedenen Broschüren von Vogt. Diese, so wie viele andere Schriften derselben Art, zeichnen sich durch Heftigkeit und Monotonie aus und leiden fast alle an derselben Kraftlosigkeit.

Außerhalb des Parlamentes war die Zahl der improvisirten Publizisten „Legio". Man denke nur an Paris, wo nach der Februar-Revolution eine Menge von Plakaten und Proclamationen an jeder Straßenecke, an jedem Thorwege zu finden war. Es war eine förmliche Manie; ein Jeder saß hieß es für seine Pflicht, der provisorischen Regierung mit seiner Meinung zu Hülfe zu kommen; man glaubte, da die Regierung ausscheinen zu wenig Dekrete erließ, sie damit zu Hunderten und aber Hunderten versorgen zu müssen. In Frankfurt war dies eben so; Jedermann glaubte, es sey seine Schuldigkeit, den Erzherzog Johann und die deutsche Nationalversammlung über die Mittel, durch welche die Einheit des Landes herzustellen wäre, aufzuklären. Leider scheint keines dieser Mittel für wirksam erachtet worden zu seyn, oder man hat es auch vielleicht vorabsäumt, in diesem wahren Broschürenregen gerade diejenige Schrift um Rath zu fragen, die Alles vor dem großen Schiffbruche hätte bewahren können. Unter der Menge von Manifesten frappirte mich ganz besonders eines. Es ist dies nämlich ein äußerst heftiger Angriff Menzel's gegen die auswärtige Politik der Frankfurter Versammlung. Nach dem Urtheile der vorzüglichsten Männer sind die Proclamationen nach außen hin, das fortwährende Mißtrauen gegen Holland, Sardinien, Preußen und Oesterreich, die Beleidigungen Italiens und endlich die Gewaltthätigkeiten gegen Dänemark das größte Unrecht des deutschen Parlamentes gewesen. Menzel sieht jedoch die Sache ganz anders an: er überhäuft das, seiner Meinung nach, zu friedliche Parlament mit Verwünschungen und giebt ans einen Kriegsplan, der beinahe alle europäischen Mächte als Feinde bezeichnet. Wir kennen das Mißtrauen Menzel's sehr wohl; die Teutomanie hat hierin gerade den demagogischen Leidenschaften nichts vorzuwerfen. Gnitgarth berühmter Publizist, der unversöhnliche Gegner Goethe's, der Frangosenfresser, den Ludwig Boerne so nachdrücklich bekämpft hat, ist demjenigen eben so argwöhnisch, wie Rohebuesire. Deutschland, wer sollte es wohl glauben, ist von den treulosesten Feinden umgeben; alle großen Politiker beinahe seben auf seiner Prosperitionsliste, selbst auch Herr Bastide: wahrhaftig, niemals ist wohl die Unschuld unerschrockener verleumdet worden, als gerade hier.

Ein anderer Schriftsteller, der ebenfalls der provisorischen deutschen Regierung sehr unerwartete Rathschläge gegeben hat, ist Karl Gutzkow. Seit etwa zehn Jahren schien Gutzkow auf die politische Literatur gänzlich Verzicht geleistet zu haben; das Theater nahm seine Thätigkeit in Anspruch, und der Dichter tröstete sich über den Verlust des Publikums. Darum kehrt er denn heute zu den verunglückten Versuchen seiner Jugend zurück? Ideen sind es wahrlich nicht, die ihn treiben; denn er bringt nichts Neues, und seine Begeisterung, so wie seine Prophezeigungen, gehen auch nicht ein Fröhchen Schreck. Gutzkow's Buch ist unter dem Titel: „Deutschland am Vorabend seiner Größe" zu Ende des Jahres 1848 und beinahe in demselben Augenblick erschienen, wo die Frankfurter Versammlung in ihrem chimärischen Unternehmen Schiffbruch litt.

Zur Literatur des Parlamentes lassen sich auch noch die „Briefe aus Frankfurt und Paris", von Friedrich v. Raumer rechnen. Herr v. Raumer ist Professor an der Berliner Universität und einer von denjenigen Geschichtschreibern, die in der deutschen Literatur, man möchte sagen, den meisten Platz einnehmen; er hat ungeheuer viel geschrieben. Wir kennen von ihm eine Geschichte Europa's, eine Geschichte Deutschlands und unzählige Fragmente in den ästhetischen Taschenbüchern. Raumer hat sich gleichsam ein ganzes Buchhändler-Waarenlager mit seinen eigenen Schriften angelegt. Bei diesen Arbeiten des Zufalls, die natürlich aller Originalität und Lebhaftigkeit entbehren, ist es jedoch für Herrn v. Raumer sehr günstig, daß die Kritik seine „Geschichte der Hohenstaufen" als ein gelehrtes Werk, das von tiefen Forschungen über eine der schönsten Zeiten des alten Deutschlands Zeugniß giebt, citiren kann. Dieses Buch hat den Namen des Schriftstellers berühmt gemacht, und es unterhält die Berühmtheit des Herrn v. Raumer noch trotz der beklagenswerthen Fruchtbarkeit seiner Feder. Eines solchen Glückes kann sich weder der Polygraph des 17 ten Jahrhunderts, Varillas, noch unser Zeitgenosse Capefigue erfreuen. Herr v. Raumer hält sich für einen großen Publizisten. Frankreich, England und die Vereinigten Staaten Nordamerika's sind abwechselnd Gegenstand seiner politischen Studien gewesen, wenn überhaupt das Wort „Studien" seinen Reisebemerkungen, den alltäglichen und flüchtigen Eindrücken, welche weder durch ein umfassendes Band verknüpft, noch durch eine Idee erweitert und getragen werden, beigelegt werden kann. So verhält es sich nicht allein mit dem, was uns Herr v. Raumer im Jahre 1830 in seinen Briefen aus Paris geliefert hat, sondern auch mit ähnlichen Arbeiten über London und Nord-Amerika und ganz besonders mit den im Jahre 1848 aus Paris geschriebenen Briefen. Was dieser letzteren Arbeit namentlich ein hohes komisches Interesse verleiht, ist die Familiarität; denn als Herr v. Raumer jeden Abend seine vertraulichen Erinnerungen aufzeichnete, um sie nachher dem Publikum mitzutheilen, war er Gesandter des deutschen Reichs bei der französischen Republik. Die geringsten Details seiner Insammenkünfte mit unseren Ministern, die Haltung der Personen, mit welchen er gesprochen, ihre Cravatten oder Zigarren u. dergl. m. — blos Alles beprickt er mit würdevollem Ernste; er giebt uns, vielleicht ohne es selbst zu wissen, die lustigsten Genrebilder. Er ist ein wahrer Marquis d'ang. Dangeau, welcher am Hofe Ludwig's XIV. alle kleinlichen Begebenheiten dem Aufstehen bis zum Schlafengehen des Königs aufzeichnete, nur daß die Stelle des königlichen Hofes hier das Gesandtschaftshotel vertritt und für Ludwig XIV. Herr Bastide gesetzt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Oceanien.

Ein Besuch auf der Pitcairns-Insel.

(Schluß.)

Selbst auf diesem kleinen Eilande haben die jungen Leute ihre Spiele und Belustigungen; ihr Hauptvergnügen ist das Tanzen, welches ihnen einmal wöchentlich gestattet ist. Die Männer machen Jagd auf die wilden Ziegen, die hier äußerst zahlreich sind und die hauptsächliche Fleischspeise abgeben, welche aber, aus Furcht vor Hungersnoth, nur zweimal die Woche geschossen wird. Mehrere von diesen Thieren wurden den Offizieren und der Mannschaft unseres Schiffes als Geschenk dargebracht; wir hatten es uns jedoch zur Regel gemacht, nichts ohne Zahlung anzunehmen — ich meine solche Gegenstände, als Ziegen, Geflügel, Yams u. s. w., denn Obst war in Ueberfluß vorhanden — da wir wußten, wie nöthig die Insulaner Geld brauchen, um sich von den Wallfischfahrern Arzneien, Kleidungsstücke und Arbeitsgeräth zu verschaffen. Eine von den Ziegen wurde ein großer Liebling der Matrosen und blieb auf dem Schiff bis zu unserer Rückkehr nach Valparaiso.

Die Pitcairn-Insulaner haben auch eine Bibliothek, in der sich neben einigen historischen und geographischen Werken die Romane von Walter Scott, Cooper, James, Marryatt und Dickens befinden. Diese Bücher sind mistens von den Wallfischfahrern zurückgelassen worden.

Der nördere Theil der Insel wird auf mehr als 400 Acres geschätzt, von denen nur ein Zehntel angebaut ist. Der Ertrag derselben reicht hin, um den Bedürfnissen der Einwohner zu genügen und die einkommenden Wallfischfahrer mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Von diesen haben in den letzten acht Jahren im Durchschnitt achtzehn jährlich bei der Insel angelegt; die größte Anzahl, die in einem Jahre hier ankam, war neunundvierzig. Früher wurde die Insel nur von zwei oder drei Schiffen des Jahres besucht.

Der alte Adams hatte kurz vor seinem Tode den Gedanken gefaßt, daß die Produkte der Insel nicht hinreichen würden, die steigende Bevölkerung zu ernähren, und die britische Regierung sah sich daher veranlaßt, einen Theil der Einwohner nach Otahiti übersiedeln zu lassen, welches sie als ihr Mutterland betrachteten. Ihr Aufenthalt in Otahiti dauerte jedoch kaum ein halbes Jahr, da sie über die dort herrschende Sittenlosigkeit sich so entrüstet fühlten, daß mehrere von ihnen erkrankten und starben und die übrigen nach ihrer geliebten Heimat zurückgebracht werden mußten, wozu das Transportschiff „Lucy Ann" verwendet wurde — dasselbe Fahrzeug, auf welchem Herman Melville seine pikanten, obwohl etwas apokryphen Abenteuer erlebte. Unsere obigen Angaben beweisen, daß die Besürchtungen des Patriarchen ungegründet waren; das einzige Ungemach, mit dem seine Nachkommen wirklich zu kämpfen haben, ist der Mangel an Wasser, indem ihr ganzer Vorrath aus dem in den Cisternen gesammelten Regenwasser besteht. Solcher Cisternen giebt es drei, wovon die größte auf einem hohen Berge gelegen ist und etwa sechzehn Tonnen enthalten soll; die beiden anderen haben einen Umfang von je acht Tonnen. Während der heftigen Regenzüge, die in den Monaten März, April und Mai stattfinden, sezgt sich das Wasser durch den Erdboden und tröpfelt in solchen Massen längs den Felsen hinunter, daß man ein ganzes Schiff damit versehen könnte; auf die Dauer ist aber derartig nicht zu rechnen. Das Land bringt Mais, Yams, gewöhnliche und süße Kartoffeln (Patates), Pisang- und Brodfrüchte hervor. Die letzteren gerathen nicht immer gut, wahrscheinlich, weil die Insel den Winden zu sehr ausgesetzt ist, denn in Rio Janeiro, welches ungefähr unter

*) Er ist unrichtig; Dr. Haym, Privatdocent an der Universität Halle, hat seine Berufung zum Vereinigten Landtage nicht im Schoße behalten abgelehnt. D. R.

derselben Breite wie Pitcairn liegt, wird dieser schöne und ergiebige Baum in üppigem Zustande gefunden.

Ananas und Kokosnüsse sind Stapelprodukte, wie auch Arrow-root und Tabak. Außer den schon erwähnten Ziegen giebt es Schweine und Geflügel in Menge; von den Fischen werden hauptsächlich Albakoren, Barben, Gieopas, Schnapper (ein kleiner rother Fisch), kleine Haie, drei verschiedene Arten Weißfisch und zahllose Schalfische genossen. Die kleineren Fische werden in Netzen gefangen, die großen aber mit Leinen und Haken aus dem Wasser gezogen, wo sie oft in einer Tiefe von hundert bis hundertzwanzig Faden gefunden werden. Ehe sie die Oberfläche der Wassers erreichen, werden viele von ihnen durch zwei raubgierige Ungethüm, den Hai, entführt, der zu gewissen Jahreszeiten sich häufig einstellt. Die Bäume, die man auf dieser Insel antrifft, sind der Miro, Kokod, Tunduad und Tapan, die hauptsächlich zu Bauten gebraucht werden, der Purau (Hibiscus tiliaceus), aus dem man ausgezeichnete nur Schnüre verfertigt, und der Tutue oder Lichtnußbaum (Aleurites triloba), dessen Kern auseinander gespannt und statt der Fackeln gebraucht wird.

Lange, ehe die muterische Besatzung der „Bounty" auf Pitcairn landete, war diese Insel von einem Volksstamm bewohnt, dessen Gebeine und Ueberreste mancherlei Art noch gelegentlich aufgegraben werden und denjenigen gleichen, welche man in den unabhängen Eilanden findet, mit denen das Stille Meer besäet ist — ein Beweis, daß diese Völkerschaft ein Zweig der weitausgebreiteten polynesischen Race war. Aexte, Haken, Seile, Meißel von Basalt wurden uns als Ueberreste derselben vorgezeigt und verehrt; an mehreren Stellen sind die Grundlagen von Häusern entdeckt worden, und der größte Wasserbehälter auf der Insel rührt noch von diesen Aborigenen her. Die heutigen Bewohner der Gambier-Insel versichern, daß ihre Vorältern ursprünglich auf Pitcairn stammen. Man glaubt, der Rest der Aborigenen sey um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach den Marquesas ausgewandert, wo die Eingebornen, mit denen die Ankömmlinge in Streit gerathen, sie getödtet und verzehrt hätten.

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß einige Hieroglyphen, die Denkmäler jenes untergegangenen Volksstammes, auf einem die Nope-Bai überhangenden Felsen zu sehen wären; ich beschloß daher, sie in Augenschein zu nehmen, und mit Arthur Quintal, einem einsichtsvollen Insulaner, als Führer, begann ich den Theil des Bergrückens oder Kamms zu ersteigen, der das Eiland begränzt. Indem wir das Miro-Thal durchwanderten, welches seinen Namen von den zahlreichen Bäumen dieser Gattung empfangen hat, überblickten wir den Distrikt St. Paul, der wegen seiner Schönheit und der Lieppigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Vegetation für den Garten von Pitcairn gilt. Durch diese herrliche Landschaft wurde ich nach dem Gipfel eines Berges geführt, an dessen Fuße die Stelle liegt, die ich zu besuchen gesuchte. Von der Höhe, wo ich mich jetzt befand, war die Aussicht in der That großartig; die unermeßliche Wüste deines sich nach allen Seiten von uns aus; als ich aber in die Bai niederblickte und hörte, daß unser Pfad den Abhang hinunter führe, wurde ich von Schrecken erfaßt, mein Blut erstarrte, und ich vergaß alle Pracht und Herrlichkeit der Natur, von der ich umgeben war. Da mein Führer mir jedoch sagte, daß nicht nur er selbst, sondern viele andere Einwohner dieses Unternehmen vollbracht hätten, beschloß auch ich, mein Glück zu versuchen, indem ich bei mir selbst überlegte, daß ich ja nach Umständen weitergehen oder zurückkehren könne. So begannen wir denn hinabzusteigen, zwischen Pandanus- und kleinen Mirobäumen, indem die langen Blätter des ersteren wegen ihrer Zähigkeit uns als Handseile dienten, bis wir am Rande des Felsens anlangten. Hier stand ich still und blickte hinab und rings umher. Mein Erstaunen war gränzenlos: keine Möglichkeit schien vorhanden, unseren Weg fortzusetzen, denn nicht die Spur von einem Pfade war zu sehen, und es gab nichts, woran man sich halten konnte, als einige Gesträucher und die Spalten des Felsens. Doch von meinem Führer angespornt, der mich wie ein Kind unterstützte und durch seine freundliche Stimme ermuthigte, klug ich hinab und immer weiter, bis der nackte Felsen, ohne einen Strauch oder die geringste Spalte oder Ritze, an die man sich kam mern konnte, meinen Fortschritt hemmte. Auf einem mit unmöglich scheinenden Stege wandelte mein Führer, mir immer Muth einsprechend, weiter, und ich folgte, indem ich einen Fuß nach dem anderen auf seine Hand stützte; als ich so stand, fühlte ich, daß ein Strauchein, ein Felsritt von seiner oder meiner Seite uns Beide in den gähnenden Abgrund stürzen würde, um unten auf den Steinen zerschellt zu werden. Die Wellen peitschten sich schäumend gegen die Felsen; das rauschende Getöse des Meeres, das sich mit donnerartigem Brüllen an den zahlreichen Lavablöcken und Kieselsteinen brach, der schwarze und kahle Fels über uns, der furchtbare Abgrund unten und der Schaum, welcher weißer Glanz mir in einer Entfernung von dreihundert Fuß die Augen blendete — alles dieses erfüllte mich mit schauderndem Entsetzen. Nur das Bewußtsein, daß es jetzt eben so gefährlich sey, zurück- als vorwärtszugehen, und das freundliche Zureden meines Führers gaben mir Kraft, meinen Weg fortzusetzen. Schritt für Schritt ging ich weiter, bis der furchtbare Abhang hinter uns war und wir in verhältnißmäßiger Sicherheit auf dem vorspringenden Felsen standen. Jetzt, da die Gefahr vorüber, obgleich wir uns noch auf einer posithundertfünfzig Fuß hohen Klippe befanden, überfiel mich ein Zittern bei dem Gedanken an das, was wir gethan hatten. Erst, wenn man das Ufer erreicht hat, ist der Pfad völlig sicher, und als ich meinen Fuß auf ebene Erde gesetzt hatte, fühlte ich mich wie von einer schweren Last befreit. Es war mir, als ob ich aus einem schrecklichen Traum erwacht sey, zu grauenvoll für die Wirklichkeit.

Wir schritten über große Lavablöcke fort, welche das Ufer bedeckten und von den Wellen bespült wurden. In die Oberfläche eines hohen, vorspringenden Felsens am äußersten Ende der Bai sind ziemlich alte Hieroglyphen eingehauen; die Zeit und die ätzende Wirkung der Seeluft haben die Charaktere an mehreren Stellen undeutlich gemacht, aber genug ist übrig geblieben, um die Züge verfolgen und unterscheiden zu können. Diese symbolischen Zeichen sind ohne Zweifel das Werk eines Kutochthonenvolkes — ob zur Erinnerung an eine historische Begebenheit oder als Emblème religiöser Ceremonien, kann man natürlich nicht mehr angeben. Ein Vogel, die Figur eines Mannes, ein Kreis, vielleicht das Sinnbild der Ewigkeit, und einige andere undeutliche Figuren bilden das Ganze.

Außer diesen Hieroglyphen hat man noch mehrere Götzenbilder aufgefunden, so wie eine roh gearbeitete Bildsäule, welche die Pitcairn-Insulaner verschenkt haben, da sie keinen Werth auf die religiösen Ueberreste eines Volkes legen, das sie „Heiden" nennen. Auch auf den Salomons-Inseln und, wenn ich mich nicht irre, den Neuen Hebriden sind Hieroglyphen gefunden worden.

Kurz nach meiner Rückkehr erscholl die Glocke, um die Einwohner zusammenzurufen, da unser Capitain den Wunsch geäußert hatte, ihnen einige Worte zu sagen, ehe er sie verließ. Als die Aeltesten und das ganze Volk sich eingestellt hatten, drückte der Capitain seine Freude aus, sie in einem so glücklichen Zustande gefunden zu haben, indem er die Hoffnung hinzufügte, daß sie bei ihren gegenwärtigen Sitten beharren möchten. Das Interesse, das die Welt an ihnen nähme, hänge von ihrer Moralität und ihrer Achtung für die Religion ab; würden sie hiervon abweichen, so verlören sie die Sympathie und Unterstützung ihrer Mitmenschen in allen britischen Landen. Er schloß mit aufrichtigen Wünschen für ihre Wohlfahrt und ihr Glück und der herzlichen Zuversicht, daß sie stets den Weg der Tugend und der Redlichkeit wandeln würden.

Als die Abschiedsstunde herannahte, begleiteten uns die Insulaner Hand in Hand nach dem Strande, indem sie ihre Dankbarkeit für unseren Besuch zu erkennen gaben. Die Böte, die uns an Bord brachten, warteten neben dem Schiffe, bis es unter Segel war; dann standen die Ruderer auf und schwenkten die Hüte mit einem Hoch auf Alt-England. Als der Wind uns die Segel schwellte und das Schiff sich langsam in Bewegung setzte, erhob sich eine Rauchwolke über die Niederlassung, von dem Knall eines Schusses gefolgt; dies war das letzte Lebewohl, das wir von Pitcairn erhielten. Die abgefeuerte Kanone hatte ursprünglich zu der „Bounty" gehört und lag funfzig Jahre lang in der Tiefe des Meeres; durch ungewöhnliche Anstrengung und Arbeit wurde sie auf ihren gegenwärtigen Standpunkt, dreihundert Fuß über dem See-Niveau, gehoben. Sie hat viele Gallen, wird selten abgefeuert und dann nur vermittelst einer langen Lunte, die das Einwohner die Gefahren kennen, die mit einem solchen Experiment verknüpft sind. Außer dieser Kanone fand noch andere von der „Bounty" gekommene Gegenstände in ihrem Besitz; das Fragment eines Serlanien und ein Pumpenschwengel wurden uns nebst anderen Kuriositäten verehrt. Sie dienen uns zur Erinnerung an das interessante Eiland Pitcairn, welches der einbrechende Abend bald unseren Blicken entzog. (D. N.)

Norwegen.

Bemerkungen über die politische und materielle Lage Norwegens.*)

Die Anschauung eines Sozialzustandes, wie er in Norwegen existirt, bringt einen wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth des Beobachters hervor. Die Erhabenheit der Natur-Erscheinungen trägt dazu bei, dieses Gefühl zu erhöhen, um so mehr, als sie mit dem einfachen und anspruchslosen, aber freien und unterschrockenen Charakter des Volkes harmonirt. Die Bewohner südlicherer Gegenden scheinen oft der Schönheit und Fruchtbarkeit der sie umgebenden Landschaft unwürdig. Mitunter sind sie roh und phlegmatisch, für die großartigen Scenen unempfindlich, unter denen sie aufwachsen, oder sie arten, durch die verschwenderische Pracht der Natur verwöhnt und entnervt, zu Sklaven und Bettlern aus, so daß manche Länder wegen ihrer Schönheit eben so sehr berühmt, als sie wegen der herabwürdigenden Lage ihrer Bewohner verrufen sind. In nördlichen Klimaten ist dieser Kontrast in der Regel weniger auffallend — am allerwenigsten aber in Norwegen. Die Natur ist hier von wunderbarer Schönheit, aber es ist ein strenger und erhebender, kein abspannender und berauschender Liebreiz. Nirgends ist der Einfluß des Klimas auf den Nationalcharakter sichtbarer, aber dieser Einfluß kräftigt den Geist, während er ihn bildet. In früheren Jahrhunderten half er ein Geschlecht erzeugen, welches, aus seinen felsumgürteten Einöden hervorgehend, den Grund zu den mächtigsten und ausgedehntesten Reichen legte, welche die Welt je gesehen hat. Und jetzt, nach einem Zeitraum von tausend Jahren, schaut die Welt mit Neid und Bewunderung auf ein Volk, welches, obgleich der Stammvater des Freiheitsmuse, selbst nie feudale Zustände gekannt hat; welches, obgleich es den stärksten Impuls zum Fortschritt der Menschheit gegeben, selbst durchaus unprogressiv geblieben ist, indem es sich noch jetzt in einem so einfachen und ursprünglichen Sozialzustande befindet, als es einem Volke möglich seyn kann, dem die Buchdruckerkunst und die Reformation nicht fremd sind.

Kein Wunder, daß man in einem Zeitalter, wie das unsere, das sich von einer Revolution in die andere stürzt, von allen Seiten neugierige Blicke auf ein Land richtet, welches ein so einziges Schauspiel gewährt. Konservative und Liberale können hierin die Bestätigung ihrer Lieblingstheorieen finden, und wenn die Liberalen diese Gelegenheit bisher vorzugsweise benutzt haben, so rührt es wohl davon her, daß die Formen der norwegischen Institutionen in

*) Norway in 1848 and 1849; containing Rambles among the Fjelds and Fjords of the Central and Western Districts, and including Remarks on its Political, Military, Ecclesiastical, and Social Organisation. By Thomas Forrester, Esq. London, 1850.

Digitized by Google

der That radikal und demokratisch sind, während sie sich in ihren Wirkungen als außerordentlich konservativ erweisen und den Fortschritt viel weniger begünstigen, als es für die Wohlfahrt des Landes erforderlich wäre. Es scheint uns daher, daß sowohl Konservative als Liberale sich in Hinsicht der Lehren irren, die man aus dem Beispiel Norwegens ableiten will.

Die physische Configuration Norwegens, in Verbindung mit der Strenge seines Klimas, wird ihm stets, wie früher, eine ausnahmsweise Stellung, anderen Völkern gegenüber, anweisen. Seine Bevölkerung, so numerisch schwach sie auch ist, wenn man sie, nicht mit England oder Belgien, sondern mit Deutschland oder sogar mit einzelnen Theilen Spaniens und Rußlands vergleicht, ist dennoch zahlreicher, als das Land ernähren kann. Norwegen ist daher gegen die schlimmsten Uebel gesichert, die aus einer allzu dichten Bevölkerung entstehen können, aber es ist zugleich der Vortheile beraubt, welche die menschliche Thätigkeit gewährt. Ein Netz von Eisenbahnen bedeckt allmälig die Oberfläche von Europa und Amerika und bringt eine durchgreifende Veränderung in den gesellschaftlichen Zuständen dieser Welttheile hervor; Norwegen aber besitzt kaum eine einzige Lokalität, außer der Strecke von Christiania nach Minde, in der ein Schienenweg ausführbar wäre oder Nutzen versprache. Zwei oder drei Dampfboote auf zwei oder drei seiner zahllosen Seen reichen hin, um die inneren Communicationen des Landes zu unterhalten. Und nicht allein was Eisenbahnen und Dampfschiffe betrifft, sondern in tausend anderen Beziehungen ist der Einfluß moderner Wissenschaft und moderner Ideen auf die Lage des norwegischen Volkes entweder ganz null oder doch unendlich geringer, als er in den meisten Weltgegenden ist oder zu werden verspricht. Norwegen kann nicht einmal, wie die Schweiz, die Segnungen aus der zweiten Hand empfangen, welche unsere heutige Wissenschaft mit verschwenderischer Freigebigkeit spendet. Die Eisenbahnen nähern sich von allen Seiten den Gränzen der Schweiz, und Tausende von fremden Reisenden rufen auf jedem See eine Flotte von Dampfschiffen ins Leben. Die Schweiz gewinnt hierdurch neue Elemente des Wohlstandes, die zur Entwickelung ihrer Hülfsquellen dienen. Norwegen ist jetzt, wie im Anfang, einzig und allein auf das Meer angewiesen, besten Beherrscher seine Söhne einst waren. Auch hier wird es immer mehr von Nationen überflügelt, welche ihre größere Kapitalien gebieten. Seine Handelsmarine hat sich zwar in der letzten Zeit vermehrt, aber die Dampfschiffahrt nimmt die gewinnreicheren Branchen des Transport-Handels immer mehr in Anspruch, und die Kaufleute von Bergen und Drammen werden wohl nie hinlängliche Mittel besitzen, um Flotten von Dampfern zu erbauen oder zu befrachten, wie diejenigen, welche die Häfen von Hamburg und Hull, von Liverpool und New-York füllen. Antwerpen und Lübeck können einst Tages ihre frühere Handelsthätigkeit wieder erlangen, aber die Ursachen, welche Bergen in alter Zeit zum Nebenbuhler Antwerpens machten, waren exceptionell und werden nie zurückkehren.

Man würde sich übrigens irren, wenn man annähme, daß die physische Lage Norwegens nicht auch in seiner Blütheperiode der Entwickelung seiner staatlichen Kräfte unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt hätte. Es ist wahr, nie wurde einem Volke ein so ausgezeichneteS Organisationstalent verliehen. Selbst die Griechen müssen den Normännern in dieser Hinsicht den Vorrang überlassen. Aber nur in fremden Regionen konnte sich dieser Geist in seinem vollen Umfang zeigen. Es war in Dänemark, in Frankreich, in England, in Rußland, in Sicilien, in Konstantinopel, in Syrien, wo die Scharen des Nordens eine passende Arena für ihre energische Thätigkeit fanden. Ihre kriegerischen Neigungen hätten sie in ihren heimischen Fjorden und Fjelden befriedigen können; allein die Eigenschaften, die sie zur herrschenden Race in halb Europa erhoben, die Baulust und der ritterliche Sinn, kannten in einem Lande nicht zur Vollendung gebracht werden, welches keine Baulieute liefert und keine Ehren hat, auf denen ein Kavallerie-Angriff das Schicksal ganzer Reiche entscheiden kann. Selbst in der Literatur, für welche, wie für alle Künste des Lebens, das norwegische Volk eine natürlichen Begabung zeigt, konnte ein in zahllose isolirte Thäler gesicherteS Land seinen Kindern nicht die erforderliche Anmunterung gewähren. In den Hallen der Könige von Schweden, Dänemark und England mußten die Skalden Norwegens ihren Lohn suchen. Das entlegene, aber gesellige Island war das Asyl der nordischen Wissenschaft; dort wurden die skandinavische Mythologie ausgebildet und die Sagas geschrieben, die mit solcher naiven Treue das Andenken nordischen HeldenmuthS bewahren. Auch heutzutage ist es nicht anders: hätten Holberg und Ole Bull den Ruhm nicht außerhalb ihres Vaterlands aufgesucht, sie würden im übrigen Europa so wenig gekannt und gewürdigt seyn, als es Wergeland und Bjerregaard zu dieser Stunde sind.

Wir führen diese Thatsachen nicht als Vorwurf gegen ein Land und ein Volk an, für welches wir die höchste Bewunderung empfinden. Sie wurden durch die Macht der Umstände erzeugt. Die Literatur, wie die anderen Produkte der Civilisation, bedarf des Impulses, der ihr aus dem Zusammenfluß größerer Menschenmassen erwächst. In einem einfachen, pittoreskigen und zerklüfteten Zustande der Gesellschaft, wie er in Norwegen existirt, fehlt den geistigen Anstrengungen sowohl der Antrieb als der Lohn, den sie in anderen Ländern finden. Es macht sich daher bei allen Berg- und Hirtenvölkern ein Mangel an Progressivität bemerkbar, sogar in der Schweiz, wo die Anzahl und die Bedürfnisse der Bevölkerung einen viel höheren Grad von sozialer und industrieller Entwickelung hervorgebracht haben. Der Boden Helvetiens ist vielleicht eben so unfruchtbar, als der von Norwegen, aber er wird von einer verhältnißmäßig dreizehnmal stärkeren Bevölkerung angebaut.

So bildet denn Norwegen eine eigenthümliche Erscheinung im heutigen europäischen Staatenleben. Hauptsächlich von den Produkten ihres eigenen Bodens lebend oder von den Wäldern und Gewässern, zu denen sie unbeschränkten Zugang haben, frei von Grundbeuren und mit nur mäßigen Abgaben belastet, faßt ohne künstliche Bevölkerstufe oder mit so wenigen, daß sie durch den Tauschhandel befriedigt werden können, ist unter den ackerbauenden Klassen, d. h. der ungeheuren Majorität des Volkes, das Geld eine Seltenheit. In der That gehen die meisten Operationen des bürgerlichen Lebens ohne dessen Vermittelung vor sich, und man weiß es daher zu entbehren. Von einer solchen Bevölkerung ist es nicht zu erwarten, daß sie je die Betriebsamkeit der Holländer und Schweizer nachahmen werde. Die norwegische Milch ist, nach dem einhelligen Zeugnisse der Reisenden, die schönste und settste in der Welt und besonders zur Butterfabrication geeignet; dessenungeachtet produziren die Landleute, außer der von ihnen selbst verbrauchten Quantität, nicht genug, um die höchst mäßigen Anforderungen der städtischen Bevölkerung zu befriedigen, und diese ist daher gezwungen, Butter aus Dänemark einzuführen, um dem Mangel abzuhelfen. Selbst die Stapelprodukte Norwegens, Bauholz, Fische und Mineralien, werden bei weitem nicht in dem Grade benutzt, als es in einem Lande gelehrten würde, welches reichlicher mit Arbeitskräften und Kapitalien versehen wäre. Das prächtigste Bauholz kann nicht verwerthet werden, da es an Mitteln fehlt, es nach der Küste zu transportiren, und die Fischerei auf den Binnenseen dient nur zur eigenen Consumtion. Am auffallendsten ist der geringe Ertrag des Bergbaues: die Totalsumme des in Norwegen gegossenen Eisens beträgt alljährlich nicht mehr als 30,000 Tonnen. Auch hieran ist der Mangel an Kapitalien schuld. Das als Storthing neulich eine Anleihe von 250,000 Thlrn. erheben wollte, war es unmöglich, das Geld im Lande selbst aufzutreiben, und man mußte sich deshalb nach England wenden. Wir sind zwar weit entfernt, die Abwesenheit jenes Metalls, welches von Sittenlehrern aller Jahrhunderte als das Verderben der Völker geschildert worden, für ein Unglück zu halten; wir glauben vielmehr, daß die Normänner diesen Umstande vorzugsweise die Moralität und die einfachen Tugenden zu verdanken haben, die sie vor so vielen anderen Nationen auszeichnen; allein eben deshalb darf man von einem Volke, das sich in einer so eigenthümlichen Lage befindet, keine raschen materiellen oder geistigen Fortschritte erwarten, und noch weniger die constitutionellen Formen, die mit seinen patriarchalischen Lebensverhältnissen übereinstimmen und unter deren Schutz es sich einer beneidenswerthen Ruhe, einer ungetrübten Glückes erfreut, als Norm für die künftlichen und verwickelten Zustände gebildeterer Länder aufstellen.

Mannigfaltiges.

— Miß Jane Porter. Eine ehemalige Notabilität in der englischen Literatur, Miß Jane Porter, deren Ruf als Romanschreiberin noch aus den vor-Waverleyschen Zeiten datirt, ist neulich zu Bristol in einem Alter von vierundsiebzig Jahren gestorben. Ihre bekanntesten Romane, „die schottischen Häuptlinge" und „Thaddäus von Warschau", sind, wie wir glauben, auch in deutschen Uebersetzungen erschienen und dauten zu ihrer Zeit ein sehr theilnehmendes Publikum. Mehrere von ihren Werken schrieb Miß Jane Porter in Verbindung mit ihrer jüngeren Schwester Anna Maria, wie denn überhaupt die Produkte der beiden Schwestern eine große Familien-Aehnlichkeit haben. Es sind meistens historische Romane und Erzählungen, die aber in Stil und Darstellung eher mit den Rittergeschichten der Scudery und La Calprenede's, als mit der von Walter Scott gestifteten Schule verwandt sind. Nach einer langen Pause, während der sie bei der undankbaren Lesewelt fast in Vergessenheit gerathen war, trat Miß Porter vor einigen Jahren mit „Sir Edward Seaward's Tagebuch" wieder auf, einer Robinsonade, die so gut gefallen war und einen solchen Charakter der Authentizität zu besitzen schien, daß es einer ausführlichen Kritik in einem der bedeutendsten englischen Journale bedurfte, um sie als eine Erdichtung zu qualifiziren. In ihren Privatverhältnissen erfreute sich Miß Porter, ihrer Wohlthätigkeit und thätigen Menschenliebe halber, einer allgemeinen Achtung und stand auch durch ihren verstorbenen Bruder, den gelehrten Reisenden in Persien und Kleinasien, Sir Robert Ker Porter, mit den höheren wissenschaftlichen Kreisen in Verbindung.

— Ein Preß-Skandalosum in Schweden. Der Herausgeber von „Gothenburg's Handels- und Schiffahrtszeitung", Kämmerer Sandvall, war am 8. Mai nach Stockholm gereist und hatte dem bei dem Blatte angestellten Redactionspersonale, nachdem er für das nöthige Material Sorge getragen, den Auftrag gegeben, während seiner auf vierzehn Tage festgesetzten Abwesenheit das Blatt zu redigiren. Aber kaum war er fort, als der frühere Herausgeber des Blattes, Herr Pryß, welcher noch bei dessen Redaction betheiligt war, in Gemeinschaft mit einigen anderen Mitarbeitern, Sandvall's Blatt aufhören und bei einem anderen Buchdrucker ein ähnliches, „Gothenburg neue Handels- und Schiffahrtszeitung" genannt, erscheinen ließ. Die erste Nummer, in weit kleinerem Format als die frühere gedruckt, wurde an alle Abonnenten derselben vertheilt und enthielt eine Anzeige von Pryß, daß, da Sandvall wegen ökonomischer Verwickelungen sein Blatt nicht länger fortsetzen könnte, er genöthigt wäre, dasselbe zu übernehmen. Als Sandvall in Stockholm diese Verräthere erfuhr — die ziemlich wahrscheinlich mit einer politischen Intrigue in Verbindung steht — protestirte er sofort öffentlich dagegen und eilte nach Gothenburg zurück, um sein Blatt wieder zu übernehmen. Vermuthlich steht ein Prozeß darüber bevor.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. vierteljährlich 20 Sgr. Einzelne Nummern 5 Sgr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 74. Berlin, Donnerstag den 20. Juni 1850.

Nord-Amerika.

Blumenlese aus neueren Reisebeschreibungen.

Vor Kurzem ist in Amerika ein sehr werthvolles Werk, unter dem Titel: „Exploring Expeditions of Wilkes, D'Urville, Ross and Lynch", von J. Jenkins herausgegeben worden. Es ist ein wahres multum in parvo, indem es in gedrängter Kürze eine summarische und dennoch genau detaillirte Uebersicht der neuesten Entdeckungen und Nachforschungen in allen Theilen der Erde gewährt. Die obengenannten Reisenden sind nicht die einzigen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, sondern auch viele andere Reise- und Geschichtsbücher hat er zu Rathe gezogen. Ohne und jedoch weitläufiger über das Verdienst dieses Werkes auszusprechen, wollen wir unseren Lesern einige Auszüge daraus vorlegen, damit sie selbst über Inhalt und Darstellung urtheilen mögen.

1. Kolonistenleben in Australien.

Das Kolonistenleben ist dasselbe in Australien wie in den anderen englischen Besitzungen ähnlicher Art. In den Städten, welche in den Kolonieen liegen, die nicht für Sträflinge bestimmt sind, bemerkt man keine Eigenthümlichkeiten, welche besondere Erwähnung zu fordern scheinen, ja, mit Ausnahme der Anwesenheit von Sträflingen könnte man das Nämliche selbst von den Städten sagen, welche in Strafniederlassungen liegen. In Sydney und in anderen Orten in Neu-Südwales bilden die Regierungsbeamten und die wohlhabenderen Einwohner, welche nie Sträflinge gewesen, die Aristokratie und werden Exklusionisten genannt; die zweite Klasse besteht aus befreiten Sträflingen oder Emancipationisten, und die niedrigste Stufe nehmen die Sträflinge selbst ein, auf welcher der Fluch der sozialen Acht schwer lastet. Jede Klasse blickt mit Verachtung auf die niedere herab, und obschon zwischen den Emancipationisten und den Sträflingen etwas Sympathie herrscht, so hasst doch jede der beiden Klassen die höher stehende. Die Aristokratie ist eben so eifrig in der Ausschließung ihrer Gunst und in ihrer Gömerschaft wie die Patronissimen der Almack's-Bälle, und die befreiten Sträflinge und ihre Familien werden, selbst wenn sie den Reichthum eines Krösus besitzen, nicht in ihre Gesellschaft zugelassen; auf diese Weise wird das Vergehen der Väter buchstäblich an den Kindern bis zum dritten und vierten Geschlecht heimgesucht. Die eingebornen Söhne und Töchter der Emancipationisten sind wiederum ihrerseits der geselligen oder ehelichen Verbindung mit befreiten Sträflingen abgeneigt.

Im Innern sind die gemischten Klassen nothwendigerweise mehr in einander verschmolzen, und der Kastengeist ist daher weniger scharf hervortretend. Der australische Ackerbauer oder Viehzüchter gleicht seinem Urbilde in allen Landen und brummt eben so unaufhörlich über schlechtes Wetter, schlechte Aernte und schlechte Regierung bei seinem Glase Genever oder Rum, wie der andere bei seinem Maß Porter oder brausender Ale.

Bälle, Feten und Mittagsmahle fallen natürlich in Sydney und in anderen großen Städten häufig vor. Alle, welche die nöthigen Mittel besitzen, öffnen die Brunstfreisitten nach, und die Moden sind bloße Kopieen, mit einem Zwischenraum von zwölf Monaten, von denen, welche man in den Straßen St. Honoré und Piccadilly antrifft. Einige Kleidungsstücke sind jedoch mehr tropischer Art; so werden z. B. breitblätterige Panamahüte und weißleinene Jacken und Beinkleider gewöhnlich bei warmem Wetter getragen.

Für die Errichtung von Schulen, Gymnasien, literarischen und Wohlthätigkeits-Anstalten thut sich ein sehr anerkennes Interesse kund; auch hat sie die Regierung auf eine freigebige Weise begünstigt. Schon 1817 wurde ein Achtel von den Einkünften der Kolonie für Schul-Zwecke bestimmt. Große Striche Landes wurden den Waisen-Anstalten für Mädchen gesichenkt und ein Stück, aus 50 oder 100 Acres bestehend, jeder Waise zugetheilt. Auch wurden Schulen zur Civilisation und Erziehung der Eingebornen gegründet und Geber angestellt, um Missionäre unter sie zu senden. Im Jahre 1830 belief sich die Zahl der Schüler in den öffentlichen Schulen in Neu-Südwales, zu deren Erhaltung die Regierung über 12,000 Pfd. Sterl. beitrug, auf beinahe vierhundert, und über achtzehnhundert besuchten Privat-Anstalten. Zugleich gab es drei Gymnasien, welche zahlreich besucht waren, nämlich die King's School in Parramatta, das Sydney College und Australian College in Sydney.

In den Städten ist die Bauart der ähnlich, welche man in europäischen und amerikanischen Städten findet, nur sieht Alles frischer und neuer aus, als in den veralteten Hauptstädten der alten Welt. Einige Landstße sind sehr zierlich und reizend, besonders wenn von dortigen üppigen Laub umgeben. Die Häuser sind gewöhnlich ein Stock hoch, entweder von Stein oder Holz gebaut, mit einem hohen, abschüssigen Dache, Bodenkammern und Dachfenstern, einer Halle in der Front oder zuweilen hinter dem Hause, und mit Seitenflügeln, deren Dächer rechtwinklig bis zu denen des Hauptgebäudes herabkommen, versehen. Die Wohnungen der Arbeiter sind rohe Gebäude, aus Platten bestehend, welche in den Boden getrieben oder an Rahmen befestigt sind; sie haben Fußboden von Balken, Stroh- oder Baumrindendächer, zuweilen politte Fenster und Schornsteine aus Stein oder Lehm, nach der holländischen Mode auf der Außenseite errichtet. Zuweilen zeigt sich ein wenig mehr Geschmack, und man sieht Balkone, die Fronte der Häuser entlang laufend, von rohen Baumstämmen getragen und mit Wein und kriechenden Pflanzen verziert. In dem daran stoßenden Garten giebt es auch häufig Gitterwerk, aus Zweigen zusammengesetzt und mit Schlingpflanzen bedeckt, deren Blüthen die Luft mit Wohlgeruch erfüllen.

2. Naturprodukte Kaliforniens.

Die merkwürdigsten unter den wilden Thieren in Kalifornien sind der grimmige Weißbär (ursus ferox), das gehörnte Eichhörnchen, der schwarzgeschwänzte Hirsch, der wilde Panther und der Puma, der kalifornische Löwe, die schöne Antilope und der lärmende Coyote oder Prairiewolf.*) Der Bäffel ist in dieser Gegend nicht heimisch. Hasen, Eichhörnchen, Kaninchen und Maulwurfhiere findet man im Ueberfluß. Die Flüsse enthalten eine Unzahl der wohlschmeckendsten Fische, namentlich sind zarte und feine Lachse in Menge vorhanden. Das gefiederte Geschlecht ist durch den Adler, den Habicht, die Krähe, den Fasan, das Rebhuhn, die Gans, die Ente, den Pelikan, den Brachvogel, den Kranich, den Puter, die Taube und den Kibitz vertreten.

Herr v. Mofras, einer der gelehrtesten und wissenschaftlich gebildetsten Reisenden, welche dieses Land besucht haben, behauptet, daß der ganze Theil Kaliforniens, der zwischen der Küste und der Sierra Nevada liegt, von braunbernsteinfarbiger Fruchtbarkeit sey und sich vollkommen zur Kolonisirung eigne. Kapitain Wilkes versichert und ebenfalls, der Boden habe eine so außerordentliche Fruchtbarkeit, daß er im Durchschnitt achtzig Bushel (pro Acker?) liefere, ja, daß man zuweilen, obwohl nicht sehr oft, hundertundzwanzig Bushel ernte. Diese Angaben müssen indeß mit einiger Vorsicht aufgenommen werden. Die Berge und Hochlande sind allerdings mit den schönsten Triften bedeckt, aber sie sind nicht geeignet, etwas Anderes als Gräser hervorzubringen. Die hohen Ebenen sind mit unermeßlichen Feldern von wildem Hafer und wildem Senf überwachsen, die sich oft an den Seiten der Berge bis zu einer beträchtlichen Höhe hinaufziehen. In den Niederungen ist der Boden ein fetter, dunkler Lehm, der im Sommer so trocken wie Pulver wird; aber die Regen im Winter und Frühling verwandeln ihn bald in blühende Gartenerde. Bewässerungen werden im ganzen Territorium nöthig seyn, um die Ackerbau-Unternehmungen mit vorzüglichem Erfolg zu betreiben, und wo dieses anwendbar ist, kann man reichliche Aernden erwarten. Die Lulé-Moore könnten sehr leicht in Reisfelder verwandelt werden, und die dazwischen gelegenen Landstriche würden, wenn nur mittelmäßig angebaut, die meisten Getraidearten hervorbringen. Für blauen Flachs und Hanf ist der Boden äußerst passend. Im südlichen Kalifornien gedeiht die Weintraube (vitis vinifera) wundervoll, und große Quantitäten Wein und Branntwein werden schon jetzt bereitet; der vulkanische Boden ist zu Weinbergen sehr geeignet, und die Aufmerksamkeit der Bewohner wird noch mehr darauf hingeleitet werden, wenn die mit dem Goldsuchen verknüpfte Aufregung sich vermindert hat.

Kalifornien kann nicht sehr polyreich genannt werden, indessen giebt es in den höher liegenden Distrikten, zwischen dem Stillen Meere und der Sierra Nevada, Stellen, die mit vortrefflichem Bauholz bewachsen sind, und die Seiten der Berge und die tiefen Cañons, die sich nach den unten liegenden Thälern öffnen, sind hier und da von Waldstrichen begrünzt. Auch die Waldesäume sind gewöhnlich von einem Gürtel stattlicher Bäume oder Dickichten von Unterholz umgeben. Die werthvollsten Nutzhölzer sind die Lebenseiche (quercus virens), die Esche, die Ceder, die Cypresse, der weiße Bergahorn, der kalifornische Baumfarn und das sogenannte Cotton-wood (populus angulata). Von Fruchtbäumen und Sträuchern kommen Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche, Apfelsinen, Limonen, Feigen und Maulbeer-Bäume, so wie mit großer Vorzüglichkeit Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren und Johannisbeeren gepflegt werden, mit vieler Ueppigkeit. Der Pitahaya (cactus pitajaya) ist im Ueberfluß vorhanden und trägt eine köstliche Frucht. Alle Vegetabilien, die unter derselben Breite in anderen Welttheilen gefunden werden, gedeihen hier ebenfalls.

Das Land ist reich an blühenden und kriechenden Pflanzen. Die schönsten Moose hängen von den höchsten Bäumen in langen Guirlanden herab, und die

*) Nach Dr. Richardson (naturwissenschaftlicher Anhang zu seiner Beschreibung von Capt. Franklin's Reise, S. 644) ist er gewissermaßen, so der amerikanische Coyote (canis ochropus Zimmermann) mit dem Prairiewolf (canis latrans) identisch sey. D. R.

Digitized by Google

Mistel wächst unter dem Schutz der edeln Eiche, rankt sich an deren rauhem Stamm hinauf und nistet sich zwischen ihrer duftigen Krone ein. Mit den Gräsern auf den sumpfigen Ebenen und dem wilden Hafer an den Abhängen der Hügel und den Seiten der Berge vermischen sich die kolossarten spindelartigen Knollen und die glänzendsten und wohriechendsten Blumen, als Tulpen, Hyazinthen, Lilien und Narzissen, goldene Mohnblumen und zart gefärbte Gänseblumen, karmoisin- und scharlachfarbene Nelken, duftende Knapholien und heilkräftige Canchahnaca. Und ihre Schönheit wird in hohem Grade durch den Kontrast gehoben, den der Anblick der schneebedeckten Bergspitzen der Sierra Nevada darbietet, die wie polittes Silber an dem dunkeln Saum der Vegetation erglänzen, welche als Alles aber durch das prachtvolle tiefe Blau, welches an einem hellen Tage die ganze Landschaft von dem schäumenden Ocean bis zur höchsten Kuppe der Gebirge färbt.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Wenn man zu diesem Bücherverzeichniß noch eine interessante „Biographie des Erzherzogs Johann", von Schneidawind und eine sympathetische Studie von Levin Schücking über Heinrich v. Gagern hinzufügt, so hat man beinahe Alles, was hier über die Parlamentsliteratur erwähnt zu werden verdient. Sollen wir jetzt von den zahlreichen Broschüren reden, welche unter dem Einflusse der badischen Revolution geschrieben worden sind? Nein, solche Dinge können wir nicht zur Geschichte der Literatur rechnen. Diese Manifeste und Proclamationen, diese mit Blut befleckten Erzählungen, diese Beschuldigungen, welche sich die Demagogen einander ins Gesicht schleudern, das Nachgeschrei und die wilden Drohungen, — dies Alles, Gott sey Dank! findet keine Stelle in dem Gemälde der Werke des Geistes. Lassen wir jene glorreichen Volksretrinken, Brentano und Strube, einander ihre Räubereien und ihre Feigheit vorwerfen; lassen wir die Jakobiner von Karlsruhe und Mannheim unter ihrem Namen die Manifeste Marat's nachrufen; lassen wir immerhin Karl Heinzen, Ewenfels um Reß Millionen Köpfe fordern: Wir wollen diese dem Geschichtschreiber verabscheuungswürdigen Schriftstücke der demagogischen Wuth nicht erwähnen; wir mögen sie nicht beurtheilen. Die schriftstellerische Kritik, das Studium der Arbeiten des Gedankens hat mit dem Gebrüll des Rothwilds Nichts zu thun. Darum werde ich auch nicht von denjenigen Büchern sagen, welche durch die Begebenheiten in Wien und Berlin inspirirt worden sind, nicht also ob sie die bisherige Wuth gibt, sondern weil diese Schriften nur zu der neuen Fortsetzung des Kampfes, einer Verlängerung der Aufstände gehören. Wo ist unser Gedanke? Wo ist die Kunst? Welches ist der Antheil der Philosophie und des Wissenschaft mitten in diesen Gewaltthätigkeiten? Der Gedanke ist brauchbar, Kunst und Wissenschaft sind beschimpft. Von der einen Seite die heftigen Bewegungen der Demagogie, von der andern die Rache einer grausamen Unterdrückung: Das ist es nicht, was ich suche. — Einige Worte wollen wir wenigstens über die Kalender der rothen Republik sagen. Der Mathieu Lansberg jenseits des Rheins giebt dem französischen nichts nach; er ist eben so fruchtbar und eben so toll, wie der unsrige, nur liebt er es, sein Kostüm öfters zu wechseln. Bald erscheint er unter der Form eines Katechismus, — „der Katechismus der freien Gemeinde", von Schneider, bald in der Gestalt eines Wörterbuches — „kleines politisches Wörterbuch", von Mühlecker. Im Grunde genommen aber ist er wenig verändert; bei allen finden wir dieselben Schimpfreden, dasselbe Nachgeschrei, dieselben Ausbrüche der Leidenschaft und Wuth. Unser Mathieu Lansberg hat doch auf die Gebräuche und Gewohnheiten der alten guten Zeit wenigstens noch nicht vollständig Verzicht geleistet; er beginnt noch immer mit einem Kalender, und zuweilen finden wir auch wohl noch die traditionellen Anzeigen über den Wechsel der Witterung und ein Verzeichniß der Jahrmärkte; bei unseren Nachbarn ist es hingegen ganz anders: selbst der Kalender ist verschwunden, um nur nicht den demagogischen Predigten den Platz zu rauben. Diese Predigten sind bekannt genug, sie sind immer dieselbe Wiederholung derselben Vorkommnisse, so daß man alle kennt, wenn man nur eine gelesen hat. Man sehe sich nur den „deutschen Michel auf der breitesten demokratischen Grundlage, Almanach für die vierundzwölf Einzelnen Deutschlands" an, und man weiß, was der „Volkskalender von Löwe" und der „Arbeiterkalender für Unterthanen und Diener" enthalten. Der Kern aller dieser revolutionairen Taschenbücher ist die Lehre der Jung-Hegelschen Schule, welche je nach dem Lesercreise mannigfalt gemacht wird. Der Volkskalender für 1850 ist zum Beispiel ein kleines philosophisches Brevier, das unter dem Schutze und mit Hülfe Arnolo Ruge's erschienen ist. Unbekannte Stridenten, servile Schüler ihres Meisters, wie Eichfeld, Mouke, Löwen u. a. m., lassen Variationen auf den Text der Hegelschen Demagogie hören. Dieser, nämlich Löwen, geht sogar so weit, die Heiligkeit der Ehescheidung und die Einrichtung der Polygamie zu fordern; jener endlich will sämmtliche Religionen beseitigt wissen.

Ueber die Abschaffung des Staates, über die höchsten Verdienste der Gesetzlosigkeit giebt es bei allen Getreuen der Hegelschen Demokratie nur Eine Stimme. Die Einen erklären ihr System mit einer schulmeisterlichen Würde, die Anderen mit einer besonderen Jovialität; alle sind darin aber einig, daß die Macht vertilgt werden müsse. Der Volkskalender stellt sogar über diesen Gegenstand gelehrte Forschungen an; er fragt den Tacitus um Rath und findet zu seiner großen Freude in dem vierundfunfzigsten Kapitel des dreizehnten Buches der Annalen, daß die barbarischen Horden der ersten Jahrhunderte kaum einen Schatten von Regierung besessen haben: „Nationem eam regebant, in quantum Germani regnantur." Viel weniger gesetzt, doch in anderer Weise originell ist der „Almanach für Unterthanen und Diener". „Die Gesellschaft", ruft er aus, „ist eine Flasche Champagner, die Regierungen sind die Pfropfen. Lasset die Pfropfen springen und trinket den Wein." Ist dieser Trinkspruch nicht die auf dem Einfältigsten verstümmelt gemachte Hegelsche Philosophie? Bei den Jung-Hegelianern ist der Pfropfen nicht blos der Staat, sondern vielmehr die ganze Macht, die ganze Autorität, kurz, Alles, was die Handlung des Menschen nur im Entferntesten beschränken könnte. Diese Philosophie ist lange unter einem gelehrten Krame verborgen geblieben; seit zehn Jahren jedoch haben ihre Jünger es sich angelegen sein lassen, die trobe Beschaft von der unbefränkten Freiheit populär zu machen, und die Welt besitzt heutzutage davon den klarsten Ausdruck in den Volkskalendern.

Einen besonderen Zweig der politischen Literatur jenseits des Rheins bilden die Untersuchungen über Frankreich. Die französische Februar-Revolution hat in Deutschland ihre Beurtheiler und Lobredner gefunden, und dafür sollten wir wirklich gegen unsere Nachbarn dankbar seyn. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß eine so wichtige Begebenheit, wie die Februar-Revolution, bei uns noch nicht ihren Geschichtschreiber hat finden können; denn Lamartine, Louis Blanc und Proudhon haben wohl ihre eigene, nicht aber die Geschichte der Februar-Revolution geschrieben. Wie suchen vergeblich nach einer unparteiischen Darstellung und finden überall nur persönliche Vertheidigungen; es ist uns drei diesen hochtrabenden Rechtfertigungen vorgekommen, als sähen unsere Helden auf der Anklagebank. Zum Glück hat Herr Dr. Bamberg seine Rolle in der Februar-Revolution gespielt, und es ist darum zu erwarten, daß er uns in seiner Geschichte seine Vertheidigung vor dem Assisenhof geben wird. Ein Kritiker hat übrigens bemerkt, daß gerade Herr Bamberg die ausgezeichnetsten Fähigkeiten besäße, um diese Geschichte zu schreiben, und dies spannt unsere Erwartungen in hohem Grade. „Es ist", sagt der Kritikus, „ein gewissenhafter Deutscher, ein achtungswerther, klarer Verstand, den die Natur die geringste Aber der Ironie versagt hat." Glücklicher Mann! Wenn man an die wunderreichen Verirrungen des Februars und an das Mißgeschick, das ihnen folgte, denkt, sollte man da nicht glauben, die Spötterein des Schicksals zu hören? Herr Bamberg wird sie nicht hören, und daher schreibt sein Privilegium als Geschichtschreiber. Die Ironie kann sich nicht in seine Feder schleichen; mitten unter so vielen Begebenheiten, die mit unerbittlicher Spötterein des Schicksals nennen könnte, ist er sein Ziel unerrückt verfolgen. — Herr Bamberg hat aus den Menschen und Dingen, die dem großesten Ganze angehören, ernsthafte Gestalten gemacht, und das ist sehr unrecht von ihm. Was ist die Folge dieses unpassenden Ernstes? Die glauben die Ironie vermieden, und mit einemmale ist sie doppelt vorhanden. Eine der sonderbarsten Stellen des Buches ist diejenige, wo der Verfasser die Ursachen aufzählt, welche seiner Meinung nach, die Katastrophe unvermeidlich machten. Als gewissenhafter Forscher geht er bis zur Jugendzeit Ludwig Philipp's hinab. Wenn Frankreich das Joch des Tyrannen nicht ertragen konnte, so kam es daher, daß der Herzog von Chartres Adjutant des Generals Dämouriez gewesen war; wenn die constitutionelle Monarchie verschwinden mußte, so geschah es deßhalb, weil der Herzog von Chartres nach den großen Tagen von Valmy und Jemmappes auszuwandern gezwungen wurde. Seit dem Jahre 1792 schon hätte die Revolution von 1848 in dem Bewußtseyn des Volkes gelegen. — O Tiefe deutscher Wissenschaft!

Noch einen Buches müssen wir erwähnen; es sind die „revolutionairen Studien aus Paris", von Alfred Meißner.

Bamberg ist ein ehrlicher Demokrat, Meißner hingegen ein sentimentaler Schreckensmann. Ein begeisterter Bewunderer der provisorischen Regierung, hat er den Schmerz gehabt, in dem Augenblicke in Paris anzukommen, wo die Uneinigkeit seinen Helden für Niemanden mehr ein Geheimniß waren. Sein Buch ist eine heftige Protestation gegen das Erwachen des öffentlichen Bewußtseyns; es ist ein Gemisch tiefer Verachtung für die in Verfall gerathenen Grüben des Sozialismus und eines unversöhnlichen Hasses gegen alle Fractionen der Ordnungspartei, zu welcher er, beiläufig gesagt, Alles rechnet, was nicht zur äußersten Demagogie gehört. Herr Meißner prophezeit wie die rothen Taschenbücher; er verkündigt in hochtrabenden Worten, daß alle Unwälzungen Europa's im Jahre 1848 nur Vorspiele seyen, und daß die große, wahre Revolution bald ausbrechen werde.

Wenn ich so eben gesagt habe, daß Herr Meißner ein leidenschaftlicher Bewunderer der provisorischen Regierung sey, so kann das natürlich nur von demjenigen Theile derselben gelten, welcher am meisten demagogisch gemeint: Ledru-Rollin, Louis Blanc, Pierre Leroux, Zeitz Pyat, das sind Meißner's Staatsmänner. Sein Kapitel zu Kapitel wird er exaltirter, ja, er kömmt endlich dahin, daß er Ledru-Rollin wie einen Gott verehrt. Für Charaktere dieser Art hat er nicht Bewunderung, nicht Begeisterung genug; er folgt der Spur ihrer Schritte, er prägt ihre Züge in die Tiefe seines Herzens ein und sammelt ihre geringsten Worte, die sie bei den Banketts der rothen Republik gesprochen haben; kurz, er ist einer der treuesten Gläubigen, einer der frommsten Mystiker dieser Abergläubens des Terrorismus, der bereits einen Theil Europa's seiner Sinne beraubt hat. Der Zundamentalglaube des Herrn Meißner ist, daß die Revolution von 1848 die zerstörende Bewegung auf dem Punkte wieder aufnehmen mußte, wo sie der 9. Thermidor aufgehalten, und daß jede Politik, die nicht diesen Zweck hat, einen ewigen Fluch verdiente. Deswegen ist Cavaignac der Sylla Frankreichs, der Mann des Todes, und zwischen ihm und dem Fürsten Windischgrätz giebt es keinen Unterschied; dagegen haben aber Proudhon, Louis Blanc, Pierre Leroux ihre Lage bewundernswürdig begriffen; diese wer-

Digitized by Google

den auch sicherlich bei der großen wahren Revolution ihre Stellen am 9. Thermidor einnehmen.

Die Scenen und Bilder aus der Paulskirche, die Geschichte der deutschen Revolution, die Studien über Paris und die Staatsmänner der Februars, alle diese Werke sind die getreuen Abbilder einer traurigen Zeit; sie geben uns den unzweideutigen Beweis von dem Sinken der Charaktere und der namenlosen Verwirrung der Ansichten. Wenn ich unter diesen Schriften wählen sollte, so würde ich mich für die Gruppe der aus Frankreich herübergehen entscheiden, obwohl ihr jeder geistige Schwung, jede innere Kraft fehlt. Der deutsche Geist hat nie in dem Genre der Memoiren geglänzt. Dieser Zweig der Literatur, an welchem Frankreich so köstliche Blüthen aufzuweisen hat, konnte bis jetzt in Deutschland nicht einmal gültig werden. — Faßt alle Producte der verwirrten Zeit, die Chroniken einer Parlamentes, dessen geringster Fehler darin bestand, daß es nicht zu leben wußte, tragen den Stempel einer falschen Stellung und des ungewissen Schicksals an sich. Werden wir wohl mehr Kraft, mehr Gedanken, einen kraftvolleren und eindringenderen Ton in den und dem Kampfe hervorgegangenen Flugschriften finden? Ich fürchte — nein! Wir finden wohl hier manche lustige Satire, aber keine einzige Schrift, welche eine so denkwürdige Zeit in das Gedächtniß des Volkes zu prägen im Stande wäre.

Deutschland besaß im 16ten Jahrhundert einen berühmten Pamphletschreiber, Ritter Ulrich v. Hutten; ein solcher fehlt ihm jetzt. Seit zwanzig Jahren ist viel Nachfrage nach einem Ulrich v. Hutten gewesen; man hat sich jedoch getäuscht gesehen, zu dem des 16ten Jahrhunderts wieder und immer wieder zurückgreifen. Die Kämpfer der revolutionairen Literatur vor dem Jahre 1848, Herwegh, Prutz und Ruge, nahmen ihn zum Führer. Noch heute ist es derselbe Ulrich v. Hutten, der den Pamphletisten nach der Revolution die Waffen liefert und sonderbarerweise zweien entgegengesetzten Parteien, den Gemäßigten und den Demagogen. Das berühmte Pamphlet Ulrich's sind die „Epistolae obscurorum virorum"; es enthält eine Reihe von Briefen, welche die Mönche von Köln an den liebgelehrten Herrn Octavius Gratius richten und worin sie ihm mit Schrecken die Fortschritte der wiederauflebenden Wissenschaften und der modernen Philosophie melden. Im Jahre 1848 veröffentlichte ein Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, ein Deputirter des Centrums, Schwetschke, wie ich glaube, eine kleine Flugschrift unter demselben Titel. Die Klagen, welche diese Briefe enthalten, sind an Arnold Nage, den rothen und außerordentlich tief denkenden Philosophen, gerichtet; sie geben die traurige Lage der demagogischen Partei nach den September-Ereignissen aus einander. Um sein Muster besser nachzuahmen, wendet der Verfasser das macaronische Latein Hutten's an: „Navus epistolas obscurorum virorum ex Francofurto Mannoso ad D. Arnoldum Rugium, philosophum rubrum nec non abstractissimum datae." Man sache in diesem Machwerk etwa keinen seinen und ätzenden Witz; Vogt, Schüssel, Wiesner, alle Helden der äußersten Linken in der Paulskirche, werden hier mit den plumpen Späßen des 16ten Jahrhunderts bespöttelt, — also wenn die Revolutionaire von Frankfurt nicht neue Elemente zu einer scherzhaften Dichtung genug darböten! Es war wirklich leicht, ein lustigeres Gemälde, eine geschicktere und lebhaftere Satire auf die deutsche Demagogie zu komponiren. Die Linke hat vorbenannten Angriffe in derselben Art mit „einer Korrespondenz der Deputirten der Rechten mit ihren Führern" geantwortet. Die Scene ist eine andere; wir befinden uns in Berlin. Die Mitglieder der pietistischen Partei, Leo, Ghalybäus und Radowitz, statten ihre Berichte an Brandenburg und Manteuffel über die Verderbtheit des 19ten Jahrhunderts ab. Zu dieser Schrift sind nicht einmal die Namen vor den plumpen Scherzen sicher, so zum Beispiel hat man aus „Manteuffel" wir diabolous gemacht. Was soll man zu diesen gelehrten Pamphleten und zu diesen Spiegelfechtereien sagen? Es ist möglich, daß gerade diese Art Polemik in einem Lande, welches die Konstituirung seiner Verfassung Alterthumsforschern anvertraut und den Pedantismus seiner Revolution dienstbar gemacht hat, an ihrer Stelle ist. In einer andern Schrift, die auch an derselben Art gerechnet werden muß, ist das schöne Buch des Tacitus über die Sitten der Germanen travestirt worden. Der Verfasser kündigt eine neue Uebersetzung des Tacitus nach einem vor kurzem aufgefundenen Manuskripte an und widmet diesen köstlichen Fund den gelehrten und eifrigen Herausgebern der Denkmäler des alten Germaniens: Pertz, Jakob Grimm, Lachmann, Ranke und Ritter. Man begegnet in dieser Schrift manchen glücklichen Ideen und vielen geistreichen Stellen. Das erste Kapitel, welches von Deutschlands Gränzen handelt, ist eine gute Satire auf die politischen Anmaßungen Frankfurts. Der Verfasser ist sehr betrübt darüber, daß Tacitus die Gränzen des deutschen Stammes nicht mit Bestimmtheit angegeben hat. „Fragt man in Frankfurt", ruft er aus, „welches die Gränzen Deutschlands seyen, so antwortet man uns, daß Deutschland im Osten von Böhmen und der Donau begränzt werde; wendet man sich mit derselben Frage an Wien, so heißt es, die Gränzen erstrecken sich bis jenseits der ungarischen Gbergen. Der Dichter Moriz Arndt hat unter dem Beifall einer großen Menge behauptet, daß Deutschland überall wäre, wo die deutsche Sprache gesprochen würde." Was den Ursprung der germanischen Völker betrifft, so sind, versichert der Autor, die Gelehrten in einem wichtigen Punkte einig: „der Vater der Deutschen ist der gute Michel und ihre Mutter die Philosophie. Glückliches Land! es hat einer unzähligen Nachkommenschaft das Leben gegeben." So gehen die Scherze fort, und es ist gar nicht zu leugnen, daß sie oft sehr treffend sind und unter ihrer unschuldigen Form manche pikante Anspielung auf die Thorheiten der Deutschen enthalten. Aber darin liegt noch immer nicht die politische Satire der Gegenwart, diese kühne und mächtige Satire, wie sie durch die Umordnungen Deutschlands eigentlich hervorgerufen werden sollte. Die Pamphletisten sind also in derselben Verlegenheit gewesen, wie die Publizisten. Es wird jedoch die Zeit kommen, wo die albernen Streiche des demagogischen Michels ihren Maler finden werden. Die Revolutionen von 1848 sind ihre Propheten und den Mißgeschicken, die sie überall hervorgerufen haben, bilden in der neuesten Geschichte eine außerordentliche Episode, deren Physiognomie erst jetzt deutlich erkennbar zu werden anfängt. Hier liegt eine fruchtbare Mine für die Geschichte, für das Pamphlet, für die Satire und für das tiefe Studium des Elendes unserer armen Geschlechts. Die Gränzen der Betrügerei und Einfältigkeit sind in eine unbeschämte Ferne gerückt worden, während man den niedrigen Leidenschaften auf den Altären des Pantheismus opferte. In Deutschland sang besonders bisher die Kehlsicht der Einen und die Blindheit der Andern, dieses Gemisch von Hirngespinsten, patriotischen Großsprechereien, wilden Begierden und schamlosen Gottlosigkeiten, das betäubendste und jüngst traurigste Schauspiel, den seltsamsten Verein. Ein Schriftsteller, welcher es sich zur Aufgabe macht, den Nebel dieser namenlosen Dinge darzustellen, muß vor Allem einen sicheren Blick und eine feste Hand besitzen, wenn er nicht Gefahr laufen soll, von der Wirklichkeit überwunden zu werden. Die rohe Gediegenheit ist die, daß er seinen Gegenstand in der gehörigen Unterordnung betrachte. Auf diese Weise entwirren sich die in einander laufenden Linien, es treten aus dem dichten Gewühle bestimmte Gruppen heraus, und der forlgewonnene Geist des Künstlers vermag nun erst ein Bild zu entwerfen, das der Wirklichkeit nahe kömmt. Kein deutscher Schriftsteller hat eine solche Arbeit versucht. Die Geschichtschreiber, Publizisten und Pamphletisten haben sich gesträubt, sich zu einer Gesammtansicht zu erheben, und sie könnten uns daher auch nur einzelne Theile aus dem Gewühl der Revolution beschreiben; ihre Werke sind fast alle oberflächlich. Die so ernsten und liebenswerthen Männer, welche in ruhigen Zeiten trefflich beobachten und reproduziren, sind durch das Bedeutende der Thatsachen, das doch erst recht eigentlich ihre Beobachtungen anregen sollte, frivole Schreiberen geworden. Hierin liegt der Grund, weshalb die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution ohne Größe und Kraft, kurz, ohne Physiognomie gewesen, und daß sie ein trauriges Zeichen der Erstarrung und des Verfalls ist.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Punchiana.

21.

Der Kaiping. Das am 1. Mai geborne Söhnlein Königin Victoria's hat seinen Geburtstag mit dem allergrauen Mittelalter gemein und ist, dem Helden von Waterloo zu Ehren, Arthur getauft worden. Dies billigt Punch vollkommen und bekundet deßhalb, die ehrenwerthe Deputation der Schornsteinfeger, welche Mittwoch, den 1. Mai, sich vor seinem Comtoir einfand, nicht in ihrem Gesuch schmälern zu können, es möchte, da das Königskind auf am Schornsteinfegertag*) geboren sey, daßselbe doch „der schwarze Prinz" genannt werden.

In Nr. 462 tritt der Herr Pathe Arthur selbst auf und bekundet schmunzelnd des Pathchens Wange, das ihm die junge Wärterin entgegenhält. Prinz Albert steht nebenan und schaut mit Vaterzärtlichkeit auf dieses „längste Kind seiner Laune". Die hinter ihm nur im Umriß gezeichnete Dame ist doch wohl die gesegnete Mutter Victoria. Im Hintergrunde endlich zeigt sich eine wohlbekannte Schaffnerin des Hauses mit gefülltem Becher auf dem Präsentirbrett. Auf dem breiten Schilde ihrer Brust steht das Wort Candle (Kraftbrühe), bekanntlich auch der Name der Frau, die durch ihre von Douglas Jerrold (Hauptredacteur des Punch) früher herausgegebenen Gardinenpredigten einen großen Ruf erlangt hat. Wir würden sie für die Amme halten, wenn die stattliche Mrs. Candle nicht schon längst die Kleinkinderstube verlassen hätte.

22.

Als Schatten englischer Freiheit in Amerika steht auf einem Piedestal die Statue der Freiheitsgöttin mit phrygischer Mütze, herabwallendem Haar und ernstem Angesicht, die Linke auf einem Schilde ruhend. Wehe aber! wehen der Holz aufrechten erblickt man eine gebückte Negerin mit gefesselten Händen, die Hände flehentlich gefaltet over ringend. Der Ketten noch mehr hat die Göttin zu ihren Füßen liegen.

23.

Das ärgste Mysterre du Paris dürfte nach Punch's Meinung wohl Eugen Sue's Wohl in Paris seyn. Ueber dieses anscheinend verhängnißvolle Ereignis hat der Morning Herald sein Urtheil bereits festgestellt. „Alle Schlingensteller", sagt er, „welche je in Englands Parlamente saßen oder noch sitzen, haben der Regierung weder durch ihre Reden, noch ihre Rathschläge, noch durch ihr praktisches Bethun die mindeste Sorge verursacht." Unter der Reihe Namen, die er bei dieser Gelegenheit aufzählt, bemerken wir Sir Edmund Lytton Bulwer und Lord Normanby; übergangen aber hat er seinen Freund Benjamin d'Israeli — vielleicht jedoch mit gutem Grunde und absichtlich. „Nun, wie sie", schließt der Morning Herald, „werde auch Herr E. Sue in weniger vielleicht als einem Halbjahr in der Pariser Nationalversammlung zur politischen Null geworden seyn." — Wir unserseits glauben, es gehe Alles ganz natürlich zu, und weder ist Sue's Wohl ein großes Mysterium, noch sind des Morning Herald Vergleiche stichhaltig. Schon in des Lodmagisters Cornelius „Examinandus" steht die Meinung zu lesen: Na allenos morss ad enoa reserant.

Dieser Meinung scheint zuletzt auch Punch zu seyn. „Das politische Rouge et noir" heißt eines seiner neuesten Bilder (in Nr. 463). Eugen Sue ist gewählt, und Roth gewinnt. Dies sein Inhalt. Betroffen und erschreckt, die

*) D. i. den Tag, welchen von alterher die Zunft der Montagen am 1. Mai jedes Jahres der Schornsteinfegergilde zur Erinnerung an einen ihrer Vorgesellen zu geben pflegte, der in früherer Kindheit von Zigeunern gestohlen und als kleiner Schornsteiger wieder aufgefunden wurde.

Augen starr und stier, schaut der Kaisersneffe auf die Unglücksstatt, woraus sich das Spiel entfaltet, und seine Arme sind in krampfhafter Spannung. Die Heren hinter ihm von Civil und Militair sind kaum weniger verdutzt; man sieht in ihren Mienen, daß sie eine so arge Selbstprostitution den Parisern nicht zugetraut hatten. Sogar die weibliche Gestalt der Freiheit blickt mit Besorgniß auf den verhängnißvollen Ausgang des Spiels. Auf der andern Seite des Spieltisches dagegen, welche Scene! Höllengestalten in phrygischen Mützen, Calabresern oder barbaryn, mit Knieln bewaffnet, in Blousen oder vielmehr zerlumpten Kitteln, und die Geschäfter so dicht bewachsen, daß eine Förstere darin Platz fände, mit Hohngelächter auf die Tafel zeigend: „Seht da, Herr Präsident, Roth gewinnt!“ Es sind die Wahlverwandten des Herrn Sue.

24.

Lux ist Punch geneigt von lux (lat.) abzuleiten. Lux nämlich, so unentbehrlich zu Reinlichkeit und Gesundheit, ist in Folge der Fenstersteuer zu einem kostspieligen Luxus geworden, den nur die Reichen zu erschwingen und zu genießen vermögen. Wem die Ableitung zu gesucht erscheint, der rechte mit dem Etymologen. Eines feinen Bilder (in Nr. 450) führt uns in ein geräumiges, aber einfenstriges Zimmer. Durch eine Familie von sieben Köpfen. Sie mag die Sonne seit lange nicht gesehen haben, die da plötzlich hereinleuchtet und mit ihrer Schröde die ganze Fensteröffnung füllt, folglich nun auch dem ärmlichen Blumentopf zugutekömmt, der allda seinen Platz gefunden hat. Der unverhoffte Anblick versetzt Alt und Jung in Freude. Der älteste Knabe tanzt der Erscheinung jubelnd entgegen und das sunfzehnjährige Töchterlein hinter des Vaters Schemel blickt mit tuniger Lust darein, dieser aber, ein noch recht junger Bater, kuft mit ausgestreckten Händen der Sonne zu: „Hallo, alter Bursche (die Sonne, personifizirt, ist im Englischen männlich, weil beruchtend, nicht empfangend), 's macht uns viel Vergnügen, daß hier zu sehen.“ Nur die Kleinsten verrathen etwas Furcht vor so viel Glanz, und die Mutter hält sich, wie geblendet, die Hand vor das Auge. Es hat aber keine Gefahr: denn, leider! ist die Scene keine Wahrheit, sondern nur eine Vision des Widerrufs der Fensterfreier.

25.

Wie schon früher dann und wann, ist neuerdings der Premier vorzugsweise der Mann, den Punch, so zu sagen, auf dem Striche hat. So auf dem Hauptbilde in Nr. 460. Da schallt's von allen Seiten, von unten und oben, doch wohl am Protectionistenmunde: „Zagt ihn fort! Zu Boden mit ihm! Schleudert ihn über Bord! Schande!“ Aber Saucy (der trotzige) Jack Russell steht unerschütterlich an der Brüstung, die Beine weit gespreizt, beide Arme in die Hüften gestemmt, in Hemdsärmeln und den Hut auf einem Ohr, unter ihm Abloyd Mapper, als wenn er dies mit Füßen trake, und ruft mit zuversichtlicher Miene: „Wer thut's!“ Und siehe, Keiner thut's. — Bald darauf wieder Lord John, zum Zwerge eingeschrumpft, aber ingrimmigen Gesichts und die Fäuschen zum Boxen erhoben. Sein Widerpart, dem diese „terrific attack“ gilt, ist wenigstens breitschaltal höher und macht keine Miene, das Kartell anzunehmen. Er steht vielmehr, die Hände in den Rocktaschen, ganz gelassen irgendwo angelehnt, und seinem lächelnden Munde entströmen, wie Cigarrenrauch, die Worte: „O Unsinn! geh und mach Dich an einen von Deinem Format (size).“ Wer aber ist der 78zöllige Widerpart? In der Unterschrift heißt er: Mr. Jacob Omnium of Upper Baker Street. Wir gestehen unser Unvermögen, dieses Räthsel zu entziffern, und auch die Physiognomie ist uns neg. Jacob Omnium ist ein bekannter Korrespondent der Times. Sollte unter der Riesenfigur vielleicht dieses Riesenblatt gemeint sein? Doch wüßten wir gerade nicht, daß es mit Lord John Russell in Streit läge.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Schisma in der anglikanischen Kirche. Einer Korrespondenz in der Revue Britannique entlehnen wir Folgendes: „Im Schooße der englischen Landeskirche, zuweilen auch Hochkirche genannt, bildet sich eine Partei, deren Streben dahin geht, dem weltlichen Regiment die Kontrole über das geistliche zu entziehen. Es ist dies ein ähnliches Schisma, wie dasjenige, welches in Schottland unter der Benennung Free Church (freie Kirche) entstanden. Bisher hält die Regierung fest an dem überlieferten Lehrsatze, daß die anglikanische Kirche eine politisch konstituirte Hierarchie sey, mit einem constitutionellen Papstthum an der Spitze des Episkopates. Die Königin ist die Erbin des kirchlichen Scepters der Elisabeth, wie sie deren Schwert und deren Hand der Gerechtigkeit geerbt hat. Deshalb war sie auch vollkommen befugt, in der kürzlich vielbesprochenen Angelegenheit des Geistlichen Gorham die Entscheidung des Bischofs zu kassiren und als oberste Richterin selbst den Wortlaut der neunundvierzig Artikel der anglikanischen Kirche zu interpretiren. Aber gerade dieser Akt der königlichen und oberstbischöflichen Machtvollkommenheit hat bei einem Theile des Klerus erhebliche Bedenken erregt. Einige Geistliche sollen sogar nur deshalb zur katholischen Kirche übergetreten seyn; wobei sie erklärten, daß, wenn sie gezwungen seyen, einen Papst anzuerkennen, sie es doch lieber mit dem in Rom als mit der in London zu thun haben wollten. Andere, die sich weder dem Papst, noch der Päpstin unterwerfen wollen, ziehen es vor, sich einer der bestehenden Sekten anzuschließen, falls es ihrer Partei nicht gelingen sollte, die Kirche von der Kontrole der Regierung zu emanzipiren. Bei dieser Gelegenheit ist auch bereits eine vielgelesene, für die englischen religiösen Zustände sehr charakteristische kleine Schrift erschienen, nämlich der Briefwechsel zwischen dem Lord-Oberrichter Campbell und Miß Priscilla Lydia Sellon, welche Letztere auch wohl die große barmherzige Schwester genannt wird. Diese reiche Jungfrau hat sich durch den Einfluß mehrerer Wohlthätigkeitsvereine, deren Präsidentin sie ist, eine Art von anglikanischem Patriarchat geschaffen, das beinahe nicht minder hoch in Ansehen steht, als der Primat des Erzbischofs von Canterbury (!!). Sie besitzt sogar ein eigenes protestantisches Domkapitel, d. h. ein Höchstliches Damenstift, dessen Superiorin sie ist. Diese Dame nun, die früher einmal in irgend einen Autoritätskonflikt mit dem Bischof von Exeter, einem auf die kirchliche Suprematie sehr stolzen Prälaten, gekommen war, hat eine Anschuldigung mit demselben dadurch beantwortet, daß sie die Gegenklage ergriff, gegen Lord Campbell mit der Beschuldigung aufzutreten, daß dieser durch das Erkenntniß in der Gorhamschen Angelegenheit die Gewissen verletzt und die Landeskirche verrathen habe. Ja, sie ging so weit, daß sie den Namen des Lord-Campbell aus ihrer Liste von Armenfreunden und Wohlthätern strich. Dies ist der Anlaß zu den Briefen geworden, in welchen Lord Campbell mit eben so großer Mäßigung als Geschwindheit seine Ansicht zu rechtfertigen sucht. Aber die anglikanische barmherzige Schwester bleibt bei ihrer Excommunication des gelehrten Lord-Oberrichters, und wenn die Königin Victoria nicht bald nachgiebt, so streicht sie wohl auch diese noch aus ihren Wohlthätertisten. Eine andere eben erschienene Schrift in der Gorhamschen Angelegenheit ist von Dr. Hoof, der jedenfalls mehr Beruf hat, ein öffentliches Urtheil abzugeben, als Miß Priscilla Lydia Sellon.“ Wir brauchen denjenigen von unseren Lesern, die sich näher über die Gorhamsche Angelegenheit unterrichtet haben, nicht erst zu sagen, daß hier Manches falsch aufgefaßt ist, und daß der französische Witz sich wieder einmal, wie so oft, zu einigen Uebertreibungen hat hinreißen lassen.

— Die Demokratie und ihre Kandidaten in Frankreich. Herr v. Lamartine giebt in seinem Conseiller du peuple folgende Beschreibung von der Art und Weise, wie die demokratische Partei ihre Kandidaturen für die Abgeordnetenwahlen aufstellt: „In dem Hinterzimmer eines Kaffehauses oder einer Zeitungs-Redaction versammelt sich ein Dutzend Publizisten, Journalisten, Klubisten und Volksführer aller Art; sie breiten auf dem Tisch eine Karte der Departements und eine Liste von zu plazirenden Kandidaten aus und vertheilen unter albernen Witzen und plumpen Späßen Frankreich seine Rollen. „Du“, sagen sie, indem sie ein Departement mit Namen anreden, „Du bist arm an Geist. Du mußt 1 für eine Kapazität halten. Nimm ihn und wähle ihn. Er ist Dein. — Du bist ein eitles und aufgeblasenes Departement. Wir wollen Dir durch eine Pariser Berühmtheit schmeicheln: Du wirst Deinen Ruhm nicht zurückweisen wollen. — Du bist ein ewig zerfließ Departement. Wir jagen Dich ins Bockhorn und schicken Dir den Mann, der Dich in Respekt hält. — Du bist ein industrielles Departement. Du ist ein Arbeiter für Dich. — Du zeichnest Dich durch militairischen Geist aus. Du hast Du einen Unterofizier. — Du bist phantastisch. Du bekömmst einen sozialistischen Schwärmer. — Du bist von türkischem Bildsinn. Die gehört ein Dummkopf!“ — Man sieht einige Stellen offen, um sie mit Männern von lokaler Bekanntschaft zu füllen, und dann ist die politische Manna vertheilt. Die Provinzen, die Gemeinden, die guten Bürger verwundern sich wohl beim ersten Anblick einer solchen Liste und werden verhöhnt, ihr Eyrgeiz und ihre Eitelkeit empören sich gegen die Anmaßung der Pariser Klubs. Aber es bleibt bei einem beschelmenen Murren, das vor der Einschüchternheit Jener bald verstummt. Alles oder Nichts: die Streichung einer Nammed hebt die ganze Liste auf: so will es der unerforschliche Beschluß der Schicksalsmänner. Wer widerspricht, ist ein Verräther. Die Achtung für einen Freund, die Ergebenheit für einen Verwandten darf nicht laut werden: er steht nicht auf der Liste, er existirt nicht. — Und das nennt man Unabhängigkeit! Das nennt man eine Wahl! Das nennt man Aufklärung, Einsicht, Gewissenhaftigkeit! Nennt es beim rechten Namen. Es ist der Triumph der Intrigue.“ So schildert der Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts das Gebaren seines Schützlings.

— Ein seltener Passagier. Am 23. Mai langte mit einem Extrazuge das erwartete Rikperd — ein Geschenk Sr. Hoheit des Abbas Pascha — in den zoologischen Gärten des Regent-Parks in London an. Seinem arabischen Wärter wie ein Hund folgend, lief es ohne alle Widerstreben in die neue für dasselbe bedungen eingerichtete Wohnung nach. Das Thier ist noch nicht ein Jahr alt und befindet sich im bestmöglichen Zustande. Sein Haus stößt an das der Giraffe, in dessen Nähe es sich gelegentlich aufhalten darf. Zu seinem eigenen Hause gehört ein großer Teich, zu dem es auf steinernen Stufen hinabsteigt, da es seine Zeit theils in dem Wasser, theils außerhalb desselben verbringt. Sein arabischer Führer schläft bei ihm, und es verräth große Unruhe, wenn es nicht sein Kind auf dessen Füße legen kann. Man hat nun eine solche Einrichtung getroffen, daß der Wärter bis auf die Füße allein von ihm abgeschert ist, da es sonst, bei der großen Anhänglichkeit des Thieres, wohl möglich wäre, daß sich dasselbe mit seinem Leibe in die Arme seines schlafenden Wärters stürzte und ihn in einem Augenblick todt drückte.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. Halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Gebr. Borntraeger, Jägerstraße No. 57, und bei Leop. Voß, Behrenstraße No. 57, so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 75. Berlin, Sonnabend den 22. Juni 1850.

England.

Urquhart's „Säulen des Herkules".

Wir haben bereits in Nr. 13 des Magazins eine kurze Notiz über dieses Werk*) mitgetheilt, dessen Verfasser schon früher durch seine eigenthümlichen Anschauungen eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Es schreint uns jedoch der Mühe werth, auf das neue Opus des achtbaren Parlamentsmitgliedes zurückzukommen, da es des Originellen und Paradoxen zu viel enthält, als daß es nicht eine etwas ausführlichere Besprechung verdienen sollte.

Der Philosoph Dalton soll an einem physischen Gebrechen gelitten haben, welches einige Aehnlichkeit mit der geistigen Exzentrizität der Herrn Urquhart darbietet. Die Farbe, die von aller Welt als Scharlachroth bezeichnet wird, erschien in seinen Augen als das allerdunkelste Braun. Nachdem er jedoch gefunden, daß seine Einbrücke von denen seiner Mitmenschen ganz und gar abwichen, war er weit davon entfernt, auf der unbedingten Richtigkeit seiner chromatischen Ansichten zu bestehen und sich in scharlachrothe Gewänder zu hüllen; er unterwarf sich vielmehr der Gewalt der Thatsachen und verfuhr in der Wahl seiner Kleidung nach den von der Majorität angenommenen Regeln. Dieser Punkt ist es, bei dem sich die Analogie zwischen dem gelehrten Quäker und Herrn Urquhart in den vollständigsten Kontrast verwandelt. Wo die Ansichten unseres Verfassers denen der übrigen Welt schnurstracks entgegenlaufen, fällt es ihm nie ein, einen möglichen Irrthum von seiner Seite zu ahnen, sondern er nimmt es sogleich als ausgemacht an, daß die Meinungsverschiedenheit nur vom der selbstgefälligen Verblendung unserer Zeit herrührt, deren vermeinte Bildung und Kultur er mit großer Bitterkeit verspottet.

Von der Russophobie, die ein hervorstechender Zug der früheren Werke Herrn Urquhart's war und ihn sogar dazu verleitete, Lord Palmerston öffentlich anzuklagen, daß er im Solde Rußlands stehe, sind in den „Säulen des Herkules" nur wenige Spuren vorhanden. Ihr Hauptthema ist die unerschütterliche Stabilität und die innere Ueberlegenheit des orientalischen Lebens, der sogenannten Civilisation Europa's gegenüber, die sich überall unsühig zeige, das wahre Glück der Menschen zu sichern, weil sie überall von der Natur abweiche. Das Leben der Wüste und des Zeltes, die wilde Justiz des Faustrechts und die Abweichheit künstlicher Gesetze, die gastfreien Tugenden und starken Leidenschaften eines patriarchalischen Zustandes werden mit hoher Bewunderung gepriesen und der flachen, unbedeutlichen, unnatürlichen, schwankenden Kultur des Nordens als Muster vorgehalten. Nach der Ueberzeugung des Herrn Urquhart ist das moderne Europa in Sitten und Meinungen, Regierungsform und Politik, in Speise und Kleidung, in den sozialen und Familienverhältnissen von der ursprünglichen Vortrefflichkeit der orientalischen Welt ausgeartet, die er zu seiner großen Freude unter den Berbern von Marokko und zum Theil im südlichen Spanien wiedergefunden hat. „Die Spanier", sagt er, „besitzen eine Würde, die wir für Stolz halten, und nichts von unserem laisser-aller, das ihnen Gemeinheit schrint. Darum haben sie Frankreich besiegt, als ganz Europa zu seinen Füßen lag, und darum wird Spanien fortleben, wenn wir längst von der Erde verschwunden sind — es sey denn, daß es uns gelingen sollte, ihm unsere Civilisation zu lehren. Man hat Spanien „ein Bruchstück von Afrika" und die Spanier selbst „die Araber von Europa" genannt. Sie haben sich gleich unerforschlich und unbezwingbar für Alle erwiesen, die es versucht haben, sie zu studiren oder zu unterjochen, und so vollständig hat diese Halbinsel die Geschicke der Welt beherrscht, daß man das Gelingen oder Fehlschlagen großer Unternehmungen nach der Art und Weise berechnen kann, wie sich ihre Führer gegen dieselbe benommen. Marius, Pompejus, Napoleon gingen unter, weil sie Spanien falsch beurtheilt hatten; dadurch, daß sie dieses Land begriffen, gewann Cäsar die Krone, rettete Scipio sein Vaterland und Wellington Europa."

Ein so geheimnißvolles und unerforschliches Geschicht mußte natürlich von unserem Verfasser selbst mit der größten Ehrfurcht behandelt werden. „Ein Engländer in Gibraltar", schreibt er, „sagte mir, daß er sich durch die Beobachtung einer gewissen Regel das Reisen in Spanien sehr angenehm mache, und empfahl mir die Befolgung derselben. Sie besteht darin, daß er einen spanischen Bauer immer anrede, als ob er seinesgleichen wäre. „„Ich bedarf Ihrer Regel nicht"", erwiderte ich, „„denn ich fühle mich stets gedrückt, wenn ein spanischer Bauer sich herabläßt, mit mir zu sprechen.""

Herr Urquhart läßt einige Winke über politische Beweggründe fallen, die ihn nach Marokko geführt hätten; indessen wurde er, wie es scheint, nicht besonders freundschaftlich empfangen. Auf allen Schritten und Tritten beobachtet und belauert, war ihm jede freie Bewegung abgeschnitten, bis er sich endlich, wie er sagt, durch einige energische Maßregeln die Vorrechte sicherte, „die nur den Heiligen und den Verrückten eingeräumt werden." Zu welcher von diesen beiden Kategorieen ihn die Mauren rechneten, hat er uns nicht anvertraut.

Das Innere eines maurischen Hauses in Tanger giebt ein sprechendes Bild von dem häuslichen Leben in jenen Gegenden. „Die inneren Einrichtungen weichen hier von denen in anderen muselmänischen Ländern ab. Das Haus ist nicht in Harem und Selamlik eingetheilt. Es giebt in der That keinen Harem, da weder seine Beschränkungen, noch seine Privilegien existiren — d. h. die Abhonderung der Frauen, die in Asien den Gynäceen der Griechen und den Zenanas der Anhänger des Zoroaster nachgeahmt wurde. In Marokko, wo früher diese Sitte nicht herrschte, hat sie auf die unter Zelten Lebenden nicht eingewirkt und nur den Erfolg gehabt, die Wohnungen der Städter in ungastliche Behausungen zu verwandeln. Ich ging heute zu Mlle Drettel, der mich eingeladen hatte, sein Haus zu besehen, welches so eben vollendet ist. Ich werde nichts Merkwürdigeres in Fez oder Marokko sehen und will daher versuchen, eine Beschreibung davon zu geben. Wir näherten uns durch eine enge Straße von etwa zwölf Fuß hohen blinden Mauern. Die Thür war in einer Ecke, der Bogen darüber, und die Pfosten waren mit breiten Zedern und Streifen von dunkrin Farben wie ein ägyptisches Grab bemalt; sowohl die Flügelthüren als das Pförtchen waren mit Thürhammern versehen, wovon der obere anfiel, als ob er in London gemacht wäre. Wir klopften an; da die Thür nicht sogleich geöffnet wurde, hörten wir heftig klingeln (in orientalischen Ländern ist die Klingel unbekannt), und die Thür wurde von einem jungen Mädchen geöffnet, einer Sklavin, von kleiner Gestalt, obwohl, wie es schien, bereits erwachsen. Sie trug eine blau und weiß gestreifte Tunika, die ihren Hals, ihre Arme und zur Hälfte auch ihre Beine unbedeckt ließ. Ihr Teint war schokoladenfarbig, ihre Züge regelmäßig, ihre Formen hätten als Modell dienen können. Ihre funkelnden Augen und schneeweißen Zähne gaben zu erkennen, daß man unseren Besuch erwarte, und indem sie mit der Hand winkte, als Zeichen, daß wir ihr folgen möchten, hüpfte sie die neben der Thür befindliche Treppe hinauf. Die Stufen und Zinnen waren mit sechseckigen rothen Ziegeln und kleinen Dreiecken von grünen Ziegeln gepflastert; reicheres Gebäck war im ganzen Hause nicht zu finden, als dieses, welches sehr beschehen ist, da die Häuser und Höfe der Juden mit Moskil eingelegt sind. Oben angelangt, fanden wir uns in einer kleinen Vorhalle, wo das Licht von oben durch die Verzierungen des Plafonds hereinfam. Alles war wohlproportionirt, Alles palastartig, obwohl mikroskopisch; ich hätte mich in der Wohnung der Pygmäen Perodot'a gladen können, wenn unsere Führerin nicht eher an Sylphen oder Feen erinnert hätte. Aus der Vorhalle traten wir in ein Gemach, in dessen Mitte der Haushern auf dem Fußboden saß, mit einem Theebrette vor sich. Da er wahrnahm, daß ich im Begriff sey, die Schuhe abzuziehen, näherte er sich mir mit der Bitte, sie anzubehalten; denn man bildet sich gewöhnlich ein, daß die Europäer es sich zum Cyrenzunkte machen, das Gefühl ihrer muselmänischen Wirthe zu verletzen und ihre Teppiche zu verunreinigen. Dieses Zimmer war die Perle des Hauses; indessen verging einige Zeit, ehe ich wagen konnte, es zu untersuchen, da ich mich des offsichen Eifers der Juden schämte, die mich begleiteten und die mir Alles zu zeigen begannen, als ob wir in einem Laden wären — ich meine in einem europäischen, denn auch in orientalischen Läden wird der Anstand nicht vernachlässigt. Das Zimmer war ein Kubus von fünfzehn Fuß, mit einem einzigen Fenstrchen oder vielmehr einer einfachen, nischenartigen Oeffnung in der weißen Mauer, welche dem Gemache ein ungewöhnliches Ansehen gab. Auf dem Fußboden war eine von den prächtigen wunderschönen Matten ausgebreitet; an den drei Seiten lagen Matratzen, mit türkischen Zuskerpolstern bedeckt, und Kissen in jeder Ecke, nach Art eines niedrigen türkischen Divans. Die Wände waren einfach weiß, durch reich gevierte Waffengewölbe unterbrochen. Jedes von diesen enthielt drei lange Gewehre in ihren Futteralen von Leopardenfell, Dolche in weißen Elfenbein Scheiden, Schwerter und Patrontaschen, die an seidenen Schnüren mit großen blauen, rothen und gelben Troddeln herabhingen. Der Hauptschmuck des Zimmers war der Plafond, dessen achteiliger Dom an den Gesandtensaal in der Alhambra erinnerte, nur daß das Dach nicht von gefärbtem Gyps, sondern von geschnitztem und gemaltem Holz war. Von Bergodung oder Plattirung war keine Spur; der Effekt wurde ganz durch die matte Farbe hervorgebracht. Ich sah hinauf, bis mir der Hals steif wurde, und kann es nur durch das Wort „Arabeske" oder „Kaleidoskop" beschreiben, denn es schien in gleicher Weise ohne Ende zu seyn: dieselben Elemente erschienen immer wieder in nie

*) The Pillars of Hercules, or a Narrative of Travels in Spain and Morocco in 1848. By David Urquhart, Esq. M. P. London, 1850. 2 vols.

enbenden Formen, die stets schön und neu sind, aber, so weit uns sie beschreiben kann, die nämlichen bleiben. Das Dach war die Statue, der Saal das Piedestal — Eines bewurfte des Andern. Das einsame Licht, die fleckenlos weißen Mauern, die kubische Form waren nöthig, um die stille Schönheit des Domes hervorzuheben. Das Fenster war liliputanisch, die Pforte (wenn man diesen Ausdruck auf einen so kleinen Gegenstand anwenden kann) grosbartig. Ihr hufeisenförmiger Bogen dehnte sich nach allen Seiten aus, bis zum Gewölbe reichend und die Reine Vorhalle zeigend, mannigfach gefärbt und verziert, wie der Plafond. Es war seine Wohnung, sondern eine Augenweide."

Auch in dem glücklichen Marokko, wo es weder eine gute, noch eine schlechte Presse giebt, wo Konstitutionen unbekannte Größen sind und die von der „Neuen Preußischen Zeitung" empfohlene Charte: „Der König befiehlt — das Soll gehorcht", schon längst eingeführt ist — auch in diesem Schlaraffenlande fallen mitunter Emeuten vor, und man pflegt alsdann mit mißliebigen Beamten ziemlich kurzen Prozeß zu machen. Diese Thatsache wird unter Anderem durch folgende Anekdote bewiesen, welche Herr Urquhart mit seiner gewöhnlichen Vorliebe für den „Geist des Orients" bespricht. „Unter der Regierung des verstorbenen Kaisers Muley Mohammed ödeteten die Einwohner von Rabat ihren Kadi, vierbeinigen sie und zwangen die jüdischen Schlächter, das Fleisch im Schlachthause aufzuhängen, wo es zu zwei Blanquillos das Pfund feilgeboten wurde. Die Einwohner kamen schaarenweise herbei, um mit den Juden zu markten und zu feilschen, welche strenge Ordre hatten, es nicht unter zwei Blanquillos zu verkaufen. Der Sultan zog mit Kriegsmacht gegen die Stadt, allein das Volk zog sich in die Kasaba zurück und machte so energische Vertheidigungsanstalten, daß er sich zu einem gütlichen Uebereinkunft bequemen mußte. Auch das civilisirte und philosophische Deutschland hat den Körper eines Ministers zerfleischen, aber wir dürfen eine solche Handlung nicht mit dem Schlachthause von Rabat vergleichen. Das Eine ist der Wahnsinn eines Volks, das sich nicht selbst zu helfen weiß, das Andere eine allerdings grausame Vergeltung für Missethaten, die als heilsame Lehre für die Zukunft dient. Das ist der Unterschied zwischen den beiden gesellschaftlichen Systemen. Weder Empörungen, noch Reactionen können von Nutzen seyn, wo das Uebel aus der Theorie und der Gesetzgebung entspringt. Ist das Uebel aber durch die Alte eines Menschen veranlaßt, so kömmt die Rache, wie der Sturm, um die Luft zu reinigen und vierdurch die angerichteten Verheerungen wieder gut zu machen."

In diesem Tone führt unser Berfasser bis zu Ende seines Buches fort, zu dessen Charakterisirung wir unseren Lesern nur noch einen Auszug vorlegen wollen. Es werden darin die Vorzüge des orientalischen Kostüms vor dem europäischen auseinandergesetzt, wobei natürlich auf die Verschiedenheit des Klimas durchaus keine Rücksicht genommen wird. „Um den Hals anzulegen", heißt es, „läßt man ihn auf die Erde niederfallen, zieht einen Zipfel über die linke Schulter und hält ihn mit der rechten Hand auf der Brust. Indem man dann rückwärts rückt, wird die Falte nach hinten gebracht und unter dem rechten Arm nach vorn gezogen. Noch einen Schritt, und der Hals ist wieder hinten; dann nimmt man ihn mit den ausgestreckten Händen und schlingt ihn über den Kopf, wobei man jedoch die Arme frei läßt. Das Ende wird dann über die linke Schulter geworfen und hängt an dem Rücken herab. Man findet da weder Schlingen, noch Knöpfe, noch getrennte Theile; das Gewand wird allein durch seine eigenen Falten um den Körper befestigt. Von allen Anhängseln frei, macht es jeden Zufall unbedeutsch. Es wird unter dem Zelte verfertigt; kein Schneider, kein Verkäufer, kein Händler ist dazu nöthig: so ist das Nationalkostüm aufs engste mit der Nationalwohlstande verknüpft. Der Mantel des Spaniers, der über die linke Schulter geworfen wird, ist ein Mittelding zwischen dem Hals und dem Bornus: noch heutzutage glaubt der Spanier ohne Anständige Kleidung zu seyn, wenn ihm der Mantel fehlt — manteliös und nackt ist gleichsam synonym. Eben so groß, als der Abstand zwischen der Tracht Europa's und der des Orients, ist der Abstand ihrer Pracht von der Würde Ruinirens. Die Vortrefflichkeit aller anderen Trachten liegt in ihrer Zusammensetzung. Es giebt keine einzige darunter, welche nicht die menschliche Gestalt verrenkte und ihr Gewalt anthäte, um ihre eigenen Zwecke zu erfüllen. Die Vortrefflichkeit dieser aber liegt darin, daß sie der Natur folgt, ohne sie verschönern oder verschleiern zu wollen; sie enthüllt den Körper, ohne ihn zu entblößen, sie bedeckt ihn, ohne ihn zu vermummen. Die Aehnlichkeit mit der Antike giebt sich erst dann zu erkennen, wenn alle anderen Gewänder verschwunden und nur der Haik zurückbleibt: dort zeigt sich ein Arm oder ein Bein, oder die Brust hebt sich und die eine Seite des Körpers wird sichtbar, denn der Faltenwurf verschlingt sich in allen möglichen Weisen, so daß man nach und nach alle berührten Stationen und Gruppen des Alterthums um sich erblickt. Die Entblößung einiger Körpertheile bringt nicht den Eindruck von Kälte hervor, den Manche befürchten würden — eine Thatsache, welche diejenigen verstehen werden, die den Kilt oder die Schürze der Bergschotten getragen haben. Die Luft erzeugt nämlich auch Wärme, und wenn sie frei um den Körper zirkulirt, so findet eine Art von Transpiration der Haut statt, welche der Gesundheit äußerst zuträglich ist und zugleich jene leichte und angenehme Empfindung erregt, die einem Kostüm beiwohnt, welches hinlängliche Bedeckung gewährt, um warm zu halten, und hinlängliche Freiheit, um die Luft zuzulassen. Zeigt, da wir unsere Bildnisse durch die Sonnenstrahlen aufnehmen lassen und unzählige Gelehrte die Wirkungen des Lichtes auf die Functionen der Thiere und das Wachsthum der Pflanzen verfolgen, wird es nicht lächerlich scheinen, über die Vorzüge einer Tracht zu sprechen, die dem Körper Licht sowohl als Luft zuführt. Wir sind immer im Finstern. Experimente über Licht und Hitze sind unseren gelehrten Gesellschaften von funfzig Physikern vorgelegt worden, aber keiner von ihnen hat daran gedacht, seine eigenen Füße an die Sonne kommen zu lassen. Die moderne Wissenschaft klöbt mit immer tiefe Schwermuth ein — so viel sicht im Foliss, so viele Dunkelheit in der Hemisphäre! Man vergleiche sie mit der majestätischen Unwissenheit (!) des ursprünglichen Zustands: damals war man mit Leichtigkeit groß, jetzt sind wir resp alle Arbeit klein. Jene Glieder, auf welcher die Last der übrigen ruht, verdienen besondere Sorgfalt und könnten sogar auf ausschließliche Begünstigung Anspruch machen, sind aber noch unglücklicher als die anderen. Unsere armen Füße sind von der Wiege bis zum Grabe zu finsterer Kerkerhaft verurtheilt. Nie erlaubt man ihnen, die Sonne zu schauen, nie, auf einen Augenblick die Erde zu berühren: einmal täglich werden sie vielleicht auf ein paar Minuten an das matte Licht eines verschlossenen Zimmers gezogen oder dem künstlichen Schimmer einer Nachterze ausgesetzt; ist jedoch diese Erholungsfrist vorüber, so zwängt man sie gleich wieder in ihre Futteralе hinein. Man beschimpft sie, man nennt selbst ihren Namen nur mit Widerwillen und betrachtet ihren Anblick als eine Unschicklichkeit. Keine Revolution kann sie befreien, keine Veränderung in der Mode ihre Fesseln zerreißen; hoffnungslose Knechtschaft, unbelohnte Arbeit, unverdiente Verachtung sind ihr Schicksal, und man trägt nur dafür Sorge, sie zu verunstalten, zu verstümmeln und für sich selbst zum Aergernis zu machen. Es ist kein Gewinn für den Menschen, wenn er seine Füße mit solcher Ungerechtigkeit behandelt, und eine Tracht, die ihn daran verhindert, ist keine geringe Wohlthat."

Diese Bemerkungen sprechen für sich — es wäre überflüssig, ein Wort darüber zu verlieren. Wenn aber dem Berfasser das Leben und die Sitten der Barbarenvölker so viel besser zusagen, als die des civilisirten Europa, so möchten wir ihn fragen, warum er zuhause in einem engen Rock und lackirten Stiefeln sitzt und Bücher schreibt, statt barfuß und von einem wallenden Haik umflossen auf einem maurischen Divan zu kauern, wo unter anderen Ruhmesthaten der europäischen Kultur auch Bücher und Zeitschriften unbekannt sind? Ob lange er dies nicht thut, muß es sich gefallen lassen, wenn wir seine Diatriben nicht zu pied de la lettre nehmen und seine erzentrischen Ergüsse mehr einem Haschen nach Originalität als der wirklichen Ueberzeugung zuschreiben.

Frankreich.

St. Rene Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Wir wollen und jetzt zu den Philosophen wenden, vielleicht finden wir, daß sie in den deutschen Bewegungen eine bessere Stelle einnehmen, als die Publizisten, Geschichtschreiber und Pamphletisten. Mögen sie sich hin richten, wohin sie wollen, wir müssen von ihnen verlangen, daß sie niemals stocken, und daß sie uns von der ungeheuren moralischen Umwälzung, die ein Land des geistigen Lebens in einem Heere des Atheismus umgewandelt hat, Kunde geben. — Die Jung-Hegelsche Schule allein ist es gewesen, welche alle Theorieen, die jetzt zur Erscheinung gekommen, vorbereitet und alle Leidenschaften der neuesten Zeit aufgeregt hat; sie hat der Demagogie erst eine Fahne und eine ganze Zurüstung von gelehrten Formeln gegeben; sie weiß besser, als irgend Jemand, was sich auf dem Gebiete des geistigen Lebens ereignet, und hat es sicherlich bemerkt, wie die Konsequenzen ihrer Systeme allmälig zu Handlungen wurden. Möge sie also sprechen: sie kann und muß es! Die Philosophen haben nicht das Recht, die Augen zuzumachen und sich die Ohren zu verstopfen. — „Ich sange an zu fühlen", sagte vor einiger Zeit Heinrich Heine in der „Augsburger Zeitung", „das ich kein zweifältiger Gott bin, wie mir der Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren einreden wollte." Wahrlich, wir haben diese menschliche Natur, die der Gott der Hegelianer ist, seit der Zeit, wo man derselben ihre hohe Würde offenbarte, wirklam gesehen. Sind die Lobpreiser des Humanismus immer eben so freimüthig, was sie ihre Zweifel eingestehen und, wenn sie auch dabei beharren, doch wenigstens Kunde davon geben, damit die Gesellschaft den Feind nicht mehr verkenne? Ich habe Alles, was die Philosophen in letzter Zeit geschrieben, mit Eifer gelesen, eine Thatsache hat mich jedoch frappirt: es ist das gänzliche Stillschweigen der Häupter des Atheismus. Von der Zeit an, wo die Februar-Revolution die Freischaaren der Hegelschen Demagogie durch Deutschland trieb, hat weder Stirner, noch Feuerbach ein Lebenszeichen von sich gegeben. Feuerbach ist der Begründer des Atheismus; er hat Männer wie Strauß und Bruno Bauer mit Fortigkeit angegriffen, indem er ihnen ihre Zurchtsamkeit vorwarf und mit großer Schärfe die Konsequenzen aus ihren Schriften zog, wonach augenscheinlich die Existenz Gottes in Abrede gestellt wird. Er hat bewiesen, daß für das menschliche Geschlecht kein anderes göttliches Wesen vorhanden sey, als das menschliche Geschlecht selbst. Stirner hat Feuerbach noch übertroffen; die als Gott betrachtete Menschheit ist für ihn sogar ein Gegenstand der Religion. Man spreche also ja nicht mehr von dem menschlichen Geschlechte; das Individuum mit allen seinen Gelüsten und Leidenschaften ist der wahre Gott (homo sibi deus). Stirner hat hieran noch nicht genug gehabt: er folgerte virtmehr aus dieser seiner Lehre die wildesten Resultate und schrieb für eine Epoche der zügellosesten Begierden eine Erklärung der Rechte der Materie. — Eine Menge von Schülern strömte den beiden Tribunen zu, und seit mehreren Jahren gehörte ihnen fast die ganze Jugend der Universitäten. So ist es zu begreifen, daß, als die Umwälzung Europa's begann, der revolutionaire Geist sich ohne große Mühe der Fesseln, die seine Begierden bisher banden, entledigen und das wahrsinnig gewordene Zeitalter sein taufendstimmiges Gelächter erheben konnte. Die Häupter schwiegen. Seit zwei Jahren hat Feuerbach auch nicht eine Zeile veröffentlicht; wir haben nicht bemerkt, daß er sich an das allgemeine Stimmrecht wandte und nach einem Platz im Frankfurter Parlament eher in den bayerischen Kammern strebte. Die Revolutionen also, die er doch vorbereitet hatte, kommen in ihm nicht den Wunsch erregen, daran theilzunehmen oder sie nach seiner Art zu

Digitized by Google

leiten, sie zu mäßigen oder zu bekehren! Was was ist aus Stirner geworden? — Warum hat er die Interpretation seiner Politik und Moral unterbrochen? „Mag das Volk sterben", so hatte der Tribun des Egoismus ausgerufen, „mag das Volk sterben, wenn nur das Individuum frei ist! Mag Deutschland, mögen alle Nationen Europa's sterben, wenn nur der Mensch, von allen Fesseln erlöst und von den letzten Phantomen der Religion befreit, endlich seine volle Unabhängigkeit erhält!" So hatte Stirner mit einer derben Freimüthigkeit alles dasjenige gesagt, was die revolutionäre Schriftelligkeit unter ihren Declamationen verbarg; er predigte das Ideal der Demagogie ohne alle Phrasen. Wie kömmt es nun, daß er in zwei Jahren nichts von sich hat hören lassen? War er es nicht, der den Volkstribunen die Larven vom Gesicht riß, damit alle Welt ihre geheimen Gedanken kennen lernte? Giebt es denn nicht noch Heuchler genug, die unter den Worten „Revolution" und „Vaterland" ihre heimlichen Gelüste verbergen? Oder ist Stirner etwa in sich gegangen? — Es ist möglich, daß er erschrak, als er sah, wie auf seinen Ruf sich so viele Spötter erhoben, die Millionen von Menschen dem Schaffotte weihen möchten; es ist möglich, daß er einsehen gelernt hat, wie man nicht mit Ideen spielen und nicht zu sehr auf die Sanftmuth seiner Zeit und seines Landes rechnen darf. Man sagt, daß Herr Stirner ein sanfter, ruhiger und friedlicher Mann sey, und daß er sein Buch in gänzlicher Zurückgezogenheit von der äußeren Welt geschrieben habe. Wenn er nun irgend eine Erfahrung in den beiden letzten Jahren gemacht hat, so darf er die Frucht dieser, wenngleich bitteren Lection nicht für sich allein behalten. Mag er von der ereignißreichen Zeit denken, was er wolle, so kann, so darf er doch nicht neutral bleiben. Freunde wie Feinde, alle diejenigen, welche er ins Unglück hineingetrieben, alle, die er verachtete, haben ein Recht, ein Bekenntniß und Rechenschaft seines Stillschweigens zu fordern.

Einer der berühmtesten Revolutionaire der deutschen Philosophie, Herr Dr. Strauß, hat es für rathsam gehalten, ein Bekenntniß abzulegen, und er hat es mit einer anerkennenswerthen Offenheit gethan. Man weiß, daß Strauß einer der Ersten auf den verhängnißvollen Bahnen der Jung-Hegelschen Schule gewesen ist, und daß er von den entschlossensten Volksrichtungen bald überholt und verlassen wurde. Ein Gemäßigter unter den Ultras, ein vorsichtiger und klarer Geist unter den heftigen Köpfen, blieb er dennoch in den Augen der Menge der Repräsentant derjenigen Thorheiten, die er selbst verdammte. Sein Buch, „das Leben Jesu", hatte ihn durch ein ansehrondentliches Aufsehen zum Zorn der Einen und zum Schrecken der Anderen bekannt gemacht; er war, mehr als Feuerbach oder Stirner, der Sündenbock der Hegelschen Schule. Im April 1848 präsentirte sich Strauß den Wahlversammlungen Württembergs als Kandidat für das Frankfurter Parlament; er durchreiste dieses schöne Schwabenland, dieses Land der Dichter und Philosophen, das von ihm mit so vieler Anmuth in seiner „Wallfahrt zu Zusinus Kerner" beschrieben wird. Wir sehen den großen Mythenzerstörer, wie er bisweilen genannt worden ist, sich der Kritik des Volkes unterwerfen. Folgen wir ihm, nicht etwa nach Stuttgart, Heilbronn oder Ludwigsburg, nein, was uns an seiner Reise interessirt, das sind seine Besuche bei den Landleuten. Strauß vor einer Versammlung von Bauern und Arbeitern zu Steinheim; die Spitzfindigkeit der Hegelei gegen über der Einfachheit der Natur! Giebt es wohl etwas Interessanteres? — Der berühmte Mann begegnete hier einem Feinde, christlichen Glauben, und er selbst erschien den naiven Einbildungen, die schon durch seinen bloßen Namen in Schrecken gesetzt wurden, wie eine Art Antichrist. Er hatte diese Gelegenheit gesucht, nicht, um Aufsehen zu erregen, sondern im Gegentheil, um den Zweck seines früheren Handelns und die neue Stellung, die er einnnehmen gelonnen war, klar begreiflich zu machen. Strauß, der früher in seinem „Leben Jesu" von heimischen Formen sprach, ist seit einigen Jahren ein Schriftsteller voll Klarheit und Eleganz geworden. Dieser literarische, selbst poetische Beruf, von welchem er durch den Dämon der philosophischen Liebhaberei abgewendet worde, kam nach und nach wieder zum Vorschein und hat schon seine Früchte getragen; der Theologe hat bei Strauß sein Werk vollendet, und ein Schriftsteller beginnt in ihm wirksam zu werden, der auf vielen Punkten, ich zweifle nicht daran, den traurigen Einfluß des Theologen verbessern wird. Schon in seinen „Friedensblättern", in seinem Besuche bei Justinus Kerner, in seinem glänzenden und geistreichen Pamphlet gegen die Romantik Friedrich Wilhelm's IV. hat er in einer Allen zugänglichen Form die Principien einer unladelgen Moralphilosophie vertheidigt. Ein pikanter Gemisch von Einfachheit und Freiheit war immer der Charakter seiner Schriften, und wir sehen ihn auch mit dieser Eigenschaften vor den Bauern seines Geburtslandes glänzen. „Da bin ich", sagt er, „ich bin der Dr. Strauß, den der größte Theil von Ihnen sich bis jetzt als den leibhaftigen Antichrist vorgestellt hat. Ich kann Ihnen das nicht übelnehmen, denn so bin ich Ihnen geschildert worden, und gewiß waren diejenigen, welche Ihnen das sagten, größtentheils gute, brave Leute. Sie sind aber dennoch übel berichtet worden. Ich habe vor dreißehn Jahren ein Buch geschrieben, welches der Anfangspunkt aller Vorurtheile gegen mich ist. Ich bin überzeugt, keiner von Ihnen hat dieses Buch gelesen, und ich sage: um so besser! denn ich habe es nicht für Sie geschrieben. Denken Sie meine Worte nicht falsch! Wenn ein Landmann unter Ihnen ein Buch über Ackerbau schriebe, ich würde es, ohne mich darüber zu ärgern, mit ruhig sagen lassen, daß es nicht für mich geschrieben sey. Ich habe für Gelehrte geschrieben, für Theologen. Die Laien, und selbst eine große Zahl unter den Gebildetsten, kennen es nicht. Wie viel grausame Zweifel quälen oft den armen Theologen! Was bekümmern Sie sich um ein Buch, das von den Unsicherheiten des Wissens handelt! Mehrere meiner Freunde, Männer, die den theologischen Studien fremd sind, haben sich für verpflichtet gehalten, mein Buch zu lesen. „Unterstatt das", sagte ich zu ihnen, „Ihr habt Besseres zu thun! Dieses Buch wird Euch vielleicht Zweifel bringen, die Ihr bis jetzt noch nicht gehabt, während es ein Gegentheil dazu bestimmt ist, den Theologen zu Hülfe zu kommen, deren Seelen oft von fürchterlichen Aengsten zerrissen wird." Sie sehen, wie weit ich davon entfernt bin, irgend Jemanden seinen Glauben zu nehmen."

Diese Protestationen des Herrn Strauß sind nicht etwa die gewöhnliche Taktik eines Kandidaten, sondern sie erklären seine Rolle, die er als Schriftsteller gespielt hatte, wahr und aufrichtig. Der Drang der Wissenschaft hatte den Verfasser des „Lebens Jesu" getrieben, alle Zweifel, alle seit Lessing von den Fürsten der deutschen Theologie aufgehäuften Negationen zusammenzufassen. In Frankreich waren es im 18ten Jahrhundert Laien — Schriftsteller, welche die religiösen Glaubensschanzen angriffen; in Deutschland hingegen sind es seit sechzig Jahren die Theologen selbst, welche an dem Gebäude zerstreut haben und die bisweilen dahin gekommen sind, sich, wie Strauß, deshalb vor den Laien zu rechtfertigen. Während jedoch die Dogmen ihres Glaubens einer unerbittlichen Kritik unterworfen waren, förte der größte Theil jener Männer nicht auf, Theologen zu heißen; es war nicht daß gegen die Religion, der sie befeelte; es war vielmehr ein unwiderstehliches Bedürfniß der Exegese und eine brennende Bibelgeierde. So hat sich auch Strauß immer gezeigt, und als man ihm das Recht nahm, die Religion zu lehren, deren Irrthümer er zerstören wollte, war es ihm nicht gleichgültig: es ging ihm ans Leben, sein ganzes Wesen ward dadurch in Frage gestellt. — Zwischen Strauß und Feuerbach und Stirner giebt es eine Kluft, die sie immer von einander scheiden wird; diese haben nämlich jeder religiösen Idee den Untergang geschworen, jener glaubt unverändert an eine Religion und bewahrt seinen Namen als Theologe wie einen Ehrentitel. Strauß sähet nun in seiner Rede fort: Er setzt den Landleuten von Steinheim aus einander, wie Alles hienieden Gesetze lässt, von dem Menschen unnatürlich gemacht zu werden: — „unter den Händen des Menschen wird selbst das Gute in Böse, die Tugend in Laster verwandelt. Denn es Pflicht des Moralisten ist, darüber zu wachen, daß die Klugheit nicht Zeigheit erzeuge, daß das Gefühl der Liebe nicht zur Ausschweifung herabgewürdigt werde, daß endlich der billige und gerechte Wunsch, zu erwerben, sich nicht in Habgier kehre: so ist es Sache des Theologen, unaufhörlich die religiöse Idee von dem Abergläuben, der sie verunstaltet, zu befreien. — Recht gut! wird mein Gegner sagen, Du schreibst aber durch die Scheidung, die du zwischen Moral und Theologie machst, manche Dinge hinweg, die für uns eine stärkende und angenehme Speise sind. — Ich antworte Ihnen: Was es Wesentliches, Unerläßliches in der Religion giebt, sind Lehren, wie folgende: Selig sind, die reines Herzens sind! Selig sind die Friedfertigen und Barmherzigen! Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Liebe deine Feinde, segne, die dich fluchen! — Denken Sie denn, daß ich so wahnsinnig sein könnte, der Religion solche Grundsätze zu rauben? Sobald man diese Lehren rein in seinem Herzen bewahrt und sie im Leben ernstlich anzuüben sich bestrebt, so hat man meiner Meinung nach Alles. Mit diesen Lebensregeln ist man ein ehrbarer Bürger, ein treuer Gatte, ein liebevoller Vater, ein gefälliger Nachbar, kurz, man ist ein wahrhaft guter Mensch, selbst dann auch noch, wenn man Zweifel der Wissenschaft gegen die Baumerwerke in der Bibel erheben würde. Das ist in wahrem, aufrichtigem Sinne mein Glaubensbekenntniß!" — Dagegich? Diese Worte sind die Losung der Stiftenlosen der Jung-Hegelschen Schule! Wenn Strauß auch die Göttlichkeit Christi leugnet, so bewahrt er doch wenigstens seinen Glauben an die praktische Lehre des Evangeliums. Es existirt für ihn kein reinerer Moralgeist, keine erhabenere und heiligere religiöse Idee, als diejenige, welche die Bergpredigt enthält, und er legt dieses Moralgeist nicht, nach Art der Demagogen, mit lügenhaften Beimischungen und Entweihungen aus, sondern er erklärt es in einem wahrhaft christlichen Sinne, indem er Pflicht und Aufopferung anempfiehlt. Man kann Herrn Dr. Strauß nur Glück wünschen, daß er für seine ersten Schriften auf ein Linderungsmittel Bedacht genommen, daß er es für nothwendig hielt, öffentlich zu bekennen, was er aus den Ruinen zu retten hofft. Dieses Bekenntniß hat Strauß schon seit einigen Jahren zu geben verlangt; aber er hatte es noch nicht mit einer solchen Bestimmtheit, mit einem so christlichen Ausdruck gegeben, wie vor den Bauern zu Steinheim. Jede Stimme, welche Angesichts der zügellosen Heftigkeit des Pantheismus die Moral des Evangeliums predigt, hat ein Recht, mit Dank gehört zu werden. Kann indessen dieses Glaubensbekenntniß genügen? — Wenn Strauß trotz der schönen Worte, die ich so eben angeführt habe, dennoch den philosophischen Lehren der Jung-Hegelschen Schule ergeben bleibt; wenn er, indem er die Göttlichkeit Christi leugnet, nicht den Glauben an einen persönlichen Gott wieder annimmt; wenn Gott für ihn nichts Anderes ist und bleibt, als eine geheimnißvolle, unsichtbare, sich selbst unbekannte Kraft, die sich auf allen Stufen der Natur manifestirt und niemals zu einem vollständigen Leben in dem Bewußtseyn des Menschen kommen kann; wenn endlich Strauß den Pantheismus Hegel's nicht verwirft. Was soll dann wohl aus der Moral, von der er in so schönen Ausdrücken redet, unter seinen Händen werden? Von allem Aberglauben, der die religiöse Idee verstümmern kann, ist keiner gefährlicher, als der volke Aberglaube des Pantheismus, und es dient zu Nichts, wenn Strauß die Lehre Jesu anerkennt und sich zugleich einredet, daß das menschliche Geschlecht Gott sey. In einer seiner Reden an die Landleute Schwabens wirft er, nachdem er sich über den Kampf der religiösen und irdischen Interessen ausgelassen, folgende Worte kurz hin: „Diese Unterscheidung der religiösen und irdischen Dinge, warum sollte ich es verhehlen, mißfällt mir ganz und gar. Sich mit weltlichen Interessen beschäftigen, heißt auch zugleich, sich mit Interessen der Seele beschäftigen, und wer sich hier auf Erden gut führt, der ist ein wahrer Himmelsbürger. Doch dies beiseite. . . ." Wir aber, wir wollen es nicht beiseite lassen. Wenn es kein anderes Leben jenseits dieses Lebens des Jammers und Elendes giebt, wenn über uns keine Vorsehung existirt, d. h. ein Bater voll Liebe, ein immer gegenwärtiger Zeuge und unfehlbarer Richter unserer Handlungen, so fragen wir Herrn Strauß und seine Landsleute zu Steinheim,

Digitized by Google

ob er nicht diese Religion von Grund aus zerstört, die er nur vom Mythus zu reinigen vorgiebt? Strauß ist zu aufrichtig, er hat eine zu leidenschaftliche Wahrheitsliebe, als daß er sich auch nur die geringste Zweideutigkeit in dieser Frage erlauben sollte. Er muß zwischen der Stiftenischen Christ und den Lehrern der Jung-Hegelschen Schule wählen. Das Eine oder das Andere! Beides verträgt sich nicht zusammen. — Nun, ich bin davon überzeugt und habe dafür seine handhafte Freimüthigkeit als Bürgschaft, Strauß wird sich in der neuen Bahn, die er einschlägt, weder durch die Erinnerungen an seine ersten Arbeiten, noch durch die Drohungen der Hegelschen Demagogie einschüchtern lassen; er wird mit Entschlossenheit die Lösung des Problems suchen, und wenn seine künftigen Arbeiten den Erwartungen entsprechen, die wir davon haben, so werden wir einst diesen festen Geist, wenn er erst von den Banden einer unheilvollen Schule befreit ist, mit aller Kraft und dem Feuer der Ueberzeugung den großen Glauben des menschlichen Geschlechts, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele verkündigen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mongolei.

Ein tatarisches Festmahl.

Aus der Beschreibung einer Missionsreise zweier französischer Priester*) theilen wir unseren Lesern folgendes interessante mongolische Sittenbild mit:

„Auf der Station Tschadorte wurden wir in ein mongolisches Zelt zum Thee eingeladen. Es sollte hier das Fest des Jné-Ping gefeiert werden. Schon beim Eintritt überraschte uns die in der Tatarei so seltene Reinlichkeit. Da zeigte sich kein Heerd in der Mitte des Zeltes; das Auge ward nicht beleidigt von dem Anblick rohen Kochgeschirres, das in den tatarischen Wohnungen meist aufgehäuft liegt. Alles sah festlich eingerichtet aus. Wie liefen uns auf einem rothen Teppich nieder, und bald brachte man aus einem anstoßenden Zelte, das zur Küche diente, Thee mit Milch, Brödchen, in Butter gebacken, Käse, Rosinen und Brustbeeren. — Das eingeleitete Gespräch wendete sich nun dem Gegenstande des Festes zu, der jedoch sehr schmerzliche Erinnerungen hervorzurufen schien; denn an einem solchen Tage war einst das Tatarenheer, über das weite Reich zerstreut, von den Chinesen niedergemetzelt worden.

Jetzt kam der zweite Gang. „Kind", sagte der greise Hausherr zu einem jungen Menschen, der auf der Schwelle saß, „wenn der Hammel fertig ist, trage die Milchspeisen auf." Während nun dieser in dem Zelte aufräumte, trat der älteste Sohn des Hauses ein, und auf den länglichen Tischchen, das er mit beiden Händen trug, lag ein gewiertheilter Hammel, die Stücke über einander aufgeschichtet. Sobald das Tischchen mitten unter die Gäste gesetzt war, ergriff das Familienhaupt das Messer, das ihm an dem Gürtel hing, schnitt den Schwanz des Hammels ab, theilte ihn in zwei Stücke und legte uns beiden, jedem eine Hälfte, vor. Bei den Tataren wird nämlich der Schwanz als das köstlichste Stück am Hammel betrachtet, und der Hausherr erweist uns mit diesem fetten und saftigen Bissen die größte Ehre. — Die Schwänze der tatarischen Schöpse sind aber auch von eigener Form und beträchtlichem Umfang und Gewicht; dies wechselt, nach der Stärke des Thieres, zwischen sechs und acht Pfund. — Nachdem wir nun unseren gastlichen Ehrentheil empfangen, machten sich die übrigen Tischgenossen über die furchtbare Fleischmasse her; mit ihren Messern bewaffnet, schnitten sie um die Wette Stücke davon los. Da bei diesem tatarischen Festschmaus weder Teller, noch Gabel zu sehen war, so mußte Jeder sein erbeutetes Stück sich auf die Knie legen und es ohne Umstände mit den Händen zerreißen, wobei es ihm unbenommen blieb, das Fett, das nach allen Richtungen in Strömen auf die Kleider herabfloß, von Zeit zu Zeit abzuwischen. Nachdem dieses Homerische Mahl beendigt und in der Mitte des Zeltes nur noch ein wüster Haufe weißer, wohlabgenagter Knochen zu erblicken war, nahm ein Knabe eine dreisaitige Geige von dem Bockhorn, an welchem sie hing, und überreichte sie dem Familienhaupte, das sie einem Jüngling zustellte. Dieser senkte zuerst bescheiden das Haupt; kaum aber hatte er das mongolische Instrument in Händen, als seine Augen plötzlich in Feuer geriethen. — „Ede und heilige Wanderer", **) redete uns der Hausherr an, „ich habe einen Tootheles zur Verherrlichung unseres Festes eingeladen." Inzwischen hatte der Sänger bereits als Vorspiel die Finger über die Saiten laufen lassen. Bald begann er mit kräftiger, wohlklingender Stimme seinen Gesang, den er hin und wieder unterbrach, um voll Seele uns Jener Erzählungen einzumischen, die wohl das Interesse seiner Zuhörer aufs höchste erregen mochten: das gewahrte man an der vorwärts gereigten, gespannten Haltung dieser tatarischen Gestalten; man gewahrte es an dem lebendigen Geberdenspiel, das seine Worte begleitete."

Glaubt man sich da nicht auf einen der antiken Schauplätze der Ilias oder Odyssee versetzt?

Mannigfaltiges.

— Talvi in Nord-Amerika. Unter dem Titel: „Historische Uebersicht der Sprachen und der Literatur der slawischen Völker"*) hat unsere Landsmännin, die unter dem Schriftstellernamen Talvi bekannte Frau Therese Robinson, geb. v. Jakob, ein an ihre geistvollen deutschen Schriften würdig sich reihendes englisches Werk herausgegeben, das von ihrem Gatten, dem Professor Edward Robinson, Verfasser der „biblischen Forschungen in Palästina", durch eine Vorrede in das transatlantische Publikum eingeführt worden. In Deutschland, wo die Verfasserin seit mehr als zwanzig Jahren auf dem Felde der ausländischen Poesie (wie erinnern nur an ihre serbischen Volkslieder und an ihre Schrift über Macpherson's Ossian) geschätzt wird, hätte es dieser Einleitung, worin gewissermaßen um Nachsicht für den in Nord-Amerika noch unbekannten Namen Talvi gebeten wird, nicht bedurft. Auch ersehen wir aus literarischen Blättern der Vereinigten Staaten mit Vergnügen, daß das Werk, obwohl Niemand dort zu ahnen scheint, daß Talvi der Name einer Frau sey, allgemein als ein verdienstvolles anerkannt wird. Die Verfasserin hat auch Proben slawischer Volkspoesie hinzugefügt, und zwar in so trefflichem Englisch, daß auch an den Versen Niemand den ausländischen Ursprung der Dichterin erräth.

— Englisch-französische Anekdoten. Daß heranziehenkommene Frankreich muß sich jetzt sehr viel gefallen lassen, nach dem alten Sprüchwort: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen!" Sir Rob. Peel sprach kürzlich in einem Briefe an einen Freund folgendes Urtheil über die französischen Zustände aus: „Das heutige Frankreich gleicht einem Postwagen voll ehrlicher Leute, der auf der Landstraße von Räubern überfallen worden und mit Sehnsucht den Gendarmen entgegensieht, die ihn erlösen sollen."

Lord Londonderry war ausdrücklich von England nach Paris gereist, um sich, wie er sagte, durch den Augenschein über Zustände zu belehren, die ihm, nachdem er so viele Zeitungs- und Korrespondenzberichte darüber gelesen hatte, immer unklarer geworden waren. Er besuchte die gesetzgebende Versammlung, warb in alle politischen Salons der französischen Hauptstadt eingeladen, und als er nach einigen Wochen nach London zurückkehrte, sagte er: „Ich kann jetzt noch weniger, als früher, aus dem klug worden, was da drüben vorgeht." — Wie glauben, daß es nicht blos dem edeln Lord so geht. Das Einzige, was sich über diese Zustände vernünftiges sagen läßt, ist: daß sich das kranke Frankreich jetzt in der Kur befinde. Allerdings kann man viel rascher krank, als geheilt werden. An dem Fieber-Paroxysmus des Februar wird nun schon seit zwei Jahren kurirt, und doch ist die Besserung erst sehr unmerklich eingetreten. Besserung aber ist jedenfalls vorhanden."

Ein vortreffliches Wortspiel ist folgendes: Victor Hugo's würdelose, politische Haltung, die besonders von dem berühmten Grafen v. Montalembert unaufrichtig gegeißelt worden und selbst auf radikaler Seite mit einigem Mißtrauen betrachtet wird, gab vor einiger Zeit zu der Frage einer Dame an einen bekannten französischen Publizisten Anlaß: „M. Hugo s'est donc fait rouge?" (Herr Hugo hat sich also zum Rothen gemacht?) „Non", antwortete der Gefragte, „il met du rouge" (er legt Roth auf).

— Aeronautik. Herr Bell, welcher dem ärztlichen Stande angehört, soll, wie die Times melden, die höchst wichtige Erfindung im Gebiete der Aeronautik gemacht haben, einen Ballon zu kontrolliren oder zu lenken. Kürzlich gegab sie englische Hauptblatt den Umfang und die Form dieses Luftballons, welcher, in Folge seiner spiralförmigen Bewegungen, einigen Zweifel erregte, ob das gebrechliche Schiffchen einen beiseiten oder unbeseelten Aeronauten enthielte. Es war der oben erwähnte Herr Bell, der mit einer Gewandtheit, durch welche alle seine Zeitgenossen in Schatten gestellt wurden, seine Barke durch die Luftregionen manövriren ließ. Ohne uns auf eine genaue Beschreibung dieses Ballons einzulassen, sey nur mit wenigen Worten bemerkt, daß er eine ellipsische, einer spanischen Melone oder einem Kürbis ziemlich ähnliche Gestalt hat, an der feinsten Seite gearbeitet und mit einem Netzwerk von Stricken und einem nach einem neuen Prinzip gearbeiteten Zeherventil versehen ist. Da die Dimensionen des Ballons 30 Fuß der Länge nach und 22 Fuß im Durchmesser betragen, so ließ sich berechnen, daß derselbe gegen 13,000 Kubikfuß Gas enthalten würde. Er erhob sich gegen 6 Uhr und kam in Esser (wann?) herab.

— Das französische Zollsystem. Ein für Schutzzöllner sowohl, als für Freihandelsmänner, Interesse habendes Buch ist kürzlich in Frankreich unter dem Titel „Abschaffung des Prohibitivsystemes" erschienen.**) Verfasser desselben ist ein ehemaliger Beamter der französischen Douane, Herr Joupne, ein Mann, der über den geringen praktischen Nutzen und die großen moralischen Nachtheile des bisher in Frankreich befolgten Zollsystemes vielfältige Erfahrungen besitzt. Wie alle praktischen Männer, die nicht blos einen beschränkten Landstrich oder einen besonderen Industriezweig, sondern ein großes Land mit seinen verschiedenartigen Interessen im Auge haben, ist Herr Joupne ein Mann der Mitte, der eben so die völlige Schutzlosigkeit, wie den allzu großen Schutz verwirft, und der dem freien Handel nur dann das Wort redet, wenn er nicht blos passiv, sondern auch aktiv sich entwickeln kann. Diejenige Nation, die einseitig freien Handel gewährt, macht sich allen anderen Nationen tributpflichtig.

*) Souvenir d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, pendant les années 1844 — 46, par M. Huc, prêtre missionnaire de la Cong. de S. Lazare. Paris, 1850.

**) Die Mittländer reisten nämlich größerer Sicherheit wegen in dem Gewande und unter dem Charakter mongolischer Priester (Lamas).

*) Historical view of the languages and literature of the Slavic Nations; with a sketch of their popular poetry. By Talvi. New-York, Putnam.

**) Abolition du système prohibitif des douanes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 58, und bei Hrn. Lesser, Breitestraße No. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 76. Berlin, Dienstag den 25. Juni 1850.

Italien.

Monaco.

Reisefitze eines Genfer Touristen.

Monako ist ein kleiner Staat, vielleicht der kleinste in Europa, und der Reisende erwähnt seiner nur mit einem Anflage von Ironie, wenn er ihn überhaupt erwähnt; man muß ihn passiren, weil er auf dem Wege von Genua nach Nizza liegt, aber sich daselbst aufhalten oder etwa eigens dahin gehen, dies kömmt gewiß selten den Touristen in den Sinn, vielleicht aus dem Grunde, weil diese größtentheils Unterthanen eines größeren Staates sind. Ich selbst, Bürger einer Republik, die auch nicht den kleinsten Theil ihres Raums der Ausdehnung ihres Territoriums verdankt, ich fühlte den lebhaften Wunsch, Monako zu besuchen, und wählte zur Ausführung desselben einen trockenen und kalten Nachmittag, wie man deren wenige unter dem heiteren Himmel Nizza's findet. Fünf Stunden Weges trennen diese Stadt von dem Ziele meiner kleinen Reise, der Weg erhebt sich schlangelnd mehr als tausend Fuß über die Meeresfläche; wenn der Abend klar und heiter ist, sieht man in der Ferne die Gipfel der schneebedeckten Gebirge Korsika's, während die zackenförmig gebildeten Buchten von Villefranche und Beaulieu die steilen Abhänge des Weges mit einer eben so pittoresken als zierlichen Franze umgeben.

Der Höhe, auf welcher dieser Weg gebahnt, verdankt er zum Theil seine Vollkommenheit: der nackte Fels und die Spuren des Meißels auf der ganzen Länge des Pfades bekunden die Mittel, durch welche er zu Stand gebracht wurde: die Römer verfuhren auf diese Weise, als sie die Via Julia Aurelia auf dem Abhange der Meeresalpen bauten. Die Ruinen von Turbia geben den Beweis, daß dieser Weg, wenigstens zum Theil, sich zu einer beträchtlichen Höhe über das Meer erhob, obwohlen kaum man auch annehmen, daß die römische Straße nicht immer gleich hoch war, und daß Turbia deren höchster Punkt ist, denn in den Itinerarien ist er bezeichnet: In alpe summa, sechs römische Meilen von Lumona, welches jetzt durch Menton repräsentirt wird; die steilen Felsen, welche auf dieser Seite das Meer begränzen, würden jede andere Richtung unmöglich machen.

Turbia ist weniger als ein Flecken, indessen ist es doch kein Dorf; schmale und schmutzige Gassen schlängeln sich zwischen einer Masse elender Steinhütten hindurch, in denen man nichts als Ungeziefer findet. Die Einwohner dieses kleinen Ortes würden, wenn sie auch mehr Intelligenz hätten, als dies scheinbar der Fall ist, dennoch Mühe haben, der wüsten Felsgegend, welche sie bewohnen, einen lachenden und erfreulichen Anstrich zu verleihen; sie haben indeß die geringsten Flächen, welche der steile Abhang von Zeit zu Zeit bietet, benutzt, um durch terrassenartige Mauern ein wenig Erdreich, ihre einzige Hülfsquelle, zu gewinnen. Das dürftige Gesträuch dieser Felsen gewährt den Ziegen eine spärliche Weide, wobei ihr Zunkunft sie das trügerische Kraut des Euphorbium vermeiden läßt, und so gering ist hier der Preis der Arbeit und verhältnißmäßig hoch der der Milch, daß ich Bauern regelmäßig täglich neun Meilen habe wandern sehen, um in Nizza ein Maß, zwei Flaschen dieser Milch enthaltend, zu verkaufen.

Turbia ist malerisch, ja, prachtvoll gelegen, ungeachtet seiner kahlen Umgebungen; die Steilheit der Alpenkette bildet hier einen losgerissenen steilen Felsenwall, welcher sich so nahe an die Küste drängt, daß der Weg, da er den Fuß des Felsens nicht umkreisen kann, über seinen Gipfel hindurchführen muß. Er erhebt sich von Menton auf zwei Meilen weit und steigt gegen Nizza hin über vier Meilen wieder abwärts, deshalb ward dieser Ort von den Römern durch die Worte: In alpe summa bezeichnet, und von ihnen leitet er auch den Ursprung seiner jetzigen Benennung ab. Plinius erzählt, daß der Kaiser Augustus, nachdem er durch die Unterjochung der bis dahin unabhängigen Völker, welche die Thäler und Gebirgshänge der Alpen bewohnten, und durch sein Bündniß mit dem König Cottius den Frieden im nördlichen Italien wiederhergestellt hatte, auf dem höchsten Punkt der Via Aurelia einen monumentartigen Thurm aufführen ließ, und bleiben Punkt betrachtet man als die Gränze zwischen dem Narbonnesischen Gallien, welches Nizza mit in sich faßt, und Italien. Eine lange daselbst eingegrabene Inschrift gab die Namen aller Völkerschaften der Alpen, von Nizza bis zum Donaufranz, an; diese für das Studium der alten Geographie der Alpen so kostbare Inschrift existirte noch theilweise zur Zeit des Claverius, man beschuldigt den Marschall Villard, sie bis auf die letzte Spur vernichtet zu haben, um seinen Freunden einen Posten wegzunehmen; glücklicherweise ist sie und ihrem vollen Inhalt nach durch Plinius aufbewahrt worden. Obgleich die Trümmer dieses Thurmes das Material zum Bau des ganzen Fleckens Turbia geliefert haben, so blieben dennoch enorme Massen am Fuße des Monumentes, ohne daß die darüber hinweggegangenen Jahrhunderte den Mörtel, der sie zusammenhält, zu lösen vermocht hätten. Der Thurm gewährt noch jetzt einen imposanten Anblick, seine Höhe beträgt über 30 — 40 Fuß, und sein Durchmesser entspricht dieser Höhe; es muß dies ein Monument gewesen sein, das sowohl durch seine kolossalen Dimensionen, als auch durch seine Schönheit und günstige Lage, imponirte. Ich vergleiche ihn unwillkürlich mit dem „großen Thurm" in Rimes. Ein Theil der Ueberreste hat die Steine geliefert, aus denen man Bänke auf einer Promenade verfertigte, welche nicht ihresgleichen hat in Bezug auf die prachtvolle Aussicht, welche sie gewähre: der gegen Nordost gerichtete Blick streift über die steile und majestätische Küste, welche Lings dem Wege hin gleitet, und auf dieser Küste sind, gleichsam stufenweise dahingestreut, reizende Städte und zu Zeiden zu sehen, unter denen sich z. B. Borighera, berühmt durch seine Haine von Palmbäumen, auszeichnet. Erst wenn er den Blick tausend Fuß abwärts von seinem jetzigen Standpunkt richtet, gewahrt der Reisende endlich sein Ziel, die Stadt Monako, auf einer von der Küste sich abgeschnittenen Halbinsel erbaut und von den sie umgebenden Gebirgen ganz überragt. Um sich von Turbia dahin zu begeben, hat nie ein anderes Mittel als ein steiniger Zuspfad existirt, doch schlängeln seine Krümmungen sich mitten durch Orangen- und Citronenbäume, deren anmuthiger Anblick die Mühigkeit ausbiegt, die ein sich hinabsteigender dreiviertelstündiger Weg verursacht. Am Niveau des Meeres angelangt, sieht man den Felsen, auf welchen die Stadt erbaut ist, sich erheben; hohe, mit Thürmen und Zinnen bedeckte Mauern krönen, so zu sagen, seinen Gipfel und die vielfachen, ihn umgebenden Terrassen. Die Stufen einer langen Rampe erheben sich bis zu einem massiven Portal, von düsterem Ansehen, aber majestätisch gewölbter gothischer Form. Ein Fallgitter, Oeffnungen in den Mauern, Zinnen und drohende Schießscharten vereinigen sich zur Vertheidigung dieses ersten Einganges; dahinter erheben sich von neuem befestigte Terrassen, um den Angreifenden zu bekehren, daß noch andere Gefahren ihn auf dem Wege erwarten, den er noch vor sich hat, nachdem er das erste Portal unter dem Kreuzfeuer der Geschütze überschritten. So gelangt er zu einer Fläche, welche mit schönen bronzenen Kanonen, einem Geschenk Frankreichs, besetzt ist. Durch die Civilisation der letztvergangenen Jahre sind dem Wege zur Stadt jedoch auch einige freundlichere Züge verliehen worden. Der letzte Fürst, Honorius V., hat einen hübschen mit Säulen besetzten Fahrweg angelegt, welcher sich durch anmuthige Windungen vom Hafen her auf der Mitternachtseite des Felsens dahinschlängelt. Dieser kleine, rings eingefaßte und von Batterieen geschützte Hafen ist nicht für größere Fahrzeuge geeignet, aber die einzelnen modernen Häuser, welche den Rand dieser so malerisch gelegenen Stadt zieren, beweisen, daß ihr auch kommerzielle Thätigkeit nicht ganz fremd ist. Im Jahre 1840 trugen von 736 Fahrzeugen, die in Marseille aus den farbinischen Staaten anlangten, neunundneunzig die Flagge von Monako und maßen zusammen 1320 Tonnen.

Der Name Monako verdankt, wie man glauben möchte, Mönch, leitet aber seinen scheinbar modernen Ursprung aus einer sehr entfernten Epoche her. Die griechischen Geographen kannten in den ersten Zeiten des Alterthums auf dieser Küste einen Portus Herculis Monoeci. Zwar hat der Baron Walkenaer in seiner geographischen Beschreibung Galliens (S. 106 — 107) in diesen drei Namen die Vereinigung zweier verschiedener Orte dieser Gegend finden wollen: Monoecos, welches Monako bedeutet, und Portus Herculis, den er in dem Dorfe Eza oder der Insel Gallinaria finden will; doch außerdem, daß es uns nicht gelang, bei den Schriftstellern, auf welche sich Herr Walkenaer beruft, irgend eine Spur dieser Angabe zu finden, müssen wir auch vermuthen, daß dieser Gelehrte es sich nicht allzu angelegen sein ließ, seine Argumente durch die Ansicht der Lokalitäten selbst zu begründen; er hätte sich sonst vielleicht von der Unmöglichkeit überzeugt, unter den schroffen Felsen von Eza und Gallinaria etwas zu finden, das nur entfernt einem Hafen gliche.

Die Stadt Monako nimmt nur einen kleinen Raum auf dem platten Gipfel eines hellen Vorgebirges ein, ihre ganze Bevölkerung ist etwa tausend Köpfe stark und zeichnet sich eben durch diese Zahl ihrer Einwohner vor den Normalidden verschieden Bewohnern der Landei in seinen verschiedenen Branchen vom Soll und Bimsbaden bis zu Zalglichen, vom Stockfisch und Kabeljau bis zu Galantiregenschildden hinaus.

Wir verbrachten einen sehr angenehmen Abend, indem wir die schönen terrassenartigen Spaziergänge durchwandelten, mit denen der jetzige Fürst Florestan I. auf der Meerseite den Rand des steilen Felsens geschmückt, auf welchem die Stadt erbaut ist. Von diesem 120 Fuß über dem Wasser schwebenden Balkon aus sieht man von der einen Seite nach Korsika hin und gewahrt in der Richtung nach Genua alle Vorgebirge auf diesem Wege. In den mindesten Vertiefungen des Felsens wurzeln Kaktus, deren enorme, kräftige Ge-

wächse und, die wir an diese südliche Vegetation nicht gewöhnt sind, in Erstaunen setzen. Von der Landseite bietet Monako, überragt von drohenden Bergspitzen, welche Turbia begränzen, einen Umkreis von Mauern dar, deren Thürme, Zinnen, Terrassen und Krümmungen ein höchst malerisches Ensemble bilden und uns vollkändig in das Mittelalter zurückversetzen. Diese Mauern haben die Angriffe der Piraten unter Barbarossa's Oberbefehl ausgehalten; sie begränzen ein von Orangenbäumen beschattetes Bosquet, in deren Kronen die sinkende Sonne ihre Strahlen sendet und das Laub vergoldet. Ein Abend genügt, um die unterfranzösischen Gegenstände dieser Stadt kennen zu lernen. Das alte, melancholische, verfallene Schloß wird dennoch sechs Monate des Jahres bewohnt. Die kleine Kirche hat die mit Inschriften versehenen Gräber der sehr hohen und mächtigen Fürsten von Grimaldi, der Beherrscher dieses kleinen Staates, aufzuweisen. Das Haus Grimaldi leitet seinen Ursprung von einer nicht geringeren Person als Grimoald oder Seimaud her, welcher die Würde eines Maire des Palastes unter König Childebert III. bekleidete und 714 getödtet wurde. Seine Nachkommen bezeichnet man drei Generationen hindurch als Herren von Antibes. Kaiser Otto I. gab Monako als Lehnsherrschaft dem Grimaldi, Sohne des Passano, Herrn von Antibes. Während eines Zeitraumes von wenigstens neunhundert Jahren sehen wir die Grimaldi oft in Verbindung mit den Spinola und Doria von Genua, mit den Carretto, Marquis v. Finale, mit den Teiouzio und später mit den Häusern Grammont und Daecourt-Armagnac.

Einige dieser Fürsten nannten sich Herkules. In einer sonst von tragischen Begebenheiten ziemlich freien Geschichte finden wir doch im Jahre 1305 den Fürsten Johann II. enthront und getödtet durch seinen eigenen Bruder Lucian, welcher achtzehn Jahre später von der Hand des Bastolomeo Doria fiel. Der Fürst Herkules ward von seinen eigenen Unterthanen 1604 getödtet. Wie es scheint, dienten die Grimaldi den Karlen, Otto dem Großen, Heinrich IV., Friedrich Barbarossa und Karl V.; sie standen dann zuweilen unter Spanien und zuweilen unter Frankreich, bis endlich Ludwig XIII. belohnte eine solche Aufopferung durch die Titel: Pair von Frankreich, Herzog von Valentinois, Baron von Baux, und durch die Schenkung mehrerer anderer Güter in der Provence und Dauphiné, welche ihm im Mai 1642 verliehen wurden. Von nun an trat Monako mit Frankreich in ausschließliche Verbindung. Der Fürst Anton starb 1731 und hinterließ nur weibliche Nachkommen, so daß Louise Hippolyta, die älteste seiner Töchter, regierende Fürstin von Monako wurde und die Würden des Hauses Grimaldi auf ihren Gemahl Franz von Matignon, Graf v. Torigny, übertrug. Im Jahre 1715 geschah die Abtretung des Herzogthums Valentinois; der Schwiegersohn des Fürsten nahm Wappen und Namen der Grimaldi an und gelangte 1731 zur Nachfolge.

Der jetzige Fürst, Florestan I., folgte seinem Bruder Honorius V. und hält sich wenigstens sechs Monate des Jahres in Monako auf. Sein Schloß, von dessen Fronte aus man Turbia erblickt, enthält nach Versicherung zum Münzen, und die Sous von Monako haben manchen gewinnsüchtigen Spekulanten berühmt gemacht.

Auf der Esplanade, welche die Stadt von dem Schlosse trennt, ist das einzige Wirthshaus dieses Ortes, das von einem alten Kammerdiener des Fürsten gehalten wird; die Abwesenheit alles Luxus darin steht im vollkommenen Einklang mit der Kleinheit des Fürstenthums; die Leuchter sind von Zinn, die Küche die bescheidenste, die man sich denken kann, die Matratzen unserer Betten waren mit Heu gefüllt, das eben nicht elastisch genannt werden konnte, aber die Sauberkeit aller Gegenstände, die Höflichkeit und das savoir-vivre der Leute versöhnte uns mit Allem, nur nicht mit dem Fenster unserer Schlafkammer, dessen eine Scheibe, schon seit längerer Zeit zerbrochen, sehnsüchtig auf einen ambulanten Glaser wartet, der die grosartige Idee haben wird, die Straße von Nizza nach Genua verlassend, nach Monako zu wandern, um dem leidenden Fenster Hülfe zu bringen. Diese Lücke ist in einer Winternacht sehr empfindlich und keineswegs angenehm, wir suchten sie auszufüllen, indem wir einen Tisch gegen den inneren Fensterladen stützten; übrigens wäre es unrecht von uns, über eine Unbequemlichkeit zu murren, der sich die Witwe des Königs von Preußen, die Fürstin von Liegnitz, bei einem Besuche in Monako zu unterwerfen genöthigt hat.

Den Morgen nach unserer Ankunft benutzten wir, um den uns noch unbekannten Theil des Fürstenthums zu durchwandern. Eine zweistündige Promenade schönen Weges, malerisch am Meer gelegen, hier und dort von einem munteren Bach durchschnitten, von Citronen- und Orangenbäumen eingefaßt, führte uns nach Menton, einer Stadt mit 3000 Einwohnern, von freundlichem Ansehen.

Sie treibt einen nicht ganz unbedeutenden Handel, besonders mit Citronen und Südfrüchten, die Straßen sind belebt, die Häuser haben einen eleganten Anstrich. Zu meinem Erstaunen machte ich die Bemerkung, daß sowohl die Physiognomie, als auch die Sprache der Einwohner französisch ist, während die Nizzaner, die doch der Gränze viel näher sind, einen entschieden italiänischen Typus haben. Ungeachtet der Vorsicht des Fürsten, auch in den Mauern Mentons sich eine kleine Residenz gegründet zu haben, tritt diese Stadt zuweilen in Opposition gegen ihn; der revolutionaire Geist beherrscht sie, und seit den ersten Wirren der Februar-Revolution in Italien hat auch sie versucht, ihr Joch abzuschütteln und sich in eine Republik zu verwandeln. Armes Volk, Du könntest Besseres thun, als Dich in den Strudel der Politik zu

Das vorzügliche Produkt des Gartenbaues dieser Stadt scheinen die Citronen zu seyn. Auf den Bergen, auf welchen die Baum- und Obstgärten sich erheben, begegnet man oft Frauen, die auf ihren Köpfen schwere Körbe mit Citronen tragen; diese Frauen haben einen elastischen und von Thätigkeit zeugenden Gang, schöne sanfte Augen, und das regelmäßige Oval ihres Gesichtes trägt einen bewundernswerthen Ausdruck zarter Schönheit, indessen ist gewöhnlich ein Zug physischen Leidens darin vorherrschend, und eine fast tödtliche Blässe, die unter diesem schönen Himmel etwas doppelt Traurige und Rührendes hat, scheint anzudeuten, daß die Mühen, denen sie sich unterwerfen, ihre Kräfte übersteigen. Ihnen wäre es nicht zu verdenken, wenn sie eine kleine Revolution vornähmen, denn die Männer scheinen nicht sehr geneigt, sich an diesen Lasten zu betheiligen. Da die östliche Gränze des Fürstenthums sich in einer kleinen Entfernung jenseits Mentou befindet, so beschränken wir hiermit unseren Ausflug und kehren zurück, und zwar um auf dem Oberweg nach Turbia zu gelangen; dieser erhebt sich in vielen Zickzacks und mehr oder weniger steilen Höhen, zuerst mitten durch blühende Felder, welche durch Mauern auf den höchsten Bergspitzen gestützt werden; ich zählte mehr als vierzig amphitheatralische gebildete Terrassen, und ich bezweifle, daß die so gerühmten Pflanzungen des himmlischen Neides deren mehr aufzuweisen haben.

Auf dem Punkte, wo die Anzeigenschaft der Gebirge den Weg zu zahlreichen Abwindungen zwingt, befindet sich der Flecken Nocca-Bruna, und gewiß findet man nicht leicht eine landschaft von so erhabenem und pittoreskem Anblick. Auf diese schroffe Höhe haben Barbaroffa und seine Kriegsgenossen weit nie einen Angriff unternommen. Zwischen Nizza und Turbia giebt es indessen einen Punkt, der noch phantastischer genannt werden kann. Eza befindet sich auf der äußersten Spitze und dem steilsten Abhang eines ganz isolirt stehenden Felsens, der, von der Hauptstraße aus gesehen, sich auf Himmel und Meer silhouettenartig abzeichnet. Die höchsten, mit Häusern bekleideten Felsabhänge werden oft von einer Reihe senkrecht hinabsteigender Bergkämme unterbrochen, und an der Meeresseite öffnet sich ein gähnender Abgrund am Fuße der Wohnungen, die über ihm erbaut sind. Eza's Lage ist gefahrvoller, als die von Joulis auf der Insel Zea, Sparta und manchen anderen Stadt in Griechenland, wo man nicht den Fuß über die Schwelle seiner Thür setzen kann, ohne auf das Terrassendach seines Nachbars zu treten. Lieutenant Kempthorne sagt in seiner Beschreibung der südlichen Küste Persiens, das Kap Mossandam am Eingang des persischen Meerbusens biete so steile Klippen dar, daß die Einwohner der dort herumliegenden Dörfer, ehe sie zur Arbeit ausgehen, die Vorsicht gebrauchen, ihre Kinder an den Thüren ihrer Wohnungen festzubinden, damit sie nicht etwa in die sie umgebenden Abgründe rollen: mir scheint, daß selbst diese Vorsicht den Müttern, welche dieses Aderneft bewohnen, kaum genügen möchte. Glücklicherweise bemerken wir, daß sowohl in Savoyen, wie auch in den an der See gelegenen Alpen, Auge und Fuß schon in der zartesten Kindheit sich eine Sicherheit aneignet, die den Gefahren des Landes, in dem sie leben, entspricht. Die Füße der Kinder wachsen nach innen gekrümmt, wie die Kralle eines Falken, und ihr Blick wüßt ruhig den ungeheuren Abgrund, über dem sie sich bewegen. Nach den Berechnungen, die unser Mitbürger, Herr Pictet, vorgenommen, liegt Eza 357 Meter über der Wasserfläche, welche den Felsen benetzt, der diesen Felsenhorst auf seiner Spitze trägt. Was konnte ein Menschengeschlecht veranlassen, an einem solchen Ort seine Hütten aufzubauen? Vielleicht die Liebe zum Leben und zur Freiheit, die in den so geräumten Zeiten des Mittelalters sowohl, als auch in neuen stürmen Epoche der Barbarenfreien, oft hart bedroht worden. Der Maler allein findet freilich seine Rechnung dabei.

(B. U.)

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Während so, wie wir gesehen haben, die Häupter des Pantheismus mit Feuerbach und Stirner schwigen oder mit Strauß eine neue Richtung einschlugen, schienen die untergeordneten Vertreter jener traurigen Lehre ihre Thätigkeit zu verdoppeln, um den Oberbefehl zu erlangen. Man weiß, mit welcher Gewalt Arnold Ruge sich zum Haupte der Abenteurer und Atheisten im Frankfurter Parlamente machte, und dies gerade in dem Augenblicke, wo Strauß seinen Sitz in der Deputirtenkammer Würtembergs aufgab, um die Unabhängigkeit seiner Gedanken gegenüber den despotischen Forderungen der Demokratie zu bewahren. Bei Ruge saß Nauwerck, und Vogt war der große Redner des Atheismus. Während die Jung-Hegelsche Schule in der Paulskirche ihre Fahne entfaltete, unterbrieb Karl Grün, ein sozialistischer Schriftsteller und der Lehrer Proudhon's, die Bewegung bei der äußersten Linken in der Berliner Versammlung.*) Nauwerck und Grün haben, obwohl sie mit den großen Interessen der Demagogie in Frankfurt und in Berlin sehr beschäftigt waren, ihre philosophische Mission doch nicht hintangesetzt. Im verflossenen Jahre veröffentlichten sie einen Plan zur Gründung einer freien deutschen Universität, an der die wahre deutsche Wissenschaft, d. h. die Hegelsche Lehre mit allen ihren Übertheilen, gelehrt und entschlossen zur Anwendung gebracht werden sollte. Wenn diese Universität bis heute noch nicht existirt, so muß man die preußischen Staatsmänner und die Ungunst der Zeit dessenwegen anklagen. Indessen ist doch von Nauwerck und Grün schon Etwas gescheben; sie haben wenigstens den drei-

*) Diese Angabe beruht auf einer Namensverwechselung. Der Sozialist Karl Grün und das gleichnamige Mitglied der preußischen Nationalversammlung (ein Arzt aus Trier) waren nicht identisch. D. R.

jüngsten Artikel des Programms zur Ausführung bringen können. Dieser Artikel lautet: „Zur Kritik der Universität wird ein wissenschaftliches Organ gegründet, das so bald als möglich unter dem Titel: „Jahrbücher der freien deutschen Universität" erscheinen soll."

Die Jahrbücher der freien deutschen Universität sind erschienen, und es ist in der That der ältere entschiedene Atheismus, welcher das offizielle Programm dieser gewaltigen Schöpfung ausmacht. Gleich zu Anfang dieses Manifestes setzt Karl Grün ohne Scheu und Scham den Zweck der neuen Lehre mit einander: „Lange genug", sagt er, „sind die Geister mit hohlen Formeln der Theorie genährt worden; der Kreis der Abstractionen ist vollständig durchlaufen, und es ist nun endlich Zeit, daß wir uns das Resultat der Geschichte der Philosophie aneignen. Dieses Resultat ist die Freude dieser Welt, oder vielmehr, wie der Hegelianer sich bildlich ausdrückt, die Organisation der fünf Sinne."*) — Es ist merkwürdig, mit welcher Offenherzigkeit die Doktoren der Jung-Hegelschen Schule die geheimen Gedanken der Demagogie verkünden. Die Volkstribunen Frankreichs sprechen immer nur von Rechten des Volkes und den Fortschritten der Menschheit: „Möge das Volk, möge das ganze menschliche Geschlecht sterben!" ruft dagegen Stirner aus. — Louis Blanc fordert heuchlerisch Organisation der Arbeit: „Organisation der fünf Sinne!" schreit Karl Grün. Uebrigens sind die verschiedenen Abhandlungen, die den ersten Band der „Jahrbücher der freien Universität" ausmachen, nur oberflächliche und jämmerliche Stoppelwerke.

Ist es unwiderstehlicher Drang, in den rohen Massen, welche gegenwärtig die Hegelsche Schule an sich gerissen haben, irgend eine Stellung einzunehmen; oder ist es Furcht, verdunkelt zu werden, daß einer der bedeutendsten Glieder der Hegelschen Gesellschaft, Michelet in Berlin, seinen Atheismus zu Markte trägt? — Michelet war einer der ersten Schüler Hegel's: Denn Abenteurer einen Einfall in die strengen Gebiete der deutschen Metaphysik versuchten und tollkühn die fürchterlichen Konsequenzen zogen, welchen die Hegelianer nur durch ein edles Bergessen ihrer Prinzipien entgangen waren, so blieb Michelet immer der ruhigen Besonnenheit seines Meisters getreu und bemühte sich, seine Lehre in den ernsten Bahnen der Wissenschaft zu erhalten. Dasselbe, wir er, thaten, wenngleich mit verschiedenen Nüancen, Henkenkamp, Rotho, Gabler, Marheineke. Heute ist es anders; Michelet bragt sich vor den Jung-Hegelianern. Der tiefe Denker, der gelehrte Historiker des Aristoteles hat sich bei den Freischaaren einschreiben lassen. Um sein Eintrittsgeld zu zahlen, hat er den Plan zu einer neuen Gesellschaft mitgetheilt. Sein Buch: „die Lösung der gesellschaftlichen Frage", wäre seiner aufmerksamen Prüfung werth, wenn es nicht äußerst wichtige Nachrichten über die Fortschritte des Atheismus enthielte. Es ist in der That der rasendste Atheismus der Jung-Hegelschen Schule, dem sich Herr Michelet ergeben hat. „Das Bestreben der sozialen Frage", ruft der Verfasser auf den letzten Seiten seines Buches aus, „geht dahin, und auf Erden schon diejenigen Freuden zu verschaffen, die man sich erst im Himmel vorstellt. Das himmlische Jerusalem muß wie eine mit ihren schönsten Kleidern geschmückte Braut auf die Erde niederstiegen und ihre Wohnung hierselbst nehmen. Dann erst werden wir von dieser imaginairen Welt, die unsere unerfüllichen Wünsche schufen, befreit werden." Die große Aufgabe des Sozialismus also besteht nach der Meinung des Herrn Michelet allein darin, den Gedanken an ein jenseitiges Leben zu befeitigen, das lästige Phantom der Gottheit für immer zu verbannen und alle Dogmen der Jung-Hegelschen Schule herzustellen und ins praktische Leben einzuführen. Der Plan des Berliner Philosophen für die Organisation der künftigen Gesellschaft hat uns so heiter gestimmt, daß wir nur durch den Gedanken an die früheren Arbeiten dieses Mannes und durch die Hochachtung, die wir ihm deshalb bewahren, im Stande waren, das Lachen von unseren Lippen zurückzuhalten. Ist es nicht ergötzlich oder betrübend, wenn man will, einen tiefdenkenden und gelehrten Mann sich mit den verschiedenen Arten von Vergnügungen, die in seinem Phalansterium stattfinden sollen, abmühen zu sehen? — Ob man die Zeit unter angenehmen Gesprächen hinbringen, ob man tanzen oder musiziren solle, dies sind wichtige Fragen, die abgehandelt werden. Michelet ermangelt auch nicht, auf die Vorzüge der von ihm konstruirten Gesellschaft vor dem christlichen System aufmerksam zu machen. „Die Christen", sagt er, „verdammen sich zu einem Leben der Kämpfe und Opfer, und nur am Ende ihrer Laufbahn wird ihnen Ruhe als Lohn verheißen. In der sozialen Organisation bringt ein jeder Abend Genuß für die Mühen des Tages." — Dies Alles ist, wie schon gesagt, mit einem besonderen Ernste geschrieben. Wer hätte es wohl vor zwei Jahren gedacht, daß ein würdiger Vertreter der alten Hegelschen Schule eine so vollständige Unterwürfigkeit vor den Jung-Hegelianern an den Tag legen würde? Wer hätte es geglaubt, daß Michelet eine sozialistische Stadt bauen und einen Koder vorschlagen würde, der mit Ball-Programmen, Casino- und Theaterzetteln endigt?

Bei seiner Glaubensänderung hat Herr Michelet nicht allein die sonderbare Art, zu philosophiren, von der Jung-Hegelschen Schule angenommen, sondern es scheint auch, daß wenn er dieselben Ungeheuerlichkeiten, wodurch sich jene liebenswürdige Schule stets auszeichnete, nachahmungswerth gefunden. Im vergangenen Jahre, als Herr Michelet in Frankreich war, glaubte er ein großes Unrecht zu begehen, wenn er es wieder verließe, ohne vorher der philosophischen Welt seine atheistische Lehre verkündet zu haben. Unglücklicherweise sowohl war die Frage nicht an der Tagesordnung, und das frivole Paris hätte dem Unterricht des Hegelschen Philosophen nur eine zerstreute Aufmerksamkeit zuwenden können. Darum wählte Michelet ein anderes Mittel, wodurch er seine Missionsreise dennoch auszubeuten hoffte; er besuchte nämlich Cousin und setzte ihm die Grundsätze des Atheismus ins Gesicht. Die Unterhaltung wurde lebhaft, und mit der Verdeutlichkeit einer höheren Vernunft und einer nie verregnenden Begeisterung bekämpfte der große Skeptizismus Frankreichs gegen den deutschen Philosophen diejenige Lehre, an welche das menschliche Geschlecht seit Jahrtausenden glaubt. Nur die Deutschen und vorzugsweise die Jung-Hegelianer sind es, welche alle ihre vermeintlichen Gedanken, die sie mit irgend einer bedeutenden Persönlichkeit gehabt haben, sofort drucken lassen. Auch Michelet hat nicht umhin gekonnt, seine Unterhaltung mit Cousin der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da er es nun einmal gethan hat, so bedauere ich nur, daß er seine Zudiscretion nicht noch weiter getrieben und uns statt seiner Antworten nicht lieber die Ansichten seines berühmten Gegners wörtlich mitgetheilt hat. Dieses Zeugniß des Herrn Michelet wäre uns gerade nöthig gewesen, um genau zu wissen, mit welchen Abscheu Cousin die Konsequenzen der Hegelschen Schule zurückwies und den deutschen Atheismus Schritt vor Schritt niederschmetterte. Als Cousin vor fünfundzwanzig Jahren in den öffentlichen Unterricht eintrat, befand er sich den letzten Bestheidigern des Materialismus des 18ten Jahrhunderts gegenüber. Diesem Kampfe verdankt seine Philosophie ihren wahren Charakter. Es wäre für den berühmten Schriftsteller sicherlich ein höchst verdienstvolles Werk, wenn er mit derselben jugendlichen Heftigkeit heute, wo diese durch alle Schätze eines den Wissenschaften geweihten Lebens noch wirksamer sein muß, öffentlich gegen die Hegelsche Philosophie zu Felde zöge.

In dieser Zeit lächerlichen Systeme und cynischer Begierden ist man überglücklich, wenn man zufällig dem uneigennützigen Traume einer schönen Seele begegnet. Ein Buch: „Die Armuth und das Christenthum" von Heinrich Merz, hat in Deutschland gewiß nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die es wohl verdiente, nicht etwa wegen seiner praktischen Vorschläge, denn diese sind nicht darin enthalten, sondern wegen der feurigen, das ganze Menschengeschlecht umfassenden Liebe, von welcher es durchweht ist. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß allein die Liebe ein wirksames Heilmittel bei indischen Elends sey. Als ein eifriger Christ glaubt er, daß das Wesen des Christenthums die Wiedereinsetzung der Menschheit sey. Er predigt nicht etwa die Wiederherbeiführung der Gesellschaft durch den religiösen Geist, er erklärt den Luxus nicht in den Bann; er verwünscht auch nicht die ausschweifende Entwickelung der Industrie. In allen diesen Dingen findet er nichts zu tadeln; ihm ist es nur um das Eine, was nöthig ist, zu thun: um Organisation der barmherzigen Liebe. Man glaube nicht, daß es sich hier um die Liebe handelt, wie sie sich in allen Wohlthätigkeits-Anstalten des Staates wirksam erweist; nein, diese Liebe ist für die weiten Entwürfe des Herrn Merz viel zu kalt und eng. Er wendet sich an die Christen, aus ihrem Schooße möchte er Vincenz de Paulas zu Tausenden erwecken; er verspricht der Religion Christi eine neue, unerwartete, glänzende und segenbringende Zukunft. „Jede Periode des christlichen Geistes", sagt der Verfasser, „der Katholizismus und Protestantismus, ist durch die Entwickelung des einen oder des anderen Theiles der christlichen Liebe ausgezeichnet gewesen; jede hat unermeßliche Dienste geleistet und ist dann zu Ende gegangen. Heute bleibt es allein noch übrig, die Periode der christlichen Liebe feierlich zu verkünden." Die christliche Liebe hat zu allen großen Zeiten des Christenthums ihre Repräsentanten, ihre Helden gehabt; aber neben diesen Helden erwachte das Christenthum auch noch andere: es brachte Theologen, Kirchenväter, gelehrte Doktoren, Gründer von Orden und Reformatoren hervor; heute ist es nöthig, daß es alle seine Kräfte zusammennehme und die unzähligen Heere der christlichen Liebe auf der ganzen Erde zusammenrufe. Die Gebiete der Theologie und Philosophie haben dem Christenthum schon reichliche Aernten geliefert, nur die christliche Liebe ist damit noch im Rückstande. — Als der Verfasser diesen Aufruf schrieb, hatte er sicherlich die Flamme der Begeisterung an der Stirn und auf den Lippen; es ist, als höre man einen Peter von Amiens. Nicht das Grab des Weltheilandes soll aus den Händen der Ungläubigen befreit werden, sie, der unterdrückten und leidenden Klasse der Menschheit, hier sollen sie den Ungläubigen, die unter Elend, Krankheit, Gottlosigkeit und Laster gebeugt sind, soll Hülfe gebracht werden. In die erste Reihe seiner Armee möchte Herr Merz die Frauen stellen; er ruft sie zusammen, er preist sie, er erzählt ihnen das Leben mehrerer Heldinnen der christlichen Liebe. Die edlen Erscheinungen einer Elisabeth Fry und einer Sara Martin erscheinen ihm als ein Symbol der neuen Zeit und als Vorläufer seines Kreuzzuges.

Man kann sich nicht darüber wundern, daß in den Theorien des Herrn Merz viel Verwirrung herrscht; das leidenschaftliche Gefühl, das Bewußtseyn der Gründlichkeit des Strebens nicht günstig, und die Wissenschaft der Staatsökonomie erfordert ganz andere Dinge, als diesen Rausch der Phantasie. Es giebt für die Organisation der Gesellschaft und für die Reformen in derselben weit wesentlichere Elemente, die Herr Merz nicht in ihrer bedeutenden Geltung zu würdigen scheint. Man sehe also sein Buch nicht als das Werk eines Politikers an; es ist nur das Manifest einer warmen und frommen Seele. Unzweifelhaft setzt er sich schmerzlichen Irrthümern aus, wenn er sich für kurz genug hält, diese neue Periode des Christenthums, von der er mit so vieler Zuversicht spricht, zu verkünden. Der Zeit wird sich auf sein Gebot nicht spalten, um die besprochenen Wasser über die Welt zu ergießen, und jene heldenmüthigen Frauen, Elisabeth Fry und Sara Martin, werden, wie die heiligen Vincenz de Paulas, immer nur seltene Ausnahmen aus den traurigen Bahnen des menschlichen Geschlechts sein. Wozu dienen nun diese mystischen Täuschungen? — Wenn auch der Zweck des Verfassers nicht erreicht wird, wenn auch Herr Merz nicht Millionen Soldaten für seinen edlen Kreuzzug anzuwerben im Stande ist, so wird doch Etwas von seiner begeisterten Predigt bleiben, die schönen Gefühle und die Werke der christlichen Liebe werden erhöht durch die Flammenzunge seines Mundes.

(Fortsetzung folgt.)

*) Alle übersetzen diese Phrase auf dem Französischen und können daher auch nicht für ihre volle Uebereinstimmung mit dem uns nicht vorliegenden Original einstehen. Dasselbe gilt, mit Bezug auf weiterhin folgende andere Ausdrücke. D. R. -

England.

Eine Nordpol-Reise, von Rob. Goodsir.

Am 17. März 1849 schiffte sich Herr Robert Goodsir auf dem Wallfischfahrer „Advice" ein, welchen Capitain Penny bestätigte. Er verlangte, persönlich an der Expedition theilzunehmen, welche zur Aufsuchung von Sir J. Franklin ausgerüstet wurde, weil dieser von Henry Goodsir, seinem Bruder, als Hülfsschiffzug begleitet worden war.

Robert Goodsir hat einen genauen Bericht über seine Reise herausgegeben, hat darin ausführlich von dem wohlbekannten Erzählungen der Eskimos gerebet, welche so eifrig ergriffen und von Zeitungsschreibern und anderen Personen als ein Beweis von der Rettung der obengenannten Expedition betrachtet wurden, und spricht sich, als Jemand, dem das beste Urtheil darüber zusteht, entschieden über die Unzuverlässigkeit der ganzen Geschichte aus.

Er war, wie seine Mittheilungen zeigen, ein aufmerksamer Beobachter der Naturphänomene, die zu beobachten er auf seiner ungewöhnlichen Reise Gelegenheit fand, und wir lassen hier die Einleitung seiner Schilderung der Eisregionen folgen.

„Indem wir langsam nordwärts steuerten, begannen sich unermeßliche Eisfelder vor und aufzubreiten, eine todte Ebene, häufig durch nichts unterbrochen, so weit das Auge reichte; oft in glänzendem, blendendem Sonnenlichte funkelnd, eben so oft von rollenden Nebelwolken umhreißt. Jetzt strebten wir in fast offenem Wasser unter einem Geräusche von Segeln rasch vorwärts, und bald darauf waren wir von Eisblöcken dicht umlagert. Die Schnelligkeit, in welcher diese Scene bisweilen wechselte, hatte etwas sehr Ueberraschendes. Ein ungeheurer Auge würde die plötzliche Stopfung nicht wahrgenommen haben, doch bald verengte sich das Wasser um uns her, und wir vermochten oft kaum einen Binnenplatz zu erreichen, bevor der Zusammenstoß geschah, bei dem die Wellen sich mit furchterer Gewalt an einander hinbrängten und preßten. Es war ein eigenes Gefühl, der Stelle nahe zu seyn, wo solche Kräfte in Bewegung gerieten und das dumpf dröhnende Rauschen unter uns, welches in der Ferne schwächer und schwächer verhallte, erschien wie ein Wettkampf der Wogen, die gegen einander anstürmen, ihre Macht zu prüfen trachten. — Die schweren Eismassen zitterten und hoben sich langsam, rissen und spalteten sich, und ungeheure Blöcke, viele hundert Tonnen schwer, wurden über einander geschoben, so daß ein mächtiger Wall von kantigen Eistrümmern sich aufhäufte, wo man noch kurz zuvor eine Ebene sah.

> And hark! the lengthening roar continuous runs
> Athwart the rifted deep: at once it bursts,
> And piles a thousand mountains to the clouds.
>
> Und höre, wie der Donner fernauf dröhnt!
> Aus tiefzerrissenem Schlund, die Massen bricht
> Und tausend Berge auftürmt zu den Wolken.

„Man muß glauben, dem Dichter der Jahreszeiten habe eine solche Scene vorgeschwebt. Große, mißgeformte Säulen, gleich denen von Stonehenge, steht man nicht selten in enkohrer Reihe von den Höhen jener Wälle sich erheben, so leicht angefestet, daß ein schwacher Stoß sie donnernd von ihrem Throne herab zu stürzen vermag. Läßt der Druck nach, so wird das erste dumpfe Rollen schärfer und durchdringender, und man sieht die kleineren Eismassen unter die größeren schlüpfen. Dann werden die höchsten, schwersten Blöcke in die Lücken geschoben, erweitern diese langsam und öffnen, sich fortschiebend, eine lange Wasserstraße, zu beiden Seiten durch einen Eiswall begrämt, den die Stöcke bilden, die während des Druckes von der Fluth emporgehoben wurden."

Zu den Scenen seltener Schönheit, welche das Auge des Nordpolfahrers bisweilen ergötzen, gehört die folgende:

„Es herrschte völlige Windstille, und die Felsklippen der Küste spiegelten sich im Wasser, dessen durchsichtige Fläche einzig durch den Ruderschlag der vielen, in langen Reihen einherziehenden Boote unterbrochen wurde, welche sich zu Hunden jedes Schiffes befanden. Von der Durchsichtigkeit der uns umgebenden Luft vermag sich nur einen Begriff zu machen, wer die Nordpolgegenden besucht hat, und das ganze Schauspiel gehörte zu denen, welche man wohl nimmer vergißt, und dessen besonder Herrlichkeit darin bestand, daß wir einen der schönsten Eisberge vor uns hatten, die wir so glücklich waren auf unserer Reise zu erblicken. Sein Umfang war gewaltig. Die Gipfelte, der wir zusteuerten, war fast perpendikulär, gleich als wäre sie durch einen plötzlichen Riß entstanden; als wir jedoch um die Spitze bogen, in einer Entfernung, die kaum Armlänge betrug, und der Westseite gegenüber kamen, fanden wir sie in Felder geschichtet, Lage auf Lage, jede durch ein Frangengebinge von durchsichtigen Eiszapfen geschmückt. Dazwischen erhoben sich hier und da schlanke Eissäulen, den Thronen auf den Saracenentempeln ähnlich, und an diesen entlang lief eine smaragdgrüne Galerie. Zwei oder drei kleine Kaskaden eilten murmelnd von Schicht zu Schicht und ergossen sich mit leisem Plätschern in das darunter fließende Wasser, auf dessen glatter Oberfläche ihre perlenartigen Tropfen tanzten. Alles glänzte und flimmerte im hellen Sonnenlichte, und hätte es in meiner Macht gestanden, ich würde mich Stundenlang an diesem Anblick ergötzt haben.

„Wieder um die Ecke an der Nordseite biegend, sahen wir, daß sie durch eine weitlaufkaufende Spitze in zwei kleine, sehr tiefe Buchten mit scharfen Küsten getheilt war. Die niedrigste Schicht der Westseite bildete die Ecke, neigte sich etwas vorwärts gegen die erste Bucht, wenn man ihr diesen Namen geben darf, und endete in einer breiten Platiform. Diese kleine Bai lag so ruhig, so feierndlich im Sonnenlichte vor uns, daß man, wie unglaublich es auch scheinen mag, sich des Gedankens nicht erwehren konnte, es sey ein passendes Muster zum Zeichnen einer anmuthigen Landschaft."

Herr Goodsir, dessen Fürchten und Hoffen nur darauf gerichtet war, ob ihm ein Zusammentreffen mit seinem Bruder gelingen werde, blieb doch nicht theilnahmlos bei den Anregungen, welche die Verfolgung und Tödung der Wallfische mit sich bringt, deren Auffindung eine Hauptbestimmung des Schiffes „Advice" war. Mehr als einmal führte er freiwillig das Ruder in den Wallfischböten, wenn die Leviathane, nach der Seemannssprache, „wie Dampfwagen, nur ein wenig dicker, anspieen." Er ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um seine naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern, ob auch die Eisregion für Naturforscher ein large Feld bietet, wie die Berichte vieler Reisenden beweisen, und jetzt hat er sich mit Eifer und Energie der neuen Expedition des Capitains Penny angeschlossen, nicht entmuthigt durch die vorhergegangenen Erfahrungen. Möchte seine Hingebung gedührenden Lohn ärnten! (Ath.)

Mannigfaltiges.

— Anzahl der Republikaner in Frankreich. In einer Rezension von Lamartine's „Geschichte der Februar-Revolution" sagt die bekanntlich liberale Edinburgh Review: „Lamartine möchte uns gern überreden und sich selbst glauben machen, daß die Republikaner während der ersten Monate 1848 die ungeheure Majorität der Franzosen bildeten. Aber wir sind weit entfernt, dies für wahr zu halten. Herr Emil Thomas, der sich in einer Stellung befunden, in welcher er die Sache sehr gut beurtheilen konnte, versichert, daß es am Abende des 24. Februars keine zehntausend erklärte Republikaner in Paris gegeben habe. Wir selbst haben während eines großen Theils der Jahre 1848 und 1849 in Frankreich gelebt; wir haben dort mit Personen aus allen Ständen und Volksklassen, in der Provinz sowohl als in der Hauptstadt, verkehrt; aber mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Sozialisten haben wir keinen einzigen überzeugten Republikaner angetroffen, d. h. einen solchen, der die republikanische Staatsform liebte und pries, oder der nicht den Sturz der constitutionellen Monarchie als ein beklagenswerthes Unglück betrachtete. Die Studirenden vielleicht, die zuchtlose Jugend der polytechnischen Schule, eine kleine Anzahl von Träumern, gleich Lamartine, waren ehrliche Republikaner. Aber eine viel größere Zahl bestand aus ehrgeizigen Demagogen, gleich Ledru-Rollin, aus Verschwörern, gleich Barbès und Lauffsière, und die Masse der Journalisten, die in trüben Wasser fischen, waren nichts weniger, als ehrliche Republikaner. Wieder Andere, die sich mit diesem Titel schmückten, wollten nicht etwa die Regierung Aller, sondern die Vernichtung aller Regierung. Der Uebertreib bestand eben nur aus Sozialisten und Kommunisten, eine Sorte von Theoretikern, welchen Lamartine nicht weniger feindselig ist, als Ludwig Philipp und Herr Guizot."

— Das französische Elfmännerspiel im Jahre 1848. In einer anderen Stelle sagt derselbe Mitarbeiter der Edinburgh Review, der niemand anderes als der bekannte britische Staatsökonom, Herr Senior, sey: „Herr v. Lamartine behauptet, die einzig mögliche Regierung in Frankreich sey die republikanische. Seiner Meinung nach, hatten die am 24. Februar ernöthigten provisorischen Regierungsmänner nur unter drei Wegen die Wahl: der erste war, daß sie sich für gar keine bestimmte Staatsform aussprachen, was angeblich so viel gewesen wäre, als die Anarchie; zweitens hätten sie die Monarchie aufrecht halten können, aber dies würde angeblich einen Bürgerkrieg herbeigeführt haben; der dritte Weg endlich sey die Republik gewesen. Wer war es nun, der diese Republik proklamierte? Eine Oligarchie von elf Männern, von denen Einige in den Redactionsbüreaux zweier Zeitungen (des National und der Reforme) und die Uebrigen von dem Pöbel ernannt waren, der in die Deputirtenkammer eingedrungen war. Diese elf Männer beherrschten Frankreich zwei Monate lang mit einem Absolutismus, von dem die Weltgeschichte kein zweites Beispiel darbietet. Der halsstarrigste Tyrann von Asien oder Afrika, der Kaiser von China, der König von Dahomi oder der Afghanistes, würden es nicht wagen, auch nur den zehnten Theil der willkürlichen Maßregeln anzudehnen, die jene während ihrer sechzig Tage auf einander gehäuft. Man höre nur: mit Einem Federzuge strichen sie die Deputirtenkammer und die Pairskammer, vermehrten sie das Heer um 200,000 Mann, bildeten sie außerdem eine Kommunalgarde von 20,000 Mann, die den doppelten Sold erhielten, führten sie eine vermehrte Grundsteuer von 45 Cent. ein, unterlagten sie der Bank, Baarzahlungen zu leisten, machten sie die Annahme der Banknoten obligatorisch und zwangen sie dieses große Geld-Institut zugleich, ihnen sunfzig Millionen zu leihen, verletzten sie die Verpflichtungen der Nation gegen diejenigen, die ihren Nothpfennig in die Sparkasse eingelegt hatten, unterdrückten sie Steuern, an die sich das Volk gewöhnt hatte, und führten dagegen neue Auflagen ein, erklärten sie die Verträge, welche das internationale Recht Europa's bildeten, für null und nichtig, beraubten sie die unabsetzbaren Richter ihrer Functionen, belegten sie alle Provinzen mit ihren Kommissarien, die eben so willkürlich verfuhren, wie sie selbst, setzten sie die Zahl der Arbeitshunden für ganz Frankreich fest und bestraften sie die Arbeitsgeber, die mit ihren Leuten ein Abkommen wegen längerer Arbeit trafen; genug, sie benahmen sich mit einer Verwegenheit, die keine andere Regierung zu zeigen gewagt hätte. Wenn dies eine Probe der republikanischen Art, zu regieren, seyn sollte, so gestehen wir, daß wir den türkischen Despotismus oder eine venetianische Aristokratie bei weitem vorziehen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich: 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich: 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Bell u. Comp., Jägerstraße No. 31, und bei Exp. Leitz, Breitestraße No. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 77. Berlin, Donnerstag den 27. Juni 1850.

England.

Ein englischer Tourist in Deutschland.
Der schöne Brunnen in Nürnberg.

Ein Herr Whitling, der bereits als Verfasser einer Schrift über die Geschichte und Alterthümer von Heidelberg bekannt ist, hat jetzt ein neues, ganz interessantes Werk über die ehrwürdige Reichsstadt Nürnberg und ihre Umgebungen veröffentlicht,*) das noch anziehender seyn würde, wenn sich der Reisende etwas weniger mit seiner eigenen werthen Person und mehr mit seinem Thema beschäftigte. So vergißt er, indem er das Leben des Hans Sachs beschreibt, auch seines Hauses, einer der Merkwürdigkeiten Nürnbergs, zu erwähnen, überseht, in seiner Schilderung der Aegidienkirche, das von dun Dyck gemalte Altarbild und giebt zwar eine hübsche Ansicht des St. Johannes-Kirchhofs, sagt aber kein Wort davon, daß Albrecht Dürer und Hans Sachs dort begraben liegen, sondern ergeht sich statt dessen in sentimentalen Betrachtungen, die eben so gut auf jeden anderen Todtenacker passen würden. Diese Oberflächlichkeit ist um so mehr zu bedauern, als er es recht gut verstebt, seinem Gegenstande neue und pikante Seiten abzugewinnen, wie unter Anderem sorgende Beschreibung des „schönen Brunnens" in Nürnberg zeigt.

„Dieser berühmte Brunnen, der in der nordwestlichen Ecke des Hauptmarktes steht, ist einer der Haupt-Löwen der Stadt und wird als Kunstwerk mit Recht gepriesen. Es ist ein achteckiges steinernes Gebäude, das sich bis zur Höhe von etwa sechzig Fuß erhebt und dessen Gipfel in Laubwerk endet. Die Nischen sind mit einer seltsamen Auswahl von Bildsäulen geschmückt, die in einem echt christlichen Geiste der Duldung ohne Rücksicht auf Namen, Vaterland oder Glaubensbekenntniß zusammengestellt sind. Die in den oberen Abtheilungen stellen Moses und die Propheten vor; es ist merkwürdig, daß man ihnen diesen Ehrenplatz angewiesen hat, da man doch den Juden hierzulande von jeher nicht hoh gewesen ist. Das untere Fach dieses geschnitzten Baldachins enthält die Figuren der sieben Kurfürsten, mit Karl dem Großen, David, Alexander, Gottfried von Bouillon und Clovis, neben Hektor, Josua, Judas Makkabäus und Julius Cäsar. Früher war das Bauwerk zum Theil bemalt und vergoldet, aber nachdem es während der Unruhen, welche dieses Land heimgesucht haben, aus einander genommen, vergraben und zum Theil verloren worden, ist wenig oder gar keine Spur von dieser ehemaligen Verzierung übrig geblieben. Später wieder hergestellt und erkauriert, ergötzt es jetzt das Auge durch seine elegante Form und seine schönen Verhältnisse. Es ist von einem zierlichen Eisengitter umgeben, welches 1586 von Paul Kon gegossen wurde, und auf welchem das Lamm, das einst stolze Wappen Nürnbergs, noch zu sehen ist.

„Brunnen, Quellen und Fontainen sind schon seit der berühmten Gesandtschaft Abraham's nach der Stadt Nahor in Mesopotamien als Versammlungsörter für Kaltschaftige bekannt gewesen. Dieses Kennzeichen bewährt sich in glänzendster Weise an allen Lokalen dieser Art, welche sich dem Auge des Reisenden hierzulande darbieten, und namentlich an dem, dessen Beschreibe wir jetzt zu schildern gedenken. Es besitzt mehrere wichtige Attribute und zeichnet sich vor Allem dadurch aus, daß es als das beliebteste Orakel für Tagesneuigkeiten, Skandalosa und Ereignisse jeglicher Art, die in dieser altkränklichen Stadt vorfallen, betrachtet wird. Fragt man, wober die letzte Wetterprophezeiung oder der Bericht über das neueste Liebesabenteuer oder das seltsame Kapitel aus der Chronique scandaleuse rührt, wo die schönsten Spanferkel und die seltesten Tauben zu haben sind, wo die leckersten Bratwürste an Marktagen feilgeboten werden, wober das erste Gerücht von dem neulichen Unglück stammt, wo jenes Mädchen einen Liebhaber fand und dieser den seinigen verlor, so ist immer nur eine Antwort. Alles, was Gutes, Böses oder Gleichgültiges in der Welt ist, Scherz und Ernst, Sorge und Freude, trübe und fröhliche Gerüchte, Gerüchte von Tugend oder Sünde, von Geburten, Todesfällen und Hochzeiten, von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dingen, so wie von solchen, die weder Vergangenheit, noch Zukunft haben — alles dieses fließt, mit Lächeln, Thränen und dem allerbesten Wasser, aus der mannigfaltigsten und unerschöpflichen Quelle dieses wunderbaren Brunnens, und, um das Ganze zu krönen, wenn neugierige Kinder ihre Aeltern fragen, woher ihr letzter kleiner Bruder gekommen sey, so erfolgt auch hier stets dieselbe Antwort: Es ist ein Geschenk vom schönen Brunnen!

„Man wird sich jetzt wohl schon übergrupt haben, daß die so verschiedenartigen Schätze, welche Peter Schlemihl's alter Freund im grauen Rock aus seiner Tasche hervorholte, auch nicht den entferntesten Vergleich mit den verschiedenen Produkten dieser fruchtbaren Quelle anstalten können, und es ist sehr zu bedauern, daß Peter selbst in seinen Siebenmeilenstiefeln es sich nie einfallen ließ, diese wundervolle Stätte zu besuchen, da nicht der leiseste Zweifel darüber obwalten kann, daß er hier seinen Schatten oder wenigstens ein Surrogat dafür gefunden haben würde, das ihm eben so gute Dienste geleistet hätte.

„Kein Wunder also, daß der Brunnen so berühmt ist und sich eines so zahlreichen Besuches erfreut. Wie manches Liebespaar habe ich dort in der stillen Abendstunde, wenn die Mädchen Wasser holen, Hand in Hand einher gehen sehen, während der gestillte Eimer von dem „Schatz" getragen wird, der diesen und verschiedene andere kleine Liebesdienste für die erwählte Schöne verrichtet, deren Arme sonst gewiß unter der Last der schweren Krüge ermüden würden, die sie bisweilen tragen. So schwer jedoch, wie die Aufgabe scheint, so erbaulich ist es, wahrzunehmen, mit welchem Fleiß und welcher Pünktlichkeit sie vollführt wird; zu einer gewissen Stunde kann man die Mädchen in allen Richtungen aus den Häusern strömen und mit einer Feierlichkeit und Andacht nach dem Brunnen wallen sehen, die an die Quellenverehrer der alten Heidengeit oder an den modernen Hindu auf seiner Pilgerreise nach dem heiligen Ganges erinnern. Anfangs konnte ich den Grund dieser regelmäßigen Wallfahrten nach der ewig fließenden Quelle nicht begreifen; endlich entdeckte ich, daß sie eine Eigenthümlichkeit besitze — daß nämlich das Wasser sehr langsam fließt, so daß, trotzdem, daß mehrere Wasserschläuche vorhanden sind, sehr Eimerträgerin warten muß, bis die Reihe an sie kömmt, was nach der Zeit ihrer Ankunft geregelt wird. Dies muß ohne Zweifel ihre Geduld nicht wenig auf die Probe stellen, doch scheinen sie es mit großer Resignation zu ertragen, und habe ich allen Grund, zu glauben, daß sie sich wunderbar gestärkt und gehoben fühlen durch die Schauern von jungen Burschen, die nach beendigter Arbeit sich menschenfreundlich an den Rand des Brunnens stellen, um die Schönen in der Ausübung dieser und der anderen kleinen Tugenden zu unterstützen, durch welche sie sich auszeichnen sollen. So viel ist gewiß, daß, obgleich es in der guten Stadt Nürnberg noch manche andere Quellen und Brunnen giebt, die Mädchen sich nie bewegen lassen, letztere zu benutzen, und es als ihr unveräußerliches Recht betrachten, sich für alle häuslichen Zwecke des Interessanten, ergiebigen und sanftfließenden Wassers vom schönen Brunnen zu bedienen."

Punchiana.

26.

Ein andermal wendet sich das Blatt, und Lord John Russell ist der angegriffene Theil. Mistreß Orford — unterschrieben „alte Dame Orford" — schreibt an ihn, wie folgt: „Hänschen, wenn ich Deine Mutter wäre, — Dank meinem Glückstern, bin's nicht, mag's auch nicht, noch lange davon. Also daß Du die Zwpertzinerq, Du Kleiner — eine Kommission niederlegen zu wollen, um meinen Haushalt durchzuhudeln? — Hänschen, Glück zu, wenn Du eine Antwort bekommst. Mach erst einen Versuch. Tritt zum Weiher im St. James-Park und rufe: Gänse, Gänse, Gänschen, kommt und laßt Euch schlachten. Wie viele denkst Du zu bereden? Und doch viel leichter dies, sollt' ich glauben, als daß Du einen meiner Buben dahin bringst, gegen sein eigenes Heil und seine arme alte Mutter zu zeugen. Und, bitte, bitte, was willst Du denn eigentlich herausbringen? Nicht, als hätte ich mich eines Dinges zu schämen, nein, aber ich will für mich bleiben, und meine Eier gehen Niemand etwas an." Dennoch geht jetzt die Philippika der alten Dame in eine oratio pro domo über. „Ich bin gewiß", fährt sie fort, „meine Söhne — denn meine Söhne nenne ich die jungen Herren, die ich ins Quartier nehme — können keine sorgsamere Mutter als mich haben, die ich ihre Siebensachen, ihre Rechnungen überwache, und daß Niemand sie betrügt und prellt. Und was ihr Studiren anlangt, so kann's nur ein absichtliches Zögernmal seyn, das ein Wort bewirken wird. Werden mit Latein und Griechisch, Griechisch und Latein, beseligt Bedrängt, ihre armen Häupter so voll gestopft, daß sie nur halten können. Sagt mir nicht, ich sollte ihnen mehr von Euren Naturwissenschaften eingetrichtert haben, von Euren neumodischen Sprachen und indischen Kauderwälsch. Redet nicht von Eurer gasigen Chemie, wovon ich nicht die Hälfte

*) Pictures of Nuremberg, and Rambles in the Hills and Valleys of Franconia. By H. J. Whitling. London, 1850. 3 vols. (Mit Illustrationen.)

glaube, von Botanik, Anatomie, Ornithologie, Etymologie und unbekannem Sanskrit (die Dame schreibt Sanskrip, wie überhaupt ihre Orthographie sehr spaßhaft ist). Von alledem lernen sie so viel, als sie zu wissen brauchen, und sind gute Scholaren (scollards) genug für einen Christenknechten. Ich zog sie auf ihr dem Wege, bei Ihr zu gehen haben, Händchen. Habe Sorge getragen, ihre Seelen durch rechte Grundsätze zu lutriren (distil), anstatt das Du ihnen wißß, sie sollen die Themse in Feuer stehen lernen mit Eurem Schwefel, Gas und Calvinischen Experimenten. Nein, Dame, Dame Oxford's Bursche haben andere Fische zu hacken und verspei in Pechbrodjungs ihre glorioses Versaf, sung gegen Papisten und Dissenters und Sich selbst Front machen: denn keine Steknadel ist zwischen Euch Unterschied. Komm, wenn Du's wagst, und stecke Deine Nase in meinen Kram, wie eine Dohle, die einen Marktknochen unten erlagt. Erspähe alle Heimlichkeiten, die Du kannst. Binde nur an, ich trog' Dir, mit der alten Dame Oxford." — „Ha! vielleicht schon von Jn-glis eben das vernommen. Wie dem sey, schreib's Dir hinter die Ohren zc."*)

27.

Admiral Napier auf dem Topmaß. Da sitzt er, sich grämlich auf der Planke schaukelnd, und liest die Times, jedenfalls den Artikel darin, der ihm so viel Verdruß gemacht hat. Das gefängliche Haupt des Pauls lugt aus dem Wolken heraus nach ihm. Er ist zur Strafe wegen Jndisziplin allda, und zwar nach einem strafischen Verhör, welches „der vielversprechende junge Offizier" vor seinem Chef, Lord John, Befehlshaber der Kanalflotte, zu bestehen gehabt hatte. — F. Hab' Ihr in die Times geschrieben, Herr? — Ja, Myiort. — F. Ihr belagt Euch über Ihre Majestät Marinefisch, Zwieback, Erbsensuppe, d. h. über den Commandeur der Kanalflotte, mit einem Worte: über mich? Ich frag' Euch, ist das Subordination? — A. Myiord, die Geschichte sagt, daß Admiral Blake in der Times das Schweinefleisch der Republik (unter Cromwell) denunzirte, daß Deake mit demselben Journal korrespondirte über den Kornwurm in Königin Elisabeth's Zwieback, daß sogar der unsterbliche Nelson in einem Briefe an die Times klage über Georg's III. Erbsensuppe. — F. Nichts davon. Ihr seyd ein junger Bursch, und ich erinnere mich Eurer Dienste. Aber Zucht muß respektirt werden, und Ihr müßt auf den Topmaß. Wird lang dauern, eh' Ihr wieder herabkommt. Hinauf mit Euch, Sir. — Und wie gesagt, so geschehen.

28.

Jedermann kennt den patriotischen Curtius, der auf Roma's Forum in den weiten Schlund sich stürzte, der hinter ihm sich auf immer schloß. Eine ähnliche grausige Tiefe zeigt uns Punch in Nr. 499, von ihm jedoch euphemistisch „Cabinet" genannt, und darein sich stürzend eine ganze Rotte Curtier, nehst Kabinetsrathe „Finanzreform" heißt oder bedeutet dieser Abgrund. So selige eigentlich wohl die Füllung des Abgrundes heißen, doch wir trachten nicht mit Punch um dieser Metonymie willen. Jn obrem am Rande des Pfuhls steht John Bull mit ernst gelassener Miene, an ihn gelehnt schlimmert Neynon (?) mit dem Dreizack zur Seite, dieser freilich einem Klosterbruder ähnlicher, als dem Homerischen Erderschütterer. Rechts davon hält Punch mit seinem Toby Wacht oder beschaut vielmehr die Katastrophe und interpretirt das Wunder, so sich begiebt. „Mitten auf St. Stephans gähnt der Abgrund tief und weit, und der Augur Punchius steht neben an. Den Russius wird's unterm Pute heiß und blau, je schwärzer diese Tiefe ihn anstarrt. Cobdenius, der Tribun, thut einen Schwur, es sey denn, daß man jehn Millionen Pfund hinabschwedere, werde der Schlund sich nimmer schließen. Mit höhnischem Lachen antworten ihm Russius und Palmerstonius. Endlich entschließt man sich zu einer dieselligen halben Million, aber der Schlund wird immer weiter. Da stürzt Grojus dem Russius ins Ohr: „Wie, wenn wir einen Schapkammerrod oder zwei hineinschleuderten?" Zornig verweist ihm Russius so radikale Fragen und meint: müssen Opfer seyn, nun so werf's ein paar Mandel Kiste (Unterdrainte) hinunter; ja, ja, solch' Unglückvolk, das keine Freunde hat! — Es geschieht; aber die Kluft erweitert sich mehr und mehr, und von unten schallt es heraus: „ich klasse kimmer weiter, bis Ihr hereinwerft alle soulen Pfründner, weß Namens se auch sind; kein Brot ist heilig in meinen Kugen, selbst das von Bedford nicht (wohlverstanden: John Russell's Brot). Ihr denkt, meinen Heißhunger zu stillen mit armen arbeitsamen Skalden, über Boot werft Ihr, was der Dienst der Russel schon entbehren kann, entbehrt jene schlaggichten Pferchen und Eure prächtige Ihre Haut pflegen. Jmmer weiter dehne ich mich, bis ich die-ses Haus und Downingstreet verschlungen." Leichenblaß beantragt Russius eine Kommission zu Abschätzung der Gebäude. Da aber erhebt sich ein Heulen und Wehklagen rings um die Schapkammerbäude und ausgevollter Protest. Doch was hilft's? Mandelweise werden die Armseligen von Downingstreet von ihren Jnsassen gerahmt, um den unersättlichen Alt der Opferung zu vollbringen. Mit schwarzen Rocke aber sahen sie schaudernd und zagen nicht den verzweifelten Sprung, bis Russius's Polterwuthzig sie in die jähe Tiefe hinunterstößt. — Das da ist ohne Zweifel der große Moment, den das Bild heranschaulicht. Der Fugur aber schließt: „Laßt ihrer noch so viel verschlungen seyn, noch immer behalten wir genug übrig."

29.

Punch sitzt, die Nachtmütze auf dem Haupt, im Lehnstuhl; sein rechtes Bein, des Strumpfes entledigt, ruht auf einem Schemel. Er setzt sehr vergnügt aus: denn der vor dem Schemel knieende Operateur hat ihn eben von einem pöbelichen Leichdorn, einem Produkt von unverhältnißmäßiger Größe, befreit, den er an der Zange triumphirend emporhält. „Seht Ihr, Mr. Punch?" ruft er, und sein gesträubtes Haar erhöht sein Triumph mitsiegen. Warum sollte auch eine so große Person, wie Punch, allein von einem Uebel verschont bleiben, das, wie die Hühneraugenschneider versichern, die vornehmsten Stände heimsucht, Staatsmänner, Coelleute, Rechtsgelehrte, Theologen, allesammt Märtyrer jener Hornauswüchse sind, eigentlich wie aneigentlich, in steter Sorge, einen Fußtritt auf ihre Zehen zu bekommen? Den Knoten (knot), wovon ihn das Messer des Chiropodisten erlöst, nennt Punch scherzend einen würdigen Nachtrag zu der letzten Ausgabe artiger Anzüge (elegant extracts), wie denn die ganze Situation auf ein Wortspiel mit corn (Korn sowohl, als Leichdorn) hinauslauft. Mögann wird aus dem Leichdornausschneider ein Kornhändler (Bedes corn-cuttor), Punch feinerseits aus einem corn-grower (d. h. mit einem Leichdorn Behafteten) ein wohlhäbiger Pächter, was er indeß von sich ablehnt, da ihn für seine Person dieser Schuh nicht eben drücke, das Uebel selbst aber, das so viele hochgestellte Jndividuen (Protectionisten) beschwert, zur leidigen Korn- und Agrikulturfrage.

C. K—r.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Die politische Poesie machte vor dem Jahre 1848 großen Lärm; jetzt ist sie stumm. Dieses Resultat war nach Allem, was sich ereignet hat, unvermeidlich. Die Mord-Schwörer der kriegerischen Sänger sind bekannt genug und können folgendermaßen zusammengestellt werden: „Welche schwere Atmosphäre erstickt die Seelen! Nur die That kann Deutschland regeneriren! Beerde herein, Revolution! Komm', o Krieg! Und der Dichter wird ein Mann seyn; er wird dann freudig die Feder mit dem Schwerte vertauschen!"

Dieses Lied hat Herwegh in allen Tonarten gesungen; er forderte Krieg, Krieg mit Rußland, Krieg mit Frankreich, Krieg mit dem ganzen Europa! Wie sollte es nun wohl möglich gewesen seyn, da Klagen über den Mißbrauch des deutschen Lebens zu erheben, wo die März-Revolution in Berlin und Wien den Absolutismus gestürzt hatte, wo das Parlament zu Frankfurt ein neues Deutschland gründen wollte, wo endlich die Anarchie ihre Fackelchen reklutirte? Es war kein Grund der Klage mehr vorhanden; es bot sich ja nun genug Gelegenheit zum Handeln dar.

Aber diese jungen Dyrtäen verlengnen die Strophen, die sie ehemals gesungen, allerdings nicht. Während die ruhigsten von ihnen in Frankfurt tagen, stürzt sich einer, den man immer als ihr Haupt bezeichnete, mehr getrieben durch das Andenken an seine wilde und drohende Poesie, als durch eine aufrichtige Stimme des Herzens, in das Schlachtgewühl der Demagogie. Ich will Nichts sagen, was einen Geheglen verwunden könnte; aber wenn ich sehe, wie Herwegh ein und dasselbe Schicksal mit Becker theilt; wenn ich sehe, wie der geistreiche Verfasser der „Gedichte eines Lebenden" das Signal des Bürgerkrieges giebt, nur um seinen Metaphern treu zu bleiben: so kann ich mich nicht enthalten, jenes Schicksal als das nothwendige Ende, als die natürliche Strafe des Wortgepränges zu bezeichnen. Man hat sich leider in diesem Jahrhundert nur zu sehr daran gewöhnt, mit Worten zu spielen, und man bedenkt nicht, daß es auch Worte giebt, die tödten.

Die politische Poesie ist also zum Stillschweigen gezwungen worden, und das Feld Herwegh's ist nicht mehr geeignet, ihm den Glanz seiner früheren Tage wiederzugeben. Nachdem so viel auf die männlichen Thaten des politischen Lebens gehofft, nachdem so viel Kriegsgeschrei erhoben worden, wäre es für diese Schule ein großes Glück gewesen, wenn sie nun auch den Ruhm ihrer Häupter hätte besingen können. Diese Genugthuung war ihr leider versagt; das Stück war mit dem ersten Akt für sie beendigt. Wenn irgend Jemand die Bedeutungen jener französisch-deutschen Legion, die unter Herwegh's Befehl im April 1848 in das Großherzogthum Baden einfiel, preisen soll, so wird es sicherlich weder Herwegh, noch einer seiner Freunde thun können. Aus diesem Allen folgt, daß der demokratische Geist in den politischen Poesien seit dem Jahre 1848 nur mittelmäßig vertreten ist. Das poetische Motiv muß also anderswo gesucht werden. Ich glaube es zum Beispiel bei einem österreichischen Dichter, dem Herrn Bauernfeld, anzutreffen. Bauernfeld repräsentirt in seinem leichten Geiste und in seiner lebhaften Einbildungskraft den Charakter der Wiener, er ist ein ironischer Beobachter, der mit vieler Anmuth und Schalkheit die Umgestaltungen Deutschlands reproduzirt. Vor Allem scheint er sich zu belustigen; da, wo das Gemälde bunte Farben liefert, amüsirt er sich mit seinen Aquarellen, da, wo er die Saiten in düstere Falten ziehen sollte, lacht er. Jn dieser Weise hat er uns in zwei kleinen Lustspielen ein angenehmes Bild gegeben, das die österreichische Revolution beschönigt. — Für wen ergreift er Partei? Für die Jnsurgenten der akademischen Legion oder für die Häuptler einer grausamen Unterdrückung? Für die Mörder Latour's oder für die Richter Robert Blum's? Bauernfeld wendet die Augen ab, er will Nichts sehen, was das friedliche Spiel seiner Kunst stören könnte. Den tragischen Begebenheiten der Stadt Krems, beschäftigt es sich nur mit den possirlichen Verunruhigungen der Gemüther und findet hierin reichlichen Stoff zu den pikantesten Skizzen. Das erste Lustspiel ist betitelt: „der Großjährige". Der junge Baron Hermann, Waffe und Besitzer eines ansehnlichen Vermögens, soll in kurzer Zeit großjährig werden. Sein Vormund, Herr Blasi, ein geiziger und eigensinniger Greis,

*) Wie man ersieht, muß in einiger Distanz der Loch Johann à Look gels als Repräsentant und Symbol der glaubenstoferen Negyot betrachten, die mit aller Macht an den Grundund Eckpfeilern des verbotenen Reichs, Staatsverfassung und Wissenschaft, dem Parlamente Hohn sprech, wenn auch deren ruinirte, klaffende Trümmer schon „Nemesis of Faith" und Pusillism fanden.

sicht mit Verzweiflung die Stunde kommen, wo er dem jungen Manne die selbständige Verwaltung seiner Güter übertragen muß. Hermann ist, man hat es gewiß schon erraten, das österreichische Volk, und Meister Blase stellt den status quo des alten Regime vor. Der Gegner des Vormundes ist ein alter Hausfreund, Herr Schmerl, welcher immer nur von Reformen, gesellschaftlichen Problemen und unbekümmten Fortschritten spricht. Der Repräsentant der Opposition wird von dem Dichter um nichts besser behandelt, als der starrköpfige Vertheidiger der Stabilität. — Das zweite Lustspiel, „der neue Mensch“; ist eine Folge und der Schluß des ersten. Hermann hat Europa durchreist; er hat Italien und Frankreich gesehen und kömmt anders belehrt, als er glaubte, in die Heimat zurück. Er bedauert zwar immer noch die langen Jahre seiner Erstarrung, er verwünscht nicht etwa die Stunde, welche seinen Geist erweckte und seinen Willen emanzipirte, er will nicht wieder unmündig werden; allein er hat aus der Erfahrung der Revolutionen Nutzen gezogen, er hat einsehen gelernt, daß es eine Thorheit ist, in sich einen ganz neuen Menschen schaffen zu wollen.

Obgenannte Lustspiele sind nicht die einzige Inspiration, welche Bauernfeld dem Märzsturme verdankt; er hat uns auch noch ein phantastisches Drama, „die Republik der Thiere“, geliefert, das ein Appendix zu „Reineke Fuchs“ zu seyn scheint. Ich weiß nicht, ob man die vom Autor gewählten Rahmen billigen wird; in Zeiten, wie die unsrigen, wo das menschliche Wort nur zu häufig zügellos wird und beim Kampf um unerhörte Freiheiten zu Beschimpfungen und Zluch fortschreitet, scheint es befremdend, wenn dasselbe sich unter den Schleier der Allegorie versteckt. „Reineke Fuchs“, in der freudigen Welt so gut an seinem Platze, ist ein seltsamer Anachronismus in unserer Zeit der Kämpfe und Gewaltthätigkeiten. Aber hat der Verfasser vielleicht mit seinem Drama sagen wollen, daß die großen Herren der Demagogie ebenfalls eine despotische Erudalität bilden, und daß man, um diese hohen Barone zu persiflliren, auf die lustigen Streiche des Mittelalters zurückgehen müsse? Lassen wir diese Entschuldigung gelten und sagen wir ein paar Worte über das Werk selbst! Man findet darin die gewohnten Eigenschaften Bauernfeld's: Feinheit, Lustigkeit und einen raschen und eleganten Dialog; was die Erfindung betrifft, so ist sie nur schwach; der Dichter hat seine lebhaftesten Züge von der Wirklichkeit geliehen, und diese ist ganz anders tragisch, als das Drama des geistreichen Schriftstellers.

Vor der Revolution von 1848 war Bauernfeld nur ein Dilettant; die Begebenheiten Octoberreichs scheinen ihm aber eine Physiognomie gegeben zu haben. Heute ist er bemüht, die politische Erziehung Wiens zu leiten. Diese Stadt war vom der politischen Schaffheit zu den revolutionairen Thorheiten gewaltsam übergegangen und ist dadurch durch eine gewaltsame Ordnerdung bedroht worden. Die Aufgabe des Publicisten ist es nun, die Stadt zu vertheidigen, vor allem Dingen gegen ihre eigene Muthlosigkeit, sie an die ernsten Pflichten der Freiheit zu gewöhnen und ihre Hoffnungen zu unterhalten. Bauernfeld vergißt es niemals, in seinen Lustspielen und auch anderswo, sich an die Gesellschaft Wiens zu wenden und ihr in der aufrichtigen Sprache des Herzens Rath zu ertheilen.

Erst vor kurzem that er das noch bei Gelegenheit des Todes eines Mannes, der lange Zeit die Wiener mit seinen Walzercompositionen berauschte: „Mit Strauß“, sagt er, „ist das alte Wien gestorben“; und er fügt hinzu: „Das Leben ist ein Tanz; — bisweilen ein militairischer Tanz — oft ein Todtentanz — selten aber ein Charaktertanz. O, altes Wien! Das Leben ist für Dich ein Walzer gewesen; ach, wie bald ist aber ein Sankt-Veitstanz daraus geworden! Und jetzt, da Liszt Du erschöpft am Boden!“ Nachdem er seine ziemliche Variationen über dieses Thema noch einige Zeit fortgesetzt, verkündigt Bauernfeld der Stadt Wien einen neuen Walzer. Sie wird keine zügellosen Walzer mehr tanzen, wo die Thorheit des Vergnügens die Geister berauscht; ihr jetziger Walzer soll mäßig und anständig seyn, wie es einer freien Welt, einem Volke, das Herr seiner selbst bleiben will, geziemt. Möge sie sich aber beim Tanze wohl hüten, die jungen Samenkörner der Freiheit zu zertreten! — Diese ernsten Rathschläge unter einer heiteren Form, dieses Gemisch von Scherz und Ernst, diese Thränen, die sich aus dem Auge stehlen, während die Lippen lächeln, dies Alles macht eine Dichtung für den Geist der Wiener sehr geeignet, und man sieht immer mehr, ich wiederhole es, wie sich aus diesem liebenswürdigen Dilettantismus eine wahre Originalität herausbildet.

Bauernfeld ist nicht der einzige österreichische Dichter, der in den Begebenheiten des revolutionairen Deutschlands seine Inspirationen gesucht hat. Ein Schriftsteller, der vor dem Jahre 1848 der Gruppe der demokratischen Sänger angehörte und ein Nachsteiner Herwegh's war, Moriz Hartmann, hat neulich über die beiden verflossenen Jahre eine Chronik in Versen veröffentlicht. Dieselbe geht von der Pauskirche bis zu den Schlachtfeldern Oesterreichs und ist ein Gemisch von platten Erzählungen und Ausbrüchen der Wuth. Bald schildert der Verfasser die Debatten der Frankfurter Versammlung und rächt sich als ehemaliges Mitglied dieses irregeleiteten Parlamentes durch vollwerthige Persönlichkeiten für die mittelmäßige Rolle, die er dabei gespielt; bald verunglückt er den prosaischen Ton des Tagebuches mit den Fanfaren der Epopöe und begreiflich in seiner Manie die Barrikaden Wiens. Neuriger Begeisterung und für die Poesie! — Wäre es nicht viel besser gewesen, die absichtlichen Begeisterungen des österreichischen Bürgerstolzes mit einem freiwilligen Vergessen zu bedecken? Ein wie viel größerer Patriotismus liegt nicht in der Anklage. Mäßigung Bauernfeld's! eine wie viel aufrichtigere Gemüthsbewegung nicht in diesen seinen Gemälden, die mit Kunst jene unglücklichen Erinnerungen verhehlen! Welche Thorheit ist es, die Gemälde mit dem Tode Robert Blum's aufzurgen, wenn es so leicht ist, mit dem Morde des Grafen Latour zu antworten!? Wenn Ihr Dichter nicht durch die revolutionaire Rhetorik getrieben werdet, wenn Ihr noch würdig seyd, einen guten Rath zu hören: so verzichtet lieber den Haß, als daß Ihr ihn entflammt! Erhebet, bessert, befestiget die Seelen und bereitet sie zu friedlichen Eroberungen der neuen Gesellschaft vor! Ein aufrichtiger Schriftsteller hat keine andere Pflicht auf einer noch von Blut triefenden Erde und unter Todten und Verwundeten eines gottlosen Kampfes zu erfüllen. Die Politik hat oft grausame Verpflichtungen, und die Gesellschaft, wenn sie in Gefahr ist, kann genöthigt werden, mit dem Schwerte drein zu schlagen; aber wie? Ihr Dichter, Ihr, die Ihr von den Aengsten des Staatsmannes frei seyd, Ihr, die Ihr das Recht und die Pflicht habt, alle Gewaltthätigkeiten zu mildern und die ewigen Gefühle der Menschlichkeit aufrecht zu erhalten, Ihr haltet es für geziemend, so schmerzliche Triumphe zu verherrlichen?

Die Sänger der preußischen Revolution trifft kein anderes Urtheil, als die Tyrtäen Oesterreichs. Rudolph Gottschall hat die Sieger des 18. März verherrlicht und Titus Ulrich den Gefallenen Trauergesänge gewidmet. Vor der Barrikadenzeit hatte die kleine Truppe der politischen Dichter ihre Häupter, ihre Unterchiede, eine Art von Hierarchie: aber seitdem Herwegh das Spielzeug der badischen Freischaaren geworden, seitdem vor Allen Freiligrath seine Posaunen mit der rothen Mütze geschmückt und an den König von Preußen republikanische Verwünschungen gerichtet hat, existirt nichts Aehnliches mehr. Die in den Schmutz gefallene Zeder des Dichters hat Gottschall aufgehoben. Was würde aus dem Andyne Beranger's geworden seyn, wenn der Dichter des Gottes der guten Leute seinem für seinen Klubs geschriebenen hätte? Da würde die reiche Phantasie Heinrich Heine's gebleben seyn, wenn er Freiligrath und Herwegh gefolgt wäre? Die wahre Aristokratie des Talents ist elfersüchtig auf ihre Würde. Vor 1848 gab es in Berlin einen lustigen Reimer, der niemals nach einer Stelle unter den Künstlern gestrebt hatte; Gladbrenner war der gewöhnliche Kalender-Bänkelsänger. Wenn sich heute die Dichter zu der Sprache der Straße herablassen, so ist Gladbrenner ihnen gleich, ja, er kann sie übermehr ersehen; haben wir doch diesen Leiermann revolutionairer Strophen in dem Stille des Herrn Moritz Hartmann anstimmen hören. Diese Maskerade wird wohl die Verwirrung, von der ich spreche, genügend bezeichnen. — In dieser sich im Verfall befindenden Literatur ist indessen eine neue Erscheinung aufgetaucht, die großes Aufsehen erregt hat, ich meine den Herrn Griepenkerl, den Verfasser des Dramas „Robespierre“. Dieses Drama ist vor kurzem auf dem Theater in Braunschweig mit großem Beifall gegeben worden; die gewiegtesten Kritiker bezeichnen es als ein Werk ersten Ranges und bindigsten dem Autor das Verdienst, eine unparteiische Studie geliefert zu haben. Ich denn, so frage ich, diese beträgliche Unparteilichkeit Angehenern gegenüber, die Frankreich enthaupteten, einen Dichter erlaubt?

Dieser Fehler, der meiner Meinung nach schon in der Charlotte Corday von Pyrnard so groß ist, wie muß er nicht erst in einem Drama, das Robespierre zum Helden hat, auf eine empörende Weise hervortreten!? Ich begreife nicht, wie ein Dichter sich außerhalb seines Werkes stellen kann, wenn er vielmehr theilnahmlos verpflichtet ist. Der Geschichtschreiber muß seinen Glauben haben, der Dichter aber noch weit mehr. Mag er, wenn er will, die Böswichter von 1793 immerhin auf die Bühne bringen, aber nur, um sie zu brandmarken, um ihren Namen anzuspeien und ihr Verbrechen an den Schandpfahl zu heften. Deutschland erweist dem Herrn Griepenkerl gerade deshalb Ehre, weil er einer entgegengesetzten Bahn gefolgt ist: sein Pedantismus ist mit dieser kalten Studie zufrieden, und die Helden des Terrorismus scheinen ihm würdig, ernst, ehrfurchtsvoll und als Diener des Verhängnisses auf der Bühne verpodunzt zu werden.

Die deutschen Romanschreiber sind mit der Revolution eben so beschäftigt, wie die Dichter, jedoch ohne den in Sitten und Gemüthern eingetretenen Veränderungen nachzuspüren und dieselben zu beschreiben; die Revolution erscheint in ihren Gemälden nur wie der Schluß des alten Zustandes in Deutschland. Dieser Schluß ist von Einigen getadelt, von Anderen gerühmt worden; keiner aber von ihnen hat diese außerordentliche Erscheinung direkt zu beobachten oder deren Folgen zu studiren und zu malen versucht. Der Erzähler der Aristokratie, Herr Baron v. Sternberg, hat im verflossenen Jahre einen Roman, den er schon vor dem Jahre 1848 angefangen hatte und dem die Revolution erst die gewünschte Lösung gab, erscheinen lassen. In seinem Werke, „die beiden Schwestern“, ergeht sich der Herr Baron in sehr heftigen und ungerechten Angriffen auf die Gesellschaft des Jahres 1847. Alle diese edlen Gedanken, die sich zu regen anfangen, diese große Bewegung, welche allmälig dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die selt so lange Zeit verheißenen Freiheiten abringt, dieser intelligente Fortschritt eines Volkes, das sich endlich des öffentlichen Lebens bemächtigt, dies Alles ist für Sternberg nur eine Corruption der Geister und eine unausstehliche Unverschämtheit der Emporkömmlinge. Sternberg gehört zu einer Schule, welche durch das ganze Land ihre zahlreichen Zöglinge hat, nämlich zur Schule der Adernheit. Dieser Erzähler der Salons, dieser Professor des Dandysmus, für den das blasirte Leben das höchste Ideal eines guten Geschmacks bildet, ist natürlich auch ein Prediger des Absolutismus. Er war ehemals dem Verfasser der „Mathilde“ sehr ähnlich; er hatte dieselben eitlen Anmaßungen, dieselben hochmüthigen Zierereien, und es schien in der That, als wenn die feine Welt nicht ohne ihn existiren könnte. Aber die Zeiten ändern sich, die Salons haben nun Herrn Sternberg und Eugen Sue verloren! Sternberg hat seine Lectionen des Dilettantismus aufgegeht, um jetzt die Philosophie des Herrn de Maistre zu lehren; ganz so, wie Sue auf seine Herzoge und Herzoginnen verzichtet hat, um den Fourterismus in seine Romane zu bringen. — Nachdem er die constitutionelle Partei mit seinen Angriffen gegeißelt, schleift Sternberg mit einer herrischen Autorität folgendermaßen ab: „Die absolute Monarchie, die bald aus dem Schooße unserer Schlachten wieder geboren werden muß, kann allein das Glück der Völker sichern. Denn sie g'

Digitized by Google

uns in ihrer reinen Form das kraftvollste und der Mitte Europa's angemessenste Regierungssystem. Die Phantome, Republik und constitutionelle Monarchie, die sich gegenwärtig erheben, sind Kinder der Revolution und unfähig, derselben zu widerstehen; sie gehören der revolutionairen Periode an und werden mit ihr verschwinden. Die absolute Monarchie ist der einzig starke Zügel, wodurch eine Gesellschaft, die von tausend Pulsen, von tausend verhängnißvollen Richtungen dahin getrieben wird, sich selbst zu zerreißen, zusammengehalten werden kann." — Diese Seniora ist ganz dazu geeignet, die Abenteurer, von welchen Herr Baron v. Sternberg der kleinliche Erzähler ist, abzuschildern. Werden die Werke des Herrn v. Sternberg in neuerer Zeit weniger gelesen? Sieht die mit den Debatten der Politik beschäftigte Gesellschaft Berlins das Auditorium dieses weiblichen Erzählers von Tag zu Tag kleiner werden? — Ich habe Veranlassung, es zu glauben; ich bilde mir ein, daß dieser berühmte Richtsfager über sich selbst seine kleine Revolution vollendet hat. — Sey dem, wie ihm wolle: die constitutionelle Partei ist jetzt gewarnt worden! Sie hatte bisher ernste Gesahren genug zu fürchten, nämlich die pietistischen Freunde Friedrich Wilhelm's IV., ihre eigene Unsichtbarkeit und die Wuth der Demokratie; möge sie sich nun vor der neuen Gefahr hüten! Sie wird von jetzt an auch die Romane des Herrn Barons v. Sternberg gegen sich haben!

Schließlich erwähnen wir hier noch eines anderen Romans über denselben Gegenstand. Der Verfasser beschäftigt sich die Dinge mit ganz anderen Augen an, als Sternberg; er hat es sich zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, wie die Fortschritte der öffentlichen Meinung eine gründliche Umgestaltung der Landesgesetze erforderten. „Preußen vor dem 18. März" (diesen Titel führt das Buch) ist das Gemälde jener edelmüthigen, feurigen Gesellschaft, für welche sich das ganze freisinnige Europa interessirte und welche ihre Rechte durch das Talent ihrer Redner sind durch das Aufsehen ihrer ersten öffentlichen Verhandlungen bewies. Dieser Gegenstand ist ein großer. Das Jahr 1847 wird ein ewig denkwürdiges in der Geschichte Preußens bleiben. Schade, daß vorliegendes Buch nicht den öffentlichen Absichten des Verfassers entspricht; es lehlen ihm Plan und Einheit. Zwei Hauptfiguren streiten sich abwechselnd um die Aufmerksamkeit des Lesers, und wir haben hier, statt einer Composition, nur eine Reihe von Episoden vor Augen. Bald folgen wir mit tiefem, schmerzlichem Mitgefühle den Leiden eines edeln Publizisten, Jordan's, den eine argwöhnische Macht seines Lehrstuhles an der Universität zu Berlin entsetzte und ins Gefängniß warf; bald werden wir in die Mitte jener aristokratischen Gesellschaft versetzt, die sich dem Einflusse des freien Geistes nicht mehr entziehen kann. Der Sohn des Grafen von Kleist, Armand, widmet sich ungeachtet des Widerspruchs seiner Familie den Arbeiten, Hoffnungen und patriotischen Regungen des preußischen Volkes. Jordan und Armand v. Kleist, der beredte Publizist und der hochherzige Edelmann, dies sind die beiden Helden des Buches. Ihre Porträits sind meisterhaft gezeichnet, und wenn der Verfasser dieselbe Sorgfalt auf das allgemeine Bild Berlins, auf die Kämpfe der entgegengesetzenden Parteien, vor Allem aber auf das dramatische Interesse und die Einheit der Fabel verwendet hätte, so würde sein Werk nur Lob verdienen. So wie es aber vorliegt, ist es eine angenehme, an manchen Stellen ziemlich lebhafte, im Ganzen genommen aber eine schwache und kraftlose Skizze. Ganz persönliche Anspielungen, Chroniken und Salonsgeschwätz stehen zu oft an der Stelle jener glänzenden Bewegung, jenes edlen Schwunges der Geister, wodurch sich die Zeit vor dem 18. März 1848 auszeichnete. Bauernstolz mit seiner anmuthigen Ironie ist der genaue Maler der weichlichen Gesellschaft Wiens gewesen. Die Erscheinungen des regen geistigen Lebens zu Berlin hätten einer größeren Feder hinreichenden Stoff zu originellen Schönheiten liefern können. Das Buch „Preußen vor dem 18. März" ist ohne den Namen des Verfassers erschienen; Heinrich Simon aus Breslau, einer der Häupter der äußersten Linken in der Frankfurter Versammlung, hat eine Vorrede dazu geschrieben, deren es recht gut entbehren könnte. Anstatt die meisterhaftesten Beredtsamkeit Heinrich Simon's zu Hülfe zu rufen, hätte der Verfasser und in seinem Buche lieber die wackeren Gestalten Hansemann's, Auerswald's, Binde's, Camphausen's und aller Häupter des intelligenten und aufrichtigen Liberalismus vorführen sollen; sein Werk würde hierdurch sicherlich doppelt gewonnen haben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Henriette Herz. Eine außerordentlich anziehende Lektüre gewährt das so eben im Verlage von Wilhelm Hertz (Besserse Buchhandlung) in Berlin erschienene Buch: „Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst." Es wird dadurch die Bildergalerie geistreicher Berliner Frauen, die im Jahre 1833 durch das Epoche machende Buch über Rahel eröffnet wurde, mit einem neuen, für alle Zeiten Werth habenden Bildnisse bereichert. Henriette Herz hatte nicht den männlichen Geist und die Produktivität Rahel's; aber gerade ihre hohe Weiblichkeit, ihre Rezeptivität für alles Edle und Schöne machte sie lange Zeit zu einem anziehenderen und und viel geschickteren Mittelpunkte der Berliner Gesellschaft, als es die Erstere war. Der Herausgeber ihrer Denkwürdigkeiten hat sich durch die Zusammenstellung derselben aus ihren Notizen und Diktaten und durch Hinzufügung einer Lebensskizze der interessanten Frau Ansprüche auf den Dank ihrer zahlreichen Freunde erworben. Wir bedauern jedoch, daß er nicht auch aus dem Briefwechsel an sie und von ihr, der in ihrem eigenen Nachlasse, wie unter den Papieren der beiden Humboldt, Schleiermacher's, Friedrich's und Dorothea's von Schlegel und vieler anderen mehr oder weniger bekannten Personen, sich findet, eine Auswahl treffen konnte, indem darin ein wahrer Schatz von Bemerkungen über die Bildungsgeschichte Deutschlands während seines produktivsten halben Jahrhunderts enthalten ist. Wir selbst besitzen einige solcher Briefe, die Henriette Herz in den Jahren 1791 bis 1831 an einen ihr befreundeten Arzt in Schlesien gerichtet, und die wir sogar manchem der von ihr gezeichneten literarischen Bildnisse in der vorliegenden Schrift, wie treffend diese auch immer sind, wegen ihrer Unmittelbarkeit und ungekünstelten Darstellung des Augenblicks, vorziehen möchten. Harmonisch schön, wie ihre sinnonische Gestalt und ihr edler Kopf, mit dessen Bild das Buch nach einem Gemälde von Anton Graff geschmückt ist, war auch ihre Handschrift und ihre Ausdrucksweise. Es ließ sich wie anmuthigen Griechisch neben deren Niederdeutsch, so oft in der mit bankenswerther Sorgfalt zusammengestellten Lebensbeschreibung die eigenen Worte der Verstorbenen citirt werden. Sie hat dem Biographen, der ihr in ihren letzten Lebenstagen nahe gestanden, reichhaltige mündliche und schriftliche Mittheilungen aus ihrem Leben gemacht. Leider hat sie jedoch einmal aus Unmuth über indiskrete Veröffentlichung von Briefen, wie sie vor einigen Jahren von Dorow und Anderen stattfand, ihren Korrespondenzschatz zum größten Theil verbrannt, so daß von den an sie gerichteten Briefen nur noch ein kleiner Theil vorhanden ist.

Unter den Personen, die in den hinterlassenen Denkwürdigkeiten der Verstorbenen portraitirt werden, und zwar so, daß man wohl sagen kann, es werden von Jeder derselben mindestens einige Züge mitgetheilt, die uns noch nicht bekannt waren, befinden sich: Marcus Herz (berühmter Arzt, Gatte Henriette's), Moses Mendelssohn und seine Tochter, Dorothea Veit, nachmalige Gattin Friedrich's v. Schlegel, so wie dieser selbst, Karl Philipp Moritz, Mirabeau, Friedrich v. Gentz, Frau v. Groitbuus und Frau v. Eybenberg (zwei Schwestern, die auch in Varnhagen's Denkwürdigkeiten vorkommen), Wilhelm v. Humboldt, Schleiermacher, Frau v. Genlis, Jean Paul, Börne, die Herzogin Dorothea von Kurland, Elisa v. d. Recke, Frau v. Staël, August Wilhelm Schlegel, Schiller, Goethe, Ochlenschläger und viele Andere. Dem Herausgeber muß man dabei die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er besonders mit Bezug auf noch lebende Personen mit großer Discretion zu Werke gegangen und auch hierin das Andenken der Verstorbenen geehrt hat.

— Telegraphische Verbindung zwischen Nord-Amerika und Europa. Die New-Yorker Zeitungen enthalten ausführliche Nachrichten über den von Herrn Wilkes entworfenen Plan, eine elektro-telegraphische Linie zwischen Nord-Amerika und Europa anzulegen, zu deren Ausführung in jener Stadt eine Compagnie zusammengetreten ist. Er schlägt vor, einen eisernen Draht im Meere zu versenken, der von der östlichen Küste Neufundlands bis zur westlichen Küste Irlands reichen soll. Auf den zum Auffangen geeigneten Inseln, welche 300 engl. Meilen vom ersteren Lande entfernt liegen, will er eine Repeiterstation errichten, wodurch sich die Länge des Drahtes auf 1600 Meilen reduziren würde. Der Draht soll dicht am Grunde des Atlantischen Oceans fortlaufen. Herr Wilkes ist der Meinung, daß die Meerestiefe nie über zwei Meilen beträgt, und er vermuthet sogar, daß sie meistens nicht viel mehr als eine Meile sey. Sollte es aber auch unterseeische Thäler von 20 Meilen in der Tiefe und 50—60 in der Breite geben, so glaubt er doch, daß solche Schluchten keine unüberwindlichen Hindernisse darbieten würden, da man den Draht durch Stützen, die in Zwischenräumen von zwei Meilen oder weniger angebracht werden müßten, darüber wegführen könnte, so daß er nur 300 Faden unter der Oberfläche des Meeres liegen würde. (Wie aber die Stützen zu befestigen wären, wird nicht näher erklärt.) Alle zunächst Meilen soll ein Leinen, mit Maß und Flagge versehenes Floß geankert werden, das mit dem Drahte in Verbindung steht, so daß letzterer herausgenommen werden kann, wenn es nöthig wird, ihn auszubessern oder ihn zu erneuern; doch hält Herr Wilkes es nicht für möglich, daß ein in solcher Tiefe liegender Draht beschädigt werden könne. Um diese telegraphische Linie anzulegen, würden zwei Schiffe, die mit einer sehr einfachen Maschinerie arbeiten, hinreichen. Das Werk dürfte dann in zwei Jahren fertig seyn und etwa eine halbe Million Dollar (700,000 Thlr. preuß.) kosten. — Dieser Plan wird unseren Lesern gewiß etwas abenteuerlich vorkommen, und wir müssen gestehen, daß wir selbst einige Bedenken darüber hegen; allein wenn wir uns der Wunder erinnern, welche die Kräfte des Dampfes und der Elektrizität in den letzten Jahren verrichtet haben, so würde es leichtsinnig seyn, auch das kühnste Projekt von vorn herein für utopisch zu erklären. Ist wirklich eine Möglichkeit dazu vorhanden, so können wir uns versichert halten, daß der seltene Unternehmungs- und Erfindungsgeist der Yankees es zu Stande bringen wird.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Sonnabend den 29. Juni 1850.

Frankreich.

Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden.

„Die englische Revolution ist gegückt und hat heilsame Früchte getragen, weil sie von den intelligenten Klassen der Gesellschaft gemacht wurde, und zwar unter der Herrschaft einer drängenden Nothwendigkeit, weil sie ferner nicht weiter ging, als es die Abwendung und Tilgung einer speziellen Gefahr erheischte, und weil sie sich so wenig, wie möglich, von den bestehenden Existenzen entfernte, — oder, um es kurz zusammenzufassen: die englische Revolution ist gegückt, weil sie so wenig, als es irgend sein konnte, eine Revolution war. Die französische Revolution scheiterte in ihren verschiedenen Phasen stets, weil sie blind, sinnlos und destruktiv war, gemacht von den anschwellenden Kräften, den verderbtesten Herzen und den schmutzigsten Händen, welche das Land in seiner Betrunkenheit aufbieten konnte, ohne ein anderes Prinzip, als das, so viel, wie möglich, alles Bestehende umzustoßen oder bei Seite zu werfen."

Diese Worte bilden den Kern der Einleitung eines Aufsatzes, welchen die Quarterly-Review in Form einer Kritik der neuesten Schriften über die jüngste französische Revolution von Lamartine, Louis Blanc, Cauffidière, Adolphe Chenu u. s. w. ihren Lesern mittheilt. Der Standpunkt der genannten Review ist bekanntlich der streng torystische, und es dürfte nicht uninteressant seyn, auch einmal eine Stimme aus diesem Lager zu vernehmen.

„Das Erste", heißt es hier, „was uns in den Denkwürdigkeiten eines Lamartine, Louis Blanc, Cauffidière u. s. w., der Helden der Revolution von 1848, auffällt, ist der Umstand, daß sie und darthun, bis zu welchem Punkte Alle, sie und ihre Kollegen, armselige Geschöpfe waren. Einige von ihnen haben, wie wir wissen, allerdings an und für sich Talent. Der Eine ist ein Dichter, ein Anderer ein Aktronom, dieser ein geschickter Jurist, jener ein pikanter Journalist u. s. w. Um jedoch die Aufgaben zu erfüllen, welche der 24. Februar ihnen stellte, dazu fehlte es ihnen an jeglicher Befähigung. Frankreich hat sie gerichtet. Sie wußten von vorn herein nicht, wie sie beginnen, wußten nicht, wie sie fortfahren sollten. Aller Welt ein Gräuel, waren sie es sich unter einander gegenseitig selbst, und nachdem sie gegenwärtig in allgemeiner Verachtung gefallen, nimmt keiner von ihnen Anstand, zu behaupten, daß sie Alle diese Verachtung verdienen mit Ausnahme der eigenen Person. Der sentimentale Robespierre, Marat, der „Volksfreund", der verwegene Danton, der brutale Chaumette, Alle hatten sie eine Art wahnsinnigen Glaubens an ihre revolutionaire Sendung; sie waren aufrichtig; sie waren Enthusiasten und erreichten eine gewisse Erhabenheit im Verbrechen und im Schrecken. Ihre blassen Schatten aus der letzten Revolution, — die Lamartines, die Louis Blancs, die Ledru-Rollins und die Cauffidières, — haben weder die Aufrichtigkeit, noch die Energie, noch die Wildheit der alten Jakobiner. Weder ihre Herzen sind so schlecht, noch ihre Köpfe so stark, um mit ihren alten Lehrern und Meistern wetteifern zu können; — sie ragten höchstens nur „bis an ihre Busenkraufe", und wir befassen in ihnen thatsächlich nur die „zufälligen" Autoren und „sehr schlechten" Spieler einer Art von Parodie der großen Tragödie, welche an Zielding's „Tom-Thumb" erinnerte; aber ihre Posse hat furchtbare Folgen nach sich gezogen. In ihrer Verwegenheit, ihrer Unerfahrenheit und Unfähigkeit haben diese Charlatane Feuer aufs Theater geworfen, und obgleich sie selbst noch mit heiler Haut entwischen, ließen sie weit bessere Leute, als sie selbst sind, und Millionen öffentlichen und privaten Vermögens im Brande zugrundegehen. Und was noch schlimmer ist, ist der Umstand, daß, wenn sie selbst auch, so doch das Feuer noch nicht „gelöscht" worden.

„Ein anderer seltsamer Zug in den Memoiren der Revolutionshelden ist der, daß drei hervorragende Spieler des großen Stückes, Lamartine, Louis Blanc und Cauffidière, so viele Unwahrheiten über die Revolution ins Publikum schleudern. Was in ihren Herzen neu ist, ist nicht wahr — und was wahr ist, nicht neu. Sie schreiben offenbar weit weniger deswegen, um die wahren Ursachen des Vorganges zu entscheiden, als um sie zu verhüllen. Im Uebrigen tragen diese Schriften ganz den individuellen Charakter der Verfasser. Die von Lamartine ist Zuckerwasser, die von Louis Blanc ein lauerfüßes Getränk, während die Cauffidière's kurz nach Branntwein schmeckt; aber welche Verschiedenheit auch in ihrem Stile herrschen mag, Alle haben sie einen gemeinsamen Zug, eine bis zum Aeußersten gehende persönliche Eitelkeit, die selbst durch eine klägliche und lächerliche Niederlage nicht gedämpft wurde. Sie sind auch alle drei über ihren Sturz so erbaunt, wie die Welt es nur über ihr Emporkommen seyn konnte. Was Pascal über die allgemeine Abneigung gegen die Wahrheit sagt, findet ganz besonders auf sie Anwendung. „Es giebt", sagt Pascal, „verschiedene Stufen in dieser Abneigung gegen die Wahrheit; aber man kann sagen, sie herrsche in Aller Gemüthern, weil sie von der Eigenliebe nicht zu trennen ist." Eine so blinde Selbstvergötterung, wie sie die Herren Lamartine, Louis Blanc und Cauffidière üben, ist uns noch nicht vorgekommen. Aber gerade, je mehr sie sich rühmen, mit übermenschlicher Kraft und mit wunderbaren Thaten die Gesellschaft vor Mord und Plünderung bewahrt zu haben, desto größer wird ihre Verantwortlichkeit dafür, daß sie die Werkzeuge des Mordes und der Plünderung herausbeschworen und entfesselten. Wie gehehren ihnen gern das Verdienst zu, daß sie sich bemühten, sich in ihren hohen Stellungen zu erhalten, bald durch Reden und dramatische Scenen und öfter noch durch Täuschung, Betrug und Intrigue; aber außer diesem Motiv, in welchem das Ich eine so große Rolle spielt, — da ihre Macht und ihr eigenes Leben von der Wiederherstellung einer gewissen öffentlichen Ordnung abing — finden wir leider nichts in ihrem ganzen Benehmen, worauf ein Mann von gesundem Verstande und echtem Muthe stolz seyn könnte. Und das behaupten wir schon bei der Annahme, daß ihre geschichtlichen Darstellungen wahr seyen; was müssen wir aber erst sagen, wenn ein großer Theil ihrer Erzählungen noch überdies falsch, wesentlich falsch ist?"

Wir übergehen die Stellen, welche der Reviewer aus Louis Blanc anführt, in denen Letzterer selbst Lamartine des Irrthums, der Illusion und Erfindung zeiht.

„Louis Blanc", heißt es weiterhin, „hat in seiner Darstellung nichts wesentlich Neues beigebracht; aber spaßhaft ist es, zu sehen, mit welcher Naivetät der Verfasser den niedrigen und ungeheglichen Ursprung seiner Revolution eingesteht, während er zu gleicher Zeit die Thatsachen mit einem solchen Redepomp ausstattet, daß man sie gar nicht wiedererkennt. Alles, was wir bis 1848 von Louis Blanc's persönlichen Verhältnissen wissen, beschränkt sich darauf, daß er als Journalist an der „Reform" mitarbeitete, und daß er seine „Geschichte der zehn Jahre" und seine „Organisation der Arbeit" herausgegeben hatte. Durch die „Biographie der Nationalversammlung" erfahren wir, daß er 1813 geboren wurde; daß er mit siebzehn Jahren nach Paris kam, um daselbst sein Glück zu machen; daß er zuerst Schreiber bei einem Anwalt wurde, dann Hülfsschreiber an einer Schule, Informator in einer Familie und endlich Journalist. Wie er zu einem der Diktatoren Frankreichs avancirte, haben wir selbst mit angesehen."

Die Republik wurde in den Büreaus der „Reform" geschaffen. Und von hier aus gingen, wie wir auch durch Louis Blanc näher erfahren, die Namen der provisorischen Regierung. Von Louis Blanc wendet sich der Verfasser des Artikels in der Quarterly-Review zu Cauffidière.

„Ein Pariser Kritiker", sagt er, „Herr Eugen Pelletan, bedient sich in einer Kritik über Cauffidière's Memoiren des Ausdrucks: Cauffidière konspirirte gegen die Wahrheit. Diese Behauptung ist sehr richtig. Die Kredität seiner Anschuldigungen gegen Andere und die Freimüthigkeit einiger Geständnisse rücksichtlich seiner selbst tragen im Mindesten nichts dazu bei, seine Schandthaten zu demänteln oder gar zu verheidigen. Jene Anschuldigungen veranlaßten zwei seiner früheren Spießgesellen, Chenu und de la Hode, zu mannigfachen „Enthüllungen", welche dem Publikum Scenen und Dinge vorführten, wovon dasselbe vordem keine Ahnung hatte. Man muß bekennen, daß die Februar-Republik das wenigstens mit Sparta gemein hat, daß auch sie ihre Heloten sich betrinken ließ, um von dem Laster des Trunkes abzuschrecken. Eine wahrhaft klassische Manier, der Jugend Klugheit und Sittlichkeit beizubringen."

„Marc Cauffidière", lesen wir ferner, „ist der Sohn und Bruder von Verschwörern, ein großer Name in seiner Partei (nach dem Ausdruck eines bewunderungsstrahlenden Biographen), obgleich urspünglich, abwechselnd Fabrikant, Commis-Voyageur, dann wieder Fabrikant und zuletzt Verschwörer. Die Verschwörungskunst indeß scheint das eigentliche Gewerbe seines abenteuerlichen Lebens gewesen zu seyn. Man schildert ihn als einen Mann von mächtigen Gliedmaßen, von großem Benehmen, sinnlich, selten nüchtern, von einer gemeinen Sinnigkeit, sorglosen Geiste; aber ausgestattet mit Eigenschaften, die unter seinen Brüdern und Freunden ziemlich selten vorkommen, mit Treue und Ergebenheit für seine Partei, mit einem gesunden Verstande und mit Muth in schwierigen und gefährlichen Fällen. Er gehörte zur „Reform" nur unter dem Titel eines Commis-Voyageur; aber sein Eifer und seine Thätigkeit, überall Aufruhr auszusäen, während er Subskribenten für dieses herabgekommene Blatt suchte, ferner seine mehrmalige politische Gefangenschaft, seine Entschiedenheit und die Derbheit seines Charakters hatten ihm bei den Redacteuren des Journals und bei den Häuptern seiner Partei mehr Einfluß verschafft, als

Digitized by Google

ihm je seine soziale Stellung und sein untergeordneter Erwerbszweig hätten verleihen können.

„Mit ihm standen, sowohl in den geheimen Gesellschaften und Verschwörungen, als auch in den Büreaus der „Reform", zwei Individuen in engster Verbindung: Adolph Chenu, ein junger Schuhmacher, und Lucian de la Hodde, ein Literat, wie wir vermuthen, da er nicht nur für die „Reform", sondern auch für den „Charivari" Artikel schrieb. De la Hodde stand, wie man später erfuhr, im Sold der Polizei, und Cauffidière kennt seinen Mißhandlungen Chenu einen Verräther. De la Hodde wurde seines Einverständnisses mit der Polizei seitdem hinlänglich überführt, und er vertheidigt sich jetzt mit dem Vorgeben, er sey der Gesellschaft nicht nur im Allgemeinen nützlich gewesen, sondern habe auch den Personen, welche er verrathen, einen Dienst erwiesen, „weil er durch seine Anzeige der Polizei die Mittel verschaffte, dem Bösen zuvorzukommen, und auf diese Weise seine Freunde verhinderte, ihr Leben in verzweifelten Emeuten aufs Spiel zu setzen." Cauffidière behauptet, auch Chenu habe zur geheimen Polizei gehört; Chenu leugnet es. Wir unterressirts begnügen uns aus Mangel an Beweisen mit dem Glauben, daß nur starke Verdachtsgründe gegen ihn vorlagen, und wir fragen und, warum er auf das erste Zeichen Cauffidière's sogleich und so bereitwillig seine gewissermaßen höhere Stellung, welche ihm die Revolution in Paris verschafft hatte, aufgab, um sich als einfacher Volontair den Trübsalen und Kränkungen auszusetzen, welche ihn in Belgien und in Baden erwarteten, bei den gegen diese beiden Länder gerichteten Einfällen revolutionairen Gesindels. Wir erinnern hierbei auch an den freundschaftlichen Rath, welchen ein alter Polizeipräfekt einigen Verschwörern gab: „Bedenken Sie, meine Herren, daß, wenn drei von Ihnen zusammen sind, immer wenigstens Ein Spion darunter ist."

„Es scheint uns nicht zweifelhaft, daß Chenu und de la Hodde in sehr frühem Alter schon an republikanischen Verschwörungen Theilnehmenden begannen, und wahrscheinlich in vollster Aufrichtigkeit: man kann sich durch die Thaler der Polizei, diesen Sirenenklang der Verschwörer, verführen lassen und im Innersten des Herzens der Regierung doch sehr feindlich gesinnt bleiben. Ein englischer Reformer antwortete denen, welche ihn einer ähnlichen Bestechung ziehen: „Ich habe dem Volke geschrien, indem ich die Geldmittel seiner Feinde erschöpfen half." So viel ist indeß gewiß, daß Chenu und de la Hodde eine ihnen angewiesene Rolle in den Kämpfen des 24. Februars spielten und an denselben theilnahmen, am Morgen und namentlich auf dem Platz des Palais-Royal, wo die Insurgenten, da sie die Hauptmacht zum Weichen bringen konnten, Feuer anlegten und die Soldaten des Postens mit den Munitionsgarden, welche ihn verstheidigten, lebendig verbrannten. Nach dieser Heldenthat hielten Cauffidière, Emanuel Arago, Albert, de la Hodde, Chenu und die Uebrigen in den Büreaus der „Reform" Sitzung, wo sie mit Flocon, Louis Blanc u. s. w. die provisorische Regierung wählten. Nachdem dies geschehen, wurde Etienne Arago zum Postdirektor ernannt, und Chenu schlug Cauffidière zum Polizeipräfekten vor. Cauffidière scheint mit diesem Vorschlage nicht ganz zufrieden gewesen zu seyn und wollte lieber an der provisorischen Regierung theilnehmen: endlich jedoch resignirte er und trat seine Stellung an. Etienne Arago hatte sich inzwischen schon nach dem Postgebäude begeben, kam aber zurück und meldete, daß ihn die Beamten abgewiesen hätten. Chenu bot nun etwa funfzig Republikaner auf, die er gerade bei sich hatte, und diese installirten denn Arago ohne Weiteres. Nach dieser Expedition traf Chenu wieder mit seinem Freunde Cauffidière auf der Polizei-Präfektur zusammen, wo seine Bande sich als Garde des Präfekten organisirte: Chenu wurde Zähmer dieser Garde, während sich de la Hodde selbst zum Generalsecretair ernannte."

Der Reviewer giebt hierauf Auszüge, namentlich aus Chenu's Denkwürdigkeiten, um das „wilde und lüderliche" Leben im Polizei-Präfekturgebäude und Cauffidière's weitere Persönlichkeit darzustellen. Dabei geschieht des Umstandes, wie Cauffidière den de la Hodde, nachdem er seine früheren Spionerien erfahren, zum Selbstmorde zwingen will, ziemlich weitläuftige Erwähnung. Chenu's und de la Hodde's Memoiren, meint der Reviewer, „malen die Schwäche, die Tollheit, die Schlechtigkeit und endlich die Fasslichkeit der revolutionairen Partei so wahr, daß sie die beste Antwort sind auf alle Lobeserhebungen, welche ihr Lamartine und Louis Blanc widmen; und wir hoffen, daß jene Memoiren in Frankreich das Gefühl, dessen die Franzosen so sehr bedürfen, lebhaft hervorrufen werden, das Gefühl der Erniedrigung nämlich, welches sie empfinden müssen, wenn sie sehen, wie sie von so verachtungswerthen Menschen und so zufälligen Umständen betrogen wurden und ihnen zum Opfer fielen."

„Vergebens", fährt der Verfasser unseres Artikels fort, „verwahrt sich Lamartine vor der Verbindung mit diesen Menschen und namentlich mit Cauffidière; vergebens verschwendet er seine rhetorischen Blumen und dichterischen Metaphern, wie z. B.: „denn mit seiner (Cauffidière's) Hülfe machte ich Ordnung durch die Unordnung", — aber: „Ich war der Retter-Adeliger, der sich mit der Wolke in Einverständniß einließ, um ihr den Blitz zu entreißen" u. s. w. Wie fragen ihn indeß: Wer hatte denn die Unordnung gemacht? Wer hatte die Elemente zur Explosion zusammengebracht? und zu welchem dieses Verbrechen rechtfertigenden Zwecke und mit welchen mildernden Zeugen war es geschehen? Während und der Ex-Diktator mit einer so glorreichen Genugthuung seine Kämpfe auf dem „Stadthause" erzählt, nöthigt er uns zu der Entgegnung, daß er diese Kämpfe zu seiner eigenen Vertheidigung bestand. Wenn er so große Anstrengungen machte, das Fahrzeug zu retten, geschah es nur darum, weil er sich selbst an Bord befand; und wenn er sich zum Echo der Prahlereien des Ex-Präfekten der Polizei macht, der und da erzählt, mit welcher Schnelligkeit er die öffentliche Ruhe völlig wiederhergestellt, das Pflaster der Straßen in Ordnung gebracht und gereinigt, die Beleuchtungs-Apparate von neuem brauchbar gemacht, die Spießbüchsen unterbrückt und dem Diebsthal Einhalt gethan habe, — so vergessen sie alle Beide, daß das Dinge sind, welche die summarisch verfahrende und allmächtige Autorität eines unverantwortlichen Despotismus leicht vollführt und durchaus ins Werk setzen muß: eine Herrschaft des Schreckens gestaltet keine andere Unordnung als ihre eigene. Ein Polizei-Präfekt, der, wie Cauffidière gethan, seinen Beamten rundweg erklärt, er werde Jeden unten im Hofe des Hotels erschießen lassen, der sich irgend eines Vergehens oder einer Vernachlässigung schuldig mache, konnte allerdings sicher seyn, daß er die nöthige Macht besitze, die Portiers zur Reinlichhaltung des Trottoirs zu vermögen. Die Regierung, welche alle verwegenen Unruhestifter der Stadt in die Garnison der Präfektur einreihte und, wie Lamartine sagt, den „erhabenen" Gedanken hatte, 24,000 der schlimmsten Aufrührer aber Banditen der Revolution unter die Mobilgarde zu stecken, diese Regierung konnte natürlich sehr leicht sagen, sie habe die Zahl der unsäßen, obdachlosen Uebelthäter und der kleinen Diebe vermindert."

Lamartine, das läßt sich allerdings nicht leugnen, begießt, so zu sagen, Jeden, der ihm begegnet, mit dem kokbaren Balsam seines Panegyrikus, nur ein paar Menschen ausgenommen, z. B. Guizot und Thiers. Louis Blanc sieht in diesen Lobeshymnen Lamartine's nur das eitele Bestreben, wiederum Lob einzuärndten, — wobei nicht zu vergessen ist, daß Louis Blanc Lamartine diesen Vorwurf nur macht, weil er selbst immer noch nicht genügend von Letzterem gepriesen worden zu seyn glaubt.

„Wir", sagt der Reviewer, „vermuthen hinter diesem fast unterschiedslosen Panegyrikus ein anderes Motiv. Lamartine hat vielleicht noch nicht ernstlich dem Spiel der Revolutionen entsagt: er ist vor der Hand unter der Fluth verschwunden; aber er kann plötzlich wieder einmal auf der Oberfläche erscheinen. Noch einige Umdrehungen des Glücksrades, und der Graf von Paris kann nach den Tuillerien zurückkehren oder Louis Blanc ins Luxembourg, Marrast ins Palais Bourbon und Marc Cauffidière nebst dem würdigen Kommandanten Pornin ins Präfekturgebäude. Wenn die Politik Lamartine's auch nicht eben tief ist, so erhält sie sich wenigstens auf der Stufe der berühmten Maxime Rochefoucault's: „Lobe mit Deinen Freunden so, als ob sie einst Deine Feinde, und mit Deinen Feinden, als ob sie einst Deine Freunde werden sollten!" Brydone spricht in seinen „Reisen" von einem originellen Engländer, der in Rom niemals ermangelte, vor einer Zuplerstatue den Hut zu ziehen. Als man ihn um den Grund dieser Bizarrerie fragte, entgegnete er: „Wer weiß, ob Seine Göttlichkeit nicht einst Lages wiederum in seinen Tempel eingesetzt wird?" Vielleicht erinnert er sich dann derer, welche in den Tagen seiner Ungnade freundlich gegen ihn waren." — Und gerade so macht es auch Lamartine uns jetzt seinen Hut nicht nur vor Jupiter, sondern auch vor Pasquino, vor Marforio und selbst vor Silen."

Nachdem der Reviewer der Art über einige Helden der französischen Revolution gesprochen, läßt er sich noch eines Weiteren in kritischer Weise über die neuen und neuesten Zustände der Republik aus.

„Emyum", heißt es bei ihm, „das französische Volk oder vielmehr die funfzig Verschwörer und zweitausend Banditen, welche sich seinen Namen und seine Rechte anmaßten, vertrieben Louis Philipp mit seiner Familie, einen Mann, merkwürdig durch seine persönlichen Talente und Privattugenden, einen König, welcher kein anderes Unrecht gethan, als daß er von vorn herein seine Krone aus den Händen der Empörung angenommen, wie es sein einziger Fehler seyn wird, es hoffnungslos versucht zu haben, ein Volk gesetzlich zu regieren, ein Volk, das nie anders, als durch Willkürmacht oder irgend etwas Verwandtes, wird regiert werden können. Und was hat das Volk bei diesem Wechsel gewonnen? Unfähige Minister, welche alle Monat Anderen Platz machen mußten; drei Diktatoren hinter einander, einen Gecken, einen Jakobiner und eine Puppe, welche alle drei nicht durch das Gesetz, sondern durch die Gewalt regierten und von denen zwei schon vom Geschick des Ostrazismus getroffen wurden. Frankreich hat jenes Khalifsystem bekommen, welches, auf den Geist der Parteiung, auf die Hinterlist und den Schrecken gegründet, sich das allgemeine Stimmrecht nennt. Dieses System hat, ehe es noch seine traurigen Elemente enthüllt, schon bewiesen, daß es die Freiheit nicht schützen kann, und daß es sicher zu einem Despotismus führen muß, welcher zweifelsohne den des Konvents und Bonaparte's ähnlich seyn wird. Haben wir es nöthig, unsere Leser erst an die Scenen des Wahnsinns, der Plünderung, der Intrigue und Verwirrung zu erinnern, welche das Memorama Lamartine's bilden, oder an die 10,000 Todten und 12,000 Gefangenen der Insurrektionschlacht des Generals Cavaignac? Wissen sie nicht, daß man gegenwärtig in dem Lande der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" mehr politische Gefangene zählt, als die Bastille während ihres vierhundertjährigen Bestehens in sich aufgenommen hat! Und die Einzelnheiten des Despotismus, welchen die Verschlossenheit des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich erzeugt hat, sind noch viel ausschweifender. Während wir dies schreiben, bieten sich uns zwei Umstände dar, welche man in Paris für trivial und lächerlich hält, die uns indeß in Bezug auf das System revolutionairer Gesetzgebungen und Regierungen sehr charakteristisch erscheinen.

„Das Journal des Débats vom 27. Februar 1850 bringt eine Diskussion, welche den Tag vorher in der Nationalversammlung über die folgenden beiden Punkte stattgefunden: im August 1848 war ein Gesetz votirt worden, um die Verösfentlichung von Anschlägen und Plakaten u. s. w. zu ordnen; dieses Gesetz jedoch enthielt eine Ausnahme-Klausel zu Gunsten der Zirkulare, Ansprachen u. s. w. der Kandidaten fünfundvierzig Tage lang vor einer allgemeinen Wahl. Die Vertreibung und das Exil Ledru-Rollin's, Boichot's u. s. w. schien dreißig Bakanzen von den Vertretern. Die Regierung wollte nun nichts von der Rechtswohlthat jener Klausel für die Kandidaten wissen, indem sie erklärte, es seyen keine „allgemeine" Wahlen. Die Opposition dagegen behauptete, daß die ersten Prinzipien der Wahlfreiheit eine entgegengesetzte Erklärung diktirten, und daß es unsinn wäre, zu sagen, eine allgemeine Wahl gebe dem Kandidaten eine

Bergänglichkeit, die ihm dann jedoch nicht mehr zustehe, wenn er derselben zur Aufrechthaltung seiner Kandidatur gerade am meisten bedürftig sey. Das Wort „allgemeine" Wahlen, fügte man hinzu, bedeute eben alle Wahlen zur Nationalversammlung, nun sie von den lokalen und besonderen Wahlen der Mitglieder zu den Gemeinderäthen, Departementsräthen u. s. w. zu unterscheiden; jedenfalls war diese Erklärung die allernatürlichste und einfachste, wie sie eben der gesunde Menschenverstand eingeben konnte, und wäre sie zweifelhaft gewesen, so mußte man erwarten, eine auf dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Nationalversammlung werde sogleich eine so unsinnige Beschränkung der Freiheit der Wähler beseitigen. Nichts von alledem. Als sich ein Mitglied der Opposition über die Unterdrückung des Zieharlers eines Kandidaten durch einen der Departementspräfekten beschwerte, eröffneten ihm die Minister, das dies auf ihren Befehl stattgefunden habe, und die Versammlung ging sanft ohne alle Debatte zur Tagesordnung über! Ja, man hat noch mehr: man brachte bald darauf einen Gesetzvorschlag zur Abschaffung jenes Veibeligiums selbst bei den allgemeinen Wahlen ein: und fortwährend noch proponirt man neue und strenge Beschränkungen der Presse, die noch viel schlimmer sind, als die Ordonnanzen Karl's X. oder die Septembergesetze Louis Philipp's. Und das Journal des Débats ist keck genug, zu behaupten, es geschehe dies Alles um der Freiheit willen. „O Freiheit", rief Madame Roland aus, „welche Gransamkeiten hat man schon in Deinem Namen begangen!" "

(Schluß folgt.)

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Schluß.)

Aus dem von uns entworfenen Gemälde wird man hoffentlich erkannt haben, wie groß die Verwirrung des intellektuellen Lebens in Deutschland gewesen ist. Wenn man diese Bewegung in ihrer ganzen Erscheinung auffaßt, so läßt sie sich als ein Gemisch von Erstarrung und Gewaltthätigkeit, von pomphaften Hirngespinnsten und tiefem Mißmuth charakterisiren. Dieser Anblick wird noch trauriger, wenn man an das eitrige und edle Leben denkt, welches die Gesellschaft früher bewegte. Verwirrt durch das Unvermuthete der Begebenheiten, oder verführt durch knabenhafte Hoffnungen, haben es die Publizisten nicht gewagt, die Revolution einer strengen Kritik zu unterwerfen und ihre wahre Bedeutung auseinanderzulegen. Die ganze politische Literatur, die nie doch vor kurzem so interessant war, ist mit einemmale schwach und feigvil geworden. Indessen mitten in dieser durch die Demagogie hervorgebrachten Unordnung, mitten in dieser Erschlaffung und allgemeinen Zerstreuung der Geiste r haben sich an manchen Orten tröstliche Symptome bemerkbar gemacht. Die Philosophie wurde aus ihrer einsamen Begeisterung herausgerissen und mit Gewalt ihrem Wachwerke gegenüber gestellt, damit sie sich dasselbe ansähe. Es scheint, als wenn der Anblick sie erschüttert hat. Schon brodachten ihre Dolmetschen Stillschweigen, vielleicht besannen sie sich eines Besseren, wenn sie in die Tiefe ihres Gewissens hinabsteigen und sich selbst betrachten. Die Selbsterkenntniß sollte Jedermanns Tugend seyn; sie ist in allen denkwürdigen Epochen der Philosophie das heilbringende Verfahren der Reformatoren gewesen, sie ist auch für die Gesellschaften das Gesetz der Besserung und Wohlfahrt. Schon seit vielen Jahren kennt sich der Mensch selbst nicht mehr; er hat sich äußerlich vertheilt und sich selbst verloren. Seine Triumphe über die Sinnenwelt haben noch dazu beigetragen, ihn zu täuschen, ihm sein eigenes Selbst zu verbergen, und die Höflingssklaue ermangelte nicht, mit tausend Stimmen seine Trunkenheit zu preisen. Indem der Mensch sich selbst verlor, verlor er auch Gott, verlor er die Begriffe der Gesetzlichkeit und wurde darum ein Spielzeug der Lüge. Pascal sagte: „Wer aus dem Menschen einen Engel machen will, macht ein wildes Thier aus ihm." Bei den Hegelianern ist dies noch schlimmer gewesen; sie haben dem menschlichen Geschlechte zugerufen: „Du bist Gott!" und sie haben es zum Vieh erniedrigt. Welches ist nun das Heilmittel für so außerordentliche Uebel? Esgiebt nur eines, und dieses eine ist — Menschen zu schaffen.

Wenn der Mensch wieder in der Aufrichtigkeit seiner Natur erscheint, dann ist das Problem gelöst. Was Sokrates den Sophisten gegenüber that, was Descartes unter den letzten Schatten des Mittelalters that, das müßte ein Jeder von uns zu thun wissen, heute mehr, denn jemals, um so viele lügenhafte Systeme und mörderische Verfährungen zu bekriegen. Möge endlich doch der Mensch sich selbst erkennen und sich wiederfinden, so wird er auch Gott, die Gesetze der Ordnung und die wohlthätigen Bahnen des Fortschritts wiederfinden. Die Völker sowohl, wie die Individuen, müssen in sich gehen und die zerbrochene Kette ihrer Traditionen erneuern; dann nur werden die Masseroden aufhören, und die menschlichen Geschlechter werden mit ihrer ursprünglichen Energie ihren Platz und ihre Verrichtungen wieder einnehmen. Wohin sind die Tugenden des französischen Geistes? wohin seine Bestimmtheit, Geradheit und muthvolle Reinheit? — Was ist aus dem edlen Spiritualismus Deutschlands geworden? — So lange der biedere Sinn unserer Lander nicht die Heucheleien des Sozialismus aus dem Wege geräumt hat; so lange der deutsche Spiritualismus nicht für immer die verächtlichen Lehren der Hegelschen Schule besiegt hat, so lange muß man auf fruchtbringende Werke verzichten. Die so häufigen Communicationsmittel, durch welche jetzt die Völker so leicht vereinigt werden, bieten neben ihren unzähligen Wohlthaten auch viele ernste Gefahren dar. Die größte dieser Gefahren besteht in der Nachahmung des Lasters, in der Vernachlässigung des Charakters und der Tugenden des Volkes. Ein seinen natürlichen Leiden ungetreues Volk kann nur eine erkünstelte Literatur hervorbringen, die naturwidrigsten Geister verdanken immer Etwas der Tradition ihres Landes, und wenn diese Tradition fehlt, so sind Poesie und Philosophie immer unecht. Deutschland giebt uns ein beklagenswerthes Beispiel von dieser Abtrünnigkeit eines großen Volkes. Gegenwärtig, wo es sich neu gestalten will, scheint es geneigt, sich zu vernichten. Wie viel wird es noch bedürfen, um seine Kräfte wieder zu sammeln! Der Absolutismus drückt es von der einen Seite, von der anderen wird es durch die Demagogie bedroht. Vor Allem aber ist es der letztere Feind, der zu fürchten ist. Welches innere Hinderniß würde wohl im Stande seyn können, Deutschland in seiner gesetzlichen Bewegung aufzuhalten, wenn es nur die Anmaßungen eines thätigen Absolutismus zu besiegen hätte? Wenn alle Rathgeber dieses schönen Landes, alle seine Publizisten, Philosophen und Dichter der gegenwärtigen nachtvollen Lage ein Ende zu machen wünschen, so mögen sie sämmtlich daran arbeiten, ihm seine Traditionen, sein Genie und seine Tugenden wiederzugeben. Dadurch, für das Land eines Leibniz, Kant, Schiller und Jean Paul giebt es nichts Widersinnlicheres, als der Materialismus. Darum kenne Jeder das Prinzip des gegenwärtigen Zustandes kennen und überlege es sich, es heißt: der furchtbarste Feind Deutschlands ist die Demagogie, und die Hegelsche Philosophie ist dieses Feindes stärkste Stütze.

Nun, es giebt ein Heilmittel, und zwar das wirksamste, das jetzt in den Händen der deutschen Völker ist. Was ganz besonders die Aufschweifungen der Schriftsteller Deutschlands beförderte, war die Halsstarrigkeit der Regierungen, mit welcher sie jegliche Reform verweigerten. Seit langer Zeit war der öffentliche Geist zur Ausübung seiner Rechte reif: selbe man sich nun vor, was dieser edle und lebhafte Gedanke unter der demüthigenden Vormundschaft, die ihm jede Thätigkeit, zu handeln, absprach, leiden mußte, denke man ferner, wie dieser rege Geist gezwungen war, sich unaufhörlich um sich selbst zu drehen, wie er verdammt war, sich zu quälen und sich selbst zu zerfleischen, — und man wird dann es nicht mehr unbegreiflich finden, daß Deutschland in eine namenlose Verwirrung gerieth. Aber alle diese Saturnalien des Arbeismus in dem Vaterlande des großen Leibniz können nur als fratzenhafte Erscheinungen jenes Delirium betrachtet werden. Heute ist Alles anders. Aus den Märzrevolutionen ist wenigstens eine konstitutionelle Regierung, die seit 1813 immer versprochen, aber immer verweigert worden war, gereitet worden. Das politische Leben ist vorhanden. Der deutsche Geist, der trübse sich nur in Büchern abarbeitete, sieht jetzt eine weite und glänzende Bahn seiner Anstrengung eröffnet; er hat Pflichten zu erfüllen und Rechte auszuüben. Das Licht der Sonne wird ihm auch die Heiterkeit wiedergeben, und der Anblick der reellen Dinge wird ihn von den Abgründen zurückhalten. Schon hat Alles, was das praktische der parlamentarischen Regierungsform betrifft, einen Aufruf, das lebhafteste Interesse zu erregen. Alle neulich in Berlin verhandelten Fragen und die Schriften, welche sie hervorriefen, bezeugen einen gesunde Thätigkeit. Während Stahl mit einer geschickten Mäßigung die Prärogative der königlichen Macht in Anspruch nimmt, erheben sich neue Talente für die Vertheidigung der Rechte des Landes. Die bis jetzt so mittelmäßige Presse fängt wieder an, eine originelle Physiognomie anzunehmen, und sie wird bald einen der vorzüglichsten Elemente verjungen politischen Literatur seyn, von der wir oben gesprochen haben. Es ist bemerkenswerth, daß die neuesten Schriften über die zu Berlin und Wien verhandelten Probleme fast alle den ersteren Parteien fremd und vielmehr der Ausdruck jener aufgeklärten, freisinnigen und intelligenten Majorität sind, welche überall, wo sie es verstebt, sich selbst zu beherrschen, die Ehre und Stärke der civilisirten Länder ist. Diese Majorität war in Deutschland lange Zeit der Narr ihrer Hirngespinnste, und darum wurde sie beim ersten Anlaufe der Revolution zerstreut und der Willkür der Begebenheiten preisgegeben. Hoffen wir, daß die ernste Ausübung des politischen Lebens alle moralischen Kräfte dieses großen Landes wieder sammeln werde. Aber ein Jeder sey wach! Es ist keine Zeit zu schlafen. Wahrlich, diese Stunde schlägt für die Völker, welche frei seyn wollen, niemals: der Kampf läßt keinen Waffenstillstand zu, und der Sieg muß jenen Tag durch die Wachsamkeit Aller behauptet werden. Deutschland ist mit Entschiedenheit in diese mühsame Bahn eingetreten, es wird es auch an seiner Schnelligkeit nicht fehlen lassen.

(K. d. d. M.)

England.

Das Innere der englischen Bank.*)

Eine der größten Merkwürdigkeiten der Bank von England ist das Wäge-Amt, welches erst seit einigen Jahren existirt. Eine von kurzem erlassene Verordnung, die Prüfung der Goldstücke betreffend, und die große Zahl derselben, die nicht das volle Gewicht hielten, stellten die Nothwendigkeit heraus, den inneren Werth jeder Münzen mit strenger Genauigkeit zu bestimmen. Die Direktoren der Bank hatten schon Alles gethan, was von ihnen abhing, um den Unannehmlichkeiten, die aus jenem Umstande hervorgingen, und den fortwährenden Klagen, zu denen er Veranlassung gab, abzuhelfen: Mehrere Millionen Sovereigns waren einzeln gewogen und die, welche nicht das gesetzmäßige Gewicht hatten, von den vollwichtigen abgesondert worden. Endlich hat man jedoch zu dieser Operation eine eben so einfache als sinnreiche Maschine ersunden. Zu ein rundes Rohr werden 50—100 Sovereigns gethan, wichtige und leichte ohne Unterschied, welche, indem sie durch das Rohr gleiten, mit einem Mechanismus in Berührung kommen, der unten angebracht ist und wodurch die leichten zur Seite gestoßen werden, während die vollwichtigen in eine besondere Abtheilung fallen. Die Ersteren werden dann vermittelst einer Maschine, die mit unvergleichlicher Genauigkeit und Schnelligkeit arbeitet, durchgeschnitten. Die Wägemaschine kann 33,000 Sovereigns täglich wägen **) und die Schneidemaschine 200 in der Minute vernichten.

*) Aus der History of the Bank of England, by J. Francis.

**) Viele Sachverständige betrachten diese Wägemaschine, welche von Herrn Cotton er-

Digitized by Google

Wenn Gold in bedeutender Quantität verlangt wird, so kann die Bank im Laufe eines Tages so viel in Säcken liefern, als man ihr abfordert; aber die größte Summe, welche man in einem Tage auszahlen kann, zu welchem Zwecke fünfundzwanzig Commis angestellt sind, würde ungefähr 50,000 Pfd. Sterl. (382,000 Thlr.) seyn. Wenn die Banquiers oder Handlungshäuser bedeutende Summen fordern, so haben die Zahlenden die Gewohnheit, 23 Sovereigns zu zählen, diese auf eine Seite der Wagschale zu legen und weitere 23 auf die andere Seite. Halten sich beide das Gleichgewicht, was die Richtigkeit der Wagschale beweist, so vermuthet man nachher die Zahl der Sovereigns in jeder Schale auf 200. Man verschert sich alsdann von neuem der Genauigkeit des Wäge-Apparats: ist die Probe nach Wunsch ausgefallen, so kommt man die eine Schale, und die 200 Sovereigns, welche in der anderen zurückbleiben, dienen den ganzen Tag als Richtschnur, wonach alle Summen gewogen werden, die sich durch 200 theilen lassen, ohne daß man nachzuzählen brauchte. Auf diese Art kann man tausend Sovereigns in einigen Minuten auszahlen, und die Bank hat dergestalt einmal mehr als 300,000 Pfd. Sterl. (2,050,000 Thlr.) in Gold an einem Tage weggegeben.

Die Banknoten werden durch einen neuen Mechanismus gedruckt, der auch in Oesterreich und Irland angenommen ist, und dessen Prinzip darin besteht, den Dampf zu den Verrichtungen anzuwenden, zu welchen man sich früher der Hand bediente. Was die Maschinen betrifft, die zum Numeriren der Banknoten gebraucht werden, deren jede ihre besondere Nummer bekömmt, welche aber auf der rechten sowohl, als auf der linken Seite stehen muß, so sind diese von Bramah erfunden und seit beinahe funfzig Jahren in Gebrauch. Ihr Prinzip ist übrigens sehr einfach; sobald nämlich eine Note gedruckt ist, und in dem Augenblick, wo man den Rahmen umkehrt, um sie wegzunehmen und eine andere an ihre Stelle zu setzen, wird vermittelst einer Stahlfeder, die an dem Rahmen angebracht ist, die Nummer der so eben gedruckten Note durch die darauf folgende ersetzt. Alle hierzu gehörigen Arbeiten werden in dem Etablissement selbst besorgt, und die Pressen, welche man gebraucht, sind von Cowper verfertigt.

Die Bank von England wird von einem Direktorium verwaltet, das jede Woche eine Sitzung hält und den Bericht über den Geschäftsstand der Anstalt entgegennimmt. Die Majorität kann, wenn sie es für rathsam hält, das System, nach welchem die Angelegenheiten der Bank verwaltet werden, einer durchgreifenden Reform unterwerfen. Acht Direktoren schreiben jedes Jahr aus und werden von anderen ersetzt. Die Versammlung der Actionaire ernennt diese; man übergiebt ihr jedoch eine Liste der Kandidaten, die sie in der Regel genehmigt. Quäker und Juden sind nicht wohlthätig, obgleich eine große Zahl derselben im Finanzfach vorzugsweise kompetent ist. Man muß, um eine Stimme zu haben, ein Kapital von 500 Pfd. Sterl. in Bank-Actien besitzen; um die Functionen eines Direktors auszuüben, 2000 Pfd. Sterl.; ein Vice-Gouverneur muß 3000 Pfd. Sterl. und ein Gouverneur 4000 Pfd. Sterl. haben. Dem Herkommen nach besitzen die Direktoren nie mehr als diese Summe in Bank-Actien; außerdem sind sie für die Führung der Geschäfte verantwortlich und in gewissen vorher bestimmten Fällen einer Strafe unterworfen. Der Gouverneur oder der Vice-Gouverneur leitet mit Beihülfe von drei Direktoren die laufenden Geschäfte.

Die Bank von England, zu deren Unternehmungen ursprünglich vierundfunfzig Beamte andreichten, hat in diesem Augenblick über neunhundert, deren Gehalte zusammen mehr als 210,000 Pfd. Sterl. (1,400,000 Thlr.) betragen.

Das Bankgebäude, das in seinen einzelnen Theilen aus verschiedenen Zeiten datirt, bietet in seiner Architektur eine Nachahmung von römischen Bauwerken dar. So ist der Saal der dreipfeilerigen Konsols, der 90 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite mißt, nach dem Muster der antiken Bäder gebaut. Das Bäreau des Haupt-Kassierers erinnert an den Tempel der Sonne und des Mondes in Rom. Eine Kolonnade, welche einen der Höfe ziert, ist dem Tempel der Sibylle entlehnt. Endlich führt der Eingang in den sogenannten Hof der Barren durch eine schöne Arkade, die eine Kopie des Triumphbogens des Konstantin ist, und deren Zierrathen dem Tempel des rächenden Mars nachgebildet sind.

Mannigfaltiges.

— Fanny Lewald in Frankreich. Herr Alex. Thomas bespricht im neuesten Hefte der Revue des deux Mondes Fräulein Fanny Lewald's „Erinnerungen aus dem Jahre 1848". Wir sind es der Verfasserin schuldig, nachdem wir der Strenge gedacht, mit welcher die englische Kritik ihren Roman „Prinz Louis Ferdinand" verantwortete, auch der Anerkennung zu gedenken, die ihr die französische Kritik, und zwar durch die Feder eines so kenntnißreichen und unbefangenen Mannes, zu Theil werden läßt. Ohne Furcht und Tadel, so sagt Herr Alex. Thomas, habe sich die Verfasserin im Jahre 1848 von einem Ende Deutschlands an das andere nun oder eben so nach Paris begeben, um in einer Zeit, wo Alles entweder in unverständiger Thätigkeit oder in furchtsamer Unthätigkeit war, ruhig und prüfend die Dinge zu betrachten und sich darauf ein objektives Urtheil zu bilden. Herr Thomas will durchaus nicht zugeben, daß auch Fanny Lewald zu den sozialistisch-humanitären Blaustrümpfen gehöre, deren Gegner er eben so entschieden ist, wie es die englischen Reviewer nur irgend seyn können. Allerdings schwärmt die Verfasserin in ihrem Buche für deutsche Einheit, Schleswig-Holstein, freie Presse und gleiche Berechtigung Aller, aber sie bleibt dabei innerhalb der Gränzlinien des Möglichen und Erreichbaren und lächelt über die Träume der Sozialisten und der emanzipirten Frauen. Besonders die französischen Extravaganzen verspottet sie mit humor und trefflicher Charakterzeichnung, während sie gegen die deutsche Demokratie minder streng, ja, wie auch Herr Alex. Thomas zugiebt, mitunter etwas zu nachsichtig ist. „In Abrotenheil George Sand's", sagt der französische Kritiker, „hat sich Fräulein Lewald in Paris mit Frau Dan. Stern begnügt und diese, ich will nicht gerade sagen, zum Opfer, doch zum Stichblatte einer ihrer Zeichnungen gemacht. In Ermangelung des Originals, mußte sie freilich mit der Kopie der emanzipirten Frau fürlieb nehmen, und wahrscheinlich aus Unmuth über dieses Plagiat hat sie ihre Darstellung mit allen den kleinen Perfidien ausgestattet, für die sich die Portraitiste schwerlich bedanken wird." — Ihr Besuch bei dem kranken H. Heine, der auf dem Siechbette zur Erkenntniß der menschlichen Abhängigkeit von überirdischem Walten gelangte, ist in der französischen Uebersetzung eben so interessant zu lesen, wie im Originale, aus welchem die Skizze zur Zeit in die Feuilletons mehrerer deutschen Zeitungen übergegangen. Nicht minder ergötzt sich der französische Kritiker an der von der Verfasserin geschilderten Soiree beim Minister Hanfemann, dem „Gegner aller idealistischen Politik", dem „bis zum Exzeß praktischen Manne", wo sie unter anderen berühmten Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung die Herren Mros und Kiolbassa antraf, die sich auch in Frankreich bereits einen Namen erworben haben, und deren Weltruf, wie es scheint, auch nachdem sie sich wieder in ihre obrigkeitliche Dunkelheit zurückgezogen, für alle Zeiten gesichert ist. — Herrn Thomas hat die Lektüre dieses Buches so viel Vergnügen gemacht, daß er sehr bald in einer ausführlicheren Kritik das französische Publikum auch mit dem Romane „Prinz Louis Ferdinand" bekannt zu machen gedenkt.

— „Ein Philosoph unter dem Dache, Tagebuch eines Glücklichen". So lautet der Titel eines von dem anmuthigen französischen Sittenschilderer Emil Souvestre kürzlich herausgegebenen kleinen Buches.*) Das Tagebuch umfaßt ein einziges Lebensjahr eines Glücklichen, d. h., nach Herrn Souvestre, „eines Mannes, der seine bescheidene Rolle in der Welt ohne Mißverstehen spielt und sich, so zu sagen, den Geschmack an der Armuth erhält." Das Leben dieses ungekannten Denkers verfließt in einer Dachstube. Den dort oben beobachtet er die Pariser Welt in ihrem Glanz und ihrem Glanze, in den Momenten ihrer großen politischen Ereignisse, wie in der Trübseligkeit ihrer täglichen Aufläufe und Skandale. Besonders an die kleinen Volksauftritten sind diese kleine Schrift gerichtet, und nur anerkennen kann man ihren sittlichen Zweck, der sich in der Verehrung zu erkennen giebt, welche er unter der Form eines rührenden Selbstbekenntnisses, von der stillen Resignation und einem aufrichtigen, gottesfürchtigen Herzen ausspricht.

— Die französischen Maschinenbauer und der Freihandel. Der Maschinenbauer-Verein (L'union des constructeurs mécaniciens) in Paris hat kürzlich dem französischen Handelsminister eine Bittschrift überreicht, worin er die Aufhebung aller Lehrstühle der Staatsökonomie (économie politique) nachsucht. Merkwürdig genug, hat diese Bitte keinen anderen Grund, als den Umstand, daß die Professoren der Staatsökonomie jetzt überall gegen das französische Prohibitiv-System und für den freien Handel sind. Noch merkwürdiger aber ist, daß der Minister Dumas nicht abgeneigt scheint, auf das Verlangen der Maschinenbauer einzugehen.

— Australien in Berlin. Wer sich auf einen Augenblick nach dem fünften Welttheil versetzen will, muß ein hiesiges Kaffeehaus besuchen, das sich nicht mit Unrecht das Australische nennt. Wahrscheinlich steht der Besitzer mit den Auswanderern in Verbindung, die sich im Laufe des verflossenen Jahres in bedeutender Anzahl von Berlin nach jenem Lande begaben. Man findet hier eine höchst interessante Auswahl von australischen Blättern, nämlich die in Adelaide erscheinende South Australian Gazette, die Melbourner Daily News und den Argus, die alle ein ganz respektables Aeußere haben, das an die bessereneglischen Provinzialzeitungen oder an die New-Yorker Journale erinnert, wogegen die „deutsche Post" in sehr unscheinbarer Form auftritt und auch durch ihren Inhalt sich nicht gerade zum besten empfiehlt. Aus der Lektüre der englischen Blätter aber kann man sich ein ungemein anschauliches Bild der dortigen Zustände zusammenstellen, deren Anklänge an die der Vereinigten Staaten sich durchaus nicht verkennen lassen. Merkwürdig ist es dabei, daß fast jede Nummer der australischen Zeitungen sich mit dem Goldlande Kalifornien beschäftigt, das sie, obwohl durch die halbe Erdkugel von ihnen geschieden, als einen ihrer nächsten Nachbarn zu betrachten scheinen.

*) Un philosophe sous les toits, journal d'un homme heureux, par M. Emile Souvestre.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Achtunddreißigster Band.

Juli bis Dezember.

1850.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Allgemeines.

Oktober: Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich. (August 1850.) 118.

Spanien.

August: Don Juan Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas. 92.

Dezember: Lebensbeschreibungen der Königinnen von Spanien. 150.

Frankreich.

Juli: Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden. (Schluß.) 79. — Briefe eines Engländers über Paris. I. Paris bei Nacht. II. Die Advokaten und Literaten. 80. — III. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft. 81. — Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise. 83. — Beranger. Eine literarische Studie nach Gustave Planche. 87. — Granier de Cassagnac, über die Ursachen der französischen Revolution. 88. — Zur Geschichte der französischen Literatur. Die Conteurs im sechzehnten Jahrhundert. 89. — Louis Bonaparte und der Talisman Karl's des Großen. 90.

August: Ueber die Entwicklung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV. 94. — Das Urtheil eines Amerikaners über Napoleon. 100. — Die sozialistische Färbung der jetzigen französischen Regierung. 101. — Die Flucht des Königs Ludwig Philipp und Herr v. Lamartine. 105.

September: Die Bourgeoisie und die französische Revolution. 107. — General Cgalité. 107. — Chronologische Biographie Ludwig Philipp's. Von ihm selbst geschrieben. 110. — Ueber Gefangene, Einkerkerung und Gefängnisse. 113. — Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution. Journal des Débats. Constitutionnel. Presse. Evénement. 114. — II. La Patrie. Le Pouvoir. Napoléon. Courrier français. Ordre. Assemblée nationale. 117.

Oktober: Mademoiselle Rachel und Lydia. 119. — Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution. Gazette de France. Opinion publique. L'Union. Paya. Univers catholique. Crédit. Siècle. National. Révolution démocratique et sociale. Le Tribune des peuples. Le Temps. La Réforme. Démocratie pacifique. Phalanstère. République. Voix du peuple. Peuple. Liberté. Gazette des tribunaux. Le Droit. Corsaire. Charivari. 122. — Politische und soziale Fragen. Ueber die Mittel, Armuth zu mildern. 126. — Ledru-Rollin. 127. — Politische und soziale Fragen. II. Welchen Gewinn kann man von der Vervollkommnung der Arbeit und der Vermehrung des Kapitals erwarten? Unterscheidung der natürlichen und der künstlichen Ursachen der Armuth. 128. — III. Die Mittel, welche die künstlichen und natürlichen Ursachen der Armuth beseitigen, bringen uns der Freiheit und Gerechtigkeit näher. 129. — Die protestantischen Diakonissinnen in Paris. 130. — Politische und soziale Fragen. IV. Die Mitwirkung der Moral ist so nothwendig, als die der Gesetzgebung, um die Armuth zu besiegen. Die Verantwortlichkeit des Individuums. 130.

November: Ledru-Rollin's Buch: „Ueber den Verfall Englands", von Engländern beurtheilt. 134. — Die „Jüngsten Tages-Pamphlets" von Thomas Karlyle. I. 137. — II. 139. — Deutsche Studien in Frankreich. 141. — Ueber den Arbeitslohn der französischen Landleute. 142. — König Ludwig Philipp und seine Civilliste. 143.

Dezember: Der gesetzmäßige Zinsfuß. 147. — Lamartine's Erzvêque. 149. — Eine Sonate von Beethoven. 150. — Der Schwindelgeist des Pariser Kleinhandels. 151. — Die Statue Larrey's und der Bildhauer David. 152.

Belgien.

Juli: Philipp II. und Belgien. 90.

Holland.

Juli: Ein Blick auf Israel, von Dr. Da Costa. 83.

September: Der historische Roman in Holland. 115.

Italien.

August: Leonardo da Vinci's Abendmahl. 103.

September: Das junge Italien. 114.

Schweiz.

November: Der Kupferstecher Samuel Amsler. 140.

Dezember: Die Schweiz seit der Februar-Revolution. I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Krisis von 1848 bis 1849. 145. — II. Die Revision des Bundesvertrages. Neue Constitution der Schweiz. Finanzielle Lage. 149. — III. Die vier Gruppen der schweizer Kantone. Fortschritt des konservativen Liberalismus. Sein Sieg in Zürich und Bern. 149. — Bilder aus der Schweiz. IV. General von Hallbrunner am Genfersee. 154.

England.

Juli: Sydney Smith's Vorlesungen über Moral-Philosophie. 79. — Der Electro-Magnetismus als bewegende Kraft. 80. — Die englische Expedition auf dem Euphrat und Tigris. 1835—37. 82. — Die Advokaten in England. 82. — Die schwarze Malibran. 87. — Sir Robert Peel. 88. — Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren. 89. — Penn und die Quäker unserer Zeit. (Schluß des Art. „Zur Geschichte der Quäker ꝛc.") 91. — Die Londoner Times, ihre Herausgeber und Mitarbeiter. 91.

August: Punchiana. (31—34.) 92. — Die beiden Bergleute. 93. — Vierundzwanzig Stunden Irländischen Lebens, oder Zusammenstellung eines englischen Morgenblattes. 95. — Punchiana. (35—38.) 98. — Memoiren und Depeschen Sir Andrew Mitchell's, englischen Gesandten am Hofe Friedrich's des Großen. 99. — Punchiana. (39—42.) 100. — Der britische Naturforscher-Verein in Edinburg. 101. — Die Wasserleitungen in London. 102.

September: Beiträge zur Geschichte der Töpferei. 106. — Die kleinen Gewerbe Londons. I. 110. — Fischhändler. Costermonger. General dealer. Die Händler mit Erbsensuppe und warmen Aalen. 111. — Kaffee- und Theeschenken. Kartoffelbrater. Bonbons-Verkäufer. Pferdefleischhändler. 112. — Ueber den sozialen und politischen Zustand der Völker Europa's. 113. — Punchiana. (40 und 41 a.) 115. — Die Londoner Industrie-Ausstellung und ihr gläserner Palast. 116. — Punchiana. (42—44.) 117.

Oktober: Punchiana. (45 und 46.) 118. — (47 und 48.) 122. — Die Staatsschulden und die Börse. Ursprung der Staatsschuld und die Bank. König Wilhelm III. Die Börse. Die politischen Spekulanten. Die finanziellen Enten. Die Südsee. Die Spieler. Die Prämien und Lotterieen. Die Börsenmenagerie. Die Epidemie von 1823. Das schwarze Brett. Die Goldsmids. Die Barings. 123. — Die Feuerlösch-Anstalten in London. 123. — Die Nordpol-Expeditionen zur Auffindung Sir John Franklin's. 124. — Punchiana. (49 und 50.) 125. — Die neue Brücke bei Newcastle und die Kohlengruben bei Sunderland. 128. — Die kleinen Gewerbe Londons. II. Geschirrhändler. Trödler. Jünghölzchenverkäufer. Fliegende Buchhändler. 128. — Die Einheit des Menschengeschlechtes. 131.

November: Ein Abend des Sonnabends in Manchester. 132. — Die kleinen Gewerbe Londons. III. Der Freischütz. 133. — IV. Der Rosskämmer. 136. — Ein neues Löschapparat ohne Wasser. 138. — Jonathan Swift, Stella und Vanessa. 139. — Punchiana. Punch über den Friedenskongreß in Frankfurt. 140. — Der Tower in London und seine Gefangenen. 141. — Das Kameel. 142. — Punchiana. Punch und die Bourbonen. Die Magyaren-Geißel. 143. — Alten Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie. 144.

Digitized by Google

Dezember: Verfasser und Verleger in England. 143. — Punchiana. Englische Finanz-Kugelgenehmigung. Ein Pitt-Denkmal. Jenny Lind. Happan noch einmal. 146. — Aeronautisches. Ein Kloster in London. 147. — Christopher Marlowe. 148. — Punchiana. Was sich neckt, das liebt sich. Punch und die römische Curie. Hofbiener-Pensionen. Punch in Preußen. 151. — Die letzten Tage Ludwig Philipp's. 152. — Die schwarzen Diamanten Englands. 153. — Epilogen aus der Geschichte der englischen Aristokratie. 155. — Die letzten Tage Ludwig Philipp's. II. 155. — Englische Speculationen auf die deutschen Auswanderer. 156.

Dänemark.

Oktober: Der dänisch-norwegische Archivstreit. 124.

November: Die slavinavische Gesellschaft in Kopenhagen. 127. — Oersted's Jubiläum. 139.

Norwegen.

Juli: Norwegische Gold-Expedition. 84.

Finnland.

August: Das alte Helsingfors und Finnlands Handel in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. 96.

Polen.

September: Aphorismen über polnische Zustände. I. Allgemeine Regeln für Reisende. 109. — II. Adel. 110.

Oktober: Aphorismen über polnische Zustände. III. Die Bevölkerung. 129. — IV. Militär. 131.

Rußland.

August: Die Zugschiffahrt auf der Wolga. 99.

September: Wissenschaftliche Thätigkeit eines gelehrten Russen in Berlin. 108.

Oktober: Die religiösen Sekten in Rußland. 121.

November: Russische Reisende im Morgenlande. 134.

Dezember: Skizzen vom Kaspischen Meere. IV. Die Expedition des Grafen Woinowitsch nach der östlichen Küste des Kaspischen Meeres. (1781 bis 1782.) 153. — Ersteigung des großen Ararat im August 1850. 156.

Siebenbürgen.

August: Die neueste Literatur Siebenbürgens. 102.

September: Erste Statistik von Siebenbürgen. 106.

November: Deutsche Romantik an der türkischen Gränze. 135.

Ungarn.

November: Oesterreichs Pläne auf die deutsche Auswanderung zur Kolonisirung Ungarns. 143.

Türkei.

November: Albanien, seine Geschichte und seine heutigen Zustände. 136.

Palästina.

August: Aus Wilson's Reise im heiligen Lande. I. Die Bibliothek des Rabbinere zu Hebron. II. Die hebr. Presse in Safed. 97.

Syrien.

September: Der gewaltsame Tod des syrischen Ministers Chatim Zarchi (1820.). 116.

Oktober: Aus Wilson's Reise im heiligen Lande. III. Die Familie Zarchi in Damaskus. 126.

Ostindien.

Juli: Ceylon und die Singalesen, von George Lee. 84.

August: Einige Worte über bengalische Sprache und Sitte. 104. — Der große Jahrmarkt in Utschein. 105.

China.

Juli: Die Sprache und Literatur der Mantschuren. 81.

November: Ein Ausflug nach der Silberinsel bei Ningpo. 144.

Afrika.

Juli: Deutsche Colonisation in Central-Afrika. 86.

August: Die Wunder Afrika's. Der Phönix, der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd. 101.

Oktober: Jägerleben in Afrika. 119.

Dezember: Barth und Overweg in Central-Afrika. 148. — Französische Reisebilder aus Abessinien und Abyssinien. I. Ein Seesturm. 154. — II. Fahrt nach Massaah. 155. — Barth und Overweg in Central-Afrika. 156.

Algerien.

August: Die muhammedanische Gesetzgebung in Algier. 103.

Dezember: Abendunterhaltungen über europäische Zustände auf einem Bordeh Afrika's. 146. — Zweiter und dritter Abend. 149.

Aegypten.

August: Verwüstung der Monumente in Aegypten. Brief eines Engländers vom Nil, in der Nähe von Sarhyout, achtzig englische Meilen unterhalb Thebens, im Winter 1849—50. 94.

Oktober: Der vorgeschlagene Kanal durch die Landenge von Suez. 127.

Nord-Amerika.

Juli: Amerikanische Entdeckungsreise durch den Stillen Ocean. I. Die Korallen-Inseln. 79. — II. Die Hawaii-Inseln. III. Obstheit. IV. Die Schiffer-Inseln. V. Oregon und Kalifornien. 80. — Die Yankies in Gesellschaft. 85. — Wo ist Sir John Franklin? 85.

August: Die Amerikaner und die Zukunft Amerika's. 93. — General Taylor. 96. — Stephan Girard und Joh. Jakob Astor. 97.

September: Die höhere wissenschaftliche Erziehung auf den Kollegien in Nord-Amerika. 109. — Das Glück des Unbekanntseyns. 111. — Zachary Taylor's Popularität. 111.

Oktober: Der große Salzler. 121. — Amerikanische Reisebriefe. I. Das Mormonenthum und seine Propheten. 123.

November: Jenny Lind's erste Woche in Amerika. 132. — Diätetik des Geistes. 133. — Die Verbindungen Nord-Amerika's mit dem mittleren Afrika. 138.

Kalifornien.

August: Kalifornien, wie es war und wie es ist. Erster Artikel. Geschichte von Kalifornien. Beschreibung von San Francisco. Allgemeine Bemerkungen über das Land. 98. — San Francisco bei Tage. San Francisco bei Nacht. 99.

September: Kalifornien, wie es war und wie es ist. Zweiter Artikel. Die Constituante. Die californischen Eichen. Die Brandung in Monterey. Ein Postlag in San Francisco. Ein Abenteurer auf der Rückreise. 108.

Oktober: Kalifornien, wie es war und wie es ist. Dritter Artikel. Die Goldregion. Ihre gegenwärtige und ihre zukünftige Ausbeutung. 120.

Hayti.

Juli: Briefe aus und über Hayti. I. Kaiser Faustin und sein Hof. 81. — II. Camp-Perrin und die Mulatten polnischer Abkunft. 82.

Mexiko.

September: Erinnerungen aus dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko. Blokade, Einnahme und Besetzung von Mazatlan. 112.

Oktober: Aus einem Buche über den jüngsten mexikanischen Krieg. 120.

Süd-Amerika.

Juli: Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru. I. Die Küstenbewohner. 91.

August: Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru. II. Die Gebirgsbewohner. 93. — III. Aussichten in die Zukunft. 95. — Die deutschen Ansiedelungs-Unternehmungen in Chile. Erweiterter Vortrag, gehalten im Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation, von Karl Gaillard. 104.

September: Nachträgliches über die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Süd-Chile. 110.

Brasilien.

November: Deutsche Ansiedlungsunternehmen in Süd-Brasilien. 135.

Australien.

Juli: Kennedy's Expedition nach dem Innern von Neu-Holland. 86.

September: Erinnerungen aus Sydney. 112.

Mannigfaltiges.

Juli: Cyrus, der Gründer des persischen Reiches, war nicht der Befreier der Juden, sondern der Zerstörer Jerusalems. 79. — Brasilien, von Dr. Blumenau. 79. — Die brasilianische Reise des Prinzen Adalbert von Preußen. 80. — St. René Taillandier. 80. — Die Zukunft des Unterrichtswesens in Frankreich. 81. — Lamartine's Auswanderung nach dem Orient. 81. — Ein kalifornischer Goldklumpen. 81. — Eine russische Diplomatin in Paris. 82. — Russisches Drama. 82. — Aus Adelaide. 82. — Beobachtungen von Fixsternen. 83. — Die Demokratie in Frankreich und in der Schweiz. 83. — Religion und Politik. 84. — Ein Horoskop der europäischen Zustände. 84. — Karl Ritter's Palästina. 85. — Der gegenwärtige Bischof von Jerusalem. 85. — Elegie auf den Tod der Königin Adelaide von England. 86. — Deutsche Theologie im Auslande. 87. — Legitimistische Literatur. 87. — Metallgeld und Papiergeld. 87. — Zur Theorie von der Geschwindigkeit des Lichtes. 88. — Ein Regiments-Hund. 88. — Bähnendichter-Honorare in England. 89. — Die Vertheilung der Menschenracen. 89. — Das allgemeine Stimmrecht. 90. — Sèvres-Porzellan. 90. — Der „Proskribirte" in London. 91. — Bekehrung der Hindus zum Christenthum. 91.

August: Sir Robert Peel als Beschützer von Literatur und Kunst. 92. — Werth des Geldes in Kalifornien. 92. — Sokrates. 93. — Deutsche Einheit. 93. — Die französische Armee. 94. — Europäische Künstler in den Vereinigten Staaten. 94. — Der Entomolog Kirby. 95. — Sendschreiben an Jules Janin. 95. — Rettungsmittel bei Schiffbrüchen. 95. — Gyroskop. 96. — Guizot's englische Revolutionsgeschichte. 96. — Ludwig Philipp und Louis Bonaparte. 96. — Bildergalerie des Königs von Holland. 97. — Amerikanische Präsidenten. 97. — Padschi Mirsa Agassi. 98. — Ein indianischer Missionär. 98. — Der Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation. 99. — Aus einer alten Reise nach Kalifornien. 99. — Der Drucker zu Sefed und Jerusalem. 99. — Eine seltene Operation. 100. — Die Marchesa Ossoli. 100. — St. Petersburger Theater. 100. — Der Einfluß des Tafelsalzes. 101. — Tegnér's Gerda. 102. — Deutschland, seine Höfe, seine Lager und sein Volk. 103. — Schafelka's revolutionaire Reisen. 103. — Ein neuer Raleigh. 104. — Madame Tussaud. 105.

September: Krieg gegen Dänemark. 106. — Yankie. 106. — Gemäldeverkäufe. 107. — Zur Geschichte der Reformation in Schottland. 108. — Die arabische Bibliothek in St. Jean d'Acre. 109. — Elektro-magnetische Experimente. 109. — Heliopolis und seine Alterthümer. 110. — Geschichte der französischen Fremden-Legion. 110. — Die Geschwindigkeit auf englischen Eisenbahnen. 110. — Die Londoner Kunst-Akademie. 111. — Berthold Auerbach's neuere Arbeiten im Auslande. 112. — Der Brand von San Francisco. 113. — Die Gefahr oberflächlicher Kenntnisse. 113. — Die französische und die englische Nationalbibliothek. 114. — Die „Völker des Kaukasus". 115. — Die Sehenswürdigkeiten Londons. 116. — Die Jenny-Lind-Halle in New-York. 117. — Künstliche Erzeugung der Fische. 117.

Oktober: Französ. Begriffe von England und den Engländern. 118. — Eine geheime Gesellschaft in Afrika. 118. — Bevölkerung von Australien. 119. — Gott von Jamaika. 119. — Jenny Lind in Amerika. 120. — Cooper als Bühnendichter. 121. — Schlangenbändiger. 121. — Noch einmal Safed. 121. — Eisenbahn über den Kanal zwischen Frankreich und England. 122. — Inschriften mit zwei Lesarten. 123. — Zur dynastischen Frage in Frankreich. 124. — Singleton Fontenoy. 124. — Materialistische Lehren in England. 125. — Kuriosa des englischen Postdienstes. 126. — Aufgefundene Reliefs der St. Sophien-Kathedrale. 127. — Eine Malerin ohne Hände. 127. — Deutsche Kolonisten im Kaukasus. 127. — Geschichtliches über Friedrichsstadt. 128. — Meyerbeer in Paris und Jenny Lind in Amerika. 129. — Die Parlamentsgebäude. 130. — Ein Denkmal für Columbus. 130. — Spuren Sir John Franklin's. 131. — Englische Romane in russischer Uebersetzung. 131.

November: Ein Nachtstück aus dem zoologischen Garten in London. 132. — Kunstnotizen aus Tiflis. 133. — Eine neue Industrie. 133. — Verkohlung des Torfes. 134. — Ausdehnung der Vereinigten Staaten. 135. — Ehen und Ehehindernisse in Deutschland. 136. — Kah-ge-ga-gah-bauh. 136. — Die Zweigbahnen der englischen Eisenbahnen. 137. — Der römische Jubel. 137. — Notizen aus Kalifornien. 138. — Deutsche Lehrer und Schreiber in Nord-Amerika. 138. — Die ältesten englischen Zeitungen. 139. — Tom Thumb's Haus. 140. — Notizen aus Nord-Amerika. 140. — Obstbäume in Sibirien. 140. — Balzac und seine Philosophie des Reichthums. 141. — Geffroy über die politischen und religiösen Zugeständnisse Milton's. 141. — Elektrische Häuser. 142. — Römische Statuen. 143. — Bulwer's Liebhabertheater. 144. — Session und Sitzung. 144.

Dezember: Fremder Einfluß auf die Pariser und Londoner Presse. 145. — Herr v. Lorochejaquelein und die Republik. 145. — Landwirthschaftliches. 146. — Das rothe Italien. 147. — Eine Parodirung des Lind-Enthusiasmus. 147. — Nachschrift zu Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. 148. — Fossile Riesen-eier. 148. — Elektrisches Licht. 149. — Wichtige geologische Entdeckung. 149. — Der Gutta-Percha-Handel. 149. — Die Times und ihre deutschen Leser. 150. — Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. 150. — Bolzenthal's „Reliefsohlen für die Sammlungen der Münzen des Mittelalters und der neueren Zeit" im königl. Museum zu Berlin. 151. — Zur Naturgeschichte der Briefmarken. 152. — Der Puseyist Newman. 152. — Englische Familiennamen. 153. — Das Evangelium Matthäi in gothischer Sprache. 153. — Jenny Lind und deutsche Musik in Amerika. 154. — Gesundheit und Ruhe, nach einer Theorie der Yankees. 155. — Norwegischer Volkskalender. 155. — Merkwürdige Glocken in Moskau. 155. — Italiänische Oper in Berlin. Madame Castellan. 156. — Die Mormonen in Aalborg (Jütland). 156.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lüssof, Wedding Nr. 83), so wie vom nächsten Königl. Post-Komtoir, angenommen.

№ 79. Berlin, Dienstag den 2. Juli 1850.

England.

Sydney Smith's Vorlesungen über Moral-Philosophie.

Der fast eben so, wie sein Namensvetter, der Admiral, bekannte anglikanische Geistliche und Mitarbeiter der Edinburgh-Review, Sydney Smith, hielt in den Jahren 1804—6, wo derlei gewiß noch zu den Seltenheiten gehörte, in London vor einem gemischten Publikum, zu dem Damen wie Herren Zutritt hatten, Vorlesungen über Moral-Philosophie. Diese Vorlesungen sind jüngst im Druck erschienen, und es dürfte nicht uninteressant seyn, mitzutheilen, wie der geistreiche Mann ein solches Thema unter solchen Umständen behandelte.

Der vorliegende Band*) enthält zwölundzwanzig vollständige und Bruchstücke von noch fünf anderen Vorlesungen. Zuerst haben wir eine Einleitungs-Rede über das Studium der Moral-Philosophie, — dann zwei Vorlesungen über die Geschichte der Wissenschaft, — sodann einzelne Vorträge über Wahrnehmung, Vorstellung, Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft und Urtheil, Witz und Humor, über Geschmack, über das Schöne, das Erhabene, über die Fähigkeiten der Thiere, über die Herrschaft der Vernunft, über die Affekte, über die Leidenschaften und Begierden, und über die Gewohnheit. Wir ersehen aus dieser Aufzählung, daß es Smith nicht eben sehr um eine strenge logische Ordnung und Disposition seines Stoffes zu thun war; des Vortrages Zweck scheint einzig der gewesen zu seyn, seine leitenden Begriffe aus der psychologischen Wissenschaft herauszuheben und sie so an einander zu reihen, wie es ihm gerade passend vorkam. Die ersten Vorlesungen sind ihrem Werthe nach bei weitem die besseren: je mehr sich der Redner dem Ende nähert, desto geringer zeigt sich uns seine Sorgfaltkeit und Tüchtigkeit.

Die Lehren und Anschauungen dieser Vorlesungen sind im Ganzen genommen die der Common-sense-Schule von Reid und Stewart (dessen Schüler der Verfasser fünf Jahr lang auf der Universität zu Edinburg gewesen); es zeigt sich hier jedoch ein entschiedenes Streben, die Schärfe der schottischen Philosophen zu modifiziren und mit dem analytischen oder auflösenden Geiste Locke's und Hartley's in eine gewisse Uebereinstimmung zu bringen. Diese vermittelnde, so zu sagen, halbe Stellung zwischen zwei einander ganz entgegengesetzten Schulen wird kurzweg in folgendem Satze aus einer der Vorlesungen über „die Herrschaft des Verstandes" ausgesprochen:

„Um dem Skeptizismus im Allgemeinen aus dem Wege zu gehen, muß man sogleich irgend welche Grundsätze willkürlich aufstellen und streng festhalten. Rehme man deren allenfalls so wenig wie möglich, — der zehnte Theil derer etwa, welche Dr. Reid angenommen, wird genügen, — nehme man aber nur einige und beginne man sodann auf diesen den weiteren Bau aufzuführen."

Diese Anweisung mag sehr praktisch seyn, eine feste Richtung jedoch auf dem psychologischen Gebiet verräth sie nicht. Auch enthält der ganze Band keine andere Art von Begriffsbestimmungen und Sätzen. Bei Erläuterung der aktiven Seelenkräfte sagt es der Verfasser ziemlich offen, daß er die Anschauung Hartley's über die Reid's stellt. Aus dem folgenden Exzerpt, worin dieser Vorzug Hartley's angedeutet ist, wird man zugleich das Darstellungstalent des Verfassers im Allgemeinen zu erkennen im Stande seyn:

„Die erste Frage, welche sich uns bei Betrachtung der menschlichen Leidenschaften aufdrängt, ist die nach ihrem Ursprunge. Was wir für Leidenschaften wirklich besitzen, davon kann hier nicht die Rede seyn; wir haben es nothwendigerweise nur mit ihrem Ursprunge zu thun. Mit wie vielen Leidenschaften und Begierden sah wir geboren? giebt es derlei angeborne Grundrichtungen in unserer Seele, wie etwa das Gefühl nach Macht, der Geselligkeitstrieb, das Verlangen nach Werthschätzung? oder können alle diese Gefühle, deren Vorhandenseyn in der menschlichen Natur unzweifelhaft ist, auf noch einfachere Prinzipien zurückgeführt werden? Dasselbe können wir bei den Leidenschaften fragen: werden die Menschen geboren mit der ursprünglichen Fähigkeit, für das Gute Dankbarkeit zu empfinden und Abscheu vor dem Bösen? oder kann man die Geschichte dieser Gefühle, d. h. ihre allmälige Entwickelung, nachweisen? kann ihr Ursprung angegeben und ihr Fortschritt deutlich aufgezeigt werden? Die ersteren dieser Anschauungen werden gegenwärtig noch von der Schule Reid's in Geltung erhalten, werden von Butchson gelehrt und waren, wie man wohl sagen kann, in der Zeit vor Hartley allgemein gang und gäbe. Die Anhänger dieser Schule mögen in der Aufzählung der ursprünglichen aktiven Prinzipien unserer Natur ein wenig von einander abweichen, — daß dieselben jedoch zahlreich sind, darin stimmen sie alle überein; ferner darin, daß man sich über ihren Ursprung keine Rechenschaft geben kann; daß sie da sind, weil sie eben in der Constitution unserer Natur liegen, und daß diese eine letzte Thatsache ist, über die sich nicht weiter streiten läßt. . . . . Ich werde nun den Forschritt und das Wesen der Hartleyschen Anschauungen in kurzem Umriß darstellen. Jeder von Ihnen hier weiß, was man unter dem Worte Ideen-Association versteht. Wenn durch irgend eine Veranlassung zwei Ideen mit einander häufig in unserem Verstande verbunden worden sind, so hat die eine später immer das entschiedenste Streben, die andere zugleich immer wieder mit herzubringen: der berühmte Descartes z. B. war in eine Dame verliebt, welche schielte; er hatte seine Leidenschaft mit der Schiefheit des Blickes in so innige Verbindung gebracht, daß er erklärte, er habe bis zur letzten Stunde seines Lebens nie ein Weib mit schielenden Augen sehen können, ohne in die heftigste Aufregung zu gerathen. Ganz in gleicher Weise sind, um nur die Alltagserscheinlichste anzuführen, die Begriffe „Greifer" und „Dunkelheit" in unserer Jugend so eng mit einander verbunden, daß es sehr schwer wird, sie im späteren Alter von einander zu trennen. . . . .

Dies ist es, was man unter dem Prinzip der Association versteht; und Locke, glaube ich, war der Erste, welcher auf dieses Prinzip hinwies; er mahnte damit zu ihm seine Zuflucht nur, um seine Sympathien und Antipathien zu erklären, welche er unnatürliche nennt, zum Unterschiede von denen, die, wie er sagt, mit uns geboren sind, und nichts kann unvollkommener seyn, als seine Bestimmungen hinsichtlich der Natur, der Ursache und der Wirkungen des Prinzipes. Hierauf bemüht sich Gay, ein Geistlicher in West-England, die Möglichkeit darzuthun, daß sich alle unsere Leidenschaften und Affekte von der Association herleiten ließen, und zwar in einer Abhandlung, welche des Bischofs Law Uebersetzung von King's „Ursprung des Bösen" vorangeschickt ist: aber er setzte voraus, daß die Liebe zur Glückseligkeit ein ursprüngliches und angeborenes Prinzip sey, und daß die Leidenschaften und Affekte nur von der Annahme abgeleitet werden könnten, daß sinnliche und vermittelbegabte Wesen ihres Glückes halber von einander abhängig seyen. In Folge dieser Ansicht Gay's wandte Hartley sein Denken dem besagten Gegenstande zu; und endlich, nach einer Reihe von Jahren der aufmerksamsten Beobachtung, erschien es ihm sehr wahrscheinlich, daß nicht nur alle unsere geistigen Leiden und Freuden, sondern auch alle Erscheinungen des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Wollens, des Nachdenkens und Schließens und jede andere geistige Bewegung und Thätigkeit nur verschiedene Arten und Weisen der Ideen-Associationen sind, so daß nichts nöthig ist, um den Menschen zu dem zu machen, was er ist, als das Vermögen, Freude und Schmerz zu empfinden, und das Prinzip der Association."

Man wird aus dem eben angeführten Beispiel ersehen, daß Sydney Smith ein vortrefflicher populärer Vorleser gewesen seyn muß, — klar, lebendig und mit der Fähigkeit begabt, auch die abstrusesten Gegenstände auf eine interessante und verständliche Weise abzuhandeln. Viele andere Stellen bewiesen wiederum den männlich strengen Sinn des Verfassers, — seine kräftige Anlage für ernsten und wissenschaftlichen Denken, — seine Geschicklichkeit, ein Problem mit den Waffen einer glänzenden Diktion anzugreifen oder zu vertheidigen. Und außer all diesen Vorzügen müssen wir besonders noch auf den Witz aufmerksam machen, durch welchen die Darstellung Smith's nicht wenig gehoben wird. Es giebt allerdings weit umfassendere und tiefere populäre Vorlesungen über Moral-Philosophie, als die vor uns liegenden; wir zweifeln aber, ob je kundige Punkte in populären Vorlesungen mit solchen Mitteln aufgehellt wurden, wie hier auf jeder Seite geschieht. In dieser Beziehung, glauben wir, steht dieses nachgelassene Werk keinem der früheren Erzeugnisse Sydney Smith's nach. Man höre z. B.:

„Wer irgend für die biographische Kunst schwärmt, als ob sie die Thaten und Geschicke großer Männer treulich bewahre, der mag sich einen trefflichen Beispieles ihrer Zuverlässigkeit in dem Leben des Kriticteles ersehen. Einige Schriftsteller sagen, er sey ein Jude gewesen; Andere, er habe all seinen Unterricht von einem Juden empfangen, habe einen Apothekerladen gehalten und sey ein Atheist gewesen; Andere sagen im Gegentheil, er habe keinen Apothekerladen gehalten und habe an die Trinität geglaubt. Einige sagen, er achtete die Religion seines Landes; Andere, er brachte seiner Frau Opfer dar und machte Hymnen zum Preise seines Schwiegervaters. Einige meinen, er sey von den Persehern vergiftet worden; Anderen steht es fest, er sey aus Aerger geworden, weil er die Ursachen der Ebbe und Fluth im Euripus nicht habe ergründen können. Wir gegenwärtig kümmern uns um Aristoteles so wenig und wissen

*) Elementary Sketches of Moral Philosophy. By the late Rev. Sydney Smith. London, 1850.

Digitized by Google

so wenig von ihm, daß Fielding in einer seiner Novellen sagt: „Aristoteles ist kein solcher Narr, wie Manche glaubt, der nie eine Zeile in seinen Werken gelesen hat.“*)

Lese man eine andere Stelle, wo er sich über die bekannten, von den epikuräischen Philosophen so sorgsam gepflegte Empfänglichkeit für innigen persönlichen Verkehr in einigen Worten ausläßt:

„Ein Häufchen pflanzenfressender Metaphysiker, in einem Garten bei einander lebend und ihre ganze Zeit auf stete Aeußerungen des Wohlwollens gegen einander verwendend, das ist eine so hoch romantische Idee, daß ich fürchte, man wird sie gar sehr reduziren müssen, um sie einigermaßen mit der Glaubwürdigkeit und der Wahrscheinlichkeit des wirklichen Lebens in Einklang zu bringen. Zum mindesten kann man mit leidlicher Sicherheit behaupten, daß, wenn ein halbes Dutzend Metaphysiker, solche nämlich, wie sie heute sind, in einem Garten in Battersea oder Kew bei einander leben sollten, ihre Freundschaft nicht eben lange Dauer haben würde, und daß ihre gelehrten Arbeiten wahrscheinlich durch dieselben Umstände unterbrochen werden dürften, welche Newtonn's Spinnen vom Weben abhielten: sie fabriziren einen sehr schönen und zarten Faden, unseligerweise aber waren sie so unvererbentlich für Kampf und Schlacht begrifferi, daß man sie nicht auf einem und demselben Platze zusammen lassen konnte.“

Wie witzig ist folgende Behauptung einer sehr triftigen Wahrheit:

„Ein großer Theil von Talenten geht der Welt verloren aus Mangel einer kleinen Dosis von Muth. Jeder Tag sendet eine große Menge unbekannter Menschen zu Grabe, welche eben nur darum unbekannt blieben, weil ihre Schüchternheit sie abhielt, einen ersten Versuch zu wagen, und die, wenn man sie nur einmal zum Anfangen gebracht hätte, wahrscheinlich auf der Bahn des Ruhmes weit vorgeschritten wären. Die Sache ist die, daß, wenn wir einmal eine der Mühe werthe That in dieser Welt ausführen wollen, wir nicht zitternd am Ufer stehen und an die Kälte des Wassers und an die Gefahren denken müssen, sondern uns keck hineinstürzen und uns durchrudern, so gut wir können. Es taugt gar nichts, immerfort an schlimme Möglichkeiten zu denken und die rechte Zeit abpassen zu wollen; das ging wohl an vor der Sündflut, als ein Mensch seine Freunde erst hundertundfunfzig Jahre lang über die beabsichtigte Beröffentlichung irgend eines Werkes um Rath befragen und dann noch den Erfolg sechs oder sieben Jahrhunderte lang erseben und abwarten konnte; ein Mensch von heute jedoch wartet und zweifelt und zögert, und fragt seinen Bruder und seinen Onkel und seine Vettern und seine Freunde, bis er eines schönen Tages findet, daß er fünfundzwanzig Jahr alt geworden, — daß er so viele Zeit verloren, um seine Vettern und Freunde zu Rathe zu ziehen, daß ihm nun keine Zeit mehr übrig geblieben, ihrem Rathe zu folgen.“

Ueber den etwas schwankenden Begriff „Geschmack“ läßt sich der Vorsicht in seiner launigen Weise folgendermaßen aus:

„Bei den leichteren Sorten des sittlichen Verhaltens können wir allenfalls den metaphorischen Ausdruck „Geschmack“ anwenden; nicht aber, wo es sich ernstlich um Tugenden und Laster handelt. Hätte ein Mensch z. B. den Gottlichen und die Kirchenlichten seines Sprengels ermordet, so würde ihn Niemand eines Mangels an Geschmack anklagen. Die Scythen pflegten ihre Großväter zu verspeisen; sie betrugen sich eine lange Zeit gewiß mit aller Achtung gegen sie, sobald diese Großväter jedoch alt und lästig wurden und lange Geschichten zu erzählen anfingen, so speisten sie die alten Herren sogleich auf: nichts konnte in der That unpassender, ja, sogar respektswidriger seyn, als sich aus so naher und ehrwürdigen Verwandten ein Mahl zu bereiten; doch können wir sie darum wohl keineswegs einen schlechten Geschmacks in sittlicher Beziehung anklagen.“

Die beiden Vorlesungen über „Witz und Humor“ werden sich natürlich eines noch besonderen Interesses erfreuen. Es ist indeß falsch, wenn man glaubt, man könne von einem witzigen Menschen auch eine wahre und richtige Theorie des Witzes verlangen, und rücksichtlich dieses Punktes, welcher so oft besprochen wurde und der dennoch (trotz Leigh Hunt's jüngsten Beitrage zu diesem Gegenstande) nie eine befriedigende Lösung gefunden, — muß, fürchten wir, auch Sydney Smith's Versuch als verfehlt erachtet werden. Er erklärt den „Witz“ für die Fähigkeit, unerwartete Beziehungen und Verbindungen unter Ideen und Anschauungen zu entdecken, Beziehungen und Verbindungen, die, wenn sie ausgesprochen werden, nur Ueberraschung und keine weitere höhere Empfindung erregen (sobald irgend eine höhere Empfindung erregt wird, so hört, sagt er, der Ausspruch auf, witzig zu seyn, und wird schön oder erhaben); der „Humor“ dagegen sey die Entdeckung unerwarteter Unähnlichkeiten, Widersprüche oder Unterschiedenheiten, und zwar unter ähnlichen Bedingungen, wie sie eben vom Witz erheischt wurden. Er drückt sich über beide folgendermaßen aus:

„Witz und Humor, obwohl ersterer den Zusammenhang, die Aehnlichkeit, letzterer das sich Widersprechende, die Unähnlichkeit entdeckt, sind doch sehr eng mit einander verwandt. Da beide Empfindungen von der Ueberraschung abhängen, so sind beide mit ernsten und gewichtigen Ideen unvereinbar, und beide betreiben dem Verstande eine und dieselbe Art von Vergnügen. Ein Mensch, welcher seinem Witz die Zügel schießen läßt, kann seinen Humor allerdings unterdrücken; die eine von beiden Neigungen kann mit Mühe und Sorgfalt ausgerottet werden; wo jedoch nicht solche Bemühungen stattgefunden haben, schienen beide ganz naturgemäß einem und demselben Boden zu entsprießen, sich einen beide gleichsam Pflanzen einer und derselben Gattung, einer und derselben Familie zu seyn. Der geistreiche Denker Dr. Millar aus Glasgow hat eine sehr interessante Betrachtung angestellt über den verschiedenartigen Einfluß der Civilisation auf den Witz und Humor, wobei er die Meinung äußert, daß der Fortschritt der Civilisation den Witz immer mehr ermuthige, den Humor dagegen abschwäche.“

Die magre Bis Smithsche Definition des Humors ist, das brauchen wir wohl nicht erst eines Weiteren zu erörtern. Für das wirklich unterscheidende und seine Würde und Rechtfertigung begründende Merkmal des Humors, namentlich für die stets mit ihm verbundenen Elemente der Herzlichkeit oder Gutmüthigkeit, ist der Verfasser eben so blind, wie alle die anderen Theoretiker, welche die Wurzel des Humors neben der des Witzes, also im Verstande, suchten. Nichtsdestoweniger sind seine weiteren Erörterungen trefflich. So sagt er z. B. über die unter dem Namen „Wortspiel“ bekannte Unterart des Witzes:

„Ein Wortspiel muß, um in seiner Art vollkommen zu seyn, zwei verschiedene Bedeutungen enthalten; die eine gemöhnlich und naheliegend, die andere entfernter, und auf dem Wahrnehmen der Beziehung zwischen dieser doppelten Bedeutung der Worte und auf der durch diese Beziehung hervorgebrachten Ueberraschung beruht das Wohlgefallen an einem Wortspiel. Mit Hamilton erzählt, in ihrem Werke über Erziehung, von einem Knaben, der nicht dazu gebracht werden konnte, das Wort „Patriarchen“ (Patriarchs) richtig auszusprechen; er sagte nie anders als „Patridges“ (Rebhühner). Ein Freund der Schriftstellerin bemerkte darüber dieser, daß man den Knaben hierbei nicht einer bloßen Nachlässigkeit zeihen könnte, denn er schiene ihm, daß der Knabe, indem er die Patriarchs immer Partridges nenne, daß er sich hier so lustig mache (oder auch Witzpret aus ihnen mache — was making game of the patriarchs).*)

Seine Theorie vom Humor, der eben in der Entdeckung der Ueberraschung und zwar nur Ueberraschung erregenden Unähnlichkeit, Widersprüchlichkeit der Dinge bestehen soll, vertheidigt er in folgender Weise:

„Wenn man einen jungen Offizier von achtzehn Jahren in Gesellschaft kommen sähe in voller Uniform und mit einer Perücke, wie sie bei ernsten und achtbaren, in Jahren vorgeschrittenen Geistlichen getragen zu werden pflegt, so würde Jedermann lachen, weil diese ganz ungehörige Zusammenstellung von Dingen wäre, deren Neubeit sich auch nicht einmal durch einen Nützlichkeitsgrund mildern ließe. Hier herrscht ein vollkommener Widerspruch, eine vollkommene Ungereimtheit. Lege man jenem Offizier noch zehn Jahre zu, und die Ungereimtheit wird ziemlich noch eben so stark seyn, wie vorher: mache man ihn aber achtzig Jahre alt und erfenne man in ihm einen berühmten militairischen Charakter aus früheren Zeiten, so verschwindet die Ungereimtheit auf der Stelle: ja, ich glaube, wir werden uns eher dazu gestimmt fühlen, diese altmodische Absonderlichkeit zu respektiren, als darüber zu lachen. Je größer die Ungereimtheit, der Widerspruch, die Beziehungslosigkeit, die Unähnlichkeit wird, desto stärker tritt der Humor hervor: vermindert sich jene, so wird dieser ebenfalls schwächer. Wenn einem korpulenten, kattlichen und etwas pomphaft geputzten Kaufmann das Unglück begegnen sollte, ein Klein wenig in den Schmutz zu fallen und dadurch seinen erbsengrünen Rock zu besudeln, so, fürchte ich, würden wir die Barbarei begehen und laut lachen. Uns ließen ihn dabei noch sein Gut und seine Perücke, wie verrätherische Diener ihren Herrn, im Stich, so würde dieser Umstand keineswegs geeignet seyn, unser Gelächter zu mindern, und gerieth er nun obendrin gar erst in Zorn, der ehrbare erbleugrüne Kaufmann in der Gosse, und ließe er an den Vorübergehenden seine Leidenschaft aus, und fühen wir, wie er ohnmächtig in seiner Wuth balzegt, und wie ihm das schmutzige Wasser über die Backen rinnt, so würde das den Humor der Scene bis aufs höchste steigern. Ziele dagegen vor unseren Augen ein Straßenfeger in den Schmutz, so würde dies schwerlich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil der Gegensatz der Ideen hier so schwach, die Ungereimtheit und Unfongruenz so gering ist.“

Diese Mittheilungen werden gewiß hinreichen, um bei unseren Lesern das nöthige Interesse für die Vorlesungen Sydney Smith's, für die letzte Leistung dieses geistreichen Kopfes, zu erwecken.

Frankreich.

Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden.

(Schluß.)

„Dieselbe Sitzung vom 26. Februar, auf die wir uns vorher bezogen, liefert uns ein noch viel felisameres Pröbchen von der Freiheit, deren Frankreich jetzt genießt. Wenn irgend etwas dieses Land zu seinen besseren Tagen ganz besonders charakterisirte, so war dies die heitere Laune und die Fröhlichkeit seiner Bewohner, namentlich in den Provinzen. „Die Tänze und die Lieder“ Frankreichs stehen in großem Gegensatze zu den Vergnügungen der nördlicher gelegenen Nationen. Jedermann erinnert sich gewiß mit Lust an das reizende Gemälde, welches Sterne von diesem glücklichen Lande entworfen, wo die von Arbeit gebräunten Kinder ihn einluden, mit zu tanzen, zum Klang der Querpfeife und des Tambourins, und unter dem Rundgesang: Viva la joia! Fi don la tristessa (siehe Tristram Shandy, Band VII., Kapitel 8 ff.). Unter demselben Himmelsstriche liegt auch das heutige Departement Ardeche, worin eine der vorzüglichsten Städte sogar jetzt noch den allerliebsten und charakteristischen Beinamen „der lustigen“ (Joyeuse) führt. Ardeche wird jedoch dazu verdammt, nicht mehr lustig zu seyn; im letztvergangenen Herbste hielt es der Präfekt von Ardeche für gerathen, folgende Bekanntmachung zu veröffentlichen:

„„Erster Artikel. Die Tänze, die Tänze, die Promenaden und die Faranboles*) auf den öffentlichen Straßen, mit Fahnen oder Musik, werden hiermit für Tag und Nacht in dem ganzen Departement Ardeche untersagt.

*) Das Wortspiel ist unübersetzbar und liegt in dem Doppelsinn von making game, indem game einmal „Spaß, Scherz, Spott“ und das andermal „Wildpret“ bedeutet.

**) Ein eigenthümlicher, provenzalischer Tanz.

„„Zweiter Artikel. Eben so sind untersagt alle Gesänge, Declamationen und Konzerte in den Schenken, Cafés, Restaurationen und anderen öffentlichen Etablissements.““

„Dieses durch die Laune und von dem Belieben eines Präfekten einer großen Provinz aufgezwungene außerordentliche Gesetz wurde von den Vertretern des Departements verurtheilt, welche sich anfangs kläglich und im Stillen bei dem Minister des Innern beschwerten; als sie jedoch gar keinen zufriedenstellenden Bescheid erhielten, brachte einer derselben, Chabert, die Sache vor die Nationalversammlung. Und wie nahm diese die Denunciation auf?

„Als Chabert den ersten Artikel gelesen hatte, entstand ein allgemeines Gelächter. Als er den zweiten gelesen, große Heiterkeit. Chabert wollte sodann bemerken, daß das Departement vollkommen ruhig wäre und sich nicht im Belagerungszustande befände. „Ich frage“, sagte er, „nach welchem Gesetz, mit welchem Recht kann der Präfekt diese Dinge verbieten? Man tadt, und ein Mitglied ruft: „Gerechtigkeit für die Faraudole!“) Bemerken Sie, meine Herren“, fuhr Chabert fort, „daß es sich durchaus nicht um tobende Versammlungen, um fittenlose oder aufrührerische Lieder handelt . . . . nein, nichts von alledem; sondern um harmlose Lieder, Spaziergänge und Konzerte u. s. w., „Und um Faraudolen“, unterbricht ihn der Minister, und Alles lacht laut auf.

„Der Minister fand das Wort „Faraudole“ lächerlich; ich auch, er aber nicht ein, daß das Verbot der Faraudole zugleich lächerlich und gehässig sey? Und was thut das Journal des Débats? Es wundert sich im höchsten Grade, daß die Versammlung einen so lächerlichen Handel so lange angehört habe! So versteht die neue französische Republik die bürgerliche Freiheit!

„Unsere Leser werden fragen: aber haben denn die Journalisten, die Minister, die Deputirten der Nationalversammlung allen Sinn für Recht, Gesetzlichkeit und Freiheit verloren? Nein, das oben erwähnte Journal ist eines der schändenswerthesten Blätter von Paris, der Minister des Innern ist ein gescheuter und anständiger Mann, die Majorität der Nationalversammlung hat die besten Absichten. Sie erkennen, wie wir, das Verfassungswidrige solcher Akte; aber sie sind voller Angst in ihrer gesährlichen Stellung auf einem Vulkan; sie sehen, wie sich ringsherum die Zündstoffe häufen, sie sehen alle Oerter eine solche Menge verwegener Brandstifter und Böswichter, daß sie zezwungen sind, dergleichen Frevel gegen das Gesetz, gegen den gesunden Verstand und gegen die öffentliche Freiheit zu dulden, ja, mit freundlicher und leichter Miene selbst zu begehen.

„Wie gering an Zahl waren dagegen die „gehässigen und unerträglichen“ Eingriffe am Ende der großen englischen Revolution!

„Und worauf läuft dies Alles hinaus? So viel wenigstens ist gewiß, daß der gegenwärtige Zustand nicht lange dauern kann. Man war in Frankreich jüngst über den Triumph der sozialistischen Kandidaten bei den letzten Wahlen sehr erstaunt und betroffen. Auch wir hegen lebhafte Befürchtungen über das unausbleibliche Endergebniß des allgemeinen Stimmrechtes, welches eben nichts Anderes seyn wird, als die Herrschaft der brutalen Majorität über die Intelligenz und über das Eigenthum; erstaunt aber sind wir nicht. Es zeigt uns die Analyse der Stimmen bei diesem Umstande, daß keine Veränderung in den Kräften der Parteien stattfand, und daß alle, mit Beben uns sich gegenseitig das Gleichgewicht haltend, die Entscheidung des Schwertes erwarten. Aber wie kann die gegenwärtige Verfassung functioniren, selbst wenn sie gar keine Furcht vor den Sozialisten zu haben brauchte? Muß es nicht, da die oberste Macht durchaus widersprechende Elemente in sich enthält, dahin kommen, daß die Versammlung sich des Präsidenten entledigt und ein zweiter Konvent wird, oder daß der Präsident der Versammlung den Garaus macht und sich Napoleon III. nennt? Eine von diesen beiden Alternativen wird auf eine Zeitlang möglich, schwerlich aber auf die Dauer. Was den Präsidenten betrifft, den Prinzen, wie ihn die an die „Napoleonischen Ideen“ glaubenden imperialistischen Bissonäre nennen, so sind wir der festen Ueberzeugung, daß er nur ein provisorischer Hemmschuh und Lückenbüßer ist. Er hat seine Rolle bis jetzt leidlich gespielt, aber eben nur in einem Zwischenakt. Wie, von unserem Standpunkte aus, als Engländer, Tory und Legitimist, sind der Meinung, der Präsident müsse, wenn in Frankreich eine Republik seyn soll, ein Republikaner seyn; und soll Frankreich eine Monarchie seyn, so paßt daselbst nur die legitime, erbliche. Die Franzosen haben es schon auf alle Weisen und unter den günstigsten Umständen mit einer Quasi-Legitimität versucht; dieselbe ist jedoch immer gescheitert. Wer kann erwarten, die Regierung eines minorennen Königs mit einer Frau als Regentin werde mehr Dauer und Kraft besitzen, als die politische Erfahrung und Geschicklichkeit des Königs Ludwig Philipp? Wenn das Genie, das Talent eines Mannes und die auf die Volkswahl gegründete Macht das Bestehen gewährleisten könnten, so wäre weder Napoleon, noch Ludwig Philipp gestürzt; aber das Volk kann das, was es giebt, wegnehmen, und kann es dies wegnehmen, so wird es gewiß auch gethan haben. Kann das Kind kein Mann krönen, so kann es ihn auch wieder entkrönen. Das Erblichkeits-Prinzip wurde nicht im Interesse irgend einer der königlichen Familien angenommen, welche daraus Vortheil ziehen, sondern im Interesse der Völker selbst, um den inneren Frieden und das Glück der Nationen zu sichern, um den individuellen Ehrgeiz zurückzudrängen und um das größte der Uebel, den Bürgerkrieg, zu vermeiden.

„Man spricht in Paris von der Verschmelzung der Parteien, d. h. von der Verschmelzung der Legitimisten und Orleanisten: es scheint uns dies ein trauriger Umsinn zu seyn. Jede scheinbare Allianz dieser Parteien würde die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage, statt sie aus dem Wege zu räumen, nur vergrößern. Alles, was geschieht, muß die That der nicht nur von dem Empfinden Einzelner, sondern von der Erfahrung Aller gleichen Nation seyn; die öffentliche Meinung, die mächtige Königin der Welt, muß ihre Stimme aussprechen über die Verbrüderung, in welche Frankreich zu seinem Unglück hineingerathen ist, die es indeß bis zum Ende durchzumachen hat. Die Zeit und die Ereignisse werden es dem französischen Volke lehren, ob eine Republik seinen Neigungen, seinem Charakter und seinen Interessen entspricht. Ist dies der Fall, so wünschen wir ihm, es möge einen Washington finden; selber aber fürchten wir eher einen Cromwell. Entscheidet sich die öffentliche Stimme gegen die Republik, so bleibt den Franzosen nichts übrig, als mit Abscheu alle anderen Prätendenten zur legitimen Erbmonarchie zurückzuführen.“

Nord-Amerika.

Amerikanische Entdeckungs-Reise durch den Stillen Ocean.

Herr Dana, der als Geologe die große wissenschaftliche Expedition begleitete, die in den Jahren 1838 bis 1842 im Auftrage der nord-amerikanischen Regierung den Stillen Ocean besuchte, hat in einem kürzlich erschienenen Werke*) den Bericht über seine Forschungen veröffentlicht. Wir entnehmen daraus einzelne Schilderungen und Bemerkungen und übergehen natürlich den streng wissenschaftlichen Theil, der übrigens von kompetenten Richtern für höchst werthvoll erklärt wird. Das Buch zerfällt in siebzehn Kapitel unter folgenden Ueberschriften: 1) Allgemeine geologische Betrachtungen über den Stillen Ocean. 2) Die Korallen-Inseln. 3) Die Hawaii-, 4) die Gesellschafts-, 5) die Samoa-, 6) die Fidschi-Inseln. 7) Ueber die vulkanischen Agenten des Stillen Oceans. 8) Neu-Seeland. 9) Neu-Südwales. 10) Die Philippinen. 11) Die Dereptions-Insel. 12) Madeira. 13) Die Küste von Chili. 14) Lima. 15) Feuerland. 16) Rio Negro. 17) Oregon und Ober-Kalifornien.

I. Die Korallen-Inseln.

Aus der weiten Ebene des Stillen Meeres erheben sich gegen sechshundertfünfundsiebzig Inseln, deren gesammter Flächen-Inhalt, wenn man einige größere, wie Neu-Seeland, Neu-Caledonien, die Salomons-Inseln, abrechnet, nicht mehr als vierzigtausend (engl.) Quadratmeilen beträgt. Dieser kleine Raum zeigt den üppigsten Reichthum an tropischen Gewächsen, deßgl. aber keine eingeborenen Landthiergethiere. Der größte Theil der Inseln liegt in der heißen Zone und bildet, wie die Spitzen einer Gebirgskette, gerathlinige Reihen. „Können wir“, sagt der Verfasser, „die sechstausend englische Meilen weite Entfernung zwischen Neu-Holland und Mexiko aus der Vogelperspektive überblicken, so würden wir die größten Gebirgsketten der Welt vor uns sehen, in einer Ausdehnung von zwei-, von dreitausend Meilen und noch regelmäßiger geordnet, als die Gebirge des Festlandes. Die Höhe dieser Berge übertrifft, vom Meeresgrunde aus gemessen, die des Himalaya.“

Die Inseln des Stillen Meeres haben entweder Korallen-, oder Basalt-Formation (in die letztere ist die vulkanische mit eingegriffen), oder kontinentale, d. h. eine gemischte, wie das Festland. Die Zahl der Korallen-Inseln beträgt etwa zweihundertneunzig, die der Basalt-Inseln dreihundertfünfzig — ungerechnet die kleinen grünen Eilande, die vielleicht Raum genug für ein Dorf oder eine Palmengrotte darbieten und in der Umgebung aller höher emporragenden Inseln vorkommen. Die bedeutendsten Korallen-Inseln sind die Paumotu-Gruppe (nord-östlich von den Gesellschafts-Inseln) und die Kurilinen; außerdem liegen noch viele einzelne im Ocean zerstreut, während der größte Theil von den bedeutenderen Inseln von Korallenriffen umgeben ist.

Diese Korallenriffe sind Ringmauern von Korallenfelsen, deren Umfang von einigen hundert Fuß bis zu einigen Meilen variirt und die, in wechselnder Entfernung von der Küste, bald eine zusammenhängende, bald eine unterbrochene Reihe bilden. Gewöhnlich zieht es eine äußere und eine innere, von denen die erstere nur wenig über die Meeresfläche hervorragt. Zuweilen ist das Wasser auf drei (engl.) Meilen im Umkreise seicht, häufiger jedoch auf einige hundert Fuß von unmittelbarer Küste. Ihre dem Wasser zugekehrte Seite ist etwas höher, als die übrige Oberfläche, und von den anschlagenden Wellen geglättet und abgerundet. Hier und da setzen die äußeren Riffe Korallen und Sand an und erweitern sich dadurch zu Inseln. Die Korallen bestehen sich bei ihnen nicht in ihrem natürlichen Zustande; es sind vielmehr nur Korallentrümmer, die durch Kalktagen zusammengehalten werden und mit Muscheln und solchen Seethieren gemischt sind. Dagegen besteht der innere Rand von Riffen aus Korallen, die im Wachsen begriffen sind; im Uebrigen steht derselbe dem äußeren Rande ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß er derjenigen Veränderungen entbehrt, die bei diesem der Andrang der Wellen hervorbringt. „Auf der Oberfläche dieser Riffe giebt es manche Stellen, die selbst bei dem niedrigsten Stande der See unter Wasser stehen. Hierher kommen zur Zeit der Ebbe die Eingeborenen mit Spießen, Fakenstangen und Netzen auf den Fischfang. Wer das Wunderbare liebt, der würde bei solchem Streife reiche Ausbeute finden. Zwischen den Bäumen und Blumen des Korallenbodens, unter Fischen von phantastischen Farben, Stern-Fischen, Igelfischen und Myriaden anderer Wesen, die allein in der Wissenschaft einen Namen haben, fände er auf jeden Blick einen Gegenstand des Staunens und der Bewunderung.“ Das Gestein der inneren Riffe besteht, wie gesagt, aus wachsenden Korallen, die durch ein festes Cement unter einander verbunden sind, und es lassen sich die Abgränzungen der Bodenbeständtheile oft auf der Oberfläche deutlich unterscheiden. Die Korallen wachsen unterhalb der Oberfläche in festen Bogen; haben sie aber dieselbe erreicht, so stirbt die Spitze ab, und die Weiterentwickelung geht nur noch an den Seiten vor sich. „Manche eigenthümliche Arten von Foricen in dem Gestein des Innerriffs von Tongatabu hatten fünfundzwanzig Fuß im

*) United States' Exploring Expedition during the years 1838—42 under command of Chas. Wilkes, U.S.N. — Geology. By James D. Dana, A.M. Geologist of the Expedition.

Digitized by Google

Durchmesser, und gewisse Arten und Madrporen eben dort und in den Fischteichen wachsen zwölf bis funfzehn Fuß."

Zuweilen liegen die Korallenbänke weit von der Küste entfernt und bilden dann weite Kanäle oder Binnenseen, in denen Schiffe bequemen Platz und hinlängliche Wassertiefe finden, aber freilich der Gefahr verborgener Klippen ausgesetzt sind. So z. B. segelte die Korvette „Peacock" längs der Westküste von Viti- und Banua-Lebu innerhalb des innern Korallenringes über zweihundert engl. Meilen weit. Im Südosten nehmen sich diejenigen Korallen-Inseln aus, die wie ein Ring im Meere liegen und gewissermaßen einen See einschließen. „Maraki" — sagt unser Berfasser, indem er von einer der Kingsmill-Inseln spricht — „gehört zu den prächtigsten Korallen-Eilanden des Stillen Meeres. Die Linie der Vegetation ist hier ununterbrochen, und, vom Verdeck aus gesehen, liegt die kranzförmige Insel da, wie ein Blumengewinde, das aufs Wasser geworfen ist. Taiuna und Henuake sind zwei schmale Gürtel von Blättern und Blüthen, die Maraki ähnlich sehen. Henuake hat noch den besonderen Reiz, daß es blos von Vögeln bewohnt ist, die so zahm sind, daß sie sich von den Bäumen nehmen lassen, als wären sie reeue Blüthen."

Es scheint dem Beschauer, als lägen diese grünen Gewinde auf dem Rande von Becken, deren Zuß in unmeßbarer Tiefe ruht. Bei Clermont-Tonnerre, erzählt der Berfasser, wurde das Senkblei 1145 Faden (6870 Fuß) herabgelassen, ohne Grund zu finden. Aehnlich erging es ihm bei anderen Sondirungen. Dagegen ist das von dem Zeisenkaanze eingeschlossene Wasser gewöhnlich seicht; nur bei den breiteren Inseln ergab die Untersuchung mit dem Senkblei fünfundvierzig bis fünfundsechzig Faden Tiefe. Eine andere Eigenthümlichkeit dieser ringförmigen Inseln ist die geringe bewohnbare Oberfläche, die sie darbieten. Sie sind nur schmale, oft eingeschnittene Streifen, die zu sagen, ein Stück vom Ocean ausschneiden. In den Marshalls-Inseln beträgt das trockene Land nicht mehr als ein Hundertel des Ganzen, und in den Pelewinseln ist das Verhältniß des bewohnbaren Bodens zur ganzen Oberfläche wie 1 zu 200.

Ueber die Kulturfähigkeit der Korallen-Inseln sagt Herr Dana Folgendes:

„Das korallinische Inselland ist, selbst in seinem besten Zustande, ein trauriger Aufenthalt für den Menschen. Poetisch ist es durch und durch; aber die Bewohner haben hierin einen dürftigen Ersatz für die Brodfrucht und die Yamwurzel der minder schönen Nachbarinseln. Kokosnüsse und Pandanus sind gewöhnlich die einzigen Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, Fische und Krabben die einzigen, die das Thierreich bietet. Aber selbst diese Ausbeute ist zuweilen spärlich, und der Selbsterhaltungstrieb hat die Einwohner auf den Kindermord angewiesen, wenn sich nach wenigen Jahren die paar Quadratmeilen, die ihre kleine Welt ausmachen, mit Menschen überfüllen.

„Indessen giebt es hier immer noch mehr Annehmlichkeiten, als man bei einem Lande von so geringer Ausdehnung und ohne Flüsse und Hügel erwarten sollte, bei einem Lande, dessen höchster Punkt nur zehn Fuß über die Fluth emporragt, und von dem kein Theil weiter, als dreihundert Ellen, vom Meere entfernt ist. Obwohl der Boden dünn und an vielen Stellen mit Korallenblöcken bedeckt ist, wachsen die Pflanzen dennoch so hoch und dicht, daß die Dörfer gut vor der tropischen Sonne geschützt sind. Die Kokospalme, der Baum „für Alles", gedeiht ausnehmend gut auf dem Korallenboden und liefert den Eingebornen ihre spärliche Beleuchung, ihre Trinkgefäße und andere Geräthe, ihre Matten und Stricke, Speise, Trank und Oel und Baumaterial. Der Pandanus oder die heilige Zichte blüht sehr schön, hat ein dichtes Laubwerk und bildet eine Art von lebendiger Wand, indem die großen Aeste sich zur Erde neigen und dort einsenken. Die Frucht ist eine starke, eiförmige Masse, die trockene, süßliche, zwei Zoll lange Hülsenfamen enthält. Fische sind meist in Ueberfluß vorhanden und werden gewöhnlich mit Holzhacken gefangen. Mit solchen Hülfsquellen setzt z. B. auf der Insel Tapatuosa (Kingsmills-Gruppe), die kaum sechs englische Quadratmeilen Flächenraum hat, eine Bevölkerung von 10,000 (?) Menschen.

„Trinkwasser erhalten die Eingebornen aus gegrabenen Brunnen, die man oft mit besonderer Sorgfalt umzäunt findet. Die Tarawan-Inseln haben sogar so viel süßes Wasser, daß man es zum Baden benutzen kann. Ein Baltem, der auf den mehr vereinzelten Inseln, wo die Bewohner außer ihrem schmalen Flechten Erde nichts von der Welt kennen, zufällig ans Land schwimmt, gilt für ein Geschenk einer gnädigen Gottheit. Dergleichen Zunde werden von den Häuptlingen zum Bau von Kähnen beansprucht.

„Die Sprache der Eingebornen bezeugt ihre Armuth und den Mangel an Mannigfaltigkeit in den Erzeugnissen und der Conformation ihres Landes. Es wäre gewiß eine anziehende Untersuchung für einen Philosophen, zu prüfen, inwieweit diese Menschenklasse geistiger Bervollkommnung fähig ist. Vielleicht läßt sich die Frage durch die andere beantworten, welche von den Künsten des civilisirten Lebens in einem Lande existiren können, wo Muscheln die einzigen schneidenden Instrumente sind, wo in Allem nur unmittelbaren Pflanzenspeises wachsen, wo es, außer Mäusen, die von der Ferne gekommen, kein vierfüßiges Thier giebt, wo das süße Wasser kaum für den häuslichen Gebrauch ausreicht und weder Flüsse, noch Berge, noch Hügel existiren. Wie weit kann die Literatur Europa's einem Volke verständlich gemacht werden, dessen Begriffe einzig auf dem schmalen Raume einer Korallen-Insel erwachsen sind, das keine Kenntniß von einem Lande hat, welches mehr denn eine halbe Meile Breite hätte, von einem Abhang, der höher wäre, als seine niedrige Küste, von einem Wechsel der Jahreszeiten, der in Anderem, als in der größeren oder geringeren Häufigkeit des Regens, bestände? Was kann für eine Entwickelung des sittlichen Gefühls erwartet werden auf einer kleinen Insel, die so rasch übervölkert wird, daß die drohende Hungersnoth zum Kindermorde treibt und die äußerste Selbstsucht zur Nothwendigkeit macht? Gewiß, es giebt keinen Fleck auf der weiten Erde, wo Sittlichkeit und geistige Bildung minder gedeihen können, als auf den reizend schönen Korallen-Inseln des Stillen Meeres!"

Mannigfaltiges.

— „Cyrus, der Gründer des persischen Reiches, war nicht der Befreier der Juden, sondern der Zerstörer Jerusalems", so lautet der Titel einer Schrift,*) die es sich zur Aufgabe gemacht, die jedem aufmerksamen Bibelleser, namentlich in den Büchern Esther, Daniel, Esra und Nehemia, verwirrenden Widersprüche in den Namen und in der Folge der chaldäischen und persischen Könige zu lösen, die Erzählungen der heiligen und profanen Schriftenten in Einklang zu bringen und so die Nebel, die für jeden biblischen Exegeten noch immer auf den sogenannten babylonischen Exil lagen, möglichst zu zerstreuen. Das Resultat der mit gründlicher Sachkenntniß, mit Liebe und Fleiß angestellten Forschungen ist nun kürzlich Folgendes:

Nebukadnezar I. und II. (= Cyrus [bei Herodot] und Kambyses) erobern Babylon und regieren gemeinsam als Könige der Chaldäer (= Perser) 563 v. Chr. Unter ihre Regierung fallen: die Wegführung Jojakim's und Daniel's (557 im April); Jechonjah's, Mordechai's, Ezechiel's (im August desselben Jahres); die Zerstörung Jerusalems (544); die Deportation durch Nebuzeradar und der eigentliche Beginn des Exils (540). Nebukadnezar I. (Cyrus) † zwischen 542 und 33. — Nebukadnezar II. (Kambyses) erobert zu Babylon, das er vergrößert und verschönert; stellt das goldene Bild auf; lebet sieben Jahre an Wahnsinn (die fast einander decken den Charakterschilderungen dieses Despoten bei Daniel und Herodot werden Zug um Zug im Jahre 537 — 27; rüstet den Zug nach Aegypten, das er erobert; †. 527 — 21. — Ewilmerodach (Pseudosmerdis) usurpirt die Macht; befreit Jechonjah aus dem Kerker; wird nach sieben Monaten ermordet 520. — Darius aus Mdai, d. h. Medien (= D. Hystaspis), wird zum König gewählt 520. In Babylon herrscht eine von Nebukadnezar (Cyrus) abstammende Nebenlinie, doch nur im untergeordneten Verhältnisse; Darius erobert das empörte Babylon, und der Basallenkönig Belsazer (Neriglissar) wird ermordet (Dan. 5, 30.) 516. Ahasveros (Xerxes) kömmt zur Regierung 485, und hier treten die aus dem Buche Esther bekannten Ereignisse ein. Der Basallenkönig Nabonnedes in Babylon empört sich; gegen ihn zieht Koresch (der Cyrus des Xenophon), überwindet und tödtet ihn und wird von Ahasveros (Xerxes) zum Basallenkönige in Babylon eingesetzt 470 (Ende des babylonischen Exils). Er giebt den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr und Wiederaufbau Jerusalems und des Tempels. Serubabel, Josua, Esra und Nehemia sind unter den Rückkehrenden. — Ahasveros wird ermordet, und Arthahschascha (= Artaxerxes Longimanus) besteigt den Thron 467. Durch die Intriguen der gehässigen Samaritaner wird der Tempelbau bei dessen Pole hintertrieben, und auch der den Juden so gut gewillte, aber vermöge seiner untergeordneten Stellung gebundene Koresch muß die gegebene Erlaubniß zurücknehmen. — Auf Koresch folgt in Babylon Darius Ahasweri (= Darius Nothus, der Illegitime, weil von mütterlicher Seite Sohn einer Jüdin; was merkwürdigerweise mit der Benutzung des Talmuds übereinstimmt: Darius war der Sohn des Ahasveros von der Esther), welcher die Fortsetzung der Restauration anordnet und wahrscheinlich durch seinen Einfluß den Widerruf bei Arthahschascha bewirkt. So wird 461 der Tempel vollendet; 460 kehrt Esra, 447 Nehemia zum zweitenmal nach Jerusalem zurück und wirken, bald getrennt, bald gemeinsam, für die religiöse wie für die staatliche Organisation der Kolonie.

Die Begründung dieser historischen Hypothesen, die siebist zur Wahrscheinlichkeit erheben, muß in dem Büchlein selbst nachgelesen werden, das hiermit jedem Bibel- und Geschichtsfreunde aufs angelegentlichste empfohlen sein mag. A.

— Brasilien, von Dr. Blumenau. Vor einigen Tagen sind die Mittheilungen des Dr. Blumenau über Süd-Brasilien erschienen. Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in diesem Theile des Landes und durch wissenschaftliche Bildung besonders befähigt, hat er in der vorliegenden, unter der Aufschrift „Süd-Brasilien in seinen Beziehungen zu deutscher Auswanderung und Colonisation. Abgetroffene Nachrichten, Bemerkungen und Winke besonders für Auswanderer. Nebst einem Anhange, Auszüge aus der brasilianischen Staatsverfassung und verschiedenen Gesetzen enthaltend" herausgegebenen Schrift vorzugsweise die Beiehrung deutscher Auswanderer im Auge gehabt. In dieser Beziehung ist das Buch das Beste, was der Buchhandel bis jetzt gebracht hat. Es enthält überdies manche wichtige und anziehende Kunde besonders über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Ansiedelungen in Süd-Brasilien. Jedenfalls aber wäre für den Einwanderer eine vollständige Uebersetzung der brasilianischen Verfassung an der Stelle gewesen, da der mitgetheilte Auszug nicht ausreicht, um den Unkundigen daraus eine genaue Vorstellung von dem, was Recht und Gesetz in Brasilien ist, gewinnen zu lassen. Dr. Blumenau ist ein warmer Freund des Landes, aber in dem besseren Sinne, wie der Generalkonsul Slatz es ist. Er sucht Niemand zu künsehen oder zu überreden. Und wer nun einmal nach Brasilien gehen will, der wird wohlthun, seine Rathschläge in Erwägung zu ziehen.

G.

*) Von C. T. Wegle, Diakonus an der St. Michaelskirche zu Budissin. Bautzen, 1849.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Donnerstag den 4. Juli 1850.

Frankreich.

Briefe eines Engländers über Paris.*)

I. Paris bei Nacht.

Paris, 4. April 1850.

Schon längere Zeit hindurch beobachte ich die Physiognomie von Paris und finde, daß diese Stadt eher geschäftig aussieht, als wirkliche Betriebsamkeit entwickelt. Alle Journale, alle Broschüren, alle Unterhaltungen behandeln nur das Thema von der Arbeit, den Rechten und der Zukunft derselben, von den Leiden des Arbeiters und der Lage des Proletariats, und sind voller Verwünschungen gegen den nichtswürdigen, antidemokratischen Konsumenten. Mir scheint das französische Volk weit lieber über die Arbeit zu sprechen, als zu arbeiten. Ohne indessen diese Anklage gegen die ganze Bevölkerung Frankreichs zu erheben, paßt diese Bemerkung sicherlich auf die Pariser; der Anblick der Stadt beim Herannahen des Abends läßt hierüber keinen Zweifel. Wenn die Tagarbeit aufgehört hat und die Fesseln der Pflicht auf einen Augenblick gelöst sind, so gewährt die Betrachtung des Zeitpunktes. In den der Gefangene von seinem Joche sich befreit fühlt, ein merkwürdiges Schauspiel. Aber trotz der Merkwürdigkeit ist dieses Schauspiel schrecklich, denn es zeigt dem Beobachter das Finstere und Wilde der menschlichen Natur, wie dieselbe ohne Gesetze und Regeln allen Winden preisgegeben ist, an den Seiten kaublger Wege unfruchtbare Pflanzen hervorbringt oder an dem Rande des Abgrundes vergiftete Blumen erzeugt.

Wenn in Paris die Arbeitszeit vorüber ist, — sey es für kaufmännische oder industrielle Berufsgeschäfte, zu den Sitzungen der Tribunale oder zu ärztlichen Besuchen — alsdann tritt ein Zittern des Vergnügens ein, ein lautloses Freudengeschrei läßt sich an jedem Gange, in jedem Auge, auf jedem Munde wahrnehmen. Ein Philosoph ist allabendlich im Stande, jedes Geheimniß dieses Pariser Wesens zu überraschen und aufzudecken; man tritt alsdann auf wilde Evoes, auf thyrsusartige Verdrehungen, auf Lärm und Sprünge von Satyrn, auf wollüstige Blicke. Es ist, als wäre die menschliche Natur hier voller Freude über die Ankunft der Nacht und den Eintritt der Finsternis. Die Kneipen füllen sich mit ihren Stammgästen, die Kaffeehäuser strahlen von Glanz, die verrufenen Oerter öffnen sich, die Theater üben ihren unsittlichen und verderbenden Einfluß aus, — dieses Alles ist einem moralischen Zugrunderichten von allem Heiligen und Schönen zu vergleichen. Gemeine Witze und Wortspiele, gelesrte und zerbrochene Gläser, eigenthümliche Vergnügungen an den Straßenecken, geheimnißvolle Scenen, heftige Streitigkeiten, Schlaffosigkeit und Leiden, welche die Arbeit nicht mehr stillt, lascive Tänze, seltsames Raubervolk lassen sich aller Orten wahrnehmen.

In diesem Paris sehen wir die Nacht niemals ohne inneres Grauen herankommen; ihre Sterne, ihre Ruhe, ihre Schönheit können uns nicht davon befreien. Unsere Blicke wenden sich traurig auf die geheimen Handlungen, auf die der Erwägen, welche jene Stunden ohne Beschäftigung entstehen lassen. Themata war die Nacht für die Alten geheimnißvoll, erhaben, von göttlicher Klarheit strahlend, für den Menschen von heutzutage scheint sie nur die alte Nacht, die Mutter des Chaos, die Gattin des Nichts zu seyn. Er versteht nicht mehr ihre religiöse Bedeutung: die Nacht ist ihm nicht mehr eine Offenbarung Gottes, sie erscheint ihm als eine Höhle, welche man erhellen und verschönern muß, und um sie zu schmücken, gebraucht er bunt durch einander seine guten und schlechten Gedanken, seine Wünsche, seine Liebhabereien, seinen Haß und seine Laster. Während er schweigsam vor ihr verharren und mit frommem Gehet alles durch die Tagarbeit in ihm entstandene Gute und Nützliche überdenken und sammeln sollte, wendet er sich davon ab und sucht das Glück im finsteren Schooße der Nacht. Die Sterne erwecken in ihm nur müßige Träumereien und Wünsche, dieses Stillschweigen flößt ihm die Gedanken eines beschränkten Egoismus ein.

Man muß Paris besonders an den ersten Winterabenden beobachten. Alsdann erschreckt es durch sein verführerisches und zugleich wildes Aussehen: es ist einem Wollüstling gleich, der vom Bathzimmerfeder ergriffen wird, oder dem ein böser Gedanke durch den Kopf geht. Alles funkelt, glänzt, leuchtet, der Reif selbst verschönert diesen Glanz und diesen Lurus. Alles strahlt, aber leider erwärmt Nichts, — Alles ist kalt! Es ist wie ein Irrenschloß, auf einem Sumpfe erbaut: elegante Gestalten bewegen sich über den kothigen Boden, die Irrlichter leuchten in den Laternen, die Läden sind wie orientalische Bazare erhellt. Es ist, als ob ein Traum aus „Tausend und eine Nacht" auf einen Roman von Reklf de la Bretonne gepfropft wäre; denn inmitten von allem diesem Luxus kommen plötzlich unreine Ausdünstungen aus jenen Straßen, die man sorgfältig verbirgt, um die Symmetrie, die Regelmäßigkeit und Schönheit der anderen nicht zu stören, und dann athmet man eine Mischung von köstlichen Düften und scheußlichen Ertgerüchen ein, ein Aroma, würdig dieser Stadt der Wollust und des Todes. In der Physiognomie dieses reizenden Paris liegt ein Gemisch von Luft und Verbrechen.

II. Die Advokaten und Literaten.

7. April 1850.

Die soziale Demokratie in Paris ergänzt sich hauptsächlich aus zwei Ständen, aus den Advokaten und aus den Literaten, welche zwei, selbst vom französischen Volk sehr wenig gekannte, unterirdische Gesellschaften bilden. In Hinsicht des Titels ist nichts leichter, als zu ihnen gerechnet zu werden, während unzählige Hindernisse es äußerst schwierig machen, durch sie eine feste, dauernde Stellung zu erreichen; in denselben Maße, wie diese beiden Beschäftigungen umfassend sind, wie die Benennung Advokat und Literat eine unbestimmte ist, eben so oft verbergen Stand und Titel das größte Elend. Man kann sich keinen Begriff von der Anzahl der so Benannten machen, welche in der Erwartung einer Revolution auf der Straße leben: es giebt Advokaten, deren einzige Beschäftigung der Unterricht in der deutschen Sprache ausmacht, und Literaten, die nur die Zeder in dem Rechnungsbuch ihres gewöhnlichen Cafés gebrauchen. Ich erinnere mich, daß ich mich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Paris eines Tages zu einem Advokaten in der Straße Saint-Jacques begab, der Unterricht in der deutschen Sprache ertheilte, die ich zu erlernen beabsichtigte. Der Anblick von so vielem Elend in Verbindung mit eben so alberner, als schlecht angebrachter Eitelkeit machte mich bestürzt. Im oberstem Stock eines schmalen Hauses, dessen Treppen an jenes Abprüllen erinnerten, wobei man sich zwischen zwei Mauern, die sich immer mehr nähern, bis zum Ersticken eingepreßt fühlt, wohnte der fraglichende Advokat. Um zu ihm zu gelangen, mußte man über einen Trümmerhaufen von zerbrochenen Stühlen, wurmstichigen Möbeln, Körben ohne Boden, Flaschen ohne Hälfe, Feuerschaufeln ohne Griffe, entzwei geschlagenen Zangen und anderen Instrumenten schreiten, denn der Unglücklche wohnte über jenem Raume, der in Paris den Portiers zur Aufbewahrung aller unbrauchbaren Sachen dient und die Bodenkammern ersetzt. Ueber seine Thür hatte er pomphaft geschrieben: Herr D., Advokat. Sein Zimmer ließ nicht das Elend durchblicken, es war ein vollständiges Bild desselben; die nackten Wände waren nicht einmal mit Tapeten bedeckt, die Decke zeigte seit langer Zeit. Eine Art Schafrost hüllte die Glieder des Unglücklichen ein, der, den Kopf auf den Arm gestützt, an einem Tische saß, dem ein Fuß fehlte, während ein anderer durch zwei zerbrochene Mauersteine gestützt war. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, und als ich die Augen auf die schmutzigen Papiere richtete, welche den Tisch bedeckten, sagte er mit einer hochfahrenden Miene zu mir: „Dies ist die letzte Eröffnungsrede, welche der Herr Präsident Dupin mir geschickt hat." Ich blieb verdutzt von so viel Eitelkeit in Verbindung mit so vieler Armuth.

So entehren die Franzosen leider fast immer ihr Unglück und ihr Elend. Giebt es etwas Widerlicheres als jene Eitelkeit, welche durch die Lücken einer zerlumpten Kleidung blutrünstige, schlecht bedeckte Wunden zur Schau trägt? Auch wir haben unsere Schmerzen, aber unser Stolz erhebt uns über sie: wir verbergen sie nicht heuchlerisch, wir verschleiern sie entweder gänzlich, oder wir zeigen sie in ihrer ganzen Blöße. Der alte Hiob, auf seinem Düngerhaufen seine Leiden klagend, ist erhaben; aber wer seine Wunden müßam verbirgt, erscheint stets abstoßend, sogar obscön. Und hierin liegt der Grund, warum die Leiden Frankreichs seit 1848 nur Bedauern und nicht Sympathie erregt haben: die Betrachtung mischt sich mit der Betrübniß, welche diese Ereignisse hervorrufen — ja, die Betrachtung, trotz aller Dramgsale und Schmerzen, welche die Franzosen erlitten haben! Heutzutage noch, statt das Uebel anzuerkennen und eine gründliche Heilung zu erstreben, suchen sie es zu bemänteln; von der Tribüne herab sprechen sie heuchlerisch von öffentlicher Ruhe, von Einheit der Verwaltung, von Abnahme der revolutionairen Leidenschaften. Zum Unglück ist nichts von Allem wahr und aufrichtig.

Was die Gesammtheit der Literaten betrifft, so ist meine Entlüftung noch peinlicher gewesen. Ich hatte von den Schätzen der Intelligenz, von dem unerschöpflichen Geist, von den Talenten aller Art sprechen gehört, mit denen Paris angefüllt ist und die es zu zur Königin des Weltalls, zum Athen Euro-

*) Die Namen des Herrn Verfassers theilt diese Briefe einer Engländerin mit einigen kurzen Gegenbemerkungen mit. Aus inneren Gründen vermuthen wir jedoch, daß diese Briefe von keinem Engländer, sondern von einem Franzosen geschrieben sind, der, um seiner Maske mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, sich selbst beraubt hat. D. R.

Digitized by Google

reiche machen. Ich habe nichts von alledem gefunden, sondern verschrobene Geister, vom Denken ermüdeten Verstand, Ansknnftsmittel und Schliche statt Ihren, Handwerk statt des Talents. Bei Vielen war zwar tiefe Einsicht und die seltsamere Eigenschaft der Beobachtung zu bemerken, aber selbst diese Eigenschaft ist, wie alle anderen, verdorben. Die Geistesrichtung der modernen Literaten in Frankreich ist — ich fürchte nicht, es zu sagen — die der Romanenschreiber aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Mögen sie sich noch so sehr quälen, originell zu erscheinen, vergebliche Anstrengungen! Ihr Vorbild ist die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welchen Zeitabschnitt sie übrigens fast sämmtlich bestohlen durftet haben. Ich erwähne hierbei, daß ich von den Literaten von 1830 spreche, von jener namenlosen Menge der letzten Jahre. Ihre Reden und Bemerkungen haben den ernsten Stil des Thoberlos de Laclos; sie sprechen im Schulmeistertone über die gehässigsten Laster und über die empörendsten Unsittlichkeiten. Die Anhäufung von kleinen Bosheiten mißfällt ihnen nicht, die unbegreiflichsten Combinationen der Wollust sind nach ihrem Geschmack, ihre Einbildungskraft ist die von de Sade in verkleinertem Maßstabe, ihr Beobachtungsgeist ist fast derselbe wie der der „Liaisons dangereuses", nur ist er weder so kräftig, noch so moralisch. Im Uebrigen unwissend, haben sie die Wissenschaft der Zeiten des Verfalls, die Wissenschaft des Sectonius und Petronius, des Reife de la Bretonne und Mercier, des Lacios und der „Nonne" von Diderot, des de Sade und Marat. Diese bilden ihre Lieblingslektüre und ihre geschätzesten Vorbilder; dieselbe Gelehrsamkeit, die aus vielen von ihnen kleine Heliogabale der niedrigsten Art gemacht hat, kann auch eines Tages kleine Neronen aus ihnen erschaffen.

So ist im Allgemeinen der Charakter der Menschen beschaffen, welche fremdzunge Literaten genannt werden: natürlich sprechen wir hier nicht von den ausgezeichneten Männern, welche der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts Ehre machen, sondern von dem Stande selbst, und wiederholen, daß durch die Ausschreitungen, welche die Einen in die Gedanken hineindrangen, und durch die schleichenden Umtriebe der Anderen, durch das ihnen gemeinschaftliche unterirdische Leben, die beiden Stände der Literaten und Advokaten einen unseligen Einfluß auf die französische Gesellschaft ausüben und die thätigsten Auflösungsmittel ihres Landes bilden. Voller Eitelkeit, ohne moralische Hülfskräfte, um die Anfregung, welche ein fortwährender Zwang in ihrem Leben hervorbringt, zu lähmen, schlagen sie um sich und beißen, oder die, welche mehr moralische Kraft haben, beschäftigen sich damit, die Prinzipien der Macht katzbläitig, ohne Unterlaß zu untergraben, und ohne daß die Schmerzen, welche sie verzehren, sie einen Augenblick aufhalten.

Das ist das Bild eines kleinen Bestandtheils des demokratischen Frankreichs; beurtheile Man hiernach das Uebrige.

Nord-Amerika.

Amerikanische Entdeckungs-Reise durch den Stillen Ocean.

II. Die Hawaii-Inseln.

Die Hawaii-Gruppe ist ihrem geologischen Charakter nach vulkanisch. Sie besteht aus acht größeren und einigen kleinen Inseln, die zwischen dem 19. und 22½ Grad nördl. Br. liegen und zwei parallele Reihen von Bergen oder vulkanischen Centren darstellen, deren süd-westlichste Spitzen der Loa- und Kraberg auf Hawaii sind. Jener hat eine Höhe von 13,760, dieser von 13,950 Fuß über der Meeresfläche. Andere hierher gehörige Vulkane sind der Hualalai, ebenfalls auf Hawaii, 10,000 Fuß hoch, der Haleakala, 10,217, der Enka, 6130 Fuß hoch, auf Maui. Der höchste Gipfel der Insel Kauai erhebt sich 8000, der von Oahu 4000 Fuß über die Meeresfläche.

Hawaii hat die Form eines Dreiecks, dessen Seiten 85, 65 und 75 englische Meilen betragen. Seine ganze Oberfläche wird von den Kegeln seiner drei Vulkane gebildet, die so sanft aufsteigen, daß auf den bloßen Anblick die Höhe derselben unbegreiflich erscheint. Der Boden ist theils mit Zwergbäumen besetzt, theils angebaut. An manchen Stellen ist die Lava glatt und fest, an anderen bildet sie, mit grauer und schwarzer Schlacke untermischt, große Felder, die ein Bild wilder Zerstörung und Zerrissenheit darbieten. Im Winter ist der Berg Kea mit Schnee bedeckt, während der Loa, wahrscheinlich in Folge seines inneren Feuers, davon frei bleibt.

Unser Verfasser besuchte den Krater von Kilauea auf dem Abhange des Loa und beschreibt ihn mit folgenden Worten:

„Der Reisende merkt die Nähe des Kraters an einzelnen kleinen Dampfwolken, die aus Erdspalten neben dem Wege hervordringen. Aber während er sich noch nach einem zweiten Zeichen umsieht, steht er plötzlich am Rande des Abgrundes. Ein weiter Kreis, im Umfange von über sechen englischen Meilen, öffnet sich vor seinen Blicken. Unter einem 350 fetigen Abhange von 630 Fuß Tiefe, der den freien Rand bildet, zieht sich ein schmal vorspringender Reif von verbrüderter Lava rings um die Höhlung, innerhalb dessen man unter einem gleichen Abhang von 240 Fuß den Boden erblickt, eine weite Fläche von nachtem Gestein und mehr als zwei Meilen lang.

„Natürlich suchte mein Auge in dem ganzen Raume nach einer Spur vulkanischer Thätigkeit, wie sie gewöhnlich beschrieben wird. Aber Alles war merkwürdig still. Auf dem dunklen oden Plan, der den Boden des Abgrundes bildete, war nichts, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, als einige Stellen von blutrother Farbe, die in beständiger, aber sanfter Bewegung zu sepn schienen. Anstatt einen See von kochender Lava zu sehen, „der seine Flammenwellen auf- und abwälzt", waren wir betroffen, diese Stille zu finden. Die ununterbrochene Bewegung an den zerissenen Stellen war wie das Sieden einer Flüssigkeit in einem Kessel. Eine von den Lava-Lachen, die größte von den dreien, war, wie sich später durch eine Messung herausstellte, fünfzehnhundert Fuß lang und tausend breit, und diese ganze Fläche, in die das Kapitol von Washington sammt und sonders hätte versenken können, kochte, wie es von oben schien, mit der Beweglichkeit des Wassers. Doch ging Alles mit der größten Ruhe vor sich. Nicht ein Laut drang von dem unterirdischen Feuer zu uns. Weiße Dämpfe kräuselten an den Lachen und unzählbaren Ritzen empor und sammelten sich zu einer breiten Wolkendecke über der Nebenden Lava. Als wir nachher bis zu dem obenerwähnten Reif von harter Lava, der die Höhlung in der Mitte umschließt, herabstiegen, war Alles, was wir aus der siedenden Masse vernahmen, ein halbunterdrücktes gurgelndes Geräusch. Ein und wieder hörten wir einen Knall, wie von einem in der Ferne abgeschossenen Gewehr, dem wiederum das dumpfe Murmeln folgte.

„Zu der Nacht war die Scene nicht minder still, aber von unbeschreiblicher Erhabenheit. Wir waren am Rande des Kraters gelagert und hatten die feurigen Lava-Lachen vor uns. Der blutige Schein war einen blendenden Glanz gewichen; funkelnde Tropfen sprühten aus der rastlos kochenden Masse und wurden oft vierzig und fünfzig Fuß hoch geworfen. Die weite Wolkendecke, die über dem Abgrund schwebte und auf einer Säule von lichten, feuerleuchten Dämpfen zu ruhen schien, so wie die innere Umkleidung des ganzen Kessels, waren von der glühenden Lava herrlich erleuchtet, während ein dunklerer Roth die entfernteren Stellen der Felsenwand beschien und in die Höhlungen derselben die schwärzesten Schatten warf. In der folgenden Nacht schien es auf der einen Stelle überzukochen, und glühende Linien von Lava zogen sich durch den Boden des Kraters. Gegen Morgen war der Krater ganz mit feurigem Nebel erfüllt, und nur mit Mühe unterschied man in der Tiefe das wechselnde Flimmern der siedenden Lava."

III. Otaheiti.

Von Hawaii segelte die Expedition nach den Gesellschafts-Inseln, die seit Cook's und Kotzebue's Reisen für das Paradies des Stillen Meeres gelten. Sie bestehen aus zehn Eilanden, deren gesammter Flächenraum 600 englische Quadratmeilen beträgt. Hiervon kömmt die Hälfte allein auf Otaheiti. Der Anblick, den die Inseln gewähren, soll von keiner Landschaft auf der ganzen Erde an fesselnder Anmuth übertroffen werden. Die Berge sind steiler, enger gruppirt, anders geformt, die Thäler tiefer und enger, als sie irgendwo gefunden werden, und der ewige Sommer, der über ihnen ruht, macht sie ehn so schön, als erhaben. Ihrer geologischen Formation nach bestehen die Gesellschafts-Inseln aus Basaltfelsen. Die Berge sind oft dermaßen steil, daß es absolut unmöglich ist, hinaufzukommen. Im Mittelpunkte von Otaheiti liegen zwei, der Aroai und der Orohena, die mehrere tausend Fuß hoch sind und an der Basis nur zwei englische Meilen Umfang haben. Den ersteren hat der Verfasser erstiegen und giebt von ihm folgende Beschreibung:

„Wir bestiegen den Aroai zunächst von der Nordseite des Matavai-Thales aus. Zu beiden Seiten unseres schmalen Weges gähnten tiefe Schluchten mit fast senkrechten Felswänden. Nach mancherlei Zähriichkeiten gelangten wir auf einen Plan von zwölf Quadratfuß Fläche, der die Spitze eines isolirten Kammes auf dem von uns erklommenen Bergrücken bildete. Hier hatten wir im Osten, zweitausend Fuß unter uns, das Matavai-Thal, im Westen, an tausend Fuß tief, eine Schlucht des Papara-Thales und vor uns einen jähen Abhang von dreihundert Fuß Tiefe, den wir, wollten wir unseren Weg fortsetzen, herabklettern mußten. Die Felsenkante, die zinnenförmig war, nach der Auslage der Eingebornen, die uns begleiteten, nicht breiter, als ein Mannsarm, und da es gerade nebelig wurde, waren wir gezwungen, auf unserer kleinen Hochwehe den folgenden Tag abzuwarten, bevor wir die gefährliche Passage wagten. Der Weg zeigte sich in der Breite von zwei bis vier Fuß und war von tiefen geradwandigen Schluchten begränzt. Später wurde er minder halsbrechend, bis wo wir der fegelförmigen Spitze des Aroai nahe kamen. Diese hatte nur einen Aufgang, der wiederum selben über zwei Fuß breit war und auf beiden Seiten an Abgründen vorbeiführte. Einmal war die Kante so schmal, daß wir geradezu darauf reiten und uns hoch weiterhelfen mußten, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Weg wieder zwei Fuß breit wurde und dichtes Gebüsch zu beiden Seiten uns einige Sicherheit gewährte. So ging es fort, wie auf einem Messerrücken, bis wir den sattelförmigen Gipfel erreichten. Die wörtliche von den beiden Abhöhen, die ihn einschließen, sept sich durch das Matavai-Thal fort und bezeichnete die Wasserscheide. Nach allen anderen Seiten hin zeigte sich Unebenheit in all seiner Pracht, mit dem raschen Wechsel von Höhen und Tiefen, von Schlucht und Bergkamm, bis die Landschaft in die palmbedeckten Ebenen der Küste auslänft. Bei dem Herabsteigen, das wir auf der Westseite des Papaua-Thales bewerkstelligten, waren nicht minder allerhand Turnkünste nöthig, und es dauerte manche Stunde, bevor wir auf einen solchen Weg gelangten und wieder frei aufathmen konnten."

IV. Die Schiffer-Inseln.

Die Samoa- oder Schiffer-Inseln sind acht an der Zahl, unter denen die kleinste, Manono, von nur vier englischen Meilen Umfang, aber sehr dicht bevölkert, die meiste politische Bedeutung hat. Der gesammte Flächen-Inhalt der ganzen Gruppe beträgt achthundert englische Quadratmeilen. Sie sind vulkanischen Ursprungs und aus Basalt und Lava von verschiedenem Alter formirt. Der Basalt findet sich in den zerrissenen, von tiefen Thälern durchschnittenen höheren Bergen, die Lava in den sanfteren Abhängen und in erloschenen Kratern. Herr Dana besuchte zwei Krater auf der Insel Upolu. Nachdem er mehrere Meilen landeinwärts durch einen dichten Wald gegangen, gelangte er an den Fuß eines Berges, den er mit seinen Begleitern erstieg.

„Als wir" — erzählt er — „den Gipfel erreicht hatten, that sich ein kreisförmiger Abgrund vor uns auf. Wir standen auf einem etwa zwölf Fuß breiten Felsenreif, der den Rand des Kraters bildete. Das Innere der Höhlung ließ

Digitized by Google

sich schwer ergründen, da sie ganz mit hohen Bäumen angefüllt war." Ein anderer von diesen Kratern enthielt in seiner Mitte einen kleinen See, der von breitem Farrenkraut und hohen Bergpalmen eingefaßt ist. Die Dichter des Landes haben, anspielend auf das ewige Grün, das sein See umringt, den Platz durch folgende Zeile geseiert: Lanu-o-o e lo toi-o e lau mea, „Lanu-lo'o (dies ist der Name des Kraters) unbenützt von welkendem Laub."

Die Erwähnung der Fidschi-Inseln erinnert an das traurige Schicksal des Lieutenants Underwood und seiner Begleiter, die, als Theilnehmer derselben Expedition, zu welcher Herr Dana gehörte, in die Hände der Eingebornen fielen und auf schauderhafte Weise umgebracht wurden. „Meine Untersuchungen", sagt der Verfasser, „waren auf die Inseln Oyalan und Bili- und Banua-Levu beschränkt, und auch hier konnte ich sie nur auf einen geringen Raum ausdehnen. Die Bosheit der Wilden zwang uns, immer an der Küste zu bleiben, und selbst da wären wir schwerlich mit Leuten niedergestreckt und zu einem Festschmause zugerichtet worden, hätten uns nicht die Nähe unserer Schiffe und theilweise auch unsere Privatwaffen die Kannibalen vom Leibe gehalten."

Wir gehen kurz über den Theil des Danaschen Werkes hinweg, der diejenigen Punkte behandelt, welche der Verfasser, nachdem er die Fidschi-Inseln verlassen, noch vor seiner Ankunft in Kalifornien und Oregon besuchte. Der Küstenraum von Neu-Seeland ist ungefähr dem von England und Schottland gleich. Die beiden großen Inseln, aus denen es besteht, sind durch die Cookstraße getrennt, die zwischen zwölf und sechzig englische Meilen breit ist. Sie werden ihrer ganzen Länge nach von einer hohen Bergkette durchzogen, die hier und da bis in die Schneeregionen reicht. In der mehr südlich gelegenen Insel enthalten die Berge neben Sandstein und Thonschichten Kalk und Granit; in der nördlichen finden sich auf den höchsten Spitzen ausgebrannte Krater, die theils Alles Wasser, theils siedende Quellen enthalten. Herr Dana ist der Meinung, daß sich Neu-Seeland vermöge seiner mächtigen Kohlenlager und Kupferminen besser zum Berg- als zum Ackerbau eigne.

Das Kapitel über Neu-Süd-Wales ist einer der interessantesten im ganzen Buche. Die Karten, die dem Werke beigegeben sind, enthalten hauptsächlich Zeichnungen und Beschreibungen von neuen Goldlinien, die hier gefunden wurden, und legen Zeugniß ab von dem Fleiße, mit welchem die Expedition sich ihrer Aufgabe entledigte, da trotz der sehr speziellen geologischen Untersuchungen auf Neu-Südwales nur zwei Monate verwendet worden sind.

Von hier ging die Reise zu den Philippinen und Sulu-Inseln. Die letzteren sind etwa hundert an der Zahl und von den verschiedensten Flächen-Ausdehnungen. Die größte, Jolo oder Sulu, ist 36 englische Meilen lang, 16 breit, die kleinsten sind bloße Felsenspitzen, die aus dem Meere ragen. Sie sind sämmtlich vulkanischen Ursprungs und reich an ausgebrannten Kratern.

V. Oregon und Kalifornien.

Das Felsengebirge ist nicht, wie es auf unseren Karten erscheint, ein schmaler Bergrücken, der die Westseite des nord-amerikanischen Kontinents, gleich einer Wirbelsäule, durchzieht, sondern eine sanft aufsteigende Fläche, die sich einerseits vom Mississippi-Thale, andererseits vom Stillen Meere aus erhebt. Ihre größte Höhe erreicht sie in der Wind-River-Kette, die 6000 Fuß über dem sie umgebenden Lande und 13,000 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Die Küste des westlichen Abhanges hat wenig Einschnitte. Der Hafen von Monterey ist nur ein Ankerplatz zu nennen, die Bai von San Francisco besteht hauptsächlich aus zwei breiten Flußarmen, sinkunzwanzig und fünfundzwanzig englische Meilen lang, die, zu einem Kanal von einer Meile Breite und fünf Meilen Länge zusammenfließend, ins Meer gehen. In den nördlichen Arm ergießt sich der Sacramento, in den südlichen der San Jose. Die einzige Unterbrechung zwischen San Francisco und dem Columbia ist die Mündung des Umpqua-Flusses, die nur kleinen Schiffen Aufnahme bietet. Die Mündung des Columbia selbst ist sieben englische Meilen lang und bildet, obwohl bei schlechtem Wetter die Einfahrt höchst schwierig ist, einen guten Hafen.

Der westliche Abhang des Felsengebirges wird von drei nord-südlich laufenden Bergreihen durchschnitten, die im Allgemeinen einander parallel sind. Die mittlere, Cascade, liegt 100 englische Meilen von der Küste und erreicht sie im Norden bei Puget's Sound, im Süden am Golf von Kalifornien. Sie ist die höchste, und ihre schneebedeckten Spitzen (die Sierra Nevada) werden schon aus weiter Ferne gesehen. Die Coast-Kette läuft zwischen zehn und dreißig Meilen von der Küste entfernt und erreicht eine Höhe von einigen tausend Fuß. Die blauen Berge liegen am weitesten von der See entfernt und bilden die westliche Begränzung der Schlangenfluß-Gegend. — Zwischen der Coast- und der Cascadenkette liegt eines von den großen Längenthälern des Landes. Hier fließt, aus dem Norden kommend, der Cowlisfluß in den Columbia, vom Süden der Willamet (230 englische Meilen lang). Durch diese beiden Thal geht auch der Sacramento (300 Meilen lang) nördlich, der Joaquinto (250 Meilen lang) südlich in die Bai von San Francisco. Alle diese Flüsse nehmen eine Menge von Bergströmen auf.

Der Küstenstrich zwischen dem Meere und der zunächst liegenden Höhenkette ist vielfach durchbrochen. „Die an der Küste gelegenen Hügel" — erzählt der Verfasser — „sind mit Cedern, mit Fichten und anderen Nadelhölzern bedeckt. Gemeiniglich haben die Bäume eine Höhe von dreihundert Fuß und einen Umfang von funfzig, wie ich aus eigener Anschauung versichern kann. Es darf daher nicht auffallen, wenn hier und da der Weg zehn oder zwanzig Fuß hoch von einem gefallenen Baum verrannt ist und man große Strecken weit von Stamm zu Stamm schreiten muß, während der Erdboden tief unten liegt und nur mit großer Schwierigkeit erreicht wird. Dabei wird man gelegentlich, präsumieren wir, hin und wieder ein freundliches Begegnis mit einem Bären haben. — Die Gegend ist wasserreich und frei vom Zieher; aber die Wälder sind ein unübersteigliches Hinderniß des Anbaues."

„Das Willamet-Thal ist etwa sechzig bis sechzig englische Meilen breit und von Hügeln begränzt, die kaum tausend Fuß Höhe erreichen. Eine Fernsicht von einem dieser Hügel zeigt große hochgrasige Wiesen, die wellenförmig auf- und absteigen, sonnige Felsen und Abhänge, die mit schmuckgestalten Eichengruppen besetzt sind. Hier und da bricht ein Bach aus den Hügeln hervor und stürzt sich in die Prairie, um einen nahen Fluß zu erreichen. Sein Lauf ist bezeichnet durch eine Allee von Fichten, Baumwollenstauden und Eichen. Auch in weiter Entfernung lassen sich solche Linien an den gewundenen Baumlinien erkennen, die hier Alles überziehen. Dem Laufe selbst des Willamet kann so das Auge lange folgen, bis der große Abstand endlich am Horizonte auf der Allee einen Wald macht. Die anmuthige Pracht einer solchen Aussicht wird noch erhöht durch die Abstufungen von Schatten und Licht, die durch die mannigfaltigen Hebungen und Senkungen des Bodens hervorgebracht werden. Aber ach, wie traurig bei alledem steht es um diese reizende Landschaft! Die Anwohner des Willamet erwarten jeden Sommer das Klima-Fieber, wie ein jährlich wiederkehrendes Ereigniß, und das Chinin war ein Jahr 1841 gerade ein Theil der allgemeinen täglichen Kost geworden."

Das Sacramento-Thal liegt im Umpqua-Distrikte. „Als wir" — erzählt unser Verfasser — „die Klammat-Region verließen, kamen wir in das Shasty-Gebirge und hatten fast eine Woche lang freie, scharfzackige Anhöhen von einigen hundert bis zweitausend Fuß auf- und abzusteigen, bevor wir die Ebene des Sacramento, 250 engl. Meilen von seiner Ausmündung, erreichten. Statt aber eine reiche Strecke aufgeschwemmten Bodens zu finden, mußten wir noch vierzig Meilen weit über den härtesten Kieselboden wandern, den wir auf der ganzen Reise gefunden hatten. Der Fluß hat theils hohe, theils niedrige Uferegenden. Die ersteren haben jenen kieseligen Charakter und entbehren aller Vegetation. Die tieferen Strecken erinnern an die Umgebungen des Willamet und entschädigen für die Dürre der anderen; sie besitzen den einen reichen Sedumboden (der sich sicherem als ganz anderes reich erweist!) und wärmen bei rauherem Klima zum Ackerbau unübertrefflich geeignet seyn. Aber auch bei der verhältnißlich Regenzeit sind sie für den Anbau nicht ungünstig. Das angeschwemmte Land hat, zweihundert engl. Meilen von der Mündung des Sacramento entfernt, eine Breite von zwanzig, hundert Meilen entfernt, von vierzig Meilen. In der Zeit, als wir die Gegend besuchten, nämlich im Monat Oktober, sah man kein grünes Gras, als etwa unmittelbar am Wasser. Das Uebrige graste auf den ausgetrockneten Feldern, die das Ansehen hatten, als wären sie mit einem gemähten Heu bedeckt. Das Land behielt dieses Charakter bis zur Bai von San Francisco. Das Thal des San-Joaquin wird als höchst fruchtbar beschrieben. Die einzige schlimme Seite, die diese Gegend hat, — und dies gilt für ganz Nord-Kalifornien — liegt in der kurzen Regenzeit und in der langen Dürre, und wenn, wie es zuweilen vorkömmt, der Regen ganz und gar ausbleibt, so fehlt dem Lande nichts, als etwa eine künstliche Bewässerung."

Oregon, obwohl es für den besten Theil des westlichen Nord-Amerika gelten kann, hat doch verhältnißmäßig nur eine geringe Strecke anbaufähigen Bodens. Von seinen 330,000 engl. Quadratmeilen eignet sich im Ganzen nur der Küstenstrich, d. i. ein Sechstel des gesammten Flächenraumes, zur Niederlassung. Das übrige Land ist gebirgig oder mit wolkenhohen Wäldern bedeckt. Die letzteren freilich werden nach Jahrzehnten den Aexten fühner Ansiedler erliegen seyn. Der Strich zunächst dem Küstenlande bietet noch hier und da gute Weideplätze dar, das Innere dagegen ist völlig unbrauchbar.

Was nun die geologischen Charaktere von Oregon und Nord-Kalifornien betrifft, so zeichnen sich diese Länder durch ihren Reichthum an Basalt- oder vulkanischen Felsen aus. Anderdem enthalten sie tertiäre Gebilde, Sandstein, Schiefer und halbkrische Konglomerate. Wir übergehen die Einzelheiten, die sich auf die übrigen Distrikte beziehen, und beschränken uns auf die geologische Beschreibung des Sacramento-Thales.

„Vom Eintritt in das Shasty-Gebirge gingen wir zwanzig Meilen weit über Trachytbildungen und stießen darauf auf Granit in verschiedenen Formen, von denen der Talkstein in den nördlich gelegenen Bergen des Sacramento-Thales am häufigsten ist. In der Ebene des Sacramento trafen wir nur auf angeschwemmtes Land, bis wir 90 engl. Meilen oberhalb San Francisco an den Sacramento-Bute, einen ausgebrannten Krater aus Trachyt und Porphyr, gelangten. Oberhalb der Bai von San Francisco findet sich ein weicher Sandstein, unterhalb derselben bestehen die Hügel aus Schiefer. — Was den Gold-Distrikt betrifft, so ist es anzunehmen, daß er sich sehr weit erstreckt. Daß am wahrscheinlichsten goldhaltige Gesteins ist von mehr oder weniger schieferigem Gefüge und enthält weißen und rostfarbigen Quarz in Schichten oder in starken und dünnen Adern. Dieser Quarz ist die gewöhnliche Bildungsstätte des Goldes. Auch echter Granit und Gneiß, die von Quarzadern durchzogen werden, können Gold enthalten; doch kömmt dies seltener vor. — Die Zinnober-Minen, die jüngst in dieser Gegend (zwölf Meilen südlich von San Jose) entdeckt worden sind, werden die Goldgewinnung nicht wenig fördern."

England.

Der Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft.

In einer neulichen Sitzung der Londoner Society of Arts, in der der berühmte Ingenieur Stephenson den Vorsitz führte, las Herr R. Hunt eine interessante Abhandlung über die Anwendung des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft vor. Er erwähnte zuerst der verschiedenen Versuche, den Elektro-Magnetismus zur Fortbreibung von Maschinen zu gebrauchen, die von Jacobi, Dal Negro, Mac Gauley, Wheatstone und in neuester Zeit von Hjorth gemacht

worden sind, von dessen Apparat er eine genaue Beschreibung gab. Da indeß, trotz der talentvollen Männer, welche sich diesem Gegenstande gewidmet, und der bedeutenden Summen, die man auf den Bau von Maschinen verwendet hat, noch kein genügendes Resultat erzielt worden ist, und da auch der fleißige Experimentator Jacobi, ungeachtet der ihm von der russischen Regierung gelieferten physikalischen Beistandes, seine Versuche aufgegeben zu haben scheint, so nahm der Verfasser Gelegenheit, eine gründliche Untersuchung der Elemente anzustellen, welche die elektro-magnetische Kraft regulieren, um die ganze Frage auf eine gehörige Basis zu bringen. Er schritt alsdann zu einer Erklärung der elektro-magnetischen Induction und erläuterte die Magnetisation des geschmiedigen Eisens vermittelst des Voltaischen Stromes, den man um seltsigeß einhalten läßt. Die elektro-magnetische Kraft betreffend, sprach er seine Ueberzeugung aus, daß sie bis ins Unbegränzte vermehrt werden könne. Ein Voltaischer Strom, der durch die chemische Zersetzung der Elemente einer Batterie hervorgebracht ist, kann durch Induction eine magnetische Kraft erzeugen, welche immer zu der Masse des Stoffes (Zink, Eisen oder ein anderer), die von der Batterie konsumirt wird, im Verhältniß steht. Unter den verschiedenen Formen der Voltaischen Batterie sind namentlich die von Daniell, Grove, Bunsen und Mrinsky erfundenen zu erwähnen; die letztere ist ganz ohne Metalle konstruirt und hängt allein von der Wirkung zweier unähnlichen, sich langsam kombinirenden Flüssigkeiten ab. Der Verfasser hat jedoch durch eine lange Reihe von Experimenten bewiesen, daß die größte Summe magnetischer Kraft erzeugt wird, wenn der chemische Prozeß am schnellsten vor sich geht. Es ist daher sparsamer, in allen magnetischen Maschinen eine Batterie von intensiver Thätigkeit zu gebrauchen, als eine, die nur langsam wirkt. Es ist durch Herrn Joule nachgewiesen und von dem Verfasser aufs genügendste bestätigt worden, daß Eine Pferdekraft in einer elektro-magnetischen Maschine durch die Grove'sche Batterie mit dem Aufwande von 45 Pfd. Zink in vierundzwanzig Stunden erreicht wird, während in einer Batterie nach Daniellscher Methode 75 Pfd. zu demselben Zwecke erforderlich sind. Die Ursache hiervon wird in der Nothwendigkeit gesucht, einen hohen Grad von Thätigkeit zu erzeugen, um den Widerstand zu besiegen, den die molekularischen Kräfte dem elektrischen Strömungen entgegensetzen, von denen die magnetische Kraft abhängt. Herr Hunt meinte daher, daß, obwohl die bedmögliche Form der Voltaischen Batterie vielleicht noch nicht entdeckt sey, wir hinlängliche Data über die Gesetze des Elektro-Magnetismus besitzen, um behaupten zu können, daß die Summe von magnetischer Kraft sich nach der Consumtion eines Elementes in der Batterie richte, so daß die Frage sich folgendermaßen stellt: Welche Summe von magnetischer Kraft kann durch ein Aequivalent des konsumirten Stoffes erreicht werden?

Nachstehende Resultate können als die genügendsten betrachtet werden, die man bis jetzt erhalten hat: 1) Als die Macht des Voltaischen Stromes gleich 676 war, betrug die Zahl der in einer Stunde konsumirten Gran Zink 150, welche in dieser Zeit eine Last von 9000 Pfd. um einen Fuß hoben. 2) Mit der Macht des Stromes gleich 1000 wurden in einer Stunde 291 Gran Zink verbraucht und dadurch 10,030 Pfd. um einen Fuß gehoben. 3) Macht des Stromes 1000, Consumtion von Zink 223 Gran, gehobene Last 12,672 Pfd. Die von Scoresby und Joule gemachten Berechnungen stimmen ziemlich genau mit den von Oersted und später von anderen Verfasser erlangten Resultaten überein. In den Schmelzöfen Cornwall's, in denen Steinkohlen gebraucht werden, ist nur ein Gran erforderlich, um 143 Pfd. eines fast gleich gut zu treiben, wogegen ein in der Batterie verzehrter Gran Zink nur 80 Pfd. hebt. Der Preis eines Centners Steinkohlen ist unter 9 Pence, der eines Centners Zink über 216 Pence. Im besten Falle also würde die magnetische Kraft fünfundzwanzigmal kostspieliger seyn, als Dampfkraft. Allein unser Verfasser unternahm den Beweis, daß es fast unmöglich seyn werde, auch nur dieses Verhältniß zu erreichen, und zwar erstens wegen der Ratio, in der sich die Kraft durch den Raum vermindert. Als Mittel vieler Experimente bei Magneten von der verschiedenartigsten Form und Construction gab er folgende Resultate an:

Magnet und Armatur in Berührung stehend	— Erhebungskraft 220 Pfd.
" " " $\frac{1}{24}$ Zoll entfernt . . . —	" 90,6 "
" " " $\frac{1}{12}$ " . . . —	" 30,7 "
" " " $\frac{1}{8}$ " . . . —	" 20,1 "
" " " $\frac{1}{6}$ " . . . —	" 10,5 " *)

So gehen in der Entfernung von $\frac{1}{24}$ Zoll vier Fünftel der Kraft verloren, und diese ungeheure Reduction findet dann statt, wenn die Magnete stationair sind. Herr Hunt zeigte aber weiter, daß, sobald sie in Bewegung gesetzt werden, eine große Verringerung der ursprünglichen Kraft eintritt, und daß jene an den Polen eines Magneten vorgehende Störung während der Fortdauer der Bewegung seine Attractionskraft vermindert. Die anziehende Kraft eines Magnetes, die, von Störungen frei, 150 Pfd. beträgt, fällt, wenn man eine Armatur an seinen Polen sich umdrehen läßt, auf die Hälfte. Wenn daher eine Reihe von Magneten, die konstruirt worden ist, um eine gewisse Kraft hervorzubringen, in Bewegung gesetzt wird, so erleidet jeder Magnet sogleich einen ungeheuren Kraftverlust, und ihre kombinirte Wirkung bleibt mithin in der Praxis weit hinter der berechenbaren Kraft zurück. Diese Thatsache ist früher nie genau festgesetzt worden, obgleich Jacobi sie beobachtet haben soll. Und nicht nur erleidet jeder Magnet auf diese Weise einen wirklichen Kraftverlust, sondern die verlorene Kraft verwandelt sich in eine neue Macht oder vielmehr in einen elektrischen Strom, der mit dem ursprünglichen Strom, durch welchen der Magnetismus bewirkt wird, in Opposition geräth. Aus allen diesen Gründen ist Herr Hunt geneigt, die Anwendung der elektro-magnetischen Kraft für unpraktisch zu halten, da sie nothwendigerweise, im besten Falle, fünfzigmal kostspieliger sey muß, als die Dampfkraft, und gegenwärtig wenigstens hundertfünfzigmal so kostspielig ist.

*) Wir geben diese und die obigen Zahlen, wie wir sie im englischen Original gefunden haben, natürlich ohne deren Richtigkeit verbürgen zu können. D. R.

Mannigfaltiges.

— Die brasilianische Reise des Prinzen Adalbert von Preußen. Sir Robert Schomburgk und Herr John Edward Taylor haben das vor etwa drei Jahren im Druck erschienene, jedoch in Deutschland nicht in den Buchhandel gekommene Reisewerk Sr. K. H. des Prinzen Adalbert von Preußen aus dem Deutschen ins Englische übersetzt und in zwei Bänden herausgegeben.*) Schon der bloße Umstand, daß man in England, von wo so viele Touristen jährlich nach dem Süden von Europa und nach der anderen Hemisphäre reisen, ein Werk, das diese Gegenden behandelt, aus dem Deutschen übersetzt, darf wohl als Beweis gelten, daß die Uebersetzer desselben, denen ein kompetentes Urtheil über diese Materie zusteht, darin manche Belehrung fanden, die ihnen keine englische Reisebeschreibung bisher dargeboten. Ein Brief von Alexander v. Humboldt an Sir Robert Schomburgk, der der englischen Uebersetzung als Einleitung dient, macht zugleich auf die Wichtigkeit aufmerksam, welche die in dem vorliegenden Werke behandelten innern Wasserverbindungen Süd-Amerika's vermittelst einiger Kanäle zwischen seinen Strömen bereits erhalten können. Der erlauchte Verfasser, der jetzt bekanntlich auch an der Spitze der Verwaltung der künftigen deutschen Kriegsflotte steht, hat die Reise nach Brasilien von Genua aus auf der sardinischen Fregatte „San Michele" unternommen, an deren Bord Sr. K. H. sich am 22. Februar 1842 begab. Die Fahrt ging über Sicilien, wo unter Führung des gelehrten Barons v. Waltershausen der Aetna bestiegen wurde, Malaga, von wo der Prinz einen Ausflug nach der spanischen Küste und nach Granada unternahm, Gibraltar, von dessen Felsenfestung eine besonders für Militairs sehr angenehme Beschreibung geliefert wird, Ceuta, Cadix und Madeira nach Rio-Janeiro, wo der „San Michele" am 3. September vor Anker ging. Die Ausnahme, die Se. K. Hoheit bei dem jugendlichen Kaiser Dom Pedro II. fand, war ungemein glänzend. Der Prinz hatte Gelegenheit, nicht blos die großen Naturmerkwürdigkeiten des Landes, sondern auch dessen Vertheidigungswerke, so wie die kaiserliche Flotte und den Kriegshafen, genau kennen zu lernen. Die Beschreibung dieser Gegenstände, so wie der herrlichen Reise durch das Mittelländische Meer, füllt den ersten Band des Werkes, während der zweite den größeren Ausflügen und Landreisen nach dem Amazonenstrom und dem Xingu gewidmet ist. Das leider nur in wenigen Exemplaren verbreitete deutsche Original ist auch von einem wohlgetroffenen malerischen Album begleitet, das der Verfasser selbst mit künstlerischer Hand gezeichnet hat und das von der tropischen Natur Brasiliens einen Anblick gewährt, wie ihn uns noch kein anderes Reisewerk jemals dargeboten hat. Zu wünschen wäre, daß auch das schreiende Buß sich angemessen und benutzen zu können.

*) Travels of His Royal Highness Prince Albert of Prussia in the South of Europe and in Brazil, with a voyage up the Amazon and the Xingú. Translated by Sir Robert H. Schomburgk and John Edward Taylor. London, Bogue. 2 vols.

**) Zu neue Deutschland, geschildert von Dr. Rene Taillandier. Verfasser der französischen Literatur in Marseille. Deutsch von Gustav Schilling. Stuttgart. 1840.

— St. René Taillandier. Denjenigen Leseru, die den Fortschritt von und gelieferten Aufsatz: „St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution" mit Interesse gelesen haben, empfehlen wir das Werk desselben Schriftstellers über die deutsche Literatur von 1830 bis zur Februar-Revolution, welches gegen Ende des vorigen Jahres in einer deutschen Uebersetzung von Gustav Schilling erschienen.**) Es beginnt dieses Buch mit der Geschichte der wie ein Sternschnuppenfall gekommenen, einen Augenblick glänzenden und bald wieder verschwundenen Jung-Deutschlands-Literatur der Herren Wienbarg, Gutzkow, Laube, Mundt, Kühne und Wilkomm, geht demnächst zur Jung-Hegelschen Schule der Herren Ruge, Feuerbach und Max Stirner über, handelt von Friedrich v. Sallet und Leopold Schefer, die der Verfasser als Dichter der Jung-Hegelschen Schule betrachtet — wogu sie aber Beide zu spiritualistisch und poetisch sind —, geißelt dann die demokratischen Sänger Hoffmann v. Fallersleben, Dingelstedt, Prutz und Herwegh, zeichnet den im Jergarten hoher Protection und niederer Popularitätsluft taumelnden Freiligrath mit treffenden Zügen, bespricht die politische Poesie in Oesterreich (Anastasius Grün, Lenau, Karl Beck, Alfred Meißner, Moriz Hartmann 2c.) und giebt endlich eine Uebersicht der neueren deutschen Bühnendichtungen (Gutzkow, Laube, Halm). Ueberschätzt wird auch in diesem Buche Niemand von dem kenntnißreichen und unparteiischen Verfasser; aber um zu dem obectiven Urtheile zu gelangen, das er in dem von und übertragenen Kritikt darlegt, mußte er erst die Erläuterungen sür sich haben, welche ihm die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 gewährten. — Der deutsche Titel des von Herrn Schilling übersetzten Buches ist nicht passend gewählt und giebt Anlaß zu Mißverständnissen, die sehr leicht hätten vermieden werden können.

Hierbei Titel und Register des vorigen Bandes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. oder 1 Rthlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Sonnabend den 6. Juli 1850.

Hayti.

Briefe aus und über Hayti.

Vom Grafen Alexander Polyński.

(Aus dem Polnischen von Fritz v. Frank.)

I. Kaiser Faustin und sein Hof.

Port-au-Prince, im März 1850.

. . . . . Das Erste, was ich nach meiner Ankunft hier that, war, Herrn Raybaud zu bitten, mich so bald als möglich dem Manne vorzustellen, dessen Name gegenwärtig in Aller Munde ist. Einige Tage später ließ mich der französische Konsul wissen, die nachgesuchte Audienz sey bewilligt, und mich einladen, ihn in den Palast zu begleiten. Das Gebäude, welches früher dem Gouverneur von St. Domingo zur Wohnung diente, ist, wenngleich nur einstöckig und mit sehr niedrigen Treppen versehen, doch im Verhältniß zu den übrigen Häuserchen der Stadt imposant zu nennen. Wir traten in den Saal ein, den ich mit vieler Neugierde betrachtete. Die Wände sind mit Marmor überzogen, die Möbel mit schwarzem Roßhaarstoffe beschlagen oder mit Stroh überflochten, auf einem geschmackvollen, ausgeschweiften Tische steht eine Bronze-Uhr, welche das haytische Wappen vorstellt. Zwei schöne Brustbilder hängen neben einander an der Wand; das eine, das berühmte Konventsmitglied Gregoire vorstellend, ist das Werk eines Europäers, das andere zeigt den jetzt regierenden Kaiser und ist von einem Einheimischen, dem Baron Colbert, gemalt. Meine Aufmerksamkeit würde wohl noch durch manches Andere in Anspruch genommen worden seyn, wenn ich im anstoßenden Gemache, welches zum Empfangszimmer dient und mit den Porträits aller Berühmtheiten der Insel geschmückt ist, nicht die Treffe des Kaisers gesehen hätte. Wir gingen der jungen Majestät entgegen, und ich erblickte einen Mann in grüner Uniform von sehr anständigem Schnitt, mit goldenen Epauletten mit zwölf silbernen Sternen, Ringkragen, dem Degen an der Seite und dem Hute in der Hand. Der Kaiser drückte uns herzlich die Hand, ließ sich in einem Sessel nieder und erwartete nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit die Anrede des Herrn Raybaud. Wir nahmen gleichfalls Platz, und nachdem der Konsul meinen Namen genannt hatte, sagte er, ich sey hierher gekommen, um das Land kennen zu lernen, und würde mich unglücklich fühlen, wenn ich es verlassen müßte, ohne Se. Majestät vorgestellt worden zu seyn. Mich etwas von meinem Sitze erhebend, fügte ich hinzu, das Letztere sey eigentlich Hauptabsicht meiner Reise gewesen. Faustin erhob sich gleichfalls ein wenig und dankte mir, indem er sagte: „Ich glaube diesen Herren schon vergangenen Sonntag bei der Parade bemerkt zu haben"; was natürlich eine abermalige Verbeugung meinerseits zur Folge hatte. Auf solche Art dauerte die Unterhaltung ungefähr zwanzig Minuten, worauf wir uns empfohlen und der Kaiser uns zum Abschiede wiederholt die Hand reichte. Drei Büchlinge von unserer Seite und eben so viele von der seinigen endeten die Ceremonie.

Faustin Soulouque ist vollkommen schwarz, doch tragen seine Züge nicht das Gepräge der Wildheit, die man aus grober Unwissenheit der afrikanischen Race zuschreibt; in seinem Blicke und seinem Lächeln liegt sogar viel Angenehmes. Er ist vierundsechzig Jahre alt, scheint jedoch kaum fünfzig zu zählen, den muskelcrn Buchs, ja, im Stehen fast klein zu nennen, gewölbter Brust und breiten Schultern. Zu Pferde nimmt er sich sehr gut aus und ist unbedingt der beste Reiter, den ich je gesehen habe (von einem Polen wahrlich sehr viel gesagt). Von Natur ist er wortkarg, doch drückt er sich immer mit vielem Anstande aus und spricht das Französische vollkommen fertig. Man hat ihm nachgesagt, er könne weder lesen, noch schreiben, was jedoch Verleumdung ist. Ich habe seine Unterschrift sehr leserlich gefunden, und es ist mir versichert worden, im Falle der Noth schreibe er seine Briefe selbst und lese Abends ohne Hülfe seines Secretairs die neue Geschichte von Hayti, welche ein Eingeborner, Namens Madion, kürzlich herausgegeben hat und der dafür zum Baron ernannt worden ist. Die Karikaturen und Witze der französischen Blätter sind ihm sehr unangenehm, und in diesem Punkte ist er überhaupt so empfindlich, daß er neulich einen Schriftsteller, der sich mißliebig über ihn äußerte, in siedendes Pech werfen ließ.

Soulouque erblickte das Licht der Welt als Sklave auf den Plantagen des Herrn Blallet, eines Europäers, der bis heute noch in Port-au-Prince wohnt. Neulich traf er diesen auf der Straße und sagte ihm: „Ich bin Kaiser über Alle, Du aber immer mein Herr." „Und ich, Majestät", entwortete Blallet, „bin Dein treuster Unterthan." Wahrlich, ein merkwürdiger Gedanken-Austausch und Folge einer noch merkwürdigeren Veränderung in den Verhältnissen dieser beiden Persönlichkeiten! Dem Sklavenjoche entrissen, trat Soulouque nach Entfernung der Franzosen in die Armee Dessaline's, stieg von Stufe zu Stufe und wurde bald Major. Seine Vorkargheit verschaffte ihm das Vertrauen der zahlreichen Verschwornen und endlich nach dem Jahre 1847 den Grad eines Divisionsgenerals. Seine Erhebung zum Präsidenten war reines Werk des Zufalls. Jemand that im Senate ohne besondere Absicht seiner Erwähnung, als gerade zwei Kandidaten die erforderliche Stimmenmehrheit nicht erlangen konnten. Um der beiderseitigen Hartnäckigkeit ein Ende zu machen, bestimmte man sich für Soulouque, und dieser geringfügige Umstand wurde die Stufe zur nachherigen Thronbesteigung dieses Mannes. Die Schwarzen gaben ihm ihre Stimmen, weil er ihresgleichen war, die Weißen dagegen, weil sie bei ihm keinen Ehrgeiz befürchteten; Letztere sahen sich jedoch bitter getäuscht, denn kaum zur Macht gelangt, entwickelte er eine außergewöhnliche Charakterstärke und zeigte deutlich, wie er durchaus nicht gewillt sey, sich als Werkzeug gebrauchen zu lassen. In diesem entschiedenen und selbständigen Auftreten liegt der Grund der blutigen Auftritte des Jahrs 1846. Soulouque, von innerer Thatkraft gespornt, war vom Glück begünstigt; er demüthigte seine Feinde, doch nicht, ohne seine Siege mit den grausamsten Hinrichtungen zu befleckeu. Eigensüchtige und einmenschliche Rathgeber drängten ihn mehr und mehr auf den Weg niederer Rache und suchten ihn zu berauben, die Weißen, welche ein Zunfgehntel der ganzen Bevölkerung Hayti's betragen, vollständig auszurotten. Inzwischen sich schrecklicher Verwirrung setzte sich der französische Konsul ein edles Denkmal in der Geschichte. Umschwirrt von dem tödtlichen Blei, welches sich in den Straßen der Hauptstadt kreuzte, ging er kühnen Schrittes zum Oberhaupte der Regierung und vermochte diesen durch seine Vorstellungen zu einer Amnestie, von welcher nur zwölf Personen ausgeschlossen blieben. Nachdem Herr Raybaud erreicht hatte, was er beabsichtigte, sagte er zu Soulouque: Präsident, von allen hier anwesenden Personen bin ich der Einzige, welcher Dir nicht botmäßig ist, mein Urtheil muß Dir daher unentgeltlich erscheinen und von Werth seyn. Die Herren, welche es verstehen, Dir zu schmeicheln und Deinen Haß anzufachen, kümmern sich wenig darum, was man über die Insel hinaus von Dir spricht. Diese Worte verfehlten nicht, den gehofften Eindruck zu machen. Das Nachgeschwerd des Siegers kehrte auf den Zuruf an die Meinung der civilisirten Nationen in die Scheide zurück. Möchten doch die Regierungen Europa's hierin dem rohen Mohren gleichen und für die Stimme der Welt eben so empfänglich seyn, wie er.

Soulouque bekleidete durch zwei Jahre das Amt eines Präsidenten, als er plötzlich, zur großen Verwunderung der europäischen Blätter, zum Kaiser ernannt wurde. Man sagt, er habe sich keineswegs um diese Würde beworben. Die Bemerkung, Faustin habe nichts Napoleonisches in sich, zeigt, daß der Kaisertitel den Einwohnern angenehmer Klang und sie ihn dem Präsidenten, als Dank für treue Dienstleistung, zu Füßen legten.

Es sey mir erlaubt, in einigen Worten zu erwähnen, wie diese Regierungsveränderung von Statten ging. Eine Anzahl Einwohner, sowohl Civil als Militair, legten am 20. August 1849 eine Petition in der Kammer der Volksvertreter nieder, in welcher sie beantragten, dem gegenwärtigen Präsidenten Soulouque den Kaisertitel anzubieten; General Lubin, Kommandant der Besatzung von Port-au-Prince, so wie auch die höheren Offiziere der Hauptstadt, unterstützten den Antrag aufs nachdrücklichste. Den 25sten schon berieth die Kammer den Antrag, genehmigte ihn und überwies ihn dem Senat, der sich denn auch noch denselben Tag damit einverstanden erklärte. Auch nicht eine Stimme erhob sich zu Gunsten der Republik. Tages darauf begaben sich Kammer und Senat in pleno zum Präsidenten, überreichten ihm seine Ernennung und zugleich Krone und Kreuz, wobei sie ihn in den ehrerbietigsten Ausdrücken beglückwünschten. Die Verfassung wurde sofort den neuen Zuständen gemäß abgeändert, die Rechte der Einwohner verdürgt und die Eigenmächtigkeit beschränkt. Doch wie überall, so geht es auch hier; die Praxis tritt vornehmend der Theorie feindlich entgegen.

Durchdrungen von seiner kaiserlichen Würde, rief Faustin I. alsobald Adel und Orden ins Leben; Beides wurde sehr günstig aufgenommen, und Mancher freute sich über den Baronen- oder Grafentitel mehr, als der Kaiser über den seinigen. Gegenwärtig giebt es zwei kaiserliche Orden, den St. Faustinsorden für das Militair und denjenigen der Ehrenlegion fürs Civil. Der Kaiser ist von beiden der Großmeister und hat schon mehrere Großkreuze, Komthurwürden und gewöhnliche Decorationen verliehen. Die Einwohner bestehnte er

Digitized by Google

mit den Titeln: Fürsten, Grafen, Baronen und Rittern, und bildete sich seine Fürsten aus den Divisions-Generalen und Vice-Admiralen, die Grafen aus den Brigade-Generalen und Contre-Admiralen, die Barone aus den Adjutanten, Generalen, Obersten und Schiffs-Capitainen, die Ritter endlich aus den Majoren und Fregatten-Capitainen. Er regelte die Civil-Rangordnung und paßte sie der militärischen an; auf diese Art wurden sämmtliche Senatoren, Volksvertreter, Richter und höhere Zollbeamte Barone, während den Frauen ohne Unterschied auf die Stellung, welche ihre Männer bekleideten, der Titel Marquise zufiel.

Napoleon's erster Befehl schuf mit einem Federstrich einundsechzig Fürsten mit dem Prädikat: Hoheit oder Durchlaucht. Die Namen derselben geben den europäischen Zeitungen Stoff, sich ein wenig lustig zu machen, doch mit Unrecht, da sie mit der früheren Geographie des Landes nicht vertraut sind. General Gefaro ist allerdings Fürst „vom Tiche", General Lindinq Fürst „der Marmelade", General Segretin Fürst von Tron-Bonbon und General Alberte Fürst „der Limonade", alle diese für uns spaßhaften Namen sind dem Lande eigenthümlich und in seiner ehemaligen Geographie begründet.

Den Fürsten folgten einundneunzig Grafen mit dem Attribut Excellenz. Sie sind sämmtlich Komture der beiden Orden, während die Fürsten zu den Großkreuzen zählen.

Unermüdlich in der Vertheilung von Gnadenbezeigungen — die freilich nicht viel kosten und der lieben Eitelkeit so sehr schmeicheln — rief der Kaiser eine unzählige Menge Barone und Ritter ins Leben, und wahrlich, wir finden selbst bei dem prunklebenden Ludwig XIV. nicht so viel Ehrennämer, als bei diesem neugebackenen Kaiser.

Bei Hofe begegnen wir einem Groß-Almosenier, Groß-Marschall des Palastes und Marschall der Gebäude, dem Kronabel, den Gouverneuren des Palastes und der Schlösser, Pagen, Ceremonienmeistern, Bibliothekaren, Herolden und sogar einem Intendanten der heimlichen Vergnügungen, eine Stelle, die unseres Wissens in Europa amtlich noch nicht besetzt ist. Die Kaiserin Mutter hat ebenfalls ihren eigenen Hofstaat, einen zweiten Groß-Almosenier, Ehrendamen, sechsundfunfzig Palasdamen und zweiundzwanzig Kammerfrauen, die alle Fürstinnen, Gräfinnen, Baronessen oder Marquisen sind. Außerdem befinden sich noch Kammerherren, Stallmeister, Pagen u. s. w. in ihrem Gefolge. Olivia, die kaiserliche Tochter, ist ebenfalls von einer Menge betitelter und bedienter Personen umgeben und hat zur Hofmeisterin das Glück, nämlich eine Baronin de Bondeur.

In Betreff des Anzuges aller zum Hofe gehörigen Personen gehen die Vorschriften bis ins Kleinliche. Die Fürsten und Grafen tragen eine weiße Tunika, die Barone einen rothen Frack, die Kavaliere einen blauen; außerdem unterschieden sie sich noch durch die Zahl der Federn auf dem Hute, die bei den Fürsten neun oder sieben, bei den Grafen fünf, bei den Baronen drei und bei den Rittern zwei ist. Eine besondere Vorschrift regelt die Ceremonien bei Hofe. Die Herren dürfen nur in Uniform erscheinen, die Damen nur im bloßen Kopfe. Der Adel zeigt sich stets mit dem Degen, als seiner schönsten Zierde, an der Seite. Die Fürsten und Fürstinnen nehmen in Fauteuils Platz, alle niederiger stehenden Personen nur in gewöhnlichen Sesseln. Souveraine ist ohne Unterlaß bemüht, sein Reich nach Art der europäischen einzurichten. Von Hause aus Soldat, liebt er den Krieg, doch welches Kontingent kann eine Insel stellen, die nur 150,000 (?) Einwohner hat? Die Staatseinkünfte erheben sich nicht über sechs Millionen Franken, deshalb ist auch der Gehalt der Beamten nur ein mäßiger. Der Kaiser bezieht aus dem Staatsschatze 80,000 Franken, die Kaiserin 30,000 und jeder der drei Minister 3000. Die Geistlichkeit kostet sehr wenig; im ganzen Reiche giebt es nur achtundvierzig Weltgeistliche.

Frankreich.

Briefe eines Engländers über Paris.

III. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft.

13. April.

Die Franzosen bekümmern sich nicht um die Wirklichkeit. Frankreich ist stets das Land der Formeln gewesen, der gleichmäßigen sozialen Einrichtungen, der Hierarchieen nach Art der klassischen Trauerspiele, mit Einheit der Zeit und des Orts, doch ohne Mannigfaltigkeit, ohne Verwirklichung der Combinationen, ohne legislative Einbildungskraft, ohne Erfindung kühner Gegensätze. Ehemals lebte in Frankreich jede der drei Klassen in ihrer Sphäre: eine Nation in der Nation bildend, waren sie ohne direkte Beziehungen zu einander, ohne gegenseitige Einwirkungen, lieben sie getrennt, gleich Planeten, die ihren Umlauf um sich selbst vollführen, nicht die einen um die anderen. Seit sechzig Jahren schmeicheln sich die Franzosen, dieses Alles geändert zu haben; aber nichts ist falscher. Die Regierungsform ist allein verändert, in den Sitten ist die Einheit nur in Kleidern und Hüten hergestellt. Es giebt jetzt in der französischen Gesellschaft zwar ein und dasselbe Kostüm, aber die verschiedenen Klassen, welche sie bilden, haben heutzutage eben so wenig Verbindung unter sich und kennen sich eben so wenig, als vor 1789. Daher stammen großentheils die politischen Leidenschaften, der soziale Haß und die Leiden Frankreichs.

Die Gesellschaft besteht aus drei Klassen; die erste derselben ist die sogenannte Beamten-Welt. Sie kennt nur den Mann im schwarzen Frack, aus dem man einen Volksvertreter, einen Regierungsbeamten, einen Präfekten, einen Gesandtschaftssecretair machen kann. Diese Menschenklasse ist wenig gefährlich, sie ist, wie man hier zu sagen pflegt, die gute Gesellschaft, sie ist höflich und zurückhaltend, in ihr stehen die Leidenschaften nicht vom Kopf bis zu den Füßen sich bewaffnet gegenüber, die Charaktere beschränken sich darauf, einen Punkt aufzuführen, an dem sie sich fassen können, ohne anzustoßen. Gewiß hat diese Klasse ihre Vorzüge, aber wo findet sich die Kenntniß der Wirklichkeit, die Kenntniß der Leidenschaften der anderen Gesellschaftsklassen? In Frankreich ist die Vorliebe für die äußeren Formen so weit getrieben, daß es nur die Abenteurer, die Unbezahlten, die literarischen Bummler und die Inquisitoriatter sind, welche eine genaue Kenntniß von den verschiedenen Klassen der Gesellschaft besitzen. Man suchtet nirgends so sehr, als in Frankreich, die Gewohnheiten Anderer, das Leben, welches man von dem seinigen verschieden weiß, die Sitten, welche den eigenen entgegengesetzt sind. Kein Europäer ist so fremd in Frankreich, als ein Franzose. So erklärt sich ihre politische Unerfahrenheit, ihre Gewohnheit, mit dem Feuer zu spielen, reformistische Bewegungen zu machen, ohne die Umgegend, die Einzelnheiten, die Sitten der Bewohner von Corbeil und Pontoise oder selbst der Straßen zu kennen, welche dem Panthron und dem Bastilleplatz zunächst liegen. Deshalb treiben die Franzosen stets abstrakte, nie praktische Politik. Die Beamten-Welt hat keine Kenntniß von der kommunistischen Welt. Der Bär Auto-Troll hat gut ausrufen: „Unter Euch, in den tiefsten und dunkelsten Schichten ist das Elend, der Neid und der Haß verborgen, welche Ihre glänzende Civilisation zu verschlingen drohen." Die Beamten-Welt ist taub geblieben, und kennt sie auch heutzutage wohl die geheimnißvolle Beredtsamkeit, welche sie bedroht? Ist sie in deren Geheimnisse eingedrungen und hat sie deren ganze Stärke geprüft?

Zwischen der Beamten-Welt und diesen anderen unterirdischen Schicht schweben die Mittelklassen, ohne Richtung, ohne Disziplin, ohne Organisation umhergetrieben. Sie folgen blindlings den Ereignissen, heute über die wildesten Lehren der Sozialisten die Achseln zuckend, morgen ihnen zujubelnd, übermorgen sie verwerfend, um eine Woche später sie zu billigen und am Ende des Monats zu bekämpfen. Sie befinden sich zwischen zwei anderen Gesellschaften; häufig der einen mißtrauend, fast stets die andere fürchtend, kennen sie weder die eine, noch die andere.

Kann man darüber erstaunen, daß in einem Lande, wo drei von der Gesetze, trotz der Zoten, trotz der Systeme ein so vollständiger Mangel gegenseitiger Verbindungen herrscht, die Revolution, so zu sagen, an der Tagesordnung ist? Ohne sich zu kennen, selbst ohne den Wunsch, sich zu kennen, rufen sich die verschiedenen Klassen der Gesellschaft auf die Straßen und machen dort Bekanntschaft, indem sie sich erwürgen. Nur inmitten der Bürgerkriege verschwindet der Unterschied bei den Franzosen. In der sozialen Rangordnung herrscht, wie überall in Frankreich und besonders in Paris, jener Haß gegen die Wirklichkeit, der den Grund des französischen Geistes ausmacht. Alle Gedanken Frankreichs sind sogar in dieser Zeit fieberhafter darauf gerichtet, nach einem Heilmittel gegen die Wirklichkeit zu forschen. Ist der Sozialismus etwas Anderes, als die Sucht nach einem Arkanum, durch das die Menschen sich selbst über die Wirklichkeit erheben? Sie begreifen nicht, daß der einzige Endzweck des Lebens darin besteht, die Lücken, welche die Zeit, die Ereignisse oder der Zufall in die sie umgebende sittliche Ordnung hineingebrocht haben, durch individuelle Anstrengungen auszufüllen; daß es hienieden keine andere Arbeit giebt, als persönliche, harte, mühsame, in deren Ausübung der Mensch auf keine andere Hülfe, auf keine gemeinschaftliche Unterstützung rechnen soll. Aber wie angenehm wäre es, wenn irgend eine Formel die Nothwendigkeit dieses Kampfes ersetzte, wie süß wäre es, wenn ein allgemeines Gesetz die individuellen Anstrengungen unnütz machte. Nach den Ideen der modernen Franzosen soll die Gesellschaft vermöge eines bestimmten Gesetzes, wie die Sterne, die Planeten und deren Satelliten, ihre Bahn verfolgen. Ist dem nicht so, so ist die Gesellschaft schlecht, folglich muß sie umgearbeitet werden. Sie vergessen aber, daß die Sonnen und die Sterne ihre Gesetze sich nicht geschaffen haben, und daß die Menschen es eben so wenig im Stande sind.

Mit dem praktischen Sozialismus im Gegensatz zu dem theoretischen ist es eben so; auch in ihm herrscht dasselbe Streben vor, sich von der Wirklichkeit loszumachen. Darum sprechen die Franzosen so viel von Menschenrechten, um der Nächstenliebe überhoben zu sein, sie sprechen darum so viel von den Verbrechern und ihren Leiden, ihrem Elende, den sozialen Ungerechtigkeiten, um sich von der Verpflichtung zu entbinden, ihnen abzuhelfen. Sie bezahlen ihre Schulden mit Worten. Bei ihnen giebt es keinen Lord Ashley, keine Elisabeth Fry, keinen John Howard, welche den Kampf für soziale Reformen aufnehmen, ihn mit aller Kraft durchführen und das Schlechte nur Ungerechte derselben durch ihre eigenen Anstrengungen verbessern. Nein, nein, rufen sie aus, beweist mich von der Wirklichkeit; störet nicht meine süßen Träume, fordert keine Handlungen, lasset mich die Entwickelung meines kleinen Systemes fortsetzen! Es giebt keinen, selbst noch so unbedeutenden sozialen Theoretiker, der, wenn man ihn auffordert, zu handeln, nicht die einfältige Antwort hätte: wozu würde das mit deinen? Ich würde meine Zeit damit verlieren, lasset mich die Frage Klar machen. Dieser Haß gegen die Wirklichkeit ist, so parador es auch schinnen mag, die Hauptursache des geringen Einflusses, den das Christenthum im neunzehnten Jahrhundert in Frankreich ausübt. Der christliche Geist ist in der That der erbittertste Feind von allen Systemen und Formeln. Er verabscheut jede Dictatoren,*) die Polemik ist ihm ein Gräuel. Seine Feinde haben ihn aus diesem Grunde als Gegner der Kunstklärung angeklagt, dennoch ist es gerade dieser Haß der metaphysischen Dictatoren, worin seine Kraft besteht. Indem er die Kunstgriffe der Logik gänzlich vermeidet, indem er seine Dogmen über die menschliche Erörterung setzt, ruht er auf der absoluten Wahrheit und lebt in Thatsachen. So ist er auf einer Seite, nach dem Gipfel zu verschleiert wie ein

*) In seiner Dictatorien des christlichen Geistes scheint der angeblich Engländer das Christenthum etwas zu sehr mit der katholischen Kirche zu verwechseln. D. R.

Digitized by Google

Geheimniß, und unten, auf der Erde, trat wie eine Thatsache; aber die Franzosen hassen das Geheimnißvolle nicht weniger, als die Wirklichkeit, sie haben die Manie, Alles zu erklären, Alles zu ergründen. Das Christenthum dagegen bewegt sich nur in Thaten, in Glaubenswerken, in Werken der Nächstenliebe; während es an seinen Dogmen nicht zu ändern hat, während es durchaus sich nur damit beschäftigt, die Erde mehr und mehr seiner Glaubensstehre würdiger zu machen, beschämmert es sich nur um die wirkliche Sachlage und richtet seine Unzufriedenheit auf das Elend und die Leiden dieser Welt.

Ein französischer Socialist weiß nicht und wird niemals wissen, was es heißt, christliche Tugenden oder selbst die Tugenden der Menschlichkeit ausüben. Die Socialisten sprechen von Christenthum, von der Erlösung und von Glaubenslehren als Spötter oder als Philosophen; sie pursien oder verleumden sie, aber sie bispensiren sich vollständig von der Ausübung der Tugenden und von der Ausführung der Werke, welche das Christenthum verlangt. Sie rufen aus: Wir alle sind Brüder! und sie wissen nicht, daß es unwig ist, so viel Worte zu machen, gleichsam so allgemeine Sympathieen kundzugeben, sondern daß es genügt, um seinen Glauben an diesen Grundsatz zu offenbaren, zu helfen und die Hand seinen Brüdern zu reichen, die man auf seinem Wege antrifft. Sie wissen nicht, daß es unnütz ist, von den Tugenden der Menschlichkeit laut zu sprechen, sondern daß es genügt, solche um sich zu verbreiten und ihren Einfluß in seinem Hause, an seinem Heerde fühlen zu lassen. Nicht das Wort fehlt den Franzosen, sondern die That. Sie besitzen die gefährliche Gabe des Predigens, der Propaganda, aber ihnen fehlt das Zeugniß, das dem Christenthum als erste Tugend der Apostel gilt. Eben so fürdt der Franzose in allen seinen Kämpfen niemals als Märtyrer, sondern, ganz nach heidnischer Weise, wie ein Athlet, wie ein Soldat. Die Besseren sollen nach Art Cäsar's, indem sie sich in ihren Mantel hüllen, um mit Anstand zu sterben.

Dieses erkünstelte Leben, diese Unkenntniß der Wirklichkeit trifft man besonders unter der Pariser Bevölkerung an. Die Bewohner der Provinzen leben mehr im Angesicht der Wirklichkeit, der Feierlichkeit des Lebens, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Ich habe z. B. bemerkt, daß sie weit mehr an den Tod denken, als die Pariser. Man pört häufig die Zapferkeit der Pariser rühmen, ihr Kühnheit in Bürgerkriegen, sey es hinter den Barrikaden oder einer Insurrection gegenüber: mistrauen man diesem Muthe, er weiß nicht, was der Tod ist; daher bebt er nicht zurück, daher geht er vorwärts, mag er Alles umstürzen, mag er Throne und Constitutionen zerstören. Niemals hat der Pariser das Mitleiden kennen gelernt. Der Arme stirbt in seiner Dachkammer, Niemand kömmt ihm zu Hülfe, wenn es nicht einige gute, fromme und gottesfürchtige Seelen mit dem Glauben der früheren Tage sind; steigt aber der Unglückliche in solchem Augenblick auf die Straße hinab, fällt vor Ermattung auf das Trottoir, alsdann versammelt sich Alles um ihn herum, Jeder, die zu vielerlei nicht mehr nützlich hat. Wenn der Franzose im Augenblick glücklich ist und man spricht ihm von Schmerz, so vergißt er die Wirklichkeit und schauert, wie beim Anblick eines Dramas, wie beim Lesen einer schrecklichen Legende. Eben so ist es mit dem Tode, der Pariser weiß wohl, daß alle Menschen sterblich sind, er weiß dies als einen dunkeln, philosophischen Grundsatz und kann im Nothfall, wie ein Schüler, der seine Lection gelernt hat, daraus den Schluß ziehen: da auch ich ein Mensch bin, so bin ich sterblich: — aber dies ist Alles. Seine Ideen vom Tode sind antichristlich, er weicht ihm aus, er glaubt sich gegen eine Art Mittelzone zwischen Götter und Menschen, einem Geschlecht unsterblicher Genien entsprossen. Er thut alles Möglichs, um sich dem Anblick jener schmerzhaften Trennung vom Leben zu entziehen. Er verbirgt dieses schreckliche Schauspiel, er fürchtet sich davor, und die Polizeigesetze unterstützen feigherzig jenen eines Menschen unwürdigen Abscheu.

Wir übertreiben nichts. Es scheint in der That, als ob Alles so eingerichtet wäre, um das französische Volk atheistisch und antichristlich zu machen. Die Polizei duldet allabendlich die unzüchtige Freude vor der Thür des Pariseers; aber die glänzenden Prozessionen des Christenthums, die Rogationen, das Fête-Dieu sind untersagt. Warum? Weil die Pariser ihre Geschäfte haben, die Prozessionen aber die Circulation hindern würden, die Omnibus nicht fahren könnten, und darum ist es verboten, daß die göttlichen, stets verehrungswürdigen Symbole mitten auf den Straßen erscheinen, um durch ihren Anblick die täglich in solchem Maße vorkommenden Ausschweifungen, Schandthaten und Gottlosigkeit zu verscheuchen. Auch der Tod gehört zu dem Geschäft der Straßenpolizei, damit nicht die Augen und das Herz der Bewohner von Paris betrübt werden, damit Alles gehemmt und nach den Verordnungen der Administration geschehe. Man setzt hier nicht, wie in den Provinzen, den einfachen Sarg, mit einem weißen Leichentuch bedeckt, von der Wohnung des Verstorbenen; man stellt nicht zu seinen Füßen das Weihwasser, in welches der trauernde Buchstaben, das Holz der Todten, getaucht ist; die Priester holen ihn nicht von seiner Schwelle, um ihn selbst in die Kirche zu geleiten; sie stimmen nicht bei der Begleitung die schrecklichen Todtengesänge an. So ist selbst die Ehrfurcht der Kirche vor dem Tode verschwunden. Man trägt ihr den Todten zu, und bei der Uebergabe sagt die öffentliche Verwaltung gleichsam: Ich habe meinen Beruf erfüllt, vollende den deinigen. Ach! in dieser Zeit, wo man Alles berechnet, wer wird wohl berechnen, wie viele gesunde und ehe Gedanken und religiöse Handlungen das harte und belehrende Schauspiel des Todes erzeugen könnte? Aber ich habe bei dem Bewohner von Paris vergeblich nach der geringsten Neigung zu Betrachtungen über den Tod gesucht: er macht sich durchaus keine Vorstellung davon. Er schlägt sich sehr gut, er entleidet sich vortrefflich, er hängt sich mit Koketterie auf, er erstickt sich mit Grazie und stürzt sich zierlich in die Seine; jedoch durch Emeute oder Selbstmord umkommen ist, genau gesagt, nicht sterben (!), sondern durch Zufall aufhören, zu existiren. Für einen Christen ist der Tod in Folge des Bürgerkrieges oder des Selbstmordes das, was man ein böses Ende nennt. Nun weiß das Pariser Volk nur schlecht zu enden, es beweist damit unfehlbar, daß es nicht gut zu leben versteht. Ja, es ist voller Muth, es stürzt sich gekrönten Hauptes in die Gefahr; dazu aber genügen gereizte Nerven, gesteigerte Lebenslust, wie bei Fieberkranken, die sich in einem Anfalle ihrer Krankheit mit einer Unerschrockenheit aus dem Fenster stürzen, welcher die der muthigsten Menschen niemals gleichkommen wird.

Ja, diesem Volke fehlen nicht die Geistesgaben, sondern die Kenntniß der strengen Wirklichkeit. Es besitzt kostbare und liebenswürdige Eigenschaften, Geselligkeitsgeist, Gerechtigkeitsliebe; — sie sind aber selbst ein Auflösungsmittel mehr, denn es setzt diese Eigenschaften niemals in Einklang mit der Wirklichkeit, welches allein sie ergiebig machen könnte. Wohl ist das französische Volk liebenswürdig, voller Bewegung und Grazie, aber ihm fehlt Ausdauer und Stanhaftigkeit. Dieser Geselligkeitsgeist richtet es zu Grunde, — Unglück den Völkern, welche zu gesellig sind! In Frankreich tebt Jeder weit mehr durch das Leben seines Nachbars, als durch sein individuelles Leben. Im Allgemeinen wird die Demokratie aus einem Gefühl von Neid hergeleitet, — in Frankreich aber ist sie nur einem Uebermaß von Geselligkeitssinn zuzuschreiben. Nicht der gemeine Neid beseelt den Franzosen, sondern das Verlangen, dasselbe Leben wie diejenigen zu leben, die sich auf einer höheren Stufe der sozialen Leiter befinden. Daraus entsteht ein furchtbarer Wettstreit, eine Hetzjagd, ein unaufhörliches Verfolgen der gesellschaftlichen und Standesvorzüge. Dieser neue Geselligkeitsgeist, in die Politik hindergetragen, ist eine unglückliche Erscheinung, deren Folgen Frankreich heute empfindet. Mögen die Franzosen zu der alten Geselligkeit zurückkehren, welche die Beziehungen der Menschen zu einander erleichtert und die Sitten in Grazie und Sanftmuth hüllt, während jener Wettstreit in der Verfolgung des Reichthums und des Glückes ihre Seelen mit Haß erfüllt und ihren Charakter verschlimmert hat. Die Engländer sind durch das Verfolgen des Comforts und des Reichthums ein mächtiges Volk geworden, die französischen Sitten aber hat es zu ihrem Nachtheil geändert und aus unseren Nachbarn ein durch innere Kriege zerfleischtes und zerrissenes Volk gemacht. „Der Engländer", wie Swift sagt, „ist ein politisches Thier"; er lebt von dem, was die anderen Völker unfehlbar tödten würde!

China.

Die Sprache und Literatur der Mantschuren.

Unter dem am Fuße bemerkten Titel*) hat der Dolmetscher des britischen Konsulats in Canton, Herr Meadows, interessante Beiträge zur Kenntniß einer Sprache herausgegeben, die, trotz ihrer philologischen Wichtigkeit, als ein Gliedr der großen tatarischen Sprachenfamilie, und ihrer bisherigen Bedeutung, als Nationalsprache der herrschenden Dynastie von China, bisher eine auffallende Vernachlässigung von Seiten der europäischen Linguisten erfahren hat. Die mantschurische oder Mantschu-Sprache wird von jenem kriegerischen Tatarenstamm geredet, der sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in China festsetzte und seit dem Tode des letzten Kaisers der eingeborenen Dynastie Ming dem Lande seine Beherrscher gegeben hat, indem der kürzlich verstorbene Tatu-Khang der sechste Regent von der Ta-Tsing oder Mantschulinie war. Die Kaiser haben von je her das Studium ihrer Muttersprache begünstigt, für welche durch eine unter der Regierung Tsi-Khang's niedergesetzte Kommission die noch jetzt gebräuchlichen Schriftzeichen erfunden worden und deren Erlernung in verschiedenen Stellen für einen wesentlichen Theil der öffiziellen Berufspflichten erklärt ward. Mehrere literarische Werke sind aus dem Chinesischen, so wie die heiligen Bücher auf dem Mongolischen und dem Tibetanischen, in diese Mundart übersetzt worden, wobei man sehr häufig neue Wörter bilden mußte, um die einem Nomadenvolke fremden Begriffe und Bedürfnisse auszudrücken.**)

In Europa wurde die Mantschu-Sprache zuerst durch die französischen Missionäre bekannt, die sich im siebzehnten Jahrhundert am Hofe zu Peking aufhielten. Der Pater Gerbillon gab im Jahr 1696 eine kleine grammatikalische Abhandlung darüber heraus, und zwischen den Jahren 1787 und 1789 erschien eine Grammatik nebst Wörterbuch von dem Pater Amyot. Die „Elemens de la Grammaire Mandchoue", von Gabelenz (1814) zeichnen sich, trotz einiger Mängel, durch ihre gute Anordnung aus und können dem europäischen Studierenden als ein höchst brauchbares Handbuch bezeichnet werden. Von den chinesischen Werken über diesen Gegenstand nennen wir den Thag Ban Tin Jao, ein phraseologisches Wörterbuch des Mantschu mit chinesischer Uebersetzung, welches im Jahr 1739 gedruckt wurde.

Das Mantschu ist eine syllabische Sprache und hat also einen von dem Chinesischen wesentlich verschiedenen Charakter. Es besitzt keinen bestimmten Artikel; die Hauptwörter bilden ihre Kasus durch Justexion; die Beiwörter sind indeklinabel, da die Nomina kein Genus haben. Die persönlichen Fürwörter werden regelmäßig gebildet, und auch die Grund- und Ordnungszahlen folgen demselben Prinzip, wie in anderen Sprachen. Die Zeitwörter bieten dagegen eine große Mannigfaltigkeit dar, indem sie, wie im Türkischen, ihre Bedeutung durch Suffixa verändern und in der durch die Konjugirung ausgedrückten Zeitbestimmung von der unsrigen abweichen. Diese Knomalie in

*) Translations from the Manchu, with the Original Texts, prefaced by an Essay on the Language. By Thomas Taylor Meadows. Canton, 1849.

**) Ein merkwürdiges Beispiel hiervon wird aus dem Bereiche des Artillerie-Departements in Peking vom Jahr 1640 zitirt, wo der Kaiser gebeten wird, ein mantschurisches Wort für Verfinsionsgewehre angeben, die man eben erst in China eingeführt hatte.

Digitized by Google

den Formen, so wie die eigenthümliche Satzbildung, ist es, was die Haupt-schwierigkeit bei Erlernung des Mantschu ausmacht.

Bücher in dieser Sprache werden in Europa äußerst selten angetroffen, und auch in China ist ihre Anschaffung mit nicht unbedeutenden Kosten verbunden. Die Hülfsmittel zum Studium des Mantschu beschränkten sich bisher meist auf Klaproth's „Chrestomathie" und die von Rémusat herausgegebene Version des „Chung Yung", an welche sich jetzt das von Herrn Meadows kompilirte Werkchen reiht, das, außer der grammatikalischen Einleitung, eine Sammlung von Schriftstücken in Mantschu-Sprache mit englischer Uebersetzung enthält. Sie bestehen hauptsächlich aus Staatsdokumenten, welche sich auf die innere Verwaltung des Reiches beziehen. Nr. 3: „Eine Verordnung über das Studium des Mantschu" dient als Beleg zu unserer obigen Bemerkung über die Aufmunterung, welche dieser Sprache von Seiten der Regierung zu Theil wird.

„Wer von den Beamten des ausmärtigen Amtes (le Tsu Jnen)", heißt es darin, „welche die Personen einführten, die bei der heutigen Audienz erschienen, waren nicht alleinig wenig bewandert in der Mantschu-Sprache, sondern einige von ihnen waren sogar ganz unfähig, solche zu sprechen. Diese alle sind Mantschu-Beamte, und die Geschäfte, die ihnen obliegen, müssen fast alle in der Mantschu-Sprache verhandelt werden. Was wird also daraus entstehen, wenn sie derselben unkundig sind? Wird es ihnen in einem solchen Falle möglich seyn, ihre Geschäfte zu besorgen?

„Die Mantschu-Sprache zu reden, ist eine alte Regel der Kriegsleute. Daher müssen sie dieses Studium als hoch wichtig betrachten, ihm die erste Stelle anweisen und sich aus allen Kräften bestreben, es darin weiter zu bringen. Künftiges Jahr alle müssen beim Examen der Beamten in der Hauptstadt diejenigen, die zur ersten Klasse empfohlen werden, der Mantschu-Sprache vollkommen mächtig, so wie in den Geschäften erfahren seyn. Wenn es darunter welche giebt, die nicht Mantschu sprechen können, so dürfen sie, ob sie auch zu allen anderen Geschäften tauglich sind, nicht zur ersten Klasse gezählt werden."

Folgende „Eingabe" ist ein seltsames Beispiel der Bescheidenheit und Demuth von Seiten eines hohen chinesischen Offiziers, wie man es bei anderen Nationen wohl vergeblich suchen würde.

„Der Sklave Tentungka kniet und fällt ehrfurchtsvoll nieder mit der Bitte um die geneigte (?. d. die kaiserliche) Gnade.

„Am 21sten Tage des dritten Monats des laufenden Jahres erhielt ich von dem Kabinetsrath eine Depesche nachstehenden Inhalts:

„„Wir haben ehrfurchtsvoll ein kaiserliches, vom 10ten dieses Monats datirtes Edikt empfangen, in welchem es heißt: Ernennet Tentungka zu der erledigten Stelle eines General-Lieutenants der Kriegskunst von Kwangschu."

„„Ja, Ew. Majestät kennet scharfen Blicke, erkennet, daß ich, einer der mandschurischen erblichen Sklaven, der mit verliehenen Natur zufolge, stumpf von Geist bin. Nun ist aber Kwangschu eine wichtige, an der See liegende Provinz, der Posten, zu dem ich befördert worden, ist schwierig, und die damit verknüpften Geschäfte sind umfangreich: daher kann ich nur meine dumme Ehrlichkeit erschöpfen und großen Fleiß darauf verwenden, die Truppen zu üben und das Land vor Gefahren zu bewahren; um so die hohe und freigebige Gnade Ew. Majestät, wenn gleich nur in geringem Maße, zu erwidern.

„Es geziemt sich, daß ich eine Eingabe mache, in der ich meine dürftigen, aber aufrichtigen Gedanke der Dankbarkeit ausdrücke, welche Eingabe ich Ew. Heiligkeit anstehe, mit Einem Blicke zu erleuchten. In dieser Absicht habe ich ehrfurchtsvoll petitionirt.

„Tautwang, 27 fest Jahr, 3ter Monat (Mai 1847)."

Die Ausfüge schließen mit einer moralischen Abhandlung, als Kommentar eines Spruches im Lun-Yu, der die Eigenschaften eines „vollkommenen Menschen" darstellt.

Das alphabetische System der Mantschu und die allgemeine Einrichtung ihrer gedruckten Bücher werden durch die von Herrn Meadows mitgetheilten Lesestücke erläutert. Die Schrift ist kursiv und unterscheidet sich im Druck nur wenig von der gewöhnlichen Schreibform. Zu den Manuskripten werden feine mehlbaarne Pinsel gebraucht, welche die früher angewandten Bambusfedern ersetzt haben, und die Zeilen gehen in verwendikulären Kolumnen von der Rechten zur Linken. Das Drucken wird durch hölzerne Blöcke, wie bei den Chinesen, bewerkstelligt, und da die Blätter nur auf einer Seite bedruckt werden, so bleiben sie an den Rändern unbeschnitten. Jedes Blatt ist numerirt und mit dem Titel des Buches versehen. (C. M.)

Mannigfaltiges.

— **Die Zukunft des Unterrichtswesens in Frankreich.** Zwei bekannte Professoren der Pariser Universität, die Herren Barthélemy St. Hilaire und Jules Simon, haben Jeder eine kleine Schrift über das französische Universitätswesen und über das neue Unterrichtsgesetz, dessen allgemeine Einführung auf den Schulen Frankreichs nahe bevorsteht, kürzlich herausgegeben.*) Herr Simon, dessen Broschüre bereits während der legislativen Erörterung des neuen Gesetzes geschrieben wurde, beschränkt sich hauptsächlich darauf, die bisherigen Einrichtungen der Universität gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche sie in und außer der gesetzgebenden Versammlung erfuhren. Herr St. Hilaire dagegen geht speziller auf das neue Gesetz ein, dessen Bestimmungen er erläutert, während er zugleich Rathschläge ertheilt, um die Mißstände, die mit der Ausführung dieses Gesetzes verbunden seyn möchten, wenn auch nicht zu beseitigen, was ihm unmöglich scheint, doch wenigstens zu vermindern. Beide Professoren kommen im Wesentlichen darin überein, daß der Unterricht der französischen Jugend in Folge jenes Gesetzes fortan der Beaufsichtigung des Staates durch die Männer der Wissenschaft entzogen seyn und in die Hand der Geistlichkeit übergehen werde. Sie erblicken darin eine Beeinträchtigung der Einheit des Unterrichts und in Folge dessen auch der Einheit der nationalen Sitten — wie z. B. in Deutschland durch diesen Mangel an Einheit des Unterrichts in Preußen und Nord-Deutschland einerseits und in Oesterreich, so wie in dem ihm verwandten Alt-Bayern, andererseits, auch ein Mangel an Einheit der Nationalsitten nothwendig hat hervorgehoben werden müssen. Sie sehen ferner in dem neuen Unterrichtsgesetze eine Herabwürdigung der hohen Beamten der Universität, welche dadurch zu gelehrigen Werkzeugen der Bischöfe und der Präfekten gemacht werden. Die bisherigen Garantieen für die Befähigung der Lehrer, wie der Studirenden, würden dadurch gefährdet, und eine sehr mangelhafte Ergänzung des Unterrichtspersonales stehe zu befürchten. Der Primär-Unterricht würde den geistlichen Brüderschaften und der Sekundär-Unterricht den Jesuiten überlassen, und die strengen Forderungen, welche man bisher an die Wissenschaft und deren Jünger in Frankreich zu stellen gewöhnt war, würden bedeutend herabgestimmt werden. So lautet das Urtheil zweier sehr geachteten und vielbeschäftigten Universitätslehrer, von denen man allerdings zugeben muß, daß sie in der von ihnen vertretenheiten Sache Partei bilden, aber wenn in Angelegenheiten der Wissenschaft und ihrer Lehrer Männer, wie Jules Simon und Barthelemy St.-Hilaire, nicht kompetent wären, wer könnte es dann sonst wohl seyn?

*) L'Université, par M. Jules Simon. Paris, Joubert, 1850.
Loi sur l'instruction publique, avec un commentaire etc. précédée d'une introduction historique, par J. Barthélemy St. Hilaire. Paris, 1850.

— **Lamartine's Auswanderung nach dem Orient.** Lamartine hat vor kurzem mit seiner Familie die Reise nach der Levante angetreten, wo ihm bekanntlich der Sultan eine Schenkung von Ländereien in der Nähe von Smyrna gemacht. Der berühmte Poet geht wahrscheinlich im Orient eben so großen Enttäuschungen entgegen, als er, der unpraktische theologische Mann, in seinem eigenen Vaterlande erfahren, neben Geschicke er mit ungeschickter Hand zu leiten unternahm. Die letzten Hoffnungen auf Wiedergewinnung seiner Popularität hatte er auf sein in vielen Blättern bereits erwähntes Trauerspiel „Toussaint Louverture" gesetzt, allein mit jeder Vorstellung desselben wuchs die Theilnahmslosigkeit des Pariser Publikums. Es soll seinen verschiedenen Freunden erklärt haben, daß er nur dann wieder nach Frankreich zurückkehren werde, wenn ihn das französische Volk dazu auffordern würde. Er scheint also immer noch an die Möglichkeit eines Umschwunges zu seinen Gunsten zu glauben. In französischen Blättern wird behauptet, daß die kürzlich erfolgte Publication einer neuen Ausgabe des „Annuaire de la Noblesse", worin nicht blos der angebliche Grafentitel, sondern überhaupt die adelige Abstammung des Dichters bestritten und er zum bloßen Alphonse Lamartine degradirt wird, ihn sehr oben so und vielleicht noch mehr verstimmt habe, als was er sonst seit zwei Jahren erlebte und erfuhr. Es ist übrigens ein sehr bemerkenswerther und die Richtungen des französischen Geistes charakterisirender Umstand, daß selbst in den blühendsten Zeiten der Monarchie niemals in Frankreich so viele Exemplare des „Annuaire de la Noblesse" verkauft worden sind, als eben jetzt.

— **Ein kalifornischer Goldklumpen.** In Kalifornien ist neulich eine gediegene Goldmasse aufgefunden worden, die nicht weniger als dreitausendneunzig Pfund wiegt und also die in den Muskischen Bergwerken in Sibirien zu Tage geförderte, jetzt im Museum des Berg-Instituts in St. Petersburg befindliche Goldstufe, die bisher für das größte Exemplar in dieser Art galt, noch um fünf Pfund übertrifft. „Die Einwohner von Stockton", schreibt die Pacific News, „wurden vor einigen Wochen durch die Nachricht in Erstaunen gesetzt, daß ein Goldklumpen von dreitausendneunzig Pfund Gewicht in Carson's Creek aufgegraben worden. Erst gestern haben wir jedoch etwas Näheres darüber gehört, indem ein Freund uns ein von der Masse abgebrochenes Stück zeigte. Wie man vernimmt, waren drei Mexikaner, welche in den Goldwäschen von Sonora arbeiteten, die glücklichen Entdecker dieses Schatzes; da sie aber von etwas sanguinischem Temperament waren und dem Gott Bacchus reichliche Libationen darbrachten, so vergeudeten sie in wenigen Tagen ihren ganzen Erwerb. Nun ihnen ging die Goldstufe in die Hände der Kaufleute Lindley u. Co. in Sonora über, welche sie mit einem anschnlichen Aufwand an die Herren Alonzo Green und Joshua Holding verkauften, denen man bereits zweitausend Dollars über ihren inneren Werth dafür gehoten hat. Man glaubt, daß sie etwa vier Pfund Quarz, mit dem kostbaren Metall vermischt, enthält, wie es bei größeren Goldklumpen gewöhnlich der Fall ist."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Pränumerations-Preis 25 Silbgr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Zu beziehen durch die deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Beit u. Comp., Jägerstraße Nr. 73, und bei Leop. Cassar, Brüderstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Dienstag den 9. Juli 1850.

England.

Die englische Expedition auf dem Euphrat und Tigris. 1835—37.

Im Jahre 1834 wurde vom Unterhause ein Comité niedergesetzt, um zu erwägen, welcher Weg nach Indien vortheilhafter sey, der durch das Rothe Meer oder der auf dem Euphrat, und das Parlament beschloß, den letzteren durch eine Expedition auf zwei eisernen Dampfschiffen prüfen zu lassen. Die Schiffe waren so gebaut, daß sie sich aus einander nehmen ließen. Man transportirte sie in Stücken zur See an die Mündung des Flusses Orontes in Syrien und von da, theils auf Flößen, theils auf Wagen, nach Port-William oder Bir, einer Stadt am Euphrat, die hundertdreiundvierzig englische Meilen vom Mittelländischen Meere und hundertsiebzehn vom persischen Meerbusen entfernt liegt. In Bir wurden die Dampfschiffe zusammengesetzt und die Probefahrt am 16. März 1836 unter der Aufsicht des Obersten Chesney begonnen. Die Details dieser Expedition sind in den in der Anmerkung genannten Werke niedergelegt*), das indessen erst zur Hälfte erschienen ist. Einen kurzen Bericht über seine damalige Thätigkeit hat Oberst Chesney bereits in dem Journal der Londoner geographischen Gesellschaft veröffentlicht, und es erhellt daraus, daß er Materialien für eine korrekte Karte des nördlichen Syriens sammelte, eine Flächenmessung vornahm von Istenderun am Mittelländischen Meer quer durch das Land bis nach Birthjik am Euphrat und von da nach dem persischen Meerbusen hin. Das nördliche Mesopotamien ward ebenfalls untersucht, und obgleich eines von den Dampfschiffen in einem Sturme bei Anah verloren ging, so wurde doch mit dem andern der Euphrat bis zu seiner Mündung genau befahren. Desgleichen besuchte man zwei Nebenflüsse desselben, untersuchte das Land zwischen ihm und dem Tenghi (das große Susanische Delta). Den Tigris fuhr man zweimal hinauf, und zwar bis vierhundert englische Meilen jenseits seines Zusammenflusses mit dem Euphrat. Endlich machte der stetige Reisende noch einen geologischen Abstecher nach dem Taurus.

Die Möglichkeit der Schiffahrt auf dem Euphrat zu politischen und Handelszwecken war erwiesen, und es blieb nur noch übrig, die große Masse werthvollen wissenschaftlichen Materials, das während der Expedition gewonnen worden war, zu ordnen und dem Publikum zugänglich zu machen. In den beiden Bänden des genannten Werkes ist die Geographie der Länder enthalten, die zwischen Indus und Nil liegen, desgleichen die Geschichte der verschiedenen Völker, von denen dieselben seit den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage bewohnt gewesen sind. Das Werk beginnt mit einer detaillirten, meisterhaft geschriebenen geographischen Skizze der vier Hauptströme des westlichen Asiens und einem Ueberblick über das Ländergebiet zwischen Nil und Indus. Zwei dieser Flüsse sind: der Kisil-Irmak oder Halys, der Aras oder Araxes, der Tigris und der Euphrat. Sie entspringen sämmtlich auf einer Hochebene, die sich vom Fuße des Ararat nach dem nördlichen Armenien, Kurdistan und Kleinasien erstreckt, und fließen dem Schwarzen, Kaspischen und Arabischen Meere zu. Ihre Quellen, ihr Lauf, ihre Nebenflüsse sind mit der größten Genauigkeit beschrieben, aber trotz der wissenschaftlichen Anschaulichkeit in einer doch anziehenden Form, denn neben dem Geographischen sind nicht minder auch die historischen und naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten verzeichnet.

Das Ländergebiet, das von den großen Flüssen West-Asiens bewässert wird, ist zu verschiedenen Zeiten entweder ganz oder theilweise der Sitz großer Reiche gewesen. Den blühendsten Theil dieser Reiche bildete ein Parallelogramm, das im Norden vom Kaukasus, dem Schwarzen und Kaspischen Meere, im Süden vom Indischen Ocean, im Osten vom Indus, im Westen vom Nil begränzt wird. Es herrscht eine merkwürdige Aehnlichkeit in der geographischen Formation der Länder, die innerhalb dieser Linien liegen.

„Wenn man" — sagt der Verfasser — „einen Blick wirft auf die hervortretendsten Gegenstände, die Gebirge, so wird man finden, daß den dem hohen Plateau um die Quellen des Euphrat, Tigris u. s. w. mehrere große Ketten auslaufen und verschiedene Richtungen verfolgen; hauptsächlich aber nach Ost, Süd und West vom Ararat. Zwei von ihnen, das Jagros- und Elburz-Gebirge, gehen allmälig in getrennte Linien auf einander bis zu den Ostgränzen des alten Persiens, während sich die nicht minder ausgeprägten Aeste des Taurus nach dem entgegengesetzten Ende hin ziehen und über Kleinasien, Syrien, das nördliche Mesopotamien und Arabien verzweigen. In Folge des Mangels an breiten Strömen und der relativen Seltenheit fließenden Wassers sind die angebauten Strecken wenig zahlreich, während dürre, wüste Thäler, weite Steppen und gigantische Hochebenen, mit wilden Bergschluchten abwechselnd, die hervorstechenden Merkmale der genannten Länder bilden. Hier zeigen sich auf einem weiten Gebiete, das sich an fünfundzwanzig Grad weit von Norden nach Süden erstreckt, jene großen Temperaturverschiedenheiten, die bereits in der Anabasis beschrieben sind. So ist in den nördlichen und mittleren arabischen und iranischen Hochebenen, so wie in einem großen Theile von Kleinasien, das Klima gemäßigt, während im Norden von Afghanistan, fast in ganz Kurdistan und in den gebirgigen Strecken zu beiden Seiten des Ararat, eine intensive Kälte herrscht. Aber trotz dieser klimatischen Verschiedenheit jener Gegenden, sind sie sich doch gleich in ihren Pflanzen- und Thierwelt; in dieser Beziehung haben die Ebenen von Mesopotamien und die von Arabien südwärts Mekka zugleich mit dem mittleren und nördlichen Mesopotamien vieles Gemeinsame. Ausgeschlossen die zu Rußland gehörigen Provinzen, besteht der Raum zwischen dem Indus und dem Mittelmeer aus drei Reichen von fast gleicher Größe. Persien nimmt die Mitte ein, Afghanistan den Osten, die asiatische Türkei den Westen. Statt aber, daß wir diese politischen Eintheilung folgen sollten, scheint es uns passender, das ganze Gebiet als aus zwei Theilen bestehend zu betrachten, die von einander durch das Bett des Euphrats und seine Fortsetzung, den persischen Meerbusen, getrennt werden. Kleinasien, Syrien, Arabien und Aegypten lägen dann auf der einen Seite dieser natürlichen Gränzscheide, auf der anderen Seite wäre ein gleich großes Gebiet, das unter dem Namen Iran den östlichen oder hauptsächlichsten Theil des alten persischen Reiches bildete."

Hierauf folgt eine detaillirte Schilderung der unter der Bezeichnung Iran begriffenen Provinzen. Es wird die geologische Formation eines jeden Landes, das Klima, die Pflanzen und Thiere, Charakter, Sitten, Sprache und Beschäftigung erschöpfend und unterhaltend besprochen. Folgende Skizze ist diesem Abschnitt entnommen:

„Es sind den Persern manche von den schlechtesten Eigenschaften der menschlichen Natur zugeschrieben worden, und schon ihr unbegränzter Leichtsinn ist ein ergiebiger Boden für Fehler aller Art. Sie sind bekannt wegen ihrer Lügenhaftigkeit und ihrer betrügerischen Hinterlist im täglichen Verkehr. Sie kennen weder Scham im Privatleben, noch rührt sie öffentliche Schande, und wenn sie nur vor Strafe sicher sind, so gelten ihnen die niedrigsten Ränke als rechtmäßige Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Ihre Ausschweifungen sind schamlos, und in religiösen Dingen sind sie eben so abergläubisch, wie bruchlerisch. Desgleichen sind sie treulos in der Freundschaft, mißtrauisch und rachsüchtig. Ihre leichteren Fehler sind Schwatzhaftigkeit und Putz- und Prunksucht. Der letzteren zu Liebe geben sie nicht viel auf Bequemlichkeit und Sauberkeit. Gegen Untergebene haben sie ein hochfahrendes Wesen, gegen Höhergestellte sind sie, wie alle Tyrannen ihrer Klienten, kriechend. Dieses dürftere Gemälde hat aber auch seine Lichtpunkte. Vermöge seiner Höflichkeit gegen Fremde und des Scheins von Gastfreundschaft, den er sich zu geben weiß, macht ein Perser bei der ersten Begegnung einen günstigen Eindruck, obgleich das Anerbieten seines Hauses so wenig belagen will, als eine spanische Einladung in gleichem Falle. Er ist ferner scharfsinnig, geselllig und witzig, wohlerfahren in den Formen der Höflichkeit, ein Freund der Wissenschaft und Kunst und, was nicht übergangen werden darf, leidlich tolerant in religiösen Dingen, wenn es sich nicht gerade um seine sunnitischen Glaubensgenossen handelt. Obwohl sich die Perser heutzutage gerade nicht mehr auf bloßes Wasser und die einfache Lebensweise aus der Zeit des Cyrus beschränken, so sind sie doch nicht allein fähig, sich aus der schlaffen Ueppigkeit des Harems herauszureißen, sondern verstehen es auch, Mühe und Entbehrungen lange Zeit zu ertragen. Der persische Muth ist nicht eben unübertroffen, aber er fehlt nicht, wo es seiner bedarf. Das Waffenhandwerk ist noch heute, wie in den alten Zeiten, in Persien am meisten geachtet. Ein Perser ist, wie ein Kurde oder Turkomane, fast immer zu Pferde und, da er von Kindesbeinen auf dazu erzogen wird, einer der besten Reiter von der Welt. Kaum daß ihm Jemand gleichkommen wird, wenn er steile Felswände zu Roß erklimmt, die in Europa als absolut unersteiglich für einen Reiter gelten würden. Besonders geschickt sind die Perser darin, auf ihrem Thiere beim schnellsten Galopp zu laden und hinterrücks zu feuern. Wie ihre parthischen Vorfahren, wenden sie, wann sie verfolgt werden, plötzlich um, drücken los und jagen davon vom Sattel herunterhängend, so daß der größte Theil ihres Körpers vom Pferde gedeckt ist." . .

*) The Expedition for the Survey of the Rivers Euphrates and Tigris, carried on by Order of the British Government in the years 1835, 1836, 1837. By Lieut.-Col. Chesney, Commander of the Expedition. 4 vols. Vols I. and II. London, 1850.

Digitized by Google

Der Beschreibung von Iran folgt eine Schilderung der Länder zwischen Mesopotamien und der Landenge Suez, auf welcher wir folgende Skizze wiedergeben:

„Der Hellespont beginnt bei Gallipoli, einer Stadt auf der europäischen Seite, die sowohl wegen ihrer 70,000 Einwohner, als weil sie der Anker- und Sammelplatz der türkischen Flotte ist, große Wichtigkeit hat. Etwas tiefer an der asiatischen Küste liegt eine andere türkische Stadt von derselben Größe, Lampsaki, vor welcher nicht vorbei die Strömung süd-westlich nach der Bai von Sestos führt. An dieser Bucht erscheinen die Endpunkte der beiden großen Kontinente im Schmuck einer reichen und mannigfaltigen Vegetation. Hohe, bewaldete Hügelreihen wechseln mit üppigen Weingärten, Kastanien- und Eichenhaine mit Myrthengrotten und vielgestaltigem Strauchwerk. Bei dem alten Sestos wird die Meerenge schmäler und nimmt ihre Richtung süd-süd-östlich vorbei an Abydos und der Stadt Scharnal Kalesi. Von hier läuft sie südwestlich zur Vorbergspitze und dann in derselben Richtung, aber weiter werdend nach dem Aegeischen Meere. Die Schlösser Sedul-l-Bar und Eski Scharl bezeichnen den Ausgang auf der europäischen und das Fort Kum Kalesi auf der asiatischen Seite der Dardanellen. Das Letztere ist besetzt mit 84 Geschützen, von denen zweiundzwanzig mit etwa sechzig des gegenüberliegenden Forts ein Kreuzfeuer unterhalten können. Die Forts sind zwei englische Meilen von einander entfernt. Die Schwierigkeit, in den Hellespont einzulaufen, wird noch vermehrt durch den Umstand, daß an jener Stelle die Strömung, die mit einer Geschwindigkeit von drei englischen Meilen in der Stunde herabkömmt, durch eine von da zum Kap Berbere aufsteigende Flut gebaut wird. An dieser Durchfahrt beginnt die furchtbare Vertheidigungslinie von zusammen sechshundert Geschützen, die mit großer Einsicht aufgestellt sind und die eindringenden Schiffe unfehlbar vernichten können, ohne sich unter einander irgend welchen Schaden zuzufügen. Das europäische Fort Kilidu-l-Bahr (Schlüssel der See) ähnelt einem Rhombschlosse, nur daß es unter sich noch Batterien hat, die theils mit gewöhnlichem Festungsgeschütz, theils mit solchem für Steinsäulse belegt sind. Diese Batterien ragen nur wenig über die Wasserhöhe hinaus, und die letzte von ihnen, nach oben zu, heißt Schamli-Burnu und liegt wahrscheinlich an der Stelle, wo Xerxes seine berühmte Brücke schlagen ließ. Gegenüber von Kilidu-l-Bar liegt das asiatische Schloß Ilchanmal-Kalesi; ebenfalls mit Batterieen auf jeder Seite, die nach oben und unten gerichtet sind. Hierzu kommen noch eine halbkreisförmige, mit Verderkap, und zwei andere, an den Pförtnern der Bucht, östlich vom Schlosse, gelegen. Die entfernetere derselben, Nakarah Burnu oder Kap Drum, ist ein Steinwerk mit vierundachtzig Geschützen und nimmt ungefähr die Stelle des alten Abydos ein. Etwa zwei Drittheile der Geschosse, welche die Straße der Dardanellen beherrschen, ruhen auf beweglichen Lafretten; die übrigen sind an ungeheuren Holzblöcken befestigt und stehen fast auf gleicher Linie mit dem Wasser. Ihre Läufe haben 18 Zoll bis 3 Fuß Durchmesser. Sie ragen aus dem Werk hervor, müssen deshalb außerhalb der Schießscharten geladen werden und treffen natürlich nur in gerader Linie. Kein Schiff darf, außer zwischen Sonnen-Aufs und Untergang, passiren, oder es muß mit einem Tezkerah (Paß) versehen sepn. Sämmliche Vertheidigungswerke stehen unter dem Befehl eines Mir-Miran oder Oberpascha, der im asiatischen Schlosse residirt, um welches ringsum eine Stadt von 9000 Einwohnern liegt. Dieselbe ist wegen der nahen Sümpfe zu gewissen Zeiten des Jahres ein sehr ungesunder Aufenthalt."

Aus dem Kapitel über Syrien, sey es uns erlaubt, folgendes Citat auszuwählen:

„Kömmt man auf der gewöhnlichen Pilgerstraße nach Jerusalem, so zeigt die Stadt ein etwas wüstes Aussehen. In einem steinigen Thale erheben sich Mauern von Kalkstein, über welche nur wenig hochgelegene Gebäude und hier und da einige Kuppeln oder Minarets hervorragen, während das Innere, wie in den meisten Städten des Orients, nur eine Reihepfeife von finsteren Straßen und nackten Mauern darstellt, ein und wieder freilich unterbrochen von freundlichen Kirchen und freigelegenen Klöstern. Kömmt man aber von den Höhen auf der Ostseite herab, so gewährt die Stadt einen höchst effektvollen Anblick. Man übersieht sie dann vollkommen mit allen Einzelnheiten. Der Oelberg, Dschebel-el-Tur, beherrscht nach Süden hin Bethlehem und einen Theil des Hügellandes von Judäa, nach Osten steht man in das Thal von Gaba und über das Todte Meer bis zu den Anfängen der Gebirge des steinigen Arabiens. Nach Westen zu ist die Aussicht noch interessanter. Hier senkt sich der Oelberg jählings nach der tiefen Schlucht von Kidron, und an seinem Abhang nach dem Grunde liegen der Garten von Gethsemane und ein wenig tiefer die Gräber der Jungfrau Maria, von Joiaphat, Absalom und Zachariah. Auf der Anhöhe jenseits dieses tiefen, schmalen Thales steht die Stadt selbst, die, außer manchem öffentlichen Gebäude, aber dreistaufend zugebaute Häuser hat, in vier abgeloderte pägelige Quartiere getheilt ist und von hohen Mauern mit viereckigen Thürmen eingeschlossen wird. Die Stadt hat die Form einer unregelmäßigen Raute, deren Westseite an das Thal Gihon, die Ostseite an das Thal Ben Hinnom stößt. Im Norden liegt der Hügel des Akra, im Süden das Thal Josaphat. Vor diesem Thale erhebt sich der Berg Moriah, dessen Gebäude den Vordergrund und den hauptschlichsten Theil des Panoramas bilden. Die viereckige Terrasse, auf welcher dieselben stehen, nimmt beinahe den fünften Theil von dem Flächenraum der ganzen Stadt ein. In ihrem Mittelpunkt steht man die zierlichen Minarets der Moschee des Omar, die mit ihren Arkaden und Höfen sich wohl mit dem Salomonischen Tempel messen kann, an dessen Stelle sie aufgerichtet wurde."

Bei der Beschreibung Arabiens macht der Verfasser folgende Schilderung von dem arabischen Pferde:

„Anderswo mag es stattlichere und selbst kräftigere Pferde geben, doch allein in Arabien kommen sie der wirklichen Vollkommenheit nahe. Hier zeichnet sich das Pferd aus durch einen zierlichen Kopf mit spitzen Ohren, muskulöse, aber feingeformte Glieder, eine schlanke, nicht grobe Gestalt und breite, lebhafte Augen, die, wie beim Hunde, jene Intelligenz verrathen, welche aus dem fortwährenden Zusammenleben mit seines Herrn Familie hervorgeht; in der That theilt es auch gewöhnlich die Mahlzeit mit ihr. Man gestattet ihm, wie einem Hunde, im Freien umherzuspringen, ein andermal stellt man es als Wache vor das Zelt. Es wird zu jeder Zeit dem Wetter ausgesetzt und, im Vergleich zu seinen europäischen Stammgenossen, spärlich gefüttert. Nach Sonnenuntergang erhält es in einigen Gegenden Gerste, in anderen Kameelmilch oder einen Brei von Datteln und Wasser, der in Nedsch mit trockenem Klee oder anderen Kräutern gemischt wird. Steht aber eine besondere Strapaze bevor, so giebt man ihm Fleisch, rohes oder gekochtes. Die Beduinen zählen fünf edle Racen, die aber alle ursprünglich auf Nedsch stammen, nämlich die Tanepse, Manekye, Kohepl oder Koklani, Saklawye und Jusfo, von denen die letzteren und die Koklani am meisten geschätzt werden. Das Jusfa-Pferd, ein kleines, lebhaftes Thier, das große Anstrengungen ertragen kann, gehört der Provinz El Afsa, das andere, ein wenig größer, der Provinz Jemen oder eigentlich Nedsch an. Nun giebt es mehrere Seitenäste dieser vornehmsten Racen und auch andere zweiten Ranges, ja, jede Stute von edlem Blut, wenn sie besonders schnell und schön ist, kann einen neuen Stamm begründen. Die Liste dieser verschiedenen Stämme ist wahrhaft endlos, denn die Abkunft jedes einzelnen Pferdes wird durch Ereifstafe bezeugt, die vom Vater auf den Sohn übergehen und sehr sorgfältig aufbewahrt werden. Nicht selten gehören sie mehr als einer Familie, denn die Partnerschaft im Besitz von Stuten ist häufig. Daher wird es so schwierig, dergleichen an sich zu bringen. Es steht indessen fest, daß die arabischen Pferde verlieren, sobald man sie in andere Länder bringt, selbst wenn Vater und Mutter zur vorzüglichsten Race gehören. Die Araber bestimmen die Race nach der Mutter. Die vorherrschenden Farben sind braun, weiß, grau und schwarz. Die Zahl der Pferde ist in Arabien verhältnißmäßig gering; für Reisezwecke vertritt überall das Kameel ihre Stelle."

Die Advokaten in England.

In allen Ländern, welche eine constitutionelle, repräsentative oder verantwortliche Regierung haben, bei allen gebildeten Völkern werden die Anwalte stets von großer Bedeutung seyn; denn ihnen vertrauen wir unsere Ehre, unser Glück, selbst unser Leben an. Aus ihrer Mitte werden in England und Frankreich alle obrigkeitlichen Stellen besetzt; sie beschützen die Freiheit, helfen der bedrängten Unschuld und enthüllen das Verbrechen: hier genießt dieser Stand eine solche Achtung, daß er nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft seines Landes einen mächtigen Einfluß übt. In ganz Großbritannien werden die Gerichtsverhandlungen öffentlich, unter der regsten Theilnahme des gesammten Volkes gehalten; die freie Presse sucht ihnen die größtmögliche Verbreitung zu geben. Ueberdies wird die den Anwalten zugewandte Aufmerksamkeit noch dadurch gesteigert, daß die Hervorragendsten unter ihnen zugleich Mitglieder des Parlaments sind.

Indessen besitzt England noch keine vollständige Geschichte des Advokatenstandes; das Material hierzu ist in einzelnen Geschichtswerken, Biographieen, Memoiren und Zeitschriften zerstreut. Die Franzosen dagegen haben, außer sehr interessanten und wissenschaftlichen Werken über diesen Stand und außer einer vollständigen Sammlung der berühmtesten Vertheidigungsreden, sehr lehrreiche einzelne Abhandlungen. Wir nennen nur die „Kurz gefaßte Geschichte des Advokatenstandes" (Histoire abrégée de l'ordre des avocats), von Boucher d'Argis, welche von einer tiefen Gelehrsamkeit zeugt. Der Verfasser sucht zunächst den allgemeinen Begriff dieses Berufes und seinen Ursprung bei den Alten festzustellen und zeigt dann die Stellung der Advokaten bei den Griechen und Römern. Sodann spricht er von der Entstehung dieses Standes in Frankreich, von seiner Wirksamkeit unter dem Parlamente, bezeichnet seine Rechte und Pflichten und behandelt endlich mit großer Sachkenntniß die Details. Zur weiteren Ausführung und theilweisen Berichtigung dieses Werkes dient die „Geschichte der Advokaten in dem Parlament und im Gerichtshof von Paris seit Ludwig dem Heiligen bis zum 15. Oktober des Jahres 1790" von Henrys Journal. Von den mehr speziellen Schriften wollen wir nur an den „Dialogue des avocats", von Loysel, an die Werke des Herrn v. Aguesseau, an die „Lettres sur la profession d'avocat", von Camus, mit einer Einleitung von Dupin, an den „Traité de l'autorité judiciaire", von Henrion de Pansey, und an die Memoiren von Beerpet, dem Vater des berühmten Redners, vor allen anderen hierher gehörigen Abhandlungen erinnern. Aus diesen ersieht man, daß der redeleise, lebhafte, geistreiche Gallier sich mit besonderer Vorliebe und gutem Erfolge diesem Studium gewidmet; aus allen Staaten Europa's kamen daher die jungen Leute nach Gallien, um sich die Kunst des Vertheidigens anzueignen. Als die Franken sich im fünften Jahrhundert Galliens bemächtigten, war dieser Stand bereits in großem Ansehen und blieb es auch unter den neuen Beherrschern; die Kapitularien Karl's des Großen ordnen an, „daß in diese ehrbare Gemeinschaft nur friedliebende, sanfte, gottesfürchtige und rechtliche Männer aufgenommen werden sollten." Man nannte sie damals advocati, defensores ecclesiarum, tutores, actores, mundurdi, pastores laici, causidici; sie waren gleichsam die Schirmherren der Kirchen, Klöster, Gemeinden, der Städte und Provinzen: sie führten nicht nur die Prozesse derselben, sondern verwalteten auch ihre Güter, nahmen für sie Schenkungen und Legate an und vertraten sie bei allen Gelegenheiten. Neben diesen Anwalten gab es wieder andere, die, für eine geringe Vergütigung, Einzelnen beistanden und sie vor Gericht vertheidigten.

Digitized by Google

In den vier Jahrhunderten von Karl dem Großen bis auf Ludwig den Heiligen tritt der Stand der Advokaten mehr in den Hintergrund, und wir können sein Wirken in dieser Zeit nicht genau verfolgen: unter der Regierung des letztgenannten Königs finden sich wieder sichere Spuren, die zu befriedigenderen Resultaten führen. Wenn nun auch in England Schriften, wie die „Origines" von Dugdale, „Exchequer" von Madox und andere Werke von Spelman, William v. Malmesbury, Hoveden u. A. m., viele schätzbaren Dokumente über die englische Gerechtigkeitspflege seit den ältesten Zeiten enthalten, so können wir uns doch über das, was den Advokatenstand insbesondere, dessen Sitten und Gewohnheiten betrifft, soll gar nicht aus ihnen belehren. Dies kömmt daher, daß die englischen Könige und Parlamente in ihren Gesetzen und Erlassen nicht mit solcher Vorliebe, wie dies in Frankreich der Fall war, auf die Anwalte Rücksicht nahmen. Bevor sich Wilhelm der Eroberer das Land völlig unterworfen hatte, trennte er die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit, errichtete aber zugleich ein großes Central-Gericht, welches nicht blos ein Appellationshof seyn, sondern bei allen wichtigen Prozessen in erster und letzter Instanz entscheiden sollte: dies war die curia oder aula regis. Nach zwei Jahrhunderten ließen waren allmälig gewisse Prozesse an Comités übertragen worden, und aus diesen bildeten sich später die einzelnen höheren Gerichtshöfe. Ueber den Advokatenstand wird man sich wenig aus den ersten juridischen Werken von Glanville, Bracton, Fleta unterrichten können; zu diesem Behufe müßte man die verschiedenen Quellen einer Zeit selbst studiren und die Schriften von Fortescue, Burnett, Broughsom u. A. nachsehen.

Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts befand die Bibliothek eines französischen Advokaten nur aus drei Werken, dem „Rathe an seinen Freund", von P. Fontaine, den „Gewohnheiten und Gebräuchen von Beauvoisis" und den „Assisen des Königreichs Jerusalem". In dieser Zeit galten in England auch nur die Schriften von Glanville, Bracton und Fleta, welche nicht mehr, als 5 Pfd. Sterl., kosteten, während gegenwärtig kaum 3000 Pfd. Sterl. für die einem heutigen Advokaten nöthigen Bücher hinreichen würden. Wenn nun auch die englischen Advokaten wenige Bücher über ihre eigene Geschichte schreiben, so wissen wir doch zuverlässig, daß sie durch ihre Stellung im Staate, wie durch ihre Gelehrsamkeit, ausgezeichnet waren. Lange bevor Ludwig der Heilige den Advokatenstand in Frankreich begründet hatte, genossen die Barristers und Judges in England ein großes Ansehen und standen mit den ersten Personen in enger Verbindung. Als Edward Montagu im Jahre 1531 aergeant (Rechtsgelehrter erster Klasse) geworden war, gab er auf Ely-Place in Holborn ein Fest, welches fünf Tage währte, und an welchem, nächst dem Könige Heinrich VIII. und der Königin Katharina, der ganze Hofstaat, alle fremden Gesandten und die höchsten Beamten theilnahmen.

Unter der Regierung Elisabeth's hatte sich die Zahl der Rechtsbücher noch nicht bedeutend gemehrt; Coke äußert sich in der Vorrede zu seinen „Reports" (Sammlungen von Rechtsaussprüchen) hierüber folgendermaßen: „Zu den alten Reports können wir die vorzüglichen Kommentare Plowden's, eines Mannes von umfassender Gelehrsamkeit, hinzufügen; ferner Z. Dyer's, des berühmten Richters, höchst schätzenswerthe Notizen und meine eigenen geringen Leistungen: das sind etwa funfzehn Werke oder Abhandlungen, nebst einer gleichen Anzahl von Reports, außer den Entwürfen des gemeinen Rechts, denn ich spreche hier nicht von den Verhandlungen und Gesetzen des Parlaments, welche an sich mehrere dicke Folianten einnehmen." Dieser Z. Dyer, dessen Coke hier Erwähnung thut, hatte zuerst daran gedacht, die besten Proben der Rhetorik und Gelehrsamkeit der Advokaten für die Nachwelt zu sammeln, und diese Arbeit mit unermüdlichem Fleiße und seltener Ausdauer zu Stande gebracht. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er in dem letzten Parlament unter Eduard VI. Sprecher, und Marie ernannte ihn später zum Oberrichter (chief-justice) des Gerichtshofes für Civil-Prozesse.

Seit der Regierung Elisabeth's vermischt sich die Geschichte der Advokatur immer mehr mit der allgemeinen Englands; — wir kennen Bacon und Coke eben so gut, als Murray und Erskine oder Dunning. Wir wollen hier im Vorbeigehen eine interessante Anekdote von einem Zeitgenossen Bacon's erzählen, dessen Namen vielleicht die heutigen Advokaten zum größten Theil nicht kennen werden, und der trotzdem damals nicht blos von den übrigen Anwalten, sondern von den Ministern über Bacon gesetzt wurde. Dieser Mann ist Thomas Fleming; er stand im höchsten Ansehen, während Bacon fast unbeachtet blieb. Lord Campbell erklärt diesen merkwürdigen Fall daraus, daß Fleming eben nur Rechtsgelehrter war und sich genau in den Westminster-Hall vorgeschriebenen Schranken hielt, ohne der Eigenliebe und dem Ehrgeize eines Anderen hindernd entgegenzutreten. Jedenfalls wurde er, mit Hintansetzung Bacon's, zum Solicitor-general (General-Prokurator) ernannt; dieser wollte nun, aus Entrüstung hierüber, den Rest seines Lebens zu Cambridge in einem Kollegium zubringen, allein die Königin bestimmte ihn durch ihr Zureden, bei der Advokatur zu bleiben.

Vor der Revolution zeichneten sich die englischen Advokaten eben nicht durch ihre Rednergabe aus; Alsham sagt, daß Einige unter ihnen fürchterlich brüllten und, je mehr sie schrieen, desto mehr bewundert wurden. Eine tiefe und umfassende Bildung bahnte den Weg zu den höchsten Stellen, und der Beifall des Gerichtshofes und der Kollegen war das Ziel aller Wünsche: denn die Oeffentlichkeit, dieser mächtige Sporn der Neuzeit, fehlte zu noch damals ganz. Die Reden der Anwalte sind voll von geschmacklosen Spperbeln, bizarren Gleichnissen, von Citaten aus den Klassikern und der Bibel, von Anspielungen auf die alte Geschichte und Mythologie: überdies herrscht ein widerlicher Jargon in ihnen, ein buntes Gemisch von englischen, lateinischen und französischen Phrasen.

Coke hat sich nicht blos als Advokat, sondern als Staatsmann und Rechtsgelehrter einen unsterblichen Ruhm erworben. Freilich war er etwas barsch und in seinen Ausdrücken zuweilen roh, aber dies brachte einmal die Zeit, in welcher er lebte, mit sich. Dieser Ton erhielt sich auch noch lange nach ihm; wir dürfen nur an Scroggs und Jefferys erinnern, deren gemeines Betragen und wilde Manieren aller Welt ein Aergniß waren. Die Zeiten der Charakters und der Erziehung abgerechnet, bleibt Coke Einer der berühmtesten Männer seiner Zeit; die „Institutes", sowie Bersasser er ist, hätten allein ihn unsterblich gemacht. Lisbard, Norfolk- und Buckingshamshire schicken ihn nach einander ins Parlament, in dem er eine bedeutende Rolle spielte; er setzte im Jahre 1628 Beschlüsse durch, welche ein halbes Jahrhundert später, die Grundlage der Habeas-Corpus-Akte wurden.

Unter der Republik glänzten Männer, wie St. John, Pym, Whitelock, Maynard in der Advokatur; der erste Platz gebührt aber unstreitig dem durch Rechtlichkeit, wie durch sein Wirken, gleichberühmten Hale. Er war kein bedeutender Redner; Styles behauptet sich oft, er spräche so leise, daß man ihn nur mit Mühe verstehen könnte, Carton sodann sogar seine wenig geflügte Diction; aber als Rechtsgelehrter, und zwar als constitutioneller Rechtsgelehrter, ist er unerreichbar. Er gehörte zu den Menschen, welche sich, ehe sie eine neue Laufbahn betreten, einen möglichst vollkommenen Weg vorzeichnen, von dem sie nie abirren. In früher Jugend hatte er schon seine Aeltern verloren und von einem Verwandten eine streng puritanische Erziehung erhalten; aber bedeutungsvoller überlies er sich dem achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre einem wilden Leben und stand schon auf dem Punkte, Soldat zu werden. Da nöthigte ihn, zu seinem Glück, ein Prozeß, nach London zu reisen, wo er mit dem berühmten Juristen Glanville bekannt, durch diesen von seinem Plane abgebracht und für das Studium des Rechts gewonnen wurde. Sein Talent blieb nicht lange verborgen; die ersten Männer seiner Zeit ehrten ihn mit ihrer Freundschaft, und wie er redlich als Advokat auftrat, war seine zukünftige Größe außer Zweifel. Die Umstände gestalteten sich für ihn indeß wenig günstig; der Bürgerkrieg hatte bereits begonnen und beschäftigte alle Gemüther. Daher hielt es schwer, zwischen beiden Parteien eine Neutralität zu behaupten; jedoch Hale löste, nach dem Vorbilde des Pomponius Atticus, diese schwere Aufgabe mit solchem Glück, daß er von Allen gleich geachtet wurde: er half jedem Bedrängten, so weit er es vermochte. Das Parlament beauftragte ihn dahet, obgleich er zu den Räthen des Lord Strafford und Laud gehört hatte, die Kommissarien, welche es an den König nach Oxford sandte, mit seinem Rath zu unterstützen und sie zu begleiten. Karl I. wählte ihn später unter seine Vertheidiger, aber er verzichtete auf Wort, als der königliche Angeklagte die Kompetenz des Gerichtshofes bestritt: doch führte er die Sache mehrerer Royalisten, wie die des Herzogs von Hamilton, des Grafen Holland und des Lord Craven. Als ihn später der Staatsanwalt angriff, daß er vor dem Gerichtshof sich gegen die Regierung aufgelehnt habe, antwortete er ihm: „Ich habe dir Gesetze, deren Aufrechthaltung man zulagte, vertheidigt und meine Pflicht gegen meine Klienten erfüllt; Drohungen dieser Art treffen mich nicht."

Der unabhängige Geist, der ihn in der Advokatur ausgezeichnet hatte, unterschied ihn auch später, als er ein Richteramt bekleidete, von seinen Kollegen. Nach dem Tode des Königs hatte ihn Cromwell zum Richter am Hof der Nationalbank (wie die King's Bench während der Republik hieß) ernannt, und hier trat er der Willkür des Protektors mit vieler Festigkeit entgegen. Hale's Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung; über dreißig Jahre später gab es Pemberton, Polferfen, Treby und Somers den Muth, die sieben Bischöfe zu vertheidigen, welche unter Jakob II. des Verrathes gegen die Prärogative der Krone angeklagt waren. Als Zeitgenosse von Somers glänzte Holt unter den Advokaten, die der welthekrühmte Lord Mansfield auftrat; dieser rühmte sich der Advokatur zu einer Zeit, wo sie für ihn nicht einträglich war. Mansfield besaß alle Vortheile, welche Geburt, Talente und eine gute Erziehung geben können; außer einer umfassenden Rechtskenntniß empfand er eine besondere Vorliebe für die schönen Wissenschaften, aber besonders haben ihn seine Energie, seine unerschütterliche Rechtlichkeit und sein seltener Fleiß unsterblich gemacht. Indeß unter allen Advokaten des Alterthums und der Neuzeit ist unstreitig Erskine der größte; allenfalls kann ihm der irische Anwalt Curran an die Seite gestellt werden. Nie hat ein Advokat besser die Unabhängigkeit und die Würde der Vertheidigung gewahrt, als Erskine; er warf sich stets muthig zwischen Krone und Volk, stets nahm er, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr, Partei für die Unterdrückten. „Die Geschworenen", sagt Lord Brougham, „haben oft erklärt, daß sie nicht die Augen von ihm abwenden können, wenn er sie einmal durch seinen ersten Blick gefesselt hatte." Er hatte die Sprache in der Gewalt, wie Keiner vor und Keiner nach ihm: selbst diejenigen, welche die Palme der parlamentarischen Beredsamkeit Chatham, Pitt, Fox, Sheridan, Burke, Canning, Brougham zuerkennen, stimmen darin überein, daß in der Advokatur Erskine nicht seinesgleichen hat. „Wenn wir noch über die Handlungen unserer Regierung frei reden dürfen; wenn wir in unserem Vereinsrecht noch nicht beschränkt sind; wenn Jeder, welcher für die nöthigen Reformen in unserer Verfassung wirkt, als Patriot geachtet und nicht als Verräther zum Tode verurtheilt wird, so verdanken wir es diesem großen Manne."

(Schluß folgt.)

Hayti.

Briefe aus und über Hayti.

Vom Grafen Alexander Hołowski.

(Aus dem Polnischen von Felix v. Frank.)

II. Camp-Perin und die Mulatten polnischer Abkunft.

Aux Cayes, im März 1836.

..... Seit einigen Tagen genieße ich hier die Gastfreundschaft eines

Digitized by Google

Franzosen, der in der Nähe der Stadt Aux Capes sehr bedeutende und berühmte Plantagen hat. Zufällig kam das Gespräch auch auf Camp-Perin und erinnerte mich daran, daß ich in dieser Hinsicht gewissermaßen verbunden war, diesen Ort zu besuchen. Mein zuvorkommender Wirth war zu sehr durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, als daß ich es daher wagen können, ihn zu bitten, mich auf diesem Ausfluge zu begleiten; deshalb nahm ich daher von meinem mir werth gewordenen Cicerone Abschied und begab mich in Gesellschaft des Kommandanten Janvier, eines tüchtigen Soldaten der Negerrace, auf den Weg.

Unsere Reise führte uns sechs Meilen weit durch eine traurige Einöde, auf der man selten hier und da eine elende Hütte, welche den Sclaven oder deren Offizieren zum Obdache diente, gewahrte. Endlich gelangten wir an eine freie, offene Fläche und sahen auf die eine Stadt, das berühmte Camp-Perin, dessen strategische Lage und die revolutionairen Bewegungen der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Einwohner in so hohem Grade auf sich gezogen und dessen Position jedenfalls von großer Wichtigkeit ist. Hier nämlich war der eigentliche Heerd, von dem die Bewegung ausging, welche einigemal die Regierung in Port-au-Prince erschütterte und endlich vollkommen änderte. Bis heute noch haben die Einwohner, welche in den die Stadt umgebenden Bergen zerstreut sind, ihren kriegerischen und entschlossenen Charakter zu erhalten gewußt.

Als etwas Besonderes und Vielen wahrscheinlich Unbekanntes muß ich anführen, daß Camp-Perin zum Aufenthalt für diejenigen Polen bestimmt wurde, welche zur Zeit des Unabhängigkeits-Krieges von dem General Dessalines die Waffen streckten. Es wird diesem hochherzigen Zelotheren ewig zum Ruhme gereichen, daß er sich nicht nur an diesen tapferen Kriegern nicht rächte, sondern ihnen das größte Lob spendete, daß sie, als die Söhne der Freiheit, die sie im eigenen Vaterlande vergebens suchten, auch auf fremdem Boden ihr ihrem Arm stehen (!) und sie sie in die Schranken traten. Vielleicht leitete ihn auch die Rücksicht, daß sich das an Polen schon so oft undankbare Frankreich dieser Tapferen auf gewaltsame Art entledigt und sie über den Ocean gejagt hatte. Wohl wußte er, daß der Genius des Kaisers, in dessen Plan es lag, Frankreich, ja, die ganze Welt in die Fesseln seines Despotismus zu schmieden, die freiheitliebenden Söhne des Ostens weder zu sich rufen konnte, noch wollte, da ihre Dazwischenkunft ihn leicht in seinen weit ausgesponnenen Plänen hätte stören können. Dessalines that für die unglücklichen mehr, als irgend eine der heutigen Mächte einnehmen dürfte. Getrieben von dem Gefühl der Menschlichkeit und erfüllt von Achtung für den Namen eines geschichtlich großen Volkes und seiner heldenmüthigen Söhne, trieb unsern mehrmals seine eigenen Worte), bewilligte er den Jammernden alle Rechte und Vortheile der Eingebornen und bildete aus ihnen seine Leibwache, welcher er den Titel kaiserlicher Garde beilegte. Bekanntlich erklärte sich der genannte General zum Kaiser von Hayti. Nach dem Freiheitsschlusse erhielten alle Polen eine Belohnung für die geleisteten Dienste, und zwar in liegenden Gründen um Camp-Perin herum. Doch nicht nur der Boden wurde ihnen kostenfrei überlassen, man versah sie auch mit den nöthigen Werkzeugen und Geräthen, um ihn zu bearbeiten, und gab den braven Veteranen überhaupt alle Mittel an die Hand, sich eine gemächliche Existenz zu gründen. Die alten Knaben lebten aufs neue auf, suchten sich Gesellschaftinnen unter den Schönen des Landes, und noch heute ist es nicht schwer, in den Zügen manches Mulatten den so überaus kenntlichen Anstrich der slawischen Race aufzufinden. Alle haben bereits das Zeitliche gesegnet, bis auf einen, den heute hundertjährigen Witek.

Es versteht sich wohl von selbst, daß es mein Erstes sein mußte, diesen Alten von Angesicht zu Angesicht zu sehen; ich schickte deshalb zu ihm und ließ ihm sagen, ein Landsmann sey angekommen und wünsche ihn zu sprechen. Es dauerte auch gar nicht lange, so trat er bei mir ein, gestützt von einem alten Mütterchen, seiner Frau. Philemon und Baucis, rief es in mir; ich schritt auf den silberhaarigen Greis zu und begrüßte ihn mit dem bei uns üblichen: Gelobt sey Jesus Christus. Witek, wenn auch alt und, wahrlich, sehr alt, hat nichts von seinem militairischen Anstand verloren; Ernst und Erhabenheit, das Charakteristische unserer Nation, spiegeln sich auch heute noch in seinem ganzen Wesen ab. Sein Gesicht ziert eine schön geformte Adlernase, ein dichter weißer Schnurrbart beschattet die Oberlippe, und ein langer silberner Bart wallt ihm über die Brust herab. In seinem ganzen Aeußeren, in seinem ernsten Blicke und der imposanten Haltung erinnerte er mich lebhaft an die Bilder unserer Altvordern, deren die Geschichte mit so viel Ruhm gedenkt. Schlig Jahre lagen zwischen ihm und dem Vaterlande, und doch hatte er nichts von den uns charakteristirenden Eigenthümlichkeiten eingebüßt; es war etwas Bestimmtes, in, Drohendes in dieser Figur, was auf mich den Eindruck eines dem Grabe erstandenen Ahnen, einer alten Ritterfäule machte, an welche die Zeit vergeblich ihren Zahn versucht hatte. Ich glaubte eine Erscheinung vor mir zu sehen, welche den Enkeln Zeugniß geben solle von der Größe und Kraft untergegangener Geschlechter, und deren Beruf es sey, das Lob des Vaterlandes zu verkünden.

Ich umfaßte den würdigen Alten zu wiederholten Malen, küßte ihn mit Mund und Herzen und gab ihm die zärtlichsten Namen. Der Arme hatte seine Muttersprache fast ganz vergessen und brachte ein wunderliches Gemisch von Polnisch und Haytisch zum Vorschein; als ich ihn jedoch langsam und deutlich fragte, ob er sich noch des Liedes erinnere, das einst unter Dombrowski gesungen worden sey, wurde er nachdenkend; eine Thräne zitterte in der grauen Wimper, und als wenn ein höherer Geist über ihn gekommen sey, fing er mit schwacher, aber an das Grab mahnender Stimme an zu singen: „Noch ist Polen nicht verloren!“

Witek, den die Launen des Schicksals dazu bestimmt hatten, so fern von der Heimat sein Leben zu endigen, ist in der Gegend von Krakau geboren. Er diente erst unter Kosciuszko, machte später unter Dombrowski den Feldzug in Italien mit und mußte dann, mit vielen Anderen, gezwungen dem General Leclerc nach St. Domingo folgen. Hier benutzte er die edle Freigebigkeit des Generals Dessalines, blieb im Lande und fand dabei die lebhafteste Theilnahme von Seiten der Obern der Ex-Republik. Alle, die gleichen Loos mit ihm getheilt hatten, geleitete er zu Grabe und ist nun, wie gesagt, der letzte Ueberlebendeine aus einer großen Zahl. Das Land, welches ihm zuzugen ist, liegt brach, denn Witek ist zu alt, um es zu bebauen; doch hier treten Ehrlichkeit und Mitleiden der Einwohner von Camp-Perin und der europäischen Kaufleute in Capes ins Mittel und schützen denjenigen, dessen Leben so manche Kugel verschont hat, vor Hunger und Blöße. Natürlich trug auch ich mein Scherflein bei und gab dem biederen Alten Alles, was ich gerade bei mir hatte. Gerührt, dankte mir der Greis, und unter Thränen gab mir, in einem fremden Weltheil und Tausende von Meilen von der ihrearen Heimat entfernt, dieser Vertreter unserer großen Vergangenheit seinen Segen. Mir wird diese Stunde ewig denkwürdig bleiben!

Mannigfaltiges.

— Eine russische Diplomatin in Paris. Der Londoner Atlas (eine literarisch-politische Wochenschrift) läßt sich Folgendes von seinem Pariser Korrespondenten berichten: „Die Erscheinung des großen Polarsterns von St. Petersburg, der Fürstin S * * *, am Himmel der Pariser Diplomatie hat die hiesige feine Welt nicht wenig in Bewegung gesetzt. Man hält die Mission dieser Dame für rein politischer Art; und die Umstände, welche den Zar bewogen haben, der glänzendsten und von ihm selbst ungemein hochgeschätzten Zierde seines Hofes Urlaub zu ertheilen, müssen in der That sehr dringlicher Natur gewesen seyn. Die schöne Ausländerin wird in Paris allgemein als vielgeliebt im Elysée angesehen. Ihre Lebensweise ist sehr auffallend, doch sind es gerade ihre Extravaganzen, durch die sie sich so interessant macht. Bei hellem lichten Tage empfängt sie ihre Gesellschaften en grande toilette in erleuchteten Sälen und bei geschlossenen Fensterläden, damit das Tageslicht nicht eindringe. Um zehn Uhr Nachts läßt sie sich ihr Pferd sattteln, und dann galoppirt sie, von einem ansehnlichen Herren-Gefolge begleitet, nach dem Bois de Boulogne, wo Alles über diese neue Art von Lavalkade bei Mondschein entzückt ist. Zuweilen wird sie dabei vom Präsidenten Louis Napoleon und vom englischen Gesandten, Lord Normanby, begleitet, und sehr oft trabt die schöne Reiterin durch die Alleen des Gehölzes, bis der Tag grauet. Die Fürstin ist von Geburt eine Polin und mit einem der höchsten un die Person des Kaisers beschäftigten Beamten vermählt. Sie ist von schmächtigem, zartem Wuchse, von ausgezeichneter Schönheit, und die reizenden Locken ihres goldenen Haares flattern ihr, wie einer Zee, um die Schultern. Sie trägt sehr vielen Enthusiasmus zur Schau, besonders für ihr Adoptiv-Vaterland und für alle diesen großherzigen Monarchen, der sie von obsturrt Lage zu ihrer jetzigen einflußreichen Stellung erhoben. In der Diplomatie soll sie ungemein gewandt und erfahren seyn. Der Kaiser setzt das größte Vertrauen in ihr Talent und in ihre Treue für seine Sache.“

— Russisches Drama. Das ziemlich dürftige Feld des russischen Dramas ist durch ein neues historisches Trauerspiel: „Die Zarenbraut“ (Zarskaja newjesta), bereichert worden, das den ungetheilten Beifall des Publikums erworben hat und von den Oberschenswennya Sapiski in sehr anerkennender Weise besprochen wird. Das Thema ist die bekannte Geschichte von der schönen Kaufmannstochter Marfa, die sich gegen ihren Willen mit dem Zaren Iwan dem Grausamen vermählen mußte und die Hochzeit nur wenige Tage überlebte. Das Stück ist das Erstlingsprodukt eines jungen Dichters, Namens Mey. Ein anderer dramatischer Schriftsteller, der zu großen Hoffnungen berechtigte, Jefimowitsch, ist vor einiger Zeit in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Die politische Atmosphäre Rußlands ist dem Talente nicht günstig, es muß unter ihrem Drucke verkümmern oder untergehen. In einem Lande, wo der Staat Alles und der Mensch Nichts ist, können nur Maschinen gebraucht werden, und die unabhängige Natur des Poeten hat in der sozialen Hierarchie keinen Platz. Die Chattertons und Gilberts, die in seinen Ländern zu den Ausnahmen gehören, bilden dort die Regel.

— Aus Adelaide. Nach einem in dem Colonial Magazine veröffentlichten Berichte hat das Jahr 1849 in der Geschichte dieser Kolonie Epoche gemacht. Im Laufe desselben waren 16,166 Personen dort angekommen und 2694 abgereist. Die Bevölkerung von Süd-Australien belief sich am Ende des Jahres im Ganzen auf 36,430 Köpfe, und es geht daher aus Obigem hervor, daß die Einwanderung ein Viertel der ganzen Einwohnerzahl betrug. Sie übertraf die des Jahres 1848 um das Doppelte und ließ die von 1844, 45, 46 und 47 weit hinter sich zurück. Außer der Gesellschaft zum Bau eines Schienenweges von dem Hafen nach der Stadt Adelaide hatte sich auch eine Gas-Compagnie gebildet, deren Actien schnell vergriffen wurden, und der Theilnehmern der Minengesellschaft von Burra-Burra war eine Dividende von nicht weniger als 200 (?) Prozent in Aussicht gestellt worden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Breitestraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Donnerstag den 11. Juli 1850.

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise.

(Nach seinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

Von dem Augenblicke an, da Thiers und Barrot dem Marschall Bugeaud das Oberkommando abnahmen und an die Truppen den Befehl ergehen ließen, dem Volke keinen Widerstand mehr zu leisten, war die Monarchie verloren: die Bankettfrage hatte den Aufstand hervorgerufen; jene kleinmüthige Nachgiebigkeit machte eine Revolution daraus. Der Umstand, daß eine Masse von Personen aller Art in die Privatzimmer des Königs, z. B. sogar in sein Kabinet eindrangen, Generale, Deputirte, Journalisten, Subaltern-Offiziere der Armee und der Nationalgarden, die ihn oft im widersprechendsten Sinne von der Lage der Dinge unterrichteten und ihm ihre Rathschläge aufdrängten, dieser Umstand war schon, ehe noch das Wort „Abdankung" ausgesprochen wurde, ein deutlicher Beweis, daß Ludwig Philipp König zu seyn aufgehört hatte. Inmitten dieser lärmenden Versammlung, die nur allzu sehr das unwiderstehliche Gestümmel von draußen repräsentirte, unterzeichnete der König seine Abdankung als das einzige Mittel, möglicherweise wenigstens noch einen Fetzen der Monarchie zu erhalten oder, was im Augenblicke noch viel dringender war, das Leben der Mitglieder der königlichen Familie und ihrer Freunde, die alle schon vertheidigungslos, ja, fast schon gefangen in zwei oder drei Zimmern des Palastes abgesperrt waren, zu retten.

Lamartine erzählt in seinem Werke über die Februar-Revolution viel davon, wie in jenen Momenten der tapfere General Bugeaud den König ermuthigt und ihn von der Abdankung abgerathen habe: alle diese schönen Scenen sind indeß, wie wir versichern können, reine Erfindung. Der Marschall widersetzte sich nicht nur nicht der Abdankung, sondern sah den König nicht einmal mehr wieder nach der Revüe, die am Morgen stattgefunden und wo noch Niemanden der Gedanke der Abdankung in den Sinn gekommen war.

Als sich der König zur Abdankung entschlossen hatte und sich aus Schreibpult setzte, um sie abzufassen, sah er sich plötzlich von einer Masse von Zuschauern umringt, welche ihm zum größten Theil unbekannt waren, und die mit Aufmerksamkeit allen Bewegungen seiner Feder folgten. Einige von diesen riefen ihm grob zu: „Aber beeilen Sie sich doch, Sie machen viel zu lange; Sie kommen ja gar nicht zu Ende damit." Andere (nicht Cremieux, wie Lamartine fälschlich angiebt) sagten, als sie bemerkten, daß der Name der Herzogin von Orleans noch nicht mit eingeschlossen sey, und daß der König nicht im Geringsten der Regentschaft Erwähnung gethan: „Ach! so geht das nicht; Sie müssen die Herzogin von Orleans zur Regentin ernennen." Der König erwiderte streng: „Das werden Andere thun, wenn sie es für nöthig halten; aber ich werde es nicht thun; das läuft dem Gesetz zuwider, und da ich, Gott sey Dank, noch niemals eines verletzt habe, so werde ich es nicht erst jetzt in einem solchen Augenblick thun."

Die Verwirrung war so groß, daß die Abdankungsakte den Händen des Königs entrissen wurde, ehe er noch eine Abschrift davon nehmen konnte .... und man weiß überhaupt nicht ganz sicher, was aus diesem Dokument geworden ist. Man sagt, es wäre in die Hände von Lagrange gefallen; wir können jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß das Papier, welches Lagrange im Besitz hatte, und welches ihm durch einen seiner Kollegen an der Reforme, Antony Thouret, zugestellt worden, nur eine Kopie war, und zwar eine schlechte und ungenaue Kopie des Originals.

Der erste Gedanke, welchen der König damals hatte, war der, die Herzogin von Orleans von den schlimmen Folgen seiner Unvorsichtigkeit zu befreien. Er hoffte, ihr durch seine sofortige Abreise, sodann durch sein Entfernthalten das sicherste Mittel an die Hand zu geben, etwaige Verdächtigungen abzuweisen und die gegen ihn herrschende Erbitterung zu beschwichtigen, damit sie die Regentschaft auf die festeste und breiteste Basis gründen könne.

Die Königin war Zeugin dieser Scene gewesen und sagte, wie es schien, zu denen, welche den König zur Abdankung gedrängt hatten, die Worte: „Da haben Sie sie — es wird Sie gereuen!"

Die Herzogin von Orleans und ihre Kinder befanden sich während des ganzen Morgens mit der übrigen Familie im Kabinet des Königs. Als sie hörte, man wolle sie zur Führung der Regentschaft vorschlagen, und als sie sah, daß der König ohne sie abzureisen Anstalt machte, rief sie, indem sie sich ihm in die Arme warf: „Ich, Sire! verlassen Sie mich nicht. Ich bin nur ein schwaches Weib, was vermag ich ohne Ihren Rath, ohne Ihren Schutz?" — „Mein theuerstes Kind", erwiderte der König, indem er sie umarmte: „Sie sind sich Ihren Kindern und Frankreich schuldig ..... Sie müssen bleiben." Nicht ohne Mühe entzog sich der König ihren Armen und überließ sie sich selbst unter der betäubenden Last jener Macht, mit welcher sie die anwesende bunte Menge für den Augenblick bekleiden zu wollen schien. Die Wahrheit zu sagen, war der Rath zur Abdankung und zur Proclamation der Herzogin als Regentin und ihres Sohnes als König nur das Ergebniß eines Komplotts der Revolutionaire, um die Abreise Ludwig Philipp's zu beschleunigen. Wir wissen heute ganz bestimmt, daß schon eine „provisorische Regierung" in den Bureaus der Journale vorbereitet war.

In diesem Augenblick hatten der König und die Königin im Kabinet des Königs alle ihre Kinder und Enkel, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, die in Paris waren, bei sich, mit Ausnahme des Herzogs von Nemours, welcher an der Spitze der Truppen im Hofe des Palastes stand, indem er durch eine feste Haltung das Herreinbrechen des auf dem Carrousselplatze versammelten Volkes zu verhindern strebte.

Bei der Abwesenheit des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville war nur der Herzog von Montpensier allein von den Söhnen in der Nähe des Königs, und er schien wegen der persönlichen Gefahr, welche der königlichen Familie drohte, in großer Besorgniß zu schweben. Auch hielt es dieser Prinz mit vollem Recht für seine erste Pflicht, dem König und der Königin zu folgen; da sich jedoch die Herzogin von Montpensier im Zustande der Schwangerschaft befand, wäre es nicht gerathen gewesen, sich mit ihr durch den Haupteingang der Tuilerieen zurückzuziehen. Der Herzog vertraute seine Gemahlin daher einem ergebenen Freunde an, welcher sich eben bei ihm befand und der sie in sein eigenes Haus führte; dieses Haus lag in der Nähe des Schlosses, und von da begab sich die Prinzessin über Eu nach Boulogne, von wo sie am 28. Februar in England anlangte. So erklärt sich der Umstand, daß der Herzog bei dem Könige, der Königin und der übrigen Familie während ihrer Flucht blieb und bleiben konnte.

Die junge Herzogin kam glücklich in Eu an, wo sich die ganze Familie zu vereinigen gedacht hatte; bei ihrer Ankunft jedoch erschraken der General Thierry, Adjutant des Herzogs, der sie begleitete, und Herr Etancelin, ein Edelmann aus der Nachbarschaft und befreundeter Stubengenosse des Herzogs, der ihr zu Hülfe geeilt war, so sehr über das Gerücht, daß die Einwohnerschaft herbeieile, um das Schloß zu stürmen, daß sie die Herzogin sogleich zur Abreise nach Boulogne veranlaßten. Spät am Abend langten sie in Abbeville an; die Einwohnerschaft aber muthmaßte, ohne etwas Bestimmtes zu wissen, daß die Reisenden politische Flüchtlinge wären, und hielt den Wagen in einer so drohenden Weise an, daß die Prinzessin und der General gezwungen wurden, ihn zu verlassen. Sie entkamen zu Fuß in der Nacht aus der Stadt durch eine kleine Pforte, welche man glücklicherweise für einige Arbeiter, die mit der Ausbesserung eines der großen Thore beschäftigt waren, frei und offen gelassen hatte. Von hier aus gewannen sie unter großen Beschwerden und auf schmuhigen Querwegen die große Straße, wo sie, nachdem sie zwei oder drei Stunden in der Kälte und Feuchtigkeit gewartet hatten, mit ihrem Wagen wieder zusammentrafen, welchen Herr Etancelin endlich glücklich befreit hatte, und der sie nach Boulogne brachte. In dieser abenteuerlichen Nacht zeigte die junge Prinzessin einen großen Muth und sogar eine merkwürdige Heiterkeit.

Der Prinz Alexander von Württemberg und sein junger Sohn Philipp, eine Waise der Prinzessin Marie, dieser talentvollen Tochter des Königs, befanden sich ebenfalls im Kabinet des Königs bei seiner Abreise; sie schlugen einen ganz verschiedenen Weg ein und kamen ungefährdet in Deutschland an.

Die übrige königliche Familie verließ den Palast auf einem unterirdischen Gange hinter den Terrasse an der Wasserseite, also durch die große Pforte und indem sie die mittlere Allee des Gartens bis auf den Platz Ludwig's XV. verfolgte, — wobei die sechs Enkel des Königs von Personen des Gefolges auf den Armen getragen wurden. Vor der Façade, welche auf den Garten hinausgeht, stand eine starke Abtheilung berittener Nationalgarde, welche der General Dumas, Adjutant des Königs, klugerweise dorthin beordert hatte, um den Ein- und Ausgang zu schützen. Als diese Nationalgarden die königliche Familie zu Fuß in ihrer Mitte sahen, äußerten sie ihre Sympathieen und das Gefühl der Treue durch den Ausruf: „Es lebe der König, es lebe die königliche Familie!"

Der König hatte augenscheinlich nicht erwartet, daß er gezwungen seyn werde, Frankreich zu verlassen. Er glaubte nur, Paris und die Umgegend der Hauptstadt meiden zu müssen. Er nahm an, eine neue Regierung würde den Tumult bald stillen, und seine Abwesenheit werde hinreichen, um den Verdacht zu entfernen, als solle die Regentschaft nur ein Werkzeug seiner eigenen Hände

Digitized by Google

seyn. Indem er sich so dieser neuen Regierung opferte, betrachtete der König zweifelsohne das Schloß Eu in der Normandie, einen von ihm wieder hergestellten und verschönerten Lieblingssitz, als das Ziel seiner Reise: hier, dachte er, würde er seine letzten Tage verleben können. Um jedoch aus Paris zu kommen, mußte er nothwendigerweise die Richtung nach Saint-Cloud einschlagen; daher erhielten die Wagen des Hofes nach der Ausfertigung der Abdankungsurkunde, wie es scheint, den Befehl, an dem Gitterthor der Tuilerieen, welches sich nach dem Platze Ludwig's XV. öffnet, vorzufahren. In dem Augenblick, als die Wagen des Königs über den Carrouselplatz eilten, um an der Pforte unter der großen Galerie vorzufahren, wurden sie plötzlich angehalten: der Vorreiter wurde vom Pferde gerissen und ermordet, die Pferde erschlagen und die Wagen selbst verbrannt, während die übrigen Diener flohen, um ihr Leben zu retten.

Der Herzog von Nemours befand sich, wie wir oben sagten, im Hofe der Tuilerieen; vom Carousel durch das hohe und massive Gitter getrennt und an der Spitze von Truppen, denen man den Gebrauch der Waffen untersagt hatte, war er in der That von den Insurgenten eingesperrt: er konnte daher nicht das Geringste thun, konnte weder jene Gräuel verhindern, noch die Gefahr abwenden, welche der königlichen Familie durch das Andringen der Wagen drohte. Es standen zum Glück noch zwei kleine Wagen für ein Pferd, sogenannte Brougham, und ein zweirädriges Kabriolet, welches bisher für die Ordonnanzen des Königs und für die diensthabenden Personen zu raschen Fuhren und Bestellungen in der Stadt bestimmt gewesen, im Hofe und waren somit vor der Wuth des Volkes geschützt. Der Herzog besaß die glückliche Geistesgegenwart, daran zu denken, daß diese kleinen zweisitzigen Wagen, so unzulänglich sie auch seyn mochten, mindestens doch einige Mitglieder der Familie aufnehmen könnten. Er ließ sie daher in Eilmarschirung anderer durch die Hofpforte und über die noch freien Quais bis an den Pont Royal bringen, wohin man die königlichen Reisewagen beordert hatte. Die königliche Familie war indeß schon früher daselbst angelangt und sah zu ihrem großen Schreck, daß die befohlenen Wagen fehlten: sie wurde sogleich von einer Menge Menschen umringt, durch welche sie sich einen Weg bahnen mußte bis an den Fuß des Obelisk, auf der Mitte des Platzes ..., jenem Orte, an den sich die traurigsten Erinnerungen knüpfen.

Alle von den Revolutionairen angehegangene Beröffentlichungen, die auch von gutgesinnten, aber leider nicht besser unterrichteten Schriftstellern mehrfach nachgeschrieben wurden, laufen darauf hinaus, uns glauben zu machen, daß der König bei seiner Abreise und bei seiner Flucht mehr Furcht gezeigt habe, als nöthig gewesen, und daß ihm das großherzige Volk kein Haar gekrümmt haben würde. In Wahrheit stand es indeß so, daß nicht nur der König, sondern Alle um ihn, ja, selbst die gleichgültigsten Zuschauer von der drohenden Gefahr überzeugt waren: und diese Meinung wird durch alle anderweitigen Umstände bestätigt. Während der ganzen Krise waren zahlreiche Morde begangen worden, einige auf die abscheulichste Weise, und wenn die vom Herzoge von Nemours abgeschickten kleinen Wagen der königlichen Familie nicht zu Hülfe gekommen wären, so hätte sich vielleicht das Aller schlimmste zugetragen. An der genannten Pforte waren am Morgen schon drei Menschen ermordet worden, unter Anderen ein Deputirter, Herr Jollivet. Der König und alle Personen seiner Umgebung wußten es, — obgleich das Publikum erst ein paar Tage später durch Auffindung der Leichname unter einem Schutthaufen von diesen Gräueln und von den Gefahren Kenntniß erhielt, welche der königlichen Familie durch die Abwesenheit der Reisewagen an jenen Orte drohten.

Hätte das revolutionaire Volk aber auch eine weniger wilde Haltung gezeigt, so war die Lage eines Greises von fünfundsiebzig Jahren mit zwölf Frauen oder Kindern mitten unter einer Menge, wo der kleinste Umstand Tod und Verderben bringen konnte, doch immer erschreckend genug. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre es auch zu einer traurigen Katastrophe im Palaste gekommen, wenn der König ihn nicht verlassen, der General Dumas nicht den Ausgang befohlen und das berüchtigte Treppencorps auf den Quais zufällig gestellt hätte. Unter dem Schutz der letzteren belohnen Umstände gelangten die drei kleinen Wagen bis an die Stelle, wo die erlauchten Flüchtlinge, allen Zufälligkeiten und Gefahren ausgesetzt, warteten.

In diese Wagen, die nur sechs Personen fassen konnten, stiegen, wir begreifen in der That nicht wie, fünfzehn Personen! In einem saßen der König und die Königin mit den jungen beiden Prinzen von Koburg, den Söhnen der Prinzessin Clementine, und dem kleinen Herzog von Alençon (dem Sohne des Herzogs von Nemours), welcher noch von den anderen wie ein Packet nachgeworfen wurde. Im zweiten befanden sich die Herzogin von Nemours, mit ihrem älteren Sohne und ihrer Tochter, die Tochter der Prinzessin Clementine und drei Damen aus dem Gefolge. Der Herzog von Montpensier, General Dumas und eine der Frauen der Königin nahmen das Kabriolet ein; außer diesen Genannten placirten sich noch zwei oder drei Personen, so gut es gehen mochte, neben den Kutschern. Die Prinzessin Clementine, welche übrigglücklich war, ihre Kinder der unmittelbaren Gefahr entrissen zu sehen, hing sich ihrem Gemahl an den Arm; sie mischten sich unter die Menge, entkamen, begaben sich zu einem Freunde und von da auf der Eisenbahn nach Versailles, wo sie mit dem Könige in Trianon zusammentrafen.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Advokaten in England.

(Schluß.)

Romilly unterschied sich von Erskine durch sein ganzes Wesen; er war vielleicht der scharfsinnigste Advokat seiner Zeit: aber trotz seines großen Ansehens bei seinen Kollegen und bei den Magistratspersonen, trotz seiner zahlreichen Triumphe im Parlamente, trotz der Korrektheit seiner Sprache, dem Adel des Benehmens und seiner strengen Rechtlichkeit, hatte er doch nie einen Ruhm, wie Erskine.

Nach Erskine trat in der Advokatur ein Mann von seltenem Verdienste auf, nämlich Law, der spätere Lord Ellenborough; den größten Ruhm hat er in der Vertheidigung von Warren Hastings davongetragen: auch er besaß einen scharfen Verstand und eine vielseitige Bildung.

Copley, Wetherell bilden den Uebergang in die Gegenwart. Copley (Lord Lyndhurst) gemacht zwar nicht so viele Prozesse vor den Geschworenen, als Scarlett und Follet; aber, mit Ausnahme von Brougham, steht er über allen Advokaten seiner Zeit. Ja, selbst Brougham übertraf er in der Krantnitz des Rechts, in Klarheit der Darlegung und Eleganz des Stils; außerdem war er mehr als dieser mit der Klassischen Literatur und Geschichte vertraut. Nur darin stand er Brougham nach, daß er nicht, wie dieser, durch seine Ironie den Gegner vernichten konnte.

Wetherell war zur Führung von politischen Prozessen wie geschaffen; er war im höchsten Grade leidenschaftlich; seine Tüchtigkeit dierfür hat er in dem berühmten Watsonschen Prozeß hinlänglich bekundet. Scarlett hat dagegen durch ruhige Ueberlegung und tiefen Verstand mehr freisprechende Urtheile bewirkt, als irgend ein Anderer, Garrow etwa ausgenommen. Kriegswege war er ein guter Redner; er lebte nur in einer ruhigen Zeit und wurde meist mit Führung jener alltäglichen Prozesse betraut, in denen Kingbeit, Verstand und Leidenschaftslosigkeit schärfere Resultate erzielen, als feurige Beredsamkeit.

In wichtigen Prozessen und besonders in den der Königin zeigte sich Brougham als vollendeter Advokat und verdunkelte, in gewisser Beziehung, alle seine Rivalen an der königlichen Bank, aber da er im Jahre 1830 Pair wurde und die bisherige Stellung aufgab, sah man deutlich, daß er sich keinen so nachhaltigen Ruhm erworben hatte, wie Erskine in England oder Curran in Irland.

Wir müssen auch eines Mannes erwähnen, der wegen seiner Redlichkeit, seines Eifers, seiner Hingebung an seinen Beruf sich einzig dastellt: dies ist Thomas Denman. Seine Entschlossenheit war sein Muth konnten, wenn er von dem ganzen Recht seiner Sache überzeugt war vor ein gerichtes Prinzip verschiedigte, durch nichts erschüttert werden.

Pollod, der jetzt Oberrichter an der Schatzkammer ist, folgte ihm in der Advokatur; er ist ein liebenswürdiger, Mensch und hat ausgezeichnete klassische Studien gemacht, aber er war zu weitschweifig, um ein guter Anwalt sein zu können. Dasselbe müssen wir von Campbell sagen, wiewohl er die letztgenannten Advokaten an Rechtsgelehrsamkeit übertrifft; er hatte etwas Linkisches und Abstoßendes in seinem ganzen Benehmen: sein Gesicht war finster und ohne Ausdruck, sein Organ schreiend und sein Stil ohne Anmuth und Schmuck; er besaß zwar einige Kenntniß der römischen Literatur und war ziemlich bewandert in der Geschichte, aber er verdient deshalb keineswegs den Namen eines Gelehrten. Nur durch seinen Fleiß hat er sich, ungeachtet aller Mängel, zu weit emporgeschwungen, nach einander die verschiedenen Würden bekleidet und ist endlich Lord-Oberrichter von England geworden.

William Follet war dem Lord Campbell gerade weit überlegen, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß er ein gründlicherer Jurist gewesen; er hatte aber eine sehr klangvolle Stimme, ein feines Benehmen, eine gewählte Sprache und einen scharfen, lebhaften, gebildeten Verstand: dennoch gingen ihm die Eigenschaften eines guten Redners völlig ab. Er war so wenig gebildet, daß er kaum einen französischen Schriftsteller lesen konnte. Ein großer Fehler verdunkelt sein Verdienst; er liebte das Geld und war habsüchtig; dieser verderbliche Leidenschaft opferte er sein besseres Selbst, seinen Ruhm, ja, sein Leben.

Bätte war zwar noch ungebildeter, als Follet, aber er besaß in höherem Grade die Eigenschaften eines guten Advokaten. Wenn er auch bisweilen zu weitschweifig, zu schwülstig war, so hatte er doch Feuer und Lebhaftigkeit. Indeß wurde er seiner Unwissenheit und seiner gemeinen Sitten wegen von dem Publikum nicht recht gewürdigt und selbst von seinen Kollegen ungerecht behandelt.

In der Zeit von 1803—30 hat die Advokatur in Irland und Schottland in jeder Beziehung die englische übertroffen: man kann dies nicht in Abrede stellen. Curran, Plunkett, Bushe, Perfonby, Saurin, Jay, Pennefather, Burrowes, Ball, Dusn, Goold, Wallace, Warren, Holmes, O'Connell, Blackburne, North, O'Loghlen, Shiel, Moulle waren in Irland die Zierde ihres Standes; von den Schotten können wir Clerk, Jeffrey, Cranstoun, Murray, Rutherford, Lord Robertson nennen.

Kelly, Thesiger, Pill, Austin, Cockburn sind die Advokaten unserer Zeit: Talfourd ist vor kurzem zum Richter an dem Hofe für Civil-Prozesse ernannt und hierdurch ziemlich früh erst für seine Beredsamkeit belohnt worden. Talfourd hat seit seinem Auftreten Alle durch seine Herzensgüte und den Adel seiner Gesinnung, sein schlichtes Wesen, seine Liebe für Künste und Wissenschaften für sich gewonnen; indeß hinderte ihn die letztere nicht, seinem Beruf mit der großten Gewissenhaftigkeit obzuliegen, und er hat in den Jahren 1830 bis 1849 hinlängliche Beweise seiner Beredsamkeit gegeben. Allein ungeachtet der Fülle seiner Phantasie, seiner herrlichen Sprache, ungeachtet seiner Redlichkeit und Ueberredekunst, ist er keineswegs mit Erskine, Curran, Plunkett, Bushe, Brougham oder O'Connell zu vergleichen, obschon er zu den Advokaten erster Klasse gehört. Talfourd konnte nur eine gerechte und ehrenwerthe Sache vertheidigen; Lüge und Sophistik waren ihm ein Gräuel. Möge er in seiner neuen, wohlverdienten Stellung noch recht lange wirken!

In dem Zeitraume von 1820—45 hat die französische Advokatur die englische in der Beredsamkeit hinter sich gelassen. Ohne auf Lemaitre und Patru, Gerbier und Delamalle zurückzugehen, können wir sehr viele aus der Gegenwart nennen: Berryer — in der Vertheidigung Erskine gleich, im Parlamente über ihm — Dupin, Manguin, Odilon Barrot, Barroche, Jules Favre, Lehmi-

Digitized by Google

Rollin u. A. m. Wir können uns nicht weiter über die französischen Advocaten auslassen, wollen jedoch nur im Vorbeigehen angeben, wodurch sie sich von den englischen unterscheiden. Sie haben einen lebhafteren Geist, einen fließenderen Vortrag und bescheidenern Ton; sie drücken sich mit mehr Klarheit, Leichtigkeit und Schärfe aus. Die berühmteren unter ihnen sind überdies vielseitig gebildet. Sie suchen weniger auf den Erfolg, sind weniger auf den gegenseitigen Ruhm neidisch und zeigen mehr Edelmuth und Uneigennützigkeit: in dieser letzten Rücksicht zeichnen sie sich besonders vor den englischen, weniger vor den schottischen und irischen Advocaten aus.

Wir befinden uns nun in keiner geringen Verlegenheit, indem wir zu den gegenwärtigen Advocaten Englands kommen; denn unser Stand hat seit hundertundfunfzig Jahren nie weniger Männer von Bedeutung gehabt, als gerade jetzt. Es fehlt durchaus nicht an tüchtigen Juristen, aber es geht ihnen alle höhere Intelligenz und besondere Belähigung ab. Es giebt jetzt höchstens fünf oder sechs Advocaten, welche einen schwierigeren Prozeß vor einer Jury mit einigem Talente führen können; zu diesen gehören allenfalls Thesiger, Jervis, Kelly, Pill und Cockburn. Aber Keinen von ihnen kann man einen Redner nennen, denn die Beredsamkeit Cockburn's ist mehr die eines Rhetors, als eines wahren Redners.

Die Natur hat Sir Frederick Thesiger mit einer seltenen Schönheit begabt; sein Organ ist angenehm, seine Mimik lebendig. Er spricht leicht, klar und vermag selbst die Geschworenen, wenn er eine gute Sache führt, durch seine Begeisterung mit sich fortzureißen, jedoch bleibt er hinter Männern wie Erskine, Brougham u. A. weit zurück. John Jervis, mündlicher Staatsanwalt, hat unstreitig ausgezeichnete Fähigkeiten, ist mit einem scharfen Verstande begabt, besitzt Muth und Kaltblütigkeit; aber, trotz seiner Tüchtigkeit als Jurist und Anwalt, kann er nicht mit seinem Vater, Thomas Jervis, welcher während einer Reihe von Jahren in dem Gerichtsbezirke von Oxford glänzte, verglichen werden.

Matthew Pill ist an Intelligenz und Verstand den beiden zuletzt Genannten überlegen; er hat in allen wichtigen Prozessen, die er geführt, viel Talent entfaltet. Seine Bemühungen krönte oft ein glänzender Erfolg, und sie verdienten ihn, weil sie ein rastloses Studium verriethen, aber eben hierin liegt auch zugleich ein Tadel. Man merkt seinen Reden zu sehr die Studirstube und die ängstliche Feile an: es ist mehr Fleiß, als schaffendes Genie.

Seit einem Jahre hat sich Fitzroy Kelly von der Advokatur mehr zurückgezogen und plaidirt nur selten; früher war er sehr beschäftigt und rechtfertigte das Vertrauen, das man ihm schenkte, durch seinen scharfen, gewandten Geist. Kelly fühet immer die Sprache des Rechts; seine Perioden sind kurz und verständlich; er weiß mit seltener Klarheit einen allgemeinen Uebelstand zu geben und die einzelnen Thatsachen daraus abzuleiten; er besitzt überdies einen sicheren Takt und ein gesundes Urtheil, ist mit der französischen Literatur nicht unbekannt, mit der englischen sogar sehr vertraut: jedoch man vermißt in ihm den Redner.

Cockburn ist bei weitem jünger, als die Advokaten, deren Bild wir eben hier flüchtig entworfen haben; aber er ist mehr Weltmann. Als Jurist steht es ihm an Gründlichkeit, jedoch kennt er so gut die Prinzipien der Rechtswissenschaft, daß er sehr rasch die der Rechtspflege erfaßt hat. Mit vieler Leichtigkeit faßt er alle Details des verwickeltsten Prozesses auf und giebt davon ein klares Bild; er kann besser, als alle seine Rivalen, zum Herzen sprechen: daher haben sich auch in der kurzen Dauer seiner Praxis seine Talenten bedeutend gemehrt, und er wird sich durch fleißige Uebung immer mehr vervollkommnen. Trotzdem kann man ihn keinen großen Advokaten nennen; er ist nur ein Riese unter Zwergen. Wenige Jahre nach seinem Auftreten hatte Cockburn das Glück, sehr beschäftigt zu seyn, und wenige Anwalte werden mehr, als er, vor den Comités des Unterhauses plaidiren. Dies ist überhaupt die eintrigliche Praxis; Advokaten, die in Westminster-Hall während eines Jahres etwa 200 Pfd. Sterl. verdient haben, gewinnen jetzt bei den Comités des Unterhauses 3—4000 Pfd. Sterl. jährlich. Charles Austin hat in den Jahren 1844 bis 1846 im Durchschnitt 40,000 Pfd. eingenommen; wir wollen bei ihm einige Zeit verweilen. Austin besitzt viel Talent für Darlegung von Thatsachen, kann, je nach den Umständen, ruhig und leidenschaftlich seyn: aber er hat weder Geist, noch Phantasie. Eben so wenig kann man ihn, obgleich er immer mit Klarheit, oft mit Feuer und Begeisterung spricht, einen Redner nennen. Wenn man indessen so glücklich begabt ist, so viel Kenntnisse sich erwerben, ein so großes Vermögen besitzt, wie Austin, warum betritt man nicht die politische Laufbahn? Austin liebt das Geld: während Cockburn, der nicht reich ist, seine Praxis wegen des Eintritts in das Unterhaus aufgegeben hat, bleibt Austin lieber Advokat und sammelt Schätze.

Was endlich die Advokaten zweiten Ranges betrifft, so verlohnt es sich kaum der Mühe, sie näher zu betrachten. Nur Einen Uebelstand wollen wir hervorheben: zum größeren Theile bestehen sie aus höchst ungebildeten Individuen, welche oft bis dahin die niedrigsten Beschäftigungen in einer Notarstube verrichteten, von einem verwandten Anwalt aber die nothwendigsten Formalien praktisch lernten und dann zur Berthedigung zugelassen worden sind. Ein junger Mensch, der seine regelmäßigen Studien absolvirt hat und die Universität verläßt, muß mit solchen Rivalen kämpfen, die ihm stets vorgezogen werden; denn der Beruf, zu dem jener die Wissenschaft führen soll, ist für diese ein Handwerk, das sie durch Uebung erlernen. Die regelmäßig aufgenommenen und vereidigten Anwalte werden nicht früher in die Gerichtssäle gelassen seyn, als Advokaten vereidigt werden. Diese Bestimmungen können nur nachtheilig auf den ganzen Stand einwirken; man muß auf ein solches System verzichten oder es verallgemeinern. Man setze zunächst nur fest, daß alle jungen Leute, die sich der Advokatur widmen, ein Jahr bei einem Notar arbeiten sollen: dann wird man nicht mehr Individuen, welche sich nur das Praktische angeeignet haben, dabei aber völlig ungebildet und unwissend sind, denjenigen vorziehen, welche die nöthigen theoretischen Kenntnisse besitzen und denen nur die Uebung fehlt.

Werfen wir nun einen Rückblick auf das Ganze, so finden wir, daß in der englischen Advokatur überhaupt nur wenige Renner aufgetreten sind, und daß insbesondere die Gegenwart keinen aufzuweisen hat. Die Ursachen dieses Verhältnisses werden Jedem sofort klar sein. Ehedem wurden die Beredtheidigungen an der Barre nur gesprochen, jetzt werden sie meistens erst schriftlich abgefaßt. Die special pleadings haben alle Beredtsamkeit vernichtet: hier wird in einer Sprache verhandelt, die man kaum verstehen kann: aber an der Erhaltung dieses Unwesens hängt die Existenz so vieler unbedeutenden Menschen, daß es schwer seyn wird, ihm zu steuern. Ueberdies haben die englischen Gesetze eine unnatürliche Ausdehnung gewonnen: die Parlamentsakte jetzt füllt jetzt ungefähr 33 Bände in Quart zu je 850 Seiten, zu denen jedes Jahr gegen 30 Bände Reports, zu je 700—800 Seiten, erscheinen. Die Gesammtsumme der Bände Reports betrug am Ende des Jahres 1849 gegen 600, welche sich mit der Lösung von mehr als 220,000 Rechtsfragen beschäftigten. Kann man ein Rednet werden, wenn man seine schönsten Jahre nicht blos mit dem Studium dieser Gesetze zubringen, sondern sich auch aus der wahrhaft barbarischen Sprache herausfinden soll?

Indessen hat der Stand der Advokaten in England an Achtung verloren; sie plaidiren nur für das Honorar, das sie erhalten, ohne einen höheren Zweck im Auge zu haben. Endlich hat auch die ungeheure Anzahl der einzelnen Prozesse es unmöglich gemacht, so viel Zeit, wie früher, auf Abfassung von guten Reden zu verwenden. So wie wir unsere Vorfahren in vielen Beziehungen übertroffen haben, stehen wir ihnen in anderen wiederum noch. Sie haben die Dampfmaschinen verbessert, die Eisenbahnen erfunden, aber welchen einförmigen, materiellen Staat begründet! Sollen die Advokaten, da wahre Beredtsamkeit, noch auch nur eine angenehme, leichte Darstellung, Ruhm und Gewinn bringen, danach trachten? Denn jetzt die Advokaten unbedeutender, denn je, sind, so liegt nicht alle Schuld an ihnen, sondern die ganze Gesellschaft hat sich dies zuzuschreiben. Man muß jedoch, zur Rechtfertigung der Advokaten, noch in Erwägung ziehen, daß es bis jetzt immer an Gelegenheit, sich hervorzuthun, gefehlt hat: es werden nicht mehr so schwere Verbrechen aufgedeckt, und die großen politischen Prozesse sind immer seltener.

Der Advokatenstand ist in England ziemlich zahlreich. Zu Anfang des vorigen Jahres gehörten zu ihm 3181 Individuen, und im Laufe des Jahres 1849 wurden 130 neue Advokaten ernannt. Jetzt zählt er wahrscheinlich 3350 Mitglieder; aber erst später wird sich nach den richterlichen Jahresberichti (lawlist) diese Zahl genauer bestimmen lassen. Es giebt überdies 72 special pleaders und 32 conveyancers (Art Notar). Die trübe Advokatur ist verhältnißmäßig zahlreicher, als die englische; zu ihr gehören 1334 Anwalte und 66 Räthe der Königin.

(B. G. R.)

Holland.

Ein Blick auf Israel, von Dr. Da Costa.*)

Der Verfasser, ein Abkomme jener Juden, die im 16ten Jahrhundert vor den blutigen Verfolgungen der spanischen Inquisition in den Niederlanden ein Asyl fanden, und wahrscheinlich auch ein Verwandter von Uriel Da Costa, dessen Name von Gutzlow und Anderen nach seiner lateinischen Benennung in Acosta verwandelt worden, hat, wie er versichert, von frühester Jugend die Geschichte seiner Vorfahren zum Gegenstande eifrigen Studiums gemacht. Vorzüglich habe ihn das Problem beschäftigt: Welchen Zweck hatte die Vorsehung mit der Zerstreuung dieses Volkes über den ganzen Erdboden, und welchem künftigen Ziel geht es entgegen? — Auf dem Wege dieser Forschungen kam er endlich dahin, dem schlaffen Judenthume, in dem er erzogen worden, den Rücken zu kehren und sich dem protestantischen Christenthume zuzuwenden. Seine Anschauungen des Judenthums von dem protestantisch-christlichen Standpunkte aus sind nun in diesem „Beitrage" niedergelegt, von welchem es dahingestellt bleiben mag, ob er als Bereicherung dieser Literaturgebietes zu bezeichnen sey. Ob seine Lösung des Problems: „Die Juden sepen in der Zukunft berufen, zur Zahne des Kreuzes zu schwören und in ihrer Urheimat Palästina ein christliches Reich zu gründen", richtig sey, bleibe eben so unentschieden; neu wenigstens ist sie nicht. Indeß dürfte doch Einzelnes das Interesse unserer Leser ansprechen, besonders, was die sogenannten sephardischen Juden betrifft, die der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe in den Vordergrund stellt.

Die Sephardiner, Abkömmlinge der in Spanien und Portugal naturalisirten und 1492—97 zur Auswanderung gezwungenen Juden, bilden gewissermaßen die Aristokratie in diesem Volke. Im Verkehr mit Mittelalters nämlich, während ihre Brüder in den anderen Ländern die schmachvollste Geringschätzung duldeten, genossen jene auf der Halbinsel fast volle bürgerliche Rechte. Diese höhere Stellung flößte ihnen eine Selbstachtung, ja, einen Stolz ein, der sogar ihr späteres Unglück lange überlebte. Das Auffallende dieser Erscheinung erklärt der Verfasser mit folgenden Worten: „Schon in den ältesten Zeiten hatte sich dem celt-iberischen Kern der spanischen Bevölkerung manches orientalische

*) Israel und die Heiden, ein Beitrag zur Geschichte der Juden von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. (In holländischer Sprache.) Von Dr. Jisaak Da Costa. Amsterdam, Ritter u. Co., 1850.

Digitized by Google

Element beigemischt. Lange bevor Rom nach der Beherrschung dieser Küsten trachtete, hatten phönizische Ansiedler sich hier festgesetzt. Die Gothen, über die Pyrenäen eindringend, brachten allerdings eine Beimischung nordischen Blutes herzu; allein sie hatten hier mehr ein Feldlager aufgeschlagen, als eine Niederlassung gegründet. Ihre Könige führten nicht den Titel: Könige von Spanien, sondern: Könige der Gothen in Spanien. Etwas später trat ein neuer östlicher Bestandtheil dazu: die Sarazenen brachten herein, nahmen als Sieger von der Halbinsel Besitz, die nur Schritt für Schritt allmälig von den Christen zurückerobert wurde." — Die Juden nun, schon in den Zeiten der Römerherrschaft als Ansiedler bekannt, und die bei der maurischen Invasion ihre Hand mit im Spiele gehabt haben sollen, kleideten in dem obwohl stark orientalisirten Lande nur einen morgenländischen Grundstoff mehr, und zwischen ihnen und der übrigen spanischen Gesellschaft bestand keine solche Volksantipathie, wie sie unter den anderen Nationen so sehr sich isolirte.

„Die Juden sammelten nicht nur Reichthümer, sondern stiegen stufenweise zu den höchsten Staatswürden hinan und machten bedeutende Fortschritte in den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten. Die hohen Schulen von Cordova, Toledo, Barcelona und Granada wurden von ihnen in Massen besucht, und sie verbreiteten mit den Arabern, das Licht der Wissenschaft zu unterhalten, während das Mittelalter in tiefster Nacht lag. Wie man auch über ihre Erfolge in der spekulativen Philosophie urtheilen mag — unbestritten bleibt ihnen das Verdienst, zu den praktischen und Erfahrungs-Wissenschaften das Ihrige rühmlich beigesteuert zu haben. Sie waren fleißige Reisende in allen Theilen der damals bekannten Erde; kompilirten Reisebeschreibungen, die sich in jüngster Zeit als höchst nützlich erwiesen, und brachten Vorräthe von ausländischen Produkten und orientalischen Arzneien in die Heimat zu bedeutender Bereicherung der vaterländischen Pharmakopöe. In der Arzneikunde erlangten sie eine solche Gewandtheit, daß sie ihnen gewissermaßen als Monopol zufiel. Sie machten große Fortschritte in der Mathematik, namentlich in der Astronomie, ohne deswegen das Feld des Schönen unangebaut liegen zu lassen: vielmehr lebte der alte Ruhm der hebräischen Muse wieder auf. In der That, es war das goldene Zeitalter der neueren jüdischen Literatur."

Nachdem der Verfasser die berühmtesten Namen dieser Periode: Aben-Esra, Maimonides, Halleví, Al-Charisi u. A., aufgeführt, beschreibt er das traurige Ereigniß der Vertreibung der Juden von der Halbinsel, wo sie seit Jahrhunderten so herrlich geblüht hatten, um dann auf die weiteren Schicksale der Sephardimer zu kommen, die sie bei ihrer Zerstreuung über die verschiedenen europäischen Länder erfuhren. Ueberall, wie gesagt, zeichneten sich die Sephardimer vor den übrigen Juden aus. Das Gedächtniß ihrer früheren Größe in Spanien bewahrten sie in dem Schatze der in ihrer Gesammtgemeinde eigenen Sagen, als köstlichem Erbe, das ihnen gehörte.

„In welchem Lande auch sie sich ansässig machten, sprachen sie unter sich die spanische Sprache, die in den Familien von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Manchem Sephardi war die heilige Schrift in der spanischen Uebersetzung geläufiger, als in der hebräischen Urschrift, und viele schrieben noch lange nach jener unseligen Austreibung Poesie und Verse in spanischer oder portugiesischer Sprache, mochten sie in Italien, den Niederlanden, England, Afrika, Konstantinopel, selbst in Jerusalem ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der Gebrauch dieses Idioms im Hause, im Umgange mit Ihresgleichen, in der Liturgie, in ihrer Privat-Korrespondenz, in ihren kaufmännischen Büchern, bei Todes- und Heiratsanzeigen, erstreckte sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts.*)

Unter den neueren sepharadisch-wissenschaftlichen Summitäten bespricht Da Costa besonders Manasseh ben Israel, Uriel Da Costa, Benedikt Spinoza, Thomas de Pinedo. Aber weder hier, noch dort, wo er in dem vierten und letzten Theile seines Buches die Beziehungen des Judenthums zu der nichtjüdischen Welt seiner Betrachtung unterwirft, bringt er tiefer als unter die Oberfläche. Wer eine gründliche Würdigung der geistigen Bestrebungen der Judenheit in der Neuzeit sucht, muß sich nach anderen Gewährsmännern umsehen. So können seine Bemerkungen über „Mendelssohn und seine Zeitgenossen" nicht über das Gemeinplätzige hinaus; und an denselben Uebel leidet seine ganze Unterfuchung über die jetzige Lage der Juden in Deutschland. Wir geben nachstehende Probe aus diesem Kapitel:

„Der Stoß, der von Frankreich am 24. Februar 1848 ausging, theilte sich Deutschland mit und brachte hier längst gehegte Entwürfe, Theorieen und Verschwörungen zum Ausbruch. Es ist bekannt, daß durch das revolutionaire Prinzip die Emancipation der Juden in ihrem vollen Umfange zugleich mit der gänzlichen Auflösung des deutschen Bundestages ins Leben traten. Eben so bekannt ist der bedeutende Antheil der liberalen Juden aller Farben an den jüngsten Bewegungen in Böhmen und Ungarn. Viele Zeitungen in Oesterreich und Preußen werden von Juden redigirt. Juden von der ultra-radikalen Partei sitzen in der Reichsversammlung zu Frankfurt und in der Nationalversammlung zu Berlin. Unter den Frankfurter Abgeordneten bemerken wir Dr. Rieser, Dr. Veit, Cohen (?), Hartmann, Kusanda.**) Eines der heftigsten Glieder der äußersten Linken in der preußischen Kammer war Dr. Jacobi. Dr. Zellinek und Dr. Becher in Wien bildeten ihre politische Ueberschwänglichkeit mit dem Leben. — Aber nicht blos auf diesem Gebiete gewahren wir die Symptome von Leben und Thatkraft unter den Juden. In Deutschland und Polen, wie in Frankreich, haben sie seit der Revolution von 1789 bewiesen, daß der kriegerische Geist der Makkabäer in den Enkeln nicht ganz erstorben sey! Bereits um das Ende des vorigen Jahrhunderts bildete sich unter dem Banner Kosciusko's eine Schaar jüdischer Freiwilliger, deren tapferer Führer, Berek, mit manchem Ehrenzeichen geschmückt, in der Schlacht fiel. In den Befreiungskämpfen 1813—15 fochten in dem österreichischen Heere allein 1700 Juden; 35 Offiziere jüdischer Abkunft standen rühmlich auf dem Schlachtfelde bei Waterloo, wo auch viele jüdische Aerzte und Chirurgen ausgezeichnete Dienste leisteten. — In der Medizin, Akronomie, Mathematik erreichten, ja, nach Maßgabe des gegenwärtigen erhöhten Standpunktes dieser Wissenschaften — überragten sie ihre großen Vorbilder im mittelalterlichen Spanien. Doktoren und Professoren, ihrem Bekenntnisse oder doch mindestens ihrer Herkunft nach Juden, machten sich in jedem Zweige menschlichen Wissens bemerklich. Die rabbinische Theologie nahm ein wissenschaftliches Gepräge an; die semitischen Sprachen und Literaturen wurden von deutschen Juden mit ruhmvollem Erfolg bearbeitet. Zahlreiche Dichter eiferten hartnäckig Beifall und bereicherten das neujüdische Schriftthum mit mancher edeln Schöpfung. Aber auch in der Sprache Goethe's und Schiller's haben Israeliten in gediegener und ungebundener Rede ihre Stimme mit Talent vernehmen lassen; es fehlt nicht an genialen Tonkünstlern und Malern. Mit Einem Worte, die Juden der Zerstreuung sind in Deutschland in eine völlig neue Phase ihres Volksloses getreten."

Man sieht, daß der Verfasser, obwohl er, dem Glauben nach, nicht mehr dem Judenthume angehört, doch diesem fortdauernd sein lebhaftes Interesse zuwendet. Es ist dies eine Erscheinung, die in Europa nicht vereinzelt dasteht. Ja Herrn Da Costa in Holland können wir z. B. Herrn Distraeli in England, Fräulein Fanny Lewald in Deutschland und Herrn Léon Goglan in Frankreich als christliche Schriftsteller mit einer ähnlichen Vorliebe für die Glaubensgenossen ihrer jüdischen Väter zählen.

Mannigfaltiges.

— Beobachtungen von Fixsternen. In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 28. Januar d. J. (worüber kürzlich das Compte rendu in Druck erschienen) verlas Herr Le Verrier einen von Herrn Otto v. Struve, Sohn des berühmten Direktors der Sternwarte von Pulkowa, erstatteten Bericht über seine interessanten Beobachtungen des Sternes Nr. 1830 des Katalogs von Groombridge. Der gedachte Stern ist ein Polarstern sechster bis siebenter Größe, an der Grenze zwischen den Sternbildern des großen Bären und des Jagdhundes befindlich. Groombridge war ein reicher englischer Privatmann, der auf seiner Sternwarte in Blackheath bei Greenwich von 1806 bis 1817 nicht weniger als 4243 Polarsterne beobachtet hat, welche Beobachtungen er gemeinschaftlich mit noch vielen andern in einem Katalog eingetragen, der im Jahre 1838 auf Kosten der englischen Admiralität von Airy herausgegeben und gedruckt wurde. Im Jahre 1841 entdeckte Argelander in Bonn die eigene Bewegung dieses Polarsterns Nr. 1830, der, wie sich nunmehr ergiebt, von allen bisher beobachteten sogenannten Fixsternen die allergrößte Bewegung hat, indem er, nach den Beobachtungen des Herrn Otto Struve, die von Herrn Zage in Paris bestätigt werden, in einer Sekunde 251 Toisen am Himmelsraume zurücklegt. Wir geben diese kurze Notiz hier nur, um anzudeuten, welche große Fortschritte täglich noch die Wissenschaft des gestirnten Himmels macht. Die von Struve dem Letztern so mühsig gesteherte Beobachtung der Doppelsterne und die nunmehr von seinem Sohne auf so glückliche Weise betretene Bahn der Beobachtung der Parallaxen und der eigenen Bewegung der sogenannten Fixsterne wird uns wahrscheinlich sehr bald über viele Sterne, deren Entfernung von der Erde, deren absolute Geschwindigkeit und deren Masse uns bisher gänzlich unbekannt waren, die belehrendsten Nachrichten verschaffen.

— Die Demokratie in Frankreich und in der Schweiz. Die bekannte Dissertation der Dr. med. Grobdeck über den morbus democraticus ist ins Französische übersetzt worden und findet in dem jetzt für solche Auffassungen der demokratischen Manie sehr empfänglichen Frankreich mehr Leser als in Deutschland.*) Ein und vortiegendes Journal (die Bibliothèque Universelle) sagt über die kleine Schrift: „Die von Herrn Dr. Grobdeck vorgeschlagene Behandlung der demokratischen Krankheit mag immerhin zweckmäßig seyn, doch nicht den Doktoren von der Fakultät, sondern den Lenkern der Staaten allein steht es zu, diese Krankheit zu behandeln, und wird der Erfolg der Hellmethode jedenfalls von der Umsicht, der Festigkeit und der Liebe zur wahren Freiheit abhängen, welche die Staatsleute an den Tag legen. Berlien sich hiebe nicht (was namentlich auch für die Schweiz eine volle Wahrheit ist), dem Rechte wieder seine volle Gewalt zu verleihen, so werden wir Alle binnen wenigen Jahren das Recht der brutalen Gewalt anerkennen müssen, was das letzte und unvermeidliche Resultat ist, wohin die Aufgebung der wahren Grundsätze der Freiheit, die Verbindung des menschlichen Stolzes und die eitle Verfolgung einer absoluten Gleichheit führt, welche drei Dinge die gewöhnlichen Symptome der demokratischen Krankheit bilden."

*) Eben so ersten auch die deutschen Juden in Amerika die deutsche Sprache auf ihre Kinder und Enkel viel häufiger fort, als die derselben ehemaligen Christen, von man zum Theil dem Umstande beimißt, daß sie sich in der Regel nur mit ihren Stammesgenossen und nicht mit Anglo-Amerikanern verheirateten.
D. R.

**) Mit alleiniger Ausnahme von Moritz Hartmann gehörten diese Männer jedoch sämmtlich der gemäßigten, anti-radikalen Richtung an.
D. R.

*) De la maladie démocratique, nouvelle espèce de folie, traduit de l'allemand du docteur Grobdeck. Paris, 1850. 1 fr. 25 c.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Lapp, Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Sonnabend den 13. Juli 1850.

Ostindien.

Ceylon und die Singalesen, von George Lee.*)

Wollen wir unser Urtheil über Ceylon aus den Schriften der Sanskrit-Gelehrten schöpfen, so müssen wir seinen Bewohnern Sitte und Bildung absprechen. Sie sind nach ihnen ein Volk, das sich in einem Zustande der Unwissenheit und Barbarei befindet, der dem Zustande der Wilden in Amerika gleicht. Sie sind ohne Religion, ohne Gesetze, ohne Regierung, ohne Künste, ohne Wissenschaften, ohne Handel, ohne Manufakturen, ohne Ackerbau, ohne Kenntniß der Schrift, ohne Geschichte, ohne Gebäude, ohne Kleidung, ohne Nahrung, ohne Getränke, ohne Waffen, ohne Pferde, ohne Kühe, ohne Schafe, ohne Schweine, ohne Ziegen, ohne Hühner, ohne Enten, ohne Gänse, ohne Tauben, ohne Katzen, ohne Hunde, ohne Ratten, ohne Mäuse, ohne Eidechsen, ohne Schlangen, ohne Insekten, ohne Würmer, ohne Fische, ohne Muscheln, ohne Austern, ohne Krebse, ohne Schildkröten, ohne Frösche, ohne Kröten, ohne Wasserschlangen, ohne Krokodile, ohne Seehunde, ohne Wallfische, ohne Delphine, ohne Haifische, ohne Seepferde, ohne Seekühe, ohne Seeschlangen, ohne Seeigel, ohne Seesterne, ohne Seeanemonen, ohne Seeschnecken, ohne Seeschildkröten, ohne Seefrösche, ohne Seekrokodile, ohne Seehunde, ohne Seewallfische, ohne Seedelphine, ohne Seeha

weiß aus verschiedenen Arten kleiner Kokosnüsse, Knoblauch und Gurken; Reis bekommen die niederen Klassen selten, Fisch noch seltener, Fleisch fast nie. Daher ist ihre Constitution schwach und erliegt dem ersten Krankheitsanfall; doch steht man bei alledem mitunter einem wohlbeleibten und dann und wann einen kräftigen Mann. Der kleinste Theil der Arbeiten auf Ceylon wird durch die Singalesen verrichtet. Nirvana oder Auflösung ist die höchste Seligkeit, auf die sie im Himmel hoffen, und Schlaf ihr größter Genuß auf Erden. Er gehört zu ihren Religionsübungen; einen Gott haben sie nicht (?), Nirvana zu erreichen, ist ihr höchtes Ziel, und Schlaf ist der Anfang dazu. Deshalb muß sehr belästigt werden, daß man sie vom Rabscha-Karia befreite, ohne sie zugleich auf einen Weg hinzuleiten, der sie zur Selbstbeschäftigung anregt und nöthigt. Wie regenerirch wäre es in jedem Betracht gewesen, wenn man damals, wo dies ganz in der Hand der Regierung lag, das Weggesetz verordnet hätte, dessen Durchführung jetzt so große Schwierigkeiten bereitet; man versäumte es, und es hilft nun nicht, davon zu reden.

Schlimmer noch wurde die Aufbedung der Frohnarbeiten auf die Häuptlinge; sie befanden dadurch, nahmen Geschenke von denen, die sie zur Arbeit anfrieben, und gaben sie frei nach Maßgabe dessen, was sie aufbrachten, und war dies ang unrecht und ungesetzlich, so herrschte dabei doch eine Art Gerechtigkeit hinter den Coulissen. Jetzt nun, wo sie für ihren Unterhalt faß einzig auf der Verfügung über ihr Patronat angewiesen sind, trachten sie, die Taschen, die sie gefüllt haben, um ihr Amt zu kaufen, alsbald bei ihrem Eintritt wieder zu füllen, und da sie das Schiedsrichteramt üben, eröffnet dies ein weites Feld der Bestechung für Gauner, Diebe und Räuber. Alle Moral wird dadurch in den Singalesen vernichtet, die Bestrebungen der Mission und Erziehung vereiteln ihr Ziel, und die Häuptlinge werden natürlicke Gegner der Engländer. Dies zu verhüten, hätte man bei Aufhebung der Frohndienste den Häuptlingen Gehalt geben und ihnen Ehren zugestehen sollen in Beachtung, daß sie zur Zeit der Emancipation ihres Landes Häuptlinge waren, hätte ihnen Mittel geben sollen, ihre Söhne zu erziehen und wahre Menschlichkeit und Religion zu üben. Ist diese dem Herzen eingeprägt, so ist Alles erreicht, was ein gutes Gouvernement und ein gutes Volk wünschen kann. Ceylon aber ist für Erziehung nicht unzugänglich und weiß auch, wer den Osten nur oberflächlich kennt, wie ein dem entsprechendes Verfahren dort nicht leicht durchführbar ist, so freut man sich doch, zu hören, daß seit Aufhebung der Leibeigenschaft einheimischer Gemeinsinn sich allmälig zu bilden anfängt. Unternehmender Geister haben durch Geschick in Ackerbau, in Handel und Manufaktur, ohne Begünstigung des Gouvernements Reichthümer erlangt, und dornehmlich sind die Landbewohner glücklicher geworden; sie beginnen zu fühlen, daß sie Rechte haben: eine allgemein verbreitete Scheu vor dem Verfahren der Häuptlinge regt sich in jedem Dorf, und die weiseren unter diesen werden etwas vorsichtiger. Jetzt ist daher der Augenblick, wo das Gouvernement etwas thun muß; dies wird von der obersten Behörde wohl erkannt, das größte Hinderniß aber ist dabei bis jetzt der Civilbeamten Unkenntniß der Landesſprache, weil sie dies nöthigt, durch die Häuptlinge mit dem Volke zu verkehren, anstatt in unmittelbarer Beziehung zu ihnen zu stehen.

Nach Einführung der Untersuchungsgerichte und Aufhebung der Frohndienste war kein Ereigniß von größerer Bedeutung für Ceylon, als die Kartirmanir, durch welche das Gouvernement mit den Berg-Singalesen oder den Kandianern in Berührung kam, die sich von denen der Flachlande oder den Seefahrt treibenden Singalesen sehr unterscheiden. Die letzteren sind ein plastisches, mit liebenswürdigen Eigenschaften begabtes, zur Nachahmung sehr geneigtes Volk: daher üben sie vieir nützliche Künste und haben von ihren verschiedenen Lehrmeistern die Tamulsprache, Portugiesisch, Holländisch und Englisch gelernt. Die Berg-Singalesen dagegen sind ganz anders, sind weniger sinnreich und weniger zu Nachdenken geneigt, leidenschaftlicher und fester in ihren vererbten Gewohnheiten und Liebhabereien. Beide richten den Blick stets in die Vergangenheit und betrachten die Tage, in denen ihre heiligen Bücher geschrieben wurden, als ihr goldenes Zeitalter für staatliche und religiöse Zustände. Die Land-Singalesen aber leben mehr in der Welt, als die Kandianer, sind zugänglicher für eine erleuchtete Regierung und mehr geeignet, gute Unterthanen zu werden.

Doch auf die Kaffeemanie zurückkommen, so müssen wir ihr diesen Namen geben, weil der Gedanke, in Ceylon Kaffee zu bauen, rasch, wie ein Lauffeuer, um sich griff. Englische Kaufleute und Spekulanten aller Art, ganz unbekannt mit den schlichtesten Regeln des Ackerbaues, verließen ihre Schiffe und Gesellschaftszimmer, um Pflanzer zu werden. Civil- und Militair-Behörden der Insel gaben dazu das Beispiel; ausgedehnte Länderstrecken wurden gekauft, die großartigsten Anlagen wurden gemacht, und es strömte eine Reihe von Jahren reichlich Geld zu. Und die beabsichtigten, bedeutenden Unternehmungen zu führen: ja, man legte nicht nur seine Kapitalien dort an, es kamen auch viele Europäer, die auf Ceylon ihre Renten verzehren. Jedes Schiff brachte eine große Zahl Ankömmlinge, Wärter und Berge wurden in Beschlag genommen, und die kleinen, hoffnungsreichen Sprößlinge wurden gepflanzt. Nach Verlauf der gedrängten Zeit kam die schöne weiße Kaffeeblüthe zum Vorschein und lag, wie duftende Schneeflocken, auf dem neu angebauten Hügel. Freude herrschte, und erschien dann der glückliche, hochbesoldete Ober-Intendant nach vollendeter reichlicher Mahlzeit, so rief er, die Cigarre im Munde: „sucka, sucka", das einzige Wort, welches zur Zeit gehört wurde.

Reift dann die Frucht, so gilt es, sie zu sammeln, zu bearbeiten, zu waschen und ihr angedeihen zu lassen, was weiter noththut, um die geschätzte Waare nach Colombo zu versenden, wo zur Einschiffung bereit zu machen und endlich in London bei gänstigem Cours zu verkaufen. Ueberall herrscht Leben, überall ertönt der Ruf: laßt uns fällen und mehr bauen. Der Fortgang ist ein günstiger. Nach Arbeitern ist große Nachfrage, und die kohlschwarzen Hügel mit den langen Stäben und den Stengelpflanzen, Gang neben Gang, erstrecken sich weit hinein in das Land der Malabaren. Man sieht lange Reihen bedeckter Karren auf dem Rücken der Berge die Kandy-Straße heraboumen. Die Treiber schreien ihren Bullen zu, und diese kleinen Thiere ziehen und ziehen mit dem Joch auf dem Nacken, welches tüchtig gegen ihren dahinterliegenden Höcker stößt, bringen Zucker, Arak, Getränkschaften und andere Dinge hinauf und den Kaffee dagegen herab. Jedermann ist voll Thätigkeit und hofft, einst einen ruhigen Abend zu genießen. Eine unglaubliche Betriebsamkeit wird durch die Pflanzer geweckt, sie schonen dabei keinen Aufwand.

Unter solchen Umständen wuchs die Zahl der Bewohner von Ceylon mit Macht, die Staats-Einnahme vermehrte sich im selben Maß und die Insel gewann immer größerer Bedeutung. Es wurde Land zu sehr hohem Preis gekauft, und das Gouvernement fühlte sich verpflichtet, eine so einträgliche Kolonie zu begünstigen. Man ließ Straßen über die Berge wegführen, ein Weg-Departement mußte dem Verwaltungs-Departement beigefügt werden, der wachsende Besitz und der Einfluß der neu hinzukommenden Bevölkerung veranlaßten unzählige Rechtsfälle; Gerichtsversahren und Civilverwaltung mußten dabei vielfache Abänderungen erleiden, und hiermit war das Ende der Dinge noch nicht erreicht, der Preis aller Lebensbedürfnisse stieg, da die Einwanderer wohl Geld, aber nicht Häuser und Lebensmittel mitbrachten. Die alten Beamten und Militairs reichten nicht mehr mit ihrem Gehalt aus, eine allgemeine Erhöhung mußte eintreten, und die Ausgaben für Ceylon stiegen in solchem Maße, daß ein beträchtliches Defizit eintrat.

Dieser Zustand konnte nicht dauern, das ganze Handelssystem mußte umgestaltet werden, und die Weise, in der dies geschah, zeigt, daß man standhaft den großen Plan verfolgte, europäische Civilisation auf Ceylon zu verpflanzen, die Singalesen zu einem freien, gewerbthätigen Volk zu machen, wenn die Fähigkeit dazu in ihnen liegt. Jenes Bauernsystem ist dahin gerichtet, die Steuern so zu erheben, daß die Industrie nicht unterdrückt und gelähmckt, sondern die Betriebsamkeit im Volke (wo möglich) geweckt und sein Sinn dahin gelenkt werde, sich für die eigenen Angelegenheiten zu interessiren, zufrieden und glücklich zu leben.

Da dieser Plan mit Berücksichtigung der Zustände auf Ceylon gefaßt wurde, hat man den Buddhisten- und Daladadienst freigegeben. Das englische Gouvernement nennt nicht mehr die Priester auf Ceylon und überwacht nicht mehr ihre heiligen Tempel. Die Einwohner dürfen ihre Religion frei ausüben, und ihre Priester verwalten ihre Angelegenheiten und Besitzthümer ohne Beschränkung, unter der Bedingung, daß sie bei der Regierung des Landes nicht mitwirken.

So große Umgestaltungen konnten nicht ohne vielfache Bewegungen angebahnt werden, und sie stießen auf häufigen Widerstand, der endlich die Empörung von 1848 herbeiführte. Diese wurde von Lord Torrington durch sehr strenge Maßregeln unterdrückt. Ist er wegen dieser oft und heftig angegriffen worden, so leidet es doch nicht Zweifel, daß der Erfolg davon ein sehr günstiger war (?), und urtheilen wir hiernach, so ist er gerechtfertigt. Brachten wir aber sein Verwaltungssystem, so sehen wir, daß dadurch ein großes Werk begonnen wird, welches ihm und seinen Gehilfen viel Zeit und Kräfte gerauht haben muß, und welches sicherlich zu der Hoffnung berechtigt, er werde in Ceylon bleiben, bis ihm gelungen ist, jenes Inselland aus der traurigen finanziellen Verwirrung zu erlösen, worein er es bei seiner Ankunft verwickelt fand, zu dem Wunsche, daß er Macht gewinnen mägr, die Gesetze zur Geltung und Ausführung zu bringen, welche für die obetigen Zustände passen und vielleicht mehr als die früheren geeignet sind, den Gedanken der englischen Regierung zu verwirklichen, welcher dahin trachtet, europäische Civilisation nach Asien zu verpflanzen.

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise.

(Nach seinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

(Fortsetzung.)

Diese reißend schnelle Häufung von Ereignissen in einem Zwischenraum von funfzehn oder zwanzig Minuten war gewiß hinreichend, um dem Königsten den Muth zu nehmen und den festesten Mann in Verwirrung zu bringen; kein Glied der königlichen Familie jedoch verlor auch nur einen Augenblick seine Geistesgegenwart. Keinerlei Rath sind die Königin, wie einige Schriftsteller erzählten, in Ohnmacht, noch wurde sie bewußtlos vom Könige in den Wagen getragen. Sie war es im Gegentheil, welcher die jungen Enkel placirte, indem sie ohne weitere Wahl von den kleinen Prinzen diejenigen ergriff, welche ihr gerade die nächsten waren. Der König bewahrte seine ruhige und waghalsme Kaltblütigkeit und richtete an Alle, von denen er sich trennen mußte, ein paar Worte der Ermuthigung. So eng er nicht wenig zu dem guten Geschicke bei, welches, per varios casus, per tot discrimina rerum, seine ganze Familie endlich an einem sicheren Orte vereinte.

General Berthois, der eben dienstthuende Adjutant des Königs, hatte eine kleine Abtheilung Kavallerie bei sich und beabsichtigte, die Wagen zu begleiten; er wurde aber vom Volke angehalten, vom Pferde gerissen und gemißhandelt; und nur den energischen Bemühungen einiger Personen von besserer Gesinnung verdankte er seine Rettung vom Tode. General Rumigny, ein anderer Adjutant des Königs und der Capitain de Pauligue, ein Ordonnanzoffizier, konnten, glücklicher als Berthois, Saint-Cloud erreichen, — Rumigny in einem Fiakwagen und Pauligue auf einem Kavalleriepferde mitten unter der Eskorte.

Digitized by Google

Die drei kleinen Wagen fuhren mit den darin förmlich zusammengequetschten erlauchten Reisenden so schnell als möglich ab. General Regnault St. Jean-d'Angely, Führer der auf dem Platze aufgestellten Kavallerie-Brigade, übernahm das Kommando der Eskorte des Königs, welche aus dem 2ten Kürassierregiment unter dem Obersten Reibel und aus einer Abtheilung berittener Nationalgarde bestand. Diese Eskorte nahm die Wagen in ihre Mitte und ritzog sie den Blicken des Publikums. Kaum hatte sie aber 6—800 Schritt ihres Weges zurückgelegt, als die Rothwendigkeit dieser starken Bedeckung für die Sicherheit des Königs Allen einleuchtend wurde. Hinter der Invalidenbrücke schien ein Volkshaufen, welcher sengte und plünderte, anfangs Lust zu haben, die Wagen anzuhalten; die Haltung der Kavallerietruppen jedoch schüchterte ihn ein und drängte ihn zurück, ohne daß es nöthig war, Feuer zu geben. Die Wache an der Barrière von Passy präsentirte, obgleich etwas in Verwirrung, stillschweigend das Gewehr. Die Eskorte ging aber nicht weiter, als bis nach Saint-Cloud, und als der König, kurz vor er dieses Schloß verließ, in den Hof hinabging, um von den Soldaten Abschied zu nehmen, zeigten sie einen Enthusiasmus der Treue, der sehr von den Empfindungen absach, welche die Nationalgarde am Morgen bei der Revüe vor den Tuilerien an den Tag gelegt hatte.

Der König hielt Saint-Cloud für zu nahe bei Paris gelegen, am nicht zu glauben, dieser Umstand könne der Regentschaft schaden; von der Republik hatte er bis jetzt noch keine Ahnung. Es schien ihm daher das Gerathenste, sich sogleich nach Eu zu begeben, wohin er von Anfang an das Ziel seiner Reise verlegt hatte. Wie aber sollte man dorthin gelangen, ohne Fuhrwerk, ohne Geld? Die Abfahrt war so schleunig vor sich gegangen, daß kein Mensch an die ersten Bedürfnisse einer Reise hatte denken können. Sie führten Alle zusammen nicht mehr Geld bei sich, als was der Einzelne etwa für gewöhnlich in der Tasche zu tragen pflegt. Die Börse der Königin, die wegen ihrer häufigen Wohlthätigkeitsspenden noch am besten gefüllt war, enthielt noch am meisten, nämlich einige Zwanzigfrankenstücke. Aber neben diesen materiellen Schwierigkeiten zeigten sich noch andere, viel bedenklichere Uebelstände. Alle Postverbindungen waren in Unordnung, die Eisenbahnwege aufgerissen und abgeschnitten; und außerdem führte die Reise nach Eu, mochte man nun über Rouen oder über Abbeville gehen, durch lauter Gegenden, welche von dem Einflusse des dem Königs feindlichen Pariser Geistes beherrscht wurden. In dieser mißlichen Lage und im Dunkel auf einen möglichen Ueberfall von Paris aus, hätte sich der König in das neue Exil auf dem Belvisanderge, welches von allen diesen trefflich in Form am leichtesten zu vertheidigen ist, werfen können, um nach Belieben den Weitere in Sicherheit abzuwarten. Jedenfalls aber hätte er dieses Plan, wäre er ihm auch angeboten, gar Nichts gewiesen, weil ihm bei seiner Anschauung von den Dingen und von der möglichen Regierschaft Alles gefährlich erschienen mußte, was nur irgend den Schein einer Drohung annahm. Er war daher entschlossen, sich nach Trianon zu verfügen. Uns dies geschah denn auch auf zwei Omnibus, welche der General Dumas in Saint-Cloud mietheten.

Aber Trianon war ebenfalls noch zu nahe bei Paris: Trianon liegt fast in Versailles, welches von Truppen entblößt war, da sich die ganze Garnison eben in Paris befand. In Trianon waren übrigens nicht die geringsten Mittel zur Fortsetzung der Reise nach Eu vorhanden. General Dumas wurde daher nach Versailles geschickt, wo er zwei „Berlinen" mietete. Er borgte zu gleicher Zeit von einem Freunde 1200 Franks. Diese Mittel waren, so schwach sie auch seyn mochten, im Augenblick sehr nothwendig, obgleich sie dem Zweck, nach Eu zu gelangen, nicht direkt dienen konnten.

Es war klar, daß, wenn die ganze Familie zusammen abreiste, sie nicht nur ihr Incognito nicht bewahren konnte, sondern auch auf den Seitenwegen aus Mangel an Pferden mannigfacher Verzögerung, ja, vielleicht der Festhaltung ausgesetzt wurde. Es stellte sich daher als eine Rothwendigkeit heraus, sich zu trennen und die Summe der Gefahren unter einander zu theilen. Man hoffte, daß der König, wenn ihn ein persönliches Unglück bedrohen sollte, dies nur allein auszuhalten haben würde, nicht aber zugleich auch die Frauen und die Kinder, selbst wenn man ihnen die Flucht abschnitte. Eine der Berlinen wurde also reservirt für die Prinzessin Clementine und ihren Gemahl, den Prinzen August von Sachsen-Koburg, mit ihren drei Kindern und für die kleine Tochter des Herzogs von Nemours, Prinzessin Margarethe, welche der Dr. Pilache und Mademoiselle Mignet begleiteten. Herr Aubernon, Präfekt von Versailles, leitete diesen Zug und benahm sich dabei so gut, daß Alle sicher in Eu anlangten, von wo man weiter nach Boulogne fuhr. Hier in Boulogne, am Bord des Packetboots, trafen die genannten Personen den Herzog von Nemours, welcher direkt von Paris gekommen war, und mit dem sich jene Sonntags, am 27. Februar, nach Folkstone einschifften.

Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie nahmen die andere Berline und einen der Omnibus ein, welche sie nach Dreux brachten. Hier besitzt der König einen antiken Wartthurm aus den Zeiten vor der römischen Invasion in Gallien, wir einige Archäologen behaupten, und die Ueberbleibsel des alten Schlosses von Dreux, welches er wieder hatte herstellen und einrichten lassen, als eine Art Reisequartier und frommer Station neben der Kapelle, welche an Stelle der von der Revolution zerstörten inmitten jener Ruinen von ihm erbaut worden. Diese Kapelle, früher die Begräbnißstätte seiner Vorfahren von mütterlicher Seite, war neuerdings auch die Gruft seiner eigenen Familie geworden; er hatte hier seine Schwester begraben, die treue Freundin und Genossin seines ereignißreichen Lebens, —, ferner seinen geliebten Sohn, den muthmaßlichen Thronerben und die Hoffnung seines Alters, — endlich seine abgeschiedene Tochter, der Stolz seiner Dynastie auf dem Gebiete der Kunst. In diesem halb eingerichteten Sitz, dem Ort der Trauer, kam er in einer düsteren Winternacht auf einem Miethwagen an und führte, wie Mitabeau auf dem Todtenbette von sich sagte, den Leichenzug der Monarchie. Welcher Kontrast in dem Leben des Monarchen zwischen Jüngst und Jetzt!*)

Und wie war das so gekommen? Einzig und allein daher, daß der König seinem Widerstreben, noch mehr Blut für seine Sache fließen zu lassen, Alles geopfert hatte!

Früh am Morgen des 25. Februars, ehe der König in Dreux sich noch aus dem Bette erhoben hatte, langte die Nachricht von Paris an, daß die Regentschaft gescheitert und die Republik proklamirt sey, daß der junge König, sein Bruder und die beiden Regenten in den Tumult des Volks gerathen, und daß Niemand wisse, wo sie hingekommen.

Hier müssen wir der hochherzigen Hingebung der Herzogin von Nemours um die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man erzählte eine Zeitlang nämlich, er habe nicht nur seine Frau und seine Kinder, sondern auch seinen Vater und seine Mutter im Stich gelassen. In Wahrheit jedoch hat Niemand je ein edleres Opfer gebracht, als der Herzog von Nemours bei dieser Gelegenheit. Alle persönlichen Gefühle wurden beiseitegesetzt. Nach dem vorzüglichen Tode des Herzogs von Orleans, seines Bruders, hatte ein Gesetz ihn zum künftigen Regenten bestimmt. Während der Krise der Abdankung fand er, wie wir oben schon sagten, an der Spitze der Truppen im Hofe der Tuilerien und schützte so ganz allein den Palast vor der Wuth des Volkes. Er hielt sich auf diesem Posten mit voller Entschlossenheit bis zur Abfahrt des Königs. Als sich die Herzogin von Orleans mit dem neuen König und den neuen Ministern in die Deputirtenkammer begab, um die Anerkennung ihrer kaum geschaffenen Autorität zu erlangen, begriff der Herzog von Nemours, daß nun seine militärischen Verpflichtungen aufhörten, und daß die, mit welchen ihn das Gesetz als Regenten des Reiches betraut hatte, anfingen: es war im Augenblick sein Amt, die Rechte seines Neffen zu schirmen. Seine Stellung war, wie er sehr wohl fühlte, eine ganz absonderliche; er hätte allerdings lieber durch die gesetzgebende Versammlung davon befreit seyn mögen; aber als Mann von Ehre und als hoher Würdenträger der Monarchie, war er entschlossen, nach Kräften allen Verpflichtungen nachzukommen, welche ihm gegen den jungen König und dessen Mutter oblagen.

Wir besitzen zahlreiche Berichte über die Vorgänge in der Deputirtenkammer während der Anwesenheit der Herzogin von Orleans und des Herzogs von Nemours. Die Darstellung dieser Scenen von Lamartine ist zwar etwas poetisch gehalten, man kann ihr jedoch selbst im Einzelnen, wie sonst wenigen Theilen seines Werkes, Glauben schenken. Nur muß man hierbei bemerken, daß Lamartine nicht, wie er vorgiebt, der Vater, sondern nur der Geburtshelfer der jungen Republik war. Im Uebrigen verweisen wir der Kürze wegen auf die Erzählung des Genannten.

Bekannt ist es ferner, wie der kleine Herzog von Chartres eine Zeitlang abhanden kam, wie die Herzogin von Orleans mit dem Grafen von Paris und der Herzog von Nemours aus dem Kammergebäude nach dem Präsidentschaftshotel und von da nach dem Hotel der Invaliden eilten.

Man erzählt, der Gouverneur des Hotels der Invaliden, Marschall Molitor, habe seinen hohen Gästen indirekt die Andeutung gegeben, sich an einen andern Ort zu flüchten. Es ist dies eine Unwahrheit. Die schleunige Adreise der Herzogin fand auf den dringenden Rath Odilon Barrot's statt, welcher um sechs Uhr Abends die Nachricht brachte, das Volk wisse um den Aufenthalt der Herzogin und nehme eine immer drohendere Haltung an. In Folge dieser Andeutungen reiste sie mit ihrem Sohne, unter dem Schutze Anatole's v. Montesquiou, nach dem einige Meilen von Paris entfernten Schlosse Ligny ab. Hier blieb sie einige Tage verborgen, und hier wurde ihr nach zwei Tagen der furchtbarsten Angst der junge Herzog von Chartres wiedergebracht. Endlich verließ sie „verkleidet" dieses Schloß und kam, auf der Eisenbahn nach Amiens, in Lille an. Sie erreichte hierauf die französische Gränze, hielt sich einige Wochen in Ems auf und begab sich dann nach Eisenach.

Der Herzog von Nemours, welcher die Herzogin von Orleans nach dem Hotel der Invaliden begleitet hatte, verließ dieses Hotel zu gleicher Zeit mit ihr, um sich bei einem seiner Freunde zu verbergen. Sodann reiste er, mit einem englischen Paße versehen, ab, und zwar, der ihm drohenden Gefahr wegen, in einer ihn so verstellenden Verkleidung, daß ihn die Mitglieder seiner Familie, mit denen er in Boulogne zusammentraf, im mindesten nicht erkannten. An der Barrière wollte der die Päße genau prüfende Beamte an der Uniform der Nationalgarde anfangs den Wagen nicht passiren lassen; als er jedoch im Innern desselben eine Person gewahrte, deren Signalement so wenig mit dem des Herzogs übereinkömmt, gestattete er ihm weiter zu fahren mit den Worten: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich habe den Auftrag, auf den Herzog von Nemours zu fahnden." Der Herzog konnte sich eines Lächelns über den plumpen Eifer des armen Beamten nicht erwehren; er setzte seine Reise fort, erreichte eine Station vor Abbeville die Eisenbahn und langte am 27. Februar in England an.

Wer verließen den König am Morgen des 25. Februars auf seinem Gräberschlosse zu Dreux, als die Nachricht von der neuen Wendung der Dinge aus Paris angekommen. Die unerwartete Wendung dieser Nachrichten zerstörte alle seine früher gefaßten Pläne. Er mußte offenbar die Idee, sich nach Eu zu begeben und daselbst fernerhin zu weilen, fahren lassen: es blieb nichts übrig, als irgend einen Punkt der normannischen Küste zu gewinnen und sich nach England einzuschiffen. Die Tochter des Generals Dumas war an den Sohn des Herrn v. Perthuis, eines alten Ordonnanz-Offiziers des Königs, verheirathet, und der General wußte, daß Herr v. Perthuis ein kleines Landhaus

*) Die Offiziere, welche den König begleiteten, hatten vorgeschlagen, direkt nach Eu zu eilen, oder Dreux zu verändern. Wahrscheinlich jedoch wurde die Königin sich dies in der Kapelle zu Dreux erst an den Gräbern ihrer Kinder auf die Knie werfen, um für sie und für die Lebenden zu beten. Daher der kleine Umweg.

Digitized by Google

oder, genauer gesagt, einen aus zwei Pfeilern bestehenden Pavillon, an der Honfleur beherrschenden Küste, eine Viertelmeile vom Meere entfernt, besaß, und daß man für gelegentliche Besuche der Eigenthümer während des Sommers einiges Mobiliar in diesem Häuschen aufbewahre. Man machte dem Könige und der Königin, die sich nicht von einander trennen wollten, den Vorschlag, ihr Augenmerk auf diesen Punkt zu richten: der einzige Einwand gegen diesen Plan war der, daß er eine neue Trennung und Zerspliterung des Restes der Familie erheischte. Der König, welcher in der Nähe Befestigungen und einen Verwalter in Dreux hatte, empfing hier einiges Geld, mindestens 3000 Fr., wie man uns sagte, und zwar eben durch diesen Verwalter aus seiner (des Königs) eigenen Kasse, nicht, wie man erzählt hat, durch eine unter den Einwohnern der Stadt veranstaltete Kollekte.

Es war abgemacht worden, der Herzog von Montpensier sollte mit der Herzogin von Nemours und den beiden Söhnen dieser Prinzessin die Richtung über Granville einschlagen, in einem in der Stadt gemietheten Wagen (der Omnibus von Saint-Cloud war die Nacht vorher entlassen worden) nebst zwei Dienern des Königs auf dem Kutscherbi: man hatte ihnen in Dreux Päße unter falschem Namen gegeben; und in Granville angelangt, sollten sie sich an Bord des Packetbootes von Jersey einschiffen.

Der General Dumas und der Capitain von Pauligne wurden in einer kleinen zweiräderigen Halbkutsche abgesandt, um sich bei Saint-Pierre de Louviers auf die Eisenbahn von Rouen zu setzen und von da Haver zu erreichen, wo sie ein Fahrzeug besorgen sollten, auf dem sich der König, sobald er den Pavillon des Herrn v. Perthuis verlassen, einschiffen könne.

Die zweite in Saint-Cloud gemiethete Berline sollte den König und die Königin nach Honfleur bringen, unter den Namen eines Herrn und einer Madame Lebrun, nebst dem General v. Rumigny, unter dem Namen Dubreuil, und dem Kammerdiener des Königs und der Kammerfrau der Königin. Als man durch neue Nachrichten von Paris die ganze Größe des Revolutionsunglücks erfuhr, verdoppelte der Unterpräfekt von Dreux, Herr Marechal, seine Aufmerksamkeit für die erlauchten Reisenden und setzte sich neben den Kammerdiener des Königs auf den Kutscherbi, um sie im Nothfalle durch seine amtliche Würde zu beschützen. Bei der Abfahrt von Dreux ließ man die Bewohner immer noch im Glauben, man wolle sich nach Cu verfügen, und schlug in der That die große Straße von Verneuil ein; als man aber das Freie gewonnen hatte, wendete man sich nach rechts auf einen Weg, welcher quer durch den zu den Erbbefestigungen des Hauses Orleans gehörenden Wald von Dreux nach Anet und nach Pacy-sur-Eure führt; und so entkam der König nicht nur aus seinem Reiche, sondern sogar noch mitten durch seine Privatdomäne, wo sein Name übrigens in Wahrheit so populär war, daß die Reisenden bei ihrer Ankunft in Anet die ganze Einwohnerschaft versammelt fanden, welche sie mit allgemeinem Zeichen der Theilnahme und dem Rufe: Es lebe der König! empfing.

(Fortsetzung folgt.)

Norwegen.

Norwegische Gold-Expedition.*)

Während die Drontheimer**) bisher so gut wie gar nicht an den Auswanderungen theilgenommen haben, die seit mehreren Jahren von Norwegen nach den Vereinigten Staaten stattgefunden, hat sie das Gerücht von Kaliforniens Herrlichkeiten endlich in Bewegung gesetzt. Sie wollten nichts wissen von den Wäldern Nord-Amerika's, welche erst umgehauen werden sollten, bevor der Grund und Boden, worauf sie stehen, die gewöhnlichen Dollars hervorbringen konnte; als aber von dem reinen klaren Golde berichtet wurde, das man ohne weitere Umstände nehmen könnte, wo man es fände, da wurde die Sache doch eine andere — da erinnerten sich die Drontheimer, daß ihre Vorältern Wikinger gewesen waren!

Schon im vorigen Jahre ging der Redacteur der „Nord-Drontheimer Amtszeitung", Bergkandidat Tschendorf, an, für Errichtung einer Aktiengesellschaft zu einer California-Expedition zu agitiren. Er schrieb eine „Aufforderung zur Reise nach Kalifornien" und „Kaliforniens Herrlichkeit" und behauptete, daß nicht blos die Drontheimer, sondern Norwegen sich selbst ganz außerordentlich bereichern würde, wenn man nur reisen wollte. Und es scheint in der That, daß die Drontheimer hierdurch soweit um ihrer, als des Vaterlandes willen in starke Begeisterung gerathen sind, denn es sind jetzt bereits für 13,000 Speciesthaler (19,500 Thlr. preuß.) Actien gezeichnet. Am 22. April fand im Drontheimer Rathhause eine Versammlung statt, worin ein Comité zur Entwerfung einer Reiseplanes und alles dessen, was damit verlaufen in Verbindung steht, gewählt wurde. Das Comité, in welchem die Presse stark vertreten war, sofern es die Herren Redacteure die „Nord-Drontheimer Amtszeitung" und „Drontheimer Stiftszeitung" zu Mitgliedern zählte, machte Tages darauf seine Anträge, aus denen unter Anderem hervorging, daß man, um anzufangen, ein Grundkapital von mindestens 13,000 Spec.-Thlrn. (könnte man mehr bekommen, so sollte es nicht verschmäht werden) haben müßte, — eine Summe, die man wohl ohne Schwierigkeit erreichen würde, da man nach der Sympathie, welche sich in letzterer Zeit, „trotz der Komplotte und Intriguen einzelner weniger Wohlgesinnten", für das Unternehmen kundgegeben, die Hoffnung haben könnte, daß größere Handelshäuser und Kapitalisten sich hierbei betheiligen würden. Das Comité fürchtete indeß, daß sich Viele im Laufe des Sommers abmelden, und daß vielleicht nach Mehrere die gezeichneten Actien nicht würden bezahlen können oder wollen, und schlug deshalb den Beschluß einer Reservation vor, zufolge welcher diejenigen, welche sich nicht zu rechter Zeit abgemeldet und nicht bezahlt hätten und demnach Ursache an dem Mißlingen der Expedition wären, verpflichtet werden, die Fracht des Schiffes zu bezahlen, auf dem die gelüsteten Kalifornienfahrer, die schon in Drontheim angekommen seyn möchten, in ihre Heimat zurückgebracht werden sollen. Das Comité nimmt an, daß von einer Reise um das Kap Horn, so wenig wie über Panama, die Rede seyn kann, da die Mittel der Gesellschaft zu einer so kostspieligen Fahrt nicht ausreichen würden. Es schlägt demnach vor, daß die Expedition ihren Weg von Drontheim nach New-York und von da über St. Louis nach S. Francisco nehme. Die Reise von Drontheim nach New-York wird für die Person auf 30 Spec.-Thlr., von New-York nach St. Louis (auf Eisenbahnen und Dampfschiffen) zu 30 Spec.-Thlrn. und von St. Louis nach San Francisco — etwa 300 Meilen — ebenfalls auf 15 Spec.-Thlr. berechnet. Wenn ferner auf Lastthiere, Wagen, Waffen, Munition, Zelte u. s. w. 3000 Spec.-Thlr. gerechnet werden, so würde die ganze Reise 11,000 Spec.-Thlr. kosten, und es blieben dann bei der Ankunft in Eldorado noch 4000 Spec.-Thlr. übrig. Die Richtigkeit der Calculation vorausgesetzt, würde es dann mit den hundert Personen, auf welche 4000 Spec.-Thlr. zu vertheilen wären, allerdings übel genug aussehen, falls sie nicht so glücklich wären, sogleich Gold zu finden. Der Antrag des Comités wurde indeß einstimmig angenommen.

Mannigfaltiges.

— Religion und Politik. Der bekannte amerikanische Staatssecretair Daniel Webster hat kürzlich in einem gedruckten Sendschreiben an die Bürger von Newburyport folgende an ihn gerichtete briefliche Aeußerungen eines, wie er sagt, der ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner mitgetheilt, an die er sodann seine eigenen Bemerkungen über das Verhältniß der Religion zur Politik knüpft:

„Die Religion", schreibt der englische Staatsmann, „ist eine herrliche Sache in allen Dingen, mit Ausnahme der Politik. Auf politischem Gebiete scheint sie die Menschen der Verzweifl zu berauben, und in der That kenne ich kein unvernünftigeres Volk, als dasjenige, welches auf Ihrer Seite des Atlantischen Meeres und auf der unsrigen gegen das Sklaverthum polemisirt. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß diese Leute bis zum heutigen Tage das Uebel, welches sie vermindern oder verhüten wollten, durch ihr Gebahren nur vermehrt haben. Wenn Einem von ihnen nachgewiesen wird, welches bisher der Erfolg ihres Eifers war, dann antworter er gewöhnlich „„Liberavi animam meam; ich mag vielleicht unrecht gehandelt haben, aber ich habe mir dadurch den Himmel erworben."'" Auf diese Weise haben Ihre Abolitionisten, wie mir scheint, den Zustand des Sklaven und mehr noch den des freien Negers viel schlimmer gemacht, als er sonst seyn würde, und unzweifelhaft haben sie dadurch in mehreren Staaten, namentlich z. B. in Virginien, seine Emancipation verzögert. Allein, was kümmert sie dies, wenn sie nur ihre frommen Seelen retten! Andererseits scheinen die Jeloten in Ihren südlichen Staaten nicht minder unvernünftig. Es ist eine edle so ungerechte, als gottlose Forderung, wenn dort verlangt wird, daß Kalifornien das Sklaverthum bei sich einführe."

Hierzu bemerkt Herr Webster: „In diesen Aeußerungen hat mein Freund unstreitig die Uebelstände, die er so richtig darstellt, nicht der wahren und echten Religion beimessen wollen, nicht der Religion des Evangeliums, sondern jener phantastischen Auffassung der Religion, die sich zuweilen der Vorstellungen und der Einbildungskraft der Menschen bemächtigt. Die Religion des neuen Testamentes, jene Religion, die auf die Lehren Jesu Christi und seiner Apostel begründet ist, ist in der Politik eben so, wie in allen anderen Lebensverhältnissen, ein sicherer Führer zur Pflicht."

— Ein Horoskop der europäischen Zustände. Der durch seine früheren Schriften über Skandinavien und Deutschland bekannte Schotte Perr Laing hat kürzlich einen neuen Band Bemerkungen über den sozialen und politischen Zustand der europäischen Völker" herausgegeben, die in England mit großem Interesse gelesen und nach den verschiedenen Standpunkten der Leser gepriesen oder verurtheilt worden. Der Verfasser knüpft seine Beobachtungen an die Ereignisse der letzten beiden Jahre, und namentlich die Zustände Frankreichs sowohl als Deutschlands veranlassen ihn zu den trübsten Prophezeiungen für die Zukunft. Weder in dem einen Lande, noch in dem anderen findet er Bürgschaften für die Dauer des inneren Friedens, der Wohlfahrt der Nationen und des Fortschreitens der europäischen Civilisation. In dem einen Lande wie in dem anderen erblickt er die Concentration des Charakters, eine Verminderung der alten guten Treue (wozu ihm die Politik Hannovers, Sachsens und einiger anderen deutschen Unionsstaaten keinen geringen Beleg liefert) und überall die Saat neuer revolutionairer Ereignisse ausgestreut. Aber auch England spricht er nicht ganz frei von seinen Anklagen; auch England geht, seiner Meinung nach, einer rein materialistischen Zeit, auf Kosten seiner gestligen Errungenschaften, entgegen. Nur eine vollständige Veränderung in dem Unterricht und der Erziehung der Jugend und eine eben so vollständige Umgestaltung des europäischen Staatenriedens wird, wie er glaubt, den Untergang der europäischen Kultur verhüten können.

*) Nach „Christianiaposten".

**) Es sind hiermit nicht blos die Bewohner der Stadt, sondern des ganzen umfangreichen Stifts gemeint.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preuß. 2½ Silbergr. Sächsisch-Polnisch: 1 Thlr. 20 Sgr. Rheinländisch: 2 Thlr. 10 Sgr. für den ganzen Jahrg. ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Loop. Lublow, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 85. Berlin, Dienstag den 16. Juli 1850.

Nord-Amerika.

Die Yankies in Gesellschaft.

Folgenden interessanten Aufsatz über diesen Gegenstand entnehmen wir der Literary World, einem Journal, welches in New-York erscheint:

„Ein hervorstechender Zug unserer (der New-Yorker) Gesellschaft ist ihr Sybaritismus. Wir gebrauchen absichtlich diesen Ausdruck statt Luxus und vieler anderer gleichbedeutenden Wörter, um die Kosten und Mühe, welche man auf persönliche Ausschmückung, auf die Mahlzeit, Kleidung und auf das Möbel verwendet, nebst einem entsprechenden Eigensinn in solchen Dingen, zu bezeichnen.

„Die Lieblingsausgaben verschiedener Nationen sind leicht genug zu erkennen, und es ist nicht unmöglich, sie herauszufühlen. So z. B. bringt der Engländer in Anschaffung von Dienern und Pferden viel durch; zunächst hat er gern viel Raum im Hause, damit er nie außer Stande sey, einen Freunde, der auf Besuch kömmt, ein Zimmer einzuräumen. Dagegen hält er gewöhnlich nicht sehr auf Kleidung, so lange er nur die Wäsche zweimal des Tages wechseln kann, noch auf die Tafel, sobald sie nur mit soliden Speisen und Kartoffeln besetzt ist. Der Gutsbesitzer, welcher seine Diener und Zugpferde nach Dutzenden zählt, geht unter seinen Abhängigen in groben Schuhen und einem Jagdrock umher und macht die Honneurs in seinem Salon, in einfachem Schwarz und Weiß gekleidet, ohne sich nur mit einer goldenen Kette oder mit einem Busenstreifen zu schmücken. Wenn es einen französischen Koch hält, so ist es mehr für seine Gäste, als um seinen eigenen Gaumen zu kitzeln; während es das größte Lob seines Mobiliars ist, daß es mehrere Generationen hindurch seinen Vorbesitzern gedient hat, ehe er zu dessen Besitz gelangte. Würde man einen Franzosen in ein solches Etablissement hineinversetzen, so würde er sofort einen großen Theil der Thüre davin (menschliche und andere) zu Brokade, Vergoldung und Spiegelglas umschmelzen und wahrscheinlich seine eigene Person theilweise damit ausschmücken. Der New-Yorker nun sagt noch zur Vorliebe des Franzosen für Juwelen und Putzmittel die eine Eitelkeit des Engländers hinzu, nämlich den unaufhörlichen Wechsel reiner Wäsche. Eben so vereinigt er in seiner Kost des Engländers Fülle mit des Franzosen Delikatesse, wozu noch ein gewisser Geschmack in der Auswahl der Weine kömmt, der ihm besonders eigen ist. Die sind der Meinung, daß unsere Vornehmen verhältnißmäßig mehr auf Essen und Trinken verwenden, als irgend eine ähnliche Klasse in der Welt. Im Amenlement ist ihr Geschmack sehr französisch; doch verstehen sie auch hierin die vortheilhaftigen Gewohnheiten beider Nationen zu verbinden. Wenn ein Franzose sein Haus möblirt, so giebt er gewöhnlich viel in Spiegelglas aus; es ist dies ein charakteristischer Zug seiner Eitelkeit, denn er sieht sich gern vervielfältigt. Andererseits vernachlässigt er die Zusteppiche, beim Engländer das Wichtigste. Der New-Yorker hat mit großer Unparteilichkeit des Einen Hang nach zahlreichen, prunkenden Spiegeln und des Anderen Vorliebe für bequeme und kostbare Fußteppiche angenommen. Die innere Malerei und Verzierung kostet bei uns beinahe so viel, wie das Gebäude selbst, und das Mobiliar halb so viel, wie das Haus und Grundstück zusammen. Kein Wunder daher, daß Inneres und Aeußeres seinander entsprechen, und ohne Zweifel war es diese Erscheinung, welche die glänzende Entdeckung des Herrn Allson veranlaßte, daß „die Häuser der reichen Amerikaner sehr einfach von außen und sehr prächtig von innen sind, ähnlich denen der Juden im Mittelalter und aus demselben Grunde."

„Einige mögen geneigt seyn, dieses unser wachsendes Sybaritenthum als ein Zeichen unserer Fortschritte in der Civilisation zu betrachten, und Civilisation im materiellen Sinne des Worts, nach der Schuldelinie, die Cotteridge gezogen, ist es gewiß. Aber der wirklichen Kultur und den höheren Zwecken ist es entschieden zuwider. Es vermehrt die Macht des blosen Wohlstandes in der Gesellschaft und folglich auch die Schwierigkeit, den Geist auf seine ihm gebührende Stelle zu bringen. Auch entfernt es viele sehr brauchbare Leute von der Gesellschaft, weil sie zu wenig Vermögen over zu viel Klugheit besitzen, um auf sashionablem Fuß zu leben. Und was noch schlimmer ist, es verweichlicht die Männer und verwandelt die Frauen in blose Zuckerpüppchen. Die Ersteren verschmähen es, ihre Hände in etwas weniger Zartes als französische Glacehandschuhe zu stecken; die Letzteren würden beim Anblick der Schuhe, welche alle Engländerinnen zum Gehen benutzen, in Ohnmacht fallen, und beide Geschlechter vermeiden Bewegung im Freien, aus Furcht, sie möchten ihre schönen Kleider besudeln. Niemand bräuche uns mit dem Vorwurf des Aristokratismus oder Geldmammons oder irgend eines anderen Zimmas. Wir verehren alle schönen Künste und gestatten gern der Belleidung des Körpers einen Platz unter ihnen. Wir haben eine sehr gerjemende Achtung vor dem Schneider, so lange er an seinem Platze bleibt und nicht zu viel Aufmerksamkeit beanspruch. Auch weiß Niemand besser, als wir, die Annehmlichkeiten einer gut besetzten Tafel zu schätzen. Wir halten das Mittagessen für ein bedeutendes soziales, politisches, moralisches und literarisches Beförderungsmittel. Aber Sybaritismus und Verschwendung sind der wahren Gastfreundschaft und der Tafel-Aesthetik durchaus nicht nothwendigerweise zuträglich, sondern sehr oft ist das Gegentheil der Fall. Selbst während wir schreiben, erinnern wir uns einer Abendbrodtes, an dem wir vor einigen Jahren theilnahmen und dessen wir stets als des Soupers der Soupers eingedenk geblieben sind. Der Tisch stand in einem Sinderzimmer, umgeben von saubligen Bänden und bequemen alten Möbeln. Wir bildeten eine plösche Gesellschaft, aus Menschen von allen Ständen und jedem Alter bestehend; da war ein halb-pulpelhafter Pfarrer und ein Ex-Präsident des Pferdehändlerklubs, ein lustiger alter Doktor und ein sarkastischer junger Dichter, ein gereifter Bibliograph, welcher sowohl die Menschen, als die Bücher studirt und mehr Skizzen und Charaktere beobachtet hatte, als selbst der alte Ulysses, ein literarischer Kaufmann, der das Goldmachen aufgegeben hatte, um Gemälde zu kaufen, und von den Gemälden, die er gekauft, etwas verstand, — kurz, jedes Paar war ein Kontrast, und doch verband uns Alle ein Gefühl der Bruderlichkeit und der gegenseitigen Schätzung. Ein Genius der Gesellschaft bereitete den Punsch zu, ein Anderer half dem Koch Austern schen. Es gab die Fülle von kaltem Wildpret und gebackenen Kartoffeln, gutem Bier und einigen der besten Flaschen Cordon-Bleu. Der Dessert wurde entlassen, und wir gingen erst mit dem frühen Morgen nach Hause. Wäre ein gemeinschaftliches „Gelegenheitsleiber" dagewesen oder eine Schüssel von Weller's gepfeffertem Zuckerbrod, ein Delmonicofischer Bratspieß von falschem Silber, oder wären die Sopfas zu schön gewesen, um sich darauf zu flegeln, oder die Vorhänge nicht an Rauch gewöhnt, so würde es das Ganze gestört und verdorben haben."

Nachdem der Verfasser des Aufsatzes sich über den Mangel an guten Köchen in New-York beklagt und diesem Mangel die Gewohnheit vieler Männer, selbst vorzubereiten, im Klub zu speisen, zuschreibt, hat er auch ein Wort über die Bedienerinnen zu sprechen.

„In anderen Ländern", sagt er, „gehen die Leute nach Bedienerinnen, um sichs bequem zu machen und das Conventionelle so viel wie möglich abzuschätzen; bei uns aber besucht man sie, um sich schöner zu kleiden und steifer und conventioneller zu seyn, als je. Es ist eine halb sächerliche, halb schmerzliche Darstellung „des Sterbens unter Schwierigkeiten", erklustse zu seyn. Was auch dagegen gesagt worden seyn mag, so giebt es doch in allen unseren großen Städten eine gewisse erklusive Klasse — eine quasi-vornehme Welt. Sie wird namentlich vom weiblichen Theil derselben aufrechterhalten, denn die Männer müssen sich wegen der täglichen Lebensbedürfnisse viel der sozialen Demokratie unterwerfen. So z. B. darf der Grobschmied dem Banquier die Hand drücken over es wenigstens versuchen; die Frau des Banquiers hingegen ignorirt völlig das Dasein der Materialwaarenhändlers-Frau, welche nebenan wohnt. Das geht nun Alles recht gut im Winter; das heiße Wetter aber treibt die Leute aus der Stadt. Nicht Jeder besitzt ein Landhaus; dazu haben die Eisenbahnen hier solche Verwandlungen unter den schönst gelegenen Sommerwohnungen in der Welt angerichtet, daß sich unsere reichen Bürger wohl hüten, ihr Vermögen auf solche Weise zu riskiren. Daher denn strömen unsere Vornehmen nach den Badeörtern; dort werden sie zu Zünftundreten von einem despotischen Wirth, welcher der Meinung ist, seine Gäste seyen einzig und allein zu seinem Nutzen und Vortheil erschaffen, beherbergt, gewöhnlich schlecht. Nicht im Stande, sich durch Reichthum, soziale Stellung oder irgend sonst einen Anspruch eine höfliche Behandlung, als man sonst im Durchschnitt erfährt, zu verschaffen, bemühen sie sich, ihr Aeußeres durch Aufsehenerregen verschiedener Art aufrechtzuerhalten, wobei Putz und Kleidung besonders eine große Rolle spielen. So kommen z. B. Herren und Damen in Gala gekleidet zur Table-d'hote (oft von der gewöhnlichsten und dürftigsten Art) um 1, 2 oder 3 Uhr Nachmittags. Eine Stunde nachher gehen sie spazieren oder fahren aus, wobei ihre schönen Kleider mit Sand oder Staub bedeckt werden. Die Gewohnheit, Alles unter den Augen von fünfhundert Menschen zu thun, benimmt der Jugend alle Bescheidenheit und nährt eine Gefallsucht, welche häufig in Rücksichtslosigkeit und einem gänzlichen Abandon endet, so daß man glauben muß, es hätten

Digitized by Google

unsere vergnügten Gothamer (New-Yorker) allen ihren Anstand in der Stadt zurückgelassen. Die Bälle sind oft wahre Saturnalien.

„Wir wollen nun über ein sehr wichtiges Thema sprechen, nämlich über die Stellung, welche verheirathete Frauen bei uns einnehmen. In diesem Punkte weichen wir von unserem gewöhnlichen Gebrauche ab. Denn während wir in den meisten Dingen den Mittelweg zwischen den Franzosen und den Engländern, jedoch mit überwiegender Hinneigung zu den Sitten der Letzteren, einschlagen, brechen wir hierin gerade das Gegentheil der französischen Sitte. In Frankreich nämlich wird ein Mädchen wie eine Nonne eingesperrt, ja buchstäblich wie eine Nonne, denn sie wird gewöhnlich in einem Kloster erzogen. Würde sie sich nur einmal mit einem jungen Manne öffentlich blicken lassen (selbst in Begleitung einer dritten Person), so würde sie auf immer kompromittirt sein. Sie lernt die Welt und die Gesellschaft erst kennen, wenn sie verheirathet ist, und von der Zeit an amüsirt sie sich nach Herzenslust. Bei uns hingegen läßt man dem Mädchen freien Lauf, so lange sie Mädchen ist; sie wird aber nach der Heirat sehr gesetzt. Die englische Sitte hält die Mitte zwischen der unfreien und der französischen.

„Eines muß im voraus bemerkt werden, nämlich daß, wenn unsere verheiratheten Frauen keinen sehr hervorragenden Platz in der Gesellschaft einnehmen und viel zuhause bleiben, ihre Ehemänner nicht deshalb zu tadeln sind. Diese haben niemals etwas dabei zu sagen. Unsere Frauen waren anfangs sehr häuslich, weil bei dem wenigen und schlechten Gesinde ihre Anwesenheit zu Hause nothwendig war. Diese Nothwendigkeit ist nicht mehr vorhanden oder wenigstens in einem viel geringeren Grade; aber das weibliche Läster-Tribunal übt einen eben so abhaltenden Einfluß aus. Wenn das Abnehmen der Vergnügungssucht einer jungen Frau nicht die Schuld vermehrter Sorgen oder wachsender Ausgaben in der Familie ist, so ist es weit mehr die Furcht vor ihrem eigenen Geschlechte, als dem Eigenmuth ihres Gatten, zuzuschreiben. Hierin hat und der scharfsinnige und galante de Tocqueville nicht ganz richtig beurtheilt. Er sagt: die Männer in Amerika sind als Gatten und Väter untadelhaft treu. Ihre ganze Liebe ist auf ihre Frauen und Kinder konzentrirt; für diese machen sie Geld, und auf diese verwenden sie es. Dennoch erfüllen sie ihre Pflicht nicht ganz. Ihre schönen und tugendhaften Frauen sind oft unglücklich, denn ihre Männer haben aufgehört, den Liebhaber zu spielen, bemühen sich nicht, ihnen kleine Aufmerksamkeiten zu schenken, sie zu unterhalten und die Langeweile zu verjagen, welche (nach der Meinung eines Franzosen) nothwendigerweise entstehen muß, wenn man Abends zuhause bleibt.

„Blicken wir nun einen Augenblick auf die tägliche Beschäftigung des Mannes und der Frau. Die meisten verheiratheten Männer bei uns haben ihr bestimmtes Geschäft oder ihren Beruf, und die wenigen, die es nicht haben, sind deshalb doch nicht ohne eine tägige Menge vermischter Geschäfte. Mit Recht hat Cooper gesagt: „Es kostet nicht weniger Mühe, ein Vermögen in diesem Lande zu erhalten, als es zu erwerben.“ Der Mann von Vermögen und Muße, der blos jeden Termin nach der Bank zu gehen und seine fünf oder zehn Tausend zu ziehen hat, ist in der That eine rara avis. Hingegen ist der Gatte der fashionablen Dame gewöhnlich ein Jurist, Kaufmann, Makler oder ein Herr, welcher darauf ausgeht, sein Kapital gut anzulegen, und er arbeitet den ganzen Tag, wie nur ein Engländer oder Amerikaner arbeiten kann. Was thut seine Frau unterdessen? Mit Sonnen und Dienstmädchen versehen, beschäftigen sie ihre Haushaltung und ihre Mutterpflichten kaum eine Stunde des Tages. Sie verbringt ihre Morgen im Unterfahren, im Plaudern bei Besuchen, in Konferenzen mit ihrer Schneiderin und Putzmacherin, im Ladenbesuchen und Einkäufemachen, wofür ihr Mann zu zahlen hat. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß der müßigste verheirathete Mann mehr nothwendige tägliche Beschäftigung hat, als die fleißigste verheirathete Dame.

„Unser solchen Umständen scheint es uns, daß der Mann eher das Recht hat, Unterhaltung von seiner Frau zu erwarten, wenn er des Abends nach Hause kömmt, als sie von ihm. Mittel genug hat sie, ihn dazu zu gewähren, wenn sie es nicht für eine Herabwürdigung hielte. So sind z.B. die meisten unserer Frauen musikalisch gebildet und bringen es gewöhnlich weit genug, ihr Spiel angenehm und exquisend zu machen. Aber welche vornehme Dame würde nur daran denken, blos zum Ergötzen ihres Ehemannes zu spielen oder zu singen? Das würde sie für ein Wegwerfen ihrer Perlen halten. Oder, gesetzt, ein armer Teufel, der am Tage so lange an seinem Pulte geschrieben, daß er des Abends nicht mehr sehen kann, sollte Madame bitten, ihm vorzulesen, würde sie nicht die bloße Andeutung entsetzen?

„Ferner betrübelt uns Herr Trobriand nach der Idee eines Franzosen von Häuslichkeit, eine Idee, welche der Pariser nur mit Gemeinheit und ennui verbindet. Die Unbedeutlichkeiten der Hauswirthschaft bilden den gewöhnlichen Gegenstand der Pariser Karikaturen. Für unseren Angelsachsen hat Häuslichkeit eine ganz andere Bedeutung. Schlafrock und Pantoffeln verlören seine Täuschungen nicht, haben nichts Gemeines für ihn und beläßtigen ihn nicht. Nach seiner schweren geistigen oder körperlichen Anstrengung oder nach beiden zusammen, wie sich's ein Gelehrter nicht einmal vorstellen kann, braucht und verdient er Ruhe und Erholung. Diese oder werden ihm nicht gewährt, wenn er sein Tagewerk von neuem anfangen und eine mühsame Toilette zum Konzert oder zum Ball machen soll. Seine Erquickung ist vielmehr, die Unterhaltung seiner Frau und das Geschwätz seiner Kinder zu genießen, seine Abendpeitung bei einer Tasse Thee mit Muße zu lesen oder, wenn ihn ein alter Bekannter besucht, eine literarische Unterhaltung zu haben, Billard zu spielen, Metaphysik zu treiben oder, was ihm noch lieber ist, über Pferde zu sprechen. Doch seine Frau entnimmt sich, und so muß er sich zuweilen entschließen, mit ihr auszugehen. Ist er nun in der Oper, so wird ihm sein Genuß gewiß von jungen Gecken gestört, welche in seine Loge kommen und gerade plaudern, während die schönsten Arien gesungen werden. Auf Bällen ergeht es ihm noch schlimmer. Ist er zu müde oder zu klug, um zu tanzen, so muß er bis spät in die Nacht hinein auf seine kreiselnde Hälfte warten und sucht oft vergebens Trost im Punsch. Es ist daher unrecht von Herrn Trobriand, unsere Männer zu beschuldigen, daß sie ihre Frauen von der Gesellschaft gern halten, denn wenn die Frau sich durchaus zerstreuen will, so schleppt sie ihren Mann bon gré mal gré mit sich.

„Wir schließen also nach dem Vorhergehenden, daß, wenn die verheiratheten Frauen ihren geeigneten Platz in der Gesellschaft nicht einnehmen, die erste Ursache davon die ist, daß sie sich gegenseitig vor ihren Zungen fürchten. Diesem Uebel können nur sie selbst abhelfen; unser Geschlecht soll nicht verantwortlich dafür gemacht werden. Die zweite Ursache ist die, daß, wenn sie nicht tanzen, es an gebildeten und angenehmen Männern fehlt, sich mit ihnen zu unterhalten. Einmal könnte man diesem Uebel vorbeugen, indem man nicht tanzen ließe, oder zum wenigsten Tänze tanzen ließe, ein solches Mittel wird ein so verhängnißvolles Mann, wie Herr Trobriand, gewiß nicht empfehlen. Ein anderes und befriedigenderes Mittel aber wäre, die Zahl der wirklich gebildeten Männer überhaupt in Gesellschaften zu vermehren.“

Wo ist Sir John Franklin?

Unter dieser Aufschrift enthält eine amerikanische Zeitung (das Providence Journal vom 9. Mai) einige Bemerkungen über das wahrscheinliche Schicksal des kühnen britischen Seefahrers, der jetzt schon seit vier Jahren in den Eiswüsten des Polarmeeres verschollen ist. Bei dem gespannten Interesse, mit welchem die ganze civilisirte Welt die zur Aufrichtung Franklin's ausgerüsteten Expeditionen verfolgt, scheint es und nicht überflüssig, die ganz triftig klingenden Hypothesen des amerikanischen Journalisten unseren Lesern vorzulegen.

„Wir sind überzeugt, daß Sir John Franklin auf seiner arktischen Reise in eine der Oeffnungen einfuhr, die von Barrow's Straße ausgehen — möglicherweise in den Wellington-Kanal; allein er hat wahrscheinlich einen so westlich liegenden Punkt erreicht, daß die Schiffe, die von der Baffinsbai aus in das Arktische Meer einlegten, höchstens seine Spuren entdecken dürften. Wir glauben, daß sich Sir John Franklin noch am Leben befindet, und daß man zuerst an der Behringsstraße von ihm hören werde. Wenn daher die Expedition, die im Juli bei dieser Straße eintrifft, ihre Boote nach der Richtung der Parryinseln abschickt, so werden diese mehr Aussicht haben, mit ihm oder dem noch lebenden Theile seiner Gefährten zusammenzutreffen, als die Fahrzeuge, die ihn am östlichen Eingang des Arktischen Meeres aufsuchen. Die Reisegesellschaft, die auf Befehl Sir George Simpson's in diesen Tagen über auf dem Eise nördlich von der Mündung des Mackenzie-Flusses vordringen soll, wird gleichfalls Aussicht haben, die von den vermißten Schiffen verfolgte Route zu durchforschen oder mit ihnen zusammenzutreffen.

„Wir neigen uns zu dem Glauben, daß Franklin einen nördlicheren Kurs genommen, als man bisher vermuthet hat, besonders wenn er sand, daß sich der Wellington-Kanal bis zum Meere ausdehnte. Es geht aus den von den Capitains Scoresby, Buchan und Parry in ihren Berichten zur Erreichung einer hohen nördlichen Breite gemachten Erfahrungen hervor, daß die große Eisfläche, welche den Nordpol umgiebt, während der drei Sommermonate durch die Strömung nach Süden getrieben wird. So weit man sie beobachtet hat, sind diese Strömungen konstant. In der Behringsstraße, der Baffinsbai und in dem Ocean östlich von Grönland herrschen sie regelmäßig vor. Hierdurch wird die Existenz einer großen Wasserstrecke um den Nordpol wahrscheinlich. Die stetige Bewegung des Eises gegen Süden muß natürlich einen freien Raum oder, in anderen Worten, eine offene See im Norden zurücklassen.

„Auf einer Wallfischfahrt nach Grönland drängte sich der Capitain Scoresby durch das Treibeis in der Nähe und nördlich von Spitzbergen, worauf er in eine offene See kam. Weder Eis, noch Land waren im Norden sichtbar, und er befand sich damals nur noch 300 Seemeilen vom Pol, aber da er auf einer Handelsreise begriffen war und keine Mittel hatte, einen Winter in diesen Regionen zu verbringen, sondern vielmehr seine Schiffe mit Oel füllen und schleunigst zurückkehren mußte, so gebot ihm die Klugheit sowohl, als die Pflicht, die Eisschranke so schnell als möglich wieder hinter sich zu lassen.

„Als Sir Edward Parry auf seiner vierten Reise den Nordpol in Booten zu erreichen suchte, legte er auf dem Eise eine weit größere Strecke zurück, als nothwendig gewesen wäre, um zum Pol zu gelangen; aber die ganze Eismasse war in Bewegung und wurde durch die Strömung nach Süden getrieben, so daß, nachdem er täglich zwölf bis fünfzehn Meilen in der Richtung nach dem Pole zurückgelegt hatte, er am Ende durch Observation fand, daß er nur drei bis vier Meilen vorwärtsgekommen war. Dieselbe Erscheinung fand während seiner ganzen Reise statt. Ungeachtet dieser Hindernisse, die sich ihm fortwährend bei seinem Vordringen nach Norden entgegenstellten, gelang es ihm jedoch, einen etwas nördlicheren Punkt zu erreichen, als den, bis zu welchem Scoresby gekommen war. Nun ist es augenscheinlich, daß, wenn es diese Barrière vom Treibeis hätte passiren können, er zu einer offenen See gelangt wäre, durch welche er in einigen Tagen den Nordpol erreicht hätte. Bis jetzt ist es unbekannt, ob es westlich von der Baffinsbai und nördlich von Barrow's Straße ein Meer giebt. Hat Sir John Franklin ein solches gefunden, und ist es ihm gelungen, die Eisbarrière zu überschreiten, so konnte er seine Fahrt, sowohl nach Norden als nach Westen, rasch fortsetzen. In diesem Falle würde er sich bald außer dem Bereiche der Schiffe befinden, die ihm von der Baffinsbai aus zur Hülfe geschickt wurden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn er in der Behringsstraße oder an der Nordküste von Sibirien wieder aufzutreffen. Auch

Digitized by Google

würde es den Zähnen Seesahrern keine Schwierigkeit machen, sich mit Nahrungsmitteln zu versehen, da Wallfische in großer Zahl sich in den nördlich von der Behringsstraße gelegenen Meeren aufhalten, deren Fleisch ihnen zur Speise dienen könnte. Die verzweifeln also keineswegs an der Rückkehr Sir John Franklin's und seiner Gefährten und hegen die zuversichtliche Hoffnung, künftigen Oktober oder November von ihnen zu hören.

„Wie müssen noch ein anderes Argument anführen, welches für die Existenz einer offenen See in der Nähe des Nordpoles spricht. Sie James Ross und Captain Wilkes kamen auf ihren antarktischen Expeditionen an eine Masse von Treibeis heran, der einen ähnlichen Charakter hatte, wie die bei Grönland und in den nordpolarischen Meeren befindlichen Eisfelder. Als man über diese Barriere hinaus war, die sich sunfzig bis siebzig Meilen in der Breite ausdehnte, fand sich eine offene See vor, die an den südlichen Kontinent gränzt.

„Die nördliche Eisfläche ist gewöhnlich einige hundert Meilen breit, obwohl ihr Durchmesser sich in manchen Jahrezeiten ohne Zweifel bis auf weniger als hundert Meilen verringert. Diese Thatsache beweist, daß ein großer Raum, d. h. ein Meer, vorhanden ist, welches von dem Eise eingenommen wurde und wodurch sich die Nord-Polargegend von der südlichen unterscheidet, die von festem Lande umgeben zu seyn scheint."

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise.

(Nach seinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

(Fortsetzung.)

Diese gleichwohl beunruhigenden Demonstrationen waren durch den indiskreten Eifer des Postmeisters von Dreux veranlaßt worden, welcher, ohne Kenntniß vom wahren Stand der Dinge, wider Wissen des Herrn Marechal einen Menschen voransgeschickt hatte, um Pferde zu bestellen. Da man wahrscheinlich, wenn allerdings auch in bester Absicht, dem nächsten Umspannen in Pacy-sur-Eure, wo die Limonenherschaft vielleicht weniger Gastfreundschaft seyn konnte, denselben Fehler begangen haben würde, so hielt es Herr Marechal für nothwendig, den Postillonen bei der Absahrt von Anet Befehl zu geben, auf einem Seitenwege, quer durch den Wald von Ivry, eine andere Besitzung des Königs in der Nähe des Ortes, wo Heinrich IV. den berühmten Sieg erfocht, eine Umspannstätte auf der großen Straße von Evreux, nämlich in La Roche-Saint-André, zu gewinnen.

Man mußte die Eure neben einer Fabrik passiren, deren Arbeiter, wahrscheinlich ebenfalls durch die Indiscretion des Postmeisters von Dreux von der Durchfahrt des Königs unterrichtet und von den zündenden Nachrichten über die Pariser Empörung entflammt, sich in großer Anzahl auf dem Wege, den der König nehmen mußte, versammelt hatten. Da man erfuhr, daß er einen anderen Weg eingeschlagen, und da der Wagen jenseits des Flusses, wie man wußte, die daselbst aufsteigende Anhöhe nur im langsamen Schritt überwinden konnte, verfolgten einige jener Leute die erlauchten Reisenden in feindlicher Absicht und unter dem Geschrei: „Es lebe die Reform! Nieder mit Ludwig Philipp!" — jedoch nur zwei oder drei waren im Stande, den Wagen zu erreichen, und die Reise wurde nicht unterbrochen.

In La Roche-Saint-André war gerade Markttag, und leider lag die Post in einer sehr engen Gasse. Obgleich der König sich eingehüllt, und, um sich unkenntlich zu machen, eine Brille aufgesetzt hatte, so schien ihn doch ein Individuum von etwas seltsamem Aeußern ziemlich bald zu erkennen. Dieser Mensch blickte den König im Wagen mit sehr scharfem Auge an und lief, nachdem er ein: „Es ist es!" zwischen den Zähnen gemurmelt hatte, ohne Weiteres, um die Gendarmen davon in Kenntniß zu setzen, welche auch sogleich kamen und Sch wierigkeiten zu machen anfingen, bis Herr Marechal sich seiner Autorität bedvente, worauf sie sich zurückzogen. Die Pferde waren rasch angespannt, und die Postillone fuhren im Galopp davon, ohne von dem hinterwärts tönenden Rufe: „Halte! halt an! halte! sie sind Noth zu nehmen.

Die Fahrt durch Evreux, welches eine große Stadt ist, erregte einige Besorgniß. Herr Marechal bemerkte zur Linken vom Wege ein kleines Schloß, Melleville genannt, wo man es für das Beste hielt, die Nacht zuzubringen. Der Zufall wollte, daß dieser Wohnsitz einem gewissen Herrn Dorvilliers gehörte, einem für den Forst von Breteuil angestellten Agenten des Königs; leider aber war die ganze Familie abwesend. Man setzte daher den Pächter, Herrn Renard, in Kenntniß, daß die angekommenen Reisenden Freunde des Herrn Dorvilliers seyen. Der Pächter nahm sie in seinem eigenen Hause auf, und da seine Worte Vertrauen einflößten, entdeckte man ihm den wahren Charakter seiner Gäste. Dieser brave Mann wußte durch das ihm bewiesene Vertrauen aufs tiefste gerührt und bot sich sogleich zu allen möglichen Dienstleistungen an. Man eilte, Herrn Dorvilliers von Evreux zu holen, die Postpferde von Saint-André wurden zurückgeschickt, und Herr Marechal, welcher, da er sich jetzt außerhalb seines Amtssprengels befand, nichts mehr nützen konnte, wohin Absicht, nachdem er als ein entschlossener und höchst einsichtsvoller Mann noch Alles für den Rest der Reise angeordnet hatte. Inzwischen kam Dorvilliers an, und der König empfing noch eine kleine Summe auf Rechnung seiner Revenüen, gegen tausend Franes, wie wir glauben.

Die ungewohnte Anwesenheit einer Berline auf dem Hofe der Pächterei hatte die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erweckt. Vier junge Leute namentlich, anständig gekleidet, aber von dem Pächter als exaltirte Köpfe bezeichnet, unterschieden sie aufs genauste mit ihren Blicken und kehrten dann nach Evreux zurück, möglicherweise in der Absicht, ihre Neugier rücksichtlich der Reisenden noch weiter zu befriedigen, wenn der Wagen erst in der Stadt ankommen würde. Es schien klar, daß die Nachricht von der Reise des Königs schon von St. Andeé oder von Pacy nach Evreux gelangt war. Der einsichtsvolle und thätige Renard indeß vereitelte alle Pläne, welche man etwa bereits in Evreux hätte fassen können, die Reise zu verhindern. Er besorgte ein Kabriolet, auf dem er den König und seinen Kammerdiener selbst nach Pont-sur-Eure, welches vierundzwanzig Stunden von Evreux entfernt liegt, zu bringen übernahm. Inzwischen sollte sein Knecht die mit zwei tüchtigen Arbeitspferden bespannte Berline fahren, und zwar bis zur „Komtuvei", der ersten Relaisstation hinter Evreux auf dem Wege nach Honfleur: auf diese Weise vermied man es, von beiden Seiten, Postpferde in Evreux zu nehmen, und konnte durch Nebenstraßen sach durch die Stadt gelangen. Nach der Abreise des Königs eilte der Secretair des Präfekten von Evreux, durch Herrn Marechal in Kenntniß gesetzt, nach Melleville, um seine Dienste anzubieten, und machte sich dadurch nützlich, daß er dem Pächterknechte den Weg angab, da Letzterer in der Stadt nicht genug Bescheid wußte, um den mittleren und vollkreichen Theil derselben nach Möglichkeit zu vermeiden; er verließ die Königin erst, als der Wagen außerhalb Evreux's war.

Die Pferde des Pächters, welche das Kabriolet zogen, legten die vierundzwanzig Stunden in einer Tour zurück, ohne anderen Aufenthalt, als um ein paar Hände voll Hafer oder kleiner Bohnen in einigen am Wege gelegenen Miethshäusern zu fressen. Der König mußte während dieser raschen und ununterbrochenen Fahrt viel leiden; denn außerdem, daß die Unbequemlichkeit dreier ziemlich korpulenter Personen in einem gewöhnlichen zweisitzigen Kabriolet viel Beschwerlichkeit hatte, war das Wetter sehr schlecht und empfindlich kalt geworden; — es war der Anfang einer Sturmperiode, welche mehrere Tage dauerte und die, wie wir sehen werden, die Mißstände der Flucht sehr vermehrte.

Als die Berline, in welcher sich die Königin befand, am Thore der Komthurei angekommen war, und als man am Pferde nach Pont-Audemer gebeten hatte, teal der Postmeister auf Herrn v. Rumigny zu und sagte ihm mit leiser Stimme: „Eine Berline, welche mit Pachtpferden ankömmt und nun Postpferde nimmt, das ist sonderbar! Heutzutage jedoch, mein Herr, fragt man nicht gern viel und gucht auch nicht weiter in die Wagen." Sogleich befahl er den Postillonen mit lauter Stimme, so easy wie möglich Pont-Audemer zu erreichen. Auch hier also hatte man augenscheinlich die Reisenden erkannt und zollte ihnen wenigstens die Achtung, welche man ihnen als politischen Flüchtlingen schuldete.

Die Reise des Königs wurde in diesen Gegenden durch ein ziemlich seltsames Zusammentreffen merkwürdig. Eines der Gasthöfe, in denen man um der Fütterung der Pferde willen anhielt, führt den Namen „Maibrouk"; es liegt nahe an der Departementsgränze: hier war es, wo Ludwig Philipp vor funfzehn Jahren etwa unter einem Triumphbogen von den obrigkeitlichen Personen und Nationalgarden der umliegenden Kreise empfangen worden war, und wo er in der Beantwortung ihrer Ansprache die bedeutungsvollen Worte gesprochen hatte: „Die Schmeichelei hat in unseren Tagen ihre Stellung gewechselt, und die Schmeichler des Volkes sind heute für die Gesellschaft und für eine gute Regierung eben so gefährlich, wie ehedem die Schmeichler der Könige." Ob Ludwig Philipp nicht jetzt hier, in der Nähe des eleuden Kabriolets vor Frost zitternd, an jene Zusammenkunft treuer Unterthanen, an den Leiumphbogen und an seinen prophetischen Ausspruch denken mußte?! —

Das Kabriolet fuhr am 26. Februar des Morgens um halb vier Uhr durch Pont-Audemer. Eine kurze Strecke hinter der Stadt, als man den Pferden an einem Gasthofthore einige Erfrischung reichen ließ, langte die Berline an. Der König und die Königin wechselten einige Worte, und dann verfolgten Beide wieder sie sich ihren Weg bis auf Ziel dieses Theiles der Reise. Die Berline erreichte den Pavillon des Herrn v. Perthuis beim Anbruch des Tages, und das Kabriolet hielt darauf.

Wenn man zur See nach Honfleur kömmt, bemerkt man auf der Höhe der waldigen, die Stadt beherrschenden Küste eine kleine Kapelle. Diese Kapelle war, wie auch eine andere auf dem entgegengesetzten Ufer, ehemals durch fromme Matrosen der Jungfrau Maria — „Notre-Dame-de-Grace" — gewidmet worden, und es ist möglich, daß beide ursprünglich mit dem Namen dieses Gebäudes, welches Hadee de Grace heißt, so wie mit der Stadt, die sich nördlich von der Mündung des Flusses erhebt, in einer gewissen Beziehung stehen. Dieser Nachbarschaft wegen wird auch der Pavillon des Herrn v. Perthuis gewöhnlich La Grace genannt, und es mußte dies den erlauchten Reisenden als eine gute Vorbedeutung erscheinen.

Wir können von dem guten Renard nicht Abschied nehmen, ohne hinzuzufügen, daß er jede ihm dringend angebotene Entschädigung für seine Zeit, seine Mühe und seine Unkosten entschieden zurückwies. „Sprechen Sie nicht hiervon", sagt er zu dem General v. Rumigny; „das sind Herzensangelegenheiten, und die kann man nicht mit Geld abmachen."

Der Pavillon von la Grace besteht, wie wir oben schon andeuteten, aus zwei Räumlichkeiten, nebst zwei anderen Stübchen oder Kammern unter dem Dach; er ist von der Straße nur durch einen Fußsteig und eine Hecke getrennt. Daß man sich hier, wie erzählt worden, nicht einmal erlaubte, die Jalousieen zu öffnen oder Feuer anzumachen, um nicht verrathen zu werden, ist nicht wahr. Die Königin war ganz öffentlich, als eine „Dame" der Herrn v. Perthuis, mit Postpferden angekommen, und es hatten sich sogar mehrere Personen aus der Nachbarschaft eingefunden, um ihr in dieser Eigenschaft ihre Aufmerksamkeit zu machen. Einige dieser Besuche schienen allerdings mehr durch Neugier, als durch Wohlwollen veranlaßt, und sie wurden von dem Herrn v. Rumigny aufs höflichste abgelehnt, da, wie er sagte, die Dame unwohl sey und nue ein Zimmer, nämlich ihr Schlafzimmer, zur Verfügung habe. Im Uebrigen hatten diese Visiten, welches auch der Grund dazu gewesen sein mochte,

Digitized by Google

doch den Vortheil, jeden Verdacht von der Anwesenheit des Königs zu entfernen, und die angebliche Tante des Herrn v. Perthuis konnte ihren Pavillon fünf Tage lang bewohnen, ohne durch Fremde belästigt zu werden.

Den Schwierigkeiten nach, welche Dumas und Paulique überstellt auf dem Wege nach Honfleur zu überwinden hatten, kann man sich einen Begriff machen, wie es erst dem Könige und der Königin, selbst wenn sie unerkannt geblieben, ergangen wäre. Die genannten beiden Herren hatten sich, wie wir oben schon sagten, in Dreux vom Könige getrennt und waren auf der Eisenbahn nach Rouen gelangt; hier jedoch fanden sie in Folge der politischen Agitation und des Brandes der Eisenbahnbrücke einen solchen Aufruhr und eine solche Verwirrung, daß sie, ohne es verhindern zu können, von einander getrennt wurden und erst in so Grace wieder zusammentrafen. Paulique war genöthigt, bei Rouen über die Seine zu fahren, und kam auf der linken Uferseite Sonnabends Abends, am 26. Februar, in Honfleur an. Dem General Dumas glückte es, Harfleur zu erreichen, aber er fand hier ein so arges Sturmwetter vor, daß das Boot nicht einmal die Ueberfahrt machen konnte, und daß er, nachdem er in Grace auf dem anderen Ufer gegenüber gelandet, seinen Weg wieder zurück nehmen mußte. Der Zufall wollte, daß ein junger Offizier, Herr Edmund v. Perthuis, der Sohn des Eigenthümers des Pavillons und Bruder des Schwiegersohnes des Generals, in diesem Augenblick den „Rodrar", ein kleines dem im Hafen von Havre liegenden Kriegsfahrzeug, befehligte. Dumas wandte sich an ihn und bat um seinen Rath und Beistand nicht nur in Bezug auf seine Ueberfahrt über den Fluß, sondern auch hinsichtlich der zu ergreifenden Maßregeln, um die Flucht des Königs nach Kräften zu begünstigen. Ueber diesen letzteren Punkt konnten sie sich nicht verständigen: in Betreff der Ueberfahrt nach Honfleur rieth Herr v. Perthuis dem General, auf der Straße von Rouen zurückzugehen und da über die Seine zu setzen, wo sie sich zu verengen beginnt, nämlich zwischen Tancarville und Quilleboeuf; übrigens machte er ihm noch das Anerbieten, ihn zu begleiten. Aber auch an dieser Stelle wagten es die Schiffer nicht, über den Fluß zu fahren; als sie jedoch sahen, wie wichtig die Sache für Herrn v. Perthuis, den sie als Marine-Offizier kannten, zu seyn schien, und da sie den General Dumas für den Prinzen von Joinville hielten, unter dem Herr v. Perthuis, wie sie wußten, auf der „Belle-Poule" gedient hatte, so entschlossen sie sich, einen Versuch zu machen, auf den sie sich sonst, — der Art lautete ihre Erklärung an den General, als sie ihn hinüberbrachte, — nicht eingelassen hätten. Wie erwähnen dieser Umstände, um zu zeigen, welche natürliche Schwierigkeiten sich der mystischen Lage des Königs dargestellten.

Die Herren Dumas und Perthuis langten am Sonntag Morgen, den 27. Februar, in La Grace an. Sie hatten den Gegenstand ihrer Mission in Havre einem Herrn Besson, einem ehemaligen Marine-Offizier und Freunde von Perthuis, anvertraut: Besson ging mit Eifer auf ihr Projekt ein, jedoch mit so wenig Aussicht auf Erfolg, daß der König genöthigt war, seinerseits einige unmittelbare Maßnahmen zu treffen. Der Gärtner von La Grace, Romeus Racine, welcher Ludwig Philipp aus einer in seiner Küche hängenden Lithographie erkannt hatte, zeigte sich nicht nur treu ergeben, sondern auch thätig und verständig, und erhielt von dem Könige die Erlaubniß, einen seiner intimen Freunde, einen Matrosen des Hafens, Romeus Hallot, zu befragen, welcher auch mit dem Prinzen von Joinville auf der „Belle-Poule" gedient und dem der König das Kreuz der Ehrenlegion bewilligt hatte.

Hallot, welcher der königlichen Familie mit Leib und Seele ergeben war, beschäftigte sich sogleich mit den nöthigen Mitteln, die Abreise des Königs zu erleichtern. Er hielt es für unmöglich, sich von Honfleur aus einzuschiffen, ohne bemerkt zu werden: er meinte jedoch, wenn der König sich einem Schifferboote anvertrauen wolle, so könne man ein solches in Trouville, einer kleinen Stadt an der Meeresküste, etwa sechs Stunden westlich von Honfleur, erlangen. Herr von Perthuis hatte nichts Anderes hiergegen einzuwenden, als daß durch diesen Plan die Trennung des Königs von der Königin bedingt werde. Es war unmöglich, die Königin in solcher Jahreszeit zu einer solchen Fahrt zu vermögen, und auf der anderen Seite lieg es sich voraussehen, sie werde sich nicht von ihrem Gatten trennen wollen. Nach einem langen peinlichen Kampfe wurde endlich sie sich endlich bei ihrem gefunden Sinn für die Ansicht, daß es das Erste und Wichtigste wäre, den König in Sicherheit zu bringen; sie gestellte ihren Einfluß dem des Herrn von Perthuis und Hallot's bei, um den Widerstand des Königs zu beseitigen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Karl Ritter's Palästina.** Amerikanische Blätter kündigen das Erscheinen des zweiten Bandes von Ritter's Palästina an. Es knüpft sich diese Notiz an den Bericht über eine Sitzung der „Amerikanischen ethnographischen Gesellschaft", deren Präsident Herr Professor Edw. Robinson von Newyork ist, der sich durch seine „Biblical Researches in Palestine" ein bedeutendes Verdienst um die alte und neue Geographie des heiligen Landes erworben. Sein Buch hat in Amerika großes Interesse für Palästina geweckt, und eine Folge davon ist unter Anderem auch die Expedition des Lieutenants Lynch auf dem Jordan und nach dem Todten Meere gewesen, deren in diesen Blättern ausführlich gedacht worden. Bekanntlich hielt Herr Professor Ritter zu Anfang dieses Jahres vor dem Publikum des „wissenschaftlichen Vereins" in Berlin eine Vorlesung über diesen Gegenstand, wobei er zugleich der auf der Königlichen Bibliothek befindlichen, zwar von Professor Kruse aus Dorpat geordneten, aber noch immer vergeblich auf einen Verleger harrenden Handschriften des verstorbenen Seetzen (der von 1803—1809 in Syrien und Palästina weilte und 1811 in Arabien vergiftet wurde) gedachte. Ueber diesen Reisenden sprach auch Herr Professor Robinson in der amerikanischen ethnographischen Gesellschaft, indem er sein Bedauern aussprach, daß in Folge der politischen Wirren in Deutschland der wichtige buchhändlerische Unternehmungsgeist, der jetzt nicht mehr auf den früheren Umfang sich ausdehnen könne, sehr beeinträchtigt sey und daher auch ein wissenschaftliches Werk, wie das von Seetzen, nicht leicht mehr einen Verleger finde. Gleichzeitig verlas Herr W. W. Turner ein von ihm übersetzes sehr interessantes Schreiben Karl Ritter's an den Präsidenten der Gesellschaft, worin es unter Anderem heißt:

„Den wichtigsten Beitrag zum dritten Bande meines Werkes werden Ihre „Researches" liefern, welche zur Begründung einer wissenschaftlichen Geographie von Palästina das Signal gegeben und welche, nachdem sie selbst eine solide Grundlage dazu geliefert, das ausgezeichnet Verdienst sich erworben, so viele Andere zur Befolgung des ihnen damit gegebenen guten Beispiels anzuregen. Zu den würdigsten Nachfolgern, die zu meiner Kenntniß gekommen, muß ich den preußischen Konsul Schulz zählen, welcher besonders Galiläa zum Gegenstande wiederholter Forschungen auf sieben verschiedenen Reisen gemacht, und zwar in Bezug auf die Geschichte der Kreuzzüge mit sehr vielem Erfolge. Das ganze Land, das von Herr Krafftrern erobert war, hat er nach allen Richtungen durchzogen, und so oft es ihm, mit den Archiven der Gerichte in Jerusalem, so wie mit denen des heiligen Grabes, der deutschen Ritter und der Templer in der Hand, gelungen, einige sechzig Städte und Dörfer, sowohl nach ihren einheimischen arabischen, als nach ihren alten Namen, festzustellen. Auch hat er ein sehr genaues Reiseitagebuch geführt, mit einer Reihe von Ortslagen und Entfernungen für das ganze Land zwischen Tyrus und dem See von Tiberias. Leider hat ihn eine Krankheit von langer Dauer außer Stand gesetzt, seine Untersuchungen weiter bis nach Syrien auszudehnen. Seit dem Winter jedoch (das Schreiben ist vom 18. März 1850 datirt) ist er völlig wiederhergestellt, und während der letzten beiden Monate ist er hier in Berlin gewesen, wo ich mich täglich mit ihm unterhalten konnte und ihn zur Ausarbeitung seiner Resultate über Galiläa bewogen habe, welche nächstens mit erläuternden Ansichten erschienen wird. Gestern brachte er mir seine nach dem Maßstabe von Jacotin eben vollendete Karte von Galiläa. Ich bin erstaunt über den reichen Zuwachs neuentdeckter Thatsachen, die uns hier in Bezug auf diese höchwichtige terra incognita dargeboten werden. Unter den Namen von Städten, Schlössern, Dörfern, Mühlen, Flüssen u. s. w., die in den Berichten der Kreuzfahrer vorkommen, verstimmen, wie sie von ihnen sind und noch mehr entstellt durch Burcard, Jocede, Stephan Schultz und Andere, giebt es kaum Einen, der hier nicht gefunden wird. Auch in dieser Beziehung haben Ihre kritischen Arbeiten auf dem Gebiete orientalischer Philologie, zusammen mit den reichen, von Ihrem Freunde Eli Smith gelieferten Namenlisten, den Weg für Ihre Nachfolger gebahnt."*)

— **Der gegenwärtige Bischof von Jerusalem.** Nach dem Ableben des Bischofs Alexander ist bekanntlich der frühere Missionär in Abyssinien, Herr Samuel Gobat, zum evangelischen Bischof von Jerusalem ernannt worden. Einer seitdem von Dr. Rob. Baird veranstalteten englischen Uebersetzung der ursprünglich von Clark in französischer Sprache herausgegebenen Darstellung von Gobat's Wirksamkeit in Abyssinien, verbunden mit seinem Reisetagebuche,**) entlehnen wir nachstehende (in der Vorrede des Buches enthaltene) Charakteristik der Manneo: „Wenige Männer unserer Zeit verdienen unsere aufrichtige Achtung in einem höheren Grade, als Bischof Gobat. Alle, die mit ihm in Berührung gekommen, geben ihm das Zeugniß, daß er ein Mann von außerordentlichem Talent, großer Bescheidenheit, hingebender Frömmigkeit und treuem Eifer ist. Er spricht acht oder zehn Sprachen. Sein Leben ist unter Abenteuern, Mühseligkeiten, Gefahren und Leiden verflossen. Wir glauben nicht, daß Henry Martyn (auf dem Missionsgebiete) ein merkwürdigerer Mann war." Gobat ist von Geburt ein Schweizer und hat das Amt, das er jetzt bekleidet, zunächst dem Könige von Preußen zu verdanken, unter dessen Protektorat, so wie unter dem der englischen Regierung, bekanntlich der evangelische Bischof von Jerusalem steht. Sein Reisetagebuch aus Abyssinien ist außerordentlich interessant und bietet auch in wissenschaftlicher Hinsicht manche neue Ausbeute, besonders in Bezug auf die Quellen des Nil's, dar. Zu den vielerlei Arten von Schweiz, die wir bereits kennen (Sächsische, Schottische, Märkische ꝛc.), wird in dem Tagebuche des Herrn Gobat noch eine neue kreirt, indem er Abyssinien die „afrikanische Schweiz" nennt und auch nachweist, daß es diesen Namen verdiene.

*) Wir haben diese interessanten Notizen aus dem Englischen übersetzt und rechnen auf die Nachsicht der deutschen Berfasser, wenn sie mit ihren Worten nicht genau übereinstimmen sollten. D. R.

**) Journal of Three Years Residence in Abyssinia. By Rev. Samuel Gobat etc.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Sgr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 86. Berlin, Donnerstag den 18. Juli 1850.

Australien.

Kennedy's Expedition nach dem Innern von Neu-Holland.

Es ist in unsern Blättern schon einmal der Expedition Kennedy's in Australien zur Erforschung des Landes zwischen der Rockingham-Bai und dem Kap York Erwähnung geschehen. Die Expedition verunglückte fast gänzlich, indem namentlich Kennedy selbst ermordet wurde und überhaupt nur zwei der Reisenden mit dem Leben davonkamen, ein Herr Goodard und Herr William Carron, welcher bei dem Unternehmen als Botaniker fungirte. Letzterer hat unlängst seine Tagebücher publizirt,*) und wir setzen in denselben manche interessante Details, die uns der Mittheilung werth erschienen. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Expedition stellen sich uns als die größten heraus, die man sich denken kann. Wir erfahren, daß Kennedy eigentlich, wiewohl durch den Captain Stanley aufs ernsteste gewarnt, einen großen Mißgriff that, indem er sein Unternehmen an dem von ihm erwählten Punkte begann. Er landete nämlich mitten in einem dichtbewachsenen Moor, welches sich bis an den Fuß der dort etwa 3000 Fuß emporsteigenden Küsten-Gebirgsreihen erstreckt, und zwar unter eingebornen Stämmen, die stets wegen ihres Hasses gegen die Weißen im übelsten Ruf standen. Von den Schwierigkeiten des Terrains giebt folgender Ausspruch, welcher die Umgebung des ersten Palteplatzes beschreibt, einen schlagenden Beweis:

„Ich schritt eine kleine Strecke am Rande eines Mangelbaumsumpfes vor und gerieth in einen Schwasserstrumpf, etwa eine Meile vom Gestade entfernt, bedeckt mit sehr dichtem Buschwerk, welches von großen, meistentheils 40 bis 50 Fuß in die Höhe ragenden Bäumen der Gattung Melaleuca gebildet wird. Hier fand ich auch zuerst eine kraftwüchsige Kletterpalme, welche eine Anzahl Schößlinge aus ihren Wurzeln entsendet, von denen manche 100 Fuß lang und einen Mannsfinger dick sind, mit langen, nadelartig ausgezackten Blättern, bedeckt mit scharfen Dornen und langen Ranken, welche abwechselnd mit den Blättern aus den Gliedern hervorwachsen und zuweilen 20 Fuß lang sind, gleichfalls bedeckt mit starken, leicht nach unten gekrümmten Dornen, von denen die Schößlinge in ihrem unterwachsenden Wuchse unterstützt werden. Sie erfassen die sie umgebenden Laubbüschel und Aeste der Bäume, klettern bis zu den Wipfeln der höchsten empor und wenden sich nach allen Richtungen. An einigen dieser Ranken sind die Blüthen- und Samenbehältnisse, indem die samentragenden Ranken, etwa in Zwischenräumen von zwei Fuß, lange Bündel sehr dünner, weißer, sogenannter hermaphrodilischer, dicht an einander gedrängter Blumen haben, mit sechs Staubfäden, einem Pistill und dreigespaltener Narbe. Der Same ist eine kleine harte Nuß mit einem dünnhäutigen Ueberzuge und wird in großer Fülle erzeugt.

Die Blätter dieser Palme gleichen denen der Liviatona, sind gegen drei Fuß lang, von dunkelgrüner Farbe und spalten sich in regelmäßigen Zwischenräumen von der mittleren Rippe. Die Schößlinge sind merkwürdig zähe und werden, wie ich später erfuhr, von den Eingebornen zur Anfertigung ihrer Kanots benutzt. Diese Kanots sind schmal und aus Rinde gebaut, mit einem dünnen Baumstamm zur Befestigung an jeder Seite, und die Enden dieser beiden Baumstämme eben werden mit jenen Schößlingen zusammengebunden. Sie sind mit Knoten versehen und gleichen dem gewöhnlichen, zu Korbgeflechten verwendeten Rohr; quer durchschnitten, zeigen sie eine ganz gleich poröse Fläche.

Der üppige Wuchs dieser Pflanze ist eines der größten Hindernisse für Alle, welche in den Gebüschen dieses Bezirkes reisen. Er bildet ein undurchdringliches Dickicht, in welches man, ohne erst einen Verhau gemacht zu haben, unmöglich eindringen kann, und bleibt man gar in den langen Ranken hängen, so hat man große Schwierigkeiten, sich wieder daraus zu befreien, da sie Alles, was sie berühren, festhalten. Als ich mich zur Untersuchung des Pflanzenwuchses ein wenig in den Sumpf hineinbegab, gerieth ich auch sogleich in jene Ranken und verwirrte mich so in denselben, daß ich, obwohl ich blos ein paar Fuß eingedrungen war, fast eine ganze Stunde brauchte, um wieder loszukommen.

Wollte ich eine der Ranken durchhauen, so hatten mich schon wieder zwei oder drei andere erfaßt, so daß es von meiner Seite der größten Vorsicht und Aufmerksamkeit bedurfte. Man könnte hier übrigens eine große Menge von saftigen oder zwanzig Fuß langen Schößlingen, frei von Blättern oder Ranken, gewinnen, die sich zu allen Dingen verwenden ließen, wozu man sich sonst des Rohres bedient."

Durch ein Moorland, wie dieses, welches höchstens von Sümpfen und Keeks (kleinen Buchtgewässern) unterbrochen wird, mußte sich die Gesellschaft durchkämpfen bis zum dritten August, wo sie den Gipfel eines vorspringenden Pfeilers der Bergreihe erreichte; sie hatte ihre Wagen zurückgelassen, hatte viel von ihrem Mehl und einige ihrer Pferde verloren, und das Fieber begann bereits, die kleine Schaar zu infiziren. So schlecht und unübersegt man indeß auch den Platz für den Anfang der Expedition gewählt hatte, so war der Führer derselben doch ganz der geeignete Mann dazu, dieselbe nichtsdestoweniger, wäre es sonst vergönnt gewesen, zu einem glücklichen Ziele zu leiten. Nach dem Ausspruch seines Gefährten, dem wir vorliegende Nachrichten verdanken, war er inmitten unzähliger Schwierigkeiten stets heiter, „indem er unablässig die Gemüther derer, die ihm folgten, von den täglich sich entgegenstellenden Hindernissen ablenkte und ihnen Hoffnung auf besseren Erfolg einflößte; er überlegte und unterschied in Rücksicht des zu wählenden Palteplatzes Alles aufs sorgfältigste und beobachtete die äußerste Vorsicht, um nicht in übergroße Schwierigkeiten zu gerathen, sondern möglicherweise den sichersten und mühelosesten Weg einschlagen zu können. Hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so verfolgte er diese seine wohlüberlegte Bestimmung mit entschiedener Beharrlichkeit, indem er an der Arbeit, sich durch die Gebüsche durchzuhauen, und an allen Beschwerden und Anstrengungen, die der Reisende in einer solchen Wildniß zu bestehen hat, mit größerer Munterkeit und frischerem Eifer, als irgend einer seiner Begleiter, theilnahm."

Außer der Störung durch feindlich gesinnte Eingeborne, die sie schon am 4. Juli erfahren und nur mit Hülfe ihrer Schußwaffen abgewendet hatten, fürchtete man nun ganz besonders den Landstrich, in dem man jetzt, am 3. August, gelangt war, da die Natur denselben alle möglichen Schwierigkeiten in Ausssicht stellte, welche nur irgend jemals den abenteuerlichsten Reisenden entgegentreten konnten. Hören wir diesfallsweise folgende schlagende Skizze:

„Am 3. August. Wir brachen heute Morgen früh auf und kommen an einem Ausläufer des Gebirges empor, in einer nord-westlichen Richtung, konnten jedoch nicht so weit gelangen, als beabsichtigt worden. Wir begnügten uns, deriundzwanzig Pferde mit ihren Lasten auf einen sichern Platz an der Bergkette emporzuschaffen, und da die anderen Pferde trotz aller Mühe nicht hinaufgebracht werden konnten, ließen wir sie an einem Baum gebunden im Gebüsch zurück. Wir fanden sie wohl erhalten am nächsten Morgen wieder; weil indeß nichts als Gebüsch vor uns war, hielt es Herr Kennedy für rathsam, sämmtliche Pferde wieder zurückzuschicken an einen Ort, wo es Gras und Wasser gab, währenddessen ein Theil der Gesellschaft erst einen Pfad bahnte. Nachdem wir in das Gebüsch eingetreten waren, überschritten wir eine schmale, raschfließende Kreek, welche sich mit einem anderen von Nord-Ost herkommenden Bach verbindet und nach dieser Verbindung den Fluß bildet, an dem wir in den letztvergangenen Tagen unser Lager aufgeschlagen hatten.

Die beiden Gewässer stürzen über steile Felsen-Abhänge, und Herr Kennedy war der Meinung, alle Kreeks, welche wir auf dieser der Küste zugekehrten Seite des Bergzuges getroffen hatten, rännen wahrscheinlich in die Sümpfe, breiteten sich daselbst aus, sammelten sich dann wieder, bildeten Flußbetten und ergössen sich in die Rockingham-Bai. Der Rockingham-Bai gegenüber befindet sich ein großer, breiter Landstrich, welcher von Sümpfen bedeckt ist und von einzelnen Flecken freien Bodens und von ein paar spitz aufragenden Hügeln durchschnitten wird. Die Sümpfe erstrecken sich ungefähr 45 (englische) Meilen weit die 145° 20' östlicher Länge. Es schien, als wäre in dieser Gegend sehr viel Regen gefallen, und es regnete auch in Zwischenräumen während der ganzen Zeit, welche wir in der Nähe der Rockingham-Bai zubrachten, — vom 21. Mai bis Mitte August. Herr Kennedy schloß hieraus, daß die Regenzeit in diesem Jahr hier sehr früh eingetreten sey. Die ganze Halbinsel schien sich von Osten nach Westen abzudachen.

Am 5. August. Wir holten die Pferde früh und Abends zusammen und trieben die Schafe in die Nähe des Feuers, indem wir einen unserer Kängaruh-Hunde ihnen zur Seite anbanden und den anderen mit dem Schafhunde losließen. Wir waren der Vermuthung, die Eingebornen würden uns angreifen.

Am 6. August. Kurz nachdem wir das Vieh an diesem Morgen zusammengebracht hatten, erschienen sieben oder acht Eingeborne am Rande des Gebüsches in der Richtung, in der wir gekommen waren.

Eben, als sie sich näherten, ließ sich eine australische Elster auf einem Baume nieder, und ich schoß auf sie, um die Wirkung unserer Feuerwaffen zu

*) Narrative of an Expedition, undertaken under the Direction of the late Mr. Assistant-Surveyor E. B. Kennedy, for the Exploration of the Country lying between Rockingham Bay and Cape York. By William Carron, one of the Survivers of the Expedition etc. etc. Sydney, 1849.

Digitized by Google

zeigen. Als sie den Knall des Schusses hörten, liefen sie alle ins Gebüsch, und wie sahen sie nicht wieder. Kennedy hatte für alle Fälle den Befehl gegeben, nie auf die Schwarzen selbst zu feuern, wenn es nicht die äußerste Noth erfordrichte. Ich war diesmal besonders besorgt, die Eingeborenen nicht unsere geringe Angahl wissen zu lassen, und ferute mich, sie auf eine so leichte und rasche Weise losgewonden zu seyn. Dreie sind auch eines unserer Schuss, und da wir kurz vorher mehrere verloren hatten und sonst eben nicht viel zu gewinnen war, so öffneten wir es, um uns über die Ursache seines Todes zu vergewissern. Wir fanden seine Eingeweide voll Wasser. Unsere Gesellschaft wurde sodann in drei Theile getheilt: Kennedy, Jackey und vier Andere sollten einen Weg hinauf ins Gebirge eröffnen; Riblett und drei Andere bei den Vorräthen bleiben, während ich, nebst Dunn und Mitchell, die Schafe und Pferde zu besorgen übernahm. Es war daher nothwendig für uns, einen Platz zu suchen, wo wir Alles übersehen konnten, und zwei von uns hielten zusammen die Wache."

Die Beunruhigungen und Beschwerden, welche die Gesellschaft gleich vom Beginn ihrer unglücklichen Expedition an auszustehen hatte, verbunden mit dem Verlust der wichtigsten Aufzeichnungen, sind die Veranlassung und die Ursache, daß das Unternehmen hinsichtlich geologischer Entdeckungen wenig Ausbeute gewährt. Zweifelsohne durchwanderten die Reisenden einen großen Theil jener Landstrecken, welche schon Leichhard besucht hatte; und der Fluß, welchen sie im September überschritten, ist wahrscheinlich der von Letzterem beschriebene Mitchell. Wir glauben nicht, daß sich die Gesellschaft schon so weit von der Küste entfernt hatte, als sie selbst vielleicht dafür hielt; wer kann indeß bei solchen Anstrengungen und Entbehrungen, denen sie ausgesetzt war, eine peinliche Genauigkeit der Beobachtung verlangen! Das Fieber, welches sich die Reisenden in den tieferen Gegenden geholt hatten, hörte nicht auf, sie auf ihrer ganzen Reise zu plagen, und da später auch Hungersnoth unter ihnen einriß, mußten sie mit sehr seltsamer und eher Nahrung Bekanntschaft machen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise.

(Nach seinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

(Schluß.)

In Folge dessen wurde Hallot am 27. Februar Abends nach Trouville geschickt, um ein Boot zu miethen. Im Laufe desselben Tages hatte sich der Sturm so weit gelegt, daß es dem Packetboote möglich war, die gewöhnliche Ueberfahrt von Havre nach Honfleur zu machen: es brachte Herrn Besson mit, welcher erklärte, er habe in Havre kein Schiff finden können. Er fügte hinzu, daß er, obwohl eine Fahrt über den Kanal la Manche in einem Fischerboote sehr gefährlich sey, doch auch keinen besseren Vorschlag wisse, im Fall der „Express", das englische Packet-Dampfboot, welches nach Southampton zu gehen im Begriff sey, nicht etwa der Art manövrirte, daß er das Fischerboot auf der Höhe von Trouville treffen und den König an Bord nehmen könnte. Der König trug Herrn Besson auf, dem englischen Capitain zu diesem Zwecke eine vertrauliche Mittheilung zu machen, was denn auch sofort geschah; Letzterer jedoch lehnte es anfangs ab, die Verantwortlichkeit für ein solches Ueberschreiten seiner Ordre auf sich zu nehmen.

Auf den ersten Anblick kann der abschlägliche Bescheid des englischen Capitains etwas Part erscheinen; er war jedoch in der That zu rechtfertigen und stellte sich, Alles in Allem genommen, zuletzt noch als ein ganz glücklicher Umstand heraus. Es schien nicht sonderlich wahrscheinlich, daß der vorgeschlagene Plan gelingen würde: es fehlte an Zeit, um die Uebereinstimmung der Bewegungen von Havre und Trouville gehörig zu kombiniren, das außergewöhnliche Manöver des Packetbootes konnte leicht Verdacht erregen, und, angenommen, alle Schwierigkeiten wären beseitigt worden, so hätte man sich doch noch der Gefahr ausgesetzt, das Packetboot vielleicht nicht zu treffen und auf einem stürmischen Meere umherzutreiben.

Leider aber schien trotz allredem keine andere Rettung vorhanden, als auf dem Fischerboote, welches Hallot in Trouville miethen sollte, die Ueberfahrt zu versuchen. Die Lage des Königs war sehr peinlich; — er wußte im Mindesten nicht, was aus den verschiedenen Mitgliedern seiner Familie, aus seinen Kindern und Enkeln, seit er sich von ihnen getrennt hatte, geworden sey. Die letzte Nachricht, welche er rücksichtlich der Herzogin von Orleans und ihrer Kinder empfangen, war die von den Ereignissen in der Deputirtenkammer. Er wußte eben so wenig von dem etwas, was in Paris vorging, und die Unruhen in Rouen schienen die traurigen Vorboten einer allgemeinen Erschütterung zu seyn; am meisten jedoch schien ihn die Idee, sich von der Königin trennen zu sollen, zu beängstigen. Es gab hierbei indeß keine Alternative.

Hallot kam, ehe Besson wieder nach Havre abging, von Trouville zurück und brachte die Nachricht, er habe für 3000 Fr. ein Boot besorgt, welches in der nächten Nacht, Montags am 28. Februar, nach England hinüberzusegeln bereit sey. Da alle Rathgeber des Königs, drei ausgezeichnete Militairs und zwei erfahrene Marineoffiziere, diesen Plan billigten, so wurde die Angelegenheit folgendermaßen geordnet: — am Montag Morgens begaben sich die Herren Rumigny und Perthuis, zu Fuß und unter der Führung Hallot's, auf Nebenwegen nach Trouville. Paulique setzte sich auf die Diligence; der König wurde, nebst seinem Kammerdiener, von Racine auf einem schlechten Kabriolet mit einem einzigen so elenden Pferde nach Trouville gefahren, daß er wahrscheinlich zu Fuß früher angekommen wäre. Die Königin blieb mit ihrer Kammerfrau und dem General Dumas in La Grace in der Absicht, sich auf ein ganz gewöhnliches Packetboot zu begeben, sobald sie von der Abfahrt des Königs unterrichtet worden. Sie konnte dies ungefährdet wagen, da sie nicht fürchten durfte, erkannt zu werden.

Man hatte ausgemacht, daß die drei Personen, welche dem Könige vorausgegangen waren, diesen am Eingange von Trouville erwarten sollten, um ihn zu Fuß bis an das Boot zu begleiten, welches am äußersten Ende des Quais zu seinem Empfange bereit liegen würde. Der König langte erst nach der festgesetzten Zeit am Ort des Rendez-vous an; diese Verzögerung hatte jedoch nichts zu bedeuten; denn er erhielt bei seiner Ankunft die unangenehme Nachricht, daß der Wind gar zu stark und das Meer zu unruhig wäre, um unter Segel zu gehen; und dann erfuhr er, was noch entsetzlicher wirkte, daß das Boot nicht flott sey, und daß man, da eben erst die Ebbe eingetreten, vor vierundzwanzig oder gar achtundvierzig Stunden nicht flott seyn könne. Es erscheint sonderbar, daß Hallot diese Schwierigkeit nicht vorhergesehen; es ließ sich aber nichts dagegen thun. Herr von Rumigny, welcher einige Stunden vor dem Könige in Trouville angekommen war, hatte inzwischen die nöthigen Maßregeln getroffen, Letzteren bis zu seiner Einschiffung zu verbergen. Er hatte es in diesen kritischen Umständen gewagt, den Hafen-Capitain, Henri Barbet, welcher ehedem von Ludwig Philipp einen Orden empfangen, ins Vertrauen zu ziehen. Barbet interessirte sich aufs lebhafteste für die Angelegenheit und verschaffte dem Könige Wohnung bei seinem Bruder Victor Barbet, einem alten Seemanne, dessen Haus an einem kleinen Gartendurchgang hinter der Straße lag. Hier sand der König, von Thuret und Paulique begleitet, eine Zufluchtsstätte. Die Wirthschaft Victor Barbet's wurde von seiner Tochter geführt, einer jungen Wittwe, deren Mann, Inhaber eines Fischerbootes, jüngst bei einem Sturm verunglückt war. Die genannte Wittwe war eine äußerst fromme Dame, welche eine Art religiöser Verehrung für die Königin empfand; sie hatte ihre Kinder gelehrt, vor dem Bildniß der Herrscherin für die königliche Familie zu beten. Es war daher für diese Frau eine eben so seltsame Ueberraschung, als ein großes Glück, den König bei sich aufzunehmen, ihm mit eigenen Händen sein bescheidenes Mahl bereiten und dienen zu können. Der König blieb in diesem Hause den ganzen Tag bei 29. Februars und bis zum 1. März Abends: die andern Personen seines Gefolges hatten sich in einem benachbarten Gasthause einquartirt.

Die schon ziemlich große Besorgniß und Bangigkeit Aller wurde nun besonders noch durch die Entdeckung gemehrt, welche Herr von Rumigny (wahrscheinlich nach einer Mittheilung Henri Barbet's) machte, daß an demselben Abend Befehle von der provisorischen Regierung an die Douane und an die Strandwachen angelangt seyen, „mit der größten Achtsamkeit das Entweichen der politischen Flüchtlinge zu verhindern." Man hat diese Maßnahme getreugnet; ihre Wahrheit ist und jedoch verbürgt.

Natürlich vermehrte genannter Umstand die persönliche Verlegenheit und Gefahr des Königs ganz beträchtlich: an der ganzen Küste wurden die Posten verdoppelt und die Straßen, welche nach dem Hafen führten, der strengsten Wachsamkeit unterworfen. Diese Maßregeln beunruhigten den Capitain Barbet der Art, daß er, ohne den König um Rath zu fragen, den Gedanken faßte, den Vertrag mit dem ersten Boote, welches, allem Anscheine nach, vor einem oder zwei Tagen nicht flott seyn konnte, zu brechen und ein anderes zu miethen, welches entweder sogleich oder wenigstens doch eher die Fahrt zu machen im Stande war: er schlug unbesonnenerweise vor, die 3000 Fr. (welche der König in einem Sack mitgebracht hatte, dessen Gewicht das alte Kabriolet Racine's nicht wenig beschwert haben mußte) zu theilen und dem ersten Schiffer 1000 Fr., dem zweiten das Uebrige zu geben. Der erste Schiffer, mit dieser Anordnung unzufrieden, erzählte nun sogleich aller Orten, man habe ihn gedungen, einen Fremden, welcher bei Victor Barbet verborgen sey, nach England überzuführen. Diese Neuigkeit machte großen Lärm in dem kleinen Städtchen, und Jeder war je nach seiner politischen Meinung darauf bedacht, die Flucht des Fremden zu verhindern oder zu begünstigen. Die Freunde des Letzteren waren doch glücklicherweise zahlreicher und thätiger, als seine Gegner. Am Abend des 1. März gegen acht Uhr stürzte der Capitain Barbet plötzlich in das kleine Zimmer, in welchem der König anfsitzt, mit der Nachricht, daß sie verrathen seyen, daß die Obrigkeit eine Haussuchung halten wolle, und daß kaum noch Zeit zur Flucht übrigbleibe. Hierauf zog er gewissermaßen den König eiligst in einen kleinen dunkeln Hof, übergab ihn hier den Händen eines schon wartenden Unbekannten und lief rasch ins Haus zurück, um den angedrohten Besuch der Obrigkeit zu empfangen. „Sire", sagte der Unbekannte ganz leise zum Könige, „ein treuer und ergebener Diener wird Sie an einen sichren Ort bringen." Hierauf nahm derselbe ein großes Bund Schlüssel hervor, mit denen er nach und nach eine Menge Thüren öffnete, und führte den König durch mehrere Höfe und kleine Gassen bis an ein Haus, in welches Beide durch eine Hinterthür eintraten. Dieser Fremde war ein Herr Gueffier, ein bemittelter Mann, welcher bis vor kurzer Zeit das Amt eines Maire von Trouville bekleidet hatte.

In Gueffier's Hause fand der König die Familie des Genannten und einige Personen zum Besuch, welche man in der Eile noch nicht hatte verabschieden können, was übrigens auch gar nicht nöthig war, da Alle den größten Eifer für den König bezeigten. Sie versicherten Letzteren, daß dies die einmüthige Gesinnung der ganzen Stadt sey, — denn es gebe unter ihnen nur mehr als 3000 Einwohnern nur etwa fünf oder sechs, welche der entgegengesetzten Meinung seyen; „wir müssen jedoch, fügten sie hinzu, bekennen, daß diese fünf oder sechs alle Uebrigen einschüchtern."

In Gueffier's Hause traf der König wieder mit seinem Gefolge, welches sich auf den ersten Lärm klugerweise zerstreut hatte, zusammen, und es wurde, wie dies auch dringend nothwendig war, beschlossen, Trouville sogleich zu ver-

Digitized by Google

lassen, sobald die Straßen erst bei vorgerückter Tageszeit etwas leer geworden seyen. Guettier besaß ein Kabriolet; der Eigenthümer eines benachbarten Gasthauses, dessen Gesinnungen gleichfalls royalistisch waren und an den man sich deshalb wandte, hatte einen sogenannten Bank- oder Wurstwagen, welchen er sogleich zur Verfügung stellte, jedoch unter derselben Bedingung, wie Guettier vergönnt worden, daß Ihm nämlich die Ehre gestattet sey, seinen Wagen selbst zu führen. Hier ereignete sich inzwischen einer jener kleinen Zufälle, welche zuweilen sehr wichtige Folgen nach sich ziehen. Man hatte nämlich ein Stück des zum Kabriolet gehörigen Kutschenzeuges zum Geschirrmachen geschickt, um es ausbessern zu lassen. Man konnte deßhalben unmöglich entbehren, und da man im Augenblicke in anderes aufzutreiben außer Stande war, ging die ganze Gesellschaft zu Fuß fort, um Zeit zu gewinnen und später mit den Wagen zusammenzutreffen. Man mußte, um aus der Stadt zu kommen, an drei Wachen vorübergehen; aber ungeachtet des Befehls der provisorischen Regierung, die Posten zu verdoppeln, waren zwei jener Wachen gar nicht besetzt, und die dritte nahm von den Reisenden nicht die mindeste Notiz. Es war wahrscheinlich sehr gut, daß man nicht auf die Wagen gewartet hatte; denn der Wachposten mußte sie natürlich bemerken. Jetzt sah er sie leer und ließ sie ohne Weiteres passiren. Erst in dem Dorfe Touques trafen sie mit den Reisenden zusammen, und zwischen vier und fünf Uhr Morgens setzten sie dieselben in der Nähe von La Grace ab: Guettier schiffte hierauf mit seinem Kabriolet die Richtung nach Quillebeuf ein, in der Absicht, hier ein sicheres Versteck für den König zu suchen, so lange keine Möglichkeit vorhanden, sich in Honfleur einzuschiffen. Es war abgemacht worden, daß, wenn es dem König gelänge, in Trouville an Bord zu gehen, Herr v. Perthuis dies der Königin melden solle; um jedoch ihrer peinlichen Ueberraschung zuvorzukommen, wenn sie ihn (den König) nun selbst wieder zurückkehren sähe, eilte Herr v. Perthuis voran, um sie davon in Kenntniß zu setzen. Die Königin war sehr erschüttert, als sie den schlechten Erfolg des Unternehmens erfuhr, und der Rest der Nacht verfloß ziemlich traurig, indem man sich die Trübsale der Vergangenheit erzählte und neue Pläne für die Zukunft entwarf, welche sich in sehr düsteren Farben gehalten darstellte.

Donnerstag, den 2. März, wurden die Thore von La Grace bei Tagesanbruch durch die Ankunft einer Estaffette allarmirt, welcher sich das englischen Vice-Konsul von Havre, Jones, auswies; er war geschickt worden, um seitens des Konsuls, Herrn Featherstonhaugh, die Anzeige zu machen, daß das Dampfboot „Cypres" zurückgekommen sey und zur Verfügung des Königs stehe, und daß er den Auftrag habe, mit Seiner Majestät das Nöthige über die Einschiffung zu besprechen.*) Zugleich brachte er eine, wo möglich, noch viel angenehmere Nachricht mit, — nämlich einen Brief von Besson, worin dieser meldete, daß der Herzog von Nemours, seine Tochter, die Prinzessin Margarethe, und die Prinzessin Clementine mit Ihrem Gemahl und ihren Kindern in England in Sicherheit wären. Diese beiden frohen Nachrichten ermuthigten die ganze Gesellschaft wieder, welche kaum vorher physisch und geistig äußerst niedergeschlagen war. Es galt jetzt nur noch eine Schwierigkeit, die Frage nämlich, wie man den „Cypres" erreichen könne.

Es war hohe Zeit, zu entschieden; denn der Prokurator der Republik hatte sich nicht nur in Eil, von Gendarmerie begleitet, nach Trouville begeben, um den Fremden der jedoch glücklicherweise einige Stunden vorher schon abgereist war) festzunehmen; sondern dieser Beamte schloß auch, daß, da er erfahren, der Fremde sey kein Anderer, als der König, und Herr v. Perthuis befinde sich bei Ihm, Seine Majestät sich wahrscheinlich in La Grace aufhalten möchten. Es fand also jeden Augenblick ein sehr gefährlicher Besuch bevor. Jones kehrte auf dem Packetboote, welches ihn hergeführt hatte, nach Havre zurück, indem er dem Konsul den Auftrag der vollsten Erkenntlichkeit des Königs überbrachte: Seine Majestät ersuchte unter Anderem Herrn Featherstonhaugh, sich mit Besson über die beste Art und Weise des Entkommens zu besprechen, da er gewillt sey, sich ganz und gar ihren Bestimmungen zu überlassen.

Zu gleicher Zeit begab sich der Gemeint nach Honfleur hinab, um zu sehen, was sich von hier aus thun ließe, im Fall aus Havre kein treiffenderer Vorschlag auftauchen sollte; das Packetboot brachte jedoch am Abend die Herren Besson und Jones mit dem Ergebniß der in Havre gepflogenen Berathung zurück, welche darauf hinauslief, die ganze Gesellschaft möge sogleich La Grace verlassen und bei einbrechender Dunkelheit auf demselben Packetboot, welches die genannten Herren geführt, nach Havre unter Segel gehen. In Havre, erklärten sie, brauche man, wenn man ausgestiegen, nur einige Schritt auf dem Quai zurückzulegen, um den „Cypres" zu erreichen. Die Königin sollte immer noch „Madame Lebrun" bleiben; der König jedoch war mittelst eines englischen Passes „Herr William Smith" geworden. Es war nun kein Augenblick mehr zu verlieren. Ludwig Philipp, aufs beste unterrichtet gemacht und überdies in einen groben Rock gekleidet, stieg mit Rumigny und Thuret den einen, Madame „Lebrun", auf den Arm ihres „Neffen" gestützt, den andreen Weg ein. Auf dem Quai von Honfleur befanden sich viele Leute und auch mehrere Gendarmen; aber „Herr Smith" erkannte bald den Vice-Konsul Jones, und nachdem er ihm ganz laut in englischer Sprache guten Tag gewünscht, ging er sich ihm an den Arm und stieg an den Bord des Packetbootes, wo er sich sogleich auf eine der für die Reisenden bestimmten Bänke setzte. Madame Lebrun placirte sich auf die andere Seite. Dieses Packetboot, „der Courrier" genannt, war im verflossenen Sommer dem Könige, während seines Aufenthalts zu Eu, schon einmal in Treport benutzt worden. Niemand indeß, obwohl das Gegentheil behauptet worden, erkannte ihn wieder. Und als der Steward auch zu ihm kam, um sich das Passagiergeld und eine kleine Gratification für die Musiker auszubitten, schüttelte „Herr Smith" mit dem Kopfe, als ob er kein Französisch verstehe, und Herr Jones zahlte für alle Beide. Beim Aussteigen auf dem Quai in Havre, mitten unter einer Masse von Menschen, fand man sogleich Herrn Featherstonhaugh, welcher „Herrn Smith" mit Freuden als seinen „Onkel" begrüßte und ihn einige Schritte auf dem Quai weiter an den Bord des „Cypres" führte, der bereits in vollem Dampf stand. „Madame Lebrun" folgte. Als sie in die Kajüte hinabgestiegen waren, rief Featherstonhaugh: „Gott sey Dank, Sire, nun sind Sie in Sicherheit!" Der König wiederholte diesen Ausruf, dem auch die Königin in frommer Freude beistimmte, und zwar mit um so lebendigerer und größerer Erkenntlichkeit, als Herr Featherstonhaugh ihr meldete, daß der Herzog von Montpensier in London angekommen sey, und daß sich die Herzogin von Nemours mit ihren beiden Söhnen auf Jersey in Sicherheit befinde. Leider aber hatte man noch immer keine Nachricht über die Herzogin von Orleans und ihre Kinder.

Während sich die beiden Majestäten so zu ihrer Befreiung Glück wünschten, waren sie sich inzwischen doch, eben so wie Herr Featherstonhaugh, des Gefahrens bewußt, daß zwar die größte Gefahr, in die man gerathen konnte, vorüber sey, daß man aber nichtsdestoweniger möglicherweise noch Manches zu fürchten habe. Es existirt nämlich in Havre, wie Alle wissen, die schon einmal aus diesem Hafen abgereisten, eine Frau, welche das Geschäft einer Kommissionärin treibt, und die man stets, bei Ankunft der Packetboote, in großer Thätigkeit sieht, um Wohnungen oder Gasthöfe zu empfehlen und den Damen, ja, selbst auch den Herren, die irgend etwa der alles fragen Inspection der Douanebeamten zu entgehen wünschen, ihre Dienste anzubieten. Diese brave, sonst so hilfliche und zuweilen so nützliche Frau sollte noch ein großes Unheil anstiften. Sey es nun mit Hülfe der Blendlaterne, die sie gewöhnlich trägt, oder beim Schein der Gaslampen, kurz, sie erkannte den Herzog auf der Stelle und lief, von dieser überraschenden Entdeckung ganz verblüfft, zu einem der im Hafen befindlichen Offiziere, um ihm Mittheilung zu machen. Dieser eilt sogleich nach dem „Cypres" hin und setzt den König, wie er eben in die Kajüte hinabsteigt. Er erkennt die Angabe der Frau als vollkommen richtig und äußert gegen den Kapitain Paul einige Bemerkungen über seine augenscheinlichen Vorbereitungsmaßregeln zur Abfahrt. Der Kapitain erwiederte, daß er Depeschen bei sich führe. Diese Antwort schien dem Offizier nicht sonderlich zu genügen, und er sprach seinen Wunsch aus, die Kajüten zu untersuchen. Der Kapitain Paul entgegnete kurzweg, daß er dies bei seiner nächsten Fahrt thun könne, und als das Fahrzeug sich in Bewegung zu setzen begann, hatte der Offizier nur noch Zeit, rasch aus Land zu gehen, wie auch der Konsul eben gethan. „Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie dringend", fragte er Herrn Featherstonhaugh, „wer ist die Person, die Sie an Bord des „Cypres" gebracht haben?" — „Mein Onkel", erwiederte Featherstonhaugh. „Ihr Onkel?" wiederholte jener mit zweifelnder Miene, „ah! Herr Konsul!" Und kopfschüttelnd zog er sich zurück. Er fandte sogleich, wie man später erfahren hat, einen Bericht an Herrn Deschamps, Kommissar der provisorischen Regierung zu Rouen.

Der Wind war heftig, und das Meer ging hoch; indeß machte der „Cypres" eine gute Fahrt, und die Majestäten wurden am 3. März, bei guter Zeit, bei Newhaven ans Land gesetzt. Am 4. März langten sie in Claremont an.

*) Der „Cypres" war, nachdem der Kapitain Paul die Ueberfahrt des Königs, wie wir oben ersehen, abgethan hatte, am 28. Februar auf seinem gewöhnlichen Wege in Southampton angelangt. Hier indeß meldete Herr Paul die ganze Angelegenheit der Admiralität, und da bereits am Tage vorher von der englischen Regierung Maßregeln zur Aufnahme der königlichen Familie getroffen und Dampfschiffe an verschiedene Punkte der französischen Küste beordert worden u. s. w., so schickte man auch den „Cypres" in aller Eil wieder ab, um ihn dem Könige zur Disposition zu stellen.

Afrika.

Deutsche Colonisation in Central-Afrika.

Wir haben viele Pläne zu Colonisations-Unternehmungen kommen gesehen, aber keinen, der sich mehr durch Leichtsinnigkeit, Unwissenheit, Unreife, Gewissenlosigkeit und andere schlechte Eigenschaften auszeichnet, als der in Rede stehende, wie er sich neu zugleich als ein Werk Trieber, vielleicht auch anderer Spekulanten aus der Beschäre „Central-Afrika", von Dr. Ph. Ungar,*) offenbart. Ja, dieser Unsinn geht so weit, daß man leicht geneigt wird, das Ganze für eine Mystification zu halten, um so mehr, als Rubien, wo die Colonisation stattfinden soll, wohl schwerlich zu Central-Afrika gerechnet werden kann.

Die Kolonie, aus Handwerkern, Ackerbauern, Fabrikanten, Arbeitern, Kaufleuten u. s. w. bestehend, soll in und bei dem von Mehmed Ali am Zusammenfluß des weißen und blauen Nils gegründeten Chartum, etwa unter dem 16ten Grad südl. Br., gegründet werden. Europäischen Ackerbau-Arbeitern sind die niedrig oder nicht hoch genug gelegenen Länder zwischen den Wendekreisen immer verderblich, ganz besonders aber ist der Nähe der Flüsse. Das noch näher dem Aequator liegende Hochland von Abyssinien würde ihnen in gesundheitlicher und seine christliche Bevölkerung in sicherheitlicher Beziehung viel günstiger seyn. Wir wollen auch nicht einmal die während des Sommers in Nubien auf dreißig und einige Grade steigende Hitze als eine Abschreckung deutschen Einwanderern vorführen, wohl aber herrschen im Sommer heftige und oft gefährliche Fieber, und das ist gerade genug, um die gesundesten europäischen Körper entweder zu entkräften oder zu zerstören, mag der andere Theil des Jahres über die Luft, namentlich für die Eingeborenen, auch immerhin gesund zu nennen seyn.

Eine Reise von Deutschland aus nach Biscoosa, Central-Amerika oder Brasilien ist jedenfalls bequemer, sicherer, billiger und schneller zu machen, als

*) Central-Afrika, ein neuer und wichtiger Ansiedlungszweig für deutsche Kolonisten. Stuttgart, 1850. 1. u. 2. Heft.

Digitized by Google

eine von dort aus nach dem in gerader Entfernung vielmal näher gelegenen Chartum. Selbst der Weg nach Chile, sogar nach Australien, ist sicherer und bequemer und in einzelnen Zällen billiger, kostet auch nicht viel mehr an Zeit, denn die Reise von Triest nach Chartum dauert, nach Dern Ungar's eigenen Angaben, 90 bis 100 Tage. Die Schifffahrt auf dem Nil ist bekanntlich durch mehrere Wasserfälle unterbrochen und obendrein nicht ganz sicher, der Ueberfälle der Bedninenstämme wegen. Wenn überdies der jetzige Vicekönig ein Freund der europäischen Bildung genannt wird, so ist zu bemerken, daß die bisherigen Mittheilungen der Zeitungen darin übereinstimmen, daß er ein echter Türke ist. Es ist der Beschwerlichkeit der Reise wegen zu befürchten, daß ein großer Theil der Kaufmanners, die sich nach Chartum verlocken ließen, den angeführten Beschwerden im besten Klima Aegyptens erliegen werde; um ihnen glücklich zu entgehen, bedarf es hinreichender Geldmittel, Körper- und Geisteskräfte; und was Geist und Geld betrifft, muß es daran nothwendig solchen Leuten fehlen, die sich auf den leeren Dunst, wie ihn Dr. Ungar in seinen Heften den Leuten vormacht, zu wahnsinnigen Schritten verreden lassen.

Es fragt sich nun, welches wird das Schicksal der Einwanderer an Ort und Stelle seyn, d. h. derjenigen, welche die Anstrengungen der Reise und die ihnen gefährliche Witterung Nubiens überwunden haben? (Deren wird kaum die Hälfte seyn!) Es ist ein Wahnsinn, unter fanatischen Muhammedanern eine Niederlassung christlicher Handwerker, Arbeiter, Ackerbauer u. s. w. errichten zu wollen, ohne die Mittel zu besitzen, diesen unter allen Umständen einen wirksamen Schutz angedeihen lassen zu können. Ein k. k. Generalkonsul oder Konsul kann Deutschen in Chartum nur so lange Schutz gewähren, als der Vicekönig Aegyptens in diesem entfernten Theile seiner Besitzungen selbst Macht besitzt; sobald diese aufhört, ist des Generalkonsuls Kopf um kein Haar sicherer, als der eines anderen Christen. Ein einziger Aufstand, wie er in Senaar und anderen Provinzen Nubiens schon vorgekommen ist, würde sicher den Ausscheiern als Christen und als den verhaßten Schützlingen der verhaßten Türken und Aegypter das Leben kosten. Es ist dazu gar nicht nöthig, daß die von der ägyptisch-türkischen Gewaltherrschaft gemißhandelte Bevölkerung sich von Aegypten losreißt, was über kurz oder lang bei hinzutretender Erschöpfung dieser Gewaltherrschaft sicher der Fall seyn wird. Alsdann würde auf längere Zeit der ganze diplomatische Verkehr mit Nubien eine Unmöglichkeit seyn. — Vom Meere aus ist Chartum keine Hülfe zu bringen.

Obgleich die beiden vorliegenden Hefte viel Geschwätz über Colonisation und Organisation derselben enthalten, bringen sie nichts Besseres über die Organisation der Gesellschaft während der Reise, als eine Preisliste der Lieferanten, ein Verzeichniß der Sachen, welche die Leute mitzunehmen haben, das Verfprechen, daß sie gute Lebensmittel erhalten sollen, eine Anmerkung: „Von Alexandrien bis Kahira oder sogar bis Assuan dürfte der Reisegesellschaft durch die Güte des Vicekönigs von Aegypten ein Dampfschiff zur Disposition gestellt werden; von daselbst mittelst Dahabien den Nil entlang gen Chartum", und andere gleichgültige und unverbürgte Dinge. Dagegen wird mit kaliforniſchem Goldreichthum gelockt. Eben so wenig Bemünstiges oder Abgeschlossenes erfährt man über die Art und Weise, wie die Niederlassung angegriffen werden soll, von einem in sich abgeschlossenen Plane ist gar nicht die Rede, dagegen begegnet man vielen pohlen Prahlereien von großartigen Zabrik-Anlagen u. s. w. Bis zum 26. Juli soll die erste Expedition marschfertig seyn. Gebe der Himmel, daß sich Niemand daß betören lassen! Wer sich anschließen will, hat sich an den Baron Dr. J. W. v. Müller in Stuttgart zu wenden. Hier liegt der Hase im Pfeffer, denn diesem Herrn ist das saubere literarische Machwerk gewidmet, bei welcher Gelegenheit des Herrn Barons Titel als k. k. österreichischer Konsul für Central-Afrika, Ritter und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften nicht weniger als vierzehn Zeilen einnehmen! Stand, nichts als Staub! Afrikanischer Wüstenstand und afrikanische Wüstenluftspiegelungen!

Es ist auffallend, daß die Werbungen des Herrn Konsuls und seines dem Stil nach ausländischen Amanuensis nicht von Oesterreich ausgehen, sondern von Schwaben, dessen ungebildeterer Volksstelle sich im Allgemeinen von je her selbst unter den Deutschen durch Leichtgläubigkeit und unbesonnenes Eingehen in die thörichten Auswanderungspläne ausgezeichnet haben. Ob dieses Unternehmen unter dem Schutze der österreichischen Regierung steht, wie es Dr. Ungar mehrfach durchblicken läßt, können wir nicht entscheiden. Dasselbe erinnert uns unwillkürlich an das ähnliche eines russischen Kollegen des Herrn Baron v. Müller, das vor zwanzig und einigen Jahren in Brasilien möglichste, Niemand Vortheil brachte, aber einigen hundert Menschen das Verderben. Herr v. Langsdorf kannte Brasilien eben so genau und vielleicht noch genauer, wie Herr v. Müller Nubien. Er hatte eben so wenig, wie dieser, den nothwendigen Erfolg eines kopflosen Unternehmens in Absicht; Leute aber, die entweder von selbstsüchtigen Zdeen oder von einer hohlen Schwärmerei für irgend einen Plan entzündet sind, erblinden gänzlich vor der Kehrseite desselben.

Wir verkennen durchaus nicht die Wichtigkeit Chartums für den österreichischen Handel, der Vortheil daraus läßt sich aber ebenfalls ziehen, ohne hunderte von Menschenleben leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, und zwar einfach durch Handelsfaktoreien, denen man einige Syndooten der Civilisation beiordnen könnte.

Wir haben bereits unseren Verdacht ausgesprochen, daß es sich hier um eine Mystification handele, wir haben ferner, die Vorlage als eine ernstliche annehmend, ruhig und prüfend zerlegt, aber indem wir im Geiste noch einmal alle Gründe für und wider vorüberziehen lassen, mag es uns fast bedünken, als ob, wenn auch tief versteckt und unter dichter Hülle, ein hoch moralischer und gemeinnütziger Zweck von den Herren v. Müller und Ungar verfolgt werde, welcher der redlichsten Unterstützung aus Staatsmittela würdig ist.

Unter den Empfehlungen Chartums und seiner Nachbarschaft finden wir folgende angehende Schilderung, von Herrn Dr. Ungar mitgetheilt:

„Ein bekannter Schriftsteller, den (?) ich nicht nennere (?), sagt dem Inhalte nach ungefähr: Von hundert Individuen, welche von Deutschland in die Donaufürstenthümer wandern, sind wenigig zu schlecht für dieselben und werden nach Konstantinopel geschickt, von diesen bleiben die Besseren, die Schlechteren müssen weiter wandern und gehen nach Smyrna; hier werden sie abermals klassifizirt. Die einigermaßen Brauchbaren bleiben, die gänzlichen Taugenichtse ziehen weiter nach Aegypten, nachdem daselbst von der bereits sehr geschmolzenen Gesellschaft einige Mitglieder hier und da zurückgeblieben sind, wird sich der Ausbund Kapitza in die Arme, findet sich aber unter diesen Einer oder der Andere, dessen Zdeen durchaus nicht mit dem gesellschaftlichen Verbande der übrigen Menschen in Einklang zu bringen sind, und ist er überdies noch mit der europäischen Zustiz in etwelche engere Beziehung gerathen, so greift er nochmals zum Wanderstabe und — gelangt nach Chartum! — Hier hat er endlich Ruhe vor den lästigen Einmischungen einer Zustiz, hier findet er seinesgleichen, mit denen er ungestört seinen Lieblingsneigungen fröhnen kann, ohne daß er den rächenden Arm der Gerechtigkeit zu fürchten hätte.

„Der Europäer in Sudan hat sich losgerissen aus dem Verbande der Menschheit, er sucht die Anarchie und hat sie gefunden. Der türkischen Obrigkeit bietet er Trotz, mit dem Schutze einer europäischen Macht prahlend, welche leider nur zu weit entfernt ist, um denselben geltend zu machen. (Welche Widersprüche!)

„Offen und naverhüllt schreitet das Laster in allen nur möglichen Formen einher, und das Schicklichkeitsgefühl des Europäers von Sudan hat nichts einzuwenden gegen Polygamie, Sklavenhandel, Diebstahl, ja, sogar Mord, wenn derselbe gerade ohne viel Aufsehen in Ausführung gebracht werden kann."

Ist es vielleicht die Absicht der Herren v. Müller und Ungar, alle Tagdiebe und Taugenichtse in Deutschland nach Chartum zu locken, so bitten wir den Himmel, daß er ihr Unternehmen segne. Glück es ihnen, so wird ihnen das dankbare Deutschland die verdiente Bürgerkrone nicht vorenthalten.

L. Gallard.

Mannigfaltiges.

— Elegie auf den Tod der Königin Adelaide von England. Es wird für die Leser des „Magazins" nicht ohne Interesse seyn, einige Notizen über ein kleines Gedicht zu erhalten, welches und in diesem Augenblick vorliegt und den Herrn Julian Fane, jüngsten Sohn des kaiserlichen britischen Gesandten in Berlin, Grafen v. Westmorland, zum Verfasser hat. Es ist eine Elegie oder „Eingesang" auf den Tod der verwitweten Königin von England, Adelaide (geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen), und hat die große Preismedaille der Universität Cambridge erhalten, wo der jugendliche Verfasser jetzt seinen Studien obliegt.*) Das Gedicht, das im Versmaß dem „Lycidas" von Milton nachgebildet ist, zeugt in der That von nicht gewöhnlichem poetischen Talent, und namentlich ist der wohlthätige und humane Sinn, durch welchen sich die verewigte Königin auszeichnete, in einigen höchst glücklichen Versen geschildert. Zu Stil und Sprache giebt sich der Einfluß der ältern klassischen Dichter Englands kund und verleiht dem Gedichte eben dadurch ein eigenthümliches Kolorit, welches Bilderpomp mit Einfachheit und gleichsam antiker Naivetät des Gedankens verbindet. Einige Zeilen aus den Schlußstrophen der Elegie werden unseren Lesern vielleicht eine Idee von ihrem Charakter geben:

Cease, Albion, saddest mourner, cease to weep,
And to the vales no more, in dirges drear,
Lament thy Queen laid low — she doth but sleep,
Stretch'd though she be upon her saible bier.
So on her couch the slumbering maiden lay,**)
Nor spoke, nor stirr'd, nor drew the lightest breath,
Till the mild voice of Him who conquer'd Death
Oped the shut portals of her sullen rest,
And on her soil urba gush'd the abiding day.

Wie wir vernehmen, hat der Verfasser sich seit seiner Kindheit dichterische Anlagen verrathen, die sich, trotz der mehr geistig zerfechenden, als der Poesie günstigen Atmosphäre des „Spree-Athen's", in welchem er zum Theil seine Jugendjahre verlebt hat, zu einer erfreulichen Reife zu entwickeln scheinen.

*k *e.

*) Der vollständige Titel lautet: Ecnody on the Death of Her Majesty Adelaide the Queen Dowager. A Poem, which obtained the Chancellor's Medal at the Cambridge Commencement, 1850. By the Hon. Julian Fane, fellow-commoner of Trinity College.

**) Die Tochter des Jairus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Ed. A. Kamp., Jägerstraße No. 30, und bei Hrn. Lassay, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 87. Berlin, Sonnabend den 20. Juli 1850.

Frankreich.

Beranger.

Eine literarische Studie nach Gustave Planche.

Vor fünfundzwanzig Jahren wurde der Name „Beranger" zum erstenmal in Frankreich genannt, und seit fünfundzwanzig Jahren wuchs dieser Name von Tag zu Tag an Bedeutung: er ist heute der populärste der zeitgenössischen Literatur. Das Talent Beranger's ist, wiewohl thatkräftig und wirksam in der Kampf der politischen Parteien hineingerissen, stets dem Streit der literarischen Parteien fremd geblieben. Die Anschauungen und Meinungen, welche er seit funfzehn Jahren mit unerschöpflicher Energie versocht, haben einen vollkommenen Sieg davongetragen, und der Dichter genießt auch nach dem Siege desselben Ruhmes, derselben Bewunderung, wie während des Kampfes. Das Talent eines solchen Dichters ist offenbar einer tiefer gehenden Betrachtung werth.

Um genau den Rang zu bestimmen, welchen Beranger in der französischen Literaturgeschichte einnimmt, ist es zuerst nöthig, den Ursprung und die Quellen seines Talentes aufzusuchen; wenn wir diesen Ursprung mit dem Ziele vergleichen, welches er sich vorsteckte, mit dem Ziele, welches er erreichte, so haben wir einen Maßstab in der Hand, ihn zu klassifiziren. Beranger hat weder die alten Sprachen studirt, noch auch die Sprachen des modernen Europa: er kennt nur die Sprache, deren er sich bedient, und dieser bei den Schriftstellern der Gegenwart seltene Umstand hat, indem er seine Lektüre auf einen engeren und ganz besonderen Kreis beschränkte, seinem Geiste eine originelle Richtung verliehen. Da er genöthigt war, ausschließlich mit französischen Dichtern, Philosophen und Historikern zu verkehren, oder sich wenigstens nur mit Mittelmäßigkeiten an Bücher wandte, für die er eines Vermittlers bedurfte, so fand er sich veranlaßt, seine Lieblingsschriftsteller oft wieder zu lesen; er erschöpfte dieselben, so zu sagen, ihren Inhalt und machte alle Gedanken, die ihm so oft durch die Seele gegangen, zu den seinigen. Beranger rühmt sich indeß nicht etwa seiner Unerfahrenheit in den alten und modernen Sprachen Europa's: er verkennt weder die Schmackhaftigkeit, noch die Lauterkeit dieser ihm verfagten Quellen; er besitzt viel zu viel gesunden Verstand und Scharfsinn, um über Personen und Dinge, die er nicht kennt, leichtsinnig abzuurtheilen; er betrachtet seine Stellung von einem weit beschränkteren und vortheilhafteren Standpunkte aus. Während er so in fremden Literaturen unbewandert ist, dürfte es auf der anderen Seite selbst wenige Literarhistoriker geben, welche die drei letzten Jahrhunderte des französischen Schrifttumes so gut kennen, wie Beranger; er hat allerdings nicht all die kleinen, bei der geistigen Bewegung dieser drei Jahrhunderte betheiligten Lichter studirt, hat sich nie mit Gegenständen abgegeben, welche mehr die antiquarische Neugier, als die Erquickung oder Belehrung suchende Seele befriedigen, er wird jedoch sicher ganz genau und in der einfachsten Weise den Werth derer angegeben und zu bestimmen wissen, welche die erste Rolle gespielt haben.

Auf diese Weise hat ihm die Unkenntniß der alten Sprachen, anstatt die Entwickelung seines Denkens zu hemmen, vielleicht eine nur um so größere Thätigkeit und Thatkraft verliehen. Indem er seinen Verstand an einer sehr geringen Anzahl von Dingen übte, gelangte er dazu, dieselben desto gründlicher kennen zu lernen.

Und eben so kann man es jener glücklichen Unkenntniß danken, daß Beranger der Nachahmung fremd blieb; da ihm einzig und allein die Vorbilder unserer eigenen Sprache zu Gebote standen, fand er sich nie versucht, Gedanken, die, statt aus seiner, vielmehr aus einer ganz fremden Weltanschauung erkeimt und erblüht waren, für die seinigen auszugeben. — Es sey fern von uns, die Vortheile des Studiums fremder Literaturen leugnen zu wollen; für einen Poeten indeß ist damit zuweilen die Gefahr verbunden, durch die oft übermächtige Einwirkung großer Meister Einiges von der angeborenen, eigenen Originalität einzubüßen, namentlich dann, wenn letztere nicht, so zu sagen, von einer ganz scharfen Prägung oder von starkem Guß ist. Wir wollen aber auch von diesem Standpunkte aus das Beispiel Beranger's keineswegs als eine Regel für unsere Poeten aufstellen; wie beschränkten und einzig darauf, es als eine Eigenthümlichkeit rücksichtlich seiner selbst zu bezeichnen. Er entsagte freiwillig den reichen Blumenstriften in der Runde, um mit desto thätigerer Hand das beschriebene Feld zu bebauen, das er sich erkoren. Wollen wir ihn deshalb tadeln?

Leute, welche Hypothesen entschieden von sich zu weisen pflegen, könnten mich leicht der Einbildung und Phantasterei zeihen, wenn sie sehen, wie ich mich bemühe, die Quellen Beranger's nachzuweisen. Um derlei Vorwürfen zu begegnen, gebe ich sogleich von meiner allgemeinen Behauptung in spezielten Angaben über: ich werde alle die Schriftsteller der letzten drei Jahrhunderte unserer Literaturgeschichte, aus denen Beranger, meiner Meinung nach, schöpfte, nennen und darthun, wie dieselben ihm die Sprache lehrten, wie er so geschickt handhabt, wie sie ihn in der scharfen Genauigkeit des Ausdruckes unterrichteten und seinen Geschmack für die feine Wahl des Nächstenen und Einfachen in den Metaphern emporbildeten. Obgleich uns Beranger über diesen Punkt nie die mindesten Mittheilungen gemacht hat, so glauben wir nichtsdestoweniger diese Namen mit dem Bewußtseyn vollkommener Sicherheit und Richtigkeit hinschreiben zu können. Wir haben nur die Werke des Dichters mit Aufmerksamkeit gelesen, und diese bieten uns hinlängliche Anhaltungspunkte für unsere Behauptung. Die Ahnen und Lehrer Beranger's heißen: Rabelais, Regnier, Molière, La Fontaine und Voltaire. Was die drei Letzten betrifft, so werde ich wohl nur auf wenig Widerspruch stoßen. Ohne etwa irgend eine Aehnlichkeit im buchstäblichen Sinne zwischen diesen drei Vorbildern und unserem Poeten statuiren zu wollen, sind wir doch der Meinung, daß man eine gewisse geistige Verwandtschaft unter ihnen durchaus nicht leugnen kann. Von Molière entlehnte Beranger die Gewohnheit, überall den eigentlichen und direkten Ausdruck — peinliche Leute werden sagen, den rohen Ausdruck —, statt der Umschreibung, statt des feuerleugenden Ausdruckes, zu gebrauchen. Beranger nennt sehr gern die Menschen und die Dinge bei ihrem Namen; er liebt es nicht, den Gedanken errathen zu lassen; er wagt es kurzweg, uns ihn so zu zeigen, wie er ihn erfaßte: er nimmt seine Nächstchen und geht direkt aufs Ziel los, ohne sich darum zu kümmern, ob er manche Ohren beleidigt oder nicht. Wer hat sich nun wohl aber in dieser Art von Dreistigkeit, in dieser Vorliebe für das eigentliche Wort, in diesem Widerwillen gegen das Nächstnehmen und Verschweigen, in dieser Berachtung gegen die Scheinprödigkeit beharrlicher erwiesen, als Molière? Hat er nicht vom „Misanthropen" bis zu „George Dandin", d. h. von der erhabensten bis zur gewöhnlichen Poesie, alle seine Gedanken mit der unumwundensten Freimüthigkeit geäußert? Hat Molière den Heuchlern für etwas Anderes, als einem römischen Senator ein Bauer von der Donau? Wo läßt sich ein vollendeteres Muster vertraulicher Sprache ohne Prosaismus, gemäßigter Eleganz ohne Ziererei finden? Konnte Beranger also nichts in der Schule Molière's lernen? Wird man noch zweifeln, daß er den großen Lustspieldichter mit Nutzen gelesen und studirt? — In Bezug auf La Fontaine läßt sich die Verwandtschaft nicht weniger genau feststellen. Was das Genie La Fontaine's vorzugsweise charakterisirt, ist die bis aufs äußerste getriebene Einfachheit, eine so schlagende Einfachheit, ein so treues Abbild der Natur, daß die Unverständigen eben gar nichts Geniales darin zu erblicken wissen. Die Sprache, welche La Fontaine seinen Gestalten in den Mund legt, ist von einer so großen Naivetät, daß die gewöhnliche Anschauung am liebsten seine Spue von Erfindung darin erblicken möchte. Die Zleis und die Arbeit treten bei diesem Dichter so sehr in den Hintergrund, daß es schon geübter Augen bedarf, um nicht ein unreifes Urtheil zu fällen, und daß die große Masse der Leser die ihm in der Literatur einmal eingeräumte Stellung vertrauensvoll erkennt, ohne eigentlich zu begreifen, wie ihm subvirte Leute einen so hohen Rang anweisen konnten. Zinden wir nun nicht, wie bei La Fontaine, eben so auch bei Beranger eine Einfachheit, welche die Augen der Menge irrezuführen im Stande ist? Erscheint bei Beiden nicht die sogenannte „schöne" Ausdrucksform sorgfältig verschleiert? Kommen bei ihnen nicht die allergewöhnlichsten Geschichten und Kleinigkeiten vor, und zwar mit einer Sorglosigkeit und Nachlässigkeit, als wäre der Wille, die höhere Absicht im Mindesten nicht dabei thätig gewesen? La Fontaine ist ein Schriftsteller von der vollendetsten Umsicht und Kenntniß; wer dies nicht glaubt oder auch nur daran zweifelt, der hat gewiß nie für den Ausdruck seiner Empfindungen eine treue, scharf begränzte und präzise Form gesucht. Wer sich nur ein einziges Mal im Leben bemühte, gerade das, was er dachte, ganz genau niederschreiben, wer sich wohl danach strebte, Wärme und Einfachheit der Anordnung der Worte mit einander zu verbinden, der wird sehr wohl wissen, was es mit jener Sorglosigkeit und Nachlässigkeit bei La Fontaine auf sich hat. Hinter dieser scheinbaren Unordnung steckt eine hohe Kunst, ein gebiegener Zleiß und eine mit großer Anstrengung erworbene Geschicklichkeit. Auch Beranger besitzt die eben angeführten Eigenschaften in vollem Maße, und er hat sicher das Geheimniß der Nachlässigkeit gar manchmal studirt. Er hat das Verfahren unserer guten La Fontaine studirt, wie die Botaniker die Organe einer Pflanze studiren, ehe sie dieselbe klassifiziren; er hat gewiß alle die Hülfsmittel, die großen, wie die kleinsten, untersucht, welche der naive Schriftsteller in Anwendung bringt, um

Digitized by Google

wird zu sehn, ohne dabei irgend etwas dem Zufall zu überlassen. Lese man nur einmal die Werke Beranger's eben so langsam und mit derselben Aufmerksamkeit, wie die Liebhaber des Alterthums und die Gelehrten ihren Horaz oder Virgil lesen, und man wird sich von der Richtigkeit meiner Behauptung hinlänglich überzeugen. Ueberall wird man den Einfluß La Fontaine's erkennen und hinter der Einfachheit den Kunstgriff errathen. Wenn La Fontaine wenige Schüler zählt, so ist dies nicht darum der Fall, weil er etwa mit seinen Nachahmern zeigt, sondern weil er, um aus diesen Nachahmern den gehörigen Vortheil zu ziehen, einen hohen Scharfsinn voraussetzt. Beranger hat sie verstanden und ist ihrer aufs beste eingedenk geblieben.

Mit welchem Rechte setzen wir Voltaire unter die Vorgänger Beranger's? Molière und La Fontaine lehrten ihm die Unumwandenheit und die Einfachheit, welche Unterweisung empfing er von Voltaire? Diese Frage beantwortet sich faß von selbst. Von Voltaire hat er, unserer Meinung nach, den Geschmack und Sinn für Klarheit. Dieser Geschmack wäre allerdings unfruchtbar geblieben, wenn er nicht ein Ensemble glücklicher Anlagen vorgefunden hätte, um sich zu entwickeln und zu befestigen. Es ist mir darum nicht weniger wahr und evident, daß Beranger den Geschmack und Sinn für Klarheit aus Voltaire geschöpft hat. Ich will hiermit keineswegs etwa irgend einen Vergleich zwischen den Versen Beranger's und denen Voltaire's anstellen. Eine solche Parallele wäre eben so sinn-, als zwecklos. Die Werke Voltaire's, ehedem von der größten Wichtigkeit für die allgemeine Verbreitung der hauptsächlichsten Ideen der neueren Philosophie, haben in poetischer Hinsicht nur eine untergeordnete Bedeutung; die Prosa Voltaire's jedoch, ganz abgesehen von ihrem zuweilen falschen, zuweilen veralteten Inhalt, besitzt auch heute noch einen unleugbaren hohen Werth. Das Hauptverdienst dieser Prosa ist die Klarheit. Die Geschichte und die Philosophie haben seit funfzig Jahren große Revolutionen erlebt. Die Wissenschaft hat viele als unumstößlich gegebene Behauptungen in dem „Essai sur les moeurs" widerlegt; das „Dictionnaire philosophique" ist an vielen Stellen der Oberflächlichkeit und Unkunde überführt worden: die historische und die philosophische Prosa Voltaire's aber bleiben darum nicht weniger wahre Muster vollendeter Klarheit. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Beranger die Prosa Voltaire's lange Zeit studirt hat.

Es giebt für einen Poeten bei diesem Studium eine Klippe, die Jeder leicht erräth. Die Liebe zu einer solchen Klarheit, wie sie Voltaire in seiner Prosa zur Anwendung bringt, schreint sich nicht sonderlich mit dem freien Schwunge der Einbildungskraft zu vertragen. Jedenfalls liegt hierbei eine schwierige Aufgabe vor. Paßt die Klarheit, nach welcher die Prosa strebt, eben so auch für die Poesie? Kann das Licht, welches der Historiker über die Erzählung der Thatsachen, der Philosoph über die Darlegung und Erweitung seiner Ideen ergießt, auch von dem Poeten ungetrakt in derselben verschwenderischen Fülle über alle Theile seines Gedanlens ergossen werden? Ganz gewiß nicht. Und auch Beranger hat dies sicher eben so deutlich begriffen, wie wir. Auch die klarste Poesie muß gewisse Empfindungen, die sie ausdrückt, im Schatten lassen und mit dem Schleier des Geheimnisvollen umhüllen. Die Aufgabe des Geschmackes besteht auf diesem Felde einzig darin, das, was in den Schatten gehört, von dem, was das Sichtes bedarf, fein und bestimmt zu sondern, und das hat Beranger verstanden, wie irgend Einer. Die Klarheit der Prosa zu fuchtiren, ohne selbst prosaisch zu werden, die Ideen nach dem ihnen eigenthümlich zukommenden Werthe zu schätzen, der Wahrheit die Schönheit beizugesellen, die Philosophie in Poesie umzugestalten, danach musste Beranger trachten, und das hat er redlich gethan.

Noch leichter wird man die Beziehung unseres Poeten zu Rabelais und Regnier begreifen; auch dürfte sie überhaupt wohl Niemand ernstlich in Zweifel ziehen. Beranger konnte die Anfänge unserer Sprache nicht bis auf das klassischer Alterthum zurückverfolgen, und doch wollte er diesen Punkt nicht vollkommen außer Acht lassen. Die französische Sprache des sechzehnten Jahrhunderts mußte daher nothwendigerweise seine Neugier anregen. Außer dem poetischen Interesse boten ihm die Werke Rabelais' und Regnier's einen Gegenstand von technischem Studiumswerthe. Schon Molière und La Fontaine haben in Rabelais und Regnier nicht nur einige der glücklichsten Züge, die wir bewundern, aufgefaßt, sondern sie haben von ihnen auch mit gleicher Freiheit mehrere Phrasen und Wendungen entlehnt, welche durch und durch nur dem sechzehnten Jahrhundert angehören und die man sonst vergebens suchen dürfte. Beranger konnte bei seiner genauen Kenntniß der Literatur der drei letzten Jahrhunderte unmöglich an einer so reichen Quelle vorübergehen, und man bemerke bei der Lektüre seiner Werke deutlich, daß er aus ihnen in vollem Maße schöpfte. Er hat nicht nur von Rabelais das Geheimniß seiner unverfiegbaren Spöttelei und von Regnier die Kunst erworben, eine feit langer Zeit populäre Idee unterhalt des Stiles wieder zu verjüngen; sondern er hat diese Schriftsteller auch über die Formation unserer Sprache zu Rathe gezogen, oder, um genauer zu sprechen, über die letzte Umgestaltung, welche sie erlebte, ehe sie die Sprache Pascal's und Bossuet's, Corneille's und Molière's wurde. Ohne bis auf Comines, Froissart oder Joinville zurückzugehen, wollte er wissen, ob der Stil der „Femmes savantes" ganz dem sechzehnten Jahrhunderte angehörte, und um diese Frage zu lösen, konnte er keine zuverlässigeren Rathgeber wählen, als Rabelais und Regnier.

Ohne das Studium des sechzehnten Jahrhunderts, ohne das Studium Rabelais' und Regnier's würde Beranger die französische Sprache nicht so frei handhaben, wie er es thut; sein Talent würde nicht jene Geschmeidigkeit, Umwandlungsfähigkeit und Mannigfaltigkeit besitzen, welche unsere Bewunderung erregen und die von der Menge einzig und allein für glückliche Naturgaben gehalten werden. Diese glücklichen Gaben, — darüber täusche man sich ja nicht, — hat er keineswegs in der Weise, wie wir sie in seinen Werken sehen, schon bei der Geburt empfangen. Wie reich er auch von der Natur begabt war, er verdankt nichtsdestoweniger der Arbeit, dem Studium den besten Theil seines Talentes. Wenn ihm der Himmel die Einbildungskraft verlieh, so erwarb er sich durch Fleiß und Studium die feine Unumwandenheit, die Einfachheit, die Klarheit. Molière, La Fontaine, Voltaire lehrten ihm, was er wissen wollte. Mit dieser dreifachen Errungenschaft hat er sich indeß noch nicht für befriedigt; er wollte weiter hinaufsteigen in die Vergangenheit, er fragte die Lehrer seiner Lehrer. Nachdem er sich so in der Schule der drei letzten Jahrhunderte gebildet hatte, war er fortan der sichersten Ueberzeugung, daß er für seinen Gedanken eine flüssige und passende Form finden würde. Seine Hoffnung hat ihn nicht getäuscht.

Sehen wir nun, welche Versuche er durchmachte, ehe er jene Dichtungsgattung erwählte, welche er gleichsam erschöpft zu haben scheint. Die versuchsweisen Bestrebungen Beranger's waren zahlreich. Bevor er sich für das Chanson entschied, arbeitete er faß in allen Gattungen, von der Idylle an bis zur Epopöe. Diese Studien, die er indeß nicht publizirt, sondern dem Feuer übergeben hat, waren gewiß nicht ohne Nutzen für ihn. In ihnen, in diesen bedarlichen Versuchen, prüfte er seine Kräfte, und als er endlich seine ersten Hoffnungen aufgab und fahren ließ, hatte er bereits im Kampfe eine neue Energie gewonnen. Die funfzehn Jahre, welche der Veröffentlichung seiner ersten Sammlung vorhergingen, würden für unsere Literaturgeschichte ein sehr interessantes Kapitel sein. Beranger allein könnte uns Alles erzählen, was er gewollt, was gethoft, was er versucht hat, und durch diese Erzählung für die Belehrung künftiger Geschichter trefflliche Stichpunkte aufzeichnen. Mit einer beutzutage seltenen Klugheit und Besonnenheit hat er das, was Andere sogleich der Welt zeigen mochten, verborgen gehalten: es ist dies von seiner Seite gewiß ein Beweis richtigen Taktes und guten Geschmackes. Wir wissen indeß doch, daß er zu Anfang von einem epischen Ruhm träumte; wir haben sogar den Gegenstand erfahren, den er zu behandeln dachte: Beranger wollte uns ein nationales Epos schreiben und die Niederlassung der Franken im römischen Gallien besingen; der Achilles dieser neuen Ilias sollte Chlodwig sein. In der Zeit, wo der junge Poet von dieser Epopöe träumte, war die merovingische Dynastie noch nicht ernsthaft und gründlich studirt worden; Augustin Thierry hatte diesen Urkunden noch nicht aufgerunden. Gregor von Tours war bis dahin nur den Gelehrten bekannt. Sismondi, welcher zuerst die Geschichte der merovingischen Zeiten ausschließlich nach den Quellen schrieb, hatte sich noch nicht an die Annalen unserer Zeit gemacht. Der Pfalz, auf welchem Beranger zu wandeln gedachte, war noch nicht gebrochen und nein gefegt. Er wußte die Geschichtserzählungen, welche der streng kritische Augustin Thierry heute so populär dargestellt hat, in der Sammlung des Dom Bouquet suchen. Beranger hatte daher erst Alles zu thun, und er stürzte dies so gut, daß er mehrere Jahre für die Sammlung der Materialien zu seinem Gedicht zu verwenden beabsichtigte. Er konnte nicht eher an die Arbeit gehen, als bis er entweder selbst over mit Hülfe seiner Freunde die hauptsächlichsten, auf die merovingische Zeit bezüglichen Dokumente zu Rathe gezogen hatte.

(Schluß folgt.)

Australien.

Kennedy's Expedition nach dem Innern von Neu-Holland.

(Schluß.)

Als ihre Pferde, eines nach dem anderen, hinkarben, hatten sie an ihnen noch ein leckeres Mahl. Den Oktober an zehrte wirkten Hunger und Krankheit in rascher Verheerung; zuletzt theilte sich die Gesellschaft in Wegwoost. Herr Kennedy, begleitet von seinem treuen Schwarzen, Jacko, und drei anderen Männern, begab sich nach Port Albany, in der Hoffnung, Unterstützung zu erlangen, indem er seinen Gefährten mit noch acht Mann zum Schutz des Lagers zurückließ. Hier trat indeß bald eine heftige Sterblichkeit ein. Drei Tage nach Kennedy's Abreise fand der erste Todesfall statt, und noch vor Ende des sechsten Monats waren Carron und Goddard die einzigen in der Weymouth-Bai Ueberlebgebliebenen. Als sich die Eingebornen ihrer zum erstenmal sehen ließen, wurden sie für feindse gehalten, und die beiden Europäer bereiteten sich auf ihren möglichen Untergang vor; als sie jedoch in jenen die Ueberbringer guter Nachrichten erkannten, war die Wirkung faß eben so überwältigend, wie kurz vorher die Furcht vor dem nahen Tode.

„Ein oder zwei Minuten lang war ich völlig sinnlos vor Freude, und endlich Erlösung hoffen zu dürfen. Ich machte den Eingebornen einige kleine Geschenke, übergab ihnen ein Schreiben an Captain Dobson und sagte mich ihnen rücksichtlich der Ablieferung desselben an seine Adresse möglich verständlich zu machen. Nun, dachte ich, würden sie sich wieder entfernen, ich sah jedoch bald, daß sie andere Absichten hatten. Inzwischen waren eine Masse Eingeborner aus allen ihren Wohnungen, mit Speeren wohlbewaffnet, herangekommen. Ich hatte dem, welchem ich das Schreiben übergeben, ein Hemde geschenkt und es ihm angezogen: er warf das Schreiben jedoch zur Erde, riß sich das Hemd vom Leibe und lief zu den Anderen, welche ihre Speere erhoben und sich rüsteten, uns anzugreifen. Wir erwarteten jeden Augenblick das Schrecklichste, und all unsere neu geschöpften Hoffnungen waren verfiegt, als wir plötzlich den Capitain Dobson und Dr. Wallace erblickten, begleitet von Jacko und einem gewissen Barrett, welcher vor einigen Tagen durch einen Speerwurf verwundet worden war. Sie kamen uns, mitten durch die Kreek watend, zu Hülfe, und wir waren ihnen aufs tiefste dankbar; denn sie mussten ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen, und es gehörte Muth dazu, sich drei Meilen weit durch

Digitized by Google

Büche und bewaffnete Feinde durchzuschlagen, um und Beistand zu leisten. Ich war inzwischen soh ganz zu einem Gerippe abgemagert. Der Elbogenknochen meines rechten Armes kam durch die Haut durch, eben so mein rechter Hüftenknochen. Meine Beine dagegen waren zu einem ungeheuren Umfange angeschwollen."

Capitain Simpson's im Anhange des vorliegenden Werkes mitgetheilte Erzählung von der Auffindung der Ueberreste Riblett's und Wall's, welche im Lager starben und begraben wurden, so wie von der fruchtlosen Anstrengung, den Leichnam des armen Kennedy zu entdecken, ist sehr interessant, und wir wollen sie in kurzem Auszuge mittheilen. Von Jackey geführt, legte er vor der Mündung eines schmalen Flusses an, welchen der Indianer in seinem ebenfalls der Carronschen Darstellung beigefügten Berichte beschreibt; drang dann durch den Mangelbaumsumpf und durch dichtes Gebüsch und gelangte, während er seinen Führer vom Angriff auf einige den Wald durchstreifende Eingeborne abhielt, an die Kreek, an welcher das Lager aufgeschlagen worden war. Am Landungsplatze entdeckte man einige wenige Ueberreste desselben, was man im Lager bei sich gehabt hatte: so wurde ein Stück einer wollenen Decke, ein Fetzen getheerter Zeltleinwand und eine kleine zinnerne Schüssel, mit einem am Rande eingegrabenen Namen, in dem durch Plünderung verwüsteten Lager aufgefunden und wiedererkannt. Wir nun Simpson's eigene Erzählung:

„Von dem letzten heftigen Regen war die Ebene fast knietief mit Wasser überschwemmt, und so mußten wir ziemlich die ganze Strecke, die wir zurücklegten, durch Wasser waten, was unsere Wanderung sehr beschwerlich machte. Nachdem wir die Ebene überschritten hatten, gelangten wir zu einer Gruppe von Bäumen und Buschwerk. Ich war überzeugt, unter denselben einige sehr feine Bananengewächse zu finden. Ich bemerkte ich eine reifere Sorte der rothen Ceder; denn die sehr hohe Art hatte ich keinen anderen Baum als Melaleuca gesehen. Wir setzten hier über eine kleine Kreek und kamen in ein schönes Waldland. Nachdem wir eine Strecke vorwärtsgeschritten waren, zeigte mir Jackey den Fluß, wo die Gesellschaft zum erstenmal Halt gemacht, und wo Kennedy die acht Mann zurückgelassen hatte; sie zogen sich später auf die andere Seite des Gewässers zurück. In der Nähe dieses Platzes war mit großen Buchstaben „K. LXXX" in einen Baum eingeschnitten, womit, wie ich vermuthe, die achte Station bezeichnet sein sollte. Als wir an das Wasser kamen, sahen wir, daß es zu tief war, um es zu durchwaten; wir schritten daher eine Strecke am Ufer hin und waren so glücklich, einen Baum zu finden, welcher sich darüber hinlehnte, und dessen wir uns als Brücke bedienten; jenseits schritten wir in schulterhohem Grase weiter, kamen über reinen schmalen Graben und stiegen eine leichte Anhöhe empor, welche uns das Lager erblicken ließ; ein leerer Platz am Boden zeigte uns die nähere Oertlichkeit desselben an. Dieser Platz war mit Stücken von Büchern, — alle religiösen oder wissenschaftlichen Inhalts — bestreut; von Mannkleidern fanden wir nichts. Außerdem entdeckten wir noch einzelne Theile von Ledergeschirr-Gurten und ein paar Lederhalbstiefeln in lebernen Futteralen; ein oder zwei Zinngefäße zum Wasserschöpfen, einen Feldstuhl, ein Stück von einem Zelt, einen Rest von einem Zeltpfahle, Knochen, Schädel, einige Federn von Vögeln u. s. w., Gegenstände von namenwissenschaftlicher Bedeutung — Alles zertrümmert und verwüstet. Ich nahm die Gebeine eines Pferdes und den Schädel eines Hundes wohl und hob noch ein Stück zerrissenen Zeltes (Kalikot) mit einem Fragment einer darauf gefleckten Karte vom Boden auf; ich dachte die Worte „River Mitchell" auf ihr entziffern zu können.

„Ich bedurfte einiger Zeit, ehe ich die Ueberbleibsel von Wall und Riblett finden konnte. Die genannten Dingen starben zuletzt und konnten nicht mehr begraben werden, da die Ueberlebenden zu diesem Geschäft bereits zu entkräftet waren. Ich blickte mich vom Lager aus nach allen Seiten um nach dem passenden Platze, wohin man wohl unter solchen Umständen einen Leichnam gebracht haben dürfte. Ich ging in einen schmalen Graben hinab, etwa hundertachtzig Fuß weit vom Lager fort. Unter einigem Gebüsch, in etwa zwei Fuß hohem Wasser fand ich ihre Gebeine, zwei Schädel und verschiedene der größeren Knochen, indem die kleineren wahrscheinlich von der zeitweiligen Strömung schon mit hinweggeschwemmt worden waren; diese Ueberreste wurden alle sorgfältig gesammelt und an Bord gebracht. Und das diese Gebeine wirklich den Beiden, Wall und Riblett, angehörten, das schließe ich aus der Lage, in der sie gefunden wurden, im Vergleich mit der von Carron gegebenen Beschreibung.

„Besonders erfreut war ich darüber, einige Kopfhalsmenbäume (Livistonia) zu finden, die in der Nähe des Lagers wuchsen; die Fruchtköpfe derselben sind sehr nahrhaft und wären Leuten, die mit dem Hunger rangen, äußerst erwünscht gewesen, hätten sie irgend Kunde davon gehabt. Ich las hier ein Stück von einem Ubrschlüssel auf. Nachdem wir uns überall umgesehen, kehrten wir zu den Booten zurück, ganz ermüdet von dem vielen Waten durch Morast und Wasser und ziemlich ausgehungert, da wir uns nicht mit dem mindesten Mundvorrath versehen und den ganzen Tag nichts genossen hatten. Als wir zu der Forst des Flusses kamen, war eben niedriges Wasser, und ein trockener Damm befand sich erst eine halbe Meile über uns; es blieb uns daher, um nicht Zeit zu verlieren, nichts übrig, als durchzuwaten, die die Strömung käme. Um halb drei Uhr Nachmittag waren wir an Bord, zogen das Boot ein und rüsteten uns zur Abfahrt auf den folgenden Tag."

Fünf Tage später unternahm es Capitain Simpson nochmals, die Ueberbleibsel des unglücklichen Kennedy aufzusuchen. Indem man mit einem günstigen Winde in den Steape River einlief, verfolgte das zu dieser Unternehmung entschlossene Häuflein den am meisten südlichen Arm, bis sie den offenen Platz unter den Mangelbäumen erreichten, wohin Kennedy, wie Jackey sagte, am Morgen seiner Ermordung herabgekommen war. Hier war es, wo Jackey Kennedy den Rath ertheilte, seine Pferde zu tödten und den Fluß zu durchschwimmen, und in der Nähe befand sich der Baum, an den sie ihre Pferde gebunden hatten, als sie sich vergeblich bemühten, zur Abwehr ihres Hungers einige Austern zu suchen. Auf dem Flusse nun fuhr die Gesellschaft unter des Indianers Leitung empor, bis er für die Benutzung der Ruder nicht breit genug mehr war und sie gezwungen wurden, das schwere Boot stromaufwärts zu ziehen. Zuletzt gelangten sie zu der Quelle desselben — einer süßwasserhaltigen Kreek — an deren rechter Seite sie, wo das Gebüsch dünner wurde, landeten. Von hier aus gingen sie landeinwärts, zu der Ebene der sogenannten Anhills, welche Jackey wiedererkannte. Der Indianer übergenzte sich bei seiner wunderbaren Ortskenntniß sehr bald, daß dies die Ebene sey, welche er am Tage der Ermordung seines Herrn gekreuzt hatte. Hier begann nun die nähere Untersuchung.

„Nachdem wir in Eil einige Speise zu uns genommen, schritten wir rasch vorwärts; zwei Mann blieben bei den Booten zurück. Wir gingen eine Strecke lang durch einen Sumpf, indem wir immer noch den Lauf der Kreek verfolgten. In dem Sumpfe sah ich eine große Menge der Nepenthes destillatoria. Sie stimmte nicht ganz mit der Art überein, welche ich auf den Pellew-Inseln und an anderen Orten gefunden hatte; fast bei allen spülte die anmuthige Biegung des Stengels, um derentwegen diese herrlichen Pflanzen mit Recht geseiert werden. Wir kamen fast schon eine Meile weit an der Kreek fortgeschritten, um einen Uebergangspunkt zu finden, als Jackey auf der anderen Seite derselben nach dem Orte zeigte, wo er die Sattelzangen versteckt hatte. Zuletzt kamen wir zu einem Baume, welcher umgefallen war und eine Art Brücke bildete, auf der wir mit einigen Schwierigkeiten hinüberkletterten und zu dem Orte gelangten, wo, wie oben gesagt, die Sattelzangen liegen sollten. Jackey zeigte und sodann den Platz, wo, wie er sich in seiner Sprache auszudrücken beliebte, „Pfarre in die Reek stürzen", nachdem es von einem Speere durchbohrt worden. Man fand auch auf der Höhe des Abhanges ganz nahe an dieser Stelle einigen Pferdemist, worauf Jackey's Angabe bestätigt wurde; er führte uns von hier einige Fuß seitab ins Gebüsch, um die Sattelzangen zu suchen, und sagte uns, er wolle sich diesesmal nach einer an einem dichten Gestrüuch befindlichen zerbrochenen Rothe umsehen, woran er den Platz ganz genau wiederzuerkennen würde; es fand den Platz, abrt die Sattelzangen waren verschwunden. Als wir unter dem Gesträuch und unter den Blättern nachspürten, entdeckte wir das sogenannte Horizontglas eines Sextanten, ein genauer Beweis, daß Jackey die richtige Stelle bezeichnet hatte.

„Jackey führte uns sodann eine Strecke weit durch ein dichtes Gebüsch, bis wir zu einem offenen Sumpf von einer halben Meile Breite gelangten: auf der entgegengesetzten Seite zeigte sich mehr dichteres Buschwerk, in dessen Nähe sich drei große Ameisenhaufen befanden. Jackey führte uns zu den mittleren derselben, bei welchem Kennedy (etwa funfzehn Fuß davon entfernt) sich; an diesen Ameisenhaufen lehnte ihn Jackey, als er die Sattelzangen zu verstecken ging. Jackey sagte uns, er wolle sich nach zerbrochenen Speeren umsehen, und es fanden sich deren auch einige Stücke. Sodann nahm er uns noch 180 Fuß weiter mit sich nach dem Orte, wo er Kennedy hinlegte, da derselbe, wie Jackey sagte, nicht weiter getragen seyn wollte. Etwa eine Viertelmeile von diesem Platze, nach der Kreek zu, bezeichnete und Jackey eine leere Stelle auf dem Boden, an der Krümmung eines sehr schmalen Süßwasserdächleins, in der Nähe von drei jungen Pabanussbäumen, als den Ort, wo der unglückliche Reisende verendete. Jackey hatte ihn hierhergebracht, um seine Wunden auszuwaschen und das Blut zu stillen. Hier war es, wo Kennedy, als er seinen Tod herannahen fühlte, Jackey mit der Sorge um die Papiere beauftragte, und wo Jackey ihm entgegnete: „Weshalb sprechen Sie so; Sie werden doch nicht von mir gehen?"

„Hierauf führte uns Jackey zu einem etwa 9 — 1200 Fuß entfernten, dichten Thorbaumgebüsch, wo er den Leichnam hingebracht und begraben hatte. Als wir an dem Rand der Gebüsches kamen, gerieth Jackey über die nähere Oertlichkeit in Zweifel, da er, wie er sagte, sich nicht weiter umgesehen, als er den Leichnam hierher schleppte und sich wegen der Aehnlichkeit aller Gegenstände kein rechtes Zeichen merken konnte. Wir drangen in das Gebüsch ein, spähten nach allen Richtungen umher, ohne indeß den Platz finden zu können; auch hatte ihn Jackey darum nicht zu genau bezeichnet, weil er fürchtete, die Schwarzen möchten ihn entdecken; nur zwei Zweige hatte er kreuzweis über einander herabgebogen. Das Gebüsch war nicht sehr groß, aber außerordentlich dicht.

„Jackey ging mit uns von hier an eine Kreek und zeigte uns den Ort, wo er sie überschritten hatte. Jackey sagte: „Hier ungefähr muß ein Kompaß liegen, den ich ihm aus der Tasche nahm und hier fallen ließ." Er wurde sogleich gefunden; es war einer von Kater's prismatischen Kompassen, auf dessen Rückseite die Worte „Chislett, London" eingegraben standen. Jackey eilte dann an einen Ort, wo er den Sextanten hingelegt hatte, die Fluth war soeben darüber weggegangen und hatte ihn mit fortgeschwemmt. Als wir zurückkehrten, fand ich einen kleinen Uebetrest davon am Damm der Kreek. Jackey setzte über die Kreek und fand eine kleine Holzhäcke mit Oxydflecken an der Stelle, wo er sie zurückgelassen hatte.

„Wir begaben uns sodann wieder nach dem Gebüsch, wo Kennedy begraben worden. Jeder von der Gesellschaft, die aus elf Personen bestand, übernahm es jetzt, nachdem man sich vertheilt hatte, funfzehn Fuß im Umkreise von sich die genauste Untersuchung anzustellen und nach allen Richtungen zu spähen; unsere Mühe war jedoch vergeblich. Ich führte Jackey hierauf an den Platz, wo der Reisende starb, und sagte ihm, er möchte doch noch einmal ganz genau den Weg verfolgen, den er genommen, als er den Leichnam schleppte, und sich dabei nicht umsehen, sondern in derselben Weise thun, wie damals. Wir kamen in Folge dessen wieder in das Gebüsch, und ich bin seß überzeugt, daß wir uns sicher ganz nahe an der Stelle befanden, wo der Leichnam begraben lag.

Digitized by Google

Wir untersuchten den ganzen Boden in der Runde mit unseren Ladestöcken, aber ohne Erfolg. Wir mußten die weitere Nachforschung aufgeben, da es bereits zu dunkeln begann, und wir kehrten zu unseren Booten zurück.

„Daß die Ueberbleibsel des unglücklichen Reisenden weder ausgegraben worden, glaube ich nicht, da man eine Spur davon hätte wahrnehmen müssen; die Eingebornen hätten sich nicht die Mühe gegeben, das Grab wieder zuzuschütten, oder überhaupt die Gebeine herauszuholen. Der Boden, in den er gelegt worden, war von leichter, sandiger Beschaffenheit, und der kleine Hügel, den Jackey über dem Grabe aufgeworfen, war vom Regen längst weggeschwemmt. Der einzige Umstand, der die Annahme erwecken konnte, als hätten die Eingebornen den Leichnam entdeckt, war der, daß man in dem von dem Schooner „Ariel" aufgegrifenen Kanot ein Stück von Kennedy's Hosen gefunden. Jackey sagte indeß, daß in dem Sattelranzen ein Paar ganz ähnliche Hosen eingepackt gewesen, wie sie Kennedy zur Zeit seines Todes getragen. Die Sattelranzen waren den Eingebornen zweifelsohne in die Hände gerathen. Der arme Jackey verhielt sich zwar ganz ruhig, schien jedoch aufs tiefste ergriffen. Als er aus dem Ort zeigte, wo Kennedy starb, erblickte ich Thränen in seinen Augen, und Niemand konnte bei der Aufsuchung der Ueberreste des Ermordeten größeren Eifer zeigen, als er. Seine Stimmung gegen die Eingebornen war eine sehr bittere, und hätten sie sich jetzt blicken lassen, so würde es mir schwer geworden seyn, ihn von einem gewaltsamen Angriff auf sie abzuhalten."

Am folgenden Morgen unternahm man eine nochmalige Nachforschung, die indeß nur sehr unmichtige Resultate lieferte. Capitain Simpson brach hierauf nach der Mündung eines anderen Flusses auf, acht Meilen mehr nordwärts, um denselben die zur Quelle zu verfolgen, wo Kennedy's Papiere verborgen seyn sollten. Man fand den Fluß vierzehn Meilen von Albany Island entfernt, etwa in der Mitte der Newcastle-Bay; seine Mündung war ungefähr anderthalb Meilen breit. Nachdem man fünf Meilen in süd-süd-westlicher Richtung auf dem Strome aufwärts gesegelt war, verengte er sich bis auf eine Dreiviertelmeile und sandte einen Arm südwärts, während der Hauptstrom nach Westen ging. Man verfolgte den südlichen Arm, welcher sich in einer Entfernung von sechs Meilen noch auf etwa vierzig Fuß verengte. Hier landete man, legte sodann zwei und eine halbe Meile zurück und kam an den Ort, wo Jackey die Papiere in einen hohlen Baumstamm verflecht hatte. Man fand sie noch vor, aber auf dem Loche herausgeschwemmt, zerstreut und sehr vom Wasser beschädigt. Ihre Veröffentlichung wird nächstens erfolgen. Auf diese Weise war die Nachforschung beendet. Da der Capitain Simpson nicht mit den nöthigen Werkzeugen und Mitteln versehen war, sich durch die Gebüsche einen Weg zu bahnen, so mußte er wieder umkehren, ohne erfahren zu haben, ob der Leichnam Kennedy's ausgegraben worden oder nicht. Es blieb ihm nichts weiter mehr zu thun übrig, als die Gebeine von Wall und Niblett nach christlichem Ritus begraben und den Ort so bezeichnen zu lassen, damit man ihn auch noch nach Jahren wiederzuerkennen im Stande wäre. Ueber den Indianer Jackey legt Simpson in seiner Skizze das lobendste Zeugniß ab.

England.

Die schwarze Malibran.

Die Erscheinung einer Sängerin vom Negergeschlecht vor einem europäischen Publikum ist eine in der Geschichte der Kunst und des sozialen Fortschritts so neue Begebenheit, daß sie uns eine kurze Notiz zu verdienen scheint. Wir entlehnen dieselbe dem Londoner Globe.

Doña Anna Maria Loreto Martinez de Moreno ist aus Havanna gebürtig und stammt aus der sogenannten Gombad-Race, welche die ausgezeichnetsten Typen des afrikanischen Geschlechts liefern soll. Ihr Vater war ein Holzschnitzer von seltener mechanischer Geschicklichkeit, und das Kind wurde, auf den ausdrücklichen Wunsch des Intendanten von Cuba, Don Francisco Aguilar, in seine Familie aufgenommen und wie eine von seinen eigenen Töchtern behandelt. Als die Kleine aufwuchs, stachen ihre musikalischen Anlagen und die Liebenswürdigkeit ihres Charakters sie zum Gegenstand der wärmsten Zuneigung ihrer Pflegeältern, und als Don Francisco zu einem Amt in Malaga ernannt ward, verließ sie mit ihm ihr Geburtsland. Das musikalische Genie Maria's äußerte sich zuerst in so unverkennbarer Weise, daß man alles Mögliche that, um ihr ungewöhnliches Talent auszubilden. Ihre Stimme verband seltenen natürlichen Wohllaut mit vollkommener Richtigkeit der Intonation, während die Reinheit des Geschmacks und die frühzeitige Kunstfertigkeit, durch welche sie sich bemerklich machte, ihr eine glänzende Laufbahn versprachen. In Sevilla, einer Stadt, in der sich die nationalen Charaktere zu Spanien am reinsten bewahrt haben, fand Maria Martinez hinlänglichen Stoff für ihre musikalischen Studien. Sie widmete sich mit Begeisterung der alten spanischen und maurischen Minnesängerkunst, indem sie sich bemühte, den vollen Geist und die wahre Bedeutung jedes heiteren, leidenschaftlichen oder klagenden Liedes aufzufassen, welches ihr zu Ohren kam, und als sie dabei nach ihrer heimatlichen Insel zurückkehrte, brachte sie einen reichen Vorrath von spanischer Nationalmusik mit.

In Havanna verheiratete sich die Künstlerin mit Don Mariano Moreno, Offizier in einem kubanischen Militzregiment. Ihr Gatte gerieth jedoch mit der korrupten Regierung von Kuba in Händel, und nach verschiedenen Glückswechseln mußte das Ehepaar die Insel verlassen. Maria flog zurück nach ihrem geliebten Sevilla, dem Lande der Castagnetten und Boleros, der Zigeunerinnen und Duefa's, wo sie aber gewöhnlich war, Musikstunden zu geben, um ihr Leben zu fristen. Aber in kurzer Zeit verbreitete sich ihr Ruf, die Zöglinge strömten ihr zu, und es gelang ihr bald, eine hinlängliche Summe zu ersparen, um bei dem Konservatorium in Madrid eintreten zu können. Hier ward ihr Talent bald anerkannt, und die westindische Sängerin erlangte in der spanischen Residenz eben so schnell Berühmtheit, als in der Hauptstadt von Andalusien. Ihre Stimme, jetzt nach den Regeln der Wissenschaft gemodelt, entwickelte neue und glänzende Eigenschaften. Ihr Geschmack ward durch das fortwährende Studium klassischer Vorbilder gebildet, und dem allgemeinen Beifall des Publikums folgte die Zustimmung der Kunstverständigen. Die königliche Gunst besiegelte diesen Aufschwung; Isabella war von der havanesischen Künstlerin entzückt und setzte ihr eine Pension aus. Doña Maria wünschte jedoch ihren Ruhm auch über Spanien hinaus zu verbreiten. In dieser Absicht verlangte und erhielt sie einen Urlaub und begab sich auf einige Wochen nach Paris.

Die französischen musikalischen Zeitungen haben über den glänzenden Erfolg ihres dortigen Konzerts berichtet. Der Stil der schwarzen Malibran war so neu, so voll von pikantem Reiz und eigenthümlichem Kolorit, daß er wirkliche Sensation und einen hohen Grad von Enthusiasmus erregte. Es wurde allgemein anerkannt, daß die dunkelfarbige Debütantin eine eben so neue als ausgezeichnete Erscheinung sey.

Von ihrem in Paris erlangten Triumphe ermuthigt, schiffte Doña Maria über den Kanal, um von dem Londoner Publikum die Bestätigung des günstigen Urtheils zu erlangen, welches die Kunstkenner und Dilettanten von Paris und Madrid gefällt haben.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Theologie im Auslande. August Neander's Tod wird auch in England und noch mehr in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika als ein schmerzlicher Verlust empfunden werden. Unter den protestantischen Theologen England hat sich eine jüngere Schule gebildet, die namentlich aus den Werken Neander's ihre Auffassung des Christenthumes schöpft und die jetzt den Namen „German school" erhalten hat. Seine Kirchengeschichte ist mehrfach ins Englische übersetzt und sowohl in England, als in den Vereinigten Staaten gedruckt. Seine exegetischen Monographieen (der Brief Jacobi, der Brief Pauli an die Philippper u. A.) werden dort eben so einzeln herausgegeben und viel gelesen. In New-York hat sich seit drei Jahren ein deutscher Kommissionshuchhändler, Herr Rudolph Garrigue aus Leipzig, etablirt, der sehr gute Geschäfte macht. Nicht aber die dortigen Deutschen, sondern die Anglo-Amerikaner kaufen seine in Deutschland gedruckten Bücher, und darunter wieder hauptsächlich die theologischen Werke von Neander, Ewald, Winer (biblisches Realwörterbuch), Hagenbach ꝛc. Die deutschen Verleger dieser Autoren haben gewiß in der letzten Zeit ihre besten Absatzmarkt jenseits des Atlantischen Meeres gefunden. Selbst die „evangelische Kirchenzeitung" von Hengstenberg wird in Amerika viel gelesen und hat jedenfalls in dem Lande der Demokratie eine größere Autorität, als in ihrer eigenen Vaterstadt.

— Legitimistische Literatur. Zu den von den französischen Legitimisten jetzt viel gelesenen Schriften gehört: „Le Comte de Chambord; un mois à Venise".*) Der Verfasser, Herr Blaze de Bury (ein Sohn des Herrn Castil Blaze), ist mit dem Herzog von Bordeaux in Venedig zusammengetroffen und giebt nun von dieser Zusammenkunft, so wie von dem Prinzen selbst, einen sehr romantischen Bericht. Herr Blaze wünscht vor allen Dingen auch die orleanistische Partei für den Prinzen zu gewinnen. An einer Rückkehr des Herzogs von Bordeaux auf den Thron seiner Vorfahren zweifelt er durchaus nicht mehr.

— Metallgeld und Papiergeld. Herr Michel Chevalier, der bekannte französische National-Oekonom und Professor am Collège de France, hat ein sehr interessantes Buch, unter dem Titel: „La Monnaie", erscheinen lassen. Er entwickelt darin mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und mit einer Fülle von thatsächlichen Notizen die Bedeutung des Geldes. Daran schließt er Bemerkungen über den Kredit und die Darstellungsmittel desselben, namentlich die Banknoten und die Wechsel. Das System des Papiergeldes wird mit großer Entschiedenheit bekämpft. Bei der näheren Besprechung der Münz-Fabrication beantwortet der Verfasser die Fragen, inwieweit die Gesetzgebung die Ausgabe des Metallgeldes im Interesse des öffentlichen Verkehrs regeln müsse. Von hier aus wird Veranlassung genommen, in ziemlicher Ausführlichkeit eine Geschichte der edeln Metalle zu geben, aus denen die Münzen gefertigt werden. Um die Frage zu beantworten, wie viel Geld aus edlen Metallen in der Welt umläuft und wie viel davon auf die Hauptstaaten kömmt, stellt Herr Chevalier alle vorhandenen statistischen Angaben zusammen. Bei den Mittheilungen über die Production der edeln Metalle bespricht er die Bedeutung Kaliforniens, welches an Gold-Ausbeute schon jetzt nach zwei Jahren das asiatische Rußland übertrifft, dessen Betrieb schon seit dreißig Jahren im Gange ist. Genug, das Buch ist eine vollständige Abhandlung über National-Oekonomie, die das Geld nur zum Ausgangspunkte nimmt.

*) Paris, Michel Lévy, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Täglich erscheinen drei Nummern, pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden auch jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Expd. Cassier, Behrenstraße Nr. 54), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 88. Berlin, Dienstag den 23. Juli 1850.

England.

Sir Robert Peel.

(Nach John Lemoinne.)

„Ich lege die Regierung nieder, hart getadelt von ehrenwerthen Männern, welche ans Grundsatz, nicht aus Eigennutz, die Auflösung der Parteibande betrauern, weil sie glauben, daß die treue Anhänglichkeit an eine Partei, daß die Erhaltung einer großen Partei zur nothwendigen Grundlage einer guten Regierung gehöre. Ich lege die Regierung nieder, hart getadelt von vielen ehrenwerthen Männern, welche glauben, daß das System des Schutzzolls den Interessen des Landes nothwendig ist. Ich hinterlasse — wohl weiß ich es — einen Namen, der von allen Monopolisten verabscheut wird, welche unter dem Vorwande des öffentlichen Interesses nur ihren eigenen Nutzen hienen; aber vielleicht wird dieser Name zuweilen mit Dankbarkeit in den Hütten der Menschen ausgesprochen werden, deren Bestimmung es ist, ihr tägliches Brod im Schweiß ihres Antlitzes zu verdienen. In diesen Hütten wird man vielleicht meiner mit Wohlwollen gedenken, wenn ihre Bewohner einer reichlichen und feuerfreien Nahrung genießen, die um so wohlfeiler sein wird, als ihr nicht mehr das Gefühl der Ungerechtigkeit zum Gaumenreize dient."

Diese Worte bilden die schönste Leichenrede Sir Robert Peel's, und er selbst sprach sie aus, als er im Jahre 1846 aus dem Ministerium schied, nachdem er eine völlige Umwälzung in der politischen und sozialen Oekonomie seines Vaterlandes vollbracht hatte. Der Tadel, der Haß, der Neid, auf den er sich gefaßt machte, sind über seinem Grabe verstummt; die Großen der Erde haben ihrem Schmerz mit den dankbaren Thränen der Armen verbunden, und die Trauer breitet sich über Paläste und über Hütten. Niemals vielleicht hat sich der öffentliche Schmerz in solcher Uebereinstimmung geäußert. Aber niemals hat auch ein großes Volk einen Bürger und Diener verloren, der ihm mit aufrichtigerer Hingebung Tag und Nacht, Arbeit und Muth, Intelligenz und Leben geweiht hätte. Sir Robert Peel war von seinem Eintritt ins Leben bis zu seinem letzten Augenblick ein öffentlicher Mann, der Mann seines Landes im vollen Sinne des Wortes. Es ist nicht zu verwundern, daß das Unterhaus — was bisher ohne Beispiel war — sich am Tage seines Todes Zeugen gab. Es war dem Hause der Gemeinen, als wenn seine eigene Stimme erloschen wäre, so sehr war es seit fast einem halben Jahrhundert gewohnt, sie durch dieses allgemein geachtete und wie ein Orakel verehrte Organ vernehmen zu lassen. In Sir Robert Peel hat das Unterhaus einen Theil seines eigenen Daseyns verloren, denn er war nach einem anderserhabenen Ausdruck „the great commoner". Das Unterhaus und er waren untrennbar von einander und wie zu einem Wesen verschmolzen. Als er vor zwanzig Jahren einmal das Minister-Portefeuille niederlegte, erklärte er, daß er im Hause der Gemeinen leben und sterben wolle, und er würde niemals eine Stellung angenommen haben, welche ihn dem Schauplatze seiner Erfolge und seines Einflusses hätte entziehen können. Sein Privatleben, musterhaft durch gute Sitten und durch menschenfreundliche Wohlthätigkeit, bedarf keines großen Raumes in seiner Biographie. Die Oeffentlichkeit, die politischen Geschäfte, die Regierung, die Handhabung der Menschen und der Majoritäten, das bildet sein eigentliches Leben. Sein Vater hatte ihn von Jugend auf für den kaufmännischen Beruf erzogen und ihn unter den Schutz seines eigenen Namens, der schon sehr angesehen war, wie unter den der größten Torys Peel, gestellt. Außer Perceval, Lord Castlereagh, Lord Eldon, Lord Liverpool und dem Herzoge von Wellington, gehörte namentlich Pitt zu seinen Gönnern und Vorbildern.

Robert Peel war der Sohn eines Baumwollenfabrikanten. Sein Vater, der Urheber seines Namens und seines Vermögens, hatte sich in diese Industrie geworfen, als die Einführung der Maschinen ihr so eben eine so ungeheure Entwicklung gegeben. Er beschäftigte 15,000 Arbeiter, bezahlte jährlich etwa 200,000 Thaler Steuer für die Produkte seiner Fabrik und hinterließ bei seinem Tode gegen 15 Millionen Thaler in Vermögen. Er war im Unterhause der eifrigste Anhänger und Verbündeter Pitt's; bei der Nationalunterzeichnung, welche 1796 zur Bestreitung der Kriegskosten eröffnet wurde, gab er zehntausend Pfd. Sterl.

Robert Peel wurde 1788 in einem kleinen Landhause bei Bury geboren. Unter den Augen seines Vaters erzogen, wurde er später nach dem Gymnasium von Harrow gesandt, wo er Lord Byron zum Mitschüler hatte. Man weiß, daß der große Dichter in seinen Memoiren Folgendes äußert: „Peel erweckte von je her große Hoffnungen bei seinen Lehrern und bei seinen Mitschülern; er hat sie nie getäuscht. Im klassischen Unterricht war er mir sehr überlegen; in der Declamation und im Vortrage war ich ihm mindestens gleich. Wenn wir aus waren, machte ich immer dumme Streiche, er niemals; in der Schule wußte er immer seine Lection, ich selten; aber wenn ich sie wußte, kann wußte ich sie fast eben so gut, wie er. In den Gegenständen der allgemeinen Bildung, in der Geschichte u. s. w., war ich, so viel ich glaube, ihm überlegen." Zur Vollendung seiner Studien ging Robert Peel nach der Universität zu Oxford. Er erwarb sich dort großen Beifall und legte den Grund zu dem Vertrauen, welches ihn später zum Repräsentanten dieser gelehrten Körperschaft machte. Im Jahre 1809, als er kaum das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht hatte, kam er ins Unterhaus, gewählt von Cashel, einem Rotten-Borough in Irland mit zwölf Wählern. Schon im ersten Jahre seines öffentlichen Lebens offenbarte er seinen ruhigen, überschauenden Geist, der ihn bis zum Ende seiner Laufbahn niemals verlassen hat. Er sprach wenig, in langen Zwischenräumen und nur über Gegenstände, von denen er eine ganz genaue Kenntniß hatte. Erst im folgenden Jahre, als er die Adresse zu unterstützen hatte, feierte er sein parlamentarisches Debüt mit einer ausgezeichneten Rede. Er sprach mit dem glänzendsten Erfolge und gehörte von nun ab bis zum Tage seines Todes zu den ersten Rednern des Hauses. In demselben Jahre, zweiundzwanzig Jahre alt, wurde er Unter-Staatssecretair im Departement des Innern, zwei Jahre später (1812) General-Secretair für Irland. Der junge Mann, welcher später abwechselnd den Haß und die Bewunderung aller Parteien erwecken sollte, war damals eine der festen Stützen der Torys in der Hochfluth des Orangismus. Vom Haß der Irländer und von den Schmähungen O'Connell's verfolgt, kämpfte er Irland unter das Kriegsgesetz und stürzte die Municipalpolizei, welche seinen Namen behalten hat. Zuzwischen ist anzumerken, daß gerade zu jener Zeit, wo er die Oberaufsicht Irlands auf das genaueste kennen lernte, in ihm der Gedanke zu jenen Reformen auftieg, welche er später für das unglücklichste Land beabsichtigte, an deren Ausführung er aber durch den Tod verhindert ward. Im Jahre 1817 wurde im Unterhause der Sitz für Oxford frei. Die berühmte Universität erinnerte sich ihres ausgezeichneten Zöglings und gab Robert Peel ihre Stimmen, der nun von Tag zu Tag im Ansehen stieg und bald eine jener großen Magregeln durchführte, welche Epoche in seinem Leben machen. Hier beginnt auch die eigenthümliche Bestimmung, welcher er bis zu seinem Lebensende gewesen war, und welche darin bestand, durch seinen Einfluß diejenigen Magregeln durchzuführen, welche er früher bekämpft hatte, sie gegen seine Freunde, seine Partei, gleichsam gegen sich selbst, durchzuführen. Bei dieser Gelegenheit fand er seinen entschiedensten Gegner in seinem eigenen Vater. Der alte Sir Robert Peel war, wie schon bemerkt, ein begeisterter Anhänger Pitt's, und Pitt hatte in den Zeiten der Noth durch die gesetzliche Einführung des Papiergeldes unerwartete Hülfsquellen für England eröffnet. Als Horner im Jahre 1812 den Antrag auf Wiederaufnahme der Baarzahlungen stellte, bekämpfte ihn der junge Peel im Verein mit seinem Vater. Einige Jahre später (1819) wurde Peel zum Präsidenten des Untersuchungs-Ausschusses ernannt, in welchem Lord Castlereagh, Tierney, Canning, Sir James Mackintosh und Huskisson saßen. In dieser Gesellschaft ausgezeichneter Männer, welche den Geist der Forschung mit der Kenntniß der Wirklichkeit verbanden, schlitelte er die Vorurtheile seiner politischen Jugend ab. Seine Ideen in Bezug auf das Papiergeld erlitten eine förmliche Umwälzung, und am 3. April legte er dem Unterhause eine Bill vor, welche die Wiederaufnahme der Baarzahlungen anordnete. Im Lauf der Debatte berührte er auch seinen Meinungswechsel und die Opposition seines Vaters. „Ich sehe mich gezwungen", sagte er, „einer Autorität zu widersprechen, vor welcher ich mich stets mit Ehrfurcht gebeugt habe, und welche ich stets ehren werde. Meine Entschuldigung liegt nur darin, daß ich eine große öffentliche Pflicht zu erfüllen habe, vor der jeder andere Gefühl in den Hintergrund treten muß. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich bis zu meinem Eintritt in die Kommission andere Ansichten hatte, als heute; aber ich trat in dieselbe mit dem festen Entschlusse, alle meine früheren Einbrücke zu vergessen, so wie das Votum, das ich vor einigen Jahren abgegeben habe." Diese Worte sind charakteristisch für das ganze Leben Robert Peel's und lehren bei allen Hauptabschnitten seines staatsmännischen Wirkens in seinem Munde wieder.

Im Jahre 1821 bekämpfte Peel mit allem Eifer die Emancipation der Katholiken; 1822, da er Minister des Innern geworden war, bekämpfte er sie noch immer gegen Canning und die liberale Fraction des Kabinets. Beklämpfe sey bemerkt, daß er während seiner Amtsführung in dieser Zeit jene Reformen in der Kriminalgesetzgebung Großbritaniens durchführte, welche ihm den Beifall aller Parteien erworben haben. Im Jahre 1827 führte die Krankheit des Lord Liverpool eine Veränderung des Kabinets herbei, an dessen Spitze Canning trat.

Digitized by Google

Sein erster Gang war, dem Könige die Entlassung vorzulegen, welche seine Kollegen, unter welchen Peel und Wellington, eingereicht hatten. Die Leitung Peel's haben ihn stets angeklagt, eine Verschwörung gegen Canning angezettelt zu haben, der damals in der Blüthe seines bewunderten Genies stand. Aber Peel erklärte es eben als die Veranlassung seines Ausscheidens, daß Canning verpflichtet war, die Emancipation der Katholiken in Vorschlag zu bringen. Im Unterhause sprach er sich darüber mit folgenden Worten aus: „Der Grund, weshalb ich mich zurückzog, ist ganz einfach. Seit ich in das öffentliche Leben getreten bin, d. h. seit achtzehn Jahren, habe ich eine entschiedene, wenn auch gemäßigte und constitutionelle Opposition gegen die Emancipation der römischen Katholiken gemacht. Meine Opposition beruht auf Grundsätzen. Ich kann daher nicht einer Verwaltung angehören, welche mir verpflichtet scheint, eine Andeutung der Rechte der Katholiken zu unterstützen." — Dies geschah im Jahre 1827. Es waren erst wenige Monate verflossen, als Canning starb. Die protestantische Reaction führte Wellington und Peel an die Spitze der Regierung, und der erste Schritt des neuen Cabinets war, die Emancipationsbill einzubringen. Das war die zweite große That, welche die Laufbahn Peel's bezeichnete, und es ist interessant, zu sehen, wie er seinen Meinungswechsel erklärt: „Seit vielen Jahren hatte ich an dem Widerstande gegen die römischen Katholiken mich lebhaft betheiligt. Wenn ich den Zustand des Eigenthums und der protestantischen Kirche in Irland betrachtete, so konnte ich nicht daran glauben, daß das Zugeständniß gleicher Rechte an die Katholiken die religiösen Streitigkeiten ersticken würde. Aber seitdem sind viele Umstände eingetreten, welche mich überzeugt hatten, daß die Ausschließung der Katholiken nicht mehr haltbar ist, und daß in der Fortsetzung der Ausschließung mehr Gefahr als Sicherheit für den Protestantismus in Irland liege." So schrieb er an den Herzog von Wellington: „Ich habe Ihnen, wie ich hoffen darf, gezeigt, daß keine falsche Scham in Bezug auf meine früheren Erklärungen, keine Furcht vor der Anklage der Inkonsequenz mich verhindern wird, den gegenwärtigen Gefahren die Stirn zu bieten. Was für Opfer es auch kosten möge, ich bin bereit, meine jetzige Ansicht mit Nachdruck zu vertreten, weil es weniger gefährlich ist, einen entscheidenden Schritt für die Regelung der katholischen Frage zu thun, als sie länger ungelöst in einem unentschlossenen Ministerium zu lassen." — Man weiß, welches Wuthgeschrei und welche Zornausbrüche dieser unerwartete Meinungswechsel in der Partei der protestantischen Zorys hervorrief. Sir Robert Peel ertrug dieses Ungewitter mit der unerschütterlichen Festigkeit, die er bei allen seinen Staatsklugheiten zeigte.

Die Emancipationsakte ist eine Wohlthat der Gerechtigkeit, welche ihm die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen und die Huldigung der Nachwelt sichert. Die Art, wie er sie durchführte, setzt seinen staatsmännischen Charakter in das hellste Licht. Sir Robert Peel war kein Prinzipienmensch, er ergriff und that nichts a priori; oft erkannte und vertheidigte er die Wahrheit erst in dem Augenblick, wo sie im Begriff war, aus der Theorie in die Wirklichkeit zu treten. Was z. B. die Emancipation der Katholiken betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß Fox, Grattan, Canning, Lord Grey und Lord John Russell eine entschiedene Ueberlegenheit über Sir Robert Peel zeigten; denn sie verlangten die Emancipation im Namen der Gerechtigkeit und der Vernunft, während Peel, nachdem es sie lange bekämpft hatte, nur der Zeitgenossenschaft und der Nothwendigkeit nachgab. In seinen Augen siegte nicht das Recht, sondern die Gewalt. Er erklärte zu gleicher Zeit mit dem Herzog von Wellington, daß die Gefahr eines Bürgerkrieges ihnen diesen Entschluß abgezwungen hätte. Die Wahl in Clare, der Erfolg O'Connell's besiegte die Borurtheile der Torys. Allein anderentheils ist anzuerkennen, daß Peel die unvergleichliche Gabe besaß, die großen Krisen vorherzusehen und abzuwenden. Zweimal vorzüglich hat sich diese Gabe glänzend offenbart. So vollbrachte er die Emancipation der Katholiken am Vorabende der französischen Revolution von 1830 und spärer die Handelsreform an der Schwelle der Revolution von 1848. Man kann sagen, daß er in beiden Fällen sein Vaterland von einer gewaltigen Erschütterung bewahrt hat. Man stelle sich die Lage Großbritaniens vor, wenn ein Aufstand der irischen Katholiken sich mit der Agitation für die Parlamentsreform verbunden hätte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Beranger.

Eine literarische Studie nach Gustave Planche.

(Schluß.)

Welchen Charakter würde wohl eine von Beranger geschriebene Epopöe an sich getragen haben? In dieser Beziehung können wir nur allgemeine Muthmaßungen anstellen; doch ist es erlaubt, zu glauben, daß dieses so sorgsam vorbereitete Werk mit seinen bewundernswerthen Helden nicht in Konflikt gerathen wäre; wahrscheinlich hätte uns der Dichter den Kampf der germanischen und gallisch-romanischen Stammes erzählt, oder sich dazu einer Maschinerie von Dämonen oder Engeln zu bedienen: wahrscheinlich hätte er in der Geschichte allein alle Begebenheiten, alle Episoden seines Gedichtes gesucht. Bestätigte ihn die Natur seines Genies zur Vollendung einer so schwierigen Aufgabe? Ihn kleinmüthiger Bescheidenheit zu zeihen, wäre von unserer Seite eine lächerliche Schmeichelei; wir können indeß, wenn wir ihn nicht tadeln, daß er seinen Plan aufgab, ohne Verzweifelnde die Behauptung wagen, daß er, ohne diesen so lange in seiner Brust genährten Plan, schwerlich jemals die Größe und die Strenge des Stils erlangt hätte, welche den besten Theil seiner Werke so sehr empfehlen. Indem er das Ziel seines Strebens sehr hoch und sehr weit steckte, begriff er die Nothwendigkeit, vor der Gestaltung seines Gedankens denselben erst vollständig zu erwägen und für den Ausdruck seiner Empfindung mit Muße die eleganteste Form zu suchen; indem er seiner Anstrengung eine Aufgabe stellte, die sich alle Tage erneute, lernte er die Kunst, schwer verdienstlich zu sein. Ich glaube, daß dieses epische Projekt, indem es den künftigen Poeten zu fortwährenden Nachdenken zwang und ihn nöthigte, unter den Werken einer und derselben Gattung das zu wählen, dessen Handlung und Personen seiner Einbildungskraft die Gelegenheit eines ruhmvollen Kampfes bieten konnten, ihm einen sehr großen Dienst erwiesen hat. Hätte Beranger nur von den Werken getrunken, die er uns gegeben hat, so würden diese, mit Einem Wort schwerlich die ihnen jetzt eigene Eleganz und Strenge besitzen.

Die Epopöe war indeß nicht das einzige Streben Beranger's. Die Komödie hat ihn nicht weniger lebhaft beschäftigt. Von Natur mit dem Geiste seiner Beobachtung ausgestattet, zum Scherz und Spott geneigt, voll Geschick, die lächerliche Seite an den Menschen und Dingen aufzufassen, konnte man leicht glauben, er würde dieser Versuchung nachgeben, und dennoch hat er muthig widerstanden. Trotz seines Sinnes, trotz seines Talentes für die Ironie, hat er sich doch nicht an die Komödie gemacht. Warum? Wir können es höchstens errathen. Seine Freunde wissen es und haben es uns mitgetheilt. Die Lektüre Molière's, die ihn mit Erstaunen und Bewunderung erfüllte, hat ihn von diesem neuen Plane zurückgebracht. Das Studium dieses großen Vorbildes hat ihm, statt seinen Eifer anzufachen, ein solches Mißtrauen gegen die eigenen Kräfte eingeflößt, daß er der Komödie eben so, wie dem Epos, entsagte. Sollten wir ihn deswegen tadeln? sollen wir ihn loben? Wollten wir nur unserem persönlichen Interesse Gehör schenken, so möchten wir ihn tadeln; denn bei den Talenten, die wir in ihm wahrnehmen, sind wir überzeugt, daß er in der Komödie Treffliches geleistet hätte; er würde die Charaktere unserer gegenwärtigen Gesellschaft mit Glück erfaßt und mit Geschicklichkeit dargestellt haben. Die Nächternheit seines Stiles, welches der scharfsen Ausprägung des Gedankens so günstig ist, wäre in der Komödie von ungeheurer Wirkung gewesen. Er würde uns auf unsere eigenen Kosten erheitert haben. Wenn wir indeß, statt an unser Vergnügen zu denken, den Ruhm des Poeten vor Augen haben, so gewinnt die Frage ein ganz anderes Ansehen. So viel Talent er auch für die Komödie besaß, so hat er doch, von diesem Standpunkt aus betrachtet, gut daran gethan, ihr zu entsagen. Wenn die Komödie ihm auch öffentlichen Beifall verschafft, so konnte sie ihm doch nicht den ersten Rang verschaffen. Das ist auch wagen, und er auch leisten möchte, er konnte niemals poetischen Ruhm zu überreffen. Im Interesse seines Namens, im Interesse seines Ruhmes wählte er daher die klügere Partie. Er wollte die erste Stelle, und das Komödie verfolgte ihn die Erfüllung seines Wunsches. Er hatte somit die besten Gründe, sich nach einer anderen Seite zu wenden: er wählte das Chanson.

Das Chanson war vor Beranger nicht als eine literarische Leistung angesehen worden. Niemand dachte daran, das Chanson nach den Regeln der Poetik zu beurtheilen; man hätte sich lächerlich zu machen geglaubt, wenn man von ihm Korrektheit, Eleganz und eine vernünftige Wahl der Bilder verlangte. War das Chanson nur heiter und unterhaltend, so fühlte sich das Publikum befriedigt. Von den Refrains der Fronde bis zu den Refrains von Panard und Collé zeigte man sich gegen Verse, welche nicht weiter auf Lektüre Anspruch machten, stets sehr nachsichtig. Beranger war so glücklich, zu begreifen, daß das Chanson bei uns noch ein unvollkommenes Genre sei, und daß es hier eine ganz neue Mine auszubeuten gebe. Die Heiterkeit Panard's und die satirischen Züge Collé's, denen man gerechten Beifall zolle, waren indeß keineswegs geeignet, den zu entmuthigen, der ihren Spuren zu folgen gedachte. Ueberdies bandelte es sich nicht darum, diesen Spuren zu folgen, sondern dem Chanson einen Weg zu bahnen, den weder Panard, noch Collé gebahnt hatten. Ohne die Heiterkeit und Satire, deren das Chanson nicht sittlich entbehren kann, fahren zu lassen, mußte er dem Refrain eine präzisere Form, den Versen eine gemessenere Genauigkeit und einen größeren Reichthum und den Bildern mehr Glanz und Mannigfaltigkeit geben. Endlich mußte er für das Chanson Vorwürfe suchen, welche noch nicht abgebeaucht waren. Das so erweiterte und erneute Chanson wurde ein wahrhaft literarisches Genre; es erhielt das Bürgerrecht unter den poetischen Werken. Indem er zur Heiterkeit die Eleganz, zu den satirischen Zügen die Gerechtigkeit des Stiles hinzufügte, setzte er keineswegs seine Popularität aufs Spiel, verdoppelte sie vielmehr durch Erweiterung seines Lesekreises. Bis auf Panard, die auf Collé hatte das Chanson die Schenken und die Kasernenhöfe erheitert. Zwischen der Schenke und diesen Höfen aber lebte eine ganze, ernste, den Arbeiten der Wissenschaft und der Politik ergebene Gesellschaft, welche sehr gern lacht und sich verspottet, wenn sich die Heiterkeit nämlich als ein vollerzogenes Kind präsentirt. Diese Gesellschaft, auf welche Panard und Collé niemals Rücksicht nahmen, hat viel zu Beranger's Popularität beigetragen. Wenn er heutzutage in unserer Literatur einen so bedeutenden Platz behauptet, so ist dies nicht blos deswegen, weil seine Refrains seit fünfundzwanzig Jahren in allen Werkstätten und Hütten, Schenken und Kasernen wiederholt wurden. Die Salons kennen den Namen und die Werke Beranger's eben so gut, wie die Hütten. Die Geschicklichkeit der Form, welche den wissenschaftlich Gebildeten gefällt, welche sie zwingt, in dem Chanson etwas mehr als einen lustigen Reim zu erblicken, entbehrt ebenfalls keineswegs der Würdigung auf die unwissende Menge. Der Bauer, welcher beim Pflügen sein Liedchen trällert, fühlt ohne sein Wissen die Macht, welche die Gebildeten erkennen und preisen. Ein gut gewähltes Bild entzündet seine Einbildungskraft aufs lebhafteste und prägt sich ohne Mühe seinem Gedächtniß ein. Ein weniger rein ausgedrückter Gedanke, ein weniger passendes Bild würde in seiner Seele keineswegs eine so tiefe Anregung hervorbringen, würde viel schwerer in seinem Gedächtnisse Eingang finden. Ein Dichter hat also einen doppelten Vortheil davon, wenn er die Gesetze des strengen Geschmackes achtet und in Anwendung bringt. Seine Popularität empfängt so eine doppelte Weihe.

Sagen wir es also kurz heraus: Beranger hat im Chanson, in der lyrischen Poesie etwas Anderes gesucht, als Befriedigung der Eitelkeit. Wenn er den Ruhm liebt — und deswegen wird ihn Niemand tadeln — so geschah es darum, weil er in ihm die Macht fand, der Menge ihre Rechte und Pflichten zu lehren, ihre Erinnerungen an die großen Tage der Vergangenheit zu erwecken, ihre Hoffnungen neu zu beleben. Verstellt und verfolgt man den Ruhm in dieser Weise, so macht er aus dem Poeten einen neuen Menschen, den Plato schwerlich aus seiner Republik verbannt hätte. Jedermann weiß, welche Macht Beranger unter der Restauration besaß. Jetzt, wo seine politische Rolle geschlossen ist, wo sein Name der Geschichte angehört, ist es erlaubt, seine Werke, wenn auch nicht mit absoluter Unparteilichkeit, so doch wenigstens ohne allzu große Vorurtheile zu beurtheilen. Die unter der Restauration gestellten Fragen sind heutzutage gelöst; wir können den ganzen Gedankenkreis Beranger's durchlaufen, ohne durch Haß oder Bedauern dabei gestört zu werden.

Die Werke Beranger's zerfallen in zwei streng von einander geschiedene Theile, die jedoch nicht ohne Nachtheil für die Popularität seines Namens von einander zu trennen sein dürften: der eine begreift die Gedichte in sich, welche ganz der Gattung angehören, welche unter Versformen die Chansons*) nannten; der andere das, was wir Philosophie mit gutem Rechte für sich vindiciren kann. Wenn der Dichter den ernsten Theil dem Publikum allein für sich übergeben, wenn die Gaudriole der Philosophie nicht als Paß geduldet hätte, so dürfte es zweifelhaft sein, ob der Name Beranger jemals so populär geworden wäre, wie er es heute ist. Der ernste Verstand und die Heiterkeit in ihrer engeren Verbindung haben einen vollständigen Sieg davongetragen. Die Heiterkeit ohne den Ernst hätte Beranger den Nachfolgern Panard's und Colle's angereiht, d. h. den lustigen Lebemännern, welche niemals zechen, ohne zu singen, und niemals singen, ohne zu zechen. Der Ernst ohne die Heiterkeit hätte ihn unter die moralisirenden Poeten versetzt, und sein Name, obwohl unter den Studirten geschätzt, wäre der Menge unbekannt geblieben. Der schlaue Chansonnier, welcher sich beschieden für einen Schüler Colle's ausgiebt, hat sehr wohl den Ernst dieser Verbindung empfunden, und in dem Abschiedsgedichte, welches er vor siebzehn Jahren an das Publikum richtete, nahm er Gelegenheit, uns seine Ansichauungen über diesen Punkt darzulegen. Er bittet weder um Vergebung wegen der etwas ausgelassenen Reisaiis seiner Jugendzeit, noch wegen der heeren Traurigkeit der in einem reiferen Alter geschriebenen Couplets. Die Heiterkeit, welche an alle Thüren klopft, wird die Wahrheit einführen, welche ohne diese willkommene Begleiterin Gefahr liefe, auf der Straße zu bleiben, und die Wahrheit wird ihrerseits für ihre Begleiterin sprechen und sie rechtfertigen, ohne sie zu erniedrigen. Die Anordnung der einzelnen Stücke seiner Sammlung blieb keineswegs dem Zufall anheimgestellt; der Verfasser gab sie weder in der Ordnung, in der sie entstanden waren, noch folgte er der Eintheilung, welche durch die Natur der Gegenstände bedingt schien. Er wollte, daß jedes Gedicht von dem vorhergehenden vertheidigt, von dem nachfolgenden beschützt würde. Ohne Kenntniß dieser Vorsichtsmaßregel, die uns der Dichter selbst geoffenbart hat, würde man die Untereinandermischung der munteren Chansons und der philosophischen Chansons nicht begreifen.

Wenn man den ganzen Kreis der Empfindungen, welche Beranger ausgedrückt hat, durchläuft und sich den Gesammteindruck seiner Werke vergegenwärtigt, so ist es unmöglich, die innige Verwandtschaft zu verkennen, in welcher unser Dichter zu Robert Burns steht. Wie der schottische Poet, hat sich auch Beranger stets an die Natur gehalten; aus der Natur und nicht aus Büchern hat er seine Anregungen, hat er seine Begeisterung geschöpft. Das Volk und sein eigenes Herz hat er gefragt, ehe er zum Worte griff. Wenn er mit beharrlichem Fleiße die drei letzten Jahrzehnte unserer Sprache studirte, so geschah dies, um seinen Gedanken mehr Bestimmtheit und Anumwundenheit zu verleihen, und nicht, um ein Vorbild zu suchen, denn die Gattung, die er wählte, ist eine vorn ihm geschaffene, welche nach ihm vielleicht lange Zeit brach liegen wird. Beranger lebte, fern von literarischen Zänkereien, auf dem Lande; er hatte Ihre keine andere Muse, als die Wahrheit; er dichte mit nachsichtigem Lächeln auf die Systeme, welche die Poesie pflanzten, auf die blinde Liebe zur Vergangenheit, welche die Gegenwart verwirft, auf den unüberlegten Enthusiasmus für das Neue, der die Vergangenheit verächtlich zurückweist, ohne sie zu kennen; niemals ließ er den unverständigen Verwünschungen, die nicht einmal den Glauben zur Entschuldigung hatten, sein Ohr, sondern verblieb beharrlich auf dem Pfade, den er eingeschlagen. Wenn der Stil Beranger's auch manchmal durch die Uebertreibung der Kürze und Gedrängtheit leidet, so ist er doch im Allgemeinen von einer unladeligen Durchsichtigkeit, und sein Gedanke zeigt sich abwechselnd in seiner ganzen Größe und in seiner ganzen Strenge.

Das Hauptverdienst der Chansons Beranger's ist, unserer Ansicht nach, die Nützlichkeit des Stiles. Der Dichter sagt stets nur das, was er sagen will, und kennt von vorn herein den Werth und die Bedeutung seines Gedankens. Dieser Vorzug ist nun so höher anzuschlagen, als man heutzutage im Allgemeinen weniger darauf ausgeht, wahre Gedanken und wirklich aus dem menschlichen Herzen geschöpfte Empfindungen auszudrücken, als vielmehr dem Buchstaben seine Werken ein ganz besonderes Siegel, das Siegel der Nothwendigkeit, auf. Die Kunst, zu schreiben, ist nach seiner Auffassungsweise nicht nur die Kunst, seinen Gedanken auszudrücken, sondern auch die nicht weniger feine, nicht weniger schwierige Kunst, die wirkliche, lebendige Anwesenheit seines Gedankens darzuthun und sie den Leser durch und durch empfinden zu lassen. Es

*) Man dürfte hiermit Aehnliches aus, wie unsere deutschen Dorfdirnen mit dem Worte „Scheinlied". Anm. d. Übers.

was gut sagen zu können, ist zweifelsohne ein herrliches Geschenk; wir kennen jedoch eine noch viel bewundenswerthere Gabe, die nämlich, zu wissen, ob unser Herz wirklich ein wahres Gefühl in sich birgt, ob unsere Seele wirklich einen neuen Gedanken erfaßt hat. Um hierüber zu einer gründlichen Entscheidung zu gelangen, erklärt, unserer Meinung nach, nur ein einziges fruchtbringendes Verfahren, die Nächternheit des Stiles; durch Anwendung dieser wahrhaft allmächtigen Methode erkannte Beranger zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit, ob er etwas sagen sollte, ob er etwas zu sagen hätte.

Und somit glauben wir hinlänglich dargethan zu haben, warum es Beranger gelingen konnte, eine so hohe Stufe einzunehmen und der populärste literarische Name Frankreichs zu seyn.

Granier de Cassagnac,
über die Ursachen der französischen Revolution.*)

Wir haben dieses Werkes, das der französischen Revolution von 1789 ganz andere Ursachen nachweist, als diejenigen, die man bisher dafür gehalten, bereits mit einigen Worten gedacht. Bis jetzt hat man allgemein den Einfluß der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, die Verschwendung der Staatsgeber unter Ludwig XIV. und die sklavische Regierung Ludwig's XV. als diese Ursachen bezeichnet. Faß alle Geschichtschreiber gehen von der Idee aus, daß bereits beim Ausbruche der Revolution die demokratischen Ideen im Volke sehr verbreitet gewesen, und daß die zusammenberufenen Generalstände (Etats Généraux) eben nur diesen Ideen den Ausdruck gegeben und sie in gebieterischen Wünschen formulirt hätten. Sie zeigen uns die Regierung des Königs von Anfang an im Kampfe mit dem Geiste der Revolution und pflegen der ersteren Vorwürfe darüber zu machen, entweder daß sie den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit zu lange widerstanden, oder daß sie im Gegentheil durch zu große Nachgiebigkeit und Schwäche ihre Sache zum Falle gebracht habe. Herr Granier de Cassagnac geht von gänzlich andern Gesichtspunkten aus. Er behauptet, daß sämmtliche Geschichtschreiber der französischen Revolution bisher von durchaus falschen Voraussetzungen ausgegangen, und sucht vielmehr zu beweisen, daß die Revolution eben so wenig den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, als das Deficit im Staatshaushalte Ludwig's XVI. den verschwenderischen Ausgaben Ludwig's XIV. beizumessen sey.

Beim ersten Anblick erscheint eine solche Behauptung allerdings sehr auffallend, und ist man geneigt, sie für eine reine Paradoxieen zu halten; die der Parteigeist unserer Zeit aufzuwerfen liebt. Allein man jedoch das Buch mit Aufmerksamkeit, so kömmt man bald von dieser vorgefaßten Meinung zurück. Es finden sich darin nämlich sehr viele merkwürdige Akenstücke und interessante Untersuchungen, wie sie bisher noch von keinem andern Geschichtsforscher mit Bezug auf die französische Revolution angestellt worden. Was Herr Granier de Cassagnac mit scheinbar etwas zu großer Zuversicht behauptet, das sucht er auch schwarz auf weiß nachzuweisen, so daß Jeder selbst prüfen kann und durch eigenes Zurückgehen zu den Quellen den größeren oder geringeren Werth der Arbeit des Verfassers zu beurtheilen vermag. Es würde hier nicht der Ort seyn und uns zu weit führen, wenn wir auf eine weitläufigere Kritik des Werkes eingehen wollten; wir begnügen uns daher, einige der schlagendsten Argumente des Verfassers anzuführen:

Der Einfluß der französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts auf die verschenden Ideen ist Jedem heutzutage so einleuchtend, daß man ihn unmöglich in Abrede stellen kann. Voltaire's „Unglauben", Rousseau's „Contrat social", Montesquieu's „Esprit des lois" haben auf die Ansichten unserer Zeit mächtig eingewirkt und beherrschen sie zum Theil noch jetzt. Jene Schriftsteller sind die Orakel der revolutionairen Partei geworden — das steht fest; aber keineswegs waren sie die Urheber der Revolution, denn erst nach ihrem Ausbruche haben sie die zur Popularisirung ihrer Lehren nothwendige Oeffentlichkeit erlangt. Früher waren ihre durch die Censur streng verbotenen Werke nur in einem sehr engen Kreise bekannt; sie wurden außerhalb Frankreichs gedruckt, kamen hier nur als Contrebande herein und konnten nicht frei cirkuliren, so daß sie allerlei Masken annehmen mußten, um der Kontrolirung durch die Polizei zu entgehen. Ueberdies lag die Masse des Volkes damals so viel wie Nichts, oder sie konnte gar nicht lesen. Nur in den Salons fanden jene Schriftsteller ihr Publikum; auf die große Menge aber waren sie auch ohne allen Einfluß. Ja, selbst unter den Gebildeten war zu jener Zeit die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Censur vorherrschend, und die ausgezeichnetsten Literaten fanden sich oft sehr gerührt, wenn ihnen das Censor-Amt übertragen wurde. Allerdings waren die Namen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. Rousseau's, in dem Munde aller Redner des Nationalconvents, aber die eigentliche Autorität und Popularisirung ihres Namens schrieb sich erst von der Zeit nach dem Ausbruche der Revolution her, während er bis dahin kaum einigen Freidenkern, die allen politischen Bewegungen fern standen, bekannt gewesen war.

Eine unmittelbare Ursache der Revolution von 1789 kann man also die von der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hervorgerufene Bewegung der Geister nicht nennen, die in der That selbst erst nach der revolutionairen Explosion zum Ausdrucke kam. Noch mehr, die Revolution ging überhaupt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, vom Volke, von den Massen der Städte oder der platten Landes, aus, sondern sie erhielt ihren ersten Impuls von der oberen Stufen selbst und hatte einen durchaus aristokratischen Ursprung. Ludwig XVI. war es, der mit den besten Absichten, die jedoch falsch verstanden

*) Histoire des Causes de la révolution française, par M. A. Granier de Cassagnac, Paris 1850. 3 tomes en quatre volumes.

und noch schlechter ausgeführt wurden, den Ideen der Revolution den ersten Vorschub leistete. Der König hatte, wahrscheinlich wie Kaiser Joseph II. durch das Beispiel Friedrich's des Großen verblendet, einer Anlage sich unterzogen, welcher er nicht gewachsen war, und sank unglücklicherweise auch unter seinen Ministern keinen Staatsmann, der übereigenen Geistes genug war, um die Hindernisse zu besiegen, die sich seinen guten Absichten entgegenstellten. Seine Reformplane riefen in Frankreich einen ganz ähnlichen Widerstand hervor, wie denjenigen, der nachmals die Reformen Joseph's II. in den österreichischen Niederlanden fanden. Die Parlamente waren es, die den Kampf mit dem Könige begannen, allerdings nach einer ganz anderen Richtung hin, als diejenige, die später eingeschlagen ward. Das Volk sprach sich für die Sache der Parlamente aus und nahm also Partei für die Beibehaltung des alten Regiments, während die Regierung, einmal in diesem Konflikte verwickelt, keinen Anstand nahm, zu gewissen revolutionairen Mitteln zu greifen, welche sich früher oder später gegen sie selbst kehren mußten. Herr Granier de Cassagnac citirt offizielle Aktenstücke, aus welchen hervorgeht, daß die Minister des Königs eine Menge von kleinen Schriften publiziren ließen, die geradezu an die Leidenschaften des Volkes sich wandten und damit einen Geist heraufbeschworen, der nachmals nicht wieder zu bannen war. Diese verwerfliche zur Unterstützung der königlichen Gewalt unternommene Appellation an das Volk war ein überaus unkluges Beginnen, denn letzteres wurde dadurch förmlich eingeladen, an Streitigkeiten sich zu betheiligen, deren zuletzt Zuschauer es bis dahin gewesen war; man brachte das Volk auf diese Weise zum Bewußtsein seiner Macht und gewöhnte es daran, sich als ein geschichtes Werkzeug derjenigen zu betrachten, die irgendwie einen politischen Zweck erreichen wollten.

In der That wechselten die Rollen unversehens. Die Regierung sand nur allzu bald in denjenigen, auf deren Beistand sie gerechnet hatte, ihre furchtbarsten Gegner. Zumeist war es den Manövern der Minister selbst zuzuschreiben, wenn die Generalstände (Etats Généraux) statt der Reformen, welche der König von ihnen erwartet hatte, ihm eine Revolution zuführten. Mit Recht bemerkt Herr Granier de Cassagnac, daß es vor allen Dingen die finanziellen Zustände des Landes waren, welchen abgeholfen werden mußte; diese Aufgabe allein nahm die ganze Umsicht der Regierung in Anspruch, die jedoch thöricht genug war, Neuerungen aller Art vorzunehmen und sich dadurch ihre Last noch bedeutend zu vermehren. Die mit einemmale dem Defizit des Staatsschatzes gegebene Publizität lieferte Besitzen gegen die Monarchie Ludwig's XIV., dessen gegebene Publizität lieferte Besitzen gegen die Monarchie Ludwig's XIV., den man, eben so wie seine Nachfolger, beschuldigte, die öffentlichen Gelder verschwendet zu haben, um Pensionen und Maitressen zu bereichern. Allerdings hatte die Gründung und Unterhaltung eines stehenden Heeres, die Erschaffung einer Marine und vieler anderen großartigen Institute in den letzten Zeiten der Monarchie sehr viel Geld gekostet; so, Ludwig XVI. war in diesen Bestrebungen während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges noch weiter gegangen, als seine beiden Vorgänger. Allein hatte nicht auch England damals schon in Folge des Krieges eine sehr bedeutende Nationalschuld? Inzwischen hatte sich damals des ganzen Landes eine Art von Schwindel bemächtigt, so daß nur über den schlechten Zustand der eigenen Finanzen geschrieen wurde, ohne daß man sich die Ursachen dieses Zustandes klar machte und ohne daß an die Mittel, ihm abzuhelfen, gründlich gedacht wurde. Die Verlegenheit und das Hin- und Herschwanken der Regierung machte die Revolutionaire immer kühner, und hieraus erwachsen nach und nach alle die Katastrophen, die durch die Einberufung der Generalstände herbeigeführt wurden. Nachdem einmal den Eingeweihten und politischen Fanatikern der Weg gebahnt war, stürzten sie sich mit Eifer auf denselben und bildeten bald eine um so furchtbarere Partei, als sie, da sie nach keinen bestimmten Plan hatten, alle ihre Kräfte lediglich darauf verwandten, die Gewalt zu schwächen, deren Spolie sie unter einander zu theilen dachten.

Herr Granier de Cassagnac folgt nunmehr dem weiteren Gange der Revolution, aus deren Geschichte er nachweist, daß sie, nachdem sich einmal die Massen ihrer bemächtigt hatten, deren Launen den Willen der Volksführer nothwendig beherrschten, einen ganz anderen Charakter bekam, als sie anfangs, selbst nach den Plänen dieser Führer, haben sollte. Namentlich hat die Gründung der Republik weder in der Girondisten, noch in der Montagnards ursprünglicher Absicht gelegen, und als die Republik proklamirt war, ist diese ebenfalls mehr dem Abhange, auf welchen man das unglückliche Frankreich gestellt hatte, als der Leitung irgend einer bestimmten Faction gefolgt. Der Verfasser liefert ein für jeden französischen Vaterlandsfreund gewiß sehr betrübendes Bild von den kleinen Intriguen, den verächtlichen Leidenschaften und den gemeinen Hebeln, welche die große Tragödie der Schreckensherrschaft in Bewegung setzten, um sie für sich auszubeuten. Ohne Mitleid reißt er den sogenannten Helden dieser Tragödie, die von so vielen Geschichtschreibern und namentlich auch von Lamartine mit einem falschen Nimbus umgeben werden, die Maske vom Gesicht. Unwillkürlich wird man durch seine Darstellung an die gemeinen Charaktere der französischen Revolution von 1848 erinnert. Und in der That hat auch ein großer Theil von Frankreich durch die Ereignisse der letzten Jahre von den Personen und Begebenheiten der ersten Revolution ein ganz anderes Bild bekommen, als man bisher dort hatte. Wenn die heutigen französischen Revolutionaire nicht die Gräuel und Abscheulichkeiten ihrer Vorgänger sich zu Schulden kommen ließen, so hat dies nicht an ihrem Willen oder an ihrer größeren Sittlichkeit, sondern lediglich daran gelegen, daß das Volk nicht mehr so ganz unerfahren und sittlich, wie vor sechzig Jahren, war und daher auch den Fanatismus der Guillotine nicht wieder bei sich aufkommen ließ.

Mannigfaltiges.

— Zur Theorie von der Geschwindigkeit des Lichtes. In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 6. Mai d. J. haben die Herren L. Foucault einerseits und Fizeau und Breguet andererseits Berichte über zwei verschiedene Beobachtungen hinsichtlich der relativen Geschwindigkeit des Lichtes in der Luft und im Wasser abgestattet. Der Apparat, dessen man sich bei beiden Beobachtungen bediente, war nach Arago's Angaben von Breguet angefertigt, doch hat auch der berühmte Akademiker das Experiment längeren Leuten überlassen müssen, da er, wie er sagt, durch den schlechten Zustand seines Augenlichtes verhindert ist, dergleichen Beobachtungen selbst anzustellen. Es besteht der gedachte Apparat in einem Rotationsspiegel, nach Art desjenigen, den Wheatstone erfunden und dessen sich Faraday zuerst zur Messung der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens bediente. Der Rotationsapparat des Herrn Breguet enthält einen kleinen Spiegel von zwölf Millimètres im Durchmesser, der eine Geschwindigkeit von mehr als zweitausend Umdrehungen in der Sekunde erlangen kann und mit leichtigkeit zweihundert bis funfzehnhundert Umdrehungen in der Sekunde macht. Das optische Experiment beruht auf der Rückkehr der Strahlen in ihren Fokus vermittelst einer doppelten Reflexion und auf der Abweichung des zurückgespiegelten Strahles gegen den ursprünglichen. Letzterer geht von dem leuchtenden Bilde im Fokus eines Glases aus, fällt durch das Objektiv auf den drehenden Spiegel, reflektirt von diesem normal auf einen feststehenden Spiegel, kehrt demnächst wieder zu dem drehenden Spiegel zurück, geht abermals durch das Objektiv und erscheint endlich von neuem im Fokus. Wir wollen hier nur des Experimentes überhaupt und des Resultates erwähnen, wonach die Geschwindigkeit des Lichtes eine viel geringere durch das Wasser, als durch die Luft ist, um daran eine Frage an Physiker zu knüpfen, die uns immer schon bei den Angaben über die Geschwindigkeit des Lichtes und über die nach Minuten, Stunden, Tagen, Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden zählende Dauer der Lichtreise, je nachdem der Strahl von einem näheren oder entfernteren Himmelskörper kömmt, auf dem Herzen gelegen hat. Die Geschwindigkeit des Lichtes wird von den Mathematikern nach Gesetzen berechnet, die augenscheinlich nur für unsere Atmosphäre Geltung haben. Wir ersehen aus jenen Beobachtungen französischer Physiker, daß die Geschwindigkeit des Lichtes durch die Luft eine viel größere, als die durch das Wasser ist. Dürfen wir nun nicht hieraus auch einen Schluß auf die unermeßlich größere Geschwindigkeit des Lichtes durch den Aether ziehen? Allen Berechnungen der Geschwindigkeit des Lichtes durch den Weltraum liegt die bekannte (zuerst durch Römer angestellte) Beobachtung des ersten Jupiters-Trabanten zum Grunde, dessen Licht uns um funfzehn Sekunden später sichtbar wird, wenn die Erde um 600,000 Meilen entfernter vom Jupiter ist. Gehen wir nun von der Ansicht aus, daß sich das Licht durch die Erd- Atmosphäre nach anderen Gesetzen, als durch den Aether bewege, so können wir auch annehmen, daß jene Differenz von funfzehn Sekunden auf 600,000 Meilen lediglich auf Rechnung der Erd- Atmosphäre komme, und daß die Differenz dieselbe bleibe, gleichviel ob der Lichtstrahl vom Monde des Jupiters, oder vom Neptun, oder vom Orion herkomme. Die Differenz des Sichtbarwerdens der Lichtstrahlen würde demnach nicht durch die relativen Entfernungen der Himmelskörper, sondern lediglich durch die Erdbahn bestimmt, und da das Maximum der Entfernungen der Erde auf ihrer Bahn vierzig Millionen Meilen beträgt, so könnte die Differenz der Zeit, in der ein Lichtstrahl, gleichviel von welchem Himmelskörper, durch die Erd- Atmosphäre den einen oder den anderen Punkt der Erdbahn erreicht, höchstens 16⅔ Minuten betragen. Daß wir die räumlichen Schwierigkeiten, die das Licht zu überwinden hat, nur in der Erd- Atmosphäre und nicht in dem Aether zu suchen haben, dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß wir überhaupt noch Himmelskörper sehen können, die Millionen Meilen von uns entfernt sind. Hätte der Lichtstrahl im Raume wirklich so viele Hindernisse zu überwinden, daß er Tausende von Jahren gebrauchte, um bis zur Erde zu gelangen, dann würde das menschliche Auge gewiß nicht diese Hindernisse gänzlich ignoriren und in einem Augenblicke den Strahl aufspiegeln können, der nur durch Jahrtausende zu ihm gelangen konnte. J. L.

— Ein Regiments-Hund. Holländische Blätter melden das Ableben des Hundes „Rebor", der sich seit dem Jahre 1827 im Gefolge des 3ten Infanterie-Regiments befunden, das jetzt zu Maestricht in Garnison steht und das er auf allen seinen Märschen in Krieg und Frieden stets begleitet hatte. Er war mit dem Regimente in der Antwerpener Citadelle, als diese von den Franzosen belagert wurde, und ward hier durch einen Handgranatschuß an einer Pfote schwer verwundet, so daß er fortan hinkend blieb. In Maestricht kannte man ihn allgemein als den „Regiments-Hund", und die Soldaten betrachteten ihn stets als ihren vierbeinigen Kameraden. Rebor war 24 Jahr alt, als er zu Maestricht am 17. März d. J. verstarb. Nachdem sein Körper eine angemessene Zeit in Parade ausgelegen, wurde er innerhalb der Festungswälle feierlich beerdigt. Sechs Soldaten trugen ihn in einem weißausgeschlagenen Sarge und ein großer Theil der Garnison war im Gefolge. Ueber dem Grabe wurde die den Kriegern, welche Schlachten beigewohnt, gebührende Salve abgefeuert, während die Sänger General Chasse's Lieblingslied anstimmten. Alle übrigen Hunde der Garnison trugen, als Zeichen der Trauer, schwarze Halsbänder mit weißen Rosetten. Der Hund des Regiments, auf welchen die Würde Rebor's nunmehr übergeht, und der auch im Leichengefolge war, ist bereits vor Allem so bösköpfig, daß ihn die Soldaten eine Brille angeschafft haben, vermittelst deren er im Stande ist, seinen Posten vor der Kaserne mit der erforderlichen Aufmerksamkeit zu bewachen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 25 Silbergr. halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 89. Berlin, Donnerstag den 25. Juli 1850.

England.

Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

In Nr. 30 und 31 des Magazins von diesem Jahre findet sich ein Bericht über George Fox, den ersten Quäker. Versuchen wir nun, hier einen Ueberblick von der Entstehung und Entwickelung dieser Religionssekte zu geben, so berufen wir uns dabei in dem, was das Leben und die Schicksale ihres Stifters betrifft, auf jenen früheren Artikel, fügen nur Einzelnes hinzu, was dort fehlt, und aber als nothwendig erscheint, um einen so ungewöhnlichen Charakter richtig zu beurtheilen und zu verstehen, was ihn befähigte, den Gedanken, dem er sich in der Verzückung geweiht hatte, in weiterem Umfange zu verwirklichen, wenn auch nicht in dem Umfange, welchen er für möglich hielt.

George Fox wurde im Jahre 1624 zu Drayton in der Grafschaft Lancaster geboren. Er war der Sohn eines Webers und lernte nur lesen und schreiben. Von frühster Kindheit an zeigte er ein sanftes, ernstes, zur Melancholie geneigtes Gemüth, mochte nicht spielen, wohl aber zu seiner höchsten Freude in der Bibel lesen. Ueber seine Frömmigkeit verwundert, wollten ihn seine Aeltern dem geistlichen Stande bestimmen; er weigerte sich dessen aber, und man gab ihn mit zwölf Jahren zu einem Schuster in die Lehre, der gleichzeitig mit Vieh handelte. Dort waren seinem jugendlich ansdächtigen Gemüth die gottesläſterlichen Reden der anderen Lehrlinge so widerwärtig, daß er sich bei der Arbeit in irgend einen Winkel zurückzog. Ja, bald verließ er die Werkstatt ganz und hütete die Herden seines Herrn. Auch in dieser neuen Lage fand er nicht Ruhe, und da er durch seine Familie einige Mittel besaß, entschloß er sich, jeden Stande zu entsagen. Einen Tages, da er, zwanzig Jahre alt, durch die Felder irrte, erfaßte ihn mächtiger Schrecken über die Blindheit und Verderbtheit der Welt, und er fragte Gott unter Thränen und Gebet, wie er sich vor ihrem verlockenden Versuchungen wahren könne. Da gebot ihm eine Stimme, sich von allen Menschen, den jungen wie den alten, zurückzuziehen und ihnen ein Fremder zu werden.

Er verließ Angehörige und Freunde und wandelte wie eine gequälte Seele umher. Vom Haupt bis zu den Füßen in Leder gekleidet, verschloß er sich jetzt in sein Zimmer und brachte dann wieder ganze Tage in einem hohlen Baume zu, faßte, deutete, las in der heiligen Schrift und hatte Stunden völliger Entmuthigung. Einige Geistliche, an die er sich wandte, konnten oder wollten ihm keinen Trost geben, und er wünschte oft, er wäre gar nicht oder doch taub und blind geboren, damit er der Menschen Lästerungen nicht erführe. Endlich sagte ihm ein innerer Ruf, er solle nicht auf Menschen, wohl aber auf Christus hoffen, der für unsere Sünden gestorben sey, ihn erlösen könne und werde. Dieser Christ sey lebendig in eines Jeden Herzen, auch in dem seinen, und was in uns dem Gedanken widerstrebe, am Kreuze zu sterben und Gottes Willen zu thun, sey das Fleisch. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, begann Fox von da an Buße und Anbauung guter Werke zu predigen, doch erst ein Jahr später betrachtete er sich zum Apostel-Amt berufen und vom heiligen Geist erfüllt. Diese Berufung war, wie er selbst erzählt, durch eine Vision an ihn ergangen, nach welcher er vierzehn Tage in Beschauung versunken blieb, während sein Körper wie todt war, seine Seele in Verzückung Gott und Ewigkeit schaute. Er zog sich in das Thal von Bevor zurück, und dort wurde ihm ohne Hülfe eines Menschen oder Buches durch innere Erleuchtung die Mission klar, die er zu erfüllen habe.

In der Zeit, wo Fox lebte, war Nachdenken über religiöse Zustände so allgemein verbreitet, daß Personen aus allen Ständen sich berechtigt und berufen fühlten, ihre Ansichten in diesem Gebiete auszusprechen und geltend zu machen. Im politischen und öffentlichen Leben dagegen waren Ruhmsucht und Vortheile die vorzugsweise leitenden Prinzipien. Beides drängte nicht nur den Pöbel zu Fox dahin, ein Reformator werden zu wollen, sondern es machte auch die Massen empfänglich für eine Predigt, welche, mehr als irgend eine andere, schlichte, ganz ungebundene Gottesverehrung und Verachtung aller weltlichen Dinge lehrte.

Die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Offenbarung war in Fox über jeden Zweifel erhoben, daher weckte seine Begeisterung in Anderen eine gleiche Flamme, sein Muth in Anderen gleiche Selbstverleugnung. Daß diese Flamme jedoch zu einem Feuer wurde, welches sich weit und weiter verbreitete und nicht wieder gelöscht werden konnte, lag darin, daß er mit einer durch nichts zu dämpfenden Donnerstimme eine Idee aussprach, die in Vielen dunkel geschlummert hatte. Die Dogmen der Theologen, wie die Listen und Fallschheiten der Welt, waren ihm ein Gräuel. Die Offenheit und Wahrhaftigkeit, mit der er dagegen auftrat, errangen ihm in mancher schweren Stunde den Sieg und wurden ein Hauptprinzip seiner Lehre, indem er und seine Schüler für alle Zeit dem Truge feind blieben. Diese Lehre war aber nicht nur im Kampfe gegen das Böse in der Welt, sondern auch gegen dessen Bräuche und Vorschriften. Er verbot, je einen Eid zu leisten, weil Ja Ja und Nein Nein sey und seyn müsse, verbot, Blut zu vergießen, weil dies wider Gottes Befehl sey, und somit den Krieg. Den Gehalt der Professoren und Geistlichen, die das Evangelium verkunden, erklärte er für eine Erfindung menschlicher Habgier und Ruhmsucht, und alle Rechtsstreitigkeiten für Verlauf und Lüge, erklärte sich berufen, die Menschen von der Eitelkeit und Unwahrheit und dem Schwert des Richters zu erlösen, erklärte, daß ihm befohlen sey, Jedermann, ob hoch oder gering, ob Mann oder Weib, Du zu nennen; Niemanden guten Tag oder guten Abend zu sagen, sich vor Niemanden zu verbeugen und vor Niemanden den Hut abzunehmen, da dies Alles Dinge wären, welche Gott tief verachten würde, Ehrenbezeugungen, welche die Stolzen von ihresgleichen forderten, ohne die Ehre zu suchen, die von Gott kömmt. Er ließ seine Art von kirchlicher oder gottesdienstlicher Einrichtung gelten; er verdammte die Universitäten und alle Anstalten, welche bestimmt sind, Irrthum und Unwissenheit aufzuhelfen, weil der Christ Gott allein im Geiste anbeten solle, und schaffte alle Sakramente, alle Feste und alle frommen Gebräuche ab, deren die menschliche Schwachheit bedarf, um sich dem Heiligen zu nahen. So strikt er wider alles in der Welt Bestehende, und seine Lehre war demnach eine verneinende; was er dagegen aufrichtete, war das Gebot: stets Umgang mit Gott ohne irgend eine Vermittlung zu suchen, in dem Glauben, daß er bei solchem Umgange sich selbst dem Menschen offenbare, ihm sage, was er zu thun habe, und aus ihm rede; war das Gebot, dieser Stimme Gottes zu lauschen und ihr unbedingt zu folgen in dem, was sie in den Augenblicken der Eingebung in uns oder durch Andere zu uns spricht; war das Gebot, zu der wahren Religion zurückzukehren, zu dem Geiß, der die Schrift diktirt hat, Weiser, Witwen und Fremde zu besuchen und sich von aller Verderbniß frei zu erhalten; war das Gebot, nach dem höchsten Ideal der Tugend zu ringen, das heißt der Tugend, die ihm als das einzige richtige Ziel aller menschlichen Bestrebungen erschien. Die Erkämpfung dieses Ideals hielt er für erreichbar. Er glaubte an eine vollkommene Kirche von Heiligen, die alle menschlichen Satzungen und Staatseinrichtungen unnöthig mache, und glaubte, diese werde auf dem Wege auferbaut, den er vorzeichnete. Die Stimme, welche er in seinem Innern vernommen hatte, war ihm ein geheimnißvoller Christus, den Jeder in seinem Herzen trägt, ein Orakel, welches nimmer trügen kann, welches in den Starken, wie in den Schwachen, in Mündigen und Unmündigen, in Männern und Frauen redet und den, welcher sich ihm ganz hingiebt, zu Adam's Reinheit vor dem Sündenfall zurück, ja, zu einer höheren Stufe, zu der Vollkommenheit Jesu, führt. Was daher noththue, um den Menschen zu heiligen, sey allein, daß man ihn freimache von allen sozialen Regeln und Verbindlichkeiten, welche ihn hindern, dieses Orakel zu vernehmen und ihm zu gehorchen.

Die Verbreitung einer solchen Lehre mußte auf vielfachen Widerspruch weltlicher Macht stoßen, obwohl sie nicht nach äußerer Gewalt strebte und ihre Anhänger rechtschaffen, keusch und gewissenhafte Beobachter des Gesetzes waren.

Wie Fox verfolgt worden war, geschah auch seinen Schülern, und der Quäker-Fanatismus stieg unter Nachstellungen und Bedrängnissen in solchem Grade, daß er vielfach ausartete und den Verfall dieser, wie jeder Schwärmerkette, herbeiführen drohte. Die Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar zu den Gläubigen und aus ihnen rede, brachte die wunderbarsten Erscheinungen hervor, und waren dies auch in gewissem Sinne Verirrungen Einzelner, so konnte doch die Bekehrungssucht der „Freunde" kein Maß. Sie betrachteten sich wie ein erwähltes Volk, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und verschmähten sie auch jede Theilnahme an eiteln menschlichen Bewegungen, so machten sie es sich doch eben so sehr zur Pflicht, Bräuche und Sitten zu verachten, die Abgaben bei den Zehnten zu verweigern, der Menge die bestehenden kirchlichen Einrichtungen als verabscheuungswürdig darzustellen, kurz, durch die Macht ihres Wortes so sehr in alle Zustände und Verhältnisse einzugreifen, daß sie ihr Verhalten ändern oder unterdrückt werden mußten.

Die Zeßter und Mißgriffe der ersten Quäker fielen schwer auf ihr Haupt zurück. Der Eigensinn ihrer Widersacher trat ihrem Eigensinn entgegen, und der ungewöhnliche Haß, den sie gewedt hatten, fand in den Verordnungen des langen Parlamentes eine scharfe, schneidende Waffe zu ihrer Bekämpfung. Die unter Cromwell verkündete Geistesfreiheit minderte ihre Noth nicht. Anstatt

For' Schüler als Ketzer zu verfolgen, verfolgte man sie als Friedensstörer. Richteten sie eine Ermahnung an eine Kirchengemeinschaft, so wurden sie wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes festgenommen, predigten sie auf den Straßen, so hieß es, sie hätten Aufruhr erregt, traten sie mit bedeutem Haupte vor den Magistrat, so verurtheilte man sie zu Gefängniß und großen Geldstrafen, ja, ihre Feinde nutzten das Gesetz gegen Bagabunden und Störer der Sonntagsfeier, um sie einsperren und öffentlich durchpeitschen zu lassen.

Bei der Rückkehr Karl's II. blieb ihre Lage fast dieselbe. Die Zusage freier Religionsübung gewährte ihnen nur kurze Frist, und hatte man sie früher angeklagt, die Republik stürzen zu wollen, so beschuldigte man sie nun derselben Verbrechen wider den Thron; 1660 verbot ein königliches Dekret den Quäkern wie den Anabaptisten sich zu versammeln, und sie wurden, wo dies bemerkt geschah, mit Waffengewalt aus einander gesprengt, ihre Mitglieder wurden den Volksmißhandlungen, ihre Häuser der Plünderung preisgegeben, und man warf sie zu Hunderten in Kerker. Als sie sich von dem Bedachte des Aufruhrs völlig gereinigt hatten, wurde das alte Gesetz von Jakob und Elisabeth gegen sie zur Anwendung gebracht, welches Jeden mit schweren Geldstrafen belastet, der den Sonntagsgottesdienst nicht besucht und sich weigert, den Eid des kirchlichen und weltlichen Gehorsams zu leisten. Das Konventikel-Gesetz fand bei ihnen strengere Anwendung, als bei den andern Dissidenten, und bei den Richtern Gelegenheit zu rachsüchtigen Urtheilen: 1662 füllten 2200 Glieder ihrer Gesellschaft die Gefängnisse, und in den letzten Regierungsjahren Karl's II. stiegen ihre Leiden immer höher. Der König zeigte sich zwar persönlich ihren Bittschriften geneigt und befahl, Einige von ihnen freizugeben, statt dieser aber wurden nur Andere festgenommen; 1663 bekundeten sich nicht weniger als 700 in den verschiedenen Arbeitshäusern und wurden den Freunden allein, als Strafe für verstummten öffentlichen Gottesdienst, 16,400 Pfd. St. abgenommen. Hiernach kann man berechnen, welche Summe die Bereicherung der Angabe des Zehnten sie kostete. In einem Falle stiegen Beschlagnahme und Gerichtskosten bei einer Schuld von funfzehn Pfd. bis zu achtundvierzig Pfd. St. Man begnügte sich nicht, die Waaren in ihren Magazinen und die Aernten auf ihren Feldern feilbieten zu lassen, man verpfändete sogar die Betten der Kranken und Schwachen.

Bei einem solchen Verfahren der Gerichte braucht nicht geschildert zu werden, welche Behandlung die niedere, ungerügerte Beköstlerung sich gegen die Verfolgten erlaubte. Sie jedoch ermüdeten nicht. Während die Strafgesetze allmälig die übrigen Sekten erstickten, konnten sie nicht hindern, daß die der Quäker sich schnell ausbreitete, und Barclay konnte mit Stolz in seiner Rede an Karl II. sagen: „Nie hat die Gesellschaft der Freunde sich in dunkle Winkel verflecht, nie haben ihre Glieder, wie die der übrigen Dissidenten, heimliche Versammlungen gehalten. Man hat keiner Spione oder Angeber bedurft, um sie aufzusinden, konnte gewiß seyn, sie jeden Tag zur bestimmten Stunde am bestimmten Orte zur gemeinsamen Gottesverehrung vereint zu finden."

In einem Winter, wo es so kalt war, daß die Themse fror, versammelten sie sich drei Monate lang unter freiem Himmel auf den Ruinen ihres zerstörten Gebetsaales. Waren die Männer eingekerkert, so kamen die Frauen allein, nahm man diese fest, so erschienen an ihrer Stelle die Kinder. Sicherlich liegt etwas Großartiges in der übermenschlichen Ausdauer, mit welcher diese Menschen sich das Bürgerrecht ohne Drohungen, ohne Aufklärde, ja, selbst ohne erlaubte gesetzliche Vertheidigung erkämpften. Alle ihre Hauptführer: Fox, Whitehead, Burrough, Anderton und Penn, haben sich unwandelbar gegen jeden Gebrauch von Gewalt ausgesprochen. Die Geschichte erzählt von keinem Quäker, der sich zu ihrer Anwendung berechtigt glaubte, und man weiß nur von Einem, der Schlag mit Schlag vergalt. Zu Colchester sprang die Klinge vom Säbel eines Soldaten, während er einen Quäker schlug; dieser hob sie auf und gab sie dem Kriegsmanne mit den Worten: „Ich wünsche, daß du Herr Dir Dein Thun am heutigen Tage nicht in Rechnung bringst." In diesem Sinne haben sie und handelte die ganze Gesellschaft, ohne deshalb ihre Sache je zu verleugnen. Vor dem Tribunal, wie im Kerker, in ihren Versammlungen, wie in ihren Schriften, redeten und handelten sie menschlich. Gnade suchten sie nie. Der Ungesetzlichkeit rückten sie das Gesetz vor, richterliche Gewaltsamkeit widerlegten sie, indem sie ihre Unrechtmäßigkeit und Grausamkeit aus Licht brachten, an das Parlament oder an die öffentliche Meinung appellirten; vornehmlich aber forderten sie für Alle die Duldung, welche sie für sich in Anspruch nahmen. Von diesem Zeitpunkt sind sie nie gewichen. In ihren qualvollsten Zeiten hatte sie Karl II. eben so dringend um die Befreiung der anderen Verbrüderungen, wie um die ihrer eigenen Mitglieder, und Penn verlangte in derselben Schrift, in welcher er die Lehrsätze der Katholiken widerlegte, man solle sie freigeben; schrieb in seiner ersten Gefangenschaft eine Abhandlung, in der er zu beweisen strebte, daß vollkommene Gewissensfreiheit mit öffentlicher Ruhe völlig vereinbar sey, daß nichts gezeigneter wäre, die entgegenstehenden Interessen zu mildern, als eine vorurtheilsfreie Gesetzgebung, die Jedem sein Recht als englischem Unterthan sichere, und eine Staatsregierung, welche eben so eifrig strebe, sich zwischen den verschiedenen religiösen Parteien im Gleichgewicht zu erhalten, als die Entwickelung der praktischen Religion zu fördern.

Zur Zeit, als solche Lehren gepredigt wurden, hatte die von Fox gestiftete Gesellschaft der Freunde manche allmächtige Umänderungen erfahren, von denen wir noch einiges Weitere zu berichten denken. Die Verfolgungen der Sekte ändern mit dem Falle König Jakob's. Das Parlament unterließ nicht in Folge der Revolution von 1688, die Strafgesetze gegen sie aufzuheben, und sie erfuhren von jener Zeit an nicht nur keine Nachstellungen mehr, sondern erzielten auch einzelne Vorrechte, besonders das der Entbindung vom juristischen Eid. Ihr Ja und Nein war unverbrüchlich und wurde dafür anerkannt. Auch vom Kriegsdienste blieben sie frei. Nur die Abgabe der Zehnten, die sie standhaft verweigerten, zieht hinan noch jetzt mitunter Strafen zu, die sich indeß darauf beschränken, die gesetzliche Summe mit Beschlag zu belegen.

Können wir nach Allem, was in dem Vorhergehenden berichtet ist, uns nicht verwundern, daß die Quäker-Sekte große Verfolgungen erdulden mußte, so dürfen wir um so mehr erstaunen, daß sie endlich nicht nur geduldet, sondern anerkannt und mit der öffentlichen Ordnung verträglich wurde, obgleich sie ihre eigentlich mystische Richtung beibehielt, die für zerstörend galt, weil sie Jedem das Recht einräumte, in dem, was er glaubte und that, ganz der inneren Stimme zu gehorchen. Wie der Geist der Zeit die früheren Verfolgungen geschärft hatte, so wirkten jetzt die überall sich kundgebenden, nach Selbständigkeit ringenden Bestrebungen in Staat, Wissenschaft und Kirche zur Nachsicht gegen eine bis dahin dort bedrohte Verbrüderung mit; sie aber auch hatten ihre Lehre mehr mit dem in Einklang gebracht, was ihr dauerndes Bestehen ermöglichte. Hierüber mit über die Glaubensartikel der jetzigen Quäker giebt Barclay's Apologie volle Aufklärung. Weder ihre Dogmen, noch ihre Disziplin wurden geändert; Barclay begann jedoch dem Quäkerthum eine christlichere Form zu geben. For' innerlicher Christus, dieses geheimnißvolle Orakel, welches unerachtet seines Namens eben so gut die natürliche Moral der Deisten oder der göttliche Erguß der Neu-Platoniker, wie die Stimme des heiligen Geistes, seyn konnte, blieb nicht länger in undeshimmtes Dunkel gehüllt. Eben so entschieden, wie er die Ueberzeugung von der Gnadenwahl zurückwies, erklärte er sich gegen die Annahme von einer Macht im Menschen, welche ihn befähige, durch sich selbst Glauben und Gerechtigkeit zu gewinnen. Mit Ekam, sagte er, ist die Menschheit der Sünde verfallen. Keiner vermag durch eigene Kraft Gutes zu thun; Christus aber ist für Alle gestorben, und durch ihn können Alle wiedergeboren und erlöschet werden, ja, sie zu höchstem Erkennen und Vollkommenheit erheben. Was er hinzufügte, war nur, daß im Herzen eines Jeden die Macht rube, welche ihn belehre und reinige. Die heiligen Schriften seyen zwar unwiderlegbar, doch nur das Wasser der Quelle, nicht der Quell selbst; nur die innere Offenbarung befähige den Menschen, sie zu verstehen, sie allein sey wirksam: kein Text könne gegen sie geltend gemacht werden, wie sie keiner Bestätigung durch Textbeweise bedürfe. Nichts Unbestimmtes also mehr. Barclay erkennt die Dreieinigkeit, die Wiedergeburt, die Autorität des alten und neuen Testamentes an; der innerliche Christus ist die durch Jesu Bedeutend erworbene Gnade.

(Fortsetzung folgt.)

Sir Robert Peel.

(Nach John Lemoine.)

(Schluß.)

Obwohl durch dieses zeitgemäße Zugeständniß der Katholiken-Emancipation gewidert, war die von Paris ausgehende Erschütterung noch immer heftig genug, um das englische Ministerium zu stürzen, die Parlamentsreform im Sturme durchzusetzen und die Torypartei in die Luft zu sprengen. Wellington und Peel traten im November 1830 aus dem Ministerium, nachdem sie zuerst in Europa die von der Juli-Revolution geschaffene Regierung anerkannt hatten. Von da beginnt die glänzendste Periode in der rein parlamentarischen Laufbahn Sir Robert Peel's. Gewiß war er nirgends größer als in der Regierung und in der Verwaltung; aber als Redner und Parteihaupt errang er die schönsten Erfolge von 1832 bis 1841, d. h. von der Reformbill bis zu seinem Wiedereintritt in das Kabinet. Noch jüngst feierte ein Mann, der diese Kämpfe zu würdigen versteht, Lord John Russell, dieses Verdienst seines berühmten Gegners in folgenden Worten: „Es sey mir vergönnt, hier an einen Theil seiner Laufbahn zu erinnern, dem man vielleicht nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren läßt; ich meine die Periode, die zwischen 1832 und 1841 liegt. Nach den Kämpfen, welche der Annahme der Reformbill vorhergegangen waren, konnte man sicherlich, was die Gegner derselben aus Entmuthigung oder aus Verdruß den öffentlichen Angelegenheiten der Rücken kehren und den Kampf der Meinungen und der Stände bis zu einem Punkt fortschreiten lassen könnten; der das Land in Gefahr gesetzt haben würde. Sir Robert Peel war der Mann, der dieses Unglück verhinderte. Obgleich er die Reformbill bekämpft hatte, so trat er doch muthvoll den neugeschaffenen Verhältnissen gegenüber. Er suchte neue Anhänger für die Grundsätze zu gewinnen, die er mit Beredtsamkeit zu vertheidigen wußte, brachte die einzelnen Staatsgewalten wieder zur Uebereinstimmung und fürchtete sich nicht, an das Urtheil des Landes zu appelliren." Es bedurfte allerdings eines großen Muthes, eines großen Entschlusses und einer großen Festigkeit, um aus den Trümmern des alten Torysimus wiederum eine mächtige Partei zusammenzufügen. Die ersten Buchsen, welche nach der Reformbill erfolgten, hatten die Torypartei wie ein Sturmwind hinweggefegt. Lord John Russell sagte, daß es nur noch der Hand einer Fraktion wäre (the whisper of a faction), und Lord Brougham in einem Anfalle gesunder Sarkasmus rief, über den Sieg der Seinigen befragt: „Wir werden zu stark" (We shall be too strong!). In diesem Zustande las Sir Robert Peel ein Stück seiner Partei nach dem anderen auf; aber mit dem sicheren Blick in seine Zeit, der ihn stets begleitete, erkannte er, daß die Herrschaft des alten Torysimus vorüber sey; er blickte kühn in die Zukunft und begann seine Umgestaltung, welche aus der Torypartei die konservative Partei machte. Dieses Werk der Reorganisation, ein Meisterstück der Geduld, der Ausdauer, des Muthes, der Geschicklichkeit und der Beredtsamkeit, hat ihm die Bewunderung aller derer errungen, welche, wie Lord John Russell, in der großen Schule des Parlamentes sich herangebildet haben. Es war das Werk von zehn Jahren, und es verdient volle Bewunderung, daß Sir Robert Peel sich darein ergab, nicht eher die Regierung zu übernehmen, als bis sie ihm gleichsam von selbst entgegenkam. Die Dauer seines Ministeriums von 1835 war kurz; als der Herzog von Wellington ihn aus dem Sturbelrief, trat er wider seinen Willen an die Spitze der Regierung und führte während einiger

Monate einen eben so glänzenden, als verzweifelten Kampf, weniger in der Absicht, frei Ministerium zu halten, als um die neuen Lehren seiner Partei vor dem Lande zu entwickeln. Er stellte das Programm ejner konservativen Politik für die Zukunft auf. Als er aus dem Kabinet schied, war er zehnmal stärker, als bei seinem Eintritt. Die Wahlen hatten ihm einen Zuwachs von mehr als hundert Stimmen gegeben, und er setzte seinen Zeitzug mit verdoppelter Kraft und erneuter Beredtsamkeit fort. Tag für Tag sah er mit sicheren, wenn auch langsamen Schlägen einen Stein aus dem ministeriellen Gebäude bis zu dem Augenblicke, wo er es in Breche setzte und als Sieger in den Platz einzog.

Er übernahm die Regierung, von einer Majorität getragen, welche die der Whigs nach der Reformbill erreichte. Kaum jemals sand sich in einem freien Lande eine so große Gewalt in den Händen eines Mannes; denn er war allein, er dachte allein, er entschied allein, er handelte allein. Die seine Freunde, wie sie seine Gegner, war er ein Räthsel, aber ein Räthsel voller Verheißung. Das Land glaubte an ihn und hing aufmerksam an seinen Lippen; es wußte kaum, was es zu erwarten hätte; aber es versprach sich Hülfe und Linderung seiner Noth. Der Staatsschatz war leer und sank immer tiefer in den Abgrund des Defizits: der Strom der Einnahmen war versiegt; es bedurfte einer Zauberruthe, um aus den dürren Felsen den Quell des Goldes hervorzulocken. Die Handlungen Sir Robert Peel's zu jener Zeit hatten etwas Theatralisches. Die Darlegung seiner Pläne erschien stets wie eine Ueberraschung, wie eine Offenbarung; denn er theilte sie selbst seinen Freunden nicht mit. Er begann damit, durch Uebereinkünfte der Einkommensteuer eine verhaßte Erinnerung aus den unglücklichen Zeiten des europäischen Krieges nach zu rufen; aber er verband dieses heroische Mittel, welches übrigens die kleineren Vermögen verschonte, mit einer Herabsetzung der Steuern auf viele Gegenstände der Consumtion und eröffnete damit den Weg zur Vereinfachung des Steuersystemes.

Allein die Krone seines Wirkens war die Abschaffung der Kornzölle und die allgemeine Reform des Handelsgesetzbuches, mit einem Worte, die Begründung des Freihandels. Diese großen Maßregeln sind an den Namen Peel unauflöslich geknüpft; sie umgeben ihn mit einem Glanze, welchen die Zeit nur erhöhen kann; denn die friedliche Revolution, welche der große Staatsmann durchgeführt hat, besindet sich jetzt erst in den Anfängen ihrer Entwickelung und ihrer Wirkung. Auch diesmal offenbarte sich der vorhersehende Instinkt Sir Robert Peel's als eine politische Genialität. Es ist unzweifelhaft wahr, was Lord John Russell öffentlich ausgesprochen hat, daß England seinen Frieden inmitten der allgemeinen europäischen Erschütterung von 1848 den kühnen Reformen Sir Robert Peel's zu danken hat. Ohne die Wohlfeilheit des Brodes, ohne die Wohlfeilheit des Lebens, ohne das Bewußtseyn, daß die regierende Klasse ihre Pflichten gegen die regierte erfülle, hätte England vielleicht seine Explosion gehabt, wie der Kontinent. Wenn im Augenblick des allgemeinen Brandes die Anti-cornlaw-league nicht durch ihren eigenen Triumph aufgelöst worden wäre, so hätte dieses Volksparlament zum Mittelpunkte dauernder Unruhen werden können, welche der Chartisten-Demonstration vom 10. April leicht einen andren Ausgang gegeben hätten. Aber in der Vollführung dieser Thaten, welche seinen Ruhm begründet haben, mußte Peel wiederum seine Partei und seine Freunde opfern. Die große konservative Partei, welche er mit so vieler Mühe reorganisirt hatte, benutzte er wie sein Werk und wie sein Eigenthum. Zehn Jahre hat er gebraucht, um sie zu sammeln; er zerstreute sie in wenigen Tagen. Von nun an hatte er keine andere Partei, als die Nation.

Sir Robert Peel schöpfte seinen Muth und seine Kraft aus zwei großen Quellen, aus dem Gefühle seiner Pflicht und aus dem Bewußtseyn seiner Unabhängigkeit. Er war entschlossen, Alles zu wagen und Alles zu opfern, wenn es galt, Etwas zu erreichen, das er für gerecht und nothwendig hielt. Dabei genoß er jener Unabhängigkeit, welche nur ein ungeheures Vermögen gewähren kann. Er strebte nicht nach der Regierung; er konnte seine Partei entbehren, während seine Partei ihn nicht entbehren konnte. Er wußte, als er jene großen Reformen vorschlug, daß sie ihm das Portefeuille kosten würden; aber er schritt kühn voran. Die Apostel einer neuen Lehre sind stets ihrem Beruf zum Opfer gefallen, und so sagte Sir Robert Peel, als er aus dem Kabinet schied: „Wenn ein Ministerium Maßregeln vorschlägt, welche scheinbar mit seinen früheren Ueberzeugungen in Widerspruch stehen und es dem Vorwurf der Inkonsequenz preisgeben, so ist es für das Beste des Landes, wie für die Verstetigung des öffentlichen Lebens, wünschenswerth, daß diese Maßregeln den Fall dieses Ministeriums gleichsam als Buße mit sich führen." Er siel also, aber sein Fall war ein Triumph; von dem Groll der Parteien gestürzt, siel er in die Arme der Nation, welche ihn mit Begeisterung aufnahm. Man hat mit Recht gesagt, daß, wenn zu jener Zeit das englische Volk einen Mann zu wählen brauchen worden wäre, Sir Robert Peel ohne Zweifel eine ungeheure Stimmenmehrheit erhalten haben würde. Diese Thatsache allein beweist, daß er eine Revolution vollbracht hatte.

Indem Peel die Parteien der Torys und der Whigs auflöste, hat er der alten britischen Constitution, wie sie von der Tradition überliefert war, einen Stoß von unberechenbarer Wirkung gegeben. Er hat jenes parlamentarische Gleichgewicht aufgehoben, jenes bequeme System, nach welchem die Geschicke des Landes in den sashionablen Klubs von wenigen einflußreichen Männern entschieden wurden; er hat das oligarchische System gestürzt, welches einer seiner geistreichsten Gegner als das „System von Benedig" bezeichnete. Darin hat er das Werk Pitt's fortgeführt; denn diese Tory-Minister, welche man auf Grund ihres Namens den Prinzipien des Absolutismus zugethan wähnte, zeigten sich viel volksthümlicher, als die großen Liberalen der Whigpartei. Die reinen und echten Whigs hängen an der Revolution, weil sie dieselben ihre Stellung verdanken; sie lieben die Freiheit, aber nicht mehr als ihren Stammbaum; sie werden in der Anbetung des Namens erzogen, den sie später zu fluchen haben, und sind auf das innigste überzeugt, daß das Land nur durch ein Dutzend großer Familien, durch einen kleinen Stamm Auserwählter regiert werden kann. Schon Pitt erschütterte diese stolze Oligarchie, indem er das Oberhaus mit Emporkömmlingen und Bürgern überschwemmte; Peel gab ihr den Todesstreich, indem er seinen Stützpunkt außerhalb der parlamentarischen Combinationen suchte und auf dem festen Boden des ganzen Volkes Fuß warf. In gewisser Beziehung steht er näher zu Cobden, als zu Lord John Russell. Er würde sich keine Gewissensstöße gemacht haben, einen Mann aus dem Mittelstande mit einem Minister-Portefeuille zu betrauen; aber Lord John Russell aus dem Hause Bedford und die andren großen Whigs würden nicht leicht in ihren Verband einen Mann aufnehmen, der keiner großen Familie der Aristokratie angehört und keine Verwandtschaft mit dem Russell und dem Algernon Sydney des 17ten Jahrhunderts hat. Sir Robert Peel ist also in vieler Beziehung als ein Zerstörer der alten britischen Ordnung aufzutreten. Daß fühlte die Aristokratie, und deshalb widerstrebte sie ihm; aber er riß sie mit sich fort, wie der Geist des Jahrhunderts ihn selbst fortriß. Er blieb von dem stummen oder ausgesprochenen Zorn der Großen unerschüttert, weil er sich von dem Steome der öffentlichen Meinung getragen fühlte. Er wußte es mit Genauigkeit zu berechnen, wann eine Idee die Mehrheit im Lande erhalten hatte, ohne sie noch im Parlamente zu besitzen. Er schöpfte seine Macht aus dem Bedürfniß der Massen, und mit dieser Macht ausgerüstet, beugte er das Haupt der Parteien und der Coalitionen. Allein er brauchte niemals ein revolutionaires Mittel; er verlegte niemals den Kampfplatz außerhalb des Parlamentes, denn niemals zeigte Jemand mehr Achtung für die Einrichtungen des Parlamentes, als er. Er ließ nur einen moralischen Druck wirken; er gab den Säulen zu verstehen, daß es Zeit sey, nachzugeben, und sie gaben nach, wenn auch mit Widerstreben. Gerade, weil Peel namentlich in der letzten Zeit seines Lebens nur die allgemeinen Bedürfnisse des Landes, nicht aber die Interessen einer Klasse vertreten wollte, gerade deshalb verlor er die Anhänglichkeit der Parteien. Alle verehrten und schonten ihn; keine liebte ihn. Einsam im Gedanken, selbständig in der Handlung, entbehrte er leicht diese wärmeren Sympathieen, die ihm versagt wurden. Niemals befand zwischen ihm und seinen politischen Freunden jenes innige Band, welches begeisterte Anhänger an Fox und an Lord Grey fesselte, wie Lord John Russell sich deren jetzt zu erfreuen hat. Aber Peel war ein solcher Minister, a safe minister. Die Bank, die Börse, der Handel, Alles, was unter den Händen der Whigs zitterte, beruhigte sich in den seinigen. Seine Politik erhielt stets die Weihe des Erfolges, und der Erfolg kömmt nicht von selbst. Er hatte Glück; aber er that auch Alles, um Glück zu haben. Wenn er ins Kabinet eintrat, fand er Alles in Unordnung und das Vertrauen im Sinken. Wenn er schied, ließ er Alles in bester Ordnung und die Kassen wohlgefüllt.

Sir Robert Peel war, wie gesagt, kein Prinzipienmensch. Nicht, daß er im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Mensch ohne Prinzipien gewesen wäre; aber er ging nicht bis auf den Grund der Dinge, er erhob sich nicht bis zu einem Systeme; er war vor allen Dingen ein praktischer Mensch, der in der Anwendung der Grundsätze und in der Leitung der Geschäfte seine hohe Begabung offenbarte. Er pflückte die Ideen erst, wenn sie reif waren; er that jedes Ding zu seiner Zeit und hatte als Lebensregel jene Devise: ago, quod agis. Er kannte diese Richtung seines Geistes und schämte sich ihrer nicht. Niemals maßte er sich daher das Eigenthum eines fremden Gedankens an. Als er die Emancipation der Katholiken durchführte, erklärte er öffentlich, daß die Ehre dieser Maßregel den Whigs gebühre, und als er die Kornzesetze aufhob, verkündete er im Unterhause, der eigentliche Urheber dieser Maßregel, der eigentliche Sieger sey Cobden. Es schien ihm weniger an der Ehre der Erfindung zu liegen; für ihn lag Alles in der Handlung. Und in der That, er allein wußte zu handeln. Auch in der Ausführung fremder Gedanken wurde er weit mehr Schöpfer, als andre. Er drückte diese Gedanken noch lange im unfruchtbaren Zustande der Theorie geblieben. Wenn es daher galt, zur That zu schreiten, dann lenkten sich die Blicke der Nation auf Sir Robert Peel. Er war der große Ordner, der große Leiter aller Verwaltungszweige. Er brachte zu der Regierung jenen Verein von Eigenschaften, welcher zur Auflösung einer so hohen Stellung erforderlich ist: eine unermüdliche Arbeitsfähigkeit, ein wunderbares Gedächtniß, eine ungeheure Sachkenntniß und Erfahrung, wie sie aus der langjährigen Handhabung der Geschäfte erwächst. Selbst wenn er, wie in den letzten drei Jahren, außerhalb der Regierung stand, so blieb er doch immer „der berathende Minister". Nichts geschah ohne ihn, und Lord John Russell dankte ihm noch wenige Stunden vor seinem Tode für den mächtigen und uneigennützigen Beistand, den er von ihm erhalten hatte.

Sir Robert Peel war eine der Säulen des europäischen Friedens und wirkte für diesen Zweck lange Zeit gemeinsam mit Ludwig Philipp, für welchen er eine aufrichtige Verehrung hatte und dessen Verbannung er mit seinen Huldigungen umgab. Noch kein letzten Worte waren Worte des Friedens und der Versöhnung. Er begriff die Gefahr der Zeiten und fand sie zu ernst für das Spiel der Parteien und der Majoritäten. Er stellte sich die Aufgabe, sie zu zügeln und zu versöhnen. Der Starke ist gefallen. Ein gemeiner Zufall hat diese mächtige Natur zerschmettert, während ihre Stimme noch im Parlamente wiederhallte. In den Zeiten, wo ein Staud gegen den anderen sich erhebt, wo die der Gesellschaft feindlichen Kräfte bereit sind, gegen einander zu stürzen und die Civilisation zwischen sich zu zermalmen, in solchen Zeiten sind Männer, wie Sir Robert Peel, unschätzbar, und ihr Verlust ist unersetzlich. Jetzt bleibt England nur noch eine große persönliche Autorität: die des Herzogs von Wellington. Wenn auch diese Granitsäule, an welcher die Wogen des Kampfes sich brechen, zusammensinkt, welche menschliche Kraft wird ihm dann Einhalt thun können?

Digitized by Google

Frankreich.

Zur Geschichte der französischen Literatur.

Die Conteurs im sechzehnten Jahrhundert.

Als die Kritik, welche lange Zeit bei dem großen Jahrhundert Ludwig's XIV. stehen geblieben war, tiefer in den Ursprung der französischen Poesie eindrang und von Malherbe auf François Villon zurückging, entdeckte sie, so zu sagen, eine neue, unbekannte Literatur, abgeschlossen und vollendet in allen ihren Theilen, voll Leben, Frische und Gefühl. So fand man etwas spät, daß, mit Ausnahme einiger berühmter Namen, die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts vergessen worden waren. Diese alten Bücher, gleichsam wie unbekannte Handschriften vom Druck übergeben, wurden jetzt vielleicht zum erstenmal einer ernsten und wissenschaftlichen Lektüre gewürdigt; das Werk des unbekannten Schülers diente dazu, das Werk des schon berühmten Meisters aufzuklären; Jeder erhielt seine angemessene Stelle, und Alle gewannen am Ende dabei. Die Bewegung ging vor sich, nicht ohne einige Verwirrung in die Rhetorik eines Boileau, Voltaire und de la Harpe zu bringen; aber, am es nur gleich zu sagen, die großen Namen haben darum nichts verloren. In der That, das Gemälde muß Schatten haben, wenn die Hauptfiguren in das gehörige Licht treten sollen, und der Künstler, welcher eine Schlacht malt, läßt nicht blos die Generale, sondern im Hintergrunde auch die Soldaten erscheinen. In der Literatur ist Alles Uebergang und Erneuerung, Alles schließt, verknüpft und mischt sich unter einander in unendlichen Nüancirungen; keine Gattung, kein Zeitraum darf hintangesetzt werden, und auch der unbedeutendste Autor gereicht bisweilen dem zur Belehrung, der feste, unumstößliche Resultate sucht. Einem Marot, Ronsard und Montaigne zur Seite bewegte sich eine bunte, sorglose Schaar von Tagesschriftstellern, etwas frei und ungezügelt in ihrem munteren Reigen, aber fruchtbar, wie keine andere; das sind die Conteurs, die wahren Volksschriftsteller Frankreichs, und man muß sie nicht zu sehr verachten; denn sie stammen in gerader Linie von Boccaz ab und haben einen La Fontaine hervorgebracht.

Diese Klasse, die Verfasser der contes, sind nicht mit den Romanciers zu verwechseln, welche sich weit mehr den Dichtern nähern. Uns ist im sechzehnten Jahrhundert nur ein Roman, in dem Sinne, welchen wir heute mit dem Worte verbinden, bekannt, nämlich der erste Theil der „Angoisses douloureuses", von Hélisenne de Crenne. Von Rabelais schweigen wir; denn dieser entzieht sich der Analyse, er ist Alles, was man will, und beherrscht die Epoche von der Höhe seines wunderbaren Genies. Noch weniger kann die Geschichte „des tapferen Königs Florimond" oder die „Chronik des sehr gefürchteten Ritters Floren von Griechenland" und andere Erzählungen auf dem Ritterthum hier in Betracht kommen. Diese Erzeugnisse, wie Alles, was ein Ende nehmen muß, in die Hände geistloser Nachahmer ohne alle und jede Originalität gefallen, gehörten offenbar dem vorhergehenden Zeitalter an. Das sechzehnte Jahrhundert wird von den Dichtern und den Conteurs ausgefüllt. In seiner Epoche sind sie zahlreicher und, so zu sagen, literargeschichtlicher gewesen, seit den „Cent nouvelles nouvelles" bis auf Noël du Fail ist der Conte überall eingedrungen, am tiefe und unverwischbare Spuren zurückzulassen; er ist ein volksthümliches Modell, voll Elastizität, welcher seine Aufgabe als verständiger und treuer Diener erfüllt; es ist die nationale Form, welcher das Siegel der Weihe und des Vorranges vor jeder anderen aufgedrückt ist. Rabelais spielt den Conte in satirische Pfeile; die Königin von Navarra verschafft ihm das Bürgerrecht am Hofe unter den edelsten Persönlichkeiten, und Henri Estienne treibt ihn, gern oder ungern, bis auf die Höhen der Gelehrsamkeit und in die wüthendsten Kämpfe der Polemik. Bilder sich an einer ausgezeichneten Stelle eine Gesellschaft schöner Geister, so ging mit Sicherheit eine reizende Sammlung daraus hervor, und um so mannigfaltiger, als es das Werk Aller war. Schon die „Facetiae" des Poggius waren in Compagnie geschaffen mit Nazellus von Bologna, Antonio Luscio, Cinthio Romano und anderen Männern von satirischer Art am Hofe Martin's V. „Heute", ruft Poggio traurig aus, „sind die Männer todt, der Bugiale findet nicht mehr statt; die Menschen und die Zeiten haben sich geändert, alle fröhlichen Vereine haben aufgehört."

Man kennt den Ursprung der „Cent nouvelles nouvelles"; der „Heptameron" der Marguerite ist ebenfalls nur ein entfernter Reflex jener literarischen Unterhaltungen, deren Kosten Clement Marot, Nicolas Denisot, Peletier du Mans bestritten, und bei denen die Schwester Franz' I., als Königin und wohlwollende Freundin, den Vorsitz führte. Man würde sich vielleicht nicht zu sehr von der Wahrheit entfernen, wenn man für die „Nouvelles Recréations et joyeux Devis" des Bonaventura de Periers, eines der hervorragendsten Männer aus dem Kreise Margarethe's von Valois, dieselbe Quelle annähme. Diese gewählten Versammlungen, in welcher die ausgesuchtesten Geister von feinem Korn verbreiten, die unter den berühmtesten Dichtern und Schriftstellern, so wie unter den Frauen, welche durch Geist, Schönheit und Tugendung glänzten, sich einzig rekrutirten, mußten nothwendigerweise edlen Wetteifer erwecken und den Geschmack an den Künsten und edlen Erholungen um sich verbreiten; Jeder gab seinen Tribut dazu, bald war es eine elegante Begebenheit, bald ein heroisches Ereigniß oder ein geistreicher Einfall, und auf diesem Wege erfolgte ein steter Austausch der Gedanken, welcher von selbst zu einer gemeinsamen Autorschaft führte. Gewissermaßen könnte man so die Conteurs als eine einzige große Familie betrachten; denn alle, sie mögen nun allein oder in Gesellschaft arbeiten, benutzen einander oder gewissermaßen, Boccaz, Poggio, Bandello, Giraldi, Holzbauch, Marguerite, de Perriers, Henri Estienne, Guillaume Bouchet ꝛc. reproduziren nach und nach Einer den Anderen, und man liest im La Fontaine Geschichten, welche, nachdem sie durch die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, die Fabliaux des Mittelalters und die alten Literaturen gegangen sind, sich nach Indien verlieren zum Ursprunge der Welt. Die Molière, nehmen die Conteurs ihr Gut, wo sie es finden, als wahre Kommunisten; die geringste Equivoque, der kleinste Calembour wird der Gegenstand eines Geschlechtens; die betrogenen Ehemänner, die freien Sitten der Mönche bilden den beständigen Grundsatze der Erzählung; zuweilen kömmt dabei so wenig aus der Feder, daß man fast glauben möchte, sie erzählen nur, um zu erzählen.

Indessen täusche man sich nicht, auf dem Grunde dieses Schgerzenlassens, dieser naiven Schwatzhaftigkeit baute sich eine originale, anmuthige, lebendreiche Literatur auf, die weithin ihren Einfluß erstreckte, und es ist weniger weit, als man es in der Regel denkt, von der Apologie für Herodot und dem „Discours d'Eutrapel" zu dem „livre des Essais", und Montaigne streift an die Conteurs in mehr als einem Punkte. Aber ach! der menschliche Ruhm ist gebrechlich; diese Conteurs, so reich ausgestattet mit Munterkeit, Feuer und fesselndem Wesen, welche mit ihren Schwänken die Schreckenszustände des sechzehnten Jahrhunderts übersonnen hatten, waren auch bestimmt, unterzugehen; sie scheiterten an der Sukolit, dem Schäferroman.

Die „Bergeries de Juliette", „an welchen durch die Liebesgeschichten der Schäfer und Schäferinnen man die verschiedenen Wirkungen dieser Leidenschaften sieht", versetzten den ersten Schlag einer Popularität, welcher Luther und die Bartholomäusnacht nichts anzuhaben vermochten; die Conteurs wurden mit einemmal entthront und auf die Seite gebracht durch die Generation, welche im Werden war, und nachdem der Pintenroman mit der „Astrée" des Honoré d'Urfé in Frankreich erst definitiv das Niederlassungsrecht erlangt hatte, beherrschen die faden Compositionen eines Calprenède und der Scudery das Gebiet der Literatur. Zwar haben wir bessenungeachtet zweifelsohne von Noël du Fail bis auf Marmontel Conteurs gehabt; aber, wenn man zwei oder drei berühmte Namen ausnimmt, den Verfasser des „Moyen de parvenir" (Béroalde de Verville), Perault, La Fontaine, Voltaire, sind die übrigen alle verschwunden, und der Natur der Sache nach mußte es so kommen. Die Verfasser der „Ana", die Kompilatoren von Bonmots leben wie in einer Art von Isolirung außerhalb der literarischen Bewegung, welche sich um sie herum gestaltet. Die Dichter des sechzehnten Jahrhunderts haben einige der epischen Traditionen des Mittelalters bewahrt und, nachdem sie dieselben beträchtlich verändert hatten, eine glänzende Erbschaft denen hinterlassen, die nach ihnen gekommen sind. Die Conteurs, die Schriftsteller der Menge, können verschieden gewürdigt werden, aber sie haben ihre Gebrauch in einer reiche, leichte, harmonische und kräftige Sprache geschaffen, voll Einfalt, Kraft und Geistmäßigkeit; es ist die französische Prosa; dies sichert ihnen das Dasein, welches ohne Widerrede so lange dauern wird, als die französische Literatur. Bl.

Mannigfaltiges.

— **Bühnendichter-Honorare in England.** Diese Honorare sind in England sehr verschieden und richten sich nach dem Rufe der Dichter, so wie nach dem guten Willen der Theater-Unternehmer. Von den Letzteren ist Herr Webster der freigebigste, indem er bereits 300 Pfd. Sterl. und mehr für ein gutes erfolgreiches Lustspiel, und 20 bis 30 Pfd. Sterl. für eine einaktige Posse bezahlt hat. Direktor Kreley zahlt für ein Stück der letztgenannten Art (Farce oder Burleske) drei Pfd. Sterl. für jede Vorstellung, bis die Summe 150 Pfd. Sterl. erreicht, und dann hört jede weitere Zahlung auf — ein Ankommen, mit dem die meisten Bühnendichter sehr zufrieden sind. Denn Stücke, die in London funfzigmal aufgeführt werden, können sicher auch auf Beifall und Honorar in anderen Städten rechnen. Sir E. Bulwer Lytton hat für jede Vorstellung seiner „Lady of Lyons" zehn Pfd. Sterl. erhalten. Solche Honorare gehören jedoch zu den Ausnahmen. Die meisten Dichter begnügen sich mit jener Stückung bis zwei Pfund Sterling für den Abend. Im Ganzen ist das Schreiben für die Bühne sehr preiswerk Geschäft in England. Sehr selten wird das, was der Kunstrichter schön findet, auch vom großen Publikum anerkannt. Der Metzgahl aller Theaterstücke, welche gedruckten werden, gelingt es nicht einmal, auf die Bühne zu kommen, und sehr oft werden die Manuskripte von den Direktoren, denen sie zugeschickt werden, gar nicht gelesen.

— **Die Vertheilung der Menschenracen.** Nach Dr. Pickering*) sind die verschiedenen Menschenracen auf der Erde folgendermaßen vertheilt:

Weiße Race	350,000,000.
Mongolische Race . .	300,000,000.
Malayische „ . .	120,000,000.
Telingische „ . .	60,000,000.
Neger „ . . .	55,000,000.
Aethiopische „ . .	3,000,000.
Abyssinische „ . .	3,000,000.
Papuanische „ . .	3,000,000.
Negrillos „ . .	3,000,000.
Australische „ . .	500,000.
Hottentottische „ . .	500,000.
Zusammen	900,000,000 Menschen.

*) The Races of Man and their geographical distribution. By Charles Pickering, M. D., member of the scientific corps attached to the United States exploring expedition. Boston, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 25 Silbergr. halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 90. Berlin, Sonnabend den 27. Juli 1850.

Belgien.

Philipp II. und Belgien.

Von Borgnet, Professor an der Universität Lüttich.*)

Diese Schrift ist Einleitung zu einem Werke über die Zeit der spanischen Herrschaft in Belgien, mit dessen Abfassung Herr Borgnet sich, wie er sagt, seit einer Reihe von Jahren beschäftigt. Die Ansichtsreife, welche auf allen Zuständen und Unternehmungen unserer Tage lastet, und die Ueberzeugung, daß jene Einleitungsschrift ein Ganzes bilde, dessen Inhalt über eine wenig gekannte Periode der belgischen Geschichte Nachricht giebt, veranlaßte ihn, schon vor Vollendung seiner größeren Arbeit jene Blätter dem Drucke zu übergeben. Was Schiller und Strada von den Kämpfen der Niederländer erzählen, umfaßt einen geringeren Zeitabschnitt, und Vanderzypk's Buch über denselben Gegenstand leidet an anderen Mängeln, so daß Herr Borgnet sich berechtigt fühlt, in seiner Schrift eine Reihe von Thatsachen zu geben, für deren Wahrhaftigkeit seine gewissenhafte Forschung und viele Dokumente der belgischen Archive Bürge sind, deren Benutzung ihm frei stand. — Er beginnt seinen Bericht mit dem 25. Oktober 1555, wo Kaiser Karl V. die Herrschaft über die Niederlande an seinen Sohn Philipp II. abtrat, „als dem Ereignis, welchem die Drangsale der bis dahin so blühenden Provinzen folgten und welches mit „eben so gültigem Rechte der erste Grundstein zu Spaniens Verfall genannt „werden kann, indem das unglückselige Streben, zwei völlig verschiedene Völker „unter ein Gesetz zu bringen, beider Kräfte erschöpfte und einen gegenseitigen Widerwillen weckte, der vielleicht bei Würdigung der Befreiungskriege nicht „immer genug berücksichtigt worden ist."

König Philipp's Uebergabe der Niederlande an seine Tochter Isabella im Jahre 1598 bildet den Schluß dieser Schrift, und wollen wir von ihrem reichen, belehrenden Inhalt einen Begriff geben, so müssen wir in Kürze einige der bedeutendsten Ereignisse mittheilen, die Herr Borgnet ausführlich schildert, da das Neue und Bedeutsame, was er bringt, sich in einzelnen zerstreuten Sätzen an den Lauf seiner Erzählung anschließt.

Der belgische Adel (so sagt Herr Borgnet), der während Karl's V. Minderjährigkeit Castilien wie ein erobertes, von ihm auszubeutendes Land betrachtet und unter dem Regimente jenes Fürsten ein großes Uebergewicht ausgeübt hatte, indem man ihn in ganz Spanien zu Aemtern bevorderte und überall bevorzugte, fühlte sich von bitterem Unmuth ergriffen, als beim Regierungsantritt Philipp's II. die Stunde der Vergeltung kam, er sich nicht nur aus Spanien verdrängt, sondern auch im eigenen Lande von Fremden beherrscht sah, so daß die Beschwerden, die früher von Madrid ertönten, sich nun mit eben so gültigem Rechte von Brüssel her erhoben.

Daß Philipp II. von seinen Zeitgenossen im schroffen Gegensatz der Meinungen als ein Heiliger verehrt und als ein Dämon angeklagt wurde, kann nicht verwundern, da religiöse Ueberzeugung sein Thun bestimmte und das Urtheil über ihn leitete. Unparteilichkeit nach dieser Seite hin wurde damals nicht gefunden, auch nicht gefordert; Philipp aber glaubte, seine religiösen Zwecke nur durch Unterdrückung der belgischen Freiheiten und Einführung des spanischen Regimentes erreichen zu können, und an diesem Vernichtungskampf brach seine Macht.

Als er nach vierjährigem Aufenthalt die Niederlande mit einem großen Theil der spanischen Armee verließ, erlaubten die dort zurückgebliebenen Truppen, etwa viertausend Mann, die er seiner natürlichen Schwester, der von ihm eingesetzten Statthalterin, Margarethe von Parma, zur Verfügung gab, sich arge Gewaltsamkeiten, und der Parteigeist beschuldigte die Regierung, solche Unordnungen selbst hervorzurufen, obgleich sie in der damaligen militairischen Organisation ihren Grund hatten, die alles unberechtigte Gesindel aufgriff und den Sold unregelmäßig zahlte. Die spätere Abberufung dieser Truppen war ein Zugeständniß, doch von geringer Bedeutung im Vergleich gegen die Wirkung, welche die Erneurung von Karl's V. Religionsedikten hervorrief. Sicherlich konnte Glaubensfreiheit in jenen Zeiten nicht ohne Kampf errungen werden, die Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten jedoch, mit welchen man diese zu unterdrücken suchte, werden dadurch in nichts gerechtfertigt, und Karl's V. Edikte, nur gegen die Reformirten gerichtet, waren auch den Katholiken verhaßt, weil sie sich an ein System knüpften, welches die nationalen Freiheiten zu bedrohen schien. — Schon unter Philipp dem Guten hatte man beabsichtigt, die Zahl der Geistlichen zu mehren; erst Philipp's II. Eifer brachte dies zur Ausführung, und eine päpstliche Bulle verordnete, es sollten, statt wie früher nur vier, fortan vierzehn Bischöfe und außerdem drei Erzbischöfe in den Niederlanden seyn. Dies erregte heftigen Widerstand, indem man voraussetzte, das spanische Uebergewicht solle durch die von dort ernannte hohe Geistlichkeit gemehrt werden, und in der That sagt Granvella in einem Schreiben an Margarethe von Parma: „„Die Frucht, welche Se. Majestät von der Vermehrung „„der Abteien und Bischofsitze erwartet, ist die Mitwirkung der Bischöfe in „„Brabant, zum Widerstande gegen den Prinzen von Oranien und andere „„seiner Anhänger, welche die Angelegenheiten verwirren, und zur besseren „„Leitung der Arbte, die, durch den Prinzen von Oranien getäuscht, ihm Gehorsam schaffen, Uebles zu thun.""

An diese Ernennung knüpfte sich, ob mit Recht oder Unrecht, die Furcht vor Einsetzung der spanischen Inquisition und der Auto-da-fés. Ein Theil der Geistlichkeit fühlte sich beeinträchtigt, Katholiken wie Reformirte erbitterten sich, und die obige Maßregel erweckte, im Verein mit anderen, den Widerwillen der Nation in allen Ständen. Dieser, aus verschiedenen Elementen hervorgehend, mußte auf ein gemeinsames Ziel hingelenkt werden, und dazu war Niemand geeigneter, als Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien.

„In Luther's Glauben erzogen, dem seine Familie anhing, hatte er sich am Hofe Karl's V. zum Katholizismus bekannt und war deshalb Kalvinist geworden. Als Dieß, dem die äußere Gottesverehrung nur für eine Nebensache „des Glaubens galt, war er der Mann zur Leitung einer Bewegung, deren Gelingen von der Mitwirkung so verschieden, ja, feindlich Denkender abhing. „Ueberdies besaß er bei scheinbarer Kälte, die ihm den Beinamen des Schweigsamen erwarb, ein heißes Gemüth. Langsam zum Entschluß, war er unerschütterlich fest in dem, was er einmal ergriffen hatte; beredt und geeignet, die Geister zu erforschen und die Herzen zu fesseln, verband er in sich die Haupteigenschaften eines Parteiführers. Er allein wußte, was er wollte. Er wußte „auch, daß mehrere der Beschwerden, die er mitführte, wenn nicht unwahr, „doch unbedeutend, daß nur eine wahr und entscheidend sey, ohne daß er dies, „durch die Lage der Dinge gedrängt, gleich zu Anfang des Kampfes aussprechen „durfte, wenn er nicht den Erfolg des Ganzen aufs Spiel setzen wollte. Als „Anführer der Reformation, erstrebte er religiöse Freiheit. Dieses Ziel wurde „nachmals überschritten, und seine Gegner, wie seine Parteifolger, behaupten, „dies Alles sey von ihm vorhergesehen und angeordnet worden, die Ersteren, „um es ihm zum Verbrechen, die Letzteren, um es ihm zum Verdienst angerechnen. Nach vollendeter Thatsache gefallen sich Viele darin, einzelnen Personen „eine Erkenntnißgabe beizumessen, die mit den beschränkten Fähigkeiten des „menschlichen Verstandes unvereinbarlich ist, gefallen sich darin, ihnen einen weiteren Blick, als allen Uebrigen, zuzugestehen. So aber entwickeln Revolutionen sich nicht. Sie reißen die Menschen fort und folgen ihnen nicht. Vielleicht wurde mehr als einmal vorwärts gedrängt, ohne es zu wollen, und wie „groß auch sein Ehrgeiz gewesen seyn mag, niemals hätte er den Gedanken „gefaßt, Philipp entthronen zu wollen, wenn dieser nicht durch seine blinde „Weigerung, den Reformirten die von ihnen geforderte Duldung zu bewilligen, „ein solches Resultat herbeigeführt hätte."

Wir übergehen, was Herr Borgnet in dem hier zunächst Folgenden über den wachsenden Unmuth der Niederländer, über die Unzulänglichkeit der Statthalterin, den Haß gegen ihren Minister Granvella, die Beschwörung des belgischen Adels, die Unterzeichnung des Kompromisses, die Gegenmaßregeln König Philipp's, die Ankunft Herzog Alba's, die Flucht Wilhelm's von Oranien und die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn berichtet, um bei der Absicht zu manche interessante Einzelnheiten und Urtheile enthält, aber eine Periode umfaßt, welche durch Schiller's Geschichte vom Abfall der Niederlande in Deutschland vorzugsweise bekannt ist, und gehen sogleich zu einem späteren Zeitpunkte über.

Die Erbitterung, welche Alba's Erscheinen und Verfahren hervorrief, forderte sich aufs höchste durch die harte Steuer, welche er anordnete. Sie gebot, hundert Prozent für bewegliche und unbewegliche Güter einmal, zehn Prozent für bewegliche, fünf für unbewegliche aber jährlich zu zahlen. Hierüber wurden lange nutzlose Streitigkeiten und Kämpfe geführt, bis Alba endlich am 27. Juli 1572 erklärte, er wolle diese Steuerforderung fallen lassen und die Generalstaaten nach Brüssel berufen, damit man sich über eine andere Art der Erhebung be-

*) Philippe II. et la Belgique. Résumé politique de l'histoire de la Révolution Belge du XVI. Siècle (1555—1598) par M. Borgnet, Professeur à l'université de Liége etc. (Présenté à la séance de l'académie royale du 5. Décembre 1849.)

Digitized by Google

rathe. Zu diesem nicht ernstlich gemeinten, nur scheinbaren Nachgeben drängte ihn der Verdruß über die Einnahme des unbedeutenden holländischen Hafens von Brille. Sie waren bis dahin als Piraten verachtet worden; jetzt, wo sie festen Boden im Vaterlande gewannen, schien es, als ohne man, daß von hier aus der allgemeine Aufstand des Nordens beginnen werde, der endlich, wenn auch erst nach sechzig Jahren, sein letztes Ziel erreichte. Ludwig, der Graf von Nassau, und Oranien nutzten den günstigen Augenblick, indem der Erstere sich nach Mons warf, der Andere bald darauf mit einer Armee von Deutschen und Belgiern an der Maas erschien. Doch Alba belagerte Mons mit solcher Macht, daß Oranien es nicht entsetzen konnte. Ludwig mußte kapitulieren, und Alba, zu neuem Uebermuthe erwacht, begann wiederum von Erhebung der verhaßten Steuer zu reden. „Erst nach fünf langen Jahren verließ dieser blutige Fremdling die Niederlande, vom ganzen Volke mit Recht verabscheut."

Sein Nachfolger, Requesens, der Oberbefehlshaber von Castilien, war von gemäßigter Sinnesart. Philipp wollte den Weg der Milde versuchen, und den Aufrührern, welche an Gelb Mangel litten, auch in den Provinzen Holland und Seeland Boden verloren, waren Requesens' Friedensanträge willkommen. Oranien äußerte zu dieser Zeit in einem Briefe an seine Brüder: „„Will man die reformirte Religion nach dem Worte Gottes und ihre Ausübung gestatten, der Republik und allen Landen ihre alten Privilegien und „„Freiheiten wieder ertheilen, die Spanier aus dem Gouvernement und die „„fremden, d. h. die spanischen Soldaten aus dem Lande entfernen; will man „„all diese Punkte zugestehen und gute Bürgschaft dafür leisten, so wird man „„wohl erkennen, daß ich nichts mehr wünschte, als die allgemeine Ruhe, und „„nicht eigennützig trachte, irgend eine Ihre gegen Vernunft durchzusetzen.""

Aehnlich schreibt er im Februar, wo er sich öffentlich zum Calvinischen Glauben bekannte, wiederum an seine Brüder, indem er sagt: „„Was die „„Friedensbedingungen anlangt, die wir stellen möchten, so habe ich Euch früher darüber geschrieben und wußte keine anderen vorzubringen, als daß man, „„wenn die Spanier und andere Fremde von hier fort sind, uns freie Verkündigung des Wortes Gottes nach seinem Gebot gestatte und Wiedereinsetzung „„der Landesgesetze und Privilegien, damit die Unterthanen Sr. Majestät „„in völliger Unterwürfigkeit unter ihm leben.""

„An die Aufrichtigkeit dieser in Privatbriefen ausgesprochenen Gesinnung kann man glauben. Wilhelm wurde erst unversöhnlich, als er sah, daß Philipp zu seiner Duldung zu bewegen war, und diese Ueberzeugung hatte er „damals noch nicht."

Den Frieden wünschte auch Philipp, daran ist kein Zweifel, doch ohne von seiner religiösen Ueberzeugung und von den Pflichten, welche er sich durch diese auferlegt glaubte, irgend zu weichen; so mußte der Kampf sich erneuern und entbrannte noch heftiger nach dem Jahre 1569, wo Philipp die Vermittelung Kaiser Max's hart zurückwies. In den folgenden Jahren weigerten sich die Generalstaaten, Gelder zu bewilligen, bevor man ihren fordernngen Genüge leiste; dadurch stieg die Verwirrung, und Requesens starb, ohne daß diese Zerwürfnisse geschlichtet waren und er einen Nachfolger ernannt hatte.

„Der junge Prinz Don Juan, ein natürlicher Sohn Karl's V., sollte sein Nachfolger werden; der Zustand der Provinzen aber gestaltete sich von Monat zu Monat schwieriger. Es hätte einer starken Macht bedurft, um sie zur Ordnung zurückzuführen. Da diese fehlte, machte man hier und da Zugeständnisse und ergriff endlich eine Maßregel, die strengen Tadel verdienen würde, wäre sie eine freiwillige gewesen. Die spanischen Soldaten, welche sich an verschiedenen Orten empört hatten, wurden in Acht erklärt, Jeder konnte ihnen nachstellen, und es wurden dabei selbst die Offiziere nicht ausgenommen, die bis dahin zur Herstellung der Ruhe im Lande gebraucht worden waren. Dies nöthigte sie, sich mit den Plünderern zu verbinden, während man durch Auszahlung des rückständigen Soldes zum Vorwand zu Unterschleif hätte nehmen sollen, und jene unglückliche Verfügung war schuld, daß verhaftete Männer an die Spitze der Truppen gedrängt wurden, die mit anderem Elend den Ruin von Antwerpen herbeiführten."

Niederdeutschland der Nation das gegebene Zugeständniß nichts. Brabant entschloß sich zum Angriff, und ein Handstreich des Prinzen von Oranien, der dort selbst unter der Geistlichkeit viele Anhänger zählte, brachte die Gewalt in die Hände der schon in Brüssel versammelten Generalstaaten der südlichen Provinzen, und es erfüllte sich hiermit Oraniens lange gehegter Wunsch, der ihn zig dahin ging, „„sie möchten eine allgemeine Versammlung berufen, fraft „„deren Macht und Ansehen die ganze Landesverwaltung und Regierung durch „„und im Namen der obigen Generalstaaten geführt werde.""

Die Citadelle von Gent hatte spanische Besatzung; solche Nachbarschaft war nicht angenehm; man rief, wegen Klagen der Soldaten belorgt, den Prinzen von Oranien zu Hülfe, und dieser kam sogleich; er schloß schon nach zwei Monaten den Frieden mit Gent, den berühmten Vertrag, dessen Hauptinhalt lautete: „„Unauflöslicher Verband der Provinzen, Aufhebung der Edikte „„gegen die Reformirten und Berufung der Generalstaaten, um die allgemeinen und besonderen Angelegenheiten des Landes zu ordnen, vorzüglich in „„Rücksicht auf die Ausübung der Religion in Holland und Seeland.""

Drei Tage vor dem Friedensschluß zu Gent ereignete sich die unglückliche Plünderung von Antwerpen durch die spanischen Soldaten, und am selben Tage traf Don Juan in Luxemburg ein. Die Generalstaaten machten ihm harte Bedingungen: Herstellung der Landesprivilegien, Bestätigung des Vertrages mit Gent und Entfernung der fremden Truppen. Man erwartete, sie zurückgewiesen zu sehen, sie wurden jedoch angenommen, und Alles deutete auf eine günstige Lösung, als die Dinge sich plötzlich dennoch anders gestalteten.

Um die Reformation durchzuführen, hatte Oranien seine besondere Stütze im Volke und in den Gemeinden suchen müssen, wo sie am verbreitetsten war.*) Dadurch gewannen allmälig in den meisten Städten diejenigen die Oberhand, welche ganz mit Spanien brechen wollten. Holland und Seeland geriethen in offenen Aufruhr, und Don Juan, der keinen geeigneten Ausweg sah, versprach, sich nach Luxemburg zurückzuziehen. Er that sehr verständige Vorschläge, die Deputirten von Holland aber, die in jener Woche den Vorsitz führten, entschieden, man solle die Antwort bis zur Ankunft Oranien's verschieben. Dieser zögerte, zu kommen, „damit nicht", wie er sagte, „sein Erscheinen zur Brandfackel werde und den bösen Geistern zum Vorwande diene, Zwietracht zu säen", in der That aber, um eine Berufung der Generalstaaten abzuwarten. Sie erfolgte nach langem Schwanken, bei dem endlich die Majorität und die Volksstimme siegten, und schon damals zeigten die drohende Stellung der Menge sowohl, als die Besorgnisse von Oranien's Parteigängern über seine Abreise nach Brüssel, wie viel Falsches und Unsicheres in diesen Zuständen lag. Die aber, welche nur die Herstellung der Verfassung und die Entfernung der Fremden begehrten, hatten sicherlich recht, die Berufung eines Mannes bedenklich zu finden, der seit zehn Jahren den Aufstand leitete und jetzt eine politische und religiöse Emancipation herbeiführen wollte.

Ein Vertrag, daß Don Juan Belgien verlassen und Margarethe von Parma seine wahrscheinliche Nachfolgerin werden solle, war eben abgeschlossen, als Oranien nach Brüssel kam und neue Verwickelungen entstanden. Durch diese gefördert, schien er immer mehr Oberhand zu gewinnen, da erhob sich unter den Aufrührern selbst eine Partei, die ihm entgegenzuwirken suchte. Sie wollte keinen Protestantismus, und ihr Haupt, der Herzog von Aerschot, veranlaßte, daß der Erzherzog Mathias, Philipp's II. Neffe und Bruder der Prinzen Ernst und Albrecht, die später die flandrischen Provinzen verwalteten, nach Belgien gesandt wurde. Wilhelm's Macht sollte durch diese Berufung gebrochen werden; sie diente nur, seine Ueberlegenheit zu offenbaren. Man hatte hinter seinem Rücken gehandelt, er aber berief sofort öffentlich den Herzog zurück, unter so günstigen Bedingungen für die Generalstaaten, daß die Person des Monarchen, wie des Gouverneurs, von keiner Bedeutung war. Uebrigens ließ er sich, um seine Gewalt noch mehr zu befestigen, zum Generallieutenant und dadurch gleichsam zum Vormund des erst neunzehnjährigen Erzherzogs ernennen.

Während dieser Verhandlungen entspann sich der Kampf aufs neue. Don Juan, der von Luxemburg aus angriff, gewann einen leichten Sieg, mußte ihn jedoch theuer, und die Belgier, durch Elisabeth von England mit Geld unterstützt worden eine Armee an. Johann Kasimir, den man zum Anführer ernannte, war unbedeutend und durch die protestantische Partei berufen, der Oranien's Vorsicht als Lauheit erschien. Die Katholiken dagegen, in ihren Plänen auf Mathias behindert, begannen mit dem Herzog von Anjou zu unterhandeln, und Oranien, der durch ein merkwürdiges Zusammentreffen sein Augenmerk auf denselben Fürsten gerichtet hatte, unterstützte den Plan, so daß man endlich darin kam, dem jungen Herzog, ob auch unter sehr beengenden Bedingungen, „„die Oberherrlichkeit der niederländischen Freiheiten zu übertragen, „er solle, wenn in ein Oberhauptswechsel eintrete, den Vorzug vor seinen „Anderen behaupten."

„Die Truppen, welche er brachte, bildeten im Verein mit den schon vorhandenen eine bedeutende Armee. Don Juan mußte sich nach Namur zurückziehen, und die Soldaten der Generalstaaten schienen zu noch kräftigerem „Widerstehen bestimmt, als neu ausbrechende Unruhen jeden Erfolg unmöglich machten und eine Spaltung herbeiführten, deren allmälige Entwickelung man „verfolgen konnte."

Wir haben den Antzug aus Herrn Borgnet's historischem Bericht bis hierher gegeben, weil, was er in Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft beim Abschluß des Vertrages mit dem Herzoge von Anjou und der drohenden Spaltung der niederländischen Provinzen sagt, sich vorzugsweise eignet, den Sinn zu veranschaulichen, in dem seine Schrift abgefaßt ist. Von den Begebenheiten der Jahre 1578—1598 theilen wir keine Einzelnheiten mit. Sie geben ein lebendiges Bild der steten Schwankungen, Glücksfälle und Unfälle, die den Kampf zwischen Herrscher- und Volksgewalt begleiteten, von der Entschlüssigkeit sowohl, die solche Kämpfe immer herbeiführen, wie von der Energie, die sie wecken; ein Bild des Ueberdrusses und der Ermattung, die ihnen folgte, die den Herrscher bewog, seine Regierung in andere Hände niederzulegen, und das Volk bestimmte, sich diesem Wechsel in Hoffnung auf bessere Zustände willig zu fügen; einer Ermattung, die Einzelne zu einem Grade der Duldsamung, zu der Wohldienerei brachte, welche tiefen Widerwillen weckt. Dies klar zu überschauen, muß man Herrn Borgnet's Buch selbst lesen, und wir begnügen uns daher, hier zum Schluß seine Worte wiederzugeben, welche sich denen obengedachten früheren Abschnitt unmittelbar anreihen.

„Der Charakter der revolutionären Bewegung hatte sich seit Ihrem Beginn sehr geändert. Im Anfang war sie allgemein; alle Provinzen ohne Unterschied nahmen daran Theil, und die Beschwerden der Katholiken waren mit denen der Reformirten verflochten. Unter der Verwaltung Granvella's blieben Katholiken und Reformirte gegen ihn verbündet. Als später die Freiheit der Bilderstürmer im Verein mit Philipp's Zugeständnissen einen Bruch bewirkten, verband man in Spanien nicht, hierauf Rücksicht zu nehmen, die „Brausekmeiten des Herzogs von Alba gleichen noch einmal die verschiedenen „religiösen Ansichten aus. Sie gaben das Signal zu einer zweiten Vereinigung,

*) Johann von Nassau schreibt um diese Zeit an den Landgrafen von Hessen: „So ist auch bis dahero von den General-Staaten und Fürnemsten derselben Landern niemandt dan allein der Herr Prinz und denoben seiner G. die von Holl, und Zeelandt und dan und wieder in den Provincien der arm gemein Mann gewesen, so sich zu der Religion offentlich ercleret, und derselben ernstlich angenommen hatte. (Archives ou la Maison d'Orange, VI, 311.)

Digitized by Google

„welche die Erinnerung an jene verhaßte Verwaltung und der Widerwille gegen das fremde Joch einige Zeit aufrecht erhielt. Da indeß die Glaubensverschiedenheit fortdauerte, wurde das Band allmälig loser, und man konnte leicht vorhersehen, daß die Zeit nicht fernliege, wo die romanischen Provinzen, der Sitz des Katholizismus, sich von den deutschen trennen würden, in welchen die Reformation wurzelte. Eben so unhaltsam, wie die Katholiken*) zu einer Zeit, wo Unduldsamkeit allgemein war, weil nirgend Gleichgültigkeit herrschte, beschleunigten die Reformirten durch ihren Fanatismus jenen Ausgang.

„Wäre nicht die Gerechtigkeit, die in Gottes Hand liegt, ewig und unerschütterlich, wie er selbst; beherrschte sie nicht unsere jämmerlichen Streitigkeiten, so könnte man sich versucht fühlen, solcher Vergeltung Beifall zu zollen. Die Bluthochzeit, jene Thaten auch waren, sie kamen den grausamen Verfolgungen, welche im Namen des Katholizismus verübt wurden, nicht gleich.

„Um das Ziel zu erreichen, welches die Reformation sich in ihren Kämpfen mit dem spanischen Monarchen gesetzt hatte, bedurfte sie nur eines letzten Erfolges. Die religiöse Freiheit bestand in der That, eine soziale Gewähr aber hat keinen sicheren Boden, bis sie das Gesetz heiligt. Es galt also, diese Freiheit vor Wechsel zu schützen und mit der Gesetzgebung zu vereinen. Beim Beginn der Revolution würde eine solche Forderung übermäßig erschienen seyn, würde die Katholiken entfremdet und den Erfolg der gemeinsamen Sache in Frage gestellt haben. Selbst 1566, wo die nationale Partei ungehindert herrschte, wurde sie mit Umschweifen vorgebracht, welche große Aengstlichkeit offenbarten, und hatte, ungeachtet der Mäßigung, mit der sie sich kundgab, mächtig beigetragen, die erste katholisch-reformirte Union zu lösen.

„Seit 1566 war man indeß vorwärts geschritten. Die Reformation, welche mit dem Verlangen nach politischer Unabhängigkeit und den allgemeinen Beschwerden des Landes die Triebfeder religiösen Interesses verband und ihre Verbündeten an Energie übertraf, war endlich dahin gelangt, die revolutionaire Bewegung zu beherrschen. Es wäre zu viel gewesen, wenn man von ihr hätte fordern wollen, sie solle sich mit der Stellung begnügen, welche der Friede von Gent ihr einräumte, mit einer Duldung, die unter dem Namen der Gnade und nur provisorisch zugestanden war.

„Der Prinz von Oranien, dessen Geist über die Vorurtheile seiner Zeitgenossen erhaben war, glaubte, die Stunde sey gekommen, wo er den Schlußstein auf das große Werk seines Lebens setzen könne. Den Weg dazu bahnte eine in den letzten Tagen vom Jahr 1577 durch ihn gestiftete neue Union, worin die Katholiken den Reformirten und die Reformirten den Katholiken Schutz zusagten. Beide Arten der Gottesverehrung waren auf gleiche Stufe gestellt, doch immer provisorisch und bis zur Entscheidung der Generalstaaten nach Wortlaut des Vertrages von Gent. Das Gesuch, dieses Provisorium für definitiv zu erklären, war eines der ersten, welche man zwei Monate später den Generalstaaten vorlegte, und als nach vierzehn Tagen keine Entscheidung kam, reichte man eine zweite Bittschrift ein.

„Die Debatte war lebhaft, wirklich aber auch galt es der Entscheidung einer ernsten und zarten Frage, galt, in die Landesgesetze eine neue Bestimmung einzuschalten, deren Tragweite man nicht kannte und deren mögliche Folgerungen die Katholiken schreckten. Ihr Widerstreben ist begreiflich. Zu jener Zeit waren Freiheit und Religion gleichbedeutend mit Ketzerei. Dennoch konnte bei dem Uebergewicht der Reformirten, ihrer revolutionairen Thätigkeit und den Diensten, welche sie der nationalen Sache geleistet hatten, eine abschlägliche Antwort nicht ertheilt werden. So gab man denn seine Zustimmung, oder, richtiger, das Prinzip wurde festgestellt, denn die letzte Entscheidung kam den Kommittenten zu. Ueberall, wo hundert Familien verbunden waren, hatten sie das Recht zu freier, den ihnen erwählter Gottesverehrung. Die Frage war offen behandelt, während das trügerische Uebereinkommen in dem Vertrage von Gent nur ein ohnmächtiges Palliativ zu nennen ist, so „auch für die Katholiken des Nordens, wie für die Reformirten des Südens. Der Gewinn war ein gegenseitiger; denn erlangten die Reformirten dadurch im Süden eine gesetzliche Stellung, so wurden den Katholiken dasselbe im Norden zu Theil, von welchem sie sich seit mehreren Jahren vertrieben sahen.

„Zum erstenmale wurde wirkliche Duldung in Europa öffentlich verkündet. „Der Religionsfriede, den die Deutschen erlangten, verdient diesen Namen nicht. Er gestand nur den Fürsten und Hauptstädten das Recht zu, zwischen beiden Bekenntnissen zu wählen, ohne daß deshalb die freie Uebung des ausgeschlossenen Glaubens folgte.

„Unglücklicherweise war es nur ein schönes, großartiges, laut anerkanntes Prinzip. Der Religionsfriede, obwohl ausgesprochen, wurde doch nicht gehalten. Ja, der Bruch, der an sich immer drohender nahte, wurde dadurch herbeigeführt. Muß man vornehmlich den Reformirten diesen traurigen Erfolg beimessen, so kann man doch auch die Katholiken nicht freisprechen. In den Städten, wo sie die Mehrzahl ausmachten, waren sie eben so unduldsam, „wie ihre Gegner."

*) Eine Note sagt bei diesem Anlaß: Ursprünglich seien wenigstens waren die Protestanten, welche wie der Landgraf von Hessen sprachen: Daß die Lehre des heiligen Evangelii predigiet werdt und allenthalben zunimbt, hören wir gerne; . . . aber Kirchen und Bilder stürmen, das finden wir nirgendt in keinem Evangelio geschrieben. (Archives de la Maison d'Orange, VI, 481.)

England.

Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren.

(Fortsetzung.)

Die ganze Theologie Barclay's geht aus diesem Bekenntniß hervor, und aus ihm entwickeln sich zwei Gedanken: erklärt der alte mystische Glaube, daß Jeder in der Tiefe seiner Seele das Göttliche trägt, welches ihm ohne irdische Hülfe und ohne Wissen Alles zu verleihen vermag, was ihm noththut, und zweitens der Gedanke, daß es nur eine Wahrheit giebt, und daß eine gewisse Bibelauslegung das ewige Evangelium ist, welches sich Jedem enthüllen kann. Der Quäker Religion ist ein Laufschen auf die Offenbarung Gottes: ihre Taufe ist, daß der Christ sich selbst verleugnet, um sich dem Herrn zu weihen, ihre Kommunion ist die des Geistes, welche ihn der göttlichen Natur theilhaftig macht, indem er sich ganz in Gott versenkt; ihr Gottesdienst ist die Sammlung, welche harrt, die innere Stimme zu vernehmen; das einzige Priesterthum ist die Eingebung des Gläubigen, ob gelehrt oder ungelehrt, ob Mann oder Weib, welche ihn reden läßt, was der Geist ihm sagt. Sie verwerfen noch immer alle Sakramente, jeden Kirchengebrauch, jeden bestimmten Gottlichen und haben keinen theologischen Unterricht. Ihre Bethäuser haben nichts Kirchliches; man steht nur Bänke und Tribünen. Sie vereinen sich, um sich gemeinsam zu sammeln. Fühlt einer der Anwesenden sich dazu angetrieben, so erhebt er sich und spricht ein Gebet oder hält eine Ermahnungsrede. Oft wird die Stille des Meetings durch nichts unterbrochen, und ein Mitglied giebt das Zeichen zum Auseinandergehen.

Hätten Jor und seine Schüler an dieser Lehre festgehalten, so wie frühere Mystiker, welche die innere Stimme für unträglich hielten, so würden sie wahrscheinlich wie diese erloschen seyn. Die Quäker aber vermochten zu lernen, und darin besteht der große und wesentliche Unterschied zwischen ihnen und ihren Vorgängern. Erfahrung bestimmte sie in Rücksicht auf das Priesterthum zu einem bedeutenden Zugeständniß. Obwohl sie dabei beharrten, daß Gott allein ihnen den rechten Prediger bereite, sorgten sie doch, Fanatismus und Unwissenheit zu entfernen, indem sie feststellten, jeder Gläubige dürfe dem Geiste folgen, der ihn treibe, zu reden, habe er aber zweimal das Wort ergriffen, so dürfe er dies nicht wieder thun, ohne vorher durch eine Ledtkunge Versammlung bestätigt zu seyn. Dies aber ist nicht der einzige Punkt, bei dem Erfahrung zu Aenderungen nöthigte. Jor selbst erkannte, daß seine Kirche Sklaverei laufe, keineswegs eine Gesellschaft von Heiligen zu werden, wenn man Jeden seinem unfehlbaren Orakel überlasse, und entschlug sich, eine Art Kirchenzucht einzuführen, welche das Privatleben der Gläubigen überwacht.

Diese gemäß sind alle Männer und Frauen beauftragt, Streitigkeiten auszugleichen, die Dürftigen zu besuchen, den Schwachen Rath zu ertheilen und die, welche vom Rechten abschweifen, für sich allein zu ermahnen. Hilft dies nicht, so spricht der monatliche Meeting seinen Tadel öffentlich aus und verhängt, wo es noththut, Strafe der Nichtanerkennung oder Ausweisung aus der Gemeinde. Dieselbe Sittlichkeitsbehörde führt das Register über Geburten und Todesfälle, führt den Vorsitz bei Heiraten, überwacht die Erziehung der Jugend und sogar die Bücher der Kaufleute, verhilft den Unglücklichen zu Arbeit und übt das Schiedsrichteramt bei allen Mißhelligkeiten, da kein Quäker einen Anderen vor dem Gerichtshof vorladen kann, ohne hiermit aus dem Gesetzverband zu treten. Gegen die Entscheidungen des monatlichen Meetings kann bei größeren und zuletzt bei dem höchsten, jährlichen Meeting Protest eingelegt werden, und all diese Meetings brauchlichen nicht nur das äußere Verhalten ihrer Verwalter und Gemeinden, sondern forschen auch nach ihrem Seelenzustande, nach den Tröstungen, welche sie durch den heiligen Geist empfangen, und einzelne ihrer Mitglieder besuchen bisweilen die Freunde in fremden Ländern, um sich mit ihnen in Verbindung zu erhalten. Bei alledem sind die Frauen sehr thätig. Nur die gesetzgebende Gewalt wird von den Männern allein geübt.

In solcher Weise wirkt in der Quäker-Sekte alle Autorität vornehmlich auf die Moral, und die Hauptaufgabe der Meetings ist, dieser Autorität Kraft zu verleihen. Noch jetzt sind bei den Freunden völlige Offenheit, Schmucklosigkeit und Einfachheit, ist der Kampf gegen Lüge und Eitelkeit das vorzüglich leitende Prinzip, etwas Sicherheit höchst Rühmenswerthes, und muß man den Tagen, daß zugleich ihr Begriff von gut und böse ein sehr beschränkter blieb, und daß durch ihr Festhalten an all ihren ungewöhnlichen Bräuchen und Lehren eine Art Radikalismus sich des Quäkerthums bemächtigt hat, welcher Jedem bestehlt, zu gehorchen, ohne auf irgend sonst etwas zu hören und zu achten und ohne sich um die Folgen zu kümmern, so ist darum vornehmlich Barclay's Lehre schuld. Während Jor trachtete, die Menschen durch unberechnete innere Eingebungen zu leiten, wollte es Barclay durch seinen bestimmten theoretischen Begriff von Recht und Unrecht, welcher Alles erklärt, was unbestreitbar ist. Den wirklich bestehenden Widerspruch in dieser und Jor' höchster Autorität suchte er auszugleichen, indem er ihn leugnete und sagte: die innere Offenbarung könne weder dem Sinn der heiligen Schrift, noch der gesunden Vernunft widersprechen, da der Beweis Ausströmungen desselben Geistes wären; diese Ausgleichung aber ist nicht genügend.

Die erste größere Spaltung in der Quäker-Sekte entstand in den Jahren von 1673—76 durch die verschiedenen Ansichten von zweien ihrer Redner, John Wilkinson und John Story, um noch ernstere Streitigkeiten erhoben sich 1690 in Amerika durch Georg Keith. Diese veranlaßten sehr heftige Scenen; ja, Keith ging in seinem Eifer so weit, die Quäker Deisten und Arianer zu nennen. Dennoch blieb die ganze Begebenheit ohne tiefere Bedeutung; Barclay's Lehrsätze erlitten dadurch keine Aenderung, und Keith, der zur anglikanischen Kirche zurückkehrte, wurde nur als Ruhestörer, nicht wegen seiner Ansichten, von seinen Gemeindegliedern verurtheilt.

Anders war es in den Jahren von 1800—1805, wo sich unter den Quäkern eine Partei erhob, die dem Christenglauben entgegentrat. Den ersten Anlaß dazu gab Hannah Barnard, eine berühmte amerikanische Predigerin. Sie und Viele ihrer Sekte in England und Amerika, die sich ihr anschlossen, konnten

Digitized by Google

sich nicht überzeugen, daß Gott verletzt habe, was die Apologie selbst als göttliche Gerechtigkeit darstellt. Sie weigerten sich, an die Vernichtung der Kanaer und andere Erzählungen der Bibel zu glauben, sagten, jedes Wort der Schrift, nach welchem Gottes Thun der Vollkommenheit widerstreite, in der das innere Licht ihn uns darstellt, sey Lüge und müsse verworfen werden. Auf diesem Wege kamen die Neurer allmälig dahin, Jesu wunderbare Menschwerdung und alle Wunder zu leugnen. Sie nannten Christus einen Erlöser (wie eine Schrift von 1804 sagt), die Apostel aber Erlöser im selben Sinne; sie erkannten die Gottheit des Sohnes und der Jungfrau an, maßen aber jedem unsterblichen Geist dieselbe Göttlichkeit bei.

Gegen diese Partei nun entschieden die Meetings anders, als bei Keith. In Amerika und in England verurtheilte man sie nicht als Abtrünner, sondern wendete wegen ihres Glaubensbekenntnisses das Recht der Ausschließung in vollem Umfange auf sie an, und die Gesellschaft zeigte sich entschlossen, Jeden zu verstoßen, der ein Wort der Bibel leugne. — Auch diese Streitigkeiten wurden durch den in der Wissenschaft um ihren Fall kundgebenden Geist der Zeit geweckt und genährt. In Amerika hatten viele Quäker sich nicht mehr, wie früher, den inneren und äußeren Einflüssen verschlossen. Die Strenge der Sitte hatte nachgelassen, die einfache Kleidung verdrängten Luxusgegenstände, die Erziehung wurde weltlicher, Tanz und Musik waren nicht mehr geächtet, und traf dies nur einen Theil der Gesellschaft, so stellte sich ihm der andere um so strenger gegenüber in dem, was seine Mitglieder äußerlich thaten und innerlich glaubten. Diese Spaltung steigerte sich höher und höher und bedrohte die Gemeinde mit gänzlichem Zerfall. Wollten sie als Religionssekte fortbestehen, so mußte ein Entschluß gefaßt werden; man zögerte damit nicht und befestigte sich neu auf der Basis des Christenthums.

Von da an, kann man sagen, hörten die Quäker auf, eine mystische Sekte zu seyn, sie näherten sich dem Protestantismus mehr und mehr; ihre Meetings empfahlen, täglich in der Bibel zu lesen, ihre Mitglieder sind die eifrigsten Beschützer der Bibelgesellschaften, und J. J. Gurney, der berühmteste jetzt lebende Lehrer des Quäkerthums, ist ein sehr tiefforschender Exeget, der seine Dogmen mit Textesworten belegt.

Dieser Richtung hat sich vornehmlich in England die große Mehrheit der Freunde angeschlossen, und ist auch die andere nicht ganz erloschen, so daß insbesondere in Amerika eine, wenn auch kleine Partei besteht, die immer mehr dem philosophischen Standpunkte der alten Brüder vom fernen Osten zustrebt, so können doch nur die Ersteren eine religiöse Sekte genannt werden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Louis Bonaparte und der Talisman Karl's des Großen.

In englischen und amerikanischen Journalen findet sich folgender, „William Bell, Phil. Dr." unterzeichneter Artikel, der ein Beweis seyn mag, daß auch der Common Sense der angelsächsischen Race sich zuweilen mit seltsamen Lucubrationen abgiebt:

„Vor mehreren Jahren soll Prinz Louis Napoleon im Besitze des Talismans Karl's des Großen gewesen seyn: einer kleinen Rub in goldener Filigranfassung, welche man um den Hals des geachten Monarchen fand, als man sein Grab eröffnete, und die von der Stadt Aachen dem Kaiser Napoleon verehrt wurde, welcher Letztere sie seinem Liebling, der ehemaligen Königin von Holland, Hortensia, schenkte, nach deren Ableben das Amulet auf ihren Sohn, den gegenwärtigen Präsidenten der französischen Republik, vererbte.

„In Deutschland giebt es eine mit diesem Talisman verbundene merkwürdige Sage. Derselbe soll von den Magiern herrühren, die sich im Gefolge der Gesandten befanden, welche Harun al Raschid an den mächtigen Kaiser des Westens geschickt, und zwar sollen sie ihn auf die Bitte Fatrada's, der Gemahlin des Kaisers, angefertigt haben, die ursprünglich diesen Talisman trug, welcher die Eigenschaft hatte, durch seinen Zauber die Liebe des Kaisers an sich zu fesseln. Die beständige Liebe Karl's des Großen zu seiner Gemahlin war die Folge davon, und da der Ring auch nach ihrem Tode noch an ihrem Finger blieb, so behielt der Kaiser auch noch für die Leiche eine solche Leidenschaft, daß er um keinen Preis ihre Beisetzung zugeben wollte, auch nicht, nachdem sie begraben in Verwesung übergegangen war. Sein Beichtvater, der einige Kenntnisse von den geheimen Wissenschaften hatte, kam der Sache endlich auf den Grund und nahm das Amulet von dem entseelten Körper, den Karl nunmehr zur Ruhe bringen ließ. Jener aber, der das Kleinod an sich behielt, ward dadurch des Kaisers erster Günstling und Premier-Minister, bis er zur höchsten kirchlichen Würde, zum Erzbischof von Mainz, und Reichs-Kanzler befördert wurde. Auf diesem Gipfel der Macht wollte er — sey es nun, weil er doch nicht noch höher steigen konnte, oder weil er als Diener der christlichen Kirche Gewissensbisse hatte — den heidnischen Zauber nicht länger mehr behalten. Er warf ihn daher in einen See, nicht weit von seinem Erzbischofssitz, wo der Ort Ingelheim jetzt steht. Die Neigungen und Rückschten des Kaisers wandten sich nun sofort von dem Mönch ab, und zwar auf die Gegend rings um den See, wo er eine prachtvolle Pfalz für seinen beständigen Aufenthalt erbauen ließ. Alle seine ältesten Residenzschlösser, sogar die auf das von Ravenna, ließ er ihres kostbarsten Schmuckes berauben, um die neue Pfalz von Ingelheim damit zu schmücken. Hier residirte er denn auch am liebsten, und zwar bis zum Ende seiner Lebenstage. Es scheint jedoch, daß der Zauber des Amuletz nicht blos eine aktive, sondern auch eine passive Kraft übte. Denn der Kaiser hatte mit seiner letzten Krankheit schwer zu kämpfen, um obwohl die Auflösung des Körpers jeden Augenblick bevorzustehen schien, kehrten doch Leben und Schmerzen immer von neuem zurück. Endlich entbietet der Erzbischof von Mainz, der an das Krankenbett gerufen war, um dem Kaiser die letzte Oelung zu geben, von Beseß, daß der Sterbende sie abgelassen und ausgetrocknet werde, worauf er den Talisman herausholte und ihn im Stillen zu dem Verbenden Kaiser legte, dessen Todeskämpfe dadurch erleichtert wurden. Im Jahre 997 ließ Otto III. das Grab des Kaisers in Aachen eröffnen, und bei dieser Gelegenheit soll die Stadt in den Besitz des Amuletz gelangt seyn, mit der Bestimmung, es demjenigen zu übergeben, der allgemein als ein zweiter Karl der Große angesehen werde."

So weit die Legende, wie sie am Rhein verbreitet ist. „Es fragt sich nun (fährt Herr Dr. Bell fort): 1) Kann uns Jemand vielleicht sagen, ob dieses Amulet noch im Besitze des Präsidenten der französischen Republik ist? 2) Wenn dies der Fall, möchten dann nicht diejenigen, die an die Macht der Sympathien glauben, die Stimmen von sechs Millionen Franzosen, die im Dezember 1848 für die Wahl des Präsidenten stimmten, dem Einfluße seiner „Nuß in Goldfiligran" beimessen und demgemäß auch diejenigen, die nicht für ihn stimmten, für keine wahren Franken halten? Der Talisman ward ursprünglich für einen Herrscher von reinem fränkischen Blute bereitet, und es kann wohl seyn, daß er daher auch nur auf diejenigen, die von ungetrübter fränkischer Abstammung sind, seine Macht ausübt."

Mannigfaltiges.

— Das allgemeine Stimmrecht. Der bekannte französische Schriftsteller Emile de Bonnechose (Verfasser einer Lebensgeschichte von Joh. Huß) hat unter dem Titel: „Die Möglichkeiten des Heils der gegenwärtigen Gesellschaft" (les chances de salut de la société actuelle), eine mit Rücksicht auf die französischen Zustände sehr lesenswerthe Schrift herausgegeben. Er betrachtet die gegenwärtigen Institutionen seines Landes und findet namentlich in dem allgemeinen Stimmrecht den Keim einer unendlichen Zwietracht. „Wenn", sagt er, „in diesem Augenblicke auch wieder Ordnung in Frankreich herrscht, wenn die Gesellschaft ungefährdet scheint, wenn ihre Feinde für den Augenblick geschlagen sind, so muß dieser Zustand der Dinge lediglich der Weisheit und der Eintracht der großen konstituirenden Gewalten beigemessen werden, deren Existenz prekär ist und die in sich selbst keinerlei Bedingung der Dauer und der Stabilität haben. Die einzigen Chancen, welche die Gesellschaft hat, um nicht den größten Leiden wieder zu verfallen, bestehen darin, daß sie von denselben Gewalten wieder auf einen festeren Boden gestellt und ihr zu normaleren Bedingungen der Existenz verholfen werde." — Als eine Hauptbedingung dieser Art bezeichnet Herr de Bonnechose „die Herstellung einer geachteten und hinreichend starken Exekutivgewalt, so wie schützender Institutionen, durch welche so viel als möglich der Antheil jedes Mitgliedes der Gesellschaft an ihrer politischen Leitung nach dem Maße des Interesses geregelt werde, das ein Jeder mehr oder weniger an der Erhaltung und Vertheidigung der Gesellschaft hat." — Der Verfasser beruft sich hierbei auf die Autorität Benjamin Constant's, der auch seinerseits in unseren alten europäischen Staaten das allgemeine Stimmrecht für eine Chimäre erklärte. Benjamin Constant sagte im Jahre 1830: „Das Vermögen allein gewährt die zur Erlangung gründlicher Kenntnisse und eines gelegenen Urtheils unerläßliche Muße. Das Vermögen allein setzt die Menschen in den Stand, von ihren politischen Rechten den vollständigsten freien Gebrauch zu machen. Wenn Nichtvermögende politische Rechte haben, so tritt von dreien Dingen eines ein: entweder sie erhalten ihren Impuls nur durch sich selbst, und alsdann vernichten sie die Gesellschaft, oder sie erhalten ihn von den Männern der Gewalt, und dann sind sie Werkzeuge der Tyrannei, oder endlich sie erhalten ihn von denen, die nach der Gewalt streben, und alsdann sind sie Werkzeuge der Factionen. Ich stelle daher die Bedingung des Vermögens, und zwar sowohl für die Wähler, als für die Wählbaren."

— Sèvres-Porzellan. Die Porzellan- und Gobelins-Fabrik von Sèvres bei Paris wird noch immer als „Manufacture Royale" vom Publikum bezeichnet, und in der That sind es auch wahrhaft königliche Erzeugnisse, die diese großartige Anstalt fortdauernd liefert. Auf der kürzlich geschlossenen Ausstellung von Waaren aus Sèvres bewunderte das Pariser Publikum vorzüglich einige Vasen, die nach der berühmten Vase des Athambro gearbeitet waren. Bisher war es noch keinem europäischen und keinem chinesischen Künstler gelungen, etwas diesem arabischen Muster auch nur Annäherndes zu liefern. Ein Arbeiter von Sèvres hat in neuerer Zeit das Verfahren entdeckt, Gegenstände en relief auf dem feinsten und zartesten Eierschalen-Porzellan zu befestigen. Es wird dies dadurch bewirkt, daß die Verzierungen pohl gearbeitet sind, so daß beim Brennen des Porzellans die Schalen zc., an denen sie befestigt werden, nicht mehr springen. Kürzlich ist ein Service mit solchen Verzierungen, wie sie bisher weder in China, noch in Japan gearbeitet werden konnten, von Sèvres nach Canton geschickt worden, um es dem Kaiser von China als eine Probe französischer Kunstfertigkeit zu überreichen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumeration werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Dienstag den 30. Juli 1850.

Süd-Amerika.

Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru.

I. Die Küstenbewohner.

Wer die in den letzten fünfundzwanzig Jahren so bewegte Geschichte Peru's kennen gelernt hat, dürfte sich leicht zu der Meinung veranlaßt fühlen, die peruanische Gesellschaft für eine in der lebendigsten Entwickelung und Neugestaltung begriffene Völker-Individualität zu halten. Eine nähere Betrachtung der Verhältnisse zeigt das Gegentheil. Man findet in Peru einen Kontrast, der fast in allen spanischen Republiken Süd-Amerika's wiederkehrt: im politischen Leben einen bis zum Aeußersten veränderungssüchtigen, im gesellschaftlichen Leben einen in demselben Maße beim Alten beharrenden Geist. Bei allen Stürmen blieb die Gesellschaft dieselbe. Man würde dies nicht eben zu beklagen brauchen, wenn die peruanischen Sitten nur so wären, wie sie seyn sollten; leider aber herrscht hier ein Element der Vergangenheit vor, welches zu den neuen Verhältnissen in gar keiner vernünftigen Beziehung steht. Alle Umwandlungsversuche auf diesem Felde haben bis jetzt noch kein erspreßliches Resultat geliefert.

Die eigenthümliche Gestaltung des Landes hat die ganze Bevölkerung in zwei große Gruppen getheilt: die eine bewohnt die Küstenthäler und die Ufer der Flüssen, dem Meere zuströmenden Gewässer, die andere hat die Gebirge inne, welche den Stillen Ocean von dem oberen, einsamen Stromgebiet des Amazonenflusses trennen. An den Küsten herrscht die spanische Civilisation, im Innern haben die indianischen Sitten das Uebergewicht. Die Küstenbevölkerung besaß von je her in der peruanischen Republik den Hauptreinfluß, und mit ihr wollen wir uns nun zuerst beschäftigen.

Alle Städte Peru's haben unter sich eine sehr große Verwandtschaft, und Lima weist bei seinem halb maurischen, halb spanischen Ansehen und in dem sorglosen und frivolen Charakter seiner Bevölkerung die unterscheidlichen Züge jener in ihrer Gesammtheit auf. Ueberall in den Städten der ganzen Republik findet man jene sich im rechten Winkel schneidenden Straßen mit gleichen und regelmäßigen Häuserreihen, die unter dem Namen Cuadras bekannt sind, ferner jenen im Mittelpunkt gelegenen Hauptplatz, auf dessen einer Seite sich die Kathedrale erhebt, während die andere, im Fall die Stadt eine Kapitale ist, vom Regierungspalaste gebildet wird, und diesen Gebäuden gegenüber große Häuserreihen mit Arkaden, unter denen sich Läden und Magazine aller Art befinden.

Lima zeigt uns diese Bauart im größten Maßstabe. Die Stadt erhebt sich am Ufer eines Flusses, der zur Zeit des Thauwetters in den Gebirgen sehr anschwillt, sonst aber kaum mehr als eine trockene Schlucht ist; sie wurde von Pizarro am 6. Januar 1543, am Tage der heiligen drei Könige, gegründet, weshalb sie auch noch den besonderen Namen „die Stadt der Könige" trägt. Ihr spanischer Ursprung bewährt sich aufs deutlichste in der Architektur der geräumigen, luftigen Häuser, welche von außen häufig mit Fresko-Gemälden geschmückt sind. Da man bei Erbauung derselben auf die in diesen Gegenden so oft stattfindenden Erderschütterungen Rücksicht nahm, so bestehen sie meistens nur aus einem einzigen Stockwerk. An denjenigen Häusern, welche noch eine obere Etage haben, besindet sich vorn ein ungeheurer Balkon mit grünen Jalousieen, welcher zuweilen gegen vier Fuß in die Straße hereinragt. Mit Ausnahme dieser ziemlich pittoresken Balkone werden die regelmäßigen Linien der Cuadras überall in strengster Gleichförmigkeit eingehalten.

Von großer Bedeutung für das äußere Ansehen der spanischen Städte in Amerika sind die Kirchen und Klöster. In Lima wollen mehrere Kirchen noch zahlreiche Spuren ihres alten Glanzes auf. So besitzt die Kathedrale eines der schönsten aus Holz geschnitzten Chöre; San-Pedro enthält einen Raum von Gemälden und Vergoldungen, wie man ihn nirgends in unseren europäischen, in streng gothischem Stil erhaltenen Kirchen erblickt. Neben diesen Kirchen zeichnen sich die Klöster durch ihre Größe und durch die Majestät ihrer Verhältnisse aus. Das Kloster San-Francisco nimmt nicht weniger als zwei Cuadras ein. Es besteht aus einer Reihe von Gärten und viereckigen Höfen mit eleganten Arkaden, welche die schönsten Spaziergänge bilden. Die Zellen öffnen sich nach den oberen Galerieen, welche an den vier Seiten des Gebäudes entlang laufen, und zu denen man auf prächtigen Treppen emporsteigt. Sechzig Zellen sind mehrere Hunderte; heutzutage jedoch zählt dieses Kloster, welches ehedem für seine fromme Einwohnerschaft schon zu eng wurde, nur einige wenige Mönche, welche trübselig und bleich unter den öden und verfallenden Hallen umherschleichen. Die Klöster Sankt-Augustin und die la Merced bieten, wiewohl sie kleiner sind, als San-Francisco, einen nicht minder traurigen Anblick dar. In der Kirche Sankt-Augustin steht man unter anderen kostbaren Gegenständen das schönste Marmorwerk, welches Amerika besitzt, die Statue der heiligen Rosalie, eine herrliche Composition, die selbst Canova's Meißel Ehre machen würde. Was die in Lima sehr zahlreichen Frauenklöster betrifft, so muß das männliche Geschlecht auf ihren Besuch verzichten. Alle besaßen ehedem prächtige Gemälde, welche ihnen die Könige von Spanien verehrt hatten; der größte Theil dieser Gemälde ist leider verschwunden; nur einige wenige derselben sind noch in dem Museum vorhanden, welches, nebenbei gesagt, mit Ausnahme der indianischen Alterthümer, sehr dürftig ist. Indeß sieht man hier eine merkwürdige Sammlung der Portraits aller Vice-Könige und der ersten Präsidenten von Peru, von Columbus (?) bis auf den Groß-Marschall Lamar.

Kirchen, Klöster, Paläste, Alles hat, wie man sieht, spanischen Charakter in Lima. Um jedoch die Unterschiede kennen zu lernen, welche das Klima und die Durcheinandermischung der Racen hervorgebracht hat, muß man die vom Mittelpunkte abgelegenen Stadttheile aufsuchen und die Straßen, welche das Volk bewohnt, mit denen vergleichen, wo sich vorzugsweise die wohlhabendere Klasse niedergelassen hat; vor Allem aber muß man in das Innere der Wohnungen eintreten. Ueberall, beim Armen wie beim Reichen, findet man dieselbe gastfreundliche Aufnahme, überall die aufrichtigste Herzlichkeit (confianza). In den Häusern des Mittelpunktes der Stadt herrschen so ziemlich die europäischen Sitten. Das Salonleben ist fast dasselbe, wie bei uns, und man wird mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, so wie mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt. „La casa está a la disposicion de usted" (das Haus steht Ihnen zu Diensten) ist die gewöhnliche Empfangsformel, und beim zweiten oder dritten Besuch heißt man schon Amigo oder wird beim Vornamen mit dem aristokratischen Prädikat Don angeredet. Einige Salons sind ganz europäisch. Das Pianoforte hat hier die Guitarre, die italiänische Musik die alten monotonen Romanzen verdrängt. In den weniger vom Glück begünstigten Familien haben sich die Traditionen der alten andalusischen Gesellschaft noch reinlicher und lebendigsten erhalten, und auch die innere Einrichtung der Häuser entspricht noch diesem Charakter.

Weit besser als in den gesellschaftlichen Unterhaltungsstreisen manifestiren sich die feineren und eigenthümlicheren Nüancen der Physognomie der peruanischen Bevölkerung auf den hierzulande stattfindenden Festen. Will man z. B. die Anmuth und Lebendigkeit der Limanerinnen kennen lernen, so begebe man sich in die Straßen zur Stunde, wenn eine Prozession vorüberzieht. Wer hat nicht schon von dem malerischen Kostüm der Saya y Manto sprechen gehört? Stelle man sich ein seidenes, gewöhnlich schwarzes Röckchen vor, welches sich ehedem den Formen des Körpers knapp anschloß, jetzt aber weiter geworden ist. Ueber der Saya fällt ein reicher chinesischer Shawl seinen langen wehenden Fransenbesatz auf die nackten Arme fallen; ein dichter schwarzseidener Schleier, im Dreieck gefaltet und mit den Zipfeln um die Taille festgeschlungen, umfängt die Gestalt der Art, daß man nur das Auge sieht, welches aus den dunkeln Falten des Manto seine funkelnden Blitze um so wirksamer hervorwerfen läßt. Dieses Kostüm, welches die Frauen mit einer unbeschreiblichen Anmuth zu tragen wissen, ist die gewöhnliche Bekleidung bei Tage, wenn man die Läden besucht oder den kirchlichen Ceremonien, las funciones de iglesia, eine wichtige Sache bei den Limanerinnen, beiwohnt. Des Abends, wenn das Angelus (oracion) geläutet worden, sieht man nicht eine einzige Saya in den Straßen mehr; statt dessen die neuesten Pariser Moden, die bereits auch sonst schon die Saya zu verdrängen begonnen haben.

Unter den religiösen Festen Peru's ist das bedeutendste das der heiligen Rosalie, der heutigen Schutzpatronin von Lima, seitdem der große San Jago mit dem spanischen Banner gefallen ist. Nach diesem Feste kann man die anderen beurtheilen. Es beginnt am Morgen mit einem allgemeinen, aber ziemlich scharfen und mißtönigen Glockengeläut. Bereits sind die Altäre und die Bilder der Heiligen aufs kostbarste geschmückt und die Reliquien der heiligen Rosalie auf einem prächtigen Sammetkissen ausgelegt. Die Menge strömt gedrängt um die Kirche, wo die Priester bereits in Function sind. Bald öffnen sich die Thüren. Eine zahllose Menge von Priestern (Bölkerschlägern) und verschiedene Gelüste fünden der ganzen Stadt den Abgang der Prozession an. Langsam bewegt sich der feierliche Zug vorwärts durch die mit Blumen bestreuten Straßen und zwischen den Mauern der Häuser, welche mit reichen Tapeten behangen sind; von allen Balkonen niden junge und munter Zuschauer herab. Zwei Reihen Soldaten haben Mühe, die Menge in Ordnung zu halten. Ein

*) Die reichen Bewohner Lima's waren fast sämmtlich Andalusier.

Digitized by Google

langer Zug von Mönchen mit Wachskerzen eröffnet die Prozession, und man muß es sehen, mit welcher neckischen und verführerischen Grazie die Tapadas (die Verhüllten, d. h. die unter dem Manto verhüllten Damen) die tollsten Herausforderungen in Wort und Blick an die ehrwürdigen Väter richten. Auf die Mönche folgen die Bilder der Heiligen. Jede dieser Statuen ruht auf einem angeheuren Piedestal und wird von acht oder zehn großen Negern getragen, von denen ein weiter, mit Goldtressen besetzter Teppich nichts sehen läßt, als ihre kräftigen Beine und nackten Füße. Daß diese Schwarzen, wenn sie, von der Hitze halb erstickt und athemlos, an den Haltpunkten ihre Köpfe und der Drapperie hervorstecken, eben so und noch schlimmer von den Tapadas gereckt und bespöttelt werden, das versteht sich von selbst. Bald strotzt jetzt die Statue der Heiligen, deren Fest eben gefeiert wird, Aller Augen auf sich. Sie ist mit einem Kranze frischer Rosen gekrönt. „Que bonita! que blanca!“ (wie schön! wie weiß!) ruft man, und von allen Balkonen fliegen Blumen und Sträuße auf das theure Bild herab. Hinter der Heiligen schreitet der Erzbischof mit der Monstranz und dem heiligen Sakramente. Vor ihm erklickt das laute Gerassel und Geplauder in Schweigen und andächtige Sammlung. Dann folgt der Präsident der Republik, hinter ihm der Staatsrath, die Generale und alle höheren Offiziere und Beamten im vollen Glanz ihrer gehäuften Uniformen. Die ganze Armee von Peru — zuweilen 2—3000 Mann — bildet ihre Eskorte. Hierzu kömmt dann noch die ganze Masse des Volkes, Indianer und Weiße, Mestizen und Schwarze, Männer und Frauen, letztere in der mantilla oder saya, theils mit freiem Gesicht, theils verschleiert; oben der tiefblaue, heiterdne Himmel, zu beiden Seiten geschmückte Häuser und reich besetzte Balkone; kurz, nichts fehlt, um die Pracht dieser religiösen Ceremonien zu erhöhen und sie zu einem pittoresken Schauspiel zu machen. Wir sagen absichtlich „Schauspiel“; denn einer solchen Prozession ist in der That auch für die Einwohnerschaft, wenigstens für die von Lima und der Küstenstädte, mehr ein Schauspiel, als eine Gelegenheit frommer Erbauung. In den Gebirgen, wo das indianische Element vorwaltet, herrscht, wie wir später sehen werden, ein anderer Geist.

Nicht den religiösen Festlichkeiten bieten die eigentlichen Volksfeste die besten charakteristischen Züge für das Studium der süd-amerikanischen Gesellschaft. Das eigenthümlichste dieser Feste in Peru ist zweifelsohne das der Amancaes. Der Platz, wo dieses Fest gefeiert wird, ist ebenfalls einer der malerischsten, die man in ganz Amerika finden kann. Etwa eine halbe Meile von der Stadt, in einem von Hügeln, den letzten Ausläufen der Cordilleren, gebildeten Thale, befindet sich ein grüner Rasenplatz, wo im Juni und Juli durch den nächtlichen Thaufall eine Unmasse von Blumen auffprießen mit goldgelben Blättern und lilienartig geöffneten Kelchen, welche man hierzulande amancaes nennt. Man kann sich nichts Zauberhafteres denken, als diesen Platz.

Einen ganzen Monat lang, vom 24. Juni an, bewegt sich hier das geräuschvollste und buntefte Treiben. Man schreibt den Ursprung dieses Volksfestes einem Eremiten zu, welcher sich in den ersten Zeiten der Eroberung hierher zurückgezogen haben und im Geruch der Heiligkeit gestorben sein soll. Eine kleine Kapelle, an der Stelle erbaut, wo der Eremit verendete, und die von den Spaziergängern stets besucht wird, sey anfangs, erzählt man, das Ziel einer frommen Wallfahrt gewesen, welche oft die beilammen Früchte getragen. Wie dem auch sey, sobald diese Wiese zu grünen beginnt, begiebt sich die Bevölkerung von Lima, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, nach den Amancaes, und auf den sonst so stillen Bergen herrscht ein tobender Tumult. Bretter- und Rohrbuden erheben sich mit zauberhafter Geschwindigkeit. Man verkauft hier Fleisch, Brod, Früchte, besonders aber Pisco-branntwein und Chicha, eine Art Maisbier, welches namentlich bei den Indianern sehr beliebt ist. Da und dort werden Tanzsäle eingerichtet und mit Blumen ausgeschmückt. Der 24. Juni, der Johannistag, ist das Hauptfest der Amancaes. Vom frühen Morgen an ist die schmale und steinige Straße, welche nach diesem Orte führt, mit einer vergnügungssüchtigen und ausgelassenen Menge angefüllt. Sie theilt sich in einzelne Partidas oder mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von Verwandten oder Freunden. Jede Partida hat Mundvorrath und eine Guitarre bei sich. Wenn die Partida den Weg zu Fuß macht, nimmt einer der lustigen Pilger die Guitarre, stellt sich an die Spitze seiner Gefährten und stimmt, um die Langeweile der Wanderung abzukürzen, einige Couplets auf die Volksmelodie der Zambacueca an. Alles singt im Chor unter der ausgelassensten Heiterkeit mit. Wer diesen Jubel sieht, möchte meinen, die ganze Bevölkerung von Lima sey toll geworden. Hier macht eine ermüdete Partida am Rande des Weges Halt, um durch einige fromme Pisco-libationen ihre Kräfte wiederherzustellen. Dort, auf einem förmlich überladenen Wagen, drängen sich Sambas in ihrem Schmuck, den Schawl vor den Mantel eines Caballero um die Schulter geschlagen. Dahinter Gineten (Kavaliere), hoch zu Roß mit ungeheuren Sporen, welche übermüthig auf die harmlosen Zugthiere losreiten, sie zu Schreien setzen und dann plötzlich mit erstaunlichem Geschick wieder umschwenken, zur großen Erheiterung der Menge und zum Staunen derer, welche mit solchen Reiterkünsten nicht sonderlich vertraut sind. Wehe aber dem Kavalier, der nicht gehörig sattelfest ist!

Endlich ist die muntere Schaar auf der blumenreichen Wiese angelangt. Männer und Weiber steigen aus, und die Wagen und Pferde werden zur Seite geschafft. Hierauf sammeln sich die Partidas, die Freunde treffen sich wieder, man breitet die Mundvorräthe auf dem Boden aus, und die Viguela (Guitarre) läßt die ersten Akkorde der Zambacueca ertönen. Dieser Tanz, der einzige, den das Volk in Peru kennt, verdient vielleicht eine nähere Beschreibung. Das Orchester besteht zunächst stets aus der Guitarre, welche Einer der Anwesenden mit einer wahrhaft bewundernswerthen Ausdauer aus allen Leibeskräften spielt, wobei derselbe dann und wann eben nicht sehr harmonische Klänge der eigenen Stimme mit einem oft übertreiben ausdrucksvollen Tone einmischt. Neben dem Guitarrenspieler steht ein anderer Musikbeflissener, mit einer Schachtel, einem Kasten oder einer Trommel zwischen den Beinen, und paukt eben so unerbittlich auf sein Begleitungsinstrument los. Kaum beginnt die Musik, so stürzt ein mehr oder weniger dunkelfarbiger Sambo in den Kreis, welchen die Zuschauer schon gebildet haben, und sucht sich, den Punchs nachlässig über die Schulter zurückgeworfen, die Hode aus, mit der er zu tanzen beabsichtigt. Gewöhnlich ist es eine pöbsche Samba, mit großen schwarzen und glühenden Augen, schlanken und leichten Wuchse, mit weißen Zähnen und langen Haaren, welche in zwei langen Zöpfen über die Schultern herabhängen. Einander gegenüberstehend, die Linke keck in die Seite gestemmt, warten sie nun, bis ihnen die Musik das eigentliche Signal giebt. Bei den ersten Tönen der Guitarre und des knittlosen Gesanges beginnen sie beide, den Körper leicht gebogen und anmuthig ihre Taschentücher in ihrer rechten Hand schwingend. Es sind dies anfangs langsame und noch wenig belebte Paß, wobei der Tänzer mit schüchterner und gleichsam fragender Miene die Tänzerin zu verfolgen scheint, während diese ihn verächtlich anblickt und ihm fortwährend in Kreisbewegungen wie eine leichte Sylphide entschlüpft. Der Tänzer verdoppelt seine Anstrengung, ihrer habhaft zu werden, und kömmt ihr mit jeder neuen Bewegung näher. Das Taschentuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu sprechen. Bald schwenkt er es in immer kürzeren und öfteren Kreisen; das seiner Tänzerin entfaltet sich gleichfalls und scheint seiner Aufforderung zu antworten.

(Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren.

(Schluß.)

Penn und die Quäker unserer Zeit.

Der Quäker erstes Auftreten in der neuen Welt war nicht mehr vom Glück begünstigt, als dies in der alten der Fall gewesen war. Mögen sie nun ihr Geschick durch ungemäßigten Eifer hervorgerufen oder andere Dinge es veranlaßt haben, sie fanden dort nicht eine friedliche Zufluchtt, sondern Verfolgungen und Kerker, sa, mehrere wurden sogar durch die Calvinisten von Boston zum Tode verurtheilt. Da entschloß sich ein Theil von ihnen, dem Beispiel der Puritaner zu folgen, und kauften sich Neu-Jersey, wo sie eine Verwaltung nach ihrem Sinne einrichteten. Bald darauf unternahm es Penn, das weite Gebiet des jetzigen Pennsylvanien anzubauen. Er erlangte das Recht dazu, indem die Krone hierdurch die Schuld einer Anleihe tilgte, welche sie bei seinem Vater gemacht hatte, und seine Eigenthumsverschreibung schritte ihm in jenem Lande faß unbeschränkte Macht. Hiermit eröffnete sich für die Gemeinde ein ungeheures Feld der Thätigkeit und Hoffnung, auf welches sie sich als wahre Mystiker mit dem Glaubenseifer ihres ersten Stifters warfen, indem sie zwar nicht mehr an die Unfehlbarkeit des unbewußten inneren Gyttes, unter ganz verwandten Bedingungen aber an das Vermögen des Menschen glaubten, ohne Kenntniß und Vorbereitung, durch eigenes Urtheil Alles zu verstehen.

Wie verderblich dieser Grundsatz sich indeß oft bewährt hat und bewährt, so zeigt sich doch auch hier, daß überall Umstände und Personen über den Erfolg einer Sache entscheiden. Die Quäker stifteten ihr Reich auf jungfräulichem Boden; nirgend traten ihnen die widerstrebenden Elemente der alten Civilisation entgegen. Alle kamen mit gleichem Glauben, gleichem Bekürfnissen, Alle wollten Land und waren durch gleiche Interessen an den Boden gebunden; so war kein Anlaß da, eine soziale Hierarchie einzuführen, die der Wirklichkeit nicht genügt hätte. Zumeist aber sicherte Penn's Persönlichkeit einen günstigen Erfolg. Er war eine herrliche Erscheinung, und welcher auch seine Irrthümer sein mochten, er verband mit seinen Grundsätzen tiefe Beobachtungsgabe, großen Scharfblick für die Lehren des praktischen Lebens und vor Allem unverwüstliche Rechtlichkeit und Herzensgüte.

Seine Verordnungen enthalten höchst nützliche Lehren, eine politische Moral, welche die Erfahrung der Vergangenheit diktirte, und glaubte er als Gesetzgeber nur niederzuschreiben, was das innere Licht Jedem offenbarte, so ist dies doch recht eigentlich der Erguß einer Stimme, die zu ihm redet und Kenntniß dieser Dinge und Zustände zeigt.

Schon vor Gründung seiner Kolonie hatte Penn zu Neu-Jersey die Quäker auf die Bahn der Politik geführt; 1680, als er Pennsylvanien zum Eigenthum erhielt, verfaßte er gesetzmäßig sein eigenes Interesse, folgte seinem Gewissen und gestattete den Bewohnern seiner Provinz, sich selbst zu regieren. Die Verfassung, welche er in England entworfen hatte, stellte die Regel auf, daß alle Civil-Aemter jedem Christen zugänglich seyen, welcher Seite er auch angehöre, und daß Jeder, der an einen Gott glaube und die Verpflichtung anerkenne, mit seinen Nebenmenschen in Frieden und Eintracht zu leben, wegen seiner Ueberzeugung nicht brunruhigt und genöthigt werden dürfe, zum Unterhalt irgend einer Kirche beizutragen. Sein erstes Verwaltungssystem erlitt mehrfache Abänderungen, wie dies nicht wohl anders seyn konnte; auch mußten mehrere besondere Gesetze aufgegeben werden, die allzu sehr das Gepräge des Quäkerthums an sich trugen. Die Zeugen der Erfahrung führten hierbei auf den rechten Weg, die Kolonisten fanden sich schnell in das Amt der Gesetzgeber, und hatte Penn auch Unrecht, zu glauben, alle Menschen vermöchten sich selbst zu regieren, so gelang es doch bei den Bewohnern seiner Provinz durch ihren Mystizismus, durch Gewohnheiten und Instinkt, durch Kenntniß der Leiden, welche Unvollsamkeit verhängt, durch das Streben, die Ueberzeugung Anderer zu ehren und durch Ihr' ehöne Moral, überall auf Gewalt zu verzichten. Herrlichende Erfahrung führten den Erfolg, und Pennsylvanien, welches rasch emporkam, hat unbestreitbar großen Einfluß auf die Union ausgeübt.

Digitized by Google

Wie weit so freie Verfassungen als die der jungen Nationen in der neuen Welt sich bei wachsender Bevölkerung und endlicher Uebervölkerung als möglich erweisen werden, muß die Zukunft lehren. Gewiß ist, daß man Pennsylvanien schon jetzt nicht mehr einen Quäkerstaat nennen kann. Während der langen amerikanischen Kriege haben die Mitglieder der dortigen Gesellschaft der Freunde sich gerne dazu gefügt, ihren Grundsätzen zu entsagen oder ihre Aemter niederzulegen. Fast Alle thaten das Letztere, und nur ein geringer Theil erklärte sich für die Rechtmäßigkeit eines Vertheidigungskrieges. Diese haben der Unionsarmee mehrere Generale geliefert. Jetzt scheint ihre Zahl erloschen, und die Masse der heutigen Quäker sind die Hauptvertheidiger der Friedenskongresse und der Abschaffung des Krieges, müssen es seyn, denn obgleich sie giebt es für sie nichts, als entweder ihre Grundsätze aufgeben, oder sich unter Obhut anderer Glaubender stellen, welche derselben können und wollen, das sie zu Parias herabgewürdigt werden.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts bildeten die Quäker fast den achten Theil der Bevölkerung von Pennsylvanien, jetzt haben sie mit der öffentlichen Verwaltung nichts mehr zu thun, sind ins Privatleben zurückgetreten, und man findet in sämmtlichen Unionsstaaten nagelneue handwerkmäßig betriebene dieser Sekte. In England und Wales schätzt man ihre Zahl auf drei- bis vierhunderttausend. Außer England und Amerika ist ihnen zu keiner Zeit gelungen, sich auszubreiten.

Daß sie trotz ihrer vielen, den bürgerlichen und staatlichen Zuständen widerstreitenden Verordnungen die verschiedensten Zeiten überdauern konnten und eine so große Wirksamkeit üben und üben, danken sie vornehmlich dem auch bei ihren heftigsten Streitigkeiten unwandelbar festgehaltenen Grundsatze: „Brunnruhige Dich nicht zu sehr wegen dessen, was Du denken sollst, um Dich desto mehr damit zu beschäftigen, wie Du das Rechte thun kannst.“ Ueberall zeigten sie sich dem Gesetze gehorsam, wortreu, friedlich und rechtschaffen. Ja, dies ist nicht Alles. In ihrer in gewissem Sinne vereinzelten Stellung erscheinen sie wie eine Gesellschaft, die sich der Barmherzigkeit geweiht hat. Gewissenhafte, fromme Kindererziehung und die Pflicht, sich dabei gegenseitig beizustehen, war eine der Hauptregeln ihrer Religion, die schon Vor bestimmte, und Penn begann später, den Entwurf seiner Verfassung mit den bedeutungsvollen Worten: „Die Regierungen sind viel mehr von den Menschen abhängig, als die Menschen von den Regierungen. Sind die Menschen gut, so kann die Regierung nicht schlecht seyn, wäre sie es, so würden jene sie verbessern. Die vornehmliche Sorge muß demnach seyn, durch die Erziehung der Jugend Weisheit und Tugend zu verbreiten.“ Diese Regel wurde nie vergessen. Der Unterricht in den Quäkerschulen ist einfach, beschränkt sich auf das Nothwendige: Moral und Religion, Muttersprache und Rechnen. Erziehung heißt bei ihnen der Weg, sich sittlich auszubilden, nicht aber Ansprüche zu entwickeln.

Außerdem gab es in der Gesellschaft überlieferte Grundsätze, die zum Gebot wurden. Zur Kunde und Erfahrung den schrecklichen Zustand der Gefangnisse, die teuflischen Freuden des Lasters in diesen Höhlen des Schmutzes und der Verderbtheit, und die Besserung jener Zustände oder, richtiger, die Bekehrung der Gefangenen beschäftigte ihn unablässig. In gleichem Sinne wurde bei seinen Reisen nach Amerika sein Mitgefühl für die Neger geweckt. Ueberall ermahnte er, die Sklaven mit Sanftmuth zu behandeln, für ihre Seelen Sorge zu tragen und sie nach bestimmtem Zeitverlauf freizugeben. Diese Wünsche und Bestrebungen wurden Eigenthum der Gesellschaft: die Umgestaltung der Gefängnisse, die Unterdrückung des Negerhandels, die Emancipation der Schwarzen und allgemeiner Friede sind Dinge, welche sie unausgesetzt bei allen öffentlichen Anlässen und im Privatleben große Kräfte widmeten, und dasselbe gilt von der Bekehrung der Indianer. Hier, wie überall, suchten sie das Unmögliche zu leisten, und leuchtete aus ihrem Thun zugleich mit der Hingebung und dem Heldenmuth auch die Verirrung der Barmherzigkeit hervor, die, wenn sie der Wirklichkeit vorgeht, Uebeles schafft, wo sie Gutes erreichen will. Es ist nicht zu bestreiten, sie haben den Frieden so sehr geliebt, daß sie den Nationen die Waffen gegen die Barbarei nahmen wollten, haben aus Liebe zur Menschheit die Gerechtigkeit unterdrücken, die Strafen für Vergehen und die ihnen folgenden Scheidnisse und Verberrungen aufheben wollen, haben sich durch ihren Glauben an das Göttliche im Menschen, durch ihre Ueberzeugung, daß nur Mangel an Ermahnung zum Bösen führe, und ihre ganze Denkweise hierzu verleiten lassen; und können wir den Wahn weder rechtfertigen, noch in Schutz nehmen, so fühlen wir und doch um so mehr zu milder Beurtheilung gestimmt, als wir oft sehen, wie tätliche Irrthümer in gleichen Verirrungen führen, ohne daß die, welche sie verbreiten, mit Quäker-Unsinnen und Selbstverleugnung der Ausübung der Tugend nachstreben, die sie für erreichbar halten oder preisen. Die Quäker machten ihre Predigt zur That, um dies zu Kennen und zu würdigen, braucht man nur die Memoiren von William Allen und Mrs. Fry zu lesen.

Ohne Vermögen, ohne Jugendanbildung wurde William Allen eine der bedeutendsten Persönlichkeiten Europa's, als Gelehrter wie als Wohlthäter der Menschheit. Seine Bestrebungen in der Wissenschaft, durch welche er zum Mitglied der königlichen Societät erhoben wurde, und sein Beruf als Kangelerber, dem er sich eifrig widmete, hinderten ihn nicht, die Privatwohltätigkeit mit Verstand und Erfolg anzuregen und zu leiten. Die Abschaffung des Sklavenhandels war sein besonderer Wunsch, und bis zu seinem Tode zeigte er sich als ein Vorbild alles dessen, was an einem Menschenfreund heilbringend seyn kann. Er trachtete nicht nur, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gefahren der Verarmung und die Wichtigkeit der sich daran knüpfenden politischen Fragen hinzulenken, er stand auch an der Spitze derer, welche England lehrten, was die übrigen Nationen jetzt von ihm lernen, daß die beste, die jetzt gekannte, erreichbare Abhilfe gegen die Leiden der arbeitenden Klassen in Vorbeugungsmitteln und Einrichtungen besteht. Die Zahl der Associations-Gesellschaften, die er stiften half, ist so groß, daß man sich versucht fühlt, seine Thätigkeit für übermenschlich zu halten. Dazu gehören (um nur einige zu nennen) zwei Anstalten, welche Suppe und andere Nahrungsmittel zu billigen Preisen an Arme verstheilen, eine für Verbesserung junger Verbrecher, eine, um arme Zeit- und Zahrik-Arbeiter zu unterstützen, mehrere Gesellschaften, welche die Armen bestimmter Distrikte besuchen und Sparkassen für sie einrichten. Der Bibelgesellschaften, der gelehrten und anderen Verbindungen, am Leiden zu mildern und Bildung zu verbreiten, gedenke ich nicht. Er war aber nicht nur Stifter und Anordner; er selbst hinein denen, die ihm halfen, wandte sich an die Privatwohlthätigkeit, wußte Anderen seinen Eifer mitzutheilen und suchte unermüdet den Schutz der Mächtigen für das, was er schuf. Daß er mit seinem Beutel schaltete, wie mit seiner Zeit, braucht kaum gesagt zu werden, diese Tugend war den Quäkern immer eigen.

In gleicher Weise beschäftigte William Allen sich mit der Verbesserung des Primärunterrichts und widmete ihm einen großen Theil seines Lebens. Noch in hohem Alter stiftete er aus eigenen Mitteln praktische und theoretische Schulen des Ackerbaues. Mit Geschäften überhäuft, Verwalter der Güter des Herzogs von Kent, eifriges Mitglied seiner Kirche, fand er doch noch Zeit, Norwegen, Schweden, Rußland, Griechenland, Deutschland, Frankreich zu durchreisen, dort die Gefängnisse, Schulen und Wohlthätigkeits-Anstalten zu besichtigen, den Ministern darüber Bericht zu erstatten und überall nützliche Verbesserungen zu predigen.

Diese Reisen wurden vornehmlich zu dem religiösen Zwecke unternommen, sich mit allen wohlthuenden Personen Europa's in Verbindung zu setzen und solche für sich zu gewinnen. Nicht in der Weise der früheren Quäker, sondern ohne Stücklicht auf besondere Glaubensrichtung, einzig, um an der Verbreitung alles dessen zu arbeiten, was helfen kann, Elend zu lindern und durch nützliche Kenntnisse die Laster zu bannen, welche Unwissenheit hervorruft. In dem Briefe, den Allen und Etienne Grellet, sein Begleiter, an den König von Schweden richteten, heißt es:

„Getrieben, wie wir in Demuth hoffen, von christlicher Liebe, welche das Wohl aller Menschen wünscht, haben wir für unsere Pflicht gehalten, Deine Staaten zu durchreisen und die zu begrüßen, welche den Erlöser Jesus Christus aufrichtig lieben, welches auch die Glaubensform sey, die sie bekennen, überzeugt, daß die wahre Kirche aus allen denen besteht, die sich redlich mühen, an ihrem Theil den Willen des Himmels zu erkennen und zu erfüllen.“

In gleichem Sinne hat Mrs. Fry verschiedene Länder besucht. Sie war Hauptbeförderin einer der bedeutendsten Umgestaltungen unseres Jahrhunderts, der Reform des Strafvollzuges. Wie Allen, besaß sie ungewöhnlichen praktischen Geist, und die Gabe, Andere mit sich fortzureißen, hatte, wie er, die höchst seltene und bewunderungswürdige Eigenschaft, sich in der größten Thätigkeit nie selbst zu verlieren, und die Zähigkeit, eine Unzahl von Geschäften gleichzeitig zu leiten. Die Wohlthätigkeits-Gesellschaften wuchsen unter ihren Füßen hervor, und sie übernahm dabei den beschwerlichsten Theil. Sie war reich, war Gattin und Mutter und lebte dennoch inmitten der Kerker und ihrer Bewohner. Sie besaß einen Landsitz, die wilden Thiere zu zähmen, brach sich Bahn durch das Niedrigste und Verderbteste, was es giebt, die Bahn der Engel, welche die Finsternis verscheuchen, um Licht zu bringen. Was vor fünfundvierzig Jahren fast alle Gefängnisse Europa's waren, vermögen wir uns kaum vorzustellen. Angeklagte und Verbrecher jeder Art, Männer und Frauen, lagen durch einander in Schmutz und Koth, allen Lastern und völligem Müssiggange hingegeben. Der Gedanke, daß es Besserung, ja, Pflicht sey, diesen Krebsschaden zu heilen, wurde von vielen Einsichtsvollen erkannt, der Hauptanregung aber, daß man damit zur That schritt, gab die Quäkerfeste, und vornehmlich gelang es Mrs. Fry, im Gefängniß von Newgate, wo sie durch W. Allen Eintritt fand, das erste Licht zu verbreiten. Sie errichtete Schulen für die Gefangenen, hielt ihnen fromme Vorlesungen, berief einen Ausschuß von Damen, welche ihr bei ihrem Unternehmen Beistand leisteten und sich der Gefangenen bei geendeter Haft annahmen, und erlangte endlich, daß die meisten und heilsamsten von ihr vorgeschlagenen Verbesserungen von der Regierung angenommen wurden. Jede Art von Verbrechern kam in gesonderte Säle, Männer und Frauen wurden getrennt, erhielten Kuffeher ihres Geschlechtes, und Arbeit wurde den Gefangenen zugetheilt.

Solchen Thatsachen gegenüber schweigt, was gegen die verleiteten, noch immer von ihren felsgehaltenen Gebräuche der Quäker und über die Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Richtung gesagt werden kann. Die Uebergewung von der Unfehlbarkeit des inneren Lichtes ist schrecklich ein gefährlichen, immer von zwei entgegengesetzten Abwegen bedrohter Glaube, dem Abwege überspannter Schwärmerei und dem Abwege der Selbstvergötterung. Die Quäker der Neuzeit verhalten sich der inneren Offenbarung gegenüber, in welcher sie Gottes Stimme ehren, demüthig und schüchtern. Wie sie den Stürmen und Versuchungen der Jetztzeit gegenüber bestehen, ob sie sich zwischen ihnen erhalten und wie sie, wenn dies der Fall ist, auch ihnen hervorgehen werden, kann nur die Zukunft lehren. Gewiß ist, daß in diesem Augenblick ihre Zahl immer mehr sinkt und mehr Frauen als Männer bei ihnen das geistliche Amt verwalten. Welches indeß auch die weitere Geschichte dieser Sekte sey, wahr bleibt für alle Zeiten, daß reichlich guter Samen durch sie ausgestreut worden ist, der vielfältige gute Frucht trug und fortttragen wird.

Die Londoner Times, ihre Herausgeber und Mitarbeiter.*)

Die Times ist von allen Morgenzeitungen Londons die einzige, die sich

*) Aus Knight Hunt's Fourth Estate. Vgl. Nr. 69 und 70 des Magazins d. L.

noch im Besitz der Familie ihres Gründers befindet. Sie wurde von John Walter begonnen, und ihre erste Nummer erschien am 1. Januar 1788, als Fortsetzung des Daily Universal Register, von welchem bis dahin 938 Nummern herausgekommen waren. Sowohl die Times, als ihr Vorgänger, wurden, wie es in ihrem Titel hieß, logographisch gedruckt. Dieser sonderbare Ausdruck bezog sich auf das Patent, welches der Herausgeber erhalten hatte, um ganze Wörter statt der einzelnen Buchstaben in Metall zu gießen und diese hierauf von dem Setzer zusammenstellen zu lassen. Es gebrauchte also stereotypirte Wörter oder Silben an der Stelle der einzelnen metallischen Lettern. Diese Einrichtung wird in einer 1783 nach der logographischen Methode gedruckten Broschüre beschrieben, die von einem Setzer, Namens P. Johnson, herrührt, der an der neuen Erfindung theilhatte. Walter, der gleichfalls zu den Urhebern derselben gehörte, nahm ein Patent darauf und machte sich dann ans Werk, sie zu benutzen. Er arbeitete mit großer Energie und Ausdauer und hoffte, wie alle Projektenmacher, einen glänzenden Erfolg. Die Vortheile, welche aus der logographischen Methode hervorgehen sollten, bestanden darin, daß Druckfehler weit seltener vorkommen müßten, als bei dem gewöhnlichen Verfahren; ja, man glaubte sie ganz vermeiden zu können und durch Ersparung von Zeit und Arbeitskräften die Druckkosten bedeutend zu ermäßigen. Indessen erhoben sich bald praktische Schwierigkeiten, und die neue Erfindung gab zu manchen Späßereien Anlaß. Man verschierte, daß die Bestellungen an den Schriftsteller angefähr folgendermaßen lauteten: Ich bitte um einen Zentner, in einzelne Pfunde vertheilt, von den Worten: „Pfui", „Kälte", „naß", „troden", „Mordthat", „Feuersbrunst", „schrecklicher Raubanfall", „gräßliches Verbrechen", „schauderhaftes Unglück" u. dergl. Ein zweiter Zentner wäre zusammenzulesen aus „ehrenwerthen Herren", „lauter Beifall", „königliche Majestät", „liebenswürdiges Frauenzimmer" u. s. w. Aber Walter ließ sich durch Nichts abschrecken; am 1. Jan. 1785 gab er die erste Nummer des Universal Register, nach der neuen Methode gedruckt, heraus. Sie war vier Seiten stark, hatte einen Halbpfennig-Stempel und kostete 2½ Pence, und in einer langen Adresse an das Publikum bedankte sich Walter für die Unterstützung, die man seiner Verbesserung in der typographischen Kunst gewährt habe. Die Times wurde in gleicher Weise gedruckt, allein mit der Zeit erwies es sich, daß die Logographie nicht die erwarteten Vortheile darbiete, und man mußte zu dem alten Verfahren zurückkehren.

Dr. Stoddart, der in den satirischen Versen Moore's und Anderer als Dr. Slop figurirt, war eine Zeitlang Redacteur der Times, wich aber so sehr von Walter in seiner Beurtheilung Napoleon's ab, daß es am Ende zu einer Erklärung zwischen ihnen kommen mußte. Der französische Kaiser war sie Stoddart eine wahre Vogelscheuche, der ihn nicht anders als den „Korsischen Dämon" nannte. Trotz aller Vorstellungen, fuhr Stoddart fort, seine wüthenden Artikel zu schreiben, bis Walter seine Verbindung mit ihm abbrach, wobei er ihm mit der Liberalität, die ihn auszeichnete und die so viel zu seinem Erfolge beitrug, eine reichliche Entschädigung bei seinem Rücktritt anbot. Die Summe sollte von zwei gegenseitigen Freunden festgesetzt werden, allein noch ehe sie einen Beschluß fassen konnten, schrieb ihnen Stoddart, daß sie sich nicht weiter in der Sache bemühen möchten, da am folgenden Montag die erste Nummer der New Times erscheinen werde, die er selbst herausgebe.

Der Nachfolger Stoddart's war Thomas Barnes, der lange Jahre an der Spitze des Redactionspersonals der Times stand. Barnes war in der Freischule von Christ's Hospital erzogen worden und studirte dann in Cambridge, wo er der Zeitgenosse und Nebenbuhler Blomfield's war, der jetzt Bischof von London ist. Letzterer gewann drei Jahre nach einander den ersten Preis, Barnes aber nahm die zweite Stelle ein, und obwohl ihn Blomfield im Studium des Griechischen übertraf, so galt er doch in anderen Zweigen der Wissenschaft für stärker. Nachdem er promovirt hatte, ließ sich Barnes als Rechtsstudent im Tempel einschreiben, um sich zum Advokatenstande vorzubereiten. In seinen Erholungsstunden schrieb er eine Reihe von Briefen in der Manier des Junius über die vornehmsten öffentlichen Charaktere und Ereignisse des Tages, die er an die Times einsandte. Diese Aufsätze erregten einige Sensation, Walter suchte ihren Verfasser auf und knüpfte mit ihm eine Verbindung an, welche Barnes zuerst als Reporter in die Galerieen des Parlamentes einführte und ihn in der Folge als Redacteur an die Spitze eines der mächtigsten Organe der Presse stellte. Es war durch seine Redaction und Walter's Leitung, daß die Times ihren hohen Ruf erlangte. Viele ausgezeichnete Männer wurden Mitarbeiter, ohne daß sie ihren Namen bekannt werden ließen, und ihre Talente gaben dem Blatte einen immer größeren Aufschwung. Wohl ein Dutzend gewandter Schriftsteller bezogen zu gleicher Zeit ansehnliche Stipendien von der Times, und wenn sich Einer ausgeschrieben hatte, nahm ein Anderer seinen Platz ein. Mancher geistreiche Mann hat seine Feder im Dienste der Times abgestumpft, aber keiner von ihnen soll je über Mangel an Freigebigkeit von Seiten derer geklagt haben, die er mit seinem Talent unterstützte. Ein gewisser Capitain Stirling war der Verfasser jener glänzenden, tüchtslosen, ungestümen Leitartikel, welche der Zeitung den Beinamen des Donnerers (Thunderer) verschafften. Er wußte in seiner Schreibart den Geschmack des damaligen Publikums auf ein Haar zu treffen. Er wohnte in Brompton, bezog, wie man sagt, ein Gehalt von 2000 Pfd. Sterl. jährlich, und wenn er nach der Expedition kam, welches nur selten stattfand, ward die größte Heimlichkeit beobachtet, da Walter den Ursprung der in seinem Blatte erschienenden Artikel gern mit einem gewissen mysteriösen Dunkel umgab. Im Allgemeinen besaß Stirling nur wenig Bildung; wenn er schreiben sollte, so mußte man ihm die Thatsachen und Umstände an die Hand geben, welche er aber dann in so hinreißende Worte kleidete, daß Alle, außer denjenigen, gegen die er die Pfeile seines Witzes richtete, davon entzückt waren. Seine dritte Ausstellung zogen Barnes, als verantwortlichem Redacteur, viele Feinde zu. Mehr als ein Minister soll versucht haben, ihn in einen persönlichen Streit zu verwickeln, aber Barnes ließ sich nicht, wie manche von seinen Kollegen, dazu verleiten, seine journalistischen Fehden mit dem Degen oder der Pistole auszufechten. Lord Brougham, der sich in so vielen Fächern versucht hat, soll auch mitunter Leitartikel für verschiedene Blätter geschrieben haben. Es geht die Sage, daß Barnes einst zu Brougham ging, welcher damals die Kanzlerwürde bekleidete, und da er warten mußte, bis die Sitzung des Kanzleigerichts zu Ende war, so nahm er, um sich die Zeit zu vertreiben, die Morning Chronicle in die Hand, in welcher er eine mit vieler Schärfe abgefaßte Widerlegung eines Artikels fand, den Brougham Tages zuvor für die Times geliefert hatte. Der Stil verrieth dem kundigen Barnes sogleich den Verfasser, und als der Großkanzler die Richterbank verließ, um mit dem Redacteur zu sprechen, begrüßte ihn dieser mit den Worten: „Das ist aber unrichtig, sich selbst auf diese Weise zu mißhandeln." Brougham war überrascht. Barnes versöhnte seinen Vorgesetzten, und der Kanzler mußte bekennen, daß er gegen seinen eigenen Artikel geschrieben habe.

Obgleich die wenigsten Leitartikel von Barnes selbst herrührten, verstand er es, die Beiträge Anderer so zu überarbeiten, daß die Widersprüche vermieden wurden, die sich nach seinem Tode in den Spalten der Times bemerklich machten. Sein Nachfolger ist wahrscheinlich nicht ermächtigt, das Manuskript gewisser Mitarbeiter zu retouchiren, und dies mag dem Rufe der Zeitung geschadet haben. Ein Leiden unerwachsenen Fleißes ward leider durch einen schmerzvollen Tod geschlossen. Nachdem Barnes lange am Stein gelitten, faßte er den Entschluß, sich einer Operation zu unterwerfen; diese wurde zwar von dem berühmten Mundarzt Liston mit vieler Geschicklichkeit vollzogen, erschütterte aber seinen durch geistige Anstrengungen und physische Schmerzen geschwächten Körper so sehr, daß er sich nie davon erholte. Sein Tod erfolgte am 7. Mai 1841 im 56sten Jahre seines Alters, und seine sterbliche Hülle ruht in dem Friedhofe zu Kensall-Green.

Walter, der Herausgeber der Times, war auch Parlamentsmitglied. Er saß viele Jahre im Unterhause, wo er zum letztenmal in der Session von 1841 erschien, aber seine parlamentarische Thätigkeit war mit seiner journalistischen nicht zu vergleichen. Im Besitz ansehnlichen Reichthums und einer geachteten sozialen Stellung endete er seine lange und bewegte Laufbahn am 28. Juli 1847.

Mannigfaltiges.

— Der „Prosktibirte" in London. Die nach London geflüchteten Helden der französischen Februar-Revolution, die Herren Ledru-Rollin und seine Freunde, geben dort ein Journal unter dem Titel „Le Proscrit" heraus. In Frankreich ist diese Zeitung sofort von der Polizei konfiszirt worden. Die Haltung des Journals ist jedoch so gränzenlos leidenschaftlich und gemein, daß es die Regierung unbedenklich können zirkuliren lassen. Organe dieser Art scheinen ihrer eigenen Partei mehr, als sie ihr dienen. Auch in Deutschland giebt es solche Partei-Organe, und zwar nicht blos auf der linken Seite. Im allermeisten schimpft Herr Ledru-Rollin in seinem Journale auf die jetzigen Vertreter des „Herges" in der gesetzgebenden Versammlung, denen es, wie es sagt, an jeder Art von Energie mangelt. Allein wohin hat denn die sogenannte Energie der Herrn Ledru-Rollin geführt? Für einen Augenblick zwar gelang es ihm, ein großes Land dadurch zu verblüffen, aber bald erkannte man den Charlatan, der jetzt nicht minder, als das Land, das er ungläcklich gemacht, die Folgen seiner Kühnheit zu büßen hat. — Der „Prosktibirte" ist jedoch nicht blos das Journal der demagogischen Emigration von Frankreich, sondern auch das Antiblatt der gesammten europäischen Republik, die sich in diesem Augenblicke nach London geflüchtet und dort in einigen Männern konzentrirt hat, die es sehr gelingt, sich in ganz Europa einzurichten. Der Plan einer Universalrepublik und eines demagogischen Utopiens findet sich namentlich in einem Aufsatze Mazzini's ausgesührt, der eine „heilige Allianz der Völker" verkündet, während er doch erst vor kurzem die Erfahrung gemacht, daß nicht einmal in Italien, geschweige denn in ganz Europa, eine Völker-Union möglich sey. Mazzini's Buch „über Republik und Königthum in Italien" (*) von Georges Sand ins Französische übersetzt und vor kurzem in Paris ausgegeben worden.")

— Bekehrung der Hindus zum Christenthum. Die meisten unserer Leser, schreibt das Colonial Magazine, werden mit Verwunderung erfahren, daß man ein Gesetz, wodurch das Vermögen eines Hindus, der die christliche Religion annimmt, zu Gunsten seiner nächsten Verwandten konfiszirt wird, erst vor kurzem außer Kraft gesetzt hat. Wir wissen nicht, wenn die christlichen Hindus diese Emancipationsakte zu verdanken haben. Nach der Versicherung des Bengal Recorder, eines indischen Journals von anerkannter Zuverlässigkeit, kann die Abschaffung dieses gehässigen Gesetzes als das Todesurtheil des hindustischen Glaubens betrachtet werden. Ohne den Schutz einer solchen Verordnung kann, wie es scheint, die Religion Brahma's und Wischnu's auch auf ihrem heimatlichen Boden nicht länger bestehen.

*) République et Royauté en Italie, par J. Mazzini. Traduction et préface par Georges Sand. Un vol. in-18 de 247 pages. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergroschen vierteljährlich. Inserate, 20 Sgr. halbjährlich. 3 Rthlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Corp. Casser, Dorotheenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Donnerstag den 1. August 1850.

Spanien.

Don Juan Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Niemals siegen die Revolutionen, ohne in der Gedankenwelt auf einen heftigen Widerstand zu treffen. Mitten in den gewaltigen Explosionen erheben sich männliche Geister, welche die Macht der Reaction in sich personificiren und, von einem höheren Glauben geleitet, den revolutionairen Ideen kühn entgegentreten. Nicht immer stehen diese Geister in dem Heerde der Revolutionen selbst, oft erscheinen sie außerhalb derselben, nahe genug, um die kritischen Phänomene genau zu beobachten, fern genug, um ein Gesammtbild derselben auffassen und ihre allgemeine Richtung zu entwirren. So hat namentlich die französische Revolution in jeder ihrer Phasen einen mächtigen, widerstandsfähigen Geist getroffen, der ihre Berechtigung bestritt und den Abgrund beleuchtete, welchen sie eröffnet hatte.

Einer der beredtesten Gegner der siegreichen Revolution war Edmund Burke, der Verfasser der Rede vom 9. Februar 1790 und der „Betrachtungen über die französische Revolution", Burke, den auch die Morgenröthe von 1789 nicht blendete, der schon am 14. Juli den 10. August, den 2. September und den 21. Januar erkannte. Daher wurde sein Widerspruch schon in dem Beginne der Revolution laut. Während sie sich entwickelte, reifte in Savoyen unter der französischen Invasion ein anderer jener Geister, welche von der Höhe eines unbeugsamen Dogmas herab über das revolutionaire Prinzip den Stab brechen. Es war Joseph de Maistre. Seine Betrachtungen über Frankreich erschienen 1797. Joseph de Maistre wagte es, die Revolution, die sich zu befestigen schien, als radikal böse, als satanisch zu bezeichnen.

Heute, nach der Revolution von 1848, erhebt ein anderer Redner, der zu der Familie eines Burke und eines de Maistre zu rechnen ist: Don Juan Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas. Einige Briefe, einige Reden haben hingereicht, um auf dem spanischen Denker einen europäischen Philosophen zu machen, der einen mächtigen Einfluß ausübt und von Vielen mit Begeisterung, von Allen mit Aufmerksamkeit gehört wird. In den Reden von Donoso Cortes, die zu einer andern Zeit in jeder politischen Versammlung als eine Anomalie erschienen wären, offenbart sich der christliche Geist in einer seiner lebhaftesten Färbungen; der spanisch-katholische Geist, welcher die Revolutionen vor sein Gericht zieht, um ihren Geist zu befragen und ihre Tiefen zu ermessen. Ein Umstand begünstigt den katholischen Staatsmann: er lebt in der Mitte eines relativ ruhigen Landes. Es ist wahrlich ein wunderbares und unermartetes Schauspiel, zu sehen, wie Spanien auf dem Meere der europäischen Agitationen ohne Schiffbruch dahinkömmt.

Auch Spanien hat eine Periode der Anwälzung durchzumachen gehabt, aber eines seiner Lebenselemente blieb frisch und unberührt als sichrer Bürgschaft einer sozialen Dauer und als ein unzerstörbarer Zug seines sittlichen Charakters. Es blieb der katholische Glaube, dessen Macht sich in den Reden des Donoso Cortes offenbart. Der katholische Glaube ist jenseits der Pyrenäen nicht eine poetische Schwärmerei, nicht eine wüste Speculation; er wurzelt im Leben selbst, er liegt in den Sitten, in den Gebräuchen, in den Gedanken und in den Auffassungen. Er gehört zum Wesen der spanischen Natur und bildet im Verein mit dem Nationalstolze und einem edlen Selbstgefühle jenen männlichen Charakter, welcher eine wunderbare Kraft des Widerstandes und der Erhaltung in sich trägt. Deshalb finden die Systeme, welche aus den revolutionairen Strömungen auftauchen, unendliche Schwierigkeit, sich jenseits der Pyrenäen zu befestigen. So sagt ein spanischer Schriftsteller: „Die kommunistischen Ideen, welche in anderen Ländern sich so weit verbreitet haben, sind bei uns völlig unbekannt; der revolutionaire Geist geht nicht über die politischen Interessen hinaus; unsere Gesellschaft ist noch rein von der Unsittlichkeit, welche in anderen Ländern bis zu den tiefsten Schichten der Gesellschaft hinabdringt."

Seiner ganzen Natur nach ist Donoso Cortes ein echter Spanier, weil er ein echter Katholik ist. Im Jahre 1809 geboren, Zögling der Universität von Sevilla, trat ihn im Jahre 1834 die Revolution, aus welcher die constitutionelle Monarchie hervorging, in der Blüthe der Jugend und rief ihn in den Strom der politischen Kämpfe hinein. Von da ab hat er das constitutionelle Königthum stets vertheidigt und es von dem revolutionairen Elemente zu befreien gesucht. Donoso Cortes ist publicist, Volksvertreter und Beamter gewesen; noch jüngst Abgesandter der Regierung in Berlin, ist er jetzt königlicher Rath. Oft stand er an der Schwelle der Regierung, ohne sie zu betreten, ohne selbst ein Verlangen danach zu haben. Er spricht von der Regierungsmacht ohne Geringschätzung und Neid, wie ein Mann, der ihre Bedingungen kennt und sie nicht anzumehmen gewigt ist. „Ich bin unfähig, zu regieren", sagt er mit einer seltnen Aufrichtigkeit, die wenige Nachahmer finden wird, „ich könnte die Regierung nicht übernehmen, ohne die eine Hälfte meines Sepns mit der anderen in Kampf zu setzen, ohne meinen Instinkt gegen meine Vernunft und meine Vernunft gegen meinen Instinkt zu waffnen."

Die Sammlung seiner Werke, von seinen „Betrachtungen über die Diplomatie", im Jahre 1834 geschrieben, bis zu seinen Werken über „Pius IX.", im Jahre 1847 verfaßt, enthält die Geschichte der Bestrebungen dieses hohen Geistes, die Geschichte seiner Forschungen, seiner Verirrungen und seiner Umwandlungen. Donoso Cortes ist Journalist gewesen; er hat jene Polemik durchgemacht, welche er geistreicher- und gerechterweise die „Vernichtung des Gegners" genannt hat. Aber Donoso Cortes ist Journalist gewesen, wie er jetzt Redner ist. Er wählte, um hervorzutreten, gewisse Augenblicke und gewisse Lagen; er bot nicht seine Worte täglich feil, wie die gewöhnlichen Arbeiter für die öffentliche Neugier, sondern er trat mit energischer Mahnung in kritischen Momenten auf, um die Gefahren derselben zu enthüllen und um den schwankenden Gemüthern eine Fahne zu geben. So hat er im Jahre 1837 den Porvenir und im Jahre 1839 den Piloto herausgegeben.

Gerade in den ersten Jahren der constitutionellen Kämpfe, wo der Bürgerkrieg in allen Provinzen aufflammte, wo Madrid von der Cholera dezimirt, von dem Brande seiner Klöster, der Ermordung seiner Geistlichen erschrocken, machtlos zuschaut, wie das Königthum zu Lagranja von der Hand einiger kühner Abenteurer gedemüthigt wird; da offenbart sich das originelle und glänzende Talent des Marquis von Valdegamas. Unter dem Eindruck der Scenen von Lagranja trägt er im Jahre 1836 die Elemente der modernen Staatslehre in seinen „Vorlesungen über das constitutionelle Recht" zusammen. Er begnügt sich nicht damit, einige europäische Publikisten zu übersehen und zu kommentiren; das Verdienst des geistvollen Schriftstellers besteht darin, einen originellen Gedanken in das Gebiet der spanischen Politik getragen und das Grundproblem des sozialen Organismus aufgesucht zu haben, wie meinen, die Lehre von der Souverainetät. Sie tritt überall bei Donoso Cortes hervor und entspricht dem System der doktrinären Schule, welche in der Intelligenz die Quelle und das Zeichen der Souverainetät erkennt. Donoso Cortes unterscheidet die sittliche Natur der Menschen und die Grundgesetze der Gesellschaft. Ueber die Souverainetätsidee sind zwei Auffassungen hervorgetreten, welche abwechselnd die Herrschaft errungen, welche ihre eigene Geschichte und ihre eigene Philosophie gehabt haben. Die Eine leitet die höchste Gewalt allein und ausschließlich von einer göttlichen Einsetzung her; die Andere sucht sie in dem Volk, d. h. in der Masse. Donoso Cortes erklärt diese Auffassungen für unvereinbar mit den wesentlichen Bedingungen einer treuen und gesunden Gesellschaft. Die Lehre der Macht vom göttlichen Recht verwirft er in die Vergangenheit, als das Gesetz der noch in der Kindheit liegenden Gesellschaft, als einen Gedanken, der zu seiner Zeit der Civilisation genügt hat. Den revolutionairen Radikalismus von der Volkssouverainetät bezeichnet er als materialistisch und atheistisch. Er zeigt, daß derselbe sich in einem Reh von Widersprüchen und Unmöglichkeiten bewegt, gezwungen, sich zu verleugnen oder in die thörichtsten Konsequenzen zu verfallen. Zwischen diesen beiden Systemen erhebt sich das Recht der Vernunft, welches er aus dem Studium der Geschichte und auf der Beobachtung der menschlichen Natur entwickelt. Der Gedanke von der erhabenen Aufgabe der Vernunft begeistert ihn; er beschreibt sie mit glänzender Beredtsamkeit, verfolgt ihren Lauf durch die Jahrhunderte, wie sie bald andermerkt, bald offenbar der Freiheit zustrebt, wie sie nach und nach die Emancipation der unteren Klassen bewirkt und die Civilisation der Völker begründet. Donoso Cortes nennt diese Regierung der weltlichen und freien Vernunft „die Herrschaft der legitimen Kritikratien." So verbreitet er mit Eifer seinen großen politischen Gedanken, der dem 19ten Jahrhundert seinen Glanz gab und der jetzt nur auf Ruinen trauert.

Die Verbindung der konservativen Ueberzeugung mit der Lehre von der Souverainetät der Vernunft trägt bei Donoso Cortes einen ganz eigenthümlichen Charakter. Wenn ihm das Repräsentativsystem als das geeignetste Mittel erscheint, um die Vernunft des Landes zur Geltung zu bringen, so vertheidigt er zugleich die im Königthum dargestellte soziale Autorität in ihrer ganzen Fülle und Ausdehnung. Er unterscheidet zwischen dem Volke, welches nur die Summe der Individuen eines Landes ausmacht, und der Gesellschaft, welche er für die Vereinigung der Menschen, als vernünftiger und freier Wesen, für die Verbindung ihrer sittlichen Interessen erklärt. Die Gesellschaft, als ein

Digitized by Google

einiges, unstheilbares und ewiges Wesen, kann weder bestehen, noch ihre Wirkungen äußern, als durch eine Macht, welche einig, unstheilbar und ewig wie sie selbst ist: das Königthum. Es ist nach ihm ein Mißbrauch, wenn die Theoretiker auch anderen öffentlichen Institutionen den Namen von Staatsgewalten geben. Es sind Bürgschaften der Freiheit und des Fortschritts, aber keine Staatsgewalten.

Bemerkenswerth sind seine Ansichten in dem Kapitel über die politischen Reformen, welches man eine Abhandlung über die Krankheiten der Gesellschaft nennen könnte. Das Siechthum der Staaten entspringt aus verschiedenen Ursachen. Sie leben zuweilen, weil ihre Gesetze schlecht, ihre Institutionen altersschwach, ihre Regierungen verderbt sind; während sie selbst noch einen gesunden Kern in sich tragen. Dann geschieht es, daß das unvernünftige und altersschwache Regiment zusammenbricht, um einer vernünftigen Autorität Platz zu machen, welche die Wunden der Vergangenheit heilt, die Lebenskräfte der Gesellschaft frei macht und in einer wohlthätigen Wirksamkeit ihre Legitimität erweist. Es giebt einen andern Grund tödtlichen Siechthums, wenn die Sitten eines Landes entartet, seine Säfte verderbt sind. Ist dies der Fall, dann hilft Euch, an der Gewalt zu rütteln! Hoffet nicht, das soziale Uebel durch politische Revolutionen zu heilen! Nur ein Mittel giebt es in der energischen That einer rettenden Gewalt, in der Diktatur, deren Theorie Donoso Cortes mit glänzender Beredsamkeit entwickelt. Oder endlich ein Staat ist krank, weil seine Gesetze und Sitten gleich tief gesunken sind, weil die Fäulniß sowohl das Centrum als die Peripherie, sowohl die Regierung als die Regierten ergriffen hat. Dann ist der Staat dem Tode verfallen; seine Rettung ist unmöglich. „Dann", sagt Donoso Cortes, „löscht die Vorsehung dieses Volk aus dem Buche des Lebens. Ein erobertes Volk dient ihr als Werkzeug, dem der Bürgerkrieg die Wege zeigt und der Sieg seine Zügel leiht. Dann büßt die unterliegende Gesellschaft mit ihrem Blute ihre Thorheiten und ihre Laster." Es drängen sich tausend politische Pfuscher um das Bett des Kranken, die Einen sagen: „Es ist keine Gefahr vorhanden", die Anderen: „Es ist keine Hülfe mehr." Endlich kommen jene gemeinen Empiriker, welche eine politische Revolution für das Universalmittel erklären: „Gebt der sterbenden Gesellschaft eine Spartanische oder Athenienische Constitution, und Ihr werdet sie schnell wieder aufstehen sehen." Diese Leute wissen nichts von der Geschichte und der Tradition; das Leben eines Volkes soll sich ihren Abstractionen fügen, und oft glauben die Völker diesen Verheißungen, wie unrettbare Kranke gern denen glauben, welche ihnen Heilung versprechen. Sie ergeben sich auf Gnade und Ungnade jenen Empirikern, welche nur nach der Macht streben und aus dem allgemeinen Schiffbruch nur die Planke zu retten suchen, die ihr elendes Dasein trägt.

Als Schriftsteller ist Donoso Cortes einer jener verallgemeinernden Geister, welche jeder Frage eine hohe Bedeutung zu geben und eine große Seite abzugewinnen wissen. Dieser Charakter zeigt sich schon in seinen „Briefen aus Paris", die er während seines Aufenthaltes in Frankreich in den Jahren 1840 bis 1842 geschrieben hat. Nicht eine Beschreibung der Begebenheiten giebt der Verfasser, sondern eine Fülle von philosophischen Anschauungen und psychologischen Analysen. Es sind Selbstgespräche des Verfassers, der Menschen und Verhältnisse, mit den Blitzen seines Geistes beleuchtet. Er schildert Lamartine im Jahre 1842 mit folgenden Worten: „Es ist eine Art radikaler Konservativer, ein praktischer Poet, seltsam sittliche Natur alle Gegensätze in sich vereint." Bei der Prüfung der philosophischen Systeme charakterisirt Donoso Cortes den Eklekticismus, namentlich in seiner Anwendung auf die Politik. Der Eklekticismus in der Politik setzt das Nebeneinander der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie, welches sich in der konstitutionellen Dreieinigkeit darstellt; aber da der höhere Gedanke der Ordnung diesen Elementen fehlt, so bleibt diese Schöpfung unvollständig, verwirrt und embryonisch. Das Ideal dieser Regierung soll dann darin bestehen, die einerschädlichen Kräfte in Gleichgewicht zu erhalten, und da es das natürliche Bestreben jeder Kraft ist, sich zu entwickeln und sich auszubreiten, so wird das Gleichgewicht in nichts Anderem bestehen, als in einem fortwährenden Kampfe, dessen Richtung und Zweck in jedem Augenblick wechselt, je nachdem das eine oder das andere Element vorwiegt. Nach außen muß der Eklekticismus der Politik ebenfalls das System des Gleichgewichts verfolgen, das System des Friedens. „Nicht, als ob der Eklekticismus", sagt der Verfasser, „den Krieg an sich haßt. Was er am Kriege haßt, ist nicht der Krieg, sondern der Sieg, weil der Sieg das Gleichgewicht stört. Denn auch das Nebeneinander der sozialen Elemente ohne Unterordnung ist nichts Anderes, als der Krieg ohne den Sieg. Alle Ansprüche dürfen sich geltend machen, alle Interessen erheben sich; Monarchie, Aristokratie und Demokratie vertheidigen ihre Ansprüche vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung. Doch eine Bedingung ist gestellt, wenn die Parteien benommen worden sind, darf kein Urtheil gesprochen und vollstreckt werden." So schildert Donoso Cortes die französische Verfassung; so sagt er ferner von ihr: „Die natürliche Folge dieser Verhältnisse ist, daß alle Institutionen im Verfalle sind, daß Nichts sich befestigt und Alles sich auflöst. Der politischen Glaube erlischt in der Nation; seine Macht wird keine Berge mehr in Bewegung setzen. Frankreich war eine Nation zur Zeit des Kaiserreiches; die Restauration zeigte zwei mächtige Parteien im Kampfe gegen einander; die Juli-Revolution hat nur noch den Staub der Nation und der Parteien übrig gelassen." Der Sturm von 1848 hat diesen Staub aus einander gesprengt und die Luft so verdunkelt, daß der Weg nicht zu erkennen ist, auf welchem Frankreich zur Ruhe gelangen soll.

Allmälig erhebt sich Donoso Cortes auf den religiösen Standpunkt, den er in der neuesten Zeit eingenommen hat. Schon im Jahre 1839 verdammte er die Philosophie, welche sich von Gott scheidet, Gott leugnet und sich selbst zum Gott macht. Auch in den „Briefen aus Paris" zeigt sich der Schüler de Maistre's. Noch deutlicher wird diese Richtung 1843 in einem Aufsatz „über die spanische Revolution". Der reine Katholizismus soll für den spanischen Staatsmann die Quelle aller Gewißheit und aller Begeisterung, der Gedanke, welcher Alles erklärt und Alles ordnet. Die Schrift über „Pius IX.", welche im Jahre 1848 erschien, enthält eine feurige Apologie der katholischen Civilisation. Der Verfasser begrüßt den liebevollen und hochherzigen Papst als den Wiederhersteller der Religion, als den Begründer einer neuen Weltordnung. Diese Gedanken beschäftigen Donoso Cortes bei dem Ausbruche der Revolution von 1848. Er läßt sich nicht auf politische Erklärungen der allgemeinen Bewegung ein. „Der Keim der Revolutionen", sagt er in seiner Rede vom 4. Januar 1848, „liegt in den Begierden der Masse, welche von ergrimmten und heuchlerischen Tribunen aufgestachelt werden. „Ihr werdet sein, wie die Reichen", das ist die Formel der sozialistischen Revolution gegen die Mittelklassen. „Ihr werdet sein, wie die Edelleute", das ist die Form der Erhebung der Mittelklassen gegen die höheren Stände. „Ihr werdet sein, wie die Könige", das ist die Formel der Revolution gegen die Könige. War ja der Ruf: „Ihr werdet sein, wie Gott!" die Formel der Auflehnung des ersten Menschen gegen Gott. Von Adam, dem ersten Rebellen, bis zu Proudhon, dem letzten Gottesleugner, ist das die Formel aller Revolutionen. Ja, das Uebel ist ewig, aber erst zu unserer Zeit ist es Mode geworden, es als sein Heilmittel für den gesellschaftlichen Körper zu betrachten. Man findet nur alles häufig eine Art von Zuneigung oder Achtung für revolutionaire Bewegungen, wie für kräftige Thaten eines männlichen Willens. Aber es ist nicht die Kraft, sondern die Ohnmacht des menschlichen Willens, welche sich darin offenbart. Die Bedeutung der Revolutionen ist gewöhnlich keine andere, als daß der Mensch, welcher die Aufgabe hat, sein Dasein fortwährend zu verbessern, daran verzweifelt, auf regelmäßigem und gesetzlichem Wege das Ziel zu erreichen, und, um sich zu betäuben, sich in die heftigsten Kämpfe, in das Reich der unbefannten Wirren hineinstürzt. Er giebt seine eigene Verantwortlichkeit auf und überliefert sich dem Zufall. Die Revolutionen sind nicht einmal, wie man glaubt, Zeichen überströmender Lebenskräfte, Quellen des allgemeinen Fortschritts der Civilisation; sie führen vielmehr unfruchtbare Zeiten herbei, wo aller Fortschritt aufgehoben ist, wo alles Leben nur scheinbar ist."

Donoso Cortes bezeichnet auch das Uebermaß der Diskussion als ein Gebrechen des constitutionellen Systems. „Wenn die Repräsentativ-Regierungen", sagt er in seiner Rede vom 3. Januar 1850, „von mäßigen Dissussionen leben, so sterben sie an endlosen Debatten. Ein treffendes Beispiel dafür finden wir in Deutschland. In Wien, in Berlin, in Frankfurt waren konstituirende Versammlungen erstanden, und warum sind sie untergegangen? Weil sie nichts thaten und nichts thun ließen; weil sie nicht regierten und nicht regieren ließen." Donoso Cortes greift die revolutionaire Idee, welche in der Freiheit nicht den sittlichen Gebrauch der menschlichen Fähigkeiten im Streben nach höherer Vollkommenheit erblickt, sondern dieselbe von der Idee der Pflicht im Gebiete der Sittlichkeit, von der Idee der Ordnung im Gebiete der Politik ablöst, um sie zu einer verderblichen Kraft herabzusetzen.

Die religiöse Auffassung giebt sich ihm ein rother Faden durch alle Werke und Reden des spanischen Staatsmannes. Er sucht in seinen historischen Entwickelungen nachzuweisen, daß das politische Thermometer in denselben Verhältnisse steigt, wie das religiöse Thermometer sinkt, und führt diese Betrachtung von dem grauen Alterthume bis auf die neuesten Zeiten durch. In der Gegenwart zeige sich das politische Thermometer aufs äußerste gesteigert, das religiöse aufs tiefste gesunken. Donoso Cortes wirft seinen Blick auf die Lage Europa's und forscht nach dem Ziel der Bewegung. Frankreich, vor kurzem noch ein großes Land, erscheint ihm nicht mehr als eine Nation, sondern als der „Centralklub Europa's". Deutschland ist nach ihm in ein Chaos politisch-religiöser und nationaler Interessen verwandelt und verdirgt in seinen dunklen Wäldern die Meister des Atheismus und die Hohenpriester des Sozialismus, von denen Frankreich nur die Jünger und Italien nur die Halbersehfer sieht. In England findet Donoso Cortes nur ein Volk, das seine Rolle erhält, indem es auf dem Kontinent den revolutionairen Geist anfacht und ermuthigt. Rußland, das zu immer höherer Macht emporsteigt, hat von den Wirren des westlichen Europa's unendlichen Vortheil gezogen; aber Rußland will jetzt noch keinen Krieg; noch ist die Stunde nicht gekommen, um sein Uebergewicht zur Herrschaft zu erheben. Jetzt könnte es auch die deutschen Stämme, in Preußen dargestellt, die romanischen Stämme unter Frankreichs Leitung, den angelsächsischen Stamm Großbritanniens auf seinen Wege finden und nach Asien zurückgeworfen werden. „Erst", sagt Donoso Cortes, „muß die Revolution die Gesellschaft Europa's und die stehenden Heere aufgelöst haben. Dann muß der Sozialismus durch die Aufhebung des Eigenthums den Patriotismus vernichtet haben. Dann muß die Vereinigung aller slawischen Völker unter dem Protektorate Rußlands gelungen sein. Dann erst, wenn im Westen eine Verbindung freischwarer Volksstämme flattgefunden hat, wenn im Osten sich nur zwei Heere gegenüberstehen, das Heer der Plünderer und das Heer der Gesinnderten, dann hat die Stunde Rußlands geschlagen. Dann wird die Welt Zeuge einer großartigen Züchtigung sein, und diese Züchtigung wird England treffen. Seine Schiff werden ihm nicht mehr nützen gegen das kolossale Reich, das mit der einen Hand Europa hält und mit der anderen Indien beherrscht. England wird fallen, und sein Todesschrei wird bis an die Pole dringen. Aber damit sind die Katastrophen noch nicht beendigt. Die slawischen Stämme verhalten sich nicht zu den Völkern des Abendlandes, wie die germanischen Stämme zum romischen Volke. Die slawischen Stämme sind seit langer Zeit mit der Civilisation in Berührung und sind daher halbcivilisirt. Die russische Verwaltung ist so verderbt wie die civilisirteste Verwaltung in Europa, und die russische Aristokratie ist so civilisirt wie die verderbteste Aristokratie des Westens. Deshalb wird Rußland,

Digitized by Google

wenn es sich auf das erbeutete Europa wirft, durch alle Poren jene Civilisation einsaugen, die ihm nicht mehr fremd ist und die ihm den Tod bringt. Bald wird auch Rußland in Verwesung übergehen. Dann weiß ich nicht, welches Mittel die Vorsehung bereit hält, um der allgemeinen Auflösung Stillstand zu bieten.“ Nicht in ökonomischen Reformen kann Europa sein Heil finden; sie sind wünschenswerth, aber nicht hinreichend. Nicht die Bajonette der stehenden Heere können den Untergang abwenden, obgleich in der That die Civilisation sich auf die Heere stützt, weniger weil sie eine zahlreiche und bewaffnete Macht darstellen, als weil der Geist der Disziplin, des Gehorsams und der Pflicht ihnen das Uebergewicht über eine in der Zersetzung begriffene Gesellschaft giebt. Nicht eine ideale Regierungsform kann der Gesellschaft die Gesundheit wiedergeben: seit dem vorigen Jahrhunderte sind Experimente der Art in Unzahl und stets ohne Erfolg gemacht worden. Donoso Cortes kennt nur ein Mittel zur Erhaltung der modernen Gesellschaft, und dieses Mittel ist — der Katholizismus. „Der Katholizismus“, sagt er, „ist das Kanonikamittel gegen den Sozialismus, weil die katholische Lehre allein die ist, welche im absoluten Widerspruch mit ihm steht.“

Die ist auch diese Ueberzeugung in der religiösen Anschauung des spanischen Denkers wurzelt, so wagt er doch nicht, die Frage zu beantworten, ob jenes Mittel in Kraft treten, ob die Rettung der Gesellschaft gelingen werde. „Viele Völker“, sagt er, „haben den Glauben verloren; wenige sind freiwillig wieder zu ihm zurückgekehrt.“ Der Sieg des Bösen erscheint natürlich; den Triumph des Guten kann nur die göttliche Macht herbeiführen. So stellt Donoso Cortes das Problem der Zukunft. Seine Philosophie macht daher nicht den Anspruch, die Geheimnisse der Vorsehung zu enthüllen oder ein positives Ziel in der Politik zu verfolgen; ihre Aufgabe ist nur, der Lehre von dem Rechte der Gewalt und der Revolution, von entnervenden Genusse und vom vergiftenden Worte den Glauben an Sittlichkeit und Gehorsam, an stärkende Entsagung und belebende Thätigkeit entgegenzustellen.

Süd-Amerika.

Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru.

I. Die Küstenbewohner.

(Schluß.)

Das Orchester selbst, gleichsam als ob es am Kampf theilnähme, beginnt sich ebenfalls zu erhitzen und läßt kräftigere und lautere Akkorde in einem lebhafteren und wilderen Rhythmus ertönen. Auch der eingemischte Gesang wird da und dort noch durch einzelne laute eines heftig erwunterenden Geschreis von Seiten der Musiker erhöht. Die Zuschauer fangen an, mit den Händen den Takt immer lauter und in immer rascherem Tempo zu schlagen. Endlich kann die Tänzerin nicht mehr weichen, nicht mehr widerstehen; sie macht noch mit zurückgeworfenem Kopf eine letzte Anstrengung — umsonst: der Tänzer ergreift sie und drückt sie an sich. Erschöpft und krankend giebt sie nach, und ihre Hand, welche nun das Taschentuch fallen läßt, schreint, unter dem wahnsinnigen Zujauchzen der Menge, ihre Niederlage einzugestehen und den Triumph des Siegers zu verkünden.

Die Zambacueca wird noch sehr häufig in Peru getanzt, sie ist sogar der einzige Tanz, welchen man in vielen Salons von Arequipa und Cusco und den andern Städten des inneren Landes kennt. Durch die Regeln der Schicklichkeit wesentlich, ist sie da einer Art edler, leichter, ätherischer Pantomime geworden, welche viel zur Anmuth des Körpers und zur Gewandtheit der Bewegungen beiträgt. Das ist allerdings nicht die Zambacueca, welche man am Fest der Amancaes tanzt, namentlich des Abends, wenn die Branntweinflasche schon oft die Runde gemacht hat und alle Köpfe von der Aufregung und dem Lärm, von der Chicha und dem Pisco berauscht sind. Mit dem Anbruch des Abends naht das Fest seinem Ende: man setzt sich um einen Stein oder um eine Rasenbank zu Tisch. Die aus der Stadt mitgebrachten Speisen werden in Hülle und Fülle aufgetischt: sie bestehen aus verschiedenen kalten Fleisch, welches mit dem für unseren Gaumen kaum erträglichen scharfen Aji gewürzt ist, aus gebackenen Fischen, aus Maisbrod, aus Chicha, welche ohne Unterlaß in einem einzigen, aber wahrhaft ungeheuren Glase umherkreist, endlich aus weißem Pisco-branntwein, dem Cognac Peru's, den man höher als Alles schätzt. Wenn man an einem dieser ländlichen Gelage vorübergeht, wird man sogleich herzlich eingeladen, sich niederzusitzen und das „Wenige, was es giebt“ (lo poco que hay), zu theilen. Wenn man dankt, so erhebt sich sogleich eine Dame mit der Piscoflasche in der einen und einem Glase in der anderen Hand und fragt: „Usted tomará con migo, caballero“ (Werden Sie mit mir trinken, mein Herr)? Eine solche Aufforderung ist schwer abzulehnen, nicht nur weil die Samba häufig sehr anmuthig ist, sondern auch, weil es als eine Unhöflichkeit gelten würde, ihr nicht Folge zu leisten. Natürlich braucht man das Glas nicht zu leeren.

Endlich um fünf Uhr, wenn die Sonne sich dem Horizonte zuneigt und der Beginn der Nachtkühle sich spüren läßt, macht sich Alles wieder auf den Weg nach Lima zurück, in derselben Ordnung oder vielmehr in derselben Unordnung, wie am Morgen. Eine dichte Staubwolke wirbelt von den Bergen bis nach der Stadt. Die Reiter auf ihren mit Blumen geschmückten Pferden machen den Vorrad dieser wirren und lodernden Schaar. Die ganze hohe Gesellschaft von Lima; in ihrer reichsten Toilette, hat sich zum Empfang der Zurückkehrenden bis vor die Thore des Stadt begeben. Zwei lange Reihen von Kalschen, mit Maultieren bespannt, erstrecken sich zur Rechten und zur Linken unter den Bäumen der Promenade hin. Zwischen diesen Wagen wälzt sich die Lawine der wirren Menge, unter Gelächter, Gesang und Tanz, in die Stadt. Es verdient Pferdet erwähnt zu werden, daß trotz aller Ausgelassenheit nie Scenen des Streites oder der Rohheit bei diesen Volksvergnügen vorkommen. Selbst in der Unordnung herrscht noch eine gewisse Ordnung. Kein einziger Polizeibeamter braucht sich zu zeigen. Die Peruaner sind von einem friedfertigen und milden Charakter; ein wohlgekleideter Mensch kann sich in all ihre geselligen Zusammenkünfte und in all ihre Feste mischen. Der Zudianer fühlt sich sogar geschmeichelt, wenn der Weiße sich ihm nähert: er grüßt ihn höflich, und wenn man unter den Zuschauern der Zambacueca einen Caballero gewahrt, so wird ihm sogleich der beste Platz eingeräumt. Es-ist dies eine Art schwiegender Ehrerbietung vor der Reinheit der Farbe und der Ueberlegenheit der Race.

Des Abends begeben sich die Unermüdlichsten, um einen solchen Tag würdig zu schließen, noch in die Vorstädte von Lima, in einige Chinganas (Kneipen), wo der Tanz von neuem beginnt und oft bis früh in die Nacht fortdauert. Hier nun wird die Zambacueca, namentlich von den Negern, mit einer Wuth getanzt, wie sonst nie und nirgends. Man höre die Musik und den Lärm eine Viertelmeile weit. Allerdings entfernt sich diese afrikanische Zambacueca auch jener Grazie, die man am Tage wahrgenommen, und artet oft in die wüsteste Wildheit aus.

Alles in Allem genommen, sind die Bewohner der Küstenstädte das sorgenloseste und leichtsinnige Volk geblieben, welches sie unter den Vice-Königen waren. Begnügen an äußerem Pomp ist noch jetzt ein Hauptzug ihres Charakters, und noch nirgends zeigt sich der geistige Aufschwung, dessen ihre sonst der Unabhängigkeit eingeräumten Verhältnisse so sehr bedürften.

England.

Punchiana.

31.

Vor einiger Zeit hatte Punch an der nach seiner Meinung allzu geringfügigen Pension, welche ein deutscher Prinz einem in seinem Dienste verwundeten Postillon ausgesetzt, Anstoß und Aergerniß genommen. Mit größerem Rechte und für uns unverständlicherem Humor kömmt er nun (in Nr. 465) in den Fall, an England etwas Aehnliches zu rügen. Der Gnade hatte gemeldet, daß der Witwe des Lieutenant Thomas Waghorn, der Mrs. Harriet Waghorn, in Betracht der Verdienste ihres Gatten (um die Ermittelung des nächsten Postbeförderungs-Weges nach Ostindien) durch königliche Entschließung ein Jahrgehalt von fünfundzwanzig Pfund Sterling zuerkannt worden sey. Darauf nun Punch, wie folgt: „Es gab, ja, es gab einen Lieutenant Waghorn, der sein Leben der Vollendung eines edlen Werkes opferte, der Englands Entfernung von Indien bis zu wenig Wochen verkürzte. Auf der Hand jedoch liegt, daß ist nicht der Waghorn, welchen Witwe mit etwas minder als zehn Schilling wöchentlich pensionirt ist. Wir können irren, muthmaßen indeß sehr, daß der Rattenfänger der Königin Waghorn hieß, obgleich, da wir von dem Tode dieses „Functionaire“ so gar nichts vernahmen, wir über eine seiner Witwe zugestandene Pension etwas verdutzt sind.“

32.

Wenn England in irgend einer mißlichen (awkward) Lage ist und eben nicht weiß, wie herauskommen, so wird es immer daran erinnert, daß die Augen Europa's auf ihm ruhen. Warum wir Engländer, meint Punch, so besonderen Respekt vor diesen „Augen Europa's“ haben sollen, sehen wir nicht, müssen jedoch eingestehen, sie genießen einen großen Vortheil über englische Augen, und der ist: sie bezahlen keine Fenstersteuer. Ein schon dagewesenes Thema, das ihm immerfort böses Blut macht. Ein andresmal beklagt er, daß Prinz Albert's Plan einer Industrie-Ausstellung für 1851 nicht mit dem verdienten Eifer aufgenommen werde, lange nicht allgemeiner Gegenstand der Unterhaltung sey. „Aber“, setzt Punch hinzu, „so oft wir nach der Ursache fragen, giebt man allgemein zur Antwort: erst die Einkommensteuer regulirt und die Fenstersteuer abgeschafft, dann wollen wir weiter über die Sache sprechen.“

33.

Der Leser stelle sich auf derjenigen Spalte des Magazins, worauf so eben sein Auge ruht, links eine Bandschleife mit leicht zu lösenden Knoten vor, rechts ein recht arges Gesicht, wodurch nun die Scheere, wohl gar nur Alexander's Schwert kömmt. Ueber diese zwei Embleme stehe er zur Ueberschrift: „Die gelehrliche Difficultät“, darunter aber links: „voe der Lösung“, rechts: „nach der Lösung“. So gerade hat es Punch in Nr. 466. Bis dahin also hätte es Lord Palmerston gebracht? Jung-Schadenfroh (the mischievous boy) Palmerston, wie er auf dem Bilde in Nr. 464 genannt wird und in entsprechender Attitüde sich über seine verdutzten Gegner lustig macht und über das Gelingen seines Anschlags in den Bart lacht. Desto ernsthafter ist hinter ihm der Belmute mit dem Dreispitz. Die Verdutzten aber sind — ein Bullenbeißer mit John Bull's Physiognomie und rundem Hut, und zur anderen Seite ein Kläffer mit den Präsidenten wohlbekanntem Antlitz und eigenthümlichem Schnauzbart, das Haupt mit einem Tschako bedeckt. Der erwartete beste Mann fehlt, wie man sieht. Warum gerade dieser? Hat Punch geheime Mittheilungen von der entente cordiale, die, nach des Marquis v. Lansdowne am 17. Juni im Oberhause abgegebenen Erklärung, zwischen Albion und diesen Dritten über „die wichtigsten Fragen, welche dermalen Europa beunruhigen und insonderheit die Interessen des europäischen Nordens berühren“, obwaltet? Schwerlich zu glauben, desto gewisser aber wohl, daß Lord Stanley völlig in des Punch Sinn ge-

Digitized by Google

sprochen hat, als dieser an jenem 17. Juni durch seine energische Verwahrung gegen „Jung-Schadenfroh", wenn auch nicht die dermalige Politik, doch das Volk England in der Meinung Gleichgesinnten und der Welt zu rehabilitiren suchte.

34.

Es lieſs sich voraussehen, daſs Ledru-Rollin's neuliches Auftreten über England mannhafte Entgegnungen in der englischen Presse hervorrufen würde. Punch hat es dabei um so weniger an sich fehlen lassen, als diejenige Klasse politischer Spekulanten, wozu Ledru-Rollin gehört, recht eigentlich vor sein Bildforum gehört. Wenn er dann, als Satyriker wie als Patriot, vollkommene Berechtigung hat, so läſst sich dagegen auch keiner kosmopolitischen Gerechtigkeitsliebe zutrauen, daſs er demnächſt auch den Lord Brougham ob seiner neuen lichen Ungezogenheit gegen Ritter Bunsen ernstlich aufs Visir nehmen werde: denselben edlen und hochgefahrten Lord, mit dem es ja, nach des Punch öfterer Versicherung, nicht selten „zappelt", seitdem Frazengesicht sogar auf dem Titelblatt des Punch hereotypirt ist. Dies nebenbei und in Vorausſicht dessen, was uns der Spottvogel über den heidthätigen Anwalt der Damen bringen wird.

Sein Manifeſt gegen „einen interessanten französischen Exulanten" (wie Ledru-Rollin überschriftlich in Nr. 466 genannt wird) leitet Punch in folgender Weise ein. „Jedermann, der in gegenwärtiger Jahreszeit die Straſsen Londons entlang wandelt, muſs an allen Durchgängen und öffentlichen Plätzen die Erscheinung einer Menge wohlgekleideter Fremdlinge aufgefallen seyn. Mit flattlichen Bärten, buntgestreiften Halsbinden und geſranzten Stiefelchen, einen gedruckten Wegweiser in der Hand oder einen Lunz (shabby) von Führer zur Seite, wandelt ein munteres Halbdutzend dieser ehrbaren Kontinentalen durch Stadt und Umgebungen, besieht sich Nelson auf seiner Säule, den Herzog von Jork, die Docks, den Tunnel (monument du génie français!), Greenwich u. s. w. Nichts polsterlichen, sehr der Aufhebung dieser freilichen Einderlinge. Sie lassen sich in unsere Theater, Gerichtshöfe, Parlamentshäuser, Kirchen führen, ohne in der Regel auch nur ein Wort von Gehörten zu verstehen; aber ihre lebhafte Einbildungskraft ersetzet eine Rede oder ein Zwiegespräch, welches die Worte der englischen Sprecher erſragt, sie schieben diesen Metaphern und Empfindungen eigenster Zuzon unter und glauben dann ohne Zweifel, daſs ihre Berichte Wunder wie akkurat sind und sie wirklich etwas gehört und verstanden haben. Sr. Erzellenz der Gesandte von Neapel und Lieutenant Fatty Jung kennen schier eben so viel von unserem Land, als viele dieser Fremdlinge, die in einer Entfernung von nur vier Stunden von und leben und sich nach England und zurück für ein paar hundert Francs transportiren lassen. — Auf ein einzelnes Exemplar jener Exulantes übergehend und sich auf seinen Gewährsmann in der Times berufend, führt Punch oben vielmehr Dr. Salomo Pacifico, dem jener die ganze Diatribe in die Feder diktirt, also fort: „Da hat nun einer dieser Deutchen ein Buch vom Stapel laufen lassen über den Verfall dieses „unglücklichen" Landes. Kein Wunſs seit alter Zeit hat uns wahrscheinlich boswilliger und mehr aus Herzensgrund verfolgt, selbſt O'Connell hat uns in seinen besten Tagen nicht so geläſtert, wie dieser Exteufun und „gute Bürger". Uebelwollend, wie instinktmäſsig Alles, worauf seine Blicke weilen, verschieden und verrenkend, daneben von Haus aus mit einer pöbschen Dosis Unwissenheit begabt, kömmt dieser Prophet, als ihm sein eigenes Land zu heiſs wird, zu uns herüber und brüllt uns seine Weissagungen von Haß und Untergang entgegen. — Warum kömmt Lehru nach England? Wir wetten, er versteht nicht ein Wort von der Sprache, so wenig als 999 unter 1000 Franzosen. Ich (Dr. Salomo Pacifico) habe so viele Flüchtlinge gesehen, welche die Stürme von 1848 zu uns verschlagen haben, aber nicht einen getroffen, der sich in diesen beiden Jahren die Mühe gegeben hätte, unsere Sprache ernsthaft zu lernen, der sie, gesprochen, recht verstände oder gar mit Lust sich darin auszudrücken vermöchte. Als Macaulay mit seinem inhaltschweren Kapitel über König Wilhelm III. beschäftigt war, lernte er gründlich holländisch, um die Depeschen des Prinzen von Oranien zu verstehen und aus erster Hand zu haben. Von wie viel Franzosen wüſst Ihr, daſs sie sich einer oder zweier Sprachen bemächtigten, bevor sie daran gingen, ein Geschichtswerk zu produziren? Kann Thiers eine Zeitung von Napier lesen?") So wenig als Ledru-Rollin, der auf jeder Seite seines Buches aufs gröſste pubelt (blunders), der nicht die mindeste Anspielung auf unsere Literatur macht, nicht ein halbes Dutzend Zeilen der Times ohne enormes Bock zu konstruiren weiſs. Er entlehnt eine Menge seiner Scheingründe gegen England aus der Morning Chronicle. Hat er selbſt daraus übersetzt oder einen Secretair dazu genommen? Kann er übersetzen? Will er ohne Hülfe eines Wörterbuches in unserem Büreau Platz nehmen und dieses Blatt hübſch ins Französische übersetzen, so soll er den letzten Band des Punch zu Gottschmitt und gratis bekommen. Wie viel Häuser jener „Mäthereiche" (ruffians) von Advokaten, die das Volk plündern, hat denn Ledru-Rollin gesehen? der Priester, welche es betrügen? der Mittelklassen im Bunde mit der Aristokratie? oder des Volkes selbſt? Iſt er imtim auch nur mit drei englischen Familien? mit einem einzigen Mann von Stand und Geburt? einem Pfarrer, Handels- und Handwerksmanne? Die Wahrheit iſt, daſs dieser „interessante" Exulant niemals unsere Gesellschaft zu sehen bekömmt, daſs er an französischer Table d'hote zu Mittag speiſt, wo noch andere unglückliche Landsleute sich treffen, essen und knurren (grumble)+ daſs er in ein französisches Kaffee geht, um französische Blätter zu lesen, seine Cigarren in einem französischen Hause bezieht, in einem französischen Stück oder einem Poiel auf Leicester-Square sich amüsirt, wo er Billard und Rouchjimmer findet, und wo die schwerbörtigen Rotzen sich treffen und das insame England verwünschen können.

Marius, ihnen auf Karthago's Ruinen und seine Verfolger herunterd, iſt eine große Gestalt. Aber ein französischer Tribun, der sich unser Karthago betrachtet, so ganz allein der einsamen Statue da unten auf Leicester-Square gegenüber, iſt das traurigste, absurdeste, lächerlichste Bild, das man sich denken kann. „Du Soldknecht", spricht er, „Du zitterader einbrichst*) Sklave, sage Deinem Herrn, Du habest den Cajus Marius verbannt und flüchtig auf den Ruinen Karthago's sitzen sehen." Der Despotenliebling, an welchen er sich wendet, schreit sich nicht im Mindesten um seine sauren Geschäfte oder seine getreuzten Arme oder sein Gerede; nein, er — Polizeimann L. wiakt mit seinem Stabe, denkt innerlich, es iſt nur ein Franzmann, und bedeutet ihn, von dannen zu gehen. — Einem Exulanten von dieser Sorte, was muſs London für eine tägliche Demüthigung seyn! Wie klein erscheint er unter zwei Millionen! Wer der Gnade kümmert sich um ihn? Die Regierung giebt sich nicht die Mühe, einen Späher oder Polizei-Agenten als Ehrenwache an seine Thür zu stellen. Jeder Mann, dem er von den zwei Millionen begegnet, hat Anderes zu bedenken. Der Mann dort kann nicht auf Marius Acht geben: es iſt Pref,"") wo er hat vollauf zu kauen (chew up). Der Nächste kann nicht zuhören: es iſt Lobben, der so pressirt iſt, daſs er nicht einmal Captain Aaron Smith annehmen kann, der ihm etwas Besonderes mitzutheilen hat. Ein Dritter iſt engagirt: es iſt Lord Aſsley, dem die Verbesserung der Arbeiterklassen am Herzen liegt, und der eben auf dem Wege nach den Musterhäusern iſt. Ein Vierter fühlt einige Sympathie für Marius, muſs aber gleichfalls weiter: es iſt Mr. G. W. M. Reynolds, Verfaſser der Geheimnisse von London und des Volks-Instruktors, eben im Begriff, Lord John Russell im Meeting etwas zu zausen und Sr. Lordschaft zu fragen, was sie für die Millionen zu thun gedenke. Sie, Einer und Alle, haben ihre eigenen Geschäfte zu bewirken. Wer kümmert sich um Marius? Zärbaß, Marius, spiel eine Partie Billard oder schmauch eine Cigarre und fluch auf England vor anderen Eisenfressern (bravos). Plag du, Marius, und verspreche nicht den Weg!"

Mannigfaltiges.

— Sir Robert Peel als Beschützer der Literatur und Kunst. Das Athenaeum weiſs darauf hin, daſs der verstorbene Staatsmann nicht blos als Politiker, sondern auch als Beschützer von Kunst und Wissenschaft die Ehre seines Landes wohrzunehmen gewußt habe. Er widersetzte sich zwar im Jahre 1832 einem von Herrn Pusme im Unterhause gestellten Antrag auf Stiftung eines Ordens für Wissenschaft und Kunst, aber nur weil er der Meinung war, der Staat habe gröſsere Verpflichtungen gegen verdienstvolle Männer dieser Kategorie, als die, ihnen ein Ordensband zu verleihen. Demzufolge verlieh er auch, als er zwei Jahre darauf wieder in das Amt eintrat, eine Reihe von Staatspensionen an Dichter und Gelehrte, wie dergleichen in England niemals in dem Maſse verliehen worden waren. Es erhielten jährlich Southey 300 Pfd. Sterl. (2000 Thlr.), Wordsworth 300 Pfd. Sterl., James Montgomery 150 Pfd. Sterl., Tyler 200 Pfd. Sterl., Tennyson 200 Pfd. Sterl., Mac Culloch 200 Pfd. Sterl. und die Witwe von Thomas Hood 100 Pfd. Sterl. Faraday und Mrs. Somerville erhielten durch ihn die Mittel, ihre Studien mit gröſserer Muſse fortsetzen zu können, und er war es, der Airy's Anstellung als königlichen Astronom in Greenwich und Dr. Buckland's Ernennung zum Dechanten von Westminster bewirkte. Der Kunst war er auch als Privatmann ein auſserordentlicher Mäcen. Seine Sammlung von Bildwiſsen berühmter Männer, gemalt von Sir Peter Lely, Sir Joſsua Reynolds, Sir Thomas Lawrence, David Willie, Pickersgill u. A., iſt eine der ausgezeichnetsten, die es giebt. Es iſt bekannt, welche Kunstschätze die Lustschlöſser der englischen Aristokratie enthalten; Drayton Manor, der Landsiß Peel's, kann es mit jeder Privatgalerie dieser Art aufnehmen, und zwar sowohl durch Bildhauer-, als durch Maler-Werke aller Schulen, besonders auch der italiänischen und niederländischen. Gewiß wird auch durch ungetheilte Erhaltung dieser Schätze die Familie das Andenken des Verstorbenen zu ehren wissen.

— Werth des Geldes in Kalifornien. In einem neulichen Reiseberichte über Kalifornien lesen wir folgendes: „Während ich auf das Zahlstück wartete, sah ich ein Beispiel von dem geringen Werthe, den man hier auf das Geld legt. Ein Maultiertreiber wollte ein Pfund kaufen, welches einem Anderen gehörte, und da es wirklich faſs zu nichts taugte, so bot er ihm drei Dollars (über vier Thaler preuſs.) dafür. „Für eine solche kupferei verkauf' ich nichts", sagte der Besitzer; „du kannſt das Pfund umsonſt haben." Der Andere nahm es, legte aber die drei Dollars auf einen Baumstamm, mit den Worten: „Du mußt sie annehmen, denn ich werde sie nicht wieder einstecken." — „Nun denn", war die Antwort, „dann will ich damit thun, was mir einfällt." Und er warf das Geld mit Verachtung auf die Straße und ging von dannen."

*) Punch verwechselt die Rede der Marius auf den Ruinen Karthago's mit dem Vorgang im Kerker von Minturnä.

**) Obiges war bereits gedrucken, als die bestätigende Kunde von dem Ableben dieses erlauchten Staatsmannes kam. Punch brachte seit langer Zeit nicht von ihm und über ihn, zum Krankseihen, daß an diesem Trefflichen keiner seiner Pfeile haftete.

*) Guizot's geschickte feine Erwähnung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Sonnabend den 3. August 1850.

England.

Die beiden Bergleute.*)

Im Frühling des Jahres 1838 ging im Hafen von Falmouth ein Kauffahrteischiff unter Segel, welches nach dem südlichen Amerika bestimmt war und zweiundvierzig von englischen Gesellschaften gemietete Bergleute und dem Lande Cornwall am Bord hatte. Es waren dies größtentheils junge Leute, die, begierig, fremde Länder zu sehen und Abenteuer zu erleben, sich leicht bereit finden ließen, ihr zwar gewisses, aber sehr spärliches Einkommen, den Preis einer angestrengten Arbeit, gegen die möglichen Chancen des Glückes einzutauschen, welche der bloße Name des lockenden Peru ihnen verhieß. Einige der Emigranten nahmen ihre Familien mit sich, andere ließen sie zurück, in der Hoffnung, daß, wenn der Erfolg ihren Erwartungen entspräche, sie das nächste Jahr ihnen folgen würden. Unter diesen Letzteren befanden sich John Short, zweiundvierzig Jahr alt, und sein etwa zwei oder drei Jahr jüngerer Schwager, William Wakeham. Mary Short, die Frau John's und Schwester William's, blieb mit ihrem Vater, dem alten Wakeham, der ein kleines Pachtgut in der Nähe von Penzance bewirthschaftete, in England zurück. Seit zwölf Jahren mit John verheirathet, hatte sie ihm vier Kinder geschenkt, von denen nur zwei lebten, die anderen waren in zartem Alter gestorben. Anfangs hatte der alte Vater Mary's dieser Heirat lebhaften Widerspruch entgegengesetzt, denn John Short galt damals nicht für einen sehr gesetzten Menschen; man sagte von ihm, daß er dem Triebe, der ihn zur Schenke zog, gehorsamer folge als dem Rufruf des Oberbergmanns. Der alte Wakeham hatte sogar seine Tochter zu verstoßen gedroht, wenn sie fortfahren würde, den Verwerfungen dieses Unwichtigen Gehör zu schenken, und der junge William, der bei einer Orgie mit dem Liebhaber seiner Schwester in Streit gerathen war, hatte ihm einige so heftige Faustschläge versetzt, daß John über einen Monat lang im Hospital liegen mußte. Dieser Katastrophe folgte jedoch eine ganz unerwartete Wendung. William verzieh sich selbst nicht den Mißbrauch der brutalen Kraft und seiner anerkannten Ueberlegenheit in der Kunst des Faustkampfs; er wußte sein Unrecht gegen John nicht besser auszugleichen, als indem er ihm bei seinem Vater die Einwilligung zur Heirat mit seiner Schwester auswirkte und von nun an sein bester Freund wurde.

Das junge Ehepaar kämpfte zuerst muthig mit den Schwierigkeiten der Armuth und eines undankbaren Erwerbszweiges; John hatte den Genüssen der Schenke gänzlich entsagt, und, die schwache Gesundheit ihrer Mannes abgerechnet, die ihn oft zu seinem Leidwesen zwang, sonnte Mary sich zu ihrer Wahl nur Glück wünschen. William wohnte bei ihnen, zeigte sich aber nicht so solide und regelmäßig, als man es hätte wünschen können; oft ging er des Nachts aus, und diese Spaziergänge standen mit den Jagdgesetzen wohl nicht im besten Einklang; einigermal wurde er beim Wildwiederholt ertappt, und er verbannte es nur einem Zufall, wenn er nicht zu der Zahl derjenigen gezählt wurde, die man zur Deportation nach Botany-Bay verurtheilte. Oftmals aber, wenn John zu leidend war, um in die Gruben hinabzufahren, arbeitete William das Doppelte, und Wald und Heide vermochten dann nicht, ihn von der Arbeit abzuziehen, trotz all ihrer verlockenden Reize. Sich auf seine eigene Hand einer großen Gefahr aussetzen, das that er leicht, aber die Sorge, für seine Schwester und deren Kinder Brod zu schaffen, war ihm eine heilige. Wollt Ihr aus einem Vagabunden, dessen Herz noch nicht ganz verdorbt ist, einen braven Mann machen, so gebt ihm vor allen Dingen Pflichten, die ihm lieb sind!

Die Zeiten wurden schlimmer und schlimmer. Durch den Mangel an Arbeit und den Ueberfluß an Werkleuten fand der Lohn immer mehr, und die Lebensmittel stiegen verhältnißmäßig im Preise. Die benachbarten Milchpreisbäume mußten darunter leiden. In den Schenken hörte man schon die ersten Klänge der Emeute, statt der zwar rohen, doch heiteren und friedlichen Gespräche und der bacchantischen Gesänge, von denen sie sonst wiederhallten. Dies war eine herrliche Gelegenheit für den Agenten der anglo-amerikanischen Compagnie, der den Auftrag hatte, Bergleute zu werben, und er benutzte diese Gelegenheit so gut als möglich. An allen öffentlichen und frequenten Oertern prangte ein knschiendes Plakat mit blauen und rothen, einen halben Fuß großen Buchstaben, worauf man unter anderen Lockungen z. B. las: „Katholische für diejenigen, welche ihr Glück machen wollen. — Peru's Goldminen. — Man verlangt geschickte Bergleute! — Hohes Gehalt! — Ueberfahrt auf Kosten der Gesellschaft! — Auszahlung des Handgeldes vor der Einschiffung!"

William Wakeham konnte genug lesen, um diesen prahlerischen Anschlagzettel zu entziffern, und er lieferte seinen Kameraden ganz laut den Kommentar dazu: „Katz für die, welche ihr Glück machen wollen!" „Nun wahrhaftig, das wollen wir Alle!" „Die Goldminen Peru's!" „Das wird wohl lohnender sein, als die Zinngruben!" „Hohen Lohn!" „Ei, so ist nur zu gewiß, daß wir hier nicht viel verdienen, als wir, um zu leben, brauchen." „Zahlung des Handgeldes vor dem Einschiffen!" „Ei, das läßt sich hören!" Dies war noch nicht Alles: am Ende dieser Affiche sah man einen Bergmann mit breitkrämpigem Hut abgebildet, welcher in der einen Hand eine Hacke, in der anderen eine von Gold strotzende Börse hielt. Der gute Katz einer benachbarten Magistratsperson, welche viele wilde Zaisanen hatte, entschied William vollends für die Abreise, wenn nämlich John ihn zu begleiten einwilligen würde. John zögerte lange mit dieser Zusage, doch da er auf dem Punkte stand, aus seiner Wohnung verjagt zu werden, weil er die Miethe nicht bezahlen konnte, überlegte er, daß das versprochene Handgeld ihn aus der drückendsten Verlegenheit ziehen würde, und das feierliche Versprechen des Agenten, welcher sich verpflichtete, Mary nebst ihren beiden Kindern im nächsten Frühjahr ihm zuzuführen, ebnete alle anderen Schwierigkeiten. Für diese Reise war freilich nicht daran zu denken; die Zahl der Frauen, deren Einschiffung die Gesellschaft übernommen, war bereits vollzählig, Mary sollte inzwischen von dem Gehalt ihres Mannes und dem ihres Bruders einen Antheil erhalten, der mehr als hinreichend für ihren Unterhalt sein würde. Vergebens protestirte die arme Frau gegen einen solchen Plan; William überwand es, sie zur Vernunft zu bringen. Konnte sie sie verhindern wollen, ihr Glück zu machen, konnte sie ihre Kinder zu dem Geschick verdammen, derinnt, wie sie selbst, ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu erwerben? Kurz, Mary ließ sich überreden, aus Furcht, des Egoismus beschuldigt zu werden. — Der alte Wakeham nahm sie zwar liebevoll auf, aber er konnte es nicht unterlassen, sie daran zu erinnern, daß er dies Alles vorhergesagt habe. Leider irren sich die Unglücksprophezien fast nie. Nach einem schmerzlich rührenden Abschiede trennte man sich von einander.

John und William, welche sich nun zum erstenmale am Bord eines Seeschiffes befanden, waren höchst erstaunt über Alles, was sie daselbst sahen, und dies trug anfangs viel dazu bei, sie zu zerstreuen und den Schmerz einer langen Trennung zu lindern; aber als allmälig die grünenden Berge und die mit Land bekränzten Küsten Englands ihren kleinen Vaterstaat den sehnsüchtig auf ihnen verweilenden Blicken entschwanden, da ersüllte ihren Geist eine unnennbare Bangigkeit. Ach, wie so gern hätten sie all ihren Träumen von Glanz und Reichthum entsagt und wären nach ihrer bescheidenen Hütte zurückgekehrt, wo Mary's und ihrer beiden Kinder Lächeln ihnen selbst das Elend süß erscheinen ließ! Doch es war zu spät! Wußten sie doch kaum, in der Dämmerung des verreinbrechenden Abends, ob es eine Wolke oder ihre heimatliche Hügelkette sey, welche den Horizont hinter dem Schiffe begränzte; rund um sie her breitete sich das unermeßliche Meer aus, schwarz und geheimnißvoll, wie die Zukunft. William Wakeham, der ein glücklicheres Temperament hatte, bemühte sich, diesen Anwand der Trübsinns zu verbannen, und versuchte, Short und seine anderen Gefährten durch muntere Erzählungen und Lieder aufzuheitern. Philosophische oder religiöse Trostgründe zu spenden, war er weniger geeignet, denn seine Erziehung war keine allzu glänzende gewesen und hatte sich bis aufs Lesenlernen beschränkt. Sein Lehrer, ein protestantischer Prediger, der zur fanatischen Sekte der Ranters gehörte, hatte ihm nur die Furcht vor dem Teufel und dem Papste eingeflößt: „dies", sagte er, „sind zwei schwarze Bergleute, welche unaufhörlich das Parlament unterminiren, um es in die Luft zu sprengen, wie einst Guy Fawkes es auch zu thun versucht hatte." Doch in William's Seele siegte ein instinktmäßiges Gefühl von Ehrfurcht und Liebe zu Gott über diese finsteren fanatischen Lehren; seine Mutter hatte einst ganz anders zu ihm gesprochen, und oft in schönen hellen Sommernächten unterbrach er seine unterirdischen Arbeiten, um durch irgend einen Riß oder Spalt ein Stückchen Himmel zu entdecken; dann bildete er sich ein, der Gott seiner Mutter schaue auch auf ihn mit so vielen Augen, als Sterne am Himmel, herab, und in solchen Momenten wurde es in ihm zur Gewißheit, daß es ein höheres Wesen gäbe, das mächtiger sey, als der Oberaufseher des Bergwerks, mächtiger selbst, als der Meister Terbot, welcher so viele Bibeldiebe hatte deportiren lassen.

Den Sonntag Nachmittag, wenn William in weißer Wäsche und schönen Kleidern auf der grünen, blumenbesäeten Oberfläche der Erde spazieren ging, die reine, freie Luft einathmete, die Bäume vom Winde sanft bewegt, die wo-

*) Aus dem Edinburgh Magazine.

Digitized by Google

genden Kornfelder, die weidenden Herden, die im Waſſer ſpringenden Fiſchlein ſah, die Vögel ſo fröhlich zwiſchern hörte, auch dann ahnte er die Güte des Allmächtigen, und er ſah deutlich, daß, um die Harmonie der Welt aufrechtzuerhalten, es ein Weſen geben müſſe, das die Macht mit der Güte, die Kraft mit der Liebe vereine. Die Fauſtſchläge, die er dem armen Short einſt verſetzt, trübten ſich immer ſeinen Gewiſſensfrieden, und er konnte ſie ſich ſelbſt nie verzeihen, obgleich alle Anderen ſie ihm längſt ſchon vergeben hatten.

Die Reiſe unſerer Bergleute glich im Weſentlichen allen anderen Reiſen, und die Einbrüche, die ſie davon hatten, würden den „von Wundern überſättigten Leſern", wie Shakeſpeare ſagt, kindiſch erſcheinen. Sie bewunderten z. B., wie breit das Meer und wie groß die Welt ſey! Unterweges hatten ſie mehrere beſtige Seeſtürme zu beſtehen, deren Beſchreibung ich dem Leſer erlaſſe; bei dem Anblick der ungeheuren Wogen, der rieſigen Abgründe, die ſie umgaben, ſtrahlte ſich anfangs unſeren Reiſenden das Haar zu Berge; aber als ſie ſahen, daß dieſe Ungeheuer von Wellen ſie nicht verſchlangen, begannen ſie, über ihre Furcht ſelbſt zu lachen. Sie wollten nicht an Muth ihrem Fahrzeuge nachſtehen, welches, eine wahre Nußſchale, tapfer durch die empörte Flath dahinglitt. Dann trat vollkommene Windſtille ein, und dieſe war ihnen faſt noch hinderlicher; John verglich die an den Segelſtangen herabhängenden, den Maſt berührenden Segel mit dem Leinenzeug, das man in ſeinem heimatlichen Garten, nach der Wäſche, zum Bleichen ausſpannt und zum Trocken aufhängt: ihn ſey es richtiger als unpaſſender Vergleich. Nach einer langen und beſchwerlichen Fahrt langte man in Rio-Janeiro an, und unſere Auswanderer erblickten die Erlandniß, das Schiff zu verlaſſen und ſich ein wenig zu ergehen. Sie benutzten die Zeit, um alles Merkwürdige in Augenſchein zu nehmen. Der mit Seeſchiffen angefüllte Hafen, die geräuſchvollen Quaid mit der geſchäftig hin- und herwogenden Menſchenmenge nahmen ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Geſchirr waren eben ſo bizarr, als die Koſtüme, man ſah dieſe vom ſeltſamſten Schnitt, jene in allen Farben, in allen Schattirungen, und welche fremdartige Sprachen! Als William ſo viel Mönche, ſo viel Prieſter in großen Hüten und langen Röcken vorübergehen ſah, konnte er ſich nicht enthalten, zu John Short zu ſagen: „Wahrſcheinlich giebt es in dieſem Lande kein Parlament, oder es wird täglich in die Luft geſprengt!" Die Maulthiere, die größer als Pferde waren und ein ſeidenweiches Fell hatten, erregten auch ihre Bewunderung; aber der Anblick, der ſich jetzt ihnen darbot, verurſachte ihnen einen Schauder, von dem ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnten: ſie ſahen eine Anzahl ſchwarzer, nackter, geſetzelter Menſchen, welche wie Schlachtvieh auf einem öffentlichen Markte lagerten.

Doch ſchon liegt Rio-Janeiro weit hinter ihnen, ſie umſchiffen die Küſten Patagoniens; die Luft wird hier rauher, das Meer unruhiger. Jetzt kommen ſie bei den dunklen Bergen des geheimnißvollen Feuerlandes vorüber; zuweilen in ſtürmiſchen finſteren Nächten entdecken ſie am fernen Horizont helleuchtende vulkaniſche Blitze. Als ſie eben das Kap Horn umſegelten, wurden ſie von einem mit Schnee und Hagel gemiſchten Orkan überfallen, aber bald ſchwamm die muthige Beiga, als Siegel geſchwellt von der lauen Briſe des Stillen Meeres, den köſtlichen Regionen der Wendekreiſe zu.

Nachdem ſie noch einmal in Valparaiſo Halt gemacht, ſetzten ſie ihren Weg fort und landeten endlich in Callao, in den letzten Tagen des Auguſt. Von hier aus wurden die Auswanderer, in kleine Trupps vertheilt, ſogleich in das Innere des Landes geſchickt. Die Mine, in der unſere beiden Freunde arbeiten ſollten, war etwa zehn Tagemärſche weit von der Küſte entfernt und früher von Indianern bearbeitet worden, doch hatte ein alter Häuptling der Indianer, um die Habgier der Spanier zu täuſchen, das Geheimniß der Exiſtenz dieſer Grube mit ins Grab genommen; erſt ſpäter wurde ſie durch Zufall ein zweitesmal entdeckt und ward nun Eigenthum einer engliſchen Geſellſchaft. Um dahin zu gelangen, mußte man die Abhänge eines großen Plateaus erklimmen, und die Abtheilung, zu welcher unſere beiden Freunde gehörten, paſſirte wohlgemeth mehrerere Tage Strecken Landes, in denen die Bevölkerung immer ſpärlicher wurde. Gewöhnlich hielten ſie in den kleinen ärmlichen Dörfern oder Flecken, welche am Ufer der Flüſſe lagen, an, um ihren Hunger und Durſt zu ſtillen, ohne die mitgenommenen Vorräthe anzugreifen, welche für das Ziel der Reiſe aufbewahrt werden ſollten, und in der That war der Ueberfluß an Früchten und der üppige Reichthum des Graswuchſes hinreichend für den Bedarf der Menſchen und Thiere. In den letzten zwei Tagen der Wanderſchaft änderte ſich indeß die Scene. Die kleine Karawane mußte ſich durch unfruchtbare, von halb ausgetrockneten Flüſſen durchſchnittene Engpäſſe hindurchwinden, bis ſie endlich das Ziel ihrer Reiſe erreichte. Hierſelbſt angelangt, ſchritt man ſogleich zur Arbeit, eine große Menge Indianer und Meſtizen kamen aus der Umgegend herbei, um den Bergleuten beim Aufbau ihrer Hütten behülflich zu ſeyn, auch theilten ſie mit ihnen die untergeordneten Arbeiten des Minenweſens und verſorgten ſie mit Lebensmitteln.

Zwölf Bergleute aus Cornwall waren auf dieſem Punkt vereinigt und fingen damit an, daß ſie einen Schacht und eine Galerie in die Seitenwand des Berges gruben; indeſſen vergingen mehrere Monate, bis man Goldadern entdeckte, die reich genug ſchienen, um die darauf verwendete Mühe zu belohnen, aber John und William ließen dennoch durch den Rechnungsführer an Mary ſchreiben, daß Alles aufs beſte ginge, und daß ſie ſie zum künftigen Frühjahr unfehlbar erwarteten.

Der große Schacht war vollendet, die Galerie ganz geöffnet, und man hatte nur noch einen Felsblock zu ſprengen, der die ergiebigen Adern edlen Metalles zum Theil verdeckte. William und John, als die tüchtigſten der Bergleute, hatten dieſes Geſchäft übernommen. Vier bis fünf Indianer ſollten bei der Oeffnung des Schachtes aufgeſtellt ſeyn, um den Kobeſtan zu drehen und John und William daran herauszuziehen, wenn die Mine zum Springen bereit ſeyn würde. Die anderen Bergleute, erfreut, die Sache ſo gut im Gange zu ſehen, beſchäftigten ſich in der Schenke und erwarteten nur den durch die Exploſion verurſachten Knall, um ihren Kameraden einen Triumphzug zu veranſtalten. „Ich glaube, es iſt jetzt Zeit, die Lunte anzuzünden", ſagte William zu ſeinem Schwager, „wenn Mary und ſo ſähe, wie würde der Armen das Herz klopfen, und doch ſind wir geborgen! der Zunder iſt lang, und es bleibt uns Zeit genug, wieder hinaufzuſteigen. Zünde nun an, John! und jetzt ein lautes Pfeifen, das verabredete Signal, denn der Teufel würde uns einen ſchlechten Streich ſpielen, wenn er den Lunkenfaden kürzte."

Das Pfeifen erſcholl, das Tau drehte ſich, die kleine bewegliche, mit einem Geländer umgebene Plattform ſtieg langſam hinauf, ſo langſam, daß John Short zu ſeinem Schwager ſagte: „Rufe ihnen doch zu, ſich mehr zu beeilen." William pfiff noch einmal und rief mit Stentorſtimme: „Schnell an den Kabeſtan! Muth, meine Freunde!"

Aber ſtatt ſich ſchneller hinaufzuwinden, hielt das Seil plötzlich an, und eine zugendliche, faſt kindiſch klingende Stimme antwortete: „Ich bin ganz allein hier, ich kann nur Einen heraufwinden; iſt die Mine ſchon angelegt?"

„Angelegt und bereitet, zu ſpringen", erwiederte Wakeham; „der Zunder wird ſogleich das Pulver berühren; drehe das Seil, ohne eine Sekunde zu zögern! Reite wenigſtens einen Menſchen, wenn Du deren nicht zwei retten kannſt! Schnell, ſchnell!"

„Ich, ich werde ſie retten!" rief John.

„Das wäre! und deine Frau, Deine Kinder, was ſollte aus ihnen werden, wenn wir Beide ſtürben!" Dies ſagend machte ſich Wakeham gewaltſam aus John's Umſchlingungen los und ſchwang ſich in die Galerie hinein.

„Ich! Du mißbrauchſt ſchon wieder Deine Kraft!" ſagte dieſer.

„Ja wohl", verſetzte William, „und die iſt zum zweitenmal! verzeih mir nur das Erſte! Lebe wohl, Bruder!"

Der durch eine unverzeihliche Nachläſſigkeit am Tau allein gelaſſene Knabe zog mit unendlicher Anſtrengung John, der doch ſehr leicht war, in die Höhe; wäre William mit geweſen, ſo wäre es unmöglich gelungen. Kaum hatte John die Oeffnung des Schachtes erreicht, ſo warf er ſich faſt auf die Winde und rief William zu: „Muth, mein Bruder, wie ſind jetzt weit, um Dich heraufzuziehen!"

Es war zu ſpät! Eine ſchreckliche Exploſion erſchütterte die Erde, eine Rauchſäule, Sand und Felsſtücke ſprudelten aus dem Schacht hervor. John fiel auf die Kniee nieder, nicht um Gott für ſeine Rettung zu danken, ſondern um ihm die Seele ſeines Bruders zu empfehlen! . . .

Dieſe einfache, aber rührende Geſchichte wurde mir einſt in Cornwall auf einem reizenden kleinen Pachthofe erzählt, welcher John, dem alten Bergmanne, gehörte; mit einigen Händen voll Gold aus Peru zurückgekehrt, lebte er mit ſeiner jungen Familie den Freuden des Ackerbaues; aber das Merkwürdigſte an dieſem Berichte iſt, daß derjenige, der ihn mir abſtattete, kein Anderer war, als John's treuer Gefährte, William Wakeham, ein Geſpenſt aus jener Welt, aber ein Geſpenſt von Fleiſch und Bein!

Alſo war er nicht todt? — Sonderbare Frage! Allerdings gab es neunundneunzig Chancen gegen eine für ihn, durch die Exploſion vollſtändig pulveriſirt zu werden; es bewirkte eines Wunders, um ihn zu retten, und dieſes Wunder geſchah durch den menſchlichen Inſtinkt der Selbſterhaltung. William hatte ſich, ohne einen Schimmer von Hoffnung, in einen Vorſprung der metalliſchen Ader geworfen, der, ſich über das Centrum hinweggebend, von der Exploſion zwar ſtark gebogen, aber nicht gebrochen wurde; dieſer ward ihm ein Schutz gegen die Felsſtücke und Steinmaſſen, welche in die Mine hineinſtürzten. Etwas verbrannt, etwas geſchunden, genügten ihm dennoch einige Minuten, ſich von ſeinem Schreck zu erholen, ſich zu beſinnen, ob er auch noch ganz ſey, dies zu erkennen und John zuzurufen: „Schnell das Tau herunter! All right, John, all right! Alles geht gut!" — „Ich brauchte nur ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen, mein Herr", ſagte der Erzähler hinzu: „hat man nun nicht Recht, wenn man ſagt: „Gott iſt eben ſo gut, als er mächtig iſt! . . ."

Süd-Amerika.

Die Geſellſchaft und das geſellſchaftliche Leben in Peru.

II. Die Gebirgsbewohner.

Sehen wir nun, inwiefern der Charakter der Bewohner des inneren Landes, der Indianer und Meſtizen, von dem der Küſtenbewohner abweicht. Eine kleine Reiſe in die Cordilleren wird uns hierüber die beſte Aufklärung verſchaffen.

Der Europäer, welcher ſich zu einem Beſuche des gebirgigen Theiles von Peru entſchließt, muß ſich auf alle möglichen Mühſeligkeiten und Entbehrungen gefaßt machen. Er muß in den faſt ganz öden und einſamen Landſtrichen, welche man durchreiſt, und wo man nur hier und da einzelne, in den Gebirgen zerſtreute Indianerhütten ſieht, zuweilen einen ganzen Tag lang zu Pferde ſitzen, ehe er ein Poſthaus zum Uebernachten findet. Und welch' ein klägliches Gebäude iſt ein ſolches Poſthaus zumeiſt! Wie erbärmlich die ganze Einrichtung zur Weiterbeförderung der Reiſenden!

Anderdem muß der Reiſende Alles, was er irgend braucht, bei ſich haben und mit ſich ſchleppen, ſein Bett, wenn er nicht auf dem blanken Boden ſchlafen will, ſein Brod, ſeinen Wein, ja, ſogar ſein Licht, um des Abends in dem elenden Rancho, wo er anhält, ſehen zu können. Ein Indianer dient ihm zugleich als Wegweiſer und Diener auf der Reiſe. Er ſattelt den Morgens die Maulthiere, er beſorgt ſie bei der Ankunft am Abend und leiſtet das, welches

Digitized by Google

die nothwendigerweise stets sehr umfangreiche Bagage trägt, vermittelst seines Laso. Sein Kostüm ist einer Beschreibung werth. Ein Strohhut aus Guayaquil, mit niedriger Kappe und breitem Rande, sitzt mittelst eines Kinnriemens auf dem Kopfe fest; eine dunkelblaue Brille schützt seine Augen gegen die Sonne und gegen den blendenden Glanz des Schnees; oft trägt er dazu noch einen Schleier. Von seinen Schultern fällt ein Poncho, eine Art Mantel, in breiten Falten über seinen ganzen Körper herab: es ist das wesentliche Kleidungsstück jedes Süd-Amerikaners. Der Poncho dient ihm zugleich als Mantel während des Tages und als Decke in der Nacht. Die Unterschenkel stecken vom Knie an in großen Stiefeletten. Endlich trägt er ungeheure Sporen, deren Räder oft nicht weniger als drei Zoll im Durchmesser haben und an Größe laut klirren. Man legt auf den Sattel einen künstlich gearbeiteten wollenen Teppich, Pellon genannt, oder ganz einfach ein noch mit seiner Wolle versehenes und eigens dazu präparirtes Hammelfell. Die Steigbügel sind der Art, daß der ganze Fuß darin steckt. Dies ist der nothwendige Reisevapparat für Leben, welcher die Cordilleren durchwandern will. Wiewohl man zu jeder Jahreszeit in diesen Bergen reisen kann, so eignen sich doch am besten der April und der September dazu, d. h. der Monat, welcher dem Schmelzen des Schnees vorangeht, oder der, welcher ihm folgt. Früher oder später bietet die Tour vielleicht einige Gefahr, sowohl wegen der Stärke und Heftigkeit der Berggewässer, als auch wegen des zur Zeit schlechten Zustandes der Wege, welche vom Regen zerrissen oder noch ganz mit Schnee bedeckt sind.

Selbst in der guten Jahreszeit ist der Weg in den Gebirgen nur mit großen Schwierigkeiten zu passiren. Kaum hat man sich von Lima entfernt, so schrint sich auch die Natur selbst sogleich umzugestalten: die Thäler schließen sich und verschwinden nach und nach: die Wege sind nur noch enge Fußsteige, welche sich mühsam durch Klüfte und Schlnchten schlängeln. Kaum ist man einige Stunden von der Stadt entfernt, so bedndet man sich auch schon in einer völligen Einöde. Mit jedem Schritt schein das Land nackter und wilder zu werden. Und es dauert nicht lange, so geräth man in irgend einen schmalen, tiefen Hohlweg, welcher sich wie das Bett eines seit Jahrhunderten ausgetrockneten Sturzbaches hinzieht und von allen Seiten durch einen Wall riesiger Berge eingeschlossen ist; die Sonne, welche mit aller Glnth auf den feinen Sand herabbrennt und von ihm wie von einem Spiegel reflektirt wird, macht eine solche Schlncht den ganzen Tag über zu einem förmlichen Schmelzofen. Nur einige lange und sprößliche Kaktus wachsen allein zwischen den Steinen. Keine Spur von Leben, kein Vogel, kein Insekt: Alles flieht diesen dürren und brennenden Boden, wo man bei jedem Schritte auf Gruppe von Maulthieren stößt, die vor Hitze Ermattung umgekommen sind, und deren weiß gebleichte Knochen den Reisenden als eine Art Wegzeichen dienen. Dann kommen wieder Berge, an denen der schmale Weg neben einem Abgrunde hinläuft. Hier und da erreicht der Reisende Gipfel, von wo er das Land rings in seiner malerischen Eigenthümlichkeit erblickt: überall Schluchten, Abstürze, welche die ungeheuren Massen wie große Risse der Erdrinde trennen, während diese Massen in der seltsamsten Unordnung durch einander geworfen sind; in der Ferne ein Meer von Nebeln, aus welchen einzelne dürre und nackte Schieferklippen hervortauchen; am Fuß dieser Klippen neue Schlnchten, in die man hinabklimmen muß. Kurz, man ahnt kaum, wie man sich aus diesem Labyrinth entwirren wird.

Unter solchen Eindrücken und Mühseligkeiten verstrichen die ersten Tage meiner Reise in die Cordilleren; endlich war ich am Fuß ihrer höchsten Gipfel angelangt; es war etwas nach Mitternacht, als ich, nachdem ich einige Stunden in der Hütte eines Indianers zugebracht hatte, mein Maulthier wieder bestieg und mich auf den Weg machte, um die letzten Höhen, welche mich von der östlichen Abdachung noch trennten, zu überwinden. Ich hatte die Absicht, diese Seite des Gebirges mit besonderer Aufmerksamkeit zu durchforschen. Zwei hier gelegene Dörfer zogen mich besonders an, Pacco und Yilque: das eine ist alljährlich der Schauplatz einer religiösen Feierlichkeit, die ich im Vergleich zu den Prozessionen in Lima gern kennen zu lernen wünschte; das andere ist berühmt wegen des Jahrmarktes, welcher hier stattfindet und der für die Gebirgsbewohner so ziemlich dieselbe Bedeutung hat, wie das Fest der Amancaes für die Limaner. Ich wollte die indianische Bevölkerung Peru's eben so aufmerksam studiren, wie ich es mit der spanischen gethan hatte.

Bei meinem Abgange war die Kälte ziemlich empfindlich, und dann konnte ich wegen der Schwierigkeiten des Weges nur sehr langsam vorrücken. Glücklicherweise begünstigte mich ein köstlicher Mondschein, und die bleichen, vom Schnee reflektirten Strahlen belenchteten die rings getürmten ungeheuren Massen mit einem sanften Schimmer. Wir kennen in Europa so reine und durchsichtige Nächte nicht, wie man sie hier in den Cordilleren erlebt; die Sterne verbreiten eine Helle wie eine halbe Morgendämmerung. Eine Reise in diesen Gegenden ist in der Hinsicht ein unvergleichlich Schauspiel.

Ich befand mich jetzt etwa 13,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Luft war so dünn, daß sie kaum zum Athmen ausreichte: jeden Augenblick mußten die Maulthiere anhalten. Man hat bemerkt, daß diese Verdünnung der Luft des Nachmittags noch größer ist, als am Morgen. Sie nimmt oft so zu, daß dem Reisenden das Blut aus der Nase und aus den Ohren quillt. Ein gewisses Uebelbefinden verspürt Jeder, welcher namentlich zum erstenmal diese Höhen der Cordilleren erklimmt; es besteht in einer allgemeinen, mit Kopfschmerz verbundenen Erschlaffung und ist einigermaßen der Seekrankheit verwandt. Die Indianer nennen diesen Zustand Sorocbe; sie schreiben ihn der Verdünnung der Luft und den metallischen Dasen zu, welche die Sonne aus den Bergen entwickeln soll.

Endlich begann ich bergab zu steigen. Der Pfad auf der östlichen Abdachung der Cordilleren ist ebenfalls sehr unrben und beschwerlich. Die großen Berge bestehen niemals aus einer einzigen kompakten Masse. Sie sind in ihrer Höhe wie an ihrem Fuße aus einer Masse anderer Berge zusammengesetzt, deren Gipfel sich amphitheatralisch über einander erheben, so daß man in einem ewigen Hinauf- und Hinabsteigen bleibt. Indeß unterscheidet sich der östliche Abhang doch wesentlich von dem westlichen. Weniger durch einander gewrvorfen und weniger von Schlnchten geklüftet, schließt er beträchtliche Ebenen in sich, die von zahlreichen, von West nach Ost fließenden Bächen durchschnitten werden, den Quellen der großen Ströme, welche sich in den Atlantischen Ocean ergießen. Jene Flüßchen selbst kommen aus Seen oder Sümpfen, die durch das Schmelzen des Schnees gebildet werden und sich auf dem Gipfelkamme der Cordilleren zwischen den höchsten Spitzen befinden. Herden wilder Gänse, mit weißem Leibe und schwarzen Flügeln, die friedlichen Bewohner dieser einsamen Gegenden, flogen schwerfällig bei meiner Annäherung auf und ließen sich in etwas weiterer Entfernung nieder. Zuweilen auch streckte ein peruanisches Schaf (Vigogne) von einem Felsen herab mit seinen langen Hals entgegen, sah mich dalb erstaunt an und floh dann in die Berge. In der Ferne weideten Haus-Llamas, um das wenige Gras zwischen den Steinen abzunagen. Sie erhoben kaum den Kopf und fraßen ruhig weiter. Diese Thiere verkändeten mir die Nachbarschaft des Menschen. Und in der That, überall, wo ich Llamaherden traf, zeigten sich mir saft unmittelbar darauf auch einige indianische Hütten, deren Schwellen gewöhnlich nur von einigen Kindern in Lumpen gehüllt wurden, welche mitten unter einem Haufen magerer und verhungerter Hunde im Sande spielten. Man muß eine dieser Hütten betreten, muß einer Mahlzeit der Bewohner zugesehen haben, wenn man begreifen will, wie wenig diese Geschöpfe zum Leben brauchen, wenn dieses Begetiren in Verdammung und Elend noch Leben genannt werden kann. Die Hütte hat meistens nur eine einzige, wenige Quadratfuß messende Räumlichkeit. Das kegelförmige, aus Aesten zusammengeflochtene und mit einer langen, dünnen Grasart bedeckte Dach giebt einer solchen Hütte zuweilen das Ansehen eines großen Bienenkorbes. Die Thür ist so niedrig, daß man halb hineinkriechen muß. Außerdem ist sie die einzige Oeffnung der Hütte. Im Hintergrunde befindet sich ein kleiner Ofen aus Thonerde, worin man aus Mangel an Holz Gras und Schafmist brennt. Zwei elende, von Rauch geschwärzte Töpfe bilden das ganze Hausgeräth der armseligen Wirthschaft. Man kocht hierin, mit vielem spanischen Pfeffer, Mais, Erdäpfel und dann und wann einmal ein Stückchen in der Sonne getrocknetes Hammel- oder Llamafleisch: dies ist der Chupe, das einzige Gericht der indianischen Küche; an Festtagen tödtet man indianische Ratten (eine Art Eichhörnchen), welche zu der leckerbissen gehören. Neben dem Ofen befindet sich eine Art Bank aus Erde, welche mit einem ungeschorenen Lammfell bedeckt ist und zum gemeinschaftlichen Familienbett dient, worauf Vater, Mutter und Kinder zugleich schlafen. Sie decken sich mit ihren Ponchos zu und schützen sich dadurch gegen die Kälte der Cordilleren, das sie sich so eng als möglich an einander drängen.

Auf diese Weise leben und sterben Tausende von unglücklichen Menschen im Innern Peru's. Nur einmal im Jahre vielleicht thun sie sich etwas zugute, z. B. wenn ein Fest im benachbarten Dorfe stattfindet; dann aber kömmt es zu förmlichen Orgien und unerhörten Ausschweifungen. Ich habe mehreren derartigen Festen während meiner Reise in der Sierra beigewohnt. Abgesehen von der wilden Unordnung, die sie im Gefolge haben, bieten sie oft den seltsamsten Kontrast mit den katholischen Ceremonien und zeigen, wie die Indianer trotz des jahrhundertlangen Einflusses des Christenthums immer noch zum Götzendienst hinneigen.

Namentlich habe ich diesen Gegensatz zwischen dem katholischen Glauben der Indianer und ihren religiösen Festen in Pacco beobachtet. Pacco ist ein kleines Dorf mit traurigen und schmutzigen Straßen, mitten unter den reichsten Silberminen Peru's erbaut, weshalb sich hier auch zuweilen bei gewissen religiösen Feierlichkeiten ein barbarischer Luxus zeigt, wie man ihn nirgends sonst in den Cordilleren wieder antrifft. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Amerikaner und die Zukunft Amerika's.

Ein greifvoller Artikel im zweiten Maiheste der Revue des deux Mondes aus der Feder Philarète Chasles' regelt sich, bei Besprechung von vier neuerdings über den gleichen Gegenstand veröffentlichten Schriften,*) in Betrachtungen über „die Amerikaner und die Zukunft Amerika's." Das Urtheil der Franzosen über Amerika, geleitet von Tocqueville und Michel Chevalier, ist nun von zwar seltsam bekannt geworden. Dennoch lassen wir aus dem vorliegenden Aufsatz Einiges folgen; was des Verfassers kosmopolitischen Standpunkt und Nichtbefangenheit in nationalen Vorurtheilen zu beglaubigen dient. Von ähnlichem Standpunkte aus weissagte, etwa fünf Jahre vor dem Ausbruche der nord-amerikanischen Revolution, der französische Minister Graf de Vergennes das endliche Zusammenbrechen der Herrschaft der romanischen Völker in Ruter-Europa und den Triumph der Germanen so in Süd- wie in Nord-Amerika und bewährte hierdurch einen seinerzeit Unsinn, als da er Ludwig XVI. zur öffentlichen Theilnahme an dem Freiheitskampf verleitete. Was Vergennes ahnend voraussah, steht Herr Chasles nach vollen achtzig Jahren zum großen Theile in Erfüllung gegangen oder der Vollendung zureifend. Aber er ist nun im Stande, nachzuweisen, warum und wie es so kommen muß, und wenn

*) A. Mackay, the Western World. — Alex. Ross, Anecdotes of the first settlers. — Hildreth, History of the United States. — Mrs. Houstons, Travels in the West.

Digitized by Google

sein Blick schmerzvoll auf die erbleichenden Sterne Europa's und seines eigenen Vaterlandes gerichtet ist, so kehrt ihn eben der weltübergreifende Standpunkt, von welchem aus er die Entwickelung der Weltgeschicke betrachtet, auch Erhebung und Ergebung in das Unabänderliche.

Der Verfasser beginnt mit Schilderung, wie die amerikanische „Biene" vorzugsweise ein Dorf zusammenträgt. Unter dieser Biene versteht er, wie die Amerikaner selbst, „die freie Vereinigung der Individuen und Familien", unbetheiligt von irgend welcher Maßregelung des Staats, der seinerseits, von dem Satz ausgehend, daß, wo wenig Regierung ist, sich Charaktere bilden und nur da, wo Charaktere fehlen, auch eine Regierung nöthig wird, sich zur strengen Aufgabe gestellt hat, die Biene gewähren zu lassen (de la laisser faire), d. h. die Entwickelung der lebendigen Kräfte in keiner Weise zu hemmen. — „In den Gränzen von Arkansas oder Illinois", redet die Schilderung an, „in den tiefen, unerforschten Einöden am Fuße der Rocky Mountains steht man an einem schönen Sommertag eine Familie ankommen, deren ganzes Geräthe auf einem Wagen, den ein kleines Pferd zieht, enthalten ist. Der Vater zählt die Stelle für die Ansiedelung. Hier Rasen, grüne Eichen, ein naher Fluß, aber wie nun weiter? Die Werkzeuge fehlen ihm, und um sein Blockhaus (log-house) bequemlich zu bauen, würde er Zeit, mehrere Arbeiter, viel Geld brauchen. Er aber hat nur seine und seiner Frau Arme, vielleicht noch die seiner zwei minderjährigen Söhne, Jonathan und Samuel. Da nun kommen die dürftigen Ansiedler, die Bewohner der nachbarlichen Wälder, sie, die seit lange ihr Blockhaus gebaut haben und das Land kennen, herbeigeeilt, um die neuen Ankömmlinge zu begrüßen, weniger jedoch des Grüßens halber, als um ihnen zu helfen. Keine langen Voransalten und Zurüstungen, kein Schreien oder eitle Phrase. Die Zeit ist kostbar. Man begnügt sich mit dem Einsachen, man macht es der Biene nach, man arbeitet gemeinschaftlich zum Vortheil des neuen Pflanzers. Diese thätige Bruderlichkeit hat in kurzem ihre Frucht getragen. Der Stamm der Eichen fällt, man wälzt ihn zur Stelle, man richtet ihn auf, das Haus steigt empor. Man braucht ein Dach für die Scheuer, ein Schock Arme helfen dabei. Die Niederlassung ist fertig. Wenn die Aernte kömmt, soll das Getraide auf der Tenne gedroschen werden; wieder kommen die Gehülfen herzugelaufen, und das Werk einer Woche wird in Tagesfrist fertig; was dem vereinzelten Arbeiter Monate gekostet hätte, wird in einem An vollendet. Der neue Ansiedler wird schon den Anderen erstatten, was er von ihnen empfing, und kommen ihrer Mehrere, so können die Letzteren in gleicher Weise auf die Ersten zählen. Man borgt des Nachbars Pferd und giebt es zurück; man verleiht seinen Pflug und fordert ihn zurück; Jedermann hilft Jedermann, und Niemand geräth in Noth."

„So wächst ein amerikanischer Flecken heran. Fragen wir die Biene nach den Grundbedingnissen (éléments constitutifs), wonach ihr dies so eben vor unseren Augen zu bewerkstelligen möglich war, so nennt sie uns ihren drei. Sie nennt uns zuerst das christliche und calvinistische*) Element, zur Association sich eignend, voll Liebe zum Nächsten und Mitgefühl für seine Leiden; sodann das germanische, bald- und arbeitsam, eroberungslustig, an Boden und Ueberlieferungen hängend; als drittes Element den kühnen Unternehmungsgeist, aus jenen beiden hervorgegangen, sie beseuchtend und erfrischend. In jeweder Combination dieser drei Grund-Elemente giebt sich die Mannigfaltigkeit, die Freiheit, die Anhänglichkeit an das Traditionelle zu erkennen. In der religiösen Sphäre lassen sie Raum für unumschränkte Andachtsinnigkeit, in der politischen Raum für die Freiheit föderativer Gruppirung, in den Familien- und öffentlichen Sitten fördern sie das Streben nach Gleichheit, in den wechselseitigen Beziehungen nach persönlicher Selbstständigkeit, nach freiwilliger Vereinigung. Die Vereinigte Staaten-Republik ist nichts, als die Entwickelung dieser drei Prinzipien. Alles konstituirt sich hier fortschreitend, ordnungsvoll und nach gleichem Verfahren. Es ist das Werkmeistern der Biene, kein Hofmeistern, da Jeglicher geschickt genug ist, sich selbst zu regieren, Keiner aber sich mit der traurigen und eitlen Sorge befassen mag, die Anderen zu hofmeistern."

Nichts dem Aehnliches in Europa, geschweige in Frankreich. Nachdem der Verfasser die Zustände Frankreichs in kurzem Ueberblick gewürdigt und zu dem Schlusse gebracht hat, daß ein französisches oder italiänisches Dorf nun und nimmer verstehen lernen wird, sich selbst zu regieren, fährt er also fort: „Solche Autonomie ist nur vereinbar mit denkbar bei dem germanischen und christlichen Sinn für thätige Solidarität, bei gewerkthätigem Gemeingeist, bei einigem, wenn auch etwas ungeschmeidigen (sauvage) Bruderstinn. Man nehme Amerika seinen christlichen Bruderstinn, seinen alten Teutonismus, seinen kühnen Unternehmungsgeist, man unterdrücke ein einziges dieser Elemente, so ist es aus mit seinem Gedeihen. Der Beweis ist leicht geführt. Große und fruchtbare Nachbarländer, die in einen republikanischen, wenigstens dem anschein nach, die Anderen einer ferneren Metropole unterthan, Mexiko und Kanada, das eine mit Institutionen, gewobelt nach denen der Vereinigten Staaten, das andere mit seinen französischen Erinnerungen und unter englischem Scepter, können es zu Nichts bringen. Man weiß, in welcher konvulsivischen Schlassucht die spanischen Republiken vegetiren. Der gallo-kanadische Pächter, ein Mensch von Herz, Muth, oft von Kopf, geistig, mittheilig, sanreich, hat dennoch nicht verstanden, durch eigene Kraft einen Verein zu gründen und aufrechtzuerhalten. — Der Acker, der im französischen Kanada einen Dollar gilt, gilt ihrer fünf zwei Schritte davon in den Vereinigten Staaten. Gegenüber der alten französischen Stadt Montreal, wo Alles Ruhe und Schweigen ist, steht man die junge angloamerikanische Stadt Buffalo sich erheben und wachsen, wo Alles Thätigkeit, Gewerbsleiß und Gedeihen ist. Buffalo ist von gestern, Montreal datirt aus dem 16 ten Jahrhundert. Ueberall die nämliche Demarcationslinie. Hier urbar gemachte Waldungen, bebaute Felder, neugebaute Häuser, trefflich von der Bevölkerung genutzte Meiereien; dort eine unfruchtbare Wüstenei, worin einige Pflanzer sich in Armuth hinschleppen, in den Wäldern zerstreute Trümmer der alten französischen Familien, ohne Unternehmungsgeist, ohne Straßen und Märkte, durch weite Strecken von einander geschieden. Es ist jener selbe christlich teutonische Geist freiwilliger und gewerbsfleißiger Association, der auch in Irland den Reichthum mancher, von schottischen Familien brwirthschafteten Bezirke dem tiefen Elend anderer nahe gelegener, die der celtischen Sorglosigkeit überlassen blieben, in grellem Kontrast entgegenstellt."

Am Schlusse des Ganzen fragt Herr Chasles: „Unser Europa, dieses alte Land, das Franklin, nicht ohne Ironie, seine gute Großmutter nannte, was wird es dereinst werden, gegenüber der unvermeidlichen Entwickelung der neuen Welt? Etwas, wie das alte Griechenland dem modernen Europa gegenüber (wohl schwerlich)? Haben die Nea-Römer dieser klassischen Welt, ihrer Vorgangerin zum Trotz, ein Recht, nach der amerikanischen Autonomie zu verlangen, wovon sie selbst nicht einen Keim besitzen? Diese Frage geht die Herren unserer Geschicke an, und ihnen überlasse ich sie."

Mannigfaltiges.

— Sokrates. Bei Beurtheilung von G. Grote's „Geschichte von Griechenland"*) im 2. Maiheft der Revue des deux Mondes macht Prosper Mérimée dem Verfasser einen leisen Vorwurf, daß er sich die Mühe gegeben habe, den deutschen Professor Forchhammer zu widerlegen, der da ausfindig gemacht, daß Sokrates ein großer Schuft (coquin) sey. Forchhammer sah allerdings in Sokrates das Haupt einer antidemokratischen Verschwörung, gegen welches sich die Republik Athen gewissermaßen noch sehr glimplich erwiesen habe. Unserer Ansicht nach hat Forchhammer's Paradoxon zu seiner Zeit allgemeine Mißbilligung gefunden. Wenn das Urtheil der Alten über die Unrechtmäßigkeit der Hinrichtung des Sokrates ein einstimmiges war, so ist es wohl ein vergebliches Unternehmen, von der Studirstube aus die Autorität eines Xenophon, Plato, Thukydides, um unter den Geschichtslügen nur diese zu nennen, ignoriren oder verdächtigen zu wollen. Das neueste, gleichfalls gegen Forchhammer gerichtete Urtheil sanden wir in den „Grenzboten" (Nr. 23), wo es u. A. heißt: „Nichts ist mißlicher, als auf die alte Geschichte den Maßstab des positiven Kriminalrechts anzuwenden, an welchem wir gewohnt sind, und in der Uebereinstimmung einer positiven Strafbestimmung mit der erfolgten Strafe die Rechtmäßigkeit dieser Strafe zu sehen. — Für die Rechtmäßigkeit jenes Justizmordes hat sich darum kein Anwalt gefunden, weil er, in seiner Totalität genommen, nicht zu rechtfertigen war." Auf Herrn Mérimée zurückkommend, kehrt dieser die Spitzen seines Anfalls nicht einzig gegen den einen deutschen Professor, sondern gegen deutsche Gelehrsamkeit überhaupt. Er fährt in seiner sarkastischen Weise also fort: „Man glaubt in England allzu sehr an die Besonderheit (spécialité) der Deutschen in Betreff von Gelehrsamkeit und Philosophie. Herr Grote aber ist zu einsichtsvoll, um die Einbildungskraft in Sachen der Geschichte und Sprachforschung zuzulassen; er wird wir erlauben, ihn zu erinnern, daß es in Frankreich ernste Gelehrte und Philosophen giebt." — Man sieht, Herr Mérimée macht in Propaganda.

— Deutsche Einheit. Hierüber läßt sich der Publizist in der Chronique de la Quinzaine desselben Maiheft der Revue des deux Mondes in folgender Weise vernehmen: „Uns, den alten Freunden Deutschlands, den alten Verfechtern des sehnsüchtigen Verlangens nach Einheit, welches Deutschland seit länger als dreißig Jahren gehegt hat, berührte es sehr schmerzlich, als wir unter dem Erfurter Reichstage gestellten trüben Prognostiken in vollständige Erfüllung gehen sahen. Deutschlands ganze Geschichte bezeugt seine Hinneigung zum Föderalismus, d. h. zur Association und Verschwägerung (parenté), mehr als zur Einheit, so wie die ganze Geschichte Frankreichs dessen Drang zur Einheit bezeugt. Versuche man nicht, dieser Erbneigung zu widerstreben! Was in Frankreich darauf abzielen wird, die Centralisation vollständig zu zerstören, wird scheitern; scheitern wird gleicherweise, was in Deutschland vollständige und absolute Einheit zu schaffen strebt. Es werden dies nur ohnmächtige Versuche seyn, welche den Gang der Gesellschaft wohl aufhalten, aber nicht verändern." — Sollte der Franzose Recht haben? oder vielleicht gar jener kleinmüthig gewordene deutsche Patriot, der neulich prophezeite, wir Deutsche würden enden wie das Volk Israel, in der Diaspora, weil wir, uns staatlich zu raffen, zu formen, zu schaaren, niemals lernen würden? Letztere Prophezeiung übrigens bekümmert uns so wenig, daß wir, nach wie vor, des Glaubens leben, die Berge unserer Vaterlanden werden nicht kreißen, um ein Mäuslein zu gebären. Nur erwarte man das Dunderkind nicht vom 19ten Jahrhundert! Was thut's auch, wenn im 20sten was Rechtes zu Stande kömmt?

E. K—r.

*) Insofern nämlich der Geist der Puritaner, der mit den ersten Ansiedlern aus Großbritannien in die neue Welt kam, für diese Welt zur bestimmenden sittlichen Norm wurde, sich als solche auch durch alle Entwickelungsphasen der amerikanischen Demokratie vorfolgen läßt.

*) History of Greece. Vol. VII et VIII. (London, 1850), welche Theile nur die Zeit von 431 bis 403 v. Chr. umfassen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preis 25 Silbergroschen vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Dienstag den 6. August 1850.

Frankreich.

Ueber die Entwickelung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV.

Nach Augustin Thierry.

Ludwig XIV. besaß neben einer seltenen Würde des Charakters einen gesunden, richtigen Verstand, den Instinkt der Macht und der Ordnung, einen selbst das Kleinste beachtenden Geschäftsgeist, großen Sinn für das Praktische und eine merkwürdige Kraft des Willens; aber es fehlte ihm der hohe und weite Blick und die Freiheit der Anschauung und der Auffassung, wodurch sich Richelieu und Mazarin zu Staatsmännern ersten Ranges emporschwangen. Sein Bestreben, überall nach den Vorschriften der Pflicht zu handeln und stets das öffentliche Wohl als Ziel vor Augen zu haben, war grundlich und aufrichtig, wie uns dies seine Hinterlassenen Memoiren in zuweilen rührenden Ergüssen beweisen; aber er besaß nicht immer Kraft genug, dem Sittengesetz zu folgen. Während er nur sein eigenes Glück und das Wohl des Staates mit einander in enge Verbindung bringen wollte, begegnete es ihm leider allzu oft, daß er den Staat mit sich verwechselte und in seiner Person aufgehen ließ. Allzu oft hielt er die Stimme seiner Leidenschaften für die seiner Pflichten, und das allgemeine Interesse, welches er über Alles zu stellen vorgab, wurde von ihm seinem Familien-Interesse, einem grenzenlosen Ehrgeize, einer übertriebenen Liebe für Glanz und Ruhm geopfert. Sein langes Leben zeigt, wie er immer mehr und mehr in diesen gefährlichen Strudel hinabgerissen wurde. Man sieht ihn am Anfange bescheiden und zugleich festen Geistes, voll Liebe für überlegene Menschen und bemüht um die besten Rathschläge; später zieht er den Schmeichler dem einsichtsvollen Wahrheitsfreunde vor, indem er nicht die gediegenste, sondern die seinen Gelüsten am meisten zusagende Meinung annimmt; zuletzt hört er nur auf sich allein und wähnt seine Minister aus Leuten ohne Talent und ohne Erfahrung, die er erst zu bilden trachtet. Diese mit Recht glorreich genannte Regierung bietet also sehr verschiedene Phasen dar; man kann sie in zwei, der Dauer nach, fast gleich lange Abschnitte theilen: der eine ist der der Größe, der andere der des Verfalles, und selbst im ersten sehen kann man wieder zwei Perioden unterscheiden, die der ergiebigen Jahre, wo Alles durch einen mächtigen, von der gesunden Vernunft geleiteten Willen im glücklichen Fortschritt und Gedeihen begriffen ist, und die, in welcher der Verfall schon allmälig beginnt, weil sich die Leidenschaft auf Kosten der Vernunft den Zügel bemächtigt.

Ein Mann auf dem dritten Stande, der Sohn eines Kaufmannes, war das Genie, welches der Regierung Ludwig's XIV. die schöpferische Kraft einhauchte, nämlich Jean Baptist Colbert. Mazarin hatte diesen Mann noch auf seinem Todtenbette dem König aufs dringendste empfohlen. Colbert war zweiundzwanzig Jahre lang Minister, von 1661—1683, und während dieser Zeit, der schönsten der ganzen Regierung Ludwig's, stieg das öffentliche Glück nach dem Grade des Einflusses, den sein Gedanke auf den Willen des Königs äußerte. Dieser Gedanke haßte sich, seiner inneren Natur nach, an den Richelieu's an, vor dessen Geist Colbert die tiefste Verehrung hegte. Sobald er in das Conseil eintrat, hatte er die Pläne des großen Ministers wieder hervor und war unablässig bemüht, alles das ins Werk zu setzen, was dieser außerordentliche Mann nur hatte vorbereiten und andeuten können. Die Riesenthätigkeit Richelieu's hatte sich darauf beschränken müssen, die Verhältnisse nach außen hin zum Abschluß zu bringen; rücksichtlich der inneren Organisation des Königreiches konnte er nur das Terrain reinigen und die Wege im ersten Abriß anlegen. Er und sein geschickter Nachfolger hatten Frankreich mittelst der Diplomatie und des Krieges ein entschiedenes Uebergewicht unter den Staaten Europa's verschafft und gesichert; es handelte sich nun darum, dem Lande zu einer seiner äußeren Stellung entsprechenden inneren Wohlfahrt zu verhelfen, alle seine finanziellen, industriellen und kommerziellen Kräfte zu entwickeln. Und dies unternahm ein Mann, welcher weder den Titel, noch die Befugnisse eines ersten Ministers hatte, einzig als Diener eines auf seine persönliche Autorität eifersüchtigen und in diesem Punkte bis zum Aeußersten mißtrauischen Monarchen. Richelieu hatte in seiner vollen Freiheit, zu handeln, große Dinge vollführt, Colbert leistete nicht minder Bedeutendes in der beschränktesten Abhängigkeit, bei der Nothwendigkeit, in Allem, was zu bewilligen war, gefallen zu müssen, und unter der Bedingung, niemals äußerlich des Verdienstes seiner eigenen Handlungen zu genießen, dagegen alle Sorge, allen Tadel, alle Vorwürfe von Seiten des Volkes auf sich zu nehmen, während ein Anderer den Erfolg, den Ruhm und die öffentliche Erkenntlichkeit davontrug.

Es giebt nichts Seltsameres, als den Kontrast der Personen und Charaktere in diesem Bunde zwischen Ludwig XIV. und Colbert: der König, jung und glänzend, prunkvoll, verschwenderisch, vergnügungssüchtig, durch und durch in seiner Erscheinung, wie in seinen Neigungen, ein vollendeter Edelmann; der Minister, mit den kräftigen Eigenschaften des Mittelstandes, dem Geist der Ordnung, der Vorsicht und Sparsamkeit, den Ton und die Manieren eines Bourgeois verbindend. Vor der Zeit in untergeordneten Stellungen und in angestrengter Thätigkeit gealtert, hatte Colbert die Spuren einer derartigen Lebensweise an sich behalten; sein ernstes Aeußeres war schwerfällig, seine Person ohne Anmuth, seine Züge bis zur Härte streng. Diese rauhe Hülle indeß barg bei ihm eine Seele, welche für das öffentliche Wohl glühte, nach Thätigkeit und Macht des Volkbringens rang und dabei dennoch mehr Ergebenheit als Ehrgeiz besaß. Einfach gegen die Gelüstigkeiten und ohne sonderliche Theilnahme für Klagen des Privat-Interesses, empfand er die zarteste Sorge, griff er in flammende Begeisterung bei dem Gedanken an das Wohl des Volkes und an den Ruhm Frankreichs. Auch war Alles, was das Glück und den Glanz eines Landes ausmacht, in seinen patriotischen Betrachtungen zusammengefaßt. Wie glücklich wäre Frankreich gewesen oder geworden, hätte der König stets dem bewundernswerthen Führer, den ihm ein gutes Geschick verliehen, Folge geleistet! Sepen wir indeß wenigstens zufrieden, daß er dem Minister zweiundzwanzig Jahre lang, in denen freilich Vertrauen und Ungnade wechselten, gestattete, an alle Zweige der Regierung Hand anzulegen. Denn was Colbert nur berührte, wurde durch sein Genie auch schon umgestaltet. Man wird von Erstaunen und Hochachtung ergriffen beim Anblick dieser kolossalen Verwaltung, welche die Arbeit und den Fortschritt eines ganzen Jahrhunderts in den Raum einiger weniger Jahre zusammengedrängt zu haben scheint.

Wenn es eine Wissenschaft der Förderung und Leitung der öffentlichen Interessen giebt, so ist Colbert in Frankreich der Begründer derselben. Seine Thaten und seine Versuche, die Mißgriffe, welche er ergriff, und die Rathschläge, die er ertheilte, beweisen von seiner Seite die Absicht, alle die bisher unzusammenhängenden administrativen Einrichtungen in ein und dasselbe Geleise der Ordnung zu lenken und sie an einen höheren Gedanken als an ihr gemeinschaftliches Prinzip anzuknüpfen. Dieser Gedanke, dessen Tragweite und Größe Ludwig XIV. zu fühlen und zu schätzen verstand, läßt sich in dem Bestreben zusammenfassen, dem Nationalgeiste nach allen Richtungen der Civilisation hin den nöthigen Aufschwung zu geben, zu gleicher Zeit alle Thätigkeitsäußerungen, die intellektuellen Triebe und die produktiven Kräfte Frankreichs zu entwickeln. Colbert hat selbst, und zwar in Rücksicht, die man für ganz modern halten möchte, den Regierungsgrundsatz, den er auf seinem Pfade verfolgen wollte, festgestellt: es war dies der, alle Lebensbedingungen der Menschen in zwei Klassen zu sondern, zwischen denen zu unterscheiden, welche danach streben, sich der Arbeit, als der Quelle des Staatsglückes, zu entziehen, und denen, welche durch ein arbeitsames Leben dem öffentlichen Wohle aufhelfen; es galt ihm, die erstere Stellung mühsam zu machen, die andere jedoch auf jede Weise zu erleichtern und ihr Vortheile und Ehren angedeihen zu lassen. Er erdrückte die Zahl und den Werth der Aemter, damit die Bourgeoisie geringeres Gefäll danach empfinde nun statt dessen ihren Ehrgeiz und ihre Kapitalien lieber dem Handel zuwende, und von der anderen Seite lenkte er eben so sehr den Adel auf dieses Ziel hin, indem er das Vorurtheil bekämpfte, aus einem müßigen und unnützen Leben einen Ehrenpunkt machen zu müssen. Betheiligt in der Arbeit war der neue Geist, den er der französischen Gesellschaft einzuimpfen beabsichtigte, und im Handel hierauf unternahm er den ungeheuren Plan, die ganze Gesetzgebung umzugestalten und sie auf ein einziges, dem Kodex des Justinian ähnliches Rechtssystem zu begründen.

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Amerika.

Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru.

II. Die Gebirgbewohner.

(Schluß.)

In Pasco sah ich ein indianisches Fest in seiner reinsten Eigenthümlichkeit. Schon vom frühesten Morgen an herrschte in dem Dorfe eine ungewöhnliche Erwerbsgkeit. Von allen Seiten strömten die Indianer in ihren schönsten Putzhose herbei. Man stellt an solchen Tagen gewöhnlich jede Arbeit in den Minen

Digitized by Google

ein; die Kirche ist aufs reichste geschmückt, und die Glocken verkünden durch lautes Geläut den Beginn des Festes. Bald wird die Volksmenge zahlreicher und dichter. Ueberall sind große, plumpe Tische auf dem Platze aufgestellt; man verkauft hier Chupe, geröstetes Fleisch, Brod, Chicha und hauptsächlich Branntwein. Die Indianer drängen sich wirr und lärmend um diese Tische und überladen sich, bis die Prozession anhebt, dem Genuß der Speisen und namentlich der Getränke. Plötzlich wird von einer disharmonischen Musik das Getöse der religiösen Feierlichkeit gegeben. Ganze Haufen maskirter Menschen rennen durch die Straßen in wilden und gliederverrenkenden Sprüngen: sie sind fast alle in alte Uniformen vermummt und tragen große Federbüsche auf dem Kopf, die sie aus der Nachlassenschaft irgend eines peruanischen Generals aus den ersten Tagen der Republik erstanden haben. Einige sind zu Pferde, und große Kavalleriesäbel hängen ihnen an der Seite herab und schlagen die steinden Mähren, die sie nur mit heftigen Sporenstichen im Lauf setzen können, klirrend in die Weiche. Ueberdies sind die Uniformen dieser grotesken Generale noch mit Goldschnüren behängt, welche bei jeder Bewegung klingen und klappern. Mehr als ein schlauer Bursche plündert seinen Nachbar, schaft er irgend Gelegenheit findet, sich seinen Raubgelüst zu überlassen. So sah ich in Pasco einen Indianer sehr ernstlich bemüht, seinem Gefährten ein Zweireatenstück (10 Sgr.) zu stehlen, während ein anderer dem Diebe selbst ein Pistolenstück abriß, welches an seiner rothen, mit zwei ungeheuren Epauletten versehenen Uniform angeheftet war. Dabei schrieen alle diese schon ziemlich betrunkenen Leute wie toll und fluchten auf den Pfarrer, daß er sie so lange auf die Prozession warten lasse.

Endlich beginnt die Prozession. Einige Kerzen zeigen sich unter der Vorhalle der Kirche; die Menge steht aber so gedrängt, daß Niemand hindurchkommen kann. Zwölf Indianer treffen den Zug; sie tragen auf dem linken Arm eine Art kleinen Schildes aus einem rothen Stoff und in der rechten Hand einen langen mit Silber ausgelegten Stab. Die Glocken heben von neuem ihr Geläut an und mischen ihre Töne in das unaufhörliche Klingeln der an die Kleider gehefteten Goldbleche. Die zwölf Indianer stellen sich einige Schritte von der Kirche entfernt im Kreise auf. Zwei von ihnen begehen sich in die Mitte, und es beginnt jetzt eine Art von Zwiegespräch, von Tänzen und Gesängen begleitet, an welchen die Masse der Zuschauer theilnimmt. Die beiden Indianer stampfen mit ihren Füßen die Erde, indem sie abwechselnd ihre Schilder oder ihre Säcke präsentiren, ohne indeß von ihrem Platz zu weichen, und drehen sich im Kreise um sich selbst herum, bei den Refrains einer einförmigen und traurigen Weise, welche die ganze Menge sogleich im Chor wiederholt. Dieser Tanz ist vielleicht ganz nationellen Ursprunges und stammt aus den Zeiten vor der Eroberung der Spanier. Wenn er vorüber ist, stellen sich die zwölf Indianer mit wichtiger Miene an die Spitze der Prozession, die sich nun in Marsch setzt, aber öfter von Tanz und Gesang unterbrochen wird. Man bewegt sich auf diese Weise rings um den ganzen Platz, während zur Seite Böller und Raketen abgefeuert werden. Zwei mit Blumen geschmückte Heiligenbilder, Weiber, welche Kerzen tragen, der Pfarrer, der mit seinem Vikar unter einem Thronhimmel einherschreitet, die Sänger, der Küster und ein Dutzend zerlumpte, barfüßige Soldaten, — das sind die einzelnen Bestandtheile des Zuges, welcher sich fast zwei Stunden lang an gewissen vom Gebrauch geheiligten Festtagen durch die Straßen des kleinen Dorfes Pasco bewegt. Wenn die Prozession zurückkömmt, ist die Kirche erleuchtet und strahlt von tausend Flammen; der Pfarrer besteigt die Kanzel, und nachdem die Menge seiner Predigt andächtig zugehört hat, zerstreut sie sich wieder; man eilt abermals zu den Branntweinbuden, und die einen Augenblick unterbrochene Orgie dauert die ganze Nacht hindurch, am am folgenden Tage in noch übertriebenerem Maße von neuem zu beginnen. Diese Festlichkeiten, Prozessionen, Tänze und Gelage dauern drei Tage, und zwar in derselben Weise und auf demselben Platze. Das nennt man in der Sierra ein religiöses Fest.

Die Indianer, welche in den Cordilleren zerstreut leben, gehören zu der ärmsten Klasse der Bevölkerung. Die Sierra weist dagegen in ihren größeren Ortschaften und auf ihren Haziendas (tablvirten Ländereien) die glücklichsten Bewohner auf; aber sie sind immer noch Indianer, welche, trotz häufiger Kreuzung und Vermischung, im Ganzen nicht allzu viel von ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit verloren haben und sich höchstens der halbspanischen Bevölkerung der Küste nähern. Diese Elite von Indianern der Sierra besitzt ihre Hauptreichthümer in zahlreichen Herden, welche auf dem Plateau von Callao umherstreifen; sie allein kultivirt die wenigen Thäler ihrer Gebirge; sie liefert den Handelsleuten an der Küste den größeren Theil der Landesprodukte, welche nach Europa ausgeführt werden; bei ihr endlich findet man vielleicht einen der fruchtbarsten Keime für die wahre Entwickelung der zukünftigen Verhältnisse von Peru.

Das Leben, welches diese intelligenteren und gebildeteren Indianer führen, ist nichtsdestoweniger doch noch sehr rauh und mühsam. Man begreift, wie beschränkt die Hülfsquellen einer kleinen Stadt in den Cordilleren nothwendigerweise noch seyn müssen. Im Einzelnen in dieser Hinsicht zu thun und um namentlich den Verkehr mit den europäischen Kaufleuten zu erleichtern und zu heben, hat man einen großen Jahrmarkt eingerichtet, welcher alle Jahre um die Pfingstzeit mitten in der Sierra selbst stattfindet. Einige Stunden von dem großen Titicaca-See, welcher wie ein Binnenmeer zwischen dem Plateau von Callao und den Bergen von Bolivia liegt, erhebt sich das kleine Dorfe Pilaye. Hier hält man diesen Jahrmarkt ab, den bedeutendsten in Peru, vielleicht in ganz Süd-Amerika, wo nicht nur die Einwohner der Nachbarbezirke von Arequipa, Moquegua und Cusco, sondern auch die von Bolivia und aus den argentinischen Provinzen, namentlich aus Tucuman, zusammenströmen. Vierzehn Tage lang halten sich in Pilaye, welches sonst nur ein paar Hundert Einwohner zählt, gegen 10—12,000 Menschen auf. Natürlich reichen die Wohnungen nicht hin, eine solche Menge zu beherbergen. Die Einen zerstreuen sich daher in der Umgegend, um in den Chacras (Pächterein) ein Unterkommen für die Nacht zu finden; die Anderen hüllen sich in ihre Ponchos und schlafen auf den Thürschwellen, an den Straßenecken, ja, selbst mitten auf dem öffentlichen Platz auf dem blanken Boden. Es giebt überhaupt im Innern von Süd-Amerika kein Hotel, wo man absteigen könnte; in Pilaye würden aber auch die herkömmlichen Hotels nicht hinreichen, um diese Tausende von Menschen, welche den Jahrmarkt besuchen, zu beherbergen. Ich hatte glücklicherweise schon Beherbergungen getroffen; ich wußte, daß man auf einer Reise in Peru für alle Orte, wo man zu halten denkt, mit Einführungsschreiben versehen müsse. Man findet dann stets die offenherzigste und liebenswürdigste Gastfreundschaft. Uebrigens wird man auch sonst die peruanische Gastfreundschaft selten vergebens in Anspruch nehmen. Man kömmt an, man ist ein Fremder, und das genügt: alle Häuser stehen Einem alsbald offen. In Pilaye logirte ich bei einem der vornehmsten Einwohner, welchen ich kurz vorher in Arequipa kennen gelernt hatte. Während eines Mahles traten einmal zwei Serranos (Bewohner der Sierra) herein. Der Herr des Hauses war eben abwesend, die Frau allein saß mit uns zu Tische. „Señora", sagten sie zu ihr, „wir stehen mit Ihrem Gemahl seit langer Zeit in Geschäftsverbindung. Wir müssen mehrere Tage auf dem Jahrmarkt zubringen; wir haben uns die Freiheit genommen, bei Ihnen abzusteigen." — „Das ist gut", erwiderte sie ganz einfach. „Setzen Sie sich; Sie kommen noch gern zum Essen zurecht." Man legte noch zwei Converts auf, und der schon hinlänglich belegte Tisch zählte zwei Gäste mehr, ohne daß sich irgend Jemand weiter darum kümmerte.

Die Gastfreundschaft in der Sierra ist zwar die freieste und breitwilligste, eben so ist sie aber auch die einfachste. Jeder Reisende bringt sein Bett mit sich. Am Abend breitet er es, wie er kann, in einem Zimmer aus, welches ihm das am wenigsten angefüllte scheint; ein Leder breitet sich, dem Neuangekommenen in dem gemeinschaftlichen Schlafsaale Platz zu machen. Jeder schläft so tief, wie es nach einem unter Anstrengung verbrachten Tage nur seyn kann. Am folgenden Morgen werden alle Matratzen und Kissen zusammengerollt und in einem Winkel aufgestapelt; das Zimmer wird wieder zum Empfange von Besuchen und zur Abmachung von Geschäften brauchbar. Gewöhnlich begiebt man sich sogleich auf den Jahrmarkt und kömmt erst um die Mahlzeitsstunde wieder zurück. Und diese ist die eigentliche Zeit, wo die Gäste des Hauses sich gegenseitig kennen und kennen lernen können. Das Frühstück, welches um neun Uhr aufgetragen wird, besteht in der Regel aus Bouillon mit Fleisch, aus Eiern oder Fischen, aus weißem, von den Indianern in der Sierra gemachtem Käse und aus einer Tasse Schokolade. Das um zwei oder drei Uhr stattfindende Mittagbrod ist noch reichlicher: zuerst kommen Chupes verschiedener Arten, aus Hammelfleisch, Huhn, Fischen, welche in ungeheuren tiefen Schüsseln aufgetragen werden, deren Umfang die Zahl und den gesunden Appetit der Speisenden errathen läßt. Sodann folgen die Braten (Asados) und gerösteten Speisen, wobei kleine Stückchen Käse auf Präsentirtellern in allen Ecken des Tisches stehen, um den Appetit fortwährend anzureizen. Zum Dessert trägt man Dulces auf, eine Art von Konfitüren, welche in Lima und Arequipa unbereitet werden, und die man in Peru allgemein liebt. Des Abends endlich, zwischen acht und zehn Uhr, trinkt man Thee, eine englische Sitte, welche selbst in das Innere von Peru einzudringen anfängt. Sodann gestreuen sich die Gäste von neuem. Einige gehen zu den Honoratioren von Pilaye, zu dem Alkalden oder irgend einer anderen vornehmen Person, um eine Cigarre zu rauchen oder die Zambacueca zu tanzen; andere, und zwar die meisten, verfügen sich, in ihre Mäntel gehüllt, in die abgelegenen Ranchos, wo sie irgend von Fremden zu einer Partie Monte erwartet werden. Monte ist nämlich das allgemein verbreitete Hazardspiel in Peru. Man spielt es mit Karten, aber aber noch mit Würfeln. Im letzteren Falle steht man an einem großen grünen Tisch, welcher durch zwei Linien in vier Felder abgetheilt ist, die in der Mitte in reichen Bänkeln an einander stoßen: hinter dem Tische sitzt der Banquier mit seinen Gold- und Silberhaufen und stimmt fortwährend mit den Münzen, um die Spieler anzulocken. Auf jedem der vier Felder sind zwei große A und zwei große S zu sehen, die Anfangsbuchstaben von Azar und Suerte (Zufall und Geschicksbestimmung). Die Spieler setzen nach Belieben auf einen oder den anderen dieser Buchstaben, und der Banquier ist angewiesen, alles auf dem Tische stehende Geld zu halten. Er wirft sodann zwei Würfel, deren verschiedene Nummern gewinnen oder verlieren; dann zahlt er aus oder zieht ein. Die Spieler setzen von neuem ihre Piaster, der Banquier würfelt von neuem, und während der ganzen Nacht hört man nichts als kurze und rasch herausgestoßene Anrufe der Spieler, die sonst nur ganz leise sprechen, oder das Klimpern der Geldmünzen, die man empfängt oder bezahlt. Am anderen Morgen, wenn der Tag erscheint, sitzt der Banquier noch oben so kalt und gleichgültig hinter dem Tisch, wie bei Beginn der Nacht; einige unermüdliche Spieler stehen noch immer an dem gefährlichen Tische; die Anderen schlafen bereits, in ihre Ponchos gehüllt, auf dem Boden des Zimmers. Der Anblick eines Schlachtfeldes nach dem Kampf ist nicht weniger traurig, als der eines peruanischen Spielsaales bei den ersten Strahlen der Morgenlichter. Der Monte auf dem Jahrmarkt von Pilaye ist übrigens in ganz Peru berühmt; er verschlingt oft große, für Handelszwecke bestimmte Summen, und man erzählt sich von manchem Kaufmann, welcher sich bei diesem Spiel zugrundegerichtet.

Indeß hat der Monte in Peru aller Orten seine Tempel: und hier in Pilaye ist keineswegs die Originalität der Jahrmarktsfeier von Pilaye, sondern in dem Treiben auf den Straßen selbst, und ich verbrachte viele Stunden damit, die mir völlig neuen Sitten der peruanischen Sierra zu beobachten. Der sonst gewöhnlich öde Hauptplatz von Pilaye war dicht mit Verkäufern an-

Digitized by Google

gefüllt, die man rasch zusammenzuzimmern pflegt. Die feinsten, so wie die gröbsten Waaren Europa's und Amerika's liegen hier in festlamer Anordnung zum Verkauf aus. Neben Säcken mit Kakao und Kokosblättern erblickt man Uhren aus Genf und Schmuckwaaren aus Paris; neben den groben Bayetones aus den Fabriken von Cuzco französische Tücher, Lyoner Sammet- und Seidenstoffe; zuweilen enthält eine einzige Bude alle diese verschiedenen Handelsartikel in einem und demselben Raume. Die Indianer hyazierten ernst und würdevoll an all diesen Reichthümern vorüber, indem sie schauten, bewunderten und handelten, und manche Frau, welche nur ein Stück Bayeta auf den Schultern hatte, kaufte oft Hunde mit Brillanten im Werth von funfzig bis sechzig Piastern (achtzig bis hundert Thaler) oder noch theurere Ohrgehänge mit Perlen. Die Menge, welche sich durch die Straßen drängte, bot dem Beschauer gleichfalls ein vollständiges und malerisches Panorama der verschiedenen Trachten der Sierra dar. Im Mittelpunkte des Platzes verkauften Speisewirthe in einemfort Chupe, Fleisch über Kohlen geröstet, gebackene Fische aus dem Titicaca-See, Chicha und Pisco. Besonders dicht gedrängt standen die Indianer um die Roulett-Spieltische, von früh bis Abends, so daß man sich nur mit der größten Mühe und Gefahr hindurch arbeiten konnte: des Abends nahmen diese gelben, von dichten, schwarzen und struppigen Haaren verhüllten Gesichter beim Bleberschein eines trüben Talglichtes einen seltsamen und faß diabolischen Ausdruck an; die Leidenschaft des Spiels allein belebte die kleinen blitzenden Augen der Serranos. Diese Leidenschaft ist eine der gewöhnlichsten und heftigsten bei den Peruanern aller Stände. Wenn man diesem geschäftlichen und traurigen Treiben in Pilque eine Weile zugesehen hat, trägt man ordentlich Begierde, den Charakter des Serrano von einer edleren Seite zu studiren. Um das kennen zu lernen, was der Süd-Amerikaner im Geschicklichkeit und Kraft besitzt, muß man in Pilque auf den Maultiermarkt gehen. Die Provinz Tucuman schickt alle Jahre viele Tausende dieser Thiere, welche den Peruanern zu ihren Reisen und zum Transport der Waaren in den Cordillerem unentbehrlich sind, in halb wilden Zustande auf den großen Jahrmarkt. Etwa tausend Fuß vom Dorfe entfernt sind diese Thiere in Truppen von fünf- bis sechshundert verfammelt unter der Aufsicht von drei oder vier Gauchos; diese Gauchos gleichen in ihrem Aussehen, mit ihren großen Punchos, der Chiripa, auf den Beinen und dem Messer im Gurt, vielmehr Räubern und Banditen, als ehrbaren Maulthierhändlern; sie fluchen rudig auf ihren Sätteln, die Zügel in der einen, den Lasso in der anderen Hand, und warten die Ankunft der Käufer ab. Letztere erscheinen auch in ziemlich großer Anzahl; sie suchen das Thier, welches ihnen behagt, von weitem aus, beziehnen es dem Capatas oder Führer der Gauchos und wechseln einige Worte mit ihm rücksichtlich des Preises. Gewöhnlich beträgt derselbe zwischen vier und vierzig Piaster, und der Kauf wird rasch abgeschlossen.

Nun handelt es sich aber erst darum, das gekaufte Maulthier aus dieser Menge langohriger, junger und störrischer Thiere, welche noch nie den Zügel kennen lernten, herauszuholen. Auf ein Zeichen des Capatas ergreift einer der Gauchos seinen Lasso und läßt ihn über seinem Kopfe pfeifen, während er in scharfem Trab um die halberschrockene Truppe reitet: die Maulthiere schicken sich sofort selbst an, in die Runde zu laufen, indem sie sich dabei immer dichter an einander drängen. Das Thier, welches der Käufer gewählt hat, entschwindet alsbald dem Blick; der Gaucho aber hat es dennoch nicht aus den Augen verloren. Sein wieder zusammengerafter Lasso schwebt pfeifend über seinem Haupt; sobald der richtige Augenblick gekommen ist, schießt er wie eine ungeheure Schlange aus einander und fliegt dem oft zwölf bis funfzehn Fuß entfernten Thiere um den Hals. Lusonst scheudt sich das erschrockene Thier gegen die Fessel; der an den Sattel der Gaucho befestigte Lasso läßt es nicht mehr los. Im Gegentheil, je mehr es sich zu befreien strebt, desto mehr wird sein Hals von der Schlinge zusammengeschnürt. Das Maulthier fängt dann zuweilen zu Boden und wälzt sich vor Wuth und Schmerz im Staube. Aber es ist besiegt. Der Gaucho steigt in größter Ruhe ab, nähert sich langsam dem gedämpften Thiere, ohne den Lasso loszulassen, und wirft ihm rasch seinen Poncho über den Kopf: mit diesem Handgriff ist er völlig des Thieres Meister und kann mit ihm machen, was ihm beliebt. Hierauf beginnt eine noch viel lebhaftere Scene. Es handelt sich darum, das Maulthier zu besteigen, es in Galopp zu setzen und ihm die gehörige Lenksamkeit beizubringen; denn auf solchen Märkten kann der Käufer nicht erst nach abgeschlossenem Kauf verstehen. Er zieht dem Gaucho vier Realen (20 Sgr.), welcher sich für diesen bescheidenen Preis gern der Gefahr aussetzt, die Rippen zu brechen. Während das Maulthier noch auf der Erde liegt, schnürt man ihm einen sehr starken Zügel ins Maul und wirft ihm einen alten derben Sattel auf den Rücken, den man mit aller Gewalt festschnallt. In dem Moment, wo das noch ganz verblüffte und ermattete Maulthier, vom Lasso befreit, sich erheben will, schwingt sich der Reiter auf seinen Rücken und preßt es zwischen seine mit ungeheuren Eisensporen bewaffneten Beine. Gewöhnlich hält das Maulthier einen Augenblick an, gleichsam als ob es über die neue Last auf seinem Rücken und über den ihm zum erstenmal ungelegten Zaum erstaunte; dann plötzlich wirft es sich zusammen, stürzt in kurzen raschen Sprüngen vor, wirft sich bald nach rechts, bald nach links, indem es sich bäumt und wälzt; der Gaucho jedoch rührt sich nicht und sitzt so fest im Sattel, wie irgend ein gewandter Dandy bei einem Paraderitt. Wenn das arme und ermattete Thier endlich unter den fortgesetzten Anstrengungen des Reiters still wird, gräbt ihm dieser die Sporen in die Weichen und treibt es vorwärts bis in die Mitte der Ebene, schwenkt um und kehrt wieder zum Ausgangspunkte zurück. Dann hält er endlich inne, wirft dem erschöpften Thiere von neuem seinen Poncho über die Augen, legt ihm einen Strick um den Hals und führt es dem Käufer zu, welcher die vorgeschriebenen vier Realen zahlt. Der Gaucho besteht, ohne ein Wort zu sagen; das Geschäft, gleichsam, als wolle er sich von der Gültigkeit und Echtheit desselben überzeugen, steckt es in den Ledergürtel, den er stets um den Leib trägt, und besteigt wieder seinen Sattel, wo er ruhig auf neue Käufer und auf neue Orien wartet.

Hat man die Maulthierhändler und die Maulthiere gesehen, so kennt man die beiden eigenthümlichsten Schauspiele auf dem Jahrmarkt zu Pilque. Nichts Anderes vermochte mich baselbst weiter zurückzuhalten. Ein Ausflug in die Cordilleren ist jedoch nur dann als vollständig zu rechnen, wenn man bei der Rückkehr seinen Weg über Cuzco nimmt, über die alte indianische Stadt, um daselbst, wie an der Quelle, die Sitten der Gebirgsbevölkerung zu beobachten. Von Pilque bis Cuzco bietet die Reise wenig ausnahmsweise Bemerkenswerthes dar. Der Reisende gelangt zuerst nach Puno, der Hauptstadt des Departements gleichen Namens, am Ufer des Titicaca-Sees. Puno ist eine Stadt von 7 bis 8000 Seelen, traurigen und ärmlichen Ansehens, trotz seiner berühmten Mine et Manto, deren ehedem so wunderbar reiche Produkte heute kaum noch die Ausbeutungskosten decken. Von Puno nach Cuzco wendet sich der Weg nordwärts. Zur Rechten hat man den Titicaca-See, welcher am Horizont von den Bergen Bolivia's begränzt wird. Beide Städte liegen etwa hundert Stunden auseinander. Das Land ist traurig, nackt und einförmig. Zahlreiche Heerden von Schafen, Llamas und Alpacas weiden zur Seite des Weges. Da und dort erheben sich einige Hütten. Man kömmt durch die kleine Stadt Lampa, deren fast gänzlich indianische Bevölkerung nicht die Summe von 4—3000 Seelen übersteigt; ferner durch Puccara, ein einsames Pueblo, wo ein bedeutender Jahrmarkt, einige Wochen nach dem von Pilque, abgehalten wird; sodann durch Santa-Rosa, welches sich am Fuße ewig mit Schnee bedeckter Gipfel erhebt. Einige Stunden weiter schließt ein vorlaufender Gebirgsarm das Plateau von Callao und trennt die beiden Departements von Puno und von Cuzco: er führt den Namen La Raya. Auf der Höhe des Plateaus befinden sich, in geringer Entfernung von einander, zwei Dörfer, welche zwei auf den entgegengesetzten Seiten die Wasserscheidung hindurchgehenden Flüssen ihren Ursprung verleihen: ersteres fließt durch den Fluß von Santa-Rosa selbst; der andere nimmt den kleinen bei Cuzco vorüberfließenden Bach auf und verliert sich in den Apurimac. Von Zuwachs

auf der entgegengesetzten Seite erstirten noch alle Werke und erheben sich an manchen Stellen noch achtzehn bis vierundzwanzig Fuß über den Boden. Die Festung hatte eine dreifache Ringmauer, amphitheatralisch und in vorspringenden Winkeln erbaut, und zwar aus ungehauenen Steinen, von denen manche achtzehn Fuß hoch und vier Fuß breit sind; die Zusammensetzung ist auf die größtmögliche Dauer berechnet, ein wahrhaft gigantischer Bau.

Wie war es den Indianern möglich, ohne Eisen-Instrumente diese Steine auszuhauen und zu glätten und so fest an einander zu fügen? Wie vermochten sie es, dieselben aus den benachbarten Steinbrüchen über eine tiefe Schlucht und einen breiten Fluß bis zu dieser Höhe emporzuschaffen? Es ist augenscheinlich, daß die Civilisation der Indianer von Peru zur Zeit der spanischen Eroberung eine unverhältnißmäßig größere war, als man gewöhnlich glaubt. Wenn man Cusco gesehen hat, kann man es sich erklären, daß sie noch so tiefe Spuren unter der peruanischen Bevölkerung zurückgelassen hat. Man begreift auch den gemischten Charakter dieser Gesellschaft und die oft seltsamen Gegensätze der spanischen und indianischen Sitten weit besser.

Aegypten.

Verwüstung der Monumente in Aegypten.

(Brief eines Engländers vom Nil, in der Nähe von Garbhout, 40 engl. Meilen unterhalb Thebens, im Winter 1849—50.)

Mein Nilboot liegt bei einer Zuckerfaktorei vor Anker, welche Achmet Bey, einem Sohne des verstorbenen Ibrahim Pascha, gehört; — und eben habe ich hier ein Besaster Dampfgeräthe gesehen, welches hundert Morgen Land mit der nöthigen Bewässerung versieht. Man kann es nur bedauern, daß dieser Eifer für die Kultivirung des Bodens mit einer anderweitig bahlichtigen und räuberischen Wirthschaft Hand in Hand geht; denn obgleich Mehmed Ali den großen Tempel von Edfu säubern und aufräumen ließ und in letzter Zeit Alles that, was in seiner Macht stand, um die alten Ueberbleibsel zu erhalten, und obgleich der gegenwärtige Pascha den Fremden die Entfernung von Alterthümern untersagt, so plündert dennoch der Sohn Ibrahim's die alten Tempel, wenn es sein Handels- und Bau-Interesse irgend erfordert, ohne dadurch im Mindesten dem öffentlichen Nutzen Vorschub zu leisten. In der letzten Woche war ich nebst einigen anderen Landsleuten Zeuge, wie man eine Anzahl mit Skulpturen und Malereien bedeckter Blöcke vom Tempel zu Karnak (dem schönsten in Aegypten) fortschleppte und zu Schiffe brachte, um sie zum Bau einer Zuckerfaktorei zu benutzen. Es liegt eben hier ein großes Boot voll dieser herrlichen, ursprünglich aus den berühmten Steinbrüchen von Silsilis stammenden Sandsteinblöcke, welche mittelst eines Krahnes aus Ufer emporgeschafft werden sollen. Das Haus, in welchem sich das oben erwähnte Dampfgeräthe befindet, wird augenblicklich wirklich mit diesen Steinen ausgebessert. Ich sah sie in seinem Mauerwerk auch einige schöne Blöcke, welche aus Haue oder Howe, dem alten Diospolis Parva, fünf Meilen stromaufwärts, herbeigebracht worden. Diese Blöcke sind mit Skulpturen in erhabener Arbeit und mit bunten Malereien versehen; sie gleichen und entsprechen in der That ein paar anderen Blöcken, welche ich diesen Morgen noch in Haue liegen sah. Die Bauern der Gegend erzählten mir, daß jene beträchtlichen Ueberreste eines Tempels schon seit zwei Jahren nach der Faktorei abgeführt würden; und ich fand zu meinem großen Aerger auch, daß ein schönes altes, von Sir G. Wilkinson beschriebenes Grab in Diospolis Parva gänzlich verschwunden war. Wenn man die wahren Interessen der ägyptischen Regierung rücksichtlich dieser Gegenstände ins Auge faßt, so erscheinen diese zum Vortheil eines Einzelnen unternommenen Zerstörungs- und Verwüstungsakte wirklich ganz abscheulich, um so mehr, als meiner Rechnung nach in diesem Jahre wenigstens 5000 Pfd. Sterl. von den Fremden (meist Engländern), welche einzig und allein die Alterthümer des Nilthales besuchten, ins Land und in Umlauf gebracht worden sind. Wenn man aber ein solches Verfahren schon an einem Moslem tadelt, was muß man dann erst zu den räuberischen gelehrten Dilettanten der letzten Jahre sagen! Die Freiheit, welche sich diese Herren nahmen, ist wahrhaftig groß. Sie scheinen rücksichtlich der Antiquitäten wie der Wildnieb über das Wild zu denken, scheinen sie für Gegenstände feraa naturae zu halten, deren ursprünglicher Besitz Niemand zusteht. Wenn wir eine Regel in Bezug auf diesen Punkt aufzustellen hätten, so wäre es etwa folgende: entfernt werden dürfen nur solche Gegenstände, welche, mögen sie nun blos der Neugier oder der Kunst- und Geschichtserläuterung dienen, durch ihre Entfernung in keiner Weise die um ihretwillen waltenden Zwecke beeinträchtigen; Gegenstände jedoch, welche Theile eines Ganzen ausmachen, namentlich Theile einer ganzen Reihe oder Folge von Skulpturen, Gemälden oder Inschriften, deren Verständlichkeit besonders von ihrer Vollständigkeit abhängt, sollten allen Menschen von Bildung und Charakter heilig seyn. Vorzugsweise müßten alle Forscher in Aegypten die Arbeiten eines Salt, Belzoni, Hay, Dyse, Wilkinson achten; und zu welchem Dank sollte erst ein Champollion's diesen Männern verpflichtet seyn, ein Gelehrter, der sein Leben der Aufsuchung ihrer Arbeiten gewidmet und Aegypten in dieser Absicht schon dreimal besucht hat. Wir meinen hiermit den Abgesandten des Königs von Preußen, den Professor Lepsius in Berlin. Nichtsdestoweniger hat der Genannte bei seinem letzten Besuch in Aegypten keinerlei Bedenken getragen, drei Bootsladungen geraubter Gegenstände verschiedener Art aus Theben fortschleppen zu lassen und sie dem Berliner Museum als wohin comma zu präsentiren. Er hinterließ die Spuren seiner Plünderung an einer ganzen Reihe von Gräbern, welche von Wilkinson beschrieben werden und die eine schöne Folge von Gemälden enthielten, jetzt aber nur noch einzelne unverständliche Bruchstücke aufweisen. Ich will nur ein Beispiel anführen. Belzoni's Grab ist das reichste von allen an Kunst und an Gegenständen, welche die Religion und die Ceremonien der Aegypter, so wie ihre Astronomie, erläutern, und enthält außerdem noch mehrere Hundert Quadratfuß Hieroglyphen, dicht untereinander mit sogenannten Kartuschen oder Königsnamen. Es ist so peachwoll gemalt, als ob die tief eingehauenen Buchstaben eben erst mit glänzenden Farben ausgefüllt worden wären. An einer einzigen Stelle zählte ich fünfundzwanzig weiße Flecke im Kalkstein, von vier bis zehn Zoll im Durchmesser, auf einer über und über mit Hieroglyphen bedeckten Wand. Zweifelsohne hätte ich mit besseren Augen und bei hellerem Licht noch weit mehr derartige Verstümmelungen entdeckt. Dies war das Werk des Dr. Lepsius. Dem kömmt noch folgender Uebelstand. Aus der Natur des überaus festen Kalksteines ist es erschlichlich, daß unter drei Namen oder Worten nicht einer oder eines ganz herausgehauen werden konnte; die abgeschlagenen Stücke sind also nicht einmal so viel werth, wie ein genauer und vollständiger Wachs- oder Papierabdruck, der doch mit leichter Mühe gemacht werden konnte; man besitzt heute weder ein Kunstwerk, noch haben die Worte eine Bedeutung, da sie eben zerstümmelt sind. Diese mühsame Räuberei brachte nichts Anderes zuwege, als daß sie das, was der Eifer Belzoni's und das Geld Englands der ganzen Welt zugänglich gemacht hatten, den späteren Besuchern wieder entriß und in räthselhaftes Dunkel hüllte, und zwar jetzt, wo Entdeckungen über die Periode Dyclasen's oder Sethos' I., des Vaters von Ramses (Sesostris), von Allen, welche sich für ägyptische Archäologie interessiren, mit so großer Spannung erwartet und erstrebt werden — namentlich von solchen, welche die Bücher des Herrn Dr. Lepsius lesen und zu schätzen wissen. Doch ich will nicht weiter den Bewegründen eines solchen Verfahrens nachforschen, und ich schweige daher auch von den Stücken, welche von der schönen, viereckigen, in demselben Grabe befindlichen Säule abgeschlagen worden. Niemand wird indeß die Entrüstung leugnen, welche man hierüber empfindet: Reisende der verschiedensten Nationen haben sie in Inschriften an Ort und Stelle selbst sattsam ausgesprochen. Der Erpräsident der „Royal Society" und andere Männer von Gewicht, welche sich diesen Winter in Theben aufhielten, können die Richtigkeit der von mir angegebenen Thatsachen bezeugen. Ich führe nur noch an, was mein armer arabischer Führer, Abu Aro, äußerte. Nachdem er mir eine Masse derartiger Dokumente über die Industrie des preußischen Professors gezeigt hatte, rief er mit Bezug auf die Ausbrüche früherer Reisenden in seiner energischen, gebrochenen Sprache: „Die englisch Effendi sagen, Lepsius seyn ein Schafak!" Wir konnten nicht anders, als ihm beistimmen, und zweifelsohne werden auch noch Andere unsere Empfindung theilen.*)

Mannigfaltiges.

— Die französische Armee. Ueber die französische Heeresverfassung hat Herr Redon de Beaupréau so eben eine kleine Schrift herausgegeben, die auch im Auslande gekannt zu werden verdient.**) Der Verfasser beschäftigt sich namentlich mit den neuen Elementen, die seit dem Jahre 1830 in das französische Heer eingeführt worden. Es gehören dazu: 1) die Fremden-Legion, die jetzt noch in Algerien dient; 2) die nach der Februar-Revolution entstandene republikanische oder mobile Garde, die außer allem Zusammenhang mit dem eigentlichen Heere stand, seitdem jedoch durch Beschluß der gesetzgebenden Versammlung mit ihm verschmolzen worden, und 3) das dem Heere beigegebene Stimmrecht bei den Wahlen. Herr Redon ist gegen alle Neuerungen dieser Art, die er als sehr verderblich für den Geist der Armee darstellt, wobei er sich auf die Lehren der Geschichte ebensowohl, als auf die Erfahrungen der neuesten Zeit beruft. Der Verfasser besteht auf unbedingte Beibehaltung der alten französischen Heeresverfassung und protestirt sowohl gegen die Einführung fremdartiger Elemente, als gegen politische Rechte, von denen der Soldat seinen Gebrauch zu machen wisse.

— Europäische Künstler in den Vereinigten Staaten. In Folge der revolutionairen Ereignisse von 1848—49 sind viele Künstler, namentlich aus Deutschland und Frankreich, wo sie keine lohnende Beschäftigung mehr fanden, nach Amerika ausgewandert. Das amerikanische Art-Union Bulletin nennt von jenen Künstlern, unter denen sich einige von außerordentlicher Bethätigung befinden sollen, folgende: Madame Hermine Dassel, geb. Borchard, aus Düsseldorf, Herrn Döpler aus München, die Herren Heinrich und Dewbret (?) aus Wien, die Herren Kummer und Heyde aus Dresden, die Herren Rahl und Wenderoth, Deutsche von Geburt, jedoch zuletzt in Paris wohnhaft, Herrn Hartung, ebenfalls aus Deutschland, u. A. m.

*) Wir glauben dieser von dem Londoner Athenaeum mitgetheilte Schreiben den hiesigen Publikum um so weniger vorenthalten zu dürfen, da es unseren geehrten Mitt-Leser vielleicht als Anlaß dienen wird, sich über diese doch wahrscheinlich von einem auf seine Erfolge neidischen archäologischen Kollegen aufgebrachten Anklagen zu erklären und sie gebührend zurückzuweisen. D. R.

**) Quelques mots sur les institutions et l'esprit militaires, par M. Redon de Beaupréau.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Lyon. Cäsar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 95. Berlin, Donnerstag den 8. August 1850.

England.

Vierundzwanzig Stunden Zeitungsleben, oder Zusammenstellung eines englischen Morgenblattes.*)

Die Skizze eines vierundzwanzigstündigen Zeitungslebens wird eine Idee von der Bewegung und dem Gange der verwickelten und kostspieligen Maschinerie geben, welche zur Sammlung, Zubereitung und Veröffentlichung eines Londoner Morgenblattes in Thätigkeit gesetzt wird. Der Dubliner Korrespondent ist vielleicht am frühesten bei der Arbeit. Nach der jetzigen Communication über Holyhead verläßt ein Dampfboot den Hafen von Kingston bald nach 8 Uhr des Morgens, und zu Holyhead angelangt, werden die Depeschen sofort nach London befördert, wo sie Abends ankommen, und so hat man des Nachts Nachrichten aus Dublin, welche denselben Tag datirt sind. Um diese vorzubereiten, muß der Korrespondent sehr früh auf seyn, die dortigen Morgenblätter schnell durchlesen, seine Depesche schreiben und mit dem ersten Zug abfahren, um das Dampfboot noch anzutreffen. Dann ist er bis Abends frei, während seine Mittheilung nach dem Londoner Büreau den Kanal passirt. Unterdessen ist der französische Korrespondent aufgestanden, hat sich angekleidet und ist in den Débats, Constitutionnel und Moniteur vertieft. Dünnes Papier und schnelle Ueberseher werden erheischt; „unser Pariser Korrespondent" macht aber eilige Fahrt nach dem Hotel de Ville oder dem Hause eines Kollegen, oder besucht irgend eine andere Stelle, wo er fernere Nachrichten, eine Bestätigung oder Widerlegung des umlaufenden Gerüchtes erlangen kann, und setzt sich dann hin, seine Depesche zu vollenden. Schnelle Federn und noch schnellere Gedanken beschleunigen die Arbeit, und wenn Alles gefagt worden, so nimmt ein bequemes Couvert die Streifen Papier auf, es wird geklebt, und noch vor 11 Uhr geht es fort zur Post in der Rue J. J. Rousseau. Es ist noch früh am Tage; man macht einen Spaziergang durch die Stadt, besucht einen Freund, unterhält sich in irgend einem öffentlichen Büreau, dann in einem Kaffeehause; man thut noch einen Blick auf die Zeitungen, nimmt die Briefe aus Rom, Turin, Neapel und Madrid, welche die Post eben gebracht hat, vor, und nun schickt sich der Korrespondent dazu an, seine ausgearbeiteten Depeschen für die um 5 Uhr abgehende Post vorzubereiten. Dies ist eine wichtige Sache und verlangt Zeit. Sitzen die Kammern, so ist ein Berichterstatter dort, um zu referiren, und wie die fünfte Stunde herannaht, so hault sich das Manuskript bedeutend an. Die Depesche ist fertig, Auszüge aus den wichtigsten Pariser Blättern sind gemacht worden; Galignani hat seinen Beitrag liefern müssen, einige Sammlungen französischer radikischer Blätter sind zu lesbaren und werthvollen Uebersichten zusammengedrängt worden; der Bericht über die Pariser Börse und Madrider Börse können an, gleich darauf der über die Kammern, welcher die zur letzten halben Minute vorgegeben worden ist, damit die Debatte bis zum letztmöglichen Augenblick gebracht werde, ehe die Worte „left sitting" das Manuskript schließen. Wieder ist das bequeme Couvert mit seiner gedruckten Zuschrift bereit, und die tröstlichen Beiträge der Stadt Paris zu dem Londoner Vorrath von Neuigkeiten gelangt zur Post, gerade 24 Sekunden ehe das Bureau geschlossen wird. Während diese französischen und irländischen Gefunden des vierten Standes so beschäftigt sind, leisten ihre Brüder zu Berlin, Wien, Madrid und wo sonst noch die nämlichen Dienste und bereiten sich, ihre Neuigkeiten nebst Kommentar zur rechten Zeit für die Post fertig zu haben. Die Extra- oder außergewöhnlichen Korrespondenten sind unterdessen weniger systematisch. Einer schwebt vielleicht zwischen zwei kämpfenden Armeen, wie in den jüngsten Fällen von Radetzky und Karl Albert, oder Dem und Windischgrätz; ein anderer folgt dem unglücklichen Exsultan nach Widdin, wieder ein anderer hängt um das sogenannte „Goldene Horn", um zu erfahren, ob die englische Flotte wirklich eine kriegerische Demonstration gegen Rußland machen wird; noch ein anderer sammelt unter den Wallstraßen-Spekulanten der neuen Welt Nachrichten über Kalifornien, während endlich wieder ein anderer die Thaten der Sulu-Seeräuber in der erschlichenen Atmosphäre des Orients berichtet.

Die Berichterstatter im Inlande nun sind nicht weniger beschäftigt, als die auswärtigen Korrespondenten. Unter den frühesten auf den Beinen des Morgens ist einer, welcher die Preise des Viehs am Smithfieldmarkt notirt; andere nehmen zu Wakefield und in Mark-Lane die Preise des Getraides auf; andere in Southwark die Preise des Hopfens und in Mincing-Lane die Qualitäten und Preise des Kaffees und Zuckers. In Liverpool wird die Baumwolle beobachtet, in Manchester die Garne und in Leeds die Wolle, ihre Preise werden angemerkt und der Ton der Märkte notirt. Auch nach den Actien und Fonds wird in allen diesen und vielen anderen Städten gefragt; während man ebenfalls auf die Preise des Getraides und anderer Zufuhren achtet. Wo irgend ein großes Lokal-Meeting gehalten wird, da kann man die Berichterstatter auf der Plattform sehen, um die dreimal wiederholte Erzählung der Worte mit der Aderbautreibenden und die eben so bekannten Versprechen des Wohlstandes, welcher aus dem Freihandel erwachsen soll, aufzuzeichnen.

Aus einer Gegend des Landes wird eine Eisenbahn-Kollision berichtet; aus einer anderen eine gerichtliche Untersuchung der Explosion einer Mine; aus einer dritten eine Versammlung von Personen, welche die Autorität der Kirche bekämpfen; aus einer vierten ein Vortrag über die Trennung der Kirche vom Staat; aus einer fünften irgend ein schreckliches Unglück oder eine Schauder erregende Mordthat — kurz, mag es seyn, was und wo es wolle, so ist eine geschäftige Feder da, welche für die Londoner Blätter arbeitet. Die Post hat für den Berichterstatter in England weniger Interesse, als für den im Auslande. Hier handelt es sich nur um den letzten Eisenbahnzug. Sobald die Stunde dazu herangerückt, werden die Namen der bei der Kollision Beschädigten, der Redner für die Kirchentagierung und für die Trennung, die beschriebenen Schrecken des erschienen Dunstes und ein ausführlicher Bericht über das Aufsehen und die Thaten des Mörders ruhig, in kleine Packetchen mit braunem Papier umwickelt, zusammengepackt, und Dampfmacht trägt sie davon nach des Unterredacteurs Zimmer. Vorher hat London seine Beisteuer geliefert. In jedem Gerichtshof ist ein Bleistift auf einem Taschenbuch oder auf der Rückseite eines Briefe thätig; in jedem Polizeihof hat der Berichterstatter seinen Sitz eingenommen; bei jeder Mordschau blicken die „sehr achtbaren Geschworenen" mit Erstaunen auf die oft zerrissenen Gewänder der Penny-a-line-Repräsentanten der Zeitungen. Rasselt eine Feuerspritze durch die belebte Straße, so läuft ein Reporter nebenher; fällt Jemand, vom Schlag gerührt, sogleich ist ein Wundarzt und ein Berichterstatter bei der Hand, der Eine, um „jedes Mittel anzuwenden, welches die Arzneikunst darbietet", und der Andere, einige Shillinge zu verdienen, indem er einen Artikel schreibt. Das Court Circular berichtet, was die Königin thut. Die Morning Post hat ihren fashionablen Freund bei Gunters, um von großen Festen zu hören, oder bei Bantings, um die Einzelnheiten eines vornehmen Begräbnisses genau zu erfahren. Jeder Bezirk hat seinen Penny-a-liner; jeder Unglücksfall seinen Historiker.

Die kleinen Mitarbeiter sind nicht thätiger, als die höheren Beamten. Der Redacteur hat die Londoner und Pariser Morgenblätter durchgelesen, einen Blick auf die Debatte geworfen und im Geiste schon viele Gegenstände für die leitenden Artikel des Abends arrangirt. Für hat an einige seiner literarischen Gehilfen geschrieben und von dem einen einen Artikel, von dem zweiten eine Rezension, von dritten einen Wink erhalten; dann feilschicht er ab und verläßt sein Haus, um bei seinem Klub oder bei einem politischen Freunde anzufragen. Während alledem hat sein Geist die Argumente, die Beleuchtungen und Punkte, welche des Abends in dem Blatte angewendet werden sollen, schon in Umrissen entworfen. Erwartet man irgend ein bedeutendes Meeting oder andere Berichte, so ist der Unterredacteur auf dem Büreau gewesen, um sich mit dem Redacteur, dem Secretair oder irgend einem anderen exekutiven Tagebeamten der Zeitung wegen Eintrappe oder Telegrapher zu berathen, Winke zu diskutiren, zu entscheiden, wer verschiedene Meetings in London und den Provinzen besuchen soll, und die verschiedenen und mannigfaltigen Punkte, welche bei der Zubereitung eines täglichen Blattes vorkommen, abzumachen.

Wenn das Parlament sitzt, so hault sich noch eine große Masse von Manuskript unter den Händen der Berichterstatter an. Ihrer vierzehn oder sechzehn sitzen jeder in seiner Reihe um die Galerie des Hauses und notiren je dreiviertel Stunden oder eine Stunde lang die Debatte. Ist die Zeit des einen abgelaufen und sein Sitz in St. Stephens von einem Nachfolger eingenommen, so bereit er sich, die Reden, die er gehört, in extenso niederzuschreiben. Wenn die Debatte lange währt, so muß er, sobald seine ersten Notizen abgeschrieben sind, wieder nach dem Hause zurückzukehren bereit seyn, und zuweilen trifft es sich, daß seine Reihe dieselbe Nacht zum drittenmal kömmt. Treten gute Redner auf, oder ist die Debatte wichtig, so bringt die vereinigte Arbeit so vieler Federn eine enorme Masse von Manuskript zusammen.

Um 9 Uhr (Abends) sind Alle, der Haupt- und Unterredacteur, so wie der fürs Auswärtige, beschäftigt; der Erstere mit seinen leitenden Artikeln, der Letztere mit seinen deutschen und französischen Nachrichten, und der Unterredacteur mit der Masse von verschiedenen Gegenständen, von denen sein Tisch jetzt überladen ist. Die Berichtsberichte verursachen nun wenig Mühe,

*) Aus Knight Jones Fourth Estate.

Digitized by Google

da sie Thatsachen enthalten und gewöhnlich von Advokaten geliefert sind; mit dieser Ausnahme könnte kaum eine Zeile zum Unterredacteur, die er nicht erst zusuchen müßte, Meetings, welche berichtet sind, den Rennern, anstatt dem Publikum, zu gefallen, Eisenbahn- und merkantilische Listen voll langer Reihen von Zahlen, die zusammengefaßt und lesbar gemacht werden sollen; Briefe von ungehaltenen „beständigen Lesern", in denen hinter langen Berichten über erlittenes Unrecht oder hinter Auslassungen über Reformen, die man verlangt, Schmähungen verborgen liegen; Berichte über Polizeifälle, Todtenschaue, Unglücksfälle, alle auf dünnes Papier geschrieben und große Scheite des Auges und des Geistes erheischend, um nur entziffert zu werden; Zeitungen aus allen Gegenden des Landes; Nachrichten von Märkten, Schiffsangelegenheiten, Geburten, Todesfällen und allerlei Denkbarem und Undenkbarem verlangen Aufmerksamkeit und Vorbereitung für die Drucker, welche nun zu der schnellen und geschichten Arbeit bereit sind, die in sechs Stunden diese Masse Mittheilungen von jedem Umfang und jeder Art zu einer wohlgestalteten Morgenzeitung umwandeln soll. Mit dem Beistand eines oder zweier Gehilfen, vereinigert sich die Last sehr bald, und um Mitternacht ist der Tisch schon ziemlich leer, und erwartet die Ankunft der letzten Eisenbahndepeschen. Wenn diese empfangen sind, so fängt oft wieder eine neue Arbeit an. Dbschon das mühsame Durchsuchen von funfzig Provinzialzeitungen bereits eine große Menge Lokalneuigkeiten verschafft hat, so bringen die letzten Depeschen doch oft noch viel mehr; die irländischen und schottischen Nachrichten gehen ein, und zu dieser Vermehrung von Neuigkeiten aus dem Inlande kömmt oft noch ein Haufen Zeitungen aus Amerika, Westindien, Brasilien, Frankreich und Deutschland. Eine oder zwei Stunden räumen alle diese neuen Anhäufungen hinweg, und nachdem man den ersten Abzug durchgesehen, über die Stellung und das Arrangement der Paragraphen, die Anzahl der Leitartikel, der Annoncen, was erscheinen und was aufgeschoben werden soll, entschieden und die Spalten berechnet hat, so ist endlich die Redactionsarbeit eines Tages vollendet. Um halb 3 Uhr ist die Zeitung unter der Presse, und Colporteure und Morgenposten verbreiten sie nach allen Gegenden des Landes hin, um ihre Leser beim Frühstück, auf dem Büreau und beim ländlichen Kamin anzutreffen.

Gerade wenn der noch nasse Bogen um 8 Uhr am Frühstückstisch des früh aufstehenden City-Kaufmanns geöffnet wird, giebt der Dubliner Korrespondent seine Depesche für das morgende Blatt wiederum am Dampfboot zu Kingston ab — und so sind vierundzwanzig Stunden Zeitungsleben abgelaufen.

Frankreich.

Ueber die Entwickelung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV.

Nach Augustin Thierry.

(Fortsetzung.)

Im Sinne eines solchen Zweckes muß man, gleichsam als Fragmente des zu schaffenden Werkes, die großen Ordonnanzen der Regierung Ludwig's XIV. betrachten, Ordonnanzen, welche für jene Zeit so bewundernswerth waren, und deren Bestimmungen theilweise noch heute bestehen, nämlich die Civil-Ordonnanz, die Kriminal-Ordonnanz, die Ordonnanz über den Handel, die über die Gewässer und Forsten und die über das Seewesen. Colbert, anfangs einfacher Intendant, dann General-Controleur der Finanzen, hatte den König durch die Größe, die Ueberlegenheit und den Einfluß seines Genies gezwungen, seine Functionen im Staatsrath bis zu denen eines Ordners und Lesers aller ökonomischen Interessen des Staates zu erhöhen. Aus dem speziellen Kreise, in welchen ihn sein Amtstitel einschließen zu müssen schien, wandte er oft an ersten Tage an seinen Blick in die höchsten Regionen des politischen Gedankens und betrachtete sie, indem er Alles in diese Synthese einschloß, nicht in ihrer Absonderung für sich, sondern in ihrem Zusammenhange mit dem Zweck, welcher er sich in Bezug auf eine fruchtbringende Ordnung und eine stets sich steigernde Wohlfahrt gebildet hatte. Es schien ihm, daß eine große Nation, eine wahrhaft vollkommene Gesellschaft, zu gleicher Zeit Ackerbau, Industrie und Schiffahrt treiben müsse, und daß Frankreich, mit seinem für Thätigkeit jeder Art geschaffenen Volke, mit seiner weiten Terrain-Ausdehnung und seinen beiden Meeren, zu einem glänzenden Erfolge in diesen drei Zweigen menschlicher Arbeit berufen sey. Dieser Erfolg, ob generell oder partiell, war in seinen Augen das höchste Ziel und die einzig gesetzmäßige Grundlage seiner finanziellen Combinationen. Er unternahm die Arbeit, die Steuern festzustellen, nicht um das Volk zu berauben, sondern um den Gesammtreichthum zu erhöhen, und es glückte ihm, trotz ungeheurer Hindernisse, die Staats-Einkünfte zu vermehren, während er die Lasten der Pflichtigen verminderte.

In diesen vorzugsweise auf das materielle Wohl berechneten Plänen Colbert's nahm auch die Sorge für die geistigen Interessen der Nation eine nicht unbedeutende Stelle ein. Colbert fühlte, daß vom Standpunkt der National-Oekonomie aus zwischen allen Thätigkeitsäußerungen, allen Fähigkeiten eines Volkes eine innige Wechselbeziehung stattfinde; er begriff die Macht der Wissenschaft in Bezug auf die Förderung des Reichthums, den Einfluß des Geschmacks auf die Industrie, der Künste des Geistes auf die Künste der Hand. Unter seine berühmten Schöpfungen gehören die Akademie der Wissenschaften, die Académie des inscriptions et belles-lettres, die Akademie der Malerei, Skulptur und Architektur, die Ecole de France in Rom, die Schule für orientalische Sprachen, die Sternwarte und die juristische Fakultät in Paris. Er bestimmte, gleichsam als einen integrirenden Theil der laufenden Staatsausgaben, Jahrgehalte für Schriftsteller, Gelehrte und Künstler, und seine Wohlthätigkeit gegen dergleichen Männer beschränkte sich nicht blos auf die Gränzen des Königreichs. Was die besonderen Maßregeln dieses großen Ministers in Bezug auf die industrielle Neugestaltung Frankreichs betrifft, so sind wir des Raumes wegen verhindert, auf Einzelnheiten einzugehen. Die Veränderungen, welche er in allen Zweigen der Finanz-Verwaltung vornahm, seine Bemühungen um Vergrößerung oder Erschaffung des National-Kapitals unter allen Formen, die mannigfache Ermuthigung und Aufmunterung, die er allen am Werk der Production Betheiligten, vom Unternehmer bis zum einfachen Arbeiter herab, angedeihen ließ, dieses ungeheure und harmonische Ganze von Gesetzen, Reglements, Statuten, Vorschriften, Stiftungen, Entwürfen finden wir in einigen neueren Werken von Henri Martin („Histoire de France." Bd. XIV.), von Pierre Clément („Histoire de la vie et de l'administration de Colbert") und von Dareste de la Chavane („Histoire de l'administration en France, depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV.") trefflich auseinandergesetzt. Es reicht für unsere Zwecke aus, den Leser hierauf hinzuweisen und zu behaupten, daß die ganze seither entwickelte maritime und kommerzielle Macht Frankreichs auf den von Colbert vor zweihundert Jahren gegebenen Anstoß und auf das von ihm geschaffene neue Lebensprincip zurückdatirt.

Colbert hatte das mit unseren organisatorischen Genies gemein, daß er neue Dinge und Zustände mit alten, vorhandenen Mitteln ins Leben rief und sich alles dessen, was er unter der Hand hatte, als Werkzeug bediente. Weit entfernt davon, gegen die Gewohnheiten und herkömmlichen Weisen der Praxis anzukämpfen, besaß er die Kunst, neue Kräfte aus denselben zu ziehen, indem er das, was abgenutzten und verbrauchten schien, durch ein begeisterndes höheres Wollen und durch originelle Methoden der Anwendung wiederum belebte. Auf solche Weise verwandelte er in Bezug auf die Finanzen und den Handel eine wirre Masse empirischer Handgriffe und Verfahrungsarten in ein geordnetes, viel rationelles System; daher seine Macht und seine wunderbaren Erfolge in seiner Zeit, deren Anschauungen und Ideen er nirgends feindlich entgegentrat; daher auch die Schwäche in einigen Theilen seines Werkes vor dem Richterstuhle der nach ihm erworbenen Erfahrung und weiter entwickelten Wissenschaft. Hatte er Unrecht, dem Wunsche der General-Stände von 1614 rücksichtlich der Milderung des Zunftzwanges keine Rechnung zu tragen und in seinen Verordnungen diesem ersten Verlangen Frankreichs nach Freiheit der Arbeit direkt Widerspruch zu leisten? Wenn man auf diese und ähnliche Fragen, die Einem bei Betrachtung der Verwaltung Colbert's aufstoßen, antworten will, so muß man selbige nicht in ihrer Vereinzelung auffassen. Alles, was der große Minister Ludwig's XIV. that, steht in innigem Zusammenhange, und zwei Momente sind es, welche dieses große systematische Ganze beherrschen: erstens, daß er Alles dem Prinzip der Autorität entströmen ließ, daß er in dem industriellen Frankreich nur eine ungeheure, unter der Zucht des Staates zu führende Schule erblickte, und zweitens, daß die unmittelbaren Erfolge ihm vollständig Recht gaben, und daß es ihm gelang, die Nation um ein halbes Jahrhundert weiter vorwärtszubringen.

Es bedurfte langer Jahre des Krieges, damit das Werk Richelieu's zur Vollendung gelangen konnte; um Colbert's Pläne zu reifen, warten dagegen eben so lange Jahre des Friedens ein unumgängliches Erforderniß. Nach dem westfälischen und pyrenäischen Frieden schien die Ruhe Europa's und Frankreichs auf die Dauer gesichert; allein Ludwig XIV. gestattete nicht, was diese beiden großen Verträge versprachen. In dem Jugendlichen, wo der junge König der Sorge für das innere Wohl ganz und gar hingegeben schien, brach er den Weltfrieden, um, unter einem seltsamen Vorwande, das Glück einer äußeren Vergrößerung zu versuchen. Er unternahm, auf vorgeblliche Ansprüche seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia, gestützt und gegen die Ansicht seiner besten Rathgeber, den berühmten Devolutionskrieg, welcher 1668 mit dem Aachener Frieden endete, einen ungerechten Krieg, dessen Ausgang jedoch für den König und für Frankreich ein glücklicher war. Der König gewann dadurch den Ruf politischer und militärischer Geschicklichkeit, Frankreich machte durch Eroberung mehrerer Städte Belgiens einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn seiner natürlichen Vergrößerung; dennoch aber lag in diesem ersten Glücksfall etwas Mißliches, Trauriges und Verderbliches. Die Leidenschaft für den Waffenruhm war bei Ludwig XIV. erwacht, und einmal erwacht, legte sie sich nie wieder; sie schwächte in ihm den Eifer für die Thätigkeit und die Betrebungen des Friedens; sie stellte den Einfluß Colbert's unter den des unfeilgsten Rathgebers, des Marquis v. Louvois. Und nicht allein für die innern Angelegenheiten machte sie ihn gleichgültiger, sie lenkte ihn sogar auch in den äußeren Beziehungen von der wahren französischen Politik ab, von jener zugleich nationalen und liberalen Politik, welche Heinrich IV. im ersten Grundriß entworfen und die Richelieu so glanzvoll durchgeführt hatte.

Wie sehr man auch als Patriot in Bezug auf Ludwig's XIV. allen Strenge beurtheilen soll, so muß man doch zwei Dinge in den Kriegen Ludwig's XIV. von einander trennen, das Ergebniß und die Absicht, die, so zu sagen, veränderlichen Eroberungen und die ihrerlichen Unternehmungen, welche, ursprünglich weit über ihr wahres Ziel hinausgehend, später glücklicherweise doch wieder auf dasselbe zurückgeführt werden konnten. Der Krieg gegen Holland trug diesen Charakter in Gemäßheit des rachsüchtigen Geistes, der ihn anfachte, und der Art, in welcher er geführt wurde; wenn er im Frieden zu Nymwegen territoriale Vortheile gewährte, so geschah dies, weil sich der Hof von Madrid mit den Feinden des Königs verband und ihm Gelegenheit bot, von neuem Franche-Comté und die spanischen Niederlande anzugreifen. Dagegen hatte der Krieg mit Deutschland keine dergleichen Territorial-Vergrößerung zur Folge; alle Eroberungen, welche man in diesem neunjährigen Kriege machte, wurden im Ryswicker Frieden wieder zurückerstattet, unter anderem die, welche Frankreich seine natürliche Alpen-

gränze gab. In der Kriſis endlich, welche durch das Erlöſchen des ſpaniſchen Königshauſes herbeigeführt wurde, zog es Ludwig XIV. vor, ſeinem Enkel, wo möglich, eine Krone zu erringen, ſtatt mit Zuſtimmung Europa's ſeine Staaten zu vergrößern. Sein perſönlicher Ruhm und ſeine Familie, das war das doppelte Intereſſe, welches er immer mehr und mehr auf Koſten der nationalen Intereſſen verfolgte, indem er das ganze Syſtem der alten Verträge und Verbindungen zerſtämmelte und bemüht war, Frankreich, welches bisher das Völkerrecht beſonders gewahrt und die kleinen Staaten beſchützt hatte, in den Augen der Völker furchtbar und verhaßt zu machen, wie es mit Spanien unter Philipp II. der Fall geweſen.

Jener ſchlimme Krieg gegen Holland, welcher die Politik Richelieu's unzuſammenhängend begann, traf mit einem und demſelben Schlage auch das Finanzſyſtem Colbert's und lähmte oder vereitelte alle ſeine Maßnahmen. Es war ihm unmöglich, ſechs Jahre lang für die Bedürfniſſe einer mit Europa im Kampf liegenden Armee zu ſorgen, ohne von der herkömmlichen Ordnung, welche er geſchaffen hatte, abzugehen, ohne zu den Hülfsmitteln ſeiner Vorgänger zurückzugreifen und ohne die neuen Elemente der inneren Wohlfahrt auf's Spiel zu ſetzen. Von 1672 bis 1678 wurden alle ökonomiſchen Verbeſſerungen theils aufgehalten, theils rückgängig gemacht; und als der Friede gekommen war, als es ſich darum handelte, die Verluſte wieder herzuſtellen und den Fortſchritt von neuem zu beginnen, hatte ſich der Ehrgeiz und die Gunſt des Königs von Colbert abgewandt. Ein Mann, allerdings mit beſonderem Genie für die militäriſche Verwaltung begabt, aber engherzigen Sinnes, eine egoiſtiſche Seele, ein maßloſer Schmeichler, ein gefährlicher Rathgeber und verabſcheuungswerther Politiker, der Marquis v. Louvois, hatte ſich Ludwig's XIV. bemächtigt, indem er ſeine Leidenſchaft für Ruhm und Eroberungen aufſtachelte und ihr als Werkzeug diente. Das grämzenloſe Vertrauen, welches den General-Controleur der Finanzen ſonſt zu dem Range eines Premierminiſters erhoben hatte, ging auf den Staatsſecretair des Krieges über, und dieſer gewann, wie es dem Könige ganz beſonders genehm war, das Uebergewicht im Conſeil. Colbert war ſortan zu der unbankbaren Rolle verdammt, einer von Hochmuth, Gewaltthätigkeit und Eroberungsgier beſeelten Partei die Stimme der Vernunft entgegenzuſetzen und den verarmten Staatsſchatz gegen die täglich wachſenden Forderungen zur Beſtreitung von Feſten, von Bergnügungsbauten und von militäriſchem Aufwand mitten im Frieden nach Möglichkeit zu ſchützen; ſein Wunder daher, daß der alternde Miniſter in dieſem fruchtloſen und hoffnungsloſen Kampfe allmälig zuſammenknickte. Man ſah ihn traurig, man hörte ihn jetzt ſeufzen, wenn er ſich an die Arbeit ſetzte, während er ehedem mit wahrer Wonne daran ging; er fühlte, daß er dem Könige mit alledem, was dieſer ſonſt an ihm geliebt, nun zur Laſt werde. Ein paarmal hielten ihn, nach unwiderlegbaren Zeichen der Ungnade, ſeine kräftige Seele und das Bewußtſeyn patriotiſcher Pflichterfüllung noch aufrecht und halfen ſein tiefes Mißbehagen überwinden; endlich jedoch kam der Tag, wo das Bittere und Kränkende dieſer Stellung den Sieg errang und wo das Herz des großen Mannes brach.

Dies iſt die ſchmerzliche Geſchichte der letzten Jahre Colbert's, welche einerſeits von den Anfällen einer fieberhaften Thätigkeit erfüllt waren, andererſeits von jenem Wechſel der Abſtoßung und Anziehung, verſetzender Rauheit und kalter Ausſöhnung und Genugthuung, wodurch das Ende einer großen Gunſt bezeichnet wird. Die Melancholie, welche ohne Zweifel ſein Leben abkürzte, ſog ihre Nahrung aus zwei Gefühlen, aus dem Kummer des in ſeinem Werke gehemmten Staatsmannes und aus einem noch viel innigeren, tieferen Leiden. Colbert liebte den König Ludwig XIV. mit einer wahren Begeiſterung; er glaubte an ihn, wie an die Ehre des öffentlichen Wohles ſelbſt; er hatte ihn früher mit Herz und Geiſt für ſeine Arbeiten und Pläne eingenommen und von wahrem Patriotismus erfüllt geſehen, und jetzt mußte er ſich ſagen, daß alles dies nur eine Täuſchung geweſen, daß der Mann ſeiner Verehrung nicht nur undankbar gegen ihn, ſondern auch weit weniger Patriot, als er ſelbſt, ſey. In dieſer traurigen Erkenntniß ſtarb er; auf dem Todbette verrieth ſich der Zuſtand ſeiner Seele durch eine düſtere Stimmung und durch bittere Worte. Er ſagte, indem er vom Könige ſprach: „Wenn ich für Gott das gethan hätte, was ich für dieſen Menſchen that, ſo müßte ich die Seligkeit doppelt erlangen, und ſo weiß ich nicht, was aus mir werden wird.“ Als man ihm von Ludwig XIV., welcher damals gerade krank war, einen Brief voll freundſchaftlicher Worte brachte, blieb er ſtill, als ob er ſchliefe. Da ihn die Seinigen anginnen, Etwas darauf zu erwiedern, ſagte er: „Ich will nicht mehr vom König reden hören, wenigſtens jetzt ſoll er mich in Ruhe laſſen; dem Könige der Könige denke ich zu antworten.“ Und als der Pfarrer von Sankt Euſtachius, der Pfarrer ſeines Kirchſpieles, ihm ſagte, er werde die Gläubigen auffordern, für ſeine Geſundheit zu beten, entgegnete Colbert barſch: „Nein, ſie ſollen lieber beten, daß Gott mir gnädig ſey.“

Und das ſeltſame Trauergeſchick dieſes Mannes hörte bei ſeinem Tode noch nicht auf. Sonderbar genug! der Miniſter, welcher in ſeinen Plänen eine ganze künftige Revolution antizipirte, nämlich die Herrſchaft der Induſtrie und des Handels, er, welcher die Abſchaffung der Privilegien in Bezug auf die Abgaben, eine gerechte verhältnißmäßige Vertheilung der öffentlichen Laſten und die Verbreitung der Kapitalien durch Herabſetzung des Zinsfußes erſtrebte, er, welcher die Arbeit zu Reichthum und Ehren fördern und der Armuth auf jede Weiſe beiſpringen wollte, dieſer Mann war bis zum Haß unpopulär. Sein Leichenbegängniß mußte in der Nacht und unter militäriſcher Bedeckung ſtattfinden, um nicht vom Volke geſtört zu werden. Das Volk, und pamphlethaft das von Paris, haßte Colbert wegen der ihm ſeit dem Kriege gegen Holland aufgebürdeten drückenden Auflagen; man ſchob alle dieſe Mißſtände, gegen die er vergeblich gekämpft hatte, auf ihn, und man vergaß ſeine ungeheuren Dienſtleiſtungen, um ihn für Mißgriffe verantwortlich zu machen, die er ſelbſt beklagte und die er wider ſeinen Willen begehen mußte. Das Volk war eben ſo undankbar, wie der König; die Nachwelt allein erwies ſich gerecht.

Der Tod Colbert's und die Widerrufung des Edikts von Nantes, ein unerſetzlicher Verluſt und ein trauriger Staatsſtreich, bezeichnen in der Regierung Ludwig's XIV. den Punkt, mit welchem die Jahre der Größe enden und die Jahre des Verfalls beginnen. Beide Ereigniſſe, die auch der Zeit nach einander nicht fern ſind, ſtehen, kann man ſagen, mit einander in genauer Verbindung. Man muß zu den Verdienſten des großen Miniſters noch das hinzufügen, daß er ein Vertheidiger der Proteſtanten geweſen, daß er ohne Unterlaß gegen die Angriffe auf die von Heinrich IV. gewährleiſtete Religionsfreiheit kämpfte. Er ſolgte ebenſalls nur noch der Politik Richelieu's, wenn er die den Reformirten zweimal (1598 und 1629) zugeſtandenen, unverläuerlichen Rechte in Geltung erhielt. Weniger aus philoſophiſcher Ueberzeugung, als aus patriotiſchem Inſtinkt beſchützte er in ihnen gerade eine Bevölkerung, wie er ſie für ſeine Pläne brauchte, thätige, rechtſchaffene, einſichtsvolle Leute, erfahren in der Induſtrie und im Handel und eben darch das Uebelwollen, welches ſie allmälig von den öffentlichen Aemtern entfernte, an dieſe-Erwerbszweige gekettet. So lange der Einfluß Colbert's im Rathe des Königs Geltung beſaß, widerſtand dieſer den Zumuthungen der katholiſchen Geiſtlichkeit und ſeinen eigenen üblen Gelüſten; ſobald ſich indeß die königliche Gunſt von dem Manne des Genies abwandte, begann in dieſem, wie in ſo vielen anderen Punkten, die Herrſchaft des abſoluten Beliebens. Zuerſt verſuchte man einfache Verlockungen, um die Diſſidenten zur allgemeinen Kirche zurückzuführen, dann wandte man Zwang an, dann drohte man mit Strafen, bis man endlich die Freiheit des Kultus und des Gewiſſens völlig abſchaffte. Das unſterbliche Edikt Heinrich's IV., noch von Ludwig XIII. im Jahre 1629 beſtätigt und beſchworen, wurde von Ludwig XIV. am 17. Oktober 1685 widerrufen, ein Akt, der zu den traurigſten Erinnerungen in der Geſchichte Frankreichs gehört. Man weiß, welche unſeligen Folgen dieſer ſchreckliche Streich für die Civiliſation und das Glück Frankreichs hatte, wie er Tauſende von Arbeitern, Erfindern, Kaufleuten, Seefahrern und Kapitaliſten aus der Heimat trieb, wie er dem Lande den Vortheil entzog, den es ſchon über ſeine Nebenbuhler in der Induſtrie errungen hatte, und wie er endlich die trefflichen Einrichtungen Colbert's faſt gänzlich zerſtörte.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Die Geſellſchaft und das geſellſchaftliche Leben in Peru.

III. Ausſichten in die Zukunft.

Die peruaniſche Geſellſchaft, welche wir in den Städten und in den Gebirgen, in den Salons von Lima und in den Einöden der Cordilleren kennen lernten, beſteht aus drei Elementen. Ich laſſe die ſchwarze Race beiſeite, da dieſelbe in der ſozialen Bewegung Peru's keine Rolle ſpielt. Wir haben es nur mit drei ſcharf von einander getrennten Gruppen zu thun, welche die peruaniſche Nationalität vertreten: es ſind dies die Spanier, die Meſtizen und die Indianer. Was ich von den Küſtenſtädten ſagte, kann von den Sitten der ſpaniſchen und gemiſchten Bevölkerung einen Begriff geben; in den Bergen lernten wir das indianiſche Weſen kennen. Wenn wir nun noch die ſozialen Spaltungen aufweiſen, welche ſeit der Revolution von Peru den Spaltungen der Stämme entſprechen, und wenn wir dann den Stand der Kampfes bezeichnen, den die Emancipation erzeugt hat, und die Mittel zu ſeiner Beſiegung angeben, ſo werden wir das Bild der peruaniſchen Geſellſchaft hinlänglich vervollſtändigt und zum Abſchluß gebracht haben. Und man wird aus dieſem Bilde eben ſo die Urſachen der gegenwärtigen Mißverhältniſſe, wie die Bedingungen für eine glückliche Zukunft des Landes erkennen.

Es giebt in Peru nicht nur drei Stämme neben einander, ſondern auch drei Klaſſen von Bürgern, unter denen eine dumpfe Oppoſition herrſcht. Dieſen ſich die Namen „Ariſtokratie“, „Mittelſtand“ und „Arbeiterklaſſe“ auf die ſchwankenden Beſtandtheile einer noch nicht zu Ruhe und Wohlbefinden gelangten Geſellſchaft anwenden, ſo konnte man hiermit die drei Racen der Spanier, der Meſtizen und der Indianer bezeichnen. Die Spanier würden die Ariſtokratie bilden; die Meſtizen die Bourgeoiſie; die Indianer die Maſſe des Volkes. Vor der Emancipation laſtete das gemeinſame Niveau einer deſpotiſchen Gewalt auf allen Klaſſen der peruaniſchen Geſellſchaft; die Emancipation hat dieſes Niveau zertrümmert und unter den verſchiedenen Klaſſen einen Zuſtand des Kampfes oder vielmehr der Gegnerſchaft hervorgerufen. Alle Bemühungen der peruaniſchen Regierung müſſen darauf gerichtet ſeyn, die drei verſchiedenen Klaſſen, wenn nicht ganz zu verſchmelzen, ſo doch wenigſtens einander nahe und in Verbindung zu bringen; um an dieſem großen Werke mit Einſicht und Erfolg zu arbeiten, braucht man ſich nur genau nach den Tendenzen, Inſtinkten und Erinnerungen zu fragen, welche die Spanier, die Meſtizen und Indianer unter einander trennen. Ohne ſcharf begränzte Begriffe und Anſchauungen über den Geiſt dieſer drei Hauptgruppen der peruaniſchen Bevölkerung wird man niemals den gemeinſamen Boden, auf dem die Vereinigung ſtattfinden könnte, finden.

Der Mann vom ſpaniſchen Blut birgt eine ſtolze Verachtung gegen die Meſtizen, wie gegen die Indianer. Die numeriſche Inferiorität der weißen Familien, ſo wie die geiſtige Stumpfheit und Entſorrung, in der ſie nur allzu oft ſchlummern, rechtfertigt indeß ihre ariſtokratiſchen Anmaßungen durchaus nicht. Die großen ſpaniſchen Landbeſitzer ſind theils durch die Revolution gänzlich herabgekommen, theils fehlt es ihnen an Armen und Händen, um ihre ungeheuren Güter bebauen zu laſſen; ſie können daher ihre Stellung und ihren Rang nur unter den perſönlichen Entbehrungen behaupten, indem ſie die

Schmuckſachen und koſtbaren Silbergeräthe ihrer Vorfahren Stück für Stück verkaufen. Die Lage der Landbeſitzer dürfte ſich nur dann ändern, wenn der Boden von Peru durch eine arbeitſame Bevölkerung angebauet würde. Während man auf die Bildung einer ſolchen Bevölkerung wartet, wird die Unterdrückung der Majorate und der Grundſatz der gleichen Betheiligung bei der Erbfolge die ohnehin ſchon ſo mißliche Lage der ariſtokratiſchen Familien nur noch verſchlimmern. Das wohlverſtandene Intereſſe dieſer Familien führt uns zu einem Schluſſe, zu dem uns auch der Zuſtand der mittleren und arbeitſamen Klaſſen Peru's noch einmal zwingen wird: nämlich zu der Nothwendigkeit einer ſtarken, nach dieſem Lande gerichteten, europäiſchen Einwanderung, wenn daſſelbe nicht früher oder ſpäter einmal dem angelſächſiſchen Element in die Hände gerathen ſoll. Dies iſt der gemeinſame Boden, auf dem ſich die bis jetzt leider ſo gespaltenen Klaſſen Peru's ſogleich treffen können. Man wird ſich leicht überzeugen, daß, der europäiſchen Emigration gegenüber, das Intereſſe der Meſtizen und der Indianer mit dem der Spanier ein und daſſelbe iſt.

Die peruaniſche Revolution kann, ſtreng genommen, zum eigentlichſten Vortheil der Meſtizen ſtatt, und dieſe Race iſt auch vorzugsweiſe diejenige, bei welcher ſich die Tendenz des ſogenannten „Amerikanismus", d. h. der Reaction der emanzipirten Kolonieen der neuen Welt gegen den europäiſchen Drſpotismus, am kräftigſten erhalten hat. Dennoch ſollte ſich gerade dieſe Race am wenigſten feindlich gegen das europäiſche Element zeigen, da ſie es eben den aus der alten Welt herübergebrachten liberalen Ideen verdankt, wenn ſie in der republikaniſchen Regierung Einfluß übt und eine politiſche Rolle ſpielt. Auch kann man ſich den feſtſamen Stolz nicht erklären, mit dem ſich die Meſtizen zuweilen „Abkömmlinge Manco Capac's" und „Söhne der Sonne" nennen. Dieſer Stolz iſt um ſo bizarrer, als dieſe Leute, die ſich anſcheinend auf ihren indianiſchen Urſprung ſo viel zugutethun, zur ſelben Zeit völlige Gleichgültigkeit mit den Weißen kranfpruchen und ſich ſehr oft einen Stammbaum zuſammenſtellen, der auf die erſten, älteſten ſpaniſchen Familien zurückgeht. Es iſt dies eine Schwäche des menſchlichen Geiſtes, die man ſehr leicht entſchuldigen könnte, wenn nicht das politiſche Intereſſe Peru's, ja, das Intereſſe der Meſtizen ſelbſt darunter litte. Die Meſtizen haben nur Ein Mittel, dem Hochmuth der weißen Ariſtokratie würdig zu antworten. Sie müſſen ſich den Vertretern des alten Spaniens als die Freunde und Vertreter des modernen Europa gegenüberſtellen. Möchten die Meſtizen die europäiſche Einwanderung ermuthigen, ſo würde ſich ihre eigene politiſche Lage augenſcheinlich befeſtigen, während zu gleicher Zeit auch die materiellen Verhältniſſe der weißen Familien einer Beſſerung entgegengingen. Eine der erſten Folgen dieſer Einwanderung wäre das Eindringen und Ueberhandnehmen einer wahrhaft liberalen Geiſtes unter der peruaniſchen Geſellſchaft. Die Geſchichte der Revolutionen dieſes Landes hat dargethan, an welchen entſetzlichen Mängeln die Organiſation der Armee leidet. Auch hat man aus unſerem früheren Artikel über Peru erſehen, daß es um die Civil-Ordnung ſelbſt um die Feſtſchickeit nicht beſſer ſteht. Unter dem unmittelbaren Einfluſſe der europäiſchen Ideen würden dieſe Mißbräuche ohne Zweifel allmälig ſchwinden, und Peru würde, ſtatt oft beſtochener Beamten und unwiſſender, abergläubiſcher Mönche, ehrenwerthe Rechtsverwalter und intelligente Prieſter kennen lernen.

Wir haben nur noch ein paar Worte über die indianiſche Bevölkerung hinzuzufügen. Wer kann daran zweifeln, daß auch ſie aus einer Einwanderung arbeitſamer und kenntnißreicher Europäer großen Nutzen ſchöpfen würden? Heutzutage führt der Indianer auf ſeinem unkultivirten und vernachläſſigten Boden ein elendes Daſeyn, und dieſe harmloſe Race kennt die ihr überlegeneren Stämme leider nur aus der ſchlechten Behandlung, die man ihr von dieſer Seite her angedeihen läßt. Man erinnere ſich nur z. B. daran, daß die militäriſche „Preſſung" den Indianer beim geringſten Ausbruch einer Revolution ſeiner Familie entreißt und ihn mit Gewalt in die Reihen der Armee ſtellt. Die ſo häufig in Peru ſtattfindenden Truppenbewegungen verwüſten ihren Augenblick ſeine Felder, ſeine Herden, ja, ſelbſt ſein Haus. Der Indianer erträgt alle dieſe Uebel mit einer ſtumpfen Ergebung. Von Natur aus nüchtern, begnügt er ſich mit einigen Erdäpfeln, etwas Mais und ſpaniſchem Pfeffer. Sein Glück erblickt er im Nichtsthun. Und wie ſollte es auch anders ſeyn? Die Arbeit hat ſich ihm niemals in ihren Wohlthaten kundgegeben. So lange ſich nicht das kaum bevölkerte, etwa nur 1,800,000 Menſchen zählende Gebiet von Peru muthigen Einwanderern, thätigen Leuten, welche Ordnung und Wohlſtand mitbringen werden, öffnet, ſo lange wird auch der Indianer in ſeiner düſteren und thieriſchen Stumpfheit verharren. In ſeinen Poncho gehüllt und während des Sommers in der Sonne, während des Winters an ſeinem Hüttenfeuer lagernd und ſchlafend, wird er auch ferner noch gleichgültig die Tage und Jahrezeiten vorübergehen ſehen und, ohne irgend gelebt zu haben, ins Grab ſinken.

Die Vermiſchung und Verbindung der Racen iſt alſo, wie man ſieht, die Bedingung des Gedeihens und des Glückes für Peru, und nur eine europäiſche Einwanderung allein kann dieſe Vermiſchung erleichtern und bewerkſtelligen. Das Bild der Sitten, ſowohl der an der Küſte, wie der in den Gebirgen herrſchenden, mußte Jedem zeigen, daß der Geiſt Peru's für fremde Einflüſſe noch ſehr empfänglich iſt; es bleibt daher nichts übrig, als immer und immer wieder auf die Gefahren hinzuweiſen, welche dieſer ſtarre Feſthalten an der Vergangenheit, dieſer ſo bizarre und unſelige Widerſpruch zwiſchen dem ſittlichen und politiſchen Zuſtande der peruaniſchen Geſellſchaft nothwendigerweiſe bereitet. Die peruaniſche Revolution, ſo wie alle Revolutionen Süd-Amerika's, entſtand aus zwei ſcheinbar widerſprüchlichen Gefühlen, und der Begeiſterung für die amerikaniſche Unabhängigkeit und aus dem lebendigen Intereſſe für die Ideen des modernen Europa. Heute ſtrebt einer dieſer Gefühle danach, das andere auszuſchließen und zu erſticken: der „Amerikanismus" will allein herrſchen und die durch die Emancipation angebahnte Entwickelung zu ſeinem Vortheil ausbeuten. Man muß indeß hoffen, daß das ſaus leins Intereſſen beſſer verſtehen und nicht auf ſeinem thörichten Paſſe gegen die Fremden beharren wird. Wenn es ſich nicht bei Zeiten dem europäiſchen Einfluſſe überläßt, wird es einem weit furchtbareren und weniger uneigennützigen Einfluſſe erliegen: die Eröffnung der Landenge von Panama wird, durch die damit eintretende Erleichterung des Verkehrs der neuen Welt mit Europa, auch die Macht der Vereinigten Staaten außerordentlich vergrößern und dem ſpaniſchen Amerika eine wichtige Aufgabe ſtellen, für deren Löſung es ſich nun vorbereiten muß; es wird von ihm abhängen, unter Beihilfe der europäiſchen Einwanderer ungehemmt zu hoher Bedeutung zu gelangen oder ſeine Eigenthümlichkeit und Selbſtändigkeit vor den unbarmherzigen Minirern der anglo-amerikaniſchen Race einzubüßen. Zwiſchen dieſen beiden Alternativen ſollte ihm wahrhaftig die Wahl nicht ſchwer werden.

Mannigfaltiges.

— Der Entomolog Kirby. Am 4. Juli ſtarb William Kirby, „der Vater der Entomologie in England", wie ihn das Athenaeum nennt, im einundneunzigſten Jahre ſeines Alters. Schon vor einem halben Jahrhundert gab er ein treffliches Werk über die wilden Bienen Englands, „Monographia Apum Angliae", heraus, zu welchem er die Materialien ſelbſt geſammelt hatte und durch welches er den Grund zu dem Studium der Entomologie in ſeinem Vaterlande legte. Sein weltverbreiteter Ruf ward aber hauptſächlich durch die „Introduction to Entomology" verbreitet, die er in Verbindung mit ſeinem Freunde William Spence ſchrieb. In dieſem Werke iſt eine Maſſe von Beobachtungen, die Frucht vieljähriger Beſchäftigung und mit Inſektenwelt, durch zwei verwandte Geiſter in der gefälligen Form vertrauter Briefe niedergelegt. Der Reiz, den die Schreibart verleihen dem Gegenſtande, den ſie behandelten, lieh, war die Veranlaſſung, daß ſie mit einem Intereſſe ſtudirt wurden, welches kein naturhiſtoriſches Werk bisher erregt hatte, und ſie haben ſeitdem als Muſter für mehr als eine unterhaltende und belehrende Schrift gedient. Ob Kirby oder Spence den meiſten Theil an der Abfaſſung dieſer Briefe hatte, iſt nie bekannt worden, da jeder von den beiden Freunden den Autorruhm von ſich wies, um ihn dem Anderen ungeſchmälert zu überlaſſen.

— Sendſchreiben an Jules Janin. Der geiſtreiche Feuilletoniſt des Journal des Débats, Herr Jules Janin, hat bekanntlich nicht aufgehört, den Fall der Juli-Königthums zu betrauern. Wie Kaiſpso über die Abreiſe des vielgeprüften Helden Odyſſeus, iſt er unttöſtlich über das Exil des greiſen Bürgerkönigs und den Verluſt der von ihm bezogenen Subvention. Ein wigiger Mitarbeiter an der Presse, Eugène Pelletan, deſſen ſarkaſtiſchen Bericht über eine Sitzung der franzöſiſchen Akademie wir vor einiger Zeit mittheilten, bemüht ſich, ihm zu zeigen, daß ſeine Klagen ungegründet ſind, und daß die alten Zuſtände unter neuen Namen fortbeſtehen. „Die Einführung der Republik in Frankreich", ſagt er, „hat nicht die mindeſte Veränderung hervorgebracht. Wir haben blos eine neue Ihre unſerem bisherigen Ihrenvertrath hinzugefügt. Du biſt hoffentlich ein zu guter Patriot, mein lieber Janin, um über eine Ihre zu erſchrecken. Wenn Du den Rauch betrachteſt, der ſich zu anmuthig aus Deiner Cigarre ſchlängelt, ſo ſieht Du Alles, was von der Februar-Republik übrig iſt. Du jammerſt beſtändig über die Gegnungen der Monarchie, deren wir beraubt werden, aber ſieh Dich um: haben wir nicht dieſelben Steuern, dieſelben Präfekten, denſelben Depuis mit ſeiner Glocke, dieſelben Börſenmänner, denſelben Jordin Mabille, dieſelben Feuilletons in den Débats und noch dazu ein Pferd, welches in einem Ballon aufſteigt? Haben wir nicht ſtets wie die heilige Inquiſition bekommen) eine Cenſur der Preſſe, mit dem ehrwürdigen Pater Montalembert an der Spitze, welche zu den Journaliſten ſagt: Sie drucken Romane, meine Herren, das iſt unmoraliſch; zahlen Sie uns aber eine Steuer dafon, und es iſt Alles wieder in Ordnung? Bemerkſt Du nicht, daß das alte Jndvigenzenweſen wieder in voller Blüthe ſteht? Sind die Kirchen nicht mit reumüthigen Voltaireanern angefüllt, deren Gebetbuch ein in Marokin gebundenes Exemplar der „Pucelle" iſt? Geh' in die Meſſe, lieber Janin, zum erſtenmal in Deinem Leben, um Dich an deinen Schauſpiel zu erbauen. Sage aber nicht wiedrr, wie in Deinem letzten Feuilleton: Laßt uns weinen, glückliche Sybariten, die wir einſt waren! Das iſt eine anſtößige Sprache, mein lieber Janin, welche die Frömmigkeit des Conſtitutionnel verletzen wird."

— Rettungsmittel bei Schiffbrüchen. Herr George Caſtin in Edinburg hat einen ſehr einfachen Plan zur Erbauung von Rettungsfahrzeugen bei Schiffbrüchen bekannt gemacht. Dieſe Fahrzeuge beſtehen aus einer Art von Flößen, die den Verſchiffen als Zwiſchendecks (Quarterdecks) dienen und von denſelben leicht abgelöſt werden können. Der Erfinder iſt der Meinung, daß ein ſolcher ſchwimmender Deck nicht ſo leicht von den Wellen verſchlungen werde, als das Schiff ſelbſt, und daß er die Menſchen, welche ſich darauf bergen, in die nächſten Buchten führen würde. Zur größeren Sicherheit will er auf dieſen Decks einige waſſerdichte Behälter für Mundvorräthe, ſo wie für Raketen und Leuchtkugeln anbringen laſſen, durch welche letzteren die Schiffbrüchigen den Küſtenbewohnern Signale geben können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Sonnabend den 10. August 1850.

Finnland.

Das alte Helsingfors und Finnlands Handel in der Mitte (des sechzehnten Jahrhunderts.*)

Gerade dreihundert Jahre sind verflossen, seit im Jahre 1550 an der Mündung des Wanda-Baches der Grund zum alten Helsingfors gelegt ward. Das kleine Dorf, welches aus übriggebliebenen, zeigt noch durch seinen altbekannten Namen Sommelstad die ehemalige Eigenschaft und das Aussehen einer Stadt an.

Die Umstände, welche mitwirkten oder unmittelbar die Anlage des alten Helsingfors hervorriefen, sind wenig bekannt, obschon sie mit der historischen Entwickelung der Staatsökonomie und der Handelsinteressen des ganzen Landes in nächstem Zusammenhange stehen. In der Spezialbeschreibung von Helsingfors, welche 1753 und 1787 von dem nachherigen Pfarrer zu St. Michel, Probst H. Forsius, als Dispitationsarbeit herausgegeben wurde,**) ist der „alten Stadt" nur kurz gedacht worden. Gleichwohl gewinnt der Stoff besonders für unsere Zeit ein vermehrtes Interesse dadurch, daß diese verschwundene Stadt gewissermaßen der Ausgangspunkt und Same derjenigen ist, welche jetzt, als Hauptstadt, zugleich die stattlichste und bestbebaute in Finnland ist und dem altern, durch seine Vergangenheit ehrwürdigen, nach der totalen Zerstörung im Jahre 1827 neu erstandenen Åbo in dem bürgerlichen Vorwärtsfortschreiten und der Handelsenergie den Vorrang streitig macht. — Eine blutige Geschichte der hierher gehörigen Ereignisse und Verhandlungen, kurz vor oder bald nach der ersten Anlage der Stadt Helsingfors, wird den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht nicht unbekannt seyn, obschon der Stoff für eben eine Zeitschrift etwas zu alt seyn mag. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche Betrachtung einen Ueberblick über Finnlands staatsökonomischen Zustand vor ungefähr dreihundert Jahren erfordert.***)

Im Jahre 1550 hatte Finnland blos acht Städte, unter welchen jedoch kaum mehr als die zwei ältesten, Åbo und Wiborg, diesen Namen verdienten, die übrigen sechs aber: Borgå, Ulfoby (später Björneborg), Raume, Abendal, Nyslott und Ekhäs, wenig Anderes, als unbedeutende Flecken waren; besonders gilt dies von Nyslott, welches nur einen Anhang zur Festung gleichen Namens bildete, und von Ekhäs, zu welchem etwa zwanzig Jahre vor dieser Zeit der Reichsrath Erik Fleming, der das nahe belegene Schloß Raseborg zum Lehen besaß, den Grund gelegt hatte. König Gustav I., welcher während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung in fast unaufhörliche innere und äußere Fehden verwickelt war, und zu dessen Zeit auch die Kirchenreformation durchdrang, strebte trotz solcher Sorgen mit ungewöhnlicher Kraft und Beharrlichkeit und seltenem Erfolge dem großen Ziele nach, welches er nie aus den Augen verlor und vor seinem Ableben so ziemlich erreichte: nämlich Ordnung zu bringen in des Reiches Verwaltung, vor Allem in die Finanzen, und zugleich dem allgemeinen Wohlstande nach dem großen Verluste, in welchen Schweden theils durch die vielen und blutigen Kriege während der Calmarischen Union, theils durch die Habsucht und die Verödelung der Feudalherrschaft und der katholischen Priester gerathen war, aufzuhelfen. Nach dem Jahre 1543 gelang es dem großen Könige, endlich im Frieden Zeit und Kraft seinen Organisations- und Verbesserungsplänen zu widmen. Und merkwürdig ist es, daß von dieser Zeit an er seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt besonders Finnland zuwandte, was am besten aus der großen und fast bis zu seinem Todesjahre, 1560, anwachsenden Menge Finnland betreffender königlicher Briefe und Verordnungen †) ersichtlich ist. Aber nur während des letzten Theiles seiner Regierungszeit konnte der König von seiner entlegenen Provinz, von deren reichen natürlichen Hülfsquellen für die Zukunft und deren drängenden Mängeln und Bedürfnissen in der Gegenwart nähere Kenntniß erlangen, sie gründlicher studiren, als manchen seiner Nachfolger auf Schwedens Thron.

Zahlreich und weitverzweigt waren die Gegenstände von König Gustav's Sorgen und Regierungsmaßregeln für Finnlands Behörden, und er drang hier, wie in Schweden, in das spezielle Detail des Reichshaushalts ein, so daß man von ihm sagen kann, er verwaltete sein Reich überall mit gleich genauer Aufsicht, wie sonst nur ein einzelner Besitzer sein Privat-Eigenthum. So hatte er nicht blos ein wachsames Auge auf seine Dienstleute und Beamten, unter welchen viele, vom Lagman und Schloßhauptmann bis zum Länsman und Rosvogt hinab, während jener Wirren sich vielen Unfugs gegen den Bauernstand und vielen Unterschleifs bei der Krone gegenüber schuldig gemacht hatten; sondern er ordnete auch die Verwaltung und das Schatzwesen, beförderte den Bergbau, den Ackerbau und den Anbau weiter, noch unbebauter Strecken im Innern des Landes (wie im nördlichen Tawastland, in Österbotten, Savolaks und Karelen) und machte sich so besonders um Handel und Gewerbe verdient. Nach dem Schlusse des Befreiungskrieges und nachdem König Gustav endlich nicht ohne große Schwierigkeiten Lübeck seine Schuld für die Hülfe gegen Christian den Grausamen abzutragen vermocht, schlitterte er mit Entschlossenheit die drückende Handelsherrschaft ab, welche diese mächtige Hansestadt und deren Bundesverwandte bisher über den ganzen skandinavischen Norden ausgeübt hatten, dessen ausländischer Handel ihr Monopol geworden war. Der König bemühte sich um besonders darum, die westlichen europäischen Handelsstaaten, namentlich das eben mächtig aufblühende Holland, zu einem wetteifernden Handel nach Schweden zu bewegen, und während der Berufe mit Danzig, Riga und Reval, die noch zum Hansebund gehörten, von Zeit zu Zeit bedeutende Einschränkungen erhob, suchte er auf der anderen Seite auf alle Weise einen lebhafteren Handel mit Rußland über Wiborg zu Stande zu bringen: ja, da schon die Grenzkreitigkeiten im Jahre 1548 ausgebrochen waren, befahl er durch einen Brief an seinen Befallningsmann in Österbotten, daß deshalb „den russischen Kaufleuten, welche hierher im bottnischen Busen fahren", kein Eintrag geschehe.

Zu Bezug auf die innere Handelspolitik folgte König Gustav Prinzipien, die noch gegenwärtig als bindend gelten. So ward aller „Landhandel" streng verboten, d. h. Privatpersonen durften mit dem Landesvolke in dem flachen Lande, zu der Städte und deren Bürger Nachtheil, nicht irgend welchen Handel mit Kaufmannswaaren oder Tauschhandel gegen Landesprodukte treiben, sondern in entlegenen Gegenden wurde solches unter gewissen Bedingungen erlaubt. Wiederholt klagt der König in Briefen an seine Schloßhauptleute und Vögte in Finnland über die vielen Versehen in dieser Sache, denn nicht selten machten sich die Vögte selbst, die Fiskalmänner, „Polleute" (d. h. Kriegsleute in des Königs Dienst), ja, sogar die Priester, der Uebertretung dieses Gesetzes schuldig. So z. B. schärft er in einem Briefe an Nils Grabbe, derzeit (1539) Statthalter in Wiborg, in Folge eines von Bürgermeister und Rath aufgestellten Klagepunktes, daß die an dem Strande festhalten Priester ihre nach Deutschland und anderwärts gehenden Schiffe besitzen, bemelden ein, er solle sie aufs strengste hierbon abhalten. Auch den Scherrenbauern ward verboten, anderen Orten, als Åbo oder Stockholm, ihre Waaren zuzuführen, was deren wiederholte Klagen und die theilweise bewilligte Ausnahme von der allgemeinen Vorschrift verursachte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die Entwickelung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV.

Nach Augustin Thierry.

(Schluß.)

Im Jahre 1685 befand sich Frankreich vor allen übrigen christlichen Völkern fast schon ein Jahrhundert lang auf der Bahn jener neuen gesellschaftlichen Entwicklung, welche die Kirche vom Staat, die bürgerliche Pflicht von den Gewissens-Angelegenheiten und den Gläubigen vom Bürger trennt. Unter der Herrschaft des Edikts von Nantes, des gesetzlichen Prinzips in Religionssachen, bestand zwischen den Katholiken und Reformirten nicht blos die einfache Duldung, sondern auch die Gleichheit der bürgerlichen Rechte, die Anerkennung und, außer einigen Vorbehalten, die völlige Freiheit ihrer Kulte. Krankreich war hierin dem übrigen, sowohl katholischen, als protestantischen Europa überlegen, eine Ueberlegenheit, die man um den Preis vierzigjähriger trauriger Kämpfe und mit Hülfe eines besseren Sinnes für Recht und Gerechtigkeit errungen hatte. Durch die Widerrufung dieses Edikts, welches bereits in die Gesetzgebung übergegangen war und ungeachtet mancher mehr oder weniger direkten Schmälerungen herrschte, versiel das Land in einen Zustand der Gewaltthätigkeit und des Widerspruches, der, um es kurz zu sagen, mit dem bürgerlichen Tode der Protestanten endete. Von diesem Standpunkte aus muß der Geschichtschreiber jene Autoritätsakte beurtheilen, welche für Ludwig XIV., wenn nicht ein Verbrechen, so doch wenigstens der größte Fehler war. Von

*) Nach Finl. allm. Tidn. 1850. Nr. 32 — 36.

**) Der erste Theil erschien lateinisch und findet sich übersetzt sammt dem nachstehenden in der Zeitschr. Suomi. 1842. H. 3, 5.

***) Ein großer Theil der hier angeführten Thatsachen und königlichen Briefe gründet sich auf noch ungedruckte Abhandlungen in schwedischen Archiven (Vgl. Reichsarchiv in Stockholm und gräfl. Brahesches im Schloß Visingsö; ein anderer Theil ist enthalten in Arnoldssons „Handlingar till upplysn. af Finlands" (Wiborg. D. 2—3) abgedruckt worden.

†) Die noch jetzt in der sogen. Reichsregistratur aufbewahrt werden.

Digitized by Google

diesem Standpunkte aus können weder die Ihren, noch die Maßnahmen der übrigen Staaten Europa's in Sachen der bürgerlichen Duldung dem Benehmen des Königs von Frankreich zur Entschuldigung dienen; in Frankreich stand das öffentliche Recht schon fast seit einem Jahrhundert über den Ihren der Zeit, Was die Reaction des Katholicismus im Innern betrifft, so kann man sich Ihrer nicht mehr als Mittel zur Rechtfertigung bedienen; denn sie war nicht ihrer, und zwei große Minister hatten ihr dreißig Jahre lang zu widerstehen gewußt; obgleich alle Bethe Männer der Kirche waren, so hüteten sie sich doch stets in den vom öffentlichen Vertrauen und von der Staatsweisheit gebotenen Schranken. Ludwig XIV. hatte volle Freiheit, eben so wie sie, zu denken und zu handeln; unter ihm kösten die Protestanten keineswegs eine größere Furcht ein, und der Druck der katholischen Unduldsamkeit wurde nicht beschwerlicher. Es hing nur von ihm ab, die Sachen gehen zu lassen, wie sie bei seinem Regierungsantritt gingen, sich nicht den falschen Vorstellungen, die man, um ihm zu gefallen, in ihm erweckte, gefangen zu geben, nicht wider sein besseres Wollen ein grausamer Verfolger zu werden und nicht endlich auf dem Todbette dem Frankreich des 18ten Jahrhunderts einen ganzen Proscriptions-Kodex zu hinterlassen, der noch viel gehässiger war, als ihn das Frankreich des 16ten Jahrhunderts erlebt hatte.

Die große, damals noch nicht erkannte Thatsache, welche die ganze Regierung Ludwig's XIV. beherrscht, ist die, daß unter dieser Regierung, als dem Schlußpunkte der Bewegung Frankreichs nach der monarchischen Einheit, die von dem Könige persönlich ausgeübte absolute Macht in Verfall geräth, und zwar zum Nutzen der wahren nationalen Interessen, unter der besonderen Berücksichtigung des Umstandes, daß kurz vorher dieselbe Macht in den Händen eines Premierministers gelegen. Richelieu und nach ihm Mazarin hatten, indem sie wie Diktatoren einer Republik regierten, so zu sagen, ihre Persönlichkeit in der Ihre und in dem Dienste des Staates aufgehen lassen. Indem sie nur die faktische Autorität besaßen, hatten sie sich Beide als gegen den Souverain und vor der Stimme des Landes verantwortliche Mandatare benommen, während sich Ludwig XIV., welcher das Recht und die That in sich vereinigte, jeder ihm äußerlichen Vorsicht enthoben hielt und keine andere Verantwortlichkeit, als die vor seinem eigenen Gewissen statuirte. Es war dies jene Ueberzeugung von seiner Allmacht, eine naive und aufrichtige, jede Bescheidenheit und jeden Gewissenszweifel ausschließende Ueberzeugung, welche ihn Schlag auf Schlag das von Heinrich IV. gegründete Doppelsystem umstoßen ließ, d. h. die religiöse Freiheit nach innen und das nationale Uebergewicht nach außen, indem er auf einem großherzigen Schutz der Unabhängigkeit der Staaten und der europäischen Civilisation beruhte.

Bei dem persönlichen Regierungsantritt Ludwig's XIV. hatte die französische Politik schon länger als funfzig Jahre ihre Aufgabe in Europa verfolgt, und zwar mit voller Unparteilichkeit in Bezug auf die verschiedenen christlichen Bekenntnisse und auf die mannigfachen Regierungsformen und inneren Revolutionen der Staaten. Obgleich Frankreich dem katholischen und monarchischen Prinzip huldigte, so waren seine Hauptverbündeten dennoch die protestantischen Staaten Deutschlands und das republikanische Holland; es hatte selbst mit dem königsmörderischen England Freundschaft geschlossen. Kein anderes Interesse, als das der richtig aufgefaßten Entwickelung der nationalen Macht, mog im Rathe vor und leitete die äußere Thätigkeit der Regierung; aber mit Ludwig XIV. änderte sich Alles, und besondere Interessen, hervorgegangen aus der königlichen Persönlichkeit, aus dem Prinzip der Erbmonarchie oder aus dem der Staatsreligion, traten dazwischen, um bald das Uebergewicht zu gewinnen. Hieraus resultirt die Umstoßung des Systemes des europäischen Gleichgewichts, welches man eigentlich das französische System hätte nennen können, und das Streben nach der Universalmonarchie, wonach schon den Kaisern Karl V. und Philipp II. in neuerer Zeit wieder gelüstet hatte. Hieraus ging eine Reihe von Unternehmungen, die der Politik des Landes direkt zuwiderliefen, hervor, z. B. der Krieg gegen Holland, die eifrigen Bewerbungen in Bezug auf die Kaiserkrone, der Schutz, welchen man Jakob II. und der englischen Contre-Revolution angedeihen ließ, die Annahme des Thrones von Spanien für einen französischen Prinzen unter gleichzeitiger Bewahrung seiner Anrechte auf die Krone der Heimatlandes. Diese Ursachen von Unglücksfällen, unter denen das Reich erliegen mußte, entsprangen alle aus dem von der Nation freudig begrüßten und dem Geist seiner Tendenzen entsprechenden Ereignis, welches, nachdem das Königthum unter zwei Ministern seine höchste Stufe der Macht erstiegen hatte, schlüssig unmittelbar den Händen eines Fürsten übergab, der, mit glänzenden und tüchtigen Eigenschaften ausgestattet, der Gegenstand enthusiastischer Liebe und gerechter Bewunderung war.

Alle die Regierung, welche unter solchen Auspizien den aufsteigenden Gang des französischen Monarchie krönen sollte, die ungeheure Erwartung, die sich bei ihrem Beginn geltend machte, gründlich getäuscht und man gesehen hatte, wie sich inmitten unfruchtbarer Siege und täglich wachsender Unfälle der Fortschritt auf allen Gebieten der Staatsökonomie in Stillstand und Rückschritt verwandelte, wie die Finanzen, die Industrie und der Ackerbau zugrundegingen, wie sich alle Kräfte des Landes erschöpften, wie alle Stände der Nation verarmten, und das schreckliche Elend des Volkes zu Tage kam, da bemächtigte sich aller Gemüther ein bitterer Ueberdruß und nahm die Stelle des enthusiastischen Vertrauens und der Liebe ein. Was steckte hinter diesem großen und schmerzlichen Irrthum, dessen Spur sich allen gleichzeitigen Dokumenten so deutlich aufgeprägt zeigt? Es war nicht blos schlechtweg die durch einen Menschen getäuschte menschliche Hoffnung, es war die entschiedende Prüfung einer durch die Arbeit von Jahrhunderten vorbereiteten Staatsform, an deren Vortheil jede Garantie der politischen Freiheit zerstört oder beseitigt worden war, und deren Vortheil die große Masse der Nation, als ob er in ihrem eigenen Interesse geschehe, auf jede Weise begünstigt hatte. Daß die französische Gesellschaft ein Bewußtseyn von der Natur und der Tiefe der jetzt erst im Vorspiel beginnenden Krisis hatte, daß sie Dinge fühlte, welche die früheren Geschichter nur durch die Folge der Thatsachen und durch die Lehre der Geschichte begriffen haben, das will ich hiermit keineswegs behaupten. Welche Bedeutung auch der seltsame Kontrast zwischen den ersten und letzten Regierungsjahren Ludwig's XIV. damals für diejenigen hatte, welche darunter litten, so entsprach derselbe doch niemals jenen feierlichen Momente im Leben der Nationen, wo eine große, in ihren Ergebnissen erschöpfte soziale Bewegung stillsteht und wo eine andere Bewegung beginnt, welche, mehr oder weniger heimlich, mehr oder weniger schnell den öffentlichen Geist ergreift, um ihn umzubilden und mit unwiderstehlicher Macht einer unbekannten Zukunft entgegenzuführen.

Nachdem Frankreich mit einer unerschrockenen Logik alle seine alten Institutionen der Vergrößerung einer einzigen geopfert, nachdem es die Unabhängigkeit der Stände und der Territorien, die Rechte der Provinzen und der Städte, die Macht der Etats-généraux und die politische Kontrole des Parlaments hatte zu Boden treten lassen und auf dem Gipfelpunkte dieser langen Umwälzung angelangt war, schaute es der monarchischen Einheit ins Angesicht, aber einer, so zu sagen, ganz persönlichen Einheit, von der die Ihre der Nation, als einer Körperschaft, in der Theorie selbst ausgeschlossen war. So endete das seit dem zwölften Jahrhundert begonnene und seinem Ziele unverwandt zustrebende Werk in einer Herrschaft, die in solcher Form weder mit der Vernunft, noch mit dem Patriotismus verträglich war, in einem Zustande, welcher, weit davon entfernt, den Gang des Fortschritts in der Politik zu fixiren, nur ein Haltpunkt, ein Ausgangspunkt zum Weiterschreiten, der Beginn für neue Anstrengungen war. Diese neue Arbeit der öffentlichen Meinung und des öffentlichen Willens sollte fernerhin weder darauf hinauslaufen, Ruinen aufzubessern, noch darauf, an die absolute Einheit des Staates, als eines freien Ergebnisses unserer sozialen Instinkte, Hand anzulegen, sondern sie sollte ihm in gewissem Sinne, statt des königlichen Siegels, den wahrhaft nationalen Charakter aufprägen und dahin wirken, daß seine erweiterte Idee alle Rechte des Menschen und des Bürgers in sich begreife, am selbige wahrhaft sicher zu stellen. Dies war das ewig denkwürdige Werk des Jahrhunderts, dessen funfzehntes Jahr die Regierung Ludwig's XIV. schloß, ein Werk, bei welchem der Gegenstand weniger einfach und die Rollen weit mehr vertheilt und gemischt waren, als bei den früheren, und das eine Summasse von tappenden Versuchen aufwies, bis zu jenem Tage, wo sich alle Wege einstein durch das Uebergehen der beiden ersten Stände in den Dienst der dritten und das Emporkommen eines souverainen und unverletzlichen National-versammlung.

An diesem Punkte dieselbe bleibt die Geschichte des dritten Standes in Frankreich stehen; hier verschwindet sein Name, hier endet seine Besonder-Existenz. In dieser letzten Periode wird man anfangs wenig Bewegung sehen; die alten politischen Gewohnheiten bestehen fort, während sich ein neuer Geist der Gemüther zu bemächtigen beginnt; sodann geht die in den Gedanken begonnene Arbeit in die Thatsachen über; es werden von der obersten Gewalt mehr oder weniger umfangreiche Reformversuche in edler Absicht, aber ohne Nutzen unternommen, und aus ihrer klar zu Tage liegenden Ohnmacht entspringt das erste Selbstfühlen des Volkes, welches endlich auf der Versammlung der Etats-généraux die Revolution von 1789 hervorgehen ließ. Diese Einsetzung und Einweihung einer auf die Prinzipien des Vernunftrechtes allein begründeten Gesellschaft fand erst statt, als die große Masse der Nation in tiefster Tiefe die Nichtigkeit einer bloßen Restauration des historischen Rechte gefühlt hatte. Die reine Vernunft und die Geschichte waren gleichsam die beiden verschiedenen Quellen, aus denen von urher die Neues gestaltende, öffentliche, allgemeine Meinung schöpfte; sie schöpfte immer mehr und mehr aus der ersteren und immer weniger und weniger aus der zweiten. Auf der einen Seite wird der Strom immer leichter und matter; auf der anderen schwillt er ohne Unterlaß an, wird von dem doppelten Impuls der Logik und der Hoffnung vorwärtsgetrieben und reißt zuletzt Alles in seinen Lauf hinein.

Da die alten Rechte nichts Anderes waren, als die alten Peivilegien, so konnte ihre Gesammtrestauration, unter dem Namen der Freiheit, nur für die beiden ersten Stände ein Gegenstand ernster Wünsche seyn; der dritte Stand hatte, trotz seiner alten Municipal-Freiheiten, die ihn eben nicht sonderlich mehr in Ehren setzten, nicht den geringsten Grund, sich nach der Vergangenheit zurückzusehnen, mußte vielmehr Alles von der Zukunft erwarten. Daher war er auch in der letzten Periode seiner politischen Rolle der große Herd, der unermüdliche Geschäftsführer des neuen Geistes, der Ihren sozialer Gerechtigkeit, gleicher Freiheit für Alle und bürgerlicher Beiderlichkeit. Es will viel nicht sagen, daß diese in seiner Unabhängigkeit den bäuerischen Gebräuchen und Interessen überlegene Geist, der sich allmälig, das Parte mildernd und das Gebräuchte erweiternd, unter der Form der Sitte einschlich, jenen Klassen fremd bleiben sollte, deren ausschließliche, theilweise schon gesetzene Rechte für das Heil Aller zum Untergange verdammt waren. Wenn der nicht privilegirte Stand auch schon durch seine Instinkte und Interessen selbst in naturgemäßer Weise zu derlei Bestrebungen hinneigte, so war er doch nicht der alleinige Träger derselben. Aller Orten, wo sich erhabene Serien und edle Herzen zusammenfanden, gab es Nahrung für das, was man den modernen liberalen Gedanken nennen kann; die Stimme der öffentlichen Meinung, welche im Jahre 1789 Alles erneute, hatte ihre glänzenden und aufrichtigen Organe auch unter dem Adel und unter der Geistlichkeit. Und seltsamerweise, am Hofe Ludwig's XIV. selbst, im Kreise seines Enkelsohnes und der großen Herren, entstand aus der lebendigen Sympathie für die Leiden des Volkes der erste politische Reactionsversuch gegen das drückende Dogma und die nothwendigen Uebel der unumschränkten Monarchie.

Man weiß, daß ein Schriftsteller von Genie, ein bewunderungswerther

Prälat und ein glühender Philanthrop, Fenelon, die Seele dieser Pläne war, deren Keime er als Lehrer des Thronfolgers fünf Jahre lang in das Herz seines Zöglings gelegt hatte. Der von ihm entworfene und von dem künftigen Nachfolger Ludwig's XIV. mit Begeisterung gefaßte Regierungsplan zeigte eine seltsame Mischung aristokratischen Geistes und warmer Liebe für die Volks-Interessen. Dieser so berühmt gewordene Plan ging aus der unumwundenen und hochherzigen Erkenntniß der damaligen Mißbräuche und Uebelstände hervor; leider aber litt er an dem großen Fehler, diese Mißbräuche durch Mittel heilen zu wollen, welche noch schlimmer waren, als das Uebel selbst. Er zerstörte die ganze administrative Centralisation, schaffte die Intendanten der Provinzen ab und setzte Rathskollegien an die Stelle der Minister.*) Indem er dem Königthum seinen modernen Charakter entzog, machte er aus demselben, statt des lebendigen Bildes, der thatsächlichen Personifikation des Staates, ein todtes Privilegium, welches nur die Spitze einer Hierarchie von Privilegien seyn und sich, schirmend, auf diese stützen sollte. Dies hieß nichts Anderes, als, um den Gebrechen der absoluten Monarchie zu entgehen, zur feudalen Monarchie zurückzukehren und das Werk von Jahrhunderten zu zerstören, statt es zu vervollkommnen. Neben den zu einer regelmäßigen Institution erhobenen Kleru-généraux sollten besondere ständische Versammlungen eingeführt werden, und zwar wenigstens zwanzig an der Zahl nach einer neuen Eintheilung der Provinzen, und außer diesen noch Kantonal-Tagsatzungen für die Bestimmung und Vertheilung der Steuern und Abgaben. Nichtsdestoweniger wurde durch diese vorgeblich freie Verfassung die Trennung der Stände noch tiefer, ja, es wurden durch sie noch neue Klassenunterschiede geschaffen: die Geistlichkeit erlangte wichtige Unabhängigkeit von der weltlichen Gerichtsbarkeit; der hohe Adel politische Vorrechte; der niedere Adel vorzugsweisen Zutritt zu allen Aemtern, die Wiederherstellung der sogenannten Juges d'épée bei den Landvogteien und ihre Einführung in die Parlamente; der dritte Stand endlich die Verminderung oder Unterdrückung der Pflichten, welche seit ältester Zeit auf ihn gewälzt worden waren. Hiermit stehen andere Bestimmungen dieses Planes wieder im seltsamsten und grellsten Widerspruch, indem sie die Ideen einer viel späteren Entwickelung antizipiren: die Abgabenzahlung, heißt es, soll sich unter allen ihren Formen auf alle Klassen der Nation ausdehnen; es giebt in dieser Hinsicht weder Privilegien mehr für die beiden ersten Stände, noch Placereien für das Volk durch die Aufdrehung der Steuerpächter.

Trotz der freien Grundsätze, zu denen sich der Herzog von Burgund und seine Freunde bekannten und für deren treuen und vorurtheilfreien Ausdruck sie ihr Werk hielten, hatte diese traurige Zusammenkittung sich widersprechender Bestandtheile, welche auf der einen Seite eine soziale Philanthropie anstrebte, auf der anderen die Rechts- und Standes-Unterscheidung nach der Geburt beibehielt oder gar noch bevorzugte, welche den Adel von seinem politischen Verfall erhob und die durch die Zeit gewordene Stellung des dritten Standes noch erniedrigte, hatte, sagen wir, diese anti-logische und anti-hilfreiche Verfassung nicht die geringste Aussicht, jemals populär zu werden, wenn sie aus dem Reich der Träume in das der Wirklichkeit übergegangen wäre. Die Monarchie in Frankreich mußte, sobald sie einmal aufhörte, absolut zu seyn, administrativ bleiben; die Freiheit mußte sich in Frankreich nicht auf eine noch schärfere Trennung, sondern auf eine Verschmelzung der Stände, nicht auf eine Verdrängung, sondern auf eine fortwährende Erhebung der bürgerlichen Klassen gründen. Der Tod des kaum dreijährigen Dauphins (1712) bereitete diese Pläne und die Hoffnungen, welche sich an seine Regierung knüpften. Ludwig XIV. kannte die im Geheimen mit Fremden ausgearbeiteten Pläne seines Enkelsohnes nur ganz oberflächlich.**) Er wünschte sich Glück zu dem ernsten Geiste und den trefflichen Eigenschaften des jungen Prinzen, die Freunde desselben jedoch waren ihm ein Gegenstand des Mißtrauens und des Widerwillens, und zwar eben so sehr in Folge seines feinen und richtigen Sinnes, als seiner despotischen Gelüste. Wenn er in sich selbst ein überschwängliches Vertrauen setzte, so glaubte er sich an die Weisheit seiner Vorgänger, an die weitheilvolle Wiesenkraft und Thatkraft der von ihnen empfangenen Einen und konzentrirten Macht, welche er allerdings mißbrauchte, die er jedoch in demselben Sinne, wie sie, weiter entwickelte. Inmitten der Pracht seines Hofes verstand er es, in seiner Weise zu vermitteln und auszugleichen; für ihn besaß das Verdienst höhere Rechtsansprüche, als die Geburt; er öffnete kühn strebenden Männern der niederen Stände weite Aussichten; überall trat er nicht trennend, sondern einigend auf. Er arbeitete aus allen Kräften daran, die politische Einheit des Landes vollständig zum Abschluß zu bringen, und ohne es zu wissen, bereitete er von fern das Emporkommen der großen Einen und souverainen Gemeinschaft der Nation vor.

Der Art war die Politik Ludwig's XIV., trotz ihrer nur allzu offenkundigen Fehler, weit einsichtsvoller und der Zukunft weit zweckmäßiger, als die liberalen Schwärmereien der Reformatoren seiner Zeit; er begriff die Aufgabe, welche ihm seine Vorgänger hinterließen, vollständig und erfüllte sie treu und nach Kräften. Mag man ihm den Namen „des Großen", den ihm eine mit Schmeichelei gemischte Bewunderung zuerkannte, bewilligen oder versagen, so kann man sich doch unmöglich des mächtigen Eindruckes erwehren, welchen diese ruhige und stolze, ernste und milde, aufmerksame und überlegte, durch und durch majestätische Königsgestalt in der Geschichte hervorbringt. Ja, man möchte sogar oft des strengen Tadels, den die Unparteilichkeit erheischt, vergessen, und zwar besonders in jenen Zeiten der Regierung, wo das Reich seine Kraft und sein Glück verloren, wo der ehemals ruhmbedeckte Monarch nur noch von dem Kampfe gegen das Unglück Lordeern erfochten konnte; denn damals, als er an allen Gränzen von dem verbündeten Europa besiegt worden, setzte er den Kampf mit einer unerschütterlichen Bedeutlichkeit fort, opferte seinen ganzen Stolz und war bereit, sein Leben für die nationale Unabhängigkeit aufs Spiel zu setzen. Wie standhaft sah er nicht auch seinen Sohn und seine Enkel ins Grab steigen und mit welcher, von aller Ostentation freien Seelenstärke gab er nicht selbst seinen Geist auf!

Nord-Amerika.

General Taylor.

Das plötzliche Ableben dieses ausgezeichneten Mannes, welches eine ganze Nation in Trauer versetzt, hat auch in Europa allgemeine Theilnahme erregt. Wir glauben daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen eine kurze Skizze seiner ruhmvollen Laufbahn vorlegen, die von der Daily News nach amerikanischen Quellen mitgetheilt wird.

Zachary Taylor ward im Staate Virginien (Orange-County) am 24. November 1786 geboren. Einige Monate nach seiner Geburt wanderte sein Vater, Oberst Richard Taylor, der sich im Revolutionskriege ausgezeichnet hatte, mit seiner Familie nach Kentucky aus. Er war einer der ersten Ansiedler oder „Pioniere", die sich dort niederließen. Kaum zehn Jahre waren verflossen, seitdem die erste Baumstammhütte eines Weißen in den unermeßlichen Gebiete, das sich zwischen der westlichen Gränze Virginiens und dem fernen Mississippi ausdehnt, errichtet wurde. Zur Zeit der Ankunft des Obersten Taylor mußte der unternehmende Ansiedler noch mit seiner Büchse in der Hand um den Besitz des Bodens mit den Indianern und den Raubthieren der Wälde kämpfen. Das Gründeln war eine harte, aber nützliche Schule für den künftigen Krieger. Die Gefahren, denen die Kolonisten beständig ausgesetzt waren, gaben ihnen Selbstvertrauen, schnelle Entschlossenheit in schwierigen Lagen und jene furchtlose Kühnheit, die so viel zum Erfolg beiträgt. Der künftige Präsident half als Knabe seinem Vater bei den Feldarbeiten, indem er sich gewöhnte, weder Hitze noch Kälte zu scheuen, und durch rastiose Thätigkeit bei einfacher Kost seinen Körper zur Ertragung der Beschwerden fähig machte, die ihm auf der rauhen Bahn des Krieges bevorstanden. Während der Wintermonate besuchte er die Schule, mochte sie in auch noch so weiter Entfernung von der Wohnung seiner Aeltern gelegen seyn, um im Sommer sich wieder dem Landbau zu widmen. Er hatte noch nicht das Mannesalter erreicht, als einige Unruhen in den westlichen Staaten die Integrität der Union zu bedrohen schienen, und er eilte, voll Eifer, sich in ein Truppencorps aufnehmen zu lassen, das zu dem Zweck errichtet wurde, dergleichen Bestrebungen entgegenzuwirken. Die Aufregung, welche diese Umtriebe hervorgerufen hatten, hörte bald wieder auf, und der Jüngling kehrte zu seinen ländlichen Beschäftigungen zurück, nachdem ihn jedoch dieses kriegerische Intermezzo in seiner Neigung, dem Vaterlande mit den Waffen zu dienen, bestärkt hatte. Ein älterer Bruder, der als Lieutenant bei der Armee angestellt war, starb bald darauf, und Zachary erhielt durch den Einfluß seines Verwandten James Madison bei dem Präsidenten Jefferson die vakante Stelle am 3. Mai 1808.

Sobald der junge Taylor in den Dienst seines Vaterlandes getreten war, machte er ihn zum Hauptzweck seines Lebens und fand bald Gelegenheit, durch seine Bethätigung des Zoels Harrison gegen bedeutende Uebermacht die Gränze vor den Verheerungen der Indianer zu schützen. Diese erste Heldenthat war die Grundlage, auf welcher das Gebäude seines Ruhms während eines Zeitraums von mehr als vierzig Jahren emporstieg, bis seine glücklichen Feldzüge in Mexiko — Feldzüge, welche die Einverleibung Kalifornien's und Neu-Mexiko's in die Vereinigten Staaten zur Folge hatten — seinen Namen über alle Theile der Welt verbreiteten. In dem Kriege mit England verthejdigte er einen halbfertigen militärischen Posten gegen eine weit überlegene Schaar von Indianern und trieb sie mit einer Handvoll Leute in die Flucht. Hierauf folgten die beschwerlichen Feldzüge im nordwestlichen Terreitorium, dann die langen und hartnäckigen Kämpfe in Florida und endlich die Eroberung der stark befestigten und durch ein zahlreiches Truppencorps vertheidigten Stadt Monterey und die Niederlage einer Kriegsmacht von 25,000 Mann unter Santana, welche Taylor mit einer Armee von 4000 Freiwilligen, die nie zuvor im Feuer waren, und nur 300 regulären Truppen vollbrachte. Während des ganzen mexikanischen Krieges zeichnete er sich durch die Fürsorge, die er für seine Soldaten trug, die Unerschrockenheit, mit der er sich der Gefahr aussetzte, und seinen Wunsch, den Frieden als den besten Lohn aller kriegerischer Anstrengungen zu erringen, in der gänstigsten Weise aus.

Es werden aus dieser Periode seines Lebens manche interessante Einzelnheiten ergählt. Von seiner Persönlichkeit giebt folgende Schilderung ein Bild. Die Scene ist eine Durchfuhrt, die sich einem Berg in der Nähe von Monterey Moralez hinunterschlängelt; die Kolonne Infanterie, die auf dem Marsche begriffen ist, macht Halt, um eine Schwadron Reiter vorbeizulassen. Selbst Ihr an der Spitze jenen ältlichen Herrn von einfachem Aeußern, auf einem braunen Pferde sitzend, den Kopf mit einem mexikanischen Sombrero (Strohhut mit breiter Krempe) bedeckt, und mit einem weiten olivenfarbenen Ueberrock, grauen Pantalons, wollenen Socken und Schuhen bekleidet? Unter seinem Ueberrock erblickt man die Scheide eines Degens; er hat das Auge einer Fal-

*) Diese Verwaltungsmethode wurde später unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans versucht, und zwar mit traurigen Erfolgen.

**) Noch dem Tode des Herzogs von Burgund ließ sich der König eine mit den geheimen Papieren des Verstorbenen gefüllte Cassette bringen. Die Papiere wurden verbrannt. Er gab dieser Thatsache nicht, wie man glaubte, aus Widerwillen oder aus einer gewissen Furchtsamkeit, sondern in Folge einer List des Herzogs von Beauvillier, welcher ihn mit Vorlesung unintereffanter Aufzeichnungen langweilte, um ihm das Vergnügen zu verleiden. Eine andere Cassette, welche die Verhandlungen des Prinzen mit seinen Freunden enthielt, wurde von Letzteren gerettet. Man sehe die Memoiren von Saint-Simon, Zd. XII., S. 367.

ken, und jeder Zug seines Geſichts drückt Ehrlichkeit und einen ruhigen, entſchloſſenen Sinn aus. Dieſer einfach ausſehende Herr iſt General Zachary Taylor, der mit ſeiner militäriſchen Familie und einer Escadron Dragoner als Bedeckung ſich auf ſeinem Wege nach der Fronte befindet. Einige Knebdoten über ihn werden dazu dienen, den Charakter des Mannes darzuſtellen.

Nach der Capitulation von Monterey bemühten ſich die Officieren, den General Taylor zu bewegen, ſein Lager von San-Domingo nach der Plaza zu verlegen und daſelbſt ſein Hauptquartier aufzuſchlagen. Mehrere öffentliche Gebäude wurden unterſucht und paſſend gefunden. Man bedeutete dem General ſo lange mit Bitten, bis er endlich einwilligte, nach der Stadt zu ziehen, indem er zugleich folgende Inſtruction ertheilte: „Suchen Sie eine angenehme Lage aus — ein Haus, das von einem Garten mit dicht belaubten Bäumen umgeben iſt; ſchlagen Sie ein Zelt unter den Bäumen auf, das mir zur Wohnung dienen wird, und Sie (der Stab und die anderen Officiere ſeiner Suite) können das Haus beziehen.“ Es iſt unnöthig, hinzuzufügen, daß von der Verlegung des Hauptquartiers nach der Stadt Monterey nicht weiter die Rede war.

Während eines heftigen Gefechts, als es dem Feinde gelungen war, den linken Flügel ſeiner kleinen Armee zu umgehen und eine anſcheinend vortheilhafte Stellung im Rücken ihrer Einie am Fuße eines Berges zu gewinnen, wodurch eine Unthellung der amerikaniſchen Truppen gezwungen ward, ſah in größter Eil vor der Uebermacht zurückzuziehen, und das Schickſal des Tages in der That ſehr problematiſch ſchien, eilte ein höherer Officier zum General Taylor heran, meldete den von dem Feinde errungenen Vortheil und drückte zugleich ſeine Beſürchtungen über den Ausgang der Schlacht aus. Taylor's Antwort war charakteriſtiſch. „Herr“, ſagte er, „ſo lange wir dreißig Muskotiere haben, können wir nicht geſchlagen werden. Wenn die Truppen, die ihre Stellung verlaſſen haben, geſammelt und wieder in den Kampf geführt worden ſind, werde ich dreitauſend Feinde gefangennehmen. Hätte ich die Diſpoſition über das feindliche Heer, ſo würde ich es gerade dahin ſtellen, wo es jetzt ſteht.“ Der Officier kehrte leichteren Herzens zu ſeinem Kommando zurück, mit der Ueberzeugung, daß die Schlacht, trotz allen Anſcheins, gewonnen ſey.

Kurz vor dem Siege von Buenavista begegnete ein Trupp von zwanzig rüſtigen jungen Leuten, die von Saltillo kamen, dem General Taylor bei ſeinem Lager an dem „Wallnußhain“. „Woher kommt Ihr?“ fragte der alte Feldherr den Vordermann der kleinen Schaar. „Gradeswegs aus Saltillo, General!“ war die Antwort, in einem ſo vertraulichen Tone, wie ihn ein Lieblingsſohn gegen ſeinen Vater gebrauchen würde. „Nun, nun“, ſagte der General, der Jünglinge mit Beſorgniß anſehend, „Ihr müßt vorſichtig ſeyn, Kinder, und Euch nicht mit ſo weniger Mannſchaft auf die Landſtraße wagen. Ihr werdet einmal abgefangen werden; es iſt ſehr unvorſichtig, ſo zu handeln.“ Denſelben Abend ging General Taylor mit ſeinem Stab, in Allem aus ſieben Perſonen beſtehend, ohne weitere Eskorte nach Saltillo ab.

Als Probe ſeiner Humanität wird von Taylor berichtet, daß, ehe er das Schlachtfeld von Buenavista verließ, er mehr als vierzig Maultiertreibungen Lebensmittel aus ſeinem Lager nach Incarnacion zu ſenden befahl, um zur Verpflegung der verwundeten Mexikaner zu dienen, welche dort im Hoſpital lagen und vor Hunger ſtarben.

Am Vorabend jener entſcheidenden Schlacht hatte der General einen Kriegsrath ſeiner Officiere entboten, um ihre Meinung in Bezug auf den nahen Kampf zu vernehmen. Es zeigte ſich unter den Anweſenden große Unſchlüſſigkeit, Einwendungen mancherlei Art wurden erhoben, die unerwartete Uebermacht des Feindes in bedenklichem Lichte dargeſtellt und ſogar der Vorſchlag gemacht, daß die amerikaniſche Armee eine „rückgängige Bewegung“ vornehmen ſolle. „Sind Sie Alle fertig, meine Herren?“ fragte endlich der General. Keiner hatte noch etwas zu ſagen. „Dann, meine Herren“, ſprach Taylor ſehr ruhig, „will ich dieſe Verſammlung bis morgen nach der Schlacht vertagen.“ — „Gut!“ war die einſtimmige Antwort; der Kriegsrath ging aus einander, und am folgenden Tage ward die Schlacht geſchlagen und gewonnen.

Nach ſeiner ſiegreichen Rückkehr aus Mexiko ſtellten ihn ſeine Freunde als Kandidaten für die Präſidentenwürde auf. Anfangs geſchah dies gegen ſeinen Willen, als er ſich aber dazu verſtand, in die Schranken zu treten, gewann ſein gerades, ehrenhaftes Benehmen ihm ſogleich viele Anhänger. Seine beiden Mitbewerber waren General Caß und Martin Van Buren, aber der eigentliche Wahlkampf fand zwiſchen Taylor und Caß ſtatt und wurde im November 1848 zu Gunſten des Erſteren entſchieden. Seine Amtsführung begann mit dem 4. März 1849; ſchon vorher hatte er jedoch die Politik, die er zu befolgen gedachte, in einer Rede auseinandergeſetzt, welche die Achtung für ſeinen geſunden Verſtand noch vermehrte. „Wenn man mich zum Präſidenten ernennen ſollte“, ſagte er, „werde ich nur ſolche Männer zu Aemtern befördern, die ſich durch Redlichkeit und Fähigkeit auszeichnen. Ich werde Keinen von ſeinem Amte entlaſſen, weil er gegen mich geſtimmt hat, denn das iſt das Vorrecht eines freien Mannes; wer ſich aber in den Wahlen unerlaubter Mittel bedient, ſoll ohne Schonung beſtraft werden, er möge Freund oder Feind ſeyn. Die Poſten, welche die Regierung zu vergeben hat, müſſen durch Männer von allen Parteien beſetzt, im Miniſterium alle Intereſſen und alle Sectionen des Landes vertreten werden. Ich habe mich offen für einen Whig erklärt, allein ich glaube nicht, daß diejenigen, welche für mich ſtimmten, einen blinden Parteichef zum Präſidenten wünſchen, und ich werde mich daher bemühen, ein Präſident der ganzen Nation zu ſeyn. Was das neu eroberte Gebiet anlangt, ſo iſt es jetzt frei, und man kann die Sklaverei dort nicht einführen, ohne durch ein vom Kongreß erlaſſenes Geſetz dazu autoriſirt zu werden. Ich glaube nicht, daß ein ſolches Geſetz je durchgehen wird. Ich war gegen die Erwerbung dieſes Gebietes, eben ſo wie ich gegen die Annexation von Texas geweſen bin. Ich habe den Krieg mißbilligt, denn obgleich ein Soldat von Profeſſion, bin ich ein Mann des Friedens.“

Sein nachheriges Betragen beſtätigte den vortheilhaften Eindruck, der durch ſein erſtes Auftreten hervorgebracht worden, und alle Parteien beklagen jetzt das frühzeitige Ende eines Mannes, der ſich eben ſo ſehr im Felde, als feſt und gemäßigt im Präſidentenſtuhl bewährt hat.

Mannigfaltiges.

— Gyrowetz. Schon einmal iſt von und im Magazin (1848, Nr. 30.*) die unbipſomatiſche Weiſe gerügt worden, in welcher geſchichtliche Angaben hingeſtellt, ohne Prüfung hingenommen, von Buch zu Buch fortgeſchrieben werden. Namentlich iſt dies der Fall in Betreff biographiſcher, chronologiſcher, ſelbſt in Betreff ſtatiſtiſcher Notizen. Derglichen leichtfertigkeit hat des Berichtens und des auf Treu und Glauben Hinnehmens führt in der Regel ſpäterhin, wenn nicht verdrüßliche Konflikte, doch Widerſpruch, Mißtrauen, Anſtoßerheit herbei und macht zuletzt bei Divergenz der Angaben oft ſehr mühſames Nachforſchen zu Ermittelung der Wahrheit nöthig. Wie geringfügig Manchem auch die folgende Ausſtellung in Sachen der Nekrologie ſcheinen mag, in den Augen Anderer, d. h. der Kenner und Freunde eines ehedem ſo beliebten Komponiſten, als det zuletzt Betheiligten, wird ſie wohl des Aufſehens werth ſeyn und iſt wenigſtens ein neuerer Beleg zu dem Geſagten. Im Nr. 87 d. J. berichtete die „Augsburger Allg. Zeitung“, „vor wenig Tagen“ ſey der Neſtor der öſterreichiſchen und vielleicht der zeit lebenden Komponiſten, Adalbert Gyrowetz, zu Wien im Alter von achtundachtzig Jahren verſtorben. Damit übereinſtimmend, ſetzt das Gerodorffſche Repertorium (1850, Heft 11) dieſen Todesfall auf den 19. März. Aber die Augsburgerin hatte bereits im Jahre 1849 (die betr. Nr. haben wir uns nicht angemerkt) erzählt, Gyrowetz ſey „gegen Ende des Auguſt“ in Wien verſtorben. Und daſſelbe auch das Repertorium (1849, Heft 20). Nach letzterem war Gyrowetz 1765 in Brünn geboren und von 1796 bis 1838 k. k. Hofkapellmeiſter. Nach dem Brockhauſchen Converſations-Lexikon (9. Aufl.) dagegen war er 1763, nach anderer Angabe ſchon 1755, in Böhmiſch-Budweis geboren, wurde 1804 als Kapellmeiſter angeſtellt und 1827 penſionirt. Die Altersangabe von achtundachtzig Jahren läßt ſich übrigens nur mit Annahme von 1763 als Geburtsjahr in Uebereinſtimmung bringen. Ob nun der 19. März des heurigen Jahres der wirkliche Todestag des Mannes war? ob er zuletzt ſehr arm und im Hoſpitale ſtarb, was Beides wir aus einer mündlichen Zuſicherung ſchöpfen, ob endlich ſein Geburtstag in 1763 oder 1765 fällt? ſey bis auf diplomatiſche Sicherſtellung des Thatbeſtandes durch Kundige dahingeſtellt.

C. K—r.

— Guizot's engliſche Revolutionsgeſchichte. Als ein neuer Band der vom Profeſſor Dr. Bülau herausgegebenen und bei C. B. Lord in Leipzig erſcheinenden hiſtoriſchen Hausbibliothek iſt kürzlich F. Guizot's „Geſchichte der engliſchen Revolution bis zum Tode Karl's I.“*) verſandt worden. Es iſt dies gewiß einer der werthvollſten Bände dieſer durch ihren Preis auch den minder bemittelten Bücherliebhabern zugänglichen hiſtoriſchen Sammlung. Das Buch ſelbſt, ſo wie ſeine Einleitung: „Worum iſt die engliſche Revolution gelungen?“ iſt unſeren Leſern bekannt. Wir brauchen alſo blos Einiges mit Bezug auf die Ueberſetzung hinzuzufügen, die, wiewohl nicht überall die Eleganz und die Freiheiten des Originals auch nur annähernd wiedergeben ſind, doch an Korrektheit nicht viel zu wünſchen läßt. — Einer der nächſten Bände der Bülau-Lordſchen Sammlung wird das „Leben Muhammed's“ von Washington Irving enthalten.

— Ludwig Philipp und Louis Bonaparte. Einige Tage vor dem Tode des Marſchalls Bugeaud (ſchreibt ein franzöſiſches Blatt) gab er folgende merkwürdige Schilderung zweier Zuſammenkünfte mit dem Erſönig der Franzoſen und dem gegenwärtigen Präſidenten der Republik. „Ich habe“, ſagte er, „in meinem Leben zwei denkwürdige Audienzen gehabt, die eine in den Tuilerien, die andere im Palaſt Elyſée. Bei meiner Rückkehr aus Marokko begab ich mich zum König, der mich eine Stunde unterhielt, indem er immer ſelbſt ſprach und mich nie zu Worte kommen ließ. Als ich von ihm Abſchied nahm, ſagte er zu mir: „„Marſchall, ich bin ſehr erfreut, ein wenig mit Ihnen geplaudert zu haben.““ — „„Sire!““ erwiderte ich, „„ich bin glücklich, Ew. Majeſtät zugehört zu haben.““ — Bei meiner Rückkehr aus Lyon machte ich dem Präſidenten meine Aufwartung, um ihm meine Anſichten vorzulegen. Ich ſprach eine ganze Stunde lang, von einem beſtändigen Kopfnicken aufgemuntert, aber ohne ihm ein einziges Wort entlocken zu können. „„Herr Marſchall““, ſagte er endlich, als ich mich zurückzog, „„ich freue mich, ein wenig mit Ihnen geplaudert zu haben.““ Es war Wort für Wort dieſelbe Phraſe, die ich von Ludwig Philipp vernommen hatte.“ — Es ſcheint demnach, daß der Präſident und ſein Vorgänger beide die Monologe lieben, aber Jeder auf eine andere Weiſe. Welcher iſt nun wohl der größte Staatsmann von den Beiden — der, welcher nur ſpricht und nicht hört, oder der, welcher nur hört und nicht ſpricht?

*) Ausführlicher und mit zahlreichen Belegen in Bülau's N. Jahrb. d. Geſch. u. Polit. (1848, Maiheft).

**) Mit dem Bildniſſe Karl's I.; nach dem viel geſtochenen Gemälde von van Dyck.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brit u. Comp., Jägerstraße No. 22, und bei Prop. Lusser, Behrenstraße No. 53), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Dienstag den 13. August 1850.

Palästina.

Aus Wilson's Reise im heiligen Lande.

I. Die Bibliothek des Rabbiners zu Hebron.

John Wilson, der in seinem reichhaltigen Reisewerke: „The Lands of the Bible“*) sein besonderes Augenmerk auf die Kultur der Juden in Asien gerichtet, hat auf eben der Reise, welcher das Werk seine Entstehung verdankt, überall die Rabbinen und andere gelehrte Juden aufgesucht, und er hatte sich, wie er lobend gedenkt, ihrer Freundlichkeit und Toleranz zu erfreuen, obgleich sie wußten, daß er Missionär war. Zu den gelehrten Freunden des Reisenden gehörte auch der Oberrabbiner der portugiesischen Gemeinde (Sefardim) in Hebron, von dessen Büchersammlung wir in dem Buche ein Verzeichniß finden. Der Rabbi fertigte es auf Verlangen Wilson's an, wohl ohne zu ahnen, daß es durch dessen Veröffentlichung der ganzen Welt bekannt wird, er hätte sonst mehr Sorgfalt auf die Ausarbeitung gewendet. Jedenfalls ist dieses Verzeichniß mitten in einem Reisewerke eine Merkwürdigkeit, ja, vielleicht das erste dieser Art, von einer nicht öffentlichen Bibliothek. Aber nicht blos der Ort giebt diesem Verzeichniß ein gewisses Interesse, sondern auch die Sammlung an sich, obgleich sie nur 260 Werke enthält.

Das acht Oktavseiten starke Verzeichniß (Band II, 617) ist nach den Namen der Bücher (nicht der Verfasser) alphabetisch geordnet, doch ist die alphabetische Ordnung nur im Anfangsbuchstaben des Wortes, nicht in den folgenden Buchstaben aufrechterhalten,**) mit Angaben von Format, Druckerei und Druckjahr baggen wird bei keinem einzigen Buche der bibliographischen Selbständigkeit der gelehrten Leser vorgegriffen, und es fehlt so aus, als wären die Rücken-Aufschriften der Bücher unbemerkt und unverkäuflich aus dem Studirzimmer des Rabbi in die Hand Wilson's übergegangen, denn nur die Namen der Werke und die Namen der Verfasser sind verzeichnet, was allerdings auch auf hebräischen Büchern eben so üblich wie genügend ist. Doch dieses Alles ist nur vom Verzeichniß in seiner Form zu sagen, wir sind aber verpflichtet, auch die von uns der Sammlung selbst beigelegte Merkwürdigkeit nachzuweisen:

Die kleine Sammlung ist merkwürdig durch das, was sie hat, und durch das, was sie nicht hat. Bei einem Rabbinen und noch dazu bei einem Rabbinen in Palästina, wo der Talmud sein letztes Asyl hat, ist es voraussetzlich, daß der Inhalt der Büchersammlung zum größeren Theile dem Ritualen und der Kasuistik angehöre; dieser Umstand würde also hier nicht auffallen; aber auffallend ist, daß in der kleinen Zahl so viele Seltenheiten sind. Unter den zweihundertundsechzig Werken sind mehr als vierzig, die in der Michaelischen Bibliothek und an zweihundert, die auf der hiesigen Königlichen Bibliothek fehlen,***) und es sind diese desiderata nicht etwa neuere und neueste Druckwerke, sondern gerade ältere, in der Türkei oder in Italien gedruckte Bücher. Und, sonderbar genug, die neueren Werke, die in Safed und Jerusalem seit 1832 erschienen sind, fehlen sämmtlich in des Rabbinerz Sammlung zu Hebron, obgleich es, mit Ausnahme der Geographie Palästina's von Joseph Schwarz, nur talmudische, kabbalistische und liturgische sind. Wir haben schon gesagt, daß der Inhalt der Sammlung mehr der Ritual-Literatur angehört, und der Rabbiner ist in der Ausschließung philosophischer und grammatischer Schriften so eifern konsequent, daß man die Werke von Saadia, Maimonides, Jehuda Halevi, Ibn Esra ꝛc. bei ihm vergebens sucht. Aber auch wichtige Schriften rituellen Inhaltes, selbst solche, die man in jüdischen Privathäusern häufig findet, fehlen, und dieser Umstand führt uns auf die Vermuthung, daß der Rabbiner seinem Freunde Wilson denn doch nicht den ganzen Vorrath erschöpfend verzeichnet habe. Die sonst so schwer zu findenden Werke des berühmten Talmudisten und Bibliologen Asulai sind fast alle im Verzeichniß; Handschriften fehlen gänzlich.

Die Mühe, die sich Wilson giebt, um Kenntniß von hebräischen Büchern und hebräischer Literatur bei den morgenländischen Juden zu erhalten, entspringt aber nicht aus allgemeinen bibliophilischen Neigungen oder aus höherem wissenschaftlichen Eifer, so gelehrt und schriftstellerisch fruchtbar er sonst auch ist, nein, dieser Eifer steht mit seinem besonderen Interesse für jüdische Wissenschaften im Zusammenhange und unabhängig von seinem Berufe als Missionär. Als ein Beweis, wie wenig er sich für Bibliotheken kümmert, deren Inhalt dem Christenthume angehört, mag folgende, von ihm selbst unbewußt angeführte Thatsache dienen: Er hielt sich Tag und Nacht in dem wegen seiner alten Handschriften berühmten Kloster Mar Saba (zwischen dem Todten Meere und Jerusalem) auf, aber er vergaß ganz, nach der Bibliothek zu sehen. Er sagt Band II, Seite 31 selbst: „I regret that when we were at Mar Saba, we made no inquiry about the library of the convent. We were not aware, that not many years ago it seems to have been of considerable importance.“

II. Die letzte Presse in Safed.

Wilson giebt anziehende Nachrichten über die gegenwärtigen Zustände der Juden in dem galiläischen Städtchen Safed, aber ich würde sie mißbandeln, wenn ich sie hier, auf trocknem bibliographischen Boden, wiedergäbe; ich spare sie zu einer besonderen Mittheilung auf und will hier nur eine bibliographische Nachricht des Verfassers benutzen, um einige Worte über die kurze Zeit thätig gewesene Druckerei von Safed zu sagen. Doch muß ich hierbei einen vergleichenden Blick auf die schon einmal in Safed vorhanden gewesene und ebenfalls schnell untergegangene Druckerei werfen.

Die Stadt Safed, nord-westlich vom See Tiberias, ist eine der vier heiligen Städte Palästina's, und zwar seit ihrer Heiligsprechung die schicksalsreichste. Jerusalem und Hebron sind heilig aus wahrhaft hochheiligen Erinnerungen einer unvergleichlichen Vergangenheit; Tiberias ist heilig aus malerisch ausgeschmückter Aussicht in eine schönere Zukunft (es soll der Messias dort vierzig Jahre vor seinem Einzuge in Jerusalem Hof halten), und alle drei Städte gehören dem jüdischen Alterthume an; Safeds Heiligthum gilt allein der Wissenschaft. Als die Ruhestätte dieser älteren Pfleger derselben und als der Sitz ausschließlicher Gelehrsamkeit der Rabbinen, wird diese geschrobelte, von Erdbeben, Wettern und Drusen schon so oft zerstörte Stadt von frommen Rabbinen mit der höchsten Verehrung umgeben und mit einem überirdischen Patriotismus besucht und bewohnt. Ihre Apotheose fängt aber erst mit der Zeit an, wo die Kabbala durch das Buch Sohar, im 14ten Jahrhundert, sich ausbreitete, dessen vorgeblicher Verfasser, Rabbi Schimeon ben Jochai, in oder bei Safed begraben sein sollte. Durch das ganze 16te Jahrhundert war die Gemeinde in großer Blüthe, die Heroen der rabbinischen Literatur lehrten dort, und durch den Ruhm und die Thätigkeit eines dieser Heroen, des Rabbi Mose Alscheich, erhob sich auch eine Druckerei, die mit ihm wieder erlosch.*) Acht wissenschaftliche Werke aus jener Zeit sind mir bekannt; der Verfasser des Sifte Jeschenim kennt sein einziges. Das erste bekannte Werk ist von 1563, und merkwürdigerweise ist dieses zugleich das erste Jahr, wo im Morgenlande überhaupt Bücher gedruckt wurden. Die Juden waren demnach die ersten Drucker in Asien, denn die allerdings schon alte Druckerei der Chinesen ist zur Xylographie.**) In der Mitte des 17ten Jahrhunderts kam kein Reisender mehr eine hebräische Druckerei in Thätigkeit und eben so wenig im 18ten Jahrhundert, bis 1832 entstand wieder eine Presse in Safed, die im Jahre 1834 durch die Drusen zerstört wurde, und seit dem schreckliche Erdbeben im Jahre 1837, das 2000 Juden getödtet, einige Jahre ruhte und dann nach Jerusalem verpflanzt wurde.

Die neuere Presse von Safed, die nur ein fünfjähriges und noch dazu von Unterbrechungen volles Leben hatte, weiß bei Michael nur zwei Werke auf, und eben so hat der gelehrte Sammler Herr Rosenthal in Hannover nur dieselben zwei. Es sind: 1) ein Psalterium mit kabbalistischem Kommentare.

*) Dieses merkwürdige, eben so gelehrte als belehrende Werk ist zwar schon im Jahre 1847 erschienen, aber die kurz darauf hervorgetretenen politischen Erscheinungen in fast allen Ländern Europa's haben die Aufmerksamkeit der gelehrten Zeitschriften lowohl, wie der Büchercäufer Deutschland von so vielen anderen Seiten her in Anspruch genommen, daß das vortrefflichste Werk Wilson's, wie so viele andere vortreffliche Werke, theils ohne Eindruck, theils ohne Kenntnißnahme selbst an Fachgelehrten vorübergieng. Wir können uns nicht erinnern, irgendwo irgeber in der nun eingegangenen „Allg. Literaturzeitung“ Notiz darüber gefunden zu haben, und wir wenden uns daher heute besonders, den Dank der Leser dieser Blätter zu verdienen, indem wir größere Stücke daraus bearbeiten und hier mittheilen.

**) So z. B. lauten die ersten vier Werke ... אהבה ... אגר ... אשר ... אהלי statt daß die Ordnung sein müßte: ... אהבה ... אהלי ... אשר ... אגר.

***) Die hiesige Königliche Bibliothek hat seit zehn Jahren das Fach der rabbinischen Literatur, theils durch Ankauf kleinerer Sammlungen, theils durch Eingeständ, ansehnlich vermehrt, und sie kann sich mit jeder deutschen Bibliothek, was Druckwerke betrifft, messen.

*) Wer erinnert sich hier nicht des Südländers Ferney und Voltaire's? Auch Voltaire hat Ferney auf kurze Zeit zum Druckorte gemacht, und sind vielleicht eben so viele Werke dort gedruckt wie in Safed. Die Presse von Ferney sind selten, als wirkt Infamabeln, und sehr ich nicht, so stehen sie auf der hiesigen Königlichen Bibliothek. — Auch der Zeit nach Alscheichs Tode ist wir nur ein bei Safed gedrucktes Werk bekannt.

**) Merkwürdigerweise haben im Jahre 1563 die Portugiesen das erste Buch in Goa gedruckt.

Digitized by Google

1833. Quart. 2) Post Haschbuchan (von Rabbi Jfrael). 1836 f. Letzteres in meinem Besitze. Laut brieflicher Mittheilung von Herrn Dr. Wiener in Hannover, der das erstere verglichen, beruft sich der Herausgeber in der Vorrede auf ein vorher von ihm gedrucktes Gebetbuch, und dies bestätigt und verausführlicht Wilson. Er sagt (II, 157): „Die Druckerei, unter der Leitung des Rabbi Jfrael (?), zog in Jerusalem, war neulich noch hier. Ich erhielt von den Beue Jfrael ein Exemplar des Sabbath-Siddur, in Safed gedruckt „„Unter der Regierung des großen Mehmed Ali. 1832.““ Ich bemerke hiezu, daß der Rabbi Jfrael auch die beiden anderen Werke gedruckt und der obengenannte Verfasser des Post Haschubchan ist. Er war Rabbiner und Vorsteher der ebenfalsjüdischen Gemeinden zu Safed und Jerusalem und starb 1839 in Tiberias. Es muß also der von Wilson genannte Jfrael entweder ein anderer oder es muß ein Irrthum sepn. Unter Beue Jfrael versteht Wilson die Juden in Bombay.“) — Der Beiname des Rabbi Jfrael ist: Aschkenasi, d. h. Deutscher; der erste Drucker in Safed im 16ten Jahrhundert hieß ebenfalls Deutscher, und somit war der erste Drucker in Asien und der erste und letzte Drucker in Safed ein Deutscher, wie der erste Drucker überhaupt ein Deutscher war.

Ich habe über die Drucke von Safed, sowohl alte, als neue, noch eine ziemliche Menge von Bemerkungen, aber es lassen sich diese nicht füglich in einem für das große gebildete Publikum bestimmten Blatte mit bibliographischer Haltung verarbeiten, ich brehe daher ab, zufrieden, auf typographische Seltenheiten aufmerksam gemacht zu haben, die in Deutschland noch so wenig gekannt sind. Falkenstein, in seiner „Geschichte der Buchdruckerkunst“, hat einige Worte über die alten Drucke von Safed, deren er nach Te Long nur zwei kennt, aber von der wieder auferstandenen und wieder unterzugehenen Druckerei in dieser Stadt weiß er nichts.

Z. Lt.

Finnland.

Das alte Helsingfors und Finnlands Handel in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wegen des gewöhnlich im Lande herrschenden Mangels an Getraide und anderen Lebensbedürfnissen war deren Ausfuhr streng verboten, und nur ausnahmsweise und meist unter der ausdrücklichen Bedingung, Korn einzuführen, wurde Åbo, Wiborg, Raumo und anderen Städten gewisse Quantitäten Butter, getrockneter Fische oder anderer „Efwaaren“ auszuschiffen gestattet. Bisweilen gelang solche Erlaubniß in Folge der Städte ausdrücklicher Erklärung, daß ihnen keine anderen Erwerbsquellen zugehen, ihr Handel also durch das Verbot gänzlich unterdrückt werden müsse. In einem Briefe an den Vogt in Åbo 1545 gestattet der König, daß die Bürger von Åbo „in diesem Sommer 14—15 Last Butter, auch einige Klepper, doch nicht allein die schönen und ausgewählten“, ausführen mögen, obschon er einige Jahre vorher ein ähnliches Begehren derselben, das sie durch eine Gabe an den König, bestehend in „neunthalb Schiffspfund sechs Liespfund getrockneten Kirschen und sechsthalb Schiffspfund Speck“ unterstützt hatten, abgeschlagen. Auf der anderen Seite mußten die Königs Schloßvögte streng und wiederholt die Veräußerung des dem Fiskus gehörigen Getraides verbieten, das in vorkommenden Nothfällen theils den Königlichen, theils dem armen Bauernstande zur Hülfe gedeihen und nicht theurer als in den Handelsstädten verkauft werden solle, sogar auch mit anderen Waaren oder Arbeit bezahlt werden könne. Leider waren jedoch damals die allgemeinen Hülfsquellen so knapp, die Beamten oft so unzuverlässig und die Noth so allgemein, daß des großen Königs edle Sorge um des Volkes Bestes nicht stets mit Erfolg gekrönt ward.

Zweier genossen nicht alle Städte gleicher Handelsfreiheit, sondern war es des Königs ausdrücklicher Wille, daß der Handel in Stockholm und Åbo sich konzentrire, diese Städte vorzugsweise zu Reichthum und Wohlstand gelangen und in dem ausländischen Handel als Repräsentanten der Handelsmacht des Reichs auftreten sollten. So wie der Landmann überhaupt seine Produkte nicht anderswo als in einheimischen Städten verkaufen darf, so bewog er die minder ansehnlichen unter diesen dazu, ihre Waaren vorzugsweise den besonders privilegirten Niederlagsorten zuzuführen, obschon — was Finnlands Städte betrifft — Eisrin für gewisse Zeiten besonders mit Wiborg in Bezug auf dessen Handel nach Reval, Riga und Danzig eine Ausnahme geschah. Die zwei also vorzugsweisen Städte Finnlands erlangten große Vortheile auf Kosten der anderen.

In Veranlassung eines vom Könige an alle Vögte in Finnland ausgefertigten offenen Briefes vom 1. März 1547 traten Delegirte des Landvolks, der Priesterschaft und der Bürgerschaft zu einem Komzillium in Åbo zusammen, um über die Mittel theils zur Sicherung der Befestigungen, theils zur Hebung der Städte und des Landes zu berathschlagen. In deren dem Könige abgegebener Denkschrift vom 1. April desselben Jahres wird unter Anderem vorgeschlagen: „sämmtliche Einwohner aus Borgå, Ulfsby und Ekaïs sollen nach Wiborg ziehen, innerhalb welchen Mauern an dreihundert Bauplätze die stehen, auch kann die Stadt Åbo bemannt und auf diese Weise verstärkt werden, daß alle Bewohner von Raumo und Nådendal herziehen“, wozu angefügt wird, „Se. Königliche Majestät möge ihnen, obwohl sie schon der königlichen Privilegien genießen, dieselben auch in den oben Baustellen des Klosters und den übrigen Se. Majestät angehörigen Plätzen in Åbo zuertheilen; danach sey zu erfossen, daß Se. Königliche Majestät von diesen zwei Hauptstädten mehr Nutzen und Vortheil habe, als von mehreren armen Flecken. Da jedoch das Konzilium wohl einsehe, daß die Durchführung dieses an und für sich hart verschlagen den Bauernstande desto mehr Unbequemlichkeiten und Beschwerde bringe, je entfernter die Landestheile seyen, der gemeine Mann aber keineswegs vergessen werden dürfe, so mache es den Sondervorschlag, zwei jährliche Märkte, für das östliche Finnland in Borgå und Nyslotts-Län, für das westliche in Raumo und Ulfsby, abzuhalten. Wenn demnach die zwei genannten Hauptstädte, Åbo und Wiborg, auf solche Weise bemannt und verstärkt seyen, so könne wohl eine Ordonnanz über den Kaufmannshandel ergehen, und daß alle Handwerker sich in den Städten zu deren Vergrößerung und Förderung niederlassen sollen.“ Wahrscheinlich befanden sich in dieser Versammlung zu Åbo keine Bürger der kleineren Städte, oder sie waren doch in der Minorität; indessen konnte wohl ein so gewaltsamer Plan, die Mitbürger von Haus und Hof hierhin und dorthin überzusiedeln, nicht zur Ausführung kommen. Auf diesen Vorschlag that der König kund, er könne keine bestimmte Antwort geben, bevor alle Verhältnisse gehörig erkannt seyen, auch gab er in Bezug auf Åbo zu bedenken, daß diese Stadt vielleicht gar nicht befestigt werden könne, auch das Land wohl nicht so belegen sey, wie der Vorschlag voraussetze. Daß der König gleichwohl denselben Vorschlag später hervorzog und ihn, wenn auch auf eine andere Weise und seiner neuen Schöpfung, Helsingfors, zu Gunsten, zu realisiren suchte, erhellt weiter unten; eben so vergaß er nicht der Handels-Ordnung.

Schon im Sommer desselben Jahres, 1547, erwachte die Frage über die Anlage eines neuen Handelsplatzes in Sandhamn, mit welcher die Berrückung des ausländischen sowohl, als des inländischen Handels hierher in Verbindung stehen mußte. In einem Briefe an den bereits gealterten Erik Fleming vom 16. Januar 1548 erwähnt nämlich der König, daß auf demselben Handelsplatze im nächstvorwichenen Sommer schon etwas gehandelt worden sey. Die Absicht war, er solle zu einem Stapelorte für den Handel mit den Holländern, so wie Wiborg zu einem für den mit den Russen, dienen. Auch hatte der Befallningsman in Wiborg, Måns Nilsson, angerathen, in Sandhamn einen Markt einzurichten. Am 20. Juni 1549 führt der König in einem Briefe an Måns Nilsson als Thatsache, weshalb ein besonderer Vogt über Borgå-Län gesetzt sey, die auch, daß er schon im voraus eine Wohnung in Sandhamn habe, doch solle er die Krongüter um Zinsen nach Wiborg einliefern. Dieser neue Vogt war Erik Spåre, welcher wohler in Nyslott und seitdem in Stockholm Schloßmeister war.

Im Oktober desselben Jahres wandte sich der König mit einem Schreiben an den Reichsrath und die Schloßhauptleute in Finnland, in welchem er sich über die gefährlichen Komplotte der Lübecker, vermehrte und unausstehliche Handelsprivilegien zu des Reiches großem Schaden und Verderb zu irgnoriren und, falls sie diese nicht erlangten, die Gränznachbarn des Reiches zu Krieg und Händeln aufzuwiegeln, „da sie uns für nichts Anderes achten, als für ihre Sklaven oder eigenen Bauern“, ausließ. Dahrr forderte der König die ländlichen Herren, so wie die anderen Reichsstände und Unterthanen innerhalb dieses Landes (Schwedens) Marken, auf, zu berathschlagen, wie man am besten und rathsamsten zeitig solchem verrätherischen Vorhaben begegnen müsse, dabei zugleich über die Sache selbst ihre Ansicht darzulegen. Die Absicht war besonders die, mit den Lübeckern alle Handelsgemeinschaft abzubrechen, „um denen, welche unsere Feinde seyen, nicht große Zufuhr angedeihen zu lassen; die Handelsleute sollten des Vortheils wegen andere Orte und Plätze in Holland, Brabant, England oder an verschiedenen Stellen der Ostseeküste aufsuchen, wo dieselben Waaren mehr gelten und man leichter und für geringeren Preis daß, wessen man bedürfe, erhalten könne.“ Zur Antwort darauf überfandte „der gemeine Adel in Finnland“ dem König durch Erik Spåre eine Adresse, d. d. Åbo, den 4. Dezember 1549. Des Königs ausgesprochenen Absichten und Vorschlägen zustimmend, wird hier unter Anderem geäußert: „das Schwedenreich sey noch nicht in solcher Noth, daß dem unerträglichen und trotzigen Begehren solcher Pfeffersäcke (der Lübecker), gewilfahrt werden müsse. Auch wir, als die geringsten Unterthanen Ew. Königlichen Majestät, wollen ihnen und deren Anhange lieber Leben, Gut und all unsere Wohlfahrt entgegensetzen, „als nur einige Zeit über ihnen nachgeben oder von ihnen oder dergleichen Leuten unterdrückt werden.“ Jedoch wurde es dem Einsehen des Königs überlassen, „wie, im Fall der Ausführung des Besprochenen, einigen Wiborger Bürgern und anderen armen Unterthanen Ew. Königlichen Majestät, welche nicht weitwärts zu fegeln vermögend seyen, einzelne Freiheiten bewilligt werden könnten.“

Unmittelbar nach dieser Aufforderung erließ der König durch einen offenen Brief vom 1. Februar 1550 eine umfängliche Schiffahrts- und Handels-Ordnung für Finnland. Die Hauptpunkte in diesem höchst interessanten Dokumente verdienen hervorgehoben zu werden, da sie das Wesen des Handels im ganzen Reiche und besonders in Finnland zu jener Zeit erklären.

1) Der König befestigt, den Handel mit den Lübeckern vollständig und aller Orten einzustellen, weil, wie früher gesagt, sie „durch listige Stiegerung“ des Werthes der eigenen Waaren, und dagegen „Erniedrigung der Waaren des Reiches“ Schweden zu „ewigem Untergang und unverbesserlichem Schaden“ bringen wollen. Da nun die Waaren, die das Reich aus Lübeck bezieht, nicht

Digitized by Google

2) Thies Gebetbuch, das erste hebräische Buch, welches auf der neuen Presse Asiens hervorgegangen, scheint gar nicht nach Europa gekommen zu sepn, während die entfernteren Bewohner Ostindiens sich dessen Besitzes erfreuen. Jetzo Jahre nach dem ersten Erscheinen wurde dieses Gebetbuch in Jerusalem wieder gedruckt, und von dieser zweiten asiatischen Ausgabe befanden sich Exemplare in Michael und Neiswhal. Es ist diese Ausgabe von 1842 freilich nicht mehr „unter der Regierung des großen Mehmed Ali“ enstanden, sondern unter der Regierung des allerdings kleinen Sultans Abdulmedjeb, von Gottes und Lords Palmerston Gnaden Beherrscher der Gläubigen — — an das Bestehen eines muselmänischen Reiches in Europa. Nach obigen Daten scheinen unter Mehmed Ali's Herrschaft im ganzen Umfange seiner Lande nur drei hebräische Werke gedruckt worden zu sepn, und zwar die genannten in Safed.

daselbst producirt, sondern dahin aus fremden Orten und Landschaften gebracht werden, so aus Portugal und Frankreich Salz, Gewürze und Wein, aus England verschiedenes, gutes, mittelgutes, geringes und grobes Tuch, aus Holland, Seeland und Brabant Salz, verschiedenes Seidenzeug, feine und grobe Leinwand, Gewürze u. dgl., aus den hochdeutschen und oberländischen Städten (d. h. Nürnberg, Augsburg u. s. w.) allerlei Kramgut, Gewürze, allerlei Waffen u. dgl., dessen das Reich benarf; so entsteht offenbare Vortheil, wenn man seine Waaren und erster Hand nimmt und die Lübecker nicht bei ihrem Transitohandel nach Mittlar die Preise bestimmen läßt, wodurch sie bei „Ein- und Verkauf wohl vierfachen Gewinn haben."

2) Demnach werden als für das ganze Reich passende Handelswege vorgeschrieben die nach Portugal, Frankreich, England, Holland, Seeland, Brabant, Rußland und den hochdeutschen Städten, und „falls Jemanden der eine Weg nicht behagt, so hat er doch den anderen." Zur Unterweisung für den gemeinen Mann werden in einer besonderen Beilage alle Waaren aufgezählt, die an bestimmten Orten mit größtem Vortheil aufgekauft und verkäuft werden können. Aus diesem Allen geht der erste umfassende Entwurf zu einem aktiven und selbständigen Handel des Reiches mit dem Auslande hervor.

3) Die finnländischen Rheder, welche im nächsten Frühjahre ihre Schiffe durch den Öresund segeln lassen wollen, werden aufgefordert, dieselben zeitig mit Seeleuten und Geschützen zu versehen und an einem Orte zu versammeln, damit sie, mit den schwedischen Handelsschiffen zu einer Flotte vereinigt, gegen Seeräuber und andere Anfechtungen gesichert seyen.

4) Fischwaaren sollen weder nach Stockholm und andern schwedischen Städten ausgeführt werden. Eine Ausnahme hiervon ist nur solchen Orten in Finnland gewährt, welche ihrer Armuth wegen blos die näher liegenden Städte besuchen können, und auch dann sollen sie sich nach Möglichkeit beeilen, nur wenige ausländische Orte zu berühren, Lübeck aber stets meiden; dies bezieht sich wahrscheinlich auf die den Scherenbauern in Wiborgs-Län und Nyland bisweilen ertheilte Exception zum Handeln mit Reval und Riga. — Der nöthigen Kontrole wegen, daß keine verbotenen Waaren ausgeführt werden, sollen die Vögte vorgeschrieben, was ein jeder Pandelsmann aus- und einführe, damit man ersehe, ob Ein- und Ausfuhr sich ausgleichen, und ob Jemand verbotene Waare ausführe, in welchem Falle der Schuldige strafmäßig sey und mit seinem Gute der königlichen Majestät verfalle.

5) Die „reichen Bauern" sollen hiernach nicht, wie es bisher geschah, auf eigene Hand Schiffahrt treiben, sondern in den Städten verstellt leben, mit der Erinnerung, daß ihre Schiffe im Contraventionsfalle „zu Sr. Königlichen Majestät Behuf" konfiszirt und sie selbst auf das härteste bestraft und den Städten zugewiesen werden sollen.

6) Da der König den russischen Handel für ganz besonders vortheilhaft hält, so soll er so gestellt werden, daß man nicht die russischen Waaren aus zweiter oder dritter Hand in Reval oder anderen Orten nehme, da ja Rußland mit Finnland zusammengränze, auch nicht dieser Handel direkt zu einem bestimmten Orte (Wiborg oder Sandhamn) hingeleitet werde, sondern die Schweden, Norweger und Finnländer sollen, da sie gut segeln, mit den Russen Waare gegen Waare eintauschen, und jeder Mann und jeder Ort möge hierbei sein Bestes suchen. Gegen Wachs, Lein und Hanf, welche bisher aus Livland gebracht wurden, können des Reiches Einwohner hier der ersten Hand ihre Eßwaaren anzubieten versuchen, welche ja auch den Russen vielleicht sehr können.

7) Hierauf geht der König näher auf den Handel mit den Holländern ein und findet sich bereit, damit dieser Handel desto besseren Fortgang habe und den Holländern der Weg nach Finnland gewiesen werde, einen Theil des Krongetraides zu verkaufen, zu welchem man andere Landesprodukte und auch Russland-haltene Waaren lässigen könne. — So ist nun Sandhamn der getegenste Ort (denn er erstreckt sich, im Gegensatze zu Reval, ins Meer hinein) dazu, und die Holländer werden, wenn sie hier ihren Bedarf erhalten können, lieber in Sandhamn einlaufen als in Reval." Hier spricht sich also wiederum des Königs schon 1547 angegebener Plan aus, vorzugsweise in Sandhamn eine neue Stadt zum Niederlagerort für den Handel mit den Holländern zu gründen, mit der bestimmten Absicht, daß sie Revals Oberhand in dem Handel auf dem finnländischen Meerbusen neutralisiren. In Bezug hierauf heißt es weiter: „Wenn nur hier der Handel wohl betrieben wird, so werden die Schweden und Finnländer, welche gegenwärtig in Reval leben und daselbst mit vielen Beschwerden kämpfen, auch sich in ihren Privilegien sehr beschränkt sehen, hierher (nach Sandhamn) ziehen und den Handel mehr und mehr auf solche Weise beleben."

8) Jetzt folgt auch die Angelegenheit von der Aufopferung der kleinen finnländischen Städte zum Besten vorausgesetzter höherer Handels-Interessen. „Solches aber sey den kleinen Flecken, wie Raauno, Borgä und Ekenäs, kundgethan, daß sie sammt den reichen Bauern nach Sandhamn (oder an einen anderen, etwa besser belegenen Ort) ziehen sollen. Somit kann Sandhamn bedaut und gegründet werden." „Damit nun die Russen an Sandhamn gewöhnt werden und die ihnen nöthigen Waaren daselbst erhalten, wie geschmiedetes Kupfer, Eisen, Salz, Fuchs-, Biber-, Otter- und Hasenbälge, so sey gesetzt, daß die Unterthanen des Reiches mit solchen Waaren hinziehen sollen und sich durch Tauschhandel Waaren von den Russen verschaffen, wie Zobel, Grauwerk, Wachs, Flachs, Hanf, Leinwand, Kamelott, grosse und kleine Häute, wollenes Bauernzeug, Matratzen, Pantschuhe, Zitz, Seidenes und Seife." Sollten gewisse Waaren der Unterthanen für den Bedarf der Russen nicht hinreichen, so „will Se. Königliche Majestät dies künftig gnädiglich ansehen": was aber von den eingekauften Waaren im Reiche nicht gebraucht wird, soll nach England oder Holland verkäuft werden.

9) Auch die Schiffer in Nordotten (d. h. Öster- und Westerbotten) sollen in Sandhamn Anker werfen, durchaus aber nicht „zu fremden Städten sich hinaustheichen." „Dort sollen sie gegen ihres Landes Produkte sich ihren Bedarf holen, als allerlei gewöhnliches Tuch, Eisen, Getraide, Salz, Lein, Hanf, Leinwand, Wollenzeug, Bast u.; aber es sey bei Leibesstrafe streng verboten, den Bauern in Nordotten Waaren, deren sie nicht bedürfen, zuzuführen, namentlich soll kein anderes Tuch als Palmar, dieses jedoch für das Beibedarf in großer Quantität, und durchaus nicht feines Tuch, Seidenzeug, ungemünztes Gold, Silberdraht oder dgl. theure Waaren dorthin geschleppt werden."

10) „Die Handelsleute in Wiborg sollen veranlaßt werden, die russischen Waaren, welche sie beziehen, nach Sandhamn und nicht nach Reval zu bringen, und soll der Handel in Sandhamn so gestellt werden, daß die Kaufleute aus Wiborg und aus anderen Städten des Reiches hier einen gleich guten Handel, wie in Reval, machen, damit die Zahrt nach Reval unterbleibe und der Handel hier desseren Bestand habe. Uebrigens soll man in Sandhamn sowohl mit den inländischen, als mit den russischen und den anderen fremden Handelsleuten auf das schicklichste und beste umgehen, auf daß sie nicht abgeschreckt werden, sondern wiederkommen, sonst geht der Handel verloren."

Aus diesem Referat von des Königs neuer Handels- und Schiffahrts-Ordnung geht genugsam hervor, welche weitumfassende Pläne er mit derselben auszuführen gesonnen war. Kurz — abgesehen von dem wiederholten Verbote der Ausfuhr einzelner Waaren und der Bauernschiffahrt — kann sie dahin gefaßt werden, daß 1) der aktive Handel, welcher ausschließlich den Stapelorten vorbehalten seyn sollte, direkt den Handelsorten im westlichen Europa zugewandt werde, mit Verbeigehen der hier verhandten Transito-Orte der Ostsee, besonders Lübecks und Revals, und daß 2) der passive Handel Finnlands vorzugsweise nach Sandhamn gerichtet werde, so daß der Handel von Westen her, welcher bisher mit Reval getrieben wurde, jetzt ebenfalls dorthin, und der von Rußland her theils direkt, theils indirekt, mit gleichfalsigem Uebergehen von Reval, über Wiborg geschehe. Dieser große Plan muß überhaupt, abgesehen auch von einigen Unrichtigkeiten und Härten, welche der Zeit einer unausgebildeten gesellschaftlichen Ordnung, da Europa sich eben erst von dem geistigen und sozialen Verfalle des Mittelalters losmachte, zuzuschreiben sind, dieser große Plan muß, sage ich, auch in unserer Zeit dem Betrachter mit seiner raffinirten Handels-Politik nicht anders als weise und zugleich kühn berechnet erschinen. Aber die Handelswege im Großen lassen sich nicht allein durch Edikte und Verordnungen bestimmen, und ein dauerhafter Gewinn kann nicht berechnet werden, bevor Zeit und Umstände sich selbst günstig vereinen, seyen auch die Pläne und Berechnungen noch so klug aufgestellt. Und in der That bietet Schwedens Geschichte nach Gustav's I. Tode etwa zweihundert Jahre lang oder etwa bis zum Frieden von Abo, 1743, eine fast ununterbrochene Reihe weltumfassender Kriege, welche zwar unter Karl IX., Gustav II. Adolph, Christian und Karl X. Gustav das Reich zur äußersten Höhe der Macht und Ehre brachten, unter Karl XII., Eleonore und Friedrich jedoch es zur tiefsten Schwäche, politischen Unbedeutendheit und ökonomischen Noth hinabstürzten; so daß der Handel sowohl, als die anderen friedlichen Gewerbszweige nur wenig Fortschritte machen konnten. Karl XI. war wohl der einzige schwedische König, welcher in wahrer Friedensliebe, Sparsamkeit und Ordnungsluft sich, um des Reiches innern Fortschritt bemühte und mit Gustav Wasa zusammengestellt werden kann — ohne deshalb zu verkennen, was Karl IX. und der große Gustav Adolph in solcher Absicht bei sonstigen ungünstigen Verhältnissen erstrebten; — aber der Wohlstand, zu welchem er das Reich brachte, konnte Karl's XII. feigerischer Hand nur zum Hohn dienen, Schweden zu einer kurz anormalen Kriegsehre hinaufzutreiben, von welcher es wieder zu den Verderbens Abgrund gerieth.

Diese kurzen historischen Angaben werden hinreichend seyn, um zu erklären, weshalb die von Gustav's I. scharfem Blick gebrgten Wünsche für des Reichs und insbesondere Finnlands Handel nicht verwirklicht wurden; sie zeigen auch, weshalb die neue Stadt in Sandhamn, auf deren Zukunft der König so große Hoffnungen setzte, nicht mehr als ein kleiner Flecken wurde, während die Erbnehmerin ihres Namens, das neue Heilsingfors, statt ihrer, zur Hauptstadt Finnlands erhoben ward, ob auch alle übrigen Landstädte, mit Ausnahme von Åbo und gewissermaßen auch Wiborg, zur schwedischen Zeit in ihrem früheren Zustande verblieben. — Was nun noch von dem alten Helsingfors und von Finnlands Handel überhaupt in den nächsten Jahren bis zu Gustav's I. Tode zu sagen ist, läßt sich in folgende Zeilen zusammenfassen.

Kurze Zeit nach Erlaß der Schiffahrts- und Handels-Ordnung für Finnland erwählte der König in einem Briefe an Erik Spaize, vom 8. April 1550, eines Hauses, welches Matts Larsson in Helsingfors hatte aufbauen lassen, und von welchem gesagt wurde, „ob zwar es übel klinge", das das Wasser im Frühjahr bis unter die Diele dringe. Die Bebauung des Platzes hatte also schon begonnen, was, einem Briefe des Königs an Måns Nilsson in Wiborg zufolge, im Sommer 1549 geschehen war. Jedenfalls kann man also das Jahr 1550 als das Gründungsjahr der Stadt ansehen, da erst in diesem, nach Herausgabe der Handels-Ordnung, die Anlage derselben definitiv abgemacht war; auch kömmt erst jetzt der Name Helsingfors in dem eben angeführten Briefe an Erik Spätze vor und wechselt noch einige Zeit mit Sandhamn ab. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Stephan Girard und Joh. Jakob Astor.

Horace Mann, Abgeordneter zum Kongreß für den Staat Massachusetts, hatte unlängst in einem kleinen Berichten, „Gedanken für junge Leute", einige

Digitized by Google

tadelnde Bemerkungen über den bekannten verstorbenen Millionär Joh. Jakob Astor fallen lassen. Ein Verwandter des Abgeschiedenen überwahrt die Vertheidigung in einem Briefe an H. Mann, der zufällig zur Oeffentlichkeit gelangte. Wir entnehmen diesem Briefe zwei kleine Skizzen, von denen die eine, nebenbei bemerkt, mit etwas strengen Farben den nicht minder bekannten Gelehrten Stephan Girard, den Gründer des Girard-Kollegiums, die andere Joh. Jakob Astor in kurzen Umrissen vorführt.

I.

Stephan Girard war von Geburt Franzose, aber Bürger und lange Jahre Einwohner von Philadelphia. Er war Junggeselle und hatte, außer einem Bruder, keinen nahen Verwandten. Er lebte ungeselig und war eben so genügsam rücksichtlich der gewöhnlichen Genußerzeugnissen des Lebens, wie rücksichtlich des Verbrauches seiner Schätze. Als Kaufmann und Banquier häufte er ein ungeheures Vermögen an, welches, so sehr die Angaben auch von einander abweichen, sich gewiß mindestens auf sieben oder acht Millionen Dollars belief. Wie es scheint, hatte er nie die Absicht, sich durch irgend einen anderen Lebenszweck bemerklich zu machen. Da er ohne nahe Freunde starb, hinterließ er sein ganzes Vermögen, mit Ausnahme einiger unbedeutender Legate, zur Stiftung einer Waisenschule mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß niemals ein Geistlicher, Missionär oder Prediger irgend welcher Sekte dabei angestellt oder irgendwie zugelassen werde. Der Plan, die Materialien und Dimensionen der Kollegiengebäude waren bis ins einzelnste spezifizirt und angegeben worden; unüberwindliche architektonische Schwierigkeiten sollen jedoch hinderten die buchstäbliche Ausführung der Bestimmungen des Erblassers. Um das Dach des Hauptgebäudes zu stützen, war es nothwendig, einen Portikus von korinthischen Säulen zu errichten, — eine glückliche Nothwendigkeit, da sie den Architekten in Stand setzte, ein sehr einfaches Aeußere in ein sehr glänzendes zu verwandeln. Fünfzehn Jahre lang dauerte der Bau dieses Kollegiums, woran theils jene architektonischen, theils andere Schwierigkeiten schuld waren, über welche wir bald in den Rapporten und Dokumenten über den Bau nichts besonders Wichtiges angetroffen finden. Man sprach von hartnäckigen und sich lange hinziehenden Prozessen; wir wissen jedoch nichts Bestimmtes hierüber zu sagen. Man möchte fast, ohne übertrieben abergläubisch zu sein, vermuthen, diese Verzögerungen seyen das erste Gericht Gottes gewesen gegen ein Institut, welches ihm zum Hohn gegründet worden.

Erlaube man uns noch ein Wort über Girard. Das Verlangen nach Unsterblichkeit umfaßt sowohl diese, als die künftige Welt. Der Mensch wünscht, auch auf Erden seinen Namen zu verewigen. Die meisten von uns thun es nur auf die Weise, auf welche Plato anspielt. Große Geister thun es durch glänzende Schöpfungen des Genies. Girard war nicht in der Lage, seinen Namen und sein Gedächtniß durch irgendwelche dieser beiden Methoden fortzupflanzen. Er hatte weder Familie, noch war er sonst ein in der Politik, Wissenschaft oder Literatur hervorragender Mann. Seine ganze Größe beruhte auf seinem Vermögen. Er konnte seinen Namen daher nur dadurch der Nachwelt erhalten, daß er letzteres einem öffentlichen Zwecke widmete, wiewohl die obenerwähnte Klausel, welche die Vernachlässigung des Seelenheiles im Gefolge hat, nie zum Segen ausschlagen wird.

II.

Johann Jakob Astor war gleichfalls ein Fremder, welcher sich in Amerika niederließ und durch glückliche Handelsspekulation zu einem großen Vermögen gelangte. Astor besaß Familie und strebte, etwas mehr zu seyn, als ein bloßer Geschäftsmann. Obgleich nicht eigentlich literarisch gebildet, strebte er sich doch den Umgangnes mit wissenschaftlichen Männern; und obwohl er keine besondere politische Erziehung genossen hatte, blickte er doch tiefer in die Interessen, Fähigkeiten und Gebrechen seines Adoptivlandes, als Manche, die an der Spitze der Regierung stehen. Er hatte Millionen von der Gründung einer großen Kolonie, und das hohe Bisionen nicht zur Wirklichkeit wurden, lag einzig und allein an der Kurzsichtigkeit unserer Regierer. Es würde übereilthig seyn, uns über die nähern Umstände seiner beabsichtigten Expedition und Niederlassung auszulassen zu verbreiten; sie ist bereits von einem Manne (W. Irving) gefeiert worden, der am meisten geeignet war, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Astor verlangte von der Regierung nur eine einzige Korvette und ein Linienschiffen für sich; damit versprach er, das fruchtbare unter dem Namen Oregon so berühmt gewordene Territorium zu bischöfen, und es würde ihm nun so sehr geglückt seyn, als wir mit den Kreinmpfnen damals auf gutem Fuße standen. Unsere Regierung erkannte die Wichtigkeit des Landstrichs nicht an und ließ ihn ruhig von den Briten wegschnappen und später, unter der Bedingung gemeinschaftlicher Occupation, in die Hände der Hudsonsbai-Compagnie fallen, welche das Vertrauen der Eingebornen erwarb und sie kontrolirte. Die Folgen dieser Kurzsichtigkeit waren, daß erstens während eines Zeitabschnittes von fast dreißig Jahren ungeheuer Vortheile, die sich sonst den amerikanischen Bürgern dargeboten hätten, in die Taschen britischer Unterthanen flossen, und daß zweitens am Schluß dieser Periode die Frage über das bestrittene Territorium alle Wunden wieder aufriß, die schlimmsten Feindseligkeiten, welche rasch erloschen waren, von neuem anfachte und beinahe beide Staaten in einen schrecklichen Krieg verwickelte. Der klare Kopf, der diese Verlufte und Mißgeschicke leicht abgewendet hätte, sah dieselben schon längst voraus. Nachdem der Vertrag von Gent abgeschlossen worden war, sagte Astor zu seinem Freunde Albert Gallatin: „Ich bin über Alles sehr erfreut, was Sie, meine Herren (er meinte die Bevollmächtigten), gethan haben, aber es giebt auch einige Dinge, die Sie nicht hätten sollen ungethan lassen. Sie hätten die Frage über den Columbia-Distrikt bestimmter stellen müssen." Gallatin war ein äußerst geschickter und schlauer Mann, aber er würdigte die Richtigkeit der Ansichten seines Freundes nicht genügend und maß die Bedeutung, welche Astor auf die Sache legte, persönlichen Gefühlen bei. Er antwortete lächelnd: „Lassen Sie das auf sich beruhen, Herr Astor, unsere Urenrenkel haben in zweihundert Jahren noch Zeit genug, über diesen Punkt zu sprechen." „Wenn wir am Leben bleiben", erwiderte Astor, „werden wir in weniger als vierzig Jahren um diesen Punkt Noth und Sorge haben." Er blieb leben, um zu bestimmten Zeit seine Vorhersagung bewahrheitet zu sehen. Man wird hieraus wohl hinlänglich ersehen, daß Astor's Gedanken weit umfassender waren als seine Geschäfte umfaßten.

Als Astor sank, daß seine Bemühungen für das öffentliche Wohl nicht verstanden worden, that er, was sehr gut gewesen wäre, wenn es heutzutage mehrere Leute gethan hätten, — er beschränkte sich auf sein eigenes Geschäft und häufte mittelst desselben ein Vermögen auf, welches man gewöhnlich auf mehr als acht Millionen Dollars abschätzte, das jedoch nach Angabe seiner Testamentsvollstrecker etwas weniger betrug. Von diesem Vermögen vermachte er die Hauptmasse seinem ältesten Sohne, ein ansehnlichen Theil seiner Tochter und seinen Enkelkindern, fünfzigtausend Dollars für die Armen seines Geburtsdorfes in Deutschland und viermalhunderttausend Dollars zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in New-York.

Mannigfaltiges.

— Bildergalerie des Königs von Holland. Es ist öfters in den Zeitungen von dieser Galerie die Rede gewesen, deren Verkauf am 12. d. M. im Haag beginnen sollte, ohne daß man jedoch die Kunstwerke, aus denen sie besteht, namhaft gemacht hätte. Den einem englischen Blatte werden jetzt darüber folgende Details als authentisch mitgetheilt: Die Galerie, welche das Eigenthum des verstorbenen Königs Wilhelm II. war, besteht aus vier Abtheilungen: alte und neuere Gemälde, Zeichnungen und Bildhauer-Arbeiten. Man zählt 192 Gemälde von alten, 160 von neueren Meistern, 370 Zeichnungen, 200 Büsten und Statuen, im Ganzen also ungefähr 750 Nummern.

Die vlaamische, holländische, deutsche, spanische und italiänische Schule sind durch ihre berühmtesten Meister vertreten, als Van Eyck, Hemling, Quentin und Jean Metzys, Mabuse, Pombus, Holbein, Lucas von Leyden, Rubens, Vandyck, Teniers, Rembrandt, Ruysdael, Hobbema, Murillo, Velasquez, Ribeira, Albano, Guido, Canaletti, Palma Vecchio, Raphael, Giulio Romano, Titian und Leonardo da Vinci. Unter den Malern der französischen Schule nennen wir Charles Armand, Cleuet, Claude Gelée und Pouffin. Zu der neueren Gemälde-Sammlung hat jedes Land, in welchem die Künste gepflegt werden, sein Kontingent geliefert. Man findet darunter mehrere interessante Arbeiten von Wilkie, die aus seiner Blüthezeit herrühren. Auch Frankreich ist nicht vergessen, wie die Namen Bracassat, Decamps, Gubin, Lapito, Le Poitevin, Ary und Henri Scheffer beweisen. Der größere Theil der Original-Zeichnungen ist von der Hand Raphael's, Rubens', da Vinci's, Correggio's, Michael Angelo's, Sebastiano del Piombo's, Andrea del Sarto's, Tintoretto's, Caeabaggio's und Vandyck's. Ihre Zweifel sind Kunkliebhaber von allen Seiten nach dem Haag geströmt, um Werke von so seltenem und ausgezeichnetem Verdienst zu erwerben. Man hat längst gewußt, daß der Palast des Königs von Holland die berühmtesten Meisterstücke der niederländischen Schule enthalte, welche den Zufällen des Krieges und den Verwüstungen der Zeit entgangen sind und sind in unseren, der Kunst nicht sehr günstigen Tagen bereitwillige Käufer finden werden. Da es übrigens Hauptbedingung ist, daß Alles baar bezahlt wird, so werden wohl ziemlich bedeutende Summen in die Schatulle des Königs von Holland fließen.*) Namentlich befindet sich in der Sammlung ein weltberühmter Hobbema, um dessen Besitz, wie man glaubt, ein lebhafter Wettstreit stattfinden wird.

— Amerikanische Präsidenten. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß von den zwölf Präsidenten, die seit 1789 an der Spitze der Vereinigten Staaten gestanden haben, nicht weniger als sieben aus den Staate Virginien gebürtig waren, der aus diesem Grunde schon längst den Beinamen des Präsidenten-Staates erhalten hat. Jene Sieben waren: Washington, Jefferson, Madison, Monroe, Haerison, Tyler und Taylor. Von den anderen fünf waren die beiden Adams in Massachusetts, Jackson in Nord-Karolina, Van Buren in New-York und Polk in Tennessee geboren. Auch der neue (dreizehnte) Präsident, Zillmore, ist bekanntlich aus dem Staate New-York. Unter den dreizehn Staaten, welche die ursprüngliche Föderal-Republik bildeten, haben mithin nur vier die Ehre genossen, ihre Söhne auf dem Präsidentenstuhl der Union zu erblicken, unter den Rebzehn neuen Staaten aber nur ein einzigerr. Von den einundsechzig Jahren, in welchen die amerikanische Union in ihrer gegenwärtigen Form bestanden hat, ist sie während siebenunddreißig von Eingebornen von Virginien beherrscht worden.

*) Nach anderen Berichten wird der Kaiser von Rußland diese ganze Sammlung oder wenigstens den größten Theil derselben an sich bringen, um sich für den Verlust von Holland in seiner Zeit von ihm vorgeschenkten Geiger zu decken. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Donnerstag den 15. August 1850.

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und wie es ist.*)

Erster Artikel.

Geschichte von Kalifornien. Beschreibung von San Francisco. Allgemeine Bemerkungen über das Land.

Der Einfluß Kaliforniens auf die alte, wie auf die neue Welt nimmt in steigendem Verhältniß zu. Bereits macht sich in den Vereinigten Staaten und in den australischen Niederlassungen der Abzug von Menschen fühlbar, und das stete Zuströmen neuen Goldes bringt eine, zwar noch geringe, aber unleugbar fortschreitende Veränderung auf dem Geldmarkt der Welt hervor. Diese Umstände machen die Entwickelungsgeschichte des neuen Elorado zu etwas mehr, als einem bloßen Unterhaltungsgegenstand. In der That sind auch die jüngsten Schriften über Kalifornien sorgfältiger und in ernsterem Tone abgefaßt, als die flüchtigen Skizzen, die man bisher zu lesen bekam, und sie genügen, wenn sie gleich noch manche Frage unbeantwortet lassen, bereits zur Zusammenstellung eines kurzen Ueberblicks über das Land, „wie es war und wie es ist."

Das neueste von den in der Anmerkung angeführten Werken ist das des Herrn Ryan, der selbst Goldgräber gewesen ist. Der Autor, von Profession ein Maler und nebenbei ein sehr unterhaltender Erzähler, gehörte ursprünglich zu einer von den Freiwilligen-Compagnieen, die den mexikanischen Krieg mitmachten. Sein Corps war von New-York aus gleich nach Kalifornien dirigirt worden und landete in Monterey, selben Einwohnerschaft dazumal allein aus Indianern von abscheulich häßlichen Aeußeren und den unflätigsten Sitten bestand, die von ihrem spanischen Herren nichts gelernt hatten, „als ihre Vater." Wir übergehen die Schilderungen der Mühseligkeiten, die das Freicorps auf dem Wege von Monterey nach Pag und von da nach San Antonio und Todos Santos auszustehen hatte, so wie die von dem einzigen Treffen, das es dem Feinde lieferte. Der endliche Friedensschluß löste die Compagnie auf, und um dieselbe Zeit kam die Nachricht von den außerordentlichen Goldfunden in Ober-Kalifornien den Freiwilligen zu Ohren. Als sie wieder nach Monterey zurückkehrten, erfuhren sie, daß Gouverneur Mason mit seinen Streitkräften nach den Minen aufgebrochen sey. Die Stadt selbst war so ausgeleert, daß unser Autor ein ganzes Haus — das städtische Schulhaus — für sich allein bewohnen konnte. Er machte sich nun natürlich mit seinen Gefährten ebenfalls auf den Weg nach den Goldgruben. Die Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen, die sie zu ertragen hatten, werden nun in dem Buche weitererzählt, das zweifelsohne von einem Manne geschrieben ist, der mehr Gehirn in seinem Kopfe, als Kräfte in seinen Muskeln hat. Auf dem Wege begegneten sie dem Gouverneur Mason, der von den Minen zurückkehrte, ihnen genauere Kunde von den Reichthümern des berühmten Distrikts gab und sie dringend ermuthigte, ihre Waffenthat fortzusetzen. Ein anderer Glücksreisender, auf den sie trafen, erzählte ihnen freilich die Geschichte anders. Er kam direkt aus dem Goldlande und antwortete auf ihre Frage, ob er wohl meine, daß dort Aussichten für sie da wären: „Aussichten genug, aber verdammt wenig Gewißheit!" Sie kamen endlich an, und Herr Ryan, obwohl er entschieden der Meinung ist, daß sich das Goldsuchen nicht lohne, giebt doch keineswegs eine so schlimme Schilderung von den Minen und ihrem sittlichen Zustande, besonders im Punkte der Räubereien, als wir sie von so vielen anderen Seiten gelesen haben; Spiel und Trunk freilich war in voller Blüthe. Nach einem vergeblichen Versuche, einen erklecklichen Goldgewinn davonzutragen, wandte sich unser Portraitmaler nach San Francisco, um dort unter der niederen Form eines Häuser-Anstreichers sein anfprüngliches Gewerbe zu treiben.

Solcher Art ist unser erster Führer durch Kalifornien. Der zweite, Herr Taylor, ist ein Mann von anderen Fähigkeiten und Gewohnheiten, und sein Bericht ist der vollständigste und werthvollste, der uns bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. Herr Taylor besuchte Kalifornien, weder um Gold zu graben, noch um eine Reisebeschreibung herauszugeben. Es scheint vielmehr, daß seine Reise einen amtlichen Charakter hatte. Er ging im Lande umher, hierhin und dorthin, und hielt sich an allen merkwürdigen Punkten längere Zeit auf. Das Ergebniß seiner Beobachtungen ist ein Buch, das, ohne speziellen Zweck geschrieben, sehr interessante Sitten- und Naturschilderungen und höchst lehrreiche Bemerkungen enthält. Er hat sich vielfach um die frühere Geschichte Kaliforniens gekümmert und scheint eben so für die neuere politische Geschichte des Landes die einzige zuverlässige Autorität.

Der dritte von den in der Anmerkung angegebenen Schriftstellern, Herr Buffum, ist Lieutenant im amerikanischen Heere und ebenfalls Goldsucher. Er spricht aus eigener Erfahrung, belehrt und unterhält mit ist gewiß eine lautere Quelle für diejenigen Gegenstände und Ereignisse, die unter seine Beobachtung gekommen sind. Aus diesen drei Büchern nun und mehreren hier und da zerstreuten Berichten ist der nachfolgende Ueberblick zusammengestellt.

Kalifornien besteht eigentlich aus zwei Provinzen, Ober- und Unter-Kalifornien. Das letztere, ein Gebiet voll hoher, steiler, nackter Felsen mit unzähligen Schluchten und kaum einem halben Dutzend Ebenen von einiger Ausdehnung, erstreckt sich vom Kap St. Lucas bis zur Spitze des kalifornischen Golfs und ist spärlich angebaut. Die Regenzeit fällt in den Herbst und dauert etwa zwei Monate. Ober-Kalifornien reicht vom Golf bis zu den Vorsprüngen des Felsengebirges. Bis in die jüngste Zeit wurde der Mineralreichthum Kaliforniens für gering gehalten. Seit zehn Jahren bearbeitete man in beiden Provinzen nur zwei Minen, eine wenig ergiebige Goldmine in Unter-Kalifornien, zehn bis zwölf Meilen von La Paz, und eine nicht viel bedeutendere Silbermine in Ober-Kalifornien, östlich von St. Ines. Obwohl das Land schon 1534 durch Hernando de Grijalva entdeckt war, so bildeten sich dasselbe doch erst vor etwa anderthalb Jahrhunderten die ersten Niederlassungen. Dieselben gingen von den Jesuiten aus, die in Unter-Kalifornien ein Missionshaus gründeten und unter Drangsal und Lebensgefahr drei indianischen Stämmen des Landes das Christenthum predigten. Allmälig gelang ihnen das Bekehrungswerk; sie brachten es in Unter-Kalifornien auf achtzehn Missionshäuser, deren Oberhobeit gegen sechstausend Indianer und viele vereinzelt niedergelassene Kolonisten anerkannten. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wandten sich die Jesuiten auch nach Ober-Kalifornien, wo Pater Serra die Mission von San Diego gründete. Nach dreißig Jahren unermüdlicher Thätigkeit hatte derselbe Pater die Ordensniederlassungen auf dreizehn vermehrt. Seine Nachfolger waren nicht minder thätig, und im Jahre 1800 betrug die Zahl ihrer Niederlassungen neunzehn. Dieses Geschick und der Fleiß der frommen Väter im Kolonisiren machten sie mächtig und reich genug, um die Eifersucht der spanischen Regierung gegen sie zu erregen. Da sie insbesten von den früheren Vicekönigen von Mexiko unbeschränkte Freiheiten erhalten hatten, so wagte man es nicht sogleich, sie zu beunruhigen. Erst im Jahre 1813 wurde von den spanischen Cortes ein Dekret erlangt, das ihre Rechte angriff. Es hatte dasselbe insbesten wenig Folge. Die Jesuiten genossen eines so großen Einflusses auf die Eingebornen, waren so reich und ihrer unbegränzten Gastfreundschaft und Mildthätigkeit wegen so beliebt, daß sie der spanischen Regierung trotzen konnten. In jener Zeit war jede Ordensniederlassung ein kleines Fürstenthum, das mit den anderen Missionen durch das Band der großen Jesuiten-Brüderschaft zusammenhing. Ihr Territorium umfaßte einen Flächenraum von 100,000 Morgen, und ihr Viehstand belief sich oft auf 20,000 Stück. Jede Niederlassung hatte eine Kirche, ein Haus für die regierenden Mönche, einige öffentliche Gebäude und Vorräthe von Handwerks- und Ackergeräthen, so wie Nahrungsmittel für die zahlreichen indianischen Unterthanen. Die christlichen Indianer bebauten das Land zum Besten der Patres, und selbst der reichste und thätigste Konvertit unter den Eingebornen war, wenn nicht in der Theorie, so doch in Praxi, der Sklave der Mission. Die Wohlhabenheit und die Gewohnheit des Beherrschens machten die Mönche prachtliebend und schlaff. Ihre Gastfreundschaft aber blieb unbegränzt. Kein Fremder wurde von ihren Thoren abgewiesen und Jeder mit fürstlicher Großmuth aufgenommen. Ging der Gast fort, so ward ihm freigestellt, sich das beste Pferd aus den Ställen zu nehmen, um es einzutauschen, so bald als möglich wieder einzuliefern. De facto war die ganze Macht des Landes und aller Besitz in den Mönchen konzentrirt, der Handel ward mit ihrem Kapital betrieben, und ihre geistige Uebertegenheit, wie ihre moralische Gewalt über die Indianer, dienten ihnen als Waffen und Soldaten.

Im Jahre 1833 wurden auf einen Schlag die Missionen vernichtet. Ein Dekret der mexikanischen Regierung säkularisirte die Ordensniederlassungen und erklärte sie zu Staatseigenthum. Die Absindung mit den Mönchen war im Ganzen nicht unbillig. Die Missionen wurden in Kirchspiele verwandelt, die Mönche in Weltgeistliche, denen die Regierung ein Staatsgehalt von jährlich 2000 bis 2500 Dollars aussetzte. Die Kirche blieb für den Gottesdienst

*) Personal Adventures in Upper and Lower California in 1847—49, with the Author's Experience at the mines. Illustrated by twenty-three Drawings taken on the spot. By W. R. Ryan.

Eldorado; or Adventures in the Path of Empire; comprising a Voyage to California etc. by Bayard Taylor.

612 Months in the Gold Mines; from a Journal of a three years' Residence in Upper and Lower California in 1847—49. By E. G. Buffum.

Digitized by Google

bestimmt, und das beste Haus der Niederlassung erhielt der Pfarrer. Die übrigen Gebäude wurden zu Schulen und Gerichtshöfen eingerichtet. Den ausnahmsweise Indianern überwies man Ländereien, jeder Familie einen Knabenstift, unter der Bedingung, daß er nicht veräußert werden durfte und beim Aussterben der Familie an den Staat zurückfallen mußte. Die Folgen dieser Veränderungen waren indeß sehr traurig.

(Fortsetzung folgt.)

Finnland.

Das alte Helsingfors und Finnlands Handel in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Am 5. Mai theilt der König demselben Erik Späre mit, daß er einen Mann nach Danzig und Reval gesandt, welcher die dortsin segelnden Holländer vermögen solle, den Markt „in Sandhamn" zu besuchen. Die anfangs doppelte Benennung des neuen Handelsplatzes macht die Angabe des Probstes Forstius (in der oft citirten Beschreibung) nicht unwahrscheinlich, daß vielleicht die Localität, auf welcher das alte Helsingfors erbaut ward — oder etwa die ganze Küste des hier sich tief hineinschiebenden Meerbusens? — ursprünglich Sandhamn geheißen habe. Uebrigens ist es bekannt, daß eine ansehnliche Insel, welche gegen Süd-Ost den angeführten Busen von dem Meere scheidet, noch gegenwärtig diesen Namen trägt; sie wird gegen Norden durch den Pferdehafen-Sund (Hästnäs-Sund) von Degerö, gegen Westen durch den Königsinsel-, Schanz-Sund u. s. w. von der Sweaborgischen Inselgruppe geschieden und von der Festung beherrscht. Sollte hier, auf der Insel Sandhamn, ursprünglich ein Markt und Stapelplatz angelegt worden, so war der Ort insofern freilich dienlich, als er eine offene Rhede, gerade Reval gegenüber, hatte, diesen Nebenbuhlerin im Handel auf dem finnischen Meerbusen und der Düse die neue Stadt worden sollte; immer aber ist es kaum glaublich, daß man wirklich an den Ausbau einer Stadt auf einer meermanchfaltigen Insel gedacht hat, und abgesehen von der geringen Sicherheit einer solchen Lage im Falle eines feindlichen Angriffes, namentlich bei den damaligen Verhältnissen. In dem oben angeführten Briefe an Erik Fleming vom Jahre 1548, in welchem die Sache bekanntlich zuerst zur Sprache kömmt, wird auch nur der Anlage „in Sandhamn (viel Sandhamn)" erwähnt. Wie es sich nun auch mit dieser Namensfrage verhalten mag, so ist doch dies sattsich, daß die Stadt von Anfang an ihren Platz auf dem Festlande, an dem Ufer desselben Meerbusens, in welchen sich der Vanda-Bach ergießt, hatte; und der Name Helsingfors, welcher der herrschende blieb, findet seine leichte Herleitung von dem Wasserfalle (fors), welchen der durch das Kirchspiel fließende Bach an seiner Mündung bildete.

Unterdeß erhielten der Lagman in Süd-Finnland, Henrik Klasson Horn, zu Kaukas, und der Kriegsbefehlshaber in Nyland, Nils Boje, d. d. 12. Juni 1550, königliche Vollmacht, mit den Bürgern in Kaumo, Ulfsby, Etnäs und Borgä zu unterhandeln, ob sie wohl ihren Wohnplatz verließen, nach Helsingfors zögen und daselbst eine Stadt bauten; so sagt, daß „die berührten um sich anbauen, dieselben Privilegien genießen sollten, wie des Reiches Kaufleute, so aber nicht, als ungehorsame Unterthanen bestraft würden." Da die Bürger von Etnäs und Borgä (Raumo und Ulfsby ließ man, als entfernter belegen, in Frieden) erklärten, sie fänden an solcher Versetzung Hinderniße, so forschte der König in einem Briefe vom 20. August an Horn und Boje der Sache näher nach und fragte zugleich um Rath, „wie wohl die Bürger von Ulfsby und Kaumo, oder wenigstens die besten unter ihnen, zum Herüberziehen bewogen werden könnten."

Zu dieser Zeit waren die neuen Gebäude in Helsingfors wahrscheinlich noch eben so unbedeutend als gering an Zahl. Erik Späre erhielt vom Könige den Befehl, „Uns einen guten Getraidevorspeicher in Helsingfors zu erbauen", wohin nun alles Getraide des Fiskus aus Nyslotts-, Tavaßthus-, Biborgs-, Borgä- und Nasebergs-Län geliefert werden solle; und ward der Schloßschreiber in Åbo, Erik Olofsson, zum Kaufherr über die hier gesammelten Vorräthe ernannt. Im April 1551 gestattete der König in einem Schreiben an Henrik Klasson, Nils Boje und Erik Späre, den vom aufgespeicherten Getraide so viel zum nothleidenden Bauernstande Nylands zu leihen, als die Vorräthe nur zuließen.

Die anbefohlene Uebersiedelung nach Helsingfors wurde unterdeß, wenigstens von einem gewissen Theile der Bürger aus den kleinen Städten im südlichen Finnland, ins Werk gestellt. Die Halsbarrigen anzutreiben, theilte Henrik Klasson Horn eine neue Vollmacht vom 18. Juni 1551 mit, daß er aufs strengste anfage und ermahne einen Theil der Bürger in Kaumo, Ulfsby, Borgä und Etnäs, welcher nach Helsingfors hinüberzuziehen sich nicht geneigt bewiesen, diese Versetzung sofort auszuführen, „welche Wir schon oft zu des gemeinen Finnlands und ihrem eigenen Wohlergehen anbefohlen." Die, so aufs äußerste angehalten befunden werden, soll Henrik Klasson nach Gebühr bestrafen lassen, und es sollen „Unsere Beamten in Finnland" ihm behülflich seyn, „die unleidliche Sippschaft zu bestrafen, welche nicht nach unserem Befehle sich richten und vorsichtsmäßig nach Helsingfors sich begeben will." Die Bürger von Kaumo scheinen am straffälligsten gewesen zu seyn, denn in Bezug auf sie fand sich ein besonderes Monitorium des Königs an seine Beamten (Måns Svantofson und Anders Nilsson) vom September desselben Jahres: „sie sollen sich unverzüglich nach Helsingfors packen, wenn sie feiner Strafe entgehen wollen." Weiter heißt es im denselben Briefe: „Wirlicht sehet Ihr deshalb ihnen durch die Finger, weil Ihr selbst Gelegenheit haben könnt, zu handeln; Wir wissen es nicht, aber es mißfällt Uns sehr, und wollen Wir, daß solches abgestellt werde." Dagegen ist der König nicht abgeneigt, in Kaumo ein königliches Schloß erbauen zu lassen, wie es der Schloßvogt in Åbo, Olof Trotsson, vorgeschlagen. Unterdeß fuhren die Kaumoer fort, sich dem Verlassen ihrer Vaterstadt zu widersetzen, und die Zwangsmaßregeln wurden so weit getrieben, daß einige Jahre hierauf der in Helsingfors anwesende königliche Vogt Hans Larsson die Halsbarrigen verhaften ließ, worauf der König in einem Schreiben an denselben Vogt vom 22. März 1555 erklärt, daß „wohl diese Kaumoer verdient hätten, ihres Ungehorsams wegen am Leben gestraft zu werden, doch begnadigt und losgelassen werden mögen, wenn sie Uns für ihren Hals ein Stück Geld geben und zugleich die ausdrückliche Verpflichtung, so bald als irgend möglich nach Helsingfors hinüberzuziehen, einsenden.

Daß Helsingfors schon 1551 als Hauptstadt eines besonderen Lân betrachtet wurde, erhellt aus einem „Verwahrungsschreiben" des Königs vom 4. November d. J. „an die, welche in Nyland, in Helsingfors-Lân" leben, welche gelast hatten, daß sie „von Unseren Dienstleuten, die Unsere Unterthanen zu Unseren und des Staates Arbeiten in dem genannten Helsingfors anhalten sollen, schlecht behandelt und mit Hieb und Schlag gefährdet werden", wogegen der König sie in seinen Schutz und Schirm nimmt, jedoch mit der Vermahnung, „daß sie sich zugleich nicht halsstarrig und ungehorsam zeigten."

Des Königs Schreiben an Erik Späre vom 12. Juni 1553, nebst der Antwort auf die Petitionen der Bürger von Helsingfors, beweist einigermaßen, wie weit die neue Stadt schon vorgeschritten war. Die Petitionen bestanden in Folgendem: 1) Der König möge verordnen, daß für die Stadtbewohner ein dienlicher Platz ausgewählt werde, so daß sie nicht nöthig hätten, zu denen um bald des (also beabsichtigten) Schloßplatzes wegen wieder abzuziehen; 2) Bestätigung der Privilegien, welche bisher bekante Städte genossen, ihnen jedoch noch nicht zugesandt worden; 3) Zinsfreiheit, und 4) die Strafgerber in der Stadt für eine gewisse Zeit. — Auf diese Petitionen, antwortet der König, könne von Einkreiben des Erik Späre in Schweden nicht Bescheid ertheilt werden. — 5) Weiter hatten die Helsingforser Bürger um Erlaubniß angehalten, nach Reval mit Mus- und Bernholz zu handeln, mit Vernachtheilung auch derer der deutschen Bürgerstädte. Der König erklärt, er habe die Bitte gehabt, die Revaler zu nöthigen, selbst nach Nyland nach den genannten Waaren zu kommen, aber in Reval bezahle man sie gewöhnlich schlecht und verwerfe sie größtentheils. Wenn jedoch jetzt die Helsingforser Bürger dem Könige verlesen, daß die Revaler für einen Faden Brennholz eine Mark Kigaer Münze zahlen, so soll dieser Handel ihnen für dieses Jahr gestattet seyn. 6) Die drei Märkte in Nyland, um welche die Bürgerschaft ansucht, einen in Helsingfors, einen in Pyttis und einen in Perno, werden bewilligt, mit dem Zusatze, daß die Bauern auf diesen Märkten ihre Waaren für einen billigen Preis ablaßen.

Unterdeß hatte der König sich berichten lassen, daß einige Städte Mangel, andere wiederum Ueberfluß an Ausfuhr haben, wober er den Schluß zog, daß die finnländischen Bauern nicht wissen, in welche Städte jeder Landestheil wenden und seine Waaren zuführen solle. Unter solcher Voraussetzung erschien für Finnland eine ganz merkwürdige Verordnung vom 7. Juni 1553, welche wieder von einer ganz eigenthümlichen Seite die Lust und Unbeholfenheit des Königs Gustav häufig höchst naive Handelspolitik charakterisirt. In ihr wird bestimmt, daß Åbo-Lân und Kumogårds-Lân nach Åbo, Biborgs- und Nyslotts-Lân nach Wiborg, Tavaßland, Borgä und Nasebergs-Lân nach Helsingfors handeln, und daß Henrik Klasson und Nils Boje darauf achten sollen, daß solches geschehe.

Im Jahre 1553 herrschte, wie im vorhergehenden, in Folge schlechter Aerndten großer Getraidemangel in Finnland, dem der König nach Vermögen durch wiederholte Zufuhrsten an seine Vögte, dem Bauernstande das Kreugtraide zu einem geringen Preise zur Hand zu halten, abzuhelfen suchte. Dennoch hieg die Noth so sehr, daß viel Volks nach Stockholm hinüberzog, worauf der König im Oktober 1553 anbefahl, die Auswanderer sollten in den Bergwerken, die an Arbeitern Mangel litten, beschäftigt werden. Diese allgemeine Noth schreint die Ursache der 1554 geschehenen Beherzung der Bürger von Helsingfors und Wiborg (so wie der Priesterschaft auf dem Lande) von der Militair-Einquartierung gewesen zu seyn, so daß das bei ihnen liegende Kriegsvolk in des Königs Schloß und Hofe vertheilt werden mußte. Unter diesen sollten aber die Bürger von Wiborg nicht die Landesleute verthehen, welche mit den Russen zu handeln, Wiborg besuchen: sie (die Wiborger) sollen auch nicht das Recht haben, die Hälfte der russischen Waaren für sich anzukaufen; und deshalb wird anbefohlen, daß in dieser Stadt der Handel mit den Russen den Helsingforser Bürgern (,doch so, daß nicht einer dem anderen vertaufe") so wie in Helsingfors der Handel mit den Holländern den Biborger Bürgern, freistehe.

Zu dieser Zeit hatten schon mehrjährige Feindseligkeiten an der russischen Gränze stattgehabt, da nach dem letzten Friedensschlusse 1527 die Gränze nicht näher abgesteckt worden war und Parteigänger von der einen und anderen Seite diesen Umstand zu beständigen Plünderungen und anderem Unfug auf eigene Hand benutzten. Der Befehlshaber der kleinen, nen angelegten Festung Kövinebb hatte sogar ohne Wissen des Königs und zu größtem Mißbehagen desselben einen Einfall in das russische Gebiet gethan, worauf die Russen am Anfange des Jahres 1555 über die Gränze in Wiborg-Lân einbrangen, jedoch mit Verlust zurückgeschlagen wurden. So brach der zwar nicht sehr blutige, doch für die Gränzprovinz verderbliche Krieg von 1555 und 1556 aus. Natürlich ward für diese Zeit alle Handelsgemeinschaft mit den Russen abgebrochen. Der König, welcher mit gewohnter Umsicht alle Mittel angewandt hatte, um des Reiches Gränze zu befestigen, kam nun selbst im Sommer 1555 nach Finnland herüber und besuchte auch Helsingfors, zuerst im September und darauf,

Digitized by Google

nachdem er zur See nach Borgå und Wiborg gegangen war, im November deſſelben Jahres. Helſingfors war dann der Stationsort für eine Menge Kriegsvolk, ſo wie für die Schiffsflotte, welcher ſtrenge der König im Januar 1556 Ado ſich zu nähern, eine bis zu Pfingſten zu gehen befahl, da er einen Einfall der Feinde über das Eis von Biörkö aus in Nyland befürchtete.

Während dieſer traurigen Verhältniſſe ſchien der König keine Zeit zu haben, des Landes ökonomiſchen Intereſſen ſeine Zeit zuzuwenden. Sobald aber die Krie gsunruhen im Herbſte 1556 aufgehört hatten, widmete er ſich, trotz des vorgerückten Alters, mit gleichem Eifer wie bisher denſelben, bemühte ſich beſonders um Bierzucht, Landesſtaaten, Hebung der Städte und Regelung des Handels nach den früher erwähnten Grundſätzen. Beſonders verdient erwähnt zu werden, daß auf Vorſchlag des Herzogs Johann die Angelegenheit der erneuerten Bebauung von Ekäs verhandelt ward, worauf zu ſchließen iſt, daß die Einwohner dieſer Stadt wirklich hatten ganz und gar oder doch größtentheils nach Helſingfors hinüberziehen müſſen, was mit denen von Borgå, Raumo und Ulfeby nicht der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint. Nachdem der Herzog dargelegt hatte, daß Ekäs zur Befeſtigung eines Schloſſes ſowohl, als der Stadt wohl gelegen ſey, auch die größten Schiffe daſelbſt bequem einlaufen könnten, gab der König zu deſſen Vorſchlage unter dem 17. Dezember 1556 ſeinen Beifall und erinnerte ihn zugar in beſonderen Schreiben 1557 und 1558 daran, indem er hinzufügte, daß einem Haufen Volks aus Liefland, welcher ſich in Finnland niederlaſſen wolle, Wohnungsplätze in Ekäs angewieſen werden könnten. Auch an den Handel mit den Holländern, welcher an der Küſte von Nyland angeknüpft werden ſoll, wird der Herzog erinnert, woraus hervorgeht, daß des Königs Pläne in dieſer Sache Fortgang hatten.

Der ruſſiſche Handel erhielt mit Wiederherſtellung des Friedens einen neuen und, wie es ſchien, ſtärkeren Aufſchwung, als jemals. Die ruſſiſchen Kaufleute kamen 1557 und 1558 in ſolcher Anzahl zur See und zu Lande nach Wiborg, daß einestheils ſie nicht alle ihre Waaren abſetzen konnten, anderntheils der König um die Sicherheit der Stadt beſorgt ward. In einem Briefe an den Herzog Johann, vom 24. Juni 1558, ſchreibt er unter Anderem: „Wir ſehen nicht ein, weshalb er (Klas Kriſterſon Horf, derzeitiger Statthalter in Wiborg), der doch ſonſt alle Dinge, wie es nöthig iſt, beſtellt, ſo viele Ruſſen hereinlaſſet, ſo daß ſie bort eben ſo viel und vielleicht gar mehr, als er, zu ſagen haben; es ſcheint uns ſehr ſchlecht bedacht zu ſeyn, daß er den Ruſſen ſo ihren eigenen Willen läßt und ſie uns nirgleicht den Schloß, die Stadt und das Land mit dazu auf Kaufmanns Weiſe abwendigmachen, die wir bisherzu mit Kriegsmacht vertheidigt haben. Kurz, was Gott behüte, es ſcheint uns nach Unſerem Berſtande, daß hieraus Uns und dem ganzen Reiche ein über Handel entſtehen könne." Trotz dieſer Sorge und nachdem er die Beſatzung in Wiborg verſtärkt, bewilligte ſich der König gleichwohl auf alle Weiſe, den ruſſiſchen Handel über dieſen Ort zu befördern. Zu dem Ende erhielten einerſeits die Bürger in den übrigen Städten des Königreichs das Recht, hinzugehen und am Handel theilzunehmen, welche Freiheit ſpäter auch auf die deutſchen Kaufleute, gegen Erlegung von zwölf Öre von jedem Dundert Mark, ausgedehnt ward; andererntheils wurden die ruſſiſchen Handelsleute weiter nach Schweden zu ſegeln überredet, wenn ſie nicht alle Waaren in Wiborg abſetzen könnten. Die Bürger Wiborgs mochten nicht ſehr freundlich dem zuſehen, daß andere Städte an dem Gewinne aus dem ruſſiſchen Handel theilnahmen, denn der König ſchreibt dem Klas Kriſterſon im Jahre 1558: „Es nimmt Uns nicht wenig Wunder, daß die ärmlichen Wiborger Bürger den andern Bürgern, welche ſich mit ihren Waaren nach Wiborg begeben, wehren wollen, mit den Ruſſen zu handeln, dagegen allen Handel durch ihre eigenen Hände betreiben wollen und Rath halten, wie ſie alle Waaren, die zugeführt und von den Ruſſen mitgebracht werden, auffaufen." Auch ward am Schluſſe deſſelben Jahres ein offener Brief allen Handelsſtädten im Reiche zugeſandt, ſie ſollten den Ruſſen Waaren nach Wiborg zuführen, da die Ruſſen, wenn ſie nur zinkommen, viele und gute Waare mit ſich bringen. Den Zoll betreffend, ſetzte der König in demſelben Jahre feſt, daß ein ſolcher von den Ruſſen in Wiborg erhoben werden ſolle, ſobald die Schweden welchen in Rußland bezahlen müßten; und ob auch Dänen und Holländer „als Fremde" mit denſelben Zolle, wie die Deutſchen — worüber nicht wenig geſtagt wurde — belaſtet ſey, ſollen doch die Ruſſen, alle ſächſte Kaufleute ſtimmanden, eben deshalb hier ein gewiſſes Vorzugsrecht vor anderen Nationen genießen.

Ein neuer Verein für Schiffahrt und Handel, welchen die ſchwediſchen Kaufleute auf einer Verſammlung in Strengnäs gegründet hatten, wurde vom Könige in einem beſonderen Briefe, im Jahre 1559, den finnländiſchen Städten zur Nachahmung anempfohlen. Da derſelbe für unſeres Landes Entwickelung keine Bedeutung hatte, wird deſſelben nur hier im Vorbeigehen erwähnt. Und da mit des Königs Guſtav im folgenden Jahre erfolgtem Tode, für Finnland wie für das ganze ſchwediſche Reich, eine andere Periode anbricht, findet ſich hier ein natürlicher Schlußpunkt für unſere Auseinanderſetzung der finnländiſchen Handels-Intereſſen in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Was das alte Helſingfors beſonders betrifft, ſo genoß es während ſeines kurzen Daſeyns nicht wenig Zeichen der Gunſt von den Königen Johann III., Sigismund, Karl IX. und Guſtav II. Adolph, beſonders durch ihm bewilligte ausgedehnte Privilegien und erkluſive Märkte in Nyland und Tawaſtland. Das älteſte bekannte Dokument eines Privilegiums, welches in originali im Archive der Stadt Helſingfors aufbewahrt wird, iſt vom König Johann am 3. August 1569 ausgefertigt und enthält unter Anderem Folgendes: „Da die Uns vielmehr und getreuen Unterthanen, Bürgermeiſter, Rath und Gemeinde Unſerer Handelsſtadt Helſingfors viel Unkoſten mit Erbauen und Anderem dort, wo die ermähnte Stadt belegen, gehabt und in der Nähe bisherzu ihren beſſer gelegenen Platz für einen Handelsort ſich gefunden, und da ſie unterthänigſt von Uns begehrt, daß es beim Bisherigen bleibe und ſie dauen und wohnen könnten, wo bisherzu, — ſo wollen Wir ihnen hiermit die nöthigen Privilegien und Freiheiten, gleich anderen Handelsſtädten Unſeres Königreichs, gnädigſich ertheilt und verliehen haben." Während der König ferner einen zur Beſtätigung dienlichen Platz in der Umgegend ſuchte, ſchenkt er der Stadt, kraft freiem Handelsrechte, noch Biebweiden, Fiſcherei u. ſ. w., zwei nächſtbelegene Dörfer, nämlich Gemthäckt (mit ſechs Höfen) und Jorsby (mit vier Höfen), ferner Blåbärsholm, Högholm, Sompetholm, den Buſen von Helſingfors, ſo auch den Theil der Waſſerſtraße, welcher der Stadt zunächſt liegt, um an ihm eine Mühle zu der Stadt Bedarf zu erbauen, „obgleich ſo, daß die Mühle nicht in irgend welcher Weiſe Unſerer Lachsfiſcherei behindere oder zerſtöre" u. ſ. w. — Das Schickſal der Stadt iſt übrigens wenig bekannt, und es möchte die wichtigſte Begebenheit, die in ihr geſchah, die Verbindung Guſtav's II. Adolph mit Finnlands Ständen, am 22. Januar und den folgenden Tagen 1616, geweſen ſeyn.

Nicht hundert Jahre vergingen nach Anlage der Stadt, als die Frage von der Ueberſiedelung derſelben an einen günſtiger belegenen Ort, welcher, der offenen See näher, einen beſſeren Hafen habe und zugleich leichter zu befeſtigen ſey, wie es die Abſicht der Regierung war, allgemein ege ward. Während der Miniverjährigkeit der Königin Chriſtina ertheilte die Vormundſchafts-Regierung unterm 2. Oktober 1639 einen Privilegienbrief der neuen Handels-, See- und Stapelſtadt, welche gegründet und erbaut werden ſollte „an der Stelle, welche jetzt Söderns-Ede genannt wird", und zu welcher die Bürger des alten Helſingfors, wenn ſie einige Stapelwaare zu erwerben wünſchten, mit ihren Häuſern hinüberziehen möchten. Das Privilegium wurde von der Königin, als ſie mündig geworden, am 17. Januar 1641 beſtätigt, und ein Jahr darauf begann, mit dem Verkauf der alten Stadt, der Aufbau der neuen. Wie bekannt, geſchah derſelbe aber nicht auf Söderns (Sörnäs), ſondern auf der nordöſtlichen Seite der damals dem Hafen noch nähern Bergecke, auf deren ſüdlicher Spitze gegenwärtig das aſtronomiſche Obſervatorium und die Bade-Anſtalt Ulrikasborg ihren Platz haben.

England.

Punchiana.

35.

Seit Erlaß der neuen überſtrengen Sonntagsordnung darf bekanntlich Sonntags kein Brief mehr in London aufgegeben werden. Nicht nur hat dies bei einem Theil der Londoner Kaufmanns- und Geſchäftswelt viel böſes Blut gemacht, ſondern auch Lord Brougham, der denn doch auch nicht ohne lucida intervalla iſt, hat nachdrücklichſt gegen dieſe „widerſinnige und bigotte" Maßregel proteſtirt und bekanntet, die öffentliche Meinung, geſtützt auf die üblen Folgen derſelben, werde über kurz oder lang gebieterisch auf ihre Zurücknahme dringen. Auch Punch verſpottet ſie in mehr als einem Bilde. Folgerecht, ſagt er, müßte man auch der Sonntagsdienſt der Polizeimannſchaft aufſtören, und das werde Niemanden mehr zu Statten kommen, als den Dieben. Eines dieſer Bilder bietet eine Scene exemplariſcher Zaunheit. Zwei liegen auf dem Boden und ſchlafen, der dritte gähnt aus Leibeskräften und ſtreckt die Arme weit aus vor Langeweile, während ein vierter auf einem Seſſelchen ſchmauchend vorübertrabt. Das müſſen Diener der hohen Behörde ſeyn, denn die Ueberſchrift lautet: „Die Polizei am Sonntag." Unmittelbar darunter ein zweited Bild, worauf durch Plakat verordnet wird: „Die Polizei hat ſtrengen Befehl, Sonntags Niemand zu verhaften." Vortrefflich. Da fallen denn, hart unter der Regide des Plakates, drei oder vier über einen Zünften her: zwei halten ihn feſt, berauben ihn der Uhr, leeren ihm die Taſchen, der Dritte zieht ihm die Stiefeln aus, der Vierte ſteht on réserve. Nur ſteht der Gepländerte, nach ſeinem Anſehen zu urtheilen, ſelbſt wie eine Art Lumpact-Bagabundus aus. Auch dies nämlich, meint Punch, werde nicht ausbleiben, daß, während Sonntags andere honnette Leute ſich hübſch zuhauſe halten, das Geſindel keine Gelegenheit ſich ſelbſt herſalle. Indeß gewahrt man im Hintergrunde auch eine anſtändige Perſonne, flüchtend vor dem ſie verfolgenden Gepolizeren. Augenſcheinlich iſt ſie auf den Kirchvogt begriffen und hat, dem heiligen Wert zu Liebe, kühnlich ihre Sabbathstoppe, Baarſchuh und das ſchön gebundene prayerbook auf's Spiel geſetzt. — Eine Variation des Themas bringt das Hauptbild in Nr. 466, unterzeichnet: „Der puritaniſche Sonntag, und wohin wir alle kommen müſſen." Ein Gentleman in vornehmer, aber altertümlicher Tracht, ſeidenen Strümpfen und drapenem Hauskhuzen wirft ſeine Reiterſtiefeln mit eigener hoher Hand; der eine iſt es bereits. Dinter ihm ſitt eine ſchmucke, junge Dame am Tiſch, worauf Taſſen, Teller und anderes Geſchirr: ſie ſcheint mit Reinigen der Geſäße beſchäftigt. Wenn freilich das puritaniſche Geſinde unverbrüchlich an dem Gebote hält: Du ſollſt den Feiertag heiligen! muß die Herrſchaft ſelbſt zugreifen, und wohl ihr, wenn, wie hier, der Gentleman mit dem Ausdruck von Zufriedenheit zugreift, daß er es am Ende auch ohne Knecht vermag, oder die Lady mit ſo viel Reſignation und Grazie!

36.

In dem Worte „Agapemone" (ſagt Punch) begegnen ſich Griechiſch und Engliſch. Agape bedeutet im Alt-Griechiſchen „Liebe"; Mone iſt offenbar eine Abkürzung von money (Geld).*) Daß die Agapemoniane mit gröberem

*) Mone iſt eben ſo gutes Griechiſch, wie agape, und bedeutet: Aufenthaltsort; alſo: Agapemone, Liebes-Aufenthalt.

Digitized by Google

Rechte Agapemoneyans heißen würden, wird Einem durch Bruder Thomas klar, der es zufolge einer Offenbarung als eine Sünde erkannte, seiner Frau Eigenthum ihr als Mitthum anzusehen." — Wie unverständlich und räthselhaft! Ein Anderer, als der stumme Punch, verhilft uns zur Deutung des Mysteriums. Agapemone heißt ein Ort bei Bridgewater, wo sich eine religiöse Secte gebildet hat, deren Stifter, Mr. Prince, früher der Hochkirche angehörig und längere Zeit Vikar in der Grafschaft Suffolk, bereits in jener Zeit einen Verein von lauter Geistlichen, „Kampferbrüder" genannt, gründete und jetzt im Wesentlichen Folgendes lehrt: die Zeit der Gnade sey vorüber und der Tag des Gerichts gekommen; Gebet sey daher nicht ferner vonnöthen, weshalb auch die Gesellschaft keinen Sonntag feiert, sondern den Tag einzig mit Spazierengehen hinbringt. Genauer genommen, ist Agapemone nicht sowohl ein Ort, als ein weitläufiges Gebäude mit vielen dazu gehörigen Garten-Anlagen und einer Flagge auf dem Dache, worauf die Inschrift prangt: „Heil Dir, heilige Liebe!" In diesem Parke treiben sich denn auch, auf einem Bilde des Punch, die Agapemoniter auf die sonderbarste Weise umher. Zu des Herrn Prince sittigsten Anhängern gehörten sechs Misses Nothige, jede mit einem Vermögen von sechstausend Pfd. Sterl. Drei derselben, Harriet, Agnes und Kiara, wußte er unter der Versicherung, daß sie dadurch Gottes besondere Absichten erfüllen würden, an drei seiner Anhänger, darunter obgedachten Thomas, zu bringen. Die diesem Zugedachte, Miß Agnes, weigerte sich zwar anfänglich, und als sie sich endlich fügte, verlangte sie nur einen kurzen Aufschub, um ihre Vermögensangelegenheiten zu ordnen und etwaiger Nachkommenschaft ihre Ehre zu sichern. Allein Herr Prince bemerkte ihr, solcher Vorsorge bedürfe es nicht, maßen nach Gottes Willen ihre Ehre nur eine geistige sey, folglich keine Descendenz erwachsen werde. Genug, die drei Ehen wurden am nämlichen Tage geschlossen, und Bruder Thomas und Agnes Nothige liefen sich in Agapemone nieder. Hier aber wollte es der jungen Frau nicht gefallen, und schon nach wenigen Monaten verließ sie das Haus und zog zur Schwiegermutter, wo sie — niederkam. Auf das Kind wollte nun der Vater seine Rechte geltend machen; allein die Mutter bestritt sie ihm, und so kam die Sache vor die Jury, welche sich indeß nicht nur zu Erörterungen über einen Rechtsfall, sondern auch über die verdächtige Doktrin und Praxis eines neuen Propheten veranlaßt sah. Ob eine Entscheidung bereits erfolgt ist, verlautet nicht.

37.

Nachdem und „Professor" Punch auf dem Titelblatte seines achtzehnten Bandes (Nr. 467) die vor der großen Industrie-Ausstellung aller Nationen staunend sitzende Versammlung der Repräsentanten aller Nationen in rundem und gespitztem, breit- und schmalkrämpigem Hut, Helm, Mütze, Barett und Turban oder barhaupt, abend- und morgenländischem Kostüme, obligaten Meerschaumpfeifen und Glimmstengeln, John Bull nebst Toby an der Spitze der erlauchten Assemblée, einen allergrauen Mufti, ihm parallel, im Hintergrunde, sich selbst aber von einer Estrade aus docirend und im Eifer des Docirens wie auf den äußersten Zehen schwebend vorgeführt hat, geht er sofort zu einer anderen Angelegenheit des Tages über. Da präsentirt sich Master Jonathan, wie er eine Cuba-Cigarre verlucht, die ihm aber, kaum angebrannt, so gar nicht munden will, daß er sie mit effigsaurem Gesichte von sich thut. Auf dem Hauptbilde probirt der amerikanische „Räuberhauptmann" eine Cuba-Cigarre (a Cuba) zu stehlen. Nun, das spolium opimum, so dick wie ein Kanonenlauf, liegt zum Wegnehmen bereit. Aber wer nimmt es? Unter der Thür steht, hüben und drüben an die Pfosten geklammert, eine grimmig energische Mannsgestalt, den rechten Fuß zum Stoß erhoben. Und vor solchem Stiefe bebt der Hauptmann, trotz Dolch im Gürtel und geladener Pistole, erschrocken zurück. „Lopez und seine Buccaniere, heißt es ein anderwal, die so viel auf Cuba bauten, haben gefunden, daß all ihr Planen in Pulverdämpfen rechtseitlich in chateaux en Espagne, besteht. In der Vorstellungsweise eines Engländers verschmelzen Cuba und Cigarre leicht in Einen Begriff. Darum sind wir nicht überrascht, daß die letzte Affaire in Rauch aufging. Dies ist des Piraten Verhängniß." — Bruder Jonathan bekömmt bei dieser Veranlassung noch einen anderen Hieb. „Alle Raucher werden sich einer Art Cigarre entsinnen, die unter dem Namen „Lopez" verkauft wurde. Lopez, so berühmt geworden, sollte jetzt in „Freibeuter" umgetauft werden. An dieses über Tabak Gesagte frey die Bemerkung gestimpft, daß von literarischer zu gemeiner Freibeuterei in Amerika nur ein Schritt zu seyn scheint, und wir geben Jonathan den Rath, dies die oft schon dagewesene Rüge des Nachdrucks) in seine Pfeife zu stecken und zu rauchen."

38.

„Es lebe die dramatische und theatralische Republik!" ruft Punch. Denn dies ist die französische Republik, nicht eine soziale und demokratische. Eine deklamirende, fingende, tanzende Republik ist es mit Decorationen und Scenenwechsel. Ihr gauklerischer (histrionic) Charakter zeigt sich vorzugsweise in ihrem Repräsentanten Louis Napoleon, dem „Stern von Frankreich", wie er in der Ueberschrift heißt. Seine Präsidentenrolle besteht vornehmlich in Theater-Effekten (stage-business, Bühnenwerk), Herumreiten in voller Uniform, Vertheilen von Kreuzen, Besten von Ordensbändern auf die Brust verdienter Bauern und Glückkindmachen von Weibern und Kindern. Die Gerechtigkeit muß ihm nachfagen, daß er selbst den beschwerlichsten Liebesakt con amore besteht und in den Geist seiner Lage eingeht. Nun müssen, wenn Tag für Tag wiederholt wird: „Da, nehmt diese Börse!" falls der Beutel wirklich Baar enthält, zuletzt auch die vollsten Taschen geleert werden, und wenn Louis Napoleon so fortfährt, Elend zu lindern und Segen zu spenden, muß er die Gans mit goldenen Eiern oder die Gans ohne Eier seyn. Hat er nun auf Entschädigung seitens der Nation gerechnet, hat er demgemäß, um sein als „Charakter" gemachten Schulden bezahlen und seine erschöpfende Rolle fortspielen zu können, einen Antrag auf Dotation stellen lassen, so ist dies ganz vernünftig, vernünftig, daß, wenn man erwartet, es solle der Strom seiner Güte fort und fort fließen, der Nationalwohlstand ihm auch angemessene Zuschüsse dazu gewähre. Er würde sonst ja nichts als eine leere Pumpe seyn. Nein, laßt seine Freunde rufen: „es lebe die Theaterrepublik!" Niedrig denkt das Publikum, welches sich brummend sträubt, die Ausgaben des armen Schauspielers zu decken, während es nach Ordenszeichen lungert. So Punch in humoristischem Ernst über die Dotationsfrage.

Mannigfaltiges.

— Hadschi Mirsa Agaffi. In einer neulichen Sitzung der Asiatic Society in London ward ein Portrait des verstorbenen Premierministers von Persien, Hatschi Mirsa Agaffi, vorgezeigt, dem eine kurze biographische Notiz über diesen merkwürdigen Mann beigefügt war. Hadschi Mirsa war von geringer Herkunft, besaß aber einige Gelehrsamkeit und große Schlauheit und erlangte einen hohen Ruf als Schwarzkünstler und Astrolog. Als er noch ein armer Derwe war, reiste er mit einer Pilger-Karawane, in der sich eine Tochter des Schachs Feth Ali befand. Der Hadschi wurde als Mulla zu öftern Zusammenkünften mit der Prinzessin zugelassen und benutzte diese Vertraulichkeit, um ihr einen Ehe-Antrag zu machen, wofür er auf ihren Befehl mit der Bastonade bedient wurde. Bald darauf zog er die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Abbas Mirsa auf sich, der ihn zum Hofmeister seiner Kinder ernannte. In dieser Eigenschaft wußte er sich dem ältesten Sohne des Kronprinzen, Muhammed Mirsa, unentbehrlich zu machen, und er prophezeite, daß Abbas Mirsa vor seinem Vater sterben, und der junge Prinz seinem Großvater auf dem Thron folgen werde. Diese Weissagung traf wirklich ein, und nach der Thronbesteigung seines Zöglings ward Hadschi Mirsa zum Premierminister ernannt. Seine erste Handlung war, die Apanage der Prinzessin einzuziehen, die ihn so schmählich behandelt hatte, und sie dadurch zu zwingen, ihn zu heiraten. Sein Einfluß auf den König war unbegränzt, und man kann sagen, daß er vierzehn Jahre lang das Reich allein beherrschte. Während er diese Gewalt ausübte, that er einiges Gute, indem er Persien vor gänzlichem Verfall bewahrte, aber seine Regierung war äußerst streng, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich zu bereichern; er häufte große Schätze zusammen und machte Schulden, ohne sie je zu bezahlen. Eine von seinen Maßregeln war, das stehende Heer abzuschaffen, statt dessen er eine Kriegsmacht errichtete, die meistens aus unregelmäßiger Kavallerie und einer starken Artillerie bestand. Er ging hierbei von der Ansicht aus, daß seine Armee der russischen doch nicht widerstehen könne, daß die Unabhängigkeit Persiens am besten durch die Eifersucht Englands gesichert werde, und daß man daher das für den Unterhalt der Armee bestimmte Geld besser anwenden könne. Mit dem Tode des Schachs Muhammed Mirsa hörte seine Macht auf; er mußte vor der Wuth seiner zahlreichen Feinde in einer Moschee Zuflucht suchen, und die erbitterten Pöbelhaufen verfolgten ihn bis an die Thore des Heiligthums, welches sie nicht zu betreten wagten, obgleich er ihre Erbitterung durch die Spottreden, die er ihnen durch das Fenster zurief, aufs höchste trieb. Endlich wurde er durch die Vermittelung des Obersten Jerrant, englischen Geschäftsträgers in Teheran, befreit und zog sich nach Kerbela zurück, wo er seinen Fall nur wenige Monate überlebte. Wie er den Tod Abbas Mirsa's prophezeite, so soll er auch seinen eigenen Todestag vorhergesagt haben.

— Ein indianischer Missionär. Im Sitzungssaale des britischen Unterhauses bemerkte man vor einigen Tagen einen Fremden, der den mehreren Parlamentsmitgliedern mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurde. Bei näherer Nachfrage fand es sich, daß es der ehrwürdige George Copway, sonst Kah-ge-ga Gah Bowitch genannt, war, ein indianischer Häuptling, der sich auf der Durchreise nach dem Friedenskongreß in Frankfurt am Main befand. Vor zwölf Jahren war er ein Jäger in den Hinterwäldern Amerika's und Anführer eines Odschibbewäh-Stammes; da er aber in den Jahren 1838 und 1839 Gelegenheit hatte, sich in Illinois aufzuhalten, wurde er zur christlichen Religion bekehrt, ließ sich taufen und kehrte dann zu seinem Volke zurück, entsagte, sich der geistigen und leiblichen Wohlfahrt desselben zu widmen. Er hat den Plan entworfen, die Indianer der Nordwestens auf einem zwischen den Katarakten von St. Antonius und Minofotah liegenden Gebiete anzusiedeln und sie dadurch an den Landbau und die friedlichen Künste des civilisirten Lebens zu gewöhnen. Die amerikanische Regierung begünstigt diesen Plan, und der Odschibbewäher Häuptling ist nach Europa gekommen, um pekuniäre Unterstützung zur Ausführung desselben zu suchen. Er ist ein Mann von majestätischer Gestalt und drückt sich in der englischen Sprache mit großer Gewandtheit aus. Während seines Aufenthalts in Liverpool hielt er zweimal Vorträge, in welchen er seinen Plan ausführlich auseinandersetzte, und bei der Theilnahme, die er dem Publikum einflößt, dürften seine wohlthätigen Bemühungen nicht ohne Erfolg bleiben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Cassirer, Breitestraße Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Sonnabend den 17. August 1850.

England.

Memoiren und Depeschen Sir Andrew Mitchell's, englischen Gesandten am Hofe Friedrich's des Großen.*)

Diese für die Geschichte des großen Königs wichtigen Dokumente sind vor kurzem zum ersternmal in zwei Oktavbänden im Druck erschienen. Wenn wir nicht irren, ist Herr v. Raumer bisher der einzige gewesen, der sie noch im Manuskript benutzt hat. Der Verfasser ist als kundiger Diplomat und persönlicher Freund des Monarchen, bei dem er beglaubigt war, aus der Geschichte jener Zeit hinlänglich bekannt, und wenn auch seine Memoiren in ihrer gegenwärtigen Form durch eine bessere Anordnung von Seiten des Herausgebers gewonnen hätten, so bieten sie doch, namentlich für den deutschen Leser, so viel Interessantes dar, daß eine vollständige Uebersetzung derselben wünschenswerth erschrinen muß. Bis dahin werden einige Auszüge vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn.

Andrew Mitchell ward im Jahre 1708 zu Edinburg geboren. Er begann seine Laufbahn als Rechtsgelehrter, trug sich aber beim Tode seiner Gattin vom Barreau zurück und durchreiste einen großen Theil von Europa, indem er sein Hauptaugenmerk auf das Studium der neueren Sprachen und des Staatsrechts richtete. In Paris machte er die Bekanntschaft Montesquieu's, mit dem er bis zu dessen Tode in der innigsten Verbindung stand. Durch den Einfluß des Marquis von Tweedale ward er zum Unterstaatssecretair für Schottland ernannt und zum Mitglied des Unterhauses für die Grafschaft Aberdeen erwählt, die er in drei Parlamenten vertrat. Im Jahre 1756 endlich erhielt er den Gesandtschaftspossten in Berlin, in demselben Augenblick, wo der Siebenjährige Krieg ausbrach.

Der Feldzug von 1757 ist der interessanteste Abschnitt der Korrespondenz des britischen Diplomaten. Aus dem Lager vor Prag, am Abend nach der blutigsten Schlacht dieses blutigen Krieges, schrieb er folgenden Bericht an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Holdernesse, der die ersten Eindrücke des so eben errungenen Sieges wiedergiebt:

„Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß es heute, etwas vor 10 Uhr Morgens, zu einer Hauptschlacht zwischen den preußischen und österreichischen Armeen gekommen ist, die bis halb drei Uhr Nachmittags dauerte. Das Artillerie- und Kleingewehrfeuer war fürchterlich, doch kann ich noch keine Details von der einen oder der anderen Seite mittheilen. Wir wissen nur, daß der linke Flügel der Preußen, von dem König in Person angeführt, den rechten Flügel der Oesterreicher angriff und ihn nach einem hoch entschlossenen Widerstande aus dem Felde trieb. Die preußischen Husaren und die ganze Kavallerie verfolgen den Sieg, und der rechte Flügel der Oesterreicher zieht sich nach der Jasawa zurück. Die preußische Rechte griff die österreichische Linke an, warf sie gleichfalls und trieb sie nach dem Moldauflusse zu. Ein großer Theil ihrer Infanterie hat sich in Prag hineingeworfen. Die Schlacht wurde auf den Anhöhen geliefert, welche jenseits Prag liegen. Die Entfernung kann nicht bedeutend seyn, da ich die verschiedenen Corps marschiren sah, und das Kleingewehrfeuer deutlich hörte. Die Armee des Königs von Preußen mochte nach seiner Vereinigung mit dem Marschall Schwerin 70—80,000 Mann stark seyn, die Oesterreichische über 100,000 — Desertenre sprechen von 150,000. Am vergangenen Montag lagerte sich die königliche Armee [illegible] der Entfernung einer Kanonenschußweite von Prag, ohne auf Widerstand getroffen zu haben, und am Mittwoch marschirte der König, nachdem er die Brücke empfangen hatte, bei Marschall Schwerin die Elbe überschritten habe, Nachmittags mit 20 Bataillons und 36—38 Escadrons aus und warf eine Brücke über die Moldau bei Selz, etwa eine halbe Meile unterhalb Prag. Diese Brücke konnte nicht vor Donnerstag um 1 Uhr fertig werden, um welche Zeit der König sie passirte, aber sich erst am Freitag Morgen mit der Armee des Marschalls Schwerin vereinigte. Marschall Keith kommandirte die Armee diesseits der Moldau. Ein Offizier, der in der Schlacht war, sagte mir, daß die Oesterreicher eine gute Stellung eingenommen hatten, daß sie jedoch von einem Posten zum anderen getrieben wurden; namentlich habe die starke Position vom Ziskaberge, die von den Oesterreichern besetzt war, viele Leben gekostet. Ich kann noch nichts über den beiderseitigen Verlust sagen, der bedeutend seyn muß, aber die ganze preußische Armee vergießt Thränen über den Tod des Marschalls Schwerin, der einer der besten Generale war, welche dieses oder vielleicht irgend ein anderes Land hervorgebracht hat, und dabei einer der vortrefflichsten Menschen. Der König von Preußen befindet sich wohl, obschon tief betrübt über den Verlust Marschall Schwerin's. Prinz Heinrich, Bruder des Königs, war in der Schlacht, ohne jedoch verwundet zu werden; die übrigen Prinzen waren mit der Armee diesseits der Moldau. Ich hoffe, Ew. Excellenz bald einen vollen und klaren Bericht über diesen glorreichen Sieg mittheilen zu können, und übersende dieses Schreiben einstweilen durch meinen Bedienten, Samuel Dony, da ich nur einen Courier bei mir habe, der wahrscheinlich nach St. Petersburg abgefertigt werden muß. Ich verbleibe" u. s. w.

Von der Standhaftigkeit, mit der Friedrich die Unglücksfälle ertrug, die ihm im Laufe des Krieges mehr als einmal verderblich zu werden drohten, giebt auch die Korrespondenz Sir Andrew Mitchell's Zeugniß, der überhaupt den Charakter des Königs alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ein paar Monate vor der Schlacht bei Rosbach, als er sich in einer äußerst schwierigen Lage befand, schreibt Mitchell unter Anderem: „Die Schnelligkeit seines Marsches und der Schrecken seines Namens haben den Franzosen und der Reichsarmee eine panische Furcht eingeflößt und ihre Pläne, vermittelns auf eine Zeitlang, durchkreuzt; da sie aber dreimal so stark sind und ihre Zahl täglich zunimmt, so ist es wahrscheinlich, daß sie bald nach dieser Gegend zurückkehren werden, in welchem Fall wir genöthigt seyn dürften, uns auf Leipzig oder Halle zurückzuziehen, um im Stande zu seyn, uns mit den nach Torgau und Dalberstadt abgeschickten Detachements zu vereinigen, wodurch wir, mit Einschluß der dortigen Besatzungen, ein Corps von ungefähr 27,000 Mann bilden werden. Die preußische Armee ist so in kleinen Abtheilungen über Sachsen zerstreut, daß ich fürchte, sie werde unringt oder durch die Uebermacht erdrückt werden, und dies hätte schon vor sechs Wochen geschehen müssen, wenn die österreichische Haupt-Armee mit größerer Energie vorgegangen wäre. Der König von Preußen trägt seine Unglücksfälle mit vieler Seelengröße, und obgleich sie so schnell auf einander folgen, scheint er nie entmuthigt oder niedergeschlagen. Er zeigt sogar öffentlich eine Heiterkeit und Gesaßtheit, die unter solchen Umständen schwer zu behaupten ist. Bei alledem sieht und fühlt er die verzweifelte Lage seiner Angelegenheiten, aber seine Erbitterung ist stärker als seine politischen Grundsätze.")

Die Schlacht von Rosbach war vielleicht die glänzendste That des großen Königs. Die Wirkung, die sie in Europa hervorbrachte, war unbeschreiblich. In England namentlich wurde Friedrich dadurch ein Gegenstand des allgemeinen Enthusiasmus. „Ein aufmerksamer Beobachter", sagt Macaulay, „wird noch heutzutage in den Paffagierstuben altmodischer Wirthshäuser und in den Sammlungen der Bilderhändler zwanzig Portraits von Friedrich gegen eines von Georg II. finden. Die Schildermaler waren überall damit beschäftigt, den Admiral Vernon in den König von Preußen zu verwandeln." Leider ist die Schilderung, welche Sir Andrew Mitchell von diesem ereignißvollen Zeitpunkte giebt, ziemlich mager und unbefriedigend. Sein Bericht über die Schlacht von Rosbach ist auffallend kurz; indeß verleihen die „vom König von Preußen mitgetheilten Details" ihm doch für uns einigen Werth. Er lautet wie folgt:

„Da der König von Preußen den Major Grant abfendet, um Sr. Majestät (Georg II.) die Details über die neuliche Schlacht vom 5ten d. M. zu überbringen, so werde ich dadurch der Nothwendigkeit los überhoben, mich näher darüber zu verbreiten; da jener Offizier bei dem Treffen gegenwärtig war, so wird er eher im Stande seyn, die Neugier Ew. Excellenz in Betreff deßen, was damals und seitdem vorgefallen, zu befriedigen, und Sie können sich auf den Bericht, den er geben wird, mit Sicherheit verlaßen. Allein einige Umstände, die mit diesem Treffen verknüpft sind, scheinen von so außerordentlicher Natur, daß nur die unzweifelhafteste Autorität sie glaubwürdig machen kann. Ich will daher Ew. Excellenz die Details vorlegen, die mir vom König von Preußen mitgetheilt wurden (an account of such particulars I had from the king of Prussia), als ich die Ehre hatte, ihn zu seinem Siege Glück zu wünschen. Im Ganzen betrug die Zahl der auf dem Schlachtfelde befindlichen preußischen Truppen nicht über 18,000 Mann, von welchen 4500 Dragoner und Husaren waren. Der Feind war nach dem mäßigsten Anschlägen 30—60,000 Mann stark. Von den Preußen waren nur sieben Bataillone und die ganze Kavallerie im Gefecht. Der Verlust von Seiten der Preußen an Todten, Verwundeten

*) Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell, K. B., Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary to the Court of Prussia from 1756 to 1771. By Andrew Bisset, of Lincoln's Inn, Barrister-at-Law.

*) Alle Generalmente are stronger than his political principles, heißt es im Original. Dieser letzte Passus ist nicht ganz deutlich.

Digitized by Google

und Vermißten beläuft sich auf 373 Mann, wie ich selbst in den Regimentslisten gesehen habe. Man berechnet, daß von der alliirten Armee 800—1000 auf dem Schlachtfelde geblieben sind, und über 6000 geriethen in Gefangenschaft, worunter sich acht Generale und eine große Menge Obelleute von ausgezeichneten Familien befinden. Die Déroute war so allgemein und der panische Schrecken so groß, daß die Leute ihre Gewehre von sich warfen, in der unbeschreiblichsten Verwirrung flohen und die Linsturi bei Freiburg und zwei anderen Ortschaften in der Nacht passirten; und es ist die einstimmige Meinung der preußischen Generale, daß, wenn es noch zwei Stunden heil gewesen wäre, man die französische Armee vernichtet haben würde. Bis jetzt sind 60zig Kanonen in die Hände der Preußen gefallen, und man erwartet noch mehr zu finden, die in den Fluß geworfen worden. Sie haben sinfzehn Standarten, acht Fahnen und zwei Pauken genommen. Die Husaren und Dragoner wurden am 6ten Morgens hinter den Flüchtlingen abgeschickt. Sie haben viele Gefangene gemacht und den Feind bis an die Thore von Erfurt pousstet. Einige flohen bis Jena, und die ganze Armee ist zerstreut. Wie schade ist es, daß die gegenwärtige Lage des Königs von Preußen ihm nicht erlaubt, diesen glorreichen Sieg mit der Energie zu verfolgen, die er stets zu entwickeln bereit ist, und daß er dahre nicht die vollen Früchte seiner Arbeiten ärndten kann. Der König von Preußen kehrte in der Nacht vom 9ten nach Leipzig zurück und wird ungesäumt zu seiner Armee in Schlesien abgehen, da er die Nachricht erhalten hat, daß die Oestreicher Schweidnitz berennt haben. Ich höre, daß der Herzog von Richelieu, unmittelbar, nachdem er Kunde von der Schlacht empfangen, das Land Hatberstadt geräumt hat, und man versichert, daß die Reichstruppen und ein Theil der Franzosen sich nach Hessen zurückziehen."

Der Unmuth Mitchell's über den geringen Beistand, welcher dem großen Könige von seinen englischen Verbündeten zu Theil wurde, geht aus mehr als einer Stelle seiner Korrespondenz hervor. „Welch' eine ruhmvolle Rolle könnte England spielen", schreibt er, „wenn es nicht von Schwächen regiert würde, sondern einen Helden an seiner Spitze hätte, wie den, welchen ihr die Ehre habe zu begleiten." Solche Aeußerungen wurden ihm von seinem Hofe übelgenommen, und die Antwort darauf war seine Abberufung. „Als ich diesen Morgen beim Könige erschien", sagt er in seinem Tagebuch, „nahm mich der Monarch bei Seite und rief: Savez vous, mon ami, que vous êtes rappelé; je crois que votre Monsieur Pitt est devenu fou! Ich erwiderte, daß ich so eben einen Brief erhalten hätte, welcher mir meine Abberufung anzeigte, ohne jedoch den Grund anzugeben." Die Sympathie des Gefangten für den König hatte diesem indessen eine gleiche Anhänglichkeit für ihn eingeflößt, und er weigerte sich, ihn gehen zu lassen oder einen Stellvertreter anzunehmen. „Ich habe mir von Königen nie etwas befehlen lassen", sagte Friedrich zu Mitchell, „und ich werde mir auch von Herrn Pitt nichts befehlen lassen." Die Sache endete damit, daß Mitchell auf seinem Posten blieb.

In der blutigen Schlacht von Zorndorf sehen wir ihn von neuem an der Seite des Königs. „Um ein Uhr Nachmittags begegnete ich dem Könige von Preußen im Centrum der ersten Linie, wo er durch den Prinzen Moritz von Dessau an der Spitze einiger Regimenter mit „Victoria!" begrüßt wurde. Ich hielt dies für einen sinnlänglichen Grund, ihm zum Siege Glück zu wünschen, welches ich auch that. Er nahm mein Kompliment sehr höflich auf, als ich aber mit ihm die Reihen entlang ritt, flüsterte er mir mit großer Kaltblütigkeit zu: Mon ami, les affaires vont bien mal à gauche, je vois y mettre ordre, mais ne me suivez pas. Er ging also dahin und ergriff mit eigener Hand die Fahne, um die Infanterie zu ermuthigen, die in der größten Unordnung war; aber es half Alles nichts, sie war nicht zum Vorrücken zu bringen, und wenn die Russen ihren Vortheil zu benutzen gewußt hätten, so wäre es mit und und der ganzen Sache aus gewesen."

Das Tagebuch Sir Andrew Mitchell's, welches den Anhang seiner Korrespondenz bildet, ist zwar kurz und nicht so inhaltreich, als man erwarten könnte, indessen fehlt es ihm nicht an anziehenden Stellen. Hier ist eine Unterhaltung mit Friedrich nach dem Tode der Königin Mutter: „Als der König von dem Hintritt der verwittweten Königin benachrichtigt wurde, hielt er zwei Tage kein Lever; nur die Prinzen freilich mit ihm. Er schickte am Nachmittag zu mir, und ich hatte die Ehre, mehrere Stunden bei ihm zuzubringen. Er schien durch den Tod der Königin Mutter sehr erschüttert — klagte, daß die Schläge des Unglücks zu schnell auf einander folgten, als daß er sie ertragen könne; dann erzählte er mir viel von der Privatgeschichte seiner Familie, von der Art und Weise, in der er erzogen worden, indem er gestand, daß er den Mangel einer guten Erziehung tief empfinde, und zugleich seinen Vater lobrte, aber mit großer Aufrichtigkeit und Sanftmuth und mit dem Zusatze, daß er in seiner Jugend dem stourdi gewesen und den Zorn seines Vaters verdient habe, den aber der verstorbene König, ein Mann von heftigem Temperament, zu weit getrieben habe. Er erzählte mir, daß er auf das Zureden seiner Mutter und seiner Schwester von Bayreuth ein eigenhändiges Versprechen gegeben habe, Niemand anderz zu heiraten, als die Prinzessin Amalie von England; dies sey unrecht gewesen und habe seinen Vater aufgebracht. Er könne seine Handlungsweise nur durch seine Jugend und seinen Mangel an Erfahrung entschuldigen; unglücklicherweise wäre sein Versprechen entdeckt worden, indem die verstorbene Königin Karoline, der man es zugeschickt habe, es dem General Diemar zeigte oder mit ihm davon sprach. Letzterer habe das Geheimniß an Seckendorff verrathen, der es dem König von Preußen mittheilte; diese Entdeckung und sein Jugendvergehen hätten sein Unglück verursacht. Ueber seine Flucht sagte er mit, daß er lange unglücklich gewesen und von seinem Vater hart behandelt worden sey; was ihn aber zu diesem Entschlusse trieb, war, daß ihn sein Vater eines Tages schlug und an den Haaren zog, und in diesem zerzausten Zustande mußte er der Parade beiwohnen, so daß er sich von diesem Augenblicke an entschloß, es coûte qui coûte zu versuchen. Während seiner Gefangenschaft in Küstrin habe man ihn aufs grausamste behandelt; an das Fenster gestützt, um Kalte enthaupten zu sehen; er sey in Ohnmacht gefallen. Katte hätte sich retten können, da ihr der dänische Gesandte erwartet habe, aber er zögerte, wie er (der König) glaube, wegen einer Mädchens, mit dem er eine Liebschaft hatte. Die glücklichsten Jahre seines Lebens, sagte er, waren in Rheinsberg verbracht worden, einem Schlosse, welches er seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, geschenkt hat. Dahin habe er sich nach seiner Gefangenschaft zurückgezogen und sich dort bis zum Tode des verstorbenen Königs aufgehalten, indem er sich hauptsächlich mit dem Studium beschäftigte und die Mängel seiner Erziehung durch Lektüre, Exerzitien aus Büchern und den Umgang mit den Leuten von Verstand und Geschmack, die um ihn waren, verbesserte. Er sprach viel von den Verpflichtungen, die er der Königin Mutter schuldig sey, und von seiner Anhänglichkeit an seine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, mit der er aufgewachsen. Er bemerkte, daß die Harmonie, die in seiner Familie herrsche, großentheils von ihrer Erziehung herrühre, welche, unvollkommen und mangelhaft in manchen Punkten, das Gute an sich hatte, daß die Kinder nicht wie Prinzen, sondern wie die Kinder von Privatpersonen erzogen wurden. Er gedachte der Mißhelligkeiten, die zwischen seiner Familie und der von Hannover obgewaltet, und sprach auch von dem Testament des verstorbenen Königs, aber mit großer Mäßigung. Er sagte mir, daß es seine Absicht sey, so lange als möglich in Böhmen zu bleiben und die Feinde zu zerstören, die nicht verbraucht werden könne; daß sein Bruder, der Prinz von Preußen, daselbe an den Gränzen der Lausitz thun werde; hierdurch würde es dem Feinde schwer werden, ihn zu verfolgen."

Wir schließen unsere Auszüge mit einem Berichte des Gesandten an Lord Holderness, in welchem der König als Schriftsteller und Mitchell als Kritiker erscheint. Letzterer Amt ist bekanntlich nicht immer ein sehr dankbares; da jedoch ein königlicher Autor ziemlich nachsichtige Rezensenten zu finden pflegt, so scheint auch die bescheidene Kritik Mitchell's das gute Einvernehmen zwischen Beiden nicht gestört zu haben. „Vor etwa acht Tagen", schreibt er, „als ich beim König von Preußen speiste, sah ich ein Buch auf dem Tische liegen, welches, wie er mir sagte, zum Geschenk für mich bestimmt sey; der Titel desselben ist: „Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci". Er sagte, daß er es selbst geschrieben habe, aus seine Mußestunden auszufüllen; es enthalte einige Nachahmungen des Horaz, Lucretius und Ovid; er habe es nie für die Oeffentlichkeit bestimmt, obwohl einige Exemplare in seiner eigenen Presse in Potsdam gedruckt worden, die er unter seine intimsten Freunde vertheilte, u. s. w. Vor kurzem sey das Buch in Frankreich und später in Holland verstohlenerweise herausgegeben worden, er sey aber noch nicht im Stande gewesen, zu entdecken, wer sein Vertrauen hintergangen habe; im Nachtrud wäre Manches ausgelassen, verändert oder verstümmelt worden, und er habe sich dadurch genöthigt gesehen, es von neuem mit größerer Korrektheit und Sorgfalt drucken zu lassen. Er war so freundlich, hinzuzufügen, daß, sobald die neue Auflage fertig sey, er mir ein Exemplar geben wolle, welches ich nicht verfehlen werde, Ew. Erzellenz zuzustellen. Unterdessen bat er mich, das zu lesen, was er mir sagt gegeben, indem er einen Wink fallen ließ, daß er es gern sehe, wenn es in England bekannt würde, daß das Buch nicht nur ohne seine Erlaubniß, sondern gegen seinen Willen erschienen sey. Diese Erklärung betrachtete ich als eine Art von Entschuldigung für das Werk, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als es durchzulesen; aber meine Neugier wäre mit beinahe theuer zu stehen gekommen, denn am folgenden Tage sragte mich der Philosophe nach meinem Urtheil, und da er wahrnahm, daß ich scheu und zurückhaltend war, so drängte und ermunterte er mich, frei heraus zu reden, was ich, ohne mich zu verstellen, um so leichter thun konnte, da in der That an dem Buche mehr zu bewundern, als zu tadeln ist. Ich lobte mit Anstand und ohne Uebertreibung und tadelte mit Offenheit, was mir tadelnswerth erschien, und dies hat uns fünf bis sechs Tage lang Stoff zum Tischgespräche geliefert, wo nur Se. Majestät gegenwärtig waren. Die Details sind zu geringfügig, um schriftlich mitgetheilt zu werden, und ich erspare sie dahre bis zu der Zeit, wo ich das Glück habe, Ew. Erzellenz in England zu sehen. Es ist aber nicht mehr als gerecht, wenn ich erkläre, daß der König meine unmaßgeblichen Bemerkungen mit Freundlichkeit und Geduld anhörte, und ich muß zugleich hinzufügen, daß von allen Schriftstellern, die ich je gekannt habe, der Philosophe de Sans-Souci die Kritik am besten verträgt."

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und wie es ist.

(Fortsetzung.)

„Diese Dekrete" — heißt es in dem Taylorschen Werke — „setzten dem Wohlstande der kalifornischen Niederlassungen ein Ziel. Als die Patres die Kolonien ihren Händen entrissen sahen, thaten sie nichts mehr zur Beförderung des Anbaus, während die Indianer ohne die zwiehende Aufsicht der Mönche in ihre nationale Trägheit verfielen. Viele von ihnen verließen ihre Felder und führten ein Vagabundenleben in den Gebirgen, und bald hatten mehrere von den Niederlassungen ganz zu existiren aufgehört. Indeß reiste im Jahre 1843 der Gouverneur Michettorena eine pomphafte Proclamation, in der er unter dem Vorwand der Liebe zum katholischen Glauben den früheren Stand der Dinge wieder einzuführen versprach, und gab zwölf Niederlassungen den Prieftern zurück. Die den Privatpersonen gemachten Schenkungen an Land sollten jedoch denselben verbleiben. So viel ich in Erfahrung brachte, sind diese Verordnungen nie recht zur Ausführung gekommen; auch machte die hastige Ver-

Digitized by Google

sagung des Gouverneurs auf dem Lande seinen Plänen ein Ende. „Im Jahre 1843 gab der Gouverneur Pio Pico den Missionen den letzten Stoß. Er verfügte von Regierungs wegen, daß die Missionen von San Juan, Carmel, San Francisco und San Juan Capistrano an einem festgesetzten Tage in öffentlicher Auction versteigert werden sollten. Die übrigen, mit einziger Ausnahme des bischöflichen Sitzes von Sta. Barbara, wurden verpachtet. Von dem Ertrage des Verkaufs und Pachtzinses verwendete man ein Drittel zur Besoldung der Geistlichen, das zweite zum Besten der Indianer, das dritte zur Anlegung von Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten."

So war Kalifornien, als der Strom der Einwanderung und das Kriegsglück seine reichen Ebenen und herrlichen Häfen den Nord-Amerikanern in die Hände lieferte. Damals war San Francisco, die Monterstadt von Segelluch und Brettern, durch ein paar zerstreute Häuser vorgestellt, die gerade sie den geringen Bedarf in der daveoliegenden prächtigen Meeresbucht ausreichten. Einen Monat nach Unterzeichnung des merikanischen Friedens wurden die Goldminen entdeckt. Die Kunde verbreitete sich mit wunderbarer Schnelle, und obwohl man anfangs ungläubig war, ward doch im Laufe weniger Monate der Gang der Gesellschaft, des Handels, der Industrie in eine wahre Revolution versetzt. San Francisco sprang ins Leben. Im Sommer 1849 war es eine Stadt von Zelten und Blockhäusern und enthielt 6000 Einwohner; aber so schnell diese Umwandlung geschehen war, so war sie doch nur ein Anfang des Wachsthums. Binnen vier Monaten, sagt Herr Taylor, gestaltete sich Alles um. Die Stadt, die ursprünglich auf den Anhöhen und den Fuß einiger Hügel beschränkt war, folgte jetzt der Küste Punkt für Punkt, stieg die Hügel hinauf und schickte Seitenarme durch die Thalöffnungen. Den Zelten folgten Holzhäuser und den Blockhütten anscheinende Paläste. Das erste Aufsehen des Platzes war das eines Raketen-, das jetzige ist das einer Hauptstadt. Die Schiffe, die anfänglich hineinkamen, nur um ihre Passagiere an der Küste abzusetzen, und dann verlassen liegen blieben, da alle Welt in die Minen lief, werden jetzt, mit Gütern beladen und mit Verkäufern besetzt, in Menge im Hafen gefunden. In einer Stadt so plötzlicher und zauberischer Schöpfung wurde auch Vermögen gebildet mit geringerer Mühe, als wenn Aladdin seine Lampe rieb. Was man reell für 20,000 Dollars gekauft hatte, konnte man für 300,000 wieder verkaufen. Ein Faß Mehl, das einzige, das in der Stadt vorhanden war, hatte der Eigner für 6 Dollars erworben und gab es für 150 wieder fort; 10,000 Dollars, in Gerste angelegt, wurden in einem einzigen Geschäft verdoppelt. Die Spiele- und Spielhäuser waren vollkommene Goldgruben. Welchen Anblick die Stadt bei Tag und bei Nacht darbot, wollen wir Herrn Taylor nachreizhen.

San Francisco bei Tage.

„Es ist kaum sechs Uhr des Morgens eine Stunde lang übertönt das Geläute der unzähligen Speisehausglocken, die zum Frühstück rufen, jedes Gerüusch in der Stadt. Hotels, Restaurationen, Speisehäuser aller Art giebt es fast so viel, als Spekulative, und eben so mannigfache. Die Tables-d'hôtes erster Klasse, die eine Mahlzeit für zwei Dollars und darüber verabreichen, sind außerordentlich besucht. Andere einfachere und von soliderem Preise werden von denjenigen frequentirt, die erst ihr Glück machen wollen. Ein Beefsteak mit wenigen Kartoffeln und eine Tasse Kaffee oder Schokolade kann man für einen Dollar ganz gut haben. Frischer Rindfleisch, Beef, Kartoffeln und alle Nahrungsmittel, die sich einführen lassen, sind vollauf vorhanden. Aber Milch, Obst und Gemüse gehören zu den Luxusartikeln. Von frischer Butter hört man selten. In der Montgomerystraße und auf dem leeren Platz am Wasser haben die Kaffee-, Kuchen- und Konfektverkäufer ihren Stand aufgeschlagen, um den Appetit der landenden Seeleute oder der rückkehrenden Goldsucher zu reizen.

Um neun Uhr ist die Stadt in voller Thätigkeit. Die Straßen, die nach dem Wasser over in die Montgomerystraße auslaufen, welche in den Hafen mündet, sind voll von Volk, das sich stößt und drängt. Merkwürdig ist die Mannigfaltigkeit des Publikums in Tracht und Charakter. Die Amerikaner selbst scheinen zwar in diesem Gewühle ihre lokalen Verschiedenheiten zu verlieren, und mehr durch zufällige Anstalt und Redensarten, als durch die äußere Erscheinung, läßt sich ein New-Yorker von einem Kentuckier, ein Kanadier von Bewohner des Süd-Ostens, ein Virginier von einem Texaner unterscheiden. Die Deutschen und Franzosen sind leichter zu erkennen. Die Peruaner und Chilesen gehen in ihren braunen Ponchos umher, und der nüchterne Chinese, kalt und theilnahmlos inmitten der allgemeinen Aufregung, schielt aus den Winkeln seiner langgeschlitzten Augen auf das Gewühl um ihn her, läßt sich aber nie verlocken, von der geraden Linie seines Geschäftsganges abzuweichen. Die Offiziere der großen Plaza und rin mit Segeltuch überspannter Gang, der das Eldorado heißt, sind der allgemeine Sammelplatz für Geschäfte und Vergnügungen und dienen gleichzeitig als Börse, Park, Klubhaus und Promenade. Wer nicht gerade an einer Stelle den ganzen Tag über beschäftigt ist, wird sicher zu irgend einer Tagesstunde dort angetroffen. Das Aufsehen der Gruppen, die über die Plaza hin zerstreut sind, ist oft höchst interessant. Da stehen Häuserspekulanten, die um ihre Zelte handeln, als wären es Paläste, dort ein Hause gebräunter, abgerissener Goldsucher, dort eine Gruppe von Seeleuten, die auf eine neue Unternehmung spekuliren, da wieder eine Gesellschaft von Spielern, die über ihre Operationen in der vergangenen Nacht diskutiren.

Der Tag ist vorgeschritten. Der Nebel, der nach Sonnenaufgang sich über die Stadt lagerte, verschwindet über den Hügeln, und es bleibt ein paar Stunden heiterer Sonnenschein, bis sich der Seewind erhebt. Jetzt sind die Straßen in vollster Lebendigkeit. Man rennt und überrennt sich, als wäre man von einem Dämon der Unruhe besessen. Da spricht einen Bekannten an, etwa einen Kaufmann. Er antwortet Dir ein paar abgebrochene Worte, während seine Augen ängstlich forschend über das Getümmel schweifen. Plötzlich hat er Jemanden entdeckt, er entspringt Dir, und in den nächsten fünf Minuten hat er vielleicht eine halbe Schiffslast gekauft oder eine Aktie auf eine neue zu bauende Stadt genommen, oder sonst sich an einem imposanten Unternehmen betheiligt. Es ist anmöglich, mitten in dieser fieberhaften schwindligen Thätigkeit zu leben, ohne von ihrem Einfluß angsteckt zu werden. Der kühne, hastige, unermüdliche Spekulationsgeist liegt förmlich in der Luft, die man einathmet, und wer nur an die äußersten Kreise des Strudels kreist, wird hineingerissen und dreht sich mit, bevor er sich besinnen kann.

Aber sieh! Auf einen Schlag sind die Gruppen auf der Plaza zerstoben, der Platzausseher springt auf einen Bretterhaufen, die Kuchen- und Konfektverkäufer thun es ihm nach, und eben ist Alles geräumt, als ein wilder Stier die Kearneystraße herunter auf den Platz stürzt. Zwei Schlenkertreiber zu Pferde galoppiren hinter ihm her, mit Geschrei ihre Lasos schwingend; der Staub wirbelt auf, wie sie quer über den Platz stürmen. Einer von ihnen schleudert mitten im Laufe seine Schlinge nach dem Bullen, und nun bemerke, wie zierlich sie ihre Kurve macht und wie präzis sie die Hörner des Ochsen faßt. Da dreht sich das Pferd in einer halben Schwenkung wie auf einem Stifte um und schießt nach der entgegengesetzten Seite fort. Aber es kennt genau die Länge des Lasos, und so wie es den Zug desselben fühlt, steht es still, stemmt die Beine und wirft den Leib nach vorn. Der Bulle wird umgerissen, liegt einen Augenblick wie betäubt, springt auf und macht einen neuen Anlauf. Jetzt aber wirft ihm der zweite Treiber seinen Laso um die Hinterfüße, und so, auf zwei Seiten gebunden, wird er zum Schlächter geschleift.

Die Plaza füllt sich, so rasch sie geleert war, und das Geschäftstreiben beginnt von neuem. Gegen zwölf Uhr macht sich ein Nord-Westwind fühlbar, der besonders heftig durch die Hügelthäler in der Richtung der Goldstraße stößt. Zugleich läuten die Glocken zum Mittagbrod, und dies weht dem Winde macht das Gewühl der Straße ein wenig geringer. Zwei Uhr ist die gewöhnliche Essstunde für Geschäftsleute; nur einige alte reiche Kaufleute haben die sabbatische Stunde von fünf Uhr angenommen. „Wo wollen wir nun zu Mittag essen?" Aller Augen lockt das Schild eines Restaurateurs. Mit haben die Wahl zwischen den „Vereinigten Staaten", Tortoni, der Alhambra und anderen klassischen Orten, aber Delmonico, wie sein berühmtes Original in New-York, hat die höchsten Preise und die reichhaltigste Speisekarte. Wir gehen die Kearneystraße herunter in ein zweistöckiges hölzernes Haus an der Ecke der Jacksonstraße. Das untere Stockwerk ist eine Verkaufshalle. Die Wände sind behängt mit Rinds- und Hammelvierteln. An den Fenstern steht man Pausen von Sandwich-Insel-Melonen und Kohlköpfe, das Stück im Werth von zwei Dollars. Wir treten durch eine kleine Thüre, steigen eine finstere Treppe hinauf und gelangen in einen langen niedrigen Saal, mit Decke und Wänden von weißem Mousselin und einem Fußboden von Wachstuch.

Es waren etwa zwanzig Tische da, in zwei Räume vertheilt und so dicht besetzt, daß es uns schwer wurde, Platz zu finden. Auf der Speisekarte sanden wir etwa folgende Artikel: Suppen: Mockturtle 75 Cents, Julienne 1 Dollar; Fische: Lachsforelle, Anchovis à 1 Dollar 75 Cents. Hammelkeule mit Kapernsauce 1 Dollar; Rindfleisch mit Kohl 1 Dollar; Schinken und Zunge 75 Cents. Entrées: Rinderfilet mit Pilzen 1 Dollar; Pummerstalat 1 Dollar, Wildbraten 1 Dollar 50 Cents, gebackene Maccaroni 75 Cents, Rinderzunge mit saurer piquante 1 Dollar. Demnach kömmt und die Mahlzeit, wenn wir mäßigen Hunger haben und ein wenig Feinschmecker sind, auf fünf Dollars zu stehen. Uns allen Seiten des Saales hört man den Ruf: Steward! (Speisenmeister), das Wort: Kellner (waiter) gilt für unehrerbietig in Bezug auf Tracht, daß besagter Kellner gewöhnlich ein paar Monate vorher der Schreiber eines Juristen oder Commis eines Kaufmanns gewesen ist. Die Gerichte, wenn sie auf der Tafel stehen, sehen ziemlich winzig aus, sind aber schmackhaft zubereitet und die Leute, die von den Goldminen kommen, ausgehungerte Leckermäuler. Der Appetit, den man in Kalifornien bekömmt, ist wahrhaft außerordentlich. Meine Gewohnheiten in dieser Hinsicht wenigstens hatten sich nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in die einfach Weise umgewandelt.

In Bezug auf das Essen findet sich hier der Geschmack aller Nationen vertreten. Es giebt französische Restaurants auf der Plaza und in der Dupontstraße, ein großes deutsches Speisehaus in der Pacifikstraße, spanische und italiänische Küchen und Bäckereien und drei chinesische Hotels, die durch dreieckige gelbbreine Flaggen bezeichnet sind. Die letzteren werden gern von den Amerikanern besucht wegen der ausgezeichneten Zubereitung der Speisen und weil hier jede Mahlzeit, ohne Unterschied, einen Dollar kostet. Long-Ling's Haus liegt am Wasser, Whang-Tong's in der Saeramentostraße und Long-Ling's in der Jacksonstraße. Hier sedroen die ernsten Bürger des himmlischen Reiches ihren Tschu-Tschu und ihre Zricassees neben anderen Gerichten echt englischen Ursprungs. Im Thee und Kaffee sind diese Chinesen unübertrefflich.

Der Nachmittag ist weniger lärmend und lebendig, als der Vormittag. Die Kaufleute bleiben in ihren Häusern, und die Spielhäle füllen sich mit Menschen, die dort vor Wind und Staub geschützt sepn wollen. Die Luft wird kühl, der Himmel bekömmt einen Stich ins Graue, und die Hügel über der Bai lassen sich kaum mehr deutlich erkennen. Dann und wann kömmt ein Wächter, der auf dem Hügel über Fort Montgomery stationirt ist, herab und bringt die Nachricht von einem nahenden Schiff, was unter den Seeleuten und denjenigen Kaufleuten, die Korrespondenzen erwarten, einige Bewegung hervorruft. Gegen Sonnenuntergang ist die Plaza fast ganz verödet, der Wind wird empfindlich, und die Wärme eines mäßig leichten Ueberrocks läßt sich gut vertragen. Mit der Finsterniß tritt eine Windstille ein, nur daß hin und wieder ein Stoß auf den Hügeln hervorkömmt und den Staub der Stadt den Schiffen zutreibt."

Digitized by Google

San Francisco bei Nacht.

„Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen, wie den Anblick, den die Stadt in der Nacht, vom Wasser aus gesehen, darbietet. Die Häuser, die meist aus Segeltuch gefertigt sind, lassen die Lampen durchscheinen und bekommen dadurch das Ansehen, als beständen sie aus einer leuchtenden Materie. Da nun auch die Abhänge der an der Stadt anliegenden Hügel von Zelten besetzt sind, so schimmert das Ganze gleich einem Amphitheater von Feuer. Hier und da blitzen darin die Ausspähgelampen der Spielhäuser besonders glänzende Punkte, und durch das unbeschreibliche Gemurmel der Straßen tönt von ebendaher dann und wann der Schall von Musik. Die ganze Aussicht hat etwas Phantastisches, Unzutreffendes an sich; es ist Einem, als blicke man auf eine Stadt in der Laterna magica, die man mit einer Handbewegung auftauen und verschwinden machen könnte.

Die einzigen Orte, die man bei Nacht besichtigen kann, sind die Spielhäuser. Wir brauchen nicht lange nach einem zu suchen. Denison's Exchange, das Parker House und Eldorado stehen dicht neben einander, gegenüber die Verandah und der Aguila de Oro, welter hinauf auf der Plaza St. Charles und Bella Union, während Dutzende solcher Etablissements von der zweiten Ordnung durch die weniger frequentirten Straßen zerstreut liegen.

Der Zutauf ist am größten im Eldorado, und es hält schwer, hineinzudringen. Der Raum wird von acht dichtumdrängten Tischen eingenommen. Die Einsätze sind gewöhnlich gering; nur nach großen Gewinnen kömmt es vor, daß so lange doublirt wird, bis der Spieler Alles verloren hat oder die Bank gesprengt ist. Am Ende des Saales befindet sich ein großer Schänktisch, der mit allerhand schlechten Getränken besetzt ist, und auf einer Art Galerie, die von der Decke herabhängt, spielt ein Frauenzimmer mit allem Aufwand ihrer Armeskräfte Violine, um die Aufregung des Spieles in Gang zu halten.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Flußschifffahrt auf der Wolga.

Die Wolga, einer der größten Ströme der Welt und die wichtigste Handelsstraße Rußlands, verbindet theils unmittelbar, theils durch ihre Nebenflüsse vierundzwanzig Gouvernements, Sibirien, das Weiße, Baltische, Schwarze und Kaspische Meer und dient nicht allein zum Binnenhandel, sondern gewährt auch drei Viertheilen der Bevölkerung des russischen Reichs die Möglichkeit, den Ueberschuß ihrer Produkte nach den Märkten des Auslandes zu versenden. Nach amtlichen Angaben beträgt die Zahl der Fahrzeuge, welche die Wolga und ihre Nebenflüsse beschiffen, im Durchschnitt nicht weniger als zwanzigtausend jährlich, deren Ladungen einen Werth von nahezig Millionen Silberrubel erreichen, und bei dem Aufschwung, in welchem Handel und Industrie begriffen sind, steht eine noch viel größere Ausdehnung dieser Schifffahrt zu erwarten.

Die Städte Rybinsk und Nishni-Nowgorod sind die beiden Hauptknotenpunkte des ganzen Stromgebietes. Von hier aus wird die Ladung der tiefgehenden Fahrzeuge, welche die untere und mittlere Wolga heraufkommen, auf kleineren Barken weiter geschafft, und zwar von Rybinsk stromaufwärts und auf den Kanälen von Wyschnji-Wolotschok, Tichwin und Mariinsk nach St. Petersburg, von Nishni aber die Oka hinauf nach Moskau.

Die obere Wolga ist von 3 bis 20 Fuß tief und 20—200 Faden breit; die Tiefe der unteren beträgt 3—40 Fuß, die Breite 200 Faden bis 4 Werst. Von Rybinsk bis zum Gouvernement Saratow hinunter zählt man 21 Sandbänke, 8 Inseln und 6 Stromschnellen (porog); weiter abwärts bis zum Kaspischen Meer ist die Navigation ganz unbehindert. Die seichteste Stelle, wo es nur wer Fuß Wasser giebt, ist an dem sogenannten Teljatschi-Brod (Kälberfurt), sieben Werst unterhalb Nishni-Nowgorod; der gefährlichste Punkt aber, wegen der vielen Strudel, ist Kostliwyi-Jar (Knochenfels) unterhalb Samara. Die Oka hat eine Tiefe von 3 bis 17 Fuß und eine Breite von 30 bis 200 Faden.

Die Wolga- und Oka-Schifffahrt wird mit Segel- und Ruderfahrzeugen aller Art betrieben; unter Anderem gebraucht man auch Kähne, die von Pferden gezogen werden. Schleppdampfschiffe gab es vor dem Jahre 1847 auf der Wolga nur zweiundzwanzig von 35—100 Pferdekraft und mit Niederdruck; ihr Gang war langsam, und sie konnten eben so wenig, wie die von Pferden gezogenen Fahrzeuge, der Zugunker entbehren. Nur einer, der eiserne Dampfer „Wolga", der auf Kosten einer Petersburger Compagnie in Holland erbaut worden, hatte 250 Pferdekraft und entsprach vollkommen seiner Bestimmung. Dieses Dampfboot machte im Jahre 1847 vier Reisen und führte von Samara nach Rybinsk 310,250 Pud Weizen, von Samara nach Nishni-Nowgorod 76,000, von Tetjuschi ebendahin 67,000, im Ganzen also 453,250 Pud. Hierauf wurden zu Rybinsk von dem Ingenieur Köntgen zwei Dampfschiffe von 460 und 300 Pferdekraft nebst 13 Lastkähnen gebaut und ein anderes von 100 Pferdekraft in Angriff genommen. Zu gleicher Zeit bildeten sich mehrere neue Dampfschifffahrts-Gesellschaften, die es unternahmen, Fahrzeuge von verschiedener Größe, je nach der Tiefe des Fahrwassers, für welches sie bestimmt sind, und mit den neuesten Verbesserungen zu bauen, zu welchem Zwecke die Regierung sie mit verschiedenen Privilegien ausgestattet hat. Bis jetzt aber wird kaum der hundertste Theil der auf der Wolga transportirten Waaren auf die Dampfschiffe verladen.

— Je mehr sich der Handel Rußlands entwickelt und namentlich bei zunehmendem Absatze russischer Fabrikate nach Transkaukasien, so wie über den Hafen von Nowo-Petrovsk und das Fort Raimsk (auf dem östlichen Ufer des Aralsees, am Ausflusse des Sir-Darja) nach Mittel-Asien, desto glänzender werden sich auch die Aussichten der Wolga-Dampfschifffahrt gestalten, der es vielleicht vorbehalten ist, dieses Strom, wie vor Alters her, in eine Handelsstraße zu verwandeln, die das westliche Europa mit den süd-östlichen Regionen Asiens verbindet.

(C. H.)

Mannigfaltiges.

— Der Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation ist im besten Fortgange und wird durch den Eifer und den Fleiß seines Verwaltungsrathes unter der energischen Führung seines Vorsitzenden, Assessors Dr. Gaebler, binnen kurzem eine höchst einflußreiche Stellung auf dem Felde seiner Wirksamkeit einnehmen, wie sie keinem eben so furchtlosen, als einsichtigen und emsigen Wirken für die vaterländischen Interessen und die der Auswanderer gebührt. — Seit einiger Zeit vertheilt der Verwaltungsrath auch verschiedene, in seinen öffentlichen Sitzungen gehaltene Vorträge unter die Mitglieder des Vereins. Der letzte veröffentlichte,*) eine Arbeit des durch seine gemeinnützige Thätigkeit für unsere nationalen Interessen rühmlichst bekannten Dr. Asher, Direktors der Berlin-Hamburger Eisenbahn, verbreitet sich auch über den deutschen Handel an der Westküste Amerika's. Die Angaben und Beweise sind hauptsächlich Ropitsch's kaufmännischen Berichten (gesammelt auf einer Reise um die Welt mit der Kriegsfregatte „Galathea" in den Jahren 1845, 1846 und 1847) und einem hamburgischen Bericht des Hamburgischen Konsuls zu Lima vom vorigen Jahre entnommen. Das Mitgetheilte weiß wieder schlagend nach, wie unsere Industrie nicht durch Staatsmittel und Schutzzölle gründlich gehoben werden kann, sondern nur durch den Verstand und die Anstrengungen unserer Industriellen, durch die vermehrte Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse und die Launen ihrer Abnehmer und vor allen Dingen durch eine größere Reellität im Geschäftsbetriebe.

— Aus einer alten Reise nach Kalifornien. In Harris „Collection of Voyages" befindet sich eine Beschreibung von Shelvocke's Reise um die Welt, die er im Jahre 1719 von England aus antrat und auf der er auch nach Kalifornien kam. In seinen Bemerkungen über dieses Land kömmt unter Anderem folgende Stelle vor: „Der Boden um Puerto Seguro und wahrscheinlich in den meisten Thälern ist eine fette, schwarze Dammerde, die, wenn man sie aufgräbt und der Sonne zuwendet, wie mit Goldstaub vermischt erscheint. Wir bemühten uns, einen Theil davon zu säubern und den Sand abzuwaschen, obgleich wir nicht glauben konnten, daß das kostbare Metall mit gemeiner Erde untermischt sein könne; je mehr wir aber den Sand abwischen, desto mehr hatte das, was übrigblieb, den Anschein von Gold. Um darüber Aufklärung zu erhalten, beschloß ich etwas davon mitzunehmen, welches aber leider bei dem Unglück, das und in China befiel, verlorenging." — So wurde man also nur durch einen Zufall daran verhindert, schon vor mehr als hundert Jahren die goldene Aernte einzusammeln, welche jetzt alle Glückssäger der alten und neuen Welt nach dem kalifornischen Eldorado zieht.

— Der Druder zu Safed und Jerusalem. In meinem Aufsatze über die Presse zu Safed, in Nr. 97 des Magazins, habe ich den Verfasser des Werkes „Peat Haschulchan", Rabbi Israel, und den Drucker zu Safed, Rabbi Israel, für identisch gehalten, dies ist jedoch, wie mich eine nochmalige Vergleichung meines Materials überzeugt, ein Irrthum. Beide sind eingewanderte Rabbinen aus Polen, aber der Verfasser des genannten Werkes war ein großer Gelehrter, während der Drucker ein technisches Genie ist. Spence Hardy in seinen „Notices of the holy Land" (London, 1835), S. 244, sagt von ihm, daß seine Typen und Geräthe alle an Ort und Stelle damals in Safed unter seiner Leitung gefertigt worden. Aehnlich spricht der Missionär Nicolayson zu Jerusalem im J. 1842 von ihm. Er sagt (,,Jewish Intelligencer", 1842, S. 306): „Ich besuchte Rabbi Israel, den ich früher mehrmals gesehen. Er gehört der Sekte der Chassidim an und hat in seinem Hause eine kleine Synagoge, wo sich einige dieser Sekte zum Gebete versammeln. Dieser Rabbi Israel ist ein sehr ingeniöser Mann. Er hat neulich eine Druckerei hier (in Jerusalem) errichtet, worin er zwei Pressen hat und achtzehn Menschen beschäftigt. Doch das Merkwürdigste an der Sache ist, daß Alles, was zur Presse gehört, ist hier unter seiner Leitung gefertigt worden. Die Lettern hat er selbst gegossen." Wenn wir nicht irren, hat Sir Moses Montefiore dem fleißigen Rabbi eine englische Presse zum Geschenk gemacht. Unter den achtzehn beschäftigten Personen sind aber auch Buchbinder und vielleicht auch Verfasser der Druckschen. Nach Harby hat Rabbi Israel in Safed gegar dreißig Menschen neben zwei Pressen beschäftigt. Er nennt sich gewöhnlich: Israel ben Abraham Bt (p2), was aber die letzte Abbreviatur bedeutet, ist nicht ganz sicher. Schwerlich gehört Rabbi Israel zur alten Druckerfamilie Bak in Prag. Er ist aus Berdischew.

H. L.

*) Auch im Buchhandel erschienen unter dem Titel: „Ueber die deutschen Handelsverbindungen zu den Ländern der westlichen Amerika. Ein Vortrag, gehalten am 4. Mai 1850 im Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation zu Berlin von Dr. E. W. Asher." (Mit beigefügtem amtlichen Berichte des Herrn Butler King über Kalifornien.) Berlin, 1850. W. Herz.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis pro 25 Bogen vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Lehr. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Hoyn. Lasser, Behrenstraße Nr. 24), in wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Dienstag den 20. August 1850.

Frankreich.

Das Urtheil eines Amerikaners über Napoleon.*)

Bonaparte ist der genaueste und hervorstechendste Ausdruck des 19ten Jahrhunderts gewesen, der Intelligenz und der Thatkraft, des Gedankens der gebildeten Geister und der Bestrebungen der Massen. Swedenborg behauptet in seiner „Theorie der Natur", daß jedes Organ aus homogenen Kügelchen und einem Ganzen von gleichartigen Theilen bestehe: demnach wären die Lungen von einer Anzahl kleiner Lungen gebildet, die Leber aus kleinen Lebern, die Milz aus kleinen Milzen u. s. w. Wenn nach dieser Analogie ein Mensch allein die Incarnation des Volksherrschaft gewesen ist, wenn Napoleon sagen konnte: „Ich bin Frankreich", so geschah dies, weil die von ihm beherrschten Menschen kleine Napoleons sind.

In unserer Gesellschaft besteht ein immerwährender Antagonismus zwischen den konservativen und demokratischen Klassen; zwischen denen, die ihr Glück gemacht haben und den Jüngeren oder Aermeren, die es zu machen suchen; zwischen den Interessen der todten Arbeit, d. h. der Arbeit der schon längst im Grabe Ruhenden (mag solche in öffentliche Fonds umgewandelt seyn oder in Domänen, die müßigen Kapitalisten gehören) und den Interessen der lebenden Arbeit, welche nach dem Besitz von öffentlichen Fonds und von Domänen trachtet. Die erste Klasse ist furchtsam, selbstsüchtig, anti-liberal, jeder Neuerung Feind, wird aber unaufhörlich durch den Tod dezimirt. Die zweite Klasse ist ebenfalls egoistisch, aber gewaltsam, kühn, selbstvertrauend, überträft sie die erstere durch die Zahl und rekrutirt sich durch tägliche Geburten. Das ist die Klasse der Industriellen und der Arbeiter, in Amerika sowohl als in England, in Frankreich wie in Europa; es ist die unternehmende und thätige Klasse. Napoleon ist ihr Repräsentant gewesen: der Volksgeist hat Napoleon überall als die Verkörperung der Demokratie bezeichnet, deren Tugenden und Fehler, deren Geist und Ziel er stets zur Schau trug. Das Bestreben der Demokratie ist materiell, indem es nach sinnlichem Genuß strebt und diesem Intelligenz, Wissen und Talent unterordnet. Reich werden ist das große Ziel des Jahrhunderts. Der Koran sagt, daß Gott jedem Volke einen Propheten in seiner eigenen Sprache gebe; Paris, London und New-York, der Geist des Handels, der Geist des Geldes und der materiellen Macht mußten auch ihren Propheten haben: es ist Bonaparte.

Die Anekdoten über Napoleon, seine Geschichte, seine Memoiren sind von den Lesern verschlungen worden, weil Jeder in diesen Büchern seine eigene Geschichte findet. Napoleon ist ganz und gar der moderne Typus, auf dem Höhepunkt seines Glückes ist er sogar der Ausdruck des Journalismus, dieser Stimme des herrschenden Gedankens. Er ist sein Heiliger, sein Pfaffe, wie er selbst sagte, aber er ist auch nichts weniger als ein Held in poetischem Sinne des Wortes. Der gewöhnliche Mensch findet in ihm die Eigenschaften und Hülfsqualitäten gewöhnlicher Menschen; er findet in ihm seinesgleichen, das vervollkommte Ideal des einfachen Bürgers, der durch sein Verdienst zu jener hohen Stellung gelangt ist, wo man alle den einfachen Bürger charakterstreuenden Neigungen befriedigen kann, die man aber zu verhehlen gezwungen ist, wenn man sie nicht verfolgen kann. Jeder einfache Bürger des 19ten Jahrhunderts strebt danach, wie Napoleon, gute Gesellschaft zu genießen, in bequemen Wagen zu reisen oder spazieren zu fahren, eine gutbesetzte Tafel und unzählige Bediente zu haben, der Wohlthäter seiner Umgebung zu seyn, sich durch den Luxus der Künste zu zerstreuen und alle mögliche Ehrenbezeigungen in sich zu vereinigen. Der Gedanke ist süß, daß es nicht unmöglich sey, zu allen diesen Genüssen zu gelangen, da ein einfacher Bürger dahin gekommen ist.

Es ist eine Wahrheit, daß der zur Personifizirung der Massen Erwählte nicht nur der Repräsentant, sondern auch der alleinige Eigenthümer des Gedankens der Anderen wird. So machte sich Mirabeau ohne Skrupel zum Plagiarius aller guten Ideen, sogar aller guten Phrasen seiner Zeitgenossen. Napoleon, mächtiger und volksthümlicher als Mirabeau, machte sich noch mehr als der große Redner zum Mittelpunkt des Geistes und des Genies von Frankreich. In der That hört ein Mensch, wie Napoleon, bald auf, seine eigenen Worte und Meinungen zu äußern; er nimmt Alles in sich auf, um es mit mehr Energie wiederzugeben; er allein ist es, der die Schlachten gewinnt, der den Kodex redigirt, der Gewichte und Maße regelt, die Alpen nivellirt und die Landstraßen baut. Die Ingenieure und Gelehrten, das Talent und die Intelligenz gehen ihm Alles hin: Napoleon nimmt Alles an, drückt sein Gepräge auf Alles, und seine Originalität wird um so größer, da Frankreich durch seinen Mund redet, durch seinen Arm handelt.

Aus demselben Grunde geht er ganz gerade auf den Ausdruck seines Wollens los, er hat keine Veranlassung, das sich vorgesetzte Ziel zu bemänteln, er empfindet keine kleinliche Besorgnisse, welche die in Verlegenheit gewonnen, die nur nach einer partiellen Größe streben. Das Gefühl ist nur noch gut für Weiber und Kinder; die wirkliche That ist so großartig gewonnen, daß sie die Verfolgung des Ideals der Träumer ganz überflüssig gemacht hat. „Sire", sagte Fontanes zum neuen Kaiser im Jahre 1804, „der Wunsch nach Vollkommenheit ist die schlimmste der Krankheiten, welche den menschlichen Geist jemals heimgesucht haben." Hierbei brachte Fontanes noch Napoleon's eigene Meinung auf, welcher mit Berachtung von den Kämpfern für Freiheit und Gerechtigkeit sagte: „Es sind Ideologen." Recht war ein Ideologe; Lafayette war ein Ideologe. Ein italiänisches Sprüchwort sagt in diesem Sinne: um zu reüssiren, dürfe man nicht zu gut seyn; und in der That, es ist ein Vortheil, in gewissen Gränzen den edlen Gefühlen entsagt zu haben, dem Mitleid, der Dankbarkeit, dem Ehrenwuth — diesen Schranken, welche die Einen aufhalten und dadurch den Anderen den Weg erleichtern, — wie der reißende Fluß, der nicht zu passiren ist, im Winter mit Eis bedeckt, einen soliden und ebenen Uebergang darbietet.

Napoleon verzichtet auf Wunder und Zauberkünste; durch seinen Kopf und seinen Arm will er das Ziel erlangen. Nur natürliche Kräfte nimmt er zu Hülfe, aber deren Stärke berechnet er mit mathematischer Genauigkeit und fügt jenen Kräften die Macht seines Genies hinzu. Niemand hat besser, als er, die Eigenthümlichkeiten und die Verwendung des Goldes und des Eisens, der Soldaten und der Diplomaten gekannt. Er macht sie allgemein geltend, weil er niemals die Anwendung der Theorie auf die Praxis aus den Augen läßt. In diesem Sinne ist die Kriegskunst auch für ihn eine arithmetische Regel; sie besteht darin, daß er stets an den Angriffspunkten mehr Truppen hat, als seine Feinde. Alle seine Manöver gehen darauf hinaus, ihre Linie zu durchschneiden und sie getheilt zu vernichten. Die Schnelligkeit seiner Bewegungen verleiht ihm das relative Uebergewicht der Zahl. In der Wahl der Mittel, in ihrer Einfachheit und ihrem Zusammenhang liegt das Geheimniß seiner Triumphe.

Napoleon hatte sich selbst zu dem gemacht, was er war; indessen muß man auch zugeben, daß er der Mann der Verlegung ist, weil er so zur rechten Zeit kömmt, mit dem zu seinem Werke erforderlichen Charakter und außerdem mit der Vorahnung von seinem Glück und mit dem Glauben an seine Bestimmung. Seine Lieblingsrede war die Anspielung auf seinen Stern; er nannte sich den Mann des Schicksals. „Man klagt mich großer Verbrechen an", sagte er: „Männer von meiner Art begehen keine Verbrechen. Nichts ist einfacher als meine Erhebung: vorgebend wird man sie der Intrigue zuschreiben. Ja ich mit der Meinung der Massen und mit den Ereignissen gegangen. Wozu würden mir Verbrechen gedient haben?" Als er von seinem Sohne sprach, äußerte er: „Mein Sohn kann mich nicht ersetzen; ich selbst würde nicht im Stande seyn, es zu thun, denn ich bin das Geschöpf der Umstände."

Trotz seiner fatalistischen Stimmung überläßt er sich wenig dem Zufall und verliert keine Zeit nicht mit wortreichen Demonstrationen. Napoleon ist Realist, der von Schwätzern und die Wahrheit gern verdunkelnden Sophisten gefürchtet wird. Er sieht, wo das Stoffliche ihm Widerstand leistet, er erforscht die Triebkraft, die es in Bewegung setzen, den Hebel, mit dem es gehoben werden muß, und der Widerstand ist besiegt. So sind die Schlachten in seinem Kopfe schon im voraus gewonnen worden, und weil er Alles vorhergesehen, kann er des Rathes entbehren.

Die Geschichte erzählt von vielen geistesschwachen Königen und Herrschern; sie sind zu beklagen, weil sie ihr Handwerk nicht verstehen. Napoleon kannte das seinige: er zögerte niemals, weder in der Politik noch im Kriege, weil er einen Plan hatte, dessen Ausführung er Alles opferte, weil die Einheit seiner Ansichten ihn unbeugsam gegen die kleinen Hindernisse machte, von denen sich die Alltagsmenschen aufhalten lassen. Hätte es in seiner Macht gelegen, er würde die gerade Linie abgekürzt haben, um schneller zum Ziele zu gelangen. Einmal entschieden, ging er vorwärts, Alles aufs Spiel setzend, nichts schonend, weder Munition, noch Geld, noch Soldaten, noch Generale, noch sich selbst.

Man kann ihn demnach nicht grausam nennen, obgleich er nicht Menschenleben schonte, wenn es galt, ein Hinderniß zu überwinden. Wie haben es gern, wenn jedes Wesen Gottes seine Bestimmung den Naturgesetzen gemäß ausübt; möge es ein friedliches Lamm oder eine Klapperschlange seyn. Ist der Krieg aber das beste Mittel, die nationalen Streitigkeiten zu regeln, — womit die große Mehrheit einverstanden zu seyn scheint, — so hatte Bonaparte Recht. Er fühlte, daß man ebensowohl Menschen opfern müsse, um sich zu erhalten,

*) Aus Emerson's Representative Men. D. Red. Nr. 41 des Magazins.

Digitized by Google

als um zu schaffen. Wie sind immer in Gefahr, immer bedroht, immer dem Verderben ausgesetzt und können uns nur durch unseren Muth und unsere Erfindungskraft retten.

Napoleon verband außerdem mit der Strenge die Pünktlichkeit bei der kältesten Klugheit. Im Angriff ungestüm wie der Blitz, sand man ihn unverletzbar in seinen Berschanzungen; sein System aber bestand darin, daß Angreifen stets die beste Vertheidigung sey, selbst seine Heftigkeit war das Resultat der Berechnung; seine Verwegenheit wurde ihm von der Wahrscheinlichkeitsberechnung vorgeschrieben. „Bei Montebello", sagte er, „befahl ich Kellermann, mit achthundert Reitern anzugreifen, und mit diesen achthundert Reitern zerstreute er die sechstausend ungarischen Grenadiere von den Augen der österreichischen Kavallerie. Letztere war eine halbe Meile entfernt, sie brauchte eine Viertelsstunde, um das Gefechte zu erreichen, und ich habe bemerkt, daß es stets diese Viertelsstunden sind, welche einen Sieg entscheiden."

Man hat behauptet, daß er nichts von Rücksichten verstanden hätte. Indessen dachte Napoleon vor der zu liefernden Schlacht weniger an die Maßregeln im Falle des Erfolges, als an die beim Mißlingen. Derselbe Scharfsinn und dieselbe Klugheit offenbaren sich in allen seinen Handlungen. Merkwürdig sind seine Instructionen für seinen Secretair in den Tuillerieen. „Während der Nacht tretet so selten als möglich in mein Zimmer, wecket mich nicht auf, wenn Ihr mir gute Neuigkeiten mitzutheilen habt, das ist niemals dringend. Sind es aber schlimme Nachrichten, so wecket mich sogleich, dann ist kein Augenblick zu verlieren."

Nach demselben Grundsatz wollte er in Italien, daß Bourienne seine Briefe drei Wochen hindurch unerösnet ließe, und er sah mit Genugthuung, daß ein großer Theil seiner Korrespondenz keiner Antwort mehr bedurfte. Er erledigte übrigens eine unermeßliche Anzahl von Geschäften. Vor ihm haben auch sehr arbeitsame Souveraine gelebt, Alfred, Justinian, Peter der Große, Wilhelm von Oranien: seiner standen zehnten Theil der Arbeiten Napoleon's aus.

Mit seinen natürlichen Gaben verband Napoleon den Vortheil, von schlechter Herkunft zu seyn. Gegen das Ende seiner Regierung zu hatte er die Schwachheit, seinem Glück die aristokratische Verjährung verleihen zu wollen. Dies war, ohne daß er es ahnte, die Schwachheit des Bourgeois gentilhomme, oder er brachte vielmehr der Eitelkeit jenes Bürgerthums ein Opfer, welchen er eben so, wie den Proletairstand, repräsentirte. Dabei blendete ihn die Könige von Geburt keineswegs. Endlich hatte er sich den Ordnungsgeist erhalten, ohne welchen man im Bürgerstande nicht vermögend werden kann. Mehrmals bewies er, daß er eine Rechnung prüfen könne und nicht mit Zahlen zu betrügen wäre. Als Josephine Schulden machte, unterschrieb Napoleon selbst die Rechnungen der Gläubiger der Kaiserin; er entdeckte die Prellereien und Irrthümer darin, wodurch die Summe der Forderungen sich bedeutend verminderte.

Uebrigens repräsentirte Napoleon die Bürger oder die Proletairer nur insoweit, als sie selbst einen Theil der durch Arbeit thätigen Gesellschaft ausmachen, indem sie durch Intelligenz und Kunstfleiß mitwirken zum Fortschritt der Ihren und zum Wohlstand des Landes. Auf St. Helena ging er eines Tages mit Mrs. Balcombe spazieren, als einige Domestiken, schwere Koffer auf dem Kopfe oder den Schultern tragend, an ihrer Seite vorübergingen; Mrs. Balcombe rief ihnen in unwilligem Tone zu, sich zu entfernen. Napoleon schlug sich ins Mittel, indem er sagte: „Achtung vor den Lastträgern, Madame." Ich leite aus demselben Gefühle der Verschönerungen her, welche er als Kaiser an den Märkten in Paris ausführen ließ. „Der Markt", sagte er, „ist das Louvre des Volkes." Man kann ihn nicht des Verraths an dem durch ihn personifizirten Volke beschuldigen, denn, indem er sich erhob, erhob er auch das Volk: während er durch sein Beispiel den ekstatischen Beweis von dem Umfang der Geburts-Privilegien lieferte, öffnete er dem Talent jeglichen Ursprungs den Weg; ein Adeliger hatte wegen dieser Eigenschaft allein an seinem Hofe nicht den Vorrang vor einem Emporkömmling, die Bewerbung der Adeligen um Aemter bewieß vielmehr das System der Gleichheit unter seiner Regierung, während ihre Ausschließung ihnen ein contre-revolutionaires Privilegium gegeben hätte. Als zur Zeit der Krisis von 1814 Jemand Napoleon rieth, sich auf die höheren Klassen zu stützen, antwortete er seiner Umgebung: „Meine Herren, in der Lage, worin ich mich jetzt befinde, ist die Canaille der Vorsaale mein einziger Adel."

Er berief alle Welt zu sich, weil er intelligente Männer nöthig hatte, und mehr als einmal beklagte er sich, daß diese so selten wären. „Unter den achtzehn Millionen Bewohnern Italiens habe ich nur zwei Männer gefunden", rief er aus, „Melzi und Damolo!" Die Erfahrung des Lebens hatte ihm unglücklicherweise auch wenig Achtung vor dem Menschengeschlecht eingeflößt. In manchen bitteren Augenblicken äußerte er sich sogar mit Verachtung über dasselbe. Jene Adeligen, welche in seine Vorzimmer geeilt waren, verachtete er eben so, wie die Revolutionaire, welche so leicht Stellen in der neuen Aristokratie angenommen hatten: „Ich habe nur einige vergoldete Tressen an das Kleid meiner zugendhaften Republikaner zu setzen", sagte er, „und sie thun unverzüglich Alles, was ich von ihnen verlange."

Aus demselben Grunde schätzte Niemand besser, als er, die wahrhaft energischen Charaktere, wenn er sie auch unter seinen Gegnern antraf. Wer seilschte jemals weniger, als er, um den Preis der Dienste und Leistungen? Er ist in seinen Urtheilen über Manche streng gewesen, aber wie sprach er von seinen Getreuen, von Lannes, von Duroc, von Desaix, von Ney! Während des russischen Zeldzuges, entzückt über den Muth und die Hülfsmittel des Marschalls Ney, rief er aus: „Ich habe zweihundert Millionen in meinen Kassen, ich würde sie für Ney hingeben!"

Diese dem Talent und dem Muth von ihm widerfahrene Gerechtigkeit rechtfertigte ihn bei dem Geringsten seiner Soldaten für die außerordentlichen Beschwerden, welchen er sie unterwarf. Siebzehn Könige, Prinzen oder Marschälle hatten, wie sie, damit angefangen, die Patronatsche zu tragen; damit sie selbst so Marschall, Prinz oder König wurden, durfte er in seinen Eroberungen nicht innehalten. War nicht in anderer Hinsicht dieser große Kaiser ihre Schöpfung, das Werk ihres Muthes? Auch hatten sie für ihn jene geistreiche Galanterie, welche die Liebe allein hervorbringt: wie am Abend der Schlacht von Austerlitz, wo sie auf die Liste dessen, ihm ein Bouquet aus vierzig dem Feinde genommenen Fahnen zusammenzustellen.

Ich habe schon gesagt, daß Napoleon wesentlich ein Mann der Neuzeit war: erneuerte er nicht Alles? Als er auftrat, bildeten sich alle Militairpersonen ein, daß es in der Kriegskunst nichts Neues mehr gebe; eben so glaubt man noch heute, in der Politik, in der Literatur, im Handel, im Ackerbau, in der sozialen Philosophie bleibe nichts mehr zu thun übrig. Zu allen Zeiten gefielen sich die sogenannten Weisen darin, zu wiederholen, daß die Welt alt, verbraucht, zu Ende sey. Bonaparte zog es vor, seiner Einsicht mehr zu glauben, als diesem stereotypen Ausspruche der Jahrhunderte. Er ließ sich nicht durch die Alnahme entmuthigen, welche anfangs seine Neuerungen, wie alle anderen, in der Welt fanden. Ihm wurden immer größere Einwendungen gemacht; er nahm ungefähr eben so viel Rücksicht darauf, wie auf die Erklärung, daß der Uebergang über die Alpen im Winter unausführbar wäre.

„Der Winter", sagte Napoleon dagegen, „ist die am wenigsten ungünstige Jahreszeit zum Ueberschreiten hoher Berge. Der Schnee ist alsdann fest, das Wetter weniger veränderlich, die Lawinen, die einzige Gefahr in den Alpen, sind nicht zu fürchten. In diesen hohen Regionen hat man häufig im Dezember sehr schöne Tage, an denen der Himmel klar und die Kälte trocken ist." Dies war genau das Gegentheil von dem, was man vor ihm gesagt hatte.

In diesem 19ten Jahrhundert weiß man von Allem etwas, man spricht wenigstens über Alles. Napoleon, als der persönlichste Typus betrachtet, konnte über die verschiedensten Themata plaudern. Von politischen Fragen ging er zu literairischen und abstrakten Gegenständen über: aber alle ist seine Meinung originell und treffend. Während seines Aufenthaltes in Aegypten bemühte er gern nach dem Diner über irgend eine Sache, zu der er den Stoff gab: bald wurde die Religion, bald die Regierungsformen, bald die Kriegskunst aufs Tapet gebracht. Eines Tages fragte er, ob die Planeten bewohnt seyen? Ein anderesmal, welches Alter die Welt habe? Als er Kaiser war, zog er im Allgemeinen die Gelehrten den sogenannten Literaten vor; diese nannte er Phrasenmacher, gestattete jedoch denen nicht das Privilegium, sich Altheisten zu nennen, und war kein Feind der Einbildungskraft: es passirte ihm zuweilen selbst, eine wundervolle Geschichte zu erzählen; eine derartige ist der kleine Roman, den Bourienne in seinen Memoiren wiedergiebt. Bei solchen Gelegenheiten verschmähte er auch dramatische Kunstgriffe nicht: die Täuschung vermittelst eines halberleuchteten Zimmers, die Betonungen mit bewegter Stimme, kurz, den ganzen kleinen Charlatanismus eines Salon-Erzählers.

Man hat ihn beschuldigt, ein Charlatan in größerem Maßstabe gewesen zu seyn; man hat ihm vorgeworfen, daß er in seinen Bülletins und im Moniteur die Geschichte geschlichtet habe, daß er die Welt nur blenden und in Erstaunen setzen wollte, daß er, mit einem Worte, wie das durch ihn repräsentirte Volk, in seiner Größe selbst etwas Gekünsteltes und Theatralisches gehabt habe. Wenngleich jede Medaille ihre Rückseite hat, darin muß man sicherlich übereinstimmen, daß diese Theatergott seine Rolle gut gespielt hat; die Geschichte wird zwischen ihm und jenem Abbé von Pradt richten, welcher ihn nur für einen Zupiter-Scapin halten will und sich rühmt, ihm zuweilen als Souffleur gedient zu haben.

Wie Napoleon fanatische Verehrer gehabt hat, so hatte er auch Feinde; er konnte nicht angestraft der Agitator der Welt seyn, der Zerstörer der Vergangenheit, der Schöpfer eines neuen Frankreichs, der Erde der alten Monarchie und zugleich der der Revolution. Die Reichen und die Aristokraten konnten ihn nicht aufrichtig lieben; seine drei großen Antagonisten in Europa waren England, Oesterreich und Rom, die drei Mittelpunkte der finanziellen, der gemeinschaftlichen, der klerikalen Aristokratie. Den konservativen Klassen jenen Ursprungs, den englischen Pairs und Kapitalisten, den großen Herren des kaiserlichen Deutschlands, den alten Narren oder alten Weibern des römischen Konklave, allen sozialen Antiquitäten, allen politischen Vorrechten gegenüber — erschien uns Napoleon wie ein Riese der neueren Geschlechter, wie ein Kämpfer für alle Triebe des jetzigen Lebens, wie der Genius der Bewegung und der Thätigkeit. Diejenigen, denen er Zurcht eingeflößt hat, die ihn weder täuschen, noch lange irreleiten konnten, werden ihm nimmer verzeihen.

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und wie es ist.

(Schluß.)

Die Berandah, die gegenüber liegt, ist kleiner, hat aber einen gleichen Kunstgenuß in einem Musikanten, der am Kinn eine Papagenopfeife und am Rücken eine Trommel befestigt hat, deren Schlägel an die Ellbogen gebunden sind; mit den Händen spielt er die Cymbel. Die Münzen auf den Monté-Tischen klingen lustig zur Musik, und der Haufe der Zuschauer, der zu einer dichten Masse zusammengeballt ist, wälzt sich unter Begleitung des Konzerts an den Schänktisch, um seine ausgetrocknete Kehle anzufeuchten. In Aguila de Oro hauft eine spielende Zlegitimerbande, in den anderen Spielhöllen giebt es Violinen, Guitarren oder Harmonikas, je nachdem es der Zufall mit sich bringt. Die Atmosphäre in diesen Räumen riecht abscheulich nach Tabaks-

Digitized by Google

qualmt und hat eine schwüle, erstickende Hitze, die den Gesichtern der Spieler eine krankhafte Röthe giebt.

Wir wollen uns nicht durch Hitze, noch Rauch, noch auch durch den gemischten Charakter der Gesellschaft abhalten lassen, hineinzutreten. Man spielt Monté, das Lieblingsspiel in Kalifornien, weil hier die Chancen des Banquiers und Spielers ziemlich gleich sind und falsches Spiel schwer anzubringen ist. Der Banquier theilt die Karten mit kalter, gleichgültiger Miene auf, und in der That, der allmälige Anwachs des Dollarhaufens zu seiner Linken ist nicht dazu angethan, seinen Gleichmuth zu stören. Die beiden Meriknaer thun gegenüber, bis an den Mund in ihre Serapes gehüllt, werfen ihre halben und ganzen Dollars hin und sehen sie verloren gehen, ohne eine Miene zu verziehen. Das Spiel ist ihnen eine angeborne Gewohnheit, und sie würden Tausende mit derselben Ruhe verlieren. Sehr verschieden hiervon ist das Verhalten der spielenden Amerikaner; ihr Glück wie ihr Unglück verrathen sie durch einen unwillkürlichen Ausruf und einen Wechsel von Farbung, ausser, wenn der Einsatz sehr bedeutend und entscheidend ist. In diesem Falle schweigen sie zwar, aber man kann ihnen die ängstliche Spannung vom Gesichte lesen. Sie haben die Kraft nicht, dem baqyabrenden Zug des Spieles zu widerstehen. Jetzt ihre Gewinne nach Tausenden zählend, jetzt von der Bereitwilligkeit eines Freundes abhängend, der ihnen zum Wiedersatzung einige Dollars leihen soll, bringen sie Stunde auf Stunde in diesem ungeheuren Raume hin. Waffen bemerkt man nirgends, aber man fasst nur einen von den Spielern, den seine Verluste ärgern und der vom Weine etwas aufgeregt ist, einem von der Profession drohen, so wird man der Messer und Dolche nicht wenig sehen.

Noch giebt es Orte, wo privatim gespielt wird und zwar zu einem sehr hohen Satze. Die Spieler sind aber auch wohlhabend und von anscheinend respectablem Aeußeren. Oft, wenn besonders das Spiel hoch und verzweifelt ist, geht man in der Nacht gar nicht zu Bett, und der Morgen bricht auf über den matten, wirren Gesichtern. Man verliert hier nicht selten in einem Kartenzuge, in einem Kugelrollen die ganze Frucht glücklicher Speculationen oder langer mühsamer Arbeiten.“

Die Entstehung und der Fortschritt einer verfassungsmäßigen Regierung in Kalifornien ist ein sehr interessanter Gegenstand der Beobachtung. Bis zu Anfang des Jahres 1849 führte der militärische Kommandant, Brigadier Riley, die Civilregierung in der Provinz; in den Städten blieb das alte mexikanische System der Alkalden und Magistrate bestehen. In San Francisco aber konnte sich diese Art von Behörden nicht halten. Man kannte dort das mexikanische Gesetz nicht und wollte sich selbst das seinige machen. Am 12. Februar 1849 nahmen die allgemeinen politischen Diskussionen die praktische Form einer Volksversammlung an, und es wurde beschlossen, eine gesetzgebende Versammlung und eine Exekutivgewalt für den San-Francisco-Distrikt zu wählen. Als die Legislative beisammen war, verfügte sie sogleich die Absetzung des Alkalden. Derselbe widersetzte sich anfänglich dieser Zumuthung und wurde in seinem Widerstande eine Zeitlang durch General Riley unterstützt. Bald indessen mußten sie sich doch der öffentlichen Meinung fügen, und der General schlug, nachdem abermals eine große Volksversammlung abgehalten worden war, vor, eine Constituante für die ganze Provinz zu berufen und nach Feststellung der Verfassung die Aufnahme in die Union, als einundvierzigster Staat, zu verlangen.

„Die Abfassung der Grundrechte“ — berichtet Herr Taylor — „war der erste Gegenstand der Berathung und veranlasste wenig Diskussion. Sie wurden sammtlich fast einstimmig angenommen. Der Artikel, der die Einführung der Sklaverei verbietet, ging ohne ein Wort des Widerspruches durch. Im Ganzen sind die Bestimmungen der Verfassung denen der beheiligerichteten älteren Staaten nachgebildet. Die Wahl der Richter durch das Volk, die Eigenthumsrechte verheiratheter Frauen, ein höchst freisinniges System der öffentlichen Erziehung und andere längst in die Verfassungen der östlichen Staaten eingeführte Reformen wurden ebenfalls auf den Boden von Kalifornien verpflanzt.

Der Gesetzvorschlag, die Beamten und die Mitglieder der Constituante zu besolden, erregte einige parlamentarische Kämpfe. Von einer Seite wurde verlangt, die Versammlung solle sich an der Ehre genügen lassen, die Interessen des Volkes vertreten zu helfen; aber die Majorität entschied endlich, daß den Mitgliedern ein Gehalt von 16 Dollars täglich gegeben werde. Der Präsident hat 25 Dollard, das Personal des Büreaus 20—18 Dollars, der Kaplan 16 Dollars, der Huissier 22 Dollars, der Zeugschreiber 12 Dollars. — Die Ausgaben wurden aus dem sogenannten Civilfonds bestritten, und da derselbe meist aus Silber bestand, so war es sonderbar zu sehen, wie nach dem Schluß der Constituante die Mitglieder ihren Sold, in Taschentücher oder Säcke gethan, auf ihren Schultern durch die Stadt davontrugen. Dem und Jenem half ein irischer Bube, der aber unter der Last des Silbers fast zu Boden gedrückt wurde.

Eine von den ersten Fragen, die eine gewisse Aufregung herbeiführten, betraf eine Klausel, die den freien Farbigen den Eintritt in den Staat verwehrte und bei der ersten Lesung die Majorität hatte. Sie war von einem Oregonmann angeregt worden, der besser für das Squatterleben als für eine legislative Versammlung passen mochte. Als die zweite Lesung beantragt wurde, hatten die Mitglieder sich eines Besseren besonnen und verwarfen die Bill, so wie einige Motionen, die sie auf einem Umwege wieder einschmuggeln sollten.

Es wurde sehr bedauert, daß die Frage des Stimmrechts nicht auf befriedigende Weise gelöst werden konnte. Ursprünglich hatte die Constituante die Indianer und Neger, so wie ihre Nachkommen, von dem Stimmrecht ausgeschlossen; erst durch ein von de la Guerra vorgeschlagenes Proviso wurde der Legislatur die Macht gegeben, Indianern oder Abkömmlingen von Indianern ein Zweidrittel-Stimmrecht zu gewähren. Die Majorität nahm den Vorschlag an, die indianischen Mitglieder waren aber nicht damit zufrieden. Manche von den reichsten und respectabelsten kalifornischen Familien haben farbiges Blut in ihren Adern, und selbst ein Mitglied der Constituante würde durch dieses Gesetz vom Votiren ausgeschlossen seyn.“

Im Congreß ging es in dieser Versammlung nicht ungarier her, als in denen der übrigen westlichen Staaten; auch verrieth sich keine größere Unwissenheit, als z. B. in der französischen. Die Eingänge verwandte die heißesten Debatten; und als sie endlich entschieden war, so hatte man einen Staat gegründet von 800 engl. Meilen Seekuste mit einer Breite von 250 Meilen, durchzogen von der Sierra Nevada und durchströmt von prächtigen Flüssen.

„Einer von den Gegenständen, welche die Versammlung stark beschäftigten, war die Wahl eines Staatssiegels. Die Mitglieder hatten darüber eine Fülle von Ideen; es waren aber wenige Zeichner unter ihnen, und von den acht oder zehn Zeichnungen, die vorgelegt wurden, waren manche lächerlich genug. Die Wahl fiel endlich auf die des Majors Garnett, die auch in der That die beste war. Die Hauptfigur des Siegels ist die Minerva mit Speer und Gorgonenschild, ein Bild für Kalifornien, das fertig gerüstet in die Union tritt. Zu ihren Füßen lagert ein grauer Bär, freilich kein sehr pastlicher Schildhalter. Weizengarben und Weinreben, die vor ihr liegen, bezeichnen die Haupterzeugnisse des Bodens. Arben ihr steht ein Bergmann mit seinen Attributen. In der Ferne liegt die Bai von San Francisco, weiterhin die Sierra Nevada, über der das eine Wort ‘Eureka’ hervortritt. Die Debatte über diesen Gegenstand war sehr ergötzlich. Keine von den Zeichnungen schien zunächst dem Geschmack der Versammlung zuzusagen, da jeder Distrikt vor allen anderen auf dem Siegel repräsentirt seyn wollte. Die Sacramento-Mitglieder vermißten die Minen, die von San Francisco die Schiffe und das Pakrneiben, während die Los-Angeles- und San-Diego-Deputirten mehr Rücksicht für ihre Weine, Oelbäume und wilde Pferde verlangten — so daß natürlich das von ihnen gewählte Siegel das relativ genügendste seyn mußte.“

Die letzten Nachrichten bekunden, daß sich die Constituante nach der Berathung von 143 Gesetzen, zu denen alle Hauptfragen der Verwaltung entschieden sind, aufgelöst habe. Einwanderung und Handel waren im Zunehmen. In dem Jahre vom 15. April 1849 bis zu demselben Tage 1850 waren in San Francisco allein 62,223 Personen angekommen, unter denen nur 1979 Frauen waren. Die Totalsumme der eingelaufenen Schiffe betrug 1113, mit einer Last von 361,955 Tonnen. Von diesen Schiffen waren über 400 ausländische, meistens englische.

Der Boden Kaliforniens ist zu einem großen Theile außerordentlich fruchtbar und wird daher von dem berühmten Mississippi-Boden, noch von dem texanischen Alluvial übertroffen. Alle Flachbäder gehören in diese Kategorie und sind außerdem so groß, daß sie Millionen von Einwohnern Nahrung reichen können, ungerechnet die Hunderte von kleinen Ebenen, die über das Land zerstreut liegen, von Bergen rings umgeben sind und in ihrer Mitte gewöhnlich einen See haben. Ihr Boden ist zu jeder Art von Anbau geschickt, während die Berge selbst wilden Hafer tragen, dessen sich ein östlicher Farmer mit Stolz rühmen würde. So ist das Land besonders in den südlichen Theil des Staates beschaffen und in dem Distrikte zwischen Los Angeles und San Jose. — Die großen Thäler des San Joaquin und Sacramento-Flusses stehen den genannten in Fruchtbarkeit nicht nach, Trinidad zeichnet sich noch besonders durch seinen Reichthum an Bauholz aus.

Diese lassen sich vom Anbau durch die Furcht vor dem häufigen Mangel an Regen abschrecken. Die Wahrheit hierüber ist folgendes: Alle Arten von feinen Feldfrüchten gedeihen in den genannten Gegenden trotz der Trockenheit; eben so reifen an der Küste alle der geographischen Breite entsprechenden Erzeugnisse. Eine künstliche Bewässerung könnte nur für das Innere des Landes nöthig werden. Ihre Vortheile wären dann aber der Art, daß man zweimal in einem Jahre ärnden könnte.“)

England.

Punchiana.

39.

Man sage noch, daß es unter den Engländern nicht Phantasten und Enthusiasten die Hülle und Fülle giebt! Kaum machen wir hier in Deutschland mehr Büchlinge vor der literatur Frankreichs, als zenseits des Kanals gemacht werden, d. h. vor den Blindeisen und Heißgetrunkenen dieser Literatur: denn dem wahrhaft Guten gehört immer und überall Respect. Und haben wir es zumal mit einem französischen Koch bis zum Vergötterung getrieben, wie England mit Soyer? Doch Platz da! auch ihm ist sein Ziel gesteckt. Auch „der Koch aller Köche“ schrimt ausgestoßen, seit Mr. Crosby seine Küche in Albion angelegt und durch eigenthümliche Zubereitung „des Schwans von Avon“ Wunder gethan und gewirkt hat. Dieses Wunders ist auch Punch voll; aber er ist nicht verzückt worden, sondern tischt uns nach dem Schmaus ein kritisches Nachgericht auf, worin, die verdorbenen Mägen und heraufsichten Köpfe zu ernüchtern, begreiflicherweise Saures und Bitteres vorherrscht. Das Faktum, worum es sich handelt, ist folgendes: — Die Herren Crosby und Harvey hatten durch Auflührung ihrer neuen Oper „der Sturm“ im Londoner Hoftheater einen Beifallssturm sondergleichen in allen Logen des high life erregt. Es war ein Brefchenschießen in den konservativen Geschmack Alt-Englands. Das Dinnerfaß der penny-a-liner (sagt Punch) schäumte Champagner vor Applaus, und einer von ihnen verscherte in einem Tageblatt, wenn Shakespeare heute lebte, so würde er seinen „Tempest“ so, wie Herr Scribe ihn umgeschlet, ge-

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

Digitized by Google

schrieben, würde also statt des Dramas eine Oper fabrizirt haben, weshalb denn auch Herr Scribe des Dichters eigentliche Intention zur Ausführung und Reife bringe. Freilich läßt sich, von diesem Dithyrambus etwas abweichend, ein anderer Kritikus so vernehmen: nach dem Libretto zu urtheilen, habe der trübselige Scribler Scribe Shakespeare's „Sturm" in der Art zugerichtet, wie Luther's „Eine feste Burg" in Meyerbeer's „Hugenotten". Allein, was wird ein solches Urtheil Herrn Scribe kümmern? Er hat das beste Theil dahin. Am Vorabend seiner Rückreise nach Paris wurde er und sein musikalischer Kollege auf Herrn Lumley's, des Unternehmers der italiänischen Oper, am Ufer der Themse gelegenen Villa eingeladen, wo ihnen zu Ehren ein prächtiges Festmahl bereitet war. Daran nahmen Herzoge, Marquis und Grafen, hochangesehene Mitglieder der Parlamentshäuser, Herr von Brunnow und andere Gesandte, incl. die Nepalesen und Quintessenz von Londons Künstlern und Schriftstellern, und eine Auswahl Damen der high fashion Antheil. Die Küche dirigirte der berühmte Landsmann der Gefeierten, der große Soyer, und glänzende Erleuchtung des Parks vollendete den Zauber des nächtlichen Festes. Da mußte den Libretti'sten wohl der Kopf schwindeln, und in der Tiefe seiner Dankbarkeit entschloß er sich, das Rezept zu veröffentlichen, wodurch es ihm gelungen war, das dem Schwan von Avon die lockerste Zricassee zu bereiten und den Beifall eines „erleuchteten und Shakespeare liebenden Publikoris" in solchem Maße davonzutragen. Auch Punch wurde bei Zeiten mit einer Abschrift des Dokumentes beehrt und theilt Lesterns in Nr. 467 mit.

„Man schneide den Schwan in Stücke und nehme Herz und Gehirn weg. Man thue die Stücke in einen ehernen (braun, für unverschämt) Kessel. Man mache darüber ein helles Feuerchen und sache es an mit dem Gedichte „Venus und Adonis". Man schüre es mit der Zuhpete der Mlle. Eriss, daß stark, daß schwach, bald gar nicht. Man nehme Lablache als Blasebalg, um den Braten ins Wallen zu bringen, und eine Arie der Sonntag als Champagner zum Kühlen. Vermittelst einer Arie von Coletti bringe man ihn wieder ins Wallen. Man kühle und siede, siede und kühle, bis die Fragmente des Schwans ganz und gar aufgelöst sind. Man filtrire dies durch gefärbten Kannavas und trage es ganz heiß und dampfend auf die Tafel, und das entzückte Publikum wird nämrisch vor Bezzugen sepn, daß ein französischer Koch solch' eine bewundernswerthe Zricassee aus seinem angebeteten Schwan von Avon zu Stande gebracht hat. NB. Ohne Zweifel würde es dem Gericht einen feinen Wohlgeschmack geben, wenn das Feuer aus dem Sparrwerk von Shakespeare's Geburtshäuse gemacht würde." — Zu allerletzt ertheilt Punch, die Stirn in tiefe Falten runzelnd, dem Herrn Scribe, der so vortrefliche französische Gänse auszubrüten wisse, den Rath, sich mit dem Schwan von Stratford nicht weiter zu bemühen.

40.

Nr. 468 bringt die erste Salve, die Punch auf Lord Brougham abfeuert. Fast auf jeder Seite weckt ihn der Kobold, bald mit Kleingewehrfeuer, bald aus großem Geschütz. „Bei der letzten Donnerstagsvorstellung hier at Königin", heißt es, „hatten folgende Personen „von Distinction" die Ehre, Ihro Majestät vorgestellt zu werden:

Viscount Palmerston, nachdem selbiger seine Politik im Hause der Lords hatte censiren lassen, durch Lord Aberdeen;

Lord Brougham, nachdem er Ritter Bunsen aus der Loge der peeresses ausgetrieben, durch Lord John Manners;

Mr. Punch, nachdem er seinen neuempfundenen Hand angefangen, durch Mr. Plumptre."

Ein Bericht der Times über das Skandal vom 17. Juni hatte die „hagere Figur des edlen und gelehrten Lord", so zu sagen, in Parallele gesetzt mit den Schauspielern Keeley und Wright vom Haymarket- und Adelphi-Theater, doch aber gefragt, daß der Vergleich nicht ganz der Wirklichkeit entspreche. Gegen obige Parallele aber läßt Punch sie Beide feierlichen Protest einlegen und dartun, daß sie, als Komödianten von Profession, durchaus nicht in eine Rubrik mit Henry Lord Brougham, Dilettanten in niedrigem Lustspiel (low comedy), zu bringen sepen, dies auch eben so ihre Berufsehlung beeinträchtige, als insonderheit ihrem Gefühle widerlich sey. — Auf einem der Bilder sitzt der nämliche edle Lord vor uns und schneidet das längste seiner Gesichter. Hinter ihm steht Punch, anscheinend Willens, ihm die Haare zu verschneiden, wie man aus dem Kamme auf dem Scheitel des Coiffeurs schließen könnte. Allein dem ist nicht so. Punch unterschatt vielmehr das „auferordentliche Organon" Sr. Lordschaft und findet es so viel umfassend, daß selbst das Rohr (trunehoon) des Pfeifen-Offizianten aber der Büttelstock darein passe. Seit der Affaire mit Mister Bunsen sey Sr. Lordschaft in eine seiche Psyche (observator) eingekrickt (in wenigstens fünfpfundert verschiedenen Nollen sey Lord Henry bereits aufgetreten, heißt es ein andermal), die ihn zweifelsohne zu einer hohen und aporten Bestallung qualifizire, vielleicht als Lord Oberconstabler oder als neukreirter Earl of Bumble and Vaux,*) oder, wie Manche meinten, als Spießträger beim hohen Justizhofe; daß er eine Promotion verdient habe, darüber seyen Alle einig.

41.

Die Preismedaille für die Ausstellung von 1851 soll zur Aufschrift bekommen: „England hofft Frieden mit aller Welt." Auf der Kehrseite soll Britannia mit einem jungen Lamme stehen, vier bis acht Löwen. „Wie nun", fragt Punch, „wenn das Comité zur Rückseite einen Palmerston-Kopf wählte, mit der Umschrift: Nemo me impune lacessit (Niemand reizt mich ungestraft)?" Der händelsüchtige Viscount bekömmt bei dieser Gelegenheit das Epitheton sparrane (Klopffechter?).

42.

Auch auf die verschärfte Sonntagsfeier kömmt der Humorist zurück. Auf dem Hauptbild (in Nr. 468) erblickt man zwei Männergestalten in schwarz sonntäglichem Feierkleid, breitkrämpigen und pyramidalisch gespitzten Hüten, auf gefalteten Händen. Es sind Puritaner: der eine augenscheinlich Lord John, der andere Lord Ashley, Bruder Ashley von ihm angetreet. Im Hintergrunde sieht man das Polizeiheau, laut Anschlage, verschlossen. Davor bewegt sich eine Menge Volks, Standespersonen zumeist, auch Frauen. Die einen gehen mit geballter Faust von dannen, alle sind verdüstert und erboßt, und Einer scheint's noch immer nicht zu glauben, so bedächtig buchstabirt er an dem „Post-Office geschlossen". Dem guten Ashley, dem Stifter dieses Unheils, verleiht Punch vermittelst eines in aller Rechtsform von sich ausgestellten Dokumentes, seiner frommen Verdienste halber, Titel und Namen von Lord Sackcloth and Ashes (Sad und Asche), und ins Wappen ein Pilgerbrewd von bito Stoff. Lord Brougham dagegen ist in der leidigen Sonntagsfrage, weil im Interesse der britischen Geschäftswelt, wieder der alte „gute Heinrich", und Punch sagt ihm in einem Verdchen: sich in solcher Weise verdient zu machen, sey viel hübscher, als gegen einen fremden Minister ungezogen zu sepn, oder ungezogen gegen irgendwen.

Mannigfaltiges.

— Eine seltene Operation. Londoner Blätter theilen folgenden Bericht über eine chirurgische Operation mit, die mit Hülfe von Chloroform an einem Leoparden im zoologischen Garten vollzogen wurde: „Der Tschiah oder Jagd-Leoparde, den die zoologische Gesellschaft neulich von dem Pascha von Aegypten zum Geschenk erhielt, hatte das Unglück gehabt, bei einem Sprung in seinem Käfig das Bein zu brechen, und man mußte sich dazu entschließen, ihm dasselbe zu amputiren, eine Operation, die mit großer Geschicklichkeit von Herrn Simmonds, Professor an der Thieranzneischule in Camdentown, verrichtet ward. Der Operateur fing damit an, dem Leoparden Chloroform beizubringen, indem er ihm einen mit dieser Flüssigkeit getränkten und am Ende eines Stockes befestigten Schwamm an Nachen und Nüstern hielt, ein Verfahren, über welches der Patient sein Mißvergnügen durch lautes Brüllen zu erkennen gab. Bald aber machte sich der Einfluß des Narkotikums bei dem Thiere fühlbar, welches während der ganzen Operation und bis zu seiner Entfernung vom Operationstisch unbeweglich und scheinbar leblos dalag. Als es hierauf nach seiner Zelle zurückgebracht und auf ein Lager von reinem Heu gelegt wurde, kam es schnell wieder zu sich und begann sich auf seinen noch übrigen drei Beinen mit einer Munterkeit umherzubewegen, als ob gar nichts vorgefallen wäre."

— Die Marchesa Ossoli. Am 19ten v. M. verunglückte das Schiff „Elisabeth" auf der Reise von Livorno nach New-York an der Küste von Long-Island, wobei ein Theil der Mannschaft und sämmtliche Passagiere umkamen. Unter Letzteren befand sich auch die in Nr. 44 des Magazins erwähnte Marchesa Ossoli (S. Margaret Fuller), die mit ihrem Gatten und Säugling nach ihrem Vaterlande zurückkehrte. In Cambridge (Staat Massachusetts) geboren, hatte sie sich schon seit ihrer frühesten Jugend durch literarisches Talent ausgezeichnet. Vor vier Jahren ging sie nach Europa und hielt sich längere Zeit in Rom auf, aus welcher Stadt sie höchst interessante Berichte an ein New-Yorker Journal (die Tribune) einsandte und wo sie sich auch verheiratete. Nach dem Mißlingen der italiänischen Freiheitsbestrebungen, an denen sie lebhaften Antheil genommen hatte, bewog sie ihren Gemahl, sie nach Amerika zu begleiten, um, durch ein feindliches Geschick verfolgt, nicht am heimatlichen Gestade mit ihm den Tod in den Wellen zu finden.

— St. Petersburger Theater. Das St. Petersburger Theaterjahr ist ein anderes, als das Kalenderjahr; man rechnet nämlich von Eröffnung der Bühne nach Ostern bis zum Schlusse vor den großen Fasten. Das letzte Theaterjahr war einses der längsten; es umfaßte mehr als elf Monate, indem es am 4. April 1849 anfing und mit dem 7. März 1850 schloß. Die Thätigkeit auf allen Bühnen der Kaiserstadt war eine außerordentliche, und der Besuch des Publikums gegen die früheren Jahre ein ungewöhnlicher — ein neuer Beweis, daß man sich am Newaufer noch im Stande der politischen Unschuld befindet, der im westlichen Europa mit den Tagen des Februars und März ein Ende genommen hat. Die Gesammtzahl der zum Besuch der kaiserlichen Theater gehörigen Personen beträgt nicht weniger als 2484. Einzeln betrachtet, gehören hierzu 893 darstellende Künstler (374 männlichen, 519 weiblichen Geschlechts), 163 Zöglinge der Theaterschule (70 Knaben und 95 Mädchen), 571 Musiker (incl. 202 weiblichen Geschlechts), Choristen 85, Choristinnen 35 und sonstiges Personal 735 (475 männlichen und 260 weiblichen Geschlechts). Im deutschen Theater fanden die Stücke von Benedix und der unvermeidlichen Mad. Birch-Pfeiffer den meisten Anklang. Im russischen erlangte das aus dem Französischen übersetzte Vaudeville: „Bjedowaja djewuschka" (Une fille terrible) durch die ganz ausgezeichnete Darstellung Fräulein Samoilow's einen kolossalen Beifall. Im französischen Theater glänzten die Damen Pleyy und Bolnia, in der italiänischen Oper Griff, Frezolini, Mario und Tamburini und im Ballet Fanny Elsler.

*) Brougham's jetziger Titel ist dekannticlich Lord Brougham and Vaux. Bumble ist der Name des Büttels in Dickens's „Oliver Twist".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 101. Berlin, Donnerstag den 22. August 1844.

Frankreich.

Die sozialistische Färbung der jetzigen französischen Regierung.

In dem Vaterlande des Sages: Il ne faut pas trop régner wird unter den civilisirten Ländern am meisten gegen diese erste aller Regierungsmaßregeln gefehlt. Die Centralisation, die Einmischung der Staatsbehörden in die bürgerlichen Angelegenheiten und die Bereitwilligkeit der Bürger, die Regierung sorgen zu lassen, ist nirgends so in Blüthe, als in Frankreich. Einen neuen Beleg hierzu liefern die Verhandlungen des großen Ackerbau- und Gewerbekongresses, der kürzlich in Paris beisammen war. Es soll dies mit den Worten des gelehrten Staatsökonomen M. Chevalier gezeigt werden, aus dessen Kritik jener Versammlung wir folgenden Abschnitt mittheilen:

„Wir sind allesammt geneigt, dem Staate größere Befugnisse einzuräumen, als ihm vernünftigerweise zustehen sollten, und lassen es uns gern gefallen, wenn sich die Gesetzgebung in Dinge mischt, die besser dem freien Willen und dem Gerechtigkeitsgefühl des Einzelnen allein überlassen wären. Wir glauben nicht mehr an die Vorsehung im Himmel, haben aber eine Abstraction an ihre Stelle gesetzt, die sich Jeder von uns, wie die Indianer ihren Manitu, je nach Belieben und Bedürfniß zuzuzählen. Diese Abstraction ist der Staat. Einer, wie Alle, erwarten wir vom Staate unser Wohlergehen. Dem Fabrikanten soll er Bestellungen, dem Handarbeiter Beschäftigung, dem Studirten, der nicht von Renten leben kann, eine Stelle verschaffen. Wer Verluste erlitten, dem soll der Staat sie ersetzen helfen. Das Privat-Interesse verlangt von ihm Gesetze, die, sey es auch zum Schaden des Ganzen, seine Vortheile sichern, es verlangt also geradezu das Ungerechte, als ob dies einem Gesetzgeber gestattet wäre.

„Und, sonderbarer Widerspruch! während wir uns vor dieser Abstraction des Staates alles Selbstgefühls, aller persönlichen Würde begeben, ist die Regierung, wenn sie sich in irgendwem personifizirt, sey dies ein König, von welcher Linie immer, sey es ein Präsident, die Zielscheibe unserer Beschimpfungen. Nichts mögen wir von ihr ertragen; des Guten, das sie uns erweist, gedenken wir nicht und das Schlimme, das uns von irgendwoher zukömmt, dürfen wir wohlweng ihrer Verantwortung auf.

„Jene Neigung nun, sich auf Kosten der persönlichen Freiheit maßregeln zu lassen, so viel es nur immer angeht, was ist sie Anderes, als der Hintergrund aller sozialistischen Systeme? Sozialismus ist nicht, wie seine Anhänger es entweihen, die Lehre derer, denen die Wohlfahrt des Volkes am Herzen liegt. Die Sozialisten werfen sich zwar zu Beschützern derselben auf und sprechen sehr viel von ihr; aber ihre Huldigungen fördern sie nicht. Es mögen die Sozialisten gute Absichten haben, doch ihre Specifiker sind giftiges Gebräu. Das Wesen und zugleich der Fundamental-Irrthum ihrer Lehre liegt eben darin, daß sie glauben, der Staat müsse Alles absorbiren, für Alles sey er verantwortlich, und ihm gegenüber habe das Individuum nicht mehr Willen, als das Automat in den Händen Vaucanson's; der Staat, aber welcher Bereich von Männern ihn vertrete (denn irgendwie vertreten muß er doch seyn), könne alle Privat-Interessen kreuzen und Jedem seinen Antheil bestimmen unter dem Vorwande von Gesetz und Gerechtigkeit. Kurz, was man Sozialismus nennt, ist die Entäußerung der Freiheit, und ein Sozialist ist ein Mensch, der entweder nicht frei und gerecht seyn kann oder es nicht seyn will.

„Indessen sind nicht allein diejenigen Sozialisten, die sich so nennen; zu ihnen gehören auch von den unter anderen Fahnen Stehenden Alle, die eine übertriebene Einmischung der Gesetzgebung in die bürgerlichen Verhältnisse verlangen. So haben sich die sozialistischen Sophismen auch in die französische Regierung eingeschlichen, und die Verhandlungen in dem kürzlich zusammengetretenen Ackerbau- und Gewerbekongresse beweisen dies. Hier hat die Regierung Vorschläge gemacht, die den Fundamental-Irrthum des Sozialismus an der Stirn tragen, nämlich die Anmaßung des Staates von Befugnissen, die in jeder freien Gesellschaft dem Einzelnen überlassen bleiben müssen.

„Man erinnere sich z. B. der unterbreiteten Vorschläge über den Flachsbau, die Seidenzucht, über die Veredelung des Rindviehs. Die Regierung hat es sagen hören und glaubt es, sie sey die Vorsehung, von der die Verbesserung dieser Zweige der Landwirthschaft abhänge. Sie sieht nicht ein, daß sie, um eine solche Verbesserung zu bewirken, immer wieder auf die Einsicht der Landwirthe, auf ihr Streben, durch Arbeit ihre Einkünfte zu verbessern, würde zurückkommen müssen. Oder sie muß eine sehr schlechte Meinung haben von dem Verstand und Fleiß der französischen Nation und von ihrem Geschick für die elementarsten aller Freiheiten, für die Ausübung des eigenen Gewerbes. Mag die Regierung, um ihr ausländische Agenten zum Beobachtungen über den Flachsbau mitzutheilen oder Nachricht von einer besonderen Art von Seidenraupen geben, das Publikum damit bekannt machen, mag sie ihren Gesandten und Konsuln befehlen, den französischen Bergwerken behülflich zu seyn, wenn sie derselben an Ort und Stelle das Nöthige anzeigen wollen; es wäre dergleichen gewiß sehr verdienstlich. Auch das sey ihr zugestanden, mit dem Gelde der Steuerpflichtigen einige Ehrenpreise, die freilich nicht sehr kostspielig seyn dürfen, für gute Landwirthe zu gründen. Nur sollte man glauben, zu solchen Dingen brauchte es keinen Kongreß, und es verlohnte sich nicht, einen Gutsbesitzer darum seinen wichtigen Geschäften zu entziehen. Wenn man aber solche Kleinigkeiten zu Staatsangelegenheiten macht, wenn man den Staat, der ohnedies schon mit Sorgen überladen ist, noch die Verantwortlichkeit auferlegt für die Mastzeit, die jeder Flachsbauer oder Seidenzüchter beholzt, so ist dies ein gewaltiger Mißgriff. Wenn man meint, durch hier und da bewilligte Geldgeschenke die Verredelung der Thierracen zu fördern, und dazu den mühsam aufgebrachten Schilling der Steuerpflichtigen verwenden will, so ist das Verschleuderung. Der Lohn für einen einsichtigen Landwirth, der sein Gut verbessert, liegt, wie bei allen Gewerben, in dem erhöhten Preise seiner Erzeugnisse; sollte er außer dieser natürlichen Belohnung noch eine vom Staate erhalten, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch ein guter Fabrikant, ein tüchtiger Arzt, ein Advokat, der viele Prozesse gewinnt, ein Arbeiter, der sich durch Schmieden over Weben oder Spinnen mehr erwirbt, als Andere, Anspruch auf eine Prämie aus dem Staatsschatz haben soll? Bei einem solchen Systeme leert der Staat seine Börse, d. h. die der Steuerpflichtigen, zu Gunsten von Leuten, die ohnedies Glück haben; er wird aber auch den Anderen genügen müssen, die nichts leisten und thun, ihrer alma mater, ihre Roth klagen. Allmälig würde so aus dem französischen Volke eine Nation von Staatspensionären werden, eine Nation von Bettlern und Sklaven.

„Dieselbe Tendenz gab sich in einem Gesetzvorschlage kund, den im Jahre 1843 der damalige Minister des Ackerbaues der konstituirenden Versammlung vorlegte. Es sollten nämlich zehn Millionen Frs. zu landwirthschaftlichen Verbesserungen aus dem Staatsschatze auf Hypotheken verliehen werden. Dies hieß also, die Gesammtheit des Publikums belasten, um einem Theil desselben Publikums Kapitalien zu verschaffen. Die Versammlung verwarf den Vorschlag. Neuerdings ist die Regierung wieder auf diese Idee zurückgekommen, wie aus einer dem Ackerbaukongresse gemachten Proposition hervorgeht, in der es unter Anderem heißt: „Der Staat und das Departement garantiren jeder bis zur Höhe eines Drittels die Bezahlung der Pfandbriefe in Bezug sowohl auf's Kapital, als auf die Interessen."

„An den Regierungsvorschlägen zur Veredelung der Pferde zeigt sich derselbe sozialistische Geist. Die offiziellen Beschäler sind nicht immer den Besitzern von Stuten zur Hand, oder diese haben Gründe, sich anderer zu bedienen, weil sie es vorziehen, Pferde von niederem Werthe zu haben. Die Stutenbesitzer finden im letzteren Falle ihren Vortheil und begnügen sich dabei. Nun aber hat die Regierung im Kongresse das Verfahren einer Anzahl von Pferdezüchtern streng gerügt, die über ihr Interesse anders verfügten, als sie selbst es wünscht, und ein Gesetz vorgelegt, um diesen Uebelstand zu beseitigen. Zunächst sollte jeder Besitzer eines Beschälers denselben, bevor er ihn der öffentlichen Benutzung übergiebt, von der Behörde prüfen und, wird er für gut befunden, zeichnen lassen. Auf die Unterlassung wird eine Strafe gesetzt, die im Wiederholungsfalle das Doppelte beträgt. Dies heißt schon willkürlich mit Privat-Eigenthum schalten. Habe ich einen Beschäler, so zwinge ich Niemanden, sich seiner zu bedienen; ich biete ihn an, und wer ihn gebrauchen kann, benutzt ihn. Mit welchem Rechte legt man das Interdikt auf mein Thier, wenn es den Begriffen des Herrn Präfekten über Pferdezucht nicht entspricht? Aber man blieb dabei nicht stehen. In einem folgenden Paragraphen des genannten Gesetzes heißt es: „Jeder Pferdebesitzer, der eine Stute beschälen lassen will, muß sich hierzu eines von der Behörde markirten Beschälers bedienen." Dawiderhandelnde werden mit einer Geldbuße von 16—200 Fr. bestraft, im Wiederholungsfalle mit der doppelten Summe. Solche Gesetze nun werden einer Nation zugedacht, die darauf ausgeht, die freieste der Welt zu werden, und in ihrer letzten Constitution — ungerechnet die früheren — die Worte führt: „Die Verfassung garantirt den Bürgern Arbeits- und Gewerbefreiheit."

„Wenn die Verwaltung derlei Gesetze im Sinne hat und amtlich vorlegt, so ist nicht einzusehen, warum sie die Kommunisten straft, die doch auch nichts weiter verlangen, als daß der Bürger das Recht, über sein Eigenthum zu schalten, dem Staate abtrete. Aber, wird man sagen, es geschieht kürz öffentliche Wohl! Nun, sprechen denn die Kommunisten anders, wenn sie ihre Vorschläge empfehlen, mit denen sie Freiheit und Menschenwürde untergraben? Und der-

Digitized by Google

langt das öffentliche Wohl etwa die Gewerbefreiheit nicht? Lehrt nicht die Erfahrung, daß bei allen Völkern, die eine gemahregelte Industrie haben, die Gewerbe siechen, dagegen dort aufblühen, wo sie frei sind? Gewiß ist dem öffentlichen Interesse damit gedient, daß die einheimischen Pferde von guter Race sind; aber man hätte sich, diesem öffentlichen Interesse ohne Rücksicht auf die Freiheit zu genügen. Es dürften daraus die schlimmsten Konsequenzen hervorgehen. Heute erheischt es das Staatswohl, daß man die Veredelung der Pferderace in die Hand nimmt, nächstens könnte man durch manche Mittelstufe dazu gelangt sein, auch das Geschlecht der Bürger selbst verbessern zu wollen. Der Schluß ist absurd, wird man einwerfen; aber gerade, weil er es ist, soll er hier angeführt werden. Gewiß hat die Regierung solche Pläne nicht; aber sie sind vollkommen logisch, wenn man einmal vom Nützlichen oder dem, was nützlich scheint, ausgeht, vom Nützlichen allein, ohne Rücksicht auf die Forderungen der Freiheit. Nun aber ist jede Lehre, die in ihrer logischen Anwendung zu monströsen Folgerungen führt, schon darum falsch und unhaltbar.

„Und daß man nicht glaube, die angeführte Konsequenz sei eine rein theoie, so sey es erlaubt, die Männer zu nennen, die sie wirklich ausgeführt haben wollten. Es sind dies Utopisten und den höchsten philosophischen Kreisen, die das Unglück hatten, demselben gefährlichen Irrthum zu verfallen, wie die heutige französische Regierung, daß das Nützliche, getrennt von der Freiheit, das Nützliche im büreaukratischen Sinne angestrebt werden dürfe. Man erinnere sich des fünften Buches in Plato's „Republik". Der große griechische Philosoph will, daß die Behörden die Heiraten kontrolliren sollen, etwa wie das Projekt der französischen Minister eine Ueberwachung der Pferdebegattungen verlangt, und er motivirt seinen Vorschlag, ganz wie im Ackerbaukongreße die Verordnung, daß über die Beschäler motivirt wurde. Plato's Worte sind folgende: „Ist es nützlich für die Jagdhunde und die Vögel, wenn sie nur gute Wiedererzeugung haben? — Gewiß. — Verhält es sich eben so bei den Pferden und den anderen Thieren? — Gewiß. — Und wie bei den Menschen? — Zweifelsohne eben so. — Weil es nun dem Staate Vortheil bringt, sollen die Behörden die Heiraten regeln dürfen, und zwar thun sie dies quantitativ und qualitativ. Die Gatten werden durchs Loos bestimmt; aber besondere Listen unterfangen dasselbe, damit es zur Hervorbringung der neuen Brut die Schönsten und Tüchtigsten zusammenführt. Die Ehen sind heilig, so lange sie dauern, dauern aber nur eine gewisse Zeit; denn, wären sie unauflöslich, so könnte ein Erzeuger nicht oft genug Dienste thun, und das öffentliche Interesse würde darunter leiden." — Campanella in seiner Sonnenstadt geht ebenfalls von dem Nutzen aus, den der Staat durch Veredelung der Menschenrace haben würde, setzt Behörden ein, welche die Ehepaare ausfindig machen, und entwirft zu dem Ende ein Reglement, das man für den Aufseher eines Gestütes bestimmt glauben sollte. Die meisten sozialistischen Erfinder haben ebenfalls unter Anrufung des Staatswohls die Einigung der Geschlechter mehr oder weniger roh unter Aufsicht gestellt, selbst dann, wenn sie ihre große Achtung vor dem Ehebündniß bethuerten. — In dem Utopien des Mores müssen Braut und Bräutigam sich vor der Hochzeit Nackter im Naturzustande zeigen, damit weder ihnen, noch dem Staat ein Schade erwachse. Herr Cabet richtet in seinem Werke sein Auge auf die Kreuzung der Racen sein Augenmerk. In Paraguay haben die Jesuiten — nicht einen papiernen — sondern einen wirklichen Staat auf das Nützliche ohne Berücksichtigung der Freiheit gegründet und die Ehen fast ganz so überwacht, wie die Vermehrung der Pferde.

„So wahr ist es, daß es keine Thorheit giebt, auf die der menschliche Geist nicht verfiele, wenn er sich einmal ins Meer der sozialen Fragen wagt und nicht immer, wie der Schiffer auf den Nordstern, die Augen auf die Freiheit gerichtet hat. Manche unsinnige Schlußfolgerung, vor der, wer sie zuerst findet, zurückschreckt, findet einen Tag später ihren begeisterten Apostel. Und es ist nicht Mangel an Verstand, noch an Talent bei den kommunistischen Schriftstellern, ja, bei Nennundneunzigen von Hundert nicht einmal Mangel an Ehrlichkeit, was ihren Geist auf seinen abenteuerlichen Wanderungen durch die sozialen Probleme vom Sonderbaren zum Ueberspannten, vom Thorichten zum Wahnsinn führt. Sie verirren sich, weil sie von einem falschen Begriff vom Staatswohl ausgehen und ihnen der Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit fehlt, durch den sie sich orientiren könnten.

„Die französische Regierung hat sich überall, wo sich die Gelegenheit dargeboten, zum Schutzzoll bekannt. Auch das beweist, daß sie bis an die Gränzen des Sozialismus vorgegangen ist, wenn sie dieselben nicht schon überschritten hat. Es genügt nicht, daß man mit aller Macht den Namen eines Sozialisten von sich abweist und ihn mit Abscheu nennt. Damit ist nichts bewiesen, als daß man sich selbst täuscht, so lange man nicht die Prinzipien verläßt, auf denen die sozialistischen Schulen beruhen. Nun haben aber Sozialismus und Schutzzollsystem dieselbe Quelle. Beide lassen sich zurückführen auf einen despotischen Uebergriff der Staatsgewalt, auf eine Verdrängung der Gerechtigkeit durch die Willkür. Wenn der Staat mich zwingt, daß ich einheimische Fabrikate kaufe, statt ausmärtiger, die mir mehr gefallen und billiger sind, so überschreitet er seine Befugnisse; er beraubt mich einer natürlichen Freiheit, er bekennet mich zu Gunsten einiger Mitbürger, denn ich trete dem Gesetze gleichstehe oder gleichstehen sollte, denn ich also seine Absicht durchdringen, so wenig als er mir. Das Schutzzollsystem behängt sich mit patriotischen Fetzen, aber der Sozialismus hat seine philanthropischen Redensarten, die nicht minder blenden. Der Sozialismus, würde er Staatsgesetz, verletzte Freiheit und Gerechtigkeit in dem augenblicklichen Interesse der Mehrzahl, der Schutzzoll versetzt Beides nicht weniger, nur zum Besten einer oft ganz kleinen Anzahl. Nun mögen Alle, die sich nicht mit bloßen Worten abfinden lassen, sagen, warum der Schutzzoll ein Gut und der Sozialismus ein Uebel sein soll, und wie es komme, daß, während der letztere mit Feuer und Schwert verfolgt wird, der erstere sich der Liebe der Ordnungspartei und des aufrichtigen Schutzes der Regierung erfreut.

„Die Majorität des Ackerbaukongresses, vor dem also die Regierung, ohne es zu ahnen, sozialistische Maximen und Gesetze vertheidigte, hat diese Irrthümer nicht nur nicht zurückgewiesen, sondern in manchen Fällen sogar noch überboten; und ihr System von Beaufsichtigungen, Berificationen, Kontrolirungen für gewisse landwirthschaftliche und gewerbliche Gegenstände mit den daran gehängten Contraventionsstrafen erinnert lebhaft an die fiskalischen Controlemre, die Ludwig XIV. einsetzte, als er in Noth war und Geld betreiben mußte.

„Es gab in dem Kongresse eine Anzahl Mitglieder, die an das Schutzzollsystem glauben, wie an ein Evangelium. Manche von ihnen würden mit Freuden alle Bibliotheken in Flammen aufgehen sehen, wenn sie wüßten, daß dabei die national-ökonomischen Schriften zugrundegingen, denn in National-Oekonomie, statt sich vor dem Schutzzoll zu hüngen, nennt ihn einen falschen Gott. Doch war im Ganzen der Kongreß der Regierung sehr günstig gestimmt, und hätte dieselbe einen guten Gebrauch von ihrer Initiative gemacht, so würde sie ihn zu manchem nützlichen Votum fortgerissen oder wenigstens zu manchen für die Folge fruchtbringenden Debatte angeregt haben.

„Hätte sie z. B. folgendermaßen zu dem Kongreß gesprochen: „„Im jüngster Zeit sind in der Handelspolitik mehrerer Staaten neue Grundsätze zur Anwendung gekommen. Seit zwei Jahrhunderten hatten alle europäischen Regierungen das Schutzzollsystem befolgt, demgemäß Erzeugnisse des Auslandes systematisch von den Gränzen zurückgehalten wurden, bis eine mächtige, wegen der klugen Einsicht in ihre Interessen berühmte Nation, die englische, unter der gepfannten Theilnahme des zuschauenden Europa die protectionistische Bahn verließ und sich zum Prinzip des freien Handels bekannte. Nachdenken und Erfahrung haben die ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner — sie selbst erklären es — überzeugt, daß das Schutzzollsystem die Vortheile nicht mit sich bringe, die man ihm zugeschrieben, daß es vielmehr auf Irrthümern beruhe, während der Freihandel allein ein gerechtes, zeitgemäßes, dem allgemeinen Wohle dienliches Prinzip enthalte und allein fähig sey, das Problem eines billigen Lebens zu lösen. Die Neuerung fand furchtbare Gegner. Der Grundbesitz, der in England die ganze Aristokratie umfaßt, die Landeigenthümer in den Kolonieen, die Rheder, die sich auf die Navigationsakte berufen, machten Front gegen das Freihandelssystem. Trotz dieser Hindernisse, aber gestützt von der öffentlichen Meinung, wurde es mit beispielloser Entschlossenheit von der Regierung durchgeführt. Allgemein ist der Glaube bei den Engländern, daß es dieser weisen Nachgiebigkeit ihrer Regierung vorzüglich zu verdanken sey, wenn sich die Erschütterungen des Jahres 1848 nicht bis zu ihnen hin verbreitet haben. Nach den Engländern haben noch einige andere Nationen das Freihandelsprinzip angenommen. Aus diesen Gründen nun laden wir den Kongreß ein, die Frage — ob Schutz? ob Handelsfreiheit? in allen Einzelnheiten zu berathen und seine motivirte Meinung darüber auszusprechen."

„Diese eine Frage hätte genügt, die ganze Sitzungszeit des Kongresses auszufüllen. Nicht minder hätte sich manche andere von großer Wichtigkeit und zeitgemäßer Bedeutung finden lassen, wie z. B. folgende: „Welches sind die geeignetsten Mittel, den Arbeiter sesshaft zu machen, ihn an sein Dorf oder seine Stadt zu fesseln und ihn so an Ordnung und Regel zu gewöhnen, ohne seine Freiheit zu beeinträchtigen?" — Hierdurch wäre der Kongreß darauf geführt worden, das Prinzip der Association in allen seinen Anwendungen zu prüfen, ein Gegenstand, der das Nachdenken eines Jeden verdient und über den die Häupter der Industrie, die sich im Kongresse befanden, Erfahrungen haben mochten, die anderen Lernen entgehen.

„Freilich hätten solche Diskussionen die Sitzungen stürmisch gemacht und der Regierung, die sie angeregt, manchen Freund in einen Feind verwandelt; denn auf gewisse Kongressmitglieder würde es, wenn die Regierung die Vortrefflichkeit des Schutzzolls in Zweifel zog, denselben abschreckenden Eindruck gemacht haben, als wenn sie die Existenz Gottes in Frage stellte. Auch giebt es in Frankreich Personen — und in jener Versammlung werden sie auch nicht gefehlt haben — vor denen man nicht von Association reden kann, ohne daß sie meinen, es handle sich um ein System allgemeiner Plünderung. Aber trotz alledem hätte man die Fragen stellen und gründlich besprechen müssen, denn sie leben, sie unterwühlen das Land, und sie verlangen eine Lösung durch reifliches Abwägen, bevor ein Sturm die Lösung durch die Zerstörung bringt."

England.

Der britische Naturforscher-Verein in Edinburg.

In den letzten Tagen des vorigen Monats versammelte sich, zum zwanzigstenmale, die britische Association zur Förderung der Wissenschaften, und zwar in Edinburg. Die Mitglieder derselben hatten sich schon vor der Eröffnung so zahlreich eingefunden, daß diese Versammlung eine der erfolgreichsten zu werden versprach, welche seit vielen Jahren stattgefunden haben.

Von allgemeinem Interesse pflegt, beim Zusammentreten des Vereins, die in der ersten Generalversammlung gehaltene Rede des neu erwählten Präsidenten zu sein, insofern als von ihm, nach herkömmlichem Gebrauch, eine Uebersicht der in den letztverflossenen Jahre gemachten Entdeckungen und sonstigen Erweiterungen der Wissenschaften gegeben wird.

Es wurde diesmal dem berühmten Sir David Brewster von dem bisherigen Präsidenten, Dr. Robinson, die Leitung der Versammlung übertragen, und es wird daher der Rechtfertigung um so weniger bedürfen, wenn wir die interessantesten Stellen seiner Antrittsrede unseren Lesern wiedergeben.

„... Die Geologie ist das erste Kapitel der Astronomie. Sie beschreibt denjenigen Theil des Sonnensystems, welcher uns am nächsten und

thuenlen ist: das kosmopolitische Observatorium, so zu sagen, von welchem aus der Astronom das Kreisliche Universum überschaut, dessen tentrende Welten und Weltsysteme ihn zur eindringenden Forschung und Arbeitung auffordern. Da erhält er auch die großen Grundlinien des Erdradius, um die Entfernungen und Größen der Sternenheere zu messen und so mittelst der Vernunft in jene unendlich entfernten Regionen einzudringen, wohin ihm die Einbildungskraft nicht folgen darf. Aber, wenngleich die Astronomie in solcher Weise von der Erde entfernungen ist, so sucht und findet sie doch oben, gleich Ariadne, eine verwandtere Sphäre. Was nur immer unter irdischen Paradies erkennt und bleibt, stammt von den und umgebenden Himmelskörpern her. Ohne das Licht oder die Wärme unserer Sonne und ohne die gleichförmigen Bewegungen unseres Systemes würden wir weder verschiedene Klimate, noch Jahreszeiten haben. Dunkelheit würde alles Lebendige bedecken und Mangel an Nahrung ihm den Untergang bereiten. Ohne Einflüsse von oben würden unsere Schiffe, das Spiel der Winde und Wellen, auf dem Ocean umhertreiben und würden ihre Bestimmung noch weniger erreichen, als in der Luft schwimmende, den Lauuen der Elemente unterworfene Ballons. Aber während das Studium der Astronomie dem eigentlichen sozialen Leben wesentlich ist, ist es auch von den erhabensten sittlichen Einflüssen begleitet. Wenn wir unseren eigenen Erdkörper fuhren, erfahren wir, daß er durch furchtbare Kräfte — hier in die oceanischen Tiefen hinabsinkend, dort zu gigantischen Erhebungen aufsteigend — zerrissen und emporgehoben wurde. Selbst jetzt wird von Geologen das Steigen und Fallen seiner elastischen Rinde gemessen; und Menschen, welche zur Wissenschaft keinen Glauben haben, lernen oft die Wahrheit auf ihre eigenen Kosten kennen, wenn sie das helle Feuer aus dem Vulkane sich entgegenschlagen sehen oder wenn sie über der gähnenden Erdspalte stehen, in welche sie das Erdbeben zu versenken droht. Wer kann sagen, daß solchen Agenitien eine Gränze gezogen sey? Wer dürfte die Behauptung wagen, daß sie nicht ihre noch getheilten Kräfte konzentriren und den Planeten, der sie in ein Gefängniß einschließt, zerreißen könnten? Innerhalb der Gränzen unseres eigenen Systemes und in der Nähe unserer eigenen Erde, zwischen Mars und Jupiter, ist ein lerrer Raum, welcher, dem Gesetze der Planeten-Entfernungen gemäß, einen Planeten enthalten sollte. Kepler sagte vorher, daß dort ein Planet wäre gefunden werden — und, seltsam genug, die Astronomen unserer Tage entdeckten im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts vier kleine Planeten, Ceres, Pallas, Juno und Vesta, an der nämlichen Stelle, wo der vorher verkündigte Planet hätte gefunden werden sollen. Ceres, der erste derselben, wurde von Piazzi in Palermo, im Jahre 1801, entdeckt; Pallas, der zweite, durch Dr. Olbers in Bremen, im Jahre 1802; Juno, der dritte, durch Harding, im Jahre 1804; und Vesta, der vierte, durch Dr. Olbers, im Jahre 1807. Nachdem der dritte dieser Planeten entdeckt worden war, kam Dr. Olbers auf den Gedanken, sie wären die Fragmente eines in Stücke gebrochenen Planeten, und, in Erwägung, daß sie sämmtlich von einem Punkte in der ursprünglichen Bahn aus nach verschiedenen Richtungen sich getrennt haben und zu dem entgegengesetzten Punkte zurückkehren müßten, untersuchte er diese Gegenden des Himmels näher und entdeckte so den Planeten Besta.

Aber wenngleich dieses Prinzip Eigenthum der Astronomen war, vergingen fast vierzig Jahre, ehe irgend ein anderes planetarisches Fragment entdeckt ward. Endlich fand, im Jahre 1845, Herr Hencke, in Driesen, ein neues Fragment, Astrăa genannt, und im Jahre 1847 ein anderes, welches den Namen Hebe bekam. In demselben Jahre entdeckte unser Landsmann, Herr Hind, zwei andere: Iris und Flora. Im Jahre 1848 entdeckte Herr Graham, ein irländischer Astronom, ein neuntes Fragment, Namens Metis; 1849 Herr Gasparis, in Neapel, ein zehntes, das von ihm Hygiea genannt wurde, und während der letzten zwei Monate (den 11. Mai) fand derselbe Astronom das elfte Fragment, dem er den Namen Parthenope gegeben hat. — Wenn diese elf kleinen Planeten wirklich die Ueberreste eines einzigen großen sind, so muß der Umfang des ursprünglichen Planeten beträchtlich gewesen seyn. Wie groß derselbe aber gewesen, dürfte außerhalb des Bereiches der menschlichen Vernunft zu liegen scheinen; allein dem menschlichen Genius ist der Triumph über größere Schwierigkeiten gestattet worden. Der Planet Neptun wurde entdeckt, noch ehe ein Strahl seines lichtes das menschliche Auge berührt hatte, und — durch ein so neues entdecktes Gesetz des Sonnensystems, können wir die ursprüngliche Größe des zertrümmerten Planeten, lange nachdem er in Fragmente zerspittert worden, bestimmen. Ja, wir hätten sie sogar dann schon bestimmen können, als uns erst ein einziges Fragment von seinem Daseyn Kenntniß gegeben hatte. Dieses Gesetz verdanken wir Herrn Daniel Kirkwood, in Pottsville, einem bescheidenen Amerikaner, der, gleich dem berühmten Kepler, sich abmühte, um etwas Neues unter den arithmetischen Beziehungen der Planeten-Elemente aufzufinden. Zwischen je zwei auf einander folgenden Planeten giebt es nämlich einen Punkt, wo ihre Anziehungen gleich sind. Nennen wir nun die Entfernung dieses Punktes von der Sonne den Radius einer Planeten-Attractionssphäre, so bestimmt Herrn Kirkwood's Gesetz, daß bei jedem Planeten das Quadrat seiner Jahreslänge, in Tagen ausgedrückt, wie der Kubus des Radius seiner Attractionssphäre variirt. Dieses Gesetz wurde von mehr als einem amerikanischen Astronomen bestätigt, und es ist ohne Zweifel, wie einer derselben sagt, wenigstens ein physikalisches Faktum im Mechanismus unseres Weltsystemes. Dieses Gesetz verlangt die Existenz eines Planeten zwischen Mars und Jupiter, und es folgt zugleich aus demselben, daß der zertrümmerte Planet etwas größer als Mars gewesen seyn muß oder gegen 5000 (engl.) Meilen im Durchmesser gehabt habe, und daß seine Tagerlänge etwa 5¾ Stunden betragen haben müsse.

Unter den neueren Entdeckungen innerhalb der Gränzen unseres Weltsystemes kann ich die neueres ausgezeichneten Landsmanns, Herrn Lassell's in Liverpool, nicht unerwähnt lassen. Mittelst eines schönen, zwanzigfüßigen, von ihm selbst konstruirten Reflektors, entdeckte er den Trabanten des Neptun und vor noch kürzerer Zeit einen achten Trabanten des Saturn — eine Entdeckung, welche an dem nämlichen Tage auch von Herrn Bond, dem Direktor der Sternwarte zu Cambridge, in den Vereinigten Staaten gemacht wurde. Herr Lassels hat endlich ganz vor kurzem, während eines vorzüglich günstigen Zustandes der Atmosphäre, den sehr kleinen, aber ungemein schwarzen Schatten von dem Ringe des Saturn auf dem Körper dieses Planeten beobachtet. Die Schattenlinie schien ihm gleichsam eingeschnitten und fast in einzelne Flecken aufgelöst zu seyn, wodurch also Berge auf der Oberfläche des Ringes angedeutet wurden, welche ohne Zweifel durch dieselben innren Kräfte, wie auf unserer Erde, emporgehoben wurden. Indem wir von unserem Sonnensystem bis zur Gränze des Sternen-Universums gehen, durchschreiten wir eine Kluft von unbegreiflicher Ausdehnung. Stellen wir uns den Radius des Sonnensystems oder der Bahn des Neptun (welche 2900 Millionen Meilen beträgt), als eine zwei Meilen lange Linie vor, so wird der Zwischenraum zwischen unserem Systeme oder der Neptunsbahn und dem nächsten Fixstern größer seyn, als der ganze Umfang unserer Erde, oder gleich einer Länge von 27,000 Meilen. Nimmt man die Parallaxe des nächsten Fixsternes zu einer Sekunde an, so würde seine Entfernung von der Sonne fast 412,370 mal den Radius der Erdbahn, oder 13,746 mal denjenigen des Neptun, welcher dreißigmal so weit von der Sonne entfernt ist, als die Erde, ausmachen. Und doch reicht bis in jene fernen Zonen die Wärme und das Licht von Sonnen — als die nothwendigen Elemente alles physischen und intellektuellen Lebens. Mittelst des Riesenteleskopes von Lord Rosse sind wir mit der Form und dem Wesen jener großen Stern-Anhäufungen, aus welchen das Stern-Universum besteht, bekannt geworden. Zeichnungen und Beschreibungen der merkwürdigsten unter diesen Nebeln, welche durch dieses kreftliche Instrument aufgelöst worden sind, wurden von Dr. Robinson der letzten Versammlung des Vereins mitgetheilt; und auch während des letztverflossenen Jahres sind von Lord Rosse und seinem Gehülfen, Herrn Stoney, diese wichtige Entdeckungen gemacht worden. Viele Nebel sind durch ihre eigenthümliche Struktur sehr merkwürdig und, wie Lord Rosse bemerkt, „scheinen sie sogar das Vorhandenseyn dynamischer Gesetze fast innerhalb unseres Bereiches zu verrathen.“ Die so fast entwickelte spirale Anordnung in einigen Nebeln ist mehr oder weniger deutlich zu verfolgen, allein „klumpen“, um mit Lord Rosse's eigenen Worten zu reden, „ist eine Art unregelmäßiger, unterbrochener, ringförmiger Anordnung der leuchtenden Materie, als die bei anderen beobachtete Regelmäßigkeit“, jedoch hält derselbe diese Nebel für Systeme ganz ähnlicher Natur, die mehr oder minder vollkommen gesehen werden und sich in mannigfacher Stellung zur Visirlinie befinden. Von Rosse beabsichtigt, die Untersuchung der merkwürdigsten dieser Gegenstände, unter Benutzung des vollen Lichtes seines sechsfüßigen Spiegels, ohne daß eine Schwächung durch die zweite Reflexion des kleinen Spiegels stattgefunden, wieder aufzunehmen und wird dabei gewiß, wie er selbst erwartet, zu vielen neuen Resultaten gelangen. Wie der schöne Laffetsche Reflektor durch das einfustreiche Beispiel des Lords Rosse hervorgerufen wurde, eben so auch der von Herrn James Nasmyth neulich konstruirte Reflektor. Der große Spiegel dieses Instruments hat einen Fokus von zwanzig Fuß Länge und einen Durchmesser von zwanzig Zoll, unterscheidet sich aber von allen anderen Teleskopen durch seine sehr leichte Bewegbarkeit. Das Rohr desselben bewegt sich vertikal auf hohlen Zapfen, wodurch der Astronom, der auf einer kleinen Warte sitzt, dadurch, daß er nur eine horizontale Bewegung macht, jeden Theil des Himmels nach seiner Bequemlichkeit überschauen kann. Bisher war der Astronom genöthigt, selbst an dem oberen Ende seines Newtonschen Teleskops zu sitzen, und wenn kein anderer Beobachter die Mißlichkeit und Unsicherheit seiner Stellung anerkennen wollte, so kann ich selbst für das Gefahrvolle derselben mich verbürgen, da ich vom Ende des zwanzigfüßigen Teleskops des Herrn Ramage, als es nach einem vom Zenith nicht sehr entfernten Punkte gerichtet wurde, herabgefallen bin.

Obwohl mit der Astronomie in nur geringem Zusammenhange stehend, kann ich doch nicht umhin, Ihre Aufmerksamkeit auf die großen Verbesserungen — ich möchte sagen Entdeckungen — zu lenken, welche neulich in der Photographie gemacht worden sind. Ich brauche dieses Verbesserung nicht zu sagen, daß die Kunst, negative Lichtbilder zu erzeugen, von Herrn Talbot, einem ausgezeichneten Mitgliede dieser Gesellschaft, erfunden wurde. Der Vorzug des Talbotypes vor dem Daguerreotyp ist wohl bekannt. Im letzteren sind die Bilder vertieft und können nicht vervielfältigt werden, während im Talbotyp keine Unkehrung stattfindet und von einem negativen Bilde an tausend Kopieen genommen werden können, so daß man im Stande wäre, ganze Bücher mit von der Sonne gezeichneten Bildern zu illustriren. Der Schwierigkeit, ein gutes Papier für das negative Bild zu erlangen, hat Herr Nieper, ein ausgezeichneter französischer Offizier, abgeholfen, indem es ihm gelungen ist, statt des Papiers ein Eiweißhäutchen oder das Weiße von einem Ei, auf Glas ausgebreitet, anzuwenden. Dieses neue Verfahren ist hier in Edinburg von den Herren Ross und Thomson bis zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden, daß von ihnen genommene Talbotypes, die ich selbst vor kurzem dem französischen National-Institut und Herrn Nieper vorgelegt habe, allgemein als die schönsten anerkannt wurden, die man bis jetzt gemacht hat. Ein anderes Verfahren, bei welchem Gallerte dem Eiweiß substituirt wird, ist von Herrn Poitevin, einem französischen Ingenieur-Offizier, erfunden und mit gutem Erfolge angewandt worden; und durch eine sinnreiche Methode, welche in den wöchentlichen Berichten des französischen Instituts umständlich beschrieben wurde, ist es Herrn Edmund Becquerel gelungen, das prismatische Spektrum mit allen seinen glänzenden Farben auf den Daguerreotypplatte zu übertragen. Zwar sind diese Farben sehr vergänglich, doch können wir nicht zweifeln,

daß, wenngleich noch keine Methode, sie zu fixiren, bisher entdeckt wurde, die Schnelligkeit werde übernommen worden, und daß wir noch alle Farben der natürlichen Welt durch ihre eigenen Strahlen auf Silber- und Papierflächen übertragen sehen werden. Allein die höchst wichtige Thatsache in der Photographie, die ich nun zu erwähnen habe, ist die besondere Beleuchtigung des von Herrn Niepce entdeckten Verfahrens, wodurch er im Stande ist, das Bild einer von grellerstem Licht erleuchteten Landschaft in einer oder höchstens zwei Sekunden zu erhalten. Durch diese Methode erhielt er ein Sonnenbild auf Eiweiß so augenblicklich, daß er die früher von Herrn Arago, mittelst einer Silberplatte, gemachte Entdeckung, wonach die von den mittleren Theilen der Sonnenscheibe kommenden Strahlen eine größere lichterzeugende Kraft besitzen, als die von ihrem Rande ausgehenden, zu bestätigen vermochte. Die erwähnte, so interessante Entdeckung Arago's gehört zu einer ganzen Reihe von Entdeckungen über Lichtmessung, mit deren Bekanntmachung der berühmte Naturforscher sich gegenwärtig beschäftigt. Von dem Verlust seiner Augen bedroht, welche so viele glänzende Phänomene entdeckten und in die Mysterien der sinnlichen Welt so tief eindrangen, vervollständigt er jetzt, mit Hülfe anderer Augen als seiner eigenen, jene herrlichen Untersuchungen, welche seinen Namen unsterblich machen und den wissenschaftlichen Ruhm seines Landes erhöhen werden."

Im übrigen Theile seiner Rede verbreitete sich der berühmte Physiker zunächst über die Nothwendigkeit, die trefflichen aktronomischen Instrumente, deren England sich erfreue, nach der südlichen Hemisphäre und an solche Orte namentlich zu schaffen, welche durch eine möglichst trockene, durchsichtige Atmosphäre, die in England so überaus selten ist, am geeignetsten wären, die von den Instrumenten für die Wissenschaft zu erwartenden Vortheile zu erzielen. Er geht alsdann auf die Mangelhaftigkeit der englischen Gesetzgebung, sofern sie den Schutz wissenschaftlicher Entdeckungen betrifft, über und erörtert endlich die große Wichtigkeit, welche die Gründung eines dem französischen ähnlichen National-Institutes für England haben würde, indem er zugleich auf dringendste räth, daß die Regierung für die Ausführung eines solchen Unternehmens gewonnen werde.

Afrika.

Die Wunder Afrika's.*)

Der Phönix, der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd.

Von allen Erdtheilen der alten Welt ist vorzüglich Afrika das Land der Wunder. Man nehme nun eine wahre Beschreibung von Reisen oder Entdeckungen zu Land und auf dem Meere, oder die orientalischen Märchen aus Tausend und Eine Nacht — findet man darin wohl eine Gegend wie Afrika? Oeffne man irgend ein naturgeschichtliches Werk, das älteste wo möglich, man wird stets die Wunder Afrika's alle anderen verdunkeln sehen. Ist es nicht das Vaterland des Phönix, der sich nur alle fünfhundert Jahre bei dem Tode seines Vaters den Bürgern von Heliopolis zeigte? Dieser einsame König der Lüfte, von der Größe des Adlers, dessen tausendfarbige Flügel von Gold und Purpur wiederstrahlen, brachte aus Arabien die verehrten Ueberreste seines Erzeugers, um sie pflichtschuldig in dem Grabe seiner Vorältern, in dem Tempel der Sonne, niederzulegen.

Wollt Ihr wissen, wie der Phönix es bewerkstelligte, seine kostbare und verehrte Last durch die Lüfte zu führen? Herodot wird Euch sagen, daß er damit anfing, ein großes Ei ganz aus Myrrhe zu verfertigen, welches leicht genug war, um es fortttragen zu können; in dieses künstliche, ausgehöhlte Ei schloß er den Körper seines Vaters ein, füllte die leer gebliebenen Theile des Eies mit Myrrhe aus, wodurch das frühere Gewicht nicht verändert wurde, und vollendete dann in Aegypten die Trauer-Ceremonie.

Will man sich an dem Tod des Phönix erbauen, so lese man die genaue „Beschreibung der Vögel, Thiere, Schlangen, Kräuter, Bäume, Männer und Frauen Arabiens und Aegyptens", von Belon du Mans. Ihr werdet darin den Phönix auf seinem Scheiterhaufen sehen, den Blick auf den brennenden Glanz der Sonne gerichtet, das Ganze durch die folgenden Strophen verherrlicht:

O du phönix la divine excellence!
Ayant vescu seul sept cens soixante ans,
Il meurt dessous des ramées d'encens,
Et de sa cendre un autre prend naissance.

Hoffen wir im Interesse des Sohnes die Wahrheit der letzten Version; denn der Transport der in Myrrhe eingeschlossenen Asche von Arabien nach Aegypten ist leichter anzuführen, als diese weite Reise mit dem Körper seines Vaters zurückzulegen.

Andere sind der Meinung, daß der Phönix niemals stirbt; nur wenn die Gebrechen der Jahre zu sehr zum Vorschein kamen und der Vogel seine Gestalt nicht mehr so anstheilig fand, als in den schönen Tagen seiner Jugend, pflanzte er die auserlesensten wohlriechenden Hölzer des glücklichen Arabiens zusammen und wartete geduldig, bis das Feuer des Himmels seinen dufterfüllten Scheiterhaufen anzündete, die Ueberreste seines alt gewordenen Körpers verzehrte und ihm seine Jugend wiedergab.

*) Aus Fraser's Magazine.

Welche Ansprüche, fragt man aber, hatte wohl der Phönix auf eine so angenehme Unsterblichkeit? Niemals hatte der Phönix mit seinem Schnabel sich der verbotenen Frucht genähert.

Wir kommen zu einem anderen Wunder. In Arabien, in der Nähe der Stadt Suio, giebt es eine Gegend, die mit geflügelten Schlangen bevölkert seyn soll. Herodot sah dort ungeheure Haufen von Schlangenknochen in jener Größe. Zeigt sich dieser Ort ein schmaler Durchgang zwischen zwei Bergen und führt auf eine weite Ebene, die bis an Aegypten reicht. Man erzählt, sagt der Historiker von Halikarnaß, daß zu Frühlingszeiten geflügelte Schlangen von Arabien nach Aegypten fliegen, daß aber die Ibisse sie auf der Reise erwarten, mit ihnen kämpfen und sie tödten. Dieses außerordentlichen Dienstes wegen genießen die Ibisse einer so großen Verehrung bei den Aegyptern.

Die von Solon beschriebene „geflügelte Schlange", welche nach dem Berg Sinai fliegt, gehört ohne Zweifel zu jenen schrecklichen Invalidenheere.

Wenn man einen Blick auf die Karte wirft und die unermeßliche Ausdehnung des selbst in diesen unternehmungslustigen Jahrhundert noch unbekannten Territoriums von Afrika sieht, wie kann man erstaunen, daß der Roman sich dieser weiten, unerforschten Regionen bemächtigt hat? Die meisten der uns dort bekannten Thiere sind von außergewöhnlichen Formen und Eigenschaften, — wie der kürzlich vom Professor Owen beschriebene Gorilla, diese neue Gattung menschenähnlicher Affen, derweist, die weit schrecklicher ist, als alle vom Maler Füßli erfundenen Phantome. Eben so bietet die Giraffe mit ihrer langen, beweglichen Zunge und ihrem sonderbaren Gang, indem sie stets zwei Füße von einer Seite erhebt, so daß Vorder- und Hinterfuß den Boden zugleich verlassen, eine eigenthümliche Erscheinung dar.

Es ist noch nicht lange her, daß die Giraffen in dem modernen Europa bekannt geworden sind. Kein Land hat deren so viele wie Großbritannien aufzuweisen. In dem zoologischen Garten Londons haben sie sich regelmäßig und erfolgreich vermehrt; alle Jungen, mit Ausnahme einer einzigen, sind gut fortgekommen. Dennoch sind in dieser großen und prächtigen Anstalt drei große Thiere Afrika's noch nicht gesehen worden, nämlich der afrikanische Elephant, das Nilpferd und das afrikanische Rhinoceros. Aber bald wird der Garten im Regent-Park die beiden ersten dieser gigantischen Pachydermen besitzen. Als Gegengeschenk für die Mindhunde, welche die zoologische Gesellschaft an Abbas Pascha geschickt hat, hat dieser ein junges männliches und ein weibliches Nilpferd fangen lassen und beide für jene Gesellschaft bestimmt.*) Der König von Dahomy, dessen Thron aus den Schädeln seiner Feinde errichtet ist und der ein Heer größer, starker Amazonen befehligt, hatte niemals Pfauen gesehen. Die zoologische Gesellschaft, welche sich den Besitz eines afrikanischen Elephanten lebhaft wünschte, schickte Sr. afrikanischen Majestät mehrere Pfauenpaare, und der Fürst, nachdem er die Vögel bewundert hatte, gab seinen Amazonen Befehl, sich eines weiblichen trächtigen Elephanten zu bemächtigen, dessen Jungen man ihm abnehmen und lebend der zoologischen Gesellschaft Londons senden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Einsturz des Tafelfelsens. Dieser Felsen, eine von den Merkwürdigkeiten des Niagara-Falles, ist bekanntlich vor kurzem eingestürzt. Der Buffalo-Advertiser theilt über diese Katastrophe einige interessante Details mit. Das eingestürzte Felsstück hatte 150—200 Fuß in der Länge und 30—70 Fuß in der Breite und bildete einen unregelmäßigen Halbzirkel, von wo aus man eine treffliche Aussicht auf die Stromschnellen hatte. Das furchtbare Krachen, welches sein Einsturz verursachte, wurde in einer Entfernung von drei englischen Meilen auf der kanadischen Seite vernommen, während es auf der amerikanischen Seite, des Gerüchtes der Naturalisten halber, kaum gehört war. Es war ein glücklicher Umstand, daß sich der Vorfall gerade um die Mittagszeit ereignete, wo sich die meisten Fremden in den Gasthöfen befanden, da man sonst ohne Zweifel mehrere Verluste an Menschenleben zu beklagen gehabt hätte. Ein Wagen, von dem man die Pferde ausgespannt hatte, stand auf dem Felsen, mit einem Knaben, welcher darin saß; dieser fühlte den Granit unter sich zusammensinken und hatte eben noch Zeit, herauszuspringen und an den Rand des Felsens zu eilen, der erst dann einstürzte, als die ganze übrige Masse gefallen war. Ein Herr und eine Dame mit ihrem Führer befanden sich unter dem Felsen, als er zu sinken begann. Ein Stück von etwa einer Tonne Gewicht kam zuerst herunter, worauf sich die Gesellschaft schnell zurückzog; kaum war sie in Sicherheit, als der ganze Fels mit Donnergepolter in den Abgrund geschleudert wurde.

Schon seit längerer Zeit hatte sich eine Spalte gezeigt, die sich allmälig erweiterte und einen baldigen Riß verkündete. Das nach und nach stattfindende Einstürzen der Felsen dient nicht wenig zur Bestätigung der Theorie, daß der Wasserfall im Laufe der Zeit von dem Bergrücken bei Lewistown bis zu der gegenwärtig von ihm eingenommenen Stelle fortgerückt sey. Wenn diese Bewegung konstant ist, so würde er sich also am Ende in den Erie-See verlieren, bis wohin aber, nach seinen bisherigen Fortschritten zu schließen, noch manches Jahrhundert vergehen dürfte.

*) Vgl. Nr. 74 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preuß. 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Sonnabend den 24. August 1850.

England.

Die Wasserleitungen in London.

Im Jahre 1580 machte sich ein Holländer, Namens Peter Morrys, bei dem Lord-Mayor von London anheischig, mittelst eines von ihm erfundenen Verfahrens das Wasser der Themse, durch seine eigene Kraft, bis zu dem Gibel der höchsten Häuser in der Stadt steigen lassen zu können. Da die Stadt in dieser Zeit mit Wasser sehr schlecht versorgt war und die Bevölkerung von Tag zu Tag zunahm, so gab man Morrys die Erlaubniß, das System auf seine Gefahr hin zu versuchen; man vermiethete ihm zu diesem Behufe auf fünf Jahr den ersten Bogen an der Nordseite der alten Londoner Brücke für einen jährlichen Zins von zehn Schilling, und er machte sich sogleich ans Werk. Die Arbeiten wurden so eifrig betrieben, daß nach Verlauf von wenigen Monaten die Bewohner dieses Viertels sehr überrascht waren, als sie eine Wassersäule, höher als der Kirchthurm von St. Magnus, in die Luft steigen sahen. Man wird sich leicht die Freude dieser Leute denken können, welche jetzt blos einen kleinen Hahn zu drehen brauchten, um so viel Wasser, als sie nur immer wollten, zu haben, während sie bisselbe sonst mit vieler Mühe aus wenigen Quellen in der Nachbarschaft oder aus eigenen Ziehbrunnen schöpfen mußten.

Bis dahin war der Stadt das Wasser in so geringen Massen zugeführt worden, daß es kaum für das Getränk der Armen und die Küche der Reichen genügte. Da es ein Gegenstand des Handels geworden war, so mußte der Dürftige für immer darauf verzichten, seinen Körper zu reinigen, und selbst die Mittelklassen konnten nur selten dieses Bedürfniß befriedigen. Die Straßen wurden gleichfalls vernachlässigt, und die schmutzigen Gossen verbreiteten hoher einen Geruch, der auf den Gesundheitszustand Aller sehr nachtheilig wirkte. Die Erfindung der Saugpumpe im Jahre 1425 hatte, da sie mit Leichtigkeit das Wasser in die höchsten Stockwerke beförderte, diesen Uebelständen sicher abgeholfen; aber ihrer allgemeinern Einführung standen theils die Hindernisse, mit denen jede Neuerung zu kämpfen hat, theils die bedeutenden Kosten ihrer Einrichtung entgegen.

Indessen bestimmte der gute Erfolg des hydraulischen Rades, welches 216 Gallonen (864 Quart) in der Minute schöpfte, unseren Morrys, seinem Unternehmen eine größere Ausdehnung zu geben; auf sein Gesuch wurde ihm auch der zweite Brückenbogen unter denselben Bedingungen, wie das erstemal, überlassen. Aber neben dem unternehmenden Holländer traten bald zahlreiche Konkurrenten auf, von denen ihm ein reicher Goldschmid, Hugh Myddelton, der gefährlichste wurde. Dieser besaß die Mittel, um ein Unternehmen auszuführen, vor dem die Londoner Corporation zurückgeschreckt war. Dieses vom Parlamente genehmigte Projekt bestand darin, der Hauptstadt aus der ergiebigsten Quelle, welche man in einem Umkreise von zwanzig bis dreißig Meilen entdeckte, das Wasser durch einen hinlänglich großen Kanal zuzuführen. Myddelton hatte sich zwar, nachdem ihm die Corporation ihr Privilegium überlassen, mit allem Eifer ans Werk gemacht, sah aber bald in den Bornirtheiten und dem Neid seiner Mitbürger sich unüberwindliche Hindernisse entgegentreten. Die Grundeigenthümer, durch deren Gebiet der Kanal gehen sollte, stellten übermäßige Forderungen, so daß Myddelton mitten in seinem Unternehmen, aus Mangel an Kapitalien, an dessen Fortführung gehindert wurde.

Morrys frohlockte über die Verlegenheit seines Konkurrenten, dem die Corporation jede Unterstützung verweigerte. Myddelton mußte sich daher an den König Jakob I. wenden, welcher, mit der ihm eigenthümlichen Habsucht, für seine Betheiligung die Hälfte des Gewinnes beanspruchte. Nun konnte Myddelton die Arbeiten wieder aufnehmen, und im Jahre 1613 floß, nach vor Ablauf des von der Corporation gesetzten Termines, unter großem Jubrang des Volkes, das Wasser in den Behälter von Clerkenwell. *) Der Kanal, welcher ungefähr fünf Fuß breit, eben so tief war und durch ein Terrain von neun- undvierzig Meilen hinlief, kostete mit allen Nebenanlagen 150,000 Pfd. Sterl.

Myddelton vertheilte nun das Geld, mit dem er bei dieser Spekulation betheiligt war, auf sechsundzwanzig Aktien, von denen er ungefähr die Hälfte verkaufte, am wenigsten für die Kosten gedeckt zu seyn; sodann legte er für die Verführung des Wassers in die einzelnen Häuser, Röhren an, deren Preis er auf 1 Pfd. 6 Schill. 8 D. bestimmte.

*) In der Nähe dieses ersten Wasserwerkes von London, nicht weit von dem bekannten Gasometer-Gebäude, befindet sich jetzt noch ein öffentlicher Platz, seinem Namen zu Ehren, „Myddelton-Square".

D. R.

Eine Urkunde, durch welche es Myddelton gelang, seinen königlichen Compagnon von jeder Theilnahme an der Leitung des Unternehmens auszuschließen, konstituirte im Jahre 1619 die „Gesellschaft der neuen Wasserleitung". Leider gab diese Urkunde dem Publikum weder eine Garantie für die Lieferung guten Wassers, noch setzte sie einen Tarif fest, den die Compagnie nicht überschreiten dürfe: eben so unterließ man es, zum allgemeinen Nachtheil, sich das Rückkaufsrecht des gegebenen Privilegiums vorzubehalten. Die Stadt war also, gerade in diesem allerwichtigsten Bedürfnisse, von der Willkür eines unternehmenden Spekulanten und eines geldgierigen Fürsten abhängig, der eben nicht dem Wohle des gesammten Volkes seine Interessen opferte.

Kurz, die Compagnie theilte fast während eines ganzen Jahrhunderts mit Morrys und seinen Erben dieses höchst wichtige Monopol und ließ natürlich keine Konkurrenz neben sich aufkommen. Obgleich nun damals noch, wegen der häufigen Reparaturen, deren die hölzernen Röhren bedurften, die Unterhaltungskosten ziemlich bedeutend waren, so konnte die Gesellschaft ihren Aktionairen dennoch Dividenden zahlen und dem Könige Karl II. die seinem Vater abgetretenen Aktien ablassen.

Vom Jahre 1692 ertheilte die Corporation neue Konzessionen, so daß zu Anfang dieses Jahrhunderts fünf Gesellschaften (die der neuen Wasserleitung, die von Hamystead und die von Chelsea im Norden, die von Southwark und von Lambeth im Süden der Themse) im Besitze des Wassermonopols waren. Damit man ermesse, welchen Vortheil die Gesellschaften hieraus zogen, wollen wir nur dieses Eine erwähnen, daß die Compagnie von Lambeth, welche mit einem beschedenen Grundkapital von 5920 Pfd. Sterl. begonnen, nach dreiundzwanzig Jahren die Summe von 150,000 Pfd. Sterl. auf die Erweiterung ihres Etablissements verwenden konnte, wiewohl sie ihren Aktionairen zu gleicher Zeit Dividenden von 80—100 Prozent zahlte. Die Anwendung des Dampfes auf die Wasserleitungen, welche vom Jahre 1782 datirt, hat zum Emporblühen der Gesellschaften viel beigetragen; man legte statt der hölzernen Röhren, welche man alle funfzehn Jahre erneuern mußte, gußeiserne, deren Unterhaltung weniger kostspielig war. Die Gesellschaften drückten indeß das Publikum mit der willkürlichen Erhöhung des Tarifs, ohne auf die Beschwerden der Betheiligten zu achten; gestützt auf ihr Monopol, sorgten sie nur für ihren Gewinn. Da zog sich plötzlich ein gewaltiges Unwetter über dem Haupte der Sorglosen zusammen: es zeigte sich nämlich im Jahre 1805 eine wahre Wassernoth, der wir nur den Eisenbahnschwindel der Neuzeit an die Seite stellen können. Die auf einen Zauberschlag erstandenen alsbald drei Gesellschaften, unter denen die der Grand-Junction die bedeutendste war: mit diesen führten die ältern einen wahren Vernichtungskampf, welcher sieben Jahre währte, und bei dem es den Parteien weniger auf den eigenen Gewinn, als auf den Ruin des Gegners ankam. Man suchte Abonnenten um jeden Preis zu erlangen, und es war nichts Seltenes, daß eine Gesellschaft eine ganze Straße entlang Röhren legen ließ, um einen Einzigen in dieser mit Wasser zu versorgen. Auf diese Weise wurden ungeheure Summen ohne eigentlichen Nutzen für das Publikum vergeudet.

Dieser Zustand konnte nicht lange dauern: er endete damit, daß sich die einzelnen Gesellschaften verständigten, sich zum großen Schaden für die Konsumenten verbanden und sich buchstäblich in die Hauptstadt theilten. Der alte Uebermuth zeigte sich, und die Tarife wurden bald unerträglich erhöht; den gerechten Klagen der Abonnenten antwortete man mit Hohn. Die allgemeine Unzufriedenheit veranlaßte jedoch im Jahre 1821 eine parlamentarische Untersuchung, mit welcher das Comité des Unterhauses betraut wurde; dieses betrachtete das Ganze besonders vom finanziellen Gesichtspunkte, ließ sich die Rechnungsbücher vorlegen und ermittelte, bei der Pflichtvergessenheit einiger Beamten, eine Anzahl von Mißbräuchen. So verweigerten unter Anderem oft die Gesellschaften neuen Straßen die Lieferung des Wassers, weil sie nicht erst neue Röhren legen wollten, selbst dann nicht, wenn ihr Hauptkanal dieselben durchschnitt; dann mußten die Bewohner die Röhren auf eigene Kosten legen und die Gesellschaft bestand, ihnen das Wasser für den gewöhnlichen Preis zu liefern. Diese Untersuchung endete damit, daß ein Gesetz zur Regelung des Tarifs vorgeschlagen wurde; dies verwarf indeß das Oberhaus mit einer Majorität von Einer Stimme, und die Gesellschaften wurden in Folge dessen noch übermüthiger und willkürlicher als bisher.

Da erschien im Jahre 1827 eine Broschüre, „der Delphin", welche großes Aufsehen erregte; der Verfasser derselben, Herr Wright, erklärte, sie sey nach dem Diktat eines Herrn Robson, eines der Direktoren der Grand-Junction-Gesellschaft, niedergeschrieben zu haben. Robson habe ihm, von Gewissens-

Digitized by Google

bissen getrieben, auf dem Sterbebette diese Enthüllungen gemacht und ihn beschworen, alle Mittel anzuwenden, um dem unberechenbaren Schaden, den die Gesellschaften gegen das Publikum verübt hätten und noch täglich verübten, indem sie ihm, statt trinkbaren Wassers, unreines und ekelhaftes lieferten, endlich eine Schranke zu setzen. Diese Broschüre zeigte das Unwesen des Wasserhandels in voller Klarheit. Man richtete bedrohendes darauf die Aufmerksamkeit, daß der Delphin, die Sangrähre der Grand-Junction-Gesellschaft, gerade der großen Kloake von Ranelagh gegenüber sind, zur Zeit der Ebbe, nur drei Yard (neun Fuß) von ihrer Mündung in den Fluß entfernt lag. Das Volk war hierüber höchst empört: überall wurden Meetings gehalten, Petitionen an das Parlament gesandt, und endlich beauftragte man eine wissenschaftliche Kommission, die gegen die einzelnen Compagnieen erhobenen Beschwerden näher zu prüfen. Diese neue Untersuchung lieferte furchtbare Resultate. So mußte „die Gesellschaft der neuen Wasserleitung" zugestehen, daß ihr Paupelbehälter bereits seit hundert Jahren nicht gereinigt worden war, und als man das Wasser ablies, sand man auf dem Boden acht Fuß Schlamm; ferner hatte sie von dem Punkte der Themse, wo die zwei größten Kloaken der Stadt münden, einen Theil ihres Wassers geholt. Die seit zweihundert Jahren ganz vernachlässigte Mpodelvonsche Wasserleitung selbst war ein gewöhnlicher Graben geworden, in dem sich die Unreinigkeiten und Unrath aller Felder und Dörfer, welche er durchschneidet, abgesetzt hatten. Kurz, es war ein Wasser gefunden worden, in dem sich Ungeziefer aller Art gefunden und kein Fisch leben konnte. Die Kommission brang darauf, reinere Quellen aufzusuchen, und übertrug dies den Ingenieur Tetford. Diese Resultate nöthigten auch die Gesellschaften, auf eine ernstliche Verbesserung ihrer Wasserleitungen zu denken oder vielmehr die unabweisbarsten Neuerungen vorzunehmen; sie suchten also durch Apparate das Wasser zu filtriren oder wenigstens von dem unreinen Bodensatz zu befreien. Von nun an beginnt eine neue Aera in der Geschichte der Wasserleitungen: aber zur Schande unseres Jahrhunderts müssen wir hinzufügen, daß dieses Verfahren in den Wasch-Anstalten von Manchester schon seit lange angewendet wurde, daß also in unserer aufgeklärten Zeit die Ersparniß an Seife ein mächtigerer Hebel ist, als der öffentliche Gesundheitszustand.

Die Gesellschaften, welche ihr Wasser aus den verdorbensten Quellen geholt hatten, dachten daran, ihre Saugröhren anderswohin zu legen und höher gelegene Punkte der Themse zu benutzen. Nun wurden verschiedene, zum Theil abenteuerliche Projekte aufgestellt, deren Unausführbarkeit sich bald zeigte. So war denn auch das Resultat dieser dritten Untersuchung im Ganzen ein negatives: nur das hatte sich ergeben, daß die seit dem Jahre 1821 von den Gesellschaften aufgewendeten Summen durchaus in keinem Verhältnisse mit der steten Erhöhung ihres Tarifs gestanden, sondern daß sie sich nur auf Kosten des Publikums bereichert hatten. Trotzdem wollten einzelne Gesellschaften ihre Unzeennäßigkeit beweisen und die Opfer, die sie dem allgemeinen Besten gebracht, darlegen: so bemühte sich die Gesellschaft von West-Middlesex, indem sie alle falschen Spekulationen veranschlagte, vorzuthun, daß ihr Gewinn kaum sechs Prozent überstige, während es feststeht, daß sie am zweiundzwanzig Prozent über die mäßige Taxe gegangen sind. Man darf sich daher nicht wundern, daß sich der öffentliche Unwille steigerte, noch nicht gelegt hat, und daß Sir Joanies Burdett, welcher früher schon gegen das Wassermonopol agitirt hatte, diese Frage im Jahre 1840 aufs neue vor ein Comité des Parlaments brachte. Dieses indeß beschränkte sich darauf, Zeugenverhöre anzustellen und deren Auslagen drucken zu lassen, ohne in der Sache selbst etwas zu ändern. Die Mißbräuche der einzelnen Gesellschaften kommen deshalb so selten zur Kenntniß der Richters, weil es sich in der Regel um geringe Summen handelt und man sich im Allgemeinen eher ein Unrecht gefallen läßt, als daß man Zeit und Geld mit der Führung eines Prozesses verlieren will.

Indessen verweigerten die Gesellschaften, im Vertrauen auf den glücklichen Erfolg, mit dem sie bisher allen Angriffen getrotzt hatten, dem Parlament jede nähere Auslassung; dieses ließ sich deshalb in seinen Untersuchungen nicht stören, sondern befragte Ingenieure und Chemiker und nahm die Beschwerden Einzelner entgegen. Dessenungeachtet trennte sich, wie wir bereits erwähnt, das Comité, ohne bestimmte Beschlüsse gefaßt zu haben, und die Compagnieen hielten nunmehr ihre Stellung für vollkommen gesichert. Aber ein neuer Angriff von einer Seite, wohrer man ihn nicht vermuthet, gewährt die besten Hoffnungen, daß London bald von diesem drückenden Monopol befreit sein wird; die leitende Idee ist die Sorge für die Gesundheit, die zwar schon früher bisweilen auftauchte, aber erst in der letzten Zeit in bestimmter Form auftrat und in allen Konsequenzen verfolgt wird. Ein einfacher Student der Rechte ergriff diese Idee mit allem Feuer und setzte in einem gestossenen Artikel der Westminster-Review aus einander, daß viele Krankheiten eine Folge von lokalen Uebelständen seyen, daß man ihnen vorbeugen könne, so lange sie von äußeren Ursachen abhängen, daß ferner auch der Gesundheitszustand mit der Verbreitung der örtlichen Verhältnisse ein erkennlicherer werden, und daß man endlich, wenn man zunächst diese heilsame Reform mit dem Wasser vornähme, eine entsprechende Verminderung der durchschnittlichen Lebensdauer verhindern würde. Diese verbündig entwickelte Theorie zog die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich; sie beauftragte ihn mit der Lösung mehrerer wichtigen Fragen, welche sich auf den Gesundheitszustand bezogen, und die bedeutendsten Männer erkannten die Resultate dieser sorgfältigen Studien an. Man verlangte im Jahre 1839, daß die Untersuchungen, die man eben über den Gesundheitszustand der Hauptstadt angestellt hatte, über das ganze Land ausgedehnt würden. Diese Maßregel rief eine Reihe von Schriften hervor, die eine allgemeine Aufregung bewirkten und besonders die entsetzlichen Folgen des schlechten Wassers zeigten. Aus einem 1842 veröffentlichten Berichte erfuhr man unter Anderem, daß die meisten Quellen in den Städten durch das Eindringen der Kanalgrabeiten, die von den Kirchhöfen kämen, verdorben wurden. Solche Enthüllungen machten das Wassermonopol nur verhaßter.

Als Abhülfe gegen die bezeichneten Uebelstände schlug die zu diesem Behufe im Jahre 1845 niedergesetzte Kommission vor, die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung, welche die Kloaken, die Pflasterung, die Straßenreinigung und die Wasserleitungen betrafe, unter eine Direction zu vereinigen. Nunmehr war das Wassermonopol faktisch abgeschafft; die Compagnieen fanden Keinen, der sie in Schutz nahm, denn Jedermann erkannte, daß dieses Monopol, sowohl dem Prinzipe, als der Ausführung nach, ein höchst ungerechtes wäre. Ein neuer Bericht der Londoner Sanitätskommission vom Jahre 1847 bestand mit noch mehr Energie darauf, daß die Wasserleitungen unter die Kontrole von sachverständigen Aerzten gestellt würden, weil sonst der Gesundheitszustand der Stadt unmöglich ein günstiger seyn könnte. Das Ausbrechen der Cholera*) im Jahre 1848 nöthigte zu einem Gesetze über das öffentliche Gesundheitswesen, durch welches die seit längerer Zeit besprochenen Ideen verwirklicht wurden. Zwar ist es den Compagnieen gestückt, eine Bestimmung zu ihren Gunsten in das Gesetz hineinzudringen, aber auch diese wird sie nicht lange schützen. Noch sind die schlimmen Folgen, die sie verursachen, bei weitem zu gut in Aller Gedächtniß; überdies berichtet die Presse täglich von neuen Unglücksfällen, wie sich die von jener Krankheit befallenen Unglücklichen um die Pähne schaarten, aus denen nur spärlich das Wasser hervorströpfelte, wie sie sich um einen Trunk stritten. Wie diese Berichte, daß viele Gäßchen, die den Compagnieen keine so ergiebige Ausbeute als die der reicheren Stadttheile darboten, von diesen deshalb gar nicht mit Wasser versorgt würden und die armen Leute das schmutzigste Wasser trinken. Andere wiederum die nicht einmal einen eigenen Brunnen haben, von Haus zu Haus gehen müssen, um sich ein wenig Wasser zu erbetteln. Heute ist diese Frage im Grunde für gelöst zu halten; solche Mißbräuche, deren wir im Laufe dieses Artikels Erwähnung gethan haben, werden nicht länger geduldet werden: es handelt sich gewissermaßen nur darum, welche Reformen an besser dem Uebel steuern können und wie hoch die Entschädigungssumme für die einzelnen Gesellschaften festzustellen sey.

Afrika.

Die Wunder Afrika's.

Der Phönix, der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd.

(Fortsetzung.)

In der kostbaren zoologischen Sammlung des britischen Museums finden sich drei Arten afrikanischer Rhinoceroße: das zweihörnige, Rhinoceros bicornis, das Rhinoceros Keitloa und das Rhinoceros simus. In vergangenen Jahre ist das asiatische Rhinoceros im Garten des Regent-Park geboren, nachdem es sich kunfzig Jahre hindurch einer kräftigen Gesundheit erfreut hatte. Man schreibt seinen Tod einer Lungenentzündung zu, von der es in Folge des Regens und der feuchten Ausdünstungen des heniger und ungesunden Bodens des zoologischen Gartens befallen worden. Bei der Obduktion entdeckte man, daß es sich eine Rippe zerbrochen hatte, wahrscheinlich während es, seiner Sonderbaren Gewohnheit gemäß, sich schmerzlüstig auf die Erde warf, um auszuruhen. — Das arme Thier! es war eben so stumpfsinnig als gutmüthig; es ließ sich ohne Widerstand bei der Nase oder beim Horne ziehen, welches es stets gekannt hielt und niemals erhob. Man konnte ihm die Augenwimpern stzeln oder die Hände in die Falten seines dicken Kürasses legen, wo die Haut weich wie die einer Dame war. Es lebte in gutem Einvernehmen mit zärtlicher Freundschaft mit dem armen alten Zad, dem jetzt todten Elephanten, trotzdem, daß man von der heftigen Antipathie dieser beiden mächtigen Thiere gesprochen hat. Der Elephant hatte die freundschaftliche Gewohnheit, das Rhinoceros mit seinem Rüssel zu reiben und ihm von Zeit zu Zeit mit seinem Schwanz um die Ohren zu hauen. Das Rhinoceros machte alsdann einen grotesken Sprung, drehte sich rundum und drückte den Rüssel des Elephanten zwischen seine enormen und biegsamen Lippen. Es machte ihm besonderes Vergnügen, in dem großen Bassin herumzuplätschern, welches ihm und dem Elephanten zum Bade diente. Als das Rhinoceros das erstemal ins Wasser ging, bemerkte man den großen Abstand zwischen seinem tiefen Stumpfsinne und der Klugheit des Elephanten. Der Grund des mit einer hohen Brustwehre umgebenen Bassins verlief sich allmälig vom Eingang aus bis zu dem entgegengesetzten Ende, wo es tief genug ist, um einen hochgewachsenen Elephanten von so massiven Verhältnissen, wie es der arme Zad gewesen, das vollständige Untertauchen seines riesigen Körpers zu gestatten. Nichts war belustigender, als Zad die angenehme Erfrischung eines vollständigen Bades genießen zu sehen, indem er plötzlich seinen ungeheuren Kopf unterd Wasser stecke und ihn wieder auf die Oberfläche erhob, um ihn nochmals unterzutauchen. Das Rhinoceros hingegen, sobald es keinen Grund mehr unter sich fühlte, fing ruhig an, dem anderen Ufer zuzuschwimmen. Dort angekommen indessen, schien es den Gedanken an eine mögliche Rückkehr verloren zu haben; es kaut unter und mußte sich dergeblich ab, an der tiefsten Stelle des Wassers die hohe Barrière zu erklettern, so daß die Zeugen dieses vergeblichen Kampfes beschlossen mußten, daß das Rhinoceros vor Mattigkeit und Erschöpfung ertrinken würde. Endlich brachte man es dahin, sich umzuwenden, und sobald es des Eingangs zum

*) Im Jahre 1848 starben in den Londoner Distrikten, welche von den Compagnieen mit Wasser aus der Themse, auf gleicher Höhe mit Hammersmith und Kew, versorgt wurden, von 10,000 Einwohnern jedes Jahr, jedoch und zwanzig; dagegen in den Quartieren, denen das Wasser aus dem Zlusse in der Stadt, auf gleicher Höhe mit Battersea und Pumpenstelle Bridge, zufloß, 181, 150 und 258 von 10,000.

Digitized by Google

Bassin ansichtig wurde, schwamm es darauf zu, bis es wieder festen Grund unter sich hatte.

Die Muskelkraft dieses Thieres war wunderbar. Die Eisengitter der Umzäunung waren in Zwischenräumen durch grosse eiserne Strebepfeiler befestigt; das Rhinoceros brachte seinen enormen Kopf zwischen die Pfeiler und das Gitter und schlitzelte dieses so heftig nach rechts und links, daß es zur Erde fiel. Auf diese Art gelang es ihm einst, ins Freie zu kommen, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten, als den, welcher durch seine choregraphischen Uebungen in einem Parterre von rothen Geranien veranlaßt wurde. Der Zustand des Blumenbeetes nach dieser kleinen Expedition läßt sich denken. Man fing das Thier jedoch sehr bald und führte es in seine Behausung zurück.

Beim ersten Anblick des Rhinoceros hätte man beinahe glauben können, eine riesenhafte Schildkröte zu sehen. Die blaurre Farbe seiner Oberlippe, die dicke Haut, welche eine Art Panzer bildete, seine Beine, seine massiven Füße, Alles trug zu dem Gedanken bei, als wäre dieses enorme Thier mit warmem nach dem Muster einer anderen, mit kaltem Blute vom Schildkrötengeschlecht, geschaffen. Jedenfalls war dies eine vervollkommnete Nachbildung, denn das Thier hatte einen lebhaften Gang, regte man es aber auf, so wurden seine Bewegungen gewaltig. Das Gerüsch der Walze, mit der die Gärtner den Kies der Wege ebneten, welche dem Raum zunächst waren, in dem es sich umherging, brachte den höchsten Schrecken in ihm hervor. Sobald es dieses Gerüsch hörte, während es sich ganz ruhig am Ende des Geheges befand, drehte es sich um und lief gesenkten Kopfes, bis es sich durch die starken eisernen Stangen der Umzäunung aufgehalten fand. Die Gärtner hatten beim Anblick dieses Muthausbruches nichts Eiligeres zu thun, als die Flucht zu ergreifen.

Kehren wir nun zu den beiden anderen Pachydermen Afrika's zurück, von denen wir oben gesprochen haben, und betrachten wir ihre Gewohnheiten und ihre Geschichte.

Obgleich viele Reisenden von der gewaltigen Statur des afrikanischen Elephanten — elephas Africanus — gesprochen haben, ist er der allgemeinen Meinung nach kleiner, als der asiatische, von dem er sich besonders durch den Kopf, die Ohren und die Hufen unterscheidet. Er hat einen runden Kopf und eine konvexe Stirn, fast der konkaven des anderen; seine Ohren sind bedeutend länger, als bei dem asiatischen, und an jedem Hinterfuße hat der afrikanische Elephant nur drei Hufen, während der andere deren vier hat.

Der Major Denham giebt folgende Dimensionen eines fünfundzwanzigjährigen Elephanten an, der bei Boä, ungefähr zehn Meilen von Koula, getödtet wurde:

Länge vom Rüssel bis zum Schweif	25	Fuß	6 Zoll
" des Rüssels	7	"	6 "
" der kleinen Zähne	2	"	10 "
" der Füße	1	"	7 "
" des Auges	—	"	2 " (1½ Zoll Breite.)
" vom Fuß bis zur Hüfte	9	"	6 "
" von der Hüfte bis zum Rücken	3	"	— "
" des Ohres	2	"	2 " (2 Fuß 6 Zoll Breite.)

Indessen hatte der Major weit größere lebende Elephanten gesehen, und zwar von sechzehn Fuß Höhe, mit Hauzähnen von sechs Fuß Länge. Dennoch bemerkt er, daß die oben angegebenen Verhältnisse bei weitem die gewöhnlichen übertreffen.

Dieses unglückliche Thier tödtete man, indem man ihm die Kniekehlen durchschnitt. Es hatte vorher eine große Menge Wunden im Bauche und dem Rüssel erhalten. Während der Jagd waren ihm fünf Kugeln in die Seiten gebrungen, aber sie fasen nur einige Zoll tief im Fleische und schienen es nicht sehr zu inkommodiren. Der zu seinem Körper führende Weg glich am anderen Tage einem Markte durch die Anzahl der Leute, welche sich bereiten, ein Stück vom Thiere fortzutragen. Nach der Angabe des Majors Denham ist das Fleisch des Elephanten sehr geschätzt, selbst von den Vornehmen des Landes und den Familien der Schiks, welche es heimlich essen. „Es ist wohl zähe", sagt er hinzu, „jedoch hat es mehr Schmackhaftigkeit, als das dortige Rindfleisch. Bei solchen Gelegenheiten machen sich ganze Familien auf den Weg, um an der Beute Theilzunehmen."

(Schluß folgt.)

Siebenbürgen.

Die neueste Literatur Siebenbürgens.

In dem äußersten Winkel der abendländischen Reiche, an der Gränze des Orients — des türkischen Reichs — begegnen wir einem reichen literarischen Leben, vielleicht um so lebendiger, weil die Bevölkerung hier in so mannichfaltiger Weise gemischt ist. Darum erscheinen seine Schriften in den verschiedensten Sprachen, mit denen und deren bedeutendsten Verfassern wir die Leser des Magazins für die Literatur des Auslandes bekannt machen wollen.

Zuerst nennen wir einen allgemein verehrten deutschen Schriftsteller, den ausgezeichneten Geologen und Archäologen, Pfarrer Johann Michael Ackner zu Pamerskorf bei Hermannstadt, bekannt durch seine gelungenen Aufsätze „über die antiken Münzen Dacieus", seine „Mineralogie Siebenbürgens mit geognostischen Anbeutungen" (einer vom Verein für siebenbürgische Landeskunde gekrönten Preisschrift), durch seine wissenschaftlichen vaterländischen „Reiseberichte" und als Mitarbeiter mehrerer inländischen Zeitschriften, so wie durch seine schönen naturwissenschaftlichen (vorzüglich mineralogischen, paläontologischen, anatomischen) und antiquarischen (vorzüglich numismatischen) systematisch geordneten Sammlungen.

Weiter sind zu nennen:

2) Der geheime Staatsmann Joseph Bedeus Ritter von Scharberg, k. k. Geheimrath, Oberlandesvicekommissär in Siebenbürgen und Vorsteher des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, welcher, noch als k. Hofrath in Wien seine längere Muße fand, historischen Studien durch fleißigen Besuch der k. Archive und Bibliotheken reichliche Nahrung für die Geschichte Siebenbürgens und seiner Nationen abzugewinnen, verschiedene gediegene Arbeiten, wiewohl meist anonym, herausgegeben hat. Wir heben den diesen zugleich mit seinem Namen bezeichneten hervor sein „Lucrum Camerae in Ungaro und Siebenbürgen", historische Untersuchungen über die Natur, den Ursprung und die Ungleichheiten der ehemals daselbst unter diesem Namen gebräuchlichen Abgaben (Kronstadt, 1838); seine „Verfassung des Großfürstenthums Siebenbürgen aus dem Gesichtspunkte der Geschichte, der Landesgesetze und des bestehenden öffentlichen Rechtes" (Wien, 1844), und sein letztes, zum Theil noch unter der Presse befindliches Nationalwerk für Siebenbürgen und Ungarn: „Historisch-genealogisch-geographischer Atlas zur Uebersicht der Geschichte des ungarischen Reichs, seiner Nebenländer und angränzenden Provinzen." Nach dem Vorbilde von le Sage, Kruse u. A. bearbeitet, enthält er im ersten Theil auf drei Tafeln die alte Geschichte des ungarischen Reichs bis zur Einwanderung der Magyaren; im zweiten Theil giebt es auf fünfzehn Tafeln eine synchronistische und vollständige Uebersicht der Geschichte Ungarns, Siebenbürgens und der Nebenländer vom Jahre 900 bis 1800 n. Chr., so wie aller Staaten, deren Begebenheiten mit jenen in Verbindung stehen. Beigefügt sind funfzehn vollständige genealogische Tafeln der Herzoge und Könige der Ungarn und vier Geschlechtstafeln der vorzüglichsten Fürsten von Siebenbürgen; im dritten Theil endlich bezieht es auf acht Tafeln und eben so viel historischen Karten den Zustand Ungarns, Siebenbürgens und der Nebenländer von der Herrschaft der Römer bis zur jetzigen Zeit und enthält außerdem noch Erläuterungen zur alten und mittleren Geographie derselben, die Abbildung und Beschreibung der Wappen aller Länder und Provinzen des Reichs und ähnliche wertvolle Zugaben. Das Werk besteht aus dreißig Bogen im größten Royal-Formate und wird in Lieferungen von der Hochmeisterischen Buchhandlung in Hermannstadt herausgegeben. Zwei Lieferungen, bis zum Jahre 1650, sind im Druck erschienen; es ward durch die magyarische Rebellion unterbrochen, aber wird nun wieder fortgesetzt.

3) Michael Bielz, Vorsteher des lithographischen Instituts in Hermannstadt, als Naturforscher und durch vielfache Aufsätze in gelehrten Zeitschriften, vorzüglich aber durch seine vaterländische, systematisch geordnete, ziemlich vollständige Sammlung siebenbürgischer Land- und Süßwasser-Mollusken rühmlich bekannt.

4) Der verdienstvolle evangelische Bischof und Superintendent der Burzenländischen Konfessionsverwandten in Siebenbürgen und Pfarrer zu Birthälm, Georg Paul Binder, eben so als Philosoph und beliebter Redner — wie seiner Reden sind im Druck veröffentlicht —, wie als Pädagog, Historiker, Diplomat und selbst als Dichter hervorragend.

5) Das Vorausstehenden wackerer Sohn, Georg Binder, evangelischer Pfarrer zu Wolkendorf bei Schäßburg, welcher eine „Uebersicht der Erdkunde für Schule und Haus, zunächst für Siebenbürgen, nebst einem Abriß der Geschichte Siebenbürgens", dann den „Siebenbürgischen und Sächsischen Hausfreund" sammt mehreren anderen werthvollen naturwissenschaftlichen Aufsätzen herausgegeben hat.

6) Joseph Düd, Professor am evangelischen Gymnasium zu Kronstadt, Verfasser der gediegenen Geschichte des in den frühesten Zeiten schon berühmten Kronstädter Gymnasiums, zugleich als Festgabe zur dritten Säkularfeier des Kronstädter Gymnasiums.

7) Joseph Zabini, Beisitzer des evangelischen Ober-Ehegerichts zu Birthälm und evangelischer Pfarrer in Reichesdorf, Verfasser verschiedener geschichtlicher Aufsätze, wie auch der Elegie „der Sachsen Zukunft" zur siebenhundertjährigen Feier des Einwanderungs-Jubiläums (Kronstadt, 1843).

8) Johann Zillich, derzeitiger Hermannstädter Kapitelsdechant und Pfarrer zu Schellenberg, schrieb „De Romanorum in Dacia Colonia" (Cibinii, 1808).

9) und 10) Die beiden wackeren Brüder, Michael und Karl Fuß, Professoren am evangelischen Gymnasium zu Hermannstadt, Ersterer Secretair des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Letzterer Secretair des Vereins für Naturwissenschaften zu Hermannstadt, zeichnen sich als unermüdliche wissenschaftliche Forscher, namentlich als Botaniker und Entomologen, aus, wovon ihre gediegenen veröffentlichten Handbücher und anderweiten Aufsätze Beweis liefern.

11) J. H. Gelch, evangelischer Pfarrer zu Rams, ein talentvoller und kruchtbarer lyrischer Dichter, von dem viele zerstreute Gelegenheitsgedichte die Presse verlassen; so ein Band eigener Dichtungen, die selbst im Auslande Anerkennung fanden, und ein Bändchen einer Sammlung vaterländischer Erzeugnisse von mehreren deutschen Verfassern.

12) Johann Ding, der gewandte Publizist, Statistiker und Belletrist, welcher Proben seines Talents im Vereinsarchiv für siebenbürgische Landeskunde und in anderen Journalen niedergelegt hat.

13) Joseph Leonhard, evangelischer Pfarrer zu Boös, der außer einigen anderen Aufsätzen ein Lehrbuch zur Beförderung der Kenntniß von Siebenbürgen (Hermannstadt, 1818) herausgegeben hat.

14) Johann Michaelis, Professor am evangelischen Gymnasium zu Hermannstadt, Vorsteher einer höheren Mädchen-Schulanstalt daselbst, Verfasser einschlägender Elementar- und zweckmäßiger Schulbücher, Bearbeiter und Herausgeber des „Siebenbürgischen Volksfreundes", welcher auch, wie vieles andere Nützliche, durch die unheilvolle magyarische Revolution zum Schweigen gebracht und unterdrückt worden ist, und dessen Fortsetzung sehr wünschenswerth wäre.

Digitized by Google

15) Gottfried Müller, Dr. der Rechte, Professor an der Akademie in Hermannstadt, Verfasser des „Magyaren-Spiegel".

16) und 17) Karl und Ludwig Reugebohrn, Ersterer Hermannstadter Senator, Mitredacteur der periodischen Zeitschrift Transsilvania und Verfasser einer Geschichte Siebenbürgens, Letzterer durch naturwissenschaftliche Arbeiten bekannt, wie auch durch Herausgabe einer Naturgeschichte als Leitfaden bei Vorlesungen an Gymnasien, drei Hefte: Mineralogie, Zoologie und Botanik umfassend. Das dritte ist von dem oben genannten Professor M. Fuß bearbeitet (Druck G. Closius in Hermannstadt, 1845).

18) Friedrich Philipp, evangelischer Pfarrer zu Großau, Mitarbeiter am Schulplan für die sächsischen Gymnasien in Siebenbürgen, Verfasser von Elementarbüchern, vorzüglich von Vorarbeiten zu einer lateinischen Grammatik. Früher ist von ihm erschienen: „De Valachorum Origine dissertatio" (Cibinii, Sam. Filtsch. 1829).

19) Martin Reschner, evangelischer Pfarrer zu Talmatsch, durch eine Dissertation: „De praedilis, praedialibusque Andreani Privilegii" und als Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, vorzüglich als scharfsinniger Diplomatiker und Sammler bekannt. Dessen handschriftliche Sammlung besteht aus zehn Großfoliobänden Urkunden, die vaterländische Geschichte betreffend.

20) Dr. Dan. Roth, gewesener Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Kaltenholz, seit der magyarischen Rebellion ausübender Arzt in Jassy, ausgezeichnet als dramatischer Dichter. Rühmliche Erwähnung verdienen seine im Druck bei Gött in Kronstadt erschienenen Trogvöien: „Don Raphael", „der Königerichter von Hermannstadt", „die Normänner", „die Kinder des Waldes" u. m. a.

21) Georg Schaser, evangelischer Pfarrer zu Thalheim, rühmlich ausgezeichnet durch seine gediegenen Arbeiten: „De jure Flandrensi Saxonum" (Cibinii, 1822); „Geschichte des Hermannstädter Kapitels": „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Samuel v. Brukenthal, Gubernators von Siebenbürgen, aus archivarischen Quellen gesammelt" (Hermannstadt, G. Closius, 1848) und mehrere andere Aufsätze.

22) Martin Schneli, welcher „die Sachsen in Siebenbürgen" (Kronstadt, 1844) herausgegeben hat.

23) Karl Schuller, Professor am evangelischen Gymnasium zu Hermannstadt, hat herausgegeben: „Argumentorum pro latinitate linguae Valachicae Epicrisis" (Cibinii, 1831); „Umrisse und kritische Studien zur Geschichte von Siebenbürgen mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der deutschen Kolonisten im Lande" (Hermannstadt, 1840); früher noch ein „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte", für den ersten Unterricht von Gymnasialschülern, mit historischen Karten und synchronistischen Tabellen versehen" (Hermannstadt, Samuel Filtsch, 1833); „Sammlung von Gedichten in Siebenbürgisch-Sächsischer Mundart"; „Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart" und mehrere andere gediegene Aufsätze; ist auch als genialer, gemüthlicher Dichter sehr beliebt und geschätzt.

24) Johann Georg Schuller, Pfarrer in Girelau, Bruder des Vorangehenden, durch kräftige Aufsätze in verschiedenen inländischen Journalen und als Sammler von vaterländischen Volkssagen bekannt.

25) J. Sellner, Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, Mitvereinsarbiter im k. k. Prinz Eugen von Savoyen Dragoner-Regiment, hat außer mehreren publizistischen Aufsätzen, auch eine Statistik des Großfürstenthums Siebenbürgen geschrieben, die jedoch die Presse, wegen der durch die Ungarn veranlaßten Insurrection, nicht ganz verlassen hat. Druck und Verlag davon bei Theodor Steinhaussen in Hermannstadt.

26) Daniel Teutsch, Professor am evangelischen Gymnasium zu Schäßburg, lieferte verschiedene geschichtliche Aufsätze in das „Archiv für siebenbürgische Landeskunde".

27) Joseph Trauschi, k. k. Gouvernements-Referent und Vorstand der siebenbürgischen Kammerprokuratur in Hermannstadt, Verfasser der Biographie von Christian Peyser, dramatischem Dichter, und Verfasser des Schauspiels von demselben „Hans Berckner oder die Lebendigbegrabene" (Kronstadt, 1846); auch Editor des „Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum sive annales Hungariei et transsilvaniei, partes II complectentes annales ann. 990—1699" (Coronae, 1847. 4to.); ferner Verfasser der „Bemerkungen über die vom Siebenbürgischen, griechisch nicht-unirten Bischof Bastilius Moga im Jahre 1837 den Siebenbürgischen Ständen unterlegte Schrift", so wie endlich der „biographisch-literärischen Denkblätter der siebenbürgischen Deutschen", welche wegen des bisherigen anarchischen Landeszustandes die Presse nicht verlassen.

28) Joseph Wächter, Dr. med., welcher eine „Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichsten Bäder und Trinkwasser, nebst einem Berichte über die merkwürdigen Schwefelräucherungen des Dr. Galés in Paris" (Wien, 1817) im Druck herausgegeben hat.

29) Joseph Zimmermann, Professor der Rechte an der Rechts-Akademie zu Hermannstadt, welcher sich als Geschichtsforscher und Diplomatiker, vorzüglich als Rednermarker Landtagsdeputirter durch eine in der Langtagssitzung vor den Ständen gehaltene und auch im Druck erschienene Rede, so wie durch andere Aufsätze, ausgezeichnet hat.

30) Heinrich Schmidt, Professor der Kameralwissenschaften, des Bergrechts, der National-Oekonomie, Staatswirthschaftslehre, Finanzwissenschaft, Polizei und Statistik, Redacteur des „Siebenbürger Boten" und Verfasser mehrerer gediegener Aufsätze, selbst als epigrammatischer Dichter und Satiriker bekannt, namentlich durch: „Aus den Ruinen des Sachsenlandes in Siebenbürgen" (Geschrieben unter magyarischer Pressfreiheit. Gedruckt unter der österreichischen!). Hermannstadt, 1849.

Von den ungarischen Schriftstellern bezeichnen wir mit Recht zuerst den bei weitem vor Allen hervorragenden gelehrten Grafen Joseph von Kemeny, mehrerer gelehrten Gesellschaften und Akademieen korrespondirenden und Ehrenmitglied, Verfasser der „Notitia archivi Capituli Albensis" (1836); „Erdélyi ország' történetei — Tára 1837" (bei letzterem Werke nennt der Graf selbst seinen wackren Freund Kovátz als Mitarbeiter); „Deutsche Zunggraben der Geschichte Siebenbürgens" (Klausenburg, 1839), erster und zweiter Band, der dritte liegt zum Drucke fertig vor; Verfasser der meisten und werthvollsten Aufsätze des in Kronstadt von Anton Kurz herausgegebenen „Magazins für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens"; so wie auch vieler anderer Artikel. Sehr ausgezeichnet ist endlich selbst antiquarische Urkundensammlung, bestehend aus fünfundfunfzig Foliobänden, sechsundvierzig Quartbänden lauter Handschriften, die vaterländische Geschichte betreffend. Ein Riesenwerk, laut zeugend von des Grafen energischer und ausdauernder Thatkraft. Leider haben auch diese kostbaren Schätze durch den letzten heillosen Aufstand und Landsturm der Ungarn und Walachen sehr gelitten.

Von ungarischen Gelehrten nennen wir ferner Joseph Salamon, Professor am reformirten Gymnasium zu Klausenburg, welcher, ausser einigen Aufsätzen in ungarischer Sprache, „De statu ecclesiae evang. reform. in Transsilvania commentatio" (Claudiopoli et Lipsiae, 1840) geschrieben hat.

Ferner den Dr. Andreas Fodor, ausübenden Hunyader Bezirksarzt in Deva, Alterthumsforscher und Verfasser von „Mehádia vagy a' Hercules Fürdök" (Koloszvart, 1844), „Gyüjteménye nemelly Maromémeti es Vezeli határon kiásott Romai ar-es emlék-követ, welyek jelenleg a' Maromeneti kerthen felállitvak" (Koloszvart, 1844).

Endlich nennen wir von Vielen noch Samuel Brassai, Professor am reformirten Kollegium in Klausenburg, Naturforscher, besonders Botaniker, Benkö, Szilágyi, Petöfi und Sjéfei, welche sämmtlich durch verschiedene in ungarischer Sprache verfasste wissenschaftliche und publizistische grössere Werke und kleinere Artikel bekannt sind.

Von den Walachen oder Rumänen, wie sich jetzt dieselben angefangen haben zu nennen, können wir, obschon sie in der Mehrzahl alle andern Nationen Siebenbürgens übertreffen, äußerst wenige zu den Schriftstellern und Gelehrten zählen. Wenn wir den sehr gebildeten A. Treb. Lauriani, als Alterthumsforscher und Verfasser des geschichtswerkes „Ueberblick der Geschichte der Rumänen" in walachischer Sprache, den Nikolaus Balakescu, griechisch nichtunirten Geistlichen, und Timotheus Ziparin, Professor in Blasendorf, Beide sehr gelehrte Philologen und Verfasser und Herausgeber von deutsch-walachisch-französischen Wörterbüchern, und endlich den thätigen Georg Barzij als Redacteur der Gazeta Transsilvanica und mehrerer anderer guter Aufsätze und Artikel — aufgeführt haben, so sind wir mit diesen aus der walachischen Nation Siebenbürgens bereits ganz nahe fürsten schwerlich in derselben noch irgend einen Schriftsteller von Bedeutung finden.

Mannigfaltiges.

— Tegnér's Gerda. Eine bereits seit zwanzig Jahren angekündigte Dichtung des im Jahre 1847 verstorbenen Sängers der Frithiofssage, „Gerda", eine Dichtung, die er leider unvollendet hinterlassen hat, ist jetzt in einer deutschen Uebersetzung des Fragmentes von Gottfried v. Leinburg herausgegeben worden.*) Dem Gedichte, dessen Handlung in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt, liegt folgender Plan zum Grunde: Der Milchbruder Waldemar's des Großen, Axel Hoide, nachmals als Erzbischof Absalon berühmt durch seine Ausbreitung des Christenthums in Skandinavien, verliebt sich als zwanzigjähriger Jüngling in Gerda, eine Tochter des Riesen Finn (des skandinavischen „Zingal"), der den Wanderern von Lund erbaut haben soll. Aber eben so glühend für ihr ewiges Seelenheil, wie für ihre Schönheit, opfert der junge Ritter die glänzenden weltlichen Aussichten, indem er, um die stolze Riesenmaid zum Christenthume zu bekehren, sich dem geistlichen Stande angelobt. Von Paris zurückgekehrt, wo er unter Abälard Theologie studirte, ist er bereits im dreißigsten Jahre seines Alters Bischof von Roeskilde und wird darauf auch zum Erzbischof von Lund ernannt, als welcher er so glücklich ist, nicht nur die geliebte Gerda, sondern auch ihren Bruder, den Recken Sölve, zum Christenthume zu bekehren und sie zu taufen. Die Riesenschlucht des Gebirges steht nunmehr verlassen, da Sölve auf Bleekungens Grändseilen eine Veste, das heutige Sölvisiburg, erbaut und Gerda in der Nähe von Lund, unter dem Schutze des Erzbischofs Absalon, ein Kloster, das heutige Helgonabacken, gründet, in dessen Mauern sie, als Priorin, ihr Leben beschließt. — Von den vier Büchern, welche diesen Inhalt umfassen sollen, ist nur eines vollendet und auch dieses eine lückenhaft, indem einzelne Strophen noch in Prosa gefleidet sind. — Herr v. Leinburg weiß den skandinavischen Versfall treu und vortrefflich wiederzugeben, obwohl wir ihn einen zu großen Verehrer der Gedichte des König Ludwig von Bayern nennen möchten, dessen poetische Constructionen wir zuweilen bei ihm nachgeahmt finden.

*) Frankfurt a. M., Brömmer, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 103. Berlin, Dienstag den 27. August 1850.

Algerien.

Die muhammedanische Gesetzgebung in Algier.*)

Die Schwierigkeiten, die sich der französischen Regierung seit der ersten Eroberung Algeriens entgegenstellten, sind zum großen Theil durch ihr eigenes Verfahren hervorgerufen worden. Die heiligen Rechte der Bewohner Algeriens wurden von ihr mißachtet, Gebräuche, die Jahrhunderte lang bestanden, wurden vernichtet, und eben so ward die Besteurung des Grundbesitzes in eine solche Verwirrung gebracht, daß dieselbe bis heute noch nicht auf gesetzlichen und unanfechtbaren Grundlagen von der Behörde hat geregelt werden können.

Als im Jahre 1830 Algier in die Gewalt der Franzosen kam, trieb eine kluge und billige Politik, die Sitten und Gesetze der besiegten Bevölkerung zu achten. Aber diese Gesetze waren unbekannt und konnten deshalb nicht in Anwendung gebracht werden. Man mußte also die Sorge dafür den Bewohnern Algeriens überlassen, die in ihrem eigenen Interesse dahin strebten, ihren Herren den Sieg beschwerlich zu machen und allen Versuchen einer dauerhaften Befestigung der Franzosen in ihrem Lande entgegenzuarbeiten; daher haben sie auch mit afrikanischer Treulosigkeit eine unentwirrbare Unordnung geschaffen. Die Grundlagen für die Steuern wurden verrückt, die Berichte der Unterthanen an das Gouvernement verfälscht, und der Grundeigenthumstheil des Besitzthums wurde unter seinen Augen verheimlicht. Um gerecht zu seyn und um einem Jeden seinen Antheil der Benutzungsrechtlichkeit zu geben, kann man anderenfalls nicht unermüdet lassen, daß, wenn die Mauern den Staat betrogen haben, dieser sich eben so gut unverzeihliche Anmaßungen vorzuwerfen hat. Die muhammedanische Bevölkerung, so wie sie vorgefunden wurde, besaß zum Beispiel öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, milde Stiftungen, deren Einkünfte man einzog und von ihrer ursprünglichen Verwendung ablenkte. Viele Hospitäler, Schulen und andere Anstalten gingen in Folge dessen ein. Im Jahre 1837 existirten noch zu Konstantine Schulen für die mittleren und höheren Unterricht, die von sechs bis siebenhundert Schülern besucht wurden und in welchen der Koran, Arithmetik, Rhetorik, Uhronomie und Philosophie Lehrgegenstände waren. Außerdem bestanden neunzig Elementarschulen mit dreißig- bis vierzehnhundert Schülern. Zehn Jahre später sind es etwa nur noch sechzig junge Leute, die sich den höheren Studien widmen, und die Elementarschulen sind bis auf dreißig, mit dreihundertfünfzig Schülern etwa, zusammengeschmolzen.

Diese Uebelstände haben die Unkenntniß der Gewohnheiten und Gesetze Algeriens veranlaßt. Zu den schon beträchtlichen Schwierigkeiten, welche das Studium der arabischen Sprache darbietet, kam noch das Mißtrauen der Eingebornen, die es sich angelegen seyn ließen, das Studium ihrer Civil-Urkunden und ihrer Gesetzbücher dem Fremdling zu verleiden. Ueberall, wo das Gesetz ein heiliger Text ist, wird es Pflicht für jeden wahren Gläubigen seyn, die Kenntniß desselben vor den Ungläubigen geheimzuhalten. In Algier wurde diese allen muhammedanischen Völkern eigenthümliche Gesinnung noch durch den bittern Gedanken der Knechtschaft vermehrt, und deshalb mußte Frankreich eine Armee von 100,000 Mann und ein Budget von 100 Millionen haben, um ein Land zu behaupten, welches früher von einer Handvoll Türken im Zügel gehalten wurde.

Dennoch fängt jetzt der bisher so trübe Himmel an, sich aufzuklären, und mit der Zeit werden die fanatischen Vorurtheile der Völker verschwinden. Untersuchungen und scharfsichtige Studien sind unternommen worden und haben schon zu erfreulichen Ergebnissen geführt. Die wissenschaftliche Aneignung Algeriens, die von der Regierung anbefohlen worden ist, hat schon eine Menge von Dokumenten zu Tage gefördert, die man in den Abhandlungen ex professo der Gelehrten über der Orientalisten, welche sich bis auf den heutigen Tag mit diesen Materien beschäftigten, vergeblich gesucht haben würde, und diese algerische Encyclopädie ist so eben durch ein wichtiges Denkmal bereichert worden. „Der Inbegriff der muhammedanischen Jurisprudenz nach dem malekitischen Ritus, übersetzt von Perron", ist ein wahres corpus juris, welches die Sammlung aller religiösen, politischen und bürgerlichen Gesetze der afrikanischen Völker enthält.

Für den Muhammedaner giebt es nur Ein Gesetz: dies ist das Religionsgesetz. Es begreift in sich zu gleicher Zeit das Dogma, die Vorschriften des Kultus und die Regeln für das bürgerliche Leben. Da das Gesetz der unmittelbare Ausfluß des Willens Gottes ist, der die kurzgefaßten Grundlagen desselben in den Koran niedergelegt hat, so ist Alles, was er enthält, eben so heilig und in demselben Grade erhwürdig, von dem Artikel an, der die Einsetzung des Chalifats bestimmt, bis zu den Worten, welche die Verhaltungsmaßregeln bei den Waschungen vorschreiben. Daher kömmt es, daß man in der Anordnung des muhammedanischen Gesetzbuches eine augenscheinliche Verwirrung zu finden glaubt. Gewohnt, das Geistige von dem Zeitlichen zu trennen und das Heilige von dem Profanen zu unterscheiden, sehen wir hier Mangel an Zusammenhang, wo wirklich logische Verbindung vorhanden ist. Gleichwohl sind an die Spitze des Codex achtundzwanzig Sätze gestellt, welche ausschließlich das Dogma betreffen; diese nennt der Muselmann eläiu, die Religion, um sie von dem eigentlichen Gesetz, eberia, zu unterscheiden. Was das Sittengesetz der Orientalen betrifft, so ist dasselbe in ihrer Zweisprechen gewissermaßen zerstreut vorhanden. Der Islam hat nie den Gedanken gehabt, über die Moral eine besondere Abhandlung zu liefern. „Es scheint", so bemerkt Herr Perron ganz wahr, „als wollte diese Einrichtung sagen: die Moral ist das auf alle Fälle des Lebens angewendete Gesetz." Nach der Vollführung des Dogmas folgen zuerst die Ausübungen des Kultus und die Vorschriften für die Liturgie, worin man Alles erwähnt findet, was das Gebet, die Waschungen, die Begräbniß-Ceremonien u. s. w. betrifft; den Schluß bilden die Regeln für das bürgerliche Leben. Nach den Pflichten des Menschen gegen Gott werden also die Pflichten des Unterthanen gegen den Fürsten und zuletzt die Pflichten der Staatsbürger gegen einander aufgeführt: — wo findet man eine größere logische Anordnung? Wenn zwischen diesen verschiedenen Materien keine scharfe Sonderung vorhanden ist, so kömmt das daher, daß es in einer Gesellschaft, wo die religiöse Praxis Alles überstrickt, auch nicht das Geringste giebt, was sich nicht mit irgend einem kirchlichen Brauche verknüpfte. In einer Menge von Fällen giebt es Vorschriften des Kultus, welche die Rechtsgültigkeit von Handlungen bestimmen oder verwerfen. So ist z. B. ein Kauf, der zur Stunde des feierlichen Gebets am Freitage abgeschlossen worden ist, dadurch schon allein null und nichtig. Der Kultus mischt sich in Alles: in die öffentliche Gesundheitspflege, in die allgemeine Polizei, in die Besteurung, in die Wissenschaft u. s. w. Die arabische Gesetzgebung, wie ehemals die mosaische, gezwungen, auch die geringsten Umstände vorzusehen, hat für jeden Fall des Lebens eine unverletzliche Formel herstellen müssen. Um eine mächtige politische Einheit zu schaffen, um eine große Nation aus so beweglichen Elementen, wie die orientalischen Volksstämme waren, zu bilden, mußte der Gesetzgeber seinen unwandelbaren Willen als den alleinigen hinstellen, mußte die Freiheit des Geistes sowohl, als die des Körpers, unterdrückt und beide einer wahren Kasernen-Disziplin unterworfen werden. Die arabische Gesetzgebung hat ein Volk organisiert, wie wir es mit einem Regimente Soldaten machen. Ganz im Widerspruch mit den meisten Staaten Europa's, wo das Volk mit seinen Sitten und Traditionen das Gesetz veranlaßte, hat die arabische Gesetzgebung durch das Gesetz ein Volk geschaffen.

Die Gesetze der Muhammedaner wurden erst im zweiten Jahrhundert der Hedschira gesammelt und geordnet. Vor dieser Zeit existirte kein anderes geschriebenes Gesetz, als der Koran. Die Erklärungen, Rathschläge und Urtheile des Propheten wurden von seinen unmittelbaren und mittelbaren Schülern durch mündliche Ueberlieferungen erhalten und in die Länder weiter getragen, welche nach und nach in die Gewalt des Islams fielen. Als die Zeitgenossen der ersten Generation zu verschwinden anfingen, fühlte man das Bedürfniß, die heiligen Aussprüche des Propheten zu sammeln und aufzuzeichnen. Eine Anzahl von Imams und Rechtsgelehrten veröffentlichte hierauf Sammlungen, die mehr oder weniger den Stempel der Authentizität sich trugen. Aus der Menge jener Sammlungen sind, in merkwürdiger Uebereinstimmung mit den christlichen Schriften, nur vier Bücher als orthodoxe angenommen worden, weil man glaubte, daß die Verfasser derselben unter dem Einfluß der unmittelbaren oder noch der geheiligten mittelbaren Schüler des Propheten gelebt hätten, und weil die Uebereinstimmung in den Grundlehren und Glaubensartikeln für die Echtheit der Schriften sprach. Diese vier orthodoxen Gesetzbücher der muhammedanischen Völker sind: der h'anafitische, der Schafeïtische, der Malekitische und der h'anbalitische Ritus. Ersterer, der h'anafitische, welcher den Imam Abu H'anifa-Ko'man-Ibn-Tábit, mit dem Beinamen Groß-Imam, zum Gründer hat, ist durch die Abassiden am allgemeinsten angenommen und durch den berühmten Härün-er-Raschíd zu ganz besonderen Ehren gebracht worden. Nach dem Falle Bagdads blieb dieser Ritus am ottomanischen Hofe, in den asiatischen Staaten, in der Tatarei und in Indien in Kraft. Die Lehre des Imams Schafei wird in Aegypten befolgt; die des H'anbal hat nur noch einige

*) Précis de Jurisprudence musulmane, par Khalil-Ibn-Isâ'ak, traduit de l'Arabe par M. Perron. 3 volumes in 4°; Paris, 1850. Imprimerie nationale.

Digitized by Google

getreuste Anhänger; die Lehre des Maleï endlich, die zuerst im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung unter der Regierung El-Hakem's in Spanien eingeführt worden war und die Hanafitische Jurisprudenz, welche bis dahin befolgt wurde, ersetzte, verbreitete sich von Cordova über Afrika, wo sie noch als die einzige Autorität in dem ganzen Mar'reb (Westen, im Gegensatze zu Gärb, Osten, welches Arabien und Syrien in sich begreift) besteht. Die Maiestische Ritus ist noch von den Hanifa der verbreitetste und beherrscht beinahe die Hälfte der muhammedanischen Welt. Die Schüler Maleï's benutzten die Arbeit ihres Meisters als Grundlage für Gesetzbücher, die bis zum achten Jahrhundert der Hedschira in Gebrauch waren. Zu dieser Zeit unternahm Chalil-Ibn-Ishak, berühmter Professor zu Kahira und Verfasser mehrerer von den Orientalen sehr geachteter Werke, die Sammlung und Anordnung des „Mouktaçar" over der Jurisprudenz. Von seinem weitläufigen Werke, aus welchem er fünfundzwanzig Jahre lang arbeitete, hatte er bei seinem Tode nur den ersten Theil des Manuskripts bis zum Kapitel über die Ehe ins Reine übertragen. Das Uebrige wurde unter seinen hinterlassenen Papieren auf lose Blättern aufgefunden und von seinen Schülern sorgfältig abgeschrieben. — Das Ansehen des Sidi (Meister) Khalil steht noch heute in Afrika in großer Verehrung, und sein „Mouktaçar" ist im ganzen Mar'reb als der vollständigste Kodex anerkannt; er ist auch in Algerien der herrschende. (Schluß folgt.)

Afrika.

Die Wunder Afrika's.

Der Phönix, der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd.

(Schluß.)

Major Denham giebt folgende Beschreibung einer Elephantenjagd: „Zehn bis zwanzig Reiter erwählen aus einem Rudel eines dieser gewaltigen Thiere, zeuneu es von den übrigen, indem sie es durch ihr Geschrei erschrecken, und zwingen es, in vollem Lauf zu entfliehen. Bei der Verfolgung suchen sie ihm einen Pfeil unter dem Schweif beizubringen; eine solche Wunde macht den Elephanten wüthend. Nun trennt sich ein Reiter von seiner Gesellschaft und zieht die Aufmerksamkeit des Elephanten auf sich, der ihn hitzig verfolgt, ohne sich mit den übrigen zu beschäftigen, welche ihn ecklings angreifen. Er versucht fast niemals den ersten Gegenstand seines Zornes. Endlich, mit Wunden bedeckt, von Müdigkeit entkräftet, vom Blutverlust geschwächt, bleibt er seinen letzten Seufzer aus unter dem Messer des Vernegerten der Truppe, welcher dasselbe in den verwundbarsten Theil seines Körpers, in der Nähe des Unterleibes, einstößt. Zu diesem Zweck gleitet der Jäger zwischen die Hinterbeine des Thiers, indem er sich so den größten Gefahren aussetzt. Kann man dieses Mittel nicht anwenden, so schneidet ihm ein Jäger die Kniekehle entzwei, während ihn die anderen von vorn angreifen, und dieser dierthälfte Riese wird alsdann die leichte Beute seiner Verfolger."

Auf einer der Jagden bei Koufa, als der Major Denham nach Vögeln schoß, kam einer der Leute des Scheichs sporenstreichs mit der Nachricht zu ihm, daß drei enorme Elephanten an dem Strome weideten. Bis auf einige hundert Schritt von ihnen angekommen, ließ der Major alle Personen zu Fuß und teilen auf einem Maulthier reitenden Bedienten Halt machen; hierauf sprengte er, gefolgt von drei anderen Jägern, gegen die kolossalen Thiere vor.

Die Leute des Scheichs erhoben ein lautes Geschrei, worauf die Thiere, nachdem sie anfangs die Kavalkade anscheinend mit tiefer Verachtung betrachtet hatten, ihre breiten, bis dahin auf die Schultern herabhängenden Ohren aufrichteten und davonliefen, indem sie ein Brüllen ausstießen, welches den Boden unter den Füßen der Reiter erzittern machte.

„Der eine Elephant war ungewein groß", sagt Denham, „er hatte wohl sechzehn Fuß Höhe; die beiden anderen waren Weibchen. Sie entfernten sich ziemlich ruhig, während das Männchen etwas zurückblieb, um den Rückzug zu decken. Dieses umringten wir unverzüglich; Maramy, einer der Begleiter des Scheichs, schoß einen Pfeil auf ihn ab, der ihn genau unter dem Schwanz traf, ihn aber nicht stärker zu verletzen schien, als wenn wir und ein Finger mit einer Nadel stechen. Das fürchterliche Thier erhob seinen Rüssel und, indem es ihn mit schrecklichem Grunzen schwang, warf es eine solche Menge Sand auf und, daß ich, auf so etwas nicht gefaßt, davon fast blind wurde. Setzen oder niemals greift der Elephant an, und überhaupt ist er nur im gereizten Zustande gefährlich. Zuweilen kehrt er sich dann gegen Roß und Reiter und, nachdem er sie mit Staub überschüttet hat, zermalmt er sie in einem Augenblick."

Von seinen Gefährten getrennt, wendete sich der Elephant der Stelle zu, wo das Maulthier und die Leute zu Fuß geblieben waren. Diese stoben sogleich nach allen Seiten, und der Reiter des Maulthieres, welcher nicht so schnell davonziehen konnte, befand einen solchen Schrecken, daß er während des ganzen Tages davon krank blieb. Unterdessen eilten der Major und die anderen Reiter dem Elephanten ganz nahe, von vorn, von hinten, von jeder Seite, aber wenn dieser sich zuweilen umdrehte, hemmte sein wüthender Blick augenblicklich den raschen Sprung des Pferdes. Sein Lauf, der nur ein ziemlich schwerer Teadem war, reichte dennoch hin, die Pferde im Galopp zu halten. Der Major Denham schoß zweimal auf ihn; nur die zweite Kugel, die ihn am Ohr traf, schien ihm einen Augenblick Schmerz zu verursachen, die erste, welche seinen Körper traf, machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Nachdem man noch einen zweiten Pfeil abgeschossen, der von seinem dicken Fell abgeprallt, ließ man ihn seinen Weg verfolgen.

Bald nachher benachrichtigte man die Jäger, daß acht Elephanten ihnen entgegenkämen und sich nur noch in geringer Entfernung befänden. Alle setzten sich in die Sättel fest, um sie anzugreifen; die Gegner schienen jedoch nicht ihren Platz verlassen zu wollen, sie machten erst Kehrt, nachdem die Reiter ganz in ihren Nähe waren und einige Pfeile auf sie abgeschossen wurden. Der Glanz der Zähnenschlösser schien ihnen am meisten Furcht zu verursachen; indessen machten sie sich sehr majestätisch auf den Rückzug, nachdem sie, wie der erste, eine große Menge Sand auf ihre Angreifer geschleudert hatten. Auf ihrem Rücken befanden sich viele von jenen den Drosseln ähnlichen Vögeln, Tuba genannt, die ihnen zur Vertilgung der Insekten auf den Körpertheilen, welche sie nicht erreichen können, sehr nützlich sein sollen.

Man hält die afrikanischen Elephanten für wilder, als die ostindischen, daher man sie wahrscheinlich noch nicht gezähmt hat. Aber es ist gewiß, daß die Karthaginienser sich ihrer im Kriege bedienten, so wie es faß unser allem Zweifel ist, daß sie Elephanten, welche Cäsar und Pompejus dem Amphitheater schenkten, aus Afrika kamen.

Die Jagd auf diese Gattung Elephanten wird in großer Ausdehnung betrieben und liefert einen lukrativen Handelszweig. Das Elfenbein ist jetzt eben so geschätzt, wie es zur Zeit der Alten war, die es zu Möbeln, Verzierungen und besonders zu jenen Statuen brauchten, welche man Chryselephantinen nannte, wie die der Minerva im Parthenon und die des olympischen Jupiter von Phidias.

Das dritte afrikanische Wundertier, von dem der zoologische Garten in London jetzt ein Exemplar besitzt, ist das Nilpferd, das ἱπποπόταμος der Griechen. Mit seinem massiven Körper, der von vier kurzen und dicken Beinen getragen wird, gleicht es einem Weinschlauch von den Festen des Polyphemus.

Es ist eine Streitfrage, ob es heutzutage nur eine einzige Gattung von Nilpferd giebt, wiewohl man mehrere fossile Arten deffelben kennt. Herr Desmoulins zählt deren zwei, — den hippopotamus capensis und hippopotamus senegalensis. Er stützt seine Angabe auf ethologische Verschiedenheiten, die eben so stark sind, als die, nach denen Cuvier das große fossile Nilpferd von dem jetzigen am Kap vorkommenden unterscheidet. Herr Desmoulins versichert, daß das im Nil vorkommende Zitzhferd von beiden erwähnten Arten verschieden ist, daß sich sogar zwei Gattungen deffelben in diesem Strome finden. Der Grund zu dieser letzten Meinung scheint die Entdeckung des Herrn Caillaud gegeben zu haben, welcher unter etwa vierzig im Ober-Nil angetroffenen Flußpferden von röthlicher Hautfarbe zwei oder drei von dunkelblauer Farbe bemerkte. Wenn es sich aber um Gattungen handelt, so ist die Farbe häufig ein trügerisches Merkmal; denn, ohne von den in ihr durch Alter und Geschlecht hervorgebrachten Modifikationen zu sprechen, verändert die Trockenheit oder Feuchtigkeit die Farbe der Haut bei einem und demselben Exemplar. So beobachtete Levaillant einst Tages von einem am Strom liegenden Felsen aus ein Nilpferd, welches auf dem Grund des Wassers spazierte, und dessen Hautfarbe ihm bisweilen in Folge der Tiefe des Flußbettes dunkelblau erschien, während die Haut einer grauen Farbe hat, wenn sie trocken, und eine bläuliche, wenn sie naß ist. Nachdem seine Neugierde gestillt war, nahm der französische Reisende den Moment wahr, wo das Monstrum zum Athemholen auf die Oberfläche kam, und tödtete es durch einen Schuß zur großen Freude der Hottentotten.

Der Knochenbau des Nilpferdes hat mit dem des Ochsen und des Schweines Aehnlichkeit; diese tritt besonders in der Zusammensetzung der Schädelknochen und in der Gestaltung der Nähe hervor, indessen besitzt es zugleich einen eigenen Charakter.

Die Zähne sind sehr merkwürdig und weichen, vorzüglich die Backenzähne, in der Gestalt, in der Zahl und in der Stellung nach dem Alter des Thieres ab. Die langen gekrümmten Schneidezähne der unteren Kinnlade mit ihren enormen Augenzähnen, deren geschärfte Oberfläche einem Messer ähnlich ist, sind furchtbare Vertheidigungswerkzeuge und verleihen dem großneten Rachen ein schreckliches Ansehen. Dieser ungeheure Apparat ist dem Thiere ein mächtiges Schneidewerk zum Zerreißen und Zermalmen der harten und zähen Pflanzen, von denen es sich nährt, bevor sie zum Magen gelangen. Dieses Organ kann bei einem ausgewachsenen Exemplar bequem fünf bis sechs Schessel aufnehmen, und der Daemkanal hat nicht weniger als acht Zoll Durchmesser. In dem Magen und den Eingeweiden eines jungen Nilpferdes hat man mehr als drei Scheffel zu Hälfte gekauter Kräuter gefunden. Diese furchtbare Kinnlade dient dem Thier als Vertheidigungs- oder Angriffswaffe gegen das Krokodil. Man sagt, daß, wenn es gereizt oder durch Verwundungen wüthend gemacht ist, es vermittelst dieser Zähne kleinere Fahrzeuge in Grund bohren kann. Die wollen dies nicht bestätigen, sind auch nicht der festen Meinung, daß sein Verdauungssystem niemals animalische Nahrung gestattet; aber ohne bestimmt an die klägliche Geschichte zu glauben, welche Alexander an Aristoteles berichtete, daß seine leichten Truppen beim Durchschwimmen eines Stromes von Nilpferden verzehrt worden wären, ist es unseres Dafürhaltens sicher, daß, wenn dieses Ungeheuer im hungrigen Zustande auf einige Unglückliche trifft, sein Magen solche Mahlzeit, durch ein oder zwei junge und zarte Krokodile verwollständigt, wohl vertragen würde. Das Fleisch des Krokodils ist, nach der Aussage des Majors Denham, zusammenfestlich, von der Farbe, der Beschaffenheit und dem Geschmad des besten Kalbfleisches; das fett deffelben ist fest und grün, wie der der Schildkröte. Herr Bullok hat dieselbe Bemerkung über das Fleisch des Alligators gemacht, das es sich wohl mit dem des Kalbes vergleichen lasse. Wie möchten jedoch vermuthen, daß beide Reisende nur vom Fleisch der Jungen gesprochen haben, denn die Alten verbreiten einen sehr starken Moschusgeruch.

Wenn das Nilpferd nicht außergreift ist, sind seine schrecklichen Zähne unter den enormen Lippen verborgen. Sein Körper ist von einer dicken Lage Fett umgeben, welche ein dickes, haariges und glänzendes Leder bedeckt.

Das größte der beiden von Jerenghi gemessenen Nilpferde war 16 Fuß 9 Zoll lang, hatte 15 Fuß in Umfang und 6½ Fuß Höhe. Seine größeste

Digitized by Google

Schnauze war 2 Fuß breit, und seine Hauzähne ragten über 1 Fuß aus dem Zahnfleisch hervor.

Die Tragzeit der Hippopotamen ist, wie man behauptet, dieselbe wie beim menschlichen Geschlecht; das Weibchen wirft auf dem Lande, und beim geringsten Lärm flüchtet es mit seinem Jungen ins Wasser. Dahin ist es außerordentlich schwierig, sich des Jungen zu bemächtigen. Ein Augenzeuge erzählt, wie er aufgepaßt habe, bis ein aus dem nahegelegenen Dorfe kommendes Weibchen ein Junges geworfen habe. Nach der Geburt schlug einer der Theilnehmer von der Expedition auf die arme Mutter an und tödtete sie. Die Hottentotten stürzten sich auf ihrem Vorsatz auf das Neugeborne, jedoch leitete der Instinkt das arme Geschöpf zum Ufer, wo wo es sich in die gastlichen Wellen warf und seinen Verfolgern entkam.

Ein anderes kleines Nilpferd, von Sparrmann und seiner Begleitung überrascht, hatte nicht dasselbe Glück. Am 26. Januar 1766 nach Sonnenaufgang, im Augenblick, als der Reisende und seine Hottentoten von ihren Posten zu ihren Hütten zurückkehren wollten, erschien ein weibliches Nilpferd am Rande des Stromes, wo Sparrmann sich befand. Im Augenblick, wo auf dem ziemlich steilen Ufer die Mutter auf ihr ankommendes, aber lahm gebendes Junges wartete und sich folglich nicht schnell bewegen konnte, gab ein Hottentot Feuer auf sie, ohne sie jedoch zu treffen: sie verschwand sogleich in dem Strom. Ein anderer Hottentot bemächtigte sich des jungen Thieres und hielt es an den Hinterbeinen so lange zurück, bis seine Gefährten ihm zu Hülfe kamen. Es wurde nun gebunden und im Triumph nach den Hütten getragen, ungeachtet seines Geschreies, das dem eines zu schlachtenden Schweines glich, aber noch durchdringender war. Obschon die Hottentoten es nicht für älter als vierzehn Tage oder drei Wochen hielten, war es doch 3½ Fuß lang und zwei Fuß hoch. Nachdem man es losgebunden hatte, hörte es auf zu schreien und begann sogar, sich an die Leute zu gewöhnen, als die Hottentoten mehemals mit ihren Händen über seine Nase gestrichen hatten. Sparrmann zeichnete es ab, dann wurde es getödtet, zerschnitten und in weniger als drei Stunden verzehrt.

Zu allen Zeiten haben die Gebaute der an einem von Nilpferden bewohnten Strome liegenden Felder sich bitter über die Verheerungen und Verluste beklagt, welche diese kolossalen Bestiaße ihnen verursachen. Das Alterthum hat aus ihnen die Personifizirung des Typhon, das Symbol der Zerstörung, gemacht, es hat sie angebetet, wie einige Völker den Teufel anbeten, weil sie Furcht vor ihm haben. Heutzutage führen Kolonisten und Eingeborne einen erbitterten Krieg gegen sie. Wo sie sich zeigen, lauern ihnen Jallen, Schlingen, Kaeabiner auf, ohne von jenem alten, etwas apokryphen und fossilpeiligen Jagdmittel zu reden, welches darin besteht, daß man auf ihrem Wege Haufen trockner Erbsen hinschüttet, welche diese ungeschlachten Gourmands verschlingen und welche durch das Wasser, das sie dann trinken, in ihrem Körper so aufquellen, daß sie zersprungen. Zuweilen suchen sie sich zu rächen, und Sparrmann z. B. erzählt einen Fall, wo er und seine Begleiter einen großen Schreck bekamen, als ein Nilpferd mit Blitzesschnelle und fürchterlichem Geschrei auf sie zukürzte.

Das Geschrei des Nilpferdes ist ein Gemisch von Wiehern und Grunzen. Sparrmann versucht es, eine Idee davon durch die Interjection: Heurk, hurk, heoh — heoh zu geben. Die beiden ersten Töne sind rauh, aber scharf und meckernd, dem Grunzen anderer Thiere ähnlich, während die letzteren Töne kurz sind und sich dem Wiehern nähern. Andere sind der Meinung, daß sein Geschrei eher dem Gebrüll des Büffels, als dem Wiehern des Pferdes gleiche; kurz, man hat es bald Schnauben, bald Wiehern, bald Grunzen genannt, und es sogar mit dem dumpfen Knarren einer schweren, sich in ihren Angeln bewegenden Thür verglichen.

Gewiß läßt das oben Gesagte nichts weniger als den Gedanken an Melodie zu, und dennoch soll diese häßliche Fleischmasse einen musikalischen Instinkt enthalten. Der Major Denham berichtet, daß auf seiner Exkursion nach Mungo und Gambarou er mit seinen Begleitern an den Ufern eines von Nilpferden besuchten Sees kampirte, in der Absicht, einige derselben zu erlegen. Ein heftiges Gewitter vereitelte dies; aber am folgenden Morgen konnten sich die Jäger überzeugen, daß diese plumpen Thiere nicht allein nicht unempfindlich gegen die Musik sind, sondern sich so viel als möglich ihr nähern, wie es die Robben machen sollen, obgleich die Töne des Instruments, welches sie anzog, weder sanft, noch besonders wohllingend waren. Als nämlich der Major und seine Begleitung beim Sonnenaufgang längs der Ufer des Sees Muggaby hinzogen, folgten die Nilpferde den Trommelschlägern der verschiedenen Häuptlinge auf der ganzen Länge des Sees und näherten sich zuweilen so sehr, daß das aus ihrem Maule gespritzte Wasser die am Ufer befindlichen Personen erreichte. Der Major Denham zählte einmal funfzehn, die auf der Oberfläche des Sees schwebe waren; sein Diener Columbus schoß auf eines von ihnen, traf es am Kopfe, worauf das Thier, indem es im See untertauchte, ein so starkes Brüllen ausstieß, daß alle übrigen augenblicklich verschwanden.

So sehr auch die Meinungen über die Stimme dieser Amphibie getheilt seyn mögen, sein appetitliches und schmackhaftes Fleisch hat bei allen Reisenden ihm den gastronomischen Beinamen Seeochse eingebracht, und die unmittelbar unter der Haut liegende Fettschicht wird, getrocknet und gesalzen, von den Zeitschmeckern des Nayladnde sehr geschätzt.

Was die Zähne anlangt, ist der Verbrauch derselben zur Anfertigung menschlicher Gebisse bekannt. Auch die Alten benutzten dieses Elfenbein, und Pausanias berichtet, daß man das Bild der Ephele aus Zähnen vom Nilpferde verfertigt habe.

Die harte und dicke Haut des Thieres diente den Alten zur Anfertigung von Helmen und Schilden. In neuerer Zeit macht man daraus Peitschen, die in den dortigen Ländern, nach Art der russischen Knute, als schreckliche Straf-Instrumente verwendet werden. Major Denham war Zeuge einer derartigen Execution, bei deren schrecklichen Details wir nicht verweilen wollen.

Die alten Beschreibungen stellen uns das Nilpferd unter verschiedenen Gestalten dar, bald mit einer Pferdemähne und Ochsenfuß, bald mit Ochsenschwanz. Es ist ganz eigenthümlich, daß seit Herodot und Aristoteles bis auf Plinius und dessen Nachfolger die Schilderungen so wenig richtig sind, während die Abbildungen, welche die Kunst uns zurückgelassen, im Vergleich damit genau sind: die Medaillen von Adrian, auf denen man ein Krokodil neben dem Nil und ein Nilpferd, den Flußgott beleachend, sieht, ferner die Medaillen von Marcia Otacilla Severa und die Skulpturen des Sockels an der Statue des Nils, an dessen Mündung ein Krokodil angebracht ist, geben den Beweis hierfür.

Es läßt sich nach diesem Allen wohl annehmen, daß einige von den Zeichnern das Thier selbst gesehen haben. Marcus Scaurus, sagt Plinius, war der erste, der bei den obrigkeitlichen Festen dem Volke ein Nilpferd und eine Krokodile zeigte. Ein anderes Nilpferd schmückte den Triumphzug des Augustus nach seinem Siege über Kleopatra. Die letzten Kaiser ließen öfters welche nach Rom kommen, und es läßt sich annehmen, daß dies nicht aus Neugierde allein geschah, sondern um sie zum Kampf mit den Gladiatoren des Circus zu verwenden. Die Alten glaubten an eine große Feindschaft zwischen dem Nilpferd und dem Krokodil. Es kann wohl seyn, daß beide Racen nicht ganz freundschaftliche Gefühle gegen einander nähren, doch ist es wahrscheinlich, daß sie, als Nachbarn und beiderseits von der Natur mit Angriffs- und Vertheidigungswaffen ausgerüstet, sich mit einer bewaffneten Neutralität begnügen.

Auch der antiken Arzneikunde ist das Nilpferd nicht entgangen. Plinius und Andere erzählen uns, um wie viel Präparate die Pharmakopie durch dasselbe bereichert worden sey. Die erfahren sie unseren Lesern und beschränken uns darauf, zu bemerken, daß die Zähne, auf gewisse Art angewendet, ein Hauptheilmittel gegen Zahnschmerz waren, sowie durch Einreiben des Zahnfleisches mit dem Gehirn des Nilpferdes, die Kinder von den Schmerzen beim Zahnen befreit wurden. Schließlich erinnern wir noch daran, daß man das Thier selbst als einen Heilkünstler betrachtete, wegen der Gewohnheit, die man ihm zuschreibt, sich Aderlässe zu geben, indem es sich die Adern der Beine an die geschärfte Spitze eines Pfahls oder an den zackigen Kanten des abgebrochenen Schilfes aufreiß, sobald seine vollblütige Constitution es erforderte.

Italien.

Leonardo da Vinci's Abendmahl.*)

Für den Kunstliebhaber, der die Schätze von Rom und Florenz gesehen hat, ist die Brera, die erste Gemäldegalerie in Mailand, eine magere, ärmliche Sammlung. Ein Saal, ein Korridor nach dem anderen ist mit Werken der italiänischen, spanischen und deutschen Schule angefüllt, unter denen es aber kaum ein halbes Dutzend giebt, welche einem mehr als augenblicklichen Eindruck hervorbringen. Das ganze Museum scheint aus dem Ausschuß des Vatikans und der Florentinischen Paläste zusammengesetzt. Wenn man ein oder zwei berühmte Stücke abrechnet, wie z. B. die „Hochzeit der Jungfrau", von Raphael, so ist es kaum der Mühe eines Besuches werth. Man wendet sich gern von ihm ab, um sich mit zehnfach größerem Interesse nach dem einzigen Kunstwerk in Mailand zu erkundigen, dessen Ruhm von Reisenhandbüchern, Katalogen und Cognoscenti unabhängig ist — nach dem „Abendmahl", von Leonardo da Vinci.

Unter den Werken der christlichen Kunst giebt es wahrscheinlich keines, das allgemeiner bekannt und volksthümlicher wäre, als dieses. Es ist kopirt, gestochen, lithographirt — kurz, in jeder möglichen Weise nachgeahmt worden. Von unserer frühesten Kindheit an haben wir uns daran gewöhnt, es zu sehen, zu lieben und zu bewundern. Die Schilderungen im Evangelium, die ihm zum Thema dienen, rufen uns durch die Kraft der Ideenverbindung seine harmonische Darstellung des heiligen Textes stets von neuem in die Erinnerung zurück.

Es ist dahe mit einem Gefühl, welches sich der Ehrfurcht nähert, daß man eine Pilgerschaft nach Santa Maria delle Grazie, dem alten Dominikanerkloster, antritt, welches Mauern das Original dieses weltberühmten Bildes einschließen. Das Kloster wurde im funfzehnten Jahrhundert gegründet und besteht aus einer planlosen Reihe von Gebäuden, die, ursprünglich zu Kasernen bestimmt, nachher mit einer Kirche vereinigt und den Mönchen eingeräumt wurden. In neueren, weniger gläubigen Zeiten wendete sich jedoch das Blatt, das alle Gebäude wurde seinen früheren Inhabern wiedergegeben, und Soldaten traten an die Stelle der Dominikaner. Da jedoch die Kirche geweiht war, so wurde sie als eine Art von Zeughapelle zur Benutzung des Militairs beibehalten. Auch ein kleiner Theil der dicker Kirche zunächstliegenden Klostergebäude blieb von der rohen Gegenwart der Soldateska verschont; das Refektorium wied nicht mehr benutzt, und es ist das Refektorium — der Speisesaal der Mönche vor vierhundert Jahren — welches das „Abendmahl" enthält.

Aus den verlassenen Räumen des halb klosterlichen, halb kasernenartigen Gebäudes tritt man in das Refektorium, ein langes, schmales Gemach, von allem Mobiliar entblößt, und an der Wand gemalt und, sie in ihrer ganzen Breite bedeckend, zeigt uns der Sakristan den Gegenstand unserer Neugier.

Aber, o armee alter Meister! armer Leonardo da Vinci! Diese verblaßte, eingefallene Mauer, mit diesen farbenlosen, halb zerbröckelten Figuren, deren schwache Umrisse kaum zu erkennen sind — ist dies wirklich das unsterbliche Bild, das sich unsere Phantasie darstellte, ist dies Alles, was von dem Meisterstücke des unsterblichen Künstlers übrig ist?

*) Aus dem Bulletin of the American Art-Union.

Digitized by Google

Noch viel schlimmer! Das, was wir dort haben, ist nicht einmal das Werk Leonardo's. Von seiner Arbeit ist kaum noch eine Spur vorhanden. Was wir erblicken, ist schon die zweite oder dritte Skizze, die das Original bedeckt. Die ursprüngliche Schöpfung liegt tief unter dicken Schichten Farbe.

Von allen unglücklichen und mißhandelten Kunstwerken des funfzehnten Jahrhunderts ist dieses in Wahrheit das beklagenswerthelle. Seine Geschichte ist nicht als eine Reihe von widrigen Zufällen, die endlich dazu geführt haben, daß, obgleich so allgemein bekannt und bewundert, obgleich seine Echtheit unbezweifelt ist, das Gemälde selbst seinem ursprünglichen Bestande nach schon längst nicht mehr existirt. Die Zeichnung, die Stellungen, die Gruppirung, der allgemeine Ausdruck lassen sich zwar aus dem Ruin des Ganzen noch erkennen und haben eine Schönheit und Geobachtgkeit an sich, der wir unwillkürlich huldigen müssen; aber das ist auch Alles: wie vollkommen der Meister im Ausdruck, in den Physiognomieen, im kleinsten Detail die herrliche und erhabene Idee entwickelte, die sein Gemälde offenbart, können wir nur muthmaßen.

An dem ersten Unfall war Leonardo selbst schuld. Er malte das Bild nicht in Fresko, welches seine Erhaltung geschert haben würde, sondern in einer neuen Manier und mit Oelfarben — ein Verfahren, welches sich nicht bewährte. Außerdem war die Mauer schlecht gebaut und die Lage des Werkes, zwischen der Küche und dem Refektorium, eine sehr ungünstige, da es der Abwechselung von Hitze und Kälte, dem Rauch und anderen nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt war.

Kurze Zeit nach seiner Beendigung — als ob es schon im Anfang dem Unglück verfallen war — wurde das Refektorium von heftigen Regengüssen überschwemmt, die das Mauerwerk zerstörten und die Oberfläche des Gemäldes stark beschädigten. Als es funfzig Jahr alt war, befand es sich schon in einem ziemlich desolaten Zustande. Nach den vielleicht etwas übertriebenen Berichten aus jener Zeit war es schon damals schwer, die Figuren zu unterscheiden. Zum Unglück wurden die Dominikaner bald darauf von einer Bauwuth ergriffen, die sie unter Anderem dazu verleitete, eine Thür durch die Mauer unter dem Gemälde durchzubrechen, wodurch die Füße des Heilandes weggeschnitten wurden. Im Jahr 1726 überreichte ein heilloser Subler, Namens Bellotti, die Klosterbrüder, daß er vermittelst eines gehemen Prozesses die verblichenen Farben restauriren und dem Bilde den Glanz der Neuheit wiedergeben könne. Er ließ eine Staffelei errichten, umgab sich mit einer hölzernen Barriere und machte sich an die Arbeit — wie man sie jetzt entdeckte, bestand sein geheimes Verfahren darin, daß er die ganze Oberfläche übermalte. Im Jahre 1770 erlaubten endlich diese funftreeklärungen Mönche einem gewissen Mazza, seinen Namen Hann in Hand mit Leonardo da Vinci der Nachwelt zu überliefern, indem er sich möglichst bemühte, das zu verderben, was noch von dem Meisterwerk übrig war. Er malte das Ganze noch einmal über, so daß nur drei Köpfe in der äußersten Ecke rechts seinem unbarmherzigen Pinsel entgingen.

Als Napoleon in Mailand einzog, soll er sein Möglichtes gethan haben, um die Ueberreste des Meisterwerks unversehrt zu erhalten. Er ging selbst nach dem Refektorium, nahm das Gemälde in Augenschein und schrieb auf der Stelle einen Befehl, daß das Militair nicht in dem Gebäude einquartiert werden solle. Seine Generale zeigten sich weniger rücksichtsvoll; sie verwandelten den alten Saal erst in einen Kavalleriestall und dann in ein Heumagazin. Schmähliche Behandlung für ein durch die Hand Leonardo da Vinci's ausgeschmücktes Dominikaner-Refektorium!

Im Jahre 1800 ward das Gemach abermals durch einen vierzehntägigen Regen überfluthet. Ein Jahr später ließ man es austrocknen, und 1807 traf der Vicekönig Eugen Maßregeln, um die verstümmelten Reliquien, welche die Anstreicher, die Restaurateure, der Regen, der Rauch, die Reparaturen, die Pferde, die Soldaten und die Neugabeln verschont hatten, vor weiterer Entheiligung zu retten, und von dieser Zeit hat man die zarteste Sorgfalt auf sie verwendet.

Allein das Ganze ist eine traurige Ruine; ein so wehmüthiger Anblick als die leeren, verlassenen Räume von Pompeji! Wo ist die Kraft, die Grazie, die Harmonie in den Farben und den Verhältnissen, die der Meister seinem Werke zu verleihen wußte und der Welt als die reifte Frucht seines Genius übergab? Wo ist das Leben, der Geist, die Seele, welche einst jene kalten Formen belebte und aus jenen glanzlosen Augen hervorstrahlte? Es scheint beinahe, daß die Zerstörung, die man beklagt, nicht die eines leblosen Dinges, sondern eines ehrwürdigen Wesens sey, dessen Untergang unsere Trauer und Entrüstung hervorruft.

Dieses Gefühl rührt daher, daß die heitliche Welt das Gemälde des mailändischen Meisters als die authentische Darstellung der feierlichen Scene aus dem Leben des Heilandes acceptirt hat. Durch die Kupferstiche, die jetzt schöner als das Gemälde selbst sind, ist es durch ganz Europa und Amerika verbreitet worden. Die rührende Schönheit seiner Anordnung und seines Ausdrucks ist Allen bekannt. Es liegt darin eine Würde und Einfalt, die unsere Bewunderung in noch höherem Grade erregen würde, wenn wir mit dem Gemälde weniger vertraut wären. Von Jause aus war es schwer, eine Mahlzeit, die rein pittoreskes Element darbietet, in großartige und schöne Formen zu kleiden. Aber Beides ist in dieser scheinbar unfruchtbaren Versammlung von dreizehn Männern vereinigt, die an einer Seite eines langen schmalen Tisches sitzen, sechs zur rechten und eben so viele zur linken Hand der Centralfigur — des Heilandes. Statt der Steifheit und Einförmigkeit, die mit einem solchen Thema verknüpft scheinen, hat der Genius des Künstlers es mit der reichsten Mannigfaltigkeit und Belebung ausgestattet. Christus, mit ausgestreckten Händen und niedergeschlagenen Augen, in einer Stellung voll ernster und würdiger Ruhe, hat so eben die furchtbaren Worte ausgesprochen: „Einer unter Euch wird mich verrathen.“ Diese unerwartete Verkündigung hat die Jünger aus ihren früheren Betrachtungen und unbestimmten Ahnungen aufgeschreckt. Sie bilden Bewegte und erstaunte Gruppen. An jeder Seite drängen sie sich nach der Mitte des Tisches vor, um eine Erklärung dieser geheimnißvollen Worte zu hören. Auf den Zügen der Elf zeigt sich jede Nüance des Erstaunens, des Schreckens, der Betrübniß, der Angst, der Furcht und des Zornes, je nach dem Alter und Temperament, das sich in den verschiedenen Figuren kundgiebt, während das Antlitz des Judas die Verderbtheit seines Herzens abspiegelt. Sein Gesicht ist im Profil dargestellt — eine dagere, abstoßende Physiognomie — und es ist dem Heilande zugewendet, aber mit einem Ausdrucke des Hasses und der Tücke. Mit seiner rechten Hand hält er den Sack fest, der auf dem Tische liegt, während die linke Hand sich der Schüssel nähert, die zwischen ihm und dem Erlöser steht. Das ganze Bild ist voll Leben, Kraft und Pathos. Sein von aller Uebertreibung freier, wahrer, natürlicher Ausdruck wird von Jedem empfunden, der menschlicher Sympathieen fähig ist. Nicht umsonst hat der Künstler sechzehn Jahre seines Lebens auf diese Arbeit verwendet, auch trotz des Verfalls und der Zerstörung des Werkes selbst hält die Reproduction desselben in so vielfachen Gestalten sein Andenken aufrecht und sichert die Unsterblichkeit seines Ruhms.

Mannigfaltiges.

— Deutschland, seine Höfe, seine Lager und sein Volk.*) Unter diesem Titel hat die Baronin Blaze de Bury, die Verfasserin des auch von uns und rühmlich erwähnten Romans „Mildred Vernon“, ein Werk herausgegeben, in welchem sich, wenn wir englischen Blättern trauen dürfen, höchst merkwürdige Enthüllungen über die verschiedenen Monarchen und Höfe Europa's während der letzten Revolutionen befinden.**) „Um eine Idee von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit seines Inhalts zu geben“, schreibt der Globe, „bemerken wir nur, daß Preußen, Oesterreich, Ungarn, Bayern, Sachsen, Serbien, Stepermarck (eine sonderbare Reihefolge!), Tyrol, Hannover, Braunschweig, Italien ꝛc. zu den von der Verfasserin durchreisten Ländern gehören. Die ausgezeichneten Personen aufzuzählen, mit welchen sie in Berührung kam oder über welche sie Anekdoten erzählt, wäre unmöglich: die Liste derselben schließt Namen ein wie die des Kaisers von Rußland und des Kaisers von Oesterreich, der Könige von Preußen, Hannover, Bayern und Württemberg, des Grafen von Chambord (Heinrich V.), der Königinnen von Bayern und von Preußen, der Ex-Kaiserin von Oesterreich, des Großherzogs von Baden, der Erzherzoge Johann, Franz und Stephan von Oesterreich, des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, des Prinzen von Preußen, des Prinzen Johann von Sachsen, der Gräfin Batthyanyi, Madame Kossuth ꝛc. Unter den Staatsmännern, Feldherren und Haupt-Theilnehmern an den revolutionairen Bewegungen begegnen wir Radowitz, v. Gagern, Schwarzenberg, Bekk, Esterhazy, dem Ban Jellachich, Windischgrätz, Radetzky, Welden, Haynau, Wrangel, Pillersdorf, Kossuth, Blum, Görger, Batthyanyi, Pulszky, Klapka, Bem, Dembinski, Hecker, Sieuwe ꝛc.“ — Wenn diese etwas zu sehr nach einem Puff schmeckende Anzeige nur einige Körnlein Wahrheit enthält, so muß das Werk in der That von hohem Interesse seyn, und dürfen wir daher — wenn anders die Preßpolizei nicht dazwischen tritt — mit nächstem einer deutschen Uebersetzung entgegensehen.

— Schufelka's revolutionaire Reisen. In der Schweiz, wo man nun bereits seit zwanzig Jahren den deutschen Radikalismus kennt, ist man jetzt gegen die literarischen Ausgeburten desselben noch viel strenger, als in Deutschland. Schufelka's „Reisen in Deutschland vor und während der Revolution“ werden im letzten Hefte der Bibliothèque Universelle von Genf mit wahrhaft schweizerischer Derbheit gezüchtigt. „Der Verfasser“, heißt es dort unter Anderem, „tritt in seinem Buche mit dem ganzen lächerlichen Aufputz eines Kaffee- und Wirthshaus-Liberalen auf. Ein langer Bart spielt dabei die Hauptrolle. Sein Mund ist voll von jenem und leider nur zu bekannten Phrasengeklingel der deutschen Radikalen, die seit zwanzig Jahren bei uns jeder Revolution präludiren, und zwar zunächst durch ihre auffallende Tracht, durch flache Libalionen und durch ihren auf den Kopf tief eingedrückten Hut in Gegenwart von Königen. In den ersten Kapiteln des Buches fließt der Wein in vollen Strömen, und auch an Bier fehlt es nicht, welches, wie der Verfasser sagt, „germanisirt“ und „protestantisirt“. . . . Je näher man sich dieser furchtbaren, radikalen Meteore betrachtet, um so herabgiebt fühlt man sich über ihren Einfluß, und es geschieht ihnen noch zu viel Ehre, wenn man auf sie die Verse Voltaire's anwendet:

> Comètes que l'on craint à l'égal de tonnerre,
> Censeurs d'épouvanter les peuples de la terre.“

*) Germania, its Courts, Camps, and People. London, 1850. 2 vols.

**) Kürzlich erschien auch in französischer Sprache unter dem Namen Blaze de Bury eine von uns bereits erwähnte Schrift über ein Zusammentreffen mit dem Grafen v. Edenberd in Bendig. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 8, und bei Trop. Lüffler, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 104. Berlin, Donnerstag den 29. August 1850.

Süd-Amerika.

Die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Chile.

(Erweiterter Vortrag, gehalten im Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation, von Karl Gutzlaff.)

Die Erkenntniß von den geistigen und sachlichen Verlusten, welche Deutschland durch seine größtentheils in die englischen Töchterstaaten aufgehende Auswanderung erleidet, so wie die geistigen und leiblichen Bedürfnisse, die sich im steigenden Grade bei den romanischen Amerikanern seit ihrer Selbständigkeit kundgeben, haben in einem hohen Maße die Nothwendigkeit, ja, die Nothwendigkeit deutscher Ansiedlungen in den romanisch-amerikanischen Staaten herausgestellt. Ist eine solche Erkenntniß einmal eingetreten, so ist von da bis zum Handeln der erste Schritt und schon geschehen. Ob der Zorgang schnell und sicher, ob er langsam und unsicher oder ob er mehr oder minder schnell oder sicher ist, hängt ebensowohl von der Gunst der Umstände und Verhältnisse, als von den Leuten ab, welche diesseits und jenseits des Meeres die große Aufgabe der Ansiedlung zu erfüllen haben.

Chile gehört durch seine südlichen Bezirke zu denjenigen romanisch-amerikanischen Ländern, die sowohl an und für sich, als in Bezug auf die Schwesterstaaten, im Vordergrunde stehen; letzteres, weil Brasilliens gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse vielen Steine des Anstoßes sind, weil die Wirren und Kämpfe am La Platastrome die Auswanderung dorthin nicht rathsam machen, weil gegen Mittel-Amerika bei Vielen noch das unbegründete Vorurtheil herrscht, welches alle zwischen den Wendekreisen gelegenen Länder ohne Rücksicht auf ihre Lage und Bodenbildung für gleich heiß und ungesund hält, und ein Vorurtheil, wie begründet oder unbegründet es seyn mag, nicht mit einemmale gestürzt, sondern nur langsam untergraben werden kann.

Süd-Chile, in die Marken Valdivia und Chiloe eingetheilt, gewährt auf mehr als tausend Geviertmeilen der deutschen Ansiedlung hinreichenden Raum zum Bestehen eines deutsch-chilenischen Volkskerns, wie denn überhaupt die deutsche Volkseigenthümlichkeit viel leichter von der verwandten angelsächsischen aufgesogen wird, als von einer fremden, sey sie romanisch oder slawisch. Die Abkömmlinge der Spanier auf diesem weiten Raume in Süd-Chile betragen der Zahl nach kaum ein Zehntel der jährlich aus Deutschland Auswandernden, und die (friedlichen) Indianer ungefähr ein Viertel. Dieses Land zeichnet sich ebensowohl durch seine Fruchtbarkeit, als durch seine gute Bewässerung und die Milde und die Gesundheitszuträglichkeit seines Klimas aus, obwohl die nach dem Südmeer hin offene Mark Chiloe nicht eine so milde und freundliche Witterung haben kann, wie die gesegnetere Mark Valdivia, auf die allein die in den verschiedenen Ansiedlungsschriften über Chile hervorgehobenen klimatischen Reize Süd-Chile's zu beziehen sind; nichtsdestoweniger kann sich gerade jener kältere Theil als noch zusagender für deutsche Ansiedler erweisen.*) Bekannt ist, daß der schmale Streifen Land zwischen dem Küstengebirge und dem Meere eine angenehme und sehr feuchte Witterung hat. Süd-Chile ist zwar noch nicht überall im Innern so genau untersucht, wie an der Küste, aber nach allen Seiten hin so durchforscht worden, daß über die allgemeine Beschaffenheit derselben ein unumstößliches Urtheil gewonnen ist. Bald aus Wiesen bedecken abwechselnd einen reichen Boden. Genauere Untersuchungen können daher schlimmstenfalls nur über einzelne Theile zu ungünstigeren Ergebnissen führen, ohne die großen Vorzüge des Ganzen als eines für Ackerbau und Viehzucht und Seehandel besonders begünstigten Landes wesentlich zu beeinträchtigen. Mit mehr Recht läßt sich erwarten, daß eine sorgfältige Durchforschung neue Vorzüge an das Tageslicht bringen wird. Die ganze Bodenbildung spricht für die Fruchtbarkeit. Es ist eine reich bewässerte, durchschnittlich ungefähr tausenden Meilen breite Mulde, deren Seitenwände zwei von Norden nach Süden gleichlaufende Gebirgsketten bilden; auf der östlichen, höheren, entspringen viele Flüsse, von denen die bedeutendsten, die westliche, niedrigere durchbrechend, dem Meere zufließen. — Was den Grad der Schiffbarkeit dieser verschiedenen Flüsse betrifft, so wären darüber noch einige genauere Aufklärungen wünschenswerth, denn die Flüsse gehören überall zu den wichtigsten Verbindungs- und Verkehrswegen; in unangebauten Gegenden sind sie aber größtentheils die einzigen. Ueber die Schiffbarkeit der süd-chilenischen Flüsse darf ziemlich beträchtlichen Strecken vom Ausfluß an lauten die vorhandenen Berichte günstig. Manche Hindernisse sind nach und nach zu beseitigen, und somit werden diese Wasserstraßen im Laufe der Zeit erweitert und verbessert werden. Sind doch auch unsere bedeutendsten Ströme in dem Grade, wie jetzt, erst durch die nachfolgende Menschenhand für die Schifffahrt zum Theil gebaut, zum Theil gewonnen worden.

Chile's Lage auf dem Erdball ist eine für den Seehandel sehr günstige. Es wird uns Gelegenheit geboten werden, dieses Urtheil näher zu begründen. Für den Verkehr mit Deutschland ist freilich die Entfernung eine sehr weite, aber Australien ist noch weiter, und in einer größeren Nähe ist der Gattung von Auswanderern, die ihr Deutschthum bewahren und weder nach tropischen Ländern, noch nach Brasilien gehen wollen, nichts geboten. Dazu kömmt, daß Chile ein geordneter Freistaat auf demokratischer Grundlage ist, wenn auch kein ewiger Zerfusion der göttlichen Anarchie, für die eine Begeisterung nur in Staaten, von Einem oder Wenigen willkürlich oder unter dem Scheine der Freiheit beherrscht, entstehen kann. Allerdings sind noch einzelne aristokratische Einrichtungen in Nord- und Mittel-Chile stehen geblieben, aber auch diese werden bei der ferneren Entwickelung des Staates fallen und haben überdies in Süd-Chile, um welches es sich hier handelt, niemals Wurzel schlagen können. Was den Handels-Verkehr zwischen Deutschland und den zunächstigen deutschen Niederlassungen des Südens von Chile betrifft, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß Ansiedlungen in tropischen Ländern vermöge ihrer Erzeugnisse ein ergiebigeres Feld gewähren würden, aber dessenungeachtet kann Süd-Chile durch deutsche Niederlassungen ein sehr ergiebiges Feld für den Absatz deutschen Kunstfleißes werden und seinen Bedarf mit Häuten, Horn, Talg, Hölzern, Bergzut und zu Zeiten mit Getraide bezahlen. Es wird ferner nicht in Abrede zu stellen seyn, daß ein lebendiger Verkehr zwischen Deutschland und Süd-Chile auf einen Aufschwung des einer großen Erweiterung fähigen Handels-Austausches zwischen Deutschland und Nord- und Mittel-Chile einwirken muß, deren Bewohner sehr werthvolle Erzeugnisse des Bergbaues ausführen und Gegenstände des europäischen Kunstfleißes in großer Menge einführen. Chile steht für uns über Nord-Amerika und Australien, und zwar sowohl in der Begünstigung des Handels-Austausches zwischen den deutschen Auswanderern und dem Mutterlande, als in der Erhaltung deutscher Volkseigenthümlichkeit; denn daß in den englischen Tochterstaaten das deutsche Wesen vollständig von dem angelsächsischen verzehrt wird, daß die deutschen Einwanderer mit wenigen Ausnahmen dort den fremden Interessen dienen, sind Thatsachen, die weniger in dem Willen der deutschen Auswanderer ihren Ursprung haben, als in der großen Ueberzahl und der praktischen Ueberlegenheit der Nord-Amerikaner und Engländer. Den romanischen Amerikanern dagegen gegenüber haben die Deutschen das praktische, geistige und leibliche Uebergewicht, und in vielen Theilen des von jenen eingenommenen Gebietes kann es diesen nicht schwer fallen, auch binnen kurzem in die Mehrzahl zu kommen. (Ausführlicher habe ich diesen Gegenstand in einzelnen Abhandlungen und in einem Werkchen: „Wie und wohin, die Auswanderung und die Colonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer", behandelt. Ich verweise darauf, weil ich mit diesem Stoffe, der sich fast bei jeder Besprechung deutscher Ansiedlungen umgehen läßt, die Zeit der Leser nicht zu sehr und zu oft in Anspruch nehmen will.)

Wie nun die vielfachen Vorzüge Chile's für deutsche Ansiedlungen einerseits verschiedene Unternehmungen und Pläne hervorgerufen haben, so andererseits den Geist des Widerspruchs. Der Widerspruch entspringt aus reinen oder unreinen Quellen. Der rühmenswerthe geht in dem vorliegenden Falle von dem Gesichtspunkte aus, daß da, wo es sich um große, menschheitliche, volksthümliche oder vollberechtigte persönliche Interessen handelt, die Bürgschaften nicht sicher genug, die einzelnen Bestimmungen nicht klar genug gestellt werden können. Der anderen Art des Widerspruches liegt die Selbstsucht mit allen ihren Abschattungen zu Grunde — der Brodneid wendet im Großen ganz dieselben Mittel an, wie im Kleinen. — Beide Arten richten sich sowohl gegen Chile überhaupt, wie gegen die einzelnen Unternehmungen. Die wie den Wider-

*) Darwin schildert die Witterung der Insel Chiloe als sehr naß und ungenehm, also ähnlich der an der Westküste Süd-Chile's. Er sagt ferner: „In Chiloe (der Insel) unter dem 43ten Grade südl. Br. vorherrschen Hirsche die größte Sorgfalt und tragen selten Früchte, aber Erdbeeren und Kopfsalat gedeihen wunderbar. Die Kirschbäume müssen häufig ihr Getreide abschneiden und es in die Höhe zum Trocknen bringen. In Valdivia unter dem 40sten Grade südl. Br. tragen die Pfirsiche im Ueberfluß, Trauben und Feigen reifen, sind aber durchaus nicht gewohnlich. Oliven werden selten nur zum Theil reif und Apfelsinen gar nicht." Der Süden von Süd-Chile, die Mark Chiloe, wird demnach, wie nicht ferneher Ursachen wirken, eine Mittelzone haben, welche die Mitte halt zwischen der von Valdivia und der auf der Insel Chiloe, wo sie zwar keine höheren Kältegrade, aber auch keine haben, die schnelle Reife der Früchte bedingenden Wärmegrade erreicht.

spruch seinem Geiste nach geschieden, so haben wir jetzt die Gegenstände desselben ihrem Wesen nach zu trennen, der Sache gemäß mit dem Allgemeinen zu beginnen und mit der Beurtheilung der einzelnen Unternehmungen zu schließen. Hierbei leitet uns diese Wahrheit: Eine gute Sache kann dadurch nicht an Werth gewinnen, daß man ihre Mängel wegzuleugnen oder zu verdecken sucht; sie kann nur dadurch besser werden, daß man sie unter das volle Licht der Wahrheit bringt.

Gegen Süd-Chile's Tauglichkeit für deutsche Niederlassungen sind von einem Ungenannten in dem „deutschen Auswanderer" die Absicht der chilenischen Regierung, die Deutschen zu romanisiren, „die katholische Glaubenswuth der Chilenen und die Erdrückung des chilenischen Handels durch den Nord-Amerika's in Folge des Aufschwungs Kaliforniens" aufgestellt worden, ferner in der „Allg. Anzw. Zeitung" unter dem Buchstaben n die nicht befestigte Verfassung, die nicht vollkommene Glaubensfreiheit, der Zehent, die Majorate und die Erdbeben. — Beiden Verfassern legen wir nur reine Beweggründe unter.

(Fortsetzung folgt.)

Algerien.

Die muhammedanische Gesetzgebung in Algier.

(Schluß.)

Die Uebersetzung des „Mouktaçar" Khalil's hat die französische Regierung dem Herrn Perron, dem Gründer und gelehrten Direktor der medizinischen Schule zu Abu-Zabel, dieser ephemeren Schöpfung Mehmed Ali's, die nach seinem Tode wieder einging, anvertraut. Ein fünfzehnjähriger Aufenthalt in Kahira, gründliche Kenntniß der arabischen Sprache und Literatur kommen dem Dr. Perron bei dieser äußerst schwierigen Arbeit zugute, und er wird dieselbe, nach Vorliegendem zu urtheilen, auch glänzend durchführen. Der zweckmäßigen Entscheidung des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts ist es zu verdanken, daß man jetzt eine sichere Grundlage für die spezielle Gesetzgebung der afrikanischen Kolonie erhalten, und daß die Wissenschaft mit einem Denkmal bereichert wird, von welchem selbst die unerschrockensten Orientalisten bis jetzt noch keine vollständige Uebersetzung vorzunehmen gewagt hatten, weil sie wahrscheinlich durch die Langwierigkeit einer Arbeit von so großer Ausdehnung und durch die Schwierigkeiten, die sie darbietet, zurückgeschreckt wurden. Man urtheile darüber selbst. Das Buch Khalil's umfaßt etwa hunderttausend kommentirte und satzüben so viele unerklärte Sätze, also dreißigmal mehr, als unsere gesammten Gesetzbücher enthalten. Diese zweihundertausend Gesetzesvorschriften müssen von den Studenten der Rechtswissenschaft und der Theologie auswendig gelernt werden, und erst, nachdem sie dieselben gründlich wissen, können sie an das Studium der zahlreichen Kommentare gehen. Um eine so erstaunenswürdige Gedächtnißarbeit möglich zu machen, hat sich der arabische Autor vornehmlich befleißigt, seinen Text in gedrängter Kürze zu geben. Für ihn war es das Zweck gewesen, in jedes Wort einen ganzen Satz, einen vollständigen Gedanken hineinzutragen, und größtentheils ist ihm dies auch gelungen. An manchem Orte ist der Autorsatz vollkommen und undurchdringlich; überall blickt der Gedanke durch das Wort hervor, wie aus einem zu engen Kleide. Bei der Entzifferung dieser Hieroglyphen kann auch der stärkste Geist ermatten, überwunden von einer Kürze des Ausdrucks, gegen welchen selbst Tacitus als ein Schwätzer erscheint. Es ist es auch zu begreifen, wie Sidi Khalil ein Dreißigjahrpunderk gebrauchte, um sein Werk zu vollenden.

Für den Künstler ebenfowohl, als für den Gelehrten, wird die vollständige Uebersetzung des „Mouktaçar" eine Quelle seltener und genauer Belehrungen werden: Orientalisten, Archäologen, Rechtsgelehrte, Maler und Dichter können hier reichlich schöpfen. Wie wollen uns darauf beschränken, unter den vortrefflichsten Theilen diejenigen zu erwähnen, welche von den Reinigungen, Begräbnis-Ceremonien, vom Fasten, von der Tse und der Waffenehr handeln: es sind wahrhafte Sittenstudien; hier und da belebt selbst der religiöse Gedanke, welcher die muhammedanische Gesetzgebung durchwebt, diese arabischen Pandekten, und ungeachtet der außerordentlichen Trockenheit, deren sich der Autor befleißigt hat, durchzieht das Ganze ein gewisses poetisches Gefühl. Dem besonderen Gesichtspunkte aus, auf welchen wir uns gestellt haben, um nur die nützlichen Anwendungen zu betrachten, die man für die französische Regierung und für die Verwaltung ihrer afrikanischen Kolonie machen kann, hatten wir dieses Werk für außerordentlich wichtig; es scheint rathsam, vorzüglich in diesem Augenblick, wo die französische Regierung sich damit beschäftigt, die besonderen Gesetze, welche die Kolonie regieren sollen, vorzubereiten, die Arbeit des Herrn Perron zu erwähnen, und wir glauben, daß die Bemühungen der Regierung, so wie die der Algierischen Administration, vereinfacht und erleichtert werden würden, wenn man, da jetzt die Schrift und der Geist der muhammedanischen Gesetzgebung bekannt ist, sich bestrebte, den Bedürfnissen und der Ausübung der Macht einen Theil dieser Jahrhunderte alten Vorschriften und dieser durch Religion und Gebrauch geheiligten Formen anzupassen. Die Grundsätze bei Kontrakten und bei dem System der Steuer-Erhebung sollten mit einer ganz besonderen Sorgfalt studirt werden. Diese beiden Gegenstände nehmen in dem „Mouktaçar" eine bedeutende Stelle ein und sind hier mit Gründlichkeit behandelt worden. Vielleicht gelänge es auch, der europäischen Colonisation eine sichere Grundlage zu geben, wenn man sich durch aufmerksame Nachdenken über den Inhalt des muhammedanischen Kodex genauen Aufschluß zu verschaffen suchte, welchen wesentlichen Bedingungen das Besitzthum bei den muhammedanischen Völkern unterliege. Ueber diesen Gegenstand ist von einem Schriftsteller, der nicht allein den „Mouktaçar", sondern auch alle juristischen Abhandlungen der vier orthodoxen Ritus im Original studirt hat, ein vortreffliches System aufgestellt worden:

Nach Herrn Worms beruht das ganze Gebäude des Islams auf der Eroberungs-Idee, wie das Wort Islam selbst anzeigt, welches im Arabischen Unterwerfung bedeutet. Auch setzt man, wie vom Ursprung an das muhammedanische Gesetz die Welt in zwei Kategorieen theilt, in die der Gläubigen und in die der Ungläubigen, der Sieger und der Besiegten, gleichviel, ob diese in ihrem ursprünglichen Glauben verharrt haben, oder ob sie mit der Schärfe des Schwertes zur wahren Religion gezwungen wurden. Aus diesem Grundsatze folgen alle politischen und bürgerlichen Beziehungen. Die siegende Kaste besitzt die Gesammtheit des Bodens, dessen Kultur und Niedbrauch sie dem ursprünglichen Bewohner gegen Zahlung eines Tributs überläßt. Der Tribut besteht aus zwei Arten von Auflagen, der Kopf- oder Personensteuer und der Grundsteuer. Die Kopfsteuer ist das Zeichen der Knechtschaft; der sie zahlen muß, giebt sie, um sich vom Tode loszukaufen, wenn er als Besiegter fortwährend verfallen ist. Das Amt, die Besiegten wie das Vieh nach Köpfen zu zählen, liegt dem Kayad ob; das Wort Raya kömmt von der Wurzel Rayet (Herde) her. Die Grundsteuer, Kharadsch genannt, besteht in einer Abgabe von einem Fünftel bis zur Hälfte des Einkommens. Alles Land ist den Rechtsgelehrten zufolge kharadschi oder decimal, — tribut- oder zehentpflichtig. Von dem Kharadsch oder Tribut haben wir so eben gesprochen; das zehentpflichtige Land, oder die Zehentsur, ist dasjenige, welches als ursprünglich muhammedanisch betrachtet wird, oder dessen Bewohner sich freiwillig dem Islam unterworfen haben. Hiernach kann nur Arabien mit Recht ein zehentpflichtiges Land genannt werden; denn Aegypten, Syrien und die anderen Theile der muhammedanischen Welt sind mehr oder weniger durch Gewalt der Waffen zum Islam übergegangen. Große Parcellen des Landgebietes, die nach der Eroberung ihren alten Besitzern fortgenommen wurden, um den siegreichen Soldaten als Belohnung gegeben zu werden, sind dennoch eben so in diese Kategorie gestellt worden.

Der Zehent wird in natura von dem Erzeugniß des Bodens und dem Arbeitslohn der Sklaven erhoben. Man giebt diesen Steuern den Namen Zekkaer. Sie sind nach dem Koder eine billige Verpflichtung, und die Bestimmung darüber ist wesentlich religiös. Der Zekkat ist die erste im Islam bekannte Abgabe. Sie wurde durch Muhammed selbst vorgeschrieben und sollte einen gemeinschaftlichen Fonds für die Kosten der Herstellung und der Verbreitung des wahren Glaubens bilden, mit anderen Worten, zur Unterhaltung der Armee dienen. In dieser Hinsicht ist der Gedanke des Gesetzgebers immer gewissenhaft respektirt worden. Späterhin, als durch das Wachsthum der anderen Zweige des Einkommens die Zekkat nicht mehr durch die Unterhaltung der Armee absorbirt wurden, hat man sie zur Unterstützung der Armen und Hülfsbedürftigen, zur Loskaufung der Sklaven, zur Auflöse zahlungsunfähiger Schuldner und zu anderen guten Werken benutzt. Ebd-el-Kader hat in diesen Zekkaeh reichliche Hülfsquellen gefunden, als er den heiligen Krieg predigte und unterhielt, und in den Augen seiner Glaubensgenossen war es eine heilige Pflicht, in seine Hände den Glaubensspfennig niederzulegen.

Man sieht, daß die Besitzer von zehentpflichtigem Lande allein das Recht haben, über ihr Besitzthum frei zu disponiren, und daß hingegen die mit dem Kharadsch belschwerten Länder aufgehört haben, Eigenthum der alten Bewohner zu seyn. Die vier Imams sprechen sich hierüber genau aus. Das eroberte, jedoch nicht unter die Sieger vertheilte Land wird Gegenstand eines Wakf oder einer milden Stiftung. Das Wort Wakf entspricht der Idee einer Unbeweglichmachung; es vernichtet das Privilegium des Besitzes und betrachtet den Grund und Boden als Staatseigenthum.

Herr Worms weist die Anwendung dieses Prinzips in Indien, Persien, der Türkei und Aegypten nach. Darauf sich speziell nach Algerien wendend, nimmt er für ausgemacht an, daß der größte Theil des Bodens, d. h. alles Land, welches mit dem Pflug bearbeitet wird, nicht resi seit der Eroberung der Türken im Jahre 1519, sondern schon seit der ersten arabischen Invasion Wakf, d. i. Staatseigenthum, ist. Die Städte und ihre Umgebungen, wo die Eroberung mit dem Schwert verschont wird, sind allein dem Zehenten unterworfen und bilden freies Eigenthum. Das Staatseigenthum würde also mehr als zwei Drittel des algerischen Landgebiets umfassen. Diese Meinung ist derjenigen entgegengesetzt, welche bis auf den heutigen Tag von der französischen Regierung angenommen wurde. Algier ist immer als zehentpflichtiges Land und folglich als unantastbares Eigenthum der Bewohner betrachtet worden. Die Gründe, auf welche sich die französische Regierung mit ihrer Meinung stützt, sind nicht entscheidend, und Herr Worms bekämpft sie mit Citaten und Beweisen, die schwer zu widerlegen seyn werden.

Was die Erhebung der Steuern betrifft, so ist Alles über die seit langer Zeit in den Ländern des Islams befolgte Praxis gesagt worden. Die Reisenden und die Schriftsteller, welche über den Orient geschrieben haben, konnten nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die traurigsten Schilderungen zu machen: Bestechung und Erpressungen einerseits, Verfall und Elend andererseits; und dennoch kann man, wenn man dieses System ohne Vorurtheil prüft und von den drückenden Bänden, in welchen es sich befindet, absieht, den Verbindgen und leichten Mechanismus nicht verkennen. Wenn der Zehent nach der Erklärung eines jeden Steuerpflichtigen festgelegt und der Kharadsch nach den häufig erneuerten Registern bestimmt worden war, so zogen dazu angestellte Beamte die Steuerbeträge ein. Der Imam oder das Staatsoberhaupt vertheilte dann das Eingekommene an die Armee, d. h. an die siegreiche Kaste, die ganz und gar, Frauen und Kinder eingeschlossen, als unter den Zahnen stehend angesehen wurde. Später wurde die Art der Steuerbetreibung umgeändert. Das Staatseigenthum wurde getheilt und den zeitgezeichneten Offizieren der Armee in Pacht gegeben, die es übernahmen, die Steuern zu

Digitized by Google

erheben, dafür aber ein Zehntel als Pachtins entrichten mußten. Sie wurden Moultezima, Pächter, genannt. Diese Krieger, Steuer-Einnehmer und Polizeiverwalter sind diejenigen, welche früher in Aegypten unter dem Namen „Mamelucken" angetroffen wurden und die noch heute die Lehnsinhaberinnen und Spahis in der Türkei sind.

Vor 1830 war Algier diesem System der Militair-Oligarchie unterworfen und wurde von Spahis verwaltet. Sein Territorium war in drei Gebiete getheilt, die aus einer Anzahl von Sandjaks oder Bannern bestanden, letztere zerfielen wieder in Douars. Jedes Douar wurde von einem Spahi besetzigt. Die Spahis sind durchaus nicht mit lehnsherrlichen Baronen zu vergleichen, wir man wohl nach der augenscheinlichen Analogie glauben möchte; sie hatten nicht, wie jene, Grundbesitz; sie übten keine Gerichtsbarkeit aus, was nur wie die Sache des Kadi ist; sie besaßen endlich ihre Lehen nicht als erblich, nicht einmal als lebenslängliche. Ein Jeder von ihnen hatte nur einen der Höfen des großen Reyes, welches sich über das ganze Land verbreitete und sich in Algier näher zusammenzog, in Händen. Durch sie wurde die Sammlung der Steuern und die Polizei kräftig centralisirt, während sie, nach arabischer Sitte, die Verwaltung des Douars den Höfen der Alten und der Familienhäupter überließen.

Dieses System war, wie man bemerken wird, nicht so unvernünftig, und es wäre der französischen Regierung viel Verwirrung erspart worden, wenn sie es sich gleich bei der Eroberung des Landes hätte aneignen können. Die arabischen Bäreaux, die leider viel zu spät eingerichtet worden sind, und die schon so gute Dienste geleistet haben, zeigen, was man auf diesem Wege hätte ausrichten können, wenn man früher und vollständiger darauf eingegangen wäre. Durch Macht der Regierung würde sich schnell befestigt haben, und unter dem Schutze einer mächtigen militairischen Polizei hätte die bürgerliche Colonisation, der Hauptzweck aller Anstrengungen, Wurzel gefaßt, während sie heute erst in der Entwickelung begriffen ist.

Das Studium des muhammedanischen Gesetzbuches erregt eine ernste Frage, die auch bei jeder neuen Verwickelung, welche einen Sturm von Seiten des Orients anzukündigen scheint, hervortritt. Ist die politische Organisation des Islams, so fragt man sich, unvereinbarlich mit der modernen Civilisation, oder gestattet sie allmälige Veränderungen, die, ohne das Wesen des Ganzen zu ändern, sich den gegenwärtigen Bedürfnissen der Gesellschaft anpassen? Die Saint-Simonistische Schule hat diesen weiten Satz nicht ohne Talent, jedoch mit mehr Geistreichen, als festen und haltbaren Gründen aufrechtzuerhalten versucht. Die entgegengesetzte Meinung stützt sich auf die Lehren der Geschichte und auf die Erfahrungen der Gegenwart. Bei dem besonderen Falle, der Frankreich angeht, handelt es sich nicht darum, zu wissen, ob das muhammedanische Prinzip noch fähig ist, eine politische Einrichtung zu gründen oder auch nur zu erhalten. In Algier ist diese Frage durch die Eroberung als beseitigt anzusehen. Es bleibt nur noch übrig, das genaue Verhältniß aufzusuchen, in welchem das muhammedanische Civilrecht mit den Erfordernissen der französischen Politik vereinigt werden muß; die Kenntniß des Malekitischen Kodex gestattet jetzt, dieses Verhältniß mit Einsicht und Genauigkeit zu bestimmen. Wenn man das muhammedanische Gesetz durchläuft, so ist man unter tausend Aermlichkeiten und Kleinlichkeiten, die aus seinem despotischen Prinzip entspringen, erstaunt, darin die ewigen Grundsätze jeder Gesellschaft, die unbedingteste Ehrfurcht vor der Obrigkeit und ein Gefühl der unverbrüchlichen Brüderlichkeit ausgedrückt zu finden. Hören wir den „Mouktaçar" in dem Kapitel über die Zekkat: „Man soll jeder Erklärung der Armuth und Dürftigkeit Glauben schenken", sagt er, „außer wenn dieselbe zu zweifelhaft ist." — „Dem fremden Pilger, welcher erklärt, daß er in Noth sey, soll auf's Wort geglaubt werden." Dergestalt ist die wohlwollende Anordnung des Gesetzgebers. Der wahre Christ giebt sich ein Geist der Liebe kund, der mit dem des Christenthums wetteifert; der auch durch die Religion verordnet werden ist, aber ganz anders gefaßt wird, als der, von welchem unsere Denkmäler nur die leere Formel an sich tragen; und wenn man die wohlthuende Sorgfalt, die Milde der Sitten und die ruhige Heiterkeit wahrnimmt, die den Grund des muhammedanischen Charakters ausmacht, wenn man bedenkt, daß diese Völker frei sind von den meisten heftigen Lebensleidenschaften, den Kindern des Geistesaufruhrs, die beständig außer Zusammenleben stören, so fragt man sich, ob wir Sittenverbesserer nicht in gewissen Punkten nöthig hätten, bei diesen vorgeblichen Barbaren in die Schule zu gehen? Täusche man sich hierin nicht: Der Muselmann, seine Inferiorität in vielen Punkten ganz begreifend, weiß recht gut das angeborne Laster dieses Forschritts, vor welchem sein religiöses Gefühl zurückschreckt, zu bemerken. „Ihr seyd so, wie wir seyn müßten", sagte ein Schrich von Zohira zu Herrn Perron; „aber Euch fehlt der Glaube."

Mit der Zeit, so viel ist gewiß, werden sich die Muselmänner endlich gewinnen lassen, dem Frankreich bietet ihnen zu offenbare materielle Vortheile, als daß sie dieselben auf die Dauer zurückweisen könnten. Schon achten sie die französische Rechtspflege, nachdem sie eingesehen haben, daß die ihrige in der Praxis von den heiligen Grundsätzen, auf welchen sie ruht, abgewichen war. An die Käuflichkeit ihrer Kadis gewöhnt, konnten sie anfänglich nicht begreifen, wie sich bei ihren Eroberern das Recht ohne Bestechung sprechen lasse; jetzt sehen sie den Unterschied sehr wohl ein. Auf Frankreich nun zurückzukommen, auf Frankreich, das, wie sie sagen, durch das Schwert und durch die Feder ihr Herr ist, fragen wir: kann Frankreich von ihnen nichts lernen? Konnte es von ihnen nicht das entnehmen, was ihm fehlt, nämlich den Geist der Ordnung und des Gehorsams, bei dessen Mangel die christliche Welt gegenwärtig einem viel schnelleren und vollständigeren Verfall entgegengeht, als dies mit der muhammedanischen Welt der Fall gewesen ist?

(R. d. d. M.)

Ostindien.

Einige Worte über bengalische Sprache und Sitte.

Nach der Calcutta Review.

Die Veröffentlichung von Elliot's Schrift über die muhammedanischen Historiker Indiens und Du Teffy's Geschichte der Hindoßan-Literatur, so wie anderer werthvoller Werke, zeigt, daß der Sinn für dergleichen Studien immer mehr erwacht. Sanskrit und arabische Bücher aus verschiedenen Zeitabschnitten haben schon früher Beachtung gefunden, der hindustanischen Literatur dagegen ist sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt worden. Herrn Du Teffy's Werk über diesen Gegenstand eröffnet daßn die Bahn und wird, zum Französischen in die Landessprache übersetzt, auch für die Studien der Hindu ein trefflicher Leiter seyn, auf deren Bildung die heutige Presse bedeutenden Einfluß auszuüben sucht und wirklich ausübt.

Es hält schwer, irgend etwas Bestimmtes über die Sprache zu erfahren, die an den Höfen von Gaur und Nadiya gesprochen wurde, und dies kann und nicht verwundern, wenn man bedenkt, in welches Dunkel die bengalische Geschichte gehüllt ist. Einige Andeutungen haben wir. Diacca und Sagan blühten als Handelsorte zur Zeit des Plinius, und Gaur war nach Rennel 730 Jahre v. Chr. die Hauptstadt von Bengalen. Man hat bezüglich auf dieses Land wahrscheinliche und unwahrscheinliche Hypothesen aufgestellt, mit Gewißheit aber darf angenommen werden, daß sie eine kultivirte Länderstrecke bildeten, als England sich noch im Zustande der Barbarei befand. In der Bibliothek zu Paris ist eine im fünfzehnten Jahrhundert gezeichnete Karte von Bengalen, auf welcher fünf Städte am Ufer des Meeres im jetzigen Gebiete des Saunderbund liegen. Diese sind verwüstet und verödet durch die Seefriege mit den Portugiesen, Ueberschwemmungen und ein Sinken des Bodens oberhalb, durch vulkanische Wirkung. Doch lassen einzelne Nachrichten glauben, Bengalen sey vor vielleicht 2000 Jahren ein kultivirtes Land gewesen.

Merkwürdig ist, was der Korrespondent einer alten, jetzt sehr seltenen Zeitschrift, The Calcutta Asiatic Observer, von der ersten Ansiedelung der Muselmänner zu Pandua in Bengalen erzählt, welches sechzehn Meilen von Pugly auf dem Wege von Burdwan gelegen ist. In jenem Journale lieft man:

„Sage von dem Minaret zu Pandua.

„Der Thurm von Pandua ist sicherlich eines der ältesten Denkmale muselmännischer Andacht in Bengalen. Das Volk von Pandua hat mir erzählt: Schah-Sufi-uddin, der Chan von Schahid, habe vor sechshundert Jahren den ersten Einfall in Bengalen versucht. Anfangs darin gab die Beschwerde eines Muselmanns, welchen die Radschahs der Hindu kurz zuvor aufgefordert hatten, bei ihnen zu wohnen und ihnen die Sendung des Kaisers von Hindoßan in Rücksicht auf die Politik jener Zeit zu erklären. Dieser Mann war kinderlos und that das Gelübde: „Wenn Gott ihm einen Sohn schenkte, wolle er ihm zu Ehren ein glänzendes Opfer spenden." Sein Gebet fand Erhörung, und er beschloß, zur Feier des glücklichen Ereignisses und Erfüllung seines Gelübdes eine Kuh zu schlachten. Dies beleidigte und erbitterte die Hindu in solchem Maße, daß sie auf Befehl ihrer Radschahs nicht nur jenen Muselmann auf das allerfrengste bestraften, sondern auch den Sohn, die Frucht jenes Gelübdes, raubten und ihren Göttern zum Sühnopfer darbrachten. Kurz nach dieser grausamen That entsloh der Muselmann aus Delhi und bat den Kaiser, ihm Gerechtigkeit zu schaffen und die Mörder seines Sohnes zu strafen. Dafür fand er ein geneigtes Ohr. Der Kaiser ergrimmte über das Verbrechen und ließ sogleich einen Aufruf durch seine Lande ergehen, worin er demjenigen reichen Lohn zusagte, welcher es unternehmen würde, eine Armee nach Bengalen zu führen, welche die angethane Schmach rächte.

Hierzu erbot sich Prinz Schah-Sufi-uddin Chan. Er brach nach Bengalen auf, sobald er eine Armee frommer Muselmänner gesammelt hatte, verheerte das Land mit Feuer und Schwert, besiegte die Radschahs aller auf seinem Wege gelegenen Orte bis nach Pandua, einem stark befestigten Platze, und eroberte auch diesen. Dem dortigen Radschah hatte der sehr mächtige Radschah von Munad Beistand geleistet, ein noch wirksamerer Helfer jedoch, als er, war den Besiegten ein wunderthätiger Teich, Zhinsch-Chuun genannt, so daß sie vermocht hätten, das Vordringen des anstürmenden Feindes längere Zeit aufzuhalten. Jenem Teiche, sagt man, sey die Kraft eigen gewesen, die Todten wieder ins Leben zu bringen und die Wunden derer zu heilen, welche gegen die Muselmänner kämpften. Umsonst griffen diese ihre Gegner immer auch neue an, sie wurden stets blutig zurückgeschlagen, und Schah-Sufi, der sich verwundete, daß nach so manchem Kampfe die Zahl der Feinde nicht abnahm, obwohl ihrer Tausende todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde liegen blieben, versprach, reich zu belohnen, wer die Ursache eines so wunderbaren Umstandes erforsche. Dies übernahm ein Muselmann. Er ging verkleidet nach einer benachbarten Station des Feindes und erfuhr das Wunder vom Zhinsch-Chund. Kaum davon unterrichtet, verschaffte er sich die Kleidung eines Hindus von Jogi, eilte nach Munad, wo der berühmte Teich sich befand, und bat, man ihm gestatte, sich darin zu baden. Niemand schöpfte Argwohn, und die Bitte ward ihm zugestanden, er aber ward während seiner Abwaschungen unvermerkt ein Stück Kupferblech in den Teich; dadurch verlor der Zhinsch-Chund seine Kraft für immer, und der Muselmann kehrte nicht wenig erfreut über solches Gelingen zu Schah-Sufi zurück, um den Erfolg seiner Sendung zu melden. Die große Neuigkeit verbreitete sich schnell und ermuthigte die Armee solchermaßen, daß Reiter und Fußvolk ihre Waffen alsbald aufnahmen und sich auf den Feind warfen. Das Zusammentreffen war heftig, und die Hindu erkannten nun erst, daß die Heilkraft ihres Teiches zu ihrem Verderben zerstört war. Umsonst warfen sie ihre Todten und Sterbenden hinein, sie blieben Einer auf dem An-

deren liegen. Staunen, Scham und Furcht ergriffen sie, sie konnten dem Ungestüm der muselmännischen Truppen nicht länger Widerstand leisten und wurden unter einem furchtbaren Blutbade aus einander gesprengt. So kamen die Muselmänner in Besitz der Festung Pandua, wie der umliegenden Städte. Sie bauten einen Thurm zum Gedächtniß ihres Sieges über die Ungläubigen und zwangen viele Hindu, sich beschneiden zu lassen und die Religion der Muselmänner anzunehmen.

„Nachdem die Eroberer im Lande festen Fuß gefaßt hatten, begannen sie sinnreich der zum Schutz errichteten Festungsmauern eine große Moschee zu erbauen. Diese Moschee hat sechzig Kuppeln und ruht auf zwei Säulenreihen von dunkelgrauem, höchst seltsam ausgehauenem Stein. Die äußeren Wände haben eine Art von Mosaik-Architektur, sie sind aus Stückchen zusammengesetzt, welche, zierlich, kunstreich und buntscheckig an einander gefügt, mannigfaltige Blumen und Blätter bilden. Die Kuppeln sind nicht hoch, verstärken den Laut der Stimme sehr, denn spricht Jemand am einen Ende der Mauer, so können die am entgegengesetzten Ende, auf eine Entfernung von hundert Fuß, jedes nur mit mäßig erhobener Stimme gesprochene Wort vernehmen. Das Bemerkenswertheste ist jedoch der Thurm. Er hat, genau gemessen, achtzig Fuß Höhe. Um seinen Gipfel zu erreichen, muß man eine enge, dunkle Schneckentreppe hinaufsteigen. Zur Zeit, als Pandua blühte, pflegte der Muazzin oder Gebet-Einlader auf den höchsten Standpunkt jenes Thurmes zu steigen und von dort den Ruf zum Gebet, die Aufforderung zum Gebet zu verkünden, und jetzt ist dieser Theil der Aufforderung zum Gebet zu verkünden, und jetzt ist dieser Theil der Wohnstätte fortgeschritten, der auf den fernsten Gegenden herabströmenden Hindu, auf welchem sie sich zu Zeiten nicht auf- und niederdrängen.

„Schah-Sufi, der Eroberer von Pandua, war durch die Heiligkeit seines Lebens berühmt. Man sagt, eines Tages habe er sich schlafen gelegt, nachdem er zuvor seinem Sklaven befohlen, ihn zu einer bestimmten Stunde, wahrscheinlich einer Gebetsstunde, zu wecken. Der Sklave aber schlief auch ein und erwachte erst, als der bestimmte Zeitpunkt vorüber war. Der Gedanke der versäumten Pflicht erfüllte ihn mit Furcht, und da sein Herr im Bette lag, zog er sein Schwert und stieß es ihm ins Herz, tödtete ihn und gleich darauf auch sich selbst. Dieser Schah-Sufi wurde ein Märtyrer und ist seitdem hochverehrt worden. Sein Schrein wurde immer erhalten und wird jährlich von vielen Pilgrimmen besucht, die sich dort Heilung holen. In und um Pandua befinden sich außerdem die Schreine der in den Schlachten wider die Ungläubigen gefallenen Helden und werden von den Muselmännern in einem Grade verehrt, den man fast Anbetung nennen kann. Alle sind Märtyrer, und wer Pandua besucht, tritt auf geweihten Boden. Die Heiligkeit des Ortes gewährt Tausenden von Zuläss und den Mutawilis oder Nachfolgern der Stellvertreter von Schah-Sufi eine große Geldeinnahme. In ihren Händen befinden sich die der Geistlichkeit zugehörigen Ländereien, und sie empfangen die Opfer und Spenden an den Stufen des Minarets, welche sie verwenden, wie es ihrer Meinung und Neigung zumeist zusagt."

In Bengalen haben sich, wie in anderen Ländern, von Zeit zu Zeit bedeutende Religionsumgestaltungen ereignet. Dazu gehört eine, welche Krischna, der Radscha von Nadiya, im Jahre 1730 herbeiführte. „Er strebte nach Ruhm und brachte großen Umschwung in die inländische Literatur. Gelehrte aller Art wurden von weit her nach Nadiya berufen, so daß der Ort große Berühmtheit erlangte, und er legte sich hohen Werth auf Korrektheit der Sprache, daß sogar das Volk sich getrieben fühlte, Bengalisch fleißig zu lernen. Diese Radscha, sagt man, habe einstmals bei einem Feste der Gottheit viel Ziegen und Schafe geopfert. Er fing mit einem an, verdoppelte dies in geometrischer Form und hatte daher nach Verlauf der sechzig Tage 63,345 Thiere geschlachtet. Die Geringe schickte er den Brahminen zum Geschenk. Als ein strenger Bekenner seiner Religion verurtheilte er einen Subra zum Tode, weil er in die Familie eines Brahminen geheirathet hatte. Das war Kastenzwang.

„Ein ähnlicher Fall ereignete sich funfzehn Jahre früher nahe bei Kalkutta. Ein Brahmine hatte von einem Golofchmid (eine der niederen Kasten) ein Geschenk empfangen und mußte zur Strafe dafür zwei Tage fasten, einen heiligen Text hundertlausendmal hersagen und seinen Mund, der durch des Goldschmieds Speise verunreinigt war, wieder reinigen, indem er ihn mit Kuhdünger füllte."

Der Enkel dieses Radschah war nicht minder abergläubisch. Von ihm erzählt Herr Ward: „Zwanzig Jahre später (1790) wandte Jschwara-Chundra, der Radscha von Nadiya, hunderttausend Rupien auf, um die Hochzeit zweier Affen mit all dem Pomp zu feiern, welcher bei der Vermählung der Hindu üblich ist. Man sah in dem Festzuge Elephanten, Kameele, Pferde, reich verzierte Palankins, Lampen und Fackeln. Der männliche Affe war auf einem zierlichen Palankin angebunden, mit einer Krone auf dem Kopfe, und ihm zur Seite standen Männer, die ihn fächelten. Hierauf folgten auf Tragen tanzende und singende Mädchen, die verschiedenste Pindumusik und eine große Feuerwerksdarstellung. x. Tanz, Musik, Gesang und jede Art Volksvergnügungen wurden zwölf Tage nach einander vor dem Palaste des Beäutigamé veranstaltet und bei der Trauungsfeierlichkeit saßen gelehrte Brahmine die Formulare aus den Schasstras." Zu jener Zeit sah man keinen feiner Affen bei Nadiya; jetzt sind sie so häufig, daß sie fast alle Früchte der Gärten verschlingen, da die Einwohner sich schwen, sie zu verjagen.

Um den großen Verfall der bengalischen Sprache zu erklären, muß bemerkt werden, daß die Muhammedaner bemüht waren, jede Entwickelung der Nationalliteratur zurückzuhalten. Ja, die Beamten der Gerichtshöfe weigerten sich zur Zeit der Mongolenherrschaft sogar allgemein, eine Bittschrift in bengalischer Sprache anzunehmen; sie mußten persisch geschrieben seyn. Zu verwundern ist, daß sogar unter dem englischen Gouvernement das Persische sich bis zu dem denkwürdigen Januar 1839 erhielt, wo durch oberherrlichen Befehl bei allen Gerichtshöfen in den unteren Provinzen das Bengalische anstatt des Persischen eingeführt und diese Moslemsprache von ihrem unrechtmäßigen Sitze verwiesen wurde. Die Pandit zwar (die Kaste, welche sich mit Wissenschaft beschäftigt) regten der Hindu Sinn zu einiger Thätigkeit an, es war aber die Thätigkeit einer Klasse und nicht der ganzen Nation, und kein Mensch dachte in die besondere Mißkunkelt der berufenen Kasten eingreifen. Die Landessprache wurde stets von ihnen vernachlässigt, ja, verachtet, weil man zu sagen pflegte: „Unwissenheit sey die Mutter der Andacht." Ein von den dortigen Zuständen und Bildungsstufen wohl unterrichteter Mann äußerte vor einigen Jahren:

„Können die Eingebornen Bengalisch schreiben, so ist der Orthographie gar nicht zu gedenken, ein jeder Buchstabe in so fehlerhafter, unbestimmter Form gezogen, daß verhältnißmäßig nur Wenige lesen können, was ein Anderer schreibt, und Einige kaum selbst herausbringen, was sie vor längerer Zeit geschrieben haben. Sind sie fein lesen unterrichtet, so hört man sie selten fünf Worte nach einander vorbringen, ohne zu stocken und die Silben zu buchstabiren, oft kaum zwei, wenn auch die Schrift deutlich ist, und daßelbe gilt von ihrer Formenkenntniß."

Als ein Beweis von der Unwissenheit und Sklaverei des niederen Volkes theilen wir noch das Folgende mit: „Wir hörten, der Staub von den Füßen der Brahminen werde noch jetzt gesammelt, und man pflege mitunter kleine Theile davon als ein Mittel gegen allerlei Krankheiten aufzubewahren. In Kalkutta lebt ein Gewürzhändler, Wischnu-fad genannt, welcher glaubt, eine Prise Staub vom Fuße eines Brahminen, die er als Zaubermittel trug, habe ihn vom Aussatz gereinigt. Dieser arme, bethörte Mann kömmt täglich in den Vormittags- und Nachmittagsstunden auf die Straße und verbeugt sich auf das demüthigste vor jedem Brahminen, der an ihm vorübergeht. Verlämmt er es bei einem, so ruft er ihm nach: „O Herr, empfangel meinen Gruß!" Er huldigt in solcher Weise schon vier Jahre dieser Kaste, seit überzeugt, daß er die Erlösung von der bösesten Krankheit der Kraft verdanke, welche der Staub ihrer Füße auf seinen Körper ausgübt. Es giebt verschiedene Arten Brahminenstaubes; man faßt ihn in Gold und Silber und in kupferne Kästchen, trägt ihn bei sich oder auf dem Körper als Zaubermittel gegen Krankheit und böse Geister. Verkäft ein armer Hindu sein Haus, um ein schweres Geschäft zu betreiben, so redet er ein wenig solchen Staubes an seine Stirn, und bleibt es da haften, bis er den Platz erreicht, wo das Geschäft geordnet werden muß, so glaubt er des Erfolges gewiß zu seyn. Zu mehreren Bewels dieses Aberglaubens haben wir gehört, man pflege sechs Tage nach der Geburt eines Kindes etwas Staub von den Füßen der Brahminengattin auf Stirn, Brust und andere Theile des kleinen Körpers zu reiben, als Schutzmittel gegen Krankheit. Der Subra ist überdies geneigt, zu glauben, er werde, wenn er unausgesetzt von den Pfianzhäutchen ißt, die vom Mahle eines Brahminen zurückbleiben, nach seinem Tode nicht wieder als Subra, sondern unfehlbar als Brahmine geboren."

Der Priester Ansehen ist von der allgemeinen Unwissenheit des Volks abhängig, daher liegt es in ihrem Interesse, die Landessprache zu vernachlässigen. Vor zwanzig Jahren würde ein Pandit, der die bengalische Sprache korrekt geschrieben hätte, mit Verachtung behandelt worden seyn. Ja, die Geringschätzung der Gelehrten für ihre Muttersprache war so groß, daß, während sie externe Sprachen mit größter Emsigkeit studirten, sie sich mitunter rühmten, die Landessprache unrichtig zu schreiben. Sie selbst verbesserten sie dem Volke und hinderten ihre Ausbildung. Als Kritiker vor sechzig Jahren den „Ramapana" ins Bengalische übersetzte, wurde dieses Buch, wie man sagt, von der gelehrten Gesellschaft am Hofe des Radschah Krischna Chundra Raya durch folgendes, aus dem Sanskrit übersetztes Reskript angekündigt:

„Da dieses nicht das Werk eines Pandit ist, so laßt es nicht lesen."

Solche Grundsätze waren höchst verderblich für jedes Streben, die bengalische Sprache zu vervollkommnen, die in Nächicht auf philologische Strenge und Schönheit, ja, sogar Orthographie, ganz von ihrem Ursprung abgewichen ist.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Raleigh. Jenny Lind hat bekanntlich eine Reise nach den Vereinigten Staaten angetreten, um jenseits des Atlantischen Meeres ihre Roten in Dollars umzusetzen, die seit Entdeckung des westlichen Eldorados dort in Fülle und Fülle zu finden sind. Ehe sie sich in Liverpool einschiffte, gab sie in dieser Hafenstadt einige Konzerte, und die englischen Blätter sind voll von Berichten über die mehr als königlichen Ehrenbezeugungen, die ihr hier zu Theil wurden. Unter den Anekdoten, die bei dieser Gelegenheit erzählt werden, ist namentlich eine, welche an die bekannte Geschichte von Sir Walter Raleigh und die Königin Elisabeth erinnert. Ein junger Mensch hatte es sich in den Kopf gesetzt, um jeden Preis die Hand der „schwedischen Nachtigall" zu berühren, und als sie eben von dem Konzertsaale wegfuhr, drängte er sich durch den Volkshaufen, sprang auf den Wagentritt und drückte seine Lippen auf die Hand der schönen Sängerin. Seine Kühnheit blieb jedoch nicht unbestraft; durch die schnelle Bewegung des Wagens wurde er niedergeworfen, und obgleich er keinen körperlichen Schaden litt, wurden doch seine Kleider mit Schmutz und Staub bedeckt. Seitdem hat der jugendliche Enthusiast sich hartnäckig geweigert, diese Kleider dürften zu lassen, indem er erklärt, daß er sie stets als ein Andenken an den glücklichen Erfolg seines Abenteuers aufbewahren werde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung, (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. A, und bei Geop. Lassar, Behrenstraße Nr. 32.), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 105. Berlin, Sonnabend den 31. August 1850.

Frankreich.

Die Flucht des Königs Ludwig Philipp und Herr v. Lamartine.

Gegen die auch in unserem Magazin (Nr. 83 u. f.) mitgetheilte Darstellung, welche der Herausgeber der Quarterly-Review, Herr Croker, von der Flucht Ludwig Philipp's aus Paris und von seiner Abreise aus Frankreich nach dessen eigenen Mittheilungen geliefert hatte, reklamirte Herr v. Lamartine in seinem „Conseiller du Peuple“ durch einen Artikel, welcher die Ueberschrift trug: „Widerlegung einiger Verleumdungen gegen die Republik“, der aber nichts weiter, als eine oratio pro domo, eine Huldigung seiner eigenen Persönlichkeit ist, gleich seiner „Geschichte der Februar-Revolution“. Herr Croker hat nicht gesäumt, auch auf diesen Artikel zu antworten, und wie jene Darstellung, als deren Mitarbeiter der König Ludwig Philipp selbst angesehen wird, so ist auch diese Antwort des Herrn Croker in Frankreich mit großer Begierde gelesen worden. Der Herausgeber der Revue Britannique hat von der Uebersetzung dieser Aufsätze besondere Abdrücke veranstalten lassen, und diese wurden in zahlreichen Exemplaren verkauft. In der Thronrede des Publikums für Alles, was die letzten Tage der Familie Orleans in Frankreich betrifft, spricht sich unverkennbar seine Anhänglichkeit an den verbannten Fürsten aus, und selbst in der Vertheidigung des Herrn v. Lamartine — auf welche man mit Recht das Sprüchwort: „Qui s'excuse s'accuse“ anwendet — eine Vertheidigung, die zunächst gegen die Anschuldigung gerichtet ist, daß die provisorische Regierung der Flucht des Königs und seiner Familie Hindernisse entgegengesetzt und die Unglücklichen auch noch durch Verfolgungen gequält habe, liegt indirekt das Anerkenntniß, daß die vertriebene Dynastie der Theilnahme des Landes würdig sey.

Herr Croker, der bereits in seinem ersten Artikel dem Herrn v. Lamartine unbarmherzige Wahrheiten gesagt, indem er nachwies, daß dessen „Geschichte der Februar-Revolution“ ein Werk voller Entstellungen und voll geschraubter Eitelkeit sey, stellt in seinen zweiten Artikel den berühmten Dichter geradezu als Lügner hin. Herr v. Lamartine beruft sich auf das Zeugniß des Herrn v. Montalivet, um darzuthun, daß er in den Zehrvartagen Anordnungen zur Erleichterung der Flucht der königlichen Familie getroffen; aber Herr v. Montalivet selbst scheint dem Herrn Croker neue Data geliefert zu haben, durch welche die Behauptungen des Herrn v. Lamartine vollends entkräftet werden.

Wir wollen den Herausgeber der Quarterly-Review selbst sprechen lassen:

„Herr v. Lamartine erzählt uns: „„In der ersten regelmäßigen und innern Sitzung der provisorischen Regierung““ — aber hier schon müssen wir ihn unterbrechen, und zwar mit der Bemerkung, daß das Datum dieser Sitzung nicht angegeben ist, und daß eben so in seiner Geschichte, wie in seiner Entgegnung, Herr Lamartine kaum irgend einmal sich herbeiläßt, uns ein bestimmtes Datum anzugeben, und brauchen wir unsere Leser wohl erst zu erinnern, daß in historischen Darstellungen die Data der Präzision der Wahrheit sind. Die erste regelmäßige und innere Sitzung der provisorischen Regierung ist hier was ein eben so unbestimmtes Datum, wie Calendas graecas, obwohl sich Herr Lamartine für diese erste innere Berathung auf sunfzig Zeugen beruft. Indessen, wann auch immer diese erste regelmäßige und innere Sitzung gewesen seyn mag (sie fand, wie wir von anderer Seite erfahren, am 26. Februar statt), Herr Lamartine schlug, wie sunfzig Personen bezeugen können, unter einmüthiger Zustimmung des Conseils vor: „daß die Flucht des Königs frei seyn möge, daß man sogar seiner Entfernung vom französischen Boden Beistand und Würde verleihe, daß man seine Person gegen jede Gewalt und jede Beleidigung und sein persönliches Vermögen vor aller Confiscation schütze, und daß, wenn er entdeckt werden sollte, man ihn mit dem Anstande eines Volkes, das sich selbst in dem Manne achtet, der sein Oberhaupt war, escortiren und sich einschiffen lasse.““ (Pag. 153 des Conseiller du Peuple.)

„Wir bitten unsere Leser, die Worte dieses Antrages, den Herr Lamartine jetzt, nach Verlauf von zwei Jahren, als Zeugniß seiner Rücksichten und seiner Defferenz für den König anführt, näher zu betrachten. Darf man sich nun wohl wundern, daß die obengedachten sunfzig volksthümlichen Assessoren des revolutionairen Kabinets ihre herzliche Zustimmung zu dieser achtungsvollen Behandlung des Königs gaben, „„wenn sie ihn entdecken sollten.““

„„In Folge dieses Beschlusses wurde vom Finanzminister eine Summe von 300,000 Fr. angewiesen und zur Verfügung von Lamartine gestellt. An demselben Abend wählte Letzterer vier Kommissarien, um den König zu eskortiren, ließ seinen Reisewagen fertig machen, um bei der ersten Nachricht abreisen zu können, redigirte und unterzeichnete die Instructionen der vier Kommissarien, denen zugleich die nöthige Summe von 50,000 Fr. übergeben werden sollte.

„„Nachdem dies geschehen und die Nacht herangekommen war (so fährt Herr Lamartine in seiner „Geschichte“ fort), begab ich mich, eingehüllt in meinen Mantel, um nicht erkannt zu werden, zu Fuß und allein, zu Herrn v. Montalivet, dem Freunde und Vertrauten des Königs.““ — In seiner Widerlegung sagt Herr Lamartine, daß er nicht allein, sondern „„von Herrn v. Champeaux begleitet““ war, einem der ernannten vier Kommissarien. Diese Abweichung in den beiden Erzählungen — dort allein und hier begleitet von einem der Kommissarien — eine Abweichung, die wichtig genug ist, um die Wahrhaftigkeit gleichviel welcher Zeugen in einem zweifelhaften Lichte erscheinen zu lassen, gewinnt, wie wir sehen werden, im weiteren Verfolge eine noch größere Bedeutung. „„Ich wußte““, sagt Herr Lamartine in seiner Widerlegung, „„daß der König von Versailles und von Dreux an Herrn v. Montalivet geschrieben hatte.““ Das wußte aber Herr Lamartine nicht; denn der König war gar nicht in Versailles gewesen, und er scheint selbst nicht von Trianon, das allerdings sehr nahe bei Versailles ist, weil der erhabene Wiederhersteller jener Residenz es nicht wagte, sich dort länger als eine Stunde aufzuhalten. Es kann dies als eine unbedeutende Kleinigkeit erscheinen; wenn es sich jedoch um die Ermittelung streitiger Punkte handelt, werden dergleichen Varianten von Bedeutung, und bei jedem Schritte, den wir thun, entdecken wir eine neue Ungenauigkeit des Herrn Lamartine.

„Lassen wir ihn indessen fortfahren:

„„Ich zweifelte nicht, daß der gedachte Minister (Montalivet) genauere Nachrichten über die Absichten des Königs habe und daß er dessen Aufenthaltsort kenne. Ich machte ihm Mittheilungen von den Entschlüssen der provisorischen Regierung und von meinen eigenen. Ich eröffnete ihm, welche Maßregeln ich getroffen, um die königliche Familie geleiten zu lassen und sie nöthigenfalls gegen jedes Hinderniß und jede Beleidigung zu schützen. Ich beschwor ihn, mir mit vollem Vertrauen entgegenzukommen und mir den Aufenthaltsort Ludwig Philipp's zu entdecken. (Pag. 155 des Conseiller du Peuple.)

„„Herr von Montalivet versicherte, daß er bis jetzt über die weitere Reise des Königs ohne alle Nachricht sey und er daher auch dessen gegenwärtigen Aufenthalt nicht kenne. Er versprach, Herrn von Lamartine zu benachrichtigen, sobald er Näheres erfahren würde. . . . . Sechs Tage vergingen, ohne daß irgend eine Benachrichtigung kam. Herr v. Lamartine sah sich dadurch veranlaßt, der Frau v. Montalivet vorzustellen, daß sich der König einer großen Gefahr aussetze, wenn er seinen Aufenthaltsort nicht anzeige, daß das Volk um die Nationalsicherheit besorgt werden könne, wenn es eine Person, bei welcher es feindselige Absichten gegen die Revolution voraussetzen dürfe, noch länger auf französischem Boden wisse. Er bat sie daher dringend, ihm auf die Spur zu helfen, damit er die Kommissarien — sichere und kluge Männer — ohne abreisen lassen, welche beauftragt seyen, für Alles auf das beste zu sorgen. Frau v. Montalivet bethenerte jedoch, daß sie Nichts wisse, und daß sie selbst darüber in Angst sey.

„„Ich sagte mir, daß der König vielleicht fürchte, der revolutionairen Regierung etwas zu verdanken, daß er es vielmehr vorziehe, sich in allen Stücken lediglich seinen Freunden und der göttlichen Vorsehung anzuvertrauen. Es erschien mir dies vollkommen einleuchtend. Ich glaubte sogar zu durchschauen, daß Herr v. Montalivet selbst Ordre habe, denjenigen Nichts zu entdecken, die der König ohne Zweifel als seine Feinde betrachtete. Ich wußte diese Empfindlichkeit der Würde und des Unglücks zu respektiren. Ich drang nicht weiter in Jene und beugte über weiteren Nachforschung vor. Zwei Tage später erhielt ich genauere Nachrichten über die Flucht des Königs. Wie und wo die königliche Familie in Sicherheit war, konnte mich wenig kümmern, wenn ich nur wußte, daß sie auf französischem Boden keiner Verfolgung, keiner Gefangenschaft und keiner Beleidigung mehr ausgesetzt war. Ich ließ den Schatze die 50,000 Fr. wieder zustellen, mein Wagen wurde abgespadt, und ich dankte den Kommissarien für die Hingebung, die sie unnöthigerweise, aber ehrenvoller angeboten hatten. Dies sind die authentischen Details meiner persönlichen Verfahrens, so wie derjenigen der provisorischen Regierung, hinsichtlich der Abreise des Königs. Wen wird nun der übereifrige Journalist überreden wollen, nach dem, was man gesehen hat, daß, wenn die Regierung die Absicht gehabt hätte, (I.) die Wege abzuhalten, (II.) die Küsten zu verschließen, (III.) die Einschiffungen zu überwachen, (IV.) ihre Agenten in Bewegung zu setzen und (V.) die Bevölkerung im Umkreise des wahrscheinlichen Verstecks des Königs aufzuregen, sie im Verlaufe von acht Tagen nicht im Stande gewesen wäre, der Abreise

der königlichen Familie Hindernisse in den Weg zu legen?“*) (Pag. 151 des Conseiller du Peuple.)

„Hierauf erwiedern wir abermals, daß wir nicht einen Augenblick gezweifelt oder befürchtet haben, daß Lamartine und die Mehrheit der provisorischen Regierung von Grund der Seele wünschten, der König möge nicht gefangen werden; aber mit Bezug auf die oben von ihm gegebenen Erklärungen stellt sich leider die Sache so heraus, daß jedes der erwähnten Hindernisse, die Herr Lamartine als problematisch aufführt, in der That eingetreten ist, wie wir folgleich nachweisen werden, indem wir sie der Reihefolge nach wiederholen, zu welchem Zwecke wir sie auch obenstehend mit römischen Zahlen bezeichnet haben:

„I. Wege und Eisenbahnen waren abgesperrt. Herr v. Lamartine selbst spricht in seinem Buche, und zwar mit einiger Uebertreibung, von den Schwierigkeiten, die der König und die Herzogin v. Montpensier hatten, sich eine Straße quer über Felder (à travers champs) und auf Nebenwegen zu bahnen,*) der König wäre in Paey und in St. Andrée, eben so wie der Herzog v. Nemours an der Barrière von Paris, ganz gewiß arretirt worden, wenn man ihn erkannt hätte, und der Letztere ist dem nur durch seine Verkleidung entgangen.

„II. Ein Befehl war gegeben worden, die Küsten zu verschließen, und dies hinderte den König, über Trouville zu entkommen.

„III. Die Uebermachung der Einschiffungen war so streng, daß der König Honfleur zu passiren und aus Havre zu entkommen nur mit Hülfe einer Verkleidung und eines so trefflich entworfenen und so rasch ausgeführten Planes im Stande war, daß selbst Herr Lamartine ihn zu dem Augenblicke, wo er unseren Artikel gelesen, nicht wußte, wann und wie eigentlich die Flucht ausgeführt worden.

„IV. Lamartine oder sein Kollege, Herr Ledeu-Rollin, hatte einen Cerberus, der das Haus von Hallot in Teouville durchschnüffelte, einen anderen, der den Pavillon von La Grace durchwühlte, und einen dritten, der den Quai von Havre durchstöberte, — alle Drei glücklicherweise zu spät.

„V. Das Benehmen des Pöbels in Abbéville, in Eu, in Paey, in Evreux und in Rouen beweist, daß dieser — mochte er nun klüglich oder durch sich selbst aufgeregt worden seyn — vollkommen darauf vorbereitet war, die Abreise der königlichen Familie zu verhindern und selbst die Sicherheit derselben auf gefährliche Weise bloßzustellen.

„Alles dies liegt jedoch — obwohl wir nicht umhin gekonnt, auf diesen sich widersprechenden und trügerischen Theil der Vertheidigung des Herrn Lamartine hinzuweisen — etwas seitabwärts von unserem eigentlichen Ziele; wir kommen nun darauf zurück.

„Wir wiederholen, daß, wenn Herr Lamartine in dem Bericht über seine Mittheilungen an Herrn v. Montalivet die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt hätte, wir zugeben, daß dies bewiesen würde, er habe sich Mühe gegeben, eine sehr natürliche Mühe (obwohl ein wenig verspätet und durch ihr Resultat gänzlich unnütz), für die Sicherheit des Königs zu sorgen. Unser Tadel wäre demnach unbegründet. Aber die Erzählung des Herrn Lamartine hat, wie wir leider erklären müssen, nicht diesen Charakter. Es ist eben nichts weiter, als eine geschickte Mischung von unmöglich zu verschweigen gewesenen Wahrheiten mit allen den Variationen, Unterstellungen oder Verschönerungen, die er für nöthig hält, um sein Unrecht zu bemänteln oder um seiner Eitelkeit genug zu thun.

„Zunächst bezog sich der Bericht des Herrn Lamartine bei Herrn v. Montalivet auf die Reise des Königs allein. Wir aber hatten in unserem Artikel gesagt: Die königliche Familie bestand aus ungefähr zwanzig Personen, welche wörtlich nach allen vier Weltgegenden, nach Norden, Osten, Süden und Westen, in fünf oder sechs verschiedenen Gruppen entfliehen, und nicht Eine derselben hat auch nur eine Spur von dem Wege, den Herrn Lamartine zugedachten Schutze wahrgenommen. Was wir hier sagten, um auf die Behauptung des Herrn Lamartine zu antworten, der in seiner „Geschichte“ sich rühmt, die Abreise der ganzen königlichen Familie beschützt und erleichtert zu haben, ist sicher nicht dadurch widerlegt, daß und Herr Lamartine jetzt seine den König allein betreffende Unterredung mit Herrn v. Montalivet entgegenhält.

„Quid te exempta juvat spinis de pluribus una?“**)

„Aber glücklicherweise giebt es einen Umstand, den Herr Lamartine nicht blos sorgfältig verschweigt, sondern der auch — und zwar schönen wie dabei aus einer Quelle, die durchaus unträglich ist — seinen Berichte erst den wahren Charakter verleiht und die ganze Angelegenheit in ein neues Licht stellt. Es ist vollkommen wahr, daß Herr Lamartine, hingerissen wahrscheinlich unter Anderem durch seine Humanität und durch seine Achtung für den König Ludwig Philipp, den Herrn v. Monialivet die Entschließung der provisorischen Regierung hinsichtlich der Reise dieses Monarchen mittheilte. Aber er forderte Herrn v. Montalivet keineswegs auf, sich bei den Mitteln zur Begünstigung dieser Reise irgendwie selbst zu betheiligen. Alles, was er von ihm verlangte, war, ihm mitzutheilen, wo der König sich befinde, und Alles, was er dann sagte, war, daß auf diese Mittheilung vier Kommissarien Instructionen erhalten würden, um den König bis an die Gränze zu begleiten. Beim ersten Anblick erschien der Vorschlag dem Herrn v. Montalivet weder sehr zartsinnig, noch sehr animirend. Es hatte dies für ihn das Ansehen, als wünsche Herr Lamartine, daß der König, als Preis für den ihm gewährten Schutz, an vier Kommissarien ausgeliefert werden solle. Als er aber gar die Namen dieser vier Kommissarien hörte, war er nicht wenig erstaunt. Herr Lamartine behauptet, die Personen, welche er für diese heikle Mission erwählte, seyen die Herren Oscar Lafayette und Ferdinand v. Lasteyrie — Namen, die, wie er sagt, angenehm dem Volke waren — und zwei seiner besonderen Freunde, Perr v. Champeaux, ehemaliger Offizier der königlichen Garde, und Herr d'Argaud, Attaché beim auswärtigen Departement, gewesen. Wir bemerken zunächst, daß Herr Lamartine in seiner „Geschichte der Revolution“ den Herrn Ferdinand v. Lasteyrie, nicht erwähnt, so daß es dort den Anschein hat, als wären nur drei Kommissarien ernannt gewesen; in seiner „Widerlegung“ nennt er jedoch deren vier. Unsere Leser werden sogleich sehen, weshalb wir auf diese anscheinenden Kleinigkeiten und Gedächtnißfehler ein solches Gewicht legen. Wir kennen die persönlichen Eigenschaften der vier genannten Männer nicht so austreichend, um sagen zu können, ob sie in ihrem Charakter und in ihrer Stellung eine Bürgschaft dafür darboten, daß sie die ihnen übertragene Mission in würdiger und achtungswerther Weise ausführen würden. Wir haben nicht einmal nöthig, darüber Untersuchungen anzustellen, denn — merkwürdig genug! — diese vier Namen waren nicht diejenigen, welche Herrn v. Montalivet genannt wurden. Nachdem Herr Lamartine die Herren v. Lafayette und v. Lasteyrie genannt hatte, fügte er nicht die achtungswerthen Namen des Herrn v. Champeaux, ehemaligen Garde-Offiziers, und des Herrn d'Argaud, Attaches beim auswärtigen Departement, hinzu, sondern er nannte den

Bürger Floron und Albert, Arbeiter!

„Welche Verirrung des Kopfes oder welche Apathie des Herzens war es, unter deren Einfluß Herr Lamartine sich befand, als er solche Menschen zu einer solchen Mission vorschlug? Wir gestehen, daß es uns unbegreiflich ist. Aber wie kömmt es, daß er, ein Edelmann und ein Mann von Ehre, nicht blos seine Namen vergessen, sondern ihnen auch so oft und so bestimmt die beiden anderen Namen substituirt hat, welche Männern von so ganz anderem Charakter angehören? Diese Frage kann nur Herr Lamartine selbst beantworten, und die er Gelegenheit gehabt haben wird, es zu thun, wollen wir diese Handlung noch nicht so bezeichnen, wie sie es verdient. Alles, was wir jetzt sagen, beschränkt sich darauf, daß über die Thatsache kein Zweifel herrschen kann. Die Namen waren zu erkennlich, zu kennenswerth, als daß Herr v. Montalivet in dem Augenblick, wo er sie hörte, sich darüber täuschen, oder als daß er sie jemals hätte vergessen können. Herr v. Montalivet sah in seiner Unterredung und seinem Unwillen, wie dies auch gar nicht anders möglich war, in einem solchen Vorschlage nur von zwei Dingen eines: eine Schlinge oder eine Kränkung, und zu der einen wie zu der anderen hatte er natürlich keine Lust, sich herzugeben. Er erwiederte daher, was übrigens an jenem Tage wörtlich sich so verhielt, daß er nicht wisse, wo sich der König jetzt befinde. Um jedoch für die erlauchten Flüchtlinge Zeit zu gewinnen und um wo möglich zu verhindern, daß man sie thätiger verfolge, ließ er Herrn v. Lamartine durchblicken, daß er ihm mittheilen würde, was er in der Folge erfahre. Herr v. Montalivet schämte sich, des Vermittler eines solchen Vorschlages zu werden; er hielt sich nicht für verpflichtet, ja, er hielt es sogar nicht für angemessen, diese seltsame Mittheilung weiter zu befördern, und erst nachdem sie in England angekommen waren, erfuhren der König und die Königin, daß die Großmuth und das Zartgefühl des Herrn Lamartine sie der sicheren Uebermachung der Herren Floron und Albert hatten auslliefern wollen.

„Alles, was wir bisher fast unglaublichen Geschichte noch hinzuzufügen haben, ist, daß Herr v. Montalivet bis an das Ende mit Klugheit und mit richtiger Würdigung dessen zu Werke ging, was er ebensowohl der Würde, als der Sicherheit seiner erlauchten Freunde schuldig war, welche seine stillschweigende Zurückerstattung der verletzenden, wo nicht feindlichen Zumuthung des Herrn Lamartine vollkommen billigten.“

Süd-Amerika.

Die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Chile.

(Fortsetzung.)

Die Absicht der hiesigen Regierung, die deutschen Einwanderer zu romanisiren. — Die Anklage soll durch die folgenden Stellen in den Anwerbebewilligungen des Herrn Philippi für eine deutsche Niederlassung in Süd-Chile auf Kosten (?) des chilenischen Staates (sehr falsch) begründet werden: „alle Ansiedler müssen römisch-katholisch seyn — die Schullehrer, welche die Kinder (auf Kosten der Regierung) unterrichten, müssen diese das Lesen und Sprechen der spanischen Sprache lehren — die Einwanderer müssen erklären, Chilener zu werden, und auf ihr früheres Vaterland verzichten.“ — Es gehört sehr viel Impudenz dazu, um einer Regierung die Zerstörung stellen zu können, sie solle, wenn sie aus eigenen Mitteln Unternehmen beginnt, solche in einem anderen Sinne, als dem ihrer Meinung nach dem Staate günstigsten, leiten. Irrt sie sich, und die chilenische irrt sehr stark, so muß man ihr das nachweisen. Mögen in dem vorliegenden Falle die von dieser zu verwendenden Gedanken auch sehr unbedeutend seyn, so ändert das an der Sache nichts. Gefällt das Anerbieten nicht, so wird Niemand auf dasselbe

*) Herr Lamartine kömmt darauf so oft zurück, daß er den König sogar auch zwischen Honfleur und Havre quer über Felder hin- und herfliehen läßt, wer Lamartine zweimal der Einzige zu seyn, der nicht weiß, daß zwischen diesen beiden Orten nur ein breiter Mündungsarm sich befindet. Wir wählen die eigenen Worte des berühmten Sachkundigen citiren, mit welchen er über dieses Wunder berichtet: „Zwei ganze Tage waren ein contrairer Wind und eine stürmische See gegen den Abgang dieser Fahrzeuge. Der König, der die Stunden zählte, ist außer sich vor Ungeduld und Unruhe; mehreremal eilt er hin und her, quer über Felder (à travers champs) und durch die Stürme der Nacht, von seinem Verdeck (fonteur) nach den Höhen von Havre und von Havre nach seinem Verdeck.“ (Histoire de la révolution, t. I. p. 84.)

**) Was nützt Dir der eine von den vielen Stichen, der Dich oufmodernisirte nicht getroffen?

eingehen, und gefällt es auch nicht, und wir werden später darauf zurückkommen. Auf selbstständige, von Deutschen errichtete Ansiedlungen haben diese Bestimmungen keinen Bezug, und deshalb können sie nur als Verdachtsgründe und in Verbindung mit anderen Maßregeln-gegen als sehr dringende Verdachtsgründe, nicht aber als Beweismittel dafür gelten, daß die Chilenische Regierung die Absicht habe, die deutschen Einwanderer in Süd-Chile zu verwälschen. Wer zu viel beweisen will, beweist nichts.

Die katholische Glaubenswuth der Chilenen. — Die Chilenen und halbgetilgten Indianer nennen die Protestanten Mohren (Langläubige). Was ist ein Name? Mit welchen Namen belegen sich die Selten in Europa und Nord-Amerika unter einander: aber von da bis zum Norden und Plündern ist es noch weit, und darum klingt es drollig, wenn unser Gesperrseher sich um einen Angriff der von den Pfaffen und Jesuiten aufgehetzten, auf 1200 deutschen Geviertmeilen zerstreuten 7000 Chilenen und vielleicht eben so starken, halbgetilgten Indianer auf die Niederlassungen der Deutschen abängstigt. Möglich wäre ein solcher Angriff freilich: aber sehr viel, was möglich ist, ist darum nicht wahrscheinlich, und wer sich in seinem Handeln von allen den Möglichkeiten bestimmen lassen will, die aus demselben hervorgehen können, der muß untergehen, weil er vor Angst zu keinem Handeln kömmt. Der Kluge und Thatkräftige läßt sich nur durch das Unvermeidliche abhalten und vergeudet da nicht nutzlos seine Kräfte, wo die Anstrengungen für die Ueberwindung von Hindernissen im Mißverhältniß zu dem daraus hervorgehenden Lohne stehen. Amerika ist nicht der Boden, wo die Pfaffenherrschaft eine Rolle spielen kann, wie in Europa. In seinen jungen Freistaaten muß nicht, wie unter den alternden Völkern Europa's, eine Autorität sich an die andere klammern, um nicht vor Schwäche zusammenzubrechen. Amerika hat das Beispiel Europa's vor sich und die Erinnerung an die alte spanische Gleichstockhaftung: dazu kömmt der protestantische Einfluß Englands und der nord-amerikanischen Freistaaten. Bei der schwachen Bevölkerung in allen romanisch-amerikanischen Staaten ist eine protestantisch-deutsche Ansiedlung von ein paar tausend Seelen, wenn sie will, hinreichend stark, um sich die von den romanisch-amerikanischen Verfassungen verbürgte Religionsfreiheit zu sichern. Thatsache ist, daß die Religionsfreiheit außerordentliche Fortschritte in den romanisch-amerikanischen Staaten seit deren Lostrennung von Spanien und Portugal gemacht hat, daß die Protestanten in keinem derselben Beleidigungen ausgesetzt sind, wenn sie nicht muthwilliger- oder unklugerweise die Vorurtheile oder Gebräuche der Eingeborenen verletzen. Selbst in Brasilien, wo viele Protestanten als Brasilianer leben, und wo die Autoritäten der (katholischen) Monarchie und des (katholischen) Priesterthums, wie die Schwestern in Europa, das Bedürfniß haben, sich gegenseitig zu halten, ist nie von Religionsverfolgungen oder ernstlichen Beschränkungen die Rede gewesen. Die Bekehrungsanstrengungen einzelner Pfaffen und Jesuiten fallen nicht ins Gewicht, stellt doch die katholische Kirche mitten in protestantischen Ländern Petri Fischnetz aus. Zu dieser Thatsache des stetigen Fortschreitens religiöser Freiheit kömmt noch die, daß von allen diesen Staaten gerade in Chile, und zwar in diesen bekanntesten Staat Valparaiso, der protestantische Gottesdienst die größte Ausdehnung unter den würdigsten Formen gewonnen hat. — So viel ist sicher, die Protestanten in Süd-Amerika haben weit mehr Freiheit, ihren Gottesdienst auszuüben, als die Deutsch-Katholiken in Deutschland; sene werden nicht, wie diese, durch Knutsdiener-Aufsicht in ihrem Gottesdienst gestört und in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, obwohl in Deutschland die Freiheit und in ganz Süd-Amerika nur die Duldung gesetzlich ist.

Die Erdrückung des chilenischen Handels durch den nordamerikanischen in Folge der Aufschwungs von Kalifornien. Das war der Gegner Chile's in diesem Punkte vorbringt, ist so bodenlos, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, darauf näher einzugehen, wenn es nicht durch die Zeitschrift, vermittelst der es veröffentlicht worden, bei minder mit den Verhältnissen Vertrauten leicht irrige Vorstellungen erwecken könnte, und wenn der Gegenstand überhaupt nicht zu denjenigen gehörte, welche von der Theilnahme des gebildeten Publikums in höherem Augenblick besonders hervorgerufen sind. In einer solchen Beziehung aber ist es nothwendig, daß wir den zu Widersetzenden selbst reden lassen.

„Was den Handel Chile's betrifft, namentlich den von Valparaiso, der bei wichtigste seiner an der Westküste von Amerika war, so wird in einem sehr kurzen Zeitraum auch dieser, wenn die Verbindungsstraßen zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean durch Mexiko und Mittel-Amerika hergerichtet seyn werden, sich vollständig nach San Francisco, nach Panama und anderen Plätzen an der Westküste gezogen haben. Was wird aus Valparaiso, aus Chile werden, wenn die Schiffe nicht mehr um das Kap Horn fahren! Die Vereinigten Staaten werden schon nach Vollendung der Eisenbahn über den Isthmus von Panama den Handel an der ganzen Westküste ausbeuten. Man wird dort amerikanischer Preß so billig einführen, für einen Preis, um den die Chilenen nicht einmal die Fässer anzufertigen im Stande seyn werden (!!!). Kalifornien ist rasch der Entwickelung entgegengetreten — damit beginnt eine neue Aera des Handels, der Schifffahrt, von der Chile mehr oder weniger ausgeschlossen seyn wird wegen seiner Lage. Die nördliche Küste am Stillen Meere wird den Handel, wird das Fabrikwesen besitzen, und nicht Chile.

„Chile wird nur ein Ackerbau und Bergbau treibender Staat bleiben, doch selbst die Ausfuhr mit landwirthschaftlichen Produkten dürfte den Chilenen, den Amerikanern gegenüber, schwer werden. Wohin sollen sie ihre Erzeugnisse bringen? Nach Rio-Janeiro, Buenos-Ayres, da sind die Dankees schon mit Weizen, der ihnen 51 Cts. pro Bushel, und mit Mais, der nur 12—20 Cts. kostet. Und dann die Mühlen der Amerikaner. Wie wird es mit Fleisch seyn? Sind die angeführten Märkte von Cincinnati und Neu-Orleans nicht näher und billiger?! Glaubt man, durch eine Verbindung mit Chile einen neuen Handel und Absatzort zu eröffnen? — Wie können die deutschen Waaren gerade in Chile mit denen Englands und Nord-Amerika's konkurriren! Chile müßte tropische Produkte zum Austausch haben.“*)

Wie Vielen ist nach einer einfachen Durchlesung der angeführten Zeilen nicht schon ihres Verfassers Unkunde von der Erd- und Handelskunde in die Augen gesprungen! Ueber den Handelsaustausch zwischen Deutschland und Chile haben wir uns bereits ausgesprochen, wir können hier also von diesem Gegenstand absehen. Unser Verfasser scheint zu glauben, daß Valparaiso seine große Wichtigkeit nur als Erfrischungshafen und Stapelort erworben habe. Wo die Voraussetzungen falsch sind, können die Folgerungen nicht richtig seyn. Valparaiso, der Erfrischungshafen für die Wallfischfänger, ist im fortschreitenden Wachsthum begriffen gewesen, obwohl der Wallfischfang und der Robbenschlag an Chile's Küsten nicht mehr so ergiebig sind, wie in früheren Jahren; es wird ferner wachsen, wenn ihm auch ein großer Theil seines Zwischenhandels verloren gehen sollte, denn es verdankt seine Wichtigkeit und seinen Reichthum hauptsächlich dem Umstande, daß es der Hauptstapelplatz des chilenischen Ausfuhr- und Einfuhrhandels ist. Die wohlhabende Bevölkerung des Landes verbraucht viel von den Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes und bezahlt mit werthvollen Erzeugnissen des Ackerbaus, der Viehzucht und des Bergbaus. Valparaiso's Lage auf der Erde ist von der Art, daß es, worauf wir schon früher zurückkommen, sich neue Quellen eröffnen kann, sollten ihm einige der älteren versiegt werden. Sein Zwischenhandel in Peru ist allerdings bedeutend; derselbe würde aber unbedingt mehr durch die Befestigung der Herrschaft der Gesetze und eines ordentlichen bürgerlichen Zustandes in Peru dereinträglich werden, als durch die Durchschneidung der Erdenge von Amerika. — Doch es ist Thatsache, daß Chile die Mittel besitzt, solche Ausfälle durch den Reichthum seiner Hülfsquellen und durch die Vortheile seiner Lage mehrfach zu ersetzen. Es hat ohne den Markt von Kalifornien bis jetzt seinen Handel und seinen Reichthum viele Jahre lang vermehrt, es braucht ihn auch ferner nicht nothwendig zu seinem Gedeihen, obwohl er ihm jedenfalls zuzukommen muß. Mit einer steigenden Bevölkerung und einer weiteren Entwickelung wird Valparaiso noch mehr emporblühen, trotz aller Verbindungsstraßen zwischen den Stillen und dem Atlantischen Meere. Eine steigende Bevölkerung im Süden muß aber Bolivia zu einem ebenfalls reichen und wichtigen Hafen machen und Chile bereichern, ohne Valparaiso zu beeinträchtigen. (Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Der große Jahrmarkt in Ulbschein.

Aus der Delhi Gazette.

In der Morgenstunde des 25. Mais postirte ich mich auf einem Balkon, der den Theil des Sprankufses überblickt, wo die religiösen Feierlichkeiten dieses merkwürdigen Jahrmarktes stattfinden. Die Scene, die sich mir hier darbot, würde zu ihrer Beschreibung die graphische Feder eines Dickens' erfordern. Ein breiter, wohlgepflasterter Weg zieht sich den Fluß entlang, von welchem zahlreiche steinerne Stufen nach dem Bette des Stromes hinabführen. Daneben sind eine Menge kleiner hindustischer Pagoden angebracht, die zum Theil nur eben aus dem Wasser hervorragen, während auf dem hohen Ufer sich mehrere Tempel und andere religiöse Gebäude mit ihren Domen, Thürmen und Kolonnaden zeigen, welche, hier und da von grünem Laubwerk unterbrochen, ein Panorama bilden, das an pittoreskem Reiz in ganz Indien seinesgleichen sucht. Heute war nun die ganze Lunchfault weit und breit, von oben bis unten, mit menschlichen Köpfen angefüllt. Ihre Zahl genau anzugeben, wäre unmöglich, gewiß ist es aber, daß sie nicht viel unter fünf Millionen(*) betrug. So weit das Auge blicken konnte, war ein buntfabligthen Sinne ein Meer von Köpfen sichtbar, welche durch die mannigfaltigen Farben, mit denen sie geschmückt waren, noch auffallender erschienen.

Unterdessen hatte die kleine Truppen-Abtheilung unter dem Kommando des Captains Macpherson die ihr angewiesenen Posten besetzt, und die große Turmaschine sollte jetzt beginnen. Augenblicklich flog der Ocean von Köpfen an, sich zu bewegen, er wogte auf und ab, und die Prozession zog an vorüber. Vorher sie kam und wie sich der zerstumpfte Pöbelhaufe plötzlich in den imposantesten Zug verwandelte, den wir jetzt wahrnahmen, ist mir noch ein Geheimniß: er bestand aus einer wohlgeordneten Schaar schön ausgeputzter Elephanten und Kamele, die durch betäubenden Hörnerklang und donnerndes Musketenfeuer angekündigt wurden und denen eine lange Reihe von glänzenden Standarten, durch etwa viertausend flammige, wild aufgehende, mit Zinken und Säbeln bewaffnete Gosains bewacht, folgte. Mitunter theilt die Priesterschaft an, während einige auserwählte Kämpfer sich in Scheingefechte einließen, und zwar mit Waffen, deren Länge und Schwere die Muskeln eines Rieken auf die Probe gestellt hätten, die aber von vielen kriegerischen Bettlern mit einer der Leichtigkeit geschwungen wurden, als ob es einfache Stöcke gewesen wären. Von der Prozession der Gosains war ich nur ein entfernter Zeuge, da ich mich am entgegengesetzten Ufer des Flusses befand; ich erfuhr jedoch später, daß einige Unruhe dadurch entstanden war, daß sie sich weigerten, den Ghaut zu verlassen, ehe ihre Bade-Ceremonien beendigt waren, und die Absicht aussprachen, auf die Byrabschis zu schießen, während sich Letztere an der anderen Seite des Stromes badeten.**)

*) Diese ganze Wortmacherei scheint, ihrem Tone und Inhalte nach, einer nord-amerikanischen Streitschreiberei gelegentlich der Entscheidung eines Eisenbahn- oder Kanal-Unternehmens zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean entnommen worden zu seyn.

**) Die Gosains und Byradschis sind die Anhänger Siwa's und Wischnu's.

Digitized by Google

Es verstrichen über Stunden, ehe die Prozession der Byrahschis zum Vorschein kam; die Ursache dieser Zögerung wird sogleich mitgetheilt werden. Indessen fand ich während dieser Zeit hinlängliche Unterhaltung in der Beobachtung der buntscheckigen Menge, die sich in meiner Nähe unterdrängte. Ein ununterbrochener Strom von Weibern und Kindern bewegte sich nach einer Pagode bei dem Bade-Ghaut; man sagte mir, daß es vorherrschend Frauen seyen, welche ihre neugebornen Kinder dem Wischnu widmeten. Wir dem auch seyn mochte, sie kamen alle mit höchst zufriedener Miene heraus. In der That machte sich jetzt auf jedem Gesichte eine freudige Aufregung bemerkbar, die unwillkürliche Sympathie einflößte und von Zeit zu Zeit in einer seltsamen Weise laut wurde. Irgend ein priesterlicher Flügelmann in der Nähe der Hauptpagode begann nämlich auf einmal in die Hände zu klatschen, was ihm von den Umstehenden nachgemacht wurde, bis sich das Applaudiren in jeder Richtung über die ganze Menschenmasse verbreitete. Dies wurde von einem leisen, munteren Gelächter begleitet, welches eine wahrhaft ansteckende Wirkung hervorbrachte, so daß ich mich nicht enthalten konnte, zur Gesellschaft mitzuklatschen und mitzulachen. Außerdem gingen noch mancherlei Späße und Lustbarkeiten vor sich. Marktschreier, Musikanten und Taschenspieler zeigten ihre Künste vor, insbesondere unter den Balkonen, wo sie einen „Sahib" oder vornehmen Mann sitzen sahen, der eine wohlgefüllte Börse haben mußte, um allen Aufrufen auf seine Freigebigkeit zu genügen. Endlich verkündeten die gemischten Töne von Trommeln und Trommeln die Annäherung der Prozession der Byrahschis, und hier muß ich bemerken, daß die Byrahschis in drei Parteien oder Sekten, die Nirmoßis, die Degumbrie und die Nirbanis, getheilt sind, welche sich mit großer Pikr um den Vorrang gestritten hatten. Es war zuletzt durch die Lokalbehörden festgesetzt worden, daß die Nirmoßis den Zug eröffnen und die Nirbanis ihn schließen sollten; die Letzteren fühlten sich jedoch durch diese Entscheidung sehr gekränkt, und da sie die zahlreichsten von Allen waren, so nahmen sie eine drohende Miene an. Die drei Parteien der Byrahschis waren im Ganzen etwa zwanzigtausend Mann stark, alle bewaffnet und zum Kampfe bereit. Ich hatte bisher keinen Begriff von dem gesellschen Charakter dieser flötterichen Vereine gehabt; denn wer würde glauben, daß der arme nackte Fakir, dem man, mit Asche bestreut und den Körper, selbst aufreizten Kakrinngen hingegeben, auf allen Straßen und Kreuzwegen Jwiens begegnet, sich jenen Ungeheuer auf den Befehl seines Mohant oder Oberen in einen bewaffneten Krieger verwandeln kann, um mit Tausenden von seinen Brüdern eine kampfferige Armee zu bilden? Man sieht, aus welchen fremdartigen und gefahrdrohenden Elementen das britische Reich in Oßindien zusammengesetzt ist, und welche Katastrophen ihm noch in der Zukunft bevorstehen können.

Kehren wir jedoch zu unserem Thema zurück. Die Nirbanis, die, wie wir schon erzählt, mit der ihnen in der Prozession angewiesenen Stelle unzufrieden waren, schritten zu offenen Feindseligkeiten und wrigerten sich, ihre Nebenbuhler passiren zu lassen. Als dies dem Captain Macpherson berichtet wurde, schickte er sogleich ein Detachement Soldaten ab, mit dem Befehl, sich zwischen den Nirbanis und den beiden anderen Sekten aufzustellen. Durch diese prompte und verständige Maßregel ward der Friede aufrechterhalten, und die Nirmoßis, von den Degumbris gefolgt, strömten aus ihrem Lager bei Umpat durch die Stadt nach dem Ghaut, ihre Mahamis, auf Elephanten reitend, an der Spitze. Die Musiker hierfen dabei furchtbare Dissonanzen aus Muscheln und anderen barbarischen Instrumenten. Eine Anzahl kleiner Kanonen, die man auf Kameele geladen hatte, wurde in rascher Folge abgefeuert. Glänzende seidene Banner, mit den Emblemen der hindvischen Mythologie verziert, flatterten in der Luft und blendrten die Augen der anbetenden Menge. Lange Züge von bewaffneten Byrahschis, mit nackten Körpern und schreußlich bemalten Gesichtern, vollendeten dieses seltsame und groteske Schauspiel. Um die Anschläge der Goschains auf dem eingegangenen Ufer des Stromes zu vereiteln, hatte der Subah von Malwa mit kluger Vorsicht etwa hundert Brahminen des Ghaut abgeordnet, um bei den Waschungen der Byrahschi-Anführer und der Einweihung ihrer Fahnen zugegen zu seyn. Die Furcht, die Brahminen zu verletzen, reichte hin, um die eifersüchtigen Goschains zurückzuhalten, und Alles lief bei sehr feierlich ab; aber die ehrgeizigen Nirbanis waren noch immer über das Zurücksetzen ihres Planes erbittert, und man begann zu argwöhnen, daß sie nur auf eine Gelegenheit warteten, sich an ihren glücklichen Nebenbuhlern zu rächen. Die Behörden hielten es daher für rathsam, ihren Unwillen durch ein in schmeichelhaften Worten abgefaßtes Einladungsschreiben zu besänftigen, und nach dieser ihnen gewordenen Genugthuung ließen sie sich endlich bereden, ihren Platz in der Prozession einzunehmen. Ihr Zug übertraf an Zahl und Glanz alle seine Vorgänger. Außer Elephanten hatten sie nicht weniger als elf auf Kameele geladene Kanonen, 22 Standarten und 8—9000 bewaffnete Männer aufzuwirten. Die Masse der Zuschauer schien sich seit dem Morgen noch vermehrt zu haben. Die Sonne war schon untergegangen, ehe Capitain Macpherson sich im Stande sah, seine Leute abziehen zu lassen, nachdem sie unter einem glühenden Himmel in der heißesten Jahreszeit sechzehn Stunden unter Waffen gewesen. Auch wurden ein Trompetee und ein Pavildar unmittelbar darauf von der Cholera befallen und starben noch in derselben Nacht; während der beiden folgenden Tage fielen weitere zwölf Todesfälle vor, und das Detaschement kehrte am 28. Mai mit zwanzig Patienten in seine Kantonirungen zurück. Während des Jahrmarktes fing die Cholera an, mit großer Heftigkeit zu wüthen, indem sie sich nach allen Richtungen verbreitete, so daß, als ich Indschein verließ, ihr im Durchschnitt 600 Menschen täglich als Schlachtopfer fielen.

Hierdurch ward die hiesige Bevölkerung in der aberglaubischen Meinung bestärkt, daß, wenn auf dem Jahrmarkt nicht Blut fließt, ihm die Pest folgen werde.

Die Sache wäre schwerlich so ruhig abgelaufen, wenn nicht die Anwesenheit eines erfahrenen europäischen Offiziers die Eingebornen in Zaum gehalten hätte. In früherer Zeit gaben solche Zusammenkünfte gewöhnlich zu Blutvergießen Anlaß. Elphinstone berichtet, daß auf dem großen Jahrmarkte zu Hurdwar im Jahre 1760 ein Scharmützel oder vielmehr eine Schlacht zwischen den Anhängern der Siwa und des Wischnu stattfand, in welchem 18,000 Menschen todt auf dem Platze blieben. Auch jetzt würde die Glaubenswuth der Hindus sie ohne die Dazwischenkunft einer menschenfreundlichen, christlichen Regierung zu furchtbarern Exzessen hinreißen. Ich besuchte zu wiederholten Malen die Lagerplätze der Fanatiker während ihrer Bußstunden und war Augenzeuge von manchen seltsamen und betrübenden Scenen; den traurigsten Anblick von allen aber boten die weiblichen Büßenden dar, die sich mreistens in der Blüthe ihrer Jahre befanden und, wie die Männer, ganz von Kleidung entblößt und mit Asche beschmiert waren. Ich bemerkte in diesem Zustande ein anziehendes junges Mädchen von der Goschainer Sekte, das die Sohle seines niedlichen kleinen Fußes an einem langsamen Feuer briet. Ein sehr heiliger oder sehr bußfertiger Byrahschi rößete seinen ganzen Körper zwischen vier Feuern, das Gesicht gegen die Sonne gewendet, und ein enthusiastischer Goschain hatte sich mit den Füßen an einen Baumast aufgehängt, den Kopf nach unten, in welcher Stellung er sich über einem auf der Erde angezündeten Feuer hin- und herschwang und sich natürlich jedesmal Gesicht und Nase schmerzlich verbrannte. Der Erfindungsgrift, den er hierbei bewiesen, würde ihn zu einem höchst brauchbaren Diener der Inquisition machen, welche jetzt in einigen Theilen Europa's wieder aufzuleben scheint. Es ist aber in der That zu verwundern, daß der menschliche Körper im Stande ist, eine solche Behandlung zu ertragen, wie man ihm hier aus religiöfem Wahnsinn widerfahren läßt. Ein unglückliches Weſen von der Sekte der sogenannten Ugovis hatte sich auf einem kleinen, etwa zehn Quadratfuß großen Eilande in der Mitte des Flusses angesiedelt, wo es sich von rohen Körpern nährte und einen Nunenbaum zum Nachtlich genoß. Sein Gesicht war, wie man sich denken kann, im höchsten Grade abstoßend und drückte sowohl Angst, als Bildheit aus. Eine Sekte, welche den Namen Dadu Pantiis führt, zog meine Aufmerksamkeit durch die wunderlichen Stellungen auf sich, die ihre Mitglieder bei ihren Andachtsverrichtungen annehmen. Als ich eines Abends durch einen Obstgarten ging, sah ich zu meinem Erstaunen etwa zwanzig Personen unbeweglich auf dem Bauche liegen. Ihre Köpfe waren in wollene Decken gehüllt, und es herrschte unter ihnen eine feierliche Stille. Nach einigen Minuten erhoben sie sich auf allen Vieren und blieben eine Zeitlang in dieser Position, indem sie ihre Körper wie magere Strohpuppen balancierten. Diese beiden Attituden wechselten einigemal mit einander ab, bis ich des Zuschauens müde wurde und wegging; als ich am folgenden Abend wiederkam, fand ich sie Alle in zwei Reihen einander gegenüber sitzend, indem sie einen melancholischen, aber keineswegs unmelodischen Psalm sangen. Ich horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, bis das Lied zu Ende war; nach einer kurzen Pause aber fiel die ganze Gesellschaft auf den Bauch nieder und wickelte sich die Decken um den Kopf, in welchem Zustande der Verzückung ich sie ihren frommen Betrachtungen überließ.

Ich könnte noch manche Seltsamkeiten erzählen, von denen ich auf dem Jahrmarkte zu Ujschein Augenzeuge war, und die ich um keinen Preis verfehlt haben möchte; aber wahrscheinlich werden meine Leser finden, daß ich ihre Geduld schon zu lange in Anspruch genommen habe.

Mannigfaltiges.

— Madame Tussaud. Diese Frau, deren Wachsfigurenkabinet, das Jahr aus Jahr ein in London aufgestellt ist, wegen seiner ziemlich wahrhaft künstlerischen und vielgeschichtlichen Figuren und Anordnungen einen wohlverdienten Ruf besitzt, ist kürzlich im 90sten Jahre ihres Alters mit Tode abgegangen. Englische Blätter erzählen bei dieser Gelegenheit Folgendes auf ihrem Leben: Madame Tussaud war in Bern geboren, und setzt ging noch sam sie zu ihrem Oheim Curtius, dem berühmten Wachsbossirer in Paris, der sie in seine Kunst einweihte. Sie erlangte bald eine solche Fertigkeit im Zeichnen und Modelliren, daß sie allgemein als ein Kind von Talent bewundert betrachtet wurde, und Madame Elisabeth, Schwester Ludwig's XVI., sie als Lehrerin annahm, um welche sie auch den Kindern des Königs Unterricht ertheilte. Drei ihrer Brüder und zwei ihrer Oheime dienten in der Schweizer Garde, als die Revolution ausbrach, und kamen Alle bei den Morzescenen am 10. August in den Tuilerieen um's Leben. In ihrer Zurückgezogenheit bei Curtius sah dessen Nichte inzwischen die ganze Zeit der Schreckensherrschaft an sich vorüberziehen, und sie modellirte nach einander die Helden wie die Opfer der Revolution: Charlotte Corday und Marat, die Prinzessin von Lamballe und Robespierre. In den Verhaft des Royalismus gekommen, ward sie nachmals ins Gefängniß geschleppt, wo sie mit Frau v. Beauharnais, der nachmaligen Kaiserin Josephine, zusammentraf und mit dieser zugleich entlassen wurde. Im Jahre 1802 ging sie nach England, und von dieser Zeit an ist sie mit ihrem ausgezeichneten Wachsfigurenkabinet Jedem bekannt, der nach London kömmt, denn Niemand läßt dieses Kabinet unbesucht, und in demselben hat sie sich selbst täuschend ähnlich abgebildet. Sie hinterläßt ein ziemlich bedeutendes Vermögen, das ihre ihrer Kunst eingetragen hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von sämmtlichen Buchhandlung (in Berlin bei Brit u. Comp., Jägerstraße Nr. 36, und bei Leop. Lassar, Briefstraße Nr. 9.), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Dienstag den 3. September 1850.

England.

Beiträge zur Geschichte der Töpferei.*)

Auch die Töpferscheibe zeichnet in scharfen Zügen die Geschichte der Kultur. In der merkwürdigen Sammlung, wo

„Der deutsche Krug sich streckt und stellt zur Schau
Chinesische Bilder in agurnem Blau",

können wir die Spuren moralischen Verfalls oder geistigen Aufschwungs bei einem Volke verfolgen, da die Töpferarbeiten im Zusammenhange stehen mit dem Geschmack und Gefühl des Volksstammes, zu dessen täglichem Gebrauch oder festlicher Tischverzierung sie angefertigt wurden. Aus den Backsteinresten der frühesten östlichen Reiche, den Wasserkrügen und Urnen der Aegypter, den Aschenkrügen der Griechen, den Vasen der Römer, den verzierten irdenen Geschirren der Mauren, dem emaillirten Töpferwerk des Mittelalters in Italien, dem schönen Porzellan des modernen Europa können wir schätzbare Thatsachen herleiten, um danach die Stufe der Verfeinerung zu beurtheilen, die das Volk in der Gegend, wo die Ueberreste sich finden, und in der Zeit, die ihm angewiesen wird, erreicht hat. „Die Töpferkunst hat sich als ein sehr werthvolles Hülfsmittel bei historischen Untersuchungen bewährt. Aus den Töpferarbeiten der Gräber lernen wir das plastische Leben längst dahingeschwundener Nationen kennen und die geographischen Gränzen der verschiedenen großen Weltreiche aufspüren." Die große Bücke, welche die Kunstgeschichte hier durchbricht, hat der Franzose Herr Brogniart in seinem vortrefflichen Werke auszufüllen gesucht; aber das reiche Material, das er herbeigeschafft, harrt noch der Meisterhand, die es zu einem wahrhaft historischen Gebäude verarbeitet.

Unser Verfasser ist bescheiden genug, diese große Aufgabe von sich abzulehnen, und bezeichnet seine Schrift nur als „eine Sammlung zur Geschichte der Töpferarbeit". In der That ist das Buch durchaus anekdotisch; der Umriß ist gut angelegt, aber die Ausführung drucksthätlich. Einige herausgehobene Einzelnheiten werden hoffentlich unsere Leser ansprechen.

„Ein König von Majorka, Namens Nazadeck, verbreitete die Schrecken seiner Seeräuberfreect längs den Küsten Frankreichs und Italiens. Man berechnete, daß 20,000 Christen in seinen Kerkern schmachteten. Im Jahre 1113 wurden die Pisaner bei Gelegenheit der Osterfeier von ihrem Erzbischof ermahnt, im Namen des Christgeotteds die Befreiung ihrer Brüder, die in den Gefängnissen der Ungläubigen seufzen, zu unternehmen und ihrer Stadt unsterblichen Ruhm zu gewinnen. Religiöse Begeisterung schwellte die Gemüther aller Anwesenden, jeder Wehrfähige nahm das Kreuz und rüstete sich zum Zuge. Im Monat August gingen diese Kreuzfahrer unter Segel, aber ohne die Leitung des Kompasses, der damals noch nicht erfunden war, wurden sie, nach einem heftigen Sturm, an die Küste von Katalonien geworfen, wo sie bis zum folgenden Jahre blieben. Im Monat April 1114 suchten sie wieder in See und erreichten Iviza, das sie nach blutigem Kampfe nahmen, worauf sie nach Majorka übersegelten, wo sie die Belagerung der Stadt gleichen Namens eröffneten. Ein volles Jahr wurde sie von den Sarazenen muthig und tapfer vertheidigt, fiel jedoch am Ostern 1115 in die Hände der Pisaner. Der König ward erschlagen, sein Nachfolger gefangen nach Pisa geführt, und eine Beute von unermeßlichem Werthe belastete die pisanischen Galeeren, die siegreich in die Heimathhafen zurückkehrten. Wahrscheinlich bildete damalss maurisches Töpfergeschirr, ein Gegenstand von großem Werthe und um diese Zeit in Italien für unbekannt angenommen, einen Theil dieser Beute; denn man findet die Mauern der ältesten Kirchen in Pisa und in anderen italiänischen Städten mit baeini (Becken, Schalen) von unverkennbar maurischer Form inkrustirt."

So leitet Marryat mit Julius Scaliger Namen und Erfindung der sogenannten Majolica von Majorka und deren Einführung in Italien von dem oben erwähnten geschichtlichen Umstande her, ohne Rücksicht auf die Behauptung Passeri's, der die Erfindung für seinen Geburtsort Pesaro in Anspruch nimmt. Hier hätte diese Fabrication schon in den ältesten Zeiten geblüht und durch Luca della Robbia, den da Sforzi hierher gebracht, größere Vollkommenheit erlangt. Nur eine genaue Unterfuchung älterer maurischer Bacini und italiänischer Majolicagefäße dürfte die Sache ins Reine bringen. So viel ist ausgemacht, daß dieser Kunstzweig unter der sorgfältigen Pflege der Medicaer zu hoher Ausbildung gedieh. Den Namen „Raphaelisches Geschirr" bekam es daher, daß die Zeichnungen darauf von mancher Schülern Raphael's nach den Compositionen ihres Meisters ausgeführt wurden.

Unter den Persönlichkeiten auf diesem Gebiete der Industrie ragt im achtzehnten Jahrhundert der berühmte Wedgwood hervor. Ein Abriß seines Lebens, das Zeugniß ablegt von der allüberwindenden Macht verständigen und beharrlichen Strebens, verdient unseren Lesern vorgeführt zu werden.

„Josiah Wedgwood's Erziehung war sehr dürftig. In seinem Geburtsorte Burslem brachte es kaum Einer über das Schreiben und Lesen hinaus, und erst 1730 bestiegen einige Gemüthsleie die Freischule, damit die Jugend die Bibel lesen, eine schöne Hand schreiben und die ersten Elemente des Rechnens lerne. In seinem elften Jahre verlor er seinen Vater und kam in die Lehre zu seinem älteren Bruder, einem Töpfer, wo er, als Schmutzfinker beschäftigt, eben keine Gelegenheit zu weiterer Selbstbildung hatte. Die Poden, die ihn hier befielen und eine unheilbare Lahmheit in der linken Hüfte zurückließen, zwangen ihn, von der Töpferscheibe Abschied zu nehmen. Nach einiger Zeit verließ er Burslem und trat mit einem gewissen Harrison zu Stoke in Verbindung, die sich jedoch bald auflöste. Hier indeß begann sein Talent für verzierte Töpferwerk sich von selbst zu entwickeln. Er wurde mit Whieldam bekannt, und mit diesem gemeinschaftlich verfertigte er Achat- und Schildpatt-ähnliche Messerhefte, meliorenartige Tischplatten, grüne Porzellanbilder und dergleichen Sachen. Allein Whieldam, der aus dem Geschäfte mit anderen Artikeln der Töpferei bedeutenden Gewinn zog, mochte sich in den neuen Zweig nicht einlassen, für den Wedgwood eine große Vorliebe zeigte. Der junge Mann kehrte daher 1759 nach Burslem zurück, errichtete eine kleine frohgedeckte Arbeitsstätte und verfertigte die obengenannten Gegenstände. Da das Gewerbe guten Fortgang hatte, übernahm er eine zweite Manufaktur, worin er ein weißes Steingut fabrizirte, und bald darauf schuf er eine dritte; hier erzeugte er das vervollkommnete milchweiße Porzellan, dem er seinen großen Ruf verdankte. Von diesem Produkt überreichte Wedgwood einige Proben der Königin Charlotte, die ein vollständiges Tafelservice bestellte und mit der Ausführung so zufrieden war, daß sie ihn ihrem Hoftöpfer ernannte und den Wunsch aussprach, daß seine Arbeit hinfort den Namen: Queen's ware (Porzellan der Königin) führen solle. In die Jahre 1760 und 1762 fallen indeß die interessantesten Entdeckungen. Sechs verschiedene Arten von Thonwerk und Steingut erschienen zu gleicher Zeit aus seiner Werkstatt in Staffordshire zum Erstaunen und zur Bewunderung aller Kenner. Jetzt eröffnete Wedgwood eine Niederlage in der Hauptstadt, und den Erzeugnissen seines erfinderischen Geistes allgemeinere Anerkennung zu verschaffen. In seinem Genossen, Mr. Bentley, der das Geschäft in London besorgte, fand er einen schätzbaren Gehilfen. Durch umfassende Kenntnisse in vielen Gebieten der Literatur und Wissenschaft, wie durch ausgebreitete Bekanntschaft mit hochgestellten Besitzern der Kunst leistete dieser ihm großen Vorschub in den höheren Zweigen der Fabrication; namentlich dadurch, daß ihm kostbare Stücke antiker Skulptur, Vasen, Kameen, geschnittene Steine, Medaillen, Siegel, die sich irgendwie zur Nachahmung eigneten, geliehen wurden. Manche vertrauten ihm kostbare Auflage in morgenländischem Porzellan zu demselben Zwecke; Sir William Hamilton lieh ihm Portelanvase Alterthümer, wovon Wedgwood's gefchickte Arbeiter die genauesten und schönsten Nachbildungen lieferten. Während Wedgwood diese Zweige seiner Kunst förderte, wurde die Barberinische Vase (in der Folge die Portland-Vase genannt) zum Verkauf in Auction ausgeboten, und darauf rechnend, es werde Mancher, für den das Original unerreichbar ist, gern einen angemessenen Preis für eine gute Kopie zahlen, entschloß er sich zum Kaufe. Eine Weile setzte er seine Uebergebote gegen die Herzogin von Portland, seine Mitbieterin beharrlich fort: endlich, als der Zweck seiner eifrigen Bewerbung kund wurde, erbot sich die Dame zum Darleyn der Vase, wenn er seinen Beitheil einstellen wolle, und so erstand die Herzogin das Kunstwerk um 1800 Guineen. Sham, der Biograph Wedgwood's, versichert, daß dieser die funfzig ausgeführten Kopieen zu funfzig Guineen verkaufte, ohne auf die bedeutenden Kosten der Herstellung zu kommen. — Wedgwood's Erfolge waren nicht die Ergebnisse zufällig glücklicher Funde, sondern die schweißvollen Früchte geduldiger Forschung und raftloser Anstrengung. Er lud Männer zum Beistande bei seinen Arbeiten ein, wie sie sonst selten dabei verwendet werden, und bei seinen Versuchen leiteten ihn gesunde wissenschaftliche Prinzipien. Unter den Künstlern, die Wedgwood beschäftigte, ihm die Modelle für die einfeen Kunstarbeiten zu verfertigen, war auch Flaxman. Erwähnungswerth ist unter Anderem ein schöner Satz Schachfiguren, die er zuerk in Thon ausführte.

Wedgwood war Mitglied der königlichen Gelehrten-Gesellschaft und der Gesellschaft für Alterthümer, so wie er auch manche Beiträge zu den philosophischen Verhandlungen lieferte. Er war Erfinder des Pyrometers, eines Instruments, um die intensivsten Grade der Wärme zu messen. Sein Privatleben wird als musterhaft bezeichnet, und von den großen Mitteln, die ein erfolgreiches und

*) Collections towards a History of Pottery and Porcelain in the fifteenth, Sixteenth, Seventeenth and Eighteenth Centuries. By Joseph Marryat. — London, 1850

ehrenvolles Geschäft ihm zur Verfügung gewährt, soll er den edelsten Gebrauch gemacht haben. In Etruria, wo er sich ein Haus von Sandstein, Fabrikgebäude und Wohnungen für seine Arbeiter erbaut hatte, starb er am 3. Januar 1795 in seinem 65sten Jahre. Zum Schlusse möge hier noch eine beherzigenswerthe Bemerkung aus Wedgwood's Katalog eine Stelle finden: „In dem Verlangen nach Wohlfeilheit und nicht nach Vorzüglichkeit der Arbeit liegt der sichere Grund zum raschen Verfall der Kunst, wie zum gewissen Ruin der Fabriken. Den Wunsch, viel und in kurzer Zeit zu verkaufen, ohne Rücksicht auf Geschmack und Gehalt der Waare, verleitet Fabrikanten und Kaufleute, den Auf ihrer Artikel zugrundezurichten; und so lange die Käufer aus einer täuschenden Sparsamkeit das Mittelmäßige dem Vortrefflichen vorziehen, wird es dem Arbeiter unmöglich gemacht, die Vervollkommnung seiner Werke zu fördern oder dem mindesten in der erreichten Höhe zu erhalten. Der Preis aller Kunstwerke muß mit der Geschicklichkeit, dem Geschmack, der Zeit, dem Kostenaufwand, dem Wagniß, welche die Erfindung und Ausführung begleiten, stets gleichen Schritt halten."

Süd-Amerika.

Die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Chile.

(Fortsetzung.)

Der Handelskampf, der Chile von Seiten Nord-Amerika's in Bezug auf seine Ozeangränze durch eine Verbindungsstraße zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Meere erwachsen könnte, würde so lange für dasselbe ein ungefährlicher bleiben, als auf diesem Wege Waaren von großem Umfange und Gewicht im Verhältniß zu ihrem Werth nicht zu hohe Unkosten zu tragen hätten. Diese Bedingungen könnte nur ein Kanal erfüllen, fähig, Kauffahrer zu tragen. Ehe ein solcher vollendet ist, wird ein langer Zeitraum vorübergehen, wenn wir auch im Vertrauen auf die menschliche Thatkraft und Gewinnlust an die Ausführung glauben, und zwar vermittelst des San-Juanflusses und des Nicaraguasees, weil sich in neuester Zeit herausgestellt hat, daß Kanäle über die Landenge von Panama und Tehuantepec nur für kleinere Schiffe und Dampfboote herzustellen sind. Wäre aber auch ein solcher, allen Ansprüchen genügender Kanal wirklich da, so würden die chilenischen Häfen für den Handel mit der ganzen Westküste von Süd-Amerika günstiger liegen, als die östlichen Nord-Amerika's, eben so denen des Süd-Ostens von Süd-Amerika*) gegenüber, und mindestens eben so günstig für den Handel mit der Nord-Westküste, also mit Kalifornien und Oregon, weil die Meeresströmungen die Fahrt von Chile nach dem Norden begünstigen, aber der von der Westküste Mexiko's und Mittel-Amerika's in dieser Richtung entgegenstehen. Durch diese Meeresströmungen und die einen großen Theil des Jahres an der Westküste herrschenden Südwinde veranlaßt, würden viele von Europa nach der Westküste von Amerika bestimmte Schiffe den Weg um Süd-Amerika einschlagen, welche Baltaraliso seine Wichtigkeit selbst als Stapelort für Peru sich zu erhalten im Stande seyn, so lange dieses Land nicht aus seiner Versunkenheit auf die Höhe Chile's gelangt ist. Ferner hat Chile in Australien einen sehr bedeutenden Markt zu erwarten. Bei einer wachsenden Bevölkerung wird Australien nicht genug Getraide erzielen, oder es müßten denn, was kaum zu hoffen steht, noch sehr ausgedehnte, zum Feldbau geeignete Strecken aufgefunden werden. Bei der nach einer Reihe von Jahren in Neu-Südwales wiederkehrenden Dürre hat Chile schon mehreremal mit seinem Ueberfluß ausgeholfen. Für Weizenmehl ist auch in Ostindien ein Markt, und für Lebensmittel aller Art liefe sich ein solcher auch wohl noch in China eröffnen. Die Folgen eines Wasserweges in der geforderten Vollkommenheit werden sich also nicht darin äußern, daß sie in ein Land voller Leben den Tod bringen, sondern vielmehr darin, daß sie Leben in ausgedehnte Landstriche bringen werden, welche bis dahin todt für den Genuß der Menschheit dalagen.

Was nun die Folgen einer Eisenbahn über die Landenge Panama für Chile betrifft, so sind diese noch weit ungefährlicher für Chile, und würde sie nur für den Personenverkehr wichtig und für solche Waaren brauchbar seyn, die einen hohen Preis im Verhältniß zu ihrem Gewicht und ihrem Umfang haben. Zleisch und Mehl werden aber bei den billigen Preisen, für die sie in Chile herzustellen sind, die großen Unkosten, welche die doppelte Umladung in Chagres und Panama und die Eisenbahnfracht erfordern, nicht tragen können. Ueberdies wird diese Eisenbahn wohl nie zu Stande kommen, da sie faß unausführbar zum Theil des Bodens wegen ist, über den sie geführt werden soll; er besteht nämlich an diesen Stellen aus Haufen von Gebirgstrümmern, welche eine Ebnung des Bodens faß unmöglich machen, weil sie bei jeder Erdarbeit zusammenstürzen, dazu ist die Witterung mörderisch für eingesührte Arbeiter, und an einheimischen herrscht der größte Mangel. — Unserer Meinung nach würde, wie riesenhaft auch diese Arbeit ist, die brauchbarste Eisenbahn vom Atlantischen nach dem Stillen Meere quer durch Nord-Amerika den Interessen der Vereinigten Staaten am entsprechendsten seyn, und darum ist dieses Unternehmen auch das ausführbarere. Die Frachtkosten auf einer solchen würden aber auch bis zu den Küsten Kaliforniens so hoch steigen, daß Chile Mehl und Fleisch billiger liefern würde. Auf diesem Wege würden die Märkte von Neu-Orleans und Cincinnati zwar Kalifornien näher liegen, die Fracht von diesen aus aber höher zu stehen kommen, als von Chile; nicht zu gedenken, daß Kalifornien durch Witterung und Bodenverhältnisse ein für die Viehzucht sehr geeignetes Land ist, und daß diese hier viel weniger Arbeitskunkosten fordert, als der Ackerbau; Fleisch als Einfuhr-Artikel in Kalifornien wird also bald wegfallen. Neu war uns, daß die Yankees sich das Bushel Weizen (ungefähr ein halber Scheffel) für 50 Cts. (21 Sgr.) herstellen können; wir haben bisher geglaubt, daß die Preise von allen Waaren und besonders von Lebensmitteln sich nach dem Bedarf und dem Vorrath richten. — Auch mag der Gegner berücksichtigt seyn, daß die Natur Chile für die Zahbinderei nicht minder reich ausgestattet hat, als Nord-Amerika, und daß eine gewerbthätige Bevölkerung in Süd-Chile, besonders durch den Weltverkehr angefpornt, bald eben so vortreffliche Mühlen besitzen würde, wie Nord-Amerika.

Wenn wir in dem Vorhergehenden die natürliche Bevorzugung Chile's mit einzelnen, aber sehr wichtigen Waaren nachgewiesen haben, so wollen wir im Nachstehenden den Beweis liefern, daß Chile in der Lage ist, Kalifornien und Oregon vollständig zu überflügeln. Die Goldgräberei erstickt den Ackerbau und die Gewerdthätigkeit, welchen beiden durch den ungeheuren Gewinn, den jene Erwerbsweise für die Arbeiter abwerfen, und bei den niedrigen Preisen, für welche Lebensmittel und alle Waaren einzuführen sind, die arbeitenden Hände entzogen werden. Solche Goldgräberei hat noch nie ein Volk blühend gemacht, sondern nur den echten Handel, den Landbau und die Gewerbthätigkeit erstickt und glänzende, aber rasch zerfallende Orte hervorgerufen. Wer wird nicht bei Kalifornien an jene unterirdischen Paläste aus „Tausend und Eine Nacht" erinnert mit den Früchten von Edelsteinen und an den hungernden Araber in der Wüste, der einen Sack und um ihn weglegend wegwarf, als er sah, daß er voll Diamanten war? Die unmäßigen Löhne stammen ebenfalls die Entwickelung des benachbarten Oregons. An großartigere landwirthschaftliche und gewerbliche Unternehmungen in beiden Ländern ist fürs erste nicht zu denken, sondern erst dann, wenn die Bevölkerung eine felbstge geworden seyn wird, und das kann nur durch der Zall seyn, wenn die Goldsucherei sich als ein weniger einträgliches Geschäft herausstellt. Zängt das Gold an seltener zu werden, so werden die Kalifornier und Oregoner zu der Erkenntniß kommen, daß ihr Land beffere Quellen des Wohlstandes besitzt, als die Goldwäscherei. Wie nun Chile schon einen weiten Vorsprung in seiner landwirthschaftlichen und gewerbthätigen Entwicklung vor Oregon und Kalifornien hat, so ist ihm noch ein weiterer Vorsprung in diesen Ländern sichergestellt, und es wird von ihm abhängen, sich das Uebergewicht zu erhalten oder mindestens den Wettkampf für alle Zeiten auszuhalten. Dem Handel giebt Chile Rückfrachten, Kalifornien noch nicht, und dieser Mangel ist ein großer Uebelstand, eine starke Belastung des Handels. Der Einfuhrhandel hat ferner in diesem Lande mit großen Wagnissen zu kämpfen, als da sind: der ungeheure Preiswechsel vieler Gegenstände und die mangelhaften Einrichtungen zur Aufbewahrung der Waaren, die somit leicht dem Verderben ausgesetzt sind. Eben so steigen die Unkosten auch höchst, sowohl für die Löschung der Güter und die schlechte Lagerung, als für die Maklerlohnsätze, da diese sehr hoch seyn müssen, um die Schiffsmannschaft von der Versuchung des Ausreißens und somit die Schiffe vor dem Untergang zu bewahren.

Es ist ein mißlich Ding, sich mit Wahrsagungen abzugeben. Sehen wir uns aber mit ruhigem Blick die Verhältnisse an, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß in nächster Zukunft nicht die nördliche Küste am Stillen Meere, sondern Chile den Haupthandel und den Gewerbfleiß besitzen wird, vorausgesetzt, die Vereinigten Staaten wenden keine Gewaltsmaßregel gegen Chile an, in der Art etwa, wie früher Chile gegen Peru und Bolivia.

Allerdings ist es nothwendig, daß Chile auf der Bahn des Fortschritts verharrt, wie es mit so großem Erfolge betreten hat, und daß es wo möglich noch größere Anstrengungen macht, seine thätige Arbeitsklasse zum innerlichen Streitkrafte für den Fall zu gewinnen, daß die angelsächsischen Amerikaner getrieben würden, für ihr Interesse, vermöge ihres Uebergewichts, Chile's fernere Entwicklung zu hemmen. Diese Kräfte, die schaffenden wie die sichernden, stehen ihm in der deutschen Auswanderung zu Gebot, wenn sie die Bedingungen danach stellt. Gelingt es diesem Staate, einen Theil der deutschen Auswanderung nach seinem menschenleeren Süden zu ziehen, so muß er bei seiner hier nachgewiesenen Begünstigung durch die Natur zu einer Blüthe kommen, von der Wenige jetzt eine Ahnung haben.

Die größere Aufklärlichkeit in der Widerlegung dieser Einwände gestattet uns eine größere Kürze in der Beurtheilung der anderen.

Die nicht befestigte Verfassung. Wer will die Bürgschaft für irgend eine Verfassung in der Welt übernehmen? Es handelt sich also nur um das Vertrauen auf die Befestigung derselben. Wer die Vergangenheit Chile's kennt und seine Entwicklung verfolgt hat, wird der Befestigung der chilenischen Verfassung eben so viel Vertrauen schenken, als der irgend einer anderen Landes in der Welt. — Unsere deutschen Verfassungen stehen unbedingt auf schwächeren Füßen, gegen diese ist die chilenische schon eine Greifin.

Die nicht vollkommene Glaubensfreiheit. Dieser Gegenstand ist bereits erörtert. Protestanten haben keine begründeten Beschränkungen zu hegen. Ihrem Gewissen und der Ausübung ihres Gottesdienstes wird kein Zwang angethan. Ist ihre Zahl eine bedeutendere geworden, so liegt es in ihrer Hand, die vollste Gleichberechtigung ihrer Kirche mit der katholischen zu erringen.

Der Zehent. Es kömmt weniger auf den Namen, als auf die Höhe, die Erhebungsart und die Vertheilung einer Steuer an. Wie wir bis jetzt gehört haben, sollen diese Steuern nicht drückend seyn. Rechtfertigt aber einerseits ein solcher nackt hingestellter Einwand, eine solche ohne alle Beläge aufgestellte Beschuldigung mindestens die Anklage der Leichtfertigkeit, so läßt sich auch andererseits nicht leugnen, daß wir in Deutschland sehr mannethalt über die Lasten

*) Nach den Untersuchungen Darwin's und Anderer ist die Magellanstraße vollkommen fahrbar. Diese die chilenische Regierung durch Werkzeichen die Fahrbarkeit feststellten und dieser für an den beiden Endpunkten derselben Besitzen, so würde die unangenehme und der wichtigen Winde wegen oft lang dauernde Fahrt um Kap Horn vermieden und dadurch viel gewonnen werden.

Vertheilung und Erhebungsart der unmittelbaren Steuern in Chile (Zehent, Alcabala, Kataster und Patent) unterrichtet sind, und daß diese Punkte bei den Entschließungen eines jeden auswanderigen Auswanderers in das Gewicht fallen müssen. — Wir würden es — n Dank wissen, hätte er etwa Begründetes gegen diese Steuern vorzubringen.

Die Majorate. Majorate bestehen nicht in dem südlich für die deutsche Ansiedlung bestimmten Theil Chile's.

Erdbeben. Der südliche Theil von Chile ist weniger von Erdbeben heimgesucht, als der nördliche. Man richte die Bauart der Häuser danach ein: wohlverschränkter Fachwerk, die Felder mit dünnen Ziegeln ausgelegt, dazu ein leichtes (Schindel-) Dach. Im Uebrigen ist es thöricht, sich übertriebene Vorstellungen von denselben zu machen. Alle Erdbeben haben nicht ein Millionstel von dem zerstört, was die Kriege an Menschenleben und Eigenthum vernichtet haben. Leuten, welche, an Erdbeben gewöhnt, Ueberschwemmungen nicht kennen, würden diese schrecklicher vorkommen, als jene.

Wir sind demnach für den vorliegenden Zweck mit unseren Untersuchungen über Süd-Chile zum Schluß gelangt. Haben wir auch einzelne Schattenseiten kennen gelernt, so ist das Ergebniß doch ein günstiges für Chile und die deutsche Einwanderung. Jeder vernünftige, erfahrene Mensch weiß, daß er nirgends vollkommen Gutes findet, und daß er nur zwischen mehr oder minder Gutem, mehr oder minder Zusagenden die Wahl hat. In Chile überwiegt offenbar das Gute; ob das Zusagende, muß dem Geschmack des Einzelnen überlassen bleiben. Jeder, der sich in einem fremden Lande als Ackerbauer niederlassen will, wird, abgesehen von jeder höheren, sein Volksthum betreffenden Frage, und besonders in dem Falle, wo er in der Heimat schon seinen Acker im fremden Lande gekauft hat, wissen wollen: 1) ob derselbe gefund gelegen ist; 2) ob derselbe fruchtbar ist; 3) ob dessen Erzeugnisse leicht zu verwerthen sind (gute Lage); 4) ob dessen Besitz sicher gestellt ist; 5) ob Eigenthum und Personen hinreichenden Rechtsschutz finden; 6) ob die Abgaben mäßig sind? Im Allgemeinen sind diese Fragen in Betreff Chile's bereits günstig beantwortet worden. Doch dürfte es hier am Orte sein, darauf aufmerksam zu machen, daß die chilenischen Gesetze über den Landkauf einige sonderbare Bestimmungen enthalten, gegen deren Folgen sich die deutschen Käufer nur durch Feststellungen im Kaufvertrage und mit Hülfe chilenischer Rechtsgelehrten schützen können. Herr Gerstäcker theilt z. B. in seinem Berichte mit, daß ein Kauf rückgängig gemacht werden kann, wenn der Verkäufer später nachweist, daß er augenscheinlich zu wenig für sein Land bekommen hat. Eine ergiebige Quelle für Rechtshändel!

Es bliebe uns also nun übrig, bei den einzelnen eingeleiteten Ansiedlungsunternehmungen zu untersuchen, inwieweit sie diesen Forderungen der Ansiedler, auf deren Standpunkt wir uns jetzt stellen, gerecht werden oder nicht.

I. „Das Unternehmen der chilenischen Regierung, am Llanquihuesee eine Kolonie mit industriösen römisch-katholischen Leuten auf Deutschland zu errichten." Der bevollmächtigte der chilenischen Regierung, Herr Philippi, der diese Angelegenheit in Deutschland betreibt, hat die Vorschriften seiner Regierung veröffentlicht. Der Plan ist der: jeder Ansiedler erhält ein Landstück, zehn die fünfzehn Cuadras groß (1 Cuadra = 6⅔ Mgdb. Morgen), und zahlt zwanzig Thaler für die Cuadra. Aus dem Erlös soll ein Kapital gebildet werden, das ausschließlich für die Ansiedler „zur Deckung der Kosten der Ueberfahrt, des Unterhalts im ersten Jahre, der Anschaffung von Saatkorn, Vieh und Geräthschaften" bestimmt ist, die sie zur Bebauung des Landes oder zur Ausübung ihres Gewerbes nöthig haben, dessen Geräth sie alles aus Deutschland mitbringen müssen. — — — Wenn das Kapital zum Ankauf der erwähnten Gegenstände nicht hinreichen sollte, wird die Regierung das Nöthige vorschießen unter der Bedingung der Wiedererstattung in Gemäßheit des über Colonisation bestehenden Gesetzes. (Diese Bedingungen müßten mitgetheilt sein.) Den Einwanderern werden zwölf Jahre lang alle unmittelbaren Steuern erlassen. die Regierung will ihnen einen Pfarrer, einen Arzt und zwei Schulmeister besolden, welche die Verpflichtung haben, den Kindern das Lesen und Schreiben der spanischen Sprache zu lehren.

Diese Anerbieten gehören wohl zu den vortheilhaftesten, noch zu den klug berechneten. Bei dem Verfahren in dieser Weise, sind die ganzen Unkosten der Ansiedlung auf die Landpreise zu schlagen, werden nur solche Auswanderer Lust haben, nach dem Llanquihusee zu gehen, die aus den ihnen gewährten Gegenbedingungen einen Vortheil ziehen können. Das werden besonders kinderreiche Familien sein, die überdies thöricht wären, wenn sie mehr als zehn Cuadra Land wählen, weil sie an Ort und Stelle eben so gutes und vielleicht noch besser gelegenes Land viel billiger bekommen können. Die Einlage solcher Familien würde also schon durch die Ueberfahrt derselben verzehrt werden, und für sie kann sich daher das Unternehmen vortheilhaft stellen. Da dies nun der Fall ist, so werden sich die weniger zahlreichen Familien und die Einzelnen ganz von dieser Ansiedlung zurückziehen, weil sie ganz richtig rechnen, daß sie mit dem Ueberschuß von ihren Einlagen den durch die anderen verursachten Ausfall decken, die Einrichtungskosten für diese mitbegahlen und für die Schulden derselben mithaften müssen.

Die bereits berichtete Bedingung des Unterrichts im Spanischen bedingt an und für sich keinesweges in ihren Folgen eine Entzweiung der Ansiedler, und finden wir, wie wir bereits nachgewiesen, in ihrer Aufstellung eben so wenig einen schlagenden Beweis für derartige Absichten der chilenischen Regierung. Jedenfalls ist es ein Vortheil für die Einwanderer, wenn sie die Landessprache kennen lernen; und wenn sie dabei das Bewußtsein von dem Werthe ihres Volksthums haben, so kömmt dies durch die Erlernung einer anderen Sprache nicht in Gefahr. Diejenigen Einwanderer, welche die chilenische Regierung verlangt, sind aber gerade Leute, die vollkommen geeignet sind, die [illegible] kleinstädtische Bevölkerung in den rein katholischen Gegenden Deutschlands steht auf einer erschreckend tiefen Stufe geistiger Ausbildung, das Wort ihres Priesters ist ihr Amt und ihr Z, Anderes als dies nebst Essen, Trinken und anderen leiblichen Genüssen kennen sie nicht, ein volksthümliches Bewußtsein ist ihnen fremd.*) Setzen wir nun diesen Stamm, welchen die chilenische Regierung sich anzuerkonen, auf die Stelle im Innern, welche sie ihm bestimmt hat, so mag es in Verbindung mit dem Unterricht im Spanischen wohl scheinen, daß sie die Ansiedler entweichen weit, unbekümmert um die bitteren und hoffnungslosen Erfahrungen, welche die brasilianische Regierung stets so gemacht hat, wo sie dergleichen Ansichten verfolgte. — Aber selbst den Schein als unbedingte Wahrheit zugegeben, ist die Romanisirung der einwandern sollenden Deutschen keine nothwendige Folge. In Chile sind alle Religionen geduldet, und Süd-Chile gewährt der deutschen Auswanderung so bedeutende Vortheile, daß sich an seiner Rüste bald umfangreichere deutsche Niederlassungen erheben werden, nicht arm an bedeutenden geistigen Kräften,**) deren Einwirkungen auf eine deutsche Ansiedlung im Innern sich abzuhalten sind.

Herr Philippi theilt ferner mit: „Die Ansiedler sollen im Hafen von Ancud (Insel Chiloë) landen, dort die entsprechenden Sachen lassen und dann nach dem Meerbusen von Reloncavi gehen, von wo aus ihnen ein Weg bis zum See gebahnt werden soll. Von Osorno erhalten sie ihren Viehstamm." Demnach wird die Ansiedlung mitten in einer den Gegend ohne Verbindungswege angelegt. Wäre der Mauthinfluß, der, aus dem Llanquihusee kommend, sich ins Meer ergießt, auch nur für Böte schiffbar, so würde unbedingt dieser Weg eingeschlagen werden. Wäre ein Verbindungsweg zwischen Osorno und dem Punkte vorhanden, wo die Ansiedlung angelegt werden soll, so würde dieser benutzt werden, weil es bei Hunderten, ja, bei Tausenden billiger kömmt, einige Meilen mehr auf einem gebahnten Wege zurückzegen, als einen neuen Weg bahnen zu lassen. Die Lage der Ansiedlung empfiehlt sich demnach nicht. In der Mitte (soll heißen an der Gränze) der Marken von Chiloë und Valdivia würde sie ungefähr sechs bis acht (geogr.) Meilen von der Südküste, zwölf bis funfzehn Meilen von der Westküste und ungefähr sechs Meilen von Osorno entfernt sein, ohne Wasser- oder eine andere gute Wegverbindung mit diesen. Jedenfalls müßten die Lage und die Bodenverhältnisse der Ansiedlung nähre angegeben werden. An diesem See von ansehnlicher Größe werden fruchtbare und gesund gelegene Landstriche liegen, und eben so solche, die entweder nicht diese Vorzüge vereint oder selbst auch keinen von beiden besitzen.

Wir können Niemanden zu einem Eingehen in dieses Anerbieten rathen; wer es aber thut, der mag sich vorher ein Einsehen in die Urvollmachten des Herrn Philippi verschaffen und von ihrer Rechtskraft überzeugen — nicht, daß wir irgend ein Mißtrauen in Herrn Philippi hegen, den wir persönlich hochschätzen gelernt haben, aber in der Geschichte der Ansiedlungen begegnen uns so überaus schmerzerregende Erfahrungen, daß grobes Mißtrauen gerechtfertigt wirkt. — Ziehen wir nun, nach Maßstad der sechs vorhin aufgestellten Lebensbedingungen, für die Ansiedler das Ergebniß, so stellt sich 4. günstig, 3. nicht günstig heraus, für 1., 2., 5., 6. sprechen die vom Allgemeinen abgezogenen Voraussetzungen. Mit den Punkten 4. und 5. steht es aber dann schlimm, wenn die Lage der Ansiedlung oder der mangelnde Schutz der Regierung diese nicht vor den Streifzügen der die Cordilleren bewohnenden Indianer, der wildesten unter allen, sicherstellte. Es sind dies Umstände, deren Gewicht die chilenische Regierung vollkommen zu würdigen und deren üblen Folgen sie daher auch vorzubeugen wissen wird.

II. Ein zweites Unternehmen der chilenischen Regierung. Der Dr Philippi theilt in seinen Bedingungen u. s. w. einen von Herrn Domeyko entworfenen, von der chilenischen Regierung gebilligten Plan für deutsche, katholische Einwanderer mit; der zwar in einzelnen Punkten dem Einwanderer freiere Verfügung läßt, ihn aber im anderen noch mehr bezugt und im Allgemeinen alle die Schattenseiten des ersteren behält. Wir lassen die wichtigsten Punkte desselben folgen: Neuntausend Cuadras sollen in tausend Grundstücke von je neun Cuadras eingetheilt werden. Jünfhundert solcher nicht zusammenhängender Grundstücke sollen an künftundert Ansiedler verschenkt werden, die übrigen fünfhundert behält der Staat (diese Eintheilung läßt sich sehr wohl durch ein Schachbrett veranschaulichen, die schwarzen Felder erhalten die Ansiedler die weißen behält die Regierung). Jeder Ansiedler hat seinen persönlichen Dienst dem Vermessen zu leisten, und obendrein beim Empfang des Besitztiels 10 Thlr. für Vermessungskosten zu zahlen. Die Dienste müssen näher bestimmt werden. Es ist überhaupt schlimm für den Ansiedler, wenn er, statt bei seiner Ankunft sich sogleich anbauen zu können, sich erst noch lange mit Vermessungen abmühen soll.) Der Ansiedler muß auf seinem Eigenthume wohnen, also binnen jahn Jahren mit einer festen lebendigen Hecke umgeben, einen Zaunweg an einer der Seiten machen und Weg und Hecke im guten Zustande halten (ziemlich vernünftige und billige Bedingungen). Vor Ablauf der zehn Jahre hat der Ansiedler nicht das Recht, ohne Erlaubniß der Regierung sein Besitzthum zu verkaufen oder zu verpachten. Stirbt er, so treten seine Erben in seine Rechte und Pflichten. Nach Ablauf der zehn Jahre kann er verkaufen, der Staat bleibt aber immer der Bevorzugte im Kaufe. (Eine grundschlechte Bestimmung, welche die Freiheit des Besitzes und des Erwerbes verkümmert und wiederum die Regierung der Romanisirungsabsichten fast verdächtigt. Hat sie eine solche furchtbare Angst vor den Landstrichen und namentlich vor den katholischen Deutschen,

*) Die Wahrheit dieser Behauptung müssen wir nicht blos in ihrer Allgemeinheit, sondern auch überhaupt in Abrede stellen. Der Herr Verfasser, natürlich engweder nach vorgefaßten Meinungen, oder nach einzelnen Beispielen, die nicht maßgebend sind. Ein vorurtheilsfreier Unbefangener, der gänzlich fremdkommt, preußischen Rheinprovinz, über im mittleren Schlesien würde ihn wahrscheinlich bald von seinem Irrthum überzeugen. D. R.

**) Auswandererunterstützungsgesellschaften, mit solchen Kräften ausgestattet, sind im Laufe dieses

Digitized by Google

daß es ihr noch nicht Sicherheit genug ist, jeder deutschen Familie eine oder einige romanische Familien auf den Rücken setzen zu können, so soll sie lieber die ganze Sache lassen und warten, bis ihr der angelsächsische Stamm den Fuß auf den Nacken gesetzt hat.)

Die chilenische Regierung macht bei dieser Art der Verschenkung und ohne die nutzlosen Beschränkungen ein sehr gutes Geschäft, denn selbst günstig gelegene und fruchtbare, aber unbebaute Landstriche in menschenarmen Gegenden gewinnen erst Werth durch die Arbeit und mit ihnen die noch brachliegenden in der ganzen Umgegend. Sie wird also für die vorbehaltenen Stellen hohe Preise erpressen. Für die Ansiedler wird sich dieses Verhältniß sehr vortheilhaft herausstellen, wenn die gerügten Beschränkungen wegfallen und wenn das thun zu übermessener Lust fruchtbar, gesund und dabei so vortheilhaft gelegen ist, wie der Bericht des Herrn Philippi dies in Aussicht stellt, aber nur in Aussicht stellt, nämlich an beiden Ufern des Flusses Cruces in der Nähe von Valdivia. Das beste Land im Innern aber, das der Verbindung mit den bevölkerten, verkehrsthätigen Gegenden ermangelt, ist umsonst zu theuer, weil der Ansiedler nur im glücklichsten Falle unter den herbsten Entbehrungen das nackte Leben fristen kann.

Ziehen wir nun nach Maßstab der fünf vorhin aufgestellten Lebensbedingungen das Ergebniß, so stellt sich 3. als unklar und 4. als sehr bengt heraus, für 1., 2., 5. und 6. sprechen die vom Allgemeinen abgezogenen Beraufsetzungen.

III. Das Unternehmen des Präsidenten der Republik Chile, Don Manuel Bulnes, auf seinem Gute Las Canteras, in der Provinz Concepcion. (Mitte Chile). Es befinden sich daselbst bereits deutsche Ansiedler, über die wir nichts Näheres in Erfahrung gebracht haben. Das Gut nimmt den Raum zwischen den Flüssen Biobio und da Laxa ein; mag es fruchtbar sein, mag es eine schöne Witterung besitzen, so ist doch gerade der Biobio der Krankfluß, den die zwar schon seit vielen Jahren ruhigen, aber dennoch kriegsmäßigen Araukaner bei Kämpfen mit den Chilenen zuerst überschreiten.

Gemäß der eben erörterten, von Domeyko entworfenen Bedingungen will Herr Bulnes deutsche Familien auf diesen Ländereien ansiedeln. Man hat gegen ihn, der sich hohe Verdienste um Chile erworben hat, eingewandt, daß er, als Führer der sogenannten aristokratischen Partei, nothwendig die Ansiedler ausbeuten müsse. Solche Schlüsse sind Zeichen großer Thorheit. Es giebt unter den Absolutisten und Aristokraten Leute, die äußerst freisinnig in Bezug auf das Leben und Lebenlassen sind, wie es auch andererseits unter den Politisch-Freisinnigen Männer giebt, welche in dieser Beziehung schmutzig sind. Die Gründe, welche uns zu Gegnern dieses Unternehmens machen, liegen tiefer. Diese bereits gerügten Beschränkungen des Eigenthums durch das Vorkaufsrecht sind einem einzelnen Eigenthümer gegenüber, und in einem Lande, wo, wie in Mittel- und Süd-Chile, noch das Feudalwesen spukt, von sehr beschränkter Art. — Glaubwürdige Nachrichten über die Zustände der bis jetzt in das Canteras angesiedelten Deutschen würden das Urtheil vielleicht günstiger herausstellen. Bei dem jetzigen Stande der Sache können wir das Eingehen auf die Pläne Bulnes' keinen Deutschen empfehlen. Finden sich dennoch Gesellschaften dazu bereit, so rathen wir ihnen, alle verfänglichen, im Kaufe dieser Abhandlung erörterten Bestimmungen zu beseitigen und mit Hülfe chilenischer Rechtskundigen den Vertrag so abzufassen, daß das freie Eigenthum vollkommen gewährleistet, und der Preis für gewisse Gegenleistungen genau festgestellt, beziehungsweise begränzt wird.

(Schluß folgt.)

Siebenbürgen.

Erste Statistik von Siebenbürgen.

In Siebenbürgen, wie in Ungarn, widersetzte sich der Adel stets allen Vorarbeiten zu einer Statistik, denn er sah darin die Möglichkeit einer gleichen Besteuerung; in solchen aristokratischen Ländern aber, wie auch Polen war, sah sich der Adel als alleinigen Herrn des Grundes und Bodens an, der Bürger war nichts, der Bauer aber weniger als nichts. Eine genaue Statistik dieses Landes war daher unmöglich, und selbst Springer's „Statistik Oesterreichs" konnte nur mangelhafte Nachrichten über dieses Land geben. Endlich hat ein Kittmeister der österreichischen Armee dies unternommen, und zwar bereits einige Jahre vor der Revolution, aber gleichwohl im Sinne des Fortschritts. Dies durfte zwar weniger wundern, weil sich in diesem Heere — vielleicht nur mit dem englischen vergleichbar — so viele gebildete und wissenschaftlich beschäftigte Offiziere befinden. Die österreichischen Adelsherr sind wirkliche Offiziere des Regiments, dessen Uniform sie tragen und in dem sie bis zum Rittmeister avanciren, worauf sie eine Civilversorgung erhalten, welche wenigstens den Majorsrang giebt; denn in Oesterreich hat der Civildiener einen mit dem Militair genau abgemessenen Rang; der Regierungsrath trägt die Borten und Sterne des Obersten, der Hofrath die des Generals, Hofrath aber entspricht den preußischen Räthen dritter Klasse. Die Ober-Landesgerichtsräthe haben den Rang der Obersten, und dies sind gewöhnlich die Versorgungsstellen der besseren Auditeure.

Ein solcher ist der Verfasser der „Statistik des Großfürstenthums Siebenbürgen", Dr. Schiner, Rittmeister im Dragonerregiment Eugen von Savoyen, welches seinen Stab in der kleinen Stadt Resti auf Sachsenboden in Siebenbürgen hat. Der Verleger, Steinhauser in Hermannstadt, hat der Revolution ungeachtet den ersten Band dieses sehr sorgfältigen Werkes im Jahre 1848 erscheinen lassen. Dieser enthält zuvörderst ein sehr umfassendes Verzeichniß der vorzüglichsten Werke, welche zur Literatur der Spezialstatistik Siebenbürgens gehören, so wie der Landkarten, sodann einen geschichtlichen Ueberblick, welcher darthut, daß der ungarische Adel dieselbe Rolle durchgeführt hat, wie später der polnische; die Unbändigkeit der Aristokraten führte zum Wahnsinne und dieses zum völligen Untergange.

Die hierauf folgende Eintheilung des Landes ist bereits veraltet, denn die Eintheilung nach den drei Nationen, wobei die Hauptmasse der Bevölkerung, die Walachen oder Rumänen, außer aller Berücksichtigung blieben, ist ganz vor kurzem aufgehoben worden. Als eine Errungenschaft von 1848 werden die Walachen jetzt ohne Unterschied zu der anderen Bevölkerung gerechnet, und erst hier die besondere Ungnsiedenheit der Ungarn, welche jetzt nicht mehr gelten, als die sächsischen Bürger und die walachischen Bauern. Der Grundsatz der Gleichberechtigung wird konsequent durchgeführt.

Der Verfasser leitet den deutschen Namen von den sieben Burgen her, welche die deutschen Ritter nach der ihnen gemachten Schenkung bauten, oder den sieben Städten, welche die deutschen Einwanderer dort bauten. Diese sind Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt, Klausenburg, Bistritz und Mühlbach. Außerdem hat jedes Dorf um seine Kirche einen Wall oder eine Burg oder ein Kastell, wenigstens eine Ringmauer, denn die Deutschen hatten, während die Ungarn lange noch Nomaden blieben. Daher ist es weniger wahrscheinlich, daß jener Name von den kleinen Ritterburgen bei Kronstadt herkömmt, nämlich Marienburg, Törburg, Schwarzburg, Hedenburg, Rothemauerburg, Brassavenburg und Krenzburg. Die ungarischen Schriftsteller behaupten, daß dies von sieben Lägern oder den nachherigen Komitaten herkomme, aber dafür ist kein Beweis vorhanden, aber so unsicher ist die Behauptung von Petr. Ranzanus, daß dieser Name von den sieben ungarischen Herrführern herrühre. Die Ungarn nennen dieses Land Erdely, das Land der Wälder, in der lateinischen Geschäftssprache aber heißt Septem castra; die Walachen dagegen Andeala.

Die neueste Angabe des Flächeninhalts nach Lenk v. Treuenfels beträgt 1102 Quadratmeilen. Nach den neuesten Messungen erhebt sich von den Bergen am höchsten der Negoy auf 8040 Fuß, der Batsats auf 7951 und der Zuhyat auf 7854 Fuß; Hermannstadt liegt 1372 Fuß und Kronstadt 1839 Fuß über der Meeresfläche, aber auch im vergangenen Winter das Thermometer bis gegen dreißig Grad unter Null sank.

Mannigfaltiges.

— Krieg gegen Dänemark. Da wir früher in diesen Blättern der Schrift des dänischen Geheimen Archivars Wegener „über das wahre Verhältniß des Herzogs von Augustenburg zc." gedacht, so dürfen wir auch einer von dem deutschen Historiker Waitz eben erschienenen Gegenschrift nicht unerwähnt lassen.*) In dieser Gegenschrift wird nachgewiesen, daß sich die dänische Wissenschaft eben so wenig als die dänische Politik scheue, sich der unsittlichsten und verwerflichsten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke zu bedienen. Urkundliche Dokumente werden zu diesem Zwecke nicht blos unrichtig dargestellt, sondern förmlich verfälscht, und Behauptungen, die eben so frech als lügenhaft sind: z. B. die, daß der Herzog von Augustenburg der geheime Leiter der revolutionairen Bewegungen in den verschiedenen deutschen Staaten im Jahre 1848 war, als Behauptungen hingestellt, durch welche man die zu Gericht sitzenden europäischen Mächte zu gewinnen sucht. Leider haben sich dieselben bereits durch die falschen Zeugnisse der Dänen zu Aussprüchen verleiten lassen (cfr. das Londoner Konferenz-Protokoll vom 2. August d. J.), welche die Nachweis als traurige Belege der öffentlichen Ungerechtigkeit verurtheilen wird. Unermüdlich ist das kleine dänische Volk in der Verbreitung seiner Lügen, die es in alle europäische Sprachen übersetzen und namentlich in England und in Frankreich durch die Presse gratis vertheilen läßt. Es ist die höchste Zeit, daß Deutschland, wenn es sich nicht unverschens eine seiner schönsten Gränzprovinzen unwiderbringlich, wie einst den Elsaß, will rauben lassen, seinem Treiben der Dänen, auch auf literarischem Wege, mit vollem Ernst entgegentritt.

— Yankie. Wenn John Bull mit Bruder Jonathan zu thun bekommt, so entschlüpft ihm bekanntlich, zumal um die ackerbauende und gewerbtreibende Bevölkerung von Nord-Amerika höhnig und ironisch zu bezeichnen, von Zeit zu Zeit der Spottname: „Yankies". In einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes sagt nun Prosper Mérimée: „Wenn die Engländer sich über die Yankies lustig machen, so wissen sie in aller Unschuld nicht, daß der Spott sie selbst trifft. Denn" — kundigen Etymographen war dies übrigens längst bekannt — „Yankee ist nichts Anderes, als English, durch fehlerhafte Aussprache der Indianer von Massachusets in Yenglis, Yanghis verdorben." — Es läßt sich wenigstens hören. Ob aber John Bull diese Etymologie nicht eben so gut wissen sollte, nicht den von Englands Art angestrengten Heeren Söhnen mit dem gleichfalls entarteten, höhnisch breitgenetzischen Worte eins abgeben will, ist immer noch die Frage.

*) Einige Worte über den dänischen geheimen Archivar und Historiographen Dr. C. L. Wegener. Von Dr. G. Waitz.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern.
Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr.
Insertionsgebühren 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden bei jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 57, und bei Hrn. Lesser, Breitestraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Donnerstag den 5. September 1850.

Frankreich.

Die Bourgeoisie und die französische Revolution.*)

Es kann von Niemanden bestritten werden, daß Ludwig XVI. den aufrichtigen Willen hatte, alle von der Nationalversammlung beschlossenen Reformen, die seine Gewalt beschränkten, anzunehmen, daß ferner die Gleichheit im Anfange einen regen Eifer zeigte, zu der Umwandlung der Staatsform das Ihrige beizutragen, daß endlich der Adel, theils mit Begeisterung, theils mit Resignation, bereit war, sich den Beschlüssen der Versammlung zu fügen, wofern nämlich der König denselben seine Sanction ertheilen würde. Ferner ist nicht zu bezweifeln, daß das Mandat aller Vertreter dahin ging, die monarchische Regierungsform aufrechtzuerhalten und daß die ungeheure Mehrheit der Deputirten des dritten Standes nicht im mindesten gesonnen war, über dieses Mandat hinauszugehen. Durch welche Verkettung von Umständen und Mißgriffen geschah es nun, daß der König, der im Juli 1789 mit Begeisterung als Wiederhersteller der französischen Freiheit begrüßt wurde, drei Monate später der Gefangene seines freigewordenen Volkes, der Sklave einer Versammlung wurde, die bei allem Bemühen, ihn seiner unerblichen Prärogative zu entkleiden, fortfuhr, ihre ungeheuchelte Anhänglichkeit an seine Person zu bekunden? Wie kam es, daß Ludwig XVI. im Jahre 1791 fliehen mußte, weil ihm weniger Freiheit geblieben war, als dem geringsten seiner Unterthanen, wie, daß der Klerus, der den Gemeinen dazu verholfen hatte, den Titel einer Nationalversammlung anzunehmen, ein Jahr nachher seiner Güter beraubt war und nur noch die Wahl hatte zwischen Verbannung und Apostasie? Wie kam es, daß die Bourgeoisie, die für die Verfassung von 1791 schwärmte, die verächtlich von den wenigen Republikanern in der Constituante sprach und ein Wohlgefallen hatte, durch das ihr ein unbedingtes Uebergewicht geschaffen war, eine Versammlung wählte, die in weniger, als einem Jahre, die Scenen des 10. August und die Septembergräuel herbeiführte? Was ist der Grund, daß im Laufe dieses großen Dramas die Erfolge beständig den Absichten widersprachen? Warum hat die französische Bourgeoisie, die am 14. Juli 1789 im Besitze der Macht war, von der Einnahme der Bastille bis zum 10. August nichts vermocht, als den Sieg der Demokratie zu beschleunigen? Diese Fragen sollen im Folgenden zu lösen versucht werden.

*) Von L. v. Cornu.

I.

Die Minister Ludwig's XVI. überblickten die Versammlung, die den Aufreizungen der Pariser Bevölkerung und den Intriguen des Versailler Hofes preisgegeben war, sich selbst und versuchten es nicht einmal, ihren Berathungen eine bestimmte Richtung zu geben. Damit war eine furchtbare Gefahr heraufbeschworen. Der Adel hatte zwar den Willen, sich dem Wunsche des Königs zu fügen, aber auf die bloße Aufforderung des dritten Standes mochte er seine Vorrechte nicht opfern. Er rief vielmehr, eine imposante Truppenmacht aufzubieten, um dem Königthum den eingebüßten Nimbus zurückzugeben und die Volksleidenschaften niederzuhalten, die sich rings um die Versammlung zu entfesseln begannen. Ein kleiner Theil ging selbst so weit, zu hoffen, daß man die Nationalvertretung mit Waffengewalt werde auseinander treiben können. Es war dies indessen die thörichste aller Einbildungen, und der Zustand Frankreichs widerlegte sie offenbar. In den größten Provinzen existirte das ancien régime gar nicht mehr; es war schon vor Konstituirung der Nationalversammlung durch die Insurrection gestürzt worden. Jeder Versuch, diese Versammlung aufzulösen, an welche sich damals alle Interessen und Hoffnungen knüpften, wäre das Signal zu einer Anarchie gewesen, deren einzige zwar nicht, aber deren erste Opfer sicher die Theilnahme geworden sein würden. Auch zeigen die unwiderleglichen Dokumente, daß Ludwig XVI. niemals einen solchen Plan gehegt hat, und selbst unter dem Personal des Hofes war im Anfang Juli 1789 sicher kein bestimmtes Projekt beschlossen, das auf die Sprengung oder nur auf die unfreiwillige Vertagung der Nationalversammlung gerichtet gewesen wäre. Obwohl aber ein solches Projekt nicht existirte, so machte doch die Ungeschicklichkeit des Hofes dasselbe wahrscheinlich. Die Maßregeln, die in Versailles ergriffen wurden, erweckten Mißtrauen und Zorn. Gewiß hatten weder der Marschall v. Broglie, noch der Fürst von Lambesc, noch Herr v. Besenval, wie die Mäßler des Palais-Royal behaupteten, den Befehl erhalten, die freiheitlichen Deputirten anzufeinden und die Pariser zu massakriren, aber die drohende Haltung der Militairbefehlshaber ließ daran glauben. Eine Anhäufung von Truppen, die zu gering war, um etwas Entscheidendes zu unternehmen, zu groß, um nicht Verdacht zu erregen, hatte überdies noch den Anschein einer Provocation. Als nun endlich der König Necker entließ, der sich der Regierung aufrichtig ergeben hatte, und Minister ernannte, die nicht nur unfähig, sondern auch höchst unpopulär waren, so schien dies auf ganz verzweifelte Entschlüsse, auf Rückkehr zum Alten, auf Staatsstreiche zu deuten.

Es war unvermeidlich, daß die bürgerlichen Abgeordneten durch diese militärischen und politischen Anordnungen beunruhigt wurden, und man darf sie nicht anklagen, wenn sie die Entfernung der Truppen verlangten, die, wie man sagte, auf Versailles marschirten, und wenn sie das Volk zu ihrem Schutze aufriefen. Als sie die Streitkräfte des Volkes denen der Armee entgegenstellten, und in den Leidenschaften der Menge einen Schutz gegen vermeintliche Bedrohungen vom Hofe suchten, schlugen sie zwar einen gefährlichen, aber gewiß einen natürlichen Weg ein, und wenn Mirabeau's flammenvolle Worte das Feuer der Geschütze entzündeten, vor dem die Mauern der Bastille zusammenstürzten, so konnte der Hof sich sagen, daß er durch seine provozirende Haltung die Insurrection herbeigeführt habe. Es war demnach der Lage angemessen und entschuldbar, daß die bürgerlichen Deputirten, die in dem Aufstande des 14. Juli's eine Befreiung aus drohender Gefahr sehen mußten, zu den schrecklichen Scenen schwiegen, von denen jenes blutige Ereigniß begleitet war, daß sie einen Tag lang aus Politik die Stimme der Menschlichkeit überhörten. Denn die erste Pflicht einer berathenden Versammlung ist, sich vor Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen; und die Constituante hatte bis zum 14. Juli wohl Grund, sich für bedroht zu halten.

Daß sie nun einem Siege zujauchzte, der ihr den ihrigen sicherte, daß sie die Erstürmung der Bastille durch das Volk, den Abfall der Garden, die Bildung einer Bürgerwehr mit Jubel begrüßte, wen kann dies Wunder nehmen? Denn am Tage nach dem 14. Juni war die Constituante die einzige Gewalt im Reiche, die aufrechtstand. Mit seinem sinstren Symbol, der Bastille, war das ganze ancien régime zusammengestürzt; der Abfall des Heeres, die Bewaffnung der Vorstädte, die Errichtung einer Nationalgarde machten für die Zukunft jeden contre-revolutionairen Versuch fürchtig unmöglich. Aller Orten im Lande widerfuhr sich das schrecknsvolle Beispiel, das die Hauptstadt gegeben, und die Werkzeuge der Regierung wurden zerstümmert oder ihren Händen entwunden. Die Propaganda war Herrin der Regimenter, die Flotte folgte dem Beispiel des Landheeres, die meisten Tribunale schlossen sich, und die Parlamente ergaben sich in ihr Ende. Die Revolution erschien damals als etwas so Unwiderstehliches, daß gar Niemand daran dachte, sich ihr entgegenzustellen. Die Unzufriedenen verließen den Hof und das Land, nicht um sich zu bewaffnen, sondern um ihren Kopf in Sicherheit zu bringen. Erst viel später und unter dem Eindruck von Ereignissen, von deren innerem Zusammenhang nachher die Rede sein soll, organisirte sich die Emigration und faßte den Plan eines systematischen Angriffs.

Ludwig XVI. überließ sich dem Strome, der die Monarchie fortriß, doch seine Person noch verschonte, und fehlte den unerhörten Forderungen der Constituante nicht einmal den Widerstand entgegen, der ihm gesetzlich gestattet war. So geschah es, daß weder in den letzten Monaten des Jahres 1789, noch 1790 irgend welche Vereinigung zu gemeinschaftlichem Handeln unter den Feinden der neuen Regierung stattfand, die der Beachtung werth gewesen wäre. Die blinden Dekrete der Versammlung, die von Grund aus eine tausendjährige Ordnung umstürzten, fanden überall Gehorsam, wie tief sie auch die Interessen unzähliger Familien verletzten. Die Revolution rollte wie ein Gewitter über Frankreich; es widerstand ihr Nichts und Niemand. Ihre Feinde schienen in die Erde versunken, sie hatte sich nirgends zu vertheidigen, als gegen sich selbst. In den ersten sunfzehn Monaten der Constituante konnten weder die überall organisirten politischen Gesellschaften, noch die revolutionaire Presse, die frei auf der Laurr lag, noch die Comités der Versammlung und des Rathhauses, die zur Anfsuchung reactionairer Verschwörungen ernannt waren und im ganzen Lande ihre eifrigen Agenten hatten, ein contre-revolutionaires Projekt von nur einiger Bedeutung auffpüren.

Freilich fehlte es nicht an Denunciationen, weder auf der Tribüne, noch in den Tagesblättern; aber, wie bereitwillig man dieselben auch aufnahm, es ließ sich aus ihnen doch keine ernstliche Gefahr bedeuten, denn noch war in der That unter den Feinden der Constituante nichts Gemeinsames besprochen oder beschlossen worden. Nur weil tagtäglich Gewaltthaten gegen Personen und

Digitized by Google

Eigenthum geschahen, die eine Schande für das französische Volk und ein Flecken für die Revolution waren, strengte man sich an, Komplotte nachzuweisen, die jene Verbrechen entschuldigen sollten; denn man war nicht stark genug, sie zu verhindern, und nicht muthig genug, sie zu brandmarken. Selbst der parlamentarische Widerstand gegen die Majorität der Constituante wurde erst einigermaßen muth im Januar 1791, als den geistlichen Mitgliedern der Versammlung die bekannte Eidesleistung auferlegt wurde. Bis dahin hatte der König selbst die verfassunggebende Nationalversammlung auf seine Sanction warten lassen. Jetzt zögerte er; aber weder dem Monarchen, noch einer Fraction der monarchischen Partei war es in den Sinn gekommen, der Revolution mit anderen Mitteln zu widerstehen, als die diese ihnen selbst in die Hände gegeben hatte.

Dessenungeachtet verharrte die Constituante nach der Revolution vom 14. Juli in ihrer feindseligen Stellung gegen den Hof. Ja, man kann behaupten, daß sie von dem Augenblicke an dringlicher gegen die Krone und gefälliger gegen die Straßen-Demokratie wurde, als die einfachste Ueberlegung darauf führen mußte, daß es an der Zeit sey, die Haltung zu ändern. Sie war nunmehr Herrin eines Schwerd, den Niemand im Stande war ihr streitig zu machen, und doch setzte sie gegen den Schatten der frühern Regierung derselben Kampf fort, den sie gegen diese Regierung selbst geführt hatte, als dieselbe noch über eine bedeutende Macht verfügen zu können schien. Vergebens geschah es, daß der König die untergeordnete Rolle annahm, die ihm die constitutionellen Decrete vorschrieben, daß der Adel aus freien Stücken der Verschwung und dem Frieden zu Liebe seine letzten Privilegien und einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zum Opfer brachte, daß der Klerus, allen herabwürdenden Maßregeln zuvorkommend, in die Aufhebung des Zehnten willigte und zur Tilgung der öffentlichen Schuld das Anerbieten machte, auf sämmtliche Kirchengüter eine Staatsanleihe aufnehmen zu lassen, — keines von allen diesen Opfern vermochte den Argwohn der Constituante zu besänftigen und sie in ihrer revolutionairen Wachsamkeit aufzuhalten.

Wenn zu jener Zeit das constitutionelle Wesen bedroht war, so ging die Bedrohung sicherlich nicht vom Hofe aus. Der Hof war es nicht, der am 5. und 6. Oktober Paris in Aufruhr brachte und Legionen von Harpyien und Meuchelmördern über Versailles ergoß, der nach einer Nacht des Schreckens den König und die Versammlung in die meuterische Hauptstadt zagte, wo der letzteren tausendmal größere Gefahren warteten, als ihr je von den Dragonern des Fürsten von Lambesc hatten drohen können. Und doch waren fort und fort alle feindlichen Beschlüsse, alle haßathmenden Reden der Constituante gegen den Hof gerichtet, und die Versammlung zielte noch immer nach der absolutistischen Regierung, als an der Stelle dieses niedergeschmetterten Feindes ein anderer emporwucherte, den sie kaum zu nennen wagte. Die Laterne war tagtäglich in Arbeit, wie in Paris, so in Marseille, Lyon, Mans, Toulon, Caen und Toulouse, Blut floß in den Städten, und der Brand der Schlösser erleuchtete das Land; die öffentlichen Gewalten waren verschwunden, und an ihrer Stelle fungirten die Jakobiner und Cordeliers; Zeitungsschreiber und Straßenredner riefen Tag auf Tag das Volk zu den Waffen und gaben seiner Unwissenheit und seinem Elend kindwürdige Rathschläge. Alle diese Schrecken geschahen vor den Augen der Constituante und erfüllten sie mit Grauen, ohne aber keineswegs die Angriffe dieser Versammlung von der zu Boden liegenden Macht ab und auf sich hin. Auf ihre Gegner von gestern schob sie alle Schuld der Zornscheine, die ihre Feinde von morgen machten, und sie wußte kein anderes Mittel zur Besänftigung der zukünftigen Gefahren, als die Verstärkung ihres Hasses gegen die Vergangenheit. Sie schloß die Augen vor dem Umsichgreifen der republikanischen Ideen, der einzigen, von denen sie zur Zeit noch eine Gefahr kommen konnte; sie strafte die Priester und Emigrirten, die sich vollkommen ruhig verhielten, für die ersten Erfolge der Jakobiner und die Prinzen, die, um ihr Leben zu retten, geflohen waren, für die auf sie selbst geschleuderten Angriffe der Tagesposte. Das war in der That eine druckerische und ohnmächtige Politik, daß man die Schwierigkeiten, die aus den täglich aufgetriebenen Forderungen der Revolution hervorgingen, einer böswilligen Reaction zuschrieb und die Aristokraten schlug, um die Demagogen zu besänftigen.

In dieser undankbaren Arbeit verbrauchte die Constituante die wenigen Seelengaben, die ihr in so reichem Maße zugetheilt waren. Eine Verfassung, die mit Stolz künftigen Geschlechtern als fast unverbesserlich dargeboten wurde, war in wenigen Monaten vergessen, wie ein Zeitungsartikel, weil sie wohl gegen den Despotismus Schutzwehren in Menge enthielt, aber nicht darauf dachte, der Anarchie die Thür zu verschließen. Die Republik verdrängte das constitutionelle Regiment und vergaß den Vorschub, den ihre Vorgänger ihr geleistet hatten, mit Hohn und Schaffot.

Die Constituante hatte danach gestrebt, die Staatsgewalt in die Hände derjenigen Klassen zu legen, die durch ihre Erziehung zur Ausübung derselben befähigt waren. Sie führte deshalb den indirekten Wahlmodus ein, knüpfte die Wählbarkeit an eine jährliche Abgabe von mindestens einer Mark Silber und das Wahlrecht an eine Steuer, die dem Werth von drei Arbeitstagen gleichkam. Damit protestirte die Versammlung gegen die Theorie vom allgemeinen und direkten Wahlrecht, die zur Zeit der einzige Rednerpferre als absolutes Recht aller Menschen vorzuschlagen und zu vertheidigen wagte. Nach seiner Lehre würden die Menschen mit dem Stimmrecht geboren; die politischen Rechte seyen natürliche und könnten Niemanden genommen werden. Aus dieser Dogma flossen die unverfeigerlichen Reden des heranreifenden Tribunen, dessen unheilvolle Bestimmung damals keiner von den großen Geistern der Constituante voraussah.

Noch waren die bösen Neigungen der menschlichen Natur nicht durch philosophische Formeln heilig gesprochen; aber es fehlte ihnen darum weder an Ausbreitung, noch an Stärke. Die revolutionaire Schule hatte seine klare Vorstellung davon, daß das letzte Wort [illegible] von ihr begonnenen Werkes die Aufhebung des Erbrechts, die Vernichtung der Ansprüche der Individuums vor der Allmacht des Staates seyn würde; aber doch führt der Sozialismus mit Recht seine Genealogie von Babeuf zurück auf Robespierre und von diesem zurück auf den Verfasser des „Discours sur l'inégalité des conditions", der zuerst die Gesellschaft als einen widernatürlichen Zustand und die Einführung des persönlichen Eigenthums als den Urquell alles menschlichen Elends schildert. Die Constituante sah dieselben Gestalten und Leidenschaften drohen, die sich heute vor den Augen der Legislative aufthürmen. Im Beginne der Revolution trieb das „Recht auf Arbeit" die Ouvriers zur Zerstörung der Fabrik von Réveillon, und das „Recht auf Besitzand" veranlaßte die Brandstiftung an den Barrieren, die Hinrichtung des Bäckers François und im harten Winter von 1789 die Ermordung der vermeintlichen Kornwucherer auf allen Punkten des Reiches. Aber, unsäglich der heutigen Legislative, die nur durch das Zusammenhalten aller anti-sozialistischen Parteien der Anarchie Widerstand zu leisten vermag, stieß die Constituante, nach wie vor, Adel und Klerus von sich; so, ihre Kräfte waren nur halbe gerichtet, den Abgrund zwischen ihr und ihren bisherigen Widersachern größer zu machen. Wir werden sehen, wie diesem Fehler die Züchtigung auf dem Fuße folgte.

Was dieser großen Versammlung ihre moralische Gewalt verliehen hatte, war die Macht der Prinzipien, zu denen sie sich am Beginn ihrer Arbeiten bekannte. Sie sprach mit diesem Bekenntniß der Nation und der Seele. Freiheit der Person, des Gewissens und Gedankens, Freiheit der Arbeit und des Gewerbsfleißes! das war jener Ruf der Constituante, in den Europa jubelnd einstimmte. Aber als es Pflicht gewesen wäre, die Wohlthat der neuen Regierungsmaximen auch den Gegnern zuzuwenden, da verleugnete sie die Versammlung und führte gegen die persönliche, gegen die Gewissensfreiheit und die Freiheit des Gedankens so gewaltige Schläge, daß dadurch plötzlich der Kern der Revolution gefährdet und ein Widerstand herausgefordert wurde, der ohne dieses Verfahren nie zu Tage gekommen wäre. Seit jenem Wendepunkte datirt die Bourgeoisie zwischen den privilegirten Ständen einerseits, die in den Ungerechtigkeiten, die sich auf sie stützten, neue Kräfte fanden, und der Demagogie andererseits, die systematisch geschont wurde: sie war verurtheilt, in dem Kampfe zu verschwinden, und behielt nicht einmal das Recht, ihr Loos zu beklagen. Wie aber war man im Einzelnen die Kette von Fehlern, durch welche der Bourgeoisie ein Sieg entrissen wurde, den ihr bis dahin fast Niemand bestritten hatte?

II.

Die Rathlosigkeit, das Versuchen und dem Papiergeld, das die Versammlung gleich in den ersten Monaten ihres Bestehens kreirte, ein Fundament zu geben, war bekanntlich der ausgesprochene Beweggrund für die Einziehung der Kirchengüter. Aber einen Tag, nachdem das Eigenthum für unverletzlich erklärt war, ließ sich nicht gut schlechtweg die Confiscation aussprechen. Man machte daher, um den Schein zu retten, einige Umwege. Zunächst waren es nur vierhundert Millionen, die man, wie gesagt wurde, für den Dienst der Distonikaffe unumgänglich nöthig hatte. Um sie herbeizuschaffen, wurde eine enkfprechende Quote der Kirchengüter belastet. Diese Maßregel griff zwar tief ein in ein bis dahin heiliggehaltenes Prinzip; aber man vertuschte ihre ernste Bedeutung durch die Erklärung, daß jene 400 Millionen nur durch die Beschlagnahme von Klöstern sollten gewonnen werden, aus denen sich ja, gemäß der ihnen durchs Gesetz bewilligten Freiheit, die Bewohner ohnedies entfernen würden u. dgl. m. Aber der Hof der gesetzgebenden Freigeister gegen die Kirche, den die billige Gelegenheit, ihr zu barbot, zu Gebe zu kommen, in Athem hielt, blieb nicht mitten auf so schönem Wege stehen. Ein Bischof, der zur Zeit notorisch sich in allen Kneipen umhertrieb, begann seine politische Laufbahn, die seitdem ein halbes Jahrhundert lang ein Bestreben in jeder Art von Verderbtheit gestiftet ist, mit dem Vorschlage, man solle die Kirchengüter „zur Verfügung der Nation" stellen, unter der Bedingung jedoch, daß dieselbe eine Entschädigung leiste und nur genau in dem Maße ihres Bedürfnisses von dem Besitzthum Gebrauch mache. Ein paar Monate später wurden diese Güter einfach für National-Eigenthum erklärt, mittelst Einschreibung einer Jahresrente von 80 Millionen Fr., zahlbar an die bisherigen Besitzer, eine Schuld, die für eben so unverletzlich und heilig gelten sollte, als die Verfassung selbst. In weniger als zwei Jahren hatte die Revolution die eine umgestürzt, und aufgehört die andere zu zahlen. So verschlang der Staat, unbesorgt um die Konsequenzen des Grundsatzes, den er sanctionirte, unter Verhöhnungen der protestirenden Minorität, einen Grundbesitz, den der Berichterstatter des Kirchen-Comités, Herr Treilhard, auf vier Milliarden schätzte.

Folgendes waren die Gründe, die zur Rechtfertigung der Expropriation (man erfand zur Zeit dieses Wort für die Sache) von Treilhard, Talleyrand, Mirabeau, Barnave, Thouret, Camus und Anderen beigebracht wurden: „Ohne Zweifel ist das Prinzip des Eigenthums unverletzlich, nur darf es keine Mißbräuche schützen, die dem Interesse der Gesellschaft und ihrem Fortschritt zuwiderlaufen. Das System des Besitzes in jodter Hand beeinträchtigt den Umlauf des Kapitalvermögens der Immobilien, es begünstigt den Müßiggang und den landwirthschaftlichen Schlendrian, es bietet die Gelegenheit zu einem luxuriösen Leben und korrumpirt den Klerus selbst. Ueberdies muß man einen Unterschied machen zwischen dem Eigenthum, das auf Lebenszeit und von einer Gesellschaft besessen wird, und dem Eigenthum eines Familienvaters. Dieses ist über allen Angriff erhaben, jenes besteht durch eigenthümliche Verhältnisse, deren bindende Kraft zu bezweifeln, dem Gesetzgeber wohl gestattet ist. Die Schenkungen, aus denen das Kirchenvermögen entstanden ist, wurden in den Zeiten der Unwissenheit und des Glaubens gemacht, um die Erstarrung der Geis-

Digitized by Google

lichen zu sichern und sie in Stand zu setzen, den Armen reichliche Unterstützung zu gewähren. Wenn nun der Staat selbst das Armenwesen in die Hand nimmt und durch ein wohlorganisirtes Unterstützungssystem die verreinzelt und planlos gebotte Mildthätigkeit der Kirche ersetzt, wenn er die Geistlichen zu Staatsbeamten macht und ihnen, je nach der Wichtigkeit ihrer Dienstleistungen, Gehalte festsetzt, so hat er den Gedanken der Donatoren die einzige Auslegung gegeben, die sich mit den unveräußerlichen Rechten des Landes und mit seinem gegenwärtigen Interesse verträgt, welches letztere verlangt, daß der durch die Verschwendungen der geistlichen Regierung erschöpfte Nationalfreiheit auf breiter Grundlage wiederhergestellt werde."

Und nun setze man statt Kirche: Börse, statt Bischöfe: Banquiers, statt Orthodoxie: Kapital, und dem „Insamen" in den Werken Voltaire's substituire man den in den Schriften Proudhon's — und man glaubt in dem Moniteur von 1849 den von 1790 zu lesen. Es ist nicht ein Argument gegen die Klöster und Kapital angewendet worden, dessen man sich nicht auch bedient hätte, um für die Expropriation der Eisenbahnen und anderer Anlagen industrieller Gesellschaften zu wirken. Keines von denen Prinzipien ist unfruchtbar geblieben, und die Söhne kennten, was die Väter gesät haben. Die Saat ist aufgeschossen mit jener Raschheit und Ueppigkeit, die überhaupt das Wachsthum der Ihren auf dem Boden Frankreichs bezeichnet. Diesseits Klassen, welche die Kirchengüter konfiszirten unter Berufung auf die Mißbräuche des Besitzes in roher Hand und einige Monate darauf die der Emigranten unter Berufung auf das Verbrechen des Landesverrathes, diesseiten Klassen stehen heute dem Sozialismus gegenüber in einer Lage, deren Gefahren nicht minder durch die Fehler der Einen, als durch die Habgier der Anderen herbeigeführt sind.

Die Einzelnung seiner Glieder war aber die geringere Gefahr, die zur Zeit den katholischen Klerus bedrohte. An meisten hatte er zu fürchten, daß er in eine Körperschaft von öffentlichen Beamten umgewandelt und dann, gleich der gesammten Nation, den gesetzgeberischen Launen einer Versammlung preisgegeben werden würde, in welcher der ganze unversöhnliche Haß gegen ihn grollte, den der halbhundertjährige Unterricht Voltaire's in Frankreich angehäuft hatte. (Schluß folgt.)

General Egalité.*)

Große Zeitabschnitte haben, wie große Ereignisse, ihren eigenen Maßstab, und man berechnet sie unwillkürlich weniger nach den Jahren, die sie umschließen, als nach den Begebenheiten, welche sie uns darbieten. Nur die natürliche Dauer eines menschlichen Lebenslaufs ist seit der Geburt Ludwig Philipp's von Orleans verflossen; wenn wir aber bedenken, daß der Flüchtling, der vor wenigen Tagen in seinem Asyl in Claremont entschlummerte, den Feldherrnhab führte, ehe man noch den Namen Napoleon's gehört hatte, daß er Oberst eines Regiments war, als Arthur Wellesley noch eine Jahrhundertstelle bekleidete, daß er im Palais-Royal mit Voltaire geplaudert und am Hofe von Versailles eine Rolle gespielt hat, daß er den Sturz der ersten Nationalversammlung betrohte und das Amt eines Thürstehers im ursprünglichen Jakobinerklub verschmähte, daß er von der Entstehung und dem Fortschritt jener ersten Revolution Zeuge war, die uns jetzt durch ihre zahlreichen Nachfolger einem in ein graues Alterthum zurückzutreten scheint, daß er einen wichtigen Antheil an den Scenen hatte, welche der Geschichte des neueren Europa zum Vorspiel dienten, daß er endlich der Herzog von Orleans des gegenwärtigen Jahrhunderts und Lehrer Johne jene Kunst, die König des constitutionellen Frankreichs gewesen ist, so wird man Mühe haben, zu glauben, daß solche Vergänge, welche die Geschichte mehrerer Generationen zu enthalten scheinen, in der kurzbahn eines Mannes zusammentreffen konnten.

In der That könnte dieser Fürst, der so eben in seinem zweiten Exil, unter seinem sechsten Titel ausgerungen hat, als ein Typus der historischen Revolutionen unserer Zeit betrachtet werden. Seine Jugendgeschichte ist mit dem größten Ereignis in den Annalen unseres Weltheils verknüpft, sein Kriegsruhm erinnert an längst vergessene Namen und eine längst verschollene Taktik, er war der Freund Washington's und der Gefährte Dumouriez', und zugleich der Abgott der Jakobiner, der König der Barrikaden, der Schiedsrichter des europäischen Kontinents, der gehrte Gast der Königin Victoria und bis vor wenigen Tagen der friedliche Bewohner eines Lustschlosses in der Nähe von London.

Es giebt in einem solchen Leben nicht eine einzige Phase, die nicht reichliches Material zu interessanten Betrachtungen liefern würde, und namentlich ist es merkwürdig, daß alle diese wechselvollen und durch so weite Zeiträume getrennten Scenen durch den Charakter ihres Helden eine Art von Einheit erhalten. Denn Ludwig Philipp war immer derselbe. Im Lager von St. Menehould oder auf den Prairieen von Amerika, in den wiedergewonnenen Hallen seiner Vorväter oder auf dem Throne seiner ehemaligen Monarchen, blieb er stets der Zögling der Frau v. Genlis — immer mit dem Strome, nie gegen ihn schwimmend, jeden Zwischenfall zu seinem Vortheil benutzend, bedeutete er sich stets der Mittel, die ihm die Gelegenheit darbot, und ließ sich in seinen Handlungen nur durch die Umstände bestimmen. Er hatte erst sein zwanzigstes Jahr erreicht, als er an den Grenzen des Landes ein Kommando übernahm, welches ihm jeder Tag entreißen konnte. Er sah sich in einer Stellung, die durch seine sörmliche Akkusat eher gefährdet als begünstigt wurde, mit Auszeichnen, die sich immer mehr umwölkten, mit treuen anderen Hülfsquellen, als seine Vertrauen in sich selbst. Dieser Hülfsquelle jedoch wußte er sich trefflich zu bedienen, und man kann sagen, daß sein Benehmen im Lager seine künftige Größe im Kabinet ahnen ließ. Man hat gewöhnlich seine militärische Laufbahn in den Schatten gestellt — ein Verfahren, das dem Biographen vielleicht durch die Regeln der Perspektive vorgeschrieben wird. Gleichwohl war das Jahr 1792 nicht das am wenigsten kritische in dem Leben Ludwig Philipp's, und obschon Valmy eher ein Manöver als eine Schlacht war, muß man doch bedenken, daß Kellermann nach manchen glänzenden Erfolgen sein Heer dem erwähnten Dorfe, als dem Schauplatz seines ersten und liebsten Ruhmes, vermachte.

Es war kein gewöhnlicher Feldzug, in dem der junge Erbe von Orleans das Kriegshandwerk erlernen und seinen Eintritt in das thätige Leben machen sollte. Die ganze Armee war aus den Zaubongs von Paris gebildet. Außer einigen Bataillonen, welche die Aufklärung des alten Heeres überstanden hatten, war nicht ein Soldat unter der ganzen Masse, dessen Stand sich an seinem Betragen, seiner Disziplin und seiner Kleidung erkennen ließ. Frankreich hatte plötzlich, wie die Bevölkerung einer belagerten Stadt, seine Tauferde ausgespieen, um ihre Feind an den Thoren zu begegnen. Der kommandirende General hatte sich nur wenige Monate vorher nach der Gränze gestüchtet, um nicht als Kriegsminister in Paris massakrirt zu werden. Stabsoffiziere waren eine Seltenheit; nicht weniger selten von ihnen hatten sich ins Lauland begeben, um mit Eifer gegen ihr Vaterland zu kämpfen, andere waren umgebracht worden. Nur hierdurch wird es erklärlich, wie der Herzog von Chartres oder vielmehr der Bürger Egalité jenem, obwohl noch nicht zwanzig Jahre alt, durch Senioricität zum Brigade-General avancieren konnte. Diesen ungeordneten Haufen standen die Grenadiere des großen Friedrich gegenüber, geführt von seinem Zögling, dem Erben seiner Taktik und dem anerkannten Vertreter seines Ruhms. Gleichwohl standen dem jungen Egalité einige ausgezeichnete Männer zur Seite. Da war der Peruaner Miranda, der seinen Degen sehr Revolution seiner Zeit zur Verfügung stellte, wie Garibaldi jedem Aufstande der unfrigen — der junge Bergschotte Macdonald, der Sohn des Mannes, der einst den Prätendenten zuerst in den Hochlanden willkommen hieß, und der jetzt gegen Könige und Königthum zu Felde zog — der alte Elsasser Kellermann und Dumouriez selbst, der den seinen seltenen Talenten gebührenden Ruhm nur durch die Undankbarkeit einbüßte, welche den glücklichen Feldherrn in einen Söldling des Auslandes verwandelte. Das waren die Kampfgenossen Ludwig Philipp's von Orleans in seinem ersten Feldzuge. Hinter ihm lag eine Hauptstadt in vollem Aufstande, ein entthronter König, ein schon dem Schaffot geweihter Vater und ein proskribirtes Geschlecht. Er wurde jedoch von einem Bruder begleitet, der mit jener Anhänglichkeit, welche die ganze Familie Orleans charakterisirt, seine Gefahren und seine Hoffnungen theilte.

Der jugendliche General bedurfte eines nicht geringen Grades von Klugheit, um seine Stellung in einer solchen Armee zu behaupten. Die Gefahren, die ihm drohten, waren nicht auf das Schlachtfeld beschränkt. Eine Brigade reiner Jakobiner hatte die letzten Moden der Hauptstadt aus Paris mitgebracht und gab ziemlich klar zu verstehen, daß es nöthig sey, die Armee durch Vertilgung ihrer Generale zu purifiziren; sie wurde erst dann anderer Meinung, als Dumouriez sie durch Kavallerie und Artillerie umzingeln und eines Besseren belehren ließ. Wenn wir berichten, daß der Herzog von Chartres solche Lehrschaften mit Geistig zu leiten verstand, daß er der anderen thätig Gehilfe seines Generals, der Freund seiner Mitoffiziere und der Liebling des Soldaten wurde, so ist dies ein höheres Lob, als zu sagen, daß er bei Valmy seine Pflicht that und den Sieg bei Jemappes entschied. Es war seine Zeit für Freiheit oder Schwäche, aber es verdient wohl Erwähnung, daß die ausgezeichnete Tapferkeit des Generals Egalité von englischen Schriftstellern des Tages gerühmt wird, die es sich nicht träumen ließen, daß der Gegenstand ihrer Lobreden der Erbe des Hauses Orleans sey. Der Feind ward bei Valmy zurückgeschlagen, allein der Courier, der die Kunde von dem ersten Erfolge der Armeen nach Paris brachte, begegnete unterwegs einen anderen, der die Proklamirung der Republik und die Aechtung der Bourbons und ihrer Verwandten meldete.

Man thut dem Herzog von Chartres gewiß nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß er die Gesinnungen sowohl, als die Schicksale seines Generals in den Beziehungen desselben zum Konvent und den bekannten Ereignissen an der Gränze theilte. Kaum ein Jahr war seit der Kriegserklärung verflossen, als der französische Befehlshaber sich genöthigt sah, sein Leben durch die Flucht zu retten, und Ludwig Philipp verdankte es wahrscheinlich demselben Entschlusse, daß er seine eigene Landbahn nicht zur Seite seines Vaters auf dem Blutgerüst endete. Selbst der Rettungsversuch war mit dringenden Gefahren verknüpft. Ein Detachement Husaren jagte den Flüchtlingen nach, und mehrere Stunden lang war der künftige König der Franzosen die Zielscheibe für hundert Karabiner. Unter den acht Reitern, die mit Dumouriez in Tournai hineinsprengten, befand sich der Prinz, dessen erstes Exil hiermit begonnen hatte.

Dies war die erste und letzte kriegerische Episode in dem Leben Ludwig Philipp's. Der Feldzug war zwar kurz, aber er dauerte lang genug, um den militärischen Ruf des Oberbefehlshabers zu sichern und die Talente des jungen Brigadiers auf die Probe zu stellen. Ludwig Philipp war freilich nicht zum Feldherrn geboren, aber er entwickelte auch Rothwendigkeit alle mekanischen Eigenschaften eines Soldaten, und sogar in der seltsamen Gesellschaft, in welche er sich zu St. Menehould versetzt sah, fand er Spielraum für seinen anheiligen Charakter, seine dieglame Gemüthsart und seinen instinktmäßigen Beobachtungsgeist. Ein Leben, wie das seinige, würde unvollständig erscheinen, wenn zu seinen verschiedenartigen Phasen nicht auch ein Epoche militärischer Thätigkeit gehörte. Blutigere Schlachten sind geschehen worden, als die bei Valmy und Jemappes, aber wenige junge Soldaten haben einen verhängnißvolleren Feldzug mitgemacht, als den unter Dumouriez in der Champagne.

*) Nach dem Englischen.

Digitized by Google

Süd-Amerika.

Die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Chile.

(Schluß.)

IV. Das Unternehmen der Gesellschaft für nationale Auswanderung und Colonisation in Stuttgart, eine deutsche Ansiedlung am Rio Bueno — auch Transaction genannt — zu gründen. Wenn von Ausstellungen nicht frei, ist dieses doch das empfehlenswertheste von allen bisher angegebenen, und darum, weil es die Ansiedler nicht mit lästigen Bedingungen drängt. Wir haben es hier nicht mit den Satzungen der Gesellschaft zu thun, für und gegen welche sich Manches sagen ließe, die jedoch nichts enthalten, was unbedingt der beabsichtigten Ansiedlung schädlich werden müßte, — auch nicht mit der Anleihe, bei der uns vorläufig genügt, daß sie zu Stande kömmt, wozu alle Aussichten vorhanden sind — sondern mit der guten Stellung der Ansiedler, und selbst in dieser Hinsicht ist uns nur ein schmales Feld der Beurtheilung, die vorderetirende Sorge der Gesellschaft für die Ansiedler gewährt, da die Leitung der Ansiedlung an Ort und Stelle noch im Schooße der Zukunft ruht. — Die Grundsätze, nach welchen diese Ansiedlung geleitet werden soll — siehe Cap Valdivia und Chiloe — müssen sich Beifall erwerben. Die Gesellschaft verkauft den Ansiedlern das Land zu mäßigen Preisen und als unbeschränktes Eigenthum und schafft auf ihre Kosten die nothwendigsten Vorarbeiten für die Ansiedlung. Eine Unterstützungsgesellschaft ist, wie wir gehört, nach Chile abgegangen, um das Land näher zu erforschen und die nothwendigen Vorarbeiten zu unternehmen; alsdann werden wir auch etwas Näheres über die Stelle der Ansiedlung erfahren: denn der Rio Bueno ist ziemlich lang, und es ist durchaus nicht gleichgültig, an welcher Stelle derselben die Ansiedlung liegt. Der Fortgang derselben wird daher eben so sehr von der richtigen Ortswahl, wie von den zweckentsprechenden Vorarbeiten der Unterstützungsgesellschaft bedingt seyn. Diese hat ferner eine und zwar sehr wichtige Aufgabe bei der chilenischen Regierung zu lösen. Herr Kindermann, von dem die Gesellschaft kauft, hat einen großen Theil seiner Besitzungen in Valdivia von den Indianern erstanden, und es soll fraglich seyn, ob die Regierung diesen Kauf anerkennen wird. Die Untersuchungsgesellschaft hat daher in Gemeinschaft mit Herrn Kindermann eine rechtsgültige Anerkennung des Besitzes derartiger Ländereien zu erzielen oder, wenn dies nicht möglich seyn sollte, anderer, deren Besitz unangreifbar ist, für die Gesellschaft zu erwerben. Nach anderen, jedoch ebenfalls nicht hinreichend verbürgten Nachrichten, so auch nach Gerstäcker, sollen die Käufe von Indianern durchaus gültig und der von ihnen herstammende Besitz besonders sicher seyn. Wie dem sey, der angezeigte Gegenstand erfordert die höchste Sorgfalt der Untersuchungsgesellschaft an Ort und Stelle. Ziehen wir nun nach Maßgabe der vorhin aufgestellten Lebensbedingungen das Ergebniß, so stellt sich heraus, daß 3. und 4. noch nicht genügend aufgeklärt sind, wenn auch eine günstige Lösung dieser Fragen sicher zu erwarten ist, für alle übrigen Punkte sprechen die vom Allgemeinen abgezogenen Voraussetzungen.

Das Endergebniß aller dieser Untersuchungen zeigt klar, daß, unabhängig von der zufällig besseren oder schlechteren Angriffsweise dieser oder jener Unternehmer und von der zufällig unbefangeneren oder beschränkteren Ansicht der gerade herrschenden chilenischen Staatsmänner, Süd-Chile ein Land ist, welches vermöge seiner äußeren und inneren Verhältnisse der deutschen Auswanderung außerordentliche Vortheile gewähren kann, wie es andererseits aus dieser die Mittel zu schöpfen hat, um seine äußere Macht und seine innere Entwicklung schnell zu einer außerordentlichen Höhe zu bringen. Zur besseren Erreichung dieses Zieles möchten wir der chilenischen Regierung einige Erfahrungen und Wahrheiten in das Gemüth führen, nützlich für alle Leute, weß Standes und weß Volkes sie seyen: Wer bei gemeinschaftlichen Unternehmungen alle Vortheile einstecken will, geht in der Regel nicht nur leer aus, sondern verliert obendrein. Bei einem Geschäft zwischen zweien, wo jeder von beiden den anderen anführen will, werden sicher beide angeschmiert, wie es in der Volkssprache, zwar nicht geschmackvoll, aber malerisch heißt — Alles scharf schneidet nicht, allzu fein bringt nichts ein. — Alle diese Wahrheiten haben sich kürzlich erst wieder recht schlagend an der Politik der deutschen Höfe erwiesen.

Verschiedene Wege führen zu einem und demselben Ziele: die einen sind sicherer, die anderen unsicherer. Die Wege der deutschen Ansiedlung in Süd-Chile würden jedenfalls ebener seyn, wenn wir Deutsche im Auslande etwas hätten, was einer Vertretung des deutschen Volkes ähnlich sähe. Müßen nicht zuletzt die Deutschen als die Pariahs Europa's im Auslande betrachtet werden, wenn deren Bürger wahrnehmen, wie andere Staatsangehörige bei den Vertretern ihrer Staaten Schutz und Hülfe finden, die Deutschen aber nicht. Wie diese in Folge dessen behandelt werden, ist bekannt genug: Pariahs bekommen überall Fußtritte. Unsere besseren Hoffnungen haben wir bis zu einer günstigeren Zeit eingacken müssen. — Gegenwärtig ist Preußen die einzige deutsche Macht, die alle Groß- und Kleinbeutschen im Auslande schützen und vertreten könnte, womit eine ungehörige Einmischung in die Angelegenheit fremder Länder keineswegs verbunden ist; was jedoch seine Vertreter mit seltenen und darum um so rühmenswertheren Ausnahmen in dieser Beziehung gethan oder vielmehr nicht gethan haben, ist bekannt genug. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat in dieser Beziehung merkwürdige Erfahrungen gemacht, als er den pöbelt unglücklich abgelaufenen Versuch wagte, seine Kenntniße bei einigen dieser Herren über die Deutschen in einem Lande zu erweitern, wo dieselben als preußische Staate viele Gabe gelebt hatten.

* * *

Nachdem wir den vorliegenden Aufsatz vollendet, empfingen wir die Erwiederung auf eine Anfrage, welche wir an einen Deutschen zuverlässigen, in Ansiedlungs-Unternehmungen und Unternehmern kundigen Mann in Valparaiso gerichtet hatten, um zuverlässige Nachrichten über Süd-Chile und einige uns bei der deutschen Einwanderung in Süd-Chile betheiligte Leute zu erhalten. Leider ist der Erfolg unserer Bemühungen insofern kein vollständiger, als unser Briefschreiber erklärt, ein begründetes Urtheil über diesen Theil des Landes zu geben, seyn er außer Stande, und er empfinde keine Lust, die Urtheile Anderer, vielleicht nur Vorurtheile, weiter zu verspinnen. Demnach haben seine Mittheilungen als ein Ausdruck der öffentlichen Meinung oder eines Theiles derselben in Valparaiso über den vorliegenden Gegenstand ihren Werth. Im Allgemeinen ist unser Gewährsmann der Meinung, die Ackerbau treibenden Einwanderer würden trotz der großen Fruchtbarkeit und der schönen Witterung des Landes hauptsächlich der strengen Verbindungswege wegen erst in später Zukunft den Lohn ihrer Arbeit ärnten, der ihnen aber sicher wäre, sobald sie die nöthigen körperlichen und geistigen Eigenschaften mitbrächten. Im Ganzen höre man wenig Erfreuliches von den deutschen Landsleuten im Süden. Unter diesen Umständen hätten viele bereits den vortheilhaftesten Holzhandel ergriffen. Er giebt ferner im Widerspruch mit anderen Berichterstattern an, daß feindselige Indianerstämme den Besitz des Landes streitig machen. Hierzu wäre zu bemerken, daß dem letzteren Uebelstande,*) wie dem bei zu spät eintreffenden Lohnes für anstrengende Arbeiten und große Entbehrungen, durch eine passende Wahl und thätige Leitung der Niederlassung zu begegnen ist, in welcher Beziehung die Herrn Kindermann gehörenden Landstriche günstig liegen, daß ferner auf dem Briefe mittelbar hervorgeht, wie der Verfasser Ebenfalls sich mehr gegen die vereinzelte und sogenannte wilde Auswanderung richten, als gegen ein planmäßiges, mit hinreichenden Arbeits-, Geistes- und Geldkräften ausgerüstetes gesellschaftliches Unternehmen. — Wir schließen unsere Mittheilungen aus dem Briefe mit folgendem, für die Würdigung der Verhältnisse besonders gewichtvollen Stelle: „Herr Kindermann hat das Verdienst, zuerst handelnd aufgetreten zu seyn, nach ihm hat die Regierung ebenfalls Schritte gethan, die Colonisation des Südens zu vervielfältigen. Daß Letzteres die besten Absichten hat und durchaus unbefangen dabei, bezweifelt Niemand. Die Regierung dagegen scheint nur den Namen für Privat-Interessen vergegeben zu haben, was daraus hervorzugehen scheint, daß sie Herrn Kindermann keinerlei Vortheile, als auch Gerstäcker, sollen die Käufe von Indianern durchaus gültig und der von ihnen herstammende Besitz besonders sicher seyn. Wie dem sey, der angezeigte Gegenstand erfordert die höchste Sorgfalt der Untersuchungsgesellschaft an Ort und Stelle. Ziehen wir nun nach Maßgabe der vorhin aufgestellten Lebensbedingungen das Ergebniß, so stellt sich heraus, daß 3. und 4. noch nicht genügend aufgeklärt sind, wenn auch eine günstige Lösung dieser Fragen sicher zu erwarten ist, für alle übrigen Punkte sprechen die vom Allgemeinen abgezogenen Voraussetzungen.

Das Endergebniß aller dieser Untersuchungen zeigt klar, daß, unabhängig von der zufällig besseren oder schlechteren Angriffsweise dieser oder jener Unternehmer und von der zufällig unbefangeneren oder beschränkteren Ansicht der gerade herrschenden chilenischen Staatsmänner, Süd-Chile ein Land ist, welches vermöge seiner äußeren und inneren Verhältnisse der deutschen Auswanderung außerordentliche Vortheile gewähren kann, wie es andererseits aus dieser die Mittel zu schöpfen hat, um seine äußere Macht und seine innere Entwicklung schnell zu einer außerordentlichen Höhe zu bringen. Zur besseren Erreichung dieses Zieles möchten wir der chilenischen Regierung einige Erfahrungen und Wahrheiten in das Gemüth führen, nützlich für alle Leute, weß Standes und weß Volkes sie seyen: Wer bei gemeinschaftlichen Unternehmungen alle Vortheile einstecken will, geht in der Regel nicht nur leer aus, sondern verliert obendrein. Bei einem Geschäft zwischen zweien, wo jeder von beiden den anderen anführen will, werden sicher beide angeschmiert, wie es in der Volkssprache, zwar nicht geschmackvoll, aber malerisch heißt — Alles scharf schneidet nicht, allzu fein bringt nichts ein. — Alle diese Wahrheiten haben sich kürzlich erst wieder recht schlagend an der Politik der deutschen Höfe erwiesen.

Verschiedene Wege führen zu einem und demselben Ziele: die einen sind sicherer, die anderen unsicherer. Die Wege der deutschen Ansiedlung in Süd-Chile würden jedenfalls ebener seyn, wenn wir Deutsche im Auslande etwas hätten, was einer Vertretung des deutschen Volkes ähnlich sähe. Müßen nicht zuletzt die Deutschen als die Pariahs Europa's im Auslande betrachtet werden, wenn deren Bürger wahrnehmen, wie andere Staatsangehörige bei den Vertretern ihrer Staaten Schutz und Hülfe finden, die Deutschen aber nicht. Wie diese in Folge dessen behandelt werden, ist bekannt genug: Pariahs bekommen überall Fußtritte. Unsere besseren Hoffnungen haben wir bis zu einer günstigeren Zeit eingacken müssen. — Gegenwärtig ist Preußen die einzige deutsche Macht, die alle Groß- und Kleinbeutschen im Auslande schützen und vertreten könnte, womit eine ungehörige Einmischung in die Angelegenheit fremder Länder keineswegs verbunden ist; was jedoch seine Vertreter mit seltenen und darum um so rühmenswertheren Ausnahmen in dieser Beziehung gethan oder vielmehr nicht gethan haben, ist bekannt genug. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat in dieser Beziehung merkwürdige Erfahrungen gemacht, als er den pöbelt unglücklich abgelaufenen Versuch wagte, seine Kenntniße bei einigen dieser Herren über die Deutschen in einem Lande zu erweitern, wo dieselben als preußische Staate viele Gabe gelebt hatten.

*) Aus einer Vergleichung der zuverlässigsten Nachrichten über dieses Gegenstand ergiebt sich Folgendes: Friedlicher Gesinnung sind die Araukaner, die im Innern und nahe der Küste wohnenden Indianer Süd-Chile's; die Araukaner, die nördlichen Grenznachbarn Süd-Chile's, sind die gefährlichsten Feinde der Spanier, verhalten sich jener seben seit vielen Jahren friedlich, vollständig zu trauen ist ihnen jedoch nicht; gefährlicher Natur sind die in den Cordilleren hausenden Puelmanen, welche zugleich der Zufluchtsort von den Reisen gehegten, von Rob gegen die Weißen erfüllten Parteien der Pumche-Indianer sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergroschen vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Sonnabend den 7. September 1850.

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und ist.

Zweiter Artikel.

Die Constituante. — Die kalifornischen Eichen. — Die Brandung in Monterey. — Ein Posttag in San-Francisco. — Ein Abenteuer auf der Rückreise.

Wir theilen aus dem reichen Inhalt des Taylorschen Werkes noch einige Citate mit, die wir an einander reihen, wie wir sie finden.

„... In der konstituirenden Versammlung lies das Präsidium zuweilen in einer Form Beschlüsse fassen, die bis dahin in den parlamentarischen Gebräuchen keiner Versammlung erhört war. Dann und wann waren die Debatten höchst spaßhaft. Als man bei Berathung der Grundrechte auf den Artikel kam, daß jeder wegen eines Verbrechens festgenommene Bürger von seinem „Peers" gerichtet werden müsse, trat ein Mitglied, dem dieser technische Ausdruck unbekannt war, auf und meinte: „Ich mag das Wort Peers nicht; ist nicht republikanisch, dieses Wort. Sehe nicht ein, was uns Peers sollen in diesem Lande. Sind keine Monarchie und wollen kein Parlament. Ich stimme gegen das Gesetz!" ..

„... Die kalifornischen Eichen haben eine gefährliche Eigenthümlichkeit. In der trockenen Hitze des langen Sommers wird ihre Faser brüchig und oft um die Mittagszeit, wenn sich kein Lüftchen rührt, löst sich ohne das leiseste wahrnehmbare Geräusch ein starker Ast vom Stamme und fällt mit Wucht zu Boden. Mehrfache Beispiele werden von Personen berichtet, die durch solche fallende Aeste erschlagen worden sind. Deshalb lagern sich die eingebornen Kalifornier niemals im Schatten ihrer Eichen." ...

„... Der eine Nacht in Monterey verweilt hat, der wird der Donnerschläge der Meeresbrandung mit Ernst und scheuer Ehrfurcht gedenken. Man hört hier nicht das anhaltende Dröhnen in jedem Augenblicke anschlagender Wellen, wie an der Küste des Atlantischen Meeres — das große Herz des Stillen Oceans pulsirt regelmäßig, leise, in weitenlanger Linie, schwillt die brandende Woge, rollt heran und stößt ans Land mit einem krachenden Schlage, dem wieder Todtenstille folgt. Auch am Tage mag, wer aufmerkt, die dumpfen feierlichen Schläge durch den platten Lärm der Straßen hindurchhören; aber um Mitternacht, wenn Alles still ist, macht die Stoß auf Stoß in ewiger Regelmäßigkeit anstürzende Welle einen unbeschreiblich erhabenen Eindruck. Der ganze Luftraum zwischen den Zichtenwäldern und der See erzittert und schwirrt von der Gewalt der Brandung. War es stürmisch gewesen, und folgt ein glänzendheller Morgen auf eine nebelige kalte Nacht, dann sind die Wogen am lautesten und prächtigsten. Ueber ihrem tiefblauen Saume schwebt der Schaum, gleich einer Schneeguirlande, und steigt, eine helle, glitzernde Wolke, ohne Ende aus der Höhlung der Küste empor. An einem stillen Sonntag Nachmittag, als die Brandung so stark war, daß man den Boden unter den Füßen beben fühlte, ging ich den Strand entlang über den Ankerplatz hinaus, bis ich die offene See vor mir hatte. Die Wasserfläche in der Bucht war verhältnißmäßig ruhig; aber einige hundert Ellen von der Küste hob es sich in der Breite fast einer Meile wie eine smaragdne Wand und rückte vor, langsam und majestätisch. Als die grüne Woge der Küste nahe war, krümmte sie sich, erst leise, dann stärker, dann fiel sie mit donnerähnlichem Getrache vorwärts und fällte weitum die Luft mit einem Nebel spritzender Tropfen. Eine zweite Welle folgte, und das Wasser stürzte, wie siedend, über den Küstensand hin, mit klingendem, metallischem Ton, als würden Tausende von Eisenbarren an einander geschlagen. ..."

„Einen oder zwei Tage nach meiner Ankunft in San Francisco lief das Dampfschiff „Unicorn" in den Hafen ein, das dritte, das, ohne Briefe zu bringen, ankam. Dieses mehrmalige Ausbleiben der Post war selbst für ein geduldiges Volk zu viel. Ein Indignation-Meeting wurde zusammengerufen, indessen durch einen Regenschauer, der das Herannahen der nassen Jahrezeit ankündigte, verhindert. Endlich am letzten Oktober kam der „Panama" und brachte die Posten vom Juli, August und September auf einmal. Siebenundzwanzig Briefsäcke wurden noch in der Nacht in das kleine Postamt herausgefördert, und die acht Beamten erschraken nicht wenig, als sie 45,000 Briefe und eine unzählige Menge von Zeitungspacketen darin vorfanden. Ich wohnte zur Zeit in Mr. Moore's, des Postmeisters, Dachstübchen und genoß das Gastrecht seines trefflichen Tisches. Ich bot deshalb meine Dienste als außerordentlicher Postsecretair an, und man beliebte mich willig mit aller Vollmacht und weihte mich ein in die Mysterien des Briefsäckens, Klassifizirens und Austheilens.

Das Posthaus war ein kleines hölzernes Gebäude, einen Stock hoch und kaum vierzig Fuß lang. Die Fenster der ganzen Front, die mit einer Säulenhalle verziert war, dienten zur Expedition, während der innere Raum in drei schmale Abtheilungen zerfiel, ein Privat-, ein Zeitungsbureau und eine Küche. Ein Fenster war für die Ausgabe der spanischen und französischen Briefe, zwei für die der übrigen bestimmt, ein schmaler Eingang führte zu den künftundert Privatbriefkästen, die von Kaufleuten und Anderen für 1 Dollar 50 Cts. monatlich gemiethet wurden. In diesem engen Raume nun mußten alle Operationen des Postamtes vor sich gehen. Die Miethe des Gebäudes betrug 7000 Doll. jährlich und das Gehalt der Secretaire 100 bis 300 Doll. monatlich. Das Letztere, gering in Betracht der kalifornischen Zustände, war von Mr. Moore, der keine speziellen Anweisungen darüber erhalten hatte, so festgesetzt worden. Der Postmeister ersuchte aber darüber heftigen Tadel von Seiten eines Theiles der San-Franciscaner, die von ihm einen freigebigeren Gebrauch der Regierungs-Fonds verlangten.

Die Briefsäcke waren um neun Uhr ins Postamt gekommen. Alsbald wurden Thüren und Fenster geschlossen und alle Vorbereitungen zu einer langen Belagerung getroffen. Der Angriff von außen begann auch fast zur selben Minute. Man pochte und schlug an die Thür und Fenster, und bittende Rufe ließen sich an allen Ecken des Hauses vernehmen. Das Innere war hell erleuchtet; die Säcke wurden auf dem Fußboden ausgeleert, und zwanzig Hände machten sich dabei, ihren Inhalt zu ordnen. Die Arbeit ging die Nacht über rasch und geräuschlos von Statten; aber beim ersten Strahl des Tageslichts begann der Angriff von neuem. Jeder mögliche Eingang mußte verrammelt werden. Durch das Schlüsselloch wurde der Menge angesagt, daß den ganzen Tag über das Haus für Niemanden würde geöffnet werden; aber die Menge blieb trotzdem auf dem Platze. Mr. Moore's trefflicher Bediente konnte keine Karaffe Wasser holen, ohne umringt zu werden und in Gefahr zu kommen, daß man ihn als Gefangenen draußen behielt. Man hing sich an ihn, in der Hoffnung mit ihm ins Haus zu schlüpfen, bevor er die Thür zuschlagen konnte.

Wir arbeiteten angestrengt den ganzen Tag über und hatten die Genugthuung, den Briefberg bedeutend abnehmen zu sehen. Gegen Abend aber stieg die Ungeduld der Menge auf eine bedenkliche Höhe. Sie klopften, schrieen, fluchten, schrieen wieder, sie baten und drohten und drugen und nicht selten große Bestechungen an, wenn wir ihnen ihre Briefe ausliefern wollten. „Verflucht solches Postamt und solcher Postmeister!" schrie Einer, „ich schreibe" — rief ein Anderer — „mit dem nächsten Dampfboot an die Regierung; wollen doch sehen, ob die Dinge weiter so gehen sollen!" Dann kam wieder ein Bote leise an die Hinterthür und wisperte: Master, der und der läßt sich bestens empfehlen, und man würde ihn sehr verpflichten, wenn man ihm seine Briefe schichte. Er wolle Niemanden etwas davon sagen. Dann kam ein Geistlicher oder vielleicht ein Marine-Offizier mit weißem Halstuch oder gelben Knöpfen und verlangte seinerseits wieder vor allen Anderen begünstigt zu werden. Mr. Moore wies einen Jeden höflich, aber bestimmt zurück, und so arbeiteten wir weiter, unbekümmert um den Lärm unserer Belagerer. Die Aufregung und ängstliche Hast des Publikums kann kaum mit Worten geschildert werden. Da ein Viertelstadt lang einer langen Besörderung alle Geschäfts- und Familien-Nachrichten ausgeblieben waren, so war der Andrang, so stürmisch er war, natürlich.

Am Nachmittag konnten die Eigener von Privatbriefkästen beseidigt werden. Es geschah dies nicht ohne einige Gefahr für den Secretair, der es unternahm, die Thür zu öffnen. Gewöhnlich durch eine frühere ähnliche Affaire, bei der ihm die Fenster zerbrochen wurden, verlangte er, zwei nach Innen bilden und in Reihe einteten. Als die Leute anfangs Schwierigkeiten machten, drohte er, die Thür verschlossen zu lassen; dann fügten sie sich. Bei alledem war der Eintritt der Menge so stürmisch, daß die Glasfenster der Fächer eingedrückt wurden und auch das Holzwerk nachzugeben drohte. In Zeit von einer Stunde hatte der Secretair für Porto 600 Dollars eingenommen.

Wir arbeiteten an diesem zweiten Tage noch bis nach Mitternacht und konnten uns nun ein paar Stunden Ruhe gönnen, wenn am nächsten Mittag das Büreau geöffnet werden sollte. Kaum aber hatten wir uns niedergelegt, als unser Schlaf, so fest er war, durch eine neue Art Geräusch gestört wurde. Da nämlich Einige von den Belagerern erfahren hatten, daß man nächsten Mittag die Briefe ausgeben werde, so kamen sie bereits um Mitternacht, um die ersten Plätze zu haben. Indessen war die Nacht ziemlich klar und, ich

zu erwärmen, begannen die Leute, mit den Füßen dampfend, die Halle vor dem Hause auf- und abzumarschiren, daß das ganze Haus zitterte. Dieses Spiel wiederholte sich nach Beginn der Briefausgabe eine ganze Woche lang und war eine härtere Prüfung für die Postbeamten, als die angestrengteste Arbeit. In einer von diesen Nächten kam auch ein Mann vor das Postamt, der sich einen Stuhl und einige Erfrischungen mitbrachte. Er pflanzte sich der Thür gegenüber auf und saß dort die ganze Nacht. Es war gerade der Tag, an dem die Post nach Monterey expedirt wurde, und Einer von den Secretairen kam um vier Uhr heraus, um hierzu Einiges in Bereitschaft zu setzen. Als er nun im Flusfern die Thür öffnete, saß ihm jener Mann seierlich in seinem Stuhle gegenüber und rief ihm unverweilt mit lauter Stimme: „John Jenkins!“ seinen Namen, zu.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Bourgeoisie und die französische Revolution.

(Schluß.)

In der That war es nur eine weitere Anwendung von dem Heiligthum der Allmacht der Versammlung, daß man zum Angriff auf die Gewissen schritt. Der Glaube an die Allgewalt des Menschen und die Sucht nach mathematischer Gleichförmigkeit waren die beiden Krankheiten der Zeit. Man hatte Frankreich in dreiundachtzig Departements und diese wieder in geometrisch abgegrenzte Distrikte getheilt; die Wahl brachte eine Menge von Advokaten und Prokuratoren in die Stellen, die vordem von den Mitgliedern der souverainen Gerichtshöfe worden eingenommen worden. Darum sollte nun das Prinzip, dem Frankreich seine der Revolution ergebenen Verwaltungs- und Justizbeamten verdankte, nicht auch die Kirche mit Bischöfen und Pfarrern versehen, warum sollten Diözesen und Kirchspiele nicht eben so rationell abgegränzt werden, als die Departements und Distrikte? Wenn die alte Monarchie so geringen Widerstand zu leisten vermochte, so konnte es doch füglich auch nicht schwer halten, die alte Kirchenverfassung umzustürzen. Alles in Allem war der Papst doch minder stark und weniger zu fürchten, als es der König gewesen, denn dieser war nahe, jener lebte in der Ferne; der Eine hatte eine Garde, dem Anderen standen nur Bannbullen zu Gebote, mit denen das aufgeklärte Volk kurzen Prozeß machen würde.

Demnach betrieirte die Constituante, daß jeder Priester, der die neue Kirchenverfassung nicht beschwören würde, durch das bloße Faktum dieser Eidesverweigerung seiner Aemter entsetzt sey. Man glaubte aber, daß hierbei nur da und dort ein vereinzelter Widerstand würde geleistet werden, welchen Einschüchterungen von der einen, Roth von der andern Seite gar bald beseitigen würden. Die Enttäuschung war daher groß, als sich fast der gesammte Klerus und ganze Kreise des Landes gegen die neue Anmuthung auflehnten. Mit wenigen Ausnahmen wurde der Eid von einem Ende des Reiches zum anderen verweigert, und man mußte unter allgemeiner Anregung zum Erfolg von vierzigtausend Geistlichen und zur Ernennung von dreiundachtzig neuen Bischöfen schreiten. Wenn aber die Wirkung dieser Maßregeln im Lande groß war, so hatten dieselben auf die Versammlung selbst vielleicht noch bedeutenderen Einfluß. Dreihundert Geistliche saßen in der Constituante, und die Majorität bekretirte, daß diejenigen von ihnen, die im Verlaufe einiger Wochen den für die Kirchenbeamten vorgeschriebenen Eid nicht leisten würden, als ausgeschieden betrachtet werden sollten. Der verhängnißvolle Tag kam; man rief die Dreihundert, Einen nach dem Anderen, auf die Tribüne. Von sechsundvierzig Bischöfen waren es nur zwei, und vom niederen Klerus, wenn man die Widerrufe, die bald erfolgten, in Anschlag bringt, verhältnißmäßig eben so wenige, die sich zur Eidesleistung verstanden. Die armen Pfarrer, mit ihre beschiedenen Haltung, mit ihren unbekannten Namen beftiegen die Rednerbühne, auf der sie vordem nie gesehen worden waren, und flehten um Gerechtigkeit und Gnade. Zu Allen wollen sie sich fügen, nur möge man ihnen gestatten, dem Schwure eine Erklärung zu geben, die einem von der Versammlung selbst zum öfteren ausgedrückten Gedanken entspräche, und einige Worte vorausschicken, die ihr Gewissen mit dem Verlangen des Gesetzes aussöhnten. Vergebens! Der Eid, um keinen Buchstaben gekürzt oder vermehrt, muß gesprochen werden und das auf der Stelle! Draußen grollt die Emeute und drinnen der Haß, und jede Weigerung eines Priesters wird mit wildem Geschrei aufgenommen, aus dem weniger Zorn, als Freude herausklingt, denn in der Luft liegt das Gelüste nach Blutscenen, und alle Welt fühlt, daß die Befriedigung nahe ist.

Der Klerus hatte bis dahin in der Versammlung die Rolle des Vermittlers zwischen dem Adel und dem Tiers-Etat gespielt; als er aber zum größten Theile die Constituante verlassen hatte, hatten Mäßigung und Frieden keinen Anwalt mehr. Schon waren die alten Zorkämpfer der Freiheit, die Hänpter der constitutionellen Partei, die Lally-Tollendal, die Mounier aus einer Berfammlung geschieden, in der Tag für Tag ihre Gesinnungen verdächtigt wurden; viele andere Mitglieder der Minorität legten mit den Priestern ihr Mandat nieder. Diejenigen aber, die von der Rechten zurückblieben, erklärten, daß die nunmehr unlengbare Erfolglosigkeit ihre Bemühungen ihnen zur Pflicht auferlege, keinen Theil mehr an den Debatten zu nehmen, sondern nur dann und wann ihr stillschweigendes Votum abzugeben. Diese spekulirten auf den Pessimismus. Nachdem sie zwei Jahre lang Schritt für Schritt die Rechte der Krone, mit Heftigkeit zwar, doch nicht ohne Loyalität, verfochten, nährten sie, unter dem Druck ihrer Niederlage und gereizt durch Ungerechtigkeit, die geheime Hoffnung, durch ihr passives Verhalten eine Krise herbeiführen zu können, die dem Königе zu seinem Recht und ihnen zur Rache verhelfen würde. Indem sie sich nun systematisch der Abstimmung enthielten, verschafften sie in manchem wichtigen Falle den Jakobinern die Majorität. So geschah es z. B., daß die Mitglieder der Constituante unsäßig erklärt wurden, zur nächsten gesetzgebenden Versammlung gewählt zu werden. Die ergebenen Diener der Monarchie, die niedergeschmetterten Freunde der Religion glaubten, für jene könne es nichts Schlimmeres geben, als die Absetzung, für diese nichts Schlimmeres, als die Knechtung. Sie trauten der Zukunft nicht zu, daß sie das Maß der vollführten Unbilligkeiten überschreiten könne; ein gefährliches Vertrauen, das man nie gegen Revolutionen haben sollte.

Daß die Mitglieder der Constituante von der folgenden legislative ausgeschlossen wurden, war sicher ein großes Unglück für Frankreich, denn es wurde dadurch die Krise nicht wenig beschleunigt. Die rechte Seite trägt für diesen Beschluß vor der Geschichte die Verantwortlichkeit. Aber wiewerum auf die Feuillants fällt die Schuld zurück, wenn jene ihre erbitterte Feindin wurde. In der Politik zieht ein erster Fehler andere nach sich, und die Parteien haben nicht weniger die Fehler zu verantworten, die sie hervorrufen, als diejenigen, die sie begehen.

Die Beschlüsse über die Kirchenverfassung haben die Partei, die sie herbeiführte, vorzüglich dadurch in eine veränderte Lage gebracht, daß sie den König auf immer der Revolution entfremdeten, daß sie die politischen Ansichten Ludwig's XVI. radikal umwandelten. Wenn auch der König wenig Vertrauen zu dem Werke der Constituante hatte, so war er doch anfänglich nicht geradezu feindlich dagegen gestimmt. Kein Fürst legte weniger, denn er, Werth auf die Prärogative der Krone, und seine natürliche Schüchternheit machte es ihn nicht unmöglich, sich an die neuen Ideen zu gewöhnen, die er nun einmal als unabweislich erkannt hatte. Seit seinem Einzug in die Tuilerieen, nach den Ereignissen des 6. Oktobers bis Ende des darauf folgenden Jahres, hatte er keinen Versuch gemacht, weder sich den Beschlüssen der Versammlung zu entziehen, noch ihrem Wirken Hindernisse zu bereiten. Durch die sylphsinnige Unterschreibung zwischen einfachen Dekreten und solchen, welche die Verfassung betrafen, war er fast des Veto's beraubt und eichtete nun nur und wieder ein Gutachten an die Versammlung, ohne jemals eine Klage zu erheben. Seine Stellung gegen das Ausland war wenig von derjenigen verschieden, die er Frankreich gegenüber einnahm. Bis zum Dezember 1790 ist es unwahrlich, in den vielen Aktenstücken, die seitdem über jede Zeit in die Oeffentlichkeit gekommen sind, sey es in Frankreich, sey es im Auslande, auch nur die leiseste Spur von Bestrebungen zu entdecken, die mit seinen offiziellen Erklärungen in Widerspruch gewesen wären. Aber eine plötzliche und vollkommene Umwandlung ging im Geiste des Monarchen vor, als von ihm die Sanction zu den Beschlüssen über die bürgerliche Stellung des Klerus verlangt wurde.

Ludwig XVI. war ganz gewiß, eine Reform der französischen Kirchen-Verfassung mit Rom zu verrinbaren; die Korrespondenz, die er darüber mit Pius VI. führte, beweiß diese Absicht, sie die er mehemals vergeblich die Versammlung zu gewinnen suchte. Als man ihn aber, statt kirchenrechtlich Begründete Reformen einzuführen, zu einem offenen Bruche mit dem Papste zwingen wollte, strändte sich sein Gewissen, und wenn er sich rasch in seine politische Zwangslage ergeben hatte, so erfaßte ihn jetzt ein unüberwindlicher Abscheu vor seiner Lage. Er verstehte einen verfassungsmäßigen Widerstand; eine Emeute jedoch nöthigte ihn bekanntlich seine Sanction ab. Von diesem Tage an betrachtete sich Ludwig XVI. als einen Gefangenen und, wie ein Gefangener, machte er Pläne zu seiner Rettung. Am 27. November 1790 hatte er seine Unterschrift unter die unheilvollen Dekrete gesetzt und acht Tage nachher richtete er an die vornehmlichsten Kabinette Europa's die geheime Aufforderung, ihn durch einen gemeinsamen Schritt zu unterstützen. Es war nicht deutlich gesagt, welcher Art derselbe seyn sollte, aber offenbar mußte er auf eine Invasion in das französische Gebiet hinauslaufen.

Bald wurde dem unglücklichen Monarchen seine Knechtschaft auf eine grausame Weise fühlbar gemacht. Als er um die Osterzeit Paris verlassen wollte, wo tausend unherufene Blicke seine Jndrannß gefört hätten, nm in Saint-Cloud aus den Händen eines nicht verdächtigen Priesters die Tröstungen der Religion zu empfangen, deren seine Seele damals so sehr bedurfte, da regte sichs in allen Klubs, die Zeitungen erhoben ihren Lärmend, die Stadtbehörden traten dazwischen, und, trotz der edlen Bemühungen Lafayette's und einiger braverer Mitglieder der Versammlung zum Schutze der persönlichen Freiheit des Haupted der Exekutivgewalt, mußte Ludwig XVI. auf die Hoffnung verzichten, jemals seinen traurigen Aufenthalt zu verlassen. Er ist auch von dem Gefängniß der Tuilerieen nur herausgekommen, um in das des Tempels zu wandern. Der Zwang, ein tyrannisches Gesetz zu sanctionieren, hatte ihn zu dem ersten Anruf der auswärtigen Höfe veranlaßt; dieses Verbot, nach St. Cloud zu gehen, brachte ihn zuerst auf den Gedanken, zu fliehen.

Das Ereignis von Varennes, wo Ludwig XVI. bei seinem Fluchtversuch erkannt wurde, war für ihn die erste Staffel zum Schaffot. Die lange Suspension der vollziehenden Gewalt hatte in dem Volke der Vorstöße das Umsichgreifen der republikanischen Ideen gefördert. Indem nun dasselbe seit 1789 seine Rache von derjenigen der Bourgeoisie zu trennen suchte, merkte es bald, daß in der republikanischen Regierungsform das Unterjochen ihres vermeintlichen Uebergreifens liege. Ludwig XVI. wurde seltsam in Frankreich, wie in Europa, als der natürliche Feind der neuen Einrichtungen angesehen. Die Fremden Kabinette, die bis zum Tage seiner Flucht den emigrirten Prinzen nur ein wenig geneigtes Ohr liehen, dachten von nun an ernstlicher an ein gemeinsames Einschreiten, denn es war ihnen klar, daß es sich dabei nicht mehr um einen Angriff, sondern um eine Vertheidigung gegen die Revolution handeln würde. Während die republikanische Minorität die allgemeine Bestürzung zu ihren Zwecken ausbeutete, begannen die Royalisten einen thätigen Widerstand gegen eine Bewegung zu organisiren, die nun ihr letztes Wort gesprochen hatte. Aber die große Partei der Freunde der Monarchie konnte im Inlande zu keinem

Digitized by Google

energischen Handeln gelangen vorgen der tiefen Scheidung, welche die Bürgerlichen und die früher privilegirten Stände von einander trennte. Die Constitutionellen sahen zu spät, daß das Königthum, ein wesentlicher Theil des Werks, dem sie die ewige Dauer versprochen, auf dem Punkte war, unter den Erschütterungen der wiederholten Angriffe zusammenzustürzen, und als die Majorität der Constituante die Rettung des Thrones versuchte, fehlte ihr der Boden unter den Füßen. Der Schwerpunkt der Revolution war verrückt, die Constituante hatte nicht weniger ihr Ansehen eingebüßt, als der König. Was demnach auch Barnave und die Feuillants verfuchten, um in den Augen der Nation den Fürsten wieder aufzurichten, den sie selbst dazu gebracht hatten, nächtlicherweile in der Verkleidung eines Bedienten aus seinem Schlosse zu fliehen, mußte scheitern sowohl an dem Mißtrauen, das ihre frühere Gesinnung den ergebenen Freunden des Königs, als an dem, das ihre veränderte Gesinnung der fingirten Revolution einflößte.

Sobald nun der König durch seinen Fluchtversuch gerade dargethan hatte, daß er in Fesseln schmachte, bieten es Alle, die durch althergebrachte Treue an das Schicksal des Herrscherhauses gebunden waren, für ihre Pflicht, ihm in seiner Flucht nachzuahmen. Sie flohen über die Gränze und vereinten dort einen Angriff vor, der ihnen im Vaterlande nicht gelingen wollte. Die Kompromittirten und Bedrohten, die in den ersten Zeiten der Revolution Frankreich verlassen hatten, waren dabei, wie wir schon oben gezeigt, nur auf Rettung ihres Lebens bedacht gewesen. Jetzt aber veränderte die Emigration ihren Charakter; sie ging aus der Defensive in die Offensive über. Freilich, wäre der französische Adel, anstatt eine militärische Kotrrie zu seyn, eine politische Partei gewesen, so hätte ihm nicht entgehen können, daß er durch die Unterstützung der fremden Invasion der Demokratie die erste Rolle in dem revolutionairen Drama zuschob, wie daß er durch seine Absonderung von dem übrigen Frankreich die Bourgeoisie erbitterte und die Reaction hinterrieb, die bereits angefangen hatte, die letztere zu dem Königthum zurückzuführen. Die Emigration und die Invasion sind in der That die wahren Ursachen gewesen, die in der Krise des Jahres 1792 der niedren Volksklasse das Uebergewicht über das Bürgerthum verschafften. Der Militairhaß, durch die Drohungen des wiederaufstehenden ancien régime und die unklugen Manifeste der fremden Kabinette in die revolutionaire Bahn zurückgeschleudert, die er im Begriff stand, zu verlassen, überlieferte das Staatsruder den bewaffneten Demokratie, die durch die Gewalt der Umstände der einzige Wall der nationalen Unabhängigkeit geworden war. Diese Abdankung gab einer kühnen Minorheit die Kraft, ihre Meinung dem ganzen Frankreich aufzudringen, und so entwickelte sich die Republik auf den Worten des Herzogs von Braunschweig und den Schriften des Prinzen von Condé.

Wie kehren zurück zu den Folgen, die der Umsturz der Kirchenverfassung durch die Constituante im Lande selbst nach sich zog. Die Versammlung hatte die ältesten Einrichtungen umstoßen, Alter Vermögen entzogen, die Sitten, den Zwengang, ja, selbst die Sprache durch ihre Dekrete umwandeln können, ohne daß sich ihr ein ernstliches Hinderniß entgegengestellt. Sie hatte den Edikt Ludwig's XIV. zum Beaufregen einer souverainen Versammlung gemacht und war dafür vom Lande gelobt worden; sie hatte den Adel aufgehoben und den Söhnen die Namen ihrer Väter genommen, Mirabeau in Riquetti, Lafayette in Mottié, Montmorency in Bouchard verwandelt u. s. w., und Frankreich billigte Alles, jubelte Allem zu, selbst diesem Mißbrauch des Sieges. Aber von dem Tage an, als die Gesetze gegen den Klerus gegeben waren, war der Einklang gestört. Ein dumpfer Widerstand, der bald in helle Kämpfe ausbrechen, zeigte sich an allen Punkten des Landes, und nicht lange, so gab es keine Stadt, kein Dorf oder Gehöfte, wo sich nicht Freunde und Feinde der Revolution in unversöhnlichem Hasse einander gegenüberstanden. Die ländliche Bevölkerung, die ruhig der Vernichtigung des Königthums zuschaute, ward aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschreckt, als man ihr die Priester nahm, die sie von Kindheit auf verehrt hatte. Ihren geraden Sinn empörte es, daß Gottliche gewählt werden sollten wie Deputirte, und daß Menschen von anerkanntem Unglauben über das Schicksal der Kirche entschieden. Ihr Gewissen lehnte sich auf, als die neuen Eindringlinge unter dem Schutze der Bajonette an den verlassenen Altären das heilige Amt versahen. Die Bretagne und Anjou gaben mit ihren Emeuten das Zeichen zu dem großen Brande, der eine ganze Generation verzehren sollte, und als die Versammlung nach ihrer Auflösung sich in die Provinzen zerstreute, die sie von Grund aus, um einer philosophischen Laune willen, aufgeregt hatte, traf sie allen Orten auf Mordscenen, auf rohe Kirchenschändung und blutige Rache. So war es ihr beschieden, den Abgrund zu ermessen, den sie mit eigenen Händen gegraben und in den sie sammt ihrem Werke alsbald verschwinden sollte.

Gewohnt, nirgends einen Widerstand zu finden, hatte sich die Constituante eingebildet, das Maß der Willkür und Unbill, die in ihrem Namen geübt worden, genau begränzen zu können. Als sie die Uebtzung der widerwerigenden Priester beherrte, hatte sie ihnen wenigstens das Recht beilassen, als Privatpersonen, ohne öffentlichen Charakter, den Gottesdienst in den Kirchen abzuhalten. Ferner war ihnen eine Pension von Seiten des Staates zugesichert worden, die sie vor Mangel schützte. Leider aber ist es leichter, sich gang von einem gefährlichen Prinzip zurückzuhalten, als, ist es einmal in Wirksamkeit, seinen Folgen Stillstand zu gebieten. Die Berührung der abgesetzten und der neuen Geistlichkeit in denselben Kirchen führte zu Auftritten, die es nöthig machten, daß die Priester, die man zunächst nur aus ihren Presbyterien entfernen wollte, auch von dem Altar verjagt werden mußten.

III.

Die Constituante hatte kurz vor ihrer Auflösung zwei Kommissare (Genfonné und Gallois) zur Untersuchung der Ursachen ernannt, die den Unruhen in den westlichen Departements zu Grunde lägen. Die Legislative hörte gleich in ihren ersten Sitzungen den Bericht dieser Kommission. Dieses Aktenstück wies nach, daß die politischen Neuerungen in jenen Gegenden ohne allen Widerspruch aufgenommen worden wären und die kläglich kundgegebene Aufregung einen ausschließlich religiösen Charakter habe, der freilich Schlimmes befürchten lasse. Endlich trethen die Berichterstatter, mit jener Schüchternheit, die dagumal Jeden natürlich war, der von Mäßigung und Strenge sprach, man solle einige Verfügungen zurücknehmen, andere modifiziren u. dgl. Die Legislative antwortete auf die Ratschläge der Klugheit und Billigkeit mit grausamen Maßregeln. Ein erstes Dekret entzog den nicht verdingten Priestern die von der Constituante garantirte Pension, ein anderes entrissete die Ortsbehörden, sie auszuweisen, und nicht lange, so folgte Androhung und Execution der Todesstrafe.

Die Constituante hatte im Jahre 1790 ohne Diskussion einen Gesetzentwurf verworfen, der von dem comité des recherches ausgegangen war und die Beschränkung des Auswanderungsrechtes bezweckte. Mirabeau hatte damals durch, daß die Verfassung des Entwurfes einstimmig verweigert wurde. Als aber die Versammlung gegen das Ende ihres Bestehens sich von den Gefahren bedroht sah, die ihre eigenen Fehler hervorgerufen hatten, verlor sie jene Ehrfurcht vor der Freiheit und dem Rechte, die ihrem ersten Auftreten so großen Glanz verliehen hatte. Bevor sie die Macht aus Händen gab, beschloß sie noch Ausnahmemaßregeln gegen Alles, was die Auswanderung ins Ausland betraf. Die Legislative ging auf diesem Wege weiter. Der Aufforderung zur Rückkehr folgte die Sequestration der Einkünfte der Emigrirten. Bald wurde alles Eigenthum derselben zum Nationalgut erklärt. Die Todesstrafe endlich machte auch hier den Beschluß der tyrannischen Verordnungen.

In diese Bahn gelenkt, veränderte die französische Revolution ihren Charakter. Es war nicht mehr ein neues Recht, das ein veraltetes, eine Reinigungsform, die eine andere verdrängte; es war die Eröffnung eines Riesenkampfes zwischen der Freiheit des Einzelnen und dem Despotismus des unerschütterlichen Staatswohls. Mit der neuen Kirchenverfassung und den Dekreten gegen die Emigrantren ging die Revolution von der amerikanischen zur jakobinischen Schule, aus den Händen Lafayette's in die Hände Robespierre's über. Der 10. August war die nothwendige Folge von dem Triumph der Demokratie, den die Leidenschaft der Constitutionellen herbeigeführt hatte.

Nun begann jene Kette von unerbittlichen Nothwendigkeiten, aus denen die sophistischen Anwalte der Revolution alle Verbrechen herleiten, welche die finsteren Zeiten der Schreckenszeit bezeichnet haben. „Der Sturz des Königthums" — sagen sie — „mußte die Folge sein von der schiefen Stellung, in der König zur Konstitution einnahm, wie von dem Mißtrauen, das seine geheimen Gesinnungen dem Herzinbrechen eines auswärtigen Krieges den Lande einflößten. Die Invasion, die durch die Emigranten betrieben, der Bürgerkrieg, der durch die Geistlichkeit angefacht wurde, brachten die entfernende Republik dem Untergange nahe. Die Gränzen waren durchbrochen, das Herz zerriß von den Feinde und die westlichen Departements begrüßten die einbrechenden Armeen mit Jubel. Was konnte geschehen, wenn nicht daß die Keime des Widerstands in einem Strom von Blut ertränkt und die Gewalt durch einen entschiedenen Akt Männern in die Hand gegeben wurde, die zu Allem entschlossen waren? Danton hatte die Kühnheit, diesen furchtbaren Gedanken in seiner ganzen Tiefe zu erfassen, und er machte aus den Leichen der September-Opfer einen Wall gegen den Feind. Das Entsetzen trieb die halbe Nation an die Gränze, und der Schrecken machte die Regimenter vollzählig. Als nun Paris, indem es die September-Greuel duldete, sich für immer in die Sache der Revolution verstrickte, mußte eben so unwiderruflich auch der Konvent sich kompromittiren, der in seinen ersten Beschlüssen ein drohendes Schwanken verrieth. Gestützt auf die Septembermänner, verlangen die Klubs, daß dem König der Prozeß gemacht wird. Um das eigene Leben zu retten, sprechen die Konventsmitglieder über Ludwig XVI. das Todesurtheil, und somit waren sie ebenfalls unlöslich an die Revolution gekettet. Indessen geht der Krieg mit wechselndem Glücke weiter; die Vendée liefert ihre großartigen Kämpfe, die Bourgeoisie gewinnt Muth im Uebermaß ihres Elends, der Süden bewaffnet sich, die Departements erheben den Schlachtruf gegen Paris. Wäre in dieser Lage ohne Beispiel die Sache der Revolution nicht verloren, der Einzug der fremden Heere unvermeidlich, die Restauration unausbleiblich gewesen, wenn nicht am 31. Mai der Föderalismus enthauptet wurde und eine blutige Diktatur der Regierung, der Nation, den Armeen eine Einheit des Handelns und eine Uebereinstimmung verlieh, davon die Geschichte kein Beispiel hatte, noch haben wird? Begreiflich der Verschwörung aller Mächte der Erde und der Himmels war die Revolution Mensch geworden, und ihr fanatische Glaube, die unbeugsame Konsequenz Maximilian Robespierre's Stützen, leiten und begriffen das Schreckens-Comité, in dessen Hände für einige Zeit der Konvent selbst seine Macht niedergelegt. Und in der That, wenige Monate solcher Diktatur genügten, um Frankreich zu retten."

Diese vorgebliche Bewerthführung soll von den verbrecherischen Häuptern der Schreckenszeit den Bannfluch der Geschichte abwenden. Aber sie fehlt in ihren Vordersätzen. Sie wäre richtig, wenn jene Attentate, die man, wie die Glieder einer Kette, an einander reihen will, nicht eines aus dem andern entsprungen, wenn sie nicht das Ergebniß von Fehlern gewesen wären, die eine geschickere oder wenigstens eine ehrlichere Politik vermieden hätte, und von unseligen Thaten, die nicht zum Ruhen der französischen Revolution und ihrer dauernden Interessen, sondern zur Befriedigung persönlicher und vorübergehender Leidenschaften begangen wurden.

Wenn die Gesinnungen Ludwig's XVI. der Verfassung von 1791 widerstrebten, wenn statt der Harmonie der Gewalten ihre Feindschaft hergestellt

Digitized by Google

worden war, wer trägt die Schuld, wenn nicht die leichtsinnigen Gesetzgeber, die, um die Schranken der königlichen Macht festzustellen, die Ermerdigung des Monarchen beförderten und mit Befriedigung zu der weltlichen Schmach die religiöse Gewissensbeeängnuß fügten? Wenn die Deklaration des Septembers und das Opfer des 21. Januars durch die äußerste Gesahr bestimmt wurde, in welcher das Land schwebte, wer hatte diese Gefahr heraufschworen, wer hatte das lange widerstrebende Europa zum Kriege genöthigt und die bisherigen Freunde der Revolution unter den Kabinetten zu unversöhnlichen Gegnern gemacht? Wer provozirte den Bürgerkrieg und gab der Emigration ihre Anhänger und Bedeutsamkeit? Nach dem Sturze der absoluten Regierung, nach der Proclamation der Volkssouverainetät und der Einführung von Institutionen, die sicher für die Reste des damaligen Frankreichs zu liberal waren, wer verwickelte plötzlich die politische Frage durch die religiöse, tyrannisirte den König in seinem Privatleben und seinem Gewissen und lähmte seine Hand für den Gebrauch derselben Rechte, die man ihm eben bewilligt hatte? Welche Maßregeln und Bedrohungen riefen die Coalition zu Waffen, trieben die Bende zum Aufstand, den König und nach ihm den Adel zur Flucht? Wenn der 10. August den 2. September und den 21. Januar, wenn eine Lage ohne Beispiel uns Anfang den 31. Mai nothwendig machte, wer hat dann den 10. August verschuldet? Wer hat zwischen der Monarchie und Frankreich die Scheidung herbeigeführt, die solche Gefahren im Keime enthielt?

Die bösen Neigungen der Constituante und ihre feige Verleugnung des Rechtes waren es, die auf der Staatsreform eine Revolution machten. Die Jakobiner führten dieselbe zu Ende, aber die Majorität der Constituante bleibt vor der Geschichte für sie verantwortlich. Dieselbe Bourgeoisie nun, auf der die Mehrheit der konstituirenden Versammlung hervorgegangen war, wählte die Legislative von 1791, und sie war hier noch ungehinderter, als bei der ersten Wahl. Die orthodoxe Geistlichkeit war vertrieben, der royalistische Adel eingeschüchtert gestohen. Mit sicherer Sicherheit, mit einer Selbstäuschung, die nur in den Einbildungen der Emigration ihresgleichen hatte, proklamirte die Legislative bei Eröffnung ihrer Sitzungen mit Thränen in den Augen und erhobenen Händen die Unverletzlichkeit, die ewige Dauer der Constitution. Und doch war dieselbe Constitution schon kaum mehr, denn ein Schatten, als sie aus dem Schuß der Constituante in den der Legislative überging. Dies hunderte aber die Legislative nicht, so oft sie eine Proscription verfügte, so oft sie einen Unschuldigen dem Hochgericht überlieferte, over dem zu Boden gestreckten Königthum einen neuen Schlag versetzte, ihre Liebe zur Constitution mit enthusiastischen Ausrufungen zu bethenren, und kaum einen Monat bevor diese Versammlung mit den Trümmern des Thrones zusammenstürzte, den sie selbst vollends unterwühlt hatte, verkretene ihre Mehrheit auf den Antrag Lamourette's noch einmal die Heiligkeit der Verfassung und schwur gleichen Pas denen, die den Absolutismus zurückführen, wie denen, die Frankreich in eine Republik umzuwandeln versuchen würden. Dabei aber verging keine Sitzung, in der nicht das Königthum, das doch eine durch diese gepriesene Constitution berechtigte Gewalt war, in den Staub getreten wurde. Jeden Monarren umgab man mit einer Heldenglorie und gerade die Anhänger jener vergötterten Verfassung von Detestirt bis Lafayette überlieferte man der geschwinden Justiz des Herzogs von Orleans, oder man erregte gegen sie Meuterien unter ihren eigenen Soldaten.

So setzte die Bourgeoisie in der Legislative das Werk der Verblendung und der schwachen Nachgiebigkeit gegen die Jakobiner fort, das die Bourgeoisie in der Constituante begonnen hatte, bis der Konvent erschien, und von der vielbeschworenen, für ewige Zeiten aufgerichteten Verfassung nicht mehr die Rede war.

Rußland.

Wissenschaftliche Thätigkeit eines gelehrten Russen in Berlin.

Der jüdische Gelehrte aus Rußland Herr S. Sachs, genannt Kridonsky (Sohn des Rabbinens in Neuzagarren in der Nähe von Mitau),*) seit einigen Jahren unser Mitbürger, hat hier schon mehrere gründliche Forschungen literar-historischen Inhalts veröffentlicht, und zwar in hebräischer Sprache, deren er sich in allen seinen Abhandlungen mit seltener Gewandtheit bedient. Unter Andern erdigtet er auch eine hebräische Zeitschrift, „Hajona" genannt, die als würdige Fortsetzerin der seit 1843 ruhenden Zeitschrift „Kerem Chemed" bezeichnet wird, und zu welcher die namhaftesten Gelehrten Beiträge liefern. Es ist aber diese hebräische Zeitschrift des Russen Herrn Sachs recht eigentlich ein hebräisches Seitenstück zu der von Herrn Professor Erman hier herausgegebenen Zeitschrift zur wissenschaftlichen Kenntniß Rußlands, da ihr Inhalt auf den Geist der Juden des russischen Reiches Rücksicht nimmt, ihre Form dagegen durch einen saß ausschließlichen Kreis von Lesern in Rußland bedingt wird. Hat aber die Ermanische Zeitschrift zum Hauptzweck, die große Welt mit den Zuständen Rußlands bekannt zu machen,**) so strebt Herr Sachs in entgegengesetztem Sinne, seine Glaubensgenossen in Rußland mit den Zuständen der großen Welt bekannt zu machen, wenigstens ihnen den Blick in eine wissenschaftlich gezegelterre und zeitgemäße Thätigkeit zu öffnen, wie sie bei den fortgeschrittenen Juden im übrigen Europa gefunden wird, und wir wünschen nur, daß die hebräische Zeitschrift verhältnißmäßig ähnliche Theilnahme und Unterstützung finden möchte, wie die Ermansche. — In den neuesten Erzeugnissen der wissenschaftlichen Bestrebungen des Herrn Sachs gehört die bibliologische Ergänzungen eines Katalogs von achtzig sehr kostbaren hebräischen Handschriften. Herr H. Bibelliches aus Brody hatte nämlich im vorigen Winter diese Handschriften, die er in Italien und Nord-Afrika gesammelt, nach Berlin gebracht, um sie der königlichen Bibliothek anzubieten, und Herr Dr. Zung verfaßte auf des Verlangen einen Katalog an. Diesen Katalog, den Zung mit gewohnter Gelehrsamkeit und in fließendem Hebräisch geschrieben, veröffentlichte Herr Bibliches später, nachdem die Handschriften in die Hände eines hiesigen Buchhändlers übergegangen waren und von da zum größten Theile an die Osforder Bibliothek gekommen sind, und Herr Sachs konnte das Werk durch Untersuchungen über einige Schriftsteller, deren Werke hier verzeichnet sind, und durch Anzeige auf den unbekannten Werken. Wichtig sind seine Entdeckungen drei Koder 60, 70 ec nachweist, daß der Verfasser der dort genannten Schrift, „Esrat Jehova" kein anderer ist, als Rabbi Eseriel, Lehrer des berühmten Moses ben Nachman im 13ten Jahrhundert, und daß dieser Eseiel der eigentliche Schöpfer und Verbreiter der Kabbala ist. Die von Herrn Sachs in der Hinsicht gewonnenen Ergebnisse müssen aber allgemein als wahr anerkannt worden sein, denn ein spekulativer Kopf und gleichfalls hier lebender Jude hat das Werkchen „Esrat Jehovah" sofort auf den Namen des Rabbi Eseriel drucken lassen, und es findet, wie wir hören, große Verbreitung. Der Katalog, der, wie gesagt, ganz hebräisch geschrieben ist, heißt: „Ha-Pakit", etwa das „Reliquie" und wörtlich deutsch: „Der Gerettete", da der Herausgeber mit dem Namen anbeuten will, daß die verzeichneten Handschriften als solche und zum Theil unica durch diese Sammlung vom Untergange gerettet sind. Der deutsche, etwad unverständliche Titel lautet folgendermaßen: „Katalog verschiedener hebräischer Handschriften von Dr. L. Zung, mit Anmerkungen, enthaltend einige Untersuchungen über einzelne in den Handschriften erwähnte Autoren und Anzeige aus denselben von Senior Sachs. In deutschen durch S. Löwenberg."

Außer Herrn Sachs befinden sich gegenwärtig noch andere junge jüdische Südrinde aus Rußland hier, die sich schon durch Schriften mehr oder weniger einen Namen gemacht haben. So Herr Böhmer, der eine gelehrte Untersuchung über die Essäer herausgegeben, und Herr Lebensohn, der in seinen hebräische Verse den Untergang Trojа's aus Virgil's Aeneide übersetzt hat. Der Vater des Letzteren, S. Lebensohn, ist Hauptlehrer der kaiserlichen Rabbinenschule zu Wilna und durch mehrere sowohl ästhetische, als sprachwissenschaftliche Werke rühmlich bekannt.

S. L.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der Reformation in Schottland. Der rühmlichst bekannte schweizer Geschichtschreiber der Reformation Luther's und Calvin's, Herr Merle d'Aubigné, hat so eben, als Frucht einer auf Einladung des beeforbenen Chalmers unternommenen Reise nach Schottland, wo er sich längere Zeit aufhielt, eine Geschichte der dortigen Religionsbewegungen geschrieben und der in neuester Zeit daselbst entstandenen „freien Kirche" herausgegeben.*) Die Free Church von Schottland ist bekanntlich nicht ein Resultat der Lockerung des positiven Glaubens — wie dies bei den sogenannten „freien Gemeinden" auf dem Kontinent der Fall zu sein pflegt — sondern vielmehr ein Weg zur Befestigung dieses Glaubens, den man dadurch vermeinte in seiner bisherigen weltlichen Abhängigkeit gehemmt und auf sich selbst, auf die von Gott erfüllte Innerlichkeit, zurückgeführt hat. Herr Merle d'Aubigne ist bei Begeisterung für die wahrhaft religiöse Bewegung, die er in Schottland gefunden, eine Bewegung, die eben so frei von jedem Paß und jeder Verfolgungssucht, wie tief durchdrungen von ihrer sittlichen Aufgabe ist. Um den Gewinn der gegenwärtigen Bewegung darzulegen, wirft der Verfasser auf die früheren Ereignisse der drei letzten Jahrhunderte einen retrospektiven Blick. Er zeigt die Geschichte der britischen Reformation, weist auf den bedeutenden Umschwung hin, dem sie gleich zu Anfang in Schottland angenommen, wo sich in der Organisation der presbyterianischen Kirche bereits die Elemente zu der prinzipiellen gestern gemachten Unabhängigkeit vom Staate fanden. Hieran weist der Verfasser nach, daß die schottische Kirche in ihrem Keime schon das Prinzip zweier Königne und zweier Königreiche getragen, von denen der eine König geistlicher Natur, dessen Reich also von dieser Welt, das andere aber von geistiger Art ist, dem also Alles gehört, was das zukünftige Leben und das der Seelen betrifft. Die heutige Betreiung ist demnach nicht als eine Emancipation von dem ursprünglichen Gebunden, sondern als die vollständige Erfüllung desselben zu betrachten. Wie groß die Begeisterung für die „freie Kirche" war, geht aus dem Umstande hervor, daß bereits in zwölf Jahren ihrer Begründung nicht weniger als eine Million Pfund Sterling für den Unterhalt der Geistlichen zusammengebracht wurde. Die englische Regierung hat übrigens dem Werke nicht das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt, und sah in jenen Orte Schottlands findet man jetzt ein sämtliches Gotteshaus der „freien Kirche".

*) Trois siècles de luttes en Ecosse, ou deux rois et deux royaumes, par J. H. Merle-d'Aubigné. Paris, 1850.

*) S. Sachs hat an der hiesigen Universität Philosophie studirt.

**) Dies ist nicht ganz richtig, indem der Zweck des Ermanschen Archivs für wissenschaftliche Kunde von Rußland bekanntlich der ist, den Inhalt der in russischer Sprache erscheinenden und daher dem Publikum weniger zugänglichen wissenschaftlichen Untersuchungen im westlichen Europa bekannt zu machen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Dorotheenstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Dienstag den 10. September 1850.

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.

Von Gustav Genß.*)

I. Allgemeine Regeln für Reisende.

Um eine Reise nach dem Königreich Polen unternehmen zu können, bedarf der Reisende zunächst der Visa des bei seiner Regierung akkreditirten Gesandten oder Konsuls, ohne welche Legitimation sein sonst gültiger Paß an der Gränze unter keinen Umständen berücksichtigt wird. Der mit der Visa des russischen Gesandten oder Generalkonsuls versehene Paß muß dann noch dem vielseitigen Gränzpaßsystem mit der Ausgangsvisa versehen werden, und nun erst öffnet sich dem Reisenden endlich der polnische Gränzschlagbaum. Dicht an demselben steht das Haus des polnischen Gränzzollbeamten (Strasznik), der die Pässe zum erstenmal revidirt und, sobald er auf denselben die vorschriftsmäßigen Visa der russischen Gesandtschaft, resp. Konsulats, erblickt, sie an sich nimmt und der Eingang gestattet. Ein Gränzaufseher fragt nun den Reisenden, ob er nichts Steuerbares bei sich führe, und begleitet diesen unter Mitnahme des Passes, entweder zu Wagen oder zu Pferde, nach dem Gränzhauptzollamt oder der Komora, wo der Gränzsteueramts-Nacznolnik sein Paß- und Steuerbureau hat. Während nun die Pässe und Legitimationspapiere dem Naczelnik durch den Begleiter vorgelegt werden, bemächtigen sich mittlerweile die Steuerbeamten ohne Weiteres des Gepäcks des Reisenden und bitten ihn um die Schlüssel seiner Koffer und Colli; jedoch geschieht dieses Alles mit der größten Artigkeit und Rücksichtnahme. Der Gränzsteuerbeamte, so wie der polnische Beamte überhaupt, ist sehr gering besoldet und würde ohne Nebeneinnahmen nicht bestehen können; er ist daher ausgewiesen, sich jede seiner Dienstleistungen vom Publikum bezahlen zu lassen, — es ist dies gewissermaßen stillschweigende Bedingung und dem Reisenden daher anzuempfehlen, seine Bekanntschaft damit und seine Willfährigkeit, diese Bedingung zu erfüllen, dem Beamten dadurch zu erkennen zu geben, daß er wie zufällig einige kleine Geldstücke in die Hand nimmt oder, noch besser, wie von ungefähr seinen Geldvorrat während der Revision in der Hand hält. Diese Manipulation erleichtert die Revision ungemein; Koffer und Colli werden zwar pflichtgemäß geöffnet, doch mit aller Artigkeit und Behutsamkeit, durchsucht. Ist der Reisende dagegen barsch oder gar unhöflich, und giebt er zu erkennen, daß er nichts spenden werde, so setzt er sich der Gefahr aus, daß sein ganzes Gepäck das oberste zu unterst gekehrt werde, ja, daß man die Koffer geradezu umkehrt und ihm dann überlassen bleibt, alles von neuem wieder in aller Eil zu packen, was für Postreisende ganz besonders unangenehm und nachtheilig ist.

Zerrige Kleider und ehrn so Wäsche, selbst wenn beide ganz neu sind, können als Gebrauchsgegenstände des Reisenden frauefrei eingeführt werden, hat man jedoch andere steuerbare Kleinigkeiten bei sich, so ist es gut, solche gleich zu oberst zu legen, auch gleich anzugeben und dem Naczelnik mit dem Passe wie zufällig einige Gulden beizulegen; man darf dann Nachsicht erwarten.

Bücher und Druckachen, und sepen es Gebetbücher und Kinderbibeln, mit über die Gränze zu nehmen, ist unbedingt verboten; solche müssen vielmehr, wenn man sie einzuführen wünscht, sofort bei Ankunft auf der Gränze angegeben und dem Naczelnik überreicht werden, der sie durchsieht, inventarisirt, einpackt und nach Warschau mit der Adresse des Reisenden an die Ober-Gränzbehörde schickt. Der Reisende hat dafür sogleich das Postporto nach Warschau und später in Warschau circa zwei Silberrubel an Censurkosten zu zahlen. Die Bücher werden ihm dann nach ungefähr sechs bis acht Wochen vom Censuramte frei an seine Adresse per Post zugeschickt, natürlich mit Ausnahme der verbotenen Schriften, die zurückbehalten werden; dasselbe Schicksal haben auch oft wertvolle wissenschaftliche und sonst erlaubte Werke, wenn ein Beamter ihren Besitz wünscht, oder es kommen auch wohl bedeutungsvolle Verwechslungen vor — z. B. erzählt Jemand einmal statt Becker's Weltgeschichte einige Kinderbücher zugeschickt.

Sehr vorsichtig muß der Reisende sein, daß er gar Emballage seiner Effekten keine bedruckte Makulatur, alte Zeitungen ꝛc. nimmt, auch kein beschriebenes Papier, sondern lieber die wenigen Groschen nicht scheut, ungebrauchtes Papier zu solchem Zweck zu kaufen, denn die bedruckte und beschriebene Emballage nehmen die Revisionsbeamten an sich, unbekümmert, ob die damit verpackten Gegenstände dadurch leiden oder nicht.

*) Proben aus einem plötzlich im Druck erscheinenden Werke.

Ist die Revision geschehen, so sind die Beamten behülflich, dem Reisenden seine Colli wieder in Ordnung zu bringen, und nehmen nun ihr kleines Honorar in Empfang. Freilich melden sich nun auch solche, die nur dabei gestanden haben, allein ein halber bis ein pola. Gulden pro Mann genügen hinreichend, um jeden zufriedenzustellen. Auch der Strafzoll, welcher den Reisenden vom Gränzschlagbaum nach dem Zollhause begleitete, erhält seinen Gulden.

Hat der Reisende einen eigenen Wagen, so wird dieser natürlich genau durchsucht, und in solchem Falle ist schon anzurathen, gleich von vornherein einige Gulden in die Hände der Revisionsbeamten gleiten zu lassen, damit nicht etwa die Wagenpolster aufgeschnitten werden.

So wird der Reisende mit eigener Equipage leicht an zwanzig Gulden und darüber los, während der mit der Diligence Reisende blos vier bis sechs Gulden zu spenden hat.

Rächt den Büchern sind Tabak und Cigarren verpönt; blos zum Reisebedarf gestattet das Gesetz dem Fremden ein offenes Packet Rauchtabak von dreiundzwanzig poln. Loth, ungefähr über ein halbes preuß. Pfund. Was man im Beutel hat, kümmert nicht in Anschlag; auch ein Vorrath von unter hundert Cigarren ist erlaubt, doch muß darüber ein Protokoll aufgenommen werden, das nach Warschau abgeht, und der Reisende setzt sich der Verlegenheit aus, daß er jenen Augenblick von neuem revidirt wird, daher ist es nicht zweckmäßig, so viel Cigarren offen bei sich zu führen.

Ist die Revision nun endlich vollständig erledigt, so hat man sich in die Post-Expedition zu verfügen, wohin der Naczelnik die Pässe geschickt hat; hier werden sie gesucht, zugleich aber hat der Fremde eine Erklärung in russischer, polnischer, deutscher oder französischer Sprache zu unterzeichnen, daß er auf sein Ehrenwort versichere, weder Bücher, noch steuerbare Sache unverklarirt eingeführt zu haben. Früher wurde diese Erklärung nicht gefordert, sie erweist sich indeß sehr wirksam und praktisch.

Hat der fremde Wagen drei Sitz, so zahlt er für eine Kutsche oder auf Druckfedern ruhende Britsche sechs Gulden, für einen Leiterwagen oder Britsche ohne Federn zwei Gulden Chaussegeld; dafür kann er nun die Chausseen und Wege im ganzen Lande frei befahren, so lange sein Aufenthalt in Polen dauert, und sollte dieser Jahre lang währen; verläßt er früher das Land wieder mit eigenem Wagen, so bezahlt er dasselbe beim Ausgang. Eben so werden die eigenen Pferde, mit welchen der Fremde ins Land kömmt, in dem Paße bemerkt und in die Bücher eingetragen, und mit so vielen Pferden der Reisende ins Land einfährt, eben so viel muß er wieder mit herausnehmen oder für jedes Pferd weniger die hohe Eingangssteuer zahlen. Kupirt daher während der Dauer seines Aufenthalts eines der Pferde und will er kein anderes kaufen, so muß er von der Ortsbehörde sich ein Zeugniß darüber ausstellen lassen, wie das Pferd verunglückt ist. Ist alles dieses besorgt, so hat der Reisende an der Gränze keinen weiteren Aufenthalt, der Paß wird vom Naczelnik unterzeichnet und besiegelt, und dem Fremden glückliche Reise gewünscht.

Ist nun das Ziel der Reise Warschau, so beginnen an den Rogatki (Thorbarrièren) dieser Stadt dieselben Zollrevisionen, da es nicht erlaubt ist, zollbare Gegenstände einzuführen: um diese Revision zu erleichtern, ist es ebenfalls gerathen, den Revisoren, gleich wie sie an den Wagen treten, einige kleine Geldstücke in die Hand zu drücken. Zu diesem Behufe ist es überhaupt gut, sich vor dem Eintritt in Polen mit einzelnen Gulden und zehn Kopekstücken zu versehen, damit man nicht in Verlegenheit kömmt, größere Geldstücke geben zu müssen. Ohne solche kleinen Opfer setzt man sich großer Chikane und selbst Gefahr aus, da man doch gemeiniglich — selbst ohne es zu wissen — einen oder den anderen unerlaubten Gegenstand bei sich führt.

Sobald auch hier die Revision vorüber ist, hat man im Thorhause seinen Paß oder Legitimation abzugeben und empfängt dagegen eine Karte, mit welcher man sich am anderen Morgen auf dem Polizeamte im Rathhause in Warschau zu melden hat und eine Aufenthaltskarte erhält, die man immer und überall bei sich tragen muß.

Um bald abgefertigt zu werden, giebt man dem Polizeischreiber zugleich mit der Thorkarte einen Gulden; sind viele Personen da, die abgefertigt werden wollen, so ist es nöthig, zwei auch drei Gulden zu spenden, um früher expedirt zu werden.

Bei der späteren Abreise übrigens muß gleichfalls auf demselben Büreau seine Aufenthaltskarte, resp. Abmeldung mit zwei Guldenstücken; gleichfalls aber auch eine Bescheinigung des Distrikts-Kommissarius der Straße, in der man gewohnt hat, daß man beim Hauswirth keine Schulden gemacht und alle Rechnungen bezahlt habe. (Um diese Bescheinigung muß man sich mehrere Tage

Digitized by Google

vor der Abreise bemühen.) Hierauf empfängt man seinen Paß, mit der polizeilichen Visa versehen, der jedoch nun noch vom russischen Militair-Gouverneur gestempelt und von dem Gesandten oder Generalkonsul seines Landes visirt werden muß. Ist dies besorgt, so kann man noch vierundzwanzig Stunden in der Stadt verweilen; will man länger bleiben, so ist dieselbe Formalität von neuem nöthig.

Um aller dieser Gänge und Weitläufigkeiten überhoben zu seyn, übernimmt man diese Besorgung dem Hausknechte oder Kastellan des Hotels, in welchem man wohnt; es kömmt eben nicht theurer als die Selbstbesorgung. Bei der Ankunft ist indeß persönliche Meldung erforderlich.

Kömmt man mit der Eisenbahn, so begiebt man sich gleich nach dem Auskleiden und dem Waggon in das auf dem Warschauer Bahnhofe befindliche Polizeibüreau, wo ein Polizeikommissär die Päße und Legitimationen abkennzeichnet und zurückgiebt; in dem gleich daneben aufgestellten Saale wird das Gepäck revidirt und resp. verfrachtet; es geht hier Alles schnell ab, da namentlich nur nach Bibliothek, Fleisch und Mehlwaaren gesucht wird; man zahlt eine Gebühr von fünf polnischen Groschen für kleinere und zehn für größere Colli. Inzwischen darf sich hier der Reisende um nichts bemühen, wenn er die erhaltene Frachtkarte einem der nunmehrigen Bahnwärter übergiebt, der dann für einen halben Gulden Speck und Reisenden in eine Droschke besorgt, die für drei Gulden Letzteren nach dem bezeichneten Hotel befördert, wo man sogleich den Schweizer seinen Paß oder Legitimation abgiebt.

Im Hotel ist es anzuempfehlen, sich mehrere Zimmer zeigen zu lassen, um sich über den Preis zu verständigen, da dieser von zwei Gulden bis zu acht Gulden und höher für ein Zimmer täglich steigt. In der Regel genießt der Reisende im Hotel nichts, sondern geht in ein Kaffeehaus oder Restauration, da die Hotelbesitzer keine sogenannte Gastwirthschaft unterhalten; doch ist in jedem größeren Hotel eine von einem französischen Koch gepachtete Restauration, aus welcher man Getränke wie Speisen beziehen kann. Diese Einrichtung macht, daß man ganz frei und unabhängig im Hotel leben und in denselben nach Gefallen etwas verzehren kann oder nicht.

Daß der Fremde in Warschau, so wie in Polen überhaupt, vorsichtig seyn muß in seinem Urtheil und in seinen Aeußerungen, ist wohl überflüssig zu bemerken. In Polen ist erlaubt, frei zu denken, allein nicht, frei sich zu äußern, wie man dies z. B. schon in Deutschland gewöhnt ist. Es ist daher anzurathen, die Politik überhaupt nicht zum Gegenstand seiner Gespräche zu machen, sollte man auch von diesem oder jenem dazu aufgefordert und ein solches Gespräch auch Tapet gebracht werden, denn es ist dann immer anzunehmen, daß es ein Affiliirter der geheimen Polizei ist, der den arglosen und revolutionslosen Fremdling seine Schlingen legen will. Die Spione der geheimen Polizei findet man unter allen Stands- und Altersklassen, namentlich unter den Klassen des schönen Geschlechts, deren Zierge Kunstich sind.

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und ist.

Zweiter Artikel.

Die Constituante. — Die kalifornischen Eichen. — Die Brandung in Monterey. — Ein Postlag in San-Francisco. — Ein Abenteuer auf der Rückreise.

(Schluß.)

Wie nun endlich die Fenster geöffnet waren, bot das Volk um das Posthaus ein höchst merkwürdiges Schauspiel dar. Um Tumult zu verhüten, mußte man sich in Reihe und Glied aufstellen, und es wurden zwei Linien, eine für die, welche Briefe, eine andere für die, welche Zeitungen abholten, gebildet. Die erstere wichte so weit, daß der letzte Mann wohl sechs Stunden gebrauchte, bevor er zum Ausgabe-Fenster gelangte. Die dem Ziele näher waren, verkauften ihre Plätze nicht selten an ungeduldige Ankommen und erhielten dafür zehn, selbst fünfundzwanzig Dollars. Ja, es gab Personen, die eine Woche lang damit ihren Lebensunterhalt verdienten. Pasteten-, Kuchen- und Zeitungsverkäufer etablirten sich längs der Linien, auf die Langeweile der Wartenden spekulirend, während Andere, die gekochten Kaffee auf und ab feilboten, nicht minder gute Geschäfte machten.

Die Arbeit der Post-Offizianten wurde sehr dadurch erschwert, daß sie auch Taufende vor Briefen an die Ansiedlungsbänker und in das Gebirge an die Goldgräber zu befördern hatten. Die Agenten, welche im letzteren Falle die Briefe übernahmen und an die einzelnen Adressen beförderten, machten ausgezeichnete Geschäfte. Sie erhielten für jeden Brief, insofern des Portos von der atlantischen Seite, einen Dollar.“ . . . .

Es war etwa zehn Uhr Vormittags, als ich Amalitian verließ. Der Weg führte durch eine einsame Hügelreihe, die, mit kargem Gesträuch und langem gelben Gras bewachsen, ein recht trauriges Ansehen hatte. Vor und hinter mir war kein Mensch zu sehen, nicht einmal ein Indianer mit seinen zwei oder drei Esels. Ich ritt gemächlich vorwärts, und als ich zu meiner Rechten eine tiefe Schlucht gewahrte, dachte ich bei mir selbst: „Das ist ein prächtiger Platz für einen Räuber, um einem Reisenden aufzulauern; besser, ich hätte mein Pistol geladen.“ — Ich hatte es nämlich gerade vor Tequila abgefeuert. Aber kaum war mir der Gedanke durch den Sinn gefahren, als es plötzlich in einem Busche zur Seite des Weges regte. Ich wandte mich rasch um, und im Nu war mir der Doppellauf einer Muskete vor Augen, so nahe und so scharf gerichtet, daß ich die Kugeln auf den Gedanke hätte sehen können. Der Mann, der die Waffe hielt, hatte einen wilden Blick und trug ein rosafarbenes Kalikohemde und weiße Pantalons. Auf meiner anderen Seite stand ein zweiter, ebenfalls eine Doppelflinte in jener bedenklichen Richtung haltend, und im Hintergrunde erschien ein dritter. Ich war, wie eine Maus, die nichts Böses ahnt, in die Falle gerathen.

„Herunter mit Euren Pistolen“, rief der Erste. Aber Alles hatte sich so schweigsam und plötzlich begeben, daß ich noch einen Augenblick stillsaß, bevor ich zu dem Bewußtseyn meiner Lage kam. „Herunter mit Euren Pistolen, sind sie geladen?“ rief es wieder, und die Flintenläufe rückten ein wenig näher an meine Brust. So besonnen aufgefordert, ließ ich in der That mein einziges kriegerisches Instrument, zumal es nicht geladen war, und stieg vom Pferde. Die Räuber, immer auf dem Anstand, besahen mir jetzt, mein Pferd vom Boden abzuführen. Mir stiegen die Begleichheit hinunter und hielten hinter einem Gebüsche an, wo man vom Wege aus nicht konnte gesehen werden. Einer von den Kerlen ging zurück, wahrscheinlich um Wache zu halten. Die Anderen, immer noch mir zielend, hießen mich auf die Erde niederliegen, mit dem Gesicht nach unten — „le boca à tierra!“ Ich kann nicht sagen, daß ich in Angst war; ich bin immer der Glaubens gewesen, daß der Tod seinen Schatten vor sich voraus wirft und daß, wer durch Gewaltthat umkommen soll, bevor ihn der tödliche Schlag trifft, von einem Kälteschauer überrieselt wird. Da mich nun nichts dergleichen anwandelte, so war ich gewiß, daß meine Zeit noch nicht gekommen sey. Auf ferneres Kommando that ich Rock und Weste aus, warf sie ins Gras und sagte: „Nehmt, was Ihr braucht, doch haltet mich nicht lange auf.“ Der Bursche im rothen Hemde, der über die andern Beiden eine Art Autorität zu üben schien, durchsuchte meinen Rock mit aller Gründlichkeit. Ich hatte eine geheime Schadenfreude, als er meine Börse ausschüttete und mit langem Gesicht auf die wenigen Dollars sah, die sie enthielt. „Was ist das?“ rief er, „mehr Geld habt Ihr nicht?“ „Ich besitze nicht mehr“, war meine Antwort, „aber für Euch ist es vollkommen genug.“ In der That war meine Baarschaft gerade ausreichend für einen Mit nach Merika; mein Übriges Geld bestand in einem Wechsel auf ein dortiges Handelshaus. Ich glaube, daß ich bei dieser Affaire nur um fünfundzwanzig Dollars gekommen bin. „Wenigstens“, sagte ich zu den Räubern, „werdet Ihr mir meine Papiere lassen.“ Unter diesen war aber mein Wechsel. „Ja“, sagte der Mann, „no me valen nada (sie sind mir nichts nütze).“

Beim Durchsuchen meiner Rocktaschen hatte er ein Jagdmesser gefunden, das ich bei mir führte. Es gehörte einem meiner Freunde. Er prüfte Schneide und Spitze, stellte seine Flinte in den Busch und kam auf mich zu, das Messer auf meine Brust richtend. „Legt Euer die Hände Dukich“, rief er, „und rührt Euch nicht, oder ich stoße zu.“ Der Andere legte darauf seine Musketen hin und machte sich daran, mich zu knebeln. Ich waren augenscheinlich in ihrer Hand Meister, und jede freie Bewegungen war so sorgsam verrichtet und zweckentsprechend, daß solcher Ueberlegenheit gegenüber ein Widerstand Tollheit gewesen wäre. Mein Verlust war nicht groß genug, als daß ich in einen verzweifelten Schritt wagen sollte, und ich that, wie sie befahlen. Meine Gefühle bei der ganzen Prozedur waren von der verschiedensten Art. In einem Moment brannte ich vor Wuth und Scham, daß ich alle Mittel der Vertheidigung verabsäumt hatte; im nächsten hätte ich mögen laut singen über meine sonderbare Situation und den gutmüthigen Trotz, mit dem meine Räuber zu Werke gingen. Meine wollene Decke wurde auf der Erde ausgebreitet und Alles, was sie fanden, hineingethan. Sie hatten ein Auge eben so für das, was sie nicht vorfanden, als wie für das Nützliche. Briefe, Papiere und Bücher verschonten sie; aber sie nahmen mein Thermometer, meinen Kompaß, meine Kartenmappe, so wie einige Malerpinsel, etwas Seife (ein Gegenstand, den Mexikaner nie zu gebrauchen) und andere Toilettengegenstände, die ich mit mir führte. Ein Sack mit Proviant, der am Sattel hing, zugleich mit einer Anzahl von Orangen und Cigarren in meinen Taschen fiel ihnen gleichfalls als Beute zu. Nur eine einzige Cigarre ließen sie mir, gleichsam als einen Trost für meinen Verlust.

Zwischen Magallan und Tepic hatte ich mir in jenen Strumpf unter den Zug eine Dublone gethan, die den Scharfen entging, obwohl sie sich mit wenig Discretion unterschieden. Sie schnallten mir die Sporen ab, zogen mir die Stiefel aus, visitirten meine Pelzdecken, nahmen den Sattel vom Pferde, schüttelten die Decken aus, prüften das Metall des Riemzeuges, ob es Silber wäre, und als sie mich hinreichend gepfändert zu haben glaubten, banden sie Alles in einen Zipfel meiner beiden Decke. Nachdem die Prozedur beendigt war, sagte der Führer zu mir: „Sollen wir jetzt Euer Pferd nehmen?“ Ich antwortete in entschiedenem Tone: „Nein, das soll Ihr nicht. Ich muß es haben; ich gehe nach Guadalajara und kann ohne Pferd nicht hin. Für Euer Bedürfniß genügt es ohnehin nicht!“ Er gab keine Antwort, sondern nahm seine Flinte, die, wie ich sah, von ausgezeichneter Arbeit und in guter Ordnung war, über den Rücken, ging ein wenig nach dem Wege zu und gab dem dritten Räuber ein Zeichen. Plötzlich kam er zurück und sagte: „Ihr werdet vielleicht vor Nacht Hunger bekommen, hier habt Ihr etwas zu essen“ und mit diesen Worten legte er eine von meinen Orangen und ein halbes Dutzend Tortillas neben mir ins Gras. „Mil Gracias“, erwiederte ich; „aber wie soll ich ohne ohne Pferde?“ Die Männer, welche nun alle Dreie beisammen waren, machten Kehrt zum Buschen und der Chef sagte: „Wir müssen nun fort; wir haben jetzt schreckt zu thun, als daß wir Euch begleiten; adios“. Das war eine Verführung; aber es gibt Augenblicke, wo man dergleichen verschlucken muß. Mit großer Mühe und nicht geringer Gefahr für die Integrität meiner Knochen gelang es mir nach einer halben Stunde, mich selbst von meinen Banden frei zu machen. Als ich wieder auf dem Pferde saß, sah ich die drei Räuber jenseits der Bergschlucht ihres Weges ziehen. Den Einen, wußte ich, hatte ich schon in Amalitian am mich herumstehen sehen, und augenscheinlich war

Digitized by Google

bereits dort der Plan zu meiner Plünderung gefaßt worden, denn, da ich aus Kalifornien kam, so mochten die Schurken glauben, ich führte eine Beute mit mir, die sich einer bewaffneten Expedition verlohnte. . . . . "

Nord-Amerika.

Die höhere wissenschaftliche Erziehung auf den Kollegien in Nord-Amerika.

„Sind die nord-amerikanischen Kollegien und die daselbst waltende Erziehungsmethode im Stande, den Anforderungen der Zeit und des Landes Genüge zu leisten?" . . . so lautete das Thema einer großen Disputation, welche zu Anfange des Jahres im Interesse des öffentlichen Unterrichtes an der Universität zu New-York abgehalten wurde. Wir entnehmen einem Briefe, den der bekannte Professor Taylor Lewis bei dieser Gelegenheit an einen Freund richtete, folgende theilweise sehr so gestoltete, als gefahrne Ansichten und Bemerkungen über die in Rede stehende wichtige Materie.

„. . . . Was die (obige) Frage im Allgemeinen betrifft, so muß ich mich auf die Seite derer stellen, welche dieselbe mit „Nein" beantworten. Wir können eine höhere Stufe der Erziehung von unseren Kollegien verlangen, wenn wir den Ausdruck „verlangen" in dem Sinne des „wesentlichen, d. h. des mehr auf die Natur und den Werth der Sache abzielenden, als das Geschrei der populären Presse berücksichtigenden Bedürfnisses" nehmen, oder, mit anderen Worten, wenn wir die Erziehung in ihrer wahren und höchsten Bedeutung auffassen, nämlich als die Pflege, das Wachsthum, die Entwickelung und Bildung des Geistes und des Menschen als solchen, zum Unterschiede von dem theilweisen, einzelnen Wissen, welches mit jener allgemeinen Kultur und Bildung nichts zu thun hat, sondern nur auf besondere Zwecke der menschlichen Thätigkeit Bezug nimmt. Fassen wir, wie gesagt, das Wort in diesem Sinne auf, d. h. im richtigen, wahrhaft praktischen Sinne, so entsprechen unsere Kollegien unseren Erziehungsbedürfnissen keineswegs. Sie sind durch das Geschrei des Publikums in ein gewisses loseres und oberflächlicheres Treiben hineingerissen worden, welches man als „praktisch" zu bezeichnen beliebte, während doch die Erfahrung tagtäglich bekundet, daß die Männer, welche aus den Kollegien hervorgehen, immer schwächer und unpraktischer werden und immer weniger die Fähigkeit besitzen, der Fluth der Marktschreierei, welche von allen Seiten hereinbricht, Einhalt zu thun. Die ungeheure Masse schiefer Ansichten, hohler Philosophie und flacher Wissenschaft, die man hierzulande überall trifft, liefert den besten Beweis, daß es an einer wahrhaft gebildeten Klasse gebricht, und daß wir der Geister entbehren, die in der alten strengen Zucht geschult sind. Diese Zucht, diese Lehrmethode, welche die reine Mathematik, reiche klassische Kenntnisse, Logik, Rhetorik und Philosophie in harmonischer Verschmelzung mit den Grundelementen des physikalischen Wissens umfaßte, lieferte uns den starken und praktischen Mann, den Mann, welcher tüchtig war, sich jegliche fernere Art von Kenntnissen nach Bedarf anzueignen. Die Erfahrung lehrt, daß jedes wesentliche Abweichen von dieser Methode (wiewohl sie immerhin im Einzelnen modifizirt werden kann) stets nur zur Unzulänglichkeit und zu einem oberflächlichen und chaotischen Wissen führt.

Es herrscht überhaupt (und ich spreche hier aus meiner vielseitigen Erfahrung als Lehrer) in Bezug auf das sogenannte „nützliche" oder „Fachwissen" hierzulande eine große Täuschung. Ich habe im Allgemeinen gefunden, daß die vorzugsweise auf ein solches Wissen abzielende Erziehung die allerwerth- und nutzloseste ist, ja, vielleicht direkt schädlich genannt werden kann. Sie gewährt nicht einmal das, was sie speziell ihr Ziel nennt. Der Grund liegt auf der Hand. Da sie eben der unmittelbaren Verbindung und des Zusammenhanges mit dem allgemeinen Zweck und der ursprünglichen Idee der Erziehung entbehrt, ist sie nothwendigerweise oberflächlich, und jedes oberflächliche Wissen ist chaotisch und leidet der geistigen Schwäche allen möglichen Vorschub. Sodann ist es einseitig, und alles einseitige Wissen ermangelt, insofern es aus der Gesammtheit und aus der Verbindung mit den anderen Wissenschaften abgerissen ist, nothwendigerweise der Korrektheit. Ich habe mich, wer weiß, wie oft, davon überzeugt, daß Schüler, welche nur einen Theil des Schulkursus durchmachten und die sogenannten praktischen und nützlichen Zweige verfolgten, stets den anderen, welche den ganzen Kursus absolvirten, an Bildung und an Kenntnissen selbst in ihrem speziellen Fach nachstanden. Nur der ganze, alte, strenge Kursus bringt jenes harmonische Ensemble zu Stande, welches wir eine „liberale Erziehung" nennen.

Gehen wir zu einer zweiten Täuschung über, welche mit jenem „nützlichen Wissen" in Verbindung steht. Wahrhaft wissenschaftliche Männer können, mit sehr seltenen Ausnahmen, nur die sein, welche fähig sind, die Leben der wissenschaftlichen Forschung zu widmen, und welches auch thun. Alle jene absurden Fragen und Klagen über Artistokratie und Demokratie, über „vergrabenen Genius", über „Geist, der da geboren sey, um angelehrten zu dichten", gehören durchaus nicht hierher. Das lehren ist zu kurz und „die Kunst zu lang", um die Wahrheit irgend eines anderen hierauf bezüglichen Gedankens zuzulassen. Wissenschaftliche Männer, wahrhaft wissenschaftliche Männer müssen, als allgemeine Regel, einen förmlichen eigenen Stand bilden. Es geht durchaus nicht anders. Und unter solchen Umständen muß die praktische Benutzung der Wissenschaft für Geschäfte, Gewerbe, Handel und mechanische Künste mehr oder weniger die empirische Anwendung der in der Studirstube oder im Laboratorium zu Tage geförderten Prinzipien sein. Wenn ein Mensch der Chemie zu keinem anderen oder höheren Zwecke bedarf, als zu seinem etwaigen Gewerbs- oder Handelsbetriebe (und sogar er derselben zu höheren Zwecken, so hört sie auf, bloße „nützliche" Wissenschaft zu seyn), warum soll ein solcher unter derlei Umständen die ganze Wissenschaft für sich lernen und sie für sich durchstudiren, da sie schon von Anderen für ihn studirt worden, und zwar weit gründlicher, als es ihm je möglich seyn dürfte? Warum ist, wenn wir dies durchaus verlangen, nicht Jeder sein eigener Arzt? Näher betrachtet, lernt er aber auch gar nicht die ganze Wissenschaft. Was er lernt, ist weit schlechter, als bloßes empirisches Wissen; denn dieses tritt doch wenigstens mit einer gewissen Bescheidenheit auf und ist sich seiner Mangelhaftigkeit bewußt. Handwerks- und Aderbauschulen gründen, in denen unsere jungen Männer gewöhnlich in drei oder sechs Monaten zu Männern der Wissenschaft herangebildet werden sollen, heißt nichts Anderes, als den bequemsten Weg bahnen, um anmaßungsvolle Leute zu erziehen und das Land mit unpolirtem, ja, mit falschestem, als nutzlosem, weit oberflächlichem, Wissen zu überschwemmen; nach der Lage der Dinge und namentlich nach der Kürze der Zeit kann es gar nicht anders seyn. Möchte man einen einzigen wahrhaft wissenschaftlichen und praktischen Mann auf öffentliche Kosten an verschiedenen Orten unseres Staates Vorlesungen über die direkte Anwendung der Chemie und anderer Wissenschaften halten lassen, so würde dies größeren Nutzen gewähren, als alle möglichen Gewerbs-, Ackerbau- und Arbeitsschulen zusammengenommen.

Eine dritte Täuschung zuckschtlich der „nützlichen" Wissenschaften ist endlich folgende. Das wirklich zum praktischen Gebrauch erforderliche Wissen ist von weit geringerem Umfange, als man sich gewöhnlich einbildet. Und was davon erforderlich ist, lernt man weit besser, klarer und sicherer durch genaues Eingehen auf die Empirie und durch Erwerbung empirischer Kenntnisse, als durch ein unnützes Bemühen um Etwas, was man in Wirklichkeit doch nicht durch und durch anwenden und benutzen kann, und was überdies, in Folge seiner nothwendigen Oberflächlichkeit, den Geist in eine üblere Verfassung versetzt, als die war, worin er sich vorher befand. Diese üblere Verfassung ist nicht nur eine allgemeine, sondern sie bezieht sich auch direkt auf die praktische Anwendung der erworbenen Kenntnisse, indem man durch derlei wissenschaftliche, unsafsend seyn sollende Studien zum Theoretisiren verführt und für die reine Praxis untauglich gemacht wird, was sonst keineswegs der Fall ist, wenn man eben die für die Praxis durchaus unumgänglichen Kenntnisse als einfache einzelne Thatsachen oder Wahrheiten empfangen hat.

Man kann hiergegen einwenden, diese Trennung der Theorie von der Praxis werde neue Stellungs- und Standesunterschiede hervorrufen. Man werde nämlich erlesen sogenannte Erzeuger der Wissenschaft, sodann passive Empfänger, endlich drittens solche zählen, welchen die bloße manuale Anwendung obliege. Allerdings dürfte es so kommen, wir wollen es nicht leugnen. Unserer Meinung nach indeß ist es schon durch die Natur geboten, derartige Unterschiede zu machen; und mehr noch, als durch die Natur, durch die Beschaffenheit des Menschen selbst, wie sie in einerlei durch die Einrichtung der ganzen Gesellschaft, andererseits durch die Kürze des menschlichen Lebens bedingt ersein. Und hieran ist Niemand zu tadeln, als es nothwendig als absolut forderlich für das harmonische Gedeihen des großen Ganzen, daß der politische Körper den menschlichen Körper zum Muster nehme und sich in mannigfache Glieder sondere. Ein Mensch, der ganz Kopf wäre, oder ganz Kopf seyn wollte, würde unter die Monstra gehören. Und ein solcher Kopf wäre überdies wahrscheinlich ein sehr schwaches Organ, — ein kolossaler, mißgestalteter Wasserkopf. Eben so verhält es sich mit dem Staate. Er kann nicht ganz Denkand, nicht ganz Auge seyn. Eine solche allgemeine Auflösung und Vertheilung alles Wissens wäre, wenn selbst möglich, nicht einmal wünschenswerth; denn sie würde den Einzelnen weder als solchen, noch als Mitglied des großen politischen Ganzen fördern.

Dies mag Alles sehr anti-demokratisch klingen, ich kann mir jedoch nicht helfen und muß es unumwunden aussprechen. Als ein praktischer Mann, habe ich nichts Anderes zu sagen, als was Erfahrung und Natur lehren, daß es nämlich in einer bürgerlichen Corporation nicht nur einen Kopf und ein Paar Augen, sondern auch Hände und Füße geben muß, und daß letztere, wie sehr man den Bergleich auch tadeln möge, der Leitung des Kopfes Folge zu leisten haben. Demgemäß muß dieser Kopf aber auch nach dem höchsten und umfassendsten Erziehungssystem gebildet und entwickelt seyn. Diese Erziehung muß allerdings einem Zweie offen stehen, dahin jedoch der Art ihr Ziel verfolgen, daß sie unter den ihr gebotenen Materialien nach Zeit und Umständen die besten herauswählt, diesen die möglichste Entwickelung angedeihen läßt und selbe dann dem großen Ganzen zur Verfügung stellt. Es muß, — und dies ist die Weisung der Natur — stets ein gewisses, so zu sagen, öffentliches Haupt geben, sey dieses Haupt nun ein weises oder ein thörichtes, und die Masse der Menschen muß mit diesem oder, schärfer ausgedrückt, durch dieses Haupt denken, vielleicht gerade am meisten dann, wenn Jener sich, wer weiß, wie sehr, mit eigenem Denken bethätigt. So muß es seyn, und so ist es, wie die Erfahrung lehrt, auch stets gewesen. Wenn dieses Haupt nicht die Kirche, oder ein wohlgeübtes eingelner Stand, oder der hohe und vermittelnde Theil der Gesellschaft in irgend welcher gesetzlichen Form ist, so können wir es anderwärts erklären, entweder in der politischen Wahlversammlung, oder in radikalen Associationen, oder in einem frivolen, alle Macht an sich reißenden Literatenstande, oder in der durch sich selbst gewählten und ordinairen Priesterschaft der Zeitungspresse. Kurz, die Masse muß stets durch irgend ein Organ denken. Gegenwärtig denkt sie durch die vier letztgenannten Organe und stellt Forderungen auf, wie sie bisher noch nie in der Welt erhört waren.

Wir sagten oben, der Umfang des wirklich für den praktischen Bedarf erforderlichen Wissens sey weit geringer, als man gewöhnlich denke. Wir fügen diesem Ausspruche die Behauptung bei, daß das Bestreben der Schulen für die „nützlichen" Wissenschaften, ohne dieses geringe Wissensquantum hinanzu-

Digitized by Google

gehen, oft geradezu verderblich ist. Wie haben schon hinlänglich darauf aufmerksam gemacht, wie es unmöglich sey, auf diese Weise die nöthige Gründlichkeit zu erlangen. Der Schüler erhält stets nur einzelne Brocken, nur Stück- und Flickwerk. Aus diesem lückenhaften, chaotischen Gebrau tauchen dann jene Wechselbälge von Philosophie empor, welche uns unter den Namen „Mesmerismus", „elektrische Psychologie", „Phrenologie" und „logische Reform" in Unruhe und Verwirrung setzen. Durch dieses Halbwissen wird der öffentliche Geist zur gierigen Aufnahme jeder Art von Radikalismus vorbereitet. Manch trachtet man nicht auf dem politischen und sozialen Felde! In der Theologie ist das Neue das Liebste! Die ganze Sittenlehre möchte man in ein physikalisches System verwandeln! Verbrechen heißt nur Krankheit, und als einziges Gesetz erkennt man nur die „lebenschaftliche Anziehung und Abstoßung" an. Eine ganz, allgemeine, die alten Zweige des Wissens umfassende Erziehung ist unendlich besser, als jenes Treiben, indem sie nicht nur den Geist vor bloßem Scheinwissen bewahrt, sondern auch nützlichere Menschen als gegenwärtig erzeugt, Menschen, deren gesunder und einfacher Verstand weit eher das Richtige trifft, als die gewandteste Sophisterei es im Stande ist.

Die Verwerrung der Geister nimmt in dem Maaße überhand, als unsere Kollegien sich genöthigt zeigen, die alte Strenge einem mehr populären Systeme zum Opfer zu bringen. Dieser Umstand sollte letztere vorzüglich veranlassen, auf dem jetzt eingeschlagenen Pfade einzuhalten und sich ein anderes Ziel zu stecken. Ihre Hauptaufgabe ist gegenwärtig die, eine höher und durch und durch gebildete Klasse zu erzeugen und diese auf der Halbwisserei und Oberflächlichkeit gewichtvoll entgegenzustellen. Unsere Kollegien müssen, statt einer falschen Anschauung, welche doch nie mit den ihr gemachten Konzessionen zufrieden ist, nachzugehen, durchaus zu einem, so zu sagen, mehr scholastischen Systeme zurückkehren, d. h. zu einem Systeme, welches sich auf die volle und einzige Wahrheit gründet und das einem in richtigem und harmonischem Verhältnisse stehenden Studiengange huldigt, bei dem es weit mehr darauf ankömmt, die sogenannten Humaniora (d. h. die Wissenschaften, die dem Menschen als solchem nöthig sind) zu lehren, als den Geist mit einem ausgedehnten bunten Allerlei und mit jenen „dem praktischen Nutzen" dienenden Kenntnissen anzufüllen. Es ist die höchste Zeit zur Umkehr; denn schreiten unsere Kollegien auf ihrer jetzigen Bahn weiter vorwärts und entfernen sie sich immer mehr von der wahren Idee einer liberalen Erziehung, so ist gar kein Halt- oder Zielpunkt abzusehen; die Anforderungen des „praktischen Nutzens" werden immer gebieterischer auftreten, und es bleibt nichts übrig, als daß der Lehrerkurs zuletzt alle möglichen menschlichen Beschäftigungen und Thätigkeiten in seinen Kreise hereinzieht.

Leider haben unsere Kollegien diese Richtung schon weit genug verfolgt. Die Erfahrung, die beste Ratgeberin, beweiß jedoch aufs Klarste, daß die Ergebnisse dieses ewigen Bemühens um „das Nützliche", Alles in Allem genommen, ärmlich und werthlos sind. Man nehme daher so bald als möglich jenes System wieder auf, welches bessere Früchte trug. Es versteht sich hierbei von selbst, daß die alte Methode in einigen nebensächlichen Punkten modifizirt werden muß, um namentlich den Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu entsprechen. Man hat diese Wissenschaften in letzterer Zeit etwas gar zu sehr überschätzt, wenigstens rücksichtlich ihres komparativen Werthes. Die Chemie z. B. ist allerdings eine sehr edle Wissenschaft; in einer Zeit jedoch, wo man rings von sozialer, politischer, theologischer und anderer Marktschreierei und Quacksalberei umschallt wird, dürfte die Logik doch ein noch empfehlenswertheres und nützlicheres Studium seyn, als die Chemie. Tüchtigkeit in logischen Reagenzversuchen ist heutzutage höher anzuschlagen, als Uebung in derartigen Versuchen auf chemischem Gebiet. Lese man nur einmal mit ernster Aufmerksamkeit die Reden auf dem Kongreß und die Leitartikel in vielen unserer weitverbreiteten Zeitungen und frage man sich dann, im Hinblick auf das Gesagte, welcher Gattung von Kenntniß unsere jungen Männer am meisten bedürfen. Die Kenntniß der Worte, welche Manche in spöttischer Unwissenheit den Dingen gar entgegenstellen möchten, wird gerade eines der wichtigsten Dinge in einer Zeit, wo die Dinge selbst verkehrt und verderbt sind, oder in Folge des allgemeinen Mißbrauchs der Sprache und der Verwerfung oder Verdrehung der ersten Grundwahrheiten durch ein falsches Medium betrachtet werden.

Unsere Kollegien müssen danach streben, mehr wahrhaft praktische Menschen zu bilden. Nehmen wir aber das Wort „praktisch" im gewöhnlichen Sinne, so dürfte man leicht fragen: Ist dies wirklich der Hauptmangel unserer Zeit? unseres Landes? Haben wir nicht sogenannte praktische Menschen in Hülle und Fülle? Erfahren wir nicht alle Tage die Ergebnisse ihrer praktischen Arbeiten, wie sie auf dem Kongreß, auf den Baltimore Conventions, Philadelphia Conventions, Buffalo Conventions und auf allen großen und kleinen Conventions durch unser ganzes Land zu Stande kommen? Erblickt man ihre Spur nicht in jenem Demagogenthum und in jener gänzlichen Herabwürdigung der gesunden Vernunft, zu welcher gewisse Politiker und die politische Presse aller Parteien so rasch herabgesunken sind? Haben sie das Volk nicht völlig in der Hand und leiten sie es nicht? Jetzt es also an solchen praktischen Männern? Und bringen unsere Kollegien nicht andererseits nur noch sehr wenige wirkliche Gelehrte, Bücherwürmer und Pedanten hervor?

Je mehr unsere Kollegien danach streben, populär zu werden, desto tiefer werden sie in Verfall gerathen. Es ist die „Mission" — um eines der Schlagworte des Tages zu brauchen — es ist die Mission des Kollegiums, wie der Kanzel, nicht der öffentlichen Meinung zu folgen, sondern ihr vorauszugehen und sie zu leiten, sie zu erheben, wenn sie auf einer niederen Stufe steht, sie zu bekämpfen, wenn sie schlecht, sie zu verbessern, wenn sie im Irrthum befangen ist. Wenn Kollegium und Kanzel diesen Beruf nicht zu erfüllen trachten, müssen sie früher oder später, in den allgemeinen Verfall hineingerissen, nothwendigerweise selbst ihre Endschaft erreichen. . . . . "

Mannigfaltiges.

— Die arabische Bibliothek in St. Jean d'Acre. Dschezar Pascha, der während seiner Herrschaft über das Paschalik von Acre Tausende von Menschen hinrichten oder verstümmeln ließ, hatte mit derselben Raumenthaltigkeit und blutdürstigen Wildkatze, mit welcher er gemordet, auch Bauten aufgeführt und Schätze gesammelt, und gleich den Blutmenschen Dionysius und Sulla, hatte er auch Anfälle von Begünstigung der Literatur. Er, der erste Besieger Bonaparte's, war, wie der letzte Besieger desselben, Bücher, ohne besondere Bildung, aber er war, auf seine Weise, der Beschützer der Wissenschaften. Unter Anderem gründete er auch eine reiche Bibliothek, die er mit der seinen Namen tragenden Moschee verband. Doch das Schwelgen neuerer Reisenden über diese gewiß sehr wichtige Sammlung veranlaßt mich, hier ein Wort darüber zu sagen, um die Raisonnirkunst künftiger Besucher Syriens darauf zu lenken, und etwa die Aufschlüsse von besser unterrichteten Lesern zu provoziren:

Ich habe in diesen Blättern gesagt, daß der treffliche Reisebeschreiber John Wilson nur die hebräischen Bibliotheken beobachtet, von Sammlungen in anderen Sprachen aber nichts oder nicht viel weiß. Diese Behauptung rechtfertigt er abermals in seiner Beschreibung der Stadt Acre. Er hat die Moschee des Dschezar, nach Ueberwindung von Hindernissen, besucht, gezeichnet und ausführlich beschrieben, aber von der Bibliothek kein Wort: dagegen erzählt der Herausgeber der „Travels of Lady Hester Stanhope",*) er habe im Jahre 1817 die Bekanntschaft des maronitischen Priesters Abuna Jusef Maron in Acre gemacht, der ihm für Geld ein Verzeichniß der Bibliothek der neuen Moschee verschafft, der Bibliothek, welche mit sehr großem Aufwande von Dschezar Pascha gesammelt worden und aus 11,000 Bänden besteht. In einer Anmerkung sagt er hinzu, er habe bei seiner Rückkehr nach England den Katalog dem Orientalisten Professor Richol in Oxford geliehen, nach dessen Tode aber das Verzeichniß wahrscheinlich als werthloses Papier verbrannt worden sey! Die Angabe des englischen Arztes ist theilweise im Widerspruche mit der von deutschen Professor Scholz gegebenen Beschreibung. Dieser, welcher 1821 in Syrien war, sagt: „Die größte Bibliothek in Syrien ist in Acre. Dschezar Pascha hat sie aus der des Klosters vom heiligen Salvator bei Saïda, des Schick Kairi und des Mufti von Rama zusammengebracht. Es sind darin 804 Nummern, aber nicht eben so viele verschiedene Werke . . . . . " Auch Scholz hat die Bücher selbst nicht gesehen und beschreibt nur nach einem ihm vorgelegenen Katalog, vielleicht wieder von der Hand des Abuna Jusef, aber die Abweichung der beiderseitigen Angaben führt zu verschiedenen Folgerungen. Dschezar's Charakter ist mehr mit der Angabe Scholz' im Einklange, nach welcher Klöster und Privatbibliotheken geplündert worden, um die neue Moschee zu schmücken. Nach dieser Version müssen viele christliche Werke darunter seyn, aber auch viele Doubletten, und da die ganze Sammlung nur 804 Nummern hat, so wäre sie doch nur eine mittelmäßig reiche Bibliothek, wenn auch „die größte Bibliothek in Syrien." Nach dem Engländer aber, der über eine Myriade Bücher mehr angiebt, ist die Sammlung mit großem Aufwande von Stande gekommen, und es läßt sich vermuthen, daß der Türk Dschezar seine christlichen Werke und seine Doubletten gekauft. Neben den auffallenden Widersprüchen lassen uns auch beide Berichterstatter ungewiß, ob die Sammlung aus Handschriften oder aus Druckwerken und Handschriften besteht, und es wäre daher jedenfalls verdienstlich, wenn einer unserer gelehrten Mitbürger, die in Acre waren oder noch dort oder in der Nähe sind, etwas hierüber mittheilten. Die Moschee hat beim Bombardement im Jahre 1840 sehr gelitten, sollte dabei die Bibliothek untergegangen seyn? Es wäre eine bisher verschwiegen gebliebene Errungenschaft der durch die europäischen Großmächte wieder hergestellten Herrschaft der Türken über Syrien. Z. L.

— Elektro-magnetische Experimente. Der Professor Page in Washington hat Experimente über den Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft angestellt, die ein günstigeres Resultat zu liefern scheinen, als die in Nr. 80 unseres Magazins erwähnten des Herrn Davis. In seinem im Smithsonschen Institut gehaltenen Vortrage spricht er die Ueberzeugung aus, daß die einfache Anwendung dieser Kraft an der Stelle des Dampfes keinen Zweifel unterliege. Er versichert, daß er die Kosten so sehr verringert habe, daß sie in den meisten Fällen weniger als die der Dampfes betragen, obwohl noch immer etwas mehr als die der wohlfeilsten Dampfmaschinen. Bei aller Unvollkommenheit des von ihm gebrauchten Apparats, kann er durch die Consumtion von drei Pfd. Zink täglich eine Pferdekraft erzeugen. Im Gegensatz zu den bisher gemachten Erfahrungen findet es sich, daß, je größer die Maschinen, desto geringer sich die Kosten herausstellen. Es sind noch praktische Schwierigkeiten zu überwinden, die Batterie muß verbessert und die Experimente müssen in größerem Maßstabe angestellt werden, um z. B. eine Kraft von hundert Pferden zu erzeugen, aber auch dem, was Herr Page bereits geleistet hat, glaubt er auch dieses bald zu Stande bringen zu können.

*) Diese vom Arzte der Lady Stanhope (Meriem?) herausgegebenen Reisen sind, wie man wir sagt, nicht ins Deutsche übersetzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 25 Silbergroschen, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 110. Berlin, Donnerstag den 12. September 1850.

Frankreich.

Chronologische Biographie Ludwig Philipp's.

Von ihm selbst geschrieben.*)

Alter.	Datum.	Aufenthaltsort.	Ereignisse.
	1773, Okt.	.....	Geboren zu Paris, 6. Oktober.
5.	1778, Okt.	.....	Chevalier Bonnard zum Hofmeister des Prinzen ernannt.
9.	1782, Jan.	.....	Die Erziehung desselben wird der Frau v. Genlis anvertraut.
	— April.	.....	Marie Amélie geboren (26. April).
12.	1785, Aug.	.....	Der Prinz empfängt seine Bestallung als Oberst (30. Aug.).
14.	1787, Jan.	.....	Reise nach Spa; Besichtigung des Regiments Chartres zu Givet.
15.	1788, Jan.	.....	Reise nach Mont St. Michel. Der Prinz läßt einen eisernen Käfig zerstören, dessen Ueberbleibsel noch jetzt gezeigt werden.
18.	1791, Juni.	Bendome.	Reise nach Bendome. Der Prinz übernimmt dort das Kommando seines Dragonerregiments.
	— Aug.	Valenciennes.	Er folgt seinem Regiment von Bendome nach Valenciennes.
19.	1792, April.	.....	(20. April.) Seine erste Schlacht. Treffen bei Bousse und Quarignon.
	— Mai.	.....	(7. Mai.) Der Prinz wird zum Maréchal de Camp (Gen.-Major) ernannt. Er kommandirt eine Brigade Dragoner unter Marschall Luckner.
	— Juli.	Metz.	(Ende Juli.) Wird mit seiner Brigade in Metz einquartiert, unter dem Befehl des Generals d'Harville.
	— Sept. (1. Jahr der Republik. National-Convent.)	.....	(11. Sept.) Der Prinz wird zum Generallieutenant ernannt. (20. Sept.) Schlacht bei Valmy.
20.	— Okt.	Paris.	Reise nach Paris. Der Prinz geht zur Armee unter Dumouriez ab.
	— Nov.	.....	(6. Nov.) Schlacht von Jemappes.
	— Dez.	Tournay.	(Ende des Jahres.) Der Herzog von Chartres begiebt sich nach Paris, um seine Schwester abzuholen, und fährt sie nach Tournay. Er sucht umsonst seinen Vater zu überreden, sich nach Amerika zurückzuziehen.
	1793, Febr.	.....	Der Herzog von Chartres geht wieder zur Armee. Belagerung von Maestricht.
	— März.	.....	(18. März.) Schlacht von Neerwinden. Der Herzog v. Chartres ist gezwungen, im Hauptquartier des Prinzen von Koburg in Mons Zuflucht zu suchen.
	— April.	.....	(12. April.) Nachdem er sich geweigert, mit Generallieutenantsrang in österreichische Dienste zu treten, reist er nach der Schweiz ab.
		Basel.	(22. April.) Ankunft in Basel. Gustav v. Montjoye schließt sich ihm dort mit Mlle. d'Orleans und Frau v. Genlis an. Es wird ihnen nicht erlaubt, sich in Zürich ober Zug aufzuhalten. General Montesquieu empfängt sie zu Bremgarten. Mlle. d'Orleans tritt dort in ein Kloster.
20.	1793, Juni.	.....	(20. Juni.) Der Herzog von Chartres verläßt Bremgarten, um eine Reise durch die Schweiz anzutreten, zu Fuß, allein und fast ohne Geld. Die Mönche von St. Gotthard weigern sich, ihn einzulassen.
	— Sept. (2. Jahr der Republik.)	Bremgarten.	Rückkehr nach Bremgarten. Herr v. Montesquieu verschafft dem jungen Prinzen eine Stelle, unter falschem Namen, als Professor an einem Gymnasium zu Reichenau.
21.	— Nov.	Reichenau.	Er nennt sich hier Mr. Corby.
		.....	(6. Nov.) Der Herzog von Orleans stirbt auf dem Schaffot. Der Herzog von Chartres befindet sich in Reichenau. Hier erbt er den Titel eines Herzogs von Orleans.
	1794, Juni.	Bremgarten.	Nach einem Aufenthalt von acht Monaten in Reichenau begiebt er sich wieder zum General Montesquieu nach Bremgarten.
22.	— Dez. (3. Jahr der Republik.)	.....	Gegen Ende des Jahres verläßt der junge Herzog von Orleans mit seiner Schwester die Schweiz; Mlle. d'Orléans, um sich zu ihrer Tante, der Frau Prinzessin von Conti, nach Ungarn zu begeben, der Prinz mit der Absicht, nach Amerika überzuschiffen.
	1795, März.	Hamburg.	Er kömmt in Hamburg an. Seine Reise nach Amerika wird verschoben. Da er nicht in Stande ist, diesen Plan auszuführen, so macht er eine Reise nach dem Norden und besucht nach einander Kopenhagen, Schweden und Norwegen.
	— Aug.	Lappland.	(24. Aug.) In Lappland. Am Nordkap.
	— Sept. (4. Jahr der Republik. Direktorium.)	.....	18 Grad vom Nordpol.
		Finnland. Stockholm.	
23.	1796, Jan.	Hamburg.	Rückkehr nach Hamburg.
	— Aug.	Friedrichsstadt.	Aufenthalt in Friedrichsstadt, im Herzogthum Holstein.
	— Sept. (5. Jahr der Republik.)	.....	(24. Sept.) Reist von Hamburg nach den Vereinigten Staaten ab.
24.	1797, Febr.	Vereinigte Staaten.	Die drei Brüder*) treffen in den Vereinigten Staaten zusammen und besuchen in Gesellschaft die Provinzen des Innern.
	— Juli. (6. Jahr der Republik.)	.....	Rückkehr nach Philadelphia.
25.	— Dez.	.....	(10. Dez.) Abreise nach Neu-Orleans.
	1798, Febr.	Neu-Orleans.	(17. Febr.) Ankunft der drei Brüder in Neu-Orleans.
	— März.	Havana.	In der Absicht, sich nach Spanien zu ihrer Mutter zu begeben, kommen sie am 18. März nach Havana, wo sie gezwungen werden, mehr als ein Jahr zu bleiben.
26.	1799, Mai. (7. Jahr der Republik.)	Palisar.	(21. Mai.) Man erlaubt ihnen nicht, sich nach Spanien einzuschiffen. Sie reisen über Palisar nach New-York.
27.	1800, Febr. (8. Jahr der Republik.	London.	Die drei Brüder treffen in London ein. Zusammenkunft des Herzogs von Orleans mit dem Grafen von Artois (Monsieur). Sie

*) Diese von dem verstorbenen Könige selbst zusammengestellte Tabelle giebt die beste Uebersicht seiner merkwürdigen und wechselvollen Lebens. Wir glauben daher, daß es für die Leser des Magazins nicht ohne Interesse sein wird, wenn wir sie ihnen nach einer von der Daily News mitgetheilten englischen Uebersetzung vorlegen. D. R.

*) Der Herzog von Orleans, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais.

Digitized by Google

Alter.	Datum.	Aufenthaltsort.	Ereignisse.
27.	Konsulat.)		schiffen sich ein, um ihrer Mutter einen Besuch zu machen, und berühren Minorca, Mahon und Barcelona, ohne ihre Mutter sehen zu können.
28.	1800, Okt. (9. Jahr der Republik.)	Twickenham.	Sie kehren nach England zurück und lassen sich in Twickenham nieder, von wo aus sie Exkursionen nach dem Innern von England und Schottland unternehmen.
34.	1807, Jan. (Tilsit.)	.....	Tod des Herzogs von Montpensier.
33.	1808, Mai.	.....	Ende des Aufenthalts in Twickenham.
	— Juni.	Malta.	Reise nach Malta.
	— Juli.	.....	Tod des Grafen v. Beaujolais in Malta.
		Messina.	Der Herzog von Orleans begiebt sich nach Messina; er wird vom Hofe von Sicilien empfangen und seine Heirat mit der Prinzessin Marie Amélie besprochen. Er wünscht Spanien zu besuchen.
		Gibraltar.	Er landet zu Gibraltar. Er wird durch die englische Politik zurückgewiesen und nach England gebracht. Er kommt in London an.
36.	— Okt.	.....	Man erlaubt dem Herzog, seine Mutter in Figueirad aufzusuchen. Im Begriff, sich in Portsmouth einzuschiffen, vereinigt sich seine Schwester, Mlle. d'Orléans, mit ihm, die er nicht wieder gesehen hatte, seitdem sie in Bremgarten (1794) von einander Abschied genommen.
	1809.....	Malta.	Sie kommen zu Anfang des Jahres in Malta an.
	(Wagram.)		
	1809, Jan.	Palermo.	Der Herzog stellt sich in Palermo dem sicilianischen Hofe vor. Die Heirat kömmt zu Stande.
	— Jan.	Mahon.	Der Prinz geht nach Mahon, um seine Mutter abzuholen.
	— Febr.	Palermo.	Nach sechzehnjähriger Trennung treffen Mutter, Sohn und Schwester wieder zusammen und begeben sich nach Palermo.
37.	— Nov.	.....	Am 23. Nov. vermählt sich der Herzog von Orleans mit der Prinzessin Marie Amélie von Sicilien, im 27sten Jahr ihres Alters.
	1640, Mai.	Tarragona.	Der Herzog von Orleans begiebt sich auf die Bitte der Cortes nach Spanien.
		Cadix.	Er landet vergebens zu Tarragona und Cadix.
38.	— Okt.	Palermo.	Im Oktober kehrt er nach Palermo zurück. Während seiner Abwesenheit ist die Herzogin von einem Sohn entbunden worden. Der Herzog von Chartres ward am 3. September geboren.
	1811.....	.....	Aufenthalt in Palermo.
41.	1814, April.	.....	(23. April.) Auf die erste Kunde von der Restauration schifft sich der Herzog nach Frankreich ein.
	— Mai.	Paris.	Er erscheint in den Tuillerien in der Uniform eines französischen Generallieutenants.
	— Juli.	Palermo.	Von seinen neuen Anjutanten, Athalin und Sainte-Aldegonde, begleitet, kehrt er nach Sicilien zurück, um seine Frau und Kinder abzuholen.
42.	1815, März	Lyon.	(5. März.) Der Herzog von Orleans wird von dem Hofe nach Lyon geschickt, um Maßregeln gegen das Verrücken Napoleon's treffen zu helfen.
		Paris.	(16. März.) Der Herzog kehrt nach Paris zurück, um bei der Séance Royale gegenwärtig zu seyn.
		Peronne.	(17. März.) In Peronne.
		Lille.	(20. März.) In Lille.
		Valenciennes.	(21. März.) In Valenciennes.
		Lille.	(23. März.) Kehrt nach Lille zurück.
			(24. März.) Verläßt Frankreich, um zu seiner Familie nach England zu gehen.
		Twickenham.	Zweiter Aufenthalt in Twickenham.
	— Sept.	Paris.	Der Herzog begiebt sich nach Frankreich.
43.	— Okt.	.....	Nach der Sitzung der Pairskammer vom 13. Oktober, geht er wieder zu seiner Familie nach Twickenham.
	1816.....	Twickenham.	Er weilt dort während des ganzen Jahres 1816.
44.	1817.....	.....	Zu Anfang des Jahres 1817 kehrt der Herzog mit seiner Familie nach Frankreich zurück.

Alter.	Datum.	Aufenthaltsort.	Ereignisse.
45.	1818.....	Palais-Royal und Neuilly.	
57.	1830, Juli.	.....	Juli-Revolution.
	— Aug.	.....	Der Herzog von Orleans, Lieutenant-Général des Königreichs, wird am 7. August zum König ausgerufen.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.*)

I.

Die City von London hat nur einen Flächenraum von 350 Acres und birgt etwa den hundertundvierzigsten Theil des Gesammtflächeninhalts der Hauptstadt. Nichtsdestoweniger ist sie der Mittelpunkt einer Menge von Straßen und Gassen, die in ihrer ununterbrochenen Entwickelung eine Menge von ehemals unterschiedenen Lokalitäten absorbirt haben. So hat nach Maitland London in einem Jahrhundert dreiundvierzig Dorfschaften und einen Flecken mit sich vereinigt. Ungerechnet ihrer ungeheuren Ausdehnung ist die Zunahme dieser Stadt doch so bedeutend, daß alljährlich für 20,000 neue Bewohner Wohnungen hergestellt werden müssen: daher steht man auch zu jeder Zeit 4000 Häuser, die im Neubau begriffen sind. Nach den neuesten statistischen Dokumenten hat London einen Flächenraum von beinahe 45,000 Acres, worauf man mehr als 260,000 Häuser und in diesen eine Bevölkerung von 1,820,000 Seelen zählt. Sie gleicht nicht allein dem bevölkertsten und thätigsten Bienenstocke von der Welt, sondern sie ist auch die bewundernswürdigste Werkstatt und das reichste Banquierhaus der Erde. Der bloße Name „London" erweckt schon eine Menge verschiedener Gedanken. Man stellt es sich vielleicht zuerst als einen Heerd der modernen Civilisation vor, aber als einen Schmelztiegel, in welchem die sozialen Elemente sieden und sich am thätigsten hin- und herbewegen. Für denjenigen, welchen besonders ihr westlicher Theil anzieht, ist sie eine Stadt von Palästen, die durch Parks, Triumphbogen, kolossale Statuen und großartige Monumente geschmückt und verschönert wird; während sie für den, welcher seine Blicke auf die östliche Hälfte richtet, fast einzig und allein ein Labyrinth von engen Straßen, eine Anhäufung von Comtoiren, ein Wald von Schornsteinen, die ununterbrochen schwarze Wolken ausathmen, eine ungeheure Masse von Magazinen mit ihren Thüren und Winden, Krahnen und Hebeleitern ist. Für Beide zusammen ist London ein fremdes, unentwirrbares Chaos von Reichthum und Elend, Ehrgeiz und Verzweiflung, der reinsten Menschenliebe und des schwärzesten Verbrechens, derjenige Ort der Erde, wo es die meisten Häuser und die meisten Menschen ohne Obdach, die größte Pracht und die grenzenloseste Noth giebt. Dieses Alles gruppirt sich um einen ungeheuren Mittelpunkt, dessen vergoldete Kugel durch den Rauch hindurchglänzt und den Reisenden, von welcher Gegend her er auch kommen mag, die Hauptstadt erkennen läßt.

Der Londoner nun am Tage gesehen hat, wo die Lebenswogen von dem unermüdlichen Herzen bis zu den äußersten Venen getragen werden, kennt es nicht unter seinem imposantesten Anblick. Nicht inmitten des Geräusches und Getöses, welches der Verkehr in seinen Straßen wiedertönen läßt, nicht in seinen Wärmen von Massen, noch in seinen Docks oder in seinen Magazinen entfaltet sich das Gemälde in nie gesehenem Glanze. Um London auf dem Gipfel seiner Pracht, die es vor dem Auge des Beschauers darlegt, zu sehen, muß man es bei Nacht, in einiger Entfernung von der Höhe irgend eines Hügels betrachten. Den wundervollsten Anblick gewährt London während einer schönen Winternacht von seinen Vorstädten aus. Die Sterne glänzen am Himmel; aber zu unsern Füßen entfaltet sich ein anderes Firmament mit Myriaden von leuchtenden Punkten. Lange Feuerlinien, ähnlich den in den Wolken zurückbleibenden Spuren der Meteore, ziehen sich in weite Fernen und durchschneiden und kreuzen sich auf die seltsamste Weise. Ueber dem Ganzen schwebt eine fürchterliche Wolke in röthlichem Reflex, gleichsam als wenn das Ungeheure von Stadt in Flammen stände. Nur bei Nacht können die seltsamen Anomalieen Londons am besten gesehen werden. Erst wenn das Gesammte des gewöhnlichen Lebens aufhört, wenn die Läden geschlossen werden und die glänzenden Paläste des Gin ihre schmutzigen und zerlumpten Gäste in die Straßen ausspeien, erst dann nimmt London sein seltsames Ansehen an. Auf den Bänken der Gärten, in den Nischen der Brücken, auf den Kehrichthaufen der Märkte suchen die Unglücklichen, die Leute ohne Obdach ihre Nachtruhe. Die einzigen lebenden Wesen, welche noch die Straße durchschleichen, sind arme, vor Kälte bebende Geschöpfe.

Hier, auf der Schwelle einer Thür, kauert ein armes barfüßiges Kind, das am Tage nicht einmal durch die Mildthätigkeit Begüterter so viel zusammenbrachte, daß es sein Schlafgeld mit zwei Pence bezahlen kann. Dort, bei der auf der Straße zusammengehäuften Bauschteine versammelt sich unter dem Scheine des Gaslichtes, das aus der Röhrenbere fällt, um ein Coksfeuer, das sich der Bauwächter angezündet hat, eine in Lumpen gehüllte Menge, die wachend und schwatzend den neuen Tag erwartet. Zuletzt, wenn bei der Rückkehr der Morgenröthe die Straßen in bläulichem Schimmer erscheinen, wenn die Thürme der Kirchen und die Gipfel der Schornsteine sich mit einer Reinheit des Profils, die man nur dann hat, wenn nicht die dicken Rauchwolken über

*) Nach der Morning Chronicle.

Digitized by Google

der Stadt schwebern, an den Himmel zu zeichnen anfangen; dann verbreiten sich andere arme Geschöpfe, fast eben so zutimmyl als jene, aber arbeitsamer, durch die Straßen. Sie tragen einen Tuerlock auf dem Rücken; sie durchwühlen alle Kehrhaufen; sie suchen ihr Leben, indem sie die von den Köchinnen fortgeworfenen Knochen, Lumpen und alte Eisenstücke sammeln und für ein paar Pence verkaufen. Andere sammeln sich, bevor sie in ihre Werkhäuser gehen, an einer Straßenecke um einen Kaffeehändler, dessen Getränk in einem großen zinnernen Gefäße dampft und dessen Kohlenfeuer durch die Löcher der Feuerkiste einen glühenden Schein in dem Graa des anbrechenden Tages verbreitet, während schon die Höferin mit ihrem Grünkram durch die noch im Schlummer liegenden Straßen eilt. Wer würde bei dem Anblicke des Elendes, den London in der Nacht darbietet, sich denken können, daß allein nennundzwanzig seiner Banquiers in einem einzigen Jahre 950 Millionen Pfo. Sterl., also mehr als drei Millionen täglich, durch ihre Hände laufen sehen; wer würde glauben, daß ein einziger Banquier der City in einem Jahre mehr als dreißig Millionen Pfo. Sterl. ausgeleihen hat? Der könnte das Staatsschuldbuch St. Giles, so wie es noch vor einigen Monaten aussah, besuchen; wer mit seinen Augen die unbeschreiblichen Gräuel an diesem Orte des Elendes, an diesem Heerde der Krankheiten, in dieser Schule des Verbrechens sehen; wer könnte diesen Stadttheil, wo in einem einzigen Raum, wie Herr Smirke berichtet, elf Männer, dreizehn Frauen und dreißig Kinder zusammenleben, wo bis zu sechzig der gesährlichsten Diebe Londons bisweilen mit einander unter demselben Dache schliefen, durchwandern; — wer könnte alle diese schrecklichen Details gesehen haben und noch glauben, daß die Stadt solcher Schrecken auch „der Banquier der Welt" sey, wie sie der verstorbene Herr v. Rothschild genannt hat, daß sie die Stadt sey, die zu welcher alle Geschäfte Indiens, China's, Rußlands, aller Länder der Erde reichen?

Man kann den Gedanken nicht fassen, daß in einer Stadt, wie London, es überhaupt nur einen Menschen geben kann, der nicht weiß, wohin er des Nachts sein Haupt legen soll, daß es arme menschliche Geschöpfe giebt, die nicht einmal ein Stück Brod haben, um ihren Hunger zu stillen, in der reichen Stadt der Erde, wo der Werth der gegen Brandschaden versicherten liegenden Güter gegen 500 Millionen Pfo. Sterl. beträgt. — „Ein kleiner Ausflug nach St. Giles", sagt Herr Smirke, „ist hinreichend, um sich mit seinen fünf Sinnen, die bei jedem Schritt unangenehm berührt werden, zu überzeugen, daß dieses Stadtviertel eher erbaut worden ist, als die heilsamen Verordnungen für die Gesundheit der Städte bestanden. Es ist eine Gottesheit, wenn man hier einmal eine Kloake antrifft. Die Anhäufung des Schmutzes ist fürchterlich, und man kann den Mangel der Mittel zur Reinlichkeit nirgends mehr beklagen, als gerade hier." Und gleichwohl beträgt in den Kirchspielen Holborn und Finsbury, welche St. Giles zunächst liegen, die Länge der großen bedeckten Kloaken dreiundachtzig (engl.) Meilen. Die Rinnen, welche dazu dienen, das Wasser aus den Straßen zu schaffen, sind sechzehn Meilen lang, und die Röhren, welche das für jede Haushaltung nöthige Wasser in die großen Reservoirs bringen, haben eine Ausdehnung von 460 Meilen, was ungefähr der Entfernung Londons von Edinburg gleichkömmt. Die ungeheure Summe, welche verwendet wird, um die Metropole und ihre Vorstädte mit Gas zu erleuchten, sollte allein schon jeden Gedanken an Armuth fernhalten. Zufolge einer Berechnung des Herrn Headley beläuft sich das zu Röhren, Reservoirs, Gasometern und der zur Gasbereitung erforderlichen Maschinen verwendete Kapital auf 2,800,000 Pfo. Sterl. Für die öffentliche Erleuchtung wird jährlich die Summe von einer halben Million gezahlt. Es werden jährlich 1 Milliarde 460 Millionen Kubikfuß Gas konsumirt; die längste Winternacht gebraucht allein neun Millionen Kubikfuß, die ein Licht verbreiten, welches dem von einer halben Million Pfo. Talgkerzen gleichkommen mag.

Der Verbrauch des ausgeschlachteten Fleisches ist an und für sich und beziehungsweise nirgends so groß, wie in London. Die Bevölkerung, welche die Fleischnahrung, deren sie bedarf, auf den Märkten kaufen muß, beträgt zwei Millionen Seelen. Smithfield allein liefert an Fleisch jeder Art, nach Abzug der Knochen und Abfälle, 270,820,000 Pfund. Bei dem vielleicht zu gering angenommenen Preise von sechs Pence für das Pfund, giebt diese Zahl 6,847,000 Pfo. Sterl. und 135 Gewichtspfunde für jeden Einwohner, so daß es für unglaublich scheint, wie ein Mensch in einer solchen Stadt, wie London, nur einen Tag ohne Mittagbrod seyn kann.

Die Menge der in London begangenen Verbrechen ist fast eben so außerordentlich, wie sein Reichthum; 36,000 Individuen befinden sich durchschnittlich jedes Jahr in den Stockhäusern und Strafanstalten der Hauptstadt. In einem Jahre beläuft sich die Zahl der durch die Polizei arretirten Personen auf mehr als 65,000, d. h. gleich der Bevölkerung einer großen Stadt. Die Polizeiverwaltung hat es versucht, eine Uebersicht der Diebe oder überhaupt der gefährlichen Personen, welche die Stadt bewohnen, zu entwerfen, und ist zu folgendem Resultat gekommen: Indem sie dieses schlimme Personal in drei Klassen theilte, fand sie ersteus, daß es in London 10,544 Individuen giebt, die kein sichtliches Erwerbsmittel haben und in der Uebertretung aller Gesetze vom Diebstahl, Betrug oder von dem Erlös, den sie aus der Prostitution ziehen, leben; zweitens, daß es 4353 Personen giebt, die zwar ein Gewerbe betreiben, aber schon als solche bekannt sind, die irgend ein Verbrechen begangen haben und von welchen man eine Verletzung des Gesetzes vermuthen kann; drittens, daß man 2104 Personen annehmen kann, die vielleicht mit der Justiz noch nichts zu thun gehabt haben, wohl aber als Verbündete der Individuen der beiden ersten Klassen bekannt sind. Außerdem haben die Behörden noch ein Verzeichniß derjenigen Häuser aufgestellt, die dem Dienste des Verbrechens geöffnet sind. In diesem Register findet man: Häuser der Diebesherberge 227; Häuser, die als Sammelplätze der Diebe bekannt sind, 276; Häuser der Prostitution, welche öffentliche Mädchen unterhalten, 933; Häuser, welche als sogenannte Absteigequartiere für öffentliche Mädchen gelten, 848; Häuser, in welchen Prostitutirte wohnen, 1334; Spielhäuser 32; Häuser, wo Bettler wohnen, 221.

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.

Von Gustav Struß.

II. Adel.

Ein gleiches Einstehen, wie in den übrigen Staaten, hatte auch der Adel in Polen; er entstand aus den ursprünglich freien eingeborenen Grundbesitzern und aus den fremden Eroberern, welche in früheren Zeiten sich in den großen Ebenen, welche zwischen den Karpathen und der Ostsee liegen, niederließen. Die Heeresfürsten dieser erobernden Schaaren vertheilten den Grund und Boden an ihre Krieger, welche nun ihrerseits wieder die Pflicht übernahmen, auf eigene Kosten zu jeder Zeit wieder in das Feld zu rücken, sobald sie der Heerban dazu auffvrderte. In dieser kriegerische Verbindung traten auch diejenigen freien ursprünglichen Grundbesitzer, die in dem allgemeinen Sturm nicht unitergegangen und die klug und geschmeidig genug waren, sich in diese neuen Zustände zu finden. Der ganz kleine Grundbesitzer, der frühere freie Bauer ging unter solchen Verhältnissen ganz unter, er fiel als Kriegsbeute den neuen Herren mit anheim, die ihn entweder als Sklaven oder als Leibeigenen und der Scholle anhängenden Mann zu ihren Diensten verwendeten und die Kraft seiner Arme ausbeuteten, um von den neuen Errungenschaften, dem großen Landbesitze, Nutzen zu ziehen, da sie durch den Heerban, das fortwährende Leben unter den Waffen, abgehalten wurden, selbst Landbau zu treiben, es übrigens auch schon damals bequemer fanden mochten, über Leibeigene und Sklaven zu herrschen und eine reiche Ernte aus dem Schweiße ihrer neuen Unterthanen oder Sklaven zu ziehen.

So bildete sich in Polen, so wie in den übrigen europäischen, namentlich den germanischen Staaten, ein Herrenstand aus, den wir mit dem allgemeinen Namen des Adels bezeichnen können. Dieser Adel blieb neben der Gesammtheit im alleinigen Besitz des Grundes und Bodens, galt allein nur als Staatsbürger. Städte gab es in diesen Zeiten entweder noch nicht; oder die vorhandenen hatten das allgemeine Loos und seien bei der allgemeinen Theilung den erobernden Kriegern als Antheil anheim und kamen so in den Besitz des adeligen Staatsbürgers.

Die politische Bedeutung dieses sogenannten Adels (szlachta) wurde im Verlauf der Zeiten noch größer, als das Wahlkönigthum eingeführt wurde und jeder Staatsbürger, d. h. Adelige, Recht auf die Wahlkrone hatte. Die Wahl geschah auf freiem Felde durch die Gesammtmasse der freien Grundherren, und jeder König, der so gewählt wurde, gab gewisse Privilegien, die aufs neue die politische Bedeutung und Macht des Adels befestigten und erweiterten.

Eben diese große politische Bedeutung des Adels oder vielmehr der Mißbrauch, der nach menschlicher Weise aus diesem Verhältniß hervorging, war größtentheils Veranlassung, daß das Polenreich sich nach und nach auflöste, Parteiungen und Bürgerkriege entstanden und es beutelustigen Nachbarn durch Intriguen und Gewalt möglich wurde, Polen unter sich zu theilen.

Die drei benachbarten Staaten, welche das frühere Polenreich nun ihren Ländern einverleibten, mußten natürlich ihrer eigenen Sicherheit wegen die frühere unbegränzte Macht der adeligen Herren beschränken, welche sich nicht mit ihrem absoluten Regierungssystem vertrug, und so verlor der Adel eines seiner Vorrechte nach dem anderen und nach und nach seine ganze politische Bedeutung, indem die neuen Herrscher nicht mehr Wahlkönige waren, sondern erbliche Fürsten, und es so ganz in ihrem Interesse finden mußten, neben dem Adel noch einen freien Bürgerstand in den Städten hervorzurufen und auch die Freiheit der Bauern anzubahnen, um in beiden, weil sie gegen den mächtigen Adel auf den Schutz der Regierung angewiesen waren, sich eine Stütze und ein Gegengewicht gegen den Adel zu schaffen.

In dem Königreich Polen oder der westlichen Provinz des Zarenreiches, denn als etwas Anderes kann es in seinem gegenwärtigen Verhältniß nicht mehr betrachtet werden, sind dem Adel von seinen früheren großen politischen Vorrechten nur noch wenige geblieben; er ist nicht mehr, wie früher, ausschließlicher Staatsbürger, sondern blos Besitzer seiner Güter geblieben, den öffentlichen Lasten der Conscription eben so, wie der Bewohner der Städte und des platten Landes, unterworfen, mußt gleichen Recht nehmen, wie der Bauer vor demselben Tribunale — ihm bleibt als alleiniges Vorrecht, daß seine Söhne fürs diren dürfen, Anspruch haben auf Civil- und Militair-Aemter, welche Carriere in der Regel dem Bürger und Bauer verschlossen bleibt, da nach russischen Institutionen blos die Söhne der verschiedenen Adelsklassen berechtigt sind zum Besuche der höheren Schulen und Universitäten, und Anspruch haben auf Staatsämter und Offizierstellen im Heere. Den Söhnen des Volkes bleibt indessen die Aussicht, Offizier zu werden und somit den persönlichen Adel sich zu erwerben, wenn sie fünfzehn bis achtzehn Jahre Unterofsiziere gewesen und sich durch gute Zähmung und Bravour ausgezeichnen, so wie Subalternbeamte ebenfalls geadelt werden, so bald sie ein Amt erreicht, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Deren Söhne genießen dann, wenigstens auch der Dienstadel des Vaters nicht auf sie vererbt, doch die Vortheile desselben, und so kann der letzte Mann des Volkes, sobald er intelligent und vom Glück begünstigt ist, adelig werden.

Dem Volke gegenüber genießt der adelige Gutsbesitzer weiter keine anderen Vorrechte, als die, welche jeder intelligente und wohlhabende Mann überall dem Armen und weniger Gebildeten gegenüber hat; macht er sich größere Vor-

Digitized by Google

rechte an, so sind dies eigentlich keine Rechte, sondern Mißbräuche, welche das Gesetz nicht anerkennt, sondern vielmehr rügt.

Die Leibeigenschaft, d. h. die Gebundenheit an die Scholle, wurde zuerst durch die nicht ins Leben getretene Constitution vom 3. Mai 1791, die spätere Proclamation Kosciuszko's und endlich dauernd und rechtsgültig durch die Napoleonische Constitution vom Jahre 1808 aufgehoben; indeß fand zu jener Zeit eine definitive Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse statt, durch welche die Bauern zu freien Eigenthümern ihrer innehabenden Güter geworden wären. Die Constitution vom 3. Mai 1791 bestimmte zwar, daß kein Gutsbesitzer mehr berechtigt seyn sollte, einen Bauern oder Kolonisten von seiner Wirthschaft zu vertreiben, daß diese Letzteren vielmehr gegen Zortleistung der zur Zeit bestehenden Verpflichtungen, bis zu einer anderweiten Regulirung derselben, erbliche Eigenthümer seyn sollten, allein diese Bestimmung kam nicht zur Ausführung, weniger aus Schuld des wohl dazu geneigten Adels, als aus Abneigung der russischen Regierung, welche mit dieser Maßregel nicht vorgehen wollte und konnte, um nicht einen zu großen Kontrast mit den Verhältnissen der Bauern in Rußland selbst hervorzurufen und unter diesen Unzufriedenheit zu wecken. So hat denn der polnische Adel heute noch das Recht, als eigentlicher Besitzer alles Grundes und Bodens auf seinen Gütern, die Bauern willkürlich aus ihren Höfen zu vertreiben und andere einzusetzen, doch macht er selten davon Gebrauch, ohne daß der Bauer irgend gegründete Veranlassung dazu giebt.

Allein diese materielle Abhängigkeit des Bauern vom Adel giebt dem Adel eine Macht und Einfluß auf die Insassen seiner Besitzung, welche die russische Regierung immer noch zu fürchten hat.

Der Ursprung dieses Abhängigkeitsverhältnisses läßt sich aus der Art und Weise, wie heute noch neue Bauernhöfe entstehen, nachweisen. Der in Folge der Eroberung alleinige Besitzer des Grundes und Bodens konnte denselben nicht alle bebauen und brauchte auch Arbeiter dazu; um sich solcher bei der dünnen Bevölkerung dauernd zu sichern, theilte er größere und kleinere Ackerflächen ab, stellte die nöthigen Wirthschaftsgebäude auf, versah sie überdies selbst mit dem nöthigen todten und lebenden Inventarium und setzte dann Arbeiterfamilien in dieselben ein, welche ihm als Zins gewisse Spann- und Handdienste (Robotten) leisten, auch wohl Fruchtantheile liefern mußten; so zog er auch fremde Kolonisten ins Land — die Wirthschaft selbst blieb jedoch immer Eigenthum des Herrn, der den Inhaber nach Gefallen ganz vertreiben oder auf ein anderes Gehöft versetzen konnte. So entstehen, wie gesagt, noch heute neue Bauern. Der größere Theil der ländlichen Bewohner, die eigentliche Arbeiterklasse, sind die Komorniks; sie stehen in ähnlichem Verhältniß, haben jedoch außer einem Häuschen nur einige Morgen Land, empfangen noch einen baaren Lohn von 24—30 Thalern jährlich und werden von Jahr zu Jahr (Johannis) kontraktlich engagirt. Die Komorniks müssen verheirathet seyn, denn der Mann arbeitet täglich von Sonnenaufs bis Untergang im Dienste des Gutsherrn und die Frau besorgt die eigene Wirthschaft; sie muß indeß auch beim Schneiden des herrschaftlichen Hanfes und dem Waschen der Schafe vor der Schur Dienste leisten, entweder unentgeltlich oder gegen ein geringes Tagelohn.

Im Allgemeinen ist die Behandlung der Bauern und Komorniks nicht die grausame und despotische, wie man in Deutschland glaubt — leider am schlechtesten auf den Gütern der neuen deutschen Einwanderer, die mit dem Vorurtheil kommen, daß der polnische Bauer nur durch den Stock zur Arbeit erzogen werden könne.

Süd-Amerika.

Nachträgliches über die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Süd-Chile.

Nachdem meine Beleuchtung dieses Gegenstandes dem Laden des Setzers vollständig einstlegen war, erhielt ich von dem Bevollmächtigten der chilenischen Regierung, Herrn Major Dr. Philippi, nachstehende Mittheilung: — — — „Bär die katholischen Kolonisten, die laut meinen ersten Instructionen §. 5 sich an dem See Llanquihue niederlassen wollen, enthalten meine letzten Instructionen vom 29. Mai 1850 noch folgende Punkte: Wenn die Kolonisten es vorziehen, ihre Ueberfahrt selbst zu tragen und die nothwendigen Handwerkszeuge zur Ausübung ihrer Industrie mitbringen, so bestehen Sie nicht auf die Deposirung der funfzehn Thaler pro Cuadra des Landes, welches jedem Kolonisten bestimmt ist, um mit diesen deponirten Geldern seine Ueberfahrt-Unterhaltung im ersten Jahre, Saaten ꝛc. zu bestreiten. Die Regierung will derselben die Lebensunterhaltung des ersten Jahres, die Saaten und das unumgänglich nöthige Vieh im Verhältniß der Ländereien vorschießen, welche Vorschüsse die Kolonisten sich verpflichten zurückzuerstatten nach beendigtem dritten Jahre, vom Tage ihrer Ankunft an gerechnet, jedoch werden sie einzig und allein verpflichtet, ein Fünftel zu bezahlen nach jedem beendigtem Jahr, mithin werden die Vorschüsse erst nach beendetem achten Jahre vollständig zurückerstattet seyn; die Summen, die sie bezahlen, sollen ein Kapital zur Unterstützung derselben Kolonie bilden." Ein Blick auf diese veränderten Bedingungen genügt, um in denselben weit größere Vortheile für die Einwanderer zu erkennen, als die älteren gewährten.

Zugleich ward mir auch die Genugthuung, eine unverdächtige Bestätigung für meine durchgeführte Ansicht zu finden, daß der chilenische Handel mit dem nord-amerikanischen im Wettstreit treten könne. Der Washington National-Intelligencer enthält einen Konsulatsbericht vom 12. Mai d. J. aus Valparaiso, welcher von einem Kontrakt zwischen den Müllern von Chile und einer Compagnie Kaufleute daselbst handelt, wodurch der kalifornische Markt mit Mehl versehen werden soll. Durchschnittlicher Monatsertrag der Mühlen zu Concepcion ist 25,000 Zäßchen Mehl zur Ausfuhr, und die übrigen Mühlen an der Küste und zu Santiago mögen noch 15—20,000 Zäßchen liefern. Die Lernder war niemal ungemein reichlich, so daß der Quartier an der Mühle nicht mehr als 24 Dollars kostet. Die ungeheuren Schwankungen des Mehlmarktes in Kalifornien, der von einer ausschweifenden Höhe zu einem eben so ausschweifend niedrigen Preise herabsank, haben die Kaufleute und Müller zu diesem Unternehmen vermocht. Man schlägt den Verbrauch in Kalifornien an 25,000 Zäßchen monatlich an und rechnet die Vermehrung durch neue Einwanderer auf 3000 Zäßchen monatlich; hieraus ist die Unternehmung gebaut. Die amerikanische Mehllieferung stößt also jetzt auf eine furchtbare Konkurrenz, die sich dem Bericht zufolge bereits fühlbar gemacht hat. Eine Speculation, die sich auf 300—400,000 Faß Mehl und auf die Versorgung eines ganzen Landstriches wie Kalifornien erstreckt, ist eine ziemlich neue Erscheinung und zeigt, welche Handelsthätigkeit allmälig an der Westküste Amerika's sich fühlbar macht.

K. G.

Mannigfaltiges.

— Heliopolis und seine Alterthümer. Briefen aus Kahira zufolge, ist ganz kürzlich an der Stelle, wo Heliopolis, die heilige Priester-Stadt des alten Aegyptens, gestanden, die in der Bibel unter dem Namen On vorkömmt, eine neue wichtige Entdeckung gemacht worden. „Einige Fellahs", heißt es in diesen Briefen, „die nach Gartenerde gruben, stießen auf zwei steinerne Säulen, deren Stellung vermuthen ließ, daß sie die Seitenthür oder den Eingang eines Tempels bildeten. Die darauf befindlichen Hieroglyphen sind schön geformt und vortrefflich erhalten, und die Einfassung trägt das Namensyeichen von Thotmes III., unter dessen Regierung, nach Wilkinson, der Auszug aus Aegypten (1491 v. Chr.) stattgefunden. Auch wurde dabei ein Theil einer Mauer gefunden, deren Ziegel sämmtlich dasselbe Namenszeichen trugen. Für unsere Alterthumsforscher, besonders für Herrn Lieber aus Nord-Amerika, ist dieser Fund etwas ungemein Kostbares, denn bis jetzt war der Obelisk von Oberaden I. (1740 v. Chr.) unter beiden Regierung Joseph in Aegypten ankam, die einzige Reliquie von Heliopolis. Man hat leider jene Säulen und Anderes, was dort aufgefunden worden, hinweggeführt und nach dem neuen Palast von Abbas Pascha gebracht, jenes umwissenden Vollblutlings und Despoten, wo sie nicht blos jedem Anblicke verschlossen bleiben, sondern auch gänzlich unbeachtet seyn werden."

— Geschichte der französischen Fremden-Legion. Der am 13. Juli 1841 auf unglückliche Weise ums Leben gekommene Herzog von Orleans hatte dem General Bernelle aufgetragen, eine Geschichte der seitdem aufgelösten Fremden-Legion zu schreiben. Diese ist nunmehr unter dem Titel „Histoire de l'ancienne légion étrangère" erschienen, und zwar hat der General Bernelle die Geschichte der Fremden-Legion in Algerien von 1831 bis 1835 bearbeitet, während Herr v. Colleville die Leistungen dieses Corps in Spanien von 1835 bis 1838 beschrieben hat. Die Geschichte des Krieges in Afrika ist dadurch um einen interessanten Beitrag bereichert worden, während andererseits zu den Darstellungen, welche wir bereits aus karlistischen Federn über den Bürgerkrieg in Spanien besitzen, hier ein mit offiziellen Aktenstücken ausgestattetes Gegenstück aus einer französisch-christinischen Feder geliefert wird.

— Die Geschwindigkeit auf englischen Eisenbahnen. Die Schnelligkeit, mit welcher man auf englischen Eisenbahnen fährt, wächst mit jedem Jahre, trotz der zahlreichen Unglücksfälle, die in der Regel keine andere Ursache, als diese übertriebene Schnelligkeit haben. Auf der Eisenbahn zwischen London und Exeter fährt man mit dem Express-Train (ein Zug, der nur Wagen erster Klasse mitnimmt) durchschnittlich 51¼ englische (11½ deutsche) Meilen in der Stunde. Dr. Lardner sagt in seinem kürzlich erschienenen umfassenden Werke über Eisenbahnen,*) daß bei Probefahrten und anderen außerordentlichen Gelegenheiten sehr oft schon eine Schnelligkeit von mehr als 70 engl. (15½ deutsche) Meilen in der Stunde erreicht worden sey. Dr. Lardner knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Nach den von Dr. Hutton angestellten Experimenten, soll eine abgeschossene Kanonenkugel 6700 Zuß in einer Viertelminute zurücklegen. Es kommen also 26,800 Zuß oder fünf (engl.) Meilen auf eine ganze Minute, was 300 (engl.) Meilen auf die Stunde beträgt. Da man nun auf der Eisenbahn 75 (engl.) Meilen in einer Stunde zurücklegen vermag, was bei mehreren Versuchen bereits geschehen, so folgt daraus, daß eine mit einem Train verbundene Lokomotive eine nur viermal kleinere Geschwindigkeit als eine Kanonenkugel hat. Dagegen würde es aber auch, um einen solchen Zug durch Kanonenkugeln in eine solche Bewegung zu bringen, nicht weniger als des vierten Theiles des Gewichtes, den der Zug selbst hat, an Kanonenkugeln bedürfen."

*) Railway Economy. A treatise on the new art of transport, its management, prospects and relations, commercial, financial and social. With an exposition of the practical results of the railways in operation in the United Kingdom, on the Continent, and in America. By Dionysius Lardner. London, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preis 25 Silbergroschen vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Lapp, Leipziger Straße Nr. 93), so wie vom allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 111. Berlin, Sonnabend den 14. September 1850.

Nord-Amerika.

Das Glück des Unbekanntseyns. *)

Ein Bewußtseyn von Berühmtheit durchreißt die Adern mit einem zarten Kitzel. Alle Männer und einige Frauen fühlen dieses wollüstige Fieber des Pulses. Der Durst nach Ruhm, selbst der niedrigsten Art, ist bei Vielen so intensiv, daß er sie um die Qualität oder um ihre Beerdigung dazu gänzlich unbekümmert macht. Ihnen gilt ein Konterfey so viel, wie die echte Münze, wenn es nur ganzbar ist. Haben sie nur den Schein, so fragen sie nicht nach der Wirklichkeit. Der Ruf ist ihnen alles, Verdienst nichts. Ja, noch mehr: schlimmer Ruf ist ihnen lieber, als gar keiner, und eher wollen sie von jeder Lippe verwünscht, als von gar keiner erwähnt werden.

Daß es ein Vergnügen gewährt, **unbekannt** zu leben, wird nicht so allgemein zugestanden; aber es hat dennoch seine Annehmlichkeiten. Ein junger Reisender in Europa genießt die süße Freiheit des Inkognito unter sich drängenden Millionen. Die Spionage, der er in der Heimat aufgesetzt war, umgiebt ihn nicht mehr. Keine Erkennung findet statt. Niemand wirft hier den Blick auf ihn, welcher dem aufsteimenden Wunsche, der eben in die That übergehen will, Einhalt thut, oder den schon geöffneten Mund weder verstummen läßt. Die Besorgniß der möglichen Gegenwart eines Beobachters schwindet; die Maskla, welche zur Konformität, Vorsicht und Verstellung angestrengt werden, genießen einen Feiertag, und erschlafft und träge schlafen sie aus Mangel an Beanspruchung ein. Solche vollkommene Idolirung ist ergötzend, aber ganz unausführbar, wo auch der entfernteste Argwohn noch lauert, daß unsere Bekanntschaft vielleicht stören kann.

Nachdem man durch Reisen diese werthvolle Entdeckung gemacht hat, muß man zunächst dafür sorgen, die Glückseligkeit zu erhalten. Dies wird in der That beinahe als eine Pflicht erscheinen, wenn man bedenkt, welche scharfe Dornen die Sucht nach Ausgrichnung in die Brust gepflanzt hat, und welches Heer von Uebeln nachfolgt, sie zu verwunden. Könnten diese Dornen aus dem Wege der Menschen hinweggeräumt werden, wie herrlich würde sich dann leben lassen! Wir würden stets auf Rosen wandeln. Die Geschichte der Menschheit würde dann von ihren zerfetzten Bänden Folio auf einen einzigen, nicht größer, als der, welcher des „Pilgrim's Progress" **) enthält, reduzirt werden. Viel Gallapfel und Eisenvitriol würde erspart werden, und die Lumpen, welche von dem Rücken der Armen abfallen, wo sie gute Dienste geleistet haben, würden nicht mehr wie jetzt in Millionen von Büchern wieder ausersehen, um Unheil zu stiften. Schriftsteller würden dann in der einsamen Betrachtung ihres ungehegten Genies sich glücklich fühlen und sich bemühen, das zu **sepn**, was sie **erdichtet** und beschrieben haben. — Sollte sich das Geschlecht der **unbekannten** Männer und Frauen sehr vermehren, so würde die Einführung französischen Trödelkrams bedeutend abnehmen, und Opernlogen dürften das werden, was Schaubuden sind, nachdem der Jahrmarkt vorüber ist.

Was für einer Welt von Beschwerden entgeht der Unbekannte nicht! Niemand plagt ihn um sein Autograph oder um Zeugnisse über die Güte seiner Brustkuchen. Kein grober Kerl sendet ihm einen Brief zu, worin er ihm sagt, daß er ein Schurke oder ein Verräther seines Landes ist und ihn zugleich nöthigt, doppeltes Porto für die Mittheilung zu bezahlen. Der Unbekannte, hinter seiner Rüstung der Richtigkeit oder Nichtsheit geschützt, trotzt dem „Schnitt" eines unverschämten Stutzers von beiderlei Geschlecht, wenn ein solches Geschöpf überhaupt irgend einem Geschlecht angehört. Außer einer wesentlichen Ersparniß an Hüten, verweidet er eine ungeheure Menge von Lügen und falschen Komplimenten dadurch, daß er seiner Damenbekanntschaft begegnet. Da er nie zu öffentlichen Diners eingeladen wird, so ist er frei von jeder Schuld an den thörichten Reden, welche dort gehalten werden, eben so wie an den possenhaften Entschuldigungsbriefen wegen einer Abwesenheit, die man erwartet und worauf man gezählt hat. Man findet seinen Namen nicht auf Wahl- und Geschworenenlisten; daher wird er nicht um seine Stimme geplagt und nicht dafür gestraft, daß er nicht Wochen damit zugebracht hat, anderer Leute Schwierigkeiten zu heben, nachdem es sein Lebensstudium gewesen, solche für sich selbst zu vermeiden. Marktschreierei- und Quacksalbereigetlel, welche, wie schlimme Neuigkeiten und Gerüche, überall hindringen, können ihn nicht erreichen, da sein Name glücklicherweise nicht im Adreßkalender zu finden ist. Niemand verlangt von ihm, seinen Namen an die Spitze einer Subscription zu setzen, um Emerson's „Essays" *) ins Englische übertragen zu lassen, oder eine Bittschrift um die Abschaffung der Kartoffelfäulniß auf der einen Seite von 364 Grad oder der sozialen auf der anderen zu unterzeichnen.

Da er keinen Ruf hat, so hat er auch nöthig, wie Autoren und unberühmtere Frauen, welche mit einem Ueberfluß davon belästigt sind, fortwährend Prozesse wegen Verleumdung zu führen, um ihn zu erhalten. Er schert sich weder um Madame Aufrichtigkeit, noch um Madame Wohlthätigkeit, deren Kräfte er zwar sehr hoch anschlägt, die aber dennoch, mögen sie thun, was sie wollen, nicht im Stande sind, durch irgend eine Art Gestüfter, Verleumdung oder Zufinuation einen Charakter zu nehmen, den man niemals gehabt. Es ist daher sehr angenehm, klein zu seyn. Da kann man seinen Hut aufsätzen und der Welt trotzen; denn die Polizei kann einen eben so wenig fassen, wie einen Krug ohne Henkel.

Ein solcher Mann braucht keinen Kirchstuhl im dreiten Flügel des berühmten Dr. — 's Kirche zu kaufen oder irgend eine am Sonntag zu besuchen, wenn er nicht Lust hat, eben so wenig, wie die ehrwürdigen Geistlichen es selbst thun, wenn auf ihren periodischen europäischen Reisen zu ihrer Gesundheit — einem Artikel, welcher, wie eine gründliche Erfahrung ihrerseits sie hat entdecken lassen, am besten da erlangt wird, wo Schönheit, Reichthum, Verschwendung und die schönen Künste am häufigsten sind. Er kann von Clay, Calhoun und Webster, ohne Furcht vor Parteiwerbern sprechen. Wenn er will, so kann er, ohne von der Kaste ausgeschlossen zu werden, es bleiben lassen, seine Füße mit französischen Stiefeln zu bedecken und seinen Kopf mit europäischer Affectation zu füllen, und das Privilegium genießen, den alten, plumpen, ehrlichen sächsischen Stil zu gebrauchen, ohne ihn erst durch ein gallisches Sieb zu filtriren. Da er Niemand ist, so versteht sich's von selbst, daß er einem Lästigen ohne Lüge sagen lassen kann, er sey nicht zuhause. Es ist nicht sein geringstes Glück, daß er nicht gezwungen ist, mit einer reichen Schlampe zu tanzen, welche nicht aufgefordert wird, eines Spekulanten Bankrote zu indossiren. Kein Taschendieb bittet ihn, seine Caution zu setzen, und die Ehre, als Bürge für einen politischen Verbrecher zu leiden, ist ihm verlagt.

Unverwundbares Wesen! Er geht zwischen Männerfallen, von dem schlauen Geschlecht zahlreich aufgestellt, mitten hindurch und kömmt doch heiler Haut davon, denn es erfordert die Schwere des Goldes, wenn sie fangen sollen. Wie glücklich ist er! Er braucht nur eine gelungene Tragödie zu schreiben, so wird er auf einmal der „große Unbekannte" und ergötzt sich höchlich an dem Geheimniß. Sollte er am Ende gehängt werden, so verschwindet er auf eine mysteriöse Weise, wie der Mann mit der eisernen Maske, und seine Verwandten bleiben von jenem unbehaglichen Gefühl um die Kehle verschont, das sie beschleichen würde, wenn man zufällig Hanf erwähnt. Wenn er stirbt, so nimmt er freilich seinen Namen mit sich. Hierin weicht er von den **Groß-Sepn-wollenden** und kleinen Unterblichen ab, welche die **Ihrigen** zurücklassen, um eine kurze Zeitlang hin- und hergeworfen und dann ihnen nachgeschickt zu werden.

Der Mann, den ich beschrieben habe, erhielt neulich folgende Epistel. Ich muß hinzufügen, daß er gleich darauf die Bekanntschaft des ehrlichen Schreibers machte:

„Mein Herr!

„Ich bin seit fünf Jahren Ihr nächster Nachbar und muß Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß ich die ganze Zeit hindurch Ihren Namen nicht einmal habe erwähnen und keinerlei Anspielung auf sie habe machen hören. Ich adressire dies daher an Sie notwendigerweise als Nr. 196. Ich glaube, ich sollte um Verzeihung bitten, daß ich Ihr Daseyn überhaupt, wenn auch erst jetzt, anerkenne, ich verspreche aber, so lange ich lebe, es nicht wieder zu thun, sollten Sie fortfahren, die Dunkelheit, so wie jetzt, zu verdienen. Es war jedoch unmöglich, Ihnen die Ehre vorzuenthalten, die Ihnen dafür gebührt, daß Sie ein so glänzendes Beispiel von rein negativer Quantität sind, wie sie Mathematiker bisher sich wohl vorgestellt, nie aber in der Wirklichkeit gefunden haben. Ihre Stellung ist allerdings eine glückliche, da Sie Aufsehen machen können, ohne Neid zu erregen, weil das Aufsehen in Nichts zusammenfällt. Ihr Name ist daher auch glücklicherweise in den Zeitungen nicht mit denen der Pillenmacher, Taschendiebe, großer Verbrecher, kleiner Staatsmänner, Philanthropisten nach einem geringen Maßstab, Unterschlösser

*) Nach einer amerikanischen Zeitschrift.

**) Ein ruhmlich bekanntes und sehr erbauliches Werk von Bunyan. Macaulay hat es in seinen „Essays" höchst künstig travestirt und dem „verlornen Paradiese" an die Seite gesetzt.

*) Ungemeinerweise ironisch, weil man Emerson eine große Dunkelheit des Stils vorwirft.

Digitized by Google

nach einem großen, mit den Quadrillonen, Marktschreiern und Schuhputzern vermengt, wozu als Nachtrag hinzugefügt werden können, ausgezeichnete Schauspieler auf der Bühne und unbemittelnde Dulder in Hospitern und Lagern, Erfinder von geschmackvollen Hemden für die, welche sie kaufen können, und wortreiche Prediger der Demuth und Austauer für die, welche es nicht können, sondern aus Armuth genöthigt sind, sich selbst zu behelfen, so gut es geht.

„Mit aufrichtigen Glückwünschen zu Ihrer Unbedrutsamkeit, verbleibe ich, mein Herr, und werde ich immer verbleiben, Ihr unbekannter Korrespondent."

Zachary Taylor's Popularität.

Einer der rührendsten Züge, welche mit dem Tode des Generals Taylor, mit jenem großen Ereignis, welches mehr als alles Andere, seit vielen Jahren die Herzen der Amerikaner ergriff, im Zusammenhang stehen, ist der Umstand, daß ganze Schaaren der Landbevölkerung aus die Eisenbahnstationen eilten, um zu erfahren, ob diese unerwartete Nachricht wahr sey. Es beweist dies am deutlichsten das Interesse, welches die Massen für den verstorbenen Präsidenten hegten, ein Interesse, welches immer unbestimmt und abstrakt klingt, wenn es eben nur einfach heißt, auch das Land habe den großen Verlust tief empfunden. In jenem Umstande hat man einen sakktischen Beweis von dem positiven und reellen Mitgefühl des Volkes. Die Leute kommen aus ihren Häusern und von ihrer Arbeit; sie wollen Nachricht wie über einen persönlichen Freund, und man kann überzeugt seyn, daß sich viele unter ihnen betrüben, als ob ihnen ein Theil ihres eigenen Lebens entrissen worden. Einem Jeden war der Präsident Taylor als eine Verbergerbt des ersten großen Bewaffens des obersten Staatsamtes erschienen. Sie sahen in ihm, und dies macht ihren Hoffnungen und Wünschen gewiß große Ehre, den Erben der Tugenden George Washington's. Sie stellten beider Namen gern zusammen und suchten nach Vergleichungspunkten in ihrem Leben und ihren Geschicken. Es sind auch Gründe genug zu dieser Parallele vorhanden. Beide zeichneten sich nicht nur durch ihren militärischen und bürgerlichen Werth aus, sondern durch eine gleiche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in ihrem Wirken und Streben. Der im „weißen Hause" mit ihnen sprach, hätte wahrscheinlich in keinem von Beiden den Sohaten vermuthet. Sie brachten Beide nicht den Kriegsmann aus dem Felde und der Schlacht in die stille Stätte des Friedens mit zurück. So sehr der Kriegsruhm auch verführerisch und geeignet ist, persönliche Eitelkeit zu befriedigen und die Augen des Volkes auf sich zu lenken, so umgab sich doch keiner von ihnen in ihrem bürgerlichen hohen Wirkungskreise mit dieser prunkvollen Atmosphäre. Das Volk hörte durch Washington keine Triumpheinklänge von Trenton, keine durch Taylor von Buena Vista. Letzterer machte sogar Miene, die Ehren des Krieges in Mißkredit zu bringen, — als er starb. Man sieht ganz deutlich die Folgen dieser Mäßigung rücksichtlich seines militärischen Rufes in den Bemerkungen, die fast seinem Tode über ihn geschrieben worden. Seine Freunde schienen, wenn sie ihn nur als einen Mann des Rechtes und der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der Einfachheit, als einen festen Patrioten, als den Protektor der Union und den Präsidenten des ganzen amerikanischen Volkes darstellen, seine glänzenden militärischen Siege gänzlich vergessen zu haben. Man fühlte vielleicht wohl aber auch, daß sein Angedenken nicht der eitlen Aufzählung gewöhnlicher militärischer Thaten bedürfe.

Mr. Webster machte im Senate die eben so inhaltsreiche, als richtige Bemerkung: „Neben der Bewunderung für seine militärischen Eigenschaften, glaube ich, herrschte im ganzen Lande zugleich ein hoher Grad von Glauben und Vertrauen auf seine männliche Bescheidenheit, Ehre und Rechtschaffenheit. Ich glaube, man erkannte und achtete vorzugsweise in ihm bei Ausübung seiner Würde gerade Bedes, sowohl den festen als auch den milden Mann. Und ich habe nicht als einmal nicht nur bei dieser, sondern eben so bei anderen volksthümlichen Regierungen wahrgenommen, daß der Hauptgrund, warum die große Masse der Menschen einem Individuum hohe Machtvollkommenheit überträgt, auf dem Vertrauen beruht, welches sie in seine Herzensgüte setzt. Man erstreckt in seinem väterlichen Schutze die beste Gewähr der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit. Das Volk fühlt sich in ganz naturgemäßer Weise gehoben, wo es sich unter der Kontrole und dem Schirme verwandtlicher, nüchternen Rathes, unparteiischen Sinnes und allgemein väterlicher Obersanftheit fühlt."

Das öffentliche Urtheil über den Präsidenten Taylor wurde in letzter Zeit vielfach mit der Betrachtung über die besonderen Staatsfragen, die in das Gebiet seines Amtes gehörig, verwandelt. Gegenwärtig tangt man schon an, zu jenem Manne zurückzukehren, wie dem Volke zuerst unter dem halbvergessenen Namen „Old Zach" bekannt wurde. Seine wahre Entschlossenheit, sein Muth, seine Ehrenhaftigkeit, seine biedere Rechtschaffenheit, seine durch einfachen und schlichten Sitten, Alles taucht wieder im Gedächtnisse auf, wenn man sich der Zeit erinnert, wo die ganze Nation erwartungsvoll auf seine Kriegsoperationen in einem fernen Lande, mit einer Handvoll Leute, blickte; jener Zeit, wo er in Gefahr war und wo die Verlegenheit der Staatsmänner daheim durch seinen Untergang aufs höchste gesteigert wäre. Er focht Alles aus, errang den glänzendsten Sieg und blieb doch der stille, ruhige Zachary Taylor, ohne eine Spur von Selbstsucht oder Eitelkeit. Man fühlte, daß er vom Soldaten die Tugenden besaß, welche auch dem Manne der bürgerlichen Verwaltung zur Stütze dienen können, und diese Tugenden hat er bei den gefährlichsten Prüfungen des Staates in glänzender und heilsamster Weise zur Anwendung gebracht. Wäre durch eine längere Geschäftsführung sein Selbstvertrauen zu größerer Reife gediehen, so hätte er, wie wir davon sicher überzeugt sind, eine noch hervorragendere Stellung im Staate eingenommen und namentlich mit der entschiedenen Kraft die Aufrechthaltung eines jeden gesunden Sitten- und Rechtsprinzipes vor den Augen des Publikums gefördert.

„Wir erinnern uns", sagt ein amerikanischer Schriftsteller bei dieser Gelegenheit; „seines Namens, der so lange, mit unbeachteter und unbelohnter Arbeit beschäftigt, im Dunkel geblieben hat und dann am Schluß mit so plötzlichem Glanz hervorgetreten ist." Die Bemerkung ist treffend und wahr. Obwohl indeß dem öffentlichen Bekanntwerden des verstorbenen Präsidenten nur erst ein so kurzer Zeitraum gegönnt war, so erwies sich sein Charakter doch als ein so ausgezeichneter und die Ergebenheit, welche er für das Prinzip der Pflichterfüllung hegte, als eine so große und einleuchtende, daß er sogleich von Anfang an verstanden wurde und sich die allgemeine Achtung erwarb. Nichts konnte bei der Präsidentenwahl vorgebracht werden, um das Urtheil des Volkes über ihn irrezuführen; das Volk hatte sich instinktmäßig ein Bild von ihm entworfen und in ihm den würdigen, aufrichtigen und biedern Soldaten erkannt, als den er sich seinen Landsleuten an den Ufern des Rio Grande gezeigt hatte. Wie er dann erschien, hatte er schon zuvor gelebt, und so auch starb er, indem er die Grundsätze und Sitten des Gründers der Republik an unsere eigenen Tage anknüpfte und und lebendig die „heilige Flamme" Washington's voranttug.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

I.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jetzt einige der kleinen Gewerbe der Weltstadt der Industrie und des Handels die Revue passiren lassen. Der buckster (Höker) unterscheidet sich zunächst von dem gewöhnlichen Kaufmann dadurch, daß letzterer seine Geschäfte im Hause, Ersterer aber auf offener Straße betreibt. Dann stellt auch die Beschaffenheit in dem Betriebskapital, dessen sie Beide bedürfen, einen auffallenden Unterschied zwischen ihnen her; der buckster gebraucht immer nur ein verhältnißmäßig sehr kleines Kapital zum Betriebe seines Geschäfts. Ein Jeder von Beiden erhält auch einen bestimmten Charakter und verschiedene Gewohnheiten in Folge der Sitten und Gelegenheiten seiner Kunden: der Ladenbesitzer versieht sie mit seiner Waare hauptsächlich den Abel und die Bourgeoisie; der buckster ist der gewöhnliche Lieferant des Armen: er bringt Gewürz, Obst, Fisch, Hülsenfrüchte, Gerstenbrot, Kuchen und Pudding, Zuckerwerk, Ananas, Schreibmaterialien, Kleiderstoffe, Galanteriewaaren u. s. w. vor die Thür des Arbeiters. Die Klasse der buckster spielt eine wichtige Rolle in dem Londoner Volksleben, nicht nur als ein integrirender Theil der armen Volksklassen selbst, sondern hauptsächlich auch als Vermittelung, durch welche die weniger begüterten Leute den größten Theil der Dinge, deren sie bedürfen, erhalten.

Wenn man die buckstern mehr in Massen, als individuell kennen lernen will, so kann man das nicht besser, als wenn man an einem Sonnabend Abends oder Sonntags früh die Märkte besucht; man hat hier ein eben so belehrendes als lehrreiches Schauspiel. Es finden zu London an vorbenannten Tagen funfzehn Märkte statt. Die größten oder vielmehr die besuchtesten sind die, welche in dem unter dem Namen New-Cut bekannten Theile von Lambeth und in dem Theile von Somers-Town, den man den Brill nennt, abgehalten werden. Auf diesen funfzehn Märkten zählt man beinahe 1950 buckstern; hierzu müssen jedoch noch alle diejenigen gerechnet werden, welche über die anderen Theile der Stadt verbreitet sind und mit jenen zusammen ein Personal nahebei dreitausend ausmachen. Eine zahlreiche Klasse unter den buckstern bilden die umherziehenden Fischhändler. Sie verkaufen alle Arten von frischen, trockenen und gesalzenen Fischen, maß-, stück- und pfundweise. Sie bedienen sich der Wagschalen und verschiedener Gewichte, je nach der Freigebigkeit oder dem Starrsinn des Käufers. Ist Letzterer liberal, so bedient man ihn fast immer redlich; wenn er aber schäbig (shabby) ist, so richtet man das Gewicht nach dem Preise ein, den er erhandelt hat. Der buckster hat in der Regel zweierlei Gewichte, richtige und falsche. Beide Arten sehen äußerlich ganz gleich aus, aber das eine ist unten ausgehöhlt. Wenn nun der Käufer den Handelsmann wegen des Preises drückt, so giebt dieser anscheinend nach, glaubt aber ganz recht zu thun, wenn er, statt des richtigen Gewichts, das leichtere nimmt. Die Differenz ist nicht unbedeutend; ja, es kömmt vor, daß Jemand, der ein Pfund Waare gekauft zu haben glaubte, in der Thatsache nur ein halbes Pfund davon hat. Die Wagschalen bringen fast alle den buckstern, auch wenn sie sich der richtigen Gewichte bedienen, einen Vortheil von drei Unzen auf das Pfund, und von der ungleichen Schwere der beiden Schalen herrührt; dieser Vortheil wird noch erhöht, wenn der buckster die Waare auf den Rand der Schale legt. Das Gemäß, mit welchem Erbse, ebbare Muscheln u. s. w. verkauft werden, hat gewöhnlich einen doppelten Boden. Einige Maße sind auch so eingerichtet, daß der Kaufmann ein zweites von Zinn einsetzen und dasselbe zurückziehen und vorschieben kann, je nachdem der Käufer ein jonnock oder ein scaly cove ist. Die Fischhändler haben es sich einmal zum Gesetz gemacht, dem Kunden immer nachzugehen; aber sie wissen es durch mehr oder weniger redliche Mittel stets so einzurichten, daß sie ihren Vortheil finden. Sie kaufen meistentheils den Fisch, welchen die Kaufleute in den Läden nicht haben wollen. Wenn er schon alt ist, besonders die Makrele, so verliert er die Farbe und wird übelriechend; dann ist der buckster gezwungen, seine Waare zu einem billigen Preise loszuschlagen, und er thut dies am liebsten des Abends, wo ein Licht dem Fische noch einigen Anschein giebt. Wenn der Fischhändler seine Waare nach dem Maße eingekauft

Digitized by Google

hat, so stellt er einen Durchschnittspreis fest und verkauft Klein und Groß für denselben Preis, gewöhnlich um das Doppelte des Einkaufspreises. Lebende Aale werden in einen nassen Sack gesteckt und mit diesem zusammen gewogen, wobei es kömmt, daß man statt eines Pfundes kaum acht Unzen Fisch erhält. Man hört die hucksters öfters das Pfund Aals zu sechs Pence anbieten, wenn sie es auch für denselben Preis eingekauft haben; hier ist es also augenscheinlich, daß sie nur durch das Deficit ihrer Gewichte zu einigem Verdienst kommen können.

Gewisse herumziehende Fischhändler haben einen Schiebkarren oder einen kleinen Handwagen. Diejenigen, welche eine feste Kundschaft fahren, bedienen sich eines einspännigen Fuhrwerks; dies sind die Begüterten. Einige sind nur mit einem Brette versehen, das sie auf dem Kopfe tragen; die meisten aber haben einen Kübel, der mit einer Holzplatte bedeckt ist, auf welcher einige Fische als Probe ausgelegt sind. Der Kübel ist zweit Eigenthum des Händlers, kostet neu 3 Schill. 6 Pence und hält bei einiger Sorgfalt beinahe zwei Jahre aus. Es giebt jedoch auch Händler, die sich dieses armseilige Geräth für einen Penny täglich miethen müssen. Die Handwagen sind fast alle für 2 Schil. wöchentlich oder 4 Pence täglich gemiethet; für den Winterzug ist die Miethe etwas geringer. Die Wagen, wovon ein neuer etwa 25—30 Schill. kostet, sind mit dem Namen des Eigenthümers gestempelt.

Der größte Theil der Geschäftsleute borgt die zum Handel erforderlichen Kapitalien gegen hohe Zinsen. Es werden gezahlt für 1 Pfd. Sterl. Kapital wöchentlich dreitheilh Schill. Zinsen, für 15 resp. 10 Schill. Kapital 2 Schill. und anderthalb Schill. Kapital und Zinsen müssen dem Darleiher am Sonntage, wo derartige Geschäfte stattfinden, zur Stelle gebracht werden; die Zinsen streicht er ein und das Kapital giebt er, wenn der Händler es noch gebraucht, auf neuen Borg. Von Woche zu Woche verlängern sich diese wucherischen Miethsverträge zu Jahren, und es ist gar nicht selten, daß ein armer huckster während eines Jahres zehn Pfd. Sterl. Zinsen für ein Kapital von einem Pfd. Sterl. gezahlt hat. Wenn der Schuldner es verabsäumt, am Sonntage zu kommen und dem Gläubiger das Geld vorzuzeigen, so läßt ihn dieser am Montage ganz gewiß aufsuchen und entzieht ihm, wenn die Summe nicht vollständig in Waare und Geld ausgewiesen werden kann, für die Zukunft den Kredit. Diese Wucherer wissen recht gut, daß sie von dem Schuldner keinen gesetzlichen Schadenersatz verlangen können, und deshalb begnügen sie sich, jede Verbindung mit ihm abzubrechen. Es giebt unter derartigen Kapitalisten Leute, die ein bedeutendes Geld verdienen; mir selbst ist einer bekannt, der mehr als hundert kleine Wagen besitzt und gegen 100 Pfd. Sterl. in kleinen Summen ausgustehen hat.

Um sich als unbezweifelter Fischhändler etabliren zu können, muß man wenigstens ein Pfd. Sterl. für einen Wagen und zehn Schill. Betriebskapital besitzen. Es giebt Leute, die von Jugend auf diesem Gewerbe obgelegen. Der größte Theil jedoch hat es ergriffen, weil er in andern Gewerben zugrundegegangen ist. Viele wimmen sich heraufheben, weil sie das unsäße Leben lieben und Herren ihrer Zeit und ihrer Handlungen sein wollen. Wenn einer von ihnen sich in Noth befindet, d. h. wenn er kein Kapital verloren hat oder krank ist, so stellt er irgend einen Gegenstand, zum Beispiel ein Tuch, zur Verlosung. Gedruckte Einsadungskarten werden an seine Kameraden geschickt und der unveränderliche Preis der Nummer ist pro Stück sechs Pence. Zwanzig, dreißig oder vierzig Personen, je nach dem Grade der Gunst, in welcher der Lotterieunternehmer bei seinen Kameraden steht, je nachdem er selbst in ähnlichen Fällen sich mehr oder weniger freigebig gegen dieselben gezeigt hat, kommen in einer Schenke zusammen, die als Versammlungsort bestimmt ist. Hier kömmt es bisweilen zu heftigen Auftritten, bei welchen die gegen die Köpfe der Streitenden geworfenen Bierkrüge keine kleine Rolle spielen. Wenn der Lotterieunternehmer die Namen der Subscribenten aufzuschreiben im Stande ist, so führt er bei der Verlosung den Vorsitz. Ein Mann, der bei einer solchen Gelegenheit selbst einmal Vorsitzender gewesen war, versicherte mir, daß er, als er es sah gut fand, einen Beisitzenden zur Ordnung zu rufen, einen Wurf mit dem schweren Zinnkrug gegen den Kopf erhalten habe und besinnungslos niedergeschlagen sey. Wenn die hucksters überzeugt sind, daß der Kamerad, der sich an ihrer Mildthätigkeit gewendet hat, sehr herabgekommen ist, so daß die äußerste Noth ihn zu dieser Demüthigung gezwungen hat, so richten sie es so ein, daß Niemand bei der Verlosung gewinnt und der Unternehmer seine Sachen behält.

Meistentheils sind es nur Männer und Frauen, die in den Londoner Straßen Fische verkaufen, bisweilen jedoch sieht man auch Kinder, die von ihren Aeltern geschickt werden, Fische auszurufen, oder die verwendet werden, den kleinen Handwagen zu ziehen, während die Frauen den Handel machen, die Kunden bedienen, das Geld einnehmen. Faß alle haben einen starken Hang zum Trunk. Allem Wechsel der Witterung ausgesetzt, behaupten sie, daß ein tüchtiger Schluck die Nässe vertreibe. Man kann annehmen, daß sie im Durchschnitt beinahe 5 Schill. pro Kopf wöchentlich für hitzige Getränke ausgeben. Unter sich sind sie sehr ehrlich, und einer von ihnen äußerte gegen mich, daß, wenn sie mit dem Publikum nicht eben so ehrlich umgingen, dieses selbst es so nicht anders haben wollte. Ein Fischhändler, der seit sechzehn Jahren sein Gewerbe betreibt, und den ich ganz besonders danach fragte, ist der Meinung, daß wenigstens ein Drittel seiner Kollegen im Konkubinat lebt. Von sechzehn Personen dieser Klasse, die in seiner Nachbarschaft wohnten, kannte er sieben Paare in solcher Ehe.

Die Fischhändler haben selten Verkäufe in Folge der Unbehülflichkeit ihrer Waare. Sie wissen, sagen sie, ein Mittel, dieselbe los zu werden. Wenn der Fisch schon ziemlich hart riecht, so gehen sie damit in die armen Stadtviertel, wo viele Irländer wohnen, die in dem, was sie essen, nicht gerade allzu delikat sind. Der Tag beginnt für die Händler um zehn Uhr Morgens. Um diese Zeit gehen sie nach dem Markte, kaufen dort ihre Waare ein, kehren dann mit derselben nach Hause zurück, frühstücken und treten um elf Uhr ihre Wanderung durch die Stadt an. Im Allgemeinen haben sie einen gewissen Kreis, den sie durchlaufen und der fast immer in den fernsten Stadtvierteln liegt. Die besten Verkaufstage sind der Mittwoch und Freitag; denn an diesen beiden Tagen ist bei den Arbeitern das Geld knapp, sie müssen sich einschränken und statt Fleisch Fisch essen. Die gute Zeit fängt für den Fischhandel im Oktober an und währt bis Ende Mai. Von Oktober bis Mitte oder Ende November kömmt der Häring, der den besten Handelsartikel bildet; nach dem November erscheinen Sardinen und Plattfische. Der Mai ist ein schlechter Monat; nur in den letzten Tagen desselben hat man den Lachs, den der Händler nicht gern sieht, weil er zu wenig Verdienst abwirft. Die Makrele dauert von Ende Juni bis Anfang August. Nach dem Juli ist die Saison von Billingsgate, dem größten Markte der Hauptstadt, beendigt, und man verkauft in den Straßen Londons nur noch trockene oder gesalzene Fische bis zum Oktober hin. Für den Verkauf giebt es des Tages zwei Hauptzeiten, die eine von 10 Uhr Morgens bis gegen 1 Uhr, die andere von 6 Uhr Abends bis 10 Uhr. Was am Morgen theuer war, ist Abends zu einem billigen Preise zu haben. Gewisse Artikel finden des Abends mehr Absatz, als des Morgens, z. B. Austern, Hummern, der marinirte Lachs u. s. w. „Das kömmt daher", sagte mir ein Handelsmann, „weil die Kunden einen gewissen Stolz besitzen und nicht gern gesehen werden wollen, wenn sie am hellen Tage auf offener Straße ihre Mahlzeit verzehren. Im Durchschnitt", fügte dieselbe Person hinzu, „kann man bei den Geschäfte während des ganzen Jahres 15 Schill. wöchentlich verdienen." Vergangenes Jahr jedoch hat die Cholera dem Handel viel Schaden gethan, und das Elend ist unter den Fischhändlern groß gewesen. Einige von ihnen nahmen damals zu einem originellen Mittel ihre Zuflucht, sie boten nämlich unter Trommelschlag in den Straßen ihre Waaren feil.

Des Abends kommen Männer, Frauen und Kinder in gewissen Schenken zusammen, wo sie sich die Zeit mit Trinken, Singen und Tanzen vertreiben. Man findet hier eine Geige oder einen Dudelsack. Beim Tanz figuriren nur die Männer, und zwar stets in Polkaschritten. Der von ihnen erfundene Pfeifentanz ist der beliebteste. Es werden nämlich thönerne Pfeifen auf den Fußboden ziemlich nahe an einander gelegt, und die Kunst besteht darin, zwischen denselben umherzutanzen, ohne sie zu zerbrechen. Ihre Lieblingsgesänge sind meist sentimentalen Charakters oder solche, die einen großen Effekt machen. „Man hört nur das mit Vergnügen", sagte Einer von ihnen zu mir, „was der Mühe werth ist, gehört zu werden; z. B. „den Traum des Soldaten, oder den Traum des Matrosen und dgl." — „Wenn Ihr", sagte ich Einem, „heute Abend zur Versoofung mitkämet, so würde man bei Eurem Eintritt wohl die Köpfe zusammenstecken und einander fragen: „Wer ist das? — Was will der hier?" Auch würde man Euch vielleicht für einen cad, d. i. für einen Polizeispion, halten; aber man würde Euch gewiß höflich begrüßen, dafür stehe ich. Ihr brauchtet Euch nicht zu fürchten, obwohl die Bierkrüge bisweilen ganz nett umherfliegen."

Der coster-monger ist, kurz gesagt, ein Mann, der Obst oder Hülsenfrüchte auf den Straßen mit einem Karren oder Handwagen verkauft. Die Leute, welche Orangen, Kastanien und Nüsse verkaufen, sind nicht als coster-mongers zu betrachten, sondern werden von diesen mit den Gardeleinhändlern in eine Kategorie gestellt und gering geachtet. Apfelsinen und Nüsse werden größtentheils von Irländern verkauft, und der coster-monger nennt in seinem Kauderwälsch die Zeit, wo Apfelsinen feilgeboten werden, „die Aernde der armen Irländer." Der coster-monger verkauft wohl alle Arten Obst, frisch oder trocken, aber die Apfelsinen oder Kastanien. Wenn er sich zufällig einmal herabläßt, Nüsse zu verkaufen, so geschieht dies nur, wie er sich ausdrückt, um sein Tagelohn für den Sonntag zu verdienen. Die coster-mongers machen ihre Einkäufe hauptsächlich auf dem Markt von Covent-garden, und in der Erdbeerzeit kann man sie hier schon um vier Uhr Morgens zu Hunderten, oft bis zu Tausend sehen. Die Erdbeerzeit beginnt im Juni und dauert bis Mitte Juli. Während dieser Zeit verdienen die coster-mongers durchschnittlich 5 Schill. täglich und öfters noch mehr, wenn die Ernte früh eintritt. Mitte oder Ende Juli „machen" sie in Himbeeren Geschäfte. Dies ist auch die Kirschenzeit; viele ziehen jedoch die Himbeeren als Handelsartikel vor, weil sie das Maß mit 6 Pence verkauft werden, während die Kirschen zu 2 Pence und, wenn sie im Ueberfluß vorhanden sind, zu 1 Penny das Pfund vorkommen. An den Kirschen kann übrigens noch immer genug verdient werden. Nach den Kirschen kommen die Pflaumen, welche bis Ende August dauern; man verkauft sie zu 2 Schill. 3 Pence das Viert. Das Viert hat aber einen doppelten Boden, und daher kömmt es, daß bei diesem Handel 4 Schill. täglich verdient werden. Die Birnen und Aepfel erscheinen im September; sie dauern bis Weihnachten, diese bis zum Mai des folgenden Jahres. Die Johannisbeeren beginnen in den ersten Tagen des August, man verkauft die Gallone mit 10 Pence oder auch mit 1 Schill. Die Gallone des coster-mongers ist jedoch ein sehr falsches Maß; es giebt welche, sagte mir ein Handelsmann, die kaum eine halbe Pinte enthalten, und je größer die Kunst ist, sie zu halten, desto mehr wird der Käufer übervortheilt. Der coster-monger verkauft auch Gränkram und Hülsenfrüchte, aber nur während des Winters und so wenig als möglich, denn dies ist ein Handel, wobei er nur sehr wenig, vielleicht im Durchschnitt 2 Schill. täglich, verdienen kann. Die beste Zeit des coster-monger ist die Obstzeit, aber unglücklicherweise dauert sie nur vier oder fünf Monate.

Der general dealer, der mit Allem handelt, ist eine Art coster-monger und Fischhändler; er „macht" in Allem (Geschäfte) je nach der Jahreszeit. „Ich bin general dealer", sagte einer von ihnen zu mir, „meine Frau ist es auch; sie hat eine Stelle an der Straßenecke. Wir haben drei Kinder;

Digitized by Google

das Fieber, welches zehn Jahre alt ist, begleitet mich, um die Waare auszurufen. Ich habe vor kurzem eine Brustentzündung gehabt, und als ich wieder anfangen wollte, auszurufen, versagte mir plötzlich die Stimme. Meine Frau pinkt in Folge eines Falles, den sie in ihrer Kindheit gethan hat. Vergangenen Oktober habe ich einen Schnupfen gehabt, der mir auf die Lungen fiel und mich einen Monat lang ans Bett fesselte; meine Frau hat während dieser Zeit die ganze Familie erhalten, und ohne sie hätten wir gewiß alle ins Armenhaus wandern müssen. Es geht jetzt nicht gut; ich mache keine Geschäfte. Ich bekomme keinen Vorschuß mehr, es ist aber auch zu hart, für ein Kapital von 10 Pfund wöchentlich 1 Pfund 6 Pence Zinsen zahlen zu müssen. Ich habe einmal während zehn Monaten wöchentlich 1 Pfund 6 Pence für einen Vorschuß von 10 Pfund bezahlt und ich habe dadei zugrundegehen müssen. Wenn die Jahreszeit ein wenig besser wird, so werde ich mir hier und da einen Pfund borgen und sehen, ob ich meine Geschäfte wieder etwas emporbringen kann. Meine Frau verdient auch nichts mehr; vergangene Woche hat sie ihre Schuhe verkaufen müssen, um Brod für die Kinder zu schaffen. Wir sind seit zwei Wochen Miethe für unsere Wohnung schuldig, und der Wirth, obwohl ich bei ihm seit fünf Jahren wohne, ist gegen mich so hart, wie gegen einen ganz Fremden."

Die Händler mit Erbsensuppe und warmen Aalen bilden eine andere Klasse der Hucksters. Während des Sommers verkaufen sie nur Aale; die Suppe würde ihnen Abbruch thun. Diese Leute haben ihren bestimmten Stand und kleine Krambuden. Der bekannteste Händler hält an Clare-Street; in seinen Anfällen von Stolz und Uebermuth äußerte er öfters, daß er sein Geschäft aufgeben würde, wenn er nicht täglich seine 30 Pfund. und Sonnabends seine 2 Pfd. Sterl. dabei verdiente. Man ist allgemein der Meinung, daß er etwas übertreibt, aber so viel ist wahr, daß er zu den ganz großen Handel mit warmen Aalen auf dem Clare-Markt monopolisirt; seine Konkurrenten machen beinahe gar keine Geschäfte. Einer seiner Kollegen, der sich an der Ecke der Windmill-Street in Tottenham-Court-Road etablirt hat, scheint ebenfalls ganz gute Geschäfte zu machen; man sagt, daß er täglich 5 um Sonnabends 10 Pfund. Verdienst habe. Es giebt noch einen, der nur von fünf Uhr Nachmittags ab an seiner Stelle zu finden ist, er hat sich im New-Cut, dem Victoria-Theater gegenüber, etablirt. Er erleuchtet seinen Kram mit zwei oder drei Lattrnen, auf deren Scheiben Aale abgebildet sind. Er verdient ungefähr 2 Schill. täglich an den Aalen, ungerechnet, was ihm die gebratenen Fische einbringen, wovon man bei ihm zuweilen saftige Haufen auf seinem Kramtische aufgeschichtet sieht. Aber der Bedeutendste von Allen bleibt doch der am Clare-Markt. Er hat schon mehr als 100 Pfund Aale an einem einzigen Tage verkauft. Man ist sie an Ort und Stelle, und es sind immer eine Menge Menschen um seine Bude versammelt. Sein Sohn und er tragen Hüte à la Jenny Lind, mit blauem Sammet gefüttert, und Beide bedienen die Kunden, während die Tochter das Geld abwäscht. „Sonntags", sagte mir einer seiner Kollegen, ein eben so großer Bewunderer als Neider seines Glückes, „wenn man ihn mit seinem weißen Hute, mit seinem grauen Paletot mit Perlenmutterknöpfen und mit seinen schwarzen Handschuhen, deren Finger für seine kurze Hand viel zu lang sind, einherstolziren sieht, würde man ihn für irgend einen großen Herrn halten können." Die Aale werden um sechs oder sieben Uhr Morgens zu Billingsgate eingekauft. Die Leute gehen mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern dorthin und kaufen ihren Bedarf von den watermen, den Themsefischern, welche die Aale am Bord holländischer Fahrzeuge zum Verkauf bringen.

Das zu dem Handel mit gekochten Aalen erforderliche Betriebskapital ist nach Maßgabe der Ausdehnung des Geschäfts sehr verschieden. Für eine kleine Küche kosten die nöthigen Gerätschaften wenigstens ein Pfd. Sterl., sie bestehen aus zwei eisernen Töpfen, einer für den Fisch, der andere für die Erbsensuppe, jeder zu drei Gallonen; ferner aus fünf Tellern, fünf Tassen, zehn Löffeln, einem Gefäß, worin das Geschirr gewaschen wird, und endlich aus einem Tisch mit Gestell. Für einen halben Penny giebt man den Kunden fünf bis sieben Stücke Aal und drei Viertel der Tasse mit Sauce. Der Preis für eine halbe Pinte Erbsensuppe ist gleichfalls ein halber Penny. Um zwanzig Pfund Aale zuzubereiten, sind drei Stunden erforderlich. Der Kostenpreis derselben, wenn sie fertig sind, ist folgender: 5 Schill. 2 Pence für den Einkauf, 8 Pence für vier Pfund Mehl, um die Sauce zu verdicken, 2 Pence für Petersilie, 1 Schill. 6 Pence für Essig und Pfeffer (es werden in der Regel zu zwanzig Pfund Aale eine Pinte Essig und zwei Unzen Pfeffer genommen) 5 Pence für Salz und Brennmaterial. Diese Quantität nun in Portionen zu einem halben Penny getheilt, liefert eine Einnahme von 15 Schil., so daß der reine Verdienst sich etwa auf 4 Schill. 5 Pence oder 5 Schill. beläuft. Die Erbsensuppe besteht aus zerquetschten Erbsen, Mohrrüben, Sellerie und einer Knoblauchscheibage. Fünf Pinten, in Zellern zu einem halben Penny eingetheilt, kosten 1 Schill. 2 Pence und bringen 2 Schil. oder 2 Schill. 3 Pence ein; man muß aber hiervon noch den Preis für die Feuerung abziehen, der den Verdienst etwa auf 11 Pence herabdrängt. Bei diesem Handel borgt bisweilen der Verkäufer seinen Kunden, und es ist noch nicht vorgekommen, daß Ersterer dadurch einen Verlust gehabt hätte. Die Leute, die von dem Handel mit warmen Aalen und mit Erbsensuppe leben, sind entweder dabei groß geworden, oder sie haben sich oft ihn gelegt, nachdem sie in einem anderen Gewerbe nicht fortkommen konnten. Es ist nicht gebräuchlich, durch Austrufen der Waare Kunden herbeizulocken, sondern die Waare wird einfach ausgestellt, und wer Lust zu kaufen hat, der kauft. Man miethet die Stellen nicht, sondern man erhält sie durch den guten Willen der Leute, vor deren Thüren man sich etablirren will. Es giebt in diesem Geschäftszweige unglücklicherweise mehr Leute, als sich davon ernähren können; der Verdienst ist heutzutage weit geringer, als früher. Das fashionable Kostüm des Aalhändlers ist der runde weiße Strohhut à la Jenny Lind mit breitem schwarzen Bande, eine weiße Schürze und eben solche Aermel. Sonntags verkehren die Aalhändler in Hamptoncourt oder Greenwich.

„Meinem Stande nach war ich Kohlen-Ausläder", so erzählte mir ein Aalhändler, den ich in seiner Dachstube besuchte. „Eines Tages, als ich mit meiner Last aus dem Kohlenschiffe über ein Brett ans Land gehen wollte, wurde das Fahrzeug durch den Wasserwirbel, der von einem sehr gewaltigen Dampfschiffe, welche die Themse durchfurchten, erregt wurde, dergestalt erschüttert, daß Brett und ich ins Wasser fielen. Bei dem Falle zerbrach ich mir ein Bein. Bis dahin hatte ich zwanzig, auch wohl dreißig Schill. wöchentlich verdient. Nach dem Hospital von Kings-College gebracht, blieb ich hier sieben Monate und vier Tage, nachher achtzehn Monate im Hospitale von Saint-Bartholomew und zuletzt noch einen Monat im Hospitale von Middelser. Da ich mir das Bein nicht abnehmen lassen wollte, so wurde ich überall als unheilbar entlassen. Ich sitz nun dem Kirchspiele zur Last, das mich, meine Frau und meine sechs Kinder wöchentlich mit 2 Schil. 6 Pence und 4 Broden versorgte. Wie meine Familie während der Zeit, wo ich im Hospitale war, durchgekommen ist, können wir heute noch nicht sagen. Gott weiß, wie groß unser Elend gewesen ist. Zuletzt, als ich etwas zu thun wünschte, sagte mir ein Schlächter, der mir wohlwill, daß er mir eine Stelle verschaffen wollte; wenn ich mich im Stande glaubte, eine Bude zu eröffnen und darin irgend etwas zu verkaufen. Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an, denn ich hatte gehört, daß ein Handelsmann mit seiner Erbsensuppe und seinen warmen Aalen schönes Geld verdient. Ich hoffte, aber sehen Sie, ich habe nicht Geld genug gehabt, um mich ordentlich einrichten zu können, und vielleicht werde ich auch niemals darin Glück haben. Ich mußte 5 Schill. haben, um morgen nach dem Markte zu gehen, und ich habe nur 1 Schill. 6 Pence, was ist das, ich bitte Sie. Der Schlächter hat mir wohl 10 Schill. für den ersten Anfang geliehen, und er ist der beste Freund, den ich jemals gehabt habe, Gott segne ihn! aber es war zu wenig, und ich habe es nicht verstanden, Vortheil daraus zu ziehen." — „Er kann nichts mehr tragen, mein Herr", unterbrach seine Frau, während der arme Mann anfiand, den Blasebalg nahm und das Feuer anfachte, an welchem ein Topf mit Erbsensuppe kochte. — „Ach! ja, ich kann nicht mehr ohne meine Krücke gehen. Meine Tochter geht für mich nach Billingsgate, sie reinigt und schlachtet und sie Aale an meiner Stelle. Wenn sie nicht wäre, es bliebe uns nichts Anderes übrig, als ins Werkhouse zu wandern. Meine Frau kann auch nichts mehr leisten: sie leidet an Rheumatismus in Kopf und Gliedern." — „Ja", sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „ich bin jetzt niemals wohl und ich werde mich auch nicht wieder erholen, ich fühle, es ist mit mir vorbei." — Wollen Sie nicht von der Suppe kosten, mein Herr? — sie ist gut, ich verschere es Ihnen, und Sie sind hier willkommen." Ich entschuldigte mich, indem ich sagte, daß ich so eben von Tische käme, und der arme Teufel fuhr in seiner melancholischen Erzählung fort: „Die vergangene Woche habe ich einen neuen Verdienst von acht Schill. gehabt, acht Schill. für acht Personen! Diese und die vorige Woche haben wir unsere Miethe nicht bezahlen können, und ich weiß nicht, wann ich dazu im Stande sein werde, wenn es so fortgeht. Die vorige Woche haben wir wegen der Cholera einen öffentlichen Fasttag gehabt, und meine ganze Einnahme betrug nur sechs Schill., wenn ich sie noch eingenommen habe. Mein jüngster Sohn kann nicht in die Schule gehen, er hat keine Schuhe; meine Töchter gehen in die Armenschule, aber des Sonntags können wir sie nirgends hinschicken, so zerrissen gehen sie einher. Mir fehlt ein Pfd. Sterl., um meine Geschäfte ordentlich einzurichten; damit könnte ich in der Halle meine zwanzig Pfund Aale um einen Schill. billiger einkaufen; ich könnte dann auch meine Stücke ein wenig größer machen, und, sehen Sie, die Leute kommen wieder, wenn sie gut bedient werden. Diesen Abend hätte ich mehr Aale verkaufen können, wenn ich sie gehabt hätte, auch mehr Suppe; aber ich habe am Morgen nicht mehr einkaufen können. Sehen Sie, diese vier besten Abendstunden verliere ich, weil ich nichts vorräthig habe. Der Mann am Markte kann mehr geben, als ich; er giebt sieben und selbst acht Stücke, wenigstens sagen es mir die Kinder, die bei ihm kaufen. Und dann, je mehr Aale man kocht, desto besser ist die Sauce; während es bei uns ist, als wenn wir einen Ochsenkuß in einem Ocean Wasser kochen ließen. Wir können die Konkurrenz mit jenem Manne am Markte nicht aushalten, und folglich müssen wir verlieren, gänzlich verloren seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Londoner Kunst-Akademie. Durch das Ableben Sir Martin Archer Shee's, der vor kurzem im 81sten Jahre seines Alters mit Tode abging, ist das von demselben, als Nachfolger Lawrence's, bekleidete Amt eines Präsidenten der Royal Academy erledigt worden und mehrere der ausgezeichnetsten englischen Künstler haben sich bereits als Kandidaten dafür gemeldet. Unter ihnen nennt die Literary Gazette den Bildhauer Westmacott, den Portraitmaler Pickersgill, die Landschaftsmaler Stanfield und Turner, den durch seine Vorlesungen über die Kunst bekannten Cattlake, Landseer, Leslie und Roberts. Die Wahl, die am 3. November stattfinden soll, wird von den Mitgliedern der Akademie vorgenommen, muß aber von der Krone bestätigt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Leop. Lassar, Friedrichsstraße Nr. 17), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Dienstag den 17. September 1850.

Mexiko.

Erinnerungen aus dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko.

Blokade, Einnahme und Besetzung von Mazatlan.

Auf der Westseite von Nord-Amerika ist unter 23° 12′ nördl. Br., in geringer Entfernung vom Wendekreise, der Hafen von Mazatlan, welcher zu Mexiko gehört. Mazatlan ist in unglaublich kurzer Zeit aus einem elenden Fischerdorf zu einer bedeutenden Handelsstadt geworden, die jetzt 10,000 Einwohner zählt: dieses schnelle Emporblühen verdankt es seiner guten natürlichen Lage, seinem sicheren Hafen und der leicht zu bewerkstelligenden Communication mit den metallreichen Provinzen Zacatecas, Durango und Cuitacan. Leider hat es kein gesundes Klima: am Morgen ist es sehr heiß, nur des Nachmittags bringen die Seewinde einige Kühlung. Die bösen Ausdünstungen, die nach der Regenzeit aus den sumpfigen Ebenen aufsteigen, verpesten die Gegend und erzeugen tödtliche Fieber.

Die eigentliche Stadt ist auf einem von drei Hügeln umschlossenen Terrain gebaut; diese Erhöhungen hängen unter einander zusammen und bilden eine Schutzmauer gegen die Winde, den sogenannten Neuen Hafen. Rechts und links befinden sich zwei sandige Buchten, von denen die eine dem Neuen Hafen gegenüber gelegen und durch eine hohe Düne gegen die Wellen des Meeres geschützt ist, die andere den Namen Dias-Altas führt und von einer ziemlich steilen Anhöhe begränzt wird: über die letztere hinaus liegt ein kleines Bassin, das ehedem als Hafen diente und nun der Alte Hafen heißt. Mazatlan besitzt nur Ein sehenswerthes öffentliches Gebäude, das Zollhaus; die Privathäuser haben meistentheils nur ein Stockwerk, sind aus Sandstein erbaut und mit einer Gypslage bedeckt. Auf den Platthächern genießt man eine herrliche Aussicht auf das Meer und die Umgegend. Die Straßen sind breit, gerade und gut gepflastert: kurz, Mazatlan hat ganz das Ansehen einer modernen Stadt. Für jetzt wollen wir sie vom Verdeck eines zu dem amerikanischen Geschwader gehörigen Schiffes aus betrachten, welches sie vor einigen Jahren blokirte.

„Am Morgen des 30. Aprils 1847", sagt Lieutenant Wise, einer von den See-Offizieren der Vereinigten Staaten, welche diese Expedition mitmachten, in seinem Werke „Los Gringos",*) „fuhren wir vor Mazatlan vorbei und legten bald darauf bei dem Vorgebirge von Custon, einer kleinen Insel in der Nähe des Festlandes, an. Die englische Fregatte „Constance", eine französische und eine amerikanische Corvette, so wie zwei Kauffahrer, lagen in geringer Entfernung von uns vor Anker. Wir hatten auf die Neutralität der fremden Flaggen gerechnet und ohne Weiteres in den Freihafen einzulaufen gehofft, sahen uns aber hierin zu unserem größten Bedauern verhindert und gezwungen, während eines ganzen Monats eine Blokade zu unterhalten. Am folgenden Tage rekognoszirten wir den Alten Hafen, um einen sicheren Ankerplatz für unser Schiffe zu haben, falls wir angreifen müßten. Da wir die Stadt ruhig sahen, näherten wir uns ihr, obwohl mit Vorsicht; aber kaum waren wir an den äußersten Punkt angekommen, den die Kanonen unserer Korvette bestreichen konnten, als wir, gegen unseren Willen, die höchste Unruhe und Bestürzung erregten. Die Trommeln riefen die höchst dürftig ausgestatteten Soldaten zusammen, der Gouverneur jagte in aller Hast an der Bucht auf und ab, die Konsuln steckten ihre Flagge auf — kurz, Alle schienen einen Angriff zu erwarten. Wir neckten sie nun durch mehrere Scheinversuche, an den entgegengesetzten Punkten zu landen, und nöthigten sie zu den beschwerlichsten Manövern, ohne uns indessen auf Schußweite zu nähern; sobald sie aber die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatten, zogen wir uns zurück, ohne daß sie uns einen Schaden zufügen konnten. Inzwischen hatten wir unseren Auftrag erfüllt und sogar an den ausgewählten Platz eine während der Nacht genommene Boje hingestellt: die Blokirten jedoch bemächtigten sich dieser, die sie für ein amerikanisches Fahrzeug gehalten, und führten sie im Triumph nach der Stadt. . . . Als wir hierauf nach einer hervorragenden Felsspitze zusteuerten, bemerkten wir zwei Mexikaner, welche durch das Wehen von Tüchern uns ihren Wunsch ausdrückten, uns in größerer Nähe sehen zu können. Zum Glück für uns dachte ich daran, sie durch ein Fernglas zu betrachten, denn ich nahm alsbald 30—40 Bewaffnete hinter dem Gebüsche versteckt wahr. Ich ließ sogleich das Boot wenden, und wir erreichten bald die Korvette."

Die Blokade von Mazatlan dauerte vierundvierzig Tage. Während dieser Zeit lehnten sich die Stadtbehörden nicht offen gegen die Central-Regierung auf, thaten aber doch, was sie wollten. Oberst Telles, der Kommandant der Stadt, ein zwar tapferer, aber sehr unentschlossener Mann, war mit Vegas, dem Präsidenten der Provinz, zerfallen und übte, da ihm seine Truppen ergeben waren, fast eine diktatorische Gewalt. Kurz vor der Ankunft der Amerikaner erhielt Telles durch einen außerordentlichen Kommissarius den Befehl, seine Macht in die Hände des Generals Bustamente niederzulegen; allein er warf, im Vertrauen auf seine Popularität, jenen ins Gefängniß und behauptete sich in seiner Stelle. Jedoch war diese Macht nicht von langer Dauer. Anfangs gelang es ihm zwar, einer Meuterei, die unter den Offizieren ausgebrochen war, Herr zu werden, aber endlich erlag er den Intriguen der mächtigen Familie des Vegas; von seinen eigenen Leuten verrathen, wurde er nach Guadalarara gebracht, wo er starb.

Der Lieutenant Wise hatte während dieser Blokade den Auftrag erhalten, mit einem eben erst genommenen Schooner von etwa vierzig Tonnen nm das Hauptschiff zu kreuzen. Die „Rosita" — so hieß der Schooner — hatte funfzehn tapferer, gut bewaffnete Matrosen an Bord und lag bei den Inseln von Benados, ungefähr tausend Schritt vom Festlande und acht- bis zehntausend Schritt von dem Ankerplatz der Fregatte entfernt, vor Anker; hier konnte sie sehr gut alle kleinen Fahrzeuge anhalten, welche etwa in den alten Hafen von Mazatlan eindringen wollten. In den ersten Tagen kreuzte man gemächlich um die Inseln herum; von Zeit zu Zeit landete man an der großen Benado, stieg die Klippen hinan und schöpfte in den tiefsten Höhlungen das klare Wasser, welches der reiche Morgenthau zurückgelassen hatte; ohne diesen würden selbst die Vögel vor Durst umkommen, da es in der trockenen Jahreszeit niemals regnet. Die Hitze ist fast unerträglich; nur hin und wieder erhebt sich ein kühler Seewind und erfrischt die ermatteten Glieder. Nach einigen Tagen der Ruhe wurde einst, als kaum der Tag graute, ein Schiff signalisirt, das längst dem Festlande hin führe. „Wenige Gefangene machten", erzählt Herr Wise, „strangen wir in unsere Barke. Das Fahrzeug, auf das wir Jagd machten, war eine große Schaluppe und fuhr, vom Winde getrieben, schnell dem Hafen zu; es hatte zwar viel vor uns im voraus, aber dennoch erkannten wir es, ohne daß es unsere Annäherung bis dahin gemerkt hätte. Erst jetzt rief es uns Halt, da es kaum auf Schußweite von der Gorita entfernt war; aber die mexikanische Garnison schlief noch fest und konnte nicht erweckt werden. Da wollte der Schiffseigenthümer sein Fahrzeug auf den Grund fahren lassen; ich merkte alsbald sein Vorhaben und hielt ihm die geladene Pistole vor; nun stand er von jedem weiteren Fluchtversuch ab und ergab sich ruhig in sein Geschick. Die Schaluppe kam von La Paz und führte Zucker, trockene Früchte und Tuch; was uns aber am meisten freute, war, daß sie einige Säcke Kartoffeln an Bord hatte, von denen wir sogleich einen Tribut erhoben.

„Allein an demselben Tage hätten wir leicht", fährt der Capitain der „Rosita" fort, „in die Hände der Feinde gerathen können. Während wir nämlich zwischen den Inseln und dem Festlande kavirten, glitten wir nahe bei einer kleinen Bucht vorbei; bald zeigten sich uns mehrere Indianerinnen am Ufer und winkten uns durch allerlei Geberden zu sich ein. Wir dachten keineswegs daran, ihren Aufforderungen zu folgen, da sie in der Nähe versteckten Mexikaner uns eben nichts Gutes versprachen; aber während wir uns an diesem Schauspiel erfreuten, wurde die „Rosita" gegen unseren Willen der Küste zugetrieben und wäre sicher wieder in die Hände ihrer ersten Besitzer gekommen, wenn nicht zur rechten Zeit ein günstiger Wind gerettet hätte. Zum großen Aerger für unsere Feinde entgingen wir glücklich der Gefahr."

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 7 der Magazins.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

I.

(Fortsetzung und Schluß.)

Kaffee- und Theeschenken. — Kartoffelbrater. — Bonbons-Verkäufer. — Pferdefleischhändler.

Der Händler mit warmem Kaffee, der saloup-(Schlampe-) Händler, wie man ihn in der Volkssprache nennt, liefert dem größten Theile der Handwerker, Arbeitsleute und selbst derjenigen Personen, die in freier Luft arbeiten, die erste Mahlzeit. Er hat seine Stelle gewöhnlich an einer Straßenecke und soll immer vor dem Laden eines Theehändlers. Diese Dulsamkeit wird ihm als Gegendienst für die Einkäufe, die er bei Letzterem macht, bewie-

Digitized by Google

fen. Man findet die Kaffeeschenken in allen Vierteln Londons, auf allen Märkten, in allen Straßen, die von Arbeitern passirt werden. Der beste Platz in ganz London für den Handel mit warmem Kaffee ist an der Ecke der Duke- und Orford-Street; denn der Handelsmann, der ihn innehat, nimmt zur Morgenzeit gegen dreißig Stück pennyweise ein.

Die Geräthschaft des Kaffeeschenken besteht in einem zwei- oder vierräderigen Handwagen; gewöhnlich bildet dieser die Form eines Tisches. Auf demselben stehen, über Kohlenlöchern, zwei, drei und selbst vier große zinnerne Kaffeekannen, jede zu fünf Gallonen. Unter dem Tische sind mehrere Körbe für Brod, Butter, Kuchen u. s. w. angebracht. An der Ende endlich steht eine kleine Wanne, welche zum Ausspülen des Geschirrs dient. Das größte Etablissement dieser Art ist das, wovon ich schon oben gesprochen habe. Es ruht auf einem vierrädrigen, heiligrün angestrichenen Wagen; die Kaffeekannen, hier an der Zahl, sind von Zinn, spiegelblank geputzt und mit erhabenen Kupferverzierungen. Des Abends wird es durch eine große Oellaterne erleuchtet und mit einem wachsleinenen Schirmdache bedeckt. Einige dieser Etablissements sind auch noch mit einer getheerten Leinwand umgegen, die den Besitzer und seine Kunden vor der kalten Morgenluft schützt. Es giebt einige Händler, die ihren Kram schon um Mitternacht eröffnen; andere thun dies erst um vier oder fünf Uhr Morgens; erstere spekuliren auf eine Kundschaft, die aus Nachtschwärmern und öffentlichen Mädchen besteht; letztere rechnen nur auf die Arbeiter. Sie verkaufen gewöhnlich Thee und Kaffee, bisweilen auch Schokolade; die Meisten entnehmen den Thee, Kaffee, Zucker pfundweise aus dem ihnen zunächst gelegenen Laden; einige Bessergestellte haben Vorräthe. Alle nehmen Kaffeebohnen, mahlen sie zuhause und thun eine gute Portion Cichorien hinzu, etwa drei bis sechs Unzen auf das Pfund. Der Artikel, welcher am besten geht, ist der Kaffee: es ist vielleicht nicht ein Kaffeeschank unter hundert, der Thee verkauft, und man findet darunter nur ein Dutzend, die sich mit Schokolade abgeben.

Wie die anderen hucksters, so sind auch fast alle Händler mit gekochtem Kaffee gezwungen, die zu ihrem Geschäfte nöthigen Gelder zu borgen; das dies nur zu hohen Zinsen geschehen kann, steht nach dem Beispiele der vorher erwähnten Industriezweige zu erwarten. Mir ist ein Mann bekannt, der kein anderes Geschäft betreibt, als dem Kleinhandel gegen jwanzig Prozent wöchentliche Zinsen zu frediiren. Es ist schon einmal wegen Diebesthehlerei deportirt gewesen, dessenungeachtet soll er aber doch noch in seinem schändlichen Handwerk fortfahren. Im Durchschnitt kann man den Verdienst des Kaffeehändlers auf zweihundert Prozent veranschlagen. Die besten Verkaufstage sind Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, die Markttage; die beste Jahreszeit für den Handel ist der Sommer. Bei regnerischem und kaltem Wetter, wenn wenig Leute auf den Straßen sind, ist die Einnahme häufig sehr schlecht; dennoch kann man den Verdienst mit einem Pfo. Sterl. wöchentlich annehmen. Heutzutage ist der Kaffeehandel ein schwer fortzubringendes Geschäft. „Wir sind zu viel", sagen fast alle Händler, „wir sind jetzt anderer zwei, die das Brod eines Einzigen essen." Als dieser Handel auffam, konnte man wenigstens in einer Nacht acht Stil. einnehmen; heute nicht mehr als drei Schilling.

Einer von ihnen erzählte mir seine Existenz folgendermaßen: „Ich war Arbeitsmann und hatte bei den Maurern, Zimmerleuten und Ziegelbrennern gearbeitet. Ich wurde arbeitslos. Nach sechs Monaten wußte ich nicht mehr, was ich thun sollte, um meine Familie zu ernähren. Als ich mich entschloß, mein Brod auf der Straße zu verdienen, war die Noth aufs höchste gestiegen; wir starben fast vor Hunger. Viele Leute würden zu stolz seyn, ein solches Gewerbe, wie dieses, zu betreiben; ich aber war zu Allem bereit, wenn ich nur mein Brod ehrlich verdiente. In meiner Jugend hatte ich für meinen Brodherrn Grünkram, Aepfel, Orangen, Radieschen u. dgl. in den Straßen verkauft, und ich entschloß mich in meinem Alter, Kaffee zu verkaufen. Ich ging zu einem Zinngießer und bezahlte ihm zehn Schilling sechs Pence für eine kleine neue Kaffeekanne. Damit war es aber nicht genug; ich mußte nun auch eine Stelle haben, um meinen Ausschank eröffnen zu können. Schon zweifelte ich daran, eine solche zu finden, denn ich hatte überall vergeblich angefragt, als ich erfuhr, daß ein Mann, der viele Jahre an einem Markte gestanden hatte, krank geworden und nicht mehr im Stande sey, den Handel fortzuführen: ich erbielt seine Stelle, und das ist das meiste Glück, was ich in meinem Leben gehabt habe. Ich verdiene jetzt zwanzig Schilling, während ich früher nur zehn erwarb. Wenn ich nur fünf oder sechs Pfo. Sterl. hätte, so wäre ich wegen meiner Existenz ganz außer Sorge; ich würde zehn Schill. wöchentlich abzahlen. Ich habe aber jetzt keine Mittel in Händen, und darum mache ich nur halb so viel Geschäfte, als mein Vorgänger."

Der Irish fruit-stall Keeper, der irländische Obsthändler, bildet eine ganz verschiedene Klasse unter denjenigen, welche Lebensmittel in den Londoner Straßen verkaufen. Dieser Industriezweig wird übrigens hauptsächlich nur von Frauen und Kindern betrieben, denn er wirft kaum so viel ab, daß man auf die elendeste Art davon leben kann. Seine gewöhnlichen Artikel sind Aepfelsinen, Citronen, Kastanien und Nüsse, Früchte, die sich lange halten und die nur einen wöchentlichen Verdienst von höchstens vier Schill. abwerfen. Unter den Irländerinnen sind nur sehr wenige, welche die Buchstaben des Alphabets kennen, fast alle sind äußerst unwissend.

Der Handel mit gekochten Kartoffeln ist vortheilhafter, als der vorige, aber er dauert nur sechs Monate im Jahre. Die Kartoffeln werden bei den Gärtnern zum Preise von fünf Schill. sechs Pence der Centner gekauft. Es sind gewöhnlich sehr große Kartoffeln, von welchen zwei oder drei auf's Pfund gehen. Die, welche am liebsten genommen werden, sind die unter dem Namen French regents bekannten. Man sucht die Kartoffeln aus; die großen und die mit dicker Schaale werden, als die möglichen, besonders gelegt. Man zählt gewöhnlich zweihundertachtzig bis dreihundert Kartoffeln auf einen Centner. Der buckster wäscht zuerst die Kartoffel, trocknet sie dann mit einem Tuche sorgfältig ab und bringt sie darauf zu fünfundzwanzig bis dreißig Pfund zum Bäcker, der sie so, wie sie sind, in den Backofen schiebt und sie in ihrem eigenen Salz gar kochen oder vielmehr backen läßt. Diese Operation dauert ein und eine halbe Stunde und kostet ungefähr neun Pence der Centner. Aus dem Backofen bringt der buckster seine Waare, sorgfältig in ein Tuch gewickelt, damit sie nicht kalt werden, nach Hause und setzt sie in seine Kantine. Dies ist ein gewöhnlich auf vier Füßen stehendes zinnernes Gefäß. Es hat eine große Handhabe und zwischen den Füßen ein kleines Kohlenbecken, um die Kartoffeln warm zu erhalten. Unmittelbar über diesem Heerde ist ein Behälter mit warmem Wasser, der gleichfam als doppelter Boden in der Kantine verborgen ist. Auf den Seiten der Kantine sind zwei Behälter, eines für Salz und Butter, ein anderes für das Brennmaterial, angebracht. Die Kantinen sind bisweilen polirt, bisweilen roth angestrichen und mit kupfernen Verzierungen beschlagen. Mehrere sind ganz von Kupfer und sehr schön, und man setzt einen großen Stolz darin, sie immer recht blank zu halten. Im New-Cut habe ich die größte Kantine gesehen. Sie war ganz von Kupfer, sehr sorgfältig polirt und Abends durch zwei sehr elegante Laternen erleuchtet. Die Kantine allein kostete fünf Pfo. Sterl.; der gewöhnliche Preis ist fünfzig Stilling.

Man schätzt die Zahl der Personen, welche diesen Handel treiben, auf hundertundfunfzig. Die Geschäftsthätigkeit hängt sehr von der Witterung ab; ist es kalt und trocken, so geht der Handel gut, wenn es jedoch regnet, so werden fast gar keine Geschäfte gemacht. Der stärkste Absatz ist am Tage von halb elf bis zwei Uhr und Abends von fünf bis elf Uhr oder bis Mitternacht. Der Abendverkauf ist immer der bedeutendste. Die Konsumenten gehören allen Klassen der Gesellschaft an; die größte Zahl jedoch bilden die Arbeiter. Die Irländer essen die Kartoffeln sehr gern, aber sie gelten für schlechte Kunden, weil sie immer die größten haben wollen. Drei reichen übrigens hin, um auch den stärksten Appetit zu stillen. Ein Händler, der in Smithfield etablirt ist, soll an den Markttagen zwei und einen halben Centner, das sind neunhundert oder tausend Kartoffeln, verkaufen, die mehr als zwei Pfo. Sterl. pfennigweise einbringen. Man versichert mir, daß jeder Kartoffelhändler durchschnittlich täglich einen Centner verkaufe; das macht bei zwanzigjährig Händlern mehr als sieben Schiffslasten (à zwanzig Centner) täglich. Die Leute, welche sich mit diesem Handel abgeben, haben in der Regel in anderen Gewerben nicht fortkommen können; man findet jedoch einige unter ihnen, die in der Zeit vom April bis August, wo der Handel nicht geht, ihren eigentlichen Gewerbe obliegen.

Eine andere Klasse der hucksters bilden die vendors of cough drops (Husten-Tropfen), die Theriakshändler oder die Händler mit Brustbonbons. Sie kaufen die Ingredienzien, aus welchen ihre Waare besteht, an verschiedenen Oertern: die Kräuter zu Covent-garden, den Zucker beim Gewürzkrämer. Sie können übrigens bei der Zubereitung ihrer Waare nur Rohzucker anwenden, denn der raffinirte würde nicht kandiren. Durchschnittlich verbrauchen sie jeden Tag sechs Pfund Zucker und für vier Pence Kräuter. Bei sich im Hause verkaufen sie ihre Waare zu einem halben Penny die Unze, auf der Straße aber um das Doppelte theurer, so daß sie ungefähr sechs Stil. täglich einnehmen. Davon verbleibt ihnen nach Abzug der baaren Auslagen ein reiner Verdienst von zwei Stil. seben Pence. Diese Leute arbeiten mit ihren eigenen Kapitalien. Um sich zu etabliren, sind wenigstens drei Pfo. Sterl. zur ersten Einrichtung erforderlich; der Destillirkolben kostet allein ein Pfo. Sterl. Sie destilliren aus verschiedenen Kräutern Liqueure, und in diesen wird der Zucker gekocht, der, wenn er erkaltet ist, die Brustbonbons liefert. Bei Regenwetter nimmt diese Zuckerwaare schnell ab, sie schmilzt, wird unansehnlich und kann nicht eher wieder verkauft werden, als bis sie zum zweitenmale aufgearbeitet worden ist. Hoborn gilt als das beste Stadtviertel für diesen Handelsartikel. Eine der Nothwendigkeiten des Geschäfts ist, daß die Händler selbst sagen, von dem Augenblicke an, wo der Verkauf beginnt, bis zum Ende desselben, immer die Zunge in Bewegung zu halten. Auch scheinen die meisten so ermüdet nach Hause zurück, daß sie kaum sprechen können. Es ist beinahe unmöglich, die unendlichen Redensarten wiederzugeben, die sie an das Publikum richten, um die Vortrefflichkeit und Wirksamkeit ihrer Waare gegen Schnupfen, Katarrh, Engbrüstigkeit u. s. w. zu rühmen. Nach ihrer Behauptung sind ihre Bonbons ein Universalmittel gegen alle Brustkrankheiten. Der Mann, welchem ich den meisten Aufschluß über diesen Industriezweig verdanke, war von seinen Aeltern zum Sänger ausgebildet worden und in seinen jüngeren Jahren hatte er auch in den Konzerten und Chören mehreren Theater figurirt. Aber seine Stimme mutirte, und er bekam sie nicht wieder; er mußte sich deshalb zu einem anderen Gewerbe entschließen und versuchte einen Handel mit allen Aleidern. Diesen mußte er wieder aufgeben, weil seine Fonds nicht ausreichten, und nun warf er sich auf den Obsthandel. Auch hierin hatte er kein Glück; er unternahm zuletzt den Handel, welchen er gegenwärtig betreibt. Bei Eröffnung seines Geschäfts war er mit einem anderen Manne zur Hälfte associirt, da er aber einsah, daß er in der Association nicht genug verdienen konnte, um seine Familie durch die Welt zu bringen, so entschloß er sich, allein zu arbeiten. Um sich die Fonds, deren er bedurfte, zu verschaffen, nahm er zu einem originellen Mittel seine Zuflucht. Er hatte nämlich bei einem Gewürzkrämer einen ziemlich bedeutenden Kredit gefunden; diesen benutzte er: er entnahm mit einemmale eine gewisse Menge Waare und versetzte sie bei seinen Darlehnsgebern als Unterpfand. Mit dem Gelde, das er durch dieses Manöver erhielt, richtete er einen kleinen Laden ein, der seit seiner Eröffnung wöchentlich einen reinen Verdienst von fünf Stil. eingebracht hat. Die Frau versieht das Ladengeschäft, während der Mann auf der Straße seinem Verdienste nachgeht. Auf die Weise verdienen beide wöchentlich zwölf Stil., von welchen ihnen nach Abzug der Wohnungs- und Ladenmiethe, die wöchentlich

vier Shill. beträgt, noch acht Shill. zum Unterhalt von sieben Personen: Mann, Frau und fünf Kindern, übrigbleiben.

Die Händler mit gekochten Hammelfüßen sind größtentheils ausgemachte Säufer, und man kann sie zu den ärmsten Klassen rechnen. Es gehört ein Kapital von ungefähr zehn Shill. dazu, um diesen Handel unternehmen zu können. Im Winter sind die Hammelfüße von guter Qualität, im Sommer aber findet man viele schlechte darunter, die nur zur Nahrung für Hunde verkauft werden können. Mehrere Händler suchen ihre Kundschaft besteht im Allgemeinen aus Vagabunden, überlichen Frauenspersonen und Zuhteuten.

Die Händler mit Fleisch für Katzen und Hunde kaufen ihre Waare in den Etablissements der Abdecker, deren es in und um London etwa zwanzig giebt. Man kauft hier todte und lebendige Pferde. Zu diesem Behufe werden mit den Brauern, Kohlenhändlern und Zuhteuten Kontrakte abgeschlossen. Der gewöhnliche Preis für ein altes kraftloses Pferd schwankt zwischen zwei Pfd. Sterl. und funfzig Shillingen. Die Abdecker haben auch Verbindungen in den Provinzen mit den Sattlern, Schmieden u. s. w., welche ihnen die todten oder entkräfteten Pferde schicken oder zuführen. Die todten werden auf Karren fortgeschafft, hinter welchen man diejenigen, die sich noch auf den Beinen erhalten können, so befestigt, daß eines hinter dem anderen geht. Bisweilen sieht man Reihen von vierzehn oder funfzehn dieser armen auf solche Weise zur Schlachtbank geführten Thiere. Wenn sich unter ihnen zufällig eines befindet, das noch jung ist und welches irgend ein Unfall zum frühzeitigen Tode verdammt hat, so bringen es die Abdecker in den Stall, pflegen es, stellen es wieder her, wenn es möglich ist. Mehr als ein schönes Pferd ist so gerettet worden, und es kömmt vor, daß ein Pferd, für welches der Abdecker funfzehn Shill. gegeben hat, nachher von ihm für hundertundfunfzig Pfd. Sterl. verkauft wird. Bisweilen werden junge flätige und gefährliche Pferde, die sich weder reiten, noch in den Wagen spannen lassen wollen, den Abdeckern verkauft; diesen gelingt es häufig genug, gute und brauchbare Thiere aus ihnen zu machen. Die Pferde werden von gewissen Personen, die unter dem Namen knacker bekannt sind und ungefähr vier Shill. täglich verdienen, geschlachtet. Hier sie beginnt die Arbeit um Mitternacht; dies geschieht deßhalb, damit noch vor sechs Uhr Morgens das Fleisch schon gekocht sey, um zu rechter Zeit an die Händler geliefert werden zu können. Man fängt damit an, dem Pferde, das geschlachtet werden soll, den Kamm so genau, als möglich abzuschneiden; dann bindet man es mit einem in Bier getauchten Schürze, damit es den Mann, durch welchen es todtgeschlagen werden soll, nicht sehen könne, und tödtet es mit einem einzigen Schlage vor den Kopf. Wenn das Thier zur Erde gestürzt ist, so schindet man es und schneidet es in Viertel. Die Knochen, rael, wie die knackers sie nennen, werden gebrochen und in siedendes Wasser geworfen, damit das Fett herausköche, welches sich ganz vorzüglich zu einer Schmiere für Wagen und Pferdegeschirr eignet. Die ausgekochten Knochen werden nachgehends noch als Dung verkauft. Was das Fleisch betrifft, so wirft man es in große kupferne Pfannen, die ungefähr neun Fuß Durchmesser und vier Fuß Tiefe haben. Jeder Behälter kann drei zerschnittene Pferde in sich aufnehmen; mitunter reichen schon zwei große Brauerpferde hin, ihn zu füllen. Zum Kochen des Fleisches sind, wenn das Pferd getödtet worden, ungefähr ein und eine Viertelstunde, wenn das Thier aber an einer Krankheit gestorben ist, zwei oder zwei und eine halbe Stunde nöthig. Wenn das Fleisch gar ist, so giebt man es aus den Kesseln heraus, breitet es auf dem feinernen Fußboden aus und begießt es mit kaltem Wasser, um es rasch abkühlen; dann zerlegt man es in Stücke zu einem oder zu einem halben Centner, zu 28, 21, 14, 7 und 3½ Pfunden; zuletzt bringt man es mit Karren zu den Händlern, wenn diese nicht selbst kommen, es von sechs Uhr Morgens bis Mittag zu holen. Im Winter wird der Centner gekochtes Pferdefleisch mit vierzehn, im Sommer aber mit sechzehn Schillingen verkauft. Zwölf Pfund Eingeweide kosten sechs Pence. Alles Fleisch ist nur für Katzen und Hunde. Die Händler tragen es nun durch die Stadt zu ihrer Kundschaft; sie verkaufen es in Stücken zu einem Farthing, einem halben Penny und einem Penny. Es giebt Händler, welche bis zu einem Centner täglich absetzen; im Durchschnitt kann man einen halben Centner täglich auf einen Jeden von ihnen rechnen. Wie bei den meisten der vorher erwähnten exzentrischen Industrieweige, so sind auch hier die Leute, welche sich dem Verkaufe des Pferdefleisches widmen, solche, die anderswo kein Glück gehabt haben. Nur einige sind bei dem Geschäftsbetriebe groß geworden; als Kinder halfen sie den Karren schieben und die Kunden bedienen; später suchten sie sich, mit einem Korbe auf dem Kopfe, eine eigene Kundschaft, bis sie zuletzt sich einen Karren anschaffen konnten. Karren, Korb, Wage, Gewichte, Messer und Wetzstein kosten neu zwei Pfd. Sterl. Man kann rechnen, daß in und um London gegen dreihundert Pferdefleischhändler existiren. Eine einzige Abdeckerei versorgt ihrer hundert, und man berechnet, daß hier beinahe hundertundfunfzig Pferde wöchentlich geschlachtet werden. In sämmtlichen Abdeckereien werden ungefähr neunhundert bis tausend Pferde wöchentlich geschlachtet, die durchschnittlich, ein jedes zwei Centner, 200,000 Pfund Fleisch liefern, das allwöchentlich von den Hunden und Katzen Londons konsumirt wird. Die Abdecker werden bei ihrem Geschäft in kurzer Zeit reiche Leute; die meisten ziehen sich nach wenigen Jahren davon zurück und werden Landeelleute. Ich kenne selbst einen, der nach zweijähriger Arbeit sein Geschäft aufgegeben hat und gegenwärtig drei große Meiereien besitzt. Unter den Händlern findet man Männer, Frauen und Kinder; letztere machen jedoch wenig Geschäfte. Fast alle sind dem Trunke ergeben; man kann annehmen, daß von dreihundert gewiß zweihundert in den Schenken zuhause sind, wo ein Jeder von ihnen wenigstens wöchentlich ein Pfd. Sterl. ausgiebt. Hiernach zu urtheilen, kann ihr Verdienst verhältnißmäßig nicht gering seyn; sie haben in der That nur einen Penny Profit an dem Pfunde, aber wenn man bedenkt, daß es Händler giebt, die über einen Centner Fleisch täglich verkaufen, so giebt das für sie wenigstens einen Reinertrag von neun Shill. täglich. Man spricht von einem Händler, der sich schon über tausend Pfd. Sterl. erspart haben soll; er verkauft aber auch beinahe zwei Centner Fleisch täglich. In neuester Zeit gehen die Geschäfte jedoch weniger gut; die Konkurrenz ist zu groß. Einer von ihnen versicherte mir, daß er des Tages dreißig bis vierzig engl. Meilen in den Straßen Londons machen müßte, um nur einen einigermaßen befriedigenden Absatz zu haben. Die besten Stadtviertel sind die, wo Kleinhändler und Arbeiter wohnen. Die alten Jungfern sind die schlechtesten Kunden, weil sie das Fleisch immer zum niedrigsten Preise haben wollen, viel auf Borg nehmen und im Bezahlen sehr saumselig sind. Ueberhaupt beklagen sich die Pferdefleischhändler sehr über die Geldverluste, die sie durch das Kreditgeben erleiden. „Einer meiner Kunden schuldet jetzt funfzehn Shill.“, sagte ein carrier zu mir, „und ich habe viele, die mir zehn Shill. schuldig sind; wer weiß, ob ich einen Penny bekomme.“ — Die carriers haben Kunden, die ihnen bis zu zehn Pence Waare täglich abnehmen. Ein vornehmer Herr kauft täglich vier Pfund Fleisch für zwei schöne Neufoundländer, und man erwähnt in den Traditionen dieses Handels einer Frau, einer Negerin, die sich alle Tage für sechzehn Pence Fleisch bringen ließ. Sie stieg damit auf das Dach des Hauses und warf es den Katzen von der Dachrinne aus zu. Mit der Zeit hatte sie alle Katzen des Stadtviertels herbeigelockt, so daß viele Nachbarn sich wegen des grünzeitlosen Skandals bei der Polizei beklagten. Es muß auch eine wahre Plage gewesen seyn. Man mußte dieser sonderbaren Frau das Fleisch vor zehn Uhr Morgens liefern, und zwischen zehn und elf Uhr war das Geschrei und Gebrüll der Katzen fürchterlich. Der Lärm und der Kampf, welcher sich nun erhob bei der Fleischvertheilung erhob, war kaum zu beschreiben. Ein Bierschänker erklärte vor der Gemeindebehörde, daß er genöthigt wäre, fünf oder sechs Hunde zu halten, um die Katzen von seiner Wohnung zu verjagen. Man erwähnt auch noch eine alte Närrin von Islington, die täglich vierzehn Pfund Fleisch kaufte. Sie hatte zuweilen zwanzig bis dreißig Katzen in ihrem Hause; sie nahm alle auf, die zu ihr kamen. Der Geruch von diesen Thieren wurde so arg, daß die Polizei es für Pflicht hielt, einzuschreiten.

Auch alle carriers tragen kadicke Häte, Westen mit schwarzen Plüschkrempeln eine blaue Schürze, Manschettenhosen und ein blaues, weiß gestepftes Halstuch. Es giebt welche, die zwei oder drei solcher Halstücher tragen, so daß es scheint, als wenn sie dies in ihrem Kreise für ganz besonders salonfähig halten. Freitags kommen die meisten auf dem Esskmarkte von Smithfield zusammen und verbringen nachher den Abend in einer benachbarten Schenk.

Der Händler, welchem ich den größten Theil dieser Bemerkungen verdanke, schien in einer besseren Lage zu seyn, als irgend ein Individuum der unteren Klassen, die ich kennen gelernt habe. Er bewohnte ein Zimmer in der zweiten Etage nach vorn heraus in einem anständigen Stadtviertel. Es war schon etwas spät, als ich mich bei ihm einfand. Die Familie wollte eben Abendbrod essen; er saß in einem großen und hübschen Mahagoni-Lehnstuhl, seine blaue Schürze und sein Nachthalstuch war verschwunden, statt dessen war er mit einer schwarzen seidenen Weste und einem blauen Rocke bekleidet. Seine Frau war hübsch und jung und hatte sehr einnehmende Manieren; sie hatte ein fast elegantes graues Merinokleid an. Der Fußboden war mit einem sehr hübschen Teppich bedeckt, und in einer Ecke sah man eine Wiege von Mahagoni, worin das jüngste Kind schlief. Der Tisch war mit einem schneeweißen Tuche gedeckt, und man verspürte im Zimmer den Duft des roastbeef und der Kartoffeln. Seitdem ich meine Wanderungen unter den niedersten Schichten der Gesellschaft angefangen, habe ich wirklich nirgends ein solches Komfort in der Wohnung eines Armen gefunden.*)

Australien.

Erinnerungen aus Sydney.

Unter diesem Titel hat ein Herr Peck in London ein Buch herausgegeben,**) welches zwar zunächst für Auswanderer nach Australien bestimmt ist, aber auch Manches enthält, was auch für das größere Publikum von Interesse seyn wird. Es werden darin eine Menge Details über die Hauptstadt der südlichen Hemisphäre mitgetheilt, die sich durch ihre Märkte, ihre Hotels, ja, sogar durch ihre Kabrioletz und Omnibus den blühendsten Ortschaften des Mutterlandes an die Seite stellt. Als Beispiel möge folgende Beschreibung des renommirtesten Gasthofes in Sydney dienen:

„Das Royal Hotel in der Nähe des Postamts ist das größte und beste Wirthshaus in Sydney. Es ist ein schönes, hohes, steinernes Gebäude, dessen Eingang mit einem von dorischen Säulen getragenen Portikus versehen ist. Ueber dem Portikus läuft eine Veranda längs der ganzen Fronte des Hotels, und eine andere ist im zweiten Stock angebracht. Wenn man das Hotel betritt, kann man sich in eines der zahlreichen, wohnmöblirten Zimmer zurückziehen, und der Kellner wird bald die verlangte Erfrischung besorgen, man möge nun

*) Eine Fortsetzung dieser Darstellungen folgt gelegentlich.

**) Recollections of Sydney. By B. C. Peck. London, 1850.

Digitized by Google

eine Flasche Champagner oder einen stone fence bestellen. Ein stone fence (steinerner Zaun), geliebter Leser, ist ein Glas Ale, mit einer Flasche Ingwerbier vermischt — ein sehr angenehmes Getränk für ein warmes Klima. So erreicht, begeben wir uns nach dem Billardzimmer und sehen dem Spiele zu oder nehmen selbst daran Theil, wenn wir es nicht vorziehen, in unserer Privatstube zu bleiben und über die außerordentliche Anzahl der in Sydney befindlichen, zum Verkauf von Spirituosen konzessionirten Lokale, die haben bezahlten Miethen und den mit diesem Industriezweige verbundenen Gewinn nachzudenken. Zu der Stadt und dem Distrikt Paramatta waren nicht weniger als neunundfunfzig Anmeldungen um Erlaubniß zum Ale- und Bierschenken für das mit dem 1. Juli 1849 beginnende Jahr eingegangen. Wir haben die Ehre der in Sydney auflästigen Gastwirthe nicht zur Hand, aber wenn wir uns recht erinnern, zählt sie gegen zweihundert Namen. Die Bierhäuschen und Läden sind gut eingerichtet, und zwar nicht allein in Sydney, sondern auch in Bathurst, Maitland, Goulburn und anderen Städten von Bedeutung."

Es giebt kaum eine Klasse von Emigranten, der Auktrulien nicht günstige Aussichten darböte, mit Ausnahme von Leuten ohne Kapital oder ohne den Fleiß, der zur Erwerbung von Kapitalien führt. Den Ackerbauern, die den nützlichsten Theil der Kolonisten bilden, erhellt unser Berfasser einige schätzenswerthe Rathschläge. „Großbritannien", sagt er, „hat eine Sklavlosigkeit von Auswanderern nach der anderen abgestandt, aber noch immer ist ein weites Feld offen; die Nachfrage nach Arbeitern hat nicht aufgehört, und sorgsame Hirten, Landwirte und Handwerker haben eine glückliche Zukunft zu erwarten. Söhne von englischen Pächtern, mit einem Kapital von 200 bis 300 Pfd. Sterl., Männer, die an das Landleben gewöhnt und unter den Augen ihrer Aeltern aufgewachsen sind, werden am besten in dieser Kolonie fortkommen. Sie werden auf die nothwendigen Erfahrungen des Ackerbaues vorbereitet seyn, und eine doppelte Aerndte wird ihren Fleiß belohnen. Wir können solchen Auswanderern keinen besseren Rath geben, als bei ihrer Ankunft ihr Kapital auf zwei oder drei Jahre in einer der Sydneyer Banken niederzulegen, sich in das Innere zu begeben und als Gehülfen bei einem erfahrenen Ansiedler in Dienste zu treten. Nach Ablauf dieser Zeit wird es ihnen leichter seyn, sich Land und Viehstand anzuschaffen, ohne betrogen zu werden. Es finden sich leider gar zu viele gewissenlose Menschen in Neu-Süd-Wales, welche sich nur auf Kosten der Unkömmlinge zu bereichern suchen. Wenn der Kolonist nicht auf seiner Hut ist, so wird er zu spät entdecken, daß er Ländereien gekauft hat, die in der Regenzeit unter Wasser stehen oder auch ganz von Wasser entblößt sind, oder er wird finden, daß das Recht des Verkäufers auf das von ihm erworbene Land zweifelhaft ist, indem das Grundeigenthum an manchen Stellen dem Besitzer mehr als ein halbes Dutzendmal gewechselt hat. Es ist daher höchst nothwendig, das Land oder die Herden vor dem Ankauf persönlich zu untersuchen."

Ueber das Klima von Sydney bemerkt Herr Peck Folgendes: „Das Wetter ist in Sydney meistens sehr schön und angenehm; die Sonne glänzt am wolkenlosen blauen Himmel und labt die Bevölkerung mit der Wärme ihrer nicht zu drückenden Strahlen. Das schöne Wetter dauert fast ohne Unterbrechung sechs oder sieben Wochen lang, wo dann auf einige Tage Regen eintritt, nach welchem die kothigen Straßen bald von der Sonne und dem Winde getrocknet werden. Nicht selten stellen sich heiße, sehr drückende Winde in Sydney und anderen Theilen von Neu-Süd-Wales ein. Während der großen Dürre von 1838 wehte ein heißer Wind in Bathurst drei ganze Wochen über. Die Richtung desselben ist gewöhnlich von Nord-Westen, mit merkwürdigerweise kommen auch die kalten, trockenen Winterwinde aus derselben Himmelsgegend. Es wird fast als Regel angenommen, daß der Abend eines Tages mit heißem Nordwinde eine südliche Brise verbreitet, die nicht nur durch den Kontrast, sondern in der That äußerst kalt ist, indem sie von den australischen Alpen kömmt, die stets mit Schnee bedeckt sind. Die Hitze in Sydney ist groß, allein der regelmäßig eintretende Seewind belebt den erschlafften Körper wieder und erhält die Einwohner in vollkommener Gesundheit und Frische. Der höchste Punkt, den das Thermometer je in der Sonne erreicht hat, ist 127 Grad Fahrenheit (= 42½ Gr. Réaumur). Dies ereignete sich am 16. Januar 1837.

„Im Mai und Juni beginnt der Winter, es wehen rauhe westliche Winde, die Blumen welken, die Blätter fallen, und die Regengüsse sind heftiger, als während des Sommers; aber Frost und Schnee zeigen sich selten in Sydney. Der Heilsamkeit des Klimas kann man die lange Lebensdauer der Kolonisten zuschreiben, und von diesem Umstande rühren auch wohl zum Theil die körperlichen Reize her, welche die Mehrheit der jüngeren Frauenzimmer von Neu-Süd-Wales auszeichnen." (C. M.)

Mannigfaltiges.

— Berthold Auerbach's neuere Arbeiten im Auslande. Bemerkenswerth ist die Uebereinstimmung, mit welcher sich die englische und die französische Kritik gegen die neuere Richtung dieses Schriftstellers ausspricht, in dessen Anerkennung sie hinter der deutschen Kritik nicht zurückgeblieben war. Es scheint, als ob der große Kind, den Berthold Auerbach in sehr kurzer Zeit durch einige Arbeiten sich erworben, schon im Abnehmen wäre und in eben so kurzer Zeit wie ein Nebelbild verschwunden seyn werde. Nicht gehört hat der Dichter auf die Worte seiner deutschen Freunde, die ihn vor den Verlockungen der sogenannten Volkspartei in der Politik und vor dem gottesleugnerischen System seines angeblichen Spinozismus in der Philosophie warnten: Aber was seine Freunde vorhergesagt, das bestätigt jetzt die Oberflächlichkeit, mit welcher das deutsche Publikum sein Trauerspiel „Andreas Hofer" liest oder vielmehr nicht liest, und das bestätigen die Verurtheilungen, die seine neuesten Arbeiten gleichheitig in der Revue des deux Mondes (vom 1. August) und im Londoner Athenaeum (vom 31. August) finden. Letzteres sagt unter Anderem von den neuen Dorfgeschichten: „Das bloße Zeit-Interesse, das diese Erzählungen hatten, das aber bereits durch die Ereignisse seit 1848, also noch bevor sie gesammelt herausgegeben wurden, vernichtet war, ist gewissermaßen ein Krebsschaden an diesen Dichtungen, deren sonstige, dem Grunde des menschlichen Herzens entsprungende Naturfrische ihnen ein langes Leben zu verheißen schien. Kaum giebt es irgendwo ein schlagenderes Beispiel, als diese Erzählungen, daß sich poetische Schöpfungen nicht zu politischen Zwecken mißbrauchen lassen. Der poetische Stoff in diesen Dorfgeschichten, der von Anfang an für die meisten Leser außerhalb der württembergischen oder badischen Gränzen kein rechtes Interesse hatte, hat nun, nach Verlauf von drei Jahren seit ihrer ersten Publication, kaum noch irgend einen Reiz, selbst für die beschränkte Gegend des Schwarzwaldes." — Strenger noch spricht sich Herr St. René Taillandier in der Revue des deux Mondes aus: „Herr Auerbach", sagt er, „hat zwei sehr große Fehler begangen: als Publizist verkannte er seine Zeit und als Künstler den Zweck der Poesie. . . Herr Auerbach stellt uns in seinem „Andreas Hofer" einen Unterthan voll einfältiger Hingebung und einen fanatisch frommen Christen dar, der zuletzt von seinem Kaiser verlassen und an die Bayern (oder Franzosen) verrathen wird. Auf jeder Seite scheint der Dichter auszurufen: „„Sieht Du, wohin Dich Deine Hingebung führt, o Volk von Deutschland? Das sind die Früchte Deiner übergläubischen Anhänglichkeit an Deine Fürsten! Deine kindlichen Tugenden flößen Dir einen erheucheln Heroismus ein, und Du stirbst dafür in den Kasematten. Sey endlich ein Mann, erhebe Dich und kehre auf, Deinen Göhen zu opfern!"" — „Wahrlich", (fährt der französische Kritiker fort) „die Zeit war gut gewählt für ein Pamphlet dieser Art! Während jeder politische Glauben untergraben, jede Autorität erschüttert ist und der brutale Eigennutz überall an die Stelle treuer Hingebung tritt, that eine Predigt dieser Art wirklich noth! . . . . . O, wenn doch der bewundernswürdige Maler des Schwarzwaldes wieder zu seiner unverfälschten Natur sich wenden wollte! Möge er der politischen Theorieen sich doch ganz entschlagen, und möge er, um seinen Geist neu zu erfrischen, zurückkehren in die heilige Atmosphäre seiner Berge!"

Literarischer Anzeiger.

Bei George Westermann in Braunschweig ist erschienen:

HANDBUCH
DER ENGLISCHEN
NATIONAL-LITERATUR
von G. Chaucer bis auf die jetzige Zeit.

Dichter und Prosaiker.

Von
Dr. L. Herrig,
Oberlehrer an der Realschule zu Elberfeld, Mitglied der Cand. Soc. und der Pariser Gramm. Gesellschaft.

46 Bogen. gr. Lex.-Octav. Feines Velinp. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Obiges Handbuch liefert in wohlgeordneter Auswahl die Edelsteine der britischen Nationalliteratur und verdient im wahren Sinne des Worts den Namen eines Hausschatzes der englischen Sprache. Das Werk ist gleich nach Erscheinen in vielen Orten und in den namhaftesten Lehranstalten eingeführt worden, was der für den grossen Umfang beispiellos billige Preis sehr erleichterte. Es eignet sich dieser Hausschatz auch zu Festgeschenken für Erwachsene.

Hierbei empfehlen wir zugleich die beiden neuesten und besten englischen Wörterbücher von Odell Elwell (1½ Thlr.) und Williams (26 Ngr.). Sie verdienen den Vorzug durch die Aussprachebezeichnung der englischen Wörter und durch die Aufnahme der zahlreichen Amerikanismen.

Jede gute Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, bei Partiebezügen ausserordentliche Vortheile zu gewähren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlungen (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Laffar, Behrenstraße Nr. 53), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Donnerstag den 19. September 1850.

England.

Ueber den sozialen und politischen Zustand der Völker Europa's.

So eben überlieferte uns die englische Presse zwei Werke von großer Bedeutung, welche sich die Aufgabe stellen, die sozialen und politischen Verhältnisse Europa's, theils im Allgemeinen, theils mit speziellem Bezug auf die letzten beiden Jahre, zu beleuchten. Das eine, von Samuel Laing, führt den Titel: „Beobachtungen über den sozialen und politischen Zustand der europäischen Völker während der Jahre 1848 und 1849" und bildet eine „Zweite Folge" der „Bemerkungen eines Reisenden", von demselben Verfasser; das andere, „die soziale Lage und Erziehung der Bevölkerung Englands und Europa's", rührt von Joseph Kay her.*) Wir erlauben uns eine Besprechung dieser Werke und glauben unseren Lesern um so willkommener zu seyn, als es in unserer Absicht liegt, die genannten Verfasser so viel als möglich selbst redend einzuführen.

Gewiß sind die, welche sich für staats-ökonomische und Regierungsfragen interessiren, mit dem Geist und Stil der Schriften Laing's hinlänglich bekannt. Seine Werke über Norwegen und Schweden, seine „Bemerkungen" über die Länder Mittel- und West-Europa's und seine sinnreiche und klare Darstellung der durch Norge veranlaßten theologischen Bewegung in Deutschland haben ihm einen bedeutenden Ruf verschafft und seine Ansichten und Urtheile zu einer entscheidenden Autorität erhoben. Kay genießt einer geringeren Bekanntschaft, ist jedoch ein nicht weniger beachtenswerther Schriftsteller. Er lebt gegenwärtig in Cambridge, ist Rechtsgelehrter und gehört zu den Graduirten der dasigen Universität. Seine frühere Stellung als „Travelling Fellow" der Universität gewährte ihm Gelegenheit, die sozialen Verhältnisse seiner Heimat und verschiedener kontinentaler Länder während einer Reihe von Jahren zu beobachten und zu studiren. Seiner geistigen Natur nach steht er jenseits der Tragweite aller jener Einflüsse, welche zuweilen die Annahme extremer Ansichten zur Folge haben; eben so wenig erblicken wir in ihm ein äußerliches Motiv, welches ihn veranlassen konnte, etwa willkürlich ergreifend zu seyn oder einen Radikalismus zu lehren, der nicht wirklich echt wäre. Kay publizirt ein Buch, dessen merkwürdigste Eigenthümlichkeit zweifelsohne darin besteht, daß es durchweg mit einer Offenheit und Unumwundenheit des Ausdruckes, mit einer Bestimmtheit und Kühnheit des Tadels und mit einer Fülle und einem Eifer in der Auseinandersetzung des ihm ungesund und unhaltbar Scheinenden auftritt, wie wir es selten bei Autoren in seiner Stellung und von seinen Ansprüchen gesehen haben.

Weder Laing, noch Kay ist ein gewöhnlicher Reisender, noch haben sie ihre Werke in irgend einer der gewöhnlichen Absichten publizirt, um welche diese Art von Schriftstellern nur zu häufig bemüht ist. Keiner von Beiden geht darauf aus, glänzende Schilderungen von ersten Eindrücken zu geben oder merkwürdige, ihre Reise auszeichnende besondere Vorfälle zu erzählen. Beide haben fremde Länder besucht mit dem besten und weisesten Vorhaben von der Welt, nämlich aus eigener Anschauung die unterscheidenden Merkmale zwischen ihren eigenen Heimatsgenossen und der Bevölkerung einiger der größeren kontinentalen Staaten kennen zu lernen. Und zu einer solchen Mission hatten Beide ein ungemeines Geschick. Dranoch sind ihre Befähigungen von sehr verschiedener Art und Größe. Beide sind meistentheils von einem der gewöhnlichen Vorurtheile frei: sie zeigen weder Gehässigkeit und absichtliche Tadelsucht gegen ihre eigene Heimat, noch auch sprechen sie zu besonderen Gunsten der Länder, welche sie besuchen. Nichtsdestoweniger haben wir ein größeres Vertrauen zu der ruhigen Beobachtung Kay's als zu der streitsüchtigen und zuweilen doch einseitigen Kritik Laing's. Beide sind sehr genau mit den sozialen Verhältnissen ihrer Landsleute bekannt, — Jeder von ihnen scheint betrachtet dieselben von einem ihm eigenthümlichen Standpunkte aus. Laing überschaut die Oberfläche mit einem scharfen und umfassenden Blick; seine Hauptstärke besteht indeß mehr darin, zuweilen Ursachen zu entdecken, welche anderen Leuten nicht eben auffallen, als zu einem Schlusse zu gelangen, in welchem alle Elemente der Anschauung, Betrachtung und Beurtheilung zusammengefaßt sind. Sein Beobachtungstalent ist scharf, ohne gerade besonders geläutert zu seyn; sein Geist mehr kräftig und schlau, als viel umfassend und fein. Viele seiner Reflexionen sind so originell, daß sie sich fast zu förmlichen Entdeckungen erheben; und je weiter sie sich erstrecken, ein desto helleres und durchdringenderes Licht verbreiten sie. Kay ist weniger geschickt, als Laing. Er steht auf Einen Blick weder so viel, noch so genau. Aber er besitzt eine größere Detailkenntniß und weiß den Einfluß, welchen diese Details auf die allgemeinen Ursachen ausüben, besser zu würdigen. Er versteht es, die volle Bedeutung ausnahmsweiser Umstände abzumägen; auch selbst es ihm nicht an jener in der modernen Sozialphilosophie so oft übersehenen und geringgeschätzten Zähigkeit billiger und richtiger Unterscheidung, welche ihr eigenes Gewicht dem beilegt, was man den Beweis der präponderirenden Majoritäten nennen kann. Kay ist durchdrungen von dem hohen Werth der nach allgemeinen Ergebnissen gefällten Endurtheile und Endbestimmungen; nichtsdestoweniger weiß er aber auch eben so alle die Umstände zu würdigen, welche irgend einer achtbaren Minorität zum Stützpunkte dienen. Dies ist eine sehr glückliche Geisteseigenthümlichkeit des Verfassers, und viele seiner Schlüsse erhalten dadurch eine sehr kritische Autorität; zugleich ist es aber auch eine Eigenthümlichkeit, welche den Werth seines Buches in so fern erhöht, als es in Folge derselben einen allgemeinen und treuen Umriß der ganzen Frage in sich schließt. Wesentlich steht und empfindet Kay nur eine einzige Reihe der Erscheinungen, und demgemäß verleitet ihn seine scharfe und auf einen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit zur Uebertreibung.

Aeußerst wünschenswerth wäre es, wenn man beide Werke zusammen lesen wollte. Die Vorurtheile, Auslassungen, Eigenthümlichkeiten und Ansichten beider Verfasser ergänzen einander gegenseitig auf zweckmäßigste. Wenn der Leser durch die allgemeine und zuweilen sehr weitschweifige Philosophie Laing's, die sich durch Paragraphen von ungehörner Länge hinzieht, ermüdet worden ist, so mag er sich zu den aus den vollen Umständen geschöpften Zeugnissen, Thatsachen und Argumenten wenden, in welchen Kay den Ertsgenannten stets überlegen erscheint. Wenn er des ewigen Lobes überdrüssig ist, welches Laing der „Mittelklasse" und den „nützlichen Künsten" widmet, so kann er von Kay lernen, daß es ganze Bevölkerungen giebt, die sich einer wirklich hohen Kultur erfreuen, ohne daß sie eine sonderlich starke „Mittelklasse" besitzen, und trotzdem, daß sie viele jener im gewöhnlichen Sinne als „nützlich" bezeichneten Künste vernachlässigen. Laing macht sich des Verstoßes schuldig, daß er nicht alle an dem großen, von ihm analysirten Drama wesentlich betheiligten Personen in seine Darstellung aufgenommen hat. Seine Beschreibung der englischen Gesellschaft z. B. bewegt sich im Allgemeinen nur in den Kreisen der mittleren Stände. Die Mittelklasse ist für Laing in der That das, was den Thukidäischen Athenomen das primum mobile war. Er ist so vollständig ihr Schüler und ihr Apostel, daß er sehr selten dem Gebiet ihres Einflusses entschlüpft. Kay verfällt nirgends in diesen Fehler. Seine Auffassung und Zeichnung der Thatsachen ist viel philosophischer und zuverlässiger, als die von Laing, und er verstummt es zumal keineswegs, seine Leser davon in Kenntniß zu setzen, daß es neben der Mittelklasse in England auch ein Proletariat giebt, dessen Vorhandensyn eben gerade den eigentlichen Schwerpunkt der ganzen Frage ausmacht. Kurzum, die Spekulationen Laing's laufen ihrem Hauptinhalt nach darauf hinaus, die Gründe darzulegen, welche das Gedeihen der Mittelklasse fördern oder hemmen, während Kay vorzugsweise die Stellung derjenigen Theile der Bevölkerung im Auge hat, welche unterhalb der Mittelklasse ihr Leben fristet.

Beide Werke behandeln also eigentlich nur besondere Zweige und einzelne Richtungen der sozialen Fragen, so sehr sie auch das Ganze derselben zu erörtern gewillt sind. Jedes für sich betrachtet, dürfte den Leser, der ihnß folgt, leicht auf Abwege führen; beide, zusammengenommen, bilden eine der vollständigsten Darstellungen der Neugeit über den in Rede stehenden Gegenstand.

Versuchen wir es nun einmal, die Fragen, um deren Lösung willen Laing und Kay hauptsächlich fremde Länder besucht und die vorliegenden Werke geschrieben haben, in der kürzesten und einfachsten Form anzudeuten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Observations on the Social and Political State of the European People in 1848 and 1849; being the Second Series of the Notes of a Traveller. By Samuel Laing, Esq. Longman & Co.

The Social Condition and Education of the People of England and Europe. By Joseph Kay, Esq. M. A., of Trinity College, Cambridge, and late Travelling Fellow of the University of Cambridge. 2 vols. Same Publishers.

Mexiko.

Erinnerungen aus dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko.

Blokade, Einnahme und Besetzung von Mazatlan.

(Schluß.)

Am 3. Juni wurde die Fregatte, an deren Bord der Lieutenant Wise diente, nach Monterey geschickt, und als sie nach Mazatlan zurückkehrte, sollte dieses schon nicht mehr blokirt, sondern besetzt werden. Am 11. November kamen in

der That drei amerikanische Kriegsschiffe vor Magatlan und erreichten nach Sonnenuntergang die Inseln Benados; sie nahmen sogleich die ihnen zugewiesenen Stellungen ein. Der „Independence“ hielt sich in halber Schußweite vom Ufer, in gleicher Höhe mit Olas-Altas, der „Congreß“ ging in dem alten Hafen, der die alte Straße und die Garita beherrscht, vor Anker, während die „Espane“ die Offseite der Stadt in dem neuen Hafen beschießen sollte.

Die größte Ruhe herrschte während der ganzen Nacht in der Stadt; auf den feindlichen Schiffen wurden dagegen alle Vorkehrungen getroffen, die Häuser auf das erste Zeichen in Asche zu legen. Mit Sonnenaufgang wurde ein Parlamentär nach Magatlan geschickt, um ze zur Uebergabe aufzufordern; der Kommandant erwiederte, daß er dies nicht thun könne, daß er sich vielmehr mit seinen Truppen in sein Lager von Palos-Prietos begeben werde, wo er festen Fußes den Feind erwarten wolle. Nach Ablauf der vier Stunden Bedenkzeit, die man den Vertheidigern von Magatlan gelassen hatte, fingen die für die Landung bestimmten Compagnieen in nennundzwanzig Barken, welche sie übersetzen sollten; schon wurden die Geschütze gerichtet: als ein Unterhändler meldete, die mexikanischen Truppen hätten die Stadt verlassen, und die Einwohner würden dem Einzuge der Amerikaner keinen Widerstand leisten. „Kein Bajonett“, sagt Herr Wise, „ergitze sich; müßige Zuschauer füllten die Ufer der Bucht; zehn Minuten darauf wehte die amerikanische Fahne über Magatlan, und der „Independence“ begrüßte sie mit einundzwanzig Kanonenschüssen. Sodann wurden die Festschiffe und die bestgelegenen Orte vertheilt; die Soldaten zogen in Kolonnen, unter Musik, in die Thore der eroberten Stadt ein. Das Quartier, ein großes viereckiges Gebäude, das auf einer kleinen Anhöhe hinter der Stadt liegt und alle Hauptstraßen bestreicht, war unser nächstes Ziel; es ist zugleich Kaserne und Citadelle. Wir trafen sogleich die nöthigsten Vorkehrungen, um einen Angriff zurückzuschlagen; dreihundert Mann bildeten die Garnison, der übrige Theil blieb auf den Schiffen. Die Mexikaner müssen in großer Hast geflohen sepn: denn sie hatten viele Munitionskiste, mehrere Hundert Flinten, Musketen und einige Feldstücke zurückgelassen. Ihre Gesammtmacht belief sich auf achthundert Mann, von denen mehr als die Hälfte aus regulären Truppen bestand; sie hätten uns die Landung erschweren können. Tolles Kanonire mit seinen Soldaten, etwa dreitausend Schritte von der Stadt, in dem Gehöfte von Palos-Prietos.“

Zunächst wurde die Stadt genau untersucht und in Vertheidigungszustand gesetzt. Als die Einwohner sahen, daß die Amerikaner nicht, wie sie gedacht, mordeten und plünderten, kamen sie allmälig aus ihren Zufluchtsörtern hervor; der Oberbefehlshaber trug auch Sorge für die Munitionsverwaltung, indem er einen Militair-, einen Civil- und einen Unter-Gouverneur ernannte; man achtete die bestehenden Rechte, erlaubte ungehinderte Vergnügungen; man schaffte die Alcabala ab, eine von den in die Stadt geführten Edwaaren und Produkten erhobene Steuer, die mehr den Armen, als den Reichen drückte; kurz, die Magatlaner waren jetzt faß glücklicher, als unter der früheren Herrschaft. Nur wenige Beschränkungen zu Gunsten der Vertheidigung, mußten sie ertragen: im Uebrigen verdunkelten die Amerikaner bald ihre Vorgänger, die das Land furchtbar bedrückt hatten.

Die mexikanischen Truppen blieben nur drei Tage in Palos-Prietos; am vierten zogen sie sich nach Presidio de Magatlan, 1½ Meile weiter, wo sie sich niederließen. Bis dahin hatten sie weiter nichts gethan, als daß sie einige Barken verbrannten, damit sie nicht den Yankies in die Hände fallen sollten. Zwischen dem Unter- und Aufgange der Sonne gingen die amerikanischen Offiziere oft über ihre Vertheidigungslinie hinaus und führten nicht selten blutige Scharmützel herbei. Am schlimmsten erging es hierbei einmal dem Lieutenant Wise. Um drei Uhr des Morgens verirrte er sich mit einem Soldaten; nachdem er in den Morästen vergebens herumgeirrt hatte, auf seine Abtheilung zu stoßen, erreichte er endlich die Bucht, als es bereits dämmerte: schon glaubte er sich gerettet, und ging raschen Schrittes auf die Stadt zu, als er nahe bei sich ein Piquet mexikanischer Lanzenreiter gewahrte. Nachdem er seinem Gefährten ein Zeichen gegeben hatte, ihm nachzuahmen, sank er auf die Erde nieder, wie von einer Kugel getroffen. „So blieben wir unbeweglich am Boden liegen; endlich rief Einer: Kameraden, hier sind keine Yankies! Kommt fort! Bald nachher sagten sie fort und verschwanden in dem nahen Gehölze. Wir erhoben uns nun und erreichten nach vielen Beschwerlichkeiten die große Landstraße, wo wir aus Leibeskräften zu laufen anfingen. Als wir nach einer Viertelstunde ein wenig Athem schöpfen wollten und einen Augenblick stillhielten, fuhren wir einen Reitertrupp auf uns zukommen: Flucht war nicht möglich; wir erwarteten also den Feind, den Degen in der Faust. Unsere Befürchtungen waren indeß eitel gewesen; der vermeintliche Reitertrupp war eine spanische Familie, die nach Magatlan wollte. Mit dieser kamen wir nun ungehört nach der Stadt. Bald folgte uns auch meine Abtheilung dahin, die indeß dem Feinde, der immer bei ihrer Annäherung geflohen war, keinen Schaden zugefügt hatte.

„In der Nacht des 19. Novembers wollten wir ein Corps Infanterie, das unter einem gewissen Carlos Horn in dem etwa 7000 Schritt von Magatlan gelegenen Flecken Urias aufgestellt war, überfallen. Hundert Mann passirten mit einem Feldstück die große Landstraße, während fünfzig beordert wurden, sich in Kähne einzuschiffen, das mexikanische Gebiet zu überschreiten, bis sie sich mit den Ersten vereinigten. Wir umwickelten die Ruder, um mit möglichst geringem Geräusch den Fluß hinaufzufahren; wir sahen, als wir vor Urias vorbeifuhren, die Wachtfeuer und hörten den Ruf der Schildwachen: „Alerto! Alerto!“ Nach den Befehlen, die wir erhalten hatten, fuhren wir weiter und landeten an dem Orte, den uns unsere Führer angaben. Kaum hatten sich die Soldaten am Ufer in Schlachtordnung aufgestellt, als wir eingelne Schüsse von der Abtheilung hörten, welcher wir entgegenmarschiren sollten. Als wir einige Minuten vergebens nach dem Wege gesucht hatten, bemerkte unser Führer, daß wir uns an dem falschen Orte befänden und daß wir uns von neuem einschiffen müßten: Alles war wieder still geworden, und wir gingen unverzüglich an Bord. Vor uns erhob sich das Dorf; hier und da brannten Wachtfeuer auf der Ebene. Die Barken wurden endlich sorgfältig versteckt, die Soldaten legten sich auf den Boden; wir waren ganz nahe bei den Mexikanern und kaum dreißig Schritt von ihren Schildwachen entfernt, so daß wir deutlich ihre Unterhaltungen hören konnten. Wir blieben in derselben Stellung bis zum Tagesanbruch, wo und ein mexikanischer Soldat bemerkte und laut rief: „Aqui estan bombres.“ Dies waren seine letzten Worte.

„„Auf, Kinder! Feuer! Zielt niedrig!“ rief ich nun. „Kaum hatte ich den Befehl gegeben, so war er auch schon ausgeführt, und als sich der Rauch zertheilte, sahen wir viele Pferde, die ohne Reiter flohen, und das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt. Gleichwohl waren die Mexikaner nicht allzu sehr erschreckt, sondern unter dem Rufe: „Viva Mexico!“ antworteten sie mit einer Salve aus Karabinern und Flinten. Glücklicherweise hatten sich unsere Soldaten auf ein Knie niedergeworfen, um von neuem zu laden, so daß die Kugeln über sie hinflogen. Nach wenigen Minuten stürzten wir uns auf die Ebene; die Reiter flohen bei unserem Anblick und nahmen die Todten und Verwundeten mit sich; die Infanteristen ergriffen erst die Flucht, als sie die Spitzen unserer Bajonette fühlten. Währenddessen war unsere andere Abtheilung zu Lande angekommen und eröffnete ihrerseits das Feuer; in kurzer Zeit gerieth der Feind in die größte Unordnung; vergebens versuchte er sich wieder zu sammeln: wir verfolgten ihn hartnäckig. Als wir dann in das Dorf kamen, machten wir reiche Beute. Wir hatten nur Einen Todten, aber über zweiundzwanzig Verwundete, von denen in Magatlan zwei starben; die Mexikaner dagegen zählten neun Todte und achtzehn Verwundete.“

Hierauf überfielen die Amerikaner eine Abtheilung Lanceros, tödteten Viele und setzten beutebeladen zurück; zwei oder drei Tage später brachte ihnen der Lieutenant Wise eine neue Schlappe bei.

Durch falsche Berichte getäuscht, hatte sich Wise auf dem Kreuzwege nach Culiacan und Presidio in den Hinterhalt gelegt; er blieb hier etwa neun Stunden, von den Moskitos gequält, und hatte keine andere Zerstreuung, als zuweilen einen Bauer oder eine Bäuerin auf ihrem Gange nach der Stadt anzuhalten. „Das gewährte ein sehr interessantes Schauspiel“, erzählt er, „einen Bauer zu beobachten, der uns nicht vermuthete. Festen Schrittes geht er pfeifend einher — denn die Mexikaner pfeifen immer, wenn sie der Nachts allein reisen — da läßt auf einmal eine im Busche versteckte Schildwache ein lautes Ha! hören. Der Aermste ist ganz betroffen, horcht überall hin, setzt aber dann, zwar etwas furchtsam, aber pfeifend, seinen Weg fort. Da ertönt zum zweitenmal ein lauteres Ha! und er ist wie festgebannt. Gänzlig klirt er nieder, betreugt sich und tritt ein frommes Ave purissima; doch ein Stoß auf die Schulter läßt ihn schnell wieder aufstehen — eiligst klirt er in das Gebüsch und kauert auf den Boden nieder. Mit Tagesanbruch kommt eine rüstige Muchacha des Weges; sie versteht sich keines Zusammen und läßt sich auf einen kaum zwanzig Schritt von unserem Versteck entfernten Stein nieder: alsbann nimmt sie aus einem Bündel, das sie unter dem Arme getragen, ihr Camiseta, wirft sich ihre Basquine um die Schultern und besteht sich wohlgefällig, da beging ein Soldat die Unbesonnenheit, ihr ein Steinchen auf die Nase zu werfen; sie stößt einen lauten Schrei aus, betet zur heiligen Jungfrau und eilt davon; aber sie vermiedet sich in ihre Kleider und fällt. Wir waren ihr beim Aufstehen behülflich, und als sie unseren Versteck entdeckt hatte, mußte sie mit Thränen im Auge mit uns lachen.“

Die bei Rosario vereinte Macht der Mexikaner belief sich auf ungefähr 1000 Mann, 300 Pferde und 7 Geschütze; aber, einige Raubzüge abgerechnet, blieben sie immer hinter ihren Verschanzungen, wo sie verschiedene vorbereitete Manöver einübten. „Unsere Vertheidigungsarbeiten“, erzählt Wise, „gingen rasch vorwärts, wir hatten bereits sechsundzwanzig Kanonen schußfertig stehen, wenngleich unsere Garnison nur schwache Verstärkungen erhalten, so waren wir doch überzeugt, daß wir bei einem Angriff unsere Position mit Vortheil vertheidigen würden. Wir erwarteten daher festen Sinnes den Feind; aber er kam nicht: statt gegen uns zu marschiren, zog er sich zurück. Siebenhundert Mann und die Artillerie wandten sich unter dem Oberanführer nach Culiacan, während in Rosario nur gegen 250 Mann unter einem gewissen Romero, einem wahren Räuber, blieben. Obwohl wir nun zwar von dieser Seite nicht zu fürchten hatten, hielten wir doch immer strenge Mannszucht und waren fest auf unserer Hut. Alle Offiziere, die auf die Garita geschickt worden waren, mußten sie aus Gesundheitsrücksichten verlassen; ich blieb endlich allein zurück mit meinem Bataillonschef, Herrn Mitch. Wir bewohnten ein großes viereckiges Zimmer über unseren Soldaten; zwei Fenster gingen aufs Meer, ein drittes auf den Hafen, und von einer daran stoßenden Terrasse hatte man eine weite Aussicht auf die umliegenden, ziemlich fruchtbaren Ebenen. Die Hitze war bisweilen unerträglich; das Baden war unsere einzige Erquickung. Im Uebrigen lebten wir so heiter und angenehm, als es die Umstände nur immer erlaubten.

„Kurze Zeit nach Besetzung von Magatlan machte ich die Bekanntschaft einer jungen Mexikanerin, welche zu einer vornehmen Familie zu Guadalajara gehörte, von dort aber mit einem Offizier, den sie liebte, geflohen war. Sie hatte eine umfassende Bildung, wie man sie selten bei ihren Landsmänninnen antrifft; dem feinen Gesichte verlieh ein gewisser melancholischer Zug um den Mund einen besonderen Reiz: sie hieß Dolores. Als ich sie zum erstenmal traf, bewohnte sie mit einer alten Verwandten ein kleines Haus, das in geringer Entfernung von der Stadt lag; ich besuchte sie oft und hörte sie gern ihre mexikanischen Lieder und fromme Legenden singen.

„Als ich eines Morgens von einem nächtlichen Scharmützel ganz ermüdet zurückkehrte, übergab mir ihre Dienerin ein Billet, in dem sie den Wunsch aus-

sprach, mich zu sehen. Ich leistete der Aufforderung sogleich Folge; ich mußte ihr die Ereignisse der Nacht mittheilen, und als ich auf ihre Frage, ob es Todte gegeben hätte, antwortete: Vielleicht Einer von Ihren Offizieren! sank sie, nachdem sie noch die Farbe des Pferdes erfahren, ohnmächtig zusammen. Dies war, wie ich später erfuhr, ihr Geliebter, der seit unserer Ankunft die Stadt mit seinen Soldaten verlassen hatte; Dolores erwartete ihn aber gerade an jenem Morgen, denn er pflegte bisweilen in früherer Zeit dann zu besuchen. Übrigens hatte er nur eine leichte Wunde erhalten. Indeß war Dolores ganz traurig und niedergeschlagen; ich konnte sie mehrere Wochen hindurch nicht besuchen, da mich ein strenger Dienst zurückhielt. Da kam eines Abends Dolores' Dienerin athemlos zu mir, sagte mir, daß es mit ihrer Herrin sehr schlimm stände und daß sie mich sprechen wollte. Ich ließ sogleich mein Pferd satteln und ritt zu ihr hin; eine alte Tante führte mich weinend in ihr Zimmer, wo ich sie fast leblos auf einem kleinen Sopha antraf. Somad, die Dienerin, hatte sie — so erfuhr ich nachher — schreien hören und war herbeigeeilt; beim Eintritt in das Zimmer traf sie ihre Gebieterin leblos am Boden, in Blut gebadet: ihr Geliebter hatte sie nämlich, in einem Anfall von Eifersucht oder Raserei, mit einem Gewehrkolben auf Brust und Schultern geschlagen, bis sie leblos niedergesunken war, und dann die Flucht ergriffen.

„Einen Augenblick hielt ich Dolores' Rettung für möglich; als der Blutfluß aufhörte, setzte ich mich zu ihren Häupten und theilte ihr meine Hoffnungen mit: „No! yo voy morir" (Nein! ich sterbe) antwortete sie mit gebrochener Stimme und deklagte, daß sie nicht einmal mehr ihre Vaterstadt sehen könnte. Nach wenigen Tagen verschied sie unter mehr wenigstens noch den Trost, eine ihrer Schwestern an ihrem Schmerzenslager zu sehen."

Kehren wir von dieser Digression wieder zu den Mazatlanern zurück, deren Sitten und der Verfasser der „Los Gringos" als sehr rauh schildert. Von 10,000 Individuen, welche die Bevölkerung von Mazatlan ausmachen, leben kaum funfzig in gesetzmäßiger Ehe, die Meisten gesallen sich in einer Art von Konkubinat. Zuweilen führt die Eifersucht, zu der sie sehr leicht geneigt sind, sehr rohe Auftritte herbei; überhaupt fehlt ihnen die rechte Religiosität. Indessen lobt der Lieutenant Wise die Frauen, und wenn er hierin nicht etwa ein parteiisches Urtheil fällt, so sind sie sanft, heiter und anspruchslos; der Tanz gewährt ihnen das größte Vergnügen. Sie waren im Allgemeinen die Spione und Boten der Soldaten, die beständig um die Stadt kampirten, und warn in den Mitteln, mit ihnen zu korrespondiren, so erfindsam, daß ihre Briefe den sorgfältigsten Nachforschungen entgingen. Selbst diejenigen, welche ihren abwesenden Gatten oder sich nicht allzu treu waren, boten dennoch Alles auf, was in ihren Kräften stand, um sie vor drohenden Gefahren in Sicherheit zu bringen. Eines Tages hielten die Soldaten des Lieutenants Wise eine Negerin an, welche ein Billet folgenden Inhalts bei sich trug: „Entfernt Euch, wenn Euch die Yankies nicht mit Tagesanbruch überfallen sollen!" und weder Bitten, noch Drohungen konnten sie dazu bewegen, den Namen der Briefstellerin zu verrathen.

Die Männer sind nach Wise's Urtheil die saulsten und unwissendsten Bagabunden, die es nur irgend geben kann; jedoch haben sie keinen bösartigen Charakter, denn ihre Trägheit läßt nicht in Zorn gerathen. Dies gilt von den meisten Leperos, Leuten, die keinen eigenen Heerd haben und ihr Leben mit Stehlen und Spielen hinbringen. Diejenigen unter ihnen, die auf Unkosten der Anderen leben, sind sehr geschickte Gaukler, sie sind die Lazzaroni Süd-Amerika's. Einige Handvoll Bohnen, frisches Wasser und ein Lager unter freiem Himmel stellten sie zufrieden; für ihre Kleidung, so abgenutzt und zerrissen sie auch seyn mag, tragen sie keine Sorge. Im Stehlen haben sie eine so große Gewandtheit, daß ein Lepero einst einem Freunde Wise's während des Schlafes sogar das Bettlaken entwendete.

So viel von den Sitten der Mazatlaner. Indessen verbreitete sich im März 1848 in Mazatlan das Gerücht, daß der Friede zwischen den kriegführenden Parteien geschlossen worden sey, und daß der Waffenstillstand am letzten Tage des Monats offiziell im Hafen bekannt gemacht würde. „Zwei oder drei Tage früher", berichtet der Lieutenant Wise, „hörte ich, daß einige mexikanischer Soldaten in geringer Entfernung von der Stadt plünderten. In der That bemerkte ich sie durch mein Fernglas in einem mir bekannten Pachthof und beschloß, die Tollkühnen, ihr sich in die Schußlinie unserer Batterieen gewagt hatten, dafür zu züchtigen. Ich bestieg sogleich mein Pferd und ritt auf die Meierei zu, nachdem ich eine kleine Abtheilung Soldaten nach der Bucht vorausgeschickt hatte. Wir kamen indeß zu spät an und konnten nur noch die letzten Staubwolken der Räuber sehen, welche gewaltig unter dem Gesträuch und dem Mein des Pachthofes aufgeräumt hatten. Ich wollte durchaus die mir bekenntnerie Pächterfamilie für den Verlust entschädigen; ich ließ, als ich in die Stadt kam, zum Gouverneur, allein er war abwesend: eben so konnte ich den Capitain vom Cuarted nicht finden. Ich brgab mich daher um Mitternacht zum Capitain Luigi, der mich zu begleiten versprach, und wir bestimmten die dienstthuenden Offiziere, die Herren Salwoin und Carl, uns mit sechs Soldaten zu folgen.

„Es sollte am folgenden Morgen im Dorfe Benadillo, das bei Mazatlan auf der Straße von Culiacan liegt, ein großes Fest stattfinden; es war also höchst wahrscheinlich, daß die mexikanische Vorhut in der Nähe biwouakiren würde und wir in dieser Gegend auch die Soldaten treffen mußten, auf die wir Jagd machten. Es war eine mondhelle Nacht, und wir jagten in gestrecktem Galopp nach Benadillo; auf dem Wege trafen wir einen Bauer, den wir durch Drohungen zwangen, und Führer mitzunehmen. Bald waren wir an unserem Ziel; das Dorf war ganz voll von Maultieren und Eseln, welche Früchte, Gemüse und andere Bedürfnisse für das morgende Fest hergeführt hatten: Funfzig bis sechzig Individuen waren auf der Erde vor einem großen Hause gelagert und spielten. In einiger Entfernung stiegen wir von den Pferden, übergaben dieselben der Obhut zweier Soldaten und kamen so bis dicht hinter die Spieler, ohne daß wir bemerkt wurden. Da legte ich meine Rechte dem, welcher mir zunächst saß, auf die Schultern; erschreckt wandte er sich um und rief: „Aqui estan los Gringos!" (Die Gringos sind da!) Bei diesen Worten sprangen alle entsetzt auf und wollten fliehen; aber ich zeigte auf die geladenen Gewehre meiner Soldaten und drohte Ihnen, der einen laut von sich gäbe, auf der Stelle niederzuschießen; im Gegentheil sorderte ich sie auf, ihr Spiel ruhig fortzusetzen, was sie auch thaten. Alsdann ging ich mit geladener Pistole auf Einen los, der mir der Verständigste schien: „Wenn Du mir nicht sogleich sagst", redete ich ihn an, „in welchem Hause der Kommandant wohnt, bist Du des Todes." — „„Dort!"" antwortete er, indem er auf ein ziemlich großes Gebäude wies. — „Und wo sind die Soldaten?" — „„In dem kleinen Gebäude."" — „Wie viel sind deren etwa?" — „„Gegen funfzig Dragoner.""

„Unsere Lage wurde bedenklich, denn wir waren jetzt gegen funfzig; indeß wir beschlossen, da noch kein Alarm gegeben worden war, uns der Person des Administradors zu bemächtigen. Wir gingen also gerade auf das Haus los und schlugen an die Thür. „Wer da!" rief eine tiefe Baßstimme von innen. Wie klopften zum zweitenmal. „Soldaten, Feuer!" rief dieselbe Stimme. Wir drückten uns an die Mauer, daß die Kugeln über uns hinfliegen könnten; aber wir waren getäuscht. Der Kommandant hatte uns mit dieser List zu erschrecken gegtaubt. Ich erklärte nun, die Thür mit Gewalt zu erbrechen, wenn sie nicht freiwillig geöffnet würde. Dies wirkte. Die Thür ging auf und Señor Valverde, so hieß der Kommandant, trat heraus.

„Mein Herr, sagte ich, ich bedaure unendlich, Sie in Ihrer Nachtruhe gestört zu haben, obwohl ich ein lebhaftes Verlangen fühlte, Sie so bald als möglich zu besuchen. Haben Sie die Güte, sich so schnell als möglich anzukleiden und uns nach dem Hafen zu folgen.

„Bergebens suchte er uns zu entkommen; wir bewachten ihn streng, und er mußte endlich ein Pferd bestrigen; wir nahmen mit, was uns von ihm in die Augen fiel, und kamen noch vor Tagesanbruch wohlbehalten in unserem Lager an.

„Am folgenden Tage wurde ich sogleich vor den Gouverneur gefordert, welcher mich anfangs hart anfuhr, weil er glaubte, ich hätte wissentlich den Waffenstillstand verletzt; als ich ihm aber auseinandersetzte, daß ich von letzterem noch nichts Bestimmtes erfahren hätte, ließ er sich bald besänftigen. Señor Valverde wurde von uns mit einem guten Frühstück bewirthet; alsdann geleiteten wir ihn aus unserem Gebiete und gaben ihm Alles zurück, was wir uns in seiner Wohnung angeeignet hatten."

Während der Zeit zwischen der Veröffentlichung des Waffenstillstandes und der Räumung von Mazatlan machte der Lieutenant Wise einen Ausflug nach Mexiko, von wo er am 13. Juni zurückkehrte: am 17ten verließen die Spanier Mazatlan und auch er unter ihnen, obwohl mit schwerem Herzen, denn er hatte hier herrliche Tage verlebt.

Frankreich.

Ueber Gefangene, Einkerkerung und Gefängnisse.

So heißt ein Werk, das vor kurzem von Herrn G. Ferrus, General-Inspektor der Irren-Anstalten und der Sanitätsverwaltung der Gefängnisse in Frankreich, herausgegeben worden ist.*)

Herr Ferrus hat seine Arbeit im Jahre 1847 angefangen, also gerade zu einer Zeit, wo man damit umging, das Einzel-Zellensystem auf alle Gefangene ohne Unterschied anzuwenden; seine Absicht war es, die Fehler dieses von den Amerikanern entdeckten Systemes nachzuweisen und vielelben zu bekämpfen, und das ist ihm auch nach unserer Meinung gelungen. Drei Systeme sind es, die in Amerika bei der Gefängnißstrafe Anwendung fanden. Zuerst das ältere pennsylvanischer. Es errichtet lauter Einzelzellen, von denen jede mit einem Höchen zum Lufteschöpfen versehen ist und von deren Bewohner einander nie zu Gesicht bekommen. Die großen Lichtseiten, welche dieses System hat, sind jedenfalls nicht zu verkennen; es faßt die Sträflinge als Menschen und Christen auf, bietet ihnen in der Religion den wichtigsten Anknüpfungspunkt zur moralischen Besserung, verschafft ihnen in der Einsamkeit Ruhe zur Einkehr in sich selbst und in dem Zuspruch religiöser Personen Trost und Aufmunterung und endlich ist dem ansteckenden und das Ehrgefühl schwächenden Umgang mit ihren Genossen. Diese Vortheile jedoch werden in der Regel dadurch zum Theil wieder aufgehoben, daß die Religion von den Leitern solcher Anstalten in einer ziemlich einseitigen, nicht in allen Theilen auf diese Aufgabe psychologisch berechneten und beiweitem nicht für alle Naturen passenden Weise ausgefaßt wird, daß ferner die meisten Sträflinge weder befähigt sind, noch die rechte, den Individualitäten angemessene Anleitung erhalten, von ihrer Einsamkeit, besonders, da ihnen alle Arbeit fehlt, einen guten Gebrauch zu machen, wesshalb gar Manche in Stumpfsinn, zu Wahn- und Blödsinn verfallen, die Einsamkeit nicht vertragen können, Andere die Aufsicher durch Heuchelei täuschen und die wiedererlangte Freiheit entsetzlich mißbrauchen. Endlich ist das System äußerst kostspielig; dies sowohl, als auch das Arbeits-Unterreicht rief das zuerst, 1823, zu Auburn in New-York verfuchte sogenannte auburnsche System hervor; es ist das zweite von den Amerikanern befolgte. Das auburnsche System beruht auf nächtlicher Einsamkeit und gemeinschaftlichem Beisammensein am Tage, bei der Arbeit und zu Tisch. Das dritte System ist das neue pilsadelphische; es beruht auf einer nur durch Besuche der Anstaltsbeamten und Gefängnißpredigers Mitglieder unterbrochenen Einsamkeit mit Arbeit. Mit aller Kraft befämpft Herr Ferrus die ausschließliche Anwendung der Einzelzellen, letztere können nach seiner Meinung wohl bei gewissen Sträflingen angewendet werden; sie aber auf alle ohne Unterschied ausdehnen wollen, hieße, die Naturgesetze verletzen

*) Des Prisonniers, de l'Emprisonnement et des Prisons. Paris, 1850.

Digitized by Google

und die Autorität der Thatsachen leugnen. Gleichheit existirt nirgends; sie wird weder im Verbrechen selbst, noch in dem Charakter derjenigen, die es begangen haben, gefunden. Man bringt diese Erforderniße nicht in Rechnung, wenn man sich nur darauf beschränkt, zwischen den Sträflingen die verschiedene Strafdauer als Unterschied festzusetzen. Die Strenge der Gefängnißhaft besteht weniger in der Anzahl der unter Schloß und Riegel zugebrachten Jahre, als vielmehr in der ersten Probezeit der Gefangenschaft. Man versteht daher die Billigkeit, wenn man die Strafe für ergraute Verbrecher und für die eines einfachen Vergehens schuldigen Individuen gleichmacht. Bei der Abschätzung einer Frevelthat muß die Absicht, aus welcher sie hervorgegangen ist, eben so viel Geltung haben, als die That selbst, wenn nicht mehr. Aus diesem Prinzip folgt eine Classification der Sträflinge, die der Schlußstein des Systemes ist. Herr Ferrus theilt sie in drei Kategorien: 1) Die mit einer erfahrenen Verderbtheit und einem energischen Charakter begabten Gefangenen; 2) diejenigen, welche Verbrechen oder Unwissenheit verthiert haben; 3) die Sträflinge, welchen eine angeborne Unfähigkeit nur eine sehr unvollkommene Beurtheilung ihrer verbrecherischen Handlungen erlaubt. Auf die Ersten wendet er die fortwährende Eingelhaft, also das philadelphische System, an, um die Verbrüderung des Verbrechens zu verhindern; auf die Zweiten, die gemeinschaftliche Arbeit mit nächtlicher Isolirung und Stillschweigen, also das auburnsche System, was dem Bedürfniß nach Geselligkeit genügt und zugleich den Mißbrauch derselben verhütet; auf die Dritten endlich das mildernde Schweigsystem ohne Trennung vom Schlaf- und Arbeitssaal: Dieses System ist ohne Gefahr, weil man durch die Anreizungen des gemeinsamen Lebens in jenen Unglücklichen menschliche Gemüthsbewegungen wieder hervorzurufen sucht. Alle Individuen der drei Kategorien erhalten einen Elementarunterricht und eine Gesundheitspflege, wie sie ihnen bis auf den heutigen Tag gepflegt hat. Die Arbeit betrachtet Herr Ferrus als das Hauptelement der Moralisation, jedoch unter dem doppelten Vorbehalten, daß die Vertheilung derselben mit Umsicht geschehe und die verschiedenen Fähigkeiten der Individuen berücksichtigt werden. Der Verfasser eifert zur Unterhaltung seines Systemes einige Zeilen auf einer Schrift des Herrn Léon Faucher, in welchen der Autor mit eben so glücklich ist, als der Gedanke: wir gehen sie hier wieder, und man mag über den Unterschied der Classificationen urtheilen: „Die Sträflinge, welche ihr früheres Leben in den Städten zugebracht haben, sind gleichsam als Eingeborne des Gefängnißes zu betrachten, während die Verbrecher aus der ländlichen Bevölkerung hier nur als Fremdlinge gelten können. Was diese beiden Arten der Sträflinge betrifft, die sich eben so sehr durch den Charakter oder den Grad des Verbrechens, als durch die in den verschiedenen Industriezweigen erlangten Kenntniße und Geschicklichkeiten unterscheiden, so ist es nicht nur nothwendig, daß die für sie bestimmten Gefängniße nicht eine und dieselbe moralische Verwaltung haben, sondern auch ein vollständig entgegengesetztes System der Arbeit anwenden. Weise man also den Städtlingen auf der ländlichen Bevölkerung Strafanstalten an, in welchen Ackerbau getrieben wird, und bringe die Städter in Gefängniße, die verschiedene Industriezweige als Beschäftigung haben; im ersteren Falle diene die Meierei, im letzteren die Fabrik zum Muster."

Die Idee der Strafanstalten, in welchen Landwirthschaft betrieben wird, ist eine fruchtbare zu nennen, sie hat nicht allein den Vortheil, daß sie der öffentlichen Beschäftigungsweise der Centralsträflinge die Arbeiten des Landlebens substituirt, sondern sie hat auch überdies das Verdienst der Angemessenheit. Man weiß, daß nach der Februar-Revolution die Arbeit in den Strafanstalten überall lebhafte Klagen von Seiten der Arbeiter hervorrief; man forderte Unterdrückung der Arbeit in den Gefängnißen, und sie wurde bewilligt. Herr Ferrus begegnet jenen Klagen mit Zahlen. Es ergiebt sich aus unterwerflichen Nachweisen, daß die Konkurrenz, welche durch die Arbeit in den Strafanstalten der freien Arbeit erwächst, sich wie 400 zu 20,000, d. h. 1 zu 50, verhält. Die Arbeit der Gefangenen, welche sich auf etwa sechzig Industriezweige vertheilt, kann also den Zustand der zahlreichen Arbeiter, die von den Manufakturen Frankreichs beschäftigt werden, nicht verschlimmern. Es ist ein Phantom, womit man die Einbildungskraft der armen Klassen erschreckt; aber in einer Zeit, wo die Unwissenheit sich in der Gewalt politischer Leidenschaften befindet, muß man die Hindernisse umgehen, anstatt sie zu vernichten, und die Gründung von Ackerbau-Kolonieen bringt unter anderen guten Wirkungen die hervor, daß sie ein Vorurtheil nicht zu bekämpfen hat.

Die Strafanstalten mit Ackerbau haben noch ein unmittelbareres und ernsteres Resultat: sie beseitigen die Gleichförmigkeit der Arbeiten, welche, in den Centralsträflingen auf so verschiedene Charaktere angewendet, Erschlaffung des Körpers und moralische Muthlosigkeit verursacht. Es ist traurig, einen Blick auf die Gesundheitsstatistik der Gefängniße zu werfen und wahrzunehmen, wie vorzugsweise die kräftigsten Naturen, welche die innere Einrichtung geschwächt hat, von Krankheiten und dem Tode betroffen werden.

Nachdem Herr Ferrus den Sträfling während der Abbüßung seiner Strafe im Gefängniße nach vielen Seiten hin betrachtet hat, folgt er ihm bis zu dem Augenblick, wo er wieder in Freiheit gesetzt wird. Die erste Zeit der wiedererlangten Freiheit ist die schlimmste; möge man ihre Härte durch die Vermittelung der Philanthropie mildern. — Also, Anwendung der Zelle, um den Sträfling zu bessern, Arbeit, welche den früheren Gewohnheiten des Individuums angemessen ist, und endlich Schutz und thätige Hülfe zur Zeit der Befreiung, dies sind drei Punkte, welche die Reformer des Gefängnißwesens gebieten. Man sieht, Herr Ferrus ist Eklektiker. Er weiß kein System zurück, oder vielmehr er nimmt sie alle an. Sein Zweck ist, den Verbrecher zu strafen und zu bessern. Gebe man sich nicht der Einbildung hin, den Schuldigen vollständig bessern zu wollen; aber es hieße auch an jeder menschlichen Vervollkommnung zweifeln, wenn man darauf verzichtete, ihn besser zu machen.

Mannigfaltiges.

— Der Brand von San Francisco. Der Montreal Herold enthält einen von einem Augenzeugen verfaßten graphischen Bericht über die im Mai d. J. stattgefundene große Feuersbrunst in San Francisco, dem wir Folgendes entlehnen: „Am 4. Mai, Morgens um halb fünf Uhr, wurde ich durch die Schaarre des Wächters und den Ruf: Feuer! aufgeweckt, und als ich hinaussah, bemerkte ich, daß der Geschäftstheil der Stadt in Flammen stand. Da ich wußte, daß fast die ganze Stadt aus hölzernen Gebäuden besteht, von denen viele mit Segeltuch bedeckt sind, und daß ein starker Wind fast unaufhörlich weht, so war ich von vornherein überzeugt, daß man des Feuers nicht bald Meister werden dürfte. Sobald ich meine eigenen Habseligkeiten in Sicherheit gebracht hatte, eilte ich hinaus, um sodann von meinen Freunden beigestehen, die werthvolle Güter zu retten hatten. Als ich durch Washington-Street kam, überfiel die Verwirrung und der Schrecken alle Beschreibung. Das Feuer war in dem United States House, einem großen neuen Spielhause in Portsmouth-Square, ausgebrochen; ein zweites prachtvolles Gebäude dieser Klasse, the Empire, war bereits in Flammen gehüllt, und das Parker House, ein so eben beendigtes großartiges Gebäude im modernsten Styl, welches im Dezember niedergebrannt war und am nächsten Montag wieder eröffnet werden sollte, war gleichfalls vom Feuer ergriffen worden; von diesen kolossalen Gebäuden dehnte sich das verheerende Element mit erstaunlicher Schnelligkeit in alle Richtungen aus, so daß die Leute kaum Zeit hatten, ihre Kleider zu retten. Das Feuer wurde endlich durch das Sprengen mehrerer Häuser und eine glückliche Veränderung des Windes aufgehalten. Der ganze Geschäftstheil der Stadt, fast alle Spielhäuser und Restaurationen, kurz, die schönsten Gebäude waren zerstört; drei Stunden hatten hingereicht, um dieselben Häuser und Eigenthum zum Werth von vier bis fünf Millionen Dollars zu vernichten. Als ein Beispiel, bis zu welcher Höhe die Spielwuth hier getrieben wird, möge die Thatsache dienen, daß die Montshant im Star bis zum letzten Augenblick offen gehalten ward, als das Gebäude schon in Flammen stand, welche die Spieler endlich vom Tische trieben, und kaum waren diese aus dem Hause, als es dieser Ihnen in Trümmer sank. Ueber der unglücklichen Stadt hing den ganzen Tag eine dichte Rauchwolke. Da keine Assekuranzgesellschaft hier versichern will, so haben Viele Alles verloren, was sie besaßen. Ein Bekannter von mir wollte ausderkaufen und mit dem nächsten Dampfboot nach Hause gehen; gestern noch hatte er ein Vermögen von 30,000 Dollars, heute ist er ein Bettler und hat nicht einmal die Mittel, sein Passagier wieder aufzuhaben. Es giebt viele derzleichen Fälle; solche Glückswechsel sind hier an der Tagesordnung. Manche schelnen ganz niedergedrückt, Andere jedoch sind schon wieder in voller Thätigkeit, und heute Vormittag, während noch der Rauch aus der Erde emporstieg, wurde der Grund zu dem neuen Spielhause St. Charles in Portsmouth-Square gelegt. Das gegenüberliegende Bryant House, welches dem allgemeinen Verderben entgangen ist, ward für 8000 Dollars monatlich gemiethet, Spieltische sind darin aufgestellt, ein Musikchor steht vor der Thür, und die Beherrer der Fortuna strömen hinein. Die Spekulanten, die es gemiethet haben, werden in kurzer Zeit ihr Glück machen, da es das einzige auf großem Fuß eingerichtete Spielhaus ist, welches die Katastrophe überstanden hat. Während die Grundlagen zum St. Charles gelegt wurden, stieg so viel Rauch auf, daß man befürchten mußte, die Balken würden Feuer fangen, allein man achtete nicht darauf, und die Werkleute schritten rüstig mit dem Bau fort. Man arbeitet hier am Sonntage, wie an allen anderen Tagen, außer in den Engrosslagern, welche geschlossen sind; die Spielhöllen aber halten an diesem Tage ihre reichste Aernte."

— Die Gefahr oberflächlicher Kenntnisse. In einer bei Eröffnung eines literarischen Vereins in Edinburg gehaltenen Rede hatte sich Macaulay gegen den bekannten Ausspruch Pope's erklärt, daß „ein wenig Gelehrsamkeit eine gefährliche Sache ist."

A little learning is a dangerous thing.

Er bemerkte, daß alle Kenntniße relativ seyen, und daß, was heutzutage jedem Handwerker geläufig ist, in früheren Zeiten selbst dem gelehrtesten Philosophen unerreichbar gewesen wäre. Seiner Meinung nach, könne auch das geringste Quantum Wissenschaft nicht gefährlich sein. Professor Forbes hat sich nun bemüssigt gefunden, diese Behauptung in einer eigenen Schrift*) zu widerlegen. Er nimmt zuvörderst an, daß die „little learning", von der Macaulay spricht, oberflächliche Kenntniß, d. h. Worte ohne Gedanken, sind, und bemüht sich dann, die Nachtheile auseinanderzusetzen, die aus derglelchen oberflächlichen Kenntnissen entstehen können. Wir müssen bekennen, daß wir geneigt sind, für Macaulay Partei zu nehmen, da wir zwar keineswegs die Vorzüge gründlicher Kenntnisse zu Abrede stellen, aber doch selbst den leichtesten Anflug von Bildung für erspriesslicher halten, als völlige Unwissenheit.

*) The Danger of Superficial Knowledge. By J. D. Forbes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 25 Sgr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Exp. Lud. Fischer, Breitestraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Sonnabend den 21. September 1850.

Frankreich.

Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution.

I.

Journal des Débats. — Constitutionnel. — Presse. — Evénement.

Vielleicht in keinem Lande der Welt ist die Presse eine so imposante Macht, als in Frankreich. In England hängt die Presse von der öffentlichen Meinung ab, sie erhält in allen wichtigen Fragen den Impuls vom Volke, und diesem Impulse kann sie auf die Dauer nicht widerstehen. In Deutschland ist das Reich der Preßfreiheit überhaupt noch zu fung, als daß man von der Presse als Macht sprechen könnte. In Frankreich allein oder, was dasselbe sagen will, in der Hauptstadt Paris macht die Presse die öffentliche Meinung.

Jeder Staatsmann, der eine Rolle spielen will, muß sich eine Partei bilden und ein eigenes Organ gründen. Dieses Organ ist Sklave seiner Partei, es greift an oder vertheidigt, nach Kommandowort; es ist gewissermaßen der permanente Stimmzettel der Parteiführers außerhalb der Kammer. Das Journal wariet auch nicht etwa ab, bis gerade eine politische Frage auftaucht, um alsdann sein Urtheil darüber abzugeben. Es schafft selbst solche Fragen, beutet sie aus, um, je nach seiner Stellung, Zufriedenheit oder Mißtrauen gegen die Regierung, Agitation oder selbst Emeute unter der Bevölkerung hervorzurufen. Der Franzose ließt nur das Organ seiner Partei, ihm folgt er blindlings, er schwört darauf, wie auf ein Evangelium. So kann man denn dreist behaupten, daß die Pariser Presse — denn die Provinzialpresse ist nicht viel mehr, als das Echo der Pariser — Gebieterin über Ruhe oder Unfrieden des Landes ist.

Die Majorität in der Presse ist in schwierigen Situationen oft ein zuverlässigeres Barometer für die Stimmung der Bevölkerung, als die Majorität in der Kammer. Das Journal, wenn es auch die politische Meinung seines Lesers leitet, lauscht doch nebenbei dessen eigenem Urtheil zu und tritt demgemäß mit größerer Zuversicht auf, oder spannt auch die Seiten herab. Auf diese Weise verschert es sich seiner Armee, die sich denn auch am Tage der Schlacht gewöhnlich als zuverlässig bewährt. Die Armee folgt aber nur den Feldherrn. Zieht dieser sich zurück, bleibt er auf dem Platze, oder pflanzt er gar ein anderes Banner auf, dann kömmt Unordnung und Verwirrung über die Massen, dann muß auch das Journal einen anderen Führer suchen, was gewöhnlich zur Folge hat, daß es die Farbe wechselt. Dieses Schauspiel bietet sich fast bei allen durchgreifenden Systemwechseln der Regierung dar, besonders aber bei allen politischen Umwälzungen, und seitdem Frankreich statt der monarchisch-erblichen Spitze eine republikanische, nähl- und wandelbare hat, kann die Presse gar nicht mehr zu einem bestimmten Ruhepunkt gelangen. Jeden Tag taucht eine neue Partei und mit ihr ein neues Journal auf. Die alten Parteien modifiziren ihre Meinung und mit ihnen ihre Organe. Heute ist das Bild der Presse ein anderes, als das von gestern, morgen vielleicht wieder ein anderes; suchen wir es einen Augenblick zu fixiren, ehe es dem Auge entzieht wird.

„A tout seigneur tout honneur!" Darum beginnen wir mit dem Journal des Débats, welches, trotz aller Revolutionen und der täglich wachsenden Fluth von Journalen, auch wie vor den ersten Platz in der französischen Presse behauptet. Das gouvernementale Prinzip in seiner ganzen Unbeugsamkeit und mit unerbittlicher Konsequenz festhaltend, vertheidigte das Journal des Débats achtzehn Jahre lang die persönliche Politik Ludwig Philipp's. Es machte entschiedene Front gegen die damalige, gegen heute verglichen, sehr gemäßigte Opposition, und nur in zwei Punkten machte es gemeinsame Sache mit seinen Gegnern, nämlich in Betreff der Legitimisten und der Ultramontanen, beides Urfeinde seines Herrn. Wenn es galt, die Sache der Dynastie Orleans den Anhängern der Bourbons gegenüber und die Sache der Universität dem Klerus gegenüber zu vertreten, dann trat das Journal des Débats aus seiner konservativen Rolle heraus, seine Feinde wenigstens wollen dann gesehen haben, daß ein Zipfel rother Mütze unter seinem Gewande hervorguckte. Das Journal des Débats vertheidigte seinen Gebieter und dessen Rebbe bis zur letzten Minute ihrer Herrschaft, und als am 24. Februar die Republik proklamirt wurde, war Jedermann gespannt, wie wohl das Journal des Débats diese vollendete Thatsache aufnehmen würde. Doch schon am 25sten hatte es seine neue Stellung eingenommen. „Wir haben die Republik nicht gewollt, wir haben sie nicht gemacht, wir nehmen sie aber an, denn die Regierungen sind wandelbar, Frankreich aber bleibt und Frankreich geht uns über Alles." An diesem Programm, das nicht ohne arrière-pensée, aber unstreitig sehr geschickt, entworfen ist, hat das Journal des Débats bis zur heutigen Stunde festgehalten. Es unterstützte die provisorische Regierung, so lange Lamartine's Einfluß darin überwiegend war, es unterstützte die Exkulpationskommission, weil Herrn Rollin darin in der Minorität war, es unterstützte General Cavaignac, weil er der Emente scharf ins Auge sah. Dann kam der 10. Dezember. Das greifreiche Journal hänselte ein wenig seine Landsleute, weil sie einen Krempetändenten zum Chef der Republik gemacht. Nachdem es sein Mäthchen gekühlt, verhieß es dem Präsidenten seine Unterstützung.

Jetzt war ihm freilich schon wohler zu Muthe. Die Exz-Revolutionaire waren aus der Regierung entfernt, allerdings saßen an ihrer Stelle frühere Gegner; allein die Barrot, die Malleville, die Dufaure blieben doch immer gouvernementale Männer, mit denen sich wieder eine Lanze auf dem Felde der Diskussion brechen ließ, und die veränderten Verhältnisse konnten es wohl entschuldigen, wenn dieselben Spalten, welche vor neun Monaten jeden Morgen Herrn Thiers und Konsorten der Demagogie beschuldigten, ihn nun als den Schild und Schutz der gemäßigten Partei priesen. Im Grunde seines Herzens hängt das Journal des Débats nach wie vor mit Leib und Seele an der Dynastie Orleans, und es läßt keine passende Gelegenheit vorübergehen, ohne seine Sympathieen für dieselbe an den Tag zu legen. Kehrte heute der Graf von Paris nach Frankreich zurück, so würde das Journal des Débats sein Organ werden, und man könnte ihm weder Verrath, noch Doppelzüngigkeit vorwerfen.

In einer so benedenswerthen Stellung befindet sich sein früherer Gegner und zur Zeit Bundesgenosse, der Constitutionnel, nicht. Der Constitutionnel, unter der Julimonarchie Organ der dynastischen Opposition und speziell des Herrn Thiers, erlangte seine Bedeutung hauptsächlich durch letzteren Umstand. Es war bekannt, daß der Chef der Opposition nicht allein als solcher, sondern auch selbst als Minister es nicht verschmähte, dem Blatte seine Feder zu leihen. Die Opposition des Constitutionnel war eine systematische, gleichwohl aber nur rein persönlicher Natur. Gleichwie der Meinungsunterschied Guizot's und Thiers' mehr aus ihrer persönlichen und gegenseitigen Antipathie hervorging, als er etwa prinzipieller Natur war, so war auch der Federkrieg zwischen Constitutionnel und Débats nur ein äußerer. Der Constitutionnel befand sich aber dabei im Nachtheil. Denn während die Débats die Prinzipien in den Personen vertheidigten und von dem gouvernementalen Prinzip dabei kein Haar breit nachließen, gerieth der Constitutionnel, der nur den Sturz seiner Gegner vor Augen hatte, in eine Bahn, die gar nicht die von ihm beabsichtigte war, so zwar, daß er am 24. Februar nur die Wahl hatte, entweder in das Lager der Revolution überzugehen oder einen großen Theil von dem zu verlaugnen, was er in den letzten acht Jahren vertheidigt hatte. Er wählte das Letztere und verband sich mit den Débats gegen die Revolution, letzterem Journal freilich im Anfange ein unangenehmer Bundesgenosse. Auch heute noch ist die alte Feindschaft der beiden Journale bemerklich; höchst selten wird eines das andere citiren, was sie selbst mit kleinen unbedeutenden Journalen thun, wenn es dem Interesse der Sache dienen kann. In der ersten Zeit nach der Februar-Revolution, so lange nämlich Herr Thiers sich vom politischen Schauplatz fern hielt, spielte der Constitutionnel eine ziemlich unbedeutende Rolle; er nahm selten an der öffentlichen Diskussion Theil und beschränkte sich mehr auf das nackte Referiren der Thatsachen. Sein Eigenthümer, Herr Véron, ist ein spekulatives Genie, der gar nicht der Mann ist, ein Journal um Gotteswillen herauszugeben. Er wartete ruhig ab, bis die Situation sich ein wenig mehr zu zeichnen anfing, dann erst entschied er sich für oder wider. Die Sache der Republikaner schien endlich schlecht zu gehen, und Herr Thiers, der bei den ersten Wahlen nicht einmal gewählt worden, gewann täglich größeren parlamentarischen Einfluß. Herr Véron faßte wieder Vertrauen zu ihm, und der Constitutionnel ward wieder Organ des Herrn Thiers, nm ihm so lange treu zu bleiben, als derselbe im Elysée in Ansehen stand. Als aber plötzlich jener Bruch zwischen dem Präsidenten der Republik und dem Chef der orleanistischen Partei eintrat, befand sich Herr Véron abermals wie Herkules am Scheidewege. Doch bald hatte er seine Wahl getroffen. Die Actien des Elysée waren im Steigen, und Herr Véron erhielt einen Sad voll Versprechungen, deren Anziehungskraft er nicht zu widerstehen vermochte. Der Constitutionnel kehrte Herrn Thiers den Rücken und ging mit Sack und Pack zum Elysée über. Seit dieser Zeit schreibt der Constitutionnel täglich Satire auf seinen Titel, denn alles Andere ist er, nur nicht constitutionell. Verfassung, Nationalversammlung, parlamentarische Regierung, Alles thut er in den Bann, das „quos ego" des großen Bonaparte ist das Ideal, welchem nachzustreben er dem „Neffen des Onkels" anempfiehlt. Der Constitutionnel ist eine in der Detobung begriffene Größe, und sein Schicksal nicht schwer vorauszusehen. Vielleicht erlebt er noch einige neue politische Constellationen und wechselt noch einigemal den Herrn, bis eines Tages sich kein neuer Herr mehr finden will, dann wird das einst so mächtige

Organ den Weg alles Fleisches gehen. Herr Veron hat klingende Gründe, jenem Ende mit philosophischer Ruhe entgegenzusehen.

Neben dem Journal des Débats und dem Constitutionnel ist in den letzten Jahren eine dritte Macht in der Pariser Journalistik erstanden, welche einen besonderen Platz für sich einzunehmen gewußt hat, nämlich die Presse. Es ist schwer, die Presse in eine der bekannten politischen Parteien hineinzubringen. Man könnte sie zu der sogenannten blauen rechnen, wenn sie nicht Emil de Girardin zum Hauptredacteur hätte. Girardin, unstreitig einer der ersten unter den lebenden Journalisten, ist ein Geist, der weder diesgam genug ist, sich einer Partei-Disciplin zu unterwerfen, noch beständig genug, um selbst eine eigene Partei zu disciplinirren. Girardin's Hauptlaent ist die Polemik. Er provocirt sämmtliche Parteien und alle Systemmacher, um mit ihnen polemisiren zu können. Sein anderes Journal trägt so sehr den Stempel der Individualität seines Leiters, als die Presse, und in keinem herrscht eine solche Einheit der Leitung. Der Gedankenreichthum Girardin's ist fast unglaublich; er selbst hat sich etwas darauf zugute, wie sein pomphafter Ausruf nach den Februartagen, „une idée par jour" bewieß.

Diese Produktivität ist aber mehr ermüdend, als belehrend für den Leser, der Beigen verschwindet unter der Spreu, die Ideen von heute heben oft die von gestern auf. Girardin streicht jeder neuen Regierung die Wangen, in der Hoffnung, sie in sein Netz zu fangen, schlägt es fehl, und hat dis jetzt ist es stets fehlgeschlagen, dann fällt er andauernd über sie her. So war er nach und nach der Freund und später der Gegner Guizot's, Thiers', Lamartine's, Caveignac's. Im Dezember 1848 agitirte er für die Wahl Louis Napoleon's, um bald darauf sein bitterster Gegner zu werden. Jetzt geht er mit der sozialistischen Partei Hand in Hand, und Louis Blanc, Proudhon, Pierre Leroux schonen ihn, weil sie für jetzt seiner Feder bedürfen. Gewiß ist, daß auch sie seinen Verfolgungen anheimfallen werden, wenn es ihnen eines Tages gelingt, auf Ander zu gelangen. Auffallend ist es nur, daß Girardin glaubt, Proudhon und seine Freunde, welche überhaupt keine „Regierung des Menschen durch den Menschen" wollen, würden eher als ihre Vorgänger in der Regierung geneigt seyn, sein Projekt, wonach es nur zwei Ministerien geben soll, durchzuführen. Gewiß ist aber auch, daß, wenn die Sozialisten eines Tages zur Macht gelangen, und selbst unter einem System des Terrorismus, Girardin ihnen mit demselben Muthe entgegentreten wird, als den jetzigen Machthabern. Denn selbst seine zahlreichen Feinde lassen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er mit dem physischen Muthe den politischen, oder was der Franzose „courage civil" nennt, vereinigt; und Letzteres ist eine seltene Eigenschaft in Frankreich, wo der Mangel an Achtung vor den gesetzlichen Autoritäten mit dem Mangel an Muth, der Willkür gegenüber das Gesetz für sich in Anspruch zu nehmen, beim Volke Hand in Hand geht.

Da die Presse nun einmal als Planet am journalistischen Himmel Frankreichs anerkannt wird, so muß man auch sagen, daß sie ihre Bürde als solcher äußerlich aufrechtzuerhalten weiß, denn gleich den himmlischen Planeten hat sie einen Trabanten im Gefolge, dieser Trabant ist das Evénement. Das Evénement ist das Abendblatt der Presse. Allerdings leiht Herr Girardin dem Evénement nicht seine Feder, sondern er räumt seinem Platz dem Herrn Victor Hugo ein. Was wir weiter oben von der Parteistarke der Presse gesagt, bestätigt sich beim Evénement. Ohne Herrn de Girardin's Feder wäre die Presse ein Organ der „Blauen", das ist nun mit dem Evénement der Fall. Da aber Herr Victor Hugo wenig nachhaltigen Einfluß auf seine Partei ausübt, so fehlt dem Evénement beinahe jede politische Bedeutung. Dem Publikum ist es inzwischen vollkommen, als es allerlei Tagesneuigkeiten aus den Ministerkabinetten und Zusammenkünften der Parteichefs bringt, mehr oder minder begründet, aber jedenfalls Nahrung für den neugierigen Abendleser. Nebenbei macht es die Nichtabonnenten der Presse mit deren Leitartikeln vom Morgen oder auch mit den Lobpreisungen, welche andere Blätter Herrn Girardin spenden, bekannt. Die Presse leistet ihm dafür denselben Dienst in Beziehung auf Herrn Victor Hugo. Die neueste Maßnahme des Polizeipräfecten Carlier, in Folge deren der Verkauf demokratischer Journale auf offener Straße untersagt ist, hat, wie das künftig so zu gehen pflegt, die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Denn seitdem ist es Thatsache, daß die Abendjournalverkäufer nicht Hände und oft nicht Exemplare genug haben, die Evénements-Dürstenden zu befriedigen.*)

England.

Ueber den sozialen und politischen Zustand der Völker Europa's.

(Fortsetzung.)

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Bevölkerung von Großbritannien in den letzten beiden Jahrzhundert ungeheuer rasch in jenen Unternehmungen fortschritt, zur Entwickelungen zum Abschluß zu bringen strebte, welche mit einer großen Civilisation in Verbindung stehen. Die Pflege der sogenannten „nützlichen Künste" wurde zu einer Höhe getrieben, wie sie bisher noch kein anderes Land aufzuweisen hatte. Namentlich gilt dies von den Künsten, welche dem Luxus und der Verschönerung des äußeren Lebens dienen; diese fanden in gewissen Kreisen der Bevölkerung den günstigsten Boden für ein überaus glückliches Gedeihen. Die Regierung des Landes ist stark und geachtet; der auswärtige Handel wuchs bis ins Ungeheure; die Bevölkerung hat sich meist überall verdoppelt; die Kultur des Landes wurde ergiebiger und wissenschaftlicher; überall liegen die Beweise von dem Wachsthum des öffentlichen Wohles und Reichthums vor. Dieses Alles sind Thatsachen; — aber eben so auch ist es eine Thatsache, daß gleichzeitig mit dieser großen und segensreichen Umgestaltung der Verhältnisse ein Pauperismus erstanden ist, wie ihn noch keine der früheren Perioden entwickelte. Die Gegensätze zwischen Ueberfluß und Gedrücktheit, zwischen an Zahl wie an Größe, bis fast ins Extrem zugenommen, und Einzelne schreitet mit starken Schritten einer Zeit entgegen, wo es vielleicht nur noch zwei große Stände geben wird, — ungeheure Reiche und ungeheure Arme.

Wenn diese Thatsachen sind, wodurch wurden dieselben denn veranlaßt? Welche Umstände waren es, die das Wachsthum des öffentlichen Reichthums beförderten, seine zweckmäßige Vertheilung aber hemmten? Uns ist es wahr erscheint nicht, daß in anderen Ländern, welche gleicherweise auf der Bahn des öffentlichen Wohles und der Civilisation fortschreiten, dieselbe Erscheinung zutagetreten, und daß das Unglück eines zunehmenden und hoffnungslosen Pauperismus auch ihnen mit allen seinen Schrecken droht?

Auf diese Fragen geben Laing und Kay wesentlich eine und dieselbe Antwort. Beide bezeugen, daß sie in den kontinentalen Ländern, welche sie mit forschendem Auge durchwanderten, ganz besonders in Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien und in der Schweiz, einen Zustand der Gesellschaft vorfanden, der in einem sehr hohen Grade allen Bedingungen einer außerordentlich vorgeschrittenen Civilisation entspricht. Sie fanden in diesen Ländern Bildung, Reichthum, Behaglichkeit des Lebens und Achtung vor der eigenen Persönlichkeit, und fanden, daß die Gesammtheit des Volkes in diesen Ländern an dem Genusse dieser segensreichen Zustände weit größeren Antheil hat, als es in England der Fall ist. Beide Reisende stimmen darin überein, daß die Ungleichheit der sozialen Stellung unter den Menschen und das Zunehmen des Unterschiedes zwischen sehr Reichen und sehr Armen seit den letzten dreißig oder sechzig Jahren in den kontinentalen Staaten, welche sie kennen lernten, nur einen sehr geringen Fortschritt gemacht hat. Sie behaupten, daß es in diesen Staaten noch keine ihrer Zahl nach wirklich furchtbare Klasse absolut Armer gebe. Sie sprechen in empfehlender Weise von der ungeheuren Ueberlegenheit, welche das Landvolk in Deutschland, der Schweiz, in Holland, Belgien und Frankreich vor dem in Irland und eben so in England und Schottland an Erziehung, Sitte, Benehmen und Lebensbehaglichkeit voraushat. Dies ist das allgemeine und entschiedenste Ergebniß. Es giebt allerdings andere Punkte der Vergleichung zwischen den politischen und sozialen Verhältnissen Großbritaniens und des Kontinents, bei denen das Uebergewicht auf die entgegengesetzte Seite fällt und zu Gunsten des erst genannten Landes spricht. Was jedoch die Lebenstage der Stellung und der Aussichten des Landvolkes und der ärmeren Klassen betrifft, so pezt weder Laing, noch Kay irgend einen Zweifel darüber, daß der Vortheil in der hervorstechendsten Weise auf dem Kontinent zu suchen sey.

Was ist nun also nach Laing und Kay die Ursache dieses so merkwürdigen Unterschiedes? Mit Einem Worte ausgedrückt — die Vertheilung des ländlichen Besitzes. Auf dem Kontinent besitzt und kultivirt das Volk den Grund und Boden. In Großbritannien gehört das Land in ausgedehnten Territorien einigen wenigen Personen; die praktisch mit dem Landbau beschäftigte Klasse sind entweder Pächter oder Arbeiter, welche bei ihrer Thätigkeit von keinem persönlichen Interesse gespornt werden. Während des letzten halben Jahrhunderts ging die Tendenz aller englischen sozialen Theorien und sozialen Veränderungen danauf hinaus, die Zahl der Personen zu vermindern, welche ihren Unterhalt direkt vom Grund und Boden ziehen, ferner die Bevölkerung in große Städte zusammenzuschaaren und in die Erweiterung des Fabrikwesens eine Quelle des Wohlstandes und eine ergiebigere und vortheilhaftere Art der Beschäftigung zu suchen, als sie durch die Pflege und Ausbeutung des Landbaues geboten wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß England auf dieser Bahn große und glückliche Fortschritte machte; aber es wäre ein voreiliger und verderblicher Irrthum, auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß die Resultate dieses Systems so auffallend gut gewesen seyen, daß sie jede weitere Sorge und Prüfung überflüssig gemacht hätten. Die tiefe und allgemeine Angst und Bellemmung, welche gegenwärtig im ganzen Lande rücksichtlich der Bevölkerung, der Arbeit und der Ausbeutung der Kolonieen herrscht, beweiß hinlänglich die Thatsache, daß der Fortschritt, wie groß er auch immer seyn mochte, nicht von Uebelständen frei blieb, daß trop der Zunahme des öffentlichen Reichthums nichtsdestoweniger Sorge und Angst um Erwerb und Lebensdauer als drohende Gespenster umherschleichen, und daß wenn die Ausbeutung des englischen Handels, und in Verbindung damit die Fabrikspesteme einige der größten Gefahren, welche einen alten und äußerst künstlichen Gesellschaftszustand bedrohen, abwendet. Man braucht durchaus keine tiefen und complicirten Umgestaltungen zu wünschen; doch giebt es gewiß keine heilsamere und belehrendere Beschäftigung, als die ruhige und umfängliche Vergleichung des Systemes, welchem England folgte, und seiner Resultate, mit dem entgegengesetzten System und den entgegengesetzten Resultaten, welche man in den kultivirtesten Staaten des Kontinents zu erblicken Gelegenheit hat. Und weil die vorliegenden beiden Bücher die aufgeklärten und denkenden Köpfe am besten in den Stand setzen werden, eine derartige Vergleichung anzustellen, so können wir ihr Erscheinen nur als ein äußerst zeitgemäßes begrüßen und sie ihrer reichen Inhalts wegen Allen, welche sich für diese so wichtige Materie interessiren, auf angelegentlichste empfehlen.

Wir wollen aus unseren Autoren zuvörderst eine oder zwei Stellen entlehnen, welche allgemeine Ergebnisse ihrer Vergleichung zwischen der Stellung des großen Ganzen der Bevölkerung in England und der in den anderen Ländern enthalten. Wir werden sodann Gelegenheit nehmen, auf einige Betrachtungen aufmerksam zu machen, welche zuvor anzustellen sind, ehe wir zu einem unparteiischen Urtheile über die ganze Sachlage schreiten können.

Wir citiren zuerst Laing's Worte. Die nachfolgende Stelle wird nebenbei den Beweis liefern, daß der eigenthümliche Stil, an den dieser Schriftsteller gewöhnt ist, sich durch und durch gleich bleibt und daß dieser Stil eben so große

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

Digitized by Google

Verdienste, wie Mängel hat, indem er einerseits durch große Originalität und Kraft hervorsticht, andererseits aber selten von Verstößen und Wiederholung frei ist.

Laing sagt: „In Flandern, Holland, Friesland, an den Mündungen der Scheldt, der Maas, des Rheins, der Ems, Weser, Elbe und Eyder, ferner in einem großen Theile Westfalens und in anderen Distrikten Deutschlands, in Dänemark, Schweden und Norwegen, und im Süden Europa's, in der Schweiz, in Tyrol, in der Lombardei und Toskana waren die Bauern von sehr früher Zeit an die Eigenthümer eines großen Theiles des Landes. Frankreich und Preußen sind neuerer Zeit den Ländern beigetreten, in denen der Grund und Boden in kleine, dem Unbauer zugehörige Parzellen getheilt wurde. In jedem europäischen Lande, welche Regierungsform es auch bisher hatte, wie weit oder nahe es immer mit den Kriegen und Erschütterungen der französischen Revolution in Beziehung gerieth, und wie sehr auch dasselbst die Gesetze, die Einrichtungen und der Geist der Regierung noch nicht dem sozialen Zustande der Bevölkerung entsprechen mögen, lief nichtsdestoweniger das Gesammtstreben darauf hinaus, das Land in solche kleine, dem thatsächlichen Bebauer zugehörige Parzellen zu theilen, nicht aber es zu großen, ausgedehnten Besitzungen eines Adels- oder Vornehmen-Standes zusammenzuschmelzen. Dies war die eigentliche und wahre Revolution in Europa. Die einzige Ausnahme bildet Großbritannien. Bei uns waltete während des gegenwärtigen Jahrhunderts gerade die entgegengesetzte Tendenz. Man warf die kleinen Landgüter zu großen zusammen, und in Schottland und einem ansehnlichen Theile Englands vermandelte man eben kleine Inselländereien in ausgedehnte Pachtgüter. Welches sind nun, rücksichtlich der Lage und des physischen und geistigen Wohlbefindens des Volkes, die Wirkungen dieser beiden entgegengesetzten sozialen Systeme, d. h. dreißigjen, welche in Großbritannien, als gegenwärtig einziges großes Beispiel unter den europäischen Ländern, vertritt, und des anderen, dessen Aelteste und zum Vergleich am meisten geeignete Typus in Flandern zu suchen ist? In Frankreich und in Preußen ist die oben erwähnte Parzellirung noch nicht lange genug im Bestehen, um schon so stark hervorstechende Resultate in Bezug auf den sozialen Zustand und die Lage des Volkes aufzuweisen, daß sie den Reisenden sogleich in die Augen springen müßten. Diese Umgestaltung datirt in den genannten Ländern gleichsam erst von gestern her, und zwar als eine nothgedrungene Konsequenz der französischen Revolution und der ihr folgenden Kriege; daher denn auch das Volk, welches plötzlich zum Eigenthümer des Landes wurde, auf dem es früher als Lehnsmann gesessen, nicht eigentlich darauf vorbereitet war. Besagte Umgestaltung ist hier keine soziale Einrichtung, wie sie in einem Lande durch langsame und stufenweise Wirksamkeit natürlicher Ursachen zuwegegebracht wird und in ihrem Fortschritt den Charakter, das Benehmen, den Sinn für Eigenthum und die den Eigenthümern nöthige Klugheit unter der Bevölkerung entwickelt. Sie war ein plötzlicher Sprung. Der Lehnsmann, der leibeigene Bauer von gestern wurde ein freier Mann von heute und für künftighin ein Eigenthümer eines Theiles der Domäne, auf welcher er geboren und erzogen und gleba adscriptus war, wie ein Stück Arbeitsvieh, ohne irgend eine vorbereitende Erziehung für diese neue Stellung genossen zu haben oder irgend hierauf bezügliche, zweckdienliche, erbliche Traditionen aufweisen zu können. Diese ungeheure soziale Umgestaltung, die sich so schnell entwickelte und über den ganzen Kontinent verbreitete, ist bei weitem das wichtigste Resultat der französischen Revolution, — ein Resultat, welches für die Zukunft mehr Gutes oder Schlimmes in seinem Schooße birgt, als jede andere durch dieses große Ereigniß bewirkte Veränderung. Die Erhebung und der Fall von Dynastieen, Konstitutionen oder Regierungsformen erscheinen völlig unbedeutend gegen diese allmächtige Revolution in der Sozialwirklichkeit der europäischen Bevölkerung, gegen diesen, wie man ihn nennen kann, neuen sozialen Zustand, welchem die Form, der Geist und die Verwaltung der Regierung und Gesetzgebung in Europa angepaßt werden müssen, wenn sie auf einen sicheren und dauernden Grundlage beruhen und bestehen bleiben wollen. Die merkwürdigen Ereignisse des Jahres 1848 zeigen, daß die kontinentalen Souveraine die Tendenz, den Geist und die Kraft dieses neuen, zum großen Theil von ihnen selbst geschaffenen Elementes entweder nicht gesehen oder mißverstanden haben, und beweisen, daß die alten Institutionen und der Geist der kontinentalen Regierungen eben jetzt, wo dasselbe sich eigentlich zu entwickeln beginnt, nicht zu ihm passen und daher entweder durch Gewalt oder allmälige Anbequemung mit ihm in Uebereinstimmung gebracht werden müssen."

Laing bringt dasselbe Thema sodann in folgender Stelle weiter zur Geltung: — „Es kann nicht geleugnet werden, daß durch den Kleinbesitz des Grundes und Bodens ein großer Wohlstand erzielt und in die weitesten Kreise verbreitet wird; die nächste Folge hiervon ist eine erhöhte Verallgemeinerung der Bildung, der Sittlichkeit und Civilisation überhaupt: Es liegen in dieser sozialen Verfassung auch, mehr als in irgend einer anderen, mächtige, theils materielle, theils geistige, eben and dem allgemeinen Besitz des Eigenthums hervorgehende Dämmnisse, welche der übermäßigen Vermehrung der Bevölkerung und in Folge dessen auch dem übermäßigen Sinken des physischen Wohlstandes Einhalt thun. Die gegenwärtige Lage der Bauerngutsbesitzer in der Schweiz, in Tyrol, in Flandern und in vielen Ländern oder ausgedehnten Strichen Deutschlands, wo der parzellirte, d. h. kleine Besitz des Grundes und Bodens schon von Alters her besteht, spricht sehr zu Gunsten unserer Behauptung und stellt sie als einen großen Vorzug heraus, und man kann, näher betrachtet, keinen einzigen Schluß dagegen von der entgegengesetzten Tendenz oder den entgegengesetzten Resultaten entlehnen, etwa von den Zuständen Irlands oder Schottlands, da nichts so sehr in Bezug auf soziale Stellung, Interessen und Thätigkeitsmotive von den Eigenthum besitzenden Bauern verschieden ist, als die armseligen, mit Zins überlasteten irischen oder schottischen kleinen Pächter oder Häusler (cottars). Aber immer noch ist die große Frage zu entscheiden: Welcher von den beiden sozialen Zuständen, — der, welcher auf dem Kontinent von Europa herrscht, d. h. die Vertheilung des Landes in kleine Eigenthumsparzellen, oder der, den wir in Großbritannien finden, d. h. die Anhäufung des Landes in den Händen weniger Eigenthümer und großer Pächter, — welcher von diesen beiden Zuständen verspricht mehr für das künftige Wohlbefinden und den Fortschritt der Gesellschaft? Es ist dies die wichtigste und zugleich am schwersten zu lösende Frage in der Staatshaushaltung Europa's. In jedem Lande Europa's, außer bei uns, hat in der That eine Umgestaltung, eine große Revolution in der sozialen Stellung, in den Beziehungen, dem inneren Zusammenhange und den Interessen der Klassen oder Elemente des sozialen Körpers stillschweigend, aber reißend schnell während des letzten halben Jahrhunderts stattgefunden. Der Umsturz von Dynastieen und Regierungen, die Thronbesteigung und der Fall von Königen und die Revolutionen der Staaten im Verlauf dieser ereignißreichen funfzig Jahre werden von Historikern der Zukunft nur als Begebenheiten zweiten Ranges betrachtet werden, — als Folgen und nicht als Ursachen, — im Vergleich nämlich mit der großen und radikalen Wandlung in dem Geist und in den Elementen der Gesellschaft selbst, der Wandlung, welche jene Erschütterungen erzeugte und die noch im Zerschritt begriffen ist und ihre ganz eigenen guten oder bösen Resultate liefern wird, wenn die neuesten Bewegungen von 1848 und 1849, wie gewöhnliche Stürme in der freien Natur brausen, bereinst vergessen sind. Diese größte der Revolutionen Europa's seit der Gründung des Feudalsystemes entsteht aus und besteht in dem Einströmen eines neuen vorwiegenden Elementes in den sozialen Zustand der europäischen Bevölkerung. Das unlengbare Gute, d. h. das mit diesen neuen sozialen Verhältnissen in Verbindung stehende und sich aus jedes Land verbreitende physische Wohlbefinden, habe ich in meinen früheren Werken über Norwegen und Schweden, so wie in diesem gegenwärtigen Buche vorangehenden „Bemerkungen" über verschiedene Theile Europa's, darzuthun mich bemüht, indem ich den Zustand jener Länder beschrieb, in denen sich der Grund und Boden seit den ältesten Zeiten in den Händen kleiner Eigenthümer befand, welche auf ihrem eigenen kleinen Besitzthum lebten und es selbst bearbeiteten. Ich habe zu zeigen versucht, daß die Behäbigkeit, die materiellen Genüsse, das häusliche Gute dieses gesellschaftlichen Zustandes weit verbreitet sind, und daß letzterer nicht nothwendigerweise Uebervölkerung, noch eine zu kleine, die Bedürfnisse eines civilisirten Daseyns nicht mehr befriedigende Zersplitterung, noch auch eine schlechte oder sorglose Wirthschaft zuwegebringt. Die soziale Lage und Land- und Hauswirthschaft der Länder, wo sich der Grund und Boden seit vielen Menschenaltern in den Händen kleiner Bauerngutsbesitzer befand, wie in Flandern, in der Schweiz und in Tyrol, mag zum Vergleich dienen beim Hinblick auf die traurige Lage und Wirthschaft in Schottland, mit seinen großen Guts- und großen Pachtbezirken, oder in Irland mit seinen ebenfalls großen Gütern, aber kleinen Pachtparzellen."

Aehnlich lautet das kurze und lobende Zeugniß Kay's in folgender Stelle: „Wie ich schon sagte, die sittliche, geistige und physische Lage der Bauern und ihrer Hülfsarbeiter (operatives*)) in Preußen, Sachsen und anderen Ländern Deutschlands, in Holland und in den protestantischen Kantonen der Schweiz, und die soziale Stellung der Bauern in dem größeren Theile Frankreichs ist eine viel höhere, glücklichere und weit befriedigendere, als die der Bauern und Hülfsarbeiter in England; die Stellung des Armen in den norddeutschen, schweizer und holländischen Städten bildet einen so merkwürdigen Gegensatz zu der Stellung des Armen in den englischen Städten, wie man sich nur denken kann, und dabei verbessert sich die Lage der ärmeren Klassen in Deutschland, der Schweiz, Holland und Frankreich fortwährend in raschem Fortschritt. Ich habe bereits früher angeführt, wie sehr die Vorbereitung, welche der arme Mann in diesen Ländern für das Leben empfängt, der Vorbereitung übertegen ist, die einem Bauer oder Arbeiter in England zu Theil wird, und der Unterschied der sozialen Stellung eines Armen in diesen Ländern und eines Bauers, Knechtes oder Taglöhners in England wird sicher hinreichen, um den Unterschied zu erklären, welcher zwischen den moralischen und sozialen Verhältnissen des Armen in unserem eigenen Lande und des Armen in den obengenannten Ländern stattfindet. In Deutschland, Holland und der Schweiz beginnt ein Kind sein Leben in der Gesellschaft der Aeltern, welche selbst jahrelang von tüchtigen und anständigen Lehrern erzogen und gebildet wurden, und in der Gesellschaft und unter der Leitung eines Vaters, welcher in militärischen Künsten geübt ist und der die Haltung, die saubere und ordentliche Gewohnheit und den Sinn der Soldaten für ein anständiges Aeußere erworben hat. Die Kinder dieser Länder bringen die ersten sechs Lebensjahre in einer wohleingerichteten Häuslichkeit zu. Sie werden während dieser Zeit an ordentlichet Betragen, an nette und saubere Kleider und an Vorstellungen vom Werth des Unterrichts, von der den Lehrern gebührenden Achtung und von der Vortrefflichkeit der Schulen gewöhnt, und zwar von Aeltern, welche in den Jahren ihrer frühesten Erziehung selbst einen solchen Sinn und solche Vorstellungen einfogen. Jedes Kind beginnt im Alter von sechs Jahren die Schule zu besuchen, welche äußerlich zweckmäßig eingerichtet ist und von einem durch Geistliche oder Regierungsinspektoren beaufsichtigten anständigen und gebildeten Manne, als Lehrer, geleitet wird. Bis zum vollendeten vierzehnten Jahre besucht jedes Kind täglich regelmäßig eine dieser Schulen, wo es täglich in der Angewöhnung der Reinlichkeit und Ordnung gekräftigt wird, die Anfangsgründe nützlicher Kenntnisse erlernt, die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit empfängt und eine gekräftigte Gesundheit und physische Kraft durch die körperlichen Uebungen und durch das Herumtummeln auf dem Schulspielplatz er-

*) Der Verfasser versteht unter operatives alle am Verdienst betheiligten Hülfsarbeiter des Bauers, Knechte und Taglöhner.

Digitized by Google

langt. Man läßt kein Kind müßig auf den Straßen umherlaufen, kein Kind darf in den Gossen umherkrabbeln; kein Kind darf schmutzig oder in zerrissenen Kleidern in der Schule erscheinen, und die Ortsbehörden sind verpflichtet, allen denen Kleidung zu schaffen, deren Aeltern völlig unvermögend sind. Die Kinder der Armen in Deutschland, Holland und der Schweiz gewöhnen sich nachhaltiger an Sauberkeit, Anstand und Fleiß in den Elementarschulen, als die Kinder des kleinen Krämerstandes in England in den Privatschulen, und sie verlassen die Elementarschulen in den genannten Ländern weit besser unterrichtet, als jene unsere mittelständischen Privatschulen. Nachdem die Kinder Lesen, Schreiben, Arithmetik, Singen, Geographie, Geschichte und Bibelkunde gelernt haben, verlassen sie die Schule und nehmen Sauberkeit, Anstand, Ordnung, Fleiß und einen gewecktern, der Erkenntniß und des Denkens fähigen Verstand mit sich ins Leben hinüber." (Schluß folgt.)

Italien.

Das junge Italien.*)

Herr Cochrane, ein bekanntes torystisches Mitglied des britischen Unterhauses, der sich neulich in der Debatte über die Politik Lord Palmerston's durch die Heftigkeit auszeichnete, mit der er die diplomatische Betheiligung dieses Staatsmanns an den italiänischen Wirren angriff, hat in dem am Fuße bemerkten Werke die Resultate der von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen niedergelegt. Sein Buch hat einen gemischten Charakter; es verbindet Wahrheit mit Dichtung, die Ereignisse der Vergangenheit mit den Erlebnissen der Gegenwart und Hypothesen über die Zukunft. Der Verfasser macht kein Geheimniß von seinen Grundsätzen und seinen politischen Sympathieen; er zeigt keine Vorliebe für die Revolution, aber auch keine übermäßige Rücksicht für die Thorheiten des unverbesserlichen Absolutismus, und neben seinen Diatriben gegen Mazzini und die römischen Republikaner fehlt es nicht an ernsten Worten über den Wahnsinn der päpstlichen Regierung, welche die Thorheiten des Jahres 1580 auf die Thatsachen des Jahres 1850 anzuwenden sucht.

In seinen Speculationen über die Zukunft Italiens tritt Herrn Cochrane eine Schwierigkeit entgegen, die schon Tausenden vor ihm ein Stein des Anstoßes geworden ist. Er steht keine Hoffnung für dieses herrliche und klassische Land, so lange nicht die zeitliche und geistliche Macht des Papstes getrennt und damit die unheilbarste Anomalie der christlichen Welt beseitigt wird. Es sey dies eine Lösung, die den Anhängern des Papstthums selbst erwünscht seyn müsse, und deren Ausführ nur den Gegnern desselben zu Statten komme. Welches merkwürdige Phänomen bietet sich uns in der That im Herzen und Mittelpunkt der Civilisation dar! Man sieht hier einen Mann, dessen Dom den Völkern und die Zwecke des Allmächtigen auf Erden verkündet, dessen geheiligte Person aber täglich an seiner eigenen Thür dem Haß und der Beschimpfung ausgesetzt ist — einen Mann, der sich über die mächtigsten Könige erhebt, der aber bei den schwächsten um Unterstützung betteln muß. Seine Kinder empfangen von ihm den Segen und beten den Mund an, der die Segensworte spricht; aber Schweizersoldaten müssen ihn vor der Wuth dieser selben Kinder schützen, die seine Herrschaft, ja, sein Leben bedrohen. Dergleichen unversöhnliche und stets wiederkehrende Gegensätze lassen sich alle auf eine höchst einfache und in die Augen fallende Ursache zurückführen. Die Völker sind heutzutage eifersüchtiger auf die weltliche, als auf die geistliche Prärogative ihrer Herrscher. Man gönnt den Päpsten ihre Infallibilität, nicht aber den Monarchen ihre Unverantwortlichkeit. Der Pontifex maximus unserer Zeit besteigt einen zeitlichen Thron, der ihn dem souverainen Volke gegenüberstellt.

Es ist unzweifelhaft, daß die gegenwärtige traurige Lage des Oberhauptes der katholischen Kirche dieser seltsamen Verbindung ohnmächtiger Schwäche und schrankenloser Macht zuzuschreiben ist, die in dem heutigen Stadium der Weltgeschichte ganz unhaltbar erscheint. Pius IX. wird durch nichts so sehr als durch seine eigene Größe in Verlegenheit gesetzt. Wäre er schwächer als geistlicher Fürst, so würde er als zeitlicher Regent unendlich stärker seyn, da dieselben Elemente, die in der einen Eigenschaft zu seiner Macht beitragen, ihr in der anderen verderblich sind. Der Papst selbst ist sich dieses Widerspruchs so gut bewußt, als es der unparteiischste Beobachter nur seyn kann. Als Lord Minto zu Anfang des Jahres 1848 St. Heiligkeit die unumgängliche Nothwendigkeit vorstellte, dem Geiste der Zeit einige Konzessionen zu machen, bemerkte Pius mit einem Seufzer, daß „in der Natur seiner Regierung eine Eigenthümlichkeit läge, die ihr die Annahme liberaler Institutionen nicht in demselben Maße, wie anderen, gestatte." Zum Unglück aber wird diese Eigenthümlichkeit endlich dahin führen, daß jede Regierung aufhört.

Es folgt aus allem diesen, daß Eigensachen, die den Monarchen zieren, dem Papste zum Unheil gereichen können. Herr Cochrane bemerkt ganz richtig, der Haupt-Charakterzug der christlichen Kirche bestehe darin, daß, während die ganze Welt sich um sie verändert, ihre Lehrsätze allein unwandelbar bleiben. Aber gerade weil die Welt sich ändert und die Gesetze, welche die Gesellschaft zusammenknüpfen, den wechselnden Zuständen civilisirter Nationen angepaßt werden müssen, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß der weltliche Gesetzgeber und das Haupt der Kirche sich nicht in bewußtem Individuum zusammentreffen. Pius IX. entzückte bei seiner Thronbesteigung ganz Europa durch seine Verheißungen politischer und sozialer Reformen; diese Entwürfe stimmten gewiß mit seinem eigenen wohlwollenden Charakter überein, und wenn die strengen Pflichten des Oberhirten ihn in den Maßregeln hemmen, die er zum Heil seiner Unterthanen unternommen hatte, so war sein Kummer ohne Zweifel eben so groß, als die allgemeine Enttäuschung.

Mehr als ein Ausweg ist vorgeschlagen worden, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche diese doppelte Stellung mit sich führt, aber wir glauben nicht, daß irgend einer von diesen Plänen die Billigung des Papstes erhalten würde — am wenigsten die von Herrn Cochrane vorgeschlagene Radikalkur. „Man entsetze ihn ganz seiner weltlichen Macht", sagt er; „man setze Sr. Heiligkeit ein bestimmtes Einkommen aus und lasse Rom de jure von einer der Großmächte regiert werden, wie es jetzt de facto ist. Der Papst würde in diesem Falle nicht abhängiger seyn, als er es heutigen Tages ist, und Rom würde dann nicht länger der Brennpunkt des Luxuxbrs seyn." Daß Pius IX. sich persönlich weit glücklicher fühlen würde, wenn er sich nur allein seinen geistlichen Pflichten widmen könnte, unterliegt keiner Frage. In Gaeta, wo er sich mit nichts weiter als den Mysterieen und Ceremonien der Kirche beschäftigte, wurde er gefund und stark, während eine weltliche Herrschaft von wenigen Monaten ihn vor der Zeit in einen sorgenvollen, unglücklichen Greis verwandelt hatte. Daß er seine Junctionen als Souverain der römischen Staaten im Vergleich mit seinen Obliegenheiten als Haupt der römischen Kirche für ganz ohne Wichtigkeit hält, geht ferner aus einer merkwürdigen Thatsache hervor. Während des ganzen Zeitraums seiner Verbannung aus Rom, in der kritischsten Periode seines ereignißvollen Lebens, als alle Augen, nicht nur in Italien, sondern auch in Europa, sich voller Spannung auf ihn richteten, um ein Anzeichen seiner künftigen Absichten zu entdecken und ein Mittel ausfindig zu machen, die Demokratie mit der absoluten Herrschaft auszusöhnen, schien nur ein Gegenstand die Aufmerksamkeit des Papstes zu fesseln, nur ein amtliches Dokument gelangte an das nach Trost und Hoffnung schmachtende römische Volk. Dieses Dokument ist den Umständen nach vielleicht das allerseltsamste Aktenstück der neueren Zeit. Wie man weiß, ist seit Jahrhunderten die Frage, ob die heilige Jungfrau ohne Erbsünde geboren wurde oder nicht, eine quaestio vexata in der katholischen Kirche, und der Papst glaubte, daß er keine bessere Gelegenheit finden könne, darüber zu entscheiden, als in einem Augenblick, wo seine Entfernung aus der Hauptstadt seiner weltlichen Besitzungen ihm Muße verlieh, diesem wichtigen Gegenstande seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Dekret der Kirche, von Sr. Heiligkeit verfaßt und vom Kardinal Patrizi unterzeichnet, ward alsdann ohne weitere Vorrede nach Rom gesandt, als das beste Mittel, die Ordnung und den Frieden wiederherzustellen, indem der Papst mit der definitiven Entscheidung der Kirche über die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes zugleich seine Zuversicht aussprach, „daß von dem Augenblick an, wo diese wunderbare Eigenschaft der gebenedeiten Maria anerkannt würde, alle Empörungen und Tumulte wie durch ein Wunder entfernt würden." In der That mußte nach den klerikalen Regierungsgrundsätzen ein solches Dekret von größerer Wirkung als alle weltlichen Mittel seyn. Bei aller Achtung für die Doktrinen und Glaubensfätze der römischen Kirche kann unser Verfasser jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die französischen Bajonette vielleicht etwas mehr zur Dämpfung der Empörungen und Tumulte beigetragen haben, als das Dekret der unfehlbaren Kirche. So viel ist sicher, daß es die Aufgabe nicht erfüllt hat, die ihm gestellt wurde, während sich im heiligen Kollegium noch immer keine Neigung zeigt, die so nothwendigen, aber ganz außer dem Bereich der geistlichen Autorität liegenden Reformen durch menschliche Mittel zu versuchen.

*) Young Italy. By Alexander Baillie Cochrane, M. P. London, 1850.

Mannigfaltiges.

— Die französische und die englische Nationalbibliothek. Der Preis der wöchentlichen Vergnügungsreisen in Gesellschaft, die in diesem Sommer zwischen Paris und London von einigen Spekulanten arrangirt werden, ist jetzt, der Konkurrenz wegen, auf dreißig Francs die Person reduzirt, wofür sich jedoch die Reisenden nur vierundzwanzig Stunden in London aufhalten dürfen. Der Londoner Korrespondent der Revue Britannique erzählt, daß ein französischer Gelehrter bereits mehreremal diese wohlfeile Reise von Paris nach London unternommen, blos um jedesmal auf einen Tag die Bibliothek des British Museum zu besuchen. „Befigt denn aber nicht", fragte jener Korrespondent den Gelehrten, „die große Bibliothek in der Rue Richelieu einen größeren Bücherschatz, als das British Museum?" — „Das ist leicht möglich", antwortete der Einlaß-Reisende, „aber die Pfütle der Bücher in der Rue Richelieu ist den Bibliothekaren selbst nicht bekannt, und es ist fast unmöglich, das, was man sucht, unter dem Staube herauszufinden, der es dort wie die Asche von Herculanum und Pompeji bedeckt. Die Aufsindung eines alten Buches erfordert in der Rue Richelieu die Arbeit eines Ministers. Was neuere Literatur betrifft, so werden zwar in Paris die Bücher, ausländische nicht ausgenommen, mit anerkennenswerther Liberalität angeschafft, aber dies kömmt leider nur einigen privilegirten Lesern zu Statten, aus deren Händen die Bücher erst wieder zurückkommen, wenn sie alles Interesse der Neuheit verloren haben. Im British Museum dagegen herrschen zugleich Ordnung und Gefälligkeit. Eine gute Administration und eine tüchtige Wissenschaftlichkeit. Seit sechs Monaten habe ich in Paris vergeblich auf ein seit 1842 im Katalog angemeldetes Werk gewartet, das beständig außerhalb der Bibliothek sind, seiner Schwere von sechs dicken Bänden in Quart ungeachtet, fortdauernd in Circulation ist befand. Auf Umgedrehe reiste ich nach London, und binnen einer Viertelstunde nach meinem Eintritt in das British Museum lagen sämmtliche sechs Bände vor mir auf dem Leselische."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Breitestraße Nr. 29), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 115. Berlin, Dienstag den 24. September 1850.

Holland.

Der historische Roman in Holland.*)

Nach J. J. Ampère.

Wer seiner Heimat auf das vollständigste entrückt seyn will, der gehe — nicht nach Konstantinopel, sondern nach Rotterdam und komme daselbst wo möglich an einem Markttage an. Mit Waaren beladene Schiffe, mit großen Bäumen besetzte Kanäle, in den Straßen eine so dichte Volksmenge, wie man sie nur in Paris bei öffentlichen Vergnügungen sieht, eine Volksmasse, welche sich ohne Unordnung und sogar ohne Geräusch an einander vorbeidrängt — denn man hört weder Pferde, noch Wagen — eine eifrig beschäftigte, doch wenige Menge, ein wahrhaftes menschliches Ameisenhaufen; von beiden Seiten jener Strasse eine Theaterdecoration, regelmäßige Häuser darstellend, aber so gleichmäßig, daß es nicht wirkliche massive Häuser, sondern von Holz oder Pappe aufgeführte zu seyn scheinen, denn wie ist es denkbar, daß wirkliche Wohnhäuser so fauber, so glatt, so zierlich und so einander ähnlich seyn können: dies ist das Schauspiel, welches unser beim Eintritt in Holland harrt und stets dasselbe bleibt, so lange wir in diesem eigenthümlichen Lande weilen, von welchem man, obgleich es ganz in unserer Nähe liegt, sich höchstens, wenn man im Diorama eine Ansicht von China betrachtet, einen Begriff machen kann. Dieses Land gleicht nichts so sehr, als einer Wiese von Paul Potter oder einem großen Park, den man auf einem in die grüne Erdfläche gegrabenen Kanal durchschifft, der sich mitten durch Kioske, indianische Pavillons, chinesische Brücken und Treibhäuser mit exotischen Gewächsen dahin schlängelt, gekühlt von sanften Schatten, wie sie Ruysdael's Pinsel erschuf, und durchglänzt von phantastischen Lichteffekten, wie Meister Rembrandt sie uns bietet.

Eben so sehr, wie sich eine holländische Landschaft vor allen anderen Gegenden auszeichnet, unterscheidet sich der Holländer durch einen so entschiedenen Nationaltypus, wie er sich bei keinem anderen Volke Europa's erhalten hat. Außer einigen Nüancen, welche im Charakter der verschiedenen Provinzen liegen, gleichen sich die Holländer unter einander, wenn auch nicht ganz, doch beinahe eben so sehr, wie ihre aus Backsteinen erbauten Häuser, ihre mit Bäumen bepflanzten und von Kanälen begrängten Straßen, die feuchtbaren und monotonen Ebenen ihres Landes. In der Familien-Eintheilung der europäischen Nationen steht die holländische als ein so klar und bestimmt bezeichneter Charakter da, daß man sie nicht leicht mit einer anderen verwechseln kann. Sie ist nicht, wie z. B. die belgische, eine Anhäufung oder ein Zusammenfluß von verschiedenen Völkern, welche durch zufällige Umstände unter ein Scepter vereinigt worden sind, sie hat damit angefangen, sich einen eigenen Grund und Boden zu schaffen und sich dann vermittelst ihrer Energie weiter fortgebildet und aufrechterhalten. Hier sind das dem gewöhnlichen Lauf der Dinge entgegengesetzte Verhältniß hatt, die Erde schuf nicht den Menschen, sondern der Mensch ließ die Erde werden, er entrang sie dem Ocean und mußte sie gegen ihn vertheidigen; es war dies ein lange andauernder unermüdlicher Kampf gegen die Natur, der wohl dazu geeignet war, das entschlossene Phlegma der Holländer noch mehr zu stählen und es ganz zu durchdringen. Dann hatten sie außer dem Kriege mit dem Ocean auch andere zu bestehen, nämlich mit Philipp II. und Ludwig XIV. Zweimal haben sich die holländischen Dämme eben so stark gegen die feindlichen Ueberfälle des Auslandes, als gegen die Verheerung der Fluthen bewährt, und als die Feinde schon bis zum Fuß dieser von patriotischen Händen durchschanzten Dämme vorgedrungen waren, öffneten sie sich, um jene zu verschlingen. Die Geschichte eines solchen Volkes muß Interesse erregen. Europa hat deren zwei aufzuweisen, welche, von Natur unbedeutend, durch die Macht, zu welcher sie sich während eines kurzen Zeitraumes emporschwangen, die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber verdienen: es sind dies Holland und Portugal. Beider Namen erscholl über ferne Meere und Länder, beide haben weite Landstrecken entlegener Regionen ihrem kleinen Ländchen untertham gemacht, beide hatten eine Zeit des Glanzes und des Ruhmes, aber mit dem Unterschied, daß Portugal mit seinem Könige Sebastian auf dem Felde des Alcaçar Kebir fiel und vergebens erwartete, das Phantom seines alten Ruhmes mit Sebastian selbst aus der Gruft erstehen zu sehen. Abwechselnd Spanien unterworfen oder von England abhängig, verlor es nach und nach seine transatlantischen Besitzungen und ist gegenwärtig eine Beute des Elends und der politischen Zerwürfnisse. Holland hingegen ist jetzt frei, reich und im besten Gedeihen; es hat funfzehn Millionen Unterthanen am Indischen Meere, unter einem paradiesisch schönen Himmel; seit zwölf Jahren hat eine von der Anarchie weit entfernte, doch feste und liberale Opposition die Revision der Verfassung nachgesucht und erlangt, und Dank dieser Reform ist Holland von den ganz Europa durchtosenden politischen Stürmen des Februars und März verschont geblieben. Außerdem sind Vermunft und Geld in diesem Lande zuhause, und es giebt kaum etwas der Revolution mehr Entgegengesetztes, als diese beiden Sachen.

Man durfte von einer mit so eigenthümlichem Charakter und Temperament begabten Nation erwarten, daß sie auch vorzugsweise im Besitze einer Kunst und Literatur seyn würde. Ueber die holländische Kunst brauchen wir nichts zu sagen, aber die holländische Literatur ist weniger bekannt; dies liegt wohl zum Theil an der Sprache, welche unter allen deutschen Idiomen durch ein eigenthümliches Gemisch von Härte und Weiche, durch ein abwechselndes Schnarren und Schleifen, woran unser Ohr sich nur mit Mühe gewöhnen kann, sich in sehr untergeordneter Weise auszeichnet. Welcher Unterschied zwischen diesem Idiom und dem eines anderen germanischen Volkes, z. B. des schwedischen; dieses hat größtentheils Stamm und Wurzeln mit jenem gemein, aber mit seinen sonoren Endungen und wohltönenden Vokalen erinnert es an die spanische Sprache. Die schwedische neben der holländischen Sprache ist wie ein Purpurmantel neben einem Wamms von grauem Baumwollenstoffe oder wie Trompetengeschmetter neben dem Ton einer heiseren Kinderklapper, doch verhindert dies nicht eine relative Harmonie der Verse: die englische Sprache tönt auch rauh in unser Ohr, und dennoch fühlt man, ohne selbst Engländer zu seyn, den melodischen Klang von Pope's Dichtungen heraus.

Wie dürfen also nicht darüber erstaunen, wenn die Holländer in den Versen Bondel's Harmonie finden, obgleich die Wörter, aus denen sie zusammengesetzt sind, unser Gehör verwunden, und wir, wenn wir die vielen ch und k sehen, die ecichlich darin vertreten sind, Gefahr für unsere Zähne fürchten. Man muß bedenken, daß Racine's schönste Alexandriner auf dem Theater von Athen wahrscheinlich dieselbe Wirkung hervorgebracht hätten. Das, was wir in der holländischen Literatur schätzen und anerkennen müssen, ist die patriotische und nationelle Charakter, welcher sie auszeichnet, und diesen Zug durch eine ziemlich unbekannte Literaturgeschichte verfolgend, werden wir zum Gegenstand unserer heutigen Abhandlung, dem historischen Roman der Mademoiselle Toussaint, gelangen. (Fortsetzung folgt.)

*) Leicester in Nederland, von Mademoiselle Toussaint. 4 Bde. 8. Amsterdam, Beijerinck.

England.

Ueber den sozialen und politischen Zustand der Völker Europa's.

(Schluß.)

Und einige Seiten weiter fährt Kay also fort:

„Wenn die jungen Leute, nach dreijähriger Dienstzeit als Soldaten, die Armee verlassen und in ihren Geburtsort zurückkehren, befinden sie sich in folgender Verfassung: — Sie sind wohlerzogen, gesund, kräftig und thätig. Fast das ganze Land ist in kleine Besitzthümer getheilt, welche von Bauern innegehabt und kultivirt werden. Das Verfahren der Uebertragung eines Gutes von einem Eigenthümer auf einen anderen ist sehr einfach und billig. In allen Theilen des Landes stehen fortwährend eine große Menge kleiner Güter zum Verkauf. Jeder junge Mann findet, daß viele seiner Freunde und Verwandten, welche einige Jahre vor ihm die Armee verließen, Häuser und Aecker gekauft haben und selbe für eigenen Ertrag bewirthschaften. Der junge Bauer, angetrieben durch den Wunsch, zu heiraten und Hausherr und Eigenthümer zu werden, verdingt sich an einen Landbauer, der einen Arbeiters (Knechtes) bedarf, lernt die Wirthschaft, legt seine Ersparnisse zurück, und wenn er keinen alten Verwandten hat, in dessen Eigenthum er einmal im Verlauf der Zeit naturgemäß eintreten könnte, verwendet er, nach einigen Jahren der Sparsamkeit, sein kleines Kapital zu einer ersten Anzahlung für den Ankauf eines Hauses und Gütchens, tritt seinen Besitz an und tilgt nach und nach in regelmäßigen Terminen die ganze Kaufsumme. Zuweilen wird der Ankauf durch seine Verheiratung mit einem jungen Mädchen, die auch ihre kleine Aussteuer oder Ersparnisse hinzubringt, beschleunigt und erleichtert. Der Wunsch, das Eigenthum eines Hauses und Gutes zu erlangen, trägt sehr viel dazu bei, das frühe Heiraten zu bescheänken, und treibt die Bauern zur Ordnung und Thätigkeit an. Allerdings giebt es auch viele Bauern, welche nicht so viele Selbstverleugnung und Beharrlichkeit besitzen, um ein anfangs so fern erscheinendes Glück zu erreichen; nichtsdestoweniger wirkt das Bewußtseyn, in Folge solcher Selbstverleugnung am Ende ein Gut kaufen zu können, und das Verlangen, eines zu kaufen, dennoch so stark, daß in den meisten Theilen Deutschlands, Hollands,

Digitized by Google

Belgiens, Norwegens, Dänemarks, der Schweiz, Tyrols, Nord-Italiens und Frankreichs der größte Theil des Grundes und Bodens Pächtern und Bauern gehört, welche ihn für sich selbst bewirthschaften. Selbst die Arbeiter in den kleinen Städten dieser Länder besitzen oft außerhalb der Stadt Gärten oder Aecker, in oder auf die sie sich des Abends begeben, um sie zu bewirthschaften, oder um von da ihre Produkte für den Familienbedarf zu holen. Ihrer Bauer, welcher ein solches Gut besitzt, interessirt sich sofort für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, für die Rohe des Landes, für die Unterdrückung der Verbrechen, für die Weckung und Förderung der Fleißes bei seinen eigenen Kindern und für die Entwickelung ihres Verstandes. Ein Stand von Eigenthum besitzender Bauern bildet den stärksten aller konservativen Stände."

Die bis jetzt gegebenen Ansichte werden dem Leser gewiß eine sehr wichtige Thatsache vors Auge geführt haben. Man wird hinlänglich einsehen, daß nach dem bestimmten Ausspruch beider Reisenden die sittliche, geistige und physische Lage des Bauern und Ackerarbeiters in Preußen, Sachsen, in anderen Theilen Deutschlands, in Holland und in den protestantischen Kantonen der Schweiz, und die gesellschaftliche Stellung des Bauers in dem größeren Theile Frankreichs eine viel glücklichere und beneidenswerthere ist, als die der Bauern und Ackerarbeiter in England; daß die Lage des Armen in den nord-deutschen, schweizer und holländischen Ländern gegen die des Armen in England einen glänzenden Kontrast bildet, und daß sich die Lage der ärmeren Klassen in Deutschland, der Schweiz, Holland und Frankreich in schnellem Fortschritt verbessert. Die oben ausgesprochenen Sätze enthalten in bündigem Umriß die allgemeinen Schlüsse, zu denen beide Reisende in Folge ihrer Anschauungen an Ort und Stelle nach und nach gelangten. Wenn wir es nun als eine Thatsache anzusehen haben, daß die sittliche, geistige und physische Lage der ärmeren Klassen Englands schlechter ist, als die derselben Klassen in einigen Ländern des Kontinents, so ist es nicht schwer, den nächsten Schritt in unserer Untersuchung zu thun. Wie kennen die Thatsache, — wir müssen sehen, ob wir den Ursprung dieser Thatsache zu entdecken im Stande sind. Warum ist der Arme in England in Bezug auf Nahrung, Kleidung und Bildung schlechter gestellt, als der Arme in Preußen, Polland, Sachsen oder Tyrol? Die politische Freiheit der Engländer beruht auf einer festeren Grundlage, ist mit stärkeren Sicherheitswällen umgeben und stellt der Uebung jeglicher menschlicher Fähigkeit ein unendlich weiteres Ziel, als die politische Freiheit irgend eines der genannten Länder. Die Engländer sind im Allgemeinen reicher, kühner, betriebsamer, geschickter, ausdauernder und unternehmender, als die Deutschen, Holländer oder Schweizer. Warum also ist die Arme in England schlimmer daran, als der Arme auf dem Kontinent? Das ist die große Streitfrage, welche durch Laing und Kay angeregt und besprochen worden ist.

Eine Untersuchung dieser Art wäre allerdings rasch entschieden, wenn man die Prämissen leugnete. Man könnte sagen, die Ueberlegenheit des Kontinents sey nicht vollständig und in jeder Hinsicht bewiesen. Es mag dies vielleicht wohl auch der Fall sey. Wenn es sich indeß doch insoweit bewiesen, daß wir, wenn wir nicht alle anerkannten Regeln der Beweistheorie verwerfen wollen, zugeben müssen, daß die Herren Laing und Kay auf alle Fälle bei der gegenwärtigen Stellung der Diskussion ein Recht haben, die Thatsachen der Frage, wie sie dieselben vorführen, wenigstens als die Grundlage des Streites und der Untersuchung zu betrachten. Wir können den Ausführungen der beiden Reisenden wenigstens keine anderen Thatsache entgegenstellen, die eben so dauhig, neu und der Beachtung werth wären.

Wir wiederholen also in wenigen Worten die Frage: — Welche Ursache liegt, so weit wir sehen können, dem Umstande zu Grunde, daß die soziale Stellung des Armen in England eine schlechtere, niedrigere ist, als die des Armen auf dem Kontinent? Laing und Kay geben faktisch dieße eine und dieselbe Antwort: nämlich die, daß sich in England aller Fleiß des Volkes auf Manufakturwesen und Handel, in den Ländern des Kontinents dagegen auf den Ackerbau richte, und daß hierin die Erklärung des Gegensatzes zu suchen sey. In England hat man die Zahl der Personen vermehrt, welche von Lohn leben, auf dem Kontinent die Zahl derer, die von dem Ertrage häuerlichen Grundbesitzes ernähren. In England ging man während der letzten fünfzig oder hundert Jahre darauf aus, die Bedeutung und die numerische Stärke der Klasse zu verringern, welche als Freisassen (yeomen) ein Interesse am Boden haben, auf dem Kontinent lag es während derselben Zeit in der Tendenz der sozialen und politischen Umgestaltungen, recht eigentlich eine Klasse von Freisassen zu schaffen. In England schaarte man die Bevölkerung in die Mauern und Weichbilder großer Städte zusammen. Man hat hier, so zu sagen, größtentheils das eigentliche Land entvölkert. Und zwar hat man dies unter dem Einfluß eines doppelten Motives: — auf der einen Seite führte die eigenthümliche Natur der englischen National-Industrie zu Concentration der menschlichen Thätigkeit innerhalb der möglichst kleinsten Kreise, auf der anderen Seite ging die Tendenz des modernen englischen Ackerbaues darauf hinaus, einen großen Surplus- (Ueberschuß-) Ertrag zu erzielen, und zwar durch eine Concentration verschiedener Art, — durch eine Concentration, nicht der Arbeit, sondern des Territoriums, — durch ein Zusammenschlagen kleiner Pachtgüter zu großen und durch die Einführung des Manufakturprinzipes in die Landwirthschaft.

Welche Wirkungen auch immer das von uns in den allgemeinsten Umrissen dargestellte System gehabt haben mag, so lassen sich doch die angeführten Thatsachen nicht weiter bestreiten. Man hat in England die Städte angefüllt und die Dörfer geleert; man hat in jedem Theile der Insel die numerische Stärke der Klasse, welche von Lohn und Handwerk lebt, bis ins Ungeheure vermehrt, dagegen die Klassen vermindert, welche direkt vom Boden abhängen, sey es als Freisassen, oder als kleine Pächter, oder als unterweitige Miether und Nutznießer kleiner Grundparzellen.

Auf der einen Seite erreichte man allerdings ein glänzendes Ziel. Die Fabriken und Großpacht-Wirthschaften stehen in England rücksichtlich ihrer Erzeugnisse in hoher Blüthe. Das Uebel, welches man fürchten muß, besteht sich nicht auf das Sinken des Baumwollen- oder Kornhandels, sondern auf die Abnahme und den Mangel an intelligenten Leuten, welche fähig wären, zu begreifen, daß England die Mission, die ihm zu Theil geworden, erst halb erfüllt hat. Kein vernünftiger Mensch wird behaupten, daß es die Bestimmung des englischen Volkes ist, nur einzig und allein darum zu leben, um Kalikt, Eisen, Tuch zu zwei Sgr., anzufertigen und Korn zu ziehen zu einem auf menschliche Arbeit verwendeten, mindesten Kostenpreise. Das ist ein Problem, über welches England längst hinaus ist. England hat neben dem Reichthum auch noch andere Dinge zu erzielen. Es hat eine Bevölkerung ins Leben zu rufen, die von dem Vorwurf frei wäre, an Einsicht, Anstand, Ordnung und Lebensbequemlichkeit den Arbeitervolke in den holländischen und preußischen Dörfern nachzustehen. Bisher ist dies nicht geschehen, und man mag weiß als ernstliche über diesen Punkt nachdenken. Einer der Hauptbeweise, und zwar vielleicht der stärkste, zu Gunsten des englischen Pacht-Systemes, d. h. des Großpacht-Systemes, gründet sich auf die Betrachtung dessen, was man den einen Surplus-Ertrag nennt. Wenn z. B. zehn Menschen auf einer Insel wohnen und sieben von ihnen unablässig beschäftigt sind, Nahrung für sich und die drei Genossen zu schaffen, dann ist es klar, daß eben nur drei Personen vorhanden sind, welche für die verschiedenen anderen Lebensbedürfnisse außer der Nahrung zu sorgen haben, d. h. die zu weben, bauen, schmieden, graben, erfinden und denken müssen. Wenn jedoch durch irgend eine glückliche Erfindung die Arbeit jener sieben durch zwei herzustellen ist, dann erhöht sich der reine Surplus-Ertrag materiell so sehr, daß die Gewerbsarbeit der Insel von sieben Leuten statt von dreien verrichtet werden kann. In Großbritannien wird nun behauptet, daß das Großpacht-System in einem erstaunlichen Maße den reinen Surplus-Ertrag zu erhöhen im Stande sey; mit anderen Worten, daß dieß System durch die möglichst kleinste Anzahl von Leuten Nahrung für die ganze Bevölkerung stellen könne, oder, um den Satz noch weiter zu vereinfachen, daß es den Bewohnern England gestatte oder sie vielmehr dazu veranlaße, eine sehr kleine und sich vielleicht fortwährend noch vermindernde Minorität der Bevölkerung für den Ackerbau zu verwenden.

Rücksichtlich dieses Punktes scheint es zwei triftige Antworten zu geben. Zuerst erfahren wir an dem Beispiele Laing's und Kay's, daß gründliche und vorsichtige Forscher in ihrer Behauptung von der Ueberlegenheit des Großpachtüber das Kleinpacht-System mit Bezug auf den reinen Surplus-Ertrag sehr behutsam sind. Wir verweisen hinsichtlich dieses Gegenstandes hauptsächlich auf die ersten vier Kapitel Laing's und auf den ersten Band Kay's. Beide sprechen sehr ausführlich über dieses Thema, und sie behaupten in den bestimmtesten Ausdrücken, daß Bauergutsbesitzer eben so viel oder noch mehr Bodenertrag von einem Morgen Landes gewinnen können und wirklich gewinnen, als das sechs nach Leibchen Prinzipien bewirthschaftete Pachtgut in Großbritannien. Dies sind Aussprüche, auf die man nicht so im Allgemeinen, sondern nur im Detail antworten kann, und so lange noch eine solche Antwort steht, mag es bei ihnen sein Bewenden haben. — Zweitens scheint ein wesentlicher Irrthum in der Annahme zu liegen, daß es auf jeder Stufe des sozialen Fortschrittes eines Landes das Vortheilhafteste sey, nur die möglich geringste Anzahl von Personen zur Bewirthschaftung des Bodens zu verwenden. Für den ersten Abschnitt der Laufbahn einer Gesellschaft, wo Alles ganz besonders noch von der Tüchtigkeit in den gewerblichen Künsten abhängt, mag es zweifelsohne wünschenswerth seyn, daß sich ein so großer Theil der Gemeinde wie möglich mit aller Kraft auf die nicht zum Ackerbau gehörigen Beschäftigungen legt. Wenn das Land jedoch an Bevölkerung zunimmt, verschwindet dieser Stand der Dinge allmälig. Es wird sodann von der höchsten Wichtigkeit, daß die übermäßige Einnahme der gewerbetreibenden Klasse durch die Verwendung der Arbeit von Ackerbau in Schach gehalten werde. Es scheint uns, daß England bereits längst aus jenem ersten Stadium der Entwickelung heraus und in das eben bezeichnete zweite eingetreten ist, — und daß daher die gegenwärtige verhältnißmäßige Potenzirung der gewerblichen Thätigkeit, als der Hauptbeschäftigung und Verwendung des Volkes, wesentlich ungesund ist. Dies ist im Allgemeinen der Schluß, auf welchen die meisten in den beiden vorliegenden Werken enthaltenen Thatsachen und Argumente aus entschiedenste hinausdeuten: obgleich wir bei keinem von beiden eine Stelle gefunden haben, welche die Ansicht, die wir den darlegten, ganz genau aussprecht.

Wir können daher unseren Autoren leicht darin Glauben schenken, daß sich in den alten Ländern des Kontinents, wo die Konkurrenz der gewerbetreibenden Klassen durch die Vertheilung des Grundeigenthums unter die größere Masse der Bevölkerung in Schach gehalten wurde, ein merkwürdiges, bestimmtes und wohlthätiges Ergebniß herausstellte. Dieser Gang der Dinge hat vielleicht die überraschte Anhäufung öffentlichen Reichthums und den Fortschritt einer großen und mächtigen Civilisation nach außen gehemmt; er hat jedoch gewiß statt dessen andere Resultate hervorgebracht, über deren hohen Werth kein Zweifel obwalten kann. Es giebt hier in den Kreisen der Bauergutsbesitzer oder Landeigner keinen, so zu sagen, chronischen Pauperismus; es giebt wenige feindliche und gefährliche Gegensätze der Lebensstellung (?); — und gewiß treffen wir hier auch nicht jene ewige Gährung, jenes laute Geschrei, jene fortdauernde Unruhe und Konkurrenz, noch überhaupt jene Neigung, das Leben zu einer förmlichen Hetzjagd zu machen.

Man mißverstehe uns indeß nicht. Wir sind keineswegs für die Ueberstände blind, welche allerdings auch mit der Kleinpacht-Theorie und Praxis in Verbindung stehen. Laing spricht hierüber sehr ausführlich. Sein viertes Kapitel ist speziell den Einwänden gegen diese Theorie gewidmet, und wir bekennen, daß wir selten eine geschicktere und werthvollere Untersuchung gelesen haben, als sie dieser Abschnitt des Laingschen Werkes bietet. Die praktische Nutzanwen-

welche für England erforderl wird, ist eine derartige Reform des Gesetzes über den Realbesitz, wodurch dieser in die Hände des Volkes gelangen kann, — nicht etwa durch eine politische Vertheilung oder durch irgend ein Agrargesetz, sondern in Form eines rein kommerziellen Vertrages. Es ist allerdings wahr, daß das Feudalgesetz rückschtlich der Zibeikommisse abgeschafft wurde, und daß jeder Engländer über sein Eigenthum nach freiem Willen verfügen kann; aber es ist sehr wohl bekannt, daß diese Umgehaltungen in dem System der Territorialgerichtsbarkeit dennoch unzureichend waren, den Grund und Boden freizugeben und ihn zu einer leicht übertragbaren Waare zu machen. Hat man in England auch keine Zibeikommisse, so hat man doch gesetzliche Nachfolgebestimmungen, — und hat man auch seinen freien Willen, so doch andererseits auch Besitzthümer auf Lebenszeit (Leibgedinge). So lange es gestattet wird, daß ein Landbesitz an eine einzige Generation von Eigenthümern auf eine Periode von sechzig bis achtzig Jahren virtualiter gebunden und mit allen möglichen Arten von Leistungen und anmaßschaftlichen Unterreihen belastet ist, kann man noch lange nicht von einer wirklichen Verbefreiung rückschtlich der Gesetze sprechen, welche die Uebertragung und Vermachung realen Eigenthums zu erreichtern vorgeben. Ein Besitztitel-Register würde viel leisten; aber ein Besitztitel-Register, welches mit den gegenwärtigen Kontrollen und übrigen Bestimmungen belastet ist, dürfte sehr bald eben so unhaltbar werden, wie der Zustand der Verwirrung, den es zu entfernen die Absicht hatte.

Wenn der Grund und Boden Englands wahrhaft frei wäre in einem kommerziellen Sinne, so könnte man mit Zuversicht hoffen, daß das System der kleinen Landbesitzthümer sehr bald daselbst in seiner besten Form auftreten würde: in einer Form, die ganz nach den gegenwärtigen Zuständen und Bedürfnissen des Landes und der Zeit gestaltet und modifizirt wäre, — indem sie die Extreme des alten und neuen Systemes in sich schlösse, aber, gleich einem langen und ununterbrochen sich ausdehnenden Flusse, diese Extreme nur durch ein stufenweises Fortschreiten von einem besträchtlichen in einem erweiterten Typus der Entwicklung mit einander verbände.

Dies ist die allgemeine Ansicht des Gegenstandes: wenn man die Ausdehnung des Feldes und die schwierigen Verwicklungen der in den vorliegenden Bänden abgehandelten Untersuchung ins Auge fasst, wird man es erklärlich finden, daß wir lieber nur den allgemeinen Zielpunkt der Diskussion andeuteten, als uns in irgend ein Detail derselben verwickelten. Wollten wir auch nur die unbedeutendste Materie der von Laing und Kay angeregten Fragen einigermaßen sorgfältig untersuchen, so würden wir beiweiten den Raum dieser Blätter überschreiten müssen. Wir leugnen indeß nicht, daß ein näher auf das Thema eingehender Kritiker auf Stellen stoßen dürfte, wo beide Autoren in ernste Irrthümer verfielen. Wir wollen hier nur einen einzigen Punkt andeuten. Daß die von Malthus aufgestellte Lehre über Bevölkerung u. s. w. einer wesentlichen Modifikation benöthigt ist, wollen wir sehr gern glauben; wir müssen jedoch gestehen, daß die von Laing erhobene Widerlegung, auf die sich der Verfasser viel zugutethut, eine reine Täuschung ist. Laing hat nichts gegen Malthus vorgebracht, was nicht ein angehender, noch sehr junger Schüler dieses Denkers mit Leichtigkeit zurückzuweisen im Stande wäre.

Laing's Stärke liegt durchaus nicht in der Dialektik, sondern in dem Gebrauch seiner Augen und Ohren. Die trefflich er diese anzuwenden versteht, das wird folgende Stelle beweisen:

„Jeder Reisende auf dem Kontinent muß bemerkt haben, daß die Stadtbevölkerung viel abgeschlossener und getrennter von der Landbevölkerung lebt, als bei uns; jede Stadt oder jeder Flecken ist einer besonderen Insel oder kleinen Nation gleich, welche ihre eigene Lebensweise, ihre eigenen Ideen, Gesetze und Interessen und wenig oder nichts mit der ländlichen Bevölkerung rings herum gemein hat. Die alten Munizipalregierungen der Städte mit ihren ausschließlichen Privilegien, ihren Corporationen, ihrer Thor-Accise auf alle zu Markt gebrachten Artikel erhalten eher den Geist der Feindseligkeit, als einen freundlichen Verkehr zwischen Stadt und Land aufrecht. Einige dieser Uebelstände existiren selbst da, wo sie der Reisende am wenigsten zu finden glaubt. In dem republikanischen Frankreich, in dem konstitutionellen Belgien, ja, selbst in der Stadt Frankfurt, wo jüngst ein Musterbild bürgerlicher und politischer Freiheit zu Stande gebracht werden sollte, wird der Korb der Landleute geöffnet, und nachgesehen, ob er nicht irgend Brod, Käse, Bier oder sonst etwas Steuerpflichtiges enthält. Der mit Stroh oder Heu beladene Wagen des Bauers wird halb abgeladen oder von den Mauthbeamten mit langen Eisenstäben durchstochen, um Güter zu entdecken, welche die Thor-Accise zu bezahlen haben. Die Schmuggeleien, zu welchen dieses System der Accise in den kontinentalen Städten verführt, üben einen sehr demoralisirenden Einfluß. Diese Beschränkungen und Zölle erzeugen zwischen der Stadt- und Landbevölkerung, statt einer Einigung, eine förmliche Entzweiung. Bei einer solchen gegenseitigen Entfremdung haben die Städte weit weniger Einfluß auf die Civilisation des Landes, auf die Sitten, Ideen und auf die Stellung der Masse der Bevölkerung, als bei uns. Unsere Stadtbevölkerung bildet keine so durch Privilegien, Geistescultur und Interessen von der übrigen Distriktsgemeinde getrennte Masse. Die Stadt auf dem Kontinent liegt gleichsam wie ein Wachtschiff in der Ebene vor Anker; sie ist auf ihre eigene soziale Existenz bedacht, schließt ihre Thore mit Sonnenuntergang, besitzt ihre Privilegien und übt ihre Expressungen, welche sie von dem größeren Theile der Landesbevölkerung trennen. In Deutschland und Frankreich fanden die Bewegungen und Agitationen von 1848 ausschließlich nur unter der Stadtbevölkerung statt. Die ländliche Bevölkerung theilte den Fortschritt der Städte zum Guten oder zum Uebelen in keiner Weise. In Hamburg, Berlin, München, Dresden, Frankfurt und anderen großen Städten herrschen Geschmack, Literatur, Verfeinerung, Reichthum und Genüsse im Ueberfluß; auf dem Lande jedoch, in der unmittelbaren Nähe dieser Oasen der Civilisation, befindet sich die Bevölkerung in derselben Lage, in der sie sich seit mehreren Menschenaltern schon befand. Die Stadtbevölkerung wirkte nicht auf sie ein, wie es ganz anders in England der Fall ist. Das Volk auf dem Kontinent hat mehr Kaffee, Zucker, Tabak und Musik, mehr Schulen und (militärische) Exerzitien als seine Beherrscher; aber nicht mehr bürgerliche Selbständigkeit oder Freiheit in seinem Thun und Lassen, nicht mehr Unabhängigkeit des Geistes, keinen höheren sittlichen, religiösen und intellektuellen Charakter. Diese Isolirung der Städte übt sehr nachtheilige Wirkungen, sowohl auf die Stadt-, als auch auf die Landbevölkerung. Sie hatte zur Folge, daß letztere auf einer niederen Stufe zurückblieb, während ersteres in jeder Hinsicht vorschritt. Dadurch wird die Bevölkerung Deutschlands in zwei Theile gespalten: auf der einen Seite befindet sich die große Masse des Volkes, welche von der Landwirthschaft lebt und für die Selbstregierung, oder für die bürgerliche oder politische Freiheit unvorbereitet ist; auf der anderen Seite eine gebildete, oder halbgebildete, müßige und ausschweifende Stadtbevölkerung, deren Köpfe zum Theil durch Theorien und Träume von einer unverrückbaren Vervollkommnung der Gesellschaft verwirrt sind."

Laing hat in dieser Hinsicht Recht. Der Zwiespalt zwischen der Stadt- und der Landbevölkerung auf dem Kontinent ist so stark ausgeprägt und tritt so bestimmt hervor, daß er einen eigenthümlichen, bedeutungsvollen Zug in den politischen Systemen der Länder, wo er besonders herrscht, bildet.

Aber Laing hat eben so für die Vergangenheit ein Auge, wie für die Gegenwart. Er durchreiste das Thal der Loire; und während er nicht versagt, fleißig seiner „Mittelklasse" und seinen „nützlichen Künsten" nachzuspähren, äußert er auch ein paar Gedanken über Gegenstände, welche, wie wir leider sehr zu bedauern haben, nicht oft seine Aufmerksamkeit beschäftigen.

„Für den englischen Reisenden ist die Touraine ein höchst interessantes Land. Der Veränderungen in den Wohnsitzen und Gebräuchen des Volkes, so wie in dem Aussehen des Landes und der Häuser, haben wahrscheinlich sehr wenige stattgefunden seit der Zeit, da sie zu England, oder vielmehr da Engelland zu ihr gehörte; denn die kontinentalen Besitzungen Heinrich's II. und seiner Nachfolger müssen von größerem Werth und von höherer Bedeutung gewesen sein, als ihr englisches Reich. Avignon, Amboise, Blois, Tours, alle Städte, Schlösser und Klöster gehören zur englischen Geschichte und sind wichtige historische Punkte in derselben; und Alles, — die Hütte, das Landhaus, die Wege, die Wälder, die Gärten, die Stadtwohnungen, die Straßen, die Gösthen, die Marktplätze, — ist, wahrscheinlich selbst bei der Ausbesserung oder beim Um- und Neubau nur von einem wenig verändert, größtentheils gebliehen. Die festen Plätze, die Klöster, die Schlösser der Barone liegen allerdings in Trümmern; aber die Oertlichkeit eines jeden und ihre Spuren, ihre Wälder, ihre Obstgehäge, ihre Weingärten, fischreiche, Alleen und Wege sind noch, wo sie im zwölften Jahrhundert waren, und wahrscheinlich sehr viele noch, wie sie damals waren. Es ist wenigstens jedenfalls angenehm, sich dies einzubilden, wenn man durch dieses Land reist. Der Salamander, die Devise der herzoglichen Familien von Guyenne und Poitou, deren Erbin Eleonore, die geschiedene königliche Gemahlin Ludwig's VII., unserem jungen Heinrich II. heiratete, ist noch auf dem ausgehauenen Schlußstein dieser gewölbten Thorwege und Portale in und um Tours, Saumur und andere Städte der Loire zu sehen. Das England unserer Tage ist nur der Kannevas, auf dem ein altes Bild gemalt gewesen, und ein neues bedeckt nun beinahe jeden Zoll des alten Werkes. Aber dieses Land ist noch ein altes Gemälde, trotz der Säuberung und Verwischung durch die Künstler der Revolution. Allerdings ist es ausgeblichen und an manchen Theilen von den Wärmern zerfört; aber die originalen Umrisse und Farben sind noch in einigen Ecken des Kannevas zu sehen, noch lebendig in den Wohnungen und häuslichen Sitten und Gebräuchen des Volkes vorhanden. ... Die altmodische, aus einer Zeit vor der französischen Revolution stammende Thüte (cottage) ist eine geräumige Wohnung mit niedrigen Seitenmauern, vergraben unter einem wahren Berge von Stroh, unter einem ungeheuren Dache; sehr breite Eichen- oder Wallnußbalken stützen ein oberes Stockwerk, dessen Fenster durch die dicke Schicht des Strod- oder Rohrdaches, in welches sie versunken sind, und das von vielen Generationen noch und noch aufgethürmt worden zu sein scheint, hervorgucken. Das Erdgeschoß ist abgetheilt in eine große Küche, welche den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Familie bildet, eine in inneres Gemach, — das „bon and best" der schottischen Hüttenwohnungen bei derselben Klasse von Bauern im „Niederlande" in den Zeiten von ehedem. In diesem reichern Lande war die Wohnung des Rottes besser, als sie je in Schottland, und besser vielleicht, als sie je selbst in England für die des Ackerbaus befissene Bevölkerung gewesen, weil die Baumaterialien, das Roggenstroh oder Rohr zum Dach, das Holz, die Ziegel oder Steine, wenigen Handelswerth besaßen in einem Lande, wo es nur schlechte oder gar keine Transportwege gab, und wo sie eben nur zum Bau an Ort und Stelle verwendet werden konnten. Die, ob nun wirkliche oder eingebildete, Aehnlichkeit, welche der Reisende in der Art des Baues, der Wirthschaft, des häuslichen Lebens und Arrangements zwischen diesem Theile Frankreichs und England und namentlich Schottland in seiner ehemaligen Gestalt entdeckt, ist höchst interessant; möglicherweise indeß ist diese Entdeckung aber doch vielleicht mehr Phantasie als Wahrheit, und am Ende nur auf der Kenntniß entsprungen, daß beiseite ganze Land ehemals ein Theil der Besitzungen Englands und viele Menschenalter lang der Versammlungsort der Adeligen und Bornehmen von Schottland war, welche unter die Leibwache der Könige von Frankreich in Dienste traten. Ein besonders hochgeachteter Staatsartikel in diesen alten Wohnungen der französischen Bauernschaft und etwa von derselben Bedeutung, wie die acht Tage im Gang bleibende Uhr unter dem Haustrath unserer arbeitenden Landvolkes, ist ein mächtiger, glänzender Wand- oder Kleiderschrank von Wallnußholz, welcher vom Fußboden bis zur Decke reicht, mit ausgeschnitzten Flügelthüren, die in glänzenden Angeln von politirem Stahl hängen. In dem besten

Gemach der wohlhabenden Bauern stehen vier solcher Schränke, je zwei und zwei einander gegenüber; sie bilden mit ihrer durch Abreiben hervorgebrachten Politur einen wirklich anständigen Schmuck des Zimmers und enthalten die Schätze des Hauses an Linnen und andern werthvollen Gegenständen. Der gemüthliche Aufenthaltsort der Familie oder „der Saal" (the hall) in diesen alten Hütten, mit seinem ungeheuren, sich kreuzenden Eichen- oder Wallnußgebälk an der Decke, seinem mächtigen Scheithoffeuer auf dem Heerde, um den die weiblichen Mitglieder des Hauses mit der Wirthsfrau beschäftigt sind; der Wochen und die Spindel in den Händen der Hausmutter, und, wenn es die Dorfschenke ist, der nette kleine Tisch mit der sauberstenLinnendecke, das muntere, lockende, schwatzende und den Gästen aufwartende Mädchen, und die Fülle der Speisen und Getränke machen auf den Reisenden, welcher das Loirethal durchwandert, den Eindruck, wie ihn etwa in Chaucer's Tagen die Wirthshäuser in dem lieblichen Lande von Kent, in denen die Pilger der Canterburyfahrt abstiegen, gemacht haben mögen."

Indem wir unsere Notiz über diese zwei Werke schließen, müssen wir nochmals auf die hohe Bedeutung der Gegenstände, welche sie abhandeln, hinweisen und unsere wohlüberlegte Ueberzeugung aussprechen, daß die Menge von tatsächlichen, der eigenen Anschauung entnommenen Argumenten, die sie beibringen, die Beredtsamkeit, unter denen sie geschrieben wurden, die Geschicklichkeit, die Redlichkeit und der gesunde Sinn, wodurch sie sich auszeichnen, und der fest begründete Ruf und die achtbare Stellung der Verfasser diesen ihren Büchern einen besonderen Anspruch auf die Aufmerksamkeit derer verleihen, welche die großen sozialen Fragen des Tages unter der Leitung der kompetentesten Führer und unter dem Einfluß der geistvollsten Denker studiren und betrachten wollen. Doch machen wir nochmals darauf aufmerksam, daß man nur dann den rechten Nutzen aus diesen Werken schöpfen wird, wenn man sie beide zusammen liest.

Punchiana.

40.

Die englischen Minister haben heuer ihr Möglichstes gethan, um zum baldigsten Parlamentsschlusse zu kommen, und so sind denn auch ihrem Wunsche und Drängen gemäß die Häuser am 15. August von der Königin vertagt worden. Wie sie über die Geschäfte der Session wegkommen, das zeigt uns Punch (Nr. 471) im Stile. Die Bierkönigs-Abschaffungsbill, die Wald- und Forstbill, die Eisenbahnbill und andere Bills stehen darauf als Pfähle aufgerichtet und in die Erde gerammt. Darüber nun schwingen sich Ihre Lordschaften und ehrenwerthen Herren mit leichtem Anlauf und bedeutenden Gliedmaßen hinweg. Das Vergnügen, welches ihnen diese Gymnastik verursacht, ist erschöpflich nicht geringer, als der Eifer, womit sie ans Werk gehen. Jeglichen Gesicht ist ein Portrait. Vorturner ist, versteht sich, Lord John, der Kleine, im leichten Turnhabit, und wie viel Ausdruck liegt nicht in diesem vergnügtlich lächelnden, entrunzelten Antlitz! Dem „Begräbnisse der Bills" widmet Punch sogar (in Nr. 473) ein launiges Gedicht nach der Weise der berühmten „Elegie auf den Tod Sir John Moore's", dessen erste Strophe so lautet:

Nicht ein Scherz ward gehört, nicht ein störender Laut,
Als die Bills in den Limbus sie sperrten.
Selbst Inglis that keinen Bolzschuß, als
In die Gruft sie die Jahrsbill zerrten.

41.

Fortdauernd liefert die verschärfte Sonntagsfeier und namentlich die Schließung der Briefpost am Sonntage neues Material zu humoristischen Ausfällen. Eben weil sie humoristisch sind, sey den Gegenständen noch einmal gedacht, der indeß vor knrzem durch Nachgiebigkeit der Rigoristen zur Erledigung gebracht worden ist. Diesen Rigoristen empfiehlt Punch einstweilen als ihren Heiligen den St. Dominicus, den Ery-Ascetiker, der als Säugling, nach der Legende, an Fastagen hartnäckig die Mutterbrust von sich stieß. Hatte Admiral Bowles eine Klausel zur Mercantilbill, behufs Einstellung der Sonntagsarbeit auf der See, beantragt, so giebt ihm Punch darin ganz Recht. Sey es ja ein wohlbekanntes Faktum, wenigstens für Lord Ashley und andere Sachkundigen, daß Sonntags zur See nur frommer Wind wehe, Sonntags sich weder Wellen brechen, noch Klippen drohen. Empfiehlt darum auch einen Kreuzzug auf dem Todten Meere, als das non plus ultra fremdländischer Strapaze. Dem Lord Ashley läßt er zur Anerkennung seines Sabbathreifers von einem Ausschuß seiner frommen Verehrer eine Briefklemme (letter-clip), von feinstem Silber und dieß vergoldet, überreichen, eine freie Nachahmung der berühmten Zange des heil. Dunstan, womit dieser den Erzbösen bei der Nase packte, wie seinerseits der edle Lord mittelst seiner Parlamentszange die Posamtsnale, die Werkmeisterin aller Gottlosigkeit, packte und den „fatanischen" Sonntagsbriefen Einhalt that. Kein Wunder sey auch, preßt es ein andermal, die steigende Popularität desselben Lords im Lande, da nach dem Sprichworte: „keine Nachrichten, gute Nachrichten", durch sein Verdienst die Provinz nur gute, d. h. keine Nachricht, aus der Metropole erhalte.*) Oder er dennajrt seinem Lord Henry die „christian Timon", worin er (Strougham) und er selbst (Punch) wegen leidenschaftlichen, selbstsüchtigen und verkennerischen Tadels der Sabbathmaßregeln vor dem Publikum als Anführer einer Bande von Religionsverächtern und Ungläubigen bezüchtigt werden. Oder es wird der großen Deputation aus Glasgow, die neulichst den Premier um Verschärfung der polizeilichen Verfügungen anging, empfohlen, ihren Amtseifer lieber auf Reinigung ihrer Stadt zu richten, da, wenn das Gerücht Wahrheit sagt, Glasgow die unsittlichste Stadt im ganzen vereinigten Königreiche sey, wo, nächst Völkern aller Art, jedweden Sonntag viel Schlechteres vorkomme, als Absendung oder Empfang von Briefen: die Herren schienen wohl streng nach dem Buchstaben des Sabbaths zu verfahren, aber zu gleicher Zeit den Geist desselben zu übersehen. — Die Minister geht natürlich ihre Sonntagspostmaßregel nichts an. Dem ist auch durch ausdrückliche Erklärung des Generalpostmeisters vorgesehen. Demnach erhalten Lord John und seine Kollegen Sonntags nach wie vor ihre Depeschen und an sie gerichtete Briefe. Der Premier also kann ohne Skrupel Sonntags folgende Zeilen in Empfang nehmen: „Liebstes Hänschen, Gabelfrühstück hier zu rechter Zeit. Daß Du nichts Besseres vor, so komm. Wodurn, 21. Juli. Unterz. Bedford." Aber ein Brief, wie folgt, muß einen ganzen Tag lang auf dem Postamt liegen: „Manchester, Sonntags früh. Lieber Vater. Eine traurige Veränderung ist plötzlich in der guten Mutter Befinden eingetreten. Komm sofort heim, wenn Du sie noch lebend zu treffen wünschest. Dein gehorsamer Sohn W. Best." Seibend genug. Desto posierlicher die illustrirten Scenen aus dem Leben einer „Schutzlosen", deren Gatte, Mr. Jones, auf vierzehn Tage verreist ist, mit dem Versprechen, ihr brieflich seine Heimkunft zu melden. Sie mittlerweile hat es sich in Gesellschaft eines Galand wohlfeyn lassen. Als sie nun eines Abends zehn Uhr in besten Gelcite nach Hause zurückkehrt, gewahr sie beim Anblick eines Lichts, das sich darin die Treppe hinaufbewegt, außer sich und Fassung vor Dieben. Allein es ist Herr Jones selbst, der in Abwesenheit seiner Frau und Dienstmagd schon um fünf Uhr heimgekehrt, bedeckt mit Staub und verhungert, Alles verschlossen und nichts zu leben findet und nun, ein Licht in der Linken und eine silberne Gabel in der Rechten, auf die vorwurfsvolle Frage seiner theuren „Martha": warum er nicht versprochenermaßen geschrieben? in äußerster Bewegung erwidert: „ich schrieb doch, von Birmingham aus schrieb ich letzten Sonnabend." Das Räthsel der Nichtankunft des Briefes löst endlich der Liebhaber, als ein Brief der sosibaren neuen Postanordnung, worauf Mr. Jones, seine Unschuldige in die Arme schließend, getröstet ausruft: „Also wird mein Brief erst morgen ausgetragen. Punktum! Aber nun etwas zu essen, da ich seit Frühstück nichts zu mir genommen."

*) Dem Lord Ashley schickt Punch auch die Absicht bei, eine Zehntausendbill zu Abkürzung der Arbeit eines Bischofs einzubringen, da Gladstone behauptet hatte, daß der von London gewissi so saftig arbeite, als irgend ein Geistlicher seiner Diöcese.

Mannigfaltiges.

— Die „Völker des Kaukasus." Ueber dieses interessante Werk unseres Mitbürgers Dr. Bodenstedt hat das Athenaeum neulich eine sehr ins Detail gehende Rezension geliefert, und zwar nach der zweiten deutschen Ausgabe derselben, obgleich es unserer Wissens auch ins Englische übersetzt worden ist. „Der Verfasser", heißt es dabin unter Anderm, „hat augenscheinlich einige Zeit in den von ihm geschilderten Regionen oder in den angränzenden Distrikten längs dem Kaspischen Meer, sowohl in Georgien als im nördlichen Daghestan, zugebracht. Seine Kenntniß der asiatischen Sprachen und Sitten scheint er nicht nur durch Studium, sondern auch durch persönlichen Verkehr mit den Eingeborenen der süd-östlichen Gränzen Rußlands erworben zu haben. Er ist in den orientalischen Schriften bewandert, die auf sein Thema Bezug haben, und seine statistischen Angaben über Rußland bewiesen, daß er Zutritt zu amtlichen Quellen hatte, die nicht im Druck gefunden werden. Wie er diese auch erlangt haben mag, in jedem Falle können sie ihm nicht als einem feiner Schriftsteller geöffnet worden seyn, die der Hof von St. Petersburg besoldet, um dessen Ansichten in der Presse des westlichen Europa zu vertreten. Er ist den russischen Eroberern entschieden abhold, und sein Buch hat namentlich die Aufgabe, zu zeigen, wie geringe Fortschritte man bisher in der Unterwerfung der kaukasischen Völker gemacht hat, mit welchen ungeheuren Verlusten an Geld und Menschen die schwankenden Erfolge der russischen Waffen erkauft worden sind, und wie unsicher die Aussicht auf ein befriedigenderes Resultat in der Zukunft ist. In diesem Punkte stimmt er ganz mit seinem Landsmann Wagner überein."

Literarischer Anzeiger.

So eben ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen:

Ueber den Prolog
zu
Faust von Goethe.
gr. 8. geh. Preis: 5 Sgr.

Berlin, im August 1850.

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Prop. Cassor, Behrenstraße Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Donnerstag den 26. September 1850.

Syrien.

Der gewaltsame Tod des syrischen Ministers Chajim Farchi (1820).

„Hat denn ein syrischer Minister unter dem jüdischen Namen Chajim Farchi gelebt?“ hört ich viele Leser, und darunter gewiß vielseitige Geschichtskundige, fragen, „und wenn er gelebt hat, war denn sein Leben so wichtig, so einflußreich, so hervorragend unter tausend anderen Ministern, daß wir die Erzählung seines Todes willkommen heißen sollen, daß wir von unserer jetzt so sehr in Anspruch genommenen Aufmerksamkeit beilegen sollen zur Anhörung des Endes eines Daseyns, dessen Anfang und Dauer auf der Oberfläche der Alltäglichkeit dahin gezogen sein mag?“ Ja, sie haben Recht, die so fragen, Chajim Farchi's Leben ist in Deutschland sehr wenig bekannt geworden, christliche und jüdische Geschichtsschreiber haben ihn in ihrer Jahrbücher einzutragen vergessen; aber die Schuld liegt nicht an ihm, seinen erhabenen Tugenden, seinen Verdiensten und seinem durch Aken verbreiteten Ruhme, sondern an der mangelhaften Oeffentlichkeit und dem damit im Zusammenhange stehenden Quellenflusse für die Geschichtsschreibung im Morgenlande, ein Umstand, der hinwiederum von der abendländischen Geschichtsschreibung theils als bedeutender Vorwand benutzt wird, theils sie wirklich zwingt, das Stillschweigen, womit in ihrer Heimat Personen und Handlungen übergangen werden, in Europa fortzupflanzen, oder, noch schlimmer, Fragmente von mißverstandenen und entstellten Nachrichten, verbunden mit sprachlicher Unkunde, als beglaubigte Thatsachen anzuerkennen und für historische Wahrheiten weiter zu verbreiten. Die Geschichte des vielvermögenden Hauses Farchi, und besonders die des Chajim Farchi, der unter den drei mächtigen Paschas von St. Jean d'Acre Dschezar, Soliman und Abdalla Syrien beherrschte, giebt hierzu das schlagendste Beispiel. Selbst die seit dreißig Jahren so rüstig jüdische Literatur ist stumm über einen Mann, der so sehr den jüdischen Namen verherrlicht, und über eine Familie, die, wie die Zahler oder Cornelier in Rom, zu jeder staatlichen, wohlthätigen oder patriotischen Unternehmung in ihrem Lande ein mitstehendes Glied, und zu jedem Unglück ein Opfer fendet; nur ein einziger jüdischer Reisende (zugleich der einzige jüdische Beschreiber einer selbstgemachten Reise in Palästina seit Jahrhunderten) erwähnt, aber unter vielen Entstellungen und Irrthümern, der Farchi in einem periodischen Blatte flüchtig, und der lehrreiche Verfasser der Geographie von Palästina, Joseph Schwarz, giebt in seinem „Tebuot Ha-arez“ (1845) eine kurze Beschreibung des Schicksals von Chajim Farchi.

Was ich selbst weiß und später mittheilen zu können hoffe, ist das Ergebniß einer mühevollen Vergleichung von mehr als funfzig Reisewerken über Syrien aus diesem Jahrhundert, wobei die vielen Widersprüche verföhnt, die vielen, auf dem Munde unterstandener Syrer gesammelten und ausgeschmückten Mittheilungen gesläutert, und die vielen Irrthümer und groben Unwahrheiten berichtigt worden mußten.*)

Ehe ich jedoch zur Erzählung des tragischen Todes des merkwürdigen Mannes übergehe, muß ich einige übersichtlichen Farbenpunkte aus seinem Leben und seiner Stellung als Staatsmann geben:

In jener großen Zeit, wo Europa mit Napoleon um Prinzip und Herrschaft rang, und bis zur Gründung der Mainzer Centralkommission herrschten in Syrien drei der edelsten Geister, drei Personen der merkwürdigsten Geschicke und Begabung. Es waren der Moslem Soliman, Pascha von Acre, der Jude Chajim Farchi, erster Minister und innigster Freund des Pascha, und — die Christin Lady Hester Stanhope, die Freundin beider und von unglaublichem Einflusse. Man könnte diese drei Personen die wahrhaften drei Weisen des Morgenlandes nennen, wäre nicht die Engländerin neben ihren großen Gaben und Tugenden auch etwas verrückt gewesen.*) Alle drei begegneten sich nicht blos in gleichen Bestrebungen der Menschenliebe, sondern auch in Loyalität gegen die Pforte. Farchi, dessen Vater, Saul, schon beim Pascha von Damaskus Finanzminister gewesen ist, kam früh in den Staatsdienst der Pforte und arbeitete unter dem berüchtigten Dschezar, der Tausende von Personen verstümmeln ließ, darunter auch Farchi, dem er die Nasenspitze abschneiden und ein Auge ausstechen ließ. Keiner der Reisebeschreiber giebt einen Grund dieser Grausamkeit an,**) aber es geschah wahrscheinlich, weil Farchi ihm in seinen Plänen gegen die Pforte nicht beistehen wollte, oder damit er nicht anderswohin gehen konnte, damit er, wie die geschändete Tamar zu ihrem ruchlosen Bruder Ammon, sagen mußte: „Du hast mich geschändet, ich muß nun bei Dir bleiben.“ Es scheint dieses Unglück den edlen Mann schon vor 1790 betroffen zu haben. Im Jahre 1801 hat ihn Clarke schon verstümmelt gefunden. Bei der Belagerung von Acre im Jahre 1799 durch Bonaparte war er es wohl, der die Mittel zu der so folgenreich gewordenen Vertheidigung der Stadt schaffte und ordnete. Von Sir Sidney Smith, in seinen von Marryat ausgearbeiteten Denkwürdigkeiten, wird sein Name nicht erwähnt, aber dieses Machwerk spricht überhaupt mit keiner Silbe von den Hülfsmitteln und der Umgebung Dschezar's. Nach dem Tode des Letzteren (1804) kam Soliman, gewesener Mamluk, zur Herrschaft, er machte sein Paschalik aber erst von einem Usurpator, Ismael Pascha, erkämpfen.***) Soliman war in vieler Hinsicht dem französischen Heinrich IV. ähnlich, und Farchi war sein Sully. Während der sechzehn Jahre der Herrschaft dieser beiden Männer blühte Syrien in bisher nie gekannten Glücke, und die Dichter konnten mit Recht den Pascha ein Salomon besungen und von Farchi sagen, daß sein Name „blühend“ †) bedeute. Aber in diesen Paradiese hatten die beiden Schützer vergessen, daß eine Schlange erzogen, in dem Sohne des Ali, Pascha von Tripoli, der 1815 in Acre geboren ist. Abdalla, der Sohn Ali's, mußte sich so bei Beiden einzuschmeicheln, daß man ihn zum Nachfolger des hinderlosen Soliman ernannte, und Farchi war es besonders, der sich der Erziehung und Ausbildung des jungen Abdalla befleißigte. ††) Abdalla übte sich, so lange Soliman lebte, in der Verstellungskunst, aber kaum war er einige Monate im Besitze der Herrschaft, so zeigte er sich als vollendeter Nero und fing mit dem Morde seines Gneven an. Von den drei Paschas, die St. Jean d'Acre hatte, war Dschezar grausam, aber tapfer; Soliman milde und tapfer; Abdalla eben so feige, wie grausam. †††)

Soliman Pascha hatte in seiner Sterbestunde die Großen seiner Residenz um sich versammelt, darunter Farchi und Abdalla, hat sie, den jungen Abdalla als Pascha anzuerkennen, und ermahnte diesen, gerecht und menschenliebend zu herrschen. Von Farchi nahm er mit den zärtlichsten Worten Abschied, dankte ihm für die edlen, dem Lande geleisteten Dienste und bat ihn, mit seinen weisen Rathschlägen gegen den neuen Pascha nicht zurückhaltend zu seyn. Ab-

*) Es mag hier erlaubt seyn, auf eine merkwürdige Unterhaltungsstunde hinzuweisen, deren sich die historische Wissenschaftsschule Europa's, in Beziehung auf Asien und Afrika, schuldig macht, und die sie leicht zu vermeiden wäre: Von der unsern Geschichte Asiens. Reisende und selbst der Zärtel wissen und erfahren wir außer den dürftigen Korrespondenzen in einigen Zeitungen nichts, und die alte Geschichte Griechenlands und Roms liegt uns viel klarer und deutlicher vor, als die der nächsten Nicht. Erst in funfzig der zwanzig Jahren wird wieder ein Joseph v. Hammer kommen, der uns mit der osmanischen Geschichte bekannt macht. Unwissenheit und Zerstreutheit eine polemische Historie des osmanischen Reiches schreiben wird, und wie werden sie darüber mit stolzer Bewunderung und feinster Genauigkeit als unser Orakel in dem Tempel der Klio ausstehen. Ja es aber unserer stolzen Gelehrtenthum würdig, sich so abhängig von einem einzigen Hierophanten zu machen? und könnte man diese Rathenswürdigkeit nicht auf die wichtige Mühe anwenden? Die Großmächte Europa's brauchen nur ihren Gesandtschaften und Generalkonsulaten je einen gelehrten Mann mit der Mission zu ernennen, alle Ereignisse des daseienden Landes, sey es nun in Form einer Zeitschrift, zu verzeichnen, und jährlich an die Akademie der Heimat darüber zu berichten. Mit solchen Regeln in der Hand könnte man viel leichter eine zusammenhängende Geschichte der betreffenden Länder schaffen, als es heute durch einseitige Studien mit dürftigsten Quellenkram und zweideutigen Angaben von Augenzeugen geschieht. Wären den unsere Wildenbruch, Schulz und Schlottmann nicht die ergiebigsten Quellen finden und benutzen können, wenn ihnen die Regierung Auftrag und Mittel dazu bietet?

*) Wie haben anderwo über diese sonderbare Frau. diese „Königin von Palmyra“, wie sie sich gern von den Syrern nennen hörte, gesprochen, und jeder Reisende in Syrien von 1812 bis 1840 brachte dem Publikum eine mehr oder weniger begründete Schilderung des Charakters der Lady. Mit dem weisen Soliman und seinem Minister stand sie in den freundschaftlichsten Beziehungen und im lebhaftesten Briefwechsel. Mit der Ermordung des Ministers fängt ihr Einfluß an zu sinken, nachdem der feige Abdalla Pascha, der Mörder Farchi's, sie noch einige Zeit mit Artigkeiten an eine gute Soliman leiten, sie endlich ganz fallen ließ.

**) John Wilson erzählt, Dschezar habe erklärt, Farchi sey zu schön, als Fremde eben nur verwundend den Minister an und ihn verschlafungen sie, er müsse ihn deshalb entstellen. Diese Angabe trägt ganz das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit.

***) Moniteur universel 1804.

†) חיים Chajim von חיה „Blumen“.

††) Sir Charles Lock Fosters Staatspapiere III., 124. Es ist dort die Rede von der Krankheit des Ali Pascha, und der zur Consultation zugezogene Arzt sagt: „there were generally present the chief men of the place . . . the Mufti . . . Hakem Hanna (unser Farchi heißt so bei den englischen und französischen Reisenden) . . . the minister, that wonderful man, who was present every where and directed every thing.“ Vgl. auch Joseph Schwarz in „Tebuot Ha-arez“ II., C. 44. a.

†††) Bei der Belagerung Acre's im Jahre 1832 ließ sich sie in den Kasematten ein Lager bauen, und nie zeigte er sich den Truppen oder gar dem Feinde während des Kampfes. Und diesen feigen Mörder nennt Lamartine in seiner morgenländischen Reise einen Tapferen, der eine noble Behandlung von Seiten seines Besiegers Verdienst hat verdient!

Digitized by Google

dalla, das Alles anführend, leistete einen feierlichen Eid in die Hand des zur Verklärung übergehenden Soliman und in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Würdenträger des Landes, daß er nach den Anweisungen seiner Wohlthäter regieren wolle. Aber dem Elenden ward es bald leicht, zu seinen vielen Schandthaten auch den Meineid noch hinzuzufügen. Jarchi sollte bald von der Schlange, die er an seinem Busen erwärmt, den giftigen Todesbiß empfangen. Abdalla, als ein Mensch ohne persönliche Kraft und Charakter, von den gemeinsten Neigungen beherrscht, wie alle unselbständigen Menschen, auf den Ruf seiner Selbständigkeit eifersüchtig, fühlte sich der Weisheit und dem Scharfblicke des Jarchi gegenüber beleidigt, er mußte sich auch, im Bewußtseyn seiner Unfähigkeit, mit dem Aberglauben der rechtgläubigen Moslems verbinden, um durch den Fanatismus eine Herrschaft zu befestigen, die seine Stützen in den persönlichen Eigenschaften des Herrschers fand. Diese Umstände zusammengenommen gaben Grund genug, das Uebergewicht und die Machtsamkeit des die Erfahrungen und die Verdienste eines funfzigjährigen Ministerlebens tragenden Jarchi zu strafen und den Mord des Juden noch dazu durch den Heiligenschein eines echt moslemischen Eifers zu decken. Veranlassung und Anreizung zur Unthat fanden sich aber sehr bald.

Ich gehe nun zur Beschreibung des grausenhaften Nachtstücks, der Ermordung des hohen Greises Chajim Jarchi, über, die in der Nacht vom 24. August 1820 verübt wurde.*) Eine würdige Feier des Jahrestages der Bartholomäusnacht!**)

Im Dienste des Paschas als Ingenieur stand damals ein französischer Renegat, Ibrahim Effendi, der von den muselmännischen Offizieren mit der größten Eifersucht und mit dem bittersten, wenn auch tief verdeckten Hasse verfolgt wurde. Einen einzigen aufrichtigen Freund hatte er in Acre, es war der jedem Mann von Kenntniß und Bildung beschäftende Jarchi. Aber durch ein selbstsamed Schicksal sollte gerade durch Ibrahim seine Verschuldung die schandervollste Ermordung des Jarchi veranlaßt werden:

Ibrahim legte eines Tages, in seiner Eigenschaft als Aufseher der Festungswerke von Acre, dem Pascha einen Entwurf zum Bau eines für nöthig erachteten Zeughauses und anderer Werke vor, welche die Vertheidigung des Platzes verdoppelt haben sollten. Abdalla ging sogleich auf den Entwurf ein, allein Jarchi stellte vor, wie solche Bauten in doppelter Hinsicht unzweckmäßig seyen: erstens weil bei der Erschöpfung des Staatsschatzes das Volk durch eine neue Steuer gedrückt werden müßte, und zweitens weil der Sultan die verstärkte Befestigung für eine Vorbereitung zum Abfalle von seiner Autorität halten würde. Ibrahim war von der Richtigkeit dieser Bemerkungen überzeugt und nahm seinen Vorschlag zurück, und darauf entsagte auch Abdalla willig dem anfangs mit Eifer umfaßten Plane. Die Berathung geschah im Beisepn des Kiaja (Polizeiminister), der im Divan natürlich mitstimmen konnte, der aber in Gegenwart Jarchi's schwieg. Kaum aber hatten die Beiden, Jarchi und Ibrahim, das Zimmer verlassen, als der Eleude, welcher schon lange den edlen Juden heimlich, aber tödtlich haßte, hervorbrach und zu Abdalla tückisch sagte: „Er, wer ist denn jetzt Pascha von Acre? Bist Du es, oder der Jude? Glaubst Du denn, Du habest einen Willen, wenn Du eine so schmachvolle Zügellosigkeit für das zeigst, was diesem Hunde von Ungläubigen beliebt?“ Der schwache Abdalla war nur zu empfänglich für diese auf seinen Charakter oder besser auf seine Charakterlosigkeit wohlberechneten Worte. Roth vor Scham, stand er einen Augenblick lautlos da, die Augen an den Boden geheftet, seine Eitelkeit war auf die Folter gespannt, seine Mündigkeit war nicht blos in Frage gestellt, sondern geleugnet, und seine Rechtgläubigkeit wird dabei der Bemerkung bloßgestellt, daß sein Vormund und Beherrscher ein Ungläubiger ist. Ein gefleckterklärter, seiner Würde und ihrer Grenzen sich bewußter Fürst würde den Einflüsterungen und Stachelreden des Bösen leicht durch die Einsicht entgangen seyn, daß der größte Herrscher sich nicht zu schämen braucht, so, daß es gerade seine Regentenpflicht ist, auf die Worte erprobter und erfahrener Rathgeber zu hören; der unsichige Schwächling Abdalla erlag jedoch dem von seinem falschen Freunde ihm eingeflößten Gedanken, daß er eine regierende Null sey, und um dem Volke zu beweisen, daß er keine Lücke sey, beschloß er, seinen Wohlthäter, Freund, treuesten und geschicktesten Diener zur Leiche zu machen. Das Todesurtheil wurde ohne weitere Ueberlegung ausgesprochen, und der Kiaja selbst mit der Ausführung beauftragt. „Das entmenschte Paar“ der Knechte des Grafen von Savern konnte sich nicht mehr freuen, den Todesbefehl des Herrn auszuführen, als sich der Kiaja seiner Henkersmenschen freute; er eilte zum Vollzuge und wählte noch dieselbe Nacht zum Bubenstücke, weil er die Sinnesveränderung Abdalla's und am lichten Tage die Aufregung der Stadt fürchtete, denn Jarchi war allgemein, selbst von eifrigen Moslems, geehrt und geliebt.*)

Es mögen nun zwei verschiedene Berichte, der kurze des Joseph Schwarz und der längere des Damoiseau, folgen. Die zwei Berichte widersprechen sich wesentlich darin, daß nach Schwarz der Pascha schon längere Zeit damit umging, sich die lästigen Tugenden Jarchi's vom Halse zu schaffen, während nach Damoiseau der Mordbeschluß aus dem Stegreife hervorbrach. Schwarz ist Meister im Gebrauche der hebräischen Sprache, und seine Darstellung strahlt biblische Farben. Es sagt im zweiten Theile seines „Tebuot Ha-arz“ Bl. 44, a: „Und es begab sich, als er (Abdalla) ein Jahr regiert hatte, da strafberote ihn der Gerechte (Jarchi), weil er nicht Redlichkeit übte. Dies verdroß den Pascha, und er merkte, daß der Gerechte ihm zum Hindernis seyn werde bei seinem Uebelthun, und er sann darauf, ihn aus dem Wege zu räumen, und heimlich beschuldigte er ihn, sprechend, er (Jarchi) sey Verräther am Sultan und nach Gesetz und Recht des Todes schuldig. Aber seine Freunde unter den türkischen Großen kamen zu ihm und thaten's ihm kund und sprachen, er solle entfliehen und sich retten. Doch weigerte sich der Gerechte, denn er sprach, es könnte der Pascha seinen Zorn auf das Volk Gottes ausgießen, wenn er flieht, daß ich entkommen. Er gab also sein Leben preis für das Heil Israel's. Und es geschah am sünften Tage der Woche des Abschnittes Re-eh (Deuteronom. 11, 26) im Jahre 579, da faßten der Gerechte (denn es war der Tag vor dem Monat Elul), aber gegen Abend gaben sie ihm, unserer Sünden willen, zum Imbiß Galle.“*) Es brach ein Beschlafhaber und mit ihm Kriegsknechte plötzlich in sein Haus und tat ihm das Todesurtheil vor, und sie ertwürgten ihn, und er starb. Am folgenden Morgen, da befahl der Böswicht, der Pascha, und es gingen seine Knechte ins Haus (des Jarchi), nahmen, was sie fanden . . . . und den Leichnam des Gerechten ließ der Frevler ins Meer werfen, damit er nicht zur Ehre bestattet werde. Und es erhob sein edles Weib mit dem ganzen Hausgesinde den Damaskus, aber sie starb auf dem Wege, und sie ward begraben in Safed.“***)

Die Schwarz weiter erzählt, haben die Brüder Chajim's in Damaskus einen Kriegszug zur Blutrache gegen Abdalla unternommen. Sie brachten nämlich eine Coalition zwischen den Paschas von Aleppo und Damaskus zu Stande und sind mit dem vereinigten Heere in Palästina eingefallen, haben die Truppen des Abdalla bei Dschizr Ibn Jacob am Jordan geschlagen und darauf Acre belagert. Doch Abdalla schickte Gilstmischer des Lager der Verbündeten und ließ Sulejman Jarchi vergiften, die zwei Paschas bethalt er mit Geld, und so scheiterte die Unternehmung.

Wir lassen jetzt die ausführlichere Erzählung Damoiseau's folgen:

„Die Nacht war finster, und die Einwohner der Stadt, meist schon in Schlaf versunken, ahnten nicht, daß das schändlichste Verbrechen sie für immer ihres langjährigen Beschützers berauben sollte. Die Mörder (assassins) klopfen an die Thür des Ministers. Seine Dienerschaft pflegte schon der Nachtruhe, aber er selbst wachte noch für die Arbeit, er kömmt also selbst auf's Frage, was man zu so später Stunde von ihm wolle? „Offne!“ antwortet der Kiaja, „der Pascha sendet mich, Dich abzuholen, er muß Dich ohne Verzug sehen, eine wichtige Angelegenheit macht Deine Gegenwart im Palaste unseres Herrn nothwendig, die geringste Saumseligkeit wäre unheilbringend, öffne schnell und folge mir.“ Eine Ahnung des ihm zugedachten Loofes schien die Seele des Mathem-Hahim zu durchdringen, und er sagte: „Der Pascha kann in diesem Augenblicke meine Dienste nicht nöthig haben, und wenn man mir nicht den von seiner Hand geschriebenen Befehl vorzeigt, werde ich erst morgen zu ihm kommen.“ „Ich bin der Ueberbringer dieses schriftlichen Befehles“, sagte der Kiaja, „welches Mißtrauen hält Dich zurück? Erkennst Du mich nicht? Begreift Du nicht, wohin ein Zögern führt, das uns eine sosthare Zeit verlieren macht? So öffne doch!“ In leichtgläubig oder zu edel, um eine so schwarze Treulosigkeit zu vermuthen, entschließt sich der Greis und öffnet. Im selben Augenblick ergreifen ihn die Meuchelmörder, deren Anführer ihm mit grimgenber Ironie den wahren Grund des Ueberfalles angiebt. „Dein Reich ist zu Ende“, schreit er, „Juda von einem Juden, infames Schwein des Teufels! Deine gemeine Seele soll gleich zu dem Orte zurückkehren, aus dem sie gekommen, fahre hinab in die Hölle! Sieh, die ersten Stufen hab Du schon zurückgelegt!“ Bei den letzten Worten hatte der niederträchtige Kiaja den Mathem-Hahim von einer hohen Galerie auf die Steinerne, zur Straße führenden Stufen geschleudert und ihm die Glieder zerbrochen. Darauf schnitten er und seine Helfershelfer ihm den Hals mit einem Streich aus allen Kräften zu; der Streich traf, nimmt der Mörderhauptmann seine aus Gold und Seide gewebte Degenschnur und erwürgt die Strangulation, bis das Opfer den letzten Athemzug ausgehaucht. .... Dann ließ er die Leiche durch eine Fischerbarke ins Meer werfen.

*) Nach Schalt. Reise in der Gegend zwischen Alexandrien und Jerusalem . . . in den Jahren 1820 und 1821. Professor Schalt war gerade zu Zeit in der Gegend, und er ist der einzige Reisebeschreiber, der das Ereigniß bestimmte Datum giebt. Joi. Schwarz l. c. giebt ein anderes, aber falsches Datum an. Er setzt die Ermordung nämlich auf den Ausgang des Monumbed Elul 5579, das wäre 19. August 1819. Damals herrschte Selimmar noch.

**) Die einzigen Quellen meiner Beschreibung sind der genannte Joseph Schwarz, mit ein paar Worten, und ausführlicher: „Voyage en Syrie . . . par Louis Damoiseau.“ Letzterer war als Sekretair einer Mission nach dem Grafen de Perez beigegeben, der von der französischen Regierung im Jahre 1818 nach Syrien und der arabischen Wüste gesandt wurde, um dort Beschäler für die königlichen Gestüte einzukaufen. Damoiseau's Reisebuch ist von einem Herrn Mol herausgegeben, der beschränkten Ideenkreis wollte seine Bordbuchsgenossen nicht selbst veröffentlichen, ohne diese Beschränktheit kann seine solche Zierrei gewesen sein, da wahres Verdienst auch mehrere Beschreibendheit zähig ist. Unter allen Reisebeschreibungen aber Syrien ist keine, die dieser an Reichthum der Thatsachen und Simplizität der Darstellung, namentlich aber an Verschonung des Lesers mit dem steten Ich, wie es gebräuchert und gestaucht und für die Sachen angezogt, gleichkommt. Damoiseau ist zwar vorherer Zahre in jenen Gegenden, seiner Mission obliegend; sein Mission und seine Kunst fördern ihn aber auch mit den höchsten Personen und ihren Umgebungen zusammen, aber sein Blick ist mehr der eines gewandten Diplomaten, als der eines Ueberzeugten. Sein Buch ist, wie es scheint, in Deutschland sehr wenig bekannt, wenn nicht die Zeitschriften und Bücherlieferbücher, die wieder es unschuldigen sind. Die sonstige Bibliothek hat es erst mit der Mirandschen Sammlung bekommen, und zwar nur in der Brüsseler Ausgabe 1830, die doch gewiß nur Nachdruck ist. Wahrscheinlich ist die Original-Ausgabe auch erst im selben Jahre erschienen, da der freilige Robinson in seinem „Palestine“ es noch nicht kennt. Ueberzeugt ist es nicht, wenigstens in Reiser nicht aufgeführt, und das ist auch ganz in der Ordnung, da man in Deutschland zu gewöhnlich nur Werthvoll übersetzt. Die Mittheilung über den Tod Jarchi's ist im XVI. Kapitel enthalten. Damoiseau ewie der englische Herausgeber der „Travels of Lady H. Stanhope“) nennt Jarchi immer Mathem Hahim, nie Jarchi, und scheint das Mathem für Finanzminister zu nehmen, was gewiß es nicht Andere heißt, all unser, Minister, Herr. Auch unser v. Olberg fällt in einen ähnlichen Irrthum.

*) Damoiseau sagt: „Rachauté de cette mission sanglante, qui lui procurait le bonheur de torturer lui-même un malheureux vieillard que les méchants détestaient à cause de son vertus, le kyaya en fit autant par quelques bourreaux subalternes et se dirigea en toute hâte vers la demeure de Mathem-Hahim.“

**) Anspielung auf Pf. LXIX., 29.

***) Von dieser edlen Frau spricht auch der Herausgeber der „Travels of Lady H. Stanhope.“

Digitized by Google

„Als am anderen Morgen der Mord ruchbar wurde, malte sich die tiefste Bestürzung auf allen Gesichtern. Abdalla wurde für ein Ungeheuer gehalten, das vom Zorn des Himmels auf die Erde geschickt worden, um sie zu verwüsten, und Niemand hielt sein Leben und Vermögen mehr für sicher. … Die Beiden warfen nach einigen Tagen den Leichnam des armen Mathem-Hahim ans Ufer, und seine Glaubensgenossen erhalten sich als Gnade die Erlaubniß, ihn zu begraben. Abdalla verweigerte die Bitte, befahl vielmehr, den Leichnam in einen mit Kieselsteinen daß angefüllten Ledersack zu legen und ihn auf der hohen See ins Wasser zu werfen.*) Um dieselbe Zeit verschwand auch der genannte französische Ingenieur Ibrahim. . . .

„Abdalla hatte sich aus Schwäche und Grausamkeit zweier Männer beraubt, die am fähigsten waren, ihm gute Dienste zu leisten und nützliche Rathschläge zu geben. Er fühlte sehr bald seinen Fehler, wenn auch nicht sein Verbrechen. Der Name des Mathem-Hahim war oft auf seinen Lippen, und so oft er sich dieses Greises erinnerte, drückte er seinen lebhaften Schmerz darüber aus, daß er den hinterlistigen und verruchten Einflüsterungen des Klajo Gehör gegeben. Sein Zorn gegen diesen Bramten wuchs dermaßen, daß er dessen Anblick nicht mehr ertragen konnte und ihm endlich, umgeben von seinen Würdenträgern, eine Kugel durch den Kopf jagte. Es waren sicherlich nicht Gewissensbisse, die Abdalla folterten, es war vielmehr der eigenmächtige Schmerz, so unübertegt einen geschickten und ehrenwerthen geopfert zu haben, der allein allen Verwaltungsgeschäften der Regierung gewachsen, während nach ihm Unordnung und Verwirrung von allen Seiten hereinbrachen. Abdalla zwang einen Bruder des Mathem-Hahim, dessen Nachfolger im Ministerium zu werden (?),**) aber diese Erhebung verwarfen wenig die geschlagene Wunde; es war schwer, einen Mann von so hohem Verdienste und so vieler Weisheit zu finden, wie der war, welchen eine stupide Barbarei gemordet hat."

Den Worten Damoiseau's habe ich nur noch Weniges hinzuzufügen:

Seit Joseph, dem ersten Hebräer als Minister am fremden Hofe, gab es noch viele nichtmaurizirte Juden als Minister bei heidnischen, christlichen und muhammedanischen Fürsten.***) Alle zogen hervor durch Verwaltungstalente (was sich übrigens von selbst versteht, da man sie sonst als Juden nicht erhoben hätte) und durch Treue gegen den Fürsten, die meisten aber auch durch ihr unglückliches Ende. Wer kennt nicht die Geschichte des brandenburgischen Münzmeisters Lippold und die des württembergischen Ministers Süß (Oppenheimer)? Sie wurden gemordet wegen ihrer Treue und Verdienste und gleichen mit diesem Geschicke unserm Farchi, der sie in dem Umfange seiner Thätigkeit, Kenntnisse und Verdienste weit überragt. Joseph, Daniel und Samuel Ha-nagid (in Granada um 1030) haben ihrer Ermordung nicht erliegt, aber bei dem Ersten haben die Aegypter in den Nachkommen die Verfolgung nachgeholt, Daniel hat man wenigstens den wilden Thieren vorgeworfen, und Samuel's Sohn und Nachfolger, Joseph, mußte die Tugenden seines Vaters mit dem Tode büßen. Lippold und Süß haben mehr oder minder ausführliche Lebensbeschreiber gefunden und Rächer ihrer Unschuld. Für Lippold trat kein geringerer als Moses Mendelsohn ein, und Süß ist auch der Held eines berühmten Romans geworden. Chajim Farchi, der alle anderen Uebertagende, hat noch keinen Biographen und noch keinen Dichter gefunden. Nur zwei Aerzte, der Engländer M. und der Franzose Damoiseau, geben einige Nachrichten, der Erstere über sein Leben, der Zweite über seinen Tod. Dagegen ist er von den jüdischen Schriftstellern (bis auf die sechsundvierzig Zeilen des genannten Schwarz und einen verdorbenen Brocken von Dr. Löw) gar nicht gekannt. Die zwei berühmten Geschichtschreiber Jost und Graetz kennen ihn nicht! Zum in seiner Abhandlung „Do the geographical Literature of the Jews", in Kitto's Ausgabe des Bibliensin von Taweln, II., 263, führt die ihm bekannten Mitglieder der Familie Farchi an, aber die berühmten Farchi von Damaskus und Acre verschweigt er. Zoss im zehnten Bande seines Geschichtswerkes (1846) beruft sich blos mit zwei Zeilen auf Richter's „Wallahrt", erwähnt des Chajim Farchi gar nicht und begnadirt den Raphael Farchi zum russischen Konsul. Zoss schreibt Raphael Picciotto (Richter, 240) für R. Farchi genommen zu haben; aber Letzterer war, wie wir glauben, niemals Konsul einer fremden Macht, sondern im höheren Dienste seines Vaterlandes und seiner Vaterstadt. Um 1820 war er Minister in Damaskus, und nach der Restauration der türkischen Herrschaft in Syrien trat er, der erste Jude, in den Stadtrath von Damaskus. Er und, noch mehr, seine Söhne haben bei der in Folge der Ermordung des Paters Thomas durch Rattis-Menton entstandenen Judenverfolgung arg gelitten (1840). Aber Jochims Pascha, später der letzte unserer Reichsminister, setzte den letzten der fünf Brüder Farchi wieder in alle Ehren. Er starb, glücklicher wie sein großer Bruder, ohne körperliche Verstümmelung und eines natürlichen Todes im Jahre 1845 im Schooße seiner Familie, während dem Ersteren keine zärtliche Hand das eine übrig gebliebene Auge zudrückte und seinen Körper kein vier Ellen langes Plätzchen gegönnt wurde in dem Lande, das von ihm mit so vieler Weisheit verwaltet worden, und das so viele Denkmäler seinen Wohlthaten trägt.

Zwölf Jahre waren seit dem Tode Chajim Farchi's verflossen, als die Remeffo seinen Mörder einholte. Im Jahre 1832 wurde Acre mit Stürmender Hand von Ibrahim Pascha erobert und Abdalla ins Exil nach Aegypten geführt, wo er anfangs auf einer Klinsel eingesperrt lebte, und wahrscheinlich lebt der Elende noch heute verachtet und vergessen als Gefangener.

Holland.

Der historische Roman in Holland.

(Fortsetzung.)

Im Mittelalter hatte sich Hollands Nationalcharakter erst herausgebildet, eine eigentliche Poesie hatte es damals noch nicht, denn sein Dialekt war noch nicht vollständig frei vom Blaamischen. Vor dem sechzehnten Jahrhundert hatte es zwar gereimte Chroniken, didaktische Poesieen und Rittergedichte, so gut wie das übrige Europa, aber nichts, das den eigentlichen Geniuß der Nation bezeichnete. Um die ersten Strahlen dieses Genius zu entdecken, muß man bis zum sechzehnten Jahrhundert gehen, da erscheint er zuerst im Kampf gegen die fremde Tyrannei. Die Rederijkhaben, eine Art Akademie von ziemlich pedantischem Charakter, wurden als Heerd der politischen und religiösen Opposition angesehen und gestürchtet, und mit der nationalen Unabhängigkeit, die sie im Entstehen beschützen, wuchs die Kraft des Wortes und der Schrift. — Das glänzendste Jahrhundert für Holland war das sechzehnte; die Entdeckungen, die Kriege, die Eroberungen, die es so glorreich aufüllen, erweckten sich selbst Stimmen, die seinen Ruhm besangen. So verherrlichte Pontanus in energischen Versen den Jakob Heemskerk, welcher sowohl als unerschrockener Seemann auf den eisigen Küsten von Nowaja-Semlja, wie auch als tapferer Admiral in den Gewässern von Gibraltar, abwechselnd Hollands Cook und Nelson ward. Bondel, dessen Name am ersten in der holländischen Literatur als klassisch genannt zu werden verdient, liefert eigentlich mehr eine Nachahmung antiker und französischer Literatur als eine nationale Schöpfung. Indessen behandelt die besten seiner Trauerspiele vaterländische Themata; der Held des einen derselben ist der fabelhafte Pring Bato, welcher den Bataviern ihren Namen gegeben, aber welcher vielmehr diesem Namen seine Existenz verdankt, eben so wie der König Dan die seinige dem dänischen Volke, der König Brutus den Britten und der König Frankus den Franken.

Gisbert von Amstel hat zum Thema eine Begebenheit und Personen, welche einer neueren Zeit angehören, die Prophezeiung der künftigen Größe Amsterdams; die letzte und eine der besten Scenen dieses Stückes giebt dem Ganzen ein vollständig nationales Gepräge. Die Tragödie „Palamedes" erregt hauptsächlich Interesse durch die Anspielungen, die sie enthält, und deren Gegenstand Barneveld, dieser eben so große als unglückliche Bürger, ist. Sie wurde geschrieben, nachdem die Partei Moritz' v. Oranien gesiegt hatte, welche den Dichter dieser patriotischen Ergüsse zwang, sich in den Schleier der Fabel zu hüllen und bis zur Zeit der Belagerung von Troja zurückzugehen; doch der politische Hag erkannte die Wahrheit in der Allegorie, und Vondel sah sich verfolgt, weil er in der Behandlung dieses griechischen Themas nicht vorgefehen konnte, daß er ein Holländer war.

Die Republik Holland, welche Ludwig XIV. mit seiner ganzen Macht nicht zu unterdrücken vermochte, ward von der französischen Literatur unterjocht und verlor den nationalen Stempel, der ihre eigene bisher ausgezeichnet hatte. Dies dauerte noch während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fort, aber bald erhoben sich mehrere Stimmen gegen die servile Huldigung einer fremden Mode, während die Siegesfeiern zur Feier Prinz Eugen's und Marlborough's und der Niederlage der Franzosen erklangen. Endlich sah man auch der Menge mittelmäßiger Dichter, deren Namen in dieser Epoche die Seiten der Literaturgeschichte anfüllen, einen Namen hervorgehen, dessen Erscheinen die Rückkehr der holländischen Poesie zum volksthümlichen Leben verkündet: es ist dies der Name der beiden Brüder van Haren. Einer von ihnen, Wilhelm, hat eine vaterländische Epopöe geschrieben, deren Held der fabelhafte Vater des friesischen Stammes ist, aber unglücklicherweise hat dieses Gedicht van Haren's, das er in die Kategorie klassischer Heldengedichte stellt, gar nichts Nationales als den Titel. Uebrigens war Wilhelm van Haren ein ganz guter Bürger; Voltaire, der ihn von einem Besuch in Holland kannte und ihm in seiner „Korrespondenz" viel Lobenswerthes nachsagt, sandte ihm sehr schöne Verse, in welchen er den achtungswerthen holländischen Diplomaten mit Pindar, Demosthenes und Tyrtäus vergleich. Wenn Voltaire gerade in der Laune für Lobeserhebungen war, nahm er es nicht allzu genau mit dem Gegenstand derselben; seine hübschen Verse auf den „harmantan Kaiser von China" sind ziemlich bekannt, aber nicht so bekannt ist es, daß sie durch ein vom Kaiser Kien-Lung geschriebenes Gedicht auf die Eroberung der tatarischen Stadt Moukden veranlaßt wurden, welche nach einer heroischen Vertheidigung erobert und von dem „harmantan Kaiser" mit der ausgesuchtesten Grausamkeit behandelt ward. Der Bruder Wilhelm's verdient eher hier genannt zu werden, sein Gedicht „die Geusen" athmet vom Anfang bis zum Ende das ebelste, wärmste Vaterlandsgefühl. Seit der Zeit der Brüder van Harem, welche den Patriotismus und das Nationalgefühl in der holländischen Poesie wieder erweckt haben, ist es auch nicht darauf gewichen, es begeisterte den unlanglöschten Beifall zu männlichen Worten gegen die Feinde des Vaterlandes oder zur Verherrlichung seiner Helden und Triumphe; in diesem Sinne besang er den Sieg von Doggerbank und den Großadmiral Ruyter. Dasselbe Gefühl belebte auch die Gedichte Bellamy's, welcher eher verdient, der holländische Archilochus, als van Harem, ein Pindar oder Tyrtäus genannt zu werden. Die neue poetische Schule, welche sich in Holland gebildet hat, schloß sich der nationalen Bewegung an, welche in der holländischen Literatur gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts vorging; das

Digitized by Google

Gedicht „die Geusen" wurde im Jahre 1830 von Bilderdijk herausgegeben, dem vielseitigsten und in mancher Beziehung merkwürdigsten Talent, welches Holland in der letzten Phase seiner geistigen Entwickelung hervorgebracht hat.

Viele andere Namen verstorbener und noch lebender Schriftsteller könnte man nennen, die wohl mehr bekannt zu seyn verdienten; für heute will ich es versuchen, den Lesern den Namen einer Frau vorzuführen, welche eine große Anzahl guter Romane geschrieben hat. Unter ihnen ist namentlich „Lievefter in den Niederlanden" ganz von jenem edlen Nationalgefühl durchdrungen, das, wie schon bemerkt, in manchen anderen Denkmälern der holländischen Literatur vorherrschend ist.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Londoner Industrie-Ausstellung und ihr gläserner Palast.

In dem Folgenden geben wir, nach dem Athenaeum, authentische Data über das Ausstellungsgebäude. Wir schicken denselben auch die feierliche Einleitung jenes Blattes voran, die uns zeigen mag, mit welchem Ernste die großartige Idee eines Wettstreites der Gewerbtreibenden aller Länder in London betrachtet wird.

„Der weitaus greifende Plan einer Welt-Industrie-Ausstellung beginnt Fleisch und Blut zu bekommen und in die Wirklichkeit zu treten. Welchen Antheil auch immer England selbst an diesem großen Kampfe nehmen mag, in dem alle Truppen freiwillige seyn werden, so viel steht fest, daß sein Aufruf in allen Ländern ein Echo gefunden, und daß die industriellen Armeen der ganzen Welt sich zu der friedlichen Völkerschlacht rüsten, die auf seinem Grund und Boden geliefert werden soll. Darum aber wird der Herausforderer alle seine Kräfte, so mächtig sie sind, anspannen müssen, um die feindlichen Geister, die er herausbeschworen, niederzuhalten. Voll auf Pfeil bringt Kunde von dem Getümmel, das draußen sich auftust, und unter den Lärmzeichen, die herüber und hinüber gewechselt werden, glaubt das Ohr bereits den Tritt der Nationen zu vernehmen, die im Anmarsch sind.

„Wir setzen voraus, daß diejenigen, die der industriellen Welt den Fehdehandschuh hingeworfen haben, nicht blind sind gegen die Dinge, die draußen vorgehen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit für sie, daß die englischen Gewerbtreibenden sich danach umthun, wie ihre Nebenbuhler im Auslande sich rüsten. Als Beispiel sey uns erlaubt zu berichten, von welchem Geiste beseelt unser mächtigster Rival, Frankreich, ins Feld rückt. Hier ist unser Aufruf in eben dem liberalen Sinne aufgenommen worden, als er von uns erlassen wurde. Herr Dupin hat eine Anfrage an die französischen Fabrikanten und Produzenten erlassen, in der er dieselben auffordert, diejenigen Gegenstände in die Ausstellung zu schicken, in deren Anfertigung sie am geschicktesten seyen. „Niemand", sagt er, „darf behaupten, dieses oder jenes Gewerbe habe den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Die Gewerbe sind ihrem Wesen nach fortschreitend, und oft, wenn man geglaubt hatte, das eine oder andere sey seiner weiteren Vervollkommnung fähig, wurde eine unerwartete Entdeckung gemacht, die ihm eine neue Bahn eröffnete. Selbst die Industrie unter dem Lichte der Wissenschaften steht, giebt es kein Geheimverfahren mehr, und die Theorie ist weit genug vorgeschritten, um immer neue Prozeduren anzugeben, deren Erfolg bald zu aller Welt Kenntniß gelangt. Diese Gründe müssen uns dahin führen, gerade unsere Fabrications- und Productionswesen unseren Mitbewerbern vorzuführen, denn auch sie werden dies, uns gegenüber, mit den ihrigen thun." Hieraus zählt Herr Dupin diejenigen französischen Erzeugnisse auf, die ihm für die Londoner Ausstellung die geeignetsten scheinen. — Das Londoner Lokal-Comité hat diese Anfrage übersetzen und in seinem Bezirke vertheilen lassen, sowohl wegen der allgemeinen Betrachtungen über den Sinn der Industrie-Ausstellung, als wegen der speziellen Hinweise, die sie enthielt. In den übrigen Ländern des Kontinents ist derselbe Geist eines ehrenvollen Wettstreites erwacht, und von allen Meeren her sind Herolde gelandet, die das Nahen industrieller Streitmächte angekündigt haben.

„In Hauptquartieren gehen die Vorbereitungen rasch vorwärts, und Alles deutet darauf hin, daß das Ereigniß mehr bewerkstelligt. Die Kommission hat den 31. Oktober als den letzten Tag festgesetzt, an welchem Gesuche um Raum für Ausstellungsgegenstände von den Lokal-Comités an das Exekutiv-Komité eingereicht werden dürfen. In vergangener Woche sind von dem Londoner Lokal-Comité mehrere Sitzungen gehalten worden, um den mannigfachen Zweigen der hauptsächlichsten Industrie eine möglichst gleichmäßige Vertretung in der Ausstellung zu sichern. Die Frage, wie den arbeitenden Klassen, die an der Ausstellung ein Interesse haben, so groß, wie irgendwer, der Besuch derselben erleichtert werden könne, ist ebenfalls in Betracht gezogen worden. Man hat eine Kommission ernannt, die sich hierserhalb mit den betreffenden Londoner Behörden, mit den Eisenbahn-Compagnieen und den Lokal-Comités ins Benehmen setzen soll. Zugleich sind im Sekretariat der Exekutivkommission Listen ausgelegt worden, in welche Jeder, der den Arbeitern auf der Provinz zu dem genannten Zwecke eine Hülfe leisten will, seinen Namen einzutragen hat.

„Mittlerweile schreitet der „Palast" der Ausstellung seiner Vollendung entgegen. Neben seiner Größe hat er die Merkwürdigkeit, daß zwei von den drei einzigen Materialien (Glas, Eisen und Holz), aus denen es zusammengesetzt ist, in Benutzung und Behandlung vorzugsweise der modernen Zeit angehören und eine Neuerung gegen alle hergebrachte Baukunst bezeichnen. Der Umstand aber, daß der Riesenbau bereits am nächsten ersten Januar zusammengestellt seyn wird, kann als ein erstaunenswerthes Beispiel englischer Gewandtheit gelten."

Das Gebäude, eine Schöpfung des Herrn Paxton, wird 1848 Fuß lang, 408 breit und 66 hoch werden. Die lange Linie ist von einem 108 Fuß hohen Kreuzgange durchschnitten, der eine Reihe von Ulmenbäumen einschließt, die auf diese Weise so nahe in die Mitte des ganzen Gebäudes zu stehen kommen, daß sie dasselbe in zwei Hälften, eine von 948, eine von 900 Fuß Länge theilen. Außer dem Holzwerk für Querbalken und Fußböden, sind einzig Glas und Eisenstützen für den ganzen Bau verwandt. Die Pfeiler haben allesammt dieselbe Form, eben so die Fensterrahmen und Glasscheiben. Die Anzahl der Pfeiler, deren Höhe zwischen 14 Fuß 6 Zoll und 20 Fuß variirt, beläuft sich auf 3230. Gußeiserne Bindebalken, auf denen die Galerieen und Bedachungen ruhen, sind 2224; hierzu kommen noch 1128 kleinere Verbindungsstangen und 358 Balken von gezogenem Eisen, die das Hauptdach tragen. Die Rinnen, die das Wasser auf den Bedachungen in die eisernen Pfeiler führen, sind zusammen 34 engl. Meilen lang, die Fensterrahmen bilden eine Linie von 202 engl. Meilen, und die Glasscheiben haben eine Oberfläche von 900,000 Quadratfuß. Das Gebäude wird ungefähr 18 Acres Boden einnehmen und mit den Galerieen 21 Acres Oberfläche zum Ausstellen darbieten; indessen sollen für den Fall, daß noch eine Vermehrung der Galerieen nöthig wird, Vorkehrungen getroffen werden. Die Galerieen haben 24 Fuß Tiefe und eine Ausdehnung von fast einer Meile. Der Tischraum zum Ausstellen wird etwa 8 Meilen betragen. Einen Begriff von der beispiellosen Masse Material, die zu diesem Bau verwendet wird, mag der Umstand geben, daß allein das Glas über 400 Tonnen (8000 Ctr.) wiegen wird.

Der Kubikinhalt des Gebäudes wird 33 Millionen Fuß betragen, die Wertragssumme für Benutzung, Abnutzung und Erhaltung beläuft sich auf 79,800 Pfd. Sterl., oder etwas über ½ Penny pro Kubikfuß. Der Gesammtwerth des Gebäudes, wollte man es dauernd behalten, würde 150,000 Pfd. Sterl. oder etwas unter 1½ Penny pro Kubikfuß seyn.

Die Widersacher der Industrie-Ausstellung, die nun weder mehr von Baulunacy, noch von Verunzierung des Hyde-Park, noch von Baumschändung reden können (denn nur zwei, wie die Forstbehörde bezeugen kann, alte, abgekrochene Bäume sind wirklich gefällt worden), haben nun den Bauplan selbst angegriffen und gemeint, der Regen von außen würde den Fußboden zu einem Moraste und der Dunst im Innern die Atmosphäre zu einem Nebel machen. Diesen Einwurf parirt Herr Paxton erstens durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung, welche die Ausstellung vor Ueberschwemmung schützt. Das Glasdach nämlich besteht aus einer Reihe von „Hügeln und Thälern", genau acht Fuß breit. Längs den Abdachungen nun wird das Wasser in Rinnen geleitet, die an dem oberen Theile der Pfeiler angebracht sind, und fließt von da durch die Pfeiler ab. Niegends braucht das Wasser weiter als zwölf Fuß zu laufen, bevor es einen Abfluß findet. Ferner hat Herr Paxton sehr umfassende Vorkehrungen zur Lüftung des Ausstellungsraumes getroffen. Er wird das ganze Gebäude mit Ventilationsröhren, wie er sie nennt, versehen, die so angebracht sind, daß sie Luft zulassen, aber Regen abhalten. Das Dach und die Südseite des Gebäudes wird er mit Kanevas bedecken, und bei sehr heißer Witterung kann dieser begossen und so das Innere kühl erhalten werden. Auf den Kreuzgängen allein sollen über 3000 Quadratfuß Ventilatoren kommen, und wenn sich also zeigen sollte, daß Herr Paxton in den Lüftungsmitteln geirrt habe, so dürfte sich eher herausstellen, daß zu viel, als daß zu wenig für Ventilation gesorgt sey. Durch die Bedeckung des Dachs und der Südseite des Gebäudes mit Kanevas bekommt das ganze Innere eine sanfte Beleuchtung, während die ganze Glasfläche der nördlichen Seite dasselbe unmittelbar erhellt.

Mannigfaltiges.

— Die Sehenswürdigkeiten London's. Noch einer dem britischen Unterhause neulich vorgelegten amtlichen Notiz, haben im Jahr 1849 nicht weniger als 168,000 Personen das Schloß Hampton-Court und 127,000 den botanischen Garten in Kew besucht. Die größte Anzahl Gäste kömmt für Hampton-Court auf den Monat Juli, wo 50,000, und für Kew auf den Monat August, wo 31,000 Individuen ihre Namen ins Fremdenbuch eintragen. Der Tower scheint dagegen an Anziehungskraft verloren zu haben; die Rüstkammer (armory) wurde voriges Jahr nur von 43,000, die Juwelensammlung gar nur von 14,000 Personen in Augenschein genommen, und das Eintrittsgeld, welches sechs Pence für den Kopf beträgt, reichte nicht hin, um die Ausgaben zu decken. Die Totalsumme der für den Besuch der Westminster-Abtei eingegangenen Gelder belief sich auf 968 Pfd. Sterl. 8 Sthll. 6 P., wovon 739 Pfd. Sterl. den Führern zugutekamen, 34 Pfd. Sterl. für das Reinigen der Denkmäler und 195 Pfd. Sterl. zu Reparaturen und Verzierungen im Chor verwendet wurden. Den geringsten Besuch hatte die St. Pauskirche; hier wurden nicht mehr als 330 Pfd. Sterl. eingenommen, welche man den Kirchendienern überließ.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Prop. Lassar, Behrenstraße Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 117. Berlin, Sonnabend den 28. September 1850.

Frankreich.

Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution.

II.

La Patrie. — Le Pouvoir. — Napoléon. — Courrier français. — Ordre. — Assemblée nationale.

Des Einen Leben ist des Anderen Tod. Der schnelle Erfolg des Ereignisses hat der Hegemonie des bisherigen größten Abendblattes, der Patrie, einen empfindlichen Schlag versetzt. Die Patrie ist ein Banquier-Unternehmen, sie vertheidigt die Interessen der Finanzwelt von Paris. Gleich ihren Gründern, unter der Regierung Ludwig Philipp's zur Fronde gehörig, fügte sie sich in Februar der vollendeten Thatsache, nahm die Republik an und unterstützte die provisorische Regierung, welche ihrerseits Gründe hatte, die Kapitalisten nicht vor den Kopf zu stoßen. Ein konservatives Organ in Paris, welches als Abendjournal Bestehen haben will, muß nothwendigerweise offizielle Quellen haben, damit es die wichtigsten Neuigkeiten stets zuerst bringen kann. Diese Quellen fließen aber natürlich nur einem Journal zu, wenn dasselbe das Ministerium vertheidigt, und da die Ministerien seit dem Februar oft gewechselt haben, so konnte die Patrie nicht anders als mit jedem Ministerium gehen. Das hat die Patrie denn auch gethan bis zum 31. Oktober, dem Tage, wo die Botschaft des Elysée die „constitutionelle Routine" mit den republikanischen Institutionen unverträglich erklärte. Seit diesem Tage ist die Patrie Napoleonisch, von nun an geht sie mit den Ministern nur insofern, als sie die Volksrechte des Willens des Präsidenten sind, sie ist vor allen Dingen für den Präsidenten, und sie schont selbst ihre alten Freunde von den Orleanisten nicht, wenn diese gegen das Elysée Front machen, alles dieses im Interesse der Financiers, welche augenblicklich nur noch in der Herrschaft des Namens Bonaparte Rettung vor dem Sozialismus sehen. Eine Spezialität der Patrie ist ihre Antipathie gegen die deutschen Unitarier und ihr feindseliges Auftreten gegen Preußen. In dieser Eigenschaft tritt sie vornehmlich für Dänemark in die Schranken. Einer ihrer Redacteure, Herr Kempy, ein Deutscher, macht es sich zur Aufgabe, in ausführlichen Artikeln das Recht Dänemarks zum staatsrechtlichen Standpunkte zu beweisen, und wenn man ihm Glauben schenkt, so sind die Michelsen, die Dahlmann, die Zalk, die Samwer, und wie sie noch heißen, entweder Ignoranten oder Rechtsverdreher.

Was die Patrie aus Interesse thut, thut ein anderes Organ, le Pouvoir, ihrer 1e dix décembre) aus Prinzip und aus Pflicht. Der seltene Titel dieses Journals rührt schon von vorneherein an, woher es entstanden ist und wem es dient. Doch nein, wir irren, es ist nicht erst am 10. Dezember entstanden, es datirt noch um drei Monate weiter zurück, nur bestand es nicht als Journal, sondern als Wahlagitations-Institut. Seine Redacteure und Mitarbeiter betrieben die Departements und warben für die Präsidentschaft Louis Napoleon's. Die Politik des Pouvoir ist einfach und klar. Napoleon allein hat verstanden, die Franzosen zu regieren; daraus folgert der Pouvoir, daß die Misère zur Napoleonischen Herrschaft allein im Stande ist, Frankreich vor der Anarchie zu retten. Napoleon — demonstrirt das Journal weiter — vereinigte die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt in einer Hand, das Große, was er gethan, wäre ungethan geblieben, wenn er sich von dem „Geschwätz eines Parlaments" abhängig gemacht hätte. Folglich, schließt der Pouvoir — doch der Leser kann die Schlußfolgerung leicht errathen. Also im strengsten Sinne des Wortes: Einheit der Regierung unter einem Bonaparte, das ist es, was der Pouvoir will. Es verspricht den Franzosen ein neues Kanaan, sobald nur erst „die Exekutivgewalt nicht mehr durch eine schlechte Versfassung in ihrem Gange gehemmt wird."

Vermuthlich genügte dem Elysée noch nicht an dem bekehrten Constitutionnel, dem glaubenseifrigen Pouvoir und der launischen Patrie, denn es hat vor einiger Zeit noch ein besonderes Organ gegründet, welches die eigensten Gedanken des Staatsoberhauptes wiedergegeben bestimmt war, das aber seitdem bereits wieder eingegangen ist. Das Organ war le Napoléon, der wahrhafte Moniteur des Elysée. Der Napoléon erschien nur einmal in jeder Woche, nämlich am Sonntag, er machte deshalb auch keinen Anspruch darauf, in die Tagespolitik nachhaltig einzugreifen, sondern begnügte sich, über die Ereignisse der verflossenen Woche seine Meinung zu sagen. Diese Meinung zu hören, interessirte natürlich das Publikum im höchsten Grade, denn es war ja die Stimme des Präsidenten der Republik, welche sich im Napoléon direkt vernehmen ließen sollte, ja, man wußte sogar, daß mehrere der wichtigsten Artikel der präsidentiellen Feder entflossen waren. So wurde denn innerhalb weniger Wochen der Napoléon das Ereigniß des Sonntags. Der Pariser Politiker hatte sich am Sonntag Morgen kaum die Augen gerieben, so fragte er schon nach dem Napoléon. Der Napoléon war endlich für die Montagspresse eine Oase in der Sonntagswüste. Sonntags giebt es weder Börse, noch Assisen, noch Nationalversammlung. Es gab nichts Melancholischeres, als das Gesicht eines Zeitungsredacteurs am Sonntage. Diesem Zustande der Melancholie, der natürlich auch auf die Montagsleser überging, machte der Napoléon durch seine gegen die Zöpfer der Rechten gerichteten Pfeile und Spitzen ein Ende. Die Montagsjournale füllten die Pfütze ihrer Spalten mit Auszügen aus jenem Orakel des Elysée National. Die Organe der Rechte theilten sie mit, um ihre erwiedernden Randbemerkungen beigufügen. Die der Linken drucken sie ab, um sich daran zu ergötzen, wie ihre beiden Feinde sich gegenseitig zerfleischen. Summa Summarum war der Napoléon eine Art Censurbuch für die Nationalversammlung, das Elysée zeichnete darin Lob oder Tadel des störrischen Schilfers ein. In diesem Augenblick gehört der Napoléon im eigentlichen Sinne der Geschichte der Pariser Presse an. Er existirt nicht mehr. Die Parteien, an denen er sonntäglich herumhärtelte, waren mächtiger, als er. In viele Klagen gegen ihn worden laut, ja sehr wurden die dabei ganz unschuldigen Minister verdrängt, als daß das Elysée ihn auf die Dauer schützen konnte. Eines Sonntags soll man einige Bonapartisten mit trüben Gesichtern einherschleichen: Der Napoléon von Papier war todt.

Wir können die Reihen der Bonapartistischen Armee nicht verlassen, ohne noch des Trosses zu erwähnen, der sich in dem Courrier français repräsentirt findet. Der Courrier français gleicht einer Armeeländerseele, welche keine Ruhe finden kann und von Stätte zu Stätte wandert. Oppositionsjournal unter Ludwig Philipp, wurde es im Februar radikal, bis seine leeren Kassen es zwangen, einen neuen Herrn zu suchen, der es wiederum zu einem konservativen Organe machte. So regelirte es fort bis zum Sommer 1849; nur die Freundschaft des Herrn Thiers, als dessen Privat-Organ es galt, erhielt es aufrecht. Nach dem Bruche zwischen Véron und Thiers war es eine Zeitlang das ausschließliche Organ des Letzteren, doch wurde es seinem Geschäfter untreu, als dessen Gestirn vor dem des Elysée zu erbleichen schien. Der Hauptredacteur, Herr de Rheims, zog sich zurück, und die neue Redaction legte die Farben des Elysée an. Dort aber wird das chamäleonartige Journal mit Mißtrauen angesehen, und mit Recht, denn während es mit dem rechten Auge dem Präsidenten zublinzelt, liebäugelt es mit dem linken schon wieder mit den Legitimisten. So wird denn auch der Courrier français in nicht langer Zeit in die Rumpelkammer der austrangirten Journale wandern.

Der Constitutionnel, als ehemaliges Organ der dynastischen Opposition, hat durch seinen Abfluß vom 24. Februar und noch mehr durch seinen Uebertritt zum Elysée eine Lücke hinterlassen, welche ein Journal ganz neuen Datums, l'Ordre, seitdem ausgefüllt hat. L'Ordre, unter den Auspizien des Herrn Odilon Barrot entstanden und von dessen Freund, dem Vollzugspräsidenten Chambolle, ehemaligen Redacteur des Siècle, geleitet, ist ganz in die Fußstapfen des alten Constitutionnel getreten, mit dem Unterschiede freilich, der eben eine Folge der veränderten Zeitumstände ist, daß es von seiner Opposition gegen die Regierung absteht jedesmal, wo es sich um eine Streitfrage zwischen letzterer und den Radikalen handelt. Während der Dauer des Ministeriums Barrot-Dufaure war l'Ordre natürlich ministeriell, seit dem 31. Oktober aber, vornehmlich wegen der drüsken Verabschiedung des Herrn Odilon Barrot, ist es ein hartnäckiger Gegner des Elysée. Auswärtige Politik, innere Verwaltung, an Allem findet Ordre zu tadeln; Alles würden seine Freunde besser machen, mit einem Worte, es ist die alte systematische Opposition der Juli-Dynastie. Wenn diese überwiegend persönliche Polemik einigermaßen unerquicklich ist, so bietet l'Ordre doch insofern ein beachtenswerthes Organ, als es einer von den wenigen Pariser Journalen ist, welche eine mehr universelle Richtung verfolgen. So werden namentlich die ausländischen Zustände zwar durch französische Brillen, aber doch mit Umsicht und Sachkenntniß besprochen, man sieht, daß es seine Nachrichten an den Quellen schöpft. Mit der Zeit, wenn das Journal die Zeit hat, zu warten, kann es den Constitutionnel leicht aus der Intimität der Pariser Bourgeoisie verdrängen.

„Il n'y a pas de famille sans vilain", die kann man sehr wohl auf die Familie der konservativen Presse von Paris anwenden. Dieser „vilain" ist anerkanntermaßen die Assemblée nationale. Jeder, bei dem Parteileidenschaft nicht das Gefühl für Anstand und Recht erstickt hat, muß sich bei einem flüchtigen Blick überzeugen, daß selten ein konservatives Organ mit so viel Böswartigkeit und Hochmuth aufgetreten ist, als die Assemblée nationale. Das

Digitized by Google

Blatt entfaltet in den Februartagen und zeichnete sich anfangs vor vielen seiner Kollegen insofern aus, als es in jenen Tagen, wo einiger Muth dazu gehörte, gegen die Volksmeinung anzustoßen, sich nicht scheute, der Straßendemokratie durch die Spitze zu lesen. Statt aber spätershin, als die neue Regierung sich etwas zu befestigen anfing, den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen und zur Stärkung der Exekutivgewalt beitragen zu helfen, predigte es die blindeste Reaction. Wie es heißt, wird das Blatt von der russischen Regierung bezahlt; ist das wirklich der Fall, so ist sie übel bedient. Denn „Kaiser Nikolaus und seine Million Soldaten"; so lautet die ultima ratio der Assemblée nationale. Jene Liebhaberei zog ihr in den Junitagen 1848 unter Cavaignac's Regiment eine längere Suspension zu, wofür sie — die Russenfreundin — sich dadurch rächte, daß sie bei ihrem Wiedererscheinen für die unterdrückte Meinungsfreiheit in die Schranken trat. Talent ist in den Leitartikeln der Assemblée wenig zu finden, höchstens kann man ihr die Kunst zusprechen, Gemeinplätze mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit vorzutragen. Ihr eigentliches Studenpferd ist die auswärtige Politik, und will man ihr glauben, so werden die Schicksale Europa's in ihrem Redactions-Büreau entschieden. Zwei- oder dreimal in jeder Woche läßt sie sich „Briefe aus London" schreiben; darin ließ man, wie viel Truppen der Kaiser von Rußland für seinen Kreuzzug gegen das westliche Europa gesammelt, oder was im Kabinet des Königs von Preußen vorgeht, oder welche Depeschen Graf Resselrode an Fürst Schwarzenberg gesandt hat, und wie Lord Palmerston mit jähem Sturz bedroht sey. Kein Staubkorn klegt in dem entlegensten Winkel irgend eines europäischen Kabinets auf, ohne daß es der Londoner Korrespondent der Assemblée nationale gewahr würde. Dieser Londoner Korrespondent zeichnet zuweilen seine Briefe bescheidenerweise „ein Staatsmann", und was die Sache noch pikanter macht, dieser „Staatsmann" ist einem von allen Seiten bestätigten Gerüchte zufolge kein geringerer, als Herr Tapeigue, der bekannte Historiker, der sich von Ludwig Philipp während dessen Herrschaft eine Pension zahlen ließ, und nach der Februar-Revolution in seinem Buche „La Société de l'Europe" die widrigsten Invektiven gegen die Mitglieder der Familie Orleans schleuderte. Eben so echt, wie die „Londoner" Korrespondenzen der Assemblée, sind auch diejenigen aus allen übrigen Städten Europa's, von St. Petersburg bis Palermo. In allen wird den Fürsten zum Trotzdruck und Verrath gegen ihre Völker gerathen. Nicht minder erbaulich ist die Rubrik „Faits de Paris", in der sich die Pariser Polizeispione Rendezvous geben. Denunciationen gegen politische Gegner aller Art, Nachweise heimlich anwesender Personen, die politischer Vergehen wegen verfolgt werden, Enthüllungen über verborgene Klubs und über angebliche Conspirationspläne, dies bildet den reichhaltigen Stoff jenes Blattes, welches ehrenwerthe Organe aller Farben kaum mehr einer ernsten Polemik würdigen.

Holland.

Der historische Roman in Holland.

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Tonssaint stammt aus einer Refugiéfamilie, wie es ihr französischer Name auch kundthut; ihr Geburtsort ist Alkmaar, im nördlichen Holland. Für diejenigen, welche, ehe sie sich mit den Werken eines Schriftstellers vertraut machen, gern seine Person kennen lernen, und dies um so mehr, wenn der Autor eine Frau ist, entlehnen wir aus einem holländischen Literatur-Journal folgende Notizen, für deren Wahrheit wir das genannte Blatt verantwortlich machen: „Mlle. Toussaint ist außerordentlich klein und zierlich, von feinem, zartem Wuchse; die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und ihrer Gesichtsbildung läßt auf einen lebensphantastischen Charakter schließen. Sie war so glücklich, mitten unter ernsten und anstrengenden Studien ihrem Geiste eine fast kindliche Naivetät in ungetrübter Frische zu erhalten. Ihre Züge sind nicht gerade schön (ich hätte die Berufserin um Verzeihung, auch diese Zeile nicht zuübersetzt gelassen zu haben, das, was folgt, ist meine beste Entschuldigung), aber fein und ausdrucksvoll, in einer lebhaften Unterhaltung werden sie sprechend, voller Leben und gewinnen dann eine eigenthümlich interessante Schönheit." Wir wollen nun von dem Signalement der Frau auf das der Schriftstellerin übergehen. Mlle. Toussaint hat von 1835 bis 1847, also in einem Zeitraume von zwölf Jahren, ungefähr dreißig Novellen und Romane geschrieben, deren mehrere dem historischen Fach angehören, welche ernste und tiefe Studien zu ihrer Grundlage forderten, vor denen die Schriftstellerin niemals zurückgewichen ist. Unter ihren Werken nennen wir zuerst den „Grafen von Devonshire, eine Episode aus dem Leben Marie Tudor's", dann „die Engländer in Rom", eine Schilderung Roms unter Sixtus V., welche sich eines glänzenden Erfolges zu erfreuen hatte, „Zu Heidelbergs Lauenresse" eröffnete die Reihe derjenigen Schöpfungen, in welchen die Schriftstellerin der vaterländischen Geschichte angehörende oder mit ihr eng verbundene Personen auftreten ließ; so schilderte sie den Hof von Burgund unter Karl dem Kühnen, so zeigte sie den Kardinal Timenez und den Herzog Alba der Welt in einem ganz neuen Lichte. Es würde zu weitläufig sein, der Dichterin überall zu folgen durch das weite Feld, das sie durchschritten, und ihre zahlreichen Werke zu analysiren; es wird angemessener sein, uns mit einem ihrer Romane zu beschäftigen, und zwar, wie gesagt, mit demjenigen, der ihr den vorzüglichsten gilt; am besten können wir ihr Talent würdigen, indem wir einige Stellen aus diesem Romane citiren, denn von der Literatur gilt dasselbe, wie von der Geologie: alle Beschreibungen in der Welt geben keine so sichere Anschauung von einem neu entdeckten Terrain, als es die kleinste Probe davon vermag.

Es ist bekannt, daß die Holländer, nachdem sie den Herzog von Anjou berufen, im Kampfe mit Spanien den berühmten Günstling der Königin Elisabeth zu ihrem Führer ernannten, und in dieser Situation schildert Mlle. Toussaint das damalige Holland. Die politischen und religiösen Meinungen, die Interessen und Ansichten der verschiedenen Parteien, welche die holländische Nation zu jener Zeitepoche spalteten, fand in diesem umfangreichen und höchst schätzbaren Werke treu und wahr wiedergegeben; es hat der Berufserin zwei Jahre ernsten Studiums gekostet, eine von der Manie des schnell fördernden Feuilletons sehr abweichende Methode. Diese gediegene Art der Production würde schon bei einem Manne Achtung heischen, bei einer Frau um so mehr, wenngleich diese Frau Holländerin und die Gewalt eine Hauptmagnet ihrer Nation ist.

Wer indessen nicht sehr mit dieser Tugend begabt ist, muß sich dieselbe gewissermaßen anzueignen suchen, wenn er diesen aus vier umfangreichen Bänden bestehenden Roman der Demoiselle Toussaint zu Ende bringen will, welcher, im Gegensatz zu unseren modernen Romanen, die den Leser immer mitten in das Gedränge der Begebenheiten und der komplizirtesten Abenteuer hineinführen, so ruhig und gleichmäßig dahinfließt, daß, wenn man beide mit einander abwechselnd lesen wollte, man sich gleichsam aus einer lärmenden und gedrängten Menge, in einer Hauptstraße von Paris, auf einen schweigsam stillen Kanal von Holland versetzt glauben würde. — Die Handlung in diesem Roman geht langsam von Statten; keine der übrigens sehr zahlreichen Personen sängt eher an zu handeln, wenn sie überhaupt handelt, als bis der Leser reichlich Zeit gehabt hat, sie ganz genau kennen zu lernen, entweder durch lange Dialoge oder durch sehr detaillirte psychologische Auseinandersetzungen. Man kann unmöglich gefälliger zu einer Schilderung stillstehen, als dies die Helden und Heldinnen der Mlle. Toussaint thun, aber die Portraits, die sie auf diese Weise entwirft, sind voller Leben und natürlicher Klarheit und ziehen immer mehr an, je länger und genauer man sie betrachtet. Es ist gleichsam die holländische Schule der Malerei im Roman wiedergegeben. Die Berufserin sagt einmal: „Wir wollen dem Leser drei Gemälde geben", und sie hält treulich Wort; an einer anderen Stelle, nachdem sie zwei Seiten hindurch von der Möblirung und Ausschmückung eines Zimmers gesprochen, welche Beschreibung man füglich ein Gemälde von Terburg oder Mieris nennen könnte, fügt sie hinzu: „Kost und jetzt von dem Mobiliar auf die Personen übergehen." Dann bandeln wiederum zwei Seiten von dem Kostüm einer Person, welche nicht einmal eine Hauptrolle in dem Roman spielt, eine ganze Seite ist mit der genauen Beschreibung ihrer Züge angefüllt und erst, nachdem man bis in die kleinsten Details dieser äußeren Schilderungen gedrungen, gelangt man zum Charakter der betreffenden Individuen. Von einer weiblichen Person z. B. sagt Mlle. Toussaint: „Wir haben von ihrem Anzug gesprochen, wir wollen ihn jetzt beschreiben", und sie beschreibt ihn umständlichst. Ich gebe zu, daß diese Schilderungen vortrefflich sind, sie haben die Vollendung des Innerlichen, welche wir an den holländischen Meistern so sehr bewundern: so ruft z. B. ein gewisser Zimmer in Utrecht aus Rembrandt's Heldunkel zurück; aber wenn man der Malerei das Künstliche in der Behandlung verzeiht, weil es durch die Vollkommenheit der Touchirung und des Pinsels aufgewogen wird, so kann die Presse, selbst die vollendete, nicht auf eine gleich nachsichtige Kritik Anspruch machen, denn sie ermüdet das geistige Auge durch allzu große Ausführlichkeit. Der Geist fühlt das Bedürfniß heraus, andere Formen als nur materielle, sepen sie noch so schön, zu betrachten, und das Einzige, das im Beschauen die Seele nicht ermüdet, ist eben eine Schöpfung des Geistes und der Seele.

Mlle. Toussaint weiß dies sehr wohl, denn indem sie sich unter dem Einfluß der Neigung zum Pittoresken, die ihrem Lande eigen ist, in der detaillirten Beschreibung materieller Gegenstände gefällt, hütet sie sich wohl, darüber die innere Natur und das moralische Leben zu vernachlässigen, vielmehr sondert sie mit scharf geübtem Auge die Abgründe auf ihrem Wege und glättet mit gewandter Hand jegliche Falte. Es schient fast, als ob die beschriebene Tendenz, aus der physischen in die moralische Welt überzutagen, sich etwas zu sehr fühlen ließe; Mlle. Toussaint lehrt uns die Personen ihres Romanes genau kennen, aber sie bewirkt dies eher durch eine tiefe und sorgfältige Schilderung ihrer Gefühle und Charaktere, als durch ein frisches und lebendiges miss en scène; sie erklärt sie dem Leser mehr, als sie sie ihm zeigt, er begreift und versteht sie mehr, als er sie sieht. Auch hält sich die Schriftstellerin immer verpflichtet, die Antecedenzien ihrer handelnden Personen genau darzulegen, die Motive ihrer Handlungen anzugeben und das Gute und Böse in ihren Gefühlen von einander zu sondern. Wenn sie dies einmal unterläßt, so giebt sie immer einen vollgültigen Entschuldigungsgrund für dieses Unterlassen an. So sagt sie z. B. von Altenbogaert: „Wenn er eine Hauptperson unseres Romans wäre, so würden wir uns nicht enthalten, seine Gedanken und Gefühle zu schildern, aber er geht nur flüchtig an uns vorüber, um sogleich wieder zu verschwinden." Dieser Entschuldigung bedarf die gewissenhafte Schriftstellerin für sich selbst, um sich von ihrem Urtheil über Altenbogaert zu dispensiren.

Das große Verdienst dieses Buches ist, daß es streng und ernst geschrieben ist, ein seltenes Verdienst für unsere Zeit, in der häufig der Schriftsteller seiner Feder freien Lauf läßt, ohne ihre Richtung durch sein Wissen und Wollen zu bestimmen.

Vortrefflich gezeichnet ist der Charakter Renigond's; er, die Seele des Gouvernements Leicester, der unter den Verwünschungen der Nationalpartei und dem Pod Barneveld's erliegen mußte, ist die Hauptperson dieses Romans und hat der Verfasserin den Stoff zu einer wahrhaft tiefen Schöpfung gegeben. Ohne Glauben, ohne Grundsätze, aber voller Muth und Gewandtheit, sich ganz einer Sache hingebend, aber nicht aus Enthusiasmus für dieselbe, sondern weil sein Schicksal mit ihr eng verbunden ist, sich heiß in den Kampf stürzend, weil er Vernichtung oder Triumph bringt, der Schrecken oder der Beherrscher derer,

Digitized by Google

die ihn hassen, diese verführend, jene daniederbeugend, ohne Mitleid, ohne Zorn, ohne Liebe, angenommen für seine kleine Tochter, die er anfangs zurückgestossen hatte, durch deren unschuldige Grazie er aber besiegt worden war: so ist Reniguo. Diese Figur, die durch das ganze Werk hindurchgeht, ist meisterhaft gehalten; in Brabant geboren, ein alter Diener Egmont's, Zögling und Werkzeug Granvella's, hatte sich Renigoud nach dem Sturze des spanischen Gouvernements, dem er gedient hatte, nach Holland geflüchtet, woselbst er vermittelst seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit Zutritt zu Geschäften erhielt, die ihm durch seine bisherige Lebensstellung verschlossen geblieben waren. Er verleugnete die katholische Religion und benutzte diese Abtrünnigkeit, um sich bei den reformirten Geistlichen, die sich die Ehre seiner Bekehrung zuschrieben, Geltung zu verschaffen. Nach England gesandt, um mit Elisabeth und ihrer Regierung zu unterhandeln, nach Leicester bald unentbehrlich, er diente ihm und beherrschte ihn, indem er ihm Geld verschaffte, und wurde den Holländern zum Abscheu. Lange Zeit trotzte er dem Ungewitter, bis er endlich gebeugt ward. Indem die Verfasserin Leben und Wahrheit in dieses Charaktergemälde legte, gelang es ihr, das Interesse ihrer Leser einer dessen so wenig würdigen Person zuzuwenden und zu erhalten. Dieser Mann, welcher fast, bis nach der Seligkeit, geliebt zu werden, es keine größere gebe, als gehaßt zu seyn, dieser feinerne Mensch, dem einzig und allein seine kleine Tochter, die engelhafte Jakoba, eine freundlichere Neigung abgewinnen kann, zeigt die ganze Kraft und Unerschrockenheit seines Charakters in einer merkwürdigen Scene, die zwischen ihm und dem ehrlichen Daniel stattfindet. Dieser, ein Mann von mittelmäßigen Gaben, besonn größter Ehrgeiz dahin strebt, Geheimsecretair Leicester's zu werden, und der auf dem Punkte ist, diesen Posten, den Gegenstand all seiner Träume, hy erhalten, verachtet Renigoud, dessen schmachvolle Vergangenheit er kennt, auf das Tiefste. Renigoud, weit entfernt, den neuen Geheimsecretair zu schonen, behandelt ihn in Leicester's Gegenwart mit schneidendem Hochmuth und ganz als einen Subalternen; es handelt sich nämlich für ihn darum, den Secretair, der wenig geneigt zu seyn scheint, ihm Achtung zu beweisen, zu demüthigen und vollständig zu unterjochen. Dies bewerkstelligt er in einer einzigen Unterredung und beweist darin, welches Uebergewicht ein kräftiger Geist über den gewöhnlichen Menschen hat. Ich werde mir einigen Abkürzungen diesen merkwürdigen Dialog wiedergeben.

„— — — Und nun, da wir allein sind, Meister Daniel, habt Ihr mir nichts zu sagen?" fragte Renigoud nach einem Moment des Stillschweigens, indem er, den Kopf in beide Hände gelegt, seinem Gegner einen durchbohrenden Blick zusandte.

Daniel ward von Schauer ersaßt; ein heftiger Kampf entspann sich in ihm zwischen Stolz, Ehrgefühl und dem Wunsch, sein Glück zu machen; sollte er sich dem Manne zu Füßen werfen, dem Leicester alle Macht verliehen, dessen Händen Leicester auch ihn nebst allem Anderen übergeben zu haben schien? sollte er so feige seyn, die Gunst dieses Mannes zu erkaufen? oder sollte er ein für allemal ausfprechen, was er fühlte, und ihn in die Tiefe von Haß und Abscheu, den er vor ihm hegte, blicken lassen? Aber dann wären alle seine bereits gebrachten Opfer und begangenen Niedrigkeiten umsonst gewesen! Daniel wagte es, den Kampf zu beginnen, oder vielmehr seine verletzte Seele konnte sich nicht länger halten.

„Seit heute erst kenne ich den Meister Renigoud, was sollte ich ihm wohl zu sagen haben?"

„Mich kennen!" versetzte Renigoud mit einem Lächeln voll bitterer Ironie. „Inzwischen ist mir der Name des Meisters Renigoud nicht fremd, und ich kann eben so gut, wie jeder Ehrenmann aus Brabant, der noch nicht vergessen, was sich vor etwa sechzehn Jahren begeben, dem Meister Jakob Renigoud sagen, was er ist. . . . Soll ich das Wort aussprechen, mein Herr? Soll ich sagen, wie man Euch nennt?"

„Ohne Zweifel, Meister Daniel; ich habe Euch selbst die Zunge gelöst, damit Ihr sagen könnt, was Euch beliebt!" versetzte Renigoud mit vollkommener Ruhe.

„Soll ich auch den Namen aussprechen, mit dem Euch die Kanzlerin von Antwerpen bezeichnen? . . . Ihr seyd schlimmer Thaten und frevelhafter Handlungen beschuldigt in Bezug auf die Verwaltung der Gelder der Republik; man sagt, Ihr hättet mehr Euren eigenen Vortheil, denjenigen Eurer Kreaturen und des spanischen Gouvernements, als den des Landes, dem Ihr dientet, wahrgenommen. Diese Art zu handeln nennt man Betrug!"

„Ja wohl, Betrug ist der richtige Name für solches Verfahren", antwortete Renigoud ganz trocken; „aber ist das alles, was Ihr mir zu sagen habt? Ich erwartete, andere Dinge von Euch zu hören."

„Nein, das ist noch nicht Alles, und Ihr sollt hören, was mir noch zu sagen übrig bleibt!" rief Daniel, ganz aufgebracht über diese Kaltblütigkeit. „Ihr habt Euer Wort gebrochen, zeyd heimlich von Antwerpen entwichen und habt dadurch selbst ein Zeugniß Eures Verraths und Eurer Schuld an den Tag gelegt!"

„Aber, mein Gott!" rief Renigoud mit einem Zeichen von Ungeduld, „wozu dieses Alles?"

„Wozu, Meister Jakob? Damit Ihr wisset, daß ich keine Worte finde, Eure Unverschämtheit auszudrücken. Wie! mit einem solchen Bewußtseyn Eurer Schlechtigkeit habt Ihr, ohne Zweifel durch nichtswürdige Manöver, es gewagt, Euch in die Gunst eines mächtigen Herrn einzuschleichen, und nachdem Ihr in diese Gunst gelangt, habt Ihr Euch nicht gescheut, durch harte Worte und rauhe Befehle mich, einen Mann von Ehre, zu beleidigen! Meister Jakob will mir befehlen, mir, der ich auf öffentlichem und gesetzlichem Wege Geheimsecretair des Grafen Leicester geworden bin!"

„Und — nun weiter?" sagte Renigoud.

„Und nun weiter!" wiederholte Daniel, mit unnennbarem Erstaunen den Mann betrachtend, der, von ihm aufs äußerste gekränkt, ganz ruhig blieb und kein Zeichen von Zorn oder Mißfallen wahrnehmen ließ, während ein ironisches Lächeln fortwährend um seine Lippen spielte. — „Jetzt weiß ich, daß ich hier verloren bin, und daß Ihr Euren ganzen Einfluß aufbieten werdet, mir Mylords Gunst zu entziehen, aber ich werde mich ihm zu Füßen werfen, ihm alles das wiederholen, was ich Euch so eben gesagt, und wir wollen sehen" — fuhr Daniel mit einer Art von Verzweiflung fort — „ob der Graf einen treuen und eifrigen Diener, der sich ihm bereits nützlich gemacht hat, einem Manne von so schlechtem Ruf und Gewissen zur Seite stellt."

Renigoud schüttelte den Kopf.

„Ihr könnt dem Grafen nichts Böses von mir sagen, was er nicht schon durch mich selbst erfahren hätte! Haltet Ihr mich für so unvorsichtig, daß ich dem Herrn, dessen Vertrauen ich besitze, etwas mir Nachtheiliges verschweigen würde, wenn die Hälfte des Landes ihn davon benachrichtigen kann? Der Graf weiß in Bezug auf mich Alles, was nur irgend ein Mensch wissen kann, aber Mylord ist zu umsichtig und erfahren, um deshalb die Dienste zu verwerfen, die ein so tüchtiger Kopf, wie der meine, ihm zu leisten vermag, er würde keinen zweiten in den ganzen vereinigten Provinzen finden. — Nein, nicht einen!" fuhr er fort mit einem Ausdruck von Ueberzeugung, der bei jedem Anderen als lächerlicher Eitelkeit gegolten hätte, der bei ihm aber augenscheinlich das Resultat vollkommener Selbstkenntniß war. „Abgesandt ist zu schwierest, zu hochfahrend, mit einem Wort, zu sehr Edelmann, — und Barneveld, wenn er selbst nicht zur entgegengesetzten Partei gehörte, wäre zu hartnäckig für Mylord, und mag er ein noch so achtungswerther Gegner seyn, zum Vorkämpfer des Grafen taugte er nicht."

Nachdem Daniel seinem Stolz und seiner Ungeduldenheit Worte geliehen hatte, fühlte er, daß er doch ein wenig zu verwegen gewesen sey, besonders da Renigoud's Antworten ihn überzeugt hatten, daß er Leicester's Gerechtigkeit umsonst anrufen würde. Mit verzweiflungsvollem und muthvollem Ton rief er aus: „Ich gehe demnach, ich kann nicht zurückkehren, was ich einmal ausgesprochen, aber ich weiß, daß ich jetzt verloren bin."

(Schluß folgt.)

England.

Punchiana.

42.

Nächst der seidigen Sonntagsbriefpost wird kein Thema emsiger von Punch ausgebeutet, als die beabsichtigte Industrie-Ausstellung des nächsten Jahres. Bekanntlich soll hierzu ein wundergroßes Gebäu in Hyde Park aufgeführt werden, und in Nr. 470 wird dem Prinzen Albert von einem unbenannten Architekten ein Riß vorgelegt, den man daselbst bereits in Ausführung sieht: eine mächtige Rotunde mit einer Kuppel in Glasformen und weitem Kreuz, daneben ein dampfender Schlot. Die Ausführung dieses Lieblingsplans des königlichen Gemahls setzt den Niederschlagen der schönen Bäume in Hyde Park, das Ausstechen des saftigen Rasens, ein halsbarrigen Nichtachten der öffentlichen Meinung voraus;*) es würde, sagt Punch, ein Opfer kosten, das mit der Liberalität des an sich sehr anerkennenswerthen Plans in Widerspruch steht. Da jedoch diese Ausführung vorerst noch Projekt ist, so entrunzelt einstweilen Punch die Stirn und macht seinen Gedanken in witzigen Silben Luft. Man darf sagen: jedes dieser Bilder ist ein leitender Artikel, wenn nicht vielmehr ein Abdruck der allgemeinen Stimmung. Auf einem derselben steht er selbst, mit der Art in beiden Händen und halb entkleidet, am Fuße zweier nachbarlicher Ulmen oder Hamadryaden mit menschlichem Angesicht (das eine der Gesichter trägt auffallend Lord Brougham's Züge), die auf seine Fragen Rede stehen. Auf einem anderen genießt man die Aussicht von Hyde Park als bereits tabula rasa. Da ist kein Baum, noch Strauch mehr zu sehen, mit Ausnahme eines dicken Baumstumpfes, woran zwei weibliche Individuen gelehnt kauern. Schon hat auch die Industrie auf dieser cahula plag gegriffen, die Industrie der Faulheit nämlich. Nicht weniger als vierzehn dieser Industrieellen haben sich's darauf bequem gemacht und machen in allen gedenkbaren Lagen ihr Schläfchen oder geben ihren zufälligen Gedanken Audienz. Auf einem dritten großen Bilde erblickt man „eine gewisse gute Königin, sich bei einem gewissen Prinzen für die unglücklichen Bergräuber**) und andere Bürger verwendend." Des Prinzen Haupt trägt einen Hut, mit weißem Kreuz und wie die Glocke geformt, welche die Kuppel des Ausstellungsgebäudes bilden soll. Neben ihm steht der kleine Lord Russell, einen Plan überreichend, wie Hyde Park zugrundezurichten ist. „Einem Prinzen zu gefallen, beugen sich nicht blos Bäume, sondern auch Waldungen und Förste." Wer aber sind denn jene Bergräuber, die ihr Lamento bis vor die Stiegen des königlichen Schlosses tragen? Ein nächst vorangehendes Karrem giebt sie und zu erkennen. Es ist ein Volk von allerhand Klassen, Hoch und Gering, welchem an Schonung von Hyde Park gar viel gelegen ist. Eine der Bittstellerinnen, eine schöne Dame, im Begriff sich auf die Knie niederzusinken, ergreift das Wort und seht in den betreglichsten Ausdrücken um Erhaltung des Parks. Man sieht aber bald, daß die Dame durchaus nur ihre eigene und ihrer Standesgenossinnen

*) Wir haben bereits in der vorigen Nummer des Magazins einen Artikel gegeben, worin diese Befürchtungen widerlegt werden. D. R.

**) Belgravians, vom Belgrave-Square in London, bekannt unter Anderem durch die Huldigungen, welche dort vor einigen Jahren der Herzog von Bordeaux von den französischen Legitimisten empfing. D. R.

Digitized by Google

Sache führt, und daß sie zu ihrem Zweck noch einen weiteren, recht plausiblen Grund geltend zu machen hat. Dient ja der Park, wie Anderen zum Verschnaufen von des Tages Mühe und Last, so insbesondere der Londoner Damenwelt als Lieblingstreibplatz und einziger Raum, worauf sie sich standesmäßig austummeln kann, während sie ihre Papas und Gemahle noch dem Band der Gemeinen übrig bleibt, worin sie ihre Steckenpferden reiten mögen. Napiersi sat. Und der Prinz? Sein finsteres Gesicht hellt nicht aus, als wenn sich das Herz rühren ließe. Ob aber die Intervention der guten Königin vor den Gardinen etwas ausgerichtet habe, scheint bis dato nicht zur Kunde des Punch gekommen zu seyn. Es ist auch das Gedicht, worin obige Audienz erzählt wird, nichts als ein fragmentarisches Manuskript ohne Schluß, das dem Oberston Sibthorp aus der Mähe gefallen war. Er im Unter-, Lord Brougham im Oberhause halten sich gleich stark gegen den Ausstellungsplan in Hyde Park erklärt, und namentlich Letzterer dem Ministerium und Parlament ihre übergroße Gefälligkeit gegen Prinz Albert vorgerückt.

43.

Ein dritter Gegenstand ist von noch neuerem Datum: die Dotirung der Hinterlassenen des Herzogs von Cambridge. Wie Punch darüber denkt, wird sich aus Folgendem ergeben. Lord Russell verwarf Hume's Amendement, wodurch der verlangte Jahrgehalt auf 8000 Pfd. Sterl. herabgedrückt werden sollte. „Der Herzog muß 12,000 Pfd. Sterl. haben, in Erwartung der Mildthätigkeit, die er üben wird." Punch macht sich dagegen verbindlich, jede beliebige Anzahl von Individuen zu pruviziren, die mit der Hälfte des Bewilligten doppelt so mildthätig seyn würden. „Ein drolig Ding, diese Mildthätigkeit!" ruft er aus. „Ihr geht einem Frosen Haufen Geldes, damit er wohlthätig seyn kann, und dann erhebt Ihr ihn bis zum Himmel für solche bezahlte Philanthropie." — Im Folgenden wird Punch entschieden bitter über den Verstorbenen, der bei einer Jahresrente von 27,000 Pfd. Sterl. seine Kinder in so äußerster Dürftigkeit hinterlassen konnte, daß die Regierung zu ihrer Substentation sich genöthigt sieht, die Legislatur in Anspruch zu nehmen. „Die 27,000 Pfd. Sterl.", sagt man, „wurden vornehmlich in Wohlthun verausgabt. Nun wohl, der Gedanke, der sich da anfrängt, ist, daß man mit Wohlthun daheim im eigenen Haus anfangen muß." Weiter wird an Nelson erinnert, der dem Lande seine Tochter Horatia hinterließ, an Wagborn's Witwe, an John Bull, auf dessen Unkosten die k. k. H. mildthätig seyn sollen. Noch bitterer wird Punch, als nun der Cambridge-Schatz (job) der 12,000 Pfd. Sterl. per annum zwischen Ministerium und Parlament abgeschlossen ist. Erst ein Blick auf die Masse Blutschriften um Bestallung, Besoldung und Zulagen in allen Regierungsbureaux. Dann ruft er: „Wie viele von uns gehören zu einem Herzog von Cambridge! wie viel gemeine Sünfelfoern sind das Gebrüder! wie viel gemeine Sünfelfoern sind das Gebrüder! wie viel gemeine Sünfelfoern sind das Gebrüder

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silberg. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarche.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mylius, Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Lesp. Lassar, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Dienstag den 1. Oktober 1850.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

Die diesjährige allgemeine Versammlung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen fand zu Aachen in den Tagen vom 29. Juli bis zum 2. August statt. Die vorjährige Generalversammlung des Vereins in Wien hatte uns in diesen Blättern (Nr. 136 des Magazins von 1849) zu einigen Bemerkungen Anlaß gegeben, die, wie und von mehreren Seiten versichert wurde, nicht ohne Theilnahme gelesen worden sind. Um so mehr glauben wir daher, an die diesjährige Versammlung, zu welcher der Herausgeber dieser Blätter, als Direktor einer Eisenbahn, wieder abgeordnet war, einige Bemerkungen knüpfen zu können, als wir dadurch Gelegenheit erhielten, einen Blick auf die Verhältnisse der Nachbarländer Belgien und Frankreich zu werfen, wohin die deutschen Eisenbahn-Direktoren von den in Aachen erschienenen belgischen und französischen eingeladen wurden.

Auf dem Eisenbahn-Kongresse waren die Direktionen von vierzig deutschen Eisenbahnen vertreten, und zwar befanden sich diesmal auch die bayerischen und die württembergischen Staatsbahnen dabei, die erst im Laufe des letzten Jahres dem Verein beigetreten waren, so daß mit Ausnahme der badischen Staatsbahnen und der Taunusbahn nunmehr alle deutschen Schienenwege zu einer und derselben Behandlungsweise der Reisenden und der Güter — und dies ist der Hauptzweck des Vereins — sich die Hand geboten haben.*)

In der That ist in diesem Augenblicke der Eisenbahn-Verein das Einzige, was noch einigermaßen an die deutsche Einheit erinnert. So vollständig, wie in Aachen, waren die deutschen Lande weder in Erfurt bei dem Unions-Parlamente, noch in Frankfurt bei der von Oesterreich verfuchten Gaivanisirung der Bundestags-Leiche, noch endlich in Kassel bei dem Zollvereins-Kongresse vertreten. Gleichwohl war auch in Aachen die allgemeine Verstimmung und Zersplitterung Deutschlands nur allzu bald erkennbar. Von den glänzenden Hoffnungen und warmen Wünschen in Bezug auf die deutsche Einheit, die noch in Wien 1849 alle Reden über die gemeinsamen Interessen, wie alle Bewillkommnungs- und Abschiedsworte, belebt hatten, war in Aachen kaum mehr ein Schimmer oder ein Nachhall wahrzunehmen. Allerdings blickte durch alle separatistischen und mitunter sogar feindseligen Aufscheinungen, mit denen man sich hier entgegentrat, immer noch ein schmerzliches Bedauern über einen Zustand des Zerfalles, dem gerade dieser Verein mit entgegenzuwirken bestimmt war; aber als man in Aachen sich trennte, nahm saß Jeder die Ueberzeugung mit, daß auch der deutsche Eisenbahn-Verein seiner Auflösung mit raschen Schritten entgegengehe.

Die Beschlüsse, die von der Generalkonferenz der Eisenbahn-Vereine gefaßt werden, sind freilich immer sehr unverfänglicher Art — um so unverfänglicher, als, den Statuten des Vereins zufolge, ein Majoritätsbeschluß an sich nicht schon für die einzelnen Mitglieder bindend ist, sondern erst durch die nachgehends von jeder Bahn-Verwaltung eingehende Zustimmung für die betreffende Bahn zu einem bindenden Beschlusse erhoben wird. Was eigentlich aus den Beschlüssen wird, denen nachgehends nicht alle Verwaltungen ihre Zustimmung ertheilen, ob sie dadurch, wie es in der englischen Parlamentssprache heißt, zu einem leeren Blatt Papier werden, oder ob sie in dem engeren Kreise der zustimmenden Verwaltungen zur Ausführung kommen — darüber besagt das Statut Nichts, und das ist auch innerhalb des Vereins bis jetzt noch ein Geheimniß, welches erst die Zukunft enthüllen soll.

Aber trotz dieser Unsicherheit, etwas definitiv beschließen und entscheiden zu können, die, wie man glauben sollte, dem Eisenbahn-Vereine einen großen Vorzug vor allen anderen Einheits-Combinationen in Deutschland verleiht, scheint er doch auch bereits bei einigen deutschen Mächten in Verdacht irre gemacht zu haben, daß er den Einfluß Preußens in einer Weise verwenden könne, die für die Ruhe gewisser auf ihre Selbständigkeit sehr stolzen Dynastien bedrohlich sey. Preußen hat nun einmal das Unglück, ein sehr großer Staat in Deutschland zu seyn, und eine Folge davon ist unter Anderem auch, daß es mehr Eisenbahnen, als Liechtenstein, Hessen-Homburg, Württemberg, Bayern und selbst als Oesterreich besitzt. Nun bieten zwar die 350 Meilen des preußischen Eisenbahnnetzes auch den nicht-preußischen deutschen Staaten sehr viele Vortheile dar, und gegen diese hat kein deutscher Staat etwas einzuwenden; aber daß Preußen selbst dadurch auch etwas an Einfluß gewinne, wenn auch nur auf dem beschließungs- und entscheidungs-unfähigen Kongresse der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen, das läßt weder Habsburg, noch Wittelsbach ruhig schlafen.

Eine österreichische Bahn-Verwaltung war es, von der in Aachen der Antrag gestellt wurde, „daß Staatsregierungen oder Privatgesellschaften, wenn solche auch im Besitze mehrerer Eisenbahnen sind, das Stimmrecht nur nach Maßgabe der Gesammtlängen ihrer Bahnen, also in keinem Falle mehr als vier Stimmen, haben sollen." Nun gab es aber auf dem Kongresse keine andere Staatsregierung oder Gesellschaft, als die königl. preußische Verwaltung, die das Stimmrecht für mehrere Bahnen zugleich ausgeübt hatte. Keinerlei Klage war über einen Mißbrauch dieses kumulativen Stimmrechts oder auch nur über eine durch dasselbe in einem besonderen preußischen Interesse herbeigeführte Majorität geführt worden. Ja, in der Sitzung vom 30. Juli, wo es sich um ein solches Interesse einer königl. Verwaltung (der Aachen-Düsseldorf-Ruhrorter Bahn) handelte, haben sich bei dem Kongresse vorkommen fünf königl. preußischen Eisenbahn-Verwaltungen der Theilnahme an der Abstimmung enthalten. Auch können in einem Vereine, zu welchem achtundvierzig Mitglieder gehören, fünf, selbst wenn sie immer zusammenhalten, nicht gefahrdrohend für die Unabhängigkeit der übrigen genannt werden. Dagegen wäre es weder die eigentliche Tendenz des Vereins, welche dahin geht, sämmtliche Provinzen Deutschlands nach den verschiedenen Bedürfnissen ihrer Eisenbahnen vertreten zu sehen und gemeinsame Beschlüsse unter Berücksichtigung aller Interessen herbeizuführen, wenn durch jenen Antrag verlangt wurde, daß die durch hundert und mehr Meilen von einander getrennten preußischen Staatsbahnen (z. B. die Ostbahn, die Westfälische und die Saarbrücker Bahn) nur ein gemeinschaftliches Votum von vier Stimmen üben sollten, während jede Privatbahn von einer gewissen Länge ebensalls so viele Stimmen abgiebt. Alles dieses wurde bei der Vorberathung über die Dringlichkeit des Antrages unter anderen Redners auch von dem Schreiber dieser Zeilen dargelegt, aber die Dringlichkeit wurde gleichwohl mit 24 gegen 15 Stimmen anerkannt, wobei bemerkenswerth war, daß die sogenannten Großdeutschen sich auch hier dem gegen Preußen gerichteten österreichischen Antrage anschlossen. Die am folgenden Tage stattfindende Berathung über den Antrag selbst würde — ihr Resultat mochte nun affirmativ oder negativ ausfallen — bei den sehr gereizten Wendungen, welche die Debatte von beiden Seiten nahm, ganz sicher das Präludium zur Auflösung des ganzen Vereins geworden seyn, wenn nicht das durch Dr. Rhades aus Stettin in sehr versöhnlichem Geiste gestellte Präsidium zeitig genug das Mittel ergriffen hätte, der Debatte dadurch ein Ende zu machen, daß es einen inzwischen eingegangenen Antrag auf Vertagung der Frage bis zur nächsten Jahresversammlung vorschob und diesem die Majorität der Friedliebenden und derjenigen, die auch im Jahre 1851 noch die Vergnügungen eines solchen Eisenbahn-Kongresses mitmachen möchten, zu verschaffen wußte.

Und hier haben wir den Kongreß allerdings bei seiner starken, d. h. schwachen Seite berührt. Ohne diese Vergnügungen, die bereits im vorigen Jahre in Wien durch die gastliche Freigebigkeit unserer dortigen Wirthe zu einer ausgesuchten Höhe und Mannigfaltigkeit gesteigert waren, die in Aachen aber wohl ihren Gipfelpunkt erreichten, würde wahrscheinlich der Keim der Auflösung, den der Verein in sich trägt, schon zur Entwicklung gediehen seyn, und die Stadt Nürnberg, wo im Jahre 1851 der Kongreß sich versammeln will, würde dann schwerlich die Herren in ihren Mauern begrüßen. Wie wollen dem Vereine indessen sein schlimmes Vorospop stellen. Was er bisher für das gesammte Deutschland erreicht hat, ist, obwohl im Ganzen nicht bedeutend, doch mehr werth, als was die deutsche Diplomatie bis zu diesem Augenblick zu Stande zu bringen vermochte. Möge dem Vereine nur die böse Partikularitersei fern bleiben, die in Deutschland so häufig zum Apfel der Zwietracht wird. Möchte insbesondere aber auch die preußische Staatsregierung, ungeachtet des unverdienten Mißtrauens, mit dem man sie auch in dieser Angelegenheit verfolgt, nicht aufhören, dem Vereine diejenige Theilnahme zu schenken, der er namentlich von Seiten dieses großen Staates bedarf und die ihm von den jetzigen einsichtsvollen Leitern des Eisenbahnwesens in Preußen in der That geschenkt worden ist.

*) Baden hat ein etwas breiteres Bahngeleis, als alle übrigen deutschen Länder, und das allein kann der Grund seyn, weshalb dieses sonst viel weniger, als Württemberg, Hannover und andere deutsche „Mächte", partikularistischen Land dem allgemeinen deutschen Eisenbahn-Vereine bis jetzt nicht beigetreten ist. Hannover, das in allen Stücken etwas Apartes will, soll die Absicht haben, wieder anzuschließen, wenn erst alle anderen deutschen Gebiete in dieser Beziehung vereinigt sind.

Digitized by Google

In Aachen hatte sich das preußische Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten durch den allgemein gefühlten, eisenbahnkundigen Regierungspräsidenten v. Möller vertreten lassen, der als königl. Regierungskommissarius an den Sitzungen des Kongresses theilnahm. Bereits in den ersten Tagen hatte der Herr Minister v. d. Heydt dem Vereine im großen Kursaale ein sehr glänzendes Festmahl veranstalten lassen, bei welchem der bisherige Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Eichmann, und der Regierungspräsident v. Möller den Vorsitz führten. Andere Feste folgten, namentlich ein Dinner auf dem die Umgegend der Stadt beherrschenden reizenden Louisberg, ein Ball, eine Beleuchtung des Elisenbrunnens, Konzerte ꝛc., welche Feste uns von der Stadt Aachen und von den Directionen der Rheinischen und der Aachen-Mastrichter Eisenbahn gegeben wurden. Aber was den Vergnügungen dieses Kongresses die Krone aufsetzte, war die Einladung nach Brüssel und Paris von Seiten der in Aachen anwesenden Direktoren der königl. belgischen Staatsbahnen und der französischen Nordbahn, welche uns zu diesem Behufe besondere Extrazüge zur Verfügung stellten. Es versteht sich von selbst, daß die deutschen Herren diese Einladung bereitwilligst acceptirten.

Noch war es keiner von den vielen wandernden Gesellschaften, gelehrten und unwissenden, in und außer Deutschland, fest der von Oben bewirkten Gründung der Naturforscher-Versammlungen, so gut geboten worden. In der That hat aber auch kein Verein der Welt über eine so große materielle Kraft zu gebieten, als derjenige, der eben in Aachen versammelt war. Nach einer von Dr. Dionysius Lardner in seinem englischen Werke über „Eisenbahn-Oekonomie" angestellten Berechnung könnten die Lokomotiven sämmtlicher englischen Eisenbahnen, die zusammen an jedem Tage ungefähr 90,000 engl. Meilen fahren, binnen zwei Tagen siebenmal den Umkreis der Erde und binnen drei Jahren gar den Weg von der Erde nach der Sonne zurücklegen, wobei jede Maschine nur vierthalb Stunden täglich zu arbeiten brauchte. Eine ähnliche Lokomotivkraft repräsentirten die in Aachen versammelten Directionen der deutschen, belgischen und französischen Eisenbahnen, und ein Rechnender würde mit dieser Kraft die Erde aus ihren Angeln heben können — wenn ihm der kleine Punkt außerhalb der Erde nicht fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Holland.

Der historische Roman in Holland.

(Schluß.)

Er wollte hinausgehen; ein gebieterischer Wink Renigour's hielt ihn zurück.

„Bleibt! ich befehle Euch, niederzuknien!"

Und Daniel gehorchte maschinenmäßig dem Manne, welchen er verabscheute.

„Und warum sollte Ihr verloren seyn? Ich habe Euch erlaubt, zu sprechen, wie Ihr es gethan, um zu wissen, was in Eurer Seele vorgeht. Es scheint, als wußtet Ihr Euer Herz ein für allemal erleichtern, während ich erwartete, daß Ihr mir irgend einen wohlüberlegten Vorschlag machen würdet."

„Einem Feinde einen Vorschlag machen, Herr Jakob?"

„Wird es Euch denn so schwer, zu begreifen, daß ich durchaus nicht Euer Feind bin? Wäre ich es, hätte ich Euch hierher berufen? Konnte ich nicht selbst den Entwurf dieser Navigations-Akte aussertigen und Euch also ganz außer dem Bereich von Mylords Aufmerksamkeit halten? und zweifelt Ihr etwa, daß Meister Christian Huigens diese Schrift nicht eben so gut, wie Ihr, hätte redigiren können? Ich Euer Feind! Wer hat Euch diese Idee in den Kopf gesetzt?"

„Da Ihr mich so geromüthigt hattet, mußte ich natürlich glauben, Ihr wolltet mir bei Sr. Herrlichkeit schaden!" sagte Daniel, und dem Tone des Vorwurfs in den der Entschuldigung übergehend.

„Eine gute Idee, in der That! Es hätte mich ja nur ein Wort gekostet, um mich augenblicklich von Eurem Dasein als Schreibmaschine zu befreien! Or, ich habe wichtigere Dinge im Kopfe! Fertig, wer mir hindernd in den Weg tritt, wird zertreten!" — Es ist Vorherbestimmung, sagen die Gottlichen, und sie würden es auf der Kanzel behaupten. Ich Euer Feind!" fuhr er kopfschüttelnd fort, „ich hätte vielmehr von Eurem Scharfsinn erwartet, daß Ihr aus der Art, mit der ich Euch behandle, den Freund errathen hättet!"

„Ihr mein Freund!" sagte Daniel mit Bitterkeit, „und Ihr behandelt mich vor Zeugen wie einen armen Stipendiaten, Ihr beleidigt mich in Gegenwart des einzigen Herrn, den mein Amt und meine Stellung mich anerkennen läßt!"

„Das ist Euer eigene Schuld, Meister Daniel! Ihr hättet mich beim ersten Blick erkennen müssen. — Errathet Ihr mich nicht? wenn ich Euch so eben verletzte und kränkte, so geschah es nur, um Euch zu zeigen, daß ich mit Eurem Herrn machen kann, was mir beliebt, um Euch aufzuklären über die Macht, die ich besitze, ehe ich Euch vorschlage, sie mit mir zu theilen, um Euch zu beweisen, daß ich viel gelehrt kann, ehe ich Euch durch ein Versprechen an mich binde."

Daniel betrachtete Renigoud mit einer Mischung von Schrecken und Erstaunen. — „Und nun ist es verschehn?" fragte er schüchtern und demüthig.

„Warum sollte es das seyn? Wenn es so wäre, würde ich in diesem Augenblick so zu Euch sprechen? Hört mich jetzt an und vernehmt, welcher Art meine Pläne und meine Forderungen sind. Pierrherderufen, um mit dem Grafen zu überlegen, auf welche Weise dem anfänglichen Verfahren, das unsere besten Hülfsquellen dem Feinde eröffnet, Einhalt gethan werden könne, war es mir nicht schwer, Seine Erzellenz von meiner Ansicht und meinem richtigen Urtheil in dergleichen Dingen zu überzeugen. Dies genügte mir noch nicht, ich sah ihn bald entdecken, daß ich ihm wichtig, ja, nothwendig sey, ich selbst fand dies, aber ich sah noch weiter. Ich begriff, daß der Graf, in der schiefen Stellung, in die er hier hineingerathen, zwischen Krieg und Frieden lavirend, umgeben von unzuverlässigen Freunden, schwachen Dienern und heimlichen Feinden, unmöglich weiter regieren könne. Die ersteren verbergen ihm theils aus Furcht, theils aus Politik den wahren Stand der Dinge; die Häupter des holländischen Staatsrathe schweigen aus Klugheit und Partei-Interesse, die Engländer aus Unwissenheit und der Kanzler Kromius vielleicht aus zu weit getriebener Discretion: dem Grafen aber ist es sehr nöthig, Alles zu wissen. Seit seinem Aufenthalt in Amsterdam steht es fest, daß zwischen ihm und den Holländern kein aufrichtiges Bündniß, kein zuverlässiger Frieden stattfinden kann; bisher hatte man ihm in den Kopf gesetzt, daß er es nur mit einigen hartnäckigen Kaufleuten und eigensinnigen Magistratspersonen zu thun haben würde, ich habe ihn darüber aufgeklärt! Jetzt weiß er, woher der Oppositionsgeist stammt, gegen den er so vergeblich angekämpft, ich habe ihm gesagt, daß die Partei der Generalstaaten hier eine gefährliche Association gebildet hat, die einst stark und mächtig werden kann, und an deren Spitze Barneveld steht. Er sieht jetzt den Widerstand gegen sich vollständig gewappnet, und wenn er mich um Mittel, ihn zu bekämpfen, fragt, so werde ich sie ihm an die Hand geben. . . Wir werden diesen Krämerseelen zeigen, was Rodelton gegen einen Herrn heißt, der eben so gut, als Philipp II., sagen kann: Ich will Krieg zwischen mir und Johann v. Oldenbarneveld beginnt, und Einer von uns muß auf dem Platze bleiben! Diejenigen, denen wir dienen, werden uns die Waffen liefern und die Freude des Triumphes schmücken, aber sie werden nicht wissen, von wo der Schlag kömmt. Amsterdam wird für seinen Handel zittern, Rotterdam wird erschrecken, das Haag wird zagen, um den Adel, das Heer bedroht, auszuweichen; Seeland, durch seine Fähen vielleicht den Angriffe zugänglich, wird in einer Allianz willigen, die seinen Widerstand gegen Holland entbrechte. . . . Auf diese Weise wird Barneveld und seine Partei schnell und niedergedrückt, seine Provinzen werden nicht mehr eine so vielgetheilte Stimme unter denen der Union haben, seine Kreaturen werden sich nicht mehr so kühn in den Generalstaaten erheben, mit einem Wort: die Gleichheit wird anerkannt seyn; Niemand wird noch einmal aufstammen, aber daß erröthen, und Mylord thut die Genugthuung entziehen. Aber für jetzt sind Barneveld und seine Anhänger noch zu mächtig, obgleich ich ihnen schon so Manches entgegengeworfen habe: die englischen Streitkräfte sind vereinigt und konzentrirt in der Stadt und Provinz Utrecht . . . in der Stadt ist Alles für Mylord und für mich, denn ich habe diese Stunde vorhergesehen und sie sogar vorbereitet." Hierauf zählte Renigoud die Anhänger her, die er bereits gewonnen, und fügte dann hinzu: „dies sind meine Mittel, von denen Mylord umgeben ist; der Einzige unter den Engländern, der mir die Spitze bieten könnte, ist Sir Philipp Sidney, aber wir werden auch ihn bald für uns bewaffnet. Der Kanzler könnte aus meinem Werkzeuge leicht mein Gegner werden, aber zwei Dinge sind es, die ihm jeden Einfluß auf den Grafen rauben: er verlangt Achtung, und er ist ein orthodoxer religiös. Im Staatsrath sind die Anhänger Hollands in der Minorität, aus den anderen kann man blinde Werkzeuge machen; da ich Meerkerke, ein sehr achtbarer Mann und mein Freund, ihm gestatte ich, so viel er immer will, sich in Mylords Gunst festzusetzen; ferner Paul Buis, welcher zwischen Biegen over Borchen wählen mag, und Ihr, von dem ich sehr gute Dienste erwarte. . . ."

„Von mir?" sagte Daniel, ganz verblüfft.

„Gewiß! Glaubt Ihr nicht, daß ich Eurer auch außerhalb des Kabinets bedürfen könne? Und jetzt, da ich Euch gezeigt, welche Macht ich besitze, und wie ich sie zu benutzen gewonnt, wollt Ihr mir als Stütze dienen oder Euch mir gegenüberstellen? Ihr gehört zur Partei, deren Haupt ich bin, die Prediger aus dem Haag schützen Euch, und die Holländer verabscheuen Euch: zwei Gründe für mich, Euch zu beschützen. Mylord sagte mir, daß er Euch für tüchtig und brauchbar halte, ich glaube es und will Euch Gelegenheit geben, zu beweisen, daß Ihr es seyd, aber unter einer Bedingung: ich will nicht mehr der Kopf und der Arm meiner Partei, sondern auch ihre Seele, ihr Athem, mit einem Wort: ihr Herrscher seyn! Sie soll durch den Hauch meines Geistes leben, nur durch meine Augen sehen! Ich widerspreche es, wer mir nicht die Hand als Freund reicht, muß sich als Feind unter meinen Füßen winden!"

Während dieser langen Rede hatte Daniel Zeit zum Nachdenken; wie Leicester ward auch er durch das Uebergewicht des Mannes, der von der Zukunft und den Menschen sprach, und als ob Gedanken thut angehöre, unwillkürlich beherrscht, und er hatte es vollständig vergessen, daß er zwei Stunden vorher diesem Manne um Alles in der Welt nicht zum Geschirren hätte zumuthen mögen.

„Aber ehe Ihr Eure Wahl treffe, erinnert Euch noch an das, was ich bin, was ich war und was man von mir in Brabant spricht!" sagte Renigoud etwas ironisch hinzu.

Daniel hatte sich erhoben.

„Ich dachte wohl, daß Ihr mir dies nicht verzeihen würdet!" sagte er, ganz verwirrt.

„Bah! Ihr mich darum gebeten?" sprach Renigoud strenge. Der Stolze stürzte traig zu Renigoud's Füßen nieder.

„Vergeßet, ich bitte Euch darum, Alles, was ich in einem Augenblick der Bitterkeit und des beleidigten Stolzes gesagt habe!"

„Ich will von Euch nur hören, welche Wahl Ihr getroffen, man kniet nur vor seinem Herrn und Gebieter."

„Herr und Gebieter!" wiederholte Daniel und blieb mit gesenktem Haupte in seiner demüthigen Stellung.

Unmöglich kann man den Blick beschreiben, den Renigoud auf den vor ihm gekrümmten Menschen warf, dessen Seele noch gebrugter war, als sein Körper; dieser Blick enthielt eine Mischung von Verachtung, teuflischem Stolz, triumphirender Genugthuung und Mitleid, und wenn Daniel ihn gesehen hätte, würde er sich vielleicht nicht wieder erhoben haben.

Digitized by Google

pfirender Kühnheit und eisiger Ironie; einen solchen Blick muß Satan für eine Seele haben, die sich ihm zueignen giebt.

„Sklave, erhebe Dich!“ sagte Renigond im nächsten Augenblick, und er reichte ihm die Hand.

„Du bist Einer, dem der Teufel etwas weniger als die Königreiche der Erde bietet!“ rief eine durchdringende scharfe Stimme auf italianisch.

Daniel schauderte, als er zwei feurige Augen aus einem Winkel des Saales hervorblitzen sah.

„Herr des Himmels, wir waren nicht allein!“

„Mußten wir nicht einen Zeugen unseres Bundes haben?“ sagte Renigond lächelnd; „doch beruhige Euch, wir wollen den Gast, der Euch erschreckt hat, sogleich verlagen. — Doktor Giallo! Ihr fehlt, daß Ihr hier unnütz seyn, ich habe keine weiteren Befehle für Euch.“

Der Italiäner verschwand von neuem hinter einen Tapetenvorhang, wo er zuvor aufgehoben hatte.

„Und nun unser Schiffahrtsvertrag!“ rief Renigond in übermüthiger Freude.

„Zu diesem, Mylord“, sagte Daniel, der sich noch nicht von seinem Schreck erholt hatte.

. . . . . .

Der romanhafte Theil des Buches flößt nur ein mäßiges Interesse ein. Nicht etwa, daß es den Delphinen der Mlle. Touffaint an poetischem Aufschwung fehlt, aber diesen Aufschwung fehlen oft die dazu gehörigen Nüancen. Martina, Jakoba sind etwas zu sehr von einem Schnitte und aus einem Stoffe, ihre Charaktere haben nicht das Lebendige und Individuelle, welches der Leidenschaft und dem höchsten Enthusiasmus durch die Verschiedenheit der menschlichen Gefühle verliehen wird. Diese an sich ganz interessanten Figuren gleichen in der Art ihrer Schilderung ein wenig den romanhaften Personen der Schillerschen Tragödie, sie sind mehr von idealem, unbestimmtem Typus, als aus dem Leben und der Natur gegriffene Schöpfungen, wie sie in den Dramen und Romanen von Shakespeare oder Walter Scott vorkommen.

Der Held dieses Romans ist Sidney, und in der That konnte man nicht leicht eine ritterlichere Gestalt finden, als die seinige, die sich so vortheilhaft auf dem bunten Hintergrund der religiösen und bürgerlichen Kriege abzeichnet; der, nachdem er für seine Schwester den anmuthigen Roman „Arkadien“ geschrieben hatte, dahinging, um den Heldentod bei Zutphen zu sterben. Mlle. Touffaint scheint den Stoff und die Ihre zu den langen zärtlichen Unterhaltungen Sidney's mit der unteressanten Martina aus dem Buche: „Englands Arkadien“, geschöpft zu haben. Ein Kriegsmann des sechzehnten Jahrhunderts geseht sich wohl darin, so schmachtende Sentimentalitäten zu schreiben, aber seine Gefühle und Leidenschaften waren gewiß freier und lebendiger. Jedenfalls ist das Leben der Menschen und ihrer Schriften oft sehr von einander abweichend. In Mlle. Touffaint's Roman wird Sidney als ein Bewohner Arkadiens dargestellt; ich vermuthe aber, daß er sich darauf beschränkte, der Verfasser desselben zu sein. Die melancholische Martina ist vielmehr Person, für welche die Verfasserin die meiste Vorliebe zeigt, in welcher sie wie in einem ihrer Einbildungskraft, ihren Träumereien, kalte, allen Fähigkeiten ihrer eigenen Seele eine Gestalt verleiht. Von einem mittelmäßig begabten, doch ehrgeizigen Gemahl vernachlässigt, tröstet sich die arme Martina, indem sie ihre schwärmerisch ideale Neigung dem Sidney zuwendet, er weiß ihr ein noch mehr erhöhtes ideales Gefühl, und die Aermste, gerührt durch die Wirklichkeit und die in ihre Träume hinein versetzt, fällt in tiefe Melancholie; aber diese Melancholie ist sanft, resignirt, holländisch; sie erklärt nicht, wie andere in ihrer Lage, der Vorsehung den Krieg, sie beguügt sich, insgeheim zu seufzen und zu leiden. Sie scheint ein wenig geistig verwandt mit jener armen Frau zu seyn, deren Untergang so meisterhaft von einer Feder, die jetzt zu schreiben aufgehört hat, dargestellt worden, und zwar in einer Erzählung, deren man hier wohl gedenken darf, denn sie heißt: „Eine holländische Geschichte.“*)

Mir erscheint in dem Roman der Mlle. Touffaint das Geschichtliche unbedingt als das Beste. Sie zeichnet mit anerkennungswerther Festigkeit die Umrisse ei nes politischen Charakters und schildert mit eben so großer Genauigkeit die Hauptzüge einer politischen Situation.

Leicester ist durch Mlle. Touffaint keineswegs in ein so vortheilhaftes Licht gestellt, als durch Walter Scott, sie zeigt ihn nicht als Wirth in seinem schönen Schloß Kenilworth, seine königliche Gebieterin empfangend und sie heruntführend in seinen Räumen, deren Ruinen und als gigantischen Denkmal von England Feudalherrschaft übrig geblieben sind; sie zeigt ihn finster, verdeckt eingehergehend unter einem ihm fremden Volke, umgeben von Feinden, kämpfend gegen unaufhörliche Schwierigkeiten und täglich wiederkehrende Gefahren, verfolgt von Elisabeth's eifersüchtigem Groll, der ihm nie seine Heirat verzeihen hat; er ist mit dem traurigen, schlaffen Ausdruck der Züge geschildert, der auf mehreren Medaillen und Portraits von ihm vorherrschend ist, deren man unter anderen eines im Schlosse Warwick sieht. Mlle. Touffaint zeigt uns ihn als den Mann, der verdächtigt durch seine Sittenverderbniß war, der seine erste Gemahlin hatte umbringen und den Gatten derjenigen, die er ihr zur Nachfolgerin bestimmte, vergiften lassen, die mit Pedanten und orthodoxen Geistlichen Hollands mit Schmeichelei überhäufte, während er sie verachtete — kurz, die traurige Figur des ehrgeizigen, leidenschaftlichen und doch feigen Günstlings, der, unter Elisabeth's königlichen Füßen kniend, sie abwechselnd gegen sich aufbrachte durch Versuche, das Joch abzuschütteln, und sie wieder versöhnte durch niedrige Schmeicheleien. Als Gegensatz schildert sie den Patrioten Barneveld folgendermaßen: „Barneveld war durch und durch Staatsmann, sein Kopf sein Herz; seine Seele, sein ganzes Seyn machten ihn dazu; er hatte nur ein Ziel vor Augen und ließ sich durch Nichts davon abbringen; nicht das kleinste Hinderniß ward von ihm als gering erachtet, mit einer unermüdlichen Geduld erwartete er den Moment, auf sein vorgesteckles Ziel zuzugehen, mit unglaublicher Ausdauer näherte er sich ihm ganz langsam und faßte es endlich mit sicherer Hand. So nun war es ihm möglich, über Renigond den Sieg zu behaupten, welchen Geistesstraften leuchtenden Blitzen gleichen, die zwar den Dunst, den sie eben zerstört, lebhaft hervortreten lassen, aber dennoch über seinen Gipfeln vollständiges Licht verbreiten. Was ist nun aber dieser gerühmte, Jemanden vor den Gefahren eines mißlichen Weges voller Schlachten und Hemmnisse zu schützen: das Leuchten eines hellen, doch oft verlöschenden Lichtes, wie der Blitzstrahl es giebt, oder das klare, blasse, doch gleichmäßige Licht des Mondes, der so lange die Nacht andauert, den ganzen Weg erhellt?“

Mademoiselle Touffaint versteht es sehr gut, sich in die Zeit, welche sie beschreibt, hineinzuversetzen, sie kennt und giebt in allen Details Hollands politische Gefühle im sechzehnten Jahrhundert wieder; dies beschränkt sich nicht auf den Haß des niederländischen Volkes gegen die Spanier, es berührt auch die Privatfeindschaften der Städte, die gegenseitige Antipathie von Utrecht und Amsterdam, die Berachtung der Holländer für die Brabanter. Alle Nüancen der religiösen Zustände sind mit tiefer Kenntniß der Zeitepoche und vieler Feinheit aufgefaßt und dargelegt, von Barbara Boots, der scheinheiligen Katholikin, bis zu Douglas, dem jungen wilden Protestanten. Andere dazwischen liegende Personen sind auf die verschiedenen Stufen dieser Glaubenssieberei gestellt, welche von der größten Raivetät des Katholizismus bis zur äußersten Exaltation des Calvinismus hinaufreicht. Da ist z. B. der Prediger Fraxinus, ein ehrgeiziger, intoleranter Priester, ferner der tugendhafte Tako-Sybrands, der brave Lehrer und Seelsorger einer Fraction Dissidenten. Der Moment, wo er sich von seiner kleinen Herde trennt, um seinem Glauben und seinem Gewissen treu zu bleiben, hat der Schriftstellerin Stoff zu einer rührenden Scene gegeben. Derjenige nämlich, der die Einwilligung zu den Neuerungen, die Tako verwirft, von ihm verlangt, sagt zu der Frau desselben: „Dame Sibrand, werft Euch mit Euren unschuldigen Kindern Eurem Manne zu Füßen und beschwört ihn, daß er bleibe.“

„O! er bleibt!“ rief im Chorus die gesammte Gemeinde, ohne an die weiteren Folgen dieser Bitte zu denken; ihren theuren Lehrer zu behalten, schien ihnen das Wichtigste zu seyn.

„Damit er nicht die Verbannung auf sich und Euch herabziehe“, fuhr der erste Sprecher, Altenbogaert, fort, „und damit er nicht, um einer unbredurenden Sache wegen, Euch in Unglück und Armuth stürze!“

„Nichts ist unbedrutend“, versetzte Tako, „wenn es sich um Recht und Pflicht handelt; aber ich will nicht ohne ihre Einwilligung das Schicksal meiner Frau und unserer Kinder bestimmen. Marie, entscheide selbst für Dich. Bey eine von Gott berufene Magd, über seine Herde zu wachen! Bläße zwischen dem Irrthum Welt und dem Lichten des Gewissens! Welchen Weg willst Du vorziehen mit dem, den Dir Gott zum Manne gab?“

Während dieser Scene herrschte unter Allen, die ihr als Zeugen beiwohnten, das feierlichste Stillschweigen, so wie es während eines Gebetes zu herrschen pflegt, gleichsam, als ob sie Alle die Ueberzeugung hätten, daß eine solche Wahl das Ergebniß des Gebetes sein müsse; selbst Tako's Frau ward von diesem Stillschweigen ergriffen, zweifelhaft blickte sie umher auf den stummen Kreis, der sie umschloß, blickte auf ihre Kinder, welche, dem Beispiel der Erwachsenen folgend, ihre kleinen Hände gefaltet hatten; dann wandte sie ihre Augen auf Tako, welcher die seinigen niederschlug, damit sie darin weder einen Befehl, noch eine Bitte lesen möge, und ihre mit Thränen gefüllten Blicke gen Himmel richtend, sprach sie endlich mit leiser, aber deutlicher Stimme:

„Der Friede Gottes ist das Erste, was der Mensch haben muß, und ich fühle, daß ich das besitzen muß, was Eure Beisheit und Eure Eingebung als den Willen Gottes erkannt hat! Was uns auch auf diesem Wege zu Theil wird, wir könnte es uns und unseren Kindern Schaden bringen!“

„Nein, gewiß, das wird es nicht!“ rief Tako, und schloß sie zärtlich in seine Arme. „Du mein Gott, so sei gepriesen, daß Du mir solch' ein Weib gegeben! Und Ihr, meine Brüder, traut Ihr mir eine Schwäche zu, wenn solche Treue im Glauben mir zur Seite steht?“

Dies und das Vorhergehende geben einen Beweis von der Kraft und dem Gefühl des Ausdrucks bei unserer Schriftstellerin. Demoiselle Touffaint hatte den Plan, ihren historischen Roman fortzusetzen und darin Leicester's zweiten Aufenthalt in Holland zum Thema zu nehmen, indessen hat sie die Ausführung dieses Vorhabens noch aufgeschoben und giebt die Gründe dafür in einer Nachrede an; ich werde zum Schluß einige Zeilen davon citiren, erstens weil sie die Hauptabsicht der Verfasserin erklären und dann weil sie ebensowohl ein Zeugniß literarischen Rechtlichkeitsgefühls, als auch des ernstesten patriotischen Willens sind; dies sichert der Schriftstellerin die Achtung Aller, wie es ihr schon die ihrer Landsleute im vollsten Maße erworben hat.

Mademoiselle Touffaint sagt aus einander, daß, um den Faserverungen eines Romans und der Achtung, die man der Geschichte schuldet, gleichzeitig zu genügen, und demnach der Idee ihres Buches treu zu bleiben, sie es für besser befunden habe, die Ausführung ihres Versprechens einer Fortsetzung einstweilen zu verschieben und erst neue Studien darin zu beginnen. Die kleinen Abweichungen, die sie sich erlaubt hat, erklärt sie, mißverstände und auf ihr Recht als Romanschreiberin fußend, begangen zu haben; sie sagt hinzu: Man glaube aber nicht, daß meine Rechtlichkeit (vorsichtigkeit) mir gestattet hätte, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, wenn diese Veränderungen irgend einen Einfluß auf die Beurtheilung der Thatsachen ausgeübt hätten. . . . Man glaube ja nicht, daß

*) Marie, or an Historic hollandaise, von dem Erfinig Ludwig Napoleon, dem Vater des Präsidenten der französischen Republik. D. R.

Digitized by Google

ich diesem Studium zwei Jahre meines Lebens geopfert habe, um ein durch Andere gehaltnes Geheiß zu verfolgen, noch weniger hatte ich die tadelnswerthe Absicht, einem ganzen Volke eine falsche Anschauung von etwas so Wichtigem, als es die Geschichte seines Vaterlandes ist, zu geben. . . . Möchten doch meine Absicht, meine Wünsche, meine Richtung von meinen Mitbürgern nicht verkannt werden! Möchten doch viele von ihnen sich meinem Verständniß anschließen, und dieses Werk ihnen das seyn, was es mir gewesen ist! Während ich es schrieb, habe ich den Segen des Allmächtigen für dasselbe erfleht, mit dem festen Glauben, daß Er es nicht verwerfen werde, wenn selbst es nicht durch den Erfolg der Kunst gesegnet sey, Er hat mir Kraft und Muth verliehen, es zu vollenden, wie ich es begonnen, wird Er ihm wohl jetzt seinen Segen vorenthalten?"

Die französischen Leser werden erstaunen ob dieser Feierlichkeit, denn unsere Schriftsteller denken nicht daran, mit dem Publikum von Gott zu sprechen und ihre Romane durch ein Gebet zu beschließen; aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß diese Zeilen bei Allen, die sie lesen, dieselbe Achtung für die Frau, die sie geschrieben, hervorbringen werden, als ihr Werk sie dem Referenten eingeflößt hat.

England.

Punchiana.

45.

Der fashionable Löwe der Londoner Welt war, nächst der Ambassade aus Nepal und ihren mit Brillanten geschmückten Turbanen, der Hippopotamus im Regent's-Park und ist es, dem Punch zufolge, noch immer. Nichts kann für animalischen Magnetismus vollgültigeres Zeugniß ablegen, als die Anziehungskraft, welche dieses jugendliche Ungethüm auf die Neu- und Mißbegier der Londoner übt, die zu Tausenden — an 8000 täglich, sagt man — nach Regent's-Park pilgern, um das Nilpferdchen, worin so Manche eine Abart vom arabischen Roß zu finden hoffen, ein Halbstündchen zu betrachten, es kreßen oder baden zu sehen, während das Thierchen die allgemeine Neugier mit nichts als einem gleichgültigen Gähnen vergilt, manchmal auch, wenn es plötzlich in sein Bad plumpt, seine Besucher mit einer Fluth kalten Wassers übergießt und fünf Ruthen weit von sich schnaubt. Doch das Publikum hat vollkommen Recht, einem so zärtlichen Geschöpfe seine ganze Theilnahme zuzuwenden. Zärtlich liebt der Hippopotamus seinen Wärter, gleich wie ein verzogenes Kind, und kann nur schlafen, wenn es sein Haupt auf dessen Knie legen oder wenigstens daran lehnen darf. Denn so viel Zärtlichkeit hat allerdings etwas Gefährliches, wie etwa in der Zahl des Bären Freundschaft, der die Fliegen von dem Schläfer abwehrt. „Armes Thier!" ruft ein Menschenfreund aus, „mußten Deine vier Füße ein so warmes Herz unter diesen düsteren Himmel führen, wo nur selten zwei Füße ein anderes, als ein kaltes tragen?" In Nr. 469 wird des Thieres täglicher Lebenslauf mit vielem Humor beschrieben. Auf dem ganz gedrungen Bilde trägt sein Nacken ein Halsband mit zierlicher Schleife, und am Bande führt es, wie ihr Schooshündchen, eine schön gepuzte Dame mit großmüthigem Sonnenschirm und dem Zuruf: „komm weiter, Zido!" Unter dem Halse hängt ihm ein Medaillon. — Ganz neuerdings aber befindet sich der Hippopotamus in einem mißlichen Zustande. Er braucht Luftveränderung. Da wäre ihm nun wohl durch die beabsichtigte Luftschiffahrt des Herrn Green zu helfen. Denn dieser verheißt in einem pompösen Prospektus, in Gesellschaft des Hippopotamus vom zoologischen Garten aus emporzusteigen, sich oben auf dessen Rücken herabzulassen und ein Feuerwerk zum Besten zu geben. Dieses wäre nun eine Steigerung à l'anglaise dessen, wodurch neulich der Franzose Poitevin die Pariser ergötzte, indem er auf einem am Ballon hängenden Pferde (Pferdchen von kleinster Race) eine Lustreise unternahm und sein Versprechen aufs möglichste erfüllte. Doch nicht eine Lustreise, sondern ein Seebad ist dem Nilroß verordnet, und diesem setzen wir es auch, verladen in ein großes Haus auf Rädern und geleitet von allerhand schaulustigem Volk und Gentlemen, im Bilde zuschreiten. „Wenn", sagt Punch, „in gegenwärtiger Jahreszeit alle Löwen der Fashion dem Seegestade zueilen, dort sich abkühlen, sollte es dem größten dieser Löwen nicht auch vergönnt seyn, nach den Mühen der letzten Monate, wo er der ganzen Metropolis zum Mittelpunkt der Anziehung dienen mußte, frische Meeresluft einzuathmen?" Uebrigens wird dem Hippopotamus ein Nebenbuhler in Aussicht gestellt, eine hundertachtzig Jahre alte Schildkröte, obwohl die Existenz des Geburtscheines noch nicht konstatirt ist.

46.

Dem Andenken Peel's widmet Punch zwar wenige, aber vielsagende Zeilen in gedrungener Rede. „Der Erinnerung an ihn", sagt er darauf in Nr. 474, „sollen Statuen und Denkmale aller Art errichtet werden. Wir freuen uns dessen und wünschen die Zahl verdoppelt. Wie aber steht es um Wordsworth? Ihm kein Denkmal? nicht wenigstens eines? Shelley nannte die Dichter „die unanerkannten Gesetzgeber des Menschengeschlechts". Wordsworth ist ein mächtiger Gesetzgeber gewesen, etwas mehr als dieses und jenes M. P. Dranoch, weil nur Gesetzgeber im Druck (print) und nicht im Parlament, ist er unanerkannt. Lord John Russell beantragt keine Statue für ihn."

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Französische Begriffe von England und den Engländern. „Die Kenntniß seiner eigenen Sitten, Gebräuche und gesellschaftlichen Zustände, die ein Engländer aus den Theatern des Auslandes schöpfen kann", bemerkt Dickens in seinen „Household Words", „ist wahrhaft erstaunenswerth. Wir sind auf diese Art mit englischen Charakterzügen bekannt worden, wie sie dem originellsten Humoristen nach dem anti-diätetischsten Souper nicht im Traume eingefallen wären. Es ist noch nicht lange her, seitdem uns der Spiegel der Natur vorgehalten wurde — d. h. der englischen Natur durch französische Reflektoren im Ambigu Comique und im Théâtre des Variétés, welcher „das von uns selbst offenbarte, was uns noch unbewußt war." — Ein Herr, der nicht allein den Charakter eines Präfekten hatte, sondern auch mit einem enormen Dreimaster geschmückt war, verscherte uns, daß wir zuhause unter der Tyrannei einer Feudal-Regierung seufzten, die uns zu Boden drücke; daß unsere Bürger von der Aristokratie nach Willkür bedrueert werden; daß sie hausenweise vor Hunger sterben; daß sie nicht mucksen dürfen, ohne von verkleideten Polizeischergen fortgeschleppt und summarisch abgestraft zu werden. In einer anderen Scene belehrte uns dasselbe hochgestellte Individuum, daß alle Engländer (natürlich auch die vor Hunger sterbenden) enorme Reichthümer besitzen, welche sie gewöhnlich dazu verwenden, um „den Titel Lord" zu kaufen; eine sehr unnöthige Ausgabe, da Jedermann, der nicht Bandwerker ist, ohnehin mit diesem Titel angeredet wird. Unsere Patrizier reiten mit bewaffnetem Gefolge aus; auch ist keinem geringen Mann erlaubt, „zwischen den Wind und ihren Adel zu kommen", indem auf den Straßen durch Constabler für sie eine Bahn freigehalten wird. Zuhause in seinem goldenen Sessel in der Gesellschaft des Spierns, „der jungen Miß", seiner Frau und einen bouledog — bringt der Eingeborne dieses Königreichs seine Zeit damit hin, daß er Thee mit Citronensaft trinkt und dabei ausruft: „Hoh! — Hah! — Yéeas! — Gottam! — und wer gut!" Unsere Damen lieben es etwas zu sehr, sich zu boren, und lassen sich ein wenig zu leicht bedeuten. Daß wir unsere Frauen verkaufen, ist allbekannt; dies ist in der That eines der gewöhnlichsten merkantilischen Geschäfte, und am Markte von Smithfield ist ein eigener Platz zu den interessanten persönlichen Auctionen des weiblichen Geschlechts bestimmt. Unsere Königin bringt mehrere Millionen jährlich durch, läßt jeder mißliebigen Person den Kopf abhauen, ohne Richter oder Geschworne zu befragen oder irgend einen anderen Beamten, als den Henker, zu Rathe zu ziehen; dieser — ein zweiter Trifian l'hermite — ist eines der geachtetsten Mitglieder des königlichen Haushaltes. Dessenungeachtet sind wir meistentheils ein harmloses und lächerliches Volk und werden leicht eine gute Beute der Staatsmänner und Glücksritter. Wir sind ungeheure Gourmands; ja, unsere Vorliebe für gutes Essen ist so groß, daß wir unsere Kinder nach unseren Lieblingsgerichten nennen. Wenn ein homme comme il faut nicht „Sir Rosbif" heißt, so wird er wahrscheinlich auf den Namen „Lord Bifteck" antworten, um den beiden großen Nationalgerichten, die wir seit undenklichen Zeiten auf diese Art geschrieben haben, die ihnen gebührende Ehre zu erweisen."

— Eine geheime Gesellschaft in Afrika. Ein neuerer Reisender in Afrika (Zorbeo) giebt einige merkwürdige Details über eine unter den Negern bestehende geheime Gesellschaft, welche die Purra heißt. Ihre Hauptregeln sind gegenseitige Hülfsleistung und das tiefste Geheimniß, so daß, wenn einer von den Eingewechten auch nur das Mindeste verräth, die Bundesbrüder ihm bis in die entferntesten Gegenden folgen und ihn umbringen. Ohne Zweifel haben die Purras noch manche andere Regeln, von denen jedoch aus obigem Grunde wenig verlautet. Die Novizen erhalten ein Zeichen, welches ihnen mit einem heißen Eisen eingebrannt wird und von dem unteren Theil des Rückgrats bis zu den Schulterblättern geht. Jede Stadt hat in ihrer Nähe einen Purrabusch, und wer zur Zeit einer Versammlung darin verstreckt gefunden wird, ist dem sichern Tode verfallen. Bei solchen Zusammenkünften erscheinen die Aeltesten als Dämonen oder Wilde verkleidet mit furchtbarem Gehenl und Verwünschungen, womit sie den Teufel zu citiren glauben. Hierauf folgt ein lärmendes Fest, und das gellende, wahrhaft infernalische Geschrei, welches hier ertönt, flößt dem Uneingeweihten fast mit Schrecken vermischte Neugier ein, die von je her den Reiz solcher geheimnißvollen Verbrüderungen, von den eleusinischen Mysterien bis zu dem Treubunde und der Gesellschaft des 10. Dezembers hinab, gebildet hat.

Literarischer Anzeiger.

Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ruperti, Fr., Erzählende Gedichte. 8. eleg. brosch. — 15 Sgr.

Erzählende Gedichte sind selten in unserer Literatur und verdienen schon deshalb Beachtung, besonders wenn sie, wie diese, durch Formgewandtheit und Bedeutung des Inhalts sich auszeichnen. Die erste Erzählung behandelt einen altestamentlichen Stoff, die zweite theils und die Schlußsatze eines in das Lager der Christinos verschlagenen deutschen Flüchtlings mit.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silberg. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Geop. Lasar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Donnerstag den 3. Oktober 1830.

Frankreich.

Mademoiselle Rachel und Lydia.

Der Lydia hat Horaz vier seiner Oden gewidmet, die 8te, 13te, 25ste des ersten und die 12te des dritten Buchs, gedichtet im Alter von 38, 39, 44 und 41 Jahren. Die Ode III., 12 hat Ponsard, der Dichter der „Lucretia“ und „Charlotte Corday“, sich versucht gefühlt in ein Lustspiel von zwei Auftritten zu verwandeln, hierdurch aber freilich nur seinen mangelnden Beruf für diese Gattung von Bühnendichtung dargethan. So urtheilt Gustav Planche über Ponsard's jüngstes Produkt: „Horace et Lydie“. (Vgl. Revue des deux Mondes vom 1. Juli.) „Der Mißgriff“, heißt es daselbst, „ist so vollständig, die Amplification (durch Vorsetzung einer Art Prologs vor die Scene), womit Horaz seine Ode beginnt, so unnütz, der Schluß so stumpfsinnig und nichts weniger als in Horazischem Geist erfunden, daß Herrn Ponsard's Gedicht auf Nichts hinauslänft. Er hat — und dieses ist das Unverzeihliche — aus einer Ode des Horaz eine Pfefferkuchgeschichte gemacht, welche die jüngsten Schüler Boucher's oder Watteau's schön zu nennen sich weigern würden. Das lohnt wahrlich die Mühe, die Werke der antiken Poesie zu studiren, um sie so ungeschickt zu verunstalten!“

Mademoiselle Rachel nun, welche die Rolle der Charlotte Corday („thörichter Weise“, sagt Herr Planche) abgelehnt hatte, ersuchte den Dichter um diejenige der Lydia, gleichsam um ihr Unrecht wieder gut zu machen. Mit nicht geringerer Verkennung des Wesens ihrer Befähigung, als er der seinigen. Der Beifall, welchen sie in der farblosen Paraphrase des Cakuillschen Liedchens: „Lesbia's Sperling“ beim Publikum gefunden hatte, und wobei ihre Anpreiser so weit gegangen waren, Mademoiselle Rachel schöner und bewundernswürdiger zu finden, als in den Rollen der Hermione, Roxane, Camilla und Emilia, machte sie glauben, daß sie die Reste des Alterthums nur anzurühren brauche, um ihnen Leben und Seele einzuhauchen, daß sie berufen sey, die Tärtlichkeit, die Koketterie zu übersehen, welche doch in ihrer gellenden (stridente) Stimme, ihrer Tragik niemals eine gelehrige Dolmetscherin erhalten werden. Wie mußte sie, nach solchem Beifallsjubel, nicht an die Universalität ihres Talents glauben? „Es wäre wahrlich Zeit“, führt der Beurtheiler fort, „daß die Verfeinerheit (engouement) des Publikums sich etwas mäßigte und den Rathschlägen der Vernunft fügte. Mademoiselle Rachel ist ohne Zweifel mit wahrhaftem Talent begabt, aber dieses Talent ist kein vollständiges, nicht einmal in der tragischen Ordnung. Alle, welche Talma gesehen haben, können nicht ohne Lächeln die Lobsprüche hören, womit man Mademoiselle Rachel überhäuft. Denn wenn sie im Allgemeinen gut spricht — doch schon in ihrem Sprechen ist so Mancherlei zu rügen, sey es im Geltendmachen der Silben oder im Beugen der Stimme, wodurch sich der Gefühle Unwerthes ausdrückt — so ist sie doch höchst selten gerührt und bringt eben so selten Rührung hervor. Sie befriedigt den Verstand durch den fast jederzeit richtigen Ton, den sie auf die Worte ihrer Rolle legt; aber sie geht zu sehr aufs Detail aus und läßt zu deutlich den Mechanismus ihrer Reihole wahrnehmen. Den Vortrag des ersten Hemistichs schwächen, um das zweite desto sicherer und kraftvoller betont abzuschleudern (lancer), den Ton erkerben lassen, um ihn plötzlich anzuschwellen: das heißt nicht einmal rein und gehalten deklamiren, und jedenfalls ist Deklamiren nicht Spielen. Talma machte uns schauern; indem wir Mlle. Rachel hören, haben wir volle Muße, uns zu fragen, ob sie nicht gegen die Gesetze der Prosodie verstößt, ob sie nicht die Konsonanten verdoppelt, ob sie nicht die Accente entstellt; unsere Bewegung bleibt so gelassen, daß wir Zeit haben zu bemerken, wie bälas in bélas, Mécène in Messène umgeformt wird. Selbst wenn Mlle. Rachel vollkommen die Prosodie verstände, die sie nicht versteht, würde sie, um Talma beizukommen, noch einen langen Weg zu machen haben. Sie glaubt die letzten Gränzen ihrer Kunst überschritten (?) zu haben, und in den Augen aller Einsichtigen hat sie dieselben nicht einmal wahrgenommen. Mit einer Reform ihrer Aussprache, die so fehlerhaft ist, daß sie jedes feine Ohr verletzt, würde sie es nicht weiter bringen, als zum Gutsprechen; aber vom Gutsprechen bis zum Gutspielen, welch' ein unermeßlicher Abstand! Den Ausdruck von Koketterie und Zärtlichkeit anlangend, muß Mlle. Rachel entschieden darauf verzichten. Weder ihr Gesicht, noch ihre Stimme werden ihr je gestatten, diese zwei wiedergzugeben. Sie heiße Lesbia oder Lydia, Cynthia oder Lenkonoë, sie trage welchsleweise alle Namen, welche der Zorn oder die Dankbarkeit des Properz, Tibull und Horaz gewißt hat, niemals wird es ihr gelingen, der Zärtlichkeit Ausdruck zu geben. Treffich versteht sie Ironie und Zorn wiederzugeben; alle Rollen, die sich dem Typus der Hermione nähern, finden in ihrer Stimme und ihrem Gesichts-Ausdruck (masque) getreue Dolmetscher: an solche Rollen muß sie sich halten.“

Wir haben den französischen Kritiker ohne Unterbrechung bis zu Ende sprechen lassen und stellen sein Urtheil denjenigen unserer Leser anheim, welche Mlle. Rachel neuerdings zu sehen Gelegenheit hatten. Auch wir haben sie als Phädra gesehen und hierzu uns möglichst auf den französischen Standpunkt zu versetzen gesucht. Aber eingestanden sey zuvörderst, daß auch wir Nachklänge aus Talma's Spiel erwartet hatten und uns getäuscht fanden. Darum schon kam uns das Urtheil eines so einsichtigen Franzosen sehr erwünscht, zur Bestätigung des eigenen. Noch tragen wir von dieser Darstellung ein lebhaftes Bild in der Erinnerung, nichts weniger jedoch als im Herzen jene nachdauernde Befriedigung oder auch jenen heilig ernsten Schauer, womit wir etwa aus Donna Isabella's Nähe heimkehren, wenn diese uns in einer ihrer würdigen Priesterin erschienen ist. Und dieses Gefühl theilen wir gewiß mit der Mehrzahl unserer Landsleute, der stimmberufenen wenigstens. Das überlegene Talent des Schaffens und Darstellens für die heitere Bühne dürfte den Franzosen schwerlich je von Deutschland aus bestritten werden; im Kothurne aber wird, in beiderlei Hinsicht, der Maßstab jederzeit ein anderer sein und der französische niemals unter uns zur Geltung kommen. Uns scheint daher auch der Erfolg dieses tragischen Triumphzugs durch das romantische Deutschland in der Hauptsache mehr als problematisch, falls Fräulein Rachel ihn unternommen hat, um, weil sie daheim das transit gloria mundi sich bereits erfüllen oder die einheimischen Lorbeeren welken sieht, bei uns sich neue, dem Reiz der Neuheit und unserer deutschen Besangenheit verbankte, auf die Stirn zu drücken.*)

E. K—r.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Fortsetzung.)

Am 2. August Mittags traten wir — etwa hundert deutsche Eisenbahn-Direktoren, in Begleitung einiger Direktorinnen, die es gewagt hatten, sich ihren Ehegatten anzuschließen — die Reise von Aachen nach Belgien an, geleitet von Herrn Paudecorne, dem vielgewandten, trotz seines französischen Namens echt deutschen Rheinländer, der mit unermüdlicher Gefälligkeit den ganzen Reiseplan entworfen und ihn auch bis ans Ende durchgeführt hat. Auf dem Wege von Aachen nach Herbesthal fliegen wir an, und an den vortigen imposanten Geul-Viadukt zu besichtigen, welcher, auf 17 Bogen in zwei Etagen ruhend, 117 Fuß hoch und 6503. lang ist. Auf der Tour von Herbesthal nach Verviers und Lüttich, wo man in den Thälern der Vester (Vesdre) und der Maas die reizendsten Landschaften und abwechselnd die schönsten Bauwerke passirt, die es auf irgend einer Eisenbahn giebt, waren neben den Dilligencen erster Klasse offene Waggons zu unserer Verfügung gestellt, um uns die Ansichten besser genießen zu lassen. Bei Lüttich auf der Höhe der geneigten Ebene, wo man die herrlich gelegene Stadt mit ihren Steinkohlen- und Fabrikenthätigkeit überschaut, besichtigten wir die stehende Dampfmaschine, welche die ungeheure Kraft von dreihundert Pferden hat, aber zuweilen auch eine Last von 10,000 Centnern jenen hohen Berg, der eine Steigung von 1 zu 30 hat, hinaufziehen muß. Gleichwohl denkt man, auch diese Anhöhe bald, wie die Steigung über den Sömmering, durch irgend dafür konstruirte Lokomotiven zu überwinden. Wenn auch vorläufig noch nicht, wie Dr. Lardner will, um den Gürtel der Erde oder gar bis zur Sonne fahrend, werden unsere Feuerwagen sich doch bald auch über die höchsten Berge ihre Wege zu bahnen wissen, und wo der Tunnels noch stehende Dampfmaschinen werden fortan mehr nöthig seyn. Es versteht sich von selbst, daß solche uns ähnliche Werke, wie das von Lüttich,**) den Eisenbahn-Direktoren überall mit der größten Bereitwilligkeit und in allen ihren Details gezeigt wurden. Schade nur, daß wir nicht auch

*) Bei aller Achtung vor unserem Herrn Mitarbeiter, glauben wir doch nicht, daß viele unserer Leser, die Mlle. Rachel auf der Bühne gesehen, sein Urtheil und das des Herrn Planche unterschreiben werden. D. R.

**) Auch die rheinische Eisenbahn besitzt unmittelbar am Aachener Bahnhof eine geneigte Ebene (1—38) und eine stehende Dampfmaschine von 80 Pferdekraft, welche letztere daß

Digitized by Google

nach dem nahen Seraing führen, diesem ehemaligen fürstbischöflichen Lustschlosse, das durch das Genie Cockerill's in eine europäische Pflanzstätte der Industrie und namentlich des Maschinenwesens verwandelt worden, worin jetzt nahe an 2000 Arbeiter beschäftigt werden. Der größte Theil unserer Reisegefährten hatte eine solche Begierde nach der Hauptstadt Frankreichs, daß sie darüber alles Andere und auch das für sie speziell Sehenswertheste außer Acht ließen.

Wir kamen noch denselben Abend in Brüssel an, wo wir in der schönen Longue Rue Neuve fast sämmtliche Gasthöfe in Beschlag nahmen, unter denen das Hôtel de Russie, dessen Besitzer, Herr J. Kostelezky, ein Deutscher, und zwar ein sehr empfehlenswerther Landsmann, ist, Jedem von uns einen elegant gedruckten Plan von Brüssel mit der Inschrift in Goldbrud: „Hommage à Messrs. les Membres du Congrès des Chemins de Fer. Août 1850." überreichen ließ. Ich habe nicht die Absicht, die Merkwürdigkeiten von Brüssel, so wie das Sehenswerthe überhaupt, das wir auf unserer Reise in Augenschein genommen, zu beschreiben, da es hierüber tausend gedruckte Darstellungen giebt, und namentlich Belgien, dieses kleine Land, das so reich an großen Städten und an blühenden Landschaften ist, durch die trefflichen Schilderungen von Frau v. Pfönnies, Kuranda und Höfken in allen seinen Richtungen erschöpfend dargestellt ist. Ich will nur auf Einiges hinweisen, was mir für den Augenblick ein charakteristisches Interesse zu haben scheint.

König Leopold, für welchen ich, als ich im Jahre 1845 in Belgien war, nur sehr wenige Sympathien wahrnahm, weil man über seine persönlichen Schwächen die Dienste, die er dem Lande geleistet, nicht doch genug anschlug, ist seitdem in der Gunst des letzteren augenscheinlich sehr gestiegen. Sein ehrenwerthes Benehmen nach dem Ausbruche der Februar-Revolution einerseits und der moralische Bankerott der revolutionairen und demokratischen Partei in Frankreich andererseits hat zu dieser Veränderung wesentlich beigetragen. Die Belgier sind förmlich stolz darauf, im Jahre 1848 nicht die Affen der Franzosen gewesen zu sein. Während Frankreich durch seine Lamartine, Leon-Rollin und Louis Blanc an den Rand des Abgrundes gebracht wurde, hat Belgien nicht blos die Gegenstöße jener Zeit glücklich überwunden, sondern auch in materieller, wie in geistiger Beziehung außerordentliche Fortschritte gemacht. Belgien besitzt jetzt 150 Lieues Eisenbahnen, von denen 1121 L. dem Staate gehören und durchschnittlich 1,500,000 Fr. (400,000 Thlr.) die Lieue gekostet haben. Wenn man erwägt, daß die größte Länge des Landes (zwischen Ostende und Arlon) ungefähr 50 Lieues, seine größte Breite (zwischen Holland und Frankreich) ungefähr 35 Lieues und sein gesammter Flächen-Inhalt 814 geogr. Quadratmeilen beträgt, so wird man zugeben, daß sein Eisenbahnnetz verhältnißmäßig das größte ist, das in irgend einem Lande, England nicht ausgenommen, existirt. In der That war aber auch die belgische Regierung die erste in Europa, welche die ganze Wichtigkeit der Eisenbahnen erkannte und mit Herstellung derselben für Rechnung des Staates den Anfang machte. Von der Zahl der Landeseinwohner (4,300,000) bewegen sich jährlich mehr als drei Viertel auf den heimischen Eisenbahnen, deren Güterverkehr auch einer der belebtesten ist, die es in irgend einem Lande giebt. In Folge der Eisenbahnen hat Ostende die Zahl seiner dort landenden oder abgehenden Seereisenden, und Antwerpen die Zahl der in seinem Hafen Karirenden Schiffe um das Dreifache vermehrt gesehen. Wie ein summender Bienenstock erscheint uns das Land, wenn man es in seiner nie rastenden Eisenbahn-Thätigkeit überschaut. Und dabei wird dieses ganze Netz nicht zum Besten zinsfüßiger Actionnaire oder nach der Willkür eigensinniger Directionen, sondern lediglich zum Nutzen des Landes und nach einem einheitlichen leitenden Gedanken ausgebeutet.

Belgien macht sowohl beim ersten Anblick, als bei näherer Betrachtung des Landes, einen viel angenehmeren Eindruck auf den Reisenden, als Frankreich. Belgiens Hochschulen, namentlich die freie Universität in Brüssel, die katholische in Löwen, die vlaamsche in Gent und die wallonische in Lüttich, werden von zahlreichen lernbegierigen Jünglingen besucht, und obwohl der Einfluß der Geistlichkeit auf den Unterricht überall (nicht blos auf der ausschließlich von ihr geleiteten Universität in Löwen) sehr bedeutend ist, macht er sich doch nirgends in einer die Gewissensfreiheit Andersglaubender beeinträchtigenden Weise geltend. An der Brüsseler Universität lehren nicht blos Protestanten, sondern auch zwei Israeliten als Professoren der Medizin und der Rechtswissenschaft. Ich habe einmal in dem katholischen Löwen einer in nichts weniger als katholischen Stunde gehaltenen Vorlesung des französischen Sozialisten Victor Considerant beigewohnt, der damals ganz Belgien durchzog und daselbst vergeblich Proselyten zu machen suchte. Niemand störte ihn in seinem Vortrage, obwohl ich auf allen Lippen ein Lächeln der Ironie schweben sah. Auf der Straße tiekirte er allerdings, von dem klassischen Volke gesteinigt zu werden, aber einige der katholischen Professoren wußten ihn gegen jede Beleidigung galtlich zu schützen.

Belgiens neuere Künstler, namentlich seine Maler und Bildhauer, sind auch im Auslande geschätzt. Die Werke seiner Architekten kann man freilich erst im Lande kennen und schätzen lernen, aber es verlohnte allein schon der Mühe nach Gent zu reisen, um sich dort die schönen Bauwerke eines Roelandt, das Theater, das prächtige Casino und das Innere der Universität, anzusehen. Ich spreche hier nicht von den Museen Belgiens, namentlich in Brüssel und Antwerpen, und nicht von seinen großartigen Kirchen und seinen stolzen Rathhäusern — von denen erstere beständig Zeugniß geben von der allgemeinen Religiosität des Landes, und letztere die würdigsten Denkmäler communaler Freiheit und Selbstverwaltung sind — da diese Dinge von jedem Touristen geschildert werden und hinlänglich bekannt sind.

Obwohl nur im Fluge Antwerpen und Gent berührend, welche Städte wir in einer langen Reihe von Mittwochen durchgegen, ward und doch durch die wohlberechnete Führung des Herrn Hanchcrorne, dem einer der belgischen Directoren zur Seite war, Gelegenheit gegeben, die Merkwürdigkeiten beider Städte zu besichtigen, mit Einschluß des der Stadt Antwerpen gehörenden schönen zoologischen Gartens, welcher den des königlichen in Berlin an Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit seiner wilden und zahmen Bestien bei weitem übertrifft. In Gent und Antwerpen hatte eine aus Deutschen aller Gauen zusammengesetzte geistige Vertretung des Vaterlandes den Männern, die dort für die niederdeutsche Sprache und für die Erhaltung deutscher historischer Denkmäler kämpfen, einen Conference, van Rysvid, Ledegank, Blommaert, van Duyse u. A. ihre Achtung bezeugt; wir, die Vertreter rein materieller Interessen, hatten uns jedoch um solche Leute nicht zu kümmern, wir denn auch wohl Wenigen unter uns von dieser deutschen Bewegung in Belgien je etwas zur Kunde gekommen war.

Von Gent fuhren wir über Courtray nach Lille, wo wir Abends eintrafen und wo die französische Douane zwar nicht ganz so galant war, wie am Tage vorher die belgische, die uns aller Visitation unseres Gepäcks überhoben hatte, gleichwohl und aber auch mit einer sonst an den Gränzen Frankreichs völlig unerhörten Nachsicht behandelte. Am schlimmsten pflegen gerade an diesem Punkte der französisch-belgischen Gränze die Plackereien der Reisenden zu sein, die von den beiderseitigen Douanen nach der bekannten Reiterfonsmaxime „Schlägt du meinen Esel, so schlage ich deinen" behandelt werden. Es versteht sich natürlich, seitdem die Eisenbahn auch von Lille nach Calais vollendet ist, zwischen dieser letzteren Stadt, die ein altes Recht auf die Ueberfahrt der Reisenden nach England zu haben glaubt, und Ostende, das von den meisten Reisenden jetzt vorgezogen wird, eine außerordentliche Eifersucht. Die Direction der französischen Nordbahn hat alles Mögliche gethan, um Calais zu begünstigen. Sie hat besondere Züge zum Anschluß an die dortigen Dampfboote und außerordentliche Eilzahlen eingerichtet und dadurch in der That wieder manchen Reisenden nach Calais gezogen. Kömmt aber ein solcher Reisender aus England über Calais an die belgische Gränze, um sich nach Brüssel und Deutschland zu begeben, so kann er sicher sein, daß er in Mouscron, dem belgischen Gränzort, auf das furchtbarste visirt und chikanirt wird. Ein andermal wird dieser Reisende von England gewiß über Ostende seinen Weg nehmen. Dagegen darf er sich aber auch alsdann nicht wundern, wenn er, der von Ostende kommend, statt nach Brüssel und Deutschland, diesmal vielleicht über Courtray nach Frankreich geht, nun in Tourcoing, dem französischen Gränzort, eben so mißhandelt und chikanirt wird, wie früher in dem belgischen Mouscron. Man mag hieraus auf die Sympathien schließen, die zwischen den französischen und den belgischen Gränzbewohnern herrschen!

Die Direction der französischen Nordbahn, die in Lille einen mit ihren besten Wagen ausgestatteten Extrazug zu unserer Verfügung gestellt hatte, führte uns zunächst über Hazebrouck und St. Omer nach Calais. Sie wollte uns eben zeigen, wie rasch und bequem es sich jetzt nach Calais fahren lasse. Ein von den Directoren sämmtlicher deutschen Eisenbahnen zu Gunsten von Calais ausgestelltes Zeugniß könnte dieser Stadt allerdings von einigem Nutzen sein. Ich würde inzwischen, so angenehm es auch sein mag, über Calais die Hinreise nach England zu machen, doch jedem Deutschen rathen, über Ostende zurückzukehren, wenn auch nur um sich die Gränzplackereien in Mouscron zu ersparen.

Die Gefangene, die nach langer Entbehrung zum erstenmal wieder an die freie Luft geführt werden, so strömten wir in Calais aus den Eisenbahnwaggons an das offene Meer. Es war ein Sonntag, und die Mole, so wie der lange breiterne Steg über die eben von der Ebbe trocken gelegte Küste bis zum Leuchenhause, waren von gepuzten Männern, Frauen und Kindern bedeckt. „Regardes donc les Anglais!" hörte ich von mehreren Seiten halblaut rufen. „Oh, quelle foule de Johnbulls!" — Mair, entgegnete ein Anderer, der augenscheinlich einige Sprachkenntniß hatte, „ils ne parlent pas anglais." — „Nous sommes des Allemands", sagte ich nun, ihnen das Räthsel lösend, indem ich meinen Hut abzog und von Allen auf das freundlichste begrüßt wurde. Und als ich sie darauf um einige Auskunft über die nahegelegenen Küstenpunkte bat, drängte sich Jeder hinzu, mit gefälligs zu sein und sich auf das gastfreundlichen liebenswürdigen Seite zu zeigen, die sich jenen Franzosen in der Heimat vor dem Engländer in der seinigen ausgeschnet. An England aber mußten wir hier unwillkürlich denken, denn vor uns, jenseits des Meeres, das sich wie ein leuchtender Smaragdgürtel um die dürren, unfruchtbaren Küsten Frankreichs zog, lagen die Kreidefelsen Albions. Durch unsere Fernglaser konnten wir die hohen Wälle und Wachtthürme von Dover deutlich erkennen, und in mir weckte dieser Anblick alle Erinnerungen früherer Reisen und meine ganze Vorliebe für das alte England. Man gern wäre ich jetzt, anstatt nach Paris, obwohl ich dieses noch nicht näher kannte, nach London hinübergegangen, nun an der Weltstadt und an dem praktischen Inselvolke von neuem mein durch die Ereignisse in Frankreich und Deutschland sehr gesunkenes Vertrauen zu der politischen Reife unserer Zeit zu heben. Ich mußte inzwischen meiner Reisegesellschaft folgen; nur mit Schmerz nahm ich von dem einladenden Meere Abschied, um in der Eisenbahnhalle einem französischen Diner mit deutschen Toasten beizuwohnen, die beide nicht sehr schmackhaft waren.

Das französische Lokomotiven zu leisten vermögen, das wollte uns nun unser eben so gefälliger, wie wissenschaftlich gebildeter Führer, Herr Petiet Ober-Ingenieur der Nordbahn, in seinem ganzen Glanze zeigen. Wir fuhren

durch Lokomotiven ersetzt werden dürfte. In der Zahrit des Herrn Borsig in Berlin ist man gegenwärtig mit der Anfertigung solcher nach neuem Grundsätzen konstruirten Lokomotiven beschäftigt.

Digitized by Google

von Calais nach Paris, eine Eisenbahnstrecke von sechsundfunfzig deutschen Meilen, in sechs Stunden mit Einschluß des allerdings kurzen Aufenthalts auf einigen Stationen. Ich muß gestehen, daß ich, obwohl ich in England mehrere Reisen mit Express-Trains gemacht, noch niemals so rasch gefahren war. Aber ich muß auch hinzufügen, daß ich noch auf keiner Eisenbahnreise ein solches Gefühl der Unsicherheit, wie hier, gehabt. Das Schwanken der Wagen, das Stolpern über unebene Schienen wurde immer stärker, je näher wir unserem Ziele kamen; mehreremal mußten Wagen, deren Achsen im Anbrennen warmen, mit Wasser begossen und aus dem Zuge entfernt werden. Bei unseren Damen namentlich verminderte sich zusehends die Lust an der pfeilschnellen Reise, und die Beklommenheit steigerte sich bei ihnen, als wir an den Stationen Arras und Amiens vorüberkamen, wo unsere deutschen Detskenntnisse uns an die Unglücksfälle erinnerten, die im Jahre 1847 an diesen Punkten der Eisenbahn vorgekommen waren. Inzwischen mochte doch Niemand von der aus Eisenbahn-Direktoren und Technikern bestehenden Gesellschaft sich das Ansehen geben, als sey er ängstlich, obwohl Jeder von Herzen froh war, als wir beim Fort de l'Est vorbei in die Enceinte von Paris einfuhren und im Bahnhofe des Faubourg St. Denis mit gesunden Gliedern ausstiegen.

Nicht weit von diesem Bahnhofe ist in neuerer Zeit die schöne Kirche St. Vincent de Paul erbaut worden, die beim Dinirsitzen in die Stadt, besonders des Nords, durch ihre von zahlreichen Gaslaternen erleuchtete und äußerlich von einer kreisförmigen Galerie umgebene Zeitstrippe einen imposanten Anblick gewährt. Wir fuhren faß sämmtlich die Rue Hauteville hinunter, über die Boulevards nach der Rue Montmartre, wo im Hôtel de France et de Champagne unser Hauptquartier war, in welchem wir an jedem Morgen durch Herrn Haucherone die Parole der für den Tag angesetzten gemeinschaftlichen Exkursionen empfingen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika.

Jägerleben in Afrika.*)

Nicht ohne das tiefste Gefühl der Unsähigkeit wagen wir uns an die Beschreibung der Abenteuer Roualeyn Gordon Cumming's, des Königs der Jäger, des Besiegers und Selbstherrschers aller wilden Thiere. Es gehört in der That einige Kühnheit dazu, die Thaten eines Helden zu schildern, der jetzt zum erstenmal in seinem Leben Thränen vergießt, weil es kein Raubthier mehr zu bändigen giebt, und unterthänig darüber ist, daß der Mammuth seine Laufbahn geschlossen hatte, ehe er die seinige begann. Was kann eine schwache Feder von einem Manne berichten, der England verließ, um einen Krieg gegen Wilde mitzumachen, und der Civilisation und dem Fortschritte Hohn sprach, weil der bloße Krieg gegen Menschen seinem Durst nach blutigen Abenteuern zu geringe Nahrung darbot? Welcher Pinsel kann die Arbeiten dieses neuen Herkules malen, der uns ganz ernsthaft erzählt, daß „die süßesten und natürlichsten Töne", die er je gehört habe, das Brüllen einer ganzen Schaar von hungrigen Löwen war, dem er im tiefsten Dickicht des Waldes in mitternächtlicher Stunde lauschte, als besagte Löwen sich bis innerhalb zwanzig Ellen von der Quelle näherten, wo er ganz allein, von jeder menschlichen Seele fern, verborgen lag? Die können wir unsere Begriffe mit denen eines Helden meisen, der uns ruhig versichert, daß die Löwenjagd ein sehr ungefährlicher Zeitvertreib sey, indem nichts weiter dazu erforderlich sey, als „eine gehörige Fertigkeit im Gebrauch der Büchse, eine genaue Bekanntschaft mit der Gemüthsart und den Gewohnheiten des Löwen, vollkommene Ruhe und Geistesgegenwart und eine unbedingte Todesverachtung?" Die Wahrheit zu sagen, hegt Herr Roualeyn Gordon Cumming so eigenthümliche Ansichten über den „Zeitvertreib", und die Gleichgültigkeit, mit der er von Schreckensscenen aller Art spricht, ist so genanvoll, daß einem Regenfenten von Fleisch und Blut dabei ganz unheimlich zu Muthe wird. Wir schämen uns nicht, unsere völlige Nichtigkeit einem Manne gegenüber zu bekennen, der sich Nachts mit innigem Behagen an einem infernalischen Chor von Leoparden, Elephanten und Hyänen weidet, die alle nur wenige Fuß von seinem Schlafplätze brüllen und heulen; der um eine Zlinie, die ihm in der Hand platzte, klagt, „wie David um Absalon"; der Kaffee trinkt und dann „nach einem Leoparden ausreitet;" der ein Kapitel seines Tagebuchs vor Schlafengehen mit der Bemerkung schließt, daß „die Löwen den ganzen Abend um das Lager brüllten", wie Jenny Lind vielleicht das Ihrige mit einer Arie über ein ihr gebrachtes Ständchen; der zu seinem Scherzen den Leichnam eines treuen Dieners halb von den Löwen verzehrt findet und, um sich zu zerstreuen, sogleich auf die Elephantenjagd abgeht; der nachher, gleichsam zur Erholung, ein paar Krokodile schießt, wie ein Anderer sich nach einer Partie Schach zu einem Kaffee niedersetzt; der dem Leben eines grimmigen Löwen mit einer einzigen Kugel, „die ihm durch die Schulter geht und die Hauptarterien in der Nähe des Herzens zerschmettert", ein Ende macht und hierauf eine Haarlocke aus der Mähne seines Opfers zieht, um sie als ihrures Andenken im Busen zu tragen; der mit einem Nilpferde wie mit einem Hunde im Wasser spielt; der „nicht ruhig sterben kann", bis er einen Elephanten erlegt hat, und das Zusammentreffen mit einem dieser Riesen des Waldes, in welchem das Ungeheim fünfundvierzig Schüsse in verschiedenen Theilen des Körpers erhält, für ein „angenehmes Stück Arbeit" erklärt; der einem Rhinoceros nachjagt, wie ein Knabe nach Schmetterlingen hascht, und der es sich nicht denken kann, daß es „Feiglinge giebt, die nicht herzig sind, jeden Augenblick ihr Leben zu wagen", um so erhebender Genüsse theilhaftig zu werden.

„Wer eine Reise macht, der kann was erzählen", und namentlich, wenn es eine Reise nach Afrika ist. Die letzten Expeditionen in das Innere dieses weiten Landes haben die unerwartete Thatsache und Licht gefördert, daß es nicht, wie man bisher geglaubt hat, eine unermeßliche Sandwüste ist, sondern schneebedeckte Berge und mächtige Ströme enthält. Wenn man Herrn Cumming Glauben schenken darf, so ist der Theil von Afrika, den er besucht hat, auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Bei uns kann der Biß einer Hundes gefährlich werden; in Afrika sind auch die giftigsten Schlangen nicht zu fürchten. Als unserer Reisenden einst damit beschäftigt war, Büffel, Rhinoceroß, Kudus, Zebras und anderes Wild zu fangen, flog eine schenßliche Schlange gegen sein Auge und spie ihr Gift hinein. „Ich wußt es sogleich sorgfältig an der Quelle aus", sagt er. „Die ganze Nacht hindurch fühlte ich heftige Schmerzen, am folgenden Tage war aber das Auge wieder vollkommen gesund." In Afrika kann man im Wasser leben und keinen Schaden leiden, die Gicht in allen Gliedern haben und sich dabei ganz wohl befinden, spandwerke Blut verlieren und nicht im mindesten dadurch geschwächt werden. „Am 15ten", heißt es in Cumming's Tagebuch, „war ich sehr krank, allein Vormittags ging ich zum Fluß hinunter und schoß zwei Flußpferde. Da ich mich gegen Abend schlimmer fühlte, so ließ ich mir zur Aber, hatte jedoch die ganze Nacht starken Fieber." Drei Tage später hatte es sich mit der Gesundheit unserer Verfassers noch nicht gebessert. „Am 18ten fand ich mich äußerst schwach und abgespannt in Folge des Fiebers und der Menge Blut, die ich verloren hatte, so daß ich mich vor meinem eigenen Schatten fürchtete und mehreremal zurückfuhr, als ich das Laub an den Büschen lisiren hörte. Ich ging längs dem Ufer des Flusses mit geladenem Gewehr, um mir ein Rebhuhn zum Frühstück zu schießen. Bald kam ich auf die frische Spur von männlichen Elephanten, und in demselben Augenblick nahmen meine Leute bei den Wagen zwei alte Elephanten in einer Entfernung von 200 Yards wahr, die, weil der Wind in entgegengesetzter Richtung wehte, ganz ohne Argwohn einherschritten. Nach einer kurzen Jagd gelang es mir, sie beide zu erlegen." Wenn unser Held an einem Tage, wo er, durch reichliche Aderlaße geschwächt, „sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete", solche Thaten vollbracht hat, so ist es kein Wunder, wenn er bei voller Kraft die unerhörtesten Abenteuer bestehen konnte.

Die äußeren Naturerscheinungen sind alle nach afrikanischem Maßstab. „Der Ton des Donners ist in Afrika fürchterlicher, als ich ihn je gehört habe", schreibt Herr Cumming. Ihm entspricht der blendende Strahl des Blitzes, und die Schlossen fallen in einer Größe, die das Ei des berühmten Vogels Rock an einer fabelhaften Kleinheit zusammenschrumpfen läßt. Was die Heuschreckenschwärme betrifft, so ist seit den ägyptischen Landplagen nichts Aehnliches dagewesen. „Sie kamen wie ein Schneegestöber herangeflogen, langsam und gemessen, etwa 300 Fuß von der Erde. Ihre Massen verfinsterten allmälig die Luft, während die Ebene, auf der wir standen, ganz von ihnen bedeckt wurde. So weit das Auge reichen konnte, nach Osten, Westen, Norden und Süden, dehnten sie sich in einer ununterbrochenen Woltke aus, und es verging mehr als eine Stunde, ehe ihre vorherrennden Legionen sich vorzogen hatten." Auf der Erde und in der Luft — Vögel, Thiere und Insekten — Alles ist wunderbar. „Die merkwürdigste und aufsallendste Scene in meinem Jägerleben", sagt unser schottischer Nimrod, „war eine Herde von Antilopen oder Springböcken, welche einen meilengroßen Raum einnahmen. Es wäre unmöglich, die Anzahl von diesen Thieren zu berechnen, die mir an jenem Tage begegnete; ich kann jedoch mit Zuversicht behaupten, daß sich mehrere Hunderttausend Springböcke auf einmal innerhalb meines Gesichtskreises befanden."

Es war am 23. Oktober 1843, daß Herr Cumming Grahamstown auf seiner ersten Jagd-Expedition verließ. Er sah in einem mit mehreren Ochsen bespannten Wagen, seine Waffen bestanden aus drei doppelläufigen Büchsen und eben so vielen starken doppelläufigen Musketen für schwierigere Fälle, seine Munition aus einer Menge Blei, einigen Hundert Pfund Schießpulver, einigen Tausend Zentschinen und einigen Myriaden Zündhütchen. Der Wagen war mit Kleidungsstücken, Mundvorrath und anderem Geräth beladen; von Sattelzeug waren zwei englische Jagdsättel, gewöhnliche Sättel für die Dienerschaft und ein Packsattel, um Wildpret nach dem Lager zu transportiren, vorhanden. Unser Jägergmann hatte nur zwei Pferde, drei Diener oder Begleiter und 200 Pfd. Sterl. in baarem Gelde. „So ausgerüstet", sagte er, „glaubte ich mich im Stande, eine Reise von zwölf Monaten unter Soret und Bedrängniß, unabhängig von Betten, zu unternehmen."

So wie sich der Verfasser von dem Kap entfernte, wurde der „Spuren" mannigfaltiger und die Gefahr größer. Indem er immer weiter gegen Norden zu den Bobjahäsern halbbarbarischer Stämme vordrang, betrat er den „furchtbaren Zwinger", in welchem jene Unholde hausen, die wir am sichsten hinter eisernen Gittern und dreifachen Riegeln in Augenschein nehmen. Mit dem dämmlichen und furchtsamen Hirsche beginnend, schließt er seine Abenteuer mit Einzelkämpfen gegen die wildesten und blutgierigsten Bestien. Es würde zu weit führen, alle Schlachten zu beschreiben, in denen er sich und Sieger: oder wie die Ritter des Mittelalters verband er mit unnachahmlicher Tapferkeit eine eben so unnachahmliche Courtoisie. Er brachte seine Gegner mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit um. So haben wir z. B. eine lebhafte Schilderung, wie er einst eine Herde von Giraffen verfolgte, sich die schönste von ihnen aussuchte und sie mit einem Schuß im Rücken, einen anderen hinter der Schulter und einen vorpolsterten so nahe als möglich am Herzen beibrachte. Von Blutverlust erschöpft, fiel das arme Thier endlich nieder. „Da waren wir", ruft unser Nimrod aus, „allein in dem dichten Urwalde. Ich schaute mit Bewunderung

*) Five Years of a Hunter's Life in the Far Interior of South Africa, by Roualeyn Gordon Cumming, of Altyre. London, 1850. 2 vols.

Digitized by Google

auf die seltene Schönheit der Giraffe, während sie ihr sanftes, dunkles, mit seidenen Wimpern besetztes Auge auf mich richtete. Es schien eine Bitte in ihrem Blick zu liegen, und der Schmerz um das Blut, das ich vergoß, ging mir mitten im Triumph durch die Seele. Indem ich mit der Büchse anfwärts zielte, schoß ich ihr eine Kugel durch den Hals." — Ein anderesmal bemerkte der Jäger einen schönen, gefleckten, männlichen Gnu, der, von vier wilden Hunden verfolgt, sich in die Gewässer eines nahen Baches stürzte. „Alle vier warem am Kopf und Schultern mit Blut bedeckt und boten einen fürchterlichen Anblick dar; ihre Augen funkelten vor wilder Luſt. Mein Wunsch", fährt Herr Cumming fort, „dieses schönen alten Thieren dahhalt zu werden und auch ein Exemplar des wilden Hundes zu besitzen, erlaubte mir nicht, dem Spiele lange zuzusehen." Sehr gegen seinen Willen, „denn es ging ihm in der That zu Herzen, so schönen Hunden ein Leid zu thun", feuerte er rechts und links auf den Gnu und seine Verfolger. Er hatte, wie immer, gut gezielt — zu gut für seine eigene Seelenruhe. Was die Hunde betrifft, so konnte er „den Gewanten nicht loswerden, daß sie einen besseren Lohn für die meisterhafte Art verdient hätten, in der sie ihrem mächtigen Wilde nachstellten;" über den unglücklichen Gnu aber stellt er folgende grüſslotuie Betrachtungen an: „Der arme alte Ochs! Ich konnte nicht umhin, sein Schicksal zu beklagen. Es ist traurig, wenn man bedenkt, daß in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur solche Schauergroſscenen unaufhörlich vorfallen müſſen, da alle erschaffenen Wesen, ob auf der Erde, in der Luft oder in den Tiefen des Oceans lebend, sich gegenseitig bekriegen und vertilgen. In der Nacht lauerte ich bei hellem Mondlicht am Wasser und erlegte eine große, gefleckte Hyäne."

Alle tierische Glückseligkeit hat ihre Schattenseite — auch die eines Jägerlebens im Innern von Afrika. „Es begegnete mir oft", sagt der Reisende, „daß, wenn ich mich des Nachts mit keinem anderen Dache als dem gewölbten Zitmament des Himmels niederlegte, mein ruhiger Schlummer durch Regengüsse gestört wurde, die mit der Gewalt einer Wasserfluth auf mein Gesicht niederstürzten. Solche Unterbrechungen waren sehr unangenehm (u nr sehr unangenehm!), besonders wenn der Regen so heftig war, daß wir unsere gewöhnlichen Wachfeuer nicht unterhalten konnten. Bei dieser Art Witterung schreitt der Tyrann des Waldes stets am liebsten nach Beute umher, und unsere Ohren wurden oft durch das tiefstimmige Gebrüll einer Schaar von Löwen begrüßt, welche der Geruch des Fleisches zu unserem Lagerplatze verdrängte." Ueberhaupt muß eine bei Herrn Cumming verlebte Nacht das traurigste Begnügen gewesen seyn, das man sich nur wünschen könnte, obgleich er selbst es als eine besondere Gunst der Vorsehung betrachtet, daß es ihm gestattet wurde, seine heimatlichen Berge mit den afrikanischen Wüsten zu vertauschen. Nachdem er am 12. März gewohntermaßen sein Lager at freseo aufgeschlagen, bemerkt er, daß „zwei Stachelschweine grunzend zu ihm herankamen und innerhalb sechs Fuß von ihm stehen blieben." „Gegen Mitternacht", heißt es weiter, „nährte sich mir ein altes Wildbrett bis auf zehn Yards, aber ich war zu träge, um nach ihm zu schießen. Die ganze Nacht hindurch hörte ich etwas unter meinem Kissen herumkrabbeln; da ich es jedoch für eine Maus hielt, so bekümmerte ich mich nicht viel darum. Ich konnte mich jedoch eines unruhigen Gefühls nicht erwehren, daß es vielleicht eine Schlange sey." Um sich also dieses Gefühls zu entledigen, wickelt sich unser Freund in seine Decke und schläft ein. Als er am Morgen erwachte, fand er, daß seine Leute eine ungeheure Schlange getödtet hatten, die unter seinem Bett hervorgekrochen war. Seine einzige Bemerkung ist, daß es ein großes Exemplar der schwarzen Puffnatter war, einer der giftigsten Schlangen Afrika's, deren Biß innerhalb einer Stunde den Tod nach sich führt.

Ueberhaupt können die Schlangen es mit dem Helden von Alipre nicht aufnehmen. Sein Kampf mit einer Boa zeigt zur Genüge, was sie von ihm zu erwarten hatten. Einen Tages, als er die Spur dieser Unholde verfolgte, erblickte er eine alte Schlange von enormer Größe, die eben hinter die Felsen schlüpfen wollte. Das bemerkte sich unser Jäger unmöglich gefallen lassen; es verlangte ihn nach ihrer Haut, und der Versuch, sich in so ungastlicher Weise aus dem Staube zu machen, verrieth einen Mangel an Lebensart, der nicht unbestraft bleiben durfte. Wenn man ihr jedoch eine Kugel nachgeschickt hätte, so würde das die schöne Haut verdorben haben. Unser Verfasser ging mit mehr Ueberlegung zu Werke; er schnitt sich von einem Baumaß einen derben, etwa acht Fuß langen Stock und begann dann seinen Angriff. Wer wollen den Erfolg in seinen eigenen Worten wiedergeben. „Indem ich die Boa beim Schweif packte", schreibt er, „bemühte ich mich, sie aus ihrem Zufluchtsort herauszuziehen; aber umsonſt — ihre großen Falten knäpften sich immer fester zusammen, und ich konnte sie nicht von der Stelle bringen. Endlich faßte ich sie an einem Streifen Haut in der Mitte des Körpers, und Kleinboy (Herrn Cumming's Diener) und ich fingen jetzt an, sie mit Anstrengung unserer ganzen Kraft aus ihrem Loche hervorzuschleppen." Wir halten einen Augenblick inne, um unsere Leser davon in Kenntniß zu setzen, daß ein dem Buche beigegebener Kupferstich Herrn Cumming und die Boa in diesem kritischen Moment ihres freundschaftlichen Kampfspiels darstellt, und daß man die Selbstverletzungen der Schlange und die heroiserste Entlagung, womit sie sich zum Nutzen und Frommen des edlen Waidwerks aufopfert, nicht hoch genug preisen kann. „Als die Schlange", heißt es im Tagebuch weiter, „den Boden unter sich zu verlieren begann, wickelte sie ihre Falten los und, indem sie den Kopf plötzlich umdrehte, schoß sie wie ein Pfeil auf uns zu, den ungeheuren Rachen in seinem ganzen Umfang öffnend; ihr ich Zeit hatte, mich zu entfernen, war sie aus ihrem Loche heraus, machte einen zweiten Sprung, warf sich acht bis zehn Fuß vorwärts und schnappte mit ihren furchtbaren Zähnen nach dem Ort, wo ich stand, kaum einen Fuß von meinen nackten Beinen. Ich sprang aus dem Wege, und den grünen Zweig, den ich geschwitten hatte, ergreifend, kehrte ich zum Angriff zurück. Die Schlange glitt jetzt mit möglichster Schnelligkeit davon; sie war genau mit der Localität vertraut und suchte sich einer Felsenmasse zu nähern, wo sie außer meinem Bereich gewesen wäre — unterwegs gelang es mir jedoch, ihr zwei oder drei derbe Schläge über den Kopf zu geben. Nichtsdestoweniger setzte sie ihre Flucht fort und erreichte eine Pfütze, die sie eben überschreiten wollte, als ich sie wieder zu bearbeiten anfing und sie endlich zum Stehen brachte. Mit hingen sie dann mit dem Nacken an einem Baumaß auf, und in etwa einer Viertelstunde schien sie todt zu seyn; als wir ihr aber die Haut abnehmen wollten, krümmte und wand sich der Körper in allen möglichen Richtungen. Diese Schlange maß vierzehn Fuß."

Obigen Abenteuer ist nur eine unbedeutende Episode aus der wunderbaren Geschichte der blutigen Kämpfe und Scharmützel, an denen unser unerschrockener Reisender sich fünf volle Jahre lang ergötzte. Weder in den Amphitheatern der Alten, noch in den Turnieren der Neuren haben solche Kämpfe mit sofchen Gegnern stattgefunden: Antilopen, Löwen, Krokodile, Elephanten, Leoparden, Tiger, Giraffen, riesenhafte Büffel, korpulente Nilpferde erlagen hundertweise seinem wohlgezielten Rohr. Was der Verein gegen Thierquälerei über diese grosartige Battue denken mag, ist eine andere Sache. Wir möchten indeß den Mitgliedern jenes wohlwollenden Instituts rathen, das Gange als einen Traum und eine Fabel zu betrachten. Der Jäger erzählt selbst, daß sein Schlaf einst durch schreckliche Träume gestört wurde. Statt auf Löwen Jagd zu machen, schien es ihm, als ob er selbst von Löwen gejagt werde, und als er aus der Grube sprang, die ihm zur Ruhestätte diente, stieß er einen lauten Schrei aus und konnte sich lange nicht besinnen, in welchem Theil der Welt er sich befinde. Er hörte das Rauschen leichter Tritte, wie von einem Rudel Wölfe, es erscholl ein namenlos fürchterliches Geheul, und im nächsten Augenblick sah er sich von einer Schaar wilder Hunde umringt, die ihn zähneklerschend anglotzten. Einen Augenblick die Geistesgegenwart verlorem, und er wäre von ihnen zerrissen worden; da er sich jedoch erinnerte, daß die menschliche Stimme den wüthendsten Bestien Achtung einflößt, so richtete er sich bis zu seiner vollen Höhe empor und redete die wilde Gesellschaft an, wie Demosthenes die rauschenden Wogen des Meeres. Die Wirkung war elektrisch: die Hunde erkannten die Ueberlegenheit des Menschen an und zogen sich in ehrfurchtsvolle Entfernung zurück. — Bei der eigenthümlichen Lage eines Jägers, der sich ganz allein in den Wüsteneien Afrika's sieht, kann man leicht glauben, daß das Land der Träume und das der Wirklichkeit oft nicht weit aus einander liegen und ihre Gränzen nicht immer genau zu bestimmen sind. Das aus betrifft, so sind wir von allem Skepticismus entfernt, allein wir hoffen, Herrn Roualeyn Gordon Cumming nicht Unrecht zu thun, wenn wir nur die Hälfte seiner Abenteuer als authentisch annehmen und den Rest auf Rechnung der Soupers von Löwenbraten setzen, der augenscheinlich eben so schwer zu verdauen ist, als Schildkröten-Coteletties und Straßburger Gänseleberpasteten.

Mannigfaltiges.

— **Bevölkerung von Australien.** Die englischen Blätter theilen, nach den dem Parlamente vorgelegten amtlichen Angaben, einige interessante Data über die Zunahme der Bevölkerung in den verschiedenen Kolonieen Australiens (Neu-Hollands) während der letzten zehn Jahre mit. Die Einwohnerzahl von Neu-Südwales ist von 114,386 Seelen, die es im Jahre 1839 besaß, im Jahre 1848 auf 220,474 gestiegen, hat sich also um 93 Prozent vermehrt. Für Van-Diemens-Land reichen die Angaben nur bis 1847, aus denen sich eine Zunahme von 59 Prozent ergiebt, indem die Bevölkerung von 44,121 auf 70,164 gestiegen war. Süd-Australien hat von in seinem Umkreis entdeckten Minen einen noch bemerkenswerthern Fortschritt zu verzeichnen, indem die Zahl seiner Einwohner, die im Jahre 1839 nur 10,015 betrug, sich im Jahre 1848 auf 38,666 Köpfe oder 286 Prozent gleichkömmt. West-Australien hat ebenfalls durch seine Handelsverbindungen mit dem Indischen Meere bedeutenden Zuwachs erhalten, so daß die Bevölkerung sich von 2154 bis auf 4460 Seelen, also um 107 Prozent, vergrößert hatte. Im Ganzen hat sich die Volksmenge des australischen Kontinents von 170,676 *Köpfen*, die er im Jahre 1839 zählte, bis 1848 auf 333,764 erhöht, mithin beträgt die Zunahme 163,088 Köpfe oder 95½ Prozent. Was den Handel anlangt, so war die Einfuhr im Jahre 1848 für Australien günstig, indem sich die Einfuhr auf 2,578,442, die Ausfuhr auf 2,854,312 Pfd. Sterl. belief, während die Tonnenzahl der dabei beschäftigten Schiffe zu 694,904 angeschlagen wurde.

— **Gold von Jamaika.** Die Standard meldet, daß man ihr so eben einen großen Klumpen goldhaltigen Gesteins, der aus der Nähe von Annatto-Bai auf Jamaika anlangte, zur Ansicht vorgelegt habe. Er erscheint im Innern fast wie eine kompakte Masse Gold und Silber, indem das reine Silbererz in kleinen Massen, mit Goldtheilchen dicht untermischt, haligt. Dieser Klumpen wird etwa siebzig Prozent der edeln Metalle geben; eine Ausbeute, welche weit bedeutender ist, als die von vielen kalifornischen Proben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preuß. 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Sonnabend den 5. Oktober 1850.

Mexiko.

Aus einem Buche über den jüngsten mexikanischen Krieg.*)

Wer den Londoner Punch zu lesen pflegt, wird sich eines ergötzlichen Bildes aus dem Feldzuge der Nord-Amerikaner gegen Mexiko erinnern, auf welchem die Hälfte der amerikanischen Armee am Boden, oder auf Feldflüchen, oder Trommeln sitzt und mit ernster Emsigkeit Briefe nach Hause schreibt. Es herrschte in der That in jenem Kriege eine wahre Schreibewuth unter den Soldaten der Union, und es gab, kann man sagen, eine Dorfzeitung in den Vereinigten Staaten, die nicht ihren „Privat-Korrespondenten" in den Reihen des Heeres hatte. Wenn man sich eine Idee machen wollte von der Masse Stoff, die damals auf frischer That zusammengeschrieben wurde, so müßte man sich in der Bibliothek der historischen Gesellschaft zu New-York die „Denkwürdigkeiten aus dem mexikanischen Kriege" zeigen lassen. Man wird dann eine solche Menge von Bänden zu sehen bekommen, daß man erschreckt nach Hut und Stock greift, um nur nicht zum Lesen genöthigt zu werden.

Dr. M'Sherry's mixed dish, so eine Art literarischer omelette soufflée mit Sherry-Sauce, hätte die Vergleichung mit jenen anderen über den mexikanischen Feldzug erschienenen Bücher aus, und wir hoffen, daß der Leser einige Happen, die wir ihm von dem M'Sherryschen Gerichte anbieten, nicht geschmacklos finden wird.

„Das Hauptcorps der Armee", erzählt der Verfasser, „das unter dem unmittelbaren Befehl des Generals Taylor stand, brachte den Sommer in Puebla zu. Diese Provinzialstadt, deren Stille sprüchwörtlich ist, wurde dadurch in ein wahres Babel verwandelt. Die sonoren laute Alt-Castiliens, die sehr gut zu den ehrwürdigen Tempeln und den altertümlichen, aus der Zeit der ersten Einwanderer stammenden Häusern paßten, wurden durchkreuzt oder vielmehr übertönt von den Sprachen halb Europa's. Englisch, Deutsch, Französisch und der Jargon der ritterlichen Söhne Erin's, die überall zu finden sind, wo es etwas zu lieben oder zu fechten giebt, schallten verworren durch einander und verdrehten fast selbst den Dialekt der Donker's. Glaubt aber darum nicht, daß sich Bruder Jonathan wirklich in Schatten stellen ließ. Keineswegs that er das. Seht dort das stattliche Gebäude, das ausserst wie ein italiänischer Palast. Ihr könnt hineingehen, denn ein Schild bemalten Breit macht es zum „New-Yorker Speisehaus." Das Volk Hauß gegenüber trägt die Inschrift: „des Soldaten Heimat", und ein Dutzend anderer Prachtgebäude ist einstweilen in heimatliche Restaurationen umgewandelt. Tretet Ihr ein in eines von diesen ertemporiten Etablissements, so findet Ihr Eure Landsleute in und ohne Uniform über Politik und über den Krieg disputiren, gerade wie in irgend einem Kaffeehaus der Vereinigten Staaten von Maine bis Texas, nur daß sie da noch nicht ganz so laut sind.

. . . „Ein amerikanischer Offizier katholischen Glaubens bat mich, ihm eine Gelegenheit zur Beichte zu verschaffen; er verstände kein Wort Spanisch und die Padres eben so wenig Englisch. Trotzdem fand ich einen Priester, der sich bereit erklärte, die Beichte abzunehmen. Der Modus war folgender. Ein unsichtbarer Dolmetscher las seine das Gänsereigsicher vor, jeden einzelnen Artikel erst englisch, dann spanisch. Der Offizier hielt des Beichtvaters Hand und konnte von dem Dolmetscher nicht gesehen werden. Bei jeder von den vorgelesenen Versehungen, für die er eine besondere Absolution wünschte, drückte er die Hand des Priesters, und hat, wie er sagt, trug des verwickelten Verfahrens, seine Seele durch die Beichte sehr erleichtert.

. . . „Es giebt in der Stadt Mexiko eine große Menge blinder Bettler, deren Viele noch außerdem verstümmelt sind. Wir sahen Manche mit künstlichen Buckeln und hörten von Anderen, die sich selbst bleibende Verstümmelungen beibringen. Man erzählte auch schreckliche Geschichten von Müttern, die ihren Kindern die Augen ausstechen, um ihnen das Mitleid des Publikums zu sichern. Die armen Kinder des Augenlichts beraubten, heißt nur, sie mit einem Betriebskapital versehen, das ihnen auf ihrer künftigen Laufbahn reichliche Zinsen trägt!

. . . „Schweren ich schreibe, muß ich mir die Ohren zuhalten vor dem Gebrülle eines baumstarken Bettlers, der sich meiner Wohnung gegenüber aufgepflanzt hat und schon den ganzen Morgen ein ununterbrochenes Feuer von Anrufungen auf alle Vorübergehenden unterhält. Er bittet aber schreit vielmehr um Almosen im Namen der nuestra señora de Guadelupe, por el nombre santissimo de Jesus und aller Heiligen des Kalenders. Aber obwohl seine Worte fromm und beschieden waren, so hatte er doch eine Art und Weise, die deutlich zu erkennen gab, daß er seiner Zeit diejenigen werde zu fassen wissen, die ihr Scherflein in seine ewig offen ausgestreckte Hand zu legen verabsäumten."

Dieser Bursche erinnert mich an jenen irischen Bettler, der von seiner Tonne herab jeden Herankommenden rief: „Des Himmels Segen folge Euch!" Als der Vorbeigehende ihm ganz nahe war, rief er noch einmal: „des Himmels Segen folge Euch!" und erhielt er nun kein Almosen, so schrie er dazu: — „und treffe Euch niemals!"

. . . „Die Mexikaner halten unsere Begriffe von der Ehe für eben so lose, als ihre eigenen. Eine wunterer Dame aus der Mittelklasse fragte mich, ob es nicht in den Vereinigten Staaten Sitte sey, sich auf eine gewisse Anzahl von Jahren zu verheiraten, die in einer Art Kontrakt stipulirt werden. Ich suchte ihr den Unsinn auszureden und versicherte sie, daß bei uns Jedermann sich fürs Leben verheirate, gerade wie die höheren Stände ihres eigenen Landes. Sie widersprach mir geradezu und meinte, ein Engländer, der in Mexiko wohne und eine Zeit in den Vereinigten Staaten gereist sey, habe sie über unsere Sitten belehrt, und sie wisse ganz genau, daß wir Heiraten auf Zeit schlössen. Ich wurde ärgerlich und sagte, der Engländer habe sie betrügen wollen und sey ein ganz grober Lügner. „Nun, nun" — sagte sie wieder — „ereifert Euch nicht: wenn auch solche Sitte in Eurem Lande herrscht, so will ich ja Euch keinen Vorwurf damit machen und glaub' es gern, daß Ihr daran nicht schuld seyd." Ich sachte sie aus, aber sie blieb bei ihrer Meinung, zumal sie nicht nur einen englischen, sondern auch einen amerikanischen Gewährsmann habe. Ich konnte nun nicht anders denken, als daß irgend einer von unseren lieben Landsleuten mit einem Mädchen ihrer Bekanntschaft einen solchen Ehekontrakt geschlossen hatte, der lauten mochte: „auf die Dauer des Krieges."

Von der mexikanischen Rechtspflege macht der Verfasser folgende erbauliche Schilderung:

„Wer zufällig Zeuge eines Raub- oder Mordanfalls ist, der wendet sich lieber davon weg, als daß er eine Anzeige macht. Denn zunächst werden die Räuber selten gefangen, und angenommen, es gelänge dies, so muß der Angeber Verhör nach Verhör bestehen, wird von den Advokaten auf alle Weise gequält und gefoppt und auf der Straße von unheimlichen Gestalten, den Freunden des Angeklagten, umschwärmt. Wäre nun aber doch das Verbrechen erwiesen und der Räuber zur Strafe reif, so giebt ihm meist ein Formfehler des Prozesses, oder eine Bestechung, oder nachlässige Aufsicht Gelegenheit, zu entkommen und sein gefährliches Gewerbe fortzusetzen. Der Angeber ist dann gewöhnlich das erste Opfer der wiedergewonnenen Freiheit des Verbrechens.

„In Folge einer eigenthümlichen Rechtsverdrehung ist es einem Landbesitzer fast unmöglich, einen schlechten Pächter aus seinem Grundstücke zu exmittiren, wofern der Pächter nur einigen Einfluß hat. Ein Fall ist mir bekannt geworden, wo ein Mitglied eines Obergerichts ein schönes Haus innehat, für das es seit Jahren keine Miethe zahlt und darin wohnen bleibt, trotz aller Gegenversuche des wirklichen Eigenthümers. In einem anderen Falle verpachtet ein Gutsbesitzer seine Hacienda, die ihm unter Verwaltung eines Amtmanns jährlich 14,000 Dollars bringt. Der Pächter, einmal im Besitz des Gutes, weiß seine Connexionen so gut zu benutzen, daß er keinen Pachtzins zu zahlen braucht und nur mit ungeheuren Kosten vertrieben werden kann."

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.
(August 1850.)
(Fortsetzung.)

Die gesetzgebende Versammlung hielt in diesen Tagen ihre letzten Sitzungen, und wir kamen gerade noch zeitig genug nach Paris, um sie vor ihrer Vertagung noch in voller Thätigkeit zu sehen. Obendrein waren es die Eisenbahnen, die den Gegenstand ihrer letzten Verhandlungen bildeten; wir hatten also doppelten Grund, das Palais Bourbon aufzusuchen, in dessen Hofraum das provisorische Gebäude für die 900 republikanischen Gesetzgeber*)

*) El Pochero; or Mixed Dish from Mexico; being Sketches of Military Life in Field and Camp, and of the Country, Manners, Ways &c. of the People. By R. M'Sherry, M. D., U. S. N., late Acting Surgeon of Regiment of Marines. Philadelphia.

*) Die 900 Mitglieder der Constituante wurden für die Legislative auf 700 reduzirt.

Digitized by Google

aufgeschlagen ist, die in der alten Deputirtenkammer seinen Platz gehabt hätten. Letztere selbst mit ihrer schönen Façade wird jetzt, wie nach hinten durch jenen Anbau, so nach vorn durch eine unsichre Figur der Republik entstellt, die sich auf dem Platze des Palais Bourbon befindet. Die Republik vorn hat jedoch augenscheinlich einen eben so provisorischen Charakter, wie die republikanische Rednerbühne hinten. Leute, die sich auf französische Bau- und Kunstwerke der Art verstehen, haben mir versichert, daß Beides nur noch auf die Dauer von höchstens zwei Jahren berechnet sey, und noch vor Ablauf dieser Zeit werde darum wohl das Eine wie das Andere beseitigt seyn.

Durch die freundlichen Bemühungen des kaiserlichen Sectionsraths, Herrn Debranz, der bei dem österreichischen Generalkonsulat in Paris als Agent des kaiserlichen Handelsministeriums attachirt ist, zugleich aber, als Beamter der Central-Direction der österreichischen Staatsbahnen, an den Eisenbahn-Kongressen in Wien und Aachen theilgenommen hatte, war uns für die Verhandlungen der Kammer über die Eisenbahnen nicht blos der an diesem Tage vielen Anderen verwehrte Zutritt gestattet, sondern auch eine besondere Tribüne reservirt worden. Wir kamen eben dazu, als über einen Gesetzentwurf verhandelt wurde, wonach die früher von der Regierung mit den Gesellschaften zur Erbauung zweier Eisenbahnen zwischen Tours und Nantes und zwischen Orleans und Bordeaux abgeschlossenen Verträge einer Abänderung unterliegen und den Gesellschaften ein viel längeres Privilegium verliehen, wogegen ihnen aber auch neue Gegenleistungen (unter Anderem die Deponirung eines Kapitals als Bürgschaft) auferlegt werden sollten. Die Opposition stellte Das ist allerdings leichter, als über die Sache verhandeln. Sie sind also der Gesellschaft bezahlt, um die vorläufige Frage zu verlangen? (Zeichen des Unwillens.)

Der Präsident (zu Herrn Miot): Sie beleidigen Ihre Kollegen auf die verletzendste und unverdienteste Weise. Ich rufe Sie förmlich zur Ordnung.

Zahlreiche Stimmen: Die Censur! Wir wollen die Censur über Sie aussprechen!

Herr Miot: Freilich, ich werde von den Direktoren nicht mit Champagner bezahlt. (Gelächter von allen Seiten. Zur Ordnung! Zur Ordnung!)

Der Präsident: Das wollen Sie eigentlich mit einem so abscheulichen Mangel an Erziehung, wie Sie bewiesen haben, hier durchsetzen? (Schallende Zustimmung.)

Eine Stimme: Kneipen-Ausdrücke (des propos d'estaminet) sind es, deren er sich hier bedient.

Herr Miot: Ich gehe weniger in die Kneipen, als Sie.

Mehrere Stimmen: Vorwärts! Vorwärts!

Herr Miot: Was heißt das: vorwärts? (Neues Gelächter.)

Eine Stimme: Das heißt: Sie sollen Ihre Redemotaten anderwärts hintragen.

Andere Stimmen: Z. B. in den Corsaire! (Gelächter und Applaudiren mit den Pfalzbeinen.)

Herr Miot hört gleichwohl nicht auf, zu gestikuliren und mitten in dem Lärm in der Versammlung hineinzubrüllen.

Zahlreiche Stimmen: Die Censur! Die Censur! Herr Präsident, beantragen Sie die Versammlung!

Der Präsident: Ich hätte gleich bei dem ersten Vorgehen den Antrag auf Censur zur Abstimmung bringen können, ich habe es jedoch nicht gethan. Die Bloßerstellung aber der ärgsten, dreimal ausgesprochenen Beleidigungen legt mir die Pflicht auf, die Meinung der Versammlung über Verhängung der Censur einzuholen. (Sehr gut!)

Stimme von der Linken: Es giebt also hier weder Gedanken- noch Redefreiheit mehr!

Herr Miot: Ich bitte, mich erklären zu dürfen.

Herr Valentin: Ich bitte ums Wort, zur Geschäftsordnung.

Der Präsident: Sepn Sie so gut, sich ruhig zu verhalten, Herr Valentin, weil Sie sonst ebenfalls zur Ordnung gerufen werden.

Herr Miot: Als ein ehrenwerther Kollege, Herr de Flotte, hier einen erheblichen Antrag stellte, antwortete man ihm von der Rechten mit der Verderung der vorläufigen Frage, d. h. durch Verweigerung aller Diskussion. Ich willig darüber, habe ich mir erlaubt, in Form einer Frage auszurufen: Sie sind also von den Gesellschaften bezahlt? (Lärm.) Man hat mich zur Ordnung gerufen, worauf ich nichts erwiederte. Aber in demselben Augenblick rief ein Mitglied von der Rechten, das dies Kneipen-Ausdrücke seyen. (Ist auch wahr! Ganz wahr!) Hierauf nun habe ich erwidert, daß solche Worte nur durch Ungezogene ausgesprochen werden könnten. (Ungeheurer Lärm. Der Redner verläßt unter unparlamentarischen Gesticulationen und lauten Anrufungen die Rednerbühne.)

Der Präsident bringt die Censur zur Abstimmung, und diese wird mit großer Majorität ausgesprochen.

Herr Miot: Sie werden auch Ihrerseits censurirt werden; das Volk wird es sehn, das über Sie den Tadel verhängen wird. (Neuer Lärm.)

Mehrere Stimmen: Sie verdienten, daß man Ihre temporäre Ausschließung zur Abstimmung bringe.

Herr Miot verläßt den Saal mit Geräusch und Affectation.

Der de Flotte setzt nunmehr sein Amendement auseinander, dessen Inbetrachtnahme mit großer Majorität verworfen wird.

In derselben Weise, wie die Februar-Revolution in der Nationalversammlung behandelt wird, so pört man jetzt auch in jeder guten französischen Gesellschaft über sie urtheilen. Von den noch in Frankreich lebenden Mitgliedern der provisorischen Regierung: von Arago, Lamartine, Crémieux, wird

„Ja, das sind unsere weisen Gesetzgeber, die Hundert Quartröpfe da unten!" sagte mein französischer Nachbar lachend zu mir, indem er mir versicherte, es komme täglich ein solcher Lärm wie heute und täglich auch die Entschreidung vor, daß zweimal zwei Fünf sey. „Der Tyran", fuhr er fort, „hat freilich besser zu rechnen verstanden, aber Gesetze, wie diese Herren, konnte er für das arme Frankreich nicht machen." Mit dem „Tyran" — an dieses ironische Wort hatte ich mich bald in Paris gewöhnt — war niemand anders als Ludwig Philipp gemeint, der eben so wie die ganze Familie Orleans von jedem ruhigen, urtheilsfähigen Franzosen schmerzlich bedauert wird. Ihm ist in der That das Wort Heinrich's IV. wahr geworden, das Ludwig Philipp selbst oft auf sich angewandt und das auch noch auf einen andern Monarchen unserer Zeit Anwendung finden möchte: „Ihr werdet mich erst erkennen, wenn Ihr mich nicht mehr haben werdet."

Zum Beweise übrigens, daß das obige Urtheil über das Schuftthum Benthamen der französischen Gesetzgeber nicht zu hart sey, theile ich hier noch eine andere dramatische Scene aus denselben Verhandlungen über die Eisenbahnen mit, und zwar wörtlich nach den stenographischen Berichten des Journal des Débats:

„Herr de Flotte (Mitglied des Berges) beantragt ein handschriftliches Amendement folgenden Inhalts:

„„Es wird dem Finanzminister ein Kredit von vierzehn Millionen Fr. eröffnet; dieser Kredit soll zum Ankaufe der Eisenbahn-Actien von Tours nach Nantes verwandt werden, und zwar soll der Ankauf zum Preise von 180 bis 175 Fr. pro Actie geschehen.""

Zahlreiche Stimmen: Die vorläufige Frage!

Herr Miot (Mitglied des Berges): Sie fordern die vorläufige Frage! Das ist allerdings leichter, als über die Sache verhandeln. Sie sind also von der Gesellschaft bezahlt, um die vorläufige Frage zu verlangen? (Zeichen des Unwillens.)

Der Präsident (zu Herrn Miot): Sie beleidigen Ihre Kollegen auf die verletzendste und unverdienteste Weise. Ich rufe Sie förmlich zur Ordnung.

Zahlreiche Stimmen: Die Censur! Wir wollen die Censur über Sie aussprechen!

Herr Miot: Freilich, ich werde von den Direktoren nicht mit Champagner bezahlt. (Gelächter von allen Seiten. Zur Ordnung! Zur Ordnung!)

Der Präsident: Das wollen Sie eigentlich mit einem so abscheulichen Mangel an Erziehung, wie Sie bewiesen haben, hier durchsetzen? (Schallende Zustimmung.)

Eine Stimme: Kneipen-Ausdrücke (des propos d'estaminet) sind es, deren er sich hier bedient.

Herr Miot: Ich gehe weniger in die Kneipen, als Sie.

Mehrere Stimmen: Vorwärts! Vorwärts!

Herr Miot: Was heißt das: vorwärts? (Neues Gelächter.)

Eine Stimme: Das heißt: Sie sollen Ihre Redemotaten anderwärts hintragen.

Andere Stimmen: Z. B. in den Corsaire! (Gelächter und Applaudiren mit den Pfalzbeinen.)

Herr Miot hört gleichwohl nicht auf, zu gestikuliren und mitten in dem Lärm in der Versammlung hineinzubrüllen.

Zahlreiche Stimmen: Die Censur! Die Censur! Herr Präsident, beantragen Sie die Versammlung!

Der Präsident: Ich hätte gleich bei dem ersten Vorgehen den Antrag auf Censur zur Abstimmung bringen können, ich habe es jedoch nicht gethan. Die Bloßerstellung aber der ärgsten, dreimal ausgesprochenen Beleidigungen legt mir die Pflicht auf, die Meinung der Versammlung über Verhängung der Censur einzuholen. (Sehr gut!)

Stimme von der Linken: Es giebt also hier weder Gedanken- noch Redefreiheit mehr!

Herr Miot: Ich bitte, mich erklären zu dürfen.

Herr Valentin: Ich bitte ums Wort, zur Geschäftsordnung.

Der Präsident: Sepn Sie so gut, sich ruhig zu verhalten, Herr Valentin, weil Sie sonst ebenfalls zur Ordnung gerufen werden.

Herr Miot: Als ein ehrenwerther Kollege, Herr de Flotte, hier einen erheblichen Antrag stellte, antwortete man ihm von der Rechten mit der Verderung der vorläufigen Frage, d. h. durch Verweigerung aller Diskussion. Ich willig darüber, habe ich mir erlaubt, in Form einer Frage auszurufen: Sie sind also von den Gesellschaften bezahlt? (Lärm.) Man hat mich zur Ordnung gerufen, worauf ich nichts erwiederte. Aber in demselben Augenblick rief ein Mitglied von der Rechten, das dies Kneipen-Ausdrücke seyen. (Ist auch wahr! Ganz wahr!) Hierauf nun habe ich erwidert, daß solche Worte nur durch Ungezogene ausgesprochen werden könnten. (Ungeheurer Lärm. Der Redner verläßt unter unparlamentarischen Gesticulationen und lauten Anrufungen die Rednerbühne.)

Der Präsident bringt die Censur zur Abstimmung, und diese wird mit großer Majorität ausgesprochen.

Herr Miot: Sie werden auch Ihrerseits censurirt werden; das Volk wird es sehn, das über Sie den Tadel verhängen wird. (Neuer Lärm.)

Mehrere Stimmen: Sie verdienten, daß man Ihre temporäre Ausschließung zur Abstimmung bringe.

Herr Miot verläßt den Saal mit Geräusch und Affectation.

Der de Flotte setzt nunmehr sein Amendement auseinander, dessen Inbetrachtnahme mit großer Majorität verworfen wird.

In derselben Weise, wie die Februar-Revolution in der Nationalversammlung behandelt wird, so pört man jetzt auch in jeder guten französischen Gesellschaft über sie urtheilen. Von den noch in Frankreich lebenden Mitgliedern der provisorischen Regierung: von Arago, Lamartine, Crémieux, wird

Digitized by Google

entweder gar nicht mehr oder doch nur mit einem Achselzucken gesprochen. Die im Auslande befindlichen oder deportirten Helden des Februars sieht man, wie diese Revolution selbst, als wollte sie abgethan an. Niemand spricht gern von dem ganzen Ereignisse, von seinem Ursprunge und Verlaufe. Diese Revolution ist ein Bastard, dessen man sich in guter Gesellschaft schämt. Freilich kann man die Republik, die der Februar herbeigeführt, nicht wegleugnen. Aber wenn man sie durch Ignorirung abthun könnte, wie die Februar-Revolution, oder wenn es möglich wäre, sie ohne gewaltsames Eingreifen, ohne Störung des gewöhnlichen, friedlichen Lebens und Verkehres los zu werden, so würde man sie längst eingelargt und begraben haben.

Bald den Präsidenten Louis Napoleon mehr hält und stützt, als die besammernswürdige „Gesellschaft vom zehnten Dezember", die aus einer kleinen Anzahl von Bonapartisten, hauptsächlich aber aus Abenteurlaufnen Sozialisten und aus Leuten besteht, welche immer der Fahne folgen, unter der sie für den Augenblick am besten bezahlt werden, — das ist die Furcht vor einer neuen Revolution, unter deren Schutz wieder diejenigen, die am unverschämtesten sind, die meisten Chancen für sich hätten. Nachdem aber hat die große Partei, die in der constitutionellen Monarchie allein die Rettung Frankreichs und seiner Civilisation erblickt, eine eben so große Scheu vor der Rückkehr der Legitimisten, wie vor der Beibehaltung der Republik. Ja habe in dieser Beziehung hat meine Partei die ganz entgegengesetzte Ansicht der Legitimisten, die sich seit zwanzig Jahren von allen Militair- und Civilinstanzen zurückziehen, aber gerade dadurch sich selbst und ihrem Einflusse auf das Land am meisten geschadet haben. Sie wissen, daß meine Familie einen sehr alten Namen trägt, und können sich also leicht denken, daß sein Standesvorurtheil aus mir spricht, wenn ich von demjenigen nicht unbedeutenden Theile des alten Adels von Frankreich, den man mit der Benennung „Legitimisten" bezeichnet, mit Bedauern zugeben muß, daß er auch heute, wie vor mehr als dreißig Jahren, als Napoleon das Wort zuerst aussprach, noch nichts gelernt und nichts vergessen hat.

„Nicht der Erbe der alten Bourbonen selbst hat jetzt noch so viele Antipathieen gegen sich, wie vormals. Man kennt ihn als einen schlichten, vom Unglück erzogenen Mann, der einer Krone nicht unwürdig wäre. Und wir, die wir mit dem Geschichte der Orleans aufgewachsen und erzogen sind, die wir vor Allem die Rückkehr der Monarchie von 1830 möchten, würden doch auch Nichts gegen die Person des Herzogs von Bordeaux haben, durch welchen ja ohnehin, da er, allem Anschein nach, kinderlos bleibt, die Krone an den Grafen von Paris einmal kommen würde. Wir hätten dann unsere Wünsche, und zwar nicht durch eine halbe, sondern durch vollständige Anerkennung des Prinzips der erblichen Monarchie, erreicht. Ludwig Philipp selbst hegt diese Ansichten,*) und die Familie Orleans hat zu viele Ehrfurcht vor ihrem Oberhaupt, ist zu sehr von gegenseitiger Liebe und von dem Gefühle der Einigkeit durchdrungen, als daß sie nicht, wenn auch die jüngeren Prinzen nicht ganz mit diesen Ansichten einverstanden sind, zu der Verföhnung der beiden Zweige des Hauses Bourbon, die ihr Vater wünscht, die Hand bieten sollten. Ludwig Philipp hat seine Freunde in Frankreich aufgefordert, einen solchen Kompromiß herbeiführen zu helfen, aber Frankreich, das immer mißtrauischer gegen die Legitimisten war, ist es in der letzten Zeit durch die Unklugheit der Partei noch mehr geworden und weigert sich, auf den Vorschlag einzugehen.

„Ich will Ihnen eine kleine, anscheinend ganz unbedeutende Familiengeschichte erzählen, die sich kürzlich hier zugetragen, eine Familiengeschichte, von der kaum irgend eine Zeitung Notiz genommen, die aber vielleicht die Rückkehr der Monarchie in Frankreich um einige Jahre verzögert. Der reiche, hier in Paris wie in ganz Frankreich und zum Theil auch im Auslande durch sein Geschäft allgemein gekannte Kaufmann S***, ein Mann von mehreren Millionen, besitzt eine einzige Tochter, die er im vorigen Jahre mit einem jungen Manne aus altadeligem Geschlechte, mit einem Marquis aus der Provinz, verheiratet. Der junge Mann, bisher in ärmlichen Verhältnissen, wird dadurch in den Stand gesetzt, sein Familiengut schuldenfrei zu machen und es außerordentlich zu verbessern. Er will, nachdem er eine Zeitlang in Paris mit seiner von ihm angebeteten Frau die glücklichsten Tage verlebt hat, ihr nun auch sein Familiengut in der reizenden Gegend des südlichen Frankreichs zeigen. Er reist mit ihr von Paris ab, wohin sie erst in einigen Monaten zurückkehren wollen, aber schon nach einer Woche empfängt der Vater sehr unerwartete Briefe von seiner Tochter. Statt der gehofften Naturscene, spricht sich in dem ersten Briefe die größte Verstimmung über den neuen Aufenthalt aus, die sich in dem zweiten schon in empfindliches Weihedagen und in dem dritten gar, worin sie den Vater um Beistand bittet, in die höchste Trostlosigkeit verwandelt. Auf dem Gute ist die junge Frau nämlich von den Verwandten ihres Gatten umgeben, und auf den nahegelegenen Gütern leben die hochadeligen Familienfreunde. Aber statt eines freundlichen Empfanges, erfährt sie von Allen die empfindlichste Zurücksetzung. Sie vermimmt erst jetzt, daß die gesammte Familie die Heirat des Marquis als eine schmähliche, mit den streng legitimistischen Grundsätzen des Hauses in Widerspruch stehende Mesalliance ansehe. Auch ihr Gatte muß ihretwegen leiden. Er wird eben so wenig, wie sie, in die Nachbarschaft eingeladen; er ist ausgeschlossen aus der Gesellschaft, die auf dem Lande in diesem Theile von Frankreich eben nur aus Legitimisten besteht, welche, in religiöser wie in sozialer Hinsicht, eine exklusive Gemeinde bilden. Die junge hochgebildete Frau lebt isolirt auf ihrem Schlosse, und auch hier muß sie es sich gefallen lassen, daß ihre eigene Schwiegermutter ihr den Rücken kehrt und sie vor den Augen der Dienerschaft mit Hohn behandelt. Ein junges, unbefangenes Gemüth vermag dergleichen am wenigsten zu ertragen. Herr S***, durch die verzweiflungsvollen Briefe seiner Tochter in die höchste Bestürzung versetzt, eilt zu ihr nach dem Süden, erfährt dort selbst die Kränkungen, die ihm bisher indirekt in der Person seiner einzigen Tochter widerfahren waren, und nicht lange darauf kehrt er mit ihr und ihrem Gatten nach Paris zurück, das sie nunmehr nicht wieder verlassen sollen. Die Geschichte wird in Paris nur allzu bald bekannt. Besonders die Frauen sind empört über die der liebenswürdigen S*** widerfahrenen Kränkungen. Man rekapitulirt bei dieser Gelegenheit alle Sünden der Legitimisten: ihre Herbeirufung und Begünstigung der Jesuiten, ihre mit den Demagogen gemeinschaftlich bewirkte Untergrabung des Julithrones, ihre systematische Förderung des Aberglaubens und der Unduldsamkeit unter den Landleuten, ihre Gleichgültigkeit gegen die Armee und den Staatsdienst überhaupt, was Alles zusammen endlich in ihren Standesvorurtheilen und ihrem Kastenstolz seinen Kulminationspunkt findet. Rein, sagt jetzt die von ihren Ideen noch mehr aufgeschaubte Bourgeoisie von Paris, ehe wir uns die Legitimisten wieder als Herrscher aufdrängen lassen, lieber wollen wir die Quasi-Republik mit ihrem Präsidenten Louis Napoleon noch eine Zeitlang ertragen.

„Sehen Sie, so knüpfen sich an die kleinsten Begebenheiten oft die folgenreichsten Wendungen der öffentlichen Meinung. Und der Sprung von Borbeaux muß man, eben so wie die Restauration des Königthumes überhaupt, büßen, was seine unklugen Freunde in Frankreich sich zu Schulden kommen lassen. Vergebens hat Ludwig Philipp selbst die Aussöhnung der beiden bourbonischen Parteien empfohlen. Einflußreiche Orleanisten, wie Thiers, Dupin, Broglie, Molé u. A., sind gegen diese Aussöhnung, da sie sich von ihr kein Heil für die Zukunft Frankreichs versprechen; sie wird zwar von anderen Orleanisten, namentlich von Salvandy, Montalivet, Flahault, Montmorency u. A., lebhaft gewünscht und betrieben, aber die letztgedachten Männer werden eben so wie die Mitglieder meiner eigenen Familie, weil sie der Juli-Regierung gedient, von den echten Legitimisten nicht mehr als vollbürtig anerkannt, und ihr Einfluß ist daher auf beiden Seiten ein noch sehr zweifelhafter..."

(Fortsetzung folgt.)

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und wie es ist.

Dritter Artikel.*)

Die Goldregion. — Ihre gegenwärtige und ihre künftige Ausbeutung.

Wir einnehmen die folgende sehr günstige und aus eigener Anschauung hervorgegangene Schilderung der Goldminen dem in unserem ersten Artikel näher bezeichneten Werke des Lieutenants Bufkum (von ersten New-Yorker Freiwilligen-Regiment):

„Das Goldgebiet Ober-Kaliforniens umfaßt den westlichen Abhang der Sierra Nevada und erstreckt sich, so weit bis jetzt die Erfahrung lehrt, auf einem Raum von sechshundert englischen Meilen. In Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahres wurden die Nachgrabungen südlich bis zum Kings-River fortgesetzt, der in den großen Tulare-See fließt. Oberhalb desselben liegen die Thäler: Stanislaus, Mokelumne, Tuolumne und Mariposa, die sich sämmtlich in den San Joaquin ergießen und an deren jedem Gold gefunden wurde. Das gegenwärtig anerkannte Goldgebiet wird demnach vom Sacramento und San Joaquin begränzt und von Nebenflüssen beider durchströmt. Die wahrscheinliche Ansicht von der Ausdehnung desselben ist indessen diejenige, die sämmtliche von der Sierra Nevada auslaufende, durch Ober-Kalifornien und Mexiko bis nach Peru und Chile sich hinziehende Bergketten darunter begreift, obwohl es feststeht, daß auf diesem ganzen Streiche keine Strecke so goldreich ist, als die zwischen dem Sacramento und San Joaquin. Viele Jahre vor dem Goldfunde auf Sutter's Mühle wurde eine Goldgrube bei San Bernadino, etwa dreißig engl. Meilen von der Stadt Santa Barbara, bearbeitet. Das Gold hatte dieselbe Qualität, wie das auf „oberen Region", nur wurde es in geringer Menge gefunden. Eben so ist es bekannt, daß vor Jahren ausgedehnte Minen in der Provinz Sonora, im nördlichen Mexiko, in Thätigkeit waren.

„Auf diesem ganzen Gebiete nun giebt es keinen Strom, kein Thal und keinen Hügel, der nicht Gold enthielte. Es schrint das natürliche Produkt des Bodens zu sein und eben so entstanden, wie der Sand am Ufer der Flüsse. Ich bin etwa dreihundert Meilen in der Gegend gereist und habe nie eine Hacke oder ein Messer in einen Flecken Erde getroffen, der voraussichtlich goldhaltig war, ohne welches in größerer oder geringerer Menge zu finden. Bis vor kurzem war man der Meinung, es finde sich nur in und an der Sierra Nevada Gold, die sogenannte Coast-Range dagegen, d. h. die Hügelkette, die sich längs der kalifornischen Küste hinzieht, enthielte keines. Die Erfahrung hat aber das Gegentheil bewiesen. Im Frühjahr 1849 ging eine Gesellschaft unter Anführung des Majors Reading in diese Gegend und hat daselbst (zwischen dem Sacramento-Thale und dem Stillen Meere) nicht nur reichliche Ausbeute gehabt, sondern

*) Als ich in Paris war, lebte Ludwig Philipp noch, der erst am 27. August gestorben ist.

*) Vgl. Nr. 98 und 105 des Magazins.

Digitized by Google

selbst Gold in großen Stücken und von erster Güte gefunden. Ich zweifle auch nicht, daß, wenn die Schätze am Fuße der Sierra Nevada theilweise erschöpft seyn werden, die Goldgräber sich nach dem Küstengebirge wenden und dort nicht minder erfolgreich arbeiten werden, als sie es gegenwärtig thun.

„Ich bin nicht der anfänglich sehr verbreitet gewesenen Ansicht, daß die Goldwäschen im nördlichen Kalifornien unerschöpflich seyen. An anderen Punkten hat die Erfahrung gezeigt, daß die reichen Lager reinen Goldes, die nahe der Erdoberfläche gefunden wurden, im Laufe der Ausgrabungen allmälig schwanden, und bei dem ungeheuren Zufluß von Arbeitern mit der Zeit ganz zu Ende gingen. So ist es in Sonora, wo vor Jahren funfzehn bis zwanzig, selbst funfzig Dollars pro Mann gewonnen wurden, heute, wo man mit Hülfsmitteln zum Graben und Waschen versehen ist, schwierig, mehr als 1—2 Dollars zu verarbeiten. Dasselbe ist theilweise auf den reicheren und ausgedehnteren Goldplätzen Kaliforniens der Fall gewesen. In den ersten Zeiten der Entdeckung, bevor Schaufel und Hacke den Boden belästigten, war jede Felsspalte, jedes Flußufer mit der goldenen Frucht beladen, und die ersten Ankömmlinge nahmen sie ohne Mühe fort. Als der Strom der Einwanderung sich nach den Minen wandte, wurden die Glücksterne seltener, und als sich endlich eine ungeheure Bevölkerung in dem ganzen Goldgebiet festsetzte, fing der Ertrag an, weit mehr von der Arbeit, als von einem glücklichen Zufall Dritte abzuhängen. Als ich das erstemal die Minen besuchte — es war erst sechs Monate nach dem Beginn der Ausgrabungen, und kaum dreitausend Menschen hatten sich über das ungeheure Gebiet zerstreut — sah ich Schluchten, die sich meilenweit längs der Berge hinzogen, völlig umgeschaufelt und die Flußufer ausgebohrt, als sollten große Kanäle gegraben werden. Jetzt, nachdem zwei Jahre verflossen sind und eine Menschenmenge von Hunderttausend, deren Zahl noch täglich zunimmt, mit der Einsicht der Gewinnsucht dort gearbeitet hat, sind die Schluchten und Uferbänke, die dazumal verlassen worden waren, aber — und abermals umgewühlt worden, und einige von ihnen mit sehr gutem Erfolg. Zwei Jahre haben den Charakter der bis jetzt bearbeiteten Minenregion vollkommen umgewandelt. Auf diesem unermeßlichen Landstrich, der sich lockender Boden die mannigfaltesten Schätze barg, haben Hacke und Schaufel Kanäle, Schluchten und Gruben geschaffen, die das Werk von Riesen zu seyn scheinen.

„Daß die bloßen Goldwäschen mit der Zeit sich erschöpfen werden, scheint mir mehr als wahrscheinlich, indessen funfzig Jahre lang werden sie sich wohl noch mit wechselnder Ergiebigkeit ausbeuten lassen. In den trocknen Gruben (dry diggings), die ganz „ausgegraben" (dug out) sind, wie es in der Goldsuchersprache heißt, lassen sich immer noch täglich an fünf Dollars gewinnen. Eben so giebt die nur einmal ausgewaschene und als unnütz weggeworfene Erde an den Flußufern bei sorgfältiger zweiter Wäsche noch eine Ausbeute von drei bis zehn Dollard täglich. Es ist demnach augenscheinlich, daß, so lange solcher Gewinn möglich ist, es Menschen geben wird, die in diesen Gegenden arbeiten. Die Millionen Hungernder in Europa würden in den kalifornischen Bergschluchten eine Heimat mit mühreingender Arbeit, so zu sagen, vor ihrer Thürschwelle finden, und auch die arbeitenden Klassen unseres eigenen Landes könnten ihren Vortheil darin suchen, sich auf diesen goldtragenden Hügeln niederzulassen. Niemals, so lange die Welt steht, gab es eine bessere Gelegenheit für ein großes, freies und republikanisches Volk, wie das unsrige, den Unterdrückten der ganzen Welt ein Asyl zu öffnen und ihnen einen Platz zu bieten, auf dem sie durch ehrenhafte Arbeit, die ihrem und unserem Wohlstand förderlich wäre, sich eine glückliche Heimat schaffen und wie freie Männer leben können.

„Während nun, um wieder oben anzuknüpfen, die Goldwäsche mit immer steigender Anstrengung betrieben wird, muß einmal eine Zeit kommen, wo die Arbeit des Einzelnen gar nicht mehr fördert, und eine Vereinigung von Kapital, Handarbeit und Maschinen sie wird ersetzen müssen. So lange das Gold ein paar Zoll unter der Erde gefunden wird, bedarf es gar Ausbrutung keines weiteren Kapitals, als einer gewissen Geschicklichkeit in Handhabung der Hacke und Schaufel: wenn aber die Hügel bis auf den Fuß werden herunter gegriffen, die Ebenen völlig umgewühlt, die Flüsse, die von der Sierra Nevada kommen, aus ihrem Bette geleitet werden sollen, dann muß die Handarbeit des Einzelnen das Feld räumen und die kombinirte Kraft an ihre Stelle treten.

„Nirgends gab es und giebt es eine so günstige Gelegenheit, sein Kapital vortheilhaft anzulegen, als in dem Goldgebiete Kaliforniens. Und zwar wäre dieselbe auf folgende Weise zu benutzen: Erfahrung und Beobachtung haben mich gelehrt, daß die Nebenflüsse des Sacramento und San Joaquin mehr Gold enthalten, als die Ufer zu verbergen scheinen. Nun giebt es mehrere Stellen, an denen der Fluß bequem durch Hülfe von Maschinen auf seinem Bette gelegtet werden kann. Dann müssen Dämme aufgeworfen, Pumpwerke aufgerichtet werden, um das Flußbett trocken zu legen. Mächtige Dampfmaschinen würden die Zertrümmerung des Gesteins und die Ausscheidung des Goldes unterstützen. Auch die Hügel und Ebenen wären auf solche Weise zu bearbeiten. Große Aushöhlungsmaschinen könnten die Golderde emporheben, andere die Wäsche übernehmen. Die das erstemal auf gewöhnliche Weise gewaschene Erde müßte dann in einem wissenschaftlich konstruirten Apparat noch einmal gewaschen und die darin zurückgebliebenen Goldtheilchen auf chemischem Wege ausgeschieden werden.

Die systematische Goldgewinnung wäre in Kalifornien unendlich einträglicher, als sie es je in den reichsten Distrikten Mexiko's und Peru's gewesen ist. Die Goldwäschen, die jetzt bereits Tausende bereichert haben, sind nur der Schaum von den Schätzen, die noch zu heben sind. Ich möchte zwar nicht das Goldfieber vergrößern, das von Kalifornien ausging und Tausende über Tausende aus der ganzen Welt herbeizog, von denen nicht Alle geschickt waren, das Leben in den Minen oder die harte Arbeit, die das Goldgraben erfordert, zu ertragen. Man darf auch hoffen, daß jene Manie bereits der nüchternen Ueberlegung Platz gemacht hat und das Publikum willig glaubwürdige Berichte anhört und die passenden Mittel ergreift, aus den berichteten Thatsachen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Ich würde aber gegen meine Pflicht handeln, wollte ich von dem Goldlande reden und nicht die ganze Wahrheit sagen, wie sie sich mir aufgedrängt hat.

„Durch die Höhenkette am westlichen Abhang der Sierra Nevada, so wie durch jede Hügelreihe, die mit ihr zusammenhängt, zieht sich eine Quarzschicht, die zuweilen einige Zoll unter der Erdoberfläche liegt und ein andermal in großen soliden Massen über sie hinausragt. Es hat sich jetzt durch das Experiment herausgestellt, daß diese ganze Quarzmasse mit Gold durchzogen ist. In manchen Stücken sieht man das Gold mit bloßem Auge, in anderen braucht man starke Vergrößerungen, um die Goldtheilchen, die in kleinen Adern durch das Gestein laufen, zu erkennen. Die Masse ist mit Sachkenntniß gepraft worden, und ihr reicher Gehalt an Gold steht außer allem Zweifel. Herr George Wright, ein Mitglied der kalifornischen Repräsentantenversammlung, hat ganze sechs Monate an Ort und Stelle auf diese Versuche verwendet und die glänzendsten Erfahrungen gemacht. Er ließ hundert Pfund des Gesteins pulverisiren und schied daraus das Gold aus. Die ersten vier Pfund ergaben zwölf Dollars Goldwerth. Dies war die reichste Ausbeute, während die geringste einen Dollar auf Pfund betrug, was oft der Fall war, wo mit bloßem Auge nicht ein Partikelchen Gold wahrgenommen werden konnte. Herr Wright behält eine Probe von solchem Quarz, die zwölf Pfund wiegt und sechshundert Dollars Goldwerth, oder über ein Viertel seines Gewichtes reines Gold enthält. Einen Dollar aufs Pfund aber hatte er, wie gesagt, zum wenigsten immer gefunden.

„In den Goldminen von Georgia, wo gegenwärtig nur die Ausscheidung des Goldes aus dem Quarz mit Vortheil betrieben wird, pulverisirt eine Maschine von funfzehn Pferdekraft mit zwölf Stoßhämmern täglich etwa tausend Scheffel Gestein. Diese Pulverisirung ist der wichtigste Theil der Arbeit bei der ganzen Goldgewinnung, denn aus dem zertrümmerten Quarz läßt sich das Gold leicht durch Waschen, oder Amalgamiren mit Quecksilber, oder durch eine Vereinigung beider Prozesse gewinnen. Wenn nun in Georgia jeder Scheffel Stein zwölf und einen halben Cent liefert, so ist dabei schon guter Gewinn; wenn er funfzig Cents austrägt, was auch vorkömmt, so gilt der Gewinn für enorm. Ein Scheffel Stein wiegt aber fünfundsechzig Pfund; es würde also, anstatt daß, wie in Georgien, aus dem Scheffel bei sehr guter Schätzung fünfundzwanzig Cents gezogen werden, der kalifornische Goldquarz bei der geringsten Schätzung fünfundsechzig Dollars liefern. Demnach würde eine Maschine von funfzehn Pferdekraft, die täglich 1000 Scheffel, d. h. 75,000 Pfund, zertrümmert, in Kalifornien täglich 75,000 bis 100,000 Dollard liefern, wobei, außer der Maschine, etwa noch hundert Arbeiter vonnöthen wären. Setzen wir nun die Ausgaben selbst auf die Hälfte des Ertrages, so würde der Gewinn in der That eben so erstaunlich seyn, als er unleugbar ist. Wir dürfen also wohl behaupten, daß in Kalifornien ein unermeßliches Feld für die Anlage von Kapitalien, wie für die Verwendung von Arbeitskräften vorhanden ist."

Mannigfaltiges.

— Jenny Lind in Amerika. Mit dieser Ueberschrift bringt das Londoner Athenaeum vom 28. September einen langen Artikel, worin es sich über den amerikanischen Lind-Enthusiasmus nicht wenig lustig macht, obgleich ihm der englische nicht viel nachgegeben hat. „Die Ankunft von Columbus in der Neuen Welt", sagt das genannte Blatt, „wird dort unstreitig jetzt als ein viel unbedeutenderes Ereignis angesehen, als die von Jenny Lind. Einer glaubt dem Anderen kaum die frohe Nachricht, und Alle fragen sich gegenseitig: Ist es denn wirklich wahr, daß sie in Amerika ist? Jenny Lindete an einem Sonntag, und die Kirchen waren sofort von Andächtigen leer. Alles warf sich der neuen Lind-Religion in die Arme. Alle Dinge waren von dem Jenny'schen Glanz verklärt. Ganz New-York ging sich an ihren Wagen, als sie nach Irving-Haus fuhr, wo sie wie eine Fürstin wohnt. Noch um Mitternacht schwärmten mehr als 30,000 Menschen vor ihrem Hotel und um die Uhr Morgens erschienen 150 Musiker, führt von 700 Zeremännern, um ihr ein Ständchen zu bringen. Die Zeitungen berichten über Alles, was sie thut, von dem Augenblicke, wo sie des Morgens ihr Bett verläßt, bis zu dem, wo sie sich wieder zur Ruhe begiebt. Bis zum „siebenten Tage" ihrer Ankunft sind sie auf viele Weise bereits vorgeschritten, so weit uns die Zeitungen vorliegen. Von ihrem Gesange wird natürlich nur in den verzücktesten Worten gesprochen. Das erste Billet zu ihrem ersten Konzerte wurde für 300 Thaler verkauft. Es gehört zu den besonderen Auszeichnungen, sich rühmen zu können, daß man Zusicherungen von Eintrittskarten für eines der nächsten Konzerte habe. Die Jankees scheinen förmlich närrisch geworden, und wir würden uns nicht wundern, nächstens zu hören, daß sie Jenny Lind als einen besonderen unabhängigen Staat in die Union aufgenommen haben."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silberg. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlungen (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 121. Berlin, Dienstag den 8. Oktober 1850.

Rußland.

Die religiösen Sekten in Rußland.

Von Fritz v. Frank.

Bei den im Verhältniß spärlichen Nachrichten, welche wir über die Zustände in Rußland besitzen, und bei dem Interesse, das wir, wenn auch vielleicht oft wider Willen, dem Kolosß des Nordens schenken müssen, dürfte nachfolgende Skizze über die religiösen Sekten daselbst manchen Leser willkommen seyn.

Im 14ten Jahrhundert bereits entstand in Nowgorod und Pskow die mächtige Sekte der Strigolniki, deren Gründer ein griechischer Kleriker aus Moskau, Namens Karp, war. Sie bezüchtigte die russischen Bischöfe der Simonie (des Pfründenwuchers) und versagte ihnen den Gehorsam, indem sie erklärte, es sey geringere Sünde, dem Boden zu beichten, als einem Popen von beflecktem Wandel. Antonius, der Patriarch von Konstantinopel, fand es für nöthig, sich in die Angelegenheit zu mischen; er schrieb deßhalb an die Nowgoroder, trat gegen die Sektirer auf und sagte: man dürfe ohne Skrupel nehmen, was einem angeboten werde, und es komme den Häretikern eben so wenig zu, das Thun und Treiben der Bischöfe zu richten, als es der Herde gezieme, ihren Hirten zu führen. Photius, der Metropolit von Kiew, verfuhr auf gleiche Weise, dessenungeachtet dauerten die Strigolniki fort, auch ihrem Einflusse vermochte ist es zuzuschreiben, daß im Jahre 1503 die Abgabe aufgehoben wurde, welche die Erzbischöfe den Geistlichen auferlegen, wenn diese die Weihe erlangen wollten.

Hauptursache des Abfalls von der Kirche war die Revision und Verbesserung der heiligen Bücher, welche im Jahre 1518 begann und bis zum Jahre 1632, in welchem Nikon zum Patriarchen ernannt wurde, währte. Zar Alexis Michailowitsch, welcher das von seinem Vorfahren begonnene Werk vollenden wollte, berief einige Konzilien und trug diesen die Durchsicht der Bücher auf; die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien leisteten dabei den russischen Prälaten hülfreiche Hand. Zu dieser Neuerung ist, wie schon erwähnt, der erste Grund des Abfalls zu suchen, denn die Häretiker wollten von keinerlei Umarbeitung etwas wissen und hielten an ihren alten Büchern, Bildern, Popen und Sakramenten fest; sie nannten die Jünger der Reform Nikonianer, vermieden allen Umgang mit denselben und erklärten, es sey durchaus keine Sünde, sie gleich den Niemzy (Deutschen) zu betrügen.

Zusammen mit zuvörderst die allen Altgläubigen gemeinschaftlichen Dogmen zusammen. Sie glauben nicht an die Unfehlbarkeit der Dreieinigkeit, sondern verehren jede Person besonders und setzen sie auf ihren eigenen Thron. Die auf dem Markte eingekauften Nahrungsmittel reinigen sie durch Besprengungen und vermeiden es, öffentliche Bäder zu besuchen. Wer sich ihnen anschließt, muß sich einer nochmaligen Taufe unterwerfen, nach dieser vierzig Tage fasten, sich tausendmal verneigen, dreihundertmal zur Erde fallen und siebenhundertmal tief verneigen. Nikonen hat der Neuerungssüchtige sich nach ausgestanden und mit eigener Hand das Kreuz abgenommen, welches jeder Russe auf der Brust trägt, zum Zeichen, daß er sich aus freien Stücken den häretischen Glauben erwählt. Ist dieses alles verschriftmäßig geschehen, so wird der neue Glaubensbruder in ein ungeheuer großes Bettlaken gewickelt und so dreimal ins Wasser getaucht. Diese Ceremonie findet gewöhnlich im Winter statt und kostet ein solch kaltes Bad, zu dem man sich erst durch eine mächtige Eisschichte Bahn brechen muß, gar Manchem das Leben, doch hält dies Keinen zurück, denn ein solcher Tod bringt vornehmlich in den Geruch der Heiligkeit und führt geradewegens ins Paradies. Die Popen, welche Lust hatten übergangen, mußten sich denselben Regeln unterwerfen, nur mit dem Unterschiede, daß man in Betracht ihres Amtes ihnen das Kasteien erließ und sie in vollem Ornate in den Fluß tauchte. Mit der Zeit nahm man es mit dem barbarischen Gebrauche des Untertauchens weniger streng und ließ es beim gewöhnlichen Taufen bewenden. Der Paste bestätigte sich dann das Laken, in welchen der Täufling eingewickelt war, um den Hals, und beide dienten in diesem Aufzuge einen Umgang um die mit geweihtem Wasser angefüllten Gefäße, worauf der neue Gläubige mit heiligem Oele eingesalbt wurde. War er ein Pope, so hob man ihn das Ornat in die Höhe und verrichtete dann so an ihm die heilige Handlung. Dieser Gebrauch war besonders im Kloster zu Wiatka sehr üblich.

Unter den Neuppipen gab es auch viele, welche in Ermangelung geistlichen Beistandes sich allein in den Strom stürzten, ja, einer trieb sogar den Fanatismus so weit, daß er behauptete, alles Wasser der Erde sei Eigenthum des Antichrist und deshalb unrein, man müsse sich daher in Wasser des Himmels taufen. Und wirklich ging er auch in den nahegelegenen Wald und sammelte hier das Regenwasser, welches von den Bäumen tröpfelte, in eine Tonne, um damit die heilige Handlung zu verrichten. Leider konnte ihn seine Strenggläubigkeit vor einer Lächerlichen Probe nicht schützen. Man behauptete, daß, wenn sein Glaube der wahre sey, der Wein ihn nicht berauschen könne; der Arme war gleichfalls dieser Ansicht und schürfte das ungewohnte Getränk in vollen Zügen, doch bald umnebelten sich seine Sinne, und sein Körper verlor das Gleichgewicht; trunken stürzte er zur Erde, und sein Glaube litt schmählichen Schiffbruch.

So lange es noch Popen gab, welche die Ceremonie nach altem Gebrauch ausführten, ging alles so ziemlich. Man weg alle Heiligenbilder mit Gott auf, und hatte man dieses nicht, so wußte man sie sich auch auf andere Art zu verschaffen; eben so sehr war man hinter allen Possen und allem Weihe her. Doch es kam endlich die Zeit, wo dies alles fehlte, und von den alten Popen keiner mehr übrig war. Da theilten sich die Raskolniki oder Altreinigen in zwei Parteien, von denen die eine sich ohne Popen behalf, während die andere neue wählet. Die Ersteren nannten sich von nun an Obyerpoiten, die Letzteren dagegen Popiten, bei denen versahen alle, des Lesens unkundige Bauern das Amt des Geistlichen, bei diesen der der wahren rechtgläubigen Kirche untreu gewordene Pope.

Mit dem Mesrobde und dem heiligen Oele wurde der heillose Mißbrauch getrieben. Einige Krumen alten Brodes wurden mit neuen vermischt, und mit dieser Fabrication beschäftigten sich alte Weiber und abgekeimte Spitzbuben. Jeder Gläubige wollte davon etwas im eigenen Hause haben und hob dieses Palladium mehr oder weniger sorgfältig auf. Dasselbe Verfahren beobachtete man in Betreff des heiligen Oels; einige Tropfen des echten, allein mußten eben so vielen Quarten gewöhnlichen Oels zur Zotte dienen. Dessenungeachtet hatte man noch eine gewisse Ehrfurcht vor dem Alten, Heiligen; man gab es zwar vermischt und verdünnt, aber man gab es doch. Moskau war die erste Stadt, welche es wagte, neues Oel ohne Mischung zu verkaufen, und dadurch die größte Aufregung unter allen Sekten hervorrief. Bemerkt muß hier werden, daß die Abtrünnigen, trotzdem sie sich von der rechtgläubigen Kirche losgerissen hatten, nie einen Geistlichen weihten, noch die Sakramente ertheilten.

Man hatte überall verkündet, die Herrschaft des Antichrist habe begonnen, und mußte demzufolge auch den Tag des letzten Gerichts bestimmen. Die Pomoranen, Abtrünnige, welche die nördlichen Gestade des Oceans bewohnten, glaubten vor Allen an die nahe Ankunft des Antichrist; sie legten sich deßhalb mit voller Ergebung Jeder in seinen Sarg, hüllten sich in das Leichentuch ein und sahen mit Gemüth dem Augenblick entgegen, wo die Welt in Trümmer gehen würde. Doch es mochte ihnen etwas zu lange dauern; sie erfanden deßhalb wieder aus dem Leichentuch und gingen, freilich nicht ohne Kopfschütteln, an ihre Beschäftigung. Einem der Gläubigen verhieß der Antichrist zu einer sehr lukrativen Ehe; er beredete nämlich seine Glaubensverwandten, sich den Bärte von Hab und Gut zu entledigen und den Sarg zu beziehen. Gesagt diese, so tischte der Schlaukopf die Bücher aus und suchte mit Kleidung und Waarschaft des Angeführten das Weite.

Die Raskolniki bestehen bis heute noch in vielen Gauen Rußlands und zwar in vollständiger Opposition gegen die Regierung. Die Pomoranen weigerten sich, die Zaren Imperatoren zu nennen, indem sie sagten, dies sey nicht russisch; eben so wenig wollten sie für ihre Obrigkeit beten. Die Kaiserin Anna, welcher diese Weigerung hinterbracht wurde, ordnete eine strenge Untersuchung an, womit Samarin beauftragt wurde. Die Widersprechlichen trochen zu Kreuze, indem sie sich schriftlich verpflichteten, der kaiserlichen Familie in ihren Gebeten Erwähnung zu thun, doch oben den Titel aussprechen. Die Philipponen, welche sich, an sich unbedeutender Ursachen wegen, von den Vorhergenannten losgesagt hatten, befleißigen sieber den Hochsinn, als daß sie sich gefügt hätten, und die Theodosianer, gleichfalls früher ein Zweig der Pomoranen, gingen in ihrer Halsstarrigkeit bis zur Verachtung ihrer mehr nachgiebigen Glaubensbrüder, welche sie Samariauer schimpften.

Im Allgemeinen ist der Tod für den Glauben bei den Häretikern des Nordens in großen Ehren; sie stellen ihn dem Märtyrthume gleich. Die Philipponen besonders sind hierin wahre Fanatiker und nehmen zu Feuer, Wasser und Hunger ihre Zuflucht, um sich des Lebens zu entledigen. Treffen sie auf einen Novicius, dem nach der Ewigkeit verlangt, und zwar auf dem Wege des Hungerns, so verordnen sie ihm ein vierzigtägiges Fasten, schließen ihn in eine leere Hütte ein und entfernen ihn vollständig, damit ihm alle Gelegenheit be-

Digitized by Google

nommen werde, sich auf andere Art und Leben zu gehen. Für das unglückliche Opfer des Fanatismus beginnt nun eine Reihe der furchtbarsten Qualen; vergebens ist sein Schrei nach Speise oder Freiheit, er verklingt unbeachtet, vergebend die Betheuerung, er begehe sich der himmlischen Seligkeit, Niemand hört darauf. In der Verzweiflung baut der Unglückliche seine Zähne ins eigne Fleisch und endet gröstentheils unter den schrecklichsten Martern, ja, oft im Wahnsinn. Sollte es dem In Gefolterten gelingen, seinen Käfig zu durchbrechen, so trift er auf Wächter, welche ihm den Gnraus machen.

Unter den Pomorianern giebt es nur einen Zweig, die Adamanten, welche dem freiwilligen Tode abhold sind, dafür gehen sie aber in ihrer Nichtunterwürfigkeit den Civilbehörden gegenüber noch einen Schritt weiter. Nicht nur, daß sie alle und jede Pässe von der Hand weisen, sie verweigern auch den Eid, indem sie sich auf Christus berufen, der gesagt habe: Eure Rede sey ja, ja, nein, nein. Eben so wenig nehmen sie irgend eine Münze mit dem kaiserlichen Wappen an, denn sie bedeuten, der Drache, welchen der heilige Georg durchbohrt, sey das Symbol des Antichrist, und betreten nie eine Chaussee, da diese von den Heiden des Heilands gebaut seyen. Die Cyrenobyten — so genannt von einer Oeffnung des Grafen Cyodlinsky — treiben die Kühnheit so weit, Rekruten zur Armee zu verweigern.

Sämmtliche Sekten unterscheiden sich nicht wesentlich von einander. Der Stifter der Pomorianer ist Simeon Bielkin, welcher am Ufer der Wygo, vierzig Werst von Onega, ein Kloster gründete und von seinen Jüngern als Heiliger verehrt wird. Theodosius Wasiliew verbannte zwölf Jahre später die Sekte der Theodosianer ihr Entstehen; sie besteht die Kreuzesinschrift I N R I bei, welche die Pomorianer weglassen, nur folgte zugleich dem Gebot ihres Apostels, welches befiehlt, die von den Häretikern genossen Nahrungsmittel zu reinigen. Der Mönch Pilipp, früher ein gewöhnlicher Landmann, wollte gern Vorgesetzter des Wygozerker Klosters werden, konnte jedoch seine Absicht nicht erreichen und rettete deshalb mehreren Abtrünnigen zu, sich von der Verbrüderung loszureißen und ein eignes Kloster zu gründen. Sie folgten dem Rathe, wurden jedoch bald mit Feuer und Schwert heimgesucht, als sie Samarin zur Unterwerfung zwang. Die Sekte gewann, ungeachtet der Verfolgungen, zahlreiche Anhänger und verbreitete sich über ganz Rußland, vornehmlich aber über Sibirien. Adamant, dessen Sekte bereits Erwähnung geschehen ist, war ein einfacher Hirte.

Die Verbrüderung des Erlösers entstand, indem aus Mangel an Popen alle Sakramente beseitigt wurden und man das Heil der Seele einzig und allein dem Sohne Gottes anvertraute. Von einer nochmaligen Taufe konnte natürlich nicht die Rede seyn. Diejenigen, welche sich verheirateten wollen, begeben sich der Trauung wegen in eine Nikonianische Kirche, doch kann ist der Akt vollzogen, so eilen sie zu den eignen Vorgesetzten und bitten hier um Vergebung für die begangene Uebertretung. Diese Handlungsweise hat ihnen die Benennung der andern Sekten zugezogen.

Im Jahre 1771, zur Zeit, als die Pest in Moskau wüthete, erhielten die Theodosianer die Erlaubniß, auf dem Platze der Verklärung (preobrasbenskij) ein Spital anzulegen. Ambrosius, der Metropolit von Moskau, der sich dem widersetzen wollte, ward ermordet. Unzählige Kranke strömten der neuen Heilanstalt zu, doch die Theodosianer, anstatt den kranken Körper zu pflegen, dachten nur daran, recht viel Proselyten zu machen, und tauften im kalten Flusse, wessen sie immer habhaft werden konnten, wodurch natürlich die Sterblichkeit nur um so größer wurde. Nachdem die Seuche verschwunden war, wurde das Spital in ein Kloster für deren Geschlechter umgewandelt, und die Kirche mit alten Bildern geschmückt, welche man einem Pfarrer in Moskau abgekauft hatte, der dieses Handels wegen seines Amtes verlustig ging. Später kamen die Theodosianer nach Petersburg und hatten lange Zeit zum Kaplan einen gewöhnlichen Bauer, der kaum lesen konnte.

Bei der heiligen Messe tragen die Häretiker gewöhnlich nur ihre gewöhnliche Tracht, da es ihnen unerlaubt ist, ihre Leiden zu umgürten. Sie sind sämmtlich mit Glaspatiren versehen und fügen die Hände auf ein auf der Erde liegendes Stück Zeug, wenn sie sich verbeugen. Die Nikonianer dürfen ihre Bilder nicht küssen, tragen lange Bärte und wenden ihr Auge mit Abscheu von einem glatten Gesichte.

Die Häretiker brühren weder Wein, noch Taback, und lassen diese Genüsse den Heiden. Es herrscht sie nun hierin sind, so wenig sind sie es in anderer Hinsicht, denn die Sittenstrenge hat bei ihnen eine hohe Stufe erreicht. Nicht nur ihnen haben gemeinschaftliche Frauen, und die Kinder, an deren Erziehung nicht im mindesten gedacht wird, wissen meistens nicht, wer ihr Vater ist. Der Taufakt wird gewöhnlich erst im reiferen Alter vollzogen. Im Norden giebt es Sekten, wo der Mann nur so lange mit seiner Frau lebt, als diese ihm Töchter schenkt. Nach Söhnen fragen sie kein Verlangen, um sie nicht als Rekruten geben zu müssen. In der Geschichte der Popzien spielt die Stadt Miatka eine Hauptrolle. Kosma und Stephan, zwei Popen, gründeten diese Brüderschaft auf den an der Miatka gelegenen Gütern Chaledi's, eines polnischen Edelmanns. Einer ihrer Nachfolger, der Mönch Theodosius aus Rylsk, führte zuerst die Ausnahme der noch neuen Ritus getauften Popen ein und segnete auch im Jahre 1695 die Miatkaer Kirche ein. Der Stadt selbst strömten aus ganz Rußland Gläubige zu, und bald zählte sie an 40,000 Einwohner. Gern hun hätten diese sich vollständig von der alsgläubigen Kirche losgerissen und dachten statt daran, einen Bischof zu ernennen, welcher ihnen die Geistlichen weihen könnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, welche sie, um ihr Vorhaben zu erreichen, im Verein mit anderen Abtrünnigen in Jasso gemacht hatten, machte sich ein alter Mönch aus Kiew, nachdem er noch zuvor sein Kloster bestohlen hatte, mit einem falschen Passe nach der Hauptstadt der Moldau auf den Weg und meldete sich bei dem Metropoliten daselbst mit einem unterschobenen Briefe des Erzbischofs von Kiew, in welchem dieser Großvollmachten der Kirche den Ueberdruß ausdrückte, sich angelegentlichste empfahl und diese Ernennung zum Bischof befürwortete. Die List gelang, der Erzbischof ging in die Falle und weihte den ihm so warm Empfohlenen, der denn nach vollzogenen Akte sofort nach der Ukraine abreiste und daselbst eine Menge Mönche und Popen einsegnete. Die Regierung befahl, den widerrechtlich kreirten Bischof festzunehmen, und verbannte ihn in das Solowetzker Kloster, von wo aus er zwar noch zwei Jahre später entkoh und nach Kiew zurückkehrte. Hier wurde er erkannt, zum zweitenmale eingezogen und auf Lebenszeit zu den schwersten Arbeiten verurtheilt. Auf dem Wege nach Sibirien gelang es seinen Anhängern, ihn zu befreien und nach Miatka zu führen, wo die Regierung sich jedoch abermals seiner bemächtigte und ihn so lange gefangen hielt, bis ihn endlich 1735 der Tod erlöste.

Natürlich mußte bad, was in Miatka vorgefallen war, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen. Nach wiederholten, jedoch vergeblichen Aufforderungen der Kaiserin Anna an die Entlaufenen, in ihre Heimat zurückzukehren, befahl diese Fürstin dem Oberst Spin, ihren Willen mit den Waffen in der Hand Geltung und Gehorsam zu verschaffen. Dies geschah denn auf die strengste Weise; nach einer einstündigen Unterhandlung wurde ein Theil der Widerspenstigen aus einander getrieben, der andere unter die Rekruten gesteckt und das Kloster verbrannt.

Zünf Jahre später hatte sich Miatka schon wieder neu bevölkert; das Kloster erstand neu aus seinen Trümmern, und die darin hausenden Mönche gaben nach ihren kittenlosen Wandel allgemeines Aergernis. Die Umgegend der Stadt sah gar war der vielen Räubereien wegen im höchsten Grade unsicher. Da befahl die Kaiserin Katharina, dieses Uebel ein- für allemal bei der Wurzel zu ersticken und auszurotten; der Oberst Maslow zog nach Miatka, hielt daselbst Gericht und zogte 20,000 der Einwohner nach Sibirien, die Kirche dagegen verlegte er achtzig Werst weiter in den Starodubovern.

Diese Letztgenannten wohnten zur Zeit Iwan's und Peter Alexiewitsch's an der Gränze des Kiewer Guberniums und bestanden aus einer Masse Flüchtlingen, welche sich so verwehrt hatten, daß sie über zwanzig Kirchen gebaut. Von Glauben war bei ihnen keine Spur, und das Band der Ehe eine Spielerei. Die Kaiserin Katharina ließ, als sie diese saubere Sekte der tauriſchen Eparchie einverleibte, den größten Theil bekehren.

Zur Zeit der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. bildete sich eine neue, häßliche Sekte unter dem Namen der Skopzy, welche heute bedeutend in Petersburg sehr zahlreich vertreten ist, Politik und Mystizismus zur Glaubensbasis hat, und Peter III. dem Heilande gleichstellt. Personell, der jetzige Minister des Innern, richtet ein ganz besonderes Augenmerk auf diese Sekterer und wird gewiß unter ihnen tüchtig aufräumen.

Die Abtrünnigen hassen sowohl sich unter einander, als auch die Nikonianer. Der Theodosianer wird um Alles in der Welt nicht aus einem Gefäße trinken, das ein Pomorianer an den Lippen gehabt hat. Auch das ehelich Verhältniß giebt Anlaß zum Hasse, da die Einen es als Sakrament für heilig trachten, die Anderen dagegen nicht. Gewisse Sekten haben sich als solche der Regierung angezeigt und sind dafür mit doppelten Abgaben belegt worden; doch gibt es mit deren Eintreibung, so wie auch mit der Rekrutenaushebung, sehr langsam, und zwar aus dem Grunde, weil gewöhnlich die Popen fehlen und deshalb auch die Gemeindevorsteher in gräulicher Unordnung sind. Strenge Maßregeln vermeidet man von oben her so viel als möglich, da sie nur die Zahl der Sekterer vermehren und sie noch widerspenstiger machen würden. Einen Beleg hierzu liefern die Philipponen; seit ihrer Verfolgung tragen sie im Stiefel stets ein Messer, um sich auf der Stelle das Leben zu nehmen, sobald es der Regierung einfallen sollte, sie zu etwas zu zwingen.

Aus dem bisher Gesagten, erhellt zur Genüge, wohin Fanatismus, gepaart mit Unwissenheit, zu führen vermag. Nicht geistige Abschweifungen haben je diesem grassirenden Sektenwirrwarr beigetragen, wohl aber der Trotz und die feste Anklammern an die altrythümlichen Sitten und Gebräuche. Nachdem die Häretiker Rußlands jede Neuerung von der Hand gewiesen hatten, sahen sie sich plötzlich ohne Zorm und Glauben und mußten, da die wohlthätigen Strahlen der Civilisation sie noch nicht durchdrungen hatten, in den Abgrund der Unthie und Civilstiftung stürzen. Hier wäre wohl reichlicher Stoff zum Nachdenken und zu den wichtigsten Forschungen in Betreff mancher Eigenthümlichkeiten der russischen Nation.

Absichtlich geschah bis jetzt der Duchoborzy nicht Erwähnung, weil sie sich nicht gut mit den übrigen Häretikern vergleichen lassen und ihren Glauben mit, wie die Rooskolniki, auf den Text der heiligen Schrift stützen. Man darf sie eigentlich nicht Christen nennen, da sie in ihren bilderlosen Kirchen einzig und allein den heiligen Geist verehren. Der Gedanke dieser Sekte kam aus Deutschland herüber und hat in Rußland, besonders im südlichen, unglaublich viel Anhänger gefunden.

Die Regierung that in Sachen des Glaubens, was sie kann, und wendet gegen die Häupter der Propaganda bald Strenge und bald Milde an, erstere jedoch vorzugsweise, und zwar gewöhnlich in letzter Instanz, vermittelst des Stocks oder der Knute. Bei den mehr rohen und wilden Sekten läßt man indessen gern Nachsicht walten und thut sehr weise daran. Unglücklicherweise sind die Rooskolniki so verwildert, daß sie das Geld mit rollen Händen ausstreuen können und dadurch die übrigen der Strenge des Gesetzes zu entziehen wissen. So viel bekannt, gehört von Abel Nomad und zu den Häretikern, und der Kaufmannsstand hält an der rechtgläubigen Kirche (?); bei allerem Heide das Sektenwesen in Rußland eine Wunde, die wahrscheinlich nie vernarben wird und die Regierung jeden Augenblick in die unangenehmsten Verlegenheiten stürzen kann. Die Macht der Propaganda ist eben so groß, wie die Unwissenheit und Indo-

lenz des Bauern, und nur die Kultur, das Licht des Wissens, ist hier im Stande, segensreiche Aenderungen herbeizuführen.

Der in gegenwärtiger Skizze behandelte Gegenstand ist unstreitig von großem Interesse und verdient die volle Berücksichtigung des Forschers. Rußland zählt wenigstens sechzig verschiedene Sekten, von denen mehrere selbst den Mitgliedern der heiligen Synode unbekannt sind. Es ist eine große Eigenthümlichkeit, daß die Sektirer, wenn ihnen auch manche Fehler und selbst Verbrechen anhaften, sich doch von den übrigen Russen dadurch unterscheiden, daß sie weder dem Trunke, noch der Faulheit ergeben, sondern im Gegentheil im Allgemeinen eben so vorsichtige und berechnende, als intelligente Leute sind. Das Sprüchwort: Wo ein Kupez (russischer Kaufmann) ist, kann kein Jude bestehen, läßt sich besonders hier recht treffend anwenden.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Fortsetzung.)

So mein hochgeschätzter, liebenswürdiger Gewährsmann, den ich Gelegenheit hatte bei einem glänzenden Feste kennen zu lernen, das uns die Direction der französischen Nordbahn in dem Feenpalast des Jardin d'hiver in den Elysäischen Feldern gab. Baron James v. Rothschild, der bei diesem Festmahle den Vorsitz führte, las uns an der Tafel einen Bewillkommnungs-Toast vor, wahrscheinlich um den eingeladenen, wiewohl nicht erschienenen Präsidenten der Republik, der sich seine Tischreden ebenfalls immer vorher aufschreiben läßt, nicht in den Schatten zu stellen. Herr Mevissen, Vicepräsident der Rheinischen Eisenbahngesellschaft, stattete unserem Dank mit einigen sehr verbindlichen französischen Worten ab, die das Verdienst hatten, eben so deutsch gemeint, als mit deutschem Accente vorgetragen zu seyn. Dagegen war das, was darauf der französische Handels-Minister, Herr Dumas, über das große Eisenband sagte, welches jetzt um Frankreich, Belgien und Deutschland geschlungen sey, eben so der Form, als dem Inhalte nach französisch, d. h. galant und zierlich zugleich. Sein College, der Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr Bineau, den wir in der Kammer in schwerem Kampfe mit den sogenannten „Montagnards" gesehen hatten, war ebenfalls zugegen, ruhte jedoch hier von seinen Strapazen aus, indem er nur der einen Thätigkeit seiner Mundwerkzeuge freien, aber einen um so fegeriechern Lauf ließ.

Durch die Vermittelung meines obengedachten französischen Gönners war mir auch der Zutritt zu der feierlichen Jahres-Sitzung verschafft worden, welche die Akademie von Frankreich am 7. August hielt. Hier, wo ich in dem leicht überschaulichen Rotunden-Saale des Instituts nicht blos die vierzig akademischen Celebritäten, sondern auch die Crème der gebildeten Pariser Herren- und Damen-Welt vor mir hatte, konnte ich noch besser, als in der Nationalversammlung, wahrnehmen, in welcher Richtung sich jetzt der französische Geist bewegte. Hier, wo die Elite desselben versammelt war, wo jede Aeußerung dieses Geistes mit gespanntester Erregtheit vernommen und mit enthusiastischem, lautem Beifall begrüßt wurde, ließ sich auch nicht die leiseste Spur von Republikanismus erkennen; vielmehr war das diesem Geiste „leider Zoll ein König." Herr v. Salvandy und Herr Villemain waren die Berichterstatter und die vorzüglichsten Redner des akademischen Festes, das hauptsächlich veranstaltet war, um auf Frau v. Staël eine Lobrede zu vernehmen, die im vorigen Jahre zum Gegenstand einer Preisaufgabe der Akademie gemacht worden war. Die Arbeit eines Herrn Henri Baudrillart hatte unter mancherlei Abhandlungen, die bei der Akademie eingegangen waren, den Sieg davongetragen. Es ist eine mit Geist und Kenntniß, ohne Uebertreibungen und ohne ungehörige Polemik, elegant und faßlich zusammengestellte Charakteristik der großen Frau und ihrer Zeit. Doch war mir, dem deutschen Zuhörer, völlig ungenügend, was der Verfasser über das für die französische Literatur so folgenreiche Buch „De l'Allemagne" gesagt, wie denn überhaupt das schweigerische und deutsche Element in dem Geiste der Frau v. Staël, das eben ihr zuerst unter allen ihren Landsleuten das Verständniß deutschen Geistes und deutscher Poesie eröffnete, den Franzosen selten erkannt und noch seltener gewürdigt wird.

Salvandy's Rede hörte sich in dieser feierlichen Versammlung wie eine Protestation gegen den außerhalb derselben, wenn auch nur noch begeisterden Geist der Revolution an. Er begann gleich damit, daß er die (im Jahre 1633 gegründete) Akademie, in deren Namen er sprach, als die einzige große Institution Frankreichs bezeichnete, welche sich rühmen könne, nicht der neuen Zeit ihr Dasein zu verdanken, sondern einem großen Jahrhundert angehörten. Unter den Trümmern der Gegenwart scheine sie allein von der Vorsehung erhalten, um ein Band zwischen den vielen zerstörten Größen vergangener Zeiten und der unbekannten Zukunft zu bilden, die Frankreich zu erwarten habe. Es war, als ob man den Prophezien Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem klagen hörte. Auf Frau v. Staël übergehend, gedachte er ihres Einflusses auf die gelänterte Idee über die constitutionelle Monarchie und die unter dieser Regierungsform in Europa am besten geschützte bürgerliche Freiheit. „Wir haben gesehen", fügte er hinzu, „wie die constitutionelle Monarchie entstand und sich befestigte durch jene Arbeit der geistigen Aristokratie eines großen Volkes. Die constitutionelle Monarchie! schöne und edle Regierungsform, welche uns das als das Ziel und die Krone der Civilisation erschien, welche der Stolz und die Liebe unserer Jugendjahre war, welche unserem Vaterlande alle ihre Zufagen an Freiheit, Reichthum und Größe treulich gehalten, welche wir an einem stürmischen Tage sollder zu machen gedachten, indem wir sie vollethümlicher gestalteten, indem wir ihre Grundlagen forträckten, um sie zu fügen auf die Prinzipien des Contrat social, auf die Zustimmung, nicht der Zeiten, sondern der Zeit, auf die Souverainetät, nicht der von den Jahrhunderten überlieferten Traditionen, sondern der Vernunft, der Volkskraft, der materiellen Kraft — ach! uns war die furchtbare Entlänzung vorbehalten, von Einer Welle nach an Einem Tage Alles verschlungen zu sehen!"

Und bei diesen Worten applaudirte das rings umher sitzende elegante Publikum, daß es bis oben an die Kuppel der Rotunde wiederhallte. In dieser Sitzung wurden zugleich von dem bekannten Secretair der Akademie, Herrn Villemain, die historischen und literarischen Chrenpreise der Akademie, und von Herrn v. Salvandy die sogenannten Tugendpreise des Herrn v. Montyon verkündet. Den großen historischen Preis von 3000 Frs. jährlich erhielt auch diesmal wieder der Verfasser der Considérations sur l'Histoire de France, Augustin Thierry, der, obwohl erblindet und fast am ganzen Körper gelähmt, an der Vollendung seiner Introduction aux monumens inédits de l'histoire du tiers-état en France, die bisher von der Zeit der Eroberung Galliens durch die Franken bis zu der Zeit Ludwig's XIV. im Druck erschienen, rüstig fortarbeitet. Der zweite historische Preis wurde ebenfalls von dem neuen Gelehrten Verfasser der „Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIII.", Herrn Bazin, zuerkannt, der jedoch vor wenigen Wochen in hohem Alter mit Tode abgegangen ist. Daß die Akademie das Recht hat, dergleichen Preise gewissermaßen als Pensionen für ausgezeichnete Geschichtschreiber zu betrachten, denen sie so lange belassen werden können, als die Akademie nicht anerkennt, daß ihre Werke von neueren Arbeiten übertroffen worden, ist gewiß eine verbesserliche Einrichtung.

Von den durch die Akademie heute mit Preisen von 3000 Frs. gekrönten philosophischen Schriften nenne ich Henri Martin's „spiritualistische Natur-Philosophie" (Philosophie spiritualiste de la nature), die, nach Villemain's Darstellung, vor keiner der neueren wissenschaftlichen Beobachtungen der Materie sich schrumpfe und mit der Leuchte der Vernunft in die tiefsten Geheimnisse der Natur eindringend, fingerzig zu dem ersten Gedanken der Schöpfung, zu dem über der Natur waltenden Geiste, zurückkehrt und zurückführt. Ferner Adolphe Garnier's „Soziale Sittenlehre, oder Pflichten des Staates und seiner Bürger hinsichtlich des Eigenthums, der Familie, des Unterrichts ꝛc.", von welchem Buche der beständige Secretair der Akademie sagte, daß es, obwohl darin der Charakter der bereits von Montesquieu so gefeierten englischen Verfassung nicht gewürdigt und das Wesen der constitutionellen Monarchie gänzlich verkannt werde, doch hinsichtlich der inneren Oekonomie der Staatsgesellschaft einen sicheren Leitfaden abgebe. Das Dasein und die Heiligkeit des Eigenthums und die Bedingungen eines segenverbreitenden Volksunterrichts sind darin auf wahrhaft erschöpfende Weise erläutert. Auch das, was bei dieser Gelegenheit in der Akademie vernommen wurde, trug den Charakter jenes wissenschaftlichen Constitutionalismus, den man durch die Bezeichnung doctrinair zu diskreditiren gesucht, der aber noch heute, wie vor fünfundzwanzig Jahren, als die Doktrin zuerst im damaligen Globe vertreten wurde, die edelste Frucht des französischen Geistes genannt werden kann. Victor Cousin, der sich ebenfalls unter den Anwesende befand, applaudirte jedesmal, so oft die akademischen Redner von den Triumphen sprachen, welche die constitutionelle Monarchie in Frankreich auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Religion, der Kunst wie der Industrie und des Handels herbeigeführt hatte.

Fünf Schriftstellerinnen wurden von der Akademie mit Ehrenmedaillen zu 2000 Frs. belohnt: Madame Desbordes-Valmore, wegen ihrer Erzählungen: „die Engel der Familie"; Madame de Bawr, wegen ihrer „Abendunterhaltungen junger Personen" (Soirées de jeunes personnes); Madame de Chalsié, geb. de Jussieu, wegen ihres „Versuches über die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, betrachtet vom christlichen, sozialen und persönlichen Standpunkte"; Madame Paye, geb. Carpentier, wegen ihres „Praktischen Unterrichts in Töchterschulen", und Madame Monmerqué, wegen ihrer unter dem Titel „Paul Morin" herausgegebenen Unterhaltungen eines Sittenlehrers. — Man sieht, daß in Frankreich auch die Akademie es nicht an besonderer Artigkeit gegen Damen fehlen läßt. Inzwischen glauben wir doch manchen unserer Lesertinnen einen Dienst zu erweisen, indem wir sie auf die vorstehenden Schriften zur Anschaffung für ihre französische Familien-Bibliothek aufmerksam machen.

Ein vor fünf Jahren ausgesetzter, außerordentlicher Preis von 10,000 Frs. für das beste dramatische Werk in fünf Akten und in Versen, das in Frankreich aufgeführt und gedruckt worden und neben seinem literarischen Werthe auch das Verdienst hat, den Sitten und der Fortschritten der Vernunft förderlich zu seyn, wurde nicht einer Preis Scribe oder Herrn Ponsard, sondern zweien fast gänzlich unbekannten Namen zuerkannt: dem Herrn Emile Augier, welcher 7000 Frs. wegen seines fünfaktigen Lustspiels „Gabrielle", und Herrn J. Autran, welcher 3000 Frs. wegen seiner fünfaktigen „antiken Szene": „die Tochter des Aeschylus" erhielt.

Die Tugendpreise des Herrn v. Montyon, dem die Akademie übrigens auch den größten Theil der Geldmittel zu den vorstehend gedachten Ehrenpreisen zu verdanken hat, wurden diesmal zum Betrage von 16,000 Fr. an fünfzehn Personen vertheilt, meistens arme Landleute aus entfernten Provinzen, da sich in der Hauptstadt kein Konkurrent für einen Artikel, wie die Tugend, findet. Ob der Zweck, welchen Herr v. Montyon bei seinem Legate vor Augen gehabt: die Tugend durch Belohnungen aufzumuntern, erreicht wird, wenn alljährlich unter sechshundertdreißig Millionen Franzosen etwa fünfzehn Individuen ausgewählt werden, von denen jedes durchschnittlich ungefähr 1000 Fr. erhält, möchten wir zwar bezweifeln. Jedenfalls ist es aber exkrutiv, die stille, bescheidene Tugend, die sich selbst das Nöthigste abdarbt, nun fremde Mäu-

Digitized by Google

sen zu erziehen, oder um alle erbindeie Landleute in der eigenen Hütte aufzunehmen, oder um hülflose Kranke aufzusuchen und zu pflegen — also gerade die Tugend, die so selten erkannt und belohnt wird, ja, die nicht einmal einen Lohn erstrebt, gleichwohl durch ein Geschenk, das sie gewiß zu weiterem Wohlthaten verwenden wird, überrascht zu sehen. Die Belohnten selbst wissen in der Regel nichts von ihrer Bewerbung um den Tugendpreis, die immer von den Ortsbehörden ausgehen muß. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Der große Salzsee.

Amerikanische Zeitungen veröffentlichen einen Bericht des Capitains Stansbury vom topographischen Ingenieurcorps, der mit einer Untersuchung des großen Salzsees und seiner Umgebungen beschäftigt ist. „Während unsere Bagage" — heißt es darin — nach der Ostküste des Sees dirigirt wurde, übernahm ich es mit einem anderen Theile der Expedition, die Westküste zu umgehen. Wir hatten, zum Schutz vor dem Regen, mehrere Zelte mitgenommen, konnten dieselben aber nur wenig benutzen, da kaum zweimal die nöthigen Holzstützen zu ihrer Aufrichtung vorhanden waren; so arm an Bäumen war die Gegend, durch die der Weg uns führte. Wir fanden die ganze Westküste bestehend aus ungeheuren Ebenen von weichem Moor, die auf mehrere englische Meilen vom Wasserrande für Pferde und Maulthiere unzugänglich sind. Sie werden an vielen Stellen von salz- und schwefelhaltigen Bächen durchschnitten, die, indem sie in den Boden einsickern, denselben sumpfig und unsicher machen. Die Ebenen sind nur wenig über dem gegenwärtigen Niveau des Sees erhaben und bilden wahrscheinlich vor nicht sehr langer Zeit einen Theil desselben, denn, wenn das Wasser nur um einige Zoll höher stiege, so würde es diese ausgedehnten Landstrecken größtentheils wieder überfluthen. Ich halte es nicht für gewagt, zu behaupten, daß eine Erhebung des Wassers um einen Fuß seinen gegenwärtigen Flächeninhalt verdoppeln würde. Die Vegetation auf den Ebenen ist fast null, und sie glitzern im Sonnenschein dermaßen und nehmen so vollkommen das Ansehen von Wasserflächen an, daß man unmittelbar am Rande des Sees stehen muß, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Es hat diese Erscheinung ihren Grund in den Millionen von Salzkrystallen, die den Boden bedecken, und seiner reichlichen Durchtränkung mit Wasser. Hieraus nun entsteht eine Luftspiegelung, die hier größer ist, als ich sie irgendwo anders weiß, und zu den gröbsten optischen Täuschungen Veranlassung giebt. Bei meinen Messungen z. B. fürchte ich außerordentlich durch sie getrirt zu werden. Auf einer Strecke von 150 engl. Meilen hatten wir etwa auf halbem Wege ein einziges Mal frisches Wasser und Gras angetroffen. Wir waren genöthigt, zur Erhaltung unserer Thiere davon mitzunehmen, und schenkten jedem derselben Abends und Morgens aus den großen Gummischläuchen, die sie auf ihrem Rücken trugen, einen Eimer voll ein. Die erste Abtheilung der Wüste erstreckte sich 75 Meilen weit und beschäftigte uns zwei und einen halben Tag. Wir marschirten dabei den ganzen Tag und den größeren Theil der Nacht und hatten oft mit den Maulesin unsere Noth, die bei ihren kärglichen Mahlzeiten überaus matt wurden. Der letzte Theil dieser ersten Wüste bestand auf einem Feld von festem Salz, das über dem Moorgrund eine dicke Kruste bildete. Die bepackten Thiere gingen so leicht darüber weg, als wäre es eine Eisfläche gewesen. Die schützen diese Ebene auf zehn Meilen Länge und sieben Meilen Breite; die Dicke der Salzdecke betrug einen halben bis dreiviertel Zoll. Nachdem wir aber drei Meilen weit gegangen waren, zeigte sich das Salz minder hart und dicht, und die Maulesel waren in Gefahr, einzusinken. Das Salz in der festeren Kruste war vollkommen krystallisirt und, wo es nicht mit dem Boden vermischt war, so weiß, als das feinste präparirte. Wir haben Stücke davon aufgehoben. Als wir jenseits waren, fließen wir auf einen klaren Bach, der reichlich mit Gras besäumt war. Er floß am Fuße einer Hügelkette, welche die westliche Begränzung des eigentlichen Seethales zu bilden schien. Hier mußten wir auf zwei Tage Halt machen, um unseren Thieren Zeit zur Erholung zu geben. Der letzte Theil der Wüste war etwa siebzig Meilen lang, die innerhalb zwei Tagen zurückgelegt wurden. Hätten wir nicht mitten in dieser Einöde Gras und Wasser gefunden, so würden wir allesammt, Menschen wie Vieh, umgekommen sein. Ich habe Grund, zu glauben, daß wir die erste Gesellschaft von Weißen sind, der es gelückt ist, den See zu Lande zu umgehen. Früher soll er einmal mit Käbnen von einigen Trappers umschifft worden sepn, die dort Biber suchten; aber ein Zugang zu Lande war bis heute noch nicht gelungen. Was ich von jener Expedition erfuhr, macht mich glauben, daß die Größe des Sees sehr übertrieben worden ist, während auch seine Tiefe, wenn ich den Mormonen nachreden soll, die mit einem kleinen Schiff ein- oder zweimal in ihn eingefahren sind, weniger bedeutend ist, als man allgemein annimmt. Daß der See keinen Ausgang hat, ist ohne Zweifel; für die Schifffahrt, scheint mir, ist er von gar keiner Bedeutung. Das Wasser, so weit ich es bis jetzt gepröft habe, ist auf Meilen von der Küste nur wenige Zoll tief; die wirklichen Tiefen, wenn welche da sind, müssen also mehr in der Mitte liegen. Der Utahfluß (oder der Jordan, wie ihn die Mormonen nennen) ist zu klein und zu gewunden, als daß er für den Handel einen Werth hätte. Die größte Tiefe, die wir im Utahsee gefunden haben, ist sechzehn Fuß. Der Fluß, der beide Seen (den Utah- und den Salzsee) verbindet, ist achtundvierzig Meilen lang. Für jetzt halte ich den Fluß und den See von keinem Nutzen für den Handelsverkehr jener Gegend; vielleicht daß eine weitere Untersuchung des Salzsees meine Meinung verändert."

Mannigfaltiges.

— Cooper als Bühnendichter. Nachdem der berühmte amerikanische Novellist nunmehr, wie es scheint, definitiv von der Romanfabrication Abschied genommen, hat sich sein Talent der Bühne zugewandt, die er im Jan d. J. mit einem Lustspiel beschenkte, das auch bereits in New-York zur Aufführung gekommen. Das Stück heißt: „Das Oberste zu unterst, oder die Philosophie im Weiberrock" (Upside down, or philosophy in petticoats), und ist gegen einige, auch bereits nach Amerika gedrungene Theorieen unserer Zeit, wie: Kommunismus, Emancipation der Frauen, Heiraten auf Kündigung u., gerichtet. Amerikanischen Blättern zufolge, ist das Lustspiel des Herrn Cooper zwar nicht ohne Geist, aber ohne alle dramatischen Effekte. Der Verfasser hat die kommunistischen Theorieen, welche den Nachstoff des Stückes liefern, einen schottischen Philosophen, Dr. Macsocial, und seiner Schwester, Miß Sophy Macsocial, in den Mund gelegt. Von größerer Wirkung wäre es wahrscheinlich gewesen, wenn er sich unter den sozialistischen Franzosen seinen Helden ausgesucht und etwa Herrn Cabet oder Herrn Proudhon auf die Bühne gebracht hätte.

— Schlangenbändiger. Bentley's Miscellany enthält in seiner neuesten Nummer einen Artikel von B. Cooper „über die Schlangen und Schlangenbändiger in den zoologischen Gärten", worin die streitige Frage, ob den Schlangen die Giftzähne von den sogenannten Schlangenbeschwörern ausgebrochen sind oder nicht, zur Entscheidung gebracht ist. Dr. John Davy, in seinem Werke über Ceylon, leugnet noch, daß bei dies der Fall sey, und behauptet, der einzige Zauber, dessen man sich bediene, sey der des Muthes und der Zuversicht. Wir entnehmen dem oben angeführten Artikel folgende interessante Stelle:

„Um hierüber ins Reine zu kommen, gingen wir auf die Urquelle zurück, und unsere Fragen wurden nun auch von Jabat-Abou-Paijah, während dieser den Dolmetscher machte, aufs freimüthigste beantwortet. „Wie werden sies Erste die Schlangen gefangen?" — „Ich nehme diese Krummstabe (wobei er eine Art Steinhammer, an einem langen Griffe befestigt, in die Höhe hielt) und sobald ich ein Loch mit einer Cobra gefunden habe, schaffe ich die Erste fort, bis sie hervorkommt oder herausgeholt werden kann; dann stehe ich einen Stock in meine rechte Hand und fasse die Schlange am Schwanze mit meiner Linken, indem ich sie in Armeslänge entfernt halte. Sie versucht beständig, zu beißen, ich stoße aber ihren Kopf mit dem Stocke fort. Nach einiger Zeit werfe ich sie gerade auf die Erde, indem ich den Schwanz halte; dabei lasse ich sie den Kopf emporheben, damit sie einen Angriff machen kann, während ich sie noch immer mit dem Stocke abhalte. Ist dies lange genug geschehen, so lasse ich den Stock allmälig bis zu ihrem Kopfe gleiten und beschäftige ihn auf der Erde, nehme dann die Hand, öffne ihr mit Gewalt den Mund und drehe ihr die Giftzähne aus, indem ich sorgfältig jeden Theil davon wegschaffe, und besonders alles Gift und Blut ausquetsche und, so lange es fließt, wegwische. Alsdann ist die Schlange unschädlich und zum Gebrauche tauglich." — „Werden die Schlangen von den gewöhnlichen Jongleurs oder nur von den erblichen Schlangenbeschwörern gefangen?" — „Wir sind die einzigen Personen, welche sie zu fangen wagen, und wenn die Jongleurs Schlangen fangen, so kommen sie danach zu uns; mit dieser Pane (auf den Hammer zeigend) habe ich viele Tausende gefangen und ihnen die Giftzähne ausgebrochen." — „Braucht Ihr andere Schlangen, als die Cobras, zu Euren Darstellungen?" — „Nein, weil die Cobra die einzige ist, welche gut fechten will. Die Cobra ist immer zum Kampfe bereit, aber die anderen Schlangen sind träge, beißen nur und können zu unseren Darstellungen nicht abgerichtet werden." — „Bist ihnen die Ader, wenn sie zufällig von einer giftigen Schlange gebissen werden?" — „Sie binden sogleich einen Strick ganz straff um den Arm über der Wunde und schneiden den gebissenen Theil sobald als möglich heraus — einige brennen ihn; dann drücken sie den Arm nach unten zu, um so das Gift auszupressen, aber sie sangen es nicht aus, weil es dem Munde nicht gut bekömmt; doch, trop alledem, sterben sie bisweilen." — „Haltet Ihr es für möglich, daß Cobras gezeigt werden könnten, ohne daß man die Giftzähne ausgeschaft hat?" — „Gewiß nicht, denn das geringste Kratzen ihres scharfen Zahnes würde den Tod herbeiführen, und es vergeht kein Tag, an dem wir sie zeigen, wo wir nicht gebissen werden, und keine Geschicklichkeit in der Welt könnte es hindern."

— Noch einmal Safed. Die neuere Presse in Safed hat bei Michael außer den zwei von mir in Nr. 97 des Mag. genannten Büchern noch ein drittes, und zwar älteres. Ich habe im Katalog Nr. 4475 übersehen, wo folgendes Werk verzeichnet ist: „Schulchan Ha-Tahor Rabbi Nissim Azulai. . . . . Zolz. 390 (1630). 8." Das Büchlein enthält das Verzeichniß der 613 Gebote und Verbote (Theriag, in der Zusammensetzung der Zahlbuchstaben) mit Anmerkungen. Aus der Jahrszahl dieses Werkes ergiebt sich auch die Berichtigung, daß die neuere Druckerei nicht fünf, sondern wenigstens sieben Jahre in Safed bestanden. Nach Monro's „A Summer Ramble in Syria." II, 13 wurden 1833 drei Bücher für die englische Mission gedruckt, wovon aber das Jewish Intelligencer, das erbeliege Organ jener Bekehrungsgesellschaft, nichts erzählt. H. L.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Ernst. Lassar, Briefstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Donnerstag den 10. Oktober 1850.

Frankreich.

Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution.

III.

Gazette de France. — Opinion publique. — L'Union. — Paya. — Univers catholique. — Crédit. — Siècle. — National. — Révolution démocratique et sociale. — La Tribune des peuples. — Le Temps. — La Réforme. — Démocratie pacifique. — Phalanstère. — République. — Voix du peuple. — Peuple. — Liberté. — Gazette des tribunaux. — Le Droit. — Corsaire. — Charivari.

Eine ganz andere Stellung in der Presse nimmt dagegen die Gazette de France ein, die Anführerin der legitimistischen Armee. Da finden wir allerdings auch Feinwheiligkeit gegen das Bestehende, Angriffe gegen die Liberalen von 1830, gegen die Revolutionaire von 1789. Aber ihre Polemik, selbst in ihren höchsten Leidenschaft, bleibt stets in den Gränzen des Edlen, der Vaterlandsliebe, der Moral. Da finden wir nichts von jener ungeschliffenen Brutalität der Assemblée nationale. Die Gazette de France zieht einem weltmännischen Abbé mit Manschetten und Glacéhandschuhen, der seine Gegner mit den Pfeilen der Satire tödtet, und der sich durch nichts dazu hinreißen läßt, seine gewählte Sprache, die ihm zur zweiten Natur geworden, gegen die der Schenke zu vertauschen. Den politischen Parteien ist eine überströmende Ehrlichkeit der Taktik nicht nachzurühmen, und die Gazette de France macht hiervon keine Ausnahme. Sie adoptirt nämlich die Panacee der radikalen Partei, das allgemeine Stimmrecht, weil sie mit Hülfe desselben Heinrich V. auf den Thron zu bringen hofft. Nicht das „göttliche Recht" ruft sie an, um das Recht der Bourbonen zu vertheidigen, sondern das „nationale Recht". Ihr zufolge war es mit dem „nationalen Recht" ganz übereinstimmend, daß im Mai 1849 eine Constituante auf Grund des allgemeinen Stimmrechts zusammentrat. Eine Coterie hatte 1830 das Recht der Nation usurpirt, 1848 trat die Nation in ihre ursprünglichen Rechte wieder ein. Nun aber detretirte die Constituante von 1848 die Republik, und das ist natürlich der Gazette de France unbequem. Sie schreit über Verletzung des „nationalen Rechts", weil das Volk nicht vorher befragt worden sey, ob es Republik oder Monarchie wolle. Die Verfassung wird endlich detestirt: kaffelte Klagelieb der Gazette, sie verlangt, daß die Urwähler berufen würden, über die Verfassung abzustimmen. Die französischen Demokraten konnten sich aber zu diesem Grade des schweiger Radikalismus nicht emporschwingen, und so seufzt denn bis auf diesen Augenblick noch die Gazette de France über das verletzte „nationale Recht".

Ein zweiter Kampf der legitimistischen Sache ist die Opinion publique. Die Opinion publique ist indessen weniger demokratisch, als die Gazette de France. Vielleicht ist sie minder zuverschtsvoll in Betreff der Popularität der Bourbons, genug, sie stellt ihre Sache nicht auf die Spitze des allgemeinen Stimmrechts. Sie steht daher auch dem übrigen Theile der konservativen Partei näher, welcher verlangt, daß man vor allen Dingen den Radikalismus bezwinge, ehe man die dynastischen Fragen entscheide. Der Haß gegen den Sozialismus ist aber auch der einzige Berührungspunkt zwischen der Opinion publique und der übrigen konservativen Presse; in allen übrigen Punkten gehen sie so weit aus einander, als Herr Berryer und Herr Odilon Barrot, oder als Herr de Larochs-Jacquelin und Herr Léon Faucher aus einander gehen.

Auch l'Union vertheidigt die legitimistische Sache, doch strebt sie danach, eine Verschmelzung der beiden dynastischen Parteien herbeizuführen. Begreiflicherweise überschreitet die Lösung dieser Aufgabe die Kräfte eines Journals und selbst der Parteimänner. Nur wenn die beiden Königsfamilien unter sich den Frieden schließen, dann könnte auch eine Versöhnung zwischen ihren beiderseitigen Anhängern erzielt werden. Bis dahin wird die Union wohl tauben Ohren predigen.

Das Paya, ebenfalls legitimistisch, vegetirt ziemlich kümmerlich neben den beiden letztgenannten Organen derselben Partei. Es macht sich zur besonderen Aufgabe, die Dezentralisation Frankreichs zu vertheidigen: vergebliche Mühe, mindestens bei der gegenwärtigen und vielleicht auch noch bei der folgenden Generation. Die Franzosen erinnern sich noch zu gut des Preßes, mit dem sie ihre Centralisation erkauft haben, um sie von heute auf morgen, trotz anerkannter Mängel, über den Haufen zu werfen.

Ehe wir die Reihen der konservativen Presse verlassen, müssen wir noch eines Organs Erwähnung thun, welches allen politischen Parteien gleich gleich feindlich gesinnt ist, nämlich das Univers catholique. Das Univers ist das Organ des katholischen Klerus; dieser Umstand, mit seinem Titel in Verbindung gebracht, deutet genugsam an, welcher Partei in der römischen Kirche das Blatt dient. Gleich seinen Patronen, geht das Univers von der Ansicht aus, daß der Staat lediglich der Kirche wegen da ist; alle Tagesfragen werden daher nur von dem Standpunkte des kirchlichen Interesses aus beleuchtet. Die konservative Partei wird von dem Univers unterstützt, eben weil sie der kirchlichen Herrschaft die meisten Zugeständnisse macht. Diese Unterstützung ist natürlich, aber nichts weniger als loyal oder unbedingt, denn jedesmal, wo die Konservativen sich geneigt zeigen, die Regierung zu stürzen, während der klerikale Einfluß dabei kerr ausgeht oder gar ein wenig beeinträchtigt wird, da ist ihnen der Bannstrahl des Univers sicher. Unter dem Volke hat das Blatt schon seiner gelehrten Schreibweise wegen wenig Verbreitung, Einfluß auf die öffentliche Meinung folglich gar nicht. Es ist auch von seinen Leitern lediglich dazu bestimmt, die niedere Geistlichkeit mit der Anschauungsweise der Kirchenobren über die verschiedenen Tagesfragen zu courant zu halten. Das Univers giebt dem Dorfpfarrer die Losung, in welchem Sinne er seine Beichtkinder über die weltlichen Dinge zu belehren hat.

Wir kommen nun endlich zu den Organen der Demokratie. Vor sechs Monaten noch wäre es unumgänglich gewesen, behufs einer Revue der demokratischen Presse, dieselbe sorgfältig zu klassifiziren, man hätte dann von „Blauen", von „violetten" und von „scharlachrothen", oder, mit anderen Worten, von gemäßigt-republikanischen, von radikalen und von sozialistischen Journalen sprechen müssen. Wenn von diesen äußerlichen Unterscheiden heute kaum noch die Rede seyn kann, so liegt die Schuld zum Theil an der konservativen Partei. Statt die dynastischen Sympathieen vor dem allgemeinen Interesse des Landes einstweilen schweigen zu lassen, hat ein Theil der Konservativen erfreie vielmehr in den Vordergrund gestellt. Die radikale Partei hat diesen Fehler zu ihren Gunsten ausgebeutet und den Konservativen schlauerweise die Frage gestellt: „ob Monarchie, ob Republik". Die Konservativen, vom Eifer blind gemacht, haben die Frage in dieser Form angenommen und damit die zersplitterten Fractionen des Gegners zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet. Die gemäßigten Organe der Demokratie, welche bis dahin zwischen Konservativen und Sozialisten die Wagschaale hielten, gingen aus Furcht, die Republik in Frage gestellt zu sehen, zwar nicht zu den Sozialisten unbedingt über, vereinigten sich aber doch mit ihnen gegen die konservative Partei.

Wir haben der Presse und des Ereignisses bereits Erwähnung gethan, wodurch sie mehr zur gemäßigten Partei gezwungen, sind sie jetzt entschieden sozialistisch. In ähnlichem Falle befand sich der so eben eingegangene Crédit. Dieses Organ ist ursprünglich von Cavaignac und Dufaure begründet, seine Tendenz war in politischer Beziehung die der Amis de la Constitution; hinsichtlich der sozialen Fragen lief er den sogenannten „guten Sozialismus" zu. Als seine Patrone das Ministerium verließen und die ausbleibenden Subventionen den Kredit des Crédit etwas schwächten, wendete das Journal sich dem Elysée zu. Auch hier blühten ihm keine Rosen, Constitutionnel, Dix décembre, zuletzt Napoleon, machten weitere subventionirte Organe überflüssig. Der Crédit hatte sich neuerdings enger an die sozialistische Partei angeschlossen, und wenn er ihr nicht seine unbedingte Unterstützung angedeihen ließ, so geschah es wohl hauptsächlich in der Hoffnung, bald einmal wieder Organ irgend einer der gemäßigtrepublikanischen Parteien werden zu können. Als nun eines Tages verlautete, Armand Marraß, der ehemalige Redacteur des National, wolle ein neues Journal begründen, verständigten sich die Eigenthümer des Crédit mit dem berühmten Publizisten, dessen Journal ihnen eine gefährliche Konkurrenz zu werden drohte, dahin, daß derselbe seinen Plan aufgab und seine Feder ihrem Blatte zuwandte. Allein Herr Marraß konnte sich nicht entschließen, Mitredakteur an einem Journale zu seyn, nachdem er selbst mit Ruhm und Ehren einem solchen vorgestanden. So entstanden denn innere Zwistigkeiten, welche das Blatt seiner Auflösung entgegenführten. Seit wenigen Wochen hat es aufgehört zu erscheinen.

Auch das Siècle gehört in die Kategorie der „blauen" Journale, welche die Anhänglichkeit an die Republik in die Arme des Sozialismus geworfen hat. Unter der Juli-Monarchie war das Siècle Organ des Herrn Odilon Barrot und der dynastischen Linken. Gleich seinen Beschützern, hatte es mit dazu beigetragen, den 24. Februar heraufzubeschwören; gleich ihnen, schreckte auch es vor den Konsequenzen der Bankett-Agitation zurück. Dies war aber nicht nach dem Geschmack der Eigenthümer des Journals; die konservative Haltung desselben nach der Revolution verminderte täglich den Kreis seiner Leser, welche hauptsächlich dem kleinen Bürgerstande, jener vorzugsweise freiheitlichen Klasse, angehören. Dazu kam die Intimität des Redacteurs, Herrn Chambolle, mit Herrn Odilon Barrot, der bereits mit der Zeit überging, ein neues Organ ohne oppositionelle Antecedentien zu begründen. Die bereits weiter oben erwähnt worden, ward Herr Chambolle an die Spitze des neuen Journal l'Ordre berufen, und das Siècle schloß unter der neuen Redaction sich an

Digitized by Google

Partei Dufaure an. Die isolirte Stellung jener Mittelpartei indeß, der es nicht gelingen wollte, sich einen dauernden Einfluß zu erwerben, veranlaßte das Siècle, gleich mehreren seiner Kollegen, mit den Sozialisten einen Pakt zu schließen. Obgleich ein Akt innerer Nothwendigkeit, konnte dies dennoch ohne den Schein äußeren Zwanges und mit einem gewissen Anstande geschehen, was man z. B. von einem andern Journal, dem National, nicht sagen kann.

Der National, in der allerersten Zeit seines Entstehens Tummelplatz des damals emporstrebenden Talentes des Herrn Thiers, kurze Zeit nach der Juli-Revolution unter der Leitung des republikanisch-gläubigen Armand Carrel, ging danach in die Hände eines seiner Mitarbeiter, Armand Marrast, über. Der National wurde seitdem die eigentliche Pflanzschule der Republik, in seinen Spalten übten sich die Federn, welche vierzehn Jahre später auf dem Stadthause von Paris die Manifeste der französischen Republik redigirten. Es waren die gouvernementalen Geister des Republikanismus, welche sich um das Banner des National schaarten. Wir nennen nur die Namen Marrast, Garnier-Pagès, Goudchaux, Duclerc, Emile Thomas, die Brüder Cavaignac, und der Leser findet sogleich die Februar-Regierung von 1848 wieder. In der That lieferte der National fast ausschließlich das Kontingent zu dem Personale der Regierung von 1848, und seine Widersacher konnten wohl mit Recht sagen, daß die Dynastie „Marrast" den Platz der Dynastie Orleans eingenommen habe. Natürlich war jene Zeit die Blütheperiode des National, aber sehr bald auch der Wendepunkt seiner Macht. Dem regierungsfeindlichen Blatte wollte schon von Hause aus das ministerielle Kleid nicht passen. Die echten Republikaner blickten schon mit Spott auf ihren Hutbruder in Glacehandschuhen, und sein demokratischer Ruf ging vollends verloren, als er in den Junitagen das System des Belagerungszustandes in Schutz nahm. Mit dem 10. Mai 1849, als Herr Marrast den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung verließ, hörte das Reich des National auf, und er sah sich jetzt zu der Rolle einer systematischen Opposition verurtheilt, die um so undankbarer war, je mehr sie dem Gefühl gebürtigen Ehrgeizes entsprang. Nun beginnt die Zeit der Misère für den National. Die Konservativen höhnten den gedemüthigten Parvenu, die Radikalen wehrten sich an der Verlegenheit des bestraften Verräthers. Der National suchte sich nun wieder den verlassenen Brüdern zu nähern. Dazu durfte es einer Reihe von Apostasieen und Widerrufen, vieler Hartherzigkeit, nicht zu vergessen der Selbstverleugnung, gegenüber einer Fluth von Demüthigungen aller Art. Und alles dieses konnte ihm bei den Radikalen Verzeihung nicht erwirken, er mußte den Schleichungsberber bis zur Hefe austrinken und offen zur Fahne des Sozialismus schwören, ehe es ihm gelang, in die demokratische Brüderschaft wieder aufgenommen zu werden. Die Stellung der alten Besitzer des National ist dabei etwas dunkel.

Es ist schwer zu glauben, daß Herr Cavaignac geneigt sey, Kriegsminister, oder daß Herr Goudchaux danach strebe, Finanzminister der sozialistischen Republik zu werden. Um so gerechtfertigter scheint daher die Meinung, daß der National einstweilen Sammelpfeifchen den Sozialisten gebe, um auf ihren Schultern wieder zu Macht und Ansehen emporzusteigen. Die Zeit wird lehren, wer von Beiden dupe seyn wird.

Die Mai- und Junitage 1848, der 13. Juni 1849 und die nach und nach gefeierte Strenge der Preßgesetze haben die Reihen der sogenannten „rothen" oder, mit anderen Worten, der demokratisch-sozialistischen Presse bedeutend gelichtet. So sind die Révolution démocratique et sociale, la Tribune des peuples, le Temps und zuletzt la Réforme den Streichen des Säbelregiments oder des Cautionnements erlegen. Wie erwähnen hier gar nicht eines Dutzends von Journalen, deren Daseyn überhaupt nur von sehr kurzer Dauer gewesen ist. Nur drei Journale sind auf der Bresche der sozialen Republik zurückgeblieben.

Zunächst die Démocratie pacifique, das Organ des Phalansteriens Viktor Considerant. Die demokratische pacifique erschien bereits unter der Juli-Monarchie und verbandte es ihrem friedlich sozialistischen Redacteur Considerant, daß die monarchische Regierung ihr keine Hindernisse in den Weg legte. Nach der Februar-Revolution aber und besonders seit den Junitagen 1848 ist ihr Titel eine Unwahrheit geworden; sie ist eben so wenig „pacifique", wie ihre anderen Kollegininnen von gleicher Farbe. Doch steht sie bei der Partei in nicht sehr hohem Ansehen, das Phalanstère mit seiner „queue" ist nicht das Idol der Sozialisten von Belleville. Wenigstens spricht die République mit mitleidiger Verachtung davon.

Die République gilt das Organ des Herrn Pierre Leroux, der beinahe täglich seine Stimme darin vernehmen läßt, um vor dem falschen Propheten Proudhon, dem Orakel der Voix du peuple, zu warnen. Wir müssen beide Journale zusammen besprechen, eben weil sie sich gegenseitig Relief verleihen. Die Voix du peuple erblickte das Licht der Welt unter dem Namen La Représentant du peuple; nach dem ersten Verbannungsurtheil verschwand der Représentant, um als Peuple wieder aufzustehen, und seit diese Metamorphose Herrn Proudhon ins Gefängniß gebracht hat, vernimmt man nur noch die Voix du peuple. Herr Proudhon versteht es aber, diese Stimme vernehmen zu lassen. Aus seinem Kerker heraus dringt sie täglich in 60,000 fachem Echo in die Ohren der Menge ein. Proudhon ist der einzige unter den sozialistischen Führern, der seine Theorieen der Masse mundgerecht zu machen versteht, keiner ist daher auch so populär, wie er. Ihm allein verdankt die Voix du peuple ihre immense Verbreitung, während es der République nicht gelingen will, Herrn Pierre Leroux's Triade dem gemeinen Manne begreiflich zu machen. Der Zedertrieg zwischen beiden Journalen oder, was dasselbe sagen will, beiden Parteiführern ist den Anti-Sozialisten ein ergötzliches Schauspiel. Herr Proudhon titulirt seinen Kollegen Considerant als einen „marchand de rogatons", dessen System eine „spéculation d'intrigants". Herr Pierre Leroux ist ein „maraussin" und ein „embrouilleur". Dafür wird Herr Proudhon von Herrn Pierre Leroux mit den Ehrentiteln „laquai de chambre", „méchant comédien", „charlatan" bedacht. Man sieht, daß die sozialistischen Führer noch nicht einig unter sich geworden sind, auf welche Weise die allgemeine Glückseligkeit am schnellsten herbeigeführt werden kann.

Indem wir dies schreiben, hat der tödliche Streich auch die Voix du peuple getroffen. Neun Preßprozesse, mit den obligaten Geld- und Gefängnißstrafen, vernichteten das unermüdliche Blatt.

Die Voix du peuple ging einer neuen Umgestaltung entgegen. Die sozialistische Partei beabsichtigte nämlich eine neue Actien-Subscription aufzuschreiben. Es sollten 100,000 Actien jede zu 1 Fr. ausgegeben werden, Niemand erhielt mehr als eine Actie, 100,000 Actionaire hatten alsdann im Falle der Verurtheilung die Strafgelder aufzubringen. Der Plan war gut, aber die 100,000 Actionaire blieben aus, und so mußte das Journal endlich vom Schauplatze abtreten.

Bis vor kurzem zählte die demokratische Partei noch ein anderes Organ in der Liberté. Die Liberté unter der Leitung des Herrn Barillon, eines entfernten Verwandten des Präsidenten der Republik, verdrängte die Sucht des Letzteren mit Wärme und Hingebung. Als aber der Bruch zwischen Louis Bonaparte und seinem Vetter Napoleon Bonaparte, dem Sohne Jerome's, stattfand, wußte Letzterer Herrn Barillon in seine junge Napoleonische Partei hineinzuziehen, so daß die Liberté zwar die Bonapartistische Sache vertrat, jedoch dem Elysée gegenüber scharfe Opposition machte. Vermuthlich überzeugte sich Herr Barillon bald, daß, wenn der Präsident der Republik nicht der Mann sey, die Politik seines großen Onkels fortzusetzen, sein Vetter Napoleon Bonaparte noch viel weniger Fähigkeiten dazu besitze. Die Liberté gab alsbald ihre ephemere Tendenz auf und ging zu den Sozialisten über. Vermuthlich aber steht dem Journal noch imperialistisches Geld, denn bei einigen Fragen hat Herr Barillon die Réaction verlassen, wie er erklärt, und er gewissen Anforderungen nicht entsprechen wollte. Obwohl seitdem die Liberté sich noch nicht bestimmt ausgesprochen hat, so kann man doch schon an gewissen Anekdoten und Entrefilets ersehen, daß sie auf dem Elysée-National inspirirt wird.

Um ein vollständiges Bild der Pariser Tagespresse zu geben, erwähnen wir noch zweier Journale, welche nicht eigentlich politische sind, jedoch Interesse genug darbieten, weil sie einen trefflichen Spiegel des Pariser Stimmlebens bilden, nämlich Gazette des tribunaux und le Droit, beides Gerichtszeitungen. Für den Fremden ist es nicht wenig interessant, zu sehen, wie der Franzose auch selbst dem Verbrechen noch ein Stückchen Heiterkeit abzugewinnen weiß. Man kann sich nichts Pikanteres denken, als diese kleinen Scenen der dem Tribunal correctionel, von den Redacteuren der Gazette des tribunaux und des Droit aufgezeichnet; Gavarni's Pinsel wird dabei überflüssig, so fernig und dramatisch sind die Verhandlungen wiedergegeben. Oft freilich macht es einen widerlichen Eindruck, Mörder und Räuber zu Löwen des Tages machen zu sehen.

Der Schalk, welcher in Frankreich eine so bedeutende Rolle spielt, fehlt auch der Pariser Presse nicht. Zwei Blätter, Corsaire und Charivari, sind täglich bemüht, die Lachmuskeln der Pariser in Bewegung zu setzen. Der Corsaire ist ein legitimistisches Blatt, er ergießt seine Lauge über Alles, was nur mit der Demokratie im mindesten in Berührung steht; zur Demokratie gehört ihm aber Alles, was nicht weiße Lilien im Knopfloche trägt, also Orleanisten und Bonapartisten werden eben so wenig vom Corsaire geschont, wie die Démoc-Socs. Im Ganzen ist der Witz des Corsaire ein kranker und erkünstelter, „il sait de l'esprit", wie der Franzose es treffend ausdrückt; nur die überreizten Nerven im Faubourg St. Germain und St. Honoré mögen sich noch daran ergötzen, in das größere Publikum dringt der Corsaire nicht ein.

Der Charivari hingegen ist das populäre Witzblatt von Paris. Obwohl demokratischer Tendenz, geißelt der Charivari doch eben so die Thorheiten der Demokratie, wie die der entgegengesetzten Parteien. Federe und Pinsel des Charivari ziehen Alles in ihren Bereich, die Hande der Gelichter, wie die Schuh des Herrn Dupin, Herrn Thiers' Brille und Herrn Pierre Leroux's Haar. Seine Pfeile sind scharf, aber nicht giftig, die Getroffenen sind ihm daher leicht gram, sie wissen, daß morgen die Reihe an ihre Gegner kömmt, um sich sich mit dem Gefühle der Gleichheit vor dem Charivari. Der Hauptanziehungspunkt des Charivari ist Cham, der pseudonyme Name des Herrn v. Noë, Sohn des früheren Pairs von Frankreich; Cham ist unerschöpflich in seinen Erfindungen; seit Jahr und Tag prophezeit man das Ende seines Witzes, er hat sich alle diese Prophezeiungen täglich Lügen, und um glühende Kohlen auf das Haupteren seiner Gegner zu sammeln, hat er ihnen jetzt gar einen Band in Paris vorgeführt, von dem wir vielleicht ein andermal den freundlichen Leser unterhalten werden.

S . . . .

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Fortsetzung.)

Einen grellen Kontrast zu diesen Tagesabdeuerbungen der armen französischen Landleute bildeten für mich, als ich aus dem ehemaligen Palast des Kardinals Mazarin, in welchem die Räume der Akademie sind, wieder auf die Quais und die Straßen von Paris hinaustrat, die zahlreichen Verkäufer nach dem Golde von Kalifornien, die jetzt auf unzähligen großen Anschlagzetteln an den Kamburaux's *) und auf einer Menge großer Ausstellungsschilder

*) So nennt man die von den Pariser Bäckern dieses Namens auf den Boulevards und

Digitized by Google

prächtigen Häusern den Leichtgläubigen und Gefolgreichen dargeboten werden. Wie groß muß doch die Anzahl der Letzteren hier seyn, da ich nicht weniger als zehn verschiedene sogenannte Actiengesellschaften gezählt, die sich seit kurzem in Paris gebildet haben, nun gegen Ankündigung von 300—1000 Proz. Gewinn Einzahlungen in großen und kleinen Summen bis zu fünf Fr. herab oder auch Waaren in natura annehmen, womit sie Geschäfte nach und in Kalifornien treiben und dalowmöglich goldbeladen zurückkehren wollen. Es ist unbegreiflich, daß in Frankreich, wo sich die Polizei in tausend Dinge mischt, die in England sich selbst überlassen bleiben, gerade dergleichen Actiengesellschaften, die in England einer Parlamentsbill zur Konstituirung derer einzelnen bedürfen, ohne irgend eine Staatskontrole ihr Unwesen treiben dürfen. Bereits wissen wir von einigen solcher französischen Gesellschaften, daß sie in San Francisco, um nur Geld zur Erhaltung ihrer Leute zu erlangen, ihre Waaren und selbst ihre Schiffe zu den niedrigsten Preisen haben verschleudern müssen und daß sie nur deshalb ihren Bankerott noch nicht angekündigt, weil sie noch recht viele leichtgläubige Franzosen zu finden hoffen, die ihnen ihren Sparpfennig einzahlen, um dadurch eine Actie auf die Goldminen in Kalifornien zu erlangen. Ich nenne hier einige anlockende Firmen dieser Gesellschaften: 1) La Ruche d'or (der goldene Bienenkorb), an deren Spitze ein Graf v. Pont, der bereits zweimal die Reise um die Welt gemacht haben will, und der Expeditair Arnail, „metallurgiste distingué", stehen; 2) L'Eldorado, pour l'exploitation des mines d'or, sables et terrains de Californie; 3) Compagnie transatlantique; comptoir des deux mondes; 4) Compagnie française et américaine de San-Francisco, die im Monat August von ihren 240,000 Actien à fünf Fr., nach ihrer Bekanntmachung, bereits 105,000 ausgegeben hatte, 60,000 gegen Waaren an Zahlung giebt und daher nur noch 75,000 den Speculationslustigen anbietern konnte. In dem Programme dieser Gesellschaft heißt es: „D'après les calculs les moins exagérés, une action de 100 frcs. (réunissant vingt actions de 5 francs) devra rapporter environ 3000 frcs."; 5) Le Globe, comptoir des mines d'or, avec un capital social de six millions frcs.; 6) Société de Commerce de San-Francisco, compagnie française, belge et allemande, an deren Spitze angeblich ein Admiral und ein General stehen; 7) L'Office central pour la Californie, das ein besonderes Journal über die Goldminen herausgiebt; 8) La Californienne, die „älteste Gesellschaft", wie sie sich nennt, an deren Spitze ein Herr Hoggesandt steht und die im Goldlande 307 travailleurs-associés beschäftigt; 9) Banque française de Californie; 10) La Brésienne etc. etc. Augenscheinlich ist die feile Journalistik selbst für diese Unternehmungen, wie dies in Frankreich zu geschehen pflegt, durch Ueberweisung von Gratis-Actien gewonnen, denn statt dagegen zu warnen, sticht sie ihren Lesern täglich neue Lockvorstellungen von den Goldreichthümern Kaliforniens auf und wundert dadurch indirekt nur die Leichtgläubigen, daß wenn die Sache nicht mehr einträglich seyn, wenn die Zeit der Offenbarwerdung des Schwindels herangekommen seyn wird, wird auch die Tagespresse ihren sogenannten Zorn über alle diese Täuschungen anschlichten. *)

Eine Täuschung anderer Art wird in Paris bekanntlich durch Magnetiseurs mit sogenannten Sommambulen getrieben, die den Leuten die Zukunft, die Geheimnisse des oder der Geliebten und die Zustände des Jenseits offenbaren. Hiergegen sind zwar bereits Gerichte und Polizei eingeschritten, und auf dem Theater des Ambigu Comique habe ich sogar ein kleines Stück gesehen, durch welches das Unwesen der Sommambulen sehr witzig persiflirt wird; gleichwohl sind an den Boulevards, nicht weit von diesem Theater, nach wie vor, die eben so mysteriös gelegenen als ausstaffirten Kabinette eröffnet, in welchen man gegen ein Eintrittsgeld von 5 Fr. die magnetisirte Dame ihre gewöhnlichen Kunststücke kann machen sehen, gegen ein verhältnißmäßig höheres Honorar jedoch auch zu einer „außerordentlichen Consultation" zugelassen wird. — Man sieht, daß die Stadt Paris noch immer so gewinnsüchtig, wie zur Zeit Law's, und so leichtgläubig, wie zur Zeit Cagliostro's und des Grafen v. St. Germain ist.

Ueberhaupt hat sich das frivole, das prachtliebende, das leidenschaftliche, das blutdürstige und das eben so leicht wieder zur Frivolität zurückkehrende Paris auf der Zeit der Armagnac's, Franz' I., der Bartholomäusnacht, der Fronde und des Konvents fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag, wenn auch die Plätze und Straßen, die Quais und die öffentlichen Gebäude, die für das kundige Auge überall Glutspuren tragen, ihre Namen zum größten Theil und zwar mehr als Einmal verändert haben. Auch mit den ehernen Denkmälern der Nation hat Paris von Zeit zu Zeit dergleichen Veränderungen vorgenommen, aber in der Erinnerung des Volkes an seine wahrhaft großen Männer und Zeiten ist das Denkmal errichtet, das dauernder, als Erz ist (monumentum aere perennius). Was haben nicht selbst die wenigen ehernen Statuen, die Paris in seinen Ringmauern noch aufzuweisen hat, für Veränderungen erfahren! Da auf dem Pont neuf der alte Henri IV. (von dem ein mit mir zum ersternmale vorübergehender Berliner Landsmann sagte: „Na, ich sehe doch keinen Henri Quatre!" womit er das an der Unterlippe fehlende Haar meinte), er ist zwar von der Juli- und der Februar-Revolution geschont *) worden, aber man glaube ja nicht, daß diese Reiterstatue dieselbe ist, die dem Könige Heinrich IV., dem Erbauer der Neuen Brücke, vom Kardinal Richelieu an dieser Stelle (1633) errichtet wurde. Die damalige Statue, deren Roß ursprünglich von einem italiänischen Künstler in Florenz für einen Herzog von Toskana gearbeitet war, wurde, nachdem man 1789 eine große Nationalkokarde an ein Ohr dieses Rosses befestigt hatte, im Jahre 1792 mit allen anderen Königsstatuen in Paris umgestürzt, und das Roß und Reitern wurde Kanonenmetall gemacht. Die gegenwärtige Reiter-Statue ist im Jahre 1817 von Lemot modellirt und gegossen worden, und zwar aus derselben Bronze, die der ersten Statue Napoleon's auf der Vendome-Säule als Material gedient hatte, welche Statue im April 1814 vom Volke mit Seilen herabgerissen und zerfägt wurde. Diese erste Statue des Kaisers auf der Vendome-Säule war im Jahre 1810 aus Kanonenmetall gegossen, bei welchem sich auch das Material der früheren Statue Ludwig's XIV. befand. Von 1817—1830 stand auf der Vendome-Säule eine auf Befehl Ludwig's XVIII. gegossene, sechs Fuß hohe, ungeheure Lilie, die nach der Juli-Revolution eben so mit Seilen heruntergezogen wurde, wie früher der Kaiser. Ludwig Philipp ließ darauf im Jahre 1832 abermals eine Statue Napoleon's auf die „Säule der großen Armee" stellen, wo sie jetzt mit einiger Behmuth nach der Gegend von Paris hinschaut, in welcher das Elysée sich befindet. Ein zweites Exemplar dieser ehernen Kaiserstatue blickt von den hohen Arkaden des Invalidenhauses auf den Hof derselben hinab, wo ein alter, unserem Cicerone machender Sieltzfuß sehr gravitätisch zu uns sagte: „Sehen Sie, der kleine Kaporal da oben war der Einzige, vor dem die Pariser, so lange er unter ihnen war, Respekt hatten; er hat es aber auch verstanden — ", und dabei machte der Graubart eine sehr verständliche Pantomime mit seiner Krücke.

Die Februar-Revolution hat auf alle öffentlichen Gebäude und Denkmäler, neuere wie ältere, ihren Machtspruch: Liberté, Egalité, Fraternité eingermalt, aber das Volk freut sich sichtlich darüber, daß die Farbe dieser Inschriften an den meisten Orten bereits verwittert, und am Fuße des Obelisken auf dem „Einkrachtsplatze" machte mich mein französischer Führer frohlockend darauf aufmerksam, daß in der lateinischen Inschrift des Piedestals die Worte Ludovico Philippo Francorum Rex wieder zum Vorschein kommen, während das darüber gepinselte Liberi ac. verwischt sey. Das noch im Hofe des Louvre stehende Pferdhaus der von dem algierischen Heere dem Herzog Ferdinand von Orleans gestellten Pferde, welche irgendwo bis auf bessere Zeiten verwahrt wird, trägt zwar neben seinem Wahlspruch die Worte: „Die barbarische Republik ihren im Februar 1848 gefallenen Helden", doch werden auch diese mit schwarzer Farbe gemalten Worte täglich blässer und dürften bald wieder anderen Worten Platz gemacht haben. In ähnlicher Weise wurden einst Marat's Gebeine, die mit großen Feierlichkeiten im Pantheon niedergelegt waren, nach einigen Jahren vom Volke in die Kloake der Fossés Montmartre geworfen. Man kann stets darauf rechnen, daß die Franzosen sich der Irrthümer und Thorheiten, die sie begangen, selbst bewußt werden; es pflegt nur immer einige Jahre zu dauern, ehe dieses Bewußtseyn in ihnen erwacht und völlig klar wird.

Ich übergehe die Antiken- und die ältere Gemäldesammlung im Louvre und die gleich ausgezeichnete neuerer französischer Meister im Luxembourg, die wir beschtigten, wobei wir in dem anderen Flügel des letztgedachten Palastes auch der ehemaligen Pairskammer einen Besuch machten. Als wir unsere Verwunderung darüber nicht bergen konnten, in diesem prachtvoll mit historischen Portraits und Statuen ausgestatteten halbrunden Saale gerade die Sessel der Pairs in einem so heruntergekommenen schäbigen Zustand zu sehen, bemerkte unser Führer lächelnd: „Hier hat Louis Blanc mit seinem Arbeiter-Parlament gehaust. Der fleißige französische Handwerker verleugnet auch in seinem Aeußern die Solidität und Wohlanständigkeit nicht. Hier saß jedoch zuletzt nur der faule, nichtsnutzige Auswurf des Handwerkerstandes: Menschen, die zwar am lautesten auf das Recht der Arbeit pochen, darunter aber nur das Recht verstehen, müßig zu gehen und sich vom Staate ernähren zu lassen. Hier ist sehr frei radotirt, aber noch freier polulirt worden; hier ist der Brannwein in Strömen geflossen; liederliche Weibsbilder in Männertracht tagten und nachteten hier mit, und mit den Reden über die Nationalwerkstätten flossen abwechselnd Gesang und Cigarrenrauch dampf über die schönen und die päpstlichen Lippen. Wundern Sie sich nun noch, daß diese Sessel so aussehen? Wundern Sie sich vielmehr, daß überhaupt noch etwas von der alten Würde dieses Saales gerettet ist. Ehe die Pairs hier wieder einziehen, bekommen wir sicher neue Sessel, aber ich glaube, daß es hohe Zeit ist, sie zu bestellen."

Unsere Wirthin im Hôtel de France, eine gesprächige Dame, die ihr graues Haar in sehr zierlicher Weise frisirt trägt, war derselben Meinung. Sie behauptet, daß in ihrem Gasthofe, welcher der großen Messagerien-Expedition in der Rue Montmartre gegenüber gelegen ist und daher vorzugsweise von Reisenden aus der Provinz besucht wird, noch niemals ein wirklicher Republikaner gewohnt habe. Ihre besten Kunden seyen die Mitglieder der Departements-Räthe (Conseils Généraux), und diese seyen eben damit beschäftigt, sich für die Revision der Verfassung auszuhrechen; werde aber erst einmal die Verfassung revidirt, so kehre man gewiß wieder zu zwei Kammern und zum Königthume zurück, denn seit dem 24. Februar sey doch Frankreich gar zu sehr

---

anderen breiten Straßen aufgestellten schildbehangenen Säulen, die äußerlich zum Befestigen der Anschlagzettel und innerlich zu anderen, nicht so öffentlichen Zwecken dienen.

*) Unser ihren Inhrosen bringen sey auch deutsche Zeitungen (sic) die Beilage zur „Königlichen Zeitung" vom 3. Oct. d. J.) Pariser Nachrichten zu einer neuen Art „Obligationen-Lotterie", wonach eine Gesellschaft, an deren Spitze angeblich die Volksvertreter Clerc und Perrier stehen, auf den ein Kapital von sieben Millionen Fr. bestehen will, Loose zu einem Franc das Stück ausgiebt, worauf man im Jahre 1851 einen Gewinnern im Werthe von 400,000 Fr., so wie anderen 2—200 andere Gewinnern zu 250,000 bis 1000 Fr., sämmtlich auf Kalifornien, werden muß. Von 2000 Arbeiter zu schaffen im Begriff ist, gewinnen kann. Hoffentlich werden sich nicht viele Deutsche durch einen so groben Charlatanismus täuschen lassen. Gleichzeitig verkaufen jetzt in Deutschland sehr viele betrügliche Einladungen von kalifornischen Spekulanten in Paris. Uns liegt unter anderem ein Circularen der Herren G. Rogeon & Comp. in Belleville (bei Paris) vom 27. Sept. d. J. vor, worin zur Theilnahme an einer Versendung von 100 eisernen Häusern und fertigen Baracken nach San Francisco aufgefordert wird. Hat aber Jemand in Deutschland Lust, sein Geld in Kalifornien zu wagen, so wird es gewiß nicht erst eines französischen Vermittelung bedürfen.

*) Die Juli-Revolution hat sich, was diesen Punkt, die Mißhandlung historischer Denkmäler, betrifft, noch barbarischer gezeigt, als die sonst an Vernunftlosigkeit unübertreffene Februar-Revolution.

herumtergekommen. Was uns die gesprächige Frau ganz besonders zur Besichtigung empfahl, das war die St. Ferdinands-Kapelle auf der Straße nach Neuilly, von dem guten Herzog von Orleans ein Denkmal frommer Erinnerung gestift sey, und das Schloß von Versailles, wo wir uns übergenug können, daß der König Ludwig Philipp, wenn er sich um die Verherrlichung des Landes handelte, kein Geld gespart, sondern es mit vollen Händen aus seiner Privatschatulle hergegeben habe.

Wir besuchten Beides und mußten unserer Frau Wirthin Recht geben. Die St. Ferdinands-Kapelle fanden wir von frommen Beiern gefüllt, die augenscheinlich für die Hinterbliebenen des Mannes, dem dieses schöne, kirchliche Denkmal eines fleckenlosen, früh vollendeten Lebens geweiht ist, ihre Gebete zum Himmel richteten. In Versailles aber wird derjenige, der mit einem französischen, patriotischen Herzen und mit republikanischer Gesinnung die Eingangspforte des in ein großes historisches Pantheon verwandelten Palastes Ludwig's XIV. überschreitet, an der Ausgangspforte gewiß zu einem vollständigen Royalisten geworden seyn. Von den frühesten Anfängen der französischen Geschichte bis auf unsere Zeit, von der Taufe des Königs Clovis im 5ten Jahrhundert bis auf die Eroberung der Smalah Abdelkader's in Afrika's Steppen, ist hier durch die ersten Künstler Frankreichs, Maler sowohl als Bildhauer, und durch die Munificenz eines nationalsinnigen Königs jede Scene der Ruhmes und der Verherrlichung des Landes, in welcher seine Fürsten, Helden und Staatsmänner glänzten, dem Auge in den edelsten Formen vorgeführt. Schon beim Eintritt in die Stadt Versailles, deren schnurgerade Straßen von Baumgängen beschattet, die zwar etwas steif zugestutzt sind, aber gleichwohl durch ihre Laubenartigen Bogen einen freundlichen Eindruck machen, wird man an die glorreichste Zeit des Königthums in Frankreich, an das 17. Jahrhundert, erinnert. Imponirend tritt uns dann auf dem Vorplatze des Schlosses die Statue des von seinen Paladinen und Staatsmännern umgebenen, hoch zu Rosse sitzenden Königs Ludwig's XIV. entgegen. Wir erblicken darunter die kolossalen Gestalten eines Bayard, Duguesclin, Turenne, Condé, Colbert, Richelieu u. A., an die sich die Säle der Marschälle und der Admirale von Frankreich reihen. Frankreichs mittelalterliche Kriege mit England, Ludwig's XI. Kämpfe mit den Burgundischen Fürsten, die Kriege von Franz I. mit Kaiser Karl V., ganz besonders aber Heinrich's IV. Gewinnung seiner Hauptstadt und Ludwig's XIV. Eroberungen sind hier von Jahrhundert zu Jahrhundert in unzähligen Gemälden und in einer langen Reihe von Sälen verherrlicht. Die Bilder aus der Zeit Napoleon's von David und seinen Schülern stehen natürlich auch nicht. Mehr jedoch, als diese Apotheosen und theatralischen Dispositionen, haben uns die natürlich den französischen Nationaltypus nachgebildeten und mit hohem Pinsel hingeworfenen Gestalten Ludwig Philipp, Schlachten und Seegefechte Horace Vernet's und seiner Schüler angezogen. Daß wir unter den plastischen Kunstwerken auch dem edeln Gebilde der verstorbenen Prinzessin Marie von Orleans (vermählt mit Prinz Alexander von Württemberg), einer von ihr modellirten Jeanne d'Arc, unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkten, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Die Gastfreundlichkeit der Direction der Paris-Versailler Eisenbahn (rechtes Seine-Ufer) hatte sich nicht damit begnügt, uns Versailles allein und das großartige Monument, das sich Ludwig Philipp dort gesetzt, zu zeigen. Auch nach der letzten Residenz Karl's X., nach St. Cloud, wurden wir von ihr geführt, und eben so brachte uns die derselben Gesellschaft gehörende atmosphärische Eisenbahn, deren Mechanismus uns bereitwilligst gezeigt und erklärt wurde, nach St. Germain en Laye, dieser letzten Residenz des letzten königlichen Stuarts, Jakob's II. von England. Und so hatten wir hinter einander dreimal Gelegenheit, das Sic transit gloria mundi! zu erwägen. In allen drei genannten Städten herrscht übrigens jetzt eine schauerliche Oede. Polsdam mit seinen einsamen Straßen erscheint wie eine belebte Metropole neben Versailles, das mit seinen verschlossenen Fontainen, seinen versiegten Kaskaden, seinen fleißmäuerlich unterhaltenen Orangerieen und seinen verlassenen Lusthäusern von Klein- und Groß-Trianon um die hingeschwundene Größe der französischen Monarchie trauert. (Schluß folgt.)

England.

Punchiana.

47.

Das Cambridge-Monument giebt dem Punch zu neuen Expectorationen Anlaß, wobei auch Lord John sein angemessen Theil erhält. Wir sind z. B. in Downing-Street. Der edle Lord schließt eben, in der Tracht eines Dandylangers, die Werkstatt, an deren großem Fenster man noch die Aschen lieft: „Unterricht. — Judenbill. — Reduction der Gehalte.“ Dieses Alles ist ja durch den eiligen Schluß der Session in den Hintergrund geschoben. Der Laden, den er vor das Fenster schiebt, trägt die Aufschrift: „Schwerzensposter von 12,000 Pfd. Cambridge-Butter.“ Freilich, dieses Opfer durste nicht verzagt werden. Auf den bereits vorgelegten Fensterladen nebenan ist die Notiz zu lesen: „Diese Werkstatt wird für aufgeschobene öffentliche Geschäfte eröffnet werden den ***.“ Wann also? ist noch nicht ausgemacht. „Ein hübsches goldnes Denkmal“, ruft Punch in Nr. 475, „für den letztverstorbenen Herzog von Cambridge, da wir seinem Sohne, dessen geheime Prachtsucht sich bereits in einer Eruption von Stallmeistern ꝛc. Luft gemacht hat, den winzigen Betrag von 12,000 Pfd. Sterl. jährlich votirten! Nehmt einmal, der gegenwärtig lebbare Herzog lebe 30 Jahre, die Schaplammer zu sagen. 30 × 12,000 pfd.

12,000
30
600,000 Pfd. Sterl.

Denkt Euch 600,000 aufgethürmte Sovereigns, und sagt, ist das nicht ein ungeheurer Stoß (portentous pile), eine Säule von monumentaler Bedeutung, wenn man erwägt, wem sie errichtet wird und aus wessen Tasche sie bezahlt wird. Sicher, daß sie sein freiwilliger Tribut ist. Es ist ein Denkmal, aus Hause der Gemeinen errichtet und nicht vom Volk. Das da wird blos ausgetrieben, das Material dazu zu liefern.“ — Zu dem früher schon bei gleicher Gelegenheit erwähnten Dagbora, der fast in Mangel sterben mußte, sind Punch jetzt auch Rowland Hill, der mehrere Jahre lang für seine Verdienste nichts vom Ministerium erhielt, als ein frostiges Achselzucken (the cold shoulder), und G. Walker, der zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Gefängniß der Beerdigungen innerhalb der Städte lenkte und mehrere Jahre und beträchtliche Summen auf die Unterstützung der Sache wandte. Ihm zumeist wird die neue Begräbnißgesetzgebung verdankt. „Des armen Walker Dienste aber sind unbelohnt geblieben, sind vergessen und mit Undank belohnt. Da muß man wohl denken, daß Englands Volk ein recht undankbares ist. Frankreich und andere Nationen sind nicht so säumig im Belohnen ihrer Wohlthäter. Und doch begegnen wir unsere Dankbarkeit auf die splendideste Weise, wenn ein Prinz von königlichem Geblüt zum glücklichen Resipienten ersehen ist. Wir mißgönnen dem jungen Herzoge von Cambridge nicht die jährlichen 12,000 Pfd., ihm, dessen einzige Anspruch darauf beruht, daß er der Sohn seines Vaters ist; aber nicht eine Zartheit haben wir einem Manne zu geben, dessen Ansprüche sich auf das Gute gründen, was er dem Gangen erwiesen hat. Es ist ein jämmerlich Ding, daß Mr. Walker nicht ein Glied der Königsfamilie ist; gewiß würde er alsdann um so etwas, wie 10,000 Pfd. Sterl., für Nichtsthun eingekommen seyn.“*)

48.

In einer Reihe ergötzlicher Bildchen, die sich durch mehrere Hefte hindurchziehen, läßt Punch die Herren Brown, Jones und Robinson in allerhand Lebens- und Gesellschaftsverhältnissen auftreten. Das sind drei Dutzend von der nassesten Art, die, bald zusammen, bald einzeln, ihre Nase zum ersten mal in die Welt stecken, aber ihre nasikalische Unbedeutsamkeit oder Bleinasigkeit mit etwas Lehrgeld bezahlen müssen. Gleich beim ersten Male Mangel Schaffhäuser Situationen, deren Pointe man bei ihrer Nasikalität sogleich verräth, auch ohne den übrigens nicht weniger schalkhaften Kommentar der Unterschrift gelesen oder verstanden zu haben. In dieser Gattung treiben drolligen Humor sonst die Engländer allen anderen nach wie vor überlegen. Da ist nichts Karikirtes, wie so oft in unseren deutschen illustrirten Witzblättern, nichts Gezwungenes, kein Beispiel, oder sonst das Gefühl Verletzendes, wie nicht selten in den französischen Karikaturen, nichts von der Art, welche die Genfer „cocasse“ nennen, und welche in den Witzbildern des sel. Töpffer ihren getreuen Ausdruck finden. Nicht einmal jener derbere Humor, den wohl auch Punch zu Zeiten nicht verschmäht, sondern, um öfterreichisch zu sprechen, des „Gespaßigen“ nicht mehr noch minder, als gerade zur Dimension der Vignette paßt. Der Leser sehe und urtheile selbst.

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Eisenbahn über den Kanal zwischen Frankreich und England. Die Akademie der Wissenschaften in Paris beschäftigt sich gegenwärtig mit der Ausführbarkeit einer Eisenbahn über den Kanal zwischen England und Frankreich. Das Projekt rühret von Herrn Lemaitre her und läßt sich mit wenigen Worten folgendermaßen beschreiben. Auf einem soliden Fundament auf beiden Seiten des Kanals sollen hohe und starke Widerlager errichtet und an diese ungeheure Ketten, die von einer Küste zur anderen in der Luft quer hinüberreichen, befestigt werden. Um diese schwere Eisenmasse auf eine 24 deutsche Meilen langen Wege zu stützen, will Herr Lemaitre einen gewaltigen Apparat von Ballons in elliptischer Gestalt, welche mit den Ketten verbunden sind, zur Anwendung bringen. Diese würden, seiner Meinung nach, den Mangel an Unterstützung von unten her beseitigen. Damit aber auch die Ballons mit dem Eisenwerk davonfliegen, sollen hier schwer beladene Schiffe, in einer Entfernung von je hundert Yards, unter den großen Ketten mit ihnen durch andere Ketten verbunden, versenkt werden. Indem man so durch dieser Anhängeketten der Tiefe des Meeres an jeder Stelle anpaßte, würde die Gleichgewicht zwischen den versenkten Booten und den schwimmenden Ballons erreicht werden. Vorausgesetzt, daß die Gase niemals entwichen, die versenkten Schiffe niemals eine Störung erführen, die Ketten nicht, wie an der Brücke in Angers, riffen — keiner der tausend Zufälle, denen eine solche Brücke ausgesetzt wäre, erfolgte — so würde sie so zwischen den beiden Ländern stehen, und der Luftballon hätte endlich eine würdige Stelle gefunden. Sollten die Ketten gehalten, gedenkt Herr Lemaitre, eine atmosphärische Eisenbahn erbauen.

*) Zu vermuthen wir, daß Punch wisse, wie jetzt der junge Herzog von Cambridge in seiner Person die verwandtschaftliche Politik von Hannover, Mecklenburg-Strelitz und Hessen-Kassel-Rumpenheim zusammenreißt, bei den Zerrissen nur der Bundestag und gewisse deutsche Linien betheiligt ist. Wir können es John Bull nicht verdenken, wenn er die Hände in seinen Taschen behalten mag. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Prov. Postar, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Sonnabend den 12. Oktober 1850.

England.

Die Staatsschulden und die Börse.

Ursprung der Staatsschuld und der Bank. — König Wilhelm III. — Die Börse. — Die politischen Spekulanten. — Die finanziellen Enten. — Die Bären. — Die Spieler. — Die Prämien und Lotterieen. — Die Börsenmanagerei. — Die Epidemie von 1822. — Das schwarze Brett. — Die Goldschmids. — Die Barings.

Um außerordentlichen Bedürfnissen die Stirn bieten zu können, müssen die Regierungen Anleihen zu Hülfe rufen; diese sind aber, streng genommen, nichts Anderes, als eine Vorwegerhebung der Steuern von einer nachkommenden Generation, welche die Früchte des gegenwärtigen Aufwandes ärndten soll. Dieser Prinzip gründet sich auf Recht, Billigkeit und Vernunft. Wir untersuchen nicht, wie viele Beispiele von Zwangsanleihen und Staatsbankerotten unsere (englische) ältere Geschichte aufzuweisen hat: das gehört nicht hierher. „Seit undenklichen Zeiten waren alle Regierungen Englands gewohnt, Schulden zu machen; erst die Revolution von 1688 hat den Gebrauch eingeführt, sie zu bezahlen." Diese witzige Antithese Macaulay's ist mehr beißend, als richtig. Von dem Augenblicke an, wo das Haus der Gemeinen die Macht erlangte, die Subsidien zu bewilligen oder zu verlagen, sei ihm allein das Entscheidungsrecht zu über das, was eine Staatsschuld sey oder nicht. Die Revolution führte aber den Gebrauch ein, Schulden zu übernehmen, welche der eigentliche Schuldner, die gegenwärtige Generation, nicht bezahlen sollte, oder, mit andren Worten, anstatt sich an den Schuldner zu halten, bürdete man die Zahlung den kommenden Geschlechte auf.

Als Wilhelm und Marie den englischen Thron bestiegen, gab es keine Nationalschuld. Einer Summe von beiläufig einer halben Million Pfo. Sterl. die der verschwenderische Karl II. aus der Schatzkammer genommen und zu eigenem Gebrauch verwendet, kann dieser Name nicht beigelegt werden; und sie wurde in der That erst später als Staatsschuld anerkannt.

Mancherlei Umstände, namentlich der Widerruf des Edikts von Nanies (1685), kamen zu der merkwürdigen Epoche (die Revolution von 1688), um dem Handel und den Manufakturen einen Ruf zu geben, dessen Wirkungen noch heute zu spüren sind. In Folge jener unseligen Maßregel verbreiteten sich Tausende von Protestanten, der Kern der französischen Industrie, über ganz Europa. Die reichen siedelten sich in Holland an. Etwa 70,000 setzten nach England über; die meisten blieben in London, und ihnen verdankt das englische Volk theils die Einführung neuer, theils die Vervollkommnung alter Industriezweige. So kannte man vor dieser Epoche nur ein sehr grobes inländisches Papier; seine Glaswaaren und Hüte lieferte das Ausland. Den französischen Emigranten verdankt die englische Fabrication die Vervollkommnung nicht nur dieser Gegenstände, sondern auch der Gewebe in Wolle, Leinen und Seide; Brokat, Atlas, Sammet, Band- und Taschenwirken, Messerschmiedarbeiten stiegen zu einer früher ungekannten Stufe der Vervienerung. Die Bill of Rights, die im Jahre 1689 dem Volke Freiheit und Eigenthum verbürgte, gab das Signal zu einer unerhörten Entwickelung für Manufakturen, Handel und Schiffahrt.

Indeß hatte Wilhelm einen sehr schweren Stand. Die mannigfaltigen religiösen und politischen Parteien standen einander so schroff und drohend gegenüber, daß es unmöglich schien, die eine zu begünstigen, ohne den glühenden Haß der anderen hervorzurufen. Dem kalten, aber sicher berechnenden Geiste Wilhelm's war es vorbehalten, durch neue Mittel eine neue Partei zu schaffen, in die sich endlich alle anderen auflösen sollten: durch sie wußte seine Regierung gestärkt werden, indem sie die handeltreibenden Klassen mit dem festesten Bande, dem Geldinteresse, an das Bestehen der gegenwärtigen Ordnung der Dinge fesselte. Zugleich wollte er, ohne die Auflagen zu erhöhen, sich die nöthigen Hilfsmanzquellen öffnen, um das Uebergewicht Frankreichs zu bekämpfen. Sein Plan gelang nach Wunsch, vielleicht über seine Erwartung.

„Dieser holländische Monarch und seine Räthe", sagt Doubleday,*) „fanden in Holland eine Präcedenz, auf die sie sich berufen, ein Beispiel, dem sie folgen mochten. Dieses Ländchen, durch politische Umstände gezwängt, sich in die Reihe der Großmächte Europa's zu stellen, konnte sich in dieser Stellung nur durch den Handel und den Reichthum, der ihm daraus zufströmte, mit Sicherheit behaupten. Dendelig hatte vor Zeiten eine ähnliche Rolle gespielt: allein Anstrengungen, durch eine Kette von Kämpfen wohlverdig herbeigeführt, brachten die spekulativen Holländer auf eine Idee, auf welche die Venetianer nicht gekommen waren: die Versertigung des Papiergeldes und die Bildung einer Bank, es auszugeben, kurz, die Schöpfung einer öffentlichen Schuld, wovon die Nation nur die Zinsen zu bezahlen haben sollte. Dieser Mechanismus schien so leicht und mit so großem Erfolg zu wirken, daß sofort der Vorschlag gemacht wurde, ihn auch in England ins Werk zu setzen. Im Jahre 1694 geschah der große Coup, der zur die Geschicke des englischen Volkes einen so nachhaltigen, umfassendsten und wunderbaren Einfluß üben sollte: die Gründung der englischen Bank unter dem Schutze der Regierung.

Die schlimmste und gefährlichste Seite an einer dauernden Nationalschuld ist die Art künstlichen Wohlstandes, der über die entfernten, aber unausbleiblichen Folgen zu blenden sucht. So ist die menschliche Natur! Mit Hülfe dieser ersten Anleihen konnte Wilhelm den Krieg fortsetzen, und die geblendete Nation glaubte in diesem neuen Finanzsystem ein höheres Wunder und eine reichere Goldquelle zu sehen, als in der Entdeckung der neuen Welt. Uebrigens blieb Wilhelm nicht bei den Anleihen stehen. Lotterieen, Leibrenten, Tantiemen, alle Mittel, Geld zu machen, wurden in Bewegung gesetzt, und die Spielwuth bemächtigte sich der Köpfe. Die Einführung dieses neuen Systems rief soziale Erscheinungen hervor, wie wir sie vor wenigen Jahren selbst erlebt, als die Actien selbst derjenigen Gesellschaften, welche die abenteuerlichsten Speculationen zum Gegenstande hatten, fabelhafte Prämien erlangten.

Der Name „Kapitalist", sagt Francis,*) „mit dem unser Ohr heutzutage so vertraut ist, war dem Jahre 1692 unbekannt. Er wurde um jene Zeit von den Männern angenommen, die ihren Vortheil begriffen, wenn sie in den geschaffenen Fonds operirten, um der Regierung zu Hülfe zu kommen. Dieser Name, den sie auf Stolz führten, wurde ihnen von Anderen zum Spott beigelegt, und die Wichtigthuerei dieser so plötzlich reich gewordenen Emporkömmlinge gab der Spottlust volle Nahrung. Geschaeft von der Verachtung, welche die Grundbesitzer gegen sie zur Schau trugen, suchten sie, mit diesen zu wetteifern und sie in Luxus und Pracht zu verdunkeln. Gold strahlte an ihren Equipagen, Edelsteine an ihrem Anzuge. Kneller's Pinsel und Cibber's Meißel waren geschäftig, ihre Züge darzustellen. Sie verschwägerten sich mit dem beflissenen Adel, kauften die Schlösser der alten Aristokratie um jeden Preis, und ihre Verschwendung konnte keine Grängen, wenn es galt, den Stolz eines Howard oder eines Cavendish zu demüthigen."

Es steht aus, als hätte die Börse**) seine Kindheit gehabt; sie erscheint mit Einem Schlage ausgewachsen und völlig gerüstet, wie Minerva aus Jupiter's Haupte. Alle jene Kunstgriffe der Hausse und Baisse, falsche Nachrichten, angebliche Couriere, gepeime Verbindungen, mit Einem Worte, das ganze verborgene Räderwerk des Mammon war den Erpätern der Stock Exchange so bekannt, wie ihren Nachkommen in unseren Tagen. Die Hauptnegotiaten der ersten englischen Anleihe waren Juden; sie standen dem Statthalter mit ihren Rathschlägen zur Seite, und Einer klettete sich an Marlborough, wie ein zweiter Mephisto. „Der reiche Medina", sagt Francis, „begleitete diesen großen Feldherrn auf allen Feldzügen, gab ihm eine jährliche Pension von 6000 Pfo. Sterl., wofür er auch die Erstlinge der Kriegsnachrichten ärndtete, und die Tage von Ramillies, Oudenarde, Blenheim waren eben so gewinnreich für ihn, wie ruhmvoll für die englischen Waffen."

„So lange diese maßlose Schuld auf unseren Finanzen drücken wird" — schrieb Dr. Davenant zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — „so lange werden die Bedürfnisse der Regierung dieselben bleiben, wird der Zinsfuß sich in derselben Höhe erhalten, und man wird beträchtliche Prämien gewähren, um sich nur Geld zu verschaffen. Wer mag an ausmärtigen Handel denken, wenn er ohne Risko, ohne Anstrengung, ohne einen Fuß vor die Hausthür zu setzen, durch eine bloße Unterhandlung mit der Finanzkammer vom Staate seine 15—30 pCt. einstreichen kann?" — Die Oekonomisten erklären das Kapital für eine Anhäufung der Ersparnisse der Industrie. Leute vom Schlage Nathan Rothschilds's waren allerdings industriös; aber gewiß nicht in der gangbaren Bedeutung des Wortes.

Die Veränderung, die Wilhelm in das Finanzsystem eingeführt, konnte natürlich nicht ohne die Mitwirkung des Parlaments geschehen, und dieses durfte sich dabei über Vernachlässigung seiner Interessen nicht beklagen. Die Vertreter der Nation fingen allmälig an, zu begreifen, daß sie von ihrer amt-

*) A financial, monetary and statistical History of England, from the revolution of 1688 to the present time. By T. Doubleday. London, 1847.

*) Chronicles and Characters of the Stock-Exchange. By J. Francis. London, 1849.

**) Die Börse für das Geschäft in öffentlichen Fonds (Stock Exchange), von der in diesem Aufsatze die Rede ist, ist eine von der Handelsbörse (Royal Exchange) völlig verschiedene Anstalt.

Digitized by Google

lichen Stellung Nutzen ziehen können, daß es etwas zu verdienen gebe, wenn man sich nicht gar zu spröde gegen die Zudringungen der Krone zeigt. Die Dogge, die Jakob II. und dessen Vorgänger so heftig angebellt, weil sich seiner die Mühe genommen, sie zu streicheln, ließ sich jetzt gemächlich die Pfote schmieren. Macaulay hätte sagen sollen: Nicht den Gebrauch, das Parlament regelmäßig zusammenzuberufen, sondern den, das Parlament regelmäßig zu bestechen — den brachte die Revolution von 1688 in den Gang. „Die Corruption unter Wilhelm's Regierung", sagt Francis, „war der Anfang des Verfalls für den Kredit und die Ehre Englands. Man kaufte die Stimmen der Parlamentsglieder für Stellen, Lieferungszuschläge, Titel, Versprechungen, Anstellungen, Lotterieloose. Hingerlord wurde auf dem Unterhause geboßen, weil er eine Summe von 21 Pfd. Sterl., der Herzog von Leeds in Anklage gesetzt, weil er eine von 5500 Guinern angenommen. Man kaufte einen Prösidenten für 1005 Pfd. Sterl., und ein Secretair des Schatzes mußte um ähnliche Schritte in den Tower wandern. Man gewährte übermäßige Prämien, um sich Geld zu verschaffen, und der öffentliche Kredit sank so tief, daß von fünf Millionen, die zur Fortsetzung des Krieges bewilligt worden waren, nur beiläufig in den Schatz kamen. Die Einnehmer brachten bei den Gobschmieden zum laufenden Zinsfuß bedeutende für den Schatz bestimmte Summen unter; Andere schossen dem Schatze dessen eigene Fonds unter dem Namen von Anleihen vor. In fünfzehn Jahren hatte man 46 Millionen erhoben, und kaum 25 konnten verrechnet werden."

Das sind wichtige Betrachtungen in der politischen Geschichte eines Landes: sie erklären uns, wie es fünfzig Jahre später Karl Edmard möglich war, ohne Widerstand bis ins Herz des Reiches zu dringen. Reichen sich auch die Bewohner der Grafschaften nicht unter seine Fahnen, so kam es ihnen eben so wenig in den Sinn, sich seinem Zuge zu widersetzen. Diese dem englischen Charakter so widersprechende Apathie entsprang einzig und allein aus der Ungufriedenheit mit dem neuen Regierungs-System, das die öffentlichen Auflagen von Jahr zu Jahr vermehrte und zu gleicher Zeit die parlamentarische Bestechlichkeit bis zum Uebermaße steigerte, und die Verfassung erschien ohne Macht, dem Verderben zu steuern. Die Masse der Nation begann einzusehen, daß bürgerliche und religiöse Freiheit das Losungswort der Revolutionen seyen; daß aber die Revolutionen selbst sich gemeiniglich in eine Vermehrung der Abgaben auflösen. — In der gedachten Krisis waren es die Kapitalisten, — diese klage Schöpfung Wilhelm's — welche die neue Dynastie retteten, nicht aus Patriotismus schlechth, sondern aus persönlichem Interesse.

Wilhelm III. vermehrte seinen Nachfolgern eine Schuld von 16,400,000 Pfd. Sterl., deren jährliche Zinsen 1,200,000 Pfd. Sterl. betrugen. Beim Tode Anna's hatte diese Schuld die Höhe von 54,000,000 Pfd. Sterl. und die Zinsen die von 3,250,000 Pfd. Sterl. erreicht, also das Doppelte der Gesammt-Einnahme unter Jakob. Unter Georg I. ward seltsamerweise die öffentliche Schuld nicht vergrößert; aber am Ende der Regierung Georg's II. stieg sie auf etwa 140 Millionen Pfd. Sterl. und 1793, ein Jahrhundert nach der Einführung öffentlicher Anleihen in England, bietet die Nationalschuld eine Ziffer von 232 Millionen Pfd. Sterl. mit einem Zins von 10 Millionen Pfd. Sterl. dar. Zweiundzwanzig Jahre später ist sie zur Riesenzahl von 800,000,000 Pfd. Sterl. gewachsen! Diese Ziffern rufen sehr ernste Gedanken hervor.

Die parlamentarische Bestechlichkeit, in ihrer früheren Nacktheit wenigstens, besteht heutzutage nicht. Die Zeiten sind vorbei, wo Walpole's Gäste darauf rechnen konnten, unter ihrem Tellerrach eine Banknote von 500 Pfd. Sterl. zu finden; wo große Gesellschaften, die ihre Bestätigungskarunden nachsuchten, sich um Unterstützung im Unterhause bewarben, wo man den Frieden, wie folgendes Beispiel lehrt, nur mit Hülfe erkaufter Stimmen dem Parlamente abgewann. „Der Friede von 1763", sagt John Roß Mackay, Privatsecretair des Grafen Bute, „wurde mittelst einer Geldspende zur Abstimmung und zum Schlusse gebracht. Nur auf diese Weise konnte man die Opposition besiegen. Durch meine Hände ging das Geld, mit welchem das Ministerium für diese Lebensfrage bunderr Stimmen kaufte. 80,000 Pfd. Sterl. waren zu diesem Zwecke bestimmt. Vierzig Glieder der Unterhauses empfingen 1000 Pfd. Sterl. und achtzig andere 500 Pfd. Sterl. der Mann." Sind auch unsere Vertreter solchen Argumenten nicht mehr zugänglich, so ist doch nicht wegzuleugnen, daß ein großer Theil der Summe, die man unter dem Namen Anleihe aufgenommen und für die man des Volkes Zukunft verpfändet hatte, als Gewinnantheil, Prämie, Kaufpreis verschleudert wurde, nm zu manchem ergerlichen Glücksfalle den Grund zu legen. Eben so klar ist es, daß diese Glücksfälle nur auf Kosten des produktiven Kapitals geschaffen werden konnten: zum Nachtheil der wahren Arbeiter, an deren Loos man sich absetzt zu wenig gekümmert hat. Nehmen wir dazu den Spekulationsgeist auf Staatspapieren, der sich seit der Revolution in England periodisch kundgab, jene plötzlichen Anfälle von Fieber oder, besser, von Wahnsinn, die sich der mittleren Klassen bemeisterten und ihnen unermeßliche Schätze vorgaukelten, die man ohne Arbeit und mühelos erwirbt — so werden wir einsehen, daß die sittlichen und sozialen Krankheiten, von den Staatsanleihen erzeugt, den ganzen Volkskörper ergriffen haben.

„Es gehört zu den großen Uebelständen unserer Zeit", sagt Francis, „daß wir eigentlumig darauf bestehen, die Schuld als dauernd zu betrachten. Ueberfragt einmal die Staats-Einnahme die Ausgabe, was ist natürlicher, als mit lautem Ruf eine Reduction der Auflagen zu fordern? Wir Engländer indeß, ein Handelsvolk, Schüler Mac Culloch's, das große Buch der Staatsschuld vor und aufgeschlagen, die Zinsen dieser Schuld unseren Gedanken stets gegenwärtig — wir verwarfen beharrlich die leiseste Andeutung einer Herabsetzung dieser ungeheuren Last als ungereimt, und wenn ein Schatzmeister uns eine neue Anleihe von 8,000,000 Pfd. Sterl. vorschlägt, dann begnügen wir uns damit, eine Elle zu brummen, dann lassen wir ihn machen und hoffen auf bessere Zeiten.

„Die Hülfsquellen per Nation können ohne Zweifel noch schwereren Lasten, als sie sichen trägt, Stand halten; aber dann bedürfte es einer durchgreifenden Verbesserung unseres Auflagesystems, womit man freilich nicht warten müßte, bis der Feind vor den Thoren ist. Ein Krieg, der die jährlichen Steuern beständig vermehren würde, hätte die Folge, die arbeitende Klasse zu erdrücken und den Mittelstand zu lähmen, ja, das Grundeigenthum selbst müßte dem harten Schlage erliegen. Die Bankfreunde könnten nicht gegen gepräztes Geld einzelne werden, und es wäre dann unmöglich, daß Bank-Statt Sir Robert Peel's uns den jährlich erforderten 28,000,000 Pfd. in Spezied aufrechterhalten, während das Geld als Subvision ins Ausland ginge. So lange man diese 28,000,000 als Zinsen unserer Schuld bezahlen muß, wird der Verein für Zinnzreform vergebliche Anstrengungen machen, die Masse der Auflagen herabzusetzen. Es ist sehr wahr, daß eine Menge Stellen unterdrückt werden können; daß Heer und Marine, Kirche und Magistratur klüglich organisirt sind, daß bei uns ein System roher Verschwendung herrscht, daß in der Regel, die am wenigstin achten, am reichlichsten bedacht sind, daß mancher Pfeffersteller Aberflüssigkeit besoldet wird für — Nichtsthun. Das Alles steht fest; aber alle sächwerlichen Reformen sind kindisch und bedeutungslos; nur eine vollständige Aenderung des Systemes kann den Finanzwirren gründlich abhelfen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Feuerlösch-Anstalten in London.*)

Wenn schon im Allgemeinen das Unglück die Menschen einander näher und zu gegenseitigem Beistand anspornt, wenn wir gerade in solchen Zeiten die größten Beweise von aufopfernder Nächstenliebe finden, so ist es insbesondere der furchtbare Ruf „Feuer! Feuer!", welcher wie ein Talisman auf die Gemüther wirkt. Da schweigen alle anderen Interessen, Menschen aus den verschiedensten Ständen eilen einmüthig herbei, um das wilde Element in seine Schranken zurückzuweisen.

Kaum hatten wir uns an den Arbeitstisch gesetzt, um diesen Artikel zu schreiben, als der laute Ruf „Feuer! Feuer!" aus einer entfernten Straße in unser Zimmer drang. Bereits ertönen die Lärmsignale, das verhängnißvolle Wort hallt aus tausend Kehlen wieder, und eine unabsehbare Menschenmenge bewegt sich dem Platz. Das Feuer soll in einem elenden Hofe ausgebrochen sein, der von Pferdeställen umgeben ist, welche mit der Rückwand an die Vorderseite eines square (ein viereckiger, von Häusern eingeschlossener Platz) stoßen. Wir eilen schnell auf den Ort; das Feuer greift mit Blitzesschnelle um sich, Herzzerreißende Wehklagen dringen an unser Ohr: überall Lärm und Verwirrung. Die Polizisten berichten alsbald der nächsten Löschstation, in einem Nu ist Alles auf den Beinen und mit dem Herbeischaffen der Spritzen und Rettungsleitern beschäftigt. Alsbald sehen wir auch den Oberr Zimmermann, Herrn Braidwood, der mit bewundernswürdiger Ruhe die nöthigen Befehle ertheilt. Alles geschieht, daß in wenigen Minuten der ganze Zug schon nach der Brandstätte eilt. An beiden Seiten der dahinrollenden Maschine sind kurze Sturmleitern aufgehängt, die an den Enden zusammengekuppelt werden können; ferner sind hier größere und kleinere lederne Schläuche, Saugröhren, eiserne Stangen, die Handschwänze, eine dem Seebienst entlehnte Vorrichtung, welche der Maschine das Wasser zuführen und die einzelnen Schläuche in Bewegung setzt; dann eine Art von Presenning, d. i. ein großes Segeltuch, welches ringsum mit Tauenden versehen und dazu bestimmt ist, diejenigen aufzufangen, welche oft tollkühn aus den Fenstern springen; tragbare Wasserbehälter, Leder, um etwanige Schäden an den Schläuchen sogleich ausbessern zu können, Stricksleitern, Hacken, Sägen, Streitäxte, Hebestangen: kurz, Alles, was zum Eindrechen der Thüren, Abtragen der Mauer, so wie zum Oeffnen und Schließen der Hähne, nothwendig ist. Ein breiter rother Streifen färbt den Damm im Westen; das Feuer wird bald die Ställe ergreifen; der ganze Hof brennt, der Ober-Inkendant sieht es und treibt die Pferde zu noch schnellerem Laufe an.

Nun ist der Zug an Ort und Stelle; Herr Braidwood sieht, was zu thun ist. Der Hof ist bereits unrettbar verloren; bald wird von ihm und den Ställen nm ihn nur noch ein Aschenhaufen übrig sein. Schon ist das Feuer in den zwei nächsten Ställen; ein ungünstiger Wind treibt es in die Richtung des Square und bald wird es die hinter-Gebäude desselben erreichen. Zwei Spritzen sind bereits in voller Thätigkeit; drei andere folgen ihnen auch. Braidwood übergenzt sich, daß die Gebäude des Hofes und die Ställe von ihren Bewohnern geräumt sind und trifft danach seine Maßregeln. Drei Spritzen sollen das Feuer jedenfalls von den Häusern des Square abhalten, welche zur Rechten und Linken des so furchtbar bedrohten Gebäudes liegen; die beiden anderen, von Braidwood und seinem Lieutenant bedienigt, begeben sich sogleich nach der Hinterseite. Rettungsleitern werden angelegt und, wer noch nicht entronnen, dringt sich jetzt in Sicherheit. Nun öffnen sich die Hähne; das Wasser ergießt sich in Strömen: der Feind gewinnt indeß immer mehr Terrain. Bald dringt sich an die Spritzen und erwartet ungeduldig das Signal. Der Wind jedoch treibt die Flamme gegen die hinteren Gebäude des Square: ein Theil der Aechten durchdringt die Luft. Man selgt dem Tode und eine alte Frau wird sichtbar: sogleich beordert Braidwood zwei Spritzenmänner, und ihre vereinten Bemühungen gelingt es, dieses Menschenleben zu retten. Die treue Dienerin hatte erst all den Ihrigen zur Rettung verholfen und wäre sie selbst ein Opfer ihrer Liebe geworden. Die beiden Tapferen werden mit enthusiastischem Beifallslärm empfangen; indeß hat haben sie wieder im Innern Posto gefaßt; der Eine steht auf dem Absatz des zweiten Stockwerks, zehn bis zwölf

*) Aus Dickens' Household Words.

Digitized by Google

Fuß vom eigentlichen Mittelpunkt des Feuers, der Andere ist in ein hinteres Zimmer gedrungen. Jener richtet den Wasserstrahl mitten in die Gluth, während dieser sich bemüht, das Feuer in dem Dachstuhl des an die Gebäude gelehnten Stalles zu halten und es von dem Gebäude abzuhalten. Beide sind in dichten Rauch gehüllt: kaum können sie ausathmen.

Endlich gelingt es den vielfachen Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden; in Schweiß gebadet, tritt die Löschmannschaft ihren Rückzug an.

Die gegenwärtige Vollkommenheit unserer Feuerspritzen ist, wie man sich leicht denken kann, das Resultat vieljähriger Versuche und Erfahrungen. Um wie viel besser sind wir in dieser Hinsicht gestellt, als unsere Vorfahren, welche bei ihren zum größten Theil aus Holz gebauten Häusern einer Feuersbrunst nicht so leicht wehren konnten, da ihnen nur sehr unbehülfene Spritzen zu Gebote standen! Unsere Feuerspritzen datiren aus dem Jahre 1657; ein Deutscher, Namens Hautsch, konstruirte sie zuerst in dieser Weise: später wurde sie im Jahre 1672 von den Brüdern Van der Heyden mehr vervollkommnet. Heutzutage können wir wohl sagen, daß alle Rettungsmaschinen niegends mit größerer Gewandtheit und Geschwindigkeit gehandhabt werden, als bei uns.

Es ist interessant, die Feuersbrünste Londons zusammenzustellen und sie nach den verschiedenen Lokalitäten, so wie nach ihren wahrscheinlichen Entstehungsarten zu betrachten.

Die Zahl aller Feuersbrünste belief sich im letzten Jahre auf 838; nur 28 waren wirklich verheerend; man zählt im Ganzen 26 Todte, 228 schwer und 582 leicht Verwundete. Der durch die 838 Fälle entstandene Verlust wurde dadurch etwas gemildert, daß 368 mal die Assekuranzgesellschaften entschädigen mußten; indeß 163 hatten sich nur mit ihrer unbeweglichen Habe, 72 nur mit ihren Möbeln versichert. Eine statistische Uebersicht aller Feuersbrünste in London während sechzehn Jahren von 1833 bis 1848, welche wir Herrn Braidwood verdanken, liefert viele interessante Fälle und ist überhaupt sehr lehrreich. Wie geben hieraus folgende Einzelheiten:

Feuersbrünste bei den Apothekern und Droguisten	36
bei den Bäckern	244
bei den Buchbindern, Buch- und Papierhändlern	137.

Obwohl 96 von diesen Lokalen mit Gas erleuchtet waren, so sind nur 28 durch dasselbe zu Schaden gekommen:

Bei den Kunsttischlern	136
Bei Zimmerleuten, Schreinern, Stellmachern ꝛc.	434
In Kirchen	33.

Drei Kirchen sind völlig abgebrannt, zehn bedeutend beschädigt; die anderen haben weniger gelitten.

Bei Tuch-, Woll- und Leinwandhändlern	234.

104 davon erlitten schwere Verluste; 239 lokale waren mit Gas erleuchtet, und in diesen wurde das unvorsichtige Umgehen mit demselben 140 mal die Veranlassung des Feuers.

Bei Künstlern	49.

Diese waren sämmtlich sehr verheerend; theils lag die Schuld in der Natur der Beschäftigung, theils an den Kindern, die mit dem Feuer spielten.

In Gasanstalten	37.

Den großen Vorsichtsmaßregeln, welche hier stets getroffen sind, hatte man es zu verdanken, daß nur neun etwas bedeutender, keine aber verheerend war.

Bei Spezereihändlern	120.

109 lokale waren mit Gas erleuchtet; 26 mal war dies die Ursache.

Bei Pulverhändlern	1.

Dies ist unstreitig der beste Beweis für die Vorsicht, welche hier die große Gefahr beweist.

In vermietheten Wohnungen	868.

368 mal fingen die Fenstervorhänge oder es an den unrechten Ort aufgehängte Wäsche ꝛc. Feuer.

In Schwefelfabriken	101
In Irren-Anstalten	2
In Buch- und Steindruckereien	72
In eigenen Häusern	3352
Auf Schiffen	82
In Ställen	192.

Diese meist durch die Unvorsichtigkeit oder Trunkenheit der Dienstboten.

Bei Schneidern	81
In Theatern	20
In Tabaksläden	43
Bei Bikinalienhändlern	342.

Häufig verursacht die Katze Feuer; sie durchstöbert nicht selten die Taschen der aufgehängten Kleider und läuft mit ihrer Beute nach dem Herde. Bisweilen sind die Ratten die Brandstifter, wenn sie über ein Feuerzeug gerathen und versuchen, ob der Schwefel und Phosphor essbar seyen: bei diesem Experiment entzünden sich diese Stoffe leicht durch die Friction an den Zähnen, und das Feuer kommt auf.

Was nun das unvorsichtige Umgehen mit dem Gas in Magazinen und Läden, wie mit Lichtern überhaupt in den Zimmern, betrifft, so dürfen wir wohl erst nicht viel darüber sagen: die Gefahr springt einem Jeden in die Augen. Eben so haben chemische Feuerzeuge, glimmende Asche, welche unbeachtet blieb, endlich unvorsichtige Raucher oft Feuer verursacht.

Daß einzelne Funken ein ganzes Haus anzünden können, will uns eben nicht recht einleuchten. Einer unserer Freunde trieb den Zweifel noch weiter, als wir. Als er eines Abends mit mehreren Bekannten um einen Kamin saß, erbot er sich, die Kohlen, die unter dem Roste lagen, auf den Teppich in der Mitte des Zimmers zu werfen, und falls das Haus Feuer finge, Alles zu bezahlen: er verlangte nur, daß der Gegner, der die Wette annehmen wollte, die Kosten des beschädigten Teppichs und Fußbodens decke. Die Anderen sollten in der Nähe bleiben und den Ausgang abwarten. Gesagt, gethan. — „Zehn gegen Eines", sagte dann Jemand aus der Gesellschaft, „daß das Haus brennt, wenn wir das Zimmer verlassen, es zuschließen uns und aus dem Hause ganz entfernen." Dies indeß wollte Jener nicht wagen.

Schließlich wollen wir noch Einiges darüber sagen, daß die Feuersbrünste in jedem Jahre zunehmen; die Anzahl derselben wuchs in funfzehn Jahren von 1832 bis 1847. Im Jahre 1833 zählte man 458, im Jahre 1834: 482 und so weiter, bis im Jahre 1847 ihre Zahl auf 736 stieg. Die Gesammtzahl während dieser funfzehn Jahre betrug 9962, also im Durchschnitt 663 auf ein Jahr; 1848 waren 805 und 1849: 838 Feuersbrünste. Wie soll man sich dies bei der Thätigkeit und Aufopferung unserer Spritzenmänner, bei dem festen Zuwachs an Vorsichtsmaßregeln erklären? Herr Braidwood verstirbt, daß die jährlich neu hinzugebauten Häuser hierauf keinen Einfluß üben; wir müssen daher annehmen, daß das stets brennbare Material, welches nicht allein in unsere Magazine und Werkstätten, sondern auch in das Innere unserer Häuser eingeführt wird, die Schuld davon trägt. Hierzu rechnen wir auch die allgemeine Verbreitung des Gases und endlich die ehemischen Feuerzeuge; überdies muß man auch erwägen, daß unsere Löschanstalten jetzt so vollkommen sind, daß sie bei dem geringsten Feuerlärm herbeieilen, welcher ehedem ganz unbeachtet blieb. Diesen letzteren Umstande ist es daher besonders zuzuschreiben, wenn jetzt mehr Feuersbrünste der Direktion der Löschanstalten angezeigt werden, als sonst.

Was endlich die einzelnen Rettungsmittel, so wie die Vorsichtsmaßregeln gegen das Feuer in den Häusern, die besseren Löschmittel und ganz besonders die neue Erfindung des Herrn Phillipp auf diesem Gebiete betrifft: so gedenken wir, später einmal darauf wieder zurückzukommen.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Schluß.)

Unter den sieben verschiedenen Eisenbahnen, die von Paris ausgehen, wird diejenige, die von der Barriere de l'Ouest nach dem Städtchen Sceaux, einem von den Pariser viel aufgesuchten, etwa drei Meilen entfernten Vergnügungsorte, führt, von Fremden wahrscheinlich am wenigsten besahren, obwohl sie, wegen ihres eigenthümlichen Constructions-Systems, die meiste Aufmerksamkeit verdient. Um mit wenigen Worten anzudeuten, wie sehr sich diese Eisenbahn von anderen Schienenwegen unterscheidet, bemerke ich, daß sie, bei einer Steigung, wie der der Eisenbahn von Berlin nach Frankfurt a. d. O. (auf der Strecke Briesen-Frankfurt) sehr nahe kömmt, nicht hundert Schritte lang in gerader Linie, sondern stets in Schlangenwindungen und in Kurven fortläuft, deren Halbmesser einen Radius von kaum 300 Fuß hat, wobei alle Anhöhen, Gebäude oder Gärten, die zufällig in der Richtung der Bahn waren, förmlich von ihr umgangen werden. Es kömmt dazu, daß diese Bahn weder Drehscheiben, noch optische Telegraphen besitzt, daß ihre Wagen weder mit Bremsen, noch mit den auf anderen Bahnen gebräuchlichen Bremsen versehen sind, daß ihre Lokomotiven keine Spurkränze, ihre Uebergänge keine Rinnen, ihre Ausweichungen keine Sicherheitsschienen haben und daß sie überhaupt von allem dem, was unsere Eisenbahn-Polizei für die Sicherheit der Fahrten unumgänglich nöthig hält, so gut wie gar nichts kennt. Gleichwohl ist auf dieser Bahn, die bei ihrer Eröffnung, selbst von amerikanischen und englischen Ingenieurs, für ein wagehalsiges Experiment erklärt wurde, noch niemals ein Unglück passirt. Stündlich von sechs Uhr Morgens bis um Mitternacht geht mit dem vollen Glockenschlage ein Zug von Paris ab, der in 27 Minuten in Sceaux eintrifft, von dort nach einem Aufenthalte von drei Minuten zurückkehrt und rechtzeitig genug nach abermals 27 Minuten in Paris wieder ankömmt, um mit dem vollen Glockenschlage von neuem abzugehen. Eine einzige Lokomotive und ein einziger Wagenzug reichen nöthigenfalls hin, um den Dienst zwischen beiden Endpunkten ununterbrochen zu versehen. Die ankommende Lokomotive fährt dicht am Perron auf der Peripherie eines Kreises vor, auf welcher sie dann, ohne umzukehren, ihren Weg fortsetzt und wieder abgeht. Der Zug steht am Perron in einem geometrischen Halbkreise, so daß zwischen dem ersten und dem letzten Wagen desselben eine Diagonallinie gezogen werden kann, was sich während der Fahrt sehr oft wiederholt. Das Ganze beruht auf einer eigenthümlichen Construction des Rädersystems der Wagen, deren gewöhnliche Räder durch andere, die in einer geneigten horizontalen Richtung neben ihnen sich umdrehen, stets regulirt und auf den Schienen erhalten werden. Die Wagenachsen selbst sind an beiden schmalen Seiten so halbrund ausgeschweift, daß sie, auch wenn sie auf einander stoßen, sich nicht leicht gegenseitig beriehren können. Das System vollständig kennen zu lernen, wird uns leider keine Gelegenheit gegeben, da es in seiner Zusammensetzung patentirt ist und daher nicht leicht dem ausländischen Beschauer ganz offen gelegt wird. Gleichwohl wird es Technikern, die sich die Sache angelegen seyn lassen, nicht schwer werden, sich mit dem Systeme näher bekannt zu machen, und es wäre wohl wichtig und interessant genug, von sachkundiger Feder eine näher eingehende, untere flüchtige Skizze vervollständigende oder berichtigende Darstellung dieses in seiner Art einzigen Eisenbahn-Unternehmens zu erhalten.

Digitized by Google

Paris hat bisher durch seine sieben Eisenbahnen nicht denjenigen Zuwachs an Fremdenbesuch erlangt, den es sich davon versprach. Zum Theil liegt dies allerdings an den Ereignissen des Jahres 1848, welche die reisende Aristokratie, und insbesondere die englische, von dem Besuche Frankreichs und seiner Hauptstadt zurückschreckten, so daß sogar jetzt noch die zwischen Paris und London kombinirten Eisenbahn- und Dampfboot-Ertragsätze zu ermäßigten Zahrpreisen mehr von Franzosen, die nach London gehen, als von Engländern, die nach Paris kommen, benutzt werden. Zum Theil liegt zene mangelhafte Benutzung der Eisenbahnen aber auch an dem Umstande, daß die von Paris ausgehenden Linien, mit Ausnahme der Nordbahn und der Eisenbahn nach Rouen und Havre, noch nicht bis zu denjenigen Punkten vollendet sind, welche die entferntesten Gegenden des Landes und das angränzende Ausland mit Paris in raschere Verbindung bringen. Das bei Konzessionirung der großen Eisenbahn-Linien beobachtete unzweckmäßige Verfahren der Regierung und der beiden Kammern hat hauptsächlich die tückenhafte Gestalt des französischen Eisenbahnnetzes verschuldet. Statt entweder, wie Belgien, dieses Netz für Rechnung des Staates zu bauen und zu verwalten, oder, wie England, Beides unter Staatskontrole der Privat-Industrie zu überlassen, hat man in Frankreich ein kombinirtes System erfunden, wobei der Staat nur im Nothfall ist, wenn auch die Privat-Unternehmer nicht immer im Vortheil sich befinden. In ähnlicher, wenn auch nicht ganz so grellen Weise, wie das Interesse nachtheiliger Weise ist man früher in Preußen zu Werke gegangen, wo der Staat die beiden Linien der Ausbreitung durch Privatte überließ, den mittleren eine Zinsgarantie gewährte und die schlechteren, sofern sie für das Ganze unentbehrlich sind, nothwendig allein wird ausbauen und erhalten müssen, ohne den hier entstehenden Ausfall durch den Ertrag der besseren Linien decken zu können. Im Ganzen haben die preußischen Eisenbahnen, die mit Einschluß der zu ihnen gehörenden 45½ Meilen, welche anderhalb Preußens liegen, 364 Meilen lang sind und 139,740,000 Thlr. gekostet haben, im Jahre 1849 einen durchschnittlichen Rein-Ertrag von 3¾ pCt. (3,02) geliefert, was, wenn alle Bahnen dem Staate gehörten, ein sehr erfreuliches und zu immer größerer Ausdehnung des Eisenbahnnetzes ausmunterndes Resultat seyn würde. Die französischen Bahnen hatten sich eines solchen durchschnittlichen Ertrages im Jahre 1849 nicht zu erfreuen. Ein großer Theil der Unternehmungen warf gar keine Zinsen ab oder deckte sie nur aus den Baufonds, während selbst der Verkehr der französischen Nordbahn im gedachten Jahre hinter dem des Jahres 1847 noch zurückblieb. In den Sommermonaten 1850 hat er dagegen auf der letztgedachten Bahn einen enormen Aufschwung genommen. Vom 1. Januar bis Ende August z. B. betrugen die Einnahmen der Nordbahn nahe an 15 Millionen Fr. (4 Millionen Thlr.) Wöchentlich werden jetzt auf dieser Bahn 5 — 600,000 Fr. eingenommen.

Ich sollte nun noch, nach üblicher Touristenweise, Einiges über die Pariser Theater berichten. In dieser Beziehung hatten wir es jedoch nicht sonderlich gut getroffen. Mlle. Rachel war in Deutschland, und das Théâtre Français führte nur unbedeutende kleine Stücke auf. Die große Oper war ebenfalls auf Reisen und daher geschlossen. Nur die komische Oper bot Anziehendes dar, wiewohl fast an jedem Abend dasselbe, nämlich ein Werk des Komponisten Thomas, unter dem klassischen Titel „Un songe d'une nuit d'été", „Ein Sommernachtstraum", gegeben wurde. Es ist allerdings weder Shakespearescher Text, noch Mendelssohnsche Musik. Ja, der Verfasser hat sich die Freiheit erlaubt, Shakespeare als in die Königin Elisabeth verliebt und mit Beiden zugleich Sir John Falstaff auf die Bühne zu bringen. Aber man müssen gestehen, daß Dichter und Komponist ihren Stoff nicht blos mit Humor, sondern auch mit echter Romantik behandelt haben. Shakespeare selbst träumt einen Sommernachtstraum, wenn auch nicht seinen eigenen voll Elfen und Gnomen, doch einen von Königin Elisabeth's Anmuth erfüllten im Park von Richmond. Dies bildet den Kern des Stückes, dessen erster und letzter Akt freilich minder poetisch gehalten sind, jedoch endet das Ganze mit einer förmlichen Apotheose des englischen Dichters. Wir hätten französischen Schriftstellern und Komponisten kaum eine solche Berechtung für Shakespeare und auch nicht diese romantische Behandlung des Stoffes zugetraut. Die Musik ist überall ansprechend und an einigen Stellen sogar sehr schön. Die Oper würde daher vielleicht in Deutschland, wo die Verehrung Shakespeare's viel verbreiteter ist, als in Frankreich, mehr noch an ihrem Platze seyn, als hier. Allerdings ist aber, um ein solches Sujet und seine saktvolle Behandlung dem großen Publikum genießbar zu machen, vor Allem nöthig, daß so gut gesungen und so trefflich gespielt werde, wie in der komischen Oper in Paris.

In einigen Pariser Theatern ist man auf den Einfall gekommen, den in den Zwischenakten fallenden Vorhang zu Ankündigungen und Geschäfts-Empfehlungen zu benutzen. „Nouciorama" nennt sich dieser neue Industriezweig, und zwar wird auf den Vorhängen des Théâtre des Variétés und des Ambigu Comique verfahrt, daß dieselben Ankündigungen auch auf den Theatergardinen von London und New-York zu lesen seyen. Diese natürlich von Zeit zu Zeit wechselnden Annoncen sind zum Theil auch von malerischen Emblemen umgeben. Ein Chinese z. B., trefflich gezeichnet, bietet Thee an, ein hübsches Bienenmädchen Parfümerieen und Bänder, und eine Mohrin mit Elfenbeinzähnen empfiehlt einen Zahnarzt. Straßen und Hausnummern sind so deutlich bezeichnet, daß, wer den Vorhang in zwei oder drei Zwischenakten vor Augen gehabt, Beides so leicht nicht vergißt. Sogar Empfehlungen von Trauermagazinen und geschmackvollen Grabmonumenten fand ich auf einem dieser Theater-Vorhänge. Die Extreme berühren sich nirgends so, wie in der französischen Hauptstadt.

In der That giebt es aber auch neben dieser Stadt des Lebens keinen merkwürdigeren und interessanteren Punkt, als ihre berühmte Todtenstadt, den Kirchhof des Père Lachaise. Wäre es auch nur, um Frankreichs wahrhaft große Männer zu ehren, von denen im lebenden Paris nur noch wenig zu finden, muß man hier das todte Paris aufsuchen mit seinen langen Gassen voll Marmorhäuser, mit seinen erhabenen, der Tapferkeit, der Bürgertugend, der Wissenschaft, der Kunst und der Wohlthätigkeit gesetzten Denkmälern und endlich mit seiner Alles krönenden prachtvollen Aussicht über das Pantheon und die Kuppel des Invaliden-Domes hinaus. Ein Grabmal ist unter Anderem hier, das man auf diesem Kirchhofe, der erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entstand, am wenigsten vermuthet, nämlich das von Abälard und Heloise. Es befindet sich nicht weit von der älteren Eingangspforte, unterhalb der schönen Statue Casimir Périer's. Unter einer Menge anderer Denkmäler verstreckt, steht ein etwa zwölf Fuß langes und acht Fuß breites, steinernes Haus, dessen offene Spitzbogen von Säulen getragen werden und dessen Dach und Giebel mit kleinen Echtürmchen im Baustile des zwölften Jahrhunderts geschmückt sind. In dieser offenen Halle ruhen auf einem Sarkophage, an dessen Seiten sich die Figuren der Kirchenväter befinden, die steinernen lebensgroßen Bilder Abälard's und Heloise's, das Haupt ein wenig nach vorn geneigt und die Hände gefaltet. Mich hat anfser dem Interesse an dem berühmten, eben so groß- als leidenschaften Paare auch die Geschichte dieses Denkmales gefesselt, unter dessen Steinen ihre ehrwürdige Asche selbst ruht. Die französische Revolution hatte, wie so vieles andere Heilige und Ehrwürdige, auch die Gebeine Abälard's und Heloise's nicht geschont, und nur der Sorgfalt eines Geschichts- und Kunstfreundes unter den damaligen Barbaren, der Herrn Alex. Lenoir, der nachmals das Musée des monumens français gründete, ist es zu verdanken, daß jenes Denkmal vor völliger Zerstörung und die Asche drei berühmten Paares vor der Zerstreuung in alle Winde geschützt wurde. Das Grabmal Abälard's war ursprünglich von dem Abte von Cluny, Petrus Venerabilis, einem Freunde des Hingeschiedenen, um das Jahr 1142 errichtet worden. Heloise, die beim Tode ihres Gatten Aebtissin des von ihr gegründeten Klosters Paraclet war, ließ die Leiche Abälard's, den sie zwanzig Jahre überlebte, nach diesem Kloster bringen, wo ihre Ueberreste nachmals neben den seinigen beigesetzt wurden. Als Paraclet im Jahre 1792 verkauft und der Erde gleich gemacht ward, brachte man das Grabmal und die beiden Särge nach dem nahen Städtchen Nogent an der Seine, wo sie in der Kirche aufgestellt wurden. Hier aber drangen im Jahre 1794 die Jakobiner ein und zerstörten denjenigen Theil der Grabmals, der aus einem Bildwerke der Dreinigkeit bestand, das auf einem einzigen Marmorblock angefertigt war; wie sie denn überhaupt fast alle Kunstwerke vernichteten, die sich in dieser Kirche befanden, und die sie als „Denkmäler des Aberglaubens" bezeichneten. Einen anderen Theil des Grabmals, die Figur Abälard's, hatte ein Arzt in Chalons a. d. Saone in Sicherheit gebracht und mit Hülfe dieses Mannes, so wie mit einer Debotsamg des regierenden Directoriums, gelang es Herrn Lenoir im Jahre 1799, jene bisher verlorenen Reliquien nach Paris zu schaffen, wo sie bis zur Zeit der Restauration im Musée Impérial sich befanden und alsdann, eben so wie die Gebeine Molière's und La Fontaine's, deren Gruft in Paris gleichfalls zerstört worden war, nach dem Kirchhofe des Paters Lachaise gebracht wurden. Die Figur der Heloise hat Lenoir mit Hülfe einer Todtenmaske neu anfertigen lassen.

So viel über die Lebendigen und die Todten, wie ich sie in der Hauptstadt Frankreichs kennen gelernt. Ich hatte dort in einer einzigen Woche außerordentlich viel gesehen und erfahren, und mein Beispiel, so wie das meiner deutschen Eisenbahn-Kollegen, wird vielleicht noch viele andere Landsleute in diesem Herbste aufmuntern, auf den Flügeln der Lokomotive einen Ausflug nach den herrlichen Rheingegenden, so wie nach Belgien und Frankreich, zu unternehmen.

J. Lehmann.

Mannigfaltiges.

— Inschriften mit zwei Lesarten. Das folgende Transparent befand sich kürzlich unfern von der Kirche Santa Maria del Popolo in Rom, als der Papst dieselbe besuchte, um am Festtage von Mariä Geburt der Feier einer großen Messe beizuwohnen:

Morte a	Pio IX
Mazzini	Viva lungamente
La Repubblica è	Il più dolce Governo
Il più infame Governo	È quello dei Preti
Abasso	Il potere dei Preti
Il Dominio del popolo	Regni in eterno!

Die römische Polizei konnte natürlich weder gegen den Sinnspruch auf der rechten, noch gegen die Verspottung auf der linken Seite etwas einwenden. Erst als es zu spät war, bemerkte man, daß die Inschriften den umgekehrten Sinn erhielten, wenn sie, statt der Länge, der Quere nach gelesen wurden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerando-Preis 22 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lesser, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Dienstag den 15. Oktober 1850.

Dänemark.

Der dänisch-norwegische Archivstreit.

Im Jahre 1821 erschien ein norwegischer Kommissar in Kopenhagen, um zufolge des 21sten Artikels des Kieler Friedens, welcher durch Uebereinkunft vom 1. September 1819 aufs neue in volle Kraft gesetzt wurde, die Auslieferung von Dokumenten, welche Norwegen betrafen, zu bewirken. Bei dem innigen Zusammenhange, welcher Jahrhunderte lang zwischen den Reichen Dänemark und Norwegen bestanden hatte, war diese Auslieferung mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß sie erst im Jahre 1823 beendigt wurde. Seit dieser Zeit wurden von Norwegen keine ferneren Ansprüche erhoben, wenngleich es bekannt war, daß man dort eben so unzufrieden damit war, daß man zu wenig erhalten habe, als man in Dänemark es tadelnswerth fand, zu viel fortgegeben zu haben. Die bequemere Verbindung der Hauptstädte beider Reiche machte auch die gegenseitigen Besuche der Gelehrten häufiger, und da der Zutritt und die Benutzung der Bibliotheken und Archive in beiden Reichen mit großer Liberalität gewährt wurde, glaubte man in Dänemark um so zuversichtlicher, aller ferneren Ansprüche seitens Norwegens überhoben zu sein. Ganz unerwartet tritt aber Norwegen jetzt — nach 27 Jahren — mit erneuerten Ansprüchen an das dänische Archiv auf, und zwar in so umfassender Weise, daß, falls sie gewährt würden, dasselbe die empfindlichsten Verluste erlitte.

Der bekannte dänische Geschichtschreiber Allen erhebt sich nun in dieser für Dänemark so wichtigen Angelegenheit und weist mit Entschiedenheit die norwegischen Zumuthungen zurück. Hierbei erwähnt er eines früheren ungerechten Verfahrens von Seiten Norwegens gegen Dänemark, welches durch die Beziehungen zu einer angesehenen deutschen Bibliothek auch für uns von Interesse ist, weshalb wir um so mehr uns berechtigt halten, die ganze Angelegenheit nicht unberührt zu lassen. Wir führen zunächst den dänischen Gelehrten selbst redend ein, der, nachdem er das bisherige innige Verhältniß der beiden Nationen auch hinsichtlich der Benutzung seiner wissenschaftlichen Institute hervorgehoben, also fortfährt:

„Diese gemeinsame Benutzung der Schätze einer früheren Zeit und diese beständigen Mittheilungen und Berührungen hätten zum großen Nutzen für die Geschichte beider Reiche fortbestehen können. Aber Norwegen will das nicht länger. Es will das Seine für sich selbst haben. Nachdem die Sache ein Vierteljahrhundert geruht hat, so daß man sie längst abgemacht und vergessen glaubte, ist Norwegen mit der Forderung einer neuen Theilung der historischen Quellenschriften oder einer Fortsetzung der alten aufgetreten. Eine Bekanntmachung in den Zeitungen, daß ein norwegischer Kommissar nach Kopenhagen gesandt sey, um historische Dokumente und Handschriften dänischer Archive und Sammlungen einzugenzunehmen, so wie eine Anfrage im Volksthing an das Ministerium in Betreff dieser Angelegenheit, hat das Publikum damit bekannt gemacht, daß unsere historischen Sammlungen wiederum mit einem bedeutenden Verlust bedroht werden. Bedeutend würde der Verlust in der That seyn, wenn die Forderung bewilligt würde, denn sie ist von tief eingreifender und umfassender Natur.

Wenn Norwegen so unerwartet eine Güterstheilung fordert; wenn ihm die freundliche Mitbenutzung nicht länger genügt, die sich nunmehr seit einem Menschenalter befestigt und nur zum Heil gereicht hat; wenn es eine strenge Sonderung des Mein und Dein fordert; wenn es mit Rechtsanforderungen von sehr zweifelhafter Natur auftritt und sich zugleich auf die Billigkeit beruft, behauptend, daß Dänemark wohl historische Dokumente und Aktenstücke, welche Norwegen näher angehen, als das eigene Land, diesem Staate überlassen könne, selbst wenn Dänemark diese Sachen mit vollem Eigenthumsrecht besitze: — so ist es nicht wunderbar, wenn man in Dänemark die Sache ein wenig in Erwägung nimmt und sich die Frage vorlegt: Besitzt Norwegen keine historischen Dokumente, welche Dänemark näher als Norwegen angehen, und, wenn es deren besitzt, hat es sich bereit gezeigt, sie an Dänemark zu überlassen; hat Norwegen, als es Theile war, mit Dänemark nach Recht und Billigkeit getheilt, oder geschah es in einer Art und Weise, welche zu den gegründetsten Beschwerden Anlaß giebt? Die Gedanken werden hier auf die große Münchener Dokumentensammlung hingelenkt, welche in Christiania im Jahre 1834 gestiftet wurde. Als das Resultat der Theilung in Dänemark bekannt wurde, war man zwar ein wenig verstimmt, doch hatte es weiter keine Folgen. Niemand dachte daran, eine neue Theilung zu verlangen; noch weniger fiel es Jemand in Dänemark ein, eine Art Haussuchung im norwegischen Reichsarchiv zu Scheinzwecken, um zu erfahren, ob nicht dänisches Eigenthum darin aufbewahrt werde.

Nach den übertriebenen Forderungen, mit denen man jetzt von norwegischer Seite aufgetreten ist, und wodurch die dänische Geschichte mit dem Verluste wichtiger Quellen bedroht wird, ist für denjenigen, welcher die vaterländische Geschichte und die Erhaltung ihrer Quellen nicht zu den gleichgültigen Dingen rechnet, eine starke Aufforderung gegeben, darüber Aufschluß zu ertheilen, wie Norwegen, als es im Jahre 1830 in den unvermutheten Besitz einer großen Sammlung norwischer Archivalien kam, mit Dänemark getheilt hat. Denn da es nunmehr zu einer strengen Sonderung zwischen Mein und Dein kommen soll, so kann Norwegen nicht verlangen, daß wir mit ihm nach anderen Regeln, als denjenigen, welche es selbst in der Theilung mit uns befolgt hat, verfahren sollen.

Ich will zu dem Ende zunächst zeigen, wie König Christian's II. ausländisches Archiv oder, wie es nach seinem letzten Aufenthaltsort oft genannt wird, die Münchener Sammlung von Norwegen erworben und getheilt wurde. Alsdann will ich die Forderungen näher ins Auge fassen, welche die Norweger jetzt an dänische Archivalien machen.

Christian's II. ausländisches Archiv besteht theils aus Archivsachen, welche sich allmälig, während der zehnjährigen Verbannung des Königs, durch Korrespondenzen und Unterhandlungen mit fremden Fürsten und Herren, durch Korrespondenzen mit seiner königlichen Gemahlin und nächsten Anverwandten, durch Befehle und Briefe an seine Diener und Beamten nebst deren Antworten u. s. w. bildete und zusammelte; theils aus Dokumenten, die er bei seiner Flucht aus dem Reiche mitnahm, und welche eine geringere Zahl ausmachten; theils aus den Papieren Olaf's, des letzten katholischen Erzbischofs in Norwegen, welche dieser bei seiner Flucht ins Ausland mitnahm, und welche später mit dem Archive Christian's II. vereinigt wurden.

Die Sammlung ist von bedeutendem Umfang; sie umfaßt fünfsthalbtausend Dokumente oder, genauer, 4480 Nummern, unter welchen sich 115 Pergamentdiplome befinden. Mit Ausnahme der Papiere des Erzbischofs Olaf, handelt der Rest in seiner Hauptmasse von dänischen Personen, dänischen Verhältnissen, dänischen Begebenheiten. Als Christian II. in Gefangenschaft gerathen war, kam sie in den Besitz seines Schwiegersohnes, des Pfalzgrafen Friedrich, wurde während der Kriegsunruhen nach verschiedenen Orten in Deutschland geflüchtet und kam zuletzt nach München. Um das Jahr 1825 wurde es der dänischen Regierung bekannt, daß sich diese für die Landesgeschichte so wichtige Sammlung in München befände. In Folge dessen wurden zwei Personen dorthin abgesendet, welche im Jahre 1827 von einem Theil der Sammlung Kopieen nahmen.

Im Jahre 1828 hielt sich Professor Fougner Lundh aus Christiania in Kopenhagen auf, und hier wurde er von einem der dänischen Abgesandten, welche in München gewesen waren, damit bekannt gemacht, daß sich in München auch norwegische Archivalien, nämlich die Papiere des Erzbischofs Olaf, befänden; zugleich wurde ihm bereitwilligst ein Katalog der Münchener Sammlung mitgetheilt. Bald darauf nach Christiania zurückgekehrt, machte er das Universitäts-Kollegium aufmerksam auf diese Angelegenheit. Dieses wandte sich mit dem Gesuch an die Regierung, daß in Betreff der Auslieferung des genannten erzbischöflichen Archivs — denn nur von diesem Theil der Sammlung war damals einzig und allein die Rede — Unterhandlungen mit der bayerischen Regierung eingeleitet werden möchten. Es geschah, aber die bayerische Regierung machte anfangs Schwierigkeiten, indem sie die Bedingung stellte, daß Schweden die Würzburger Bibliothek, nebst einigen Alchaffenburger Dokumenten, welche es im dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1631, erobert und nach Schweden geführt hatte, zurückgäbe. Die schwedische Regierung erklärte sich bereit, die Dokumente, sofern sie sich fänden, auszuliefern; allein sie starrte, nach angestellter Untersuchung, nirgends zu finden; die Bibliothekarie der Bibliothek lehnte sie jedoch gänzlich ab, da jene den öffentlichen Bibliotheken in Schweden einverleibt wäre, welche zerstört werden würden, wenn man einen solchen Theil aus ihnen herausnähme. Endlich erklärte sich die bayerische Regierung bereit, denjenigen Theil der Münchener Sammlung auszuliefern, der, wie es in dem Schreiben des bayerischen Ministers vom 2. Juni 1829 ausdrücklich hieß, die Stifter Drontheim, Bergen, Stavanger und Hammer, die Klöster Suteröe und Kastelle nebst Jämteland beträfe. Diese Dokumente schenkte der König von Norwegen und Schweden, durch Resolution vom 19. September 1829, der Universität Christiania, wogegen diese die Kosten für den Transport tragen sollte.

Professor Fougner Lundh wurde nach München geschickt, wo er im

Digitized by Google

November 1829 ankam, um die erwähnten Dokumente zu Empfang zu nehmen. Die bayerische Regierung hatte bereits die ganze Sammlung, welche aus 171 Zaccikeln bestand, in zwei Theile getheilt: der eine von 25 Zaccikeln, welcher für Norwegen bestimmt war; der andere von 146 Zaccikeln, welcher, in Folge von Unterhandlungen zwischen der dänischen und bayerischen Regierung durch den dänischen Minister in Wien, Dänemark zu Theil werden sollte. Die dänische Regierung war ganz zufrieden in Betreff des Ausfalls dieser Angelegenheit (wenigstens so lange, bis es zu spät war, und die Sache schon eine unerwartete Wendung genommen hatte) und schreint ein großes Vertrauen zum Professor Lundh gehabt zu haben, indem sie ihm, während er sich in München aufhielt, den Auftrag gab, auch den dänischen Antheil in Empfang zu nehmen und ihn auf der Rückreise nach Kopenhagen zu bringen. Sie versah ihn zu dem Ende mit der nöthigen Vollmacht, unterzeichnet vom Minister des Auswärtigen, Grafen Schimmelmann. Aber Professor Fougner Lundh hatte Anderes im Sinne. Er fand, daß die Ausbeute für die vereinigten Reiche (nebst Norwegen) „sehr spärlich ausfallen würde" und den aufgeworfenen Knoten nicht entwirrte, wenn sie blos die 25 Zaccikel haben sollten. Er hielt es deshalb „zuerst und vor allen Dingen für seine Schuldigkeit", zu untersuchen, ob keine norwegischen Dokumente unter den dänischen Antheil gemischt wären, „und dabei, so weit es in seinen Kräften stände, dahin zu arbeiten, daß das Ganze uns ungetheilt überlassen werden könnte." Er wandte sich zu dem Ende an den schwedisch-norwegischen Minister in Wien; aber dieser erklärte ihm geradezu, daß er ihm in der Betreibung dieser Sache nicht dienen könne, namentlich weil Schweden die Bürgschaft Bibliothek nicht auslisern könnte wollte, und wohl auch darum, weil ihm die bereits zwischen Dänemark und Bayern gepflogenen Unterhandlungen in dieser Sache nicht unbekannt waren und er es nicht für angemessen hielt, in das Recht eines anderen Staates einzugreifen. Fougner Lundh mußte deshalb, wie er sich an einer Stelle ausdrückt, „zu einem eigenen Bischen Politik" seine Zuflucht nehmen.

Dies glückte ihm aber auch ganz gut. Er stellte nämlich der bayerischen Regierung vor, daß die dänische Regierung bereits Alles (richtiger: weniger als die Hälfte), was für sie Interesse gehabt, dahin abschreiben lassen, so daß ihr nicht daran gelegen sey könnte, daß die Theilung hier in München vorgenommen würde, was obnehin mit so vielen Schwierigkeiten verbunden wäre. Wenn demnach die dänische Regierung ihren Antheil angeliefert bekäme, so ließe sich kaum annehmen, daß sie sich später zu einer Zurücklieferung an Norwegen bequemte — wofern sich norwegische Sachen darunter befänden; wenn dagegen Norwegen die dänischen Sachen bekäme, so könnte es sie spätterhin dazu gebrauchen, sich norwegische Dokumente, welche sich in dänischen Archiven befänden, einzuklauben. Endlich machte er, dem bestimmt ausgesprochenen Willen seiner Regierung entgegen, auf eigene Hand der bayerischen Regierung Aussichten auf Zurücklieferung der Münchener Bibliothek. Zwar zog ihm dieses Verfahren einen Tadel vom schwedisch-norwegischen Minister in Wien zu, weil er um des Zweckes willen in der Wahl der Mittel zu weit gegangen sey; eben so ließ es seine Regierung bei seiner Rückkehr an einer Zurechtweisung nicht fehlen; allein er erreichte seinen Zweck, indem ihm die Dokumente ausgeliefert wurden. Nach Kopenhagen schrieb er, wie es ihm lieb sey, daß die Sache eine so unerwartete Wendung genommen hätte, allein er könne nicht dafür, er habe für Dänemarks Interesse mit allem Eifer zu wirken gesucht.

Am 24. Dezember 1829 wurde ihm die ganze Sammlung (bis auf 2 Zaccikel, welche die bayerische Regierung zurückbehielt), aus 169 Zäcciteln bestehend, welche sünfterhalbtausend Dokumente umfaßten, überlassen. Jedoch entspricht das Uebertragungsdokument der bayerischen Regierung, vom 23. Dezember 1829, die ausdrückliche Bedingung: „daß, wie der Herr Bevollmächtigte schon im voraus auf das bündigste versteht, die Krone Schweden von nun an die Vertretung jeden Anspruchs, welche die Krone Dänemark auf diese Archivalien machen könnte, übernehme."

Wir haben auch den oben erwähnten Gründen für zweckmäßig gehalten, den Verfasser so weit redend einzuführen, wollen uns aber jetzt, wo jene wegfallen, insofern die ganze Sache in gar keiner Beziehung mehr zu Deutschland steht, damit begnügen, ihren ferneren Verlauf in Kürze anzuzeigen. Nachdem die Sammlung nach Christiania geschafft war, wurde eine Theilungskommission ernannt, welche aus zwei Mitgliedern der dortigen Universität und einem schwedischen Pastor bestand. Letzterer wurde beauftragt, auch Dänemarks Interesse mit wahrzunehmen. Verschiedene Grundsätze der Theilung wurden hierbei geltend gemacht und die Leidenschaften in dem Grade erregt, daß die schwedische Regierung endlich durch eine königliche Resolution vom 6. Februar 1834 die Regeln, nach welchen die Theilung vorzunehmen sey, selbst festsetzte. Trotzdem, daß, nach Allen's Schätzung, höchstens 800 Dokumente die Geschichte Norwegens betreffen und diesem Reiche dahin zufallen sollen, nahm die von dem königlichen Erlasse willkürlich abweichende Kommission, welche mit der Vollziehung der Theilung auf Grund dieses Erlasses beauftragt war, 3800 Dokumente für sich in Anspruch, während sie Dänemark nur 347 und Schweden, von welchem Reiche die Sammlung sehr wenig enthielt, 281 Dokumente zukommen ließ.

Indem der Verfasser zum Schlusse wieder auf die vor kurzem erhobenen Ansprüche Norwegens zurückkömmt, sucht er nachzuweisen: 1) daß der 21 ste Artikel des Kieler Friedens von Norwegen ganz mit Unrecht zu seinen Gunsten interpretirt werde, da hier die allgemeinen Ausdrücke in Betreff der Auslieferung von Archivalien sich, nach völkerrechtlichem Gebrauche, nur auf solche Dokumente, welche für die Verwaltung des Landes von praktischer Bedeutung seyen, nicht aber auf „rein historische Dokumente" beziehen können; 2) daß Norwegen schon zweimal die verlangten Papiere — einmal im Original, das andermal in den ursprünglichen Entwürfen — erhalten habe, wobei es nicht Dänemarks Schuld sey, wenn sie im Laufe der Zeit aus dem norwegischen Archive verschwunden wären.

„Hoffentlich", sagt Herr Allen, „wird man auf die norwegischen Ansprüche hingen nicht eingehen; denn ich nehme an, daß es kein dänischer Minister ohne die Genehmigung des Reichstages thun kann. Die Archive und Dokumente des Reichs sind ein unveräußerliches Staatseigenthum, welches kein Minister auf eigene Hand fortgehen kann, gerade so unveräußerlich, wie irgend ein Landestheil oder Staatseigenthum. Dies ist wenigstens so lange meine Meinung, bis ich besser unterrichtet seyn werde."

England.

Die Staatsschulden und die Börse.

(Fortsetzung.)

Der Uebergang von der Nationalschuld zur Börse ist naturgemäß, wie wir die Geschichte der Börse zur Zeit Wilhelm's von Oranien oder irgend wir in ihre Ringmauern um die Epoche, wo die Südsee-Gesellschaft die äußerste Gränze der Ausdehnung erreicht hatte, oder in jüngerer Zeit, als Speculation auf Eisenbahnen in ihrem Vorgaben und die Actien von Gutmuthsthal*) über Pari standen — immer dieser sie uns ein seltsames Schauspiel dar. Kein Unternehmer darf es freilich wagen, die Schwelle des Tollhauses zu übertreten, wo ihre Mysterien gefeiert werden. Mehr denn Hundert rufenen, der zufällig den vermeinten Fuß in den verhängnißvollen Kreis setzt. Sofort wird Lärm gefordert, wie wenn vormals ein unglücklicher Jude in dem Elsaß-Viertel**) sich blicken ließ. Auf das gegebene Zeichen sind tausend Arme gehoben; der ganze Schwarm von Stockjobbern stürzt sich um ihr Opfer auf den Eindringling, und im Nu ist ihm der Hut auf dem Kopfe plattgedrückt und unter einer Lawine von Faustschlägen, Fußstößen, Püffen und Puffen liberd wird er schmählich aus dem Mammonstempel geworfen. Ohne uns hier in den Rohheiten preisgegeben, wird uns schon ein flüchtiger Blick von außen in das Innere dieser Höhle alle Lust benehmen, in den Orden der Gebildeten einzutreten.

Es liegt in der wandelbaren Natur der Staatspapiere, daß gewisse Mittelspersonen, Agenten oder Wechselmakler, ein Gewerbe daraus machen, ihr Preis derselben festzustellen. Bald aber stieg ihre Zahl zu einer solchen Höhe, daß die Courtage nicht genug abwarf, um den Maklern eine angemessene Existenz zu sichern. — Die Leute, die ein zinstragendes Papier kaufen, um ihr Kapitalien unterzubringen, haben in der Regel keine Eile, es wieder loszuschlagen; dieser Geschäftszweig, der einzige streng rechtliche, bot also keinen großen Gewinn. Man erfand das Börsenspiel. Die Ebbe und die Fluth in dem Preise der Fonds, so häufig in der Zeit der Verwirrung, lockten unwiderstehlich Jeden, der auf Rechnung kaufen und verkaufen wollte. Hier konnte ein geringes Kapital einen beträchtlichen Werth an Renten darstellen. Da viele Operationen keine Uebertragung verlangt; da überhaupt kein wirklicher Verkauf stattfindet, so besteht der Einkauf nur in der Differenz zwischen dem Preise der imaginairen Waare um die Zeit des Einkaufs und die des Verkaufs. Die natürlichen Schwankungen der Papiere boten indeß der Habgier der Spekulanten nur nicht weites Feld genug, und so ersann man alle Arten Kunstgriffe, um erkünstlichen Steigen und Sinken zu bewirken, oder, mit anderen Worten, mit Angriff zum Betruge, um einen Schnitt zu machen. Die erste politisch-kaufmännische Hyperrei dieses Schlages steigt bis zur Regierung der Königin Anna hinauf und ist durch Tradition zu uns gekommen. Ein wohlgekleideter Herr kommt im gestreckten Galopp auf der Landstraße herbeigesprengt, macht sich mit Gewalt Bahn durch die Barrière und berichtet mit lauter Stimme den plötzlichen Tod der Königin. Sofort stellen die Truppen ihre Uebungen ein, rollen ihre Fahnen auf und kehren mit gesenkten Waffen in ihre Kasernen zurück. Von Ost zu West, von Süd nach Nord jucht die Nachricht mit Blitzesschnelle. Kaum ist sie die City erreicht, als die Fonds zum Niveau der Wichtigkeit des Ereignisses herabsinken. Während nun die meisten Spekulanten, außer sich über den unerwarteten Schlag, an kein Geschäft dachten, bemerkte man Einen Knassel Lopez und seine Geschäftsfreunde in voller Thätigkeit, zu den wenigsten Cursen zu kaufen. Von ihnen war das pfiffige Manöver angegangen. Noch sinnreicher war der 1715 gespielte Streich. Die Nachricht kam zum zweimal nach London, es sey in Schottland ein Wagen mit Sachen aufgefunden worden, worin man den unglücklichen Ritter von St. George (Jakob Stuart) vermuthe. Sofort flogen Papiere, und die Erfinder der Posse lachten bei Fäustchen und theilten unter sich die Beute. Mancher Börsenheld der Neuzeit, in seiner Jugend bedauert, daß er nicht in den Tagen des Ritterthums geboren sey. Die allgemeine Schnelligkeit der Verbindungsmittel und die Macht der Presse haben derartige Operationen, wenigstens im großen Maßstabe, unmöglich gemacht. Der elektrische Telegraph hat die Wanderzahnen todtgemacht und den großen Börsenschwindeleien alle Poesie abgestreift.

Bald bedauten die Agiotrurs ihre Operationen weit über den Kreis hinaus, in dem sie sich bewegt hätten. Die Schatzanweisungen wurden erfunden und mit

*) Der Schwindel-Gesellschaft, die unter diesem Namen Actien auf ein gar nicht existirendes Unternehmen an die Londoner Börse brachte, ist bereits früher einmal im „Museum" gedacht worden.

**) Das frühere unrechtliche Ghet der Schachner in London, dessen man sich wohl aus Walter Scott's „Fortunes of Nigel" erinnern wird.

Digitized by Google

wechselnden Prämien in Umlauf gesetzt; die Lotterieloose boten Gelegenheit zu beträchtlichen und gewinnreichen Geschäften; sogar die Sitze im Parlament boten einen Gegenstand der Börse. Dann kamen die Actiengesellschaften, die später das Publikum mit so wunderbaren Erfolge ausbeuteten. Ueberhaupt waren diese Geldwechsler durchaus nicht eklig in der Wahl ihrer Geschäfte: sie verschmähten auch das Kleinste und Unsolideste nicht. Thomas Guy, der Gründer des Hospitals, das seinen Namen führt, machte ein Gewerbe aus jenen Schatzanweisungen, die seit Karl II. in Umwendung kamen, um den Soldaten ihren Sold auszuzahlen. Nach Jahren hatten Dienstes erhielten die Vertheidiger des Landes als Zahlung ein Papier, wofür kein baares Geld zu bekommen war, und die wackern, aber unvorsichtigen Seeleute sahen sich gezwungen, dieses Papier um den Preis zu diskontiren, den Thomas Guy nach eigenem Belieben darauf setzte. Männer, die mit Drake die Reise um die Welt gemacht, die mit van Tromp Leib gegen Leib gekämpft, waren wehrlos den schlauen Pfefferhexern eines Wucherers bloßgestellt, die sie in schlechte Kneipen lockten und ihnen ihre Sous um die niedrigsten Preise abschacherten. Und die kühnen Matrosen, der Stolz der englischen Marine, ausgeplündert, zugrundegerichtet, mußten ausdwanden und der Freude ihre Dienste anbieten. Auf solche Grundlage baute Guy sein unermeßliches Vermögen. Dieses Gewerbe stieg übrigens in die höheren Schichten hinauf. Der Schatz, der dem armen, schuldlosen Matrosen baare Zahlung vorenthielt, bewies sich dem reichen Spekulanten keineswegs so spröde; dieser überließ ihm einen Theil der Beute und bekam den andern baar ausgezahlt. Aber Betrug und Ungerechtigkeit, selbst dann, wenn sie von der Regierung aufgemuntert werden, schlagen selten zu deren Vortheil aus, was sich auch bei dieser Gelegenheit bestätigte. Daß man unter den Regierungen Karl's und Jakob's, wo die Staatseinnahmen nicht zwei Mill. Pfd. Sterl. jährlich überstieg, mit dem Solde der Seeleute im Rückstand blieb, mag hingehen; daß man aber diesen Mißbrauch bestehen ließ, nachdem die Regierung der Revolution ein leichtes Verfahren gefunden, sich Geld zu verschaffen: daß man ihn besonders noch dann bestehen ließ, nachdem die holländische Flotte unsere Schiffe in der Themse verbrannt und selbst die Werfte von Chatham bedroht und der laue Eifer der Matrosen die Verderblichkeit des Besoldungssystems unwiderleglich bewiesen hatte — darüber muß man mit Recht erstaunen; das giebt Zeugniß von der tiefen Corruption der Zeit. — Dem sey, wie ihm wolle, man hat die Berichtigung dieses Rückstandes in dem Maße vernachlässigt, daß die Sous bis zu einer Summe von 9,000,000 Pfd. Sterl. anhäuften, ohne daß der Schatz einen Heller als Abschlagszahlung zu bieten hatte. Um nun das Geschrei der Inhaber zu beschwichtigen — denn sie waren aber keine einfältigen Matrosen, sondern Leute vom Gewerbe eines Thomas Guy — bestätigte das Parlament die Südsee-Gesellschaft, deren Transactionen in der Geschichte des englischen Handels unauslöschliche Erinnerungen zurückgelassen haben.

Diese berühmte Gesellschaft trat schon unter der Regierung der Königin Anna ins Leben; allein in den ersten Jahren waren ihre Unternehmungen von keinem bedeutenden Umfange. Erst seit 1719, als ihr die ausschließliche Handelsbefugniß in gewissen Gebieten gesichert wurde, gewann sie an Wichtigkeit. Die folgenden Einzelnheiten, die wir dem Herrn Doubleday entlehnen, stellen Alles, was wir in unseren Tagen erlebt, tief in den Schatten:

„Kaum war das Gesetz durch beide Häuser bestätigt, als die Actien der Gesellschaft auf 319 für 100 hinaufgingen. Die Spielwuth schien gleich einer Epidemie die ganze Nation ergriffen zu haben. Männer von gesunden Urtheil, die von der allgemeinen Ansteckung unberührt blieben, sagten den unvermeidlichen Ausgang dieser Speculation und den Ruin der unglücklichen Geprellten voraus: umsonst! Das Publikum war ihren Warnungen taub. Die ersten Actien wurden von dem Direktoren-Kollegium mit 300 gezeichnet; die Gesellschaft brachte auf diese Weise 2,500,000 Pfd. Sterl. in Kasse, und der Cours stieg sofort auf 340. Um mit Glanz zu debütiren, stimmte das Kollegium für eine erste Dividende von 10 aufs 100 für ein halbes Jahr, zahlbar im Sommer 1720. Zugleich, um den Actienbesitzern noch mehr Bequemlichkeit zu gewähren, erbot sie sich zu einem Darlehn von einer halben Million gegen Verpfändung ihrer eigenen Actien, späterhin steigerte sie diesen Vorschuß bis zu einer ganzen Million. Diese kühnen Streiche gaben dem Kredit der Gesellschaft einen solchen Schwung, daß auf eine einfache Anzeige, sie wolle gewisse unabtragbare Leibrentenscheine, unter fernerweit zu bestimmenden Bedingungen, als Kapital annehmen, eine Menge Inhaber solcher Scheine herbeiströmte, um, ohne noch die Bedingungen der Annahme zu kennen, ihre Scheine in den Geschäftszimmern der Gesellschaft niederzulegen. Gegen den Monat Juni, als der Zahltag der ersten Dividende herannahte, stieg die Raserei bis zu dem Grade, daß die Actien 890 fanden. Aber nun fanden sich so viele Verkäufer, daß ein plötzlicher Rückschlag erfolgte und eine gewisse Bangigkeit sich zu äußern begann. Da hatten die Directoren die unbegreifliche Keckheit, die Schöpfung neuer Actien vorzuschlagen, die zu 1000 Pfd. Sterl. das Stück, eingahlbar in zehn Raten, ausgegeben werden sollten. Wird man's glauben? Dieses unverschämte Gaukelspiel gewann ihnen das Vertrauen wieder, und wenige Tage darauf hatte ein Empfangschein über eine Einzahlung von 100 Pfd. Sterl. den Werth von 400 Pfd. Sterl. — Jeder Erfolg, wirklich oder scheinbar, trägt welches Unternehmens, veranlaßt zahlreiche Nachahmungen. Es bilde sich irgend ein Verein, gleichviel zu welchem Behufe; faßt seine Actien mit einigem Vortheil in den Handel kommen und sey gewiß, der Absatz weniger Tage werden fünf oder sechs ähnliche Gesellschaften angekündigt. Allerdings wurzelt dieser Betteifer, zum Theil wenigstens, in der Gewinnsucht der Menschen; aber diese Gewinnsucht würde nicht so schnell Zielsch werden, ohne die Ränke gewisser Leute, die Mittel haben, sich, wie auch die Speculation ausschlage, einen Vortheil zu sichern. Bei dem Unheil und der Trostlosigkeit, die stets solche Epochen begleiten, in welchen die Spielwuth alle Köpfe verdreht, behalten jene Leute ihre Ruhe und ihr kaltes Blut. Natürlich, sie sind da, um zu ärndten, was die Narrheit der Andern für sie gesäet hat. Bei dem allgemeinen Rausch verlieren sie nie die Besonnenheit. So legt sich der Gauner die fremde Haut auf, und begnügt sich mit einem Hühnchen und einem Glase Limonade, in der Hoffnung, am Abend bei Crockford irgend ein ausserlesenes Opfer unter dem Einfluß der Weindämpfe faßt zu rupfen. Sie werden vielleicht hoch, aber immer sicher spielen; so wie sich der Wind dreht, so eilen sie, zu verkaufen, und die ganze Schwere des Verlustes fällt auf die Gesopften, die, im Vertrauen auf lügenhafte Versicherungen, Papiere ohne Werth in Händen behalten und der verlvrochenen goldenen Tage vergeblich harren. So war's in unseren Tagen, so war's um die Zeit, als die Südsee-Gesellschaft auf ihrer luftigen Grundlage operirte. Wie die Pilze schossen eine Menge Speculationen derselben Art, obgleich nach einem kleineren Maßstabe, aus dem Boden, fanden Abnehmer und strichen ihren Gewinn ein. Auch den Actien wahrhaft solider Gesellschaften theilte sich die Bewegung des Steigens mit. Man berechnet, daß der Nominalwerth der Kapitalien aller Art, die in Umlauf gesetzt worden, eine Höhe von nichtweniger als 300 Millionen Pfd. Sterl. erreicht habe; also gerade das Doppelte des Schätzungswerthes, der dem gesammten Grundbesitz des Königreichs beigelegt wird!

Die Katastrophe trat ein und Tausende, die ihr Vermögen in der Briefkasche liegen glaubten, sahen sich zugrundegerichtet. Die Geschichte des Sturzes dieser Gesellschaft ist eben so lehrreich, wie die ihrer fabelhaften Blüthe. Sie hatte ihr Seitenstück in unseren Tagen: auch wir sahen, wie Gesellschaften, deren Grundpfeiler bereits vom Wurm zerfressen waren, bis zum letzten Augenblick ihren Weg verfolgten: Betrug, verfälschte Rechnungen, Dividenden vom Kapital vorweggenommen, Drohungen mit gerichtlichen Klagen gegen diejenigen, die den Muth hatten, den Schleier der Lüge zu lüften. „Als ein allgemeiner Einbruch vor der Thüre war, wagten die Directoren der Südsee-Gesellschaft noch einen letzten Rettungsversuch: sie verkündigten eine Semesterdividende von dreißig für hundert, zahlbar im Dezember 1720, und erboten sich, eine jährliche Dividende von funfzig Prozent auf zwölf Jahre zu verbürgen! Alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um dem gesunkenen Kredit aufzuhelfen: umsonst! Die Actien gingen rasch auf 175 hinab; ein panischer Schrecken befiel alle Welt, und der Lügenbau brach zusammen. Um ein Haar wären die englische Bank und die ostindische Gesellschaft mit zu Trümmern gegangen."

Gay, Verfasser der Oper, die „Bettler" (the Beggars' Opera) hätte seine Actien zu 20,000 Pfd. Sterl. verwerthen können: man rieth ihm zum Verkauf; er hielt jedoch und verlor Alles. Ein gewisser Janson aus Yorkshire, der ein beträchtliches Vermögen gerbt, stürzte sich kopfüber in die Wogen dieser Speculation. Er wurde aus einem Millionär zum Bettler, und der Verlust seines Vermögens führte ihn ins Irrenhaus. Doch wenn solche Beispiele pönen? Sie folgen ganz natürlich, wo die entfesselte Speculation aus ihrem Bette tritt. Ueberdies zeigt sich auch die abschreckendste Warnung unwirksam gegen diese heillose Krankheit der menschlichen Seele.

Kein Mensch, wir glauben es wenigstens, wird es wagen, das Spiel im Prinzip zu vertheidigen. Und dennoch, wie Manger, der vor Unwillen zittern würde, wenn man ihm den verhaßten Beinamen „Spieler" anheftete, ist eben so gut Spieler, wie wenn er sein Geld beim Rouge-et-noir aufsetzt! Wer ein Papier kauft, um es in acht oder vierzehn Tagen mit Vortheil wieder zu verkaufen; oder wer Actien, die er gar nicht hat, verkauft, in der Hoffnung einer nahen Baisse: ist um kein Atom von einem Stammgast des Spielhauses verschieden. Er kann sich, wenn's ihm recht ist, den Namen Kapitalist geben; in der That aber ist er ein ganz gemeiner Spieler. Diese Wahrheit klingt hart; aber sie kann als eine sehr heilsame nicht laut genug verkündet werden, zumal in einer Zeit, wo der Gebrauch den natürlichen Sinn der Worte entstellt hat; wo wir gewiegt sind, ein Treiben zu rechtfertigen, das wir ohne Anstand verdammen würden, wenn wir es im wahren Lichte betrachteten und nach den Grundsätzen der Moral beurtheilten. Die Leidenschaft des Spiels kann bei einem Volke nur auf Unkosten seines Wohlstandes Boden gewinnen, da sie eine Menge Leute von gewerbthätiger Beschäftigung, weil von den Wegen der Rechtschkeit und der Ehre ablenkt, die am sichersten zu Glück und Ansehen führen.

(Schluß folgt.)

Die Nordpol-Expeditionen zur Aufsuchung Sir John Franklin's.

Die neuesten, in England eingegangenen Nachrichten über das Schicksal der Franklinschen Expedition sind von solchem Interesse, daß wir uns beeilen, auch unseren Lesern davon Kenntniß zu geben, und zwar nach dem in dem Athenaeum vom 3ten d. M. enthaltenen Berichte, der in manchen Punkten ausführlicher ist, als der von den politischen Blättern mitgetheilte.

„Der „Northern", der bekanntlich im Frühjahr vorigen Jahres abgesetzte, um Sir John Franklin mit Vorräthen und Proviant zu Hülfe zu kommen, ist unverrichteter Sache wieder nach Hause zurückgekehrt. Unterdeß vereinigten sich die Bestrebungen der Capitaine Austen, Penny, Ommanney, Sir John Roß, Phillips, Forsyth und der amerikanischen Offiziere, das weite Gebiet, worin Sir John Franklin's Schicksal verborgen liegt, zu erforschen. Der „Resolute" und „Pioneer" sollten von der Pouns-Bai aus die ganze Südküste des Lancaster-Sunds, der Barrow-Straße und wo möglich Kap Walker untersuchen; der „Assistance" und „Intrepid" sollten von Kap Warrender an die Nordküste des Lancaster-Sunds und der Barrow-Straße bis zum Wellington-Kanal entlang fahren, in den letzteren eindringen und sich, wo möglich, mit Capt. Penny in Verbindung setzen, der den Befehl erhalten, seine Aufmerksam-

Digitized by Google

keit auf den Jones-Sund zu lenken; „Zelie“ und „Mary“ hatten die Bestimmung, vom Kap Hotham an die verschiedenen Landspitzen bis zur Melville-Insel aus, wo möglich, Banks-Land zu erforschen, während endlich Captain Forsyth, im „Prinz Albert“, bis zur Beaufort-Bai vordringen und den Versuch machen sollte, den Ithmus zu überschreiten und die Westküste von Boothia-Felix zu untersuchen.

Am Kap York bekamen sie eine überraschende Nachricht, welche für einen Augenblick dem Zwecke aller dieser Expeditionen eine betrübende Lösung zu geben schien. Sie erfuhren nämlich hier von den Eskimos — zufolge der Uebersetzung des einen Dolmetschers, welchem der andere jedoch widersprach — daß im Winter 1845 zwei Schiffe in der Richtung des Kaps Dudley Diggs, in der Nähe des Wolstenholm-Sunds, vom Eise zerstümmert und danach von einem wilden und zahlreichen Stamme der Eingeborenen verbrannt worden wären; daß die Schiffe keine Wallfischfänger gewesen, und daß einige von den Weißen Epaulette getragen; ferner, daß ein Theil der Mannschaft ertrunken sey, und die Uebrigen eine Zeitlang in eigenen Hütten oder Zelten gelebt hätten; daß sie Flinten, aber keine Munition gehabt, sehr erschöpft gewesen wären und später durch die Wurfspieße und Pfeile der Eingebornen ihren Tod gefunden hätten. — Aus spätern Unterhaltungen und mancherlei Gründen schien sich zu ergeben, daß dieser traurigen Geschichte kein Glauben beizumessen wäre. Dazu kam, daß die von allen Seiten befragten Eskimos Antworten in dem angedeuteten Sinne der an sie gerichteten Fragen zu geben pflegen, und daß der eine Dolmetscher, den man der Eskimosprache besonders kundig hält, geradezu leugnet, daß die Eskimos eine solche Behauptung, wie die obige, überhaupt gethan hätten.

Die Beweisgründe, welche sich so in negativer Weise für die Sicherheit Sir John Franklin's ergaben, sind aber seitdem durch Schlüsse positiver Art bestätigt worden. Captain Forsyth ist auf dem „Prinz Albert“ in Aberdeen angelangt und bringt die höchst interessante Nachricht, daß sich wirkliche Spuren vom „Erebus“ und „Terror“ ergeben haben. Obwohl wenig geeignet, den Gefahren des Polarmeeres Trotz zu bieten, gelang es dem „Prinz Albert“ doch, durch die gefürchtete Melville-Bai schiffend, westlich bis zur Mündung des Wellington-Kanals zu kommen. Als Captain Forsyth zum erstenmal in die Prinz-Regent-Einfahrt gedrungen war, wurde er durch eine Eisbarriere, die sich von Port Bowen quer über die Einfahrt bis zehn oder funfzehn (engl.) Meilen von der Fury-Spitze erstreckte, aufgehalten. Da große Quantitäten Treibeis die Einfahrt verstopften, wandte er sich nordwärts, in der Absicht, die Westseite von Nord-Somerset hinab vorzudringen. Bei der Leopold-Insel traf er wieder auf schweres Packeis, das sich quer über die Barrow-Straße bis zum Eingange des Wellington-Kanals erstreckte. Unter großen Schwierigkeiten brachte er sein kleines Schiff bis zum Kap Riley, und hier fand er Spuren von fünf oder sechs Zelten oder Lagerstätten nebst einem kleinen Stückchen Schiffstau und einer Anzahl Rinder- und Vögelknochen. Hier fand er auch das nachfolgende Memorandum, welches Captain Ommanney am 23. August, zwei Tage vor dem Besuch des Captains Forsyth, daselbst zurückgelassen hatte:

„Ihrer Majestät ärktische Untersuchungs-Expedition.

„Hiermit wird bezeugt, daß Captain Ommanney, mit den Offizieren von „Ihrer Majestät Schiffen „Assistance“ und „Intrepid“ am 23. August 1850 „am Kap Riley landete, woselbst er Spuren einer Lagerstätte fand und die „Reste von Materialien sammelte, welche den angenscheinlichen Beweis liefern, „daß eine zu Ihrer Majestät Schiffen gehörende Gesellschaft an dieser Stelle „zurückgehalten worden ist. Auch die Brechy-Insel ward untersucht, wo sich „Spuren derselben Gesellschaft fanden.

„Hiermit wird auch zur Kenntniß gebracht, daß sich ein Vorrath von Lebensmitteln und Brennholz am Port Leopold befindet. Ihrer Majestät Schiffe „Assistance“ und „Intrepid“ wurden von der Flottille unter Captain Austin, „vor Wolstenholm, am 15ten d. M., detachirt, seit welcher Zeit sie die Nord-„küsten des Lancaster-Sunds und der Barrow-Straße untersucht haben, ohne „auf andere Spuren zu stoßen. Captain Ommanney bringt dis Kap Hotham „und Kap Walker vor, um fernere Spuren von Sir John Franklin's Expedition aufzusuchen.

„Gegeben am Bord Ihrer Majestät Schiffes „Assistance“, vor Kap Riley, „am 23. August 1850.

„Erasmus Ommanney.“

Das von Captain Forsyth gefundene Stück Tau ist nach Hause geschickt und in Chatham als zu der Ausrüstung des „Terror“ gehörig erkannt worden, so daß vernünftigerweise nicht mehr daran zu zweifeln ist, daß die von den Captainen Ommanney und Forsyth aufgefundenen Spuren zur Franklinschen Expedition gehören. Es ist demnach von höchstem Interesse, zu wissen, daß die vermißten Schiffe, nach aller Wahrscheinlichkeit, so weit gekommen sind, und die von Vielen gehegte Besorgniß, daß sie in der Baffins-Bai, an der Außenlinie der Expedition, zugrundegegangen wären, ist demnach beseitigt.

Vermuthlich hatte Captain Ommanney selbst noch stärkere Gründe zu der Annahme, der Expedition auf die Spur gekommen zu seyn, als wir in diesem Augenblick besitzen, denn er hat sich auf einmal nordwärts gewendet, als ob er einer bestimmten Spur folgte — und Captain Forsyth sah, wie seine Schiffe mit vollen Segeln ihren Lauf durch einen Wasserpfad nach dem Kap Hotham zu nahmen. Aus einem Privatschreiben, welches man von Captain Forsyth erhalten hat, scheint sich ferner zu ergeben, daß Captain Penny den Captain Ommanney begleitete, weil er der Meinung war, daß man auf diesem Wege mit größerer Wahrscheinlichkeit der vermißten Expedition auf die Spur kommen werde, als wenn man den Wellington-Kanal erforschte.

— In der festen Ueberzeugung, daß die Untersuchung nach Westen hin von den unter dem Befehl der obigen Offiziere stehenden Schiffen in wirksame Weise verfolgt werde, hielt es Captain Forsyth für angemessen, da sich ihm Pakna in der Nähe seiner künftigen Operationen fand, in den er hätte einlaufen können, nach England zurückzukehren. Am 27. August lief er in die Lancley-Bay ein und ließ am Lande eine Nachricht nebst einigen Vorräthen zurück. Am 29sten unternahm er die Westseite des Einganges zur Admiralitäts-Einfahrt und fuhr an der Küste der Possession-Bai hin, wo er mit dem „Assistern“ zusammentraf. Am 2. und 3. September erforschte er die Küsten von Ponds-Bai, konnte aber keine Spur davon entdecken, daß Captain Austin um gewesen sey. Er steuerte darauf nach England — der letzte Offizier, der aus Küsten verließ, jedoch der erste, welche in die Barrow-Straße gelangte. Es wägt man die geringen Mittel, welche Captain Forsyth zu Gebote standen, wird man von seinen Erfolgen lebhaft überrascht, und gewiß ist ihm in Hinsicht der Bestrebungen, die vermißte Expedition aufzufinden, eine ehrenvolle Stelle anzuweisen.“

Mannigfaltiges.

— Zur dynastischen Frage in Frankreich. Ein bekannter legitimistischer Schriftsteller, Herr Theodor Anne, hat so eben (Paris, Lebruyn) über den jüngsten Legitimisten-Kongreß in Wiesbaden eine kleine Schrift, unter dem Titel: „M. le Comte de Chambord à Wiesbaden“, herausgegeben, die unter den Anhängern Heinrich's V. viel gelesen wird. Der Verfasser hat die Rolle des Paris übernommen, indem er, wenn auch nicht über drei Göttinnen, doch über drei Kronprätendenten zu Gericht sitzt und Einem derselben den französischen Reichsapfel als Preis zuerkennt. Dieser Eine ist natürlich Niemand anders, als der Graf v. Chambord, auf welchen die Legitimisten jetzt ein Wort Shakespeare's aus dessen „König Heinrich VI.“ (Akt IV.) anwenden: „Das fünften Heinrich's Name reißt uns fort“ („The name of Henry the fifth hales“) — wobei sie natürlich den Schluß: „zu hundert Missethaten“ („to a hundred mischiefs.“) weglassen, obgleich es im englischen Original ohne diesen Zusatz ganz unverständlich ist.

Nachdem kürzlich die näheren Details über die Flucht der königlichen Familie im Februar 1848 (wie wir sie auch in diesen Blättern mitgetheilt) bekannt worden, erklamiren mehrere treue Diener Ludwig Philipp's ihren bisher nicht erwähnten Antheil an der glücklichen Ausführung dieser Flucht. Unter Anderen behaupten sich dabei der General Caecelet, gegenwärtiger Divisions-Commandeur in Marseille, und der Oberst seines Generalstabs, Herr v. Gerecy, welche Beide den König von Paris bis zu dem nächsten sicheren Orte begleiteten und erst mit Herrn v. Montalivet wieder nach der Hauptstadt zurückkehrten. Herr v. Gerecy hatte es auch übernommen, einen Brief Ludwig Philipp's an den Herzog v. Nemours zu bestellen, worin dieser von dem Ereignisse bereits benachrichtigt wurde, den seine Aeltern gewählt, und dieser Brief ist dem Prinzen durch Vermittlung des Herrn Jules v. Lasteyrie zugegangen.

— Singleton Fontenoy. Unter diesem Titel ist so eben ein englischer „See-Roman“ erschienen*), das Erstlingswerk des Verfassers, der ein zweiter Captain Marryatt in diesem Fache zu werden verspricht. Die Geschichte spielt zur Zeit des spritzen Seekrieges von 1840, und unter den handelnd eingeführten Personen befindet sich auch der alte Commodore Napier, dessen originellen Wesen und breiter schottischer Dialekt nach dem Leben gezeichnet werden. Der Stil des Buches ist äußerst sarkastisch und voll epigrammatischer Spitzen, und es wird darin ein schonungsloser Krieg gegen die Blaukünstlichkeiten und Mißbräuche geführt, an denen es auch in der britischen Marine nicht fehlt.

*) Singleton Fontenoy. By J. Hannay. London, 1850.

Literarischer Anzeiger.

Neu erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Shakespeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Bell u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 41), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Donnerstag den 17. Oktober 1850.

Nord-Amerika.

Amerikanische Reisebriefe.

I. Das Mormonenthum und seine Propheten.

Virginia (Petersburg), 1849.

Mein Freund!

Der Schienenweg, die Dampfkraft und eine unwiderstehliche Lust, mehr von Gottes schöner Welt zu sehen, als ich bisher gekannt habe, führten mich aus dem Innern Frankreichs an die Ufer von Nord-Karolina. Mit Recht kann ich sagen: Land und Meer trennen uns; ich stehe auf dem Boden der neuen Welt und will meine Muße dazu verwenden, an die Freunde in der alten zu schreiben und ihnen das, was ich erlebt und erfahren, mitzutheilen.

Gegenwärtiger Brief entsteht in einem elenden Neste, das pessenngeachtet die Ehre genießt, Hafenstadt zu seyn und am Appomator zu liegen. Er beginnt mit der Bemerkung, daß meine Erzählungen weder Philosophie, noch Metaphysik, ja, selbst nicht einmal Poesie enthalten, sondern einfach und ungekünstelt das wiedergeben werden, was mir zugestoßen oder aufgefallen ist. Dessenungeachtet sollen sie, wie ich hoffe, nicht ohne Interesse seyn, denn das Gemälde, das ich aufzurollen gedenke, hat eine riesenhaft wachsende Civilisation zum Grunde. Ich sammle gleich einer emsigen Ameise, tausend Eigenthümlichkeiten, auffallende Ereignisse und selbst Kleinigkeiten, die ich, wenn auch oft nicht ohne Mühe, auffuche und ächte; ich gebe den Eindruck so wieder, wie ich ihn in mir aufgenommen habe, und überlasse es fähigeren Federn, daran die nöthigen Ausschmückungen anzubringen. Zur Sache also.

Die Eisenbahn, welche mich hierher gebracht hat, beginnt in Boston und giebt sich 160 Meilen weit nach Belhon, von hier aus erstreckt sie sich längs der Atlantischen Oceans in der Richtung von Norden nach Süden bis zur Stadt Wilmington und endigt zuletzt an der Meeresküste. In Wilmington bestieg ich das Dampfschiff, das nach Charleston bereit lag, und machte die 600 Lieues weite Reise zu Wasser. Was meint Du wohl zu solchen Touren? In Europa nennt man sie große Reisen, in dem jungfräulichen Amerika dagegen Spazierfahrten. Ehe man nach Wilmington gelangt, fährt man über eine ungeheuer hohe und des fehlenden Geländers wegen eben nicht sehr sichere hölzerne Brücke, unter welcher der Jamesfluß dahinrauscht. Es wird einem unheimlich zu Muthe, wenn man in diesen Abgrund hinunterblickt und dabei bedenkt, daß es nur einer Lunze des dampfenden Ungethüms bedarf, um den ganzen Zug in die Tiefe hinabzureißen .... Und doch wie sorgenlos ist man hier gegen alle solche Möglichkeiten! Niemand scheint auch nur im entferntesten an Gefahr oder Tod zu denken, kein Mensch sich zu wundern, daß man so leichtsinnig gebaut hat. Man lebt hier so recht im Lande des Uebergangs und der Riesen, und wäre es dem Amerikaner möglich, über etwas zu erstaunen, so würde es höchstens der Gedanke seyn, wie man sich langweilen könne. An diesem Unglück leidet denn auch der Sohn der neuen Welt nie.

Doch gleich einer Windsbraut führt der Dampf die Reisenden von dannen, und in wenig Sekunden ist die grauenhafte Brücke überschritten. Der Abgrund lag hinter uns, und ein dichter, schwarzer Tannen- und Kastanienwald breitete seine Schatten über uns. Da hörte ich plötzlich, wie einer meiner Reisegefährten sich zu seinem Nachbar wandte und diesem mit bedeutsamer Miene sagte: es ist ein Mormonite unter uns.

Ich spitzte die Ohren, ein Mormonite? Ich soll also endlich einmal einen dieser schrecklichen Fanatiker erblicken, von denen so viel gesprochen wird, und die man dessenungeachtet so wenig kennt. Der Nachbar antwortete dem Reisegefährten mit einer Frage, welche bewies, daß seine Neugierde nicht geringer war, als die meinige.

„Wo zum Teufel steckt denn der Mormonite?"

„Leider weiß ich es selbst nicht", war die Antwort.

„Bah", sagte ein Dritter, „dort im Wagen sitzt einer dieser Scheime."

„So ist mir gesagt worden."

„Po ho", rief der Erste, „das wollen wir bald herausbringen; den sauberen Vogel muß ich kennen lernen. Ich habe immer gut gezielt und hoffe, der Schuß wird sein Ziel nicht fehlen. Am ersten besten Nest soll man mich aufhängen, wenn dieser Fisch nicht an meine Angel beißt." Diese Worte kamen aus dem Munde eines Bewohners von Alabama, eines herkulischen Mannes von mindestens 6½ Fuß Höhe und kupferfarbener Hautfarbe. Er kaute fortwährend Tabak und hielt auf seinen Knieen ein vierrohriges eisernes Kästchen, in welchem sie lockende, appetitliche Speise nach Gattungen abgetheilt und geordnet war. Der neben ihm Sitzende schien, der Frische der Gesichtsfarbe und des Kolorits nach zu urtheilen, aus Maine, einer Provinz am entgegengesetzten Ende der Union, zu seyn. Der Alabamese erneuerte seine Prime und wandte sich dann zu seinem stillen Nachbar aus dem Norden, indem er sagte: Ich hasse diese Mormoniten wie die Hölle, und es giebt für dieses schöne Land der Freiheit und des Ruhmes, für ein Land, welches der ganzen Welt Gesetze vorschreiben könnte, keine größere Schande, als diese Gauner, welche sich ungestraft überall herumtreiben, als solche Spitzbuben und Charlatane, wie Joseph Smith, den ungewaschenen Propheten. Was wohl aus ihm geworden ist? Sie haben ihn vermuthlich erschossen. Der feine Vogel dort scheint sein würdiger Nachfolger zu seyn; hat er gleich schon nennmal bankerott gemacht, so weiß er nichtsdestoweniger sein Publikum noch an sich zu locken. Wie lange wird man wohl noch warten, bis man ihn als Wahrzeichen an einen Ast aufhängt? Fünf Minuten ungefähr hatte der Alabamese auf solche Art perorirt und seiner Galle Luft gemacht; Niemand hatte weiter viel auf ihn geachtet, und ich glaubte schon, wir hätten keinen der unrühigen Mormoniten unter uns, als plötzlich von der linken Seite der, nicht weit von mir, ein tiefer Seufzer ertönte. Er kam aus der Brust eines Mannes mit langen Haaren, welcher sein Gesicht mit den Händen bedeckt hielt. Er und kein Anderer mußte der vielfach angeschmähte Mormonit seyn, denn er stöhnte tief und fortwährend. Ich verlieh meinen bisherigen Platz und setzte mich ihm gegenüber, da ich neugierig war, den Mann genauer zu beobachten. Der Alabamese folgte meinem Beispiele, zog eine mit Schiff überflossene Flasche aus der Tasche und reichte sie dem Aechzenden, indem er sagte: „Nun, ist es Dir vielleicht nicht gut? Was meinst Du zu einigen Tropfen, he?"

„Pfui Dich von hinnen, Satan", rief der Mormonit, indem er sich emporrichtete und die Faust gegen den Alabamesen ausstreckte. „Wehe Euch, Sündern; möge der Fluch des Himmels über Alle kommen, welche die Propheten des Herrn nicht anerkennen. Der Blitz erschlage Euch, Ihr Verblendeten, und die Seuche suche Euch heim; die Verdammniß folge Euren Fußspuren und zwar in Ewigkeit, vom Vater auf den Sohn, von dem Sohn auf den Enkel. Das Feuer der Hölle möge Euch in diesem Leben verzehren und im künftigen auf Eurer Seele brennen; Ihr seyd gerichtet und verdammt, verdammt, verdammt."

Auf solch erbauliche Weise ging es noch weiter fort zum großen Aergernis der anderen anwesenden Amerikaner, welche diese Profanation der Bibel und heiligen Erinnerungen höchst unangenehm berührte. Selbst der Alabamese konnte seines Entsetzens nicht so bald Meister werden.

„Hören wir ihn", bemerkte mit großer Ruhe der Bewohner von Maine; „es gebührt sich, ihn anzuhören, denn er hat das Recht, sich zu vertheidigen."

„Ja, lassen wir ihn sprechen — bis zu Ende", riefen Andere.

Jetzt konnte ich mir den mormonitischen Propheten mit Muße betrachten, der, zum Reden aufgefordert, sich an die Wand des Waggons angelehnt hatte. In seinem Gesichte lag etwas Abstoßendes, es waren Züge, welche Abscheu und Grauen erweckten.

Die niedrige Stirn, die eingefallenen Augen, die dicke und herabhängende Unterlippe stimmten vollkommen zu diesem Ausdruck selbstgefälliger Beschränktheit, welche meist das Erbtheil roher Egoisten ist. Zahlreiche Furchen hatten sich zu beiden Seiten der Augen eingegraben, wie man dies so oft bei Betrügern findet, die Haut war voller Falten und der Mund häßlich. Runde Schultern, eine breite Brust und untersetzter Wuchs vervollständigten das Bild dieser zurückstoßenden Figur, dieses blödsinnigen Cyklopen und vollendeten Gaunere. Die Rede war in vollster Uebereinstimmung mit seinen übrigen Eigenschaften, überall lagte der Betrüger, niegends aber der Prophet heraus, Rohheit, Begierlichkeit, Unwissenheit und eine gewisse Art von Schlauheit. Zur Rede eines gewöhnlichen Bestialschenden angesehen, sprach er nur dann mit Ernst und Nachdruck, wenn er sich in seiner ihm eigenen Sphäre bewegte. Man brauchte nicht gerade tiefer Menschenkenner zu seyn, um inne zu werden, daß hier der Prophet dem Spitzbuben und Spekulanten zur Folie dienen mußte.

Er nannte sich Hyde und genoß früher das unbedingte Vertrauen der berühmten Propheten und Gründer des Mormonismus, Hiram und Joseph Smith. Er erzählte mit aufsfährlich und mit der solchen Gaunern eigenen Gewandtheit seine Reisen, Offenbarungen, Visionen und Ertalen, ferner wie Gott eines Tages so gnädig gewesen sey, ihn heimzusuchen, als er, ermüdet von der Reise, mit blutenden Füßen auf einer Wiese des unermeßlichen Westens gelegen habe. Damals wurde er auch ausersehen, drei Menschenkindern die Lehre des Mormonismus zu verkünden, welches göttliche Gebot er denn auch aufs strengste erfüllte.

„Nun, und wie gelingt es Dir", fragte der Reisegefährte aus Maine.

Digitized by Google

„Wie es Gott gefällt", antwortete der religiöse Commis-Voyageur. „In einigen Gegenden Kanada's, besonders im Westen, war die Aernte recht ergiebig, allein der Hang zu weltlichen Dingen, der besonders in der heutigen Generation tiefe Wurzel gefaßt hat, erstickt das Gefühl der Wahrheit und die Warnungen des göttlichen Worts. Die Arme des Unglaubens sind schon lang, und das sündige Menschengeschlecht geht seinem Untergange entgegen. Wehe, wehe ihm, ein dreifaches Wehe der Welt, die sie verworfen. In weniger als zehn Monaten wird der zürnende Gott mit den Sündern ins Gericht gehen, laß es hier, Ihr Herren, in der gedruckten Prophezeiung, die nur zwei Cents kostet."

Mit diesen Worten zog er ein dickes Packet der prophetischen Prospekte hervor, welche, gleich einem Anschlagzettel, alle die zahlreichen Plagen entheilen, womit die Welt vor ihrem Untergange heimgesucht werden sollte, und unter Anderem erwähnten, wie Januar oder Februar 1850 plötzlich Gewürm und Ungeziefer über die Erde kommen würde, um die Menschen, gleich wie zu Herodes' Zeiten, zu quälen und aufzureiben. Der Prospekt ging von Hand zu Hand; der Mormonite verkaufte beinahe alle, denn jeder der Reisenden nahm ein solch' merkwürdiges Aktenstück. Mich' sonderbare Zusammenstellung, Handelsmann und Prophet, Straßenhandwurst und Apostel, machte ich unwillkührlich. — Außer der Vertheilung der Prospekte hatte der Mormonit noch den Auftrag, Abonnenten auf eine Zeitschrift, das „Neue Jerusalem" genannt, zu suchen, die in Nauvoo erschienen sollte, und wofür er Vorausbezahlung für das ganze Jahr verlangte.

„Was soll das heißen", rief der Alabamese mit Donnerstimme, „es scheint, guter Freund, Du hast Lust, mit uns zu scherzen. Wenn die Welt untergeht, zu was nützt mir denn Dein Journal? Du giebst uns nur noch zehn Monate zum Leben und beanspruchst die Pränumeration auf zwölf."

„Man wird wohl den Termin in Gnaden verlängern," sagte ein Anderer. „Hoffentlich läßt man die sündige Welt noch ein paar Monate länger bestehen", meinte der Mann aus Maine.

„Oder sie geben bei deren Untergange das Geld zurück, wie im Theater, wenn aus Mangel an Auditorium nicht gespielt wird", bemerkte ein Witzling am anderen Ende des Waggons. Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten, und der ernsthafte Prophet stieß sich nieder. Für ihn war der Tag nicht ohne Nutzen; bei mancher demüthigenden Bemerkung, die er sich hatte anhören müssen, war er seine Waare losgeworden und also doch nicht umsonst unterwegs gewesen.

Der Gauner hatte sich mit tief ins Gesichtniß geprägt, und ich konnte nicht gut begreifen, wie man von solch' erbärmlichen Blindheiten und ihren unbedeutenden Lügen so viel Wesens hatte machen können. Bei meiner Ankunft in Virginien besuchte ich einen sehr tüchtigen und reichen Ingenieur, dessen Bekanntschaft ich in London gemacht hatte. Er stand hier an der Spitze eines Bergwerks und war dabei zu einen bedeutenden Vermögen gelangt, obgleich oder vielmehr weil er ein- oder zweimal fallirt hatte, wie das eben hierzulande Brauch ist. Ich erkundigte mich bei ihm unter Anderem nach den Mormonen und bemerkte zugleich, wie mich die Hyde, deren lächerlichen Apostel, über nichts aufgeklärt habe.

„Beachten Sie diese biblischen Betrüger nicht zu sehr; sie sind gefährlicher, als Sie vielleicht glauben, denn, gestützt auf einige Stellen der heiligen Schrift, verlangen sie vollständige Gütergemeinschaft und verdammen aus anderen das Paradies auf Erden. Das erste ist aber immer der Grundpfeiler ihrer ganzen Lehre, obgleich der Gründer der Sekte, Joseph Smith, den ich, beiläufig gesagt, sehr wohl gekannt habe, noch einen anderen sublimen Nebengedanken hatte, nämlich den, die amerikanische Demokratie zu stürzen. Er und seine Adepten, denen er sich anvertraut hatte, beabsichtigten, alle wilden Stämme zu bewaffnen und diese wüthenden Fanatiker gegen die Vereinigten Staaten loszulassen. Smith ist meiner Ansicht nach ein großer Mann, aber ein noch größerer Spitzbube gewesen; ich kann ihn nicht gering anschlagen, und das Gespräch, welches ich mit ihm hatte, wußte mich in meiner Ansicht bestärken. (Schluß folgt.)

England.

Die Staatsschulden und die Börse.

(Schluß.)

Schon sah sich unsere Regierung gezwungen, die Thatsache anzuerkennen. Die verderblichen Einwirkungen der vormals vom Staate ausgebeuteten Lotterie auf die Sitten und die thörichte Lage der unteren Schichten der Gesellschaft — Bierungen, wovon die Fortschritte des Lasters dreidendes Zeugniß ablegten — wurden endlich so augenfällig, daß eine Parlamentsakte diese Greuel aufhob. Auf dem Festlande besteht sie noch und, Dank den lockenden Anzeigen der Collecteure von Hamburg und Frankfurt, kommen uns von Zeit zu Zeit die glänzendsten Anerbietungen zu, wie wir um ein Lumpengeld von wenigen Gulden Besitzer mehrerer Schlösser am Rhein mit wildreichen Forsten, Mineralquellen, Weinbergen und anderem Zubehör werden können. Aus der steten Wiederkehr dieser Marktschreierieen müssen wir annehmen, daß es noch immer Narren giebt, die sich davon fördern lassen; aber wir haben nie in Gefahrung bringen können, ob, außer in dem Roman von Charles Lever, Irgendwer das gute Glück gehabt, das loshbare Loos zu erhaschen, womit der Besitz von Denkersberg, Bettlersdad und Narrenheim verbunden ist. Die auf Lotterie gegründeten Spekulationen waren in England zu einer Höhe hinaufgetrieben, die allen Glauben überbreigt. Die Einsätze bei dem Wettrennen von Derby sind ein Kinderspiel dagegen.

„Im Jahre 1772", sagt Francis, „gab es Journalisten, Schneider, Hutmacher, Hanfschuh- und Miederfabrikanten, Theehändler, Stiefelwichser und einer Lotterie; Barbierer mit einer Lotterie, wo Ihr für drei Pence rasirt werdet, und wenn Glück Euch gut war, zehn Pfd. Sterl. gewinnen konntet: Spezereihäuser mit einer Lotterie, die Euch um sechs Pence eine Portion Thee, um die Aussicht auf einen Gewinn von sechzig Guineen verabreichten: für drei Pence konnte man sich an jeder Straßenecke ein Dutzend Austern und obendrein die nähere oder entferntere Chance auf eine Prämie von fünf Guineen verschaffen. Um diese seltsame Liste zu vervollständigen, zeigte eine Kneipschäke, in ein enges Gäßchen eingezwängt, durch einen Anschlagzettel dem Publikum an, daß, wer für einen Farthing Bratwürstchen kauft, das Glück haben kann, ein Kapital von fünf Spitling zu erwerben. Die Marktschreier, die vormals eine so große Rolle auf dem Lande spielten, setzen ihre Quacksalbereien um hohe Preise ab und gaben den Abnehmern Lotterieloskette in den Kauf, auf die, wie sie versicherten, Geld und Loosantheile von Werth zu gewinnen standen."

Bald wurde eine neue Combination erfunden, die dem Handel einen empfindlichen Streich versetzte. Die Prämien in baarem Gelde hörten auf; dafür theilten gewisse Kaufleute ihre Waaren in Loose und spielten so ihr Lager aus. Diese Art Unternehmung, die durch einige übelberüchtigte Glücksritter in Schwung kam, brachte dem ehrlichen Kaufmann bedeutenden Schaden. Kein Mensch wollte eine Waare, die er sast um nichts haben konnte, für den gewöhnlichen Preis kaufen. Freilich, wenn er die ausgepreisten Sachen früher bei Lichte besah, fand er, daß er mit einem Schosel angeführt werden. — Billette der Staatslotterieen wurden als Werthe devonirt; Pfandleiher und selbst Bankiers nahmen sie an Pfandes Statt. Die Selbstmorde häuften sich; die Falschmünzerei gehörte zum Alltäglichen; Diebstähle wurden nach einer bis dahin ungekannten Maßstabe ausgeführt. Familienväter, die keinen Bissen Brod, kein Hemde für ihre hungernden und nackten Kinder hatten, verpfändeten ihr letztes Hausstück, um noch einen letzten Hoffnungsanker in der Lotterie zu erhaschen; Weiber bestahlen ihre Männer, das Gesinde ihre Herrschaft; Stellen waren Gegenstände eines schmählichen Schachers. Man nahm Zuflucht zu Assekuranzen, um die Lotterie Allen zugänglich zu machen. Wer nämlich nicht die Mittel hatte, ein Loos zu kaufen, konnte sich gegen eine geringe Summe auf eine gewisse Anzahl Loose die Chance zusichern lassen, ein Lotteriedillet zu gewinnen. Das war Lotterie auf Lotterie gespropft, und der Spielteufel dehnte sich ins Unendliche. Die Lotterie-Assekuranzen genügten aber der Habgier der Spekulanten noch nicht. Sobald man in Erfahrung brachte, daß irgend eine bedeutende Versicherung sicherlich erkannt sey, wurden auf sie Lotterie-Assekuranzen angeboten, deren Count sich dann nach der Aussicht auf Genesung wechselte. Diese Marktpreise fanden ihre Stelle in den Zeitungen, und man kann sich denken, welchen Einbruch es auf einen Kranken machen mußte, wenn er in Whitehall Evening Post las: „Lord x kann als gesichert kaum angesehen werden, da Assekuranzen auf sein Leben unter 90 keine Käufer finden." Man assekurirte auf das Schicksal einer belagerten Stadt und zahlte eine Prämie, um dafür eine gewisse Summe zu bekommen, im Fall die Festung übergäng. Während des siebenjährigen Krieges soll der spanische Gesandte dreißigtausend Pfd. Sterl. auf Minorka assekurirt haben; hatte aber schon die Depesche in der Tasche, daß die Insel eingenommen worden. — Erst im Jahre 1825 wurde diesem verabscheuungswürdigen Unfug durch ein Gesetz ein Ende gemacht.

In England findet sich stets eine beträchtliche Masse müßigen Kapitals, das nicht leicht auf eine für den Besitzer wünschenswerthe, Pfund um Pfund sicherende Weise unterzubringen ist. Bevor nun die Eisenbahnen den Kapitalisten eine durch die Erfahrung verbürgte Sicherheit für ihre Kapitalien aufthat, mußten sich diese zu ungeheurem Umfange bahnen. Eben diese verfügbaren Kapitalmassen reizten stets die Gewinnsucht der Börsenmitter; alle Schwindelgeister sindungsgeistes wurden angespannt, neue Combinationen zu ersinnen und sich in alle den Künstlern der Change-Alley geläufige Farbenpracht zu kleiden, um jene Goldhasen auf ihren Perstieck zu locken.

Das Jahr 1823 zeichnete sich durch den Anfang einer Epidemie aus, die in ihren Folgen noch unheilvoller war, als die Spekulationssucht der Südsee. Etwas Aehnliches hatte man bis dahin nicht gesehen. Die lächerlichsten Anschläge fanden Gunst in den Augen des Publikums, die handgreiflichsten Unredlichkeiten konnten die Aktionaire nicht abschrecken. Es bildeten sich Gesellschaften zur Ausbeutung der Bergwerke, zu Bau-Unternehmungen, zu Eisenbahnen, zu Assekuranzen, zu Arbeitsnachweisungen, zu Wäschereien, selbst zu Schuhmacher-Verein fand Unterzeichner zum vollen Umfang des Fonds, und niemand zweifelt nicht, daß eine Gesellschaft zur Construction von Luftballons, um eine Reise in den Mond zu machen, einen gleichen Erfolges sich erfreut hätte. Zu dieser Zeit erschien auch der Börsenbühne ein Thier, das bis dahin in dieser Gegenden unbekannt war.*) Die Bullen, die Bären, die Lahmen Enten gehen bis zum Uranfang der Anstalt zurück; im Jahre 1823 aber zeigte sich der Hirsch in Menschengestalt zum erstenmal. Folgendes Gemälde wird zur Anschauung der Londoner Börse vor zwanzig Jahren geben.

„Die Leichtigkeit, mit welcher man sich Aktien verschaffen konnte", sagt Francis, „erzeugte eine Klasse von Spekulanten, die später in den Momenten finanzieller Aufregung eine sehr thätige Rolle gespielt hat: jene Brut von Menschen in Aktien und Leichschrieben, die an den Eingängen der Spiel- und Glückshöhlen so reichlich wuchert. Der Hirsch, wie man ihn später nannte mit seinem Taschenbuch voll werthloser Papiere — mit Dreaus dringen an

*) Im Rothwälsch der Börse heißen: Bullen die Spekulirenden à la hausse; Bären die à la baisse, lahme Enten diejenigen der Spieler, der über seine Mittel verloren hat, Hirsch der kleine Spieler, der auf Differenzen spekulirt.

Digitized by Google

Fingern und einem schäbigen Rocke auf dem Leibe — mit seinem kundvoll gelockten Haar und seinen schlecht gewichsten Stiefeln — mit seinem falschen Blick und seiner verschmitzten Physiognomie — Schlauheit in jeglicher Falte seiner Lippe, und Spitzbüberei in jeglichem Gedanken seines Herzens — der Pfiff, mit Einem Worte, bildete den hervorstehenden Zug in dem Gemälde. Da steht eine Gruppe junger Bursche in lebhaftem Verkehr über einen Handel, wovon der Gewinn mit dem Verluste an Ehre und Sitte in gar keinem Verhältnisse steht. Weiterhin ist ein jugendlicher Spekulant mit wenigen Guineen in der Tasche und entschlossen, ihre Zahl um jeden Preis zu mehren, mitten in einem Kreise von Einsaltspinseln zu sehen, wie er ihnen die Wunder seiner Erfindung im rhetorischen Stil auseinandersetzt. Eine Menge von Individuen vom reiferen Alter, im Allgemeinen an dem Umfang ihrer Regenschirme kenntlich, findet sich Tag für Tag an derselben Stelle ein, um Geschäfte zu machen. Da war kein Winkel, kein Fleck leer, wo man nicht Leute im eifrigen Gespräch sah über die Actienpreise einer neuen Gesellschaft, über den Cours einer neuen Anleihe, über die Gerüchte des Tages in Bezug auf den Gewinn, den ein großer Spekulant eingestrichen, über ein großes Bankhaus, das seine Zahlungen eingestellt, oder über einen Schilling, um den man jetzt handelt. Ein Romandichter hat dieses Schauspiel nicht unter der Würde seiner Feder gehalten. „Ich fand mich da", sagt er, „mitten in einer Welt, die ich früher niemals gesehen hatte. Die Stutzer des Platzes, den Hut auf einem Ohr und die Hände in den Hosentaschen, stolzierten auf und ab, pfiffen sehr wohllautend und summten hin und wieder eine italiänische Arie. Mehrere ernste Personen schienen unter sich Rath zu halten, zogen die Augenbrauen zusammen, wenn einer ihrer Gruppe zu nahe kam, und stießen Jeden barr zurück, der Miene machte, sich einzudrängen. Einige junge Leute von unverkennbar ländlichem Typus, deren bunt scheckiger Anzug eine Vorstellung des Trödelmarkts (Rag-fair) abgeben konnte, machten sich unter diesem seltsam gemischten Haufen bemerklich genug, wie sehr dieser auch schon an sich einer allen Gestalten und Altern einen ekelu, abstoßenden Anblick darbot. Ich war erstaunt über die scheinbare Sachkenntniß, womit ihr Jedermann die Angelegenheiten der Nation erörterte. Der erbärmlichste Wicht spielte den Staatsmann; es gab Keinen, der sich nicht getraute, nicht nur die Umstände zu erklären, auf welche im parlamentarische etwa eine Anspielung laut wurde, sondern auch zu errathen, was den jetzt in dem Kopfe des Schatzkanzlers vorging."

Das Gemälde ist nicht übertrieben. Keiner kann ihn vergessen haben, den Schwarm aus dem untersten Stockwerke der Börse, der, Insekten gleich, von dem Wärmegrade begünstigt, als dem Schoße der Verwesung hervorkroch. — Diese Art Bewegung, man möchte sie richtiger eine krampfhafte Zuckung nennen, that der Gesellschaft unermeßlichen Schaden. Die Leidenschaft des Gewinns reißt oft die Schranken nieder, die Moral und Erziehung aufgerichtet haben, und bewirkt, daß die Speculation, wie die Kraurth, seltsame Annäherungen bewirkt.

Die Epidemie von 1823 hatte gewisse scharf ausgeprägte Merkzeichen, die sie von allen anderen unterschied. Die Actiengesellschaften, auf heimliche Spekulationen gegründet, nahmen die öffentliche Aufmerksamkeit nur in einem geringen Maße in Beschlag. Freilich kann man sich von diesem Maße durch die einfache Angabe einen Begriff machen, daß fünfundvierundzwanzig Gesellschaften mit einem Nennkapital von 441,649,600 Pfd. Sterl. zeitig gebildet, theils projektirt wurden. Freilich ist nur ein Bruchtheil dieses ungeheuren Kapitals wirklich eingelegt worden; allein nichtsdestoweniger gaben die Actien Anlaß zum frechsten Spiel. Der größte Theil der wirklich aufgekommenen Kapitalien ging zu fremden Anleihen ins Ausland; sechsundzwanzig dieser Anleihen, ein Kapital von beiläufig 36,000,000 Pfd. Sterl. darstellend, wurden in dieser unseligen Periode aber kurz vorher abgeschlossen. Die Zinsen von sechzehn dieser Anleihen werden nicht mehr ausgezahlt. In den sonstigen Schuldnern gehören Chili, Buenos-Ayres, Kolumbien, Guatemala, Mexiko, Peru, ohne von Griechenland, Portugal und Spanien zu sprechen, die Europa das ärgerliche Beispiel eines Staatsbankerotts gegeben haben. Der größte Theil dieser Anleihen sollte 6 Prz. geben, und einige wurden nur mit 68 abgeschlossen; aber trotz dieser scheinbaren Vortheile, begreift man nicht, wie die Kapitalisten auf so schwache Garantieen, wie sie diese neuen Republiken zu bieten halten, ihr Geld in die Schanze schlagen konnten.

Diese fremden Anleihen und die Erschöpfung des baaren Geldes als deren Folge beschleunigten die Krisis. Sie war schrecklich, und zum zweitenmal sah die englische Bank ihre Existenz aufs Spiel gesetzt. Diese große Anstalt bewankte um jene Zeit ihr Heil der Entdeckung einer Kiste mit Pfundnoten(*), die ergessen worden war und die, nach dem Zeugniß Harman's, eines der Hauptdirekteren, den Kredit des Landes rettete. Die Kassen der Bank waren fast völlig geleert, und ohne diesen glücklichen Fund hätte im Monat Dezember 1825 die Zahlung in Baarem eingestellt werden müssen. Und wer mochte die Folgen eines solchen Ereignisses berechnen?

Im Jahre 1767 wurde „das schwarze Brett" eingeführt, das den Börsenhyänidern einen heilsamen Schreck einjagen sollte. Um diese Zeit gab es nämlich nicht weniger, als fünfundzwanzig lahme Enten, die mit gebrochenen Flügel sich von der Börse schleppten. Man schätzte den Verlust, den sie ermanlaßt, auf 250,000 Pfd. Sterl. Bei dieser Gelegenheit nun wurde in einer zahlreichen Versammlung von Maklern und Börsenmännern zum Beschluß erhoben, daß Alle, die ihre Verluste nicht ausgleichen oder die Namen derjenigen nicht angeben, für deren Rechnung sie operirt haben, auf das ausgehängte schwarze Brett kommen sollen. Bald erstreckte sich der Einfluß des schwarzen Brettes bis zu den Spitzen der Aristokratie, und mancher edle Peer, der seine Börsenschulden zu zahlen sich weigerte und von dem Gipfel seiner Größe herab o demüthigsten Vorstellungen seines Maklers kaum beachtete, änderte sofort den Ton und suchte sich schleunig abzufinden, wenn man auf das schreckliche schwarze Brett anspielte.

Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Handelsstaate wie England dem Reichthume eine Huldigung gezollt wird, die zu anderen Zeiten edleren Gaben vorbehalten war. Alles wird bei uns nach dem goldenen Maßstabe gemessen; Gold ist der allgemeine Hebel, und wer es am besten versteht, dieses kostbare Metall an sich zu ziehen, der darf der Bewunderung und der Achtung, seiner Zeitgenossen mindestens, gewiß sein. Aber die ausschweifenden Huldigungen, die man dem Golde darbringt, ohne Rücksicht auf den moralischen Werth des Besitzers und auf die Mittel, durch welche er es erworben — diese Huldigungen, sage ich, sind eine Schmach unseres Jahrhunderts und unseres Vaterlandes. Hätte sich dasselbe Schauspiel nicht schon in früheren Zeiten gezeigt, so würden wir geneigt sein, zu glauben, der alte Geist der Unabhängigkeit, auf die wir so stolz sind, sey aus unserer Mitte geschwunden. Zur Stütze unserer Beobachtung könnten wir uns noch frische Beispiel eines Menschen*) anführen, den ein kolossales Vermögen, aber nicht auf ehrenhafte Weise erworben, auf den Gipfel der Achtung hob und hier eine Zeitlang erhielt. Manche Börsennotabilität, die zur Stunde von Schmeichlern und Schmarotzern umringt ist, würde, ihres blendenden Goldschimmers beraubt, sich schwerlich in günstiger Färbung zeigen. Wir wenden lieber unsere Augen von dem betrübenden Schauspiel ab und schließen unseren Artikel mit einigen biographischen Zügen zweier wahrhaft wackeren Männer, der Brüder Goldsmid, deren glänzende Laufbahn so traurig endiget. Wir entlehnen diese Einzelheiten dem schon öfters angeführten Werke des Mr. Francis:

„Durch ihre Geschäftsthätigkeit, wie durch den glücklichen Erfolg ihrer Speculationen, gleich ausgezeichnet, waren Abraham und Benjamin Goldsmid vor 1792 nur wenig gekannt. Um diese Zeit fingen sie an, öffentliche Anleihen zu unternehmen und kamen dadurch in eine wichtige Stellung. Sie waren die ersten Kapitalisten, die es wagten, mit der Bank und dem Kanzler der Schatzkammer zu rivalisiren; denn bis dahin hatte er das Monopol besessen, sie zu seinem Vortheil auszubeuten. Die Schranke war gebrochen, der Konkurrenz wird freies Feld geöffnet; die geheimen Verbindungen, die der Regierung beliebige Bedingungen auflegten, waren unmöglich geworden und das Land ärndtete die Früchte dieser Veränderung. Die Banquiers hingegen fasten einen tiefen Groll gegen die bis dahin unbekannten Kapitalisten, die ihnen ihre Beute entrissen."

„Kein Tag verging, ohne daß die öffentlichen Blätter Zeugnisse brachten von der Mildthätigkeit der Brüder Goldsmid. Kein Unglücklicher, zu welchem religiösen Bekenntnisse er auch gehörte, sprach ihre Hülfe umsonst an. Sie waren aber eben so prachtliebend, wie freigebig; und so hatte die Presse abwechselnd zu berichten heute von einem prächtigen Festmahle, morgen von einem Besuche bei armen Gefangenen, bald von einem neuangekauften Schlosse, das in Großartigkeit der Architektur mit den Palästen unserer Adels wetteiferte; bald von irgend einer Handlung der Nächstenliebe. Nicht selten bewirthete die Goldsmid Fürsten und Gesandte mit einem Luxus, der an die Wunder der „Tausend und Einer Nacht" mahnte; in ihren Bibersälen, der Medicäer würdig, strahlten die Meisterwerke der Kunst. Man konnte sie die Schooskinder des Glücks nennen. In der Krisis von 1792, welche die alte Handelsaristokratie in ihren Grundvesten erschütterte, wo die Bank an Einem Tage 4,000,000 Pfd. diskontirte, verloren sie nur 30 Pfd. Instinktartig witterten sie gleichsam den Werth einer Wechselunterschrift, und wenn sie ein Lotterieloos kauften, waren sie fast sicher, zu gewinnen.

„Beim Antritt ihrer Laufbahn hatten die Brüder mit zahlreichen Schwierigkeiten zu ringen. Das Glück schwächte ihre Freundschaft nicht, und als Benjamin Goldsmid um den Anfang dieses Jahrhunderts sich entleibte, ward Abraham von diesem Schlage so tief getroffen, daß er die Folgen desselben sein Lebenlang nicht verwinden konnte. Dieses unselige Ereigniß änderte indeß Nichts in der liebreichen Gesinnung gegen seine Mitmenschen. Aus dem reichen Vorrath schöner Charakterzüge greifen wir nur Einen heraus. Der Zufall hatte ihn in Berührung gebracht mit einem jener harmlosen und achtbaren Landpfarrer, deren Armuth zur Schande, deren stille Tugenden zum Ruhm der Hochkirche gereicht. Es war gerade ein Mann, den Abraham Goldsmid zu würdigen verstand. Er zog die nöthigen Erkundigungen ein, und nach einigen Wochen erhält der Landpfarrer einen Brief des Inhalts, daß ihm bei einer neuen Anleihe ein gewisser Antheil zugutgeschrieben worden. Der Brief ist, wie sich's denken läßt, dem guten Pfarrer ein Räthsel, und in der Meinung, es habe sich Jemand einen Scherz mit ihm machen wollen, legt er ihn gleichgültig bei Seite. Aber schon am Tage darauf kömmt ein zweiter Brief, der das Räthsel löst; denn er enthält eine Anweisung auf eine beträchtliche Summe, als den Betrag des realisirten Antheils an der Anleihe. Es ist eine Freude, solche Züge anführen zu können, und es ist zweifelhaft, von wen Beiden mehr Genuß hatte: der Landpfarrer, als er die Anweisung empfing, oder Goldsmid, als er sie schrieb.

„Im Jahre 1810 übernahmen die Häuser Baring und Goldsmid gemeinschaftlich die Anleihe von 14,000,000 Pfd. Sterl.; da aber Francis Baring inzwischen starb, so fiel die ganze Last des gewichtigen Unternehmens auf Abraham Goldsmid allein. Die Lage war schwierig, denn es hatte sich eine furchtbare Opposition gebildet, und der vereinte Kredit beider Häuser wäre nicht überflüssig gewesen, um seinen Mann zu stehen. Der Plan der Opposition war, den Cours dieser Anleihe herabzudrücken, und er gelang ihr nur zu gut. Tag auf Tag sank das Papier, und das Vermögen Abraham Goldsmid's — etwa 8,000,000 Pfd. Sterl. — folgte dieser sinkenden Bewegung. Zu dieser Ver-

*) Der berüchtigte Hudson, Erfinder der Eisenbahnen.

Digitized by Google

legenheit kam eine neue. Die ostindische Compagnie, die ihm eine halbe Million in Schatzanweisungen vorgestreckt hatte, ward über den Ausgang dieses Börsenkampfes unruhig und verlangte plötzlich ihre Fonds zurück. Die Freunde Goldsmith's kamen ihm nicht zu Hülfe, wie sie es in solchem Zeitpunkt und einem solchen Manne hätten thun sollen, und dieser große Kapitalist, der den Gedanken nicht ertragen konnte, eine Katastrophe zu überleben, die er in übertreibender Angst vor der Thür glaubte, gab sich in seinem prachtvollen Schlosse in der Grafschaft Surrey selbst den Tod, nachdem er eine jahrelange Gesellschaft bewirthet hatte.*)

„Der Tod Abraham Goldsmith's, des Mitunternehmers der Anleihen, wurde als ein Ereigniß von unberechtbarem Einfluß auf das Geschick der ganzen Nation angesehen, und die Nachricht machte in der City ungeheuren Eindruck; ein Erpresser wurde damit sofort an den König und den Prinzen von Wales abgefertigt. — Die Fonds gingen um 3 pCt. herunter. Die Negozianten kamen vor der gewöhnten Stunde an der Börse zusammen; aber von Geschäften war keine Rede. Man frozzi über Nichts, als über dieses Ereigniß, und wie niemals hatte eine Frage über Krieg und Frieden eine ähnliche Aufregung hervorgerufen. Als die Ueberreste des Unglücklichen an ihre letzte Ruhestätte gebracht wurden, waren sie von einem unabsehbaren Gefolge von Leuten aus allen Ständen begleitet: Alle, die an seinen Wohlthaten bei seinem Leben Theil hatten, kamen, seinem Gedächtnisse ihren Zoll zu bringen; die Aufrichtigkeit ihrer Trauer prägte sich unverkennbar auf ihrem Geschäfte aus."

Da wir einen Ellebos des Hauses Baring erwähnt haben, können wir's uns nicht versagen, einige flüchtige Notizen über diese Familie mitzutheilen. Sie, die sich die Mühe hätte sparen können, bei der Wappenkammer die Adelung ihres Stammes nachzusuchen, beweist, daß Verstand und Thätigkeit, wie wir das bereits an dem Beispiel der Brüder Goldsmith gesehen, den Weg zu Glück und Ehren bahnen. Nach einer unverbürgten Sage waren die Baring deutsche Weber, die sich in London niedergelassen hätten. Glücklich in ihren Unternehmungen, wurden sie durch Vermittelung William Bingham's aus Philadelphia Agenten der amerikanischen Regierung; 1793 erhielt Francis Baring, dessen ausgezeichnete Dienste in seiner Eigenschaft eines Direktors der ostindischen Compagnie volle Anerkennung fand, die Baronetwürde. Es ist nicht zu verwundern, daß mit Hülfe der unermeßlichen Hülfsquellen, die ihnen zur Verfügung standen, die Baring bei der Anleihe von 1797 in drei Tagen hundertfünfzehn Pfd. Sterl. realisirten. Einige Jahre später sagte man, die Grundstücke des Sir F. Baring in Hampshire wüchsen dermaßen an, daß sein Park und die Grafschaft bald dieselben Gränzen haben würden; 1805 zog er sich von den Geschäften zurück; ein fürstliches Vermögen, das auf 500,000 Pfd. Sterl. an liegenden Gründen, ohne die unermeßlichen Kapitalien, geschätzt wurde, war die Frucht seiner Geschäftsthätigkeit — er war der größte Rechenmeister seiner Zeit — und seiner Rechtlichkeit. Das große Handelshaus, das er zu solcher Blüthe erhoben hatte, wurde von seinen Kindern fortgeführt und kann noch jetzt als das wichtigste im britischen Reiche angesehen werden. Dieses Haus ist noch, trotz der bedenklichen Krisen, die es glücklich zu vermeiden verstand, in dem Besitze des Kredits und der hohen Stellung, die ihm F. Baring hinterlassen, und als Beweis, wie glücklich und gewandt die Leiter dieses Hauses zu operiren wissen, führen wir nur an, daß der verstorbene Lord Ashburton, als er noch unter dem ehrenwerthen Namen Alexander Baring bekannt war, bei seinen Unternehmungen auf französische Fonds in zwei Jahren 170,000 Pfd. Sterl. realisirte.

Der merkwürdigste Wechselmakler in den Jahrbüchern der Börse war der Aktronom Baily. Mit vierzehn Jahren verließ er die Pension und blieb bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr in einem Handlungshause. Sein unruhiger Geist trieb ihn jedoch nach Amerika; er durchwanderte einen großen Theil der östlichen Gegenden der Vereinigten Staaten, lebte elf Monate unter indianischen Stämmen, fern von aller Civilisation; 1800 debütirte er an der Börse, wo er sich durch die Veröffentlichung zahlreicher, vom verdienten Erfolg gekrönter Schriften auszeichnete; 1806 übernahm er die Vertheidigung der Makler; 1814 wurde eine Untersuchungs-Kommission ernannt, um einen großen Unkenschleif, der in diesem Jahre begangen worden, aufzudecken, und er war's, der den Bericht, ein Muster von klarer und logischer Darstellung, abfaßte; 1823 verließ Baily, nachdem er sich durch Rechtlichkeit und Einsicht ein ehrliches Vermögen erworben hatte, die Börse, die eines solchen Mannes nicht würdig war.

(Blackwoods Mag.)

Punchiana.

49.

Großes Gereise (scrambole) ist in Nr. 475, „Gereise um Diamanten". Wer es weiß, wie weit weniger der schwarzbraune Gesandte von Nepal Interesse durch sein Persönliches einflößte, als seine Diamantenmühe Bewunderung, ja, selbst Heißhunger bei den Schönen der high fashion Londons erregte, wird sofort im Reinen seyn. Der Aepfelsee, um diese Zärtlichkeit wohl wissend, hat sich endlich großmüthigst entschlossen, den Londoner Damen seine Brillanten als souvenir zu hinterlassen. Daher das Gereise. Eben hat er sich vom Sessel erhoben und sein Diadem abgenommen, und wirft nun mit liebreichem Gesicht und unverdrossener Hand Stück für Stück unter die noble und zahlreiche Versammlung aus, die in allen erdenklichen Attitüden, stehend, sitzend, kauernd oder liegend, die Blicke auf des Schützen Hand gerichtet, die eigene Hand zum Glückfang ausgestreckt hält, während dieser kostbare Danaeregen fällt. Nicht nur giebt es hier jugendliche, sondern auch eine namhafte Zahl antiquirter Gesichter, zum Beweise, daß Alter nicht vor Thorheit schützt. Darunter gewiß auch — nur wissen wir nicht: ob unter den Jungen oder Alten — Lady Rougellon, welche man Gelegenheit hat aus ihrem Billet an Mr. Punch, das dieser mittheilt, kennen zu lernen. Als nämlich das Plänchen des Gesandten nur erst als dumpfes Gerücht umlief, wandte sich die Lady an den „Allerwisser" Punch mit der Bitte, sie baldigst wissen zu lassen, ob an dem Evangelium etwas Wahres sey, da sie eine natürliche Angst befallen habe, eine so interessante und „einzige" Gelegenheit zu versehlen. Gemäß hat Punch diese Bitte erfüllt. Schließlich aber ist man wohl berechtigt, zu fragen, ob der Aepfelsee unter seiner Brillantenmühe entsprechende Lebensweisheit und Politesse trägt. Denn was werden die armen Parisierinnen sagen, denen er nichts mitgebracht hat, als seine taube Mühe und das medizische Nachsehen?

50.

In Nr. 477 hält Punch Selbstschau, die schier auf eine Apotheose hinauslauft. Er spreche, sagt er, zwar nur selten von sich, aber da er nun einmal eine der Hauptpersonen des Tages und in Zevermanns Munde sey, so werde man ihm gelegentlich das Bonschroden nicht verübeln. Täglich werde die Bemerkung gemacht, wie wahrhaft wunderbar es sey, daß so eine prächtige Sammlung von Witz und Beisheit so Woche auf Woche aufgebracht werden könne. Nun, er selbst habe einmal Anwandlungen von Ueberraschung und Bewunderung über seine Leistungen. „Es ist", fährt er fort, „in der That wunderbar, wie seit länger als neun Jahren Punch eben so brillant als pünktlich und regelmäßig — ein Unwerk sey Unbestand im Vergleiche zu der Präzision, womit er jeden Sonnabend vor eine ihn anerkennende Welt trete — herausgekommen ist. Wie Punch zusammengebracht wird, mag traun ein Räthsel für scharfsinnige Krugier oder neugierigen Schaffhan sey. Mit dem brillanten Corps von Kontributeuren und Artisten, die an allen Enden der Erde zerstreut sind, wird das Prodigium durch die augenscheinlichen Schwierigkeiten, womit die Production einer allwöchentlichen Nummer des Punch umgeben ist, nur noch mehr Prodigium. Ja, schließt er, die vox populi hat in diesem Falle ganz Recht. Wir sind ein Wunder. Wir wissen's und freuen uns, daß das Publikum dieses Faktum einsieht, und bezeugen ihm dafür unsere Erkenntlichkeit."

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Materialistische Lehren in England. Herr Alfred Smee, ein bekannter englischer Physiker, der unter Anderem bei den ersten Versuchen mit unterseeischen elektrischen Telegraphen thätig war, ist für die Wunder der Elektrizität so eingenommen, daß er dieses Agens in einer kürzlich herausgegebenen Schrift auf alle geheimnißvollen Kräfte des thierischen Lebens verdrängt.*) Das Sprüchwort: „Wer zu viel beweisen will, beweist gar nichts", findet jedoch auch auf Herrn Smee seine volle Anwendung. Nach seinen Deductionen giebt es keine Seele ohne Körper und ist es Letzterer allein mit seinem mehr oder minder komplizirten Nervensystem, welches nach dem Prinzip einer Voltaischen Batterie oder, in höheren Organisationen, mehrerer solcher Batterien wirkt, der das Leben und seine geistige Thätigkeit erzeugt. Hierbei macht jedoch der Verfasser, wie alle Apostel des Materialismus, einen burchaus unlogischen Sprung, indem er die Werkzeuge des Geistes mit dem Geiste selbst identifizirt oder verwechselt. Angenommen, daß es wirklich ein durch das Nervensystem strömender elektrischer Funke sey, was den Körper in den Stand setzt, am allgemeinen Leben sich zu betheiligen, so ist doch dieses Leben selbst, in welchem ein höherer göttlicher Geist waltet, etwas von jener körperlichen Organisation durchaus Geschiedenes, und diese wird eben nur, indem sie aus dem Urquell alles Geistes geschöpft hat und fortdauernd schöpft, in den Stand gesetzt, ihre Werkzeuge, sepen diese nun das Nervensystem, oder das Hirn, oder das Herz, als geistige Werkzeuge zu gebrauchen. So wenig unser Auge identisch mit den Gebilden, die es wahrnimmt, oder unser Ohr identisch mit den Tönen, die es hört, eben so wenig ist der Körper, der das Organ der Seele ist, identisch mit der Seele selbst. Diese Kluft zwischen Körper und Seele wird keine noch so mikroskopische Behandlung des Nervensystems ausfüllen können.

*) Intellect and reason, deduced from electro-biology. By Alfred Smee, F. R. S. London, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

*) Thatsache ist es, daß wenige Tage nach Goldsmith's Tode, da der Oppositionen in dem von ihr herausbeschworenen Kampfe der Athem ausgegangen war, die Anleihe reißend schnell in die Höhe ging. Hierst der englischen Selbstmörder nur noch eine Weile Stand, so war der glänzendste Sieg errungen, und sein Vermögen hätte wieder in üppige Frische.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlungen (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 34, und bei Comp. Lesser, Brüderstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 126. Berlin, Sonnabend den 19. Oktober 1850.

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Herr Michel Chevalier hat sich in einem unter obigem Titel in der Revue des deux Mondes erschienenen Aufsatze so klar als trübhaltlos über die wichtigsten Zeitfragen ausgesprochen, hat dabei so viel Kenntniß der menschlichen Zustände und eine so schöne, ehrenwerthe Gesinnung offenbart, daß es geeignet erscheint, seine Worte in dem, was das allgemein Gültige, auf Deutschland Anwendbare betrifft, zum größeren Theil wiederzugeben.

Ueber die Mittel, Armuth zu mildern.

Da Arbeit mit Hülfe des Kapitals Reichthum erzeugt, muß, wenn die Armuth sich mindern soll, die Arbeit vervollkommnet und das Kapital vermehrt werden.

In den Märchen der „Tausend und Eine Nacht" genügt ein Augenblick, um den Armen reich zu machen. Ein wohlmeinender Genius oder eine gute Fee schaffen Gold und Gut herbei, weil ihnen das so einfällt, oder ein großmüthiger Prinz spendet ihn aus einem unerschöpflichen Schatz. — Die europäischen Regierungen, vornehmlich die von Frankreich, befinden sich heutigentages in der Nothwendigkeit, ähnliche Wunder zu wirken, wie jene wohlthätigen, von Dichtern und Romanschreibern ersonnenen Wesen. Sie sollen die Noth der menschlichen Gesellschaft heilen, leider aber haben sie über keine Fee zu gebieten, und von den Genien wollen wir schweigen, der Leser möchte glauben, wir gefielen uns in einem schlechten Wortspiele, wenn wir sagten, es fände keiner in ihrem Dienst. Freigebige Fürsten giebt es nicht mehr, und überdies waren Abgaben die Quelle des Schatzes, aus dem sie schöpften; ist demnach die Gesellschaft arm, so vermögen sie nicht, dieser Armuth abzuhelfen. Was kann demnach geschehen?

Die Menschen bedürfen Vieles zu ihrer Kleidung, Wohnung, Nahrung und anderen Dingen, die mehr dem geistigen Gebiete und dem Schmucke des Lebens angehören. In diesem Besitze besteht der Reichthum der Gesellschaft. Je größer und gleichmäßiger vertheilt er ist, um desto reicher, je geringer, um desto ärmer ist sie.

Die Arbeit der Gesammtheit ist der Quell dieses Reichthum schafft. Jeden Tag zehrt sie davon, aber jeden Tag auch erneut sie durch ihre Thätigkeit das Kapital, welches sie zu ihrem Bestehen bedarf. Stockt die Arbeit, so erschöpfen sich allmälig die Vorräthe jeder Art. Sie hat weniger, um sich zu nähren oder sich genügend zu nähren, weniger, um sich zu wärmen und zu kleiden, weniger, um ihren Geist auszubilden und ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Dem Augenblicken folgt nach und nach Mangel: Armuth kömmt über alle Klassen, gleich einer Überschwemmung, die erst die Thäler, dann die Abhänge und endlich die Hügel überdeckt. Ruhte alle Arbeit ein volles Jahr, so wäre der letzte Tag unserer jahrelangen Bevölkerungen gekommen, und bevor die Sonne sich über der vereinsamten Erde erhöbe, würde sie Scenen leuchten, in denen man das schreckliche Gastmahl des Typhus und Atreus ersonnenes sähe.

Die Worte: „das französische Volk ist arm", bedeuten: Frankreich liefert durch seine jetzige Arbeit nicht so viel Lebensmittel, Kleidungsstücke, Wärmematerial und Baustoff, als nothwendig wäre, um seinen sechsundvierzig Millionen Einwohnern eine nur schlichte Existenz zu verschaffen. Diese Volksthätigkeit, welche den Boden bearbeitet, welche säet, mäht und pflanzt, Heerden aufzieht, Brod knetet, im Boden wühlt, den Kalk mischt, Steine behaut und Holz fällt, welche bohrt, hämmert und schmiedet, webt und das Gewebte in die Kufe des Färbers legt; die sich bei jedem Wetter auf den Straßen, auf den Flüssen und Kanälen hin- und herbewegt, welche den Gefahren des Meeres, dem Eis des Nordpols und der Gluth des Aequators Trotz bietet, dieser Briareus, der die Arme vom ersten Januar bis zum letzten Dezember bewegt, vermag nicht von der Oberfläche des Bodens, oder aus der Tiefe der Erde, oder durch die vereinigten vermehrten und vervollkommneten mechanischen Hülfsmittel so viel Getraide, Fleisch, Früchte, Hausgeräthe, Kleiderstoffe, Metalle, Bernn- und Baumaterialien zu gewinnen, als für die schlichteste Einrichtung und Lebensweise von sechsundvierzig Millionen Menschen erforderlich sind, ob sie auch von Anderen einkaufen, was diese leichter hervorbringen, und ihnen zuführen, was wir besser und schneller herzustellen verstehen. Wir rühmen uns unserer Aufklärung, rühmen uns der Geheimnisse, welche wir der Natur entlockt haben, wir lesen in den Sternen und verfolgen ihren Lauf, messen die Bahnen der Sonne so genau, daß man meinen sollte, sie gehorche unserem Befehl; wie hoch wir uns indeß auch stellen, es bleibt ein trauriger Beweis von der niedrigen Stufe, auf der wir uns befinden, daß wir unseren fruchtbaren Planeten, den raffinirte Gewerbthätigkeit auf hunderterlei Weise quält, noch nicht dahin brachten, der Mehrzahl seiner Bewohner die Hülfsmittel zu einer nur mäßigen häuslichen Einrichtung zu liefern.

Alle die tausendfältigen Gegenstände, welche den Reichthum der Einzelnen, wie der Völker, ausmachen, sind der Natur entnommen. Der Mensch kann ihr nicht das kleinste Atom zufügen; mögen wir uns wie Schöpfer geberden, wir erschaffen nichts; wir verbinden oder trennen, sammeln oder zerstreuen nach einer bestimmten Ordnung oder nach gewissen Vorschriften und Gesetzen einzelne von Uranfang auf der Oberfläche des Bodens, in der Luft, dem Wasser oder im Innern der Erde befindliche Theile. Mit Recht hat man gesagt, was der Mensch hervorzubringen vermöge, sey einzig Bewegung. Wir sind schwache Geschöpfe im Vergleich zu manchen Thieren, welche unseren Planeten mitbewohnen; unser physisches Vermögen wäre unfähig, das Nothwendigste für unseren Unterhalt herbeizuschaffen, wenn nicht die Macht unseres forschenden und herrschenden Geistes und die Naturkräfte in Thieren und Elementen dienstbar machte.

Die Vermehrung dieser Kräfte, welche starke, oft lange verborgene Gewalten zwingt, sie und zu arbeiten, ist eine Hauptader des Völkerreichthums. Durch sie vermag eine bestimmte Anzahl Menschen beim Acker- und Bergbau eine stets wachsende Ausbeute zu erlangen. Die so gewonnenen Stoffe werden noch ein- und zweimal, ja in zwanzig- und hundertfacher Weise von der der Natur abgetrotzten Kräften bearbeitet; die Hülfsmittel des Transports entstehen und schaffen herbei, was die Gesellschaft bedarf und verlangt.

Ein anderes Förderungsmittel des Reichthums ist die Vertheilung der Arbeit. Geschieht diese so, daß Jeder fort und fort ein und dasselbe auszuführen hat, so schafft dies für eine gleiche Anzahl Personen die Möglichkeit, viel mehr zu liefern, als ihnen ohnedies gelingen würde. Geist und Muskeln erlangen wachsende Gewandtheit und Geschicklichkeit bei steter Wiederholung einer dann meist sehr einfachen Verrichtung und erleichtern zugleich oder begeichnen die Bahn zur Anwendung von Maschinen. Solche Vertheilung der Arbeit bedingt überreiteis ausgedehnte Fabrication, und diese wiederum macht große Vorräthe von Rohstoffen nothwendig, diese Vorräthe aber und die Einrichtungen, durch welche der Mensch sich eine immer ausgedehntere Mitthilfe der Naturkräfte sichert, die Werkzeuge und verschiedenartigen Produkte und Stoffe, deren die Industrie bedarf und die sie verwendet, bis, was sie hervorbringt, endlich von der Hand des Kaufmanns in die übergeht, welche sie zu ihrem Verbrauche sucht, sind das Kapital der Gesellschaft. Nur sie sind es, obwohl die Gewohnheit, sie nach Geldwerth zu schätzen und zu bezeichnen, vielen Menschen die Meinung giebt, Kapital sey einzig eine bestimmte Summe Geldstücke.

Das, was wir Kapital nennen, seyen es die Mittel und Anstalten, welche die Auffindung und Benutzung der Naturkräfte fördern, oder die Vorräthe, welche die Vertheilung der Arbeit ermöglichen, ist die Quelle der Kraft für alle menschliche Werkthätigkeit, und je fruchtbarer diese ist, um desto mehr schwinden die Bande drückender Abhängigkeit, in der ursprünglich die Mehrzahl der Menschen lebt. Ich bin weit entfernt, dem Kapital ausschließlich das Verdienst zuzurechnen, daß ein niederer Haufe zu freien Menschen erhoben wurde. Veredelung der Gefühle und Sitten mußte einer solchen Wirkung vorangehen, die Menschen mußten Wissenschaft gehört und der Natur, aus der ihre Erfindungen sich bereiteten, einige Geheimnisse abgelockt haben. Das Materielle gilt mir nichts mehr, als das Geistige. Der Mensch aber ist gleichzeitig ein moralisches, ein geistiges und materielles Wesen, vereint in sich diese drei unzertrennbaren Fähigkeiten als Gewalten, die sich gegenseitig unterstützen. Der erste Puls gebührt tausendfältig dem moralischen Gebot. Wehe der Gesellschaft, wo man ihr dies streitig macht; der Fortschritt der Völker aber muß sich gemeinsam in allen drei Gebieten kundgeben, und man kann nicht eine dieser drei Richtungen beschränken, ohne auch in den beiden anderen behindert zu seyn. Sicherlich wohnt mehr Kraft zu einem verbesserten Daseyn des Schwachen und Befreiung des Unterdrückten in Jesu schlichten Worten: „Liebet Einer den Anderen", als in allen schon vorhandenen und noch zu sammelnden Kapitalien; sicherlich sollte des Menschen eingebornem Drange nach Unabhängigkeit endlich Raum gestattet werden; sicherlich eilen die Entdeckungen in der Wissenschaft den Fortschritten in der Industrie weit voraus, und diese Fortschritte werden durch die Wissenschaft selbst herbeigeführt, eben so gewiß aber auch ist es, daß ohne die allmälige Bildung des Kapitals, die erhabenen Vorschritten Jesu unerfüllt geblieben und der Freiheitstrieb der Menschen durch eine Vielzahl erdrückt worden

Digitized by Google

wäre. Ueberdies heißt es nicht, sich dem Materialismus ergeben, wenn man darthut, welch' freiſinnige Wirkung das Kapital ausgeübt hat und ausüben ſoll; es heißt vielmehr, die Ueberlegenheit des Geiſtes anerkennen, die Grundſätze der Moral und der Freiheit ehren, denn ein Volk ſchafft nur Kapital, wenn menſchliche Einſicht immer neues Gebiet gewinnt und die Individuen den Eingebungen der Moral gehorchen, wenn ſie die Tugenden eines freien Weſens üben: Vorſicht, Ordnung und Herrſchaft über ſich ſelbſt.

Im Alterthum war das Kapital ſehr gering. Der Menſch eignete ſich nur den Boden an, nöthigte ihn, mit Hülfe grober Werkzeuge, geringe Frucht zu tragen, und galt es dann, dieſen für ſeine Benutzung zurückzuſtehen, ſo offenbarte er eine troſtloſe Ohnmacht, war einzig auf die Kraft ſeiner Glieder, faſt nur ſeiner Finger angewieſen. Die Entwickelung der Induſtrie iſt jener Zeit fremd, und es iſt bezeichnend für ihren Charakter, daß ſie Maſchinen faſt nicht kannte, ſelbſt die nicht, von denen wir kaum begreifen, wie ſie ihrer nur einen Augenblick entbehren konnten. Man hatte keine hydrauliſchen Räder, und ſogar Waſſermühlen begannen erſt gegen Ende der römiſchen Herrſchaft allgemein zu werden. Wege fehlten faſt ganz; ſelbſt die römiſchen Straßen aus den letzten Jahrhunderten der Macht jenes Volkes ſind ſehr gering an Zahl, waren zwar höchſt dauerhaft, doch nach einem ſehr mangelhaften Grundriß gebaut und hatten gewaltige Aufſtarken, über welche beladene Wagen nur ſchwer fortkommen. Die Thiere waren gezähmt, wurden aber nur zum Feldbaue, das Pferd nur als Laſtthier gebraucht. Wie hätte es ziehen ſollen, wo gute Wege fehlten?

(Fortſetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Reiſebriefe.

I. Das Mormonenthum und ſeine Propheten.

(Schluß.)

Natürlich hat ich zum Mittheilung deſſelben; mein Freund ließ ſich dazu bereit finden und erzählte mir ungefähr Folgendes:

„Sie erinnern ſich, daß ich 1843 an der Spitze eines bedeutenden Bergbaues nahezu des elenden Städtchens Moreland an den Ufern des reizenden Eriefees ſtand. Die Unternehmung ging vortrefflich, und bald entſtand, wie das hier ſo zu gehen pflegt, um uns herum eine neue Stadt. Verlockt von meiner Wohlfahrt, drängte es mir allen Seiten zum Ankauf von Land herbei, und es ſtellte ſich dadurch ein Nutzen von 50 Proz. des wirklichen Werthes des Grundes heraus. Ich bewohnte ein kleines, in der Eil zuſammengeworfenes Häuſchen, in das ich mich zurückzog, wenn der Abend kam und ich, ermüdet von dem Hin- und Herlaufen, dem Kaufe und Verkaufe und den tauſenderlei damit verbundenen Spekulationen, der Ruhe bedürftig war.

Einſt, es mochte ungefähr neun Uhr Abends ſeyn, klopfte es, als ich im Begriff war, mich hinzuſtrecken, an meine Thür. Ich öffnete, und vor mir ſtand ein Mann von hohem Wuchs, ſtämmigem Aeußern, großer Stirn, hochgewölbten Augenbrauen und gefleidet, wie es die Propheten gewöhnlich ſind.

„Ich heiße Joſeph Smith“, ſagte der Fremde im Eintreten, „und möchte gern mit Ihnen ſprechen.“ Mich natürlich überraſchte der unerwartete Beſuch, doch bat ich meinen Gaſt einen Stuhl an und nahm gleichfalls Platz. Die ungewöhnliche Intelligenz verrathenden Züge des mir gegenüber Sitzenden, das Feuer und der durchdringende Blick ſeines Auges, ſo wie auch das Würdevolle in der ganzen Haltung, verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen.

„Ihr Einfluß im Lande“, hob der Fremde an, „iſt zur Zeit ein mächtiger, und das Gerüchten iſt hier jedenfalls im Steigen begriffen. Es war auch ein glücklicher Gedanke, den Weſten heimzuſuchen, ſeinem Schooße die Metalle zu entnehmen und ihm dafür die Civiliſation zuzuführen. Hören Sie mich aufmerkſam an, und ich bin überzeugt, daß, was ich Ihnen mittutheilen gedenke, wird Sie verwundern. Ich will alle Abſchweifungen vermeiden und offen ſprechen. Ich weiß, man liebt mich nicht, ja, es giebt ſogar Leute, die mich verachten, doch das berührt mich nicht: geht es mir nur nach Wunſch, ſo kömmt die Achtung ſchon von ſelbſt. Vor Allem wollen Sie mir glauben, daß ich weder ein Narr, noch ein Betrüger bin. Zwei ſtrenge ausgeprägte Leidenſchaften bewegen den Amerikaner, die Liebe zum Gelde und die Erinnerung an die Puritaner, mit andern Worten, die Habſucht und der Fanatismus. Ich bin der Anſicht, Beides laſſe ſich recht gut vereinigen, und man könne den Menſchen im Namen der Bibel nicht nur Vermögen verſprechen, ſondern ihnen dieſes Verſprechen auch halten. Geſtatte hierauf, daß ich den König eines Haufens geworden, den eben ſo ſtrenge Diſziplin regiert, als er zu Allem fähig iſt. Die Einen verlangen nach dem himmliſchen Reiche, die Andern nach irdiſchen Gütern, der größte Theil jedoch nach Beidem zuſammen. Dieſe Richtung nun wende ich gegen die Demokratie der Union an, weil ich nicht glaube, daß ſie auf die Dauer beſtehen kann. Wir ſchreint die Idee des Demokratismus in Amerika ein Uebergang, welche zu viel Elemente des Kampfes und der Zerſtörung in ſich begreift, um ſtichhaltig zu ſeyn, und der noch außerdem Diſziplin, Ordnung und eine deutlich vorgezeichnete Richtung fehlen. Der Mormonismus, deſſen Ziel das Erringen in Folge göttlicher Eingebung iſt, gelangt unter Anleitung eines tüchtigen Führers früher oder ſpäter jedenfalls dahin, wohin er will. Wiſſen Sie wohl, daß meiner Fahne 5000 entſchloſſene Männer folgen?“

Ich ſchwieg vor Erſtaunen; Smith fuhr fort: „Für die Einen iſt Entzweck ihres Handelns die Erfüllung der göttlichen Verheißungen, für die Anderen Herrſchaft und Reichthum. An Mitteln zur Ausführung fehlt es nicht, und ein gutes Stück Weges iſt bereits zurückgelegt.

Ich bin als Settler und unter Settlern, vielleicht auf einer Straße New-Yorks, geboren, und heute lebe ich, wie Sie ſehen, wie ein König. Meine unſäte und vagabundirende Jugend hat mich geſchickt gemacht, dieſes Schwankende und Unbeſtimmte der Inſtitutionen unſeres Landes zu erkennen. Dem Amerikaner fehlt der Sinn für Ordnung; er geht nicht auf gemeinſchaftlichen Wege nach einem Ziel und weiß nicht die Kräfte Aller zu vereinigen, um etwas zu erlangen, ſondern Jeder ſchafft und handelt vereinzelt, zerſplittert ſo die Geſammtkraft und folgt gewiſſermaßen blind ſeinem Schickſal. Dieſe unbefriedigte Gier und ungezogenen Gelüſte treten nun fortwährend in Kampf mit ſich ſelbſt, wenn ihnen ſonſt der Terrain fehlt, und dann gerade erhält das Syſtem der Ordnung, der Organiſation und Vereinigung die Oberhand über dasjenige der Zerſpaltung und Zerſtreuung. Ich habe bei Zeiten begriffen, daß, um die Menſchen zu beherrſchen, man ihren Leidenſchaften, Bedürfniſſen und Wünſchen dienen muß, und hier gerade fand ich meine Lebensaufgabe. Der Anfang war klein, eine Handvoll Anfender, denen ich aus der Schrift und wenig Brannwein genügte. Später traf ich auf beſſere Köpfe und machte aus ihnen Adepten meines Staubens. Mein Anfang wuchs allmälig und dehnte ſich aus; meine Armee aus New-York und einem Theile Pennſylvaniens überſchritt den Ohio und ſpäter den Miſſuri, und tauſend Herzen ſchlugen bald gleich mit dem Meinigen. Uns mangelt weder Einheit, noch Diſziplin, weder Anzahl, noch Muth, wohl aber einige Millionen Kapital.“

„Und deßhalb kommen Sie zu mir“? fragte ich nicht ohne Erſtaunen.

„Sie haben es errathen“, war die Antwort. „Sie ſind Eigenthümer des Bergwerks in dieſer Provinz, und ſeine Lage paßt trefflich zu meinen Plänen. Wie ſind hier von Wilden umgeben, welche ich gegen die Demokratie Amerika's, die ohne Zuſammenhang und Kraft daſteht, zu bewaffnen gedenke. Wiskonſin, deſſen Herr Sie werden, würde mir die Schlüſſel zum Norden in die Hände liefern. Machen Sie deßhalb mit mir gemeinſchaftliche Sache; ich rufe die Schaaren meiner Getreuen aus Jowap, Illinois, Indiana, Michigan und Ohio herbei, und es unterliegt keinem Zweifel, dieſe Raubvögel würden nicht lange auf ſich warten laſſen. Die Seen des Nordens ſtehen uns zu; meine Leute, welche meine Geſetze hören und befolgen, zögen der heiligen Fahne nach, wie die Krieger Iſrael's hinter Moſes und Joſua, und fielen in die engliſchen Kolonieen ein, welche zu ſchwach ſind, um widerſtehen zu können. Wir näherten uns dem Weſten, dem Lande der Wilden, welche unausſöſchliche Rache athmen. Gelänge es und dann, die Penaras, Dakotiaſen, Crikes, Chakkaſen, Irokeſen, Comanchen, mit einem Worte, alle Ueberreſte der eingeborenen Stämme, zu einem einzigen Ganzen zu verſchmelzen, ſo wäre unſere Macht geſichert. Dort fehlt Vereinigung, wir brächten ſie. Betrachten Sie dieſes Buch; in ihm ſpreche ich von der früheren Heiligkeit und hundertjährigen Macht der Generationen, welche die Uebermacht der Eindringlinge in Feſſeln geſchlagen hat, und fordere ſie auf, ihre verlorene Größe, ihren erloſchenen Glanz und Ruhm wieder zu erkämpfen. Ich rede ihnen ferner ein, ſie ſeyen die verwahrten Rinder der Stämme Iſrael's, und habe mein Buch in ihre Sprachen überſetzen laſſen; Beides hat ihrem Stolze geſchmeichelt und meine Anſichten geſördert. Mancher Aufſtand iſt mein Werk, und bald wird das Kriegsgeſchrei an Ihr Ohr tönen, das ſich gleich einem verheerenden Unwetter von dem Alleghany bis zu den Rocky Mountains erheben wird. Wollen Sie nun in dem großen und gefährlichen Drama, welches ſeiner Aufführung nahe iſt, nicht ſelbſt Antheil nehmen, ſo verlaſſen Sie uns Ihre Werke und übergeben Sie uns die ganze Provinz.“

Sie können ſich denken, daß meine Antwort eine abſchlägige war, und daß ich den Propheten verabſchiedete. Er kannte das Kapital, was er ſuchte, nicht aufbringen und legte deßhalb eine Bank an, welche fallirte und die Mormoniten nöthigte, ſich vor ihren Gläubigern zu verſtecken. Die Fanatiker zogen ſich in eine unzugängliche Wildniß zurück und erwarteten hier mit den Waffen in der Hand die Angreifer. Da lebten ſie nun gleich den Thieren in der Wüſte, entlagten aller Zucht und Ordnung und wurden bald zu einer Bande gefährlicher Räuber, gegen die man mit Militair einſchreiten mußte. Die neuen Propheten ſtahlen Pferde und Vieh, lagerten im Walde und lebten vom Raube. Smith verlor bei allebem nicht den Muth; er hielt aufs neue eine Anſprache an die Gläubigen und erklärte, jeder Mormonite, der ſich nicht an einem beſtimmten Orte in Illinois einfinden würde, gehe ſeiner Rechte verluſtig. Die Getreuen eilten auf dieſen Ruf herbei, und ihre Zahl bildete eine erhebliche Macht. Alle Stimmen waren das Echo von Smith's Willen, und ein Theil von Illinois trat auf ſeine Seite. Damals entſtand denn auch die mormoniſche Hauptſtadt Nauvoo, mit ihrem indianiſchen(?) Namen: ſie iſt ein Art von Reſidenz auf einem feſtigen Abhang, um welchen ſich die gutgebaute Stadt lagert.

Als Smith vergeblich unter Dach war, fing er an, ſein Leben zu genießen. Er trübte wie der reiche Mann im Evangelium, ſchuf ſich einen Harem und fröhnte allen irdiſchen Lüſten. Die Amerikaner ſchalten ihn endlich durch eine Kugel aus dem Wege, beſtrumpfrachtet wuchernd der von ihm ausgeſtreute Same fort, und die Sekte war fortwährend im Wachſen.

Sie kennen jetzt die Pläne dieſes Menſchen. Noch ſind die letzten Worte ſeiner Lehre unerfüllt geblieben; unter dem Scheine eines religiöſen Fanatismus poſſten die Sektirer den ausgedrechten Kräften der Demokratie eine mächtige Willenseinheit entgegenzuſetzen und auf dieſe Weiſe zu triumphiren. Sie ſind recht eigentlich die Feinde der Union und beſtehen vornehmlich aus ſolchen, welche dieſelbe ausgeſtoßen hat. Schon waren die Mormoniten bis in die Rocky Mountains zurückgeworfen, doch nicht lange dauerte es, und ſie drängten ſich wieder vor. Es ſind eben nicht Feinde, die man verachten könnte, denn unaufhörlich Triebfedern ſpielen ſie in Bewegung. Sind wir nicht ſehr auf der Hut, ſo kann mit der Zeit neben dem republikaniſchen Föderalismus eine Verbindung entſtehen, deren Grundlage fanatiſcher Abſolutismus iſt.

Digitized by Google

Syrien.

Aus Wilson's Reise im heiligen Lande.*)

III.

Die Familie Farchi in Damaskus.

Chaïm Farchi war, wie die Leser aus Nr. 116 dieses Blattes wissen, das hervorragendste Mitglied seiner Familie, die Familie Farchi ist die hervorragendste unter den Juden Syriens und vielleicht ganz Asiens.**) Alle Reisende wärzen ihre Beschreibungen von Damaskus mit einem Besuche bei den Farchi, oft ohne deren Namen zu nennen, wie z. B. dies Browne im vorigen Jahrhundert und Bücker Muskau vor einigen Jahren auch that. Wilson fällt zum Theil in denselben Fehler der Ungenauigkeit, aber seine und seines Mitreisenden Graham Beschreibung giebt ein ziemlich klares Bild von der Stellung jener edlen Familie, und ich darf hoffen, aufmerksame Leser für die auszugsweise sind Deutsche verpflanzte Beschreibung zu finden:

„Am zweiten Tage unserer Besuche bei den Juden", sagt Wilson, „kamen wir in eines der fürstlichen Gebäude der Farchi's, der reichsten Banquiers und Kaufherren in Damaskus. Wir nahmen Platz in der Bibliothek, die wir kennen zu lernen begierig waren. Sie ist, obgleich Privateigenthum, vom Besitzer allen seinen Glaubensgenossen geöffnet zum Behufe des Studiums. Sie enthält, sollte ich glauben, die ganze Masse der jüdischen Literatur, mit Ausnahme solcher Werke, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren in Europa gedruckt worden sind. Die Bücher sind, wie es bei den jüdischen Büchern gewöhnlich der Fall ist, roh und zierlos gebunden. Die vier Hauptrabbinen der Gemeinde und einige andere achtbare Personen warteten unserer hier und sie setzten uns herzlich willkommen in Damaskus."...

Wilson tauscht nun mit den Rabbinen Gelehrsamkeit in Erklärung der Bibel und über das Vorhandensein des sabbathal berühmten Stroms Sambation aus, wobei er verspürt, daß weder er, noch ein anderer europäischen Reisenden den Strom auffinden konnte.***) Nach der gelehrten Unterhaltung erhielt Wilson aber auch Mittheilungen über die Gemeinde von Damaskus. Sie zählt an 5000 Seelen, unter denen viele Amtsschreiber, Färber, Bäcker, Schlächter, Banquiers, Wechsler, Kaufherren, Kleinkrämer und Hausirer sind. Sie bedienen sich allgemein der arabischen Sprache und schreiben dieselbe auch mit arabischer Schrift, wenn sie mit Mohammedanern verkehren, dagegen mit hebräischer Kursivschrift, wenn sie unter sich verkehren. Die Zahl der Rabbinen erster Klasse ist zehn, doch werden einige andere, die keine Autorität in der Gemeinde haben, ebenfalls Rabbinen genannt. Es giebt vier oder fünf Privatbibliotheken von ähnlicher Größe, wie die, in welcher Wilson saß. Wilson fährt dann fort:

„Als wir unsere Unterhaltung mit den gelehrten Männern erschöpft hatten, wurden wir bei den liebenswürdigen Frauen der Familie eingeführt. Sie schienen ganz ohne Zwang zu sein, als wir vorgestellt wurden, und sie benahmen sich mit einer Würde und einer Anmuth, wie sie den Edelfrauen Europa's zur Ehre gereichen würde. Die jüngeren Damen hatten zwar nicht die rosigen Wangen der Töchter Englands, aber sie standen ihnen sicherlich nicht nach an Zartheit der Züge, an Schönheit der Gesichtsbildung und übertrafen sie an Ebenmaß und Haltung. Sie waren reich gekleidet, ihre Turbane elegant gewunden mit Schnüren und Gehängen von Perlen; andere Zierrathe, wie Ohrringe und Armbänder, mäßiger. Ihr Haar floß über die Schultern herab und war in künstlichen Flechten durch Kameelhaar verstärkt. Ihr Oberkleid war in der Form eines Pelzes mit herabhangenden Aermeln, offen am Busen und durch einen Gürtel, oder Shawl, oder Schärpe gehalten. — Ein ästhetisches Mädchen führte uns durch die verschiedenen Räume des Hauses, welches zwei vierreihige Höfe hat, mit einer glänzenden Reihe von Zimmern auf jeder Seite, die meist nach der Fronte offen sind. Der Fußboden der Zimmer war mit reichen orientalischen Teppichen belegt, und an den Wänden zogen sich erhöhte Divane hin; es waren fast die einzigen Möbel, Tische und Stühle fehlten gänzlich. Die Decken trugen bunte Stuckaturen, Mosaik, Schnitzwerk und Vergoldung. Einige Zimmer zu ebener Erde hatten thätige Springbrunnen, die ihre Wasser in kleinere Becken ergossen, als die im Hofraume; manche waren an der offenen ...

*) Vgl. Nr. 97 des Magazins.

) Seit der Veröffentlichung meines Aufsatzes über Chaïm Farchi war ich so glücklich, von drei Mitgliedern dieser Familie, die Familie Farchi ist die hervorragendste unter den Juden Syriens und vielleicht ganz Asiens. Alle Reisende würzen ihre Beschreibungen von Damaskus mit einem Besuche bei den Farchi, oft ohne deren Namen zu nennen, wie z. B. dies Browne im vorigen Jahrhundert und Bücker Muskau vor einigen Jahren auch that. Wilson fällt zum Theil in denselben Fehler der Ungenauigkeit, aber seine und seines Mitreisenden Graham Beschreibung giebt ein ziemlich klares Bild von der Stellung jener edlen Familie, und ich darf hoffen, aufmerksame Leser für die auszugsweise sind Deutsche verpflanzte Beschreibung zu finden:

„Am zweiten Tage unserer Besuche bei den Juden", sagt Wilson, „kamen wir in eines der fürstlichen Gebäude der Farchi's, der reichsten Banquiers und Kaufherren in Damaskus. Wir nahmen Platz in der Bibliothek, die wir kennen zu lernen begierig waren. Sie ist, obgleich Privateigenthum, vom Besitzer allen seinen Glaubensgenossen geöffnet zum Behufe des Studiums. Sie enthält, sollte ich glauben, die ganze Masse der jüdischen Literatur, mit Ausnahme solcher Werke, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren in Europa gedruckt worden sind. Die Bücher sind, wie es bei den jüdischen Büchern gewöhnlich der Fall ist, roh und zierlos gebunden. Die vier Hauptrabbinen der Gemeinde und einige andere achtbare Personen warteten unserer hier und sie setzten uns herzlich willkommen in Damaskus."...

Wilson tauscht nun mit den Rabbinen Gelehrsamkeit in Erklärung der Bibel und über das Vorhandensein des sabbathal berühmten Stroms Sambation aus, wobei er verspürt, daß weder er, noch ein anderer europäischen Reisenden den Strom auffinden konnte.***) Nach der gelehrten Unterhaltung erhielt Wilson aber auch Mittheilungen über die Gemeinde von Damaskus. Sie zählt an 5000 Seelen, unter denen viele Amtsschreiber, Färber, Bäcker, Schlächter, Banquiers, Wechsler, Kaufherren, Kleinkrämer und Hausirer sind. Sie bedienen sich allgemein der arabischen Sprache und schreiben dieselbe auch mit arabischer Schrift, wenn sie mit Mohammedanern verkehren, dagegen mit hebräischer Kursivschrift, wenn sie unter sich verkehren. Die Zahl der Rabbinen erster Klasse ist zehn, doch werden einige andere, die keine Autorität in der Gemeinde haben, ebenfalls Rabbinen genannt. Es giebt vier oder fünf Privatbibliotheken von ähnlicher Größe, wie die, in welcher Wilson saß. Wilson fährt dann fort:

„Als wir unsere Unterhaltung mit den gelehrten Männern erschöpft hatten, wurden wir bei den liebenswürdigen Frauen der Familie eingeführt. Sie schienen ganz ohne Zwang zu sein, als wir vorgestellt wurden, und sie benahmen sich mit einer Würde und einer Anmuth, wie sie den Edelfrauen Europa's zur Ehre gereichen würde. Die jüngeren Damen hatten zwar nicht die rosigen Wangen der Töchter Englands, aber sie standen ihnen sicherlich nicht nach an Zartheit der Züge, an Schönheit der Gesichtsbildung und übertrafen sie an Ebenmaß und Haltung. Sie waren reich gekleidet, ihre Turbane elegant gewunden mit Schnüren und Gehängen von Perlen; andere Zierrathe, wie Ohrringe und Armbänder, mäßiger. Ihr Haar floß über die Schultern herab und war in künstlichen Flechten durch Kameelhaar verstärkt. Ihr Oberkleid war in der Form eines Pelzes mit herabhangenden Aermeln, offen am Busen und durch einen Gürtel, oder Shawl, oder Schärpe gehalten. — Ein ästhetisches Mädchen führte uns durch die verschiedenen Räume des Hauses, welches zwei vierreihige Höfe hat, mit einer glänzenden Reihe von Zimmern auf jeder Seite, die meist nach der Fronte offen sind. Der Fußboden der Zimmer war mit reichen orientalischen Teppichen belegt, und an den Wänden zogen sich erhöhte Divane hin; es waren fast die einzigen Möbel, Tische und Stühle fehlten gänzlich. Die Decken trugen bunte Stuckaturen, Mosaik, Schnitzwerk und Vergoldung. Einige Zimmer zu ebener Erde hatten thätige Springbrunnen, die ihre Wasser in kleinere Becken ergossen, als die im Hofraume; manche waren an der offenen ...

*) Ungenau, ja unverständlich, verschweigt Wilson den Vornamen seines Gastfreundes. Da er ihn aber als den reichsten Farchi bezeichnet, so muß es wohl Mourad Farchi, ein Neffe Raphael's, wie wir glauben, sein. Mourad ist der erstehte jüdische Kaufmann in Damaskus, oder, nach Bowring,' von seiner Vierschrötlichen wird. Bei der Verarmung im Orient gilt solcher Mann in Damaskus für einen Krösus.

**) Wilson giebt hier die Ansicht in 96 Bereichen mit einer vorgefaßten englischen Ueberspannung. Wir haben die Ansicht ausgesprochen, weil die Mehrzahl unserer Leser doch wahrscheinlich keinen unmittelbaren Gedanken davon machen werden. Sie zeigt von dem edlen und ernsthaften Sinn der Gründer und ist schmuckos. ohne Verdienst und Reiz. Wilson hat sie wie ein gründlicher Kenner der hebräischen Sprache übersetzt, aber er hat die kleinen Anspielungen auf die Namen der Gebauer sich entgehen lassen. Die Gebauer nennen Joseph und Salomon Farchi, die Beider Raphaels. gewesen sein, und wahrscheinlich soll der Palast für den jedermännigen Besitzen und angehörenden der Familie, gleichsam als Majoratsherrn, bestimmt sein; der Anfang lautet:

הבט יכין ראה את העשיו יסה בעתו

בן פורה יוסף.

Der achte Vers heißt:

גדול יהיה כבוד הבית הזה אשר בנה שלמה.

Auch auf einen Meier und auf den Namen Farchi sind Anklänge auf Chaïm wird angebracht.

***) Bowring in seinem „Report on Syria" nennt ihn dies Ruffim (Nil) Farchi.

†) Von diesem Manuskript spricht auch Dr. Löwe in seinen Reiseberichten (S. Allg. Zeit. d. J. 1839. S. 83), und nach seiner Angabe ist der Kommentar von Jacob Firschl dabei. Das ist auf Pergament geschrieben ist. Fast man als gewiß voraussetzen, wenn Löwe, nach Wilson gehen den Stoff an, Ueberigens ist 400 Jahre bei einer Bibelhandschrift kein hohes Alter, aber 1000 Pfd. Sterl. um so mehr ein hoher Preis.

††) Herr v. Rothschild theilt mir mit, das Graham jetzt in Hamburg wohnt.

Digitized by Google

des sowohl über unsern Pascha von Akka, dessen Enthüllung wir mit einander entgifteten. Ahmed Dschezar der Schlächter (er war dies ursprünglich) wird im Osten nur wegen seiner Grausamkeit genannt; saß Jahre in seiner Umgebung war verstummt. Dem Einen fehlte eine Hand, dem Anderen ein Fuß, und wieder Andere hatten den Verlust eines Auges, Ohres, Fingers, Zehens oder der Nase zu beklagen. Chajim Farchi war ein geschickter Mann, und dabei schön und von einnehmendem Wesen. Er genoß das Vertrauen des Paschas und wurde reich in seinem Amte.*) Eines Tages sagte Ahmed zu ihm: „Chajim, Du machst eine hübsche Figur, Du bist sehr schön. Du bist der Stärkste der Männer (most athletic), wenn Fremde kommen, so bist Du es, den sie bewundern, nicht ich, Jeder scheint zu sagen: wie glücklich ist doch der Pascha, einen solchen Mann zu haben! Nun habe ich in Rücksicht hierauf gedacht, Dich aus Deinem Amte zu entlassen, allein meine große Liebe zu Dir gestattet mir dies nicht; indessen aber wirst Du nichts dagegen haben, wenn ich das eine Deiner Augen herausnehmen lasse.““ Der Wundarzt wurde herbeigerufen, und Chajim verlor sein Auge. Er fuhr fort, sich treu seinen amtlichen Pflichten zu entledigen, und der Pascha fuhr fort, ihn mit Gunstbezeugungen zu überhäufen. Er war aber aufmerksam auf sein Aeußeres und wand seinen Turban so kunstvoll, daß das fehlende Auge kaum sichtbar wurde. Dschezar bemerkte es und sagte ihm eines Tages: „„Alles, was ich gethan, ist erfolglos geblieben, Du bist so schön und anziehend, wie früher, ich muß Dir die Nase abschneiden lassen.““ Der Wundarzt wird geholt, und Chajim verliert seine Nase. Er blieb ferner im Dienste, erfüllte seine Pflichten getreu, und er war sogar der Ordner bei der Leichenfeier seines tyrannischen Wohlthäters (!).**) Abdulla folgte auf Ahmed (!).***) er war eben so grausam und noch unwissender,****) und er endete das Ehrenamt und das klägliche Chajim's dadurch, daß er ihm den Kopf abschneiden ließ.†) Diese Thatsachen habe ich sowohl von den Juden, als von dem britischen Konsul in Damaskus.††) Raphael Farchi, der Bruder Chajim's, war zur selben Zeit der erste Mann in Damaskus, die Regierung des Paschas wurde ganz durch ihn geleitet.“

Die Verstümmelung Chajim Farchi's hat in Syrien die Natur einer Mythe angenommen, deren thatsächliche Grundlage, beim Uebergange von Zunge auf Zunge, Farbe, Inhalt, Gestalt, Umfang, Zeit und Ort wechselt, sich bald verwirrt, bald verklärt und verwandelt. Damoiseau erzählt sie ausführlich und läßt sie durch den Klaja auf den zurückgelassenen Befehl Dschezar's vollziehen, zur Zeit, als dieser in seiner Eigenschaft als Pascha von Damaskus die große Pilgerkarawane begleitete. Damoiseau giebt kein Datum an; da er sie aber in die Zeit versetzt, wo die Mamluken den Harem Dschezar's entweihten, so haben wir annähernungsweise die Jahre zwischen 1786 bis 1790, denn in diesen Jahren muß jener merkwürdige Einbruch der Mamluken in die Frauengemächer ihres Herrn erfolgt sein.†††) Alle anderen Reisebeschreiber, die dieser Grausamkeit Erwähnung thun, machen es länger oder kürzer, wie Graham, und geben uns ihre Unkunft eine loco et anno, der jüngstreise, welcher noch Genauigkeit für eine nothwendige Tugend des Geschichtschreibers hält, muß beim Anblick solcher von Raum und Zeit abtrünnig werdenden Berichte in Verzweiflung gerathen. Die Reisebeschreiber sind größtentheils aber unschuldig, weil in Syrien, wo es keine Zeitungen giebt (und Zeitungen haben doch das Datum als die einzige Wahrheit in oder über ihren Spalten) und keine Kalender und keine Geschichtsbücher, alle Ereignisse und Thatsachen nur aus dem Gedächtnisse älterer Personen gesammelt werden müssen, und ich fürchte, daß die Familie Farchi selbst keine genaueren Nachrichten über Chajim Farchi aufbewahrt, als die, welche aus der Vergleichung der Reisebeschreiber gewonnen werden mögen. Glücklicherweise habe ich in einem älteren Reisebeschreiber eine Stelle entdeckt, die über Zeit, Ort und Beweggründe der Schandthat zuverlässigere Nachricht giebt, merkwürdiger- und unverantwortlicherweise giebt jener Reisende nicht einmal den Namen des Opfers an, aber man wird leicht ersehen, daß nur Chajim Farchi gemeint sein kann. Der Engländer W. G. Browne, und ihn meinen wir, hielt sich in Syrien im Jahre 1796 auf, und sein später erschienenes Reisewerk (ich habe die 2te Auflage. London, 1806. 4.) giebt zur Charakteristik Dschezar's werthvollere Beiträge, als spätere Schriftsteller, weil Dschezar um jene Zeit noch rüstiger und thatenvoller war, und weil die Reisenden nach 1799 ihn nicht mehr ohne Vorurtheil betrachten, seitdem er in Acre den Siegeslauf Bonaparte's gehemmt. Die Stelle bei Browne (S. 471) ist auf der Beschreibung von Damaskus, ich gebe sie wörtlich wieder:

„Ich ging eines Tages zum Besuche des Hauses des Seraffs,*) wie es gewöhnlich genannt wird, eines der bedeutendsten in Damaskus in Beziehung auf Umfang, Schönheit und Ehrenhaft. Der Besitzer gehört dem jüdischen Glauben an und war einst sehr reich, da er viele Jahre in hoher Gunst bei Dschezar Pascha stand. Letzterer jedoch preßte, wie es seine Gewohnheit ist, den Schwamm aus, als er ihn für vollgesogen hielt, und um der Gewaltthat der Confiscation einen Grund zu leihen (to give a colour to the violence of confiscation), ließ er den Mann irgend eines Verbrechens anklagen, wegen dessen er ihn der Nase und der Ohren berauben ließ. Er ist gezwungen, noch ferner die Bäcker über die Einkünfte und Ausgaben des Paschas zu führen, was ursprünglich sein Amt war, aber er ist als Gefangener im Serail zu Akka eingesperrt, ohne die Erlaubniß erhalten zu können, das Thor der Stadt auf einen Augenblick zu überschreiten. Während ich in Damaskus weilte, erhielt sich die hochbejahrte Mutter dieses Mannes die Erlaubniß, ihren Sohn, von dem sie erfahren, daß er gefährlich erkrankt sei, zu sehen. Sie erhielt mit Schwierigkeit Zutritt zu dem Palaste, und angekommen in dem Zimmer, wo ihr Sohn war, sank sie nieder und gab auf der Stelle ihren Geist auf.“

Ich begehe eine Sünde, hier das Mitgefühl des Lesers durch Bemerkungen zu stören, die an Browne's Bericht zu knüpfen sind! Die Verstümmelung hatte nach diesem Berichte jedenfalls um 1796 statt und wahrscheinlich in Acre. Daß dem Unglücklichen beide Ohren abgeschnitten worden seyen, widerspricht den Zeugnissen aller spätreren Reisenden, die Farchi gesehen, während ihn Browne nicht gesehen zu haben scheint. Daß Browne aber von der Blendung nicht spricht, könnte der Annahme Raum geben, daß das Auge erst später ausgestochen worden sey, was nicht wahrscheinlich ist. Im Jahre 1801 wenigstens hat Clarke den Minister schon des Auges beraubt gefunden.

Chajim Farchi's Mutter starb auf ihrer Reise von Damaskus nach Akka bei seiner Verstümmelung; seine Frau starb auf ihrer Reise von Akka nach Damaskus bei seiner Ermordung, von den beiden ihm ihrenersten weiblichen Wesen rollte die eine seine Schätzung, die andere seinen Tod nicht überleben: aber er selbst muß eine starke Seele gehabt haben, wenn er, verstümmelt und auf dem Krankenlager mit dem Tode ringend, seine Mutter todt vor sich liegen sah und nicht verzweifelte.

S. Lt.

*) Es ist dies die erste Unrichtigkeit in dem Briefe. Chajim Farchi hatte Vermögen von seinem Vater geerbt, und in seiner Verwaltung wurde ihm niemals ein Vorwurf der Unredlichkeit gemacht.

**) Zweite Unrichtigkeit. Die Erzählung von den Gräbern der Verstümmelung würde sich besser zum Munde eines schlagerfüllten Franzosen, wie zu dem eines englischen Missionärs passen. Wahr ist sie nicht, wie wir später beweisen werden.

***) Dritte Unrichtigkeit. Zwischen Dschezar und Abdulla herrschte Suteriman 16 Jahre.

****) Vierte Unrichtigkeit. Abdulla war gerade gelehrt und gebildet.

†) Fünfte Unrichtigkeit. Farchi wurde nicht durch Enthauptung öffentlich hingerichtet, sondern heimlich bei Nacht und Nebel erwürgt.

††) Der britische Konsul und die Juden in Damaskus sind wohl diejenige Quelle, da der Erste doch ohne Zweifel seine Nachrichten von den Letzteren hat. Zu bedauern ist es, daß Graham von der Familie Farchi selbst, mit der er auf so freundschaftlichem Fuße stand, nicht zuverlässigere Nachrichten geschöpft. Denn die von ihm gemachten Mittheilungen können unmöglich aus dem Munde dieser stammen, die Chajim Farchi so nahe standen.

†††) Während der alte Dschezar auf den Knieen vor Kaaba log, lagen seine jungen Mamluken auf den Knieen vor Zuleima, Nazano, Waleda, Fatima u. in seinem Harem. Was der Pilgerzug vorhatgethan, ertahn der boshafte Pascha nur zu bald die ihm widerfahrene Schmach, und er ersann einen Plan, seine verhaßten Mamluken zu vertilgen. Der Plan ward gelungen, seine Dschezar seinen Rachedurst gegen die Frauen noch zurückhalten können. Als er eines Abends damit beschäftigt war, sein altes Handwerk bei Sklaven zu verüben, und er eigenhändig mit Hülfe von Sclaven zwanzig Mädchen in Säcke geschnürt, rotteten sich die zurückgebliebenen Mamluken zusammen und verhinderten sich in einem festen Thurm. Die sie Gefangenen fanden, auf Acre zu entkommen.

*) Geld-Wechsler, Banquier, wird besonders von den Finanzagenten der Regierung gebraucht.

Literarischer Anzeiger.

Im meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue dramatische Dichtungen

von

A. Oehlenschläger.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 35, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße No. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 127. Berlin, Dienstag den 22. Oktober 1850.

Aegypten.

Der vorgeschlagene Kanal durch die Landenge von Suez.

Während die „westliche Welt" sich damit beschäftigt, das Atlantische und das Stille Meer vermittelst Eisenbahnen und Kanal, durch Central-Amerika laufend, zu verbinden, ist die Aufmerksamkeit der alten Welt von neuem auf die Ausgrabung eines Schiffskanals durch die Landenge von Suez, welcher an dem einen Ende in das Rothe Meer und an dem anderen ins Mittelländische münden soll, gelenkt. Solche riesenhafte Unternehmen, wie die Verbindung von Meeren durch künstliche Mittel und die Abkürzung der Routen von einem Welttheile zum anderen, gehören zu den vielen Triumphen, welche die Wissenschaft und die Ingenieurkunst in der neueren Zeit feiern, und sind allerdings geeignet, von allgemeinem Nutzen zu seyn, indem sie den Verkehr zwischen entfernten Nationen häufiger und ausgedehnter machen. Ob jeder Plan der Art vortheilhaft für die seyn dürfte, welche ihr Kapital daran gesetzt, wird großentheils von den Baukosten, dem Betrage des Verkehrs, nachdem die Sache gehörig im Gange ist, und der jährlichen Auslage abhängen. Eine Kanalverbindung zwischen dem Rothen und dem Mittelländischen Meer oder besser dem Pelusianischen Arm des Nils hat den Reiz eines sehr alten Ursprungs für sich.

Die Ausführbarkeit des Planes ist auch schon geprüft worden, zu einer Zeit jedoch, als die politischen Beziehungen der betreffenden Länder zu einander sehr verschieden von den jetzigen waren. Auch finden sich unter neueren Reisenden widersprechende Angaben und Meinungen in Bezug auf die verschiedenen Flächenhöhen der beiden Meere, welche, bei den ungemeinen und wichtigen Binden, die auf beiden häufig vorkommen, für Segelschiffe Schwierigkeiten ungewöhnlicher Art darbieten.

Wie unsphäbar für Reisende die jetzige sogenannte Ueberland-Route über Alexandrien, den Nil, Kahira und die Wüste von Suez auch immer bleibt, so lange keine bessere eingerichtet worden, so ist sie doch ohne Zweifel mit vielen Unannehmlichkeiten und nicht geringen Beschwerden verknüpft. Von dem Dampfboot im Hafen zu Alexandrien bis zu dem entgegengesetzten auf der Rhede von Suez haben Passagiere und Gepäck nicht weniger als sechsmal umzuwechseln, und sind auch die Einrichtungen so expeditiv, wie sie unter den gegenwärtigen Umständen und in den Händen der ägyptischen Regierung nur seyn können, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß man durch die Eröffnung eines Schiffskanals sehr viel Zeit ersparen und eine bessere Route erlangen könnte. Diese Zahrt auf dem Mahmoudieh-Kanal von Alexandrien nach Atfeh, welche man nur einmal gemacht zu haben braucht, um sich ihrer für immer zu erinnern, das nothwendigerweise lieine und gedrängt volle Dampfboot von Atfeh nach Bulak, die Wüste mit ihrem rauhen, unebenen Pfade und ihren Wagen ohne Sprungfedern, alles dieses könnte umgangen werden, wenn man einen Schiffskanal eröffnete, durch welchen Dampfboote und Segelschiffe passiren könnten, ohne den Maßbaum oder den Schornstein niederzulassen. Nach Herodot, dem ehrwürdigen „Vater der Geschichte", dessen Bericht allgemein beglaubigt ist, wurde der alte Kanal vom Rothen Meere zum Nil zuerst von Necho II.,*) dem Sohne des Psammetichus, welcher den Thron im Jahre 610 v. Chr. bestieg, begonnen. Er wurde von Darius Hystaspes fortgesetzt und von Ptolemäus Philadelphus vollendet. Herodot sagt, seine Länge war der einer viertägigen Reise gleich, und seine Breite hinreichend, zwei Galeeren mit drei Rudern zu fassen, sie betrug ungefähr 150 Fuß. Der Kanal müssete etwas oberhalb Budastus in den Nil ein und beschloß seinen Lauf auf der entgegengesetzten Seite unweit Patumos, einer arabischen Stadt. Nach einiger Zeit gab Necho das Werk auf, da ein Orakel ihm verkündet hatte, daß die Barbaren oder andere Nationen die Frucht seiner Arbeit genießen würden. Darius seinerseits stellte es ein, weil er fürchtete, das ganze Land zu überschwemmen, indem man glaubte, das Rothe Meer erhebe sich bedeutend über den Ufern des Nils. Ptolemäus Philadelphus jedoch, welcher dieses Unternehmen vollendete, legte Schleusen an, um das Nilwasser abstießen zu lassen und zu hemmen, je nachdem es nothwendig war, und dieser Plan war nach Diodor äußerst zweckmäßig. Dieser künstliche Kanal erhielt in Folge dessen die Benennung: „Ptolemäischer Fluß".

Um jedoch auf jüngere Autoritäten herabzukommen, so erwähnen wir, daß, als die Armee Napoleon's in Aegypten war, seine Ingenieure das ganze Land aufs genaueste maßen und die Küsten eines Kanals durch die Landenge auf 18,000,000 Francs anschlugen, wobei sie berechneten, daß ein solcher Kanal Schiffe, welche zwölf bis fünfzehn Fuß tief gehen, zulassen würde. Man überzeugte sich damals, daß die Oberfläche des Rothen Meeres 30½ Fuß höher sey, als die des Mittelländischen, ein Punkt, welcher in der Unterhaltung einer Kanalverbindung von großer Wichtigkeit ist. Wir haben in den letzten zehn oder funfzehn Jahren gesehen, wie leicht es ist, nicht nur Passagiere und Posten auf der Route über Aegypten nach Indien, sondern auch leichte Waaren verschiedener Art, außer Münze und Artikeln von Gewicht und bedeutendem Werth, zu transportiren. Wie viel schneller und auf einem wie viel größeren Maßstab ließe sich dies vermittelst einer direkten Wasser-Communication von Meer zu Meer thun!

Ueber den Lauf des alten Kanals an einigen Stellen herrscht eine eben so große Verschiedenheit der Meinungen unter unseren neueren Reisenden und Ausdauschaftern der Wüstenreisen auf der Landenge, wie früher über seinen Ursprung. Alle scheinen jedoch darin überringukommen, daß sein Lauf etwas gebogen war, indem er durch das Becken der bitteren Seen ging und bei dem jetzigen Hafen von Suez in das Rothe Meer einmündete. Daß er für rein innere und nationale Zwecke beabsichtigt war, ist außer Zweifel gesetzt. Die Politik der Ptolemäer hatte wahrscheinlich berechnet, daß eine Wasserverbindung zwischen dem Rothen und dem Mittelländischen Meere ganz Arabien den Einfällen von Westen bloßstellen würde. Dadurch aber, daß sie zu Bubastus abgebrochen war, und dem Kanal das Wasser vom Nil aus zugeführt wurde, unterwarf man ihn dem Lande selbst. Es wird erzählt, daß Amru, der moslemische Eroberer Aegyptens, einen Kanal von Pelusium nach dem Rothen Meere projektirte; aber der Chalif Omar mißbilligte den Plan, weil Arabien dadurch einem Einfall von Seiten der Christen ausgesetzt würde. Trotz der Bestrebe des Chalifen jedoch, eröffnete Amru später einen Kanal vom Nil nach dem Rothen Meere, den ungefähr achtzig Meilen Länge, und verlaß Medinah vermittelst desselben mit Getreide. Dieses bestätigen andere Berichte, welche besagen, daß der Kanal noch im sechzehnten Jahrhundert, so, nach Einigen noch im Jahre 1000 der christlichen Zeitrechnung benutzt wurde.

Die „Skizze des Plans" zur beabsichtigten Navigation durch die Landenge von Suez ist dem Civil-Ingenieur Herrn Hamilton Fulton, welcher bedeutende Erfahrung in solchen Dingen hat, vorgelegt worden. Sie enthält eine detaillirte Angabe der wahrscheinlichen Kosten eines solchen Unternehmens und der Einkünfte, die ein gewisser Betrag Tonnengeld, welches erhoben werden soll, jährlich gewähren dürfte. Man schlägt vor, daß der Kanal auf der Seite des Mittelmeeres bei der Bucht von Tineh seinen Anfang nehme und mit dem Rothen Meere in oder nahe bei dem Hafen von Suez kommunizire, so daß man die alte Linie bei dem Terminus im Rothen Meere so nahe wie möglich beibehält. Nach der oben erwähnten französischen Meinung nimmt man an, daß das Bett des Meerbusens von Suez sich 30½ Fuß über dem des Mittelländischen Meeres, wo der Kanal endigen soll, erhebt; ein Umstand, welcher nach Antoritäten in der Ingenieurkunst die Schiffahrt begünstigt. Eine Strömung, welche mit der Schnelle von drei (engl.) Meilen die Stunde einen Kanal dieser Art durchläuft, würde, wie es scheint, von selbst hinreichend seyn, das Ueberfließen desselben zu verhindern, und außerdem einen beständigen und und genügenden Vorrath von Wasser verbürgen. Eine große Schwierigkeit, welche stets gegen die Ausführbarkeit eines Kanals zwischen den beiden Meeren urgirt worden ist, nämlich die Seichtigkeit des Wassers in beiden, will man dadurch heben, daß man die Kanäle bis zu einer hinreichenden Entfernung nach der See zu ausbehnt und ausliefe.

Die Kosten des ganzen Werks werden auf 1,300,000 Pfd. Sterl. geschätzt; die Total-Einnahme auf 213,000 Pfd. Sterl., woraus eine Dividende von 10 pCt. und die laufenden Ausgaben, Eventualitäten, welche auf 64,000 Pfd. Sterl. oder 30 pCt. auf die Total-Einkünfte angeschlagen sind, bestritten werden sollen. Man berechnet, daß ein Verkehr von 305,000 Tonnen, die Tonne zu 7 Pfd. Stl. und eben so viel zurück, hinreichen würde, diese Einnahme, welche nur wenig mehr als ein Drittel des ganzen Betrags der Tonnengelder beträgt, die jährlich in dem Verkehr Großbritanniens mit Indien, China und den anderen Gegenden des Osten verwendet werden, abzuwerfen.

Die Vortheile eines Schiffskanals zwischen den beiden Meeren, angenommen, daß man sich überzeugt habe, ein solches Unternehmen sey überhaupt ausführbar, würden für die Welt sehr groß seyn. Alle am Mittelländischen Meere liegenden Länder würden dadurch im Stande seyn, mit dem Osten zu verkehren, ohne das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffen zu müssen. Die östliche Küste Afrika's würde durch eine zugänglichere Route neuen Handels-Unternehmungen eröffnet werden. Wie ehrdem, könnten Schiffe von einem anderen „Tarschisch"

*) Nach anderen Autoritäten, wie Strabo, Plinius, Aristoteles, von Ramses II., dem vermuthlichen Sesostris, 1355 v. Chr.

Digitized by Google

mit den unschätzbaren Produkten der östlichen Länder für irgend einen neugeborenen Salomo beladen werden und die Ladung bis nach ihren eigenen Ufern führen. Die Türkei, Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien haben als Nachbarländer mehr Lokal-Interesse als England bei der Ausführung eines solchen Plans. Auch Napoleon strebte sehr danach, einen Kanal durch die Landenge von Suez herzustellen, um dadurch die indischen Besitzungen Englands um so leichter angreifen zu können. Ohne die architektonische Geschicklichkeit und Herkulische Arbeit, welche solche riesenhafte Bauwerke, wie die Pyramiden, aufsteichen, näher zu kennen, dürfen wir dennoch schließen, daß das besprochene Unternehmen ganz ausführbar ist; so weit jedoch England betroffen ist, dürfte es wohl nöthig seyn, die Politik des Schrittes erst genau zu prüfen.

Es läßt sich auch wohl die Meinung aufstellen, daß die wirrigen und ungewissen Bände des Mittelländischen und die Enge des Rothen Meeres mit seinen zahlreichen Felsen und Sandbänken nebst den vorherrschenden Nordwinden im südlichen Theil befahren, eine Reise nach Indien auf der Kanalroute für Segelschiffe länger machen dürften, als über das Kap. Diese Schwierigkeit könnte jedoch durch die Benutzung der Schraube überwunden werden, und was das Schiff unter solchen Umständen an Packraum verliert, würde durch die Zeitersparniß und vergleichungsweise Kürze der Reise ersetzt werden. Für die ostindische Gesellschaft, deren Dampfboote zwischen Suez und Bombay laufen, für die „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company", deren Geschäfte von Southampton bis nach Kalkutta und China reichen, würde die Eröffnung eines Kanals durch die Landenge von Suez von höchster Wichtigkeit seyn. Anstatt die Dampfer zu Alexandrien und Suez zu wechseln, könnten die in See gehenden Schiffe das Mittelländische Meer hinauf bis zum Eingang in den Kanal fahren, und wenn sie ihn bis Aden mit mäßiger Schnelligkeit durchlaufen haben, die Schiffe dort umwechseln. Eben so könnten die Dampfer, auf der Rückreise begriffen, ihre Fahrt direkt von Aden bis nach Southampton nehmen, ohne Schiffe oder Passagiere zu wechseln. Andererseits müssen wir vom politischen Gesichtspunkt aus nicht vergessen, daß Rußland, Frankreich oder irgend eine andere seemächtige Nation, die eine Flotte im Schwarzen oder im Mittelländischen Meere hat, diesen nahen Weg nach Indien benutzen könnte, ehe wir Zeit hätten, ihnen denselben abzuschneiden, oder selbst Nachricht von ihren Bewegungen zu erhalten. Solche Gründe sind allerdings gewichtig und veranlassen ernstes Bedenken. Die Politik der Pforte märe ist vielleicht nicht unanwendbar auf unseren Fall; denn obschon wir kein unmittelbares Interesse am ägyptischen Boden haben, so interessirt uns das Land doch insofern direkt, als es nach unseren Besitzungen im Osten führt und verhindern muß, daß dieselben anderen Nationen nicht zugänglicher gemacht werden, als uns selbst.

Diejenigen, welche über Land nach Indien gereist sind, können die Unannehmlichkeit des Einschiffens und Landens zu Suez bezeugen. Das Wasser ist, wie bekannt, so seicht, daß kein großes Dampfboot sich innerhalb zwei oder drei Meilen dem Orte nähern kann. Man muß daher kleine Boote benutzen und sich häufig eine langwierige Umweg-Reise gefallen lassen, ehe man an das Dampfboot oder ans Ufer gelangt. Die Boote stehen im Dienste der ostindischen oder der Peninsular- und Oriental-Gesellschaft und sind mit arabischen Matrosen, den faulsten ihres Gewerbes, bemannt, welche vermittelst Lavierens, Stoßens und Ziehens die Ueberfahrt um zwei bis drei Stunden auszudehnen verstehen. Verspricht man ihnen einen „Backschisch", so verrichten sie es in etwas weniger Zeit, jedoch nicht ohne einen schweren Einschlag und viel vergebliche Anstrengung threrseits. Es hat uns oft in Erstaunen gesetzt, daß die besagten Gesellschaften nicht kleine Dampfboote (wie Schleppschiffe), die nicht tief ins Wasser gehen, anschicken, um Passagiere und Posten nach den großen Dampfschiffen und von ihnen zurück zu bringen. Ein kleines Dampfboot würde weit leichter durch die Untiefen kommen, als ein schweres, überladenes arabisches Fahrzeug mit den ungeschickstesten Ruderern und dürftigsten Segeln.

Auch giebt es noch andere Rücksichten, besonders sozialer und merkantilischer Art, welche sich zu Gunsten einer Kanalverbindung zwischen dem Rothen und dem Mittelländischen Meere geltend machen. Der verstorbene Sir W. Parish, zum Bombayer Ingenieurcorps gehörig, legte in einer Broschüre über den Gegenstand einen Plan vor, welcher das Schiffe über die Untiefen des Rothen Meeres zu transportiren, welcher bei seinem Erscheinen bedeutenden Anklang erregte. In Humboldt's „Cosmos" finden wir folgende werthvolle Bemerkungen, hierher einschlagend:

„In die Geschichte der Weltanschauung gehört die Aufzählung aller Mittel, durch welche die Völker sich genähert, große Theile des Erdkreises zugänglicher geworden, die Erkenntnißsphären der Menschheit erweitert worden sind. Unter diesen Mitteln ist einer der großartigsten gewesen, die materielle Eröffnung einer Wasserstraße vom Rothen zum Mittelländischen Meere vermittelst des Nils. Wo zwei kaum zusammenhängende Kontinental-Massen die tiefsten maritimen Einschnitte darbieten, hatte, wenn auch nicht der große Seestrich (Ramses-Miamen), welchen Aristoteles und Strabo es zuschreiben, doch Necho (Neku) die Ausgrabung eines Kanals begonnen, aber, durch priesterliche Orakelsprüche geschreckt, wiederum aufgegeben. Persodt sah und beschrieb einen vollendeten, der etwas oberhalb Bubastus in den Nil einmündete, ein Werk des Achämeniden Darius Hystaspes. Wieder in Verfall geratben, ward endlich dieser Kanal von Ptolemäus Philadelphus so vollkommen hergestellt, daß er, wenn auch nicht, trotz seiner künstlichen Schleusen-Einrichtung, zu jeder Jahreszeit schiffbar, doch bis zu der Römer Herrschaft, bis Marc-Aurel, vielleicht bis Septimus Severus, als über vier und ein halbes Jahrhundert, den ähnlichen, arabischen und indischen Handel belebt hat. Zu denselben Zwecken des Völkerverkehres durch das Rothe Meer wurde der Hafendam in Myos Hormos und Berenice sorgsam betrieben und eine herrliche Kunststraße mit Coptos in Verbindung gesetzt.

Allen diesen Anstalten und Unternehmungen der Lagiden, den merkantilen wie den wissenschaftlichen, lag ein unaufhaltsames Streben nach dem Ganzen und Fernen, die Idee des Anknüpfens und der vermittelnden Einigung, des Umfassens großer Massen von Verhältnissen und Anschauungen zum Grunde."

(Humboldt, Cosmos, Bd. II., S. 204.)

Was die Wichtigkeit und den Nutzen einer solchen Verbindungslinie betrifft, so kann es darüber nur eine Meinung geben. Es muß jedoch bemerken, welche an dem Plane betheiligt sind, einleuchtend seyn, daß eine neue Messung des Landes vonnöthen ist, um den Streit über die Niveaus der beiden Meere zu schlichten. Eine Kommission, welche im Jahre 1847 ausgeschickt wurde und aus englischen, deutschen und französischen Ingenieurs bestand, berichtete, daß die Niveaus gleich oder „unbemerkbar" verschieden wären. Die Franzosen haben dem Paschа bekanntlich immer einen Kanal unentgolten, während die Engländer für eine Eisenbahn waren. Politische Bedenken, welche überhaupt die größten Hindernisse sind, hatten ohne Zweifel ihr Gewicht bei Mehmed Ali und veranlaßten ihn, sich gegen beide zu entscheiden. Der jetzige Statthalter mag den Gegenstand vielleicht in einem anderen und liberaleren Lichte anschauen. Ohne Sr. Hoheit oder der türkischen Regierung Sanction und Mitwirkung aber könnte kein derartiges Unternehmen mit Erfolg ausgeführt werden. Ohne eine Garantie oder Gewährung ausschließlichen Rechts auf das Unternehmen und verbürgtes Interesse darau zu Gunsten der Gesellschaft würde keine Sicherheit für das daran gesetzte Kapital vorhanden seyn. Ja, ein Krieg mit einer etwas ausmärtigen Macht könnte selbst solche Gewährleistung jeden Augenblick gefährden. Wir haben uns bemüht, so weit unser Raum es gestattet, die Vortheile und Nachtheile eines solchen Projekts herauszustellen. Jeder neue Plan muß ähnlicher Prüfung unterworfen werden, wiewohl wir in dem gegenwärtigen Falle der Hoffnung sind, daß die Vortheile überwiegen werden. Der Betrag des Kapitals ist sichtbar gering, verglichen mit dem, welcher für die central-amerikanischen Unternehmen erfordert wird, indem die Kosten des Thauterpekischen Plans zu 3,380,000 Pfd. Sterl. angeschlagen sind. Das bloße Ausgraben eines Kanals durch die Landenge von Suez würde ebenfalls eine Sache von wenig oder gar keiner Schwierigkeit seyn und könnte in einer beinahe geraden Linie vollbracht werden. Die Boden der beiden Meere sind von der Beschaffenheit, daß man sie leicht auf die vorgeschlagene Weise ausliefen und ausdehnen könnte. Die Länge des Kanals würde ungefähr fünfundachtig Meilen betragen und die Tiefe eine solche seyn, daß sie Dampf- und Segelschiffen, welche zwanzig Fuß tief ins Wasser gehen, eine sichere Navigation gewährte. Für Segelschiffe würden, wenn sie nicht mit Schrauben versehen sind, Schleppschiffe benutzt werden, die sechs oder sechs Meilen die Stunde zurücklegen könnten.

Dies sind einige der leitenden Punkte des vorgeschlagenen Kanals, wie sie in dem zur Berbreitung gebrachten Prospektus zu lesen sind. Das Projekt ist von erhebender Art und greignet, wenn es zu Stande kömmt, seinen Beförderern einen so dauernden Ruf zuzuschern, wie das Land selbst ihn hat, durch welches der Kanal gehen soll. Der Gegenstand hat Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Regierung dieses Landes und der Oberherrscher Indiens, ebenfowohl wie auf die des reisenden und merkantilischen Publikums, und es wäre kraglich, ob es nicht die beste Politik für England seyn dürfte, wenn eine solche Verbindungslinie zwischen den beiden Meeren eröffnet würde, die Leitung zu überuehmen und sich wo möglich ein ausschließliches und unabwendbares Recht darauf zu verschaffen. Die Linie würde die große Landstraße nach Indien werden. England hat bereits seine Regierche Zahne auf den dürren Felsen von Aden, jetzt unser indisches Gibraltar genannt, und an der südlichen Grünze des Rothen Meeres gelegen, aufgepflanzt, und ohne in die Gebiete der ägyptischen Statthalterschaft einzugreifen, könnte es sich an der anderen Grünze festsetzen und so eine ununterbrochene Verbindungslinie und Reihe von Militairstationen zwischen seinen eigenen Ufern und seinen ostindischen Kolonieen besitzen.

Aus welchem Gesichtspunkt wir auch die Eröffnung eines Kanals durch die Landenge betrachten, so muß es zugegeben werden, daß er zu den großartigsten Werken des Zeitalters gehören würde. Ein Werk, zuerst von einem der größten Ptolemäer begonnen, wiederherzustellen oder zu verbessern, den Handel und die Wichtigkeit eines einst so berühmten Landes, wie Aegypten, zu vergrößern, ist allein ein Ziel, des Strebens wohl werth, anderer Rücksichten nicht zu gedenken. Ein Gefühl von erhabenem Unterhaltsamen ist immer mit der Betrachtung alles dessen, was das alte Aegypten betrifft, verknüpft. Alle staunen mit Bewunderung und Verehrung dessen mächtige Bauwerke und geheimnißvolle Denkmäler der Vergangenheit an. Wir unterscheiden seine verfallenen Städte und morschen Ruinen, finden aber bei dem gegenwärtigen Zustande des Landes und seiner Bewohner nichts, das irgendwie mit dem, was vor 3000 Jahren bestand, auszulöhnen wäre. Hoffen wir jedoch, daß, so wie andere Nationen auf dem Wege des Fortschritts begriffen sind und die Wissenschaften sich mehr und mehr verbreiten, auch Aegypteno frühere Größe daß wieder hergestellt seyn wird. Unter einem besseren und weniger drückenden Regierungssystem dürfte noch Größe zu Stande kommen. Aegypten besitzt einen Boden von unübertroffener Fruchtbarkeit und hat für merkantilische Zwecke den alten Hafen von Alexandrien, außer mehreren anderen günstigen See-Situationen. Wie gesagt, es ist wahrscheinlich ganz besonders die Sache Englands, sich an die Spitze eines jeden ausführbaren Unternehmens zu stellen, welches die Verbesserung der Route über Aegypten zum Zwecke hat, und Maßregeln, welche geeignet sind, dem gegenwärtig verarmten Lande Vortheile zu bringen, eine thätkräfte Hand zu leisten; denn am Ende wird es selbst den größten Nutzen davon ziehen und einen

Digitized by Google

ununterbrochenen Verkehr mit seinen werthvollsten Besitzungen dadurch aufrecht erhalten können. (Colon. Mag.)

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Von Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung der Arbeit existirte im Alterthume eben so wenig. Was jetzt die Industrie in tausendfältiger Weise liefert, wurde mühselig, unvollkommen und grob am häuslichen Herd durch und für die Familie gearbeitet. Der Mensch mochte sich noch so sehr anstrengen, er konnte, aller erleichternden Hülfsmittel baar, nur ein sehr geringes Resultat seiner Bestrebungen erringen und lebte in einem Mangel, den die Einbildungskraft der Dichter kaum zu zu bergen vermag. Die Menge, auf welcher die furchtbarste Armuth lastete, mußte unter ein eisernes Joch gebeugt werden, die Sklaverei war eine durch alle Zustände so bedingte Nothwendigkeit, daß die kühnsten Geister, die eifrigsten Verfechter der menschlichen Würde, sie als die unerläßliche Basis jeder sozialen Einrichtung betrachteten.

Geht man bis in die frühesten Zeiten der Geschichte zurück, so erkennt man, wo möglich noch anschaulicher, den Einfluß des Kapitals auf die gesichtlichen Zustände. Der Mensch baut sich erst Wohnungen, nachdem der Pflug, eine Maschine oder ein Kapital, erfunden ist. Bis dahin hatte Hunger den Verband der Familien gelöst, und die einander folgenden Generationen konnten nicht derart bleiben. Geselligkeiten, die sich begegneten, griffen einander feindlich an, um sich die spärlichen Felderzeuge zu rauben. Aß man die Besiegten nicht, so tödtete man sie, um ihnen nicht Nahrung geben zu müssen. Der Entschluß, sie statt dessen zu Sklaven zu machen, war ein Sieg der Menschlichkeit, indem der rohe Brauch, seinesgleichen zu verspeisen, durch mildere Gefühle verdrängt wurde; um aber Bestand zu haben, mußte etwas Kapital da seyn, so lange dies gering war, blieb Sklaverei sogar eine Wohlthat.*)

Man hat ziemlich berechnen können, welchen Zuwachs an Kapital die menschliche Arbeit in manchen Zweigen der Industrie durch Hülfe der Maschinen erlangte. Im Mahlen hat sich durch verbesserte Einrichtung der Mühlen seit Homer's Zeiten bis zu den unsrigen das Verhältniß wie 1 : 200 gestellt; in Baumwollenspinnerei einzig seit Verlauf der letzten achtzig Jahre wie 1 : 350; in Leinweberei in dem noch viel kürzeren Zeitraum weniger Jahre der neuesten Zeit wie 1 : 250. Während der frühesten Menschenalter waren die Fortschritte auf diesem Gebiete sehr langsam. Es wurden wenig Entdeckungen gemacht und diese gar nicht oder schlecht benutzt. Erst in den letzten zwei Jahrhunderten war der Entwicklungsgang hierin ein sehr schneller, in manchen Dingen ein erstaunenswürdiger.

Ist nun das Menschengeschlecht arm, so wird es mit Hülfe eines für die gleiche Menschenzahl stets wachsenden Kapitals zu allgemeiner Wohlhabenheit gelangen. Das Kapital ist nicht der Widersacher, sondern der Beförderer der Arbeit. Ein Volk, welches deßen entbehrt, gleicht einer Armee, die, gegenüber einer mit allen Angriffs- und Vertheidigungswaffen versehenen Truppe, einzig auf ihre Fäuste angewiesen ist.

Man hat oft gefragt, wie England die ungeheuren Kriegskosten von 1792 bis 1815 aufbringen konnte, welche die aller übrigen Nationen weit überschritten. Diese Möglichkeit aber lag in dem viel größeren Kapital, über welches England zu verfügen hatte und mit Einsicht verfügte, in seinen vielen und trefflichen Maschinen, seinen Betriebs- und Handelsmitteln. Hierdurch vermochte die Nation bei so ungeheuerlichem Aufwande doch zu bestehen, während die Völker des Kontinents, bei dem Mangel eines gleich großen und gleich gut verwendeten Kapitals, schon erschöpft waren, wenn nur die Hälfte oder ein Drittel so viel Steuer, wie in England, auf den Kopf erhoben wurde. Ich weiß wohl, wie sehr der patriotische Geist der dortigen Bevölkerung sich bei dem harten Kampfe wider den Riesen der Neuzeit bethätigte, ihre Kräfte aber wären, wie groß auch, doch nutzlos erschöpft worden, wenn das Land nicht so bedeutende Fonds besessen und ihren Gebrauch so trefflich verstanden hätte, im Vergleich mit der braven Nation, welche dem Sterne des großen Kaisers folgte.

Ich möchte nicht, daß man diese Lobrede des Kapitals als eine den Kapitalisten geltende betrachte. Dies ist nicht der Fall. Ich weiß, es giebt unter diesen einige überaus habgierige, wie jede Klasse der Gesellschaft ihren Egoismus hat. Der Kapitalist denkt bei Verwendung seiner Besitzthümer an seinen Vortheil, und nicht an Vaterland und Menschheit; ja, wer lange sammelt, Sparsamkeit und Entsagung übt, läßt sich durch die Strenge gegen sich selbst bisweilen verleiten, gegen Andere hart zu seyn. Wie auch der Einzelne denke, das Kapital an sich ist eine Macht, die nur durch Vermehrung der dem Menschen nothwendigen Lebensbedürfnisse gewonnen werden kann, und dessen wachsender Bestand fortwährend dahin drängt, die Kosten der Produktion zu vermindern. Beides für die Menge der Konsumenten ein großer Gewinn. Fügen wir noch hinzu, daß bei alledem die persönliche Mitwirkung des Menschen unerläßlich ist, um das Elend zu scheuchen, so haben wir wohl ausgesprochen, was zum Verständniß unserer Ansicht nothwendig ist. Reichthum ist die gemeinsame Frucht des Kapitals und des menschlichen Fleißes. Je größer der Fleiß, desto größer der Reichthum. Versetze die Lazzaroni nach Manchester oder die Kaffern in die Werkstätten von Lyon, so werdet Ihr erkennen, wie sehr der Besitz eines Jeden durch ihn selbst bedingt sey. Was er bei der Arbeit leistet, ist das Resultat seiner physischen Kraft, seiner Kenntniße und seines moralischen Vermögens. Soll eine Nation viel produziren, so muß eine gute Gesundheitspflege die Körperstärke und Geschicklichkeit der Einzelnen zur Entwickelung bringen, ihr Geist muß ausgebildet seyn, und ihre Moralität muß Macht und Festigkeit gewonnen haben. Moralität ist das Hauptstreckwerk, sobald von persönlicher Arbeit die Rede ist, gleichwie die Feder einer Uhr ihre Räder in Bewegung setzt. Moralische Kraft verhilft einem Volke schnell zu geistiger Bildung und einer guten Verwaltung, und das Gedeihen der Industrie ist, wie alles Andere, von der Gewalt der sittlichen Zustände abhängig. Herr Walker, der Finanzminister der Vereinigten Staaten, sagte vor ein paar Jahren in seinem Berichte an den Kongreß: „Da unsere moralische Kraft der der anderen Völker überlegen ist, brauchen wir in der Industrie keines Anderen Mitbewerbung zu fürchten." Dies ist eine wahre Behauptung. Haben wir doch gesehen, wie das Kapital, der bewunderungswürdige Helfer des Menschen, ganz vornehmlich die Frucht seiner Moralität ist. (Fortsetzung folgt.)

*) Der folgende Beleg aus einer neu erschienenen gediegenen Schrift zeigt, bis zu welchem schrecklichen Grade der Mangel an Unterhaltsmitteln oder Kapital die Menschen vordem brachte.

„Der in unseren Augen so grausame und mit dem schwächsten Grade der Civilisation unvereinbare Brauch, Greise und unheilbare Kranke durch ihre Angehörigen tödten zu lassen, ist immer als der skandinavischen Race besonders eigenthümlich dargestellt worden, weil er in den alten Sagen der Nordländer nirgends am häufigsten vorkommt. Keineswegs aber darf man sich jenen Barbaren etwa zuschreiben, man findet ihn bei allen bekannten Racen von Europa, Asien und Amerika, vorzüglich bei armen Völkern zu Anfang ihrer sozialen Entwickelung. Sein Ursprung ist Mangel an Lebensmitteln bei den so häufig vorkommenden Hungersnöthen der jagd- und fischgetreibenden Völker, die von Industrie und Handel nichts wußten. Ueberdem soll gar nicht treiben und sein Heimathsrecht kennen.

„Anderson, der die früheren amerikanischen Zustände so trefflich dargestellen versteht, bezeugt es, daß alle wilden Stämme des dortigen Kontinents, von der Hudsonsbai bis zum Rio-Blatastrom, Greise und unheilbare Kranke der Mitgebrauch ihrer Kinder oder neben ihn gebrüchigen übergeben, und bemerkt mit richtigem Urtheil, das diese Handlung in den Augen jener Stämme eher den Charakter der Christerei als der Grausamkeit hatte.

„In Bezüglichung unserer Zustände dient eine von dem oben erwähnten englischen Schriftsteller angeführte irländische Sage, bei der nach einer heftigen Kälte und während einer Hungersnoth Vater, der Oberste des Hauses, den Vorschlag that, man solle Kinder, Greise und Kranke beiderlei Geschlechtes aufsuchen, Korf, stehe man, zwang die Menschen zu solcher Grausamkeit."

Digitized by Google

Ledru-Rollin.

Ein englisches Journal (Fraser's Magazine) theilt bei Gelegenheit einer Kritik des von Ledru-Rollin herausgegebenen Buches „über den Verfall Englands" (auf die wir hier nächstens zurückkommen werden) nachstehende Notizen über den Verfasser mit, der bekanntlich seit ungefähr einem Jahre in London weilt, wo er in Compagnie mit Mazzini und Arnold Ruge sein europäisches Revolutionsgeschäft so gut als möglich fortzusetzen sucht:

„Herr Ledru-Rollin ist jetzt in seinem vier- oder fünfundvierzigsten Lebensjahre, da er 1806 oder 1807 geboren ward. Er ist der Enkel des berühmten Taschenspielers oder Zauberers, der unter dem angenommenen Namen Comus zu Anfang dieses Jahrhunderts einen weitverbreiteten Ruf genoß. Unter der Konsulats-Regierung und zur Zeit Napoleon's machte Comus seine Kunststreken durch alle Departements von Frankreich, wobei denn auch den den Ländern jenseits des Rheins und der Mosel, des Rhone und der Garonne manche Einladung an ihn erging. Er war von allen Exkommissären seiner Zeit der berühmteste und der vom Glück am meisten begünstigte, mit Ausnahme vielleicht des großen korsischen Zauberkünstlers, der zu jener Periode in Frankreich und in ganz Europa noch mehr Bewunderung erregte. Alle, die den berühmten Comus gesehen, stimmen darin überein, daß die Comte, die Alexandre, die Bosco im Vergleich mit ihm Stümper sind. Er hatte aber auch stets volle Häuser, und als er starb, hinterließ der große Mann seinen Nachkommen ein Vermögen, das in Frankreich sehr bedeutend genannt werden kann. Unter seinen Enkeln war Ledru-Rollin sein Lieblig. Diesen setzte der Großvater zu seinem Universal-Erben ein, und das große Loos, das Ledru-Rollin damit gewann, vermehrte sich während seiner Minderjährigkeit dergestalt, daß es beinahe die Höhe einer Jahresrente von hunderttausend Fr. erreichte.

Die Schuldbildung des jungen Mannes ward unter der Regierung Ludwig's XVIII. vollendet, und wenige Jahre nach der Thronbesteigung Karl's X. betrat er die juristische Laufbahn. Die Schuldbildung, die man in Paris unter Ludwig XVIII. erhielt, hatte, wie es zum Theil auch jetzt noch der Fall ist, mit Ausnahme der mathematischen und der Naturwissenschaften, nichts Gründliches und sehr Solides. Obwohl auf den dortigen Schulen die römischen Dichter und Geschichtschreiber fleißig studirt werden, geht man doch ziemlich leicht über die griechische Literatur hinweg. Physik und Mathematik werden unbegweifelt auf der polytechnischen Schule und anderen Spezial-Unterrichtsanstalten vortrefflich gelehrt, aber auf den Gymnasien (Collèges) von Sir. Barbe oder Henri IV. giebt es wohl nicht einen einzigen Schüler, der mit Vortheil in einen Wettstreit mit den Zöglingen von Eton, Harrow-Hill, Rugby, Westminster u. sich einlassen könnte. Für einen jungen Mann, der große Fähigkeiten besitzt und fleißig ist, wird es allerdings ziemlich gleich seyn, an welcher gelehrten Schule er seinen Unterricht erhält: er wird überall viel lernen. Von einem Altersgenossen Ledru-Rollin's wissen wir jedoch, daß er keineswegs zu den sehr beschäftigten oder außerordentlich fleißigen Schülern gehörte. In den ersten Jahren der Regierungszeit Karl's X. war unser Gegenstand, wie wir bereits erwähnten, zum Studirenden der Rechtswissenschaft avancirt. Nun sind zwar die französischen Rechtsschulen seit der Zeit des Konsulats fast wieder auf denselben Fuß hergestellt, auf welchem sie sich zur Zeit Ludwig's XIV. befanden; was jedoch den Kollegienbesuch und den Fleiß der Studirenden betrifft, so vermißt sich derselbe fast auf Null. Mit Bezug auf Religion und Moral gab es zu Anfang des Jahres 1823 vielleicht nicht noch

andere zwei Klassen von Individuen in Frankreich, die so vollgepfropft von Voltairescher Philosophie und von den Lehren Rousseau's waren, als die Studirenden der Rechts- und der medizinischen Schule in Paris.

Unter einem philosophischen, ja sogar skeptischen Könige, wie Ludwig XVIII., mußten solche Grundsätze natürlich unter allen Ständen um sich greifen und sich von den höhern Klassen der Gesellschaft in die niederen Regionen des Volks verbreiten. Tendenzen dieser Art zu bekämpfen oder gar zu unterdrücken, lag war weder der trömmelnde, alte Karl X., noch die Herbeirufung der Jesuiten geeignet. Ein bekanntes französisches Buch, „La Physiologie de l'homme de loi", lehrt uns, wie die französischen Rechts-Studirenden um das Jahr 1829 ungefähr beschaffen waren, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sich Herr Ledru-Rollin, der über sehr bedeutende Geldmittel zu verfügen hatte, von seinen Kommilitonen irgendwie unterschieden habe. Nach drei Studienjahren erhielt Herr Ledru-Rollin das Diplom als Licentiat, worauf er gegen Ende 1826 oder zu Anfang 1827 sich zur Advokaten-Praxis vorzubereiten begann. Als er drei Jahre darauf in die Liste der Advokaten eingetragen wurde, war er etwa 22 oder 23 Jahre alt.

In Frankreich, wie in England, verbreichen gewöhnlich die ersten Jahre eines Mitgliedes des Barreau in gezwungenem Müßiggang. Den Studenten von Gestern sucht man nicht leicht auf, um seinen juristischen Rath zu hören, und unter den französischen Avoués eben so wenig, als unter den englischen Attorneys findet sich auf jungen Schultern ein geschäftsreifer Kopf. Die Jahre 1830 und 1831 wußten noch nichts von dem Rednertalent des Verfassers des „Verfalls von England". Erst im Jahre 1832 taucht sein Name auf, indem er gegen den in Folge der Juni-Insurrection ausgesprochenen Belagerungszustand der Hauptstadt eine Denkschrift redigirte und unterzeichnete. Zwei Jahre darauf schrieb er eine Art faktischer Darstellung des Ereignisses in der Rue Transonnain, worin er Dupoty gegen die von dem Generalprokurator Hebert erfundene abscheuliche Doktrin der „moralischen Mitschuld" vertheidigte. Von 1834 bis 1841 trat er fast bei jedem Prozeß wegen Krawalls oder Komplotts als bestellter Vertheidiger der Republikaner oder Quasi-Republikaner auf. Zur selben Zeit war er Eigenthümer und Hauptredacteur der Reforme geworden, einer Zeitung, die den ultraliberalen, um nicht zu sagen: vollständig republikanischen Ideen huldigte. Früher war er der Herausgeber einer Gerichts-Zeitung, unter dem Titel Journal du Palais. Die Reforme war ursprünglich von Godefroid Cavaignac, Bruder des Generals, redigirt worden und hatte bis zum Tode desselben unter seiner Leitung geblanden. Dupoty, dessen Prozeß unter dem Ministerium Thiers eingeleitet und ausgetragen wurde, war, als implizirt bei einem Königsmorde, zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt, weil man in dem Briefstaschen der Zeitung, deren Redacteur er war, ein an ihn gerichtetes offenes Schreiben eines kompromittirten Individuums fand. Die Vertheidigung dieses Journalisten brachte natürlich Herrn Ledru-Rollin in Berührung mit den Mitarbeitern der Reforme, unter Anderen mit Guinard, Etienne Arago und Flocon, die ihn bewogen, einen Theil seines Vermögens in die Kasse dieser Zeitung fließen zu lassen. Nachdem dieser erste Schritt einmal gethan war, so dauerte es nicht lange, bis er, wenn auch nicht der einzige, doch einer der Haupt-Eigenthümer des Journals war. Die Speculation war nichts weniger als gewinnbringend, aber Herr Ledru-Rollin, fest in Allem, was er sich einmal vorgenommen, setzte mehrere Jahre hinter einander beträchtliche Summen zu, um das Organ seiner politischen Ansichten zu halten. Allerdings war dies ein mächtiges Mittel, seine Popularität und seinen Kredit bei der republikanischen Partei zu steigern, wiewohl nicht bestritten werden kann, daß sein Privatvermögen dadurch sehr bedeutend geschmälert worden.

Bei seinem ersten politischen Auftreten war Herr Ledru-Rollin nicht weit davon entfernt, unter den Auspizien des Herrn Odilon Barrot seinen Weg in die Deputirtenkammer zu suchen; später jedoch machten ihn seine Verbindungen mit der Reforme den extremen Parteien in den Departements bekannt, und im Jahre 1841, bei dem Tode des ältern Garnier-Pagès, wurde er vom Wahlbezirke Mans zum Abgeordneten erwählt. Nach seiner Erwählung dankte er den Wählern durch eine mehr republikanische, als monarchische Adresse, in Folge deren er vom Gericht zu vier Monat Gefängniß verurtheilt wurde. Wegen eines Formfehlers ward dieses Urtel inzwischen vom Cassationshofe kassirt und der Prozeß vor den Assisenhof von Angers verwiesen, wo man den Angeklagten freisprach.

Das parlamentarische Debüt des Herrn Ledru-Rollin fand im Jahre 1842 statt. Seine erste Rede hatte die geheimen Fonds zum Gegenstande. Seine Redeweise war fließend und leicht, seine Gesticulation oratorisch, aber sein Stil hatte zugleich etwas Gezwungenes, das an Schwulst erinnerte. Im Laufe der Session vervollkommnete er sich inzwischen, wie seine Reden über die Veränderungen des Strafgesetzbuches, über die Eisenbahnen ꝛc. bezeugen. Im Jahre 1843 ergriff er sehr oft das Wort, aber wenn seine Beredsamkeit außerhalb der Versammlung großes Aufsehen machte, so war sie doch innerhalb derselben von sehr geringer Wirkung. Nichtsdestoweniger konnte der unparteiische Beobachter nicht umhin, in ihm viele Eigenschaften anzuerkennen, die einen guten Redner zu machen pflegen: namentlich eine helle, wohlklingende Stimme, viel Energie und Enthusiasmus, ein sanguinisches Temperament und einen unriegenützigen Charakter.

In den Sessionen von 1845 und 1846 wuchs der Ruf des Herrn Ledru-Rollin zusehends. Seine Kasse, sein Haus in der Straße Tournon, seine Zeit und seine Rathschläge — Alles stellte er zur Verfügung der Bewegungspartei. Zu Anfang des Jahres 1847 ward er demnach auch als der einflußreichste und populärste Mann der demokratischen Partei angesehen. Dies war seine Stellung in der Gesellschaft, als im Herbste des gedachten Jahres die bekannte Fehdzug der reformistischen Bankette nach einem großen Maßstab begonnen wurde.

Diese Bankete, von den einflußreichsten Mitgliedern der Opposition im Lehen gerufen und propagirt, um der Sache der Wahlreforme zu dienen, wurden von Herrn Ledru-Rollin und seinen Freunden in einem anderen Lichte betrachtet. Während die Herren Barrot, Duvergier de Hauranne ꝛc. ꝛc. in diesen Tafel-Meetings das Mittel suchten, eine größere Zahl von Bürgern herauszustellen, dachte der Abgeordnete von Mans lediglich an eine Verfassungs-Reform, aber an eine organische. Für ihn handelte es sich nicht mehr um die bloße Ausdehnung des Wahlrechts, sondern um eine radikale Regierungs-Abänderung. Barrot's Toaste galten „der Wahrheit und Aufrichtigkeit der im Juli 1830 erlangten Institutionen"; Ledru-Rollin's dagegen: „dem verbesserten Zustande der arbeitenden Klassen". Der Eine wollte mit der Opposition Ludwig Philipp's und der Juli-Charte in breiterer Grundlage der Volksvertretung, eine allgemeinere Theilnahme an politischen Rechten; der Andere zielte bereits auf eine demokratische und soziale Republik hin.

Das Uebrige ist bekannt. Die Ereignisse der Februar-Revolution brauchen wir hier nicht, doch wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Combinationen, welche diese Revolution herbeiführten, eben so ausgedehnte als lange Verzweigungen hatten, und daß lange, bevor sie zum Ausbruch kam, die Minen eingetheim angelegt worden war.

Mannigfaltiges.

— Aufgefundene Mosaik der St. Sophien-Kathedrale. In der großen Moschee der ehemaligen St. Sophien-Kirche in Konstantinopel ist kürzlich, bei einer Reparatur im Innern, eine prachtvolle Mosaik-Verzierung aufgefunden worden, bei welcher sich ein Bildniß des Kaisers Konstantin befindet. Es sind davon Zeichnungen genommen, die sich auf dem Wege nach England befinden. Da der Islam dergleichen Bilder in einem Gotteshause nicht duldet, so hat der Sultan, um die Mosaik nicht zerstören zu lassen, beschlossen, daß sie wiederum, wie bisher, mit Kalk bedeckt werden soll.

— Eine Malerin ohne Hände. Das Londoner Athenaeum meldet: „Die berühmte Miniaturmalerin, Miß Sarah Biffin, die ohne Hände und Arme geboren wurde, ist am 9. Oktober zu Liverpool, wo sie während ihrer letzten Lebenstage ihren Aufenthalt genommen hatte, im 66sten Jahre ihres Alters mit Tode abgegangen." Lessing's Ausspruch, daß Kapaneus ein berühmter Maler geworden seyn würde, auch wenn er ohne Arme geboren worden wäre, hat also in Miß Sarah Biffin seine Bestätigung gefunden.

— Deutsche Kolonisten im Kaukasus. Das Tiflier Journal Kawkas giebt einige Nachrichten über die deutschen Ansiedlungen in Transkaukasien, welche meistens von den in den Jahren 1817 und 1818 dorthin ausgewanderten württembergischen Separatisten gegründet wurden. Diese Schwärmer hatten die fire Idee, daß bei der Untergang der Welt bevorstehe, und wanderten sich daher nach Osten, um dem heiligen Grabe näher zu seyn. Ein Theil von ihnen zog weiter nach der Türkei, Andere ließen sich überreden, in Rußland zu bleiben und sich auf den ihnen von der Regierung angewiesenen Ländereien niederzulassen. Von diesen haben sich die Meisten seitdem wieder mit der evangelischen Kirche vereinigt, und nur eine sehr geringe Zahl verharrt bei an den früheren Glauben. „Diese württembergischen Auswanderer", heißt es in dem Bericht, „brachten bei ihrer Ankunft in Grusien keine Kenntniß von der Landwirthschaft. Sie bewohnten ein für sie in jeder Beziehung fremdes Land und wurden überdies von verschiedenen Unglücksfällen betroffen, namentlich von Mißwachs, an welchem theils die Unbekanntschaft der Kolonisten mit dem Klima und den Eigenthümlichkeiten des Bodens, theils Krankheiten, welche eine große Sterblichkeit bewirkten, schuld waren. Im Jahre 1826 kam der Einfall in Persien dazu; kurz, diese deutschen Niederlassungen haben bis zu diesem Augenblick ihren Wohlstand noch nicht soll begründen können, was vielleicht um so mehr der Fall ist, als sie hinsichtlich der Art und Weise ihrer Wirthschaft ganz sich selbst überlassen bleiben (?). Zu erwägen ist ferner, daß auch der Mangel an Absatz für ihre Produkte, da einige Kolonieen zu entfernt von Tiflis liegen, ihrem Aufblühen hemmend entgegentritt und ihre Betriebsamkeit auf einige Zweige des Ackerbaues beschränkt. Jedoch sind die deutschen Kolonisten im Allgemeinen die besten Vermittler der Mastregeln, welche die Regierung aus Fürsorge für die Wohlfahrt jener Gegenden ergreift; sie können gewöhnlich lesen und schreiben, sind unternehmend, arbeitsam, nehmen leicht jede nützliche Anordnung an, und der Nutzen, den sie dem Lande gebracht haben, ist bereits sehr fühlbar." — Von den Kolonieen liegen sieben im Kreise Tiflis, nämlich das Vorstadt von Tiflis), Alexandersdorf, Elisabethsthal, Katherinenfeld, Marienfeld, Freudenthal und Petersdorf, zwei aber, Helenendorf und Annenfeld, im Kreise Elisabethpol. In denselben leben 562 Familien, aus 2864 Seelen bestehend. Im Jahre 1849 betrug die Zahl der Geburten 131, die der Todesfälle 113.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis: Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 128. Berlin, Donnerstag den 24. Oktober 1850.

England.

Die neue Brücke bei Newcastle und die Kohlengruben bei Sunderland.

(Aus Chambers' Edinburgh Journal.)

. . . . Ich kam des Morgens nach Newcastle, wo mich ein Freund erwartete, der mir die Sehenswürdigkeiten der Umgegend zeigen sollte. Was mich am meisten zu sehen verlangte, war die berühmte Eisenbahn-Brücke, die man kürzlich zwischen Newcastle nördlich und Gateshead südlich über das tiefe Tynethal gelegt hatte. Dorthin gingen wir also zunächst. Ich war, wie gewiß jeder Fremde, über dieses prächtige Bauwerk erstaunt, das ohne Zweifel der merkwürdigste Kunstgegenstand im nördlichen England ist und einen erhabenen Gegensatz zu der alten Steinbrücke bildet, die eine kleine Strecke davon noch jetzt über den Fluß führt.

Die neue Brücke, die nach einem Entwurfe Robert Stephenson's ausgeführt ist, besteht aus sechs eisernen Jochen, deren Zwischenräume durchfahrig gelassen sind. Am nördlichen Ende, an der Seite von Newcastle, steht ein alter fester Thurm, der in den ehemaligen Gränzkriegen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Von hier bis zur entgegengesetzten Seite erstreckt sich die Brücke in einer Länge von 1337 Fuß. Ihre Breite beträgt 32 Fuß. Die steinernen Brückenpfeiler steigen mit einer gewissen leichten Eleganz aus dem Flusse empor und ruhen in demselben auf Holzblöcken, die in den Grund eingerammt sind. Diese Einrammung ist mittelst eines schweren Dampfhammers bewerkstelligt worden, der sunfzig bis sechzig Schläge in der Minute machte, und die Schläge waren so rasch und heftig, daß die eiserne Bekleidung, mit welcher die Blöcke oben versehen waren, fast so heiß davon wurde, als wäre sie einem Schmiedefeuer ausgesetzt gewesen. Jedes von den sechs Jochen trägt vier parallele, gußeiserne Bogen, die 125 Fuß Oeffnung und in der Mitte 17½ Fuß Höhe haben. Diese Bogen sind, so zu sagen, durch Sehnen aus Eisenstangen geschlossen, die demgemäß die Grundlage zu einem Boden der Joche bilden. Die Brücke bekommt hierdurch eine doppelte Bahn. Oben auf den Jochen ruht der Schienenweg, während aus dem Boden derselben durch quergelegte Bohlen ein Weg für Wagen, Fußgänger und Reiter hergestellt worden ist. Die Brücke hat also zwei Etagen. Die obere ist, wenn das Wasser am höchsten steht, 108½ Fuß, die untere 85 Fuß über der Oberfläche des Flusses. Die Aussicht von der oberen Brücke ist prächtig; sie umfaßt eine große Strecke des mit Schiffen bedeckten Flusses und die Stadt Newcastle mit ihrer großen Nikolauskirche. Steigt man in die untere Brücke hinab, so glaubt man am Eingang eines langen Gewölbes zu seyn. Die Mitte derselben nimmt der 20 Fuß breite Wagenweg ein, zu dessen beiden Seiten Trottoirs von sechs Fuß Breite laufen. Er ist mit Holzblöcken gepflastert deren Zwischenräume mit Kies ausgefüllt sind. Als wir die Brücke passirten, ging über unseren Häuptern ein Eisenbahnzug mit donnerähnlichem Geräusche hin. Die Masse von Eisen, Stein, Asphalt und anderen Materialien, die durch die schlanken Brückenpfeiler getragen wird, ist enorm. Man hat berechnet, daß jedes Joch 317 Tonnen Gußeisen, 50 Schmiedeeisen, 68 Pflasterungsmaterial, 123 Holzwerk, im Ganzen 760 Tonnen Gewicht enthält. Die Masse Gußeisen, die auf den gesammten Bau verwendet ist, beträgt 5000 Tonnen. Diese Riesenarbeit ist mit erstaunlicher Raschheit ausgeführt worden. Die Kontrakte mit den verschiedenen Lieferanten wurden im August 1846 abgeschlossen, und in demselben Monat 1848 passirte der erste Bahnzug die Brücke. Bevor dieselbe der Circulation übergeben wurde, unterwarf man sie einer ernstlichen Prüfung. Vier von den schwersten Lokomotiven wurden an einander befestigt und länger als eine Stunde auf der Brücke hin- und hergeführt. Aber es zeigte sich weder ein Weichen, noch die geringste Erschütterung an irgend einer Stelle — das Werk war in seiner Art vollkommen. Auch während des Baues war kein Unglück vorgekommen. Nur einen sonderbaren Vorfall erzählt man, der aber glücklicherweise ohne schlimme Folgen blieb. Ein Arbeiter, der rücklings von der oberen Plattform heruntergefahren war, blieb im Fallen mit seiner Hose an einem Nagel des Gerüstes hängen und schwebte so eine Zeitlang, den Kopf nach unten, in der Luft, bis er durch einige Kameraden aus der gefährlichen Situation befreit wurde. Es versteht sich von selbst, daß dieser Nagel, dem ein Mensch seine Lebensrettung verdankte, den Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt wird.

Die neue Brücke bei Newcastle kostet ungefähr eine Viertelmillion Pfd. Sterl. Die Lieferanten für das Eisenwerk waren die Herren Hawks und Comp. in Gateshead, deren Gießerei ich nach Besichtigung der Brücke besuchte. Ich unterlasse es, eine Beschreibung dieses ungeheuren Etablissements zu geben, in welchem das Eisenmetall aus dem Mineral gewonnen und dann von Dampfhämmern bearbeitet wird, wo man Anker schmiedet und eine Menge von Dingen fabrizirt, die für einen Reisenden sehr interessant sind; ich erwähne nur der Anfertigung der Kettenlane, die eine große Sorgfalt erfordert, da von der Haltbarkeit jedes einzelnen Ringes das Wohl eines Schiffes abhängen kann. In einer anderen Gießerei, der des Herrn Armstrong, in welcher eine bewundernswürdige Ordnung herrscht, sah ich die Fabrication hydraulischer Pressen. Diese Maschinen sind wie Dampfmaschinen eingerichtet, nur daß bei ihnen das kalte Wasser die bewegende Kraft ist und man weder Feuer, noch folglich Brennmaterial nöthig hat. Ein einfaches Rohr leitet das Wasser aus einem in der Höhe angebrachten Behälter. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die hydraulische Presse, deren Erfindung einen von den Wundern unserer Zeit ist, überall, wo es die äußeren Umstände gestatten, angewendet werden wird. Schon jetzt bewirkt man auf den Quais in Newcastle das Be- und Entladen der Schiffe mit Hülfe von Winden, die von diesen höchst ökonomischen Maschinen getrieben werden.

Indeß die Zeit drängt, und ich muß eilen, daß ich nach Sunderland komme, wo andere Wunder der Industrie meiner warten. Sunderland, das an der Ausmündung des Wear liegt, wird gewiß binnen kurzem einer der bedeutendsten Häfen der Oſtküste Englands werden. Schon dann man dort mehr Schiffe, als in irgend einem anderen Hafen Großbritanniens, ich möchte sagen, der Welt, und allen Anschein nach wird die Aufsehung der Navigationsakte den Schiffbauern nicht so nachtheilig seyn, als man anfangs fürchtete. Ich erhielt eine Barke zu meiner Verfügung und fuhr den Fluß etwa zwei Meilen weit hinauf und unter der berühmten eisernen Brücke hindurch, die aus einem einzigen Joch von 237 Fuß Weite besteht. An beiden Ufern zeigten sich zahlreiche Spuren kommerzieller Thätigkeit. Ueberall sah man Stapha.*) zur Einschiffung von Steinkohlen, und ich zählte auf den Werften über neunzig Fahrzeuge von allen Größen und mehr oder weniger vollendet. Einer davon, sagte man mir, sey zur Fahrt nach Ostindien bestimmt und solle 20,000 Pfd. Sterl.

Die Arbeiten, welche gegenwärtig zur Vergrößerung des Hafens unternommen werden, lassen erwarten, daß die Stadt Sunderland einen Wohlstande entgegengeht, den er bisher noch nicht erreicht hat. Früher mußten die ankommenden Schiffe längs der Ufer des Wear vor Anker legen, deſſen Quais viel zu wünschen übrig ließen. Diesen Uebelständen wird jetzt abgeholfen durch die Anlage einer Anzahl von Bassins. Dieselben liegen südlich von der Mündung des Flusses, aus welcher man gegenwärtig noch in sie hinein gelangt. Später, sagte man mir, wird noch ein andrer Eingang vom Meere aus angelegt werden müssen, weil der bisherige durch eine Sandbank erschwert wird. Zum Schutze der Bassins sind von dem Ingenieur, Herrn Murray, an der Seeseite deſſelben in verschiedenen Entfernungen kleine Mauern aufgerichtet worden, innerhalb deren sich bei der Ebbe der angeschwemmte Sand versangen und allmälig sich feſtes Land bilden soll, das bestimmt ist, einmal einen äußeren Quai der Bassins abzugeben. Die letzteren nehmen einen Flächenraum von mehr als 16 Acres ein und können 253 Segel aufnehmen. Die meisten der hier ankernden Schiffe werden zum Kohlentransport dienen, und es sollen dafür, um ihre Befrachtung zu erleichtern, längs der Landseite Stathe angelegt werden. Man schätzt die Bankosten der Bassins auf 275,000 Pfd. Sterl., eine Summe, die, so bedeutend sie ist, durch die Nützlichkeit des Unternehmens gerechtfertigt wird. Bevor ich den Hafendau verließ, zeigte man mir noch eine interessante Merkwürdigkeit, nämlich einen ziertichen Leuchtthurm aus Stein, den man, so wie er ist, mit allen seinen Apparaten von seinem früheren Standorte auf seinen jetzigen, das heißt 120 Yards weit, transportirt hatte.

Sunderland besteht eigentlich aus zwei mit einander verbundenen Städten. Der von dem Hafen entfernetere Stadtheil heißt Bishop-Wearmouth. Hier sind die schönsten Häuser und Straßen. Von da gelangt man über eine große eiserne Brücke auf das nördliche Ufer des Wear in eine dritte Stadt: Monk-Wearmouth. Auf derselben Seite des Flusses und nicht weit von ihm entfernt liegen die Kohlenminen von Moul-Wearmouth, die für die ärmsten unter der Arbeiterklasse gelten, welche es giebt. Man sah mich an, als ich, diese merkwürdigen Gruben zu besuchen. Bevor ich hinabstieg, führte man mich, wie dies gewöhnlich mit den Fremden geschieht, in ein nahebestehendes Häuschen, wo ich meine Kleidung mit einem Kohlengräber-Anzug vertauschen mußte. Zwei brunnenartige Gruben führen in die Mine, durch deren eine frische Luft einströmt, wäh-

*) So nennt man die Plattformen der Bahnhöfe, auf welchen die Kohlen-Eisenbahnen ausmünden.

Digitized by Google

rend aus der andern die verdorbene Luft und der Rauch aus einer unten befindlichen Feuerung in die Höhe steigt. Beide werden übrigens zur Herausförderung der Kohle benutzt, die ununterbrochen stattfindet und ein reges Treiben veranlaßt. Die Ablaufungsstelle ist nicht am Rande der Grube. Es steht nämlich über der Oeffnung ein Gebäude aus Holz, in dessen erstem Stockwerk die Kohlenwagen herausgezogen werden, um dort über große geneigte Siebe, die den Stand von der Kohle trennen, ihren Inhalt zu entleeren.

Die beiden Gruben sind nicht gleich tief. Die tiefere, die zum Herauslassen der schlechten Luft und des Dampfes bestimmt ist, mißt 1800 Fuß. Man forderte mich auf, mich durch diese hinunterzulassen. Es kam aber aus dem schwarzen Abgrunde eine so gewaltige Säule von Rauch und Kohlenstaub hervor, daß ich glaubte, man müsse darin umkommen. Als ich nun meine Befürchtung aussprach, in der Luft zu ersticken, lachten die Umstehenden und meinten, wäre ich einmal mitten im Rauche, so würde ich ihn gar nicht merken. Trotz alledem mochte ich mich nicht zu dem Versuche verstehen, und man mußte mich schon durch den anderen Eingang herunterlassen. Die Vorrichtung zum Herabkommen ist viel anders, wie man sie in Schottland und in einigen Gegenden von England findet. Während man dort in einen Kasten steigt, der frei an Stricken hängt und sehr bedenklich hin- und herschaukelt, läuft in Mont-Bearmouth der Kohlenkasten zwischen Holzbohlen, die ihn vor jedem Schwanken schützen. Dieser Kasten, oder Käfig, wie er genannt wird, besteht aus drei über einander liegenden Etagen, die durch starke Eisenbarren zusammengehalten werden. Die Schwellkraft, mit der man sie auslöset und wieder niederfällt, ist erstaunlich. Die ganze Prozedur hat das Ansehen einer Taschenspielerei. Die lange Uebung macht, daß keine unnütze Bewegung die Sache verzögert. Jeder von den Arbeitern weiß, was er zu thun hat, und thut es vollständig, ein Beispiel im Kleinen von dem, was England Größe und Kraft ausmacht. Dazu kömmt, daß die Dampfmaschine, die das Auf- und Absteigen des Kastens bewirkt, genau mit den Arbeitern korrespondirt. Der Maschinist hat ununterbrochen seine Aufmerksamkeit auf die Glocken gerichtet, durch die ihm von unten und von oben aus der Grube Zeichen gegeben werden. So z. B. erfährt er durch ein bestimmtes Signal, wenn Besucher oder Kohlengräber aufsteigen, und zieht sie dann langsamer hinauf, als er mit einer Kohlenladung thun würde. Noch eine andere Vorsichtsmaßregel muß ich hier erwähnen. Früher, wenn der Strick riß, an dem der Kasten aufgehangen war, so stürzte derselbe mit aller Wucht in den Abgrund, und es kamen z. B. im Jahre 1848 in England und Wales durch solche Unfälle allein 89 Personen ums Leben. Kürzlich ist nun von Edward Joordenier eine einfache Vorrichtung angegeben worden, die dergleichen Katastrophen unmöglich macht. Er brachte nämlich an den oberen Ecken des Kastens bewegliche Haken an, die durch die von dort ausgehenden Stricke so gehalten werden, daß sie die Bohlbohlen, zwischen denen der Kasten läuft, nicht berühren. Reißt nun der Hauptstrick, so werden die Haken frei, springen nach außen und pressen den Kasten gegen die Bohlen, der nun so lange hängen bleibt, bis man den Strick gewechselt hat. Da ein solcher Kasten, wenn er voll ist, zwei und eine halbe Tonne wiegt, so kann man sich denken, wie stark die Haken seyn müssen, die ihn an den Bohlen festhalten sollen. Der Erfinder hat auf seine Vorrichtung, die bereits in den englischen Kohlendistrikten allgemein ist, ein Patent erhalten.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen, die dem Leser zeigen sollen, daß der Besuch einer Kohlengrube keine so gewagte Sache ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag, fahre ich in meiner Erzählung fort. Wir waren vier, ein Aufseher, zwei andere Beamte und ich. Jeder von uns trug in eine von den Kareen, aus denen man eben die Kohlen geschüttet hatte. Wir kauerten uns zusammen, so daß Knie und Gesicht fast an einander stießen. Der Inspektor hielt eine Davysche oder, genauer gesprochen, eine Clanyssche*) (vorbesserte) Sicherheitslampe, die einiges Licht verbreitete. Ihre Karre wurde in ihre Abtheilung geschoben, und nun ging's mit großer Geschwindigkeit, aber ohne Stoß und Schwanken, hinab. Diese Bewegung hatte, gegen meine Erwartung, nichts Unangenehmes, und sonderbar, es schien mir, ich ginge hinauf statt hinunter. Uebrigens hatte ich keine Zeit zu langen Betrachtungen, denn wir langten bald auf dem Boden der Grube an, wo uns Arbeiter mit geschwärzten Gesichtern aus dem „Käfig" gingen. Als ich nun wieder auf meinen Sitzen stand, erschien mir die Kohlenmine bei weitem weniger düster, als ich sie mir vorgestellt hatte. Wir standen am Ende eines langen Ganges, der mit Kalk gewaschen und mit Gaslicht erleuchtet war — eine Art von Theaterkunst, nur prächtiger. Das Gas war in diesen unterirdischen Räumen gewiß ein unerwarteter Luxus; aber mein Erstaunen wurde noch vermehrt, als man mich auf einer Leitre in ein Verlieb führte, wo ich eine vollständige Gasanstalt mit Ofen, Destillationskolben, Gasometer u. s. w. in voller Thätigkeit fand. „Und wo zieht der Rauch aus diesem Ofen hin?" fragte ich. „Kommen Sie hierher", antwortete mein Führer, auf einen finsteren Abgrund zeigend, „nur geben Sie Acht, daß Sie nicht ausgleiten." Eine Thür wurde mit Vorsicht aufgemacht, wie hörten ein Brausen, wie das einer wüthenden Sturmes, wir bogen uns vornüber und sahen in die offen erwähnte große Grube, durch welche der Rauch in wilder Flucht in die Höhe flog mit einer Gewalt, die wohl genügt hätte, uns auf die Oberwelt zu entführen.

Wir verfolgten den eingeschlagenen Gang und trafen da auf Reihen von Karren, die unter Führung kleiner Knaben von Pferden nach der Grube hin gezogen wurden. Hier und da sickerte das Wasser durch die Decke, die meist mit Balken ausgeschlagen war, aber wir gingen doch sicherer, als ich zugeben hatte. Uebrigens war der Gang nur so breit, wie unumgänglich nöthig, und wie mußten uns nicht an die Wand drücken, sobald uns ein Karrenzug begegnete, wenn wir nicht zerquetscht werden wollten. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man Pferde zu solcher Arbeit angehalten sieht. Die armen Thiere sind gewissermaßen verurtheilt, ihr Leben unter der Erde zuzubringen, und bekommen Licht und Himmel nie mehr zu sehen. Man versicherte mir aber, daß mein Bedauern am unrechten Orte sey. Es gab im Ganzen sechzig Pferde in der Mine, und da sie gut genährt waren, so schloß man verständigerweise, daß sie das Sonnenlicht müßten entbehren können. Es wird ihnen regelmäßig frisches Futter und Wasser heruntergeschafft, und um mich von ihrem guten Zustande zu überzeugen, führte man mich in den Stall, das heißt, in eine Aushöhlung an der Seite des Ganges, die mit Krippen und anderen Stallgeräthen versehen war. Einige von den Pferden waren, sagte man mir, seit zehn Jahren in der Mine und folglich vollständig an diese Lebensweise gewöhnt. Es scheint, daß sich nach einer gewissen Zeit ihre Sehkraft vermindert und, wenn man sie hinauf an die Luft bringt, fast nach einigen Tagen wiederherstellt.

Nach Besichtigung des Stalles rückten wir uns dazu, die geneigte Ebene, die nach der eigentlichen Mine führt, hinabzufahren. In einem kleinen Raume, der mit einigen Bänken möblirt ist, und den man scherzweise das „Sprechzimmer" nennt, legten wir alle Kleider ab bis auf ein wollenes Hemd und ein Paar baumwollene Unterbeinkleider. Jedes bekam nun ein Licht in die Hand, das in einem Stück feuchten Thones steckte. Wir stiegen von neuem in die Karren und rollten mit bedeutender Geschwindigkeit die Ebene hinunter. Unten, das heißt, von der Erdoberfläche aus gerechnet, 1800 Fuß tief, hatten die Dinge mehr ein rohes Ansehen, als im ersten Stockwerk. Gas war nicht mehr vorhanden, und die Seitengänge schienen enger. Wir fuhren in der Dampfkohlenbahn, und welch' prächtige Bahn war es! Sie hatte eine Mächtigkeit von fünf Fuß und bildete zu beiden Seiten eine festkantige Masse, zwei schimmernde Mauern. Ihre Richtung schien wagrecht, was die Ausbeutung erleichtern mußte. Wir wöllten den Hauptgang und wanderten wohl eine Viertelmeile weit, als der Weg immer schmaler, die Hitze immer drückender wurde. Aber selbst in dieser Tiefe war so gut für die Ventilation gesorgt, daß wir im Athmen nicht beschwert wurden. Die einzige Unbequemlichkeit war, daß wir gebückt gehen mußten, um nicht mit dem Kopfe an die Wölbung zu stoßen. Der Weg selbst war mit Schienen für die Transportwagen versehen, die hier nicht mehr von Pferden gezogen, sondern von Menschen geschoben wurden. Bald wurde uns die Gelegenheit, einige von den Leuten bei dieser harten Arbeit zu sehen. Sie waren vollkommen nackt oder trugen eine Art Schürze; alle aber waren mit groben Halbhosenzeug versehen, um Füße und Knöchel zu schützen. Keiner war übrigens unter ihnen, der nicht schwarz, wie ein Neger, aussah. An der Stelle, wo die Karren gefüllt wurden, trafen wir auf zwei Gruppen von Kohlengräbern, die in voller Arbeit begriffen waren. Die setzten uns auf einen Kohlenblock, der eben herausgesprengt worden war, um ihnen zuzusehen. Das Thermometer ergab eine tropische Hitze, 30° C. Alles rings um uns war Kohle, wir saßen mitten in der großen Ader, die sich weit unter der Erde fort erstreckt und deren Reichthum unerschöpflich scheint. Sie ist übrigens nicht schwer zu bearbeiten. Mit ihren Hacken lösen die Leute große Stücke Kohle los, die im Herunterfallen zerbrechen. Wir konnten bemerken, daß die Oberfläche des Kohlenlagers immer, wenn ein neues Stück losgebrochen war, frachte und klisterte. Die Arbeiter nennen dies das Zeichen einer guten Kohle: wahrscheinlich liegt dem Knistern eine Entwicklung eingeschlossener Luft zu Grunde. Während wir in dieser finsteren Sachgasse ein wenig ausruhten, erzählte uns einer von den Minenarbeitern seine Lebensgeschichte. Es war ein Schwarzer, der früher in Westindien Sklave gewesen und seinem Herrn entlaufen war. Als dehnten nun wieder um, fuhren die schiefe Ebene wieder hinauf und erreichten endlich die Erdoberfläche, aber in einer Verfassung, die mehrere sehr energische Reinigungen erforderte, bevor wir unsere Kleider von neuem anziehen konnten. Die Besichtigung der Mine hatte drei Stunden gedauert.

Diese Kohlengruben von Mont-Bearmouth beschäftigen im Ganzen etwa tausend Personen und liefern einen täglichen Ertrag von tausend Tonnen, die, sobald sie herausgezogen sind, durch eine Eisenbahn nach einem Shiffe am Meer gebracht und von da in die Kohlenschiffe verladen werden. Das Kohlenloch der Mine hat große Mühe und ungeheure Kosten verursacht. Das Bohren der Einsahlten war im Jahre 1826 begonnen worden und mußte mit einem Kostenaufwande von 100,000 Pfd. Sterl. zehn Jahre fortgesetzt werden, bevor es einen Erfolg hatte. Man bohrte in kalthaltigen Kalkstein und hatte mehrere Lagen von Kohle und Sandstein zu durchdringen, ehe die Bohrleute, die man suchte, erreicht war. Im Verlaufe der Arbeiten stieß man auf Wasserquellen, die großen Unheil anrichteten. Die Stürzte von ihnen fand sich in einer Tiefe von 330 Fuß und überschwemmte die Ausbohrungen mit einer Fluth von dreitausend Gallonen Wasser in der Minute. Die Fortsetzung der Ueberschwemmung wurden mittelst einer Dampfmaschine von zweihundert Pferdekraft aufgehalten und die Einsahrt durch starke gußeiserne Röhren gefestigt. Es scheint nicht, daß man jetzt noch vom Wasser zu leiden hätte. Der größte Theil der Mine war vollkommen trocken, was um so mehr zu verwundern ist, als sie tief unter der Meeresfläche, nur wenig vom Meere entfernt, und selbst unterhalb des Wasserflusses liegt. Im Büreau des Aufsehers steht man Pläne von den bis jetzt bearbeiteten Gängen und auch einige schöne Exemplare der fossilen Flora, auf die man in den Gruben gestoßen war.

Was die Lage und Gewohnheiten der Arbeiter in jener Gegend betrifft, so muß ich zuvörderst sagen, daß die Beispiele von Liederlichkeit und Trunksucht und von den Uebeln, die diese Laster nach sich ziehen, viel zu häufig unter ihnen sind. Man zeigte mir einen Mann, einen geschickten Arbeiter in einer Eisengießerei, der jährlang täglich eine Guinee, also sechs Guineen die Woche

*) Die Clanysche Lampe ist sicherer und verbreitet vier bis fünf Mal mehr Licht, als die Davysche.

Digitized by Google

verdienste. Er hatte Alles wieder vertrunken oder sonst verschwendet und verfaß jetzt untergeordnete Arbeiten für 1 Pfund wöchentlich. In einer Glashütte zeigte man mir mehrere solche heruntergekommene Individuen, die ihr Glück durch Überlichkeit verscherzt hatten. Als Gegenstück dazu wies mein Führer auf einen Franzosen, der eben mittelst eines langen Rohres Glas blies. „Dieser Mann“, sagte er, „verdient wöchentlich 3 Pfd. 10 Sh., aber er ist so geschickt und fleißig, daß wir selbst bei diesem hohen Lohne unseren Vortheil finden.“ Ich erkundigte mich danach, wie er sein Geld anlege, und erfuhr, daß er einen Theil davon sammelt und allem Anscheine nach mit einer bedeutenden Summe in seine Heimat zurückkehren werde.

Ein anderer mit sich mich der Direktor einer Korkpfropfen zu Tische und erzählte mir seine Lebensgeschichte. Er war der Sohn eines einfachen Grubenarbeiters und mußte schon im neunten Jahre in die Mine. Im reifen Jahre verfaß er die niedrigsten Dienste einer Trappe, d. h. er mußte an einer Thür Tacht stehen und dieselbe zur Regulirung des Luftzuges auf- und zumachen. Er verdiente damit zwei und einen halben Schilling die Woche. Darauf wurde er zu dem Amt eines Wagenlösers befördert und erhielt für diese schwere Arbeit einen Schilling wöchentlicher Zulage. Jetzt fing er an die Abendschule zu suchen. Darauf wurde er, wieder mit Gehaltserhöhung, Aufseher der Eisenbahnen, die für die Wagen-Circulation innerhalb der Mine bestimmt sind. Dann nahm er mit Eifer Unterricht; er sparte von seinem Wochenlohn einen Schilling nach dem anderen, um seine Lehrer zu bezahlen, lernte Zeichnen und Mathematik und speziell den Rohrengrabenbau. Je mehr sich seine Kenntnisse erweiterten, desto nützlicher wußte er sich zu machen. Er stieg von Stufe zu Stufe, und „jetzt“ — so schloß er seine Erzählung — „bin ich an der Spitze des Etablissements mit einem Gehalt von 300 Pfd. Sterl. jährlich.“

Die kleinen Gewerbe Londons.

II.

Beschirrhändler. — Trödler. — Zündhölzchenverkäufer. — Fliegende Buchhändler.

Nachdem wir von den buckster gesprochen haben, der in den Straßen Londons Lebensmittel aller Art feilbietet, wollen wir jetzt die Leute kennen lernen, welche mit manchterlei Hausgeräth, alten Kleidern und sonstigen Artikeln für den Behuf der Armen Handel treiben.

Unter diesen Leuten bilden die Händler mit Töpferwaaren eine sehr ansehnliche Klasse. Von einem Manne, der in besagtem Geschäftszweige eine lange Erfahrung besitzt, habe ich mir sagen lassen, daß Hunderte von Personen sich von dem Geschirrhandel ernähren. In den Magazinen, die er in jeden Monat besucht, findet er stets zwanzig bis dreißig Händler, und er muß bisweilen wohl eine Stunde warten, ehe er abgefertigt wird. Die Waare wird aus den Lagern von den Händlern unter der Bedingung entnommen, daß sie dieselbe, wenn sie schlechten Absatz gehabt haben, wiederbringen können und ihr Geld zurückerhalten, wenn an dem Geschirr nichts beschädigt ist. Sie lassen gewöhnlich ihre Kiepen des Nachts in den Magazinen und einnehmen des Morgens e nach ihren Betriebskapitalien für 5 bis 15 Schillinge Waare an Porzellan-, Glas- und Nippsachen.

Die umherziehenden Geschirrhändler sind entweder ehemalige Kleinhändler in diesem Artikel, oder brodlose Handlungsdiener, oder Juden und Leute aus Staffordshire. Ein jeder von ihnen giebt sich nur mit gewissen Gegenständen ab. Den Mann aus Staffordshire, der in der Regel schon von Jugend auf sein Geschäft obligt, erkennt man an der Last der Waare, die er zum Verkauf austrägt. In seiner Kiepe hat er nur sehr wenig leichte oder Nippsachen; hauptsächlich ist er mit Tellern, Schüsseln und Näpfen beladen. Der in diesem Geschäft herabgekommene Deutsch hält sich gewöhnlich nur mit Obergeschirr, Tassen, Kannen, Oelflaschen u. dgl. auf. Der Jude nimmt meist nur höchstens Waare, die leicht zu transportiren ist, ein prächtiges Ansehen hat und von den Kunden schwer taxirt werden kann.

Die Händler beginnen ihre Wanderungen gegen neun Uhr Morgens; die meisten von ihnen in der Nähe von Bethnal-Green. Fast alle verbanden ihre Waaren nicht gegen baares Geld, sondern sie betrachten dieselben nur als Tauschmittel gegen Kleidungsstücke, als: Mäntel, Röcke, Westen, Hosen, Stiefeln u. s. w. Wie gehen gewöhnlich ein gutes Theeservice für einen vollständigen Anzug, Hut und Stiefeln eingegriffen, der aber in noch brauchbarem Zustande sein muß; eine Zuckerdose für einen Rock oder Ueberrock und eine Kaffeekanne für ein Paar Stiefeln à la Wellington. Nichts nehmen sie lieber, als ein Paar alte Stiefeln. „Für ein Paar Stiefeln à la Wellington“, sagte mir ein Geschirrhändler, „kann man immer ein gutes Mittagbrod bekommen, und ich brauche mich auch nur damit auf der Straße sehen zu lassen, um Käufer zu finden; die Schuhflicker reißen sich ordentlich danach; wenn auch die Schuhe nicht mehr zu gebrauchen sind, so haben doch meistentheils die Schäfte ihren Werth.“ Die alten Zylhüte jedoch und die Westen gelten fast gar nichts; nur mit den alten Seidenhüten läßt sich noch etwas anfangen; man arbeitet sie auf und verkauft sie nachher an die Kandleute für neue. Ein Hutmacher in Devonshire-Street kauft wöchentlich wohl an die zwanzig Dutzend alte Seidenhüte von den Geschirrhändlern.

Das Porzellan und die Glaswaaren, welche die Händler verkaufen, ist von zweiter Qualität; fast alles ist fehlerhaft und verträgt kein heißes Wasser. Jeder Händler versieht sich, bevor er sich auf den Weg macht, mit zwei großen Säcken, um die Gegenstände, die er für seine Waare einkauft, hineinzustecken. In den Straßen erregen sie die Aufmerksamkeit durch ihr Geschrei: „Alte Kleider zu verkaufen!“ — „Zu einem guten Tage“, sagt mein Gewährsmann, „nehme ich oft nicht mehr, als einen Schilling baares Geld ein; dafür habe ich aber ein Packet alter Kleider, zwei oder drei Hemden, mehrere Röcke, eine alte Livree, vielleicht ein Frauenkleid, einige Westen und ein Bündel Stiefel erhandelt. Dieses Alles trage ich auf der Schulter, den Rest meiner Töpferwaare auf dem Kopfe, ein oder zwei alte Regenschirme unter dem Arme und fünf oder sechs alte Hüte in der Hand. Alles zusammen wiegt vielleicht siebenzig bis achtzig Pfund. Von den alten Kleidern kenne ich den genauesten Werth nicht eher, als bis ich sie zum clothes exchange, zur Kleiderbörse, nach Houndsditch gebracht habe“. Diese Börse findet im Winter zwischen drei und vier Uhr Nachmittags und im Sommer zwischen fünf und sechs Uhr Abends statt. Um diese Zeit müssen sich die Händler einfinden, weil dann Käufer da sind und weil sie somit keine Gelegenheit haben, ihren Kleidervorrath in baares Geld umzusetzen, das ihnen für den folgenden Tag zum Einkauf von Töpferwaaren durchaus nöthig ist. Die Börse bildet ein großes Viereck, ungefähr von 1 Acre Flächenraum, und ist mit einer 8 Fuß hohen Mauer umgeben, von welcher nach der inneren Seite ein schmales Schirmdach herabläuft, das gerade breit genug ist, eine Person vor dem Regen zu schützen. Auf diesem Terrain befinden sich unter freiem Himmel vier Reihen Lehne an Lehne gestellter Bänke. Dies nun ist der Ort, wohin alle südlichen Kleiderhändler, die Händler mit Hasenfellen, alten Schuhen, Regenschirmen und Hüten, Käufer und Verkäufer kommen, um ihre Geschäfte zu machen. Die Käufer gehören zu allen Nationen und tragen deren Kostüme; man sieht unter ihnen Griechen, Schweizer, Deutsche u. s. w. Die einen sind gekommen, um den Ausschuß der Armee-Magazine für Lumpen zu kaufen, die anderen, um Hasenfelle, alte Pelzfutter, altes Eisen, Zinn, Kupfer u. dgl. zu erhandeln. Jener Jude mit seinem langen Barte und schmierigen Ueberwurfe ist mehrere Tausend Pfund Sterl. reich, aber dessenungeachtet will er, wenn es angeht, noch seine sechs Pence an allen den Fetzen, die vor ihm auf dem Boden liegen, verdienen.

An der Thür der Börse steht der alte Barney Aaron und fordert von einem Jeden, der diesen Ort besuchen will, einen halben Penny Eintrittsgeld. Der Gerud, der sich aus allen hier aufgehäuften Lumpen entwickelt, ist ekelhaft und für eine etwas feine Nase unerträglich. Nirgends findet man einen solchen Tumult, nirgends eine schmutzigere und lumpigere Versammlung, als hier. Fast alle Händler, die hierher kommen, tragen in einem Sacke die Effekten, welche sie verkaufen wollen, auf dem Rücken, und ein Jeder sieht sich, sobald er die Schwelle überschritten hat, von einem Schwarm geschäftiger Juden umgeben. Der eine betastet den Sack des Händlers, ein anderer bittet, ihm die Waare vor allen Anderen zu zeigen, ein Dritter schreit: „Ihr kennt mich ja, wir haben schon öfters Geschäfte gemacht, Ihr wißt, daß ich coulant bin.“ Dieser sucht Mützenstecke, jener alte Stiefel, ein anderer alte Stricke. Und so groß ist die Geschäftigkeit der Juden, daß der Händler kaum seinen Sack auf dem Boden zu behalten im Stande ist. Endlich hat er sich den Weg bis zu einer Bank gebahnt, er wirft den Sack auf die Erde, und Alles, was er aus demselben hervorsucht, unterliegt augenblicklich der Kritik der Juden, die ihm auf Schritt und Tritt gefolgt sind. Sie fragen nach dem Preise der von ihnen taxirten Waare und bieten dem Händler unter großem Geschrei einen Abzug von fünfundsiebzig Prozent. Es ist die größte Wachsamkeit nöthig, um nicht in der Verwirrung betrogen zu werden oder einen Theil der Waare ohne Bezahlung verschwinden zu sehen. Mitten in dem unbeschreiblichen Geschwirre hört man die kreischende Stimme eines Juden, der von einer Erhöhung herab warmen Wein, das Glas zu einem halben Penny, ausruft. Hier hält ein Händler mit warmen Aalen, dort, etwas weiter hin, ein Zuckerwerkhändler, der von einem Trupp Judenkinder belagert wird. Zwischen den Reihen der Bänke gehen Frauen umher, die grobstoffige Hammelfüße feilhalten und zwei für einen halben Penny verkaufen. Einige Schritte hinter ihnen kömmt ein Mann mit einer bliegernen Kanne am Arm und schreit, daß ihm die Lungen platzen möchten: „Warme Pasteten, oh! warme Pasteten, oh!“ In einer Ecke wird Bier und Kaffee verkauft, und unter dem Betterdache sitzen zerlumpte Juden und spielen Würfel oder schlafen mit großem Geschrei ihre Geschäfte ab.

Der Durchschnittsverdienst der Händler, welche Porzellan, Töpferwaaren, Glas- und Nippsachen verkaufen oder gegen abgelegte Kleidungsstücke vertauschen, schwankt zwischen acht bis zehn Schillingen wöchentlich. Es giebt Tage, wo sie bis drei Schilling verdienen, andere, wo sie nicht einmal sechs Pence haben. Die beste Zeit für den Handel dieser Art ist natürlich zu Anfang des Sommers und des Winters.

Die Kleiderhändler sind fast alle Juden, die wenigen Christen, welche man unter ihnen hat, sind kaum zu rechnen. Ein Jude verscherte mir, daß die Christen in kommerzieller Beziehung weniger begabt wären, als die Leute seines Glaubens, und daß die Kunden nicht gern Geschäfte mit ihnen machten. Der Israelit, von dem ich so eben gesprochen habe, versteht ungefähr ein Dutzend Sprachen, er schreibt und spricht sie. Er hat den Kleiderhandel schon seit zwanzig Jahren betrieben und glaubt, daß die Zahl seiner Kollegen sich auf 800 bis 1000 beläufe. Von zwanzig Kleiderhändlern sind gewiß neunzehn zu diesem Handel erzogen. Die Judenkinder sind im Allgemeinen gut geartet; sie sind ihren Aeltern sehr zugethan und bringen gewissenhaft nach Hause, was sie verdienen. Bevor sie sich darauf legen, Kleider zu kaufen und zu verkaufen, langen sie fast alle erst damit an, Apfelsinen oder Citronen in den Straßen feilzubieten. Bei diesem Geschäft erwerben sie sich nach und nach eine Kundschaft. Wenn eine Köchin ihnen Citronen abkauft, so verkäumen sie es nicht, zu fragen, ob dieselbe alte Schuhe oder alte Kleider zu verschachern habe. Ist es der Fall, so geht der kleine Jude sogleich mit ihr, um sich den Fund nicht von einem Anderen wegschnappen zu lassen. Es kömmt zuweilen vor, daß der Junge nicht Geld genug bei sich hat, um die erhandelten Gegenstände zu bezahlen; in die-

Digitized by Google

fem Falle läßt er seine ganze kleine Münze als Draufgeld zurück und läuft zu irgend einem ihm bekannten oder unbekannten Kleiderhändler, der ihm die nöthige Summe vorschießt. Dieser Vorschuß wird jedoch immer nur unter der Bedingung gegeben, daß der Darleiher die Hälfte bei dem Geschäfte verdiene. Beide, der Knabe und der Kleiderhändler, begeben sich sodann in das Haus, wo das Geschäft abgemacht werden soll, und Letzterer handelt von der stipulirten Summe noch herunter, wenn er glaubt, daß sein junger Kollege zu theuer gekauft habe. In dieser Schule lernen die kleinen Juden die Waare und die Geschäfte kennen, und so aufmerksam und gelehrig sind sie, daß sie schon in einigen Monaten genug wissen, um auf ihre eigene Rechnung den Handel anfangen zu können. Es giebt Jungen von vierzehn Jahren, die eben so viel davon verstehen, als Leute von funfzig Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Von Michel Chevalier.

II.

Welchen Gewinn kann man von der Vervollkommnung der Arbeit und der Vermehrung des Kapitals erwarten? — Unterscheidung der natürlichen und der künstlichen Ursachen der Armuth.

Also arbeiten und sparen, damit das Kapital sich vergrößere, wird man mir sagen, vollkommener arbeiten und mehr sparen, das ist Euer Plan für verbesserte Zustände der Menge. Eine oft wiederholte Vorschrift. — Es ist wahr, Arbeit und Sparsamkeit empfehlen ist keine neue Erfindung, doch ist dies kein Grund, ihre Wirksamkeit zu leugnen. Prägen wir uns lieber ein, daß sie das einzige Mittel ist, welches uns von Armuth frei macht. Arbeiten und sparen, heißt, sich mühen und sich in seinen Erholungen und Genüssen mäßigen, damit man für den nächsten Morgen mehr Kraft habe, und steht in Uebereinstimmung mit dem Gebot der Prüfung und Aufopferung, welche uns als unsere irdische Bestimmung angewiesen ist. Gott allein mäht sich nicht und schöpft aus sich selbst, ohne daß seine Kraft je schwindet. Man wird nicht behaupten wollen, daß die Menschheit Gott, oder auf dem Wege sey, es zu werden, obwohl dieser entheiligende Gedanke manchen neueren Systemen zum Grunde liegt.

Das Wohlergehen der Einzelnen und der Völker war immer von ihrem Fleiße und ihrer Mäßigkeit abhängig, und es hat darin Eines das Andere stufenweise übertroffen. Konnten vor Zeiten einzelne Völker vom Raube ihrer Nachbarn leben, so wäre dies heutigentages nicht nur wenig ehrenvoll, sondern unmöglich; wer es versuchen wollte, würde unterliegen. Der blühendste Zustand herrscht in den Ländern, in welchen die Menschen am meisten und zweckmäßigsten beschäftigt sind, und dies ist häufig in den Gegenden der Fall, für welche die Natur am wenigsten gethan hat. Will man nicht die Bedingungen des menschlichen Daseyns und der Weltzustände umstoßen, so sind Fleiß und Sparsamkeit die Mittel, ohne welche wir die Armuth nicht zu mindern vermögen.

Es giebt einzelne sorgliche Gemüther, welche meinen, wir liefen Gefahr, die Handwerker dem Hunger in die Arme zu jagen, wenn wir mehr sparten, um mehr Kapital zu gewinnen, welche die Laster der Reichen sonach als die Hülfsquelle der Armen betrachten. Dies ist ein verderblicher Wahn, und ich weigre mich, kraft der schönen, harmonischen, aus Weltall regierenden Gesetze, zu glauben, die Laster eines Standes könnten die Lage des anderen verbessern. Durch ihre Tugenden und nicht durch ihre Fehler helfen die Menschen einander. Es ist nicht möglich, daß die Unmäßigkeit des Einen mehr beigetragen habe, dem Armen Nahrung zu verschaffen, als Nächternheit es vermocht hätte. Einer solchen Lehre widerstreitet das Gefühl jedes rechtlichen Mannes, und die Vernunft rechtfertigt dies. Spare ich, um das Geld in meinem Keller zu vergraben, so schaffe ich allerdings Niemanden Arbeit und nütze den Klassen, die von Lohn leben und jeden Tag Beschäftigung haben müssen, weniger sogar, als der Verschwender. Vergrabenes Geld aber ist nicht Kapital, Kapital ist nur Reichthum, den man umsetzt. Meine vergrabenen Thaler werden erst Kapital, wenn ich sie aus ihrem Versteck nehme, um sie zu benutzen oder sie Anderen zur Benutzung zu geben. Sie tragen Zins, doch nur durch die Arbeit, zu der ich anrege, und die selbst wiederum Kapital erzeugt. Dieses schaffen, heißt, dem Arbeiter Beschäftigung geben, die, wenn nicht Unglück es verhütet, sich fort und fort erneut. Was ich dagegen in Festen vergeude, wird den Vorrathkammern der Gesellschaft entzogen und verschwindet, gleich als würfe ich es ins Meer. Verwendet ein Fürst 100,000 Fr. auf ein Bankett, so ist er am nächsten Morgen um so viel ärmer, und seine Lieferanten sind nur um das reicher, was sie dabei auf seine Rechnung gewonnen haben, um einen sehr kleinen Theil der Summe sonach. Giebt man dagegen die 100,000 Fr. einem einsichtsvollen Fabrikanten zur Erweiterung seiner Geschäfte, so werden sie Kapital. Er verwendet sie zu Materialien und Handlohn, findet sie aber, obwohl verausgabt, wieder, giebt sie noch einmal, ein zweites- und drittesmal aus und empfängt sein Geld jedesmal mit einem Ueberschuß an Gewinn zurück, der, zusammengehalten, wiederum Kapital wird.

Außer natürlichen Hindernissen, gegen welche der Mensch kämpfen muß, wenn er Reichthum gewinnen will, giebt es künstliche, die er sich selbst schafft, als thörichte, seine Kräfte übersteigende Unternehmungen, unrichtige Verwaltung öffentlicher Güter, ungebührlich hoher Zoll und derlei den Waaren-Austausch und Geschäftsbetrieb aufhaltende und hindernde Dinge mehr.

Die natürlichen Hindernisse ganz zu beseitigen, liegt außer unserer Macht. Wir können den Metallen und übrigen Produkten der Erde, welche an bestimmte Bedingungen gebunden sind, den Raum nicht umweisen, wo sie zum Vorschein kommen sollen. Scharfsinn aber und Ausdauer, wissenschaftliches Forschen und unermüdete Arbeit vermögen mit Hülfe von Kapital diese natürlichen Hindernisse so weit auszugleichen, daß nahe rückt, was ferne lag, daß wir aus dem Schooße der Erde oder von weitliegenden Gegenden in immer kürzerer Zeit und mit immer geringerer Anstrengung herbeizuholen vermögen, was wir bedürfen, und Dammnisse beseitigen lernen, welche die Natur unseren Bestrebungen entgegenstellt.

Die künstlichen Hindernisse aufzuheben, scheint leichter, da keine äußeren Hülfsmittel dazu nöthig sind, und nur Gewissen und allgemeine Vernunft darüber zu entscheiden haben. Die mächtig aber sind Vorurtheile und üble Gewohnheiten, und wie stark ist Unwissenheit. Jetzt, wo wir so schwere Lehren empfangen haben, die wohl geeignet sind, uns über unser wahres Interesse aufzuklären, die das heilige Feuer der Vaterlandsliebe hätte erneuen sollen, muß man bekennen, daß die Thor, welche Frankreich von Armuth bereiten könnte, leider vorzugsweise durch künstliche Hindernisse bereit wird, welche ihren Sitz in Vorurtheil oder Laßern, in Unwissenheit und Selbstsucht haben. Ich sage es mit Schmerz, aber mit Ueberzeugung. Schmichelei gegen das Vaterland ist ein Verbrechen, wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Mannigfaltiges.

— Geschichtliches über Friedrichsstadt. „Dannevirke" theilt nach Dankwerth und anderen Quellen eine Beschreibung von Friedrichsstadt mit, welche in diesem Augenblick, wo die unglückliche Stadt fast ganz in Asche liegt, nicht ohne Interesse ist: „Der Anfang zur Anlage der Stadt wurde 1621 von Remonstranten aus Holland gemacht, die, da sie auf der Dortrechter Synode verketzert worden waren, im Jahre 1619 nach Schleswig flüchteten. Den Namen bekam sie von dem damals regierenden Herzog von Holstein-Gottorp Friedrich, welcher die Erlaubniß zur Anlegung verleihen gab. Diese geschah in der Marsch auf einer von der Natur gebildeten Erhöhung, welche durch aufgeworfene Erde und starke Deiche noch vermehrt wurde, so daß sie bei der großen Ueberschwemmung im Jahre 1634 keinen Schaden litt. Die Häuser waren von Stein mit dem Giebel nach der Straße, nach holländischer Manier, zierlich und ordentlich gebaut. Nach dem ursprünglichen Plan sollte sie von großem Umfange seyn und, wie die Erbauer hofften, die erste Handelsstadt in Schleswig werden. Viele reiche Remonstranten kehrten jedoch in ihre Heimat zurück, und wenn die Stadt noch in früheren Zeiten lebhaften Handel und Schiffahrt getrieben hat, weil der Hafen geräumig und bequem ist, und mehrere Manufakturen und Fabriken viele Arbeiter beschäftigten, so war doch der Handel der Stadt in den letzten Jahrzehnten fast ganz ins Stocken gerathen, die Nahrungslosigkeit hatte überhand genommen, die Steuern konnten kaum entrichtet werden, und die Häuser hatten nur wenig Werth. Im Jahre 1800 besaß die Stadt neunzehn Schiffe von im Ganzen 7128 Handelslasten; 1806 nur zehn Schiffe von 134 Handelslasten und in der letzten Zeit hatte sie nur fünf Schiffe von 664 Handelslasten. Durch die unermüdliche Thätigkeit der Bewohner bekleidet jedoch die Stadt noch drei Salzsiederein, drei Stärkefabriken, zwei Seilerbahnen, zwei Pferde-Oehmühlen, zwei Tabacksfabriken, eine Lederfabrik, mehrere Brennhäuser, deren Fabrikate weit und breit bekannt sind; ferner mehrere Färbereien, Gerbereien und Lichtzieherreien; endlich Brennereien und Brauereien, von welchen letzteren eine ausgezeichnetes Weißbier liefert. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1835 im Ganzen 2238 Personen, darunter 85 Katholiken, 86 Remonstranten, 49 Mennoniten und 373 Juden. Die Uebrigen, 1645, müssen also Lutheraner gewesen seyn. Die Stadt hat eine lutherische Kirche, eine remonstrantisch-reformirte Kirche, eine mennonitische Kirche, ein römisch-katholisches Bethaus und eine jüdische Synagoge. Auch ist hier früher eine Quäkergemeinde gewesen, und die Brüderschaft in London besitzt noch ein Haus in Friedrichsstadt. Die remonstrantische Kirche wurde 1623 errichtet, hat einen Thurm und ist nicht gewölbt. Der Gottesdienst wird hier in holländischer Sprache gehalten, der Prediger von der Gemeinde der Remonstranten in Holland ernannt. Unaufschieblich ist die mennonitische Kirche, deren Prediger vom Kirchenrath, unter Zustimmung der Gemeinde, berufen wird. Die Kapelle der Katholiken ist geräumig; ihr Priester wird von dem Konservatorium der nordischen Mission in Münster (in Westfalen) vorgeschlagen, worauf der Bischof zu Paderborn und Hildesheim die Autorisation zur Verwaltung des Amtes ertheilt. An der Stelle, wo die Synagoge steht, soll das erste Haus der Stadt erbaut worden seyn. Die jüdische Gemeinde hat keinen Rabbiner, sondern der Schächter und ein Vorsänger besorgen den Gottesdienst und verwalten die geistlichen Geschäfte. — Der ausgezeichnete Maler Jurian Odens, welcher vor länger als einem Jahrhundert lebte, liegt in Friedrichsstadt begraben. Die dortige lutherische Kirche enthält ein Altargemälde von ihm; auch besitzt die Domkirche in Schleswig vortreffliche Arbeiten von seiner Hand. Im Jahre 1796 verweilte Ludwig Philipp, als politischer Flüchtling und unter fremdem Namen, einige Monate in dieser Stadt."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 33, und bei Leop. Liebe, Breitestraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Sonnabend den 26. Oktober 1850.

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.*)

Von Gustav Graf.

III. Die Bevölkerung.

Der Charakter des polnischen Volkes, namentlich des Landmannes, der überall mehr, als der Städter und der Adel, den Urtypus in sich erhalten hat, ist ein lebhafter fröhlicher Sinn, genügsam, witzig — die Körperform des gewöhnlichen Polen ist in der Regel mittler Größe, zierlich gebaut, mit kräftigen Muskeln, voller Elastizität und Gewandtheit, daher eignet sich der Pole auch vor Allen zum Krieger. Dabei ist er gemüthlich, phantasiereich, leicht erregt — daher auch leicht entflammt und bereit, für sein Vaterland die Waffe zu ergreifen. Das Jahr 1830, das noch immer im vollen Andenken in den Traditionen des Volkes fortlebt und Gegenstand der einfachen, aber tief ergreifenden Erzählungen am heimlichen Kaminfeuer ist, gab davon einen Beweis. Mit voller treuer Seele brachte damals das polnische Landvolk und auch der Städter die patriotischsten Opfer; mit der einfachsten Waffe zog er in den Befreiungskampf, nichts im Auge und im Herzen als das Vaterland, und hätte der Adel vielleicht hochherzige Gesinnung gezeigt, so wäre die Revolution von 1830 eine glorreiche geworden. Allein der Adel verfiel nach seiner Gewohnheit wieder in Parteien und führte so durch seine Schuld den traurigen Ausgang herbei.

Die Bildungsfähigkeit des polnischen Volkes ist eine ungemein große, seine Auffassungskraft ist ungewöhnlich, und es würde bald, fänden ihm die trefflichen Volksschulen Deutschlands zu Gebote, sich aus seinem jetzigen unwürdenden Zustande zu einem bedeutenden Rufe der Intelligenz erheben.

Das alte Polen kannte fast durchaus nicht das Institut der Volksschulen; die jetzt bestehenden sind meist erst eine Einrichtung der russischen Regierung, aber umfassende Schulen für das ganze Land zu besitzen, davon ist man noch sehr weit entfernt, und wird noch manches Jahrzehnt erfordern. Denn abgesehen davon, daß solche Einrichtungen überhaupt nicht das Werk weniger Jahre seyn können, sondern Zeit und Vorbereitungen dazu gehören, zeigt die Regierung selbst sehr wenig Eifer, durchzugreifen und die bestehenden Ukase ernstlich durchzuführen, sondern überläßt es den Gutsbesitzern, Schulen in ihren Besitzungen zu errichten oder nicht. Diese lassen sich indeß meistentheils dabei, als kostspieligen Instituten, sehr lau finden, und so sind denn Landschulen noch etwas ziemlich Seltenes und meist auf die Domänen der Regierung beschränkt. Auch scheinen sich die wenigsten Geistlichen, sowohl der griechisch-, als römisch-katholischen Kirche, für die Bildung der niederen Klassen sehr zu interessiren, was eben die Folge hat, daß nicht nur die Gutsherren immer seltener neue Schulen auf ihren Dörfern errichten, sondern daß selbst auch die vorhandenen von den Kindern nicht fleißig besucht werden.

Ob nun gleich der polnische Bauer in Folge dieser Verhältnisse selten lesen und schreiben kann, so ist er doch über die meisten Dinge des praktischen Lebens, so weit es den Kreis seiner Ihnen berührt, so wohlunterrichtet und spricht darüber so gewandt und folgerecht, wie man es bei einem deutschen Bauer, dem alle Wohlthaten der Schule und des Elementarunterrichts zu Gebote stehen, im Durchschnitt nicht findet. Die Bildungsfähigkeit des polnischen gemeinen Mannes ist daher unverkennbar und unbestreitbar eine ungemein große, obgleich es nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Stufe der Bildung, auf welcher er heutzutage steht, noch eine sehr niedrige ist; allein dies ist nicht seine Schuld, etwa aus Widerwillen oder Unfähigkeit und Unbildsamkeit, sondern einestheils Schuld der Regierung, welche sorglos den Gutsbesitzern die Errichtung von Schulen anheimgiebt, andererntheils der Gutsbesitzer, welche die Kosten der Einrichtung scheuen, und der Geistlichen, die durch Beispiel, Ermahnung, Belehrung den Einfluß auf den gemeinen Mann nicht ausüben, den sie leicht in dieser Beziehung haben könnten, da vielleicht niegend der Geistliche in so hoher Achtung steht, wie bei dem polnischen Volke.

Zu den üblen Gewohnheiten der polnischen Landbewohner gehört eine Neigung zu kleinen Diebereien und zum Trunke, doch bei dem inneren guten Kern des Charakters der Polen fallen diese Laster einzig denen zur Last, denen die Bildung und Erziehung des Volkes obliegt, die aber entweder selbst nicht den Werth des Unterrichts zu schätzen wissen, oder zu bequem sind, dem Laster durch Unterweisung und Ermahnung zu steuern, oder wohl endlich gar in der größeren Bildung des Volkes eine Gefahr für ihre eigene bevorrechtete Existenz erblicken.

Der Fremde, der zuerst Polen betritt, kann durch die äußere Aermlichkeit, scheinbare Unsauberkeit und die Neigung zum Trunke leicht zu einem ungerechten Urtheil über den Charakter des Volkes verleitet werden, weil er den deutschen Charakter in dem Polen wieder sucht. Der polnische Bauer ist indeß das vollkommenste Gegenbild des deutschen. Der deutsche Bauer hat einen Sinn für das Erwerben; er arbeitet und spart und darbt selbst, um sich ein Vermögen zu erwerben — er arbeitet und schafft nicht, um zu genießen, sondern um zu haben, zu besitzen, kurz, er denkt immer an die Zukunft und liebt den äußeren Schein, den ein größerer Wohlstand gewährt. Anders der Pole, ihm fehlt dieser Erwerbssinn ganz, er hat keinen Begriff von dem Nutzen, ein Vermögen zu sammeln, für sein Alter oder gar für die Zukunft seiner Kinder insofern zu sorgen, daß diese eine bessere Existenz, als er selbst hat, erwarte. Er arbeitet, um zu genießen, und lebt nur der Gegenwart; er hinterläßt die Scholle Land, die er bearbeitet, zu gleichem Gebrauch für sich, seinem Sohne, und damit glaubt er seine Pflicht gethan zu haben — der mag nun arbeiten und genießen, wie er gethan. In diesem Charakterzuge ist die fast unbegränzte Gastfreundschaft des Polen, seine sorgiose Heiterkeit begründet; jedes Begegnen zieht ihn an, eine Fiedel oder ein Dudelsack versammelt am Sonntage das ganze Dorf um sich, und jede Körperbewegung bekundet die innere Lust und daß jede Sorge des Lebens vom dem Tänzer gewichen ist. Leider gehört nun allerdings zu jedem Vergnügen des Polen die Flasche, aber er greift nach derselben nicht wie der Trunkenbold, der Säufer aus Leidenschaft, sondern als Mittel zur Heiterkeit, und sie hat bei ihm auch nur diese Wirkung: er singt und tanzt. Eben so wenig Sorge, wie die Zukunft, macht ihm seine Kleidung; er trägt Jahr aus Jahr ein seinen Pelz und seinenen Kittel u.: abgetragen und beschmutzt von der Arbeit, erzeugen sie den Schein allgemeiner Unreinlichkeit, aber nur eben äußerlich, denn an seinem Körper hält sich der polnische Bauer sehr reinlich, man wird z. B. unter der Weste immer ein reines sauberes Hemde finden, das er mehrmals wöchentlich, im Sommer oft täglich, wechselt.

Wer nun nach dem ersten Eindruck, den er empfängt, urtheilt, wird dieses Volk für liederlich und demoralisirt halten, sich aber in beiden Beziehungen täuschen und bei näherer Prüfung des Volkscharakters, selbst in den Fehlern des Polen, die Unverdorbenheit der inneren trefflichen Natur erkennen, die nur aus ihrer rohen Schale hervorgelockt und von den Schlacken gereinigt seyn will, mit welcher eine vernachlässigte Erziehung und Mißhandlung sie behaftet. Das Resultat einer aufmerksamen Beobachtung und unbefangenen Vergleichung wird daher immer seyn, daß der polnische Bauer zwar auf einer tieferen Kulturstufe, als der deutsche steht, dagegen sich aber auch noch rein erhalten von den moralischen Fehlern und Begierden, welche den deutschen Bauern ankleben.

Den Charakter des polnischen Volkes, so wie er ist und wie er sich besonders in wirthschaftlicher Hinsicht zeigt, auszubilden, dahin mußte seine ganze Stellung wirken. Die Scholle, welche der Landmann bearbeitete, konnte er zu keiner Zeit sein unbedingtes Eigenthum nennen; selbst wenn sich dieselbe auch immer von dem Vater auf den Sohn vererbt hatte, verlor sich dennoch nicht das Gefühl der Unsicherheit des Besitzes, und so fehlte — bei aller Liebe, die der Pole zu seinem Stück Land hegt, das ihm die Mittel seiner Existenz giebt — doch die Haupttriebfeder, durch momentane Opfer die Wirthschaft zu heben, nämlich die Gewißheit des Genusses, da es dem Gutsbesitzer freigestanden haben würde, das kultivirte Land wieder an sich zu nehmen und anderen dafür zu entheilen. Eine dringende Veranlassung, etwa für Jahre der Mißernte zu sparen, sah er auch nicht vor sich, denn für solche mußte ihm von jeher der Gutsbesitzer einstehen, er weiß es nicht anders, als daß dieser ihm das Erhlende geben muß; eben so muß derselbe in Krankheiten für Arznei und Arzt sorgen. Endlich flößt dem polnischen Landmann das Herannahen des hülfslosen Alters keine Sorge ein, denn mit der rührendsten Pietät sorgen die Kinder für ihre greisen Aeltern, und überhaupt würde man vergebens einen Fall suchen, wo ein Greis oder Kranker in einer Gemeinde verstoßen würde; selten nähere Angehörige, so findet er gewiß in irgend einer Hütte Aufnahme und Pflege.

Der Städtebewohner ist durch den Einfluß der Kultur schon abgeschliffener, der Urtypus verschwindet mehr und mehr, und vor Allem liegt auf ihm der Druck der geheimen Polizei, die jede Regung, jede Aeußerung, die den Kreis des gewöhnlichen täglichen Lebens überschreitet, in das Innere zurückdrängt — auf ihn hat der vieljährige fremde Druck schon demoralisirender sich geäußert, doch hat er die beste Vaterlandsliebe, den hervorstechendsten Charakterzug des Polen, auch in ihm nicht tödten, nicht schwächen können.

Neben den Polen bilden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung die Juden, welche, in jenen finsteren Zeiten des sogenannten Mittelalters, als in den benachbarten germanischen Staaten von Zeit zu Zeit Judenverfolgungen in großem Maßstabe sich ereigneten, ein Asyl in Polen suchten und fanden, und

*) Vgl. Nr. 100 des Magazins.

Digitized by Google

sich seit dieser Zeit bedeutend vermehrten. Sie leben in Städten und Dörfern zerstreut, beschäftigen sich theilweise mit Handwerken, noch mehr indessen mit Handelsgeschäften und dem Schacher und sehen sich durch diese vorwährend mit dem größten Fleiße auf der einen und der größten Sparsamkeit auf der anderen Seite betriebenen Beschäftigungen in den Besitz der größten Reichthümer. Der polnische Jude läßt sich keine Mühe verdrießen, ihm ist kein Geschäft zu gering, welches er nicht mit Geschicklichkeit und Eifer auszubeuten versteht; er ist betriebsam, und ein gewisser Grad von Redlichkeit beim Geschäft ist ihm nicht abzusprechen.

Ohne jüdische Vermittelung ist in Polen kein Geschäft zu machen; überall weiß er den Makler und Vermittler zu machen und beide Theile zuseleuzuspielen.

In früheren polnischen Zeiten war der Jude im ausschließlichen Besitz aller Krugpachtungen und wußte als solcher Krugpächter den Bauer so in seine Netze zu ziehen, daß der ganze Ertrag der Wirthschaft gewöhnlich ihm anheimfiel. Die russische Regierung, diesen Uebelstand erkennend, schloß durch Ukase den Juden von allen Krug- und Schankpachtungen auf dem platten Lande aus und ertheilt ihm jetzt nur noch Konzessionen in Städten und innerhalb des jüdischen Wiedhibles.

Der Jude bleibt auch in Polen seinem Nationalcharakter treu oder, besser gesagt, er folgt konsequent der Bahn, welche ihm der Druck anweist, d. h. er lebt dort, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen, auf Kosten der andersgläubigen Bevölkerung, deren Schwäche, geringere Industrie und Sequemlichkeitsliebe er gehörig auszubeuten versteht; so ist er Makler, Kaufmann, Banquier, Pächter der Staatsmonopole, fängt mit kleinem Schacherhandel an und endigt im Besitze großer Reichthümer. So geschmeidig und demüthig in Polen der ärmere Jude ist, so aufgeblasen und anmaßend pflegt dort der reichere zu sein — er giebt mit Zinsen die Brutalität zurück, die er selbst in der Armuth ertragen.

Große Handels- und Speculations-Unternehmungen, die sich zu rentiren versprechen, aber bedeutende Anlage- und Betriebskapitale erfordern, wie sie Einzelnen nicht leicht zu Gebote stehen, fallen gewöhnlich in die Hände der Juden. In der Regel bilden sie zu solchem Zweck Gesellschaften, zu welchen auch die ärmsten jüdischen Individuen Eintritt haben und ihr Scherflein zu einem großen Gesellschaftsfonds vereinen, mit welchem nun die größten Unternehmungen möglich gemacht werden. Die strengste Rechtlichkeit findet dann bei solchen Gesellschaftsunternehmungen statt.

Auf solche Weise suchen die polnischen Juden, entweder als Individuen oder als Gesellschaften, alle erntabeln Geschäfte in ihre Hand zu bekommen, und wie sie so immer mehr Reichthümer zusammenhäufen, gelangen sie auch zu wirklicher Macht.

Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß so überreich gewordene jüdische Häuser äußerlich zum Christenthume übertreten, indeß ihren früheren Grundsätzen gemäß fortleben, also offenbar nur zu dem Zweck den Schritt thun, um der damit verbundenen Vorrechte theilhaftig zu werden und diese durch ihren sonstigen Einfluß zum Besten des jüdischen Verbandes auszubeuten.

Uebrigens versteht es wiederum die Regierung ihrerseits, die jüdischen Einlassen gehörig auszubeuten. Die Steuerlast, welche die Juden zu tragen haben, ist sehr bedeutend, sie müssen Abgaben auf Alles zahlen, was sich erdenken läßt, sogar für die Erlaubniß, Kleider und Bart nach jüdischer Sitte tragen zu dürfen. Vor vier bis fünf Jahren besaß ein kaiserlicher Ukas, daß die Juden in Polen den Bart und die langen Locken abscheeren und die übliche lange jüdische Bekleidung ablegen sollten. Ausnahmsweise wurde es den alten Leuten über 65 Jahre gestattet, Beides zu behalten. Alle übrigen, welche diese bezeichnende Tracht beibehalten wollten, sollten eine auf Vermögensschätzung berechnete Bart- und Kleidersteuer zahlen, die sehr ansehnlich normirt wurde.

Früher waren die Juden frei vom Militärdienst, sie zahlten dafür eine Abfindungssumme; seit mehreren Jahren sind sie jedoch conscriptionspflichtig, wie alle übrigen Unterthanen.

Ein dritter geringerer Theil der Bevölkerung Polens ist deutschen Ursprungs. Wir finden sie entweder als Bauern, zerstreut auf dem Lande oder in Kolonien vereinigt, als größere Gutsbesitzer, in den Städten als Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten. Im süd-westlichen Theile sind mehrere von Alexander gegründete Fabrikstädte, die fast ganz von Deutschen bewohnt sind, z. B. Lodz und Zgierz, von denen ersteres nahe an 30,000 Einwohner zählt; sie treiben namentlich Baumwollenfabrication und liefern Fabrikate, die an Güte mit den sächsischen konkurriren. Die Fabrikanten wurden von der Regierung mit der größten Liberalität unterstützt und befinden sich meist in großem Wohlstande. Die älteren deutschen Einwanderer haben sich fast ganz nationalisirt; die späteren leben unter sich als Deutsche.

Neben denen, die Fleiß und Fähigkeiten nach Polen brachten, finden sich auch viele deutsche Abenteurers und Schwindler, die dem deutschen Charakter dort wenig Ehre machen.

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Von Michel Chevalier.

III.

Die Mittel, welche die künstlichen und natürlichen Ursachen der Armuth besiegen, bringen und der Freiheit und Gerechtigkeit nähe.

Wie kann man dahin gelangen, natürliche und künstliche Ursachen der Armuth zu besiegen? Wie bewirken, daß von dem Arbeitsertrag einer gleichen Anzahl Menschen Jedem ein billigerer Theil zufalle, als bisher? — Forscht dies, wie wir gezeigt haben, ein immer wachsender Kapital und muß um dies zu gewinnen, menschliche Arbeit, die es mühsam erzeugt, sich immer mehr vervollkommnen, wie kann diese Vervollkommnung ermöglicht, wie können die bösen Mächte, welche verschrecken, was menschlicher Freiheit langsam gewinnt, wie können die verderblichen Einflüsse gebannt werden, welche der Einzelnen Willkührigkeit zur Arbeit führnen?

Das Geheimniß, welches hierüber belehrt, ist nicht schwer zu entdecken, aber unbequem anzuwenden. Es ist das Geheimniß des sozialen Fortschrittes in seiner ganzen Ausdehnung und beruht in den einfachen Worten: Das Volk, welches nach solch' besserer Existenz verlangt, muß in seinen Gesetzen und Sitten dem Ideilde der Freiheit und Gerechtigkeit nachstreben. Alles Andere sind trügerische Versuche, jämmerliche Schattenbilder, welche die Phantasie täuschen und zerrinnen, sobald eine Hand sie fassen will. Laßt uns denn die Kraft haben, gerecht zu sein, recht in Bezug auf uns selbst und dann in Bezug auf Andere, und uns Muth gewinnen, frei zu sein.*)

Freiheit, in verständigem Sinne aufgefaßt, heißt Gerechtigkeit, gleichwie man diese wiederum Freiheit nennen kann. Man muß bürgerliche und politische Freiheit unterscheiden: die erstere gestattet dem Bürger, bei Uebung und Ausbildung seiner Fähigkeiten, bei Leitung seiner Geschäfte und Verfügung über sein Eigenthum und seine Person dem eigenen Willen zu folgen. Die zweite ist das Recht, sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen; der Hauptzweck dieser besteht darin, daß sie die bürgerliche Freiheit wahrt, welche ihrerseits Zweck der Civilisation ist. Uns beschäftigt hier vornehmlich die bürgerliche Freiheit, deren Schutzwerk die politische ist.

Ich brauche wohl eingin darzulegen, von welcher Bedeutung für das Gedeihen der Arbeit bei den neueren Völkern die Freiheit sey. Dies ist ein Wahrheit, welche alle geselschaftlichen Zustände laut verkünden. Ein Beobachter neuerer Schiffstheile sagt: Jedes freie menschliche Wesen trachtet, seine Lage zu verbessern, während menschliche Kenntnisse in demselben Maße nach Vervollkommnung ringen, und diese beiden im Prinzip der Freiheit sich gleichen Kräfte haben oft genügt, die Civilisation mächtig vorwärtszudrängen, selbst wenn große öffentliche Trübsale und schlechte Einrichtungen sie hinderten. Unglückliche Ereignisse und Vergehen der Verwaltung brannen das Emporkommen eines Volkes nimmer im selben Verhältniß, als Fortschritte in der praktischen Wissenschaft und ausdauernder Fleiß der Einzelnen zu dessen Emporkommen helfen. Thorheit und Verderbtheit, Krieg und Wasser- und Feuersnoth vernichten den Reichthum nicht so schnell, als die Sorgfalt der Bürger ihn sammelt.

Ist Freiheit ein natürliches Recht, wie man seit sechzig Jahren zu behaupten beliebt? Ist sie etwas Unumschränktes, wovor von Zeit, noch Ort, noch Einsicht, noch Tugend der Menschen Abhängiges? Nein, Freiheit ist ein bedingtes Gut, welches uns bei würdigem Gebrauch immer ausgedehnter zugestellt werden kann und bei unwürdiger Anwendung immer spärlicher zugemessen werden muß. Gebet dem Neger der afrikanischen Küste das Maß der Freiheit, bei welchem der Arbeiter zu Ohio und Massachusetts sich wohl befindet, so wird er sie nur mißen, um sich mit Speise zu überladen und sein Leben wie die Thiere zu verschlafen. Nach der Eroberung von Süd-Mexiko war das mit äußerst karger Hand gespendete Theil Freiheit den Indianern eine Verführung zu Müßiggang, indem sie sich begnügten, so viel Pisang zu bauen, als ein Mensch zu seiner Erhaltung bedarf, was in jenem glücklichen Klima in wenigen Tagen des Jahres erreicht wird. Das überliche Volk unserer Vorstädte versteht unter Freiheit drei Tage die Woche arbeiten und die übrigen in Schwelgerei zubringen. Anders der gebildete Mann, dessen Verstand entwickelt und dessen Moral fest ist. Für ihn heißt Freiheit seine Fähigkeiten ausbilden, gut und anhaltsam und mit den besten ihm bekannten Hülfsmitteln in dem Gebiete arbeiten, für welches er sich eignet. Das er gearbeitet, so gilt ihm für Freiheit den rechtlichen Lohn seines Fleißes bewahren und verwenden, wie es ihm zu Billigung des Gewissens und Beachtung der öffentlichen Ordnung am zusagendsten und vortheilhaftesten erscheint.

Die jetzigen europäischen Völker sind reif für ein großes Maß bürgerlicher Freiheit, das beweisen viele ihrer Gesetze und Einrichtungen. Sie können sich vorübergehend täuschen über die Bedingungen jener Freiheit, können im Schatten nachjagen in einem Augenblick, wo sie das Wesen zu erfassen meinten, aber sie sterben sie, sterben ihr nach und werden sie erringen. Im Politik, die sich Ihnen im Großen oder Kleinen bestreiten oder sie davon abwenden will, ist verderblich.

Anders ist es mit der politischen Freiheit; nicht alle Völker scheinen auch sehr bestimmt, ihrer zu genießen, wenigstens nicht in naher Zukunft; sie alle zeigen sich gleich geeignet dafür, und das ist schlimm, selbst für die bürgerliche Freiheit, denn wird diese nicht durch den Wall der politischen geschützt, so ist sie einer im Mittelalter unverwahrt im freien Felde gelegenen, jedem Parteiführer zugänglichen Stadt gleich. Das angelsächsische Geschlecht ist durch besondere Gunst des Himmels geschickter zu politischer Freiheit, als die übrigen Volksstämme, als der unsere vornehmlich. Es versteht sich von selbst, daß unbedingt

*) Wenn man sich erlaubt, die Kompetenzen von den Fortschritten der Civilisation bestimmen, ist es ebenso, sich auf die Naturrechte zu stützen. Es bedarf nicht, daß Freiheit und Gerechtigkeit in neuem Sinne und, wie ich hoffe, auch in dem des Lebens den dreien Elementen der Civilisation entsprechen, welche Guizot in seiner allgemeinen Geschichte der Civilisation Europa's angiebt, und welche den Fortschritt des Individuum und den Fortschritt der Gesellschaft bedeuten, dieser die Verbesserung der sozialen Zustände, jener die Ausbildung des Individuums, einst, daß der Mensch eine Tugend oder einen Begriff mehr gewinne, das heißt, daß die Gesellschaft besser geordnet sey, daß eine richtigere Vertheilung der Rechte und Güter stattfinde. Diese Bedingungen, wird man mir erlauben, Freiheit und Gerechtigkeit zu nennen. Herr Cousin gebrauchte dieselben Ausdrücke in seinem Schlußvortrag, im November 1846 in der Akademie von ihm gehaltenen Vortrage, und ich spätterhin einige Zeilen entfernt wende.

Digitized by Google

sie auszuüben, war ihr schon in den Wäldern Deutschlands ergeben. Bei uns wurzelt die politische Freiheit nicht in der Vergangenheit; die seit sechzig Jahren angestellten Versuche, sie in die Lücken unserer Gesetzgebung einzuschalten, sind gescheitert; dennoch dürfen wir nicht verzagen. Der Einzelne kann sich vervollkommnen, Völker können es auch. Eine gute Gesundheitspflege wirkt Wunder auf das Wesen der Einzelnen, eine verständige Erziehung kann mit der Zeit großen Einfluß auf die Moralität eines Volkes ausüben. Die Lehren der Erfahrung sind uns theuer zu stehen gekommen, scheinen uns aber Nutzen zu bringen. Mag man die jetzige Zeit noch so sehr schelten, wer würde wagen, sie mit der der ersten französischen Republik zu vergleichen? Wie dürfen keine Anstrengungen scheuen, um uns politische Freiheit zu erwerben, Mißgeschicke dürfen uns nicht schrecken. Es gilt unserem Liebsten, vielleicht dem Theil der französischen Nationalität, denn wir wissen nicht, ob Völker, die sich politischer Freiheit nicht anzupassen wissen, eine Zukunft haben werden.

Ist ein Prinzip berufen, die Welt zu regieren, so verschwinden die Geschlechter vom Schauplatz, welche dies nicht in Mark und Blut aufzunehmen verstehen, wie begabt sie sonst sein mögen, welch' große Dinge ihr Geist und Arm auch vollführt haben mögen.

Was Herr Chevalier am Schlusse des obigen Abschnittes über die französische Gesetzgebung und die darin nothwendigen Verbesserungen sagt, beizeit sich zu eng auf die Verhältnisse jenseits des Rheines, um hier von Interesse zu sein. Dasselbe gilt von den im folgenden Paragraphen ausgesprochenen Gedanken über das französische, von dem unserer sehr verschiedene Militär- und Marinewesen, über die mit den Militärbestimmungen zusammenhängenden Verordnungen, über Straßen- und Wegbauten, Ausgaben und Ausbeutungen für die Armee und Flotte. Er giebt Frankreich Schuld, die stete Aufstellung großer Armeen in den europäischen Staaten veranlaßt zu haben, und hält es für verpflichtet, mit Verringerung derselben den Anfang zu machen; ist überhaupt ein Verfechter des Friedens und herabgesetzter Kriegsmacht in Uebereinstimmung mit seinem Grundsatze, daß alle Kapitalien dem Gewerbsbetriebe und Unternehmungen zugewendet werden müssen, welche diese fördern, und sagt in dieser Beziehung gewiß viel Schönes und viel Wahres. Dennoch ließe sich ihm wohl Manches entgegnen. Nicht nur, daß auch die Militärlieferungen zum Gewerbsbetriebe gehören, und daß erst die volle praktische Ausführung solcher Anforderungen vorwiegend wäre, ihre ganze Schwierigkeit darzulegen, sondern auch, daß es schwer bleiben möchte, zu beweisen, inwieweit es für die allgemeinen Weltzustände unbedingt förderlich wäre, alle Nationen zu handeltreibenden auszubilden, schwer zu sagen, inwieweit Kraft und Energie des Charakters, im Einzelnen wie in Völkern, dabei zur Entwickelung und Reife kommen, wie dabei ihren verschiedenen Bedürfnissen, Bestrebungen nicht minder, als ihren Uebergriffen jedergzeit Rechnung getragen werden könnte. Wir wollen dies jedoch nicht weiter erörtern; wem es gelingt, so viel Trefflichtes zur Anschauung zu bringen, als Herrn Chevalier in dem obigen Aufsatze, dem giebt man leicht eine mit seiner Grundansicht übereinstimmende Ueberzeugung zu, wenn man sich auch nicht geneigt fühlt, ihre Berechtigung in ihrer ganzen Ausdehnung anzuerkennen.

Die Ueberschrift des fünften Paragraphen lautet: Un der Armuth zu steuern, muß eine Revision unserer Gesetze vorgenommen werden; Centralisation, Auflagen, Zölle und die Bestimmungen über Association müssen geprüft werden. Der Inhalt ist eine Darlegung der Nothwendigkeit, Frankreichs bestehende organische Gesetze zu ändern, und man sieht dort: „Unter dem Drucke und Drängen der öffentlichen Leidenschaftlichkeit und Noth wurden sie wenigen nach dem Maßstabe der Gerechtigkeit und Freiheit gepreßt, als den augenblicklichen Wünschen und Anforderungen der Menge gemäß umgestaltet. Nun, da der momentane Zustand verändert ist, hat auch das Mittel sich überlebt. Dies lehrt am besten, welchen Schwierigkeiten die französische Nation begegnen mußte, als sie sich und mit sich die ganze Welt auf die Bahn der Revolution von 1789 stürzte. Man bildete sich ein, das irdische Paradies sey gewonnen, sobald man die Hand danach ausstreckte. Thörichter Wahn! es galt, dunkle, abschüssige Engpässe zu durchschreiten, durch welche wir noch nicht gedrungen sind. Anstatt Wohlbehagen wurden Herbe, gesährliche Früchte geärndtet, und wir sehen, wie die mühevolle Wanderschaft zwischen einer unmöglichen Vergangenheit und einer unbekannten Zukunft durch die verschiedensten sich kreuzenden Wirkungen und Rückwirkungen erschwert wird. Alles erweist sich als veränderlich und vergänglich, Nichts hat Bestand, als die Grundsätze, welche sich unter den Ruinen der Institutionen und dem Gewoge des Ruhmes mühsam entwickeln. Von Zeit zu Zeit schlägt man ein Zelt auf, um zu rasten oder seinen Geist und seine Kräfte zu sammeln, meint, man erbaue einen Palast für die Ewigkeit, und ist dann hocherstaunt, wenn der Sturmwind der Revolution daherbraust, das eingebildete Schutzdach fortreißt und zwingt, sich von neuem in Bewegung zu setzen.

„Bei so viel Trübsal ist es ein hoher, nicht zu vergessender Trost, daß unter dem Gewirre vielfältiger Entmüthigungen Tugend und Geist der Völker, derer mindestens, welche zur Fortdauer bestimmt scheinen, in unablässigem Wachsthume begriffen sind. Und es ist kein gering zu achtendes Glück für eine Generation, wenn sie sich sagen kann, die Früchte, deren sie zu genießen hoffte, seyen, ob ihr auch versagt, doch nachfolgenden Geschlechtern aufbehalten."

Vom Allgemeinen zum Besonderen übergehend, beklagt Herr Chevalier die sehr mangelhaften französischen Einrichtungen der administrativen Centralisation, der Abgaben und Zölle, empfiehlt, hierin von England zu lernen und seinem Beispiele zu folgen, und sagt schließlich noch in Beziehung auf Associationen, als ganz vornehmlich der Beachtung der Verwaltungsbehörden bedürftig: „Diesem für unsere Zustände nicht nur wünschenswerthen, sondern nothwendigen Gegenstande sind unsere Gesetze selbst in seinen einfachsten Entfaltungen fast überall hinderlich, und doch sind die Zwecke, auf welche diese Genossenschaften hinarbeiten sollen, zumeist geeignet, auf die Entwickelung des Völkerrechtsinns günstig zu wirken. Herr Rossi, der von einer der unsrigen gleichen Ansicht erfüllt ist, äußert in einer vor zehn Jahren erschienenen Schrift: Die Association muß sich, unter Begünstigung der Gesetzgebung, den verschiedenen Wandlungen der Betriebserzeugnisse und den noch viel schwankenderen der Vermögensvertheilung anpassen. Die Gewerbe-Associationen sind wahrscheinlich bestimmt, die Weltverhältnisse umzugestalten, die Macht des Kapitals darzuthun, und doch enthalten unsere Gesetzbücher bis jetzt über die Gewerbe-Association nur die Ueberschriften der Kapitel."

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

II.

Geschirrhändler. — Trödler. — Zündhölzchenverkäufer. — Fliegende Buchhändler.

(Fortsetzung.)

Die südlichen Kleiderhändler wohnen in dem östlichen Theile Londons, besonders in Gowper's-Jard, Roper's-Buildings oder Wentworth-Street. Sie haben ihre kleine Läden inne und zahlen gewöhnlich eine wöchentliche Miethe von vier Schilling sechs Pence. Ist sie äußerst selten, daß ein Jude seine Wohnung verläßt, ohne die Miethe zu bezahlen, und wenn in Folge von Unglücksfällen seine Waaren abgepfändet werden, so vereinigen sich häufig seine Glaubensgenossen, um seine Schulden zu bezahlen. Im Allgemeinen sind sie sehr mildthätig gegen einander und lassen nie, wenn sie es nur irgendwie verhindern können, einen der Ihrigen in Noth gerathen. Es ist selten, daß man von Diebereien hört, die von jüdischen Kleiderhändlern in den Häusern, wohin man sie gerufen hat, begangen worden sind. Sie sind geldgierig und thun Alles in der Welt, um Geld zu verdienen, aber sie mißbrauchen nie das Vertrauen, was man ihnen schenkt. Man sagt, daß es einige alte Juden giebt, die sich kein Gewissen daraus machen, Sachen, von welchen sie wissen, daß sie gestohlen sind, zu kaufen; schon der Preis, den man von ihnen dafür fordert, muß ihnen den Beweis liefern, woher sie kommen. Aber sie haben es sich einmal zum Grundsatz gemacht, über diesen Gegenstand nie zu fragen, und sie sind zufrieden, wenn sie die Sachen zu den billigsten Preisen erhalten. Es ist sast ohne Beispiel, daß man einen jüdischen Kleiderhändler im Zustande der Trunkenheit gesehen hat. Dagegen ist er ein eifriger Besucher des Theaters und ein leidenschaftlicher Spieler. Die Lieblingsspiele sind Domino-Karten und vor allen Dingen „Schau- oder Kehrseite". Ein Jude erzählte mir, und ich habe keine Veranlassung, Zweifel in seine Worte zu setzen, daß er Partieen gesehen, wo bis zu 30 Pfd. Sterl. in „Schau- oder Kehrseite" auf dem Spiele gestanden hätten. Am Sonnabend wird saft den ganzen Tag gespielt; zu dem Ende kommen ihrer zehn in irgend einem Winkel zusammen und setzen sich so fest, daß sie Essen und Trinken vergessen. Die Umstehenden passen sehr häufig, und es soll vorkommen, daß Wetten von 50 Pfd. Sterl. gehalten werden. Die Spielenden betrügen auch, wenn sie können, am gewöhnlichsten mit falschen Stücken, die entweder das Gepräge der Schau- oder das der Kehrseite auf beiden Seiten haben und die man grayo nennt. Das Spiel dauert, bis der Sabbath zu Ende ist, und nachher gehen die jüdischen Kleiderhändler entweder ins Theater oder an ihre Geschäfte.

Das zur Unterrichtung eines Kleiderhandels nöthige Kapital beträgt ungefähr 1 Pfd. Sterl. Der Jude muß es sehr oft borgen; besonders nach den Feiertagen, wo er viel Geld ausgegeben hat, oder etwas zu versetzen. Er geht dann zu einem Nachbar oder zu einem Schankwirth in der Nachbarschaft und borgt am Montag früh 1 Pfd. Sterl., welche Summe er am Freitag Abend nebst einem Schilling Interessen wiederzubezahlen verspricht. Er wörte lieber sein Hemd vom Leibe verkaufen, als sein Versprechen nicht erfüllen; denn er weiß sehr wohl, daß sein ganzer Kredit davon abhängt. Mit dem geborgten Kapital geht er des Morgens um acht Uhr aus, und er beginnt seine Geschäfte lieber, ohne etwas zu essen, als daß er das geliehene Geld anrührt. Ein Jeder hat sein Viertel, seine Straßen und darf seinen Glaubensgenossen nicht ins Gehege kommen; selbst dann, wenn sich ihrer zwei dahin vereinigen, den Tagesverdienst unter einander zu theilen, muß ein Jeder in seinem Viertel bleiben. Je ärmer das Stadtviertel ist, desto mehr bietet es alte Kleider zum Verkauf dar. Im östlichen Theile der Stadt gehen die Kleiderhändler den von Matrosen besuchten Oertern den Vorzug. Alte Hüte, deren Rand und Einfassung noch nicht abgenutzt sind, nimmt der Jude gern und zahlt dieselben 6 Pence dafür, trotz der Beulen, die darin sein können; er läßt sie ausarbeiten und verkauft nachher das Stück mit 1 Schill. oder 1 Schill. 3 Pence. Die alten Paletots bilden Sommer wie Winter den besten Artikel, und wenn sie sich auch in einem solchen Zustande befinden, daß sie zerschnitten werden müssen, so findet man doch in den Blättern immer noch gute Stücke, aus welchen mehrere Mützen gemacht werden können, von welchen das Stück mit 4 Schill. 6 Pence verkauft wird. Alle Mützenfabrikanten Londons, im östlichen wie im westlichen Theile, werden von polnischen Juden mit Stoffen versorgt, die aus den Blättern der alten Paletots oder Ueberröcke genommen sind. Hat der alte Paletot einen schmutzigen Kragen und bis auf den Faden abgeschabte Aermel, so gilt es für den Juden immer noch seine 4 Schill. 6 Pence, während ein alter Rock nicht den dritten Theil werth ist. Je dicker der Schmutz ist, desto frischer ist darunter die Wolle, und der clobbierer reinigt den fettigen Kragen in einigen Minuten. Beim Einkauf eines Paletots richtet sich der Jude mit dem Preise, welchen er dafür zahlt, nach dem Zustande der Aermel. Sind die Unterärmel schlecht, das Uebrige aber noch gut erhalten, so ersetzt man sie durch neue, und

Digitized by Google

der so wiederbergestellte Paletot kostet wenigstens 10 Sbll., oft noch mehr. Der Jude fordert zwar anfänglich 25 Sbll. dafür und nimmt sie auch, wenn der Käufer gutmüthig genug ist, sie zu geben; aber es ist selten, daß mit Unwissenden Geschäfte gemacht werden; denn es ist bekannt genug, daß der Jude immer das Doppelte von dem, was er erhalten will, vorschlagt und keinen Kunden vorsichen läßt, wenn er nur einigermaßen etwas verdienen kann.

„Vor vierzig Jahren verdiente ich bis zu 5 Pfd. Sterl. wöchentlich bei diesem Geschäfte", erzählte mir ein Kleiderhändler. „Im Durchschnitt verdiente ich gewiß meine 2 Pfd. Sterl. alle Woche; aber heutzutage stehen die Sachen anders, die Menschen sind schlimmer geworden, sie drücken uns bis aufs Blut. Jetzt weiß ein Jeder den Werth eines alten Rocks, und wenn ich durchschnittlich 1 Pfd. Sterl. die Woche verdiene, so bin ich sehr zufrieden."

Der Handel mit chemischen Zündhölzchen wird von Leuten betrieben, die in einem anderen Gewerbe nichts zu verdienen wissen, oder die aus Hang zur Faulheit und zum Umherstreifen zu nichts Anderem Lust haben und dabei den Handel mit Schwefelhölzern in der Regel als Deckmantel der Bettelei betrachten. Im New-End z. B., und besonders des Sonnabends trifft man derartige Händler in Menge an; es sind Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Die einen machen ein bräuderweise Geschrei und erzählen die entsetzlichsten Geschichten, um das Mitleid zu erregen, andere verkaufen mit der ernstesten Partmäckigkeit den Vorübergehenden, indem sie die Vorzüglichkeit ihrer Waare hervorheben und zuletzt um einen Penny bitten, den man ihnen endlich giebt, um sie nur loszuwerden.

Ein Mann, der lange Zeit im New-End eine Stelle gehabt hat, verkaufte mitunter 2 Dutzend Schachteln täglich, faß niemals nicht, selten aber weniger als 1 Dutzend. Mit dem Schwefelholz-Handel verband er den Verkauf von Briefpapier, Oblaten, Bleistiften und anderen derartigen Artikeln; sein Verdienst betrug im Durchschnitt 5 Sbill. die Woche. Ein großer, starker Irländer zeichnet sich unter allen Händlern im New-End durch sein schmutziges Benehmen aus. Er singt die rührendsten Klagelieder, führt Tänze auf und macht Purzelbäume und Kapriolen der seltsamsten Art, um die Menge herbeizulocken und seine Schwefelhölzer und Oblaten leichter zu verkaufen. Das Personal der Händler mit Schwefelhölzern besteht aus Leuten, die aus den Spitälern ohne alle Hülfsmittel entlassen sind. Frauen, welche aus den Zuchthäusern kommen, Kinder, die von herzlosen Aeltern in Wind und Wetter und im Zustande des äußersten Elends aus dem Hause gejagt werden, um einige Pence für sie zu verdienen, während sie selbst, so zu sagen, auf der sauten Bärenhaut liegen; und zuletzt aus allen Arten von Unglücklichen, Invaliden, Blödsinnigen oder Schielenden. Unter den Mädchen, welche Schwefelhölzer verkaufen, um 1 oder 2 Pence dabei zu verdienen, giebt es viele, die den Stempel des Lasters auf dem Gesichte tragen; und ich überlasse es einem Jeden, zu vermuthen, was aus ihnen wird.

Um jedoch zu zeigen, wie mancher Unglückliche gezwungen wird, diesen Handel, der so wenig abwirft, zu treiben, will ich das Beispiel einer Soldatenwitwe anführen. Sie lebte ehemals in guten Auskommen mit ihrem Manne, der eine Pension von sechs Pence täglich erhielt: sie war Wäscherin und beschäftigte an zwölf Personen mit Waschen und Plätten. Die sehr lange Krankheit ihres Mannes zwang sie, ihre Geschäfte der Pflege des Kranken nachzusetzen, und daher kam es, daß sie bei dem Tode ihres Mannes dem bitterssten Mangel preisgegeben war. Zetzt verkauft sie Schwefelhölzer, da sie keine andere Hülfsquelle hat, denn das Kirchspiel verweigert ihr eine Unterstützung, und sie verdient täglich höchstens fünf Pence. Zur Regenzeit verkauft sie dieselben nicht einer Schachtel, und sie tief dann die ganze Nacht auf den Straßen umher, weil sie keinen Zufluchtsort hat. Man könnte viele Unglückliche nennen, die sich in derselben Lage befinden.

So viel ich habe erfahren können, kauft kein Händler seine Waare aus der Fabrik, sondern bei dem Detailisten. Das Dutzend Schachteln kostet im Einkaufspreise 3 Pence, und das Stück wird mit einem halben Penny verkauft.

Die Händler mit Schnürbändern für Korsets und Schuhe gehören zu derselben Schicht der Gesellschaft, wie die Händler mit Schwefelhölzern. Um sich in dem einen oder anderen Gewerbe zu etabliren, genügen einige Pence. Der Handel mit Schnürbändern wird von Personen beiderlei Geschlechts betrieben; aber am meisten reüssiren darin die Männer, welche mit guten Lungen versehen sind, um ihre Waaren auszurufen. Ich kenne einen Mann, einen Bäcker, der von Shropshire nach London gekommen ist, um hier Arbeit zu suchen, und den Krankheit und Mangel dahin gebracht haben, Schnürsenkel zu verkaufen. An schönen Tagen, denn für diese armen Leute ist der Zustand der Witterung eine wichtige Bedingung der Existenz, verkauft er ein Dutzend Schuhschnüre und Schnürbänder für Korsets, das ihm im Einkaufspreise 3 oder 4 Pence, je nach der Qualität, kostet. Das Stück verkauft er wieder mit einem halben Penny. Man sieht nur wenige Kinder, die sich mit diesem Handelszweige befassen, denn es fehlt ihnen das starke Organ: sie können nicht so schreien, wie die Männer: „Two a penny, the best of any!" („zwei für einen Penny, die besten von allen"!) oder andere gereimte Phrasen, die bei diesem Handel üblich sind. Der Mann, von dem ich so eben gesprochen habe, verkauft Vormittags Schnürsenkel und Nachmittags Lockchen. Seine besten Verkaufstage sind Freitag und Sonnabend. Fast alle, welche das Elend zwingt, sich auf diesen Industriezweig zu werfen, sind zuerst in großer Verlegenheit, eine Kundschaft zu finden; denn beinahe in allen Straßen wird das Handelsmonopol von irgend einer alten Frau oder einem Schwächlichen, die den Einwohnern schon lange bekannt sind und von ihrer Kundschaft ausschließlich bedacht werden, ausgeübt. Die Person, der ich diese Aufschlüsse verdanke, wohnt in Westminster, in einem Hause, das, wie das Schild es besagt, für Reisende bestimmt ist. Es ist kaum zu begreifen, wie der Wirth für seine schmutzigen, aller frischen Luft beraubten und ekelhaften Verschläge noch Miether findet; aber die Noth, die grängenlose Noth zwingt die Unglücklichen, Wohnungen zu beziehen, bei deren Anblick auch sogar der rohste Mensch, der es mit der Wohlanständigkeit nicht so genau nimmt, zurückschrecken muß.

Die Bichshändler entnehmen ihre Waare aus den Fabriken und gehören zu den ärmsten unter den Armen; gewöhnlich sind es Kinder, Knaben und Mädchen, die sich mit diesem Handel abgeben. Zur Etablirung ist ein Kapital von 2 oder 3 Sbll. erforderlich. Der Verkauf findet übrigens nur Sonnabends Abend und Sonntags statt. Alle anderen Tage müssen sich die kleinen Händler mit etwas Anderem beschäftigen: sie halten Pferde, bewachen die Wagen, öffnen die Kutschenschläge, besorgen Aufträge, kehren die Trottoirs u. s. w. Die meisten leben auf die elendste Weise: sie schlafen unter freiem Himmel, und nur die, welche noch Aeltern haben, bekommen mitunter Zleisch zu essen. Fast alle sind dem Spiele ergeben. Sie verspielen ihr Geld in „Schau- oder Kehrleite" und bungern dann und bringen die Nächte auf den Straßen zu. Eine große Zahl von ihnen verfinkt in die größte Unsittlichkeit und verstrickt nachmals die Gefängnisse und Zuchthäuser.

Die Klasse von Leuten, welche ich nach den Wichshändlern kennen zu lernen suchte, ist die, welche Zwirn und Band verkauft; gewöhnlich sind es alte Frauen, und man wird mich an eine von ihnen, die schon seit neun Jahren von diesem Handel lebte. Ich war von vorn herein überzeugt, das äußerste Elend zu finden, weil ich gehört hatte, daß die arme Frau von ihrem kärglichen Verdienste einen kranken Mann ernähren müßte; aber ich gestehe, daß ich nicht vermuthet hatte, neben der wahrhaft fürchterlichen Noth eine so edelmüthige aufopfernde Liebe und die feinmüste Ergebung zu finden, wie ich sie gefunden habe.

Ich bitte den Leser, nicht etwa zu glauben, daß ich diesen Fall als ein Bild der Leiden, welchen diese Klasse besonders unterliege, ausführlicher erwähne; ich will vielmehr hier nur ein Beispiel unter den vielen anderen der Trübsal und des Elends anführen, um zu zeigen, wie grängenlos unglücklich alle diejenigen sind, welche so äußerst wenig verdienen, daß sie, auch beim besten Willen, nie einen Penny zurücklegen können, um für Krankheitsfälle einen Nothgroschen zu haben. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Meyerbeer in Paris und Jenny Lind in Amerika. Die Revue des deux Mondes vom 15. Oktober berichtet: „Herr Meyerbeer wohnte vor einigen Abenden in der großen Oper der ersten Wiederaufführung seines „Propheten" bei (wobei Signora Alboni die Partie der Fides sang). Die Anwesenheit des berühmten Komponisten gab zu dem Gerücht Anlaß, daß er nach Paris gekommen sey, um das Einstudiren einer neuen großen Partitur (der „Afrikanerin") zu leiten, die er fertig liegen hat. Diese Nachricht ist unbegründet. Herr Meyerbeer ist ein zu strenger und dem Interesse der Kunst, die seinen Ruhm ausmacht, zu sehr sich hingebender Musiker, als daß er seine Werke dem Ungefähr preisgeben sollte. Er weiß seine Zeit und seine Stunde wahrzunehmen und überliefert seine Arbeit nicht eher der Oeffentlichkeit, als bis er sie des Publikums würdig hält, das er achtet. Im gegenwärtigen Augenblick ist Herr Meyerbeer lediglich damit beschäftigt, Chöre für die „Kumeniden" des Aeschylus zu komponiren, deren deutsche Uebersetzung nächstens auf der königlichen Bühne in Berlin zur Aufführung kommen soll."

Jenny Lind setzt ihren Triumphzug durch die Vereinigten Staaten fort. In Boston war ihr Empfang eben so enthusiastisch und die Tollheit, mit der man sich um die Billets zu ihren ersten Konzerte riß, eben so groß, wie in New-York. Selbst in Philadelphia rüstet man sich bereits zu ihrer Huldigung, denn obgleich von Quäkern gegründet, findet man in dieser Stadt jetzt sowohl Theater als Konzertsäle. Ueberall tritt sie mit einem von Benedict komponirten „Gruß an Amerika" (Greeting to America), einer ziemlich trivialen Musik zu einem noch trivialeren Texte, auf, der inzwischen unter mehreren Hunderten von Gedichten, die auf Barnum's, des Theaterdirektors, Aufforderung eingegangen warten, den Sieg davongetragen hat. Uebrigens singt sie dort auch stets das schöne Flötenkonzert aus dem „Heiland in Schlesien", von dem die amerikanischen Blätter sagen, daß es Meyerbeer ausdrücklich für sie komponirt habe, um ihr Gelegenheit zu geben, mit der Nachtigall selbst zu wetteifern.

Literarischer Anzeiger.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Seele, ihre Leiden und ihr Sehnen.

Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie.

Von **F. W. Newman.**

Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch **Adolf Heimann.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Beisheitsstr. Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Dienstag den 29. Oktober 1850.

Frankreich.

Die protestantischen Diakonissinnen in Paris.

In der Straße Reuilly zu Paris, an der Gränze der Vorstadt St. Antoine, erhebt sich in saubiger, aber gesunder Gegend das merkwürdige Gebäude der evangelischen Diakonissinnen, bekannt unter dem Namen: Institution des Diaconesses des Eglises evangéliques de France. Obwohl noch nicht nach Verdienst anerkannt und wirksam angefeindet, hat diese Anstalt doch schon lebhafte Theilnahme gefunden.

„Die Verbindung der Diakonissinnen", heißt es im ersten Artikel ihrer Statuten, „ist eine freie Association, welche es sich zur Aufgabe stellt, Anleitung in Ausübung thätiger Barmherzigkeit an protestantische Frauen zu ertheilen, die sich ihr anschließen, um Körper- und Seelenleiden zu heilen, vornehmlich die Pflege armer Kranken und Kinder zu übernehmen."

Diese Anstalt wurde 1841 durch Herrn Vermeil, einen der ehrwürdigsten evangelischen Geistlichen Frankreichs, gegründet. Er besaß viel Geist und ein warmes Gemüth, hat lange in Bordeaux die schweren Pflichten eines protestantischen Seelsorgers versehen und sodann ein noch schwereres, ehrenvolleres Amt in Paris übernommen, durch welches ihm die Möglichkeit wurde, seinen lange gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen. Hierbei unterstützte ihn der treffliche lutherische Geistliche Herr Ballette, und von jener Zeit an vergrößerte sich, unter dem Schutze der beiden evangelischen Kirchen Frankreichs, die obige Anstalt der Diakonissinnen, welche die Herren Vermeil und Ballette als Präsident und Vicepräsident im Directorium vertreten. Sie erweiterte sich von einer Zufluchtsstätte für dürftende Frauen zu einer Normalschule der Barmherzigkeit für junge Mädchen, indem sie sich die drei großen Zwecke: Erziehung, physische Pflege und moralischer Besserung, zur Aufgabe stellte.

Seit dem Jahre 1844 genügte das ursprüngliche Gebäude der ersten Stiftung in der Straße der Trois Sabres den Anforderungen nicht mehr, und das Directorium suchte zwei Jahre nach einem größeren, als endlich das frei wurde, welches sie jetzt einnimmt. Es hatte eine Pensionsschule für zweihundert Kinder beherbergt, war von hohen Mauern umgeben und umfaßte eine Hektare (fast zweihundert Quadratruthen) Land; wie aber sollte man eine Besitzung, die hunderttausend Fr. kostete, mit einem jährlichen Einkommen von nicht mehr als einem Viertel dieser Summe erstehen? Man that den Vorschlag, einen langen Miethscontract mit Ankaufsrecht zu schließen, und schien hiermit durchzudringen, als plötzlich verlautete, eine katholische Gemeinde habe den Kauf jenes Gebäudes zu einem ähnlichen Zweck ganz nach Wunsch des Besitzers fast abgeschlossen und werde den Contract am nächsten Morgen unterzeichnen. Da entschloß sich der Vorsteher der schwachen evangelischen Anstalt, mit einer Kühnheit, welche der Erfolg in den Augen der Menschen rechtfertigt, welche man aber wohl auch der Eingebung des Glaubens beimessen kann, ganz früh zu dem Besitzer zu eilen und auf seine ersten Bedingungen einzugehen, obwohl er nur einige hundert Fr. baar besaß. Hierdurch lud er sich die Sorge einer großen Besitzung und eine persönliche Schuld von hunderttausendzehnmaltausend Fr. auf, von denen vierzigtausend beim ersten Termin gezahlt werden mußten. Im Verlauf von zwei Tagen brachten ihm fromme Protestanten fünfundsiebzigtausend Fr. als Anleihe. Später nahm er andere Summen auf, und demnach verfügte die Anstalt, welche 1845 nur ein Einkommen von einundzwanzigtausend Fr. gehabt hatte, vom Jahre 1846 bis 1847 über eines von achtzigtausend. Hätte ein Spekulant besser rechnen können?

Das sehr große Gebäude besteht aus drei Theilen, einer sehr schönen Façade nach der Straße und zwei Flügeln, die einen Garten einschließen, und dem fast entsprechend ist die Vertheilung der drei Hauptzwecke der Anstalt: der Kranken-, der Kinderpflege und der Zufluchtsstätte. — Der Saal, welcher zur Aufnahme und ersten Unterweisung junger Kinder bestimmt geschienen ist, hat Raum für zweihundert. Neunzig bis hundertundzwanzig sind täglich dort und gesund und glücklich.

Diesem folgt die Elementarschule für etwa neunzig junge Mädchen nach der Methode gegenseitiger Unterweisung, und obwohl dort auch der religiöse Unterricht sehr weit geführt wird, sind doch sehr viele katholische Mütter so durchdrungen von dem günstigen Einfluß, welchen der Aufenthalt in dem Spielsaale auf ihre Kinder ausgeübt hat, daß sie solche auch nach der Elementarschule schicken. Hierbei aber muß bemerkt werden, daß sie weder im Saale, noch in der Schule ohne eine schriftliche Erklärung der Aeltern aufgenommen werden, welche sagt, daß sie solches wünschen und daß sie wissen, die Anstalt sey protestantisch.

In der Lernschule für Mädchen von zwölf bis achtzehn Jahren, welche sich zu Dienstboten und Arbeiterinnen ausbilden, halten Unterricht in Geisteskenntnissen und Religion gleichen Schritt mit dem Unterricht in verschiedenen Handarbeiten.

Bei der Krankenanstalt für skrofulöse Kinder thun Luft und gesunde Nahrung eine fast bewundernswürdige Wirkung. Das Vorderhaus des Gebäudes schließt ein kleines, in drei Theile geschiedenes Spital für Männer, Frauen und Kinder ein, und wurden darin von 1846 bis 1847 einhundertundfunfzehn und von 1848 bis 1849 hundertsechsundvierzig Kranke aufgenommen.

Das Spital ist nicht ganz frei, doch zahlen Arme den sehr geringen Preis von einem Franc täglich, das Drittel von dem, was sie kosten. Eine höchst sinnreiche Erfindung ist das dort eingeführte Patronatsrecht der Betten. Diesen gemäß verpflichten sich fünfzehn bis zwanzig Personen, zwei Fr. monatlich zu geben, wenn es begehrt wird, und diese geringe Summe ergänzt den Beitrag, welchen der Kranke oder sein Beschützer zahlen, so daß die ganzen Verpflegungskosten gedeckt sind.

Die Zufluchtsstätte und Besserungsanstalt enthält fünfundzwanzig Zellen zur Aufnahme ernster protestantischer Frauen, welche ans Gefängnissen entlassen oder entflohenen sind, dem Laster zu entsagen. Der Aufnahmepreis ist dreihundert Fr. jährlich. Daß von diesen Frauen ein Drittel auf den guten Weg zurückgeführt wird, kann man mit Sicherheit annehmen. Um indeß einen noch sicheren Erfolg zu erzielen, hat man bestimmt, die Zeit der Aufnahme nicht, wie bisher, auf zwei Jahre, sondern auf ungewisse Zeit festzusetzen und einige, wenn dies möglich ist, vor ihrer Entlassung im Waschhaus des Stiftes zu beschäftigen, um zu prüfen, ob ihre Reue eine aufrichtige sey.

Die zweite Abtheilung von diesem Zweige der Anstalt ist für Mädchen von vierzehn bis einundzwanzig Jahren, welche einem besonderen französischen Gesetz gemäß nach Bestimmung ihrer Aeltern abgesperrt leben sollen. Von sechs solcher Mädchen sind vier zu ihren Familien zurückgetheilt, zwei zu freierer Beschäftigung im Stifte bestimmt, und Herr Ballette mißt diesen günstigen Erfolg vornehmlich ihrem beständigen Verkehr mit den ihnen stets ein treffliches Beispiel gebenden Diakonissinnen bei.

Die schwierigste und mühseligste Aufgabe ist die Besserungsanstalt für Mädchen von sieben bis vierzehn Jahren, welche Anlage zu Lastern oder schwer zu heilenden Fehlern haben. Die armen Kinder, welche dorthin kommen, sind meist äußerst wenig ausgebildet, und die Schwestern haben bemerkt, daß Mangel an geistiger Entwicklung die bösen Neigungen sehr fördert.

Wie achtzehn Schwestern, von denen sechs ihre Probezeit bestehen, so vielen dienstlichen Anforderungen genügen können, ist kaum zu begreifen, und noch weniger erklärlich, wie die Anstalt mit einem so beschränkten Personal von Zeit zu Zeit Schwestern nach der Provinz schicken konnte, um milde Stiftungen zu leiten.

Die Schwestern gehören allen Klassen der Gesellschaft an; man findet dort Frauen, welche eine feine Welterziehung genossen haben, und Landmädchen, Damen und Dorfbewohnerinnen aus allen Gegenden Frankreichs, vornehmlich aus dem mittäglichen. Die mit trefflichen Eigenschaften und hohen Kenntnissen begabte Vorsteherin ist aus der Provence. Eine Schwester ist Engländerin.

Die Anstalt, welche, wie wir oben sagten, unter dem Schutze der zwei evangelischen Kirchen Frankreichs steht, ist von der Municipalbehörde von Paris gepflegt, auf das rühmendste anerkannt und in Folge davon durch beträchtliche Geldmittel aus öffentlichen Fonds unterstützt worden.

Die allgemeine Verwaltung der Geber wird von zwei Geistlichen jeder Kirche, der Vorsteherin und vier bis sechs Damen geführt, und diese Verwaltung ist einem Ausschuß-Comité von fünf Laien unterworfen.

Die Vorsteherin ist in gewissem Sinne die vollziehende Gewalt, und die Schwestern haben ihr unbedingten Gehorsam zu leisten. Diese werden mit wenigen Ausnahmen in dem Alter von einundzwanzig bis fünfundreißig Jahren aufgenommen. Sie müssen dazu, wenn sie nicht Waisen oder seit länger als einem Jahre Witwen oder über dreißig Jahre alt sind, die Einwilligung ihrer Aeltern haben, müssen unter allen Bedingungen frei seyn von Verpflichtungen, welche eine Frau nach Gottes Gebot an ihre Familie binden. Erst werden sie als Novizen aufgenommen, erhalten nach sechs Monaten den Namen Amtsgehilfinnen, den sie mindestens ein Jahr führen. Nach dieser Zeit können sie mit Beschluß des Konziliums Diakonissinnen werden. Alle Schwestern müssen während ihrer Prüfungszeit die besonderen Geschäfte der Wirthschaftsführung und der Krankenpflege üben, Arme besuchen und gewöhnliche Krankheiten verrichten. All' dieser Dinge müssen die Diakonissinnen kundig seyn; sind sie aber in ihrem Stand eingetreten, so dürfen sie die Beschäftigung wählen, für welche sie zumeist Neigung fühlen.

Digitized by Google

Die Schwestern müssen eine Ausstattung mitbringen und während ihres achtjahrmonatlichen Noviziats zirkulirt dieselbe unter Fr. zahlen; gestatten es die Zweige, so werden jedoch ausnahmsweise ganze und halbe Freistellen bewilligt. Die Anstalt sorgt vollständig für den Unterhalt jedes ihrer Glieder, verpflegt sie, wenn sie krank sind, und giebt ihnen im Alter Obdach. Dieser Unterhalt kostet ungefähr dreihundert Fr. jährlich. Das Vermögen, welches eine Schwester besitzt, bleibt ihr freies Eigenthum, jeder Lohn aber, den sie für ihre Arbeit erhält, gehört der Anstalt. Nach vier Jahren gestatten bestimmte Bedingungen eine Entschädigung für die Schwestern, welche das Comité entläßt, oder die, welche sich aus gutgeheißenen Gründen, z. B. einer Heirat, zurückziehen. Alle können sich frei machen, sobald sie es wollen, obwohl sie, welche bald oder ganz freien Unterricht genossen haben, sich moralisch verpflichtet halten, eine bestimmte Zeit zu dienen oder die Anstalt ihrerseits zu entschädigen.

Wir geben diesen Organisationsplan so ausführlich, weil unseren Wissens die Anstalt der Diakonissinnen zu Paris am vollkommensten und genauesten geordnet ist. Warum aber, fragt man uns vielleicht, so viel Dinge zugleich, worum sind so verschiedene Zweige der Mildthätigkeit an einem Ort vereint? Muß dies nicht Verwirrung und Konflikte herbeiführen? Hierauf können wir nur antworten, daß seit den sechs Jahren, in denen die Anstalt besteht, nichts der Art sich ereignet hat, und daß solche Furcht auf Unbekanntschaft mit den Zwecken der Anstalt beruht. Sie ist weder ein Hospital, noch eine Schule, noch eine Besserungsanstalt, sondern, wie wir immer wiederholen müssen, eine große Normalschule der Barmherzigkeit für Frauen. Ihr Hauptvorzug besteht nicht in der guten Erziehung, welche die Kinder da empfangen, nicht in der guten Krankenpflege, nicht in der weisen Zucht, die man gegen Lasterhafte übt, sondern in der vollen Ausbildung des schönen Triebes, welchen Gott in das weibliche Herz gelegt hat. Dies ist es, was Mannigfaltigkeit der Pflichten und Beschäftigungen für ihr Bestehen selbst bedingt, denn die Neigungen der Einzelnen sind verschieden und müssen verschiedene Befriedigung finden.

Ueber den geistigen Charakter der Anstalt wollen wir uns nicht ausführlich ergehen. Es genügt, zu sagen, daß er ganz protestantisch sey. Kein Gebäude der Armuth, oder des Gehorsams, oder der Ehelosigkeit, keine auch nur zeitweisen Verpflichtungen, keine Klausur, keine müßigen Uebungen, keine Herrschaft über Gewissen und Willen. Dies sind die ersten und Hauptregeln der Stiftung. (Schluß folgt.)

Politische und soziale Fragen.

Von Michel Chevalier.

IV.

Die Mitwirkung der Moral ist so nothwendig, als die der Gesetzgebung, um die Armuth zu besiegen. Die Verantwortlichkeit des Individuums.

Sollen die Völker auf der geheiligten Bahn der Freiheit und Gerechtigkeit vorwärtsschreiten, so müssen die Sitten dazu so viel beitragen, wie die Gesetze. Die Völker der Neuzeit begehren Freiheit und Gerechtigkeit zu genießen, ihre Gedanken und Gefühle aber sind vielfach von Vorurtheil befangen, von Sophismen und Gewohnheiten, die sie hindern, jenes Gut zu erfassen. Dieses schmachvolle Joch muß abgeschüttelt werden, wenn man will, daß die Zustände sich entwickeln, daß wir gerettet werden; denn wir müssen vorwärts- oder untergehen. In Zeiten der Umgestaltung, wie die unsrigen, gleichen die Völker dem Wanderer, welcher die Eisklüften Hochasiens in der bösen Jahreszeit überschreitet. Stillstehen bringt Tod. Wie viele Völker sind mehr durch den Verfall ihrer Sitten als ihrer Gesetze untergegangen. So endete der römische Staat, der zur Zeit seiner vollen moralischen Kraft die Welt beherrschte. Hier liegt die Aufgabe des französischen Volkes, bei der Jeder ohne Ausnahme das Seinige zu vollbringen hat, denn Jeder muß mindestens sich selbst überwinden.

Zu den moralischen, den Fortschritt hindernden Ursachen gehören die aus früheren Zeiten vererbten aristokratischen und feudalen Eitelkeiten, nach welchen Frankreich sich einbildet, seine Ehre sordere, den übrigen Völkern zu Land und zu Meer Furcht einzuflößen. Diese stolze Politik kommt aus den Tagen, wo ein kampflustiger Adel die Oberherrschaft ausübte; die Berechtigung solchen Irrthumes aber fehlt jetzt, wo die Klassen den Vorrang behaupten, welche die Künste des Friedens üben, und man es als Hauptziel seiner Bestrebungen erkannt, die Zustände der Massen zu verbessern. Nichtsdestoweniger beharrte man in dieser Politik, und auch die feierlichende, ihre Aufgabe verstehende Regierung von 1830 wurde dazu gedrängt. Frankreichs Stolz darf aber nicht mehr am Glanz des Schwertes haften, sondern muß sich dem Streben zuwenden, eine aufgeklärte, finnreiche, wohlbedenke, nie Pflichten gegen sich, gegen den Nächsten und gegen das Vaterland trete erfüllende Bevölkerung zu umfassen.

Der Geist von 1789 ist nicht auf die richtige Weise in die Bürgersamilien gedrungen. Sie, die den Gewerben Alles verdanken, haben das eigene Vorurtheil nicht überwunden, das den Gewerbetreibenden vor sich selbst herabwürdigt. Die Kinder einer zu Wohlhabenheit gelangten Familie würden sich schämen, den Beruf fortzuretten, durch den ihr Vater sein Glück machte und dem er noch angehört. Als' ihr Streben geht dahin, Militair oder Beamter zu werden, das der Reichen, höheren Stellen oder den Gefandtschaften anzugehören. Diese leidenschaftliche Stellenwuth der französischen Bürger sollte gegen die Verkehrtheit vieler ehrenwerther Handwerker nachsichtig machen, welche die Lehre vom Recht der Arbeit ernst festhalten. Das Recht zu der vom Staat gesicherten Arbeit ist für den wenig gebildeten Verstand des Handwerkers das Gegenstück zu dem Stellenbrest unserer Bürgersamilien; hier, wie da, erwartet man vom Staate Beruf und Lohn. Es ist unerläßlich, daß Sitte und Vorstellung in dieser Beziehung sich ändere, wenn nicht geistige und materielle Kräfte fortdauernd und immer mehr falsch verwendet, wenn sie nicht einestheils Beruf und Beschäftigungen entzogen werden sollen, die ihrer bedürfen, um den Wohlstand und das Wohl des Staates und der Nationen wirksam zu heben, und nicht anderntheils in der Beamtenwelt eine Ueberfülle stattfinden soll, die in vielfacher Beziehung am Mark der Völker saugt.

Die Anreizung, Kapital zu sammeln, ist in unserer Zeit mehr von den Sitten als vom Gebot und von direkter Aufforderung der Autorität abhängig. Luxusgesetze sind unmöglich; die mit Recht gewonnene Freiheit der Ansicht würde jeden derartigen Versuch scheitern machen. Sparsamkeit kann nur das Ergebniß freier Wahl seyn, diese macht sie nur verdienstlicher und mindert sie nicht, sondern steigert sie bei Völkern von kräftiger Moralität. Sie ist für Jeden eine Pflicht, und die Zahl derer, welche sie üben können, sobald sie wollen, ist bei Zuständen, wie die unsrigen, sehr groß. Möchten die, welche daran zweifeln, sich erinnern, mit welch' geringen Anfängen der Reichthum der Bürger gewonnen wurde. Sicheren Fortschritt erkämpft man einzig, wenn man trachtet, sich selbst zu überwinden. — Es ist bemerkt worden, daß in den Professionen, die großes Tagelohn gewinnen, weniger Ersparnisse gesammelt werden, als bei solchen, wo viel geringer war. Gegen derlei Mißbräuche muß die öffentliche Meinung sich streng zeigen; muß zur Ehre rechnen, was Ehre, und zur Schmach, was Schmach verdient. Gewinnt unter den Arbeitern die Ansicht der Majorität, welche eine gesunde ist, genügende Kraft, um der Verschwendung unter sich zu steuern, so werden sie bald auf eine unverkennbare Weise die Stellung einnehmen, welche die Grundsätze der neueren Civilisation ihnen verheißen. Sie übertreiben werden dann unbemerkbar der Ungeduld der reichen und wohlhabenden Klassen entgegenwirken, das Kapital wird in einer bis jetzt ungekannten Weise wachsen und die Armuth Schritt vor Schritt weichen. Geschieht das Gegentheil, so wird die Wirkung eine entgegengesetzte seyn.

Ein Hauptkennzeichen der Sitten sowohl, als der Gesetze freier Völker, ist persönliche Verantwortlichkeit. Sie ist die Vollendung und Heiligung der bürgerlichen, wie der politischen Freiheit. Je größer die Fortschritte der Civilisation, um desto mehr bafirt sie am Ehre der Menschen. Im alten Heidenthum befreite die blinde, selbst die Götter beherrschende Laune des Schicksals ihn von dem Drucke der Verantwortlichkeit; unter dem Christenthume thut es das Verhängniß, und es ist ein Beweis von der Trefflichkeit des Christenthumes, daß die Schranken dieser reinigenden und veredelnden Verpflichtung sich unendlich erweitertten. Vor Gott ist sie unbegränzt. Christliche Völker erkennen als das Ziel ihrer Aufgabe, den Menschen, sich selbst und der Gesellschaft gegenüber, verantwortlich zu machen. Er ist es vor dem Gesetz und ist es vor der öffentlichen Meinung, einer von unfreien Völkern nicht gekannten, bei den freien aber gebietenden, nicht minder gefürchteten Macht, als die der Behörde. Will man wissen, welches Maß von Freiheit ein Volk besitze oder verdiene, so darf man nur fragen, inwieweit die Mehrzahl der Menschen dort die Verantwortlichkeit für ihr Geschick trage oder tragen könne. Als die Neueren unserer Tage sich einfallen ließen, der Sache des sozialen Fortschrittes durch Systeme helfen zu wollen, welche die Verantwortlichkeit aufhoben oder doch aufs äußerste beschränkten, täuschten sie sich so gröblich, wie der Seemann, der mit der Absicht, gen Mittag zu steuern, den Kiel seines Schiffes dem Polarstern zuwendet.

Es ist ein Unglück unserer Zeit, daß Jeder, der in Verlegenheit geräth, sich an den Staat wendet, anstatt auf sich selbst zu rechnen. Der Handeltreibende sagt: schafft uns Absatzwege nach außen, der Manufakturist und der Landmann: sichert uns Käufer im Innern oder kauft selbst von uns. Der Handwerker begehrt das Recht zur Arbeit, der junge Mann, der provobirt hat, auf der reise, diesen Geschäfte mißlungen sind, fordern Stellen. Kaft es und bekennen, diese Neigung, alle Verantwortlichkeit in die Hände des Staates zu legen, ist eine Feigheit. Ein Volk, welches nach Freiheit strebt und immitte seiner Bahn, den Schwierigkeiten gegenüber, nach der Macht ruft, um ihr die künftigen Folgen seines Thuns aufzubürden, kann nur mit einem Sobdaten vergleichen werden, welcher, unter die Fahnen getreten, während des Treffens sein Flinte fortwirft. Woher soll der Staat Mittel nehmen, der Armuth zu steuern, wenn nicht von dem, was der Fleiß der Nation erwirbt? Rechnet Jeder darauf das, was der Nachbar gewonnen hat, wie sollen nicht Alle in Elend sinken? Diese Schwäche kann nicht dauern. Die wollen uns der Uebergang dingeben, daß sie eine vorübergehende Mattigkeit sey, daß auch diese starken Kämpfer blowollen bekäme.

Ein Zeichen der Verantwortlichkeit ist der industrielle Wetteifer. Bei Völkern ohne moralische Kraft ist er unmöglich, bei freien Völkern beruht er auf Recht und ist allgemeinen Interesse, ist er eine Prüfung, bei der die Mehrzahl siegreich anstehen. Sie streben Einer den Andern, und sind die Wetbewerbenden von außen drängen heran, daß sie erschrecken wollen, Maschinen und die moralische Kraft an, arbeiten besser und bringen neue Erfindungen zu Tage, sammeln Kapital oder erhalten es auf ihren Kredit; gehen stärker, schicken und rechen aus dem Kampfe hervor.

Verantwortlichkeit führt nicht zur Vereinsamung, sie ist nicht unvereinbar mit dem dem Menschen natürlichen Gefühle, sich Anderen zu nähern. Gesellschaft der Geist der Association! er wird den neueren Völkern helfen, den Dämon der Armuth abschlachten, der sie entwürdigt. Verantwortlichkeit und Gemeinsinn sind zwei sich gegenseitig unterstützende Kräfte, welche durch Macht Sitten zur Entwickelung und Einigung kommen, nach der sie unablässig streben müssen. Verbunden vorwärtsstrebend, stärken sie die Gesellschaft zum Siege über die Armuth, getrennt dagegen von Verantwortlichkeit, wird Gemeinsinn ein Gegner der Freiheit, wird Association zum Kommunismus, dem größ

Digitized by Google

in jedem Sinne erniedrigenden Elende. Deshalb ist der Gemeinsinn der sozialistischen Lehre so verabscheuungswürdig? Weil man ihn die Verantwortlichkeit und folglich die Freiheit opfern muß. Der Gemeinsinn der Sozialisten gestattet dem Einzelnen keine Bestimmung über sich selbst, raubt dem Menschen seine Würde, um die Menschheit nach Massen zu schätzen. Gemeinsinn ist nicht mehr das Ergebniß von rascl Jeden freiem Willen, sondern wird zum Gesetz; der Staat wird zum Zirkus und Gesellschaftsherr, und was Stütze der Freiheit seyn soll, wird zum Werkzeug des Despotismus.

Die persönliche Verantwortlichkeit, welche Jeden anreizet, für sich zu sorgen, schließt die vornehmlichste christliche Tugend, die Brüderlichkeit, nicht aus. Diese hat Großes vollbracht und soll noch Größeres vollbringen. Sie soll die Gemüther zur praktischen Gerechtigkeit hinleiten und vor falschen Schritten bewahren. Die glücklichen Umwälzungen sind durch sie bewirkt und unter göttlichem Beistande beseligt worden. Jetzt soll sie den sozialen Frieden herbeiführen helfen, durch das Zugniß von der guten Gesinnung der reichen und wohlhabenden Klassen gegenüber den arbeitenden. Es ist in unseren Tagen unumgänglich nothwendig, daß der Gedanke an die Verbesserung der Volkszustände im Sinnen und Thun der Reichen und Mächtigen denselben Rang behaupte, wie vor einigen Jahrzehnten die Gründung der Klöster und die Befreiung gebeutigter Orte. Möge denn die Bruderliebst kommen; bei diesem aus religiösem Gefühl, bei jenem aus philosophischer Ueberzeugung; möge sie die Gesellschaft in den niederen und hohen Ständen beherrschen. Soll aber ihr Thun wirksam helfen, das Elend der Bevölkerungen zu bannen, so muß sie vornehmlich dahin trachten, die Spannkraft der Moral zu steigern. Man kann bei unseren jetzigen Zuständen dem Einzelnen kein größeres Heil erweisen, als wenn man sucht, ihm die moralische Energie einzuflößen, welche noththut, um die Verantwortlichkeit für seine Person und Familie würdig zu behaupten. Wer den Menschen hilft, zu dieser Höhe zu strehen, der erweist auch dem Vaterlande mächtigen Dienst.

Ist unsere hier aufgestellte Behauptung, daß Armuth, von welcher Seite man sie auch betrachte, nur durch Wachsthum der moralischen Kraft in allen Klassen der großen menschlichen Gesellschaft gemildert werden kann, eine richtige, so folgt daraus, daß sie nur in dem Maße weichen wird, als das Gebiet der öffentlichen Moralität sich erweitert und jene verdrängt. Wird, wie ich glaube, die Gesellschaft vielleicht bald zu besserem Wohlergehen gelangen, so geschieht dies, weil die Menschen im Allgemeinen mehr beschäftigt sind, die vornehmlichsten Tugenden christlicher Völker auszuüben, als viele unserer Gesetze annehmen. Jeder Fortschritt moralischer Ordnung gewinnt der Gesellschaft neue Siegesphalanx, deren eine die Verbesserung seiner materiellen Zustände ist. Entgegnet man mir, der von mir bezeichnete Weg zur Befreiung von Elend und Dürftigkeit sey ein langsamer, so erwiedere ich, er wird langsam oder schnell seyn, nach Verhältniß des eigenen menschlichen Wollens. Helfen wir einander, so wird Gott uns helfen.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

II.

Geschirrhändler. — Trödler. — Zündhölzchenverkäufer. — Fliegende Buchhändler.

(Schluß.)

Die armen Leute wohnten in einer jener Gassen, die aller frischen Luft beraubt sind und die man in den Vierteln der östlichen Stadt leider nur zu häufig antrifft. In einer elenden Dachstube lag auf einem dürftigen Bett ein bis zum Skelett abgemagerter Greis. Beim ersten Anblick hielt ich dieses unglückliche Geschöpf für todt, aber eine Bewegung seiner Augenlider, als ich die Thür zumachte, ließ mich erkennen, daß es noch lebte. Die Wangen und Schläfe waren eingefallen, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, und die dürren Finger ruhten kraftlos auf dem Deckbett. Auf dem Rande des Bettes saß sein betagtes, mürrisches Weib, man kann sie in Wahrheit so nennen, und gab ihm zu trinken. In einer Ecke saß man einen Korb mit Band, Zwirn, Kämmen, Strehnadeln, Taschenspiegeln, womit die arme Frau kämpfte, um ihren Gatten vor dem Workhouse zu retten. Ich fragte sie, seit wie langer Zeit ihr Mann krank wäre, und sie antwortete mir, daß er seit fünf Wochen im Bett läge, aber schon seit zehn Wochen noch nicht einen Bissen Speise genossen hätte. Es waren Monate vergangen, und der Kranke hatte nichts weiter, als hin und wieder ein wenig Brühe angenommen. „Wir haben zusammen wie die Kinder gelebt", sagte die Alte, „wir haben nie Streit mit einander gehabt. Er liebte den Trunk nicht, weshalb sollten wir uns also streiten? Eines meiner Beine ist kürzer, als das andere, wie Sie sehen; vor einigen Jahren habe ich es mir gebrochen, und ich muß seit an der Krücke gehen. Früher ernährte ich mich vom Waschen; aber man könnte mir fünfhundert Pfd. Sterl. geben, ich vermag nicht mehr am Waschfaß zu stehen, solche Schmerzen habe ich an meinem Bein. Es bleibt nichts Anderes übrig, ich muß fingen. Nachdem ich einen kleinen Kram erlangt hatte, setzte ich mich damit an die Straßenecke. Da bin ich nun schon neun Jahre. Mein Mann verkaufte früher Bleistifte, Büchse, Briefpapier, und wir fristeten unser Leben, so gut es anging. Plötzlich haben wir fast nie essen können, denn wir haben wöchentlich 1 Shill. 9 Pence Miethe zu bezahlen." — „Nun, mein Kind, willst Du noch einen Löffel voll, um Deinen Mund anzufeuchten?" sagte die arme Frau, sich unterbrechend und sich zu ihrem Manne wendend, „da, nimm nur!" und sie flößte ihm einen Löffel voll Zuckerwasser in den Mund. — „Während der letzten Jahre ist er fast immer leidend gewesen, aber er hat, so lange es noch ging, meine Gänge besorgt und mir meinen kleinen Kram eingekauft. Wir halfen uns gegenseitig; er war nicht im Stande zu arbeiten, und ich konnte nicht fasten. Ich habe oft nicht mehr als 6 Pence täglich eingenommen, also vielleicht 2 Pence verdient, und ich kann Sie versichern, daß mein Mann und ich die ganze Woche kaum 3 Shill. verdient haben, von welchen wir 1 Shill. 9 Pence Miethe zahlten und unsere Lebensbedürfnisse bestreiten mußten. An Kleidungsstücken, auch nur nicht davon sprechen, besitze ich nur, was ich auf dem Leibe habe; aber, Gott sey gedankt! ich habe bis jetzt immer meine Miethe bezahlt. — Mein Mann ist so sanft und gut, die Nachbarn können es Ihnen bezeugen. Als er krank wurde, mußte ich meine Wege allein besorgen. Ich habe Niemanden, der mich unterstützt, und es ist schwer, mit meiner Krücke bis Gun-Street zu gehen. Stehen thut mir mein Bein so weh, daß ich gezwungen bin, stundenlang Etwas zu bleiben. Unser Loos ist hart, aber wir beklagen uns nicht: wir danken vielmehr noch dem gütigen Gott für das Wenige, was er uns giebt. Freitag sind es fünf Wochen, daß mein armer Mann sein im Bett liegt; die ersten vierzehn Tage konnte ich ihn allein lassen und noch einige Pence verdienen, aber seit drei Wochen habe ich es nicht übers Herz bringen können, anszugehen. Wenn der liebe Gott mir meinen Mann nimmt, ich weiß es, so geschieht es, um ihm den Frieden des Himmels zu geben, den er wirklich verdient. Ich kannte sein ganzes Leben, er war stets brav und gut. Arme, theure Seele! — Er wird nicht lange mehr bei mir seyn. Sehen Sie ihn an; er ist nur noch ein Gerippe, die Knochen dringen thm durch die Haut." — Ich fragte sie, was ich für sie thun könnte, und der alte Mann zog seine abgemagerten Arme unter der Decke hervor, richtete sich ein wenig in die Höhe und stützte: „Wenn sich eine kleine Stelle in einem Laden für sie fände, das würde ihr Glück seyn." Darauf fiel er, ermüdet von einer so großen Anstrengung, in das Kissen zurück. — Die Frau rückte näher zu mir und sagte leise, daß dieser der Kranke es nicht höre: „Was ihm den meisten Kummer macht, ist, daß ich gezwungen seyn werde, mich um eine Unterstützung an das Kirchspiel zu wenden. Sehen Sie, er ist immer stolz gewesen, und es beträgt ihn außerordentlich, und bis zu einer solchen Stufe des Elends herabgekommen zu sehen, daß wir in unserer großen Noth den einen Schilling, welchen das Kirchspiel uns vor kurzer Zeit gegeben hat, haben annehmen müssen, und dann kann er sich auch gar nicht darüber beruhigen, daß er auf Kosten der Parochie bereigt werden soll, obwohl er einsieht, daß nichts Anderes übrig bleibt. Er ist immer sehr stolz gewesen."

Ich theilte der guten Frau mit, daß ich durch gewisse mildthätige Personen in den Stand gesetzt worden sey, Hülfsbedürftige zu unterstützen, und versprach ihr, dafür zu sorgen, daß fortan weder sie, noch ihr Mann Mangel leiden sollte.

Die flying stationers, die fliegenden Buchhändler, werden in drei Kategorieen eingetheilt: Zuerst die umherziehenden Ausrufer und die, welche einen festen Stand auf der Straße haben; dann die Händler mit langen Liedern, sodann die mit Liederbüchern und endlich die Balladensänger. Es giebt fliegende Buchhändler, welche alle ihre Bauchen mit einemmale beleiden, und diese bezeichnet man mit dem Namen Blätterhändler. Es existiren in London Buchdrucker, die nur für diesen Industriezweig arbeiten; der beträchtliche unter ihnen war noch vor einigen Jahren Jemmy Catnach, der in seinem Geschäft mehr als 10,000 Pfd. Sterl. gewonnen haben soll. Namentlich ist er zur Zeit des Prozesses der Königin Karoline durch den Verkauf großer Blätter, welche die Erzählung des Prozesses enthielten und mit Illustrationen versehen waren, reich geworden. Mit einer jeden derartigen Buchhandlerei steht eine Anzahl von Ausrufern in Verbindung, welche die Nachwerke ausrufen und in dem Kaufgewölbe sich des Gewerbes „die Schule" genannt werden. Die Buchdruckerei von Dials zählt heute gegen achtzig bis hundert solcher Ausrufer. Letztere nun durchstreifen in Trupps die Straßen und verkündigen mit lauter Stimme den Inhalt ihrer Papiere. Die Gegenstände, welche sie gewöhnlich anpreisen, sind Mordthaten, Verführungen, Explosionen, Unglücksfälle, Sterbefälle bekannter Leute, Duelle, Liebesbriefe u. s. w. Die Ausrufer mit fester Stelle haben ihren Kram an irgend einer Straßenecke aufgeschlagen und bleiben so lange da, bis sie von der Polizei vertrieben werden. Sie haben entweder große Bilder als Erklärung zu den Schriften, die sie verkaufen, aufgehängt, oder sie geben mit feierndem Tone irgend eine schreckliche und ergreifende Erklärung ihrer Papiere und Bücher der Publikum zum Besten.

Die Händler mit langen Liedern, welche eine andere Klasse der fliegenden Buchhändler bilden, verkaufen drei Yards (à 1¼ Ellen) volksthümliche Lieder für einen Penny. Die Waare ist gewöhnlich mit Bändern an einen langen Stock befestigt, und der Verkäufer ruft die Titel der verschiedenen Gesänge aus. Dieser Geschäftszweig wirft nur in der schönen Jahrszeit einigen Gewinn ab. Im Winter werden nur Liederbücher verkauft, weil die drei Yards Nagen und Schnee nicht lange aushalten würden. Die letzte Klasse, die Balladensänger, geht durch die Straßen und leiert die Balladen ab, die sie feilbietet.

Unter den fliegenden Buchhändlern figurieren einige seit vielen Jahren in London bekannte Persönlichkeiten. Alle diese Leute gehören zur Kategorie derjenigen Personen, welche man in der Volkssprache „Lobesjäger" nennt; denn sie bezeugen sich, sobald nur eine schreckliche Mordthat zuchbar geworden ist, dieselbe mit allen fürchterlichen Details zur Kenntniß des großen Publikums zu bringen. Diese „vollständigen und wahrhaften Erzählungen" sind dann gewöhnlich häufig erfunden und werden „Bähne" genannt, wir würden sie „Enten" nennen. Die bekannteste ist die Mordthat in Chigwell-Row: „Sie ist noch heutzutage ein Attout, ein Trumpf", sagte ein fliegender Buchhändler zu mir. „Ich brauche blos mit einem Dutzend „Chigwell-Rows" durch die Straßen zu gehen, und ich habe in weniger als einer halben Stunde mein Abendbrod verdient. Ueberhaupt giebt es unter unseren Geschichten welche, die schon ihre zwanzig Jahre im Umlauf sind; die Mordthat Scarborough's

Digitized by Google

zum Beispiel hat beinahe dreißig Jahre ihren Absatz gefunden, ich selbst habe sie oft und lange Zeit ausgerufen. — „Pegsworth" ist auch ein gutes Geschäft gewesen, dabei habe ich viel Geld verdient. Greenacre ist nicht so gut verkauft worden, wie man es nach dem außerordentlichen Verbrechen, das er begangen hat, hätte glauben sollen; aber freilich kam er zu rasch nach „Pegsworth", und das hat ihn um sein ganzes Ansehen gebracht. Zwei Mordthaten rasch hinter einander, sehen Sie, dabei hat Niemand Vortheil. Nach Greenacre hatten wir Wilson Glufon, einen Böswicht, wie man ihn selten erlebt, der eine ganze Familie am hellen Tage ermordete; er ging ganz gut, bis Rush kam und ihn verdrängte. Das Geschäft mit Daniel Good war ausgezeichnet; aber es wurde uns durch die Nachfolgerin der Madame Tussaud verdorben. Diese gute Frau ging nämlich nach Rochampton und gab 2 Pfd. Sterl. für das Mord-Instrument, womit Good seinen Herrn tödtete. Seitdem nun die Aristokratie in dem Schreckenskabinet der Madame Tussaud die wahren Werkzeuge des Verbrechens für Geld sehen konnte, verlieren die Leute die Lust, uns unsere getreue Darstellung der schrecklichen Mordthat abzukaufen. Man hatte viel von Pocker erwartet; aber er ging nicht. Courvoisier hat bessere Geschäfte gemacht; es ist viel davon verkauft worden. Dies war aber nichts im Vergleich zu Blakesley; ich habe sechs Wochen davon gelebt. Die Frau des Verbrechers hat die Schänke „zum Kopf des Königs"; sie ließ am Tage der Hinrichtung ihres Mannes ihren Verkauf ruhig vorgehen. Es war daselbst wie ein Jahrmarkt. Ich bin auch hingegangen und habe vor der Thür eine Masse Blätter verkauft. Ich war der Meinung, daß, wenn sie an diesem Tage ihr Bier ausschenkte, ich wohl auch in der Nähe meinen Handel treiben könnte, ohne mir Gewissensbisse machen zu dürfen."

Dieser Industriezweig ist großen Zufällen unterworfen; man kann jedoch annehmen, daß er wöchentlich einen Verdienst von 8 bis 10 Schill. abwirft.

Der Handel mit Theaterzetteln wird von Männern, Frauen und Kindern betrieben, die im Ganzen das elendste Leben dadurch führen. Auf dem rechten Ufer der Themse allein giebt es wenigstens vierhundert Individuen, welche dieses traurige Gewerbe haben. Im Durchschnitt verdienen sie ungefähr 3 Schill. wöchentlich. Wenn sie ihre Waare auf dem Halse behalten, so ist ihr Verlust groß; sie können dann die Zettel nur als Makulatur verkaufen und erhalten für das Pfund 2 Pence. Weihnachten, Ostern und Pfingsten sind für sie die besten Zeiten. Eine lahme und alte Frau von 68 Jahren, welche seit mehr als zwölf Jahren vor den Thüren der Theater Zettel verkauft, hat mir folgende Aufschlüsse gegeben.

Sie verkaufte anfangs Zettel vor der Thür des Adelphi-Theaters und verdiente hier gegen 4 Schill. wöchentlich. Nachdem das alte Amphitheater abgebrannt war, ging sie nach dem Victoria-Theater, fand sich aber hier schlechter, obgleich der Handel mit Theaterzetteln an diesem Orte ein sehr beträchtlicher ist; es waren der Händler zu viele. Gegenwärtig verdient sie kaum 2 Schill. die Woche. Das Personal, welches Zettel beim Victoria-Theater verkauft, besteht aus 2 alten Frauen, 2 jungen Leuten und 5 oder 6 Kindern. — Alle, die dieses Gewerbe betreiben, haben kein anderes, so viel ich mich davon überzeugen konnte. Sie bekümmern sich wenig um den Inhalt des Zettels, den sie verkaufen; nicht ein Einziger von denjenigen, mit welchen ich gesprochen habe, kannte die Namen der Schauspieler oder der Verfasser der Stücke: — sie konnten alle nicht lesen.

Die Händler mit Hasenfellen sind Leute, welche die Felle der Hasen und Kaninchen von den Domestiken der Reichen oder von den Frauen der begüterteren Handwerker kaufen. In der letzteren Klasse werden, wie man mir versichert hat, heutzutage weit mehr Kaninchen, als früher, gegessen, die man gewöhnlich ohne Fell beim Wildprethändler kauft. Ich habe eine alte Frau kennen gelernt, die seit funfzig Jahren mit Hasenfellen handelt und von Jugend auf durch ihre Aeltern zu diesem Geschäfte angehalten worden ist. Ihr Mann, der sein Alter nicht weiß und verschert, daß er nur ein wenig älter, als seine Frau sey, verkauft seit langer Zeit in den Straßen Lobkuchen. Er war ehemals Vogelsteller und verkaufte auf den Märkten die gefangenen Vögel. Beide sind seit 31 Jahren verheirathet und bewohnen eine kleine Dachstube in einem Hause in Drury-Lane. Es ist nicht gerade unreinlich bei ihnen, doch wird von der Menge von Vögeln, die in Käfigen lustig auf- und niederspringen, gerade nicht der angenehmste Geruch verbreitet. „Ich habe mein ganzes Leben lang Hasenfelle verkauft", sagte zu mir die Frau. „Im Winter bin ich den ganzen Tag auf der Straße, mag das Wetter seyn, wie es wolle, und suche nach Waare umher. Heute habe ich keinen Penny verdient, der Regen ist aber auch zu stark gewesen. Ein schönes Hasenfell bezahle ich mit 2 Pence und verkaufe es gewöhnlich für 2½ Pence wieder. Ich weiß nicht genau zu sagen, wie viel ich wöchentlich dabei verdiene, aber wenn ich des Tages 18 gute Felle kaufe, so habe ich vortreffliche Geschäfte gemacht. Im Sommer verkaufe ich Blumen, und das ist weit einträglicher. Wenn die Blumen vorbei sind, arbeite ich während der Aernote auf dem Felde; aber das dauert nicht lange, und dann muß ich die Kosten der Hin- und Rückreise tragen. Gott sey dank, ich habe keine Kinder; ich habe nur einen Neffen, und dem geht es auch nicht besser, als uns."

Die Blumenverkäufer sind nicht sehr zahlreich und bestehen größtentheils aus jungen Mädchen von 14—20 Jahren. Theils sind es arme Waisen, theils Kinder hinlarmer Aeltern. Die günstigste Zeit für den Blumenverkauf ist natürlich der Frühling und der Sommer. In dieser Zeit kommen die Händler schon früh des Morgens auf den Markt von Covent-Garden, um ihre Einkäufe zu machen. Die Blumen werden nur an Vorübergehende verkauft, ein Verkauf in den Häusern findet selten statt. Die günstigsten Oerter für den Verkauf sind die großen Straßen der reichen Stadtviertel, z. B. Regent-Street, Piccadilly, Pall-Mall u. s. w. Die besten Tage sind Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, d. h. die Markttage. In der Regenzeit ist fast gar kein Geschäft. Im Winter verkaufen die Blumenhändler größtentheils andere Artikel, z. B. Aepfel, Orangen, Band, Bleistifte u. s. w.; ihr Verdienst scheint für den Sommer 5 und für die Wintergeit 2 Schill. 6 Pence wöchentlich zu seyn.

Die Blumenhändler leben fast alle in der größten Unsittlichkeit, und nach dem zu urtheilen, was ich erfahren konnte, muß ich glauben, daß der Blumenhandel meistentheils nur der sehr durchsichtige Deckmantel für einen ganz anderen Handel ist.

Die mudlarks, Schlamm- oder Schmutz-Lerchen, sind Knaben, welche zur Ebbezeit die Ufer der Themse durchwühlen, um Kohlen- oder Eisenstücke, Tauenden, Knochen, eiserne oder kupferne Nägel, die zuweilen von den zur Ausbesserung am Ufer sich befindenden Schiffen herabfallen, zu sammeln. Sie sind dieweilen schon sehr früh, mitunter aber nur Nachmittags bei der Arbeit, je nachdem die Ebbe eintritt. Sie arbeiten gewöhnlich sieben bis acht Stunden täglich. Mein Gewährsmann, ein aufgeweckter Junge, erzählte mir, daß er nur deshalb sich auf dieses Gewerbe gelegt habe, weil er zu schlecht gekleidet sey, um etwas Anderes zu unternehmen. In der That, faß alle diese „Lerchen" sind paterlos, und ihre Mütter sind zu arm, als daß sie ihnen auch nur einige Kleider anschaffen könnten. Der mudlark, von welchem ich spreche, arbeitet alle Tage mit zwanzig oder dreißig oben so armer Jungen, wie er ist; man kann sie mit aufgestreiften Hosen bis an die Knie im Wasser waten sehen, wie auch die Jahreszeit seyn mag, und sie können von Glück sagen, wenn sie sich nicht an einem Glasscherben oder Nagel verwunden. Die gefammelten Kohlenstückchen werden an die Armen der Nachbarschaft verkauft, ungefähr vierzehn Pfund für einen Penny. Für fünf Pfund alten Eisens giebt es einen Penny, für drei Pfund Knochen einen Penny, für das Pfund Tauenden, wenn sie naß sind, einen halben, wenn sie aber trocken sind, einen Penny. Am besten werden die kupfernen Nägel bezahlt, der mudlark bekömmt für das Pfund vier Pence; sie werden aber nicht so häufig gefunden, denn man gestattet es den Jungen nicht, den in der Ausbesserung begriffenen Fahrzeugen zu nahe zu kommen. Erst nach Absahrt der Schiffe kann der mudlark hoffen, einige kupferne Nägel an dem Arbeitsorte zu finden. Zuweilen finden die „Schlammlerchen" auch Handwerkszeug, als: Sägen, Hämmer, Beile u. dgl. Diese Sachen vertauschen sie an die Seeleute gegen Schiffszwieback und Fleisch, oder sie verkaufen dieselben bei dem Eisenkrämer. Je nach den Zufällen des Lages verdienen sie drittehalb bis acht Pence; im Durchschnitt jedoch verdienen sie nicht mehr, als drei Pence täglich. Wenn sie mit ihrer Arbeit im Wasser fertig sind, so bringen sie ihre Toilette, so gut als möglich, in Ordnung, vertauschen dann die gefundenen Sachen und verrichten nebenbei allerlei kleine Dienste, sie halten entweder Pferde, öffnen Kutschenschläge oder besorgen Aufträge, die man ihnen giebt. Abends gehen faß alle in die sogenannte „Kumpenschule". Der Junge, für den ich mich interessire, ernährt mit seiner Schwester eine kranke Mutter; das kleine Mädchen verkauft Blüthe. Der arme kleine Teufel ist fünf Schill. Miethe schuldig; er hat einen Rock und ein Paar Schuhe für eine Summe von vier Schill. beim Pfandleiher versetzt, und er meint, daß, wenn er diese Kleidungsstücke hätte, er eine einträgliche Beschäftigung finden könnte.

Mannigfaltiges.

— Die Parlamentsgebäude. Die während der letzten Session eingestellten Arbeiten an den neuen Parlamentsgebäuden sind jetzt wieder aufgenommen worden und werden mit Thätigkeit fortgesetzt. Im Oberhause sind die Künstler mit den noch unvollendeten historischen Malereien beschäftigt. In dem Sitzungssaal des Unterhauses nimmt man die nöthig befundenen akustischen Verbesserungen vor. Die St. Stephonsthorte oder der Eingang zum Unterhause ist ganz fertig; man gelangt zu ihr auf einer großartigen Treppe, die sich in ihrer ganzen Breite funfzig Fuß in das Innere der Westminsterhalle hineinzieht. Die Restauration des prächtigen Daches und des inneren Theils der Halle ist schon begonnen, die Pforkstale und Statuen des „königlichen Einganges" im Victoria-Thurm sind vollendet, und man glaubt, daß, sobald die Königin das Parlament wieder in Person eröffnet, sie sich durch diesen Eingang dahin verfügen wird.

— Ein Denkmal für Columbus. Endlich denkt man daran, dem berühmten Genueser ein Denkmal in dem Lande zu errichten, für welches er „eine neue Welt fand." Den ersten Anstoß dazu haben zwei Männer gegeben, die in Spanien als Literaten und als freisinnige Politiker gleich vortheilhaft bekannt sind: wir meinen die Herren Martinez de la Rosa und Salvador Bermudez. Die von ihnen in Vorschlag gebrachte Subscription findet bei allen Klassen die lebhafteste Theilnahme. Das Monument wird von kolossaler Größe seyn, und man hat eine äußerst passende Lokalität dafür ausgewählt, nämlich eine Anhöhe bei Palos de Moguer, dem Kloster St. Anna gegenüber, von wo aus Columbus seine erste Entdeckungsreise antrat. Dem vorläufigen Plane zufolge soll es aus einer zwanzig Fuß hohen Statue bestehen, von Gruppen umgeben, die ein Piedestal von vierzig Fuß im Umfange bilden, und bei der Ausführung sollen auch ausländische Künstler konkurriren dürfen. Die Kosten werden auf etwa 150,000 Thaler angeschlagen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Buchhandlungen angenommen werden.

Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen nehmen an jede deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 28, und bei Leop. Lassar, Briefstraße Nr. 51), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Donnerstag den 31. Oktober 1850.

England.

Die Einheit des Menschengeschlechtes.*)

Das menschliche Geschlecht macht keine Ausnahme rücksichtlich der allgemeinen Mannigfaltigkeit der Natur, denn der Mensch besitzt, je nach seinem Wohnsitz, verschiedenartige geistige und körperliche Eigenschaften. Die äußersten Stufen moralischer Vollkommenheit und thierischer Erniedrigung finden sich bei dem Europäer und dem Buschmann; der Neger ist der vollendete Typus der physischen Form, während der Australier jeder Schönheit entbehrt. In Bezug auf die Farbe theilt sich die menschliche Familie in Schwarze, Rothe, Gelbe und Weiße, mit ihren verschiedenen Mittelabstufungen. Mit all' diesen und in hieraus entspringenden anderen Verschiedenheiten und Bestimmungen hat es bekanntlich die Ethnologie zu thun. Sie ist eine der umfassendsten Wissenschaften und nimmt gleichzeitig die Forschungen des Anatomen, des Geschichtschreibers, des Reisenden und des Philologen in Anspruch. Bei einer so ungeheuer ausgedehnten Wissenschaft ist man genöthigt, einen einzigen Punkt auszuwählen; wir werden diesesbe hier vorzugsweise in ihrer Beziehung zur Theologie betrachten, und jedoch dabei nur auf die allgemeinen Resultate beschränken.

Die Einheit und die Ungeschichte des Menschengeschlechtes gehören zu unmittelbaren und wesentlichen Gegenständen der ethnographischen Forschungen. Es handelt sich darum, zu untersuchen, ob ihre Ergebnisse mit den Erzählungen der heiligen Schrift übereinstimmen oder nicht.

Die erste Frage, welche der Entscheidung anheimfällt, ist die: gehören die verschiedenfarbigen Menschen, welche die Erde bevölkern, zu einer einzigen und einer und derselben Gattung? Aus der ungeheuren Verschiedenheit der Körperbildung und des Teints, die man unter den Völkern bemerkt, hat eine oberflächliche Beobachtung auf eine Verschiedenheit des Ursprunges geschlossen; man hat diese Verschiedenheiten als permanent an und folgerte hieraus die ursprüngliche Getrenntheit der Racen. Wir jedoch, wir leugnen das feste und stets gleiche Verhalten der physischen Charaktere und demgemäß auch die Pluralität der Stämme.

Daß die organischen Eigenthümlichkeiten der Menschen von den äußeren Umständen abhängen und deshalb veränderlich sind, läßt sich leicht beweisen. Man hat gewöhnlich drei Theile des Körpers als Vergleichungspunkte hervorgehoben: den Schädel, das Haar und die Haut, und mit Recht, denn die Grundverschiedenheiten sind in diesen Theilen besonders stark angedeutet. Dr. Prichard hat alle Verschiedenheiten des menschlichen Schädels unter drei Hauptgattungen gebracht: die ovalen, die pyramidalen und prognathen Schädel. Der ovale Typus hat stets die civilisirten Völker charakterisirt. Der beiweberische Apollo und die griechischen Statuen, die Köpfe der siegreichen Römer und der gefangenen Juden auf dem Triumphbogen des Titus weisen diese Form auf; die bewohner der Städte und die festhaften Bebauer des Bodens haben größtentheils dieselbe Bildung. Die beste Art, diese elliptische Gestaltung zu erkennen und darzuthun, ist die, daß man den Schädel in seiner vertikalen Anordnung von oben herab betrachtet; sie rührt von dem Mangel des Vorspringens der innladen und der Jochbeinbogen her. Der pyramidale Schädel, bei den Menschen mit breitem, rhombenförmigem Gesicht, kömmt von dem seitwärtsgehenden Vorsprung der Jochbeinbogen, der Art, daß zwei Linien von unten nach oben, welche über die Jochbeine und über die Schläfe laufen, mit der Basis ein Dreieck bilden. Es ist dies der Typus der Nomadenvölker; man findet ihn bei den Wanderstämmen des östlichen Asiens, Amerika's und des malayischpolynesischen Inselmeeres. Der prognathe Typus ist der des Negerschädels; er entsteht, wie es auch schon der Name andeutet, aus der Verlängerung des Backenknochens und der unteren Kinnlade, wodurch er sich sehr dem des Affen nähert; die Stirn tritt zurück, während sich der Hinterkopf vergrößert. Diese Form herrscht bei den afrikanischen Stämmen.

Diese kraniologische Eintheilung entspricht größtentheils der geographischen eintheilung Cuvier's. Er hat die Meinung sanctionirt, daß die verschiedenen Menschenstämme aus drei Gebirgsketten hervorgingen. Es sind dies der Kaukasus in Europa, der Altai in Hochasien und der Atlas in Afrika; eine thümliche Idee, welche von der reinen Speculation und von der Mythologie ins eben gerufen wurde. Die Tradition dagegen, welche die Wiege des Menschen ein durch Flüsse bewässertes Thalland versetzt, beruht auf einer weit höheren unterlage. Alle irgend berühmten Völkerschaften bewohnten die Ufer oder die Mündung von Flüssen. Auf großen Ebenen oder in Thälern und nicht auf Bergabhängen haben die ersten Menschen gewohnt; als der semitische Stamm das Hirtenleben aufgab, bewohnte er die prachtvollen Städte Ninive und Babylon, welche eben in der Nähe großer Ströme erbaut waren. Die Nachkommen Ham's, die sich am Nil niederließen, gründeten die hieroglyphische Literatur Aegyptens; und in gleicher Weise verbreitete sich in fruchtbaren Ebenen durch Japhet's Nachkommenschaft das vollkommenere Communicationsmittel, welches bereitet die Muttersprache Europa's werden sollte.

Wir wollen uns jedoch unter fortwährender Abweisung der irrthümlichen Ansichten, aus denen diese Eintheilung entstanden ist, der Bequemlichkeit halber der Namen Kaukasier, Mongolen und Aethiopiern bedienen, um die verschiedenen Racen zu bezeichnen, die man als vom Kaukasus, vom Altai und vom Atlas entsprungen annimmt. Wir betrachten also die beiden Eintheilungen, die geographische und kraniologische, als vollkommen und genau mit einander correspondirend und gleichlaufend, und wir werden ohne Unterschied bald von der kaukasischen Race, bald von der mit ovalem Schädel — bald von der mongolischen, bald von der mit pyramidalem Schädel u. s. w. sprechen. Uebrigens haben diese Unterscheidungen nichts Schroffes und Bestimmtes; denn man findet in der That oft bei einem und demselben Stamme verschiedene Schädeltypen und ihre mannigfachen Mittelstufen. So z. B. sind unter der kaukasischen Race, wiewohl ihr im Allgemeinen der ovale Schädel angehört, auch die pyramidalen und die diesem sich nähernden Schädel nicht allzu selten. Aehnlich verhält es sich bei den Mongolen und Aethiopiern. Die eingebornen Amerikaner (Mongolen von Ursprung) haben keine bestimmt charakteristische Schädelbildung, obgleich die pyramidale bei ihnen vorzuherrschen scheint. Im malayischen Archipelagus und in Polynesien ist der pyramidale und prognathe Typus fast gleich vertheilt, hier und da mit einer bestimmten Hinneigung zur elliptischen Form; und doch gehören die Einwohner jener Gegenden zum mongolischen Stamm. Afrika hat prognathe Schädel im Westen, pyramidale im Süden und einige dem Oval sich nähernde Bildungen im Norden und im Osten; und doch herrscht hier fast durchgehends die äthiopische Race. Die Schädelbildung ist so mannigfach und wandelbar, daß die Hypothese von drei oder auch gar von dreißig Urstämmen sie nicht zu erschöpfen, nicht alle ihre Verschiedenheiten zu umfassen vermöchte. Wenn diese fast unzählbaren Formarten das unwandelbare Erbtheil der Urzeiten sind, dann müßten wir viele Hunderte von Urältern paaren annehmen.

Eine solche Voraussetzung ist nicht nur absurd, sondern auch handgreiflich unhaltbar; denn die äußeren Umstände können den Schädel sehr modificiren und demgemäß die Mannigfaltigkeit der Form erklären. Gleicherweise setzt diese Betrachtung sowohl die Fortdauer eines besonderen Typus, als auch die stufenweisen Uebergänge von einem Typus zum anderen hinlänglich ins Licht. So z. B. unterscheiden sich die Türken Europa's und des westlichen Asiens ganz beträchtlich von denen des östlichen Asiens; denn sie haben den ovalen Schädel, und die anderen, meistens Nomaden, den pyramidalen. Nun ist es doch ihren gemeinsamen Charakter und durch ihre Geschichte, die sie aus dem Norden Asiens kommen läßt, bewiesen, daß sie einer und derselben Nation angehören. Sie waren ursprünglich Mongolen und hatten den pyramidalen Schädel. Was also hat die abendländischen Türken der Art umgestaltet? Nicht die Vermischung mit den Georgiern und Circassiern, die sie besiegt hatten; denn nur sehr wenige Weiber dieses Stammes konnten in ihre Serails eingeführt werden, und die Feindschaft des Krieges und des Halbmondes war ein unüberwindliches Ehehinderniß. Die Veränderung kann daher nur dem Einflusse des Ueberhandnehmens jener Bedingungen und Umstände zugeschrieben werden, die man unter dem allgemeinen Ausdruck Civilisation zusammenfaßt.

Der ungarische Adel wird als ein sehr schöner Menschenschlag, der den ovalen Schädel hat, hervorgehoben. Welches Ursprunges aber ist er? Vor zehn Jahrhunderten bewohnten die Magyaren, ihre Vorfahren, ein Zweig der mongolischen Familie, das große Ungarn in der Nachbarschaft des Uralgebirges. Durch die siegreichen Türken nach Westen und Süden gedrängt, besiegten sie die Slaven und ließen sich in den fruchtbaren Ebenen der Donau nieder. Die Vermischung der Stämme kann die Veränderung, die sie erlitten, nicht weiter erklären; denn die neu heute zwischen den Magyaren und Slaven bestehende Feindseligkeit hemmte jede Annäherung. Die Civilisation allein ist die Ursache dieser Veränderung.

Der Neger- oder prognathe Typus, den man sich am permanentesten und demgemäß der Letzte von der Veränderlichkeit am meisten widersprechend denkt, ist im Gegentheil eine Bestätigung unseres Satzes. Im mittleren und östlichen Afrika hat der Muhammedanismus den Typus des Schädels höher entwickelt, während die Hottentotten des Südens ganz erbärmlich den Norde-

*) Nach der British Quarterly Review.

Digitized by Google

Asiaten gleichen, und zwar in Folge der Aehnlichkeit ihrer physischen Verhältnisse. Es sind dies Beispiele, nicht nur von der Veränderung, sondern auch vom Uebergange eines niederen Typus in einen höheren.

Noch bezeichnender ist das Zurückfinken eines höheren Typus in einen niederen, weil es gewöhnlich plötzlicher und schroffer ist. Einige Indianer in Amerika sind die entarteten Nachkommen der civilisirten Peruaner und Mexikaner (Siehe: „Crania americana", von Morton). Der Dr. Martins schließt, „daß die Eingebornen der neuen Welt sich nicht in einem Zustande ursprünglicher Barbarei befinden, sondern daß sie die letzten Ueberbleibsel eines alten sehr civilisirten Volkes sind." Neuere Untersuchungen haben diese Ansicht bestätigt. Die Reste von Architektur und Skulptur, welche sich in Mexiko, Yucatan, Chiapa u. s. w. vorfinden, und namentlich die heute in Amerika noch vorhandene Sprache sind deutliche Beweise einer alten geistigen und sittlichen Kultur und einer ehemals höheren gesellschaftlichen Entwicklung. Auch die Schädel der gegenwärtigen Einwohner zeigen, im Vergleich mit denen ihrer Vorfahren, die man noch in den Gräbern entdeckt, die Verästerung aus einem höheren Typus. Aufserdem waren die Länder der Malayen, ferner Australien und Polynesien von mongolischen Auswanderern bewohnt; aber alle diese Stämme haben die Form des pyramidalen Schädels so vollständig verloren und ihre Schädel sind der Art in prognathe entartet, daß der Dr. Prichard ihnen, von ihrer Aehnlichkeit mit den wirklichen Afrikanern betroffen, den Namen „Pelagische Neger" gab. Ein näheres Beispiel der Degeneration ist folgendes: Man stieß in dem Dublin University-Magazine (Bd. XLVIII.), daß die Einwohner einiger Distrikte von Leinster, Sligo und Mayo höchstens fünf bis sechs und zwei Zoll (italienischen Maßes) groß sind, einen dicken Bauch und eine runde Brust haben und wahren Mißgeburten gleichen; besonders merkwürdig sind sie wegen der Verlängerung und Breite ihres Mundes, indem ihre Zähne und das Zahnfleisch vorstehen und undeckt sind, ihre Backenknochen hervortreten und ihre Nase eingedrückt ist: die Barbaren ist ihnen aufs Gesicht geschrieben. Nun aber sind diese Leute die Nachkommen der eingebornen Irländer, welche vor zweihundert Jahren und Mehrerlei von dem Süden der Grafschaft Down von den Engländern vertrieb wurden. In diesen kurzen Zeitabschnitte haben sie das bekannten Ursachen das prognathen Typus angenommen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Antheil der Bevölkerung unserer großen Städte. Das Elend und die Unwissenheit mit ihrem Gefolge, dem Laster und Verbrechen, haben, indem sie diese Parias der Gesellschaft moralisch herabwürdigten, ihre Spuren von Geschlecht zu Geschlecht immer deutlicher den Gliedern des Unglücklichen eingeprägt. Das letztere jedoch und andere ihnen analoge Naturen sich auf der Leiter der Humanität moralisch und physisch erheben können, darüber bergen wir nicht den mindesten Zweifel.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die protestantischen Diakonissinnen in Paris.

(Schluß.)

Außer der Diakonissinnen-Anstalt zu Paris besitzt Frankreich noch eine zu Straßburg, welche im Oktober 1842 errichtet wurde. Diese Stiftung hat in gewissem Sinne schon seit 1837, wo ihre Mitglieder sich der Armenkrankenpflege widmeten, ohne deshalb ihren Familien und dem geselligen Leben zu entsagen; 1845 gehörten dazu fünfundzwanzig Schwestern, eine Superiorin und drei Vorsteherinnen, deren jede eine Abtheilung leitete; acht dienende Schwestern, zwei Gehülfinnen und zehn Novizen, welche nur beim Unterricht und der physischen Pflege beschäftigt werden. Im Ganzen hat die Einrichtung dieser Anstalt einen weltlicheren Charakter, als die zu Paris.

Auch in der Schweiz giebt es mehrere solcher Verbindungen. Eine zu Echallens im Waadtlande, eine zu Bendry in Neuchatel und noch einige andere. Die zu Echallens, welche erst kürzlich der von Straßburg nachgebildet worden, ist die kleinste und beschränkt sich auf Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Alles aber, was wir von ihr wissen, zeugt von einem ausgezeichneten Geist schlichten, lebendigen, redlichen Glaubens, einem Geiste aufgeklärter Mildthätigkeit.

Diese Anstalt wird von sechzehn Schwestern bedient, welchen der Stifter folgende Pflichten auferlegt. 1) Sorge für Kranke in ihren eigenen Wohnungen, eine Bestimmung, deren Wichtigkeit sich besonders bei Epidemieen kundgiebt. Die Anstalt kann in solchen Zeiten den Anforderungen von außen her nicht genügen; und obwohl der Director die Kranken lieber innerhalb derselben aufnimmt, ist doch eine der Sache für diese Abtheilung bestimmten Schwestern stets bereit, dem Rufe derer zu folgen, welche nach ihr begehren. 2) Die Sorge für Kranke, welche in den seit einigen Jahren in der Schweiz so häufigen milden Privatkrankungen oder auf Kosten solcher Stiftungen verpflegt werden. Fünf solcher Stiftungen und eine sechste zu Lyon für protestantische Kranke beschäftigen sieben Diakonissinnen. 3) Den drei jüngsten Schwestern sind die öffentlichen Hospitäler übertragen. Ein Bericht über Echallens sagt, eine doppelte und dreifache Zahl Diakonissinnen würde Beschäftigung finden, und obwohl in einer gemischten Gemeinde und nahe bei einem Kantonshospital gelegen, vermöge doch die Anstalt nicht allen an sie gestellten Bitten um Aushülfe zu genügen. Die Statuten sind denen von Straßburg und Paris gleich. Vorsteher sind ein würdiger Geistlicher, Herr Germond, und dessen fromme Frau. Die Lagesordnung ist sehr einfach. Im Sommer stehen die Schwestern um fünf, im Winter um sechs Uhr auf. Haben sie ihre Privatandacht verrichtet, so versorgen sie die Kranken und ordnen ihre Zimmer. Ist hierauf das Frühstück genossen, so versammelt man sich zu gemeinsamem Gebet. Mittheilschaftliche Besorgungen, Handarbeiten, geistige und leibliche Stärkung der Leidenden wechseln den Tag über bis Abend 9 Uhr, wo man sich schlafen legt. Es ist ein höchst seltener Fall, daß die Verpflegten sich nicht dankbar zeigen für die Sorgfalt, deren sie genießen; sie streben hülfreich zu sein, sobald ihre Genesung beginnt, und ausgeschieden, unterhalten sie schriftlichen und persönlichen Verkehr mit den Schwestern.

Die älteste und bedeutendste Diakonissinnen-Anstalt ist die zu Kaiserswerth am Rhein, die der ehrwürdige Fliedner 1833 stiftete. Sie war anfangs, gleich der zu Paris, nur eine Zufluchtsstätte für ledige Frauen und gelangte erst später zu ihrer jetzigen Wirksamkeit und Ausdehnung. Sie zählt hundertundeine Schwester, siebenundsechzig Diakonissinnen und vierundzwanzig Novizen, welche in den öffentlichen Stiftungen, in den Gemeindebezirken, in Privathäusern und in den verschiedenen Abtheilungen des Mutterhauses Dienst thun. Der ersteren sind fünfundvierzig, welche in den Spitälern und Waisenhäusern in Berlin, Elberfeld, Frankfurt a. M., Dresden und anderen Orten thätig sind. Gemeinde-Diakonissinnen hatte die Anstalt im Jahre 1848 nur sechs zu Kleve, Neuwied und Unterbarmen. Zunächst bis zwanzig thaten Dienst in Privatwohnungen. Die übrigen, etwa ein Drittel der ganzen Zahl, beschäftigten unablässig das Waisenhaus, die Normalschule und das Mutterhaus zu Kaiserswerth. Der Sorge dieser Schwestern ist die Errichtung einer neuen Diakonissinnen-Anstalt in Berlin übertragen.*)

*) Die Diakonissinnen-Anstalt Bethanien, deren der obige, einem französischen Journal entnommene Bericht hier erwähnt, besteht seit nunmehr drei Jahren. Se. Majestät der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., fühlte sich durch die zu Kaiserswerth errichtete Anstalt zur Ausbildung von Krankenwärterinnen bewogen, ein solches Institut auch für Berlin ins Leben zu rufen, und wollte ihm die möglichste Ausdehnung geben, damit zugleich dem Bedürfniß verwandter Krankenhäuser abgeholfen werde. Er lieh zu diesem Zwecke verschiedene Grundstücke, 27 Morgen 43 Ruthen groß, für 113,740 Thlr. auf dem Köpnicker Felde ankaufen, mit der Bestimmung, daß man dort das Krankenhaus sammt Küche und sonstigen nöthigen Baulichkeiten aufführe und die dazu gehörigen Gärten einrichte.

Der von Sr. Majestät zu diesem Anlage gewidmete Baufond war auf 80,000 Thlr. berechnet, betrug jedoch nachmalst 470,000 Thlr., von denen 440,000 auf die Bauten verwendet und 30,000 für das Inventarium bestimmt wurden; von letzterer Summe sind jedoch erst 14,000 verausgabt. Die Schenkungsurkunde Sr. Majestät wurde mit anderen auf den Bau bezüglichen Dingen am 24. Juni 1845 feierlich in den Grundstein niedergelegt, welcher sich unter dem Mittelpfeiler der Chorseite der dem Altar befindet. Der Bau ging rasch fort, so daß bereits im nächsten Frühjahre 1847 die Anstalt schon am 16. Oktober 1847 in Gegenwart Sr. Majestät eingeweiht und der Oberin des Hauses, Fräulein Marianne v. Rappan, übergeben werden konnte.

Dem Plane gemäß, sollten 300 Betten in der Anstalt Platz finden. Für den Unterhalt von hundert meistes steht der König aufmüthig, 10,500 Thlr. jährlich aus Staatsfonds zu zahlen, in der Erwartung, daß die städtischen Behörden und auch Privatpersonen allmälig mehr Betten stiften würden. Einer solchen Erweiterung waren die bei Eröffnung der Anstalt eingerichteten Lokalitäten nicht geeignet, und man sah sich in genöthigter Unterordnung nur langsam vorgehen, da es sich gleichmäßig an Zutaten aus sich stets erneuerten und von außen durch verschiedenartige Mittel und Quellen geflossen werden muß. Es hielt schon die ersten Jahre, bei der anfänglichen Zahl von hundert Betten. Jetzt wird ein neuer Saal eingerichtet, und steht zu erwarten, daß dies im Laufe der Zeit bei noch mehreren geschehen werde.

Ein Bericht über die Einrichtung der Anstalt und die drei getroffenen Gesetze, mit einer genauen Schilderung der durch sinnigen Plan erdachten Baulichkeiten, ist jüngst bei Karl Reimarus (Hofbuchhandlung und Buchdruckerei) in Berlin erschienen. Wir können indessen nicht umhin, hier einige Worte über das in letzterer Schönheit und Zweckmäßigkeit ausgeführte Gebäude zu sagen.

Die im Mittelraum befindliche Kirche und Küche und die dort angebrachten Treppen und Thüre trennen das Gebäude in zwei Hälften, von denen die eine den männlichen, die andere den weiblichen Kranken angewiesen ist. Die beiden geräumigen, zur Verpflegung der Kranken bestimmten Zimmer und Säle, hierzu an der Zahl, kommt den dazu gehörigen Wärterzimmern, sind in den beiden oberen Geschossen. Nur die Kinder, die im Winter eben dort ihre Räume haben, sind im Sommer wegen der Nähe des Gartens im Erdgeschoß. In diesem Erdgeschoß ist die Wohnung der Oberin, ist die Apotheke mit dazu gehörigen Arbeitszimmern und andern Räumlichkeiten, sind die Wohnungen des Apothekers, der Verwalter, Maschinisten, Hausknechte und Mägde und die Bäckerei der Kasserdraume. Im Kellergeschoß ist die Küche sammt den verschiedenen Vorrathskammern und die Waschküche mit Wasch- und Bügelräumen. — Die für den Bericht nothwendigen, durch große Zahlen bei einander, jede für sich klar stehenden, genaueren Verhältnisse sind durch alle Etagen des Gebäudes an den Zimmern und Sälen hin, sind so sicher, wie zweckdienlich zur Erhaltung reiner Luft, und werden im Winter durch Dampfröhren erwärmt. Auch an den vielen in der Küche befindlichen, gänzend blanken Gefäßen sind Dampfröhren gelegt, indem die Speisen, welche man dort kocht, durch zirkulirenden Dampf gar gemacht werden. Eine Garnitur, zu der Anstalt gehörige Dampfröhren, welche diese Röhren speist, klemt zugleich, das die Wäsche, Betten und sonstige Zeuche mittelst Wasser zu reinigen.

Die tüchtige, welche sich hier bei den großen, einem guten Krankenhause vorzuwendigen und bekannten Einrichtungen handhabt, anderen sich bis die dem geringsten Einzelheiten, so daß man das gelungene Ganze, freundlich und behaglich anheimelnde Gebäude mit dem Gefühl durchschreitet, die sey mit verständiger, klarer Kenntniß, mit aufmerksamer, mitleidsvoller Sorgfalt und mit einer Freudigkeit, welche nur die Sache im Auge hatte, den Leidenden und Kranken ein Unterkommen bereitet, welches allen Anforderungen, die an eine solche Anstalt gemacht werden können, nicht nur entspricht, sondern sie weit übertrifft.

Zum Gebäude zu Gitten des großen Gartenlandes, der in Südostlage für drei Familien eingerichtet; das eine ist für den Arzt und die Hausfrau, das andere für den Prediger, den Küster und Verwalter der Anstalt bestimmt.

In jeder dieser Wohnungen gehört ein Garten, die sich an die Grundstücke der Anstalt. Mieten, Scheidung und Hainen, anschließen, welche, ihre zum Theil noch in der Anlage begriffen, erst mit der Zeit allen Wünschen und Bedürfnissen entsprechen können. Eisbeine und die reizendsten Wirthschaftsgebäude fehlen nicht.

Die Anstalt steht unter dem Protektorat des Königs. Die Oberaufsichtsbehörde des Staates versteht der Minister des geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. Die nächste Aufsicht führt, unter königlichem Protektorat, das Kuratorium der Anstalt, welcher dem Obenstehenden aus fünf männlichen und drei weiblichen Gliedern, welche periodisch erneut werden, und aus den sesshaften, der Oberin, so wie dem Prediger der Anstalt und dem Pastor Fliedner in Kaiserswerth.

Die Probeschwestern haben freien Unterhalt und nur für ihre Kleidung zu sorgen, die ihnen, wenn sie länger als ein Jahr lernen, nach Bedürfniß auch frei geliefert wird. Die übrigen Bedingungen der Aufnahme für sie, so wie die hinsichtlich der Diakonissinnen, und die Pflichten, deren Erfüllung von beiden gefordert wird, sind denen in den oben von uns angeführten Anstalten so ähnlich, daß sie nicht wiederholt, hier etwas Näheres über solchen Gegenstand zu sagen; um so mehr, als die anfangs gesteckten Statuten fortwährende Aenderungen ausdrücklich gestatten und, wie wir hören, bei der noch im Wachsen und in ihrer innern Entwickelung begriffenen Anstalt auch fordern.

Digitized by Google

Eine neue, bedeutsame Thätigkeit der deutschen Diakonissinnen ist die seelsorgende. Sie ist eine Rückkehr zu der Thätigkeit der ersten christlichen Diakonissinnen. Die Gemeindeschwestern müssen die Armen und Kranken in ihren Häusern besuchen, ihnen so viel als möglich Arbeit und Kleidung verschaffen, selbst für sie arbeiten, den armen Kindern, einzeln oder zu Schulen vereint, Näh- und Strickunterricht geben und über die Wirken den Geistlichen des Ortes, so wie der Gesellschaft mithätiger Frauen, Rechenschaft ablegen, wo eine solche besteht. Dies bindet sie jedoch an kein bestimmtes Kirchspiel, und wir wollen hier zu besserem Verständniß Einiges über ihre seltenen Leistungen mittheilen.

Ein epidemisches Nervenfieber hatte sich in den Gemeinden von Duisburg und zweien benachbarten Dörfern verbreitet. Besonders heftig war es in einer Gemeinde, einem Dorfe von 130 Seelen, welches, vereinzelt gelegen, ohne Doktor, ohne Medikamente, sich ganz selbst überlassen war, da auch der Pfarrer zu einer höheren Stelle befördert und noch kein Anderer für ihn eingetreten war. Drei Schwestern eilten mit ihrer Vorsteherin, der Frau des ehemaligen Predigers, und einem Dienstmädchen nach dem heimgesuchten Orte, von wo geflüchtet war, wer fliehen konnte. Sie fanden zwanzig bis fünfundzwanzig Kranke. In einer Hütte eine Mutter mit vier Kindern, in einer anderen vier Sterbende; alle auf Stroh oder Ehri erregenden Betten, im kläglichsten Zustande, fast ohne Nahrung. Die Schwestern eilten, die Hütten der Kranken zu lüften, ihre Wäsche zu waschen und für sie zu kochen. Sie wachten, wo es noththat, die Nächte bei ihnen und hatten die Befriedigung, daß nach ihrer Ankunft nur vier der Zöberbefallenen starben und nur drei Wochen Alle sich in voller Genesung befanden. In der anderen Dorfgemeinde waren acht Glieder einer Familie erkrankt, und eine einzige Diakonissin hat unter ihrer Pflege Alle in drei Wochen hergestellt.

In dem Spital zu Kaiserswerth sind von 1845 bis 1846 fünfhundertachtundfunfzig Kranke aufgenommen worden, meist Männer, Protestanten, Katholiken und Juden, und nur sechzehn davon gestorben. Auch dort, wie in Paris, hat man erkannt, wie günstig gesunde Luft und Nahrung auf skrophulöse Kinder wirken. Man verbergt dort jährlich etwa hundert, hat für die Genesenden eine Schule, die sie sehr gern besuchen, und unterrichtet überdies Knaben wie Mädchen in passenden Handarbeiten. Auch die alten Leute werden mit Erfolg nach Maßgabe ihrer Kräfte beschäftigt.

In Kaiserswerth bildet der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern und Geschenken für Kranke und Arme einen Abschnitt, der den Gebenden wie den Empfangenden zur besonderen Freude und religiösen Erbauung dient.

Die Rettungshäuse für Lehrerinnen zu Kaiserswerth, von denen jährlich funfzig ausgesandt werden, entsprecht im Vergleich zu den Anstalten, von denen wir vorn redeten, nicht dem, was man bei ihrer Anstehung erwarten sollte. Die Schule für Kinder hat nur vierzig Zöglinge; von den hundert kranken Kindern besuchen nur wenige die Schule, und das Hospital für Waisen zählt nur zwanzig Pensionärinnen. Man scheint vorzugsweise theoretischen Unterricht ertheilen zu wollen, da die Lernzeit für die Lehrerinnen der Kinderschule nicht über vier Monate und für die Elementarschule nicht über ein Jahr dauert.

Das Waisenhaus ist für hinterlassene Kinder von Geistlichen und Lehrern und von ausgesandten Missionären bestimmt. Der große, zum Mutterhause gehörige Länderreibefy umfaßt mehrere Gärten, einen Tiefekler, eine Bäckerei, ein Laboratorium, Bäder am Rhein, zwei große Bäscherein, eine Milchkammer von vier Kühen ꝛc. und nährt täglich dreihundert Personen. Seine Revenüen betragen 17,303 Thlr.

Wir haben oben erwähnt, daß aus der Anstalt zu Kaiserswerth ähnliche in Berlin, Dresden und anderen Orten Deutschlands hervorgegangen sind, außerdem aber haben sich Schwestern von dort nach der protestantischen Schweiz, nach Petersburg und London begeben. In letzterer Stadt wirken sie im deutschen Spital zu Dalston, und man kann dort die seltenen Vorzüge der Diakonissinnen von Kaiserswerth schätzen lernen. Ihre musterhafte Reinlichkeit, ihre unerschütterliche Gelassenheit und ihre sehr Gelaubheit gestalten ihnen, ihrem Ideale und ohne Unruhe und Geräusch obzuliegen. Sie verhandeln nie um Lohn, weil sie keinen empfangen, sind auf Spartanern gewöhnt und kennen genau den Kreis ihrer Pflichten.

Ist, so fragt man vielleicht, eine religiöse Stiftung in einem protestantischen Lande, ist sie in England insbesondere etwas Nothwendiges und Anwendbares? Werden nicht Gleichgültigkeit und Widerstreben sie hindern? Dies weckt aus keine Sorge; es giebt einen Geist der Barmherzigkeit und religiöse Gefühle, welche dies nicht zulassen. Eher möchten wir den Ruf fürchten, welcher sagt, der Protestantismus sey in Gefahr, solche Stiftung sey Papsthum. Thörichter Ruf; was ist dagegen einzuwenden, wenn eine Anzahl Frauen sich zur Heilung von Uebeln verbinden, deren Vorhandensein Niemand leugnet? Was dagegen, daß sie sich gleich kleiden, wenn dies an sich zweckmäßig und geeignet ist, den Standesunterschied der verschiedenen, dem Orden angehörigen Schwestern auszugleichen? Und klagt man endlich, daß jener Orden eine Nachahmung des Katholizismus sey, so hat dies noch weniger Geltung. Wir sollen das Gute nachahmen, wo wir es finden, nur strafwürdiger Vorurtheil kann eine solche Ansicht hervorrufen. Ueberdies besteht nicht einmal in den äußeren Regeln der protestantischen Diakonissinnen eine Verwandtschaft mit denen der katholischen, und es läßt sich dagegen leicht nachweisen, wie wir vorhin schon sagten, daß die deutschen Gemeindeschwestern genau sind, was die Diakonissinnen in den ersten christlichen Zeiten, die in der orientalischen Kirche bis zum 9ten Jahrhundert bestanden. Eine Verbindung von Frauen, welche zusammentreten, um Barmherzigkeit zu üben, ist recht eigentlich protestantisch. — All' die obigen Einwendungen aber sind Aeußerlichkeiten, der Geist der Stiftung ist es, der über ihren Werth wie über ihre Eigenthümlichkeit entscheidet, und von dem sagt ihr Begründer in Paris: „Keine Gelübde der Armuth und des Gehorsams. Ziel unserer Bestrebungen ist nicht, durch unsere Werke Erlösung zu gewinnen, sondern unsere Liebe für den Erlöser durch Werke zu bethätigen."

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.

Von Gustav Freytag.

IV. Militär.

Rußland ist mehr, als jeder andere europäische Staat, ein Militärstaat; Alles durch die ganze Verwaltung ist militärisch organisirt; die bürgerlichen Beamten unterscheiden sich alle nach Militärrang, und selbst die Schüler der Gymnasien und Realschulen tragen Uniform. So ist denn auch in Polen der Militärstand eine sehr wichtige Klasse der staatlichen Gesellschaft: sie ist die erste.

Die Conscription, welche eingeführt ist, fängt mit dem zwanzigsten Jahre an, die Dienstzeit war früher fünfundzwanzig Jahre, ist jetzt jedoch auf funfzehn Jahre herabgesetzt, und nach dieser Zeit tritt der russische Soldat in die Kriegsreserve. Zur Conscription gehört jedes gesunde männliche Individuum, mit Ausnahme der einzigen Söhne, welche ihre Aeltern unterstützen müssen; diese letztere Klausel macht indeß die Befreiung sehr unsicher, da sie dem individuellen Ermessen der Aushebungsbeamten einen weiten Spielraum läßt. Alle Uebrigen müssen von ihrem zwanzigsten Jahre an alljährlich bei den betreffenden Bürgermeisterein und Landrathsämtern sich zur Revision stellen, wo sie vermessen und in die Rollen eingetragen werden. Die Superrevision entscheidet über ihre Einstellung. Es vermingt sich nun Vieles, um den Polen den Militärdienst zu verleiden; die lange Dienstzeit, die gewöhnlich damit verbundene Entfernung aus dem Vaterlande, die schlechte Behandlung des Soldaten, die sie täglich vor Augen haben, machen ihnen den russischen Militärdienst noch verhaßter, als er es an und für sich und aus nationaler Abneigung ist, so daß sie kein Mittel und kein Opfer scheuen, um demselben zu entgehen. Hiernach trifft wiederum die Regierung ihre Maßregeln. Der Termin, zu welchem die neuen Rekruten eingezogen werden sollen und der nie regelmäßig in eine bestimmte Jahreszeit trifft, wird mit der größten Vorsicht und Strenge gehеimgehalten, um ihr Entweichen zu vermeiden, und die betreffenden Beamten, welche die Gutsbesitzer zu verwalten haben, erhalten erst am bestimmten Tage von den Landrathsämtern verfegelte Ordre, in welcher ihnen die Zahl der sofort zu stellenden jungen Mannschaft aufgegeben wird. In der Nacht wird nun die Wohnung, in welcher der junge künftige Kriegsheld ruhig und saß träumt, umzingelt, in dieselbe eingedrungen, der Konskribirte aus dem Bette gerissen, gebunden und so fort der Etappe geführt, wo die Rekrutirungskommission versammelt ist. Oft ist trop aller Vorsicht der Vogel entwischt, weil die jungen Leute zur Zeit, wo sie aus Anzeichen, die die Erfahrung an die Hand giebt, eine Aushebung fürchten, häufig die Nächte im Freien zubringen; oft entstehen sich auch blutige Kämpfe — immer aber ist ein Tag der Aushebung für die betroffenen Familien ein Tag der Verzweiflung, besonders wenn der Mann aus dem Armen der Frau und der Kinder gerissen wird. Am Sitz der Rekrutirungskommission werden nun alle Rekruten des Kreises in eine Scheuer oder sonstigen festen Ort zusammengebracht, die Unruhigen gefesselt, und nachdem eine Superrevision stattgefunden und die Unbrauchbaren entlassen sind, geht der Transport unter starker Eskorte nach Warschau, wo er in die Citadelle abgeliefert wird. Von hier aus erfolgt die Vertheilung unter die Regimenter.

Obgleich dem Vogt oder dem Gutsbesitzer die Rekruten, die er stellen soll, namentlich bezeichnet werden, so weiß er sich mit dem Landrath doch dahin zu verständigen, daß er nach Gefallen andere dafür unterschiebt, wenn er nur die erforderliche Anzahl tüchtiger Leute stellt; so entledigt er sich der Diebe, der Widerspenstigen oder derjenigen, denen er aus irgend einem anderen Grunde nicht wohlwill, und hier läuft manches schwere Unrecht mit unter. Denouch kann der Gutsherr nicht immer seine Günstlinge durch andere ersetzen, und will er in solchen Falle ein taugliches Subjekt dem Militärdienst bereiten, so muß er zuvor nach Warschau fahren, wo es ihm in der Regel gelingt, durch ein tüchtiges Champagner-Frühstück einen solchen Rekruten als untauglich zurückzuerhalten, doch ohne Entlassungsschein, so daß sich dieselbe Scene vielleicht im künftigen Jahre wiederholt.

Seit dem letzten verunglückten Aufstandsversuche im Jahre 1846 sind auch die Söhne des polnischen Adels conscriptionspflichtig, und diese jungen Herren werden vorzugsweise genommen.

So kriegerisch der Pole überhaupt ist, so ungern dient er im russischen Heere, und so wenig Neigung zeigt daher auch der junge polnische Adel, freiwillig in das russische Militär einzutreten. Veranlassung ist, daß der Pole, der in russischen Dienst tritt, aufhören muß, Pole zu seyn, seine Muttersprache auch mit seinen polnischen Kameraden nicht mehr sprechen darf, sondern russisch lernen muß, und es so sast unausbleiblich ist, daß er während der langen Dienstzeit vergißt, daß er Pole war; auch wird der Krieg am Kaukasus vorzugsweise mit Polen geführt.

Die Behandlung des gemeinen Soldaten durch seine Vorgesetzten ist, trop den Befehlen des Kaisers, eine menschliche zu üben, eine barbarische; jeder rächt seine eigene strenge Behandlung an seinen Untergebenen.

Die Verpflegung des russischen Soldaten würde eine der vorzüglichsten seyn, wenn er bekäme, was die Regierung für ihn giebt; allein die Militär-

Digitized by Google

In diesem Augenblick hat Deutschland elf Diakonissinnen, die unter Leitung der wirdigen, durch ihre Erscheinung und Persönlichkeit überaus anziehenden Oberin ihren ernsten Pflichten obliegen, und werden dort neun Protestschwestern zu Krankenpflegerinnen ausgebildet.

ökonomie liegt ganz in der Hand des Regiments-Commandeurs, dem die ein-für allemal bestimmte jährliche Verpflegungssumme ohne spezielle Rechnungslegung ausgezahlt wird, und er überweist nun eine beliebige Summe jedem Bataillons-Commandeur. Diese Herren berechnen sich in jeder möglichen und der unverschämtesten Weise auf Unkosten der Soldaten und auf Kosten der Wirthe, bei welchen der Sold Quartier hat. Bekommt der Soldat nicht hinreichend, so muß natürlich der Quartiergeber den Soldaten beköstigen, ein Regiments-Commandeur sieht sich so oder jährlich, wenn er das Geschäft so recht aus dem Grunde versteht, auf 10—15,000 Silberrubel Emolumente, und ein Bataillons-Commandeur verhältnißmäßig.

An eine Beschwerde ist natürlich von keiner Seite zu denken, denn das Ausbeutungssystem ist privilegirt und erstreckt sich bis in die höchsten Regionen. Dagegen suchen Soldaten und Quartiergeber sich dadurch mit einander zu stellen und auszugleichen, daß Ersterer faß förmlich bei Letzterem in Dienst tritt und häusliche Verrichtungen übernimmt. So angern die Regierung nun das familiäre Verhältniß auch sieht, das sich auf diese Weise zwischen den Soldaten und den Einwohnern nothwendig bilden muß, so sieht sie ihm, weil sie nicht durchgreifen kann, dennoch durch die Finger und beschränkt sich darauf, um Nachtheilen für die Sicherheit der bestehenden Verhältnisse abzuwenden, die Truppen häufig mit ihren Garnisonen wechseln zu lassen. Hierin ist auch der unschuldige Grund für die häufigen Hin- und Hermärsche der russischen Truppen in kritischen Zeiten zu suchen, die das Ausland so häufig allarmiren, ohne für dieses irgend eine Bedeutung zu haben.

Das Offizierscorps nimmt noch mehr, als in anderen Ländern, eine isolirte Stellung ein, und es wird durchaus nicht gern gesehen, wenn sich der Offizier mit den Eingebornen viel befaßt und in ein besreundetes Verhältniß zu ihm tritt; allein der Russ liebt das gesellige Leben über Alles, Langeweile ödet ihn, und so vergessen die Offiziere der kleinen Garnisonen leicht diesen allerhöchsten Willen und suchen mit Eifer die Bekanntschaft des polnischen Adels, trotzdem daß die Bekanntschaften, wenn sie zu innig werden, häufig eine Versetzung nach dem Kaukasus oder Degradation zum Gemeinen zur Folge haben. Ein großer Theil der Offiziere, besonders die aus den russischen Ostsee-Provinzen, besteht aus Männern von einer gediegenen Bildung, die eigentlichen Russen aus den inneren und südlichen Provinzen sind dagegen meist roh und eingebildet in jeder Weise.

Die Kriegstüchtigkeit des russischen Heeres ist keinesweges gering zu achten, das Grundprinzip in demselben ist leidender Gehorsam. Durch die lange Dienstzeit wird der russische Soldat, mehr als jeder andere, Maschine, blinder Vollzieher der gegebenen Ordre; dabei ist er abgehärtet, muthig, voller Entsagung und Meister seiner Waffe. Besonders vorzüglich ist die Infanterie durch ihre Waffengeübtheit und Disziplin, doch steht ihr darin Artillerie und Kavallerie nicht nach. Letztere ist vorzüglich berühmt, indessen werden die Pferde, ungeachtet der großen Nationen, die der Staat giebt, in Friedenszeiten schlecht verpflegt, weil die Commandeure wiederum den Hafer meist für ihre Rechnung verwenden und verwerthen und dem Soldaten überlassen, für sein Pferd zu sorgen, so gut es eben angeht.

Die karge Verpflegung führt während einer langen Friedenszeit viel Entbehrungen für den Soldaten mit sich, daher denn das russische Heer jedem Kriege mit Enthusiasmus entgegensieht, weil ihm von jenseits der Gränze die fetten Fleischtöpfe entgegenduften.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit herrscht unter den zur Gränzbewachung kommandirten Kosaken, nämlich eine gewisse Art von Güter- und Weibergemeinschaft. Sie werden bekanntlich auch ihren asiatischen Kolonieen hierher geführt, wechseln häufig ihre Stationsorte und kehren nach einer gewissen Zeit auch in ihre Heimat zurück. Wenn man nun weiß, daß faß jeder Kosak in seiner Heimath verheirathet ist, wenn man auch hier in jeder Hütte eines Kosaken ein Weib und wo möglich mehrere Kinder sieht — was können wir nach unseren Begriffen von der Ehe und dem Familienleben anders glauben, als daß der Kosak mit Weib und Kindern in Polen einzieht und bei einem Wechsel seines Stationsortes oder bei seiner Rückkehr in die Heimat Weib und Kind mit sich führt? Aber nichts von alledem. Der Kosak tauscht in der Steppe sein Pferd, alles Uebrige, Weib und Kind läßt er zurück, er weiß, daß der nächste rückkehrende Kamerad in seine Hütte einzieht und Weib und Kind als die seinigen übernimmt; eben so übernimmt er hier an der Gränze Hütte und Wirthschaft, Weib und Kind seines abziehenden Vorgängers. Das ist ein durch die Gewohnheit sanctionirtes Verhältniß, das keinem Menschen mehr auffällt, am wenigsten würde der Kosak begreifen, daß es anders seyn könne, und ist immer zufrieden mit dem, was er findet. Höchstens wenn die Mutter gar zu alt und eine erwachsene Tochter in der Hütte ist, macht er wohl einen Tausch, aber immer betrachtet er die Familie als die seine, und sie bleibt vereinigt.

Die Familie des Kosaken ist also gewissermaßen eisernes, unveräußerliches Inventarium der Hütte und des dazu gehörigen Stückchen Landes, das jeder neu einziehende Riesmuzer mit übernehmen muß.

Mannigfaltiges.

— Spuren Sir John Franklin's. Die von uns neulich nach dem Athenaeum mitgetheilte Nachricht, daß das Schiff „Prinz Albert" einige Stücke Tau vom Kap Riley zurückgebracht habe, die in Chatham als zur Ausrüstung des „Terror" gehörig anerkannt worden, hat sich als nicht ganz richtig ausgewiesen. Man hat allerdings das in Frage stehende Tau nach den Werften von Chatham geschickt, um dort identificirt zu werden; die dortigen Behörden konnten jedoch mit Bestimmtheit nur so viel angeben, daß ähnliches Tauwerk zur Zeit der Ausrüstung des „Erebus" und „Terror" dort verfertigt worden sey, nicht aber, daß die vorliegenden Stücke zu einem von diesen beiden Schiffen gehört hätten. Alle Folgerungen, die man daraus herleiten möchte, sind mithin auf einer Vermuthung gegründet, die indeß viele Wahrscheinlichkeiten für sich hat. Ja, wenn wir diesen Umstand mit den unzweifelhaften Spuren einer Lagerstätte bei Kap Riley zusammenstellen, so scheint es beinahe, als ob man endlich auf die Fährte des längst gesuchten Wideo gekommen sey. Die bei Kap Riley aufgefundenen Spuren können nur auf die Schiffe Sir John Franklin's bezogen werden, da die Bewegungen aller anderen Expeditionen, die seit seinem Verschwinden ihre Meere befahren haben, zur Genüge bekannt sind, und die so lange gehegte Befürchtung, daß er schon in der Baffin's-Bai verunglückt sey, wird also hierdurch bestimmt widerlegt — freilich nur, um der eben so traurigen Aussicht Platz zu machen, ihn und seine kühnen Genossen, wie einst ihren Landsmann Willoughby, in den Eiswüsten der arktischen Zone erstarrt zu finden.

— Englische Romane in russischer Uebersetzung. In Rußland hat man sich jetzt mit besonderem Eifer auf die englische Roman-Literatur geworfen, indem man, wie es in der vormärzlichen Zeit auch bei und zu geschehen pflegte, die neuesten Erzeugnisse derselben gleich in doppelter und dreifacher Uebersetzung erscheinen läßt. So finden wir Thackeray's „Vanity Foir" in drei verschiedenen Versionen angekündigt, in denen der englische Titel jedesmal auf eine andere Weise übertragen ist; ferner „Jane Eyre", die „Cartons" von Bulwer, Marryatt's „Bäterie", „Domby u. Sohn" u. s. w. Diese plötzliche Vorliebe der Russen für die englische Novellistik läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß die neuesten französischen Werke dieser Art, wie z. B. Sue's „Mysterien des Volkes", ein censurbedürftiges Rußland nicht weniger als in dem preußischrheinischen Deutschland zu den verbotenen Speisen gehören (an denen allerdings auch ein ganz gesunder Organismus zu Grunde gehen kann), weshalb man hungrig maßig gezwungen ist, sich nach einer nicht ganz so stark gepfefferten und für einen wohlgeartetten Magen verdaulicheren Kost umzusehen.

Literarischer Anzeiger.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende des Jahres 1850
von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Allgemeines deutsches Reimlexikon. Herausgegeben von Peregrinus Syntax. 2 Bände. Gr. Lex.-8. 1826. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

Ebert (F. A.), Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. 1822. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

—, Allgemeines bibliographisches Lexikon. 2 Bände. Gr. 4. 1821—27. Druckpapier (20 Thlr.) **6 Thlr.** Schreibpapier (26 Thlr. 20 Ngr.) **8 Thlr.**

Ersch (J. S.), La France littéraire, contenant les auteurs français depuis l'année 1771—1805. — A. u. d. T.: Gelehrtes Frankreich, oder Lexikon der franz. Schriftsteller von 1771—1805. 3 Thle. und 2 Suppl. Gr. 8. 1797—1806. (8 Thlr. 8 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

—, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. 4 Bände (in 8 Abthlgn.) Gr. 8. 1822—40. Druckpapier (12 Thlr.) **3 Thlr.** Schreibpapier (16 Thlr.) **4 Thlr.**

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von F. G. Hand. 7 Jahrgänge. 1842—48. Gr. 4. (84 Thlr.) **24 Thlr.** Jeder Jahrgang (12 Thlr.) **4 Thlr.**

Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von E. G. Gersdorf. (Jahrgang 1843—48.) 24 Bände. Gr. 8. (72 Thlr.) **20 Thlr.** Jeder Band (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben im Vereine mit mehreren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Jahrg. 1834—42.) 34 Bände. Gr. 8. (102 Thlr.) **30 Thlr.** Jeder Band (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Schindel (K. W. O. A. von), Die deutschen Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 1823—25. (3 Thlr. 20 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Sprengel (C.), Literatura medica externa recentior, seu enumeratio librorum plerorumque et commentariorum singularium, ed doctrinas medicas facientium; qui extra Germaniam ab anno 1750 impressi sunt. 8 maj. 1829. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 29, und bei Leop. Lesser, Breitestraße Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Sonnabend den 2. November 1850.

England.

Ein Abend des Sonnabends in Manchester. *)

Von allen Abenden der Woche sind die arbeitenden Klassen im Allgemeinen an dem des Sonnabends am meisten beschäftigt; es handelt sich alsdann um die Verwendung des Wochenlohnes, und Vielen macht die Art und Weise, wie dies am vortheilhaftesten geschehen soll, größere Schwierigkeiten, als die Erwerbung es gemacht hat. Die Anreizungen zu Ausgaben sind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und stärker als an irgend einem anderen Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenstände, Luxusartikel sind zu den verführerischsten Preisen ausgestellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten sind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erscheinen alle Annoncen billiger Waaren. Die Schaufenster und die Läden der Buchhändler sind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die, großentheils mit Holzschnitten verziert, Wunder versprechen, und in deren Lektüre die jungen in den Fabriken beschäftigten Leute beiderlei Geschlechts ein Hülfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, dessen sonntägliche Stunden Vielen von ihnen zu langsam verstreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten sich Vergnügungen zu niedrigen Preisen dar. Der Arbeiter, dessen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und monotonen Geräusch der Maschinen ermüdet worden sind, breilt sich, Vokal- oder Instrumentalmusik anzuhören, die für ihn doppelt anziehend wird durch das Trinken und Rauchen, die eine obligate Begleitung dazu bilden.

Für die arbeitenden Klassen in Manchester ist der Sonnabend ein fast eben so wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienstag ist, an dem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Magazine und Comtoire schließen Sonnabends gewöhnlich um ein Uhr, und die Kommis, die Arbeitsleute u. s. w., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, sind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Etablissements schließen gegen vier oder fünf Uhr, und eine Bevölkerung, die sich mindestens auf 100,000 Seelen beläuft, findet sich jetzt frei, nach einer ganzen Woche Arbeit. Es giebt wenig Straßen, welche einen finsteren Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Manchester, in der Magazine oder Spinnereien sich befinden. Die stillstehende, schweigende Dampfmaschine ist nichts mehr als eine träge Metallmasse, der hohe Schornstein pößt nicht mehr seine Rauchströme aus, die Werkstühle sind stumm und unthätig, die Thüren geschlossen, die Lichter ausgelöscht. Man fühlt, daß die Seele der Industrie nicht mehr vorhanden ist; der letzte Tag der Woche ist gekommen, und die Arbeiter dieser geschäftigen Bienenkörbe haben sich nach allen Seiten zerstreut, um sich mit ihren individuellen Bedürfnissen zu versehen.

Zuvor muß einige Aufschritte, um in eine benachbarte Straße zu treten, so verändert sich die Scene wie durch einen Zauberschlag. Hier wird man von einem lauten Getümmel empfangen und von Vorübergehenden, ohne viele Umstände, hin- und hergestoßen. Jedes Haus ist ein Laden, und jeder Laden strahlt von Licht. Man trifft hier eine Anzahl Bäckereien, in denen große Etikette von verschiedenen Farben die Preise der Brodsorten anzeigen, während offizielle Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue Preisberabsetzung dieses ersten aller Nahrungsmittel stattgefunden habe und daß „beste Mehl zu Muffins“ (kuchenartiges Brod, das zum Thee gegessen wird) außerordentlich billig sey. Die günstige Lage der Fabrik-Industrie hat den Arbeitern gute Löhne gesichert, und die Lebensmittel sind niedrig im Preise, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man sieht ferner Fleischbänke, an der Vorderseite ganz offen, wo das Vas frei unter jedem Luftzug flattert und raucht; die Fleischniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkulische Opferpriester mit dem kupfrigen Gesicht, geht, mit der Schürze bekleidet und sein Küchenmesser an der Seite, vor seinem Laden auf und ab, mit den Händen in den Taschen, von Zeit zu Zeit schreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie Ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!“ Und jene „Damen“ säumen nicht, der Einladung Folge zu leisten. Sehet dort den Ehemann mit seiner Gemahlin, beide sehr jung und dem Anschein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der sorglältig eingehüllt ist und fest schläft, während die Frau einen Korb und den Schlüssel der Wohnung in den Händen hält. Wahrscheinlich bewohnen sie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Miethen nicht theuer sind, sie haben keine Dienstboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, bis der Ehemann seinen Lohn erhalten hat, und da sie das Kind nicht allein zu Hause lassen können, so nehmen sie es mit. Bis elf Uhr Abends begegnet man Hunderten solcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer solchen Lebensweise für die Gesundheit des Kindes auch seyn mögen, so sind sie gering in Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und stets sehr ungenügenden Pflege überlassen sind. Die Anzahl von Kindern, welche sich in Manchester in den Straßen umhertreiben, ist unglaublich. Während des Jahres 1848 z. B. sind 4715 Kinder der Polizei als verloren angezeigt worden; alle wurden jedoch wiedergefunden, und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei. In Liverpool, dessen Bevölkerung fast eben so beträchtlich, aber weniger keine Fabrikstadt ist, belief sich die Zahl der in den Straßen verirrten und durch die Polizei ihren Aeltern wiedergegebenen Kinder während desselben Zeitraums nur auf 360.

Jene Straße aber, in der sich die Menge drängt, wird nicht ausschließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man sieht vor eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen, in guten Arbeitskleidern, welche sich um die Beobrsnüe des Sonnabend-Abend sehr wenig zu bekümmern scheinen. Sie schlendern an den Baden vorüber, indem sie die Mützen und Hüte, die modernen Paletots, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenstände prüfen. Gewöhnlich sind die Preise aller dieser Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es ist nothwendig, dieselben in der Nähe zu betrachten, um nicht durch irgend eine mikroskopische Zahl getäuscht zu werden, welche der in die Augen fallenden verrätherischerweise beigefügt ist. Das Aussehen jener so sorgfosen und so heiteren Jugend kontrastirt auffallend mit den vorhin erwähnten Individuen, welche nicht viel älter sind, die aber sich schon niedergelassen haben und einen Hausstand besitzen, für den sie sorgen müssen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräusch vor sich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochener Geschrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche ihre Waaren dort feilbieten und die Beschaffenheit, die Vorzüge und den Preis derselben anpreisen. Die hauptsächlichsten dieser auf der Straße zum Kauf gebotenen Artikel sind Apfelsinen; an einem ziemlich frequenten Punkt in Manchester sind vor kurzem Sonnabend-Abends zweiundzwanzig Apfelsinenverkäufer auf einer Seite der Straße allein gezählt worden. Zuweilen haben sie sich in irgend einem Mauerwinkel niedergelassen und dieses vermittelst einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann allerdings Strümpfe stricken oder sich einer ähnlichen Beschäftigung überlassen. Gewöhnlich aber tragen sie die Apfelsinen in einem Korbe, die Verkäufer geht längs dem Trottoir auf und ab mit dem Rufe: „Apfelsinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!“ Es müssen in Manchester sehr viel von diesen Früchten verzehrt werden, denn wo man sich auch befinden mag, sey es im Theater, im Cirkus, in den Omnibus oder auf der Eisenbahn, wird man zum Kauf von Apfelsinen aufgefordert und sieht man das Publikum solche genießen. Ferner sind in den Straßen die Verkäufer alter Regenschirme sehr zahlreich anzutreffen, doch ist diese Industrie von der hygrometrischen Beschaffenheit der Atmosphäre abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung sie vielleicht die ganze Woche beschäftigt waren; Colporteure handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefcouverts zu sehr billigen Preisen, mit Kalendern und illustrirten Broschüren. Hier und da sind Glücksräder für die Kinder aufgestellt, nach deren Umdrehen die Kinder eine Handvoll Nüsse als Gewinn erhalten. Doch inmitten dieses Lärmes giebt es auch eine Klasse Leute, die nur durch Stillschweigen die Börsen in Anspruch nehmen. An anderen Tagen trifft man sehr wenig Bettler in Manchester an, aber des Sonnabends sind sie desto zahlreicher. Nichts ist schwieriger, als die wahren Ansprüche dieser stummen Solizitanten richtig zu beurtheilen. So bemerkte ich an zwei oder drei auf einander folgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entschiedensten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der beschäftesten Straßen der Stadt saß am Rande der Trottoirs eine ärmlich, aber reinlich, in Teauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenscheinlich Zwillinge, und vier andere befanden sich zu ihrer Seite. Keines von ihnen sprach ein Wort, sie begnügten sich damit, ergebungsvolle, aber sprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläste, um die sich eine bald heraufsichte Menge drängte, deren große Manieren und cynische Sprache sonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abstachen. Es war schwer, hier vorübergehen, ohne ein Almosen sallen zu lassen, und dennoch lag in der Zusammenstellung dieser Gruppe etwas Verdächtiges. Beispiele dieser Art sind in Manchester gewöhnlich, aber nur Sonnabend-Abends anzutreffen.

*) Aus dem Edinburgh Journal.

Digitized by Google

Es giebt in dieser Stadt eine gewisse Anzahl öffentlicher Märkte, von denen der bedeutendste Smithfield heißt. Dies ist ein großer Platz, auf dem Zelte und Buden errichtet sind, die regelmäßige Alleen bilden und diesem Markte das Ansehen eines Jahrmarktes geben. Außerdem findet man dort Sehenswürdigkeiten jeder Gattung, Menagerieen, Wachsfiguren, Seiltänzer u. dgl., jede mit ihrem Orchester und einem Haufen von ihr versammelter Müßiggänger. Hier steht man lange Gänge, in denen alle Kleidungsstücke verkauft werden, andere, wo frisches und gesalzenes Fleisch, so wie verschiedene andere Lebensmittel, feilgeboten werden. Das Gedränge ist auf diesem Punkt nicht so dicht, wie man glauben sollte, denn man zieht in Manchester die Läden den Märkten vor. Geht man aus Smithfield heraus, so tritt man in Shude-Hill ein, welches eine andere sehr besuchte Straße ist, in der Antiquarbuden vorherrschend sind. Ferner befinden sich hier Vorrichtungen, vermittelst derer man für einen Penny sich messen und wiegen läßt und das Resultat, auf eine Karte geschrieben, erhält; weiterhin beschäftigt sich ein Künstler damit, für einige Pence in einem Augenblick Portraits anzufertigen, für deren Aehnlichkeit er garantirt; in einer anderen Bude wird der „magische Spiegel" gezeigt, in dem ein junger Mann seine zukünftige Frau und ein junges Mädchen seinen zukünftigen Gatten erblicken kann. Alle diesen Leuten, Messern und Wiegern, Künstlern und Magikern, fehlt es nicht an Kunden.

Aus diesem Viertel gelangt man nach dem alten, eben so einsamen als stillen Kirchhofe. Sein hoher, viereckiger, vom Rauch der Schornsteine Manchesters geschwärzter Thurm erhebt sich, gleich einem stummen Riesen, über alles Geräusch um Getümmel dieser großen Stadt. Geht man quer über den Kirchhof, steigt eine Anzahl Stufen herab und überschreitet einen anderen Markt, so gelangt man nach Deans-Gate, einer der ältesten und bevölkertsten Straßen Manchesters. An einem Sonnabend-Abend sah ich dort in dem Zeitraum von drei Minuten 153 Personen an mir vorübergehen. Die in den Fabriken arbeitende Bevölkerung ist hier nicht so zahlreich, als in den anderen Stadttheilen, aber die Trunkenheit und das Laster zeigen sich hier in ihrer ganzen Nacktheit. Es gewährt einen betrübenden Anblick, zu sehen, wie diese Menge von Individuen beiderlei Geschlechts sich um die Schenklokale drängt, während man im Innern derselben, wenn die Thür geöffnet wird, eine noch bei weitem größere Anzahl erblickt. Der Teetotalismus hat große Fortschritte gemacht, die Missionäre in den Städten haben sich harten Arbeiten unterzogen, neue Schulen sind zu Hunderten und Tausenden gegründet worden, und dennoch hat es den Anschein, als hätten alle diese Bestrebungen keinen Einfluß auf eine zahlreiche Klasse der Bevölkerung, auf jene Klasse, deren Erstenzmittel häufig sehr verdächtig sind, welche durch die Polizei im Zaume gehalten wird, bei einer Emeute aber plötzlich, zum großen Erstaunen der ehrbaren Leute, sich zeigen würde, ohne daß diese je eine Ahnung hatten, mit ähnlichen Wesen so nahe zusammen gelebt zu haben.

Die Musik bildet am Sonnabend-Abend die hauptsächlichste Erholung der Bevölkerung Manchesters. Jenes große Plakat an der Mauer enthält alle die Worte: „Konzerte am Sonnabend-Abend", und zeigt an, daß im Handwerker-Institut „ein musikalisches Dibertissement, aus ernsten und launigen Liedern bestehend", ausgeführt wird, zu dem die Abonnenten für drei Pence Zutritt haben, das übrige Publikum aber für sechs Pence. Das Programm ist sehr einladend, und der Eintrittspreis scheint mit dem Verdienste der arbeitenden Klassen in Einklang zu stehen. Das Institut liegt in einem inneren Stadttheile; der zu den Aufführungen benutzte Saal ist groß und bequem und enthält eine schöne Orgel; dennoch ist das Auditorium nicht zahlreich, der wohl mehr als tausend Personen fassende Saal ist kaum zur Hälfte angefüllt, und dergleichen würde man in dieser Versammlung gut gekleideter Leute nach „Handwerkern" suchen. In Manchester haben diese Sonnabends-Konzerte nicht denselben Erfolg gehabt, als in Liverpool; das Institut hat in Folge dieser Unternehmung sogar Verluste erlitten. Daraus geht deutlich hervor, daß die arbeitenden Klassen ihre Sonnabend-Vergnügungen anderswo suchen.

Nicht weit von dem Handwerker-Institut befindet sich ein Gebäude, „Casino" genannt, das nach den öffentlichen Anzeigen ein „Tempel für Poesie und Gesang" sepn soll, zu dem der Eintritt frei ist. Dieses Casino liegt in einem sehr ansehnlichen Stadttheile; in seiner Umgebung finden sich vier Kirchen und Kapellen, so wie das Museum der naturhistorischen Gesellschaft, eines der besten Etablissements dieser Art in England; ferner der berühmte Freihandels-Saal, das königliche Theater und der Cirkus. Auf derselben Seite der Straße, nur wenige Schritte vom Casino entfernt, liegt der Kongreßsaal, in dem die Elite der Bewohner Manchesters sich versammmelt, so daß die höchsten und niedrigsten Klassen sich auf demselben Punkt zur Befriedigung ihrer Vorliebe für die Tonkunst versammeln können. Vor dem Casino ist stets eine Anzahl junger Leute stationirt, die beim jedesmaligen Aufgehen der Thür äußerst blöde in das Innere werfen; ein Polizeidiener befindet sich da zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und ein gedruckter Anschlag zeigt an, daß man nur mit Consumtionsbillets zugelassen wird. Diese Billets werden entweder zum Parterree oder zur Galerie, das Stück für zwei oder drei Pence, verkauft. Der Werth eines jeden Billets wird in „Erfrischungen von der besten Beschaffenheit", welche in Aepfeln, Apfelsinen, Kuchen, Gingebier, Ale, Porter und Cigarren bestehen, erstattet. Der mit einem ziemlich zahlreichen Orchester versehene Saal bietet ein langes Rechteck; an dem einen Ende ist ein Theater mit Decorationen errichtet, um die anderen drei Seiten läuft eine schmale Galerie, und zur Rechten und Linken des Theaters sind zwei besondere Logen angebracht. Sowohl die Wände der Galerie, als die Dachbalken sind im Theaterstil dekorirt; oben und unten befinden sich die Büffets, wo man die erwähnten „Erfrischungen" als Austausch für die Billets oder gegen Bezahlung erhält; die Bänke sind so angebracht, daß Flaschen, Gläser u. dergl. darauf gestellt werden können; auf der Galerie ist ein freier Gang zur Promenade, zwischen dem Geländer und den längs der Wände befindlichen Privat-Kabinets. Das Ganze ist glänzend mit Gas erleuchtet, und von den Lampen hängen kleinere Gaskörpern herunter, in der Art, wie man sie in den Apotheken findet, die aber hier zum Anzünden der Pfeifen und Zigarren gebraucht werden. Dieser Saal kann wohl 1500 bis 2000 Personen aufnehmen, und an dem Sonnabend-Abend, als ich ihn besuchte, befanden sich über 1000 dort. Die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten, selbst Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah hier Frauen, welche ein Glas Porter vor sich hatten und junge Kinder säugten. Die ganze Gesellschaft schien nicht zur arbeitenden Klasse zu gehören, denn auf der Galerie erblickte man Kommis und den Schreibstuben oder den Magazinen. Die meisten von den Männern hatten ihre Hüte auf dem Kopfe; Alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen oder Plaudern beschäftigt. Das Gingerbier schien sehr beliebt zu seyn, von Zeit zu Zeit wurden der Lärm des Auditoriums und die Akkorde des Orchesters vom Knallen der mousserenden Getränke und dem Geschrei der Kellner unterbrochen, welche mit ihren Körben voll Erfrischungen umherliefen. Der aus dem Parterre des Saales emporsteigende Tabacksqualm und die durch die Ausdünstungen dieser Menge und der zahlreichen Gasflammen, so wie durch den Mangel einer vollständigen Ventilation, verdorbene Luft machten die Atmosphäre auf der Galerie besonders unangenehm und ungesund; die Anwesenden schienen jedoch dieses Uebelstand nicht zu empfinden, denn alle Welt war sehr lustig. Zuweilen verursachte ein zu unruhiges Individuum die Dazwischenkunft der Kellner oder sogar eines Polizeidieners, aber im Ganzen fand sehr wenig Unordnung statt, und ich bemerkte keinen Betrunkenen. Man verlangte weder Wein, noch Spirituosen, und das Ale und der Porter, von denen sehr viel konsumirt wurde, schienen von keiner anderen Wirkung zu seyn, als die Leute in gute Laune zu versetzen. Während der ganzen Zeit spielte das Orchester, doch waren die Melodieen inmitten des allgemeinen Geräusches nicht zu erkennen. Aber plötzlich ertönt eine Klingel, und der Lärm läßt ein wenig nach, alle Augen richten sich nach dem Theater, wo eine Dame in Kostüm erscheint, irgend eine volksthümliche Arie singt und sich zurückzieht; nach kurzer Zeit erscheint sie abermals und trägt eine zweite Piece vor, hierauf beginnt der Lärm und die Instrumental-Musik von neuem, bis ein Sänger auftritt, der seine Leistungen hören läßt. Hin und wieder giebt es Dialoge, ein wenig Geberden- oder Theaterspiel, selbst Tanz; im Allgemeinen ist der Charakter des Vorgetragenen anständig, mit Ausnahme einiger Zweideutigkeiten, welche mit Pfeifen oder auch Lachen aufgenommen werden.

Dieses Casino ist in Manchester einer der größten Lokale der Art, und das eben Gesagte gilt von allen anderen. Manche derselben stehen auf einer weit geringeren Stufe und besitzen statt des Orchesters nur ein Piano oder eine Orgel; andere machen Anspruch darauf, kleine dramatische Vorstellungen oder plastische Darstellungen zu geben. In vielen sind die Wände mit wirklich merkwürdigen Oelgemälden ausgeschmückt; die meisten sind an allen Wochentagen, mehr als ein Drittel Sonntags-Abend geöffnet, doch wird im letzteren Falle nur religiöse Musik ausgeführt, zu der man sich alsdann kraghaarer Orgeln bedient. Um sich einen Begriff von der Anzahl dieser Lokale zu machen, bedenke man, daß es in Manchester allein, ohne Salford hinzuzurechnen, 473 Kaffeehäuser und 1143 Kneipen giebt, wo man nur Bier verkauft; in 49 der ersten und 41 der letzten Sorte werden musikalische Vorstellungen gegeben; 26 der ersteren und 10 der letzteren haben Sonntags Musik. Die in derselben ausgegebene Geldsumme läßt sich auf wenigstens 1000 Pfo. Sterl. wöchentlich taxiren, wovon ungefähr ein Drittel auf den Sonnabend-Abend zu rechnen ist.

Gegen 11 Uhr sind alle Konzerte beendigt; die Zuhörer begeben sich nach ihren Wohnungen, einige derselben kaufen unterwegs billige Eingschrieten, hier und dort trifft man auf einen an die Mauer gelehnten Betrunkenen, die umherziehenden Verkäufer sind verschwunden, die Buden beginnen sich zu schließen, die Lichter erlöschen nach und nach, die Kutscher führen ihre ermüdeten Rossnanten nach den Ställen, und wenn der Sonntags-Morgen anbricht, so liegt ganz Manchester mit seinen riesigen Maschinen, seinen unermeßlichen Vorräthen an Rohstoffen und fabrizirten Waaren, seinen Hunderttausenden von Bewohnern in tiefem Schweigen, welches allein von Zeit zu Zeit durch das Pfeifen einer Lokomotive und das donnerähnliche Rollen des nachfolgenden Güterzuges unterbrochen wird.

Die Einheit des Menschengeschlechtes.

(Fortsetzung.)

Wenn also die äußeren Verhältnisse die Form des Schädels, sey es nun zum Guten oder zum Schlimmen, in besagter Weise modifiziren, so können wir die Ursache aller Schädelverschiedenheiten, die man bei den zahllosen menschlichen Stämmen beobachtet. Man bedarf durchaus nicht der Annahme einer Mehrheit der Abstammung und des Ursprunges, um so weniger, als letztere durchaus keinen genügenden Erklärungsgrund für jene Mannigfaltigkeit abgiebt. Die Formverschiedenheit bei den Individuen einer Nation und bei dieser Nation selbst in verschiedenen Abschnitten ihrer Geschichte ist durchaus mit der Voraussetzung eines festen, vom Vater auf den Sohn ohne Aenderung vererbten Typus unvereinbar. Eine Vermischung der Racen, wodurch die ursprünglichen Differenzen verschwunden seyen, kann durchaus nicht angenommen werden, um diese Hypothese zu stützen; denn die Türken, die ungarischen Edelleute und die Negerstämme in Oftindien und in den Vereinigten Staaten zeigen Beispiele großer Veränderungen, die ohne den Einfluß der geschlechtlichen Vermischung eingetreten sind. Somit führt denn dieser erste Vergleichungspunkt,

welcher alle Verschiedenheiten des Schädels auf die Wirkung äußerer Ursachen zurückzieht, zu einem Schluß, der vollkommen mit der Einheit des Geschlechtes übereinstimmt.

Wir wollen nun keineswegs hier die anderen Theile des Körpers vergleichungsweise einzeln durchgehen, so viel ist jedoch gewiß und von hoher Bedeutung, daß sie sämmtlich korrespondirende Abweichungen aufweisen. Der Professor Weber in Bonn hat durch zahlreiche Vergleiche dargethan, daß der Durchmesser des Beckens bei den verschiedenen Racen ein verschiedener ist und stets mit der Schädelbildung in genauer Beziehung steht. Lassen wir indeß diese Theile bei Seite und betrachten wir nun das Haar als unterscheidendes Attribut der Racen. In Gemäßheit dieses Abzeichens hat man den armen Neger, gleichsam als ob er nicht schon genug erniedrigt wäre, beinahe sein Menschenthum abgesprochen und so seine Sklaverei gerechtfertigt. Sein wolliges Haar hat ihn von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und unter die Thiere versetzt. Es gehört jedoch zu den Triumphen des modernen mikroskopischen Studiums, dargethan zu haben, daß das Haar des Negers keine Wolle und mit dem des wollen Europäers identisch ist. Wolle und Haar weisen unter dem Mikroskop eine augenscheinliche Verschiedenheit auf; ersteres ist an ihren Rändern gezahnt, letzteres vollkommen glatt. Diese Verschiedenheit im Bau erklärt den Umstand, daß sich Wolle so leicht filzen läßt, während es eine Unmöglichkeit ist, das Haar zu filzen. Die krause Kopfbedeckung des Negers ist in anatomischer Hinsicht ganz dasselbe, was die langen und schlichten Haare des Eskimos sind; ihr äußerer Unterschied ist durch das Klima bewirkt. Insbesondere sind Wolle und Haar für die Einwirkung des Klimas sehr empfänglich. Die Haushunde, die Schafe in den Cordilleren und andere Thiere können augenscheinlich den mächtigen Einfluß äußerer Umstände auf ihre haarigen und wolligen Bekleidungen darthun. Ein so wandelbares Merkmal kann daher durchaus nicht als eine natürliche Schranke zwischen Menschen und Menschen betrachtet werden, um so weniger, als man oft auf dem Haupte eines Aethiopiers schlichtes, auf dem eines Kaukasiers krauses Haar sieht.

Die Farbe jedoch ist in den Augen einiger Naturforscher stets nicht nur das auffallendste, sondern auch das sicherste Unterscheidungsmerkmal. Für diese Beobachter ist das Vorhandensein weißer und schwarzer Menschen ein unwiderlegbarer Beweis getrennter Abkunft. Es läßt sich jedoch darthun, daß auch die Farbe ganz und gar von äußeren Einflüssen abhängig ist. Der Sommerbrand, welcher das Gesicht der Bewohner des Meeresufers bräunt, und die dunklen Hände des Bauern lassen uns muthmaßen, daß die Sonne eine mächtige Ursache für die Verschiedenheit in der menschlichen Organisation ist. Das von der Farbe entlehnte Unterscheidungsmerkmal ist so unbestimmt, daß man oft in einer und derselben Familie die Gegensätze des Blonden und Braunen findet. Ja, noch mehr, die Tendenz für entschiedene Färbung kann bei einigen Individuen einer Familie stattfinden, bei anderen gänzlich fehlen. Letztere haben wegen ihres farblosen Haares, ihrer röthlichen Augen und ihrer außerordentlich weißen Haut den charakteristischen Namen „Albinos" erhalten. Und bei jeder Race auf der Erde kömmt diese besondere Erscheinung des Albinismus vor. Wenn man früher einen Unterschied im Bau der Haut bei der weißen und schwarzen Race annahm, so, sogar bei letzterer eine Membrane entdeckt haben wollte, welche ersterer fehlt, so hat die neueste Anatomie auch diesen Irrthum hinlänglich widerlegt, und es ist namentlich mikroskopisch dargethan worden, daß die Organisation der Haut bei allen Racen eine und dieselbe ist.

Woher rühren also die Unterschiede in der Farbe bei den verschiedenen Menschenracen? Wie nehmen keinen Anstand, zu erwiedern: von ihrer größeren oder geringeren Entfernung von der Sonne; eine Erwiederung, welche sich auf die allgemeine Thatsache gründet, daß die schwarzen Stämme die tropischen Erdstriche bewohnen. Man muß sich hierbei daran erinnern, daß die Erdebung über die Meeresfläche in diesen Gegenden einer Annäherung an den zunächst gelegenen Pol gleichkömmt. Daher finden wir auch, daß in einem und demselben Distrikt die Ebenen und Thäler von schwarzen, die Gebirge von weißen Stämmen bewohnt sind.

Gehen wir nun von diesen allgemeinen Betrachtungen zu besonderen Beispielen über. Vergesse man aber nicht, bei der von uns unternommenen Musterung stets die oben angegebene dreifache Eintheilung des Menschengeschlechtes vor Augen zu haben.

Ein Auswanderungsstrom ergoß sich aus der kaukasischen Quelle und floß längs der Nordküste Afrika's bis ganz äußersten Nord-Ostspitze des afrikanischen Kontinents, indem er das ganze Land von Algier und Tunis bis zum nördlichen Rande der großen Sahara bevölkerte. Trotz ihrer gemeinsamen Ursprunges sind diese Völker von sehr verschiedenen Beschaffenheit, und zwar eben wegen ihrer Verhältnisses zur Sonne. Die Einwohner von Algerien und Tunis, die Kabylen, haben einen dunkelbraunen Teint und schwarze Haare, während die Stämme, welche die Höhen von Aures bewohnen, gelbliches Haar und eine röthliche Haut aufweisen und sich so von den Kabylen und gleicherweise von den schwarzen Touariks der Wüste, dem dritten Zweige dieser Familie, unterscheiden. Unzählige Reisende haben von der verschiedenen Farbe der Araber gesprochen, obgleich sie sämmtlich kaukasischen Ursprunges sind. Diese Verschiedenheit steht überall in genauem Verhältniß zu ihrer geographischen Lage. So sind die Thäler des Nils und des Jordans der wohlbekannte Wohnort der schwarzen Araber. Nun liegen diese beiden Erdstriche tief unter dem Niveau des Meeres, namentlich das Thal des Jordans. In Arabien giebt es Farben-Abstufungen vom blaßgelben Teint der Umgegenden von Maskate bis zu dem braungelben der Eingebornen von Mekka.

Nehmen wir aber einmal in dieser Frage vor Allem auf die Juden Bezug. Die Gemeinsamkeit ihres Ursprunges und ihre Zerstreuung sind nicht wegzuleugnende Thatsachen. Sowohl die, welche die Bibel annehmen, als auch diejenigen, welche sie verwerfen, glauben gleichermeise, daß die Israeliten Jahrhunderteulang ein und dasselbe Land bewohnten, und daß sie sich durch eine und dieselben physischen Beschwerdeiten charakterisirten. Ihre nationalen Eigenschaften hielten sie mit festen Banden als Volk zusammen und erneuten sie zu gleicher Zeit von den übrigen Nationen. Jedermann weiß, daß sie zerstreut wurden, und daß sie heute in allen Ländern der Erde wohnen, zugleich auf allen möglichen Civilisationsstufen stehen und den verschiedenartigsten klimatischen Einflüssen ausgesetzt sind. Der Beweis für ihre Nationalität ist ihnen aufs Gesicht geschrieben, und Jedermann erkennt ihn da wieder. Während die anderen Nationen sich mit denen, mit welchen sie leben, vermischen, konservirt die Nachkommenschaft Abraham's noch ihre alt-eigenthümlichen Züge. Briten, Römer, Sachsen und Normannen haben sich ihrer Unterschiedsmerkmale entkleidet und in der ihrer Urrenkel, der jetzigen Bewohner Englands, vollständig zur Einheit verschmolzen. Das Oel indeß würde sich eher mit Wasser vermengen, als die Juden mit den anderen Völkern. Wenn Zsrael noch sein eigenes Vaterland bewohnte, wenn es seinen politischen Zustand nun seine Nationalität beibehalten hätte, so würde das Wunder ein geringeres seyn; so aber ist das Fortbestehen seiner ureigenthümlichen Züge, trotz aller Zerstreuung, eine ganz einzig in ihrer Art vorhandene Thatsache. Wiewohl den verschiedensten Staatsformen unterworfen, von der russischen Autokratie bis zur nord-amerikanischen Demokratie, bewahren sie doch überall ihren theokratischen Glauben. Weder der größten Barbarei, noch der verfeinertsten Civilisation gelang es, die originale Physiognomie des Juden zu verändern. Die Zeit, welche Alles umwandelt, scheint ihm nichts anhaben zu können.

Das Beispiel des Juden beweist auf die bewundernswertheste Weise, wie sich die ursprüngliche Einheit des Menschen mit der ausgedehntesten Mannigfaltigkeit in Einklang bringen läßt. Seine Züge sind nach einem einzigen Stempel geprägt; aber seine Farbe hängt von äußeren Ursachen ab. Das physische Gesetz äußert hier in ersterer Hinsicht gar keine, in letzterer dagegen eine fortdauernde Wirksamkeit. Der Körper des Juden weist alle Farbenabstufungen auf. Der ursprüngliche Bewohner von Palästina hatte zweifelsohne eine dunkle Haut und schwarze Haare; der düstere Himmel und die kältere Luft Polens und Deutschlands aber haben seine Haut, wie seine Haare, gebleicht. Auf der anderen Seite wurden seine Haare durch die brennende Sonne Indiens kraus und seine Haut schwarz, der Art, daß er sich von dem eingebornen Hindu physisch nur durch seine Züge unterscheidet. Auf der Küste von Malabar giebt es zwei Judenkolonien, eine ältere und eine jüngere, die man ebenfalls sogleich an der Farbe erkennt. Die Menschen der alten Kolonie sind schwarz, die der neuen, welche die Stadt Mattacheri bewohnen, verhältnißmäßig von ziemlich heller Farbe, so daß man sie die weißen Juden genannt hat. Dieser Unterschied erklärt sich durch die respektive längere und kürzere Einwirkung des Klimas.

Werfen wir nun einen Blick auf den indo-germanischen Stamm. Er umfaßt, mit wenigen Ausnahmen, die Bewohner Indiens und Europa's; alle Ethnologen geben zu, daß Europa durch Auswanderer aus den Ländern des Ostens bevölkert worden ist. Wie finden hier die beiden Gegensätze, die blonden Skandinavier und die schwarzen Hindus. Diese letzteren dürfen sich ebenfalls wieder unter einander verschieden, je nach dem Grade der Erhebung des Landes, welches sie bewohnen, und nach ihrer Kaste. Im Gebiet des Himalayagebirges und in den Hochländern überhaupt trifft man Völkerschaften, deren weiße Haut die Reisenden in das größte Erstaunen versetzte, denn es ist schwer, eines weißen Hindu habhaft zu werden. Aber die Siah-Pösh oder Kafirs, welche die Höhen von Kohistan und den Bezirk von Hindu-Kush (Kafristan) bewohnen, sind das seltsamste und schlagendste Beispiel eines Zweiges des Hindustammes, welcher schon seit vielen Jahrhunderten in einem kalten Lande wohnt, und dessen äußere Verhältnisse sehr von denen der übrigen Eingebornen Hindostans abweichen. Nach den Berichten Mountstuart Elphinstone's und Alexander Burnes' sind die Siah-Pösch sehr schöne Menschen mit gewölbten Augenbrauen und weißer Haut. In den Ebenen und niederen Gegenden der Kabulniel trifft man nur schwarze Menschen, in Folge der Sonnengluth. Diese Kaste, diese unmenschliche Schranke der indischen Gesellschaft, übt in zweierlei Weise auf die Farbe einen Einfluß aus. Die Menschen der obersten Klasse, die Brahminen, haben es nicht nöthig, sich der brennenden Hitze des Tages auszusetzen, und entgehen so dem schwärzenden Einfluß der Sonne. Auch ist ihr Teint sichtlich heller, als der der Menschen aus den unteren Klassen, welche sich, ihrer Beschäftigung halber, in keiner Weise der Hitze und dem Licht entziehen können. Dergleichen Unterschiede finden wir bei uns ebenfalls, z. B. zwischen dem Städte- und dem Landbewohner. In Indien indeß tritt noch ein sehr mächtiger Umstand hinzu, um die Unterschiede zu steigern und fortdauern zu machen; es ist dies das Verbot der Heirat zwischen den verschiedenen Kasten an einem und demselben Orte.

Die dähinschießen oder afrikanischen Stämme liefern ähnliche Beweise. Man glaubt ziemlich allgemein, alle Afrikaner seyen gleich schwarz, und diese genaue Uebereinstimmung der Farbe sey das Zeichen des ganz besonderen Ursprunges. Wir haben oben gesehen, daß die Bewohner von Algier und Tunis einfach dunkelbraun sind; sie gehören aber eigentlich nicht zur afrikanischen Race, wiewohl sie den Kontinent Afrika's bewohnen. Nichtsdestoweniger sind sie ein Beweis von dem schwächeren Einfluß des Klimas des Nordens im Vergleich zu dem der Gegenden des Südens. Uebrigens liefert die afrikanische Race selbst manche auf diesen Punkt bezügliche Beispiele; denn während der Occupation Aegyptens durch die Franzosen machte man ganz kohlbare Entdeckungen rücksichtlich der Stämme, welche die Umgebungen des Rothen Meeres bewohnen. Man bemerkte hier alle möglichen Hautabstufungen zwischen Hellbraun und Schwarz, und alle diese Verschiedenheiten standen augenscheinlich mit der geographischen Breite der betreffenden Orte in enger Beziehung. Daß diese be-

Digitized by Google

leren Teints nicht aus einer Vermischung mit anderen Stämmen hervorgingen, ist neuerer Zeit durch Herrn v. Ibbadie deutlich bewiesen worden.

Die alten Aegypter werden gegenwärtig gewöhnlich den asiatischen Stämmen beigezählt. Ganz abgesehen von der Richtigkeit dieser Annahme, findet man dieselben Züge, dieselbe äußere Erscheinung, wie die alten Monumente sie aufweisen, auch heute noch in den Straßen von Kahira und an den Ufern des Nils, wohin sich die Berberen oder Barabras begeben, um Arbeit zu finden. Auf die schlagende Aehnlichkeit dieser Letzteren mit den alten Aegyptern ist von Blumenbach und später von Rüppel hinlänglich aufmerksam gemacht worden. Nur irrt sich Rüppel darin, daß er die Barabras zu den Nachkommen der alten Aegypter macht; denn sie stammen von den Nobaten, welche vor fünfzehnhundert Jahren von Diocletian aus Libyen, ihrem Geburtslande, an den Nil gebracht wurden. Dieser Umstand ist selbst aber eine sehr wichtige Thatsache; denn er beweist, daß das Klima hinreichte, um diesen fremden Stamm die Eigenschaften und Merkmale der eingeborenen ägyptischen Race zu verleihen.

Ober- und Unter-Guinea weisen unter ihren schwarzen Völkerstämmen Farben-Abstufungen auf, welche ganz genau der relativen Erhebung des Landes entsprechen. Viele Kaffern aus dem Süd-Osten von Afrika und namentlich die Bechuanas sind hellbraun und haben rothe Haare, während sich andere Völkerschaften deffelben Stammes faft ganz und gar nicht von den Negern unterscheiden. Die Hottentoten, ihre Nachbarn, zhneln außerordentlich den Bewohnern Hochasiens in der Form ihres Schädels, im Umriß des Gesichts und in der Stellung ihrer Augen. Man hat sie deshalb sogar zu den Mongolen gezählt. Eine nähere Untersuchung jedoch lieferte den Beweis, daß die Hottentoten durchaus afrikanischen Ursprunges sind. Die Ursache jener Aehnlichkeit der Menschen ist die Verwandtschaft der Landesnatur, d. h. der flachen Landstriche des südlichen Afrika's und der Steppen Nord-Asiens, und der gleichen nomadischen Lebensweise.

Wir müssen hier auch noch einen der interessantesten Stämme des mittleren Afrika's anführen, die Foulahs nämlich. Sie sind so stolirt geblieben, daß sie den Gebrauch des Pfluges nicht kennen, wiewohl man bei ihnen eine ziemlich vorgeschrittene Ausübung mehrerer Künste bemerkt hat. Was wir hauptsächlich bei ihnen als eigenthümlich und auffallend bezeichnen wollen, ist ihr kupferfarbener Teint, während ihre nächsten Nachbarn vollkommen schwarz sind. Auch hier aber ist es nur die Natur des Terrains, welche jene Abweichung hervorbrachte.

Die mongolische Race belehrt uns in ähnlicher Weise. Die Bevölkerung Indiens hat zwei Quellen, die kaukasische und mongolische. Von der ersteren haben wir bereits gesprochen. Eine zweite Einwanderung drängte die ursprünglichen mongolischen Stämme nach dem Süden, und dieselben siesln sich auf Ceylon, im östlichen Archipelagus und in Polynesien nieder. Mehrere dieser Inselu weisen zwei Klassen von Menschen auf, die einen ihren physischen Charakteren nach afrikanischen, die anderen ähnlichen Ansehens, wiewohl beide von gleichem Ursprunge. Sie unterscheiden sich so sehr von einander, daß man die einen, welche eine prognathe Kopfbildung, schwarze Haut und krause Haare besitzen, pelagische Neger genannt hat; während die anderen nach ihrer gelben Farbe und ihrem pyramidalen Schädel den Malayen beigezählt werden. Indeß hat Wilhelm v. Humboldt die Identität ihres Ursprunges und ihrer Sprache überzeugend dargethan. Die Ursache dieser physischen Verschiedenheit hängt wahrscheinlich mit der Zeit zusammen, welche seit ihrer respektiven Niederlassung auf diesen Inseln verflossen ist. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Jenny Lind's erste Woche in Amerika.

Obwohl etwas verspätet, wird es für unsere Leser vielleicht nicht ohne Interesse seyn, wenn wir ihnen folgende, der Literary World entlehnte Chronik der ersten von der „schweizlichen Nachtigall" in New-York verlebten Woche liefern:

Am Sonntag Mittag sind an dreißigtausend Bürger an der Collinsbrücke versammelt, um das Dampfschiff „Atlantic" zu erwarten. Mit seiner gewohnten Pünktlichkeit kömmt das Schiff an und trägt seine kostbare Last an das Ufer. Damit die Scene nicht des dramatischen Interesses entbehrt, werden die Geländer des Quais vom Sturme fortgerissen und einige von den Geschäftigsten unter den vielen überzähligen Personen ins Wasser gestürzt. Herr Barnum hat schwere Kämpfe zu bestehen, bevor er mit seinem Wagen, der den erhabenen Gast aufnehmen soll, an die passende Stelle gelangt. Mlle. Lind steigt ein. Im Triumphzug geht es die Kanalstraße hinunter. Es ist halb drei Uhr, der Wagen langt vor Irving-House an, wo ihn eine neue Volksmenge empfängt, die bis drei Uhr Nachts auf dem Platze bleibt und unzählige Lebehochs auf Mlle. Lind ausbringt. Ein Schatten, der sich zuweilen an einem gewissen Fenster zeigt, wird mit enthusiastischem Beifall begrüßt. Um Mitternacht bringt die New-Yorker Musical Fund Society der Sängerin eine Serenade, und an zwanzigtausend Menschen stehen in den nahegelegenden Straßen und machen Chorus. Am Montag besucht sie die verschiedenen Theater und Konzertsäle der Stadt, um einen Raum für ihre ersten Vorstellungen auszuwählen, bis die neue Musikhalle vollendet seyn würde. Am Dienstag speist Mlle. Lind an der Table-d'Hôte, empfängt Besuche und Geschenke in großer Anzahl und wird eingeladen, das Blinden-Institut zu besuchen, zu dessen Besten sie, wie man sagt, ein Konzert geben wird. Mittwochs wohnt sie der Eröffnung der Kunstvereins-Galerie bei, besieht die Werke der vornehmsten amerikanischen Maler, nimmt einige Erfrischungen zu sich und hört eine kurze Bewillkommnungsrede des Präsidenten, Herrn Coyeud, an. Donnerstag: Verkehrt Menschen sprechen zu jeder Zeit im Hotel ein, Aerzte und Advokaten, Bischöfe und Staatssecretaire, der Mayor der Stadt u. s. w. — Andere warten an der Thür, die Jenny herauskommen würde, Andere starren in die Fenster; die Zeitungsschreiber aber haben nur Worte für Jenny Lind und für Nichts weiter. Sie erhält Zeitbitte zu Dutzenden, Bottinen zum Ausgehen, Blumenbouquets u. s. w.; das Preis-Comite entscheidet sich für das Taylorsche Gedicht; die Billets für das erste Konzert in Castle-Garden werden falsch auf dem Wege öffentlicher Versteigerung verkauft. Freitag. Das Ereigniß des Tages ist die Ausgabe eines kleinen Bandes Gedichte, der den Titel führt: „Barnum's Parnassus" und eine vertrauliche Enthüllung des Preis-Comites seyn soll. Er enthält, wie es auf dem Titel heißt, „Proben von dem Genius hervorstechender amerikanischer Poeten in seinem reichsten Glanze, ehrfurchtsvoll gewidmet dem amerikanischen Adler."

Die Neugierde, Mlle. Lind zu sehen, führte hier und da zu spaßhaften Mißverständnissen. Eine Dame, die eben zu Schiff angekommen war, ging ihres Gepäcks wegen in das Zollhaus, als Jemand den Umstehenden vertraute, die Dame sey Jenny Lind. Sogleich füllten sich die Vorhallen mit einer Menschenmenge, die mit Spannung die Rückkehr der Sängerin erwartete. Als nun die Dame wieder erschien und in ihren Wagen stieg, wurde sie mit lautem Hurrahs begrüßt. Da sie vollkommen fremd im Lande war, so mußte ihr dieser warme Empfang einen sonderbaren Begriff von amerikanischer Gastfreundschaft beibringen. — Eine andere Dame aus Staten-Island fuhr, um einen Freund zu besuchen, am Irving-House vor und ließ ihren Wagen vor dem Hotel halten. Alsbald verbreitet sich unter der Menge, die vor dem Hause stationirt war, die Meinung, der Wagen gehöre der Mlle. Lind. Wie nun die Dame herauskömmt, kann sie kaum die bewundernde Menge durchdringen, und als sie endlich fortfährt, eilt man ihr in vollen Haufen nach und begleitet sie unter jubelndem Zuruf bis an den Ueberfahrtspunkt nach Staten-Island.

Der Billetverkauf ergab das erstemal die runde Summe von 20,000 Dollars. Das erste, das ein besonderer Prüfstein des Lind-Enthusiasmus war, wurde von einem Hutmacher für 225 Dollars erstanden, wobei der Käufer ein sehr gutes Geschäft machte; denn er hätte niemal so viel ausgeben müssen, wenn er auf dem Wege der Annoncen seinem Namen die Publizität geben wollte, die er durch die Erstehung des Billets erlangen wird. Der durchschnittliche Preis für die ersten 1900 Eintrittskarten betrug 6 Doll. 38 C.

Mannigfaltiges.

— Ein Nachtstück aus dem zoologischen Garten in London. Eine der merkwürdigsten Abtheilungen des zoologischen Gartens im Regent's Park ist die sogenannte Reptilienkammer, von der Bentley's Miscellany folgende graphische Schilderung mittheilt: „Gegen zehn Uhr Abends betraten wir, in der Gesellschaft zweier berühmten Naturforscher, dieses Gemach. Eine kleine Laterne war unser einziges Licht, und die schwache Beleuchtung, die sie gewährte, gab der sich und darbietenden Scene einen geisterhaften Anstrich. Das Spiegelglas, welches die Käfige einschließt, war ausgethan, und man konnte sich kaum überzeugen, daß die Ungeheime in sichtrem Gewahrsam und die Inschauer vor ihren Angriffen geschützt wären. Wer die Boas, die Klapperschlangen und Nattern nur bei Tage gesehen hat, wo sie träge zusammengerollt liegen oder von den Zwergen der in ihrem Käfig angebrachten Bäume herabhängen, wird sich von dem nächtlichen Leben und Treiben dieser Geschöpfe keinen Begriff machen können. Die riesenhaften Boas und Pythone jagten sich in allen Richtungen, indem sie mit Blitzesschnelle um die Käfige flogen, sich bald in ungeheuren Windungen an die Bäume rankten, bald sich um einander rollten, sich dann zischend wieder trennten und in graunhaftem Spiel mit dem Schwanze schlugen. Um ihren durch diese Anstrengungen erzeugten Durst zu löschen, näherten sie sich alle Augenblicke den Wasserkübeln und leckten gierig daran mit ihren gespaltenen Zungen. So wie sich unsere Augen mehr an die Dunkelheit gewöhnten, konnten wir die Gegenstände besser unterscheiden, und auf dem obersten Zweige des Baumes, in dem Käfig der größten Schlange, nahmen wir eine Taube wahr, welche ruhig da saß, ohne sich, wie es schien, um den Tumult zu kümmern oder der Nähe des Unholdes bewußt zu seyn, der sie bald zur Speise dienen sollte. In dem Käfig einer anderen Schlange sahen wir dagegen eine kleine Maus, deren keuchende Brust und hörbar klopfendes Herz zur Genüge zeigten, wie sehr ihr die Gesellschaft missfiel. Während wir diese Geschöpfe betrachteten, ließen sich allerhand seltsame Töne vernehmen. Ein unheimlicher Ruf ertönte von der fleischfressenden Eidechse her, die uns dadurch zu verstehen gab, daß sie sehr gegen ihren Willen Fastlag halten müsse. Ein scharfes Gezisch schallte uns an einem anderen Punkte entgegen, und wir fuhren unwillkürlich einen Schritt zurück, als die Laterne uns das geschwollene Haupt und die drohende Miene einer ergrimmten Cobra enthüllte. Dann gerieth eine Klapperschlange in Eifer und, indem sie den Allarm gab, richtete sie einen Stoß gegen das Glas, der unseren Personen galt. Der starre Blick von den glänzenden Augen des riesenhaften Pythons übte einen peinlichen Zauber auf uns aus, und überhaupt war das Schauspiel, welches wir hier genossen, eben so aufregend als angenehm. Es schien uns stets, als ob eine Schlange sich loswinde, um uns unter ihre Windungen, große Käfer schwirrten mit Geräusch um unsere Köpfe, und wir waren am Ende froh, als wir das Schreckensgemach verließen und wieder in die freie Luft traten."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergroschen vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Berlinerstr. Nr. 17), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Dienstag den 5. November 1850.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

III. Der Freischütz.

Diese Benennung wird von den Mitgliedern einer gewissen Klasse, die unter einander sehr wohl bekannt sind, angenommen und mit Eifolg geführt, und man kann die Individuen zu jeder Zeit, mit Ausnahme des Spätherbstes und des Winters, in den Straßen Londons getrost sehen. Der Freischütz verdankt seinen Titel und seine Existenz jener unerschöpflichen Liebe zur Natur, welche in allen großen Städten mehr oder weniger verschwindet ist. Er macht sich über den Pflanzenreich eben vielmehr über gewisse Besitzthümer seines Nächsten, die er gelegentlich als seine gesetzmäßige Beute betrachtet, ein Strauchreich an. Der Freischütz ist ein Handelsherr ohne Kapital, ein Verkäufer, der weder produzirt, noch einkauft, ein Blumengärtner ohne einen Zoll Land, hinreichen ein Blumen- und Fruchtbesitzhändler, der weder die Erlaubniß zum Schachten, noch zum Verkaufen besitzt.

Bei dem ersten Frühlingshauche verläßt der Freischütz seine Winterbeschäftigungen, welche es auch seyn mögen, und zeigt sich in den Straßen Londons am Rande irgend eines breiten Trottoirs oder vor einem Schiebkarren mit einem ziemlich vollständigen Assortiment solcher Pflanzen, deren Blüthen sich am frühsten zu entwickeln pflegen. Nach Art der umherziehenden Gärtner ruft er: „Alles in Knospen, Alles in Blüthe!“ — Und bei einer Bevölkerung, die für die Blumen passionirt ist und in Ermangelung der Gärten die Fensterbrüstungen damit schmückt, hat er bald den Absatz seiner Waare in erwünschtem Maße gefunden. Sein Waarenvorrath besteht aus Schneeglöckchen, Veilchen, Himmelsschlüsselchen (Frühlingsblumen), Schöllingen von Geranien, Maßlieben und anderen kräftigeren Blumen oder wohlriechenden Pflanzen. In dem Maße, als der Frühling vorrückt und die Luft milder wird, setzt er seine Gänge durch die Straßen fort oder sucht an der gewöhnlichen Stelle und ist mit Blumen der Jahreszeit vollständig versehen; er hat Tulpen, Hyacinthen, rothe, weiße und mooßige Rosen, Zuckern, Rhododendren, Lorbeerblume verschiedener Art, Tannen und Buchsbaum in Töpfen, Balsaminen, Geranien, Ranunkeln, mit einem Worte, Alles, was in freier Luft treiben und blühen kann und was die Gartenliebhaber vor oder hinter ihren Wohnungen in den Vorfächern anpflanzen. Wenn der Sommer zu Ende geht und nach und nach dem Herbste das Feld räumt, schaut auch die Geschäftsthätigkeit des Freischützen nachzulassen; man hört ein Geschrei nicht mehr so häufig; seine Stelle an der Straßenecke bleibt unbesetzt, und obwohl man ihn noch dann und wann seinen mit den reichen Farben des Herbstes geschmückten Karren durch die Straßen schieben sieht, so ist doch augenscheinlich, daß sein Handel daniederliegt und sich nur noch durch die äußerste Billigkeit der Waare eine Zeitlang hält. Uebrigens wird der Freischütz auch durch den allerbilligsten Verkauf nicht zugrundegerichtet; denn seine Waare kostet ihn wenig oder gar nichts. Lange bevor die enthusiastische Blumenliebhaber (Chrysanthemum) das rothe Ende des Jahres verblühet, ist der Freischütz wie die letzte Rose des Sommers verschwunden, um erst mit den schönen Tagen des neuen Frühlings auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit wiederzuerscheinen.

Aber, wird man fragen, woher bekommt er denn seine Waare? — Das ist eine Frage, die wir nicht vollständig zu beantworten vermögen. Wir wollen wenigstens sagen, was wir wissen. Im Frühling oder im Sommer geht der Freischütz in der späten Nachmittagszeit oder beim Beginn der Abenddämmerung aus Sh Glies, einem sehr armen und verschlagten Stadtviertel Londons, wo er in der Regel wohnt, fort und führt entweder seinen kleinen Schiebkarren oder einen großen leinenen Sack, der vier bis fünf Scheffel hält, mit sich. Er schlägt, ohne Zweifel in Folge eines vorher gemachten Planes, die Richtung nach den Vorstädten ein und befindet sich bei hereinbrechender Nacht außerhalb der Stadt. In früher Morgenstunde ist er wieder in seiner Behausung zurück. Er übergiebt seinem Gehülfen den Ertrag seiner nächtlichen Wanderung und wirft sich aufs Lager, um eine oder zwei Stunden zu ruhen. Während dieser Zeit richtet der Andere die seiner Sorgfalt anvertraute Waare für die Besichtigung des Publikums her. Mit warm einmal Zeuge dieser sonderbaren Operation, als der Operateur nicht das Geringste von unserer Beobachtung ahnte. Die in Rede stehende Waare befand sich durch einander geworfen in einem Sacke, der ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, eine Länge von vier bis fünf Fuß hatte und mit seinem Inhalte wohl mehr als hundert Pfund wiegen mochte. Der Operateur, denn wir wissen ihm keinen besseren Namen zu geben, schnitt den Sack der Länge nach auf und schüttete den Inhalt sorgfältig auf die Erde. Es waren größtentheils blühende, aber zerbrückte und zerknickte Pflanzen. Es dauerte gar nicht lange, so hatte unser Mann den anscheinenden Kehrichthaufen in ein ansehnliches Blumenbeet verwandelt, an welchem selbst ein Gärtner von Covent-Garden nichts zu tadeln gehabt haben würde. Er suchte aus der Masse die schönsten Blumen aus, schnitt mit einer kleinen Scheere die zerknickten und welken Blätter ab, besprengte eine jede Pflanze vermittelst einer kleinen Gießkanne und setzte sie in einen Eimer vorher mit Erde angefüllten Blumentopf. Alles geschah in einer kürzeren Zeit, als man dazu gebraucht, es zu erzählen. Aus einem kleinen Wagenschuppen holte er nach Maßgabe seines Bedarfs die mit Erde gefüllten Blumentöpfe hervor, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er einige Dutzend der schönsten blühenden Pflanzen. Indessen, bevor er sie für fertig bei Seite stellte, goß er vorsichtig aus die Wurzel einer jeden vermittelst eines Keinen Löffels einige Tropfen von einer schmutzig aussehenden Flüssigkeit, die er aus einem an der Erde stehenden Napfe schöpfte; ohne Zweifel war dies irgend ein die Vegetation rasch beförderndes Mittel, unter dessen Einfluß die überreizten Pflanzen wenigstens auf einen Tag den Anschein von außerordentlicher Gesundheit und Frische annehmen sollten. Wirklich, als zwei Stunden darauf die Sammlung, auf zwei breiten Karren geordnet, ihre Reise in die Straßen der vornehmen Stadtviertel antrat, hatten die Blumen ein so schönes Ansehen und machten der Geschicklichkeit des Freischützen so viel Ehre, daß Niemand, wenn er nicht davon Zeuge gewesen wäre, die Metamorphose begriffen hätte.

Wenn der Leser über die Art und Weise, auf welche der Freischütz sich seine Waare verschafft, noch nicht zufrieden gestellt ist, so mag er sich in einer der Vorstädte Londons ein Häuschen miethen und es versuchen, sich einen Garten anzulegen. Wenn er nur ein wenig achtgiebt, so wird er bald genug wissen, wo seine schönsten Pflanzen bleiben. Es widerstreitet uns, eine Anklage gegen irgend eine Klasse von Personen zu erheben, vor Allem, wenn es sich, wie hier, um eine vorzüglich industrielle Klasse handelt, die ihrer Arbeit nicht allein am Tage, sondern auch des Nachts nachgeht, und die eben so, wie wir, eine Leidenschaft für alle Blumen und alles Grün besitzt; man muß indessen die Wahrheit sagen: der Freischütz ist nichts weiter, als ein Spitzbube.

Dieser Industrielle, so wie wir ihn zu verstehen gegeben haben, beschränkt seine Anschaffungen nicht blos auf das Pflanzenreich; es ist noch ein anderer Zweig der Naturgeschichte, für welchen er sich interessirt, und dessen Kultivirung einen sehr fühlbaren Einfluß auf sein Einnahme-Budget ausübt. Die Gänse, diese Märtyrer des heiligen Martin, finden auf die eine oder andere Weise den Weg in seinen Sack oder Kober, und er unterhält während der letzten Wochen des Septembers einen sehr lebhaften Handel mit gewissen verschwiegenen Personen, die er aufzusuchen weiß, und die zufrieden sind, eine fette Gans für ein Billiges zu kaufen, ohne sich über ihre Herkunft weiter zu beunruhigen. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß jene Gänse- und Hühnerbiebstähle hauptsächlich Arbeiter und Handwerker der Hauptstadt sind, die in gutem Verdienst stehen. In den großen Werkstätten, wo Hunderte von Armen beschäftigen, findet sich der Freischütz während der ganzen Weihnachtszeit jeden Sonnabend, gewöhnlich eine oder zwei Stunden vor der Lohn-Auszahlung, mit den beliebten Stücken ein, die am folgenden Tage auf dem Tische des Handwerkers dampfen sollen. Man treibt mit ihm manche Späße über den niedrigen Preis seiner Waare; aber Nichts vermag ihn außer Fassung zu bringen, und seine eherne Stirn hält die Probe der Schamröthe aus. Er bietet ein paar Hühner oder einen Hasen sonstig Preisen billiger an, als sie auf jedem Markte Londons verkauft werden. Er hat immer eine Ausrede bei der Hand, um sich zu rechtfertigen. „Ihr glaubt wohl, daß ich die Hühner gestohlen habe? ich will mich hängen lassen, wenn das wahr ist. Meine alte Großmutter, die auf dem Lande wohnt, hat sie mir zu meinem Geburtstage geschickt, aber seht, die gute Frau hat vergessen, mir zugleich auch Sauce und Bratwürste mitzuschicken. Weil ich nun nicht die Mittel besitze, das Zubehör zu kaufen, und ich mir einen Vorwurf machen würde, sie ohne dasselbe zu essen, so will ich sie Euch für 2 Sthll. 2 Pence lassen!“ — „Wie scheint“, sagt der Arbeiter, „daß Euer Geburtstag sehr oft wiederkehrt. Der Hase, den Ihr mir vor diesigen Tagen verkauft habt, war auch ein Geburtstagsgeschenk Eurer Freunde.“ — „Bei mir ist das nun einmal so“, antwortet der Verkäufer, „es ist ein Vorrecht, das ich vor allen Anderen habe. Nun, nehmt sie für 2 Sthll., ich mag mich nicht den ganzen Tag mit dem Geflügel unterhalten.“ Bei einem solchen Preise bleibt, wie man sich leicht denken kann, die Waare nicht lange in seinen Händen: Gans, Huhn, Hase oder Pute finden sehr bald neue Eigenthümer, und der Freischütz geht mit leerem Kober von dannen.

Digitized by Google

Bisweilen findet er sich auch mitten in der Woche mit einem paar Hasen oder seichgeschlachteten Kaninchen oder mit einem Kober lebendiger Hühnchen in der Werkstatt ein. „Wenn Ihr“, so sagt er, „nicht einmal des Mittwochs oder Donnerstags ein Sonntagsgericht auf Eurem Tische haben wollt, so könnt Ihr ja die Katzen aufbewahren, sie halten sich wenigstens acht Tage, und die Hühner könnt Ihr noch Behärfnis schlachten. Einen Schilling das Stück! Ich fordere nicht mehr oder weniger. Es ist keine Contrebande nach meiner Weise; wäre sie es, ich würde sie Euch nicht unter anderthalb Schilling ablassen. Ein Kamerad hat sie halt meiner erjagt, ein armer Teufel, der nach Botany-Bai zu reisen genöthigt ist, um seine Frau wiederzusehen, die man aus Irrthum dorthin geschickt hat. Ich habe ihm diese Arbeit abgenommen, weil ich auf Ehrenwort gerührt war, ihn so unglücklich und trostlos zu sehen. Wer kauft das Geflügel? Wer nimmt die Katzen? Sprecht doch nicht Alle auf einmal, Ihr macht mich ja ganz verwirrt. Wenn Ihr für das Geld nicht eine prächtige Waare habt, so will ich Euch das nächstemal umsonst bedienen.“ Wer den Schelm so reden hört, der glaubt, daß sein Gewissen mit keinen Verbrechen beladen sey. Aber der Ausdruck seiner Augen straft die Unverschämtheit seiner Zunge Lügen und verräth eine geheime Furcht vor irgend einem möglichen Mißgeschick, das ihn übrigens nicht ganz unverschens trifft. Die Lebensmittel, die er zum Verkauf ausbietet, sind nicht immer von guter Beschaffenheit. Er geht des Nachts an den Fluß und fischt aus demselben die von den Etwaarenhändlern fortgeworfenen Artikel. Durch eine geheimnißvolle, nur ihm bekannte Manipulation benimmt er den verdorbenen Waaren allen Anschein der Fäulniß und weiß in dieser Hinsicht auch den feinsten Geruch zu täuschen. Wenn später über diesen Gegenstand Klage geführt wird, so erheuchelt er einen heftigen Zorn gegen den Elenden, der ihm, so versichert er mit hohen Schwüren, diese Waare verkauft hat. Der Freischütz betreibt im Allgemeinen sein Geschäft nicht lange; sein endlicher Beruf scheint für unsere Strafcolonieen zu seyn, wohin er oft eingeladen wird, um seine naturwissenschaftlichen Studien unter der Aufsicht von Regierungsbeamten zu vervollständigen. Diejenigen von ihnen, welche klug genug sind, ihr Plünderungssystem in gewissen Schranken zu halten, entgehen sehr häufig den Unbequemlichkeiten der gezwungenen Auswanderung, und sie hören mit ihren Gränzbesichtigungen auf, wenn sie ein kleines Kapital zusammengebracht haben, um damit einen erlaubten Handel zu eröffnen. Selten sieht man in Londons Straßen einen Mann in reiferen Jahren, der das Gewerbe eines Freischützen betreibt. (M. C.)

Die Einheit des Menschengeschlechtes.

(Fortsetzung.)

China ist für den Ethnologen fast eine terra incognita. So viel man indeß weiß, sind all' die Millionen Menschen, welche dieses Land bewohnen, trotz ihrer Abtheilungen und Unterabtheilungen, mongolischen Ursprunges. Einlassung (von der Gesandtschaft in Siam) berichtet, man sehe hier eine solche unendliche Menge von verschiedenen Formen, daß man in Verlegenheit kömmt, sie irgend einer besonderen Art oder Familie des Menschengeschlechtes beizuzählen. Das will nichts Anderes sagen, als daß die materiellen Verhältnisse des ungeheuren Landes, welches man China und Indo-China nennt, sehr mannigfaltiger Natur sind, und daß sie eine entsprechende Verschiedenheit in den physischen Charakteren der Einwohner erzeugen. Und dies ist keine blose einfache Muthmaßung; denn Abel Remusat versichert, daß die Einwohner der centralen Provinzen, ganz ihrer geographischen Lage gemäß, einen hellen Teint haben.

Der Ursprung der amerikanischen Völkerschaften ist einer der wichtigsten, durch die ethnologische Wissenschaft festgestellten Thatsachen. Obwohl in zahlreiche Stämme gespalten, haben die Amerikaner doch gemeinsame Charaktermerkmale, welche sie als eng unter einander verwandt bezeichnen und zugleich von den Bewohnern der alten Welt unterscheidend trennen. Daß sie seit den entferntesten Zeiten diesen ungeheuren Kontinent bewohnt haben, dies wird eben durch die Eigenthümlichkeit bewiesen, welche sie von allen anderen bekannten menschlichen Stämmen zu kennen scheint; daher die Meinung, sie hätten einen besonderen Ursprung, eine Meinung, welche, wie man annahm, noch durch die geographische Isolirung dieses Erdtheiles bekräftigt werde. Indeß hat sich hier die Geologie als Mittel gelegt, und aus der Natur der Ufer zu beiden Seiten der Beringstraße die große Wahrscheinlichkeit eines ursprünglichen Zusammenhanges von Asien und Amerika dargethan. Bei der großen Nähe der beiden Kontinente braucht man aber auch dies nicht einmal anzunehmen, um den Uebergang der Bevölkerung aus dem einen Erdtheil nach dem anderen zu erklären. Ueberdies wird diese kurze Strecke noch während mehrerer Monate des Jahres durch theilweises Zugefrieren verringert. Die Ethnologie sieht den weiteren Beweis, daß diese Stelle der Uebergangspunkt gewesen ist. Die viele Zeit auch immer seit der Einwanderung verflossen seyn mag, die Spur derselben ist trotzdem noch nicht ganz verschwunden. Es giebt in der alten Welt kein Volk, welchem die Bewohner der neuen Welt so gliche, wie den Nord-Asiaten. Die Verwandtschaft der Sprachen ist so groß, so augenscheinlich, daß man aus dieser Thatsache schon, welche gewiß einem historischen Zeugniß an Werth gleichkömmt, den mongolischen Ursprung der Amerikaner darthun kann. Was die Farbe betrifft, hat man sie Rothhäute genannt, als ob es zwischen dem nördlichen Polarkreise und dem Kap Horn gar keine weiteren Abstufungen gäbe. Die rothe Farbe ist allerdings die vorherrschende; aber der Kalifornier ist eben so schwarz, wie der Neger von Guinea, während die Haut des Botokuden in Brasilien eben so hell ist, wie die eines jungen Dampfirsches. Länder, welche sich durch alle Breitegrade erstrecken, mit Gebirgsketten, Thälern, Prairieen, dürren Wüsten und dichten Wäldern, bieten alle möglichen Gattungen physischer Verhältnisse dar; nicht weniger mannigfaltig sind die unterscheidenden Eigenschaften der Menschen, welche ein so ausgedehntes Land, das man mit Recht eine Welt nennen kann, bewohnen. Der gemeinschaftliche Ursprung dieser unzähligen Racen war nicht im Stande, sie den äußeren Einflüssen zu entziehen, welche, im Verlauf von Jahrhunderten, ihre Schädel und ihre Hautfarbe verändert und ihnen fast kein einziges physisches Merkmal ihrer ursprünglichen Abkunft gelassen hat.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen und ziehen wir den Schluß, so stellt sich uns die Ueberzeugung heraus, daß die physischen Eigenschaften nicht etwas von unter sich Bestehendes, sondern etwas der Veränderung Unterworfenes, von äußeren Umständen Abhängiges sind. Und hiermit fällt die Behauptung einer ursprünglichen Verschiedenheit der Menschenstämme in ihr Nichts zusammen.

Man kann diese Theorie auch auf eine andere Art widerlegen, indem man sie nämlich als wahr gelten läßt und sie dann auf die oben dargelegten Thatsachen anwendet. Man wird zunächst mit Erstaunen unter den einzelnen Stämmen Afrika's, Amerika's und Oceaniens selbst eben so scharf begrenzte Unterschiede antreffen, wie sie zwischen den Aethiopiern, Amerikanern und Malayen überhaupt obwalten; die großen Abtheilungen sind von einander nicht mehr unterschieden, als die kleinen Gruppen, deren jeder man also nach der Theorie ihren eigenen Adam und ihre eigene Eva zusammen lassen müßte. Die Voraussetzung wird noch unfaßbarer erscheinen, wenn man sie für sich allein auf irgend ein unterscheidendes Merkmal der Race, z. B. auf die Form des Schädels, anwendet. Man wähle für diesen Fall zum Hohn der Geschichte den europäischen und asiatischen Türken verschiedene Vorfahren zu geben haben. Hebt man die Hautfarbe hervor, so muß man die Juden in etwa zehn verschiedene Stämme eintheilen, von blonden Sachsen bis zum schwarzen Hindu. Der Widersinn dieser Folgerungen zeigt die Zerstörung des Prinzips.

Die Analogie beffen, was räthselhaft der Thiere Fortpflanzung, kömmt ebenfalls noch hinzu, um unsere Ansicht von der Einheit des Menschengeschlechtes beweisen zu helfen. Die Modificationen, denen die Thiere durch den Dortrieb unterliegen, sind allen Naturkundigen bekannt. Ueberall, wo Reisende Vieh zurückließen, sey es zum Gebrauch der Kolonie oder zur Verproviantirung auf Schifffahrtsstationen, hat man solche Modificationen bei den Abkömmlingen der ursprünglich an Ort und Stelle gebrachten Thiere sich bewerkstelligen gesehen. Die Schweine, die Rinder, die Schafe von Süd-Amerika unterscheiden sich sehr von denen, welche die Spanier vor nierhundert Jahren dorthin verpflanzten. Der größte Theil der durch Columbus in Amerika eingeführten Hausthiere hat wieder den Charaktre des wilden Zustandes angenommen, welcher in mancher Beziehung und bei manchen Thiergattungen sehr stark dem zahmen Zustande abweicht. So z. B. haben die Schafe in dem Thale, welches die östliche und mittlere Kette der Cordilleren krennt, statt der Wolle eine Art kurzen, glänzenden Haares, dem der Ziege ähnlich, angenommen.

Ferner muß noch ein anderer Beweis für die Richtigkeit unserer Schlüße beigebracht werden. Selbst den oberflächlichen Beobachtern wird das wunderbare Fortbestehen specifischer Unterschiede in den beiden Reichen der lebendigen Natur, trotz des Verlaufs von Jahrtausenden und des Einflusses ungünstiger Umstände, in Erstaunen setzen. Die Eiche und die Linde haben niemals ihre Besonderheiten zu einem gemeinsamen Produkte verschmolzen; sie haben ihre eigenthümlichen Charaktere, trotz ihres häufigen Nebeneinanderstehens, fest aufs strengste beibehalten. Mischungen von Pflanzen verschiedener Gattungen haben Bastartarten erzeugt; diese Mittelarten aber haben das unabläßige Bestreben, wieder zu verschwinden, und zwar in Folge der Schwierigkeiten ihrer Reproduction. Ganz eben so verhält es sich mit dem Thierreich; denn die Unfruchtbarkeit der Maulthiere ist, wie Professor Wagner dargethan hat, das Ergebniß eines organischen Hindernisses. Beim Menschengeschlecht aber erblicken nicht nur Mischracen, sondern letztere sind auch noch durch eine besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Die Mulatten und die Menschen von der Farbe der Bastimider, die Cafukos in Brasilien, die Griquas in Süd-Afrika, die Papous in Neu-Guinea sind Produkte einer Kreuzung. Wenn der Neger und der Europäer, der Afrikaner und der Amerikaner, der Holländer und der Hottentott verschiedenen Gattungen angehörten, so müßten nach Analogie der andern Geschöpfe ihre Produkte unfruchtbar seyn und sich nicht weiter fortpflanzen können. Die Nachkommenschaft solcher Kreuzungen jedoch vermehrt sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit und bevölkert alle Gegenden, welche sie bewohnt. Hieraus folgt also nothwendig der Schluß, daß das Menschengeschlecht einerlei eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz des organischen Reiches bildet, oder daß es nicht mehrere Menschengattungen, sondern nur eine einzige giebt.

Und Letzteres ist zweifelsohne der richtige Schluß. Er entspricht eben so den allgemeinen Gesetzen der Natur, wie er in letzter Instanz mit den Urkunden der heiligen Schrift übereinstimmt, wenn es heißt: „Und Gott schuf aus einem und demselben Blute alle Völker der Menschen, damit sie die ganze Oberfläche der Erde zur Wohnstätte nähmen.“

Hier nun stellt sich uns eine andere Frage dar. Man kann die spezifische Einheit des menschlichen Geschlechtes immer zugeben und dabei, wie es auch schon geschehen ist, dennoch behaupten, daß es ursprünglich mehrere Paare gegeben haben muß, wenn man voraussetzt, daß mehrfache Schöpfungsmittelpunkte nöthig sind, um die allgemeine Verbreitung der Erdbewohnerung zu erklären. Der Kanfasier, der Aethiopier, der Mongole seyen wohl einfache Untercarten einer und derselben Spezies seyn; dies beweist jedoch, wird man sagen, keineswegs, daß sie alle von einem einzigen Paare abstammen. Die sehen ein, daß in der That Alles, was wir bisher bewiesen haben und zunächst beweisen wollten, eben nichts Anderes ist, als die Identität der Natur, und daß diese Identität mit der Opposition der Mehrheit der Paare eines und derselben

Digitized by Google

Gattung, als der Quelle der Bevölkerung der verschiedenen Erdtheile, vollkommen vereinbar ist. Die Einheit der Stammältern oder die älteste Urgeschichte des Menschen ist daher der zweite und sehr wesentliche Theil unseres Gegenstandes.

Erstlich ist irgend ein rationelles oder faktisches Zeugniß, daß das Menschengeschlecht in einer gemeinsamen Wiege genährt wurde und sich dann über den ganzen Erdkreis zerstreute? Es wäre thöricht, über eine so unendlich ferne Epoche skeptische Dokumente suchen zu wollen. Man darf indeß keine wegen die Andeutungen der profanen Historiker des Alterthums rücksichtlich des Ursprunges der alten Kolonieen gewinnschaften; sie bieten uns manche sehr wahrscheinliche Nachrichten über mehrere bedeutende Wanderungen, welche in den zu ihrer Zeit bekannten Ländern der Erde stattfanden. Diese Erzählungen genügen schon, um das natürliche Streben des Menschen darzuthun, das Streben nämlich, sich von Land zu Land zu verbreiten, sey es, durch Uebervölkerung gedrängt, oder durch das Verlangen nach Besserweiterung, oder durch das Bedürfniß neuer Einöden, oder endlich durch den Geist des Abenteurergelüstes; seine Führer aber verlassen uns gerade in den Augenblick, wo wir ihrer Hülfe am meisten nöthig hätten; sie gleiten und nur bis zur Schwelle unserer Forschung. Wo ihnen zuletzt sich eine mit kimmerischen Dunkel bedeckte, ihrem Blick unburchdringliche Welt, welche sie mit Göttern, Heroen und fabelhaften Ungeheuern bevölkern. Diese Fabeln und Mythen werfen allerdings zuweilen einen schwachen und flüchtigen Lichtschein, welcher uns die Umrisse der Wirklichkeit in einer gewissen undeutlichen Allgemeinheit erkennen läßt; wir können damit aber doch nicht über Zweifel und Konjekturen hinauskommen.

Jede Fiktion ist im Allgemeinen die aufgeputzte Thatsache. Die Traditionen eines Volkes mit all' ihren Ausschlüssen sind ein erhabnlicher Schatz, der von sehr fernen Vorfahren herstammt und die Zeichen seines Alters, so wie die Spuren seiner Geschichte, an sich trägt. Diese Traditionen sind zweierlei Art: die einen sind das Erzeugniß der natürlichen Thätigkeit des Geistes, die anderen sind exotisch und zufällig. Zu ersterer Gattung kann man den Glauben an die Existenz unsichtbarer, übermatürlicher Wesen rechnen, welche einen Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten ausüben, ferner die unbestimmte mit den Leichenfeierlichkeiten in Verbindung stehende Vorstellung von einem zukünftigen Leben und endlich die sittlichen Grundsätze, welche die Pflichten des Menschen gegen das Objekt seines Kultus und gegen seinesgleichen regeln. Diese Ideen sind das allgemeine und gemeinsame Eigenthum des Menschen; man findet sie in der Niederlassung des Negritiers, in der Hütte des Buschmanns, auf den Salzsteppen des umherschweifenden Mongolen und in den Wäldern Amerika's, wie unter der civilisirten Gesellschaft Europa's. Statt die Leiber zu vergleichen, wie wir oben gethan, vergleichen wir jetzt die Geister, um zu ersahren, ob sie nicht, trotz ihrer Verschiedenheit, dennoch eine Aehnlichkeit darbieten, welche ihre spezifische Einheit hinlänglich zu beweisen im Stande wäre. Alle Erzeugnisse des Geistes, alle Traditionen, Sittenvorschriften, Gebräuche u. s. w. können so verglichen werden. Wie die Aehnlichkeit der verschiedenen Floren dem Botaniker als Beweis für die gleiche Beschaffenheit des Terraine gilt, eben so dürfen wir aus der engen Verwandtschaft der geistigen und sittlichen Erscheinungen die Einheit der Natur des Menschengeschlechts folgern. Wir halten uns jedoch nicht weiter bei dieser Betrachtung auf, da sie einzig und allein nur zu unserem ersten Schlusse, d. h. zur Identität der Gattung, führt.

Es giebt nun aber andere Traditionen, welche nicht als freies und willkürliches Erzeugniß des Geistes angesehen werden können, da sie in gar keiner natürlichen Beziehung mit der Vernunft stehen. Jede Nation erzählt von einem goldenen Zeitalter, wo seine Vorfahren in Ueberfluß und in paradiesischem Frieden lebten, von einer Flut oder Ueberschwemmung, welche die Erde verödete, endlich vom Gebrauch von Opfern, als Mittel, die beleidigte Gottheit zu besänftigen. Dreier Begriffe kommen aus einer anderen Quelle, als aus der Vernunft, und ihre Allgemeinheit weist auf eine Tropche hin, wo die menschlichen Stämme in einer einzigen Familie vereint waren und auf einem demselben Boden lebten.

Namentlich verdienen die Opfer unsere Aufmerksamkeit, denn man kann ihre Einführung durch kein der natürlichen Vernunft entlehntes Motiv erklären. Auch Pythagoras, Plato, Porphyrius und andere heidnische Denker haben darüber ihr Erstaunen ausgedrückt, daß sich ein so seltsamer und absurder Gebrauch über die ganze Erde ausgebreitet hat. Das Blut eines unschuldigen und nützlichen Geschöpfes zu vergießen, ist offenbar eine Handlung gegen die Natur, gegen die Vernunft und gegen das Interesse. Wie aber erklärt man sich die allgemeine Verbreitung dieses Gebrauches? Einzig und allein durch die Offenbarung, welche von den ersten Menschen durch Tradition auf das ganze Menschengeschlecht übergieng. Dieser Ritus wurde verdorben und entheiligt, aber dies beeinträchtigt die Frage nach dem Ursprung keineswegs; und zweifelsohne ist die vernünftige Erklärung der Allgemeinheit dieses Verfahrens die, welche annimmt, daß die Väter jedes einzelnen Volkes den Brand ihrer Opfer an dem Feuer eines gemeinsamen Altares angezündet haben.

Aber es giebt noch einen fehlen, eben so vollständigen, wie gründlich schlagenden Beweis rücksichtlich der Wanderzüge und wechselnden Niederlassungen unseres Geschlechtes. Jede Nation hat diesen Beweis aufbewahrt, nicht in Büchern, nicht in Monumenten, nicht in einfachen Ueberlieferungen, sondern in seinem festesten und sichersten Schatzkämmern, in seiner Sprache. Die Spuren und Züge der Urgeschichte sind in einem dauernderen Stoffe niedergelegt, als Erz und Stein. Die Sprache überlebte alle Monumente der Vergangenheit.

Vor etwa siebzig Jahren schrieb Herder die merkwürdigen Worte: „Das schönste Studium, welches sich rücksichtlich der Geschichte und Natur des menschlichen Geistes und Herzens anstellen ließe, wäre die philosophische Vergleichung der Sprachen, denn eine jede trägt die Spur des Geistes und Charakters des Volkes, welches sie redete.“ „In unseren Tagen sagte der große Sprachforscher Sopp: „Die Sanskrit und die Alterthümer der Völker kann man nur durch das sichere Zeugniß der Sprachen gründlich kennen lernen.“ So selsam diese Behauptungen auch klingen, so dürfen wir doch eine so einstimmige Ansicht der Sprachkundigen nicht für bedeutungslos erachten. Wir verlangen indeß keineswegs eine leichtfertige Beistimmung. Wir werden deshalb in ein paar Worten den Zusammenhang der Philologie mit der Geschichte, insofern dies für unsere Zwecke unumgänglich nothwendig, darzuthun versuchen.

Was den Ursprung der Sprachen betrifft, so sind Wilhelm v. Humboldt, Friedrich Schlegel und andere Gelehrte bekanntlich der Meinung: der Geist des Menschen sey der Art konstruirt, daß man die Sprache nothwendig als das Produkt seiner ersten Aeußerungen anzusehen habe. Diese Ansicht gründet sich auf den Reichthum und die hohe Vollendung gerade der Altesten Sprachen. Mit der Schöpfung des Menschen war ihm auch die Sprache gegeben, und der erste Mensch darf daher keineswegs als ein Wilder angesehen werden.

Daß sich eine jede Sprache im Laufe der Zeit verändert, versteht sich von selbst. Wenn die Philologen jedoch behaupten, die Sprache habe die Tendenz, sich eher zu verschlechtern, als zu verbessern, so theilen wir diese Meinung keineswegs. Wir denken, daß jede Veränderung, welche eine Sprache für die Mittheilung abstrakter Begriffe und für den scharfen Ausdruck der feinsten Schattirungen des Gedankens fähiger macht, ein Fortschritt genannt werden muß. Allerdings verliert sie in ihrem Streben nach Genauigkeit an Kraft, und sie verbraucht ihre ursprüngliche und eigenthümliche Etymologie mit einer angenommenen Syntax; aber sie wird hierdurch für die feineren und kultivirteren Bedürfnisse des Geistes geeigneter. Die Verbindung der Sprache mit der der Intelligenz ist die engste von der Welt. Der Nationalcharakter und alle Eigenthümlichkeiten eines Volkes verkörpern sich in der Sprache. Da dieser Umstand von den Gelehrten hinlänglich bewiesen ist, wollen wir uns nicht weiter dabei aufhalten.

Aber nicht nur den Charakter eines Volkes kann man in seiner Sprache lesen, sondern auch seine Geschichte, welche in diesem Material nahezu wiedergelegt ist. Die Sprache ist gleichsam das Memorial der verschiedenen auf einander folgenden Geschlechter: sie ist die Autobiographie der Völker. Die vergleichende Sprachkunde ist das beste Hülfsmittel für das Studium der Urgeschichte einer Nation. Diese Wissenschaft beweist uns am deutlichsten die relative Verwandtschaft der Völker unter einander, trotz der Verschiedenheit des Körperbaues, der Farbe und der Wohnsitze. Was die Methode der vergleichenden Sprachkunde betrifft, so hat man, um zu sichern Resultaten zu gelangen, die lexikalische und grammatikalische mit einander zu verbinden.

Eines der Hauptresultate der Vergleichung der Sprachen ist bekanntlich ihre Klassification. Die Philologen theilen sie in fünf oder drei Familien, je nachdem sie entweder die geographische oder philosophische Anwendung zu Grunde legen. Geographisch zerfallen die Sprachen in die 1) indo-germanischen; 2) syrisch-arabischen; 3) turanischen oder ugrotatarischen; 4) chinesischen oder indo-chinesischen, und 5) afrikanischen. Mehr philosophisch ist die von Schlegel vorgeschlagene und namentlich von Bopp adoptirte Eintheilung in 1) Sprachen mit einfachen, der Zusammensetzung unfähigen Wurzeln, denen daher auch alle Grammatik fehlt; 2) Sprachen mit einfachen, aber der Zusammensetzung fähigen Wurzeln, wozu z. B. die indo-germanischen Sprachen gehören, und in 3) Sprachen mit zweifachigen verbalen Wurzeln, welche drei Konsonanten brauchen, um ihre Grundbedeutung auszudrücken. Letztere Abtheilung umfaßt nur die semitischen Sprachen.

Einige von der indo-germanischen Familie entlehnte Beispiele werden zeigen, wie man die Quelle und die Auswanderungsroute eines Volkes aus seiner Sprache erkennen kann. Unter dem allgemeinen Ausdruck indo-germanische Sprachen versteht man das Sanskrit, die Zendsprache und das Altpersische im Orient, und im Occident die celtischen, slawischen und germanischen Idiome. Die Geschichte und Tradition versehen gemeinschaftlich die erste Niederlassung der Völker, welche diese Sprachen reden, in einen Erdstrich, welcher im Norden vom Kaspischen Meere, im Süden vom Indischen Ocean, im Osten durch den Indus und im Westen durch den Euphrat begränzt wurde. Auf diesem Terrain, welches ehemals Iran hieß, schreinen zwei Plateaux vorgeherrscht zu haben, das Hoch- und Nieder-Iranische, welche von zwei verschiedenen Emigrantengruppen nach Indien und nach Europa verbreitet wurden. Der Beweis für diese Colonisation resultirt aus der inneren Verwandtschaft der von den ältesten Bewohnern Indiens und Europa's geredeten Sprachen und aus der Betrachtung der Namen der ersten Stämme beider Colonisationszweige. Die mannigfache Aehnlichkeit der celtischen, slawischen und germanischen Idiome mit dem Sanskrit ist von den Gelehrten bereits hinlänglich außer Zweifel gesetzt worden. Und eben so weisen andere bisher fluchte Sprachen auf diese Urquelle zurück, ein Umstand, der und einen neuen Beweis nicht nur für die Einheit der menschlichen Gattung, sondern auch noch für die Einheit ihres Ursprunges liefert.

Man kann, sagten wir oben, aus den Sprachen die Epoche bestimmen, in welcher sich eine Auswanderergruppe von dem Mutterstamm abzweigte. Die vier Sprachfamilien, das Celtische, das Slawische, das Germanische und das Litthauische, stammen sämmtlich aus dem Orient und haben sich im Verlauf der Zeit über Europa verbreitet. Diese Sprachen liefern an sich selbst den Beweis, daß sich die Völker, welche sie reden, in verschiedenen Epochen, und zwar, wie die nähere Untersuchung dargethan hat, in der eben genannten Reihefolge, von dem gemeinschaftlichen Stamme trennten. Man schließt mit vollem Recht, daß, je zahlreicher die Punkte der Aehnlichkeit zwischen den Sprachen sind, demgemäß auch ihre Trennung eine desto jüngere ist. So theilen z. B. die germanischen

Digitized by Google

Sprachen in jeder Hinsicht vom Sanskrit weit mehr, als die slawischen, und diese wieder mehr, als die celtischen; daher folgt denn, daß zuerst die celtischen, sodann die slawischen, zuletzt die deutschen und die litthauischen Stämme auswanderten. Andere eben so analytische Sprachen haben ganz dasselbe Resultat geliefert. Die übergehen sie, um statt dessen schließlich die Beziehung anzuwenden, welche zwischen den großen Sprachabtheilungen der Erde besteht.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Dialektik des Geistes.*)

Die Gesetze, deren Befolgung den Geist gesund erhält, deren Bruch ihn krank macht, sind noch wenig bekannt. Die Anatomie des Gehirns ist unvollkommen; die Functionen seiner Theile unverstanden, die Störungen seines Gewebes, wenn sie nicht handgreiflich sind, weder dem Mikroskop, noch dem Sezirmesser zugänglich. Die Kenntniß vom Menschen in seiner edelsten Eigenthümlichkeit, vom Menschen, insofern er sich vom Thiere unterscheidet, ist, bei allen Fortschritten der pathologischen Anatomie, bei aller Selbstgenügsamkeit der Philosophen, noch tief in der Kindheit.

In dem in der Anmerkung angezeigten Werke eines amerikanischen Gelehrten ist vornehmlich diejenige Seite der psychischen Gesetze besprochen, die der Beobachtung am offensten liegt, die Einwirkung nämlich, die der Zustand des Geistes auf das körperliche Wohlbefinden übt. „Angenehme und geordnete geistige Beschäftigungen sind für die Gesundheit der Seele eben so wesentlich", — heißt es in der Vorrede — „als zweckmäßige Leibesübung für den Körper, und wie die Gesundheit des letzteren auch jener zugutekömmt, so, und dies soll in den folgenden Blättern gezeigt werden, übt der ungetrübte Geist einen heilsamen Einfluß auf die Functionen des Körpers aus."

Der Verfasser weiß nach, daß Arbeit des Geistes, wenn auch durch sie eine besondere Reihe von Krankheiten veranlaßt werde, nicht schädlicher auf die physische Gesundheit wirke, als eine entsprechende Summe körperlicher Arbeit. Er beweist diese Behauptung durch statistische Aufführungen über das Lebensalter mehrerer Philosophen. Wo er von den Krankheiten spricht, die durch die übermäßige Anspannung der geistigen Fähigkeiten hervorgebracht werden, sagt er unter Anderem: „Ich bin freilich der Meinung, daß die körperlichen Leiden der Gelehrten weit häufiger den nebensächlichen Umständen, wie der Vernachlässigung körperlicher Bedürfnisse, der stehenden Lebensweise, der unordentlichen Diät u. s. w., zuzuschreiben sind, als der bloßen geistigen Arbeit. Aber die Gelehrten lieben es, weil darin kein Tadel, sondern vielmehr ein Ruhm liegt, ihre Krankheitsleiden dem Uebermaß geistiger Anstrengung Schuld zu geben. Würden sie jedoch auf die Forderungen der gesunden Vernunft, der mäßige Rücksicht nehmen, so könnte ihr Stand eben so gesund seyn, wie ein anderer." . . .

„Unter den Gesundheitsregeln, die vorzugsweise von denen beobachtet werden müssen, deren Beruf mehr den Geist in Anspruch nimmt, verdient die erste Erwähnung die Mäßigkeit im Essen und Trinken. Personen, die viel sitzen, können weder so viel, noch solche Art von Nahrung vertragen, als die ihrem Körper Bewegung machen und dadurch einen raschern Verbrauch der organischen Materie herbeiführen. Wollen solche Leute essen und trinken, wie die Tagelöhner, so werden sie bald von Verdauungsschwäche befallen werden und von allen Leiden bedroht seyn, die aus derselben hervorgehen. Oder, entgehen sie den Digestionsbeschwerden, so sind sie den noch ernsteren der Blutüberfüllung ausgesetzt. . . Es ist kaum nöthig, denke ich, die Wichtigkeit täglicher Bewegung in freier Luft für Gelehrte hervorzuheben. Ohne sie kann Keiner, der eine sitzende Lebensweise führt, seine Gesundheit bewahren. Wie lange diese Bewegung dauern müsse, hängt theils von der Constitution, mehr aber noch von der Art und Menge der eingenommenen Nahrung ab. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß zwei bis vier Stunden täglich auf die Bewegung im Freien verwendet werden müssen."

Die Kindererziehung, die Gefahren frühzeitiger und künstlicher Anspannung des kindlichen Geistes werden in dem Buche in lehrreicher Weise besprochen. Diese Gegenstände werden von den Aeltern beider zu wenig berücksichtigt, und gar zu oft wird einem Kindes geistige Ueberlegenheit mit seiner Gesundheit und seinem Lebensgenuß erkauft. Würden die weisen Regeln, die das genannte Werk in dieser Beziehung ertheilt, alle befolgt, so würde manches Leben zur eigenen Freude und zum Vortheil der Menschheit erhalten, das jetzt an seiner Frühreife zugrundegeht.

*) Mental Hygiene, by William Sweetser, M. D., Prof. of Theory and Practice in Castleton and Geneva Medical Colleges. New York.

Mannigfaltiges.

— Kunstnotizen aus Tiflis. Wie der Kowkas meldet, wurde in Tiflis vor einiger Zeit die erste dramatische Vorstellung in grusischer Sprache gegeben. Es war ein Lustspiel, „die Theilung", vom Fürsten Georg Eristow, welches von den drei Grusischen kundigen Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Schauspieler waren sämmtlich Dilettanten, und der Verfasser spielte selbst die Hauptrolle. Im russischen Theater macht das Vaudeville „die Zusammenkunft Iwan Iwanowitsch's mit Schemil" Furore; der gefürchtete Imam wird darin als Deus ex machina eingeführt, indem der Autor type partherzige Vormund aus Schrecken vor seinem Namen in die Verlegenheit des Liebespaares willigt. Es scheint überhaupt, als ob Schamil in Rußland einer gewissen Popularität genieße.

Auch die bildenden Künste sind in Tiflis nicht ganz vernachlässigt. „In vier Jahren", schreibt das genannte Blatt, „traf man selten einen Künstler, der sich hierher verirrt hatte. Jetzt aber kann sich Tiflis mehrerer Talente rühmen, die ihre Zeit nicht umsonst in seinen Mauern verbringen. Herr Bagajew hatte bereits vorigen Herbst ein großes Gemälde, „die Vertheidigung der Festung Achty", vollendet, welches er an die Akademie der Künste in St. Petersburg eingeschickt hat. In dem Atelier des Herrn Baikow ist ein lebensgroßes, angefangenes Schlachtstück zu sehen, das viele Zeit, Arbeit und Talent erfordern wird. Das Atelier des Fürsten Gagarin hat eine Menge hübscher Landschaften aufzuweisen, ohne von einem von ihm begonnenen historischen Gemälde zu reden. Von diesem unermüdlichen Kunstfreunde rühren auch die Decorationen des Tiflisser Theaters her. Der Akademiker Jukowski hat sich bereits auf die Portraitmalerei beschränkt, die von ihm mit Erfolg betrieben wird. In diesen Tagen ist der Münchener Künstler Herr Frisch aus Dagestan mit einem Portefeuille voll Reiseskizzen zurückgekehrt, und ganz neulich ist der talentvolle Zeichner Timm (ein geborner Kielsänder) von hier abgereist, nachdem er, aus Liebe zur Kunst, sich während der Belagerung von Tschoch im Lager des Fürsten Argutinskij aufgehalten hatte."

— Eine neue Industrie. Während jetzt so Manche nach Kalifornien wandern, um sich den blendenden Goldstaub aus dem Schlamme des Sacramento hervorzuholen, ist ein industrieller Kopf auf den Gedanken gekommen, den Kehricht unserer Städte in Gold zu verwandeln. Als bei der neuen Macadamisirung der Pariser Boulevards das bisherige Steinpflaster verschwand, sah sich Niemand etwas mehr darin, als eine klare Verschiedenheit gegen künftige Barrikaden, und in der Hoffnung auf dieses „unsichere, aber wünschenswerthe Ergebniß" liefen die gesammtgesetzlichen Spießer es ruhig unterdessen im Kothe zu waten und Staub à discrétion zu schlucken; nur ein Taboureau war die Entdeckung vorbehalten, daß die feste Straße, aus zerbröhmte Pflastersteine, mit Goldkörnern besäet sey, und zwar in der Form von Kieselsand-Atomen, die, gesammelt und präparirt, den unübertrefflichen Straßenglanz zum Reinigen von Messern, Degenklingen u. dergl. abgeben. Der Preis des neuen Artikels ist schon festgesetzt. Das Hektoliter Koth gibt zehn Ziegeln, von denen jeder für zwanzig Centimes verkauft wird — 11 Ja das von Paris hat, nachdem er gewaschen und verarbeitet worden, eine Ausbeute von zwei Francs per Hektoliter. Eine namhafte Anzahl Arbeiter ist bereits in diesem seltsamen Industriezweige beschäftigt, und das „Koth-Paradies" für die Stadt Paris wird dem Meistbietenden durch öffentliches Ausgebot in Zeitraum von drei, sechs oder neun Jahren überlassen. So sind wenigstens sich die Begriffe in unserem entdeckungsreichen Jahrhundert, daß man in Zukunft, statt „den Staub von seinen Füßen zu schütteln", ihn vielmehr sorgfältig verwahren und als lukrativen Handelsgegenstand benutzen wird.

Literarischer Anzeiger.

Ouvrages à prix réduits,

en vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig.

Guide diplomatique. Par le baron **Ch. de Martens**. 2 vol. In-8. 16 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Causes célèbres du droit des gens. Par **le même**. 2 vol. In-8. 16 Thlr. (4 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par **le même**. 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Jacob (de), Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand par Henri Jouffroy. 2 vol. In-8. 1841. (5 Thlr.) **3 Thlr.**

Jouffroy (Henri), Catéchisme du droit naturel, à l'usage des étudians en droit. In-8. 1841. (1 Thlr.) **18 Ngr.**

—, Catéchisme d'économie politique. In-8. 1844. (1 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

—, Constitution de l'Angleterre. In-8. 1843. (2 Thlr.) **1 Thlr.** 10 Ngr.

Le Droit canon et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'allemand par Henri Jouffroy. In-8. 1843. (1 Thlr. 25 Ngr.) **25 Ngr.**

Manuel de littérature ancienne, ou court aperçu des auteurs classiques de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des anciens chez eux et chez les romains. Ouvrage traduit de l'allemand par Henri Jouffroy. In-8. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Philosophie critique de Kant, exposée en vingt-six leçons. Ouvrage traduit de l'allemand par Henri Jouffroy. In-8. 1842. (1 Thlr. 20 Ngr.) **24 Ngr.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden außer der hiesigen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Lepp, Kaffar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Donnerstag den 7. November 1850.

Frankreich.

Ledru-Rollin's Buch: „Ueber den Verfall Englands", von Engländern beurtheilt.

(Nach Fraser's Magazine.)

Wir gehören nicht zu denen, welche Herrn Ledru-Rollin oder die Schule, der er angehört, bewundern; indeß ist es uns niemals eingefallen, um seine Doktrinen anzufeinden, gerade den Augenblick zu wählen, wo Verbannung und Mißgeschick ihn getroffen haben. Obwohl wir innig überzeugt sind, daß Herrn Ledru-Rollin derjenige von den öffentlichen Charakteren Frankreichs ist, der am meisten dazu beigetragen hat, die Sache der Reform in Mißkredit zu bringen, den sozialen und politischen Fortschritt unter seinen Mitbürgern in einen Rückschritt zu verwandeln, so haben wir doch bisher über ihn die größte Zurückhaltung beobachtet, weil wir in seiner Weise sein Exil noch mehr vergittern, die Leiden eines Verbannten noch bitterer machen wollten. Großbritannien gewährt seine Gastfreundschaft jedem Flüchtling. So lange derjenige, welcher den Schutz seiner Gestade sucht, der Verfassung gehorcht und sich den Gesetzen der Gemeinde fügt, mischt sich Niemand in seine Art und Weise zu leben, in seine Privat- oder öffentlichen Meinungen, in seine Aufführung oder Handlungen. Sobald dagegen der Verbannte ein Parteiführer, ein politischer Leiter oder ein Verbreiter irgend einer sozialen, politischen oder religiösen Doktrin werden will, dann glauben die Engländer sich nicht mehr verpflichtet, bei ihrer wohlwollenden Zurückhaltung gegen ihn zu verharren, sie vergessen seine Leiden und Verfolgungen, zum von nun an nur noch den Schriftsteller, Redner oder Pamphletschreiber, je nach den Umständen, zu sehen. Wir sind weit entfernt davon, jenes einflußreiche Organ der Tagespresse*) zu entschuldigen, welches, unmittelbar nach der Ankunft des französischen Demagogen in England, sich beeilte, Beleidigung und Hohn auf ihn zu wälzen. Ein solches Benehmen war, wenn nicht ungerecht, so doch wenigstens nicht edelmüthig und somit unwürdig eines großen Volkes. Von dem Augenblick an aber, wo Herr Ledru-Rollin selbst, mit Hintansetzung jeder Zurückhaltung, sich sogar über als politischer Streiter auf den Kampfplatz stürzt, ist die Zeit der Nachsicht vorüber, und der Verbannte wird der Brennpunkt aller Publizisten, die sich nicht genirgt finden, ihr Land und ihre Mitbürger ungestraft den Pfeilen seiner Satire zu überlassen. Demnach werden wir, ungeachtet der Herausforderung, welche ein mehr persönes als gehäuftes Buch uns hinzuschleudern scheint, gegen Herrn Ledru-Rollin keinen gar pöbligen Ernstung unternehmen, wir wollen nur zeigen, wie wenig Tiefe, welchen Mangel an ernsten Studien und welche Ungenauigkeit dieser Volkstribun darlegt, der uns Unterricht ertheilen will und der selbst nöthig hätte, wieder in die Schule zu gehen.

Hauptsächlich ist es Eines, was uns hierzu veranlaßt; wir halten nämlich Herrn Ledru-Rollin in seinen Ansichten und Ueberzeugungen für aufrichtiger, als die Mehrzahl der Revolutionaire, da er seine Zeit, sein Talent, sein Vermögen der Verbreitung seiner Ideen in dem Dienste seiner Partei gewidmet hat. Und wenn ein Mann so handelt in dem modernen Frankreich, welches sich durch jenen Egoismus auszeichnet, der von Einigen mit dem neuen Wort: Individualismus, ausgeschmückt wird, und der nichts Anderes ist, als das persönliche Interesse, die Liebe seiner selbst, die Gewohnheit, Alles auf sich selbst zurückzuführen, so ist man, wie groß auch der Widerwille gegen seine Doktrinen seyn mag, seiner Aufrichtigkeit wenigstens Achtung schuldig. Wir können ihn daher als einen zerstörenden Geist verdammen, nicht aber dürfen wir ihn für gänzlich unachtenswürdig, wie so viele seinesgleichen, erklären.

Die Geschichte des Herrn Ledru-Rollin, seit Februar 1848, ist von ganz Europa verfolgt worden. Er war der böse Geist der provisorischen Regierung, der Mann, dessen extreme Ansichten, dessen revolutionaire Rundschreiben und dessen erklärte Gönnerschaft für die Republikaner von der Partei Robespierre's alle gemäßigten Männer abhielten, sich mit dem neuen System zu versöhnen. Lamartine brachte sich bei der öffentlichen Meinung in Mißkredit und hörte auf, der politische Abgott eines Volkes zu seyn, — von dem er stets eine ruhmreiche Zierde der Literatur bleiben wird, — lediglich aus dem Grunde, weil er Ledru-Rollin zu großmüthig mit dem Manteil seiner Popularität deckte. Bei der Auflösung der provisorischen Regierung wurde Ledru-Rollin einer der Führer der demokratisch-sozialistischen Partei. Auf dem Gebiete der ephemeren Macht stand Niemand höher, als er; nur verstand er diejenigen, welche zu ihm gehörten, weder zu leiten, noch zu zügeln, so daß er, statt ihr Oberhaupt zu seyn, ihr Werkzeug wurde. Leicht benutzt von den Beifallsbezeugungen, gleichviel woher sie kamen, ehrgeizig aus Eitelkeit und nicht durch das Bewußtseyn des Genies, kühn nur in der Nachahmung Danton's und baar des moralischen Muthes, der die Unpopularität zu ertragen weiß, stellte sich Ledru-Rollin, um den Verdacht der Feigherzigkeit von sich abzulehnen, an die Spitze der letzten Bewegung. So nun trägt er heute, der Held eines gescheiterten Komplottes, flüchtig vor einer Emeute ohne Kampf, kontumazirt, sein Exil auf dem Boden Großbritanniens.

Noch einmal wiederholen wir es, bei dieser Lage der Dinge, hatten wir niemals und haben noch nicht die Absicht, das Bittere jenes Exils durch irgend eine vergiftende Betrachtung zu erhöhen. Wäre Herr Ledru-Rollin in einer friedlichen Berborgenheit geblieben, hätte er seine Muße wissenschaftlichen Arbeiten in seinem Berufe oder historischen, ruhigen und unparteiischen Forschungen über die Vergangenheit oder Gegenwart gewidmet, so wären wir die Ersten gewesen, ihm unsern Beifall zu spenden und ihn mit den schwachen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, zu unterstützen. Indem wir ihn aber mit einer machiavellistischen Werke beschäftigt sehen, das keinen anderen Zweck hat, als England herabzusetzen und zu verleumden, um sich weit mehr für die Unannehmlichkeit, die ihn kränkt, als für die Schmähungen, welche im Publikum kein Echo gefunden haben würden, zu rächen, — so können wir nicht länger stillschweigen. Der englische Ueberseher des Ledru-Rollinschen Werkes benachrichtigt uns von vorn herein, daß das Buch in einem Anfall von Spleen, vermischt durch die Artikel der Times, entstanden ist. Wenn dem so ist, welchen Begriff giebt dies von der Zähigkeit, der Urtheilskraft und der Discretion des Herrn Ledru-Rollin? Wird er jemals der Mann seyn, eine Partei zu leiten oder gar eine Nation zu regieren, er, der in einem hypochondrischen Augenblick ein Buch gegen das Land schreibt, das ihn gastlich aufnimmt, einzig und allein, weil er von dem Journal die Times streng beurtheilt, vielleicht hart mitgenommen worden ist? Ja, selbst wenn Herr Ledru-Rollin die besten Absichten hätte und des gerechten Sinnes wäre, so würden wir uns dennoch erlauben, zu zweifeln, daß er die nöthigen Fähigkeiten, Nachweise und Materialien habe, um die Institutionen und das politische System Englands zu verstehen und auf gründe Weise zu erörtern. Wir halten ihn für zu wenig vertraut mit der Sprache, zu wenig durchdrungen von der Geschichte, zu wenig bewandert in der Literatur dieses Landes. Diese Unvollkommenheit würden wir Herrn Ledru-Rollin gern verzeihen, wenn die Absicht, die ihn beseelt, in sich selbst einigen Schein von Theilnahme für das Volk und die Institutionen des Landes, mit dem er sich beschäftigt, trüge; davon ist aber nichts vorhanden. Weil die Times ein- oder zweimal — wir geben gern zu, mit sehr schlechtem Geschmacke — ihn und seine Gefährten, um mit den eigenen Ausdrücken der Times zu sprechen, mit den Titeln: „aus dem Bagno entsprungene Forcats, elende Banditen, Auswurf der Pariser Goffen", belegt hat, geht er hin und sagt, er habe täglich Insulten zu erdulden, „die englische Aristokratie habe ihn und seine Gefährten täglich auf allen Schleifen ihrer Journale herumschleppen lassen." Die englische Aristokratie gehört zur menschlichen Race, sie hat folglich auch ihre Fehler, aber Herr Ledru-Rollin, trotz seiner Unkenntniß der Verhältnisse, weiß sehr wohl, daß die englische Aristokratie an den Artikeln der Times eben so unschuldig ist, als der Großkanzler. Die Times ist nicht das Journal der Aristokratie, sondern das der Mittelklasse und der finanziellen und handeltreibenden Philister; es ist also weder ein erstklassisches noch ein aristokratisches Journal.*) Die Times ausgenommen aber, welches Blatt hat noch ein Wort gegen Herrn Ledru-Rollin oder seine Gefährten in der Verbannung gesagt? Er ist jetzt über ein Jahr in London; während dieses Zeitraums ist kein Name nur ein- oder zweimal in einem wenig schmeichelhaften Artikel genannt worden, und er nimmt davon Veranlassung, mit England Händel zu suchen und die Aristokratie anzuklagen, daß sie ihn mit Schimpf und Beleidigungen überhäufe.

Herr Ledru-Rollin behauptet, er habe in den Engländern einen neuen und entscheidenden Beweis gegen die soziale Gesellschaft gefunden. Wäre er gut unterrichtet gewesen, so sollte er, als Jurist, wissen, daß seit langer Zeit das Feudalsystem in England todt ist, und daß die hauptsächlichsten Feudaldienste durch die Akte 12 Karl's II., Kap. 24, beseitigt worden, die da abschafft: den Pupillen- und Jünfte-Hof (Court of Wards and Liveries), die Kopfsteuer (tenure in capite), den Kriegsdienst (knight service), die Hulbigungsdienste (hommage, ensuage, etc.). Kurz, seit der Revolution von 1688 war nicht das feudale Prinzip, sondern im Gegentheil dessen Gegner, das finanzielle

*) Die Times.

*) Wenn wir Deutsche den politischen Takt und die ehrliche Gesinnung des englischen Volkes nach den schaam- und geistlosen Schmähungen der Times beurtheilen sollten, dann würde es freilich um unsere Ansicht über die praktischste Nation der Erde schlecht bestellt seyn. D. R.

Digitized by Google

Prinzip, in England stets vorherrschend, sey es nun, daß das Prinzip durch den Ein- und Ausfuhr-Grosshandel vertreten war, wie dies bis 1818 und 1815 der Fall war, oder sey es, daß es die Interessen der Industriellen und der Kapitalisten zur Geltung brachte, wie in den Jahren 1815—1820. Herr Ledru-Rollin nennt England die Kommandirte der Könige, gleichwie es die Reflexe, die Herr Metternich, die Schwarzenberg, die Guizot*) und die anderen Gegner des Herrn Metternich, den Herrn und den Zufallsherr der Revolutionaire nennen. Ledru-Rollin hat Unrecht. Beide Anklagen sind gleich falsch, da sie sich gegenseitig widerlegen. Unserer Ansicht nach liegt die Wahrheit in der Mitte. Wenn die Könige over die Revolutionaire von dem Schicksal gefchlagen werden und in ihrem Vaterlande kein Asyl mehr finden, so öffnet England ihnen die Arme. Heute dingt dieses gastfreundliche Land gleichzeitig Ludwig Philipp von Orleans**) und Ledru-Rollin, den Prinzen von Joinville und Louis Blanc, und sie würde mit demselben Bereitwilligen Muth IX. und Maximi aufnehmen, wenn Einer oder der Andere von ihnen an seinen Gestaden Schutz suchen käme.***) Im vorigen Jahrhundert gewährten die Engländer Ludwig XVIII. und dem Grafen von Artois ein Asyl, gleichzeitig hatten sie schon bei sich den General Dumouriez, Girondisten, die der Guillotine entgangen waren, und den Herrn von Talleyrand, der seitdem . . . . . doch damals gehörte er zur Partei der Revolution. Eben so wurde 1830 Karl X. der Graf Großbritaniens, was die britische Regierung in den Jahren 1832, 1833 und 1834 nicht verhinderte, Herrn Armand Marrast, den Cabet u. A., und 1848 Ludwig Philipp und den Prinzen, seinen Söhnen, ihre Häfen zu öffnen.

In der Absicht, England herabzusetzen, sagt Herr Ledru-Rollin von dem Boden dieses Landes, derselbe käme dem Aragoniens oder der Lombardei nicht gleich. Aber gerade, indem er diese Wahrheit ausspricht, giebt er, ohne es zu wissen, der Energie und Industrie seiner Einwohner ein glänzendes Zeugniß. Mit einem Boden, der sicherlich um Vieles dem jener fruchtbaren Provinzen Italiens und Spaniens nachsteht, hat Großbritannien durch die Arbeit, Kenntnisse und Geschicklichkeit seines Volkes Wunder von Kultur und Ackerbau-Erzeugnissen hervorgebracht.

Herr Ledru-Rollin vergleicht die Größe Englands mit der Karthago's, Tyrus, Venedigs, Spaniens und Hollands, alles Sterne, die heute erblichen sind. Aber diese Analogie ist nicht zulässig. Hier von Tyrus und Karthago sprechen ist eine Kinderei. Was war Venedig in den uns näher liegenden Zeiten? Eine Republik, absonderungs- und eroberungssüchtig, mit einer eifersüchtigen, argwöhnischen und rauhsüchtigen Politik. Spanien war eine despotische Monarchie, ruinirt durch seine religiöse Intoleranz und die Verfolgung gegen die Mauren, stürzend unter dem Joche seiner Inquisition und demoralisirt durch die Entdeckung Amerika's. Holland im Mittelalter war getrieben durch Parteikämpfe, durch innere Streitigkeiten und eine ungezügelte Sucht nach Gewinn und Eroberungen. Wir behaupten nicht, daß die politischen oder kommerziellen Institutionen Englands ein Prinzip der Unveränderlichkeit in sich schließen, so wenig wir ferner behaupten, daß sein politisches und soziales System mit seinem Makel behaftet sey; Herr Ledru-Rollin aber hat, bei allen Unvollkommenheiten, die er bezeichnet, lebhaft die Ansichten der Presse der Hauptstadt wiederholt und übersetzt, freilich ohne dabei immer getreu zu verfahren. Die Mehrzahl der Entdeckungen des Herrn Ledru-Rollin sind buchstäblich aus der Korrespondenz der Morning Chronicle abgeschrieben.

Es ist eine leider unbestreitbare Wahrheit, daß in England die Steuerlast drückend, der Arbeitslohn im Verhältniß gering ist, aber dasselbe läßt sich auch von Frankreich behaupten. Es liegt dies an einem Zusammentreffen von verschiedenartigen Umständen und nicht an der einen Ursache, die Herr Ledru-Rollin anführt, nämlich daß „das Land, welches durch das Feudalrecht regiert wird, einigen Hundert privilegierter Familien als Erbeben zugehört." Wie wir bereits erwähnt haben, sind die Lehen seit lange abgeschafft, und das Land in England befindet sich nicht in den Händen einiger Hundert oder selbst einiger Tausend privilegierter Familien. Im Jahre 1841 belief sich die Zahl der Grundbesitzer, ausschließlich der eigentlichen sogenannten großen Grundeigenthümer, auf 141,460; von ihnen wirthschafteten 94,833 selbst; und die Gesammtzahl der Pächter und Bielzächter belief sich auf 194,596. Es giebt keine einzige Grafschaft in England, und sey sie noch so klein, die nicht mehr Eigenthümer besäße, als Herr Ledru-Rollin dem ganzen Königreiche zuerstheilt, und die Behauptung, die er ausspricht, könnte in keinem Distrikte Yorkhire's Anwendung finden.

Herr Ledru-Rollin klagt die Engländer an, daß sie sich auf Indien gestürzt und dieses Land ausgesogen hätten. Die Eroberungen Großbritaniens in Indien hat es faß mit Widerstreben gemacht, und obwohl die indisch-britische Regierung, wie Alles in dieser Welt, weit entfernt ist, eine vollkommene zu seyn, so ist sie doch zweifelsohne eine der besten Regierungen der Welt, tausendmal besser jedenfalls, als diejenige, welche die Eingebornen unter dem weisesten ihrer angestammten Fürsten genossen haben. Die indische Regierung könnte vielen europäischen Staaten als Muster dienen. Die Civilbeamten der ostindischen Compagnie sind, wir sagen es ohne Zögern, die bestorganisirten, sachunterrichtesten der Welt. In den Dienstzweigen, denen die Richter, die Magistratspersonen, die Steuer-Einnehmer, die Zivilstaatsbeamten, die diplomatischen Residenten und Agenten entnommen werden, giebt es keine Geburtsaristokratie, die den Vorzug hätte vor Verdienst und erworbenen Ansprüchen. Die Civilbeamten der ostindischen Compagnie sind im Allgemeinen Söhne von einfachen Privatleuten oder Personen aus der Mittelklasse, und parlamentarische oder adelige Protectionen vermögen nicht, sie auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen, wenn sie nicht persönliche Verdienste haben. Sicherlich muß es eine gute Verwaltung seyn, welche Männer wie Hastings, Clive, Barlow, Colebrooke, Elphinstone, Adam, Holt Mackenzie, Richards hervorgebracht hat. Wenn man die Sachen nicht gründlich erforscht, so ist es der Kritik immer leicht, die deklamatorischen Formen zu mißbrauchen.

Wenn Herr Ledru-Rollin, statt sich in unbestimmten, angreifenden Allgemeinheiten zu verlieren, sich die Mühe genommen hätte, das ostindische Kollegium in Haileybury, diese Wiege der Civilbeamten Indiens, zu besuchen, so würde er dort ein Erziehungssystem gefunden haben, welches in Beziehung auf die Vervollkommnungsfähigkeit und die Nützlichkeit der Lehrgegenstände unerreicht dasteht. Man lernt dort nicht allein die orientalischen Sprachen, sondern die klassische Literatur, Geschichte, National-Oekonomie, Mathematik, Gesetzkunde und Rechtswissenschaft.

Die Offiziere der Compagnie erhalten zu Addiscombe eine ganz ähnliche Erziehung in der Militärschule der ostindischen Compagnie; man studirt dort die Sprachen des Orients, die klassischen Autoren, Mathematik, Strategie, Zeichnenlehre, Chemie und Geologie. Wir wollen die europäischen Heere nicht herabsetzen, aber wir behaupten, daß keine Armee in Europa existirt, deren Offiziere hinsichtlich der professionellen Ausbildung die indischen Offiziere übertreffen, und daß es sehr wenige giebt, welche ihnen gleichkämen.

Herr Ledru-Rollin sagt, die Engländer hätten Hindostan ausgeraubt und dessen alte Reichthümer in Folge der Verschwendung ihrer Regierung und der Habsucht ihrer Monopolisten erschöpft. Aber wo sind denn die Plünderer? wo ist denn die Beute? Sieht man jetzt Nabobs nach England zurückkehren mit fürstlichem Vermögen? Kaum geschieht es, daß einige Civilbeamten nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit und einige Militärs nach einem halben Jahrhundert angestrengten Dienstes in eine bequemen und anständigen Lage leben können. Was heißt das, die Habgier der Monopolisten? Die französischen Weine, die französischen Stoffe, die französischen Luxusgegenstände, die artikeln de Paris zahlen nur eine sehr geringe Eingangsstener in Kalkutta, Madras, Bombay, und hat England nicht im chinesischen Reiche für Frankreich dieselben Vortheile erwirkt, als die, welche es selbst genießt? Das ist also sein Durst nach Handelsmonopolen!

„Unsre Besitzungen in Indien", sagt der Verfasser des „Versalls Englands", „sind meistentheils das Resultat einer Reihe von Verbrechen."

Seit der Zeit, wo die Engländer in Bengalen die ersten jener bevorzugten Vortheile gewannen, welche die Ausgangspunkte ihrer gegenwärtigen Macht waren, nämlich in den Jahren 1634 und 1652, sind nun höchstens einen oder zwei Transactionen der ostindischen Gesellschaft oder englischer Kaufleute, die eine das Tageslicht oder die unparteiische Forschung der Geschichte nicht aushalten vermöchten. Man möge auch sich der Schwierigkeiten erinnern, mit denen die Engländer zu kämpfen hatten. Die Eingebornen befreigten sich unter sich auf Tod und Leben, und es war nicht gegen die Indier allein, daß England zu kämpfen hatte, sondern auch gegen die rivalisirenden europäischen Völker; gegen die reichen Holländer, welche zu ihren Gunsten den Gewürz- und Gummi-Handel des Ostens monopolisiren wollten, und gegen die ränkevolle, eroberungssüchtige und ehrgeizige französische Nation. Die Elite, die Coote, die Baillie, die Cornwallis, die Hastings, die Fullerton und die Laurence hatten nicht allein den Groß-Mogul und die Radschahs zu Gegnern, sie mußten auch die Lally, die Dupleix, die Labourdonnais, die Bussy, die Conflans und die Suffren bekämpfen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier den Ruf der französischen Befehlshaber in Indien zu befestern, wir sind sogar bereit, das größte Lob Labourdonnais zu spenden, der seinem Lande nicht allein mit Treue, sondern auch mit Ruhm diente. Indeß waren die französischen Agenten in jenem Welttheile weit entfernt, alle Labourdonnais zu gleichen, dessen Verdienste mit der Bastille belohnt wurden, während Dupleix, sein Nebenbuhler, nachdem er verrätherischerweise den Vertrag, der Frankreich und England vereinte, gebrochen, von seiner Regierung unterstützt und belobt wurde. Das französische Ministerium und die französisch-ostindische Compagnie jener Zeit waren die Mitschuldigen Dupleix's. — Es ist indeß offenbar, daß Herr Ledru-Rollin in völliger Unwissenheit über die Ereignisse von 1746 besangen ist, und daß er von den Thaten und Handlungen der Franzosen in Indien nicht mehr weiß, als von der Saufsten oder von der persischen Sprache. Wie sollte auch ein so seichter, so oberflächlicher, so wenig zu ernsten Forschungen geneigter Mann es vermögen, sich einer Arbeit hinzugeben, die gründlich genug wäre, um daraus eine klare Idee von der englischen Herrschaft in Indien gewinnen zu können? Zweifelsohne ist es ihm unerwiesen bequemer, danale Anschuldigungen wegen Gewaltthätigkeiten und Treulosigkeit zu kommentiren, die Verdikte nur ausgesprochen zu seyn brauchten, um sich von selbst zu widerlegen. Die Regierung Ostindiens durch die englische Compagnie, so sehr sie auch mit Fehlern und Mängeln behaftet seyn mag, ist nichtsdestoweniger die aufgeklärteste Regierung, die jemals existirt hat, und stände sie nicht einzig in der Welt da durch ihre Weisheit, ihre Gerechtigkeit, ihre Langmuth und ihre Mäßigung, so würde es unmöglich, auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß eine Handvoll Europäer Gebiete von vielen hundert Meilen, jenseits der Meere gelegen und mit Hunderten Millionen Unterthanen bevölkert, die niemals von England haben sprechen hören, unter ihrer Herrschaft würden halten können.

Es ist unnütz, Herrn Ledru-Rollin in seinen Untersuchungen über das „Domesday Book", den Boden-Kataster des fruhen Englands, zu folgen. Obwohl er aus Thierry, Delolme und Augustin Thierry geschöpft hat, so sind es doch fast, daß er Bischof Bennett's „Parochial Antiquities" eben so wenig

*) Ein kurioles Zusammentreffen ist es, daß Herr Ledru-Rollin jetzt zu Brompton dasselbe Haus bewohnt, das die zu seiner Rückkehr nach Frankreich Herr Guizot bewohnt hatte. D. R.

**) Der Artikel war vor dem Tode Ludwig Philipps geschrieben. Anm. d. U.

***) Maximi lebt, so viel bekannt, ruhig und wohlhabend in England, und zwar in voller Uebereinstimmung mit dem französischen Kritiker Ledru-Rollin und mit dem deutschen Arnold Ruge. D. R.

wie Webb's „Analyse", Sir Henry Ellis' „Einleitung zum Domesday und den Registern der Grundbesitzer" eröffnet hat. Einen Augenblick glauben, daß dieser oberflächliche Autor die sächsischen Werke oder die Arbeiten der englischen Rechtsgelehrten durchblättert habe, hieße, ihm eine Tiefe und eine Fähigkeit zutrauen, deren er gänzlich baar ist. Wir zweifeln gar nicht, daß er eben so unwissend sey in Betreff der Annotationen Hammond's und der Kommentare Camden's, Spelman's, Selden's, Blount's, Gilbert's und Sir Martin Wright's zu dem, was Camden das „Tax-Book of King William" nennt, wie er es in der Geschichte Indiens ist. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Einheit des Menschengeschlechtes.

(Schluß.)

Wir gelangen zuletzt, wenn wir der Boppschen Ansicht folgen, zu drei großen Sprachstämmen, welche nichts unter einander gemein zu haben scheinen, und deren ausgeprägteste und abweichendste Typen das Sanskrit, das Hebräische und das Chinesische sind. Ganz genaue Untersuchungen jedoch haben dargethan, daß sich in diesen Sprachen die Zahlwörter, die Pronomina und andere wesentliche Bestandtheile ähnein, was eine ursprüngliche Einheit verriethe, die allerdings durch sehr frühe Trennung gestört worden. Wie fern einander auch die semitischen und indo-germanischen Familien stehen, so wird möglicherweise das Studium der Hieroglyphen dennoch die zwischen ihnen gähnende Kluft ausfüllen. Bunsen behauptet, die ägyptische Sprache stehe in der Mitte zwischen der semitischen und indo-germanischen, denn ihre Formen und Wurzeln können nicht aus einer dieser beiden Sprachen für sich allein erklärt werden, sind vielmehr augenscheinlich eine Combination beider. Jene großen Unterschiede indeß bieten nicht weniger Interesse dar, als die Aehnlichkeit; sie sind der Beweis für eine gewaltsame Trennung, welche nach der Ebene von Sphinx stattgefunden haben muß. Es ist also im mindesten nicht nöthig, dieses Umstandes wegen eine Verschiedenheit des Ursprunges für die Stämme des Menschengeschlechtes in Anspruch zu nehmen.

Der Uebergang von der Einheit der Sprache zur Einheit der Völker, welche sie reden, ist leicht, da die Verschiedenheit der Sprachen aufs deutlichste durch die Voraussetzung erklärt wird, daß die Völker von einem und demselben Vaterlande ausgingen und einen Theil der gemeinsamen Sprache mit sich nahmen. Wenn man diese Bruchstücke wieder zusammenlegt, so fügen sie sich hinlänglich gut in einander, um ihren ursprünglichen Zusammenhang zu bestätigen, während die allmäligen Zuthaten, die sie empfingen, nach der Natur ihrer Materialien die Oertlichkeiten anzeigen, denen sie entstammen. Die gegenwärtig herrschenden Sprachen des menschlichen Geschlechtes sind nur Dialekte eines ursprünglichen Idioms, und die Menschen sind alle Unterthanen eines einzigen großen Reiches, getrennt durch die Provinzialismen, aber eins durch ihre Muttersprache.

Der Schluß, daß die Bevölkerung der ganzen Erde von einem einzigen Mittelpunkte ausging und sich in verschiedenen Epochen nach und nach entwickelte und umgestaltete, wird sodann auch noch durch die physische Geographie bewahrheitet. Die Stellung der Berge und Thäler, der Flüsse und Meere deutet eben so die Schranken, wie die Communications-Pfade der Wanderzüge, an. Die Richtigkeit unserer Theorie wird somit durch das übereinstimmende Zeugniß aller Wissenschaften bis zur Evidenz bewiesen. Und gerade aus den Wissenschaften entlehnt sie ihre Hauptstärke und ihre höchste Glaubwürdigkeit. Sie beweist aufs schlagendste das, was die Mosaischen Urkunden lehren, daß alle Menschen Glieder einer und derselben Familie und Kinder einer und derselben Aeltern sind.

Man hat gegen diesen Schluß einen ziemlich scheinbaren chronologischen Einwand vorgebracht. „Die nationale Physiognomie der Aethiopier", sagt Bunsen in Mrs. Somerville's „Physikalischer Geographie", Bd. II., S. 253, „ferner der Perser und der Juden hat sich seit mehr als 3000 Jahren nicht verändert, wie dies die alten Abbildungen in dem von Belzoni zu Theben entdeckten Grabe Rhamses des Großen beweisen." Und in ähnlichem Sinne lesen wir bei Olivier, in seinem „Alten Aegypten", S. 31: „Der in ägyptischen Statuen dargestellte Typus möge wohl ohne Weiteres bekennen, daß die physiologischen und kraniologischen Charaktere, so wie die Beschaffenheit der Haut und der Haare, wodurch sich die menschlichen Stämme unterscheiden, schon bei der ersten Zerstreuung der Menschen über die Erde vorhanden waren." Daß die Farben-Unterschiede der Menschen schon seit Tausenden von Jahren bestehen, das kann man allerdings beweisen; daraus folgt aber nicht, daß sie immer bestanden haben. Wir wollen keineswegs die bloße Zeit für die Ursache der Farbenveränderung ausgeben, was doch der erfahrenste Schriftsteller annimmt, wenn er sagt: „Viertausend Jahre waren nicht im Stande, die Neger zu bleichen." Die Farbe bleibt dieselbe, so lange dieselben physischen Verhältnisse dauern; es ist dies ein mit unserer Lehre völlig in Einklang stehendes Resultat, und das eben angeführte Beispiel muß daher unseren Satz natürlicherweise ebenfalls bestätigen. Nichtsdestoweniger täuscht man sich gar sehr über die absolute Länge der Zeit, deren die äußeren Kräfte und Einwirkungen bedürfen, um die menschliche Constitution vollständig umzuwandeln. Die Veränderungen der Form und des Teints gehen allerdings nicht in einer oder zwei Generationen vor sich; aber wenige Jahrhunderte reichen dennoch dazu hin. Wir haben hierfür Beispiele bereits oben bei den Türken, dem ungarischen Adel, den Juden, den Banabras und den Irländern angeführt. Lyell hat selbst eine merkliche Verbesserung bei den Negersklaven Amerika's entdeckt, ein Ergebniß des Klimas und der Civilisation.

Der Einwand ist jedoch hauptsächlich gegen die biblische Chronologie gerichtet, und zwar mit Rücksicht auf die durch die Sündflut bewerkstelligte Berichtigung der alten Stämme. Allerdings reichen die 4197 Jahre, die nach unserer gewöhnlichen Rechnung verflossen sind, nicht hin, um die Wanderungen und Veränderungen, von denen wir sprachen, zu erklären. Hat denn aber die unserer Bibel beigegebene Chronologie die Autorität einer Offenbarung? Ist sie nicht vielmehr ein rein menschliches Werk?

„Was die Zeitrechnung der Aegypter betrifft", sagt Bunsen („Aegypten", Bd. I., Vorrede), „so hat mich das Studium der Bibel hinlänglich davon überzeugt, daß das alte Testament vor Salomo gar keiner festen Chronologie folgt. Alles, was man in Bezug hierauf für ein chronologisches System ausgiebt, ist nichts als das klägliche Vermächtniß des 17ten und 18ten Jahrhunderts, ein wirrer Haufe willkürlicher Irrthümer und ein vollständiges Ueberstehen und Verkennen der Prinzipien diskretiver Forschung." — Ein großer Theil dieses chronologischen Systemes ist auch bereits hinlänglich als unhaltbar und widersprechend erwiesen worden.

Die Zeit, welche uns von der Sündflut trennt, ist offenbar viel, viel länger, als man gewöhnlich annimmt. Denn es giebt in Aegypten Monumente, die bedeutend älter sind als 4000 Jahre. Mit Hülfe der chinesischen Geschichtsbücher, der indischen Monumente, der ägyptischen Papyrusrollen und Hieroglyphen und der neuerdings durch Layard in Ninive aufgefundenen Keil-Inschriften wird man hoffentlich zu einem chronologischen System gelangen, welches die Ergebnisse der neueren Forschung vollständig mit der Bibel in Einklang bringen dürfte. Goethe hat den Ausspruch gethan, seine Wissenschaft erfordere einen größeren Umfang von Kenntnissen und gediegenere Fähigkeiten, als die Chronologie. Wenn diese Wissenschaft, welche gegenwärtig immer noch in ihrer Kindheit steht, dereinst weitere Fortschritte gemacht hat, so wird man auf ihren Resultaten mit Sicherheit erkennen, daß auch der oben angeführte chronologische Einwand gegen unsere Lehre nicht das mindeste Gewicht besitzt, da er sich eben nur auf eine ganz oberflächliche und willkürliche Berechnung gründet.

Die Ethnologie, welche bisher mit der Bibel in Konflikt war, macht dieselbe Erfahrung, wie bereits vor ihr die Alteonomie und die Geologie. Jede wissenschaftliche Forschung, welche neben den Gränzen der geoffenbarten Wahrheit hinstreift, scheint von den Gläubigen und Ungläubigen, wiewohl in verschiedenem Sinne, gleichsam gemißbandelt werden zu sollen: die Gläubigen weisen sie als eine Vermessenheit zurück, die Ungläubigen vermeinen in ihr einen neuen Bundesgenossen zu erhalten. Beide handeln voreilig; denn sie tiefer die wissenschaftliche Forschung ferner eindringt, desto mehr kömmt ihre Uebereinstimmung mit der Bibel zu Tage.

Und welche praktische Seite hat die Erkenntniß der Einheit des ganzen Menschengeschlechtes? Keine andere, als daß wir durch sie noch ganz besonders aufgefordert werden, aller Orten für das leibliche und geistige Wohl der Menschen, als unserer Brüder, nach Kräften thätig zu seyn.

Rußland.

Russische Reisende im Morgenlande.

Die russische Literatur ist im Laufe dieses Jahres durch zwei interessante Reisewerke*) bereichert worden, die von Mitgliedern der Kommission herrühren, welche vor einiger Zeit auf Anregung des Fürsten Woronzow nach dem Orient abgefertigt wurde, um Beobachtungen über die Kontagiosität der Pest anzustellen. Der eine von ihnen, Herr Amunz, ehemaliger Direktor der Quarantaine in Odessa, machte bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach dem Berge Sinai und widmet der Beschreibung dieser heiligen Stätte einen großen Theil seines Werkes, in welchem man außerdem noch eine Schilderung Palästina's und Aegyptens findet. Als Probe theilen wir den Bericht des Reisenden über die Anstrengungen mit, die ihm von den Mönchen des Berges Sinai zu Theil ward.

Vierundsechsundneunhundertundsechzig französische Fuß über dem Niveau des Rothen Meeres liegt die Kathedrale und das Kloster der Verklärung Christi, auch das Kloster der heil. Katharina genannt, weil in ihm die Reliquien dieser Märtyrerin gezeigt werden. „Geschöpft von den Strapazen der Reise, von dem langen Ritt und der Hitze", schreibt der Verfasser, „wünschte ich so schnell wie möglich unter Obdach zu kommen; allein in den Klostermauern war kein Thor zu sehen, und nur oben, fast am Gipfel der Mauer, entdeckte ich eine große fensterartige Oeffnung, aus der einige menschliche Figuren in schwarzen Kutten und Kapuzen hervorguckten. Das Fenster war mit einer hölzernen überhängenden Lade bedeckt, die wie eine Nachtmütze oder ein Schilderhaus ohne Boden aufsah; an dem oberen Theil derselben war ein starker Holzblock befestigt, von welchem das Ende eines dicken Taues herabhing. Dieses Fenster ist ungefähr sechs Sajen (20 Ellen) von der Erde entfernt, und durch dasselbe sollte ich meine Lastreise in das Innere des Klosters antreten. Schon längst hatten und die Mönche von den Klosterzinnen aus erblickt. Wenn sie in der Entfernung einen Gast wahrnehmen, so ziehen sie gewöhnlich eine Flagge auf, um gleichsam als Zeichen des Willkommens zu dienen. Trotz aller Freude indessen, die es den Mönchen verursacht, einen Besuch aus dem entfernten Rißlale, noch mehr aber aus übersseeischen, ihnen glaubensverwandten Ländern zu erhalten, lassen sie doch Niemanden in das Kloster ein, der nicht ein Geleitsschreiben von

*) Поѣздка на Синай, съ пробылениемъ открывокъ о Египтѣ и Святой Землѣ. Соч. А. Умница. Спб. 2 части. 8.
Путешествіе по Нижнему Египту и внутренныя области Дельты. Соч. А. Рафаловича. Спб. 8.

Digitized by Google

dem Suffragan in Kahira mitbringt, durch welches er der Brüderschaft empfohlen wird. Dieser Grundsatz ist schon seit langer Zeit bei ihnen eingeführt. Niebuhr, der im Jahre 1762 hier war, hatte sich mit keinem solchen Schreiben versehen und erhielt daher auch nicht Zutritt zum Kloster. Unser bekannte Fußreisende Gregor Barskij*) wurde gleichfalls nicht eingelassen und brachte zwei Tage unter den Klostermauern zu. Außerdem, daß er keinen Empfehlungsbrief hatte, waren die Mönche damals in Streitigkeiten mit den Arabern verwickelt und fürchteten Verrath. In friedlichen Zeiten scheint man es mit dem Verbot nicht so streng zu nehmen, denn Bromikow und seine Gefährten wurden im Jahre 1820 ohne Paß eingelassen. Mit mir verfuhr man jedoch weniger gnädig als mit Bromikow. Die erste Frage, welche die Mönche an mich richteten, war, ob ich ein Schreiben aus Oschowania (dem Klosterhofe des Sinai in Kahira) mitbringe. Da ich ihre Festigkeit auf die Probe zu stellen wünschte, so antwortete ich, daß ich kein Schreiben habe. „Nun, da könnt Ihr auch nicht eingelassen werden", entgegnete der Pater-Guardian von oben. Nach einer minutenlangen Pause erklärte ich, daß ich zwar ein Schreiben besitze, aber es sei mir dorthin verlorengegangen. „Ohne Paß können wir Euch nicht aufnehmen", war die Antwort. Da es also nicht möglich war, ihren Entschluß wankend zu machen, so langte ich die beiden Schreiben vom Erzbischof in Konstantinopel und seinem Stellvertreter in Kahira hervor und zeigte sie den Mönchen. Sogleich wurde ein Seil hinuntergelassen, an welches ich meine Empfehlungsbriefe befestigen mußte und welches dann wieder heraufgezogen ward. Nach einer Minute ward dasselbe Tau hinabgeschickt, um meine Sachen zu holen; als jedoch erst ein Theil davon oben war, ließ man, wahrscheinlich aus Achtung für meine doppelte Recommandation und um mich nicht zu lange warten zu lassen, ein eigens für mich bestimmtes Seil hinunter, aber nicht das vorige, sondern ein anderes, vielleicht viermal so dickes. Als das Ende desselben die Erde erreicht hatte, bat man mich, gefälligst heraufzukommen, mit der Bemerkung, daß der Rest meiner Habseligkeiten und mein Dragoman nachfolgen würden. Das Ende des Taues war in eine Schleife geflochten, welche ich mir um den Leib schlang, indem ich mich mit beiden Händen festhielt. Sobald ich fertig war, fing man an, mich hinaufzuwinden; um mir unterwegs den Körper nicht gegen die Mauer zu zerschlagen, stieß ich mich mit den Füßen davon ab, bis ich das Fenster, dicht unter dem Dache, erreichte. Die Schleife wurde durch den Holzblock angehalten, und ich baumelte nun zwischen Himmel und Erde, wie ein Ballen Waare, der auf ein Schiff geladen wird. Einer von den Mönchen lehnte sich mit der einen Hand an den Fensterrahmen, streckte die andere vorsichtig nach der Schleife aus und zog sie zu sich; in demselben Augenblick ward das Tau im Krahne etwas losgelassen, und ich saß im Fenster, von sechs ehrwürdigen Einsiedlern umringt, die mich mit der größten Herzlichkeit willkommen hießen."

Das zweite der oben genannten Werke hat den Dr. Raphalowitsch zum Verfasser, der schon früher Berichte über seine Wanderungen in der europäischen Türkei, in Syrien, Palästina, Algerien und Tunis veröffentlicht hatte. Die jetzt herausgegebene Schrift beschäftigt sich mit Aegypten, und man sieht darin einige angiehende Details über die letzte Krankheit und den Tod Mehmed-Ali's, zu welchem Herr Raphalowitsch berufen wurde, um an den Berathungen seiner Leibärzte theilzunehmen. Obgleich diese einstimmig der Meinung waren, daß der Zustand des greisen Paschas hoffnungslos sey, wollten die Landesbewohner durchaus nicht an sein nahes Ende glauben. „Mehmed-Ali", behaupteten sie, „stellt sich nur krank, um zu erfahren, wer von seinen Günstlingen ihm treu ist und wer nicht." Wirklich lebte der Greisfonig noch sechzehn Monate, obwohl in einem Zustande völliger Geistesabwesenheit (dementia senilis), bis er am 2. August 1849 in seinem achtzigsten Jahre mit Tode abging.

Wir lassen einige Auszüge folgen, die wir aus Gerstenhoff dem Werke des Herrn Raphalowitsch entlehnen: „Nach meiner Ankunft in Fuej, einer Stadt am östlichen Ufersee, südlich von Rosette", schreibt er, „ging ich aus, um den Ort in Augenschein zu nehmen. Hier, wie in ganz Aegypten, boten die Einwohner sowohl, als die Häuser, in welchen sie leben, das Bild der Armuth dar. Am nördlichen Ende der Stadt liegt ein großer Friedhof; die Gräber befinden sich über der Erde in langen, parallelen Reihen und haben in ihrer Form Aehnlichkeit mit Backöfen. Sie bestehen aus flachen, ovalen Gewölben von rothem Ziegelstein, acht bis zehn Zuß lang, vier bis fünf Zuß breit und drei bis vier Zuß hoch. In jedem Gewölbe ist eine beiläufige Oeffnung angebracht, durch welche die in Grabtücher eingehüllten Leichen ohne Särge in das Innere hineingeschoben werden; die Oeffnung wird nachher mit Ziegelsteinen zugemauert oder auch nur mit Lehm überstrichen, bis man neue Leichen beisetzen will, da es Familiengewölbe sind. Es giebt auch allgemeine Gräber für die Armen, welche viel größer, aber von derselben Bauart sind, wie die so eben geschilderten. Leichensteine mit Inschriften, wie auf den türkischen Gottesäckern, habe ich hier nirgends bemerkt. Die Gräber sind größtentheils verfallen, und die gebleichten Knochen liegen offen da. Unter einem Gewölbe zählte ich zugefällig zwanzig Schädel. Die traurige Lage der heutigen Aegypter hat in ihnen sogar die Ehrfurcht vor den Ueberresten ihrer Todten erstickt, welche den muselmännischen Völkern eigen ist. . . . In Fuej besuchte ich auch eine Schule (Mekteb), in der die Knaben unter der Leitung eines blinden Lehrers lesen und Gebete hersagen lernten. Der Schulmeister war zugleich damit beschäftigt, aus den Blättern des Dattelbaums lange, breite Bänder zu flechten, welche nachher an den Rändern mit Dattelfasern zusammengenäht werden und ziemlich starke Beutel (Sembil) von verschiedener Größe bilden, in welchen man Reis, Früchte u. s. w. austrägt. Lehrer und Schüler saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden einer niedrigen und dunklen Stube; nach orientalischer Sitte schaukelten sich die Knaben beim Lesen mit dem oberen Theil des Körpers unaufhörlich hin und her oder von einer Seite zur anderen und wiederholten ihre Lection unisono mit lauter Stimme, so daß die Nähe einer solchen Schule sich schon von weitem vernehmlich macht. Uebrigens ist das Geräusch, das aus ihr ertönt, fast das einzige, was die Todtenstille unterbricht, die in allen anderen Theilen der Stadt Fuej herrscht. In den Kaffeehäusern findet man weder Musikanten, noch Sänger, welche sonst das Publikum zu unterhalten pflegen, und der fröhliche Ton der Saggas oder Lastträgern, mit welchen die Almés den Takt zu ihrem Gesange und Tanze schlagen, erreicht nicht mehr das Ohr, da die Almés selbst, die einst in Fuej so zahlreich waren, verstummt und verschwunden sind.

„Die ägyptischen Bajaderen oder Almés werden jetzt überhaupt immer seltener, wegen der Verfolgungen, mit denen sie von Seiten der Polizei zu kämpfen haben. Sie stellen sich in zwei Klassen, welche sich vorzugsweise dem Gesange und dem Tanze widmen. Die höheren Klassen oder die eigentlichen Almés führen sich ziemlich stilsam auf und werden gewöhnlich zu Abendgesellschaften oder Festmählern in reichen Häusern eingeladen, wo man sie freigebig beschenkt. Ulta-Saké, die berühmteste Almé in Kahira, welche von den Europäern die ägyptische Malibran genannt wurde, und welche ich in einer levantischen Familie zu hören Gelegenheit hatte, erhielt von dem Wirthe des Hauses fünfhundert Piaster und sammelte außerdem noch eben so viel von den Gästen. Die Künstlerinnen niederen Ranges, deren Gewerbe sich nicht auf den Gesang beschränkt, heißen Gauasi. Sie bildeten früher in Aegypten einen sehr zahlreichen Stand und wurden förmlich verpachtet, indem ein Spekulant der Regierung eine bedeutende Summe entrichtete, wofür er das ausschließliche Recht hatte, sie zu halten, und wogegen er von ihnen eine Steuer bezog. Der letzte Gauasi-Pächter, Tuma, verpflichtete sich vor einigen zwanzig Jahren, dem Vicekönig 6000 Beutel (gegen 200,000 Thaler) jährlich zu zahlen, und um diese Summe zusammenzubringen, erlaubte er sich die größten Mißbräuche. Endlich kam es so weit, daß die Ulemas sich mit der dringenden Bitte an Mehmed-Ali wandten, dieser unsittlichen Quelle seiner Einkünfte zu entsagen und an deren Stelle die von den Aegyptern entrichtete Kopfsteuer (Fürdeh) zu erhöhen. Der Pascha willigte ein und befahl, die Gauasi nach Ober-Aegypten in die Stadt Esneh zu schicken. Dessenungeachtet giebt es ihrer noch viele an anderen Orten, nur in Kahira und Alexandrien werden sie von der Polizei streng verfolgt, welche alle, die ihr in die Hände fallen, nach Esneh transportiren läßt. . . . Vor einigen Jahren sah man in Kahira einen alten Kopten, der die vorübergehenden Franken um Almosen bat: es war Tuma, der zugrundegerichtete Pächter der Almé und Gauasi."

Mannigfaltiges.

— **Verkohlung des Torfs.** Der Zweck dieses Verfahrens ist, den Torf einer Temperatur von gewisser Höhe auszusetzen, um das Wasser, das er im natürlichen Zustande enthält, ganz oder theilweise auszutreiben. Die Eigenthümlichkeit und Zugleich der Vortheil der Prozedur besteht darin, daß dabei nur äußerst wenig Torf in Asche verwandelt oder verbrannt wird, so daß sich der Ofengrad, der zur Erlangung der größtmöglichen Menge von Torfkohle erforderlich ist, mit Sicherheit regulirten läßt. Man hat zwar bereits Torfkohle oder Torfcoaks, wie man auch sagt, durch direkte Einwirkung der Wärme oder durch Verkohlung in verschlossenen Gefäßen und in Oefen von verschiedenen Formen erzielt; indessen bietet keine der bisherigen Verfahrungsweisen die eben angedeuteten Vortheile dar.

Die neue Art der Verkohlung wird, wie der Moniteur industriel berichtet, im Allgemeinen folgendermaßen eingeleitet: Der Torf, der nach irgend einer der gangbaren Methoden getrocknet und in Stücken von passender Größe an der Sonne, oder an der Luft, oder durch künstliche Wärme, oder auf beide Arten zugleich getrocknet ist, wird in seinen großen Behälter, den Verkohlungscylinder, gebracht. In diesen Cylinder wird Dampf von einer gewissen Spannung geleitet, der vorher durch ein System von weißgeglühten eisernen Röhren gegangen ist. Hier erhält derselbe eine Temperatur, die sich bis zum Schmelzpunkte des Zinns und selbst des Bleis, d. h. bis 240 und 320° C., erheben kann. Durchströmt nun der erhitzte Dampf den mit dem getrockneten Torf angefüllten Cylinder, so nimmt er alle Feuchtigkeit des Brennmaterials mit sich fort, er braucht dann aber noch nicht freigelassen zu werden, sondern kann noch zu anderen Zwecken dienen, z. B. zur vorgängigen Trockung des eben getrockneten Torfs. Man führt nun mit der Einleitung des Dampfes in den Cylinder so lange fort, bis die Entwässerung des Torfs so weit vor sich gegangen, daß derselbe in eine schwarze Masse von dem Ansehen der vegetabilischen Kohle verwandelt ist. Würde der Torf jetzt gleich der atmosphärischen Luft ausgesetzt, so könnte er sich entzünden. Man müßte ihn also in dem Cylinder kalt werden lassen. Um aber Zeit und Kosten zu sparen, wird er in hinlänglich große, hermetisch verschlossene eiserne Kästen herabgelassen, wo er bis zur Erkaltung verbleibt. Diese Torfkohle giebt nun nicht nur ein angenehmes Brennmaterial für den häuslichen Bedarf, sondern dürfte auch bei metallurgischen Operationen, auf Dampfschiffen und Lokomotiven passend verwendet werden.

*) Ein Bürger aus Kiew, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande machte, die er in einem Werke beschrieben hat, welches seitdem in Rußland zu einer Art von Volksbuch geworden ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern.
Pränumerations-Preis 25 Sgr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 29, und bei Prof. Lesser, Brüderstraße Nr. 13), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 135. Berlin, Sonnabend den 9. November 1850.

Brasilien.

Deutsche Ansiedlungsunternehmen in Süd-Brasilien.

In Folge der überwiegend ungünstigen Berichte, welche in Deutschland über die Zustände der Deutschen in Brasilien, über die Regierungsacte und über die Verderbniß der brasilianischen Beamten veröffentlicht werden, sollte man glauben, daß es die deutschen Auswanderer nicht für rathsam finden würden, dorthin auszuwandern, so lange nicht die brasilianischen Sitten und Agrargesetze den Einwanderern einen so sichern Schutz verliehen, wie die nord-amerikanischen, oder so lange nicht das Geschick der Auswanderden durch Verträge mit Deutschland oder Preußen gesichert ist. Dennoch sind die Naturvorzüge und der Bodenreichthum dieses Landes im Verein mit den Ueberredungskünsten der brasilianischen Spekulanten und ihrer dienstwilligen gedungenen Werkzeuge von solcher Gewalt aber Unglückliche oder mit ihrer Lage Unzufriedene, daß ungeachtet viele Deutsche wiederum ihr Heil in Brasilien suchen werden, ehe im Allgemeinen die Zeit dazu gekommen ist, und vielleicht gerade an solchen Stellen in diesem Lande, wo ihr Untergang unvermeidlich ist. Wo ein Uebel nicht zu verhindern ist, da bleibt nichts übrig, als es möglichst zu lindern. In diesem Sinne glauben wir unseren Landsleuten einen Dienst zu leisten, wenn wir die verlockenden Anerbieten zu Niederlassungen in Brasilien einer Prüfung unterwerfen und im Allgemeinen vor solchen warnen, welche den Untergang des Einwanderers zur Folge haben. Wir warnen vor allen Colonisationsunternehmungen auf kaiserliche Kosten. Damit fällt uns nicht im mindesten ein, die wohlwollenden Absichten des Monarchen zu verdächtigen; er muß aber die Ausführung seiner Pläne Anderen überlassen, und unter diesen sind die Werkzeuge jener einflußreichen Partei in Brasilien, welche die deutschen Einwanderer in der Form von Erbpachtverträgen an die Stelle der Neger setzen will (Catarninha, Sinumbe, Bolga, Aguias). Wir warnen vor allen Colonisationsunternehmen, welche von brasilianischen Grundbesitzern mit diesen Neigungen ausgehen und daran erkennbar sind, daß die Verträge auf Pacht und ganz besonders auf Erbpacht begründet sind, und das vorzugsweise in der Provinz Rio Janeiro und in den nördlich von diesen gelegenen Provinzen, weil hier die Lage der deutschen Einwanderer, denen in den südlichen Provinzen gegenüber, durch das Klima, den vielfach größeren Umfang der Sklaverei und durch die ungeheure Mehrzahl der Farbigen noch mehr verschlimmert wird. Wir warnen vor den ausländischen Häfen und ihren Agenten, denn in diesen ist hauptsächlich jener vor einigen Jahren blühende Seelenverkauf getrieben worden, der die allgemeinste Entrüstung hervorrief. Unter den klägerlichen Versprechungen wurden von den Agenten auf solchen Häfen in Deutschland armes und dummes Volk zusammengeworben, mittellos in Rio Janeiro and Land gesetzt und so mehrere jenen gierigen Harpyen überliefert. Leuten, denen z. B. versprochen worden war, sie von Rio Janeiro frei nach Porto Alegre zu befördern, wurden in Rio ausgesetzt und in Sich gelassen. Ganz mittellosen Leuten ist buchstäblich nie zu raten, sich gegenwärtig in Brasilien niederzulassen, oder sie hätten daselbst einen sicheren Anhalt, der aber eine sichere Grundlage haben muß, als die gewöhnlichen lockenden Schilderungen vorangegangener Freunde oder Verwandten. Wenn solche Auswanderer nach Süd-Brasilien gehen wollen, welches allein Ackerbauwilligen zuträglich ist, sollten sie in Bremen oder Hamburg einen Platz auf einem Schiffe miethen, das geradewegs nach dem Hafen geht, nach welchem sie hinwollen. Wir werden uns zu den Bretraum erforderenden Unternehmungen. Diese werden fast alle durch das Handlungshaus M. Schröder u. Co. in Hamburg vermittelt, das einen höchst ehrenvollen Ruf erstrut. Die Anträge betreffen Niederlassungen in den südlichen Provinzen, die wir bereits als die empfehlenswertheren für Deutsche kennen gelernt, weil die Sklaverei hier in geringerer Ausdehnung herrscht und die Arbeit somit ein höheres Recht hat, weil ein Land, dessen Ebenen und Höhen den Einwanderern zuträglich sind, den Vorzug vor einem solchen verdient, dessen Hochland nur diese Eigenschaft besitzt, wenn die Vortheile des letzteren nicht ganz außergewöhnlicher Art sind, weil sich im Süden in Sao Leopoldo bereits ein deutscher Centralpunkt gebildet hat, was von großem Werthe ist, und weil schließlich die Kosten für die ersten Niederlassungen in tropischen Gegenden kostspieliger sind, da zu den ersten Urbarmachungen in denselben verhältnißmäßig viel mehr eingeborne Arbeiter verwendet werden müssen. Handwerker und Kaufleute finden dagegen in den Städten des nördlichen und mittleren Brasiliens, wenn sie geschickt, gewandt und der Landessprache mächtig sind, einen reichlichen Erwerb.

Die drei südlichen Provinzen Brasiliens sind Saõ Paulo, Santa Catarina und Rio grande do Sul de Saõ Pedro.

Saõ Paulo liegt zwischen 20° 15' und 26° südl. Br. Größe: ungefähr 10,000*) geogr. Quadratmeilen. Gränzen: im Norden die Provinzen Rio Janeiro, Minas Geraes, Matto Grosso; im Westen Matto Grosso, der Freistaat Paraguay; im Süden die Provinzen Rio grande do Sul, Sta. Catarina; im Osten das Meer. Das Klima ist an der Küste gesundheitsschädlich, dagegen auf der 1200 Fuß hohen Hochebene angenehm und die Wärme gemäßigt. Der Winter, von Mai bis September dauernd, bringt rauhe Tage bei Süd-West-Winden. Reif und Frost schaden nicht selten den empfindlicheren Pflanzen. Erzeugnisse: Weizen, Mandioka, Kaffee, Tabak, Zucker, Baumwolle, Vieh u. s. w. — Die Flüsse Saõ Paulo's fließen alle ins innere Land dem Parana zu, sie entspringen dem nahe der Küste gelegenen Gebirgszuge. Die Zahl der Einwohner wird auf 3 — 400,000 Seelen geschätzt.

Santa Catarina, eigentlich ein Ausschnitt der Provinz Rio grande do Sul. Im Westen und Süden von dieser, im Norden von Saõ Paulo und im Osten vom Meere eingeschlossen, ein Küstenstreif von ungefähr 45 geogr. Meilen, vom 26° bis 29° 20' südl. Br., der durchschnittlich 15 geogr. Meilen tief ins Land hineingeht. Größe, gegen 900 Quadratmeilen. Einige Geographen geben einen bedeutend größeren Flächen-Inhalt an und rechnen außer dem Bezirk von Lages noch mehrere andere jenseits der Serra Geral gelegene zu Rio grande gehörige Bezirke zu Santa Catarina. Das Land ist im Allgemeinen eben bis auf einzelne Höhen und Ausläufer der Serra Geral. Die in dieser entspringenden Flüsse sind nur Küstenflüsse, aber zum Theil schiffbar. Der Boden ist überhaupt gut bewässert und mit Wald bedeckt, deshalb noch nicht zur Bebauung, wohl aber zum Ackerbau geeignet. Das Klima ist angenehm und durch die Seewinde gemäßigt. Vom April bis August wehen Süd-West-Winde, vom September bis März Nord-Ost-Winde vorzugsweise. Die landwirthschaftlichen Erzeugnisse sind dieselben, wie in Saõ Paulo. Nach Leonce Aubé befand die Bevölkerung 1842 aus 70,434 Einwohnern, davon waren 35,225 Freie und 15,220 Sklaven. Unter den Freien waren 30,527 Brasilianer, 1303 Fremde, 3395 Farbige.

Rio grande do Sul liegt zwischen 26° und 30° 26' an der westlichen Gränze und zwischen 26° und 33° an der östlichen Gränze. Größe mit Einschluß der Missionen: ungefähr 8000 geogr. Quadratmeilen. Gränzen: im Norden die Provinzen Saõ Paulo und Santa Catarina, im Westen der Freistaat Corrientes, im Süden der Freistaat Uruguay, im Osten das Meer. Das Klima ist gemäßigt, die Luft rein und gesund. Der Winter dauert vom Mai bis September. Während desselben herrschen kalte Süd-West-Winde, Minuanos genannt, es regnet häufig und friert zuweilen. Der Boden ist gut und fruchtbar und ebenso wohl zur Viehzucht als zur Landwirthschaft geeignet und gut bewässert. Die Küsten sind sandig. Die Zahl der Einwohner wird auf 230,000 veranschlagt, worunter ungefähr zwei fünftel Sklaven. (Nach Blumenau: 185 — 190,000 Freie und höchstens 120,000 Sklaven.)

Inwiefern sich diese drei den Süden Brasiliens bildenden Provinzen deutschen Ackerbauern nicht empfehlen, haben wir bereits Eingangs dieses Aufsatzes ausgesprochen. Es ist billig, daß wir nun auch die guten Seiten für dieselben hervorheben. Voran stellen wir die durchschnittlich hohe Ertragsfähigkeit des Bodens, die aber nur dann von praktischem Werthe ist, wenn diesem sich die Lage an einem Verbindungswege mit Absatzmärkten zugesellt. Hierzu kömmt die durch viele glaubwürdige Reisende und die Erfahrung festgestellte Gesundheitszuträglichkeit des Klimas selbst für Deutsche, ein Vorzug, von dem nur einzelne Strecke anzunehmen sind, in denen örtliche Ursachen schädlich wirken.

Die Lufwärme erreicht in diesen von der Natur gelegneten Ländern nie eine Höhe, welche für deutsche Ackerbauer unerträglich wäre, und es ist nicht diese, sondern die große Ueberzahl der warmen und gelinden Monate, so wie der Mangel eines eigentlichen Winters, wodurch sich in vorliegender Beziehung das süd-brasilische von dem deutschen Klima unterscheidet. Das Hochland vor Saõ Paulo hat ein mildes, die Höhe von 28° R. fallen erreichendes und noch seltener übersteigendes Klima; in den höheren Theilen reift es sogar öfter im Winter. Aehnliche Wärmeverhältnisse finden wir in der Provinz Rio grande do Sul, nur daß die Wintermonate etwas kühler sind, und daß einzelne Sommertage noch um ein paar Grad heißer werden. An den Küsten von Santa Catarina soll das Thermometer nie über 24 — 26° R. Friren und nie unter

*) Diese Angaben sind wegen Mangel an genügenden Vermessungen auf ungefähr als richtig anzunehmen.

Digitized by Google

+ 10° fallen. Daß Abweichungen, bedingt durch die Lage einzelner Landstriche, von diesen allgemeinen Angaben vorkommen müssen, ist einleuchtend.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ledru-Rollin's Buch: „Ueber den Verfall Englands", von Engländern beurtheilt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wirklich kann man, wenn Herr Ledru-Rollin behauptet, „das Prinzip des reinen Feudalwesens, wie es vor acht Jahrhunderten aufgestellt worden, regiere England noch heute mit ganzer Strenge", nur beklagen, daß ein Mann von solcher Unkenntniß es unternimmt, seine Landsleute unterrichten zu wollen, die in keinem Falle unwissender, als der Lehrer selbst, sein können. Wir dürfen nicht fordern, daß ein Ununterrichteter, wie Herr Ledru-Rollin, jemals „Britton", „Fleta" oder den „Spiegel" geöffnet, daß er Craigius „de feodis", „Parliamentum Anglia", von Mador, oder in Wilkin's „sächsische Gesetze" geblättert, daß er die Werke von Coke und Littleton, oder Selden's „Denkschrift über Hengham" gelesen habe; aber das hätten wir wenigstens erwartet, daß er, ehe er sein Werk drucken ließ, die französische Uebersetzung von Blackstone eingesehen hätte. Er hätte da im zweiten Bande erfahren, daß das Edikt 12 Karl's II., Kap. 24., durch Abschaffung des Kriegsdienstes (knight service) mehr für das Privateigenthum in England gethan, als die magna charta selbst, denn diese hatte nur einige aus Militairlehen entstandene Mißbräuche zerstört, während das Edikt des Königs Karl an die Lehen selbst die Axt legte und somit Baum und Wurzeln zugleich austottete.

Die Reformen in Betreff der bäuerlichen Leistungen (sacage) waren zahlreich und erstrecken sich, in Folge der irischen Parlamentsakte, 14 und 15, Karl II., Kap. 19, auch auf Irland. Auch Schottland hatte seinen Antheil an den Wohlthaten der Abschaffung von dergleichen Leistungen, nämlich nach dem Aufruhr von 1745, durch das Edikt 20 Georg's II., Kap. 50. Wenn also Herr Ledru-Rollin behauptet, das Feudal-System regiere in England noch wie vor 800 Jahren, so weiß er augenscheinlich nicht, daß die englischen Rechtsgelehrten die bäuerlichen Lasten, je nach ihrer Dauer, in ewige, lebenslängliche, zeitweise und freiwillige eintheilen, und daß die Gesetze, betreffend das Heimfallen- und Verdungungsrecht, durch die Akte 4 und 5 Wilhelm's IV., Kap. 23, amendirt worden sind.

Aber Herr Ledru-Rollin kennt nicht allein nicht die englischen Werke über den Gegenstand, den er behandelt, er versteht nicht einmal die Bemerkungen Meyer's im 4ten Kapitel seines Werkes über die gerichtlichen Institutionen.*) Herr Ledru-Rollin bricht in großes Geschrei aus wegen der Güter, welche zu gewissen Leistungen verpflichtet sind und die danach copyhold genannt werden. Das copyhold ist ein Grundstück, welches von einem Lehen abhängig ist, und das man besitzt mit der alleinigen Verpflichtung, eine Abschrift der Rollen des Domänen-Einnehmers zu präsentiren. Aber in seinem Unwillen gegen das copyhold vergißt Herr Ledru-Rollin zu erwähnen, daß man heute keines mehr errichten kann, wie das auch Lord Coke in seinen Institutions und seinen Reports auseinanderlegt.

Noch etwas, was das Haupt des französischen Berges reizt, ist die Verpflichtung, die man hat, auf das „Domesday Book" zurückzugehen, um festzustellen, ob ein Grundstück eine alte Domäne ist oder nicht. Das ist durchaus nichts Außerordentliches, wenn man berücksichtigt, daß das „Domesday Book" die älteste Archivsammlung des Landes ist, und daß die Nachforschungen dort, auf Grund etlicher Erbärung, vor den vorgesetzten Magistratspersonen angestellt werden. Aber obschon das „Domesday Book" der vornehmlichste Prüfstein ist, um festzustellen, welche Domänen früher Kronendomänen waren, und obwohl im Urtheil erwähnt wird, daß der Urtheilsspruch das Resultat einer Prüfung dieses Registers ist, so ist es nichtsdestoweniger Gebrauch, eine authentische Kopie der Besitztitel vorzuziehen, ausgenommen vor dem Gerichtshofe der Lords, wo man die Originale selbst verlangt. Herr Ledru-Rollin, der diese Untersuchung lächerlich findet, sollte doch wissen, daß sie von außerordentlicher Wichtigkeit da ist, wo es sich darum handelt, die verschiedenen Theile der Lehen, die Geschlechtsregister der Familien,**) die Gränzmarkung, die Güter der Abteien, die Ländereien der religiösen Stiftungen und eine Menge anderer Verhältnisse festzustellen, welche Verpflichtungen und Rechte aus undenklicher Zeit her darthun sollen.

In seinem Kapitel über die Handels-Aristokratie in England behauptet Herr Ledru-Rollin, um Direktor in der ostindischen Compagnie zu seyn, müsse man mindestens für 300,000 Fr. Actien besitzen. Auch dies ist einer der zahlreichen Irrthümer, in welche der Chef des Berges verfällt, und der eine Probe seiner Ungenauigkeit im Allgemeinen abgeben kann. Nach dem Vertrag des Edikts 17 Georg's III., K. 3, sind es nicht 300,000 Fr. Actien, die ein Direktor haben muß, sondern nur 50,000. Dies ist ein kleiner Irrthum von 450,000 Fr.

In eben demselben Kapitel spricht Herr Ledru-Rollin von den englischen Gesetzen, als begünstigten sie das Handelsmonopol. Lediglich seine unglaubliche und unheilbare Unkenntniß des englischen Handels und der englischen Gesetze lassen den Verfasser so sprechen, denn die englischen Gesetze worden seit Jahrhunderten in dem Sinne gehandhabt, das Monopol zu bekämpfen. Das Monopol, sagt Lord Coke,***) ist dem Publikum auf drei Arten schädlich: 1) durch die Erhöhung der Preise; 2) durch den Mangel an Mitteln und Wegen, die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu erleichtern; 3) durch den Ruin der treuen Handwerker. Alle Monopole laufen dem alten Recht und den Grundgesetzen des Königreichs zuwider. Jedes Gesetz, das ein Monopol errichtete, wäre nichtig und als nicht erlassen zu betrachten, das wäre aber eine Befugniß, einen besonderen Handelszweig zu treiben, die man einigen Personen mit Ausschließung aller übrigen ertheilte.*) Die Monopole, sagt Hawkins,**) sind durch das gemeine Recht untersagt, weil sie die Freiheit des Handels beeinträchtigen, Lebelt und Industrie entmuthigen und in die Hände gewisser privilegirter Personen die Macht legen, die Nahrungsmittel mit denjenigen Preisen zu belegen, die ihnen gerade belieben.

In seinem Kapitel über die politische Aristokratie sagt Herr Ledru-Rollin, die Verhaftungen nähmen eine schreckenerregende Ausdehnung an. Wir leugnen nicht, daß dem vom 1. Oktober 1838 so war; offenbar aber weiß der wichtige Mann des Berges nicht, daß in den Statuten 1 und 2 Viktoria's, K. 110 Sect. 1, gesagt ist, daß mit dem Tage der Eröffnungssitzung besagter Session Niemand auf Grund der Verfolgung eines Gläubigers wegen einer Civilklage von einem Untergerichte verhaftet werden dürfe, ausgenommen in den Fällen und den Formen, welche von den Obergerichten vorgeschrieben sind. In der dritten Section wird dem Richter anbefohlen, seinen Verhaftsbefehl nicht eher zu erlassen, als bis er von dem Gläubiger eine eidlich erhärtete Erklärung erhalten, daß die Schuld mindestens 20 Pfd. Sterl. beträgt, und daß der Schuldner England verlassen wird, wenn man ihn nicht verhaftet.

Herr Ledru-Rollin weiß von der Presse nicht mehr, als von den Gesetzen. Er sagt, ein Journal, von dem jede Nummer für die Mehrzahl der Leser dem Betrage der Arbeit eines Tages gleichkomme, könne auf das Volk nie wirken. Zunächst nun ist es gar nicht nöthig, ein Journal zu kaufen, um die Absichten der Presse zu erfahren. In allen Straßen Londons kann man für die mäßige Summe von 1 Penny (10 Pfennige), 1½ oder 2 Pence, und oft selbst für weniger als 1 Penny, ein Journal auf über eine Stunde miethen. Eben so wenig nimmt Herr Ledru-Rollin Rücksicht auf die wohlfeilen Journale (cheap penny-press), auf die Journale von 1 Penny bis 2 Pence, welche in Mehrzahl der Arbeiter lieft. Man muß indeß hinzufügen, daß etwas Bahres darin liegt, wenn Herr Ledru-Rollin bemerkt, in Frankreich sey die Preße ein Kpostolat, während sie in England nur ein Handwerk sey; aber seit fünfzehn Jahren hat die Preße in Frankreich sehr von ihrer Bedeutung verloren, und seit dreißehalb Jahren ist sie ganz tief gesunken.***)

Man hätte glauben sollen, daß wenigstens die Jury vor Herrn Ledru-Rollin's Augen hätte Gnade finden sollen. Aber, leider! nein, er hat entdeckt, daß die Jury das Erbstück der kleinen Aristokratie ist. Der Artikel 1 hat also niemals die erbe Section des Edikts 6 Georg's IV. gelesen, in welcher die erforderlichen Eigenschaften, um Geschworner zu seyn, festgesetzt und aufgestellt werden? „Geschworner kann kein jeder Mann im Alter von 21 bis 60 Jahren, welcher jedes Pfd. Sterl. Grundsteuer als Eigenthümer, oder zwanzig Pfd. Sterl. als Miether von Grundstücken, die vertragsmäßig auf einundzwanzig Jahre und darüber verpachtet sind, entrichtet, oder aber, der als Hausbesitzer in der Kummer-Taxe (poor's rates) mit einem Betrage von dreißig Pfd. Sterl. in Middlesex und von zwanzig Pfd. Sterl. überall sind eingetragen ist, oder endlich der ein Haus von mindestens fünfzehn Fenstern bewohnt." In London muß man, um Geschworner zu seyn, Hauseigenthümer seyn oder innerhalb der City einen Laden, ein Magazin, ein Comtoir oder ein Handelsbureau innehaben und Land, Hauseigenthum oder an persönlichem Vermögen hundert Pfd. Sterl. besitzen.

Was die Special-Jury anbelangt, so hat Herr Ledru-Rollin einen Abscheu davor. „Das ist", sagt er, „eine Jury, die man aus mehr oder minder bevollen Gründen jeder streitenden Partei in allen Arten von Dingen auswählen kann, eine ausgewählte, fast permanente Jury. Man weiß auch nicht", sagt der französische Advokat hinzu, „mit welcher Partielichkeit der Sheriff, ein jeder Kronos ernannter Beamter, die Geschwornenliste bei Kriminal- oder politischen Prozessen zusammenstellen kann."

Indeß gehören diese Special-Geschworne, die Herr Ledru-Rollin so sehr fürchtet, alle der Kategorie der im Geschworenengerichte angeführten Personen an, es sind alle esquiren, Banquiers oder Kaufleute.

Die Irrthümer, welche der Verfasser sich in dem Kapitel über die Industrie-Aristokratie zu Schulden kommen läßt, sind dermaßen zahlreich, daß man damit fruchtig Seiten füllen könnte. „Offenbar", sagt der englische Literator, „hat der Verfasser niemals Londonlage besucht." Dieses Geständniß eines Fremdes überhebt uns der Mühe, bei diesem Gegenstande länger zu verweilen.

Wir haben weder Zeit, noch Lust, Herrn Ledru-Rollin in seinen langen Betrachtungen über die englische Justizpflege zu folgen. Die Meynung derselben, welche dem Jeremias Bentham, George Cuper u. Armagh und dem erhabenen und achtungswerthen John Millar entnommen sind, verdienen sicherlich alle Aufmerksamkeit. Gewiß wollen wir nicht die Berthetdigung jener empörerischen Fictionen übernehmen, an denen die englischen Gesetze so reich sind, niemals werden wir die Stimme erheben zu Gunsten der raffinirten Subtilitäten gewisser Arten von Special-Prozessen oder der abgeschmackten Verwickelungen bei Wiedereinsetzungen in Eigenthum (action of ejectment), welche

*) Meyer, institutions, vol. II., p. 31.

**) Gedmaid, On the genealogical aera of Domesday. Origines, p. 6.

***) II. Report 90.

*) Moor, 391.

**) In Hawkins, Pleas of the Crown.

***) Zur Bestätigung dessen, was Herr Ledru-Rollin in Betreff der englischen Zeitungspresse sagt, dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Preßgesetze der, als im Auslande so viel brachten Zeitungsfreiheit (vol. I. B. der irgend in der Times) in England so wenig persönliche Achtung genießen, daß sie in der Regel das strengste Zeitgesetz wahrzunehmen bemüht sind.

Digitized by Google

die beiden mythischen Personen John Doe und Richard Roe eine so große Rolle spielen. Indem Herr Ledru-Rollin die Mißbräuche des Sozial-Prozeßur, die Täuschungen bei plutorischen Anonymen und die unglaublichen Kosten eines Prozesses brandmarkt, hat er allerdings, ohne den Gegenstand sehr gründlich zu kennen, den Finger auf die wunde Stelle gelegt. Um dem Gesetzgeber des Berges in diesen Labyrinth zu folgen, bedürfte es einer besonders geschickten Verfahrens, das der Leser nicht durchweg im Stande sein würde zu würdigen. Jedenfalls müssen wir bemerken, daß es nur dem Zufall zuzuschreiben ist, wenn der Verfasser sich geschickt aus der Sache gezogen hat. In der That, einige Zeilen weiter verwechselt er den Brauch des hochpost mit dem Staatsgesetz und übersetzt dieses Wort mit: Meischmals!

Der Leser wird uns ohne Zweifel fragen, was das Wort hotchpot bedeute? Coke und Littleton erklären es, wie folgt:

„Dieses Wort stammt aus dem Französischen", sagen diese gewichtigen Autoritäten, „man gebraucht es, um ein Pêle-mêle, ein confuses Gemisch von verschiedenen Gegenständen, zu bezeichnen. Die Holländer nennen hotchpot ein Gericht von gehacktem Fleische, mit Gewürzen aufgekocht. Vermittelst einer fambiblichen Uebertragung hat man diesen Namen auf die Vermischung von all Ausstenern gegebenen Ländereien mit anderen als Erbtheil hinterlassenen übertragen. Z. B. Armand, der Eigenthümer von dreißig Acres Landes und Vater von zwei Töchtern ist, giebt jeder Acres einer von ihnen als Ausstener und Recht als Besitzer der zwanzig übrigbleibenden; damit nun die folgendergestalt vertheilte Tochter ihr Theil von dem Mitbesitzer des Landes (der 30 Acres) erhalte, muß sie den Theil, den sie als Ausstener erhalten, in hotchpot setzen, d. h. sie ist gehalten, ihn mit dem übrigen zu vermischen, damit die ganze Erbschaft zu gleichen Theilen zwischen ihr und ihrer Schwester getheilt werde, gleichsam, als hätte sie nie etwas erhalten. Auf diese Weise wird sie, indem sie ihre zehn Acres giebt, dadurch fünfzehn wiedererhalten, während sonst ihre Schwester für sich allein die vom Vater hinterlassenen zwanzig Acres erhalten würde." (Lit. 33. Co. Litt. lib. III., c. 12.)

Das ist der alte Brauch, aus dem Herr Ledru-Rollin eine Reihe von Parlaments-Akten hat machen wollen, einem er sie mit dem Namen hotchpot-acts taufte. Eben so ist er von der Idee befangen, die Advokaten, welche queen's counsels und serjeant-at-law genannt werden, könnten nicht die Vertheidiger des Volkes sein, weil sie eine jährliche Gratification von 200 Pfd. Sterl. erhielten. Wir halten dafür, daß diese Gratification eine rein nominelle sei; niemals ist sie erhoben worden, und was jenes Hinderniß betrifft, nämlich in einen Prozeß als Gegner der Krone aufzutreten, so kann jeder Advokat der Königin gegen Erlegung von etwa 9 Pfd. Sterl. einen Irlandsprozeß erhalten, der ihm gestattet, jeden beliebigen Gegenstand zu vertheidigen. Das wird betrifft, wir haben bis jetzt nur einen Fall gesehen, wo die Krone die Dienste eines Advokaten der Königin von Rechts wegen verlangt hätte, nämlich in dem Prozeß von Sir Zitzroy Kelly, wo der Antragsteller für die Krone, Sir John Jervis, de jure die Dienste des Advokaten der Gegenpartei verlangte. Die glauben übrigens nicht, daß er bei seinem Verlangen beharrt habe.

Auf dem Gebiete der englischen Literatur scheint uns das Wissen des Herrn Ledru-Rollin eben so nichtig, als in der Gesetzgebung. Er spricht von Milton, wie von einem edlen Geiste, der vor drei Jahrhunderten erschien, um zwischen Dante und Shakespeare Platz zu nehmen. Nun fand aber Milton, der 1608 geboren ist, im Jahre 1674, also gerade vor 176 Jahren. Wenn ein Literarhistoriker von solcher Stärke von den Engländern sagt, sie verständen die Tiefen Shakespeare's nicht, so macht man sich ganz einfach über ihn lustig.

Alles in Allem gerechnet haben die Engländer, Herrn Ledru-Rollin zufolge, keine Art von Verdienst. Sie haben weder Redner, noch Dichter, noch Künstler; ihre Sprache hat nicht einmal eine Grammatik. Die englischen Künstler verstehen nur Pferde und Hunde zu malen, sagt dieser mit sich selbst so sehr zufriedene Franzose. Alle die in den Augen des Herrn Ledru-Rollin sind oder waren Hogarth, Reynolds, Gainsborough, Barry, Lawrence, Turlone, Millais, Maclaud, Wyld, Wilkie, Landseer und hundert andere Künstler der Gegenwart nichts als Schildermaler.

Rücksichtlich Irlands begeht Herr Ledru-Rollin weniger Irrthümer, als bei der Abhandlung über England. Dies kömmt ohne Zweifel von seiner Vertrautheit mit einer Irländerin. Nichtsdestoweniger läßt er Grattan, zur Zeit Georg's II., sagen: „Die erkauften Majoritäten können wohl das Gesetz bekreiten, sie können aber dem Gesetze keine Autorität oder moralische Kraft geben." Es ist possirlich, daß Grattan im Jahre 1750 unter der Regierung Georg's II. geboren wurde; aber er war erst zehn Jahre, als 1760 Georg III. diesen Thron bestieg, und er trat erst 1775, also im sechzehnten Regierungsjahre dieses Monarchen, ins irische Parlament.

Sicherlich hat Herr Ledru-Rollin niemals die Beschreibung der Landung Humbert's gelesen, welche durch den Dr. Stock, Bischof von Killala, im November oder Dezember 1798, wenn das Gedächtniß uns nicht trügt, veröffentlicht worden. Diese Beschreibung meldet uns, daß am 22. August 1798 eilfhundert Mann französischer Truppen, worunter siebzig Offiziere, mit einer beträchtlichen Masse von Waffen, Kleidungsstücken und Munition, von drei französischen Fregatten in Killala and Land gesetzt wurden. Die Besatzung von Killala bestand nur aus funfzig Mann, dreißig Infanteristen und einem Detachement Garde-du-Corps des Prinzen von Wales. Diese schwache Mannschaft setzte der französischen Avantgarde einen verzweifelten Widerstand entgegen, wurde jedoch zum Rückzug gezwungen, nachdem sie vier Todte, nämlich zwei Soldaten, den Lieutenant Sills von den Garde-du-Corps und den Infanteriecapitain Kirkwood, und außerdem zeunzehn Gefangene hinterlassen hatte. Dieser Erfolg war für die Franzosen ohne Zweifel vortheilhaft, indem nämlich eine große Anzahl irischer Bauern zur französischen Fahne stieß; er war aber nur von kurzer Dauer, und trotz der Feste der Generale Hutchinson und Lake bei Castlebar, ward Humbert im Laufe des Septembers gezwungen, sich dem General Lake zu ergeben.

Das Bild, welches der Bischof von Killala von der Persönlichkeit und dem Charakter Humbert's und der übrigen französischen Offiziere giebt, ist ihnen durchaus nicht günstig. Mit ihnen war ein gewisser Major O'Keon, ein Zögling des Collège des Irlandais in Paris und anfangs für den leidlichsten Stand bestimmt. Drei andere irische Abenteurer hatten sich der Expedition angeschlossen; der eine, ein vollendeter Trunkenbold, hieß Beckew, er war der Bruder des römisch-katholischen Titularbischofs des Sprengels; die beiden anderen, Namens Ferdinand O'Donnel und Roger Maguire von Cyssmalina, gehörten zu derselben Sippschaft.

Auf Seite 122—131 seines Werkes giebt Herr Ledru-Rollin, wie er es nennt, einen Abriß der englischen Herrschaft in Irwien, Zeit und Rasse haben und, dieses lange Gewebe von Irrthümern aufzudecken. Er zeigt allerdings, wie Kanada durch eine unnatürbrochene Reihe von Freiheiten Frankreich entrissen wurde. Wir wollen auf diese Anschauungen hier nicht eintreten. Die Franzosen haben Quebec im Jahre 1665 gehabt: die Engländer haben sich dessen mit dem ganzen Kanada im Jahre 1626 bemächtigt und es 1632 wieder zurückerstattet; 1711 belagerten sie es von neuem, aber ohne Erfolg: 1759 bemeistersten sie sich desselben nach jener denkwürdigen Schlacht, in welcher der General Wolfe mitten im Siege den Tod fand. Diese Eroberung wurde den Engländern noch besonders bestätigt durch den Pariser Vertrag von 1763. Nun, wenn eine Eroberung, welche durch die Waffen erlangt und durch einen Vertrag sanktionirt worden, eine treulose Handlung ist, dann allerdings müssen die Engländer sich hierbei der Treulosigkeit sich schuldig erklären. — Diese beständigen Anklagen der Treulosigkeit und des Verrathes rühren übrigens von länger her; sie reichen zu den Tagen von Crécy und Azincourt zurück und gehen bis zur Schlacht von Waterloo; alles Anklagen, welche eben so begründet sind, wie die, welche gegen William Pitt gelegentlich des braunschweigischen Manifestes gerichtet wurden. William Pitt hatte mit diesem Manifeste nicht mehr zu schaffen, als der berühmte Comus, der Großvater des Herrn Ledru-Rollin. Es ist übrigens heute dargethan, daß der Herzog von Braunschweig dieses Manifest dem König von Preußen zuschob, daß er es gezwungen und widerstrebenden Herzens unterzeichnete, daß er, bevor er es unterzeichnete, Verhandlungen mit Sieyes pflog und daß er in der That sich so betrachtete, als würde er auf den Thron Frankreichs erhoben werden. Aber das waren noch nicht alle Verbrechen des englischen Ministers, dem wahrheitsliebenden Geschichtsschreiber zufolge. Er unterhielt Agenten in Kolmar, verwarf alle Expektationen und wollte sich auf nichts einlassen, sagt Herr Ledru-Rollin. Inzwischen geht aus der Korrespondenz und dem Tagebuch Lord Malmesbury's hervor, daß Pitt dasjenige Mitglied des Londoner Kabinets gewesen, welches am wenigsten geneigt war, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen. Aber, sagt der Montagnard von 1848, Pitt ist der Urheber des fremden Fremdengesetzes (Alien Bill). Wir denn! Ist in der Alien Bill irgend etwas enthalten, worüber ein ehrlicher Mann zu erröthen hätte? Folgendes ist die Geschichte der Alien Bill: in den Jahren 1792 und 1793 hatten die Heeren des Kontinents einen bedeutenden Zustrom von Fremden nach England bewirkt: es wurden deshalb gewisse Verfügungen erlassen (33 George's III., Kap. 4 und 34 George's III., Kap. 43 und 67), welche die Führer der fremden Fahrzeuge verpflichteten, in jedem Hafen die Liste der von Bord befindlichen Fremden einzureichen, Beamte behufs Ertheilung von Pässen an diese Ausländer einsetzten und dem Könige das Recht gaben, ihnen den Zutritt in England zu verweigern und sie aus dem Königreiche zu verweisen, sobald bei Strafe der Deportation, und bei Todesstrafe, wenn sie den Ersteren wieder zurückkehren.

Eine andere Beschwerde des Herrn Ledru-Rollin ist die, daß England Dumouriez eine Pension von 1200 Pfd. Sterl. bewilligt hat. Diese Thatsache, die übrigens wahr ist, gereicht England zur Ehre, ohne den Ruf Dumouriez's zu beflecken, der niemals die Waffen gegen sein Vaterland gerührt hat. Die Pension, die er von den Engländern erhielt, war, wie wir glauben, die Belohnung für seine Pläne zur Vertheidigung der englischen Küsten und für seinen Plan zur Vertheidigung Portugals, nicht aber der Preis für eine so schändliche Handlung, wie die, Verrätherei die unter Dejoliers des Konvents ausgeheckt zu haben, eine unwürdige Schändthat, die zu begehen der tapfere und ehrenwerthe Dumouriez niemals fähig war. Herr Ledru-Rollin erzählt uns, englische Richter hätten vor versammelten Gerichtshöfe erklärt, die Unterzeichnung falscher Assignaten sei nicht den Gesetzen zuwiderlaufend; aber er nennt weder Richter, noch Gerichtshof, und da eine Anklage von solcher Art ohne sichere und unträgliche Beweise nicht erhoben werden darf, so erlauben wir uns, sie zurückzuweisen.

Seite 175 seines Werkes erklärt Herr Ledru-Rollin, England habe keine Armeen. Dies ist ein Punkt, in welchem die meisten Franzosen von einer unglaublichen Harmlosigkeit besessen sind. Seit mehr als sechshundert Jahren, von Crécy bis Waterloo, mögen sie stimmen das Schwert gefreizt oder Kugeln mit englischen Soldaten ausgewechselt haben, sie werden doch an deren Dasein zweifeln!

Der ganze erste Band dieses traurigen Werkes, aus genommen das, was eine buchstäbliche Uebersetzung der Artikel der Morning Chronicle ist, enthält nichts als einfache Aufsätze, deren leidenschaftlichkeit ihren Gegenstand gleichkommt. Nachdem Herr Ledru-Rollin zuerst noch die Engländer als Mörder und Diebsher behandelt, beschäftigt er sein Buch mit drei Seiten des größten Schwätzungen, von denen hier einige Proben folgen:

„Die Welt ist groß", sagt er, „und der Engländer hat überall den Fuß hingesetzt: nun wohl, vom St. Georgs-Kanal bis zum Kanton-Flusse, von

Digitized by Google

Euphrat und Ganges bis zum schwedischen Meere, sucht eine einzige Race, eine einzige Nation, welche vor ihren Göttern zu Gunsten Englands Zeugniß ablegte; suchet eine Küste, eine Insel, einen Hafen, die es nicht brandschatzt, befahrt, verheert; findet auf der ganzen Erdoberfläche, nicht eine unterjochene Regierung, denn es hat überall seine Schutzlinge, sondern ein Verzeichnißdienß, eine beschreibliche Verdammung, es sey denn die mit den Rothhäuten, die es so oft gegen seine Kinder in den amerikanischen Kriegen einbringlich hat'

„Nein, England hat keine Schwestern unter den Nationen; es zählt Vasallen, Unterthanen oder Bevormundete nach Millionen; aber es hat keine Freunde. England ist der Geier, der in seinem Horste verreinsamt lebt. . . . .

„Wie das Meer, ist die Geschichte voll von den Ruinen, die England gemacht. Selbst seine Verbündeten hat es benutzt, während es ihnen diente: so z. B. Spanien, während seiner Kriege gegen das Kaiserreich. Was machte die englische Legion unter den Armeen der Befreiungskriege? Sie schleifte die Festungswerke; bei den Rückzügen zerstörte sie die Mühlen, zumeist die Handwerke, verheerte die Werkstätten, die Fabriken, die Manufakturen, und seit jenem brüderlichen Streitzuge seiner guten Verbündeten siecht und stirbt das arme Spanien, welches unfähig ist, seine Industrie wieder zu heben, auf seinen Märkten und hält sich in die Baumwollenzeuge Englands ein. . . .

„Freiheit, Religion, Fortschritt, Civilisation, heilige Rechte des Gewissens oder der Souverainität, noch einmal, alles das sind nur Worte, Vorwände der britischen Heuchelei. England blasphemirt, wenn seine Sprache sie ausspricht; denn sein Herz kennt kein anderes Gefühl, kein anderes Gesetz, als die Leidenschaft des Gewinns und das Interesse seiner Größe."

Wir hatten nur etwa zwanzig Stellen und sechzig Irrthümer und Ungenauigkeiten notirt, welche wir dem Leser zu bezeichnen beabsichtigten; nach dem aber, was man so eben gelesen, ist es überflüssig, noch ein Wort hinzuzufügen. Es möchte seine Zeit verlieren; das Beste, was man thun kann, ist, zu beklagen, daß ein Mann von so armseliger Urtheilskraft, von so kurzsichtiger Auffassung und von so nichtigem politischen Scharfblick im Stande war, jemals in Frankreich zu Einfluß zu gelangen, und wäre es auch nur bei den Sozialisten gewesen. Man hat in England oft gesehen, wie die Gabe der Rede und der sarkastische Geist, in Verbindung mit einer bedeutenden Anlage für oratorische Declamation und Haltung, den unsläßigsten Menschen in den hohlen Köpfen zu Gebote stand; Herr Ledru-Rollin in seinem letzten Werke ist uns ein neuer Beweis dafür, daß ein Mann für einen großen Redner gelten und ein Parteiführer werden kann, ohne doch etwas Anderes zu seyn, als ein Ignorant, ein oberflächlicher Geist, der noch gefährlicher ist durch seinen Mangel an Urtheilskraft, als durch seinen bösen Willen.

Siebenbürgen.

Deutsche Romantik an der türkischen Gränze.

In Siebenbürgen hat sich, ganz abgetrennt von dem Mutterlande, das treue deutsche Volk der Sachsen erhalten, das nicht nur die erste Vormauer gegen die Türken war, nachdem die deutschen Ritter sich dazu unfähig bewiesen hatten; sondern daselbst hat auch später hauptsächlich unter dem Schutz der Türken die Reformation angenommen und, ungeachtet der harten Verfolgungen der Katholiken, treu dabei verharrt.

Der Pfarrer Roth von Kastendiz, jetzt praktischer Arzt in Jassy, hat in der neuesten Zeit angefangen, die romantische Seite des Lebens der siebenbürgischen Sachsen zu bearbeiten. Romantisch ist es, denn sie haben durch ihre sieben Burgen dem Lande den Namen gegeben; aber sie haben noch mehr, sie haben Bürger-Burgen im Gegensatz von Ritter-Burgen gebaut, von denen besonders die am Michelsberg höchst merkwürdig ist; sie hat dem Pfarrer Bertsch Veranlassung zu einer historischen Novelle gegeben, so wie der obengedachte Pfarrer Roth in mehreren historischen Romanen das Leben der siebenbürger Sachsen geschildert hat. Es giebt daher hier eine deutsche Romantik von deutschen Schriftstellern. Als vorzüglich gelungen führen wir von den Letzteren noch an: „Die Schlacht auf dem Brotfeld"; „Die Kuruzen in Michelsberg, historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert"; „Der Pfarrer von Kleinschenk"; „Die Wahlfürsten"; „Johann Zabanius Sachs von Harteneck, politischer Roman". Die Thatsachen wurden aus den besten vaterländischen Quellen geschöpft, die verschiedenen Charaktere der handelnden Personen sind manchmal geschichtlich so getreu gehalten, daß sie nicht selten urkundlich erweisbar erscheinen.

So wie Dr. Roth die Helden seines mitgetheilten Novellenkranzes am liebsten aus dem reichhaltigen Born der sächsischen Nationalgeschichte — zum Theil noch in schwer zugänglichen Urkunden, Manuskripten und Archiven verborgen — entlehnte und bearbeitete, so nahm sie Joseph Martin, ein junger hoffnungsvoller Sasse von Mühlbach, aus der früheren ungarischen Geschichte, aus dem zweideutigen Dunkel der Zeiten Attila's und dessen nächsten Berichte.

Noch einen jüngeren Romantiker des sächsischen Volkes glauben wir nicht übergehen zu dürfen, den Professor am Hermannstädter evangelischen Gymnasium, Michael Fuß, von welchem wir bloß zwei Novellen mit kurzer Angabe des Inhaltes zum Schluß hier anführen wollen. Die erste betitelt sich „Die Nimmerhöfen von Holzmünden". Sie beruht auf einer Volkssage, nach welcher eine wackere sächsische Maid durch kühnen Muth und That das Kastell mit den werthvollsten Habseligkeiten der deutschen Bewohner vertheidigt und rettet. Nachdem die kleineren sächsischen Orte Enkenbach, Hochstein, Hohnenbach, Sachsenhausen, Siegenthal, Johannisberg und mehrere andere der Uebermacht der Mongolen erlegen, die streitbare Mannschaft erschlagen, Weiber und Kinder gefangen und als Sklaven fortgeschleppt, blieben für die Feinde nur wenige von den kärntnen Burgen und Kastellen zur Eroberung übrig. In diesen gerhörte Holzmünden. Schon war sie drauf und dran im Begriff, dessen Ringmauern zu erklimmen, und als man sie durch die von den Bastein abgelösten und auf dieselben gewälzten Felsstücke nicht weiter abzuwehren vermochte, so rief das beherzte Mädchen, Sirnenstöcke, deren viele in der Burg aufbewahrt, und zwar die fettesten und vollreichsten, auf die Anstürmenden hinunterzuschleudern, welches befolgt von dieser Wurfsmarkt, indem durch den plötzlichen Sturz der ergrimmten Bienen unter den Feinden so große Verwirrung verursacht wurde, daß die Veste von ihnen aufgegeben werden mußte und die Holzmünderer, da die Mongolen im Abzug begriffen, durch dieses in Vorschlag gebrachte letzte Mittel des heroischen Bienenmädchens gerettet wurden. Dieser, unter den vorgenannten sächsischen Orten, wurden in diesen traurigen Zeitläuften gänzlich verödet. Walachisches Nomadenvolk zog theils jenseits der Karpathen aus der angrenzenden Walachei herüber, theils aus unzugänglichen Gebirgsschluchten, wo es sich während der entsetzlichen Mord- und Raubzüge der Mongolen verflecht hielt, nach und nach herbei, in die entvölkerten, behaglichen deutschen Wohnstätten sich einnistend und vermehrend. Die zweite Novelle, „Iliana", ist eine walachische Volkssage aus dem Zwölftale. Dumitru Zerian, ein reicher Schafhirt, hat eine kleine Tochter, Iliana, sein einziges Kind, und nimmt einen jungen Walachen, Ivan, einen entfernten Anverwandten, als verlassene arme Waise zu sich, ihn wie sein Kind behandelnd. Ivan und Iliana wachsen mit einander auf und zugleich eine gegenseitig unausbleibare Zuneigung mit ihnen. Beide schön und gut, am Zierlichsten durchaus nichts als dessen Armuth auszusetzen. Als die schöne Tochter herangeblüht, setzte es nicht an Bewerbern um ihre Hand, unter welchen Costandin Bosse der begüterste, äußerlich nicht empfehlend und von bösem Herzen, aber von Zerian wegen der vielen Herden, die auch er besaß, begünstigt, von Iliana verachtet, deren liebe Ivan längst sich ersehnte. Dies wissend, verabredet Costandin mit einer alten Zigeunerin einen Plan, Zerian zu verarmlosen, den Ivan zu berauben, von seinen Heerden die Thier aus einem Falkennest heimzubringen, als einziges Hülfsmittel gegen die Seuche, die unter den Herden des Zerian in den Gebirgen ausgebrochen und gräßlich wüthete, eigentlich aber den Hebenbuhler zu verderben. Gern lockt Ivan, von seinem Ziehvater zur Unternehmung aufgefordert, sich bereit. Also zu wagen, um des Letzteren Gunst und Iliana's Preis. Freudig geht Ivan in das hohe Gebirg aus Werk. Das Falkennest ist in der Nähe der Kuppe eines steilrechten Felsens. Von unten unerreichbar, steht der Rühne sich genöthigt, von oben am Seile, welches er an einen Baumast befestigt, sich herunterzulassen; während er dies thut, die Falkenleier in Empfang nimmt, erscheint plötzlich Costandin, übt sich auch bis zu einer hervorragenden Felsspitze herab und verbindet mit scharfem Messer das Seil, aber in heimlichen Augenblick ergreift Ivan Costandin's Fuß, und Beide stürzen in gräßlichem Falle an den scharfkantigen Felsklüften zerschmettert in den Abgrund. Zu früh bereut Zerian, was er gethan hat. Iliana härmt sich am Grabe ihres Geliebten zu Tode. Diese zwei Novellen, deren einfacher Inhalt angegeben, sind so hübsch und angenehm ausgeführt, daß sie verdienen, nachgelesen zu werden, zumal in der ersten die treffendsten Züge mit vielen Eigenthümlichkeiten der ländlichen Bewohner des Bauernstandes, des Kernvolkes der Sachsen, geschildert werden und in der anderen die Zeichnungen der auffallendsten Charaktere der Gebirgswalachen, deren zahlose Vorurtheile, deren lächerlicher Aberglaube und unerschütterlicher Glaube an Hexen, Truden, feurige Drachen, Kobolde u. s. w. vortrefflich gelungen sind. Letztere Novelle ist in der „Transsilvania", Beiblatt zum „Siebenbürger Boten" (1845), Nr. 2—18, zuerst abgedruckt erschienen.

Mannigfaltiges.

— Ausdehnung der Vereinigten Staaten. Es ist berechnet worden, daß die Vereinigten Staaten eine Gränzlinie von 19,730, eine Meeresküste von 5130 und eine Landesküste von 1160 engl. Meilen haben. Eine der amerikanischen Ströme ist zweimal so lang als die Donau, welche der längste Strom in Europa ist. Der Ohio ist 600 engl. Meilen länger als der Rhein, und der Hudson hat eine um 120 engl. Meilen längere schiffbare Strecke als die Themse. Der Staat Virginien allein ist um ein Drittel größer, als England; der Staat Ohio umfaßt 3000 engl. Quadratmeilen mehr als Schottland. Von der Hauptstadt des Staates Maine bis nach New-Orleans ist es 200 engl. Meilen weiter, als von London nach Konstantinopel.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 35, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 136. Berlin, Dienstag den 12. November 1850.

Türkei.

Albanien, seine Geschichte und seine heutigen Zustände.

Unmittelbar an den österreichisch-dalmatischen Kreis von Cattaro, das sogenannte Oesterreichisch-Albanien, stößt das südlichste Land der Slawen in Europa, nämlich Türkisch-Albanien, das östlich mit Macedonien, südlich dem Königreich Griechenland, gegen Westen mit dem Adriatischen Meere und gegen Norden mit Montenegro und dem Kreise Cattaro gränzt. Zwar drang eine Slawenhorde noch weiter südlich im Jahre 578 und fiel sogar zwischen dem Jahre 584 und 593 über den Isthmus in Morea ein, das sie bis auf die Städte am Meere gänzlich verwüstete; und auch diese wurden zur See von Slawenhorden angefallen, welche sogar 642 die nach Benevent in Italien trafen. Sie hatten sich damals in Griechenland bereits dergestalt festgesetzt, daß ganz Hellas Slavinia, das Slavenland, genannt wurde. Die Bewohner von Lakonien wurden Slawefkoi genannt, und noch jetzt heißt ein Ort, südlich von Sparta, Slavochorio, die Slawenwegend, welcher auf den Trümmern des alten Amyklä, am Fuße des Taygetus, erbaut ist.

Doch die Slawen verschanden mehr, zu verheeren, als aufzubauen, mehr, zu erobern, als zu vertheidigen; Irene, eine Athenienserin, das erste Weib auf dem Throne der Cäsaren, aber mehr Mann, als eine lange Reihe von Kaisern vor ihr, welche vor den Slawinen sich gefürchtet hatten, vermochte es endlich, diese Einbringlinge zu vertreiben, indem sie 783 die Wiedereroberung von Süd-Slavinia oder Alt-Griechenland bewirkte. Am längsten hielten sich diese Slavini in Lakonien, so daß erst in der Mitte des 9ten Jahrhunderts die Kaiserin Theodora die Stämme der Melingki und Ezeriten unterwerfen konnte. Ungeachtet jetzt überall die zweifelhaftesten Nationalitäten hervorgesucht werden, hat man doch noch nicht vernommen, daß die Nachkommen dieser Slavini in Sparta mit dem Anspruch hervorgetreten wären, wieder Slawen seyn zu wollen. Wir haben daher die Süd-Slawen nicht weiter gegen Mittag, als in Albanien zu suchen.

Der Hauptbestandtheil der Bewohner Albaniens, die Schkipetaren, halten sich für die Ureinwohner von Skiperi, dem Felsenlande, für das älteste Volk, das zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere wohnte. Sie sind stolz auf ihren Epiroten-König Pyrrhus, unter dem dieses Volk seinen Glanzpunkt hatte. Manche halten den König Gentios und seine Gemahlin Teuta für Albanesen. Sie wurden schon damals den Römern unterworfen, und Dyrrhachium ward der Hauptlandungsplatz der Römer von Brundusium aus, von wo die via Egnatia über Pitcampes, Edessa und Thessalonika nach Byzanz führte. Dennoch behielten diese Bergbewohner ihre Sprache bei, welche man für die alt-illyrische Sprache hält; sie nahmen das Christenthum an und mochten in ihren Bergen im Strome der Völkerwanderung weniger leiden, wenn auch die Städte am Meere zerstört wurden, bis 870 Lychrida oder Ochrida, das alte Lychnidos, die Hauptstadt eines Bulgarenfürsten war, wobei die einsiedlerischen in den nördlichen Theil von Albanien eingewanderten Slawen sich immer mehr verbreiteten.

Endlich war das byzantinische Reich wieder einigermaßen erstarkt und 1018 das ältere Bulgarenreich vernichtet; wodurch Albanien wieder unter die byzantinischen Kaiser kam, welche seit Konstantin Porphyrogenitus endlich wieder angefangen hatten, mehr zu regieren, als sich mit theologischen Streitigkeiten zu befassen, und da auch seit 1049 Ungarn unter deutsche Oberhoheit kam, schien dem Vorbringen der Barbaren aus dem Osten endlich ein Ziel gesetzt. Allein da brachte Gregor VII. seine Lehren vom göttlichen Recht zur Ausführung; er hetzte die Vasallen gegen ihren Kaiser auf, der den Papst um Gnade bitten mußte; auch die Macht der morgenländischen Kaiser sank wieder dergestalt, daß sie sich 1186 das Entsetzen des walachisch-bulgarischen Reiches gefallen lassen mußten, bis Konstantinopel selbst 1204 eine Beute französischer Abenteurer ward, die von den Venetianern benutzt wurden, um sich dieses gefährlichen Nachbars zu entledigen. Doch die Albanesier blieben ihrem Kaiser treu, und zwar dem Lascaris II., der von Nicäa aus regierte; seit 1251 aber standen sie unter dem Statthalter oder Despoten von Arta, Michael Angelus Komnenus, bis sie durch ihre Verbindung mit den Königen von Neapel, welche seit der Dynastie der Normannen der griechischen Herrschaft in Italien ein Ende gemacht, Korfu erobert und mehrere Landungen in Dyrrhachium unternommen hatten, sich ebenfalls unabhängig machten. Doch unterstützten die krieggewohnten Albanesier noch 1349 den Manuel Kalokyzenos auf seinem Zuge gegen die aufrührerischen Archonten Morea's.

Unterdeß war das große Serbenreich entstanden, das sich auch über Albanien ausgebreitet hatte, so daß Stephan Duschan den Titel eines Kaisers von Romanien oder der Griechen, der Serbier und Albanesen annahm, aber auf dem Zuge nach Konstantinopel 1356 starb. Doch schon sein Nachfolger, Kaiser Uroſch V., mußte sich 1359 vor Ludwig von Ungarn flüchten, und so zerfiel das große Reich bald; es entstand das Reich von Rascien, dessen Gränzen bald einen Theil von Albanien bis zur Save umfaßten, bis endlich dieselben mehr auf den nördlichen Theil von Bosnien beschränkt wurden; ferner das Reich Zenta, südlich von den vorigen, von dem See von Skutari an einen Theil von Albanien bis zur Küste umfassend; hier herrschte die Familie des Balsa, welcher aber 1383 von den Türken geschlagen ward, worauf das nördliche Albanien 1386 verloren ging, Durazzo ward an Venedig verpfändet und Jonien von Carlo Tocco, Herrn von Cephalonien, erobert. Lazar von Serbien, obwohl mit den Königen von Bosnien und Bulgarien verbunden, wird durch Verrath des christlichen Wuk Branlovich auf dem Felde Kossova 1389 geschlagen und kömmt hier zugleich mit seinem Gegner Murad um. Sein Nachfolger, Stefan, schlägt 1396 das Kreuzheer unter Sigismund bei Nikopolis, wobei auch viele Franzosen blieben.

Da stehen endlich die kriegerischen Albanesen auf, Johann Kastriota und Arianites liefern glückliche Gefechte gegen die Türken, welche auch von dem großen Walachen Johann Hunnyad 1442 geschlagen werden; dieser, verbunden mit dem berühmten Albanesen Skanderbeg, nöthigen Murad zum Frieden von Szegedin, der aber, von dem Kardinal Julian gebrochen, zu der Niederlage der Christen bei Varna 1444 führt, welches den Fall von Konstantinopel 1453 zur Folge hatte. Dennoch blieb Skanderbeg unabhängig mit seinen Albanesen, bis er 1467 starb, worauf Muhammed den letzten albanesischen Fürsten, Arianites, verdrängte und die Venetianer 1479 Skutari an die Türken abtreten mußten. So ward Albanien nach und nach eine türkische Provinz. Von den Christen verlaufen, die nicht einmal die Türkengefahr zur Eintracht bestimmen konnte, sah sich ein großer Theil der Schkipetaren genöthigt, zur muhammedanischen Religion überzutreten. Ein großer Theil war während des früheren Streites zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, besonders in Folge ihres Verkehrs mit den Neapolitanern, zur katholischen Kirche übergegangen, was auch ihre früheren serbischen Könige gethan hatten, z. B. Stephan Beniczewitz, der sich 1217 von einem päpstlichen Legaten zum König krönen ließ.

Die Bevölkerung Albaniens besteht daher jetzt im Norden meist aus Christen der katholischen Kirche, welche Slawen sind, besonders der Umgegend von Skutari, Antivari und in dem ehemaligen Zenta, das Gebiet oberhalb des Sees von Skutari und der Moravza, welche hier in den See von Skutari mündet; weiter südlich wohnen die Albanesen, die man gewöhnlich in zwei Klassen theilt; die Schkipetaren sind die eigentlichen kriegerischen Arnauten, ein schöner reinlicher Volksstamm; eine niedere Race derselben, die Gaghi, stehen nicht weit über den dort häufigen Zigeunern. Die südlichsten sind Griechen, zur orientalischen Kirche gehörig. Zu dieser gehören auch mehrere slawische Familien in der Gegend von Podgoritza, in der ehemaligen Zenta, wohin die serbischen Patriarchen öfters vor dem benachbarten Pech flüchteten, wo ihr Sitz war, dem ehemaligen Justinia prima, während Manche das nur eine Tagereise entfernte Ochrida für das Justinia secunda halten.

Die Mitglieder der orientalischen Kirche im Norden Albaniens stehen eigentlich nur dem Namen nach unter dem Bladika von Montenegro, wenigstens lautet seine von dem heiligen Synod zu Petersburg ausgefertigte Bestallung auch auf ihn als Metropoliten von Skutaria oder Skutari und als Bischof von Primorie, d. h. Küstaro.

Im Innern haben die Türken früher vermocht, das alte Feudalwesen auszurotten, als in Bosnien. In Albanien waren nämlich alle Aemter in den bedeutendsten Häuptlingsfamilien erblich gebliehen. Noch bis gegen das Jahr 1820 war das Amt des Paschas erblich, eben so die unter ihm stehenden Beys oder Kreishauptleute; der letzte Beg, wie die Slawen es aussprechen, von Antivari war ein Slawe, eben so der von Ochrida u. s. w. Daher kamen die fortwährenden Rebellionen der dasigen Beamten. Auch der berüchtigte Ali Pascha von Janina, der sich bei dem Aufstehen der dortigen regierenden Familie zum erblichen Oberhaupt aufwerfen wollte, hat gezeigt, wie gefährlich für die Monarchie ein solcher mächtiger Geburtsadel war. Der Pascha von Skutari, Mustapha Pascha, hatte sich ebenfalls damals empört; doch Rumili Valessi, türkischer General, aller Bestechung unzugänglich, besiegte ihn um das Jahr 1830; er ward nach Konstantinopel geführt, wo er großmüthigerweise Verzeihung erhielt; seine Söhne sind jetzt im türkischen Staatsdienst angestellt; in Skutari aber wird der Pascha von Konstantinopel aus ernannt, eben so wie

ren Beamten, Bey u. s. w., so daß jetzt eine ganz andere Ordnung in diesem Lande eingeführt ist. Die dortigen Christen befinden sich weit besser, als in Bosnien, wo sie Gutsunterthanen sind, was auch zum großen Theil in der Herzegovina der Fall ist, obwohl dort auch zum Theil freie christliche Eigenthümer sich befinden.

In Albanien aber hat man die Gutsherrlichkeit nicht gekannt, wenn auch, wie gesagt, erbliche Aemter stattfanden, was einen bedeutenden Unterschied macht, denn der Beamte herrscht stets im Namen des Landesherrn, des Gesetzes; wogegen der Gutsherr aus eigener angerdder oder erkaufter Machtvollkommenheit nach Willkür herrscht. Darum steht man den Arnauten, dem Schkipetaren, schon in seiner äußern Haltung das Bewußtseyn seiner Mannhaftigkeit an, wogegen es einem Volke, das unter Zwangdrud erzogen worden, sehr schwer fällt, die angeborne Servilität abzulegen. Die türkisch gewordenen Albanesen wohnen meist in den Städten, das Landvolk ist christlich geblieben. Der größte Theil der Christen wie die Türken bewaffnet, welche übrigens hier durchaus nicht fanatisch sind. Obwohl die Letzten allein das Recht haben, in das stehende Heer der Türken einzutreten, so wurden dennoch in jedem Kriege die christlichen Albanesen mit aufgeboten, und es herrschte die beste Kameradschaft unter ihnen. Die im Norden wohnenden süd-slawischen Mahammedaner sind weniger bndsam, doch ist jedenfalls das Verhältniß besser, als in Bosnien, weil sie dort zugleich Gutsherren sind. Im Süden, wo Griechen wohnen, werden auch diese. — der morgenländischen Kirche angehörig — nicht angefochten. An der macedonischen Gränze wohnen auch Rumänen oder Walachen, die sogenannten Kuzo-Walachen, welche ihre Sprache beibehalten haben und von den alten Daciern herstammen sollen, welche Aurelian bei dem Aufgeben des Trajanischen Daciens nach Mösien verpflanzte. Die Griechen im Süden und die Walachen im Osten haben einen Metropoliten der orientalischen Kirche zu Prisken. Die katholischen Arnauten oder Schkipetaren gehören zu mehreren Bisthümern, so wie die Slawen in Albanien, so weit sie katholisch sind, welche unter der Propaganda stehen. Zunächst an Cattaro pößt der erzbischöfliche Sprengel von Antivari, von welchem das Bisthum von Cattaro seit dem Kongreß zu Wien den Distrikt von Budua zugetheilt erhielt, welcher fast ein eigenes Bisthum unter dem von Antivari in Albanien bildete, das ebenfalls sehr alt ist und das Erzbisthum Antibarenfis genannt ward, obwohl es nur sechs bis acht Parochien hat, seitdem der Distrikt von Budua davon getrennt worden, wofür der Erzbischof auf dem österreichischen Schatze jährlich einige Hundert Gulden Entschädigung erhält. Der gegenwärtige Erzbischof heißt Karl Poatin, welcher, aus Cöln am Rhein gebürtig, in der Propaganda erzogen ward, von wo er als Missionär mit dem Bischof Molajani nach Bulgarien geschickt ward. Mit diesem ward er als Unterfuchungskommissar nach Bosnien geschickt, als sich dort Streitigkeiten zwischen den Franziskanern und dem bosnischen Bischof, Barischi, ergeben hatten. Nachdem Molajani nach Rom gegangen, blieb unser Landsmann in Bosnien und führte seinen Auftrag dergestalt zur Zufriedenheit aus, daß er zum Administrator des albanesischen Erzbisthums Antivari ernannt ward, mit dem Titel eines Bischofs von Maronea in partibus; 1844 ward er von dem Bischof von Ragusa im Auftrage des Papstes zum Bischof geweiht. Sein nächster Vorgänger war den anderen albanesischen Bisthümern Statthalter, wo zwar der Professor Ludwig Giuseppi von Lisa zum Bischof ernannt wurde, der aber von seiner Gemeinde weggejagt worden, so daß er in Zara als Privatmann lebt und die Diöcese jetzt von einem Franziskaner Topich von Spalato verwaltet wird, welcher Bischof von Aleko ist, das zwischen Antivari und Durazzo liegt. In diesen beiden Bisthümern wohnen die meist katholischen Merditi, der reinste Stamm der Albanesen, welche sehr roh sind und sich unter einem eingebornen Fürsten noch ganz unabhängig von den Türken erhalten haben, indem ihr Fürst einen Tribut bezahlt; auch haben die Priester dort noch nicht den eingewurzelten Abregiauben ausrotten können. Ferner ist dort noch das Bisthum Pulati, wo ein eingebornter Albanese, in der Propaganda erzogen, Bischof ist, Namens Dotmasi; ferner das Bisthum Sappa, wo ein Franziskaner aus der Gegend von Sinigaglia Bischof ist; ferner das Erzbisthum von Skopia, welches von dem Bischof von Europa (Europense) in partibus, einem Franziskaner, Urban Bogdanovich, aus Ragusa, verwaltet wird. Endlich kömmt noch der Erzbischof von Durazzo, auch ein Franziskanermönch aus Neapel, hinzu.

Die Christen dieser letzten Sprengel sind Albanesen, die der ersteren Süd-Slawen; in dem albanesischen Sprengel von Skopia leben bis vor einigen Jahren viele heimliche Christen. Diese hatten stets für gute Mahammedaner gegolten, da sie alle türkischen Gebräuche mitmachten, aber ihre Kinder heimlich taufen ließen. Als nach der neuen Organisation die Militär-Conscription bei den Türken eingeführt ward, von welcher aber die Rajas befreit sind, erklärten sich diese verweinklichen Türken auf einmal als Christen, um nicht Soldaten zu werden. Natürlich erschienen sie jetzt als Abtrünnige, und viele wurden nach Brussa gebracht, um gerichtet zu werden. Doch der Bischof Raghanovich schickte einen Mönch nach Konstantinopel, welcher die erforderlichen Ausschläffe gab, und erfolgte auch darauf die gerechte Entscheidung des Sultans dahin, daß sie das Recht haben sollten, nunmehr sich öffentlich als Christen zu bekennen, daß sie aber auch nicht nöthig hätten, Soldaten zu werden. Eine solche Entscheidung macht der Toleranz des Divans alle Ehre, und es dürfte kaum auffallen, wenn man die Türken die christliche Nation in Europa nennen wollte; besonders wenn neben einer solchen Regierungshandlung bekannt ist, daß der Türke nie beträgt, denn seine Religion verbietet es ihm. Was erlaubt sich nicht dagegen der Christ, ohne auf das Verbot zu achten!

Der Neuling ist nicht wenig erstaunt, die katholischen Geistlichen hier in türkischer Kleidung zu sehen, über welche sie nur bei der Messe die Kirchengewänder ziehen. Diese verstehen gehören dem Jesuiten-Orden an, welche mit dem Schnurrbart in der schönen türkischen Kleidung mit dem Turban sich sehr stattlich ausnehmen. Ein Jesuit aus dem Kollegium dieses Ordens zu Pulermo, den der Verfasser hier als Pfarrer fand, erzählte demselben, daß er in dieser Kleidung sich dem Papst vorgestellt und dabei den Turban abgenommen habe. Dieser hatte ihm gesagt: „Bleiben Sie bedeckt, denn ich weiß, es ist dort Landesstitte." Dabei bemerkte der ehrwürdige Vater: wir sind an kein Clima deutlich gebunden; in London tragen wir uns als Gentlemen, in Nord-Amerika in jeder Stadt nach Umständen.

Auffallend ist es, daß die albanesische Sprache ungeachtet der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Nation sich so rein von fremden Zusätzen erhalten hat. Sprachforscher, welche hierauf ihr Augenmerk richten, haben bereits herausgefunden, daß sich darunter nur sechsbundertundhundzig lateinische, fünfhundert germanische, vierhundert griechische, zweihundert türkische und nur sechzig slawische Worte befinden. Es beweist, daß die Slawen hier am wenigsten Eingang gefunden haben, und daß die Eroberungen der Slawinen sich nicht weiter als auf die Umgegend nördlich von Skutari hin nach der Zenta und Montenegro verbreitet haben, wo jetzt noch die höflichen Süd-Slawen wohnen, welche, wie gesagt, hier, wie in dem Abschnitt über Montenegro erwähnt wird, cyrillische Bücher gedruckt haben; aber in der albanesischen Sprache kam bisher nur Bücher in der Propaganda zu Rom gedruckt worden. Zuerst im 18ten Jahrhundert eine albanesische Grammatik, ferner die Uebersetzung der Verhandlungen einer zu Anfang jenes Jahrhunderts abgehaltenen Synode und vom Lateinischen. Ferner hat der Bischof Raghanovich von Antivari einige elementarische Schriften herausgegeben. Im Jahre 1845 gab der Jesuit Josef Giuseppe die christliche Lehre des Kardinals Bellarmin italiänisch und albanesisch heraus, doch sind Kenner mit der albanesischen Uebersetzung wenig zufrieden. Zu den selben Zeit kam ein kleines latein-albanesisches Wörterbuch heraus. Endlich hat der sicilianische Jesuit Vincenz Baffa ein Gebetbuch, unter dem Titel „Der Weg zum Paradiese", herausgegeben („Kuga e Parrisit, calzuem in-actenvet arbnlis").

Der Druck geschieht mit lateinischen Typen, welchen aber drei neue Zeichen hinzugefügt worden, um die Gutturalen u. s. w. auszudrücken. Die albanesischen Kolonieen, welche nach dem Tode Skanderbeg's nach Sicilien gingen, haben dieselbe Sprache (S. Naigebaur, Sicilien. 2. Aufl. 1846), um den Bischof Crispi, Professor der griechischen Sprache in Palermo, hat über sie selbe geschrieben; auch dort sind ein paar unbedeutende Schriften in derselben Sprache erschienen. Die nach Jara vor etwa 130 Jahren gezogene Kolonie der Albanesen hat ebenfalls ihre Sprache beibehalten, und soll vielleicht von Stamme der Gogki angehören. Bei ihnen und bei allen Katholiken in Albanien wird der Gottesdienst in lateinischer Sprache, bei den albanesischen Kolonieen in Sicilien aber in griechischer Sprache abgehalten, da sie ursprünglich zur morgenländischen Kirche gehörten. Die nach dem Orlowschen Schlachten nach dem Peloponnes gestifteten albanesischen Kolonieen befanden sich bis in männern, um die Griechen im Zaum zu halten.

Uebrigens gehören die Süd-Slawen in Albanien zu den wohlhabendsten und sittlichsten Mitgliedern ihrer Nation, denen man eine gewisse Gutmüthigkeit ansieht, auch macht sie ihre Reinlichkeit auf den ersten Blick angenehm werth. Der über den Ursprung und die Wanderungen der slawischen Völkerstämme näheren Aufschluß verlangt, den verweisen wir auf das darüber 1793 in Berlin von Stephan Ignaz Raicevich herausgegebene Werk. Albanien besitzt ebenfalls einen deutschen Schriftsteller, den obengenannten Bischof von Kamenz in der in der bulgarischen Sprache einen Katechismus geschrieben hat, welcher früher dort als Missionär angestellt gewesen war. Die katholischen Geistlichen in Albanien sind meist Franziskanermönche aus Italien, in den Städten werden Zöglinge der Propaganda angestellt, unter denen sich auch Einheimische befinden; doch wird keine weitere Rücksicht darauf genommen, ob sie in den Städten oder albanesischen Distrikten angestellt werden. Die Landpriester aber verstehen sie gewöhnlich, aus welchem Lande sie auch sind. Zu bemerken ist, daß die albanesischen Bischöfe Unterstützung aus Oesterreich erhalten, wie gesagt, jeder fünfhundert Gulden, während er von der Propaganda nur zu hundert Gulden erhält. Die Cyrillische Buchdruckerei, welche zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Skutari war, ging bald nachher ein, so wie in Podgoritz, und alle gottesdienstlichen Bücher der orientalischen Kirche kommen seitdem aus Rußland.

Brasilien.

Deutsche Ansiedlungsunternehmen in Süd-Brasilien.

(Fortsetzung.)

1. In Sas Paulo werden jetzt Versuche gemacht, die Arbeit der Neger in den Kaffeeplantagen durch Deutsche zu ersetzen. Wir warnen davor nicht darum, weil wir glauben, daß die Deutschen bei einer sorgfältigen Auswahl ihrer Landsmannschaften dortselbst ebensowohl in dem schönen Klima dieser Provinz bei einer solchen Arbeit gedeihen müssen, sondern darum, weil bei derselben der größere Theil von ihnen weder geistig, noch materiell in die Höhe kommen kann. — Die Einwanderer in den Ueberfahrt bezahlen und werden auf Kosten ihrer Arbeitgeber ins Innere geschafft. Diese Kosten müssen sie abarbeiten, und dann haben sie die Wahl, entweder fortzuarbeiten, oder Erdpächter zu werden, wobei sie in der Abhängigkeit bleiben. Da hat denn doch der auswandern Wollende im Mutterlande seine Aussichten, wenn er sein Ueberfahrtsgeld in der Tasche hat, und in Deutschland bleibt. Ein aus vorliegender Vertrag von Bergmann für sie diese zukünftige Stellung der auf solche Bedingungen in Süd-Brasilien einwandernden Deutschen die sprechendsten Gründe; von sog. schlauen

Beweiskraft aber ist das allgemein bekannte unglückliche Schicksal so vieler Tausende nach Brasilien durch die Privat-Speculation geführten Deutschen. Die Lage der in Sao Paulo bereits eingeführten Deutschen wird in verführerischen Briefen als eine sehr glückliche und die Handlungsweise des Herrn Verguetro als eine edle und großmüthige dargestellt. Was derartige Briefe betrifft, so sind solche auch über die allerunglücklichsten Ansiedlungsunternehmungen veröffentlicht worden; sie haben keinen höheren Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu machen, als die Empfehlungen von Haarwuchspommaden und anderen Artikeln. Auf ihre Entstehung näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Was Herrn Verguetro aber persönlich betrifft, so wollen wir ihn durchaus nicht verkleinern; was ihm nachgerühmt wird, ist mehrfach bestätigt, er besitzt die ritterlichen Tugenden eines echten Pankisten, wie aber sind seine Genossen, wie diejenigen, die ihn einst beerben werden? Es gehört keine große Kunst dazu, um die Mehrzahl dieser Leute in Schulden und dadurch in Abhängigkeit zu erhalten. Weit weniger Bedenken würden wir gegen solche Kontrakte in den englischen Pflanzstaaten und Kolonieen hegen, denn hier schützt die Einwanderer die Sitte, während die brasilianische Land-Kriskratie durch und durch von mehr als feudalen Gelüsten erfüllt ist. Es ist Zeit, daß ein Theil unserer deutschen Mitbrüder aufhört, Gegenstand der Speculation von Ausländern oder der ihrer Mißachtung und eines erheuchelten Mitleids zu seyn.

11. Einen höheren Anspruch auf Berücksichtigung hat die Colonisation des Joinvilleschen Grundbesitzes, ungefähr vierzehn geographische Quadratmeilen am rechten Ufer des Rio San Francisco do Sul, im Norden der Provinz Santa Catarina, zwischen 26° und 26° 30′ südl. Br., zu machen. Dieser sogenannte Fluß, der nichts weiter als ein Meereseinschnitt ist, hat, als Fluß betrachtet, eine Richtung von NNW. nach SSO. Nach einem Laufe von ungefähr vier geographischen Meilen (von Norden nach Süden), bei bedeutender Tiefe, theilt er sich in zwei Arme, von denen der eine nach O. und der andere nach S. geht. Beide trennen die Insel San Francisco mit der gleichnamigen Hauptstadt von dem Festlande. Der nach Süden gehende Arm, Araquari (Araucarl) genannt, ist nur für kleinere Schiffe sahrbar, der nach O. gehende, Babitonga, bildet nahe der Stadt San Francisco einen der größten und schönsten Häfen Brasiliens, selbst für die größten Schiffe. Das linke, uns hier nicht nächer angehende Ufer ist ziemlich hoch und ohne Nebenflüsse; auf dem rechten sind dieselben zahlreich, aber alle ziemlich unbedeutend, höchstens auf die zwei Meilen bei eintretender Fluth fahrbar und zum Theil während der Ebbe trocken. Leonce Aubé sagt: „Die Mehrzahl dieser Zuflüsse sind mehr Kanäle, welche sich das Meer gegraben hat, als wirkliche Flüsse, und zum Theil ist es das in sie dringende Meer, dem sie ihre Schiffbarkeit verdanken." Zuwiderm dieses Einbringen des Meerwassers in das Land von diesem Einfluß auf das Trinkwasser ist und jenes, wie das häufige Trockenliegen der Flußbette, überhaupt der menschlichen Gesundheit schädlich wird, sind wir nicht im Stande, zu entscheiden; jedenfalls wird in dieser Beziehung das Innere des nach der Serra Geral hin sich erhebenden Landes der Nähe der Küste vorzuziehen seyn. Die bedeutendsten dieser Nebenflüsse sind Cubatão Dres Barras und Palmitar; der erste, zugleich der größte von diesen, ist gegen zwei Meilen und für Prauen noch mehrere Meilen weiter schiffbar.

Die Vorzüge der Lage einer Kolonie an dieser Stelle sind, in Verbindung mit dem bereits abgehandelten Produktenreichthum und dem im Allgemeinen vortrefflichen Klima der ganzen Provinz, von der Art, daß sie eine sehr glückliche Entwickelung versprechen, aber nur in dem Falle, daß bei den ersten Ansiedelungen zugleich auf eine enge und bequeme Verbindung mit dem Meere als gesunde Lage Rücksicht genommen wird. Was besonders für die Vorzüglichkeit dieser Ländereien spricht, ist der Umstand, daß der Prinz von Joinville, der die Auswahl unter den besten Staatsländereien gehabt hat, gerade diese gewählt hat. Es ist auch zu erwähnen, daß, trotz der oben angeführten Bedenken, die Ländereien am rechten Ufer des Francisco in keinem üblen Rufe stehen, während das linke Ufer nördlich von der Insel als Zisdergegend sehr verrufen ist.

Für die Colonisation dieses Landstrichs wird von zwei Seiten aus gearbeitet; an Ort und Stelle durch den Bevollmächtigten des Prinzen und in Hamburg durch Herrn M. Schröder u. Co., von beiden unter verschiedenen Bedingungen. — Ueber die Grundlage der Bedingungen für diejenigen, die mit dem Bevollmächtigten des Prinzen, Herrn Bulé, unterhandeln wollen, sind wir im Stande, wenig bekannte Mittheilungen zu machen, die wir einem eben so offen als loyal gehaltenen, im vorigen Jahre abgelaufen Antwortschreiben des früheren kais. brasilianischen Gesandten am hiesigen Hofe, General Barbosa da Silva, auf das Gesuch einer hiesigen Auswanderungsgesellschaft entnehmen: „Das Fürstenpaar will das Land an Kolonisten gegen einen geringen, mit dem sechsten oder siebenten Jahre der Niederlassung beginnenden Kanon verpachten. Es schließt einen immerwährenden Erbpachtvertrag der Art, daß die Ländereien ihm als oberstem Grundherrn verbleiben, die Nutznießung aber denen gehört, die solche übernehmen. Bei dem geringen Kanon behält es sich bei Verkäufen eine Abgabe von 2½ pCt. des Werthes oder Kaufpreises vor. Der Kanon soll so gering sein wie die Vermessungskosten für geschenktes Urland (?). Die Ländereien sind vermessen und abgegränzt, und das Fürstenpaar schützt die Erbpächter gegen Prozesse und das Eindringen Fremder. Zugleich giebt der Herr Gesandte einige Mittheilungen über die gesetzliche Stellung der Kolonisten in Brasilien, nach welchen sie eine selbständige Munizipal-Verwaltung und die niedere Gerichtsbarkeit ausüben können. Er bringt ferner darauf, daß, wenn eine Gesellschaft Lust hat, auf dieses Anerbieten einzugehen, sie Bevollmächtigte zu Herrn Aubé senden möge, um an Ort und Stelle zu wählen und zu verhandeln.

... Dieses Anerbieten hat seine großen Vortheile und auch Nachtheile. Wir haben uns schon oft gegen die Pachtverhältnisse in Brasilien ausgesprochen und darum besonders, weil sie dazu gemißbraucht worden, aus den Pächtern Leibeigene zu machen. Der Unterschied zwischen Erbpacht und freiem Eigenthum beschränkt sich mitunter nur auf die Form des Kaufes; es kömmt daher Alles darauf an, wie ein solcher Erbpachtvertrag abgeschlossen wird, und er kann so gefaßt werden, daß er seinem Wesen nach nur ein Kaufkontrakt mit einer unkündbaren Hypothek ist, allerdings stets eine Last für den Besitzer und eine, die vorzugsweise auf das Gefühl drückt. Der Prinz ist im Stande und durch seine Stellung gezwungen, sichrere Garantieen zu leisten, als ein oder mehrere Plantagenbesitzer, und seine Unternehmungen bieten trotz des uns anstößigen Prinzips weit mehr Offenheit und gegenseitige Vortheile, als die jener Unternehmer. Im Grunde ist es besser, ein wohlhabender Erbpächter, als ein armer Eigenthümer zu seyn. Worauf es hier ankömmt, ist das: Der Kontrakt darf dem Grundherrn keine anderen Rechte gewähren, als die eines Hypotheken-Gläubigers; der Erbpächter habe durchaus freie Verfügung über sein Grundstück; das Grundstück muß einen angemessenen Umfang haben; der Kanon sey unveränderlich und dem festen geringen Werthe des Landes angemessen; die Verkaufsabgabe von 2½ pCt. werde nur bei einem wirklichen Verkaufe nicht bei dem Uebergang des Erbpachts-Grundstückes in Erbschaft erhoben; der Kontrakt muß bei den betreffenden brasilianischen Behörden niedergelegt werden, damit der Erbpächter bei ihnen im Falle der Noth Schutz findet, vorausgesetzt, daß die Mitglieder des kaiserl. Hauses nicht über den Gesetzen stehen. Wir regen das nicht aus Mißtrauen gegen die gegenwärtigen Besitzer an, sondern darum, weil wir ihre Besitznachfolger nicht kennen.

11.a. Einen Theil ihrer Besitzungen haben der Prinz und die Prinzessin von Joinville Herren M. Schröder u. Co. in Hamburg übergeben, die jetzt damit beschäftigt sind, Vorarbeiten für die Ansiedler dort aufführen zu lassen, und eine Actiengesellschaft (Hamburger Colonisationsverein von 1849) zur Ausführung des Unternehmens gegründet haben. Ueber den Werth des uns vorliegenden Statuts derselben läßt sich ein sicheres Urtheil nicht fällen, da und der Schlüssel zu demselben, der Vertrag zwischen dem Prinzen von Joinville und dem Handlungshause M. Schröder u. Co., noch fehlt. Derselbe kann vielleicht darum noch nicht gegeben werden, weil der Vertrag erst dann gültig wird, wenn der Prinz noch einige Bewilligungen von der brasilianischen Regierung erhalten hat. Demnach ist das ganze Statut nur als ein einstweiliges zu betrachten. In diesem Umstande mögen einige Absonderlichkeiten begründet seyn, wie z. B.: Dem Verein ist ein Direktorium octroyirt (§. 5); denn da dasselbe aus fünf Mitgliedern bestehen soll, von denen drei bereits ernannt sind, so haben diese den beiden noch zu wählenden gegenüber stets die Majorität. — Jeder Actionair kann auf Verlangen fünfzig Morgen Land oder einen Stadtplatz unentgeltlich (?) erhalten (§. 9), auf die fünfzig Morgen muß aber innerhalb zweier Jahre eine Familie gesetzt werden (wahrscheinlich haben die Unternehmer die Verpflichtung, binnen einer bestimmten Zeit eine gewisse Anzahl von Familien anfäßig zu machen). Der Actionair, der auf diese Weise Land erworben hat, nimmt zwar an allem Gewinn der Gesellschaft Theil, vertieret aber sein Stammkapital von hundert Thlrn. an der Actie. Bewerkstelligt er die Colonisation innerhalb der vorgeschriebenen Frist nicht, so verliert er das Land, und seine Actie wird mit 25 Thlrn. belastet. Das Geld über der übrige Theil seines Einschusses verbleiben soll, müßte nothwendig ausgefrochen seyn, da nach dem Wortlaut des Statutes schon durch das Zuschreiben des Landes der Einschuß von hundert Thlrn. verloren geht.

(Schluß folgt.)

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

IV. Der Roßtäuscher.

Wir haben es jetzt mit einem Gewerbetreibenden zu thun, dessen Großthaten Stoff genug für einen ganzen Band liefern könnten. Der Roßtäuscher wohnt hauptsächlich in der Nähe von Whitechapel, doch findet man ihn auch in der Umgegend von Smithfield und in den ärmeren Vierteln von Westminster. In seinem Aeußern hat er Nichts, was den Bewohner Londons verriethe. Obwohl in der Hauptstadt geboren und erzogen, obwohl er hier stets gewohnt hat, so hat er doch, bis auf einen gewissen Punkt, die Sprachformen und den Accent der Provinzialbewohner angenommen. Sein Anzug, immer reinlich und anständig, ist der eines Landmanns oder Kleinpächters. Er affektirt die Haltung eines Landbewohners, eine Einfachheit der Sitten, eine Gutmüthigkeit und eine freie, natürliche Geberde, die jeden Verdacht fern hält. Auf den Märkten läßt er sich selten sehen, er erscheint daselbst nur, wenn seine Gegenwart unumgänglich nothwendig ist. Vermöge dieser Vorsicht kann er seine erborgte Rolle lange spielen, und er vermeidet dadurch die unangenehme Nothwendigkeit, seine Talente auf einem anderen Schauplatz geltend machen zu müssen. Sein Gewerbe besteht darin, Pferde aufzukaufen, die in Folge von allerlei Zufällen, durch Fehler, Krankheit oder selbst durch Alter zum Dienste unfähig geworden sind; alsdann aber die armen, auf friedlichen Bahnen wandelnden Thiere durch ihm allein bekannte Prozeduren so umzumanden, daß sie durch ihren verführerischen Anblick manchen Gimpel zum Kaufe locken, der bald genug einsehen wird, wie sehr man ihn angeführt hat. Es giebt kein Gebrechen, welchem das Geschlecht der Pferde unterworfen ist, dessen Symptome der Roßtäuscher nicht, wenigstens für den Augenblick, durch Anwendung von Apothekerwaaren, chirurgischen Opera-

Digitized by Google

tionen, Fontanellen oder anderen geheimen Mitteln zu beseitigen im Stande wäre. Mag das Thier auch noch so fehlerhaft seyn, der Roßhändler stutzt es so zurecht, daß es gar nicht wiederzuerkennen ist. Er scheert das Haar, sengt, kämmt, bürstet es, bis das Fell den Glanz und die Politur des besten Rennpferdes erhält. Unter seiner erfahrenen Hand geben Ingwer und Cayennepfeffer, welche Mittel er auf die Kinnbacken, Nasenlöcher, Ohren oder noch andere Theile des Thieres anwendet, auch dem schlechtesten Rosse einen Anschein von Lebhaftigkeit, Feuer und edler Race; — Eigenschaften, die es vielleicht niemals in seinem Leben gehabt hat.

Der Roßtäuscher steht in lebhaftem Verkehr mit dem Abdecker. Mehr als ein von ihm gekauftes Pferd war schon dazu verurtheilt, den Hunden aber, besser, den Katzen Londons zur Nahrung zu dienen, und wurde auf diese Weise für einige Tage dem Messer des Viertheilers entzogen. Dies ist eine so bekannte Thatsache, daß die Personen, welche ein Pferd zum Abdecker schicken, ihren Dienern gewöhnlich befehlen, darauf zu sehen, daß das Thier vor ihren Augen getödtet werde. Ohne diese Vorsicht könnte es dem Eigenthümer des Pferdes leicht begegnen, daß er nach einigen Tagen dasselbe Thier, das er längst für todt hielt, wiederkaufe. Vor einiger Zeit hielt ein Pächter auf dem Markte von Barnet seinen alten Klepper für ein Geringes verkauft; nach etlichen Tagen erstaunt er auf dem Markte von Smithfield ein neues Pferd und tritt, zufrieden mit seinem Kaufe, nach seinem Stalle zurück. Wie erstaunte er, als er den Gaul ganz von selbst die Richtung nach dem Stalle einschlagen sah; bei näherer Besichtigung erkannte er erst, daß es sein altes Pferd sey.

Die Roßtäuscher verstehen sich häufig unter einander darauf, auf einem Land-Jahrmarkt einen Haufen junger, wilder, so eben aus dem Gebirge angekommener Pferde zu kaufen, die sie nachher zurichten und behandeln, um sie auf den Märkten im Westende Londons öffentlich verstegern zu lassen. Mehr als einmal sind wir Zeuge derartiger Verkäufe gewesen, die selten zur Zufriedenheit des Käufers ausfallen. Jedes dieser Fällen wurde ein paar Minuten vorher, ehe man es den Pferdeliebhabern vorstellt, gewissen Manipulationen unterworfen, die es auf eine kurze Zeit zu dem machten, was es nicht war. Auf diese Weise geschieht es, daß Pferde, die nur fünf bis sechs Pfd. Sterl. werth sind, für zwanzig, dreißig und mehr Guineen den Käufern zugeschlagen werden, welche sich, noch ehe acht Tage verflossen sind, glücklich schätzen würden, wenn sie ihre Einwerdung mit 30 Prozent Verlust wieder los wären. Es ist fast unmöglich, mit dieser Art von Roßtäuschern ein gutes Geschäft zu machen. In Folge der geheimen Kenntnisse, die sie besitzen, geschieht es jedoch zuweilen, überhaupt wenn es sich nur um einen Fehler und nicht um eine Krankheit handelt, daß sie eine vollständige Kur an dem Thiere vornehmen. Wir haben ein Pferd gekannt, welches alle gute Eigenschaften, die man an den Thieren seiner Art findet, besaß, mit Ausnahme der Gelehrigkeit. Dieser einzige Mangel machte alles Uebrige werthlos. Es hatte wegen der Schönheit seiner Verhältnisse und der Stärke seiner Glieder sechzig Guineen gekostet, mußte aber, nachdem es mehrere Stallknechte vergeblich zu reiten versucht hatten, für drei Guineen verkauft werden. Nach vierzehn Tagen sah man es einen Wagen mit einer Last von zwei Tonnen ziehen, obwohl es bis dahin seinem ehemaligen Besitzer auch nicht den geringsten Nutzen gewährt hatte. Dem Roßtäuscher, der es gekauft hatte, war es gelungen, diese vollständige Umänderung zu bewerkstelligen. Er erklärte, nur eine ganz einfache Kur angewendet zu haben. Es hätte das Pferd in einem Tage die Reise von London nach Bristol, also vierzig Meilen, machen lassen; nach vierundzwanzigstündiger Ruhe wäre er am dritten Tage wieder nach London zurückgekehrt, und nun sey das Thier für immer kurirt. Wie dem auch seyn mag, das Pferd wurde für Rechnung der Königin zu einem guten Preise gekauft, und wie sehen es seitdem die schwersten Arbeiten verrichten, ohne auch nur das geringste Zeichen der Unfolgsamkeit zu offenbaren.

Es ist selten, daß die in Rede stehenden Gewerbstreibenden sich durch ihre Geschäfte in die Höhe bringen; sie sind und bleiben arm. Größtentheils sind es Leute, die, durch den Reiz des Sattels und der Peitsche verlockt, auf die Beschäftigungen, die sie in der Jugend erlernt, verzichtet haben, um, ohne alles Kapital, an den Bordthellen der eigentlichen Pferdehändler theilzunehmen. Einige sind Besitzer sämmtlicher Kabrioletes oder Fiakers, die eben so wie die davor gespannten Pferde in dem öffentlichen Dienste abgenutzt sind. Wer ist nicht schon einer dieser Equipagen begegnet, die, Alles insbegriffen, Wagen, Geschirr und Pferd, nicht 3 Pfd. Sterl. werth war. Der hungrige Wagenlenkers schweift, auf seinem Bocke sitzend, des Abends in den Straßen umher, ob es ihm vielleicht gelinge, einen Fahrgast aufzunehmen. Auf den gewöhnlichen Wagenplätzen hält er nicht still, aus Furcht, daß seine Mähre, die sich kaum auf den Beinen zu halten vermag, nicht wieder von der Stelle kommen würde. Um die wankenden Schritte seines Thieres zu beschleunigen, hat der Elende an dem Ende seiner Peitsche einen gestochenen Eisendraht angebracht. Wie oft haben wir nicht gewünscht, daß ein Omnibus oder irgend ein anderes schweres Fuhrwerk über das arme Thier fortgehe und es für immer der Tyrannei seines Herrn enthöbe, diesen aber auch zugleich für seine Grausamkeit bestrafte. (M. C.)

Mannigfaltiges.

— Ehen und Ehehindernisse in Deutschland. Robert Burns hat in einem seiner Gedichte den Wunsch ausgesprochen, daß uns die Götter die Gabe verleihen möchten, uns mit denselben Augen zu betrachten, mit denen wie von Anderen gesehen werden.

> Oh that the Gods the gift would gi'e us
> To see ourselves as others see us!

Wir fürchten zwar, daß, wenn diese Bitte erhört würde, unsere Eitelkeit so schmerzlich darunter leiden dürfte, daß wir die Götter bald mit neuen Bitten um Zurücknahme ihres Geschenks behelligen würden, allein daß diese Selbsterkenntniß die heilsamsten Folgen haben müßte, wird gewiß nicht geleugnet werden. Was nun aber bei Individuen nicht immer möglich ist, läßt sich bei Nationen dadurch bewirken, daß man die Bemerkungen des Auslandes über ihre mitunter sehr auffallende Verunimmt und sie nöthigenfalls zu Gemüthe führt. Man vergesse dann fürden, daß Sitten und Gebräuche, die zuweilen für so natürlich und selbstverständlich halten, daß man sie gar nicht anders denken kann, dem Fremden je nach Umständen als lächerlich, ungewöhnlich oder gar verwerflich auffallen. Schreibt ein schon von uns citirter englischer Touriſt, Whiting, in seinen Pictures of Nuremberg Folgendes über Ehen und Ehehindernisse in Deutschland:

„Hierzulande ist es eine absolute Unmöglichkeit, sich ohne die Erlaubniß der Aeltern zu verheiraten. Wenn nicht gewisse vorgeschriebene Formen erfüllt werden, ist die Ehe null und nichtig. Nach dem feierlichen Verzichtungsakte kömmt die eben so feierliche Verlobung, zu deren Verherrlichung vom dem Bräutigam der Braut, wie sie von nun an heißt!), den beiderseitigen Familien und Freunden ein großes Mittag- oder Abendessen gegeben wird. Bei dieser Gelegenheit wird das glückliche Ereigniß bekannt gemacht und der Welt verkündet, die es aber in der Regel schon vorher erfahren hat. Die Verlobungskarten werden alsdann den Freunden und Bekannten zugeschickt, und da es meine Leserinnen vielleicht interessiren wird, zu wissen, wie dergleichen Angelegenheiten in Deutschland betrieben werden, so lege ich ihnen eine solche vor:

> **Theodor Roth,** **Elise Herrman,**
> Pfarrer,
> Verlobte.

Ist erst der Tag bestimmt (und hierzulande wird kein Aufschub gewährt), so folgt das Protokolliren oder wie man es nennen mag, und die Zeugniß von beiden Seiten, die von der Regierung verlangt werden, liefern eine herrliche Probe peinlicher Gesetzgebung. Aus der vor mir liegenden gedruckten Form geht hervor, was diese Zeugniße beurkunden müssen und welche Dokumente beizubringen sind, ehe man die Erlaubniß zur Heirat erhalten kann. Der König, als sorgfältiger Vater seiner Unterthanen, ist nicht willens, thörichte oder mißgestalte Kinder zu haben. Das Erste, was der Ehekandidat daher beweisen muß, ist, daß er gesimpft worden ist. Dann folgt der Wochentags-Schulschein, als Zeugniß, daß man die Schule nicht geschwänzt hat, so wie der Sonntags-Schulschein. Ein Certifikat, daß man von einem Religionslehrer Unterricht empfangen hat, und ein Confirmationsschein werden gleichfalls verlangt. Ferner ein Führungsschein, ein Dienstschein, ein Wanderbuch, welches letztere sich auf die gepwungenen Reisen der Handwerksburschen bezieht. Ein Leichenschein muß gleichfalls vorgezeigt werden, und dann eine gerichtlich ausgefertigte Vermögens-Angabe, die, wenn sie, den Umständen nach, als ungenügend erscheint, die ganze Sache rückgängig machen kann. Die Erlaubniß der beiderseitigen Aeltern darf nicht fehlen; eben so wenig ein Aufenthaltsschein, ein Zeugniß über die Erfüllung der Militärpflichtigkeit und ein Geschäfts- oder Gewerbschein. Die Mitglieder der höheren Stände haben, außer den meistens der ebenerwähnten Förmlichkeiten, noch andere durchzumachen, ehe es ihnen gestattet wird, den Ehestandsknoten zu schürzen. So muß z. B. jeder bayerische Offizier ohne Ausnahme ein hinlängliches Kapital bei der Regierung niederlegen, um zu vier Prozent gerechnet, wenigstens vierhundert Gulden jährliche Zinsen abzuwerfen. Ohne ein solches Depositum oder die spezielle Erlaubniß des Königs, die jedoch höchst selten oder nie ertheilt wird, darf sich keiner verheiraten. Das erwähnte Kapital ist unantastbar und zur Versorgung der Frau und Kinder nach dem Tode des Gatten bestimmt."

— Kah-ge-ga-gah-bauh. Dieser ehemalige Odschibbewäh-Häuptling, der als christlicher Missionär den Namen George Copway führt, hat neulich sein „Friedenspfeife" eine so bedeutende Rolle in den Verhandlungen des Frankfurter Friedenskongresses spielte, hat sich auch als Schriftsteller in englischer Sprache verdient. Von den beiden Werken, die er veröffentlicht hat, enthält das eine die Sagen und Ueberlieferungen des Odschibbewäh-Stammes, das zweite aber die Selbstbiographie des Verfassers, nebst der Beschreibung der von ihm in beiden Welttheilen unternommenen Reisen. Dieses letztere Buch, welches viele interessante Einzelheiten in sich schließt, hat bereits eine zweite Auflage erlebt, und wir würden uns wundern, daß es keinen deutschen Uebersetzer gefunden habe, wenn die gegenwärtigen Konjunkturen den Mangel an literarischem Spekulationsgeist nicht hinlänglich erklärten und rechtfertigten.

*) Im Englischen bezeichnet nämlich das Wort Braut (bride) nicht ein verlobtes, sondern ein neuvermähltes Frauenzimmer oder höchstens einen, das eben im Begriff steht, getraut zu werden. D. A.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei L. A. Comp., Zägerstraße No. 22, und bei Hrn. Cassirer, Breitestraße No. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Donnerstag den 14. November 1850.

Frankreich.

Die „Jüngsten Tages-Pamphlete" von Thomas Carlyle.

In der Revue des deux Mondes findet sich ein von Herrn Milsand geschriebener Artikel über Carlyle's „Latter-Day Pamphlets", deren im Mag. bereits erwähnt wurde. Der französische Berichterstatter stimmt den in seinen „Pamphleten" ausgesprochenen Ansichten theils rühmend bei, theils widerlegt er sie, und man könnte sich versucht fühlen, bald für, bald wider die Urtheile des Einen oder des Andern auch seinerseits das Wort zu ergreifen. Eine dritte Meinung indeß, bestimmend oder abweichend, den beiden dargelegten zuzufügen, kann dem Leser überlassen bleiben, und wir begnügen uns daher, wiedergeben, was uns in Herrn Milsand's Artikel als das Bedeutsamste erscheint. Dieser beginnt mit Carlyle's Einleitungsworten, welche lauten:

„Die Gegenwart, das jüngstgeborne Kind der Ewigkeit, der Erbe des Guten und Bösen aller vergangenen Zeiten und Vater der kommenden, ist für den Denker stets von höchster Bedeutung und kömmt, wie sehr sie auch der Nothwendigkeit unterthan zu seyn scheint, doch immer mit neuen Fragen und neuen Anforderungen zu uns. Sie verstehen und erkennen, was sie sind gebietet, ist der Inbegriff alles Wissens. Der neue Tag, welchen Gott uns sendet, trägt auch seine stummlichen Vorbedeutungen in sich; zwischen lärmender Gemeinheit und hohem Gesetzt läßt er uns ihre stillen Mahnungen vernehmen, und sind wir unklüglig, diese zu ersorschen und ihnen zu gehorchen, so müssen wir schwer dafür büßen. Ja, sicherlich straft sich keine Sünde blinder an Menschen und Völkern, als diese, welche in der That die verschiedensten Sünden in sich schließt; und diese meine unsere Vorsahren richterliche Blindheit nannten und wir nach unserer Weise falsche Würdigung der Zeit nennen können, sinnlosen Widerstand gegen ihre Offenbarungen und ihre wahren Gebote, thörichte Hingebung, ob handelnd oder passiv, an den trügerischen Schein der Wahrheit und an unklusende Lügen. Dies bleibt wahr für jede Zeit und jeden Ort."

Alles, was Herr Carlyle nach diesem Eingange in der Folgereihe seiner Blätter ausspricht, weicht so sehr von den gewöhnlichen Ansichten ab, zeugt von so sorgfältigem Forschen, daß nicht möglich wäre, hier ihren ganzen Inhalt wiederzugeben. Ueberdies genügen die beiden ersten „Pamphlete" für unsere Aufgabe, lehren und die Hauptgedanken des Verfassers und seinen seltenen Geist kennen. In den späteren verläßt ihn seine Einsicht nicht, doch zeigt sich darin dieselbige noch mehr ihre Gränze, indem die ungewohnlichen Folgerungen, zu denen er sich hinreißen läßt, zwar viele der Menge verborgene Geheimnisse durchdringen, tausend Nothwendigkeiten aber keine Rechnung tragen, die von Anderen erkannt sind.

Das erste der „Latter-Day Pamphlete" ist an die Demokraten gerichtet, welche verlangen, Jeder, ob fähig oder unfähig, solle bei Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gleich betheiligt seyn; das zweite gegen die Menschenfreunde, die ohne Beachtung der Verhältnisse gleichen Genuß für Alle fordern. Daß beide Täuschungen auf demselben Irrthume beruhen, ist nicht schwer, einzusehen. Immer ist es in verschiedener Richtung theoretischer Begriff, der blindlings einem Ideale folgt, der damit beginnt, sich zu fragen, was er Vollkommenes erfinnen könne, und sich dann begnügt, ohne Beachtung des Unmöglichen, sein vorher festgesetztes Ziel auf einem bestimmten Wege zu verfolgen. Diese Theorie ist nicht neu. Früher trachtete sie nach einiger religiöser Wahrheit, jetzt nach vollkommener sozialer Einrichtung, bei der man nicht gesündigt zu seyn braucht, um eine Rolle zu spielen, und nicht zu säen braucht, um zu ernten. Jede Zeit hat ihre besonderen Ideen zur Ausbeute derer, welche nicht für sich zu denken vermögen, ihre Bestrebungen zu Nutzen solcher, die in sich von keinem Zuge getrieben werden. Der Zeitlebenden besondere Idee ist die Verehrung der Massen. Was uns mißfällt, was wir uns berechtigt fühlen anzugreifen, greifen wir im Namen der Massen, als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte, an. Pressen thut nicht mehr noth, alles Gute, Moral, Wissen, Civilisation, ist nur aus dem Volke hervorgegangen und kann nur aus ihm kommen.

Carlyle ist seit lange dieser Thorheit unserer Zeit entgegengetreten. Seine Schrift: „Die Verehrung der Heroen", ist von großer Bedeutung, hat in England und Amerika mächtigen Einfluß ausgeübt und wird bei unseren revolutionairen Zuständen mehr und mehr Stimmen für sich gewinnen. Schon der Titel, „Verehrung der Heroen", zeigt, daß er die Nothwendigkeit überlegener Persönlichkeiten anerkennt. Diese bei ihm sehr Ueberzeugung führt ihn dahin, in all' unseren sozialen Phänomenen, in allen Ideen, die sich darin aussprechen oder erfüllen, nicht das Werk der Massen, die sie wiederholen oder zu ihrer Ausführung dienen, sondern das Werk des Denkers zu sehen, in dessen Seele sie entstanden sind. Er ist zu der Einsicht gelangt und hat es vielleicht zuerst entschieden ausgesprochen, daß die Menschheit sich nach ganz anderen Gesetzen entwickelt, als die Philosophie es wähnt, daß die Nationen aus verschiedenen Organen bestehen, von denen nur einzelne zum Denken berufen sind, daß in jedem Dinge, in Wissenschaft, Moral und Politik, der Fortschritt durch einzelne erwählte Geister errungen wird, daß die Gesammtheit sich nur vorwärts bewegt, wenn die Erkenntniß der Wenigen Ueberzeugungen und Gesetze ans Licht bringt, welche die Menge dahin führen, zu glauben, was sie nimmer erdenkt, zu achten, was sie niemals als nöthig und nothwendig erfunden, zu fürchten und zu meiden, was sie nie für gefährlich gehalten hätte. Während Europa die Unabhängigkeit pries, verherrlichte Carlyle den Gehorsam und Glauben; alle seine Schriften feiern die Einsicht der Verständigen, welche als ein unsichtbarer Schutz über der Menge wacht, sind ein Gebet, daß diese Einsicht zur Herrschaft gelangen möge. Nach seiner Ueberzeugung können die hier und da verstreuten, hellsehenden Geister der Gesellschaft nur unter der Bedingung nützlich werden, daß Jeder thue, was seiner Geneerbes ist, Jeder die ihm verliehenen Gaben übe und, anstatt über Alles mitzureden, sich auf das Urtheil derer zu verlassen lerne, welche mehr verstehen, als er.

Carlyle's erstes Pamphlet führt den Titel: „die Jetztzeit", und er sagt darin:

„Man weiß, was Frankreich nach der Februar-Revolution wurde, und kann ihre Entstehung ziemlich anschaulich auf den gairn, welchen Papst mit seinem Evangelium in der Hand zurückführen. Bald wurde ganz Europa durch ähnliche nicht zu dämpfende Lustsüche ergriffen, gleich als ob der erste Schlag sich durch unterirdische Elektrizität weiter mittheilte, und wir erlebten das Jahr 1848, eines der unglücklichsten, der wundersamsten und denkwürdigsten, die Europa je gesehen. Seit der Völkerwanderung war Aehnliches nicht geschehen. Ueberall rührte sich die Demokratie ungeheuer, unbegreiflich, brutend, ohne verständliche Stimme, wie das Chaos vor . . . und das Wandersseele war, die Fürsten brugten sich ihrem Geschrei, nicht Einer hielt Stand, seine Rechte zu wahren. Der öffentliche Verkehr auf der Tonne ward Herrscher; vier Monate lang war Frankreich, und in gewissem Sinne ganz Europa, ein wirrer lärmender Haufe unter Vorsitz des Herrn von Lamartine auf dem Hotel de Ville. Studenten, Litenten, Advokaten und Journalisten, glühende Enthusiasten ohne Erfahrung oder rainirte, zuhlende Thoren ernannten und entsetzten den Ausschuß, stützten sich auf die Unzufriedenheit der Massen und schürten überall das Feuer an. Nie die zu diesem Augenblick hatten so junge Leute eine solche Macht über die öffentlichen Angelegenheiten der Menschen ausgeübt; kein ehrendes Zeugniß für die Weisheit unserer Tage und ein reicher Stoff zum Nachdenken über unsere Zeit. Das Schauspiel ist fürwahr wundersam. Die Bewegungen folgen sich rasch, und die Menge läßt jubelnden und triumphirenden Freudenruf hören. Exaltirte Hymnen in Prosa und Versen wiederholen, daß endlich der neue Tag höchster Glückseligkeit erscheinen ist. Unsterblichen, ruhmwürdigen Volk! erhabene französische Bürger! Hochmüthige Barrikaden! Sieg der bürgerlichen und religiösen Freiheit! O gerechter Himmel! das größte Elend für den ernsten Beschauer ist gerade diese lärmende Eitelkeit der Rhetorik, sind die Lobgesänge, welche ohne Ende von den Lippen der armen, thörichten Menschen erklingen. Eure alten, geborstenen, seit lange dem Verderben geweihten Haus gemacht endlich Euren Wünschen. Die Façade hat sich losgelöst und ist zur Erde geschritt, nur die Bretter werden noch durch das Ende der Sparren und allen Mörtel gehalten, werden sich, obschon sehr gekracht, vielleicht noch in der Schwebe erhalten, bis einige rothige Nägel und wurmstichige Balken weichen. Welchen Einbruch aber macht es, wenn man in solchem Augenblick von allen Meisern in verschiedenen Chor Licht und Luftzug, Freiheit und romantische Lage ihrer Wohnungen feiern hört? wenn man hört, wie sie Gott loben, daß er ihnen endlich ein Haus nach ihrem Sinne gegeben habe?"

Die Lage Europa's ist, wie dieser Ausspruch zeigt, für Herrn Carlyle keineswegs beruhigend. Nach seiner Ueberzeugung dauren solche Revolutionen bis jetzt nur einstellt, auf welch' unergründetem Vulkan, auf welch' senergesährlicher, stets drohender Mine unsere jetzigen sozialen Zustände ruhen. Möglichkeit steht er überall, und als Beweis dafür gilt, daß die Demokratie zur Gewalt gelangte. „Wer", so sagt er, „bisheren oder regieren will, muß diese Thatsache anerkennen. Seit sechzig Jahren, seit der großen über ersten französischen Revolution ist diese Wahrheit der Welt verkündet worden. Botschaften über Botschaften haben es wiederholt bewiesen, bisweilen auf schreckhafte Weise, und es wäre endlich einmal Zeit, daß die Welt den Entschluß fasste es zu glauben. Was ist denn diese Demokratie, dieses kolossale, unvermittelte

Digitized by Google

Erzeugniß des Verhältnisses? Wohin führt sie? was ist ihre Bedeutung? Sie muß eine solche haben, sonst wäre sie nicht da. Vermögen wir ihnen wahren Sinn zu ergründen, so dürfen wir noch hoffen, zu leben, indem wir mit Weisheit nachgeben oder mit Kingbrit Widerstand leisten und Schranken setzen. Messen wir ihr eine falsche oder gar keine Bedeutung bei, so wird jedes Leben für uns unmöglich werden.

„Sollte die Demokratie selbst uns auf dem Schlamm ziehen? sollte sie, einmal zum Wählen berufen, uns vielleicht von der Lüge zur Wahrheit und Glückseligkeit führen? Ich weiß, daß die Mehrzahl der Menschen die Dinge von diesem freundlichen Standpunkte aus betrachten, ihnen gilt die Demokratie für eine Art Gouvernement. Das alte Parlamentswesen, seit ein paar Jahrhunderten in England mehr und mehr ausgebildet, gilt den Nationen von neuem als Heilmittel für jedes Leid. Gebt und ein Parlament, rufen sie, gebt und allgemeines Stimmrecht, und bald wird Ordnung herrschen und das glücklichste, tausendjährige Reich beginnen. Das ist ihr Standpunkt, der meinige ist ein völlig entgegengesetzter, und je ernster ich um mich schaue, um desto ungläubiger, widriger und unheilvoller erscheint mir der gegenwärtige Zustand, aus dem dieser Ruf hervorging. Das parlamentarische Heilmittel prüfen, sehen, bis zu welchem Grade ein Parlament geeignet sei, alle Völker, ja, nur das seit so lange daran gewöhnte englische, zu regieren, ist eine brennzuhende Frage, der alle Nachdenkenden, alle guten Bürger sich zuwenden, welche es vermögen, durch Zeitgeschrei und deklamende Proclamationen hindurch, leise, geheimnisvolle Andeutungen und Gottes ewige Gesetze zu vernehmen. Ist ein Parlament mit allgemeinem Stimmrecht oder einer anderen breitbasirten Art des Stimmrechts wirklich die gute Verfassung, dann rasch ans Werk und keine Ruhe, bis diese richtige Verfassungsweise gefunden ist. Es könnte aber wohl sein, daß ein Parlament nicht das Richtige, daß es zwar nach den darin wurzelnden Ideen des englischen Volkes, nach den ewigen göttlichen Gesetzen der Natur aber nicht das Richtige, allgemein Gültige wäre. Ist dem so und eine solche Verfassung nicht durch Weisheit des Höchsten geboten, dann last uns Licht haben, last uns eine andere Bahn suchen, jeder Schritt, wenn wir ihn auch eng vereint thun, würde, anstatt vorwärts, unfehlbar nur rückwärts führen."

Aus diesen Worten, mögen wir ihnen mehr oder weniger beistimmen, spricht eine männliche, dem Hörer nicht schmeichelnde Gesinnung, welche bekennt, der wahre Gebieter sei weder das Volk, noch der König, noch die Aristokratie, sondern Gott selbst, oder, wenn man es so ausdrücken will, Bedingnis der Vorsehung, Noth und natürliche Kraft, Geschick und Unvermögen, welche das Mögliche und Nichtmögliche bestimmen.

Seit fast zwei Jahrhunderten arbeiten wir uns ohne Ende, daß die Welt sich nicht unserem Ideal anpassen will. Wir verbanden über Grundsätze und Rechte. Jener ruft: hier ist das Richtige und nicht da, und mißt sich auf dem Papiere, die Menschheit mit seinem Traume in Einklang zu bringen. Jetzt ist das Volk souverain, damit ist man einverstanden, und wäre es der wahre Herrscher, so möchte dies gelten; jede gebietende Macht aber muß ein Erwiedbares wollen, und könnte auch das souveraine Volk es gerecht, das Tauschrecht und Nachfolgliche die Freiheit der Arbeit und Vorsorglichkeit ändern, so würde, möchte die Stimmenmehrheit noch so groß sein, der übrige Theil sich nicht damit einverstanden erklären. Ist auch höherer Bestimmung Thätigkeit eine Frucht der Vorgehrens und der Furcht, gehören Leiden und Elend, die Oden noch Mangel seines Thuns treffen, zur allgemeinen Weltordnung, so werden die Selbstvollmächtigen unsonst bestimmen, Noth und Bestrafung der Vergehen streite wider das Recht. Keine Gewalten kann ohne sie bestehen.

Carlyle sagt: „Ob Völker oder Einzelne, haben wir nur Eine Pflicht zu erfüllen. Wollen wir auf der Erde glücklich sein, Frieden genießen und mit Erfolg vorwärts schreiten, so müssen wir unser Thun mit unseren wahren Bestimmungen in Einklang bringen. Ob Völker oder Einzelne, diese Macht führt uns immer zum Sieg, welches auch die leitende Hand sey, die und zwingt, ihr zu gehorchen; sey es ein unumschränkter Herrscher, oder ein revolutionaires Parlament, eine weltliche oder geistliche Macht, gleichviel, sie bringt und dahin, dem großen Ordner des Weltalls zu gefallen, ist daher unser bester Freund und, wer das Gegentheil thut, unser schlimmster Feind; das wollen wir nie vergessen.

„Wie aber gelangen wir zur Erkenntniß des ewigen Willens in Rücksicht auf unser staatliches Handeln? Man antwortet, durch Zählen der Köpfe. Fürwahr, Viele und Menschen müssen sich seit einem halben Jahrhundert sehr verändert haben; dis dahin hatte man sich Adam nicht gedacht, daß der Himmel sich so deutlich aussprechen, seine Geheimnisse sagen nicht so offen zu Tage, um jedem Vorübergehenden in die Augen zu springen; den Thoren, den Bösen und allen Niederen, Hinterlistigen verborgen er sie und enthüllte sie nur zum Theil den Weisen und Gedenkenden, die zu unserer Zeit nicht in der Mehrzahl sind."

Carlyle greift durch diesen Ausspruch nicht nur das allgemeine Stimmrecht, sondern überhaupt jedes Repräsentativsystem an. Das Letztere lassen wir für jetzt fallen, das Erstere ist für Frankreich insbesondere von höchster Bedeutung, ist die Frage, welche über sein Leben und Sterben entscheidet, da es ihr seine ganze Zukunft anheimgegeben hat. Man beruft sich auf den gesunden Sinn der Massen; wer das thut, der kennt die Wirklichkeit nicht, bewegt sich in einer idealen Welt. Die Menge folgt dem Instinkt, ohne nur zu ahnen, daß man lernen müsse, um zu urtheilen. Uns, wie Herrn Carlyle, scheint der Blick in die Zukunft erwartig, die Thatsachen müssen zeigen, was sie uns bringen kann und wird. Ziehen wir die Vergangenheit zu Rathe, so müssen wir erwarten, daß, wenn selbst der gute Sinn in der Majorität zur Geltung kömmt, sie sich heftig für das Unmöglichste aussprechen werde. Bon verschiedenen Systemen wird sie immer das zumeist locken, welches sie begeistert. Auch der Sozialismus ist ein System, unter dem Jeder, der es versteht, sich denkt, was er wünscht, ist nur gesteigert, weil er das Schlagwort der Zeit ist; wäre dies verneinen, so würde ein anderes auftauchen mit der Verkündigung: Ihr seyd unzufrieden, ich will Euch zufriedenstellen, und wer dies sagt, hat bei der Menge immer recht, heute wie morgen. Werden wir nicht zu Gottheiten, so wird die allgemeine Stimme immer das Bestehende angreifen, und wer den Volksgeist woher die gebietende Macht aufzureizen sucht, wird immer der seyn, welcher nach einiger Zeit den Sinn der Massen in Bewegung bringt, einig, weil das Vorhandene nie zu seyn vermag, was man als möglich träumen kann.

(Schluß folgt.)

Brasilien.

Deutsche Ansiedlungsunternehmen in Süd-Brasilien.

(Schluß.)

Der Actionair kann auch statt der funfzig Morgen Land zwei Stadtplätze wählen, ohne eine Familie auf denselben ansiedeln zu müssen. Daß er dann ebenfalls seinen Einfluß verlieren muß, folgt voraussichtigerweise, ist aber auch nicht entschieden genug ausgesprochen. Eine bestimmtere Fassung der beiden angeregten Punkte ist daher nöthig, um Täuschungen, Mißverständnissen, Unzufriedenheit und Prozessen vor den dies- und jenseitigen Gerichten vorzubeugen, die weder den Kolonisten, noch der Gesellschaft zum Heile gereichen können. — Aus den Bestimmungen geht klar hervor, daß es den Unternehmern mehr um Kolonisten zu thun ist, die im Stande sind, für hundert Thaler funfzig Morgen Land zu kaufen, als um Actionaire im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein Verdienst, das an und für sich durchaus verwünscht und praktisch und zugleich eine gute Grundlage für eine organisirte Auswanderung und Colonisation ist. Dem Statut ist eine Erklärung beigefügt, welche die Art und Weise der Colonisation enthält, wie sie an Ort und Stelle betrieben werden soll. Die gegebenen Zusagen werden später unserer Meinung nach die Grundlage des Vertrages zwischen dem Verein und den Kolonisten bilden. Wir können diese Erklärung nur unsere volle Billigung zuerkennen, und da wir nicht die mindeste Furcht haben, Zweifel in die Wahrhaftigkeit der Unternehmer zu setzen, so ist das Unternehmen eines, welches zu den besten Erwartungen berechtigt. Nach der der Einladung beigegebenen Karte liegt das der Schröderschen Gesellschaft überwiesene Land am rechten Ufer des Francisco, der gleichmäßigen Insel gegenüber und in gleicher Breite mit dem mittleren Theile derselben. Das westlichste Land beginnt ungefähr eine Meile vom Ufer und erstreckt sich einige Meilen weit bis zum Fuße der Serra Geral; wenn auch nicht das belegenen von den Inländischen Ländereien, so ist es doch gut gelegenes Land, gegen dessen Fruchtbarkeit bei dem Charakter des ganzen Landes Nichts vorauszusetzen ist, und für das von allgemeinen Merkmalen auf die Gesundheitsverhältnissen mehr sprechen, als für das beste oder vielmehr vortheilhafteste gelegene, der unmittelbaren Einwirkung der Ebbe und Fluth ausgesetzte Land am Flußufer. Nach neueren Nachrichten ist der Vertrag zwischen den Prinzen von Joinville und Herrn Schröder in günstigster Weise für die Kolonie abgeschlossen worden. Ob den Bevollmächtigte des Prinzen mit einzelnen Einwanderungsgesellschaften nun noch Verträge schließen wird, dürfte fraglich seyn. — Wir sind der Meinung, daß diese Unternehmung durch die unmittelbare Betheiligung der angesehenen und der öffentlichen Meinung in Deutschland huldigenden Schriftsteller Herrn Ausland einen Bürgschaften bietet, um so mehr, als es sich hier nicht um Pacht, sondern um freies Eigenthum handelt. Der einigen Wochen veröffentlichte dieses Haus den Bericht des von dem Colonisationsvereine mit den Vorarbeiten zur Aufnahme der ersten Einwandererabtheilungen beauftragten Ingenieurs, der nebenbei sich auch sehr günstig über die Eigenschaften der Niederlassung für deutsche Auswanderer ausspricht. Nachdem nun diese Vorbereitungen getroffen sind, soll die erste Abtheilung der Kolonisten Ende Oktobers nach Süd Francisco gehen.

III. Die aus einigen Familien bestehende deutsche Niederlassung am Itajahy grande. Dieser Fluß ist einer der bedeutendsten in der ganzen Provinz. Leider ist seine Mündung unter 26° 24' 41" versandet und hat deshalb nur 8—12 Fuß Wasser. Aus diesem Grunde ist der Hafen bei der kleinen Stadt Itajahy reicher der besseren, obwohl durch Kunst zu verbessern. Die sogenannte deutsche Niederlassung liegt ungefähr fünf geogr. Meilen in gerader Entfernung von der Küste. Bis zu derselben hat der Fluß von der Mündung aus selbst beim niedrigsten Wasserstande neun Fuß. Seine Breite ist nicht mehr 300 Fuß und an vielen Stellen über 600 Fuß. Bis zu dem Wasserfall von 21—25 Fuß Höhe, ungefähr vier Meilen hinter der deutschen Niederlassung, bleibt er schiffbar. Von dort aus trägt er nur Pirogen in das Innere, und selbst für diese ist die Schiffahrt beschwerlich. Er nimmt eine Menge von Flüssen und Bächen auf. Nahe seiner Mündung auf dem rechten Ufer ergießt sich der Itajahy Mirim in ihn. Dieser hat einen sehr gewundenen und schnellen Lauf, weshalb er nach Herrn L. Rudt nur von leichten Fahrzeugen befahren werden kann. In gerader Richtung hat er ungefähr sechs Meilen von seiner Mündung einen Wasserfall, den diesem aus kann man auf leichten Fahrzeugen bis ins Innere kommen. Dem Lede giebt einen weit günstigeren Bericht über die Schiffbarkeit dieses Flusses. Aus einer Vergleichung beider Urtheile geht hervor, daß er bei einem nicht hohen Wasserstande für die Schiffahrt brauchbar ist. — Der wichtigste Nebenfluß auf dem linken Ufer des Itajahy grande ist der Luis Alves, der sich ungefähr zwei Meilen von der Küste in gerader Richtung in diesen ergießt. Drei Meilen lang ist er schiffbar, alsdann nicht zu hoch Wasserfälle unterbrochen, hinter denen er einen See bildet. Die anderen Nebenflüsse vom Meere aus dieselbe des Wasserfalls sind unbedeutend, jenseits desselben nimmt er einige bedeutendere auf, die aber noch nicht genauer erforscht sind.

Digitized by Google

Demnach ist die östliche Lage der deutschen Kolonie, auf der sich jetzt zwanzig bis dreißig deutsche Familien befinden, keine der günstigsten, aber dennoch eine gute, vermöge der kurzen, aber zahlreichen Wasserstraßen und der direkten Wasserverbindung mit dem Meere. Sollte es nicht gelingen, den Hafen von Itajahy sicherer und zugänglicher zu machen, so kann er doch von Wichtigkeit für den Küstenhandel werden, wenn in seiner Nähe eine zahlreiche und betriebsame Bevölkerung erwächst. Es kömmt darauf an, welche Bedingungen der Dr. Blumenau, Grundherr oder Bevollmächtigter der Grundherren dieser Ansiedlung, stellt. Wie dergleichen Verträge abgefaßt und vollzogen werden müssen, ist in diesen Zeilen hinreichend erörtert. Beim Itajahy findet man Sümpfe.

IV. Der sardinische Konsul Schutel hat von seinen zwischen den Flüssen Bignassu und Tejucas gelegenen in den Municipalitäten (Bezirken) São Miguel und Porto Bello gelegenen Ländereien drei Quadrilegoas für deutsche Ansiedlungen bestimmt. Kirche und Schule sollen mit Landschenkungen ausgestattet werden. Die ersten hundert Kolonistenfamilien erhalten jede ungefähr 150 Morgen (?) (eine Strecke, 100 Faden breit und 1000 Faden tief) angeblich geschenkt, in Wahrheit aber gegen ein spöter zu zahlendes geringes Kaufgeld von ungefähr 40 Thlrn. Pr. Cl. Der von Herrn Schutel aufgesetzte Vertrag enthält viele Bestimmungen für seine Sicherheit. Obwohl gegen die Art und Weise der Sicherstellung sich wenig sagen läßt, so haben wir doch, daß für diejenige der Ansiedler weit geringere Gewähr geboten ist. — Diese ersten hundert einwanderuden Familien sollen im Bezirk von São Miguel angesiedelt werden, in welchem Herrn Schutel's Ländereien nach seiner Angabe sich erstrecken: „nach Osten bis zu den Niederlassungen der kleinen Flüsse, nach Norden und Westen bis an diejenigen des Flusses Tejucas genannt, nach Süden bis an die bereits gegründeten deutschen Niederlassungen."

Prüfen wir die Lage dieser Niederlassung und ihre Verbindungswege mit der von keinem Punkte derselben weit entfernten Küste. Die nächsten schiffbaren Flüsse sind die Bignassu und die Tejucas-grande (Tijuca grande). Dieser letztere fließt entspringt (nach von Eebe) in den Taboleiro-Bergen. Er durchfließt die unbebaute Governador-Ebene, mehrere ebenfalls unbebaute kleine Thäler und das schöne Thal Pai Garcia. In diesem wird der Fluß von der Straße von Trombudo durchschnitten bei der unter dem Namen Passo di Garcia bekannten Furth. Nahe diesem Punkte wird er auf ungefähr sechs geogr. Meilen bis zu seinem Fall schiffbar. In diesem Zwischenraum ist sein Lauf bekannter. Vom Fall bis zum Meer scheint er mit kleinen Booten befahren werden zu können (Herr von Lede war verhindert, genauere Untersuchungen anzustellen). Seine Mündung, ungefähr unter 27° 15', ist gegen vierhundert Fuß breit und elf Fuß tief bei niedrigstem Wasserstande (!). Er ergießt sich in eine schöne Bai. Eine Viertelmeile von seiner Mündung ist ein starker Strudel. — L. Aubé sagt dagegen über diesen Fluß: Seine Mündung können nur sehr kleine Fahrzeuge überschreiten, und das nur bei großen Anschwellungen, denn es ereignet sich oft, daß sie ganz trocken ist. Diese Fahrzeuge können den Fluß höchstens anderthalb Meilen hinaufgehen, von da aus muß man sich der kleinen landesüblichen Pirogueu bedienen. Die Schiffahrt wird von einer großen Menge von Baumstämmen gehindert, die sich an den höheren Stellen des Flußbettes festsetzen, und von welche der Sand sich anhäuft. Von Zeit zu Zeit schwillt der Fluß beträchtlich in Folge heftiger Regen, und dann führt die Strömung alle Pindermisse fort, aber nach kurzer Zeit sind wieder Bäume herbeigeflößt, so daß die Schiffahrt eben so schwierig wie gefährlich ist. Nach starken Regen ereignet es sich oft, daß in Folge gehemmten Abflusses der Fluß überteilt und auf beiden Ufern zerstörende Ueberschwemmungen verursacht. — Die Bai am Ausflusse der Tejucas grandes ist zwar etwas flach, aber geräumig und sicher, ausgenommen gegen die Ostwinde. Jedoch schützt dieselbe das sumpfigen Bodens wegen als ungesund.

Die Bignassu entspringt im Thale Pai Garcia; sie ist flach und bei ihrer Mündung unter 27° 30' gegen 300 Fuß breit und für Kanote schiffbar. Sie steigt häufig sehr stark und überschwemmt das Thal, welches sie durchfließt. Diese übrigens sehr bedeutenden Ueberschwemmungen sollen den Boden befruchten; ob sie aber der menschlichen Gesundheit zuträglich sind? — L. Aubé theilt über die Bignassu mit, daß sie wegen ihrer geringen Tiefe nur Pirogueu trage und selbst diese nur auf einige Meilen.

Bei dem Mangel an Landstraßen in Santa Catarina sind diese Wasserwege trotz ihrer Unvollkommenheiten von Werth. Um aber ein Urtheil haben zu fällen, ob es deutschen Auswanderern anzuraten sey, sich auf den Besitzungen des Herrn Schutel niederzulassen, müßten wir erst mehr Aufklärungen über die in Ländereien erhalten, welche dieser Herr abtreten will, d. h. über die Natur des Bodens in Bezug auf die Gesundheitszuträglichkeit und die Tragfähigkeit, über die Verbindung der beabsichtigten Niederlassung mit den angeführten Wasserstraßen u. s. f. Bis diese Aufgabe gelöst ist, mag das Urtheil schweben.

V. In der Provinz Rio grande do Sul ist es die deutsche Ansiedlung São Leopoldo, welche die Aufmerksamkeit Deutschlands vorzugsweise erweckt hat. Die Kolonie erstreckt sich angeblich zwölf Meilen lang ins Innere und hat 12,000 Einwohner. Sie liegt an dem Sinos, einem der fünf Flüsse, welche bei ihrem Zusammenfluß den Rio grande bilden. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die bequeme Wasserverbindung mit Porto Alegre haben die glückliche Entwickelung dieser Niederlassung vorzugsweise befördert. — Die Provinzialregierung befördert Einwanderer, wenn sie vorher darum nachsuchen, frei von dem Seehafen, der ebenfalls Rio grande de São Pedro genannten Mündung des Patosees in den Ocean nach Porto Alegre. Landschenkungen finden von Staats wegen gesetzlich nicht mehr statt. Den Provinzialregierungen stehen aber noch manche ausgedehnte Strecken zur Verfügung, von denen sie Einwanderern ansehnliche Theile umsonst abtreten. Der ehemalige Direktor der Kolonie, Dr. Pillebrand, hat mehrfach den deutschen Einwanderern solche Landabtretungen zugesichert. Dr. Blumenau bestätigt diese Schenkungen auch in Bezug auf die Provinz Santa Catarina. — In der Kolonie São Leopoldo wird kein Land mehr verschenkt, dagegen aber nicht weit von dieser bei der Stadt Rio Pardo und dem Flusse Pardo, einem Nebenflusse der Jacuy, des bedeutendsten der fünf den Rio grande bildenden Flüsse. Diese Lage ist eine gute, und der Boden wird als sehr fruchtbar geschildert.

Die Vortheile dieser Landschenkungen zeigen sich indessen in den meisten Fällen als eingebildete. Wer durchaus mittellos in Catarina oder Rio grande do Sul ankömmt, kann keinen Gebrauch von dem Geschenk machen, weil ihm die Arbeitsmittel, theilweise und die Lebensmittel bis zur ersten Aernde fehlen; selbst bemittelten Ankömmlingen ist im Allgemeinen nicht zu rathen, auf Landschenkungen zu spekuliren, weil sie sechs bis acht Monate warten können, ehe die Anweisung erfolgt, und sie demnach weit mehr verzehren, als bei dem billigen Preise des Urlandes das Geschenk werth ist.

Diese Landschenkungen würden sich demnach nur hoffentlich für nicht ganz unbemittelte Auswanderungsgesellschaften erweisen, im Stande, auf ihre Kosten Vertrauensmänner vorauszuschicken, welche die Vorbereitungen und Beihandlungen in der Art mit den betreffenden Provinzialregierungen abschließen, daß die Gesellschaft sofort bei ihrem Eintreffen in Brasilien die abgemessenen Ländereien in Empfang nimmt und sofortkel vom Hafen nach diesen befördert wird. Auf andere Unterstützungen, wie sie seitens der brasilianischen Regierung gewährt worden sind, ist jetzt nicht mehr zu rechnen, und erfolgen dieselben nur in ganz besonderen Ausnahmefällen.

Auf besonderen Antrieb des durch seine finanzielle und industrielle Geschicklichkeit und Thätigkeit rühmlichst bekannten Abgeordneten Diergardt hat sich vor einem Jahre ein Verein für deutsche Auswanderung und Colonisation in Berlin gebildet, dessen bis jetzt noch nicht veröffentlichtes Ziel Brasilien ist. Die Grafen und Barone, die das Programm zahlreich unterzeichnet haben, erinnern unwillkührlich an den Adels- oder Fürstenverein, der ebenfalls von den besten Absichten ausging. Möge sein jüngerer Bruder sich die Erfahrungen des ältern in Texas zunutzemachen und ein erspießliches Werk für Deutschland vollenden. Bis dahin, wo dieser Verein mit seinen Plänen heraustritt, müssen wir ein näheres Eingehen auf dieselben verschieben. Wir wünschen, daß sich denn das Sprüchwort: „Was lange währt, wird gut", bewahrheite!

Vergleichen wir diese verschiedenen Pläne und Anerbietungen rücksichtlich ihres Vortheils für deutsche Einwanderer, so bieten alle mehr oder minder bemittelteren Auswanderern mehr oder weniger Vortheile dar, für die armen oder solche, die weiter nichts erschwingen können, als ihre Ueberfahrt, sind die Aussichten schlecht; allenfalls können Arme, wenn sie nicht in zu großer Anzahl eintreffen, darauf rechnen, in São Leopoldo lohnende Arbeit zu finden, obwohl man nichts von deutschen Unterstützungsvereinen in Porto Alegre und São Leopoldo hört. Eben so erträgliche Aussichten stehen den deutschen Auswanderern dieser Art in São Francisco offen, wo ihnen der von Herrn Schröder in Hamburg gegründete Colonisationsverein von 1849 lohnende Arbeit zusichert. — Wie den unbemittelten Einwanderern, versprechen auch den bemittelteren São Leopoldo und São Francisco verhältnißmäßig die günstigsten Erfolge: São Leopoldo hat eine Menge von gefährlichen Krisen, wie sie stärker oder schwächer jede jugendliche Ansiedlung zu bestehen hat, siegreich überwunden. Hier sind Handel, Wege und Leben und obendrein deutsches Leben. Bei dem Kern eines solchen, wie er sich hier gebildet hat, sprechen wir den Wunsch aus, daß bemittelte und geistig beschäftigte Leute dorthin gehen mögen, um an einer kräftigen Entwicklung dieses Kernes mitzuwirken, um so mehr, als sie auch dabei ein ihrer materiellen Interessen förderliches Feld dort finden können. Zu die Ansiedlung an São Francisco sprechen wir eine und darum aus, weil die dortige Ansiedlung einen sehr starken Rückhalt, weil die Interessen dortiger Ansiedler mit denen des Joinvilleschen Küstenpaares und des bemittelten Hamburger Colonisationsgesellschaft verknüpft sind, welche beide im eigenen Vortheil das gute Fortkommen der Ansiedler zu fördern haben. So werden jetzt schon auf dieser Ansiedlung Wege- und andere Anlagen angezeigten, an welche minder begünstigte Ansiedlungen erst nach jahrelangem Bestehen denken können.

Wir haben im Eingang dieser Abhandlung das Klima und den Bodenreichthum und im Verlaufe derselben die natürliche Wegeverbindung in Süd-Brasilien als eine sehr günstige für deutsche Einwanderer dargestellt. Es versteht sich von selbst, daß dabei, wie schon ausgesprochen, nur von dem Lande im Allgemeinen die Rede seyn konnte, und daß größere, kleinere und ganz kleine Theile desselben von diesen Vorzügen ausgeschlossen sind, wie wir solchen Strecken auch im Laufe unserer Unterhaltung begegneten. Es giebt in Süd-Brasilien manche sumpfige Gegenden. Wir sind der Meinung, daß diese der menschlichen Gesundheit stets gefährlich sind, wollen indessen auch die Ansicht Anderer an dieser Stelle nicht unterdrücken. Dr. Blumenau, der Verfasser eines anziehenden, von Lebereichthum freien Berichtes über Süd-Brasilien, sagt: „Von 24 bis 28° Br. findet sich zwischen der Seeküste und dem inneren Lande eine Reihe von Seen und Sümpfen mit flachen Ufern, deren Nachbarschaft in anderen Ländern unter gleicher Breite, namentlich in Nord-Amerika, immer sehr mißlich ist, wogegen in dem ganzen erwähnten Landstriche nur das gewöhnliche kalte (Wechsel-) Fieber und auch immer nur in einzelnen Fällen, nie epidemisch auftrat; an mehreren Flüssen Santa Catarina's, u. a. am Rio Itajahy, den ich doch wohl genau kennen muß, da an demselben meine eigene Niederlassung liegt, finden sich hinter den hohen Ufern häufige tiefe und ausgedehnte Sümpfe, die sich indeß durch zweckmäßige Gräben schnell und leicht entwässern und in das fruchtbarste Ackerland verwandeln ließen, da ihr Niveau 15—20 Fuß über dem des Flusses liegt, und welche oft auf 200 Schritt bis an die Bewegung der angestrebten zwanzig bis dreißig deutschen und sunfzehn bis zwanz

Digitized by Google

belgischen Familien, so wie der einheimischen, heranreichen — und doch kann ich auf Ehrenwort versichern, daß mit während meines dortigen Aufenthaltes im Sommer und Winter auch nicht ein einziger Fieberkranker aufgestoßen ist." — Jede sagt: „Fast überall mit einem sehr starken Pflanzenwuchs bedeckt, scheinen die Sümpfe des Inferninho der Gesundheit nicht schädlich zu seyn, wenigstens haben die Leute, welche dort wohnen, alle Kennzeichen einer kräftigen Körperbeschaffenheit und einer nicht angegriffenen Gesundheit. Es ist wahr, daß sie täglich von der Nord-Ost-Seite erfrischt werden." (Auch d'Orbigny theilt in seinen Reisen mit, daß die Stadt Corrientes von einem Sumpf umgeben sey, der die Eigenschaft habe, unschädliche Dünste auszuhauchen.) — Wie dem sey, wir halten uns an die Regel und trauen der Nachforschung nicht zu ausgetrockneter Sümpfe nicht, denn es giebt noch nicht erkannte physische Ursachen, welche schlummernde Naturkräfte plötzlich erwecken und wiederum plötzlich binden. Gesellschaften, die nach Süd-Brasilien auswandern wollen, werden immer wohlthun, einige kundige Vertrauensmänner voranzuschicken, die, gleichviel, ob es sich um Kauf und Schenkung handelt, das zu bebauende Land untersuchen, ob es gesund gelegen ist — weder Ueberschwemmungen, noch den Ausdünstungen von Sümpfen ausgesetzt — ob es Verbindungswege mit einem Absatzmarkt besitzt, ob gutes Trinkwasser vorhanden ist u. s. w. Der Einzelne ist allerdings stets auf sich allein angewiesen.

Hatten wir im Auge, daß Deutschland Naturerzeugnisse einführt, die Brasilien in großer Menge hervorbringt, und Brasilien eine große Menge solcher Gegenstände des Kunstfleißes verbraucht, die in Deutschland angefertigt werden, so kann ein Theil der deutschen Auswanderung, besonders unter billigen und die Wohlsahrt der Auswanderer schirmenden Verträgen, der Hebel eines wachsenden Wohlstandes für Deutschland und Brasilien werden.

K. Gaillard.

Dänemark.

Die skandinavische Gesellschaft in Kopenhagen.

Wie sehr sich diese Gesellschaft, welche eine Verbindung der drei nordischen Reiche anstrebt, den von Dänemark in Gemeinschaft mit seinen europäischen Bundesgenossen auf deutschem Boden so verhöhnten Einheits-Ideen nähert, dürfte Folgendes beweisen. Vor einiger Zeit machte Professor Sommer, ein Mitglied der Gesellschaft, den Antrag, nachfolgende Preisaufgabe zu stellen: „Durch welche Mittel kann eine Verbindung unter den drei nordischen Reichen in kommerzieller und industrieller Beziehung, welche die möglich größten gegenseitigen Vortheile gewährt, zu Stande gebracht werden?" Hierauf ersuchte der Vorstand die Herren F. Rice, Comtoirchef, Rothe, Eisenbahndirektor, Dr. C. M. Paulsen und Konsul Hage, welche als Sachverständige in dieser Frage zu betrachten waren, hierüber ihr Gutachten abzugeben. Da dieses Gutachten, welches in der letzten, am 22. Oktober stattgefundenen Versammlung vorgelesen wurde, nicht blos für diejenigen, welche sich mit der Lösung der Aufgabe zu beschäftigen gedenken, von Wichtigkeit ist, sondern auch bei dem allgemeinen Interesse, welches die skandinavischen Bestrebungen darbieten, zumal wenn sie in so besonderer Weise, als hier geschieht, ihr Ziel verfolgen, nähere Beachtung verdient, so dürfte die nachfolgende Mittheilung desselben wohl gerechtfertigt erscheinen.

„Obschon man nicht die Absicht hat, völlig bindende bestimmte Regeln für die Beantwortung dieser aufgestellten Frage vorzuschreiben, so sollen doch die wichtigeren Punkte, welche der genaueren Erwägung besonders empfehlenswerth erscheinen, hervorgehoben werden.

Als Grundlage für jede materielle Verbindung muß das Communicationswesen der Unterhaltung unterworfen werden. Obschon dasselbe vorzugsweise mit Rücksicht auf die Verbindung der skandinavischen Reiche unter einander betrachtet werden müßte, wird es doch zugleich nothwendig seyn, zu zeigen, wie die Communicationslinien im Innern jedes einzelnen derselben anzulegen wären, damit sie nicht allein die wichtigeren Theile der Länder selbst in die bequemste und leichteste Verbindung mit denjenigen Punkten brächten, von welchen die Communication mit den anderen Reichen vornehmlich ausgehend gedacht wird, sondern damit sie auch am zweckmäßigsten als Transitowege zur Beförderung von Gütern und Personen durch jedes einzelne der skandinavischen Reiche zwischen den anderen und dem Auslande, so wie zwischen auswärtigen Orten, dienen könnten. In dieser Hinsicht muß die Aufmerksamkeit vornehmlich auf Eisenbahnen und Dampfschiffsverbindungen gerichtet werden, wobei jedoch andere innere Communicationen, als durch Flüsse, Kanäle, Straßen u. s. w., so wie Verbindungen durch Zieh- und Segelschiffe, nicht unbeachtet zu lassen sind. Es müßte so vollständig wie möglich, wenn auch in allgemeinen Zügen, nachgewiesen werden, welche Kosten die erste Begründung solcher neuen Communicationsmittel und deren Benutzung in gedachter Weise verursachen und in welcher Ausdehnung sie voraussichtlich angewendet werden würden, ferner wie die Kosten in Folge dessen vermuthlich gedeckt und welcher Einfluß durch sie auf die Länder ausgeübt werden könnte u. s. w. In Verbindung hiermit müßte speziell gezeigt werden, wie das ganze Postwesen, auf diese Communicationsmittel gestützt, hinsichtlich der Beförderung von Briefen, Personen und Gütern, sowohl zwischen den skandinavischen Reichen unter einander, als auch zwischen diesen und dem Auslande, am zweckmäßigsten organisirt werden könnte, so daß die ganze Postbeförderung für alle drei nordische Reiche, so viel wie möglich, in ein System durch ein gleichartiges Briefporto gebracht würde, welches die lebhafteste, billigste und von fremdem Einflusse unabhängigste Verbindung sichere. Namentlich ist es wünschenswerth, zu untersuchen, wiefern die Eisenbahn nach Korsör dazu beitragen könnte, daß die ganze schwedisch-norwegische Post das ganze Jahr hindurch über Kopenhagen, als Sammelplatz für alle Dampf- und Landposten nach und von den Nachbarreichen, ginge.

Es müßte ferner nachgewiesen werden, durch welche Veränderungen in der Handels- und Zollgesetzgebung der Länder eine nähere Verbindung unter denselben befördert werden könnte. Bei der Beantwortung wären wenigstens die Grundzüge eines solchen Systemes anzugeben, welches, vollständig durchgeführt, eine möglichst vollkommene Uebereinstimmung zwischen den skandinavischen Reichen in dieser Hinsicht bewirken könnte, wobei also die Frage nach einem nordischen Zollverein näher untersucht werden müßte. Zugleich wäre es nothwendig, zu zeigen, durch welche vorläufige Veranstaltungen die Verbindungen sofort erleichtert werden könnten, um so den Uebergang zur Durchführung des vollständigeren Systemes zu bilden.

In Bezug auf die Industrie müßte untersucht werden, welchen Einfluß die vorgeschlagenen Annäherungen in der Handels- und Zollgesetzgebung wahrscheinlich auf dieselbe ausüben werden, und namentlich, inwiefern diejenigen Zweige der Industrie, welche jetzt durch hohe Zölle oder Verbote fast geschützt sind, durch liberale, allen drei Reichen gemeinsame Zollgesetze verlieren oder gewinnen würden, so wie auch zu zeigen wäre, durch welche Mittel, als Zusammenkünfte von Industriellen, gemeinsame Industrie-Ausstellungen u. s. w., ein näherer Anschluß unter den Reichen in industrieller Hinsicht müßte bewirkt werden können.

Es müßte endlich nachgewiesen werden, wie hinsichtlich der für Handel und Industrie wichtigsten Umstandnitet, als Münzen, Maß und Gewicht, Annäherungen geschehen könnten, und welchen Einfluß sie vermuthlich ausüben würden.

Bei keiner dieser Untersuchungen dürften die gegenwärtigen Zustände aus dem Gesichte verloren, sondern vielmehr gezeigt werden, wie das Neue, so viel wie möglich, dem Früheren angeschlossen, und wie der Uebergang am besten vermittelt werden könnte, ohne daß jedoch eine rasche Veränderung solcher bestehenden Gesetze, welche in drückender Weise auf dem ganzen Volke lasten, ungebührlich verzögert würde, so wie auch das Verhältniß zu den übrigen europäischen Ländern, und namentlich zu den Nachbarstaaten, im Auge behalten werden müßte."

Der Vorsitzende fügte hinzu, daß der Vorstand, in Erwartung der Genehmigung der Gesellschaft, eine Belohnung für die befriedigendste Lösung festzusetzen beschlossen habe, jedoch in der Art, daß es freigestellt würde, die ganze Frage entweder in einer allgemeinen Weise zu behandeln, oder sich auf eine ausführliche Erörterung eines ihrer drei Hauptpunkte zu beschränken. Hierauf hielt der Eisenbahndirektor Rothe einen Vortrag, welcher dem Zweck hatte, die Mitglieder des Vereins noch mehr für die Beurtheilung der praktischen Wichtigkeit der Frage zu befähigen, was ihm denn auch, bei seinem lebhaften und klaren Vortrage, gewiß vollkommen gelang.

Mannigfaltiges.

— Die Zweigbahnen der englischen Eisenbahnen. Ein großer Theil aller englischen Eisenbahnen ist mit sogenannten Zweigbahnen ausgestattet, welche gleichsam die Kanäle bilden, die den Hauptströmen die Zufuhr an Gütern und Personen aus den abseit gelegenen Theilen des Landes zuführen. Eine jener englischen Hauptbahnen hat nicht weniger, als dreiundzwanzig Zweigbahnen, die zum Theil noch einigen volkreichen Ortschaften, zum Theil aber auch nach einzelnen Fabrik-Anlagen oder auch nach Kohlenminen u. dergl. führen. Eine andere Hauptbahn besitzt vierzehn Zweigbahnen, eine zwölf, eine vierte, fünfte und sechste besitzen jede neun Zweigbahnen, eine siebente und achte jede sieben, eine neunte sechs, eine zehnte fünf, eine elfte vier, eine zwölfte, dreizehnte und vierzehnte jede drei, eine fünfzehnte, sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte jede zwei, und endlich eine neunzehnte, zwanzigste und einundzwanzigste Hauptbahn besitzen jede eine Zweigbahn. Die Zweigbahnen, deren Kräfte eine größere Schonung erheischen, wenn sie goethen sollen, genießen von Seiten der Hauptbahnen sehr viele Vortheile, welche jedoch indirekt den letzteren wieder zugutekommen. Die Engländer sind auch in dieser Beziehung weit bessere Rechner und Spekulanten, als die Deutschen.

— Der römische Index. Die Bandbiktinet, die sich bekanntlich schon im Mittelalter durch ihren unabhängigen Geist und ihren Sinn für gelehrte Forschungen auszeichneten, werden jetzt in Rom als gefährliche Ketzer betrachtet und ihre wissenschaftlichen Arbeiten genau überwacht. Ganz neulich hat das Censur-Kollegium die Werke eines der berühmtesten Mitglieder dieses Ordens auf die Liste „verderblicher und häretischer Bücher" gesetzt; wir meinen die „Geschichte von Monte-Cassino", das „Leben Sonissaj' VIII." und die „lombardische Liga", vom Pater Tosti, gegenwärtigem Abt von Monte-Cassino. Das Verbot des letztgenannten Werkes ist um so merkwürdiger, als erst vor zwei bis drei Jahren geschrieben und Pius IX. selbst bedeutet wurde, welcher damals die Widmung desselben Buches, das er jetzt verdammt, in sehr gnädiger Weise aufnahm.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 891), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Sonnabend den 16. November 1850.

Nord-Amerika.

Die Verbindungen Nord-Amerika's mit dem mittleren Afrika.

Die englische Regierung hat in den letzten Jahren von ihrem früheren Eifer in der Einrichtung von Dampfschifffahrtslinien nachgelassen. Seit beinahe zehn Jahren ließ sie um einen Postdienst länge der afrikanischen Nordwestküste vergeblich petitioniren und sprach, ohne sie auszuführen, von Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschiffsverbindung mit Brasilien, Buenos-Ayres, Australien und dem Kap. Nun aber beschäftigt sich seit kurzem der Kongreß der Vereinigten Staaten mit einem Plane, eine Communication durch Dampfschiffe zwischen den Küsten von Amerika und Afrika herzustellen, und dieser Umstand hatte zur Folge, daß die englische Regierung plötzlich auch ihrer obenberegten Unthätigkeit herausstrat und öffentlich zur Bewerbung um Uebernahme der Postbeförderung nach dem Kap aufforderte. Sie stellte dabei die Bedingung, daß monatlich eine Hin- und Rückfahrt mit der Durchschnittsgeschwindigkeit von acht Knoten in der Stunde stattfinde und eine genügende Anzahl von Schraubendampfbooten mit zweihundert Pferdekraft angeschafft werde. Die Anhaltepunkte sollten Madeira, Sierra Leone und St. Helena seyn und die Mittelstation am 14ten, das Kap am 35ten Tage erreicht werden. Der Kontrakt wurde mit der General-Schraubendampfschiffs-Gesellschaft abgeschlossen, derselben, die den Postdienst nach Holland und dem Orient versieht. Binnen vier Monaten sollen die Vorbereitungen beendigt seyn. Die Schiffe werden aus Eisen gebaut und sind auf 16—1800 Tonnen Inhalt vermessen.

Der Plan der Amerikaner geht von der Ansicht aus, daß es das beste Mittel zur allmäligen Vertilgung der Sklaverei auf amerikanischem Boden sey, wenn man jährlich eine gewisse Anzahl freier Schwarzen nach Afrika hinüberbringe. In dem Berichte, der dem Kongreß von seiner Schifffahrts-Kommission über diese Angelegenheit vorgelegt wurde, heißt es unter Anderem:

„Hauptsächlich aus zwei Gründen befürwortet die Kommission die vorgeschlagene Maßregel: einmal, weil dadurch eine große Anzahl von freien Farbigen aus dem Lande entfernt werden wird, dann, weil die Unterdrückung des Sklavenhandels energischer kann gehandhabt werden. Zu Gunsten der letzteren hat unsere Regierung mit anderen Nationen Verträge geschlossen und sich mit ihnen verbindlich gemacht, eine starke Seemacht an der afrikanischen Küste zu unterhalten, während die Auswanderung freier Schwarzen in allen Theilen der Union mit Eifer gefördert wird, zumal in den Sklavenhaltenden Staaten, wo dieselben von den Weißen ungern gesehen werden. Die Politik aller oder der meisten dieser Staaten ist es gewesen, die Freilassung von Sklaven zu hintertreiben, außer wenn man dieselben dann aus dem Lande schaffte. In keinem Theile der Union genießen die freien Schwarzen die vollen politischen und sozialen Rechte, in keinem ist ihre Anwesenheit den Weißen angenehm, noch ihnen selbst von Vortheil, ungerechnet die unheilvollen Reibungen, die ihretwegen zwischen Sklavenhaltenden und Sklavenfreien Staaten entstanden sind. Die Auswanderung dieser ganzen Bevölkerung aus den Gränzen unseres Landes ist das einzige wirksame Mittel, diese Uebel zu beseitigen und eine Ursache gefährlicher Gereiztheit zwischen den einzelnen Theilen der Union zu entfernen.

Die Kommission hält es für nützlich, Privatunternehmungen zur Kolonisirung der west-afrikanischen Küste zu unterstützen, denn sie sieht hierin den einzigen Weg zur Ausrottung des Sklavenhandels. Eine derartige Maßregel würde zweifelsohne das afrikanische Geschwader unnöthig machen und auf diese Weise sowohl die Kosten, die sie veranlaßte, wieder einbringen, als auch den Zweck, um deswillen das Geschwader unterhalten wird, vollkommener erreichen. Es mag vortheilhaft seyn, wenn eine oder die andere von den großen Seemächten eine kleine Anzahl von Schiffen an der afrikanischen Küste unterhält, um Liberia auf eine gewisse Zeit vor den Sklavenhändlern zu schützen; aber der Versuch, dieses unmenschliche Gewerbe durch Blockirung der ganzen Küste zu erreichen, ist so fehlschlig gescheitert, daß er von den europäischen Mächten wahrscheinlich bald ganz wird aufgegeben werden. Während sich der Einfluß der Republik Liberia darin gezeigt hat, daß auf einer Küstenstrecke von mehreren hundert Meilen der Sklavenhandel vollkommen unterdrückt wurde, ist das verein[illegible] europäische und amerikanische Blockadegeschwader auf anderen Theilen der Küste nicht so glücklich gewesen. Im Jahre 1847 wurden nicht weniger als 84,356 Sklaven aus Afrika nach Cuba und Brasilien geschafft. In der Meinung der Kommission aber ist es von der höchsten Wichtigkeit, der fernern Afrikanisirung Amerika's vorzubeugen. Eine entgegengesetzte Bewegung, d. h. eine Auswanderung freier Schwarzen, ist bei weitem mehr im Geiste der Zeit und im Interesse aller amerikanischen Regierungen. Das Volk der Vereinigten Staaten hat seinen entschiedenen Widerwillen gegen den Sklavenhandel durch die betreffenden Bestimmungen seiner Verfassung und durch die unermüdlichen und kräftigen Bemühungen für seine Unterdrückung zu erkennen gegeben. Das Aufblühen der jungen Republik Liberia zeigt das Ziel, auf das diese Bestrebungen gelenkt werden müssen, nämlich auf die Zurückführung der freien Schwarzen in das Stammland ihrer Väter.

„Die Kommission legt einige interessante Thatsachen vor, aus denen sie die Ueberzeugung gewonnen hat, daß das Gebiet von Liberia für die farbigen Auswanderer ausnehmend geeignet sey, daß die Errichtung einer Dampfschiffsahrt nach diesem Punkte durch die Regierung ein mächtiges Beförderungsmittel der Kolonisation seyn und eine Emigration freier Schwarzen in großem Maßstabe herbeiführen werde, daß an die Stelle des Sklavenhandels eine friedliche und ehrenhafte Handelsverbindung treten werde, die dem Unternehmungsgeiste unseres Volkes neue Quellen der Thätigkeit eröffnen muß, daß endlich daraus die Verbreitung der Kultur und des Christenthums auf dem ganzen Kontinent von Afrika hervorgehen könne. Die Thatsachen, auf welchen diese Schlußfolgerungen beruhen, sind hauptsächlich den Rechenschaftsberichten der Kolonisationsgesellschaft entnommen.

„Der Theil der westlichen Küste Afrika's, den man Liberia nennt, liegt zwischen den 4° 21′ und dem 7° nördl. Br. und umfaßt einen Küstenstrich von 400 Meilen Länge. Die erste Niederlassung fand statt im Jahre 1820 durch freie Neger aus den Vereinigten Staaten unter den Auspizien der amerikanischen Kolonisationsgesellschaft. Die Zwecke dieser Gesellschaft waren dabei folgende:

1. Die freien Schwarzen der Union ihrer politischen und sozialen Zurücksetzung zu entheben;
2. sie in ein Land zu bringen, wo sie die Wohlthaten einer freien Regierung genießen können, nebst allen Segnungen, welche dieselbe in ihrem Gefolge hat;
3. Kultur, gesunde Moral und wahre Religion durch den afrikanischen Kontinent zu verbreiten;
4. den Sklavenhandel zu hintertreiben;
5. denjenigen Sklavenbesitzern, welche willens sind, ihre Sklaven freizulassen, eine Freistatt für dieselben zu bieten.

„Das Vermögen dieser Gesellschaft hat sich selten über 50,000 Dollars jährlich belaufen, und doch hat sie Land erworben, beinahe 7000 freie Neger nach Liberia geschafft und für dieselben, die dessen bedürftig waren, auf sechs Monate nach der Ankunft den Unterhalt besorgt. Im Juli 1847 wurde eine unabhängige Regierung eingeführt, die von Frankreich, England und Preußen anerkannt worden ist. Ueber 80,000 Eingeborne sind von Liberia aus civilisirt worden und haben sich als Bürger in die Republik aufnehmen lassen. Die Liberianer besitzen einen blühenden Handel. Es ist ihnen nicht nur gelungen, längs ihrer eigenen Küste den Sklavenhandel zu unterdrücken, sondern sie haben auch mit einigen Nachbarstämmen, die sich auf 200,000 Seelen belaufen, Verträge behufs der Unterlassung desselben geschlossen. Sie haben ihr Gebiet allmälig durch Ankäufe von den Eingebornen erweitert und sind bereits im Norden bis zu der britischen Niederlassung Sierra Leone, im Süden bis zur Goldküste vorgerückt.

„Nach dem Innern zu reichen die Niederlassungen gewöhnlich 10—30 Meilen weit von der Küste und können nach dieser Richtung hin leicht für geringe Kosten erweitert werden. In keinem Falle sind die Eingebornen, deren Land gekauft wurde, aus ihren Gebieten verdrängt worden. Unmittelbar an der Küste ist das Land niedrig und an manchen Stellen sumpfig, doch giebt es auch einige hügelichte Strecken. Im Allgemeinen hebt sich der Boden nach dem Innern zu und ist, funfzig Meilen von der Küste entfernt, hier und da selbst gebirgig. Es wäre wünschenswerth für die Kolonie, wenn sie sich nach Innen zu ausdehnte, ha das Binnenland gesunder ist. Wird die Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nur einigermaßen bedeutend, so kann die bergige Gegend bald angebaut seyn. Die Eingebornen sind ein schöner, gesunder und kräftiger Stamm, und selbst die auf dem Küstenstrich Eingewanderten haben einen gesunderen Aufenthalt gefunden, als die Ansiedler mancher von unseren westlichen Staaten in den ersten Jahren ihrer Niederlassung.

„Liberia ist durch Gebirgsketten von den heißen Nord- und Ostwinden geschützt. Der Boden ist fruchtbar und bringt in Ueberfluß Mais, Kaffee, Arrowroot, Indigo u. s. w. hervor.

„Jeder Einwanderer ist in der Kolonie willkommen und erhält eine Schen-

Digitized by Google

ung von fünf Acres Land, außerdem er sich noch, so viel ihm beliebt, den Acre zu 1 Dollar, kaufen kann.

„Das Klima ist den Weißen nicht günstig. Der Präsident und alle Beamte sind Schwarze. Es giebt da blühende Städte mit Kirchen, Schulen und Buchdruckereien. Nach dem Bericht des Rev. R. Gurley, der die Kolonie vor kurzem besucht hat, herrscht gute Sitte und Wohlstand unter dem Volke. Der Betrag der Ausfuhr beläuft sich zur Zeit auf 300,000 Dollars jährlich und wächst mit jedem Jahre mit 30 pCt.

„Nicht allein wird durch Anlegung von freien Negerkolonieen an der afrikanischen Küste der Sklavenhandel vernichtet werden, sondern diese Kolonieen werden auch, wie schon gesagt, das Mittel werden zur Verbreitung der Kultur und des Christenthums durch den ganzen Kontinent von Afrika.

„Schon hat sich eine große Anzahl von Eingeborenen unter den Schutz der Liberier gestellt, deren Kenntniß des Ackerbaues und der Gewerbe ihnen Vertrauen und Achtung einflößt.

„Als ein Missionsunternehmen aber verdient die Kolonisirung Afrika's durch Nachkömmlinge von Afrikanern sicher die Förderung und Unterstützung der ganzen christlichen Welt."

Die in diesem Berichte enthaltenen Notizen über Liberia gereichen der amerikanischen Kolonisationsgesellschaft zum großen Ruhme, und es verdient dieselbe um deswillen gewiß jede Art von Unterstützung von Seiten ihrer Regierung und ihrer Mitbürger. Sie hat in einer für ihr Vaterland höchst wichtigen Maßregel die ersten Schritte gethan und wird, unterstützt durch neue und ausreichende Mittel für die Auswanderung freier Schwarzen aus Nord-Amerika, das Verdienst haben, die Sklavenfreilassung in großem Maßstabe zu fördern. Wenn man auch nicht gerade behaupten darf, daß hierdurch nun die Sklaverei in den südlichen Staaten werde ausgerottet werden, so ist doch sowohl für das Verhalten der Regierung in der Sklavenfrage, als für die Behandlung der Sklaven von Seiten ihrer jetzigen Herren viel Gutes von der besprochenen Maßregel zu erwarten. Das dieselbe endlich einmal unter gegebenen Umständen zu einer gesetzmäßigen allgemeinen Freilassung führen werde, ist nicht eben unwahrscheinlich, aber die jetzige Generation, scheint es, wird diesen Ausgang nicht mehr erleben. Es hat übrigens nach den Worten des Berichts, „daß man vor Allem einer fernneren Afrikanisirung Amerika's vorbeugen müsse", den Anschein, als wolle man von Einführung der neuen Maßregel an eine Deportation nach Afrika zur Mitbedingung der Freilassung machen.

Die Kommission ist der Ansicht, daß eine große Anzahl freier Neger sich zur Auswanderung entschließen würde, wenn sie eine unbeschwerliche Reise geborgt und die erste Ansiedlung ihnen erleichtert werde. Sie mag deshalb nicht, daß Auswanderer, wie die Neger, ihren eigenen Hülfsquellen überlassen würden, zumal Liberia für jetzt noch unzählig ist, einen großen Zuzug neuer Ankömmlinge, die an Allem Mangel leiden, Unterhalt und Beschäftigung zu gewähren. Die Kolonisationsgesellschaft hatte auch, wie bereits erwähnt, außer den Reisekosten, den Kolonisten noch 30 Dollars per Kopf bewilligt.

Die Kommission verhehlt sich also nicht, daß stets eine Anzahl freier Neger sich zur Betreibung der Niederlassungen in Afrika große Summen erforderlich seyn werden, oder sie hegt die Erwartung, daß, wenn die Regierung zugleich Dampfbootsfahrten nach Liberia einrichte, Volk und Regierungen der verschiedenen Staaten dem Unternehmen Theilnahme und mattherzige Unterstützung zuwenden werden. Der Staat Maryland hat bereits 200,000 Dollars zur Förderung dieses Zweckes votirt und die Legislatur von Virginien kürzlich 40,000 Dollars jährlich dafür festgestellt. Die öffentliche Meinung in Amerika ist der Kolonisirung Afrika's durch die Schwarzen so günstig, daß, die Sanction der Regierung einmal gegeben, der Kongreß zu Maßregeln gerathen werden wird, die der Großartigkeit des Zweckes entsprechen und einen sichern Erfolg verbürgen.

Der Vorschlag der Kommission geht nun auf Erbauung von drei Dampfbooten zu 4000 Tonnen und zu einem Kostenpreise von nicht über 900,000 Dollars. Die Schiffe werden von See-Offizieren kommandirt und müssen bei jeder Fahrt so viel freie Schwarze mitnehmen, als ihnen die Kolonisationsgesellschaft bis zur Zahl von 2500 zuschickt. Für jeden Auswanderer über zwölf Jahre werden zehn, für jeden unter zwölf Jahren fünf Dollars bezahlt (die Kost mit eingeschlossen).

Die Hinreise soll so direkt wie möglich seyn und die Schiffe abwechselnd von New-York, Baltimore und New-Orleans abgehen und nach einem Monat zurückkehren. Für die Rückfahrt aber sind die Vorschläge einigermaßen sonderbar. Jedes Dampfboot nämlich soll seine Heimreise über London machen und dorthin noch gewisse Häfen von Portugal, Spanien und Frankreich besuchen und daselbst Briefe und Fracht aufnehmen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Pläne bald ins Leben treten werden, und in dieser Beziehung bekömmt das englische Projekt, das Kap der guten Hoffnung mit dem Mutterlande durch Dampfboote zu verbinden, die Sierra Leone berühren, einen neuen Werth. Vielleicht, daß von hier aus noch eine regelmäßige Communication mit Brasilien eingerichtet wird. Dann könnte den brasilianischen Schwarzen derselbe Segen erblühen, den die Nord-Amerikaner den übrigen zugedacht haben. (C. M.)

Frankreich.

Die „Jüngsten Tages-Pamphlets" von Thomas Carlyle.

I. (Schluß.)

Die Wahrheit, behauptet man, wird den Sieg gewinnen. O, gewiß, in einem Sinne gewinnt sie ihn immer. Mögen Millionen übereinkommen, das Unmögliche zu wollen, es bleibt unmöglich. Diese Millionen können zerstören, was nicht zu ihrem Ideale paßt, damit aber endet ihre Macht. Widerstand ihr Ideal nur einem einzigen ewigen Gesetz, so vermögen die, welche dabei beharren, zwar eine allgemeine Zerstörung herbeizuführen, der Sieg aber bleibt Gottes. Die Wahrheit wird triumphiren auch bei dem allgemeinen Stimmrecht, es wird dem Staat oder der Staat ihm erliegen, die Zeit der Demokratie aber wird nicht kommen. Carlyle sagt: „Fragen wir die Geschichte, so hat es nie eine Demokratie gegeben. Rede man nicht von Amerika und seiner Musterverfassung; die Musterrepublik hat in den Unionsstaaten ihren Tag noch nicht erlebt. Man findet dort nur (?) weite, unangebaute Einöden und Bevölkerungen, die den Konstabler achten, die daher ohne Gouvernement leben können, bis die Stunde des Kampfes kömmt und auch Amerika sich mit den Schlangen und Nattern des Kothes messen muß."

Das allgemeine Stimmrecht, sagt man weiter, soll weniger unmittelbar als mittelbar wirken, soll vornehmlich dienen, die Tyrannei der Herrschenden zu beschränken, damit sie ihre Macht nicht mißbrauchen. Gewiß haben sie das oft gethan, haben gefehlt, weil sie Adam's Söhne und menschlicher Schwäche unterthan sind. Ihr Gutes, wie ihr Böses, wird Frucht tragen. Wir aber müssen befreiet werden und, anstatt der eigenen Thorheit zu gedenken, gefallen wir uns, alles der Verderbtheit der Regierenden beizumessen: „wollen wir eine Welt", wie Carlyle ausspricht, „die gar keines Gouvernements bedarf." Unsere Revolutionen haben gezeigt, daß wir nicht nur auf einem Vulkan stehen, sondern auch die unter unseren Füßen gährenden Gewalten nicht kennen.

„Autorität! Autorität!" ruft Carlyle, „wir stehen Alle am Abgrund. England, gleich den übrigen Nationen, auch die, welche die rothe Republik abschwören, eilen demselben Ziele zu. Unsere Vorfahren haben die wilden Bäche zu einem urbaren Lande gemacht, und wir sind eingeschlafen in der thörichten Hoffnung, die Saaten würden für sich zum Vorschein kommen. Jetzt erwachen ernste Besorgnisse, ein neuer Anbau thut noth."

Autorität, ja, das rufen auch wir, und zwar vornehmlich im Interesse der Freiheit, der wahren Freiheit, sie kann nur durch das Gesetz gewonnen werden, welches die größte Zahl der vorhandenen Kräfte ohne Verwirrung und Erschütterungen zu nutzen weiß. Das Gesetz muß einfachstvoller, die Autorität dem Tadel und Irrthum der Unwissenheit mehr entzogen werden. — Wie aber sollen wir die beste Autorität gewinnen? wer soll herrschen? ein Weiser? ein Gesellschaft Weiser? Soll die Macht nur verdienen und strafen, was als solch erkannt wurde, oder befehlen, was ihr am besten scheint? Carlyle, denkt uns, hat sich wie Lamartine, ob auch in anderem Sinne, vom Schein bethören lassen. Die Einsicht der Weisen veranschaulicht sich ihm in der Person des Weisen. Nicht gemeinsame Erfahrung soll den Thron bethersichen, sondern überlegene Geister und Menschen. „Das Beliebt", sagt er, „ist eine Krankheit und Monarchie, Adel, Oligarchie, Jeder handelt nach völlig freier Wahl, doch unter unerbittlich festen Bedingnissen. Die Menschen sind eine freiwählende Gemeinde, ihr Vorgesetzter ist die ewige Gerechtigkeit, von der Allmacht gesichtet. Das ist das Vorbild jeder Verfassung, und wo nicht die dauernde göttliche Verfassung, das Niederer zu leiten und zu zügeln, dem Edelsten anvertraut wird, nicht bei Führung der obersten Gewalt von wahrhaft Edeln unterstützt wird, kann das Reich Gottes nicht kommen." Unsere Revolutionen sind demnach für ihn eine Frucht von den Fehlern Aller, der Regierenden, wie der Regierten, und es liegt in der ihm eigenthümlichen, kühnen Weise der ihm genehmen Macht Moses, läßt einen Minister-präsidenten die Landstreicher der drei Königreiche zum Ackerbau aufrufen, sie zur Arbeit ermuntern und, wenn sie sich nicht fügen wollen, sie mit scharfen und immer schärferen Strafen und endlich mit Tod und Verbannung bedrohen. „Das gelobte Land", so schließt er, „ist nicht von Milch und Honig; die unmöglichste aller Unternehmungen ist, sich in Thätigkeit entziehen wollen. Aus Werk denn! alle Hände aus Werk!"

In dem, was Carlyle über die Umgestaltung unsrer Zustände und die Noth sagt, die dazu führen sollen, die Mittel der Gewalt gegen die Massen und die Autorität, die zur Geltung kommen soll, scheint er uns in vielfachem Irrthum befangen. Mehr aber ist sicherlich, wenn er dabei erklärt, die Emancipation der Menschen sey nicht von der Logik und der Macht, sondern von ihrer eigenen Geschicklichkeit abhängig. Sein größter Irrthum ist, daß er, von den unwiderlegbaren Beitgesetzen redend, diese ewigen Gesetze mit der Auffassung verwechselt, die wir davon gewinnen, mit unseren natürlichen Grenzen, die gewiß nicht weniger, als ewig sind. Für uns, die das Zukünftige nur nach dem Bewegenen zu beurtheilen vermögen, ist das Unvordenbare nirgend und Begreifen überall. Jeder Tag bringt Neues, entwickelt Kräfte, die nie da waren und wie unsichtbare, neugeborene Geister ihren Raum auf der Erde fordern, um zu seyn und zu wirken. Unsere Bestrebungen, unsere Fähigkeiten, unsere Mittel mehren und ändern sich in ewigem Hin- und Wiederwogen. Der Morgen bringt, was am Abend zuvor noch nicht war, bringt neue Anforderungen unter Bedingungen, die gestern unmöglich, die morgen zu erraten in keines Menschen Macht liegt. Carlyle's Verdienst ist, mit schönem Verständniß die nothwendige Stellung der erhabenen Geister erkannt zu haben, sein Irrthum, daß er in der Welt nur die Verwirklichung ihrer Gedanken sieht und nicht die eben so nothwendige Rolle der Massen, den unbewußten Instinkt, den Naturtrieb und dessen Rückwirkung. Außerdem aber beherrscht ihn noch ein großer Irrthum, welcher das Fundament der kommunistischen wie der absolutistischen Theorieen ist, er redet, als ob Jhnen die Welt leiteten, und das ist nimmer der Fall. Kein System kann das; die Welt muß gehen, wohin die Kräfte sie treiben, die sie in sich schließt, und sind die Geister der Denker bestimmt, das Gesetz zu ordnen und zu hindern, daß die vorhandenen Elemente sich nicht beeinträchtigen, so kann doch nur die Thätigkeit dieser Elemente, die Darlegung ihrer selbst durch sie selbst dem Denker ihrer Ihren enthüllen. Genie oder nicht Genie, äußere sie

Digitized by Google

danken sind Ergebnisse unserer Erfahrungen, der Eine erkennt nur leichter und schneller, was bis hierher möglich war. Was morgen möglich und nothwendig ist, offenbart Gott allein. Sind die Jahrdutzen so gesinnt, daß sie nicht der mindesten Freiheit gebrauchen können, ohne die Gemeinde mit völliger Auflösung zu bedrohen, so muß man ihnen freilich jede Freiheit rauben, was auch daraus entstehen mag: immer aber hat dieses Mittel, ob nothwendig oder nicht, viel Revolutionen in seinem Schooße getragen. Das Räthsel der Sphinx ist, so scheint es, auch durch Corthe nicht gelöst. Das Zeitalter der Heroen ist vorüber, wie das der Heiligen. Der Zustand der Gesellschaft gestattet nicht, daß der Blick eines Denkers all' ihre Anforderungen durchschauen könne. Die Begabung der großen Geister pflegt ihnen nur, besser als Anderen zu verstehen, wie unfähig sie sind, ein so verschlungenes Räderwerk zu ordnen. Ohne Parlament können wir nicht mehr bestehen; jedes Interesse muß durch einen einsichtsvollen Abgeordneten vertreten seyn, und diese gemeinsam müssen ihre Gesetzordnung finden, indem sie auf einander einwirken, sich gegenseitig verständigen und mäßigen. Die Gewalt der Zustände hat das Repräsentativsystem hervorgerufen, nicht dies war der Quell der Revolutionen, sondern der Gebrauch, den wir davon machten.

England.

Ein neuer Löschapparat ohne Wasser.

Unter die großartigsten Erfindungen der Neuzeit gehört unstreitig die des Herrn Philips, über die wir einige Notizen geben wollen. Folgen wir im Geiste der zahllosen Menschenmenge, die sich nach dem Gasometer von Baurhall in London drängt, um sich selbst davon zu überzeugen, ob es möglich sey, das größte Feuer ohne einen Tropfen Wassers zu löschen. Indeß nur Wenigen wird, nach Vorzeigung eines Billets, der Eintritt in ein auf Sandstein aufgeführtes, großes Gebäude gestattet; in dem obern Theile desselben sind weite Oeffnungen angebracht, welche den Rauch hindurchlassen sollen. In dem unteren Raume laufen nach rechts und links verschiedene Gänge, welche, im Fall das das Experiment mißglückt und die Flammen ihre Gränzen überschreiten, die Zuschauer schnell nach dem Auswege bringen und so vor jeder Gefahr sicher stellen sollen. An dem einen Ende des Gebäudes steigt das Gebälk eines zweistöckigen Hauses auf; nicht weit davon befindet sich eine Art von Schaubühne: hieran lehnt sich das Modell eines kleinen, etwa sechs bis sieben Fuß langen Schiffes, und ein höchstens drittheil Fuß hohes Häuschen macht den Beschluß. Dies Alles ist mit Theer, Harz, Terpentin und anderen leicht brennbaren Stoffen angefüllt, so daß ein ziemlich bedeutendes Feuer unterhalten werden kann. Die Zuschauer haben in einem großen Halbkreis um das Ganze auf Stühlen und Bänken Platz genommen.

Endlich bestieg Herr Philips unter allgemeiner Spannung die Bühne; er wolle, beginnt er, durchaus nicht in Abrede stellen, daß das Wasser sich heftig gegen große Feuersbrünste sehr wirksam erwiesen habe und noch erweise; er behaupte jedoch und werde beweisen, daß es keineswegs das beste Löschmittel sey. „Welches ist denn eigentlich", fährt er fort, „das thätigste Element im Feuer? — Unstreitig die Flamme. Jedes Feuer kömmt erst zum Ausbruch in der Flamme; hat diese aber eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, so hat das Wasser keine Macht mehr auf sie. Gehen wir weiter, so finden wir, daß viele Stoffe nicht nur nicht vom Wasser trocken, sobald sie das Feuer einmal ergriffen hat, sondern selbst in ihrer Wuth gesteigert werden. Wir wollen nur an das Oel, den Terpentin, Schwefel, Gas und Spiritus erinnern. Stellen Sie sich vor, daß dieses kleine Häuschen ein wirkliches Schiff sey und sich auf offener See befände; gesetzt, es habe eine zahlreiche Mannschaft, viele Passagiere und eine bedeutende Ladung, welche zum größeren Theil aus leicht brennbaren Stoffen besteht, am Bord. Nun bricht Feuer aus; Alles eilt auf das Verdeck und an die Pumpen: unglücklicherweise besteht gerade eine Tonne mit Spiritus in Brand (und indem Herr Philips dies sagt, zündet er, um seine Theorie auch durch die That zu beweisen, eine Quantität Spiritus an, die zuvor in ein eisernes Gefäß gegossen worden und sich mitten auf dem Häuschen befindet). Das Feuer greift mit Blitzesschnelle um sich; die Flammen verzagen; bereits lodert das reich getheerte Tafelwerk auf. Großes Entsetzen, allgemeine Bestürzung, besonders unter den Passagieren; nur Wenige von ihnen haben Geistesgegenwart genug, um den Matrosen an die Hand zu gehen. Die Pumpen senden dicke Wasserstrahlen in das Feuermeer (Herr Philipps taucht bei diesen Worten einen Krug in einen Kübel mit Wasser und gießt ihn in die Flamme); man arbeitet aus Leibeskräften, doch umsonst: man bringt das wahrende Element nicht zum Schweigen. Eine zweite Tonne mit Spiritus entzündet sich; das Feuer ersteht mit neuer Macht von allen Seiten und zieht sich im Nu bis an die Stage des Mastbaumes, welcher bald ein Raub der Flammen wird; das kleine Kähnchen steht durchsichtig in Flammen). Die gräßlichste Verzweiflung bemächtigt sich auch der Muthigsten; Niemand weiß zu helfen. Aufs Gerathewohl gießt man Ströme Wassers in die Glut, wiewohl man den geringen Erfolg vorher kennt. Es ertönt der Ruf: „die Schaluppe gekappt!" aber wie Wenige können und wollen sich diesem gebrechlichen Fahrzeuge anvertrauen. Da erinnert sich Einer plötzlich, daß in dem Schiffe noch ein Löschapparat sey, ein sogenannter Feuerverdichter (Herr Philips nimmt eine kleine kupferne Maschine in die Hand, aus welcher er einen weißen Dampf entwickelt). Der Apparat wird angewandt, und, siehe da! nach zwei bis drei Sekunden ist das Feuer zur Hälfte gelöscht. Die Maschine wird an den anderen, bereits angebrannten Mast gebracht, sie wird in den unteren Schiffsraum getragen, wo der Spiritus brennt: überall liegt sich das Feuer."

Dies trifft in der That ein: die Flammen hatten sich bereits in einer Höhe von acht bis neun Fuß über das Kähnchen erhoben und sind nach fünf Sekunden wie verschwunden. Allgemeines Staunen ergreift die Zuschauer, vor deren Augen der neue Apparat seine wahrlich magische Zauberkraft auf das Feuer geübt. Nach einer kurzen Pause nimmt der sinnreiche Schöpfer des Ganzen wieder das Wort.

„Das Wasser ist ein Element, besteht aus einzelne Theile in ununterbrochenem Zusammenhange, in großer Stätigkeit einander kohärirent; das Feuer dagegen hat nur ein momentanes Leben (Herr Philips zündet ein Schwefelhölzchen an). Hier, sehen Sie es in seiner vollen Kraft! Jetzt (er wirft das Schwefelhölzchen ins Wasser), was ist davon übrig? Sein Leben ist nur von kurzer Dauer. Beobachtungen haben es dargethan: Etwa, weil das Wasser sein natürlicher Feind ist? — Keineswegs: sondern vielmehr, weil das Feuer ohne Luft nicht leben kann; sobald man ihm diese entzieht, erlischt es. Zum Beweise für diese Behauptung werfen Sie nur das Schwefelhölzchen in ein Glas mit Oel, und Sie werden einen gleichen Erfolg wahrnehmen."

Vieljährige Beobachtungen haben Herrn Philips auf diese Erfindung hingeführt; er hat bei den größten Feuersbrünsten in London während der letzten dreißig Jahre thätig mitgewirkt. Er ließ nichts unbeachtet, suchte sich von jeder Erscheinung Rechenschaft zu geben und sah, daß trotz aller Anstrengungen, alles Muthes und aller Geistesgegenwart, die er oft bewunderte, die Kraft des Feuers, sobald dieses einen gewissen Grad von Heftigkeit erreicht hatte, durch das Wasser nicht in dem Maße gebrochen wurde, als man es gemeinhin denkt. Er hat ferner große vulkanische Ausbrüche gesehen. Bei einigen Jahren befand er sich an Bord eines Schiffes, welches an der Küste des Mittelmeeres herumkreuzte; während 30—40 Tage erfolgten täglich Ausbrüche, ja, oft zwei- bis dreimal an einem Tage. Der heftigste, dem sie nur mit Mühe und durch ein glückliches Drehen des Windes entgingen, wurde im ganzen südlichen Europa von Gibraltar bis Stromboli verspürt. Man sah damals plötzlich eine vulkanische Insel im Meere entstehen, etwa 4—500 Fuß über der Fläche. Philips beobachtete sie genauer und fand eine vollkommen flüssige Lava; sie bildete einen Halbkreis mit einem offenen Krater in der Mitte: in diesen stürzte die Fluth mit ungeheurer Heftigkeit, ohne jedoch das Feuer löschen zu können. Der Vulkan warf es bei jedem neuen Ausbruch auf 20—30,000 Schritt in die Höhe; die Wogen kehrten mit um so größerer Kraft zurück, aber ohne die Gluth vernichten zu können: im Gegentheil hatte das Feuer ein solches Uebergewicht, daß das Wasser 250 Schritt weit von der Insel siedend heiß war. Philips hatte noch Gelegenheit, ein sehr merkwürdiges Phänomen wahrzunehmen: unter diesen Umständen bildeten sich oft Wolken dicken Dampfes, und diese löschten, so oft sie vom Winde über den Krater gejagt wurden, das Feuer augenblicklich. Dies brachte ihn nun vollends zu der Ueberzeugung, daß das Wasser und das Feuer nicht einander feindlich wären. Beide bestehen aus gleichen, nach denselben Verhältnissen geeigten Grundstoffen; aus den wesentlichen Bestandtheilen des Wassers kann man Feuer bilden, und umgekehrt geht das Feuer in Wasser über. Beide Elemente üben mithin nicht die Macht auf einander aus, welche man ihnen gewöhnlich zutraut. Das Wasser ist ein fester Körper und kann nicht so unmittelbar auf die flüchtigen Gasarten des Feuers wirken; eher möcht sich ein anderes Gas, ein Dampf, welcher mehr den Grundstoffen des feindlichen Elements ähnlich ist, mit den Gasarthen des Feuers und erreicht sie, gleichsam im Kampfe von Mann gegen Mann. Die Aufgabe ist also, einen gasartigen Dampf aufzufinden, welcher jede Verbindung aufhebt, die Grundstoffe der Flamme trennt und somit ihre chemische Einigung zerstört.

Nach langen Experimenten ist es Herrn Philips endlich gelungen, schnell einen gasartigen Dampf zu entwickeln, der die Flamme augenblicklich erdrückt: dies ist die Wirkung des von ihm erfundenen Feuerverdichters.

Herr Philips legt jetzt an das kleine, aus Eisen erbaute und mit brennbaren Stoffen gefüllte Häuschen Feuer: es flackert auf, und im Nu brennt es. — Er giebt nun eine Beschreibung seines Apparates, dessen Gebrauch sehr einfach und leicht faßlich ist: da sich aber Abbildungen desselben in den Händen der Zuschauer befinden, so fügt er nur hinzu, daß er von geringerem Umfang, als eine kleine Kohlenpfanne, und wegen seines unbedeutenden Gewichtes ohne große Mühe zu handhaben ist. Er versieht seinen Apparat mit einer dicken Platte, die aus einer Mischung von Holzkohlen, Salpeter und Gyps besteht; an dem oberen Theile derselben ist ein gläsernes Blaserohr angebracht, welches zwei Phiolen enthält, deren eine chlorsaures Salz, Pottasche und Zucker, die andere einige Tropfen Schwefelsäure in sich schließt und das Feuer erzeugt. Durch einen Druck auf eine verborgene Feder springt nämlich eine Nadel hervor, welche die Phiolen öffnet, deren verschiedener Inhalt mit einander in Berührung bringt und das Feuer weckt; das bei dieser Verbrennung sich entwickelnde Gas wirkt auf ein mit Wasser gefülltes Behältniß und erzeugt einen Dampf, der in dicken Wolken aufsteigt und bald eine große Ausdehnung gewinnt. Nach dieser Auseinandersetzung ist Herr Philips in Begriff, auch das größere Haus anzuzünden; ein allgemeines Staunen verbreitet sich im Saal: mehrere Damen verlassen sogar, trotz der Versicherung, daß sie nichts zu fürchten hätten, ihre Plätze. Zuvor macht indessen der Erfinder darauf aufmerksam, daß Alles zu seinem Nachtheil eingerichtet ist: das Haus ist ganz mit brennbaren Stoffen gefüllt, durch das Gebäude geht ein heftiger Luftzug, das Feuer bricht also bald in aller Heftigkeit aus, und Niemand wird es in seiner Nähe auch nur einen Augenblick aushalten können. Herr Philips wirft nun ein angezündetes Schwefelhölzchen in das Haus, und dieses steht bald in hellen Flammen; Alles kracht und stürzt ein; jetzt verlassen auch die Beherzteren ihre Plätze. Da dringt plötzlich Jemand durch eine Seitenthür in das Gebäude ein; in der Hand hält er einen Feuerverdichter, wie wir ihn oben beschrieben haben; er hebt auf der Schwelle des brennenden Hauses; sogleich legt sich die heftige

Digitized by Google

feit des Feuers, es erlischt: dichte Massen jenes weißen Dampfes wirbeln auf. „Hier kann man athmen", ruft Herr Philips, indem er sich in das Haus stürzt und die halbverbrannten Stufen hinaufklimmt.

Allgemeine Freude, allgemeiner Beifall krönt das gut gelungene Experiment.

Herr Philips steigt nochmals auf die Bühne, um noch einen Versuch zu machen: dies ist die Krone des Ganzen.

Ein rundes Bassin von etwa achtzehn Fuß Umfang war bis an den Rand mit Erdpech und Schwefel angefüllt worden; ein angezündetes Schwefelhölzchen wird in die Nähe gebracht, und in wenigen Sekunden steht man einen brennenden See vor sich. Philips bittet nun einen elfjährigen Knaben, dessen Ungeschicklichkeit für seine Unbekanntschaft mit dem Apparate bürgt, an den Knopf des tragbaren Feuerverschlusses zu drücken. Das Kind thut, wie ihm befohlen wird; alsbald steigt ein weißer Dampf in ungeheuren Rauchwolken auf, und der Knabe kann die Maschine ohne große Anstrengung auf vier bis fünf Fuß von der Gluth tragen. Kaum befindet er sich in dieser Entfernung von dem Bassin, als die Flammen erbleichen und in wenigen Sekunden völlig erlöschen. — Der Apparat wird nun herumgezeigt, und Philips bemerkt, daß der Dampf nicht blos, wenn er das Feuer erstickt hat, ohne jeden Schaden eingeathmet werden könne, sondern sogar, wenn er ganz frisch aus dem Apparate kömmt, und zum Beweise führt er mehreremale mit seiner Hand durch das Gas.

Wir geben noch eine Bemerkung des Herrn Philips darüber, daß das Wasser und das Feuer zu derselben Familie gehören und in einander übergehen. „Das Feuer besteht wesentlich aus acht Theilen Sauerstoff und einem Theil Wasserstoff; geht das Feuer aus seinem Zustande heraus, so wird es Wasser, immer aber bleiben die Grundelemente in ihrem Verhältnisse, 8 : 1: dies also machte, nach dem Gesichte abgeschätzt, 9 Pfd. aus. Zersetzen wir diese 9 Pfd. Wasser durch die Voltasche Säule, so wird das hieraus erzielte Gas immer 8 Pfd. Sauerstoff und ein Pfund Wasserstoff geben. Keine menschliche Gewalt kann dieses Naturgesetz umstoßen. Gesetzt, man nähme, um Feuer zu erzeugen, acht Theile Sauerstoff und zwei Theile Wasserstoff, so wird doch das hieraus entstehende Feuer jedes Mißverhältniß ins Gleichgewicht bringen.

Betrachten wir nun zum Schluß den Einfluß, welchen diese Erfindung des Herrn Philips auf das Feuerlöschwesen in London, in England, ja, in der ganzen gebildeten Welt, üben wird. Werden die Spritzenmänner mit ihren Pumpen jetzt in den Ruhestand versetzt werden? Keineswegs, antworten wir ohne Bedenken. Der Vorzug dieser neuen, herrlichen Erfindung besteht in ihrem unmittelbaren Einfluß und ihrer augenblicklichen Wirkung auf den thätigen Theil des Feuers, auf die Flamme. Auf gleiche Weise kann jede Feuersbrunst, welche in einem großen, mit brennbaren Stoffen angefüllten Gebäude, in einem Privathause, einem Theater, am Bord eines Schiffes ausbricht, erdrückt werden, bevor sie noch weit um sich greifen kann; aber so oft das Feuer für einen Augenblick die Oberhand gewonnen hat und sich über ein großes Gebiet ausbreitet, kann ist die Anwendung des Wassers, nach der Vernichtung der Flamme, eben so nothwendig, wie ehedem. Die rothe Gluth kann sonst leicht ein neues Feuer erzeugen; um also anderen Unfällen vorzubeugen, muß man zu dem Wasser seine Zuflucht nehmen. Auch ist nicht zu vergessen, daß das Wasser sehr nöthig dazu ist, daß man die Nachbarhäuser besprengen und vor dem Brande schern kann. Wir hoffen, daß man dieser wichtigen Frage die gebührende Aufmerksamkeit schenken und sie von den verschiedensten Seiten betrachten wird; wir wünschen zugleich, daß die neue Erfindung ohne Anfeindung aufgenommen werde. Wir lassen den großen Verdiensten des Corps der Spritzenmänner und der königlichen Rettungsgesellschaft volle Gerechtigkeit widerfahren; wir sind stolz, behaupten zu können, daß es wohl nirgends solch' wackere, wohlthätigkitimirte Leute gebe. Dies ist aber nur ein Grund noch mehr dafür, daß diese Institute auf jede Weise gefördert werden. Die Erfindung des Herrn Philips hat die schwersten Proben bestanden; es ist also billig, daß man die Löschmannschaften und die Rettungsinstitute mit solchen Feuervernichtern versehe.

Wir wären gern näher auf die Rettungsmaschinen der königlichen Gesellschaft und ihre umfassende segensreiche Thätigkeit eingegangen: aber wir fürchten, daß wir es ohne sorgfältige Zeichnungen nicht nach Wunsch ausführen. Indeß ist ja das Spezielle Allen ziemlich bekannt, und wir beschreiben uns hier nur mit dem Ausdruck, daß die königl. Gesellschaft, welche die Apparate von Minter n. Söhne, oder von Wivel, oder von Davis benutzt, das Möglichegeleistet hat, und daß ihr die Bewunderung und die Erkenntlichkeit der gesammten Nation nicht fehlen werde.

Was jedoch die Wirkung des Wassers auf das Feuer betrifft, so ist schon viel darüber gesprochen worden und wird es unstreitig auch in der Zukunft geschehen. So lange aber die Wasserverbreitungsgesellschaften nicht gewissenhafter ihre Pflichten erfüllen, wird Alles ohne Erfolg seyn. Ohne eine regelmäßige, niemals unterbrochene Versorgung mit Wasser, ohne Verbreitung von Röhren durch alle Straßen werden wir trop aller Erfindungen keine befriedigenden Resultate erzielen. Die Pumpen sollten nur in den seltensten Fällen angewendet, unser nützliches und muthiges Corps der Spritzenmänner dürfte nur für eine Reservemannschaft angesehen werden. Bei gut versehenen Hauptröhren, bei einer hinlänglichen Quantität disponiblen Wassers sind die Feuerspritzen nicht unentbehrlich. Auf den ersten Feuerlärm hin dreht der Polizei-Agent einen der Hähne (die vor jedem zehnten Hause wenigstens an den Hauptröhren seyn müssen), schraubt seinen Schlauch an, und im Nu richtet er den Wasserstrahl nach der Brandstätte. Die Hähne der nächsten Röhren werden auf gleiche Weise in Bewegung gesetzt; so ist in kurzer Zeit eine wahre Fluth geschaffen, und das Feuer liegt sich. Wenige Tonnen Wassers, gleich beim Entstehen des Feuers in dasselbe geschleudert, wirken oft mehr, als eine geraume so große Quantität eine Viertelstunde später.

In mehreren Städten des Nordens, in Preston, Oldham, Ashton, Bolton, Bury, Manchester, waren die Wasserleitungen einige Zeit in gutem Zustande und immer zum Vortheil der Einwohner. Hamburg, so wie Philadelphia und andere Städte der Vereinigten Staaten, haben dieses Beispiel gleichfalls, zu ihrem eigenen Vortheil, nachgeahmt: ja, in Liverpool löschte einst eine gut eingerichtete Röhre allein eine ziemlich bedeutende Feuersbrunst.

In Fabriken und großen Etablissements würde bei gewissenhafter Befolgung dieses Systemes Ein Mensch hinreichen, um beim Entstehen des Feuers, auf den ersten Lärm hin, denselben Herr zu werden; er dürfte nur die Röhre richten und den Hahn drehen. Der freie Vortheil von Wasser und ein Feuervernichter des Herrn Philips würden die Gebäude vor jeder Gefahr sicherstellen.

Dergleichen Vervollkommnungen haben andere wichtige Vortheile in ihrem Gefolge, den Brandstiftungen wird gesteuert, die Verpflichtungen der Assekuranzen werden vermindert. Ferner wird der allgemeine Gesundheitszustand dadurch gefördert, daß man vermittelst der Hähne die Straßen reinigen und somit den schädlichen Ausdünstungen vorbeugen kann.

Wir wollen diesen Artikel mit der Notiz schließen, daß ein Fabrikant sich bereits einen Feuervernichter angelegt hat, der ohne weitere Beihülfe seine Functionen versieht. Dieser Apparat befindet sich in der Mitte seines Magazins und wird von bleiernen Fäden gehalten: wenn nun einmal Feuer ausbricht, so muß es nothwendigerweise den einen oder den anderen Faden schmelzen. Dann fällt ein über der Maschine angebrachtes Gewicht auf diese und stößt an den Knopf und die Nadel des Feuervernichters: der Inhalt entzündet sich, der hellflamme weiße Dampf entwickelt sich, und auf diese Weise löscht der Apparat für sich allein das Feuer.

(Household Words.)

Mannigfaltiges.

— Notizen aus Kalifornien. Die ganze Küste von Kalifornien und Oregon ist jetzt im Auftrage der Regierung durch eine eigens dazu gebildete Kommission untersucht und aufgenommen. Man hat verschiedene Hafenplätze entdeckt, die als vorzügliche Ankerplätze gerühmt werden, und auch die Mündung des Columbia untersucht. Aus den südlichen und nördlichen Minen sind alle Berichte übereinstimmend und mehr als befriedigend, sowohl bezüglich der Gesundheits-Zustandes der Ansiedelungen, als der Gold-Ernte selbst. In einzelnen Minen arbeitet man jetzt mit Maschinen, und vorzüglich sollen sich die Rockers, bei denen Quecksilber angewandt wird, bewähren. Die neuen Minen am Trinity-, Shasta- und Klamath-Flusse, welche in die Humboldt-Bai fallen, sollen an Ergiebigkeit alle anderen übertreffen. Tausende von Goldsüchtigen sind daselbst in Thätigkeit. In den südlichen Minen ist die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. Die Mexikaner und Chilianer sind abgezogen. Durch energische Maßregeln hat man die aufrührerischen Squatters in Sacramento bezwungen; drei derselben wurden getödtet, mehrere verwundet und gefangen. Die übrigen zerstreut. Man hat die Gefangenen sofort aufknüpfen wollen, der vernünftigen Einsprüchen des Sheriffs aber nachgegeben und beschlossen, sie selben vor Gericht zu stellen. — Die Ueberland-Einwanderung wird Kalifornien in diesem Jahre wenigstens 50,000 neue Bürger, wenn nicht noch einmal so viel, zuführen; denn man kann annehmen, daß nur ein Fünftel sich einschreiben ließ. Die Listen zählten 42,000 Personen mit 9000 Schafen, 23,000 Pferden, 7000 Ochsen, 3000 Ochsen und 8000 Maulthieren. Unbeschreiblich sind die Mühseligkeiten, welche diese Karawanen von Missouri bis ins Sacramento-Thal in den Prairieen zu ertragen hatten, meist aus Mangel an Nahrung und durch den Verlust ihrer Lastthiere.

— Deutsche Lehrer und Schneider in Nord-Amerika. Die deutschen Lehrer von New-York haben kürzlich eine Assoziation gebildet; der Zweck derselben soll hauptsächlich der seyn, deutsche Bildung auf amerikanischen Boden zu verpflanzen und zu verbreiten. Bisher haben sich noch nicht alle Lehrer betheiligt, aber dennoch ist so ziemlich schon jeder Zweig der Wissenschaften vertreten; besonders Sprachstudium u.s.w. Dr. Körner ist Präsident, Reichs-Kanarienvogel Rösler ist protokollführer, Herr Arens korrespondirender Secretair und der Ungar Breisch Rechnungsführer. Von den eigentlichen Deutschen in New-York ist für das Unternehmen wenig oder gar nichts zu hoffen, weil die Meisten von ihnen wenig Sinn für wahre Bildung haben. Es ist also mehr Aufgabe des Vereins, auf die Anglo-Amerikaner zu wirken und die Achtung, welche deutsche Kunst und Wissenschaft bei ihnen genießt, die jetzt aber durch allerlei eben angekommene unlautgliche Eindringlinge mitunter wankend gemacht wird, zu fördern. — Die große deutsche Schneider-Association in New-York, von der man den bethörten Arbeitern goldene Berge versprach, ist bereits in voller Auflösung begriffen. Jedermann will Vorsteher, Werkmeister oder Zuschneider seyn, und wenn das nicht geht, dreht er fluchend dem ganzen „Concern" den Rücken. Der berühmte Weitling hat in erklärter Fehde mit dem Arbeiter-Kongresse und ist namentlich bei den deutschen Arbeitern sehr unpopulär geworden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 56, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Dienstag den 19. November 1850.

England.

Jonathan Swift, Stella und Vaneſſa.*)

Größere Männer, als Swift, mögen gelebt haben, aber keiner, der das Zeitalter, welches sein Genie unsterblich machte, stärker gestempelt hat, als er. Nicht nur giebt es in der englischen Geschichte keine seltsamere und originellere Episode, als die Lausbahn Jonathan Swift's, sondern die ganze Weltgeschichte bietet vielleicht kein ähnliches Beispiel zur Nachahmung und Warnung, zum Erstaunen und Bemitleiden, zur Bewunderung und Verachtung dar, wie dieser Mann, der zugleich so groß und so klein war. Seinen Zeitgenossen war er ein lebendes Räthsel, auch der Nachwelt muß er für immer ein solches bleiben. Nur eine Hypothese, das Ergebniß eines genauen und emsigen Studiums alles dessen, was uns über diesen interessanten Gegenstand überliefert worden ist, kann uns dazu verhelfen, ein ganzes Leben voll Anomalieen zu erklären, nicht aber das Geheimniß, in welches es gehüllt ist, aufzudecken. Vom Anfange bis zum Ende seines Lebens nämlich war Swift mehr oder weniger zerrütteten Geistes.

Sowohl in geistiger, als in sittlicher, in körperlicher wie in religiöser Beziehung, war der Dechant Swift ein Bündel von Widersprüchen. Betrachtet man Swift mit dem Lichte der Intelligenz auf seiner Stirn, so entdeckt man an ihm Eigenschaften, die einem Engel geziemen dürften. Beschaut man ihn hinter der dunklen Wolke, so wird jeder Zug zu dem eines Teufels verzerrt. Seine Tugenden waren übertrieben bis zu Lastern, und seine Laster waren nicht ohne einen Anstrich von Tugend.

Eben so originell, wie sein Charakter, sind seine Schriften. Er kopirte keinen seiner Vorgänger. Keiner seiner Nachfolger hat ihn glücklich nachgeahmt. Die Werke Swift's tragen den Glanz des Späfsen Witzes an sich, und doch wird von dem Manne erzählt, daß man ihn nie habe lachen sehen.

Er war ein warmer Freund, haßte bitter und unversöhnlich, und doch übte er Freundschaft, indem er seine Freunde mißhandelte, und drückte seinen Haß aus, indem er mit seinen Feinden scherzte. Er war beinahe bis zur Kargheit sparsam und genau, und doch brachte er den Armen und Dürftigen Opfer, die er sich selbst streng verlagte. Er konnte seinen Gästen die Zeche mißgönnen, und doch weigerte er sich, sein ganzes Leben hindurch den geringsten pekuniären Vortheil von seinem öffentlichen Wirken zu ziehen, und vermachte sein ganzes Vermögen einer wohlthätigen Anstalt.

Von seiner Jugend an war Swift körperlich leidend, und doch war er kräftig, konnte viel ertragen und erhielt seine Kraft und Lebensfülle von der Regierung Karl's II. an bis weit hinein in die Georg's II.

Niemand haßte Irland mehr als Swift, und doch war er Irlands erster und größter Patriot und vertheidigte kühn die Rechte dieses Königreichs, ob auch seine Ritterlichkeit ihm den Kopf hätte kosten können. Er war gierig nach Belohnungen, und doch verschmähte er Geld. Selbstsüchtig nach Beförderung, zog er dennoch den höchsten Ehren, die der Staat gewähren konnte, die Obscurität und Schmach der politischen Freunde vor, mit denen er gearbeitet hatte, bis sie in Ungnade gefallen waren. Niemand konnte besser, als gerade er, die sachleidende Macht eines gelungenen Pasquills, und doch wurden solche Waffen zu Hunderten gegen sein Haupt geschleudert, ohne seine Ruhe im geringsten zu stören. Aufrichtig religiös, wie er war, gewissenhaft, wie er die Pflichten seines heiligen Amtes ausübte, und kräftig, wie er die Stellung und die Vorrechte seines Standes vertheidigte, spielte er doch durch sein Bestreben, die Heuchelei bloßzustellen, welche er eben so herzlich verabscheute, wie er echte Frömmigkeit bewunderte und übte, den Ungläubigen in die Hand. Sagte man, es fehlte Swift an Empfindung, so würde man viele Stellen aus seiner unerklärbaren Geschichte, welche an sanftem Gefühl und an edler Menschlichkeit reich sind, vergessen haben; aber eben so wenig kann man leugnen, daß er eine nicht zu entschuldigende Brutalität an den Tag legte, wo die Sanftmuth seines Herzens am stärksten hätte hervortreten sollen — wo der Mangel an Empfindung ihn in der That zum nackten und unbedeckten Bilden machte. Wenn wir diese Reihe von Widersprüchen nicht weiter fortsetzen, so geschieht dies nur aus Rücksicht für den Leser, nicht aus Mangel an Material. Dies ist in Wahrheit unerschöpflich.

Swift wurde im Jahre 1667 geboren. Sein Vater, welcher Verwalter bei der Gesellschaft des King's Inn zu Dublin war, starb vor seiner Geburt und hinterließ eine von Mittelen gänzlich entblößte Wittwe. Das Kind, nach seinem Vater Jonathan genannt, wurde auf Kosten eines Verwandten erzogen. Der Verpflichtungen, die Swift seinem Oheim schuldig war, erinnerte er sich niemals ohne unverzeihlichen Unbank. Weil ihn seine Verwandten nicht verhungern ließen, oder weil sein Oheim nicht mehr thun wollte, als er konnte, hatte Swift einen unversöhnlichen Haß auf Alle geworfen, die dessen Namen führten. In seinem vierzehnten Jahre wurde er in Trinity College zu Dublin aufgenommen, und vier Jahre später erhielt er das Diplom eines Baccalaureus nur mit dem Zusatze: „Aus besonderer Gnade", da seine Kenntnisse allein wahrscheinlich nicht hinreichten, ihm die Auszeichnung zu verschaffen. Im Jahre 1688, als der Krieg in Irland ausbrach, verließ Swift, 21 Jahre alt und ohne einen Schilling in der Tasche, die Universität. Er seinem Glück war Sir W. Temple's Gemahlin mit seiner Mutter verwandt, und als er sich bei diesem Staatsmanne vorstellte, wurde der allerdings junge Jüngling in sein Haus aufgenommen. Zwei Jahre arbeitete er hier emsig an seiner eigenen Vervollkommnung und zur Unterhaltung seines Gönners, dessen Gunst er in einem so hohen Grade erwarb, daß der Schützling oft statt seiner die Aufwartung beim Könige machen und für ihn sprechen mußte. Da er die beste Aussicht auf Beförderung hatte, beschloß Swift, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Im Jahre 1692 ging er nach Oxford, wo er das Diplom eines Magister Artium erhielt, und nachdem er im Jahre 1694 mit Sir W. Temple, der ihn eine Stelle, die nur 100 Pfd. Sterl. das Jahr einbrachte, anbot, in Streit geriethen war, verließ er seinen Gönner im Aerger, und ging ohne Weiteres nach Irland, um sich ordiniren zu lassen. Dies geschah, und beinahe unmittelbar darauf erhielt er die Pfründe Kilroot im Kirchsprengel Connor, die an Werth der gleichkam, welche Sir W. Temple ihm angeboten hatte. Elend in seiner Verbannung, seufzte Swift nach den Vortheilen, die er aufgegeben hatte.

Sir W. Temple feinerseits fühlte sich einsam ohne seinen talentvollen und geistreichen Gesellschafter und sehnte sich nach seiner Rückkehr. Die Pfründe zu Kilroot wurde bald zu Gunsten eines armen Pfarrers, für den sie Swift interessirte, aufgegeben, und mit 80 Pfd. Sterl. in der Tasche war der unabhängige Geistliche wieder einmal auf seinem Wege nach Moor-Park. Sir William empfing ihn mit offenen Armen. Swift wohnte nun wieder im Hause des großen Staatsmannes bis 1699, als dieser starb und Swift als Zeichen seiner Achtung die Summe von 100 Pfd. Sterl. nebst seinem literarischen Nachlaß vermachte. Dieser wurde seiner Zeit veröffentlicht und dem Könige gewidmet, jedoch ohne daß der Herausgeber irgend einen Nutzen davon gehabt hätte. Swift war ein Whig, aber seine Politik litt sehr durch die Verachtlässigung, die er von Seiten Wilhelm's III. erlebten mußte.

Des langen und vergeblichen Aufwartens bei Hofe überdrüssig, nahm Swift endlich die ihm von Lord Berkeley, einem der Oberrichter Irlands, übertragenen Pfarreien von Agher, Laracor und Rathbeggan an. Im Jahre 1700 bezog er die Pfarrei zu Laracir, und die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, bezeichnet den Mann vollkommen. Er ging zu Fuß nach dem Orte, trat in das Pfarrhaus und meldete sich als „den Herrn." Wie gewöhnlich, affektirte er Brutalität, und nachdem er seine Pfarrkinder hinreichend in Furcht gesetzt hatte, beruhigte und tröstete er sie allmälig durch Beweise unzweifelhafter Freundlichkeit und Gewogenheit. „Dieses", sagt Sir W. Scott, „war der vorherrschende Zug in Swift's Charakter, Anderen gegenüber; seinem Lob gab er den Schein und die Sprache der Anklage, seinen Wohlthaten schickte er oft eine drohende Rede voran." Der wahrhaft „vorherrschende Zug" in Swift's Charakter war eine krankhafte Erzentrizität.

Während seines zweiten Aufenthalts im Hause Sir W. Temple's hatte er die Bekanntschaft eines jungen und liebenswürdigen Mädchens gemacht, das halb Mündel und halb Dienerin im Hause war. Esther Johnson bedurfte des Unterrichts, und Swift wurde ihr Lehrer. Er gab sich seiner Aufgabe mit Eifer hin, lieh sich zu dem Elementar-Unterricht herab und flößte seiner Schülerin eine unbegränzte Dankbarkeit und Achtung ein. Er feinerseits empfand eben so sehr die Einfachheit und Schönheit der Dame, als sie die Gefälligkeiten ihres Lehrers; doch Swift würde nicht Swift gewesen sein, hätte er, wie andere Männer, Alltagsliebe mit gewöhnlicher Zuneigung erwidert. Sobald als Swift sich zu Laracor eingerichtet hatte, wurde die Anstalt getroffen, daß Esther, welche ein kleines Landgut in Irland besaß, ihre Wohnung unfern ihres alten Lehrers aufschlagen sollte. Sie kam, und der Leumund wurde dadurch zum Stillschweigen gebracht, daß das liebenswürdige Mädchen, auf Swift's eigenes Verlangen, eine bejahrte Frau als beständige Gefährtin um sich hatte und ihn niemals anders als in Gegenwart einer dritten Person sehen durfte. Esther war damals in ihrem siebzehnten Jahre, der Pfarrer von Laracor nahe an vierzig. Kein Wunder daher, daß jener ein Heirathsantrag gemacht wurde, während dieser, wankelmüthig und inkonsequent vom Anfang bis zum Ende, einem Anderen die Glückseligkeit verweigerte, welche er beschlossen hatte selbst nicht zu genießen. Zur unendlichen Freude des regelnden Mädchens wird Swift so

*) Nach den Times.

Digitized by Google

Freier Esther's zurück, und ihr Schicksal war von nun an an das ihres Lehrers und Freundes auf immer geknüpft.

Swift konnte nicht in Verborgenheit und Unthätigkeit leben; die Liebe, welche das unbeschäftigte Mädchen allmälig aufsetzte, konnte diesem Manne nicht einmal zur Erholung dienen. Der Verbannung überdrüssig, ging er nach London und gesellte sich zu den geistreichen Männern des Zeitalters. Addison, Steele und Arbuthnot wurden seine Freunde, und durch die Veröffentlichung seiner Erzählung von einem Fasse (Tale of a Tub) (im Jahre 1704) bewährte er sich schnell als ihrer Freundschaft würdig. Der Erfolg, welchen das anonyme Werk hatte, war entschieden; das seltene Verdienst desselben erwarb seinem Verfasser unvergänglichen Ruhm und war ein wirksames Mittel gegen seine Beförderung zu höheren Würden in der nämlichen Kirche, welche sein Buch zu vertheidigen sich bemühte. Kein anderer als ein inspirirter Wahnsinniger würde versucht haben, der Religion in einem Geiste Ehre widerfahren zu lassen, welchen Niemand als der Unglaubige herzlich billigen konnte.

Seine Feder war den Whigs willkommen, und er arbeitete kräftig für sie bis 1709, als er Steele in der Gründung des Tatler beistand und wieder nach Irland zurückkehrte, um seinen Pflichten als ländlicher Pfarrer obzuliegen. Nicht aber, um da zu bleiben! In der politischen Welt ging eine große Veränderung vor. Sacheverell war eben dabei, durch eine einzige Predigt die ganze Popularität, welche Marlborough und seine Freunde durch ihre ruhmvollen Feldzüge begründet hatten, niederzustürzen. Swift hatte vergebens auf Beförderung von Seiten der Whigs gehofft, und sein Ingrimm wurde erregt, als der Lord-Lieutenant unerwartet anfing, ihn zu schmeicheln. Im Jahre 1710 begab dieser Held sich nach England, um die Bewegungen des politischen Rades mit eigenen Augen zu beobachten und sein Glück dabei zu versuchen. Die Begebenheiten schritten rasch vorwärts. Swift erreichte London am 9. September; am 1. Oktober hatte er bereits ein Pasquill auf seine früheren Verbündeten geschrieben, und am 31sten war der neue Minister Harley vorgestellt. Von diesem Augenblicke an, und so lange Harley's Administration dauerte, war Swift's Carriere glänzend und mächtig. Wäre er nicht schon zum Knabenalter an grübelhaft gewesen, so würde ihm jetzt der Kopf verdreht worden sein. Swift herrschte, Swift war die Regierung, Swift war König, Ober- und Unterhaus zugleich. Er sah ungeheuer viel zu thun, und Swift that Alles. Die Torys hatten die Whigs hinausgeworfen und statt ihrer eine Administration hineingebracht, die ganz eben so geneigt war, Torydienst zu verrichten. Die Wünsche des Volks zu mäßigen, wo nicht, es zu blenden, war die vorläufige und wesentliche Aufgabe der Minister. Sie selbst waren ihr nicht gewachsen. Swift übernahm und löste sie. Er hatte mehr als genug Geist und Talent zu diesem Behufe hatte er heftige Leidenschaften zu bekämpfen, und diese konnten sämmtlich den Ruhm seines guten Erfolges theilen. Er war flott, und sein Obolytschwelger in der Antwicke; er war eifersüchtig, und sein Ehrgeiz konnte keinen höheren Grad erlangen, als die rechte Hand des Premier-Ministers zu sein; er war nachsüchtig, und die Rache konnte keine süßere Genugthuung haben, als die Kränkungen der Groben zu sehen, welche, nachdem sie das Genie um Beistand herumschlüpfen hatten, jetzt auf ihre Bewerbungen bei denselben um Beförderung, nichts als kalte Zurückweisung zur Antwort erhielten. Swift fand, an Einzelnen, den Whigs gegenüber und schlug sie. Sieben Monate lang leitete er eine Zeitschrift, worin er Alle, die der Regierung verhaßt und ihm zuwider waren, schonungslos angriff, wie nur er allein es konnte; auch nicht ein Einziges wurde verschont, dessen Leiden zur Ruhe und Dauer der Regierung beitragen konnte. Widerstand war vergebens; er wurde zwar versucht, aber jedesmal mit der nämlichen Wirkung — die erste Kugel streifte, die zweite tödtete.

Das Publikum war in Entzückung; die Lacher waren alle auf der Seite der Satiriker, und welchen großen Theil des Volks diese bilden, braucht nicht gesagt zu werden. Aber nicht im Examiner allein war es, wo Swift seine Opfer auf dem Altare der allgemeinen Belustigung hinschlachtete. Er konnte auch Verse schreiben, worüber das harte Herz einer Nation lachen und sich ergötzen konnte. Hemmungen verstehen Persönlichkeiten ihr Ziel, damals trafen sie direkt. Die Gewohnheiten und Schwächen, die moralischen und physischen Unvollkommenheiten der Menschheit, alles dies waren gute Zielscheiben, vorausgesetzt, daß die Pfeile in Galle sowohl, wie in Gift, getaucht waren. Kurze Gedichte, längere Flugschriften — was nur immer der Regierung von Nutzen sein und ihre Feinde dem Gelächter und Hohn preisgeben konnte, ergoß Swift über die Stadt mit einem Fleiße und einer Geschicklichkeit, für welche alles Lob zu gering war. Und deshalb verlangte Swift niemals Lob und war zu stolz, es anzunehmen.

Er verlangte jedoch viel mehr. Sein krankhafter, doch sonst vortrefflicher Geist erkannte Niemanden über sich an. Er verlangte keinen Dank für seine Arbeit, er verschmähte jede Vergütigung für seine unübertroffenen und unschätzbaren Dienste — er machte sich nichts aus Ruhm, aber er forderte auf geheimnißvolle Weise, von den Größten als ihresgleichen behandelt zu werden. Harley bot ihm Geld an, und er zankte sich mit dem Minister wegen seiner Uneigennützigkeit. „Wenn wir diese großen Minister", sagte er, „sich zu viel herausnehmen lassen, so wird man sie nicht beherrschen können." Derselbe Minister wollte Swift zu seinem Kaplan machen. Der eine Irrthum war so groß, wie der andere. „Mylord Oxford hat mir durch zweite Hand vorgeschlagen, sein Kaplan zu sein, und ich habe es durch zweite Hand abgeschlagen. Ich will keines lebenden Menschen Kaplan sein." Er mußte sich mehr an, als selbst ein König. In einer späteren Periode seines Lebens fertigte er ein Verzeichniß seiner Freunde an und rubrizirte sie resp. unter „undankbar", „dankbar", „hochmüthig" und „zweifelhaft". Pope steht unter den dankbaren, die Königin Anne unter den undankbaren. Die Verwegenheit dieser Unterscheidungen ist erhaben. Was für einen Kutskutschen haben wir hier, daß die ganze Welt vor ihm weigen und ihm „dankbar" sein soll!

Man muß es jedoch Swift's gebieterischem Wesen nachsagen, daß, einmal als gleichgestellt anerkannt, er zu jedem Opfer bereit war, das man von einem Freunde erwarten konnte. Lieb man ihm seine Stellung genießen, so machte ihn weder das Glück, noch das Unglück seiner Freunde schwankend. Harley und Bolingbroke, mit einem scharfen Auge für seine Schwäche, nannten ihren unverwundbaren Verbündeten bei seinem Vornamen, gingen aber nicht so weit, ihm irgend eine Vorliebhat zu erzeigen. Die Benachtheiligung berührte den hochmüthigen Streiterin nicht, der sich damit begnügte, die Schreiberei, welche unpassenderweise errichtet worden war, um ihn zu Rang und solcher Größe zu trennen, über den Haufen zu werfen. Doch, wenn Swift die Rolle des Protégé verschmähte, so spielte er keine so gern, wie die des Gönners. Er nahm die Literatur unter seinen Schutz und zwang die Regierung, ihr zu huldigen. Er hatte sich mit Steele verunreinigt, als er die Whigs verließ, und verfolgte seinen ehemaligen Freund mit bartnäckiger Bitterkeit und beißendem Spott, jedoch auf sein Gesuch wurde Steele von der Regierung in einem Amte bestätigt, dessen er entsetzt werden sollte. Congreve war ein Whig, aber Swift bestand darauf, daß die Torys ihn ehren sollten, und Harley wies ihn ehren. Swift führte Gay bei Lord Bolingbroke ein und verschaffte den Dichter dieses Edelmannes wichtige Gönnerschaft. Seiner Empfehlung verdankte Rowe ein Amt und Pope Unterstützung. Den Böhlhabenden verschaffte Swift persönlichen Einfluß und Achtung, den Dürftigen Beistand. Auf Swift's Veranlassung kam der Lord-Schatzmeister den Gelehrten bei Hofe zuvor und gestand dadurch stillschweigend die Kraft zu, welche Swift auf so liberale Weise zu Jedermanns Vortheil, außer seinem eigenen, übte. Aber in aller Wahrheit, wie sollte eine weltliche Auszeichnung noch die Wichtigkeit eines Mannes vergrößern, der darauf drang, daß ein Herzog ihm den ersten Besuch machen mußte, und bei einer gewissen Gelegenheit den Premier-Minister öffentlich zu Unterhaus schickte, um den ersten Staatssecretair herauszurufen, welchen Swift zu benachrichtigen wünschte, daß er mit ihm nicht zu Mittag speisen könne, wenn er spätzur dinieren beabsichtige.

Ein Pasquill, gegen die Favorite der Königin gerichtet, die Swift wegen ihres rothen Haares lächerlich machte, verhinderte des Satirikers Beförderung in England. Im Jahre 1712 wurde das Bisthum Hereford vakant. Seine beste Würde sah die Schuld seiner Administration gegen Swift abgetragen haben, die Herzogin von Somerset aber setzte die Königin kläglich an. Ein Einwilligung zu dessen Ernennung vorzunehmen, und Ihre Majestät erklärte Swift für einen zu heftigen Parteigänger", um befördert zu werden. Die wichtigste Mann im Königreich war in diesem Augenblicke der schmollende. Die Quelle so vieler Ehren hatte nicht einen Tropfen des hohlsten Balsa's für sich erhalten. Man sagt, Swift habe das Gift von nicht als wirklich kaum gegründet, welche durch ein Wort von seinen Lippen die Majestätsthaten gethan worden. Welch' eine Satire auf die Macht von Wort und einem Schicksal! Sich selbst konnte er nicht einen Fall heilt in England leisten. In Irland begann und endete die Beförderung mit seiner Ernennung zum Dechanten von St. Patrick, welches Amt er, mit vielem Widerwillen um sogar, im Sommer des Jahres 1713 antrat.

Der Sommer war jedoch noch nicht vorüber, als Swift sich wieder in England befand. Die Räder der Regierung waren zum gänzlichen Stillstand gekommen, und verstritt sich, Niemand, als er, konnte sie wieder in Gang bringen. Das Ministerium war in sich selbst verfeindet. Sein ganzes Dasein hing von dem Einvernehmen mit der Häupter, Bolingbroke und Harley, ab; wo schmähte Ehrgeiz des Letzteren aber hatte, indem er gegen die heftigen Worte des Ersteren stritt, Neid und Argwohn erregt und drohte jetzt völlige Auflösung. Tausend Stimmen verliefen den Dechanten auf den Schauplatz der Handlung und er kam, voll von der Wichtigkeit seiner Sendung. Er stürzte sich just in die aufgeregten Wellen des politischen Streits, und während er sich auf äußerste anstrengte, seine Freunde zu versöhnen, ließ er sich keine Gelegenheit entschlüpfen, wo er ihre Feinde ärgern konnte. Seine Feder war so verletzend und fleißig wie je. Sie versetzte die Stadt in ein Fieber. Sie verursachte, daß Richard Steele aus dem Unterhause verwiesen wurde, und schickte die gesammte schottische Parlament, vom Herzoge von Argyll angeführt, zur Königin mit der Bitte, man möchte eine Proclamation Behufs der Entdeckung des Pasquillanten erlassen. Swift war in seinen Angriffen glücklicher, als in ihrer Vermittelung. Die Minister waren unversöhnlich. — Empört über ihre schlechten Erfolg, berief der Dechant nach seiner Weise London plötzlich und zog sich nach Berkshire zurück. In dieser strengen Abgeschlossenheit machte er einen Versuch, die Regierung aufrechtzuerhalten und das Land zu retten, und das Werk ist eine Seltenheit in Swift's Manier. Er veröffentlichte nämlich eine Flugschrift, worin er vorschlug, daß man alle Differenzen von jener Seite gewalt ausschließe, die Whigs und s. g. Low-Churchmen jedes Amtes für unfähig erklärte und den Thronfolger zwinge, seinen Abscheu vor den Whigs und sein unkommene Zufriedenheit mit den gegenwärtigen Rathgebern Ihrer Majestät zu erkennen zu geben. Die Dinge wurden zu einer Krisis gekommen sein, wenn diese bescheidene Flugschrift in die Welt geschickt wurde, und so war es auch wirklich. Die Intriguen des Bolingbroke hatten über die seines Kollegen triumphirt, und Oxford fiel in Ungnade. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die „Jüngsten Tages-Pamphlets" von Thomas Carlyle.

II.

In dem zweiten „Pamphlet" greift Carlyle seinen Feind nicht gerade, sondern mittelbar an, erzählt von einem Mustergefängniß, welches er besucht hat, und sagt;

„Es war in der That das Muster eines Gefängnisses, eine vortreffliche Einrichtung, so weislich, so wohl erhalten, daß kein Herzog in England eine Wohnung besitzt, welche so vollkommen allen Anforderungen einer vernünftigen Neigung genügt. Und für wen ist dieser Palast bestimmt? für wen diese Diener? für Verbrecher, und Uebelthäter. Empfangen meines Stückwunsch, Leibregimenter des Satans. Welche Soldaten einer irrdischen oder geistlichen Macht hat jemals so gut behandelt worden! Euer Gebieter, sagt man, bereitet sich selbst dem Herrn der Weltreich: Ja sehr, daß er in der That Recht hat, seinen Günstlingen Gutes zu erweisen, wenigstens in England. Soll ich zum Teufel sagen, laß es Dir wohl bekommen? Nein, ich gehe vorüber, ohne eine Bitte zu murmeln, sinne still, auf welch' seltsame Bahnen Gottesverehrung oder praktische Christenweisung gen wunschliche Verdienste sich in unseren Tagen verirrt haben. Ich bin der Uebelthäter und des Lärmes überdrüssig, den man um ihretwillen aufschlägt. Gestindel war mir immer zuwider, und jetzt, wo ich es in einem Palaste wohnen und Sorgfalt um alle erdenklichen Wohlthaten an ihm gehäuft sehe, ist es mir fataler, als je." *)

Diese wenigen Zeilen genügen, um Carlyle's Ansichten zu verantwortlichen. Er getheilt die Menschenfreunde, die Gesellschafter zu Gunsten der Mäßigkänger und Diebe, die Vertheidiger der Abschaffung der Todesstrafe und anderer Strafen. Exeter-Hall") dient ihm in gewisser Weise nur zum Sinnbild; in Frankreich würde er seine Stimme gegen die bestrebenden Ergüsse über die Tuentenkämpfer erheben haben, in England wendet er sich an die großmüthigen Herzen, die nur für Opfer der Gerechtigkeit Mitgefühl haben und ihre Barmherzigkeit einzig darauf richten, für Wärme, Luft, Pflege und Unterricht der Verbrechen der Teufels zu sorgen, sein tiefer Berdruß ist die blinde und derbe Sentimentalität, die sich so überall hervordrängt, dem göttlichen Gefühl für Recht und Unrecht Gewalt anthun, und er erkannte schnell in dieser menschlichen Großmuth dasselbe auflösende Prinzip, welches er in der Demokratie nachgewiesen hat. Dort drängt der Feind, die Gesellschaft zu vernichten, indem er den gesunden Verstand der Massen feiert; hier verfolgt er sein Ziel, indem er die Werke der Milde preist. „Autorität! Autorität!" hatte Carlyle, dem allgemeinen Stimmrecht gegenüber, gerufen.

„Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" ruft er nun.

„Von menschlicher Noth geredet werden", sagt er, „ist sehr schön; völliges Vergessen aber von Gut und Böse, diese Verwirrung von Recht und Unrecht, dieser überfüße Gnadenbrief der Menschenliebe ist sicherlich nicht schön, und ich denke oft, menschliche Thorheit habe niemals einen so häßlichen Baal wie ihren Gott gehabt. Die Anbeter dieses Götzenkolosses haben bei den Schwarzen und Weißen schon große Dinge vollbracht und versprechen noch größere durchzuführen. Ein unbedeutender Neger, der von einer Straße herab die Barmherzigkeit aus vollen Backen preist, scheint Vielen etwas sehr Bezauberndes, fast Allen etwas Anschdiges, Anschdliches. Prüfet aber wohl, erforschet seine tiefste Bedeutung, und ihr werdet ein häßliches, gefahrvolles Wesen in ihm erkennen. Diese schönen Phrasen fesseln viele Ohren und entzünden in vielen Gemüthern einen faß geheiligten Enthusiasmus, als" das aber widerspricht der Wirklichkeit, und die Büchse Pandora's ist nicht schrecklicher, als dieses Evangelium mit seiner Herrschaft der Liebe, welches er predigt, seiner ewigen Beschränktheit und dem Allen gemeinsamen Paradies, mit seinen festen Berufungen auf die christliche Religion. Besteht diese, das Geschöpf zu lieben? ich hoffe, sie besteht im Gegentheil, gesunden und männlichen Haß gegen die Bösen. Das Mark jeder Religion war von jeher, den Feinden Gottes Feindschaft zu weihen, das Christenthum. . . . Wie soll ich zu Euch reden, denen die Verehrung des Scheußlichen Gottesdienst scheint? Euer Christenthum ist kein wahrer Glaube, ist ein Ueberbleibsel längst untergegangener Religionen. Sind wir nicht achtsam, so kann dieses weichliche Mittelis für Kaiser die menschliche Gesellschaft wie eine Sündflut überschwemmen und, anstatt eines sozialen, für Menschen ziemenden Gebäudes, nur ein sumpfiges, für kriechendes Gewürm bewohnbares Land hinter sich lassen.

„Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! für und gegen uns! gebt uns Gerechtigkeit, und wir werden leben, geht uns nur ein Zerrbild davon, und es ist um uns geschehen! Den Willen des Höchsten einem Jeden gegenüber zu erfüllen, ist das einzige richtige Ziel. Läge mir ob, eine Gemeinde zu leiten oder zu reformiren, so würde ich nicht damit beginnen, eine besondere Aufmerksamkeit auf die Leibregimenter des Teufels zu richten. Mit ihnen würde ich schnell fertig, ich würde sie fortlegen von der Schwelle der christlichen Leute. Wer sein Ihr, teuflische Canaille, daß ein Menschenfreund sich so sehr mit Euren Interessen beschäftigt? Nein, beim Allmächtigen, diese Gedanken gehören den sehenandezwanzig Millionen Sterblicher, die sich noch nicht ganz dem Teufel ergeben haben. Die Uebelthäter brauchen nicht beschützt zu werden; will ein Böswicht zum Galgen laufen, so mag man ihn daran aufhängen. — Mit welchem Recht? werdet ihr fragen. Einfach, werde ich antworten, weil wir Dich hassen. Seit sechstausend Jahren haben wir gelehrt, daß der Himmel uns befiehlt, Dich zu hassen, nicht mit einem teuflischen, sondern mit einem göttlichen Hasse. Der Herr selbst, lehrt man uns von je an, trägt wider die Sünder einen ewigen, gerechten, leidenschaftslosen Haß. Er verfolgt sie mit unbarmherziger Strenge, der kein Schuldiger entgeht und deren unaufdenkliches Ende Zeit des Uebelthäters Vernichtung ist. Das Gericht des Herrn gleicht einem flammenschwerte; wer Augen hat, der kann sehen, wie es in göttlich erhabener Majestät und Schrecknis das Chaos der Weltgeschichte durchkreist, wie sehr es überall im Geschicke des Menschen und der Menschheit Wahrheit und Lüge scheidet, dem Leben bewahrt, was des Lebens würdig ist, den Flammen ohne Erbarmen übergiebt, was den Tod verdient, dem Kosmos Gottes und nicht dem Chaos des Teufels Raum schafft. So erscheint es Jedem, der ein Mensch und nicht ein körniger Widersacher ist. Dir, Jammertlicher, dünkt das unglaublich. Und ist es erschütternde Gewißheit, das unveränderliche Gesetz der Ewigen, magst Du es glauben oder nicht. Die Furcht, daß wir uns an dem Widerspruche theilhaftig machen, den Du wider Gott und Gerechtigkeit erhebst, treibt uns, Dir nicht länger zu gestatten, daß Du unter uns wohnst. Wie ein Vagabunde, der den Reichen entlaufen ist, in denen die Menschen sich aus Sorge für ihr ewiges Wohl halten müssen, wie ein Vagabunde, dessen Hände noch roth sind von Blut, und der klärlich gegen den Himmel und sein Gebot gefämpft hat, schließen wir Dich feierlich von der Gemeinschaft mit uns aus."

Diese energischen Worte verdienen gehört zu werden. Obwohl Carlyle das Maß überschreitet, trifft er, wenn ich nicht irre, die Demokratie, die er ins Licht stellen wollte, schärfer als in seinem ersten Pamphlet. In jedem Fall hat er den Geist des Jahrhunderts wohl verstanden, unser Reden und Handeln bestätigt seine Worte nur zu sehr. Es ist Mode, über Leiden gerührt zu sein, gleichviel woher sie stammen, die Bösen, wie die Guten zu lieben; man begnügt sich nicht, den Menschen das Recht zu lehren, damit sie die Frucht guter Werke kennen, nicht dem Elende zu steuern, indem man das Volk von seinen Thorheiten und Nichtigkeiten zu halten sucht, deren Folge jenes Elend ist, sondern verführt viel lärmend, verlangt, Vergehen sollen keine Strafe leiden, Thorheit solle geheilen, wie Arbeit, der Tuentenkämpfer solle geachtet sein, wie der, welchen das Gesetz ehrt, und göttlichen und menschlichen Gericht keine Geltung mehr haben. Ist das Großmuth? ist es ein gutes Zeichen? Carlyle, der klar erkannte, wohin dies führe, sagt in einer Art prophetischer Begeisterung:

„Lohn und Strafe, leider muß ich es bekennen, werden auf gleiche Weise zuerkannt. Die Ehrenmänner und die Strongsthaten der von Euch gewählten Halbgötter zeigen, welcher Art Helden Ihr seien. Wehe dem Volke, welches Verdienst und Unverdienstheit nicht mehr unterscheidet; eine unabänderliche Nothwendigkeit führt es dem Verderben entgegen, und verlöst es nicht seine unwürdige Bahn, so wird es allmälig mehr und mehr verfallen. Unterlaßt Ihr es, den Helden als Helden zu ehren, so werdet Ihr sicherlich Strafe dafür leiden, wenn sie auch nicht gleicht folgt. Eure dreißigtausend Katherinnen, Eure drei Millionen Bettler und die durch Eure Thorheit in Kannibalenzustand zurückversunkenen Inländer werden nicht sogleich an Eure Thür pochen, kommen aber werden sie sicherlich."

Gegen all' dies haben wir nur Eines einzuwenden. Wäre es der Menschen Eigenschaft, Verdienst und Unverdienstheit richtig zu schätzen, und nur eine Krankheit, dies nicht zu thun, so wäre es sicherlich Pflicht, nie Nachsicht zu üben und verdienten Elende nie Almosen zu reichen, da Vergebung der Fehler sie steigert. Die Mehrzahl der Menschen aber hat kein Urtheil, nicht die Thaten den Anderen, sondern ihr eigener Instinkt bestimmt ihre Meinung. Sind sie dem Guten und Lobein gegenüber nicht mild, so sind sie dem Guten und Bösen gegenüber rauh. In der Zeit, wo die Aeltern ihre Kinder zu strafen verstanden, wußten sie nicht liebreich zu seyn, jetzt, wo sie dies verstehen, sind sie unfähig zur Strenge.

Carlyle, der dies zu sehr vergißt, spricht manches gelehrliche Wort. Er geißelt diejenigen streng, welche meinen, einziger Zweck des Gesetzes sey, die Gemeinde zu schützen und dieses Vorhaben zu hindern. Anstatt den Gesetzgeber auf die Erfahrung zu verweisen, verweist er ihn zu sehr auf das Gefühl von Recht und Unrecht, auf das Orakel, welches Werth und Unwerth der Dinge erforscht und in Lohn und Strafe Jedem gegenüber den Willen Gottes erfüllt. Dieser Weg führt nicht zu irrdischer Größe, sondern zu Kampf und Streit und endlich zu der Machtanbetlichen Ihre, daß der Zweck die Mittel heilige. Maßen wir uns nicht die Eigenschaften der Allmächtigen an. Auch der Weise, wenn er nach seinem Gewissen regiert, regiert nur nach einem System. Ihm liegt ob, zu prüfen, was Gott jeden Tag gethan, und Erfahrung zu sammeln, dieser allein aber zu lenken und zu bestimmen, was fraswürdig sey. Die Gesellschaft soll sich nur vertheidigen. Carlyle hat gegen sich selbst gekämpft, indem er mehr forderte. Auf Mangel an Gewissen beruht die Krankheit unserer Zeit nicht. Frühere Perioden haben ihre Helden nicht besser erkannt und geehrt, die Welt hat immer nur die bewundert, welche das Ideal preisen. Das Ideal verfolgt seine Bahn, zerstört, was der Menge mißfällt, und zugleich, was zum Leben unentbehrlich ist. Indem sie die Tyrannei des Kapitals vernichtet, vernichtet sie das einzige Mittel, welches tausend Thätigkeiten auf ein Ziel zu lenken vermag. Indem sie den gehaßten Vorsteher der Fabrik unterdrückt, der sich dem Schweiß der Arbeiter nährt, vernichtet sie die Einsicht, welche leitete und gleich dem Leben eine aufschäbare Mannichfaltigkeit ausübte. Ist Alles zugrundegegangen, so muß die Reaktion wohl kommen, müssen dem Ideal die Verehrer der Nothwendigkeit folgen. Sie werden von zu mächtiger Gewalt nie werden gehaßt, gewähren nicht Allen Glück und werden daher der Gesellschaftsfeind beschuldigt, und gelingt es ihnen, die Menschen von einem Unterwägen oder Vorurtheil zu heilen und dadurch einen Fortschritt zu ermöglichen, so mißt die Welt dies sicherlich den Lobrednern des Ideals bei, die es forderten und feierten. Wer von den Gränzen menschlicher Macht redet, ist verabscheuet, man steinigt ihn, das ist seine Bestimmung, die der Weisheit ist, ihr Bestes zu thun, ohne darauf zu zählen, daß es anders kommen könne.

Das Gesetz übt nicht Gerechtigkeit, doch auch die Meinung nicht. Will man, daß Keiner oder daß nicht Jeder nach seinen Thaten beurtheilt werde, so zeugt das nach unserer Ansicht nicht von Abnahme der Moral, sondern dafür, daß wir nicht mehr verstehen, welch' schützende Macht die Strenge des Gesetzes ist, auf einen Irrthum, der Carlyle's Irrthum gleicht, indem wir meinen die Menschen besäßen Erkenntnis des Guten und dankten ihm Fortschritt und Tugend, ohne der Strafe zu bedürfen. Wenn die Vernunft kömmt, sagen die Mütter, wenn die Erleuchtung kömmt, sagen die Utopisten, und wollen nicht, daß, bis diese erscheint, Gerechtigkeit geübt werde. Vielheit kömmt nicht aus sich, das muß man nach allen Himmelsgegenden

*) Ein großes Gebäude in London, das Hauptquartier der philanthropischen Meetings.

rufen. Strafe oder, wenn man will, Erfahrung ist der einzige Lehrmeister der Einzelnen, wie der Gesammtheit; Gott kennt kein besseres Mittel, um und zu erziehen. So lange das Recht verletzt werden kann, wird es geschehen, und soll Achtung vor dem Gesetz bei uns gelten, so muß es dahin kommen, daß die Emeute für verabscheuungswürdig und schmachvoll erkannt wird, daß Jeder sie instinktmäßig meidet, wie das Feuer. — So weit aber sind wir nicht, Zustände aller Art sind gefeiert worden; wer die Macht angreift, gilt für einen Helden. Die aufrichtigsten Freunde der Freiheit glauben diese zu fördern, wenn sie die Fanatiker beschönen, durch die sie bedroht wird. Der Aufstand ist unser Ideal, wird überall, wird in Theatern und Romanen verherrlicht. Scheint das Gesetz den Richtern zu streng, so machen sie sich Lüge zur Pflicht, um es zu beugen und sich selbst zu gefeggebenden Körpern zu erheben. Keine Macht weiß mehr, zu was sie dient; ihre höchste Ehre besteht darin, sich durch Feindschaft Ansehen zu erringen. Das zeugt dafür, daß die ursprüngliche Barbarei uns zu fern liegt und wir uns ihrer nicht erinnern. Dank den alten Dämmen hat das Meer seit lange unsere Wohnungen verschont, und wir wähnen nun, es liege außer seiner Natur, das Land zu verschlingen. Der Grund unserer Verachtung der Autorität ist Schwäche und nicht Bosheit. Selbst die Uebelthaten der Vergangenheit werden häufig auf einem zu hohen Standpunkt beurtheilt. Die Fehler unserer Väter beruhten nicht in dem, was sie in sich trugen, sondern in dem, was ihnen fehlte. Die unseren haben dieselbe Ursache. Es war uns nicht gegeben, die Gefahr zu erkennen, vor der die Autorität uns schützte. Auch haben wir das allgemeine Stimmrecht oder, richtiger, wir haben den Glauben daran, denn das ist das wahrhaft Gefährliche. Ich fürchte, um uns zu heilen, wird jenes Recht selbst uns durch die That zeigen müssen, weffen es fähig ist. Gott hat Alles mit Vorsicht geordnet, damit Unversand nicht zu lange herrsche, hat gewollt, daß dieser unfehlbar seine Früchte trage. Gebe der Himmel, daß wir nicht einer zu ernsten Lehre bedürfen, und daß wir verstehen, sie zu nutzen. (R. d. d. M.)

Dänemark.

Oersted's Jubiläum.

So wenig es auch in unserer von dem Waffenlärm des Krieges umbrausten Zeit geeignet erschrint, bei der gemüthlichen Feier eines Jubelgreises zu verweilen, so dürfte doch der Name des berühmten Mannes, dessen neuestes Werk, „der Geist in der Natur", wir unlängst unseren Lesern in mehreren Proben vorführten, eine Ausnahme rechtfertigen.*) Wir übergehen indeß die vielfachen Huldigungen, welche dem Jubilar von den verschiedensten Seiten her an seinem Ehrentage, den 7. November, dargebracht wurden, und heben nur, was der Tendenz unseres Blattes mehr zusagt, die Rede hervor, womit der Professor Forchhammer bei dem zu Ehren des Gefeierten veranstalteten Festmahle denselben begrüßte. Sie lautet, nach „Fädrelandet", also:

„Konferenzrath**) Oersted! Sie sehen sich hier von einem Kreise Ihrer Mitbürger umgeben, welcher dieser festliche Tag um Sie vereinigt hat, um Ihnen ihre Glückwünsche darzubringen. Während eines halben Jahrhunderts ist Ihre mächtige Geistesfraft, Ihr reiner Wille, Ihre seltene Ausdauer im Dienste des Volkes und der Wissenschaft thätig gewesen, und groß war der Segen, welchen Gott in diese Thätigkeit gelegt hat. Gestatten Sie, daß ich, der Ihnen während der größeren Hälfte dieser langen Zeit so nahe stand, an diesem festlichen Tage die Entwickelung dieser Wirksamkeit in die Erinnerung zurückrufe und einen flüchtigen Blick auf deren Resultate werfe.

Es sind heute fünfzig Jahre, als Ihnen der Staat einen bestimmten wissenschaftlichen Wirkungskreis***) anwies; allein die Pflege der Wissenschaft verfolgt eine doppelte Richtung, indem sie entweder, dem Höheren zugewandt, sich ihre eigene Entwickelung zur Aufgabe macht oder, aufs Leben bezogen, sich das Ziel stellt, sie in immer größeren Kreisen zu verbreiten und den Forderungen des Lebens dienlthar werden zu lassen. Lange Zeit galt die erste Richtung als die einzige, welche die Aufmerksamkeit des Gelehrten verdiente, und erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit, als Oersted seine wissenschaftliche Laufbahn betrat, erwachte ein anderer Geist, und kräftig suchten viele der vorzüglichen Pfleger der Wissenschaften das Recht, in die Erziehung und ins Leben einzugreifen, auch für die Naturwissenschaft in Anspruch zu nehmen. Wenn ich einen Blick in dieser Versammlung umherwerfe, sehe ich nur Wenige, die nicht von unserem Jubilar in die Naturlehre eingeführt und sich nicht von der Wärme, die seine Vorträge durchdrang, erwärmt und belebt gefühlt hätten. Wer von und hat nicht das immer neue Interesse bewundert, womit er noch jetzt, nach einer halbhundertjährigen Lehrerwirksamkeit, seine Lieblingswissenschaft dem jungen Studenten enthüllt? Zu dieser Lebensrichtung unseres Freundes und Lehrers gehören überdies seine Stiftung der Gesellschaft zur Ausbreitung der Naturlehre und seine kleinen Schriften, wodurch er ununterbrochen, und zuletzt mit Glück, für den größeren Einfluß der Naturwissenschaften auf den Schulunterricht kämpfte.

Man hat gesagt, es sey die Herrschaft der Naturwissenschaft im Leben, welche unserer Zeit ihren Charakter verliehe, und in der That haben die verschiedenen Staaten mit mehr oder minder großem Eifer, mit größerem oder geringerem Glück dem großen Vorbilde zu folgen gesucht, welcher Tendenz in dieser Richtung sowohl während, als nach seiner ersten Revolution gab. Ist die Staatsregierung erst zu der Erkenntniß gekommen, daß die Staaten in ihrem großen Kampfe um Entwickelung und Wohlstand die Naturkräfte zu Hülfe rufen müssen, daß die Welle, die sich an unseren Küsten bricht, und der Wind, der über unsere Felder braust, ein Theil von der Kraft des Staates sind, so wird diese Erkenntniß schnell das Bedürfniß nach Verbreitung trichtiger Kenntnisse im Volke hervorrufen. Aber diese Erkenntniß zu wecken, ist überall mit Schwierigkeit verbunden gewesen, und so auch nicht minder bei uns. Unermüdlich finden wir Oersted mit der Entwickelung der polytechnischen Wissenschaften bei uns beschäftigt. Durch Schrift und Rede, bei den Berathungen des Staates, bei den Studenten und Handwerkern war er bestrebt, seiner Lieblingsidee Unterstützung und Anerkennung zu verschaffen. Und diese Bemühungen waren von einem schönen Erfolge begleitet, denn die Anstalt, welche wir Oersted's unermüdlichem Eifer verdanken, so wie der große Einfluß seines berühmten Namens, haben bereits eine mächtige Einwirkung auf unsere ganze Entwickelung ausgeübt. Sie hat Gelehrte und wissenschaftliche Techniker gebildet, sie hat dem Fabrikanten und Handwerker mit Lehre und Rath geholfen, und der Staat hat beständig ihre Kenntnisse und Arbeiten benutzt. Es ist diese Anstalt, in welcher Ihre dankbaren Zuhörer und Schüler diese Bäste,*) welche wir der Hand eines großen Künstlers verdanken, aufgestellt sehen möchten.

Heute vor funfzig Jahren wurden Sie zum Vertreter eines wichtigen Gebietes der Naturwissenschaft an unserer Universität und in ganz Dänemark berufen. Während eines Zeitraumes von dreißig Jahren haben Sie Ihre Wissenschaft in Europa, in der ganzen Welt vertreten. So lange die Physik eine Wissenschaft ist, wird Ihr Name untrennbar mit deren Geschichte verbunden seyn; was Sie in der Einfachheit ihres Stubirzimmers ersannen und mit geringfügigen Mitteln prüften, ist eine große Wahrheit geworden, welche Tausende von Menschengedanken, von Menschenhänden beschäftigt. Es ist, als ob in der ersten Verbreitung der Entdeckung des Elektromagnetismus eine Prophezeiung für ihre spätere Entwickelung läge. Fast mit Gedankenschnelle breitete sie sich über Europa aus; sie ergriff alle Pfleger der Wissenschaft; es dauerte nur kurze Zeit, bis sie allenthalben bestätigt wurde, und das Vorgefühl ihres künftigen Einflusses rief in dem ganzen Gebiete der Naturlehre ein neues Leben hervor. Es war, als ob sie durch den elektrischen Telegraphen mitgetheilt worden wäre, der erst achtundzwanzig Jahre später als eine nothwendige Folge derselben hervortrat. Man hat die Sicherheit bewundert, womit unser berühmter Physiker sogleich seine Entdeckung darlegte; doch es war Grund zu dieser Sicherheit, denn von ersten Tage an, wo die Entdeckung in die Welt hinaustrat, hat ihr Grundgedanke keine wesentliche Veränderung erlitten, aber, mit unendlicher Lebenskraft begabt, sind ihre Entwickelungen bedeutsam gewesen und versprechen, ins Ungeheure zu wachsen. Dem Worte jagt mit Gedankenschnelle von einem Ende Europa's zum andern fliegen, wenn Meer und Berge sie nicht hemmen, so ist es der Elektromagnetismus, welcher dem Worte Schwingen verleiht, und es wird die Zeit kommen, wo ein paar Metallplatten die Wagen auf den Eisenbahnen treiben, und Kohle, welche nicht brennt, die Schiffe über das Meer zieht.

Aber es war nicht Ihre Wissenschaft allein, der Ihre Zeit und Ihre Kräfte gewidmet waren; jedes wahrhaft wissenschaftliche Streben fand in Ihnen einen für Wahrheit und Geistesentwickelung warm fühlenden Theilnehmer, und wann hat eine für die Menschheit und das Vaterland wichtige Sache in Ihnen der begeisterten Fürsprecher vermissen lassen?

In Ihren kräftigen Mannesjahren haben Sie kräftig ins Leben eingegriffen, in Ihrem frischen Greisenalter kehren Sie zurück zu den Jünglings Studien nach dem höchsten Ziel: Sie zeigen und den Geist in der Natur.

Erlauben Sie, daß ein kleiner Theil des Volkes sich zum Organ des Ganzen machen dürfe, und indem ich in seinem Namen die Bewunderung und Dankbarkeit beflissen gegen Sie ausdrücke und Sie ersuche, mit diesem Dokument das Bennzungsrecht dieses Ortes, welcher durch seine Erinnerungen Ihnen und dem Volke theuer ist,**) angenehmen, spreche ich die Hoffnung aus, daß Sie in so festen ländlicher Ruhe, umgeben von Ihrer Familie, noch lange Zeit Muße und Kräfte zu ähnlichen Werken erhabenen Denkens und tiefen Gefühls finden mögen."

Mannigfaltiges.

— Die ältesten englischen Zeitungen. Das älteste Blatt im ganzen britischen Reiche ist die Edinburgh Gazette, die schon im Jahre 1660 gegründet wurde. Das älteste Blatt im eigentlichen England ist der Stamford Mercury, der zuerst im Jahre 1695 erschien. Der aus dem Jahre 1737 datirende Belfast News Letter ist das älteste in Irland. Die 1766 gegründete Limerick Chronicle stammt aus einer früheren Zeit, als irgend eines der jetzt existirenden Londoner Blätter, von denen die seit 1770 erscheinende Morning Chronicle das älteste ist.

*) Köstlich ist im Verlage von C. B. Lord in Leipzig, als Fortsetzung des „Geist in der Natur", auch eine deutsche Uebertragung von Oersted's Vorlesungen über „die Naturwissenschaft und die Geistesbildung" erschienen. Allen Besitzern des erstgedachten Buches können wir auch die Anschaffung der an Natur- und namentlich an Menschen-Beobachtungen überreichen neuen Schrift empfehlen. — D. R.

**) Seine Jubelfeier brachte ihm den Titel einer Geheimen Konferenzraths.

***) Als Professor in der Chemie bei der medizinischen Fakultät.

*) Durch die Beiträge der Verehrer Oersted's waren dem Bildhauer Bissen zwei marmorne Büsten des Gefeierten angefertigt worden, von denen man die eine der Familie Oersted's, die andere der polytechnischen Lehr-Anstalt bestimmte.

**) Das Festmahl fand in der Fasanerie, einem dem Staate gehörenden Lustorte im Friedrichsberger Garten gehalten statt. Im königlichen Friedrichsberger Schloß wurde Oersted's Jugendlehrer, Heinrich Jungersen, geboren, weshalb sich für Oersted die angenehmsten Jugenderinnerungen an diesen Ort knüpfen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Leop. Lesser, Breitestraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Donnerstag den 21. November 1850.

Schweiz.

Der Kupferstecher Samuel Amsler.

Das Journal der Künstlergesellschaft in Zürich enthält einen ausführlichen Bericht über Leben und Werke des rühmlich bekannten, am 18. Mai 1849 verstorbenen Kupferstechers Samuel Amsler, dem wir die folgenden Notizen entnehmen.

Das Dorf Schinznach am Fuße des Bötzberges in dem fruchtbaren Aargau war die Heimat Samuel Amsler's. Sein Vater, der vortige Bezirksarzt, ein ernster, sittlich und religiös sehr strenger Mann, hatte vierzehn Kinder zu erziehen und neben einer ausgedehnten Praxis eine nicht unbedeutende Landwirthschaft zu versehen, bei deren Besorgung ihm die drei Söhne bis zum vierzehnten Jahre, die Töchter bis zu ihrer Verheirathung beistn mußten.

Samuel war das vierte Kind und am 17. Dezember 1791 geboren. Reigung und Talent zur Kunst waren bei ihm Naturgabe. Er zeichnete schon sehr früh auf Tische und Bänke, später in seine Schulhefte, ja, er zeichnete auf der Weide, wenn er im Herbst das Vieh hütete, und legte, als er älter wurde und bei seinem Vater Latein und Französisch lernte, das Elementarbuch beiseite, um wiederum den Zeichenstift zu führen.

Unerbittliche Strenge war des Vaters pädagogische Regel und „Wiederholen wie Alles recht" sein Wahlspruch. Bei diesem Grundsatze und wenig Ausbildungsgegenständen wurde das Erlernte fest gefaßt, und Samuel's Schreibhefte mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben und verwickelten Zügen, seine Kopien aus der in der Hausbibliothek befindlichen kurzen Naturgeschichte des Thierreiches sind so schön und sauber ausgeführt, daß sie noch heute als Vorlagen dienen könnten. Diese Leistungen, wie vorzüglich auch, genügten dem Vater nicht, und die Nachlässigkeiten, welche Samuel sich in den Grammatikstudien zu Schulden kommen ließ, zogen ihm viele und harte Strafen zu. Keine Entschuldigung galt, doch hinderte die größte Strenge nicht, den Kindern geistige Anregung zu geben, welche das innere Leben wach erhielt, und war der ernste Vater abwesend, so trieben die Jungen Muthwillen aller Art. In solcher Zeit versetzte sich Samuel einst an der Hausbildsäule befindlichen kurzen Naturgeschichte des Thierreiches sind so schön und sauber ausgeführt, daß sie noch heute als Vorlagen dienen könnten. Diese Leistungen, wie vorzüglich auch, genügten dem Vater nicht, und die Nachlässigkeiten, welche Samuel sich in den Grammatikstudien zu Schulden kommen ließ, zogen ihm viele und harte Strafen zu. Keine Entschuldigung galt, doch hinderte die größte Strenge nicht, den Kindern geistige Anregung zu geben, welche das innere Leben wach erhielt, und war der ernste Vater abwesend, so trieben die Jungen Muthwillen aller Art. In solcher Zeit versetzte sich Samuel einst an der Hausbildsäule befindlichen kurzen Naturgeschichte des Thierreiches sind so schön und sauber ausgeführt, daß sie noch heute als Vorlagen dienen könnten. Diese Leistungen, wie vorzüglich auch, genügten dem Vater nicht, und die Nachlässigkeiten, welche Samuel sich in den Grammatikstudien zu Schulden kommen ließ, zogen ihm viele und harte Strafen zu. Keine Entschuldigung galt, doch hinderte die größte Strenge nicht, den Kindern geistige Anregung zu geben, welche das innere Leben wach erhielt, und war der ernste Vater abwesend, so trieben die Jungen Muthwillen aller Art. In solcher Zeit versetzte sich Samuel einst an der in der Hausbibliothek

in einem hoch und überaus schön gelegenen Hause, von dem aus man das ganze Aar-Thal überschaute und das zackige Juraprofil in den günstigsten Formen vor sich liegen hatte. Samuel kehrte bei dem Bruder ein, mit dem ihn die schönsten Jugenderinnerungen verbanden, und verlebte daselbst, in Gesellschaft seines Freundes Rambour, glückliche Tage, denen das jugendliche, ehrliche Verhältniß der Geschwister und die Nähe des Aelternhauses mannigfaltigen Reiz verliehen.

Im Herbste darauf setzte das Künstlerpaar sich wiederum zu Fuß in Bewegung, um sich Italien zuzuwenden. Das Geld, welches der Vater für die Reise und den ersten Aufenthalt in Rom gab, war entschieden ungenügend; die sorgliche Mutter, welche dies erkannte, nähte Goldstücke in den Kragen des Reisekleides, und man schied in Liebe und Freundschaft. Der Weg ging über Mailand, Lodi, Piacenza und Parma und von da nach Bologna, wo gehen die auf Paris zurückgelieferten Kunstschätze eintrafen. Dadurch sah Amsler in jener Stadt Raphael's „heil. Cäcilia", Domenichino's „heil. Agnes", „die Kommunion des heil. Hieronymus" und „die Befreiung St. Paul's", von Carracci, sammt anderen werthvollen Gaben mit hohem Genuß. Als aber die Wanderer an einem schönen Herbsttabend vom südlichen Abhang des Appennins in das Arnothal bis zu der Stadt Florenz hinabblickten, die Sonne rings umher die Fluren vergoldete und die überall zerstreuten Villen in glänzendem Lichte hervorhob, glaubten sie sich in eine andere Welt versetzt.

Die beiden Freunde, die sich von Tag zu Tag besser verstanden, rasteten eine Weile in Florenz und fuhren von da mit dem Vetturino nach der heiligen Stadt. Der Augenblick war nun günstig, denn das Jahr 1816 war gerade die Zeit des Wiedererwachens päpstlicher Herrschaft. Kircheneinweihungen und Erneuungen und Klosterbauten worden vorgenommen; viele altrömische Ruinen wurden von Schutt und Trümmern frei gemacht, Forschungen über diese Ueberreste und über die wirkliche Lage des römischen Forums bestätigten Gelehrte und Künstler, und es konnte nicht fehlen, daß so viel Anregungen den Sinn beider Jünglinge, die von dem Wiederaufleben deutscher Kunst lebhaft erfüllt waren, zu großem Eifer spornte. Durch verschiedenartige geschichtliche und Kunstkenntnisse waren sie sich bei ihren Studien gegenseitig förderlich. Sie wohnten mit dem Kupferstecher Barth aus Hildburghausen auf dem Pincio in den obern Räumen des Palastes l'Arco della Regina, von Rom, welches nach den überstandenen Kriegsjahren einen stillen, einfachen Charakter hatte, setzte auch äußerlich ihrem Künstlerleben kein Hinderniß entgegen.

Amsler hatte schon in München mit dem Kunsthändler Artaria aus Mannheim Verabredungen getroffen, welche ihm die Möglichkeit eröffneten, sich auf eine Weise zu beschäftigen, die sein Auskommen sicherte. Seine Bekanntschaft mit Thorwaldsen und Cornelius aber, die er in Rom traf, zog ihn in einen für seine Kunst entscheidenden Kreis.

Seine erste Arbeit jener Zeit war eine Charitas nach Thorwaldsen's Basrelief. Die folgende, „Amor und Venus", nach demselben Meister, ein fliegender Genius und endlich der Stich nach den weltberühmten Reliefs: „Nacht und Tag". Das erstere war Amsler's Liebling unter den Compositionen des großen Bildhauers. Sein Stich von dem „Schäfer" und von der „Sperranza" dieses Meisters stellte seinen Ruf bei Künstlern und Kunstkennern fest, und Thorwaldsen dachte ihn dann auch zu dem Stich seines „Alexanderzuges" zu übertragen. Doch Amsler wollte nicht auf einer Bahn bleiben, sondern sich auch nach anderer Richtung wenden, und dazu ward ihm Gelegenheit durch Cornelius' Aufforderung, nach seinen Zeichnungen das Titelblatt zu den „Nibelungen" mit Barth zu stechen, der indeß nur sehr wenig daran that.

Der Tribut, den das römische Klima fordert, wurde auch Amsler nicht geschenkt. Er erkrankte im Winter 1818 am Zieber, genas jedoch beim Erscheinen der ersten milden Frühlingstage und war nun belebt durch das Gefühl wiederkehrender Kraft und mächtig angeregt durch die für Kaiser Franzvoranstaltete Ausstellung deutscher Künstler, welche die Ueberzeugung eines Wiedererwachens vaterländischer Kunst zum festen Glauben in ihm gestaltete. Der Verein von jüngeren und reiferen Männern, welche damals in der Stadt der Päpste lebten, war von einem reinen Geiste beseelt, der zu schönen Leistungen trieb; und führten sie auch die verschiedenen Konfessionen in verschiedene Richtungen, so trennte sie dies doch nicht. Die Protestanten begeisterten sich durch gemeinsamen Gottesdienst, wozu der damalige preußische Gesandte Niebuhr auf dem Kapitol einen eigenen Saal einrichtete. Er schaffte eine Orgel an, man übte an Wochentagen, wo man sich versammelte, Chorale und Lieder ein, und Amsler war bei seinem ersten und zweiten römischen Aufenthalt der kleinen Gemeinde ein treuer Organist.

Im Frühling dieses Jahres verständigte er sich endlich mit Thorwaldsen über den Stich der ersten Blätter des „Alexanderzuges". Diese Aufgabe beschäftigte Amsler Jahre lang, doch widmete er sich ihr erst später ausschließlich, indem er vorerst noch seinen römischen Aufenthalt zu Studien nutzte. Das Blatt zu den „Nibelungen" war vollendet, als Cornelius im April 1818 nach München ging; für unseren Künstler ein großer Verlust.

Amsler's Hauptarbeit im Jahre 1819 war die „Madonna Stassa" in Perugia. Dort wurde er in der Casa Tanci auf das sorgfältigste gepflegt; die heitere, ungezwungene Weise der Landleute und Städter sagte ihm zu, das rohe Alles und das am Hügel gelegene Kapuzinerkloster boten verschiedene Kunstschätze, und Amsler, den so vielfältig Erhebendes und Wohlthuendes in die beste Stimmung versetzte, erzählte oft, er habe in Umbrien die schönste Zeit seines Lebens zugebracht. Dennoch wurde er dort vom Zieber ergriffen, und dieses und der Eifer für die Arbeit ließen ihn lange gegen die Seinen verstummen. Da schrieb er endlich in den ersten Tagen von 1820 nach Hause: „Immer setze ich mich mit freudigem Herzen hin, um Euere Briefe zu beantworten oder Euch von mir Nachricht zu geben, und obschon seibige nie erfreulicher seyn konnten als gegenwärtig, fühle ich mich doch einigermaßen beklommen, und eine innere Bedrmuth überfällt mich, wenn ich denke, daß ich Euch manche unruhige Stunde verursachet habe. Verzeihet mir, geliebte Aeltern und Geschwister, wenn ich versprechе, daß Euch künftig meine Nachrichten nie mehr so lange Monate entzogen werden sollen."

(Schluß folgt.)

England.

Jonathan Swift, Stella und Vaneffa.

(Schluß.)

Als Oxford im Begriff war, sich ins Privatleben zurückzuziehen, richtete er ein Schreiben an Swift, worin er ihn ersuchte, wenn er seines ehemaligen glücklichen Freundes nicht überdrüssig wäre, „so viel Zeit an einen, der ihn liebt, wegzuwerfen, als nöthig wäre, ihn auf seiner traurigen Reise zu begleiten." Dieselbe Post brachte ihm die Nachricht, daß sein eigener Sieg errungen sey. Bolingbroke, der triumphirende, hat seinen Jonathan, so er seine Königin liebe, deren Ministeramt beigestehen und ihm in seinem gefährlichen Unternehmen behülflich zu seyn. Man werde nicht ermangeln, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Herzogin von Somerset werde versöhnt, die Königin huldreich seyn; die Bahn der Ehre solle breit, offen und ohne Hinderniß vor ihm liegen. Bolingbroke und Parley waren also dem Swift gleich zugethan. Was konnte er in dieser Verlegenheit thun? Was würde eine Million Menschen, aufs Gerathewohl aus der Menge genommen, gethan haben, wären sie in seiner Lage gewesen oder so versucht worden? Gewiß nicht das, wozu sich Swift, in seiner ritterlichen Großmuth, ohne Weiteres entschied. Er verließ den Glücklichen, um dem Unglücklichen zu folgen und ihm Trotz zu gewähren. „Ich bekümmere mich nicht", so lauten seine edlen Worte, „um Lord Oxford's Fehler als Staatsminister, denn seine persönliche Güte gegen mich war außerordentlich. Er zeichnete mich aus und wählte mich vor allen Männern, als er groß war." Einige Tage nach Swift's selbstverleugnender Entscheidung war die Königin Anna eine Leiche; sowohl Bolingbroke, als Oxford flohen, um ihr Leben zu retten, und Swift selbst verbarg sein anderthalbes Haupt in Irland, unter einem Volke, welches ihn eben so fürchtete, wie haßte.

Während Swift's Anwesenheit in London im Jahre 1710 hatte er der Stella (denn unter diesem Namen ist Esther Johnson der Nachwelt bekannt geworden) regelmäßige Mittheilungen über seine täglichen Leistungen bei der neuen Regierung gemacht. Diese Mittheilungen stellen dieselbe Eigenthümlichkeit des Schreibers dar, welche sein Benehmen stets bekundete. Sie sind voll der Zärtlichkeit und Zutrauen, und nicht ohne eine Rohheit, welche stutzen macht und Anstoß giebt. Sie enthalten eine genaue und bis ins Einzelne gehende Erzählung, nicht nur alles dessen, was zwischen Swift und der Regierung vorfiel, sondern auch seiner wechselnden Gefühle, wie sie von Tag zu Tag entstanden, und endlich auch seiner körperlichen Schwächen, die man sonst nur dem Arzte mittheilt. Wenn Swift Stella auch in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes liebte, so geht doch in seinen Briefen an sie wenig Mühe, die Gefühle, mit welchen sie ihren Helden betrachtete, zu nähren. Seine Mittheilungen sind nicht durchgängig harmonisch. Gegen das Ende vermißt man die Zärtlichkeit und Wärme, die Genauigkeit und die zutrauliche Aeußerung, die im Anfange so sichtbar sind. Wir sind über ihn Stumme, und die Abweichung zu erklären. Swift hatte den Kreis seiner weiblichen Bekanntschaften ausgedehnt, als er in London für seine Freunde kämpfte. Er hatte besonders häufig das Haus einer Madame Banhomrigh besucht, die zwei Töchter hatte, von denen die älteste ungefähr zwanzig Jahre alt war und ebenfalls Esther hieß. Diese war eine große Freundin der Lektüre, und Swift, der sich an solcher Beschäftigung zu ergötzen schien, lieh sich zum zweitenmale in seinem Leben herab, der Lehrer einer jungen Dame zu werden. Des großen Mannes Unterricht hatte stets die nämliche Wirkung auf seine Schülerinnen. Noch ehe Fraulein Banhomrigh bedeutende Fortschritte in ihren Studien gemacht hatte, war sie über Hals und Ohren verliebt, und zum Erstaunen ihres Lehrers gestand sie ihm eines Tages ihre leidenschaftliche und unbezähmbare Liebe offen ein. Swift erwiederte das Eingeständniß mit einer Waffe, die weit mächtiger ist gegenüber einem politischen Feinde, als wenn man sie auf das schwache Herz eines jungen Weibes richtet. Er nahm seine Zuflucht zum Spott; als er auch diese Waffe, die sein Opfer nicht half, versuchte er, das unglückliche Mädchen mit dem Aberdichten einer ergebenen und dauerhaften Freundschaft, auf tagesmäßige Achtung gegründet, zu beruhigen. Er hatte eben so gut den Versuch machen können, einen Brand mit einem einzigen Eimer Wasser zu löschen. Da war keine Hülfe für den unglückseligen Mann. Er kehrte nach dem Tode der Königin mit zwei Liebeserklärungen beschwert auf dem Halse nach seiner Dechanei zurück, jedoch mit dem ernsten Entschluß, keine von beiden zu erwuntern, fernerhin beide zu besitzen.

Ehe er England verließ, schrieb er an Esther Banhomrigh oder Vaneffa, wie er sie in seinen Briefen nennt, und theilte ihr seine Absicht mit, alle seine Verbindungen in England zu vergessen und ihr so selten als möglich zu schreiben. So weit hatte er die Ansprüche Vaneffa's beseitigt. Nachdem er in der Heimat angelangt war, miethete er eine Wohnung für Stella und ihre Gesährtin und wiederholte seinen Entschluß, seinen Umgang mit der jungen Dame nur unter den ursprünglich gestellten vorschriften Bedingungen fortzusetzen. Und insofern war er in Bezug Stella's beruhigt. Aber Swift hatte kaum Zeit, sich zu seinen Plänen Glück zu wünschen, als Vaneffa sich in Dublin einfand und dem Dechant

Digitized by Google

ihren Entschluß mittheilte, ihre Wohnung für immer nach Irland zu verlegen. Ihre Mutter und beiden Brüder waren todt; sie und ihre Schwester standen nun allein in der Welt, und da sie ein kleines Gut unfern Dublin hatten, so wählten sie dieses als ihren Zufluchtsort. Swift, den dies beunruhigte, machte Gegenvorstellungen, drohte, zürnte — Alles vergebens. Vanessa begegnete seinen Einwürfen mit Beschwerden über Gesundheit und Vernachlässigung und warnte ihn vor den Folgen, wenn er sie verließe und ihr den Trost seiner Freundschaft und Gegenwart entzöge.

In dieser seltsamen Verwirrung hatte der Dechant kein anderes Hülfsmittel, als die Dinge ihrem eigenen Lauf nehmen zu lassen. Er war der Zwerschsicht, die Zeit werde Vanessa's heftige Liebe mildern und die die Hoffnungslosigkeit derselben zeigen, unterdessen suchte er durch gelegentlichen Umgang mit ihr einem etwaigen Akt der Verzweiflung vorzubeugen. Aber seine Besorgnisse um Vanessa's Sicherheit war der Ruhe Stella's verderblich. Sie grämte sich und erlag allmälig unter der Beklemmung, welche in Swift's Benehmen gegen sie seit seiner Bekanntschaft mit Vanessa vorgegangen war. Swift, um die Wahrheit seines Gefühlings endlich zu erfahren, erfuchte einen Freund, die Ursache ihrer Krankheit auszuforschen. Das war nicht schwierig. Seine Gleichgültigkeit und der öffentliche Gerumor, welcher ganz frei von ihrer unerklärlichen Verbindung sprach, waren allein an ihren Leiden schuld. Das war genug für Swift. Er hatte zwar das Alter überschritten, in welchem er beschlossen hatte, sich zu verheirathen, dennoch war er bereit, Stella zu heirathen, vorausgesetzt, daß die Heirat geheim gehalten würde und sie damit zufrieden wäre, für sich zu wohnen. Die arme Stella war mehr als zufrieden, aber hier überschätzte sie ihre Kraft. — Die Heirat fand statt, und gleich darauf zog sich der neue Ehemann in einem Anfall von Gleichgültigkeit, die ihn auf ganze Tage in Trübsinn und Elend stürzte, zurück. — Welches die Beweggründe für die unerklärlichen Bedingungen dieses wunderlichen Mannes gewesen sein mögen, ist unmöglich auszumitteln. Daß sie die eines krankhaften und zu Zeiten gänzlich unzurechnungsfähigen Verstandes waren, kann, wie wir glauben, nicht bezweifelt werden. Von Liebe, als einer zarten Leidenschaft, hatte Swift keinen Begriff. Seine Schriften beweisen dies, die Derbheit, welche sich in seinen Werken aussprieht, hat nichts mit der Zartheit gemein, welche vor jenen schmutzigen und ekelerregenden Bildern zurückscheicht, in denen Swift schwelgte. In keiner seiner prosaischen oder poetischen Zuschriften an seine Geliebte findet sich auch nur ein Anshruch, welcher Herz verriethe. Er schreibt als ein Vormund, als ein Freund, ja, als ein Vater, aber nicht eine Silbe entschlüpft ihm, die den Schmerzen und Freuden eines Liebenden zugeschrieben werden könnte.

Mit Stella verheiratet, zeigte sich Swift eifeiger als je, seinem Umgang mit Vanessa den Charakter der bloßen Freundschaft zu geben. Ja, er ging so weit, daß er sich bemühte, ihre Neigung für einen anderen Mann zu gewinnen, aber seine Vorschläge wurden mit Unwillen und Verachtung zurückgewiesen. Im August des Jahres 1717 zog sich Vanessa von ihrem Hause in Dublin nach Ihrem Gute bei Celbridge zurück. Swift ermahnte sie, Irland gänzlich zu verlassen, dazu war sie jedoch nicht zu bewegen. Im Jahre 1720 scheint der Dechant die Einsiedlerin häufig besucht zu haben, und bei solchen Gelegenheiten pflegte Vanessa einen oder zwei Lorbeerbäume zu pflanzen, um ihren Gast zu ehren, welcher seine Zeit bei der Dame mit Lesen und Versemachen in einer Laube, die sie in einem abgelegenden Theil ihres Gartens hatte bauen lassen, zubrachte. Auch einige der Verse, die Vanessa gemacht, sind uns aufbewahrt worden. Sie athmen die zärtliche Glut des duldenden Mädchens und bezeugen die unerschütterliche Kälte des Mannes. An der Unschuld ihres Umganges kann nicht gezweifelt werden. Im Jahre 1720 verlor Vanessa ihre noch einzig übrig gebliebene Verwandte — ihre Schwester nämlich starb in ihren Armen. Durch diesen Verlust auf sich selbst zurückgewiesen, wurde die Heftigkeit ihrer Liebe zu Swift unerträglich. Von Eifersucht und Argwohn geplagt und mit dem angelegentlichen Wunsche, der Furcht, die sich ihrer bemächtigt hatte, ein Ende zu machen, beschloß sie, sich an Stella zu wenden und sich von ihr selbst genaue Auskunft über ihr Verhältniß zu ihrem sogenannten Vormunde zu verschaffen. Die gewichtige Frage wurde Stella in einem Briefe vorgelegt, worauf diese in voller Ruhe erwiederte, sie sey der Dechanten Frau. Vanessa's Diener aber schickte Stella dem Swift selbst zu, der darüber in Zorn gerieth. Er ritt sofort nach Celbridge, trat in das Zimmer, wo Vanessa saß, ein und blickte sie mit den Augen eines Tigers an. Das zitternde Mädchen hieß ihren Gast sich setzen. Er beantwortete die Einladung, indem er ein Packet auf den Tisch warf und dann, sogleich davoneilte. Das Packet wurde geöffnet, es enthielt nichts, als Vanessa's Brief an Stella. Ihr Urtheil war gesprochen, das zarte Herz brach, und in einigen Wochen war die hoffnungslose, verlassene Vanessa in ihrem Grabe.

In seinem peinigenden Schmerze zog sich Swift gänzlich von der Welt zurück. Zwei Monate lang nach Stella's Tode kannte Niemand seinen Aufenthalt. Nach Verlauf dieser Periode jedoch kam er nach Dublin zurück und um so höher war noch dem Kampfe, den er durchgekämpft. Er widmete sich den Staatsangelegenheiten von neuem mit großem Eifer. Seine Feder hatte jetzt ein edleres Ziel, als einen unwürdigen Mann in unverdienter Macht zu erhalten. Wir können jedoch nur andeutend von seinen Arbeiten sprechen. Irland, das Land, nicht seiner Liebe, sondern seiner Geburt und Adoption, welches als eine eroberte Provinz behandelt wurde, verdankt seine Befreiung von absoluter Sklaverei einzig und allein Swift's großen und unbeflaggten Anstrengungen. Er allein widerstand der englischen Regierung und übermüthige sie im Kampfe. Seine Popularität in Irland war selbst in diesen erregbaren und edelmüthigen Lande beispiellos. Belohnungen wurden versprochen, wenn man ihn verrathen wollte, aber vor vier hätten Tausende statt seiner ihr Leben geopfert, als daß nur ein Finger von des Patrioten Untergang Nutzen gezogen haben würde. Er wurde mit göttlicher Verehrung behandelt, und jedes Haar seines Hauptes war dem Volke, das ihn anbetete, kostbar und heilig.

Im Jahre 1726 besuchte Swift zum erstenmale nach dem Tode der Königin Anne England wieder und veröffentlichte, wie gewöhnlich, anonym, die berühmte Satire, unter dem Titel „Gullivers Reisen" bekannt. Ihr sofortiger Erfolg war ein Vorbote des allgemeinen Ruhmes, welchen dieses meisterhafte und seltsame Werk seitdem sich erworben hat. Swift schien sich noch einmal seinen literarischen Freunden zu und liebe deinahe gänzlich mit Pope zusammen. Doch während man sich von allen Seiten um seine Freundschaft bewarb, erhielt er die Nachricht, daß Stella krank sey. Bekümmert und voller Gewissensbisse, eilte er nachhaule, wo er, von dem leidenschaften Volke im Triumph empfangen, die Frau, auf deren Tod er vorbereitet war, bei leidlichem Wohlsein antraf und von der mit Freuden bewillkommnet wurde. Als Stella im März 1727 hinreichend genesen war, wagte sich der Dechant noch einmal nach London, um jedoch bald wieder zu dem Schmerzenslager seiner unglücklichen Frau zurückgerufen zu werden. Krank an Körper und Seele verließ Swift plötzlich Pope, mit dem er in Zwiedenhaum zusammen gewohnt hatte, und zuhause angekommen, mußte er seine Stella am Rande des Grabes finden. Bis zum letzten Augenblick blieb er an ihrem Lager, indem er die größte Zärtlichkeit an den Tag legte und der Kranken alles nur mögliche Trost gewährte. Kurz vor ihrem Tode hat man einen Theil eines Gespräches zwischen dem trübseligen Paare belauscht. „Nun, meine Theuerste", sagte der Dechant, „wenn Du es wünschest, so soll unsere Ehe bekannt gemacht werden." Stella's Antwort bestand aus wenigen Worten. „Es ist zu spät", sagte sie. „Am 28. Januar", schreibt einer der Biographen Swift's, „beschloß Esther Johnson ihre milde Pilgerschaft und ging hinüber nach jenem Lande, wo man weder heiratet noch verheiratet wird", das zweite Opfer einer und derselben hoffnungslosen und verzehrenden Leidenschaft.

Swift fand jetzt allein in der Welt und war dazu verdammt, die erdrückende Einsamkeit siebzehn Jahre lang ertragen zu müssen. Dieser Zeitraum war in der That ein höchst düsterer für ihn. Schon seit seiner Jugend hatte der Dechant schmerzliche Anfälle von Schwindel und Taubheit gehabt. Von 1736 an wurden diese Anfälle häufiger und heftiger. Am Jahre 1740 wurde er völlig rasend, und die Tollwuth verließ ihn nur, um einen noch mehr zu bemitleidenswerthen Blödsinnigen aus ihm zu machen. Drei ganze Jahre lang wußte der arme Mann nichts von Allem, was um ihn per vorging, und sprach nur zweimal. Am 19. Oktober 1745 nahm Gott in seiner Gnade den schrecklichen Anblick von den Augen der Menschen hinweg und befreite den Dulder von seinem Elende, seiner Erniedrigung und seiner Schmach.

Punchiana.

Punch über den Friedenskongreß in Frankfurt.*)

Nach dem Industrieausstellungsgebäude in Hyde Park und der Cambridge-Donation, über welche er jedoch auch noch in späteren Nummern Gift und Galle gießt, hat Punch drei neue Themata in dem Frankfurter Friedenskongreß, in dem der Legitimismus zu Wiedhaden und in dem Anfall der Brauerknechte**) auf Hapnan gefunden. Nur Schleswig geht bis dato leer aus: beffer so, als wenn er sich im Sinn und Stil des Londoner Protokolls verwehmen ließe, was so viel wäre, als: es rein verderben mit allen deutschen Herzen. Hören wir lieber, was er, für Viele gewiß recht unerwartet, über den Friedenskongreß in Frankfurt bemerkt:

„Wie ***) wäre", leitet er den Gegenstand in Nr. 478 ein, „die Welt ins Stocken gerathen, wenn es keine Enthusiasten und Utopier mehr gäbe, die durch ihre Ungereimtheiten dann und wann das Zwerchfell der ernsthaften und weisen Leute zu einem heilsamen Gelächter erschütteren! — Da hat ein Harvey verschert, die Entwedung des Kreislaufes des Blutes gemacht zu haben. Und die Welt lachte, spaßi seinen Unsinn, kratzte ihn durch Entziehung der ärztlichen Praxis. Da hat ein Jenner, nachdem er die Hände einiger Milchmägde bedachtet, eine Theorie über das Podengift erfonnen und erklärt, in der Kuh habe er ein Mittel gegen Kinderblattern gefunden. Und die Welt brach in Lachen aus, und Spaßvögel weissagten das Wachsen von Kuhhörnern und von Häuptern gewisser Leute. Als man den Leuten sagte, unsere Straßen könnten durch entzündetes Leuchtgas erleuchtet werden, lachten sie wieder und behaupteten herzhaft, in einer Nacht würde London von einem Ende zum anderen in die Luft gesprengt sein. Der Gasmann Winsor (bekanntlich von Geburt ein Deutscher, Namens Winzer) war in ihren Augen eine Art Guy Fawkes, †) doch weit schrecklicher, als dieser. Als das Dampfboot zum erstenmal in Blackwall der Fluthwucht wiederstand, schrecklich anzusehen, vaherbrauste, erscholl das Gestade von Lachen; nie hatten die Bootsleute so einen Zeitvertreib. Als Stephenson von den Weisen des Parlaments über ein Eisenbahnprojekt examinirt wurde, wodurch es möglich werden sollte, funfzehn Meilen in der Stunde zurückzulegen, schlug die Quarterly Review eine sardonische Lache

*) Wir werden fortan die bisher beobachtete, aber nicht immer streng innegehaltene Nummernfolge fahren lassen und lieber den einzelnen Artikeln, wo es geht, besondere Ueberschriften geben. D. R.

**) Draymen, Kornverführer, so wegen der großen Biermagen genannt, die mit ihren mächtigen Bierwagen durch die Straßen rollen und verderlichen Mist bedgen.

***) Das ist in den Anfangsworten „How" bloß der Zeidoner mit der dampfenden Friedenspfeife bilden.

†) Der Held der Pulververschwörung, der nach immer alljährlich am 5. November in effigie verbrannt wird. Wie unsere Leser wissen, ist dieser alte Volksbrauch, als Demonstration gegen die Uebergriffe der römischen Kurie, vor einigen Tagen mit neuem Eifer gefeiert worden. D. R.

Digitized by Google

auf und fragte ironisch, ob man nicht eben so geschwind aus einer Kanone geschossen werden, als in solcher Weise fortkommen könnte.*)

„Und wenn" — fährt der Satiriker, ernster und ernster werdend, fort — in letzter Woche der Friedenskongreß in der Frankfurter St. Paulskirche**) zusammentrat, auch „Tiger" Payan aufmerksam zuhörchte, ohne darum in ein Lamm verwandelt zu werden, lachten da nicht auch die Weisen über die friedenfistenden Raumgeister und all' die simplen Leute im Quäkerkostüm? Nun, die fortschrittige Welt hat gelacht über Circulation des Bluts, Gas, Dampfer, Eisenbahnen; warum sollte die Welt nicht auch die Friedenspredigt angreifen? Darum nicht ein Theorem bis nahe, wo es triumphirend zum Grundsatz erhoben wird, ganz eben so lächerlich seyn, als Pockeneinpfung? Wenn Jenner ein Quacksalber war, warum sollte die Taube, das Symbol der Friedens, nicht für einen fabelhaften Vogel erklärt werden? — Unterdessen, und nur wenige Stunden nach Abreise des Friedenskonvents, knüpfte der elektrische Draht das Band zwischen England und Frankreich, und der Lichtfunke wird zum Botschafter zwischen Nationen, die bisher natürliche Feinde waren. Ein elektrischer Draht von Dover bis Kap Grisonez! Wie viel Stoff zu Glossen über die Lacher!"

In Nr. 479 setzt sich Punch in Positur, gewissermaßen, den neuen, durch den Riß des unterseeischen Telegraphen erfolgten Bruch zwischen den zwei Nationen zu verwinden. Nicht das externale sey es, das „a leaden condiwoor" (leaden, listern) die beiden Mächte aus einander gebracht habe. Aber seine Hoffnung steht fest, daß, wie bisher Schade nachfuns, so künftig jedweder Bruch zwischen den Nachbarsvölkern zu beseitigen seyn werde. Auf einem der Bilder halten sich die gefluchten Genien bedeut, über dem Pas de Calais schwebend, innig umschlungen, und ein Chor Meermyrmphen schaukelt sich auf den Wellen und läßt sein Friede, Freude und Wohlgefallen! nach beiden Seiten hin ertönen. Kurz, es wird eine entente cordiale in Aussicht gestellt, wie sie kein Ludwig Philipp und kein Guizot je zu Stande brachten.

Gleichfalls in Nr. 479 wendet sich Punch nochmals zu den Lachern und läßt zuvörderst den Landwirth, Staatsmann, Doktor aus der Manchesterschule, Abolitionisten und rothen Republikaner, kurz, Jeden sein geringschätzigen Votum über die „Präliminarien zum ewigen Völkerfrieden" abgeben, worauf er also fortfährt: „Aber da sind Stimmen, die nicht in diesen Chorus einstimmen, gedankenvolle Gesichter, die mit Theilnahme und Mitgefühl auf diesen Protest im neunzehnten Säculo gegen den Ruf zu brutaler Gewalt blicken; Weise und Große giebt es, die in dieser Versammlung von Friedensfreunden etwas erkennen, was ganz und gar nicht lächerlich zu machen ist, so wenig wie die Eichel zu verlachen ist, wenn die Wissenschaft erklärt, daß ihr Herz den Eichbaum enthält. Alexander v. Humboldt ist von allen jetzt in Europa Lebenden der erfahrenste in Kenntniß der Menschen und Höfe, der tief gelehrteste, der umfassendst und gründlichst Gebildete. Er hat das Gebiet des Wissens so weit durchwandert wie die Regionen der Erdkugel. Alexander v. Humboldt lacht nicht über den Friedenskongreß. Es liegt kein Hohn in wohlerwogenen Worten, wie diese (Punch theilt hier die bekannte Zuschrift des Weisen an die in Frankfurt Tagenden mit). Aber vielleicht lächelt der philosophische Grankopf in seinen Bart oder faselt, wenn er dem Frankfurter Kongresse schreibt, „wie die ganze Geschichte der Vergangenheit zeige, daß unter dem Schirm einer höheren Macht und dieses edle Streben im Leben der Völker zur Vollendung reifen werde." — „Hah!" schließt Punch, seine superweisen Landsleute persiflirend: „der arme Humboldt! der Bissnär und Entlyklaß! In solchem Alter, und ein Mann, der Höfe kennt und Länder und die Wissenschaft u. s. w.! 's ist zum Erstaunen! Aber — es ist ein Deutscher, und diese Deutschen sind solche Träumer!"

In diesem Schluß des Punch noch eine Nachschrift. Der deutschen Träumer und Ideologen in Frankfurt war bekanntlich eine auffallende, wie auch sonst erklärliche Minderzahl. Der Abhub der Träumenden war aus dem als praktisch bepholobten Britanien und Amerika gekommen, wo es mit der Friedensliebe à tout prix noch seine aparte Bewandtniß hat. Fürs Erste, und mit gezemender Ehrerbietung vor Humboldt's Namen, sey dennoch eingestanden, daß mir, wie Tausenden von Deutschen, die Verwirklichung der schönen Idee des Weltfriedens äußerst zweifelhaft erscheint, so zweifelhaft, wie, vom höchsten aller Standpunkte aus, dem religiösen, die Fortschritte der wahren Humanität, als deren nothwendiges Ergebniß der Weltfriede angekündigt wird; wie in Deutschland aber am wenigsten an die Verwirklichung des Projekts denken dürfen, so lange unsere hundert offenen Fragen — und das sind Kriegsfragen nach Innen und Außen — noch keine Antwort gemme ist kunt gefunden haben, wir vielmehr deutsche und nichtdeutsche Diplomaten zu ihrer Nichtbeantwortung unnatürlich verdammt setzen. Die Peroration der Ehrenmänner in Frankfurt läßt sich recht hübsch in theai hören, aber in praxi wäre besser: eine Million Deutscher in nationaler Erhebung auf den Kriegsfuß, um ohne Zögerlichen rechts und links auf Deutschlands Feinde loszuschlagen, gingen auch darüber alle deutschen Federiserr zugrunde. C. K—r.

*) Wie in Deutschland können diese interessante Kapitel mit dem Beispiele Fr. List's vermehren, des Gehöhmten, Verlogten, nun auch Gerechtfertigten. Allen Lesern sey sein Leben von Häusser angelegentlich empfohlen. Es ist ein Stück deutscher Geschichte, wie sie war und wieder kraft, nur in einer andern Region.

**) „Bezahlte man da auch zwei Pence?" schaltet Punch hier ein, anspielend auf die neulich Abschaffung der Twopence-Abgabe in der Londoner Namenschwerter, welche ihm in einem früheren Heft Gelegenheit zu einem witzigen Vergleich zwischen dem St. Paulszweipfennig und dem St. Peterspfennig gegeben hatte.

Mannigfaltiges.

— Tom Thumb's Haus. Der unter dem Namen „General Tom Thumb" (Thomas Dämmling, auch Pouce genannt) auch in Deutschland bekannte amerikanische Zwerg hat sich zu Bridgeport in Nord-Amerika ein Haus bauen lassen, dessen Dimensionen zu den seinigen sich ungefähr so verhalten, wie die der kolossalen Figur der neuen Münchener Bavaria zu den Dimensionen des sogenannten Großhauses Bayern. Amerikanische Blätter sagen, Thumb's Palast besitze solche prächtige Eingangs-Portien, so hohe und weite Säle und so imposante Säulengänge, als ob es eine Wohnung für Patagonier wäre. Tom Thumb mag vielleicht, eben so wie die Bavaria, mehr an seine künftige Größe, als an seine heutige Kleinheit denken. Wenn nur nicht Dein das Bauchen gar so schwer gemacht wäre!

— Notizen aus Nord-Amerika. In Pennsylvanien, einem Staate von ungefähr anderthalb Millionen Einwohnern, erschienen jetzt nicht weniger als 318 tägliche Zeitungen und Wochenblätter, sechs Monatsschriften, 25 sogenannte „Magazine" in monatlichen Heften und fünf Vierteljahrsschriften.

In der erst vor wenigen Jahren entstandenen Stadt Milwaukie gaben bereits sechs tägliche Zeitungen, worunter zwei in deutscher Sprache, heraus gegeben.

Vierzig größere und kleinere Städte Nord-Amerika's, deren Namen in diesem Augenblicke festgestellt ist und die vor zehn Jahren 382,913 Einwohner besaßen, zählen jetzt deren 831,905, was eine Vermehrung von 117 pCt. ist.

— Obstbäume in Sibirien. Nach einer von der russischen „ökonomischen Zeitung" (Semledjelatscheskaja Gazeta) mitgetheilten Notiz, hat ein Herr Grafinow einen gelungenen Versuch mit Anpflanzung von Obstbäumen in Nertschinsk gemacht. Er ließ aus dem kaiserlichen botanischen Garten zu Odessa mit der Post zehn Kirschbäume kommen, die, in Töpfe gepflanzt, sich mit Blättern bedeckten und jetzt von den Bewohnern jener nördlichen Stadt als Seltenheiten bewundert werden.

Literarischer Anzeiger.

Bücher zu herabgesetzten Preisen bis Ende des Jahres 1850 von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Cobbett (W.), Englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache u. s. w. bearbeitet von J. H. Kaltschmidt. Die ungearbeitete Auflage. Gr. 8. 1839. (22 Ngr.) 12 Ngr.

Heym (J.), Russisches Lesebuch oder Auswahl ausgewählter prosaischer und poetischer Aufsätze aus den besten russischen Schriftstellern, mit einem französischen und deutschen Wörterbuche. Gr. 8. 1803. (15 Ngr.) 8 Ngr.

Lang (J. G.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlicheren Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1830. (1 Thlr.) 8 Ngr.

A new dictionary of the English and German language. By J. E. Lloyd and G. H. Noehden. In 2 parts. 2d edition, enlarged and corrected. — A. u. d. T.: Neues Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Von E. H. Lloyd und G. H. Noehden. 2 Theile. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1836. (2 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig (C.), Complete dictionary, English and German, and German and English. 2d Edition. — A. u. d. T.: Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. 2te, verwehrte und verbesserte Auflage. 2 Theile. Gr. 8. 1832. (2 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr.

Lüdemann (W. von), Lehrbuch der neugriechischen Sprache. Gr. 8. 1828. (1 Thlr.) 12 Ngr.

Mengotti (F.), Del commercio dei Romani ed il Colbertismo. Memorie due. Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul-, und Privatgebrauche herausgegeben von G. B. Chezzi. Gr. 12. 1833. (1 Thlr. 25 Ngr.) 8 Ngr.

Negri (M. A.), Anfangsgründe der italiänischen Sprache. Gr. 8. 1830. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. In einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 24, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 29), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Sonnabend den 23. November 1850.

England.

Der Tower in London und seine Gefangenen.

„Der Tower", sagt Stow, „ist eine Citadelle, um die Stadt zu vertheidigen oder zu beherrschen, ein königlicher Palast zur Versammlung der Reichsstände oder zur Abhaltung von Traktaten, ein Staatsgefängniß für die gefährlichsten Verbrecher, ein Kriegsarsenal in größter Vollständigkeit, die Schatzkammer oder der Verwahrungsort der Reichskleinodien, das gemeinschaftliche Depot der gerichtlichen Archive des Königreichs." So viel verschiedene Theile das Bauwerk aufweist, so viele Geschichtsdramen bietet der Tower von London dar, von denen jeder seine Peripathieen und Katastrophen hat. Geht man bis auf die normännischen Könige zurück, so sieht man den Monarchen seinen Tower als Schreckbild für die Einwohner der Stadt London benutzen, welche stets sächsisch, feindlich und erbost gegen die ausländischen Herren und bereit sind, sie hinter den breiten Gräben und starken Mauern anzugreifen. Zur Zeit des Königs Stephan entbrennt der Kampf zwischen den Londonern und Mandeville, Grafen von Essex, dem Gouverneur der furchtbaren Festung. Mandeville hat sich von der Kaiserin Mathilde bestechen lassen, welche den Sachsen die von Eduard dem Bekenner ertheilten Freiheiten verweigert; die tapferen Bürger versagen Mathilde und ihrer Hauptstadt, belagern den Gouverneur Mandeville und drängen ihn so sehr, daß sie schließlich den Tower genommen hätten, wäre er ohne eine regelmäßige Belagerung zu erobern gewesen. Zur Zeit des Königs Johann behaupten die Anhänger des Monarchen den Tower gegen die Barone und die Städter bis zur Unterzeichnung des großen Freiheitsbriefes (magna Charta), nach welchem die City und der Tower, als Pfand für die Erfüllung der königlichen Verheißungen, in den Händen der Insurgenten verbleibt. Unter den Plantagenets machten die Könige aus dem Tower einen vorgeschobenen Posten, einen Ausfallspunkt, um das Volk zu beunruhigen und zu beherrschen, wobei jene Despoten in der nahegelegenen Citadelle einen Schutz fanden gegen die Wuth ihrer oftmals unterdrückten, aber niemals beruhigten Unterthanen. Richard II., dieses königliche Kind, flüchtete mit seinem Hofe in den Tower, zur Zeit der berühmten Schilderhebung der Männer von Kent und Essex, die von Wat Tyler und Jack Straw angeführt wurden. Von jenen Wällen aus brang er eines Morgens, nur von sechzig Reitern begleitet, in Smithfield ein, an demselben Tage, wo Walworth den Rebellenhäuptling ermordete und seinen Herrn in so dringende Gefahr brachte, daß der junge Monarch ihr nur dadurch entgehen konnte, daß er sich selbst an die Spitze seiner empörten Unterthanen stellte.

Die älteste Geschichte des Tower ist zugleich auch die Geschichte des englischen Hofes. Von der normännischen Eroberung bis zum Fall der Stuart's, von der Thronbesteigung des Königs Stephan bis zur Regierung Jakob's II. war der Tower der königliche Wohnsitz, die gelegentliche oder beständige Residenz der Monarchen. Als Kriegsarsenal ist der Tower nicht weniger merkwürdig, denn man findet dort einen ungeheuren Vorrath von alten und neuen Waffen und Rüstungen, von Angriffs- und Vertheidigungs-Instrumenten aus jedem Zeitalter, sowohl für Streiter zu Fuß als zu Pferde, und endlich ein reiches Museum der Siegestrophäen aus den von England in allen Welttheilen geführten Kriegen.

Auch die Geschichte der sich im Tower befindenden Kronjuwelen ist von großem dramatischen Interesse; eine der ungewöhnlichsten Begebenheiten der englischen Annalen, der vom Kapitain Blood um seinen Mitschuldigen versuchte Raub der Reichskleinodien, liefert allein einen seltsamen Roman. Seit dieser Zeit sollen, nach umlaufenden Gerüchten, sich sonderbare Dinge in jener Diamantenkammer ereignet haben. Alles ist nicht Gold, was glänzt, und man flüstert sich in die Ohren, daß die Chronikenschreiber einig Fakta zu berichten haben werden, von denen jetzt nicht ein Wort verlautet.

Als Aufbewahrungsort der nationalen Archive ist der Tower von höchstem Interesse für die Gegenwart sowohl, als für die Vergangenheit und die Zukunft. Es existirt kein Land, das reicher wäre an monumentalen Schriften, an gerichtlichen Aktenstücken, an Materialien für den Historiker und Gesetzgeber, als England. Aber was bei dem Lokal dieses alten Gebäudes sehr andere Empfindung verdränzt, was uns unter den Begegnungen seiner endlosen Korridore und unter den Wölbungen seiner alten Kapellen durchschauert, ist der Gedanke, daß der Tower acht Jahrhunderte lang das große Staatsgefängniß Englands gewesen ist; daß die finsteren Gemächer dieser Bastille der alten britischen Monarchie von den ersten Berühmtheiten des Landes, von Thomas more und More, von Bacon und Essex, von Raleigh und Eliot, von Hartington und Vane, von Russell und Sydney und so vielen anderen bewohnt worden. Es befanden sich dort lebhaft oder schaftig Kerker, und von diesen ist kein einziger, welcher nicht von den Verwünschungen unschuldiger Opfer wiederhallt hätte, kein einziger, in dem nicht Menschen lebendig begraben wurden, deren Namen heutzutage und nur Theilnahme und Achtung einflößen. Man findet hier die trübsten Blätter der englischen Geschichte; man kann sie auf den Mauern lesen, wo sie von den Gefangenen eingegraben sind. Wem schauderte nicht bei einem Besuch jenes schrecklichen Gefängnisses, welches den Namen des Thurms von Beauchamp führt?

Schon seit langer Zeit forscht man nach dem Zeitalter, in dem der Tower erbaut wurde. Der Tradition nach hätte Julius Cäsar zuerst auf diesem Platze eine Citadelle errichtet, das Auffinden einiger unter Arcadius und Honorius geschlagenen Goldmünzen spricht zwar für diese Annahme, allein sie wird durch keinen anderen Beweis unterstützt. Sicher ist es, daß die ältesten Theile des Gebäudes aus dem Zeitalter der Normannen herstammen; der „weiße Thurm" ist, auf Befehl des Eroberers, von dem kriegerischen Bischof von Rochester erbaut worden und liefert ein merkwürdiges Beispiel von den militärischen Charakter der Kirche zu den Zeiten der Kreuzzüge.

Wilhelm der Rothe und Heinrich I. fügten diesen ersten Bauwerken des Eroberers noch Manches hinzu: Wilhelm errichtete die äußere Mauer zur Zeit, wo er den wunderbaren Bau von Westminster begann; er ließ, um die Vollendung dieser beiden Bauwerke schneller und billiger zu erlangen, sich von den Bewohnern Londons und der umliegenden Grafschaften freiwillige oder gezwungene Hülfe leisten. Johann und Heinrich III. befestigten den Ort noch mehr. Seitdem sind mancherlei Veränderungen am Tower getroffen worden, werden selbst noch jetzt ausgeführt; der Theil, den die Gefangenen bewohnten, hat jedoch die wenigsten Veränderungen erlitten, denn die meistern Kerker sind genau so geblieben, wie sie zur Zeit der Tudors waren.

Eine vollständige Ansicht des Tower erhält man von dem eingeschlossenen Raum, auf den die Fenster des Trinity-House hinausgehen, von dem Paze aus, wo lange Zeit hindurch Ströme des stolzesten und edelsten Blutes von England durch Henkersbeile flossen, von Männern und Frauen, von Tyrannen und Opfern, von Herrschern und Unterthanen. Hier starben Monmouth und Jane Grey, Strafford und Essex, Anna Boleyn und Algernon Sydney. Der Tower, von diesem Punkte aus gesehen, läßt die verschiedenen Zeitepochen durch den mannigfaltigen Stil der Architektur erkennen; Echtheime und Bastionen, Mauern und Gräben, Warten und Kapellen, Kasernen und Spazierplätze finden sich hier dicht durch einander, gewähren aber trotzdem einen lebhaften, pittoresken, nicht ungefälligen Anblick. Den Centralpunkt bildet der alte viereckige, von dem Eroberer erbaute Thurm, der von dem übrigen Gebäude getrennt ist und früher den Herrschern als Palast diente.

Nächst diesem sogenannten weißen Thurm ist das neue Arsenal der hervorragendste Punkt; es ist erst vor kurzem nach den Verheerungen der letzten Feuersbrunst erbaut und steht auffallend dem übrigen Theil des Bauwerks ab. Unmittelbar daran, nach dem Flusse zu, schließt sich eine unregelmäßige Linie von finsteren Mauern an, die hin und wieder mit Oeffnungen versehen sind, vor denen sich starke Eisenstangen befinden; diese Löcher verdanken ihre berüchtigten und abscheulichen Staatsgefängnisse, die unter dem Namen der blutigen Thurme, des Glockenthurms, des Beauchampthurms, des Schöpenthurms u. s. w. bekannt waren, mit Luft und Licht. In diesen verpesteten Höhlen, wie wilde Thiere in Käfigen, haben Penn und Marlborough, Wallace und Bruce, die französischen Könige Johann und Karl geschmachtet.

Wenn man durch die Hauptpforte in das Gebäude eintritt, eine über den Graben führende steinerne Brücke passirt und die inneren Festungswerke durchschreitet, sieht man rechter Hand ein Staatsgefängniß, in welchem sich mehrere Zellen befinden, so wie ein Gewölbe von merkwürdiger und origineller Architektur. Diesem gegenüber zur linken Hand ist die äußere Mauer des Thurms, in den Zeiten, der Bischof von Rochester, zu gleicher Zeit mit St. Thomas More, wegen verweigerter Anerkennung der religiösen Supermatie des Königs, eingekerkert war. Von diesem damals achtzig Jahre alten Prälaten, der auf dem Schaffotte endete, erzählt ein an den Secretair Cromwell gerichtetes Schreiben, welches man nicht ohne schmerzliche Theilnahme lesen kann. Wenn dieses Gefängniß auch nicht, wie Viele behaupten, der Königin Elisabeth als Prinzessin zum Aufenthalt gedient hat, so scheint es ihm niemals an Bewohnern gefehlt zu haben, denn die Wärter haben sich öfter gerühmt, dort mehr als tausend Gefangene auf einmal angeschlossen zu haben.

Geht man an dem eingestürzten Gewölbe des „blutigen Thurms" vorüber, so gelangt man nach dem Thurm von St. Thomas; hier findet man eine acht-

Digitized by Google

edige Kammer, die nach Eduard dem Bekenner benannt ist. Der letzte Gefangene, welcher hier saß, war Jngo, der Verschwörer aus der Catesbyrotte. Unter dem Thurm St. Thomas steht man einen schrecklichen, an der Themse endigenden Gang, welchen Gitterthor den Namen Traitor's Gate (Verräther-thor) führte; denn die Staatsgefangenen wurden zu Wasser von hier nach den Tribunalen von Whitehall oder Westminster geführt und zurückgebracht. Dies geschah aus zwei Beweggründen: erstens gewährte der Weg auf der Themse eine große Zeitersparniß im Vergleich zu dem viel längeren durch die Straßen, zweitens gehörte der Strom eben so wenig wie der Tower zur Gerichtsbarkeit der City, sondern die Krone hatte hier die alleinige Jurisdiction.

Gegenüber dem Eingang des Thurms St. Thomas ist die Thür zur Archivkammer, einst der Waffenkeldthurm genannt; nach dem weißen Thurm ist dies der älteste Theil der Festung und überrascht durch die Dicke und Festigkeit des Baumaterials seiner Stockwerke. Der untere Stock hat 23', der obere 28' im Durchmesser, während die Mauern unten 13' dick sind. Man kann sich nichts Schrecklicheres als diese Zellen denken, in denen, wie man sagt, Heinrich VI. gefangen gehalten und vom Herzog von Gloucester umgebracht wurde. Trotzdem dienen diese finsteren Räume seit mehreren Jahrhunderten zum Depot der Archive des Parlaments und der andren Höfe.

Tritt man durch den Haupteingang in das Jnnere des Towers, so erblickt man über sich das Hallgatter zum blutigen Thurm. Dieser berüchtigte Wortthurm, in den man durch eine schmale Pforte eintritt, enthält zwei Zimmer und das Bleidach, auf welchem es den Gefangenen verstattet war, Luft zu schöpfen. Die Schlafkammer ist klein, finster, widerwärtig, unheimlich und der Tradition nach der Schauplatz, auf dem die Ermordung der beiden Prinzen auf Befehl ihres Oheims Richards stattfand. Hier sind viele Gefan-gene eingekerkert gewesen und viele große Verbrechen begangen worden; das tragische Ende des Grafen von Northumberland, Heinrich Percy's, dessen Bruder in York ohne Urtheil enthauptet wurde, die blutigen Schatten von Heinrich VI., von Georg, Herzog von Clarence, dem Bruder Eduard's IV. und Richard's III., von Sir Thomas Overbury, von Arthur Capel, Grafen von Esser, treten vor unserer durch die Schrecknisse des Orts erhitzte Einbildungskraft. Wenn Personen von solchem Range, die größtentheils aus dem königlichen Blute Englands her-vorgegangen, ihrem Schicksale nicht entgehen konnten, was blieb den unbedeuten-deren Gefangenen für Hoffnung übrig? Es ist hinreichend, diese verfallenen Zel-len im Halbdunkel zu sehen, um ihnen ihre traurigen Geheimnisse zu entreißen. Ohne bei dem Ende der schönen Anna Boleyn, der stolzen und ehrsüchtigen Katharina Howard, der ehrwürdigen Margarethe, Gräfin von Salisbury, dem letzten Sproß des Hauses Plantagenet, bei der Geschichte der frommen und anmuthigen Lady Jane Grey zu verweilen, erwähnen wir, daß der letzte Be-wohner dieses schrecklichen Thurms Arthur Thistlewood, einer der Verschwörer aus der Catostraße, gewesen ist.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Der Kupferstecher Samuel Amsler.

(Schluß.)

Im Juli 1820 eilte Amsler nach der Heimat. Der Empfang bei den Seinen war ein liebevoller, der Vater war mit der ökonomisch selbständigen Stellung des Sohnes zufrieden, und auch er betrachtete die heimischen Verhältnisse mit anderen Augen. Schmerzlich war nur das Wiedersehen mit der Mutter, die an einem chronischen Leiden daniederlag, welches keine Genesung hoffen ließ. Samuel mobilte mit seinem Bruder in Bildegg, stach die erste Platte des „Alexanderzuges" und ein treffliches Portrait von Pius VII. und war unver-drossen bei der Arbeit; fühlte sich auch wohl zu Hause und im schönen Schwei-zerland, konnte indeß doch Rom nicht vergessen und zog gegen Ende des Jah-res 1821 wieder über die Berge nach der heiligen Stadt. Dort stach er drei Blätter zum „Alexanderzug" und unter mehreren Portraits das sehr gelungene von Meister Thorwaldsen, nach Bega's Gemälde. Er führte viele Zeichnungen derühmter Bilder zu späteren Stichen aus und ging im Sommer 1822 nach Perugia, um sich von Fieber zu erholen, welches ihn in Rom wieder regriffen hatte.*) Noch sehr schwach, empfing er in Perugia die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Der Gedanke an sie hatte ihn seit dem Abschiede von der Hei-mat viel beschäftigt, und er schrieb ihr nicht lange zuvor von Rom aus:

„Ich kann meinen Brief nicht abgehen lassen, ohne Euch, theure Mutter, besonders noch ein paar Worte beizufügen, des Dankes und der kindlichen Liebe. Wohl haben wir schon einmal bis auf ein besseres Wiedersehen in unserem künftigen Vaterlande Abschied genommen, und mit Vertrauen dürfen wir auf dieses Glück hoffen, was uns Allen zu unendlichem Trost gereicht. Für den mir ertheilten mütterlichen Segen und Eure Wünsche für mein Wohl danke ich Euch noch aus Grund meines Herzens, so wie für Eure mütterliche Liebe, der ich mich meine ganzes Leben hindurch zu erkennen hatte. Ueber mein künftiges Schicksal seyd unbesorgt; was von meiner Kraft abhängt, werde ich immerhin, wie es mir der Himmel beschert, zu erreichen suchen, für die Zeit, wie auch für die Zukunft, so daß auch ich hoffen darf, daß wir uns einst wiederfinden werden jenseits, wo alle irdischen Leiden aufhören und nur ewige Seligkeit uns erwartet. Erwidret mit Ergebung und christlichen Gemüth Eure Schmerzen, für deren Linderung täglich bete Eure Euch kindlich liebender Sohn Samuel."

*) Bei seinem ersten Aufenthalt in Perugia war Amsler mit voller Anerkennung seiner Leistungen zum Ehrenmitglied der Academia delle belle arti ernannt worden. Jetzt sah er dort nach einer Zeichnung von Raule den „Jüngsten" (Matthäi Kap. 20). ein Bildchen der einfachsten Behandlung.

Wie sehr auch vorherrscht, schmerzte doch der Tod der Mutter Amsler tief, und er war in solcher Stimmung oft verzagt wegen seiner eigenen Lei-stungen; auch drückte ihn, daß er den Gedanken aufgeben mußte, seine Kind-lerlaufbahn im Vaterlande fortsetzen zu können, die er endlich dahin kam, solche Wünsche ruhig aufzugeben und seine Zukunft Gott anheimzustellen.

In dieser Stimmung zeichnete er in der Galerie Borghese die „Ver-legung", von Raphael, die „Sibyllen" in Santa Maria della Pace und an-dere Bilder, um sie später zu stechen, und blieb mit den verschiedenen Arbeiten be-schäftigt bis gegen das Jahr 1825 in Rom. Dann setzte er noch einmal nach der Heimat zurück und wohnte von da an bis 1829 in Bildegg bei seinem Bruder, mit Ausnahme des Jahres 1826, welches er größtentheils in Basel zubrachte. Daheim, wie in Rom, war er fleißig an den Platten des unterwegs skizzirten Monu-mentes, jetzt im Schlosse von Christiansburg aufgestellten Monu-mentes, welches seine Vollendung und Aufstellung dem Sieges-zuge des Alexander. Er arbeitete an dem Stiche des Danneker's berühmtem „Christus" und förderte den der „Grablegung", als das Jahr 1828 auf sehr erfreuliche Weise für ihn schloß, indem er seine treue, lie-bige Lebensgefährtin, Fräulein Louise Laué, kennen lernte und als Professor der Kupferstecherkunst und Mitglied der bildenden Künste nach München be-rufen ward. Ehe er dorthin ging, verlebte er in Bildegg glückliche Tage, ver-leugnete aber auch da sein Wesen nicht und wußte sein Arbeitszimmer trotz den erheiternden Besuchen der Braut anyngänglich zu machen. Mit der in stillen Gedanken angenehm beschäftigt, stach er damals die lieblich Figur des Knieenden in der „Grablegung". Erst in jener Zeit, wo Samuel eine gesicherte Stellung voraussah und dem Vater eine brave Schwiegertochter zuführte, war dieser ganz mit des Sohnes Beruf ausgesöhnt.

Jm Sommer 1828 ging Amsler auf Besuch nach München, um im Mai 1829 verzichtete er auf sein heimatliches Bürgerrecht, um sich als bayerischer Staatsdiener mit seiner ihm erst kürzlich angetrauten Gattin an dem Orte niederzulassen, wo die neudeutsche Kunst ihre Hauptstätte gefunden. Sein Ge-halt war nicht groß, er lebte jedoch wieder in einem anregenden Kreise von Künstlern, unter denen wir vorzugsweise Cornelius nennen, und hatte Muße zu eigenen Arbeiten. Er vollendete die letzten Blätter des „Alexanderzuges", der 1835, mit einem erläuternden Text von Schorn, herausgegeben wurde, und die „Grablegung", welche 1834 erschien. In jener Zeit arbeitete er Cornelius' Portrait und den bekannten, trefflichen Stich der „heiligen Familie", von Ra-phael, in der Münchner königlichen Galerie.

Amsler's Gemüthsart eignete sich nicht für glänzende Gesellschaften; da war es vornehmlich wohl im Familienkreise, und gern sah er dort seine Freunde bei sich. Zu denen, die ihn regelmäßig besuchten, gehörte der jetzt so berühmte Maler Kaulbach. Dieser brachte fast alle Sonntags-Nachmittage mit Amsler zu, zeichnete ihn in jenen Stunden in sitzender Stellung, sagte später seiner Frau, dann sein Söhnchen, sein Töchterchen und endlich noch eine Nichte, die zum Besuch bei der Familie wohnte. So entstand, wie zufällig, ganz all-mälig eine der einfachsten, schon gruppirtesten Zeichnungen Kaulbach's. Auch der Kupferstecher Merz kam häufig in diesen Kreis. Später, als Amsler's Ge-sundheit litt, war es stiller bei ihm. Seine Künstlerhand ruhte indeß nie; er stach nach Schwanenthaler's Modellen die sechzehn Malerstatuetten, welche in kolossaler Größe für die Fronte der Pinakothek gearbeitet wurden, um in Jahre 1838 „Joseph's Traumdeutung" nach Cornelius' Carton.

Damals hatte König Ludwig die berühmte „Madonna" aus dem Hause Tempi gekauft und wünschte sie durch Amsler gestochen. Zu diesem Zweck hatte man das Gemälde in einem besonderen Zimmer in gutes Licht gestellt; dieses Zimmer durfte jedoch, aus Schonung für das auf Holz aufgetragene Kunstwerk, nicht geheizt werden, und Amsler mußte sich dort bei schon ziemlich rauher Jahreszeit an der inneren Wärme begnügen. Die Skizze nach Cornelius' Standbildern von Goethe und Mozart gehören schon zu Amsler's letzten Arbeiten; die aber, welcher er die angespanntesten Kräfte an Amsler's reines Leben zu Ende, war die große Platte bei Frankfurt a. M. aufgestellten Gemäldes von Overbeck: „Triumph der Re-ligion in den Künsten". Diese Platte aufzuführen, ging er dreimal nach Frank-furt. Dort wohnte er jedesmal bei seinem ihm sehr werthen, sehr mit ihm übereinstimmenden Freunde Dr. Böhmer in einem Landhause; stand auch in obiger Stadt mit J. D. Passavant in sehr angenehmer, freundlicher Beziehung und brachte in jener Zeit ein paar überaus glücklich Tage bei seinem Jugend-freunde Rombour am Rheine zu. Endlich noch München zurückgekehrt, be-leitete er von früh bis spät mit größter Anhaltsamkeit und mochte dadurch wohl die Krankheitsanlage steigern, die er seit Jahren still in sich trug. Da indeß wohl aber leidend, blieb er immer derselbe treue, sorgliche, aufopfernde Gatte und Vater. Er war glücklich am heimischen Heerd, wurde bei der Er-ziehung kräftig von seiner Gattin unterstützt, die verredelnd auf die Kinder wirkte, und verstand es, die Seinen mit Ernst und Liebe an sich zu fetten.

Sechs Jahre, in denen er unablässig an seiner großen Platte arbeitete, steigerten seine Kränklichkeit so sehr, daß eine Kur nothwendig war. Schon er daher eine letzte Ueberarbeitung seines Werkes vollendet und die Druckver-ben unter seinen Augen hatte abziehen lassen, ging er auf ärztlichen Rath nach Schinznach, um dort zu baden, und brauchte dann die Jodbrunnenkur in Wil-egg. Die Aeltern dieser Kur weckten Hoffnung, brachten aber bald Enttäuschung. Er kehrte bei schon vorgerückter Jahreszeit mit seiner ältesten, ihn ganz und leicht verstehenden Tochter nach München zurück und mußte bett bald jeder Thätigkeit entsagen.

Ohne die leiseste Klage trug er das Unvermeidliche. Die Erinnerung der Jugendzeit tauchte bei dem abgeschlossenen Leben mächtig auf; Jeremias Gott-helf's Schriften verzegenwärtigten ihm das schweizerische Volksleben auf das anziehendste; er ließ sich Stunden lang daraus vorlesen, und diese Lektüre

Digitized by Google

das Klavierspiel seiner Tochter, der Blick der Hausfrau und die Fröhlichkeit seiner Knaben verschönten seine letzten Lebenstage, bis er endlich am 18. Mai 1849 ohne Todeskampf, scheinbar nur schlummernd, in den Armen seiner treuen Lebensgefährtin die letzten Athemzüge aushauchte.

Frankreich.

Deutsche Studien in Frankreich.

Die sehr das Studium der deutschen Wissenschaft im Auslande zu einer richtigen Erkenntniß und Auffassung der Thatsachen, namentlich auf dem geschichtlichen Gebiete, beiträgt, sehen wir aus einer in diesen Tagen erschienenen Kritik der vom Professor Ozanam dem gelehrten Verfasser der auch in diesen Blättern gewürdigten Studien des italiänischen Mittelalters) zu Paris herausgegebenen, in der Anmerkung genannten Geschichtswerke.*)

In einem lesenswerthen Artikel des Journal des Débats vom 24. Oktober läßt nämlich Saint-Marc Girardin sich über diese beiden Arbeiten folgendermaßen aus:

„Die beiden Werke, die ich hier citirt habe, bilden ein vortreffliches Buch, welches von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften gekrönt worden ist. Man würde mir nicht sehr Dank wissen, wollte ich durch mein Urtheil das jener gelehrten Körperschaft bestätigen, aber ich kann wenigstens aussprechen, wie viel Vergnügen und Nutzen ich auf dem Buche des Herrn Ozanam gewonnen habe.

„Die ganze moderne Gesellschaft", sagt Herr Ozanam, „beruht auf drei Grundlagen, auf dem Christenthum, der römischen Civilisation und der Niederlassung der Barbaren." Von diesen Grundlagen sind nur zwei, das Christenthum und die römische Civilisation, einer sorgfältigen Forschung unterworfen worden, dagegen ist dem Zustande der Barbaren nur nach der römischen Eroberung, nicht aber vor derselben, ein aufmerksames Studium gewidmet. Vorzüglich ist dieses Studium in Deutschland mit Eifer betrieben worden, es wurde dort sogar zu einer Art nationaler Manie. Diese Manie, die ihre Lächerlichkeiten hatte und die heutzutage sogar schädliche Folgen in der Politik hervorbringt, war für die Literatur sehr vortheilhaft. Sie erzeugte bewunderungswürdige Arbeiten, welche über den Ursprung der modernen Völker neues Licht verbreiteten. Mit diesen Erzeugnissen des neueren Forschungsgeistes wollte und Herr Ozanam, wie er sagt, vertraut machen; natürlich hat er, ohne daß er es sagt, den überrheinischen Forschungen seine echt französischen hinzugefügt."

Es folgt nun eine kleine, für die französische Eitelkeit bezeichnende Tirade über den Vorzug des französischen wissenschaftlichen Geistes vor dem deutschen; dann fährt der Rezensent fort:

„Wie bedeutend und ausgebreitet auch die in unseren Tagen über den germanischen Ursprung der neueren Völker und die Institutionen der Barbaren gemachten Studien seyn mögen, so muß man doch nicht glauben, daß der Geschmack an dieser Studiengattung erst von den Anfängen unseres Jahrhunderts datirt. Im achtzehnten Jahrhundert war ein französischer Gelehrter, dem Ozanam nicht viel Bedeutung zuzuschreiben scheint, weil er ihn nirgends angeführt hat, ich meine Dubuat, ein großer Verehrer der Barbaren und ihrer Institutionen und hatte für sie den Ruhm, die wahren Begründer der modernen Gesellschaft zu seyn, in Anspruch genommen. Nach Dubuat kömmt Alles von den Barbaren her. Er hat dieses System in zwei gelehrten und mit Talent geschriebenen Werken: „Die Geschichte der barbarischen Völker vor der Gründung der neueren Staaten" und „die Anfänge der alten Regierung Frankreichs, Deutschlands und Italiens", entwickelt. Diesem System hat Deutschland seine Arbeiten und seine teutonische Begeisterung hinzugefügt. Dubuat hatte ein Unglück, welches keinem Rufe sehr geschadet hat. Obgleich er im achtzehnten Jahrhundert lebte, **) mußte er doch in einem wichtigen Punkte von der allgemeinen Meinung des achtzehnten Jahrhunderts ab. Da er ein großer Freund der Barbaren war, so machte er sich auch zum Vertheidiger der sozialen Gesellschaft, indem er wohl begriff, daß das Lehnswesen eine Folge und Vervollkommnung der barbarischen Institutionen und Sitten war. Wenn die deutsche Barbarei, wie Dubuat glaubte, die Quelle alles Guten war, so konnte das Lehnswesen, welches nur der rohjgere und klarere Ausdruck derselben war, kein Uebel seyn. Dies ist die Meinung, zu der sich Dubuat dem achtzehnten Jahrhundert gegenüber breit bekannte, und die er durch umfassende und eifrige Forschungen unterstützte. Das Lehnswesen einige Jahre vor 1789 vertheidigen, hieß wohl, sein Jahrhundert vor die Schranken fordern. Dubuat's echt deutsche Gelehrsamkeit war nicht weniger gegen den Gebrauch seiner Zeit, und diese sonderbare Verherrlichung der Goten, Gothen, Vandalen und Peruler als der Begründer und Schöpfer des mittelalterlichen Lehnswesens, während Voltaire das Mittelalter und Alles, was es hervorgebracht hatte, dem Abscheu und einer allgemeinen Verachtung preisgab, mußte Dubuat eine lächerliche Rolle spielen lassen. Er wurde nicht blos lächerlich, sondern sogar vergessen, und selbst Herr Ozanam erinnert sich nicht dieses ersten Lobredners der deutschen Barbarei.

Es ist wahr, und hier muß ich schützen einige Punkte anderen, in denen ich von Herrn Ozanam abweiche, es ist wahr, sage ich, daß der Letztere, meiner Meinung nach, die Barbaren und ihre Institutionen nicht genug würdigt. Er fürchtet vielleicht den entgegengesetzten Vorwurf, und er suchte sich wegen einer Vorliebe zu vertheidigen, die er nicht besitzt. Er fürchtet, für einen Teutomanen zu gelten, hat aber durchaus keine Ursache dazu. Herr Ozanam ist Christ, ist Römer, ist sogar Gallier, bevor er Deutscher ist, und von den drei großen Grundlagen der modernen Gesellschaft, dem Christenthum, der römischen Civilisation und den Barbaren, sieht er die Letzteren am wenigsten. Sollte es etwa daher kommen, daß er sie zu gut kennt, weil er sie mit Fleiß studirt hat? Allein hier kömmt es nicht darauf an, zu wissen, ob die Barbaren mehr oder weniger liebenswürdig, als die römische Literatur oder als jene frommen Bischöfe sind, die den Norden Europa's christianisirt haben; es handelt sich darum, zu wissen, wer am meisten zur Gründung der modernen Gesellschaft beigetragen hat, ob die Römer des Kaiserreichs, die Bischöfe des Sobenten und achten Jahrhunderts oder die Barbaren. Meiner Meinung nach haben die Barbaren das wichtigste Element bei der Gründung der neueren Gesellschaft gebildet, allerdings waren es die zum Christenthume bekehrten Barbarenvölker, allein sie hatten Vieles von ihren Institutionen, ihren Sitten und ihren ursprünglichen Ideen beibehalten, und waren vielmehr die Verbündeten des Christenthumes, weil zwischen den germanischen Sitten und Einrichtungen und den Gesinnungen, welche das Evangelium eingiebt, die Uebereinstimmung eine leicht herzustellende und natürliche war.

Herr Ozanam scheint an mehreren Stellen das Gegentheil beweisen zu wollen. Er läßt die Rohheit und das Ungeordnete in den barbarischen Sitten lebhaft hervortreten, ohne Zweifel, um die Nützlichkeit der christlichen Missionen und den moralischen Vortheil der Bekehrungen einleuchtender zu machen. Wir sind nicht in dem Grade Teutomanen, wie einige deutsche Pisforiker, welche Herr Ozanam mit Gerechtigkeit bekämpft, so daß wir den christlichen Missionären etwa den Vorwurf machen sollten, die kräftige und majestätische Mythologie des Nordens vernichtet zu haben. Allein muß man denn, um das Christenthum zu verschönern, das germanische Barbarenthum häßlicher, als es verdient, darstellen? Herr Ozanam sagt z. B., daß die Polygamie in den Sitten aller Germanen begründet, daß sie überhaupt das gewöhnliche Recht der nordischen Völker gewesen wäre. Ich will mich hier nicht zum Vorkämpfer ihrer moralischen Sittenreinheit aufwerfen und glaube gern, daß die Lebensschaften in einer Gesellschaft, in welcher Gewaltthätigkeit und Unregelmäßigkeit herrscht, freien Lauf haben. Indessen lobt Tacitus die Lauterkeit der deutschen Sitten, und weit entfernt, zu behaupten, daß die Polygamie in den Sitten aller Germanen begründet wäre, schreibt er ihnen das Verdienst zu, das einzige barbarische Volk zu seyn, bei welchem die Monogamie in Ehren gehalten werde. Wenn man das Buch „de moribus Germanorum" und die Geschichtschreiber des Nordens liest, sieht man leicht, daß die Frauen bei den deutschen Völkern eine unabhängigere Stellung, als bei den Römern und Griechen hatten. Die Jungfräulichkeit selbst stand dort in großem Ansehen; es gab dort jungfräuliche Priesterinnen, die man als von den Göttern inspirirt verehrte; es gab dort kriegerische Jungfrauen, welche die nordische Mythologie zu Gottheiten gemacht hat. Die Sitten dieser Barbaren waren der Strenge und Reinheit der evangelischen Moral weniger entgegen, als die Sitten der griechischen und römischen Welt. Es ist dies der Grunde Salvians, welcher sagt, „daß Gott die Welt den Barbaren überliefert hätte, damit ihre Schamhaftigkeit die Erde reinige, die ganz von den römischen Ausschweifungen beschmutzt war."

Ich muß besonders Einen Punkt hervorheben, in welchem Herr Ozanam, meiner Meinung nach, den Barbaren den gebührenden Antheil, den sie an der Gründung der neueren Gesellschaft gehabt, nicht zugestanden hat. Er hat nicht auseinandergesetzt, daß die Barbaren, indem sie das Lehnswesen schufen, die neuere Gesellschaft wirklich organisirt haben. Das Lehnswesen, mag es etwas Gutes oder Uebles seyn, war allerdings das Hauptschächtige, das aus der Invasion der Barbaren hervorging, und die Form, welche die Barbaren der modernen Gesellschaft gegeben haben. Diese Form hat länger als sechszehnhundert Jahre gedauert; es ist also, wenn man von den Barbaren spricht und wenn man den Antheil zeigen will, welchen sie an der Gründung eines neuen Sozialsystemes gehabt, unmöglich, nicht vom Lehnswesen zu sprechen.

Ich will denen, die das Lehnswesen infinitmäßig gepriesen haben, keineswegs den Gedanken an ein gesellschaftliches System zuschreiben. Sie waren weder Philosophen, noch Publizisten. Dennoch haben sie ein System geschaffen, welches seine Logik hat, ein System, welches in dem Augenblick, wo es gegründet ward, das einzig mögliche war und welches in mehreren Ländern noch immer als soziales System bestauert, als ein System endlich, welches allein fähig war, die Gesellschaft aus dem atomistischen Zustande zu dem hierarchischen, d. h. ins Leben, übergehen zu lassen. Da alle Grundtagen der früheren Gesellschaft zerrüttmert waren, so versuchte die Feudalität nicht, sie wieder herzustellen. Es wäre dies einer jener Restaurationsversuche der römischen Gesellschaft gewesen, welche die Merowinger unternommen hatten, und die ihnen möglicht waren, da, durch die sie ihre Krone verloren. Auch Karl der Große versuchte eine Wiederherstellung derselben Art, aber obgleich er Karl der Große war, so hatten seine Versuche doch keinen Erfolg. Der deutsche Geist wollte die Restauration der römischen Gesellschaft nicht dulden, obgleich man ihm sagte, daß es zu seinem Nutzen wäre.

Herr Ozanam lobt Karl den Großen für das Bemühen, in seinem „de ordine palatii" das entstehende Lehnswesen zu organisiren und zu regeln. Allein ich kenne kein historisches Monument, welches besser, als das „de ordine palatii" von Pincmar, die Ohnmacht des alten römischen administrativen Geistes gegen den feudalen oder germanischen bekundet. Herr Ozanam nennt jenes Werk „das unter den fürmischen Regierungen seiner Nachfolger vergebens erträumte Ideal." Mir scheint es eher das Gegentheil der Feudalität als das Ideal derselben zu seyn. Was ist diese Palastordnung in der That? Eine ganz künstliche und ganz administrative Hierarchie.

*) Les Germains avant le Christianisme. Par M. Ozanam.
Etudes germaniques; la Civilisation chrétienne chez les Francs. Par M. Ozanam.

**) Sein Werk über die Anfänge der Regierungen erschien 1789.

Was die feudale Hierarchie besonders charakterisirt, ist ihre Realität. Statt für die auf die Ländereien vertheilten Individuen eine künstliche und systematische Ordnung zu schaffen, nahm sie sie, wie sie sie fand, von einander isolirt, ohne gesetzliche Bande, nach Zufall oder gemäß der Macht der Umstände mehr oder minder starke Gruppen bildend, so daß die Schwachen von den Starken Schutz verlangten und ihnen dafür huldigten. Zwischen diesen verschiedenen Gruppen hat die Feudalität eine Hierarchie gebildet, indem sie die Schwächeren den Stärkeren unterordnete. Was diese Realität, welche das Prinzip der feudalen Hierarchie ist, begründete und die Dauer gab, war das Erbrecht, an welches die Lien als Lehnsgüter gebunden waren, und das den Andern als Lehen angehörig gemacht wurde, indem das Erbrecht seinen Bestätiger, seinen Rang, seine Lasten in den Feudalgesetzen hatte und sie seinem Besitzer mittheilte. Daher dieser Grundsatz der Lehnserbrechte: kein Land ohne Lehnsherrn; kein Lehnsherr ohne Oberlehnsherrn, mit Ausnahme des Königs, der Niemandes Lehnsträger ist, obgleich er der direkte Besitzer des Erbrechts sein kann; dabei ist diese Unvertrüglichkeit des Königstitels mit dem eines Lehnsträgers eine von den Rechtsgelehrten der Monarchie nach und nach ins Feudalrecht eingeführte Beschränkung; es war dies der Anfang des Verfalls des Lehnswesens. In den Zeiten, in welchen das Lehnswesen ohne Schwierigkeit vorwaltete, gab jeder Länderbesitz seinem Herrn Titel und Rang, und wenn dieser Herr auch der König war.

Ich behaupte nicht, daß das Lehnswesen ein Muster von Regierungsform sey; ich sage nur, daß das Lehnswesen eine Regierungsform und eine Hierarchie war, und daß dies eine große Wohlthat für die Gesellschaft ist. Wenn Herr Dganam die Kirche mit Recht lobt, daß sie die Gesellschaft habe organisiren und regeln wollen, warum sollten wir nicht anerkennen, daß das Lehnswesen sie wirklich organisirt und Ordnung an die Stelle der Unordnung gebracht hat? Diese Organisation ist, ich gestehe es, keine kirchliche, sie ist eine echt germanische. Die Barbaren, deren Institutionen und Sitten Herr Dganam so eifrig studirt hat, sind nur die Verwüster und Plünderer, mit denen die Geschichte sich kaum beschäftigen sollte, wenn sie nicht die Gründer der neueren Gesellschaft sind. Die Geschichte des Lehnswesens von der Geschichte der germanischen Einwanderungen trennen wollen, heißt, die Ursache nicht nach ihren Wirkungen beurtheilen. Die Barbaren lieben, ohne das Lehnswesen zu lieben oder wenigstens zu schätzen, heißt, den Vater lieben und die Kinder hassen, obgleich die Kinder dem Vater sehr ähnlich sind und sein Werk nur fortsetzen, indem sie es verbessern. Herr Dganam verläßt die Barbaren im zehnten Jahrhundert, sobald sie einmal bekehrt sind, als wenn ihr Schicksal hiermit erfüllt wäre. Aber in diesem Zeitpunkte wird ihre Bestimmung, wenn auch nicht für den Himmel, so doch für die Erde größer, weil sie, indem sie Feudalität gründen, die moderne Gesellschaft zu gründen im Begriffe sind."

Mannigfaltiges.

— Balzac und seine Philosophie des Reichthums. In einer von der „Königlichen Zeitung" gelieferten Lebensskizze Honoré Balzac's finden wir folgende interessante Notizen: „Daß Balzac in der That das Geld als den ersten Faktor unserer Gesellschaft betrachtete, dies geht aus seinem eigenen Leben unzweifelhaft hervor. Sein schöner Traum war, sehr reich zu werden, und Monte Christo's Insel mochte in Balzac's Phantasie viel eher entstanden seyn, als in jener Alexander Dumas'. Alle seine literarischen Bestrebungen, seine unzähligen, oft nahen Speculationen hatten es zum Ziele, ihm schnell die Schätze eines Rabobs zu erringen. Er dünkte sich oft als ein neuer Midas, der Alles zu Golde macht, was er berührt, und doch war er nicht selten gerade das Gegentheil. Oft war er geradezu kindisch in seinen Glücksspeculationen, und der Mann, welcher ein Menschenleben in all' seinen Motiven, Entwicklungs- und Uebergangs-Epochen bis in seine tiefsten Tiefen zu ergründen vermochte, vergaß bei seinem poetischen Luftschlössern, was ein Schulknabe nicht übersehen haben würde. So legte er in seinem Garten den Hotel-des-Zartvers angehaurte Ananasbeete an, um an dieser exotischen Frucht angeborne Summen zu gewinnen: er hatte eben nicht an die klimatischen Bedingungen gedacht, welche dem Gelingen seiner Speculation erfoderlich gewesen wären. Doch glaube man ja nicht, daß Balzac den Geiz kannte: er war vielmehr verschwenderisch in seinem Geschmacke, so wie er freigebig war für arme Leidensgenossen. Es war eine Lieblingsidee von ihm, so viel Geld zu besitzen, daß er jeden Sonntag alle Schriftsteller zu sich laden und ihnen eine große Mahl mit Gold vorsetzen könnte, und der die Dürftigen so viel nehmen dürften, als sie eben brauchten. Wenn er in seinen häufigen Glückswechsel, der ihn vom Luxus eines orientalischen Fürsten nicht selten in die Hütte eines elenden Dorfes schleuderte, in den Zitterwochen des Ueberflusses lebte, wandten sich arme Kollegen nie ohne Erfolg an seine Großmuth. Balzac's Sehnsucht nach irdischen Schätzen entsprang daher nicht allein aus materieller Genußsucht, sondern aus dem Bewußtseyn, daß in unserer Zeit das Geld die Quelle des Schönen sey könne, so wie es nur zu oft die Quelle des Lasters ist. Die „Zebrahani", „Eugenie Grandet", die Doppelgeschichte: „Les parens pauvres", „Vaubain" u. s. w. behandeln dieses Thema in seinen mannigfaltigsten Seiten. Was die George Sand in dem Egoismus der unsittlichen Polizei-Ehe und der damit zusammenhängenden Tyrannei des modernen Familienlebens suchte, das glaubte Balzac im verderblichen Einflusse der Geldwirthschaft gefunden zu haben. Leider haben Beide Recht, und die Schöpfungen durch zwei Künstler ergänzen sich blos. Nie mals sollte man aber, wie es in Deutschland häufig geschieht, die Romane George Sand's und Balzac's in eine Kategorie werfen mit den greifbaren, nur zu talentvollen Machwerken Sue's und Dumas', weil diese oft bildliche Färbung haben, wie die Meisterwerke Jener. George Sand und Balzac wurden von einer großen sittlichen Idee getragen, während Dumas und Sue sich selten blos der Plastizität und Erschlaffung der modernen Gesellschaft als Exploitation dienen. Balzac war in seinen letzten Tagen mit dem Gegenstande einer alten Lebenschaft vermählt. Die Gräfin Rzewoska lebte in Genf, als Balzac's „Recherche de l'absolu" erschien. Sie enthusiasmirte in Begeisterung für den Dichter und schrieb ihm ihre Bewunderung in einem gefühlvollen Briefe, in dem sie zugleich ein Exemplar der Nachahmung Christi als Andenken beilegte. Balzac, der an Frauenhuldigungen der verschiedensten Art von jeher gewöhnt war, wurde doch von der Innigkeit und dem tiefen Geiste überrascht, die sich in diesem Schreiben aussprachen. Er benutzte die erste Gelegenheit, um die beiderseitige Bekanntschaft persönlich fortzusetzen. Seit jener Zeit lebte er in einem vertrauten Freundschafts-Verhältnisse zu dieser Frau, und einige Monate vor seinem Tode verheirathete er sich mit der verwittweten Gräfin. Es darf indessen unerwähnt bleiben, daß Balzac, dem die Bewunderung und Huldigungen der Frauen förmlich nachstellte, in der Regel ein zurückgezogenes, einsames Leben führte. Er war in seinen Berührungen mit dem anderen Geschlechte höchst keusch, und man erstaunt über die Wahrheit, mit der er eine gewisse Frauenklasse schilderte, die er gar nicht kannte. Philarete Chasles hat demnach gar nicht Recht, wenn er leugnet, Balzac wäre ein Beobachter gewesen, seine Darstellung eines „Spenden" ist viel richtiger, man dürfte ihn hellsehend nennen. Ein ähnliches Beispiel finden wir in Balzac's Schätzling und Freunde, in dem geistreichen Romandichter Charled de Bernard, der einige Monate vor ihm starb. Dieser vollendete Maler des französischen Salonlebens betrat selbst nie einen Salon, und das, was er mit so feiner Vollendung schilderte, war ihm nicht so geringschätzen aus eigener Anschauung bekannt. Balzac hatte trotz seiner Leiden zu Ende seiner Tage den Trost, das längstgeliebte Weib pflegend an seiner Seite zu sehen. Er mußte von diesem Leben scheiden in dem Augenblick, wo sein geliebter Traum des Reichthums in Erfüllung gegangen war."

— Geffroy über die politischen und religiösen Flugschriften Milton's.*) Es ist unseres Wissens das erstemal in neuerer Zeit, daß die ernste Forschung sich der zahlreichen nicht-poetischen Produkte des Dichters von „Paradise lost" bemächtigt. In der Einleitung äußert sich der Verf. über die Veranlassung zu seiner Arbeit. „Der glänzende Ruf des Dichters Milton hat das sehr bedeutende Verdienst des Prosaikers Milton verdunkelt." Nur ehe Milton sein berühmtes Gedicht geschrieben, hat er sich ernsten Studien gewidmet, seine der großen Ideen, welche sein Zeitalter bewegten, ist ihm zum Gebieten. Der Dichter wird uns erst vollkommen verständlich, wenn wir den Menschen, den Denker, den Staatsmann kennen gelernt. Der Verf. führt uns hiernach die verschiedenen Pamphlete Milton's vor, in der Reihefolge, wie sie entstanden. Zunächst seine Schriften, worin er die religiöse Freiheit gegen die anglikanische Kirche vertheidigt; wir heben daraus die „Vertheidigung der Presbyterianischen gegen das Episkopat" hervor. Unter der folgenden Rubrik „Vertheidigung der Denkfreiheit", finden wir seine Angriffe gegen den Unterstützungsentzug und gegen die Censur. Vier Flugschriften, der „Königlichen Zeit" gewidmet, verlangen die Wiederherstellung der Ehescheidung. Nun gelangen wir zur Periode der Revolutionszeit. Milton, ohne die erbrannten Ideen der Revolutionaire zu theilen, ist dennoch einer der unermüdlichsten und wärmsten Vertheidiger der Revolution. Die Verantwortlichkeit der Könige und Obrigkeiten, seine Polemik gegen Saumaise enden den ersten Abschnitt seiner literarischen Wirksamkeit. Die angefertigten Studien, die durchwachten Nächte brachten Milton um das Licht der Augen (1652). Aber auch der blinde Philosoph führt fort, die Sache der englischen Revolution zu vertheidigen. Er verlangt die Trennung der geistlichen von der weltlichen Macht. Er eifert gegen die Bereicherungssucht der Geistlichkeit in einer Schrift, betitelt: „Betrachtungen über die beste Art und Weise, die Söldlinge aus der Kirche zu treiben." Er bekämpft die nahende Restauration und theilt dem General Monk den Plan zu einer unabhängigen, leicht durchführbaren Republik mit. Endlich ist die Restauration zum Siege gelangt, und Milton hat die Folgen seiner Thaten zu empfinden. Er zieht sich auf das religiöse Gebiet zurück. Noch in Pamphlet gegen die Rückkehr des Papismus begründet diese Lebensepoche seines Lebens, welche beschlossen wird mit dem unsterblichen Gedicht vom verlornen Paradiese. Herr Geffroy schließt seine äußerst verdienstvolle und gelehrte Arbeit mit einem Anhange, voll der interessantesten bibliothekarischen und bibliographischen Notizen. Wir finden darin: eine vollständige Bibliographie der zweifachen Schriften Milton's; eine Darstellung der englischen Universitäten im 17ten Jahrhundert; eine Uebersicht der religiösen Zustände Englands und namentlich aller religiösen Sekten im 17ten Jahrhundert; endlich das berühmte Verzeichniß der Lobesmundzwanzig Propositionen aus den Schriften Milton's, Baxter's, Knox's u. A., welche im Jahre 1683 von der Universität zu Oxford mit den Strafen des Interdikts und der Verbrennung belegt wurden.

C. E.

*) Etude sur les pamphlets politiques et religieux de Milton, par A. Geffroy, docteur ès-lettres, professeur d'histoire au Lycée Louis-le-Grand. Paris.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 20 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumeration werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brüder u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Carl Heller, Breitestraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 142. Berlin, Dienstag den 26. November 1850.

England.

Das Kameel. *)

Es gehört eben keine große Beobachtungsgabe dazu, um an dem Kameele eine den Gebirgsvölkern des Menschen genau angepaßte Organisation wahrzunehmen. Auch nicht einen Theil seines Körpers, von dem Knochengerüste an bis auf die Borste, die seine Haut bedeckt, könnte man verändern, ohne die Harmonie seines bewundernswürdigen Baues zu zerstören, und es würde übertrieben seyn, wenn man glaubte, diesen durch Zucht noch vervollkommnen zu können. Die Lebensart und die Bestimmung des Kameels erfordern gerade die scheinbar unförmlichen Zusammensetzung seiner einzelnen Körpertheile; seine Höcker und seine Schwielen werden wirkliche Schönheiten, wenn man ihre Beziehung zu den Bedürfnissen des Thieres und den Diensten, die es den Menschen leistet, näher ins Auge faßt.

Es entsteht hier zuvörderst die Frage, ob der Höcker und die Schwielen des Kameels ursprünglich von der Natur hervorgebracht worden, oder ob sie sich erst in Folge des Drucks entwickelt haben, den die Lasten, welche zu tragen dieses Geschlecht seit Jahrtausenden bestimmt gewesen ist, ausübten. Das Kameel hat seine Schwielen, nicht mehr und nicht weniger, und diese dienen ihm als Stützpunkte, wenn es sich niederlegt oder aufsteht. Man hat sie an dem neugeborenen Thiere beobachtet; kein Menschenkind ist mit Hühneraugen oder anderen Hautverhärtungen an den Füßen zur Welt gekommen, so eng auch die Fußbekleidung seiner Aeltern gewesen seyn mag; wenigstens hat man bis heute noch nicht dergleichen Fälle erwähnen hören. Daraus folgt nun keineswegs, daß nicht mit der Länge der Zeit die Werkzeichen der Knechtschaft an dem Kameele hätten entwickelt werden können. Dr. Walter Adam, welcher über die Osteologie des baktrischen Kameels ein Werk geschrieben hat, erklärt, daß die Mißverhältnisse des von ihm untersuchten Thieres durch das fortwährende Tragen von großen Lasten verändert worden wären. Es ist bekannt, wie in Folge einer gewissen Lebensweise die Hörner der Rinder und Schafe alle erdenkliche Formen annehmen oder sogar völlig verschwinden können. Die Liebhaber physiologischer Merkwürdigkeiten kennen die Mittel, Vogelarten ohne Steißbein und Katzen ohne Schwanz hervorzubringen. Es giebt eine Art Hähner, deren Hähne einen sonderbaren Anblick dadurch gewähren, daß ihnen die großen Schwanzfedern fehlen; man nennt diese Hähne, weil sie ihren Weibchen ähnlich sehen, „Hahnhähner". Eine große Sorgfalt und Gewalt mußte angewendet werden, um jene Abnormität zu einer solchen zu machen, die sich nun dauernd erhält. Die Abweichungen in der äußeren Form influiren jedoch nicht auf die Gestaltung der inneren Organe, diese bleiben dieselben.

Mögen wir nun die seltsame Gestalt oder den inneren Bau des Kameels untersuchen, so werden wir bald die Ueberzeugung erlangen, daß Alles an ihm seiner Lebensart angemessen ist. Seine Schwielen machen eine Berührung der Haut an denjenigen Stellen seines Körpers, auf welche es sich stützt, in dem heißen und scharfen Sande der Wüste unmöglich. Seine oberen Schneidezähne, welche mit starken Meißeln zu vergleichen sind, eignen sich vollkommen, um die zähen Pflanzen und harten Zweige, die hier und da in den Wüsten wachsen, zu zerschneiden. Seine Nasenlöcher sind so eingerichtet, daß es dieselben gänzlich schließen kann, um den zerstörenden Winden und den Sandwirbeln Trotz zu bieten. „Das Schiff der Wüste", wie man das Kameel häufig nennt, scheint auf den elastischen Polstern seiner breiten Füße mehr zu schweben, als zu gehen. Es bewegt sich mit Windeshschnelle vorwärts, ohne mehr Geräusch zu machen, als ein Nachen, der ein ruhiges Gewässer durchfurcht.

„Was mich immer als ein sonderlicher und geheimnißvoller Umstand in Verwunderung gesetzt hat", sagt Bert Macfarlane, „ist der leise Gang des Kameels: diese Geräuschlosigkeit rührt von der schwammichten Natur seiner Füße her. Mag der Erdboden seyn, wie er wolle, Sand, Felsen, Rasen oder Steinplatten, man hört keinen Schritt, man sieht ein ungeheures Thier ruhig näher kommen, wie eine in der Luft hängende Wolke und, wenn es keine Glocke am Halse trägt, so leise, daß unser Ohr, so fein es auch immer seyn mag, nichts von seiner Gegenwart vernimmt."

Riley beschreibt den leisen Gang eines Kameelherde eben so; er ist auch der Meinung, daß dieses Phänomen von der Bildung der Fußsohlen herrühre, die so sanft wie ein Schwamm oder ein Stück Leder sind.

Der Bau seines Magens erlaubt dem Kameele, die größten vegetabilischen Stoffe zu verdauen, und es giebt den Pflanzen, die ein Pferd nicht anrühren würde, den Vorzug vor angenehmeren Kräutern. Es ist mit Wenigem zufrieden; wenn seine grobe Nahrung sich auf eine unzureichende Portion beschränkt, so kömmt ihm das Fett seines Höckers zu Hülfe und erhält es bei Kräften bis zu dem Augenblick, wo es irgend eine Oase mit saftlichtem Gestrüpp erreicht, das es sich dann wohlschmecken läßt. Fließt ein Bach in der Nähe, so füllt es seinen Magen mit Wasser, und darauf setzt es seinen Weg munter und wohlgemuth fort.

Ohne in das Gebiet des Anatomen eingreifen oder die Gebrauch des Lesers ermüden zu wollen, glauben wir, noch einige Details über die Veränderungen, welche die schwere Arbeit an den verschiedenen, selbst härtesten Theilen des Thieres hervorbringt, geben zu müssen. Dr. Adam fand, daß durch den Druck der Lasten, womit man das von ihm genau untersuchte Thier unaufhörlich beladen hatte, die Form der Rückenwirbel ansehnlich verändert worden war. Ihre natürliche Breite schien nicht größer seyn zu müssen als die der Nasenlöcher; aber die Arbeit hatte diese Verhältnisse so verändert, daß man an einen Knochenauswuchs glauben mußte. Die Entwicklung war immer in symmetrischer Weise sich gegangen. Sie hatte wirklich da, wo der fünfte und sechste Rückenwirbel sich vereinigen und wo die Lasten den meisten Druck ausübten, ihr Maximum erreicht. Die Spitze des Höckers korrespondirte mit dem sechsten Wirbel. Das Rückgrat hatte sich also hier verdickt.

Das ausgewachsene Kameel ist im Stande, eine Last von 6—800, ja, nach Sonnini, selbst von 1000 Pfd. zu tragen. Die Schnelligkeit des zum Reiten dienenden Dromedars, el heiriu oder, wie man es gewöhnlich nennt, maherry, kann mit der eines feurigen Rennpferdes verglichen werden, aber sie ist unbeständiger. Wenn man einem dieser Kameele begegnet und an den Reiter den üblichen Gruß, „Salem Aleik", richtet, so ist es, ob man den frommen Gegengruß, „Aleik Salem", hört, schon sehr weit von uns entfernt, ja, beinahe aus unseren Augen verschwunden, denn es schießt wie ein Pfeil an uns vorüber. Das Sabayi, welches in dem Rufe steht, die schnellste Art zu reyn, durchläuft in fünf Tagen 210 Meilen, während die Karawanen denselben Weg in fünfundzwanzig Tagen zurücklegen. Sieben oder acht Meilen stündlich ist für dieses Thier nur ein gewöhnlicher Lauf, und es hält derselben neun oder zehn Stunden hinter einander aus.

„Man erziehe das Kind in der Lebensweise, die es später führen soll." Diesem Prinzipe gemäß verfahren die Kameelzüchter in einigen Theilen Afrika's, und namentlich am Senegal; sie binden dem jungen Kameele die Füße unter dem Bauche fest, legen ihm eine Decke auf den Rücken, in deren vier Zipfel schwere Steine eingebunden waren, und vergrößerten allmälig die Last. Auf diese Weise gewöhnten die Mauren das Thier an eine Arbeit, die es während seines ganzen Lebens, dessen Dauer gewöhnlich nicht zwanzig Jahre überschreigt, verrichten sollte.

Die Europäer beginnen die Erziehung des Kameels nicht eher, als bis es vier Jahre alt ist. Sie bengen alsdann eines seiner Vorderbeine, das sie mit einem Strick fest zusammenbinden, darauf ziehen sie den Strick an, und der Zögling fällt auf das gebeugte Knie nieder. Jedoch nicht alle Thiere sind gleich gelehrig. Wenn ein junges Kameel jenem ersteren Mittel Widerstand leistet, so bindet man ihm beide Vorderfüße; dadurch wird es gezwungen, sich auf seine Knies und auf die Schwiele seiner Brust niederzuducken. Ein Zuruf und leichte Peitschenhiebe begleiten diese Uebung. Nach und nach gewöhnt sich das Thier und fällt auf den bekannten Ruf seines Herrn auf die Knie. Ist das Kameel nun auf diese Weise gehorsam geworden, so legt man ihm einen Saumsattel auf; auch hieran gewöhnt es sich bald. Nun erst fängt man an, seinen Rücken mit Lasten zu beschweren, die allmälig vermehrt werden. So ist die Methode, welche in Pisa angewendet wird; dies ist der einzige Ort in Europa, wo man das Kameel zieht, obwohl die Mauren es ehemals in Spanien eingeführt hatten. Die dürren, fast aller Vegetation beraubten Ebenen von Sanrossore schienen sich für den Versuch einer Uebersiedlung ganz besonders zu eignen. Der Versuch hat zwar Erfolg gehabt, aber das Geschlecht schrint kleiner zu werden. Die Jungen können von ihrer Mutter nur dann gesäugt werden, wenn man sie unterstützt. Wenn im Naturzustande die Jungen einer gleichen Sorgfalt bedürften, so würde die Gattung bald aufhören zu existiren. Es ist wahr, man hat das Kameel noch nie im Naturzustande gesehen; die ältesten Schriften erwähnen seiner als ein Hausthier, und obwohl Perr Desmonlins behauptet, daß es zu Anfang des 2ten Jahrhunderts noch in den arabischen Ebenen wild umhergelaufen sey, obwohl die Eingebornen Central-Afrika's erklärern, daß es in gewissen Gebirgen, wohin noch kein Europäer vorgedrungen, bis auf den heutigen Tag seine ursprüngliche Unabhängigkeit behpe, so erscheinen uns doch solche Behauptungen keineswegs bewiesend. Wenn man sie als wahr annimmt, so müßte man noch darthun, daß diese Thiere nicht von Hausflamelen, die ihren Herren abhanden gekommen sind, herrührten.

*) Bei Fraser's Magazine.

Digitized by Google

„Was die Kameele betrifft", sagt uns Plinius, „so sondern sie die Völker des Orients nicht von dem großen Vieh ab, um sie auf die Weide zu führen. Man unterscheidet zwei Arten: das baktrische und das arabische Kameel; ersteres hat zwei, letzteres nur einen Höcker auf dem Rücken. Beide Arten haben im Oberkiefer feine Zähne, wie die Ochsen und Kühe. In ihrem Heimatslande versehen sie alle Verrichtungen der Lastthiere; man wendet sie auch in Kriegszeiten an und demannt sie mit Soldaten. Sie laufen mit derselben Schnelligkeit, wie das Pferd, haben richtige Verhältnisse und überschreiten eine gewisse Größe nicht. Wenn sie reifen, so bringt man sie auch nicht einen Schritt weiter, als ihr gewöhnlicher Weg ist; eben so weigern sie sich auch, mehr als ihre gewohnte Last zu tragen. Die Pferde flehen ihnen einen natürlichen Widerwillen ein. Sie können vier Tage hinter einander aushalten, ohne zu trinken; wenn sie dann eine Quelle finden, so löschen sie nicht allein ihren gegenwärtigen Durst, sondern sie saufen sich Vorrath für die Zukunft. Sie haben das Eigenthümliche, daß sie, bevor sie ihren Durst löschen, mit ihren Füßen Sand und Schlamm aufrühren, um dadurch das Wasser trübe zu machen. Sie leben in der Regel ein halbes Jahrhundert; mehrere werden selbst hundert Jahre alt. Sie werden zuweilen von einer Art Tollheit befallen. Man hat eine Art erfunden, sowohl die Männchen, als die Weibchen unfruchtbar zu machen, besonders letztere werden durch diese Operation stärker und muthvoller."

Diese Stelle enthält einen offenbaren Irrthum. Plinius hatte gewiß niemals einem Kameele in den Mund hineingesehen, sonst würde er zwei gut geschärfte Schneidezähne in den Oberkiefer gesehen haben, die mit den sechs unteren zwei furchtbare Schneiden bilden. Er schreibt ihm außerdem eine doppelte Edenreihe zu, als die ist, welche die Rennen gelernt haben. Seine Abneigung gegen das Pferd, die bei den alten Schriftstellern Gegenstand häufiger Anspielungen gewesen ist, hat ihren Grund nicht verloren; sie ist bei beiden Racen gegenseitig, und weder Erziehung, noch Gewohnheit hat sie schwächen können.

Unges equallum cygnus, congrum morsena, camelos
Odii oppanm.

Nach dem Rathe des Nebers Harpagus machte sich Cyrus diese unüberwindliche Abneigung zunutze, um die Armee des Krösus zu vernichten. Er nahm alle Kameele, die seinen Truppen folgten und die Bagage trugen, zusammen, ließ ihnen die Lasten abnehmen und an deren Stelle Soldaten setzen: sie führten die Avantgarde; hinter ihnen marschirten die Infanteristen, und dann kam die Kavallerie. Der Zweck war den grausamen Befehl, keinen Pardon zu gewähren und nur den König zu schonen, wie auch immer sein Widerstand sein möchte. „Er ordnete seine Armee", sagt Herodot, „deshalb so, weil das Pferd sich vor dem Kameele fürchtet und dasselbe weder sehen, noch riechen kann. Der Anzug trefflichster den besiegten Kriegsplan: kaum hatten die Pferde der Lydier die Kameele gesehen, als sie sich umwandten und auf ihrer Flucht die Armee des Krösus über den Haufen warfen." Noch setzt ist man zu Pisa gezwungen, um Ausfällen vorzubeugen, die Pferde mit dem seltsamen Anblick des afrikanischen Thieres vertraut zu machen. Wenn man diese Vorsicht nicht von ihrer Jugend auf gebraucht, so erregt die Annäherung des unförmlichen Geschöpfes in ihnen heftigen und plötzlichen Schrecken.

Die Tollheit, wovon Plinius spricht, ist ohne Zweifel nichts Anderes, als die heftige Aufregung, welche zur Brunstzeit bei dem männlichen Kameele eintritt. Die Liebe ist oft die Ursache, aus welcher die Menschen eben so lächerliche Dinge begehen, wie der Ritter Don Quixote; wenn sie aber das Kameel durchzählt, so macht sie aus diesem liebenswürdigsten Thiere eine wahre Furie.

Diese Art der Trunkenheit des Kameels stellen die Türken öffentlich zur Schau. Zwei Nebenbuhler werden an einem passenden Orte zusammengebracht: sie stürzen auf einander los, und nun beginnt ein sonderbarer Kampf. Man hat den Thieren Maulkörbe angelegt, damit sie sich nicht tödtlich verletzen können. Sie wühren sich, erheben sich auf ihren Hinterfüßen, umklammern sich mit ihren Vorderbeinen, schlingen ihre Hälse in einander und versuchen sich gegenseitig niederzuwerfen. Durch diesen Anblick wird der Türke aus seiner gewohnten Apathie herausgerissen. Er klatscht in die Hände, ruft den Namen des Kämpfers, für welchen er Partei ergreift, und geberdet sich gerade so, wie ehemals der Engländer bei den blutigen Doggen- und Stierkämpfen.

Herr Macfarlane hat einen Kameelkampf bei Gelegenheit einer türkischen Hochzeit in einem Dorfe nahe bei Smyrna und einen anderen auf einem Feste zu Magnesia. Am ersteren Orte war er Zeuge eines sehr ernsthaften Kampfes. Die Thiere zerrissen die Stricke, an welchen sie geführt wurden; sie fuhren wüthend auf einander los, zerbissen sich fürchterlich, und obwohl sie sonst sehr folgsam waren, so hatten ihre Herren doch die größte Mühe, sie aus einander zu bringen.

Das Kameelfleisch ist den Arabern eine eben so leckere Speise, wie den Lappländern die Milch und das Fleisch der Rennthiere. Und da es oft nur einen Schritt von den Freuden der Tafel bis zu den Verordnungen des Arztes giebt, so wollen wir sehen, was die alte Arzneikunde von dem Kameele entnimmt. Dem Plinius zufolge bildet das getrocknete und mit Essig angefeuchtete Gehirn ein ausgezeichnetes Spezifikum gegen die Epilepsie oder die fallende Sucht; seine mit Honig vermischte Leber hebt ebenfalls die genannte fürchterliche Krankheit und heilt zugleich die Bräune. Ein getrocknetes Kameelschwanz soll die hartnäckigsten Verstopfungen heilen; seine zu Asche verbrannten und mit Oel vermischten Haare hatten den Ruf, daß sie die Haare der Menschen krauselten. Allein Anschetne nach war diese Sache ein Haarverschönerungsmittel des Antonius; auch soll sie, sowohl äußerlich als innerlich angewendet, Hautkrankheiten gehellt haben. Es ist wahrscheinlich, daß Cäsar dieses Mittel versuchte. Das Schwanzhaar, zu einer Schnur gedreht und um den linken Arm gewunden, soll vom Wechselfieber befreit haben.

Wie ein Schäfer ein jedes Thier seiner Heerde genau kennt, eben so auch die derbsten alten Kameelhirten; sie sprechen von den Besitzen ihrer Thiere, wie ein Jockey von den Eigenschaften eines Lieblingspferdes. Ein Beduine unterscheidet die Spuren, welche die Füße seiner Kameele im Sande zurücklassen, von allen anderen; er sucht es danach, wenn es sich verirrt hat. Wenige Dinge sind so regelmäßig, als der Zug einer Karawane; das Kameel bewegt sich wie das Räderwerk einer Uhr. An der Spitze eines langen Zuges leichter Thiere geht immer ein kleiner Esel, der eine Glocke am Halse trägt und an welchem der Führer bisweilen reitet. Jedes Dromedar ist mit einer Glocke versehen, die vorn am Sammetsatel vor an der Last befestigt ist und einen Laufer und angenehmen Klang hat. Wenn man ihnen das Glöckchen wegnimmt, oder wenn es zufällig verloren geht, so bleiben sie augenblicklich stehen, wie die tyrischen Maulthiere, und sind nicht von der Stelle zu bringen. Den Schritt des Kameels ist, wie gesagt, so regelmäßig, wie die Bewegung einer Maschine, man kann sogar bis auf einige Fuß die Entfernung berechnen, welche es in einer gegebenen Zeit auf einer Ebene durchlaufen soll. Herr Macfarlane hat mit der Uhr in der Hand den Gang seines Thieres berechnet; von Sonnenaufgang bis zum Ende des Tages gleich: drei Meilen die Stunde. Das Resultat ist in der That das Symbol der Ordnung und Regelmäßigkeit. Niemals sah man langen Zuge einer Karawane befindet, so hat es seinen Lieblingsplatz, wo dem man es nicht vorwärtsen darf, wenn der Zug ungehindert fortgehen soll. Es hat eine besondere Zuneigung zu seinem Nachbar, mit dem es vor ihm geht, und wird unleidlam und weigert sich, von der Stelle zu rücken, sobald man diesen anderswohin bringt.

Die Aegypter indessen lassen ihre Kameele nicht hinter, sondern neben einander treten. Man begegnet zwischen Bagdad und Aleppo mitunter dem Namen, die in einer Linie von einer Dreitiefe Ausdehnung dahin ziehen.

Alle Schriftsteller erwähnen verschiedener Mittel, die man bei dem junger Kameele angewendet hat, um seinen Gehrte regelmäßig zu machen, unter anderen besonders die Musik. Die Stellung seines Lenkers, die von englischen Dichtern so häufig gepriesen wird, rührt von der Bildung des Halses, von dem Halswirbeln her, der, außer seiner Verbindung mit den Brustknochen beinen, die untere Kinnlade festhält. Arabische Improvisatoren, mit den reichen Einbildungskraft, versehen in ihren glühenden Beinamen die harmonischen Bewegungen einer Braut häufig mit dem Gange eines Kameelhengstes.

Wenn das Kameel einen Fluß hat durchschreiten müssen, so weiß es sich kaum, es verhält und bisweilen in einem Zustande der Trunkenheit, eben die nimmt genossen zu haben. „Wesseren unfeine Kameele", sagt Ibn. Batuta, „sind heute betrunken. Ihr schweres Auge hat weder Antwort, noch Schlaf; sie taumelt beim Gehen und fallen bisweilen hin, wie in den innere Menschen." Dies kömmt nach der Meinung des Herrn Ordonyhaus auf folgende Weise: Es kurz nachdem sie Wasser getrunken, Dattels gegessen haben, so wird ihnen Zuckergehalts im Magen zu gähren anfangen.

Dieser wunderbare Magen besteht aus einer Reihe von Zellen, in denen Thiere möglich machen, Hunger und Durst lange Zeit zu ertragen. Nun hat die Erfahrung von Organen, die dazu bestimmt sind, einen Saftmangel aufzunehmen, in Zweifel gezogen. Die Meinungen waren bereits getheilt, Sir Everard Home und John Hunter, schienen den Zweifeln an Autorität zu geben, demnach kann hierdurch eine allgemein bekannte Thatsache nicht beseitigt werden. Dr. Russell bestätigt es in seiner Geschichte von Aleppo, daß die Reisenden in der äußersten Noth den Magen des Kameels öffnen und mit der darin enthaltenen Flüssigkeit ihren brennenden Durst löschen. Er gesteht zwar, daß er nie an einer Karawane Theil genommen habe, die einer solchen traurigen Nothwendigkeit gezwungen worden wäre, aber er erklärt auch zu gleicher Zeit, daß er keinen Grund habe, den glaubwürdigen Berichten und besonders den Mittheilungen der Araber über diesen Gegenstand zu widersprechen. Er citirt auch eine Stelle des Geschichtschreibers Bohadin, welcher, bei der Erzählung von der Expedition Mohammed's gegen die Griechen berichtet, daß die Soldaten genöthigt waren, die Kameele zu tödten, um ihren Durst mit dem Wasser zu löschen, das in dem Magen dieser Thiere gefunden wurde.

(Schluß folgt.)

Der Tower in London und seine Gefangenen.

(Schluß.)

Zwischen dem blutigen Thurm und dem Glockenthurm steht ein altes, niedriges Gebäude, die jetzige Wohnung des „Lieutenants" oder Kommandanten, ein alter Berathungssaal und die Staatsgefängnisse werden jetzt als Zeughaus gebraucht. Der letzte Gefangene dieses Ortes war Sir Francis Burdett, der am 6. April 1810 wegen eines Artikels in dem Wochenblatt Cobbett's verhaftet wurde. In dem sogenannten Berathungssaal, jetzt ein Schlafzimmer, wurden Guy Fawkes und die anderen Theilnehmer der Pulververschwörung vor den Ministern verhört. An der Mauer erblickt man, in farbigen Marmor eingelegt, auf fünf Metallplatten die Geschichte des Komplotts, die Stelle der Untersuchungsrichter und die Namen der Angeklagten. Auf dem Marmor des Kamins befindet sich die steinerne Büste des Königs Jakob, an den Wänden sind Bilder seiner Feinde in Erzolo gemalt. Man möchte sich fast in ein Gemach des spanischen Inquisitionspalastes versetzt glauben.

Aus der Wohnung des Lieutenants gelangt man zum Glockenthurm, den Kerker des Bischofs Fisher und der Prinzessin Elisabeth. Eine vor Jahren neu aufgefundene Inschrift lieferte den Beweis, daß die letztere von Januar bis 1565 an diesem Orte wegen der Haft ihrer Schwester Prinzeß Maria auf der Königin von Schottland gefangen gehalten wurde. Der Glockenthurm hängt mit dem Thurm von Brauchamp durch einen Gang in Verbindung, der zur

Gefangenen zur Promenade diente und dessen Mauern mit Inschriften, den Testamenten jener Unglücklichen, bedeckt sind.

Der Thurm von Beauchamp, vielleicht das traurigste Denkmal Englands, erhebt sich auf der Westseite des Gebäudes und besteht aus drei Stockwerken; die Zimmer darin sind achteckig, die Fenster von beiden Seiten mit Gitterstangen versehen. Das Erdgeschoß, das früher ein Kerker war, diente jetzt zur Küche, den Mauern fehlt es nicht an Inschriften, die jedoch durch das öftere Anstreichen fast unleserlich geworden sind. Eine enge Wendeltreppe, von abgenutzten Steinen, mit Namen, Daten und frommen Sprüchen bedeckt, führt nach dem Hauptgemach, welches ebenfalls achteckig und mit ähnlichen Grabschriften auf den Mauern versehen ist. Der am höchsten gelegene Raum des Thurms von Beauchamp, das alte Gefängniß von Edmund Pole, ist heutzutage fast eben so, wie es unter den Tudors war, nämlich ein großes, kahles und trostloses Gemach. Die Thüren und der Fußboden stammen wahrscheinlich aus den Zeiten der Einrichtung des Gebäudes: ihre Dicke und ihre rohe Arbeit würden dem Hause Cedric's des Sachsen*) Ehre machen. Ein einziges, nach dem inneren Hofe hinausgehendes und mit enormen Gitterstangen versehenes Fenster erhellte sonst diesen traurigen Aufenthaltsort; man hat in neuerer Zeit ein zweites angelegt, welches das Ansehen des Gemachs um etwas verbessert. Die Stärke der Thüren und der Mauern lassen annehmen, daß dieses Gefängniß für die Elite der Gefangenen bestimmt war; diese Vermuthung bestätigt sich durch die vor kurzem gemachte Entdeckung eines geheimen Ganges in dem Mauerwerk, eines vollständigen Schlupfwinkels für Spione, von wo aus gewissenlose Schergen die Unterhaltungen und Selbstgespräche der Gefangenen belauschten, welche sicher glaubten, daß Gott allein sie hören könne. Die jetzigen Bewohner des Thurms nennen diesen Gang die Flüstergallerie.

Den Traditionen nach wäre dieses Zimmer von Anna Boleyn und später von Sir Walter Raleigh bewohnt gewesen. Die Entdeckung des erwähnten geheimen Ganges spricht hierfür, indem die Originalberichte des Lieutenants vom Tower, Sir William Kingston, an den Lord-Secretair Cromwell, worin die Worte, die Blicke, man möchte sagen, sind die Gedanken der Königin Zag für Tag beschrieben sind, die Ueberzeugung geben, daß der Hof kein Mittel scheute, seine Opfer zu verderben. Den von dem Historiker Bapley geäußerten Zweifel, daß dieses gar zu elende Gefängniß der Anna Boleyn zur Wohnung gedient haben könne, widerlegt die in dem nahegelegenen Zimmer aufgefundene, oberwähnte Inschrift, welche feststellt, daß eine Tochter aus königlichem Stamme, die Frau des schottischen Regenten, die Mutter König Darnley's, in einer noch engeren und elenderen Zelle schmachtete, als die, welche Anna Boleyn in dem Thurm von Beauchamp bewohnt haben soll.

Die Einrichtung dieses Thurms stimmt mit Allem überein, was uns die Memoiren und Biographien Raleigh's erzählen, dieses Dichters, Soldaten, Staatsmanns, Gelehrten, Pflügers, der zugleich der Stolz und die Zierde des Hofes der Königin Elisabeth war. „An dem Tage, als der Hof die Execution Cobham's, Markham's und Grey's ansehen ließ", — berichtet Sir Dudley Carleton, sein Zeitgenosse — „weilte Raleigh an den Eisenstangen seines nach dem Richtplatze führenden Fensters; er sehnte sich danach, die Verurtheilten mit ihren Köpfen auf den Schultern zurückkehren zu sehen, und er hatte Grund, sich darüber zu beunruhigen: der erste Name, der auf der Liste des Henkers folgte, war der seinige. Auch für ihn fand der Aufschub statt."

Raleigh gilt zwar nicht für ein Muster von Vollkommenheit, jedoch haben seine guten Eigenschaften uns seine Fehler vergessen lassen. Er gehört nicht zu den Höflingen jenes Zeitalters, für welche die Erinnerung seine Sympathieen erweckt. Die Geschichte der Verfolgungen, welche er unter König Jakob erduldete, bildet eine Kette von Nichtswürdigkeiten; sein Verbrechen, für Alle unverzeihlich, da jedem aufgehenden Sterne huldigen, war seine Treue gegen eine Herrscherin, welche er geliebt hatte, und die sich selbst ehrte, indem sie ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte, war die Eifersucht von dem Andenken einer Königin, deren frühere Anbeter von ihr mit Achseln sprechen, ihre Lebensreize beschimpften und sich niederwarfen vor dem Sohne ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin. Niemals hatte man eine leichtfertigere und unbegründetere Anklage geschen. Der jüngere Cecil suchte die Mitschuld Raleigh's an der geheimnißvollen Verschwörung Cobham's, welche bis jetzt noch nicht aufgeklärt ist, festzustellen. Zwei Tage nach der Verurtheilung der Verschwörer (die Pest verheerte damals London) begann der Prozeß Raleigh's in Westminster. Im gravirendsten für ihn waren die ihm zugeschriebenen Worte: „Nichts wird in England gut gehen, so lange das Land nicht von dem König und seiner Brut befreit ist." Wäre die Aeußerung wahr gewesen, und der Angeklagte erklärte sie für falsch, so konnte man wohl einen Mangel an Eifersucht, doch nicht das Verbrechen des Hochverrathe darin finden. Der Advokat der Krone, Sir Edward Coke, überhäufte den Angeklagten in seinem Requisitorium mit den gehässigsten und schimpflichsten Beinamen, denen Raleigh nur das Stillschweigen der Verachtung entgegensetzte.

Trotz der Bescheinigung Cobham's, daß Raleigh nichts von dem Komplott gewußt habe, erließ der Gerichtshof ein Todesurtheil gegen den Angeklagten. Niemand wollte an die Auffindung desselben glauben, selbst die Verdammung seiner Pairs schien unmöglich. Dennoch blieb er fast dreizehn Jahre im Tower, seine edle Gattin theilte seine Gefangenschaft. Er setzte seine Verbindungen mit der Welt fort, er unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit dem jungen Prinz Heinrich, den er zärtlich liebte; er sah die gelehrtesten und berühmtesten Männer seiner Zeit bei sich im Gefängniß, seine Feder war stets sein größter Trost. In dem Londoner Tower überdachte und begann er jene Riesenarbeit, „die Geschichte der Welt", ein Werk, welches voller Beredtsamkeit und Gedanken ist, dessen Vorrede zu den schönsten Denkmälern der englischen Sprache gehört. Es giebt nichts Wahreres und Rührenderes, als die Darstellung seiner Empfindungen in Hinsicht der bevorstehenden Auflösung seines Daseins: „Der Erfolg", sagt er, „wird für mich das seyn, was für den Seemann nach dem Schiffbruch die schöne Sonne ist; ich habe nichts Anderes zu hoffen. Ein Unfall kann mich nicht vernichten, der Sturm ist nicht zu fürchten, wenn der Hafen gewonnen ist." Welche Tiefe und welcher Adel liegt in jener Bemerkung: „die Könige leben in der Welt und nicht über ihr." Und in der That, wie viele Flüche folgen den Herrschern, welche das Blut ihrer Väter vergießen! welche Furien heften sich an die Schritte der großen politischen Verbrecher!

Die spätere Geschichte Raleigh's ist bekannt. Als er endlich den Tower verließ, wurde er Admiral, trat seine Entdeckungsreise nach dem Amazonenstrom an und jährigte die Spanier für ihren Uebermuth; Gondomar verwickelte ihn dann in seine Intriguen, und ein nichtswürdiger und grausamer Souverain ließ diesen großen Mann ohne Urtheil, ohne Vorwand hinrichten, indem er ein seit langer Zeit vergessenes Todesurtheil, das dem armen Opfer schon zwölf Jahre Gefangenschaft verursacht hatte, aus dem Staube der Kanzlei hervorsuchte; der Held, der Philosoph und Dichter endete als Märtyrer auf dem Blutgerüst.

*) In Walter Scotts „Ivanhoe".

Frankreich.

Ueber den Arbeitslohn der französischen Landleute.*)

Die ländliche Bevölkerung bildet drei Viertel der Nation, und es ist daher gewiß eine der wichtigsten Fragen in der National-Oekonomie, ob sich das Loos jener von Tag zu Tag verschlechtere oder verbessere. Man hat viel über den zunehmenden Wohlstand in Frankreich geschrieben, dabei sich aber mehr in Raisonnements verloren und wenig auf Zahlen Rücksicht genommen. Wir wollen hier das Entgegengesetzte thun. Nach unseren besten Statistiken stellt sich das Verhältniß der Bodenkultur in Frankreich auf folgende Weise heraus:

	Hektaren.**)	Meilen.	Aren.	
Getraide . . . . . auf	13,900,263 .	7007 . .	mithin 41 auf	1 Einw.
Wein . . . . . „	1,972,340 . .	998 . .	„ 6 „	1 „
Verschiedene andere Arten „	3,442,139 . .	1720 . .	„ 10 „	1 „
Künstliche Wiesen . . . . „	1,376,547 . .	820 . .	„ 5 „	1 „
Baumschulen . . . . . „	766,578 . .	389 . .	„ — „	1 „
	21,657,867	10,964	62	

Rechnete man hierzu die Brachfelder, so würden es 28,421,000 Hektaren oder 14,186 □Meilen, mithin mehr als die Hälfte des gesammten Flächeninhalts; dabei sind die Weideplätze, die Wälder und die anderen Grundstücke nicht berechnet.

Da nun die auf Bebauung des Landes verwandten Arbeitskräfte mit der Anzahl der Arbeiter in einem natürlichen Verhältniß stehen, so muß man, um jene zu schätzen, die ländliche Bevölkerung in Frankreich kennen: dies ist indessen nur annäherungsweise möglich, da die allgemeinen Volkszählungen nicht die Beschäftigung des Einzelnen angeben. Man rechnet:

8 Mill. Einwohner in den Städten, also		22 auf 100.
1 Mill. „ auf dem Lande, die nicht Ackerbau treiben, also		3 auf 100.
27 Mill. ackerbauende Landleute, also		75 auf 100.
36 Mill. Einwohner.		100.

Rechnet man nun 4½ Person auf eine Familie, so kann man annehmen, daß sich sechs Millionen Familien in Frankreich mit Ackerbau beschäftigen. Scheiden wir nach Alter und Geschlecht, so erhalten wir etwa folgende Zahlen: sechs Millionen Männer, sechs Millionen Frauen, sechs Millionen erwachsene Kinder, also achtzehn Millionen thätige Arbeiter. Ueberdies sechs Millionen Kinder in der frühesten Jugend, drei Millionen Säuglinge. So würden sich ungefähr die 27 Millionen der ländlichen Bevölkerung vertheilen: 18 Millionen aber bearbeiten mehr als 21½ Millionen Hektaren Landes, so daß etwa 120 Aren auf das Individuum kommen, nämlich 84 Aren mit Getraide, 36 mit Wein und anderen Arten bebauten Feldes.

Die Berwerthung der ländlichen Production wird uns nun aus der oben angegebenen statistischen Notizen wichtige Resultate ziehen lassen.

Unser bebautes Land bringt jährlich im Durchschnitt mehr als fünf Milliarden Fr.: 3,132,683,000 Fr., also faß 240 Fr. auf die Hektare. Die Kosten für die Bebauung, den Werth der Saaten nicht eingerechnet, belaufen sich auf 1,016,261,000 Fr., also 140 Fr. werden für jede Hektare an die Arbeiter bezahlt oder von diesen auf ihren eigenen Grundstücken gewonnen. Repartirt man nun die Summe von drei Milliarden auf sechs Millionen ackerbauende Familien, so erhält man einen Gewinn von 500 Fr. jährlich, also 1 Fr. 37 Cent. oder 27 Sous täglich. Der Arbeitslohn steht aber mit den Kosten in keinem Verhältniß; dies werden nur einmal im Jahre gemacht, während die mittlere Dauer der ländlichen Arbeitszeit höchstens 6½ Monat beträgt. Annäherungsweise ließe sich also jener während dieser Zeit folgendermaßen vertheilen:

6 Mill. Männer zu 1 Fr. 50 Cent. . . .	1,800,000,000 Fr.
6 Mill. Frauen zu 0 Fr. 75 Cent. . . .	900,000,000 Fr.
6 Mill. Kinder zu 0 Fr. 25 Cent. . . .	3,000,000 Fr.
	3,000,000,000 Fr.

Dies wäre also für die tägliche Arbeit von 3 Personen einer jeden Familie ein Lohn von 2 Fr. 50 Cent. Ohne Zweifel werden aber die Arbeiter

*) Nach dem Moniteur Industriel.

**) 1 Hektare = 100 Aren. 1 Are = 100 □Meters. 1 Meter = 3 Fuß 11½ Linien.

Digitized by Google

in vielen Departements besser bezahlt; wir nehmen hier nur den geringsten Anfang. Die Arbeit der 9 Millionen Kinder ist jedenfalls so gering, daß sie hierbei nicht in Anschlag kommen kann.

Kann aber eine Familie von 4—5 Personen, unter welchen 2—3 Kinder, mit einer Summe von 300 Fr., bei dem gegenwärtigen Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, ein Jahr haushalten? Sie reicht freilich hin, wirft aber nichts für die Volksvergnügungen unserer großen Städte ab. Indessen ist es ein Irrthum, den Geschmack und die Bedürfnisse der Landbewohner nach denen der Städter zu beurtheilen und das Leben im Dorfe für mühevoll zu halten, weil es anderer Art ist.

Werfen wir nun einen Blick in die früheren Zeilen und betrachten wir das damalige Loos der ländlichen Bevölkerung in Frankreich; wir folgen bei den nachstehenden Notizen dem Herrn Moreau de Jonnès, Mitglied des Justituts, welches die ländliche Production zu konstatiren hatte:

	Kosten für die Bebauung.	Ihr Verhältniß zu dem Brutto-Ertrage.	Viel jeden Einwohner.
1700 unter Ludwig XIV.	458 Mill.	35 pCt.	24 Fr.
1760 unter Ludwig XV.	842 „	37 „	21 „
1788 unter Ludwig XVI.	725 „	43 „	30 „
1813 unter Napoleon.	1827 „	60 „	61 „
1840 in der Gegenwart	3016 „	60 „	90 „

Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. zahlte das durch Abgaben erschöpfte Frankreich nur ungefähr 450 Mill. Fr. Kosten für die Bebauung; nunmehr hat sich dies verdoppelt.

Die Kosten für die Bebauung, welche im Jahre 1788 nur 725 Mill. Fr. betrugen, beliefen sich im Jahre 1813 auf 1827 Mill.; sie waren also in 25 Jahren um mehr als 1100 Mill. gewachsen, also fast 43 pCt. des Brutto-Ertrags 60 pCt. Unstreitig hatte die größere Vertheilung gewisser Arten und die zunehmende Sorgfalt, welche man ihnen widmete, mehr Arbeitskräfte absorbirt: auch der Lohn war in dem Maße gestiegen.

Dieser ganze Zustand hat sich immer mehr und mehr entfaltet und ist jetzt im Zunehmen. Auch der Antheil eines jeden Bewohners an der Besteuerung der ländlichen Arbeit ist ein bedeutend erhöhter; statt 61 Fr. schuldet Jeder dem Landmanne 90 Fr. Dies hat sich seit dem Jahre 1789 verdreifacht, und die Ackerbauer, Gärtner und Winzer erhalten jetzt 2,300,000,000 mehr, als vor sechzig Jahren. Bildet man nun aus der ländlichen Bevölkerung Frankreichs Familien zu 4½ Personen und theilt man hiernach die Gesammtsumme der Kosten für die Bebauung in die Hauptposte, so stellt man, daß seit 1760 Jahren der Arbeitslohn für jede Familie in einem aufsteigenden Verhältniß zugenommen hat.

Jahr.	Zahl der ländlichen Familien.	Jährlich.	Täglicher Arbeitslohn.
1700	3,250,000	135 Fr.	— Fr. 37 Cent. oder 74 Sous
1769	3,500,000	126 „	— „ 35 „ oder 7 „
1788	4,000,000	161 „	— „ 45 „ oder 9 „
1813	4,600,000	400 „	1 „ 10 „ oder 22 „
1840	6,000,000	500 „	1 „ 37 „ oder 27 „

So hat sich also der Arbeitslohn in Frankreich seit der Regierung Ludwig's XV., in achtzig Jahren, verdierfacht; seit Ludwig XVI. mehr als verdreifacht und seit der Kaiserzeit um den fünften Theil vermehrt.

Durch die Statistik können wir nun, indem wir den Preis des Getraides mit dem jährlichen Arbeitslohn jeder ländlichen Familie vergleichen, ganz genau die Differenz beider und das daraus folgende größere oder geringere Elend der Landleute unter den verschiedenen Regierungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feststellen.

Unter Ludwig XIV. in 72 Jahren war der Preis des Getraides 18 Fr. 85 Cent.
Unter Ludwig XV. in 60 Jahren . . . . . 13 „ 5 „
Unter Ludwig XVI. in 16 Jahren . . . . . 16 „ — „

Der jährliche Arbeitslohn jeder Familie und der Werth des Getraides, welches sie zu ihrem Unterhalte*) brauchte, war folgender:

	Arbeitslohn.	Preis v. 1½ Hektolit.	Differenz.
In der ersten Epoche	135	254	119.
In der zweiten Epoche	126	176	50.
In der dritten Epoche	161	216	55.

Nach dieser Berechnung hatte die ländliche Bevölkerung unter der Herrschaft von Ludwig XIV. während der ersten Hälfte kein Brod; unter Ludwig XV. während des dritten Theiles; nur in Folge der Reformen unter Ludwig XVI. waren die Landleute drei Viertel des Jahres mit Brod versehen. Von 1643 bis 1715 hätten die Bauern das Hektoliter Getraide nur mit 10 Fr. bezahlen sollen, und es galt 18 Fr. 85 Cent. Von 1715 bis 1774 war der durchschnittliche Preis 13 Fr., und die Landleute konnten es, nach ihrem Arbeitslohn, nur für 9 Fr. 35 Cent. kaufen. Endlich von 1774 bis 1790 galt es im Durchschnitt 16 Fr., während nach der obigen Rechnung der Preis nur 12 Fr. hätte betragen müssen, damit die ländliche Bevölkerung ihre Bedürfnisse befriedigen konnte.

Man kann einwenden, daß ja das Getraide nicht die alleinige Nahrung ausmacht; aber wir haben hier Alles nach dem Preis des Brodes bestimmt, während das ernste Leben zu seiner Erhaltung noch vieler anderer Dinge bedarf.

Der größere Wohlstand Frankreichs seit 1789 wird am besten durch folgende Ziffern dargethan:

	Zahl. Arbeitslohn jeder Familie.	Preis von 1½ Hektol.	Verhältniß.
Im Jahre 1813 unter dem Kaiserthum	400	253	117.
Im Jahre 1840 unter Ludwig Philipp	500	256	244.

Nach den Marktberichten war der Preis des Getraides von 1805 bis 1813 im Durchschnitt 21 Fr.; von 1831 bis 1841 dagegen 19 Fr. 3 Cent. Diese Zahlen sind der beste Beweis, für den zunehmenden Wohlstand der ländlichen Bevölkerung gegen ihre Lage vor dem Jahre 1789.

Jede ländliche Familie verdient jetzt jährlich:

365 Fr. mehr als unter Ludwig XIV.
374 Fr. „ „ „ Ludwig XV.
329 Fr. „ „ „ Ludwig XVI.
100 Fr. „ als zur Zeit des Kaiserthums.

Sonach erhält der Landmann für seine Produkte mehr, als in irgend einer früheren Zeit, und kann trotz des hohen Getraidepreises seinen jährlichen Bedarf vollkommen bestreiten, so wie seine anderen Bedürfnisse befriedigen.

Diese Angaben, welche wir dem trefflichen Werke des Herrn Moreau de Jonnès, eines unserer besten Statistikers, entnommen haben, beweisen zur Genüge, daß das Elend sich nicht vermehrt, sondern sich auf erfreuliche Art des Tags vermindert.

Mannigfaltiges.

— Elektrische Häuser. Die amerikanische Association zur Beförderung der Wissenschaften, welche sich nach dem Muster der englischen gebildet hat und wie diese ein migratorisches Leben führt, hielt dieses Jahr ihre neue Zusammenkunft in Newhaven unter dem Vorsitz des Professors Bache. Die Vorträge, an denen sich die namhaftesten Gelehrten der Vereinigten Staaten, so wie der seit einigen Jahren dort eingebürgerte berühmte schweizerische Naturforscher Agassiz, betheiligten, scheinen sich namentlich auf physikalische Gegenstände bezogen zu haben. Ueber Elektrizität wurden manche interessante Thatsachen mitgetheilt, z. B. von Herrn Gould, der als Resultat seiner sehr großen Sorgfalt angestellten Untersuchungen das Maximum der Schnelligkeit des Fluidums auf 20,000 engl. Meilen pro Sekunde bestimmt, während Lyon es zu 110,000 und Wheatstone gar zu 288,000 Meilen angiebt. Ganz neu war die vom Professor Loomis gegebene Beschreibung des Phänomens von elektrischen Häusern, welche, wie folgt, lautet: „Seit einigen Jahren hat sich an mehreren Häusern der Stadt New-York Symptome von Elektrizität in einem bemerkenswerthen Grade gezeigt. Monate nach einander haben sich in den bedeutendere Größe von sich gegeben, die von einem lauten Knalle begleitet waren. Ein Fremder, der ein solches elektrisches Haus betritt und mit den Bewohner desselben die Hand schütteln will, empfängt einen Schlag, der ihn empfindlich und keineswegs angenehm ist. Damen, die im Begriff sind, sich zu küssen, werden von Funken begrüßt. Es sprühen Funken, sobald man mit der Hand an die Thürklinke faßt, die vergoldeten Rahmen der Spiegel, an Gasröhren oder einen anderen metallischen Körper berührt, besonders wenn dieser Körper eine freie Communication mit der Erde hat. In einem Hause, welches ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, empfing ein Kind, das die Thür öffnen wollte, einen so heftigen Schlag, daß es in großer Angst davonlief. Als die Hausfrau sich dem Sprachrohr näherte, um dem Gesinde ihre Befehle zu geben, erhielt sie einen sehr empfindlichen Streich auf den Mund, und es Elektrizität des Rohres machte ihr viel zu schaffen, bis sie endlich auf den Gedanken kam, es erst mit dem Finger zu berühren. Wenn sie aus einem Zimmer in das andere geht und zufällig auf die Messingplatte tritt, die zum Schutz der Zügelröhren dient, wird ihr Fuß von einem derben Schlag getroffen. In mehreren Häusern sind diese Erscheinungen so außerordentlich gewesen, daß sie allgemeines Erstaunen, ja, Schrecken hervorriefen. Nach einer genauen Untersuchung dieser Fälle bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß die Elektrizität durch die Reibung der Schuhe auf den Fußboden erzeugt wird (?). Um diese Reibung hervorzubringen, müssen sich mehrere Umstände vereinigen. Die Fußboden oder wenigstens ihr oberer Theil muß ganz von Wolle und von dicken Stoffen sein. So weit ich beurtheilen kann, sind die schweren, sogenannten Brussels-Teppiche am meisten zur Aufnahme der Elektrizität geeignet; doch haben auch gewöhnliche Decken, doppelt gelegt, dieselbe Eigenschaft. Die größere Dicke trägt natürlich dazu bei, die Isolirung der Decke zu vermehren. Die Decken sowie der Fußboden des Zimmers, müssen ganz trocken sein, damit das Phänomen nicht sogleich nach seiner Erzeugung entweiche. Im Allgemeinen sind diese Erscheinungen nur im Winter stattfinden, und zwar in Zimmern, die nicht während warm gehalten werden. Die merkwürdigsten Fälle, die mir in New York bekannt wurden, kamen in solid gebauten, stark geheizten Häusern vor und die elektrischen Phänomene waren am häufigsten bei sehr kalter Witterung. In der warmen Jahreszeit machten sich nur schwache Zeichen von Elektrizität bemerkbar."

*) Indem wir 2 Hektoliter Getraide jährlich auf ein Individuum im Durchschnitt rechnen, also etwa 14—14 auf eine Familie von 4 bis 5 Personen.

*) Welt- nämlich das amerikanische Gesinde es unser feiner Wunder hält, auf eine so gut zu antworten. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 23, und bei Leop. Cassel, Behrenstraße Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 143. Berlin, Donnerstag den 28. November 1850.

Frankreich.

König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Im Auszuge nach Montalivet.

Heinrich IV. hatte zu seinen Zeitgenossen gesagt: „Nach meinem Tode werdet Ihr mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Ich höre Ludwig Philipp oft diese schmerzlichen Worte seines Ahnherrn wiederholen. — Ludwig Philipp ist todt, und der Tag der Gerechtigkeit hat für ihn begonnen. Wir können gegenwärtig das Geschick des abgeschlossenen Königs überblicken; dieses Geschick scheint uns in dem Einem Worte und Gedanken zusammengefaßt: — völlige Aufopferung für Frankreich.

Nichtsdestoweniger hat die Verleumdung fortwährend ihre giftigen Pfeile gegen ihn abgeschossen. Man verdammte nicht nur ohne Unterlaß seine Politik, sondern ergoß sich noch weit mehr in den gehässigsten Anklagen über seine Privat-Angelegenheiten. Gewisse Thatsachen zu entstellen, andere zu übertreiben, endlich deren ganz falsche zu erfinden, darin bestand das Verfahren, mittelst dessen man sich tagtäglich bemühte, die öffentliche Meinung irrezuleiten und sie eben so gegen den Menschen und Familienvater, wie gegen den Monarchen zu stimmen. „Geiz und Habsucht“, so lautete die ewige Beschuldigung. Vergebens bemühte man sich, die französische Leichtgläubigkeit eines Besseren zu belehren; es gelang Niemanden, den blinden Leumund zu zerstreuen. Der blinde Haß und die unsinnigste Erbitterung hörten nicht auf, ihr Opfer zu verfolgen. Die Masse der Pariser Bourgeoisie selbst verfiel nach und nach in jene Zudifferenz und Sorglosigkeit, welche am Tage des Gefahr jede Vertheidigung unmöglich machen mußten.

Zuletzt erlebte Ludwig Philipp das seltsame Geschick, daß am 24. Februar 1848 alle Dokumente, welche die Familie Orleans irgend interessiren konnten, sämmtliche Papiere des Königs, von den einfachsten Vorgenotizeichnungen bis zu den höchsten und verwickeltsten politischen Entwürfen, von den intimsten Familienbriefen bis zu den Rechnungen über die gepfrimsten Ausgaben, in die Hände der Sieger, seiner erbittertsten Gegner, fielen. Diese konnten sich nun hinlänglich über die Grundlosigkeit aller böswilligen Gerüchte überzeugen: sie hatten die Beweise vor sich. Sie haben lange in den interessanten Archiven herumgeblättert und beschämt gelehwiegen.

Die Schriftstücke über die Privat-Angelegenheiten des Königs waren noch zahlreicher und entscheidender, als die, welche sich direkt auf die Politik bezogen. Alle, ohne Ausnahme, waren zwei getrennten Verwaltungen zugetheilt, der Verwaltung der Civilliste und der des Privatschapes; und wie man von selbst begreift, bestehen diese Archive aus Verzeichnissen von Ausgaben, aus Anschlägen, Rechnungen und ähnlichen Papieren, welche, da sie bestimmte Zahlenlage enthalten, weder zu mißdeuten, noch zu widerlegen sind.

Wir beginnen diese unsere nähere Untersuchung des Gegenstandes mit der Angabe der Summe, auf die sich die Schulden des Königs am 24. Februar 1848 beliefen. Diese Schulden, sey es, von der Civilliste, sey es, vom Privatschatz kontrahirt, erhoben sich damals auf mehr als 31 Mill. Fr.

Nicht eine einzige dieser Schulden, — und das ist wohl zu merken, — ist durch Unterbringung oder Veräußerung von Gütern im Auslande entstanden. Es gehörte zu den Grundsätzen des Königs, nicht einen Thaler über die Gränze von Frankreich wandern zu lassen. Am meisten wurde die Festigkeit dieses Grundsatzes im Jahre 1840 bei den Verhandlungen über die Heirat des Herzogs von Nemours mit der Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha auf die Probe gestellt. Der König lehnte es entschieden ab, das seinem Sohne bei dieser Gelegenheit ausgesetzte und zu übermachende Vermögen, wie man von Seiten des Vaters der Braut verlangte, im Auslande anzulegen. Seitdem blieb nichts Anderes übrig, als nachzugeben. Der König ging in diesem seinem Grundsatze sogar so weit, daß er es ausschlug, die nöthige Sicherheit zu stellen oder selbe sich zu verschaffen, die man von ihm rücksichtlich der Ausstattungen seiner Söhne und Töchter verlangte. Dadurch wurde es der provisorischen Regierung möglich, Alles, was der König oder die königliche Familie irgend besaß, an sich zu reißen.

Die Verlegenheiten der Civilliste und des Privatschapes datiren bis in die ersten Tage, welche der Juli-Revolution von 1830 folgten, zurück. Zu jener Zeit der allgemeinen Trübsale, wo die Theurung die Brodes und die Stockung der Geschäfte dem Ausbruch der Cholera und des Bürgerkrieges nur wenige Monate vorangingen, wurden die Einkünfte des Königs in größter Ausdehnung und aufs freigebigste verwendet, nicht nur für zahlreiche Arbeiten für die Ouvriers, für die Unternehmer und für die Künstler, sondern auch noch in einer weit direkteren Weise zur Erleichterung des öffentlichen Elends und des privaten Mißgeschicks. Dies ist der erste und ehle Ursprung der Schulden der Civilliste und des Privatschapes.

Als einer der ersten Ausgaben erinnern wir uns eines Darlehns, welches Ludwig Philipp zur Zeit seiner Thronbesteigung dem König Karl X. gewährte, im Betrage von 600,000 Fr. in Gold. Drei Wochen darauf kaufte er dem Herzoge von Angoulême, um ihn aus großer Verlegenheit zu reißen, für 250,000 Fr. das Gestüt von Mendon ab.

Im Jahre 1831 half er dem Exkönig Karl X. abermals aus einer drückenden Lage, indem er einen der Gläubiger bestellen, den Grafen von Pfassenhofen, abzufinden bemüht war. Der Schuldner hat nie erfahren, durch wessen Hand ihm Rettung zu Theil geworden.

Wiewohl Ludwig Philipp trotz aller Anstrengung die Annahme des Gesetzes wegen der Verbannung des älteren Zweiges der Bourbons, welches einem jeden Gliede derselben die Verpflichtung auflegte, binnen Jahresfrist seine Besitzungen in Frankreich zu verkaufen, nicht verhindern konnte, so wahrte er doch die Interessen der Verbannten stets aufs wärmste und eifrigste. Er ließ sonort rücksichtlich der Liquidation der Schulden der Civilliste Karl's X. ein Gesetz vorschlagen und annehmen, dessen erster Artikel lautete: „Die alte Civilliste wird auf Kosten und für Rechnung des Staates liquidirt.“ So ist eine lange Reihe von Jahren vergangen, ohne daß der Graf von Chambord irgend genöthigt war, eine seiner Besitzungen in Frankreich, wie dies nach dem Wortlaute des Verbannungsgesetzes eigentlich geschehen sollte, verkaufen zu müssen. Er besitzt sie heute noch sämmtlich, Dank der gewrösen Theilnahme einer edeldenkenden Regierung.

Eben so beschützte Ludwig Philipp auch die Familie des Kaisers Napoleon; nicht nur in politischer, sondern auch in pekuniärer Hinsicht. In den Jahren 1847 und 1848 ließ er die Kammern um einen köstlichen Kredit von 150,000 Fr. angehen, um dem ehemaligen Könige von Westfalen, dem Prinzen Jérôme, eine zum Theil auf seinen Sohn, Jérôme Napoleon, zu übertragende Pension zu gewähren.*) Die persönliche Wohlthätigkeit des Königs hatte einem anderen Bonaparte (einem noch jungen Mitgliede der Familie), der sich als Reisender in Belgien, von den Seinigen entfernt, aufhielt und von seinen Gläubigern bis aufs äußerste verfolgt wurde, bereits früher mit einem bedeutenden Geldopfer wieder aufgeholfen.

Das Herz des Königs wurde indeß nicht nur von dem Anblick der großen politischen Mißgeschicke gerührt; die Leiden des Volkes erregten in gleichem Maße sein Mitgefühl und beschäftigten sein Denken unaufhörlich. Während seine Minister von 1830 an auf seinen Befehl den Kammern Maßregeln in Bezug auf die Sicherung des Handels und Hebung des Verkehrs, so wie auf die Beschaffung von Arbeit, vorlegten, ging Ludwig Philipp selbst mit einem glänzenden Beispiele voran und errichtete Arbeitsstätten und Wohlthätigkeitsanstalten auf seinen Privatgütern und auf den Kronsdomänen, deren provisorische Nutzung ihm zustand. Hauptsächlich öffnete er seine Hand, um allen durch die Theurung noch erhöhten Leiden der großen Masse nach Möglichkeit abzuhelfen. Während des Winters von 1830 zu 1831 opferte er über zwei Millionen für Austheilung von Brod, Suppen, Fleisch, Kleidern, Beitzeug und Geld an die nothleidende Bevölkerung von Paris und in den Departements.

Man weiß, daß das Daniederliegen des Handels und Verkehrs die Aufmerksamkeit des Königs seit den ersten Tagen seiner Thronbesteigung auf sich gezogen hatte. Dreißig Millionen waren zur Hebung des Verkehrs im Allgemeinen und speziell der Industrie durch ein besonderes Gesetz bestimmt worden. Da mehrere industrielle Etablissements ähnlichen schleuniger Vorschüsse, andere fortwährender Unterstützung bedurften, so zögerte der König keinen Augenblick, da, wo das Gesetz die nöthige Hülfe nicht gewährte, selbst persönliche Opfer zu bringen, welche sich damals auf mehrere Millionen beliefen.

Auch anderes Unglück war noch abzuwenden. Das erlassene Gesetz bezog sich nur auf den Handel und die Industrie: die Erschütterung und das Herabkommen der Vermögensumstände der Privaten fand hierbei keine Berücksichtigung. Die Gutherzigkeit blieb nicht lauge für konsolidirte Größmuthen dieser Art. In dieser ersten Krisis opferte der König mehr als 1,200,000 Fr., um gewissen gefährdeten Existenzen beizuspringen. Wir nennen unter denen, welche

*) Herr Napoleon Jérôme Bonaparte hat zwar gegen diese Anschauung des Grafen v. Montalivet eine Art von Einspruch gethan, indem er dagegen geltend machte, daß ihm Ludwig Philipp einmal einen längeren Aufenthalt in Paris, so wie eine Reise in seinem im Hannöverschen Reiter zwadhesthalb auf seinen Gründen), nicht verhalten; die Thatsache selbst ist jedoch dadurch nicht in Abrede gestellt worden. D. R.

Digitized by Google

der König unterstützte, namentlich Benjamin Constant, der damals nicht nur gegen die Gebrechen des Alters, sondern auch gegen eine drohende Armuth zu kämpfen hatte. Der König erhöht diese Verhältnisse und sandte dem großen Publizisten 200,000 Fr. aus seiner Privatkasse.

Zwei andere bekannte Namen figuriren ebenfalls unter denen jener Kapitalisten oder Geschäftstreibenden, welche Ludwig Philipp ihre Rettung verdanken: es sind dies Audry de Puyraveau und Jacques Lafitte. Ersterer, Associé eines achtbaren Negotianten, Gallois, hatte durch den revolutionairen Stoß eine arge Erschütterung seines Handelshauses erlitten. Die Unterstützungen des Staates, namentlich ein Antheil an den obenerwähnten dreißig Millionen, waren nicht hinreichend gewesen, seinen Kredit wieder herzustellen. Nur eine außerordentliche Hülfe konnte dem Hause aufhelfen: der König brachte diese durch eine direkte Uebermachung von 200,000 Fr.

Die Lage Lafitte's bot dem Könige eine noch würdigere Gelegenheit, seinen Edelmuth zu zeigen. Hier verband sich eigenthümlicherweise das allgemeine Interesse eng mit dem Privatinteresse. Die Zukunft einer großen Anzahl anderer Etablissements hing von dem Geschicke des Hauses Lafitte ab. Sein Sturz hätte dem öffentlichen Kredit einen traurigen Schlag versetzt. Die Bank von Frankreich hatte dem berühmten Bankier, der noch im Jahre 1830 davon seinen Kredit eine so große Macht besaß, lange Zeit ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Die Juli-Revolution zerstörte, daß dieses ungeheure Vermögen theilweise nur ein künstliches war, und legte die bisher unbekannten schwachen Seiten des Hauses Lafitte der Oeffentlichkeit bloß. Die Bank von Frankreich mußte sich bei ihrer eigenen Verlegenheit einigermaßen zurückziehen. Lafitte bemerkte, um sich zu retten, einer Summe von zehn Millionen in baarem Gelde oder bald fälligen Wechseln und einer Garantie von sechs Millionen, im Ganzen sechzehn Millionen. So viel konnte ein Einzelner nunmöglich von dreißig Millionen, welche der Staat im Allgemeinen bewilligt hatte, für sich beanspruchen. Der König rettete ihn. Er kaufte ihm seine große Besitzung, den Forst von Breteuil, ab für die überhohe Summe von zehn Millionen und bewilligte ihm zugleich auch die gewünschte Garantie von sechs Millionen. Diese Garantie zwang den König in der Folge zu neuen Opfern. Die Lage Lafitte's wurde durch die Zeitumstände immer schwieriger, so daß derselbe seinen Verbindlichkeiten rücksichtlich der Garantie nicht nachkommen konnte. Als die Bank, welche im Oktober 1830 auf diese Garantie Zahlung gemacht hatte, im Jahre 1832 weder Kapital, noch Interessen empfing, wandte sie sich an die Verwaltung der Civilliste und reklamirte die Summe der vom Könige unterschriebenen Garantie. Die Gefahr war nicht minder drohend, wie im Jahre 1830. Wiewohl Lafitte bereits der entschiedenste Gegner der Politik des Königs geworden war, so gab Letzterer dennoch dem General-Intendanten der Civilliste den Auftrag, Alles zu thun, um seinen ehemaligen Minister zu retten. Der König ließ der Bank abermals anderthalb Millionen im Interesse Lafitte's anzahlen. So war Lafitte im Stande, mit Ruhe und Vortheil eine Liquidation abzuschließen, welche ohne die edelmüthige Hülfe des Königs zweimal seinen Untergang herbeigeführt hätte. Das Publikum erfährt hier zum erstenmal diese Thatsachen mit näherer Bestimmtheit. Abgesehen also von den Opfern, welche der Hebung des Verkehrs gebracht wurden, abgesehen ferner von den Kosten einer Repräsentation, welche das Königthum allen Klassen der Gesellschaft zugänglich und nützlich machte, hat Ludwig Philipp die Defizite zu beseitigen, welche in einer so kurzen Zeit schon entstanden waren; aber der König ging von dem Grundsatz aus, daß alle Einnahmen, die ihm aus dem Staatsschatze zu Theil würden, wieder ins Land zurückkehren sollten, und zwar der Art, daß dadurch die Interessen und der Ruhm desselben einen unablässigen Aufschwung erführen. Die Industrie zu begünstigen, fortwährend mit den großen Körperschaften des Staates, mit der Nationalgarde und der Armee, in den lebendigsten Beziehungen zu stehen, die Dotation der Krone endlich in allem Glanze, welcher dem Haupte einer großen Nation zukömmt, wieder herzustellen, das waren die Gesichtspunkte, nach denen dieser Fürst sich die edle Aufgabe des Königthums definirte. Was den Familienvater betrifft, so dachte er, daß der König noch mehr, als der Herzog von Orleans, durch Arbeiten und Verbesserungen zum Wohlergehen der Dorfschaften, welche die alten Sitze seines Hauses umgaben, beitragen müsse.

Man konnte daher voraussehen, daß in Zukunft keine etwaige Sparsamkeit eintreten werde, um die verschwenderischen Ausgaben einer schon so generösen Vergangenheit wieder auszugleichen. Bald sollte übrigens ein neuer Umstand die Verlegenheiten der persönlichen Lage des Königs erhöhen. Das Gesetz vom 2. März 1832 nämlich, welches die Höhe und die wesentlichen Bestimmungen der Civilliste festsetzte, reducirte die von Lafitte und Dupont (de l'Eure) in Vorschlag gebrachten achtzehn Millionen, auf welche der König zur Befriedigung aller Ansprüche an die Krone gerechnet hatte, auf zwölf Millionen. Der Geist des Mißtrauens und der Leichtgläubigkeit, welcher allmälig später endlich die monarchischen Institutionen unterwühlen sollte, war schon in mehreren Artikeln des neuen Gesetzes zu Tage gekommen. Im direkten Gegensatz zum historischen Recht und selbst zum Wortlaut der durch das Gesetz vom 15. Januar 1825 von neuem gutgeheißen unbedingten Anfprüche schaffte die Deputirtenkammer die Apanage des Pauses Orleans ab, ohne dabei das feste und gesicherte Prinzip, sey es einer neuen Apanage, sey es prinzlicher Dotationen, festzustellen. Die Kammer beschränkte sich einzig darauf, einen Artikel zu votiren, welcher bestimmte, daß den Prinzen und Prinzessinnen „im Fall der Zulänglichkeit des Privatschatzes" Dotationen bewilligt werden sollten. Die Erfahrung hat bewiesen, daß diese gesetzliche Bestimmung die größten Gefahren für die Politik und die übelsten Verwirrungen für die Privatangelegenheiten des Königs im Keime enthielt. Von diesem Moment an begannen die pekuniären Verdrießlichkeiten. Man war bemüht, die Gemüther im voraus zu beruhigen; jene Versprechungen, welche Ludwig Philipp am 2. März 1832 gemacht hatte, zu erfüllen. Der König feinerseits strebte stets danach, diese Familienangelegenheiten den Ansprüchen der allgemeinen Politik und selbst dem Fortbestehen seines dermaligen Kabinette unterzuordnen.

Nur ein einziges Ministerium fiel durch Verwerfung eines Dotationsgesetzes; aber es fiel durch die Deputirtenkammer, nicht durch das Drängen nach der Unzufriedenheit der Krone. Ja, der König empfing die eingereichten Entlassungsgesuche mit lebhaftem Widerstreben: es war jenes Ministerium, welches man ihm in Folge des Sieges „der Coalition" am 12. Mai 1839 aufgezwungen hatte.

Ein Rückblick auf die Geschichte mehrerer Ministerien, welche seit 1830 auf einander folgten, beweist es ganz deutlich, daß König Ludwig Philipp, worauf er aufs tiefste von dem Rechte seiner Familie überzeugt war, stets mit größter Peinlichkeit die allgemeine Politik von seinen persönlichen Interessen trennte.

Das erste Ministerium, welches sich mit der Civilliste und der Stellung der königlichen Familie beschäftigte, war das, welches Lafitte zum Präsidenten hatte und in dem Dupont (de l'Eure) als Groß-Siegelbewahrer saß. Es trat im Monat Dezember 1830. Da ich selbst das Ministerium des Innern verwaltete, so nahm ich an allen Berathungen über jene wichtige Angelegenheit Theil, und ich muß den genannten Herren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erklären, daß sie die Frage in echt monarchischem Sinne auffaßten. Am 15. Dezember 1830 kam ihr Gesetzentwurf vor die Kammer.

Dieser Entwurf setzte die Civilliste auf 18 Millionen fest, erkannte das Prinzip der Apanage an, gestand den Genuß derselben dem Thronerben und errichtetem achtzehnten Jahre zu und bestimmte endlich, daß allen Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie Dotationen gewährt werden sollten. Ein Präsident wäre geeigneter gewesen, als Lafitte, durch seine Beziehungen zu den Linken die Annahme dieses Entwurfes zu sichern. Dies er auf Seiten des Königs, so hatte man leichtes Spiel. Der König wußte dies. Lafitte aber allein sah bekanntlich der Opposition von Tag zu Tag inniger, und seine Feindschaft drohte eben so den Frieden, wie den öffentlichen Kredit. Der König nahm seinen Anstand, das Dotationsgesetz preiszugeben; er kannte sich von diesem, um mit der konservativen Partei und ihren berühmten Führern, Casimir Perier, in Verbindung zu treten. Unter dem Ministerium Perier und mit einer Zustimmung wurde die Civilliste von achtzehn auf zwölf Millionen herabgesetzt, die Krondomäne beschränkt, das Prinzip der Apanage getrennt von der Dotationen in eventuelle verwandelt, und konnte dessenungeachtet weder Casimir Perier, noch irgend ein Minister auf eine kräftigere und festere Stütze von Seiten des Souverains rechnen, als eben Perier?

Man weiß, und wir wollen es hier nur ganz kurz erwähnen, daß Perier später eben so die Interessen, wie die Gefühle des Königs verletzte, indem er ihn zwang, dem Gesetze, welches die Prinzen der ältesten Linie verbannte, seine Genehmigung zu ertheilen. Der König empfand diese Verletzung aufs tiefste, aber er verlor darum sein Vertrauen zu Perier im mindesten nicht: er mußte sehr gut, daß das Heil des Landes von der Aufrechthaltung der Macht eines großen Gegners der utopischen Träumereien der Linken abhing.

Einige Jahre später, 1837, brachte ein Familien-Ereigniß die Dotationsfrage natürlich abermals zur Sprache, und zwar unter den Auspizien eines beliebten und populären Namens. Die Prinzessin Marie hatte sich in eben so heirathet: der König, immer geneigt, den Aufforderungen der Politik zu weichen, aber stets entschlossen, die mit seiner Ehre und seinem Recht eng verbundenen Fragen ohne Unterlaß wieder anzuregen, gab seinem Minister den Auftrag, sich mit der im Heirathsvertrage festgesetzten Mitgift und mit den hierauf möglichen Gesetzentwurfe zu beschäftigen. Das Ministerium befand sich mit dem Könige über diesen Punkt im vollkommensten Einverständniß; aber es hielt den gegenwärtigen Augenblick, gewisser oppositionneller Regungen wegen, nicht für günstig, das Dotationsgesetz bei den Kammern in Antrag zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Das Kameel.

(Schluß.)

Das Kameel heißt in Wahrheit „das Schiff der Wüste". Auf ein unermeßliches Sandmeer geworfen, wo man oft gezwungen ist, seine Zuflucht zum Kompaß zu nehmen, verfolgt das Kameel seine Fahrt, die es einer der früher wohlbekannten Ankergrund, ein Palmengebüsch, erreicht, unter welchen man die Nacht zubringt. Dieses Fahrzeug erleichtert und ermöglicht den Verkehr zwischen Völkern, welche die Wüste für immer trennen würde; es verhilft den Pilgerschaft des frommen Muhammedaners, der nach Mekka zum Grabe des Propheten wandert. Das Kameel der Handelscaravane zwischen Kairo und dem Innern Afrika's hat dieselbe Bestimmung, wie das Seeschiff. Wenn die Karawane, nachdem sie einen jener getreidelosen Orte verlassen hat, der auf unseren geographischen Karten durch eine Wüste bezeichnet wird, in das offene Land kömmt, so steht der unglücklichste Gefangene alle Qualen der fadentlosen Einöde und der barbarischen Bosheitsmenschheit zugleich und Ihm

Digitized by Google

befestigt nämlich das eine Ende einer langen Stange, deren anderes Ende gabelförmig gestaltet ist, an den Sattel des Kameels; zwischen die beiden Arme der Gabel wird der Hals des Schlachtopfers hineingezwängt und vermittelst eines Stricks dergestalt befestigt, daß an ein Bewegen des Kopfes nicht zu denken ist. Die rechte Hand des Gefangenen wird, nicht weit von seinem Gesicht, auf der Stange festgebunden, und nur seine linke Hand und seine Beine bleiben frei. Auf diese Weise, beinahe gewürgt, wird der arme Teufel während des ganzen Tages von dem Kameele hin und her geschaukelt. Am Abend macht man ihn nur los, um ihn in schwere Ketten zu legen.

Die Karawanen der Pascha's oder der frommen Pilger reisen besonders während der Nacht beim Fackellicht. Sie brechen um vier Uhr Nachmittags auf und marschiren ohne Unterbrechung bis zum folgenden Morgen. Eine oder zwei Stunden nach Sonnenaufgang machen sie Halt. Zu alten Zeiten überstieg die Pracht und Ausdehnung solcher frommen Züge allen Glauben.

Harun-al-Raschid ging nemmal nach Mekka, und jedesmal mit einem Pompe, der einem Haupte der Gläubigen angemessen war. Als die Mutter des letzten Abassiden dieselbe Reise machte, war sie von 120,000 Kameelen begleitet; 900 Thiere trugen allein die Garderobe eines der Chalifen, und andere waren mit Schnee beladen, der den Sorbet Gefrorene Hoheit kühl erhalten sollte. Die Fürsten von Bagdad waren es nicht allein, die ein solches Gepränge entfalteten. Bei einer gewissen Gelegenheit bestand der Suiten von Aegypten sünfhundert Kameele mit Konfituren und Zuckerwerk, 200 trugen Granatäpfel und andere Früchte. Die ambulante Spelekammer dieses Monarchen war mit einigen Tausend Eiern und 3000 Vögeln verschiedener Art versehen.

Die großen Karawanen gewähren oft ein glänzendes Schauspiel. Tausende von Kameelen sind mit reichen Decken verziert; einige tragen kleine kupferne Kanonen; andere sind mit Schellen, Bändern und Quasten geziert; noch andere dienen den Paukenschlägern zum Reiten; diese sind mit rothen Sammetschabracken geschmückt und tragen Flöten- und Flageolettspieler; jene schreiten stolz einher, förmlich überlastet mit Halsbändern, prächtigen Zäumen und blitzenden Glasfiguren. Die verändert ist diese Scene, bevor das Ziel der Reise erreicht ist! Eine große Zahl dieser prächtig geschmückten Thiere verschmachtet und stirbt vor Durst und Müdigkeit. Wenn dann die Karawane wieder von Mekka zurückkehrt, so findet sie die Körper der Unglücklichen auf dem Wege, wie sie verfaulen und die Luft verpesten; hat sie Akaba, nahe beim Rothen Meere, passirt, so bleiben die Knochen der Dromedare ihr zu Führern; theils entmuthigt, theils durch falsche Vorspiegelungen der Feta morgana getäuscht, durchsteht sie schmachtend die Wüste und langt endlich in einem jämmerlichen Zustande da wieder an, von wo sie mit so vielem Pompe ausgezogen war.

Sollte man es wohl glauben, daß gewisse Zoologen die äußere Gestalt des Kameels mit Hülfe einer auf die lange Knechtschaft gegründeten Theorie dahin erklären wollen? Wenn man auch annimmt, daß die Schwielen des Kameels das Resultat einer unberechenbaren Reihe von Kniebeugungen vor dem Menschen, diesem beschlenden Despoten, sind, wie will man aber die innere Organisation erklären? Wozu dieses Wasserreservoir, das ihm gestattet, in Einöden zu leben, wo jedes andere Thier vor Durst umkommen würde? Man sehe nur die ungeheuren Sandwüsten an, welche der Mensch durchschreiten müßte, um mit den anderen Menschen in Verbindung zu treten. Wo ist das Communicationsmittel? Die Natur selbst bietet es dar. Es ist ein Thier von erstaunenswürdiger Gewalt, das zur Noth zehn oder zwölf Tage hinter einander den Durst ertragen kann. Von der elastischen Sohle seiner Füße bis zu seinem beweglichen Halse und seinem leichten Kopfe ist das Kameel für die Bestimmung, die es erfüllen soll, vollständig organisirt. Sein innerer Bau beweist, daß der Schöpfer auf alle seine Bedürfnisse und auch auf die des Menschen, der mit ihm in demselben Lande lebt, Bedacht genommen hat.

Punchiana.

Punch und die Bourbonen.

Seines Hasses gegen die älteren Bourbonen krank Punch kein Maß und kein Ziel. Es ist jedoch darauf nicht viel zu geben. Bei englischen Zeitungsschreibern und Journalisten wandeln sich Sympathieen und Antipathieen unverhohlen in der Gegenthat. Jedermann weiß, mit welcher Bitterkeit die Times dreißig Jahre lang den deutschen Bundestag angegriffen haben. Und nun sehe man jetzt, wie das alte Waschweib für den Eichenheimergassenklub Partei nimmt. Daß Punch eben nicht viel — wenn auch etwas — gewissenhafter und ehrliebender, als die Times, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Neuen Anlaß, seine Feder in Gift gegen die vom Schicksale verfolgten Bourbonen zu tauchen, geben ihm die Demonstrationen der Legitimisten in Wiesbaden und die Abschiedsworte des Grafen von Chambord. Einige Mitglieder des Friedenskongresses, erzählt er, wurden bei ihrer Rückkehr von Frankfurt in Köln aufgefangen, und nachdem ihnen die anderen Merkwürdigkeiten gezeigt worden waren, auch — ohne Zweifel zur Verlegenheit Mancher unter ihnen — zu den Schädeln der drei Könige im Dome geführt, oder vor drei Weisen, wie sie die heilige Schrift nennt, und deren Namen, nach Verschreibung der Legende, Balthasar, Kaspar und Melchior waren. Wie sie satt nach Köln gekommen seyen, danach müsse man nicht neugierig fragen. Den Köln gelten nun des Punch Gedanken nach Wiesbaden, und er fragt, ob nicht jene drei Schädel oder einer von ihnen, z. B. Balthasar, weil mehr zu sagen wüßten, als der drei Bourbonische Schädel auf dem Rumpfe des Grafen von Chambord, diese alte, alte Reliquie von göttlichem Recht, dieser Skatten, Gespenst und Umriß von lange verlebter Legitimität mit seinem eitlen Geschwatze, während Balthasar schweigend seierliche Wahrheiten verkünde und von Grab und Gericht Zeugniß gebe. Zu Wiesbaden ruft am 31. August der legitime Schädel seinen Anhetern zu: „Wenn Frankreich, wenn die gesellschaftliche Ordnung bedroht wird und eines Tages jenes Mannes bedarf, den Ihr Euren König nennt, und der Euer Aller Freund ist, sollen sie uns, Euch wie mich, bereit finden.“ — „Sollte aber nicht“, fährt Punch fort, „für alle Brüderlichkeit Frankreichs in der Zeit und sein Fortschreiten Balthasar's Schädel ebenfowohl Bürgschaft leisten, als Heinrich's V. Haupt, worin die Dauflgkeit des heiligen Ludwig spukt? Die viele Generationen hindurch hat ein Pestbrodem (blight) die Menschheit quälen dürfen! — und kein Name ist Bourbon! Wenn Frankreich einen König haben muß und dem Reichen seines Oheims die Krone nicht auf den Kopf fällt, so möchten wir lieber Kaspar, Balthasar oder Melchior in ehrbarer Hirnlosigkeit zum Haupt auf Frankreichs Rumpf gewählt haben, als den Kopf eines Bourbon. Der Name ist gleichbedeutend mit Menschenabend.“

Die Magyaren-Geißel.

General Haynau ist in einer Londoner Brauerei aufs gröblichste insultirt worden. Was sagt Punch dazu? Man kennt seinen Abscheu vor der Magyaren-Geißel. Ist dieser Haß nunmehr gezügt, befriedigt durch eine Himmelfahrende Gewaltthat, die dem Fremdling, gewissermaßen dem Repräsentanten von Jung-Oesterreich (?), auf dem festen, legalen, gastlichen Boden Albions widerfuhr? Hatte man doch Metternich, dieses Odium des deutschen Volkes, diesen Erzfeind unserer nationalen Entwicklung, nicht im entferntesten auf diesem Boden angetastet.*) Sichtlich beklämmen sich in des Punch'schen Gemüth Ormuzd und Ahriman, das Rechtsgefühl und das Rechtsgefallen am Unrecht, d. h. der blinde Haß gegen Haynau, doch so, daß letzterer offenbar mächtiger ist, wie im Kampfe mit dem nüchternen Verstand die Glut der Leidenschaft. Jetzt sagt er: „Jedes redliche fühlende Gemüth muß durch den General Haynau verletzt worden sein, wie er auch behandelt, wie er erhöhnt hat“, skeptisch hinterdrein aber: „weil er so ganz unverdientermaße als ein wilder Teufel (diabolical savage) und Unhold in Menschengestalt angesehen wurde.“ Oder auch: „Das Verfahren der Brauerknechte war schrecklich illegal, noch kann es moralisch gerechtfertigt werden; denn, wie wir alle wissen, ist es Pflicht, sein Blut nicht aufkochen zu lassen, wie stark auch die Herausforderung komme, und wir sollen unsere philosophische Ruhe selbst in Gegenwart eines Herodes, der noch vom Morde der Unschuldigen trieft, oder eines in Mutterblut gebadeten Nero bewahren.“ Doch gleich darauf beißt der Zorn aufs neue gegen den Mann hervor, der Leiden senken und Wehe peitschen ließ. (Der Angeschuldigte hat sich bekanntlich von dem letzteren Brandmal zu reinigen versucht; wie weit ihm dies gelungen, sey dahingestellt.) „Und dieser Mann“, heißt es weiter, „dem es der gemeinste der Teufel nicht zuvorgethan hätte in höllischer und ehrloser Grausamkeit, wagte es, gleichsam mit dem Brustharnisch eines unbefleckten Heroen angethan, auszugehen und seinen Namen — nicht bedeckend, was das für ein Name ist! — in das Fremdenbuch zu schreiben. Was war die Folge? Nun, die Feder, womit er schrieb, wurde zur brennenden Lunte, das Blatt zum Zündrohr, das in eine Pulvertonne führte. Der österreichische Schlächter bildete sich steif und fest ein, er sey nichts als ein einfacher „Löwe“, und hatte keine Ahnung, daß er als ein Tiger würde empfangen werden.“ — Ein Brief aus Wien in der Morning-Post hatte gemeldet, der Feldzeugmeister Baron Haynau sey zum Feldmarschall befördert worden. Offenbar, bemerkt Punch, wolle ihm die kaiserliche Regierung durch Verleihung des Marschallstabes ihren Dank darthun, würde aber mehr Judicium durch Schenkung einer „hangman's-cat“ bewiesen haben. Vielleicht aber solle der Stab dazu dienen, dem Frauenpeitscher den Stock zu vergüten, den er gemüthigt gewesen sey Tages nach der Execution zu kappen. — Genug, dem Punch gilt das Verfahren Haynau's gegen Frau v. Madersbach als die ausgemachteste Sache, und da er aus der „Königlichen Zeitung“ ersieht, daß im Cafe Daum in Wien, das meist von Offizieren besucht wird, ein Kroaten-Offizier unter Verwünschungen und Bravos seiner Kameraden das an der Wand hängende Bildniß der Königin Victoria von der Wand gerissen und mit dem Säbel zerfetzt hat, so ruft auch er diesem galant gentleman ein Bravo! Bravissimo! zu, mit der Nachbemerkung, die Tapferkeit der Helden aus Haynau's Zucht scheine wirklich in einer instinktmäßigen Antipathie gegen das schöne Geschlecht zu bestehen.

Unter diesen und ähnlichen Ausbrüchen der Gereiztheit spazieren auch Wige oder Wortspiele von mehrentheils gewöhnlicher Art umher. So heißt es: „Die Oesterreicher sagen, das Wesen „preßen“ vollkommen erlaubt im Kriege sey. Ja, freilich; denn der große Friedrich drosch Maria Theresia, wie aller Welt bekannt. Warum drosch Napoleon die österreichischen Generale, als weil so Manche unter ihnen, wie er sagte, alle Beiden wären?“ Sey dies genug, um zu zeigen, wie arg sich der Satiriker aus seiner Sphäre(?) in das Gebiet politischer Animosität verliert.

E. K—r.

Ungarn.

Oesterreichs Pläne auf die deutsche Auswanderung zur Kolonisirung Ungarns.

In Oesterreich werden grostartige Anstrengungen gemacht, um die deutsche Auswanderung nach Ungarn zu leiten oder unter den gegenwärtigen Umständen, besser gesagt, zu „verleiten.“ Seitdem die österreichische Regierung sich ver-

*) Unser geehrter Mitarbeiter schreibt vergessen zu haben, daß Metternich als Flüchtling nach England kam, während Hannau seine Reise dahin nur deshalb unternahm, um seine Geringschätzung der öffentlichen Meinung an den Tag zu legen. Allerdings haben die Leitartikel der Times zu dem Glauben veranlassen können, daß er in England ein ganz populärer Charakter sey.

Digitized by Google

mittelst der bekannt gewordenen Broschüre des Herrn Höfken für die Colonisation Ungarns ausgesprochen hat, ist auch die Privatspeculation erwacht, und sie tritt nach der Entscheidung höheren Orts mit großer Rührigkeit auf. Sie hat sich sogar ein Organ gegründet, das, wöchentlich mehrere Bogen stark, seit dem 1. Oktober h. J., unter dem Titel: „Der Kolonist, Zeitschrift für Auswärter in Ungarn, mit Rücksicht auf die Auswanderung nach überseeischen Ländern", erscheint. Man hat in diesem Blatte ein amtliches Organ der österreichischen Regierung entdecken wollen, that aber mit solch' einer Behauptung dieser sicher Unrecht, denn sie würde, wie eine kurze Bekanntschaft mit den Probeblättern des „Kolonisten" lehrt, unbedingt fähigerer Kräfte zur Ausführung ihrer Pläne sich bedient haben. Schon in der ersten Nummer liegt der Redaction, Herr Karl Paltauf, in Form einer Anzeige seine literarischer Vergangenheit dar, die ihm seine Stellung als Literat unter den Kalender- und Projectenmachern anweist: unter verschiedenen, größtentheils gekrebsverwandten Broschüren steht obenan eine unter dem Titel: „die Kunst aus Nichts Geld zu machen". Nebenbei scheint die Redaction auch stark von dem jesuitischen Grundsatz durchdrungen zu seyn, daß der Zweck die Mittel heilige. So z. B. ergäbt Herr Paltauf über die nord-amerikanischen Freistaaten: „Abgesehen davon, daß dort jeder Einwanderer ein bedeutendes Kopfgeld zu entrichten hat, gelangt derselbe erst nach fünfjährigem Aufenthalt in der Union zum Genusse der wichtigsten Bürgerrechte, während die Präsidentenwürde den Eingebornen ausschließlich vorbehalten ist." Nun aber besteht dieses sogenannte Kopfgeld aus einigen Thalern, die für die ärztliche und leibliche Pflege der erkrankten Einwanderer bestimmt sind; der Einwanderer erhält vom ersten Augenblick seines Eintreffens die vollkommenste persönliche Freiheit und binnen fünf Jahren das wichtigste Bürgerrecht, während dies in Oesterreich wahrscheinlich bis zum jüngsten Tage ad acta gelegt ist; und eben so wenig wie ein Einwanderer in Ungarn König von Ungarn werden kann, eben so wenig er es auch verschwören, nicht Präsident der Union werden zu können. — Als Ideal eines Kolonisators wird der Bezüger Rapp aufgestellt, ein Betrüger trotz seiner bedeutenden Fähigkeiten und der materiellen Erfolge, die er errung. — Da kann es denn nicht fehlen, daß Einem ein gewisser Verdacht über die Zwecke der Herren Privat-Kolonisatoren überkömmt. Mannigfaches enthalten die Blätter über die Colonisation in Ungarn und über die bezügliche Privatspeculation, ferner Brauchbare aus dem Werke von Höfken und geschichtliche Mittheilungen über die deutsche Colonisation in Ungarn, die aber schon anderwärts, z. B. in der „Germania", weit ausführlicher und wahrheitsgetreuer gegeben worden sind. Auch unterläßt es Herr Paltauf nicht, im „Kolonisten" sein Steckenpferd, „die Kunst aus Nichts Geld zu machen", zu reiten. Er wird Oesterreich durch Papiergeld retten, weil in seinen Augen die edlen Metalle ein zu kostspieliger Luxus sind!! Außerdem enthalten diese Blätter eine Menge abgestandener, mit der Colonisation in keinem Zusammenhange stehender politischer Nachrichten und verschiedene Kuriositäten, u. A. sehe, sage, sechs Spalten an Bericht über die Prüfung in der Mädchenschule des Fräuleins Julie Christian u. s. w. u. s. w. Ein Blick in die Probenummern dieser der Colonisation gewidmeten Zeitschrift lehrt uns, daß ein ärgerer literarischer Mischmasch unter einer Fachbezeichnung noch nicht dagewesen ist.

Die Colonisation Ungarns durch Deutsche wird daehaus ihr Ziel nicht erreichen. Es ist kein Vertrauen mehr in Deutschland auf Oesterreich, weder auf sein Wort, noch auf sein Bestehen, außer bei einigen deutschen Fürsten, welche den offenen oder verdeckten Absolutismus mit österreichischer Hülfe wieder einzuführen gedenken, und bei den dabei interessirten Personen. Oesterreich*) hat schon so oft, wo es ihm zweckmäßig erschien, die wohllautendsten Phrasen über Volksglück, Volksfreiheit und Deutschthum vom Stapel lassen lassen und hintergangen, sobald die Zeit reif war, mit Machiavellistischer Politik, für den schnödesten Absolutismus gehandelt. Man sehe die angenehmen Redensarten der österreichischen Diplomaten bei der Berathung der Verfassung des deutschen Bundes und vergleiche damit die österreichische Danhbarung dieser dem deutschen Volke über den Kopf geworfenen Schlinge. — In den Zusammenhalt des den österreichischen Kaiserthaut bildenden Völkergemisches setzt auch der Einsichtige kein Vertrauen mehr, besonders seit der Bildung des Centralstaates, dieser den einzelnen Völkern Oesterreichs durchaus widerwärtigen Schöpfung. Ohne die russischen Bajonnette oder ohne die Weigerung des Königs von Preußen, den deutschen Kaisertron einzunehmen, gäbe es sicher heute keinen österreichischen Kaiserstaat mehr. Den zur gegenseitigen Mißhandlung und Unterdrückung gemischranchten Völkern Oesterreichs sind die Augen jetzt hinreichend aufgegangen, und sie suchen ihre Gegner anderwärts, als in Preußen, gegen das sie mit Gewalt gehetzt werden, indem man ihnen von den angeblichen Eroberungsgelüsten des Königs von Preußen die größten Lügen aufbindet. Nachdem Oesterreich sich mit Hülfe Russlands seinen rechten Arm zerschlagen und dadurch unter den beherrschenden Einfluß desselben gelangt ist, noch von einem Beruf Oesterreichs zur Wahrung Deutschlands an der unteren Donau zu reden, ist eine kahle Prahlerei; denn Rußland ist es, gegen das es wahren soll!

Jeden bemittelten Auswanderer treibt vorzüglich die Sorge um seine und der Seinen Zukunft aus der Heimat. Was erwartet ihn in Ungarn? Magyaren und Slawen, jetzt Todfeinde unter einander, sind in dem Einen einig: Haß gegen die Deutschen. Deutsche Einwanderer werden von den Eingebornen sogleich als Werkzeuge der Unterdrückung betrachtet und, selbst so lange noch diese sogenannte Ordnung in Ungarn herrscht, von beiden Volksstämmen schikanirt und verfolgt werden. Schade, daß diese nicht den Verspottungen des Redacteurs des „Kolonisten" glauben, der ganz naiv versichert, die deutschen Kolonisten sollen nicht germanisiren, sondern Ungarn werden. Derselbe erzählt eben so naiv (S. 28): „Endlich machten Magyaren es sich zur Aufgabe, sowohl in Siebenbürgen Bibervölken unter Ungarn und Walachen gegen die 1846 nach Siebenbürgen gelockten) schwäbischen Einwanderer hervorzurufen, als auch diese selbst während ihres Durchzuges durch Ungarn so schlecht wie möglich zu behandeln, um Andern die Lust zur Nachfolge zu benehmen." Und wer zwei Jahre vor dem Kampfe, der die große Erbitterung gesehen hat, und wenn die Magyaren schon damals von einem solchen Hasse gegen die Deutschen erfüllt waren, wie sind ein Berufsdolmet der deutschen Kolonisation in Ungarn ergäbt, so werden die deutschen Einwanderer auch jetzt, und so lange noch der äußere Frieden vorhält, ganz andere Verbitterungen und Hindernisse im Innern zu erdulden haben. Bricht aber einmal dieser Zustand, dann wehe den armen deutschen Einwanderern! Schon im letzten Kriege sind hülfe von schenßlichen, durch slawische Stämme an Deutschen im Banat und in den Batschor Bezirke verübten Grausamkeiten vorgekommen, die den von den rohen Wilden vollbrachten in nichts nachstehen. Wenn die österreichische Regierung diese Schnßlichkeiten damals nicht verhindern konnte, obwohl sie ihren Anhängern vollführt worden, so wird sie es in Zukunft, wenn diese Barbaren als Feinde auftreten, noch weniger befähigt dazu seyn. Am schlimmsten werden dann die sorstommen, welche sich auf konfiszirten Gütern niedergelassen haben, deren die Privatspeculation sich schnell bemächtigen wird, denn selbe Waare brennt Jeden, der sie hat, in die Hände, und billig schlägt es sie ist. — Besonders mögen sich Protestanten, die an den Bestand Oesterreich glauben, dies gefagt seyn lassen: Die Geschichte zeigt, daß in Oesterreich Alles stabil ist, nur die liberalen Einrichtungen nicht. In den sogenannten deutsch-österreichischen Landen sind die Protestanten früher durch Recht, Schwert, Galgen und Feuer vertilgt worden, und die wenigen noch übrigbliebenen protestantischen Gemeinden erlitten bis jetzt Druck und Schmach. Die ungarische Constitution sicherte die Religionsfreiheit, und es leben in Ungarn Millionen von Protestanten. Nun aber ist jene einerseits aufgehoben, und andererseits hat die katholische Geistlichkeit jetzt eine gesetzliche Macht in Staate errungen, wie sie zuvor; stellen wir die Annahme, die österreichische Macht würde sich in Ungarn konsolidiren, so wäre die Folge davon, wenn auch kein Autodafé, doch Druck der Protestanten, wie denn schon jetzt Klagen desselben laut geworden sind.

Wie die Dinge stehen, wird Oesterreich vergeblich suchen, Gemüther für die Einwanderung in Ungarn unter dem bemittelten und intelligenten Theile der deutschen Auswanderer zu erwecken. Solche, die in Deutschland nichts zu verlieren und zu hoffen haben, wird es in Masse gewinnen können, das ist aber kostspielig.

Indem wir diese Zeilen schließen wollten, erfahren wir aus glaubwürdigen Quelle, daß die österreichische Regierung in Betracht der großen Schwierigkeiten, unter denen die Eigenthumsverhältnisse und das Rücksichtsnehmen geringe Stelle einnehmen, den Entschluß gefaßt hat, die planmäßige deutsche Colonisation Ungarns auf ein die zwei Jahr zu verschieben. Die Verhandlungen, die jetzt für diesen Zweck stattfinden, sind rein das Werk der Privatbeamten, vor denen unter den herrschenden Verhältnissen nicht genug zu warnen ist.

Mannigfaltiges.

— Römische Studien. Von dem dichterigen hannoverschen Gesandten in Rom, Herrn v. Kestner, ist in Berlin, unter dem Titel: „Römische Studien", ein Werk in prachtvoller Ausstattung erschienen. Mit Vertrautheit der Verfasser über die bedeutenden deutschen Künstler, welche in durch das nähere Studium der römischen Kunstwerke zu ihrer vollen Kraft entfaltet haben und, gegenwärtig im deutschen Vaterlande wirkend, zur Verherrlichung des schaffenden deutschen Geistes so Vieles beitragen. Namentlich aber der Verfasser bei den großartigen Kunstschöpfungen Peter v. Cornelius' der Vorrede sagt Herr v. Kestner, sein Nationalgefühl habe ihn dazu getrieben, Deutschland in seinen großen Werken der Kunst zu verherrlichen. Der Verfasser ist der Sohn der berühmten, durch Göthe gefeierten Charlotte.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ungarische Mährchen und Sagen.

Aus der Erdélischen Sammlung übersetzt

von

G. Stier.

12. eleg. angeheftet. 17½ Sgr.

Berlin, im Nov. 1850. **Ferd. Dümmler's Buchhandlung.**

*) Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von dem österreichischen Volke die Rede ist, sondern von dem Systeme, das, diesem Volke ebenfalls zum Unheile, die Herrschaft führt und seit Jahrhunderten geführt hat. Schmähungen auf die Oesterreicher, wie Nr. 267 der Wien. Zeitung deren eine unter Bromberg brachte (auf die Heiter losgehen), erwecken nur Verachtung bei jedem gesinnungsvollen Preußen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 36, und bei Franz Duncker, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 144. Berlin, Sonnabend den 30. November 1850.

England.

Alton Locke, Schneider und Dichter.
Eine Autobiographie.

Man kann das unlängst erschienene Buch „Alton Locke“*) mit vollem Recht einen ausgezeichnet geschriebenen und mächtig ergreifenden Roman nennen. Es ist außerordentlich reich an lebendigen Scenen und dreht und bewegt gezeichneten Charakteren. An uns tritt diese Autobiographie als eine Novelle heran, — als ein Werk der schönen Literatur, welches man im Familienkreise laut vorliest, wenn die Mitglieder, nach Verrichtung ernsterer Pflichten und Studien des Tages, noch eine leichtere und gefälligere Beschäftigung vornehmen wollen. In der Verhüllung einer spannenden Erzählung stellt sie sich selbst den Bücken derer dar, welche „in Hülle und Fülle sitzen.“ — Was indeß für uns ein Roman ist, enthält das Leben und Leid und Seele jener, welche in den unteren, finsteren Regionen des Daseyns hausen. Diese Scenen und Beschreibungen sind nicht Schöpfungen eines Novellisten, sondern baare Wirklichkeit, hervorgeholt aus ihrem dunkeln Abgrund und nackt und grauenvoll hingestellt vor die Augen der Gesellschaft, welche im Lichte des Tages wohnt. Der Jammer, den wir vernehmen, ist kein solcher, welcher am Schluß des Buches sein Ende nimmt oder gar etwa nur hier, wo er erzählt wird, existirt. Er ist ein Elend, welches täglich größer wird und schwerer zu tragen ist, und wiewohl dieses Elend zu einem gewöhnlichen und allgemeinen Novellenstoff geworden und sich in beredtsamen Wendungen hören läßt, so spricht ein ernster Geist davon doch nur wie von Dingen, die man mit zitternden Lippen und in gebrochenen Lauten vorbringt. Solch' ein Buch in der Maske einer Novelle erinnert uns an die alten römischen Spiele, wo die dargestellten Scenen nicht blos eine theatralische Schau waren, sondern wirkliche Menschen vorführten, welche, einer gegen den anderen, auf Leben und Tod kämpften.

Der Vers. dieser furchtbaren Enthüllungen zeigt sich darin als einen wahren Künstler, daß er den qualvollen Eindruck der Geschichte durch den Geist des Friedens und der Güte sänftigt, welcher sich, wie ein goldener Sonnen-Untergangsschimmer nach einem düsteren Wetterzuge über Alles ergießt. Die Phantasie und Einbildungskraft des Schriftstellers aber zeigt sich nur in seiner Hoffnung und in seinem Glauben; als Wirklichkeit bleibt ein Anblick zurück, als pilgerte man durch das Thal der Todesschatten.

Wir wollen es hier sogleich ebenfalls erwähnen, daß der Vers. von „Alton Locke“ in anderen Künstlereigenschaften mangelhaft ist, wenigstens in diesem Buche. Es fehlt ihm, wenn auch vielleicht weniger an Geschick, so doch an der festen und sicheren Absicht, ein richtiges Verhältniß der Gruppirung und andere Gesetze erzählender Darstellung einzuhalten. Er fühlt, daß die Materialien, deren er sich zu seinem Baue bedient, für Winkelmaß und Bleiloth zu ungefüge sind. Sein Buch ist ein kecker Wurf auf Tod und Leben, und die sittliche Krankheit, welche es darstellt und die es zu bannen helfen möchte, spottet vollständig alles Regelzwanges und aller Anmuth. In Alton Locke verrieth eine förmliche Selbstverleugnung des Schriftstellers, — d. h. nicht das geringste Verlangen, als ein „talentvoller Autor“ zu erscheinen. Nichtsdestoweniger verlangen sich Zweck und Absicht in ihrer bestimmten Besonderheit auch nicht einen Augenblick. Die Absicht ist die, die Aufmerksamkeit einer größeren Klasse, als der Bramten und offiziellen Berichterstatter, zu erregen und sie mit aller Kraft auf die sozialen Uebelstände, welche vor ihren Thüren gehäuft liegen, hinzulenken. Lebhafte Thatsachen anschaulich zu erzählen, das ist nicht genug, der Autor versucht es Alton, von dem in ihm wohnenden Geiste des Verständnisses getrieben, den Gedanken und die Seele, welche diese Thatsachen durchdringen, aufzuweisen. Die alle Welt in Schrecken setzenden sozialen Probleme, so wie die ihnen zu Grunde liegenden sozialen Uebel, werden hier aufs Fühlste von einem Schriftsteller angepackt und durchwühlt, der keineswegs mit einem Mikroskäschchen vor der Nase an diesen sein anatomisches Geschäft schreitet. Mit voller Absicht will er dem Leser die Wirklichkeit in all' ihrem verletzenden Eindruck nahe führen.

Wir wollen die Geschichte mit kurzen Worten erzählen. Alton Locke ist das Kind einer Witwe, einer Baptistin aus Ueberzeugung, — weil sie die Baptisten als die einzige Sekte ansieht, in welcher sich „die Calvinistischen Lehren in voller Reinheit und Fülle darstellen.“ Geboren mit dem Geiste eines Dichters, in einer kleinen, häßlichen Straße der Vorstadt lebend, sich und schwächlich von Körper, „bange Nächte hindurch in schlaflose Qual liegend und mit einer heimlichen Scheu auf das ewige Rollen der Marktwagen horchend, welche die Schätze des heiteren grünen Landes nach der großen Stadt bringen“, in der engsten Form des Calvinismus erzogen, ohne weitere Bildung, als sie die gewöhnliche Elementarschule gewährt, d. h. nur im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, ohne Genuß irgend eines Vergnügens, außer wenn seine Mutter dann und wann einmal mit ihm an der Hand einen Gang durch London machte, seine einzigen Bücher „Des Pilgers Gnadenwanderungen“ und die „Bibel“, — kurz, unter all diesen Verhältnissen wußte Alton Locke nichtsdestoweniger in seinem Geiste die innigste Liebe zur Natur zu hegen und zu nähren.

„Ich kannte jedes Blatt und jede Blume in dem kleinen Garten an der Vorderseite des Hauses; jeder Kohlkopf und jede Rhabarberstaude in den Bataviso-Gärten erschien mir wundervoll und schön. An Wolken und Wasser lernte ich Gefallen finden durch mein gelegentliches Umherstreifen und Verweilen auf der Battersea-Brücke, wobei ich der im Westen sinkenden Sonne sehnsüchtige Blicke nachwarf, hin nach freie Wiesen und waldige Gärten, die alle für mich ein verbotenes Eldorado waren. Ich brachte gern wilde Blumen, seltene Käfer und Schmetterlinge mit nachhause. Mir kamen sie vor wie Engel Gottes in glänzenden Panzerröcken und prachtvollen Maskengewändern.“

Die Schilderung der alten Mutter ist sehr gut: wie sie sich ihres Differenzierglaubens rühmt und ihrer Abkunft aus puritanischem Blut, welches unter dem Messer der Schlächter der Sternkammer und in den Schlachten von Naseby und von Sedgemoor geflossen.

„Meine Mutter that Alles nach Vorschrift und Methode, nach Gottes Gesetz, wie sie es nannte, und nur hiernach. Sie lachte selten. Ihr Wort war fest entschieden. Sie besaß nie zum zweitenmal, ohne zu strafen. Und doch bang ihr Herz ganze Schöße stummer Zärtlichkeit in sich, so wie sie einen Haren, gesunden, weiblichen Geist und Verstand besaß. Aber sie hielt es für ein streng zu befolgendes Gebot, alle Zärtlichkeit abzulegen, als ob sie eine Absetzin des Mittelalters wäre, — so berühren sich Extreme! Sie sah die Zärtlichkeit für etwas „Fleischliches“ an. Eine „geistige Liebe“ konnte sie für uns noch nicht hegen. Wir waren noch „Kinder des Zornes und des Teufels“, noch „nicht von der Sünde erlöst, bekehrt und wiedergeboren.“ Sie hatte, ihrer Meinung nach, mit uns keine größere geistige Beziehung, als mit einem Heiden oder einem Papisten. Sie wagte es sogar nicht, für unsere Bekehrung zu beten, so ernstlich sie auch rückhaltlich jedes anderen Gegenstandes bittet. Denn wiewohl dies die meisten Mitglieder ihrer Sekte gethan haben würden, so ließ sie sich doch bei ihrem klaren logischen Denken aus Zärtlichkeit auch nicht zu der geringsten Inkonsequenz verleiten. War unser Heil denn nicht auch schon von Ewigkeit her bestimmt? Wir gehörten entweder zu den Erwählten oder zu den Verworfenen. Konnten ihre Bitten diese Bestimmung ändern? Wenn Er uns erwählt hatte, konnte Er uns rufen nach Seinem eigenen Belieben: und, wenn nicht, — Das Einzige, was sie immer und immer wieder that und was ich später aus einem ihrer Tagebücher ersahr, war, daß sie Gott unter qualvollen Thränen anflehte, ihr Gemüth durch Verständigung Seines Willens in Bezug auf uns zu beruhigen. Um diesen Trost konnte sie wenigstens vernunftgemäß bitten. Sie empfing indeß keine Antwort. Arme, geliebte Mutter! Wenn Dir die Antwort nicht leben konnteß, welche in jeder Blume, in jedem Sonnenstrahl und in der Thatsache unseres Daseyns selbst gleichsam steht, welche Antwort würde Dir wohl genügt haben? Und bei alledem wachte sie mit der strengsten Sorgfalt über unsere Moralität. Natürlich war Furcht das einzige Mittel, welches sie anwandte; denn wie konnte unser noch fleischlicher Verstand von der Liebe zu Gott berührt und bestimmt werden? Und Liebe zu ihr selbst mußte ihr allzu aemseelig und zeitlich erscheinen, ihr, welche wußte, daß ihr Leben unbestimmt sey, und welche stets und bei allen Dingen auf den tiefsten ewigen Grund zurückzugehen bemüht war und von hier aus ihre Anschauung holte. So war also, bis wir das zwölfte Jahr vollendet hatten, unser Gott ohne vielmehr unsere Götter die Hölle, die Ruthe, die zehn Gebote und die öffentliche Meinung. Doch steckte hinter diesen Dingen, bei ihr wie bei uns, ein Etwas, was uns rein erhielt. Nennt es natürlichen Charakter, Beschaffenheit des Geistes, — meinetwegen Beschaffenheit des Gehirns, wenn Ihr Männer der Wissenschaft oder Phrenologen seyd. Ich habe es niemals verstanden, mein eigenes Wesen oder meines Nachbars Natur so zu fegiren und hinzuzeichnen, wie Ihr Analytiker es thut.“

Diese strenge puritanische Erziehung entwickelt, wie Alton sagt, Eigenschaften, welche ihn bei den Wechselfällen und Kämpfen seines späteren Lebens von großem Vortheil und von hoher Bedeutung wurden. Das ganze Kapitel, welches sich auf seine Kindheit bezieht, ist eben so interessant, wie treu nach der

*) Alton Locke, Tailor and Poet: an Autobiography. 2 vols. London, 1850.

Digitized by Google

Leben. Ein Oheim, ein Krämer, welcher seiner Stiefschwester eine kleine Jahresrente zukommen läßt, vollendet die Verpflichtung, die er seinen armen Verwandten schuldig zu seyn vermeint, dadurch, daß er seinen Neffen Anton Locke zu einem Schneider in die Lehre bringt, während sein eigener Sohn nach Cambridge geht, um Theologie zu studiren: da dies das gegenwärtig herrschende Verfahren ist, den Sohn eines Handwerkers in einen Gentleman zu verwandeln.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Im Auszuge nach Montalivet.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich selbst war damals Minister des Innern und wurde von meinen Kollegen beauftragt, die Beschlußnahme des Kabinets dem Könige mitzutheilen. Keiner von ihnen hatte, wie man leicht denken kann, große Lust, in Saint-Cloud der Ueberbringer einer Nachricht zu seyn, welche ein lebhaftes Mißvergnügen erregen mußte. Nachdem der König mich gehört hatte, ließ er Madame Adelaide rufen und forderte mich auf, ihr ebenfalls mit eigenen Worten die Meinung des Kabinets zu verkünden. Als ich mich entfernte, sagte der König derübbe zu mir: „Ich gebe mich keinem der Gründe gefangen, welche Sie angeführt haben, um einen Beschluß zu rechtfertigen, der mich verletzt und mir ein tiefes Mißvergnügen verursacht; aber, fügte er hinzu, indem er sein Haupt erhob, thue das Ministerium immerhin seine Schuldigkeit zum Heile des Landes, alles Uebrige wird bald vergessen seyn." Man erinnert sich gewiß, daß der König kurze Zeit darauf den damaligen Präsidenten des Kabinets, den Grafen Molé, trotz des vorangegangenen Umstandes, in seinem Kampfe gegen die verbündete parlamentarische Opposition aufs kräftigste unterstützte, daß er ihm zwei Auflösungen gestattete, und daß er im letzten Augenblick noch die größte Anstrengung machte, ihn und seine Kollegen zu halten. Der Minister, welcher die Entschließung des Kabinets in Saint-Cloud hinterbracht hatte, der Verfasser dieser Aufschlagungen, trat nach dem Sturze des Kabinets wieder in seine alte Würde als General-Intendant der Civilliste ein.

Dergleichen Thatsachen beweisen hinlänglich, wie Ludwig Philipp zwar sein Familien-Interesse zu wahren suchte, es aber uneigennützig den Interessen seiner Regierung unterordnete.

Indeß vermehrte dieser Sieg des Königs über sich selbst seine persönlichen Verlegenheiten, indem er die Vollziehung der gesetzlichen Dispositionen verzögerte, durch welche wenigstens die Dotationen und Ausstattungen der Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie im Fall der Unzulänglichkeit des Privatschatzes sicher gestellt worden wären. Diese Unzulänglichkeit war im Prinzip von den Kammern bei der Bewilligung der Ausstener für die Prinzessin Louise von Orleans, Königin der Belgier, anerkannt worden; trotzdem aber tauchten in Folge gewisser parlamentarischer Combinationen andere Ansichten in der Deputirtenkammer auf. Die Dotation des Herzogs von Nemours scheiterte plötzlich an dem Bündniß verschiedener gegen den König oder gegen das Ministerium vereinigter Interessen. Von diesem Augenblick an mußte das ganze Gewicht der Dotationen, gegen alles Herkommen und gegen alle Billigkeit, auf die Civilliste und auf den Privatschatz zurückfallen; denn man kann nicht oft genug wiederholen, der Privatschatz war durchaus unzurrichend.

Im Januar 1832 belief sich die reine Einnahme des Privatbesitzes auf 1,300,000 Fr.; um diese Einnahme indeß auch in den folgenden Jahren erzielen zu können, hatte sich der König aller Bauten und aller nöthigen Unterhaltungskosten entschlagen müssen. Er wäre dann nicht im Stande gewesen, das Geringste zur Verschönerung seiner Familien-Residenzen, d. h. zur Unterstützung einer Menge von Künstlern und Arbeitern, zu verausgaben. Von 1840 bis 1847 belief sich der Reinertrag der Privatbesitzungen auf kaum 1,500,000 Fr., wobei nur die Unterhaltungskosten in Abzug gebracht sind, aber keine der neuen Arbeiten, welche in Neuilly, Eu, Bizy, La Ferté-Vidame und Dreux ausgeführt wurden. Vergleichen wir nun mit diesen Zahlen die Ausgaben, welche dem Könige die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses verursachten; diese Ausgaben waren doppelter Art:

1) Die für das gewöhnliche oder häusliche Leben, bestehend in Ausgaben für Bauten, Mobiliar, Nahrung, Heizung, Erleuchtung u. s. w.

2) Die Pensionen, die Ehrendienste, die persönlichen Dienste, die Marställe, die Reisen, die Geschenke, die Assmunterungs- und Wohlthätigkeitsgaben der Prinzen und Prinzessinnen u. s. w.

Die Ausgaben erster Kategorie wurden regelmäßig durch Belege und genaue Rechnungen konstatirt; wir theilen dem Publikum die Etats einiger Jahre mit.

Im J. 1842 betrug der Haushalt der Prinzen und Prinzessinnen . 2,479,392 Fr.
Im J. 1844 . . . . . 2,970,671 .
Im J. 1845 . . . . . 2,720,419 .
Im J. 1846 . . . . . 3,201,266 .
Im J. 1847 . . . . . 2,992,293 .

Man kann über diese Summen erst dann ein Urtheil fällen, wenn man eine Parallele zieht. Der König Karl X. hatte von 1825 bis 1830 für die Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses jährlich 1,600,000 Fr. ausgesetzt; diese Summe floß jedes Jahr in die Kassen der Civilliste, nachdem sie, in Folge seiner Anordnungen, auf die Dotation von 7 Millionen, welche das Gesetz vom 13. Januar 1825 den Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie statt der Apanage bewilligt hatte, zurückgeschlagen wurde. Nimmt man die Summe von 1,900,000 Fr. an, um die Kosten des gewöhnlichen Lebens der Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Orleans zu repräsentiren, so wird man leicht begreifen, wie mäßig die Summe ist, wenn man das Zahlenverhältniß der Mitglieder einer jeden der beiden königlichen Familien in Anschlag bringt. Man kann also den Gesammibetrag der von der Civilliste und dem Privatschatze dem laufenden Unterhaltungsfonden für die Prinzen und Prinzessinnen, mit Einschluß seiner 1,800,000 Fr., im mittleren Durchschnitt (für die Jahre von 1843 — 1847 incl.) auf 4,552,886 Fr. angeben. Wenn man mit dieser Zahl die Reinerträgnisse der Privatschatzes, durchschnittlich 14 Mill. Fr., vergleicht, so sieht man, daß der Privatschatz jährlich 3 Millionen zu wenig abwarf. Durch Artikel 21 des Gesetzes vom 2. März 1832 hatte sich der Staat verpflichtet, die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie zu dotiren, im Fall der Unzulänglichkeit der Privatschatze. Der Staat kam seinen Verpflichtungen nicht nach, und in persönlichen Verhältnisse des Königs begannen sich schon mit den ersten Monaten des Jahres 1832 zu verwickeln.

Wenn man also das Vorangegangene zusammenfaßt, kann man sagen, daß die finanziellen Verlegenheiten Ludwig Philipp's dadurch entstanden, daß der König that mehr, als er konnte, der Staat weniger, als er sollte.

* * *

Um die Wirkungen einer doppelt mißlichen Lage zu mildern und aufzuheben, hatte Ludwig Philipp zwischen zwei Wegen zu wählen: er konnte entweder der Dotation der Krone als eines Zusatzmittels, wie sie das bürgerliche Gesetzbuch definirt, genießen, ohne mehr oder weniger zu thun, als ausdrücklich nothwendig war; in diesem Falle wären die Paläste der Krone von selbst erhalten, aber nicht verschönert und vergrößert worden, und eben so wäre in Bezug auf die königlichen Bilder und Manufakturen, ferner für die Künste und Wissenschaften, endlich für die Nothleidenden nichts Außerordentliches und wirklich Bedeutendes geschehen. Wollte Ludwig Philipp den anderen Weg einschlagen, so konnte er der Dotation als König genießen in Gemäßheit des erwähnten Artikels und besonderen Rechtes, welches ihm das Gesetz vom 2. März 1832 verliehen hatte. In diesem Falle wurden die alten Paläste der Krone vergrößert, geschmückt und vergrößert, die Forsten und Güter in erhöhten Betrieb bewerkstelligt, die Manufakturen ermuntert, die Künste gefördert, in Nothleidenden unterstützt. Durch das erste dieser Systeme (dessen Anwendung ihm mit vollem Rechte zustand) hätte der König dem Wege der großen, furchtbaren Haushaltung betreten und sich zweifelsohne verschiedentliche persönliche Mittel gesichert. Indem er sich den zweiten zuwandte, gerieth er in eine fortwährend schwierige und bedrängte Lage; aber er blieb dem Zwecken treu, die er sich von den ersten Tagen seiner Thronbesteigung an, als den Inhalt seiner Mission bezeichnet hatte. Ludwig Philipp nahm keinen Augenblick Anstand, das begonnene Werk bis ans Ende zu verfolgen.

Die Ausstattungsfrage des Königs wandte sich zuerst auf die Paläste der Krone, welche alle mehr oder weniger eine umfangreiche und einsichtsvolle Behandlung beanspruchten; das Unternehmen war jedoch zu groß, als daß man hoffen konnte, Alles auf einmal gehen konnte. Die Ausbesserungen und die Belebung des Louvre und der Tuilerieen allein machten ein ungeheures Werk aus. Indem mußten ohne Verzug anspruchsvolle Arbeiten an den anderen Palästen der Krone unternommen werden, hauptsächlich an denen von Versailles, von Saint-Cloud und von Fontainebleau, welche alle lange schon vernachlässigt worden waren. Man hatte zu wählen. Der König entschied sich für die Arbeiten, die er allein entwerfen, unternehmen und beenden konnte.

Der Ausbau des Louvre interessirte nicht nur die Krone, sondern auch die Staat und Paris selbst, welches auf dieses Palais stolz war, gleichsam als auf ein Monument von mehr wirklich „Pariser" Natur, als alle anderen. Im Jahre 1833 stellte Thiers den Antrag, für die Arbeiten des Louvre eine Lotterie zu votiren; die Deputirtenkammer ging nicht darauf ein. Da die Aufgabe in Kräfte der Civilliste bei weitem überstieg, mußte sich der König bezüglich die Sache durch Thiers in Anregung gebracht zu haben; er wandte sich aber hauptsächlich an die Paläste, welche in einiger Entfernung von Paris lagen und von armen, hilfsbedürftigen Ortschaften umgeben waren.

Der Palast von Versailles beschäftigte den König am meisten. Dieses diesen Monument der Regierung Ludwig's XIV. im Jahre 1794, in der ersten Republik, seiner kostbarsten Möbel und Ornamente beraubt worden war, verfiel es nach und nach immer mehr. Im Jahre 1806 wollte Napoleon zu einer kaiserlichen Sommer-Residenz einrichten. Im Jahre 1814 gedachte Ludwig XVIII. wiederum seinen Hof in Versailles zu halten; die Arbeiten dafür, wie Napoleon selbst, vor den ungeheuren Kosten zurück und begnügte sich, die Gemälde und Vergoldungen der großen Säle restauriren zu lassen. Im Jahre 1831 wollte man das Palais zu einem Militär-Invalidenhause machen, aber der König widersetzte sich mit aller Kraft und trug den Sieg davon.

Ludwig Philipp entschloß sich sofort, den alten Sitz seiner erlauchten Vorherrn für immer zu retten und den Launen der Machthaber und Intriguen zu entziehen; er beabsichtigte, ihm eine neue Bestimmung zu geben: er erreichte dieses Ziel, indem er den Palast von Versailles „dem Ruhme Frankreichs" widmete. Als das Land den Gedanken des Königs begriff, zollte es ihm den lebhaftesten Beifall.

Das ungeheure Museum von Versailles ist in der That das persönliche Werk Ludwig Philipp's. Mehrere Jahre lang opferte er ihm alle seine Mühe und die Mittel seiner Civilliste. Er selbst hat den Plan zu allen Sälen und Galerieen entworfen, welche mehr als 4000 Gemälde und Portraits und gegen 1000 Skulpturwerke enthalten. Er selbst trug die Wahl und die Anordnung für die Ausstellung und bewies die größte Unparteilichkeit in Bezug auf die denkwürdigen Momente der Geschichte des Vaterlandes. Man denke dabei z. B. an die den Zeiten der Restauration gewidmeten Säle. Zugleich bekundete er eine liebenswürdige Bescheidenheit. Als nämlich die Künstler Kinder und Klaur für ihre Entwürfe zu den Gemälden, welche die Regierung Ludwig Philipp's

lipp's verherrlichen sollten, die Siege in Afrika gewährt hatten, verwarf der König diese Skizzen und gab seinen den Auftrag, lieber die Thaten des Friedens und die Wohlthaten der Freiheit auszuführen. Alle Einzelheiten über die Ausführung dieses mächtigen Werkes sind in besonderen Protokollen niedergelegt. Aus ihnen ergiebt sich, daß Ludwig Philipp dem Bau 398 Besuche widmete, von den ersten Monaten des Jahres 1833 bis in den Dezember 1847, also fast ein ganzes Jahr seiner Regierung.

Die auf das Palais von Versailles (mit Einschluß der beiden Trianons) verwendeten Kosten spezifiziren sich folgendermaßen:

Für Unterhaltung der Bauten und der Wasserkünste und für allgemeine unabweisbare Ausbesserungen	2,840,000 Fr.	15,059,000 Fr.
Für neue und außerordentliche Arbeiten	12,419,000 „	
Für Befestigungen, Erwerbungen und Restauration von Gemälden und Skulpturwerken	6,623,000 „	
Für Ankauf und Restauration des Mobiliars	1,810,000 „	
In Summa	23,494,000 Fr.	

Der König glaubte indeß noch nicht genug gethan zu haben. Die dem Publikum nach und nach geöffneten Säle und Galerieen verherrlichten den militärischen Ruhm, die Siege der französischen Armeen. Ludwig Philipp wollte noch neue Galerieen anlegen, und zwar für den politischen Ruhm und die bürgerlichen Tugenden. Schon war der Plan entworfen, als die Februar-Revolution ausbrach und ihn zertrümmerte.

Außerdem ließ der König zum großen Theil auf Kosten der Civilliste ein umfangreiches historisch-beschreibendes Werk mit Abbildungen in Kupfer herausgeben, wovon ein Theil bereits vor dem Februar 1848 erschien, unter dem Titel: „Plötzliche Galerieen der Palais von Versailles". Das Ganze war auf funfzehn Bände berechnet; das Publikum hat neun derselben (Bd. 6 in zwei Abtheilungen) in den Händen. Der König beauftragte diese Publication ohne Unterlaß und scheint sogar selbst einige Seiten des Textes. Neunhundertundsechzig Exemplare wurden unentgeltlich vertheilt, namentlich an alle Bibliotheken Frankreichs. So vermehrte die Ausstattung von Versailles nicht nur die Staatsdomäne, sondern war zugleich auch eine große Ermunterung für alle möglichen Künste und eine neue Hülfsquelle für die gesammte nationale Arbeit.

Während das Palais von Versailles seinen alten Glanz wiedererlangte, wurden die übrigen Monumente der Krone nach und nach ebenfalls in Angriff genommen. Der Palast von Fontainebleau sah seine früheste Pracht wieder erstehen: von der Halle des heiligen Ludwig und den Galerieen Franz's I. und Heinrich's II. an bis zu der Galerie der Diana und dem Kabinet, wo Napoleon seine Abdankung unterzeichnete, wurde Alles im Geiste der jedesmaligen Zeit wieder hergestellt. Desgleichen das Palais von Saint-Cloud und das Schloß von Pau, die Wiege Heinrich's IV.

Nebrigens beschränkte sich Ludwig Philipp nicht darauf, Frankreich blos durch Kunstwerke auf heimatlichem Boden zu verherrlichen; auch in einem fremden Lande wollte er ein französisches Denkmal errichten. Bereits 1820, unter Karl X., hatte man die Absicht gehabt, Ludwig den Heiligen auf den Trümmern Karthago's, an dem Orte, wo er verschied, ein Monument zu setzen. Ludwig Philipp nahm im Jahre 1840 diesen Gedanken wieder auf, und als das Ministerium sich weigerte, die Kammern um die Kosten anzugehen, bestellte er, das Monument aus seiner Schatulle herzustellen. Bereits waren mit dem Bey von Tunis die nöthigen Unterhandlungen getroffen worden, und ein Jahr später fand die Kapelle fertig da, in ihrem Innern durch die Statue des heiligen Ludwig geschmückt. Da die Zusammenbauer dieses Monuments selbst mit religiöser Ehrfurcht betrachteten, so wurde zugleich auch der französische Einfluß in Tunis befestigt. In Folge dieses Einflusses entstand nun neuen das Bisthum von Karthago, und das Postulat und das Sankt-Ludwigs-Kollegium erhoben sich unter dem Schutze des Kreuzes, welches die Kapelle schmückt. Auch geschahen nun die ersten Schritte zur Abschaffung der Sklaverei.

Die Gesammtsumme für die vom Könige Ludwig Philipp angeordneten Arbeiten beläuft sich auf fast 53½ Mill. Fr.; man muß bei dieser Summe indeß die nothwendigen Unterhaltungskosten, die jedem anderen Regenten eben so zur Last gefallen wären, in Abrechnung bringen. Sie betragen 19,800,000 Fr. Ludwig Philipp verausgabte also aus freiem Belieben 33,613,000 Fr. Und da jede dieser Ausgaben eine Verbesserung oder eine Vergrößerung bezweckte, die den Werth des Besitzthums selbst beträchtlich erhöhte, so kann man sagen, der König habe dem Staate durch diese Bereicherung der Krondomänen einen großen Theil der Civilliste gratificationsweise wieder zurückerstattet.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, obige Summe in ihren einzelnen Posten spezifizirt kennen zu lernen:

Ausgaben im Allgemeinen während der letzten fünf Monate des Jahres 1830	346,873 Fr.	20 Cent.
Palais der Tuillerieen	5,291,410 „	38 „
Palais des Louvre	1,507,967 „	87 „
Palais-Royal	1,408,667 „	14 „
Palais von Versailles, Trianon und Zubehör (die Wasserkünste)	12,118,278 „	39 „
Palais von Compiegne	409,310 „	28 „
Palais von Saint-Cloud und Zubehör	4,157,624 „	54 „
Palais von Meudon	557,374 „	11 „
Palais von Fontainebleau und Zubehör	3,421,914 „	68 „
Schloß von Pau	562,899 „	42 „
Kapelle des heiligen Ludwig bei Tunis	218,389 „	56 „
Palais des Thrones Bourbon	30,940 „	81 „
Königliche Manufakturen	346,470 „	70 „
Latus	30,583,193 Fr.	19 Cent.

Transport	30,388,623 Fr.	18 Cent.
Verschiedene Bauten	1,592,849 „	18 „
Forstbauten	1,633,622 „	80 „
In Summa	23,615,093 Fr.	16 Cent.

Dies ist noch nicht Alles. Aus den Zonds, welche der König jedes Jahr der Direction der Museen bewilligte, bereicherten sich die Paläste und ihre Sammlungen mit einer großen Menge von Gemälden, Skulpturwerken und anderen Kunstgegenständen. Alle diese Schätze wurden unmittelbares Eigenthum der Gebäude, in denen man sie aufbewahrte. Artikel 7 des Gesetzes von 1832 über die Civilliste stellte nämlich fest, „daß alle Monumente und Kunstgegenstände, mit welchen der König die königlichen Schlösser und Wohnungen auf Kosten der Krone ausschmücken würde, vom Augenblicke an Eigenthum der Krone seyn und bleiben sollten." Diese neue Vergrößerung der Staatsdomäne basirt auf einer Ausgabe von mehr als 10½ Mill. Fr.

Die Parks und Gärten hatten auch ihren Antheil an den vom Könige bestohlenen außerordentlichen Arbeiten. Unabhängig von allen Unterhaltungskosten opferte er zu ihrer Vergrößerung und Verschönerung mehr als 1,560,000 Fr.

Hier von den Forsten der Krone sprechen, heißt, von neuem einer der verletzendsten und heftigsten Anklagen, welche den König in den letzten zehn Jahren seiner Regierung verfolgten, entgegentreten. Man kann diese Anklagen folgendermaßen zusammenfassen: die Art der Nutznießung, der man die 103,680 Hektaren (eine Hektare = 200 Quadratruthen), aus welchen die Domänenforsten bestehen, unterwerfen, bereichern die Krone ungesetzlich um eine weit höhere Einnahme, als die ist, welche sie daraus ziehen sollte. Das Finanzministerium arbeitet schon seit langer Zeit an einer großen Untersuchung rücksichtlich dieser schweren Beschuldigung. Eine Kommission, bestehend aus den Notabilitäten der legislativen Versammlung, des Staatsrathes und der Finanzverwaltung, beschäftigt sich unter dem Vorstande eines hohen Oberbeamten mit der Prüfung dieser Art von Nutznießung und ihrer Ergebnisse. Warten wir die Sache ruhig und mit Vertrauen ab: die Wahrheit wird endlich über alle Verleumdungen triumphiren. Für diejenigen jedoch, welche leichtgläubig anzunehmen, König Ludwig Philipp habe aus den Kronforsten einen unerlaubten Gewinn gezogen, erwähnen wir folgende sehr einfache Thatsache: von 1831 bis 1847 betrug die Revenue der Kronforsten mehr als acht Prozent weniger als die Revenue aus den Staatsforsten, wenn wir nämlich den Vergleich zwischen den respektiven Forsten, welche in einem und demselben Departement liegen, anstellen und von gleichen Grundbedingungen ausgehen. Nach der Vereinigung der königlichen Domäne mit der des Staates im Jahre 1849 haben wir allen Kronforsten im Gegentheil etwas mehr eingebracht, als die allen Staatsforsten. Diese doppelte Thatsache wird hinreichen, die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Ueberdies haben die Kronforsten durch Ludwig Philipp beträchtliche Verbesserungen erfahren; wir wollen die wichtigsten derselben anführen und die darauf verwendeten Kosten sodann in eine Totalsumme zusammenfassen. Eine der ersten Sorgen des Königs war, im Jahr 1832, die jährlichen Holzschläge zu unterlassen, welche die Gehölze von Boulogne und von Vincennes nach nach allen sehr lichteten. Dieses Verbot galt in Bezug auf das Boulogner Wäldchen in seinem ganzen Umfange, für das Gehölz von Vincennes nur theilweise. Der König wollte die „Forsts von Paris", wie er sie nannte, eben so schonen und behandeln, wie die königlichen Parks. In Boulogne hauptsächlich bestand die Bewirthschaftung nur in einigen nöthigen Lichtungen, um das Wachsthum des hohen Gehölzes zu befördern. Auf diese Weise ergab das Boulogner Gehölz jährlich 12,000 Fr., während es 31,000 Fr. Kosten beanspruchte.

In allen Forsten zusammen ließ der König von 1831 bis 1848 im Ganzen 8800 Hektaren bepflanzen oder besäen und 1350 Hektaren der alten Jagdgehege ausholzen und neu abstechen. Es entstand also gleichsam ein neuer Wald von mehr als 10,000 Hektaren, welchen der König mit beträchtlichen Opfern der Krondomänen für künftige Zeiten hinzufügte, d. h. eine Waldstrecke, welche vierzehnmal größer ist, als das Gehölz von Boulogne.

Die verschiedenartigen Wege und Straßen, welche Ludwig Philipp in den Kronwäldern anlegte, bilden ein bewundernswürdiges Ganze. Die vom Könige bestellten, zu diesen Anlagen nöthigen Durchbrechungen und Verhaue berücksichtigen sowohl das Bergnügen der Spaziergänger, als auch die größtmögliche Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Ausbeutung und Abfuhr der gefällten Hölzer. Ein bedeutender Theil der Forststraße wurde mit großen Kosten gepflastert oder macadamisirt; in Compiegne namentlich ließ der König vierzig Kilometer (ein Kilometer etwa = ¼ Meile) mit Steinen pflastern. Im Ganzen wurden 830 Wege angelegt oder restaurirt in eine Ausdehnung von 269 Meilen.

Der König verwollkommnete so durch diese in sechs Departements (Seine, Seine und Oise, Seine und Marne, Loiret, Oise und Aisne) ausgeführten Arbeiten, so zu sagen, die ungeheure Werkstätte, die er zugleich auf allen Gebieten der Kronbefestigungen, zum Nutzen des Talents und der Armuth, eröffnet hatte.

Nachdem man neue Wälder gepflanzt und Straßen angelegt hatte, mußte man auch durch ein besseres System von Wald- und Straßenwärterieen für ihre Erhaltung sorgen. Alle diese Verbesserungsarbeiten, deren Ertrag einzig und allein auf die Zukunft berechnet war, verursachten in Summa eine Ausgabe von 4,130,000 Fr. Die einfachen Verwaltungs- und Unterhaltungskosten während der ganzen Zeit beliefen sich auf mehr als 23 Mill. Fr.

Nachdem wir im Vorangehenden alle einzelnen Posten der Ausgaben, welche die Civilliste auf die Krondomänen vermandte, spezifizirt haben, können wir nun leicht die moralische Schuld des jetzigen Exgentehümers, des Staates, an den königlichen Usufruktuarius durch eine Zahl ausdrücken. Abgesehen von einer Ausgabe von mehr als 103 Millionen, mittelst deren der König diese Domäne aufs beste unterhielt, opferte er für freiwillige Verschönerungs- und Verbesserungs-Arbeiten die Summe von 48,770,000 Fr., die sich folgender-

Digitized by Google

Kronbauten	33,615,000 Fr.
Domänen	1,560,000 „
Ausschmückung der Paläste und Sammlungen	10,300,000 „
Wälder	2,715,000 „
Terrain-Erwerbungen	380,000 „
	48,770,000 Fr.

Also über 48½ Millionen und deren theilweisen späteren Ertrag hat Ludwig Philipp zur Dotation der Krone hinzugefügt, während es ihm freistand, diese Summe zu seinem eigenen Vortheil zu verwenden. Nichtsdestoweniger ließ die Regierung fünfzehn Monat nach der Februar-Revolution auf die Güter der Privatdomäne eine Hypothek von 25 Mill. aufnehmen, als Repräsentation des Schadens, den der König den Staatsdomänen zugefügt haben sollte! Ludwig Philipp empfand nicht sowohl das Böse, als vielmehr die Beleidigung, die man ihm hiermit zugefügt hatte; nichtsdestoweniger wußte er die gerechte Bitterkeit seiner Gefühle zurückzudrängen. „Man schreit sich", schrieb er mir, „die Mühe zu geben, mich all' das Geld bereuen zu machen, welches ich verwendete, um die nun wieder an den Staat verfallene Domäne zu verschönern und zu vergrößern; aber es wird ihnen nicht gelingen, und nie werde ich über das Gute, welches ich ihnen erwiesen habe, Reue empfinden."

China.

Ein Ausflug nach der Silberinsel bei Ningpo.*)

Kintang oder die Silberinsel ist eines von den Eilanden des Tschusan-Archipels und liegt zwischen zwanzig bis dreißig (engl.) Meilen östlich von der Stadt Ningpo. Ich miethete ein Ningpore Boot, um mich nach Lukang oder Leh-long, dem Hauptort der Insel, hinüberzufahren. Im dortigen Hafen fand ich zwei Opiumschiffe und wurde vom Capitain Priestman aufs freundschaftlichste empfangen, der mir ein Quartier am Bord seines Schiffes anbot und in jeder Weise behülflich war, den Zweck meines Besuchs zu erreichen.

Obgleich die Silberinsel sich in so kurzer Entfernung von Tschusan befindet, wurde sie doch von den Engländern während der Occupation dieses Platzes nur selten besucht. Gerüchte mancherlei Art waren darüber im Umlauf. Man versicherte, daß sie ein Verbannungsort für Mandarinen sey, die sich gegen die Regierung vergangen hätten, und aus diesem Umstande, in Verbindung mit ihrem Namen, schlossen wir, daß dort großer Reichthum und Luxus herrsche. Außerdem hatte die chinesische Regierung das Gesuch gestellt, daß es keinem englischen Offizier oder Soldaten erlaubt werden möge, nach der Insel zu gehen, da sie von chinesischen Truppen besetzt sey, welche die Bewegung mit denjenigen, die sie in den neulichen Kämpfen besiegt hatten, zu einem gefährlichen Buthausbruch treiben könne. Indem ich mir alles dieses überlegte, erwartete ich, einen höchst merkwürdigen Ort zu finden, aber meine Vorstellungen von den Reichthümern und der kriegerischen Bevölkerung der Insel wurden keineswegs verwirklicht. Die Thäler sind zwar mit Dorfschaften besäet, allein es giebt keine einzige Stadt von Bedeutung, und dem Anschein nach leben die Einwohner in großer Armuth. Auch traf ich keine von jenen bunjierigen Soldaten; es war freilich nicht unmöglich, daß man sie seit dem Jahr 1846 von der Insel zurückgezogen hatte.

Die Einwohner sind, wie die von Tschusan und Ningpo, sehr friedfertig und harmlos. Sie benahmen sich gegen mich immer mit vieler Höflichkeit und oft mit freundlicher Zuvorkommenheit. Bei ihrer Armuth hatten sie mir fast nichts zu bieten, als ihren guten Willen, und diesen legten sie dadurch an den Tag, daß sie mich in ihre Häuser einladen und zum Sitzen nöthigten oder, was mir lieber war, mich unter der vor der Hausthür ausgebreiteten Zeltdecke niedersitzen ließen. Hier verbrühten sie nie, mich mit dem Nationalgetränk — Thee, zu bewirthen. Ich kenne nichts halb so Erfrischendes an einem heißen Sommertage, als eine Tasse Thee — ich meine, ich und unvermischt, wie ihn die Chinesen trinken, ohne Beimischung von Zucker und Milch. Er ist so weit heilsamer und erquickender, als Wein oder Bier. Er löscht den Durst, hat die Wirkung eines sanften Reizmittels und schützt vor manchen der in diesem Klima beimischen Fieber.

Ist die Silberinsel auch nicht von reichen Leuten und tapferen Soldaten bewohnt, so hat sich doch wenigstens die Natur höchst freigebig gegen sie bewiesen, denn sie ist eine der schönsten von der Gruppe, zu der sie gehört. Ihre herrlichen Landschaften brachten einen großen Eindruck auf mich hervor. Nachdem ich das Städtchen oder Dorf Leh-long hinter mir gelassen, kam ich bald an den Fuß der ersten Hügelkette und erstieg den Paß, der über ihr in das Innere des Eilandes führt. In den Seiten des Weges und über die Berge zerstreut bemerkte ich zahlreiche Tallbäume, deren Samen von den Einwohnern sorgfältig gesammelt werden und wegen des Talgs und Oels, welche sie enthalten, nicht geringen Werth haben. Die niedrigern Theile der Berge waren hier und da mit Theefeldern bedeckt. Als ich den Gipfel der ersten Bergkette erreicht hatte und meine Blicke jenseits schweifen ließ, bot sich ihnen eine reizende Aussicht dar. Ein lieblliches, stilles Thal lag vor mir, mit kleinen Meierein besäet und, wie es schien, von allen Seiten durch reichbewaldete Hügel eingeschlossen. Es war ein schöner Herbsttag, und das Laub hatte zum Theil die rothe und gelbe Färbung angenommen, die seinem Abfallen vorangeht. Der Talgbaum und eine Art von Ahorn trugen ein klares, blutrothes Kolorit zur Schau, andere waren beinahe weiß, und der Kontrast zwischen diesen Farben und dem dunkelgrünen Laubwerk der Tannen hatte etwas höchst Malerisches. Klumpen von schönen Bambus und Sungs (eine Art Palme) gaben der Landschaft einen tropischen Anstrich.

Der grüne Thersbruch wird im Innern des Eilandes in großer Menge gebaut, und der Hauptzweck meines Besuches war, eine Anzahl von den Samen derselben einzusammeln. Zu diesem Behuf nahm ich meine beiden chinesischen Diener mit und untersuchte alle Theepflanzungen, die sich auf meinen Wege fanden. Die Chinesen haben jedoch einen großen Widerwillen gegen weite Spaziergänge, und meine beiden Leute machten hiervon keine Ausnahme. Aus der verdrossenen Art, in der sie einherschlenderten, schloß ich, daß ihnen die Absicht nicht fern läge, umzukehren, sobald ich sie aus den Augen verlieren werde. Am Ende gelang ihnen dies auch wirklich, und sie kamen ohne mich nachhause, indem sie vorgaben, daß ich ihnen in den Bergen abhanden gekommen sey. Ich ärgerte mich nicht wenig, da ich gehofft hatte, mir eine ansehnliche Menge Theesamen anzuschaffen, begnügte mich aber mit dem Entschlusse, am folgenden Tage besser Acht zu geben. Frühmorgens ließ ich einen chinesischen Pony satteln und machte mich mit den beiden Dolmetschern auf den Weg nach den im Mittelpunkt der Insel gelegenen Theepflanzungen. Capitain Priestman begleitete mich, und da er das Betragen meiner Chinesen am vorigen Tage wahrgenommen hatte, so war er gern dazu erbötig, sie bewachen zu helfen. Als wir die erste Hügelreihe überschritten hatten und in das jenseits liegende Thal hinabstiegen, verschwanden meine Chinesen in derselben Weise wie gestern. Wir ritten sogleich zurück und fanden sie auf der Straße trändelnd, augenscheinlich mit der Absicht, uns wieder zu „verlieren" und nachhause zu kehren. Diesmal aber sahen sie sich in ihrem Plane getäuscht, indem wir sie auf dem engen Wege zwischen uns stellten und so unseren Marsch fortsetzten. Ich muß leider gestehen, daß wir nicht die nächste Straße nach unserem Bestimmungsort einschlugen, denn wir rest nach drei oder drei Stunden erreichten. Wir sammelten einen guten Vorrath von Theesamen in den verschiedenen Meiereien an den Berg-Abhängen ein, und als wir die Operationen des Tages geendigt hatten, ritten wir ruhig heim, indem wir es den Chinesen überließen, uns die gemachten Collectionen nachzubringen. Derselbe Plan wurde täglich befolgt, bis wir fast alle Plantagen besucht und einen bedeutenden Vorrath von Theesamen erlangt hatten.

Die Silberinsel besteht aus einer Abwechslung von Hügeln und Thälern, die an Tschusan erinnert, aber einen noch üppigeren Anblick darbietet. Wenn man den ersten Berg erklommen und das zunächst gelegene Thal erreicht hat, glaubt man sich überall von Bergen umgeben; weiterhin jedoch windet sich der Pfad allmälig um den Fuß der Anhöhen, und ein anderes Thal, eben so lieblich, wie das erste, eröffnet sich unseren Blicken. So stellt sich, wie in einem prachtvollen Panorama, ein Bild nach dem anderen dem Auge dar, von der Hand der Natur in unübertrefflicher Schönheit hingemalt.

Es wird mehr Thee auf der Silberinsel produzirt, als auf irgend einem anderen Eilande des Archipels von Tschusan. Der größte Theil von dem, was nicht von den Einwohnern selbst konsumirt wird, geht nach Ningpo und Tschapuh zum dortigen Gebrauch oder zur Ausfuhr nach der Meerenge. Obgleich der Thee an sich gut ist, so ist er doch nicht in der Weise präparirt, die sich den englischen oder amerikanischen Markt passen würde. Der Talgbaum (Stillingia sebifera) und der Tungtau (Dryandra cordata, Thunberg) erzeugen beide Artikel, die zum Export dienen. Aus ersterem gewinnt man bekanntlich den Talg und das Oel, welche in China so viel gebraucht werden; der letztere liefert ebenfalls ein werthvolles Oel, welches mit dem berühmten Firnis dieses Landes vermischt wird, und der Baum wird daher oft von solchen, welche mit dem Gegenstand nicht genau bekannt sind, Firnisbaum genannt.

*) Aus den Reiseberichten des Botanikers Fortune. Vgl. Nr. 22 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— **Bulwer's Liebhabertheater.** Der berühmte Romanschreiber Bulwer, der bekanntlich durch den Tod seiner Mutter als Erbe der alten Familie Lytton zu großem, für einen Literaten wirklich skandalösem Reichthum gelangt ist und sich daher jetzt auch Bulwer-Lytton nennt,*) hat in diesen Tagen auf seinem prächtigen Landsitze Knebworth-Hall in der Grafschaft Perthfore eine Reihe von dramatischen Vorstellungen gegeben, zu welchem die Elite der englischen Aristokratie als Zuschauer und einige der namhaftesten englischen Schriftsteller als Mitwirkende theilnahmen. Das Hauptstück war Ben Jonson's köstlicher „Every Man in his Humour", in welchem Charles Dickens den Capitain Bobadil, Douglas Jerrold den Master Matthew und Mark Lemon den Brainworm zur allgemeinen Zufriedenheit spielten, und die Gesellschaft trennte sich in lauter Anerkennung der literarischen, wie der gastronomischen Kost, mit der sie ihr edler Wirth erfreut hatte.

— **Sefftion und Sitzung.** Das in der jüngsten preußischen Thronrede mehreremal vorkommende Wort „Sitzung" als Bezeichnung der vorjährigen Parlamentssperiode hat neuerdings den Wunsch in uns aufkommen lassen, daß die deutsche Parlamentssprache in dieser Beziehung einen Gebrauch der englischen und französischen adoptiren möge. Die Engländer unterscheiden nämlich „session" von „sitting", eben so wie die Franzosen „session" von „séance". Die Berathung eines Tages würde daher immer als „Sitzung", die ununterbrochene Reihefolge von Berathungen eines Jahresparlaments jedoch stets als „Session" bezeichnet werden.

*) In diplomatischer Visitenkarten-Eleganz lautet sein Name und Titel: Sir Edward Geoffrey Earl Lytton Bulwer-Lytton, Baronet, von Knebworth-Hall.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 145. Berlin, Dienstag den 3. Dezember 1850.

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Krisis von 1848—1849.

Beim Beginn des Jahres 1848 hatte die Schweiz so eben eine schwerzliche Krisis überstanden, und die europäische Diplomatie strengte sich zu spät an, die Folgen eines Bürgerkrieges, dem sie nicht genügend zuvorgekommen war, in ihrer furchtbaren Entwickelung aufzuhalten, als in Frankreich die Februar-Revolution ausbrach, welcher die Revolutionen in Deutschland und in Italien auf dem Fuße folgten. Die Aufmerksamkeit der Diplomatie, welche schon seit einiger Zeit auf die Angelegenheiten der Schweiz gerichtet war, mußte sich nun zuvörderst auf wichtigere Dinge werfen, und die helvetische Republik, von den auf ihr lastenden fremden Einflüssen befreit, konnte nach Belieben in der Politik ihrer eigenen Wahl weiter vorschreiten. — Welchen Gebrauch hat die Schweiz von dieser Unabhängigkeit gemacht? In welchem Maße erlangten hier die allgemeinen Interessen das Uebergewicht über die Leidenschaften und Interessen der Parteien? — Vielleicht ist gegenwärtig der Augenblick gekommen, über diese Frage zu entscheiden, nachdem zwei Jahre verflossen, während welcher sowohl die äußere wie die innere Politik dieses Landes sich in eben so zahlreichen als bezeichnenden Manifestationen deutlich und klar and Licht stellen konnte. Wenn man die Politik der Schweiz in ihrer dreifachen Richtung betrachtet, in der Stellung zu den europäischen Regierungen, in den Bundesfragen und in den Kantonal-Angelegenheiten, so bieten sich die nöthigen Gesichtspunkte für die Beantwortung unserer Frage mit Rücksicht auf die beiden letztverflossenen Jahre von selbst dar. Man kann diese Politik als die Entwickelung dreier verschiedener Prinzipe ansehen, des Prinzipes der *Neutralität* Europa gegenüber, des Prinzipes des *Bundesgleichgewichtes* in den allgemeinen innerern Fragen, und endlich des Prinzipes des *konservativen Liberalismus* in den kantonalen Angelegenheiten.

Die Geschichte des schweizer Bundes liefert uns den Beweis, daß diese dreifache Richtung der helvetischen Politik stets für die Kantone eine Garantie der Kraft und des Glückes gewesen ist. Das Prinzip der Neutralität z. B. war seit den Zeiten des Mittelalters die eigentliche Grundlage des Bestehens der Schweiz inmitten der großen, sie umgebenden Staaten. Als die erste französische Revolution ihr diese Grundlage entrissen hatte, blieb die Schweiz Jahre lang schwach, in sich gespalten und unglücklich. Auch derselbe muß sich, als Europa durch die Traktate von 1815 rekonstituirt wurde, dem Bunde seine Neutralität wieder zurückzugeben. Die angränzenden Mächte konnten dieser Maßregel nur günstig seyn: Die Neutralität eines im Mittelpunkte Europa's gelegenen, die wichtigsten Alpenübergänge beherrschenden Landes war für Frankreich, Deutschland und Italien ein Interesse von erster Bedeutung; für die Schweiz war sie noch mehr, nämlich eine Bedingung der Existenz. Aus Trümmern des alten deutschen Reichs gebildet, hat sich die helvetische Republik später noch mit romanisch-celtischen Elementen, französischen und italiänischen Sprachidioms, versetzt. Sie bemühte sich Jahrhunderte lang mit dem ruhmwürdigsten Erfolge, diese Elemente zu verschmelzen, ihnen ein eigenes Gepräge zu geben, sich endlich aus diesen heterogenen Bruchstücken eine besondere Nationalität zu schaffen und nur eine einzige Familie zu bilden. Mit Hülfe der Neutralität war dieses Streben ein mögliches; sollte die Schweiz aber jemals an den Kämpfen ihrer Nachbaren theilnehmen und den Mittelpunkt ihrer politischen Lebens über ihre Gränzen hinaus verlegen, was wäre die Folge? Zweifelsohne eine Auflösung und Zerspaltung; die fremden Nationalitäten, welche die Schweiz gegenwärtig mit ihrer eigenen Nationalität beherrscht, würden sogleich in ihrer Besonderheit hervortreten und sich ohne Scheuchen und ohne Vermittelung zwischen dem Jura und den Alpen gegenüberstehen. Das Prinzip der Neutralität ist, wie man sieht, eine eben so wesentliche Bedingung für das europäische Gleichgewicht, wie für die politische Existenz des helvetischen Bundes. Uebrigens muß man keineswegs glauben, daß durch dieses Prinzip der Schweiz eine blos egoistische und negative Politik geboten werde. Es ist durchaus nicht ihre Rolle, den europäischen Kämpfen mit Gleichgültigkeit zuzusehen, noch auch für die geistige Bewegung, welche ringsumher Bahn bricht, unempfindlich zu seyn; es ist ihr nur verboten, die in den großen Staaten aufzuwerfenden Fragen anders als nach der ihr zukommenden Weise zu behandeln und als nach Maß ihrer Kräfte, als in dem Bereich ihrer Institutionen zu entscheiden. Dies ist die Mission, welche die Schweiz schon mehr als einmal zu erfüllen Gelegenheit hatte, und Europa konnte sogar oft genug in den inneren Krisen der helvetischen Republik gleichsam eine Offenbarung seiner eigenen Geschicke erkennen. Die Revolutionen in Genf gingen, wie man weiß, der französischen Revolution voraus, und die Krisen, welche die Schweiz von 1841 bis 1847 erschütterten, haben gewissermaßen den europäischen Sturm von 1848 vorher verkündet.

In ihren äußeren Beziehungen durch das Prinzip der Neutralität beherrscht und beschützt, findet die Schweiz für ihre innere Regierung eine nicht weniger feste Grundlage in dem Prinzipe des *Bundesgleichgewichtes*. Vor der französischen Revolution wurden die gemeinsamen Interessen der verbundenen Kantone allzu sehr ihren besonderen Interessen zum Opfer gebracht; daraus entsprang jene Schwäche, welche den Sieg der französischen Invasion von 1798 so sehr erleichterte. Auf das Uebermaß der lokalen Einflüsse folgte sodann das Uebermaß des Einheitsprinzipes; aber diese neue, mit den Traditionen und Interessen der Schweiz unvereinbare Verfassung konnte sich nur mit Hülfe der französischen Waffen halten. Die Vermittelungsakte (Mediationsakte) vom 19. Februar 1803 setzte an die Stelle dieses mangelhaften Regimes glücklicherweise eine auf die wahren Prinzipien des Föderalismus gegründete Regierungsform. Im Jahre 1815 zerstörte ein neuer Bundesvertrag dieses Werk einer so hohen Weisheit und gab wiederum den lokalen Einflüssen ein nachtheiliges Uebergewicht. Die kantonale Souveränetät mußte früher oder später die ihr zugestandene übertriebene Macht mißbrauchen, und in der That sah man nach dem Ausbruch der französischen Revolution von 1830 für die Schweiz eine Zeit der Parteikämpfe eintreten, welche erst kürzlich in der Revision des Bundesvertrages ihr Ende erreicht hat. Dieselbe hat das Prinzip des gemäßigten Föderalismus von neuem einen fast vollständigen Sieg davongetragen; es ist dies das Prinzip, welches schon in der Mediationsakte von 1803 vorgeschrieben worden, und wie man seinen glücklichen Einfluß schon aus der Vergangenheit kennt, lassen sich auch auf die Zukunft die besten Schlüsse daraus ziehen.

Zu dem Prinzipe der Neutralität und des Bundesgleichgewichtes kömmt endlich noch das Prinzip des konservativen Liberalismus, welches seine Ausgabe in den kantonalen Fragen zu lösen hat. Wiewohl dieses Prinzip noch nicht in dem Maße, wie die beiden anderen, die Sanction der Geschichte für sich hat, so gab es doch schon in gewissen Punkten die sicherste Beweise seiner Lebensfähigkeit. Auf die Reorganisation der Kantonalregierungen und auf die Berathungen der extremen Parteien angewandt, hat es schon unschätzbare Dienste geleistet und wird deren noch ferner leisten. Seit zwei Jahren hat es in einigen Kantonen einen ersprießlichen Aufschwung genommen, welcher sich hoffentlich über alle Theile der Schweiz verbreiten wird.

Dies sind die drei Prinzipe, welche die Schweiz mit Vertrauen als die schützenden Führer ihrer Politik anrufen kann; sie verpflichten und umfassen gleichsam alle Richtungen des Nationalgeistes. Indeß messen es sich seit dem Ende des letzten Jahrhunderts ganz entgegengesetzte Ideen an, die Geschicke der helvetischen Gesellschaft zu leiten. Dem Prinzipe der Neutralität stellt der revolutionaire Geist das Prinzip der Intervention und des Krieges entgegen; dem Prinzipe des Bundesgleichgewichtes will er das Einheitsprinzip substituiren; — endlich bekämpft er den konservativen Liberalismus im Namen des Hegelschen Radikalismus. Zwischen jenen guten und diesen schlimmen Einflüssen wird die Schweiz nun schon seit vielen Jahren hin- und hergeworfen; bald hat der nationale, bald der revolutionaire Geist das Uebergewicht. Glücklicherweise scheint sich der Kampf, wie man sich bald überzeugen wird, allmälig gegen den Radikalismus zu entscheiden.

* * *

Auf die äußeren Fragen angewendet, hatte der revolutionaire Geist einiger Kantone seit 1848 nur zu oft Gelegenheit, in der Schweiz seine traurige Wirksamkeit zu entfalten. Nichtsdestoweniger blieb der Sieg in diesen so mißlichen und wichtigen Fragen stets auf Seiten des Nationalgefühls, d. h. des Neutralitätsprinzipes. Eine der ältesten Konsequenzen dieses Prinzipes ist, wie man weiß, das Asylrecht. Ueber die Ausdehnung dieses Rechtes haben sich seit drei Jahren zwischen der radikalen Partei und ihren Gegnern aller Farben oft die lebhaftesten Streitigkeiten erhoben. Worin besteht dieses Asylrecht, und welchen Beschränkungen ist es in den helvetischen Traditionen, wie in dem europäischen öffentlichen Recht (Staatsrecht) unterworfen? Diese Frage muß zuerst entschieden werden.

Die Schweiz ist seit langer Zeit gewöhnt, gegen die politischen Verbannten und Proskribirten der verschiedenen Länder Gastfreundschaft zu üben. Jedenfalls ist es die Grundbedingung dieser Gastfreundschaft, daß sich niemand

welche sie beanspruchen, ihrer würdig zeigen, und daß sie beim Betreten des schweizer Bodens jedes Agitationsprojekt aufgeben. Mit der freisinnigen und edlen Uebung des Asylrechtes muß somit nothwendigerweise eine entschiedene Strenge für den Fall des Mißbrauches dieses Rechtes Hand in Hand gehen, und die Schweiz hat die unerläßliche Aufgabe, sich mit höchster Wachsamkeit gegen den Einfluß der Fremden zu wahren, wenn sie sich etwa allzu unmittelbar in ihre eigenen Angelegenheiten mischen sollten.

Die Revolutionen, welche beim Beginn des Jahres 1848 ringsherum ausbrachen, konnten nicht ermangeln, bei der schweizer Regierung einige sehr delikate Neutralitätsfragen in Anregung zu bringen. Ihr erster Schritt auf der gefährlichen Bahn, die sich vor ihr eröffnete, war glücklich. Kaum war die französische Revolution in Bern bekannt geworden, als der erkaufte Rath dieses Kantons, welcher, mit den Functionen des Bundesdirektoriums betraut, so viel dazu beigetragen hatte, die auf dem Lande lastende Krisis heraufbeschwören, sogleich an die Bundesregierungen ein Rundschreiben erließ, welches genau den Weg vorzeichnete, welchen man einzuhalten beabsichtigte.

„Die Stellung", sagte der erkaufte Rath, „welche der schweizer Bund im europäischen Staatensystem einnimmt, legt dem Bundesdirektorium (Vorort) die Pflicht auf, die Aufmerksamkeit der hohen Kantonalregierungen auf die in verschiedenen Staaten sich gestaltenden Ereignisse zu lenken und ihnen zugleich den Gesichtspunkt anzugeben, unter dem man die Stellung der Schweiz den Nachbarstaaten gegenüber aufzufassen und zu würdigen haben dürfte. Unter welcher Form sich auch die Zukunft darstellen mag, die Schweiz wird stets die Aufgabe haben, unter allen Umständen und mit allen Kräften die Neutralität, welche sie sich errungen hat, aufrechtzuerhalten. Dieses politische Glaubensbekenntniß wird der Oeffentlichkeit um so bereitwilliger übergeben, als das Direktorium keine Tendenz in einem entgegengesetzten Sinne fürchtet; indeß ist es nach den Ereignissen, welche sich im Innern zugetragen haben, von hoher Wichtigkeit, eine große Wachsamkeit zu üben, um Alles zu vermeiden, was Mißhelligkeiten und Verwickelungen hervorrufen könnte. Der schweizer Bund muß das Prinzip der Nicht-Intervention mit Energie gegen jede Zumuthung des Auslandes vertheidigen; aber eben so muß er sich auch, nach dem Erachten des Bundesdirektoriums, jeglicher Art von Demonstration enthalten, aus der man den Schluß ziehen könnte, daß er seinem Prinzipe nicht treu wäre. Indem sie die Ordnung und Regelung ihrer inneren Angelegenheiten als eine Aufgabe ansieht, in Betreff deren sie allein zu entscheiden hat, muß die Schweiz sich bemühen, mit Standhaftigkeit ihre Neutralität aufrechtzuerhalten, wenn etwa Konflikte unter den fremden Staaten ausbrechen sollten, und auch in dieser Beziehung, wie es stets stattgefunden hat, gewissenhaft den bestehenden Verträgen nachkommen."

Der Vorort forderte sofort die Kantone auf, ihre ganze bewaffnete Macht zu organisiren, und ersuchte besonders die Gränzkantone, ihn von den Ereignissen, welche das Land interessiren könnten, in Kenntniß zu setzen. „Wenn Flüchtlinge", sagte er schließlich, „woher immer, bewaffnet oder unbewaffnet, das Bundesterritorium überschreiten sollten, so muß man ihnen einen ruhigen Aufenthalt gestatten, gemäß dem Asylrechte und nach den Gesetzen der Humanität; Erstere sollen indeß sofort entwaffnet werden, und man müßte unter Letzteren darüber wachen, daß sie das ihnen gewährte Asyl nicht etwa als einen Mittelpunkt von Wühlereien und Ränken gegen die Nachbarstaaten mißbrauchten." Das Rundschreiben war von dem ehemaligen Führer der Freischärler-Expedition gegen Luzern, Ochsenbein, unterzeichnet. Die Staaten antworteten fast alle in einem dem Rundschreiben des Vororts günstigen Sinne. Ein einziger Kanton, Genf, an dessen Spitze damals, wie heute noch, James Fazy stand, gab seine Antwort in etwas zweideutigen, so zu sagen, „saurefüßen" Ausdrücken. Wie dem auch sey, die Schweiz hatte von neuem das wesentliche Prinzip ihrer Politik Europa gegenüber proklamirt, und es handelte sich von jetzt ab nur noch darum, die Gelegenheiten der Anwendung desselben abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Alton Locke, Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

(Schluß.)

Das Folgende ist eine Skizze von Alton's Einführung in die Schneiderwerkstätte:

„Ich folgerte Herrn Jones nach auf einer dunklen, schmalen, eisernen Treppe, die mir durch eine Fülltür ganz oben in einer Dachstube aufmachten. Ich blickte mich mit innerstem Mißvergnügen rings um; hier also sollte ich arbeiten — vielleicht mein ganzes Leben lang! Aus einem niedrigen Nebengemach kam mir ein widerwärtiger Dust entgegen, ein Gemisch verschiedener Gerüche menschlicher Ausdünstung, schalen Bieres, süßlichen Branntweins und neuer Kleider. Auf dem Fußboden, der mit Staub, Schmutz, Lappen und Flicken besäet war, saßen ein Dutzend hagerer, verkümmerter, halbzerlumpter Menschen, mit einem Ausdruck von Jammer und Stumpfheit, ein Blick, vor dem ich zurückschauderte. Die Fenster waren dicht verschlossen, um die Winterkälte abzuhalten, und der Athem, welcher sich angesetzt hatte, rann in Strömen von den Scheiben herab, blieb theils mit Staub vermischt an ihnen und machte einen Schmutzrand aus ihm. Laßt ihn neben Euch sitzen und pickt ihn mit der Nadel, wenn er Lust macht.""

Die Beschreibung der Schneider und ihres Thuns und Treibens ist überaus plastisch; es würde uns jedoch zu weit führen, sie mitzutheilen. Der Hauptzweck des Buches läuft darauf hinaus, die baare und nackte Wirklichkeit des Handwerkerlebens zu zeigen. Folgende Stelle dürfte freilich Erwähnung werth seyn:

„Ich bin meinen Lesern dafür, daß ich ihnen dieses wüste und gemeine Treiben vorgeführt habe, eine Rechtfertigung schuldig. Gott weiß, ich habe so wenig Geschmack daran, wie sie; aber diese Dinge existiren einmal, und alle die, welche außerhalb solcher Verhältnisse leben, müssen erfahren, was das für Leute sind, deren Arbeit oder vielmehr deren Blut sie ihren Prunk verdanken. Sie sind „ihres Bruders Hüter", mögen sie es auch nicht Wort haben."

Die Beispiele, welche Alton vor Augen sieht, und die Unterhaltungen, die er hört, bilden einen seltsamen Gegensatz zu der sich klösterlichen Abgeschiedenheit seinen früheren Lebens; indeß beginnt jetzt ein anderer Einfluß mit großer Macht auf ihn zu wirken. Seine Mutter hatte ihm das gegenseitige Versprechen abgenommen, niemals in die Fenster einer Buchhandlung einen Blick zu werfen — und er gehorchte: sie hatte ihm gleicherweise verboten, irgend ein Buch zu lesen, ohne es ihr vorher zu zeigen, — hieraus aber entsprang seine erste That des Ungehorsams. Auf dem Wege, den er nehmen mußte, wenn er von der Arbeit nach Hause ging, befand sich ein alter Bücherladen. Hier blieb er gern stehen und wagte es dann auch manchmal, ein Buch, dessen Titel ihn besonders anzog, näher zu betrachten und mit schüchternem Hand darin zu blättern. Dieses harmlose, verbotene Gelüst plagte ihn von Tag zu Tag stärker, so sehr er sich auch bemühte, es zu bekämpfen. — Er machte endlich mit dem Besitzer des Ladens, einem alten Schotten, Bekanntschaft, und dieser lieh ihm einige der Bücher. Folgendes ist die Erzählung der Art und Weise, wie er seine Studien verfolgte, und sie zeigt, welche Mühe der Arme, der von Wissensdurst geplagt wird, anwenden muß, um ein paar Tropfen des Labsals zu erlangen.

„Ich schlief in einer kleinen, etwa zehn Fuß langen und sechs Fuß breiten Kammer im hinteren Theile des Hauses. Nur an der einen Wand konnte ich aufrechtstehen, da das sich schief absenkende Dach die Decke bildete. Die Kammer konnte weder geheizt, noch auch gehörig gelüftet werden. Kein Wunder daher, wenn ich alle Nächte hustete und jeden Morgen mit Hals- und Kopfschmerzen erwachte. Meine Mutter sagte oft, „das Gemach sey zu klein zur Schlafstube einer Christenmenschen, wo solle sie aber ein besseres hernehmen?" Mein Studium war nun folgendermaßen beschaffen. Ich konnte es des Nachts hier, ohne entdeckt zu werden, nicht so ohne Weiteres treiben; denn meine Mutter sah jeden Abend sorgfältig nach, ob auch mein Licht ausgelöscht sey. Wenn mich also mein lieber Husten aufweckte, erhob ich mich, schlich ganz sanft wie eine Maus aus der Kammer, — denn meine Mutter und Schwester schliefen nebenan und konnten das geringste Geräusch hören, nahm meine theuren Bücher unter einer Diele des Flurs, die ich zu diesem Zwecke an dem einen Ende in mäßigen Augenblicken losgemacht hatte, hervor und mit ihnen zugleich eine Art Nachtlicht, welches ich mir von den paar Pence, die ich dann und wann bei Austragung angefertigter Kleider oder von den Gesellen für Hülfsarbeit erhielt, angeschafft hatte. Kein Wunder, daß, bei dieser geringen Ruhe und bei der Anstrengung meiner Hände, meiner Augen und meines Kopfes während des Tages in der Werkstatt, meine Gesundheit zu leiden begann; meine Augen wurden immer schwächer, mein Husten heftiger, und mein Appetit ließ von Tag zu Tag mehr nach. Meine Mutter gewahrte diese Veränderung und fragte mich mit herzlicher Besümmernniß um den Grund. Ich durfte aber leider die Wahrheit nicht sagen. Ich hatte nicht blos einmal gegen ihr Gebot gesündigt, sondern war schon Monate lang ungehorsam gewesen, was ich ihr hätte bekennen müssen; ich brachte laufenderlei falsche Entschuldigungen und Ausflüchte vor, die meinen armen von Anstrengung zerrütteten Kopf nur noch mehr beschwerten. ..... Ehe ich aufstand, um mich gegen sechs Uhr Morgens nach der zwei (engl.) Meilen entfernten Werkstatt zu begeben, saß ich schon drei bis vier Stunden schaudernd und zitternd auf meinem Bett, indem ich mich in die qualvollsten Stellungen zwängte, um wo möglich den Husten zu unterdrücken, damit mich meine Mutter nicht für unwohl hielt und nachzusehen käme — meine Augen auf die Lektüre geheftet, meine Zähne in die Bettdecken gebißt, um sie vor der empfindlichen Kälte zu schützen: Tag um Tag hoffend und harrend, daß bald der liebe Sommer käme, wo ich Licht mehr nöthig hätte. Blickt einmal auf dieses Bild, Ihr wohlhabenden Leute, die Ihr in mäßigem Behagen vor Euren Bücherschrank tretet, Euch nach Gefallen ein Buch herauslangt und Euch dann inmitten von Kupferstichen, Gemälden und Statuen in einen weichen Sessel werft, das wärmende Kaminfeuer vor Euch und die strahlende Argandlampe dem Tisch zur Seite. Die unterzogenen niedrern Klassen! Ja, auch Ihr würdet zu ihnen gehören, wenn das Lernen Euch solche Mühe kosten sollte, wie den Armen!"

Meister Trotztwaite, dessen Sorge Alton anvertraut worden, ist ein trefflich gezeichneter Charakter. — Er ist ein Bild eines Mannes aus der besseren Klasse der Hartlistischen Arbeiter: — einfichtsvoll, nachdenkend, durch sich selbst erzogen, nüchtern, von ehrbarem Benehmen, — aber durch „Armuth, Angstlosigkeit und durch das gierige Verlangen eines unbefriedigten Geistes und Verstandes" zum Chartismus getrieben. Der Chartismus, bittet er sich ein, bietet die einzige Aussicht auf Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen. Die ganze Conversation, welche das innere Gehren in dem Geiste eines Handwerkers, seine Hemmnisse, sein Trachten und seinen Jammer enthält, ist im höchsten Grade der Beachtung und des Studiums werth: — sie ist offenbar von Einem geschrieben, der alle diese Zustände genau kennt. Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle hier anzuführen, welche einige besonders für

Staatsmänner beherzigenswerthe sittliche Prinzipien dieser revolutionairen Zeit verkörpert. Natürlich ist es Alton, der käuflige Charakter, welcher spricht.

„Ja, es war richtig. Die Gesellschaft hat mir nicht meine Rechte gegeben. Und wehe dem Menschen, in dessen Seele diese Vorstellung, ob wahr, ob falsch, finster emporsteigt, all' seine Gedanken mit den Abgrunds gährender Gluth erfüllend. Mag sie wahr, mag sie falsch seyn, die Qual dessen, welcher daran glaubt, bleibt dieselbe, die Qual, ein Leben auf dem Boden der Verneinung zu führen und, wie das jetzt von Tausenden geschieht, nur allein dem Paß gegen alle Dinge, die da sind, als unserer einzigen Vorstellung, Anbetung zu zollen. Mag auch dann und wann einer von uns im Glauben, im Angesicht des verheißenen Landes sterben, ist es nicht dennoch furchtbar hart, im steten sehnsüchtigen Hinblick auf die einstige gute Zeit, fort und fort zu darben, die Jahre, eines nach dem anderen, hinschwinden, den Tod näher und näher herankommen zu sehen? Zu sehen, wie das Volk sich in eitlem Bestreben admählt und doch den Jordan nicht überschreitet, nicht in das gelobte Land einzieht? während unsere Kleinen rund um uns sterben, wie Lämmer unter dem Schlachtmesser, an der Cholera, am Typhus und an der Auszehrung und an allen Krankheiten, welche die einstige gute Zeit abwenden kann und wird, welche, wie die Wissenschaft bewiesen hat, und wie Ihr Reichen selbst eingestehet, auf einmal abgewendet werden könnten, wenn Ihr ein vernünftiges Maß und Verhältniß einführen und nicht das Leben vieler Tausende dem Götzen herkömmlicher Interessen Jahr aus Jahr ein zum Opfer bringen möchtet. Ist es nicht furchtbar, die zu Boden Gedrückten schreien zu hören: Du verschlucht Moloch-Mammon, nimm mein Leben, wenn Du willst; laß mich in der Wildniß sterben, denn ich habe es verdient; aber diese Kleinen in den Bergwerken und Fabrikorten, in den Typhushöhlen und in all' den anderen grauenvollen Pandämonien, was haben sie gethan? Wäre es wohl eine so große Sünde, wenn die Väter, nicht in ihrer eigenen Angelegenheit, sondern für sie, für diese Kleinen, auf einer Barrikade stürben? Oder ist es, meine Brüder Arbeiter, überhaupt wahr, was von unserem verheißenen Lande gesprochen wird, wie einstmals von jenem alten jüdischen Lande? ist es wahr, daß zuerst des Priesters Züge den geheimnißvollen Strom in das gute und große Land, welches Gott uns bereitet hat, überschreiten müssen? Ist es wirklich so? Dann, im Namen des Herrn der Herrschaaren, Ihr Priester, warum wollt Ihr nicht erwachen und Euch erheben und über den Jordan gehen, damit das Volk des Herrn Euch folgen kann?"

Wir können den Gang der Leidensgeschichte nicht näher verfolgen. Croßthwaite's Gesellschaft und die Irrthümer der Mutter üben ihren natürlichen Einfluß auf Alton. Endlich macht seine Mutter die Entdeckung, daß ihr Sohn ein Ungläubiger ist; und auf ihr Gebot verläßt er ihr Haus und sie selbst, die er bisher nicht mehr wiedersieht. Er nimmt nun seinen Aufenthalt bei Sandie Mackaye, dem Buchhändler, und studirt und liest, ohne sich so vielen Entbehrungen und Qualen unterziehen zu müssen, wie vordem. Seine Liebe zur Poesie entwickelt sich und mit ihr das Vermögen, ein Dichter zu werden. Sandie Mackaye ertheilt ihm viele gesunde Rathschläge, — gut für Andere sowohl, wie für Alton Locke. Alton hat ein Gedicht geschrieben über die Friedens-Jnsein im Stillen Ocean, und Sandie bringt darauf, er solle seine Kraft auf das wirkliche Leben und Elend ringe um ihn her verwenden, statt die Kannibalen der Südsee zu besingen. — „Wenn Gott gewollt hätte", sagt er, „daß Sie über die Pacific Islands schreiben sollen, hätte er Sie dorthin versetzt, da er aber wünscht, daß Sie über London schreiben, so hat er Sie hier geboren werden lassen und Ihnen einen guten Vorgeschmack von dem Treiben dieser Stadt gegeben."

Alton Locke wird also ein Volksdichter. Er treibt zugleich die Schneiderei und die Poesie; — seine seltenen Feierstage verbringt er meist in den Gemäldegalerieen, den einzigen Orten, wo er seine Sehnsucht nach schönen Naturscenen in seligem Genusse einigermaßen befriedigen konnte. Zuletzt stirbt sein alter Meister, welcher sich immer als ein braver Mann, der sich nie mit Zwischenhändlern abgab, sondern zuhause arbeiten ließ und sich als ein möglichst anständiger Zahler gegen ihn benommen hatte. Die Enthüllungen, die uns schon seit einer Reihe von Jahren über die Lage der Handwerker, der Schneider namentlich, zu Ohren gekommen sind, haben uns für das, was hier geschrieben steht, hinlänglich vorbereitet. Als der alte Meister starb, regierte sein Sohn an seiner statt und nahm sich vor, so rasch als möglich reich zu werden. Er beschloß, den Lohn seiner Arbeiter zu schmälern, einen Kleiderladen einzurichten und die Arbeit, deren er bedürfen würde, künftig von seinen Leuten in ihrer eigenen Wohnung anfertigen zu lassen. Wie eine derartige Einrichtung, die ganz unverfänglich und zweckmäßig klingt, selbst das Uebel enthält, welches das Handwerkerleben schon im Keime verkümmern macht, — das wird uns folgende Stelle darthun.

„Wir mußten das abwarten. Jeder arbeitende Schneider kömmt bei dem jetzigen System nothwendigerweise dahin, und wir sind noch besonders glücklich, daß es sich mit uns so lange aufschob. Ihr wißt alle, wo dies enden wird, — in demselben Elende, in dem sich gegenwärtig bereits funfzehn- bis zwanzigtausend Leute unseres Standes befinden. Wir werden die Sklaven, oft die leiblichen Gefangenen von Juden, Zwischenhändlern und Prinzern, welche ihren Lebensunterhalt aus unserer Noth und unserem Hunger gewinnen. Wir werden es, wie die Anderen es schon erfahren haben, erleben, daß der Arbeitslohn immer weiter herunterfinkt, dagegen der Vortheil derer, welche uns beschäftigen, immer steigt, wir werden alle möglichen Bittkürlichkeit zu erdulden, die Konkurrenz von Weibern und Kindern und hungrigen Irländern auszuhalten haben, unsere Arbeitsstunden werden um ein Drittel wachsen, unsere jetzigen Löhne auf weniger als die Hälfte herabsinken, und bei alledem werden wir nie Hoffnung auf einstmalige Steigerung der Bezahlung haben, sondern immer tiefer ins Elend und in die Sklaverei gerathen, hinausgestoßen aus dem allerhöheren Geschäfts- und Handelsgange und hinab in das pöbelige System der Kontraktarbeit, welches unser Geschäft und viele andere und Leib und Seele zugrunderichtet. Unsere Weiber werden gezwungen seyn, mit uns aufzustehen Tag und Nacht, um uns zu helfen, — unsere Kinder müssen von der Wiege an arbeiten, ohne die Schule besuchen und kaum die frische Luft des Himmels athmen zu können, — unsere Knaben müssen, wenn sie heranwachsen, Bettler oder Arme werden, unsere Töchter müssen, wie Tausende thun, ihren elenden Unterhalt durch Prostitution erwerben. Und dennoch wird eine ganze Familie nicht so viel gewinnen, als bisher ein Einziger von uns mit seiner Hand gewann."

Alton kömmt mit Croßthwaite zusammen — und wird Mitglied eines Chartistenklubs. Er wird von Mackaye zu seinem Herrn Cousin nach Cambridge geschickt, um sich dessen Hülfe zu erbitten bei der Herausgabe seiner Gedichte auf Subscription. Dieser Umstand giebt eine treffliche Gelegenheit, diese Klassen, die Wohlhabenden und die Armen, neben einander zu sehen, und wir hören hier, wie sie beide, jede von ihrem Standpunkte aus, das soziale Problem beurtheilen und über seine Lösung denken. Der Verfasser stellt Vertreter der beiden Art aus jeder Klasse einander gegenüber und verwendet allen Fleiß darauf, eine möglichst unparteiische Anschauung aus ihren Deliberationen und Gesprächen hervorgehen zu lassen. Das Ganze verdient mit äußerster Aufmerksamkeit gelesen zu werden. „Alton Locke" ist keine Parteischrift. Nicht nur das Elend und die Leiden der arbeitenden Klasse werden mit Beredsamkeit und warmer Theilnahme geschildert, sondern eben so auch wird ihren Mißgriffe, Irrthümer und Ausschweifungen in ernstester Rüge gedacht. Es herrscht in diesem Werke keineswegs die gewöhnliche Feindseligkeit gegen die höheren Klassen, als solche, welches der gewöhnliche Fehler der zur Tröstung der Armen geschriebenen Bücher ist. — Ferner müssen wir noch erwähnen, daß eine Liebesepisode ein sehr sanftes und schönes Licht neben den düsteren Scenen ergießt, und daß alle Grundsätze, die hier aufgestellt werden, von weiser Mäßigung, tiefer Ueberlegung und äußerst ehrenwerther Absicht zeugen. Die Pflichten, welche die Gesellschaft vernachlässigt, werden entschieden hervorgehoben, aber eben so auch die Irrthümer mancher populären und beliebten Heilmethode. Die Aufgabe wird nach allen Seiten hin betrachtet.

Alton wird als Chartist verurtheilt und eingesperrt und endlich, nach verschiedenen anderen ähnlichen Vorfällen, durch die Fürsprache einer edlen Frau, die ihn in einer völligen Zerrüttung findet, erlöst.

Das sanguinischer Hoffnungen volle Glaubensbekenntniß, am Schlusse des Werkes, ist mit seiner Berechnung einem Weibe in den Mund gelegt; die Perspektive auf das Gute indeß, welches sie prophezeit, ist etwas gar zu gewaltsam in die Ferne gerückt. Die sozialen Uebel, die auf den verangehenden Seiten geschildert werden, sind viel zu tief und zu lange eingewurzelt, um die Hoffnung auf eine so schleunige Beseitigung zu gestatten. Die Bekehrung Alton Locke's zum Glauben an die Lehren und Wunder des Christenthums könnt nicht nur gar zu plötzlich, sondern ist auch unnöthig. Das Buch schließt mit einer Art „Test- und Corporations-Akte". Wenn der Verfasser im Vorhergehenden im Ernste er selbst ist, so ist es nicht sehr klar, warum Alton traurig gemacht wird, um es zu bereuen. Wir hätten es für zweckmäßig gehalten, alle Kontroverse über Glaubenspunkte auf den Spiel zu lassen. Am Schlusse eines letzten Bandes „Beweise zu führen", muß nothwendigerweise dürftig und unzureichend seyn. Diese Bekehrung ist indessen, so scheint es uns, als ein Protest beigebracht, daß der Autor an jene Beweise glaubt und Mitglied der Gemeinde der Gläubigen ist.

Verfasser und Verleger in England.

Allgemein ist die Klage, daß die Verleger großes Vermögen sammeln und die Schriftsteller verhungern lassen, daß sie, eine Gattung moralischer Bampyre, dem Genius das Herzblut aussaugen und nur bei der Verkümmerung Anderer gedeihen. Viel unverdaulliches, einseitiges Zeug ist darüber geschrieben worden, und doch läßt sich gar Manches hören und drüben sagen. Allerdings steht der Verleger ein Manuskript mit denselben Augen an, wie ein Getraidehändler eine Weizenprobe: er beurtheilt, ob es an den Mann zu bringen seyn wird. Und das muß er auch; denn geschrieben werden Bücher nicht blos, um verkauft zu werden, aber wohl gedruckt. Der Verleger muß seine Buchdrucker und Papierhändler bezahlen und kann dennoch das Publikum nicht zwingen, sein bedrucktes Papier zu kaufen. Ließen sich wohlwollende Buchdrucker finden, die aus reiner Liebe zur Literatur die unverkäuflichen Schöpfungen des Genius umsonst druckten, und eben so wohlwollende Papierhändler, die aus demselben edlen Beweggrunde das Papier dazu unentgeltlich lieferten, dann würde es vielleicht auch nicht an Verlegern fehlen, die in einem Manuskript etwas mehr als ein Stück Waare sehen, sie würden vielleicht minder offenherzig schlechte Manuskripte zurückweisen und minder unzart um den Preis gewinnverherrschender markten. Ein augenfälliger Gewinnzug des uns schon tausendmal gesagt — freilich, aber noch keineswegs in seiner vollen Geltung von der Schriftstellerwelt anerkannt. Der Verlag ist ein Geschäft und, wie jedes Geschäft, in der einzigen Absicht unternommen, Geld zu verdienen. In der Regel ist der Gewinn nicht groß und noch weniger sicher, so zumeist, daß viele Buchhändler, die den Weg des Verlages einschlagen, am Ziele — beim Bankerott ankommen. Wenn eine Verlagshandlung durch den Druck unverkäuflicher Bücher zugrundegeht, so wird sie selten oder nie von den Schriftstellern bemitleidet. Diese stehen vielmehr darin eine gerechte Vergeltung für vermeintliche Unbilden der Verleger gegen Autoren. Das ist vielleicht wahr, nur in einem

anderen Sinne, als diese es verstehen. Denn in der That bringt das sorgiose Verlegen von Büchern dem schriftstellerischen Gewerbe den größten Nachtheil, und gerade der vorsichtige Verleger ist des Autors bester Freund. Wenn ein Haus auf eigene Gefahr eine Anzahl Werke verlegt, die es nicht verkaufen kann, so muß es entweder seine Zahlungen einstellen oder den Ausfall bei dem Verlage anderer Werke decken, die gute Absatze finden. Verliert der Verleger sein Geld bei einem Buche, so lebet auch die Schriftstellerzunft darunter. Je mehr Geld aber jener beim Verlage verdient, desto mehr Honorar kann er bieten.

Es ist oft gesagt worden, daß die Belohnung der Verfasser mit dem Erfolg ihrer Werke in keinem richtigen Verhältnisse stehe, und daß sich auf Schriftsteller und Verleger der Triumphzeilag parodiren lasse: Saul hat Tausend geschlagen und David Zehntausend. Man hat aber vergessen, daß oft der Gewinn eines einzigen glücklichen Werkes die Lücke ausfüllen muß, die ein halbes Dutzend Luftschlösser in die Kasse des Verlegers gemacht hat. — Wenn ein Verleger ein Manuskript für 500 Pfd. Sterl. kauft und es bringt ihm glücklicherweise 5000 Pfd. Sterl. ein, dann erscheint es allerdings als unbillig, daß der Verleger mit dem Verfasser den Gewinn nicht theilt. Hierauf erwiedern wir zuvörderst, daß das wohl sehr häufig geschieht. Es giebt kaum einen Verleger in London, wie „happig" er auch sey, der nicht Schriftstellern zu wiederholten Malen Summen ausgezahlt hätte, die in den Vertrage nicht bedungen worden. Gesetzt aber, diese Thatsache würde bestritten, so sehen wir doch nicht ein, wie dem Verleger ein Unrecht daraus gemacht werden kann, daß er sich streng an den Wortlaut seines Kontraktes hält. Wenn ein Verleger, in der Voraussetzung, zu gewinnen, 500 Pfd. Sterl. für das Verlagsrecht eines Werkes veraussagt und bei der Spekulation sein Geld zusetzt, so verlangt er weder vom Verfasser eine Wiedererstattung, noch fällt es diesem ein, sie ihm anzubieten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Geld, ehe sich noch das Resultat des Wagnisses herausstellt, längst aufgebraucht, und der Verfasser würde große Augen machen, wenn man ihm auf die zarteste Weise einen Wink gäbe, dem Verleger für den Verlust an seinem Buche einen kleinen Schadenersatz zu leisten.

Wir wiederholen dann, daß ein Verleger, der an Einem Werke sein Geld zusetzt, sich an einem anderen schadlos halten muß, wenn er nicht Bankerutt machen will. Nach dieser Methode betreiben viele Verleger ihr Geschäft, das in der That eine Art literarischen Wettrennens wird. Sie geben, wollen wir annehmen, ein Dutzend Werke heraus; sechs gehen entschieden in die Brüche, vier decken gerade die Kosten, und zwei werfen einen Gewinn ab. Der Verleger, zumal wenn er sein eigener Drucker ist, mag zuletzt bei dem Kalkül seine Rechnung finden, daß er nicht in den Schuldthurm wandert und seiner Familie Brod giebt; von entschiedenem Vortheil kann aber dieses System weder für Verleger, noch für Autor seyn. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Jahr aus Jahr ein erscheinenden Werke bringen bald den Verleger, bald dem Verfasser, bald Beiden schwerern Verlust, und dieser mag dann beim Ueberschlag der umgesetzten Gewinne an literarischen Productionen in Rechnung gebracht werden. Wenn aber Herr x hundert Pfund an den Gedichten des ehrenwerthen Herrn y verliert, so hat er gerade hundert Pfund weniger an den Roman des Herrn z zu wenden. — Hätten die Männer von der Feder mehr Einsicht von ihrem wahren Interesse, sie würden, statt gegen das Uebermaß, gegen den Mangel an Vorsicht von Seiten der Verleger eifern. Bei dem Gedeihen des Verlagsgeschäfts sind die Schriftsteller unmittelbar betheiligt. Nicht daß die Verleger so viel, sondern daß sie so wenig Geld verdienen, — darin liegt des Uebels Wurzel für die Schriftsteller. Wäre in Paternoster-Row mehr Wohlstand, es würde auch in Grub Street besser aussehen.

Es ist nur zu wahr, daß Verleger, wie andere Menschen, Mißgriffe machen, daß sie bisweilen ein gediegenes und verkäufliches Werk von der Hand weisen. Wir haben Beispiele, daß Bücher, die ihren inneren Gehalt in der Folge durch eine ungeheure Popularität bewährt haben, von den geschäftskundigsten Verlegern verworfen worden sind. Im Allgemeinen jedoch ist ihr Urtheil anerkennswerth richtig. Mit überraschender Genauigkeit geben sie von den meisten Werken, die ihnen angeboten werden, den Marktpreis an. Es ist freilich nicht zu erwarten, daß der Verleger sich durchweg auf die Stärke seiner eigenen Urtheilskraft verläßt, um jede knotige Frage zu lösen; dazu hat auch er seine Staatsminister. Ueber den giftigen Einfluß dieser Mittelspersonen ist zu verschiedenen Zeiten genug lamentirt worden; wir finden aber diese Klage nicht gegründeter, als die über die verfassungsmäßige Einrichtung, welche den Staatsminister zwischen den Fürsten und sein Volk stellt. Auf der einen Seite über die Unwissenheit des Verlegers Beschwerde führen und auf der anderen es ihm zum Vorwurf machen, daß er die Kritik sprudelnder Männer zu Hülfe ruft, ist eben so widersinnig, wie ungerecht. Wenn ein Verleger nicht die Macht in sich fühlt, über den gefälligen Werth und die Gangbarkeit eines ihm vorgelegten Manuskriptes zu entscheiden, was ist natürlicher, als daß er sich den Beistand einer entsprechenden Kompetenz sichert? Das ist nun Amt und Beruf des „Lesers". Es ist bekannt, daß in manchen bedeutenden Verlagshandlungen ein solcher „Leser" angestellt ist, der in dem Geschäftslokale seine Wohnung hat; andere legen die ihnen angebotenen Manuskripte vor der Veröffentlichung irgend einem Kritiker von Ruf und Fach zur Beurtheilung vor, während ausgezeichnete Verleger namhaft gemacht werden können, die sich rein auf ihren eigenen Ausspruch verlassen und selten schlecht dabei fahren. In keinem dieser Fälle aber ist Grund vorhanden, die Zulänglichkeit des Urtheils in Zweifel zu ziehen, da, wie gesagt, die Frage, mag sie vom Verleger oder vom „Leser" entschieden werden, keine rein literarische, sondern hauptsächlich eine merkantilische ist. Das innere Verdienst eines Werkes kann sehr oft zugegeben und das Wagniß, es zu veröffentlichen, dennoch höchst thöricht abgerathen werden.

(North British Review.)

Mannigfaltiges.

— Fremder Einfluß auf die Pariser und Londoner Presse. Das Lügengewebe, welches die schleswig-holsteinische Angelegenheit in den Berichten der englischen und französischen Zeitungen umgarnte, fängt auch bereits an, in der kurhessischen Angelegenheit seine Netze auszuspinnen. Das Journal des Débats, zur Zeit der Monarchie ein Freund aller Unterdrückten und ein beredter Gegner aller Tyrannei, scheute sich nicht, vor kurzem einen Artikel, in welchem Faltenpflug und sein System vertheidigt, Preußen dagegen und dessen Staatslenker auf das unbrigste verkleinert werden, in seine Spalten aufzunehmen. Ehrenhafter als die Times, hat jedoch das Journal des Débats Anstand genommen, solche Verleumdungen als ein Werk aus eigener Feder zu acceptiren, und sagte es vielmehr hinzu: „l'article est redigé dans l'une des principales chancelleries de l'Allemagne." Jedermann weiß, welches diese „eine der vornehmsten Kanzleien Deutschlands" sey. Wir selbst haben bei unserer letzten Anwesenheit in Paris Gelegenheit gehabt, den sehr fein gebildeten, vortrefflich französisch sprechenden und schreibenden Oesterreicher kennen zu lernen, der fast mit allen Redakteuren französischer Blätter, besonders aber mit Herrn Armand Bertin, dem Redacteur des Journal des Débats, in anscheinend sehr freundschaftlicher Verbindung sich befindet. Oesterreich weiß allerdings seine offiziösen Agenten sehr geschickt zu vertheilen; es besitzt deren in London und Paris, wie in Berlin und St. Petersburg, nur mit dem Unterschiede, daß dort mehr die Oeffentlichkeit, hier aber ausschließlicher die geheime Bearbeitung das Feld ihrer Thätigkeit ist. J. L.

— Herr v. Larochejaquelein und die Republik. Der bekannte Legitimist, Marquis v. Larochejaquelein, der die Katastrophe des 24. Februars mindestens eben so zu verantworten hat, wie Herr v. Lamartine oder Herr Ledru-Rollin, hatte in seiner kurz nach den Tagen von Wiesbaden erschienenen Broschüre „Trois questions soumises à la nation" die Aeußerung gethan: „Die republikanische Regierungsform enthält im Prinzipe Nichts, was irgend Jemanden verletzen könnte." Hierauf wird ihm in der Revue des deux Mondes erwidert: „Nichts — mit Ausnahme derjenigen, was gerade für einen Legitimisten eine Sache ernsten Bedenkens seyn sollte, indem nämlich das Prinzip der Republik das Prinzip der Legitimität vollkommen ausschließt und das Eine Ja sagt, wo das Andere Nein antwortet. Herr v. Larochejaquelein ist fürwahr ein seltsamer Legitimist.*) Glauben, daß man ebensowohl Republikaner, als Legitimist seyn könne, und daß die Republik gleichbedeutend sey mit der Legitimität, das heißt, aufrichtig gesagt, die eine wie die andere leugnen. Lasen wir nicht kürzlich erst im Sonntags-Evangelium: Niemand kann zwei Herren dienen; entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Das ist nun durch Herrn Larochejaquelein anders geworden: er liebt, nach Gefallen und Befinden, den einen und den anderen Herrn."

*) Ungefähr so, wie die Berliner der „Neuen Berolinischen Zeitung" seitdem Prevden sind, die vor kurzem sympathischen Herabsetzungen gerade bösartige, was Preußen zu thun macht, was es in der Welt bedeutet, nämlich sein moralisches Ansehen in Deutschland, für Nichts hingeben möchten. D. A.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist so eben erschienen und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Hochzeit des Mutrulis.

Ein Aristophanisches Lustspiel

von

Alexandhros Rhihos Rhanganis.

Aus dem Neugriechischen übersetzt

von

Dr. J. H. Sanders.

Neue Ausgabe. 16. geh. 15 Sgr.

„Es ist eine glückliche Idee", sagen die Blätter für titer. Unterhaltung, „aus dem Lande, das die politischen Komödien des Aristophanes gedichtet, seinen Geschmack an der neugriechischen Komödie, wie er hier vorliegt, nach Deutschland zu verpflanzen. Und auch die Zeit, zu der dieses Experiment geschehen, ist der Sache nicht unwürdig — — und der neugriechische Dichter trifft mit der Geißel seines Spottes auch namentlich uns Deutsche ꝛc.

Vorstehendes wird hier die Leidenschaft einer wahnsinn Stellenjägerei, die sich in ihrem Egoismus bis zum Minister versteigt, ohne sich weiter um das öffentliche Wohl irgend zu bekümmern, unter dem Bilde einer Jungfer gegeißelt, die nicht blos in der Phantasie des Dichters ihren Grund hat, sondern hier Zacken auf gewissen, geschichtlich gegebenen Verhältnissen Gestaltenlands entsteht.

Die Auffassung der einzelnen Scenen ist höchst wizig und die Darstellung äußerst lebendig."

Berlin, im Nov. 1850. **Ferd. Dümmler's Buchhandlung.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 30, und bei Leop. Lesser, Behrenstraße Nr. 32), in wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 146. Berlin, Donnerstag den 5. Dezember 1850.

Algerien.

Abendunterhaltungen über europäische Zustände auf einem Bordsch Afrika's.*)

Der Ort, die Gegend, in der man ein Mort vernommen hat, welches einen bleibenden ernsten oder wohlthuenden Eindruck zurückließ, gleicht dem Hintergrunde eines Gemäldes, der mit den davor liegenden Gegenständen unlösbar verbunden ist. Erscheint es mir daher wünschenswerth, einige Gespräche über jetzige, und nahe berührende Zustände, die ich in einem Winkel Afrika's hörte, einem größeren Publikum mitzutheilen, so gestatte man mir, vorher die Umgebungen zu schildern, welche stumme Zeugen jener Unterredungen waren.

Das Wort Bordsch und Burg müssen von gleicher Abstammung seyn. Mögen dies indeß die Gelehrten entscheiden, ich weiß nur, daß Bordsch in Afrika eine Art fester Schlösser bezeichnet, welche vordem die Türken innehatten und jetzt unsere Pascha's bewohnen.

Der Bordsch hat meist eine romantische Lage den Bergen gegenüber, mit deren Bewohnern er Kampf führt. Herr einer solchen Festung zu seyn, wäre mein größtes Begehren, wenn ich dazu nicht Renegat werden müßte. Dort besteht das Feudalwesen noch in voller Kraft: legt man sich schlafen, so muß man alle Pforten sorgsam verschließen und wird oft durch Banden wahrer Landstreicher geweckt, welche ihre Leitern an die Thürme setzen. Handgewehr hält sich dennoch, man greift zu den Waffen, treibt die Stürmenden zurück, feigt zu Pferde, um sie im Finstern zu verfolgen, verspert ihnen die Wege nach den Bergen, tödtet sie und kömmt am Morgen mit Beuten und Beutmuth heim. Ist nicht Krieg, so treibt man mindestens diese Art Jagd vergangener Zeiten, bei der man zwar Roße zu Tode reitet und einige Knote verliert, aber auch ein anderes Gefühl hat, als der mächtige Besieger von ein paar ehrlichen Hasen und unschuldigen Rebhühnern.

Der Bordsch, welcher mich diese Zustände kennen lehrte und mir, wenn ich je wieder in Frankreich heimisch werden sollte, oft vorschweben wird, ist sicherlich eine der romantischsten Behausungen, wo selbst ein Wanderer sich niederlassen kann. An welcher Stelle er liegt, verrathe ich nicht, damit Keiner sich einfallen lasse, zu sagen: so ist er nicht; Ihr täuscht Euch, übertreibt, verschönert. Ich schildere ihn zu meiner eigenen Befriedigung; freuen Andere sich daran, schmeckt ihnen süß, was mich erquickte, so ist mir das Hergenossene, sie müssen sich aber an dem schmucklosen Kelche genügen, in dem ich ihnen den Trank reiche.

Meines Bordsch, welcher ein so erhabener wie romantischer Aufenthalt ist, mögt Ihr Euch denken, wo Ihr wollt, der Fluß aber, welchen er beherrscht, ist für einen afrikanischen Strom von bedeutender Breite. Dort pflegen Lorbeerrosen die Flußbetten zu schmücken; bei dem, von welchem ich rede, ist das nicht der Fall; im Winter wird er durch das Zufrömen der Bergwasser so breit und reißend, daß selbst die Araber Anstand nehmen, ihn zu durchschwimmen; im Sommer ist er noch stark genug, um den Ufern, durch welche er eilt, anmuthige Frische und der ganzen Gegend den Zauber der Melancholie zu verleihen, welchen Gewässer um sich verbreiten. Ein paar Büchsenschüsse hinter dem Flusse erheben sich die mächtigen Berge. Ist ein Tag, wie sie auch in Afrika zuweilen kommen, wo die Sonne nicht in voller Klarheit erscheint und der Himmel sich nicht in sein flockenlos schimmerndes blauest Gewand hüllt, so hängen große Wolken an den Felswänden, und es lockt einen hinauf zu den Gipfeln, wo die Winde wehen, welche das dürre Laub vom Boden und unfruchtbare Gedanken aus der Seele verscheuchen. Schade nur, daß jene Berge vom Menschen bewohnt sind, die Jedem, der da drüben träumen wollte, die grübelnden Gedanken durch Kopfabschneiden vertreiben würden.

Dies der Grund, weshalb die Türken ihnen gegenüber einen Bordsch erbaut haben. Es umgeben ihn hohe, geheimnißvolle, durch keine Oeffnungen unterbrochene Mauern, denn im Orient sind die Häuser nicht, wie bei uns, der Neugier von innen und außen zugänglich. Das Licht fällt von oben in den klosterartigen Hof, und den Bewohnern kömmt von dort so viel Licht und Luft, als sie zum Leben bedürfen; wollen sie den ganzen Himmel überschauen, so haben sie ihre Terrassen.

Auf der Terrasse unseres Bordsch steht man einige Kanonen, welche noch aus den Zeiten von Kaiser Karl V. zu stammen scheinen; die darauf eingegrabenen Waffen erinnern in jener Abgeschiedenheit an den Glanz ferner Länder und Zeiten. Ein verringerter Thurm erhebt sich auf einer Ecke der Festung, mehr einem Kommandozeichen, als einem Vertheidigungswerke ähnlich, und giebt dem Gebäude ein kirchliches und zugleich kriegerisches Ansehen.

Diesen Bordsch bewohnten kürzlich verschiedene Glieder der menschlichen Gesellschaft. Ein Pascha, den wir Muhammed nennen wollen (er war ein Gefährte Abd-el-Kader's), hat heftig gegen uns gekämpft und viele der Unsern erschlagen, bis es ihm eines Tages schien, er habe den heiligen Krieg lange genug geführt, um einen reindenswerthen Platz im Himmel des Propheten zu erlangen; da faßte er den Entschluß, sich Frankreich zu unterwerfen. Seitdem wohnt er Jahr aus Jahr ein mit seinen Frauen und Dienern und einigen Kavalieren in dem Bordsch und brennt für uns Pulver los. Solche Sinnesänderung ist bei den Arabern nicht beschimpfend, wie es bei uns der Fall seyn würde. Sie sind Condottieri und können sich für eine Reihe Jahre verpflichten, ihren Brüdern die Köpfe zu zerschmettern. Muhammed ist nicht verachtet, wohl aber gehaßt, denn es hat zur Zeit der gewaltigsten Feudalherrschaft keinen solchen Tyrannen gegeben. Er erhebt dreifache Steuern, und hat er das Land ausgesaugt, so wird er nach Mekka wandern, um ohne Gewissensskrupel am Grabe des Propheten als Heiliger zu sterben. Der Mord hat unter Afrika's rothem Himmel keine Bedeutung; der strahlende Glanz der schönen Tage und die reine Klarheit der herrlichen Nächte jenes Landes trübt kein Gefühl der Reue. Muhammed's regelmäßige, von einem feinen Lächeln belebte Züge tragen das Gepräge tiefer Ruhe, und seine schönen Augen haben den Ausdruck milder Sanftmuth. Seine Kleidung ist zierlich, aber einfach, wie bei den meisten Arabern; er hat werthvolle Waffen und herrliche Pferde, die er mit Gewandtheit und Kühnheit reitet.

Der angesehenste Gast des Bordsch war ein Zuaven-Capitain, welchen ich Plenho nennen werde. Er stammt aus der Bretagne und ist Edelmann und Christ. Ohne viel Umschweife kömmt er durch die Welt, kennt seine Bahn und schreitet mit Soldatenschritt auf das erwählte Ziel, ohne sich einen Umweg zu gestatten; gehört zu den Menschen, die im Handeln Befriedigung finden, doch sich nicht minder gern in Betrachtungen verlieren, und geht oftmals rasch von diesen zur Wirklichkeit des Lebens über, in einer Weise, die vielleicht nicht Jedem angenehm ist, mir aber wohlgefiel, so daß ich mich eben so sehr freute, seine Worte aufzuzeichnen, als die Gegend zu schildern, in der ich sie vernahm.

Plenho schätzte mit seiner Schaar den Bordsch, der kürzlich von den Bergbewohnern ziemlich hart angegriffen ward. Seine Soldaten beteten ihn an, und er betrachtete sie wie seine Familie, liebte sie und wünschte, ihnen ein Vorbild zu seyn. Seine einfachen Mahle verschmähte er nicht; jeden Tag nach dem Napf Kohl und Speck, an dem sie sich sättigten, einen Napf guter Bohnen reichen zu können, welche einen ehrlichen Mann machen.

Todeswünsche, sagte er mir, hätten ihn so gut gequält, wie die Mönche in ihrer Klause, und er pflegte noch oft zu sagen: ich finde, der Tod schießt mich lange auf sich warten; in entscheidender Stunde aber belebte ihn zum Glück ein anderer Geist, und er war in der Schlacht ein so besonnener wie muthiger Soldat.

Ein zweiter Gast des Bordsch war der Regimentsarzt Lenoir, wie ich ihn heißen will; ein braver Mann, dessen Sinn jedoch durch demokratische Bücher mehr verwirrt war, als Don Quixote's Verstand durch Ritterromane. Eine ehrliche Nichte und ein vernünftiger Pfarrer hätten in seinem Pose die Schriften von Louis Blanc, Lamartine, Michelet und andere verbrennen sollen, welche ihn dahin brachten, von Robespierre und Danton eine so hohe Meinung zu haben, wie der edle Ritter von la Mancha von den Amadis und Tirant-le-Blanc. Klug genug, um öffentlich über Politik nicht zu sprechen, entschädigte er sich hierfür, wo dies in der Stille geschehen konnte, und hatte mit dem Capitain manche Unterhaltung über jenen Gegenstand.

Diese Beiden und der Quartiermeister des Regiments, eine fast stumme Person, aßen täglich an einem Tische, ohne Muhammed zu belästigen, der für sich blieb. Unsere Lebensweise ist den Arabern eine Qual. Auch bei den inländischen Regimentern, wo täglicher Verkehr stattfindet, ist die Scheidung eine vollständige geblieben. Sie scheinen bei unseren Mahlzeiten das weiteste Licht der besiegte Barbarei zu bewirken, und man fühlt es, daß ihnen das Herz leichter wird, wenn sie von uns gehen.

In der Zeit, von der ich erzähle, hatte der Sommer eben begonnen. Die Sterne funkelten allnächtlich am Himmel, und man pflegte Mahlzeit und Kaffee auf der Terrasse einzunehmen, wo es so köstlich war, daß man sich nur schwer entschloß, von da fort in ein Bett zu gehen, welches eben nicht lockend war. — Auf jener Terrasse hatten der Doktor und der Capitain lange Unterredungen über Seelen- und Gemüthszustände, während der Sterne mildes Licht der herrlichen, vor ihnen liegenden Landschaft einen so rührenden Zauber lieh, daß

*) Nach der Revue des deux Mondes.

sie sich häufig inmitten eines Gespräches fernliegende Dinge gehemmt und zu stummer Bewunderung der Pracht hingerissen fühlten, die sie vor sich schauten. Afrika's Dämmet weckt religiöse Gedanken, drängt, die Prosa des Lebens plötzlich fallen zu lassen und sich dem Traum der Phantasie hinzugeben.

Eines Tages, als die Sonne sich neigte, der Abend schon leichte Schatten über die Gegend verbreitete und nur die Berge am Horizont in hellem Lichte glänzten, standen die drei Franzosen auf der Terrasse. Felder und Wiesen und Stromufer bis zu den Bergen hin waren öde, und man sah in dieser rauhen Einsamkeit eine einzige Gestalt, die in sich versunken am Boden kniete. Das war Muhammed, welcher sein Gebet nach Anleitung des Korans sprach.

„Dieser Anblick rührt mich", sagte der Doktor, „obgleich der Fanatiker da unten blindem Aberglauben huldigt und eine dem Menschen unwürdige Stellung einnimmt. Jeden Tag", fügte er hinzu, „gewinnt die Ueberzeugung, welche der Religion abfagt, in mir größere Festigkeit. Ich bruge mich vor Gott, doch vor dem Gotte der Vernunft, der Fanatiker hasst und seiner Priester bedarf."

„Vor einem philosophischen Gotte", unterbrach ihn Plenbo, „der von Heiligen und Märtyrern nichts wissen will. Ich kenne Eure Träume, Doktor, Ihr wollt einen populären Gott, der jede Ehrenbezeigung zurückweist, welcher der erste Verwalter und nicht der Herr der Schöpfung ist."

„Ich will den Gott der Mönche und Kapuziner nicht", rief der Doktor, sehr erbittert über den Spott des Capitains.

„Ihr ereifrni Euch", sprach dieser, „laßt uns essen und dann weiter reden."

Nach eingenommenem Mahle saßen die beiden Franzosen rauchend und Kaffee trinkend beisammen, als Plenbo anhub: „Sicherlich würdet Ihr mich verlachen, Doktor, wenn ich jetzt meine Gracias sprechen wollte, würdet nach Eurer philosophischen Weise sagen, ich treibe Mummerei und sey ein Priester im Zuavenrock. Bekannt jedoch, Ihr empfindet unter dem schönen Himmel hier, durch köstliche Speise erquickt, mit Eurer Türkenpfeife im Munde und der Kaffeetasse in der Hand, ein Gefühl des Dankes, welches Ihr gern in Worte kleiden würdet. Mag Gott es mir vergeben, daß ich in so prosaner Form von heiligen Dingen zu Euch rede, es drängt mich jedoch dazu.

„Seit lange schon kümmere ich mich nicht mehr um Bücher, und meine Verdrießlichkeit mag darunter etwas leiden. Sehe ich aber einen alten Schmöker, so sucht es mich, ihn durchzublättern. Da fand ich neulich in einer elenden Kneipe einen abgenutzten Band von Jean Jacques und wurde inne, daß sein Bekenntniß dem des savoyardischen Vikars ganz gleich ist. Er sagt: „Gott kann nur die Ordnung lieben", und faßt sein System der natürlichen Religion in die Worte: „Ich strebe, mich durch Betrachtung zu dem ewigen Wesen zu erheben, aber ich bete nie." Zwei Bekenntnisse, welche mir darthun, wie sehr meine Ueberzeugung mich von den Philosophen scheidet, denn ich glaube, daß Gott uns wohl lieben will, und ich bete über Alles gern. Wer Liebe und Gebet, die Seele des Christenthums, verbannt, der beraubt sich Herz erwärmen.

„Jean Jacques sagt: Um was soll ich bitten? ich begehre nicht nach Ehre. Fürwahr, Doktor, Ehrgeiz, glaube ich, plagt mich nicht. Ich würde sicherlich dereinst gern ein Zuavenregiment anführen. Trifft mich aber morgen eine Kugel, so, glaubt mir, sterbe ich, ohne einen Marschall von Frankreich zu beneiden, und läßt man mich als Capitain grau werden, so weiß ich, daß mir geschieht, was viele Brave erfahren; ich klage darum mein Geschick nicht an. Nein, Ehrgeiz treibt mich nicht, aber beten thue ich, bitte Gott, mich zu bewahren, damit ich ein rechtlicher Mann und braver Soldat bleibe. Ich glaube an die göttliche Gnade.

„Was ich zu thun habe", sagt Jean Jacques, „weiß ich, mein Gewissen sagt es mir." Das ist gut, aber nicht genug. Das Können gehört dazu. Wäre mir die böse Aufgabe gestellt, eine Compagnie Philosophen gegen eine feindliche Batterie zu führen, so würden sie wohl einsehen, daß es darauf ankomme, auf diese loszustürzen und sie zu nehmen; ob sie es aber vollbringen würden, bezweifle ich sehr. Wir sehen bald dieses, bald jenes Ziel, wonach wir streben sollen; doch die Kraft, es zu erreichen, muß Gott uns geben und müssen wir von ihm erbitten. Das Gebet ist eine Wohlthat. Gewiß ist Afrika ein schönes Land, und ein Zuave erkrankt nicht alsbald, wenn er den Thurm seiner Vaterstadt nicht sieht. Dennoch, Doktor, giebt es Augenblicke, wo ich mich zwischen diesen Kaktus- und Aloebäumen und diesen Vorberrosen gar herzlich nach meinem Vaterlande sehne. Dafür hilft nichts besser, als ein Blick nach der Heimat droben; soll aber der Himmel diese fürwahr seyn, so müssen wir dort einen Gott finden, der an uns theilnimmt.

„Ich bedarf eines Gottes, der uns liebt. Welcher Gott aber kann uns mehr lieben, als der seinen Sohn für uns hingegeben hat?"

„Diesen Schluß", unterbrach ihn der Doktor, „kann ich nicht gelten lassen. Ich erkenne in Christus einen Gesetzgeber, einen Mann, der seinem Zeitalter weit voraussteht, aber einen Gott, Plenbo, und die Jungfrau" . . . . .

„Halt", rief Jener, „kränkt mich den schönen Himmel hier durch eine Gotteslästerung. Ich glaube an Jesu Gottheit, indem ich mich auf das Evangelium stütze. Ich sagte Euch, daß ich wenig lese. Zwei Bücher aber besitze ich, das Evangelium und die Nachahmung Christi. Eines Abends nun, da ich nach heißem Gefecht gegen meine Gewohnheit sehr erregt war und umsonst nach Schlaf suchte, schlug ich mein Evangelium auf, und mein Blick fiel auf die Worte: „Ich sage Euch aber, meine Freunde: Fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib tödten und danach nichts mehr thun können." Da überrieselte es mich, und ich sagte mir, dieses Wort ist größer, als alle Heldenworte, welche die Geschichte uns überliefert. Fürwahr, Doktor, der Geist Gottes lebt nirgends kräftiger, als im Evangelium, und das Geschrei der Philosophen: Wo sind Jesu Wunder? gilt mir nichts. Seine Wunder sind die That, die er vollbracht, und das Werk, welches er uns hinterlassen hat.

„Kindet Ihr (um nur ein Beispiel anzuführen) im ganzen Heidenthum eine Frau, die, wie die Sünderin zu Jesu Füßen, um ihrer Vergehen willen weint? Sie klagen um ein verlornes Kind, einen verlornen Geliebten, um ihre eigene Schwachheit klagen sie nicht. Jede Seite des Evangeliums giebt Zeugniß für das höchste Gut, und ich mag nichts von den Tertiusleugnungen gewisser Demokraten unserer Zeit hören. Jesu Geist, Doktor, ist mit Keinem von Euch, er lehrt Demuth, und Ihr seyd stolz, fordert Unterwürfigkeit, und Ihr lehrt Euch auf, er verlangt Entsagung, während Ihr einzig nach Genuß und Besitz trachtet. Was hat Eure glorreiche Revolution vollbracht, die Ihr in Reden preist, in denen Philosophie und Mystizismus ihr Spiel treiben? Ihr habt das Kreuz mit einer Wahl gekürzt, die dem Wahnsinn des Mittelalters gleich ist. Hiermit am Ziel, wendet Ihr Euch dem gekreuzigten Gotte wieder zu, doch mit welchem Sinn? Nicht mit Reue, sondern mit dem Stolze des Pharisäers; Ihr reicht ihm die Hand, wie einem besiegten Feind, weist ihm einen Platz unter den Euren an, unter der Bedingung, daß er seine unterbliche Krone niederlege. Nicht Gottes Wille, sondern der Eure kleidet ihn für immer in Menschengestalt. Geht, Eure Rückkehr zu Jesu ist Gotteslästerung, Eure Christenthum ist eine Thorheit. Eure Bibelerklärungen sind nichtig, die Bibel weiß von Euren Systemen nichts, ja, ich bestreite Euch das Recht, sie zu fragen. Sie ist ein heiliges Buch, welches man nicht ohne Anbetung aufschlagen darf.

„Ich meinestheils bin nicht nur Christ, ich bin auch Katholik, liebe die beiden Dinge, welche man uns zum Vorwurf macht, die Pracht unserer Kirchen und unsere Verehrung der Heiligen. Man sagt, nirgend könne Gott besser angebetet werden, als unter freiem Himmel. Sicherlich offenbart er sich lebendig in der Herrlichkeit der Natur, und eine gottesdienstliche Feier unter freiem Himmel, wie wir sie im Felde oft begangen haben, erhebt die Seele mächtig. Die Tempel aber, in denen wir uns versammeln, bedürfen wir, und daß wir sie schmücken und dort Hallelujas singen, ist ein gerechtes Opfer, welches wir dem Höchsten darbringen. Und die Heiligen, nicht wahr, Doktor, die verdrießen Euch noch mehr; Ihr wollt Gleichheit, die aber ist auch drüben nicht; es giebt dort ein goldenes Buch und ist nicht leicht zu erringen, daß wir dereinst darin eingeschrieben werden."

„Lieber Plenbo", sprach der Doktor, „drüben, fürchte ich sehr, werde ich nur zum niedersten Stande gehören."

„Wäre das in Wahrheit Eure Ueberzeugung", antwortete Plenbo mit Ernst, „so würde ich hierin ein schweres Zeichen erkennen, daß Gottes Geist von heute an in Euch mächtig ist."

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Krisis von 1848—1849.

(Fortsetzung.)

Seit dem Monat April 1848 konzentrirten die deutschen Demokraten, welche das monarchische Deutschland in eine soziale Republik umwandeln wollten, alle ihre Anstrengungen auf das Großherzogthum Baden, als auf den verwundbarsten Punkt, und gaben das Zeichen zu den ersten jener Aufstände, welche dieses kleine Land seinem Untergange nahe brachten. Hecker, Strave und Peter waren die Führer dieser Bewegung. Ihr Operationsmittelpunkt war glücklich gewählt; die politische Lage Badens hat in vieler Beziehung die größte Aehnlichkeit mit der Lage der Schweiz. Auf keinem anderen Punkte Deutschlands bieten sich vielleicht so zahlreiche und so drohende Elemente der Auflösung dar, als auf dem badenschen Territorium. Stelle man sich ein Land vor, zusammengesetzt aus Bestzungen der Markgrafen von Baden, aus österreichischen Parzellen, aus einem Theil der Pfalz und aus einigen Ländern mediatisirter Häuser; ferner eine Dynastie, der es stets an einem Fürsten fehlte, welcher im Stande gewesen wäre, diese mannigfachen Elemente zu zerschmelzen; eine allgemein eigennützige und servile Bürcaukratie, kriechend gegen ihre Vorgesetzten, brutal und plackkütig dem Bauer und Bürger gegenüber; eine Armee, deren Offiziere, mit wenigen Ausnahmen, niemals die Sympathieen ihrer Soldaten zu erwerben wußten; zwei Universitäten, Heidelberg und Freiburg, Mittelpunkte des krassesten deutschen Nationalismus, in der Religion wie in der Politik: — der Art war das schwache Gebäude beschaffen, welches die überrheinische Demagogie mit Sturm zu nehmen beabsichtigte, und es kostete in der That wenig Mühe, es bis in seine Grundvesten zu erschüttern. Die gebildetsten Stände der badenschen Bevölkerung machten sich kein Gewissen daraus, die ohnehin schon mistische Aufgabe ihrer Regierung noch verwickeln und erschweren zu helfen. In Heidelberg hatte die reformirte Geistlichkeit die Lehren des Professor Paulus eingesogen, welcher in den Wundern Christi nur Taschenspielerkunststücke sah. In Freiburg bemühte sich der Geschichtschreiber Rotteck, die Stellung des Großherzogs in die jenes Grand-électeur von Siéyes zu verwandeln, welchen Napoleon zum „Mastschwein" qualifizirte. Auf derartigen Universitäten bildeten sich die Beamten, die Advokaten und Publizisten, welche alsbald das ganze Land mit einem unburchringlichen Netz überspannen. Dies war der Ursprung der immer mehr und mehr drohenden Opposition der badenschen Kammern, welcher die Regierung schon seit langen Jahren nur durch das Veto des Frankfurter Bundestages, zuletzt durch die Androhung der österreichischen Intervention zu antworten wußte. Man begreift, welche Spuren die Ereignisse von 1848 in diesem unglücklichen Lande zurücklassen mußten. Auch heute noch steht der Großherzog einem Dilemma gegenüber, dessen beide Säge gleich furchtbar für ihn sind. Preußen erklärt, seine Besatzungstruppen nur

dann zurückziehen zu wollen, wenn der Großherzog hinreichende Garantieen der Ordnung und des Bestehens gegeben; auf der anderen Seite ist das Militärregiment Preußens den Massen zuwider, und die Anwesenheit der preußischen Truppen, weit entfernt, den Fortschritt des Radicalismus zu hemmen, fördert denselben nur noch in einem erschreckenden Grade. Wie ist es möglich, von diesem traurigen Pfade abzukommen, ohne an einer der beiden Klippen zu scheitern?

Dieser für die Ruhe der Schweiz so bedrohliche Agitationsherd entlud seinen Ausbruch, wie zu erwarten stand, wenige Tage nach der Februar-Revolution. Die Führer des badenschen Aufstandes flüchten sich einerseits auf die aus Frankreich zurückgekehrten Schaaren deutscher Arbeiter; andererseits glaubten sie darauf rechnen zu können, die Schweiz werde zu ihren Gunsten interveniren und ihnen wenigstens eine Stütze von 5—10,000 Mann Freicorps senden. Die Aussichten schienen für die schweizer Radicalen äußerst günstig; die Regierung wußte indeß ihrem Einfluß zu widerstehen, und die drängenden Bitten und Forderungen der deutschen Insurgenten blieben ohne Erfolg. Die Einwohner der Grenzkantone sahen ruhig den Ereignissen zu, welche auf dem anderen Ufer des Rheines vor sich gingen, und die deutsche Demagogie konnte eine nur sehr geringe Zahl schweizer Freiwilliger unter ihre Reihen einschreiben. Die Kantonalregierungen ließen die Gränze besetzen, um eine jede Verletzung des helvetischen Territoriums zu verhindern, und beschränkten sich sonst einzig darauf, alle Flüchtlinge, die etwa um Schutz bäten, ohne Unterschied der Parteien bei sich aufzunehmen. Die Neutralitätspolitik konnte sich nicht würdiger zeigen, als in einer Stellung, welche die Pläne des deutschen Radicalismus so entschieden zurückwies.

In demselben Augenblick, als man in dieser Weise die durch den badenschen Austrand aufgeworfene Frage kurzweg abschnitt, wurde die Aufmerksamkeit der Bundesregierung auf einen anderen Punkt der helvetischen Gränzen hingelenkt. Sardinien hatte seinen Krieg gegen Oesterreich begonnen, und die schweizer Tagsatzung trat zusammen, um das Verhalten zu prüfen, welches man bei einem so wichtigen Umstande zu beobachten habe. In ihren Sitzungen vom 17. und 18. April hatten sie zuerst über den Antrag der Genfer Regierung zu diskutiren, welche die Garantieen, durch den Wiener Congreß von 1815 für neutral erklärten Provinzen besitzen wollte.*) Der Abgeordnete von Genf, James Fazy, wies auf den raschen Gang der Ereignisse hin, welcher alsbald entschieden wirksame Maßregeln erfordere; auf die vorgeschlagene Weise werde man die Unverletzlichkeit des helvetischen Territoriums am besten sicherstellen. Er wurde in seinem Antrage nur durch die Vertretung des Waadtlandes unterstützt. Die französischen Truppen, sagten diese Abgeordneten, seyen sehr nahe an der Gränze; das sardinische Territorium könne in wenig Stunden angefallen werden, und die zuerst in diesen Provinzen einschreitende Armee würde so angesehen werden, als hätte sie ein Recht, selbige zu besetzen. Dagegen bemerkte die Majorität der Vertretung, die von Zürich an der Spitze, daß das Theater des Krieges zwischen Piemont und Oesterreich zu entfernt wäre, als daß die Schweiz von dieser Seite der Gefahr liefe. Freiburg erklärte sogar, daß, wenn die Schweiz die Gebiete von Chablais und Faucigny besetze, die benachbarten Mächte sich gerechtermaßen über eine Occupation beschweren könnten, welche weniger deswegen dekretirt zu seyn scheine, um die Sicherheit dieser Provinzen zu wahren, als um Eroberungen zu machen. Uebrigens, fügte man hinzu, sey der Augenblick schlecht gewählt, um dem Könige von Sardinien, welcher ederweile die Waffen für die Unabhängigkeit Italiens ergriffen, Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu bereiten. Auf den Vorschlag Berns nahmen sechzehn Kantone das Uebergehen zur Tagesordnung an, und so wurde für den Augenblick, ohne indeß über die Zukunft abzuschließen, der Antrag Genfs beseitigt. „In Erwägung, daß es für den Moment nicht statthaft ist, die besagten Provinzen zu besetzen, und in Erwägung, daß bei der Abwesenheit der Tagsatzung der Vorort die Verpflichtung hat, für die Sicherheit der Schweiz zu wachen, beschließt die Tagsatzung, zur Tagesordnung überzugehen."

Die Frage über Besetzung der sardinischen Gränze war jedoch nicht die einzige, welche der Krieg Piemonts gegen Oesterreich veranlaßt hatte. In den ersten Tagen des April hatte sich der Chevalier Rarchia, General-Major vom piemontesischen Genieecorps, dem Vorort als außerordentlicher diplomatischer Geschäftsträger der Krone Sardiniens vorgestellt und ihm eine Note eingehändigt, von der wir hier um so lieber einige Auszüge beibringen, da ihr Text selbst niemals veröffentlicht worden.

Bern, 6. April 1848.

„Die geographische Lage der Schweiz, im Mittelpunkt des großen Alpengürtels, welcher die italische Halbinsel umfaumt, ihre natürliche Tendenz nach dem Meere und die gegenwärtige Analogie der politischen Grundsätze der respektiven Regierungen, Alles räth ihr heute mehr als jemals, mit Italien in die engste Beziehung zu treten, indem ihr selbige die größten Vortheile in Aussicht stellt.

„Aber dieses Italien, so lange von jenen Fremden unterdrückt, die Eure Vorsahren so kräftig zurückzuschlagen verstanden, und im Augenblick noch um denselben Zieles willen in Waffen, kann sich nur an die Schweiz wenden, als an die Nation, welche am meisten dabei interessirt ist, an diesem Werke hülfreiche Hand zu leisten.

„Daher wäre eine politische Erklärung dieser Art von Seiten der Tagsatzung, welche der Vorort so eben auf den 13 ten d. M. zusammenberufen hat, äußerst zeitgemäß und würde sowohl der politischen Lage, als auch den gegenseitigen gegenwärtigen wie zukünftigen Interessen beider Länder Genüge leisten.

„Die Schweiz braucht sich nur an das traurige Schicksal der Republik Venedig zu erinnern, welche am Ende des verflossenen Jahrhunderts ebenfalls erklärte, sie wolle ihre Neutralität zwischen den kriegführenden Theilen bewahren, um zu begreifen, daß eine ähnliche Stellung keinesweges ihrer Würde geziemt und eben so wenig der Bedeutsamkeit der Ereignisse des Tages, welche unerwarteterweise einen Jeden, der nicht ungefähmt ihrer Herr zu werden trachtet, überraschen können.

„Die Schweiz muß unverzüglich eine bewaffnete Macht von 30,000 Mann aufstellen, von denen wenigstens 20,000 Mann auf dem Kriegsfelde Italiens zu verwenden wären, und eine Reserve von gleicher Stärke, bereit, auf den ersten Ruf sich in Marsch zu setzen.

„Der Unterzeichnete (Chevalier Rarchia), Geschäftsträger Seiner Majestät des Königs von Sardinien, hegt den Wunsch, daß diese unumwundene und loyale Meinung auch die der Bundestagsabgesandten sey möge, welche berufen ist, über einen Punkt von so großem Interesse zu entscheiden, und er würde sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelänge, auf diesen Grundlagen einen Offensiv- und Defensivvertrag zwischen beiden Ländern abzuschließen u. s. w."

Abgesehen von dem historischen Vergleich, welchen der piemontesische Unterhändler zwischen der todesmatten Aristokratie Venedigs und der so lebenshätigen helvetischen Demokratie anstellte, jener Demokratie, welche wenige Monate vorher mehr als hunderttausend Mann unter die Waffen gerufen hatte, bot die sardinische Note für die Schweizer die verschiedenartigsten Aussichten dar. Sie rief ihnen die bedeutsame Rolle ins Gedächtniß zurück, welche sie ehemals in dem Herzogthum Mailand gespielt, den Ruhm, welchen sie in den Schlachten bei Navarra und Marignano errungen hatten; sie machte ihnen bemerklich, daß Oesterreich, diese fremde Macht, welche den Sonderbund im Jahre 1847 mit Waffen und Geld unterstützt und ihm Offiziere geschickt hatte, schwach und allem Anschein nach verloren sey; sie sprach von der natürlichen Tendenz der Schweiz nach dem Meere. Der sardinische Abgeordnete erwähnte in seinen weiteren mündlichen Mittheilungen, daß die Schweiz in einem spätellen Vertrage mannigfache Begünstigungen fordern könne, in Bezug auf die Exportation der rohen Seide und die Einfuhr gewisser industriellen Produkte jeder Gattung in Ober-Italien; er ließ sogar die Aussicht auf die Erlangung eines Hafens am Mittelmeere durchblicken. Jedwelche Meinung gelangten auch aus Paris von Seiten des Ministers des Auswärtigen bei der provisorischen Regierung an die Tagsatzung. Der Moment war über alle Maßen kritisch; denn man muß sich an die damalige Situation erinnern, um sich zu überzeugen, daß die Schweiz, wenn sie die sardinischen Anträge angenommen hätte, unfehlbar in den Kampf Frankreichs und Deutschlands hineingezogen worden wäre. Von der Tagsatzung des kleinen Volkes hing daher einen Augenblick lang die Entscheidung über den allgemeinen Krieg oder Frieden ab. In diesem feierlichen Moment regte der gesunde Sinn und Verstand, wie können sagen, der richtige Instinkt des Schweizervolkes über alle anderen Rücksichten. Nach zwei geheimen Sitzungen beschlossen sunfzehn Staaten, am 18. April, sich auf nichts einzulassen. So fielen beide Propositionen, die von Genf, welches zur Tagesordnung übergehen wollte, und die von Freiburg, welches verlangte, man solle die ganze Angelegenheit den Kantonal-Regierungen zur Begutachtung überweisen. In der Diskussion faßte der Abgeordnete von Thurgau, Dr. Kern, die Gründe der Majorität in die Worte zusammen: „Die Neutralität beruht nicht blos auf dem Papiere, sondern sie liegt im Blute der Schweizer." In den Ansichten eines Theiles der Minorität, d. h. der Deputirten des Waadtlandes (Druey und Eytel) und der von Genf (Alméras und später Fazy), vernahm man nicht unbestimmte Anklänge an gewisse Doktrinen von der Solidarität aller Völker, welche eben so mit der Individualität der Schweiz, wie mit ihrer besonderen Mission, in Widerspruch standen. Der Vorort publizirte dem Chevalier Rarchia den Beschluß der Tagsatzung durch eine Note, in welcher die bezeichnende Phrase vorkam: „Der schweizer Bund hat sich die Aufgabe gestellt, in dem großen Drama der Völker eine gewissenhafte und vollständige Neutralität zu beobachten."

Der Herzog von Litta, welcher kurze Zeit darauf im Interesse der Bombardei nach Bern kam, erzielte nicht mehr Erfolg. Ja, die Tagsatzung ergriff in der Sitzung vom 13. Mai eine noch energischere Maßregel. Die provisorischen Regierungen der Lombardei und Venedigs gaben sich Mühe, Freiwillige in der Schweiz zu werben. Ein Agent der lombardischen Regierung, Primetti, hatte sogar mit einem Waadtländer, dem Ingenieur-Major Borgeaud, Dienstverträge abgeschlossen. Auf einen Kommissionsvorschlag erklärte die Tagsatzung: „Die Kantone werden aufgefordert, die nöthigen Maßnahmen zu treffen, um auf ihren Territorien die Anwerbung von Freiwilligen für den Dienst im Auslande, so wie die Bildung von bewaffneten Hülfscorps, zu hindern." Das Decret konnte zwar die Anwerbungen nicht gänzlich hindern, da mehrere Kantonal-Regierungen böses Wollen zeigten, oder wenigstens, um nicht zu viel zu sagen, in der Vollziehung desselben nachlässig waren; aber es beschränkte doch die Werbungen und entzog ihnen den Charakter der Oeffentlichkeit im Interesse der Neutralität. (Schluß folgt.)

*) Siehe die Anhänge zur Wiener Kongreß-Akte, in einem Vertrage zwischen Sardinien, England, Rußland, Preußen und Frankreich vom 20. Mai 1815.

England.

Punchiana.

Englische Finanz-Angelegenheiten.

Auszug aus einem Briefe Lord John Russell's aus Downing-Street an das Finkommensteuer-Kollegium: „Sie wollen brechten, daß wir genöthigt sind, unsern Gesandtschafts- und Konsulatsposten zu reduziren; daß wir nicht 2000 Pfd. Sterl. für Vervollständigung des Kriminalgesetz-Kodex gewähren

können und die Veteranen, die wir dekorirten, anhalten müssen, sich ihre Medaillen zu kaufen. Ferner: daß wir die schwere Ausgabe für Mrs. Waghorn's Pension*) zu übernehmen gehabt haben, während wir uns außer Stand sahen, mehr als die Winzigkeit von 12,000 Pfd. Sterl. jährlich für Se. K. Hoheit den Herzog von Cambridge zu bewilligen. Es ist Ihnen auch wohl bekannt, daß wir über 26,000 Pfd. Sterl. für die Banten und Veränderungen in den Parks und eine beträchtliche Summe außerdem für den Bau von Remisen und Ställen für den Prinzen von Wales in Anspruch nehmen müssen. Unser Wunsch ist, diese wichtigen Objekte so zu effektuiren, daß wir einerseits so erlauchten Personen volle Genüge thun, andererseits nicht durch Vorschlag einer neuen Auflage uns unpopulär machen."

Ein Peel-Denkmal.

Das Punch-Monument für Peel (in Nr. 483) besteht aus einer Pyramide aus Quadern oder vielmehr Laiben Brods, mit der Inschrift: „Wohlfeil Brod". Am Fuße derselben sitzt eine zufriedene Mutter mit ihren fünf Kleinen, die es sich bei Brod und frischem Trunk vortrefflich munden lassen. Auch das Kätzchen bekömmt sein reichlich Theil. Vergnügten Gesichts schaut der von der Arbeit kommende Vater in diese schmausende Gruppe hinein.

Jenny Lind.

In Nr. 482 erzählt Punch Ankunft und Empfang von Jenny Lind, der Nachtigall, in New-York. Bekanntlich weiß keine Sängerin weniger, vielmehr gar nichts von dem Ruhm, womit sie alle Welt erfüllt, als die Nachtigall. Die spekulativ grosbartiger dagegen weiß diese süße Nachtigall aus Nordland auf ihrem Weltdurchfluge zu ihren Ruhmesklemden noch den Baarertrag von Bösen, Herzen und, wie man vernehmen soll, auch Kronen zu legen. Erzählen wir dem Punch in Kürze nach, wie die beiden Spekulanten Barnum und Collins den Behrdamm in New-York entlang ein eifersüchtiges Wettrennen anstellen und einer es dem anderen in desperaten Sprüngen und Klettern auf den nahenden steamer zuvorzuthun eifret, wie der glückliche Collins zuerst vor der Nachtigall steht und ihr das mitgebrachte Bouquet überreicht, dem noch glücklicheren Barnum aber gelingt, sie für seinen Wagen zu kapern und, er selbst auf dem Bock, nach Irving-House zu entführen. Nun kömmt ein schönes Bild, und darauf sitzt Jenny an grande parure auf einem Schaukelstuhl, ein buntiges Bouquet am Busen und viele andere neben ihr auf dem Boden. Um sie her allgemeiner Jubel und Zuruf, geschwenkte Hüte und Schirme, Individuen jedes Geschlechts, Alters, Standes und Völkerstypus, so oder anders huldigend und anderend, im Hintergrund eine Fahne mit der Aufschrift: Lange lebe unsere Königin Jenny! Denn dies ist eben des Bildes Bedeutung. Jenny I. wird zur Königin der Amerikaner gekrönt. Der sie Krönende aber ist ein Mimrod von Pfänger-Franke pleiner Ihr, eben im Begriffe, auf ihr Haupt ein Blumenbladem zu drücken. Daneben steht ein zierlicher Mundschenk, wahrscheinlich mit Champagne, um den souverainen Mensch der Neugeborenen abzutrinken. — Offenbar ist nun aber diese Krönungsscene eine Prolepsis. Denn die legten anstehenden Nachrichten, welche Punch durch den elektrischen Telegraphen erhalten haben will, stellen sie vorerst in Aussicht. Es heißt nach ihnen so: Jenny Lind kömmt nicht nach Europa zurück. Nach Ablauf ihres Kontrakts mit Barnum wird sie zur Königin der Vereinigten Staaten gekrönt werden, und der jetzige Präsident wird sich höflichst zurückziehen. Was bisher als Präsidenten-Reden gedruckt worden ist, wird sie künftighin dem Volke der gewandtesten (smartest) Nation auf Erden als Arien vorsingen. Der amerikanischen Flagge sind zwei Sterne und ein Streifen beigefügt worden: Die Sterne sind Jenny's Augen und der Streif eine Locke ihres Haares.

Haynau noch einmal.

Mit sichtlichem Behagen zieht Punch die insamirende Behandlung einer Frau auf die Vorderbühne, um so den brutalen Akkus in der Brauerei bequemer hinter die Coulissen zu schieben. Man erblickt bei ihm Frau v. Radersbach mit beiden Armen an einen Pfeiler gebunden und, die zur Hälfte entblößt, unter dem Wirbeln zweier Trommeln von einem Gehelmten mit der berüchtigten Katze gegeißelt. Während dessen rückt Punch selbstriegen mit dem Stock, gleich eingelegter Lanze, dem Kriegsmanne so handfest auf den Leib, daß diesem vor Schreck der Mut entfällt und der Mund offen bleibt. Der Stock soll den Marschallstab bedeuten, womit, wie nun auch die Times schreibt, die österreichische Regierung die Strömen des insultirten Generals zu salben und zu heilen gedenkt. „Wie viel", heißt es im Texte, „schuldet er nun den Herren Barclay und Perkins! Was ein Waffenfleg nicht vermochte, hat ein Rückzug aus einer Brauerei bewirkt. Er, der für Bestehen vor Biel und Eisen nicht beleidigt wird, wird zum Marschall gemacht, weil er vor Zinn davonlief!" — Hatte Punch zu anderer Zeit, wo er mehr auf dem Rechtswege war, zwischen dem Zeldzeugmeister Hayman und dem Lord-Oberkommissarius der Jonischen Inseln, Mr. Ward, eine Parallele gezogen, die ziemlich zu Ungunsten des Letzteren ausfiel (vgl. Punchiana 12 in Nr. 31 des Magazins), so dürfte er wohl auch das Rotadrne zu bevorzigen sich entschließen, das der Reis Effendi Ali Pascha dem Dragoman des Sir Stratford Canning auf dem Weg gab, als dieser wegen der in Damaskus einem preußischen Unterthan widerfahrenen Mißhandlung und gleichzeitigen Beleidigung des preußischen Konsulats Beschwerde führen ließ. Es wunderte ihn, hieß es zur Antwort, daß Se. Excellenz etwas in einer türkischen Provinzialstadt einem Fremden Gegebenes so außerordentlich hoch aufnehme, während Christliches ja auch in der Metropole London vorfalle und nur neulich erst General Haynau vom Pöbel auf offener Straße sast zerrissen und in den Strom geworfen worden sey. Wohl wisse er, daß das Ansehen und der Einfluß der Presse in England sehr groß sey; aber habe nicht ein guter Theil dieser nämlichen Presse die an dem alten General verübte Barbarei ausdrücklich gutgeheißen und sich demnach zur Mitschuldigen gemacht! — Der schlaue Moslem brauchte nicht getrunken zu haben, um sich auf diese wahrheitsgetreue Notadenz zu besinnen; Sir Stratford aber, im besten Eifer für eine gerechte Sache, mußte es hinnehmen, wie alle die, vor deren eigener Thüre nicht rein gekehrt ist.

Mannigfaltiges.

— Landwirthschaftliches. Wenn in diesem Augenblick der Ackersmann Preußens nicht, wie der Frankreichs, die bittersten Klagen über den mißlichen Zustand des Feldbaues erhebt, der kaum diesem den nöthigen Ertrag für seinen eigenen Bedarf liefert, so ist es dennoch erfreulich, ein sicheres und wohlfeiles Mittel anrathen zu können, das alle mehlartigen Pflanzen, wie jede andere Frucht des Bodens, mit bedeutendem Vortheile hervorbringt.**) Es ist hier vom flüssigen Dünger der Herren Dufseau Vater und Sohn in Paris die Rede, eine Erfindung, die alle bisher in diesem Fach gemachten Entdeckungen durch ihre glänzenden Resultate übertrifft und daher die allgemeine Aufmerksamkeit der Agronomen Frankreichs in hohem Grade erregt hat. — Die Hauptvortheile dieses neuen Düngers sind folgende: Aecker und Wiesen brauchen fernerhin nicht mehr gedüngt zu werden und erfordern höchstens zwei Bestellungen im Jahre, statt deren drei und vier; zwei Drittel der gewöhnlichen Aussaat ist genügend; das Einkallen der Saat unterbleibt; das Gäten erweist sich als unnöthig, und der Ertrag an Korn, wie an Stroh, ist oft doppelt, dreifach, in manchen Fällen sogar vierfach, was die Erfindung unschätzbar macht, und worüber die Presse folgende Berichte mittheilt: „In Saint-Duen, unfern Paris, haben die Herren Dufseau schon im Jahre 1848 Winter- und Sommerweizen, Hafer, Bohnen, Kartoffeln, mit ihrem Dünger befruchtet, in einen schlechten und ungedüngten Boden eingelegt. Die Aernde fand in Gegenwart zahlreicher Neugieriger statt. Protokolle wurden von den dazu geladenen obrigkeitlichen Beamten aufgenommen, die schon ein Gleiches zur Zeit der Saat hinsichtlich ihrer Quantität und der Beschaffenheit des Bodens gethan hatten. Aus 117 Litres wurden 4117 Litres mit 13,100 Pfd. Stroh per Hektare gewonnen. Die Sommersaat ergab fast eben so viel; die Bohnen waren dreimal so stark, wie sonst; die Hülsen 6 — 8 Zoll lang und enthielten zehn Bohnen statt vier. Unter den Kartoffeln fanden sich nicht selten Knollen von vierzig Pfd. Gewicht, und überall trug die Dufseausche Methode einen glänzenden Sieg davon. In Saint Maur, auf Steingrund, so elenden Feldern, daß seit Menschengedenken kein Halm zur Aehre gekommen war, wurde Wintergetraide ohne Dung gewonnen, welches das bei beiden bedüngten Felder der ganzen Gegend übertraf; Kartoffeln, Bohnen aller Art, Erbsen u. s. w. gedeihen auf überraschende Weise auf dem schlechtesten Boden. — Die Winter- und Sommersaat von 1850 lieferte einen 35fachen Ertrag an Getraide mit über 13,000 Pfund Stroh per Hektare (gegen 4 preuß. Morgen), also beinahe dasselbe Verhältniß, wie im Jahre 1849. Die Kartoffel-Aernde sei glänzend aus. Zu Saint-Maur, einer Gegend, wo die Kartoffelkrankheit seit vielen Jahren herrschte, gewann man auf leichtem, sandigem Boden, auf Aeckern, welche seit drei Jahren nicht gedüngt waren, reichhaltige Stauden mit vollkommen gesunden Kartoffeln: 174 Hektolitres für 1 Hektolitre Saat." — Durch den Dufseauschen Dünger wird jedes Korn mit einer fruchtbaren, zu seiner vollkommenen Entwickelung nothwendigen Hülle versehen, die es außerdem gegen ungünstige Witterung schützt. Sie treibt es zum Keimen und zum Schossen, beträftigt das Wachsthum, entwickelt die Werkzeuge der Respiration — die Blätter und Wurzeln — betreibt den Umlauf der Säfte und giebt der jungen Pflanze, bei großer Verminderung der Bestellungskosten, die sichersten Mittel, sich die reichlich in der Luft enthaltenen befruchtenden Bestandtheile kräftig anzueignen, schnell zu wachsen und durch eine mächtigere Fruchtbarkeit einen oft zweifachen, dreifachen, sogar vierfachen Ertrag zu geben. Das Korn schoßt so gewaltig, daß jedes Unkraut natürlich im Keime erstickt wird. — Auf der Pariser Ausstellung von 1849 hat man Stauden von vierzig, funfzig, eine sogar von achtzig Aehren gesehen. — Die wir hören, haben schon die Herren Dufseau in Berlin eine General-Agentur für die ganze preußische Monarchie errichtet.

*) Die Frau von Sheffield hatte eine Adresse an Lord John voteirt, mit der Bitte um Verwahrung der Kronrechte: also mehr farthings, halfpenny und penny-pieces. Der Premier, sehr Punch dingu, wird sich die Sache überlegen, besonders wenn sie sie in dem Falle der Mrs. Waghorn — es nöthig befunden wird, den Witwen genialer Männer Pensionen zu geben. Da braucht man farthings! Doch was ist geschehen? sagt er weiterhin. Die Regierung hat neulich zu den fünfundzwanzig Pfd. Sterl. noch funfzehn gegeben; fünfundzwanzig und nun funfzehn für die Witwe des Mannes, der zuerst Indien und England in die Entfernung weniger Wochen rückte!

**) Wir glauben nicht, daß Sir Stratford Canning die Antwort auf ein solches Notabene schwer geworden wäre. D. R.

**) Obwohl es auch in Deutschland nicht an dergleichen viel empfohlenen neuen Dünger-Arten fehlt, haben wir doch einem alten Mitarbeiter unseres Blattes die Aufnahme dieser Zeilen nicht versagen mögen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 53, und bei Hrn. Lorent, Breitestraße Nr. 31, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 147. Berlin, Sonnabend den 7. Dezember 1850.

Frankreich.

Der gesetzmäßige Zinsfuß.*)

Wenn die Gesetze den Wucherpreis, das Verhältniß des Geldes zu den Waaren, beschränken sollten, so wäre es mindestens eben so nothwendig, auch den Werth und die Anlegung der übrigen Gegenstände des Handels zu beschränken. Nicht blos, wo Betrug zu befürchten ist oder nicht alle Eventualitäten vorauszusehen sind, findet ein Kontrakt statt, sondern auch bei dem gewöhnlichen Verkehr des täglichen Lebens.

Ueberdies ist das Kapital in jeder Form in den Händen des Besitzers ein Eigenthum; mit welchem Rechte kann es also der Gesetzgeber beschränken? Ich kann doch wohl mit meinem Besitz nach Belieben schalten, es verleihen oder nicht verleihen; wer dürfte mir hieran verhindern? Die Lehren, nach denen man der Staatsgewalt dieses Recht über das Vermögen des Einzelnen einräumen will, erschrecken Euch, bringen Euch auf, und nicht mit Unrecht; aber dies sind nicht die letzten Konsequenzen Eurer irrigen Ansichten. Ihr habt überall das Eigenthum angegriffen; jene Lehren vernichten es ganz; Ihr habt die gerechten Gränzen der Macht überschritten, jene erkennen nun gar keine mehr an. Welcher Unterschied ist vom Standpunkte des Rechts zwischen der Gewalt, welche mich darin beschränkt, den größtmöglichen Nutzen von meinem Vermögen zu ziehen, und derjenigen, welche mir überhaupt jeden Nießbrauch nimmt? Jedenfalls beraubt man mich. Daher sind alle diejenigen, welche sich in ihren Unwissenheit der Staatswirthschaft an die Irrthümer der Vergangenheit halten, so schwach und ohnmächtig gegenüber dem Sozialismus. Mit Recht sagt daher Bentham, daß man bei den sakrischen Apologieen der Freiheit nie die Vorsicht hat, dem Einzelnen das beliebige Verwenden seines Geldes anheimzustellen.

Die Kirchenväter waren in ihrem Eifer gegen das Verhältniß des Geldes wenigstens konsequent; sie griffen eben so das Eigenthum wie den Wucher an. „Die Rentner behaupten, daß sie keine andere Erwerbsquelle, als das Ausleihen, haben; würde nicht daffelbe der bei der That ergriffene Dieb einwenden?" sagte der heilige Augustinus; aber er fügte hinzu: „Wer überhaupt auf der Erde etwas besitzt, ist kein wahrer Christ." Auf gleiche Weise verdammte der heilige Ambrosius den Wucher, aber auch sein Grundsatz war: „Die Natur hat uns das Recht der Gütergemeinschaft gegeben; ist also nicht jedes Eigenthum eine Usurpation?"

Die Festsetzung des Zinsfußes ist gleichfalls ein Angriff auf das Eigenthum; es giebt durchaus keinen absoluten Werth. Das gleiche Gepräge der Geldmünzen selbst kann ihn weder in einem Lande einen bestimmten Werth geben. Das Geld gilt in Paris nicht so viel, wie in Poitiers, hier nicht, wie auf dem Lande. Und selbst wo es in einer friedlichen und glücklichen Zeit niedrig steht, steigt es, sobald eine Krisis, ein Krieg, eine Revolution bevorsteht. Das Geld allein ist der Gegenstand des Handels auf der Börse. Jedermann würde es heute für unverständig halten, mit Colbert zu glauben, daß man den Nießbrauch des Geldes im Verhältniß mit dem des Ackerbaues und Handels beschränken könne; nichtsdestoweniger aber befolgt man dieses Prinzip, so oft man die Interessen festsetzt.

Ueberdies muß man wegen der mit dem Ausleihen des Geldes nothwendig verbundenen Gefahr selbst bei den Einwohnern einer Stadt einen verschiedenen Maßstab anlegen: denn, während die Einen hinlängliche Sicherheit gewähren, lassen und die Anderen ohne feste Garantie. Dies bestätigt sich auch in der Erfahrung: die Gerichte lassen z. B. beim Diskontiren, trotz der bestimmtesten Ausdrücke in den Gesetzen, den Käufern volle Freiheit. Was ist das Diskontiren aber anders, als ein gewöhnliches Darlehn? Eben so giebt es keine bestimmte Gränze bei dem Leihen auf Sodmerei. Warum dies? Wäre dies, um den Seehandel zu fördern? Aber hiermit spräche man ja auch jeder Beschränkung bei anderen Darlehnen das Urtheil. Wollte man indeß im Gegentheil mit Absicht diesen Handel hindern? Doch wozu? Ehedem ging ein Edelmann seines Adels nicht verlustig, wenn er sich an See-Unternehmungen betheiligte. Sollte es also aus Rücksicht für die mit diesem Handel besonders verbundene Gefahr seyn? Aber jedes Darlehn bedingt eine Assekuranz, und keine Wahrscheinlichkeit läßt sich mit Bestimmtheit beurtheilen.

Ferner ist der Umstand zu erwägen, daß der Staat, welcher Beamte zur Ueberwachung des Wuchers unterhält, sich oft genöthigt sieht, seine eigenen Gesetze zu übertreten. Er entleiht oft zu 6, 7 und mehr als 8 pCt., wie z. B. dies vor zwei Jahren in Frankreich der Fall war; dieweilen werden mit diesen Interessen noch Lotterieprämien verbunden. Sieht man nicht auch bei großen industriellen oder politischen Krisen die öffentlichen Fonds sinken? Die neuen Käufer erhalten nicht blos, wie ehemals die Verkäufer, 3, 4 oder 5, sondern 7, 8 und 9 pCt. Unser fünfprozentiges Papier stand während des Sommers 1848: 52 Fr.

Gerade also, wann der Kredit am nothwendigsten erscheint, werden die Gesetze gegen den Wucher am meisten umgangen. Das englische Gesetz hat daher, um diesem Uebel zu entgehen, das Diskontiren derjenigen Effekten, deren Verfallzeit nicht über 90 Tage hinausreicht, für erlaubt erklärt, d. h. alle Operationen der Bank freigegeben; denn keine Bank, selbst nicht die englische, diskontirt auf länger. Unstreitig erscheint eine Suspulirung des Darlehns auf 7—8 pCt., wie dies die englische Bank im Jahre 1847 that, oder von 10 pCt. in einer gedrückten Zeit zwar hart; aber dies wirkt wenigstens nicht hindernd auf den Verkehr. Indem ich von öffentlichen Anleihen spreche, erinnere ich an das, welches in Frankreich für 8 pCt. im Jahre 1848 abgeschlossen wurde; bemerkenswerth ist es auch, daß die Niederlande unter der Regierung des frommen, der Geistlichkeit ganz ergebenen Philipp II. diesen Zinsfuß für ihre Schuld bezahlten.

Die Leihhäuser, die unter besonderer Aufsicht der Regierung stehen und nur den bedürftigsten Klassen auf Pfänder borgen, dürfen in Paris 9 pCt., in anderen Städten sogar 12—14 pCt. nehmen. Ich frage also wieder, wozu ist das Gesetz da? Erinnern nicht dergleichen Darlehen an das von 25 Livres an Tasso.*) für die er den Degen seines Vaters, sechs Hemden, vier Laken und zwei Tischtücher verpfänden mußte?

In Betreff wird dieser Ueberschuß des gesetzmäßigen Zinsfußes unter dem Namen eines Lagergeldes erhoben.

Ich kehre zu meinem Ausgangspunkt zurück; nur zwei Momente können bei Bestimmung des Zinsfußes maßgebend seyn: das Verhältniß zwischen dem Anerbieten und der gemachten Forderung und die Prämie, welche für die Sicherstellung der verschiedenen Chancen geleistet werden muß. In der Praxis bestimmt jenes allein den Cours der Anleihen; denn, ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Gläubiger, regelt allein die Summe der Kapitalien, die ihnen angeboten wird, mit Bezug auf deren Verwendung, den Cours. Der Gesetzgeber, welcher dieses natürliche Gesetz außer Acht läßt, ruft viele Uebel hervor, veranlaßt schwer zu bekämpfende Umwege, aber er kann dies keine andere Bestimmung ausgleichen.**)

*) Nach dem Moniteur industriel.

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.***)

I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Krisis von 1848—1849.

(Schluß.)

Die Bundesregierung schickte fast zu gleicher Zeit Truppen nach Graubünden, um diesen Kanton vor jeder Verletzung der in Ober-Italien kriegführenden Theile zu schützen. Solche Akte hätten der Schweiz zweifelsohne die Achtung und Freundschaft der benachbarten Mächte eintragen sollen. Ein Geschichtschreiber der Februar-Revolution scheint indeß den wahren Sinn derselben nicht begriffen zu haben; er macht der Schweiz den Vorwurf der Unklugheit und Unbandbarkeit gegen das republikanische Frankreich, indem sie sich nicht

*) Im März 1570. Diese Schuldverschreibung wurde letzthin unter anderen Autographen Tasso's in Paris verkauft.

**) Im Jahre 1826 machte Herr Echerdette der Kammer folgenden Vorschlag: „Die Anordnungen des Gesetzes vom 13. September 1807, welche einen bestimmten Zinsfuß festsetzen, werden hiermit außer Kraft gesetzt." Die Kammer zog diesen Antrag nicht einmal in Erwägung.

Im Jahre 1818 ernannte das englische Parlament ein Comité zur Revision der Wuchergesetze. Die Untersuchungen dieses Comité's bedürfen, des dergleichen Gesetze gerade nothwendig für die Interessen sind, welchen sie zum Schutz dienen sollen. 16 Tage hatte dem Unterhause deren Ausdauung vor; aber auch damals bestanden die alten Vorurtheile die Oberhand. und die früheren Wuchergesetze wurden aufrechterhalten. Der gesetzliche Zinsfuß ist für England und Schottland 5 pCt., in Holland 6 pCt.

***) Durch ein Versehen ist zu Anfang dieses Artikels die Bemerkung fortgeblieben, daß derselbe nach der B. d. d. M. geordnet sey.

Digitized by Google

genügend bereit habe, die am 24. Februar im Stadthause von Paris proklamirte Regierung anzuerkennen. „Der kaufmännische Egoismus" der Schweiz wird dabei ziemlich stark hervorgehoben. Lamartine irrt sich indeß gar sehr; denn nicht „kaufmännischer Egoismus", sondern der gesunde Verstand der Nation brachte jene Beschlüsse der Tagsatzung zuwege. Die Schweiz bewahrte noch ein zu schlimmes Angedenken an die erste französische Republik, und sie breitete sich darum nicht allzu sehr, die zweite in aller Form anzuerkennen, sondern nahm die Thatsache ohne Weiteres hin mit dem Wunsche, mit ihren mächtigen Nachbarn im besten Einvernehmnisse zu leben. Der Geschichtschreiber der Februar-Revolution scheint sich übrigens eine ganz falsche Vorstellung von der Rolle zu machen, welche die Abgeordneten Frankreichs in der Schweiz durchführen konnten. Indem er diese Rolle bei weitem überschätzt, verfällt er in einen Irrthum, welcher gar sehr oft die Bemühungen der französischen Diplomatie in der Schweiz während der Jahre 1830 bis 1847 gehemmt hat: er setzt voraus, daß das persönliche Benehmen, die Rathschläge, die anbeutenden Worte eines diplomatischen Agenten, welche in Staaten unter absoluten oder constitutionellen Fürsten eine große Bedeutung haben, denselben Einfluß auf die Oberhäupter eines demokratischen Staates üben können, welche nie die Kommittenten, deren Willen sie ausführen, aus den Augen verlieren dürfen. Der Tadel Lamartine's trifft die demokratischen Einrichtungen der Schweiz selbst, und man erkennt hierbei, daß oft auch die eifrigsten Anhänger der republikanischen Theorien in Bezug auf ihre eigenen Gesinnungsgenossen einseitig, schief und inkonsequent urtheilen.

Wie dem auch sey, von dem Augenblick an, da die revolutionaire Krisis von 1848 für Europa ausbrach, hatte die Schweiz ganz genau ihr Verfahren und Benehmen der Nachbarregierungen gegenüber festgestellt: weder den Forderungen der revolutionairen Deutschland, noch den Bitten der italienischen Liberalen hatte sie ihre Neutralität geopfert. Sie hatte sich nur noch mit einem Konflikt zu beschäftigen, dessen Folgen sie leicht mit einer der ersten Dynastien Deutschlands in Streit verwickeln konnten: wir meinen die Revolution, welche Anfang 1848 in Neuchatel ausbrach. Man hatte hier eine republikanische Verfassung proklamirt, und der Gesandte Preußens war bei der Tagsatzung mit einem Protest eingekommen gegen diese Ausübung der Volkssouverainetät, im Namen der Verträge von 1815. Indeß autorisirte der König von Preußen, in einer Note d. d. Potsdam, 3. April 1848, seine treuen Unterthanen, sich ganz und gar nach der Lage und dem Heil ihres Landes zu beraten, ohne sich durch die Bande, die sie an ihn knüpften, fesseln zu lassen; er erklärte zudem, daß Kommissarien ernannt werden würden, um mit der Tagsatzung rücksichtlich der Frage über Neuchatel in Verhandlung zu treten. Es war dies jedoch nur ein bloßes Wort: denn es wurden keine preußischen Kommissarien ernannt. Sobald diese Frage noch einmal zurückkommen, so gäbe es dabei sehr wichtige Interessen auszusöhnen: man kann jedoch hoffen, daß der Streit sein Ende finden wird, ohne das Neutralitätsprinzip zu gefährden, welches sogar die Verträge von 1815 in ihren auf die Schweiz bezüglichen Bestimmungen respektirt haben.

Früher oder später mußte der Krieg in Italien die Schweiz mit einer anderen deutschen Großmacht in Berührung bringen. Oesterreich wie Preußen gegenüber war das Benehmen der Tagsatzung klug und fest. Die Tessiner hatten seit dem Frühjahr 1848 lebendige Sympathieen für die Sache der Unabhängigkeit Italiens geäußert. Als die Lombardei durch die österreichische Armee wieder erobert worden war, warfen sich eine Menge Soldaten und Flüchtlinge nach Tessin, von wo aus sie die mannigfachsten Demonstrationen gegen die Oesterreicher machten. In einer Note vom 19. August wandte sich der Feldmarschall Radetzky an den Rath des Kantons Tessin; er brachte ihm in Erinnerung, „daß sich die Schweiz in der löblichen Absicht, mit der kaiserlich königlichen Regierung von Oesterreich gute Nachbarschaft zu halten, für die vollständige Neutralität ausgesprochen, und daß der Vorort aus diesem Grunde den Herzog von Lilla und andere Abgeordnete der Lombardei zurückgewiesen habe." Er ersuche daher die tessinische Regierung, „den Ränken der italiänischen Flüchtlinge ein Ende zu machen, damit er nicht in die peinliche Nothwendigkeit käme, alle in der Lombardei ansässigen Tessiner über die Gränze zu weisen und die Handelsverbindungen zwischen den respektiven beiden Staaten aufzuheben." Die Regierung von Tessin erklärte die in der Note beigebrachten Fakta für „gänzlich irrthümlich." Der Marschall wendete sich an den Vorort. Dieser gab seinen entschiedenen Willen zu erkennen, zu verlangte, daß man auf dem schweizer Territorium auch nicht die geringste Vorbereitung dulde, welche zum Zweck habe, die österreichische Armee zu benachtheiligen. Die Tessiner kehrten sich indeß hieran keineswegs. Radetzky war daher gezwungen, zu den in seiner Depesche angekündigten Gewaltmaßregeln zu greifen. Oesterreich indeß hatte dem guten Willen des Vororts alle Anerkennung widerfahren lassen; der Gesandte dieser Macht in der Schweiz schrieb der Bundesregierung, d. d. 16. September, daß er so eben vom kaiserlichen Ministerium eine Depesche erhalten habe, welche ihn versichere, „daß Oesterreich stets des ehrenhaften Benehmens des Bundes eingedenk sein werde." Die Tagsatzung beschloß ihrerseits, am 21. September, Bundesabgeordnete und Truppen nach Tessin zu schicken, dagegen aber zu verlangen, daß die von Oesterreich getroffenen strengen Maßnahmen wieder aufgehoben würden. Der Feldmarschall gab den Wünschen der Tagsatzung nach und ließ nach einigen Wochen wieder die alten Verhältnisse zwischen der Schweiz und der Lombardei eintreten. Unglücklicherweise nahmen die lombardischen Flüchtlinge keine Rücksicht auf die Lage, in die sich die Schweiz Oesterreich gegenüber hatte stellen müssen: indem sie sich in ziemlich großer Zahl der Uebermachung der Bundestruppen entzogen, warfen sie sich auf einmal plötzlich mit den Waffen in der Hand auf das lombardische Gebiet. Nach einer so offenbaren Verletzung der Gastfreundschaft beschlossen die Bundesbehörden, im Einverständniß mit ihren Repräsentanten, daß die Flüchtlinge weiter ins Innere des Landes geschafft würden; sie machten außerdem die Regierung von Tessin für die Ausführung dieser Bestimmung verantwortlich und verboten ihr, den Aufenthalt neuer Flüchtlinge in diesem Kanton zu gestatten. Die Protestationen, welche die Abgeordneten von Tessin und einige andere gegen diese Bestimmung erhoben, fanden bei der Majorität keinen Anklang. Einer der nach Tessin geschickten Vermittler erwiederte ihnen sehr trefflig, „er glaube nicht, daß die Regierung von Tessin den Willen oder die Kraft habe, das Nöthige zu thun, um die Interessen des Bundes zu garantiren und eine genügende Aufsicht über die Flüchtlinge zu führen." Kurze Zeit darauf rechtfertigte der Rath von Tessin indirekt diesen strengen Ausspruch, indem er in seinem Rechenschaftsbericht sagte: „Was Mitte Oktober nur eine Besorgniß war, ist zur traurigen Wirklichkeit geworden. Die bewaffnete Macht, die wir vom Bunde zu unserem Schutze hergesandt erachteten, hat keinen Anklang genommen, ausschließlich den Ansprüchen der Ausländer zur Stütze zu dienen. Zuweilen hat man sogar von ihr gegen die gehäuften Freiheiten des Landes und gegen das Asylrecht Gebrauch gemacht, uns es war dies, wie sagen es mit Schmerz, kein einfaches Mißverständniß."

Nichtsdestoweniger erzielte die Anwesenheit der Bundestruppen schließlich den Erfolg, daß die Regierung von Tessin die Politik des Bundes besser verstehen und ausüben lernte; denn die Verhältnisse zwischen der Lombardei und Tessin erlitten keine weiteren Beunruhigungen oder Erschütterungen, trotz des Zuzuges von 1849 und trotz der Bemühungen des sardinischen Ministeriums, welches kurz vor Beginn dieses Zuzuges seine Pässe dahin gegen den Vorort zurückhaltende Stellung aufgeben zu müssen glaubte. Der Bundesrath hatte beschlossen, „daß es den lombardischen, mit piemontesischen Pässen versehenen Flüchtlingen nicht mehr gestattet sein solle, sich in Tessin aufzuhalten." Das sardinische Kabinet protestirte in einer Note vom 10. Februar gegen eine Maßregel, welche das Recht des Königs, die Lombarden zu begleiten, und somit auch die Union der Lombardei mit den sardinischen Staaten, leugnete; die Note schloß mit der Drohung, die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern aufzuheben. Der Bundesrath erwiederte hierauf, „daß die Schweiz, da sie nicht gestatten könne, daß sich ein mit den besten österreichischen Pässen versehener Hause in Tessin aufhalte, um von hier aus Sarzinen zu brunnrichten, eben so wenig den lombardischen Flüchtlingen das Recht zugestehen dürfe, sich in dem Kanton zu sammeln, um die Lombardei anzugreifen . . ." Was die Drohung betrifft, mit welcher die sardinische Note schloß, wollte der Bundesrath „mit jener Ruhe, welche das Rechtsbewußtseyn und die treue Pflichterfüllung verleihen, die weiteren Entschließungen der Regierung des Königs abwarten, mit dem Vorbehalt, jedoch zu thun, was die Ehre des Schweizervolkes erheischen werde." Das sardinische Kabinet mußte sich mit diesen Erklärungen zufriedenstellen.

Im Jahre 1849 erstanden der Schweiz, wie 1848, von Seiten Deutschlands die ernstesten Verlegenheiten. Der Ursprung dieser mißlichen Zustände datirt zurück bis zu den ersten Versuchen der deutschen Völker, sich wieder zu einem deutschen Gesammtreiche zu konstituiren. Die Schweiz hatte diesen Bestrebungen anfangs Beifall gezollt; sie konnte auch keineswegs einer Umgestaltung zürnen, welche sie endlich von dem nur allzu häufig auf ihr lastenden Drucke Preußens(?) und besonders Oesterreichs befreien mußte; sie war indeß sehr bald mit einigem Mißtrauen der Bewegung gefolgt, welche darauf abzweckte, den Staaten Süd-Deutschlands fast ihre ganze Souverainetät zu entziehen: diese Staaten hatten mit der Schweiz ein gemeinsames Interesse, das der Kleinen gegen die Großen. Dieses Mißtrauen der Schweiz wurde noch durch den ziemlich anmaßenden Ton erhöht, welchen einige in der Schweiz als Professoren angestellte Deutsche anstimmten, die überhaupt bisher nichts Anderes gethan hatten, als die schweizer Fragen durch die Ideen und Prinzipien des Hegelschen Radikalismus zu verwirren. Außerdem vernahm man die stolze und entschlossene Sprache einiger übereifrigen Blätter, der Organe des absolutesten Deutschthums, welche ohne Weiteres die deutsche Schweiz für das künftige deutsche Gesammtreich beanspruchten(?). Aehnliche Prätentionen, welche mehrere der einflußreichsten Mitglieder der Nationalversammlung in Frankfurt vorbrachten, waren keineswegs geeignet, die Besorglichkeiten der Kantone zu zerstreuen. Ein großer Theil der schweizer Presse antwortete diesen Anmaßungen in einem sehr derben Tone; man moquirte sich über jene Professorenversammlung, welche die kolossalsten Augenblicke in einer endlosen Diskussion über die Grundrechte verlor, während es den Schweizern bei ihren gesunden natürlichen Verstande so rasch gegliickt war, ihrem Lande eine neue Verfassung zu geben.*) Während sich so dasgute Einverständniß zwischen Deutschland und der Schweiz zerschlug, richteten die Regierung von Baden und der deutsche Reichstag im Juni 1848 Noten an den schweizer Vorort, in denen sie eine Reihe von Maßregeln gegen die deutschen Flüchtlinge verlangten. Am 29. Juli trug die schweizer Tagsatzung den Vorort auf, alle diese Forderungen abzulehnen, mit dem besonderen Bemerken, daß die gegen die Flüchtlinge angeführten Thatsachen durchaus nicht durch offizielle Untersuchungen bestätigt worden seyen. Bald darauf brach im Großherzogthum Baden die zweite Insurrection aus: Diese neue Bewegung knüpfte sich an die traurigen Unruhen, welche in Frankfurt und in vielen anderen Theilen Deutschlands stattfanden. Die Schweizer blieben abermals ruhige Zuschauer dieser Bewegungen. Kaum war der badensche Aufstand unterdrückt, als der Gesandte des deutschen Reichs in der Schweiz, Raveaux, am 4. Oktober dem Vorort eine Note übermachte, in welcher die deutsche Reichsregierung die Schweiz anklagte, die Bewegung

*) Jedermann wird das Ungerechte dieser Zusammenstellung sehr leicht erkennen. Aber von dem Auslande, das mit Eifersucht auf jede Combination einer möglichen Einigung der Deutschen blickt, wird man niemals eine gerechte oder auch nur billige Beurtheilung der Männer von Frankfurt und Gotha erwarten können. D. R.

Digitized by Google

der Badenser begünstigt zu haben, und sogleich eine vollständige Genugthuung verlangte. Diese durch einen der entschiedensten deutschen Radikalen eingehändigte Note stand im grellsten Widerspruch mit den Tendenzen des deutschen Gesandten, wie mit den höflichen Worten, deren sich die alte Diplomatie in ihrem Verkehr mit der Schweiz stets bedient hatte. Allein herkömmlichen Gebrauch zuwider war die Note in den deutschen Blättern erschienen, ehe sie noch dem Bundesvorort übergeben worden war. Dieser nimmer noch die Regierung von Bern) antwortete anderen Tages darauf mit einer nicht minder herben Note, worin gesagt wurde, Struve und die anderen Flüchtlinge hätten die Schweiz eingetn und ohne Waffen verlassen und die Insurrection in Baden bereits vollständig vorbereitet gefunden; deshalb könne man die von einigen Flüchtlingen den badischen Insurgenten gewährte Unterstützung keineswegs als eine auf helvetischem Territorium vorbereitete Invasion erachten; endlich hätten die Kantonalbehörden zu längst schon bestimmt, daß die Flüchtlinge, die an diesem zweiten Aufstande theilgenommen, des Asylrechtes nicht genießen, und daß die übrigen der besonderen Ueberwachung der Polizei unterworfen werden sollten. Es kam zu einem nochmaligen Notenwechsel, in einem noch viel schärferen Tone, aber ohne positives Ergebniß.

Der Vorort Bern hatte unmittelbar vorher selbst erkannt, daß das einzige wirksame Mittel zur Verhütung von Mißhelligkeiten darin bestehe, die Flüchtlinge wirklich in das Innere des Landes zu schaffen. Dies war nicht geschehen, und deshalb hätte man nicht behaupten müssen, man habe es gethan. Die deutsche Macht ging ihrerseits darin zu weit, daß sie der Schweiz alle Verantwortlichkeit für jenen Aufstand aufbürden wollte, welcher eben so sehr im Lande selbst, wie durch die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, vorbereitet worden war. Die Uebertreibung und Heftigkeit der Note Navoaux's mußte die Sympathieen der Schweiz natürlich abkühlen; unglücklicherweise antwortete der Vorort ebenfalls in keinem würdigeren Tone. Während dieser Ereignisse nahm ein neuer Bundesrath die Angelegenheiten in die Hand und setzte mehr guten Willen daran, als die Regierung von Bern. Am 30. Dezember richtete er ein Rundschreiben an die Kantone mit der Aufforderung, keine Bewaffnung, keine auf einen Angriff abzielende Ansammlung deutscher Flüchtlinge in ihren Territorien zu gestatten. Zugleich sandte der Bundesrath den Staatsrath Dr. Steiger von Luzern als Repräsentanten in die östlichen Kantone, um über die Aufrechthaltung der Neutralität zu wachen.

Steiger erfüllte seine Mission zur völligen Zufriedenheit des Bundesrathes. Eine Konferenz, welche in Basel zwischen ihm und einem Abgeordneten der badenschen Regierung stattfand, stellte schließlich das gute offizielle Einverständniß zwischen beiden Ländern wieder her. So blieben die Sachen bis zum Frühjahr 1849. Während die österreichische und piemontesische Armee sich von neuem in den Ebenen der Lombardei schlugen und heftige Bewegungen sich in Deutschland vorbereiteten, beschloß der Bundesrath die Ausweisung einiger deutscher Flüchtlinge, welche daran arbeiteten, eine helvetisch-deutsche Legion zur Unterstützung der provisorischen Regierung Siciliens zusammenzubringen. Bald darauf begannen die aufständischen Bewegungen in Deutschland, welche die Pfalz und das Großherzogthum Baden ergriffen. Diesesmal gab die Armee selbst das Signal dazu, und die ganze Bevölkerung trat ihr bei; nur eine geringe Zahl der Offiziere und Beamten wollte sich nicht betheiligen und verließ das Land. Viele von ihnen suchten eine Zuflucht in der Schweiz; ihnen gingen voran oder folgten eine Menge Familien aus Süd-Deutschland aus allen Ständen, vom einfachen Landbesitzer bis zu den Fürsten von Fürstenberg und Hohenlohe, welche ihre Person und einen Theil ihres Vermögens auf das schweizer Territorium in Sicherheit brachten. Die deutschen Demokraten verlangten dringender als je Hülfe von der Schweiz; hätte man auf sie gehört, so wäre Württemberg von einigen Tausend Freischärlern angegriffen worden. Dieses Land war nicht weniger vom Radikalismus untergraben, als das Großherzogthum; die seit einigen Tagen schon wankende Armee wurde nur durch das muthige persönliche Auftreten des Königs im Zaum gehalten. Letzterer hatte stets großes Wohlwollen für die Schweiz gezeigt; er hatte sich ehemals den strengen Maßregeln widersetzt, welche der Fürst Metternich gegen sie durch die süddeutschen Staaten vollziehen lassen wollte; der Augenblick war gekommen, wo ihm die Schweiz ihre Erkenntlichkeit beweisen konnte. Alle Zorbewungen der deutschen Demokraten blieben bei den schweizer Stämmen ohne Anklang; nur eine geringe Anzahl Freiwilliger begab sich unter dem Namen „schweizer Legion" vereinzelt nach Baden.

Die Deutschen hielten sich durchaus noch nicht für geschlagen. Seit einer Reihe von Jahren hatten sich die radikalen Führer in geschickter Weise der Bundesschießen für ihre Pläne bedient. Im Anfang Juli 1849 fand das Bundesschießen in Aarau statt; ein Badenser bat hier die Schweiz dringend um Beistand zu Gunsten der deutsch-republikanischen Sache. Keller lehnte ihr Begehren in einer höflichen, aber so treffenden Entgegnung ab, daß die Menge lebhaften Beifall äußerte. Noch viel lebhafterer und bezeichnenderer Beifall gab sich kund, als zwei Agenten der Pariser Propaganda durch die Schweiz reisten, in der Absicht, alle Theilnehmer zum Besuch des Schießens zu veranlassen, um eine Demonstration zu machen. Der genannte Keller ist übrigens derselbe, welcher, wiewohl selbst Katholik, zuerst im Jahre 1841 die Unterdrückung der Klöster und später 1844 die Vertreibung der Jesuiten beantragt hatte.

Die revolutionaire Armee Badens und der Pfalz erschien, sobald sie einmal auf dem Rückzug begriffen war und von den preußischen Truppen verfolgt wurde, schneller an der schweizer Gränze, als man erwartete. Auch waren die Gränzkantone genöthigt, in größter Eil alle ihre Miliz aufzubieten, ohne erst die langsamen Befehle der Bundesobrigkeit abzuwarten; es kostete ihnen die größte Mühe, zu verhindern, daß der Kampf nicht auf helvetischem Boden fortgeführt würde. Die Trümmer der revolutionairen Kolonnen langten an verschiedenen Punkten in der Schweiz an mit mehreren Artillerie-Parks und etwa 10— 12,000 Mann im Ganzen. Die Flüchtlinge, welche den vorher verlangten Beistand nicht erhalten hatten, hofften hier wenigstens die lebendigsten Sympathieen zu finden; ihre Erwartungen wurden indeß nicht sehr befriedigt. Man erfüllte gegen sie die Pflichten, welche die Gastfreundschaft im Augenblick erheischte, aber man that nichts weiter. Der Bundesrath nahm die Angelegenheit der Flüchtlinge in die Hand und vertheilte sie unter die Kantone; er hob zu gleicher Zeit 25,000 Mann aus. Diese Aufbietung wurde scheinbar durch die Thatsache einer durch die deutschen Truppen verübten Verletzung des schweizer Territoriums motivirt; in Wirklichkeit aber sollte sie beweisen, daß man nöthigenfalls die Ehre der Schweiz aufrechterhalten werde; sie war auch bestimmt, das Gesetzt der radikalen Opposition zu vernichten. Am 16. Juli publizirte der Bundesrath einen Antrag, in Folge dessen die politischen und militärischen Führer, so wie die anderen hauptsächlichen Agenten der Aufstandes in Rheinbayern und in Baden, vom schweizer Territorium ausgewiesen werden sollten. Die Majorität der beiden Abtheilungen der Bundesversammlung, welche Anfangs August zusammentrat, billigte diese Maßregeln: die Bemühungen der Minorität, sie zu vereiteln, blieben fruchtlos. Auch stellte der Rath den deutschen Regierungen das Kriegsmaterial wieder zu, welches die geflüchteten Corps in die Schweiz mitgenommen hatten. Die Mehrzahl kehrerer, Soldaten und Unteroffiziere, kehrten nach und nach in ihre Heimat zurück. Im Monat November publizirte der Rath Gegenzungslisten mit den Namen aller der geflüchteten Führer, welche die Schweiz verlassen sollten. Diesmal bemühte sich die Minorität wiederum, diese Maßregeln zu hintertreiben, aber immer vergebens; namentlich von Ochsenbein und Druey unterstützt, trug die Politik des Bundesrathes den Sieg davon.

Von nun an, der Bestimmung der Tagsatzung sicher, konnte der Bundesrath mit Vertrauen den Weg betreten, den er sich vorgezeichnet hatte. Die Maßregeln, die er ergriff, haben die Zahl der Flüchtlinge in der Schweiz um ein Dutzend Führer und ein Tausend Soldaten der geheimen Gesellschaften vermindert. Die französische Regierung hatte die Maßregeln der Bundesbehörden unterstützt, indem sie den bedeutendsten Flüchtlingen die Reise durch Frankreich erleichterte, um sich nach England oder nach den Vereinigten Staaten zu begeben. Kurze Zeit darauf that der Bundesrath einen Schritt weiter, indem er im Monat Februar 1850 die Verbindungen deutscher Handwerker in der Schweiz unterdrückte. Mehrere Zweige der geheimen Gesellschaften hatten seit 1830 unablässig daran gearbeitet, sich in der Schweiz festzusetzen, hier ihre traurige Werkthätigkeit auszuüben und sie noch weiter in die benachbarten Staaten zu verbreiten. Im Jahre 1843 hatte die Regierung von Zürich Maßregeln gegen die deutschen Handwerkerverbindungen ergriffen und eine Verordnung publizirt, wodurch sie für den Augenblick destorganisirt wurden. Zwei Jahre später hatte die Regierung von Neuchatel dasselbe gethan. Seit 1847 hatten sich diese Gesellschaften von neuem organisirt, und zwar unter scheinbar ganz unschuldigen Formen, indem sie vorgaben, die Handwerkerklasse mittelst verschiedenen Unterrichts und mannigfacher Belehrung geistig zu entwickeln u. s. w., aber kaum war die Revolution in Deutschland ausgebrochen, als diese Associationen, auf die Aufforderung des Central-Comités der deutschen Demokraten in Berlin, von neuem den Charakter politischer Klubs annahmen, in der Absicht, thätig an der Revolution mitzuwirken und die in der Schweiz befindlichen deutschen Kräfte zu organisiren. Die Spaltungen, welche ehedem zwischen der kommunistischen und republikanischen Fraction stattgefunden, waren fast gänzlich verschwunden. Die Ende 1848 in Bern versammelten Abgeordneten der Mehrzahl der Associationen setzten Statuten fest, von denen man einige hören muß: „Der Zweck der Verbindung ist, seine Mitglieder zu sozialistisch-demokratischen Republikanern zu machen, so wie durch alle gesetzlichen Mittel unter den Deutschen die sozialistisch-demokratisch-republikanischen Ideen und Institutionen zu verbreiten; es ist dies dadurch zu erzielen, daß sich die Association mit den demokratischen Kantonal-Comités und den Handwerker-Associationen in Deutschland in Verbindung setzt, um ihre gegenseitigen Kräfte, so weit es die Umstände gestatten, zu vereinigen. Jedes Associationsmitglied hat monatlich einen Batzen (etwa 1 gGr.) zu zahlen. Das Kantonal-Comité leitet die Angelegenheiten. Es findet jährlich eine ordentliche Sitzung statt, zu der sich die gesetzgebenden Oberbehörden der Association als zu einem Kongreß zu begeben haben. Die Geschäftsführung wechselt ab zwischen den vorzüglichsten Comités von Deutschland und den verbündeten Associationen in der Schweiz; sie besteht in Verwaltung der Kasse und der Archive. Die verbündeten Associationen schicken der mit der Geschäftsführung betrauten Kommission alle Monat einen Bericht und den Geldbeitrag." Was die von der Association proklamirten Grundsätze betrifft, so gehen sie besonders aus einem Instructionsprojekt für die Abgeordneten zum Handwerkerparlament in Berlin hervor. Die öffentlichen Beamten sollen keine höhere Vergütigung erhalten, als der mittlere Lohn eines Arbeiters beträgt; sie werden alle gleich besoldet, eben so die Arbeiter. Die Grundstücke sind Eigenthum des Staates, welcher den Unterricht der Jugend unentgeltlich besorgt. Es ist verboten, in den Schulen religiösen Unterricht zu ertheilen. Alle öffentlichen Ausgaben werden durch einen Erbschaftssteuerpsl gedeckt. Aller Handel gehört dem Staat: jedoch darf der Staat keine Gebhverculationen machen, sondern soll die Waaren um einen dem dafür verausgabten Gelde nebst Zinsen gleichkommenden Preis verkaufen. Die siebenden Heere werden abgeschafft. Jedes Geschäft ist unterlagt, welches einem Bürger gestattet, sich auf Kosten seiner Brüder zu bereichern. Die Meisterschaften werden gänzlich abgeschafft und durch eine brüderliche Association ersetzt. So lange diese Grundsätze nicht realisirt sind, wird die republikanische Organisation Deutschlands unvollkommen bleiben.

Digitized by Google

Diese Associationen hatten den Aufstand in Baden unterstützt und mehrere ihrer Mitglieder dahin geschickt. Die Association zu Basel besonders hatte eine große Thätigkeit während des letzten Aufstandes entwickelt; sie hatte eine Art geheimer Polizei an den Gränzen ausgeübt und der provisorischen Regierung von Baden Mittheilungen gemacht. Sobald das Bundesdepartement für Justiz und Polizei erfuhr, daß eine Versammlung der Abgeordneten dieser Association am 18. Februar 1850 in Murten stattfinden sollte, ließ es diese Abgeordneten festnehmen und ihre Papiere mit Beschlag belegen. Auf die hierüber erhaltene Mittheilung beschloß der Bundesrath die Ausweisung der Mitglieder, welche zu jenen Associationen gehört hatten, mit Ausnahme der kleinen Anzahl Schweizer, welche mit ihnen in Verbindung standen. Die Frage über die Associationen knüpfte sich eng an die Frage über das Asylrecht; die im Februar d. J. vom Bundesrath getroffene Maßregel ergänzt in würdiger Weise die Gesammtsumme der Beschlußnahmen, welche jene Partei in Politik begehnet haben.

Unter allen Nachbarländern hatte, wie schon gesagt worden, Deutschland der Schweiz die ernstesten Verlegenheiten bereitet. Nichtsdestoweniger war die Bundesregierung aus den jahrelangen Mißlichkeiten, welche ihr die Unternehmungen und Ränke des deutschen Radikalismus verursacht hatten, aufs ehrenvollste hervorgegangen; sie hatte ihrer Neutralitätspolitik Piemont und Oesterreich gegenüber Ansehen zu verschaffen gewußt. Folgen wir der Schweiz nun auf das weniger bewegte Terrain ihrer inneren Politik.

England.

Punchiana.

Aeronautisches.

Die Luftfahrt des Hippopotamus ist zur Wahrheit geworden, in effigie wenigstens. Schon schwebt er über der Erde, und auf seinem Rücken sitzt, ich weiß nicht, ob Green oder Graham, und von unten jubelt ihm eine große Zuschauermenge mit geschwenkten Hüten nach. So hat der Pariser Aeronaut mit seiner Kolossande den Londoner zu elektrisiren gewußt, und noch Größeres bereitet sich vor: denn Nil mortalibus arduum est, coelum ipsum petimus, sagt der alte Horaz. Die Monsieur Poitevin auf dem Rücken des Vogels Strauß, eines lebendigen, versteht sich, seine neue, unerhörte Zahrt zu unternehmen gedenkt, so schickt sich auch der zoologische Garten in London zu einem würdigen Seitenstücke an, den Nebenbuhler wo möglich zu überbieten. Punch hat von seinem lieben Freund daselbst, dem Stachelschwein, eine Zuschrift erhalten, worin sich die Boa Konstriktor zu einer Aleonsfon bereit erklären läßt, falls irgend ein Gentleman die Reise mit machen wolle; es habe dieser allsann zu bestimmen, ob die Boa den Aeronauten in Gestalt einer 6 oder 8 umschreiben solle.

Doch was schwatzen wir! Ist nicht die Straußenfahrt schon eine vollendete Thatsache? Es hat sich aber dabei (nach Punch) folgendes Wunder zugetragen. Fünf Minuten nach Auffteigen des Ballons tritt Madame Epinard, die Frau eines der ersten Bankierren in Paris und wohnhaft in der Chaussée d'Antin, aus einer der größten Modehandlungen, genannt au Prince de Népaule. Sie trägt einen funkelnagelneuen schönen Put und einen prächtigen Kaschemirshawl, den sie für 50,000 Fr. erhandelt hat, den Ertrag einer glücklichen Börsenspeculation ihres Herrn Gemahls und ihr von demselben an ihrem Geburtstage verehrt. Kaum fünf Schritte hat sie nach den milchweißen Säulen der Madeleine hin gethan, da erhält sie einen so betäubend heftigen Schlag aufs Hinterhaupt, daß sie kaum noch Kraft und Besinnung genug behält, um in eine nächstgelegene Pasteetenbäckerei zu eilen, wo sie in Ohnmacht fällt. Nachdem sie einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen, thut sie einen Blick in den Spiegel und kennt sich nicht mehr: der neue Shawl völlig verdorben, der Prachthut schon unter die Räder eines vorbeirollenden Wagens geflogen und pulverisirt, der übrige Putz, Sonnenschirm, Handschuhe, Alles zugrundgerichtet. Erst nach mehreren, in hysterischen Zufällen verbrachten Stunden konnte die Dame in ihr glänzendes Hotel zurückgebracht werden. Jetzt machte sich die Polizei auf, nach dem Kakodämon zu fahnden, und war bald auf der Spur. Herr Poitevin und sein Vogel Strauß, jetzt eben funfzehn Lieues von Paris, wurden festgenommen und nach einer unbequemen Nacht Gefängniß in abgesonderten Zellen ins Verhör gebracht. Es ergab sich Folgendes: In der Zeit, wo die Dame den Schlag auf den Hinterkopf empfing, schwebte just Herr Poitevin über diesem Theile der Boulevards. Er lugte hinab und gewahrte eine ansehnliche weiße Substanz, einer großen Kugel ähnlich, die zur Erde fiel. Sie fiel auf das Haupt einer Dame; weiter konnte er nichts sehen: denn der Ballon schoß jetzt mit wunderbarer Schnelligkeit hoch in die Luft empor und erforderte seine ganze Aufmerksamkeit. Diese Aussage wußte denn auch die Polizei sehr gut zu reimen mit den zahllosen Splittern und Scherben, womit das Pflaster besäet war. Es war kein Zweifel, daß der Fall und Unfall von einem Straußen-Ei herrührte. Glücklicherweise hatte diese Art von Ostrazismus keinen Todesfall zur Folge. Der unglückliche Aeronaut wurde verurtheilt, einen neuen Hut, Kaschemirshawl und Parasol von gleichem Werth zu schaffen, nächstdem zu 10,000 Fr. Buße für den Schaden, den er an den Nerven der Dame angerichtet hatte; dem Strauß aber ward als Strafe diktirt, zwei Jahre lang Ruhe und Frieden zu halten. Jedenfalls wird sich der Londoner Kollege aus diesem Urtiel ein Memento nehmen.

Ein Kloster in London.

Das vorderste Bild in 484 zeigt uns einen Altar mit zwei brennenden Wachskerzen, in der Mitte — es läßt sich das nicht recht erkennen — anscheinend ein Heiligenbild. Vor dem oder der Heiligen kniet eine Dame mit gefalteten Händen und zurückgeschlagenem, tief fallendem Schleier, an den Seiten einen Rosenkranz tragend. Eine zweite Dame, eben so zugedeckt, eine andächtigen Gesichts, steht hinter ihr, als wartte sie des Augenblicks, wo auch sie ihr Knie vor dem Altar drugen kann. Sind wir also in einem Kloster? Ja und Nein. Man wolle das Bild nochmals und genauer betrachten. Es wandelt sich der Altar in einen Toilettentisch, das Heiligenbild in einen Spiegel, die betende Nonne in eine Weltdame in full dress, die sich eben die Schleife unter dem Kinne knüpft, ihr Rosenkranz in eine reich mit Perlen besetzte Spitzenschaur; die Stehende thut nichts weiter, als sich eben die Handschuhe anziehen. Offenbar geben Beide zu Spiel und Zeitvertreib. Und dennoch sind sie in einem Kloster, nämlich in dem neu errichteten anglikanischen Nonnenkloster zu Belgrave-Square. In wie großartigem Stil dasselbe gemacht und angelegt, erzählt das dreiseitenen Punch. Es werden darin alle Klostergelübde abgelegt, aber mit so erkleklichen Restrictionen, daß Klosterstil und Fashion of the ton sich in annehmlichster Weise begegnen. Jede der Nonnen zahlt als ihr mäßiges Kontingent zu den Ausgaben des Klosters wenigstens zehn Pfd. Sterl. und bringt außerdem ein Silberbesteck nebst allen Requisiten der Toilette mit sich. Jede hat ihre zarte Zelle, mit möglichstem Komfort ausgestattet, Tapete und Bettpfählchen darin kombinirt. Keine Weltfreude ist von diesem Kloster ausgeschlossen, wohl aber jede Kasteiung des Leibes (austerity), welche die Sandwich oder Zigar beeinträchtigen könnte. Man darf Blumenausstellungen und Konzerte, auch Ihrer Majestät Theater besuchen; nur dürfen nicht mehr als drei Soiréed wöchentlich stattfinden. Dennoch bleibt es dabei: die Nonne entsagen der Welt, im Sinne der Bergräder nämlich. — Und das nennt, wohlgemerkt, die arge Welt ein Pusepsitenkloster, worin nur Roman popery getrieben werde! Davon behaupten Witzlinge, es sey weniger nunnery (Nonnen-) als monkey-ry (Mönchskloster, aber zugleich Affen-, Possenspiel.

C. L.–l.

Mannigfaltiges.

— Das rothe Italien. Unter diesem Titel (L'Italie Rouge) hat Herr v. Arlincourt, der Verfasser des „Bravers von Genf" ein antiquirtes im legitimistischen Sinne geschriebenes Romane, eine Uebersicht der Geschichte von Italien seit der Thronbesteigung des Papstes Pius IX. herausgegeben. Zur orleanistische Bulletin Bibliographique äußert sich darüber folgendermaßen: „Was uns an diesem Büchlein besonders auffällt, ist die seltene Mäßigung von gesunder Vernunft und furchtbarer Uebertreibung, der wir sonst begegnen. Herr v. Arlincourt thut und spricht, als ob er das Organ einer großen Partei wäre, aber mit allen seinen erzentrischen Phrasen und seiner wirklich Polemik spricht eben nichts, als Herr v. Arlincourt, aus seiner Seele. Sie hätte er sonst auch nöthig, bei Gelegenheit des „rothen Italiens" die Geschichte von 1830 und ihre „demokratischen Sympathieen" anzugreifen? Natürlich, solche Ausfälle sind eben so ungeziemäß wie beklagenswerth. Was ist jedoch zu thun? Besser also, wir nehmen die Berichte des Herrn v. Arlincourt für das, was sie sind: für ziemlich unterhaltende Plauderein, wo Alles mit einander gemischt ist und wo die Uebertreibung in der Form wunderbar genau das aufgewogen wird, was vielen politischen Pamphleten abgeht: nämlich einen Ton aufrichtiger Ueberzeugung." — (Man wird aus diesen wenigen Worten ersehen, wie sehr man in Frankreich fortdauernd an einen Konflikt zwischen Orleanisten und Legitimisten arbeitet und warum die orleanistischen Blätter jetzt so häufig Partei für Oesterreich nehmen, in welchem sie, gleich in Rußland, den Bundesgenossen des Herzogs von Bordeaux erblicken, welcher den Grafen von Paris adoptiren und den Franzosen die deutschen Provinzen als Mitgift zuführen soll.)

— Eine Parodirung des Lind-Enthusiasmus. Nachdem der Direktor Barnum mit einem Theile der amerikanischen Presse verunglückt hat, macht es sich diese zur Aufgabe, die schweidsche Nachtigall, die Barnum's spekulativer Direction sich befindet, an Tagescourse herabzusetzen. In einem Mittelst dazu bedient man sich der kürzlich im New-York aufgetretenen italiänischen Sängerin, Signora Parodi. Diese wird jetzt auf Kosten Barnum's bis zu den Wolken erhoben, und zwar sucht man die republikanischen Zeitungen durch dadurch für sie zu gewinnen, daß man ihnen erzählt, die Parodi habe während der sicilianischen Revolution in Palermo und in Messina Partei gegen den König von Neapel genommen und sey öffentlich gegen dessen grausamen Tyrannen aufgetreten. Wenn nun nicht Barnum daß auch einmal aufzustellen weiß, was für die politisch-liberale Gesinnung seiner Sängerin zeugt, so möchte durch jene „Parodie" der Lind-Enthusiasmus in der That einen bedeutenden Stoß bekommen haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Expp. Lustar, Breitestraße Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 148. Berlin, Dienstag den 10. Dezember 1850.

England.

Christopher Marlowe.

Unter den alten englischen Dramatikern nimmt Marlowe eine so bedeutende Stelle ein, daß es im höchsten Grade erfreulich ist, wenn literarischer Forschergeist sich diesem Poeten zuwendet, um seine Gestalt in immer bestimmteren Umrissen vor uns erstehen zu lassen. Neuerdings hat sich Herr Alexander Dyce dieser Mühe unterzogen und nicht nur eine neue Ausgabe Marlowe's besorgt, sondern auch über sein Leben und seine Schriften mancherlei interessante Aufschlüsse gegeben.*) Marlowe — „Kit (Christoph) Marlowe, gebadet in den thespischen Quellen" (wie der alte Drayton sagt), war ein Dichter für andere Zeiten, als seine eigene. Was indeß auch noch über ihn entdeckt werden mag, so wird eine solche Entdeckung doch nicht eine von den Mittheilungen umstoßen, welche wir durch Dyce erhalten. Dyce ist nicht nur mit dem größten Fleiße zu Werke gegangen, sondern legt zugleich auch eine Kenntniß der Literatur und der literarischen Verhältnisse des Elisabethanischen Zeitalters an den Tag, die in Bezug auf Umfang und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Tragödien Marlowe's sind die wahrhaften Prologenen der Werke Shakespeare's. Man kann Shakespeare als Dichter nicht vollkommen begreifen und würdigen ohne eine genaue Kenntniß der Tragödien seines unmittelbaren Vorgängers. Er hat Peele, Greene, Nash, Lyly oder Lodge nichts zu danken; wohl aber ist er Marlowe in vieler Hinsicht verpflichtet. Er steht seine mächtige Flamme auf der Fackel dieses Poeten entzündet zu haben. Wenn wir vollständig in den Genius des Schotten Burns eindringen wollen, müssen wir Allan Ramsay gelesen haben, — wollen wir uns in den Geist Raphael's vertiefen, müssen wir Pietro Perugino studiren. Hätte Marlowe länger gelebt, so würde Shakespeare einen Nebenbuhler des Ruhmes gehabt haben, der ihm näher gekommen wäre, als irgend einer seiner Zeitgenossen.

Der Ursprung dieser beiden Dichter war ein ziemlich verwandter. Marlowe war der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury, — Shakespeare der Sohn eines Handschuhmachers (wie man jetzt allgemein annimmt) in Stratford am Avon. — Sie waren in einem und demselben Jahre geboren, 1564, einem für die englische Literatur denkwürdigen Jahre. Hier aber hört die Aehnlichkeit ihrer Lebensverhältnisse auf. Marlowe empfing eine gute Erziehung auf der „Königs-Schule" in Canterbury, und nachdem er in Sir Roger Manwood (wie man glaubt) einen Gönner gefunden, besuchte er das „Benedict-Collegium" in Cambridge, wo er die Grade eines Artium Baccalaureus und Artium Magister erlangte. Shakespeare's Erziehung beschränkte sich auf „wenig Latein" und „noch weniger Griechisch", wenn wir Ben Jonson Glauben schenken dürfen, und was eine Universitätserziehung betrifft, so haben auch seine kühnsten Biographen niemals auf derlei angespielt. Wie Marlowe ein paar Monate älter war, als Shakespeare, eben so ging er ihm auch im Ruf voraus, und zwar, wie man nach Maßgabe seiner günstigeren Lebensverhältnisse leicht begreift, um einige Jahre. Von Shakespeare ist nichts bekannt zwischen der Eintragung seiner Zwillingskinder Hamnet und Judith in das Taufregister zu Stratford im Februar 1585 und dem Erscheinen seines Namens im November 1589 auf einer Liste der „Schauspieler Ihrer Majestät". Von Marlowe wissen wir bestimmt, daß die drei Theile seines „Tamerlan der Große" im Jahre 1590 gedruckt wurden, und wir Collier und Dyce genügend darthun, war dieses Stück schon zwei Jahre früher auf den Brettern. Was kennen wir von Shakespeare als Autor im Jahre 1587 oder 1590? Sein „Venus und Adonis", zweifelsohne seine früheste Publication, wurde erst im Jahre 1593 gedruckt, als Marlowe wenigstens schon ein Jahr todt war. Alle Stücke Marlowe's erschienen, das läßt sich bestimmt behaupten, vor Shakespeare's Autoren als Schriftsteller für die Bühne oder als Autor im Druck.

Die beiden großen Schauspieler der Shakespeareschen Zeit waren Alleyn und Richard Burbadge; und die Literarhistoriker werden gewiß mit uns übereinstimmen, wenn wir sagen, Alleyn sey früher als Schauspieler berühmt gewesen — und zwar in Marlowe's Stücken, als Burbadge sich zu den Stücken Shakespeare's und anderer Dramatiker einen Namen machte. Eben so dürfte es nicht geleugnet werden können, daß Burbadge weder als Richard III., noch als Othello, welches seine beiden Hauptrollen waren, jemals einen so großen Ruf erlangte, wie Alleyn als Tamerlan oder Jude, in zwei Stücken von Marlowe. Marlowe und Alleyn waren die Stützen einer Truppe, Shakespeare und Burbadge die Stützen einer anderen Truppe. Es galt Shakespeare und Burbadge, ihren beiden Nebenbuhlern Marlowe und Alleyn Konkurrenz zu machen; und mit welchem Erfolg dies nach Marlowe's Tode geschah, ist hinlänglich bekannt. Wäre Letzterer aber auch am Leben geblieben, so hätte sich doch wohl am Ende dasselbe Verhältniß herausgestellt.

Daß sich in Shakespeare viele Reminiscenzen von Marlowe finden, hat Dyce sehr gründlich nachgewiesen. Hier z. B. ein paar Stellen, welche in der That nicht blos zufällige Aehnlichkeiten sind:

Sie trägt ein Herzogthum auf ihrem Rücken,
(Shakespeare — Heinrich VI.)

Sie trägt auf ihrem Rücken eine Dorfschaft.
(Marlowe — Eduard II.)

Die Arme mein, sie sollen Dich umhüllen;
Mein Herz, Du sollst Knabe, sey Dein Grab.
(Shakespeare — Heinrich VI.)

Was muß ich leb'n? Mein Ludovico todt!
Es sterb meine Arme hier Dein Grab.
(Marlowe — Der Jude von Malta.)

Es wird von stimmberechtigten Kritikern allgemein zugegeben, daß Shakespeare seine dramatische Laufbahn mit Bearbeitungen schon vorhandener Stücke von Greene, Marlowe, Lodge und Peele begann; daß er auch so, was ihm populär schien, und es unter dem Einflusse seiner mächtigsten Genius und seiner Meisterhand zu seinem Eigenthum machte. So z. B. sind der zweite und dritte Theil von „Heinrich VI." Umarbeitungen des Stückes „der rechte Theil des Kampfes der beiden berühmten Häuser York und Lancaster" und der „Wahrhaften Tragödie von Richard, Herzog von York", zweier Dramen, die, wie Dyce behauptet, möglicherweise ganz oder doch zum größten Theil von Marlowe herrühren. Für letzteren Umstand sprechen verschiedene sehr ähnliche Stellen in einem der Werke Marlowe's. Man höre:

Ich sag' Dir, Pomil, wenn zum Trimmer Du gingest
Und Fabrik in Frankreich wieder Damen Herzen . . . .
(Erster Theil der Kampfes u. s. w.)

Sag Jüdenlein, so nicht soll ich aus.
Bis ich in Frankreich einst um Sie turniere.
(Marlowe's Eduard II.)

Madame, ich bring' aus Irland neue Kunde;
O'Neil, der wilde, steht in Waffen schon
Mit seinem Bauernvolk, das ungebeugt
Auf englischem Gebiet sich aufpflanzt.
(Erster Theil des Kampfes.)

O'Neil, der wilde, dann mit seinem Bauern
Auf englischem Gebiete ungehemmt.
(Marlowe's Eduard II.)

Der stolze Tyberstrom, auf seinen Wogen
Die stolze Frauenwürde beherrscht die Stunde.
(Die wahrhafte Tragödie u. s. w.)

Das stolze Donnerwolk beherrscht die Stunde.
(Marlowe's Eduard II.)

So weicht der Art die Leber, deren Herre
Trotz Zar, dem fürstlichen, einst Oddach gaben.
(Die wahrhafte Tragödie.)

Ein toter Trabertaum, auf deinen Wipfel
Der königliche Aar sich niederließ.
(Marlowe's Eduard II.)

Wie? Sind Lancaster's Herz ausströmend Blut
Zu Boden? Dachs' ich doch, es würde gerinnen.
(Die wahrhafte Tragödie.)

Du blickst so grimm, aufstürmender Lancaster? . . .
. . . daß jürnend Du bis nieder Erde
Dein Blut soll trinken, springt es in die Luft doch!
(Marlowe's Eduard II.)

Diese unzweifelhaften Aehnlichkeiten allein reichen allerdings nicht hin, die Autorschaft Marlowe's rückhaltlos des „Kampfes" und der „Wahrhaften Tragödie" unumstößlich zu beweisen; sie sind indeß nicht die einzigen Gründe für die Annahme des neuesten Herausgebers.

Wir haben hier vorzugsweise den Einfluß Marlowe's auf den Geist und die Werke Shakespeare's hervorgehoben, und man wird uns darum nicht tadeln, da dieser Punkt unstreitig für beide Poeten von hoher Bedeutung ist. Marlowe und Shakespeare waren, wie wir oben sagten, in einem und demselben Jahre geboren; Marlowe wurde jedoch in dem Alter von kaum dreißig Jahren getödtet. Wäre Shakespeare in demselben Alter gestorben, so würden wir nichts von jenen großartigen Werken besitzen, welche ihm den Ruhm des größten Dichters erwarben. Marlowe ging im Jahr 1592 unter, und Shake-

*) The Works of Christopher Marlowe; with Notes and some Account of his Life and Writings. By the Rev. Alexander Dyce. 3 vols.

Digitized by Google

speare's früheste Publication (vielleicht sein frühestes Werk?) war „Venus und Adonis", zuerst gedruckt 1593. Einige der schwülstigsten (allerdings!) und mächtigsten Stellen in Shakespeare haben ihre Quelle in Marlowe. Der Barabas und die Abigail des letzteren Dichters erzeugten den Shylock und die Jessica Shakespeare's: und wir sagen nicht zu viel, wenn wir Shakespeare's „Venus und Avonis" eine Nachahmung des prächtigen Bruchstückes „Hero und Leander" von Marlowe nennen. Daß Shakespeare ein Bewunderer des Marlowe'schen Gedichtes war, dürfen wir nach der Anspielung, die er in „Wie es euch gefällt" darauf macht, als bestimmt annehmen, und Dyce ist der Meinung, daß die Worte „todter Schäfer", welche Shakespeare dort auf den Verfasser anwendet, einer Beleidigerzeigung über sein trauriges und frühes Ende nicht unähnlich klingen.

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

II. Die Revision des Bundesvertrages. — Neue Constitution der Schweiz. — Finanzielle Lage.

Eine große Thatsache fällt die innere Geschichte der Schweiz seit der Revolution von 1848 aus: nämlich die Revision des Bundesvertrages. Ehe sich die Schweiz eine neue Verfassung gab, mußte sie ihre Geschichte ernstlich befragen, um die verschiedenen Systeme, die ihre Gesetzgeber bisher beseigen zu müssen glaubten, in praxi beurtheilen zu können. Vor dem französischen Einfall von 1798 hatte sich das Band, welches die verschiedenen Kantone unter einander verknüpfte, erstaunlich gelockert, auch teilweise nur Bern und die Alpkantone allein einen kräftigen Widerstand. Nach seinem Siege verwandelte Frankreich die Schweiz in einen einheitlichen Staat und gab ihm eine Centralregierung: ihre ganze Vergangenheit, ihre föderale Natur wurde außer Acht gelassen, und die neue Verfassung erhielt sich nur mittelst der französischen Waffen. Die unglückliche Schweiz wurde von unaufhörlichen Konvulsionen erschüttert; dieser traurige Zustand schleppte sich bis 1802 hin. In diesem Jahre unternahm Bonaparte, als erster Konsul der französischen Republik, die Mediation der Schweiz: diese Mediation war eines der größten Werke seines Genies. Derselbe Mann, welcher in Frankreich das Einheitssystem aufrechterhielt, erkannte und achtete den föderalen Charakter der Schweiz, und er legte der Mediationsakte vom 19. Februar 1803 das Prinzip des Föderalismus zu Grunde, indem er den gemeinsamen Bedürfnissen und Interessen, welche sich seit der französischen Invasion in der Schweiz herausgestellt hatten, Rechnung trug.

Die Mediationsakte stellte die Kantonalverfassungen wieder her und fügte dem helvetischen Staatenkörper neue Kantone hinzu, welche aus den ehedem unterworfenen Ländern gebildet wurden. Zu gleicher Zeit wurde das ganze Verwaltungswesen der verschiedenen Bundesglieder wieder hergestellt; was den Bund selbst betrifft, so bestimmte die Akte den Antheil an Truppen und Geld, welchen die Kantone ihm zur Vertheidigung seiner Freiheit und Unabhängigkeit zu stellen hatten. Es sollte fernerhin in der Schweiz keine unterworfenen Länder, keine Orts-, Geburts- oder Familien-Privilegien mehr geben. Die freie Circulation der Lebensmittel des Viehes und der Waaren wurde gewährleistet; kein Einfuhr-, Transito- oder ähnlicher Zoll sollte im Innern der Schweiz errichtet werden können. Die im Lande angefertigten Münzen sollten ein gleichförmiges, von der Tagsatzung zu bestimmendes Gepräge haben. Jeder besondere Bund eines einzelnen Kantons mit einem anderen oder mit einer auswärtigen Macht ist untersagt. Die Regierung oder der gesetzgebende Körper, welcher einen Beschluß der Tagsatzung verletzen sollte, kann als Rebell vor ein Tribunal gezogen werden, bestehend aus den Kriminalgerichts-Präsidenten aller anderen Kantone. Die Kantonalregierungen genießen aller Nachtvollkommenheiten, welche nicht ausdrücklich der oberen Bundesbehörde vorbehalten sind, wohnch, wie man erkennt, das föderative Prinzip in aller Form bestätigt wurde. Die Leitung des Bundes ist von Jahr zu Jahr abwechselnd sechs Kantonen anvertraut, deren Hauptstädte sich vorzugsweise zur Aufnahme der Tagsatzung eignen: Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich, Luzern. Der Schultheiß oder Bürgermeister des dirigirenden Kantons sollte zu seinem Titel noch den eines „Landammann" der Schweiz fügen; er hat die Bewahrung des Siegels der helvetischen Republik, ist betraut mit den diplomatischen Beziehungen, eröffnet die Sitzungen der Tagsatzung. Im Fall einer Aufruhrs in einem Kanton oder eines anderen drängenden Ereignisses kann er Truppen ausheben und marschiren lassen, aber nur auf das Verlangen des großen oder kleinen Rathes des Kantons, welcher um Hülfe bittet. Die Tagsatzung ist das Grundorgan des Bundes. Jeder Kanton schickt ihr seine mit Instructionen und bestimmten Machtbefugnissen beauftragte Deputation. Die neunzehn Abgeordneten, welche sie bilden, haben fünfundzwanzig Stimmen in den Berathungen: Die Abgeordneten der Kantone mit einer Bevölkerung über 100,000 Seelen, nämlich Bern, Zürich, Waadtland, Sankt-Gallen, Aargau und Graubünden, haben jeder zwei Stimmen; die anderen nur eine. Die Kriegserklärungen und die Friedens- oder Bundesverträge gehen von der Tagsatzung aus; sie allein kann mit dem Auslande Handelsverträge und Militär-Kapitulationen abschließen; sie bestimmt den von jedem Kanton zu stellenden Truppenantheil, ernennt die Generale der so rekrutirten Armee und trifft übrigens alle für die Sicherheit der Schweiz nöthigen Maßregeln; sie ernennt auch die Gesandten.

Diese der Schweiz so günstige Mediation, das Werk des ersten Konsuls, hatte nur eine schwache Seite: es war augenscheinlich ein rein französisches Werk, an welchem die anderen Mächte keinen Theil genommen hatten, der Art, daß sein Geschick von der persönlichen Stellung Napoleon's abzuhängen schien. Der erste Konsul hätte diesen Anschein durch eine Verständigung mit Oesterreich in Bezug auf die Schweiz vermeiden können. Er vernachlässigte diese Vorsichtsmaßregel, und als Jahre später, gegen Ende 1813, wurde die Mediationsakte von Europa, welches damals gegen das Kaiserreich marschirte, nicht mehr geachtet.

Die neue Organisation, der Bundesvertrag, welchen sich die Schweiz im Jahre 1815 nach dem Umsturz der Mediationsakte gab, entwickelte die Souverainetät der Kantone auf Kosten der Gesammtmacht und des Gesammt-Interesses des Bundes. Die Mediationsakte hatte die politischen Privilegien abgeschafft; der neue Vertrag beschränkte sich auf die Erklärung, daß die politischen Rechte nicht mehr ausschließlich bei einer bestimmten Bürgerklasse beruhen sollten. Auch die Bürger und Patrizier der alten Kantone, die ehemals hier die Souveraine gespielt hatten, erlangten mehr oder weniger ihren unabhängigen Einfluß im Staate wieder. Der erste Artikel des neuen Vertrages thut der kantonalen Souverainetät Erwähnung, ohne von der korrelativen Bundesfouverainetät zu sprechen; sie schwieg völlig über die Verantwortlichkeit der Kantonalbehörden dem Bunde gegenüber. Die durch die Mediationsakte entschieden ausgesprochene Unterlagung von besonderen Bündnissen der Kantone wurde durch eine ziemlich dage Bestimmung ersetzt, welche den Kantonen verbot, unter sich Beziehungen einzugehen, die dem Bundesvertrage und den Rechten anderer Kantone nachtheilig seyen. Mehrere Bestimmungen der Mediationsakte, welche den Zweck hatten, die materiellen Interessen nach und nach unter einander auszugleichen und zu vereinen, wurden ausgestrichen; der Bund verzichtete selbst darauf, die Münzfragen zu überwachen und zu entscheiden. Die Würde des Landammann der Schweiz, welcher mit besonderen Machtvollkommenheiten betraut war und die Bundes-Interessen zu vertreten und zu beschützen hatte, wurde abgeschafft. Die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten während der Zeit, wo die Tagsatzung nicht versammelt war, wurde den besonderen Regierungen von Zürich, Bern und Luzern übergeben und sollte alle zwei Jahre in diesen Kantonen abwechseln. Es war hiermit Stoff zu allen möglichen Streitigkeiten zwischen den Kantonen und dem Directorium oder Vorort gegeben. Die Tagsatzung zählte zweiundzwanzig Deputationen, wobei jeder Kanton nur eine einzige Stimme hatte.

Dieser Zustand der Dinge in der Schweiz dauerte so lange ohne Kampf, als sich die Ruhe in den Nachbarstaaten aufrechterhielt; kaum aber war die französische Revolution von 1830 ein fait accompli geworden, als die Schweiz auch schon ihren Rückschlag fühlte; es folgten ihr eine Reihe von Kanton-Revolutionen, welche alle in einem demokratischen Sinne geleitet wurden und sich gegen die Grundsätze der Restauration richteten. Im Jahre 1832 mußte die Tagsatzung an die Revision des Vertrages schreiten und die nöthigen Vorkehrungen treffen; es wurde sogar ein Entwurf ausgearbeitet, er war zum großen Theil das Werk eines berühmten Rechtsgelehrten, des damaligen Deputirten von Genf, Rossi, dessen spätterer tragischer Tod ganz Europa mit Theilnahme erfüllte. Man belte zwar öfter als einmal vor einer Aufgabe zurück, deren ganze Schwierigkeiten man zu erkennen begann; dennoch aber wurde der Gedanke der Revision des Vertrages nicht aufgegeben. Seit 1841 wurde die Nothwendigkeit einer solchen Revision immer klarer. Die Aufregtheit des Volkes ließ den Beginn neuer Kämpfe voraussehen. Der deutsche Radikalismus bearbeitete die Massen. Man weiß, wie die Krisis sich nach und nach verwickelte, anfangs durch die Aufhebung der Klöster im Aargau, dann durch die Berufung der Jesuiten nach Luzern und hauptsächlich durch das Aufrichten der Freicorps, jener gefährlichen Erbschaft barbarischer Jahrhunderte, mit der es der Sonderbund in den Tagen des Kampfes zu thun hatte. Man kennt auch den Verlauf und den Ausgang des Bürgerkrieges, welcher im Jahre 1847 die Kantone mit Blut besteckte. Diese Thatsachen sind ein unleugbares Zeugniß der Zerrissenheit, welche die der Aufrechthaltung des alten Bundesvertrages feindlichen Ideen in der öffentlichen Meinung gemacht hatten. Vor Allem war es das Gefühl der Unzulänglichkeit dieses Vertrages, welcher die zur Zertrümmerung des Sonderbundes gerüsteten Truppen in den Kampf trieb. Die Führer der Kantone, welche den Sonderbund bildeten, namentlich die der Urkantone, waren zwar im Grunde selbst so sehr von der Nothwendigkeit einer Revision überzeugt, wie ihre Gegner; dennoch widerstrebten sie, in der Furcht, man werde es dabei auf die Beschränkung der kantonalen Souverainetät abzehen. Man konnte in der That den Vertrag von 1815 nicht anrühren, ohne gewisse Bestimmungen zu streichen, welche die Bundesgewalt abwechselnd unter den Einfluß der drei Vororte stellten; dennoch aber mußte eine hierauf bezügliche Reform schließlich zum Nutzen der ganzen Schweiz ausschlagen. Die zu weit getriebene kantonale Souverainetät machte die Organisation einer Menge materieller Interessen faß unmöglich, obwohl selbe für einen kleinen, von mächtigen Konkurrenten umgebenen Staat doppelt nothwendig war. Die politischen und materiellen Interessen verbanden sich also, um die so lange von der Schweiz erwartete Revision des Vertrages von 1815 zu rechtfertigen.

Man ging endlich entschieden an das große Werk. In der Sitzung vom 16. Mai 1848 beschloß die Tagsatzung, lieber selbst die Revision zu übernehmen, als sie einer konstituirenden Versammlung anzuvertrauen. Dieser Antrag wurde von der Vertretung Berns gestellt, im Einklang mit ihren Instructionen. Um die Bedeutung dieses Beschlusses zu würdigen, muß man sich daran erinnern, daß kurz vorher die unitare Partei aus leicht zu errathenden Rücksichten stets eine konstituirende Versammlung gefordert hatte. Die Tagsatzung hielt lange für die Declamationen dieser Partei und that gut daran: sie erwog und beschloß die neue Verfassung der Schweiz. Ohne uns auf die Kämpfe einzulassen, welche dieses wichtige Ergebniß zuwegebrachten, genügt es hier, einige Haupt-

Digitized by Google

stimmungen des Vertrages anzuführen, nach welchem gegenwärtig die helvetische Republik regiert wird.

Die neue Verfassung erkennt die Souverainetät der Kantone insoweit an, als sie nicht durch die Bundesbefugnisse beschränkt wird. Die Kantone üben daher als solche alle Rechte, welche nicht der Bundesgewalt übertragen sind. Der Bund hat zum Zweck, die Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen das Ausland zu schern, die Ruhe und Ordnung im Innern aufrechtzuerhalten, die Freiheit und die Rechte der Verbündeten zu beschützen und ihr gemeinsames Wohlergehen zu erhöhen. Sie proklamirt die Gleichheit der Schweizer vor dem Gesetz, sie gewährleistet die Kantonalverfassungen als den Inbegriff der Freiheiten und Rechte des Volkes; sie untersagt jeder besondere Bündnis und jeden Vertrag von besonderer Natur unter den Kantonen. Der Bund allein hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, so wie mit dem Auslande Bündnisse und Verträge einzugehen, namentlich Zoll- und Handels-Verträge. Im Fall von Unruhen im Innern eines Kantones kann die pflerzu befugte Bundesbehörde ohne Requisition einschreiten; sie ist gehalten, einzuschreiten, „sobald die Unruhen die Sicherheit der Schweiz gefährden." Der Bund hat „nicht das Recht, stehende Truppen zu halten"; dagegen ist „die ganze Schweiz militärpflichtig", und die Bundesgesetze bestimmen die Kontingente der einzelnen Kantone; die Bundeskassen tragen einen Theil der Ausrüstungskosten, der Generalstab des Bundes überwacht und leitet die Ausrüstung; der Bund stellt auch einen Theil des Kriegsmaterials. „Er kann öffentliche Arbeiten auf seine Kosten anordnen oder durch seine Unterstützung ermuthigen; in dieser Hinsicht kann er gegen eine angemessene Gebentschädigung die Expropriation verfügen. Er kann unter denselben Bedingungen die Zölle, Transitogefälle u. s. w. der Kantone aufheben; er kann an der schweizer Gränze Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchgangs-Abgaben erheben. Er übernimmt die Postverwaltung in der ganzen Schweiz, indem er die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses gewährleistet und die Kantone entschädigt. Er übt die Oberaufsicht über die Straßen und Brücken, für deren Erhaltung er ein Interesse hat; er setzt den Münzfuß fest und führt Gleichheit des Maßes und der Gewichte ein. Er sichert allen Schweizern jeder christlichen Konfession das Recht, sich unter gewissen Bedingungen in der ganzen Ausdehnung des schweizer Territoriums frei niederzulassen. Die freie Ausübung des Kultus der anerkannten christlichen Konfessionen ist gewährleistet. Jedoch können die Kantone und der Bund stets die geeigneten Maßregeln treffen, um die öffentliche Ordnung und den Frieden unter den Konfessionen aufrechtzuerhalten. Die Freiheit der Presse, das Associationsrecht sind, unter Vorbehalt der zur Unterdrückung des Mißbrauchs nothwendigen Maßregeln, ebenfalls gewährleistet."

Der Bund hat sodann das Recht, „die Fremden, welche die äußere oder innere Sicherheit der Schweiz gefährden, aus seinem Gebiet zu verweisen." Die oberste Bundesautorität wird durch die Bundesversammlung ausgeübt, welche aus zwei Abtheilungen oder Räthen besteht, nämlich aus einem Volks- oder Nationalrath und aus einem Staatenrath. Der Nationalrath besteht aus den Abgeordneten des Schweizervolkes, je einer auf 20,000 Seelen der Gesammtbevölkerung, direkt in den Bundes-Wahlkollegien gewählt.*) Jeder Schweizer besitzt Stimmrecht, wenn er das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat und seiner bürgerlichen Rechte nicht durch die Gesetzgebung des Kantons, in dem er seinen Wohnsitz hat, beraubt worden ist. Der Staatsrath besteht aus dreiundvierzig Abgeordneten der Kantone; jeder Kanton ernennt zwei Deputirte. Die Kompetenz der beiden Räthe erstreckt sich unter Anderem auf folgende Gegenstände: auf die Wahl des Bundesrathes, des Obergerichts, des Vorstehers des Generalstabes u. s. w., auf die Bündnisse und Verträge mit den fremden Staaten, auf die Maßregeln für die äußere Sicherheit, so wie für die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit und der Neutralität der Schweiz, auf die Kriegserklärungen und Friedensabschlüsse, auf die Garantirung der Verfassungen und des Territoriums der Kantone, auf die Intervention in Folge dieser Gewährleistung u. s. w. Die Bundesgesetze, Dekrete oder Beschlüsse können nur unter Uebereinstimmung beider Räthe erlassen werden. Die Mitglieder beider Räthe stimmen ohne Instructionen. Die Oberleitung und Exekutivgewalt des Bundes wird durch einen Bundesrath von sieben Mitgliedern ausgeübt, welche auf drei Jahre ernannt werden; man kann jedoch in einem und demselben Kantone nicht mehr als ein Mitglied wählen. Die Befugnisse und Verpflichtungen des Bundesrathes sind unter Anderem folgende: er wacht über die Interessen des Bundes nach außen, namentlich über die Beobachtung seiner völkerrechtlichen Beziehungen; er wacht über die innere und äußere Sicherheit des Bundes. In dringenden Fällen, und wenn die Bundesversammlung nicht beisammen ist, hat er die Macht, die nöthigen Truppen auszuheben und darüber zu bestimmen, unter dem Vorbehalt, sogleich die beiden Räthe zusammenzuberufen, wenn die Zahl der ausgehobenen Truppen die Summe von 2000 Mann überschrigt, oder wenn sie länger als drei Wochen unter den Waffen bleiben. Der Bundesrath legt der Bundesversammlung in jeder ordentlichen Sitzung über sein Verfahren Rechenschaft ab. Es besteht ein Bundestribunal zur Verwaltung der Justiz in Bundes-Angelegenheiten; es besteht sogar eine Jury für die Strafsachen.

Dieser Umriß der Bestimmungen der neuen Bundesverfassung beweist deutlich, daß die Tagsatzung von der einen Seite die Grundlage der Mediationsakte respektirt hat, und daß anderrseits die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die schweizer Gesetzgeber ausübte. In sich genommen, ist diese Verfassung ein Kompositum mehrerer sehr verschiedener Elemente. Ein einfacher Bund souverainer Staaten wird in der Klausel anerkannt, welche erklärt, daß die ganze Souverainetät, — insofern sie nicht ausdrücklich durch die Bundesverfassung beschränkt wird, — den Kantonen gehört. Auch behält jeder Kanton seine Gesetzgebung, seine Regierung, seine Civil- und Strafgerichtsbarkeit, sein Abgaben- und öffentliches Unterrichtssystem, seine besonderen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, die freie Bestimmung über sein Militär. Der Bund hat es sogar nicht gewagt, ein für die ganze Schweiz obligatorisches Handelsgesetzbuch zu entwerfen. Dies ist das kantonale Element. — Das föderative Element ist zum Theil in dem Staatenrathe vertreten: das Einheitselement endlich hat seinen Ausdruck in dem Nationalrathe. — Man macht der Verfassung nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß sie zu viele Autoritäten oder zu wenig öffentliche Angelegenheiten gestatten hat. Da sie auf mehrere verschiedene Elemente gegründet wurde, so ist es klar, daß eine jede der Richtungen, welche man ins Gleichgewicht zu bringen glaubte, daran arbeiten wird, sich früher oder später den Vorrang zu sichern.

Seltsamerweise hat die ultraradikale Partei das Zeichen zum Kriege gegen die Verfassung gegeben. Diese Partei hatte im Geist ihrer natürlichen Tendenzen zur Einheit hingedrängt; da ihr aber nun der Gang der neuen Bundesbehörden zuwiderläuft, hat sie eine jener Schwenkungen gemacht, in denen sich der Radikalismus mit so großer Leichtigkeit bewegt: sie hat sich zum Kämpen für die kantonale Souverainetät aufgeworfen; in Genf und in dem Kanton Waadtland strengt sie sich an, die Diskussion über Bundestragen den großen Kantonalräthen wieder in die Hände zu liefern. Wenn man die allgemeine Lage von 1848 in Anschlag bringt, wird man nichtsdestoweniger finden, daß die Tagsatzung viel Mäßigung gezeigt und in mancher Hinsicht aus den Erfahrungen von Vergangenheit Nutzen gezogen hat. Diese Verfassung war der Reisungsanker für die Schweiz während der beiden letzten Jahre und wird es in Zukunft noch lange bleiben. Stelle man sich einmal die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten in den Jahren 1849 und 1830 in den Händen des alten Vorortes, jener radikalen Regierung von Bern, welche dem gemäßigten Gange des neuen Bundesrathes eine immer feindlichere Opposition entgegenstellte, und man wird sehr bald begreifen, daß die Zlüchtlingsfrage für die Schweiz die größten Gefahren, für ihre Nachbarn die größten Verlegenheiten herbeigeführt haben würde. Weder die Artikel des Pariser Vertrages vom 20. November 1815, noch die auf die Angelegenheiten der Schweiz bezüglichen Erklärungen des Wiener Kongresses machen die helvetische Neutralität zum Buchstaben des Vertrages von 1815 abhängig. Dagegen haben die Mächte und die Schweiz ein gleiches Interesse in Bezug darauf, daß die Bundesverfassung nicht eine zu starke Centralgewalt aufstelle, die ihrer Natur nach geneigt wäre, die alte schweizer Politik, die Politik der Neutralität, mit einer aktiven Politik zu vertauschen.

Man fragt sich, ob die neue Verfassung nicht zu sehr das Einheitselement in Bezug auf den Gang der inneren Angelegenheiten begünstigt hat; aber ein Bundesrath, eine Exekutivgewalt, bestehend aus den Mitgliedern verschiedener Kantone, alle drei Jahre erneuert, verspricht, fast alle seine Maßnahmen, so unbedeutend auch immer, den beiden Abtheilungen der Bundesversammlung zu unterwerfen, endlich nur zur Aushebung von höchtens 2000 Mann, auf drei Wochen unter Waffen, Befugniß: eine Exekutivgewalt dieser Art, müssen wir sagen, ist wahrlich nicht im Stande, das politische System der Schweiz Europa gegenüber zu ändern.

Der Verfassungsentwurf wurde der Begutachtung des Volkes unterworfen und mit großer Majorität angenommen. Die Bevölkerung der Kantone des ehemaligen Sonderbundes setzte keinen Widerstand entgegen und beschränkte sich einzig auf einige Protestationen, obgleich der Entwurf ihnen, als ein Zugniß und Ergebniß des über sie davongetragenen Sieges, im höchsten Grade verhaßt war. Eine weit lebhaftere Opposition gegen den Entwurf machte die ultraradikale Partei einiger Kantone, namentlich die von Bern, welche der Schweiz eine einheitliche Verfassung zu geben gehofft hatte, und die voraus witterte, daß die neue Ordnung der Dinge ihre Pläne vereiteln würde. Einer der Führer sagte sehr naiv in dem großen Rathe zu Bern, diese Verfassung sey nur ein neuer Herrenhund, eine neue „Convention von Stanz", welche dem Volke seine Garantieen gebe.

Die Tagsatzung erklärte die neue Bundesverfassung am 12. September 1848 für angenommen. Sie hatte in ihrem Umwurfe eine äußerst rücksichtsvolle Geschicklichkeit an den Tag gelegt: sie zog sich nun zurück und überließ den Kantonen die Sorge, die Bundesklogien für die Wahl der Mitglieder des Rathes abzuzrängen. Auch sah man fast überall die Kantonalregierungen die Kollegien (Wahlabtheilte) der Art bilden, daß die konservative Opposition so viel wie möglich davon ausgeschlossen wurde. Bern wurde zum Sitz der Bundesbehörden gewählt. Dieser Kanton hatte durch seine radikale Politik viel zu der heftigen Krisis von 1847 beitragen; eine der Früchte des Sieges wurde ihr zu Theil. Sein alter Rebenbuhler, der Kanton Zürich, konkurrirte mit ihm, aber vergebens, denn er hatte seine natürliche Mission als Vermittler verfäumt. Uebrigens war Bern viel geeigneter zum Vereinspunkte zwischen der romanischen und germanischen Schweiz.

Seit der Annahme der Verfassung haben die Bundesräthe nach und nach die nöthigen Gesetze berathen, um die Verfassung in Kraft treten zu lassen, sodann die Verordnungen über die militärische Organisation, die Posten, die öffentliche Expropriation, die Zölle u. s. w. Die Gefälle im Innern wurden abgelöst; der Bundestarif der Zollgerechtigkeiten vom Juni 1849 gründet sich auf das Prinzip einer sehr geringen Auflage auf die der Landes-Industrie nöthigen Stoffe und auf die dem Lebensbedarf dienenden Gegenstände. Die Gegenstände des Luxus sind den höchsten Steuern unterworfen. Indeß auch

*) Nach den offiziellen Berichten belief sich die Bevölkerung der Schweiz, im Jahre 1837, auf 2,190,258 Seelen; die Zählung von 1850 giebt 2,392,641 Seelen an; so daß in dreizehn Jahren ein Zuwachs von 202,383 Individuen entstand.

Digitized by Google

selbst für diese Gegenstände sind die Einfuhrzölle sehr mäßig und übersteigen nicht 14 Fr. 30 Cent. für den Centner. Ein- oder Ausfuhr-Verbote giebt es gar nicht. Die Frage über den Münzfuß, der gordische Knoten für die Schweiz, welche zwischen Deutschland und Frankreich liegt und mit diesen Ländern in den mannigfachsten Beziehungen steht, wurde durch Annahme des französischen Münzfußes, mit Vorbehalt einiger Modification in Bezug auf die Scheidemünze, ohne Weiteres abgethan. Eine der Hauptklippen, auf welche die neue Ordnung der Dinge in ihrer Entwickelung stößt, ist die finanzielle Lage. Die Posten und Zölle werden während der ersten Jahre zweifelsohne nicht so viel einbringen, um die Kantone vollständig zu entschädigen und um zugleich den Bundesbedürfnissen zu entsprechen. Die Kantone werden am allerwenigsten der neuen Ordnung der Dinge materielle Opfer bringen wollen; jede Geldforderung, welche die kantonalen Verwaltungen in Anspruch nähme, würde die Parteigänger der neuen Verfassung verringern. Wie dem auch sey, das Bundesbudget für 1850 stellt sich in folgenden Ziffern dar:

Einnahmen.

Interessen von Kapitalien, Ueberschüssen u. s. w.	275,577	schweiz. Fr.
Zölle (Brutto-Einnahmen)	3,200,000	" "
Post-Einkünfte	3,450,000	" "
Pulver u. s. w.	189,215	" "
Verschiedene Einnahmen	19,400	" "
Gesammtbetrag	7,134,192	schweiz. Fr.

Ausgaben.

Interessen der Staatsschuld	158,735	Fr.
Allgemeine Verwaltung	197,960	"
Kriegsdepartement	562,820	"
Die übrigen Departements	85,200	"
Zölle (Entschädigungen für die Kantone 1,700,000 Fr.)	2,191,500	"
Posten (Entschädigungen für die Kantone 713,600 Fr.)	3,450,000	"
Pulver u. s. w.	158,115	"
Unvorhergesehene Ausgaben	20,000	"
Deficit des Budgets von 1849	44,615	"
Gesammtbetrag	6,869,145	Fr.

Die neue Verfassung der Schweiz ist allerdings kein tadelloses Werk; aber man kann wenigstens sagen, daß sie, wenn sie auch nicht alle dem Bunde durch das Werk des ersten Konflikts, durch die Meiationsakte, gesicherten Vortheile realisirt, doch die Hauptübelstände der Verfassung von 1815 abgestellt hat. Wir haben dargethan, welche Dienste das Prinzip des Bundesgleichgewichtes, als die Basis der Hauptartikel der neuen Verfassung, der Schweiz schon erwiesen hat; es bleibt nun noch übrig, zu untersuchen, welches in den Kantonen die Rolle des konservativen Liberalismus war.

Afrika.

Barth und Overweg in Central-Afrika.

Das Athenaeum vom 23sten v. M. enthält folgendes, von Prof. August Petermann an den Redacteur dieses Blattes gerichtetes Schreiben:*)

„Es freut mich sehr, Ihnen anzeigen zu können, daß die große Expedition, welche von Norden her in das innere Afrika vordringen soll, bisher mehr vom Glücke begünstigt gewesen ist, als die im Süden befindliche, deren Zweck die Untersuchung des Sees Ngami ist. Wir ersahren aus Briefen der Herren Barth und Overweg, daß sie die Reise durch die große Wüste Sahara zurückgelegt haben und an den Gränzen des Königreichs Aïr oder Asben (Aïr ist das alte Tuarik und Asben das alte Sudan), — des mächtigsten in jenem Theile Afrika's, nach Bornu, und von Europäern bis jetzt unerforscht geblieben, angelangt sind. Am 24. August, dem Datum ihrer letzten Briefe, waren sie zu Tarabschit, einem kleinen Orte, welchen ich, nach den von Dr. Overweg in einem früheren Briefe mitgetheilten Reisebeschreibungen und nach der Lage von Murzuk und Kano, etwa unter 20° 30′ nördl. Br. und 9° 20′ östl. Länge von Greenwich (22° östl. Länge von Ferro) setze.

„Am 12. Juni brachen die beiden Reisenden, wie ich früher erwähnt habe, von Murzuk auf, während Herr Richardson daselbst zurückblieb, um die Tuarik-Eskorte von Ghat zu erwarten. Hierdurch wurde eine große Verzögerung herbeigeführt, besonders da Tuarik-Häuptling, jetzt wegen seines Alters nur langsam reisen kann, so daß die Reise von Murzuk nach Ghat, statt zwölf Tage, wie sonst gewöhnlich ist, deren sechsundzwanzig erforderte. Sie wurden indeß durch die Entdeckung einiger höchst merkwürdigen Felsen-Skulpturen im Wadi Telikaren — etwa 20 engl. Meilen westlich vom Wadi Elauwen (der, nach ungefährer Schätzung, 110 engl. Meilen westlich von Murzuk liegt) — reichlich entschädigt. Eine dieser Skulpturen besteht aus zwei menschlichen Figuren mit einem Vogel- und einem Stierkopfe, die, mit Speeren, Schilden und Pfeilen bewaffnet, um ein Kind kämpfen. Die andere bildet eine schöne Gruppe von Ochsen, die nach einer Wasserstelle gehen — eine Arbeit, die durch künstlerische Gruppirung und geschickte Ausführung ausgezeichnet ist. Nach der Meinung beider Reisenden haben die beiden Skulpturen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bildwerken der Aegypter. Sie sind offenbar von sehr hohem Alter und höher zu stellen, als die vielen anderen von Reisenden aufgefundenen jüngeren Skulpturen, in welchen vorzugsweise Kameele dargestellt sind. Höchst wahrscheinlich gehören sie einer Periode der alten libyschen Geschichte an, in welcher Kameele in jenem Theile Afrika's unbekannt waren und dafür Ochsen gebraucht wurden.

„Die Reisenden suchten auch den allgemeinen physischen Charakter, die geologischen und naturhistorischen Verhältnisse der Gegend zwischen Murzuk und Ghat kennen zu lernen. Westwärts von dem ersteren Orte bis über den Bau Telisaren hob sich das Land und senkte sich dann in den tiefen Wadi Zakkar, der in südlicher Richtung fließt, parallel mit dem Wadi Ghat, von welchem er durch eine Kette steiler Hügel getrennt ist. Diese Kette, eben so wie der Kalksteinrende Theil des Tafellandes im Süden, besteht, gleich demjenigen zwischen Tripolis und Murzuk, aus schwarzem Sandstein mit Unterlagen von Kalkstein und Mergel. Die Gipfel dieser Sandsteinklippe bilden einen spitzigen, schroffen, zackigen, mefferartigen Kamm. Von festen Ueberresten fanden sie Dattelcoraß, Brachypoden u. s. w.

„Was den botanischen Charakter dieses Theiles von Afrika betrifft, so fand sich ein größerer Ueberfluß von Gramineen in den reichen Wadis, als man früher angetroffen hatte. Unter den Bäumen hatten der Talha und Leptadenia Stelle der Dattelpalme eingenommen, welche jenseits Tessana, etwa zwei Tagereisen westlich von Murzuk, nicht weiter gesehen wurde. Wasser war im Ueberfluß in den Bäumen; selbst Pflügen, von den letzten Regen herrührend, wurden in den gewöhnlich trockenen Wadis angetroffen. Zahlreiche Schaaren von „Poulets de Carthage", vom Wasser herbeigezogen, — das in diesen Gegenden so kostbar ist — so wie mannigfache kleine Vögel, Gazellen, Hasen, Füchse und Murmelthiere bekunden das umherliegende Land. In den großen Wadi bei Ghat wurden zahlreiche Spuren von wilden Eseln bemerkt.

Die Expedition langte zu Ghat am 17. Juli und zu Tarabschit am 22. August an. Ueber ihren Aufenthalt am ersteren Orte, ihre Verhandlungen mit den Tuariks und ihre Reise nach dem Königreich Aïr dürfen wir in Kurzem nähereren Nachrichten entgegensehen.

Ich habe noch hinzuzufügen, daß Se. Majestät der König von Preußen durch die Vermittelung des Ritters Bunsen und des Barons Alexander v. Humboldt, die Sonde der beiden Reisenden durch ein Geschenk von seinen Schätzen huldreich vermehrt hat."

Mannigfaltiges.

— Nachschrift zu Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. Herr J. Daniels, Secretair des verstorbenen Chateaubriand, hat zu seinen „Denkwürdigkeiten von jenseits des Grabes" eine Nachschrift herausgegeben, die den nicht minder gesuchten Titel führt: „Postface des Memoires d'outre-tombe". Herr Daniels erscheint in diesem Buche als eine Art von Eckermann, doch wirb Chateaubriand darin keineswegs wie Goethe von seinem Secretair und Gesprächsbalancirer dargestellt. Man wird vielmehr unwillkürlich dadurch an den Gedanken gemahnt, daß es seinem Kammerdiener gegeben hätte, über seinen Helden giebt. Chateaubriand war nichts weniger als geschwätzig in seinen Privatgesprächen, ja, gegen seine Frau soll er sogar steif den Kürzeren gezogen haben. Dazu kömmt noch, daß er meistens gegen Dritte, wenn wir nicht eben die Saite seiner Eitelkeit zu berühren wußten, kalt und theilnahmlos war. Man kann sich daher leicht denken, daß in diesen vertraulichen Mittheilungen von ihm und über ihn wenig ist, was unser Herz ergreift oder die Achtung vermehrt, die wir für den großen Schriftsteller hegen.

— Fossile Riesenei er. Ostindische Zeitungen erzählen von einer merkwürdigen Entdeckung, die auf der Insel Madagaskar gemacht worden ist. In dem Bett eines Stromes hat man fossile Eier von enormer Größe gefunden. Die Schalen sind ein Achtel Zoll dick, und der Umfang der Eier beträgt 2 Fuß 8 Zoll in der Länge und 2 Fuß 2 Zoll in der Runde. Eines von diesen, welches geöffnet wurde, hatte einen Inhalt von etwa 2 Gallonen. Da sich Vogel- oder Krokodilen-Eier waren, ist nicht bekannt. Nach den Traditionen der Eingebornen hätte es einst auf der Insel einen Vogel gegeben, welcher groß genug war, um einen Ochsen fortzutragen! Dies erinnert an den Roc der orientalischen Fabel, welcher geduldig wartete, bis es den Elephanten mit dem Rhinoceros im Kampfe sah, dann aber auf sie niederstieß und beide mit einemmal entführte. An derselben Stelle, wo sich die Eier vorfanden, wurden auch fossile Knochen entdeckt; unglücklicherweise war kein Schäfer Cuvier's gegen, der bestimmen konnte, zu welcher antediluvianischen Thiergattung sie gehören mochten. Wenn es sich ausweisen sollte, daß es die Knochen eines Vogels von verhältnißmäßiger Größe sind, so muß man die Entdeckung in der That als eine höchst wichtige betrachten.

D. A.

*) Unsere Leser dürfen mit Recht sich wundern, daß ein deutscher Professor Nachrichten über deutsche Reisende zuerst in einem englischen Blatte veröffentlicht. Unsere deutschen Zustände sind bekanntlich jedoch so gestalten und beschrochen, daß wir weit lieber nach London, als nach Wien oder München ein deutsches Wort uns mittheilen lassen.

D. A.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von allen deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Lesser, Breitestraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Donnerstag den 12. Dezember 1850.

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

III. Die vier Gruppen der schweizer Kantone. — Fortschritt des konservativen Liberalismus. — Sein Sieg in Zürich und Bern.

Man kann die Kantone der Schweiz in vier Gruppen theilen. Es ist dies erstens die östliche Schweiz, d. h. die Kantone Zürich und Sankt-Gallen, denen sich die Kantone Thurgau, Appenzell, Schaffhausen, Glarus und Graubünden anschließen. Sodann die westliche Schweiz mit Bern an der Spitze nebst den Kantonen Aargau, Solothurn und Basel-Landschaft. Die innere Schweiz umfaßt die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, so wie die eine Hälfte von Wallis. Die andere Hälfte gehört zu einem Theile der Schweiz, den wir als die romanische Schweiz bezeichnen, bestehend aus den Kantonen Waadtland, Neuchatel und Genf. Der Kanton Freiburg stellt sich als den Uebergangspunkt zwischen den drei letzteren Gruppen, den westlichen, inneren und romanischen Kantonen, dar; der Kanton Tessin und die Stadt Basel liegen in gewisser Hinsicht isolirt an den äußersten Enden. Die östliche und die romanische Gruppe repräsentirt recht eigentlich das intellektuelle Leben der Schweiz, während sich der Volkscharakter am entschiedensten in der westlichen und in der inneren Gruppe ausspricht.

Die Ereignisse der Jahre 1841 bis 1847 hatten diese Gruppen noch in zwei Reihen vereinigt, die eine die der Majorität der Kantone, die andere bekannt geworden unter dem Namen des Sonderbundes. Nach der Krisis sind die natürlichen Stellungen nach und nach wieder hervorgetreten. Zürich und die anderen Kantone der östlichen Schweiz, so wie die Kantone der inneren Schweiz, dienen vorzugsweise der bedächtigen und liberalen Politik, welche sich immer mehr in der Bundesregierung, wie in den einzelnen Lokalregierungen, geltend zu machen strebt, zur Basis und zum Stützpunkte.

Die innere Geschichte Zürichs erklärt die Haltung, welche dieser Kanton seit 1848 annahm. Die Zultage von 1830 hatten als Rückschlag in Zürich eine kantonale Revolution hervorgebracht. Reelle Bedürfnisse, auch dem Liberalismus und den radikalen Umtrieben hervorgegangen, hatten hier die Krisis beschleunigt, und diese Verwickelung hatte anfangs jene halb radikale, halb liberale Mitte zuwegegebracht, welche sich überall zeigt, wo der Liberalismus sich nicht entschieden und in unabhängiger Richtung vom Radikalismus losgesagt hat. In diesem Kanton, welcher zu allen Zeiten an der Spitze des geistigen Lebens der deutschen Schweiz stand, trug der Radikalismus nach und nach den Sieg davon; er gab Zürich eine Organisation, welche man als ein Miniatur-Modell der Schöpfungen des deutschen Radikalismus ansehen kann, und zwar um so mehr, als der öffentliche Unterricht durch einen deutschen Pädagogen, Scherr, geleitet wurde. Was die Presse betraf, so befand sie sich in den Händen einer anderen deutschen Flüchtlings, Ludwig Snell's, des Patriarchen des Radikalismus in der Schweiz. Der scheinbare Glanz der neuen Organisation verdeckte lange Zeit die inneren Gebrechen. Die Regierung von Zürich hatte ihre Stärke verloren durch die übertriebene Theilung der Gewalten; die Justiz, deren wahrer Beruf es ist, der öffentlichen Sittlichkeit zu dienen, zerfiörte letztere im Gegentheil durch das Prinzip des radikalen Formalismus, „nach welchem Alles, was das Gesetz nicht verbietet, erlaubt ist“;*) die Schule erklärte der Kirche den Krieg, anstatt mit ihr Hand in Hand zu gehen; die Presse, das Organ des deutschen Radikalismus, bot sich jeder Gattung von Zügellosigkeit und Persönlichkeit dar.

Das Volk erhob sich, im Jahre 1839, gegen diesen Zustand der Dinge, als die Regierung den Verfasser des „Lebens Jesu“, Friedrich Strauß, auf den Lehrstuhl der christlichen Dogmatik an der Universität berief, in der Absicht, die Kirche zu reformiren. Dieser radikalen Regierung folgte damals eine andere, welche sich vergeblich bemühte, bessere Verhältnisse zu begründen; denn die Majorität ihrer Mitglieder hielt sich in einem sehr zweideutigen Zustemilieu. Die neue Regierung hatte um so weniger Erfolg, als sie, so zu sagen, gegen alle negativen Ideen der deutschen Wissenschaft kämpfen mußte, welche dem schweizer Radikalismus zur Grundlage diente. Fast alle Schattirungen des jungen Deutschlands waren in Zürich vertreten durch Leute, wie Scherr, Snell, Herwegh, Froebel u. s. w., welche in Uebereinstimmung mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland in fast allen deutschen Journalen gegen das „christliche Zürich von 1839“ noch heftiger zu Felde zogen, als die radikale schweizer Presse selbst. Die Regierung von Zürich war im Jahre 1842 auf dem Punkte, allen diesen Angriffen zu erliegen; der Radikalismus glaubte sich sicher, den Kanton wieder zu erobern und so die Krisis, welche erst 1847 eingetreten ist, zu beschleunigen. Es war ein Deutscher, welcher in diesem kritischen Moment die Pläne seiner radikalen Landsleute zu Schanden machte.

Friedrich Rohmer*) war nach langen und tiefen Studien in den politischen Wissenschaften nach Zürich gekommen, um hier die Keime der Revolutionen zu studiren, welche Deutschland einige Jahre später überraschten. Er verband sich mit einigen Schweizern, besonders mit dem Dr. Bluntschli, welcher damals das einflußreichste Mitglied der Züricher Regierung war. Er stellte sich an ihre Spitze und bekämpfte mit eben so viel Geist als Energie die Ideen des deutschen Radikalismus und seine Vertreter in der Schweiz. Er setzte ihnen in der Presse das „konservativ-liberale Prinzip“ entgegen, welches damals zum erstenmal proklamirt und formulirt wurde. Dieses Prinzip war, wie es Rohmer verstand, eben so dem Absolutismus, wie dem Radikalismus entgegengesetzt; man könnte es die „wahre Mitte“ nennen, im Gegensatz der „falschen Mitte“ oder des „Juste-milieu“ der schweizer Radikalen, welches nichts Anderes ist, als eine Mischung revolutionairer und absolutistischer Elemente. Unabhängig und nur auf sich selbst angewiesen, bekämpft das konservativ-liberale Prinzip ganz besonders das vorherrschende Prinzip der beiden Extreme. Es glückte Rohmer, die Züricher Regierung durch die Bildung einer Partei zu befestigen, welche, diesen Prinzipe treu und ohne Unterlaß damit beschäftigt, den deutschen Radikalismus zurückzuweisen, die organischen Beziehungen zwischen dem schweizer und dem deutschen Geiste wiederherzustellen, die inneren Fragen durch Reinigung der konservativen Elemente von allen absolutistischen Tendenzen klar zu legen, nach und nach die liberalen Elemente des Radikalismus an sich zog. Diese Partei strengte sich an, die radikale Presse durch den lebhaftesten und unerschrockensten Kampf zu besiegen. Bald setzte sie sich mit den verwandten Elementen in der ganzen inneren Schweiz in Rapport; sie ging mit Entschlossenheit an die Lösung der allgemeinen Fragen; sie schlug vor, das durch die Aufhebung der Klöster in Aargau gethane Unrecht wieder gut zu machen; sie bereitete auch eine Reform des Bertrages vor, frei von allen radikalen und Einheitsideen. Im Jahre 1844 schien der Radikalismus alle Aussicht auf Revolutionirung der Schweiz verloren zu haben, und Rohmer, der seine Anwesenheit in Zürich nicht mehr für nöthig erachtete, kehrte nach München zurück, wo er in Bezug auf die deutschen Fragen in einem ähnlichen Geiste wirkte.

Indeß krönte die Berufung der Jesuiten durch die Regierung von Luzern bald eine Politik, welche um so verderblicher war, als sie ohne Nothwendigkeit jener Erbitterung gegen die Jesuiten, die damals in ganz Europa gährte, den Daumschub hinwarf. Der Radikalismus hatte nun ein Stichwort, mittelst dessen es ihm gelang, die konservativ-liberalen Regierungen und Parteien niederzuwerfen und später sogar eine entschiedenere Krisis hervorzurufen. Nichtsdestoweniger hatte der hartnäckige Kampf der konservativ-liberalen Partei gegen die Coalition der Interessen des Radikalismus und der Reform dem Bürgerkriege jenen konfessionellen Charakter entzogen, und der nicht weniger barbarische Kampf gegen die ausländische Demagogie verhinderte seitdem, sich der Leitung dieses Krieges zu bemächtigen. Die definitive Krisis war das Vorspiel der europäischen Krisis; nur entging die Schweiz der Gefahr, in das Revolutionsfieber von 1848 mit hineingerissen zu werden.

Zürich und die östliche Schweiz kamen sehr bald und, so zu sagen, wider Willen der neuen Regierungen zum konservativ-liberalen Prinzipe zurück. Diese Gruppe konnte so den Bundesbehörden einen Schutz gewähren, welchen ihnen dem Auslande gegenüber nöthig geworden war. Sie wurde unterstützt von den Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden. Obgleich durch den für sie traurigen Verlauf der Ereignisse zu Boden gedrückt, waren diese Kantone doch rasch wieder zu ihrem arbeitsamen und gewohnten Leben zurückgekehrt. Wallis folgte ihrem Beispiele, unterstützt von einer Regierung, welche so vernünftig war, den Factionskampf zu vergessen und nach Kräften die Wunden der Vergangenheit zu heilen.

Während die Gruppen der östlichen und der inneren Schweiz danach strebten, sich mit den Prinzipien des konservativen Liberalismus zu verbinden, hatte der Kanton Freiburg, den wir oben den Uebergangspunkt zwischen der westlichen, inneren und romanischen Schweiz nannten, ein ganz anderes Beispiel

*) Aber dieses ist zu auch das Prinzip der englischen Verfassung, welche man doch des Radikalismus nicht anklagen wird. D. Ueb.

*) Derselbe Schriftsteller, der kürzlich von dem Münchner Polizei-Direktor, Graf v. Reigersberg, ausgewiesen wurde. D. R.

Digitized by Google

gegeben. Die Tagsatzung hatte nach dem Fall des Sonderbundes vergessen, daß sie es nur mit Bundesgliedern zu thun gehabt, mit Brüdern, die vielleicht irregeleitet waren, aber eben so ihre Beschwerden geltend zu machen wünschten, wie die Majorität. Am 2. Dezember 1847 hatte sie beschlossen, daß die Kantone des Sonderbundes alle Kriegskosten zahlen sollten, mit Vorbehalt des Rekurses gegen die Schuldigen. Dieses Dekret ermuthigte die ultrarabikale Partei von Freiburg, welche durch die Bajonnette der Verbündeten, obwohl in der Minorität, Herrin des Kantons geworden, auf einem traurigen Pfade zu verharren, zu dem sie schon das Verlangen nach persönlicher Rache drängte. Diese Partei trat fürder alle republikanischen Grundsätze mit Füßen und achtete nicht mehr der einfachsten Freiheits- und Rechtsbegriffe. Die Wahlen zum neuen großen Rathe fanden unter dem skandalösesten Zwange statt. Der Kantonal-Verfassungsentwurf wurde, unter einem nichtigen Vorwande und im Widerspruch mit dem ersten Grundsatze des schweizer Staatsrechtes, der Begutachtung des Volkes entzogen. Dasselbe geschah mit der Bundesrevision; man machte die Theilnahme an den Bundeswahlen von einem Eide auf diese beiden Verfassungen abhängig, ein geschichtes Manöver, um die Majorität der Bürger auszuschließen. Alle Einwände gegen diese willkürlichen Maßnahmen wurden durch willkürliche Arrestationen erstickt. Es ist eines der hervorstechendsten Merkmale des Radikalismus, daß er sein Recht außer dem Gesetze achtet, und daß er keine von ihm unabhängige Existenz ertragen kann; auch setzte die radikale Partei von Freiburg mit der Geistlichkeit des Kantons in dem mannigfachsten Zwiespalt. Im Monat Oktober 1848 forderte die Regierung von Freiburg den Bischof auf, die Beerdigung, so wie die Gesetze des Kantons, ohne Weiteres anzunehmen und jeden Erlaß an die Geistlichen oder an die Gläubigen zuvor der Bestätigung des Staates zu unterwerfen. Der Bischof erwiederte, daß er dieser Aufforderung nur in den Punkten entsprechen könne, wo die Verfassung und die Kantonalgesetze ihm bürgerliche, mit seinem Gewissen vereinbare Pflichten auferlegten. Nachdem sich die Regierung von Freiburg mit den radikalen Regierungen der Kantone Waadtland, Genf und Neuchatel, über den welche sich die Diöcese des Bischofs erstreckt, verständigt hatte, ließ sie denselben in das Schloß Chillon sperren. Diese Regierungen erklärten hierauf dem gefangenen Bischof, daß er fernerhin nicht mehr die bischöflichen Functionen in seiner Diöcese verrichten werde, und daß ihm der Aufenthalt in selbiger untersagt sey. Er entgegnete am 10. Dezember 1848 die Worte: „Man hat mich arretirt, fortgeschleppt, eingekerkert, man hält mich seit länger als sieben Wochen gefangen, ohne Verhör, ohne Untersuchung, ohne Urtheil. Ich habe eine Untersuchung und ein Urtheil verlangt, man hat mir diesen Akt der Gerechtigkeit verweigert. . . . Ich protestire von neuem als schweizer Bürger, als Katholik und als Diöcesan-Bischof gegen diese Verletzung meiner Rechte." Er wurde nichtsdestoweniger über die französische Gränze geschafft, und die Regierung von Freiburg ließ selbst Damen, welche zu Gunsten des Bischofs Sammlungen veranstaltet hatten, vor die Schranken der Obrigkeit fordern.

Die Band der freiburger Radikalen lastete übrigens auf den Laien nicht minder schwer, als auf den Geistlichen. Die Regierung hatte die Klöster aufgehoben und ihre Güter in Besitz genommen unter dem Vorwande, die vom Bunde geforderten Kriegsschulden zu bezahlen. Nichtsdestoweniger beschloß der Große Rath, im Anfang 1848, daß eine Summe von 2,400,000 Fr., eine für das Vermögen dieses kleinen Landes ungeheure Summe, von den hauptsächlichsten Urhebern und Begünstigern des Sonderbundes aufgebracht werden solle, so wie von allen den Individuen, die aus eigenem Antriebe, direkt oder indirekt, den Anordnungen der Tagsatzung Widerstand geleistet oder daran theilgenommen hätten. Die sechs hauptsächlichsten Begünstiger des Sonderbundes mußten den Kanton verlassen, mehrere andere wurden auf zehn Jahre ihrer bürgerlichen Rechte verlustig erklärt. Man nahm keine Rücksicht auf die Verordnung des Großen Rathes, nach welcher „kein Mitglied dieser Körperschaft wegen der von ihm in der Versammlung gethanen Aeußerungen vor Gericht gefordert werden darf"; man nahm nicht mehr Rücksicht auf die Gerichte selbst. Man wollte sich der politischen Gegner nicht durch die Guillotine entledigen, aber man wollte sie zugrunderichten. Man führte seine Schläge nach allen Seiten. Unter dem 23. Dezember 1848 erließ der Große Rath, der wohl fühlen mochte, daß er Unmöglichkeiten verlange, ein neues Dekret, nach welchem die Contribution in eine Zwangsanleihe, rückzahlbar in sehr später Zeit und unverzinsb, verwandelt wurde. Die Bundesbehörden, bei denen der Paß aus den Tagen der Vergangenheit wieder auftauchte, ließen den Radikalen von Freiburg, die sich Ungnissen nur durch die Bundesbajonnette einem unter dem Joche zitternden Volke gegenüber erhielten, noch lange freie Hand. Im Frühjahr 1850 erstattete der Bundesrath endlich Bericht über die Beschwerden der Freiburger Konterbuntten. Nach einer Diskussion von mehreren Tagen, in der die Majorität der Mitglieder sich der Erinnerungen an die Vergangenheit zu entschlagen begannen, nahmen die beiden Abtheilungen der Versammlung die Propostion des Abgeordneten Kern an, die Angelegenheit nämlich an den Bundesrath zurückzuweisen, mit dem Ansuchen, sie aufs glimpflichste zu schlichten. Der Bundesrath ernannte zu diesem Zweck Kommissarien, denen es endlich glückte, ein Abkommen zwischen der Regierung von Freiburg und den Belasteten zu Stande zu bringen. Nach diesem Abkommen bleibt die zu zahlende Summe zwar dieselbe, aber sie wird auf die großen Staatsfonfen hypothekirt; die Rückzahlung geschieht in jährlichen Raten, und zwar in einem Zeitraum von funfzehn Jahren; es wird ein jährlicher Zins vergütet von 1 pKt. für die ersten fünf Jahre, von 1½ pKt. für die folgenden fünf Jahre und von 2 pKt. für die noch übrige Zeit. Wenn man auch nur einen Zinsfuß von 4 pKt. annimmt, so verlieren die Belasteten eine Summe von mehr als einer Million auf die Differenz. Inzwischen haben sich die Freiburger dieser Gewaltmaßregel unterworfen; sie haben das Uebereinkommen angenommen, „glücklich", wie einer von ihnen sagte, „in der Erkenntniß, daß der Bund dem unglücklichen Volk von Freiburg doch endlich die Hand der Milde reiche." Nur die fanatischsten Radikalen des Großen Rathes widerstrebten und wichen erst den ernsten Vorstellungen der Bundeskommissarien.

Im Kanton Luzern war ebenfalls nach dem Sturz des Sonderbundes die radikale Minorität zur Regierung gelangt und hatte in ähnlicher Weise gehandelt, wie die Freiburger Revolutionaire. Indeß war sie nicht so weit gegangen, und mehrere ihre Häupter, wie z. B. der Schultheiß Kopp, hatten ohne Unterlaß gegen ein unbilliges Verfahren protestirt. In der romanischen Schweiz dagegen zeigten sich die protestantischen Radikalen des Waadtlandes als wahrige Nebenbuhler der katholischen Radikalen von Freiburg. Der Kanton Waadt hatte im Jahre 1845 seine kantonale Revolution gehabt, deren Losung „Nieder mit den Jesuiten" lautete. Diese Revolution unterdrückte sich indessen von den anderen durch ein kommunistisch-sozialistisches Element, welches von mehreren Häuptern der revolutionairen Partei, die in die Regierung eingetreten, repräsentirt wurde. Drei Jahre vor der Revolution von 1845 hatte Druey der Constituante des kleinen Waadtlandes den Vorschlag gemacht, in die neue Verfassungsakte folgende Bestimmungen aufzunehmen: „die Arbeit ist geheiligt; die Arbeit soll der Art organisirt werden, daß sie Allen zugänglich sey; jeder Waadtländer und jeder Bevölkerte ist zur Arbeit gehalten u. s. w." Obgleich fortwährend durch den gesunden Verstand des Volkes in ihren Neuerungsversuchen gehemmt, setzte es die Regierung nach und nach doch durch, daß sich eine gewisse Zahl kommunistisch-sozialistischer Elemente in die Gesetzgebung einflicht. Es glückte ihr sogar, von der Akademie in Lausanne, dem Sitz der ihr feindlichen Ideen, die ausgezeichnetsten Professoren zu entfernen.*)

(Schluß folgt.)

Algerien.

Abendunterhaltungen über europäische Zustände auf einem Dordsch Afrika's.

Zweiter Abend.**)

Der Doktor besaß in der Normandie ein kleines Gut, von dem er nur mit innerer Bewegung redete, auf welchem er sich nach seinem Wanderleben einst anzusurhen hoffte. Er hatte eine Mutter, welche ihm oft von ihren Ersparnissen schickte, um seine thörichten Schulden zu bezahlen, und er empfing dieses Geld nie, ohne eine Thräne zu vergießen, pflegte oft zu sagen: „Die arme Frau hätte einen besseren Sohn verdient als mich"; war aber bei alledem ein erklärter Feind des Eigenthumes und der Familie.

„Ich erkenne nur einen Besitz an", pflegt er sich, zu behaupten, „das ist die Erde, das allgemeine Erbgut des Menschen, und eine Familie, das Menschengeschlecht, alles Andere ist Vergehen wider die Natur."

„Gestern", sagte Pienso, „haben wir von Religion geredet, heute wähnen wir da wohl vom Eigenthum und von der Familie sprechen. Ihr könnt erraten, wie ich darüber denke."

„Sicherlich", antwortete der Doktor, „Ihr werdet die alte Welt der Vorurtheile vertheidigen. Der Christus aber, von dem Ihr gestern sprach, war nicht Eigenthümer." . . . . . .

„Ich bin es auch nicht", entgegnete der Capitain. „Das Schloß meines Stammgutes ist im Jahre 1793 in die Hände eines glühenden Patrioten übergegangen; denn Eure Propheten verschmähen Besitz für sich und ihre Kinder nicht. Mir gehört keine Hand, dennoch aber bin ich ein Verfechter des Eigenthumes; will Euch etwas aus meiner Kriegerlaufbahn erzählen, was mich mehr als irgend etwas ergriffen hat.

„Ich befehligte im vorigen Jahre die Avantgarde einer kleinen Kolonne in Kabylien. Man hatte sich geschlagen, die Truppen wurden müde, und es galt, einen geeigneten Platz zum Lager aufzufinden. Der General befahl mir, ein von den Kabylen angebautes Feld dafür zu nutzen. Es war ein grüner Acker, auf dem die schöne Saat schon zu gilben begann, und ich trat diese mit innerem Widerstreben nieder, als ich einen Mann gewahrte, dessen Züge mir immer noch lebendig vorschweben. Er trug Kabylenkracht, die kurze Hose und das kurze Hemde, trübte sich nicht, sondern wartete mit gekreuzten Armen, bis ich ihm nahe war und er vernahm, wie ich meinen Zuaven gebot, die Zelte aufzuschlagen. „Du weißt also nicht", sprach er, „daß Du auf meinem Felde bist." Es schien ihm unmöglich, daß man wissentlich einen Angriff auf sein Eigenthum machen könne. „Man hat mir befohlen, meine Leute hier unterzubringen", antwortete ich, „ich muß gehorchen." „Du willst mit also mein Feld nehmen", entgegnete er, „ich sage Dir, es ist mein Feld. Was Du da thust, ist nicht recht." Dieser Anruf an die Gerechtigkeit, welchen ein einzelner unbewaffneter Mensch in einsamer Gegend verrichtete, ergriff mich mächtig. Ich mußte gehorchen, und meine Zuaven hatten bald Befehl Gegen in jenem Erdwinkel niedergetreten. Das Einzige, was ich verhüten konnte, war, daß der Kabyle nicht auf dem Felde getödtet wurde, welches er nicht verlassen wollte. Die Idee des Eigenthumes aber ist mir durch dieses Ereigniß sehr lebendig geworden, hat sich mir in einer Art durch nichts mehr zu verwischenden, schlichten und heiligen Form eingeprägt.

„Was ich über diese Dinge denke, ist nicht Frucht von Studien, sondern Sache des Gefühls, das muß Euch gefallen, Doktor, der sieht, was naturgemäß ist. Im Besitz befestigt, nach meinem Glauben, der Zusammenhang zwischen

*) Einer derselben, Herr Professor de la Harpe, befindet sich seitdem in Berlin, wo er unter Herrn Professor Prenß an der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen arbeitet. D. R.

**) Vgl. Nr. 146 des Mag.

Digitized by Google

uns und den Dingen außer uns. Geht Ihr oft nach einem Walde und gewöhnt Euch, unter einem Baume zu rasten, dessen Schatten Euch vornehmlich labend scheint, so besteht nach einiger Zeit ein Zusammenhang zwischen Euch und jenem Baume; Ihr sagt, ich werde unter meinem Baume rasten, mein Baum ist in diesem Jahre noch schöner als im vorigen. Was wir lieben, wollen wir unser nennen, der Gegenstand unserer Liebe soll und allein gehören.

„Wäre das Schloß Plenko mein und nicht eines Anderen, so würde ich sicherlich nicht nur Mauern und Felder, Bäume und Wasser vor mir sehen: das Leben und die Schicksale meiner Familie würden sich an diese Gegenstände knüpfen. Jetzt ist mein Sohn mein einziger Besitz, und meine Familie sind meine Frauen. Ich habe nicht, wie Ihr, Doktor, eine Mutter, die mir allwöchentlich Rathschläge zukommen läßt, um meine Seele zu retten, und Gott, um mich zu verderben; Alles, was ich geliebt habe, ist droben, wohin ich mich gern durch eine Kugel gefördert sehen werde. Obwohl ich indeß Niemand mehr mein nenne, bleibt doch dem Heiligthum der Familie ein Altar in meinem Herzen erhaut. Das ist ein Gefäß, um einen Gottmannsdrud zu brauchen, welches Gott in meinem Sade finden wird, wenn er mich droben die Revue passiren läßt.

„Vor ein paar Monaten wohnte ich einem Kriegsgericht über einen Chasseur bei, welcher seine Equipirungsstücke verkauft hatte. Der Gegenstand war nicht interessant. Es wurde ein schlechter Soldat verhört, der im Felde weichlich, im Quartier ungestüm, faul, trunken und nachlässig war. Sein Strafregister war zum Erschrecken groß, und das Gericht schien gemeint, die ganze Strenge des Militärgesetzes gegen ihn in Anwendung zu bringen. Als jedoch der Bericht erstattende Capitain sich gesetzt hatte, erhob sich ein Advokat, bedrebt, wie sein Klient es hätte sein können, ein armer Teufel mit abgeschabten Kleidern, dessen Züge das Gepräge innerer Kümmerlichkeit trugen. Dieser Mensch las und einen Brief vor, den der Vater des Angeklagten an den Capitain schrieb. Der Vater war ein alter Invalide, welcher bei Lützen ein Bein verloren und das Kreuz verdient hatte, ein Glied der Armee, welche den wahren Adel des Reiches bildete. Der Brief war einfach, rührend, energisch, in der Sprache eines Mannes von Ehrgefühl geschrieben, der in der Feldschlacht den Augeln gegenüber Stand gehalten hat. „Man wird mir nicht“, schloß dieser brave Veteran, „die Freude an meinem Ordenskande rauben, wird nicht meinen Namen entehren wollen, den der Kaiser kannte.“ Das Kriegsgericht war bewegt, und der Chasseur wurde begnadigt.

„Sicherlich hätte das allerdemokratischste Auditorium dieser Kreissprechung Beifall zugeklatscht, und doch gehorchte das Kriegsgericht dem Gesetze, welches der Ursprung aller Kriegsstraße ist. Es erkannte die geheiligte Macht an, ohne welche meines Glaubens keine Gesellschaft bestehen kann, die Macht, durch welche die Tugend eines Familienhauptes auch den kommenden Geschlechtern Frucht trägt, die Macht, welche das Leben überdauert. Nichts rührt mich mehr, als ein Mann, der noch im Grabe durch seinen ehrenvollen Namen denen ein Heiler ist, welche er in der Welt zurückgelassen hat, und es scheint mir, als ob das Sterben, würdig, aus den Prüfungen hervorzugehen, welche die gesellschaftlichen Zustände uns mitunter auferlegen, durch nichts mehr bewundert werde, als durch den Gedanken, Anderen werde aus dem, was wir erduldet, Gewinn erwachsen.

„Der Ausdruck: der Glaube meiner Väter, hat mich immer ergriffen, und wäre der letzte Kuß, den mein Vater auf das Kruzifix drückte, das einzige Band, welches mich an die katholische Religion knüpft, so bliebe dies doch ein unlösbares. Wo Hoffnung und Liebe das Banner führen, da wird es mir warm ums Herz; wo man mir aber anstatt der Vaters im Himmel, der uns vom Bösen erlöst und uns unser täglich Brod giebt, den Gott der Philosophen zeigt, der mein Gebet verschmäht, von meinen Kämpfen und Schmerzen nichts weiß, der ein Gott der allgemeinen Weltordnung ist, doch mich nicht sieht, da erstarrt mir die Seele zu Eis. Der Philosoph, der diesen System erfand, muß ein schlechter Vater gewesen sein. Er wurde seinen Kindern ein Fremder, um seine winzige Gelehrsamkeit zu zeigen, um durch seine pomphaften Lügen das schlichte und feste Wissen zu vernichten, welches die Demüthigen in ihrem Innern tragen. Systeme bedeuten die Welt nicht, sondern machen sie todt, und der Spötter, mag er über Tugend oder Sünde reden, besser weder sich, noch den, welchen sein Wort gefällt. All' dies führt auf fallsüchtige Pfade, deren letztes Ziel nicht Selbsterkenntniß und Reue, sondern Hochmuth ist.“

Dritter Abend.

Eine der liebsten Thesen des Doktors war Herabsetzung des Militärstandes, wie er in unserer Gesellschaft besteht. Er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er nicht mehr unter den Heiserheitern aller Gewalt leben werde, wie er sich ausdrückte, und rief, von dieser Ansicht erfüllt, am letzten Abend, den er mit Plenko auf dem Dorfsch zubrachte: „Euer Soldatensystem, welches diesen nicht gestattet, ihr eigenes Urtheil laut werden zu lassen, führt uns dahin, dem Guten wie dem Bösen, der gerechten wie der ungerechten Sache gleichgültig zu dienen.“

„Die Armee“, entgegnete Plenko, „gleicht der Kirche. Sie gleicht dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ihr meint, daraus folge, daß sie auch das verbrecherische Gouvernement stütze; dem aber ist nicht so. Es giebt Zeiten, wo jedes Prinzip der Ordnung und der Achtung und der Welt verschwindet. In solchen Augenblicken ist die Aufgabe der Armee keine politische mehr, sie sucht das Losungswort, welches sie bindet, anderswo, als in dem launischen, unbestimmten und herabgewürdigten Gesetz, welches die Gesellschaft regiert. Während der Revolution verkörperte die Armee einzig das Vaterland. Die Männer mit rother Mütze und der Pike, welche die Gefängnisse mit Opfern füllten, hatten nichts mit den braven Soldaten gemein, welche die feindlichen Kanonen vernagelten. Unser Kriegerrock ist fleckenlos aus jener schmachvollen Zeit hervorgegangen, dafür danke ich Gott, denn dieser Rock erscheint mir als das einzige Kleid, unter dem jetzt ein Herz schlagen kann, in welchem heilige Begeisterung und edle Todesverachtung lebt.

„Ich habe nicht immer gedacht, wie jetzt, und wollte Ihr sorchen, so könntet Ihr auf meiner gedräunten Stirn die Furchen erkennen, welche der Geist der Zeit da eingepragt hat. Nicht nur religiöse Zweifel, sondern auch der Zweifel an Allem, was edel und groß ist, hat mich gequält. Seit ich mich aber meinem Stande widme, wie der Priester sich seinem Berufe hingeben soll, thu mir all' dem mit möglichen schlichten und warmen Eifer übe, klagt mich kein Zweifel mehr.

„Das Kriegerleben verschwadt alle haltlosen Träumereien und führt in ein Leben der Wirklichkeit und der That hinein. Oft hat es sich mir aufgedrängt, wie ich in den Abend des Kampfes manche Gedanken in die Tiefe des Herzens zurückgedrängt werden. In wie viel Seelen haben die Kugeln, welche die Reihen eines Bataillons lichteten, Leben gebracht; ich liebe aber meinen Stand nicht nur wegen der großartigen Gedanken, die er in der Stunde der Gefahr weckt, ich liebe ihn vornehmlich wegen der Ruhe, der Kraft und Sanftmuth, die er in manchen dunkeln Augenblicken des Lebens strengen Gemüthern verleiht. Nie trete ich aus der Kaserne, ohne daß mein Geist erfrischt und mein Herz leicht ist. Was hatte ich da vollbracht? ich hatte gethan, was die Mäßigen verspotten und die Zartfühlenden für drückende Arbeit halten, hatte die Hemden und Schuhe meiner Leute gemustert, ihre Suppe gekostet, mich an einem Bett niedergesetzt, ich war Familien-Oberhaupt gewesen, denn in der Armee besteht das Verhältniß der Familie stärker sogar, als in der Gesellschaft, wird getragen durch das Ansehen des Chefs und durch die Achtung vor den Aeltesten, äußert sich vielfach in wahrer und lebhafter Anhänglichkeit. Nie ist ein Soldat aus meiner Compagnie ausgetreten, ohne mir Lebewohl zu sagen, und mancher wischte sich heimlich eine Thräne aus dem Auge. Soldatenliebe ist nicht wortreich, aber redlich und wahrhaft. Ich wünsche mein Andenken in keiner anderen, als in solch' karger Kriegerweise geehrt zu sehen.

„Ich rede jetzt als ein Mann im Soldatenrock, meine aber, alle Männer im schwarzen Rock, die nicht wollen, daß Frankreich ein Leichnam werde, an dem die revolutionairen Doktoren ihre Kunst versuchen, müßten mit mir gleicher Ansicht sein. In unserer Nation sind die beiden entgegengesetzesten Geister mächtig, die es giebt: der Geist der Revolution und der militairische Geist. Ihr habt heute die gute Haltung des Korporals bewundert, welcher Ihre mit und trank; er war 1848 heftiger Barrikadenkämpfer, jetzt ist er einer der besten Leute in unserer Compagnie, und solcher Beispiele giebt es viele. Es scheint, als treibe bei uns der Soldatenstand alle bösen Gedanken aus dem Kopf, und sicherlich ist die in manchen Kreisen allgemeine Feindschaft wider das Militär eine Hauptursache der jetzt bei uns herrschenden Verwirrung.

„Ich kenne die, welche den Krieg, welche den Soldatenrock geschmäht haben und ihn beschimpft haben würden, hätte man sie gewähren lassen. Schreigen wir von ihnen, ich verachte Groll und hasse Zorn, ihre Zurechtsamkeit aber hat mich in den letzten Jahren manchmal verdrossen. Wie Viele verlangen, die Armee solle sie schützen, die selbst zur Armee gehören sollten.

„Fürwahr, wenn ich so viele Brave durch das Gesetz ihres Landes oder ihres Herzens unter eine Fahne geschaart sehe, wenn ich sehe, wie sie, gewöhnig, thätig und muthig, keinen Wunsch haben, als auf ihre Gaben dem Dienste einer kräftigen und würdigen Macht zu widmen, so frage ich mich, wie hat man die große soziale Familie dahin kommen lassen, wo sie sich befindet. Die Leute im Soldatenrock, welche der Kommune gehorchen, sind wohl ein Volk, ein Volk, welches, wie ich hoffe, die Handwerker Eurer Städte aufwiegt. Sonst brodte man im Kriegerstand das Bürger-Ansehen abzuknicken, welches man bei Hofe nicht verliert. Jetzt weiß ich solche, die sich ihres Bürger-Ansehens bis zu dem Tage rühmten, wo ihnen zugemuthet wurde, ein Handwerker-Ansehen zu haben. Das beleidigte sie; es war zu spät. Die Gesellschaft hat unter unerhörtem Uebermuthe leiden müssen; es ist ihr eine Buße geschlagen worden, die noch lange bluten wird, und soll sie nicht Eiterung übergehen, so muß Gott sie heil machen, Menschenwitz vollbringt das nicht.“

Während dieses Gespräches war es immer dunkler geworden, so daß man kaum die nächsten Gegenstände mehr unterschied. Da stieg langsam die Mondscheibe am Horizont empor, erleuchtete erst einen kleinen Umkreis, dann weiter und weiter das Land, die Berge, den Strom und endlich auch in schrossen Umrissen die Mauern und Terrassen des Dorfsch.

„Gott“, sprach Plenko nach langer Pause, in welcher er und Lenoir mit stillem Ernste dem herrlichen Schauspiel zuschauten, „Gott will uns zeigen, daß er lebt und wirkt allezeit und Licht verbreitet an jedem Ort, wann es ihm gut scheint.“

Er reichte dem Doktor die Hand: „Es ist heute der letzte Abend, wo wir in dieser anmuthigen Gegend beisammen sind. Gedenkt dessen, was wir hier redeten, ohne Vorurtheil.“

Lenoir antwortete nicht, drückte aber die Hand, die ihm freundlich geboten wurde, mit Herzlichkeit.

Am folgenden Morgen verließen der Kapitain, der Doktor und der schweigsame Quartiermeister den schöngelegenen Dorfsch Afrika's. Ich jedoch, dem Plenko liebgeworden war, scheid nieder, was ich ihn dort hatte reden hören, in der Ueberzeugung, es könne Manchem willkommen seyn, die offene Meinung eines braven Soldaten über Dinge zu vernehmen, von denen man mit einem Zeden sprechen kann. Das Heiligthum seiner eigensten innersten Lebenserfahrungen bleibt dabei unberührt in seiner Brust. Dringt aber einstmals eine Kugel dahin, so findet sie das fromme Andenken der Freuden und Schmerzen, welche in dieses reine und schöne Leben verflochten waren, frisch und unverletzt.

Digitized by Google

Frankreich.

Lamartine's Geneviève.

Jean Paul sagt einmal Folgendes: „Im Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wird; er sucht seinen Gegenstand; aber Alles, was Du ihm nennst, und alle Freuden sind es nicht; allein er kömmt wieder, wenn Du in einer Sommernacht nach Norden siehst, oder nach fernen Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn Du sehr glücklich bist. Dieser ungeheure Wunsch hebt unseren Geist empor, aber mit Schmerzen; ach! wir werden hienieden liegend in die Höhe geworfen, gleich einem Epileptischen! Aber dieses Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsere Saiten und Töne dem Menschengeist; der sehnsüchtige Geist weint dann stärker, und kann sich nicht mehr fassen, und ruft im lamentirenden Entzücken zwischen die Töne hinein: Ja, Alles, was ihr nennt, das fehlt mir!"

So oft wir Lamartine lesen, werden wir an diese schöne Stelle erinnert. Mehr, als andere Dichter, erweckt er in uns jene schmerzlich süßen Empfindungen, welche unsere Seele von Schlacken reinigen und die gewiß zu den heilsamsten Regungen gehörten, wenn sie nicht bei manchen Persönlichkeiten zugleich die Thatkraft einschläfernden und lähmten oder sie auch allzu sehr mit der Wirklichkeit in Zwiespalt brächten. Lamartine's Stimme gleicht dem fernen Gesange, der im Dämmerdunkel über stille Wasser zu uns herüberweht. Wir lauschen, wie von einem mächtigen Zauber gebannt, und erkennen zuletzt, daß sich gerade in die seligsten Genüsse ein Schatten trüber Melancholie schleicht.

Lamartine ist vor Allen der Dichter der weicheren Empfindungen; er besingt die Natur, die Liebe und die religiöse Andacht. Sein Gefühl strömt warm und in unaufhaltsamer Fülle, sein Sprachausdruck weiß die feinsten Nüancen glücklich zu bezeichnen, und sein Vers gleitet in schmelzender Harmonie dahin. Seine Wirkung ist eine hauptsächlich musikalische. Er besitzt die meiste Verwandtschaft mit Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand, dabei aber gewisse Eigenthümlichkeiten jener Färbung, welche eine moderne Weltanschauung und namentlich der Einfluß Lord Byron's in die Literatur gebracht haben. Sein Geschmack kann im höchsten Grade oft genannt werden. Bei diesen vielen vortrefflichen Eigenschaften fehlt ihm aber besonders Eines: — das Maß. Er weiß allzu häufig nicht, dem Ergusse der Phantasie Einhalt zu thun und die Gestaltung abzurunden; er schweift in erdrückenden und die Sinne abstumpfenden Reichthum. Seine Fülle schweift über die Gränzen hinaus; ja, er giebt überhaupt weit mehr Kolorit, als Zeichnung. Daher das Verschwimmende seiner Bilder. Hiermit hängt ein anderer Uebelstand zusammen: das oftmalige Abirren seiner Poesie in die Rhetorik. Der Rhetorik liegt die Absicht des Effektes zu Grunde, und Lamartine greift manchmal so weit, mit gewissen Seiten der eigenen Persönlichkeit zu kokettiren, wie dies durch Lord Byron zuerst Mode geworden. In dem Hervortreten der Subjektivität an sich finden wir nichts Tadelnswerthes, sie ist sogar ein Zug unserer modernen Kunstentwicklung überhaupt und kann, richtig begränzt, zu den tiefsten und schönsten Resultaten führen. Sie macht jedoch einen unangenehmen Eindruck, sobald sie nur sich selbst zum letzten Ziele hat. Und wo die Rhetorik die Darstellung beherrscht, hört die Wahrheit der Situation auf, und aller Glanz und alle Pracht solcher Momente weist immer nur auf den Autor zurück. Am meisten verletzt die Rhetorik, wenn sie da hervorbricht, wo das Gefühl des Lesers nichts als Schweigen erwarten konnte. — Eben so müssen wir bei Lamartine die häufigen Aeußerungen der Frömmigkeit und religiösen Salbung rügen; nicht als ob wir diese Stimmungen überhaupt tadelten, sondern weil sie in der von unserem Dichter beliebten reflektirenden Form kein Gegenstand poetischer Darstellung sind. Sie bewegen sich viel zu sehr in bloßen Allgemeinheiten, während es die Kunst nur mit konkreter Gestaltung zu thun haben soll. Lamartine mußte um so mehr dieser Richtung ausweichen, als er ohnehin schon zum Ueberschwenglichen, Gestaltlosen hinneigt und durch das Vorherrschen der Reflexion, ferner durch die beständende Häufung des Empfindungsmaterials und endlich dadurch, daß er die Situationen, statt sie darzustellen, vorzugsweise nur schildert und beschreibt, in eine gewisse Monotonie verfällt. Bei dem Worte „Reflexion" sey zugleich noch des besonderen Umstandes gedacht, daß diese Reflexion bei unserem Poeten fast immer nur auf die Empfindung geht; daher er hauptsächlich unsere Stimmung anregt, dagegen auf unser intellektuelles Leben im Ganzen nicht allzu große Wirkung äußert.

Unser hier gegebenes Urtheil findet auch auf Lamartine's neueste Production, „Geneviève, Geschichte einer Dienerin", volle Anwendung. Diese Erzählung kann indeß, wenn wir den etwas zu sehr ins Theatralische gezogenen Schluß abrechnen, neben „Paul und Virginie" gestellt werden und gehört jedenfalls zu Lamartine's gelungensten Dichtungen in Prosa. Wie Balzac öfter gethan, entlehnt Lamartine hier seinen Hauptcharakter aus einem seiner früheren Werke. Geneviève, erzählt er uns, ist Martha, die wir schon als Jocelyn's treue Dienerin kennen lernten. Als Jocelyn geboren war und seine Wohnung für den Nachfolger aufgeräumt wurde, lernte Jocelyn's Freund und Testamentsvollstrecker das Leben und die Trübsale Genevièves's kennen. Das Gewebe der Erfindung ist sehr einfach, indeß von vielem Pathos getragen. Geneviève gehört zu jenen Wesen, welche von Kindheit an zu einer steten Aufopferung bestimmt zu seyn scheinen. In niederem Stande geboren, war sie als Kind die treue Dienerin und Vertraute ihrer kränklichen, bettlägrigen Mutter, einer vom Dichter rührend geschilderten Persönlichkeit. Nach der Mutter Tode, verwaist, wurde sie die Pflegerin ihrer jüngeren Schwester Josette, und dieses Mädchens wegen entsagte sie der Verheirathung mit einem von ihr heiß geliebten Manne. Josette wächst heran, hat eine geheime Liebschaft, giebt einem Kinde das Leben und stirbt. Geneviève wußte um das Geheimniß, hatte ihrer abgeschiedenen Schwester aber Schweigen versprochen und nahm die Mutterschaft selbst auf sich. Die Scenen, welche nun folgen, von diesem heroischen Entschlusse an bis dahin, wo die Wahrheit endlich an den Tag kömmt, gehören zu dem Schönsten, was je geschrieben worden. Mit der Loosprechung Genevièves's aber, in der Gegenwart ihres alten Geliebten und seiner Familie, hätte die Dichtung enden müssen. Lamartine mag durch gewisse Vorstellungen von poetischer Gerechtigkeit verführt worden seyn, die Erzählung noch weiter auszuspinnen. Geneviève sollte nicht nur losgesprochen, sondern auch durch das Wiedererscheinen des verlornen Kindes ihrer Schwester belohnt werden. Dies ist „moralisch-rührend", keineswegs aber in der organischen Entwickelung der Geschichte bedingt und darum überflüssig und schleppend. Trotz alledem gehört Geneviève, wie wir nochmals wiederholen, zu den besten Erzeugnissen der „sentimentalen" Literatur Frankreichs.

Mannigfaltiges.

— Elektrisches Licht. Das elektrische Licht nimmt wieder unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Athenaeum berichtet darüber Folgendes: „Neulich wurde in dem chemischen Hörsaal des polytechnischen Instituts vor einer auserwählten Gesellschaft wissenschaftlicher Personen ein Experiment gemacht, um die Kraft des Voltaischen Lichtes, worauf Petr Allman ein Patent erhalten hat, so wie die Möglichkeit, daß dasselbe dauernd gemacht werden könne, zu zeigen. Das Resultat fiel befriedigend aus, indem das Licht ununterbrochen mehrere Stunden lang die glänzendsten Strahlen verbreitete. Man hält dies für einen großen Fortschritt, da in früheren Experimenten der Funke stets unterbrochen war. Es wurde behauptet, daß die Kosten für ein solches Erleuchtungsmittel geringer als für Gas, selbst im reduzirten Maßstabe, wären, und daß, wenn die Erfindung zu einer allgemeinen Anwendung käme, die Kosten sich noch sehr verringern würden. Der Lichtglanz war zugleich äußerst intensiv."

— Wichtige geologische Entdeckung. Es wird für Geologen von Interesse seyn, zu erfahren, daß zu Appleerop, an der Westküste von Schottland, eine höchst wichtige Entdeckung in diesem Gebiete der Wissenschaft gemacht worden ist. Als neulich ein großer Berg, „Torr More" genannt, durch Zufall ausgehöhlt wurde, bot sich in einer Tiefe von fünf Fuß eine Schicht von reinem Kalk dar, und indem man die Ausgrabung fortsetzte, gewann man die vollkommenste Ueberzeugung, daß der ganze Berg, mit Ausnahme einer oberen Schicht von durchschnittlich zwanzig Fuß, aus Kalk bestehe, wie er sich für das Feld oder den Markt eignet, und das Ergebniß organischer Pflege ist. Der Hügel scheint einst ein ungeheurer Kalkfelsinsel gewesen zu seyn, welcher dem Einfluß einer furchtbaren Hitze ausgesetzt war. Auf dem Gipfel finden sich Spuren vulkanischen Ursprunges, als verbohrte und vergaste Steine, Lava u. s. w.

— Der Gutta-Percha-Handel. Die Geschichte der Gutta-Percha oder Gatta-ta-au, wie, nach der Meinung der Gelehrten, die beste Art des Harzes genannt werden sollte, ist kurz, aber nicht unergiebig. Vor dem Jahre 1844 war selbst der Name Gutta-Percha dem europäischen Handel unbekannt. In jenem Jahre wurden zwei Centner davon verhandelswise von Singapore verschifft. Die Gutta-Percha-Ausfuhr aus jenem Hafen stieg im Jahre 1845 auf 160 Piculs (1 Picul = 133⅓ Pfd.); 1846 auf 3364; 1847 auf 9296, und in den ersten sieben Monaten des Jahres 1848 auf 6786 Piculs. In den ersten fünfthalb Jahren des Handels wurden 21,398 Piculs Gutta-Percha, im Werthe von 278,190 Dollars, zu Singapore verschifft. Mit Ausnahme von 15 Piculs nach Mauritius, 470 nach dem Kontinent von Europa und 922 nach den Vereinigten Staaten, kam alles Uebrige nach England. Indeß giebt dieses schnelle Steigen des neuen Handelszweiges nur eine schwache Vorstellung von der Aufregung, welche derselbe unter den Eingebornen des Archipelagus erzeugte. Die Dschungeis von Johorn waren die früheften Sammelorte und wurden bald von Malaien und Chinesen in jeder Richtung durchsucht, während sich die einheimische Bevölkerung mit so einmüthigem Eifer der Aufsuchung ergab, daß er sich nur mit dem der Eisenbahn-Jobbery zur damaligen Zeit in England vergleichen läßt. Indem die Kenntniß des Artikels die Dahgier der Sammler aufstachelte, verbreitete sie sich allmälig von Singapore nördlich bis Penang, südlich längs der Ostküste von Sumatra bis Java, östlich bis Borneo, wo derselbe zu Brune, Saramak und Pontianak auf der Westküste, zu Keti und Passer auf der Ostküste gefunden wurde.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von sämmtlichen deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brit u. Comp., Zägerstraße Nr. 29, und bei Prof. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Sonnabend den 14. Dezember 1850.

Frankreich.

Eine Sonate von Beethoven.

Von P. Sendo.

Wie denken Sie über Beethoven? so fragte ich einst einen meiner Bekannten, dem ich ein gediegenes Urtheil über Musik zutraute und mit welchem ich mich oft über diese Kunst, der ich lange und ernste Studien gewidmet, zu unterhalten pflegte. — Wie ich über Beethoven denke? entgegnete er, mit mit einem besorgten und mißtrauischen Blick fortfahrend, — was wollen Sie damit sagen? — Aber das liegt ja schon in meiner Frage, ich möchte Ihre Ansichtung über dieses außerdentliche Genie kennen lernen, welches mir, ungeachtet der vielen verschiedenen Auffassungen und Beurtheilungen seines Charakters, dennoch ein verkanntes zu seyn scheint. — Nach einem langen Stillschweigen, dessen Grund ich vergeblich zu erforschen suchte, bat mich mein origineller Freund, ihm zu folgen; in seiner Wohnung angelangt, öffnete er seinem Secretair, nahm ein Papier heraus und übergab es mit mit den Worten: „Lesen Sie diesen Entwurf, und Sie werden begreifen, warum ich mit der Antwort auf eine Ihnen so einfach scheinende Frage zögerte." Das Heft, das ich mit mir hinwegnahm, enthielt nachfolgendes Fragment in italiänischer Sprache:

„So ist es denn wahr, Du gehst fort, Du willst Dich vermählen! Du willst das Ewen verlassen, das mich Dich kennen lehrte, die unsichtbare Kette, die uns an einander fesselte, Du willst sie zerbrechen, und ein Herz, dessen erste Regungen wir gehören, Du willst es mit verschließen! So erfülle sich denn mein Schicksal! Lange schon erwartete ich diesen Schlag, hatte ich das traurige Erwachen, das diesen glücklichen Traume folgen sollte, gefürchtet. Zamitten all' der herrlichen Tugenden, die Dich schmücken, durch das Gewebe von Grazie und Anmuth, welches Dich wie mit einem magischen Schleier umgiebt, erkannte dennoch mein geblendetes Auge fast unmerkliche Schwächen Deiner so reich begabten Natur, und Du angebetete Geliebte, die der Herr im schönsten Strahle seiner Gnade geschaffen, auch Du solltest ein Zeugniß seyn von der Unvollkommenheit des Weibes und von der traurigen Zeit, in der wir leben. — Höre mich an, ich beschwöre Dich, ehe ich Dir ein ewiges Lebewohl sage!

Es ist fast sechs Jahr her, daß ich von Dir ein Geständniß empfing, welches seitdem das Glück und die Qual meines Lebens ausmachte; es war an einem schönen Herbstabend, erinnert Du Dich seiner noch? ach, ich habe die kleinsten Merkmale jenes seligen Momente im treuen Gedächtniß behalten. Du warst in dem kleinen Salon Deiner Tante, dessen geöffnete Fenster den Park zeigten, der, einem großen Rahmen vergleichbar, diese herrliche Wohnung einfaßt; es mochte acht Uhr Abends seyn, Deine Tante und die übrige Gesellschaft gingen spazieren, um die Frische des Abends einzuathmen, und ergötzten sich durch jene heiteren Gespräche, die keinen bestimmten oder tiefen Gegenstand haben, sondern vielmehr als Schwingungen der Phantasie den geöffneten Munde entfliehen. Wir waren allein im Schlosse geblieben, wie dies öfter geschah, Du safest am Piano, und Deine gräbten Finger glitten leise über die Tasten dahin, während ich, einige Schritte von Dir entfernt, mich scheinbar mit Lesen unterhielt. Die Sonne war eben im Untergehen begriffen und sandte uns ihre letzten, sanft zitternden Strahlen, die Abendschatten stiegen langsam vom benachbarten Hügel ins Thal hinab. Der kleine Salon, in welchem wir uns befanden, war angefüllt von Mysterien und Wohlgerüchen, die uns der laue Abendwind zuführte, wir befanden uns in nachdenkender Stimmung, die nur zuweilen durch das laut erschallende Lachen der lustwandelnden Freunde oder durch das melancholische Zwitschern eines über den Hauptweg hüpfenden Vogels unterbrochen wurde. Bald ließ das Zimmer erfüllende Dämmerung mich weder Deine blonden Flechten erkennen, die wie ein Heiligenschein Dein lieblichs Haupt umgeben und dann, einem Blumenkranze vergleichbar, auf den zartesten Hals zurückfallen, noch den Ausdruck Deiner sanften blauen Augen, aus denen Deines Herzens Reinheit strahlt, und Deinen herrlichen Wuchs; der eine so glückliche Vereinigung von Kraft und Anmuth darbietet; Du hattest Dich die jetzt in musikalischen Phantasien engangen, und wie man dies im Halbdunkel besonders gern zu thun pflegt, den Gedanken Deiner Seele also einen Ausdruck verliehen; nun aber gingest Du plötzlich auf ein Thema über, dessen melancholische Töne mich vor Rührung erbeben ließen: es war die „Cis-moll-Sonate" von Beethoven.

Gleich bei den ersten Takten dieser herrlichen Composition fühlte ich mich von geistigen Schauern erfaßt, ich neigte mein Haupt, und das Buch, in welchem ich gelesen, entglitt langsam meiner Hand; die gehaltenen klagenden Akkorde widertönten in der Tiefe meiner Seele und erweckten darin ein schmerzliches Echo, welches meinem traurigen Loose galt. Gerade als das Thema, von dem periodischen Rhythmus des Baß begleitet, in E-dur übergang, durchdrang der Mond das leichte Gewölk, das ihn bis jetzt verschleiert hatte, und sein Strahl beleuchtete Deine Züge, in welchen der Ausdruck des Genius, dessen Klänge Du wiedergabst, aufs herrlichste erglänzte. Meine Rührung wuchs mit der Ausführung und Entwickelung dieses Andante, welches ein Echo der Klagen des Herrn auf Golgatha zu seyn scheint, vernommen und wiedergegeben von dem Engel des Schmerzes und der Barmherzigkeit. Unaufhaltsam entströmten die Thränen meinem Auge, und bei der herzerschütternden Dissonanz des Septimenakkords, die der tiefsten Verzweiflung Ausdruck ist, konnte ich ein lautes Schluchzen nicht unterdrücken: ach, Beethoven hatte das Geheimniß meiner Seele errathen. — O Ihr Dichter, Musiker und durch die göttliche Gnade erleuchteten Künstler, Ihr allein besitzet das Erkenntniß des Lebens, und indem Ihr die Schmerzen und Wonnen schildert, die Euer Inneres erfüllen, schöpfet Ihr den Kummer und das Glück Aller!

Du hattest dem unsterblichen Werke eine würdige Auffassung verliehen, und nachdem das Thema, sich durch Zugen und Verschlingungen hindurchwindend, in seine ursprüngliche Tonart zurückgekehrt, in leisen Tönen erklarb, führtest Du mit Energie und Gewandtheit das lebensfreudene Allegro des zweiten Satzes aus, dieses Allegro, welches die Leidenschaft sich bis zum Delirium steigern und in pathetischen Ausbrüchen erglänzen läßt, bis sie in einem einzigen Schrei der erbebenden Verzweiflung endet. Wie elektrisirt durch diesen Schrei, erhob ich mich fast gewaltsam und trat an das Fenster, um meine Verwirrung zu verbergen: nach einigen Minuten des Schweigens, während dessen ich meine Blicke in die Tiefen der Nacht versenkte, um den Faden meiner Gedanken wieder zu erfassen und sie zu ordnen, fragtest Du mit einer Stimme, aus welcher gleichfalls die unterdrückte Aufregung hervorzitterte: Was mir fehle? — Ich antwortete: ich leide unter Beethoven's Genius, dessen lebendiger Ausdruck mich ergreift; armer und doch so erhabener Genius, wie viel Thränen hat Du mir vergossen während der Todesqual Deines ganzen Lebens! — War Beethoven so unglücklich? — Wie können Sie dies bezweifeln? hätte er wohl die Cis-moll-Sonate, die A-dur-Symphonie und andere bewundernswürdige Compositionen schaffen können, wenn er nicht in seinem eigenen Herzen den Stoff dazu gefunden hätte? Sie hatten die Kunst doch nicht etwa für ein leeres Spielwerk des Geistes, einen Luxus der Phantasie, den man beliebig erlangen und wieder von sich werfen kann, ein Trugbild, dessen Theorieen von Schulen und Büchern gelehrt werden können? O, ich weiß es wohl, nach dieser Dolorin prechigt man heutzutage, um der großen Menge zu schmeicheln, welche sich eitrsüchtig gegen jede Autorität auflehnt, die ihre Achtung erheischt. Man möchte, wo möglich, das die verworrenen Reclamationen eines unwissenden Volkshaufens, welche die politische Macht begründen, auch die Kraft besäßen, dem Genie Gesetzung zu verschaffen, aber hier scheitert der menschliche Wille an einem unergründlichen Geheimniß des Lebens und der Natur, man kann nicht den Ausdruck der Leidenschaft, die man nie empfunden, wiedergeben, die Menschen werden nicht hingerissen durch ein Gefühl, das erfunstelt ist und nie die Seele des Darstellers erfüllt hat. So sagt auch Horaz nach Aristoteles:

. . . . . Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi. . . . . .

Und diese Lehre, welche von Boileau und allen denen wiederholt wurde, welche die Kunst des Wortes und der Schrift weiter zu verbreiten beflissen waren, ist nicht nur eine Regel der Aesthetik, sie ist eine große Wahrheit, welche sich bei allen Begebenheiten im Leben bethätigt. Wissen Sie, was ein Sophist ist? es ist dies ein Mensch, der, selbst an Nichts glaubend, jedes Für und Wider mit einer stets gleichen Energie vertheidigt und durch die Künste einer berechnenden Dialektik die Leere seines eigenen Herzens zu verbergen strebt. Wissen Sie, was ein Rhetoriker ist? dies ist eine andere Art von Sprachkünstler, der den Mangel an Inspiration und Intelligenz durch einen großen und oft ingeniösen Wortschwall ersetzen will. Sophisten, Rhetoriker, Komiker, kurz, alle diejenigen, welche, statt der Empfindungen und Gedanken, Worte und Phrasen anwenden, leere Formen und starre Göhenbilder für warme Gefühle geben, sind gesitig bankerotte, was man im moralischen Sinne Heuchler nennt, sie verkehren die Wahrheit zur Lüge, sie betrügen ihre Brüder und versuchen Gott zu betrügen; sie sind Falschmünzer, welche die Macht und Herrlichkeit der Erde mit verfälschten Namen und Titel erkaufen, aber ihre Herrschaft ist nicht von langer Dauer; Gott will nicht, daß der Mensch sich über die ihm verliehene Machtvollkommenheit täusche, und er spricht zur Freiheit sowohl als zum Verrer:

Non plus ultrà, bis hierher und nicht weiter; wage es nicht, die Gränzen zu überschreiten, die ich Dir bestimmt angedeutet! Eiserner Wille und gediegene Combinationen können nie die fehlende Begabung ersetzen, und umsonst versucht man durch die feinsten Tonverbindungen den Zauber zu erreichen, der in der mysteriösen Sprache des Gefühls liegt. Das Leben Beethoven's und besonders die Geschichte der Entstehung jener Sonate, die Sie oben so ergreifend vorgetragen, beweisen die Wahrheit dieses Prinzipes besser, als jahn aufgestellte Behauptungen.

Warum, mein Herr, warum waren Sie nicht so gütig, mir den Ursprung dieser Cis-moll-Sonate zu erzählen, die ich allen Compositionen Beethoven's vorziehe? Ich kenne das Leben dieses großen Mannes gar nicht, und Sie wissen überdies, wie gern ich über die Kunst, die den Reiz meines Lebens ausmacht, sprechen höre. Ich wußte gar nichts von der Musik, ehe ein glückliches Geschick Sie hierherführte; meine Tante schöpft ihren Geist und ihre Kenntnisse eben so hoch, wie Ihren Charakter, und freut sich, daß Ihre Unterhaltung mich anzieht; sie behauptet, daß Ihre Kunst von den schönen Künsten und die Art, wie Sie dieselbe ausüben, eben so nützlich für das praktische Leben, wie lehrreich für die Ausbildung des Geschmacks sey.

Ihre Tante, Frau v. Narbal, ist eine zu gebildete Dame, um nicht zu wissen, daß das, was man so gewöhnlich Geschmack nennt, ein Ergebniß aller edlern Eindrücke des Geistes und des Herzens ist. Die Künste, ich wiederhole es, sind nur dazu da, um das Ideal, das in uns lebt, und das wir gern verwirklichen möchten, wenn nicht die Inkonsequenzen und Schwächen unserer Natur uns dies unmöglich machten, zu veranschaulichen. Wollen Sie ein Beispiel davon? Blicken Sie um sich und bemerken Sie die ausgesuchte Ordnung und Eleganz dieser Umgebung: Alles hier athmet den Einfluß einer Frau aus der höhern Sphäre, welche ihrem äußern Kreise die Harmonie ihrer Seele mitzutheilen weiß. Der Geschmack der Frau v. Narbal spricht auch aus der zugleich glänzenden und praktischen Erziehung, die sie Ihnen, mein Fräulein, gegeben, eben so wie aus der Anwendung, die sie von ihren Gelehrsamkeiten macht. Die zarte und fromme Weise, mit der sie bis in die Fäden der Arbeit einen Ausdruck tiefer Gottesfurcht, Liebe und Ergebung einwebt, die kostbaren Gegenstände, welche diese Zimmer schmücken, so wie die Musik, die oft darin ertönt, und die von heiteren Scherzen belebte Unterhaltung, dieses Alles giebt den Beweis einer edlen Persönlichkeit, deren Geist und Herz im harmonischen Verein dem wahren Ziel des Lebens: der Realisation des Schönen, zu huldigen und es zu erreichen suchen. Ach, wie viel süße und schmerzliche Gedanken erweckt mir der Anblick dieser friedlichen Räume, die mir eine so wohlwollende Aufnahme boten! . . . — Doch ich vergesse Beethoven und die Cis-moll-Sonate, deren Entstehen Sie gewiß gern zu lernen wünschen; zum Glück ist es noch früh, und da Frau v. Narbal gern so lange im Freien verweilt, als es die Kühle des Abends nur irgend gestattet, bleibt uns noch Zeit genug für den Bericht, den Sie von mir fordern, und wie könnten wir diesen schönen Frühlingsabend wohl besser ausfüllen, als mit der Unterhaltung über diesen unsterblichen Musiker, der so sehr mit der Natur harmonirte.

Beethoven ist zu Bonn den 17. Dezember 1770 geboren, sein Großvater war ursprünglich aus Mastricht, seine Mutter, Marie Magdalene Köberich, war aus Koblenz, und sein Vater, Johann van Beethoven, war Tenorsänger in der Kapelle des Kurfürsten von Köln. Einer armen Künstlerfamilie entsprossen, hatte Beethoven eine bewegte Kindheit, und ein ungestümes Temperament war die natürliche Folge seiner Erziehung. Er erlernte die Anfangsgründe der lateinischen Sprache in einer öffentlichen Schule seiner Geburtsstadt, und sein Vater unterrichtete ihn in den Elementen der Musik. Zuerst studirte er nur mit großem Zwange die Kunst, die ihn dereinst unsterblich machen sollte, er fand es abscheulich, ruhig vor dem Piano zu sitzen und seine Hände einer rein maschinenmäßigen Uebung zu unterwerfen. Eben so lebhaft war sein Widerstreben bei Erlernung des Violinspiels, dessen Schwierigkeiten er auch nie überwinden konnte. Dann gab ihn sein Vater unter die Leitung des berühmten Oboisten Pfeiffer, dem, wie er später oft und gern versicherte, er den besten Einfluß auf die Umwandlung seines Geschmacks verdankte, während er Nefe, dem Organisten am kurfürstlichen Hofe, der ihm gleichzeitig Unterricht ertheilte, auch nicht den kleinsten Theil Erkenntlichkeit einräumen wollte.*) Von der Orgel lehrte ihn die Orgel spielen, und die Vorliebe für dieses herrliche Instrument erweckte in seiner jungen, noch allen Eindrücken geöffneten Seele die mächtigen sonoren Klänge, die aus seinen Symphonieen so schön herausklingen.

Wohl nie hatte ein großer Künstler einen seinem Genie mehr entsprechenden Charakter oder vielmehr ein seiner Natur mehr zusagendes Genie als Geschenk vom Himmel erhalten. Schon in seiner frühesten Jugend offenbarten sich die krankhaften Unebenheiten seiner mißanthropischen Laune und die geniale Ungebundenheit seines Geistes; nichts erlernte er wie Andere, die logischen Auseinandersetzungen schreckten seine vom Entzücken an Naturschauspielen glühende Einbildungskraft, trockne scholastische Lehren suchten vergebens Eingang bei ihm, und nur bei dem Studium anerkannter Meisterwerke öffnete und erweiterte sich sein Herz. Durch eigene Anschauung, die Methode großer Geister, schritt er weiter fort, und wie die Vögel des Himmels ihre Schwingen in die gewaltigen Ströme tauchen, so versenkte er sich mit allen Kräften in die Werke und den Geist eines Bach, Händel und Mozart; sie wurden ihm zu strahlenden Vorbildern, und sie aufs eifrigste studirend, eignete er sich so viel wie möglich von ihnen an; von dem einen die strenge, scharf begränzte Harmonie und die reizende Jugendbildung, von zweiten den maßestätischen Stil seiner melodischen Phrase und von dritten den Strahl wahrhaft göttlicher Grazie, deren geheimer Einfluß sich in vielen seiner Compositionen geltend macht. In Mozart's und Beethoven's Jugend bietet sich dem Auge des Beschauers der Kontrast dar, der die früheren Schicksale bezeichnet. Ein alles Wege des Einen strahlt schon ein Morgen von Glück und zukünftiger Größe; er befolgt sanft und bescheiden die Rathschläge seiner Lehrer und entfaltet sich harmonisch und frei von Schmerz in der Mitte seiner Familie, während der Andere ruhelos und finster, mit gefurchter Stirn, wie ein Zeis unter den Stürmen, sich erhebt und erkräftigt. Die Liebe, diese Beherrscherin der Götter und Menschen, welche, wie Plato sagt, erst nach dem Chaos entstand und dieses in Harmonie wandelte, sie war auch Beethoven's beste Lehrmeisterin. Sollten Sie es wohl glauben, mein Fräulein, daß es Pedanten giebt, welche die Frage aufstellen, ob Beethoven wohl je zärtliche Gefühle gekannt habe? er, der Schöpfer der Cis-moll-Sonate. O, über die gelehrten Ignoranten, welche sich einbilden, daß Menschen wie Gluck, Beethoven und Beethoven sich an ihre Generalbaßstudien festschmieden! Ihr armen Kritiker, Ihr erkennt in der Musik nur die Wissenschaft der Töne an, wie Ihr sagt, und nicht die Kunst, die führen Qualen (i dolci lamenti) der Liebessprache dahinzuhauchen.

Der junge Beethoven fand in Bonn bei einer adeligen Familie v. Breuning die liebevollste Aufnahme, welche sich besonders dadurch bethätigte, daß diese sowohl mit Glückgütern reich begabte, als auch durch Geschmack und Geist ausgezeichnete Familie dem unruhigen Charakter und der allzu lebhaften Phantasie des jungen Künstlers eine freundliche Nachsicht gewährte. Er ging fast täglich in dieses Haus, daß um seine Freunde mit einer neuen Tonidichtung bekannt zu machen, daß mit einer von jenem namen- und formlosen Schmerz umschatteten Stirn, welcher das Herz genialer Künstler so oft verdrückt, der ihnen unerträglich, der ihr Privilegium ist; man störte ihn wohlwollend an, ermuthigte ihn, suchte die Zweifel zu zerstreuen, die seinen Frieden trübten, kurz, man hatte die liebevollste Duldsamkeit und Nachsicht für die Unglücklichen, die sich in seinem Charakter geltend machten. Zuweilen war er während mehrerer Wochen unsichtbar, und wenn er wiederkam, empfing man ihn ohne Groll und nur mit freundschaftlichem Vorwurf; auf dem Umgang mit dieser liebenswürdigen Kreise, der ausgezeichnete Personen von höherem Rang und entsprechender Bildung in sich schloß und in Folge dessen reich an edelster Unterhaltung war, schöpfte Beethoven den Geschmack an anserwählter Gesellschaft, den er auch für immer bethätigte, so wie er ihn auch die ersten Begriffe über die Poesie und Literatur seines Vaterlandes verdankte. Unter den Personen, welche oft zu der Familie Breuning kamen, befand sich ein blondes, lebhaftes, geistreiches, freundliches und etwas kokettes junges Mädchen, Namens Johanna v. Honrath, sie wohnte in Köln und kam einige Male jährlich nach Bonn, um in diesem ihr befreundeten Hause einige Tage zuzubringen. Fräulein v. Honrath war klein und zierlich, von eleganter Tournüre, aufgeweckten Temperament, unterrichtet, sehr musikalisch und sang besonders mit Geschmack und Empfindung; Beethoven war in ihren Augen noch ein Kind, aber auf das lebhafteste von ihr einzunehmen, äußerte er dieses Gefühl durch mannigfache Ausbrüche, welche die kleine Person, der sie galten, nicht wenig amüsirten; seine Improvisationen am Piano entzückten und rührten sie zuweilen bis zu Thränen, denn das durch die Liebe geheiligte und unterstützte Genie tönt sowohl von Allem des Alters, als der des Ranges und der Reichthümer dergestalt. Fräulein v. Honrath sollte dies empfinden; obgleich bereits verlobt mit einem Manne, den sie auch später heirathete, obgleich sie wenigstens zehn Jahre älter war, als Beethoven, konnte sie für ihn nicht gleichgültig bleiben, wenn er seine Schmerzen oder seine unbestimmten Hoffnungen durch die süßen Klänge am Piano ihr aussprach, und das Kind, als welches er ihr zuerst erschien, wurde unter der Einwirkung der mächtigen Leidenschaft für sie zum interessanten Improvisator, dessen Stirn schon der zukünftige Lorbeer schmückte; wenn sie mit Beethoven sprach und seine noch entzückte Huldigung durch leise Neckereien herausforderte, so war es fast, als ob eine Gazelle mit einem jungen Löwen spiele. Als sie einst die Familie Breuning verließ, um nachhause zu reisen, richtete sie folgende Worte eines damals beliebten Liedes als Abschied an ihren jungen Verehrer:

Mich heute noch von Dir zu trennen
Und dieses nicht verbindern können,
Ist zu empfindlich für mein Herz!

Nicht-Bestoweniger heiratete Fräulein v. Honrath den österreichischen Kapitain Karl Greth, der den 15. Oktober 1827 als Feldmarschall-Leutenant und Commandeur des verjüngten Linienregimentes starb.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man findet diese Details über die Jugendzeit Beethoven's, welche so viel Interessantes berichtigen, in der Biographie von Anton Schindler (Leipzig, 1840).

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

III. Die vier Gruppen der schweizer Kantone. — Fortschritt des konservativen Liberalismus. — Sein Sieg in Zürich und Bern.

(Schluß.)

Die Gleichheitstendenzen der waadtländischen Regierung zeigten sich besonders in den religiösen Fragen. Die Mayorität der Gesetzlichkeit, welche für eine verfolgungssüchtige Reaktion, deren Losung „Kleber mit der Methodisten!“ hieß, durchaus keine Vorliebe hegte, hatte die sittliche Kraft gehabt, auf ihre Gehalte und ihre Stellen zu verzichten und eine unabhängige Kirche zu gründen, denen ähnlich, welche in England, in Schottland und in den Vereinigten Staaten bestehen. Es war leicht, in Bezug auf diesen Zweck der gesammten Sinn eines Volkes irrezuleiten, dessen eine Hälfte sich in religiösen Dingen indifferent verhielt, während die andere Hälfte fast an einer Vergangenheit hielt, wo ihre Kirche eng mit dem Staate verbunden gewesen war und ganz

sich von der Einlagerwelt abgetrungen hatte. Die religiösen Berine, welche sich nun anderwärts und Nationalkirche pflanzten, wurden durch die absolutistische Gewaltthätigkeiten gehört. Anstatt die Schuldigen zu strafen, unterstapte die Regierung die Berine, unter dem Vorgeben, die öffentliche Ordnung werde durch sie gestört. Während das republikanische Frankreich die religiöse Freiheit proklamirte, publizirte der Staatsrath des Kantons Waadt am 23. März 1846 ein förmliches Interdikt-Edikt, in dem er sich auf die ihm kürzlich vom Großen Rathe übertragenen unbedingten Vollmachten stützte. Er verbot die religiösen Berine von neuem, indem er alle Theilnehmer vor Gericht stellen und strafen zu lassen drohte. Die in den Berinen etwa fungirenden Geistlichen und andern Personen sollen außerdem eine Strafe erdulden, welche der Verbannung aus ihrer Heimatsgemeinde gleichkäme, und in eine andere, ihnen anzuweisende Gemeinde transportirt werden.

Auf diese Weise erklärte und wandte der Ultraradikalismus die religiöse Freiheit in dem Kanton Waadt an. Wir dürfen indeß nicht unerwähnt lassen, daß letzterer Beschluß theilweise blos auf dem Papier geblieben ist. Schon kurz vorher hatte sich die öffentliche Meinung, worunter wir hier die Meinung der gemäßigten Liberalen verstehen, gegen diese Verfolgungen ausgesprochen; um das Gesetz zu erzwingen, mußte der Staatsrath eine Kabinetsfrage daraus machen. Um nicht in Mißkredit zu gerathen, hat es die Regierung nur selten angewendet. Im Allgemeinen ist die kompakte Majorität von 1845 in der Auflösung begriffen, und man sieht im Waadtlande wiederum konservativ-liberale Elemente auftauchen, welche von Tag zu Tag mehr Boden gewinnen.

Im Jahre 1846 erlebte die Republik Genf durch eine Revolution, deren Stichwort ebenfalls „Nieder mit den Jesuiten!“ hieß, das traurige Geschick des Kantons Waadt: das einzige positive Resultat dieser Bewegung war, dem James Fazy, dem Präsidenten der neuen Regierung, eine faktische Diktatur zu verleihen. Ohne sich zu derartigen persönlichen Verfolgungen, wie sie im Waadtlande stattfanden, hinreißen zu lassen, arbeitete Fazy nicht weniger eifrig daran, alle unitarischen-nationalen Institutionen Genfs zu zertrümmern; um sich zu erhalten, hat er die Eifersucht zwischen der reformirten Stadt Genf und der katholischen Bevölkerung des der Stadt im Jahre 1815 beigefügten Territoriums aufgestachelt; er stützt sich auf die ultraradikale Partei der städtischen Bevölkerung: er ist der einzige politische Parteiführer in der Schweiz, welcher der besonderen Stellung seines Landes Europa gegenüber keine Rechnung getragen hat; er hat dem Gange der neuen Bundes-Autoritäten die feindlichste Opposition entgegengestellt. Genf hatte ehedem Oberglarken an seiner Spitze, deren einziger Ruhm darin bestand, sich der öffentlichen Sache zu opfern; Fazy, nicht mit seinem Ruf einen Oberbeamten eines schweizer Kantons beträchtlichen Gehalt von 6000 Fr. zufrieden, hat sich so eben eine Schenkung von Grund und Boden bekräftigen lassen im Werth von 2—300,000 Fr., in einer Zeit, wo die Finanzbeläge der kleinen Republik ein ungeheures Defizit nachweisen. Diese Schenkung steht im grellsten Gegensatz zu der Pension von 2000 Fr., welche dem General-Dufour für verdienstvolle ehrenvolle Dienste zuerkannt werden sollte, aber abgelehnt wurde. Die konservativ-liberale Partei, wiewohl stark genug in Genf, um der endlosen Partei, wie der einigen Monaten geschehen, auf dem Gebiet der allgemeinen Wahlen den Sieg streitig zu machen, hat den Muthgrief gethan, sich durch das noch nicht völlige Erlöschen dieses Kampfes entmuthigen zu lassen. Früher oder später wird sie zweifelsohne wieder in der Höhe seyn.

Die innere Lage der Kantone, wie wir sie so eben dargethan haben, läßt die Wichtigkeit begreifen, welche die Schweiz der Neuwahl des Großen Raths und der Regierung von Bern, die vor einigen Monaten stattfand, beilegte. Es handelte sich darum, zu erfahren, ob das System des Bundesrathes durch den Kanton, wo er seinen Sitz hat, verworfen werden würde oder nicht. Eine Regierungs- und Verfassungs-Aenderung hatte 1846 in Bern, wie in Genf, unter dem Einfluß der antiklerikalischen Leidenschaften stattgefunden. Die neue Regierung, Repräsentantin der freisinnigen Tendenzen, hatte hauptsächlich das Ihrige zur Kraft des Jahres 1847 beigetragen. Unter den früheren Regierungen hatte Bern verhältnißmäßig bedeutende Finanzen besessen, als irgend ein anderer Staat Europa's. Zwei Jahre reichten für die neue Regierung hin, um durch angeblich finanzielle Reformen ungeheure Defizits herbeizuführen, obgleich man eine direkte Einkommen- und Vermögenssteuer angeordnet hatte. Ohne so weit zu gehen, wie ihre Kollegen im Waadtlande, zeigen die Mitglieder dieser Regierung vielfache Hinneigung zu den sozialistisch-kommunistischen Ideen und denjenigen Theorien, welche eine innere feindseligere Opposition gegen die Maßregeln, welche die Bundesbehörden zur Aufrechthaltung der Neutralität und gegen die Räube der Flüchtlinge ergriffen hatten.

Das Volk von Bern ist seiner Gewohnheit nach ruhig und langsam; aber einmal von einer Idee ergriffen, arbeitet es an der Verwirklichung derselben mit vieler Energie und Zähigkeit. Das Verfahren der Regierung hatte endlich den vernünftigen Theil der Bevölkerung erbittert, und ganz besonders jene anständigen und arbeitsamen Bauern, welche noch den „gelben Rock“ von ehedem konservirten: man nahm sich vor, sich bei den Wahlen im Mai (d. J.) mit den Radikalen zu messen; das Berner Patrizierthum entsagte seinen verletzten Prätentionen, der Bauer und Bürger dem Mißtrauen, welches sie bisher gegen ihre alten Herren gehegt hatten, und trotz unglaublicher Anstrengungen wurde der Regierungs-Radikalismus besiegt.

Der Weg, den sich die zur Leitung der Geschäfte gelangte liberale Opposition vorgezeichnet hat, wird am besten durch einige Anführungen aus dem Programm der neuen Machthaber von Bern charakterisirt: „Loyale Unterfügung der Bundesverfassung, Aufrechthaltung der Ehre und Freiheit des Bundes“, oder zugleich gewissenhafte Erfüllung der Pflichten gegen die Nachbarn. Die ganze Verwaltung soll vereinfacht werden, indem man die Gesetze den Bedürfnissen eines einfachen und republikanischen Volkes anpassen und alle Zwerige der Verwaltung mittelst Herabsetzung der Besoldungen eine strenge Sparsamkeit einzuführen beabsichtigt.“ — „Wir wollen den Zerrissheit in der geistigen Kultur“, sagen die Machthaber von Bern ferner, „aber wir wollen vor Allem die Aufrechthaltung und Beobachtung der christlichen Glaubens und der christlichen Sitten unserer Väter durch die Gesetzgebung, durch den Unterricht, durch das Beispiel der Behörden und auch durch alle wohlschrowerthen Aenderungen, welche vielleicht in unseren kirchlichen Einrichtungen vorzunehmen sein dürften.“

Diese Darlegung der helvetischen Politik auf den drei hauptsächlichen Gebieten ihrer Thätigkeit, — in den diplomatischen Beziehungen, den inneren Fragen, den kantonalen Angelegenheiten, — hat zweifelsohne bewiesen, daß die Schweiz sich allmälig immer mehr von der Revolution entfernt, fügen wir hinzu, daß die Bevölkerung in dieser Bewegung ihren Führern ohne Unterlaß voranzueilt ist. Diese Thatsache wird aufs schlagendste durch die Ruhe bestätigt, deren die Schweiz sich erfreute, während die Nachbarstaaten vom revolutionairen Sturm ergriffen waren. Abgesehen von den Verfolgungen in Freiburg, Luzern und im Kanton Waadt, wurde die öffentliche Ordnung, die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes niemals in Frage gestellt. Um diesen Bedingungen Achtung zu erwerben, bedurfte es weder der Truppen, noch der Polizei; der gesunde Verstand der Bevölkerung allein genügte. Ein besonderer Umstand hat einen großen Einfluß auf diesen glücklichen Ausschwung ausgeübt: die industrielle Bevölkerung der Schweiz, die man auf 2—300,000 Seelen anschlagen kann, ist ungemein in die Städte eingepferchi, ausgenommen in Genf, und selbst hier bildet sie nur eine unbeträchtliche Fraction. Der Seidenweber, der Fabrikarbeiter besitzt oft ein Häuschen, wenigstens eine Hütte, hundert oder fünfzig Quadratruthen Land zum Anbau von Kartoffeln, und seine kleine Wiese reicht hin, um eine Ziege zu nähren. Er findet hierdurch einige Hülfe in Zeiten, wo die Arbeit ruht; er fühlt sich stets als Bürger, er wird nie Proletarier. Wenn auch mehrere Zweige der schweizer Industrie durch die Ereignisse von 1848 und 1849 sehr gelitten haben (besonders die Schnackwaarenfabrication in Genf und die Uhrmacherei in Neuchatel und in Bern), so fand dagegen die Fabrication von Seidenstoffen, welche größtentheils nach den Vereinigten Staaten ausgeführt werden, in der höchsten Blüthe.

Der größte Theil der politischen Führer der revolutionairen Bewegung seit 1841 ist zu einem Juste-milieu-Radikalismus, zu, selbst zu einem wahren Juste-milieu zurückgekommen. Keller von Aargau sagte jüngst in der Constituante seines Kantons: „Die Bedingung für jegliche republikanische Existenz ist die, sich gegenseitige Konzessionen zu machen, wie die Umstände sie erheischen.“ Der Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung“, des verbreitetsten Blattes der deutschen Schweiz, räth ohne Unterlaß, die politischen Dispute beiseitezulassen und sich mit den materiellen Verbesserungen zu beschäftigen. Wir sind weit davon entfernt, das Thrannolle dieser Tendenzen bestreiten zu wollen; aber wir erlauben uns, die halb bekehrten Radikalen daran zu erinnern, daß es nicht genügt, eine ungläubliche Vergangenheit zu vergessen, sondern daß man auch ihre Spuren verwischen muß. Der Bürgerkrieg hat nachträglich eine traurige Erbschaft auszuschmeissen und rigoristischer Maßregeln zurückgelassen. Es sind dies offene Wunden, die man baldmöglichst schließen muß. Man kragt sich ferner, ob die Partei der bekehrten Radikalen hinlängliche Garantieen bietet, um die Schweiz vor ähnlichen Krisen, wie die von 1847, zu bewahren. Die Vergangenheit spricht gegen sie. Glücklicherweise bemächtigt sich der konservative Liberalismus von Tag zu Tag mehr des Terrains, welches der Radikalismus, selbst der gemäßigte, verliert. Er hat in Bern triumphirt, er hat seine Prinzipien in Zürich proklamirt und zur Anwendung gebracht; für die innere Politik der Schweiz beginnt hiermit ein neuer Abschnitt, gleichsam eine Zeit der Regeneration. Machen wir uns indeß nicht zu große Illusionen; die Genesung eines vom Revolutionsfieber so fast mitgenommenen Kantons kann lange dauern. Vergessen wir auch nicht, daß die Schicksale der helvetischen Republik eng mit denen Frankreichs und Deutschlands verknüpft sind. Die inneren Kämpfe der Kantone sind zumeisten den europäischen Krisen vorangegangen: heute scheint Alles darauf hinzudeuten, daß die politische Bewegung Frankreichs und Deutschlands von Tage zu Tage mehr den öffentlichen Geist in den Thern regeln wird. Hoffen wir, daß dieser doppelte Einfluß, der so oft zum Bösen ausgeschlagen ist, endlich dem Guten zum Siege verhilft.

Spanien.

Lebensbeschreibungen der Königinnen von Spanien.

Seit der Thronbesteigung der Königin Victoria ist in England ein neuer Literaturzweig entstanden, der ausschließlich von schriftstellernden Damen bearbeitet wird und dem die Verherrlichung der Regententugenden des weiblichen Geschlechtes zum Thema dient. So hat Miß Strickland in einem bändereichen Werke das Leben und die Thaten der englischen Königinnen mit unerbittlicher Genauigkeit geschildert, eine andere Dame läßt die Biographieen sämmtlicher englischen Prinzessinnen von Cordelia und Goneril bis zu den neuesten Zeiten herab folgen, und eine schöne Amerikanerin hat, um ihren cisatlantischen Schwestern nichts nachzugeben, ein biographisches Werk veröffentlicht, in welchem sie, aus Mangel an Königinnen und Prinzessinnen, uns wenigstens die Frauen der amerikanischen Präsidenten und Feldherren vorführt. Zu demselben halb historischen, halb belletristischen Fache gehören die gegenwärtig unter den

Digitized by Google

Aufspüren der nicht unrühmlich bekannten Schriftstellerin Miß Jane Parboe erscheinenden Memoiren der Königinnen von Spanien, welche mit der Gothenzeit beginnen und mit Ihrer jetzt regierenden Majestät Isabella II. schließen.*)

Obgleich Spanien das ritterlichste Land der Christenheit war, hat man doch den Frauen dort nie zu viel Einfluß eingeräumt; dieser beginnt erst mit den Tagen seines Verfalls und namentlich unter der Dynastie Bourbon. Von seinen alten Königinnen, welche die romanhaften Namen Clodosinda, Egilona, Gundisola, Ammlina führten, ist so gut wie gar nichts bekannt, und wo dieselben später Jahrhunderten anlangt, so beschränkt sich die Geschichte darauf, und zu berichten, daß sie geboren, verheiratet, selten geliebt, oft vernachlässigt oder gar mißhandelt und endlich begraben wurden. Gleichwohl trifft man hier und da auf eine anziehende Episode, welche an die Begebenheiten erinnert, die den Stoff der alten spanischen Romanzen bilveten. Zu diesen gehört folgender Zug, der von Doña Runa, Gemahlin Don Sancho's, Königs von Navarra, erzählt wird:

„Als Don Sancho auszog, die Mauren zu bekriegen, empfahl er angelegentlichst der Sorgfalt seiner Gemahlin ein Jagdpferd, auf welches er großen Werth setzte. In diesen Tagen betrachteten die Spanier ihre Pferde, ihre Falken und ihre Waffen als ihr kostbarstes Eigenthum. Während der Abwesenheit des Königs hat Garcia, sein Erstgeborner, die Königin, ihm das Lieblingsroß seines Vaters zu leihen, und sie war auf dem Punkte, seine Bitte zu gewähren, als Pedro Sese, der Stallmeister des Königs, dagwischentrat und ihr vorstellte, wie sehr sie ihrem Gemahl dadurch aufbringen werde. Ueber die abschlägliche Antwort entrüstet, schrieb der Jüngling sogleich an seinen Vater und klagte Doña Runa an, daß sie verbrecherischen Umgang mit seinem Stallmeister pflege. Von einer so übereaschenden Kunde erschüttert, eilte der König an seinen Hof zurück. Obwohl die frühere Aufführung Doña Runa's diesen schändlichen Verdacht Lügen straste, so schien es doch anderentheils völlig unvendbar, daß ein Sohn eine solche Anklage gegen seine Mutter erheben könne, ohne durch die dringendsten Gründe dazu veranlaßt zu sepn. Der Bruder Garcia's, Ferdinand, bestätigte die Aussage zwar nicht, aber er stellte sie eben so wenig in Abrede, und seine Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen waren der Art, daß sie die Unruhe des Königs noch vermehrten. Die unglückliche Königin wurde daher in der Festung Najera gefangen gehalten, und die versammelten Granden faßten den Beschluß, daß, wie es zu jener Zeit Sitte war, ihre Schuld oder Unschuld durch einen Zweikampf entschieden werden solle, und daß, wenn ihr Kämpe besiegt werden oder kein Ritter sich melden würde, um ihre Sache zu vertheidigen, sie dem Tode verfallen sey. Die Aussichten zur Rettung Doña Runa's waren nur schwach; der hohe Rang ihres Anklägers schreckte diejenigen ab, die, von ihrer Unschuld überzeugt, ihr Leben freudig für sie aufgeopfert hätten; der verhängnißvolle Tag brach an, ohne daß sich der armen Verfolgten ein Hoffnungsstrahl zeigte. In dieser äußersten Noth, als ein grausamer und schmachvoller Tod unvermeidlich schien, trat ein Kämpe in die Schranken, um den von dem Berleumder hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. Der kühne Ritter, der aus Mitleid für die unglückliche Mutter, von ihrer Unschuld überzeugt oder von persönlichem Groll gegen den Ankläger beseelt, die Vertheidigung Runa's übernahm, war Don Ramiro, natürlicher Sohn des Königs und einer edlen Dame von Navarra. Wie auch dieser Kampf enden mochte, sein Ausgang mußte den König aufs tiefste betrüben; da sching sich ein durch seine Beredsamkeit und Frömmigkeit berühmter Mönch ins Mittel, um den Zweikampf zu verhindern. Von Entsetzen ergriffen bei dem Anblick zweier Brüder, die sich bewaffnet gegenüber standen, stieg er in die Schranken nieder und rührte durch seine Worte die Herzen Garcia's und Ferdinand's so tief, daß diese beiden Prinzen sich dem Könige zu Füßen warfen, ihr Verbrechen bekannten und die Unwahrheit der gegen ihre Mutter gerichteten Beschuldigung verkündeten. Nachdem er sie mit strengen Vorwürfen überhäuft hatte, überließ es Don Sancho der Königin, sie zu bestrafen, wozu er ihr unumschränkte Vollmacht gab. Doña Runa willigte auf die Fürbitte des Adels von Navarra ein, ihnen zu verzeihen, unter der Bedingung, daß der König ihren tapferen Vertheidiger zum Lehen von Arragonien erneune, da seine edle Handlung den Flecken seiner Geburt ausgelöscht habe."

Dieser Vorfall, der sich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ereignete, ist wahrscheinlich die Quelle der Anekdoten ähnlichen Inhalts gewesen, die man in verschiedenen englischen und vlaamischen Balladen findet.

Die Frage, welchen Taufnamen man einem Kinde geben solle, galt im Mittelalter für eine höchst wichtige, wie aus der Geschichte der Maria von Montpellier erhellt. Es ist jedoch zu bemerken, daß sie eine griechische Prinzessin war und vielleicht einen im Orient gangbaren Gebrauch beobachtete. „Im Jahr 1208", heißt es nämlich, „gab sie ihrem einzigen Sohne Jakob das Leben, welcher später den Beinamen des Eroberers erhielt. Da Maria den Wunsch hegte, ihm einen Schutzheiligen unter den Aposteln zu wählen, und zugleich fürchtete, die anderen zu beleidigen, wenn sie Einen unter ihnen vorziehe, so befahl sie, zwölf brennende Kerzen von gleicher Größe um die Wiege zu stellen. Jede Kerze trug den Namen eines Apostels, und da diejenige, welche dem kriegerischen Schutzpatron Spaniens geweiht war, am hellsten leuchtete und am längsten brannte, so wurde der Prinz mit dem Namen Santiago (Jakob) getauft."* — Jakob der Eroberer zeigte sich dieses hohen Schutzes würdig; von seinem elften bis zu seinem siebzigsten Jahre verlieh er fast nie das Schlachtfeld, zog mehr als dreißigmal gegen die Mauren und war außerdem in beständige Kämpfe entweder mit seinen Unterthanen oder mit seinen christlichen Nachbarn verwickelt.

In der Notiz über Costanza Manuel finden wir interessante Details über ihre berühmtere Nebenbuhlerin, die unglückliche Inez de Castro. In der Lebensgeschichte Blanka's von Bourbon spielt Maria Padilla, eine fast eben so bekannte Schönheit wie Inez, eine Hauptrolle. Die Chronikenschreiber berichten, daß die junge Königin, um die Liebe ihres Gatten zu fesseln, sich an eine jüdische Zauberin wandte, von der sie einen Gürtel erhielt, der dieselbe Kraft haben sollte, als die, welche die Fabel dem Cestus der Venus zuschrieb. Aber die Zauberin war von der Familie der Padilla gewonnen worden, und der um den Leib Blanka's befestigte Gürtel erschien dem Könige in der Gestalt einer furchtbaren Schlange.

In den Memoiren der Doña Maria von Arragonien haben wir die Episode von Don Alvaro de Luna, jenem berühmten Günstlinge, welcher durch die mit seiner Erhebung verknüpften Umstände und die lange Dauer seiner Macht zugleich an Wolsey und Richelieu erinnert und dessen tragisches Ende einen schlagenden Kontrast mit dem mehr als königlichen Glanz seiner Glanzperiode bildet. Er empfing den Hof auf seinen Gütern mit unerhörtem Pomp und gab mehr als einmal Turniere, an welchem hundert Ritter in Gegenwart des Königs theilnahmen. Die Verfasserin entwirft eine höchst graphische Schilderung der schwelgerischen Feste dieses Zeitalters, in denen sich der ausschweifendste Luxus während der kurzen Zwischenräume des Friedens entwickelte, die bald von allen Schrecken des Bürgerkrieges gefolgt wurden.

Der erste Band des beregten Werkes schließt mit Doña Juana von Portugal; der zweite wird eine Periode umfassen, für welche die Quellen reichlicher vorhanden sind und die mithin ein höheres Interesse besitzt. Ueberhaupt bietet die Geschichte von Spanien, in dieser Manier behandelt, viel Anziehendes dar, da man vielleicht in keiner anderen eine solche Fülle von originellen Charakteren und dramatischen Auftritten antrifft.

Mannigfaltiges.

— Die Times und ihre deutschen Leser. Professor Burn aus Hamburg, der sich jetzt in England befindet und dort der diesjährigen Generalversammlung der British Association in Birmingham beiwohnte, hatte daselbst Gelegenheit, sich öffentlich über das schmachvolle Verfahren auszusprechen, das die Times brobachte, so oft es sich um die politischen Angelegenheiten Deutschlands handle. Uebereinstimmend mit einem bereits früher von und im „Magazin" ausgesprochenen Gedanken, sagte Herr Burn in Birmingham unter Anderem, daß die Ideen und Aeußerungen der Times, wenn nur sie auf dem Kontinent als englische Ansichten dargestellt, die Engländer, denen man bisher den ehrenvollen Platz, welchen die Geschichte ihnen angewiesen, überall gegönnt habe, in den Augen Europa's erniedrigen würden und sie als den Schwerd der Civilisation und politischer Bildung müßten erscheinen lassen. — Inzwischen wissen diejenigen Deutschen, welche die englischen Zeitungsverhältnisse etwas genauer kennen, recht gut, was es für eine Bewandtniß mit den Berichterstattern der Times über die Politik des Auslandes hat. Diese haben in der City ihren Cours, wie ihre Bäreaux, welche letzteren mit dem großartigen Times-Office, unfern von der Blackfriars-Brücke, nicht zu verwechseln sind. Weil ihre Ansichten schiendar mit den konservativen Grundsätzen des kaufmännischen Publikums der Times übereinstimmen, nimmt dasselbe die Lucubrationen dieser Berichterstatter für baare Münze, ohne sich viel um die Verletzungen zu kümmern, die sowohl der ausländische Leser, als die Wahrheit dadurch erleidet. Das Times-Office selbst beruhigt sich aber bei jenen Betrachtungen ausländischer Politik um so mehr, als es mit denselben zugleich oft Neuigkeiten vom Kontinent erhält, die ihm auf anderen Wegen nicht so rasch zugehen. Nur die zahlreichen Abonnenten der Times in Deutschland sollten sich bei diesem schmachvollen Verfahren des Blattes nicht beruhigen und bei dem bevorstehenden Jahreswechsel eine andere, mit weniger beschränkten Berichterstattern versehene englische Zeitung sich kommen lassen.

— Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Diesen Titel, mit dem Beisatze: „ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Tyologie", führt ein so eben in deutscher Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) erschienenes Buch des englischen Geistlichen Francis William Newman.*) Der deutsche Uebersetzer, Herr Dr. Adolf Heimann, sagt auf dem Titelblatte, daß der Verfasser die deutsche Ausgabe mit Verbesserungen und Zusätzen bereichert habe. Diese sind auch in der That aus einzelnen Anmerkungen zu erkennen, worin der Verfasser seinen theologischen Standpunkt, den möglichen Angriffen der deutschen Wissenschaft gegenüber, zu rechtfertigen sucht. Wir hätten inveffen gewünscht, daß der in England lebende Uebersetzer, wenn auch nur in einem eigenen kurzen Vorworte, Einiges über die Person des Verfassers und über die Stellung, die derselbe zur englikanischen Kirche einnimmt, hinzugefügt hätte. Das Buch selbst, das auf einen positiveren Glauben, auf ein Einsehen der Seele mit Gott dringt, wobei nicht das anglikanische, sondern das Christenthum überhaupt zum Grunde gelegt ist, wird jedoch jedenfalls eine interessante Stelle für Alle sepn, die über einen so wichtigen Gegenstand, wie das Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer, stets neue Belehrung suchen.

*) Memoirs of the Queens of Spain, from the Conquest by the Goths to the Accession of Her present Majesty Isabella II. By Anita George. Edited, with introduction and notes, by J. Pardoe. London, 1830.

*) Ob dies der bekannte Publizist, der seitdem zur römischen Kirche übergetreten, vermögen wir nicht mit Sicherheit anzugeben. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 25 Silbergroschen vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Voß, Breitestraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Dienstag den 17. Dezember 1850.

Frankreich.

Der Schwindelgeist des Pariser Kleinhandels.

Nichts ist heutzutage häufiger, als die Klagen über die Unreellität der Kaufleute. Der Eine sagt: ich habe zu viel bezahlen müssen, der Andere: man hat mir einen unechten Stoff gegeben, ein Dritter: eine Waare, wie diese, kann nicht halten. Demnach lassen sich dem Handel folgende Hauptvorwürfe machen: 1) Unrechte Uebertheurung, 2) Täuschung des Käufers über die Natur der verkauften Waare, 3) Verkauf von Stoffen schlechter Qualität und geringer Haltbarkeit.

Diese verschiedenen Betrügereien im Handel dienen unter Anderem den Declamationen der Sozialisten zum Vorwande, um die Vernichtung der Gesellschaft und des Eigenthums zu verlangen. Die Utopisten merken aber nicht, daß solche Mängel unserer Civilisation gerade von den kommunistischen Beimischungen der Industrie herrühren. Die Arbeit bleibt in seiner Verknüpfung mit dem Arbeiter, der Ursprung wird zu leicht verdeckt und verfälscht, die Verantwortlichkeit für ihre Qualität zu leicht umgangen, kurz, überall ist die Waare anonym. Während auf der einen Seite eine mangelhafte Patentgesetzgebung Angriffe auf das immaterielle Eigenthum gestattet, überliefert auf der anderen das Fehlen der Fabrikmarken dasselbe schutzlos der allgemeinen und kommunistischen Plünderung.

Bei allen diesen Uebelständen übrigens ist das Publikum der erste Schuldige. Ihm vor Allem ist es zuzuschreiben, daß der Handel auf solche Abwege gerathen ist. Was ist das große Wort der Zeitalters? **Wohlfeile Waare!** Und sobald dieses Verlangen gestellt war, mußte ihm auch Folge gegeben werden. Da das Bedürfniß nach billigen Stoffen allgemein wurde, so mußte man baumwollene Kaschemirs, schlechtgefärbte Seide, dünnen Kattun verkaufen. Wer hat nicht schon Kaufleute aus der Provinz, wo die Haushaltungen noch einigen wirthschaftlichen Sinn haben, sagen hören: „das würden wir in Paris nicht verkaufen; es ist zu gut, zu schwer, zu theuer.“ Die Spezereiwaaren sind vollends sämmtlich verfälscht, und es würde hier schwer halten, zu bestehen und ehrlich zu bleiben. Der Kunde verlangt Olivenöl zu dem Preise des Mohnöls und würde sich im Nachbarladen versehen, wenn man ihn abwiese. Bei den Weinen verhält sich die Sache noch anders. Unser Geschmack ist so raffinirt geworden, daß wir die verfälschten Weine den natürlichen vorziehen, die für uns ohne Blume sind. Uebrigens wird diese Art von Luxus wenig geschätzt. Man reicht in Sälen, die mit fürstlicher Pracht ausgestattet sind, vergiftete gefährliche Getränke; der goldene Ausputz läßt alles Andere übersehen, wie in den Kaffeehäusern. So ist es denn auch mit dem Tuch, dem Leder, der Leinwand, den Möbeln und Kleidern; der Pariser braucht Billiges, das reich aussieht, Unechtes, das glänzt. Für wie viele Pariser Industrien aber macht die Mode diesen Mangel an Haltbarkeit nicht auch zur Nothwendigkeit! Die Unsolidität der Waare geht hier Hand in Hand mit der Unbeständigkeit der Mode, und am Ende wäre es gar nicht zu wünschen, daß so ein nichtiges Nichts, was nach drei Monaten aus der Mode kömmt, Jahre dauern sollte.

Betrübend aber ist es, daß diese Art von Billigkeit auch von den arbeitenden und selbst von den dürftigen Klassen gesucht wird, trotz der unwiderleglichen Wahrheit, daß nichts kostspieliger sey, als das Wohlfeile. Die wahre Wohlfeilheit hält sich in einer gewissen Mitte, die sich leicht näher bezeichnen läßt. Drei Stoffe z. B. erfüllen denselben Zweck; der eine hält fünf Jahre und kostet funfzehn Franken, der zweite hält vier Jahre und kostet zehn, der dritte hält ein Jahr und kostet fünf. Hieraus ergiebt sich, daß sie in einem Jahre auf drei, dreithalb und fünf Fr. zu stehen kommen, daß also der zweite Stoff der billigste, der dritte der theuerste ist. Aber solche Betrachtungen machen keinen Eindruck in unserer Zeit; ein Jeder trachtet nach Glanz und Luxus. Jede junge Dame will Sammet, Seide, Schmuck, zu welchem Preis immer, jeder junge Mann möchte für seine achtzehn Sous ein Diner von fünf Gängen, darunter wo möglich eine Portion Steinbutten und eine Wachtel — kurz, nichts ist volksthümlicher in Frankreich, als aristokratische Prunksucht. Um uns diesen Meinungen zu genügen, mußte man natürlich auf die Fabrication unechter Waaren verfallen, die zwar als das, was sie seyn sollen, spottwohlfeil, doch als das, was sie sind, unmäßig theuer verkauft werden.

Noch einen Grund giebt es, warum das Unrechte so beliebt ist. Er liegt darin, daß so viele Menschen von der Hand in den Mund leben und weder Ersparnisse machen können, noch Kredit haben. Schuhe z. B. zu 10 Fr. sind gut; zu 8 Fr. taugen sie nichts. Aber wie viele Frauen werden unter zehn Malen nennmal eher ein Fünffrankenstück als zwei ausgeben können, um sich welche anzuschaffen! Wenn nun bei Luxusgegenständen das Unechte im Schwunge ist, um wie viel mehr wird es in Gegenständen des unumgänglichen Bedürfnisses gesucht seyn.

Die öffentlichen Anpreisungen sind eines von den unfehlbaren Mitteln, diesen anerzogenen oder durch die Notwendigkeit gebotenen Sinn des Publikums für das Unsolide auszubeuten. Die Zeitungsannoncen sind das Arkanum, das alle Charlatanerieen, so unsinnig und betrügerisch sie seyn mögen, in Schwung bringt; denn täuschen sie von tausend Lesern nur Einen, so machen sie sich gut bezahlt. Wer in Frankreich gewesen ist, der kennt den Namen jenes Quacksalbers, der nun schon Jahre lang Paris wie die Provinz, die Städte wie die Landstraßen mit seinen Plakaten bedeckt und sich damit gut und gern die mehreren hunderttausend Franken wieder einbringt, die sie ihn jährlich kosten. Nach solchen Beispielen darf man sich denn auch nicht wundern, wenn Tausende von Schwindeleien, wenn kalifornische Gesellschaften, Wunderdümgmittel u. dgl. Glück machen. Eine jede Narrheit findet ihre Gläubigen, die sie bewundern und bezahlen.

Eine andere Spiegelfechterei, von der sich die Unzahl der Dummen fangen läßt, sind die sogenannten Ausverkäufe (wegen Todesfalls, Bankerotts u. s. w.), bei denen das Publikum durch das Versprechen eines unerhörten Rabatts gelockt wird, so z. B. wenn mehrere Tausend Stück Waare um die Hälfte des gewöhnlichen Ladenpreises ausgeboten werden. Der Käufer überlegt, daß bei dem geringen Nutzen, den der Waarenhandel heutzutage abwirft, eine weit geringere Preisermäßigung, wenn sie nicht Schein ist, jener Waare augenblicklich einen Engrosküufer verschaffen müßte, so daß sie nicht in den Detail-Absatz noch erspart würden. Ein solches Haus kann nur unter ganz bestimmten Umständen oder beim Engros-Verkauf einen Rabatt bewilligen, und es geschieht sehr oft, daß Kaufleute die Reste von Zollten an sich bringen, um die Preise nicht herabsetzen zu lassen. Das verblendete Publikum läßt sich auch in dieser Beziehung nicht täuschen und geht vorzugsweise in diejenigen Magazine, die feste Preise haben. Mit Ausnahme einiger Gegenstände, die nur einen conventionellen Werth haben, weil sie ganz und gar der Mode unterworfen sind, sollten feste Preise die allgemeine Regel seyn.

Gewisse Fabrikanten liefern zwar schlechte Waare, aber keiner thut es aus eigenem Willen oder zu eigenem Nutzen. Die Detailisten sind nur sie allein sind es, die sich der Einführung von Fabrikzeichen widersetzen, damit sie durch falsche Etiketten den Käufer täuschen können. Der Fabrikant hat kein Interesse dabei, schlechtes Fabrikat zu liefern, da er den Kaufmann nicht täuschen und bei schlechter Waare nicht mehr gewinnen kann, als bei guter. Der Detailist dagegen kann auf zweierlei Weise Profit haben, entweder indem er sehr billig verkauft und seine Kundschaft ausbeutet, oder indem er theurer verkauft und sowohl den Käufer täuscht, als dem Fabrikanten die Gelegenheit raubt, sein gutes Fabrikat abzusetzen. Man sieht demnach, daß der Letztere von den Mißbräuchen in der Handelswelt keinen Vortheil hat, sondern vielmehr die Abstellung derselben wünschen muß.

Noch giebt es viele andere Mittel, das leichtsinnige Publikum zu verblüffen. Eines der unwiderstehlichsten ist die Anordnung der Waaren in den Schaufenstern. Dies ist eine Kunst, in welcher Paris unübertroffen ist. Die Pracht und die Wohlfeilheit der ausgestellten Proben ziehen gleichermeise den Blick auf sich, und ist die Billigkeit auch wirklich unleugbar, so bedenke man, daß es Häuser giebt, die gern an einem Gegenstand 25 pCt. verlieren, um dafür bei hundert anderen Artikeln den Käufer zu bestehlen und ihm hundert pCt. Gewinn abzunehmen. Hierzu zähle man noch die hundert Schaulehren und goldenen Worte, deren Zweck das Publikum, es sey misstrauisch oder einfältig, am Ende immer wird, und man wird gestehen, daß bei größerer Cheltchkeit im Kleinhandel Konsument, Fabrikant und der reelle Kaufmann unendlich gewinnen würden.

Eine Umwälzung in den Verkehrsverhältnissen hat dazu gedient, dem Schwindelgeschäfte eine Ausbreitung ins Unendliche zu geben. Die rasche Verbindung mit den Provinzen macht, daß Paris an ganz Frankreich verkauft, wenigstens in einem unermeßlichen Umkreise. Für Alles, wobei Mode, Geschmack und Erfindung in Betracht kommen, sind die Magazine in der Provinz in völligen Mißkredit gekommen; sie gehen zu Grunde an dem traurigen Wechselverhältniß, daß sie eine schlechte Auswahl haben, weil man nicht bei ihnen kauft, und wiederum Niemand, als nur im äußersten Nothfalle, zu ihnen kömmt, weil sie eine schlechte Auswahl haben. Ihn zu erholen, setzen sie nun ihre Ladenhüter zu hohen Preisen an, und Paris wiederum, das nur mit wandernden Käufern zu thun hat, stellt sich preise und Willkür. Wenigen Läden liegt daran, Gelegenheitskäufer durch gewissenhafte Preise an sich zu

Digitized by Google

fesseln; man sieht in ihnen nur Fremde, die sich prellen lassen. Von Häusern, die eine allseits anerkannte Realität hätten, hört man nicht mehr; der Zufall, die Pracht des Schaufensters, die bequeme Nähe, die Zeitungsannoncen ziehen die Menge an. Man verkauft so theurer, wie möglich, und kümmert sich nicht, ob der Kunde wiederkömmt oder nicht. Selbst in Betreff der kaufenden Bedürfnisse hält sich der Pariser selten an einen und denselben Laden. Zu voll von seinen eigenen Geschäften, läßt er sich allerwärts betrügen und versteht weder zu handeln, noch einen Betrug zu erkennen. Er prellt und wird geprellt.

Man sieht demnach, daß bei all diesen Mißbräuchen das Publikum der erste Schuldige ist. Zunächst also wäre nöthig, daß dasselbe seine Gewohnheiten ändere. Das Publikum wird betrogen, weil es nicht versteht, wie man ein-kaufen soll; mindestens müßte es nun den Willen haben, sich nicht betrügen zu lassen. Paris könnte voller Polizei seyn, trotzdem würden sich, wenn ein Jeder seinen Geldschrank öffnen ließe, eine Menge Spitzbuben zeigen.

Was nun die Durchschnittssumme des Verdienstes betrifft, den die Kaufleute haben, so ist trotz aller thörichten Redensarten über diesen Gegenstand klar, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen den Emolumenten anderer Gewerbe entspricht. Die Phatasiertier haben einen Monat Bücher gegen die Heuchelei des Handels geschrieben und eine epicerie véridique gegründet, die sich alle die hundert Spezereiwaaren direkt, ohne Zwischenhändler, kommen ließ. Man bildete sich zugleich ein, hier die Kosten des Kleinverkaufs zu sparen, indessen hatte man, statt dem Händler durch Aufschlag auf die Waaren seine Mühe zu vergüten, einen Verwalter baar zu besolden.

Freilich verkaufen die Detaillisten zuweilen sehr theuer; aber wie sollte es anders seyn? Muß er nicht das, was ihm liegen bleibt, den Verlust an Zeit, den Kredit, den er zu geben genöthigt ist, mitberechnen? Im Uebrigen ist der Handel eine Industrie, wie jede andere, und die Fabrikanten, welche die ersten Opfer der kaufmännischen Schwindeleien sind, werden sich nur Glück wünschen können, wenn derselbe seine Betriebskosten verringert. Sie müssen doppelt dabei gewinnen. Einmal leben sie billiger, und dann setzen sie mehr ab. Die Errichtung großer Magazine, in denen nothwendigerweise die Betriebskosten geringer sind, kann in diesem Sinne als ein Fortschritt angesehen werden. Aber die nie zufriedenen Sozialisten beklamiren gegen die „Oberlehnherrlichkeit" der großen Läden, wie gegen den „Wucher" der kleinen. Gleichwohl sind die Associationen, die seit zwei Jahren sich gebildet haben, auf keine andere Weise verfahren; sie suchten durch die Menge der Geschäfte die Kosten zu verringern und durch größere Billigkeit die größere Kundschaft heranzuziehen, verschwänden übrigens auch keines von den gangbaren Lockmitteln. Nur diejenigen Associationen können gedeihen, die sehr kleiner Beiträge zum Betriebskapitale bedürfen und die zugleich alle demokratische Anarchie in ihrer Einrichtung vermeiden, sondern vielmehr nach dem Muster civilisirter Geschäfte so organisirt sind, wie möglich organisirt sind.

Welche Zukunft liegt dem Handel bevor? Es ist zu hoffen, daß er mehr und mehr dahin führen werde, dem großen Publikum die Waaren zugänglicher zu machen. Die möglichste Wohlfeilheit und die volle Realität müssen die Oerter werden, aus denen er seinen Gewinn herleitet. Paris wird ohne Zweifel mehr und mehr der Mittelpunkt des Waaren-Austauschs werden; die Theure des Miethzinsfes kann hier nicht in Betracht kommen; denn was liegt daran, jehnmal so viel Miethe zu zahlen, wenn man hundertmal so viel absetzt? Dagegen werden die Fabriken sich allmälig nach der Provinz in die Nähe der Eisenbahnlinien ziehen, denn ihnen am meisten thut die Billigkeit der Nahrungsmittel, der Miethe u. s. w. noth.

Wenn nun der Kleinhandel an Realität gewinnen soll, so sind folgende Maßregeln erforderlich. Man muß Fabrikzeichen einführen und besonders die exportirten Waaren will äußerster Strenge kontrolliren, denn die Betrügereien waren es, die dem auswärtigen Handel Fraukreichs vorzüglich geschadet haben. Aber die Strafen dürften nicht illusorisch seyn. Wer verfälscht und betrügt, dessen Name muß veröffentlicht werden. Ein betrügerischer Weinhändler z. B. kann nicht länger die Gesetze verhöhnen und das Volk ausbeuten, wenn die öffentliche Brandmarkung seinen Handel zugrunderichtet. Die Behörde selbst braucht sich nicht einmal hineinzumischen. Es giebt so viele geschickte praktische Chemiker; mögen dieselben unabhängige und unparteiische Büreaud zur Waarenprüfung errichten. Der Käufer, dem eine Waare verdächtig ist, kann dort, ohne Angabe der Quelle, eine Probe untersuchen lassen. Die Ausſprüche der verschiedenen Büreaud werden, zusammengehalten, die Wahrheit herausstellen, und überdies wird kein Büreau Geschäfte machen, wenn es nicht die strengste Gewissenhaftigkeit beobachtet. Die Kosten der Analyse können meistens nur sehr unbedeutend seyn.

Ferner müßte das Publikum lernen, wie und wo es kaufen soll. Ein industrielles Blatt wäre zu gründen, das sich, im Gegensatz zur heutigen Presse, die Aufgabe stellte, nur die Wahrheit zu sagen. Dieses Blatt müßte alle Monat erscheinen, die tausend neuen kleinen Erfindungen der Industrie unparteiisch beurtheilen und zum Kaufe oder davon abrathen, faßliche und leicht ausführbare Anweisungen zur Erkennung der Fälschungen geben, und in seinen Annoncen, die für jede Stadt, in die es versendet wird, verschieden wären, die reellen Läden empfehlen. Ein solches Journal wäre ein verdienstliches Werk und würde sicher gut rentiren, so lange es ehrlich bleibt. (M. L.)

Eine Sonate von Beethoven.

(Fortsetzung.)

Obgleich Beethoven in jenem zarten Alter stand, in welchem Gefühle dieser Art gewöhnlich noch zu schlummern pflegen, empfand er doch den lebhaftesten Schmerz über diesen Verrath, wie er es nannte, an seiner ersten Liebe, und weder die Jahre, noch sein mehr und mehr wachsender Ruhm, selbst nicht neue und verstärkter Liebesschmerz, vermochten das Bild dieses liebenswürdigen jungen Mädchens, das zuerst in seiner Seele gelebt, derkannt zu verwischen. Gewiß ist die Liebe die Quelle aller Poesie und moralischen Größe, und was die unter dem großen Haufen der Künstler und schöpferischen Menschen Hervorragenden besonders auszeichnet, ist ein von ihr erfülltes, immer jungres Herz, das, wie der Phönix aus seiner eigenen Asche, stets wieder neu ersteht. Wahrhafte Dichter und Künstler haben selten weder eine Kindheit, noch ein Alter des Greifes, ihre Seele öffnet sich, wie ein Blumenkelch den ersten Strahlen der Frühlingssonne, und nur im Tode erstarrt die Gefühlswärme, die sie sich aufbewahrt haben; Michel Angelo liebte bis zu seinem achtzigsten Jahre eine Frau, die nie die Seine ward; Goethe empfing saft am Ende seiner langen Laufbahn die Huldigung eines sechzehnjährigen Herzens, und wie ein vergänglicher Schmetterling in einem Bernsteintropfen verewigt erscheint, so wird dieses junge Mädchen ihre Unsterblichkeit dem Beifehuß verdanken, mit welchem der erhabene Sänger Margarethe's ihre jungfräuliche Stirn berührte. Alfieri, Byron, Canova, sie Alle haben einstimmig bekannt, daß das Andenken an ihre erste, in der Kindheit gefaßte Liebe alle Widerwärtigkeiten des Schicksals verschönend überstrahlt habe. Das größte Wunder einer seelbeiligen, beständigen und tiefen Liebe bietet und die Geschichte in Dante; der Sänger der „divina Comedia" ward schon in seinem neunten Jahre von diesem Gefühl ergriffen, welches über sein Schicksal entscheiden und zur Grundlage eines der herrlichsten Werke des menschlichen Geistes werden sollte.

Beethoven, dessen düsteres Genie so viel Aehnlichkeit mit dem des ersten italiänischen Dichters hatte, verließ Bonn 1792, um in Wien, dem damaligen Culminationspunkte aller musikalischen Entwickelungen und besonders der Instrumentalmusik, seine Studien zu vollenden. Schon den Winter des Jahres 1786 — 1787 hatte er in dieser Hauptstadt Oesterreichs verlebt und dort das Glück gehabt, Mozart's Bekanntschaft zu machen; als dieser einst den jungen Beethoven zu einem Thema, das er ihm gegeben, die schönsten Variationen improvisiren hörte, sagte er zu den anwesenden Personen: „Von diesem jungen Manne wird man dereinst noch viel Rühmliches hören", — und er hatte ihm richtig prophezeit. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren hatten Beethoven's Produkte sich noch auf Weniges beschränkt, kleine Lieder, Kantaten und einige Compositionen für das Pianoforte, in denen Mozart's Manier vorherrschend war und nur einzelne Strahlen seinen eigenen noch halb schlummernden Genius verriethen: dies war alles bisher ihm Bekanntgewordene. In Wien wurde er im Hause des Doktors von Swieten, Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, mit großer Güte und Freundlichkeit aufgenommen; bei Swieten, der selbst ein großer Freund und Beförderer der Musik war, machte auf seinem Hause eine Art Akademie und verkammelte darin dreimal wöchentlich die ganze Elite der Musikliebhaber und Künstler; dort kamen die Meisterstücke dieser Kunst zur Ausführung, und Beethoven ward auf diese Weise innig vertraut mit den Compositionen eines Bach, Händel, Haydn und Mozart; auch die Schule italiänischer Meister, bis zu Palestrina hinaufreichend, war davon nicht ausgeschlossen.

In dieser Zeit etwa machte Beethoven die Bekanntschaft des Fürsten Lichnowsky, den Mozart ergojen hatte, und seiner Gemahlin, einer Tochter des Grafen Thun, welcher den Schöpfer des „Don Juan" und des „Figaro" bei seiner ersten Anwesenheit in Prag im Jahre 1786 gastlich aufgenommen hatte; in dem fürstlich Lichnowskyschen Hause fand der junge Beethoven dieselbe liebevolle Theilnahme und Zärtorge, die ihm in der Familie Bröning zu Theil geworden war, wieder. Man behandelte ihn ganz wie ein jugendliches Talent, das der Sorgfalt und der wohlwollenden Rathſchläge so sehr bedarf. Ein Quartett der berühmtesten Künstler, die es damals in Wien gab, stellte sich ganz zur Verfügung des jungen Musikers, um seine sich nach und nach hervorbewegenden Compositionen auszuführen. Die praktische Anleitung dieser tüchtigen und sachverständigen Menschen waren ihm von großem Nutzen, er lernte durch sie die Natur und den Mechanismus jedes Instrumentes kennen. Auch Haydn und Albrechtsberger, der gelehrte und strenge Lehrer des Generalbasses, ertheilten ihm ihren guten Rath, doch es scheint, daß diese beide ihm nicht zum Vorbilde wurden, denn sein Genie war mehr ein aus sich selbst frei hervorgehendes, als ein gebildig und sanft sich anschmiegendes, und so erkannte er weder dem strengen und etwas schroffen Albrechtsberger, noch dem Schöpfer der Jahreszeiten die Meisterschaft zu, dagegen hat er noch in seinen letzten Lebenstagen seinen Freunden oft gesagt, daß Schenk, der liebenswürdige Komponist einer bekannten komischen Oper: „Der Dorfbarbier", den größten Einfluß, in Bezug auf das materielle Beefahren beim Komponiren, auf ihn ausgeübt habe und er sich ihm dafür sehr verpflichtet fühle.

Die französische Revolution verwüstete, indem sie ihre eigene Verwirrung auf die Außenwelt übertrug, das ganze Deutschland und besonders alle die reigenden Fürstenſitze, die die Ufer des Rheins zu einem so bezaubernden Aufenthalt machten. Der Kurfürst von Köln, Marimilian von Oesterreich, der Sohn Maria Theresia's, war, wenngleich Priester, ein edler ritterlicher Fürst und sein Hof ein Sammelplatz schöner Künste und geistiger Genüsse; als Beschützer des wahren Verdienstes hatte er das aufkeimende Talent des jungen Beethoven richtig gewürdigt, ihn zum Organisten in seiner Kapelle ernannt und ihm eine Pension zur Vollendung seiner Studien in Wien bewilligt; der Sturz des Kurfürsten hatte für Beethoven den Verlust aller dieser Vortheile zur Folge und bestimmte ihn für immer in Wien zu bleiben, um sich dort Mittel zu seiner ferneren Existenz zu verschaffen. Doet wurde er bald von zweien seiner Brüder aufgesucht, deren unangenehme Verhältnisse für ihn zu einer Quelle von Widerwärtigkeiten wurden, die sein ganzes Leben vergiftekten.

Digitized by Google

Im Anfange dieses Jahrhunderts, als Beethoven in der Blüthe seines Alters und seiner Thätigkeit stand, betraf ihn das herbste Mißgeschick, das es für einen Musiker geben kann, er verlor sein Gehör; er hatte den Anfang dieses Uebels schon seit 1796 empfunden, und durch die Rathschläge unerfahrener Aerzte nahm es mit den Jahren zu und wurde unheilbar. Man denke sich einen Komponisten wie ihn, dessen großartiges Genie eine neue Aera in der Kunst erschaffen, und der dazu verurtheilt ist, nie die Klänge zu hören, die eine jetzige und zukünftige Welt bejauchzen müssen! einen Dichter, erhaben wie Homer, Dante, Michel Angelo oder Shakespeare, auf dessen Wink ein frenhafter Bund emporsteigt, den er mit den köstlichsten Mysterien auffüllt, und den selbst zu betreten ihm versagt ist! Ich, gewiß begreifen Sie die Verzweiflung, die sich dieser armen Seele bemächtigte; ich kenne Gebrechens schämend, das er weder verbergen konnte, noch eingestehen mochte, floh er die Gesellschaft der Menschen, und da er sich auf diese Weise jeden Verkehr mit der Außenwelt versagte, zog er sich um so mehr in sich selbst zurück, der einzigen ihm vernehmlichen Stimme, der Stimme des ihm innewohnenden Genius lauschend, dieser Stimme, die Sokrates tröstete und welche jeder im Geiste Devorzugte in sich trägt. In einem Testament, das Beethoven im Jahre 1802 gemacht hatte, und dessen Entwurf man nach seinem Tode fand, standen folgende Worte: „Ihr, die Ihr mich für einen Bösewicht, Narren oder Menschenfeind haltet, Ihr verkennt und beleidigt mich, weil Euch die Ursache, die meine Handlungen leitet, fremd ist! Mein Herz und mein Geist sind für das Verständniß fäher Lebenserfreuen geschaffen, und ein schrecklicher, durch die Unwissenheit der Aerzte unheilbar gewordenes Gebrechen verbannt mich von der Welt und aus der Nähe der Menschen, die ich doch so innig liebe! vom Himmel mit einem warmen Herzen und einer nur zu regen Phantasie begabt, bin ich verdammt, wie ein Ausgestoßener zu leben! O, wie viel bitterer Gedanken haben mich in dieser tiefen Einsamkeit durchirrt, wie oft beschlich mich der Gedanke, mein so trauriges Dasein selbst zu enden, hätte nicht die Kunst, die unsterbliche Göttin, dieses Verbrechen verhindert! Sie ließ mich eine unverbrüge Zeitheit in dem Wunsche sehen, die Welt zu verlassen, ohne das Geräumte, zu Schaffende erreicht zu haben. O Du Allgütiger, der Du in mein tiefstes Innere siehst, Du weißt, ob Haß und Neid jemals Eingang darin gefunden! und Ihr, die Ihr diese Worte lest, bedenkt, daß Derjenige, der so geschrieben, Alles aufbot, um sich der Achtung seiner Nebenmenschen würdig zu machen!"

Glaubt man nicht ein Blatt aus Rousseau's Schriften vor sich zu haben, und zwar die Stelle, in welcher der Verfasser der neuen Heloise in seinen einsamen Träumen die Leuer ausspricht, welche seine Seele bei dem Herannahen der letzten Stunde erfüllt? Worum hatte Rousseau nicht den starken Glauben Beethoven's, er hätte dann nicht die herzzerreißenden Worte ausgesprochen: „Eine entnervende Schwäche verzehrt alle meine Kräfte, der Geist des Lebens erlischt allmälig in mir, nur mit Mühe tritt meine Seele aus der sie eng umschließenden Hülle, und ohne die Hoffnung auf ein besseres Seyn, dem ich zustrebe, weiß ich mich dazu berechtigt fühle, würde ich nur noch als Erinnerung leben; wenn ich den Wunsch hegte, mich selbst zu beurtheilen, so müßte ich mehrere Jahre zurückgehen, um zu dem Zeitpunkt zu gelangen, wo ich erkannt hatte, daß es pienieren keine Befriedigung von außen für mich gäbe und ich nur in meinem eigenen Herzen das finden könne, dessen ich bedurfte." — Beethoven, viel, viel unglücklicher als Rousseau und dem der selbstgewählten Einsamkeit faß erlegend, hat dennoch nicht verzweifelt, sein Genius hielt ihn mit starker Hand am Rande des Abgrundes aufrecht, ihm zurufend: geh und raste nicht, und erfülle Dein Schicksal! Das hat er treulich gethan, er kämpfte mit physischem Leiden, mit häuslichem Kummer, gegen den Neid böser Menschen und gegen innere Unvollkommenheiten, und so durch die Welt schreitend, hat er wenigstens eine unsterbliche, nicht vergängliche Spur zurückgelassen.

Beethoven lebte fast immer in Wien oder in der Umgebung dieser malerisch gelegenen Stadt; im Jahre 1809 traten drei erlauchte Kunstfreunde, der Erzherzog Rudolph und die Fürsten Kinsky und Lobkowitz, zusammen, um zu verbinden, daß ein so auerkannter Künstler Osterreich verlasse, um Kapellmeister am Hofe Jerôme Bonaparte's, Königs von Westfalen, zu werden, sie setzten ihm eine Pension von 4000 Gulden aus, doch wurde ihm diese nicht allzu pünktlich ausgezahlt. Im Jahre 1810 lernte er die Frau Bettina v. Arnim kennen, welche ihn mit Goethe, dem er die lebhafteste Bewunderung zollte, in Berührung brachte; das erste Zusammentreffen dieser beiden großen Dichter fand in Teplitz, im Sommer des Jahres 1812, statt. In einem Briefe an Bettina erzählt Beethoven eine sehr pikante Anekdote von Goethe, welcher, ihn wenig zu sehr für den Verfasser des Faust, den Hofmann bilden ließ und dadurch dem schlichten Musiker, welcher sich ihm Bewußtseyn seines Werthes nie vor den Menschen demüthigte, etwas lächerlich erschienen war, „denn", sagte er, „Könige und Fürsten können wohl Geheimeräthe und Titel jeder Art schaffen, aber geniale Menschen sind Gottes Werk."

Im Jahre 1816 hatte Beethoven einen langwierigen Prozeß gegen seine Schwägerin, die Frau seines ein Jahr zuvor gestorbenen älteren Bruders, zu bestehen; er betraf die gerichtliche Zuerkennung der Vormundschaft über einen Neffen, dessen unwürdiger Lebenswandel noch zur Qual seiner letzten Jahre ward. Während des Wiener Kongresses nahmen sich die verbündeten Fürsten seiner mit der größten Theilnahme an, und nach einer langen Krankheit, verzehrt von häuslichem Verdrusse und von dem Schmerz, daß die öffentliche Gunst sich von ihm ganz auf Rossini übertrug, starb er zu Wien am 26. März 1827 in dem Alter von 56 Jahren 3 Monaten und 9 Tagen. Beethoven war von ziemlich großer Statur, die an Händel und Jomelli erinnerte, sein mächtig großer Kopf, sein stark verwilderter Haarwuchs, seine hohe gewölbte Stirn, seine dichten fahlen Augenbrauen, unter denen der Herrscherblick hervorleuchtete, die wie bei Gluck sehr scharf markirten Züge, kurz, Alles an ihm verkündete Leidenschaftlichkeit, Heftigkeit und Ungestüm, es lag in ihm etwas von Mirabeau und Danton.

Ungeachtet des Gebrechens, welches die Fürsorge einer Frau für Beethoven um so mehr wünschen ließ, hatte er sich nie verheirate. Er schetete ein Band, das seinen begeisterten Flug hemmen und begränzen könnte, außerdem liebte er die Launen des Zufalls, und sein Herz sowohl, als seine Phantasie ständen sich gegen den Gedanken an ein ihnen auferliges gesetzliches Joch; überdies hatte sein nervös gereiztes Temperament, seine oft so herbe Laune und jene unerklärliche Schwermuth, die gewöhnlich den höher begabten Menschen eigen ist, weil sie, wie Aristoteles sagt, sehr daß erkannt haben, das dieses Leben nur ein Traumspiel sey, — all dieses Harte und Unebene seines Charakters hätte, um es zu ertragen, eines sehr zarten Herzens, von Liebe für ihn erfüllt, bedurft. — Nur in der Stille erzeugen sich große Gedanken und Dinge, das Gerüusch der Menge verscheucht sie aus dem Kopfe und Herzen des Dichters, gleichwie sich der Schwarm der Vögel vor dem herannahenden Fuße des Wanderers erschreut; Beethoven liebte die Waldeinsamkeit vor Allem, mit Entzücken athmete er ihre berauschenden Düfte, lauschte er ihrem heimlichen Gesumme und wurde nie müde der Wahrnehmungen, die er auf diese Weise machte; drei Viertel seines Lebens brachte er in den lachenden Dorfschaften Baden und Hetzendorf zu, welche den Wald der kaiserlichen Residenz Schönbrunn begränzen; im Schatten dieses schönen Waldes schuf er im Jahre 1800 das Oratorium „Christus am Oelberge", und 1805 die Oper „Fidelio." Beethoven kannte die größten Dichter aller Länder; Homer, Goethe, Schiller und besonders Shakespeare las er oft und gern; er arbeitete viel und nahm oft die Stunden der Nacht dabei zur Hülfe; die Gedanken kamen ihm nicht fruchtbein schnell, sondern arbeiteten sich langsam durch, seine Manuskripte geben Zeugniß von diesem Tasten und Ringen zum Lichte. „Fidelio" z. B. ist ein solches Werk, er hat es dreimal ganz und gar umgearbeitet, bis es ihm genügte. Die Grundzüge seines Charakters finden sich in seinem Genie wieder: es ist Stolz und Liebe zur Unabhängigkeit; er nahm nie einen Orden oder Titel an, er liebte die Freiheit und die Kolgen Herzen und starb im festen Glauben an Gott und an ein besseres Leben.

Die Werke Beethoven's gehören zu den größten in der Musik, und in Bezug auf Vielseitigkeit und Großartigkeit der Form kann man sie denen von Michel Angelo und Shakespeare zur Seite stellen; er hat freed fach bearbeitet und für alle Instrumente geschrieben, vom einfachen Lied bis zur Oper, vom simplen Flötensolo bis zur Symphonie, in der sich Alles, was Ausdruck und Geist in der Musik heißt, zu einem einzigen Tableau vereinigt. Dennoch, wie viel Schönes auch „Fidelio", „Christus am Oelberge", die große Messe in D-dur, die Kantaten und diese köstliche Ballade „Meeresstille" sein, so vortrefflich sind, enthalten mögen, bleibt Beethoven stets hinter Mozart und sogar hinter Weber in der Vokalmusik und im lyrischen Drama zurück, fein rastloser Eifer und seine unerschöpfliche Phantasie ließ ihn die Gränzen überschreiten, die der menschlichen Stimme gesteckt sind, und forderte von ihr Unmögliches. Sowohl in seinen Symphonieen mit Chor, als in den Kantaten und in „Fidelio", finden sich unausführbare Passagen und Noten, welches man wohl zum Theil seiner Taubheit zuschreiben muß. Als einst das Oratorium „Christus am Oelberge" unter seiner Direction probirt ward, ereignete sich ein komischer Vorfall: Mlle. Sonntag sollte die Soli im Sopran und Mlle. Unger die im Alt singen, doch Beide konnten mit aller Anstrengung nicht die äußersten Noten der Höhe und Tiefe erreichen und baten den Komponisten, dies zu ändern. „O nein", versetzte er, „ich bitte Sie, es genau zu singen, wie es vorgeschrieben ist; ich gebe zu, daß meine Musik nicht so leicht zu singen ist, wie die der Herren Italiäner, aber ich wünsche, daß sie ganz so ausgeführt werde, wie ich es vorgeschrieben." — „Aber wenn dies unmöglich ist, Herr Direktor?!" — „Wenn! wenn!" antwortete er und schüttelte den Kopf. — „Sie sind der Tyrann der armen Sängerinnen!" rief Mlle. Unger lebhaft aus, und die beiden liebenswürdigen Künstlerinnen verstanden sich augenblicklich nach Schwimmart, sie transponirten, ohne dessen weiter Erwähnung zu thun, die in Rede stehenden Passagen, ohne daß Beethoven das Geringste davon merkte.

In der Instrumentalmusik erglänzt Beethoven's Genie am hellsten; da erst, imitiren all der Instrumente, die er beherrscht und lenkt, entfaltet sich die Vielseitigkeit seines Wesens, er ist zugleich lyrischer Dichter und frommer Schwärmer, er zeigt zugleich düstere und entzündende Phantasieen. Die Sonate, das Konzert, das Trio, das Quatuor, alle diese Poesie in Tönen, welche Bach, Haydn und Mozart so klar und bestimmt hingestellt hätten, gewann durch Beethoven ein neues Ansehen, er schöpfte dieses Alles durch einen großen Nahmen ein und schuf daraus Zwölfdungen, in denen die glühendste Phantasie sich mit dem Schrei des Schmerzes und dramatischen Aeußerungen eint. Man hört und fühlt es dieser Musik an, daß sie unter dem Einfluß des wahrhaften Gefühls entstanden, es sind dies wirkliche Dramen, in denen sich die Leidenschaften mitten durch die sie umhüllenden fälleneichen Gedanken hindurch entwickeln, und man findet darin alle Entzündungen treu wiedergegeben, vom einfachsten Rezitativ bis zum pathetischen Ausbruch der Verzweiflung. Auch beziehe sich jedes seiner Werke auf eine Episode aus seinem Leben, welche er dadurch gleichsam zu verewigen strebte, so soll z. B. die Sinfonia eroica, im Jahre 1804 herausgegeben, den Ruhm Napoleon's, in welchem Beethoven, so wie ganz Europa, den Genius der Freiheit sah, verherrlichen, und zwar hatte der General Bernadotte, Gesandter der französischen Republik am Hofe zu Wien, ihn den ersten Impuls zu diesem Werken, aber herrlichen Tongemälde gegeben. Das Quatuor Opus 12, in welchem sich ein rührend schönes Adagio befindet, wurde von ihm im Frühling des Jahres 1825 nach einer langen Krankheit verfaßt und zur Erinnerung daran mit den Worten versehen: Convene di ringraziamento in modo lirico, offerta alla Divinità da un guarito.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

England.

Punchiana.

Was sich neckt, das liebt sich.

Das alte Sprüchwort mag wohl auch von Punch und seinem lieben Lord Henry (Brougham) gelten. Seit jener diesem schmunzelnd die Worte zurief (s. Punchiana 42 in Nr. 100 d. Mag.):

> Thou to behave in prettier
> Than being, even in fun,
> Rude to a foreign Minister,
> Or rude to any one —

ist vielfach neuer Anlaß zu Neckereien gekommen. Der edle Peer wird nun wirklich im nächsten April nach Amerika gehen. Es ist aber ein Gefühl von Achtung vor der großen Ausstellung von 1851, was ihn zu diesem Entschlusse bestimmt und ihn zu sich selbst sagen läßt: „Es ist nicht Raum für uns Zwei." Im Bilde (Nr. 485) ist er schon unterwegs, wie er nämlich als die berühmte Seeschlange durch das Atlantikum schwimmt und von der Yacht „Toby", Captain Punch, beobachtet wird. Besagter Captain, das Fernrohr unter dem Arm und Toby neben sich, steht am Bord, den er mit beiden Händen hält, und schaut lächelnd auf die See hinaus. Von der Seeschlange ragt nur ein kleiner Theil des Oberleibs und die wohlbekannte, von feinem Hut beschattete Physiognomie über die Gewässer empor.

Punch und die römische Curie.

In Betracht der neuen Schöpfung eines Erzbisthums Westminster und in Anschlag auf die päpstliche Sanction des Beschlusses der Synode von Thurles gegen die *Non*-Kollegien, begehrt Punch von der päpstlichen Curie, deren guter Freund er ja immerdar gewesen, obgleich diese ihm niemals Zuckermandeln gesendet habe, zu wissen, was er in nächster Session dem Sir Robert Inglis und einigen anderen Herren derselben Farbe sagen, d. h. wodurch er sie begütigen solle? Leicht nämlich könnten diese zelotischen Herren auf den Argwohn kommen, daß unter so bewandten Umständen St. Heiligkeit ihre Einmischung in Ihrer Majestät Angelegenheiten dahin ausdehnen dürfte, Dero Unterthanen ihres Basalleneides zu entbinden.

Wie viel Grund nun aber zum Argwohn vorhanden ist, theilt Punch weiterhin unter der Rubrik: „Neuestes vom Papste" mit. Danach ist St. Eminenz der Kardinal „Pantaleone" auf englischem Boden angelangt und verlangt die übliche Anerkennung seitens der Souverainin von Großbritannien, das immer und von allen Zeiten her ein Lehen des heil. Stuhls gewesen sey. Im Fall bezüglicher Weigerung (die man übrigens nicht besorgt) ist St. Eminenz ermächtigt, den Fürsten von Lucca als Souverain dieser Inseln zu proklamiren, da der Fürst direkter und unbezweifelter Descendent der legitimen, zum Tod oder Exil verurtheilten Stuarts ist. Eine andere Neuigkeit ist, daß letzten Mittwoch früh das dem Postamt gegenüber stehende Heiligenbild so übereigenzig zu winken anfing, daß augenblicklich dreimaldreitzig Briefträger und zwei Herren von der Kaufmannschaft bekehrt wurden. Laut einer dritten haben Mr. Munt und Oberst Sibthorp ihre Absicht erklärt, Kapuziner zu werden, und schon wird im Vertrauen gemeldet, daß in Voraussicht der Tonsur die Mitglieder von Aldbury und Oldham sich anschicken, von ihren Sitzen zurückzutreten.

Gesetzt nun, es wären diese Neuigkeiten nicht etwa Zeitungsenten, was wird Königin Victoria zur Repressalie thun? Auch hierin weiß Punch Bescheid. Die Königin, heißt es, hat den Dr. Smith zum Erzbischof von Rom und Primas von Italien ernannt. Diese Ernennung wird in den römischen Staaten doch bejubelt und von der Regierung der ehrwürdige Prälat feierlich bewillkommnet werden. Mrs. Smith nebst ihrer zahlreichen und interessanten Familie wird Se. Gnaden begleiten und der baltikanische Palast oder auch die Engelsburg zur Aufnahme in Bereitschaft gesetzt werden. Der ehrwürdige Thomas Brown ist zum Dechanten von St. Peter ernannt worden und wird seine Residenz im Palast der Inquisition aufschlagen. Der Reverend John Jones wird als neuer Erzbischofsmo von Babylon installirt werden.

In Nr. 486 sitzt Mr. John Bull behaglich im Lehnstuhl entschlafen, und daneben schlummert auch der britische Leu. Pio Nono dinter ihm ist eben daran, dem Schlafenden den Kardinalshut aufs Haupt zu setzen, und raunt seinem Nachbar, einem dicken Pater, augenscheinlich dem Dr. Wiseman, zu: „Hoffentlich wacht er nicht auf." Gerade, als sollte hier Einer zum Kardinal „gepreßt" werden. Man erfährt bei der Gelegenheit, daß dieses der nämliche, jetzt wieder in blutrother Frische erstandene Hut ist, den Kardinal Wolsey trug oder nebst dem großen Insiegel von England vor sich hertragen ließ.

Hofdiener-Pensionen.

Am 10. Oktober hielten die Geschäftsleute des Herzogs von Cambridge ein Festmahl, zur Feier der Ausgabung der ersten Vierteljahrstrate der herzoglichen Sinekure, resp. 3000 Pfd. Sterl. Das war ein Fest! Dem aber Punch aus der Ferne mit geballter Faust zuschrie. Und hat nun wieder ein neues Attentat auf Englands Herzen und Beutel anzukündigen! Soll denn aber die „gute" Dienerschaft Ihro Majestät, der verbotenen Königin Witwe Adelheid, sie allein, ohne Vergeltung, ohne Anerkennung treuster Dienste von dannen ziehen? Da sey Gott vor! Es haben ja diese „guten" Diener, einer wie der andere, ihr Leben der Förderung ihrer eigenen besten Interessen gewidmet, haben, wie scharfsinnig! in einem Palaß zu wohnen vorgezogen, anstatt in einem Häschen zu herbergen, haben beldenmüthig Scharlach und Gold getragen, statt in Barchent und Manchester einherzugehen, sind, manche wenigstens, an Geburts- und Galatagen zur Zierde des Publikums hinter einer Karrosse hergeritten, statt einen Rollwagen (truck) zu ziehen. Reicher Gehalt, Hocheben, Warmwohnen und Schönkleiden, welche Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung gehört dazu, solch' ein Schicksal zu ertragen! Aber nicht einer oder zwei oder ein halb Dutzend sind es, denen das kostbare und rührende Epitheton „Gut" gebührt, sondern alle, alle diese guten Domestiken der hochseligen Königin. Beispielsweise werden der gute Kutscher, der gute Läufer, der gute Pförtner, der gute Tiger*), die gute Milchmagd aufgeführt. Mit bisheriger Empfehlung glaubt nun auch der Behufs dieser Nationalangelegenheit erwählte Ausschuß genug gesagt zu haben, um die Taschen eines gefühlvollen und liberalen Publikums aufzuknöpfen. Sollten, meint er, seine zureichenden Zwecke zur Errichtung von dreißig Statuen auf Trafalgar-Square zu Ehren der dreißig „guten" Domestiken unterzeichnet werden, alsdann empfiehlt er für die dreißig als Alpi ein Hotel, eine Garküche oder so etwas, wie ein beef à la mode bouse.

Punch in Preußen.

Ist es denn wahr, daß dem Punch in Preußen der Debit von Post wegen entzogen worden ist? Er selbst sagt: durch das Königsberger Postamt. Man kann sich denken, wie erbost er ist. Antrieft er: „Homer war blind, Tiresias war blind, Milton war blind, Händel war blind; aber es giebt keinen Staat, auch nicht den schwarzen, der Preußens Blindheit gliche.**) Da nun für Punch kein Weg nach Preußen durch das Postamt ist, so kann dieses Unglücksland mit dem unsterblichen Autor des verlorenen Paradieses verglichen werden, an dessen einer Pforte auch die Weisheit aufgeschlossen war (having Wisdom at one entrance quite shut out)."***)

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Bolzenthal's „Leitfaden für die Sammlung der Münzen des Mittelalters und der neueren Zeit" im königl. Museum zu Berlin. Das königliche Münzkabinet in Berlin nimmt es mit den größten Münzsammlungen Europa's an Reichthum und Bedeutung auf, obgleich es an Einstheilungsalter jenen nachsteht, und obgleich die fürstliche Fürsorge daßür oft durch Zeitverhältnisse und einmal auch durch Mangel an Sinn und Theilnahme unterbrochen worden. Bei der großen Mannigfaltigkeit und dem Reichthum der Sammlung war es ein dankenswerthes Unternehmen von Herrn Doktath Bolzenthal, dem Verwalter des Faches des Mittelalters und der neueren Zeit, die Uebersicht der Schätze durch einen besonderen Leitfaden zu erleichtern, und wir halten es für sehr zweckmäßig, daß er sich dabei der Methode Echel's in seiner „Doctrina Nummorum veterum" angeschlossen und die geographische Eintheilung gewählt, statt nach Metall, Münzname, Größe u. dgl. zu ordnen. Höchst anziehend ist die im Vorworte gegebene Uebersicht der Geschichte des Münzkabinets: Der prachtliebende Joachim II. (Hektor) hat den Grund zur Sammlung gelegt. Die nachfolgenden vier Kurfürsten scheinen wenig für die Vermehrung des Kabinets gethan zu haben, zu, es ist vielleicht viel von dem Gesammelten während des dreißigjährigen Krieges zerstreut worden. Dagegen weiß man, daß der große Kurfürst der Sammlung größeren Umfang und größere Bedeutung verlieh, und kurz vor seinem Tode erhielt er auch noch durch Vermächtniß des Kurfürsten Karl von der Pfalz viele Schöne Antiken und Schaumünzen. Dieses Vermächtniß hatte noch den großen Vortheil für Brandenburg, daß der berühmte Antiquar Lorenz Beger, der Uebrdringer der verordten Gegenstände, in brandenburgische Dienste trat, wo er später sein werthvolles Werk: „Laurentii Begeri Thesaurus Brandenburgicus", herausgab. Er wurde hierbei durch die Freigebigkeit Friedrich's III. unterstützt, der auch als König Friedrich I. die Sammlung vermehrte. Dagegen hat ihr der für Kunst und Pracht weniger zugängliche Friedrich Wilhelm I. nur seine Aufmerksamkeit zu ihrem Nachtheile zugewendet, indem er ihr eine große Anzahl Goldstücke nahm und einschmelzen ließ. Auch wurde sie unter seiner Regierung von dem Hofschlosser Stieff bestohlen, die entwendeten Gegenstände wurden jedoch wiedererlangt und der Dieb mit dem Tode bestraft. Friedrich der Große ließ seinem grosartigen Streben für Kunst und Wissenschaft auch das Münzkabinet nicht entgehen, es erhielt derselbe lenden Zuwachs unter ihm. Daßelbe geschah unter seinem Nachfolger durch die Erwerbung der fränkischen Fürstenthümer. Am glänzendsten wirkte in Sinn des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. für die Sammlung, nur neben den kostbaren durch Ankauf erworbenen Schätzen begünstigte das Glück auch die Munificenz der Fürsten durch verschiedene Münzfunde, darunter selbst eine große Anzahl altarabischer Münzen, die bei Bellow in Pommern aufgefunden wurden. Unter der Regierung des jetzigen Königs wird mit gleichem Eifer fortgefahren, das Münzkabinet zu bereichern, und es enthält bereits über 30,000 Antiken und über 34,000 mittelalterlichen und moderner Stücke.

*) The good tiger, freilich einer von unschuldiger Art, der sein ganzes Leben der Menschenjagd weiht und eine Netzenwerei mit bloßer Ansprüchslosigkeit verübt. Auch die Vergünstigung hat, in den oberen Räumen zu wohnen, hat: ein Kammerdienerchen, einmal assektirt und in sein Hobby vernarrt, sonst aber, wie gesagt, harmlos.

**) Punch muß unser „Punchiana" noch nicht zu Gesicht bekommen haben. Sonst würde er sich übergeugt haben, daß man in Preußen doch nicht gar so blind ist, sich vor seinen Späßen zu fürchten.

***) Damit will Punch sagen, daß er sehr wohl weiß, wie viele Exemplare seines Blattes, auch wenn die Post sie nicht befördert (was übrigens nicht begründet ist), immer noch ihren Weg nach Preußen zu finden wissen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Abonnementspreis: Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Bolt u. Comp., Jägerstraße Nr. 34, und bei Casp. Lasser, Bodenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 152. Berlin, Donnerstag den 19. Dezember 1850.

England.

Die letzten Tage Ludwig Philipp's.*)

Wenn wir Ludwig Philipp, welcher auf die verschiedenste Art beurtheilt worden ist, richtig würdigen wollen, so ist es vor Allem nöthig, daß wir die letzten Jahre seines Lebens, die uns besonderen Aufschluß über seinen Charakter geben, ins Auge fassen.

Der König und die Königin wollten nach ihrer Ankunft in England unter dem Titel eines Grafen und einer Gräfin von Neuilly ein strenges Incognito bewahren; wiewohl ihre Umgebung stets die der königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht und sogar das Hofceremoniell streng beobachtete, nahm der König ganz das Wesen eines einfachen Privatmannes an. Die Schicksale seiner ersten Lebensjahre und die besonderen Umstände, unter denen er im Jahre 1830 den französischen Thron bestieg, hatten in ihm seine angeborne Einfachheit erhalten; und gewiß errang nie ein Fürst, den die Verhältnisse zum Eintritt in das Privatleben zwangen, dies leichter, als es bei Ludwig Philipp, vermöge seiner Sinnesart, der Fall war. Indessen müssen wir bemerken, daß der König, wie die ganze königliche Familie, sich in England der aufrichtigsten, allgemeinsten Sympathieen zu erfreuen hatte.

Ludwig Philipp pflegte nicht sehr früh aufzustehen, da er meistentheils bis tief in die Nacht hinein arbeitete; um zehn oder elf Uhr frühstückte er mit seiner Familie. Dann las er etwa bis ein Uhr die angekommenen Briefe oder die Zeitungen. Hierauf empfing er die Franzosen oder Engländer, welche ihn stets in großer Anzahl besuchten. Der König unterhielt sich mit ihnen über Alles; seine leichte und gewählte Rede, seine umfassenden Kenntnisse und noch mehr seine Freimüthigkeit fesselten bisweilen, welche ihn noch nie oder nur selten gesehen hatten, in Erstaunen; bei einem ihn mehr interessirenden Gespräch erregte er selbst die Bewunderung seiner nächsten Umgebung.

Wir geben hier einige Auszüge aus der kleinen Broschüre „Ein Besuch bei dem Könige Ludwig Philipp", nicht blos, weil sie uns mit seinem Conversationstone bekannt machen, sondern auch manche seiner Handlungen, die in Frankreich und England getadelt worden sind, in das rechte Licht setzen. Die Broschüre ist zwar anonym, aber manche Einzelheiten lassen auf die Autorschaft des Herrn Lemoine schließen. Der Verfasser sagt uns, daß er den König früher nicht gekannt habe; ein Freund in Paris habe ihn gebeten, einige Briefe an Ludwig Philipp und die Prinzen in London zur Post zu geben. Bei seiner Ankunft am 1. März 1840 erfuhr er nun, daß eine ansteckende Unpäßlichkeit (hervorgerufen durch die Oeffnung der Röhren, welche das Wasser in die Häuser führen) die Gäste von Claremont befallen habe und die Königin besonders leide. Auf diese Nachricht, die er in einer Zeitung gelesen hatte, entschloß er sich, die besagten Briefe selbst abzugeben und sich zugleich über den Gesundheitszustand der königlichen Familie zu erkundigen. Herr Lemoine, welcher den König nur in den Tuilerieen, mit allem Hofgepränge umgeben, gesehen hatte, war ganz erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher ihm der Zutritt zu der neuen königlichen Residenz gelang.

Nachdem er seine Fahrt nach Claremont beschrieben, fährt er fort: „In einem Vorsaal sehe ich einen Bedienten in der Livree der Orleans. Ich gehe auf ihn zu und frage ihn, ob es nicht möglich sey, einen der Adjutanten des Königs zu sprechen.

„Ihr Name, mein Herr?"

„Hier ist meine Karte, aber mein Name ist hier unbekannt. Da ich indeß von Herrn T . . . Briefe an den König und die Prinzen abzugeben habe, so will ich die günstige Gelegenheit benutzen, um mich über den Gesundheitszustand der königlichen Familie zu erkundigen."

„Wenn der Herr die Güte haben will, mir jene Briefe einzuhändigen, so will ich sie bald an den König befördern und zu gleicher Zeit den General D... (d'Houdetot?) von Ihrer Ankunft benachrichtigen, welcher sich gewiß beeilen wird, Ihnen die gewünschten Aufschlüsse zu geben."

Ich gab meine Briefe ab; man ließ mich in die Bibliothek treten und bat mich, einige Minuten zu verziehen, da sich jetzt gerade der General D... bei Herrn Batout, dessen Zustand etwas bedenklich sey, befinde.

Ich hatte mich kaum gesetzt, als eine Thür sich öffnete und der König eintrat. Er hielt meine Karte in der Hand und redete mich bei meinem Namen an:

„Guten Tag, Herr L . . .! Man hat mir gesagt, daß Sie nach Claremont gekommen seyen, um sich über unser Befinden zu erkundigen; ich danke Ihnen für diese Theilnahme und will Sie selbst hierüber beruhigen. Haben Sie keine Eile? Können Sie mir wohl ein Viertelstündchen schenken?"

„Ich bin vollkommen Herr meiner Zeit und bin glücklich, sie Ew. Majestät weihen zu können."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte und will davon Gebrauch machen. Nehmen Sie Platz! Wir wollen ein wenig plaudern. Ich sehe von Zeit zu Zeit Franzosen, Pariser; aber ich sehe deren nie genug, und es thut mir besonders wohl, zuweilen solche um mich zu haben, die sich noch unser erinnern."

„Nun, Sire, ich glaube, daß die Zahl dieser groß ist."

„Glauben Sie?" fragte er mit traurigter Miene.

Dann fuhr er, als wollte er sich einer schmerzlichen Gedanken erwehren, lächelnd fort: „Aber ich vergesse, daß Sie über unser Befinden in Unruhe sind... Sie haben in den Zeitungen von einigen Zufällen gelesen. Ich hätte es gern gesehen, daß man dies mit Stillschweigen übergangen hätte. Es ist ein Uebel, ein Zufall; schlechtes Wasser, nichts weiter."

„Ew. Majestät scheinen nicht unpäßlich gewesen zu seyn, wie Ihr gesundes Aussehen zeigt."

„Nein, ich war nicht krank . . . aber ich bin fast der Einzige. Meine Kinder haben viel gelitten und leiden noch; die Königin pflegt das Bett . . . ich allein blieb verschont. Uebrigens wird dies mit seinen Fehler meiner Folgen haben, und in wenigen Tagen werden wieder Alle hoffentlich auf dem Platze seyn. Nur Einen, fürchte ich, werden wir beklagen."

„Etwa einen der Söhne Ew. Majestät?" fragte ich scheuch.

„Nein, keinen Sohn, aber einen sehr treuen Freund . . . denn im Unglück hat er sich als solcher bewährt. . . Der arme Batout! . . . Uebrigens erliegt dieser nicht einem Zufalle, sondern einer organischen Krankheit."

„Ich denke ganz keine Hoffnung mehr?"

„Keine!" sagte der König, indem er sich umkehrte, als Apotheker, die in seinem Auge glänzten, zu unterdrücken. . . „Er stirbt, fern von Frankreich. . . Ach, im Exil zu sterben, dies ist ein zweifacher Tod!"

Da der König wahrnahm, daß die Bewegung, die ihn übermannte, sich auch mir mittheilte, sagte er, indem er zu lächeln versuchte: „Ich will nicht, daß Sie sich hier betrüben; lassen wir dies und plaudern wir von Frankreich." . . .

„Sire", antwortete ich, „Frankreich ist wie ein Kranker, der an einem unheilbaren Uebel leidet; er wälzt sich auf seinem Schmerzenslager umher und sucht sich seinen Leiden dadurch zu entziehen, daß er sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legt. Unglückscherweise schafft ihm nichts Linderung; er kömmt nicht zur Ruhe."

„Armes Frankreich!" sagte der König, und indem er sein Haupt auf die Hand stützte, schwieg er, in Nachdenken versunken. Plötzlich fuhr er auf: „Und was sagen sie von mir?"

„Von wem sprechen Ew. Majestät? Von Ihren Feinden oder von Ihren Freunden?"

„Ach! Was meine Feinde denken, weiß ich und bin darüber nicht beklommert, nur die Gefühle meiner Freunde beschäftigen mich."

Ich zögerte mit der Antwort. Der König bemerkte dies; er klopfte mir auf das Knie und sagte mit wohlwollender Vertraulichkeit: „Fürchten Sie, ich könnte nicht die Wahrheit hören? Ich habe mich nie vor ihr gefürchtet, und ich habe jetzt mehr, als sonst, das Recht, sie zu erfahren. . . . Also sprechen Sie!"

„Ach!" sagte ich, „Ihre Freunde klagen darüber, daß Sie im Februar zu rasch Ihre Sache aufgegeben haben."

Mit einer Lebhaftigkeit, die man bei dem Alter des Königs nicht mehr erwartete, rief er: „Dies ist in vierundzwanzig Stunden schon das zweitemal, daß ich diesen Vorwurf höre! Nun, Ihnen, wie 3 . . ., der gestern von Paris gekommen ist und mir dasselbe vorgehalten hat, antworte ich: Nie war ein Vorwurf ungerechter, als dieser! Man weiß also nicht, was mich dazu bestimmte? Man weiß nicht, daß die Minister, meine Freunde, kurz, Alle mir sagten: „Wenn Sie nachgeben, wird kein Tropfen französischen Blutes fließen!" Man weiß also nicht, daß dies allein mich sogleich zu einem Beschluß der Ministeriums bewog? Man weiß also nicht, daß dies allein meine Thronentsagung bewirkte? Und konnte ich, durfte ich anders handeln, als ich gethandelt? Man sprach mir von dem nahen Ausbruch eines Bürgerkrieges: für Bürgerblut war mir meine Krone zu theuer! Man sagte mir: die Nationalgarde verlangt die Reform; wenn man sie ihr verweigert, wird Blut fließen. . . . . Nicht das Blut einzelner Unzufriedenen und Freunde der Anarchie, sondern das Blut des wahren Volkes, das Blut der Arbeiter und ehrbaren Bürger! Diesen gehört ein anderes Ministerium, und Also ist bewahrt! . . . Nicht ein

*) Den Herrn Crofer, dem Herausgeber der Quarterly Review.

Digitized by Google

Schuß soll fallen! Da unterzeichnete ich den Befehl, die Truppen zurückzuziehen, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden. Schuld ich dies gethan, riefen Alle, — Alle, sage ich — daß der Aufstand sich gelegt habe und die Ruhe in wenigen Stunden eingetreten würde."

Hier, glauben wir, trügt Herrn Lemoine sein Gedächtniß, oder er hat den König mißverstanden, denn Ludwig Philipp hat, wie wir wissen, zu wiederholtenmalen versichert, durchaus jene Befehle nicht gekannt zu haben, welche den Truppen jeden Widerstand verboten, sondern daß die neuen Minister diese ertheilt hätten, ohne ihn weiter darum zu befragen. Gewiß hätte er, als constitutioneller Fürst, diese Befehle gutgeheißen, wenn seine Minister darauf bestanden; aber in der That erfuhr er sie erst, als sie bereits ausgeführt waren. Der König fuhr fort:

„Dies gelang nicht. Man kam bald wieder zu mir und meldete mir, daß sich die erbitterte Nationalgarde nicht mehr mit einem Ministerium Thiers-Barrot begnüge, sondern daß sie auf meine Thronentsagung dringe. Man fügte allerdings hinzu, man könnte den Kampf wagen, und die Truppen würden vielleicht den Sieg davontragen, aber es würde viel Blut kosten; denn man habe es nicht mit einer Emeute, sondern mit einem Bürgerkriege zu thun! . . . Dies bewog mich, meine Thronentsagung zu unterzeichnen; ich that es zu Gunsten meines Enkels, und zwar ohne Ueberwindung. Ich fragte dann, ob man wohl noch etwas von mir fordere; man erwiederte, ich solle die Regentschaft der Herzogin von Orleans übergeben. Bis dahin hatte ich auf Alles gehört, was man im Namen Frankreichs von mir verlangt hatte, denn dies her betrafen alle Forderungen meine eigenen Rechte: aber man ging weiter, man griff das Gesetz selbst an: da widerstand ich."

„Was man jetzt von mir verlangt", sagte ich, „ist eine Ungesetzlichkeit, zu der ich nie die Hand bieten werde. Sie haben in dem Gesetze über die Regentschaft diese dem Herzoge von Nemours übergeben. Sie fanden es damals „so für gut; ich habe es bestätigt. Heute gefällt Ihnen dieses Gesetz nicht „mehr, und Sie wollen, ohne sich an das Recht zu kehren, eben dieses Gesetz „umstoßen. Mich werden Sie nie dazu bewegen, ich werde nie ein Gesetz „verletzen; denn was man mir auch immer Schuld geben mag, niemals, durch „das niemals habe ich aus irgend einem Grunde etwas Ungesetzliches gethan! . . . Ich liebe die Herzogin von Orleans, ich kenne besser, als irgend Jemand, die ausgezeichneten Talente, mit denen sie begabt, und weiß sie zu würdigen; aber ihr die Regentschaft übertragen, wäre ein Gesetzesbruch; das „werde ich nimmermehr thun!"

„Man drängte mich weiter in mich. Ich wiederholte meine Frage, ob Frankreichs Wohl noch irgend ein anderes Opfer von mir heische. „„Ihre Entfernung"", sagte man mir. — Und wenn ich auch dies thue, wird Alles beendet seyn? — „„Alles! die Nationalgarde selbst wird die Barrikaden abtragen."" — Sie versichern mir also, daß meine Enkel und ihre Mutter keine Gefahr laufen werden? — „„Gewiß nicht!"" — Ich will also Frankreich verlassen, gleichviel darüber, hierdurch verbindert zu haben, daß französisches Blut vergossen werde."

„Auf diese Weise und deshalb, mein Herr, reiste ich ab; deshalb verließ ich, wie Sie sagten, das Vaterland. Wenn man mir andere Motive unterschiebt, so weise ich sie zurück. Und welche andere Motive könnten dies gewesen seyn, frage ich Sie? Pamphletisten, Thoren haben von meiner Furcht gesprochen; aber sie selbst haben gewiß nicht daran geglaubt. Sicher ist Niemand in Frankreich, Niemand in Europa, selbst nicht unter meinen erbittertsten Feinden, welcher wirklich glauben könnte, daß ich mich am 24. Februar gefürchtet! Wovor denn auch? War denn meine Person in Gefahr? Selbst wenn dies gewesen wäre, so erkläre ich Ihnen, daß ich nicht darum gewußt, und auch dann wäre ich ihr nicht gewichen. Gefahr? Ich bin auf sie gefaßt, ich habe ihr stets ruhig ins Auge gesehen! Ganz Frankreich weiß, wie ich ihr getrotzt." . . .

„Ja, Sire, man weiß es! Man weiß, daß mehr als einmal die Kugeln an Ihrem Ohre vorbeipfiffen, ohne daß Sie erbleichten, ohne daß Sie jemals Ihre bewundernswürdige Kaltblütigkeit verleugnet hätten." . . .

„Mein Gott!" rief der König, „doch lassen wir dies! In Frankreich ist persönlicher Muth etwas so Allgemeines, daß er aufhört, ein besonderes Verdienst zu seyn. Im Ernst hat man mir wahrlich nicht Zeitheit vorwerfen können. Nie hat mich auch diese elende Verleumdung berührt; dies, wie vieles Andere, ließ ich nie an mich kommen: dergleichen Anklagen fielen auf meine Gegner zurück."

„Die Nachwelt wird Sie rächen", sagte ich, „Sire."

„Das ist eine schöne Phrase, mein Herr, die mich indeß wenig tröstet. Denn, um mit Ihnen offen zu sprechen, so schmerzt mich nicht sowohl der Verlust des Thrones, selbst nicht das Exil, sondern vielmehr das unbegreifliche Schweigen derjenigen, welche Manches zu meiner Vertheidigung hätten sagen können. . . . Als ich im Besitz der Macht war, sagte man mir: „„Sire, Sie sind der Schlichter des europäischen Friedens. . . Wenn Sie nicht wären, würde es um die Ruhe der ganzen Welt geschehen seyn."" Ich leichte unglaubig zu diesen Aeußerungen, indem ich dachte, daß meine Schultern zu schwach wären, um solch' schwere Bürde allein zu tragen; ich sagte mir dann wohl: „Das sind Schmeichler oder Freunde, welche mir ein zu großes Verdienst um die Erhaltung des Weltfriedens zuschreiben." Nun, der Tag, an dem diese Schmeichelei Mode eine Wahrheit werden können, der Tag, an dem mein Thron wankte, das Feuer der Revolution plötzlich von einem Ende Europa's zum anderen, in der Lombardei, in Rom, Wien, Berlin, München, in Ungarn mächtig aufloderte, war gekommen, aber auch nicht Eine Stimme erhob sich für mich, Niemand fragte: „Hat nicht der Mann, den wir dazu verurtheilt, in der Verbannung zu sterben, etwas für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe gethan, die zugleich mit seinem Sturze schwindet? Verdient er kein Mitleid, keine Erinnerung, gar nichts!" . . .

Bei diesen Worten verließ der König seinen Platz; mit großen Schritten eilte er durch die Bibliothek; er schien ganz zu vergessen, daß er in dem Augenblicke einen Zeugen um sich hatte. Ich bewunderte die Energie dieses Mannes, von dem und die radikalen Journale schon seit zehn Jahren sagten: „Der König altert, der König stirbt ab!" Der König bemerkte mein Erstaunen und sagte, indem er vor mich hintrat: „Sie scheinen nicht auf mich hören, wovon denken Sie?"

„Ich denke, Sire, daß Ew. Majestät noch viele Jahre hätten die Freude beglücken können."

„Die Franzosen", erwiederte der König lächelnd, „kümmern sich wenig das Glück; sie sind so die Athener der Neuzeit, daß es sie ermüdet, das glückliche Volk zu heißen, wie einst Athen überdrüssig wurde, das Aristides den Gerechten habe."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Sonate von Beethoven.

(Schluß.)

Unter den großartigen Werken Beethoven's, an deren Spitze seine neun Symphonieen stehen, dürfen die Sonaten für das Pianoforte, neunundreißig an der Zahl, eine besondere Abtheilung, sie sind das, was bei Goethe die Elegien sind, der Ausdruck eines selbstempfundenen Gefühls, die Idealisirung des Lebensepisode. Jedes dieser Lieder hat eine Geschichte, deren Poesie wieder die Liebe ist; Beethoven hat nie aufgehört, ein Ideal im Herzen zu tragen, und die Furcht, sich seine Illusion zu zerstören, war der Grund, daß er sich nie verwählte; auch ich bin der Meinung, daß der Künstler sich nicht auf die Weise die Schwingen binde, er lebe wie der Priester in der Einsamkeit, schwelge in frommem Nachsinnen, und seine von allen Banden der Dienstbarkeit freie Seele lausche nur der Sprache einer höheren Welt! Meinem so bezeichnete Frauen, alle der Aristokratie angehörend, zogen Beethoven's Talent mehr oder weniger aufgefaßt werden, man muß sie fühlen und begreifen wie eine gelungene Dichtung und nicht sie mit bloßer Fingerfertigkeit spielen. Wer nicht weiß, was die Worte: der Absicht, die Trennung und die Rückkehr ausdrücken sollen, der wage sich nie an die Sonate Op. 81. Welcher wahre Künstler wird nicht in dem Largo der dritten Sonate in D-moll die Trauer eines melancholischen Herzens erkennen, und wenn man den Sturm von Shakspeare liest, wird man die Grundideen der beiden Sonaten Op. 27 und D-moll stehen lernen. Alle Biographen Beethoven's sind darin übereingekommen, die Werke in drei Kategorieen zu theilen, welche sich auf drei verschiedene Epochen seines Lebens beziehen; während der ersten, die von 1790 bis 1800 und gleichen seine Compositionen mehr oder weniger denen früherer Meister, besonders Mozart's, dessen dolce maesta aus seinem Stil zu verbannen große Mühe kostet; in der zweiten Phase, welche mit dem Jahrhundert beginnt und sich bis auf 1816 erstreckt, zerreißt er die Schleier, die seine eigene natürliche Originalität verhüllen, und entwickelt sich in freier Selbständigkeit. Dem dritten Abschnitt, der bis zu seinem Tode dauert, verdankt er auf diese Weise, die mehr das System als naive Ergüsse und Inspirationen waren. Die Gelehrten sagen, daß diese drei verschiedenen Manieren sich bei allen tüchtig talentvollen Menschen, die nicht, wie Tasso, Raphael und Mozart, in der Jugend gestorben sind, bemerkbar gemacht haben; sie sind die Menschheit der drei großen Perioden, welche der menschliche Geist zu durchschreiten hat, ehe er das Ziel seines Schicksals erreicht: die Jugend, die Volkstaft und Wiederabnahme. In der ersten Periode wagt der Mensch die ersten Schritte, den Kampf mit dem Leben zu bestehen, unter dem wachsamen Mutterauge entfaltet und kräftigt er sich im Feuer der Lebensschalten, dann endlich tritt er ab — und stirbt, das sind die drei Zeitalter, von denen die Dichter singen. Für diejenigen, die sich den Dienste der Schönheit weihen, ist die erste Liebe das goldene Zeitalter, und diese erhabene und edle Leidenschaft befestigt sich in der Mitte di nostra vita ergänzen; so lange diese heilige Flamme auf dem Altar lodert, giebt es kein Erstarren der Geistiges schaffenden Menschen, und seine Werke strahlen von der ewigen Jugendfrische und Jetzt, dem sie entsprungen sind. Glück hat die Oper „Armide", als er 30 Jahr alt war, komponirt. Wenn man die Abnahme der Kraft in den gelehrte Combinationen ersetzen will, so nimmt man vielleicht eine solche in der Reihe der großen Denker ein, aber man steigt herab als Künstler, denn, wie die Troubadours, die und die Tradition der Platonischen Doktrin aufbewahrt, sagen: „um gut zu singen und zu erfinden, muß man lieben!" Glücklich zu preisen ist der Dichter und Künstler, dem es, wie Raphael, Tasso, Mozart und Byron, vergönnt ist, zu sterben, ehe sich graue schwere Wolken über seinem Haupte entladen, und der noch im Verscheiden Duft der Blume, die ihn entzückt, einathmen darf!

So dachte Beethoven, und die schönsten Werke seines Genius datiren aus der glücklichen Epoche der Jahre 1800—1816; es war nämlich nicht als er die Bekanntschaft einer Frau machte, welche einen großen Einfluß

sein Leben gewann und deren Andenken sich in den Klängen der ihr gewidmeten Cis-moll-Sonate auf ferne Zeiten übertragen wird. Diese Frau, welche Julietta di Guiccardi hieß, erweckte durch die Eleganz ihrer äußeren Erscheinung, durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes und ihren reichen blonden Haarschmuck die in Beethoven's Seele nur schlummernde Erinnerung an Fräulein v. Honrath. Eigentlich sollte der Mann nur einen Frauentypus wahr und innig lieben, dieses Ideal mit beständiger Treue unter den in der Wirklichkeit lebenden Wesen suchen und nicht rasten, bis er es gefunden. Etwas dem Pflopfen der Pflanzen, deren ursprünglicher Saft neue Früchte treibt, ganz Aehnliches geht in unserem Innern vor: die neuen Gestalte wurzeln oft in dem Andenken an die vergangenen, deren erloschene Träume sie wieder zu beleben scheinen. Ach, mehr als irgend Einer kann ich die Wahrheit von dieser Metamorphose unserer Gefühle bezeugen!

Beethoven's Leidenschaft für Julietta di Guiccardi war eine sehr heftige und schnell in dieser stets bewegten Seele alle anderen überlebt zu haben; nie vergaß er den Namen der Frau, welche während der ruhmvollsten Periode seines Lebens in seinem Herzen gebieterisch hatte, und noch im Verschieden flüsterten seine Lippen diesen theuren Namen. Im Jahre 1806 scheint diese Neigung ihren Höhepunkt erreicht zu haben; drei Briefe Beethoven's aus dieser Zeit, deren Konzept man nach seinem Tode erst fand, beweisen, daß der Schöpfer der wilden Symphonienmusik auch sehr zarter Empfindungen fähig war; diese drei Briefe, aus einem ungarischen Badeort datirt, den Beethoven seiner Gesundheit wegen auf einige Monate besuchte, athmen die wärmsten Gefühle für seine Julietta. So schreibt er z. B. am 6. Juli 1806: „Mein Engel, mein Licht, mein Alles! für heute kann ich Dir nur wenige Zeilen senden, ich schreibe sie aber mit Deiner eigenen Bleifeder. Warum bist Du so traurig? Ist die Liebe nicht ein Opfer, das Opfer heischt? Mein Herz ist so von Deinem Bilde erfüllt, daß die Sprache meine Empfindungen nicht auszudrücken vermag. Tröste Dich, meine Vielgeliebte, bleib mir treu und laß für alles Andere den lieben Gott sorgen ....." — „Du leidest, Du leidest, meine Geliebte, und ich, ach, wenn Du wüßtest, welch' trauriges Leben ich, fern von Dir, führe! ich schließe meine Augen kaum, von Dir getrennt, bin ich nur ein herumirrender Schatten! Mann werde ich endlich, Arm in Arm, mit Dir in die Sphären der Unendlichkeit eingehen? O, allmächtiger Gott, warum scheidet Du zwei Herzen, die sich einander so unentbehrlich sind? Deine Liebe, meine Julietta, ist zugleich die Wonne und die Qual meines Lebens; mit Sehnsucht erwarte ich den Augenblick, der uns auf immer vereint. O Liebe, Liebe, Du Alles Vermögende, Du bist für mich die Quelle der Kraft und der Begeisterung!"

Doch wer vermag das unergründliche weibliche Herz zu erforschen? Einige Monate nach dieser Korrespondenz, welche doch eine gegenseitige glühende Liebe zu bekunden scheint, erfährt Beethoven, daß der Gegenstand seiner heißen Leidenschaft, ungeachtet aller Beweise von Liebe, die er eben noch von ihr erhalten, die Verlobte eines ihm unbekannten Mannes sey, mit dem sie sich bald unauflöslicher zu verbinden beabsichtigte. Die Verzweiflung des Künstlers war unbeschreiblich, er verließ Wien, wie ein verwundeter Löwe, der den vergifteten Pfeil in seiner Flanke trägt, und flüchtete nach Ungarn zu seiner alten Freundin, der Gräfin Erdödy: doch kein Schmerz litt ihn nicht im Schlosse, er verschwand plötzlich aus demselben und irrte drei Tage in den einsamen Umgebungen umher, als Beute des Fiebers, durch nichts zu besänftigenden Schmerzes. Die Frau des Klavierlehrers der Gräfin Erdödy fand ihn am Rande eines Grabens liegend und führte ihn zum Schlosse zurück, und dieser Frau gestand er, daß er sich durch Hunger tödten wollte. Julietta, von ihrer ganzen Familie bestürmt und besonders den dringenden Bitten ihrer Mutter, welche durchaus einen Mann mit einem Titel für sie wollte, endlich nachgebend, ward die Gemahlin eines armen Edelmannes, des Grafen von Gallenberg, den sie schon vor ihrem Verhältniß mit Beethoven gekannt hatte; er war ebenfalls Musiker und lebte nur von dem Ertrage seines Talents, so hat er z. B. die Musik zu mehreren recht beliebten Ballets geschrieben.

Im Jahre 1822 kam die Gräfin Gallenberg, ihren Gewissensbissen fast erliegend, mit Thränen in den Augen zu ihrem früheren berühmten Geliebten, um seine Verzeihung zu erflehen, er aber sah sie mit zornerfüllten Blicken an und wandte sich, ohne ein Wort zu entgegnen, von ihr ab.

Der Name dieser Frau, welche sich die Liebe, die sie eingeflößt, nicht zu erhalten vermochte, wird dennoch durch die Cis-moll-Sonate unsterblich gemacht, in ihr scheint der Kelch bitterer Schmerzen, der sie hervorgebracht, sich gänzlich zu ergießen."

Der vorstehende Bericht, in welchem Beethoven's Biographie nur der Episode aus einem Privatleben als Einfassung dient, ist, wie ich schon gesagt habe, keine Erfindung meiner Phantasie, eben so wenig ist er eine Nachahmung jener neuerdings so beliebten Schilderungen, wo die Geschichte der Kunst sich in eine romaneske Form hüllt, um den gleichgültigen oder zerstreuten Leben besser zu gefallen. Ich liebe dieses Genre der Literatur durchaus nicht, es schadet der Wahrheit, ohne der Phantasie viel zu nützen; ich ziehe es vor, das Leben großer Männer einfach zu beschreiben und ihre unsterblichen Werke so getreu, wie es nur immer möglich ist, wiederzugeben. Uebrigens gehört der Mann, aus dessen Leben ich die vorstehende analoge Episode erzählte, zu den interessantesten Charakteren, mit denen ich je in Berührung gekommen bin. Ich lernte ihn bei einer Dame kennen, die ihm sehr geneigt zu seyn schien und ihn immer: caro cavaliere nannte. Sein ausserlesener Geschmack in der Musik, seine tiefe und gründliche Kenntniß der schönen Künste im Allgemeinen und mehr noch der Umstand, daß er Italiäner war, ließen mich mit ihm ein Freundschaftsbündniß schließen, das sich um so inniger gestaltete, da er von sehr zurückhaltender Natur und es eben nicht leicht war, sein Vertrauen zu gewinnen. In den langen Mittheilungen, die wir uns gegenseitig zuweilen machten, entwickelte er einen so originellen Geist, eine solche Fülle der Erinnerungen und ein so interessantes Leben überhaupt, daß ich ihm oft sagte: „Chevalier, Sie sollten Ihre Memoiren herausgeben." — „Und wozu sollte ich das, was Sie meine Memoiren nennen, schreiben?" antwortete er sorglos, „ich bin weder Staatsmann, noch Künstler, noch Philosoph genug, um das Recht zu haben, meine Nebenmenschen mit dem Aufzählen meiner Abenteuer zu langweilen; hätte ich ein Vaterland, eine Familie, so könnte ich allenfalls annehmen, daß meine vielfachen Träume und Phantasien ein mir ergebenes Herz interessiren würden, und dies allein vermöchte mich, etwas zu thun, das mir von je her als eine sehr schwere Aufgabe erschien: mich an den Schreibtisch zu setzen und weißes Papier mit schwarzer Schrift zu bedecken; doch wie könnte ich als das, was ich jetzt bin, ein trauriger Ueberrest vergangener Zeiten, nur durch diese Erinnerungen an die Erde gefesselt, erwarten, daß nur ein Wesen mich verstände, wenn es mir wirklich einfallen sollte, meine Gedanken zu verewigen?" „Sie würden Ihre Worte an das geheimnißvolle und allmächtige Wesen richten", antwortete ich ihm, „das sich für alles wahrhaft Gute und Schöne interessirt, an dieses Wesen, welches ewig jung und allgegenwärtig ist und nichts vergißt, was des Andenkens werth ist, an das Publikum; es wundert mich, mein Freund", fügte ich hinzu, „von Ihnen solche Grundsätze aufstellen zu hören, der Sie sich ein tiefes religiöses Gefühl bewahrt, das Sie glauben läßt, die Welt, in der wir leben, sey ohne Liebe und Opfer, eine weite Räuberhöhle!" „Ach", antwortete er mir einst, meine Hand mit Wärme drückend, „Sie bekämpfen mich mit meinen eigenen Waffen, und ich gestehe es, ich bin besiegt; indem ich die bittern und unwürdigen Worte ausstieß, die Sie so richtig gedeutet haben, folgte ich nur dem Antriebe des Sophismus, um meine unbefriedigte Antipathie gegen Alles, was auf Schriftstellerruhm Anspruch macht, zu entschuldigen. In der Geschichte der französischen Revolution habe ich der prächtigen Antwort, die Vergniaud denjenigen gab, die ihn beschuldigten, durch seinen Einfluß die Provinzen zum Widerstand gegen die Herrschaft der Hauptstadt aufgereizt zu haben, die größte Bewunderung gezollt. „Ich brauche nur ein Wort zu sagen, um diese Verleumdung zu widerlegen", erwiederte der berühmte Redner, „ich habe, seit ich zum Nationalkonvent gehöre, nicht einen einzigen Brief geschrieben." Zwar besitze ich nicht die Beredsamkeit, die den Chef der Gironde so auszeichnete, und bin also auch zu keiner so großartigen Inbiffirenz gegen literarischen Ram berechtigt, aber ich kann mich wenigstens rühmen, nur solche Briefe geschrieben zu haben, die den Ausdruck meiner Gefühle auf's innigste bekunden. Sehen Sie", fuhr er fort, indem er ein Fach seines Schreibtisches öffnete, „hierin befindet sich die Geschichte meines Lebens." — Es waren viele Packete mit Briefen von jeder Größe, sämmtlich mit Etiketten versehen und mit der Sorgfalt eines Archivars geordnet. — „Diese", fuhr er fort, „ist der letzte Brief, den ich geschrieben, er bezieht sich auf eine schmerzliche Episode, von der Ihnen einige Details bereits bekannt sind, und da es sich darin sehr viel um Musik handelt, gestatte ich Ihnen, denselben zu lesen."

Ich nahm das Heft mit mir, es enthielt in italiänischer Sprache den vorstehenden Bericht.

„Und wie ist das Ende dieser Geschichte?" fragte ich den Chevalier einige Tage später. — „Ach", antwortete er seufzend, „wie das Ende aller Sachen auf dieser Welt, der schöne Traum ist zerronnen, und die traurige Wirklichkeit ist an seine Stelle getreten. Wenn diese Geschichte Sie interessirt, so will ich Sie Ihnen gern erzählen, aber Sie müssen mir dann erlauben, sehr weit in meinen Erinnerungen zurückzugehen, denn in meinem dunklen Lebenslauf hängt und kettet sich eine Begebenheit an die andere. Hören Sie meinen weitschweifigen Bericht mit Nachsicht an, Sie erzielen mir einen Freundschaftsdienst dadurch, und denn es giebt nichts Traurigeres auf der Welt, als der einzige Vertraute seiner Schmerzen zu seyn. Wie glücklich seyd Ihr, Künstler, alle, die Ihr, wie die Vögel im Walde, Euer Leid singen oder die Stürme in Eurer Seele durch süße Akkorde mildern könnt!" — „Chevalier", antwortete ich, „haben Sie Dank für diesen Beweis von Vertrauen, den Sie mir geben, aber bedenken Sie wohl, daß Sie sich einem indisskreten Menschen hingeben, der in vielfachen Beziehungen zum Publikum steht." — „Wie es Ihnen beliebt", sagte er, mir die Hand reichend, „ich verlasse mich auf Ihren Geschmack und auf Ihr Zartgefühl."

Ich habe nun aus der Unterhaltung mit dem Chevalier, im Verein mit seiner zahlreichen Korrespondenz und anderen über ihn gesammelten Nachrichten, die Geschichte dieses interessanten Mannes erfahren, die Daten, die sich auf die Musik besonders beziehen, sorgsam geordnet und werde nun diese Geschichte des Chevalier Sarti, in welcher die Musik eine so große Rolle spielt, ein andermal erzählen.

Die Statue Larrey's und der Bildhauer David.

Wenn man ein Werk David's betrachtet, so springen seine Vorzüge sehr bald in die Augen. Wenige verstehen sich, wie er, auf die Wahrheit und Präzision in der Physiognomie und im Charakter, auf den Ausdruck des Gesichts, auf die vollständige Reproduction der menschlichen Marke. Ueberall bei ihm treten dem Beschauer die äußeren Merkmale der Leidenschaft, der Empfindung, des Denkens sprechend entgegen. Schwächer ist er in allen Punkten, bei welchen der Geschmack das besondere Maß des Urtheils abgiebt.

Mit hatten unlängst Gelegenheit, eines seiner neuesten Werke, die Statue des berühmten Larrey zu sehen, eine Schöpfung, an der sich die Eigenthümlichkeiten des Künstlers in sehr hervorragender Weise manifestiren. — Der Kopf Larrey's ist gewiß von schlagender Aehnlichkeit. Dieser ehrwürdige Mann,

Digitized by Google

welcher der Armee so glänzende und zahlreiche Dienste erwies und dessen Name mit dem Napoleon's in mancher Verbindung steht, hatte seit dem Sturz des Kaiserreiches den Kopfputz und das Kostüm, welches er während der glorreichen Feldzüge trug, beibehalten und war gleichsam der Rebellen schon zu einer historischen Figur geworden. Alle Welt kannte ihn bei seiner Popularität. In seinem Gesicht lag eine Mischung von Energie und Bonhomie, die Jedermann auffiel, und diesen Ausdruck hat David aufs glücklichste erfaßt und mit einer seltenen Präzision wiedergegeben.

David kannte den Kopf Larrey's schon lange Zeit, als er ihn zu modelliren unternahm. Hat er aber aus diesem Vortheil Nutzen gezogen? Ich glaube, nein. David giebt, wie man sich leicht durch die vielen von ihm verfertigten Medaillen überzeugen kann, gar zu viel auf die Phrenologie. Wir wollen diese Wissenschaft keineswegs herabsetzen, wenn sie jedoch berufen ist, wahren Nutzen zu stiften, so dürfte dies schwerlich auf dem Gebiete der Künste der Fall seyn, welche sich dem Ausdruck der Schönheit widmen. Die Phrenologie kann uns über die Instinkte der Thiere aufklären, dieses Recht wird ihr Niemand streitig machen; sie mag für die Ausstellung der zoologischen Stufenleiter eine vorzügliche Hülfsquelle abgeben; wenn sie indeß auf dem wissenschaftlichen Gebiete auf das Gebiet der Aesthetik übergeht, so wird sie offenbar schädlich. Die schönsten Werke der griechischen Kunst haben nichts mit den Lehren der Phrenologie zu thun. Es handelt sich hierbei ganz einfach darum, ob die Absicht, durch die Form des menschlichen Kopfes alle Leidenschaften, Gefühle und Fähigkeiten des darzustellenden Individuums auszudrücken, nicht in das Werk des Bildhauers eine Unmasse von Details bringen muß, welche, so wahr sie auch an sich sind, durch ihre Zahl die Harmonie und Einheit stören, deren die Kunst nicht entbehren darf. Wenn die Phrenologie den Griechen unbekannt war, so haben die hervorragenden Künstler des Perikleischen Zeitalters dennoch keineswegs das Studium der menschlichen Nackte in ihrem mannigfachen Ausdruck vernachlässigt. Und dies genügte; denn es ist kaum zu glauben, daß die Statuen Jupiter's, Laokoon's und Apollo's, wenn man sie den Gesetzen der Phrenologie unterworfen hätte, uns die ihnen eigene Einfachheit, Einheit und Harmonie aufweisen würden.

Sicherlich ist der Kopf Larrey's in dem Werke David's von einem schönen Charakter. Er würde indeß noch schöner seyn, wenn sich der Künstler begnügt hätte, das, was er gesehen, frei von aller servilen Nachahmung wiedergegeben. Der Wunsch, der wirklichen Erscheinung, die er beobachtet hatte, noch die Unterweisungen, welche ihm die Phrenologie rücksichtlich des Charakters und der Fähigkeiten seines Modells bot, beizufügen, vermehrte die Details in der Maske Larrey's der Art, daß das Werk einen Theil seiner Größe einbüßte.

That David recht daran, ganz genau das Kostüm seines Modells wiederzugeben? Unserer Ansicht nach scheint diese Frage längst entschieden zu seyn. Wiewohl es nothwendig ist, bei der Composition einer Statue sich in gewisser Hinsicht auf idealem Gebiete zu halten, so würde ich doch keinem Maler oder Bildhauer rathen, das historische Kostüm gegen ein künstlerisch conventionelles zu vertauschen. Das Modell sey für die Zwecke der Bildhauerkunst eben so gekleidet, wie es stets gekleidet war; das Kostüm gebe das Datum des Gegenstandes an. Es ist hiermit nicht gesagt, daß es dem Künstler nicht freistehe, nach Belieben kleine Modificationen vorzunehmen; in der Hauptsache halte er sich jedoch an die Wirklichkeit. David kennt diese delikate Partie seiner Aufgabe schon lange und läßt sie zur Verwunderung gut. Das Kostüm, welches wir tragen, nimmt unter keinem Gesichtspunkt eine Weite, eine Geschmeidigkeit, eine Anmuth an, die uns überrascht. Der Stoff hüllt den Körper ein und zeichnet seine Umrisse; die Falten entstehen aus der Bewegung der Figur. Wie kein anderer Künstler versteht es David, über alle Schwierigkeiten des modernen Kostüms zu triumphiren. Die Statue Larrey's läßt in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig.

Und doch genügt diese so geschickt modellirte, so elegant drapirte Statue mit ihrer so vorzüglichen Porträt-Aehnlichkeit einem Auge nicht, welches an die Betrachtung der Meisterwerke vergangener Zeiten gewöhnt ist. Nichts kann uns für den geometrischen Fehler, welchen David beging, entschädigen. Es ist eine unumstößliche Annahme, daß der Mann vom Scheitel bis zur Fußsohle sieben und eine halbe Kopflänge mißt; die Weiber messen eine halbe Kopflänge mehr. David hat diese Grundwahrheit beiseitegesetzt, nicht etwa aus Unkenntniß, sondern mit voller Absicht. Und warum wohl? Ich glaube leider wiederum aus Rücksicht für die Phrenologie. Offenbar soll der relative Umfang des Kopfes ganz treu die natürliche oder erworbene Entwickelung der Intelligenz ausdrücken. Die Menge pflegt gewöhnlich mit einem großen Kopfe den Begriff eines großen Verstandes zu verbinden. Die Davidsche Statue Larrey's mißt nur sechs und eine halbe Kopflänge.

Das Piedestal der Statue ist mit verschiedenen Basreliefs geziert. Der Künstler hat, um Larrey's Heroismus anzudeuten, eine der Schlachten gewählt, mit welcher der Name seines Modells in Verbindung steht. Unserer Meinung nach wäre es für die besondere Absicht des Bildners entsprechender gewesen, den Helden selbst, und zwar mitten im Kugelregen und von Gefahren umgeben, darzustellen.

Wir wollen keineswegs mit den vorangegangenen Bemerkungen die Forderung verknüpfen, David solle ohne Weiteres seine Gewohnheiten aufgeben. Um einen Menschen unparteiisch zu beurtheilen, muß man ihn von seinem Standpunkte aus betrachten und nicht Fähigkeiten von ihm verlangen, die er nicht besitzt. Wenn wir daher das Verdienst David's abzumägen beabsichtigen, so dürfen wir keineswegs die griechische Tradition als Maßstab anlegen; es wäre dies eine offenbare Ungerechtigkeit. David hat nichts mit den Lehren des Alterthums gemein. Wir müssen genau sagen, was er gewollt hat, und in dieser Hinsicht ist unser Mann sicher, der von demselben Wollen geleitet wurde.

Es ist dieser Mann leicht zu finden, er nennt sich Puget, der Schöpfer des „Milo“ und „Pistolpormen“. Puget liegt sich viel mehr den Ausdruck der Kraft, als den Ausdruck der Schönheit zum Zweck. Auch David gehört zur Schule Puget's, ohne jedoch in sclavische Nachahmung zu fallen. Mit anderen Worten, David ist gegenwärtig das Haupt der realistischen Schule der Bildhauerei, welche der Staat, die sich die Klassische nennt, entgegenstellt.

Beide Schulen verharren in der Einseitigkeit. Letztere erkennt keine wahre Weiterentwickelung der Kunst an und hat z. B. keine eigentliche Vorstellung davon, welcher große Abstand schon zwischen der griechischen und römischen Kunst obwaltet. Erstere vernachlässigt nur zu oft die Schönheit. Die richtige Mitte und eine wirklich vollendete moderne Kunst würde erzielt werden, wenn man Beides, die Modelle, welche uns die Natur liefert, und die Monumente, die uns das Alterthum zurückgelassen, stets zu Rathe ziehen wollte. Die griechische Kunst gränzt trotz ihres idealen Charakters durch ihre Einfachheit an die Natur selbst. Nur auf die eben angedeutete Weise wird man ihre große Aufgabe in Wahrheit weiter fortführen.

Mannigfaltiges.

— Zur Naturgeschichte der Briefstauben. Die vor kurzem von einem englischen Blatte mitgetheilte Nachricht über die Ankunft der von Sir John Roß mitgenommenen Briefstauben in Schottland hat sich zwar als ungegründet erwiesen, ist jedoch insofern von Interesse, als sie zu anziehenden Bemerkungen über die Gewohnheiten und die Dressirungsart dieser Vögel Anlaß giebt. Es scheint, daß ein langer und sorgfältiger Abrichtungskursus nothwendig ist, ehe man sie als gehörig zugelernt betrachten kann. Ihre ersten Ausflüge sind auf einige (engl.) Meilen beschränkt, die bis zu sechzig oder achtzig ausgedehnt werden, welches etwa das Maximum des Weges ist, den man sie in der ersten Saison machen läßt. In der folgenden unternehmen sie schon längere Reisen, und es liegt ein Bericht vor, daß sie 600 Meilen zurückgelegt haben. Dies war im Jahre 1844, als man 200 dieser Tauben zu San Sebastian, in Spanien, in Freiheit setzte, wovon siebzig nach Verviers flogen. Der verstorbene Bischof von Norwich erzählt in seiner „Geschichte der Vögel“, daß man geschwindfunfzig Tauben von einer Gegend in Holland, in der man sich mit der Zucht derselben vorzugsweise beschäftigt, nach England hinüber gebracht und in London um halb fünf Uhr Morgens weiter fliegen gelassen habe. Zur Mittagszeit waren sie alle in ihre alten Taubenschläge zurückgekehrt; ja, ein Lieblingstäuberich, Napoleon genannt, traf schon um ein Viertel auf elf Uhr dort ein. Er hatte also die Distanz von 300 (engl.) Meilen mit einer Schnelligkeit von mehr als funfzig Meilen die Stunde zurückgelegt, vorausgesetzt, daß er keinen Augenblick verloren hatte und in einer geraden Linie geflogen war. Es geht aus mehreren Versuchen hervor, daß die stärkste Tour einer Briefstaube ungefähr sechzig Meilen in einer Stunde beträgt; wenn wir daher annehmen, daß Sir John Roß seine Tauben von dem Orte, wo er zuletzt gesehen worden, d. h. gegen 2000 Meilen von Schottland, fliegen ließ, so müßten diese Vögel über dreiundvierzig Stunden mit jener Schnelligkeit geflogen seyn, um ihren Wohnort zu erreichen. Nun soll es aber sakisch seyn, daß Briefstauben nie zur Nachtzeit fliegen. Ein sehr erfahrener Abrichter versichert, daß ihm kein Fall bekannt sey, wo eine Briefstaube nach Eintritt der Dunkelheit zurückgekehrt wäre. Nebliches Wetter ist ihnen ebenfalls sehr ungünstig; und die Belgier, die große Sorgfalt auf die Taubenzucht verwenden, haben die Bemerkung gemacht, daß ihre Tauben den Flug schneller vollbringen, wenn sie von Süden nach Norden ziehen. Uebrigens sind alle Kenner in diesem Zache der Meinung, daß man gar nicht daran denken könne, dergleichen Vögel vom Lancaster-Sund oder der Davisstraße nach England abzurichten, da sie selbst zu Reisen über den Kanal — von Antwerpen nach London z. B. — erst durch kurze Flüge an der Seeküste vorbereitet werden müssen.

— Der Pusepist Newman. Das in unserer vorletzten Nummer erwähnte Werk über die Naturgeschichte der Seele, von Newman, ist, wie wir jetzt erfahren haben, nicht von dem bekannten Pusepisten dieses Namens, sondern heißt John Henry und ist vermalen Priester des Oratoriums von St. Philipp Neri in Rom, sollaber dasselbe demnächst frey, einen der neuerrichten katholischen Bischofsstühe in England einnehmen, wo er sich auch in diesem Augenblick aufhält. Eine von ihm herrührende Schrift, in der er zu beweisen sucht, daß der traurige politische Zustand der meisten katholischen Länder ein treuerer Beweis dem katholischen Glauben zum Vorwurf gereiche, ist neulich von der englischen Presse in Bezug auf die gegenwärtigen Zerwürfnisse näher besprochen worden.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Sgrsr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Sonnabend den 21. Dezember 1850.

England.

Die schwarzen Diamanten Englands.*)

Wer hat die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" nicht gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Werth verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückschreckt; über deren Nutzen aber hat Niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unsererseits jenen andern bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schooße einschließt, bei weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der ersteren, ihre Seitenheit verleiht ihnen keinen idealen Werth, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Werth; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Leitung verspricht es ihnen, daß sie materielles Wohlsein in die Hütte des Armen sowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften und industriellen Künste, mit einem Worte, zum Gang der Civilisation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduard's I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerst in London eingeführt, zum großen Aergerniß der Städter und zum allerhöchsten Mißfallen Sr. Majestät. Hören wir die Geschichte — nicht des Königs, sondern dieser Hauptbegebenheit seiner Zeit, welche nur wenige Geschichtschreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London zu schicken, so geschah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Industriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nöthig ist, einen kleinen Versuch zu machen — einen anderen Zweck beabsichtigte man nicht. Ein dicker, schwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornsteinen aufzusteigen.

Sogleich erhob sich ganz London wie ein Mann, indem es lautes Geschrei ausstieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittschrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Anblicks oder die Annehmlichkeit weißer Wäsche schätze, wenn er nicht wolle, daß seine loyalen Unterthanen erstickten oder mindestens gleich schlechten Schinken geräuchert werden sollten — er inständigst gebeten werde, den Gebrauch dieses neuen pestilenzialischen Brennmaterials, genannt „Steinkohle", gänzlich zu untersagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Vorstellung anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen seinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, sich fortan des Gebrauchs jener lästigen und ungesunden Substanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Industriellen, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vortheil gefunden hatten, hielten Rath und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten: aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch' Geschrei verursacht hatte, der dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verrathen müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht so bald seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als derselbe von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlaments, in Folge derer Seine darüber sehr ergrimmte Majestät befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die sich erlauben würden, trotz seines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hoher Geldstrafen zu belegen seyen, außerdem aber sollten ihre Heerde und Oefen demolirt und vollständig weggeschafft werden.

Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Konsumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchsäulen schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Heerde und Oefen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß Niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar Niemand irgend welche Nachtheile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vortheile der Steinkohle in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachtheile sich als unbedeutend zeigten und die Gelehrten verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, soziale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne Weiteres zu acceptiren. Nur dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle zehnfach drückende Hindernisse entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtssbedeutender „weise und glorreich" nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubniß des Lord-Mayor eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubniß? Es ist leicht, es zu vermuthen, obgleich ein offizielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Corporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtsbekleidung, oder, wenn sie es vorzögen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von acht Pence Sterl. für die Tonne im voraus zu entnehmen berechtigt waren. Diese Prärogative ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 30,000 Pfd. Sterl.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre, unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrechterhalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete, dem seit undenklichen Zeiten stattfindenden Gebrauch der Regierungen gemäß, vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nöthig hatten, sondern im Gegentheil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so war dies eher gegen den Lord-Mayor und den Magistrat nothwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Uebelgesinnte verschrieen, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrats überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karl's I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die lästigsten auf der Steinkohle ruhenden Abgaben aufgehoben; man ließ jedoch diejenigen bestehen, welche auf Kosten der Bewohner von London und von zwei oder drei Grafschaften erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, zu reklamiren, und so für ihre Freiheit bestraft wurden.

Aber wie jede Reaction die nothwendige Konsequenz eines Druckes ist, so hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unseren Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem so langsamen und peinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte lebhaftem Kontraste steht. Man darf zwar nicht hieraus schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, aber daß es leicht sey, durch diesen Zweig der Bergwerke ein Reichthümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den geregelten Speculationen. Die Anlagung der Schächte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiten unaufhörlich bedrohen; keine Versicherungs-Gesellschaft will sich auf Assekuranzen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigenthümer der Steinkohlenwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Distrikten eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht in Folge dieses Monopols, daß die Steinkohle in London sast das Dreifache von dem kostet, welche dieselbe am Eingang des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieser Thatsache liegt an den Kosten

*) Nach Charles Dickens' Household Words.

Digitized by Google

des Transportes, der oft dem Preise des Artikels gleichkömmt oder ihn übersteigt, an dem Verkaufe beim Fortschaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkosten, welche das Löschen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke u. s. w. verursachen, ferner an den langen Krediten und schlechten Schulden, an dem Gewinne der verschiedenen Agenten und Zwischenhändler, deren zahlreichste Klasse aus Individuen besteht, welche sich für Kohlenhändler ausgeben, während sie in der Wirklichkeit nur Mäkler sind, endlich an der Gelegier der Detaillisten jeglicher Art. (Schluß folgt.)

Die letzten Tage Ludwig Philipp's.

(Schluß.)

Der König fürchtete ohne Zweifel, daß ich den Scherz, den er sich erlaubt, ernst aufnehmen könnte; er setzte sich deshalb weben mich und fuhr fort: „Ich habe vielleicht das Recht, meine Freunde anzuklagen, ich habe vielleicht das Recht, mich darüber zu wundern, daß keines von allen französischen oder fremden Journalen, welche mich während meiner Herrschaft als einen Napoleon des Friedens priesen, nach meinem Sturze das Unverdiente desselben darlegte, keines sagte, daß ich mein Land aufrichtig geliebt und ihm manchen Dienst erwiesen habe, aber mir steht es nicht zu, gegen das französische Volk aufzutreten. Bei meinem Fall bleib es gleichgültig, meine Ehrliebe hat es nicht gerührt. Das läßt sich erklären! Seit achtzehn Jahren hatte man es zu gewöhnt, mich zu verachten, ihm auf alle Weise plausibel gemacht, daß der Königder Inbegriff aller Laster, voll von bösen Leidenschaften und Habgier, ohne Glauben, ohne Scheu sey; daß nur die egoistische und engherzige Politik des Königs den nothleidenden Klassen jede Verbesserung ihres Looses, um welche sie bäten, verweigere. Als nun dieser Egoist gegen die Franzosen, die ihm die Krone gegeben, nicht das Schwert zur Erhaltung derselben ziehen wollte, als er, nicht ohne einigen Adel, von dem Throne stieg, auf den ihn vor achtzehn Jahren die allgemeine Volksstimme gerufen, glaubte natürlich das Volk, daß Frankreich jetzt freier aufathmen würde, und ohne Haß, ohne Groll, sondern aus eigener Ueberzeugung sagte es: „Mit dem Könige welchen alle unsere Uebel; mit ihm weicht das Laster, der Despotismus, das Unglück des Volkes, die Schmach des Landes, endlich die Autorität! Es muß uns dann gut gehen! . . .“ — Ich wiederhole es, daß das Volk mit Recht so von dem Könige sprach, da es ihn fürzen sah, zumal ihn Jeder angriff und Niemand ihn vertheidigte.“

„Erlauben Ew. Majestät, sie daran zu erinnern, daß Ihre Freunde, Ihre Minister Sie oft auf der Tribüne, wie in Journalen, vertheidigt haben.“

„Man hat mich vertheidigt, sagen Sie? Ja, bisweilen pro forma, im Vorbeigehen, ausnahmsweise. . . . Aber aufrichtig, im Ernst? Niemals. Meine Minister dachten nur daran, sich ihr Portefeuille zu sichern; oder sie hatten keine Zeit, die Popularität, das Ansehen, die Ehre ihres Königs zu wahren. Manche Anklagen erhoben sich wider mich gleich beim Antritt meiner Regierung; mit Einem Worte waren sie zu widerlegen; man ließ sie unbeachtet. Auf diese Weise sah man sie als zugestanden an. Ich erinnere Sie nur, um Eines anzuführen, an das Programm des Hôtel de ville. Wie oft hieß es in den Journalen: „„Ja, wenn der König dieses Programm des Hôtel de ville gehalten hätte!““ oder sogar: „„Frankreich ist an jenem Tage betrogen worden, da der König das Programm des Hôtel de ville angenommen hat. Wenn dieses Programm gehalten worden wäre, würden wir glücklich gewesen seyn. Aber der König betrute dessen Annahme in einem Augenblicke, da er Alles versprechen, Alles angenommen haben würde, um auf den Thron zu gelangen, nach dem sein Ehrgeiz strebte.““ Die Wahrheit aber ist, daß ich mit Widerwillen, mit einem trüben Vorgefühl den Thron bestieg und mich nur das Drängen aller derjenigen, denen ich vertraute, dazu bewog; man mußte mir versichern, daß nur ich allein das Land vor gänzlicher Anarchie retten könnte. Was das Programm des Hôtel de ville betrifft, so habe ich es aus dem einfachen Grunde nie verletzt, weil man etwas nicht verletzen kann, was überhaupt nicht existirt.“

„Wie!“ rief ich, „das Programm des Hôtel de ville hat nie existirt?“

„Nie!“

„Jene einundneunzig Deputirte, welche ins Hôtel de ville kamen, um dem Herzoge von Orleans die Reichsoberwürde zu übertragen, hätten also keine Bedingungen aufgestellt!“

„Bedingungen? Keine! Bedingungen! . . . Man dachte wohl daran! Ich war noch nicht König, und schon umgab mich eine Schaar von Höflingen. Was im Hôtel de ville sich zutrug, will ich Ihnen sagen: Herr Bienne las die Erklärung der Deputirtenkammer vor, von der ich bereits wußte und die ich im Palais-Royal gebilligt hatte. Meine Antwort brachte der Moniteur, „daß ich das Blutvergießen bedauerte“, und dies war Alles.“

„Aber das Wort Lafayette's: „Sire, Sie werden die beste Republik seyn!“

„Eben dies wurde nicht im Hôtel de ville gesprochen, sondern acht Tage frühre im Palais-Royal. Ich ließ es nicht ohne Antwort, ich erwiederte sogleich: Nein, nicht die beste Republik, denn auch die beste taugt nichts. Nun denn, sagte Lafayette, eine Monarchie mit republikanischen Institutionen? — Ja, versetzte ich, eine Monarchie mit republikanischen Institutionen will ich; aber durchaus keine Republik! Wo ist hierin jenes Programm, frage ich Sie?“

„Nirgends, Sire; aber warum that man nichts, um während der achtzehn Jahre der Regierung Ew. Majestät jenes Phantom, mit welchem man so oft das Volk aufzuregen versuchte, zu vernichten?“

„Warum? das ist die rechte Frage. Sehr oft wollte ich selbst jenem Hirngespinnst entgegentreten, aber ich fand immer Widerspruch.“

„Man hat hierin widersprochen? Von wem spricht Ew. Majestät?“

„Von meinen verschiedenen Ministern.“

„Und der Wille Ew. Majestät wäre dem Willen jener gegenüber nicht mächtig genug gewesen?“

„Ach! Sie sind, wie so viele Andere! Sie denken an das, was man über die persönliche Politik des Königs geschrieben, über seine starre Hartnäckigkeit, und Sie glauben, mein Wille sey nie auf Hindernisse gestoßen! Ich fand sie überall und immer. . . . Und dies mußte seyn! Und ich hatte nicht das Recht, mich darüber zu wundern. . . . Allerdings hatte ich meine eigenen politischen Ansichten: allerdings bemühte ich mich, wenn eine Frage in meiner Gegenwart behandelt wurde, das durchzusetzen, was ich als König und als Franzose für das Beste hielt; aber, merken Sie es wohl, meine Meinung wurde stets bekämpft, und zwar sehr eifrig von den Ministern, die mit mir nicht übereinstimmten, und wenn ich unterlag, ging man weiter. Das begegnete mir sehr oft bei wichtigen, wie bei minder wichtigen Fragen, immer aber da, wo es mich selbst betraf. So habe ich die unerhörtesten Anstrengungen gemacht, um es zu erlangen, daß man das Programm des Hôtel de ville widerlege. Es gelang mir nicht. Man versprach mir immer, eine günstige Gelegenheit zu ergreifen, und diese kam nicht, oder man wollte sie nicht benutzen: denn nie wurde hierüber etwas gethan. Einst hatte ich, der steten Verzögerungen müde, selbst eine Widerlegung niedergeschrieben; ich war bemüht, sie klar, bestimmt, vollständig zu machen, und ich unterzeichnete sie: Ein Pariser Bürger. Ich wollte sie gedruckt wissen. Ehe ich sie jedoch in die Druckerei schickte, entschloß ich mich, sie Casimir Périer mitzutheilen, um seine Zustimmung zu erhalten. Denn, dies sey im Vorbeigehen bemerkt, ich bin immer (Sie verstehen mich: immer!) ein streng constitutioneller König gewesen. Ich war es vom 7. August 1830 bis zum 24. Februar 1848 ohne Unterbrechung, und ich füge hinzu, daß ich es nicht bedauere. Casimir Périer las meine Arbeit und lobte sie. Dies rief keine Replik hervor, sagte er. — Dann wollen wir es drucken lassen. — Das verhüte der Himmel, rief er! Der König will sich in die Polemik mischen! Der König will über sein Werk, über seine Person urtheilen lassen! — Nun, ich unterschreibe es ja nicht. — Was thuts? Man wird es bald wissen, daß es der König geschrieben hat; denn in unsern Tagen wird Alles bekannt, besonders das, was man verheimlichen will. Man wird also wissen, daß ein Pariser Bürger Niemand Anderes ist, als Se. Majestät Ludwig Philipp; und dann, welche Angriffe! Welche Schmähreden vielleicht! — Sie haben Recht! Aber welches andere Mittel soll ich anwenden? Denn ich gestehe es Ihnen offen, daß ich diese Lüge endlich einmal enthüllt wissen will; sie wird sonst zur Wahrheit, und das darf nicht seyn! das verbietet das Interesse der Monarchie, das Interesse der Autorität, welche mehr der Achtung, als der Gewalt bedarf.“

„„Nun!““ sagte Casimir Périer, „„überlasse mir der König diese Schrift und ich verspreche Ew. Majestät, Ihnen bald volle Genugthuung zu verschaffen.““ — „Sie wollen diese Widerlegung also veröffentlichen?“ — „„Allerdings!““ — „So bald sie ganz Frankreich lesen wird?“ — „„Ganz Europa! Ich werde sie in eine wichtige Debatte einmischen.““ — „Das ist gut, beser, als ich es machen wollte, und ich danke Ihnen für diese herrliche Idee.“ . . .

„Casimir Périer nahm meine Widerlegung und legte sie in seine Brieftasche . . . die sie nie mehr verlassen hat.“

„Und Ew. Majestät haben Ihren Minister nie an die Erfüllung seines Versprechens gemahnt?“

„Im Gegentheil, ich habe dies oft gethan; aber immer sagte er, man müsse die Gelegenheit abwarten, diesen seltenen Vogel, der dem Könige nie kam.“

Der König, welcher sich so bitter über die Nachlässigkeit seiner Minister in Betreff des Programms des Hôtel de Ville beklagte, erwog nicht der Antheil, welchen jener dieser Minister insbesondere an der Juli-Revolution genommen, noch die Verlegenheit und selbst die Gefahr, welche für diese von ihnen entstanden wäre, wenn sie die Leiter, auf der sie zur Macht gelangt waren, hinter sich abgebrochen hätten. Auf gleiche Weise beschuldigte Wilhelm III. von England seine Minister; ja ihrer Vertheidigung muß man indeß bedenken, daß sie eigentlich die Vertreter des demokratischen Prinzipes waren, welches beide Revolutionen hervorgerufen hatte, während sich die beiden Könige bald in die Nothwendigkeit versetzt sahen, das monarchische Prinzip zu befestigen, gegen welches unter Jakob II. und Karl X. die allgemeine Opposition gerichtet war.

Casimir Périer gebot es die Klugheit und das Interesse einiger seiner Kollegen, zehr Diskussion über das Programm zu hindern; indeß bei vielen anderen Gelegenheiten ist seine Nachlässigkeit nicht zu entschuldigen: so besonders bei der Schlußquittung der langen laufenden Rechnung zwischen der Civilliste und dem Staate.

„Sie erinnern sich, daß nach den leidenschaftlichen Debatten, in denen man sich die bittersten Ausfälle gegen meine Habsucht erlaubte (dieses Laster, das nicht einmal meine Freunde zurückzuweisen wagten, denn die Habsucht des Königs Ludwig Philipp steht heute als unbestreitbar da), der Finanzminister erklärte, der Staat schulde mir vier Millionen. Herr v. Montalivet appellirte deshalb an den Staatsrath. Man hörte seitdem nichts mehr darüber. Wissen Sie, warum? Weil der Staatsrath sich dahin entschied, daß der Staat mir höchstens einige 30,000 Fr. schulde. Als der Finanzminister mir diesen unerwarteten Bescheid mittheilte, fragte ich ihn, wann er dies der Kammer zur Entschreidung vorlegen wolle. — „„Niemals““, gab er mir zur Antwort, „„denn ich würde dadurch den sicheren Sturz des Ministeriums herbeiführen, dem ich anzugehören die Ehre habe.““

„Aber, Sire, das war eine unverzeihliche Schwäche, so wie einer Pflicht zurückzuweichen.“

„Mein Gott! das war minisserielle Politik! Das Unglück hierpon war,

Digitized by Google

daß man, indem man mich den gehässigsten und unbegründetsten Angriffen preisgab, hierdurch unzweifelhaft nicht den Sturz Eines Monarchen, sondern der Monarchie herbeiführte; man bereitete die Februar-Revolution vor. Vornehmlich gewann diese so schnell die Oberhand. Sie wissen, wie wenig man den Patriotismus und die Mäßigung, die meine ganze Familie mit mir in jener Katastrophe an den Tag legten, gewürdigt hat. Sie wissen, daß die Verleumdung auch damals noch nicht schwieg. Während ich, von Allem entblößt, Frankreich verließ, hieß es in den Journalen, daß ich einen solchen Ausgang längst vorbereitet hätte und mir ein goldenes Exil im voraus bereitet hätte. Man wußte genau die Summen anzugeben, die ich nach Amerika und England für mich in Sicherheit gebracht; man bezeichnete die Straßen, die mir in New-York, wie in London, gehörten. Alles dies hatte ich durch meine Civilliste mir angekauft? Da nun ein Millionär, wie ich, nichts weiter bedürfe, so sequestrirte man meine Güter. Was ich nie gegen den unbedeutendsten Bürger Frankreichs zugelassen hätte, erlaubte man sich ohne Bedenken gegen mich! Man griff mein Familiengut an, die Revenüen, welche meines und meiner Kinder Eigenthum waren! Arme Kinder! Was hatten sie verschuldet? Hat irgend ein Bürger in Frankreich mehr sein Vaterland geliebt, als sie? Bar Ein Soldat bereitwilliger, sein Leben für Frankreich zu opfern? . . . . Aber sie waren meine Söhne! Darum wurden sie in mein Unglück mit hineingezogen. Man wollte, daß der König und sein Haus, diese verbrecherische Familie, Noth leide! Man wollte, daß die Familie Orleans ihn Exil die Armuth empfinden sollte! Nun, meinen Feinden ist diese Genugthuung geworden, wir haben sie empfunden! . . . Nicht, daß mir in diesem hochherzigen England nicht wären Anerbietungen gemacht worden! Man kam mir damit zuvor, man bietete sie in die wohlwollendsten und sinnreichsten Formen, aber ich nahm sie nicht an. Man sollte erfahren, daß der König und seine Familie die härtesten Entbehrungen erduldet! Und dies, weil die Leiter Frankreichs, ehe sie mir das Meinige zurückgaben, das ganze Vermögen dieses Nabobs der europäischen Könige kennen lernen wollten. Seltsame Berkehrtheit! denn aus dieser Untersuchung meiner Lenke ergab es sich, daß ich mit dreißig Millionen Schulden vom Throne stieg! . . . Jetzt will ich, daß man weiter forsche, daß man die Ursachen dieser Schulden ergründe und sie dann veröffentliche! . . . Aber, glauben Sie mir, man wird das nimmermehr thun!"

Man hat oft gesagt, der König habe ohne Schulden den Thron bestiegen; aber wir können mit Bestimmtheit versichern, daß er ermächtigt wurde, auf seine Domänen eine fünfprozentige Anleihe zu kontrahiren, um damit sogleich seine Schulden zu bezahlen, nebst einem Amortisationsfonds, der die vollständige Bezahlung nach acht Jahren garantirte.

Herr Lemoine schließt mit folgenden Worten seinen Bericht:

„Dieses höchst merkwürdige Gespräch fesselte mich so, daß ich nicht ermüdete, ihm zuzuhören, und es innigst bedauerte, da es zu Ende war. Leider meldete der General D . . . dem König, daß Lady C . . . und Lord John Russell ihn erwarteten. Ich erhob mich.

„Beim Namen von Lord John Russell hatte der König lächelnd dem General gesagt: ein Minister? . . . Ich ließ sie sonst nicht auf mich warten, um so weniger will ich es heute thun. . . .

„Dann sagte er zu mir gewendet: „Werde ich Sie vielleicht vor Ihrer Abreise noch einmal sehen?"

„Wenn ich Ew. Majestät nicht belästige, so werde ich mir die Freiheit nehmen, mich bei Ihnen zu verabschieden."

„Das wird mir sehr angenehm sein." Der König entfernte sich einige Schritte, dann kam er plötzlich auf mich zu und sagte: „Man sagt, man könne seine Sache nicht durch einen Anwalt führen: die Könige sind aber hierzu gezwungen und verlieren deshalb oft ihren Prozeß. Ich für meine Person bin überzeugt, daß ich meinen Prozeß gewonnen haben würde, wenn ich mich selbst vor Frankreich hätte vertheidigen können. Das Talent ist eine Zweifel etwas Schönes, und es giebt unter den Rednern und Schriftstellern der Opposition viele talentvolle Männer; aber die Wahrheit ist noch weit mächtiger, als das Talent!" An der Thür verabschiedete mich der König mit einer freundlichen Handbewegung und rief mir zu: „Also auf Wiedersehen? Ich rechne auf Ihr Versprechen!"

„Da ich in einigen Tagen nach Paris reisen mußte, so kehrte ich bald nach Claremont zurück. Das Schloß war leer. Die Unpäßlichkeit der Prinzen und Prinzessinnen hatte einen sehr ernsten Charakter angenommen und die königliche Familie saß nach Richmond begeben. Ich eilte dorthin. Auf der Station von Richmond hörte ich einen Beamten französisch sprechen; ich fragte ihn nach der Wohnung der Familie Orleans. Er zeigte sie mir. Es war . . . ein Wirthshaus! Ich begab mich dorthin. Dort vernahm ich, daß man einige Tage in der größten Unruhe verbracht hatte. Der Prinz von Joinville war besonders von heftigen Konvulsionen gequält worden. Endlich war durch die eifrigen Bemühungen des Dr. Quesneau de Mesly alle Gefahr verschwunden. Man sagte mir, daß der König, welcher nicht einen Augenblick das Bett seines Sohnes verlassen hatte, ganz erschöpft sey. Ich entfernte mich, ohne mich zu bemühen, ihn zu sehen. Ich vermied den Vorwurf, die Theilnahme bis zur Zudringlichkeit getrieben zu haben. Am folgenden Tage kam ich in Paris noch zur rechten Zeit an, um dem Constitutionsfeste beizuwohnen. Ich hatte das Königthum in einer Hütte verlassen und sah Herrn Marrast unter einem Thronhimmel."*)

*) Eine an diese Memoiren des Herrn Lemoine sich schließende Mittheilung des Herausgebers der Quarterly Review lassen wir demnächst folgen.

Rußland.

Skizzen vom Kaspischen Meere.*)

IV. Die Expedition des Grafen Woinowitsch nach der östlichen Küste des Kaspischen Meeres. 1781 — 1782.**)

Diese Expedition ward zu einer Zeit unternommen, da die russische Herrschaft auf dem Meere einen hohen Standpunkt erreicht hatte, da deren Schiffe im Eis- und Mittelmeere kreuzten, die Flotte des Schwarzen Meeres in einer raschen Entwickelung sich befand und die weit ausdehnende Unternehmung Mulowskoi's zur Anschiffung der Welt und zur Kräftigung der russischen Herrschaft an den Küsten des Stillen Oceans vorbereitet ward. Die Expedition des Grafen Woinowitsch mißlang zwar, ist jedoch merkwürdig für die Geschichte des Kaspischen Meeres.

Die Aufmerksamkeit der russischen Regierung richtete sich schon seit langer Zeit auf die östliche Küste des Kaspischen Meeres, die, obgleich unfruchtbar und öde und nur zeitweise von nomadisirenden halbwilden Kirgisen und Turkomanen besetzt, doch von den Wegen in die fabelhaft reichen Gegenden Hochasiens, Indiens und China's berührt wird, auf denen Seide, Shawls, Gold und Edelsteine geführt wurden. Schon vor der Occupation von Kasan und Astrachan in der Mitte des 17ten Jahrhunderts bestanden zwischen den Russen und den entfernteren Bewohnern dieser Küste, den Chiwinzen und Bucharen, Handelsverbindungen; seit der Einnahme Astrachans aber, im Jahre 1557, langten häufig Karawanen in Mangischlak und Tjuk-karagan an. Peter der Große entsandte 1716—1717 eine starke Expedition unter Belowitsch zu dieser Küste; sie hatte keinen Erfolg, und die in Tjuk-karagan und Krasnowodsk aufgeführten Befestigungen mußten wieder aufgegeben werden. Der Handel jedoch dauerte unterdeß fort, und von Zeit zu Zeit wurde der Plan, an dieser Küste die russische Herrschaft zu befestigen, wieder aufgenommen; 1741 und 1745 ward Mangischlak, ein Hafenort östlich von Tjuk-karagan, von dazu abgesandten Offizieren besichtigt und von denselben zu einer Festung nicht passend befunden; 1763 erhielten Kapitain Tokmatschew und Major Ladyschenski den Auftrag, nochmals Mangischlak und die ganze östliche Küste bis zur Insel Ogurischin in Augenschein zu nehmen, im Falle des Nichtauffindens eines bequemen Hafenplatzes aber sich der Mündung des Flusses Emba zuzuwenden, „um nichts zu unterlassen, was den Handel nach dieser Gegend hin lenken könnte, der für die Zukunft große Vortheile versprechen"; 1775 untersuchte der Geolog Wassiljew das Terrain an der Emba-Mündung behufs Anlage einer Festung; eine Festung erstand jedoch nicht, theils weil zu solcher sich kein passender Ort auffinden ließ, theils weil die Motive zu derselben nicht hinreichend stark waren.

Seit 1773, da der amerikanische Krieg den englischen Handel mit Indien behränkte, hob sich der Handel über Bucharа und Orenburg und erwachte wiederum der Gedanke an einen kürzeren Weg nach Indien. Potemkin interessirte sich für diese Angelegenheit; 1778 in Kasan erbaut, langten im Sommer 1780 in Astrachan drei Fregatten, ein Bombenschiff und fünf Böte an, aus Peterburg kamen Besatzung und Offiziere; endlich im Juni des folgenden Jahres trat der Capitain zweiten Ranges, Graf Markus Woinowitsch, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, die Leitung des Unternehmens an.

Graf M. Woinowitsch, im Jahre 1770 bei der damals im Archipelagus kreuzenden russischen Flotte in den Seedienst getreten, ein erfahrener Seemann, gewandt, kühn und nicht arm an Kenntnissen, hatte, als Commandeur der kleinen Fregatte Slawa, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, das Georgenkreuz erworben, war nach Rückkehr der Flotte Potemkin attachirt worden und hatte darauf das Kommando der Schaluppe der Kaiserin erhalten. Die ihm nun übergebene geheime Instruction lautete dahin, auf einer der Inseln an der östlichen Küste des Kaspischen Meeres vorzugsweise auf Ogurischin, eine russische Befestigung zu gründen und sich sich sogleich Nachrichten nach Indien umzuhören, daneben auch den durch die Perser eben stehe gefährdeten russischen Handel auf diesem Meere zu schützen; seine Vollmacht war groß und der Zweck der Expedition nur ihm bekannt.

Am 29. Juni 1781 stach Graf Woinowitsch mit drei Fregatten, einem Bombenschiff und zwei Böten und 443 Mann Besatzung in See; am 8. Juli passirte man die Wolga-Mündung, am 13ten ward man an der Insel Shiloi, der Halbinsel Apscheron gegenüber, Anker, sandte ein Boot nach Baku, „um zu forschen, wie die Sachen ständen", und unterwarf unterdeß die Küste der Insel einer hydrographischen Messung. Nach Rückkehr des Bootes aus Baku steuerte Woinowitsch der Insel Ogurischin zu, an deren südöstlicher Spitze er vom 21. bis 23. Juli verweilte, sie, da sie sandig, kahl, unfruchtbar und wasserlos war, verließ, um geradezu den Busen von Astrabad am 25sten zu erreichen. Der Busen von Astrabad, von welchem Woinowitsch viel Rühmliches vernommen, täuschte die Hoffnungen nicht: weit, tief und allseitig gedeckt, bespült er nach Süden hin eine blühende Ebene, den von klaren, dicht umschatteten Bächen durchschnittenen Fuß hoher Berge, das Klima war wenigstens während des einjährigen Aufenthalts ausgezeichnet, gesund, stets warm und nie drückend heiß, Baubolz, Fruchtbäume, Weideplätze, reiche Kornfelder, seltene Vögel gab es dort in Menge, in der Nähe einige Dörfer, etwas ferner die Trümmer eines Lustschlosses des Schach mit großartigen Gärten, etwa vierzig und neunzig Werst entfernt die Städte Astrabad und Sari; die Wege von hier aus in das Innere Persiens, nach Indien und Bochasien wurden als tauglich und nicht lang angegeben, bis Bassora rechnete man kaum einen Monat, bis Chiwa

*) s. Mag. für die Lit. des Ausl. 1849. Nr. 105. 107. 111.

**) Морской Сборникъ. 1850. Nr. 9.

Digitized by Google

vierzehn, bis Buchara achtzehn Tage, nach Indien über Kandahar fünf Wochen für eine Karawanenreise. Die Perser mußten für eine Niederlassung an dieser Küste günstig gestimmt, ihr Vertrauen mußte gewonnen werden, man mußte sich anbauen und die Kaufleute auf den vortheilhaften neuen Weg leiten. Die eben vorhandenen Transportleistigkeiten in Persien konnten dieses Unternehmen, wie es schien, nicht fördern, doch der Anfang gelang nach Wunsch: der mächtigste der nomadisirenden Chane, der Beherrscher der Provinzen Masanderan und Ghilan, Aga-Muhammed-Chan, antwortete auf ein von Woinowitsch durch einen Offizier ihm übersandtes Schreiben sehr zuvorkommend mit der Abtretung eines beliebigen Platzes zum Häuserbau an dem Busen von Astrabad, versprach auch mit Leuten und Materialien zu helfen und gestand selbst Handels-Privilegien für diese Gegend zu. Sofort begann man im September den Bau der Festungswerke im Dorfe Gorodowin, achtzig Faden vom Meere entfernt, befestigte diese mit achtzehn Schanzpfändern, führte innerhalb derselben eine Kaserne, ein Hospital, Schuppen, einige andere Häuschen und einen Bazar, zur Landung der Schiffe aber eine Anfahrt auf; zum Schutz erwartete man noch den Befehl der Regierung, die russische Flagge aufzupflanzen — Potemkin hielt schon für die neue Niederlassung ein Wappen bereit —, da ging Alles wieder zu Grunde. Vier Monate hindurch bestanden die freundschaftlichsten Verhältnisse mit den Bewohnern und der Landesregierung, gegenseitige Besuche fanden unaufhörlich statt, Woinowitsch schmeichelte und opferte reich den Gastfreunden; — unterdeß bereitete Aga-Muhammed-Chan Verrath. Ans Kaspien verbrängt, in seiner Macht sehr verklärt, fürchtete er vielleicht die russische Nachbarschaft, und, wie er später erklärte, durch seine Untergebenen über die feindseligen Zwecke der Russen belehrt, befahl er, Woinowitsch gefangen zu nehmen und ihn zum Schleifen der Festung zu bewegen. Ein hierzu günstiger Tag bot sich bald dar. Der 15. Dezember war bei den Persern ein großer Festtag; Woinowitsch und die übrigen Offiziere waren zu ihnen geladen. Woinowitsch erschien mit allen Befehlshabern der Schiffe, und alle wahrscheinlich, nach Gewohnheit, ohne Waffen, in der nur vier Werst von der Niederlassung entfernten Station der Perser. Mit ungewöhnlichem Jubel empfangen, eine Menge bewaffneten Volks und eine thierische Freude auf den Gesichtern erblickend, erriet Woinowitsch schon beim Eintritt, daß die Perser nichts Gutes im Sinne haben, und erklärte, sofort zurückkehren zu müssen; da offenbarte sich der Anschlag: Woinowitsch und dessen Gefolge wurden ohne Verzug ergriffen, gebunden, in ein Gefängniß geworfen und in schwere Ketten geschlossen. „So traurig auch Aller Lage war", schreibt ein Gefährte dieser Leiden, der Lieutenant Rading, „so schmerzvoll Aller Qual, so war doch der Zustand des Grafen Woinowitsch der bemitleidenswertheste, denn außer der physischen Beschwerde, die er mit uns in gleichem Maße litt, war er sich selbst vor, zu diesem unglücklichen Ausgange selbst beigetragen zu haben." Am folgenden Tage eröffnete man die Forderung des Chan, die erbauten Schanzen sofort einzureißen. Woinowitsch schwankte, die Perser verlachten unterdeß, die Befestigung zu nehmen, und ergriffen funfzig Mann des russischen Kommandos, welche im Walde Holz fällten. Ohne Mittel, sich zu befreien, in der Festung eine Garnison von nur funfzig Soldaten und der Schiffsmannschaft wissend, sich auch durch den Gedanken beruhigend, daß er die Festung eigenmächtig auf dem Festlande und nicht, wie der Befehl lautete, auf einer der Inseln erbaut habe, entschloß sich endlich Woinowitsch, den ältesten Offizier, Captain-Lieutenant Baskakow, mit dem Befehl, die Festungswerke zu zerstören und die Geschütze auf die Fregatten zu bringen, abzusenden. Nachdem dies am dritten Tage der Gefangenschaft geschehen, mau die gefangenen Soldaten freigelassen, den Offizieren aber nur die Ketten erleichtert hatte, führte man diese vor Aga-Muhammed-Chan und Sarb. Der Chan empfing sie sehr freundlich, suchte den Gewaltstreich durch das Mißtrauen seiner Unterthanen zu entschuldigen, versprach sofortige Entlassung und bot später neue Dienste an; aber es vergingen zwei qualvolle Wochen, ohne Befreiung zu bringen. Unterdeß bemühten sich die Gefangenen, ihre beschränkte Freiheit benutzend, die angesehensten Bauyleute auf ihre Seite zu bringen, und erlangten durch Schmeicheleien, Geschenke und Versprechungen endlich am 2. Januar 1782 den Befehl des Chans, freigelassen zu werden. Da trafen sie auf ein neues Hinderniß: der Chan selbst verließ die Stadt, das mißtrauische Volk wollte sie nicht ziehen lassen und umringte ihre Wohnung; nur einem ihnen ergebenen Aeltesten gelang es, sie in seinem Hause zu verbergen, ihnen Pferde und einen Führer zu geben und sie heimlich aus der Stadt zu entfernen. Mit Mühe und Noth erreichten sie den Hafenorte und den Ihrigen zu; Woinowitsch befiel ein Nervenfieber.

Unvermögend, vor dem Frühjahre seine Regierung von seinem Schicksale zu benachrichtigen, barg sich Woinowitsch, Verhaltungsbefehle von derselben erwartend, an der nördlichen Küste des Busens an der Insel Oretow (welche mit der Zeit eine Halbinsel geworden). Unterdeß begann Aga-Muhammed-Chan, entweder bereuend, die Russen so leichten Kaufes entlassen zu haben, oder in der That einsehend, daß der Russen Freundschaft ihm nützlicher sey, als deren Feindschaft, von neuem dem Woinowitsch zu schmeicheln, schlug sogar vor, eine neue Festung auf dem Festlande zu erbauen, und sandte endlich einen Gesandten mit Entschuldigungen und Versprechungen an den russischen Hof ab. Woinowitsch ging selbst auf nichts ein und verließ, nach erhaltenem Befehl, am 8. Juli 1782 den Busen von Astrabad. Auf dem Wege nach Astrachan besuchte er noch die Balchanbai, lief vor Baku an, um mit dem dortigen Chan einen Vertrag zum Schutze der russischen Handelsleute zu schließen, erreichte am 9. September die Wolga-Mündungen und am 16 ten Astrachan. Von hier eilte er nach Petersburg, wurde dort gut aufgenommen und befiel das Oberkommando der kaspischen Flotille, bis er 1787 als Contre-Admiral ein Escadre im Schwarzen Meere erhielt.

Die verunglückte Expedition ward nicht erneuert, anfangs vielleicht weil alle Schiffe der Escadre Woinowitsch's nach einjährigem Dienst sich schon als faul erwiesen: wenigstens wollte Woinowitsch gleich nach seiner Ankunft in Astrachan, wahrscheinlich auf Befehl, zwei Fregatten und zwei Böte nach Astrabad senden, konnte dies aber wegen Untauglichkeit seiner Fahrzeuge nicht ausführen, sondern mußte sich mit einer Fregatte und zwei in Astrachan verbliebenen Böten begnügen. Es ist uns unbekannt, welchen Zweck diese Fahrt unter dem Befehle des Capitain-Lieutenants Baskakow hatte, die Tagebücher sprechen nur von den jährigen Besuchen turkomannischer und persischer Aeltesten. Seit dieser Zeit unterhielt jedoch die russische Regierung auf dem Kaspischen Meere stets eine beträchtliche Escadre zum Schutze des Handels und zur Beaufsichtigung der Chane, deren Besitzungen von dem Kaspischen Meere berührt werden; ein Schiff von dieser Escadre hat seine beständige Station im Busen von Astrabad.

Die Kosten der Unternehmung Woinowitsch's betrugen: für Erbauung der Fahrzeuge 92,934, für die Unterhaltung jährlich 30,000, für extraordinäre Ausgaben 14,545 Rubel.

Mannigfaltiges.

— Englische Familiennamen. Man hat in England seit undenklichen Zeiten gezlaubt, daß Smith dort der gewöhnlichste Familienname sey. Unter allen Volksklassen, unter den Peirs nicht weniger, als unter den Proletariern, hat es von jeher Smiths gegeben — wo Adam Smith, dem Vater des Freihandels, die herab zu dem „Captain bold of Halifax", der, wie die Bundesskrippen des Fürsten Thurn und Taxis, sich durch seine Heldenthaten in „country quarters" auszeichnete. Soldaten und Matrosen, Geistliche und Literaten, Parlamentsredner und Schauspieler, Gevatter Schneider und Handschuhmacher — Alle haben Smiths in ihren Reihen aufzuweisen. Es ist sich aber jetzt, daß es einen Namen giebt, welcher jenen noch in der Zahl seiner Mitglieder übertrifft; es ist dies das namentlich in Wales beliebte Cognomen Jones. Aus den Listen der Geburten, Taufen und Verbrüzungen im Königreich England und im Fürstenthum Wales geht es nämlich hervor, daß die Zahl der dort eingetragenen gewöhnlichen Familiennamen, die wir der Kürzestalt wegen hier mittheilen, sich vom 30. Juni 1837 bis zum 30. Juni 1838 folgendermaßen verhielt: Jones 13,429; Smith 12,637; Williams 8745; Taylor 6440; Davies 5859; Brown 5385; Thomas 5278; Evans 4930; Roberts 4199; Johnson 3743; Robinson 3553; Wilson 3399; Wright 3239; Hall 3227; Hughes 3180; Wood 3177; Walker 3148; Lewis 3134; Green 3103; Edwards 3097; White 3087; Jackson 3040; Turner 2908; Thompson 2873; Hill 2856; Harris 2771; Cooper 2693; Clark 2683; Davis 2661; Martin 2502; Baker 2385; Ward 2218; Morris 2299; Morgan 2296; Martin 2257; James 2209; King 2156; Clarke 2145; Cook 2135; Allen 2116; Price 2098; Phillips 1997; Parker 1989; Moore 1983; Watson 1908; Carter 1882; Richardson 1817; Lee 1815; Griffiths 1801; Shaw 1794.

— Das Evangelium Matthäi in gothischer Sprache.*) Diese höchst merkwürdige Schrift ist vor kurzem in Upsala erschienen und wird gewiß nicht verfehlen, auch die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten auf sich zu lenken. Sie ist einem angelsehenen Manne, Namens Thore Petré, gewidmet, durch dessen liberale Unterstützung die Herausgabe möglich gemacht wurde. Die Grammatik, mit der sie der Verfasser, Herr Anders Uppström, versehen hat, dürfte ihr für den Sprachforscher noch besonderen Werth verleihen.

*) „Alvaggeljo thaiah Matthaio, eller Fragmenter af Matheei Evangelium pa Gothisk med Ordförklaring og Grammatik af Andore Uppström.

Literarischer Anzeiger.

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lichtstrahlen aus W. v. Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Das mit dem 31 sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Geor. Lassar, Breitestraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 154. Berlin, Dienstag den 24. Dezember 1850.

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.*)

IV. General v. Hailbronner am Genfersee.

Wer hätte im Sommer 1840 dem damaligen Major v. Hailbronner, dem geradsinnigen, freisinnigen, deutsch gesinnten Hailbronner weissagen dürfen, zehn Jahre später werde er gegen Preußen zu Felde ziehen und mitten im deutschen Lande von preußischen Büchsenläufen mit einer deutschen Kriegs-Salve begrüßt werden, ohne sich von ihm in die Zunft der politischen Träumer oder Pessimisten verweisen zu hören! Hätten wir Anderen, die wir damals der Nähe dieses Mannes uns erfreuten, solche Prophezeiung glaublicher gefunden? Der Major, auf der Heimkehr aus dem Orient ins Vaterland begriffen, hatte sich für mehrere Wochen in Bevey angesiedelt und eine still und zeitgemäß Wohnung bezogen, hier sein Reisetagebuch zu dem Werke zu verarbeiten, das Jahres darauf, unter dem Titel: „Morgen- und Abendland", bei Cotta erschien. Als Scheiftsteller war er bereits durch seine anziehenden „Skizzen aus der Mappe eines Touristen", so wie durch zahlreiche Beiträge ins Morgenblatt, bekannt und Vielen lieb geworden. Allwöchentlich kam sein Freund, der Dr. M., aus Genf herüber, in regen Theilnahme anzufragen, wie weit die Arbeit seit dem letzten Stadium vorgerückt wäre. Durch M. lernte auch ich den edlen Touristen kennen. Es kam derselbe unmittelbar von Barcelona, wo er am 20. Juli Zeuge des Aufstandes gewesen war, der Christine's Abdankung (12. Okt.) und Espartero's Diktatur zur Folge hatte. Er kam soeben mit vollem Busen, wo nur eben ein historisches Drama zur Aufführung gekommen war, welches, wie sich von der vulkanischen Erregtheit Spaniens und dem Charakter der Exkönigin**) erwarten ließ, neue Verhängnisse in seinem Schooße trug. Mochte nun Herr v. Hailbronner von den Geschicken Spaniens und Portugals — denn auch Doña Maria'a da Gloria Residenz und Hof hatte er besucht, — oder von seinen Erlebnissen in Algerien, oder vom Aufenthalt an König Otto's Hofe, oder aus dem gelobten Lande, oder endlich seiner Aufnahme bei Mehmed Ali erzählen, überall erhielt man in spannender Weise über die neuesten Weltverhältnisse lichtvollen Aufschluß aus um so verlässigerm Munde, als der Berichterstatter an Ort und Stelle, mit unbefangenem, Wahrheit verlangendem Auge geschaut, als er aus tieferen Quellen, als Anderen zugänglich waren, geschöpft hatte. Ohne Zweifel haben dies die Leser des „Morgen- und Abendlandes" bald nachher vollkommen anerkannt. Eines sey beispielsweise erwähnt. Zürb Pückler hatte kurz zuvor seinen Pasnegyrikus des vicekönigl. Regiments (in Aegypten) durch die „Augsb. Allg. Zeit." ausgehen lassen. Der Panegyrikus des geistreichen „Verstorbenen" kam nicht Allen recht glaublich vor oder selbst als eine scheimliche Mystifikation des deutschen Publikums. Kein Wunder also, wenn wir über die historische Glaubwürdigkeit desselben nach Aufklärung verlangten, wie sie der wahrheitsgetreue Mund des Herrn v. Hailbronner am befriedigendsten zu geben vermochte. Nicht lange nachher erschienen auch aus seiner Feder mehrere Artikel in demselben Blatt, den Apologeten zu rektifizieren bestimmt und geeignet. Was der Major aus dem nur erst Niedergeschriebenen mittheilte, z. B. über Athen oder die Zustände von Hellas und seine Zukunft, enthielt nicht nur, wenigstens für damals, viel Neues und Lehrreiches in belebtester Schilderung, sondern Alles war auch der Ernst einer biederen und wohlwollenden Seele. Zu diesem Lichte, dem Lichte schöner Ritterlichkeit und würdevollen Ernstes, umfloffen von dem Reiz weltmännischer und wissenschaftlicher Bildung, erschien uns Allen Major Hailbronner, der deutsche Mann mit einem Herzen voll — nicht bayerischer, sondern deutscher Vaterlandsliebe.

Nun begab sich, daß zur selben Zeit ein anderer Kriegsmann sich zu uns nach Bevey gefunden hatte, auch er ein Deutscher von Geburt, auch er aus Spanien gekommen, wo er den Karlisten gedient hatte, und dessen Rolle seit Beendigung des Bürgerkrieges daselbst angespielt war: der Hauptmann Kr., gebürtig aus Braun (oder Wien). Da er eine Zeitlang jeden Tag bei mir einsprach, sey mir verstattet, von den Zutaten dieses merkwürdigen Menschen aus mündlichem Berichte, für dessen lautere Wahrheit ich jedoch nicht einstehen mag, das Wesentliche mitzutheilen. Kr. war im Jahre 1815 als Kornet im Regiment Erzherzog Ferdinand Husaren in kaiserliche Dienste getreten, nicht lange nachher jedoch auf erhaltene Erlaubniß(?) in französische übergegangen, zweimal (unter Normann und Maison) in Hellas, zweimal (unter Bourmont und 1835 unter Clauzel) in Algerien, zweimal in Spanien (1823 unter dem Duc d'Angoulême und neuerlich drei Jahre lang unter Don Basilio Garcias) gewesen. Unter der Juli-Regierung hatte er es auch mit belgischen Diensten versucht und daneben — wahrscheinlich, um den Polen beizuspringen — einen Abstecher nach Polen gemacht, von wo er wegen falschen Passes nur mit genauer Noth durch Preußen, Sachsen, Bayern nach Frankreich entkommen war. So hatte dieser Abenteurer in den fünfundzwanzig Jahren, seit es sein Geburtsland verlassen und nicht wiedergesehen hatte, allen Systemen, bald dem royalistischen, bald dem liberalen, gedient: wie er selbst sagte, aus Begier nach Pulverdampf. In Spanien verwundet, hatte er seinen Abschied genommen und sich nach Zürich gewandt, wo er vor Jahr und Tag von Schönstein behandelt und ins Krankenhaus in Wallis gewiesen worden war. Nach seiner Wiederherstellung kam er nun nach Bevey, entblößt von Geld, Kleidern und Wäsche, so daß seinethalben eine Kollekte veranstaltet werden mußte, worüber auf Boarschaft, die von Wien, auf Anstrengung des Passes zur Heimkehr, der ihm vom österreichischen Gesandten in Bern, dem Grafen Bombelles, kommen sollte; bei aller Noth aber, so lange er noch eine Cigarre in der Rocktasche wußte, unverwüstlich guter Dinge, austauschend, in seinen Gesprächen angenehm anziehend, voll Interesse für alle Gebiete des Wissens. Nur Eines machte seine Nähe, seinen Umgang unheimlich, Manchen sogar widerwärtig: nicht die Stete Bereitwilligkeit, die Geschmeidigkeit, womit er Gaben und — Almosen anzunehmen sich gefallen ließ, ja, sie beanspruchte, denn es konnte der Druck langer Noth derlei Zartgefühl in ihm abgestumpft haben; sondern der unsichere, nie auf sein Gegenüber voll und fest gerichtete Blick, der auch im Laufe der beredeten Unterhaltung haftet blieb.

So mochte ihn vor Anderen Hailbronner nicht leiden und wies ihn mit kurzen, doch höflichen Worten unter Begleitung einer Breiseuer von sich. Ich versuchte auf einem Spaziergange den Major zum Besseren zu stimmen. Denn mein Argwohn wenigstens war besiegt und, abgesehen von dem lichtscheuen Blick, mir auf der Seele gerissen: hatte doch Kr. jegliches Examen, das ich mit ihm anstelle, mit Ehren bestanden. Wanderten wir im Peloponnes umher, so sprach Kr. mit solcher Kenntniß der Geschichte von Hellas in alter und neuer Zeit, wußte so guten Bescheid zu geben über die Alterthümer, Denkmäler und Baureste des Landes, als hätte er dies Alles im Geleit von Ponqueville oder Stackelberg gesehen. Ein andermal standen wir vor Konstantine: dieses aber bescheid er aus Autopsie just so, wie ich es auf Abbildungen und der Beschreibung französischer Gelehrten kannte: ja, er wußte auch, bewandert im Sallust, von Konstantine's Vorzeit, als es noch Cirta hieß und unter numidischer und römischer Herrschaft stand, das legend bekannte anzugehen. Von seinen militärischen Kreuz- und Querzügen im nördlichen Spanien sprach er wie ein Kenner der Lokalitäten, bis ins Einzelne gehend, selten von persönlichen Erlebnissen, nie von eigenen Großthaten, oft mit großer Achtung von Don Basilio und Balmaseda, meines Erinnerns selten von Cabrera. Daneben aber verbreitete er sich mit bereiter Sachkenntniß über das Herrliche der spanischen Malerschule, und zwar nicht, wenn er auf dagewesene, was er selbst davon gesehen, oder auf Valasquez und Murillo kam, in Worten allgemeiner Begeisterung, sondern in detaillirender Schilderung ihres eigenthümlichen Kunstwerthes; neu war ihm nichts, als das Werk Scheveler's, das ich ihm damals nennen konnte. Kr. hatte behauptet, nach seinem Eintreten in französische Dienste in die Nähe der Herzogin von Angoulême gekommen und durch ihre Gunst und Unterstützung in den Stand gesetzt worden zu seyn, auf der Militärschule in Versailles seine militairischen Studien zu vollenden. Ich stellte ihm einen jungen Literateur, auf Versailles gebürtig, vor; man sprach über Ort, Zeit, Bewohner, Umgegend, und sieh! Kr. bekannt auch hier, kein Jota fehlte. Ich las seine Papiere und Korrespondenz, namentlich die mit Bombelles, und auch sie bestätigten die Wahrheit seiner Aussagen. Was verlangte ich noch weiter Zeugniß? Solches stellte ich nun dem Major vor, und er hörte mir gewillig zu. Als ich geendet hatte, erwiderte er: „Und dennoch wiederholt' ich Ihnen, trauen Sie diesem Kr. nicht! Sie Arglose wissen nicht, wie weit die Schelmerei eines abenteuernden Genies geht, und ein solches ist Kr. ohne Zweifel. Ich meinerseits traue keinem Deutschen in der Fremde. Die deutsche Gemeinheit und Bettelhaftigkeit hat mich durch das ganze Morgenland, von Konstantinopel bis Alexandrien, bis zu den Stufen des hei. Grabes verfolgt."**)

*) S. zuerst Nr. 84 f. des Magazins vom 1. J.

**) Zwei ihrer Kinder von Muñoz, leben damals angesiedelt in Bevey.

***) Diese der Generalmajor v. Hailbronner obige Worte, leicht dichte er die Zudikerration

So Unrecht hatte auch der Major nicht, spröde über Kr. zu urtheilen. Es wies sich nachgehends aus, daß dieser vor zwei Jahren unter anderem Namen ein ähnlich mysteriöses Spiel in St. Gallen getrieben hatte, was zunächst sein vorgebliches Alibi (in Spanien) problematisch machen mußte. Hierüber zur Rede gestellt, wußte er jedoch dieses Spiel mit so vielem Geschick zu motiviren, daß am Ende noch ein Schimmer von Edelmuth und aufopfernder Freundschaft auf sein deßfallsiges Betragen fiel. Uebrigens stand die Authentizität seiner Dokumente fest, und auch seine Berufung auf angesehene Familienverbindungen im Kaiserstaat erwies sich in Folge der Nachforschungen eines Handelshauses als wahrheitsgemäß. Die Schwierigkeiten aber, die Graf Bombelles seiner Rückkehr in die Heimat entgegenstellte, erklärten sich leicht aus der argwöhnischen Scheu des Metternichschen Polizeistaates vor einem Glücksritterthum, das in fünfundzwanzigjähriger Wegelagerung alle Verbindungen mit dieser Heimat abgebrochen hatte. Wie dem auch sey, um alle Welt zu Freunden zu haben und die Anstandsformkeit der Leute comme il faut auf sich zu lenken, bestellte Kr. nur einen saaberen Rocke und des Anscheins, als gebreche es ihm an nichts; um dieser dehors willen hätte man ihm auch die Unsäßigkeit des Blicks, die man als böses Gewissen auslegte, nachgesehen. Aber so! Man entledigte sich endlich des unbequem gewordenen Mannes durch Deckung der übrigens nicht beträchtlichen Gasthofschulden und Ermöglichung der Weiterreise.

Ich kehre zu Herrn v. Haildronner zurück. Auf dem Bergwege, der hinter Vevey nach dem Schlosse Blonay führt, liegt eine Viertelstunde über der Stadt die anmuthige Campagne Villard. Hier wohnte damals der Peinj Alexander von Preußen (Graf Teckelnburg) mit seinem Mentor, Herrn v. Röder. Für diese war ein so weiterfahrener Touriß, der mit so reicher Labung des Neuesten und Wissenswerthesten aus fernen Ländern kam, eine doch willkommene Erscheinung, und darum mehrmals jede Woche ihr Mittagsgast, so lange ihn nicht der Eifer, sein Werk zum Schluß zu bringen, ans Zimmer fesselte. Auf diesen Gängen, wobei ihn der Weg vor meiner ländlichen Wohnung vorüberführte, war es, wo ich öfters, von ihm abgerufen, ihn bis Villard begleitete. Der Baper Haildronner lebte damals in dem traulichsten Verkehr mit seinen preußischen Werthen, die, wie er, Soldaten und Soldaten deutschen Blutes und Herzens waren. Wie hätten auch sie in diesem liebenswürdigen Gaste den bereitwilligen Führer des feindlichen Vorrathes haben dürfen, dessen weiße Helmfeder preußischen Spitzkugeln zum Signale dienen würde!

Seit jenem Sommer haben wir den Major v. Haildronner im Regimente Königin Dragoner von Grad zu Grad der militärischen Ehren aufsteigen sehen und ihn am lautesten begrüßt, als er im Jahre 1849 an der Spitze seines Regiments und unter preußischem Kommando sein Schwert erhob zur Bestechung der edelsten deutschen Sache, in deren Bereathe, so es eine himmlische Gerechtigkeit giebt, sich hoffentlich die deutsche Diplomatie ihr endliches Grab gräbt. In den Dänenkrieg, dessen darf man wohl versichert seyn, ist der General Haildronner mit Freuden gezogen; mit innerem Widerstreben aber, wofern ihn nicht die diplomatische Kampfesweise in und um Schleswig auf andere Gesinnungen gebracht haben sollte, in den Kampf mit Preußen. Für die Sache des Kurfürsten von Hessen wenigstens und seines Satelliten zürnen deutsche Männer, wie Haildronner, von der Tann und Abpfter, zumal aachdem sie ihre Herzen am Anblick und Aufschwung wahrhaft deutscher Ehre gestärkt haben, nicht ihr Schwert aus freier Wahl, noch für ein Nichtgeheiß, wodurch besagte Sache zur ehrenhaften gestempelt, wodurch die sittliche Bewährung eines edlen Volksstammes, um eines solchen Machthabers willen, als Rebellion gebrandmarkt werden soll. Nur eine furchtbare Schickung ist es, die solche Männer zu blinder Unterwerfung unter das Gelübde des militairischen Gehorsams treiben kann.

E. K—e.

England.

Die schwarzen Diamanten Englands.

(Schluß.)

Wie dem aber auch sey, der Steinkohlenhandel ist blühend, man hat ihm einen neuen Tempel in der Hauptstadt weihen müssen. Unweit des Zollhauses erhebt sich prunkvolle die Kohlenhalle oder Kohlenbörse (Coal Exchange), einer der eleganteßen Gebäude Londons.

Es ist an einem Mittwoch, dem Markttage. Wir erfragen einen Perron, der uns zu einem kreisförmigen Vorsaal führt, in den wir durch eine große Flügelthüre eintreten. Wir befinden uns im untersten Stock eines thurmartigen Baues, an dessen Seitenwänden sich eine spiralförmige eiserne Treppe hinaufzieht. Ueber unserem Kopfe, dieser gewundenen Balustrade gegenüber, am Plafond des Thurmes, erblickt man ein Gemälde, in Rubensscher Manier kolorirt, — obschon es sonst sehr wenig Analoges mit den Werken dieses großen Meisters besitzt — welches eine Dame vorstellt, die aus einem Füllhorn nicht etwa Kohlen, sondern die schönsten Südfrüchte über unser Haupt ausschüttet. Diese theatralische Göttin des Ueberflusses ist von kleinen Amoretten — oder wenigstens von kleinen pausbäckigen Knaben begleitet, welche umherflattern und sich belustigen.

Aus diesem Vorsaal kömmt man in die sogenannte Halle, einen großen kreisförmigen Saal, mit Eichenbolzen gedielt, die mosaikartig abwechselnd hell und dunkel sind, und deren verschiedene Winkel in ein gemeinschaftliches Centrum zusammenlaufen, in welchem ein kolossaler Anker dargestellt ist. Dort über einander liegende gußeiserne Galerieen befinden sich um diesen Platz, der vermittelst einer großen Glaskuppel, dessen Mitte orangenfarbige Scheiben bilden, erhellt ist. Auf dem Fußboden sind in Zwischenräumen lange Schreibpulte aufgestellt, und polirtem Eichenholze, mit eingelegten Schreibzeugen zu größten Bequemlichkeit der Käufer und Verkäufer. Die Wappen der City auf einer Reihe kleiner Schilde bildea die einfache Verzierung der Balustrade an die drei Galerieen, über die man zuweilen schöne Damen sich neigen sehen, welche die dunkeln Konferenzen der mit schwarzen Diamanten Handelnden neugierig beobachten.

Uebrigens beschränken sich die Verzierungen der Kohlenbörse nicht allein auf die Wappen der City, noch auf die Reize der Damen, welche sie mit ihren Besuche beehren. Um das ganze Parket und um die Galerieen sind bequeme Sheidbuite und Nischen angebracht; die zwischen diesen Büreaux befindlichen Wände sind mit gemalten Emblemen bedeckt, deren lebhafte Farben von den hellen Gaande abstechen und dem Saale ein heiteres, man könnte sagen, theatralisches Ansehen geben, das weit mehr an ein Cafe in Paris, als an eine Kohlenbörse erinnert. Hier sieht man „die Wachsamkeit" in Gestalt einer langer Robe bekleideten Dame, zu ihrer Seite eine Eule; der Fluß Tyne ist mit einer poetischen Lyra bezeichnet durch Najaden und einen Delphin dargestellt. Weiterhin erblickt man „die Wohlthätigkeit", ein paar Kinder tragend, und darunter die Themse, zwischen Schiff dahinfließend. An einer anderen Wand sieht man den Fluß Avon und „die Andauer", dargestellt durch eine Schnecke, zu den Füßen einer brünetten Schönheit mit schwarzen Augen, wie sie der Kindler, Herr Saug, zu malen liebt. Auch die Trent und die Tyne figuriren in dieser Galerie der englischen Flüsse.

Kehren wir in den Vorsaal zurück, um von dort die erste Galerie zu ersteigen; auch hier sind die Seitenwände der Abtheilungen in denselben Geschmack, nur die Themata bestehen größtentheils aus Scenen in Kohlengruben oder Seezeugen mit Kohlenschiffen in Sicht. Die Prosa dieser Szenen wird durch die phantastischen Rahmen, welche weibliche Gestalten, Thiere, Blumen, Früchte u. s. w. enthalten, gemildert. Diese Galerie ist eben so, wie die unteren, aus gegossenem Metall.

In dem halbkreisförmigen Eingang der zweiten Galerie ist auf der einen Seite Newcastle mit seiner eisernen Brücke, in Verbindung mit seinen Gruben dargestellt, während seine alte steinerne Brücke darunter abgebildet ist. Dieses Gemälde, in finsterem und räucherigem Tone gehalten, giebt den Charakter des Orts vollständig wieder. Auf der anderen Seite sieht man Durham mit seiner inmitten von Bäumen sich erhebenden Kathedrale; auch hier Abbildung ist voller Wahrheit. Die Zwischenwände dieser Galerie sind mit Anzugsweise mit Darstellungen von Bergleuten, die in der Ausübung ihrer mannigfachen Arbeiten ihres Berufs beschäftigt sind, geschmückt.

Die oberste Galerie bietet zwei Ansichten dar, die von Shields an der Sunderland: Shields im Mondlicht, mit Kohlenschiffen auf dem Fluß, mit trübem, blaurm Himmel und Rauchwolken; Sunderland, mit seiner eisernen Brücke, auf einem einzigen Bogen ruhend, unter welcher Kohlenschiffe durchfahren, ohne ihre Marsstangen umzulegen. Auch hier ist ein Nachtstück, unter der röthliche Schein von Fackeln sich über einen Convoi kleiner Waggons ausbreitet, welche die Steinkohle aus der Grube nach dem Einschiffungsplatze bringen. Die Zwischenwände sind durchweg mit Abbildungen von gigantischen Farrnkräutern und jenen antediluvianischen Bäumen und Pflanzen versehen, welche später der Steinkohlenbildung zur Basis dienten; hin und wieder zwischen diese Abbildungen mit denen von Werkzeugen und Geräthschaften des Bergbaues ab. Ueber die dritte Galerie erhebt sich die ungeheure Glaskuppel.

Beim Durchgehen dieser Galerieen bemerkt man nicht ohne Bewunderung, daß der größte Theil der Büreaus, welche doch in Hinsicht der Sauberkeit, Reinlichkeit und Ruhe nichts zu wünschen lassen, zu vermiethen sind, die von Niemanden benutzt werden. Eben so verhält es sich mit den im Erdgeschoß befindlichen, von welchen nicht der vierte Theil besetzt ist. Die Miethe aber an einem Orte, wo sich der unermeßliche Steinkohlenhandel Englands konzentrirt, mindestens sonderbaren Erscheinung liegt in den übertriebenen Miethspreisen, welche sie diese lokale geforvert werden. Obgleich beschlossen und die Mittein oder dem Wohlstand der meisten Geschäftsleute und Kohlenbesitzer in keinem Verhältniß stehen, so weigern sich dennoch die Besitzer der City, etwas von ihren Forderungen nachzulassen; sie ziehen es vor, lieber die Kosten der Heizung drei Viertel des Jahres hindurch zu tragen, als die Büreaus für einen geringeren Miethzins benutzt zu sehen. Auf dieß Weise wachsen die Kosten für ein Etablissement, welches schon so viel Geld gekostet hat, immer mehr an.

Einige der gesammten Steinkohlen-Industrie Englands und des Umfanges entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörse gemachten Geschäfte zur Genüge herausstellen.

Sehen wir zuerst, welche Ausbeute an mineralischem Brennmaterial in Jahre 1845 die Länder geliefert haben, in denen die Production am meisten entwickelt ist.

1) Großbritannien	34,500,000 Tonnen.
2) Belgien	4,960,077 "
3) Vereinigte Staaten	4,400,000 "
4) Frankreich	4,141,617 "
5) Preußen	3,500,000 "
6) Oesterreich	700,000 "*)

*) Die Eisenproduction dieser Länder im Jahre 1845 ergiebt folgende Resultate:
1) Großbritannien . . . . . 2,200,000 Tonnen.

Digitized by Google

Beiläufig bemerken wir hier, daß die Vereinigten Staaten, welche den dritten Rang einnehmen, einen Flächenraum von 123,000 (engl.) Quadratmeilen Steinkohlenlager besitzen, vierzehnmal so viel wie Großbritannien, welches kaum 9000 Quadratmeilen enthält.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Wasser nach den besten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales' gelangen kann, verdankt Großbritannien den Vortheil, so enorme Massen und zu solch' niedrigen Preisen nicht allein für den inneren Verbrauch liefern, sondern auch nach fast allen Seegegenden Europa's ausführen zu können. Es ist in dieser Hinsicht weit günstiger gelegen, als die Länder des Continents, welche ebenfalls dieses Brennmaterial produziren, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen.

Von Dünkirchen bis Bayonne, auf einer Küstenstrecke von 300 Lieues, giebt es nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich ist gleichfalls, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünstigt, als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu Saint-Etienne und einiger anderen liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Produkt von nur untergeordneter Qualität. Diese beiden Umstände machen Frankreich hierin bis zu einem gewissen Punkt abhängig von England: die französische Regierung bedarf demgemäß alle Jahr die bedeutendsten Märkte zur Verproviantirung ihrer Dampfschifffahrts-Niederlagen mit englischen Steinkohlen. Belgien, dessen eigener Verbrauch im Steigen, dessen Productionskraft aber geringer ist und dessen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, ist nicht im Stande, den Bedürfnissen Frankreichs Genüge zu leisten. Bei Spanien aber muß man abwarten, bis die vor kurzem in Asturien und an den Küsten des Meerbusens von Biscaya in Angriff genommenen, unermeßlichen Steinkohlenlager in vollem Betriebe sind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands sind derartig gelegen, daß sie kaum breitig engl. Meilen von einander entfernt sind, und bilden demnach, von Schottland bis zum Süden von Wales und Somersetshire, eine Art Netz, von dessen Centralpunkten aus das Innere des ganzen Landes mit Hülfe der Eisenbahnen versorgt werden kann. Die Ost- und Westküsten sind nirgends mehr als funfzig Meilen vom nächsten Steinkohlenlager entfernt, und dieser Abstand beträgt selbst bei den äußersten Punkten Englands, Schottlands und Irlands nicht mehr als 150 Meilen.

Von den 31 bis 32 Millionen Tonnen Steinkohlen, die England jährlich produzirt, werden 10 Mill. in den Gießereien verwandt, 8½ Mill. kommen in den Küstenhandel, 2½ Mill. ins Ausland, und der übrige Theil wird im Inlande zu verschiedenen Zwecken verbraucht. In Newcastle wird fast die Hälfte der fürs Ausland bestimmten Steinkohlen eingeschifft, von der Frankreich fast zwei Drittel absorbirt. Die Zahl der Steinkohlenminen Newcastle's und an der Tyne beläuft sich ungefähr auf 130; das zu diesen Etablissements verwandte Kapital wird auf nicht weniger als 10 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt, wogegen auch jährlich 6—7 Mill. Tonnen Steinkohlen verkauft werden; die Production der Minen an der Tyne ist seit dem Jahre 1800 bis zum Jahre 1845 um 270 pCt. gestiegen.

Die nach London gebrachten Quantitäten bieten in vier auf einander folgenden Jahren nachstehende Zahlen dar:

1843	2,663,114	Tonnen.
1844	2,963,116	"
1845	3,463,630	"
1846	2,967,627	"

Im Jahre 1848 fand in London zu Wasser allein 3,418,210 Tonnen Steinkohlen eingeführt worden.

Ungefähr ein Zwölftel dieser Quantität sind auf den Flüssen Tyne, Wear und Tees befördert worden, auf dem ersteren ungefähr zwei Fünftel des Ganzen. Die Menge der auf Eisenbahnen und Kanälen in London eingeführten Steinkohlen ist unberechtlich. Man schätzt den Bedarf der Londoner Gascompagnieen auf beinahe ein Achtel der eingeführten Gesammtmasse.

Die Zahl der zum Transport der Steinkohle nach London benutzten Fahrzeuge ist nothwendigerweise dem Aufschwunge dieses Handelszweiges gefolgt. Vor drei Jahrhunderten genügten zwei oder drei Schiffe zur Versorgung der Hauptstadt; im Jahre 1610 zählte man deren schon 200; im Jahre 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12,267 Ladungen, die sich auf fast 3½ Mill. Tonnen beliefen. Die durchschnittliche Ladung eines Kohlenschiffes ist etwas weniger als 300 Tonnen; rechnet man acht Mann Equipage auf jedes Schiff, so liefert der Steinkohlentransport vom Norden nach London die Beschäftigung für ungefähr 22,000 Individuen. Die gesammte Steinkohlen-Industrie Englands ernährt nicht weniger als 200,000 Personen.

Heutzutage hat sich der Gebrauch der Steinkohle nicht allein über die ganze civilisirte Welt verbreitet, sondern erreicht in mächtiger Dampfgestalt die entlegensten Regionen. Die Dampfschifffahrt erstreckt sich schon von Suez bis Singapore, und bald wird sie die Australien organisirt sein. Wenn die amerikanischen Lokomotiven die Ufer des Stillen Oceans berührt haben werden, so werden auch die amerikanischen Dampfschiffe regelmäßige Verbindungen mit China und den Inselchen Archipelagus eröffnet und den Weg um die Erde vollendet haben. Kaufleute und Touristen werden alsdann diese Reise in weniger als einem Jahre zurücklegen, mit Inbegriff der Aufenthaltszeit an den hauptsächlichsten Stationen, um ihre Geschäfte anzuknüpfen und alles ihnen Wichtige dort kennen zu lernen.

2) Vereinigte Staaten	500,000	Tonnen.
3) Frankreich	440,000	"
4) Zollverein	300,000	"
5) Oesterreich	190,000	"
6) Belgien	150,000	"

Ehre daher diesen Diamanten ohne Preis, wie auch ihre Farbe immer seyn möge, — das natürliche Schwarz, das Roth der Flamme, das Weiß des Hochofens, das Grau der Asche — und welcher Gattung ihrer großen Familie sie auch angehören, in der es 70 Arten giebt, von der bituminösen Steinkohle erster Sorte an, bis zur geringsten herab, welche man in früheren Zeiten zu gebrauchen pflegte!

Afrika.

Französische Reisebilder aus Hedschas und Abyssinien.

I. Ein Seesturm.

Das abyssinische Ufer des Rothen Meeres gehört vielleicht zu den merkwürdigsten Gegenden Afrika's, und dennoch ist es eine nur sehr geringe Anzahl Reisende, welche Neugierde oder Liebe zur Wissenschaft nach dieser geheimnißvollen, der Aufmerksamkeit Europa's so würdigen Region hinzieht. Besonders verdankt man Franzosen die neuesten und vollständigsten Nachrichten über die unerforschten Länder, welche einerseits bis an den Arabischen Meerbusen, andererseits bis Central-Abyssinien sich erstrecken. Während hier Rochet d'Hericourt zu verschiedenen Malen das Königreich Schoa besuchte, drang ein anderer Reisender, Herr Arnaud, ein alter Offizier der ägyptischen Armee, vom Jahre 1843 bis 1844 in dem Lande der Sabäer weiter vor, hielt sich in der arabischen Stadt Mareb auf und sammelte dort zahlreiche Dokumente über den alten Volksstamm der Hampariten, deren Civilisation viele Spuren in diesem Theile von Yemen zurückgelassen hat. In Kahira, wo ich mich in Folge des wohlwollenden Schutzes des Doktors Clot-Bey seit drei Jahren als Beamter bei der militärischen Verwaltung des Paschas aufhielt, lernte ich zufällig Herrn Arnaud kennen, der, unter tausend Gefahren aus dem Lande der Sabäer zurückgekehrt, dennoch vor Ungeduld brannte, eine neue Expedition dahin anzutreten. Ich hatte die Erzählungen des unerschrockenen Reisenden gehört, ich hatte den von einem gelehrten Orientalisten, Herrn Fulgence Fresnel, veröffentlichten Bericht über seine Arbeiten gelesen, und ich gestehe, daß ich nicht nur die Regung, welche ihn nach der arabischen Einöden zog, begriff, sondern ebenfalls theilte. Eines schönen Tages bot sich die so sehnlich erwartete Gelegenheit dar, die seit unserem Zusammentreffen in Kahira gemeinschaftlich entworfenen Reisepläne auszuführen. Eine wissenschaftliche Mission der französischen Regierung legte dem muthigen Erforscher des Landes Saba die Pflicht auf, an die Ufer des Rothen Meeres zurückzukehren und die pharaonischen Monumente in ihren Einzelheiten zu studiren. Wir kamen überein, zusammen zu reisen, und unsere Vorbereitungen waren bald getroffen; nach einem kurzen Aufenthalt in Yemen zwangen uns jedoch unvorhergesehene Umstände, in dem afrikanischen Ufereande Zuflucht zu suchen, und so gelangten wir zu einem ziemlich langen Aufenthalt in einem sehr wenig gekannten Lande.

Am 18. Januar 1848 bei Sonnenuntergang verließen wir Dodeidah, trotz des Passatwindes der südlichen Gemüthsart, welcher damals mit ganzer Heftigkeit wehte, um nach Massuah zu reisen, d. h. von arabischen Ufer des Rothen Meeres nach der afrikanischen Küste zu gelangen, — in einer Barke ohne Verdeck, die bis zum Sinken überladen war. Ungeachtet der Anstrengungen unserer Matrosen konnten wir uns erst beim Anbruch des Tages vom Lande entfernen. Wir gingen entschlossen allen Drangsalen eines Reiselebens entgegen, wie man sie nur inmitten der ungastlichen Einöden des östlichen Afrika's kennen lernen kann.

Wir hatten beim ersten Strahl der Morgendämmerung unsere Segel bereitgelegt. Die Brise hatte etwas nachgelassen, und obgleich die hohe See sehr hoch war, ging bis gegen zehn Uhr Morgens Alles ziemlich gut von Statten. Unser Kafoubah oder Capitain, für einen Araber ein ziemlich geschickter Seemann, bestand darauf, die gerade Route zu verfolgen, d. h. nach der afrikanischen Küste etwas südlich vom Archipelagus von Dahlak zu steuern und dann durch die Meerenge, welche diese Inselgruppen vom Festlande trennt, wieder hinaufzufahren. So sehr wir ihm auch zu beweisen suchten, daß die gerade Linie nicht immer der kürzeste Weg von einem Punkte zum anderen, selbst auf dem Meere sey, er gab erst dann nach, als ein schrecklicher Bundesgenosse, der Sturm, zu unserer Hülfe erschien.

Zwei Stunden vor Mittag wurde die schon scharfe Brise noch heftiger; das Meer wurde schrecklich. Bom Ungewitter gepeitscht, stoßen die Wogen und bedecken sich mit einem weißen Schaum, der, durch den Wind in graue Wolken verwandelt, über der Oberfläche des Wassers auswirbelte. Wenn ein Sturzsee über unsere unglückliche Barke schlug, so genügte der Stoß, dieselbe einen Augenblick in ihrem Laufe aufzuhalten, und der das Steuerruder haltende Matrose hatte seine ganze Geschicklichkeit, seine ganze Wachsamkeit nöthig, um zu verhindern, daß die Welle uns nicht vollständig traf. Trotz seiner Anstrengungen wurden wir in jeder Minute mit dreiten Strömen eiskalten Wassers bespritzt; diesen kleinen Unannehmlichkeiten folgten andere ernstlichere. Ein Augenblick der Unachtsamkeit seitens des Steuermannes reichte hin, eine große Wassermenge auf das Fahrzeug zu schleudern, welche die Baumwolle, mit der es beladen war, durchnäßte und deren Gewicht verdoppelte. Es blieb uns hiernach nur übrig, die Schiffsladung zu opfern, doch war es zweifelhaft, ob unseren vereinten Anstrengungen — wir waren nur sieben oder acht Männer und fünf oder sechs Kinder am Bord — hinreichen würden, nur einen dieser enormen Ballen, die gegen zweitausend Pfund wogen, von der Stelle zu bewegen.

Die auf dem Hintertheil des Schiffes versammelten Seeleute verdoppelten ihren Eifer; man sang fromme Lieder, welche nicht weniger als sunfzig Strophen enthielten; hierauf folgten Gebete, von denen mehrere nichts als

Digitized by Google

Verwünschungen über die Ungläubigen waren, was wohl ein wenig auf uns Bezug hatte; dann kamen die Sprüche aus den heiligen Büchern, die Anrufungen der besonders verehrten Scheichs an die Reihe. Dies Alles vermischte sich zu einem wirren Durcheinander, welches wir nur mit dem konsusen Geschrei vergleichen konnten, das die auf den Raub eines Zeisenkäfigs gestürzten Seevögel bei einem Windstoß ertönen lassen. „O Allmächtiger! der durch einen Hauch die Sonne bis ans Ende der Zeiten anstillen wirdst!“ rief Einer aus. „O Scheik Abd-el-Kadr-el-Dschilani, Beschützer der Seefahrer, vernehme Dich für uns!“ sing ein Anderer an. „Ich suche eine Zuflucht bei Gott seit der Morgendämmerung!“ murmelte ein Dritter. „Erlöse mich vom Abgrunde, gläubigster Scheich Said!“, sagte ein Mann aus Mostmah „und sobald mein Fuß die Erde berühren wird, werde ich Dir den schönsten Dattmel des Landes opfern!“ — „Und ich, ich werde die Kuppel, unter der Deine Gebeine ruhen, von neuem weißen lassen!“ fügte der letzte Supplikant hinzu. Alle diese Gebäude und Gebete befänftigten aber weder das Toß noch verstärkende Ungewitter, noch das Meer, welches immer mehr anschwoll: der Capitain maß mit Angst den Horizont.

Obgleich es uns nicht in den Sinn kam, einige Fragmente von unserem Paternoster ins Gedächtnis zurückzurufen, so waren wir dennoch nicht viel ruhiger als die Mannschaft. Zwei oder drei von der afrikanischen Küste kommende Barken flogen an uns vorüber, indem sie uns den üblichen Gruß zuschickten, der sich aber in dem Heulen des Sturmes verlor; über unseren Köpfen flohen Tausende von Seevögeln vor den Windstößen den Laube zu: wir verfolgten voller Betrübnis mit dem Auge jene Segel und jene großen Seemöven, welche schnellen Fluges bald in dem Nebel verschwanden. Einer von uns hatte irgend einen schlechten Scherz über die uns umgebenden Litaneien-Sänger gemacht, worüber wir uns nicht des Lachens enthalten konnten; aber gleich darauf bemerkten wir, daß die Muselmänner wilde Blicke auf uns richteten, und der Beiname „Koufar“ (Heiden), womit uns ein Skaverehändler bezeichnete, kam uns sogar zu Ohren. „Wenn Du in diesem Tone von uns sprichst“, sagte mein Gefährte zu ihm, „so läuft Du Gefahr, den Sprung vor den Anderen zu machen und so den ersten Platz im Bade einzunehmen.“ Der Dschellab senkte beschämt die Augen mit der Versicherung, daß das Wort keinesweges uns gegolten hätte. Dieser Zwischenfall hatte keine weitere Folgen, auch waren wir gut genug bewaffnet, um möglichenfalls die ganze Mannschaft im Zaume zu halten.

Bis dahin hatte der Capitain beharrlich gegen das Unwetter angekämpft; bald sollte eine neue Gefahr das Bedenkliche unserer Lage vergrößern. Ganz unerwartet stürzte sich ein Matrose auf einen großen kupfernen Kessel und begann diesen mit dem Stil seines Messers wie einen Tam-Tam zu schlagen; sogleich ertönte um und herum die Formel: Allah Akbar, Gott ist groß — mit der jeder Muselmann die Hülfe Gottes bei Annäherung einer großen Gefahr anruft. Da wir weder jene Musik, noch diesen plötzlichen Zurchtausbruch begriffen, entschlossen wir uns, unseren Zinter zwei Baumwollenballen gewährten Zufluchtsort auf einen Augenblick zu verlassen. Vier Mallesche, wohl zweimal so groß wie unsere ganze Barke, besanden sich kaum zwanzig bis dreißig Faden von uns entfernt. In diesem Augenblick verdichten sie sich ganz unbeweglich, und ich konnte mir nun wohl denken, daß Sindbad der Seefahrer ein solches Ungethüm für eine Insel ansehen konnte. Bald schwangen sie sich mit einem Sprung über die Wogen, welche sie auf ihren Rücken trugen; dann verschwanden sie, um wieder auf die Oberfläche zu kommen, gleich einer Klippe, welche das Meer aus seinem Schooße ausstößt, indem sie aus ihrem Luftloch einen Wasserstrahl schleuderten, der von der Heftigkeit der Beise gebogen wurde und sich in unmerklichen Thau verlor. Zuweilen löhr durch einen kräftigen Schlag mit dem Schwanze ihr gigantischer Körper sich ganz von den Wogen los, durchflog in der Luft einen Raum von mehr als sechzig Fuß und fiel auf die Sturzwelle herab, welche unter dieser enormen Wucht mit dem Knalle eines Kanonenschusses zerstob. Die Scelte, wo diese riesenhaften Geschöpfe das flüssige Element verlassen hatten, blieb alsdann einen Augenblick offen, wie der Krater eines Vulkans, während bei ihrem Niedersallen sich ein Strudel über der Abgrund bildete, in den die hohle See brausend hineinstürzte. Zeder beeilte sich, ein Gleiches zu thun, wie der Mann am Kessel, und bald entstand ein betäubender Lärm, dem wir einige Minutenlöffig hinzufügten, die aber in die Luft geschahen, da wir nicht wagten, auf die majestätischen Leviathane zu zielen, aus Furcht, daß sie über einige bis an ihren Spritzpunkt dringende Bleikugeln Groll empfinden könnten.

Als die Mallische genug von diesem ihretwegen angestimmten Konzerte hatten, entfernten sie sich, und wir änderten den Cours. Den Capitain plagte die Sorge, daß das Erscheinen dieser Thiere irgend ein Unglück ankündige; noch lange konnten wir sie, sich über die Wogen bäumend, sehen. — „Gott sey gelobt!“ riefen die Seeleute aus, „wir sind gut davongekommen.“ — „Ist dies so gefährlich?“ fragten wir. — „Im höchsten Grade!“ antworteten der Patron, „hätte sich ein Mallisch nur an der Saïa gerieben, so wäre sie sicher umgeschlagen.“

Gegen drei Uhr Nachmittags sahen wir endlich den Gipfel eines Berges über den Wellen erscheinen. So entfernt wir auch noch vom Lande waren, flößte uns dieser Anblick doch Muth ein: es machte den Eindruck, als wenn ein Freund auf uns zu käme. Nach und nach wurde der Berg größer: seine Umrisse traten immer klarer hervor, und bald zeigten sich die gelben Dünen, welche seinen Fuß umgaben. Wir nahmen die Richtung auf die südliche Spitze der Insel Camaran, und zwei Stunden später fuhren wir längs den kleinen Eilanden hin, die vor dem schmalen, stets ruhigen Kanal liegen, welcher die große Insel von der Küste trennt. Zu dieser Zeit waren die Sandbänke mit Vögeln im buchstäblichen Sinne bedeckt, und aus allen Himmelsgegenden langten noch neue Schwärme an. Wir konnten die lärmenden Töne hören, welche von jedem dieser verschiedenen Luftbewohner ausgingen: die großen Seemöven kreischten oder bellten gleich heiseren Hunden; die Reiher, die Rohrdommeln stießen ihr sonderbares Geschrei aus; die Pelikane ließen ihre tieferen Stimmen hören; die Brachschnepfen pfiffen klagend, und das Gurren der Wilden und der Wogen diente diesem Konzert von grellen und traurigen Noten zur harmonischen Basis.

Der letzte Sonnenstrahl vergoldete die weiße Brandung der Küste und die stattlichen Gipfel einiger Dattelbäume und Palmen, die auf dem Sandboden wuchsen; dann siel dieses purpurfarbige Licht auf die Oberfläche der Rhede, besäete ihr dunkeles Azurblau mit rothen Funken oder zerstreute sich durch die wässerigen Theile, welche der Wind von den Rändern jeder Sturzwelle losgerissen hatte: alsdann konnte man Myriaden ephemerer Regenbogen auf dem Meere tanzend erblicken. Eine Stunde später trieben uns die letzten Windstöße des betrübigten Ungewitters in den Hafen von Camaran, wo wir vor Anker gingen. Die kleine Rhede war geräuschlos; einige Sambouks lagen neben uns vor Anker; ein oder zwei Lichter glänzten aus dem Dorfe oder aus den Schießscharten der alten, die Insel schützenden Festung herüber. Am Ufer sang eine Gruppe im Kreise sitzender Männer, indem sie sich nach den Worten einer uns unbekannten Sprache richteten, und wurden von einer Rohrflöte begleitet, während das Tambourin und große eiserne Klappern den Takt zu dieser wilden Musik schlugen, die aber nicht ohne Anmuth und Originalität war. Eine andere Gruppe tanzte: dies waren unglücklicher schwarze Sklaven, die sich durch nationale Tänze und Gesänge für ihre harte Arbeit schadlos zu halten suchten.

Da wir während des ganzen angebrochen Tages nichts als Brod statt jeder anderen Speise zu uns genommen hatten, so griffen wir nach unseren Flinten und liefen uns ans Land setzen. Zunfzig Schritte vom Landungsplatze zieht sich ein Sandstreifen über die Rhede. Bei einem früheren vierwöchentlichen Aufenthalt in Camaran hatten wir die Bemerkung gemacht, daß diese kleine Halbinsel bei steigender Flut einem unzähligen Schwarm von Wasserschnepfen und anderen Vögeln als Zufluchtsort diente. Zwei über die Erde hin streifende Zintenschüsse schenkten alle diese armen Geschöpfe auf, deren Schreck sich durch ihr lautes Geschrei kundgab, während wir unsere Opfer aufsammelten. Einige für den Aufenthalt in so guter Gesellschaft bestrafte Möven wurden weggeworfen und die übrigen Vögel gerupft, mit etwas Butter eingerieben, der Länge nach an einen Ladestock gehängt und in einigen Minuten gar gebraten. Es war verabredet worden, daß wir, statt Frühstück und Mittagessen, nur eine einzige Mahlzeit halten wollten, zu der die Seeluft unseren Appetit noch außerordentlich geschärft hatte, so daß die Beute ganz darauf ging, obgleich wir, um nicht nöthig zu haben, mit den Matrosen zu theilen, keinen einzigen Vogel auszuwerfen. Die Seeleute der Barke, welche unsere Kochzurichtungen in Augenschein nahmen, sahen, wie wir das Geflügel mit Salz und Eingewelden verzehrten, und entfernten sich schaudernd mit den Worten: „Gott verdamme Eure Religion!“ Diese Fleischscheue waren für sie fürchterlich unrein; um sie zu trösten, versprachen wir, bei erster Gelegenheit ihnen einen Pelikan, der sich durch sein öliges und derbes Fleisch auszeichnet, zu tödten.

Mannigfaltiges.

— Jenny Lind und deutsche Musik in Amerika. Jenny Lind gab am 12. November ihr fünfundzwanzigstes Konzert in New-York. Direktor Barnum hat den für Jenny's Konzerte neu erbauten kolossalen Saal — Tripler Hall genannt — so einrichten lassen, daß den früheren Beschwerden über Mangel an Bequemlichkeit, Luft und Licht vollkommen abgeholfen worden und der stets sich erneuernde Zudrang befriedigt werden konnte. In der Stadt New-York und in einem Umkreise von hundert engl. Meilen hat nun beinahe Alles, was irgend auf musikalische Bildung Anspruch macht, die schwedische Nachtigall bereits gehört, und wer früher noch nicht musikalisch war, der ist es jetzt geworden, denn Jenny's Gesang scheint in Amerika eine ähnliche Wirkung wie Oberon's Horn zu üben. In einem ihrer letzten Konzerte wirkte der „deutsche Liederkranz“ von New-York mit, ein Gesangverein, der seinem Namen Ehre macht und seinen Brüdern in Deutschland Ehre macht. Der „Liederkranz“ führte unter Anderem einen vortrefflichen Kriegerchor und; dann sang er den Chor der Gefangenen aus „Fidelio“ und endlich den Jägerchor aus dem „Freischütz“. Den deutschen Sängern zu Ehren, wurden in diesem Konzerte auch von Jenny nur Compositionen deutscher Meister vorgetragen, wie denn auch das Orchester blos eine Ouvertüre von Karl Maria v. Weber und eine Symphonie von Beethoven spielte.

Berichtigung. In Nr. 148 d. Bl. S. 571 Sp. 2. Z. 19 vorletzter von Menschenabend in Menschenland; — ebenda Z. 37 ekpolisch in ekpolisch.

Das nächste Blatt des Magazins wird am Freitag Abend ausgegeben.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 54, und bei Corn. Cäsar, Charlottenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 155. Berlin, Sonnabend den 28. Dezember 1850.

England.

Episoden aus der Geschichte der englischen Aristokratie.

Wir haben in Nr. 12 des Magazins unsere Leser mit einem Werke bekannt gemacht, das die Geschichte des englischen Adels zum Thema nimmt, und dabei die Ursache der Theilnahme angegeben, welche dergleichen Schriften in England finden. Urberhaupt gehören Heraldik und Genealogie dort noch immer zu den Lieblingsstudien, denen sogar Männer wie Sir Francis Palgrave und der verstorbene Sir Harris Nicolas ihr Leben widmen. Unter den fleißigsten Bearbeitern dieses Faches ist Herr Burke zu nennen, der, ohne von seinen adlichen Verbindungen Peerages und Baronetages zu reden, die Welt mit einer voluminösen Geschichte der englischen Gentry beschenkt hat. Von ihm rührt auch das unten bemerkte Buch her,*) welches die zweite Serie einer schon früher mit Beifall aufgenommenen Memoirensammlung bildet.

Es ist in der That nicht zu leugnen, daß solche genealogisch-biographische Gemälde, welche das Leben ganzer Familien im Laufe mehrerer Jahrhunderte darstellen, einen eigenthümlichen Reiz besitzen, zumal wenn die Geschichte dieser Familien, wie in England, so außerordentliche Wechselfälle, so schroffe Gegensätze zwischen Reichthum und Verarmung, zwischen hoher Geburt und sozialer Entwürdigung in sich schließt. Auf dem Kontinent, wo die Gewohnheit „Kanonenmäßiger" Ehen die adligen und noch viel mehr die fürstlichen Geschlechter stets auf einen engen Kreis beschränkt hat, kommen Erscheinungen nicht vor, wie sie sich z. B. in den Paragraphen „über den Verfall erlauchter Familien" uns darbieten. „Welches Geschlecht in Europa", heißt es darin, „hat je in königlicher Macht, in glänzenden Hofverhältnissen unsern Eduarde und Heinriche übertroffen? und doch finden wir den Ur-Urenkel der Margarethe Plantagenet, Tochter und Erbin Georg's, Herzogs von Clarence,**) im Jahr 1637 als Schuhflicker in der kleinen Stadt Newport in Shropshire! Wenn wir die Schicksale mancher Nachkommen der alten englischen Könige untersuchen, so finden wir bald, daß

„Lancaster's hochstrebend Blut",

zu Boden gesunken ist. Der fürstliche Strom fließt gegenwärtig in den Adern sehr bescheidener Personen. Unter den direkten Nachkommen Edmund's von Woodstock, Grafen von Kent, sechsten Sohnes von Eduard I., König von England, nennen wir nur den Schlächter Herrn Joseph Smart in Hales Owen und den Chausseegeld-Einnehmer von Cooper's Bank, bei Dudley, Herrn George Wilmot, welche das Recht haben, das königliche Wappen zu führen; unter den Abkömmlingen Thomas Plantagenet's, Herzogs von Glocester, sünften Sohns von Eduard III., den ehemaligen Todtengräber bei der St. Georgskirche in Hanover-Square, Herrn Stephen James Penny.

„Der letzte männliche Stammhalter der mächtigen Herzoge von Buckingham, Roger Stafford, geboren zu Malpas in Cheshire um das Jahr 1372, wurde wegen seiner Armuth zu den erblichen Ehren seines Hauses nicht zugelassen und versank in völlige Dunkelheit. Dieser unglückliche Jüngling nannte sich Zlavd, da er seinen Familiennamen Stafford nicht durch die Verbindung mit seinem trübseligen Loose herabwürdigen wollte.

„Von den Nevills lebte das Haupt der ältern Linie, Karl, sechster Graf von Westmoreland, bis zu einem hohen Alter „arm und elend" in den Niederlanden, und Georg Nevill, der von Eduard IV. zum Herzog von Bedford erhoben wurde, in der Absicht, ihn mit seiner Tochter, der Prinzessin Elisabeth (nachherigen Gemahlin Heinrich's VII.), zu verheirathen, ward in der Folge, seiner Dürftigkeit halber, sämmtlicher Titel und Würden beraubt.

„Die Cromwells waren eine Familie von Bedeutung und großem Lokal-Einfluß in Huntingdonshire, wo sie das schöne alte Herrenhaus zu Hinchinbroke bewohnten. Zu weiblicher Linie stammten sie ab von Thomas Cromwell, Grafen von Essex, dem Günstling Heinrich's VIII. Das Haupt der Familie und viele von den Gliedern derselben fochten mannhaft unter dem königlichen Banner. In diesem Augenblick zählen sieben Pairs von England den Lord-Protektor unter ihre Ahnen, nämlich die Grafen von Morley, Chichester Rothes, Cowper, Clarendon, De Grey und Ripon; trotzdem müssen wir gestehen, daß innerhalb eines Jahrhunderts nach dem Tode Oliver's einige von seinen Nachkommen in die tiefste Armuth versunken waren, so daß sie fast ihr Brod erbetteln mußten. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß eine Besitzung, welche dem Herzoge von Albemarle, George Monk, für die Restauration der Monarchie verliehen wurde, durch Heiraten endlich an den letzten männlichen Abkömmling des Protektors, den im Jahre 1821 verstorbenen Oliver Cromwell, Esquire, von Cheshunt, gelangte.*)

. . . . . .

„Die Geschichte der Gargraves ist ein trauriges Kapitel in dem Roman des wirklichen Lebens. Mehr als zwei Jahrhunderte lang genoß kaum eine Familie in ganz Yorkshire eines höheren Ansehens. Ihre Mitglieder zeichneten sich im Kriege und im Frieden aus. Ein Gargrave starb in Frankreich als Generalstabsmeister Heinrich's V.; ein anderer, gleichfalls tapferer Soldat, fiel mit Salisbury bei der Belagerung von Orleans,**) und ein dritter saß im Sprecherstuhl des Unterhauses. Thomas Gargrave, der älteste Sohn des Sprechers, wurde in York wegen einer Mordthat gehangen, und seinem Halbbruder, Sir Richard, war ein saft eben so unglückliches Schicksal beschieden. Er verschwendete das fürstliche Erbe seiner Väter in den unsinnigsten Ausschweifungen und sah sich endlich dem bittersten Mangel preisgegeben. „Sein liederliches Leben", sagt Hunter in seiner Geschichte von Doncaster, „bildet noch jetzt, nach Ablauf zweier Jahrhunderte, den Gegenstand örtlicher Traditionen, und seiner Spielschuld dient ein altes Gemälde zum Andenken, welches lange in dem benachbarten Schlosse Badsworth gezeigt wurde und in welchem er dargestellt wird, wie er eine Partie Karten spielt, die rechte Hand gegen die linke, um den Einsatz einer Kanne Ale." Der Schluß seines Lebens war eben so traurig, wie der Verlauf desselben. Nachdem er sein Vermögen und seinen Ruf zugrundegerichtet, wurde er, wie es heißt, so weit gebracht, daß er mit den Packpferden nach London reisen mußte, und man fand ihn endlich todt in einem alten Wirthshause. Er war mit Catherine, Schwester des Lord Danvers, verheirathet, welche ihm drei Töchter gebar. Von den Nachkommen seiner Brüder ist nur wenig bekannt geworden. Der einigen Jahren bekleidete ein Herr Gargrave, der zu ihnen gehört haben soll, das beschedene Amt eines Küsters im Dorfe Kippax.

„Ein eben so betrübendes Ende nahm eine andere große Familie in Yorkshire. Sir William Mereddy, Baronet, der Sohn des berühmten Schriftstellers, erbte beim Tode seines Vaters, im Jahre 1689, das herrliche Gut Thrybergh, wo seine Ahnen in ununterbrochener Linie seit den Tagen Wilhelm's des Eroberers gehaust hatten, und nach wenigen Jahren sah er sich ohne eine einzige Scholle Land. Le Neve berichtet, daß er Kellner im King's-Bench-Gefängniß geworden sey und im Jahre 1711 wegen Betruges vor Gericht gezogen und eingesperrt wurde. Er lebte noch im Jahre 1727, als Bolton's Verzeichniß der Baronets herauskam. Es wird in diesem Werke von ihm gesagt, daß er in große Dürftigkeit verfallen sey. Endlich starb er in völliger Dunkelheit, ein denkwürdiges Beispiel, wie lasterhafte Neigungen und niedrige Vergnügungen den edelsten Namen beflecken und ein Vermögen zerrütten können, welches durch die Arbeit und Sorge der Vorväter gesammelt wurde. Das Spiel gehörte zu den Haupttorheiten Sir William's, und namentlich ihre niedrigste Gattung des Spiels — die Hahnenkämpfe. In Thrybergh, wo sein Name noch unvergessen ist, erzählt man, daß er seine schöne Besitzung Dennaby auf einen einzigen Wurf setzte und verlor. Sir William Mereddy war nicht der einzige Baronet, der um jene Zeit seinen Stand entehrte. Im Jahre 1722 ward Sir Charles Burton vor die Schranken der Old Bailey gestellt, unter der Anklage, ein Petschaft entwendet zu haben; des Diebstahls überwiesen, entschlüpfte er sich mit seiner Armuth, wurde aber zur Deportirung verurtheilt, welche Strafe nachher in eine gelindere verwandelt ward."

*) Anecdotes of the Aristocracy, and Episodes of Ancestral Story. By J. Bernard Burke, Esq. Second Series. London. 1850. 2 vols.

**) Dieser unglückliche Prinz, der jüngere Bruder Eduard's IV., ist als Shakespeare's Heinrich VI. und Richard III. hinlänglich bekannt. Er wurde im Tower umgebracht, angeblich, weil der König von seinem Wahrsager gehört hatte, daß

By G

His issue disinherited should be.

Diese Prophezeiung wurde schwer durch die Usurpation Richard's, Herzogs von Glocester, befriedigt oder vielmehr hervorgerufen. Der Sohn Georg's von Clarence, Eduard, Graf von Warwick, Enkel des Königmachers, war der letzte männliche Sproß des hochberühmten Hauses Plantagenet und starb gleichfalls eines gewaltsamen Todes im Jahre 1499. D. R.

*) Dieser Oliver Cromwell hat auch eine Biographie seines großen Ahnherrn geschrieben, deren wir in einem früheren Jahrgange des Magazins Erwähnung gethan haben. D. R.

**) Diesen Morgen
Streckt ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden.
Als er vom Thurm La Tournelle niederfiel.
Schiller's Jungfrau v. Orleans. Akt I. Sc. 11.

Sir Thomas Gargrave, hast noch Leben in Dir?
O, sprich zu Talbot; sieh darauf zu ihm.
Shakespeare's Heinrich VI. Th. I. Akt I. Sc. 4.
D. R.

Digitized by Google

Noch häufiger als in England kommen diese Glückswechsel in Irland vor, wo die Abkömmlinge der alten Häuptlinge oder „Könige" Erin's, die O'Shaughnessy, die O'Gorman, die O'Malley, zu hungernden Proletariern herabgesunken sind, während ihre weiten Ländereien in den Besitz der englischen Abenteurer übergingen, die sich im 16ten und 17ten Jahrhundert wie eine Schaar von gierigen Wölfen auf die grüne Insel stürzten. In einer nicht viel besseren Lage befanden sich manche von den Nachkommen der tapferen normännischen Barone, welche Irland für Heinrich II. eroberten; so berichteten die Zeitungen neulich, daß Bert Darcy, der letzte Sproß eines Geschlechtes, dessen Uraihn bei Hastings mitkämpfte, und wovon die in England ansässige Linie den Grafentitel von Holdernesse führte, jetzt die eben so nützliche wie unscheinbare Stelle eines Inspektors der Nationalschule in Dublin mit einem jährlichen Gehalt von hundert Pfo. Sterl. verwaltet.

Kehren wir jedoch zu dem Werke des Herrn Burke zurück, um unseren Lesern noch eine Anekdote daraus mitzutheilen, die uns die Naivetät und die einfachen Sitten eines Zeitalters verräth, in welchem Charaktere wie Sir Roger de Coverley*) für Portraits wirklicher Personen gelten konnten. „Als Prinz Georg von Dänemark durch Bristol reiste, besuchte er, von einem kleinen Kammerherren begleitet, die Börse, wo er so lange verweilte, bis sich die meisten Kaufleute entfernt hatten, ohne daß sich einer von ihnen hätte entschließen können, Sr. königliche Hoheit anzureden. Endlich faßte sich ein Corfetenmacher, Namens Duddelstone, ein Herz und fragte den Prinzen, ob er nicht der Gemahl der Königin Anna sey. Auf die bejahende Antwort desselben drückte Duddelstone sein Leidwesen aus, daß keiner von den Kaufleuten den Prinzen zu sich eingeladen habe, versicherte ihm, daß dies nicht von irgend einem Mangel an Respekt gegen die Königin, sondern nur von der Furcht herrühre, ihn nicht gehörig bewirthen zu können, und schloß seine Rede damit, daß er den Prinzen und den ihn begleitenden Herrn bat, sich nach seinem Hause zu bemühen, „wo", fügte Duddelstone hinzu, „ein gutes Stück Roastbeef und ein Plumpudding, mit Ale, von meiner Frau gebraut, und einem Willkommen der Loyalität und Ehrfurcht Ihrer harren." Prinz Georg war nicht wenig ergötzt über die Bitte des ehrlichen Corsettenmachers, und obgleich er ein Mittagessen im Weißen Hirsch bestellt hatte, so nahm er doch die Einladung mit Vergnügen an. Als Duddelstone in seiner Wohnung ankam, rief er seiner Frau zu, eine reine Schürze vorzubinden und herunterzukommen: „denn", sagte er, „der Königin ihr Mann und ein anderer Herr sind da, um mit und zu speisen." Während des Mahles forderte der Prinz den Corsettenmacher auf, den Besuch im Schlosse zu erwiedern und seine Frau mitzubringen, indem er ihm zugleich eine Karte gab, um seinen Zutritt bei Hofe zu erleichtern. Einige Monate später reiste Duddelstone zu Pferde mit seiner Frau hinter sich nach London, wo sie den Prinzen aufsuchten und von ihm der Königin vorgestellt wurden. Ihre Majestät empfing sie höchst gnädig und lud sie zum Diner ein, mit der Bemerkung, daß sie neue Kleider dazu haben müßten. Es wurden also Gala-Anzüge von dunkelblauem Sammet, der von ihren erwählten Farbe, verfertigt und Duddelstone mit seiner würdigen Ehehälfte von der Königin selbst im Hofzirkel als die treugesinntesten Leute in Bristol eingeführt, da sie die einzigen gewesen wären, die den Prinzen, ihren Gemahl, zu Tische eingeladen hätten. Nach dem Mittagsmahle spielte Duddelstone auf das Gedeihe der Königin mieder, worauf sie einen Degen auf seine Schulter legte und, wie Lady Duddelstone nachher oft erzählte, „Sion up, Sir Jan", **) zu ihm sagte. Man bot ihm alsdann Geld oder eine Anstellung bei der Regierung an; er lehnte aber Beides ab, indem er der Königin mittheilte, daß er funfzig Pfund Sterling auf Zinsen stehen habe, und bemerkte, daß die vielen Leute, die er bei Hofe sehe, ihr große Kosten verursachen müßten. Die Königin machte also der Lady Duddelstone die goldene Uhr, welche sie selbst trug, zum Geschenk, und die gute Dame war davon so entzückt, daß sie nachher nie auf den Markt ging, ohne diesen Zierrath über ihre blaue Schürze zu hängen. Sir John Duddelstone stieg noch höher in der königlichen Gunst und ward am 11. Januar 1691 zum Baronet erhöhet,***) aber die Sonne seines Glückes ging bald unter. Durch den großen Sturm von 1703 verlor er mehr als 30,000 Pfo. Sterl. und kam so sehr zurück, daß sein Enkel und Erbe, Sir John Duddelstone, der zweite Baronet, eine untergeordnete Stelle bei dem Zollamt in Bristol annehmen mußte und sein Leben in höchst dürftigen Umständen beschloß."

Die letzten Tage Ludwig Philipp's.

(Nach der Quarterly-Review.)

II.

Wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß bis auf einige leichte Irrthümer, welche bei der Erinnerung an eine so lange und mannigfaltige Unterredung nicht zu vermeiden waren, die kleine Broschüre des Herrn Lemoine im Allgemeinen genau ist und uns selbst mit dem Stil und der Ausdrucksweise des Königs bekannt macht. Ueberhaupt waren seine Unterredungen so mannigfach, als seine Besucher, interessant und belehrend für Alle, dem Charakter eines Jeden gemäß. Die Schicksale seines Lebens boten ihm einen reichhaltigen Stoff; überdies hatte er ein merkwürdiges Gedächtniß und war, wiewohl er seit seiner Jugend sich wenig mit Literatur beschäftigt, doch mit den neuesten Produkten derselben ziemlich vertraut. Seine englischen Freunde bewunderten seine Kenntniß des Shakespeare, den er öfter citirte, als mancher gebildete Engländer. In der That schrieb und sprach er das Englische sehr korrekt, das er sich bei seinem Aufenthalt in England und Amerika, wie selten ein Ausländer, angeeignet hatte. Ueberhaupt besaß er eine große Sprachkenntniß; er sprach, wie man uns versichert, das Deutsche, Italiänische und Spanische, wie ein Einheimischer, ja, er setzte im letzten Jahre Fräulein Jenny Lind durch ein Kompliment in dem feinsten Schwedisch in großes Erstaunen.

Doch wir kommen darauf zurück, wie Ludwig Philipp in seinem Exil gewöhnlich lebte. Wenn er einige Stunden Besuche empfangen oder sich für sich beschäftigt hatte, so machte er bei schönem Wetter mit der Königin eine öfters ziemlich weite Promenade zu Fuß, immer aber einen kleinen Ausflug zu Wagen mit der Königin und einer ihrer Ehrendamen. Seine Equipage hielt durch ihre Einfachheit auf. Um sechs ein halb Uhr wurde gespeist. Das Mahl war äußerst frugal: alle Kinder und Enkel, auch die jüngsten, speisten zu gleicher Zeit und an demselben Tisch mit ihm. Bald nach dem Dessert standen die Gäste auf ein Zeichen der Königin von der Tafel auf und folgten den Majestäten in den Salon. Hier trank man Kaffee, dann etwas später Thee. Dies war die Spielzeit der Kleinen, in der sich entweder einer der Prinzen mit ihnen beschäftigte oder sie selbst sich auf eigene Faust amüsirten. Dies schien dem Könige viel Freude zu machen. Die Königin, die Prinzessinnen und die Hofdamenarbeiteten an einem runden Tisch; zuweilen spielte die Königin Whist. Gewöhnlich saß der König in einem andern Theile des Salons und las die neuesten Journale oder unterhielt sich mit den Personen, die ihn besuchten. Wenn seine vielseitige Conversation ihn auf einen zweifelhaften Punkt führte, so wandte er sich an die Königin, deren Gedächtniß und Urtheil er sehr hoch achtete, oder an denjenigen der Prinzen, welchen er für am besten unterrichtet in dem jedesmaligen Fache hielt. Man konnte nicht eine halbe Stunde in der Gesellschaft des Königs seyn, ohne irgend ein Zeichen seiner Achtung für die Königin, seiner Liebe für seine Kinder zu bemerken.

Obgleich ihn das Exil sehr niederdrückte, so zeigte er doch in seiner Unterhaltung einen lebhaften Humor; er belebte die ernsthaften Diskussionen durch eine Menge von interessanten Citaten und Anekdoten über alle Personen, die er gesehen oder kennen gelernt hatte. Außerdem war Ludwig Philipp, sowohl vermöge seines Charakters, als auch seiner eigenen Schicksale, sehr nachsichtig in seinem Urtheil über Andere und mild gegen seine Feinde. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Eines Abends las man in Claremont den Beschluß der Nationalversammlung, welcher die Verbannung des Hauses Orleans enthielt — eine Maßregel, welche alle Familienmitglieder hart betrübte. — Der Vorleser brgann mit den Namen der Majorität, welche das Gesetz votirt hatten, und kam bald an einen Mann, den man unter diesen nicht vermuthet hatte. Bei diesem Namen rief ein Prinz voll Erstaunen und Unwillen: „Wie, auch dieser?" der König unterbrach ihn mit Ruhe und sagte dem Vorleser: „Lassen Sie diese Liste; geben Sie zu denen über, welche für uns gestimmt haben, (um zu den Prinzen gewendet) vergessen wir die Anderen!"

Sein Körper war bis auf die letzten Jahre so rüstig, wie sein Geist; die verleugnete sich in dem Könige das französische Blut. Als Beweis seiner Beweglichkeit, will ich den Besuch anführen, den er Sir Robert Peel zu Drayton-Manor im Winter 1848 abstattete; hier zeigte er zugleich seinen Zartsinn und seinen Takt. Als die königliche Familie in Folge jener Krankheit Claremont verlassen mußte, stellte ihr Sir Robert mit voller Zuvorkommenheit Drayton zur Disposition: obgleich der König das Anerbieten nicht annahm, so war er doch sehr erfreut darüber und glaubte, nicht besser danken zu können, als durch einen Besuch, den Sir Robert Gelegenheit gab, ihm das schöne Schloß mit seinen Kunstschätzen zu zeigen. Der König machte, um seine Absicht deutlich zu zeigen, die Hin- und Rückreise — ungefähr 300 engl. Meilen — an Einem Tage, fast drei Lustren im Jahre, nämlich dem 18. Dezember. Er verließ Claremont am Morgen und kehrte in der Nacht nach Paule zurück — eine ziemlich große Anstrengung für einen Mann von fünfundsiebzig Jahren.

Diese Frische und Lebendigkeit des Körpers und des Geistes bewahrte der König bis zum Ende des Februars 1850. Da er um diese Zeit sich etwas unwohl fühlte, so begab er sich nach Richmond und kam auch scheinbar gestärkt im März nach Claremont zurück. In der ersten Woche des Mai aber befiel ihn eine allgemeine Schwäche, besonders an den Beinen, indeß fühlte er keine bedeutende Schmerzen. Einige Tage hütete er das Bett, schien sich dann etwas zu erholen und ging am 22. Mai nach St. Leonards,*) um hier einige Wochen zu verweilen. Da seine Krankheit nur in einer Schwäche in den Beinen bestand, er aber im Uebrigen sich wohl befand, so legte man ihr kein Gewicht bei, obwohl seine Aerzte und Vertrauten schon seit Anfang des Jahres die Existenz eines organischen Leidens fürchteten. Deshalb kamen wohl auch die Herren Thiers, Guizot, Duchâtel u. A. im Juni nach St. Leonards, verließen aber England mit der Hoffnung an eine baldige Genesung des Königs. Am 18. Juli reiste Ludwig Philipp von St. Leonards nach London, wo er der ersten Communion der Grafen von Paris beiwohnen wollte. Dies war das letztemal, da er sich öffentlich zeigte. Am 23sten ab er, wie gewöhnlich, mit seiner Familie .... aber zum letztenmale. Am 24. August speiste in Claremont eine Dame, welche der König besonders achtete; er erschien zwar nicht bei Tafel, kam aber nachher in den Salon und unterhielt sich mit ihr in seiner gewohnten freundschaftlich und heiteren Laune. Doch er hatte sich allzu sehr angestrengt; als er sich aus dem Salon zurückzog, fiel er in Ohnmacht; er kam indeß bald zu sich, wurde zu Bett gebracht und schlief während zehn Stunden ganz ruhig.

*) In Addison's Spectator.

**) D. h. Stand up, Sir John (steh auf, Sir John). Diese Form des Ritterschlages wird noch heute in England beobachtet.

***) Wir geben diese Geschichte, wie sie sie im englischen Original finden, können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Königin Anna erst im Jahr 1702 den Thron bestieg. Im Jahr 1691 regierten noch Wilhelm III. und Maria.

*) Eine Vorstadt der alten Stadt Hastings; ein Seebad.

Digitized by Google

Am Mittag des 25. August fand der Arzt, daß ein heftiges Fieber hinzugetreten wäre, und seine Kunst zeigte ihm die Nähe des verhängnißvollen Augenblicks; nach kurzer Ueberlegung entschloß er sich, dies dem Kranken mitzutheilen, und er that es in Gegenwart der Königin. Anfangs nahm es der König ungläubig auf; aber bald erlangte er seine Kaltblütigkeit wieder und zeigte den besonnenen Muth, der ihn im ganzen Leben auszeichnet hatte. Er blieb mit der Königin einige Zeit allein; Niemand weiß, was sie hier verhandelt haben. Als endlich ein vertrauter Diener ins Zimmer trat, fand er die König in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl sitzen, die Königin vor ihm — Beide still einander betrachtend, bis endlich der König mit fester Stimme sprach: „Sie haben, mein Freund, ohne Zweifel gehört, was dabei vorgefallen . . . . man hat mir den Abschied gegeben . . . . ich muß abreisen . . . wir müssen uns trennen . . . . der Allgütige ruft mich.“ Dies wiederholte er ziemlich bewegt zwei- oder dreimal. Hierauf sei ihm ein Bad vor vier Monaten einige Notizen, wie wir glauben, über seine Nächte nach Frankreich im Jahre 1814, geschrieben, aber in der Mitte einer Anekdote aufgehört habe, und dies wünschte er zu beendigen. Er verlangte nach dem Schlafselbuche, das er stets trug, und wandte sich an den General Dumas, der ihm damals zu Häupten saß, und bezeichnete ihm die Stelle, wo er das fragliche Manuskript finden würde. Da der General den rechten Schlüssel nicht finden konnte, sagte der König lächelnd: „Ich habe Sie wie lehren können, meine Schlüssel zu unterscheiden.“ Zitternd nahm er das Schlüsselbund und wählte selbst den Schlüssel aus. Hierauf bat er den General, das Gewünschte aufzuschreiben; noch hatte ihn sein reger Geist nicht verlassen. Ohne die Handschrift anzusehen, ohne daß das letzte Wort sagen zu lassen, das er also vor vier Monaten niedergeschrieben, fuhr er im Zusammenhange fort. Diese Anekdote war nicht bedeutend, indeß schloß sie gerade einen Abschnitt seiner Memoiren, und deshalb wollte er sie vollenden. Dies dauerte nur wenige Augenblicke; hierauf diktirte er der Königin eine Art von Kodizill zu seinem Testament und drückte dann den Wunsch aus, das Abendmahl zu nehmen: er ließ den Abbé Guelle und alle die Seinigen um sich versammeln. In ihrem Beisein erfüllte er seine religiösen Pflichten mit christlicher Ergebenheit, philosophischer Stärke und einer Einfachheit, welche der wahren Größe eigen ist. Die Königin und alle seine Kinder standen lange um sein Bett, weinend und betend, er aber sah verklärten Blickes auf sie hin.

Das Fieber stieg in der Nacht, ohne indeß seinen Geist zu trüben. Ja, es schien ihm fast, als ob er sich besser befände; er ließ um 2½ten um vier Uhr Morgens seinen Arzt rufen und sagte: „Lieber Doktor, ich befinde mich in der That wohler. Ich glaube, daß Sie sich irren und ich für jetzt noch nicht von hinnen scheide.“ Der Arzt fühlte nach dem Pulse, schüttelte aber bedenklich den Kopf; indeß der König sagte lebhaft: „Das ist kein richtiger Maßstab; ich habe eben gehustet, und deshalb schlägt der Puls rascher;“ so verstaute er dieser schwachen Hoffnung. Nach einer halben Stunde schlos er die Augen und verschied um acht Uhr des Morgens ohne großen Schmerz.

Am 2. September wurde die leidige Hülle mit möglichst wenigem Pomp nach der katholische Kapelle von Weybridge gebracht, wo sie vorläufig ruht; jener Vorwurf: Ingrata patria, ne ossa quidem habebis! wird hoffentlich Frankreich nicht treffen. Die Grabschrift drückt auch diese Hoffnung aus:

Depositae jacent sub hoc lapide, donec in patriam avitos inter cineres,
Deo adjuvante, transferantur, reliquiae Ludovici-Philippi primi, Francorum regis, Claromontii, in Britannia, defuncti die Augusti XXVI.,
Anno Domini MDCCCL, aetatis LXXVI. — Requiescat in pace!*)

Der Graf von Chambord ließ ihm in Wiesbaden, wo er sich gerade aufhielt, ein Todtenamt halten; in Frankreich wurden für ihn an vielen Orten, in Paris sogar mit Bewilligung Changarnier's de Messen gelesen.

Das Gewicht, welches Ludwig Philipp auf die Vollendung jener Anekdote legte, ließ voraussehen, daß er ein vollständiges Tagebuch geführt habe. Dies ist aber nicht ganz der Fall; drei v. Gentis hatte ihn, wie seine Brüder, daran gewöhnt, sich durch Anlegen eines solchen Tagebuches von jeder Stunde Rechenschaft zu geben. Ludwig Philipp befolgte dies in besonders bewegten Zeiten. Ein Fragment seines ersten Tagebuches, vom Herbst 1790 bis zum Sommer 1791, ging verloren oder wurde gestohlen während der ersten Revolution, wie die Memoiren von 1815 während der letzten: der sich ihrer bemächtigt hatte, edirte sie. Diese merkwürdige kleine Schrift war sehr selten, so selten, daß nicht einmal Ludwig Philipp selbst ein Exemplar besaß, bis es ihm ein Freund anbot. Der König hat auch das Journal der hundert Tage geschrieben und veröffentlicht. Als wir im März 1830 unseren Bericht über „die Abreise des Königs“ am 24. Februar“ veröffentlichten, war es noch vergönnt, sein Journal vom Februar und März 1848 zu lesen und zu exzerpiren. Man weiß endlich, daß er in Claremont, wie früher, sich in seinen Mußestunden damit beschäftigte, seine Memoiren zu redigiren; aber für jetzt ist Nichts Genaueres darüber zu sagen. Nach einer zufälligen Aeußerung des Königs, die uns mitgetheilt worden ist, können wir vermuthen, daß jener Theil der Memoiren, den er noch auf seinem Todbett vollendete, sich auf seine Nächte nach Frankreich im Jahre 1814 bezog. Begierige werden sie nun wie auf die, welche er in seiner Jugend oder unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse verfaßt hat. Die Veröffentlichung derselben ist jedenfalls eine sehr delikate Sache und wird erst nach reiflicher Ueberlegung stattfinden: bis jetzt ist uns noch kein Gerücht hierüber bekannt.

*) Unter diesem Steine liegen, bis daß sie nach dem Vaterlande, zu den Gebeinen der Ahnen, mit Gottes Hülfe zurückgetragen werden, die irdischen Ueberreste von Ludwig Philipp I., König der Franzosen; zu Claremont in England gestorben am 26. August, im Jahre des Herrn 1850, im 76sten Lebensjahre. Friede seiner Asche!

Afrika.

Französische Reisebilder aus Abessinien und Abyssinien.

II. Fahrt nach Maßwah.

Die Schiffsmannschaft wurde mit Anbruch des nächsten Tages damit beauftragt, einen Leck zu verstopfen, der so groß war, daß die Barke nach vierundzwanzig Stunden hätte untersinken müssen. Es waren deren noch viele andere da, sowohl verschiedene aus der Patron, daß diese Havarieen von geringerer Bedeutung wären, und daß wir mit Hülfe der Pumpen Maßwah wohlbehalten erreichen konnten.

Wir brachten diesen Tag auf dem Lande zu. Als wir zur Jagd aufbrachen, begann eine zweifelhafte Helle sich aus dem Nebel, der letzten Spur des Ungewitters vom vorigen Tage, zu entwickeln. Diesem bleichen Glanze folgte ein rother Licht, und die einen Augenblick hinter den hohen Bergen Arabiens verdeckte Sonnenscheibe schien endlich zwischen deren zackigen Kanten hindurch; ihre schrägen Strahlen spielten um jeden Gipfel und leuchteten darauf wie eine Flamme, während der übrige Theil sich mitten im Aether befand. Bald aber ergoß sich ein Lichtstrom über die abschüssige Gebirgsleite und verbreitete sich über die Küste, über das Meer, über die Insel, auf der jeder Felsen von dem blendenden Glanze, welchen die himmlische Fackel über alle Gegenstände ausgießt, seinen Theil erhielt. Nun erwachten die am Sandufer schlummernden Vögel, begannen ihren Flug und begrüßten mit freudigem Gezwitscher den Anfang des strahlenden Feuerballs. Die Sandvoks breiten sich das Weite zu gewinnen; und jeder Hütte des Dorfes stieg ein bläulicher Rauch gen Himmel. Etwas später furchte ein Windhos die Gewässer der Rhede, in denen eine andere Welt ihr Dasein zu entwickeln begann. Zwei Haifische, deren Rückenflossen die Oberfläche des Meeres durchschnitten, zogen einen unermüdlichen Zug Fische vor sich her. Auf dieses Zeichen eilten Schwärme von Seevögeln mit aufhaltendem Geschrei hinzu, indem sie mit ihren Flügeln die kleinen Wellen peitschten, deren sich anbrüstende Wogen die ganze Bucht durchliefen. Der Zug Fische, vor den Haien und den Vögeln stiebend und von diesem gefräßigen Heere verfolgt, eilte immer weiter: ein langer Streifen Schaum, den die Taufende der eingetauchten Schnäbel hervorbrachten, der aber jeden Augenblick durch die kräftige Bewegung der Haifische durchschnitten wurde, bezeichnete von weitem seinen Lauf.

Etwas nördlich von der kleinen Bucht, die gegenwärtig den Hafen bildet, zwischen zwei mit alten Gräbern bedeckten Vorgebirgen, zehn Schritt von den Ruinen eines zerstörten Marktflecken entfernt, befindet sich eine andere Rhede, die das Meer in neuerer Zeit gebildet hat. Der Boden derselben flacht sich so allmälig ab, daß man sast auf allen Punkten mehr als eine Viertellieue vorschreiten kann, ohne daß das Wasser höher als bis ans Knie reicht. Dieses flache Ufer ist von unzähligen Vogelgattungen bewohnt, die sich unermüdlich um ihre von den zurücktretenden Wellen hinterlassenen Nahrungsmittel streiten. Weiße und blaue Reiher laufen, tauchen, spielen und fliegen auf, um wieder auf das so reichlich Meer herabzuschießen; Löffelgänse watten im Schlamme herum; Pelikane schnappen, über dem Wasser schwebend, nach den kleinen Fischen, welche von den größeren aus der tieferen Gegend gejagt werden. In weiterer Entfernung gewähren Flamingos, auf ihren langen Steilfüßen stehend, mit ihren rothen Flügeln, den Anblick einer auf der Oberfläche des Meeres sich bewegenden Feuerlinie. Wir beabsichtigten uns unser Frühstück aus diesem Vogelbaute Gottes zu wählen, indeß war es sehr schwierig, einige Flamingos zu schießen. Man mußte sich den langen Reihen derselben in genügender Entfernung nähern, trotzdem sie allen unseren Bewegungen mißtrauisch folgten. Der Zusall führte uns ein Brett, das von irgend einem Schiffbruch herstammte, in die Hände, an dem wir ein großes Reißbündel befestigten; wir trieben dieses Floß ganz langsam vor uns und verbargen uns dahinter. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln verstrichen ein unzähliges Schwanken des Flosses unseren Angriffsplan gerade in dem Augenblick, als wie die glänzende Gesellschaft zu überraschen im Begriffe waren. Nur ein Individuum wurde getroffen: es hatte schon die Flügel zum Fluge ausgespannt, als es, von unserem Blei erreicht, kraftlos niederfiel. Auf dem Wasser liegend, hatte es das Ansehen eines Stückes karmoisinfarbiger Seide. Wie mußten auf die Fortsetzung unserer Jagd verzichten, denn die übrigen Vögel waren plötzlich verschwunden, auch sing die Hitze an unerträglich zu werden. Nach zwei oder drei Flintenschüssen, welche unsere großen Taschen mit kleinem Geflügel füllten, traten wir daher den Rückweg nach der Rhede an, wo unsere Barke vor Anker lag.

Am nächsten Morgen, kurz vor Tagesanbruch, gingen wie in See. Es wehete eine schwache Brise, die aber ganz und gar nachließ, als wir uns einer von den Arabern „Ukeban“ genannten Insel gegenüber befanden. Wir erschraken darauf, den ersten Luftzug zu bemerken, um den an dieser Stelle schroffen Kanal zu passiren, aber die Barke blieb so unbeweglich, als läge sie vor Anker, unser Segel hing schlaff, das Meer zeigte nicht die geringste Falte und glänzte unter den Sonnenstrahlen, wie eine Fläche von geschmolzenem Blei. Jeder, der eine längere Reise auf einem neapolitanischen Schiffe gemacht hat, wird sicherlich, wie wir, bemerkt haben, daß die italiänischen Matrosen, wenn das Meer ruhig ist, sich des Himmels nur erinnern, um ihn zu lästern, aber wenn der Orkan mit seinen Schreknissen erscheint, sich den Anstrichen einer wenig erbaulichen Frömmigkeit überlassen. Einen noch schneidenderen Kontrast fanden wir hier. Wie schon erwähnt worden, befand sich am Bord ein Dschellad oder Sklavenhändler von der Küste Danakil, welcher den Rest seiner Sklavenherde, drei oder vier junge Galla-Negerinnen und einen kleinen, fast bildhauigen Neger, die er in Yemen nicht loswerfen konnte, nach seiner Heimat zurückführte. Dieser vor zwei Tagen, als der Sturm das Meer peitschte,

Digitized by Google

so andächtige Mensch erzählte nun den Matrosen sein früheres Leben. In dieser Erzählung kamen abscheuliche Geschichten vor von Kindern, die auf gräßliche Weise verstümmelt wurden, um ihren Werth zu vermehren oder verdreifachen, von schaudlichen Ausschweifungen, von den fürchterlichen Qualen, welchen die Sklavenkarawanen auf der langen vier- oder sünfmonatlichen Reise von Innern bis ans Meer zu erdulden haben. Diesen enormen Weg müssen die Unglücklichen zu Fuß machen; wer nicht gehen kann, wird anfangs grausam gezüchtigt, damit ihn der Schmerz zu verzweifelten Anstrengungen entreize. Sind seine Kräfte von Ermattung, Krankheit und Durst aufgerieben und seine wunden Füße steif geworden, so zerschmettert ihm der Besitzer den Kopf zwischen zwei Steinen und läßt ihn auf dem Wege zurück. „Die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal belebt den Muth der Uebrigen", fügte der Dschellab hinzu. Dieser Mensch flößte uns einen solchen Abscheu ein, daß wir uns nach dem andern Ende der Barke zurückzogen, neben einem Matrosen von den Dahlak-Inseln, der, mit über dem Wasser hängenden Beinen sitzend, ein wunderbar anmuthiges und originelles abyssinisches Lied sang. Wir hatten schon den Dschellab vergessen, als sich Schmerzensgeschrei hören ließ; es war wieder der Menschenfleisch-Händler, der den nackten Rücken des kleinen Negers mit einer Peitsche aus Nilpferdhaut zerfleischte. In zwei Sprüngen befanden wir uns zwischen dem Opfer und seinem Peiniger, dessen Strafinstrument wir ins Meer warfen. „Ist es nicht mein Sklave", heulte der über unsere Dazwischenkunft Wüthende, „und kann ich nicht mit ihm machen, was ich will?"

Aber die am Bord befindlichen Leute brellten sich durchaus nicht, für ihn Partei zu nehmen, und als unsere Fäuste seine Schultern ziemlich derb berührten, entschloß er sich, zu schweigen. Er zitterte wie Espenlaub und wagte selbst nicht einen Laut zu äußern, als ich zum Patron sagte: „Mach' diesem Hunde begreiflich, daß, so lange wir uns auf dieser Barke befinden, es hier keine Sklaven giebt."

„Und sage ihm, daß beim nächsten Geschrei, das von einem dieser Kinder ausgestoßen wird, ich ihn über Bord werfe", fügte mein Gefährte hinzu.

Von diesem Tage an wurde der Dschellab so demüthig, wie irgend möglich, und seine Sklaven vergalten unsere Protection durch so viele kleine Dienste, als sie uns nur immer an den Augen absehen konnten.

Bei Sonnenuntergang hatte unsere Barke kaum hundert Faden zurückgelegt. Wir hatten noch die Insel Ufedan in Sicht und eine Menge kleiner Saadinseln, auf die ein wahrer Vogelregen herabfiel. Himmel und Meer verschwammen in scharlachrothem Duft, mit Ausnahme des Ostens, wo eine violette Linie die äußerste Gränze des Horizonts bezeichnete. Nach und nach wurden alle diese grellen Farbentöne blässer; ein leuchtender, schräg gen Himmel steigender Streif*), als hätte die Sonne dort ihre Spur zurückgelassen, war bald Alles, was von jenem Glanze übrigblieb. So wie ein Stern am Firmament erschien, zeigte sich ein ähnliches Licht auf dem schimmernden Meere; dann ging der Mond auf, sein sanfter Glanz erhellte den Himmel und fiel auf die Oberfläche des Wassers, gleich einer langen silbernen Furche. Nun erloschen die Gestirne am Himmel nach auf dem Azur des Meeres. Nach einem brennend heißen Tage wurde die Luft endlich lauer; ein unbeschreibbarer Reiz lag über der Atmosphäre ausgebreitet, und in dieser so klaren, so durchsichtigen Tropennacht glaubte man geheimnißvolle Stimmen zu hören, welche von Gott sprachen.

Eine der Sklavinnen des Dschellab, ein armseliges, schwächliches Kind von höchstens zehn Jahren, hatte seit einigen Stunden über heftigen Kopfschmerz. Ihr schwarzes Haupthaar war mittelst eines gelbveilchenen Stirnsiens in zwei breite Zirchten getheilt und damit wie ein Goldsaden durchflochtungen; sie sielen über ihre durch eine lange Krankheit abgezehrten Wangen herab. Um den Hals trug sie eine Schnur himmelblauer Glasperlen, ein elender Tand, mit dem der Besitzer sie geschmückt hatte, bevor er sie zum Verkauf stellte, sast wie die heidnischen Priester des Alterthums, welche ihren Opfern, ehe sie dieselbra zum Altar führtera, die Hörner mit Blattgold belegten und die Köpfe mit reichen Opferbinden und Blumengewinden verzierten. Ihre Kleidung bestand aus einem Stücke grober Leinwand, das an vielen Stellen zerrissen war und kaum hinreichte, die von Geschwüren zitternden Glieder zu bedecken. Der Dschellab nannte sie „Dangoulé", das ist der abyssinische Name einer prachtvollen Cucurbitacee, deren Blüthenkrone von langen Stacheln besetzt ist. Es lag eine grausame Ironie in diesem Namen; zwischen der glänzenden Blume jener Bergpflanze und dem durch Hunger, schlechte Behandlung und Krankheit zugrundegerichteten Kinde, war der Unterschied so groß, wie zwischen Vergnügen und Schmerz, zwischen Hoffnung und finsterer Verzweiflung. Die Spitze der Aehren entsocken ihr ebenfalls ein Lächeln, sie hatte im Klang ihrer Stimme etwas unbeschreiblich Melancholisches: man ahnte den hinter der zarten Jugend lauernden Tod.

An diesem Abend klagte die kleine Sklavin mehr als gewöhnlich. Ihr Furcht vor dem Unbekannten, welche wir beim Verlassen dieser Erde empfinden, hielt sie lange Zeit hindurch wach; zuweilen schlummte sie, indem sie nach ihrer Mutter rief, und antwortete ihren Leidensgefährtinnen, welche sie zu beruhigen suchten: „Sagt Ihr mir, daß ich daran noch nicht sterben werde, weil ich so jung bin? Fallen die Früchte des Daro (Sycomore) niemals ab, bevor sie reif sind? oder reißt der Wind nur die Zweige herunter, welche verwelkte Blätter haben?" (Schluß folgt.)

*) Das Zodiakal-Licht, welches schon Hyatharchides beobachtet hat, wie man aus einem von Diodorus Siculus citirten Fragmente entnehmen kann.

Mannigfaltiges.

— Gesundheit und Ruhe, nach einer Theorie der Yankees. Professor Whipple, ein echter, durch seinen geraden, praktischen Sinn sich auszeichnender Yanker, hielt kürzlich in der Handelsgesellschaft von New-York eine öffentliche Vorlesung über die neuesten Ereignisse in Europa und namentlich in Frankreich. Er sprach über die seltsamen Konsequenzen, welche die Einführung der republikanischen Regierungsform in Frankreich gehabt, wo man zunächst einen so wenig dazu berufenen Mann wie Louis Napoleon zum Präsidenten erwählte und alsdann die Wiederherstellung des Priesterregiments in Rom und im übrigen Italien zum großen Ziele der auswärtigen Politik der neuen Republik machte. Alles dies, sagte er, sey der Folge einer zu großen Furcht vor etwas, das allerdings ein Uebel sey, nämlich die Pöbelherrschaft; durch Mittel, wie jene, deuge man jedoch dem Uebel nicht vor, sondern bahne man ihm vielmehr zu nenem, weil stärkeren Umsichgreifen die Wege. „Da sind wir Yankees", fuhr Herr Whipple fort, „viel praktischer, als die Franzosen. Ein Daackloher, der, auf die hypochondrischen Grillen aller Gelbhabenden spekulirend, in der ganzen Welt seine Pillen verkauft hatte, kam auch nach Boston, wo er eben in einer Versammlung sehr verständiger Leute seine Kunst anpreisen wollte. „„Ist die Gesundheit etwas Wünschenswerthes?"" fragte er die Anwesenden pathetisch. „„Nein!"" rief Alles wie mit Einem Munde, indem man sehr richtig berechnet hatte, daß, wenn man die erste Frage bejahte, daraus nothwendig die Konsequenz sich ergeben würde, daß man des Doktors Pillen kaufen müsse. Lieber aber wollte man einmal unlogisch gewesen seyn, statt sich durch verkehrte Heilmittel der Gesundheit für immer untergraben zu haben. Dächten nun die Franzosen so, wie diese Yankees, dann würden auch sie auf die bescheidene an sie gerichtete Frage: „Ist die Ruhe etwas Wünschenswerthes?" Nein! geantwortet und sich dadurch die Pillen Louis Napoleon's und der römischen Expedition erspart haben."

— Norwegischer Volkskalendrr. Der neue Jahrgang 1851 des seit 1847 in Christiania erscheinenden norwegischen Volkskalenders gehört in Bezug auf nützliche und unterhaltende Lektüre zu den besten Schriften dieser Art. Derselbe enthält: Kalender für 1851, nach der Polhöhe von Christiania berechnet; über Verfinsterungen im Allgemeinen und insbesondere über die totale Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851, von Prof. Hansteen; von der Luft und dem Licht, als Bedingungen des Lebens und der Gesundheit, von Prof. Dr. H. C. Jaye; Uebersicht der Götterlehre unserer Vorväter, mit einem Holzschnitt, vom Studenten Siegwart Peterson; Reisserzählungen von Sibirien aus den Jahren 1829 und 1830, mit zwei Holzschnitten, von Prof. Hansteen; das Leuchten des Meeres, von P. Chr. Asbjörnsen; Cimarosa und der Kammerdiener, mit drei Holzschnitten, aus einer Chronik; neuer Zell Eulenspiegel, mit vier Holzschnitten; über Norwegens Handel und Schiffahrt in den letzten Jahren, von M. B. Drethe, cand. jur. — Wir gedenken, später aus dem reichen Inhalt dieses Kalenders einige Mittheilungen zu machen.

— Merkwürdige Glocken in Moskau. 1) An der Iljinka in der Juschkowsgasse findet sich eine Kirche, genannt „zum Wunderthäter Nikolaus, mit dem rothen Glocken", deren Geschichte, wenngleich gewiß nicht ohne Interesse, doch keiner sicheren Quellen sich erfreut und nur im Munde des Volkes lebt. Die Kirche zum heil. Wunderthäter Nikolaus ist erbaut von dem Panbelsgaste Grigori Zwerdikow und stand schon vor dem Brande Moskau's im Jahre 1626; nach demselben ward sie erneuert und von neuem eingeweiht im Jahre 1691; zu ihrem Sprengel gehörten größtentheils die Häuser der damaligen Bojaren, der Milosławski, Romanow, Fürsten Sibirski, Saltikow und Anderer. Die Lieblaberei dieser Familien für Anschmückung von Kirchen läßt darauf schließen, daß zur Zeit des Aufenthaltes Kaisers Peter des Großen in Holland von ihnen daselbst zwei Glocken für ihre Sprengelkirche bestellt wurden, weil Holland damals durch Glockengießereien berühmt war, und solche Annahme wird durch das geringe Gewicht, den sehr angenehmen Klang und die von den russischen Archäologen noch nicht entzifferten Inschriften sehr wahrscheinlich gemacht. Eine andere Ueberlieferung behauptet, daß, als Peter der Große im Jahre 1700 befahl, aus den überflüssig erscheinenden Kirchenglocken Zeitungs- und Zeldkanonen zu gießen, die Fürsten Sibirski diese Glocken in ihrem Hause verbargen, sie spärer als ihr Eigenthum ausgaben und, mit rother Farbe überstrichen, von neuem in dem Glockenthurm aufhingen. — 2) Die jetzt dem Alexianischen Nonnenkloster gehörige Glocke. An der Stelle, welche gegenwärtig das genannte Kloster einnimmt, befand sich zur Zeit des Großfürsten Wassili Iwanowitsch eine hölzerne Kirche „der heil. Mutter Gottes zu Tschwin", die unter dem Zaren Alexei Michailowitsch einer steinernen Platz machte und zugleich eine Glocke erhielt, die bis hierzu sich erhalten hat; der obere Theil der Glocke ist von gröll durch Krabolen verzierten Fenstern durchbrochen, welche den schönen Glockenton nicht beeinträchtigen; auf der äußeren Fläche ist die Inschrift: „Unter Gottes Schutze und auf Befehl des rechtgläubigen, gottesfürchtigen und christliebenden Herrschers, Zaren und Großfürsten Alexei Michailowitsch, Selbstherrschers von ganz Rußland, ward diese Glocke in der Residenzstadt Moskau gegossen, 60 Pud haltend." Die innere Fläche läßt lesen: „Gewicht 72 Pud 37 Pfund."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. Ausgabepreis 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler, Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Prop. Lassar, Behrenstraße Nr. 7), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Dienstag den 31. Dezember 1830.

England.

Englische Spekulationen auf die deutschen Auswanderer.

Es ist bekannt, daß der Fuchs eine gewisse zärtliche Vorliebe für allerlei junges Geflügel hegt, eine Liebe, mit der Weisheit verbunden, dieses wo möglich nicht zu groß oder zu stark werden zu lassen. Gerade eine solche Liebe hegt England, wie gegen die anderen Völker, auch gegen das deutsche; überall zeigt es sich ganz von dem Geiste durchdrungen, der die österreichischen Bauern antreibt, um mehr Federn zu gewinnen, ihre Hühner bei lebendigem Leibe zu rupfen. Wir wollen hieraus keine Nutzanwendung auf die englische Staats- und Handelspolitik ziehen, da dieser Gegenstand uns hier ferner liegt, und weil er so häufig abgehandelt worden, daß er Jedem hinreichend bekannt ist, aber wir können und nicht versagen, zu betrachten, wie sich die gewisse zärtliche Liebe England, wenn auch gleich nur als das Werk einzelner Klassen, gegen die deutsche Auswanderung und die deutschen Auswanderer kundthut. In der gelindern Weise zeigt sich die Theilnahme als eifriges Bemühen Liverpooler und Glasgower Spekulanten, den deutschen Auswanderern, trotz aller Widersinnigkeit in der Sache, vorzurechnen und einreden zu lassen, dieselben würden am besten und billigsten über Liverpool oder Glasgow nach New-York befördert, denn der englische Weg hatte erkannt, daß, als Rückfracht für die nord-amerikanischen Baumwollen-Ballen, Auswanderer das gewinnbringende Frachtgut sind. Die englischen Rheder fanden für ihre Zwecke gewissenlose und gewinnsüchtige deutsche Agenten in Deutschland und, was uns ebenfalls nicht Wunder nehmen kann, auch viele Leichtgläubige, da der große Haufen der deutschen Auswanderer sehr unwissend ist.*) Diese armen Leute wurden dann auch in den meisten Fällen, wie die österreichischen Hühner, bei lebendigem Leibe gerupft. — Auch half es ihren Nachfolgern wenig, daß sie ihre Klagen und die Berichte über die Täuschungen, welche sie erduldet hatten, in den Zeitungen veröffentlichten, da diese Blätter nur von einem geringen Theile derjenigen gelesen werden, zu deren Nutzen hauptsächlich diese Mittheilungen bestimmt waren, und das Uebel scheint mehr im Wachsen, als im Abnehmen begriffen zu seyn.

Obwohl Hamburg, wie Bremen, noch viel zu thun haben, um als Muster für die Auswanderungsbeförderung hingestellt werden zu können, so gewähren sie doch unbedingt den deutschen Auswanderern mehr Sicherheit und in der Wirklichkeit billigere Preise. Das an dieser Stelle erschöpfend auszuführen, würde uns zu weit führen und insofern auch überflüssig seyn, weil dies bereits mehrfach geschehen ist, dagegen wollen wir die Gegenstände der Klage anführen, welche vorzugsweise von den über England nach Nord-Amerika gegangenen deutschen Auswanderern hervorgehoben worden sind:

Die vermehrte Ein- und Ausschiffung der deutschen Auswanderer, gegenüber denen unmittelbar von einem deutschen Hafen, und was daraus entspringt, wie größere Beschwerden, vermehrtlästige Schererein durch die Zolluntersuchungen, vermehrte Gelegenheiten zu Erpressungen gegen die Auswanderer, größere Gefahr für das Gepäck der Auswanderer — die empörende Art und Weise, in welcher viele der deutschen Menschenmakler die Ueberfahrt von dem Festlandshafen**) nach den englischen Häfen besorgen — die fast völlige Unmöglichkeit, bei mangelnder Kenntniß der fremden Sprache und bei schwachen Geldmitteln im fremden Lande Recht gegen die Gaunereien der Makler, Agenten und Anderer zu erlangen, wozu noch in England kömmt, daß die Anstrengung eines Prozesses, besonders Ausländern, große Schwierigkeiten und Unkosten macht — vielfach bekannt gewordene Fälle roher Behandlung seitens englischer Schiffsoffiziere und Matrosen gegen deutsche Auswanderer; ähnliche Klagen sind auch in Betreff der holländischen, französischen, belgischen und nordamerikanischen Schiffe laut geworden) — die durchschnittlich viel schlechtere und dürftigere Versorgungsweise gegen die auf den von Hamburg und Bremen befördernten Auswanderungsschiffen, obgleich auch diese in einzelnen Fällen nicht vorwurfsfrei ist.

Es giebt allerdings Leute (Agenten, Makler u. s. w.) im englischen Solde, welche alle diese Uebelstände mit dreistester Stirn abzuleugnen haben, ableugnen und ablenugnen werden und sich noch obendrein einen Schalpelz umhängen. Es ist auch ihre Art, dabei ein paar Abscheulichkeiten zu erzählen, die in Bremen und Hamburg vorgefallen sind, wo möglich mit Uebertreibungen und in einer Weise, als ob dergleichen dort an der Tagesordnung wäre. Solchen diene unter Vielem zur Erwiderung, daß die Times vor kurzem Nachricht von einem Meeting in Liverpool brachte, das zur Bekämpfung der Schrecklichkeiten gebildet war, welche gegen die englischen Auswanderer kurz vor und während der Ueberfahrt verübt worden. Viele erinnern sich sicher der kürzlich in alle Zeitungen übergegangenen Mittheilung von einem englischen Schiffsführer, der dem englischen Gesetze zuwider sein Schiff mit irländischen Auswanderern überfüllt hatte und kurz vor der Untersuchung die Uebergähligen ohne weitere Auswahl und Umstände der Kopfzahl nach auswerfen ließ und dann abfuhr, wobei Aeltern von ihren Kindern, der Mann von der Frau getrennt und Viele in Elend und Jammer gestürzt wurden. — Wenn das gegen die eigenen Landeskinder geschieht, was haben da die Ausländer zu erwarten? Früher schon hatte der preußische Konsul in Liverpool die deutschen Auswanderer vor diesem Hafen gewarnt, und das neue englische Gesetz über die Beförderung hat demnach bis jetzt thatsächlich wenig oder gar nichts gebessert. Am schlagendsten zeugt gegen dieses Liverpooler Unwesen der Monatsbericht des Agenten der deutschen Gesellschaft in New-York an den Verwaltungsrath derselben vom 3. August 1830. In diesem heißt es nämlich: „Außer den Londoner Schiffen kamen im verflossenen Monate ungewöhnlich viele deutsche Einwanderer auf Schiffen von Liverpool hier an. Die meisten beklagten sich sehr über die von den Matrosen auf jenen Schiffen erlittene schlechte Behandlung und noch mehr über die betreffenden Agenten in Berlin und Hamburg, welche sie unter allerlei Versprechungen und Vorstellungen einer weit kürzeren und angenehmeren Fahrt, verbunden mit einer höchst komfortablen Einrichtung der Schiffe, zur Reise über Liverpool bestimmten. Mehrere dieser Passagiere hatten sogar für die zweite Kajüte akkordirt und bezahlt, wurden in Liverpool jedoch nur zum Zwischendeck zugelassen, obgleich ihr schriftlicher Akkord ausdrücklich für die zweite Kajüte lautete." Spätere Berichte der Gesellschaft erneuen derartige Klagen. — Der Mercury, ein Liverpooler Blatt, sagt: „Die Raub- und Diebsucht der Liverpooler Gastwirthe, Wohnungsvermiether u. dgl. übersteigt jeden Begriff. Täglich, ja stündlich werden die unglücklichen Auswanderer, die all ihre habe in wenige Gotoshäls umgetauscht haben, auch um diese letzten Spargroschen geprellt, ja, es ist nicht selten der Fall vorgekommen, daß Emigranten, welche gezwungen waren, längere Zeit in Liverpool auf ihr Schiff zu warten, um all ihr Vermögen betrogen wurden und als Bettler wieder den Weg in ihre Heimat antreten mußten." Ein Beweis dafür, wie großartig die auf die Auswanderung gegründete Spekulation hier getrieben wird, ist die Thatsache, daß auf vierzig erwachsene Personen ein Wiethshaus oder eine Kneipe kömmt. Menschlich denkende Engländer haben unter diesen Umständen einen Antrag an den Liverpooler Stadtrath gestellt (wie in Bremen), ein großes Gebäude für die Aufnahme von Auswanderern zu errichten, um ihnen in einem solchen eine billige Aufnahme und Schutz gegen Betrug zu verschaffen; die weisen Väter der Stadt aber haben, wahrscheinlich von marokkanischen national-ökonomischen Ideen oder auch von der Betrachtung geleitet, daß Gott seine Sonne auf Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, den Antrag fallen lassen und beschlossen, auch ferner die Sonne ihrer väterlichen Huld auf die Ritter der Industrie und die Industrieritter nebst deren Knappen scheinen zu lassen.

Wir haben im Vorhergehenden die Art und Weise dargestellt, in welcher die englische Spekulation den Beutel der Auswanderer zu erleichtern strebt, es bliebe uns nur noch die dampfwarzige Seite dieser Spekulation zu beleuchten, welche die deutschen Auswanderer mit Beutel und Haut und Haaren verschlingen will. Der britische Witz strengte uns streng sich an, diese nach denjenigen englischen Kolonieen zu verlocken, wohin die englischen und irischen Auswanderer bei Todtlichkeit des Klimas oder der Unergiebigkeit des Bodens wegen nicht gehen, wo die Neger nicht arbeiten wollten und selbst die Einführung der Kulis später mißglückte. Der arbeitende Deutsche ist ja ein so guter, fleißiger, geduldiger Mensch, der so vertrauensvoll den Reden seines flammenwandten fuchsschwänzigen Bruders Gehör giebt!!

*) Es fand von den Unter-Agenten solcher englischen Beförderungslinien den Unterunter-Agenten 2 Thlr. Provision für die Anwerbung eines deutschen Auswanderers gezahlt worden. Danach mag man sich berechnen, was die Hauptagenten und andere Mittelspersonen erhalten, und was von dem eingezahlten Ueberfahrtspreis von mindestens 30 Thlrn. für die Bequemlichkeit und die Beköstigung des Auswanderers von dem englischen Rheder verwendet werden kann. Der dem Auswanderer abgenommene Gesammtbetrag hat demnach dasselbe Verhältniß, wie ein kaiserlich russischer Gulden, ehe er seine Bestimmung erreicht.

**) Bei einem Besuche Hamburgs im August d. J. wurde mir von den achtbarsten Leuten erzählt, wie lange Zeit vor meinem Eintreffen in Hamburg von einem dortigen Menschenhändlerhause, das auch einen Agenten in Berlin hat, solche zur Fahrt über England verführte Deutsche nach Liverpool verschifft wurden. Dieselben mußten auf dem Verdeck im Regen liegen, weil im Zwischendeck kein Raum mehr war. Das Schiff sollte zwar ein so altes und schwaches Dampfschiff, daß ihm kein Passagier mehr Waaren anvertrauen wollte.

Digitized by Google

In Guiana's Sümpfen sind Hunderte von leichtgläubigen und betrogenen Deutschen dem britischen Mammon geopfert worden,*) eben so in den westindischen Inseln, und wenn auf diesen sich auch einige Gebirgsthäle befinden, wo deutsche Arbeiter sich gesund erhalten können, so liegen doch die Pflanzungen, für welche sie angeworben worden, gerade in den niedrigen und ungesunden Theilen der Inseln. Gelegentlich erwähnen wir der Bermuda-Inseln mit ihrer Verbrecherniederlage, wohin auch deutsche Kolonisten gezogen werden sollten.

Die Kolonie West-Australien, auch die Kolonie am Schwanenfluß genannt, will nicht recht gedeihen, weil ihr Boden unter einer heißen Sonne dürrer und durchschnittlich noch viel unfruchtbarer ist, als in den übrigen Theilen Australiens. Nun aber besitzen englische Gesellschaften und Privatleute bedeutende Landstriche in West-Australien. Engländer gehen nicht dort hin — wie das Land verwerthen? Es wird eine Gesellschaft unter dem Titel: Colonization Assurance Company versichtet. Liest man die Gesellschaftssatzungen durch, so liest sich das ganz hübsch, ja, man fühlt sich fast geneigt, die seltene Verbindung zwischen Menschenfreundlichkeit und Klugheit zu bewundern; geht man der Sache aber auf den Grund, so zeigt sich die Menschenfreundlichkeit nur als Mantel für die Speculation, mit einem Worte, als ein Fuß, weil die Gesellschaft durch eine neue Form von Abschlagszahlungen nicht da Besitzlose zu Besitzenden machen will, wo der Besitz zu einem Quell des Wohlbandes und der Unabhängigkeit wird, sondern weil sie einfach aus werthlosem Lande Nutzen schlagen will, für das Niemand Geld giebt, und auf das Keiner, der es kennt, seine Arbeit verschwendet. Die Engländer kennen West-Australien hinreichend, und aus diesem Grunde warf die Gesellschaft ihre Angeln in Deutschland aus, bis jetzt aber vergeblich, weil in dieser Beziehung die deutsche Presse jetzt ihr Mäßigeramt um etwas besser, als in früheren Jahren, versolgt. Deutschland wird überhaupt in England in einen merkwürdigen Zusammenhang mit Australien gebracht: einflußreiche und phantasievolle Personen wollen es durchsetzen, die deutsche Auswanderung mit Hülfe englischer öffentlicher Mittel nach Australien zu leiten, um an den übergroßen Deutschen den im Verlauf der Zeit immer mehr zurückgehenden Absatz vieler englischen Fabrikate mehrfach wiedergewinnen.

Der Westen des Sklavenstaates Virginien ist ebenfalls ein Gegenstand englischer Speculation auf die deutsche Auswanderung geworden. Große westvirginische Ländereien befinden sich im Besitze Einzelner, mehrere in englischen Händen. Da die überirdischen Erwartungen der Besitzer über den steigenden Werth ihres Bodens sich durchaus nicht zu erfüllen begannen, sondern die Ansiedlung sich unaufhaltsam nach dem Westen und längs den großen Strom zog, so begannen sie für den Verkauf ihrer Ländereien zu arbeiten. Ein unerwartetes Ereignis drängte sie, ihre Bemühungen zu verzehnfachen: in besonderer Rücksicht auf den Ausland, das Europäer große Ländertrecken in West-Virginien besitzen, hatte die gesetzgebende Versammlung von Virginien im vorigen Jahre beschlossen, daß alle im Auslande lebende Landbesitzer, welche westlich von den Alleghanies mehr als 10,000 Acker Land besitzen, dasselbe binnen fünf Jahren müssen vermessen und gehörig in die öffentlichen Bücher eintragen lassen, bei Strafe des Verlustes dieser Ländereien. Die englischen Grundbesitzer in Virginien fanden in der Ansorge des Jahres gegründeten Universal Emigration and Colonization Company die geeignetste Form für den Absatz der ihnen kostspielig gewordenen Waaren.**) Die Gesellschaft, welche auch in den wie saures Bier ausgebotenen texanischen***) und in australischen Ländereien arbeitet, schmückte ihre öffentlichen Ankündigungen und Anpreisen mit Menschenbeglückungsplänen, umgab sich mit dem gehörigen Rimbus durch Druckerschwärze und gründete kürzlich ein Blatt, in welchem die zu verkaufende Waare durch sogenannte Auswandererbriefe angepriesen wird, dessen Kosten jedoch, wie die des ganzen kostspieligen Geschäftsbetriebes, von den Landkäufern getragen werden müssen. Sie ist nichts weniger als eine gewöhnliche, den Mund sehr voll nehmende Landspekulantengesellschaft. Obwohl es auch in England an leichtgläubigen Gimpeln und Leuten mit dummen Gesichtern nicht fehlt, so wird doch Deutschland von solchen Spekulanten in dieser Beziehung als ein noch ergiebigeres Feld betrachtet, wie denn die englischen Berichterstatter nicht viel Anderes von den deutschen Auswanderern zu erzählen wissen, als daß sie fleißig, gebuldig, dumm (dull of comprehension) sind, lange Pfeifen und dumme Gesichter (stolid faces) haben.†) — Auch die Universal Emigration and Colonization Company††) hat ihre Agenten in Deutschland. Die Berliner Zeitungen bringen wöchentlich die Ausbietungen eines solchen.

Die zuverlässigsten Rathgeber für Einwanderer in Nord-Amerika rathen einstimmig, sich nie dazu bereden zu lassen, Land schon in Europa zu kaufen, sie warnen ferner besonders vor den sogenannten Amerikanern, d. h. solchen Deutschen, die längere oder kürzere Zeit in Amerika gelebt haben und dann nach Deutschland zurückkehren, um leichtgläubige zur Auswanderung nach Amerika zu verleiten und ihnen Geld für Landverkäufe abzunehmen. Solchen Warnungen begegnet man auch häufig in den Auswanderungs-Zeitungen. Treffender kann sich Niemand über diesen Gegenstand aussprechen, als Francis Grund, ein deutscher Amerikaner, in seinem „Rathgeber für Auswanderer". Seine beherzigenswerthen Worte mögen hier zum Schluß eine Stelle finden. Was er im Jahre 1885 von den texanischen Landschwindeleien anführte, findet heute seine Anwendung auf verschiedene andere nordamerikanische und englische, während mittlerweile die bezeichneten Agenten ihren Weg von den Seehäfen bis zu den entlegensten Städten im Innern gefunden haben.

„Der deutsche Auswanderer sehe daher zu, mit wem er es zu thun hat, und glaube vor Allem nicht den in allen größeren Seestädten Deutschlands und Belgiens auf ihn lauernden texanischen Auswanderungs-Agenten. Es sind diese gewöhnlich Schufte erster Größe, die für jeden angeworbenen Deutschen 20—25 Francs erhalten und den Heuker danach fragen, was aus dem Auswanderer und seiner Familie später werden mag. Und besonders sollten die deutschen Auswanderer nicht so leichtgläubig seyn und sich verleiten lassen, an die Makler von sogenannten Colonisations-Gesellschaften eine Darangabe zu leisten. Diese Darangabe ist nachher der eingezwängte Finger des armen Teufels, den er nicht gern fahren lassen möchte, und so läßt er die Hand hingehen, wo der Finger ist, und zuletzt folgt der ganze Mann mit Weib und Kind.

„Es giebt in den Seestädten Handelshäuser, welche die Beschäftigung haben, die zu tausend und mehr Francs für Roghütten, Kühe, Pferde, Schafe und, der Himmel weiß, was, das sie in Texas (und anderswo) anzuschaffen geloben, baar sich ausgahlen zu lassen. Fragt sich natürlich, welche Hütten? welche Schafe? was für Pferde? u. s. w., und wo sind sie in Europa zu nehmen? Die armen Auswanderer sollen die Katze im Sacke kaufen, ihr baares Geld hingeben und dadurch ganz von ihren mannigfachen Herren abhängig werden. Damit ist es klar, daß man ihnen nachher 3—400 Morgen gerade, wie man Jemand ein Stück Fleisch schenkt, nachdem man ihn vorher die daraus gekochte Suppe doppelt und dreifach hat bezahlen lassen. An Ort und Stelle hätte der Auswanderer Land um einen Spottpreis und gehörigen Kredit kaufen können*) und das Geld hübsch im Sacke behalten und auf zweckmäßige, ihm am angemessensten scheinende Dinge verwenden können, und er hätte die Wahl der Niederlassung gehabt, statt daß er frei von jeder Wahl ist, nachdem sein Geld in fremde Hände gewandert, zuletzt noch ein Stück Land, sey es gut oder schlecht, für seine Mühe und Sorgen erhält."

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, Auswanderer vor den Schlingen zu warnen, die ihnen von verschiedenen Seiten gelegt werden. L. B.

Rußland.

Ersteigung des großen Ararat im August 1850.**)

In diesem Jahre sollte, mit Zustimmung des Oberbefehlshabers des abgetheilten kaukasischen Corps, von den Leitern der trigonometrischen Arbeiten in Transkaukasien wo möglich der Ararat bestiegen werden, um auf deutlicher die Winkelmessungen der Hauptpunkte des gestellten trigonometrischen Netzes zu vollenden. Der zu dieser beschwerlichen Unternehmung bestimmte Stabsrotmistr Chanykow begab sich am 9. Juli in das Quartier des Stabes vom 5ten botanischen Regiment zu Arakych, um in demselben sich mit dem Chef der Triangulation von Transkaukasien, Oberst Chodsko, zu vereinigen; Herr Chodsko langte am 14. Juli in Arakych an, mußte jedoch noch einige Beobachtungen auf dem Signal Chor-Wirab anstellen, so daß erst am 19. Juli die Unternehmung nach dem ersten Lagerpunkte Sardar-Bulak, zwischen dem großen und dem kleinen Ararat, gerichtet werden konnte. Hier verweilte die Expedition bis zum 29sten, von hier aus ward am 25. Juli der kleine Ararat bestiegen, und hier wurde eine Reihe von meteorologischen und geodätischen Beobachtungen gemacht, welche ohne Zweifel die Kenntniß von dem Klima und der äußeren Bildung dieses merkwürdigen, zwei hohe Berge Transkaukasiens trennenden Durchbruch erweitern. Der endliche Beginn der Bergersteigung konnte erst erfolgen, als der Direktor des Tiflisischen magnetischen und meteorologischen Observatoriums, Herr Arnold Moritz (aus Dorpat), und der Stabscapitain vom Topographen-Corps, Alexandrow, die nöthigen ergänzenden Instrumente mit sich herabholten und der Neumond zu bestündig guten Wetter Hoffnung gab. Am 29. Juli ward sieben Werst von Sardar-Bulak an der in diesem Jahre ungewöhnlich niedrigen Schneelinie des großen Ararat ein Lager aufgeschlagen; nach Empfange des nöthigen Vorrathes an Kosten und Lebensmitteln brach Oberst Chodsko am 1. August auf.

Der Morgen dieses Tages war ausgezeichnet; nach Belabung der Packen mit den Instrumenten und aller Pferde der Expedition mit dem Gepäck der Bergsteiger ward um 6 Uhr Morgens das Lager verlassen. Die Kalkthiere bewegten sich anfangs ziemlich gut durch den Schnee, bald aber wurden die abschüssigen Stellen so steil, daß sie ausglitten und mit den Lasten umschlugen, daher zurückgelassen werden mußten und man sich genöthigt sah, alle Sachen auf vier Schlitten fröhlichen Soldaten zum Ziehen zu übergeben. Oberst Chodsko war trotz dieser Beschwerden stets bei den Schlitten, die an ihnen nicht be-

*) Richard Chamberlayn, der um das Jahr 1645 in Guiana gewesen, hatte in seiner Reisebeschreibung von dem Elend, in welchem sich die Ueberbleibsel der eingeführten Deutschen befanden.

**) Obgleich wir dem sächsischen Colonisationsverein für West-Virginien durchaus nicht das Wort reden, so können wir denselben, die sich einmal für West-Virginien erklärt haben und nicht die Kraft besitzen, selbständig zu handeln, doch nur rathen, sich dieser sehr sorgfältig anzuschließen, welche durch ihre der öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber tadelnde Abhängigkeit deutschen Auswanderern weit sicherere Bürgschaften leistet, als irgend eine englische oder nordamerikanische Gesellschaft. Sollte diese Gesellschaft aber von ihrem Unternehmen zurückkommen, so wäre drei sogleich eine schlagende Warnung vor der Gewandtheit der Deutschen in West-Virginien. (Man vergleiche den Schluß.)

***) Für einzelne reiche Landstriche in Texas liegen weder in den gesundesten, noch in den verkehrtesten Häfen Nord-Amerikas, aber auch nicht, der Lage nach im Allgemeinen zu entdecken, in den verrufensten Gegenden Europa's angepriesen. Wer nun einmal nach Texas gehen will, thut am besten, an Ort und Stelle zu prüfen und selbst zu wählen.

†) Im Dezemberhefte des Col. Mag. wird diese Geschichte ebenfalls mit sehr glimpflich verwirrtet.

††) Vgl. a. A. Colonial Magazine. 1850. August. S. 118.

*) Dies dürfte jetzt nicht überall mehr zutreffen.

**) Nach C. П. Б. Водомостяи. 1850. No. 246. 247.

Digitized by Google

schäftigten Gliedern der Gesellschaft aber kletterten längs den Felsen, welche die linke Seite der Schlucht bilden, und waren natürlicherweise den langsam fortschreitenden Schlitten planlos vorausgeeilt. Vorauf ging ein Armenier aus dem ehemaligen Dorfe Argura, der Leiter Abich's, Simon, mit einem drei Arschin hohen schwarzen Kreuze, das den Gipfel des großen Ararat bezeichnen sollte. Angeführt um drei Uhr Nachmittags ging man zur rechten Wand der Schlucht über und erhob sich noch um 400 Faden höher, um am Fuße der ersten ungeheuren Stufe dieser Höhe, des Felsens Tasch-Kilisa, ein Lager aufzuschlagen. Die Abschüssigkeit des Bodens und die geringe Ausdehnung einer schneefreien Stelle erschwerten sehr die Errichtung des Lagers, der gute Wille der Soldaten aber reinigte einen Platz, und die Expedition schlug, so gut es ging, ihr Nachtlager auf, mit Ungeduld den kommenden Tag erwartend, besonders da auf der Höhe und den Spitzen des Tasch-Kilisa sich Wolken zu sammeln begannen und die nächtliche Stille durch Blitz und Donner unterbrochen ward.

Am 2. August um 6 Uhr Morgens brach man wieder auf; die Hindernisse wuchsen mit jedem Schritte. Der Felsenkamm an der linken Wand der Tasch-Kilisischen Schlucht ward erklommen, und man zog fürbaß. Der am Morgen ziemlich klare Himmel bewölkte sich, um 12 Uhr behagelte ein heftiger Westwind die Reisenden mit hart gefrornen Schneeklümpchen; Oberst Chodsko beschloß daher, Alles mit Ausnahme der Instrumente und den Schlitten entfernen zu lassen; die wackeren Kosaken und Soldaten aber ließen sich nicht nehmen, mit unerschütterlicher Ausdauer allen Zähricklichkeiten und Beschwerden Trotz zu bieten. Um 1 Uhr Nachmittags erreichte die Expedition die nordöstlichen Ausläufer der Felsenkette, welche nun als nur zerstreute, mit Schnee und Eisgeschiebe bedeckte Steinmassen sich bis zum Fuße des letzten Absalles der Höhe hinziehen, auf welcher 1845 der Führer Abich's ein rohes Kreuz pflanzte, das, jetzt eingefroren, dem leisen Glauben des Armeniers ein Zeugniß war. Hier ward für kurze Zeit Rast gemacht, in der Hoffnung, daß der Sturm, welcher unterdeß ausgebrochen, sich legen werde, aber vergebens. Da binnen 2½ Stunden der Wind immer stärker ward und dichter grauer Nebel den Gipfel, immer dichter werdend, umhüllte, beschloß man, weiter zu dringen, um wenigstens in den Felsschluchten einen Schutz vor dem Unwetter zu suchen. Die Hälfte der Felsenhöhe ward erstiegen, da überzeugte man sich davon, daß für diesen Tag an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken sey; die Leute waren gänzlich ermüdet und durchfroren, der Schnee schnitt ihnen ins Gesicht und in die Augen, der in Absätzen herabrauschende Sturm hemmte das Ziehen der Schlitten mit den Instrumenten, von welchen einer sieben, ein anderer fünf Pud Last trug; mit einem Worte, man mußte bleiben — aber wo? Die jähen Felsen gaben nirgends so viel Raum, um ein Zelt aufzuschlagen; daher entlandte Oberst Chodsko die Leute um 3 Uhr Nachmittags in das Tasch-Kilisische Lager, blieb aber selbst mit allen Offizieren der Expedition und zwei Kosaken auf einer kleinen Felsplatte von drei Schritten Länge und anderthalb Schritten Breite, auf welcher also sechs Menschen unter dem Brausen des Sturmes und dem Fallen des Schnees übernächtigen mußten. Sich dicht an einander drängend, mit einem kleinen Teppiche und einer Lederdecke bedeckt, erwarteten hier Chodsko und dessen Gefährten den Morgen. Der Sturm wurde unterdeß immer heftiger, die bisweilen aus einander gerissenen dichten Wolken, welche den Berg von allen Seiten umhüllten, ließen bei schwachem Mondschein bald ein Stück der Araxes-Ebene, bald den kleinen Ararat, dessen Gipfel schon zu den Zähen der Reisenden lag, erblicken; um zehn Uhr Abends ungefähr brach ein furchtbares Gewitter an; aus dem blendenden Lichte der Blitze und der Gewalt der Donnerschläge schlossen die Reisenden, daß sie sich in der Gewitterwolke selbst befanden. Jeder elektrische Funke erleuchtete nicht die Luft im Zickzack, sondern erfüllte einen großen Raum mit blendendem Lichte und den verschiedensten Räucherungen der grünen, rothen und weißen Farbe; der Donner folgte fast unmittelbar der Lichterscheinung und ward jedesmal von dem Echo der zahlreichen Felswände lange und hallend wiederholt. Um 12 Uhr etwa schwieg das Gewitter, nun aber bedeckte Schnee die Reisenden wohl drei bis vier Zoll hoch. Endlich ward es Morgen, der Morgen brachte aber auch wenig Trost. Der Gipfel des großen Ararat war zwar wolkenlos, aber unten bedeckten dichte Wolken den kleinen Ararat und alles Land, so weit man sehen konnte, einem wogenden Meere ähnlich, aus welchem, je höher die Sonne stieg, desto mehr sich Dünste entwickelten, die, immer dichter werdend, die Reisenden wiederum mit Nebel umgaben und mit reichlichem Schnee beschütteten. Gegen drei Uhr Nachmittags klärte sich der Himmel etwas auf, der Wind aber minderte sich nicht. Die Lage Chodsko's und seiner Gefährten wurde so unerträglich, daß sie sich entschlossen, weiter hinaufzusteigen, um jenseits der Felsen einen ebeneren, dem Aufschlagen eines Zeltes günstigeren Platz zu finden; um 4 Uhr brachen sie also wiederum auf und erreichten erst nach der dritten Felsenreihe eine ebenere Stelle, d. h. eine unter 50° geneigte Ebene, rechts von einem 2häu hie zu Tasch-Kilisa fäßrenden, links von einem eben so steilen Abhange begränzt, der sich mit dem Makinoffschen Gletscher vereinigte. Nachdem die Reisenden die Mitte dieser Ebene erreicht, mußten sie, wie es sich später erwies, nur noch zweihundert Schritt vom Gipfel entfernt, Halt machen: auf einem Fleck, der 30° Neigung hatte, mußten sie wegen des heftigen Sturmes und der Ermüdung der Leute mit großer Mühe zwei Zelte aufschlagen. Hier verbrachten die kühnen Bergsteiger drei Nächte und zwei Tage, den 3., 4. und 5. August, während welcher Zeit der Wind sich kaum mäßigte und stets bald von Schnee, bald von Schlossen und Hagel begleitet war.

Der Untergang der Sonne am 5. August gewährte den Reisenden einige Hoffnung, und in der That trat am Morgen des 6. August vollkommene Windstille ein, alle Bergwände des großen und kleinen Ararat traten deutlich hervor, und nur am östlichen Horizont umfränzte eine geringe Reihe kumulirter Wolken die entfernten Höhen des Karabag und die weiten Terrassen des Salawan. Oberst Chodsko benutzte diesen Morgen zur Rundsicht der Höhen selbst und zur Auswahl von Stellen, welche die Instrumente und das abendliche Lager einnehmen sollten. Um acht drei Viertel Uhr erhob er sich mit seinen Kosaken vom Lager und hatte um neun Uhr den Gipfel erreicht, um neun ein Viertel Uhr folgten ihm Staatsrath Chamykow, Capitain Ulsar und Herr Tolarew, Herr Moritz jedoch und Capitain Alexandrow verblieben fürs erste im Lager zur Fortsetzung der Barometer-Beobachtungen. Auf dem Gipfel hat sich den Reisenden ein ziemlich weites Plateau, das nach Chamykow 1132 Schritte lang war und drei Erhöhungen hatte, auf deren zwei die Soldaten jagten und am 12. Juli ziemlich hohe steinerne Pyramiden aufführten. Die erste dieser Höhen wurde bald erstiegen, als sie aber die zweite, welche Abich 1845 besucht hatte, betraten, nahm es die Reisenden nicht wenig Wunder, noch einen dritten weit höheren Berg vor sich zu sehen, der durch eine tiefe Schlucht von ihnen geschieden war. Mit Pülfe der Soldaten überwanden sie die Hindernisse und erreichten also um zehn Uhr Vormittags den höchsten Gipfel der Ararat-Höhe, welche bis hierzu nur Parrot und Spaßfi besucht hatten. Die erste That war die Aufrichtung des Kreuzes, welches wegen Abwesenheit Simon's dem donischen Kosaken Dochnow übergeben war, der mit großem Eifer diese christliche Last den Berg hinantrug, dann auf die Knie fiel, dreimal mit der Stirn an die Erde schlug und das ihm theure Symbol des Christenthums auf den höchsten Gipfel des biblischen Berges pflanzte; enthüllten Hauptes wohnte die ganze Gesellschaft dieser Feierlichkeit bei, der sich auch der später angelangte persische Unterthan Kurus Ali nicht entzog. Hiernach eilte Oberst Chodsko, von wieder anbrechendem Sturme bedroht, hinab. Das Hinabsteigen von dem Gipfel des großen Ararat war den kühnen Reisenden ein nicht wenig gefahrvolles Unternehmen, das nur durch Unerschrockenheit und Gewandtheit, mit Hülfe von Alpenstäben und Unterstützung der Soldaten vollführt werden konnte, da jeder ungeschickte Tritt sie in die Tasch-Kilisische Schlucht hinabstürzen konnte. Capitain Ulsar und Herr Tolarew stiegen noch weiter hinab, Staatsrath Chanykow aber, Herr Moritz und Alexandrow verblieben bei Chodsko, um am 7ten nochmals auf der Höhe zu verweilen, auf derselben zu übernächtigen und einen Cyklus von einstündlichen Beobachtungen am Thermometer, Barometer und Psychrometer während vierundzwanzig Stunden zu vollenden. Am folgenden Tage war das Wetter schon beständiger und erstiegen sie ohne Mühe die Höhe, auf welcher das Zelt, zehn Faden vom Kreuze entfernt, bis zur Hälfte in den Schnee eingegraben ward. Am 8ten stiegen Herr Chanykow und Moritz ungefährdet ins niedere Lager herab, fuhren am 9ten in Sardar-Bulak eine Reihe von Beobachtungen gleichzeitig mit denen auf der Höhe verbliebenen Oberst Chodsko an und wurden am 11ten zu Araksch in dem Hause des Obersten Cherkeschowskij freudigst und feierlichst empfangen. Stabs-Capitain Alexandrow entrannte auf der Höhe und verlitt deshalb bald Herrn Chodsko, welcher erst am 12. August nach Bendigang fuhren, was er zu beobachten sich vorgenommen, sammt dem Kommando und seinem ihm sehr ergebenen Dolmetscher Scharojan die Rückreise antrat und am 14. August in Araksch anlangte.

Herr Chodsko hat an dem Orte der angestellten Beobachtungen eine etwa einen Fuß hohe Schneepyramide errichtet, auf welche ein Kreuz mit einer kupfernen Tafel gepflanzt, die folgende Inschrift trägt: „1850 am 7/19. August, zur Zeit der gesegneten Herrschaft des Kaiserl Nikolaus I., der Staatsfairnschaft des Fürsten Woronzow in Kaukasien, erstiegen den großen Ararat: der Chef der Trianguiation, Oberst Chodsko, K. K. Chamykow, P. N. Alexandrow, Arm. B. Moritz, J. P. Scharojan und sechzig Mann Gemeine."

Afrika.

Barth und Overweg in Central-Afrika.

Mit Bezug auf das, was wir in Nr. 148 des Magazins über die beiden deutschen Reisenden in Central-Afrika mitgetheilt, fügen wir hinzu, was neuerdings die Times (vom 13. Dec.) über diese Expedition berichtet:

„Wir haben über die Saharanisch-afrikanische Expedition Nachrichten bis zum 29. August d. J. erhalten. Die Expedition hat sich wörtlich ihren Weg erkämpft bis nach Sokoutoet in Aïre (Air), nahe dem Gebiete des Fürsten von Kailouee, Ou-Mar, an welchen sie empfohlen ist. Herr Richardson — der englische Chef der Expedition, bei welcher sich Barth und Overweg befinden — ist zweimal genöthigt gewesen, sein und seiner Reisegefährten Leben lostzukaufen. Die gesammte Bevölkerung der nördlich von Aïrez gelegenen Distrikte war gegen die Expedition in Aufstand und wurde dabei von allen Banditen und Räubern unterstützt, welche in dieser Gegend der Sahara hausen. Jetzt befinden sich die Reisenden in einer verhältnißmäßig gesicherten Lage. Die große Suban-Straße von Ghat nach Aïrez ist nunmehr erforscht."

Was Aïrez betrifft, so hatte Dr. Barth darüber an Herrn Professor Lepsius in Berlin aus Mursuk vom 7. Juni d. J. Folgendes geschrieben:

„Dr. (Aïre) wird, wie es scheint, in mancher Hinsicht nicht uninteressante Ausbeute gewähren, sowohl in ethnographischer und linguistischer Hinsicht, als der Punkt, wo das Wesen der Fellatahs wichtig in das der Tuareg eingreift, wie auch in Terrain-Beziehungen; es ist zum Theil eine gebirgige Landschaft, voll von Löwen."

Wir entlehnen diese Notiz einem gedruckten Berichte „über Dr. H. Barth's und Dr. Overweg's Begleitung der J. Richardsonschen Reise-Expedition zum Tschad-See und in das innere Afrika", welchen Herr Professor C. Ritter nach den Briefen der beiden Reisenden Ende Juli 1850 für die geographische Gesellschaft in Berlin zusammengestellt hat.

Dieser sehr interessante Bericht enthält außer zwei artistischen Beilagen

Digitized by Google

(die Zeichnung eines prachtvollen Denkmals im Wadi Tagidsche und die von Overweg gezeichnete Reiseroute von Tarabolus bis Murzuk) Nachstehendes:

1) den Bericht über die Einleitung und Ausrüstung der Reise in England;

2) die Reise von London über Tunis nach Tripoli. Anfang Dezember 1849 bis 18. Januar 1850. Aufenthalt in Tripoli vom 18. Januar bis 23. März;

3) Barth's und Overweg's Exkursion von Tripoli in die Garian-Gebirge und nach Tripoli zurück, in 22 Tagen, vom 3. bis 24. Februar 1850;

4) die Wüstenreise von Tripoli nach Murzuk in Fezzan, vom 23. März bis zum 6. Mai 1850;

5) die Ueberfteigung der hohen Wüste Hammiba, von Garisa ei Garbia durch Bir el Pessi, Wadi Schati und Wadi Ghardi nach der Oase Fezzan.

Denjenigen, die sich für das Schicksal der beiden muthvollen und tüchtigen deutschen Reisenden näher interessiren, wird Herr Professor C. Ritter gewiß gern ein Exemplar dieses gedruckten Berichtes, so weit er noch vorhanden ist, zugehen lassen.

Französische Reisebilder aus Hedschas und Abyssinien.

II. Fahrt nach Maßwah.

(Schluß.)

Während der Nacht erhob sich eine leichte Brise, durch welche die Oberfläche des Meeres kaum gekräuselt ward. Bei Tagesanbruch hatten wir die kleine vulkanische Insel Dschebel-ihr in Sicht, an deren Lavarändern die Wellen unaufhörlich schlugen, während die von Zeit zu Zeit aus dem Krater des Berges emströmenden Rauchsäulen den Beweis liefern, daß der Vulkan, dem sie ihre Entstehung verdankt, unter dem Leichentuch des Meeres noch nicht erstorrt ist. Lange Reihen großer Seevögel verließen den Berg und zerstreuten sich nach allen Richtungen, indem sie die Wellen so nahe streiften, daß die untere Seite ihrer purpurweißen Flügel in einem prächtigen aquamarinen Reflex erschien. Tropikvögel durchzogen die Luft in einer Höhe, daß man sie ohne die ihr schneeweißes Gefieder vergoldenden Sonnenstrahlen gar nicht erkannt haben würde.

Dangonlich wurde kränker; sie phantasirte, und zuweilen hielten die Matrosen sie davon zurück, sich ins Meer zu stürzen: ohne unsere Gegenwart wäre sie von ihrem Herrn für diesen Fieberanfall grausam gezüchtigt worden. Das Kind hatte sich endlich inmitten ihrer Schwestern, welche mit ihrer Ueberwachung beauftragt waren, niedergelegt. Ihre großen, schwarzen Augen nahmen einen eigenthümlichen Glanz an, und sie begann mit leiser Stimme einen langen Gesang ihres Landes anzustimmen, aber nach einer so traurigen Melodie und mit so klagenden Worten, daß die anderen Sklavinnen ihre Thränen nicht zurückhalten konnten und wir genöthigt waren, uns von dieser Gruppe, deren Anblick und das Herz zuschnürte, zu entfernen. Durch den Gesang waren alle theuren Erinnerungen der Kranken erweckt worden; die kleine Unglückliche hatte sie zwar freudevmmen begrüßt, sank aber gleich darauf in Folge dieser Anfregung in sich zusammen. Ihre Augensterne wurden glanzlos, sie erhob sie nicht mehr, sie klagte selten, und obwohl der Lebensfunke ihren abgezehrten Körper noch nicht verlassen hatte, so befand sich schon ihre Seele seit jener strahlenden Vision in den Gründen ihres Geburtslandes.

Kurz vor Mittag wurde die Brise stärker, das Meer bedeckt sich mit „weißen Hammeln", wie die Seeleute sagen; die Tropikvögel verließen die hohen Luftregionen, um sich nach niedrigeren zu begeben, und der Nakoudah schüttelte mit unzufriedener Miene den Kopf: jene Vögel werden von den arabischen Matrosen für Vorboten von stürmischem Wetter gehalten. Einige Stunden später liefen wir in einem Labyrinthe von kleinen Inseln, Sandbänken und Klippen umher, wofselbst man unmöglich des Nachts fahren konnte; wir warfen daher vor Sonnenuntergang Anker in der Entfernung einer halben Meile von einem Felsen, dessen Name Methoaah ist.

Der ganze folgende Tag verging damit, eine ungeheure Sternkoralenbank zu umschiffen, auf die der Wind unfruchtbare Gummibäume und etwas zähes und scharfes Gras gesäet hat. Einige Fischerfamilien haben sich auf dieser Stein-Insel niedergelassen, welche kein anderes Wasser hat, als das, welches der Gewitterregen in den Felsenklüften zurückläßt. Sie ist mit Legionen von Gazellen bevölkert, die sich unter die von den Bewohnern gezogenen Ziegenheerden mischen und häufig diesen bis ins Innere der Dörfer folgen, wo sie dann an der Hausgenossenschaft theilnehmen. So ist die Beschaffenheit der Insel Dahlak, welche durch die Geschicklichkeit ihrer Taucher und durch den Reichthum der wenig entfernt liegenden Perlenausternbänke berühmt ist.*) In der Morgenzeit war der Wind plötzlich nach Nord, dann nach Nord-West umgeschlagen, d. h. zu einem konträren geworden, wir kamen wenig von der Stelle und gingen früh in der Nähe einer Sandbank vor Anker. Die kranke Sklavin war Nachmittags gestorben. Seit zwei oder drei Tagen schien sie nicht mehr zu leiden; wenn auch ab und zu ein Lebenskrampf in ihren Blicken sich zeigte, so war dies nur vorübergehend, und das Kind endete ohne Erschütterungen, ohne Konvulsionen, in der Mitte seiner Gefährtinnen, welche diese so ruhige Agonie mit Schrecken betrachteten. Man begrub es in den Sand jener Insel ohne Namen. Als es Nacht war, baten die anderen Sklavinnen uns um ein wenig Butter, welches sie in ein irdenes Geschirr thaten, ein Ende baumwollenen Docht darin anbrachten und diese Todtenlampe auf Dangolsch's Grab setzten. Die Flamme brannte fast bis Tagesanbruch; mit ihr glaubten wir die Erinnerung an die Todte erloschen, doch war dies ein Irrthum: ihre Unglücksgefährtinnen entfernten sich von uns nach dem Vordertheil der Barke und improvisirten einen langen Todtengesang, dessen Worte die durch den Tod Freigewordene trösten sollten. Alsdann sagte Jede einen Vers her, nach welchem Alle einen Refrain schluchzend wiederholten, der sich stets mit dem kläglichen „Hope! Hope!" endigte.

Gegen Mitternacht ankerten wir in einem kleinen runden Bassin, an dessen Umkreis sich die Bewegung der Wellen durch einen phosphorescirenden Streifen zeichnete. Am Gestade bemerkten wir durch die regnerische Nacht hindurch einige Hütten; Insulaner gelangten schwimmend an Bord und schütteten sich ihre trocken, wie die Pudel nach einem Bade. Sie forschten nach Neuigkeiten, die für diese mäßige, von Langeweile gepeinigte Bevölkerung von großer Wichtigkeit sind. Diese kleine Bucht, welche uns gegen einen heftigen Nordwind Schutz bot, ist der einzige Hafen von Dessei, der Perle der Inseln des Rothen Meeres, an der wir am folgenden Tage vorüberfuhren. Wir waren genau in dem Krater eines erloschenen Vulkans vor Anker gegangen, dessen Seitenwände sich an einer Stelle gespalten und dem Meerwasser die Füllung des Trichters ermöglichet hatten. Einige Hütten und zwei oder drei auf dem Trocken liegende Pirogucn; nackte Kinder, welche Ziegen hüteten; Männer von schwarzbrauner Farbe; Frauen, deren Arme mit gläsernen oder elfenbeinernen Armbändern beladen waren und deren Kleidung nur aus einer roh gegerbten, um den Körper gerollten Ochsenhaut bestand; einige Hunde, schwarze Kraniche, blaue Reiher, weiße Buschreiher, langhaarige Ibisse, diese geheimnißvollen Vögel des alten Aegyptens; große Störche, die unbeweglich auf den Felsen am Eingang des Hafens saßen; um das Bassin Granitberge, mit zwerghaften Gummibäumen bedeckt; im Hintergrunde eine Bergschlucht, welche die ganze Insel durchschneidet und einen Wald von Akcrnnien durchblicken läßt — so ist die Landschaft beschaffen, welche jene nördliche Bucht dem Auge darbot. Wir verließen dieselbe am nächstfolgenden Tage, um nach Maßwah zu steuern, das wir in der Nacht erreichten.

*) Die herrliche Perle, welche einst die Krone der Dogen von Venedig schmückte, kam aus Dahlak, wo die Venetianer eine Fischerei gegründet hatten.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Oper in Berlin. Mad. Castellan. Trotz aller ungünstigen äußeren Verhältnisse ist doch die italiänische Oper in diesem Jahre, wie in früheren, der Sammelplatz aller Musikfreunde Berlins geworden. Hauptsächlich ist dies, wenn wir auch den Talenten der früheren Mitglieder, insbesondere der Herren Labocetta und Pardini, volle Anerkennung widerfahren lassen, den in hohem Grade ausgezeichneten Leistungen der Mad. Castellan zu danken. Diese, welche bisher in sechs Rollen (Lucia in der gleichnamigen Oper, Desdemona in „Othello", Amina in der „Nachtwandlerin", Rosina im „Barbier", Alice in „Robert der Teufel" und „Linda di Chamouni") aufgetreten ist, hat sich in allen als wahre donna assoluta di primo cartello bewährt. Ihr Spiel und ihr Gesang sind gleich vollendet und entzünden stets den Enthusiasmus des zahlreichen Publikums. Zwei Rollen sind es besonders, die ihr dessen Gunst erworben haben: Rosine und Linda. Diese sehr verschiedenen Charaktere werden von ihr gleich meisterhaft durchgeführt. Seit langen Jahren, in der hiesigen italiänischen Oper niemals, haben wir eine so schalkhafte, graziöse Rosine gesehen, und seit der Zeit der „schönen Henriette" nicht wieder die berühmten Rode'schen Variationen, diesen Klimax aller Gesangsschwierigkeiten, so schön und perlend rein gehört, und eben so, wie dieses Produkt reiner Virtuosität, werden die Glockentöne der schwärmerischen Linda und die dramatische Vollendung, mit welcher Mad. Castellan die verschiedensten Situationen dieser Rolle zeichnet, noch lange in der Rückerinnerung unserer dilettanti fortleben. C. B.

— Die Mormonen in Aalborg (Jütland). In „Aalborg Avis" vom 2. Dezember liest man folgende Bekanntmachung, woraus man ersieht, daß die Mormonen, jene seltsame Sekte, die sich selbst mit dem Namen „Heilige des jüngsten Tages" bezeichnet, auch dort ihr Wesen treiben: „Die Kirche Jesu Christi — Heilige des jüngsten Tages — hält jeden Sonntag Vormittag zehn Uhr und Nachmittag drei Uhr, desgleichen Mittwoch Abend halb acht Uhr, in Aalborg, Schloßgasse Nr. 330, eine Versammlung, worin über folgende Gegenstände gepredigt und Belehrung ertheilt wird: Das ewige Evangelium, die einstige Versammlung der Gläubigen aller Nationen in Zion, Israels Versammlungsorten nach ihrem gelobten Lande, Wiederaufbau Jerusalems, der neue und ewige Vertrag, welchen Gott mit dem Hause Israel und Juda in den letzten Tagen machen wird, die Wiederkehr unseres Erlösers und das tausendjährige Reich auf Erden."

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A.-W. Hayn.

Digitized by Google

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

4380705

STALL STUDY CHARGE

Digitized by Google

3 2044 092 563 683

Digitized by Google